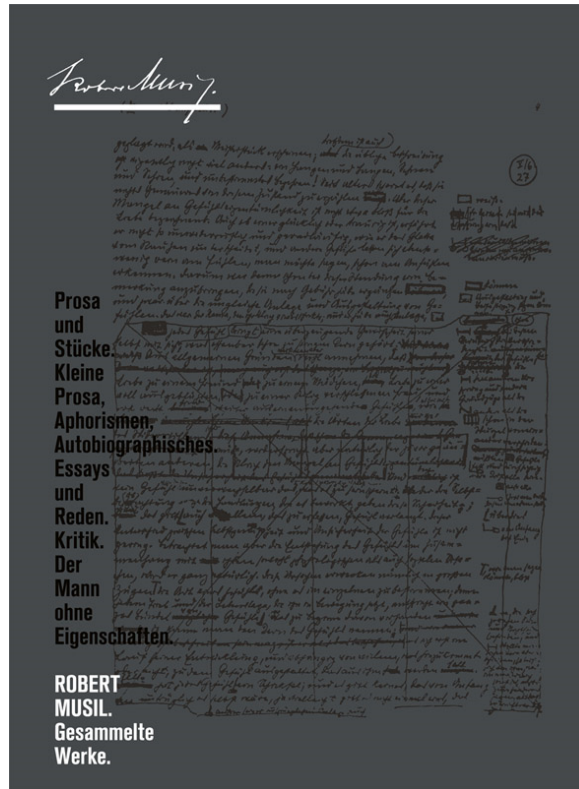


# ROBERT MUSIL



## Gesammelte Werke

Version 1.0 [Februar 2013] von *pynch.*

robert musil

## **Inhalt**

- ▷ PROSA UND STÜCKE
- ▷ KLEINE PROSA, APHORISMEN, AUTOBIOGRAPHISCHES
- ▷ ESSAYS UND REDEN
- ▷ KRITIK
- ▷ DER MANN OHNE EIGENSCHAFTEN

# **PROSA UND STÜCKE**

prosa und stücke

[◁ ]

## **FRÜHE PROSA**

- ▷ Die Verwirrungen des Zöglings Törleß
- ▷ Vereinigungen
- ▷ Die Vollendung der Liebe
- ▷ Die Versuchung der stillen Veronika
- ▷ Das verzauberte Haus [Ältere Fassung zur «Versuchung der stillen Veronika», 1908]
- ▷ Die Versuchung der stillen Veronika [Fragment – vor 1908]
- ▷ Drei Frauen
- ▷ Grigia
- ▷ Die Portugiesin
- ▷ Tonka

## **STÜCKE**

- ▷ Die Schwärmer

- ▷ 1. Aufzug
- ▷ 2. Aufzug
- ▷ 3. Aufzug
- ▷ Vinzenz und die Freundin bedeutender Männer
- ▷ 1. Akt
- ▷ 2. Akt
- ▷ 3. Akt
- ▷ Vorspiel zu dem Melodrama «Der Tierkreis»

## **LYRISCHES, WIDMUNGEN**

- ▷ 1. Lyrisches
- ▷ Isis und Osiris
- ▷ Heimweh
- ▷ An ein Zimmer
- ▷ Das Namenlose
- ▷ Die Hitze
- ▷ Dernburg
- ▷ [Schön ist die Zeit]
- ▷ 2. Widmungen

- ▷ Thomas Mann zum 60. Geburtstag am 6. Juni 1935
- ▷ An Otto Pächt In einem Exemplar des «Nachlaß zu Lebzeiten» «zu Weihnachten 1935»
- ▷ An «E. u B F:» [Erna und Bruno Fürst]
- ▷ An Bernard Groethuysen
- ▷ In einem Exemplar von «Die Verwirrungen des Zöglings Törleß»

## Frühe Prosa

### Die Verwirrungen des Zöglings Törleß

[Wiener Verlag, 1906]

«Sobald wir etwas aussprechen, entwerten wir es seltsam. Wir glauben in die Tiefe der Abgründe hinabgetaucht zu sein, und wenn wir wieder an die Oberfläche kommen, gleicht der Wassertropfen an unseren bleichen Fingerspitzen nicht mehr dem Meere, dem er entstammt. Wir wähnen eine Schatzgrube wunderbarer Schätze entdeckt zu haben, und wenn wir wieder ans Tageslicht kommen, haben wir nur falsche Steine und Glasscherben mitgebracht; und trotzdem schimmert der Schatz im Finstern unverändert.»

*Maeterlinck*

Eine kleine Station an der Strecke, welche nach Rußland führt.

Endlos gerade liefen vier parallele Eisenstränge nach beiden Seiten zwischen dem gelben Kies des breiten Fahrdammes; neben jedem wie ein schmutziger Schatten der dunkle, von dem Abdampfe in den Boden gebrannte Strich.

Hinter dem niederen, ölgestrichenen Stationsgebäude führte eine breite, ausgefahrene Straße zur Bahnhofsrampe herauf. Ihre Ränder verloren sich in dem ringsum zertretenen Boden und waren nur an zwei Reihen Akazienbäumen kenntlich, die traurig mit verdursteten, von Staub und Ruß erdrosselten Blättern zu beiden Seiten standen.

Machten es diese traurigen Farben, machte es das bleiche, kraftlose, durch den Dunst ermüdete Licht der Nachmittagssonne: Gegenstände und Menschen hatten etwas Gleichgültiges, Lebloses, Mechanisches an sich, als seien sie aus der Szene eines Puppentheaters genommen. Von Zeit zu Zeit, in gleichen Intervallen, trat der Bahnhofsvorstand aus seinem Amtszimmer heraus, sah mit der gleichen Wendung des Kopfes die weite Strecke hinauf nach den Signalen der Wächterhäuschen, die immer noch nicht das Nahen des Eilzuges anzeigen wollten, der an der Grenze große Verspätung erlitten hatte; mit ein und derselben Bewegung des Armes zog er sodann seine Taschenuhr hervor, schüttelte den Kopf und verschwand wieder; so wie die Figuren kommen und gehen, die aus alten Turmuhren treten, wenn die Stunde voll ist.

Auf dem breiten, festgestampften Streifen zwischen Schienenstrang und Gebäude promenierte eine heitere Gesellschaft junger Leute, links und rechts eines älteren Ehepaares schreitend, das den Mittelpunkt der etwas lauten Unterhaltung bildete. Aber auch die Fröhlichkeit dieser Gruppe war keine rechte; der Lärm des lustigen Lachens schien schon auf wenige Schritte zu verstummen, gleichsam an einem zähen, unsichtbaren Widerstande zu Boden zu sinken.

Frau Hofrat Törleß, dies war die Dame von vielleicht vierzig Jahren, verbarg hinter ihrem dichten Schleier traurige, vom Weinen ein wenig gerötete Augen. Es galt Abschied zu nehmen. Und es fiel ihr schwer, ihr einziges Kind nun wieder auf so lange Zeit unter fremden Leuten lassen zu

müssen, ohne Möglichkeit, selbst schützend über ihren Liebling zu wachen.

Denn die kleine Stadt lag weitab von der Residenz, im Osten des Reiches, in spärlich besiedeltem, trockenem Ackerland.

Der Grund, dessentwegen Frau Törleß es dulden mußte, ihren Jungen in so ferner, unwirtlicher Fremde zu wissen, war, daß sich in dieser Stadt ein berühmtes Konvikt befand, welches man schon seit dem vorigen Jahrhunderte, wo es auf dem Boden einer frommen Stiftung errichtet worden war, da draußen beließ, wohl um die aufwachsende Jugend vor den verderblichen Einflüssen einer Großstadt zu bewahren.

Denn hier erhielten die Söhne der besten Familien des Landes ihre Ausbildung, um nach Verlassen des Institutes die Hochschule zu beziehen oder in den Militär- oder Staatsdienst einzutreten, und in allen diesen Fällen sowie für den Verkehr in den Kreisen der guten Gesellschaft galt es als besondere Empfehlung, im Konvikte zu W. aufgewachsen zu sein.

Vor vier Jahren hatte dies das Elternpaar Törleß bewogen, dem ehrgeizigen Drängen seines Knaben nachzugeben und seine Aufnahme in das Institut zu erwirken.

Dieser Entschluß hatte später viele Tränen gekostet. Denn fast seit dem Augenblicke, da sich das Tor des Institutes unwiderruflich hinter ihm geschlossen hatte, litt der kleine Törleß an fürchterlichem, leidenschaftlichem Heimweh. Weder die Unterrichtsstunden, noch die Spiele auf den großen üppigen Wiesen des Parkes, noch die anderen Zerstreuungen, die das Konvikt seinen Zöglingen bot, vermochten ihn zu fesseln; er beteiligte sich kaum an ihnen. Er sah alles nur wie durch einen Schleier und hatte selbst unterm tags häufig Mühe, ein hartnäckiges Schluchzen hinabzuwürgen; des Abends schlief er aber stets unter Tränen ein.

Er schrieb Briefe nach Hause, beinahe täglich, und er lebte nur in diesen Briefen; alles andere, was er tat, schien ihm nur ein schattenhaftes, bedeutungsloses Geschehen zu sein, gleichgültige Stationen wie die Stundenziffern eines Uhrblattes. Wenn er aber schrieb, fühlte er etwas Auszeichnendes, Exklusives in sich; wie eine Insel voll wunderbarer Sonnen und Farben hob sich etwas in ihm aus dem Meere grauer Empfindungen heraus, das ihn Tag um Tag kalt und gleichgültig umdrängte. Und wenn er unterm tags, bei den Spielen oder im Unterrichte, daran dachte, daß er abends seinen Brief schreiben werde, so war ihm, als trüge er an unsichtbarer Kette einen goldenen Schlüssel verborgen, mit dem er, wenn es niemand sieht, das Tor von wunderbaren Gärten öffnen werde.

Das Merkwürdige daran war, daß diese jähe, verzehrende Hinneigung zu seinen Eltern für ihn selbst etwas Neues und Befremdendes hatte. Er hatte sie vorher nicht geahnt, er war gern und freiwillig ins Institut gegangen, ja er hatte gelacht, als sich seine Mutter beim ersten Abschied vor Tränen nicht fassen konnte, und dann erst, nachdem er schon einige Tage allein gewesen war und sich verhältnismäßig wohl befunden hatte, brach es plötzlich und elementar in ihm empor.

Er hielt es für Heimweh, für Verlangen nach seinen Eltern. In Wirklichkeit war es aber etwas viel Unbestimmteres und Zusammengesetzteres. Denn der «Gegenstand dieser Sehnsucht», das Bild seiner Eltern, war darin eigentlich gar nicht mehr enthalten. Ich meine diese gewisse plastische, nicht bloß gedächtnismäßige, sondern körperliche Erinnerung an eine geliebte Person, die zu allen Sinnen spricht und in allen Sinnen bewahrt wird, so daß man nichts tun kann, ohne schweigend und unsichtbar den anderen zur Seite zu fühlen. Diese verklang bald wie eine Resonanz, die nur noch eine Weile fortgezittert hatte. Törleß konnte sich damals beispielsweise nicht mehr das Bild seiner «lieben, lieben Eltern» – dermaßen sprach er es meist vor sich hin – vor Augen zaubern. Versuchte er es, so kam an dessen Stelle der grenzenlose Schmerz in ihm

empor, dessen Sehnsucht ihn züchtigte und ihn doch eigenwillig festhielt, weil ihre heißen Flammen ihn zugleich schmerzten und entzückten. Der Gedanke an seine Eltern wurde ihm hierbei mehr und mehr zu einer bloßen Gelegenheitsursache, dieses egoistische Leiden in sich zu erzeugen, das ihn in seinen wollüstigen Stolz einschloß wie in die Abgeschlossenheit einer Kapelle, in der von hundert flammenden Kerzen und von hundert Augen heiliger Bilder Weihrauch zwischen die Schmerzen der sich selbst Geißelnden gestreut wird. —

Als dann sein «Heimweh» weniger heftig wurde und sich allgemach verlor, zeigte sich diese seine Art auch ziemlich deutlich. Sein Verschwinden führte nicht eine endlich erwartete Zufriedenheit nach sich, sondern ließ in der Seele des jungen Törleß eine Leere zurück. Und an diesem Nichts, an diesem Unausgefüllten in sich erkannte er, daß es nicht eine bloße Sehnsucht gewesen war, die ihm abhanden kam, sondern etwas Positives, eine seelische Kraft, etwas, das sich in ihm unter dem Vorwand des Schmerzes ausgeblüht hatte.

Nun aber war es vorbei, und diese Quelle einer ersten höheren Seligkeit hatte sich ihm erst durch ihr Versiegen fühlbar gemacht.

Zu dieser Zeit verloren sich die leidenschaftlichen Spuren der im Erwachen gewesenen Seele wieder aus seinen Briefen, und an ihre Stelle traten ausführliche Beschreibungen des Lebens im Institute und der neugewonnenen Freunde.

Er selbst fühlte sich dabei verarmt und kahl, wie ein Bäumchen, das nach der noch fruchtlosen Blüte den ersten Winter erlebt.

Seine Eltern aber waren es zufrieden. Sie liebten ihn mit einer starken, gedankenlosen, tierischen Zärtlichkeit. Jedesmal, wenn er vom Konvikte Ferien bekommen hatte, erschien der Hofrätin nachher ihr Haus von neuem leer und ausgestorben, und noch einige Tage nach jedem solchen Besuche ging sie mit Tränen in den Augen durch die Zimmer, da und dort einen Gegenstand liebkosend berührend, auf dem das Auge des Knaben geruht oder den seine Finger gehalten hatten. Und beide hätten sie sich für ihn in Stücke reißen lassen.

Die unbeholfene Rührung und leidenschaftliche, trotzige Trauer seiner Briefe beschäftigte sie schmerzlich und versetzte sie in einen Zustand hochgespannter Empfindsamkeit; der heitere, zufriedene Leichtsin, der darauf folgte, machte auch sie wieder froh, und in dem Gefühle, daß dadurch eine Krise überwunden worden sei, unterstützten sie ihn nach Kräften.

Weder in dem einen noch in dem andern erkannten sie das Symptom einer bestimmten seelischen Entwicklung, vielmehr hatten sie Schmerz und Beruhigung gleichermaßen als eine natürliche Folge der gegebenen Verhältnisse hingenommen. Daß es der erste, mißglückte Versuch des jungen, auf sich selbst gestellten Menschen gewesen war, die Kräfte des Inneren zu entfalten, entging ihnen.

Törleß fühlte sich nun sehr unzufrieden und tastete da und dort vergeblich nach etwas Neuem, das ihm als Stütze hätte dienen können.

Eine Episode dieser Zeit war für das charakteristisch, was sich damals in Törleß zu späterer Entwicklung vorbereitete.

Eines Tages war nämlich der junge Fürst H. ins Institut eingetreten, der aus einem der einflußreichsten, ältesten und konservativsten Adelsgeschlechter des Reiches stammte.

Alle anderen fanden seine sanften Augen fad und affektiert; die Art und Weise, wie er im Stehen die eine Hüfte herausdrückte und beim Sprechen langsam mit den Fingern spielte, verlachten sie als weibisch. Besonders aber spotteten sie darüber, daß er nicht von seinen Eltern ins Konvikt



gebracht worden war, sondern von seinem bisherigen Erzieher, einem doctor theologiae und Ordensgeistlichen.

Törleß aber hatte vom ersten Augenblicke an einen starken Eindruck empfangen. Vielleicht wirkte dabei der Umstand mit, daß es ein hoffähiger Prinz war, jedenfalls war es aber auch eine andere Art Mensch, die er da kennen lernte.

Das Schweigen eines alten Landedelschlosses und frommer Übungen schien irgendwie noch an ihm zu haften. Wenn er ging, so geschah es mit weichen, geschmeidigen Bewegungen, mit diesem etwas schüchternen Sichzusammenziehen und Schmalmachen, das der Gewohnheit eigen ist, aufrecht durch die Flucht leerer Säle zu schreiten, wo ein anderer an unsichtbaren Ecken des leeren Raumes schwer anzurennen scheint.

Der Umgang mit dem Prinzen wurde so zur Quelle eines feinen psychologischen Genusses für Törleß. Er bahnte in ihm jene Art Menschenkenntnis an, die es lehrt, einen anderen nach dem Fall der Stimme, nach der Art, wie er etwas in die Hand nimmt, ja selbst nach dem Timbre seines Schweigens und dem Ausdruck der körperlichen Haltung, mit der er sich in einen Raum fügt, kurz nach dieser beweglichen, kaum greifbaren und doch erst eigentlichen, vollen Art etwas Seelisch-Menschliches zu sein, die um den Kern, das Greif- und Besprechbare, wie um ein bloßes Skelett herumgelagert ist, so zu erkennen und zu genießen, daß man die geistige Persönlichkeit dabei vorwegnimmt.

Törleß lebte während dieser kurzen Zeit wie in einer Idylle. Er stieß sich nicht an der Religiosität seines neuen Freundes, die ihm, der aus einem bürgerlich-freidenkenden Hause stammte, eigentlich etwas ganz Fremdes war. Er nahm sie vielmehr ohne alles Bedenken hin, ja sie bildete in seinen Augen sogar einen besonderen Vorzug des Prinzen, denn sie steigerte das Wesen dieses Menschen, das er dem seinen völlig unähnlich, aber auch ganz unvergleichlich fühlte.

In der Gesellschaft dieses Prinzen fühlte er sich etwa wie in einer abseits des Weges liegenden Kapelle, so daß der Gedanke, daß er eigentlich nicht dorthin gehöre, ganz gegen den Genuß verschwand, das Tageslicht einmal durch Kirchenfenster anzusehen und das Auge so lange über den nutzlosen, vergoldeten Zierat gleiten zu lassen, der in der Seele dieses Menschen aufgehäuft war, bis er von dieser selbst ein undeutliches Bild empfing, so, als ob er, ohne sich Gedanken darüber machen zu können, mit dem Finger eine schöne, aber nach seltsamen Gesetzen verschlungene Arabeske nachzöge.

Dann kam es plötzlich zum Bruche zwischen beiden.

Wegen einer Dummheit, wie sich Törleß selbst hinterher sagen mußte.

Sie waren nämlich doch einmal ins Streiten über religiöse Dinge gekommen. Und in diesem Augenblicke war es eigentlich schon um alles geschehen. Denn wie von Törleß unabhängig, schlug nun der Verstand in ihm unaufhaltsam auf den zarten Prinzen los. Er überschüttete ihn mit dem Spotte des Vernünftigen, zerstörte barbarisch das filigrane Gebäude, in dem dessen Seele heimisch war, und sie gingen im Zorne auseinander.

Seit der Zeit hatten sie auch kein Wort wieder zueinander gesprochen. Törleß war sich wohl dunkel bewußt, daß er etwas Sinnloses getan hatte, und eine unklare, gefühlsmäßige Einsicht sagte ihm, daß da dieser hölzerne Zollstab des Verstandes zu ganz unrechter Zeit etwas Feines und Genußreiches zerschlagen habe. Aber dies war etwas, das ganz außer seiner Macht lag. Eine Art Sehnsucht nach dem Früheren war wohl für immer in ihn zurückgeblieben, aber er schien in einen anderen Strom geraten zu sein, der ihn immer weiter davon entfernte.

Nach einiger Zeit trat dann auch der Prinz, der sich im Konvikte nicht wohl befunden hatte, wieder aus.

Nun wurde es ganz leer und langweilig um Törleß. Aber er war einstweilen älter geworden, und die beginnende Geschlechtsreife fing an, sich dunkel und allmählich in ihm emporzuheben. In diesem Abschnitt seiner Entwicklung schloß er einige neue, dementsprechende Freundschaften, die für ihn später von größter Wichtigkeit wurden. So mit Beineberg und Reiting, mit Moté und Hofmeier, eben jenen jungen Leuten, in deren Gesellschaft er heute seine Eltern zur Bahn begleitete.

Merkwürdigerweise waren dies gerade die übelsten seines Jahrganges, zwar talentiert und selbstverständlich auch von guter Herkunft, aber bisweilen bis zur Roheit wild und ungebärdig. Und daß gerade ihre Gesellschaft Törleß nun fesselte, lag wohl an seiner eigenen Unselbständigkeit, die, seitdem es ihn von dem Prinzen wieder fortgetrieben hatte, sehr arg war. Es lag sogar in der geradlinigen Verlängerung dieses Abschwenkens, denn es bedeutete wie dieses eine Angst vor allzu subtilen Empfindeleien, gegen die das Wesen der anderen Kameraden gesund, kernig und lebensgerecht abstach.

Törleß überließ sich gänzlich ihrem Einflusse, denn seine geistige Situation war nun ungefähr diese: In seinem Alter hat man am Gymnasium Goethe, Schiller, Shakespeare, vielleicht sogar schon die Modernen gelesen. Das schreibt sich dann halbverdaut aus den Fingerspitzen wieder heraus. Römertragödien entstehen oder sensitivste Lyrik, die im Gewande seitenlanger Interpunktionen wie in der Zartheit durchbrochener Spitzenarbeit einherschreitet: Dinge, die an und für sich lächerlich sind, für die Sicherheit der Entwicklung aber einen unschätzbaren Wert bedeuten. Denn diese von außen kommenden Assoziationen und erborgten Gefühle tragen die jungen Leute über den gefährlich weichen seelischen Boden dieser Jahre hinweg, wo man sich selbst etwas bedeuten muß und doch noch zu unfertig ist, um wirklich etwas zu bedeuten. Ob für später bei dem einen etwas davon zurückbleibt oder bei dem andern nichts, ist gleichgültig; dann findet sich schon jeder mit sich ab, und die Gefahr besteht nur in dem Alter des Überganges. Wenn man da solch einem jungen Menschen das Lächerliche seiner Person zur Einsicht bringen könnte, so würde der Boden unter ihm einbrechen, oder er würde wie ein erwachter Nachtwandler herabstürzen, der plötzlich nichts als Leere sieht.

Diese Illusion, dieser Trick zugunsten der Entwicklung fehlte im Institute. Denn dort waren in der Büchersammlung wohl die Klassiker enthalten, aber diese galten als langweilig, und sonst fanden sich nur sentimentale Novellenbände und witzlose Militärhumoresken.

Der kleine Törleß hatte sie wohl alle förmlich in einer Gier nach Büchern durchgelesen, irgendeine banal zärtliche Vorstellung aus ein oder der anderen Novelle wirkte manchmal auch noch eine Weile nach, allein einen Einfluß, einen wirklichen Einfluß, nahm dies auf seinen Charakter nicht.

Es schien damals, daß er überhaupt keinen Charakter habe.

Er schrieb zum Beispiel unter dem Einflusse dieser Lektüre selbst hie und da eine kleine Erzählung oder begann ein romantisches Epos zu dichten. In der Erregung über die Liebesleiden seiner Helden röteten sich dann seine Wangen, seine Pulse beschleunigten sich und seine Augen glänzten.

Wie er aber die Feder aus der Hand legte, war alles vorbei; gewissermaßen nur in der Bewegung lebte sein Geist. Daher war es ihm auch möglich, ein Gedicht oder eine Erzählung wann immer, auf jede Aufforderung hin, niederzuschreiben. Er regte sich dabei auf, aber trotzdem nahm er es

nie ganz ernst, und die Tätigkeit erschien ihm nicht wichtig. Es ging von ihr nichts auf seine Person über, und sie ging nicht von seiner Person aus. Er hatte nur unter irgendeinem äußeren Zwang Empfindungen, die über das Gleichgültige hinausgingen, wie ein Schauspieler dazu des Zwanges einer Rolle bedarf.

Es waren Reaktionen des Gehirns. Das aber, was man als Charakter oder Seele, Linie oder Klangfarbe eines Menschen fühlt, jedenfalls dasjenige, wogegen die Gedanken, Entschlüsse und Handlungen wenig bezeichnend, zufällig und auswechselbar erscheinen, dasjenige, was beispielsweise Törleß an den Prinzen jenseits alles verständlichen Beurteilens geknüpft hatte, dieser letzte, unbewegliche Hintergrund, war zu jener Zeit in Törleß gänzlich verloren gegangen.

In seinen Kameraden war es die Freude am Sport, das Animalische, welches sie eines solchen gar nicht bedürfen ließ, so wie am Gymnasium das Spiel mit der Literatur dafür sorgt.

Törleß war aber für das eine zu geistig angelegt und dem anderen brachte er jene scharfe Feinfühligkeit für das Lächerliche solcher erborgter Sentiments entgegen, die das Leben im Institute durch seine Nötigung steter Bereitschaft zu Streitigkeiten und Faustkämpfen erzeugt. So erhielt sein Wesen etwas Unbestimmtes, eine innere Hilflosigkeit, die ihn nicht zu sich selbst finden ließ.

Er schloß sich seinen neuen Freunden an, weil ihm ihre Wildheit imponierte. Da er ehrgeizig war, versuchte er hie und da, es ihnen darin sogar zuvorzutun. Aber jedesmal blieb er wieder auf halbem Wege stehen und hatte nicht wenig Spott deswegen zu erleiden. Dies verschüchterte ihn dann wieder. Sein ganzes Leben bestand in dieser kritischen Periode eigentlich nur in diesem immer erneuten Bemühen, seinen rauhen, männlicheren Freunden nachzueifern, und in einer tief innerlichen Gleichgültigkeit gegen dieses Bestreben.

Besuchten ihn jetzt seine Eltern, so war er, solange sie allein waren, still und scheu. Den zärtlichen Berührungen seiner Mutter entzog er sich jedesmal unter einem anderen Vorwande. In Wahrheit hätte er ihnen gern nachgegeben, aber er schämte sich, als seien die Augen seiner Kameraden auf ihn gerichtet.

Seine Eltern nahmen es als die Ungelenkigkeit der Entwicklungsjahre hin.

Nachmittags kam dann die ganze laute Schar. Man spielte Karten, aß, trank, erzählte Anekdoten über die Lehrer und rauchte die Zigaretten, die der Hofrat aus der Residenz mitgebracht hatte.

Diese Heiterkeit erfreute und beruhigte das Ehepaar.

Daß für Törleß mitunter auch andere Stunden kamen, wußten sie nicht. Und in der letzten Zeit immer zahlreichere. Er hatte Augenblicke, wo ihm das Leben im Institute völlig gleichgültig wurde. Der Kitt seiner täglichen Sorgen löste sich da, und die Stunden seines Lebens fielen ohne innerlichen Zusammenhang auseinander.

Er saß oft lange – in finsterem Nachdenken – gleichsam über sich selbst gebeugt.

Zwei Besuchstage waren es auch diesmal gewesen. Man hatte gespeist, geraucht, eine Spazierfahrt unternommen, und nun sollte der Eilzug das Ehepaar wieder in die Residenz zurückführen.

Ein leises Rollen in den Schienen kündigte sein Nahen an, und die Signale der Glocke am Dache des Stationsgebäudes klangen der Hofrätin unerbittlich ins Ohr.

«Also nicht wahr, lieber Beineberg, Sie geben mir auf meinen Buben acht?» wandte sich Hofrat Törleß an den jungen Baron Beineberg, einen langen, knochigen Burschen mit mächtig

abstehenden Ohren, aber ausdrucksvollen, gescheiterten Augen.

Der kleine Törleß schnitt ob dieser Bevormundung ein mißmutiges Gesicht, und Beineberg grinste geschmeichelt und ein wenig schadenfroh.

«Überhaupt» – wandte sich der Hofrat an die übrigen – «möchte ich Sie alle gebeten haben, falls meinem Sohne irgend etwas sein sollte, mich gleich davon zu verständigen.»

Dies entlockte nun doch dem jungen Törleß ein unendlich gelangweiltes: «Aber Papa, was soll mir denn passieren?!» obwohl er schon daran gewöhnt war, bei jedem Abschiede diese allzu große Sorgsamkeit über sich ergehen lassen zu müssen.

Die anderen schlugen indessen die Hacken zusammen, wobei sie die zierlichen Degen straff an die Seite zogen, und der Hofrat fügte noch hinzu: «Man kann nie wissen, was vorkommt, und der Gedanke, sofort von allem verständigt zu werden, bereitet mir eine große Beruhigung; schließlich könntest du doch auch am Schreiben behindert sein.»

Dann fuhr der Zug ein. Hofrat Törleß umarmte seinen Sohn, Frau von Törleß drückte den Schleier fester ans Gesicht, um ihre Tränen zu verbergen, die Freunde bedankten sich der Reihe nach, dann schloß der Schaffner die Wagentür.

Noch einmal sah das Ehepaar die hohe, kahle Rückfront des Institutsgebäudes, – die mächtige, langgestreckte Mauer, welche den Park umschloß, dann kamen rechts und links nur mehr graubraune Felder und vereinzelte Obstbäume.

Die jungen Leute hatten unterdessen den Bahnhof verlassen und gingen in zwei Reihen hintereinander auf den beiden Rändern der Straße – so wenigstens dem dicksten und zähesten Staube ausweichend – der Stadt zu, ohne viel miteinander zu reden.

Es war fünf Uhr vorbei, und über die Felder kam es ernst und kalt, wie ein Vorbote des Abends.

Törleß wurde sehr traurig.

Vielleicht war daran die Abreise seiner Eltern schuld, vielleicht war es jedoch nur die abweisende, stumpfe Melancholie, die jetzt auf der ganzen Natur ringsumher lastete und schon auf wenige Schritte die Formen der Gegenstände mit schweren glanzlosen Farben verwischte.

Dieselbe furchtbare Gleichgültigkeit, die schon den ganzen Nachmittag über allerorts gelegen war, kroch nun über die Ebene heran, und hinter ihr her wie eine schleimige Fährte der Nebel, der über den Sturzäckern und bleigrauen Rübenfeldern klebte.

Törleß sah nicht rechts noch links, aber er fühlte es. Schritt für Schritt trat er in die Spuren, die soeben erst vom Fuße des Vordermanns in dem Staube aufklafften, – und so fühlte er es: als ob es so sein müßte: als einen steinernen Zwang, der sein ganzes Leben in diese Bewegung – Schritt für Schritt – auf dieser einen Linie, auf diesem einen schmalen Streifen, der sich durch den Staub zog, einfiel und zusammenpreßte.

Als sie an einer Kreuzung stehen blieben, wo ein zweiter Weg mit dem ihren in einen runden, ausgetretenen Fleck zusammenfloß, und als dort ein morschgewordener Wegweiser schief in die Luft hineinragte, wirkte diese, zu ihrer Umgebung in Widerspruch stehende, Linie wie ein verzweifelter Schrei auf Törleß.

Wieder gingen sie weiter. Törleß dachte an seine Eltern, an Bekannte, an das Leben. Um diese Stunde kleidet man sich für eine Gesellschaft an oder beschließt ins Theater zu fahren. Und nachher geht man ins Restaurant, hört eine Kapelle, besucht das Kaffeehaus. Man macht eine interessante Bekanntschaft. Ein galantes Abenteuer hält bis zum Morgen in Erwartung. Das

Leben rollt wie ein wunderbares Rad immer Neues, Unerwartetes aus sich heraus ...

Törleß seufzte unter diesen Gedanken, und bei jedem Schritte, der ihn der Enge des Institutes nähertrug, schnürte sich etwas immer fester in ihm zusammen.

Jetzt schon klang ihm das Glockenzeichen in den Ohren. Nichts fürchtete er nämlich so sehr wie dieses Glockenzeichen, das unwiderruflich das Ende des Tages bestimmte – wie ein brutaler Messerschnitt.

Er erlebte ja nichts, und sein Leben dämmerte in steter Gleichgültigkeit dahin, aber dieses Glockenzeichen fügte dem auch noch den Hohn hinzu und ließ ihn in ohnmächtiger Wut über sich selbst, über sein Schicksal, über den begrabenen Tag erzittern.

Nun kannst du gar nichts mehr erleben, während zwölf Stunden kannst du nichts mehr erleben, für zwölf Stunden bist du tot ...: das war der Sinn dieses Glockenzeichens.

Als die Gesellschaft junger Leute zwischen die ersten niedrigen, hüttenartigen Häuser kam, wich dieses dumpfe Brüten von Törleß. Wie von einem plötzlichen Interesse erfaßt, hob er den Kopf und blickte angestrengt in das dunstige Innere der kleinen, schmutzigen Gebäude, an denen sie vorübergingen.

Vor den Türen der meisten standen die Weiber, in Kitteln und groben Hemden, mit breiten, beschmutzten Füßen und nackten, braunen Armen.

Waren sie jung und drall, so flog ihnen manches derbe slawische Scherzwort zu. Sie stießen sich an und kicherten über die «jungen Herren»; manchmal schrie eine auch auf, wenn im Vorübergehen allzu hart ihre Brüste gestreift wurden, oder erwiderte mit einem lachenden Schimpfwort einen Schlag auf die Schenkel. Manche sah auch bloß mit zornigem Ernste hinter den Eilenden drein; und der Bauer lächelte verlegen, – halb unsicher, halb gutmütig, – wenn er zufällig hinzugekommen war.

Törleß beteiligte sich nicht an dieser übermütigen, frühreifen Männlichkeit seiner Freunde.

Der Grund hiezu lag wohl teilweise in einer gewissen Schüchternheit in geschlechtlichen Sachen, wie sie fast allen einzigen Kindern eigentümlich ist, zum größeren Teile jedoch in der ihm besonderen Art der sinnlichen Veranlagung, welche verborgener, mächtiger und dunkler gefärbt war als die seiner Freunde und sich schwerer äußerte.

Während die anderen mit den Weibern schamlos – taten, beinahe mehr um «fesch» zu sein, als aus Begierde, war die Seele des schweigsamen, kleinen Törleß aufgewühlt und von wirklicher Schamlosigkeit gepeitscht.

Er blickte mit so brennenden Augen durch die kleinen Fenster und winkligen, schmalen Torwege in das Innere der Häuser, daß es ihm beständig wie ein feines Netz vor den Augen tanzte.

Fast nackte Kinder wälzten sich in dem Kot der Höfe, da und dort gab der Rock eines arbeitenden Weibes die Kniekehlen frei oder drückte sich eine schwere Brust straff in die Falten der Leinwand. Und als ob all dies sogar unter einer ganz anderen, tierischen, drückenden Atmosphäre sich abspielte, floß aus dem Flur der Häuser eine träge, schwere Luft, die Törleß begierig einatmete.

Er dachte an alte Malereien, die er in Museen gesehen hatte, ohne sie recht zu verstehen. Er wartete auf irgend etwas, so wie er vor diesen Bildern immer auf etwas gewartet hatte, das sich nie ereignete. Worauf ...? ... Auf etwas Überraschendes, noch nie Gesehenes; auf einen ungeheuerlichen Anblick, von dem er sich nicht die geringste Vorstellung machen konnte; auf

irgend etwas von fürchterlicher, tierischer Sinnlichkeit; das ihn wie mit Krallen packe und von den Augen aus zerreiße; auf ein Erlebnis, das in irgendeiner noch ganz unklaren Weise mit den schmutzigen Kitteln der Weiber, mit ihren rauhen Händen, mit der Niedrigkeit ihrer Stuben, mit ... mit einer Beschmutzung an dem Kot der Höfe ... zusammenhängen müsse ... Nein, nein; ... er fühlte jetzt nur mehr das feurige Netz vor den Augen; die Worte sagten es nicht; so arg, wie es die Worte machen, ist es gar nicht; es ist etwas ganz Stummes, – ein Würgen in der Kehle, ein kaum merkbarer Gedanke, und nur dann, wenn man es durchaus mit Worten sagen wollte, käme es so heraus; aber dann ist es auch nur mehr entfernt ähnlich, wie in einer riesigen Vergrößerung, wo man nicht nur alles deutlicher sieht, sondern auch Dinge, die gar nicht da sind ... Dennoch war es zum Schämen.

«Hat das Bubi Heimweh?» fragte ihn plötzlich spöttisch der lange und um zwei Jahre ältere v. Reiting, welchem Törleß' Schweigsamkeit und die verdunkelten Augen aufgefallen waren. Törleß lächelte gemacht und verlegen, und ihm war, als hätte der boshafte Reiting die Vorgänge in seinem Innern belauscht.

Er gab keine Antwort. Aber sie waren mittlerweile auf den Kirchplatz des Städtchens gelangt, der die Form eines Quadrates hatte und mit Katzenköpfen gepflastert war, und trennten sich nun voneinander.

Törleß und Beineberg wollten noch nicht ins Institut zurück, während die andern keine Erlaubnis zu längerem Ausbleiben hatten und nach Hause gingen.

Die beiden waren in der Konditorei eingekehrt.

Dort saßen sie an einem kleinen Tische mit runder Platte, neben einem Fenster, das auf den Garten hinausging, unter einer Gaskrone, deren Lichter hinter den milchigen Glaskugeln leise summten.

Sie hatten es sich bequem gemacht, ließen sich die Gläschen mit wechselnden Schnäpsen füllen, rauchten Zigaretten, aßen dazwischen etwas Bäckerei und genossen das Behagen, die einzigen Gäste zu sein. Denn höchstens in den hinteren Räumen saß noch ein vereinzelter Besucher vor seinem Glase Wein; vorne war es still, und selbst die feiste, angejäherte Konditorin schien hinter ihrem Ladentische zu schlafen.

Törleß sah – nur so ganz unbestimmt – durch das Fenster – in den leeren Garten hinaus, der allgemach verdunkelte.

Beineberg erzählte. Von Indien. Wie gewöhnlich. Denn sein Vater, der General war, war dort als junger Offizier in englischen Diensten gestanden. Und nicht nur hatte er wie sonstige Europäer Schnitzereien, Gewebe und kleine Industriegötzen mit herübergebracht, sondern auch etwas von dem geheimnisvollen, bizarren Dämmern des esoterischen Buddhismus gefühlt und sich bewahrt. Auf seinen Sohn hatte er das, was er von da her wußte und später noch hinzulas, schon von dessen Kindheit an übertragen.

Mit dem Lesen war es übrigens bei ihm ganz eigen. Er war Reiteroffizier und liebte durchaus nicht die Bücher im allgemeinen. Romane und Philosophie verachtete er gleichermaßen. Wenn er las, wollte er nicht über Meinungen und Streitfragen nachdenken, sondern schon beim Aufschlagen der Bücher wie durch eine heimliche Pforte in die Mitte auserlesener Erkenntnisse treten. Es mußten Bücher sein, deren Besitz allein schon wie ein geheimes Ordenszeichen war und wie eine Gewährleistung überirdischer Offenbarungen. Und solches fand er nur in den Büchern der indischen Philosophie, die für ihn eben nicht bloß Bücher zu sein schienen, sondern Offenbarungen, Wirkliches, – Schlüsselwerke wie die alchemistischen und Zauberbücher des

Mittelalters.

Mit ihnen schloß sich dieser gesunde, tatkräftige Mann, der strenge seinen Dienst versah und überdies seine drei Pferde fast täglich selber ritt, meist gegen Abend ein.

Dann griff er aufs Geratewohl eine Stelle heraus und sann, ob sich ihr geheimster Sinn ihm nicht heute erschlösse. Und nie war er enttäuscht, so oft er auch einsehen mußte, daß er noch nicht weiter als zum Vorhof des geheiligten Tempels gelangt sei.

So schwebte um diesen nervigen, gebräunten Freiluftmenschen etwas wie ein weihevoller Geheimnis. Seine Überzeugung, täglich am Vorabend einer niederschmetternd großen Enthüllung zu stehen, gab ihm eine verschlossene Überlegenheit. Seine Augen waren nicht träumerisch, sondern ruhig und hart. Die Gewohnheit, in Büchern zu lesen, in denen kein Wort von seinem Platze gerückt werden durfte, ohne den geheimen Sinn zu stören, das vorsichtige, achtungsvolle Abwägen eines jeden Satzes nach Sinn und Doppelsinn, hatte ihren Ausdruck geformt.

Nur mitunter verloren sich seine Gedanken in ein Dämmern von wohliger Melancholie. Das geschah, wenn er an den geheimen Kult dachte, der sich an die Originale der vor ihm liegenden Schriften knüpfte, an die Wunder, die von ihnen ausgegangen waren und Tausende ergriffen hatten, Tausende von Menschen, die ihm wegen der großen Entfernung, die ihn von ihnen trennte, nun wie Brüder erschienen, während er doch die Menschen seiner Umgebung, die er mit allen ihren Details sah, verachtete. In diesen Stunden wurde er mißmutig. Der Gedanke, daß sein Leben verurteilt sei, ferne von den Quellen der heiligen Kräfte zu verlaufen, seine Anstrengungen verurteilt, an der Ungunst der Verhältnisse vielleicht doch zu erlahmen, drückte ihn nieder. Wenn er aber dann eine Weile betrübt vor seinen Büchern gesessen war, wurde ihm eigentümlich zumute. Seine Melancholie verlor zwar nichts von ihrer Schwere, im Gegenteil, ihre Traurigkeit steigerte sich noch, aber sie drückte ihn nicht mehr. Er fühlte sich mehr denn je verlassen und auf verlornem Posten, aber in dieser Wehmut lag ein feines Vergnügen, ein Stolz, etwas Fremdes zu tun, einer unverstandenen Gottheit zu dienen. Und dann konnte wohl auch vorübergehend in seinen Augen etwas aufleuchten, das an den Aberwitz religiöser Ekstase gemahnte.

Beineberg hatte sich müde gesprochen. In ihm lebte das Bild seines wunderlichen Vaters in einer Art verzerrender Vergrößerung weiter. Jeder Zug war zwar bewahrt; aber das, was bei jenem ursprünglich vielleicht nur eine Laune gewesen war, die ihrer Exklusivität halber konserviert und gesteigert wurde, hatte sich in ihm zu einer phantastischen Hoffnung ausgewachsen. Jene Eigenheit seines Vaters, die für diesen im Grunde genommen vielleicht doch nur den gewissen letzten Schlupfwinkel der Individualität bedeutete, den sich jeder Mensch – und sei es auch nur durch die Wahl seiner Kleider – schaffen muß, um etwas zu haben, das ihn vor anderen auszeichne, war in ihm zu dem festen Glauben geworden, sich mittels ungewöhnlicher seelischer Kräfte eine Herrschaft sichern zu können.

Törleß kannte diese Gespräche zur Genüge. Sie gingen an ihm vorbei und berührten ihn kaum.

Er hatte sich jetzt halb vom Fenster abgewandt und beobachtete Beineberg, der sich eine Zigarette drehte. Und er fühlte wieder jenen merkwürdigen Widerwillen gegen diesen, der zuzeiten in ihm aufstieg. Diese schmalen dunklen Hände, die eben geschickt den Tabak in das Papier rollten, waren doch eigentlich schön. Magere Finger, ovale, schön gewölbte Nägel: es lag eine gewisse Vornehmheit in ihnen. Auch in den dunkelbraunen Augen. Auch in der gestreckten Magerkeit des ganzen Körpers lag eine solche. Freilich, – die Ohren standen mächtig ab, das Gesicht war klein und unregelmäßig, und der Gesamteindruck des Kopfes erinnerte an den einer Fledermaus. Dennoch – das fühlte Törleß, indem er die Einzelheiten gegeneinander abwog, ganz deutlich – waren es nicht die häßlichen, sondern gerade die vorzüglicheren derselben, die ihn so

eigentümlich beunruhigten.

Die Magerkeit des Körpers – Beineberg selbst pflegte die stahlschlanken Beine homerischer Wettkämpfer als sein Vorbild zu preisen – wirkte auf ihn durchaus nicht in dieser Weise. Törleß hatte sich darüber bisher noch nicht Rechenschaft gegeben, und nun fiel ihm im Augenblicke kein befriedigender Vergleich ein. Er hätte Beineberg gern scharf ins Auge gefaßt, aber dann hätte es dieser gemerkt, und er hätte irgendein Gespräch beginnen müssen. Aber gerade so – da er ihn nur halb ansah und halb in der Phantasie das Bild ergänzte – fiel ihm der Unterschied auf. Wenn er sich die Kleider von dem Körper wegdachte, so war es ihm ganz unmöglich, die Vorstellung einer ruhigen Schlankheit festzuhalten, vielmehr traten ihm augenblicklich unruhige, sich windende Bewegungen vor das Auge, ein Verdrehen der Gliedmaßen und Verkrümmen der Wirbelsäule, wie man es in allen Darstellungen des Martyriums oder in den grotesken Schaubietungen der Jahrmarktsartisten finden kann.

Auch die Hände, die er ja gewiß ebensogut in dem Eindrucke irgendeiner formvollen Geste hätte festhalten können, dachte er nicht anders als in einer fingernden Beweglichkeit. Und gerade an ihnen, die doch eigentlich das Schönste an Beineberg waren, konzentrierte sich der größte Widerwille. Sie hatten etwas Unzüchtiges an sich. Das war wohl der richtige Vergleich. Und etwas Unzüchtiges lag auch in dem Eindrucke verrenkter Bewegungen, den der Körper machte. In den Händen schien es sich nur gewissermaßen anzusammeln und schien von ihnen wie das Vorgefühl einer Berührung auszustrahlen, das Törleß einen ekligen Schauer über die Haut jagte. Er war selbst über seinen Einfall verwundert und ein wenig erschrocken. Denn schon zum zweitenmal an diesem Tage geschah es, daß sich etwas Geschlechtliches unvermutet und ohne rechten Zusammenhang zwischen seine Gedanken drängte.

Beineberg hatte sich eine Zeitung genommen, und Törleß konnte ihn jetzt genau betrachten.

Da war tatsächlich kaum etwas zu finden, das dem plötzlichen Auftauchen einer solchen Ideenverknüpfung auch nur einigermaßen hätte zur Entschuldigung dienen können.

Und doch wurde das Mißbehagen aller Unbegründung zu Trotz immer lebhafter. Es waren noch keine zehn Minuten des Schweigens zwischen den beiden verstrichen, und dennoch fühlte Törleß seinen Widerwillen bereits auf das äußerste gesteigert. Eine Grundstimmung, Grundbeziehung zwischen ihm und Beineberg schien sich darin zum ersten Male zu äußern, ein immer schon lauend dagewesenes Mißtrauen schien mit einem Male in das bewußte Empfinden aufgestiegen zu sein.

Die Situation zwischen den beiden spitzte sich immer mehr zu. Beleidigungen, für die er keine Worte wußte, drängten sich Törleß auf. Eine Art Scham, so als ob zwischen ihm und Beineberg wirklich etwas vorgefallen wäre, versetzte ihn in Unruhe. Seine Finger begannen unruhig auf der Tischplatte zu trommeln.

Endlich sah er, um diesen sonderbaren Zustand loszuwerden, wieder zum Fenster hinaus.

Beineberg blickte jetzt von der Zeitung auf; dann las er irgendeine Stelle vor, legte das Blatt weg und gähnte.

Mit dem Schweigen war auch der Zwang gebrochen, der auf Törleß gelastet hatte. Belanglose Worte rannen nun vollends über diesen Augenblick hinweg und verlöschten ihn. Es war ein plötzliches Aufhorchen gewesen, dem nun wieder die alte Gleichgültigkeit folgte ...

«Wie lange haben wir noch Zeit?» fragte Törleß.

«Zweieinhalb Stunden.»



Dann zog er fröstelnd die Schultern hoch. Er fühlte wieder die lähmende Gewalt der Enge, der es entgegenging. Der Stundenplan, der tägliche Umgang mit den Freunden. Selbst jener Widerwille gegen Beineberg wird nicht mehr sein, der für einen Augenblick eine neue Situation geschaffen zu haben schien.

«... Was gibt es heute zum Abendessen?»

«Ich weiß nicht.»

«Was für Gegenstände haben wir morgen?»

«Mathematik.»

«Oh? Haben wir etwas auf?»

«Ja, ein paar neue Sätze aus der Trigonometrie; doch du wirst sie treffen, es ist nichts Besonderes an ihnen.»

«Und dann?»

«Religion.»

«Religion? Ach ja. Das wird wieder etwas werden. ... Ich glaube, wenn ich so recht im Zug bin, könnte ich gerade so gut beweisen, daß zweimal zwei fünf ist, wie daß es nur einen Gott geben kann. ...»

Beineberg blickte spöttisch zu Törleß auf. «Du bist darin überhaupt komisch; mir scheint fast, daß es dir selbst Vergnügen bereitet; wenigstens glänzt der Eifer nur so aus den Augen. ...»

«Warum nicht?! Ist es nicht hübsch? Es gibt immer einen Punkt dabei, wo man dann nicht mehr weiß, ob man lügt oder ob das, was man erfunden hat, wahrer ist als man selber.»

«Wieso?»

«Nun, ich meine es ja nicht wörtlich. Man weiß ja gewiß immer, daß man schwindelt; aber trotzdem erscheint einem selbst die Sache mitunter so glaubwürdig, daß man gewissermaßen, von seinen eigenen Gedanken gefangengenommen, stillsteht.»

«Ja, aber was bereitet dir denn daran Vergnügen?»

«Eben dies. Es geht einem so ein Ruck durch den Kopf, ein Schwindel, ein Erschrecken. ...»

«Ach hör auf, das sind Spielereien.»

«Ich habe ja nicht das Gegenteil behauptet. Aber jedenfalls ist mir dies in der ganzen Schule noch das Interessanteste.»

«Es ist so eine Art, mit dem Gehirn zu turnen; aber es hat doch keinen rechten Zweck.»

«Nein», sagte Törleß und sah wieder in den Garten hinaus. In seinem Rücken – ferne – hörte er die Gasflammen summen. Er verfolgte ein Gefühl, das melancholisch, wie ein Nebel, in ihm aufstieg.

«Es hat keinen Zweck. Du hast recht. Aber man darf sich das gar nicht sagen. Von alledem, was wir den ganzen Tag lang in der Schule tun, – was davon hat eigentlich einen Zweck? Wovon hat man etwas? Ich meine etwas für sich haben, – du verstehst? Man weiß am Abend, daß man wieder einen Tag gelebt hat, daß man so und so viel gelernt hat, man hat dem Stundenplan genügt, aber man ist dabei leer geblieben, – innerlich meine ich, man hat sozusagen einen ganz innerlichen Hunger. ...»

Beineberg brummte etwas von Üben, Geist vorbereiten, – noch nichts anfangen können, – später.  
...

«Vorbereiten? Üben? Wofür denn? Weißt du etwas Bestimmtes? Du hoffst vielleicht auf etwas, aber auch dir ist es ganz ungewiß. Es ist so: Ein ewiges Warten auf etwas, von dem man nichts anderes weiß, als daß man darauf wartet. ... Das ist so langweilig. ...»

«Langweilig ...» dehnte Beineberg nach und wiegte mit dem Kopfe.

Törleß sah noch immer in den Garten. Er glaubte das Rascheln der welken Blätter zu hören, die der Wind zusammentrug. Dann kam jener Augenblick intensivster Stille, der stets dem völligen Dunkelwerden kurz vorangeht. Die Formen, welche sich immer tiefer in die Dämmerung gebettet hatten, und die Farben, welche zerflossen, schienen für Sekunden still zu stehen, den Atem anzuhalten. ...

«Höre, Beineberg,» sprach Törleß, ohne sich zurückzuwenden, «es muß während des Dämmerns immer einige Augenblicke geben, die ganz eigener Art sind. So oft ich es beobachte, kehrt mir dieselbe Erinnerung wieder. Ich war noch sehr klein, als ich um diese Stunde einmal im Walde spielte. Das Dienstmädchen hatte sich entfernt; ich wußte das nicht und glaubte es noch in meiner Nähe zu empfinden. Plötzlich zwang mich etwas aufzusehen. Ich fühlte, daß ich allein sei. Es war plötzlich so still. Und als ich um mich blickte, war mir, als stünden die Bäume schweigend im Kreise und sähen mir zu. Ich weinte; ich fühlte mich so verlassen von den Großen, den leblosen Geschöpfen preisgegeben. ... Was ist das? Ich fühle es oft wieder. Dieses plötzliche Schweigen, das wie eine Sprache ist, die wir nicht hören?»

«Ich kenne das nicht, was du meinst; aber warum sollten nicht die Dinge eine Sprache haben? Können wir doch nicht einmal mit Bestimmtheit behaupten, daß ihnen keine Seele zukommt!»

Törleß gab keine Antwort. Beinebergs spekulative Auffassung behagte ihm nicht.

Nach einer Weile begann aber dieser: «Warum siehst du noch fortwährend zum Fenster hinaus? Was findest denn du daran?»

«Ich denke noch immer nach, was das sein mag?» In Wahrheit hatte er aber bereits an etwas Weiteres gedacht, was er nur nicht eingestehen wollte. Die hohe Anspannung, das Lauschen auf ein ernstes Geheimnis und die Verantwortung, mitten in noch unbeschriebene Beziehungen des Lebens zu blicken, hatte er nur für einen Augenblick aushalten können. Dann war wieder jenes Gefühl des Allein- und Verlassenseins über ihn gekommen, das stets dieser zu hohen Anforderung folgte. Er fühlte: hierin liegt etwas, das jetzt noch zu schwer für mich ist, und seine Gedanken flüchteten zu etwas anderem, das auch darin lag, aber gewissermaßen nur im Hintergrunde und auf der Lauer: Die Einsamkeit.

Aus dem verlassenem Garten tanzte hie und da ein Blatt an das erleuchtete Fenster und riß auf seinem Rücken einen hellen Streifen in das Dunkel hinein. Dieses schien auszuweichen, sich zurückzuziehen, um im nächsten Augenblicke wieder vorzurücken und unbeweglich wie eine Mauer vor den Fenstern zu stehen. Es war eine Welt für sich, dieses Dunkel. Wie ein Schwarm schwarzer Feinde war es über die Erde gekommen und hatte die Menschen erschlagen oder vertrieben oder was immer getan, das jede Spur von ihnen auslöschte.

Und Törleß schien es, daß er sich darüber freue. Er mochte in diesem Augenblicke die Menschen nicht, die Großen und Erwachsenen. Er mochte sie nie, wenn es dunkel war. Er war gewöhnt, sich dann die Menschen wegzudenken. Die Welt erschien ihm danach wie ein leeres, finsternes Haus, und in seiner Brust war ein Schauer, als sollte er nun von Zimmer zu Zimmer suchen, –

dunkle Zimmer, von denen man nicht wußte, was ihre Ecken bargen, – tastend über die Schwellen schreiten, die keines Menschen Fuß außer dem seinen mehr betreten sollte, bis – in einem Zimmer sich die Türen plötzlich vor und hinter ihm schlossen und er der Herrin selbst der schwarzen Scharen gegenüberstünde. Und in diesem Augenblicke würden auch die Schlösser aller anderen Türen zufallen, durch die er gekommen, und nur weit vor den Mauern würden die Schatten der Dunkelheit wie schwarze Eunuchen auf Wache stehen und die Nähe der Menschen fernhalten.

Das war seine Art der Einsamkeit, seit man ihn damals im Stiche gelassen hatte – im Walde, wo er so weinte. Sie hatte für ihn den Reiz eines Weibes und einer Unmenschlichkeit. Er fühlte sie als eine Frau, aber ihr Atem war nur ein Würgen in seiner Brust, ihr Gesicht ein wirbelndes Vergessen aller menschlichen Gesichter und die Bewegungen ihrer Hände Schauer, die ihm über den Leib jagten. ...

Er fürchtete diese Phantasie, denn er war sich ihrer ausschweifenden Heimlichkeit bewußt, und der Gedanke, daß solche Vorstellungen immer mehr Herrschaft über ihn gewinnen könnten, beunruhigte ihn. Aber gerade dann, wenn er sich am ernstesten und reinsten glaubte, überkamen sie ihn. Man könnte sagen, als eine Reaktion auf diese Augenblicke, wo er empfindsame Erkenntnisse ahnte, die sich zwar in ihm schon vorbereiteten, aber seinem Alter noch nicht entsprachen. Denn in der Entwicklung einer jeden feinen moralischen Kraft gibt es einen solchen frühen Punkt, wo sie die Seele schwächt, deren kühnste Erfahrung sie einst vielleicht sein wird, – so als ob sich ihre Wurzeln erst suchend senken und den Boden zerwühlen müßten, den sie nachher zu stützen bestimmt sind, – weswegen Jünglinge mit großer Zukunft meist eine an Demütigungen reiche Vergangenheit besitzen.

Törleß' Vorliebe für gewisse Stimmungen war die erste Andeutung einer seelischen Entwicklung, die sich später als ein Talent des Staunens äußerte. Späterhin wurde er nämlich von einer eigentümlichen Fähigkeit geradezu beherrscht. Er war dann gezwungen, Ereignisse, Menschen, Dinge, ja sich selbst häufig so zu empfinden, daß er dabei das Gefühl sowohl einer unauflöselichen Unverständlichkeit als einer unerklärlichen, nie völlig zu rechtfertigenden Verwandtschaft hatte. Sie schienen ihm zum Greifen verständlich zu sein und sich doch nie restlos in Worte und Gedanken auflösen zu lassen. Zwischen den Ereignissen und seinem Ich, ja zwischen seinen eigenen Gefühlen und irgendeinem innersten Ich, das nach ihrem Verständnis begehrte, blieb immer eine Scheidelinie, die wie ein Horizont vor seinem Verlangen zurückwich, je näher er ihr kam. Ja, je genauer er seine Empfindungen mit den Gedanken umfaßte, je bekannter sie ihm wurden, desto fremder und unverständlicher schienen sie ihm gleichzeitig zu werden, so daß es nicht einmal mehr schien, als ob sie vor ihm zurückwichen, sondern als ob er selbst sich von ihnen entfernen würde, und doch die Einbildung, sich ihnen zu nähern, nicht abschütteln könnte.

Dieser merkwürdige, schwer zugängliche Widerspruch füllte später eine weite Strecke seiner geistigen Entwicklung, er schien seine Seele zerreißen zu wollen und bedrohte sie lange als ihr oberstes Problem.

Vorläufig kündigte sich die Schwere dieser Kämpfe aber nur in einer häufigen plötzlichen Ermüdung an und schreckte Törleß gleichsam schon von ferne, sobald ihm aus irgendeiner fragwürdigen sonderbaren Stimmung – wie vorhin – eine Ahnung davon wurde. Er kam sich dann so kraftlos vor wie ein Gefangener und Aufgegebener, gleichermaßen von sich wie von den anderen Abgeschlossener; er hätte schreien mögen vor Leere und Verzweiflung, und statt dessen wandte er sich gleichsam von diesem ernstesten und erwartungsvollen, gepeinigten und ermüdeten

Menschen in sich ab und lauschte – noch geschreckt von diesem jähen Verzichten und schon entzückt von ihrem warmen, sündigen Atem – auf die flüsternden Stimmen, welche die Einsamkeit für ihn hatte. —

Törleß machte plötzlich den Vorschlag zu zahlen. In Beinebergs Augen blitzte ein Verstehen auf; er kannte die Stimmung. Törleß war dieses Einverständnis zuwider; seine Abneigung gegen Beineberg wurde wieder lebendig, und er fühlte sich durch die Gemeinschaft mit ihm geschändet.

Aber das gehörte fast schon mit dazu. Das Schändliche ist eine Einsamkeit mehr und eine neue finstere Mauer.

Und ohne miteinander zu sprechen, schlugen sie einen bestimmten Weg ein.

Es mußte in den letzten Minuten ein leichter Regen gefallen sein, – die Luft war feucht und schwer, um die Laternen zitterte ein bunter Nebel und die Bürgersteige glänzten stellenweise auf.

Törleß nahm den Degen, der aufs Pflaster schlug, eng an den Leib, allein selbst das Geräusch der aufklappernden Absätze überrieselte ihn eigentümlich.

Nach einer Weile hatten sie weichen Boden unter den Füßen, sie entfernten sich von der inneren Stadt und schritten durch breite Dorfstraßen dem Flusse zu.

Dieser wälzte sich schwarz und träge, mit tiefen, glucksenden Lauten unter der hölzernen Brücke. Eine einzige Laterne, mit verstaubten und zerschlagenen Scheiben, stand da. Der Schein des unruhig vor den Windstößen sich duckenden Lichtes fiel dann und wann auf eine treibende Welle und zerfloß auf ihrem Rücken. Die runden Streuhölzer gaben unter jedem Schritte nach ... rollten vor und wieder zurück ... Beineberg stand still. Das jenseitige Ufer war mit dichten Bäumen bestanden, welche, da die Straße rechtwinklig abbog und längs des Wassers weiterführte, wie eine schwarze, undurchdringliche Mauer drohten. Erst nach vorsichtigem Suchen fand sich ein schmaler, versteckter Weg, der geradeaus hineinführte. Von dem dichten, üppig wuchernden Unterholze, an das die Kleider streiften, ging jedesmal ein Schauer von Tropfen nieder. Nach einer Weile mußten sie wieder stehenbleiben und ein Streichholz anreiben. Es war ganz still, sogar das Gurgeln des Flusses war nicht mehr zu hören. Plötzlich kam von ferne ein unbestimmter, gebrochener Ton zu ihnen. Er hörte sich wie ein Schrei oder eine Warnung an. Oder auch wie der bloße Zuruf eines unverständlichen Geschöpfes, das irgendwo gleich ihnen durch die Büsche brach. Sie schritten auf den Ton zu, blieben stehen, schritten wieder weiter. Im ganzen mochte es wohl eine Viertelstunde gedauert haben, als sie aufatmend laute Stimmen und die Klänge einer Ziehharmonika unterschieden.

Zwischen den Bäumen wurde es nun lichter, und nach wenigen Schritten standen sie am Rande einer Blöße, in deren Mitte ein quadratisches, zwei Stock hohes Gebäude massiv aufgebaut war.

Es war das alte Badhaus. Seinerzeit von den Bürgern des Städtchens und den Bauern der Umgegend als Heilstätte benützt, stand es jetzt schon seit Jahren fast leer. Nur in seinem Erdgeschoss bot es einem verrufenen Wirtshause Unterkunft.

Die beiden standen einen Augenblick still und horchten hinüber.

Eben setzte Törleß den Fuß vor, um aus dem Gebüsch herauszutreten, als drüben schwere Stiefel auf der Diele des Flures knarrten und ein Betrunkener mit unsicheren Schritten ins Freie trat. Hinter ihm, in dem Schatten des Flurs, stand ein Weib, und man hörte es mit hastender, zorniger Stimme etwas flüstern, so als ob es etwas von ihm forderte. Der Mann lachte dazu und wiegte sich in den Beinen. Dann kam es wie ein Bitten herüber. Aber auch das konnte man nicht verstehen. Nur der schmeichelnde, zuredende Klang der Stimme war fühlbar. Das Weib trat jetzt

weiter heraus und legte dem Manne eine Hand auf die Schulter. Der Mond beleuchtete sie, – ihren Unterrock, ihre Jacke, ihr bittendes Lächeln. Der Mann sah geradeaus, schüttelte mit dem Kopfe und hielt die Hände fest in den Taschen. Dann spuckte er aus und stieß das Weib weg. Es mochte wohl irgend etwas gesagt haben. Nun konnte man auch ihre Stimmen verstehen, die lauter geworden waren.

«... Du willst also nichts geben? Du ...!»

«Schau, daß du hinaufkommst, du Dreckfink!»

«Was? So ein Bauernlummel!»

Zur Antwort klaubte der Trunkene mit schwerfälliger Bewegung einen Stein auf: «Wenn du nicht gleich abfährst, du dummes Mensch, so schlag' ich dir den Buckel ein!» und er holte zum Wurf aus. Törleß hörte das Weib mit einem letzten Schimpfworte die Stiege hinaufflüchten.

Der Mann stand eine Weile still und hielt unschlüssig den Stein in der Hand. Er lachte; sah nach dem Himmel, wo zwischen schwarzen Wolken weingelb der Mond schwamm; dann glotzte er die dunkle Hecke der Gebüsch an, als überlege er darauf loszugehen. Törleß zog vorsichtig den Fuß zurück, er fühlte sein Herz bis zum Halse hinauf schlagen. Endlich schien sich der Trunkene doch besonnen zu haben. Seine Hand ließ den Stein fallen. Mit rohem, triumphierendem Lachen rief er eine grobe Unanständigkeit zu dem Fenster hinauf, dann drückte er sich um die Ecke.

Die beiden standen noch immer bewegungslos. «Hast du sie erkannt?» flüsterte Beineberg; «es war Božena.» Törleß gab keine Antwort; er horchte, ob der Betrunkene nicht wiederkehre. Dann wurde er von Beineberg vorwärts geschoben. Mit raschen, vorsichtigen Sätzen waren sie – an dem Lichtschein, der keilförmig durch die Fenster des Erdgeschosses fiel, vorbei – in dem dunklen Hausflur. Eine hölzerne Treppe führte in engen Windungen in das erste Stockwerk hinauf. Hier mußte man ihre Schritte auf den knarrenden Stufen gehört haben, oder hatte ein Degen gegen das Holz geschlagen: – die Türe der Schankstube wurde geöffnet und jemand kam nachsehen, wer im Hause sei, während die Ziehharmonika plötzlich schwieg und das Gewirr der Stimmen einen Augenblick wartend aussetzte.

Törleß preßte sich erschrocken um die Windung der Stiege. Aber man schien ihn trotz des Dunkels bemerkt zu haben, denn er hörte die spöttische Stimme der Kellnerin, während die Türe wieder geschlossen wurde, irgend etwas sagen, worauf ein unbändiges Gelächter folgte.

Auf dem Treppenabsatz des erster Stockwerkes war es völlig finster. Weder Törleß noch Beineberg trauten sich einen Schritt vorwärts zu tun, ungewiß, ob sie nicht etwas umwerfen und dadurch Lärm verursachen würden. Von der Aufregung angetrieben, suchten sie mit hastenden Fingern nach der Türklinke.

Božena war als Bauernmädchen in die Großstadt gekommen, wo sie in Dienst trat und später Kammerzofe wurde.

Es ging ihr anfangs ganz gut. Die bäurische Art, welche sie so wenig ganz abstreifte wie ihren breiten, festen Gang, sicherte ihr das Vertrauen ihrer Herrinnen, welche an diesem Kuhstalldufte ihres Wesens seine Einfalt liebten, und die Liebe ihrer Herren, welche daran das Parfüm schätzten. Wohl nur aus Laune, vielleicht auch aus Unzufriedenheit und dumpfer Sehnsucht nach Leidenschaft gab sie dieses bequeme Leben auf. Sie wurde Kellnerin, erkrankte, fand in einem eleganten öffentlichen Hause Unterkommen und wurde allgemach, in dem Maße, wie das Lotterleben sie verbrauchte, wieder – und immer weiter – in die Provinz hinausgespült.

Hier endlich, wo sie nun schon seit mehreren Jahren wohnte, nicht weit von ihrem Heimatsdorfe,

half sie untermals in der Wirtschaft und las des Abends billige Romane, rauchte Zigaretten und empfing hie und da den Besuch eines Mannes.

Sie war noch nicht geradezu häßlich geworden, aber ihr Gesicht entbehrte in auffallender Weise jeglicher Anmut, und sie gab sich förmlich Mühe, dies durch ihr Wesen noch mehr zur Geltung zu bringen. Sie ließ mit Vorliebe durchblicken, daß sie die Eleganz und das Getriebe der vornehmen Welt sehr wohl kenne, jetzt aber schon darüber hinaus sei. Sie äußerte gerne, daß sie darauf, wie auf sich selbst, wie überhaupt auf alles pfeife. Trotz ihrer Verwahrlosung genoß sie deswegen ein gewisses Ansehen bei den Bauernsöhnen der Umgebung. Sie spuckten zwar aus, wenn sie von ihr sprachen, und fühlten sich verpflichtet, mehr noch als gegen andere Mädchen grob gegen sie zu sein, im Grunde waren sie aber doch ganz gewaltig stolz auf dieses «verfluchte Mensch», das aus ihnen hervorgegangen war und der Welt so durch den Lack geguckt hatte. Einzeln zwar und verstohlen, aber doch immer wieder kamen sie, sich mit ihr zu unterhalten. Dadurch fand Božena einen Rest von Stolz und Rechtfertigung in ihrem Leben. Vielleicht eine noch größere Genugtuung bereiteten ihr aber die jungen Herren aus dem Institute. Gegen diese kehrte sie absichtlich ihre rohesten und häßlichsten Eigenschaften heraus, weil sie – wie die Frau sich auszudrücken pflegte – ja trotzdem gerade so zu ihr gekrochen kommen würden.

Als die beiden Freunde eintraten, lag sie wie gewöhnlich rauchend und lesend auf ihrem Bette. Törleß sog, noch in der Türe stehend, mit begierigen Augen ihr Bild in sich ein.

«Gott, was für süße Buben kommen denn da?» rief sie spöttisch den Eintretenden entgegen, die sie ein wenig verächtlich musterte. «Je, du Baron? Was wird denn die Mama dazu sagen?!» – Das war solch ein Anfang nach ihrer Art.

«Aber halt's ...!» brummte Beineberg und setzte sich zu ihr aufs Bett. Törleß setzte sich abseits; er ärgerte sich, weil Božena sich nicht um ihn bekümmerte und tat, als ob sie ihn nicht kannte.

Die Besuche bei diesem Weib waren in der letzten Zeit zu seiner einzigen und geheimen Freude geworden. Gegen Ende der Woche wurde er schon unruhig und konnte den Sonntag nicht erwarten, wo er am Abend zu ihr schlich. Hauptsächlich dieses Sicheinschleichenmüssen beschäftigte ihn. Wenn es zum Beispiel vorhin den trunkenen Burschen in der Schankstube eingefallen wäre, auf ihn Jagd zu machen? Aus bloßer Lust, dem lasterhaften jungen Herrchen eins auszuwischen? Er war nicht feig, aber er wußte, daß er hier wehrlos sei. Der zierliche Degen kam ihm entgegen diesen groben Fäusten wie ein Spott vor. Außerdem die Schande und die Strafe, die er zu gewärtigen hätte! Es bliebe ihm nur übrig zu fliehen oder sich aufs Bitten zu verlegen. Oder sich von Božena schützen zu lassen. Der Gedanke durchrieselte ihn. Aber das war es! Nur das! Nichts anderes! Diese Angst, dieses Sichaufgeben lockte ihn jedesmal von neuem. Dieses Heraustreten aus seiner bevorzugten Stellung unter die gemeinen Leute; unter sie, – tiefer als sie.

Er war nicht lasterhaft. Bei der Ausführung überwogen stets der Widerwille gegen sein Beginnen und die Angst vor den möglichen Folgen. Nur seine Phantasie war in eine ungesunde Richtung gebracht. Wenn sich die Tage der Woche bleiern einer nach dem andern über sein Leben legten, fingen diese beizenden Reize an, ihn zu locken. Aus den Erinnerungen an seine Besuche bildete sich eine eigenartige Verführung heraus. Božena erschien ihm als ein Geschöpf von ungeheurer Niedrigkeit und sein Verhältnis zu ihr, die Empfindungen, die er dabei zu durchlaufen hatte, als ein grausamer Kultus der Selbstaufopferung. Es reizte ihn, alles zurücklassen zu müssen, worin er sonst eingeschlossen war, seine bevorzugte Stellung, die Gedanken und Gefühle, die man ihm einimpfte, all das, was ihm nichts gab und ihn erdrückte. Es reizte ihn, nackt, von allem entblößt, in rasendem Laufe zu diesem Weibe zu flüchten.

Das war nicht anders als bei jungen Leuten überhaupt. Wäre Božena rein und schön gewesen und hätte er damals lieben können, so hatte er sie vielleicht gebissen, ihr und sich die Wollust bis zum Schmerz gesteigert. Denn die erste Leidenschaft des erwachsenden Menschen ist nicht Liebe zu der einen, sondern Haß gegen alle. Das sich unverstanden Fühlen und das die Welt nicht Verstehen begleitet nicht die erste Leidenschaft, sondern ist ihre einzige nicht zufällige Ursache. Und sie selbst ist eine Flucht, auf der das Zuzweisein nur eine verdoppelte Einsamkeit bedeutet.

Fast jede erste Leidenschaft dauert nicht lange und hinterläßt einen bitteren Nachgeschmack. Sie ist ein Irrtum, eine Enttäuschung. Man versteht sich hinterher nicht und weiß nicht, was man beschuldigen soll. Dies kommt, weil die Menschen in diesem Drama einander zum größeren Teile zufällig sind: Zufallsgefährten auf einer Flucht. Nach der Beruhigung erkennen sie sich nicht mehr. Sie bemerken aneinander Gegensätze, weil sie das Gemeinsame nicht mehr bemerken.

Bei Törleß war es nur darum anders, daß er allein war. Die alternde, erniedrigte Prostituierte vermochte nicht alles in ihm auszulösen. Doch war sie soweit Weib, daß sie Teile seines Inneren, die wie reifende Keime noch auf den befruchtenden Augenblick warteten, gleichsam frühzeitig an die Oberfläche riß.

Das waren dann seine sonderbaren Vorstellungen und phantastischen Verführungen. Fast ebenso nahe lag es ihm aber manchmal, sich auf die Erde zu werfen und vor Verzweiflung zu schreien.

Božena bekümmerte sich noch immer nicht um Törleß. Sie schien es aus Bosheit zu tun, bloß um ihn zu ärgern. Plötzlich unterbrach sie ihr Gespräch: «Gebt mir Geld, ich werde Tee und Schnaps holen.»

Törleß gab ihr eines der Silberstücke, die er am Nachmittage von seiner Mutter erhalten hatte.

Sie holte vom Fensterbrett einen zerbeulten Schnellsieder und zündete den Spiritus an; dann stieg sie langsam und schlüpfend die Treppe hinunter.

Beineberg stieß Törleß an. «Warum bist du denn so fad? Sie wird denken, du traust dich nicht.»

«Laß mich aus dem Spiel», bat Törleß, «ich bin nicht aufgelegt. Unterhalte nur du dich mit ihr. Was will sie übrigens fortwährend mit deiner Mutter?»

«Seit sie weiß, wie ich heiße, behauptet sie, einmal bei meiner Tante in Dienst gewesen zu sein und meine Mutter gekannt zu haben. Zum Teil scheint es wohl wahr zu sein, zum Teil lügt sie aber sicher – rein zum Vergnügen; obwohl ich nicht verstehe, was ihr daran Spaß macht.»

Törleß wurde rot; ein merkwürdiger Gedanke war ihm eingefallen. – Da kam aber Božena mit dem Schnaps zurück und setzte sich wieder neben Beineberg aufs Bett. Sie griff auch gleich wieder das frühere Gespräch auf.

«... Ja, deine Mama war ein schönes Mädchen. Du siehst ihr eigentlich gar nicht ähnlich mit deinen abstehenden Ohren. Auch lustig war sie. Mehr als einer wird sie sich wohl in den Kopf gesetzt haben. Recht hat sie gehabt.»

Nach einer Pause schien ihr etwas besonders Lustiges eingefallen zu sein: «Dein Onkel, der Dragoneroffizier, weißt du? Karl hat er glaube ich geheißt, er war ein Cousin deiner Mutter, der hat ihr damals den Hof gemacht! Aber Sonntags, wenn die Damen in der Kirche waren, ist er mir nachgestiegen. Alle Augenblicke habe ich ihm etwas anderes aufs Zimmer bringen müssen. Fesch war er, das weiß ich heute noch, nur hat er sich so gar nicht geniert. ...» Sie begleitete diese

Worte mit einem vielsagenden Lachen. Dann verbreitete sie sich weiter über dieses Thema, das ihr augenscheinlich besonderes Vergnügen bereitetete. Ihre Worte waren familiär, und sie brachte sie mit einem Ausdruck vor, der jedes einzelne beschmutzen zu wollen schien. « ... Ich meine, er hat auch deiner Mutter gefallen. Wenn sie das nun gewußt hätte! Ich glaube, deine Tante hätte mich und ihn aus dem Hause schmeißen müssen. So sind nun einmal die feinen Damen, gar wenn sie noch keinen Mann haben. Liebe Božena das und liebe Božena jenes – so ist es den ganzen Tag gegangen. Als aber die Köchin in die Hoffnung kam, da hättest du's hören sollen! Ich glaube gar, sie meinten, daß sich unsereins nur einmal im Jahre die Füße wasche. Der Köchin sagten sie zwar nichts, aber ich konnte es hören, wenn ich im Zimmer bediente und sie gerade davon sprachen. Deine Mutter machte ein Gesicht, als möchte sie am liebsten nur Kölnerwasser trinken. Dabei hatte deine Tante gar nicht lange danach selbst einen Bauch bis zur Nase. ...»

Während Božena sprach, fühlte sich Törleß ihren gemeinen Anspielungen fast wehrlos preisgegeben.

Was sie schilderte, sah er lebendig vor sich. Beinebergs Mutter wurde zu seiner eigenen. Er erinnerte sich der hellen Räume der elterlichen Wohnung. Der gepflegten, reinen, unnahbaren Gesichter, die ihm zu Hause bei den Dinern oft eine gewisse Ehrfurcht eingeflößt hatten. Der vornehmen, kühlen Hände, die sich selbst beim Essen nichts zu vergeben schienen. Eine Menge solcher Einzelheiten fiel ihm ein, und er schämte sich, hier in einem kleinen, übelriechenden Zimmer zu sein und mit einem Zittern auf die demütigenden Worte einer Dirne zu antworten. Die Erinnerung an die vollendete Manier dieser nie formvergessenen Gesellschaft wirkte stärker auf ihn als alle moralische Überlegung. Das Wühlen seiner dunklen Leidenschaften kam ihm lächerlich vor. Mit visionärer Eindringlichkeit sah er eine kühle, abwehrende Handbewegung, ein chokiertes Lächeln, mit dem man ihn wie ein kleines unsauberes Tier von sich weisen würde. Trotzdem blieb er wie festgebunden auf seinem Platze sitzen.

Mit jeder Einzelheit, deren er sich erinnerte, wuchs nämlich neben der Scham auch eine Kette häßlicher Gedanken in ihm groß. Sie hatte begonnen, als Beineberg die Erläuterung zu Boženas Gespräch gab, worauf Törleß errötet war.

Er hatte damals plötzlich an seine eigene Mutter denken müssen, und dies hielt nun fest und war nicht loszubekommen. Es war ihm nur so durch die Grenzen des Bewußtseins geschossen – blitzschnell oder undeutlich weit – am Rande – nur wie im Fluge gesehen – kaum ein Gedanke zu nennen. Und hastig war darauf eine Reihe von Fragen gefolgt, die es verdecken sollten: «Was ist es, das es ermöglicht, daß diese Božena ihre niedrige Existenz an die meiner Mutter heranrücken kann? Daß sie sich in der Enge desselben Gedankens an jene herandrängt? Warum berührt sie nicht mit der Stirne die Erde, wenn sie schon von ihr sprechen muß? Warum ist es nicht wie durch einen Abgrund zum Ausdruck gebracht, daß hier gar keine Gemeinsamkeit besteht? Denn, wie ist es doch? Dieses Weib ist für mich ein Knäuel aller geschlechtlichen Begehrlichkeiten; und meine Mutter ein Geschöpf, das bisher in wolkenloser Entfernung, klar und ohne Tiefen, wie ein Gestirn jenseits alles Begehrens durch mein Leben wandelte ...»

Aber alle diese Fragen waren nicht das Eigentliche. Berührten es kaum. Sie waren etwas Sekundäres; etwas, das Törleß erst nachträglich eingefallen war. Sie vervielfältigten sich nur, weil keine das Rechte bezeichnete. Sie waren nur Ausflüchte, Umschreibungen der Tatsache, daß vorbewußt, plötzlich, instinktiv ein seelischer Zusammenhang gegeben war, der sie vor ihrem Entstehen schon in bösem Sinne beantwortet hatte. Törleß sättigte sich mit den Augen an Božena und konnte dabei seiner Mutter nicht vergessen; durch ihn hindurch verkettete die beiden ein Zusammenhang: Alles andere war nur ein sich Winden unter dieser Ideenverschlingung. Diese



war die einzige Tatsache. Aber durch die Vergeblichkeit, ihren Zwang abzuschütteln, gewann sie eine fürchterliche, unklare Bedeutung, die wie ein perfides Lächeln alle Anstrengungen begleitete.

Törleß sah im Zimmer umher, um dies loszuwerden. Aber alles hatte nun schon diese eine Beziehung angenommen. Der kleine eiserne Ofen mit den Rostflecken auf der Platte, das Bett mit den wackligen Pfosten und der gestrichenen Lade, von der die Farbe an vielen Stellen abblätterte, das Bettzeug, das schmutzig durch die Löcher des abgenutzten Lakens sah; Božena, ihr Hemd, das von der einen Schulter geglitten war, das gemeine, wüste Rot ihres Unterrockes, ihr breites, schwatzendes Lachen; endlich Beineberg, dessen Benehmen ihm im Vergleich zu sonst wie das eines unzüchtigen Priesters vorkam, der, toll geworden, zweideutige Worte in die ernsten Formen eines Gebetes flicht ...: all das stieß nach der einen Richtung, drängte auf ihn ein und bog seine Gedanken gewaltsam immer wieder zurück.

Nur an einer Stelle fanden seine Blicke, die geschreckt von einem zum andern flüchteten, Frieden. Das war oberhalb der kleinen Gardine. Dort sahen die Wolken vom Himmel herein und reglos der Mond.

Das war, als ob er plötzlich in die frische, ruhige Nachtluft hinausgetreten wäre. Eine Weile wurden alle Gedanken ganz still. Dann kam ihm eine angenehme Erinnerung. Das Landhaus, das sie letzten Sommer bewohnt hatten. Nächte im schweigenden Park. Ein sternzitterndes, samtdunkles Firmament. Die Stimme seiner Mutter aus der Tiefe des Gartens, wo sie mit Papa auf den schwach schimmernden Kieswegen spazierenging. Lieder, die sie halblaut vor sich hinsang. Aber da, ... es fuhr ihm kalt durch den Leib, ... war auch wieder dieses quälende Vergleichen. Was mochten die beiden dabei gefühlt haben? Liebe? Nein, der Gedanke kam ihm jetzt zum erstenmal. Überhaupt war das etwas ganz anderes. Nichts für große und erwachsene Menschen; gar für seine Eltern. Nachts am offenen Fenster sitzen und sich verlassen fühlen, sich anders fühlen als die Großen, von jedem Lachen und von jedem spöttischen Blick mißverstanden, niemandem erklären können, was man schon bedeute, und sich nach einer sehnen, die das verstünde, ... das ist Liebe! Aber dazu muß man jung und einsam sein. Bei ihnen mußte es etwas anderes gewesen sein; etwas Ruhiges und Gleichmütiges. Mama sang einfach am Abend in dem dunklen Garten und war heiter ...

Aber gerade das war es, was Törleß nicht verstand. Die geduldigen Pläne, welche für den Erwachsenen, ohne daß er es merkt, die Tage zu Monaten und Jahren zusammenketten, waren ihm noch fremd. Und ebenso jenes Abgestumpftsein, für das es nicht einmal mehr eine Frage bedeutet, wenn wieder ein Tag zu Ende geht. Sein Leben war auf jeden Tag gerichtet. Jede Nacht bedeutete für ihn ein Nichts, ein Grab, ein Ausgelöschtwerden. Das Vermögen, sich jeden Tag sterben zu legen, ohne sich darüber Gedanken zu machen, hatte er noch nicht erlernt.

Deswegen hatte er immer etwas dahinter vermutet, das man ihm verberge. Die Nächte erschienen ihm wie dunkle Tore zu geheimnisvollen Freuden, die man ihm verheimlicht hatte, so daß sein Leben leer und unglücklich blieb.

Er erinnerte sich an ein eigentümliches Lachen seiner Mutter und sich wie scherzhaft fester an den Arm ihres Mannes Drücken, das er an einem jener Abende beobachtet hatte. Es schien jeden Zweifel auszuschließen. Auch aus der Welt jener Unantastbaren und Ruhigen mußte eine Pforte herüberführen. Und nun, da er wußte, konnte er nur mit jenem gewissen Lächeln daran denken, gegen dessen böses Mißtrauen er sich vergeblich wehrte —

Božena erzählte unterdessen weiter. Törleß hörte mit halber Aufmerksamkeit hin. Sie sprach von einem, der auch fast jeden Sonntag kam ... «Wie heißt er nur? Er ist aus deinem Jahrgang.»

«Reiting?»

«Nein.»

«Wie sieht er aus?»

«Er ist ungefähr so groß wie der da», Božena wies auf Törleß, «nur hat er einen etwas zu großen Kopf.»

«Ah, Basini?»

«Ja, ja, so nannte er sich. Er ist sehr komisch. Und nobel; er trinkt nur Wein. Aber dumm ist er. Es kostet ihm eine Menge Geld, und er tut nichts, als mir erzählen. Er renommiert mit den Liebschaften, die er zu Hause haben will; was er nur davon hat? Ich sehe ja doch, daß er zum erstenmal in seinem Leben bei einem Frauenzimmer ist. Du bist ja auch noch ein Bub, aber du bist frech; er dagegen ist ungeschickt und hat Angst davor, deswegen erzählt er mir lang und breit, wie man als Genußmensch – ja, so hat er gesagt – mit Frauen umgehen müsse. Er sagt, alle Weiber seien nichts anderes wert; woher wollt ihr denn das schon wissen?!»

Beineberg grinste sie zur Antwort spöttisch an.

«Ja lach nur!» herrschte ihn Božena belustigt an, «ich habe ihn einmal gefragt, ob er sich denn nicht vor seiner Mutter schämen würde. <Mutter? ... Mutter?>; sagt er drauf, <was ist das? Das existiert jetzt nicht. Das habe ich zu Hause gelassen, bevor ich zu dir ging ...>; Ja, mach nur deine langen Ohren auf, so seid ihr! Nette Söhnchen, ihr feinen jungen Herren; eure Mütter könnten mir beinahe leid tun! ...»

Bei diesen Worten bekam Törleß wieder die frühere Vorstellung von sich selbst. Wie er alles hinter sich ließ und das Bild seiner Eltern verriet. Und nun mußte er sehen, daß er damit nicht einmal etwas fürchterlich Einsames, sondern nur etwas ganz Gewöhnliches tat. Er schämte sich. Aber auch die anderen Gedanken waren wieder da. Sie tuen es auch! Sie verraten dich! Du hast geheime Mitspieler! Vielleicht ist es bei ihnen irgendwie anders, aber das muß bei ihnen das gleiche sein: eine geheime, fürchterliche Freude. Etwas, in dem man sich mit all seiner Angst vor dem Gleichmaß der Tage ertränken kann ... Vielleicht wissen sie sogar mehr ...?! ... Etwas ganz Ungewöhnliches? Denn sie sind am Tage so beruhigt; ... und dieses Lachen seiner Mutter? ... als ob sie mit ruhigen Schritten ginge, alle Türen zu schließen. —

In diesem Widerstreite kam ein Augenblick, wo Törleß sich aufgab und sich mit erwürgtem Herzen dem Sturm überließ.

Und gerade in diesem Augenblicke stand Božena auf und trat zu ihm hin.

«Warum spricht denn der Kleine nichts? Hat er Kummer?»

Beineberg flüsterte etwas und lächelte boshaft.

«Was, Heimweh? Ist wohl die Mama weggefahren? Und der garstige Bub läuft gleich zu so einer!»

Božena vergrub zärtlich ihre Hand mit gespreizten Fingern in sein Haar. «Geh, sei nicht dumm. Da gib mir einen Kuß. Die feinen Menschen sind auch nicht von Zuckerwerk,» und sie bog ihm den Kopf zurück.

Törleß wollte etwas sagen, sich zu einem derben Scherze aufraffen, er fühlte, daß jetzt alles davon abhängt, ein gleichgültiges, beziehungsloses Wort zu sagen, aber er brachte keinen Laut heraus. Er starrte mit einem versteinten Lächeln in das wüste Gesicht über dem seinen, in diese

unbestimmten Augen, dann begann die Außenwelt klein zu werden ..., sich immer weiter zurückzuziehen. ... Für einen Augenblick tauchte das Bild jenes Bauernburschen auf, der den Stein gehoben hatte, und schien ihn zu höhnen ..., dann war er ganz allein. —

«Du, ich hab' ihn», flüsterte Reiting.

«Wen?»

«Den Spielladendieb.»

Törleß war eben mit Beineberg zurückgekommen. Es war knapp vor der Zeit des Nachtmahls, und das diensthabende Aufsichtsorgan war schon weggegangen. Zwischen den grünen Tischen hatten sich plaudernde Gruppen gebildet, und ein warmes Leben summt und surrt durch den Saal.

Es war das gewöhnliche Schulzimmer mit weißgetünchten Wänden, einem großen schwarzen Kruzifix und den Bildnissen des Herrscherpaares zu Seiten der Tafel. Neben dem großen eisernen Ofen, der noch nicht geheizt war, saßen, teils auf dem Podium, teils auf umgelegten Stühlen, die jungen Leute, welche nachmittags das Ehepaar Törleß zur Bahn begleitet hatten. Außer Reiting waren es der lange Hofmeier und Dschusch, unter welchem Spitznamen ein kleiner polnischer Graf verstanden wurde.

Törleß war einigermaßen neugierig.

Die Spielladen standen im Hintergrunde des Zimmers und waren lange Kästen mit vielen versperrbaren Schubfächern, in denen die Pflinglinge des Institutes ihre Briefe, Bücher, Geld und allen möglichen kleinen Kram aufbewahrten.

Und bereits seit geraumer Zeit klagten einzelne, daß ihnen kleinere Geldbeträge fehlten, ohne daß sie jedoch bestimmte Vermutungen hätten aussprechen können.

Beineberg war der erste, der mit Gewißheit sagen konnte, daß ihm – in der Vorwoche – ein größerer Betrag gestohlen worden sei. Aber nur Reiting und Törleß wußten darum.

Sie hatten die Diener im Verdachte.

«So erzähl doch!» bat Törleß, aber Reiting machte ihm rasch ein Zeichen: «Pst! Später. Es weiß noch niemand davon.»

«Ein Diener?» flüsterte Törleß.

«Nein.»

«So deute doch wenigstens an, wer?»

Reiting wandte sich von den übrigen ab und sagte leise: «B.» Niemand außer Törleß hatte etwas von diesem vorsichtig geführten Gespräche verstanden. Aber auf diesen wirkte die Mitteilung wie ein Überfall. B.? – das konnte nur Basini sein. Und das war doch nicht möglich! Seine Mutter war eine vermögende Dame, sein Vormund Exzellenz. Törleß wollte es nicht glauben, und dazwischen schnitt der Gedanke an Boženas Erzählung hindurch.

Er konnte kaum den Augenblick erwarten, da die anderen zum Speisen gingen. Beineberg und Reiting blieben zurück, indem sie vorgaben, noch vom Nachmittage her übersättigt zu sein.

Reiting machte den Vorschlag, doch lieber vorerst «hinauf» zu gehen.

Sie traten auf den Gang hinaus, der sich endlos lang vor dem Lehrraum dehnte. Die flackernden Gasflammen erhellten ihn nur auf kurze Strecken, und die Schritte hallten von Nische zu Nische,

wenn man auch noch so leise auftrat ...

Vielleicht fünfzig Meter von der Türe entfernt, führte eine Stiege in das zweite Stockwerk, in welchem sich das Naturalienkabinett, noch andere Lehrmittelsammlungen und eine Menge leerstehender Zimmer befanden.

Von hier aus wurde die Treppe schmal und stieg in kurzen, rechtwinklig aneinander stoßenden Absätzen zum Dachboden empor. Und – wie alte Gebäude oft unlogisch, mit einer Verschwendung von Winkeln und unmotivierten Stufen gebaut sind – führte sie noch um ein beträchtliches über das Niveau des Bodens hinaus, so daß es jenseits der schweren, eisernen, versperrten Türe, durch welche sie abgeschlossen war, eigens einer Holzstiege bedurfte, um zu ihm hinab zu gelangen.

Diesseits aber entstand auf diese Weise ein mehrere Meter hoher verlorener Raum, der bis zum Gebälke hinaufreichte. In diesem, der wohl niemals betreten wurde, hatte man alte Kulissen gelagert, die von unvordenklichen Theateraufführungen herrührten.

Das Tageslicht erstickte selbst an hellen Mittagen auf dieser Treppe in einer Dämmerung, die von altem Staube gesättigt war, denn dieser Bodenaufgang, der gegen den Flügel des mächtigen Gebäudes zu lag, wurde fast nie benützt.

Von dem letzten Absatze der Stiege schwang sich Beineberg über das Geländer und ließ sich, indem er sich an dessen Gitterstäben festhielt, zwischen die Kulissen hinunter, welchem Beispiele Reiting und Törleß folgten. Dort konnten sie auf einer Kiste, welche eigens zu diesem Zwecke hingeschafft worden war, festen Fuß fassen und gelangten von ihr mit einem Sprunge auf den Fußboden.

Selbst wenn sich das Auge eines auf der Stiege Stehenden an das Dunkel gewöhnt gehabt hätte, so wäre es ihm doch unmöglich gewesen, von dort aus mehr als ein regelloses Durcheinander zackiger, mannigfach ineinander geschobener Kulissen zu unterscheiden.

Als jedoch Beineberg eine von ihnen ein wenig zur Seite rückte, öffnete sich den unten Stehenden ein schmaler, schlauchartiger Durchgang.

Sie versteckten die Kiste, welche ihnen beim Abstiege gedient hatte, und drangen zwischen die Kulissen ein.

Hier wurde es vollständig dunkel, und es bedurfte einer sehr genauen Kenntnis des Ortes, um weiterzufinden. Hie und da raschelte eine der großen leinenen Wände, wenn sie gestreift wurde, es rieselte über den Fußboden wie von aufgeschreckten Mäusen, und ein modriger Alter-Truhen-Geruch stäubte auf.

Die drei dieses Weges Gewohnten tasteten sich unendlich vorsichtig, Schritt für Schritt bedacht, nicht an eine der als Fallstrick und Warnsignal über den Boden gespannten Schnüre zu stoßen, vorwärts.

Es verging geraume Zeit, bis sie zu einer kleinen Türe gelangten, welche rechter Hand, knapp vor der den Boden abtrennenden Mauer, angebracht war.

Als Beineberg diese öffnete, befanden sie sich in einem schmalen Raume unterhalb des obersten Stiegenabsatzes, der bei dem Lichte einer kleinen, flackernden Öllampe, welche Beineberg angezündet hatte, abenteuerlich genug aussah.

Die Decke war nur in jenem Teile wagrecht, der unmittelbar unter dem Treppenabsatze lag, und auch hier nur so hoch, daß man knapp aufrecht stehen konnte. Nach hinten zu schrägte sie sich

aber, dem Profile der Stiege folgend, ab und endigte in einem spitzen Winkel. Mit der diesem gegenüberliegenden Stirnseite stieß der kleine Raum an die dünne Zwischenmauer, welche den Dachboden von dem Stiegenhause trennte, und erhielt eine längsseitige natürliche Begrenzung durch das Gemäuer, an dem die Stiege hochgeführt war. Bloß die zweite Seitenwand, in welcher die Türe angebracht war, schien erst eigens hinzugekommen zu sein. Sie verdankte wohl der Absicht ihr Entstehen, hier eine kleine Kammer für Geräte zu schaffen, vielleicht auch nur einer Laune des Baumeisters, dem beim Anblicke dieses finsternen Winkels der mittelalterliche Einfall gekommen sein mochte, ihn zu einem Versteck vermauern zu lassen.

Jedenfalls gab es außer den Dreien kaum einen Menschen im ganzen Institute, der von dem Bestehen dieses Raumes wußte, geschweige denn daran dachte, ihm irgendeine Bestimmung zu geben.

So konnten sie sich denselben ganz nach ihrem abenteuerlichen Sinne ausstatten.

Die Wände waren vollständig mit einem blutroten Fahnenstoff ausgekleidet, den Reiting und Beineberg aus einem der Bodenräume entwendet hatten, und der Fußboden war mit einer doppelten Lage dicker, wolliger Kotzen bedeckt, wie solche im Winter in den Schlafsälen als zweite Decken dienten. In dem vorderen Teile der Kammer standen niedere, mit Stoff überzogene Kistchen, die als Sitze verwendet wurden; hinten, wo Fußboden und Decke in den spitzen Winkel ausliefen, war eine Schlafstätte hergerichtet. Sie bot ein Lager für drei bis vier Personen, das sich durch einen Vorhang verdunkeln und von dem vorderen Teile der Kammer abtrennen ließ.

An der Wand hing neben der Türe ein geladener Revolver.

Törleß liebte diese Kammer nicht. Ihre Enge und dieses Alleinsein gefielen ihm wohl, man war wie tief in dem Inneren eines Berges, und der Geruch der alten, verstaubten Kulissen durchzog ihn mit unbestimmten Empfindungen. Aber die Verstecktheit, diese Alarmschnüre, dieser Revolver, der eine äußerste Illusion von Trotz und Heimlichkeit geben sollte, kamen ihm lächerlich vor. Es war, als wollte man sich einreden, ein Räuberleben zu führen.

Törleß tat dabei eigentlich nur mit, weil er hinter den beiden anderen nicht zurückstehen wollte. Beineberg und Reiting aber nahmen diese Dinge furchtbar ernst. Das wußte Törleß. Er wußte, daß Beineberg zu allen Keller- und Bodenräumen des Institutes Nachschlüssel besaß. Wußte, daß dieser oft für mehrere Stunden von der Klasse verschwand, um irgendwo – hoch oben in den Sparren des Dachstuhles oder unter der Erde in einem der vielen verzweigten, verfallenden Gewölbe – zu sitzen und bei dem Scheine einer kleinen Laterne, die er stets bei sich trug, abenteuerliche Geschichten zu lesen oder sich Gedanken über die übernatürlichen Dinge eingeben zu lassen.

Ähnliches wußte er auch von Reiting. Dieser hatte gleichfalls seine versteckten Winkel, in denen er geheime Tagebücher aufbewahrte; nur waren diese mit verworrenen Plänen für die Zukunft ausgefüllt und mit genauen Aufzeichnungen über Ursache, Inszenesetzung und Verlauf der zahlreichen Intrigen, die er unter seinen Kameraden anstiftete. Denn Reiting kannte kein größeres Vergnügen, als Menschen gegeneinander zu hetzen, den einen mit Hilfe des anderen unterzukriegen und sich an abgezwungenen Gefälligkeiten und Schmeicheleien zu weiden, hinter deren Hülle er noch das Widerstreben des Hasses fühlen konnte.

«Ich übe mich dabei», war die einzige Entschuldigung, und er gab sie mit liebenswürdigem Lachen. Zur Übung sollte ihm auch reichen, daß er fast täglich an irgendeinem entlegenen Orte, sei es gegen eine Wand, sei es gegen einen Baum oder einen Tisch, boxte, um seine Arme

zu stärken und seine Hände durch Schwielen abzuhärten.

Törleß wußte um all dies, aber er verstand es nur bis zu einem gewissen Punkte. Er war einige Male sowohl Reiting als Beineberg auf ihren eigenwilligen Wegen gefolgt. Das Ungewöhnliche daran hatte ihm ja gefallen. Und auch das liebte er, hernach in die Tageshelle zu treten, unter alle Kameraden, mitten in die Heiterkeit hinein, während er in sich, in seinen Augen und Ohren, noch die Erregungen der Einsamkeit und die Halluzinationen der Dunkelheit zittern fühlte. Wenn ihm aber Beineberg oder Reiting bei solcher Gelegenheit, um jemanden zu haben, vor dem sie von sich sprechen konnten, auseinandersetzen, was sie bei all dem bewegte, versagte sein Verständnis. Er fand Reiting sogar überspannt. Dieser sprach nämlich mit Vorliebe davon, daß sein Vater eine merkwürdig unstete, später verschollene Person gewesen sei. Sein Name sollte überhaupt nur ein Inkognito für den eines sehr hohen Geschlechtes sein. Er dachte von seiner Mutter noch einmal in weitgehende Ansprüche eingeweiht zu werden, rechnete mit Staatsstreichen und großer Politik und wollte demzufolge Offizier werden.

Solche Absichten konnte sich Törleß ernstlich gar nicht vorstellen. Die Jahrhunderte der Revolutionen schienen ihm ein für alle Male vorbei. Dennoch verstand Reiting Ernst zu machen. Vorläufig freilich nur im kleinen. Er war ein Tyrann und unnachsichtig gegen den, der sich ihm widersetzte. Sein Anhang wechselte von Tag zu Tag, aber immer war die Majorität auf seiner Seite. Darin bestand sein Talent. – Gegen Beineberg hatte er vor ein oder zwei Jahren einen großen Krieg geführt, der mit dessen Niederlage endete. Beineberg war zum Schlusse ziemlich isoliert dagestanden, obwohl er in der Beurteilung der Personen, an Kaltblütigkeit und dem Vermögen, Antipathien gegen ihm Mißliebige zu erregen, kaum hinter seinem Gegner zurückstand. Aber ihm fehlte das Liebenswürdige und Gewinnende desselben. Seine Gelassenheit und seine philosophische Salbung flößten fast allen Mißtrauen ein. Man vermutete garstige Exzesse irgendwelcher Art am Grunde seines Wesens. Dennoch hatte er Reiting große Schwierigkeiten bereitet, und dessen Sieg war fast nur ein zufälliger gewesen. Seit der Zeit hielten sie aus gemeinschaftlichem Interesse zusammen.

Törleß hingegen wurde von diesen Dingen gleichgültig gelassen. Er besaß daher auch kein Geschick in ihnen. Dennoch war er mit in diese Welt eingeschlossen und konnte täglich vor Augen sehen, was es bedeute, in einem Staate – denn jede Klasse ist in einem solchen Institute ein kleiner Staat für sich – die erste Rolle innezuhaben. Deswegen hatte er einen gewissen scheuen Respekt vor seinen beiden Freunden. Die Anwandlungen, die er manchmal hatte, es ihnen gleichzutun, blieben in dilettantischen Versuchen stecken. Dadurch geriet er, der ohnedies jünger war, in das Verhältnis eines Schülers oder Gehilfen zu ihnen. Er genoß ihren Schutz, sie aber hörten gerne seinen Rat. Denn Törleß' Geist war der beweglichste. Einmal auf eine Fährte gesetzt, war er im Ausdenken der winkelzünftigsten Kombinationen überaus fruchtbar. Es vermochte auch keiner so genau wie er die verschiedenen, von dem Verhalten eines Menschen in einer gegebenen Lage zu erwartenden Möglichkeiten vorauszusagen. Nur wo es sich darum handelte, einen Entschluß zu fassen, von den vorhandenen psychologischen Möglichkeiten eine auf eigene Gefahr als bestimmt anzunehmen und danach zu handeln, versagte er, verlor das Interesse und hatte keine Energie. Seine Rolle als geheimer Generalstabschef machte ihm aber Spaß. Um so mehr, als sie so ziemlich das einzige war, das in seine tiefinnerliche Langweile einige Bewegung brachte.

Manchmal kam ihm aber doch zu Bewußtsein, was er durch diese innerliche Abhängigkeit einbüßte. Er fühlte, daß ihm alles, was er tat, nur ein Spiel war. Nur etwas, das ihm half, über die Zeit dieser Larvenexistenz im Institute hinwegzukommen. Ohne Bezug auf sein eigentliches Wesen, das erst dahinter, in noch unbestimmter zeitlicher Entfernung kommen werde.

Wenn er nämlich bei gewissen Gelegenheiten sah, wie sehr seine beiden Freunde diese Dinge ernstnahmen, fühlte er sein Verständnis versagen. Er hätte sich gerne über sie lustig gemacht, hatte aber doch Angst, daß hinter ihren Phantastereien mehr Wahres stecken könnte, als er einzusehen vermochte. Er fühlte sich gewissermaßen zwischen zwei Welten zerrissen: Einer solid bürgerlichen, in der schließlich doch alles geregelt und vernünftig zugeht, wie er es von zu Hause her gewohnt war, und einer abenteuerlichen, voll Dunkelheit, Geheimnis, Blut und ungeahnter Überraschungen. Die eine schien dann die andere auszuschließen. Ein spöttisches Lächeln, das er gerne auf seinen Lippen festgehalten hätte, und ein Schauer, der ihm über den Rücken fuhr, kreuzten sich. Ein Flimmern der Gedanken entstand ...

Dann sehnte er sich danach, endlich etwas Bestimmtes in sich zu fühlen; feste Bedürfnisse, die zwischen Gutem und Schlechtem, Brauchbarem und Unbrauchbarem schieden; sich wählen zu wissen, wenn auch falsch – besser doch, als überempfindlich alles in sich aufzunehmen ...

Als er in die Kammer getreten war, hatte sich diese innere Zwiespältigkeit, wie stets an diesem Orte, wieder seiner bemächtigt.

Reiting hatte unterdessen zu erzählen angefangen:

Basini war ihm Geld schuldig gewesen, hatte ihn von einem Termin zum andern vertröstet; jedesmal unter Ehrenwort. «Ich hatte ja soweit nichts dagegen», meinte Reiting, «je länger es so ging, desto mehr wurde er von mir abhängig. Ein drei- oder vierfach gebrochenes Ehrenwort ist am Ende doch keine Kleinigkeit? Aber schließlich brauchte ich mein Geld selbst. Ich machte ihn darauf aufmerksam, und er schwor hoch und heilig. Hielt natürlich wieder nicht Wort. Da erklärte ich ihm, daß ich ihn anzeigen würde. Er bat um zwei Tage Zeit, weil er eine Sendung von seinem Vormunde erwarte. Ich aber erkundigte mich einstweilen ein wenig um seine Verhältnisse. Wollte wissen, von wem er etwa noch abhängig sei; man muß doch damit rechnen können.

Was ich erfuhr, war mir nicht gerade angenehm. Er hatte bei Dschjusch Schulden und noch bei einigen anderen. Einen Teil davon hatte er schon gezahlt, natürlich von dem Gelde, das er mir schuldig blieb. Die anderen brannten ihm unter den Nägeln. Mich ärgerte das. Hielt er mich für den Gutmütigsten? Das wäre mir kaum sympathisch gewesen. Aber ich dachte mir: «Abwarten. Es wird sich schon Gelegenheit finden, ihm solche Irrtümer auszutreiben.» Gesprächsweise hatte er mir einmal die Summe des erwarteten Betrags genannt, um mich zu beruhigen, daß diese größer sei als mein Guthaben. Ich fragte nun genau herum und brachte heraus, daß für die Gesamtsumme der Schulden der Betrag bei weitem nicht ausreichte. «Aha,» dachte ich mir, «jetzt wird er es wohl noch einmal probieren.»

Und richtig kam er ganz vertraulich zu mir und bat, weil die andern so sehr drängten, um ein wenig Nachsicht. Ich blieb aber diesmal ganz kalt. «Bettel die andern,» sagte ich ihm, «ich bin nicht gewohnt, nach ihnen zu kommen.» «Dich kenne ich besser, zu dir habe ich mehr Vertrauen», versuchte er. «Mein letztes Wort: Du bringst mir morgen das Geld oder ich lege dir meine Bedingungen auf.» «Was für Bedingungen?» erkundigte er sich. Das hättet ihr hören sollen! Als ob er bereit wäre, seine Seele zu verkaufen. «Was für Bedingungen? Oho! Du mußt mir in allem, was ich unternehme, Gefolgschaft leisten.» «Wenn es weiter nichts ist? Das tue ich gewiß, ich halte von selbst gerne zu dir.» «Oh, nicht nur wenn es dir Vergnügen macht; du mußt ausführen, was immer ich will, – in blindem Gehorsam!» Jetzt sah er mich so schief, halb grinsend und halb verlegen, an. Er wußte nicht, wie weit er sich einlassen könne, wie weit es mir Ernst sei. Er hätte mir wahrscheinlich gerne alles versprochen, aber er mußte wohl fürchten, daß ich ihn nur auf die Probe stelle. Schließlich sagte er daher und wurde rot: «Ich werde dir das Geld bringen.» Mir machte er Spaß, das war so ein Mensch, den ich bisher unter den fünfzig anderen

gar nicht beachtet hatte. Er zählte doch nie mit, nicht? Und nun war er mir plötzlich so ganz nahe getreten, daß ich ihn bis ins kleinste sah. Ich wußte gewiß, daß der bereit sei, sich zu verkaufen; ohne viel Aufhebens, wenn nur niemand darum wußte. Es war wirklich eine Überraschung, und es gibt gar nichts Schöneres, als wenn einem ein Mensch plötzlich auf solche Weise offenbar wird, seine bisher unbeachtete Art zu leben plötzlich vor einem liegt wie die Gänge eines Wurms, wenn das Holz entzwei springt ...

Am nächsten Tage brachte er mir richtig das Geld. Ja mehr als das, er lud mich ein, mit ihm im Kasino etwas zu trinken. Er bestellte Wein, Torte, Zigaretten und bat mich, mir aufwarten zu dürfen – aus «Dankbarkeit», weil ich so geduldig gewesen sei. Mir war nur unangenehm, daß er dabei so furchtbar harmlos tat. So als ob nie zwischen uns ein verletzendes Wort gefallen wäre. Ich deutete darauf hin; er wurde nur noch herzlicher. Es war so, als ob er sich mir entwinden, sich mir wieder gleichsetzen wollte. Er machte sich von nichts mehr wissen, mit jedem zweiten Worte drängte er mir eine Beteuerung seiner Freundschaft auf; nur in seinen Augen war etwas, das sich an mich klammerte, als ob er sich fürchte, das künstlich geschaffene Gefühl der Nähe wieder zu verlieren. Schließlich wurde er mir zuwider. Ich dachte: «glaubt er denn, ich müsse mir das gefallen lassen?» und sann nach, wie ich ihm eins moralisch vor den Kopf geben könnte. Nach etwas recht Verletzendem suchte ich. Dabei fiel mir ein, daß mir Beineberg am Morgen erzählt hatte, ihm sei Geld gestohlen worden. Ganz nebenbei fiel es mir ein. Aber es kehrte wieder. Und es schnürte mir förmlich den Hals zusammen. «Es käme doch wunderbar gelegen»; dachte ich mir und fragte ihn beiläufig, wieviel Geld er denn noch besitze. Die Rechnung, die ich daraufhin anstellte, stimmte. «Wer war denn so dumm, dir trotz allem noch Geld zu borgen?» fragte ich lachend. «Hofmeier.»

Ich glaube, ich zitterte vor Freude. Hofmeier war nämlich zwei Stunden vorher bei mir gewesen, um sich selbst etwas Geld zu entleihen. So war das, was mir vor ein paar Minuten durch den Kopf gefahren war, plötzlich Wirklichkeit geworden. Nicht anders, als wenn du zufällig, scherzend denkst: Dieses Haus sollte jetzt brennen, und im nächsten Augenblick schießt das Feuer schon meterhoch empor ...

Ich überschlug rasch noch einmal alle Möglichkeiten; freilich, Gewißheit war ja nicht zu gewinnen, aber mein Gefühl genügte mir. So neigte ich mich denn zu ihm hin und sagte in wirklich lebenswürdigster Weise, so als ob ich ihm ganz sanft ein schlankes, spitzes Stäbchen ins Gehirn hineintriebe: «Schau doch, lieber Basini, warum willst du mich anlügen?» Wie ich das sagte, schienen seine Augen ängstlich im Kopfe zu schwimmen, ich aber fuhr fort: «Du kannst ja vielleicht bald jemandem etwas vormachen, aber gerade ich bin nicht der Richtige. Du weißt doch, Beineberg. ...» Er wurde nicht rot und nicht bleich, es schien, als warte er auf Lösung eines Mißverständnisses. «Na, um es kurz zu machen,» sagte ich da, «das Geld, wovon du mir deine Schuld bezahltest, hast du heute nacht aus Beinebergs Schublade genommen!»

Ich lehnte mich zurück, um den Eindruck zu beobachten. Er war kirschrot geworden; die Worte, an denen er würgte, trieben ihm den Speichel auf die Lippen; endlich vermochte er zu sprechen. Es war ein ganzer Guß von Beschuldigungen gegen mich: wie ich mich unterstehen könne, so etwas zu behaupten; was denn eine solche schimpfliche Vermutung auch nur im entferntesten rechtfertige; daß ich nur Streit mit ihm suche, weil er der Schwächere sei; daß ich es nur aus Ärger tue, weil er nach Zahlung seiner Schulden von mir erlöst sei; daß er aber die Klasse anrufen werde, ... den Präfekten, ... den Direktor; daß Gott seine Unschuld bezeugen möge, und so weiter ins Unendliche. Mir wurde wirklich schon bange, daß ich ihm unrecht getan und ihn unnötig verletzt habe, so hübsch stand ihm die Röte im Gesicht; ... wie ein gequältes, wehrloses, kleines Tierchen sah er aus. Aber es litt mich doch nicht, so ohne weiteres beizugeben. So hielt



ich denn ein spöttisches Lächeln fest, – eigentlich fast nur aus Verlegenheit, – mit dem ich alle seine Reden anhörte. Hie und da nickte ich dazu und sagte ruhig: «Aber ich weiß es doch.»

Nach einer Weile wurde auch er ruhig. Ich lächelte weiter. Ich hatte ein Gefühl, als ob ich ihn durch dieses Lächeln allein zum Diebe machen könnte, selbst wenn er es noch nicht gewesen wäre. «Und zum Gutmachen», dachte ich mir, «ist auch später immer noch Zeit.»

Wieder nach einer Weile, während deren er mich von Zeit zu Zeit heimlich angesehen hatte, wurde er plötzlich bleich. Eine merkwürdige Veränderung ging mit seinem Gesichte vor. Die förmlich unschuldige Anmut, die es vorher verschönt hatte, schwand; wie es schien, mit der Farbe. Es sah nun grünlich aus, käsig, verquollen. Ich hatte so etwas vorher nur ein einziges Mal gesehen, – als ich auf der Straße hinzukam, wie man einen Mörder arretierte. Der war auch unter den anderen Leuten umhergegangen, ohne daß man ihm das geringste hätte anmerken können. Als ihm aber der Schutzmann die Hand auf die Schulter legte, war er plötzlich ein anderer Mensch geworden. Sein Gesicht hatte sich verwandelt, und seine Augen starrten erschrocken und nach einem Ausweg suchend aus einer wahren Galgenphysiognomie.

Daran wurde ich durch den Wechsel in Basinis Ausdruck erinnert; ich wußte nun alles und wartete nur noch ...

Und es kam auch so. Ohne daß ich etwas gesagt hätte, fing Basini – von dem Schweigen erschöpft – zu weinen an und bat mich um Gnade. Er habe das Geld ja nur in der Not genommen; wenn ich nicht daraufgekommen wäre, hätte er es so bald wieder zurückgegeben, daß niemand darum gewußt hätte. Ich solle doch nicht sagen, er habe gestohlen; er habe es sich ja nur heimlich ausgeliehen ...; weiter kam er nicht vor Tränen.

Danach aber bettelte er mich von neuem. Er wolle mir gehorsam sein, alles tun, was überhaupt ich wünsche, nur solle ich niemandem davon erzählen. Um diesen Preis bot er sich mir förmlich zum Sklaven an, und die Mischung von List und gieriger Angst, die sich dabei in seinen Augen krümmte, war widerwärtig. Ich versprach ihm daher auch nur kurz, mir noch überlegen zu wollen, was mit ihm geschehen werde, sagte aber, daß dies in erster Linie Beinebergs Sache sei. «Was sollen wir nun eurer Meinung nach mit ihm anfangen?»

Während Reiting erzählte, hatte Törleß wortlos, mit geschlossenen Augen zugehört. Von Zeit zu Zeit war ihm ein Frösteln bis in die Fingerspitzen gelaufen, und in seinem Kopfe stießen die Gedanken wild und ungeordnet in die Höhe wie Blasen in siedendem Wasser. Man sagt, daß es so dem ergehe, der zum ersten Male das Weib sehe, welches bestimmt ist, ihn in eine vernichtende Leidenschaft zu verwickeln. Man behauptet, daß es einen solchen Augenblick des Sichbückens, Kräfteheraufholens, Atemanhaltens, einen Augenblick äußeren Schweigens über gespanntester Innerlichkeit zwischen zwei Menschen gebe. Keinesfalls ist zu sagen, was in diesem Augenblicke vorgeht. Er ist gleichsam der Schatten, den die Leidenschaft vorauswirft. Ein organischer Schatten; eine Lockerung aller früheren Spannungen und zugleich ein Zustand plötzlicher, neuer Gebundenheit, in dem schon die ganze Zukunft enthalten ist; eine auf die Schärfe eines Nadelstichs konzentrierte Inkubation ... Und er ist andererseits ein Nichts, ein dumpfes, unbestimmtes Gefühl, eine Schwäche, eine Angst ...

So fühlte es Törleß. Was Reiting von sich und Basini erzählte, schien ihm, wenn er sich darüber befragte, ohne Belang zu sein. Ein leichtsinniges Vergehen und eine feige Schlechtigkeit von seiten Basinis, worauf nun sicher irgendeine grausame Laune Reitings folgen werde. Andererseits aber fühlte er wie in einer bangen Ahnung, daß die Ereignisse nun eine ganz persönliche Wendung gegen ihn genommen hatten, und in dem Zwischenfalle lag etwas, das ihn wie mit einer scharfen Spitze bedrohte.

Er mußte sich Basini bei Božena vorstellen, und er sah in der Kammer umher. Ihre Wände schienen ihm zu drohen, sich auf ihn zu senken, wie mit blutigen Händen nach ihm zu greifen, der Revolver rückte auf seinem Platze hin und her ...

Da war nun etwas zum ersten Male wie ein Stein in die unbestimmte Einsamkeit seiner Träumereien gefallen; es war da; da ließ sich nichts machen; es war Wirklichkeit. Gestern war Basini noch genau so wie er selbst gewesen; eine Falltüre hatte sich geöffnet, und Basini war gestürzt. Genau so, wie es Reiting schilderte: eine plötzliche Veränderung, und der Mensch hat gewechselt ...

Und wieder verknüpfte sich das irgendwie mit Božena. Seine Gedanken hatten Blasphemie getrieben. Ein fauler, süßer Geruch, der aus ihnen aufgestiegen war, hatte ihn verwirrt. Und diese tiefe Erniedrigung, diese Selbstaufgabe, dieses von den schweren, blassen, giftigen Blättern der Schande Bedecktwerden, das wie ein unkörperliches, fernes Spiegelbild durch seine Träume gezogen war, war nun plötzlich mit Basini – geschehen.

Es war also etwas, womit man wirklich rechnen muß, vor dem man sich hüten muß, das plötzlich aus den schweigsamen Spiegeln der Gedanken hervorspringen kann? ...

Dann war aber auch alles andere möglich. Dann waren Reiting und Beineberg möglich. War diese Kammer möglich ... Dann war es auch möglich, daß von der hellen, täglichen Welt, die er bisher allein gekannt hatte, ein Tor zu einer anderen, dumpfen, brandenden, leidenschaftlichen, nackten, vernichtenden führe. Daß zwischen jenen Menschen, deren Leben sich wie in einem durchsichtigen und festen Bau von Glas und Eisen geregelt zwischen Bureau und Familie bewegt, und anderen, Herabgestoßenen, Blutigen, ausschweifend Schmutzigen, in verwirrten Gängen voll brüllender Stimmen Irrenden, nicht nur ein Übergang besteht, sondern ihre Grenzen heimlich und nahe und jeden Augenblick überschreitbar aneinanderstoßen ...

Und die Frage bliebe nur: wie ist es möglich? Was geschieht in solchem Augenblicke? Was schießt da schreiend in die Höhe und was verlischt plötzlich? ...

Das waren die Fragen, die für Törleß mit diesem Ereignisse heraufstiegen. Sie stiegen undeutlich herauf, mit verschlossenen Lippen, von einem dumpfen, unbestimmten Gefühl ... einer Schwäche, einer Angst verhüllt.

Aber doch klang wie von ferne, abgerissen und vereinzelt, manches ihrer Worte in Törleß auf und erfüllte ihn mit banger Erwartung.

In diesen Augenblick fiel Reitings Anfrage.

Törleß begann sofort zu sprechen. Er gehorchte dabei einem plötzlichen Antriebe, einer Bestürzung. Es schien ihm, daß irgend etwas Entscheidendes bevorstehe, und er erschrak vor diesem Heranrückenden, wollte ausweichen, eine Frist gewinnen ... Er sprach, aber im selben Augenblicke fühlte er, daß er nur Uneigentliches vorzubringen habe, daß seine Worte ohne inneren Rückhalt seien und gar nicht seine wirkliche Meinung ...

Er sagte: «Basini ist ein Dieb.» Und der bestimmte, harte Klang dieses Wortes tat ihm so wohl, daß er zweimal wiederholte. «... ein Dieb. Und einen solchen bestraft man – überall, in der ganzen Welt. Er muß angezeigt, aus dem Institute entfernt werden! Mag er sich draußen bessern, zu uns paßt er nicht mehr!»

Aber Reiting sagte mit einem Ausdrucke unangenehmen Betroffenseins: «Nein, wozu es gleich zum Äußersten treiben?»

«Wozu? Ja, findest du denn das nicht selbstverständlich?»

«Durchaus nicht. Du machst ja gerade so, als ob der Schwefelregen schon vor der Tür stünde, um uns alle zu vernichten, wenn wir Basini noch länger unter uns behielten. Dabei ist die Sache doch nicht gar so fürchterlich.»

«Wie kannst du das sagen! Du willst also mit einem Menschen, der gestohlen hat, der sich dir dann zur Magd, zum Sklaven angeboten hat, tagtäglich weiter zusammen sitzen, zusammen essen, zusammen schlafen?! Ich verstehe das gar nicht. Wir werden doch gemeinsam erzogen, weil wir gemeinsam zur selben Gesellschaft gehören. Wird es dir gleich sein, wenn du seinerzeit vielleicht im selben Regiment mit ihm stehst oder im selben Ministerium arbeitest, wenn er in denselben Familien verkehrt wie du, – vielleicht deiner eigenen Schwester den Hof macht ...?»

«Nun seh einer, ob du nicht übertreibst?!» lachte Reiting, «du tust, als ob wir einer Bruderschaft fürs Leben angehörten! Glaubst du denn, daß wir immer ein Siegel an ans herumtragen werden: Stammt aus dem Konvikte zu W. Ist mit besonderen Vorrechten und Verpflichtungen behaftet? Später geht ja doch jeder von uns seinen eigenen Weg, und jeder wird das, wozu er berechtigt ist, denn es gibt nicht nur eine Gesellschaft. Ich meine daher, wir brauchen uns nicht über die Zukunft den Kopf zu zerbrechen. Und was das Gegenwärtige betrifft, habe ich ja nicht gesagt, daß wir mit Basini Kameradschaft halten sollen. Es wird sich schon irgendwie so finden lassen, daß die Distanz gewahrt bleibt, Basini ist in unserer Hand, wir können mit ihm machen, was wir wollen, meinetwegen kannst du ihn zweimal täglich anspucken: wo bleibt da, solange er es sich gefallen läßt, die Gemeinsamkeit? Und lehnt er sich auf, können wir ihm immer noch den Herrn zeigen ... Du mußt nur die Idee fallen lassen, daß zwischen uns und Basini irgendeine andere Zusammengehörigkeit bestehe, als die, daß uns seine Gemeinheit Vergnügen bereitet!»

Obleich Törleß gar nicht von seiner Sache überzeugt war, ereiferte er sich weiter: «Höre, Reiting, warum nimmst du dich Basinis so warm an?»

«Nehme ich mich seiner an? Das weiß ich gar nicht. Überhaupt habe ich gewiß keinen besonderen Grund; mir ist die ganze Geschichte grenzenlos gleichgültig. Mich ärgert ja nur, daß du übertreibst. Was steckt dir im Kopfe? So eine Art Idealismus, meine ich. Heilige Begeisterung für das Institut oder für die Gerechtigkeit. Du hast keine Ahnung, wie fad und musterhaft das klingt. Oder hast du am Ende», und Reiting blinzelte verdächtigend zu Törleß hinüber, «irgendeinen anderen Grund, weswegen Basini hinausfliegen soll, und willst bloß nicht Farbe bekennen? Irgendeine alte Rache? Dann sag es doch! Denn, wenn es dafür steht, können wir ja wirklich die günstige Gelegenheit benützen.»

Törleß wandte sich an Beineberg. Aber dieser grinste nur. Er sog zwischen dem Sprechen an einem langen Tschibuk, saß mit orientalisches gekreuzten Beinen und sah mit seinen abstehenden Ohren in der zweifelhaften Beleuchtung wie ein groteskes Götzenbild aus. «Meinetwegen könnt ihr machen, was ihr wollt; mir ist es nicht um das Geld zu tun und um die Gerechtigkeit auch nicht. In Indien würde man ihm einen gespitzten Bambus durch den Darm treiben; das wäre wenigstens ein Vergnügen. Er ist dumm und feig, da ist es weiter nicht schade um ihn, und es war mir wirklich Zeit meines Lebens höchst egal, was mit solchen Leuten geschieht. Sie selbst sind nichts, und was aus ihrer Seele noch werden mag, wissen wir nicht. Allah schenke eurem Urteil seine Gnade!»

Törleß erwiderte nichts. Nachdem ihm Reiting widersprochen und Beineberg die Entscheidung zwischen ihnen unbeeinflusst gelassen hatte, war er am Ende. Er vermochte keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen; er fühlte, daß er gar kein Verlangen mehr habe, das Ungewisse, Kommende aufzuhalten.

Also wurde ein Vorschlag angenommen, den Reiting nun machte. Es wurde beschlossen, Basini vorderhand unter Aufsicht, gewissermaßen unter Kuratel zu stellen und ihm so Gelegenheit zu bieten, daß er sich wieder herausarbeiten könne. Seine Einnahmen und Ausgaben sollten von nun an streng geprüft werden und seine Beziehungen zu den übrigen von der Erlaubnis der drei abhängen.

Dieser Beschluß war scheinbar sehr korrekt und wohlwollend. «Musterhaft fad», wie Reiting diesmal *nicht* sagte. Denn, ohne daß sie es sich eingestanden, fühlte jeder, daß hier nur eine Art Zwischenzustand geschaffen werden sollte. Reiting hätte ungerne auf eine Fortsetzung dieser Angelegenheit verzichtet, da sie ihm Vergnügen bereitete, aber andererseits war er sich noch nicht klar, welche Wendung er ihr weiter geben sollte. Und Törleß war durch den bloßen Gedanken, daß er nun täglich mit Basini zu tun haben werde, wie gelähmt.

Als er vorhin das Wort «Dieb» ausgesprochen hatte, war ihm für einen Augenblick leichter geworden. Es war wie ein Hinausstellen, Vonsichwegschieben der Dinge gewesen, die in ihm wühlten.

Aber die Fragen, die gleich darauf wieder auftauchten, vermochte dieses einfache Wort nicht zu lösen. Sie waren jetzt deutlicher geworden, wo es nicht mehr galt ihnen auszuweichen.

Törleß sah von Reiting zu Beineberg, schloß die Augen, wiederholte sich den gefaßten Beschluß, sah wieder auf ... Er wußte ja selbst nicht mehr, war es nur seine Phantasie, die sich wie ein riesiges Zerrglas über die Dinge legte, oder war es wahr, war alles so, wie es unheimlich vor ihm aufdämmerte? Und wußten nur Beineberg und Reiting nichts von diesen Fragen? Obwohl gerade sie sich von Anfang an heimisch in dieser Welt bewegt hatten, die ihm nun auf einmal erst so fremd erschien?

Törleß fürchtete sich vor ihnen. Aber er fürchtete sich nur so, wie man sich vor einem Riesen fürchtet, den man blind und dumm weiß ...

Eines aber war entschieden: Er war jetzt viel weiter als vor einer Viertelstunde noch. Die Möglichkeit einer Umkehr war vorüber. Eine leise Neugierde stieg auf, wie es nun wohl kommen werde, da er gegen seinen Willen festgehalten sei. Alles, was sich in ihm regte, lag noch im Dunkeln, aber doch spürte er schon eine Lust, in die Gebilde dieser Finsternis hineinzustarren, welche die anderen nicht bemerkten. Ein feines Frösteln war in diese Lust gemengt. Als ob über seinem Leben nun beständig ein grauer, verhängter Himmel stehen werde – mit großen Wolken, ungeheuren, wechselnden Gestalten und der immer neuen Frage: Sind es Ungeheuer? Sind es nur Wolken?

Und diese Frage nur für ihn! Als Geheimes, den anderen Fremdes, Verbotenes ...

So begann Basini sich zum ersten Male jener Bedeutung zu nähern, die er späterhin in Törleß' Leben einnehmen sollte.

Am nächsten Tage wurde Basini unter Kuratel gesetzt.

Nicht ganz ohne einige Feierlichkeit. Man benützte eine Morgenstunde, während welcher man sich den Freiübungen, die auf einer großen Wiese im Parke stattfanden, entzogen hatte.

Reiting hielt eine Art Ansprache. Nicht gerade kurz. Er wies Basini darauf hin, daß er seine Existenz verscherzt habe, eigentlich angezeigt werden müßte und es nur einer besonderen Gnade zu danken habe, daß man ihm vorläufig die Schande einer strafweisen Entfernung noch erlasse.

Dann wurden ihm die besonderen Bedingungen mitgeteilt. Die Überwachung ihrer Einhaltung

übernahm Reiting.

Basini war während des ganzen Auftrittes sehr bleich gewesen, hatte jedoch kein Wort erwidert, und aus seinem Gesichte war nicht zu entnehmen gewesen, was währenddem in ihm vorgegangen war.

Törleß war die Szene abwechselnd sehr geschmacklos und sehr bedeutend vorgekommen.

Beineberg hatte mehr auf Reiting als auf Basini geachtet.

Während der nächsten Tage schien die Angelegenheit beinahe vergessen zu sein. Reiting war außer im Unterrichte und beim Speisen kaum zu sehen, Beineberg war schweigsamer denn je, und Törleß schob es immer wieder hinaus, über die Geschichte nachzudenken.

Basini bewegte sich unter den Kameraden, als wäre niemals etwas vorgefallen.

Er war etwas größer als Törleß, jedoch sehr schwächlich gebaut, hatte weiche, träge Bewegungen und weibische Gesichtszüge. Sein Verstand war gering, im Fechten und Turnen war er einer der letzten, doch war ihm eine angenehme Art koketter Liebenswürdigkeit eigen.

Zu Božena war er seinerzeit nur gekommen, um den Mann zu spielen. Eine wirkliche Begierde dürfte ihm bei seiner zurückgebliebenen Entwicklung durchaus noch fremd gewesen sein. Er empfand es vielmehr bloß als Nötigung, als Angemessenheit oder Verpflichtung, daß man den Duft galanter Erlebnisse an ihm nicht vermisste. Sein schönster Augenblick war der, wenn er von Božena wegging und es hinter sich hatte, denn es war ihm nur um den Besitz der Erinnerung zu tun.

Mitunter log er auch aus Eitelkeit. So kam er nach jedem Urlaube mit Andenken an kleine Abenteuer zurück, – Bändern, Locken, schmalen Briefchen. Als er aber einmal ein Strumpfband in seinem Koffer mitgebracht hatte, ein liebes, kleines, duftendes, himmelblaues, und nachträglich sich herausstellte, daß es von niemand anderem als seiner eigenen zwölfjährigen Schwester war, wurde er wegen dieses lächerlichen Großtuns viel verlacht.

Die moralische Minderwertigkeit, die sich an ihm herausstellte, und seine Dummheit wuchsen auf einem Stamm. Er vermochte keiner Eingebung Widerstand entgegenzusetzen und wurde von den Folgen stets überrascht. Er war darin wie jene Frauen mit niedlichen Löckchen über der Stirne, die ihrem Gatten in mahlzeitweisen Dosen Gift beibringen und sich dann voller Schrecken über die fremden, harten Worte des Staatsanwaltes wundern und über ihr Todesurteil.

Törleß wich ihm aus. Dadurch verlor sich allmählich auch jenes tiefinnerliche Erschrecken, das ihn im ersten Augenblicke gleichsam unter den Wurzeln seiner Gedanken gepackt und erschüttert hatte. Es wurde wieder vernünftig um Törleß; das Befremden wich und wurde Tag um Tag unwirklicher, wie Spuren eines Traumes, die sich in der realen, festen, sonnenbeschienenen Welt nicht behaupten können.

Um sich dieses Zustandes noch mehr zu versichern, teilte er alles in einem Briefe seinen Eltern mit. Nur das, was er selbst dabei empfunden hatte, verschwieg er.

Er war nun wieder auf den Standpunkt gelangt, daß es doch am besten sei, bei nächster Gelegenheit Basinis Entfernung aus dem Institute durchzusetzen. Er vermochte sich gar nicht vorzustellen, daß seine Eltern anders darüber denken könnten. Er erwartete von ihnen eine strenge, angewiderte Beurteilung Basinis, eine Art, denselben mit den Fingerspitzen wegzuschnellen wie ein unsauberes Insekt, das man in der Nähe ihres Sohnes nicht dulden dürfe.

Nichts von alledem stand in dem Briefe, den er als Antwort erhielt. Seine Eltern hatten sich

rechtschaffene Mühe gegeben und wie vernünftige Leute alle Umstände erwogen, soweit sie sich eben nach den abgerissenen, lückenhaften Mitteilungen jenes hastigen Briefes eine Vorstellung davon machen konnten. Es folgte daraus, daß sie die nachsichtigste und zurückhaltendste Beurteilung bevorzugten, um so mehr als sie in der Darstellung ihres Sohnes möglicherweise mit mancher aus jugendlicher Empörung hervorgegangenen Übertreibung zu rechnen hatten. Sie billigten also den Entschluß, Basini Gelegenheit zur Besserung zu geben, und meinten, daß man nicht gleich wegen eines kleinen Fehltrittes ein Menschenschicksal aus seiner Bahn stoßen dürfe. Um so mehr – und das betonten sie wie billig ganz besonders – als man es hier noch nicht mit fertigen Menschen zu tun habe, sondern erst mit weichen, in der Entwicklung begriffenen Charakteren. Man müsse Basini gegenüber wohl für jeden Fall Ernst und Strenge herauskehren, stets aber auch ihm mit Wohlwollen entgegenreten und ihn zu bessern suchen.

Dies erhärteten sie durch eine ganze Reihe von Beispielen, die Törleß wohlbekannt waren. Denn er erinnerte sich genau, daß viele in den ersten Jahrgängen, wo es die Direktion noch liebte, drakonische Sitten herauszukehren, und dem Taschengelde enge Grenzen zog, sich oft nicht enthalten konnten, Glücklichere von den gefräßigen Kleinen, die sie alle miteinander nun einmal waren, um einen Teil ihres Schinkenbrottes oder dergleichen zu betteln. Auch er selbst war nicht immer frei davon geblieben, wenn er auch seine Scham dahinter versteckte, daß er auf die boshafte, übelwollende Direktion schimpfte. Und nicht nur den Jahren, sondern auch den sowohl ernstesten als gütigen Ermahnungen seiner Eltern dankte er es, daß er allmählich gelernt hatte, solche Schwächen mit Stolz zu vermeiden.

Aber all das verfehlte heute seine Wirkung.

Er mußte ja einsehen, daß seine Eltern in vieler Beziehung recht hatten, auch wußte er, daß es kaum möglich sei, so von fernher ganz richtig zu urteilen; ihrem Briefe schien jedoch etwas viel Wichtigeres zu fehlen.

Das war das Verständnis dafür, daß da etwas Unwiderrufliches geschehen sei, etwas, das unter Menschen eines gewissen Kreises nie geschehen dürfe. Das Staunen und die Betroffenheit fehlten. Sie sprachen, als ob es eine gewohnte Sache wäre, die man mit Takt, aber ohne viel Aufhebens erledigen müsse. Ein Makel, der so wenig schön, aber so unausweichlich ist wie die tägliche Notdurft. Von einer persönlicheren, beunruhigten Auffassung so wenig eine Spur wie bei Beineberg und Reiting.

Törleß hätte sich auch dies gesagt sein lassen können. Stattdessen zerriß er aber den Brief in kleine Stückchen und verbrannte ihn. Es geschah zum erstenmal in seinem Leben, daß er sich eine solche Pietätlosigkeit zuschulden kommen ließ.

In ihm war eine der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung ausgelöst worden. Im Gegensatz zu der schlichten Auffassung, die man ihm vortrug, war ihm mit einem Male wieder das Problematische, Fragwürdige von Basinis Vergehen eingefallen. Er sagte sich kopfschüttelnd, daß man darüber noch nachdenken müsse, obwohl er sich über das Warum keine genaue Rechenschaft geben konnte ...

Am merkwürdigsten war es, wenn er mehr mit Träumen als mit Überlegungen dem nachging. Dann erschien ihm Basini verständlich, alltäglich, mit klaren Konturen, so wie ihn seine Eltern und seine Freunde sehen mochten: und im nächsten Augenblicke verschwand er und kam wieder, immer wieder, als eine kleine, ganz kleine Figur, die zeitweilig vor einem tiefen, sehr tiefen Hintergrunde aufleuchtete ...

Da wurde Törleß einmal während der Nacht – es war sehr spät und alle schliefen schon –

wachgerüttelt.

An seinem Bette saß Beineberg. Das war so ungewöhnlich, daß er sofort ahnte, es müsse sich um etwas Besonderes handeln.

«Steh auf. Aber mach keinen Lärm, damit uns niemand bemerkt; wir wollen hinaufgehen, ich muß dir etwas erzählen.»

Törleß kleidete sich flüchtig an, nahm seinen Mantel um und schlüpfte in die Hausschuhe ...

Oben stellte Beineberg mit besonderer Sorgfalt alle Hindernisse wieder her, dann bereitete er Tee.

Törleß, welchem der Schlaf noch in den Gliedern lag, ließ sich von der goldgelben, duftenden Wärme mit Behagen durchströmen. Er lehnte sich in eine Ecke und machte sich klein; er erwartete eine Überraschung.

Endlich sagte Beineberg: «Reiting betrügt uns.»

Törleß fühlte sich gar nicht erstaunt; er nahm es wie etwas Selbstverständliches auf, daß die Angelegenheit irgendeine solche Fortsetzung finden mußte; ihm war fast, als hätte er nur darauf gewartet. Ganz unwillkürlich sagte er: «Ich habe es mir gedacht!»

«So? Gedacht? Aber bemerkt wirst du wohl kaum etwas haben? Das würde dir gar nicht ähnlich sehen.»

«Allerdings, mir ist nichts aufgefallen; ich habe mich auch weiter nicht darum gekümmert.»

«Aber dafür habe ich gut achtgegeben; ich traute Reiting vom ersten Tage an nicht. Du weißt doch, daß mir Basini mein Geld zurückgegeben hat. Und wovon glaubst du? Aus eigenem? – Nein.»

«Und du glaubst, daß Reiting seine Hand dabei im Spiele hat?»

«Gewiß.»

Im ersten Augenblicke dachte Törleß nichts anderes, als daß sich nun auch Reiting in eine solche Sache verwickelt habe.

«Du glaubst also, daß Reiting ebenso wie Basini ...?»

«Wo denkst du hin! Reiting hat einfach von seinem eigenen Gelde das Nötige gegeben, damit Basini seine Schuld bei mir ablösen könne.»

«Dafür sehe ich aber doch keinen rechten Grund.»

«Das konnte ich auch durch lange Zeit nicht. Jedenfalls wird aber auch dir aufgefallen sein, daß sich Reiting von allem Anfang an so kräftig für Basini einsetzte. Du hast ja damals ganz recht gehabt; es wäre wirklich das natürlichste gewesen, wenn der Kerl hinausgeflogen wäre. Aber ich habe damals absichtlich nicht für dich gestimmt, weil ich mir dachte: ich muß doch sehen, was da alles noch im Spiele ist. Ich weiß zwar wirklich nicht genau, ob er damals schon ganz klare Absichten hatte oder nur zuwarten wollte, nachdem er Basinis ein für allemal versichert war. Jedenfalls weiß ich, wie es heute steht.»

«Nun?»

«Warte, das ist nicht so rasch erzählt. Du kennst doch die Geschichte, die vor vier Jahren im Institute stattgefunden hat?»

«Welche Geschichte?»

«Nun, die gewisse!»

«Nur beiläufig. Ich weiß bloß, daß es damals wegen irgendwelcher Schweinereien einen großen Skandal gegeben hat und daß eine ganze Anzahl deswegen strafweise entlassen werden mußte.»

«Ja, das meine ich. Ich habe näheres darüber einmal auf Urlaub von einem aus jener Klasse erfahren. Sie haben einen hübschen Burschen unter sich gehabt, in den viele von ihnen verliebt waren. Das kennst du ja, denn das kommt alle Jahre vor. Die aber haben damals die Sache zu weit getrieben.»

«Wieso?»

«Nun, ... wie ...?! Frag doch nicht so dumm! Und dasselbe tut Reiting mit Basini!»

Törleß verstand, worum es sich zwischen den beiden handelte, und er fühlte in seiner Kehle ein Würgen, als ob Sand darinnen wäre.

«Das hätte ich nicht von Reiting gedacht.» Er wußte nichts Besseres zu sagen. Beineberg zuckte die Achseln.

«Er glaubt uns betrügen zu können.»

«Ist er verliebt?»

«Gar keine Spur. So ein Narr ist er nicht. Es unterhält ihn, höchstens reizt es ihn sinnlich.»

«Und Basini?»

«Der?... Ist dir nicht aufgefallen, wie frech er in der letzten Zeit geworden ist? Von mir hat er sich kaum mehr etwas sagen lassen. Immer hieß es nur Reiting und wieder Reiting, – als ob der sein persönlicher Schutzheiliger wäre. Es ist besser, hat er sich wahrscheinlich gedacht, von dem einen sich alles gefallen zu lassen als von jedem etwas. Und Reiting wird ihm versprochen haben, ihn zu schützen, wenn er ihm in allem zu Willen ist. Aber sie sollen sich geirrt haben, und ich werde es Basini noch austreiben!»

«Wie bist du darauf gekommen?»

«Ich bin ihnen einmal nachgegangen.»

«Wohin?»

«Da nebenan auf den Boden. Reiting hatte von mir den Schlüssel zum andern Eingang. Ich bin dann hieher, habe vorsichtig das Loch freigemacht und mich an sie herangeschlichen.»

In die dünne Zwischenwand, welche die Kammer vom Dachboden trennte, war nämlich ein Durchlaß gebrochen, gerade so breit, daß sich ein menschlicher Körper hindurchzwängen konnte. Er sollte im Falle einer Überraschung als Notausgang dienen und war für gewöhnlich durch eingeschobene Ziegel verschlossen.

Es war eine lange Pause eingetreten, in der man nur das Aufglimmen des Tabaks vernahm.

Törleß vermochte nichts zu denken; er sah ... Er sah hinter seinen geschlossenen Augen wie mit einem Schlage ein tolles Wirbeln von Vorgängen, ... Menschen; Menschen in einer grellen Beleuchtung, mit hellen Lichtern und beweglichen, tief eingegrabenen Schatten; Gesichter, ... ein Gesicht; ein Lächeln, ... einen Augenaufschlag, ... ein Zittern der Haut; er sah Menschen in einer Weise, wie er sie noch nie gesehen, noch nie gefühlt hatte: Aber er sah sie, ohne zu sehen, ohne



Vorstellungen, ohne Bilder; so als ob nur seine Seele sie sähe; sie waren so deutlich, daß er von ihrer Eindringlichkeit tausendfach durchbohrt wurde, aber, als ob sie an einer Schwelle Halt machten, die sie nicht überschreiten konnten, wichen sie zurück, sobald er nach Worten suchte, um ihrer Herr zu werden.

Er mußte weiter fragen. Seine Stimme vibrierte. «Und ... hast du gesehen?»

«Ja.»

«Und ... wie war Basini?»

Aber Beineberg schwieg, und wieder hörte man nur das unruhige Knistern der Zigaretten. Erst lange nachher begann Beineberg wieder zu sprechen.

«Ich habe mir die Sache hin und her überlegt, und du weißt, daß ich darin ganz besonders denke. Was zunächst Basini anlangt, meine ich, daß es um ihn in keinem Falle schade wäre. Sei es, daß wir ihn jetzt anzeigen oder schlagen, oder ihn selbst rein des Vergnügens halber zu Tode martern würden. Denn ich kann mir nicht vorstellen, daß so ein Mensch in dem wundervollen Mechanismus der Welt irgend etwas bedeuten soll. Er erscheint mir nur zufällig, außerhalb der Reihe geschaffen zu sein. Das heißt – irgend etwas muß ja auch der bedeuten, aber sicher nur etwas so Unbestimmtes wie irgendein Wurm oder ein Stein am Wege, von dem wir nicht wissen, ob wir an ihm vorübergehen oder ihn zertreten sollen. Und das ist so gut wie nichts. Denn, wenn die Weltseele will, daß einer ihrer Teile erhalten bleibe, so spricht sie sich deutlicher aus. Sie sagt dann nein und schafft einen Widerstand, sie läßt uns an dem Wurm vorübergehen und gibt dem Stein eine so große Härte, daß wir ihn nicht ohne Werkzeug zerschlagen können. Denn bevor wir solches holen, hat sie längst die Widerstände einer Menge kleiner, zäher Bedenken eingeschoben, und überwinden wir diese, so hatte die Sache eben von vorneherein andere Bedeutung.

Bei einem Menschen legt sie diese Härte in seinen Charakter, in sein Bewußtsein als Mensch, in sein Verantwortlichkeitsgefühl, ein Teil der Weltseele zu sein. Verliert nun ein Mensch dieses Bewußtsein, so verliert er sich selbst. Hat aber ein Mensch sich selbst verloren und sich aufgegeben, so hat er das Besondere, das Eigentliche verloren, weswegen ihn die Natur als Mensch geschaffen hat. Und niemals kann man so sicher sein als in diesem Falle, daß man es mit etwas Unnotwendigem zu tun habe, mit einer leeren Form, mit etwas, das von der Weltseele schon längst verlassen wurde.»

Törleß fühlte keinen Widerspruch. Er hörte auch gar nicht mit Aufmerksamkeit zu. Er hatte bisher noch nie Veranlassung zu solchen metaphysischen Gedankengängen gehabt, und hatte auch nie darüber nachgedacht, wieso ein Mensch von Beinebergs Verstande auf derartiges verfallen könne. Die ganze Frage war überhaupt noch nicht in den Horizont seines Lebens getreten.

Demgemäß gab er sich auch gar keine Mühe, Beinebergs Ausführungen auf ihren Sinn zu prüfen; er hörte nur halb auf sie hin.

Er verstand bloß nicht, wie man so breit und weit ausholen könne. In ihm zitterte alles, und die Umsicht, mit der Beineberg seine Gedanken weiß Gott wo herholte, erschien ihm lächerlich, unangebracht, machte ihn ungeduldig. Aber Beineberg fuhr gelassen fort: «Mit Reiting jedoch steht die Sache ganz anders. Auch er hat sich durch das, was er getan hat, in meine Hand gegeben, aber sein Schicksal ist mir gewiß nicht so gleichgültig wie das Basinis. Du weißt, seine Mutter hat kein großes Vermögen; wenn er aus dem Institute ausgeschlossen wird, ist es daher für ihn mit allen Plänen zu Ende. Von hier aus kann er es zu etwas bringen, sonst aber dürfte sich wohl wenig Gelegenheit dazu finden. Und Reiting hat mich nie mögen, ... verstehst du?... er hat

mich gehaßt, ... hat mir früher zu schaden getrachtet, wo er nur konnte, ... ich glaube, er würde sich heute noch freuen, wenn er mich los werden könnte. Siehst du jetzt, was ich aus dem Besitz dieses Geheimnisses alles machen kann? ...»

Törleß erschrak. Aber so sonderbar, als ob das Schicksal Reitings ihn selbst beträfe. Er blickte erschrocken auf Beineberg. Dieser hatte die Augen bis auf einen kleinen Spalt geschlossen und erschien ihm wie eine unheimliche, große, ruhig in ihrem Netze lauende Spinne. Seine letzten Worte klangen kalt und deutlich wie die Sätze eines Diktats in Törleß' Ohren.

Er hatte das Vorangegangene nicht verfolgt, hatte nur gewußt: Beineberg spricht jetzt wieder von seinen Ideen, die doch mit dem Gegebenen gar nichts zu tun haben, ... und nun wußte er auf einmal nicht, wie es gekommen war.

Das Gewebe, das doch irgendwo draußen im Abstrakten angeknüpft worden war, wie er sich erinnerte, mußte sich mit fabelhafter Geschwindigkeit plötzlich zusammengezogen haben. Denn mit einem Male war es nun konkret, wirklich, lebendig, und ein Kopf zappelte darin ... mit zugeschnürtem Halse.

Er liebte Reiting durchaus nicht, aber er erinnerte sich jetzt seiner lebenswürdigen, frechen, unbekümmerten Art, mit der er alle Intrigen anfaßte, und Beineberg erschien ihm dagegen schändlich, wie er ruhig und grinsend seine vielarmigen, grauen, abscheulichen Gedankenspinne um jenen zusammenzog.

Unwillkürlich fuhr ihn Törleß an: «Du darfst es nicht gegen ihn ausnützen.» Es mochte wohl auch sein steter, heimlicher Widerwille gegen Beineberg mit im Spiele gewesen sein.

Aber Beineberg sagte von selbst, nach kurzem Besinnen: «Wozu auch?! Um ihn wäre wirklich schade. Mir ist er von jetzt an ohnedies ungefährlich, und er ist doch zu viel wert, um ihn über eine solche Dummheit stolpern zu lassen.» Damit war dieser Teil der Angelegenheit erledigt. Aber Beineberg sprach weiter und wandte sich nun wieder Basinis Schicksal zu.

«Meinst du noch immer, daß wir Basini anzeigen sollen?» Aber Törleß gab keine Antwort. Er wollte Beineberg sprechen hören, dessen Worte klangen ihm wie das Hallen von Schritten auf hohlem, untergrabenem Erdreich, und er wollte diesen Zustand auskosten.

Beineberg verfolgte seine Gedanken weiter. «Ich denke, wir behalten ihn vorderhand für uns und strafen ihn selbst. Denn bestraft muß er werden – allein schon wegen seiner Anmaßung. Die vom Institute würden ihn höchstens entlassen und seinem Onkel einen langen Brief dazu schreiben; – du weißt ja beiläufig, wie geschäftsmäßig das geht. Eure Exzellenz, Ihr Neffe hat sich vergessen ... irregeleitet ... geben ihn Ihnen zurück ... hoffen, daß es Ihnen gelingen wird ... Weg der Besserung ... einstweilen jedoch unter den anderen unmöglich ... usw. Hat denn so ein Fall ein Interesse oder einen Wert für sie?»

«Und was für einen Wert soll er für uns haben?»

«Was für einen Wert? Für dich vielleicht keinen, denn du wirst einmal Hofrat werden oder Gedichte machen; – du brauchst das schließlich nicht, vielleicht hast du sogar Angst davor. Aber ich denke mir mein Leben anders!»

Törleß horchte diesmal auf.

«Für mich hat Basini einen Wert, – einen sehr großen sogar. Denn sieh, – du liebst ihn einfach laufen und würdest dich ganz damit beruhigen, daß er ein schlechter Mensch war.» Törleß unterdrückte ein Lächeln. «Damit bist du fertig, weil du kein Talent oder kein Interesse hast, dich

selbst an einem solchen Fall zu schulen. Ich aber habe dieses Interesse. Wenn man meinen Weg vor sich hat, muß man die Menschen ganz anders auffassen. Deswegen will ich mir Basini erhalten, um an ihm zu lernen.»

«Wie willst du ihn aber bestrafen?»

Beineberg hielt einen Augenblick mit der Antwort aus, als überlegte er noch die zu erwartende Wirkung. Dann sagte er vorsichtig und zögernd: «Du irrst, wenn du glaubst, daß mir so sehr um das Strafen zu tun ist. Freilich wird man es ja am Ende auch eine Strafe für ihn nennen können, ... aber, um nicht lange Worte zu machen, ich habe etwas anderes im Sinn, ich will ihn ... nun sagen wir einmal ...: quälen ...»

Törleß hütete sich ein Wort zu sagen. Er sah noch durchaus nicht klar, aber er fühlte, daß dies alles so kam, wie es für ihn – innerlich – kommen mußte. Beineberg, der nicht entnehmen konnte, wie seine Worte gewirkt hatten, fuhr fort: «... Du brauchst nicht zu erschrecken, es ist nicht so arg. Denn zunächst auf Basini ist doch, wie ich dir ausführte, keine Rücksicht zu nehmen. Die Entscheidung, ob wir ihn quälen oder etwa schonen sollen, ist nur in unserem Bedürfnisse nach dem einen oder dem anderen zu suchen. In inneren Gründen. Hast du solche? Das mit Moral, Gesellschaft und so weiter, was du damals vorgebracht hast, kann natürlich nicht zählen; du hast hoffentlich selbst nie daran geglaubt. Du bist also vermutlich indifferent. Aber immerhin kannst du dich ja noch von der ganzen Sache zurückziehen, falls du nichts aufs Spiel setzen willst.

Mein Weg wird jedoch nicht zurück oder vorbei, sondern mitten hindurch führen. Das muß so sein. Auch Reiting wird nicht von der Sache lassen, denn auch für ihn hat es einen besonderen Wert, einen Menschen ganz in seiner Hand zu haben und sich üben zu können, ihn wie ein Werkzeug zu behandeln. Er will herrschen und würde dir es gerade so machen wie Basini, wenn die Gelegenheit zufällig dich träfe. Für mich handelt es sich jedoch noch um mehr. Fast um eine Verpflichtung gegen mich selbst; wie soll ich dir nur diesen Unterschied zwischen uns klar machen? Du weißt, wie sehr Reiting Napoleon verehrt: halte nun dagegen, daß der Mensch, welcher mir vor allen gefällt, mehr irgendeinem Philosophen und indischen Heiligen ähnelt. Reiting würde Basini opfern und nichts als Interesse dabei empfinden. Er würde ihn moralisch zerschneiden, um zu erfahren, worauf man sich bei solchen Unternehmungen gefaßt zu machen hat. Und wie gesagt, dich oder mich gradeso gut wie Basini und ohne daß es ihm im geringsten nahe ginge. Ich dagegen habe gradeso gut wie du diese gewisse Empfindung, daß Basini schließlich und endlich doch auch ein Mensch sei. Auch in mir wird etwas durch eine begangene Grausamkeit verletzt. Aber gerade darum handelt es sich! Förmlich um ein Opfer! Siehst du, auch ich bin an zwei Fäden geknüpft. An diesen einen, unbestimmten, der mich in Widerspruch zu meiner klaren Überzeugung an eine mitleidige Tatlosigkeit bindet, aber auch an einen zweiten, der zu meiner Seele hinläuft, zu innersten Erkenntnissen, und mich an den Kosmos fesselt. Solche Menschen wie Basini, sagte ich dir schon früher, bedeuten nichts – eine leere, zufällige Form. Die wahren Menschen sind nur die, welche in sich selbst eindringen können, kosmische Menschen, welche imstande sind, sich bis zu ihrem Zusammenhange mit dem großen Weltprozesse zu versenken. Diese verrichten Wunder mit geschlossenen Augen, weil sie die gesamte Kraft der Welt zu gebrauchen verstehen, die in ihnen gerade so ist wie außer ihnen. Aber alle Menschen, die bis dahin dem zweiten Faden folgten, mußten den ersten vorher zerreißen. Ich habe von schauerlichen Bußopfern erleuchteter Mönche gelesen, und die Mittel der indischen Heiligen sind ja auch dir nicht ganz unbekannt. Alle grausamen Dinge, die dabei geschehen, haben nur den Zweck, die elenden nach außen gerichteten Begierden abzutöten, welche, ob sie nun Eitelkeit oder Hunger, Freude oder Mitleid seien, nur von dem Feuer abziehen, das jeder in

sich zu erwecken vermag.

Reiting kennt nur das Außen, ich folge dem zweiten Faden. Jetzt hat er in den Augen aller einen Vorsprung, denn mein Weg ist langsamer und unsicherer. Aber mit einem Schlage kann ich ihn wie einen Wurm überholen. Siehst du, man behauptet, die Welt bestünde aus mechanischen Gesetzen, an denen sich nicht rütteln lasse. Das ist ganz falsch, das steht nur in den Schulbüchern! Die Außenwelt ist wohl hartnäckig, und ihre sogenannten Gesetze lassen sich bis zu einem gewissen Grade nicht beeinflussen, aber es hat doch Menschen gegeben, denen das gelang. Das steht in heiligen, vielgeprüften Büchern, von denen die meisten nur nichts wissen. Von dorthin weiß ich, daß es Menschen gegeben hat, die Steine und Luft und Wasser durch eine bloße Regung ihres Willens bewegen konnten und vor deren Gebete keine Kraft der Erde fest genug war. Aber auch das sind erst die äußerlichen Triumphe des Geistes. Denn wem es ganz gelingt, seine Seele zu schauen, für den löst sich sein körperliches Leben, das nur ein zufälliges ist; es steht in den Büchern, daß solche direkt in ein höheres Reich der Seelen eingingen.»

Beineberg sprach völlig ernsthaft, mit verhaltener Erregung. Törleß hielt noch immer fast ununterbrochen die Augen geschlossen; er fühlte Beinebergs Atem zu sich herüberdringen und sog ihn wie ein beklemmendes Betäubungsmittel ein. Indessen beendete Beineberg seine Rede:

«Du kannst also sehen, worum es sich mir handelt. Was mir einredet, Basini laufen zu lassen, ist von niederer, äußerlicher Herkunft. Du magst dem folgen. Für mich ist es ein Vorurteil, von dem ich los muß wie von allem, das von dem Wege zu meinem Innersten ablenkt.

Gerade daß es mir schwer fällt, Basini zu quälen, – ich meine, ihn zu demütigen, herabzudrücken, von mir zu entfernen, – ist gut. Es erfordert ein Opfer. Es wird reinigend wirken. Ich bin mir schuldig, täglich an ihm zu lernen, daß das bloße Menschsein gar nichts bedeutet, – eine bloße äffende, äußerliche Ähnlichkeit.»

Törleß verstand nicht alles. Er hatte nur wieder die Vorstellung, daß sich eine unsichtbare Schlinge plötzlich zu einem greifbaren, tödlichen Knoten zusammengezogen habe. Beinebergs letzte Worte klangen in ihm nach: «Eine bloße äußerliche, äffende Ähnlichkeit», wiederholte er sich. Das schien auch auf sein Verhältnis zu Basini zu passen. Bestand nicht der sonderbare Reiz, den dieser auf ihn ausübte, in solchen Gesichtern? Einfach darin, daß er sich nicht in ihn hineindenken konnte und ihn daher stets wie in unbestimmten Bildern empfand? War nicht, als er sich vorhin Basini vorgestellt hatte, hinter dessen Gesicht ein zweites, verschwimmendes gestanden? Von einer greifbaren Ähnlichkeit, die sich doch an nichts anknüpfen ließ?

So kam es, daß Törleß, statt daß er über die ganz sonderbaren Absichten Beinebergs nachgedacht hätte, von den neuen, ungewöhnlichen Eindrücken halb betäubt, versuchte, über sich selbst klar zu werden. Er erinnerte sich an den Nachmittag, bevor er von Basinis Vergehen erfahren hatte. Da waren diese Gesichter eigentlich auch schon dagewesen. Es hatte sich immer etwas gefunden, womit seine Gedanken nicht fertig werden konnten. Etwas, das so einfach und so fremd erschien. Er hatte Bilder gesehen, die doch keine Bilder waren. Vor jenen Hütten, ja selbst als er mit Beineberg in der Konditorei saß.

Es waren Ähnlichkeiten und unüberbrückbare Unähnlichkeiten zugleich. Und dieses Spiel, diese geheime, ganz persönliche Perspektive hatte ihn erregt.

Und nun riß ein Mensch dies an sich. All das war nun in einem Menschen verkörpert, wirklich geworden. Dadurch ging die ganze Sonderbarkeit auf diesen Menschen über. Dadurch rückte sie aus der Phantasie ins Leben und wurde bedrohlich ...

Die Aufregungen hatten Törleß ermüdet, seine Gedanken ketteten sich nur mehr lose aneinander.

Ihm blieb nur die Erinnerung, daß er diesen Basini nicht loslassen dürfe, daß dieser bestimmt sei, auch für ihn eine wichtige und bereits unklar erkannte Rolle zu spielen.

Dazwischen schüttelte er verwundert den Kopf, wenn er an Beinebergs Worte dachte. Auch der ...?

Er kann doch nicht dasselbe suchen wie ich, und doch fand gerade er die richtige Bezeichnung dafür ...

Törleß träumte mehr als er dachte. Er war nicht mehr imstande, sein psychologisches Problem von Beinebergs Phantastereien zu unterscheiden. Er hatte schließlich nur das eine Gefühl, daß sich die riesige Schlinge immer fester um alles zusammenziehe.

Das Gespräch fand keine Fortsetzung. Sie löschten das Licht aus und schlichen vorsichtig in ihren Schlafsaal zurück.

Die nächsten Tage brachten keine Entscheidung. Es gab in der Schule viel zu tun, Reiting wich vorsichtig jedem Alleinsein aus, und auch Beineberg ging einer erneuten Aussprache aus dem Wege.

So geschah es, daß sich während dieser Tage wie ein in seinem Lauf gehemmter Strom das Geschehene tiefer in Törleß eingrub und seinen Gedanken eine unwiderrufliche Richtung gab.

Mit der Absicht, Basini zu entfernen, war es dadurch endgültig vorbei. Törleß fühlte sich jetzt zum ersten Male voll auf sich selbst konzentriert und vermochte an gar nichts anderes mehr zu denken. Auch Božena war ihm gleichgültig geworden; was er für sie empfunden hatte, wurde ihm zu einer phantastischen Erinnerung, an deren Stelle nun der Ernst getreten war.

Freilich schien dieser Ernst nicht weniger phantastisch zu sein.

Von seinen Gedanken beschäftigt, war Törleß allein im Parke spazieren gegangen. Es war um die Mittagszeit, und die Spätherbstsonne legte blasse Erinnerungen über Wiesen und Wege. Da Törleß in seiner Unruhe keine Lust zu weiterem Spaziergange hatte, umschritt er bloß das Gebäude und warf sich am Fuße der fast fensterlosen Seitenmauer in das fahle, raschelnde Gras. Über ihm spannte sich der Himmel, ganz in jenem verblichenen, leidenden Blau, das dem Herbst eigen ist, und kleine, weiße, geballte Wölkchen hasteten darüber hin.

Törleß lag lang ausgestreckt am Rücken und blinzelte unbestimmt träumend zwischen den sich entblätternen Kronen zweier vor ihm stehenden Bäume hindurch.

Er dachte an Beineberg; wie sonderbar doch dieser Mensch war! Seine Worte würden zu einem zerbröckelnden indischen Tempel gehören, in die Gesellschaft unheimlicher Götzenbilder und zauberkundiger Schlangen in tiefen Verstecken; was sollten sie aber am Tage, im Konvikte, im modernen Europa? Und doch schienen diese Worte, nachdem sie sich ewig lange, wie ein Weg ohne Ende und Übersicht in tausend Windungen hingezogen hatten, plötzlich vor einem greifbaren Ziele gestanden zu sein ...

Und plötzlich bemerkte er, – und es war ihm, als geschähe dies zum ersten Male, – wie hoch eigentlich der Himmel sei.

Es war wie ein Erschrecken. Gerade über ihm leuchtete ein kleines, blaues, unsagbar tiefes Loch zwischen den Wolken.

Ihm war, als müßte man da mit einer langen, langen Leiter hineinsteigen können. Aber je weiter er hineindrang und sich mit den Augen hob, desto tiefer zog sich der blaue, leuchtende Grund zurück. Und es war doch, als müßte man ihn einmal erreichen und mit den Blicken ihn aufhalten

können. Dieser Wunsch wurde quälend heftig.

Es war, als ob die aufs äußerste gespannte Sehkraft Blicke wie Pfeile zwischen die Wolken hineinschleuderte und als ob sie, je weiter sie auch zielte, immer um ein wenig zu kurz trafe.

Darüber dachte nun Törleß nach; er bemühte sich möglichst ruhig und vernünftig zu bleiben. «Freilich gibt es kein Ende», sagte er sich, «es geht immer weiter, fortwährend weiter, ins Unendliche.» Er hielt die Augen auf den Himmel gerichtet und sagte sich dies vor, als gälte es die Kraft einer Beschwörungsmformel zu erproben. Aber erfolglos; die Worte sagten nichts, oder vielmehr sie sagten etwas ganz anderes, so als ob sie zwar von dem gleichen Gegenstande, aber von einer anderen, fremden, gleichgültigen Seite desselben redeten.

«Das Unendliche!» Törleß kannte das Wort aus dem Mathematikunterrichte. Er hatte sich nie etwas Besonderes darunter vorgestellt. Es kehrte immer wieder; irgend jemand hatte es einst erfunden, und seither war es möglich, so sicher damit zu rechnen wie nur mit irgend etwas Festem. Es war, was es gerade in der Rechnung galt; darüber hinaus hatte Törleß nie etwas gesucht.

Und nun durchzuckte es ihn wie mit einem Schläge, daß an diesem Worte etwas furchtbar Beunruhigendes hafte. Es kam ihm vor wie ein gezähmter Begriff, mit dem er täglich seine kleinen Kunststückchen gemacht hatte und der nun plötzlich entfesselt worden war. Etwas über den Verstand Gehendes, Wildes, Vernichtendes schien durch die Arbeit irgendwelcher Erfinder hineingeschlüpfert worden zu sein und war nun plötzlich aufgewacht und wieder furchtbar geworden. Da, in diesem Himmel, stand es nun lebendig über ihm und drohte und höhnte.

Endlich schloß er die Augen, weil ihn dieser Anblick so sehr quälte.

Als er bald darauf durch einen Windstoß, der durch das welke Gras raschelte, wieder geweckt wurde, spürte er seinen Körper kaum, und von den Füßen herauf strömte eine angenehme Kühle, die seine Glieder in einem Zustand süßer Trägheit festhielt. In sein früheres Erschrecken hatte sich nun etwas Mildes und Müdes gemischt. Noch immer fühlte er den Himmel riesig und schweigend auf sich herunterstarren, aber er erinnerte sich nun, wie oft er schon vordem einen solchen Eindruck empfangen hatte, und wie zwischen Wachen und Träumen ging er alle diese Erinnerungen durch und fühlte sich in ihre Beziehungen eingesponnen.

Da war zunächst jene Kindheitserinnerung, in der die Bäume so ernst und schweigend standen wie verzauberte Menschen. Schon damals mußte er es empfunden haben, was später immer wieder kam. Selbst jene Gedanken bei Božena hatten etwas davon an sich gehabt, etwas Besonderes, etwas Ahnungsvolles, das mehr war als sie besagten. Und jener Augenblick der Stille im Garten vor den Fenstern der Konditorei, ehe sich die dunklen Schleier der Sinnlichkeit niedersenkten, war so gewesen. Und Beineberg und Reiting waren oft während des Bruchteils eines Gedankens zu etwas Fremdem, Unwirklichem geworden; und endlich Basini? Die Vorstellung dessen, was mit dem geschah, hatte Törleß völlig entzweigerissen; sie war bald vernünftig und alltäglich, bald von jenem bilderdurchzuckten Schweigen, das allen diesen Eindrücken gemeinsam war, das nach und nach in Törleß' Wahrnehmung gesickert war und nun mit einem Male beanspruchte, als etwas Wirkliches, Lebendiges behandelt zu werden; genau so wie vorhin die Vorstellung der Unendlichkeit.

Törleß fühlte nun, daß es ihn von allen Seiten umschloß. Wie ferne, dunkle Kräfte hatte es wohl schon seit je gedroht, aber er war instinktiv davor zurückgewichen und hatte es nur zeitweilig mit einem scheuen Blick gestreift. Nun aber hatte ein Zufall, ein Ereignis seine Aufmerksamkeit verschärft und darauf gerichtet, und wie auf ein Zeichen brach es nun von allen Seiten herein;

eine ungeheure Verwirrung mit sich reißend, die jeder Augenblick aufs neue weiter breitete.

Es kam wie eine Tollheit über Törleß, Dinge, Vorgänge und Menschen als etwas Doppelsinniges zu empfinden. Als etwas, das durch die Kraft irgendwelcher Erfinder an ein harmloses, erklärendes Wort gefesselt war, und als etwas ganz Fremdes, das jeden Augenblick sich davon loszureißen drohte.

Gewiß: es gibt für alles eine einfache, natürliche Erklärung, und auch Törleß wußte sie, aber zu seinem furchtsamen Erstaunen schien sie nur eine ganz äußere Hülle fortzureißen, ohne das Innere bloßzulegen, das Törleß wie mit unnatürlich gewordenen Augen stets noch als zweites dahinter schimmern sah.

So lag Törleß und war ganz eingesponnen von Erinnerungen, aus denen wie fremde Blüten seltsame Gedanken wuchsen. Jene Augenblicke, die keiner vergißt, Situationen, wo der Zusammenhang versagt, der sonst unser Leben sich lückenlos in unserem Verstande abspiegeln läßt, als liefen sie parallel und mit gleicher Geschwindigkeit nebeneinander her, – sie schlossen sich verwirrend eng aneinander.

Die Erinnerung an das so furchtbar stille, farbentraurige Schweigen mancher Abende wechselte unvermittelt mit der heißen zitternden Unruhe eines Sommermittags, die einmal seine Seele glühend, wie mit den zuckenden Füßen eines huschenden Schwarms schillernder Eidechsen überlaufen hatte.

Dann fiel ihm plötzlich ein Lächeln jenes kleinen Fürsten ein, – ein Blick, – eine Bewegung – damals, als sie innerlich miteinander fertig wurden, – durch die jener Mensch sich mit einem – sanften – Mal aus allen Beziehungen löste, die Törleß um ihn gesponnen hatte, und in eine neue, fremde Weite hineinschritt, die sich – gleichsam in das Leben einer unbeschreiblichen Sekunde konzentriert – unversehens aufgetan hatte. Dann kamen wieder Erinnerungen aus dem Walde, – zwischen den Feldern. Dann ein schweigsames Bild in einem dunkelnden Zimmer zu Hause, das ihn später an seinen verlorenen Freund plötzlich erinnert hatte. Worte eines Gedichtes fielen ihm ein ...

Und es gibt auch sonst Dinge, wo zwischen Erleben und Erfassen diese Unvergleichlichkeit herrscht. Immer aber ist es so, daß das, was wir in einem Augenblick ungeteilt und ohne Fragen erleben, unverständlich und verwirrt wird, wenn wir es mit den Ketten der Gedanken zu unserem bleibenden Besitze fesseln wollen. Und was groß und menschenfremd aussieht, solange unsere Worte von ferne danach langen, wird einfach und verliert das Beunruhigende, sobald es in den Tatkreis unseres Lebens eintritt.

Und so hatten alle diese Erinnerungen auf einmal dasselbe Geheimnis gemeinsam. Als ob sie zusammengehörten, standen sie alle zum Greifen deutlich vor ihm.

Sie waren zu ihrer Zeit von einem dunklen Gefühl begleitet gewesen, das er wenig beachtet hatte.

Gerade um dieses bemühte er sich jetzt. Ihm fiel ein, daß er einstens, als er mit seinem Vater vor einer jener Landschaften stand, unvermittelt gerufen hatte: o es ist schön, – und verlegen wurde, als sich sein Vater freute. Denn er hätte ebenso gut sagen mögen: es ist schrecklich traurig. Es war ein Versagen der Worte, das ihn da quälte, ein halbes Bewußtsein, daß die Worte nur zufällige Ausflüchte für das Empfundene waren.

Und heute erinnerte er sich des Bildes, erinnerte sich der Worte und deutlich jenes Gefühles zu lügen, ohne zu wissen, wieso. Sein Auge ging in der Erinnerung von neuem alles durch. Aber immer wieder kehrte es ohne Erlösung zurück. Ein Lächeln des Entzückens über den Reichtum

der Einfälle, das er noch immer wie zerstreut festhielt, bekam langsam einen kaum merklichen schmerzhaften Zug ...

Er hatte das Bedürfnis, rastlos nach einer Brücke, einem Zusammenhange, einem Vergleich zu suchen – zwischen sich und dem, was wortlos vor seinem Geiste stand.

Aber so oft er sich bei einem Gedanken beruhigt hatte, war wieder dieser unverständliche Einspruch da: Du lügst. Es war, als ob er eine unaufhörliche Division durchführen müßte, bei der immer wieder ein hartnäckiger Rest heraussprang, oder als ob er fiebernde Finger wundbemühte, um einen endlosen Knoten zu lösen.

Und endlich ließ er nach. Es schloß sich eng um ihn, und die Erinnerungen wuchsen in unnatürlicher Verzerrung.

Er hatte die Augen wieder auf den Himmel gerichtet. Als könnte er ihm vielleicht noch durch einen Zufall sein Geheimnis entreißen und an ihm erraten, was ihn allerorten verwirrte. Aber er wurde müde, und das Gefühl einer tiefen Einsamkeit schloß sich über ihm zusammen. Der Himmel schwieg. Und Törleß fühlte, daß er unter diesem unbewegten, stummen Gewölbe ganz allein sei, er fühlte sich wie ein kleines lebendes Pünktchen unter dieser riesigen, durchsichtigen Leiche.

Aber es schreckte ihn kaum mehr. Wie ein alter, längst vertrauter Schmerz hatte es nun auch das letzte Glied ergriffen.

Ihm war, als ob das Licht einen milchigen Schimmer angenommen hätte und wie ein bleicher kalter Nebel vor seinen Augen tanzte.

Langsam und vorsichtig wandte er den Kopf und sah umher, ob sich denn wirklich alles verändert habe. Da streifte sein Blick von ungefähr die graue, fensterlose Mauer, die hinter seinem Haupte stand. Sie schien sich über ihn gebeugt zu haben und ihn schweigend anzusehen. Von Zeit zu Zeit kam ein Rieseln herunter, und ein unheimliches Leben erwachte in der Wand.

So hatte er es oft in dem Versteck belauscht, wenn Beineberg und Reiting ihre phantastische Welt entrollten, und er hatte sich darüber gefreut wie über die seltsame Begleitmusik zu einem grotesken Schauspiel.

Nun aber schien der helle Tag selbst zu einem unergründlichen Versteck geworden zu sein, und das lebendige Schweigen umstand Törleß von allen Seiten.

Er vermochte nicht den Kopf abzuwenden. Neben ihm, in einem feuchten, düsteren Winkel wucherte Huflattich und spreitete seine breiten Blätter zu phantastischen Verstecken den Schnecken und Würmern.

Törleß hörte das Schlagen seines Herzens. Dann kam wieder ein leises, flüsterndes, versickerndes Rieseln ... Und diese Geräusche waren das einzig Lebendige in einer zeitlosen schweigenden Welt ...

Am nächsten Tage stand Beineberg mit Reiting, als Törleß zu ihnen trat.

«Ich habe schon mit Reiting gesprochen», sagte Beineberg, «und alles vereinbart. Du interessierst dich ja doch nicht recht für solche Sachen.»

Törleß fühlte etwas wie Zorn und Eifersucht über diese plötzliche Wendung in sich aufsteigen, wußte aber doch nicht, ob er der nächtlichen Unterredung vor Reiting erwähnen solle. «Nun, ihr hättet mich wenigstens dazu rufen können, da ich nun einmal geradeso gut wie ihr an der Sache beteiligt bin», meinte er.



«Hätten wir auch getan, lieber Törleß», beeilte sich Reiting, dem offenbar diesmal daran lag, keine unnötigen Schwierigkeiten zu haben, «aber du warst gerade nicht zu finden und wir rechneten auf deine Zustimmung. Was sagst du übrigens zu Basini?» (Kein Wort der Entschuldigung, so als ob sich sein eigenes Verhalten von selbst verstünde.)

«Was ich dazu sage? Nun, er ist ein gemeiner Mensch», antwortete Törleß verlegen.

«Nicht wahr? Sehr gemein.»

«Aber du läßt dich auch in schöne Dinge ein!» Und Törleß lächelte etwas erzwungen, denn er schämte sich, daß er Reiting nicht heftiger zürne.

«Ich?» Reiting zuckte mit den Schultern. «Was ist weiter dabei? Man muß alles mitgemacht haben, und wenn er nun einmal so dumm und so niederträchtig ist ...»

«Hast du seither schon mit ihm gesprochen?» mischte sich nun Beineberg ein.

«Ja; er war gestern am Abend bei mir und bat mich um Geld, da er wieder Schulden hat, die er nicht zahlen kann.»

«Hast du es ihm schon gegeben?»

«Nein, noch nicht.»

«Das ist sehr gut», meinte Beineberg, «da haben wir ja gleich die gesuchte Gelegenheit, ihn zu packen. Du könntest ihn für heute abend irgendwohin bestellen.»

«Wohin? In die Kammer?»

«Ich denke nein, denn von der hat er vorderhand noch nichts zu wissen. Aber befiehl ihm, auf den Boden zu kommen, wo du damals mit ihm warst.»

«Für wieviel Uhr?»

«Sagen wir ... elf.»

«Gut. – Willst du noch etwas spazieren gehen?»

«Ja. Törleß wird wohl noch zu tun haben, was?»

Törleß hatte zwar nichts mehr zu arbeiten, aber er fühlte, daß die beiden noch etwas miteinander gemein hatten, das sie ihm verheimlichen wollten. Er ärgerte sich über seine Steifheit, die ihn abhielt, sich dazwischen zu drängen.

So sah er ihnen eifersüchtig nach und stellte sich alles mögliche vor, was sie vielleicht heimlich verabreden könnten.

Dabei fiel ihm auf, welche Harmlosigkeit und Liebenswürdigkeit in dem aufrechten, biegsamen Gange Reitings lag; – geradeso wie in seinen Worten. Und dem entgegen versuchte er sich ihn vorzustellen, wie er an jenem Abende gewesen sein mußte; das Innerliche, Seelische davon. Das mußte wie ein langes, langsames Sinken zweier ineinander verbissener Seelen gewesen sein und dann eine Tiefe wie in einem unterirdischen Reich; – dazwischen ein Augenblick, in dem die Geräusche der Welt, oben, weit oben, lautlos wurden und verlöschten.

Kann denn ein Mensch nach etwas Derartigem wieder so vergnügt und leicht sein? Sicher bedeutete es ihm nicht so viel. Törleß hätte ihn so gerne gefragt. Und statt dessen hatte er ihn nun in einer kindischen Scheu diesem spinnenhaften Beineberg überlassen!

Um dreiviertel elf Uhr sah Törleß, daß Beineberg und Reiting aus ihren Betten schlüpfen, und

zog sich gleichfalls an.

«Pst! – so warte doch. Das fällt ja auf, wenn wir alle drei zugleich weggehen.»

Törleß versteckte sich wieder unter seine Decke.

Auf dem Gange vereinigten sie sich dann und stiegen mit der gewohnten Vorsicht den Bodenaufgang hinan.

«Wo ist Basini?» fragte Törleß.

«Er kommt von der anderen Seite; Reiting hat ihm den Schlüssel dazu gegeben.»

Sie blieben die ganze Zeit über im Dunkeln. Erst oben, vor der großen, eisernen Türe, zündete Beineberg seine kleine Blendlaterne an.

Das Schloß leistete Widerstand. Es saß durch eine jahrelange Ruhe fest und wollte dem Nachschlüssel nicht gehorchen. Endlich schlug es mit einem harten Laut zurück; der schwere Flügel rieb widerstrebend im Roste der Angeln und gab zögernd nach.

Aus dem Bodenraume schlug eine warme, abgestandene Luft heraus, wie die kleiner Treibhäuser.

Beineberg schloß die Türe wieder zu.

Sie stiegen die kleine hölzerne Treppe hinab und kauerten sich neben einem mächtigen Querbalken nieder.

Zu ihrer Seite standen riesige Wasserbottiche, welche bei dem Ausbruche eines Brandes den Löscharbeiten dienen sollten. Das Wasser darin war offenbar schon lange nicht erneuert worden und verbreitete einen süßlichen Geruch.

Überhaupt war die ganze Umgebung äußerst beklemmend: Die Hitze unter dem Dach, die schlechte Luft und das Gewirre der mächtigen Balken, die teils nach oben zu sich im Dunkel verloren, teils in einem gespenstigen Netzwerk am Boden hinkrochen.

Beineberg blendete die Laterne ab, und sie saßen, ohne ein Wort zu reden, regungslos in der Finsternis – durch lange Minuten.

Da knarrte am entgegengesetzten Ende im Dunkeln die Tür. Leise und zögernd. Das war ein Geräusch, welches das Herz bis zum Halse hinauf klopfen machte, wie der erste Laut der sich nähernden Beute.

Es folgten einige unsichere Schritte, das Anschlagen eines Fußes gegen erdröhnendes Holz; ein mattes Geräusch, wie von dem Aufschlagen eines Körpers ... Stille ... Dann wieder zaghafte Schritte ... Warten ... Ein leiser menschlicher Laut ... «Reiting?»

Da zog Beineberg die Kappe von der Blendlaterne und warf einen breiten Strahl gegen den Ort, woher die Stimme kam.

Einige mächtige Balken leuchteten mit scharfen Schatten auf, weiterhin sah man nichts als einen Kegel tanzenden Staubes.

Aber die Schritte wurden bestimmter und kamen näher.

Da schlug – ganz nahe – wieder ein Fuß gegen das Holz, und im nächsten Augenblicke tauchte in der breiten Basis des Lichtkegels das – in der zweifelhaften Beleuchtung aschfahle – Gesicht Basinis auf.

Basini lächelte. Lieblich, süßlich. Starr festgehalten, wie das Lächeln eines Bildes, hob es sich

aus dem Rahmen des Lichtes heraus.

Törleß saß an seinen Balken gepreßt und fühlte das Zittern seiner Augenmuskeln.

Nun zählte Beineberg die Schandtaten Basinis auf; gleichmäßig, mit heiseren Worten.

Dann die Frage: «Du schämst dich also gar nicht?» Dann ein Blick Basinis auf Reiting, der zu sagen schien: «Nun ist es wohl schon an der Zeit, daß du mir hilfst.» Und in dem Augenblicke gab ihm Reiting einen Faustschlag ins Gesicht, so daß er rückwärts taumelte, über einen Balken stolperte, stürzte. Beineberg und Reiting sprangen ihm nach.

Die Laterne war umgekippt, und ihr Licht floß verständnislos und träge zu Törleß' Füßen über den Boden hin ...

Törleß unterschied aus den Geräuschen, daß sie Basini die Kleider vom Leibe zogen und ihn mit etwas Dünnem, Geschmeidigem peitschten. Sie hatten dies alles offenbar schon vorbereitet gehabt. Er hörte das Wimmern und die halblauten Klagerufe Basinis, der unausgesetzt um Schonung flehte; schließlich vernahm er nur noch ein Stöhnen, wie ein unterdrücktes Geheul, und dazwischen halblaute Schimpfworte und die heißen leidenschaftlichen Atemstöße Beinebergs.

Er hatte sich nicht vom Platze gerührt. Gleich anfangs hatte ihn wohl eine viehische Lust mit hinzuspringen und zuzuschlagen gepackt, aber das Gefühl, daß er zu spät kommen und überflüssig sein würde, hielt ihn zurück. Über seinen Gliedern lag mit schwerer Hand eine Lähmung.

Scheinbar gleichgültig sah er vor sich hin zu Boden. Er spannte sein Gehör nicht an, um den Geräuschen zu folgen, und er fühlte sein Herz nicht rascher schlagen als sonst. Mit den Augen folgte er dem Lichte, das sich zu seinen Füßen in einer Lache ergoß. Staubflocken leuchteten auf und ein kleines häßliches Spinnengewebe. Weiterhin sickerte der Schein in die Fugen zwischen den Balken und erstickte in einem staubigen, schmutzigen Dämmern.

Törleß wäre auch eine Stunde lang so sitzen geblieben, ohne es zu fühlen. Er dachte an nichts und war doch innerlich vollauf beschäftigt. Dabei beobachtete er sich selbst. Aber so, als ob er eigentlich ins Leere sähe und sich selbst nur wie in einem undeutlichen Schimmer von der Seite her erfaßte. Nun rückte aus diesem Unklaren – von der Seite her – langsam, aber immer sichtlicher ein Verlangen ins deutliche Bewußtsein.

Irgend etwas ließ Törleß darüber lächeln. Dann war wieder das Verlangen stärker. Es zog ihn von seinem Sitze hinunter – auf die Knie; auf den Boden. Es trieb ihn, seinen Leib gegen die Dielen zu pressen; er fühlte, wie seine Augen groß werden würden wie die eines Fisches, er fühlte durch den nackten Leib hindurch sein Herz gegen das Holz schlagen.

Nun war wirklich eine mächtige Aufregung in Törleß, und er mußte sich an seinem Balken festhalten, um sich gegen den Schwindel zu sichern, der ihn hinabzog.

Auf seiner Stirne standen Schweißperlen, und er fragte sich ängstlich, was dies alles zu bedeuten habe?

Aus seiner Gleichgültigkeit aufgeschreckt, horchte er nun auch wieder durch das Dunkel zu den dreien hinüber.

Es war dort still geworden; nur Basini klagte leise vor sich hin, während er nach seinen Kleidern tastete.

Törleß fühlte sich durch diese klagenden Laute angenehm berührt. Wie mit Spinnenfüßen lief ihm ein Schauer den Rücken hinauf und hinunter; dann saß es zwischen den Schulterblättern fest

und zog mit feinen Krallen seine Kopfhaut nach hinten. Zu seinem Befremden erkannte Törleß, daß er sich in einem Zustande geschlechtlicher Erregung befand. Er dachte zurück, und ohne sich zu erinnern, wann dieser eingetreten sei, wußte er doch, daß er schon das eigentümliche Verlangen sich gegen den Boden zu drücken begleitet hatte. Er schämte sich dessen; aber es hatte ihm wie eine mächtige Blutwelle daherflutend den Kopf benommen.

Beineberg und Reiting kamen zurückgetastet und setzten sich schweigend neben ihn. Beineberg blickte auf die Lampe.

In diesem Augenblicke zog es Törleß wieder hinunter. Es ging von den Augen aus, – das fühlte er nun, – von den Augen aus wie eine hypnotische Starre zum Gehirn. Es war eine Frage, ja eine ... nein, eine Verzweiflung ... oh es war ihm ja bekannt ...: die Mauer, jener Gastgarten, die niederen Hütten, jene Kindheitserinnerung ... dasselbe! dasselbe! Er sah auf Beineberg. «Fühlt denn der nichts?» dachte er. Aber Beineberg bückte sich und wollte die Lampe aufheben. Törleß hielt seinen Arm zurück. «Ist das nicht wie ein Auge?» sagte er und wies auf den über den Boden fließenden Lichtschein.

«Willst du vielleicht jetzt poetisch werden?»

«Nein. Aber sagst du nicht selbst, daß es mit den Augen eine eigene Bewandnis hat? Aus ihnen wirkt – denk doch nur an deine hypnotischen Lieblingsideen – mitunter eine Kraft, die in keinem Physikumterricht ihren Platz hat; – sicher ist auch, daß man einen Menschen oft weit besser aus seinen Augen errät als aus seinen Worten ...»

«Nun – und?»

«Mir ist dieses Licht wie ein Auge. Zu einer fremden Welt. Mir ist, als sollte ich etwas erraten. Aber ich kann nicht. Ich möchte es in mich hineintrinken ...»

«Nun, – du fängst doch an poetisch zu werden.»

«Nein, es ist mir ernst. Ich bin ganz verzweifelt. So sieh doch nur hin, und du wirst es auch fühlen. Ein Bedürfnis, sich in dieser Lache zu wälzen, – auf allen vieren, ganz nah in die staubigen Winkel zu kriechen, als ob man es so erraten könnte ...»

«Mein Lieber, das sind Spielereien, Empfindeleien. Laß jetzt gefälligst solche Sachen.»

Beineberg bückte sich vollends und stellte die Lampe wieder auf ihren Platz. Törleß empfand aber Schadenfreude. Er fühlte, daß er diese Ereignisse mit einem Sinne mehr in sich aufnahm als seine Gefährten.

Er wartete nun auf das Wiedererscheinen Batinis und fühlte mit einem heimlichen Schauer, daß sich seine Kopfhaut abermals unter den feinen Krallen anspannte.

Er wußte es ja schon ganz genau, daß für ihn etwas aufgespart war, das immer wieder und in immer kürzeren Zwischenräumen ihn mahnte; eine Empfindung, die für die anderen unverständlich war, für sein Leben aber offenbar große Wichtigkeit haben mußte.

Nur was diese Sinnlichkeit dabei zu bedeuten hatte, wußte er nicht, aber er erinnerte sich, daß sie eigentlich schon jedesmal dabei gewesen war, wenn die Ereignisse angefangen hatten, nur ihm sonderbar zu erscheinen, und ihn quälten, weil er hiefür keinen Grund wußte.

Und er nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit ernstlich hierüber nachzudenken. Einstweilen gab er sich ganz dem aufregenden Schauer hin, der Batinis Wiedererscheinen voranging.

Beineberg hatte die Lampe aufgerichtet, und wieder schnitten die Strahlen einen Kreis in das

Dunkel, wie einen leeren Rahmen.

Und mit einem Male war Basinis Antlitz wieder darinnen; genau so wie zum ersten Male; mit demselben starr festgehaltenen, süßlichen Lächeln; als ob in der Zwischenzeit nichts geschehen wäre, nur über Oberlippe, Mund und Kinn zeichneten langsame Blutstropfen einen roten, wie ein Wurm sich windenden Weg.

«Dort setze dich nieder!» Reiting wies auf den mächtigen Balken. Basini gehorchte. Reiting hub zu sprechen an: «Du hast wahrscheinlich schon geglaubt, daß du fein heraus bist; was? Du hast wohl geglaubt, ich werde dir helfen? Nun, da hast du dich getäuscht. Was ich mit dir tat, war nur, um zu sehen, wie weit deine Niedrigkeit geht.»

Basini machte eine abwehrende Bewegung. Reiting drohte wieder, auf ihn zu springen. Da sagte Basini: «Aber ich bitte euch um Gottes willen, ich konnte nicht anders.»

«Schweig!» schrie Reiting, «deine Ausreden haben wir satt! Wir wissen nun ein für allemal, wie wir mit dir daran sind, und werden uns danach richten ...»

Es trat ein kurzes Schweigen ein. Da sagte plötzlich Törleß leise, fast freundlich: «Sag doch, ich bin ein Dieb.»

Basini machte große, fast erschrockene Augen; Beineberg lachte beifällig.

Aber Basini schwieg. Da gab ihm Beineberg einen Stoß in die Rippen und schrie ihn an:

«Hörst du nicht, du sollst sagen, daß du ein Dieb bist! Sofort wirst du es sagen!»

Abermals trat eine kurze, kaum wägbare Stille ein; dann sagte Basini leise, in einem Atem und mit möglichst harmloser Betonung: «Ich bin ein Dieb.»

Beineberg und Reiting lachten vergnügt zu Törleß hinüber: «Das war ein guter Einfall von dir, Kleiner», und zu Basini: «Und jetzt wirst du sofort noch sagen: Ich bin ein Tier, ein diebisches Tier, *euer* diebisches, schweinisches Tier!»

Und Basini sagte es, ohne auszusetzen und mit geschlossenen Augen.

Aber Törleß hatte sich schon wieder ins Dunkel zurückgelehnt. Ihm ekelte vor der Szene, und er schämte sich, daß er seinen Einfall den anderen preisgegeben hatte.

Während des Mathematikunterrichtes war Törleß plötzlich ein Einfall gekommen.

Er hatte schon während der letzten Tage den Unterricht in der Schule mit besonderem Interesse verfolgt gehabt, denn er dachte sich: «Wenn dies wirklich die Vorbereitung für das Leben sein soll, wie sie sagen, so muß sich doch auch etwas von dem angedeutet finden, was ich suche.»

Gerade an die Mathematik hatte er dabei gedacht; noch von jenen Gedanken an das Unendliche her.

Und richtig war es ihm mitten im Unterrichte heiß in den Kopf geschossen. Gleich nach Beendigung der Stunde setzte er sich zu Beineberg als dem einzigen, mit dem er über etwas Derartiges sprechen konnte.

«Du, hast du das vorhin ganz verstanden?»

«Was?»

«Die Geschichte mit den imaginären Zahlen?»

«Ja. Das ist doch gar nicht so schwer. Man muß nur festhalten, daß die Quadratwurzel aus negativ Eins die Rechnungseinheit ist.»

«Das ist es aber gerade. Die gibt es doch gar nicht. Jede Zahl, ob sie nun positiv ist oder negativ, gibt zum Quadrat erhoben etwas Positives. Es kann daher gar keine wirkliche Zahl geben, welche die Quadratwurzel von etwas Negativem wäre.»

«Ganz recht; aber warum sollte man nicht trotzdem versuchen, auch bei einer negativen Zahl die

Operation des Quadratwurzelziehens anzuwenden? Natürlich kann dies dann keinen wirklichen Wert ergeben, und man nennt doch auch deswegen das Resultat nur ein imaginäres. Es ist so, wie wenn man sagen würde: hier saß sonst immer jemand, stellen wir ihm also auch heute einen Stuhl hin; und selbst, wenn er inzwischen gestorben wäre, so tun wir doch, als ob er käme.»

«Wie kann man aber, wenn man bestimmt, ganz mathematisch bestimmt weiß, daß es unmöglich ist?»

«So tut man eben trotzdem, als ob dem nicht so wäre. Es wird wohl irgendeinen Erfolg haben. Was ist es denn schließlich anderes mit den irrationalen Zahlen? Eine Division, die nie zu Ende kommt, ein Bruch, dessen Wert nie und nie und nie herauskommt, wenn du auch noch so lange rechnest? Und was kannst du dir darunter denken, daß sich parallele Linien im Unendlichen schneiden sollen? Ich glaube, wenn man allzu gewissenhaft wäre, so gäbe es keine Mathematik.»

«Darin hast du recht. Wenn man es sich so vorstellt, ist es eigenartig genug. Aber das Merkwürdige ist ja gerade, daß man trotzdem mit solchen imaginären oder sonstwie unmöglichen Werten ganz wirklich rechnen kann und zum Schlusse ein greifbares Resultat vorhanden ist!»

«Nun, die imaginären Faktoren müssen sich zu diesem Zwecke im Laufe der Rechnung gegenseitig aufheben.»

«Ja, ja; alles, was du sagst, weiß ich auch. Aber bleibt nicht trotzdem etwas ganz Sonderbares an der Sache haften? Wie soll ich das ausdrücken? Denk doch nur einmal so daran: In solch einer Rechnung sind am Anfang ganz solide Zahlen, die Meter oder Gewichte oder irgend etwas anderes Greifbares darstellen können und wenigstens wirkliche Zahlen sind. Am Ende der Rechnung stehen ebensolche. Aber diese beiden hängen miteinander durch etwas zusammen, das es gar nicht gibt. Ist das nicht wie eine Brücke, von der nur Anfangs- und Endpfeiler vorhanden sind und die man dennoch so sicher überschreitet, als ob sie ganz dastünde? Für mich hat so eine Rechnung etwas Schwindliges; als ob es ein Stück des Weges weiß Gott wohin ginge. Das eigentlich Unheimliche ist mir aber die Kraft, die in solch einer Rechnung steckt und einen so festhält, daß man doch wieder richtig landet.»

Beineberg grinste: «Du sprichst ja beinahe schon so wie unser Pfaffe: <... Du siehst einen Apfel, – das sind die Lichtschwingungen und das Auge und so weiter, – und du streckst die Hand aus, um ihn zu stehlen, – das sind die Muskeln und die Nerven, die diese in Bewegung setzen. – Aber zwischen den beiden liegt etwas und bringt eins aus dem andern hervor, – und das ist die unsterbliche Seele, die dabei gesündigt hat ...; ja – ja, – keine eurer Handlungen ist erklärlich ohne die Seele, die auf euch spielt wie auf den Tasten eines Klaviers ...;» Und er ahmte den Stimmfall nach, mit dem der Katechet dieses alte Gleichnis vorzubringen pflegte. – «Übrigens interessiert mich diese ganze Geschichte wenig.»

«Ich dachte, gerade dich müßte sie interessieren. Ich wenigstens mußte gleich an dich denken, weil das – wenn es wirklich so unerklärlich ist – doch fast eine Bestätigung für deinen Glauben wäre.»

«Warum sollte es nicht unerklärlich sein? Ich halte es für ganz wohl möglich, daß hier die Erfinder der Mathematik über ihre eigenen Füße gestolpert sind. Denn warum sollte das, was jenseits unseres Verstandes liegt, sich nicht einen solchen Spaß mit eben diesem Verstande erlaubt haben? Aber ich gib mich damit nicht ab, denn diese Dinge führen doch zu nichts.»

Noch am selben Tage hatte Törleß den Lehrer der Mathematik gebeten, ihn besuchen zu dürfen, um sich über einige Stellen des letzten Vortrages Aufklärung zu holen.

Den nächsten Tag, während der Mittagspause, stieg er nun die Treppe zu der kleinen Professorswohnung hinan.

Er hatte jetzt einen ganz neuen Respekt vor der Mathematik, da sie ihm nun einmal aus einer toten Lernaufgabe unversehens etwas sehr Lebendiges geworden zu sein schien. Und von diesem Respekte aus empfand er eine Art Neid gegen den Professor, dem alle diese Beziehungen vertraut sein mußten und der ihre Kenntnis stets bei sich trug wie den Schlüssel eines versperrten Gartens. Überdies wurde Törleß aber auch von einer, allerdings ein wenig zaghaften, Neugierde angetrieben. Er war noch nie in dem Zimmer eines erwachsenen jungen Mannes gewesen, und es kitzelte ihn zu erfahren, wie denn das Leben eines solchen anderen, wissenden und doch ruhigen Menschen aussehe, wenigstens so weit man aus den äußeren, umgebenden Dingen darauf schließen kann.

Er war sonst seinen Lehrern gegenüber scheu und zurückhaltend und glaubte, daß er sich deswegen nicht ihrer besonderen Zuneigung erfreue. Seine Bitte erschien ihm daher, während er jetzt erregt vor der Türe innehielt, als ein Wagnis, bei dem es sich weniger darum handelte, eine Aufklärung zu erhalten, – denn ganz im stillen zweifelte er schon jetzt daran, – als daß er einen Blick – gewissermaßen hinter den Professor und in dessen tägliches Konkubinat mit der Mathematik hinein – tun könne.

Man führte ihn in das Arbeitszimmer. Es war ein länglicher einfenstriger Raum; ein mit Tintenflecken übertropfter Schreibtisch stand in der Nähe des Fensters und an der Wand ein Sofa, das mit einem gerippten, grünen, kratzigen Stoffe überzogen war und Quasten hatte. Oberhalb dieses Sofas hingen eine ausgebleichene Studentenmütze und eine Anzahl brauner, nachgedunkelter Photographien in Visiteformat aus der Universitätszeit. Auf dem ovalen Tische mit den X-Füßen, deren graziös sein sollende Schnörkel wie eine mißglückte Artigkeit wirkten, lag eine Pfeife und blättriger, großgeschnittener Tabak. Das ganze Zimmer hatte davon einen Geruch nach billigem Knaster.

Kaum hatte Törleß diese Eindrücke in sich aufgenommen und ein gewisses Mißbehagen in sich konstatiert, wie bei der Berührung mit etwas Unappetitlichem, als sein Lehrer eintrat.

Er war ein junger Mann von höchstens dreißig Jahren; blond, nervös und ein ganz tüchtiger Mathematiker, welcher der Akademie schon einige wichtige Abhandlungen eingereicht hatte.

Er setzte sich sofort an seinen Schreibtisch, kramte ein wenig in den umherliegenden Papieren (Törleß kam es später vor, daß er sich geradenwegs dorthin gerettet hatte), putzte seinen Klemmer mit dem Taschentuche, schlug ein Bein über das andere und sah Törleß erwartend an.

Dieser hatte nun auch ihn zu mustern begonnen. Er bemerkte ein Paar grober weißer Wollsocken und darüber, daß die Bänder der Unterhose von der Wichse der Zugstiefel schwarz gescheuert waren.

Dagegen sah das Taschentuch weiß und geziert hervor, und die Krawatte war zwar genäht, aber dafür prächtig buntscheckig wie eine Palette.

Törleß fühlte sich unwillkürlich durch diese kleinen Beobachtungen weiter abgestoßen; er vermochte kaum mehr zu hoffen, daß dieser Mensch wirklich im Besitze bedeutungsvoller Erkenntnisse sei, wenn doch offenbar an seiner Person und ganzen Umgebung nicht das geringste davon zu merken war. Er hatte sich im stillen das Arbeitszimmer eines Mathematikers ganz anders vorgestellt; mit irgendwelchem Ausdrucke für die fürchterlichen Dinge, die darin gedacht wurden. Das Gewöhnliche verletzte ihn; er übertrug es auf die Mathematik, und sein Respekt begann einem mißtrauischen Widerstreben zu weichen.



Da nun auch der Professor ungeduldig auf seinem Platze hin und her rückte und nicht wußte, wie er das lange Schweigen und die musternden Blicke deuten sollte, lag zwischen den beiden Menschen schon in diesem Augenblicke die Atmosphäre eines Mißverständnisses.

«Nun wollen wir ... wollen Sie ... ich bin gerne bereit, Ihnen Auskunft zu erteilen», begann der Professor.

Törleß trug seine Einwendungen vor und bemühte sich, deren Bedeutung für ihn auseinanderzusetzen. Aber ihm war, als müßte er durch einen dicken, trüben Nebel hindurch sprechen und seine besten Worte ersticken schon in der Kehle.

Der Professor lächelte, hüstelte einstweilen, sagte: «Sie gestatten» und zündete sich eine Zigarette an, rauchte sie in hastigen Zügen; das Papier – was Törleß alles zwischendurch bemerkte und gewöhnlich fand – lief fett an und bog sich jedesmal knisternd ein; der Professor nahm den Klemmer von der Nase, setzte ihn wieder auf, nickte mit dem Kopfe, ... schließlich ließ er Törleß gar nicht zu Ende kommen. «Es freut mich, ja mein lieber Törleß, es freut mich wirklich sehr,» unterbrach er ihn, «Ihre Bedenken zeugen von Ernst, von eigenem Nachdenken, von ... hm ..., aber es ist gar nicht so leicht, Ihnen die gewünschte Aufklärung zu geben, ... Sie dürfen mich da nicht mißverstehen.

Sehen Sie, Sie sprachen von dem Eingreifen transzendenter, hm ja ... transzendent nennt man das, – Faktoren ...

Nun weiß ich ja allerdings nicht, wie Sie hierüber fühlen; mit dem Übersinnlichen, jenseits der strengen Grenzen des Verstandes Liegenden, ist es eine ganz eigene Sache. Ich bin eigentlich nicht recht befugt, da einzugreifen, es gehört nicht zu meinem Gegenstande; man kann so und so darüber denken, und ich möchte durchaus vermeiden, gegen irgend jemanden zu polemisieren ... Was aber die Mathematik anlangt,» und hiebei betonte er das Wort Mathematik, als ob er eine verhängnisvolle Tür ein für allemal zuschlagen wollte, «was also die Mathematik anlangt, ist es ganz gewiß, daß hier auch ein natürlicher und nur mathematischer Zusammenhang besteht.

Nur müßte ich – um streng wissenschaftlich zu sein – Voraussetzungen machen, die Sie kaum noch verstehen dürften, auch fehlt uns die Zeit dazu.

Wissen Sie, ich gebe ja gerne zu, daß zum Beispiel diese imaginären, diese gar nicht wirklich existierenden Zahlwerte, ha ha, gar keine kleine Nuß für einen jungen Studenten sind. Sie müssen sich damit zufrieden geben, daß solche mathematische Begriffe eben rein mathematische Denknöwendigkeiten sind. Überlegen Sie nur: auf der elementaren Stufe des Unterrichts, auf der Sie sich noch befinden, hält es sehr schwer, für vieles, das man berühren muß, die richtige Erklärung zu geben. Zum Glück fühlen es die wenigsten, wenn aber einer, wie Sie heute, – doch wie gesagt, es hat mich sehr gefreut, – nun wirklich kommt, so kann man nur sagen: Lieber Freund, du mußt einfach glauben; wenn du einmal zehnmal soviel Mathematik können wirst als jetzt, so wirst du verstehen, aber einstweilen: glauben!

Es geht nicht anders, lieber Törleß, die Mathematik ist eine ganze Welt für sich, und man muß reichlich lange in ihr gelebt haben, um alles zu fühlen, was in ihr notwendig ist.»

Törleß war froh, als der Professor schwieg. Seit er die Tür zufallen gehört hatte, war ihm, daß sich die Worte immer weiter und weiter entfernten, ... nach der anderen, gleichgültigen Seite hin, wo alle richtigen und doch nichts besagenden Erklärungen liegen.

Aber er war von dem Schwall der Worte und dem Mißlingen betäubt und verstand nicht gleich, daß er nun aufstehen sollte.

Da suchte der Professor, um es endgültig zu erledigen, nach einem letzten, überzeugenden Argumente.

Auf einem kleinen Tischchen lag ein Renommierband Kant. Den nahm der Professor und zeigte ihn Törleß. «Sehen Sie dieses Buch, das ist Philosophie, es enthält die Bestimmungsstücke unseres Handelns. Und wenn Sie dem auf den Grund fühlen könnten, so würden Sie auf lauter solche Denknöthigkeiten stoßen, die eben alles bestimmen, ohne daß sie selbst so ohne weiteres einzusehen wären. Es ist ganz ähnlich wie mit dem in der Mathematik. Und dennoch handeln wir fortwährend danach: Da haben Sie gleich den Beweis dafür, wie wichtig solche Dinge sind. Aber», lächelte er, als er sah, daß Törleß richtig das Buch aufschlug und darinnen blätterte: «lassen Sie es doch jetzt noch. Ich wollte Ihnen nur ein Beispiel geben, an das Sie sich später einmal erinnern können; vorläufig dürfte es wohl noch zu schwer für Sie sein.»

Den ganzen Rest des Tages über befand sich Törleß in einem bewegten Zustande.

Der Umstand, daß er Kant in der Hand gehabt hatte, – dieser ganz zufällige Umstand, dem er im Augenblicke wenig Beachtung geschenkt hatte, – wirkte mächtig in ihm nach. Der Name Kants war ihm vom Hörensagen wohl bekannt und hatte für ihn den Kurswert, den er allgemein in der sich mit den Geisteswissenschaften nur von ferne befassenden Gesellschaft hat – als letztes Wort der Philosophie. Und diese Autorität war sogar mit ein Grund gewesen, daß sich Törleß bisher so wenig mit ernsten Büchern beschäftigt hatte. Sehr junge Menschen pflegen sich ja, wenn einmal die Periode überwunden ist, in der sie Kutscher, Gärtner oder Zuckerbäcker werden wollten, mit der Phantasie das Gebiet ihrer Lebensaufgaben zunächst dort abzustecken, wo sich ihrem Ehrgeize die meiste Möglichkeit, Auszeichnendes zu leisten, darzubieten scheint. Wenn sie sagen, sie wollen Arzt werden, so haben sie sicher einmal irgendwo ein hübsches und gefülltes Wartezimmer gesehen oder einen Glasschrank mit unheimlichen chirurgischen Instrumenten oder ähnliches; sprechen sie von der diplomatischen Laufbahn, so denken sie an den Glanz und die Vornehmheit internationaler Salons: kurz sie wählen ihren Beruf nach dem Milieu, in dem sie sich am liebsten sehen möchten, und nach der Pose, in der sie sich am besten gefallen.

Nun war vor Törleß der Name Kant nie anders als gelegentlich und mit einer Miene ausgesprochen worden, wie der eines unheimlichen Heiligen. Und Törleß konnte gar nichts anderes denken, als daß von Kant die Probleme der Philosophie endgültig gelöst seien und diese seither eine zwecklose Beschäftigung bleibe, wie er ja auch glaubte, daß es sich nach Schiller und Goethe nicht mehr lohne zu dichten.

Zu Hause standen diese Bücher in dem Schranke mit den grünen Scheiben in Papas Arbeitszimmer, und Törleß wußte, daß dieser nie geöffnet wurde, außer um ihn einem Besuch zu zeigen. Es war wie das Heiligtum einer Gottheit, der man nicht gerne naht und die man nur verehrt, weil man froh ist, daß man sich dank ihrer Existenz um gewisse Dinge nicht mehr zu kümmern braucht.

Dieses schiefe Verhältnis zu Philosophie und Literatur hatte später auf Törleß' weitere Entwicklung jenen unglücklichen Einfluß ausgeübt, dem er manche traurige Stunde zu danken hatte. Denn sein Ehrgeiz wurde hiedurch von seinen eigentlichen Gegenständen abgedrängt und geriet, während er, seines Zieles beraubt, nach einem neuen suchte, – unter den brutalen und entschlossenen Einfluß seiner Gefährten. Seine Neigungen kehrten nur noch gelegentlich und verschämt zurück und hinterließen jedesmal das Bewußtsein, etwas Unnützes und Lächerliches getan zu haben. Sie waren aber doch so stark, daß es ihm nicht gelang, sich ihrer ganz zu entledigen, und dieser beständige Kampf war es, der sein Wesen der festen Linien und des aufrechten Ganges beraubte.

Mit dem heutigen Tage schien jedoch dieses Verhältnis in eine neue Phase getreten zu sein. Die Gedanken, um deren willen er heute vergeblich Aufklärung gesucht hatte, waren nicht mehr die wurzellosen Verkettungen einer spielenden Einbildungskraft, vielmehr wühlten sie ihn auf, ließen ihn nicht los, und mit seinem ganzen Körper fühlte er, daß hinter ihnen ein Stück seines Lebens pochte. Dies war für Törleß etwas ganz Neues. In seinem innern war eine Bestimmtheit, die er sonst nicht an sich gekannt hatte. Es war beinahe träumerisch, geheimnisvoll. Das mußte sich wohl unter den Einflüssen der letzten Zeit in aller Stille entwickelt haben und pochte nun plötzlich mit gebieterischem Finger an. Ihm war zumute wie einer Mutter, die zum ersten Male die herrischen Bewegungen ihrer Leibesfrucht fühlt.

Es wurde ein wundervoll genußreicher Nachmittag.

Törleß holte aus seiner Lade alle seine poetischen Versuche hervor, die er dort verwahrt hatte. Er setzte sich mit ihnen zum Ofen und blieb ganz allein und ungesehen hinter dem mächtigen Schirme. Ein Heft nach dem anderen blätterte er durch, dann zerriß er es ganz langsam in lauter kleine Stücke und warf diese einzeln, immer wieder die feine Rührung des Abschieds verkostend, ins Feuer.

Er wollte damit alles Gepäck von früher hinter sich werfen, gleich als gelte es jetzt – von nichts beschwert – alle Aufmerksamkeit auf die Schritte zu richten, die nach vorwärts zu tun seien.

Endlich stand er auf und trat unter die anderen. Er fühlte sich frei von allen ängstlichen Seitenblicken. Was er getan hatte, war eigentlich nur ganz instinktiv geschehen; nichts bot ihm eine Sicherheit, daß er wirklich von nun an ein Neuer werde sein können, als das bloße Dasein jenes Impulses. «Morgen,» sagte er sich, «morgen werde ich alles sorgfältig revidieren, und ich werde schon Klarheit gewinnen.»

Er ging im Saale umher, zwischen den einzelnen Bänken, sah in die geöffneten Hefte, auf die in dem grellen Weiß beim Schreiben geschäftig hin und her hastenden Finger, deren jeder seinen kleinen, braunen Schatten hinter sich herzog, – er sah dem zu wie einer, der plötzlich aufgewacht ist, mit Augen, denen alles von ernsterer Bedeutung zu sein schien.

Aber schon der nächste Tag brachte eine arge Enttäuschung. Törleß hatte sich nämlich am Morgen die Reclamausgabe jenes Bandes gekauft, den er bei seinem Professor gesehen hatte, und benützte die erste Pause, um mit dem Lesen zu beginnen. Aber vor lauter Klammern und Fußnoten verstand er kein Wort, und wenn er gewissenhaft mit den Augen den Sätzen folgte, war ihm, als drehe eine alte, knöcherne Hand ihm das Gehirn in Schraubenwindungen aus dem Kopfe.

Als er nach etwa einer halben Stunde erschöpft aufhörte, war er nur bis zur zweiten Seite gelangt, und Schweiß stand auf seiner Stirne.

Aber dann biß er die Zähne aufeinander und las nochmals eine Seite weiter, bis die Pause zu Ende war.

Abends aber mochte er das Buch schon nicht mehr anrühren. Angst? Ekel? – er wußte nicht recht. Nur das eine quälte ihn brennend deutlich, daß der Professor, dieser Mensch, der nach so wenig aussah, das Buch ganz offen im Zimmer liegen hatte, als sei es für ihn eine tägliche Unterhaltung.

In dieser Stimmung traf ihn Beineberg.

«Nun, Törleß, wie war's gestern beim Professor?» Sie saßen allein in einer Fensternische und hatten den breiten Kleiderständer, auf dem die vielen Mäntel hingen, vorgeschoben, so daß von

der Klasse nur ein auf und ab schwellendes Summen und der Widerschein der Lampen an der Decke zu ihnen drang. Törleß spielte zerstreut mit einem vor ihm hängenden Mantel.

«Schläfst du denn? Er wird dir doch wohl irgend etwas geantwortet haben? Ich kann mir's übrigens denken, er wird nicht schlecht in Verlegenheit gekommen sein, nicht?»

«Warum?»

«Nun, auf eine so dumme Frage wird er wohl nicht gefaßt gewesen sein.»

«Die Frage war gar nicht dumm; ich bin sie noch immer nicht los.»

«Ich meine es ja auch nicht so schlimm; nur für ihn wird sie dumm gewesen sein. Die lernen ihre Sachen gerade so auswendig wie der Pfaffe seinen Katechismus, und wenn man sie ein wenig außer der Reihe fragt, kommen sie immer in Verlegenheit.»

«Ach, verlegen war der nicht um die Antwort. Er hat mich sogar nicht einmal ausreden lassen, so schnell hat er sie bei der Hand gehabt.»

«Und wie hat er die Geschichte erklärt?»

«Eigentlich gar nicht. Er hat gesagt, das könne ich jetzt noch nicht einsehen, das seien Denknöthwendigkeiten, die erst demjenigen klar werden, der sich bereits eingehender mit diesen Dingen befaßt hat.»

«Das ist ja der Schwindel! Einem Menschen, der nichts wie vernünftig ist, vermögen sie ihre Geschichten nicht vorzuerzählen. Erst wenn er zehn Jahre hindurch müde gemacht wurde, geht es. Bis dahin hat er nämlich tausend Male auf diesen Grundlagen gerechnet und große Gebäude aufgeführt, die immer bis aufs letzte stimmten; er glaubt dann einfach an die Sache, wie der Katholik an die Offenbarung, sie hat sich immer so schön fest bewährt, ... ist es dann eine Kunst, einem solchen Menschen den Beweis aufzureden? Im Gegenteil, niemand wäre imstande ihm einzureden, daß sein Gebäude zwar steht, der einzelne Baustein aber zur Luft zerrinnt, wenn man ihn fassen will!»

Törleß fühlte sich durch die Übertreibung Beinebergs unangenehm berührt.

«So arg, wie du's hinstellst, wird es wohl nicht sein. Ich habe nie bezweifelt, daß die Mathematik recht hat, – schließlich lehrt's doch auch der Erfolg, – mir war vielmehr nur das sonderbar, daß die Sache mitunter so gegen den Verstand geht; und möglich wäre es immerhin, daß das nur scheinbar ist.»

«Nun, du kannst ja die zehn Jahre abwarten, vielleicht hast du dann den richtig präparierten Verstand ... Aber ich habe auch darüber nachgedacht, seit wir letzthin davon sprachen, und ich bin ganz fest davon überzeugt, daß die Sache einen Haken hat. Übrigens hast du damals auch ganz anders gesprochen als heute.»

«O nein. Mir ist es ja auch heute noch bedenklich, nur will ich es nicht gleich so übertreiben wie du. *Sonderbar* finde ich das Ganze auch. Die Vorstellung des Irrationalen, des Imaginären, der Linien, die parallel sind und sich im Unendlichen – also doch irgendwo – schneiden, regt mich auf. Wenn ich darüber nachdenke, bin ich betäubt, wie vor den Kopf geschlagen.» Törleß lehnte sich vor, ganz in den Schatten hinein, und seine Stimme umschleierte sich leise beim Sprechen. «In meinem Kopfe war vordem alles so klar und deutlich geordnet; nun aber ist mir, als seien meine Gedanken wie Wolken, und wenn ich an die bestimmten Stellen komme, so ist es wie eine Lücke dazwischen, durch die man in eine unendliche, unbestimmbare Weite sieht. Die Mathematik wird schon recht haben; aber was ist es mit meinem Kopfe und was mit all den

anderen? Fühlen die das gar nicht? Wie malt es sich in ihnen ab? Gar nicht?»

«Ich denke, du könntest es an deinem Professor sehen. Du, – wenn du auf so etwas kommst, schaust dich sofort um und fragst, wie stimmt das jetzt zu allem übrigen in mir? Die haben sich einen Weg in tausend Schneckengängen durch ihr Gehirn gebohrt, und sie sehen bloß bis zur nächsten Ecke zurück, ob der Faden noch hält, den sie hinter sich herspinnen. Deswegen bringst du sie mit deiner Art zu fragen in Verlegenheit. Von denen findet keiner den Weg zurück. Wie kannst du übrigens behaupten, daß ich übertreibe? Diese Erwachsenen und ganz Gescheiten haben sich da vollständig in ein Netz eingesponnen, eine Masche stützt die andere, so daß das Ganze Wunder wie natürlich aussieht; wo aber die erste Masche steckt, durch die alles gehalten wird, weiß kein Mensch.

Wir zwei haben noch nie so ernst darüber gesprochen, schließlich macht man über solche Dinge nicht gern viel Worte, aber du kannst jetzt sehen, wie schwach die Ansicht ist, mit der sich die Leute über die Welt begnügen. Täuschung ist sie, Schwindel ist sie, Schwachköpfigkeit! Blutarmut! Denn ihr Verstand reicht gerade so weit, um ihre wissenschaftliche Erklärung aus dem Kopf herauszudenken, draußen erfriert sie aber, verstehst du? Ha ha! Alle diese Spitzen, diese äußersten, von denen uns die Professoren erzählen, sie seien so fein, daß wir sie jetzt noch nicht anzurühren vermögen, sind tot, – erfroren, – verstehst du? Nach allen Seiten starren diese bewunderten Eisspitzen, und kein Mensch vermag mit ihnen etwas anzufangen, so leblos sind sie!»

Törleß hatte sich längst wieder zurückgelehnt. Beinebergs heißer Atem fing sich in den Mänteln und erhitze den Winkel. Und wie immer in der Erregung, wirkte Beineberg peinlich auf Törleß. Jetzt gar, wo er sich vorschob, so nahe heran, daß seine Augen unbeweglich, wie zwei grünliche Steine vor Törleß standen, während die Hände mit einer eigentümlich häßlichen Behendigkeit im Halbdunkel hin und her zuckten.

«Alles ist unsicher, was sie behaupten. Alles geht natürlich zu, sagen sie; – wenn ein Stein fällt, so sei das die Schwerkraft, warum soll es aber nicht ein Wille Gottes sein, und warum soll derjenige, der ihm wohlgefällig ist, nicht einmal davon entbunden sein, das Los des Steines zu teilen? Doch wozu erzähle ich dir solches?! Du wirst doch immer halb bleiben! Ein wenig Sonderbares ausfindig machen, ein wenig den Kopf schütteln, ein wenig sich entsetzen, – das liegt dir; darüber traust du dich aber nicht hinaus. Übrigens ist das nicht mein Schade.»

«Der meine etwa? So sicher sind denn doch wohl auch deine Behauptungen nicht.»

«Wie kannst du das sagen! Sie sind überhaupt das einzig Sichere. Wozu soll ich mich übrigens mit dir darüber zanken?! Du wirst es schon noch sehen, mein lieber Törleß; ich möchte sogar wetten, daß du dich noch einmal ganz verflucht dafür interessieren wirst, was es damit für Bewandnis hat. Beispielsweise, wenn es mit Basini so kommt, wie ich ...»

«Laß das, bitte», unterbrach ihn Törleß, «ich möchte das gerade jetzt nicht da hineinmengen.»

«Oh, warum nicht?»

«Nun so. Seh will einfach nicht. Es ist mir unangenehm. Basini und dies sind für mich zweierlei; und zweierlei pflege ich nicht im selben Topf zu kochen.»

Beineberg verzog es bei dieser ungewohnten Entschiedenheit, ja Grobheit seines jüngeren Kameraden vor Ärger den Mund. Aber Törleß fühlte, daß die bloße Nennung Basinis seine ganze Sicherheit untergraben hatte, und um dies zu verbergen, redete er sich in Ärger. «Überhaupt behauptest du Dinge mit einer Sicherheit, die geradezu verrückt ist. Glaubst du denn nicht, daß

deine Theorien geradeso auf Sand gebaut sein können, wie die anderen? Das sind ja noch viel verbohrtene Schneckengänge, die noch weit mehr guten Willen voraussetzen.»

Merkwürdigerweise wurde Beineberg nicht böse; er lächelte nur – zwar ein wenig verzerrt, und seine Augen funkelten doppelt so unruhig – und sagte in einem fort: «Du wirst schon sehen, du wirst schon sehen. ...»

«Was werde ich denn sehen? Und meinetwegen, so werde ich es halt sehen; aber es interessiert mich blutwenig, Beineberg! Du verstehst mich nicht. Du weißt gar nicht, was mich interessiert. Wenn mich die Mathematik quält und wenn mich → doch er überlegte sich's noch schnell und sagte nichts von Basini, «wenn mich die Mathematik quält, so suche ich dahinter ganz etwas anderes als du, gar nichts Übernatürliches, gerade das Natürliche suche ich, – verstehst du? gar nichts außer mir, – in mir suche ich etwas; in mir! etwas Natürliches! Das ich aber trotzdem nicht verstehe! Das empfindest du aber geradeso wenig wie der von der Mathematik ... ach, laß mich mit deiner Spekulation für jetzt in Ruhe!»

Törleß zitterte vor Aufregung, als er aufstand.

Und Beineberg wiederholte in einem fort: «nun, wir werden ja sehen, werden ja sehen. ...»

Als Törleß abends im Bette lag, fand er keinen Schlaf. Die Viertelstunden schlichen wie Krankenschwestern von seinem Lager, seine Füße waren eiskalt, und die Decke drückte ihn, anstatt ihn zu wärmen.

In dem Schlafsaale hörte man nur das ruhige und gleichmäßige Atmen der Zöglinge, die nach der Arbeit des Unterrichtes, des Turnens und des Laufens im Freien ihren gesunden, tierischen Schlaf gefunden hatten.

Törleß horchte auf die Atemzüge der Schlafenden. Das war Beinebergs, das Reittings, das Basinis Atem; welcher? Er wußte es nicht; aber einer von den vielen, gleichmäßigen, gleichruhigen, gleichsicheren, die sich wie ein mechanisches Werk hoben und senkten.

Einer der leinenen Vorhänge hatte sich nur bis zur halben Höhe herunterrollen lassen; darunter leuchtete die helle Nacht herein und zeichnete ein fahles, unbewegliches Viereck auf den Fußboden. Die Schnur hatte sich oben gespießt oder war ausgesprungen und hing in häßlichen Windungen herunter, während ihr Schatten auf dem Boden wie ein Wurm durch das helle Viereck kroch.

Dies alles war von einer beängstigenden, grotesken Häßlichkeit.

Törleß versuchte an etwas Angenehmes zu denken. Beineberg fiel ihm ein. Hatte er ihn nicht heute übertrumpft? Seiner Überlegenheit einen Stoß versetzt? War es ihm nicht heute zum erstenmal gelungen, seine Besonderheit gegen den anderen zu wahren? So hervorzuheben, daß dieser den unendlichen Unterschied an Feinheit der Empfindlichkeit fühlen konnte, der ihrer beiden Auffassungen voneinander trennte? Hat er denn noch etwas zu erwidern gewußt? Ja oder nein? ...

Aber dieses: ja oder nein? schwoll in seinem Kopfe an wie aufsteigende Blasen und zerplatzte, und ja oder nein? ... ja oder nein? schwoll es immer und immer wieder an, unaufhörlich, in einem stampfenden Rhythmus, wie das Rollen eines Eisenbahnzuges, wie das Nicken von Blumen an zu hohen Stengeln, wie das Klopfen eines Hammers, das man durch viele dünne Wände hindurch in einem stillen Hause hört ... Dieses aufdringliche, selbstgefällige ja oder nein? widerte Törleß an. Seine Freude war unecht, es hopste so lächerlich.

Und schließlich, als er auffuhr, schien es sein eigener Kopf zu sein, der da nickte, auf den Schultern rollte, oder im Takte auf und niederschlug ...

Endlich schwieg alles in Törleß. Vor seinen Augen war nur eine weite, schwarze Fläche, die sich kreisrund nach allen Seiten hin ausdehnte.

Da kamen ... weit vom Rande her ... zwei kleine, wackelnde Figürchen – quer über den Tisch. Das waren offenbar seine Eltern. Aber so klein, daß er für sie nichts empfinden konnte.

Auf der anderen Seite verschwanden sie wieder.

Dann kamen wieder zwei; – doch halt, da lief einer von rückwärts an ihnen vorbei – mit Schritten, die doppelt so lang waren als sein Körper, – und schon war er hinter die Kante getaucht; war es nicht Beineberg gewesen? – Nun die zwei: der eine von ihnen war ja doch der Mathematikprofessor? Törleß erkannte ihn an dem Sacktüchlein, das kokett aus der Tasche schaute. Aber der andere? Der mit dem sehr, sehr dicken Buch unter dem Arm, das halb so hoch war wie er selbst? Der sich kaum damit schleppen konnte? ... Bei jedem Schritte blieben sie stehen und legten das Buch auf die Erde. Und Törleß hörte die piepsige Stimme seines Lehrers sagen: Wenn dem so sein soll, finden wir das Richtige auf Seite zwölf, Seite zwölf verweist uns weiter an Seite zweiundfünfzig, dann gilt aber auch das, was auf Seite einunddreißig bemerkt wurde, und unter dieser Voraussetzung ... Dabei standen sie über das Buch gebückt und griffen mit den Händen hinein, daß die Blätter stoben. Nach einer Weile richteten sie sich wieder auf, und der andere streichelte fünf- oder sechsmal die Wangen des Professors. Dann kamen abermals ein paar Schritte vorwärts, und Törleß hörte von neuem die Stimme, genau so, wie wenn sie im Mathematikunterricht einen Bandwurm von Beweis abfingerte. Solange, bis der andere wieder den Professor streichelte.

Dieser andere ...? Törleß zog die Brauen zusammen, um besser zu sehen. Trug er nicht einen Zopf? Und etwas altertümliche Kleidung? Sehr altertümliche? Seidene Kniehosen sogar? War das nicht ...? Oh! Und Törleß wachte mit einem Schrei auf: Kant!

Im nächsten Augenblick lächelte er; es war ganz still umher, die Atemzüge der Schlafenden waren leise geworden. Auch er hatte geschlafen. Und in seinem Bette war es einstweilen warm geworden. Er dehnte sich behaglich unter der Decke entlang.

«Ich habe also von Kant geträumt,» dachte er, «warum nicht länger? Vielleicht hätte er mir doch etwas ausgeplaudert.» Er erinnerte sich nämlich, wie er einstens, in Geschichte nicht vorbereitet, während der ganzen Nacht so lebhaft von den betreffenden Personen und Ereignissen geträumt hatte, daß er am nächsten Tag davon erzählen konnte, als wäre er selbst mit dabei gewesen, und die Prüfung mit Auszeichnung bestand. Und nun fiel ihm auch Beineberg wieder ein, Beineberg und Kant – das gestrige Gespräch.

Langsam zog sich der Traum von Törleß zurück, – langsam wie eine seidene Decke, die über die Haut eines nackten Körpers hinuntergleitet, ohne ein Ende zu nehmen.

Aber doch wich sein Lächeln bald wieder einer sonderbaren Unruhe. War er denn in seinen Gedanken auch nur um einen Schritt wirklich weiter gekommen? Konnte er denn auch nur etwas aus diesem Buche ersehen, das die Lösung aller Rätsel enthalten sollte? Und sein Sieg? Gewiß, es war nur seine unerwartete Lebhaftigkeit gewesen, die Beineberg zum Schweigen gebracht hatte

...

Abermals bemächtigte sich eine tiefe Unlust und förmlich körperliche Übelkeit seiner. So lag er minutenlang, vom Ekel ganz ausgehöhlt.

Dann aber trat plötzlich wieder die Empfindung in sein Bewußtsein, wie sein Körper an allen Stellen von der milden, lauwarmen Leinwand des Bettes berührt wurde. Behutsam, ganz langsam und behutsam drehte Törleß den Kopf. Richtig, dort lag noch das fahle Viereck auf dem Estrich, – mit ein wenig verschobenen Seiten zwar, aber noch kroch auch jener gewundene Schatten hindurch. Ihm war, als liege dort eine Gefahr gekettet, die er aus seinem Bette heraus, wie durch Gitterstäbe geschützt, mit der Ruhe der Sicherheit betrachten könne.

In seiner Haut, rings um den ganzen Körper herum, erwachte dabei ein Gefühl, das plötzlich zu einem Erinnerungsbilde wurde. Als er ganz klein war, – ja, ja, da war's, – als er noch Kleidchen trug und noch nicht in die Schule ging, hatte er Zeiten, da in ihm eine ganz unaussprechliche Sehnsucht war, ein Mäderl zu sein. Und auch diese Sehnsucht saß nicht im Kopfe, – oh nein, – auch nicht im Herzen, – sie kitzelte im ganzen Körper und jagte rings unter der Haut umher. Ja es gab Augenblicke, wo er sich so lebhaft als ein kleines Mädchen fühlte, daß er glaubte, es könne gar nicht anders sein. Denn er wußte damals nichts von der Bedeutung körperlicher Unterschiede, und er verstand es nicht, warum man ihm von allen Seiten sagte, er müsse nun wohl für immer ein Knabe bleiben. Und wenn man ihn fragte, warum er denn glaube, lieber ein Mäderl zu sein, so fühlte er, daß sich das gar nicht sagen lasse ...

Heute spürte er zum ersten Male wieder etwas Ähnliches. Wieder nur so rings unter der Haut umher.

Etwas, das Körper und Seele zugleich zu sein schien. Ein Jagen und Hasten, das sich tausendfältig, wie mit samtene Fühlfäden von Schmetterlingen an seinem Körper stieß. Und zugleich jenes Trotzen, mit dem kleine Mädchen flüchten, wenn sie fühlen, daß sie von den Erwachsenen ohnedies nicht verstanden werden, die Arroganz, mit der sie dann über die Erwachsenen kichern, diese furchtsame, stets wie zu schnellem Davonlaufen bereite Arroganz, die fühlt, daß sie sich jeden Augenblick in irgendein furchtbar tiefes Versteck in dem kleinen Körper zurückziehen könne. ...

Törleß lachte leise vor sich hin, und abermals dehnte er sich behaglich die Decke entlang.

Dieses wutzlige kleine Männchen, von dem er geträumt hatte, wie gierig es die Seiten unter den Fingern jagte! Und das Viereck dort unten? Ha, ha. Ob so gescheite Männchen wohl je in ihrem Leben so etwas bemerkt haben? Er kam sich unendlich gesichert gegen diese gescheiten Menschen vor, und zum ersten Male fühlte er, daß er in seiner Sinnlichkeit – denn daß es diese sei, wußte er nun schon lange – etwas hatte, das ihm keiner zu nehmen vermochte, das auch keiner nachzumachen vermochte, etwas, das ihn wie eine höchste, versteckteste Mauer gegen alle fremde Klugheit schützte.

Ob so gescheite Männchen wohl je in ihrem Leben, spann er dies weiter, unter einer einsamen Mauer gelegen und bei jedem Rieseln hinter dem Mörtel erschrocken sind, als ob etwas Totes da Worte suche, um zu ihnen zu sprechen? Ob sie wohl je so die Musik, die der Wind in den herbstlichen Blättern anfacht, gefühlt haben, – so durch und durch gefühlt haben, daß dahinter plötzlich ein Schreck stand, ... der sich langsam, langsam in eine Sinnlichkeit verwandelte? Aber in eine so merkwürdige Sinnlichkeit, die mehr wie ein Flüchten und dann wie ein Auslachen ist. Oh, es ist leicht, gescheit zu sein, wenn man alle diese Fragen nicht kennt ...

Dazwischen aber schien immer wieder das kleine Männchen riesig zu wachsen, mit einem unerbittlich strengen Gesicht, und jedesmal zuckte es wie ein elektrischer Schlag schmerzhaft von Törleß' Gehirn durch den Körper. Der ganze Schmerz darüber, daß er noch immer vor einem verschlossenen Tore stehen müsse, – das eben, was noch im Augenblick vorher die warmen Schläge seines Blutes weggedrängt hatten, – erwachte dann wieder, und eine wortlose Klage



flutete durch Törleß' Seele, wie das Heulen eines Hundes, das über die weiten, nächtlichen Felder zittert.

So schlief er ein. Noch im Halbschlaf blickte er ein paarmal zu dem Fleck beim Fenster hinüber, so wie man mechanisch nach einem haltenden Seile greift, um zu fühlen, ob es noch gespannt sei. Dann tauchte unklar der Vorsatz auf, daß er morgen nochmals ganz genau über sich nachdenken werde, – am besten mit Feder und Papier, – dann, ganz zuletzt, war nur die angenehme, laue Wärme, – wie ein Bad und eine sinnliche Regung, – die ihm aber als solche gar nicht mehr zu Bewußtsein kam, sondern in irgendeiner durchaus unerkennbaren, aber sehr nachdrücklichen Weise mit Basini verknüpft war.

Dann schlief er fest und traumlos.

Und doch war dies das erste, womit er am nächsten Tage aufwachte. Nun hätte er gar zu gerne gewußt, was es eigentlich war, das er da zum Schlüsse von Basini halb gedacht und halb geträumt hatte, aber er war nicht imstande, sich darauf noch zu besinnen.

So blieb nur eine zärtliche Stimmung davon zurück, wie sie um die Weihnachtszeit in einem Hause herrscht, wo die Kinder wissen, daß die Geschenke schon da sind, aber noch dort hinter der geheimnisvollen Tür versperrt, durch deren Fugen man nur hie und da einen Strahl vom Lichterglanze dringen sieht.

Am Abend blieb Törleß in der Klasse; Beineberg und Reiting waren irgendwohin verschwunden, wahrscheinlich in die Kammer am Dachboden; Basini saß vorne auf seinem Platze, den Kopf mit beiden Händen über ein Buch gestützt.

Törleß hatte sich ein Heft gekauft und richtete sorgfältig Feder und Tinte zurecht. Dann schrieb er auf die erste Seite, nach einigem Zögern: *De natura hominum*; er glaubte den lateinischen Titel dem philosophischen Gegenstande schuldig zu sein. Dann zog er einen großen, kunstvollen Schnörkel um die Überschrift und lehnte sich in seinen Stuhl zurück, um zu warten, bis diese trockne.

Aber dies war schon lange geschehen, und er hatte noch immer nicht wieder zur Feder gegriffen. Etwas hielt ihn unbeweglich fest. Es war die hypnotische Stimmung der großen, heißen Lampen, der tierischen Wärme, die von dieser Masse von Menschen ausging. Er war immer empfänglich für diesen Zustand gewesen, der sich bei ihm bis zu körperlichem Fiebergeföhle steigern konnte, das stets mit einer außerordentlichen Empfindlichkeit des Geistes verbunden war. So auch heute. Er hatte sich längst schon untermags zurechtgelegt, was er eigentlich notieren wolle: die ganze Reihe jener gewissen Erfahrungen von dem Abend bei Božena an bis zu jener unbestimmten Sinnlichkeit, die sich die letzten Male bei ihm eingestellt hatte. Wenn das alles geordnet, Faktum für Faktum aufgezeichnet sein werde, hoffte er, werde sich auch die richtige, verstandesgesetzmäßige Fassung von selbst ergeben, wie die Form einer umhüllenden Linie aus dem wirren Bilde sich hundertfältig schneidender Kurven heraustritt. Und mehr wollte er nicht. Aber es war ihm bisher wie einem Fischer ergangen, der zwar am Zucken des Netzes fühlt, daß ihm eine schwere Beute ins Garn gegangen ist, aber trotz aller Anstrengungen nicht vermag, sie ans Licht zu heben.

Und nun begann Törleß doch noch zu schreiben, – aber hastig und ohne mehr auf die Form zu achten. «Ich fühle», notierte er, «etwas in mir und weiß nicht recht, was es ist.» Rasch strich er aber die Zeile wieder durch und schrieb an ihrer Stelle: «Ich muß krank sein, – wahnsinnig!» Hier überlief ihn ein Schauer, denn dieses Wort empfindet sich angenehm pathetisch. «Wahnsinnig, – oder was ist es sonst, daß mich Dinge befremden, die den anderen alltäglich erscheinen? Daß

mich dieses Befremden quält? Daß mir dieses Befremden unzüchtige Gefühle» – er wählte absichtlich dieses Wort voll biblischer Salbung, weil es ihn dunkler und voller dünkte – «erregt? Ich bin dem früher gegenübergestanden wie jeder junge Mann, wie alle meine Kameraden ...» Da stockte er aber. «Ist das denn auch wahr?» dachte er sich; «bei Božena zum Beispiel war es doch schon so eigen; wann hat es also eigentlich angefangen? ... Egal», dachte er, «einmal jedenfalls.» Aber er ließ doch den Satz unvollendet.

«Welche Dinge sind es, die mich befremden? Die unscheinbarsten. Meistens leblose Sachen. Was befremdet mich an ihnen? Ein Etwas, das ich nicht kenne. Aber das ist es ja eben! Woher nehme ich denn dieses <Etwas>;! Ich empfinde sein Dasein; es wirkt auf mich; so, als ob es sprechen wollte. Ich bin in der Aufregung eines Menschen, der einem Gelähmten die Worte von den Verzerrungen des Mundes ablesen soll und es nicht zuwege bringt. So, als ob ich einen Sinn mehr hätte als die anderen, aber einen nicht fertig entwickelten, einen Sinn, der da ist, sich bemerkbar macht, aber nicht funktioniert. Die Welt ist für mich voll lautloser Stimmen: ich bin daher ein Seher oder ein Halluzinierter?

Aber nicht nur das Leblose wirkt so auf mich; nein, was mich viel mehr in Zweifel stürzt, auch die Menschen. Vor einem gewissen Zeitpunkt sah ich sie, wie sie sich selbst sehen. Beineberg und Reiting zum Beispiel, – sie haben ihre Kammer, eine ganz gewöhnliche, verborgene Bodenkammer, weil es ihnen Spaß macht, einen solchen Rückzugsort zu besitzen. Das eine tun sie, weil sie auf den zornig sind, das andere, weil sie dem Einflusse jenes zweiten bei den Kameraden vorbeugen wollen. Lauter verständliche, klare Gründe. Heute aber erscheinen sie mir manchmal, als hätte ich einen Traum und sie seien Figuren darin. Nicht ihre Worte, nicht ihre Handlungen allein, nein, alles an ihnen, verbunden mit ihrer körperlichen Nähe, wirkt mitunter so auf mich, wie es die leblosen Dinge tun. Und doch höre ich sie nebenbei immer wieder genau so sprechen wie früher, sehe, daß ihre Handlungen und ihre Worte sich noch immer genau nach denselben Formen aneinanderreihen, ... das will mich unaufhörlich belehren, daß gar nichts Außerordentliches vorgehe, und ebenso unaufhörlich lehnt sich doch in mir etwas dagegen auf. Diese Veränderung begann, wenn ich mich genau erinnere, mit Basinis ...»

Hier sah Törleß unwillkürlich zu diesem hinüber.

Basini saß noch immer über sein Buch gestützt und schien zu lernen. Wie er ihn so da sitzen sah, schwiegen in Törleß die Gedanken, und er hatte Gelegenheit, die reizvollen Qualen, die er eben beschrieb, wieder am Werke zu fühlen. Denn sowie ihm zu Bewußtsein kam, wie ruhig und harmlos Basini vor ihm sitze, durch gar nichts von den andern rechts und links unterschieden, wurden die Erniedrigungen in ihm lebendig, die Basini erlitten hatte. Wurden in ihm lebendig: – das heißt, daß er gar nicht daran dachte, mit jener gewissen Jovialität, die die moralische Überlegung im Gefolge hat, sich zu sagen, daß es in jedem Menschen liege, nach erduldeten Erniedrigungen möglichst schnell wenigstens nach der äußeren Haltung des Unbefangenen wieder zu trachten, sondern daß sich sofort in ihm etwas regte wie eine wahnsinnig kreiselnde Bewegung, die augenblicklich das Bild Basinis zu den unglaublichsten Verrenkungen zusammenbog, dann wieder in nie gesehenen Verzerrungen auseinanderriß, so daß ihm selbst davor schwindelte. Dies waren allerdings nur Vergleiche, die er nachher erfand. Im Augenblicke selbst hatte er nur das Gefühl, daß etwas in ihm wie ein toller Kreisel aus der zusammengeschnürten Brust zum Kopfe hinaufwirble, das Gefühl seines Schwindels. Dazwischen hinein sprangen wie stiebende Farbenpunkte Gefühle, die er zu den verschiedenen Zeiten von Basini empfangen hatte.

Eigentlich war es ja immer nur ein und dasselbe Gefühl gewesen. Und ganz eigentlich überhaupt

kein Gefühl, sondern mehr ein Erdbeben ganz tief am Grunde, das gar keine merklichen Wellen warf und vor dem doch die ganze Seele so verhalten mächtig erzitterte, daß die Wellen selbst der stürmischsten Gefühle daneben wie harmlose Kräuselungen der Oberfläche erscheinen.

Wenn ihm dieses eine Gefühl zu verschiedenen Zeiten dennoch verschieden zu Bewußtsein gekommen war, so hatte dies darin seinen Grund, daß er zur Ausdeutung dieser Woge, die den ganzen Organismus überflutete, nur über die Bilder verfügte, welche davon in seine Sinne fielen, – so wie wenn von einer unendlich sich in die Finsternis hinein erstreckenden Dünung nur einzelne losgelöste Teilchen an den Felsen eines beleuchteten Ufers in die Höhe spritzen, um gleich darauf hilflos aus dem Kreise des Lichtes wieder zu versinken.

Diese Eindrücke waren daher unbeständig, wechselnd, von einem Bewußtsein ihrer Zufälligkeit begleitet. Nie konnte Törleß sie festhalten, denn wie er genauer zusah, fühlte er, daß diese Repräsentanten an der Oberfläche in gar keinem Verhältnis zu der Wucht der dunklen, ungehobenen Masse standen, die zu vertreten sie vorgaben.

Nie «sah» er Basini irgendwie in körperlicher Plastik und Lebendigkeit irgendeiner Pose, nie hatte er eine wirkliche Vision: immer nur die Illusion einer solchen, gewissermaßen nur die Vision seiner Visionen. Denn immer war es in ihm, als sei soeben ein Bild über die geheimnisvolle Fläche gehuscht, und nie gelang es ihm im Augenblicke des Vorganges selbst, diesen zu erhaschen. Daher war beständig eine rastlose Unruhe in ihm, wie man sie vor einem Kinematographen empfindet, wenn man neben der Illusion des Ganzen doch eine vage Wahrnehmung nicht loswerden kann, daß hinter dem Bilde, das man empfängt, hunderte von – für sich betrachtet ganz anderen – Bildern vorbeihuschen.

Wo aber in ihm diese illusionierende – und doch stets um ein unmeßbar Kleines zu wenig illusionierende – Kraft eigentlich zu suchen sei, wußte er nicht. Er ahnte nur dunkel, daß sie mit jener rätselhaften Eigenschaft seiner Seele zusammenhänge, auch von den leblosen Dingen, den bloßen Gegenständen, mitunter wie von hundert schweigenden, fragenden Augen überfallen zu werden.

Törleß saß also ganz still und starr, sah unaufhörlich zu Basini hinüber und war ganz in dem tollen Wirbeln seines Inneren befangen. Und immer wieder tauchte daraus die eine Frage auf: Was ist das für eine besondere Eigenschaft, die ich besitze? Allmählich sah er weder Basini mehr, noch die heiß glosenden Lampen, noch fühlte er die tierische Wärme ringsumher, noch das Summen und Brausen, das aus einer Menge von Menschen, selbst wenn sie nur flüstern, aufsteigt. Wie eine heiße, dunkel glühende Masse schwang das alles ununterschieden im Kreise um ihn. Nur in den Ohren fühlte er ein Brennen und in den Fingerspitzen eine eisige Kälte. Er befand sich in jenem Zustande eines mehr seelischen als körperlichen Fiebers, den er sehr liebte. Immer mehr wuchs diese Stimmung, der auch zärtliche Regungen beigemischt waren, an. In diesem Zustande hatte er sich früher gerne jenen Erinnerungen hingegeben, welche das Weib hinterläßt, wenn sein warmer Atem zum ersten Male an solch einer jungen Seele vorbeistreift. Und auch heute erwachte in ihm diese müde Wärme. Da: eine Erinnerung ... Es war auf einer Reise ... in einer kleinen italienischen Stadt ... er wohnte mit seinen Eltern in einem Gasthofs nicht weit vom Theater. Jeden Abend gaben sie dort dieselbe Oper, und jeden Abend hörte er jedes Wort und jeden Ton herüber. Aber er war der Sprache nicht mächtig. Und jeden Abend saß er dennoch am offenen Fenster und hörte zu. Auf diese Weise verliebte er sich in eine der Schauspielerinnen, ohne sie je gesehen zu haben. Er war nie vom Theater so ergriffen worden wie damals; er empfand die Leidenschaft der Melodien wie Flügelschläge großer dunkler Vögel, als ob er die Linien fühlen könnte, die ihr Flug in seiner Seele zog. Es waren keine menschlichen

Leidenschaften mehr, die er hörte, nein, es waren Leidenschaften, die aus den Menschen entflohen, wie aus zu engen und zu alltäglichen Käfigen. Nie konnte er in dieser Erregung an die Personen denken, welche dort drüben – unsichtbar – jene Leidenschaften agierten; versuchte er sie sich vorzustellen, so schossen augenblicks dunkle Flammen vor seinen Augen auf oder unerhört gigantische Dimensionen, so wie in der Finsternis die menschlichen Körper wachsen und menschliche Augen wie die Spiegel tiefer Brunnen leuchten. Diese düstere Flamme, diese Augen im Dunkel, diese schwarzen Flügelschläge liebte er damals unter dem Namen jener ihm unbekanntem Schauspielerin.

Und wer hatte die Oper geschaffen? Er wußte es nicht. Vielleicht war der Text ein fader, sentimentaler Liebesroman. Hatte sein Schöpfer gefühlt, daß er unter den Tönen zu etwas anderem wurde?

Ein Gedanke preßte Törleß am ganzen Körper zusammen. Sind auch die Erwachsenen so? Ist die Welt so? Ist es ein allgemeines Gesetz, daß etwas in uns ist, das stärker, größer, schöner, leidenschaftlicher, dunkler ist als wir? Worüber wir so wenig Macht haben, daß wir nur ziellos tausend Samenkörner streuen können, bis aus einem plötzlich eine Saat wie eine dunkle Flamme schießt, die weit über uns hinauswächst? ... Und in jedem Nerv seines Körpers bebte ein ungeduldiges Ja als Antwort.

Törleß sah mit glänzenden Augen um sich. Noch immer waren die Lampen, die Wärme, das Licht, die emsigen Menschen da. Aber er kam sich unter all dem wie ein Auserwählter vor. Wie ein Heiliger, der himmlische Gesichte hat; – denn von der Intuition großer Künstler wußte er nichts.

Hastig, mit der Geschwindigkeit der Angst, griff er nach der Feder und notierte sich einige Zeilen über seine Entdeckung; noch einmal schien es in seinem Innern weithin wie ein Licht zu sprühen, — dann brach ein aschgrauer Regen über seine Augen, und der bunte Glanz in seinem Geiste erlosch. —

Aber die Episode mit Kant war nahezu gänzlich überwunden. Bei Tage dachte Törleß überhaupt nicht mehr daran; die Überzeugung, daß er selbst schon nahe der Lösung seiner Rätsel stehe, war viel zu lebhaft in ihm, als daß er sich noch um die Wege eines anderen bekümmert hätte. Seit dem letzten Abend war ihm, er habe den Griff zu der Türe, die hinüberführe, schon in der Hand gefühlt, nur sei er ihm wieder entglitten. Da er aber eingesehen hatte, daß er auf die Hilfe philosophischer Bücher verzichten müsse, und auch kein rechtes Vertrauen zu ihnen hatte, stand er ziemlich ratlos da, wie er ihn wiedergewinnen wolle. Er machte einige Male Versuche, in seinen Aufzeichnungen fortzufahren, allein die geschriebenen Worte blieben tot, eine Reihe von grämlichen, längst bekannten Fragezeichen, ohne daß jener Augenblick wieder erwacht wäre, in dem er zwischen ihnen hindurch wie in ein von zitternden Kerzenflammen erhelltes Gewölbe geblickt hatte.

Daher beschloß er, so oft als möglich, immer und immer wieder die Situationen zu suchen, welche jenen für ihn so eigentümlichen Gehalt in sich trugen; und besonders häufig ruhte sein Blick auf Basini, wenn dieser, sich unbeobachtet glaubend, harmlos unter den anderen sich bewegte. «Einmal», dachte sich Törleß, «wird es schon wieder lebendig werden und dann vielleicht lebhafter und klarer als bisher.» Und er wurde ganz beruhigt durch diesen Gedanken, daß man sich solchen Dingen gegenüber einfach in einem finsternen Raume befinde und einem nichts übrigbleibe, als, wenn man die richtige Stelle wieder unter den Fingern verloren hat, nochmals und nochmals aufs Geratewohl die dunklen Wände abzutasten.

In den Nächten jedoch verfärbte sich dieser Gedanke ein wenig. Es überkam ihn da eine gewisse

Beschämung darüber, daß er sich an seinem ursprünglichen Vorsatze, aus dem Buche, das ihm sein Lehrer gezeigt hatte, sich die vielleicht doch darin enthaltene Erklärung zu holen, so vorbeigedrückt hatte. Er lag dann ruhig und horchte zu Basini herüber, dessen geschändeter Körper friedlich wie die aller anderen atmete. Er lag ruhig, wie ein Jäger auf dem Anstände, mit dem Gefühle, daß die also erwartete Zeit ihren Lohn schon noch bringen werde. Sowie aber der Gedanke an das Buch auftauchte, nagte ein feinzahniger Zweifel an dieser Ruhe, eine Ahnung, daß er Unnützes tue, ein zögerndes Geständnis einer erlittenen Niederlage.

Sobald dieses unklare Gefühl sich geltend machte, verlor seine Aufmerksamkeit das Behagliche, mit dem man der Entwicklung eines wissenschaftlichen Experimentes zusieht. Ein körperlicher Einfluß schien dann von Basini auszugehen, ein Reiz, wie wenn man in der Nähe eines Weibes schläft, von dem man jeden Augenblick die Decke wegziehen kann. Ein Kitzel im Gehirn, der von dem Bewußtsein ausgeht, daß man nur die Hand auszustrecken brauche. Das, was junge Paare häufig zu Ausschweifungen treibt, die weit über ihr sinnliches Bedürfnis hinausgehen.

Je nach der Lebhaftigkeit, mit der ihm einfiel, daß sein Unterfangen ihm vielleicht lächerlich erscheinen mußte, wenn er das alles wüßte, was Kant, was sein Professor, was alle die wissen, welche mit ihren Studien fertig sind, je nach der Stärke dieser Erschütterung waren die sinnlichen Antriebe schwächer oder stärker, welche trotz der Stille des allgemeinen Schlafes seine Augen heiß und offen hielten. Ja zeitweilig loderten sie so mächtig in ihm empor, daß sie jeden anderen Gedanken erstickten. Wenn er sich in diesen Augenblicken halb willig, halb verzweifelt ihren Einflüsterungen hingab, so erging es ihm nur, wie es mit allen Menschen geht, die ja auch nie so sehr zu einer tollen, ausschweifenden, so sehr die Seele zerreißen, mit wollüstiger Absicht zerreißen, Sinnlichkeit neigen als dann, wenn sie einen Mißerfolg erlitten haben, der das Gleichgewicht ihres Selbstbewußtseins erschüttert. —

Wenn er dann nach Mitternacht endlich in unruhigem Schlummer lag, schien ihm einige Male, daß jemand aus der Gegend um Reitings oder Beinebergs Bett aufstand, seinen Mantel nahm und zu Basini hintrat. Dann verließen sie den Saal ... .. Aber es konnte auch eine Einbildung gewesen sein. —

Es kamen zwei Feiertage; da sie auf einen Montag und Dienstag fielen, ließ der Direktor den Zöglingen schon den Samstag frei, und es gab viertägige Ferien. Für Törleß war dies jedoch zu wenig, um die weite Reise nach Hause machen zu können; er hatte deswegen gehofft, daß wenigstens seine Eltern ihn besuchen würden, allein sein Vater wurde durch dringende Geschäfte im Ministerium festgehalten, und die Mutter fühlte sich unwohl, so daß sie sich nicht allein den Anstrengungen der Reise aussetzen konnte.

Erst als Törleß den Brief erhielt, in dem ihm seine Eltern absagten und viele zärtliche Tröstungen hinzufügten, fühlte er, daß es ihm so eigentlich ganz recht sei. Er hätte es beinahe als eine Störung empfunden, – zumindest hätte es ihn arg verwirrt, – wenn er seinen Eltern im jetzigen Zeitpunkte hätte gegenüberreten müssen.

Viele Zöglinge erhielten Einladungen auf naheliegende Besitzungen. Auch Dschjusch, dessen Eltern eine Tagreise im Wagen von der kleinen Stadt entfernt ein schönes Gut besaßen, nahm Urlaub, und Beineberg, Reiting, Hofmeier begleiteten ihn. Auch Basini war von Dschjusch eingeladen worden, allein Reiting hatte ihm befohlen abzulehnen. Törleß schützte vor, daß er nicht wisse, ob seine Eltern nicht doch noch kommen würden; er fühlte sich absolut nicht zu harmlos heiteren Festlichkeiten und Unterhaltungen gelaunt.

Samstag mittag schon lag das große Haus schweigend und nahezu verlassen da.

Wenn Törleß durch die Gänge schritt, so widerhallte es von einem Ende zum andern; kein Mensch bekümmerte sich um ihn, denn auch die meisten Lehrer waren zur Jagd oder sonst irgendwohin gefahren. Nur bei den Mahlzeiten, die jetzt in einem kleinen Zimmer neben dem verlassenen Speisesaale serviert wurden, sahen sich die wenigen zurückgebliebenen Zöglinge; nach Tisch zerstreuten sich ihre Schritte wieder in der weiten Flucht der Gänge und Zimmer, das Schweigen des Hauses verschlang sie gleichsam, und sie führten in der Zwischenzeit ein Leben, nicht mehr beachtet als das der Spinnen und Tausendfüßler in Keller und Boden.

Von Törleß' Klasse waren nur er und Basini zurückgeblieben, einige andere ausgenommen, welche in den Krankenzimmern lagen. Beim Abschied hatte Törleß noch einige heimliche Worte mit Reiting gewechselt, welche sich auf Basini bezogen. Reiting fürchtete nämlich, daß Basini die Gelegenheit benützen könnte, um bei einem der Lehrer Schutz zu suchen, und er legte Törleß ans Herz, ihn sorgsam zu überwachen.

Es bedurfte dessen jedoch gar nicht, um Törleß' Aufmerksamkeit auf Basini zu sammeln.

Kaum hatte sich die Unruhe der vorfahrenden Wagen, der kofferttragenden Diener, der mit Scherzen voneinander Abschied nehmenden Zöglinge aus dem Hause verloren, als das Bewußtsein seines Alleinseins mit Basini herrisch von Törleß Besitz ergriff.

Das war nach dem ersten Mittagmahle. Basini saß vorne auf seinem Platze und schrieb an einem Briefe; Törleß hatte sich in die hinterste Ecke des Zimmers gesetzt und versuchte zu lesen.

Es war zum ersten Male wieder das gewisse Buch, und Törleß hatte sich die Situation sorgsam so ausgedacht gehabt: Vorne saß Basini, hinten er, mit den Augen ihn festhaltend, sich in ihn hineinbohrend. Und so wollte er lesen. Nach jeder Seite sich tiefer in Basini hineinsenkend. So mußte es gehen; so mußte er die Wahrheiten finden, ohne das Leben, das lebendige, komplizierte, fragwürdige Leben, aus den Händen zu verlieren ...

Aber es ging nicht. Wie immer, wenn er sich etwas allzu sorgfältig vorher ausdachte. Es war zu wenig unvermittelt und die Stimmung erlahmte rasch zu einer zähen, breiigen Langeweile, die sich eklig an jeden der viel zu absichtlich immer wieder erneuten Versuche klebte.

Törleß warf wütend das Buch zur Erde. Basini sah sich erschreckt um, fuhr aber gleich wieder hastig fort zu schreiben.

So krochen die Stunden der Dämmerung zu. Törleß saß ganz stumpfsinnig. Das einzige, was sich aus einem dumpfen, surrenden, brummenden Allgemeingefühle heraus in sein Bewußtsein hob, war das Ticken seiner Taschenuhr. Wie ein kleines Schwänzchen wackelte es hinter dem trägen Leib der Stunden her. Im Zimmer wurde es verschwommen ... Basini konnte doch längst nicht mehr schreiben ... «Ah, wahrscheinlich traut er sich nicht Licht zu machen», dachte sich Törleß. Saß er aber überhaupt noch auf seinem Platze? Törleß hatte in die kahle, dämmerige Landschaft hinausgesehen und mußte sein Auge erst an das Dunkel des Zimmers gewöhnen. Doch. Dort, der unbewegliche Schatten, das wird er wohl sein. Ach, er seufzt ja sogar, – einmal, .. zweimal, .. oder schläft er am Ende?

Ein Diener kam und zündete die Lampen an. Basini fuhr auf und rieb sich die Augen. Dann nahm er ein Buch aus der Lade und schien lernen zu wollen.

Törleß brannte es auf den Lippen ihn anzusprechen, und um dem vorzubeugen, verließ er hastig das Zimmer.

In der Nacht hätte Törleß beinahe Basini überfallen. Solch eine mörderische Sinnlichkeit war in ihm nach der Pein des gedankenlosen, stumpfsinnigen Tages erwacht. Zum Glück erlöste ihn

noch rechtzeitig der Schlaf.

Der nächste Tag verging. Er hatte nichts als die gleiche Unfruchtbarkeit der Stille gebracht. Das Schweigen – die Erwartung überreizten Törleß, – die beständige Aufmerksamkeit verzehrte alle geistigen Kräfte, so daß er zu jedem Gedanken unfähig blieb.

Zerschlagen, enttäuscht, bis zu den ärgsten Zweifeln mit sich unzufrieden, legte er sich frühzeitig zu Bett.

Er lag schon lange in einem ruhelosen, erhitzten Halbschlaf, als er Basini kommen hörte.

Ohne sich zu regen, folgte er mit den Augen der dunklen Gestalt, die an seinem Bette vorbeischnitt; er hörte das Geräusch, welches durch das Lösen der Kleidung verursacht wurde; dann das Knistern der über den Körper gezogenen Decke.

Törleß hielt den Atem an, dennoch vermochte er nichts mehr zu hören. Und doch verließ ihn nicht das Gefühl, daß Basini nicht schlafte, sondern ebenso angestrengt wie er durch das Dunkel horchte.

So vergingen Viertelstunden, – Stunden. Hie und da nur durch das leise Geräusch der sich im Bette bewegenden Körper unterbrochen.

Törleß befand sich in einem eigentümlichen Zustande, der ihn wach erhielt. Gestern waren es sinnliche Bilder der Einbildungskraft gewesen, in denen er gefiebert hatte. Erst ganz zum Schlusse hatten sie eine Wendung zu Basini genommen, gleichsam sich unter der unerbittlichen Hand des Schlafes, der sie verlöschte, zum letzten Male aufgebäumt, und er hatte gerade daran nur eine ganz dunkle Erinnerung. Heute aber war es von Anfang an nichts als ein triebhafter Wunsch, aufzustehen und zu Basini hinüberzugehen. Solange er das Gefühl gehabt hatte, daß Basini wache und zu ihm herüber horchte, war es kaum auszuhalten gewesen; und jetzt, da dieser doch wohl schon schlief, lag erst recht ein grausamer Kitzel darin, den Schlafenden wie eine Beute zu überfallen.

Törleß spürte schon die Bewegungen des Sichaufrichtens und aus dem Bette Steigens in allen Muskeln zucken. Trotzdem vermochte er aber noch nicht, seine Reglosigkeit abzuschütteln.

«Was soll ich denn eigentlich bei ihm?» fragte er sich in seiner Angst fast laut. Und er mußte sich gestehen, daß die Grausamkeit und Sinnlichkeit in ihm gar kein rechtes Ziel hatte. Er wäre in Verlegenheit gekommen, wenn er sich wirklich auf Basini gestürzt hätte. Er wollte ihn doch nicht prügeln? Gott bewahre! Und in welcher Weise sollte sich denn seine sinnliche Erregung an ihm befriedigen? Er empfand unwillkürlich einen Abscheu, als er an die verschiedenen kleinen Knabenlaster dachte. Sich vor einem anderen Menschen so bloßstellen? Nie! ...

In dem Maße aber, als dieser Abscheu wuchs, wurde auch der Antrieb stärker, zu Basini hinüberzugehen. Schließlich war Törleß ganz von der Unsinnigkeit eines solchen Unterfangens durchdrungen, aber ein förmlich physischer Zwang schien ihn wie an einem Seile aus dem Bette zu ziehen. Und während alle Bilder aus seinem Kopfe wichen und er sich unaufhörlich sagte, daß es jetzt wohl am besten wäre, den Schlaf zu suchen, richtete er sich mechanisch von seinem Lager auf. Ganz langsam – er fühlte ordentlich, wie dieser seelische Zwang nur Schritt für Schritt gegen die Widerstände Boden gewann – richtete er sich auf. Erst einen Arm, .. dann stützte er den Oberkörper auf, dann schob er ein Knie unter der Decke hervor, .. dann ..: doch plötzlich eilte er mit bloßen Füßen, auf den Zehen zu Basini hinüber und setzte sich auf den Rand des Bettes.

Basini schlief.

Er sah ganz so aus, als ob er angenehm träumte.

Törleß war noch immer nicht Herr seiner Handlungen. Einen Augenblick saß er still und starrte dem Schlafenden ins Gesicht. Jene kurzen, abgerissenen, gleichsam nur den Situationsbefund konstatierenden Gedanken zuckten durch sein Gehirn, die man hat, wenn man sein Gleichgewicht verliert, stürzt oder wenn einem ein Gegenstand aus den Händen gerissen wird. Und ohne Besinnen faßte er Basini an der Schulter und rüttelte ihn wach.

Der Schläfer reckte sich einige Male träge, dann fuhr er auf und blickte Törleß mit schlaflöden Augen an.

Törleß erschrak; er war völlig verwirrt; seine Handlung kam ihm zum ersten Male zur Besinnung, und er wußte nicht, was er nun weiter tun sollte. Er schämte sich furchtbar. Sein Herz klopfte hörbar. Worte der Erklärung, Ausreden drängten sich auf seine Zunge. Er wollte Basini fragen, ob er keine Streichhölzchen habe, ob er ihm nicht sagen könne, wie viel Uhr es sei ...

Basini glotzte ihn noch immer ohne Verständnis an.

Schon zog Törleß, ohne ein Wort hervorgebracht zu haben, den Arm zurück, schon glitt er von dem Bette herunter, um lautlos in das seine zurückzuschleichen, – da schien Basini die Situation erfaßt zu haben und richtete sich mit einem Rucke auf.

Törleß blieb unschlüssig am Bettende stehen. Basini sah ihn noch einmal mit einem fragenden, prüfenden Blicke an, dann stieg er vollends aus dem Bette, schlüpfte in Mantel und Hausschuhe und ging mit schlurfenden Schritten voran.

Törleß wurde es mit einem Schlage klar, daß dies nicht zum erstenmal geschehe.

Im Vorbeigehen nahm er die Schlüssel zur Kammer, die er unter seinem Kopfkissen versteckt gehabt hatte, mit. ———

Basini schritt geradenwegs zur Bodenkammer voraus. Er schien mit dem Wege, den man ihm damals doch noch verheimlicht hatte, inzwischen genau bekannt geworden zu sein. Er hielt die Kiste fest, als Törleß daraufstieg, er räumte die Kulissen zur Seite, umsichtig, mit diskreten Bewegungen, wie ein geschulter Lakai.

Törleß sperrte auf, und sie traten ein. Er stand mit dem Rücken zu Basini und zündete die kleine Lampe an.

Als er sich umdrehte, stand Basini nackt vor ihm.

Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück. Der plötzliche Anblick dieses nackten, schneeweißen Körpers, hinter dem das Rot der Wände zu Blut wurde, blendete und bestürzte ihn. Basini war schön gebaut; an seinem Leibe fehlte fast jede Spur männlicher Formen, er war von einer keuschen, schlanken Magerkeit, wie der eines jungen Mädchens. Und Törleß fühlte das Bild dieser Nacktheit wie heiße, weiße Flammen in seinen Nerven auflodern. Er konnte sich der Macht dieser Schönheit nicht entziehen. Er hatte vorher nicht gewußt, was Schönheit sei. Denn was war ihm in seinem Alter Kunst, was kannte er schließlich davon?! Ist sie doch bis zu einem gewissen Alter jedem in freier Luft aufgewachsenen Menschen unverstänglich und langweilig!

Hier aber war sie auf den Wegen der Sinnlichkeit zu ihm gekommen. Heimlich, überfallend. Ein betörender warmer Atem strömte aus der entblößten Haut, eine weiche, lüsterne Schmeichelei. Und doch war etwas daran, das zum Händefalten feierlich und bezwingend war.

Aber nach der ersten Überraschung schämte sich Törleß des einen wie des anderen. «Es ist doch ein Mann!» Der Gedanke empörte ihn, aber ihm war zumute, als ob ein Mädchen nicht anders



sein könnte.

Beschämt herrschte er Basini an: «Was fällt dir denn ein?! Gleich wirst du wieder ...!!»

Nun schien *dieser* bestürzt; zögernd und ohne die Augen von Törleß zu lassen, nahm er den Mantel vom Boden auf.

«Da, setz dich!» wies Törleß Basini an. Dieser gehorchte. Törleß lehnte mit hinter dem Rücken gekreuzten Händen an der Wand.

«Warum hast du dich ausgezogen? Was wolltest du von mir?»

«Nun, ich dachte ...»

Zögern.

«Was dachtest du?»

«Die anderen ...»

«Was die anderen?»

«Beineberg und Reiting ...»

«Was Beineberg und Reiting? Was taten sie? Du mußt mir alles erzählen! Ich will es so; verstehst du? Obwohl ich es schon von den andern gehört habe.» Törleß wurde bei dieser unbeholfenen Lüge rot. Basini biß sich die Lippen.

«Nun, wird's?!»

«Nein, verlange nicht, daß ich erzähle! Bitte, verlange es nicht! Ich will ja alles tun, was du willst. Aber laß mich nicht erzählen ... Oh, du hast solch eine besondere Art mich zu quälen ...!» Haß, Angst und eine flehentliche Bitte kämpften in den Augen Basinis. Törleß lenkte unwillkürlich ein.

«Ich will dich gar nicht quälen. Ich will dich nur zwingen, selbst die volle Wahrheit zu sagen. Vielleicht in deinem Interesse.»

«Aber ich habe doch gar nichts getan, was besonderen Erzählens wert wäre.»

«So? Warum aber hast du dich dann ausgezogen?»

«Sie verlangten es so.»

«Und warum hast du getan, was sie verlangten? Du bist also feig? Erbärmlich feig?»

«Nein, ich bin nicht feig! Sag das nicht!»

«Wirst du den Mund halten! Wenn du ihre Prügel fürchtest, so könnten dir die meinen auch nicht schlecht bekommen!»

«Ich fürchte aber gar nicht ihre Prügel.»

«So? Was denn?»

Törleß sprach wieder ruhig. Seine rohe Drohung ärgerte ihn bereits. Aber unwillkürlich war sie ihm entschlüpft, lediglich weil ihm schien, daß sich Basini ihm gegenüber mehr herausnehme als gegen die anderen.

«Wenn du dich, wie du sagst, nicht fürchtest, was ist dann mit dir?»

«Sie sagen, wenn ich ihnen zu Willen sei, werde mir nach einiger Zeit alles verziehen werden.»

«Von ihnen beiden?»

«Nein, überhaupt.»

«Wie können sie das versprechen; ich bin doch auch noch da!»

«Hiefür werden schon sie sorgen, sagen sie!»

Dies gab Törleß einen Schlag. Beinebergs Worte, daß Reiting gegebenenfalls gegen ihn gerade so handeln würde wie gegen Basini, fielen ihm ein. Und wenn es wirklich zu einer Intrige gegen ihn käme, wie sollte er ihr begegnen? Er war den beiden in derlei nicht gewachsen, wie weit würden sie es treiben können? Wie mit Basini? ... Alles in ihm lehnte sich gegen diesen hämischen Einfall auf.

Minuten verstrichen zwischen ihm und Basini. Er wußte, daß es ihm an Wagemut und Ausdauer zu derlei Ränken gebrach; aber nur deswegen, weil er sich zu wenig dafür interessierte, weil er nie seine ganze Persönlichkeit im Spiele fühlte. Er hatte immer mehr dabei zu verlieren als zu gewinnen gehabt. Käme dies aber einmal anders, so fühlte er, daß auch eine ganz andere Zähigkeit und Tapferkeit in ihm sein würde. Nur wissen müßte man, wann es Zeit sei, alles aufs Spiel zu setzen.

«Haben sie dir Näheres gesagt? ... wie sie sich das denken? ... Das meinetwegen?»

«Näheres? Nein. Sie sagten nur, daß sie schon sorgen würden.»

Dennoch, ... eine Gefahr lag nun da, ... irgendwo im Versteck, ... und lauerte auf Törleß; ... jeder Schritt konnte in eine Fußangel fallen, jede Nacht konnte die letzte vor Kämpfen sein. Eine ungeheure Unsicherheit lag in diesem Gedanken. Das war kein lässiges Sichttreibenlassen mehr, kein Spielen mit rätselhaften Gesichtern, – das hatte harte Ecken und war fühlbare Wirklichkeit.

Das Gespräch fing wieder an.

«Und was tun sie mit dir?»

Basini schwieg.

«Wenn es dir mit deiner Besserung ernst ist, mußt du mir alles sagen.»

«Sie lassen mich auskleiden.»

«Ja, ja, das sah ich doch, ... und dann ...?»

Eine kleine Weile verstrich, und plötzlich sagte Basini:

«Verschiedenes.»

Er sagte es mit einer weibischen, buhlerischen Betonung.

«Du bist also ihre ... Mai ... tresse?»

«Oh nein, ich bin ihr Freund!»

«Wie kannst du dich unterstehen, das zu sagen!»

«Sie sagen es selbst.»

«Was ..?»

«Ja, Reiting.»

«So, Reiting?»

«Ja, er ist sehr freundlich zu mir. Meist muß ich mich ausziehen und ihm etwas aus Geschichtsbüchern vorlesen; von Rom und seinen Kaisern, von den Borgias, von Timur Chan, ... na, du weißt schon, lauter solch blutige, große Sachen. Dann ist er sogar zärtlich gegen mich.»

«Und nachher schlägt er mich meistens ...»

«Wonach?! ... Ach so!»

«Ja. Er sagt, wenn er mich nicht schlagen würde, so müßte er glauben, ich sei ein Mann, und dann dürfte er mir gegenüber auch nicht so weich und zärtlich sein. So aber sei ich seine Sache, und da geniere er sich nicht.»

«Und Beineberg?»

«Oh, Beineberg ist häßlich. Findest du nicht auch, daß er aus dem Munde riecht?»

«Schweig! Was ich finde, geht dich gar nichts an! Erzähle, was Beineberg mit dir tut!»

«Nun, auch so wie Reiting, nur. ... Aber du darfst mich nicht wieder gleich schimpfen ...»

«Vorwärts.»

«Nur ... auf einem anderen Umwege. Er hält mir erst lange Reden über meine Seele. Ich habe sie beschmutzt, aber gewissermaßen nur den ersten Vorhof von ihr. Im Verhältnis zu dem Innersten sei dies etwas Nichtiges und Äußerliches. Nur müsse man es abtöten; so seien schon viele aus Sündern zu Heiligen geworden. Die Sünde sei daher in höherer Hinsicht gar nicht so schlecht; nur müsse man sie ganz auf die Spitze treiben, damit sie abbreche. Er läßt mich sitzen und ein geschliffenes Glas anstarren ...»

«Er hypnotisiert dich?»

«Nein, er sagt, er müsse nur alle Dinge, die an der Oberfläche meiner Seele umherschweben, einschläfern und kraftlos machen. Dann erst könne er mit meiner Seele selbst verkehren.»

«Und wie verkehrt er denn mit ihr?»

«Das ist ein Experiment, das ihm noch nie gelungen ist. Er sitzt, und ich muß mich auf die Erde legen, so daß er die Füße auf meinen Leib stellen kann. Ich muß von dem Glas recht träge und schläfrig geworden sein. Dann auf einmal befiehlt er mir zu bellen. Er beschreibt es mir ausführlich: – leise, mehr winselnd, – so wie ein Hund aus dem Schlafe heraus bellt.»

«Wozu das?»

«Man weiß nicht, wozu es gut ist. Er läßt mich auch grunzen wie ein Schwein und wiederholt mir in einem fort, ich habe etwas von diesem Tiere in mir. Aber nicht, als ob er mich schimpfen wollte; er wiederholt es mir ganz leise und freundlich, um es – wie er sagt – fest in meine Nerven einzudrücken. Denn er behauptet, daß möglicherweise eine meiner früheren Existenzen so gewesen sei und daß man sie hervorlocken müsse, um sie unschädlich zu machen.»

«Und du glaubst ihm all das?»

«Gott bewahre; ich meine, er selbst glaubt nicht daran. Und dann ist er doch auch zum Schlusse immer ganz anders. Wie soll ich auch solche Dinge glauben?! Wer glaubt denn heute an eine Seele?! Und gar an eine solche Seelenwanderung?! Daß ich gefehlt habe, weiß ich ganz gut; aber ich habe immer gehofft, es wieder gut machen zu können. Da ist gar kein Hokuspokus nötig. Ich zerbreche mir auch gar nicht den Kopf darüber, wieso ich meinen Fehltritt begehen konnte. So etwas kommt so rasch, so von selbst; man merkt erst nachher, daß man etwas Unkluges getan hat.

Wenn es ihm aber Vergnügen macht, etwas Übersinnliches dahinter zu suchen, so soll er meinetwegen. Vorläufig muß ich ihm ja doch zu Willen sein. Wenn er nur lieber unterlassen möchte, mich zu stechen ...»

«Was?»

«Ja, mit einer Nadel, – nun nicht heftig, nur um zu sehen, wie ich darauf reagiere, ... ob sich nicht an irgendeiner Stelle des Körpers etwas bemerkbar mache. Aber weh tut es doch. Er behauptet nämlich, die Ärzte verstünden nichts davon; ich habe mir nicht gemerkt, womit er das beweisen will, ich erinnere mich nur, daß er viel von Fakiren spricht, die, wenn sie ihre Seele schauen, gegen körperliche Schmerzen unempfindlich sein sollen.»

«Nun ja, ich kenne diese Ideen; du sagtest aber doch selbst, daß dies nicht alles sei.»

«Gewiß nicht; ich sagte doch auch, daß ich dies nur für einen Umweg halte. Nachher kommen jedesmal Viertelstunden, wo er schweigt und ich nicht weiß, was in ihm vorgeht. Danach aber bricht er plötzlich los und verlangt Dienste von mir – wie besessen – weit ärger als Reiting.»

«Und du tust alles, was man von dir verlangt?»

«Was bleibt mir übrig? Ich will wieder ein anständiger Mensch werden und meine Ruhe haben.»

«Was aber inzwischen geschehen ist, wird dir ganz gleich sein?»

«Ich kann mir ja nicht dagegen helfen.»

«Gib jetzt genau acht und beantworte meine Fragen: Wieso konntest du stehlen?»

«Wieso? Schau, ich brauchte das Geld dringend; ich hatte beim Traiteur Schulden, und er wollte sich nicht mehr verträsten lassen. Dann glaubte ich doch bestimmt, daß in jenen Tagen für mich Geld kommen werde. Von den Kameraden wollte mir keiner leihen: die einen hatten selbst keins, und die Sparsamen freut es ja nur, wenn einer, der nicht so ist, gegen Monatsende in Verlegenheit kommt. Ich wollte gewiß niemanden betrügen; ich wollte es mir nur heimlich ausleihen ...»

«Nicht so meine ich es,» unterbrach Törleß ungeduldig diese Erzählung, die Basini offenbar erleichterte, «ich frage: wieso – wie konntest du das tun, wie fühltest du dich? Was ging in jenem Augenblick in dir vor?»

«Nun ja, – gar nichts. Es war doch nur ein Augenblick, ich fühlte nichts, ich überlegte nichts, es war einfach plötzlich geschehen.»

«Aber das erstemal mit Reiting? Als er zum erstenmal jene Dinge von dir verlangte? Verstehst du ...?»

«Oh, unangenehm war es mir schon. Weil es so auf Befehl geschehen sollte. Denn sonst ... denk' nur, wie viele tun solche Sachen freiwillig zum Vergnügen, ohne daß die anderen davon wissen. Da ist es wohl nicht so arg.»

«Aber du hast es auf Befehl getan. Du hast dich erniedrigt. So, wie wenn du in den Kot kriechen würdest, weil es ein anderer will.»

«Das gebe ich ja zu; aber ich mußte.»

«Nein, du mußtest nicht.»

«Sie hätten mich geprügelt, angezeigt; alle Schande wäre auf mich gekommen.»

«Nun, meinetwegen, lassen wir das. Ich will etwas anderes von dir wissen. Höre, ich weiß, daß

du viel Geld bei Božena gelassen hast. Du hast vor ihr aufgeschnitten, dich in die Brust geworfen, mit deiner Männlichkeit geprahlt. Du willst also ein Mann sein? Nicht nur mit dem Mund und mit ..., sondern mit der ganzen Seele? Nun sieh, da verlangt auf einmal einer von dir einen so erniedrigenden Dienst, du fühlst im selben Augenblick, daß du zu feig bist, um nein zu sagen: ging da nicht durch dein ganzes Wesen ein Reiß? Ein Schreck, – unbestimmt, – als ob sich eben etwas Unsagbares in dir vollzogen hätte?»

«Gott, ich verstehe dich nicht; ich weiß nicht, was du willst; ich kann dir nichts, gar nichts sagen.»

«So paß auf; ich werde dir jetzt befehlen, dich wieder auszukleiden.»

Basini lächelte.

«Dich platt da vor mir auf die Erde zu legen. Lach nicht! Ich befehle es dir wirklich! Hörst du?! Wenn du nicht augenblicklich folgst, so wirst du sehen, was dir bevorsteht, wenn Reiting zurückkommt! ... So. Siehst du, jetzt liegst du nackt vor mir auf der Erde. Du zitterst sogar; es friert dich? Ich könnte jetzt auf deinen nackten Leib speien, wenn ich wollte. Drücke nur den Kopf fest auf die Erde; sieht der Staub am Boden nicht merkwürdig aus? Wie eine Landschaft voll Wolken und Felsblöcken so groß wie Häuser? Ich könnte dich mit Nadeln stechen. Da in der Nische, bei der Lampe liegen noch welche. Fühlst du sie schon auf der Haut? ... Aber ich will nicht ... Ich könnte dich bellen lassen, wie es Beineberg getan hat, den Staub auffressen lassen wie ein Schwein, ich könnte dich Bewegungen machen lassen – du weißt schon –, und du müßtest dazu seufzen: Oh meine liebe Mut...» Doch Törleß hielt jäh in dieser Lästerung inne. «Aber ich will nicht, will nicht, verstehst du?!»

Basini weinte. «Du quälst mich ...»

«Ja, ich quäle dich. Aber nicht darum ist es mir; ich will nur eines wissen: Wenn ich all das wie Messer in dich hineinstoße, was ist in dir? Was vollzieht sich in dir? Zerspringt etwas in dir? Sag! Jäh wie ein Glas, das plötzlich in tausend Splitter geht, bevor sich noch ein Sprung gezeigt hat? Das Bild, das du dir von dir gemacht hast, verlöscht es nicht mit einem Hauche; springt nicht ein anderes an seine Stelle, wie die Bilder der Zauberlaternen aus dem Dunkel springen? Verstehst du mich denn gar nicht? Näher erklären kann ich's dir nicht; du mußt mir selbst sagen ...!»

Basini weinte ohne aufzuhören. Seine mädchenhaften Schultern zuckten; er brachte immer nur dasselbe hervor: «Ich weiß nicht, was du willst; ich kann dir nichts erklären; es geschieht im Augenblicke; es kann dann gar nicht anders geschehen; du würdest ebenso handeln wie ich.»

Törleß schwieg. Er blieb erschöpft, reglos an der Wand lehnen und starrte vor sich hin, geradeaus ins Leere.

«Wenn du in meiner Situation wärest, würdest du gradeso handeln», hatte Basini gesagt. Da war das Geschehene als eine einfache Notwendigkeit, ruhig und ohne Verzerrung.

Törleß' Selbstbewußtsein lehnte sich in heller Verachtung selbst gegen die bloße Zumutung auf. Und doch schien ihm diese Auflehnung seines ganzen Wesens keine befriedigende Gewähr zu bieten. «... ja, ich würde mehr Charakter haben als er, ich würde solche Zumutungen nicht ertragen, – aber ist dies auch von Belang? Ist es von Belang, daß ich aus Festigkeit, aus Anständigkeit, aus lauter Gründen, die mir jetzt ganz nebensächlich sind, anders handeln würde? Nein, nicht daran liegt's, wie ich handeln würde, sondern daran, daß ich, wenn ich einmal wirklich so handelte wie Basini, ebensowenig Außergewöhnliches dabei empfinden würde wie er. Dies ist das Eigentliche: mein Gefühl meiner selbst würde genau so einfach und von allem

Fragwürdigen entfernt sein wie das seine ...»

Dieser Gedanke, welcher – in abgerissenen, übereinander greifenden, immer wieder von vorne anfangenden Sätzen gedacht – der Verachtung für Basini einen ganz intimen, leisen, aber weit tiefer als Moral an das innerste Gleichgewicht rührenden Schmerz hinzufügte, kam von der Erinnerung an eine kurz vorher gehabte Empfindung, die Törleß nicht losließ. Als ihm nämlich durch Basini die möglicherweise von Reiting und Beineberg drohende Gefahr zur Kenntnis kam, war er einfach erschrocken. Einfach erschrocken wie bei einem Überfall, und hatte ohne Überlegen blitzschnell nach Paraden und Deckungen gesucht. Das war nun im Augenblicke einer wirklichen Gefahr gewesen; und die Empfindung, die er dabei gehabt hatte, reizte ihn. Diese raschen, gedankenlosen Impulse. Er versuchte ganz vergebens sie wieder in sich auszulösen. Aber er wußte, daß sie der Gefahr augenblicks alles Sonderbare und Zweideutige genommen hatten.

Und doch war es dieselbe Gefahr gewesen, die er vor einigen Wochen erst an derselben Stelle geahnt hatte. Damals, als er so eigen wegen der Kammer erschrocken war, die wie ein vergessenes Mittelalter abseits von dem warmen und hellen Leben der Lehrsäle lag, und über Beineberg und Reiting, weil sie aus den Menschen, die sie dort waren, plötzlich etwas anderes, Düsteres, Blutgieriges, Personen in einem ganz anderen Leben geworden zu sein schienen. Damals war dies eine Verwandlung, ein Sprung für Törleß, als ob das Bild seiner Umgebung plötzlich in andere, aus hundertjährigem Schlafe erwachte Augen fiel.

Und doch war es dieselbe Gefahr gewesen ... Unaufhörlich wiederholte er sich dies. Und immer wieder versuchte er, die Erinnerungen der beiden verschiedenen Empfindungen miteinander zu vergleichen ———

Basini hatte sich mittlerweile längst aufgerichtet; er bemerkte den stieren, geistesabwesenden Blick seines Gefährten, leise nahm er seine Kleider auf und schlich sich davon.

Törleß sah es, – wie durch einen Nebel hindurch, – aber er ließ es wortlos geschehen.

Seine Aufmerksamkeit war ganz durch das Bestreben gefesselt, jenen Punkt in ihm wieder aufzufinden, wo plötzlich jener Wechsel in der innerlichen Perspektive stattgefunden hatte.

Aber sooft er in dessen Nähe kam, erging es ihm wie einem, der Nahes mit Fernem vergleichen will: er erhaschte nie die Erinnerungsbilder beider Gefühle zugleich, sondern jedesmal ging wie ein leiser Knacks zwischendurch ein Gefühl, wie es im Körperlichen etwa den kaum merkbaren Muskelempfindungen entspricht, die das Einstellen des Blickes begleiten. Und jedesmal beanspruchte dies gerade im entscheidenden Momente die Aufmerksamkeit für sich, die Tätigkeit des Vergleichens drängte sich vor den Gegenstand des Vergleiches, es gab einen kaum fühlbaren Ruck, – und alles stand still.

Und immer wieder begann Törleß von neuem.

Dieser Prozeß von mechanischer Gleichmäßigkeit schläferete ihn in einen starren, wachen, eiskalten Schlaf, der ihn reglos an seinem Platze festhielt. Unbestimmt lange.

Erst ein Gedanke weckte Törleß auf wie die leise Berührung einer warmen Hand. Ein anscheinend so selbstverständlicher Gedanke, daß sich Törleß wunderte, nicht schon längst auf ihn verfallen zu sein.

Ein Gedanke, der gar nichts tat als die eben gemachte Erfahrung registrieren: es kommt immer einfach, unverzerrt, in natürlichen, alltäglichen Proportionen, was von ferne so groß und geheimnisvoll aussieht. So als ob eine unsichtbare Grenze um den Menschen gezogen wäre. Was

sich außerhalb vorbereitet und von ferne herannaht, ist wie ein nebliges Meer voll riesenhafter, wechselnder Gestalten; was an ihn herantritt, Handlung wird, an seinem Leben sich stößt, ist klar und klein, von menschlichen Dimensionen und menschlichen Linien. Und zwischen dem Leben, das man lebt, und dem Leben, das man fühlt, ahnt, von ferne sieht, liegt wie ein enges Tor die unsichtbare Grenze, in dem sich die Bilder der Ereignisse zusammendrücken müssen, um in den Menschen einzugehen.

Und doch, so sehr dies seiner Erfahrung entsprach, beugte Törleß nachdenklich den Kopf.

«Ein sonderbarer Gedanke ———» fühlte er.

Endlich lag er in seinem Bett. Er dachte an gar nichts mehr, denn das Denken fiel so schwer und war so fruchtlos. Was er über die Heimlichkeiten seiner Freunde erfahren hatte, zog ihm zwar durch den Sinn, aber so gleichgültig und leblos wie eine Nachricht, die man in einer fremden Zeitung liest.

Von Basini war nichts mehr zu hoffen. Freilich, sein Problem! – Aber es war so fraglich und er so müde und so zerschlagen. Eine Täuschung vielleicht – das Ganze.

Nur der Anblick Basinis, seiner nackten, leuchtenden Haut, duftete wie ein Fliederstrauch in das Dämmern der Empfindungen, das dem Schläfe vorausging. Sogar aller moralische Abscheu verlor sich. Schließlich schlief Törleß ein.

Kein Traum zog durch seine Ruhe. Aber eine unendlich angenehme Wärme breitete weiche Teppiche unter seinen Leib. Schließlich wachte er darüber auf. Und beinahe hätte er einen Schrei ausgestoßen. An seinem Bette saß Basini! Und mit rasender Behendigkeit löste dieser im nächsten Augenblicke das Hemd von seinem Leibe, schmiegte sich unter die Decke und preßte seinen nackten, zitternden Leib an Törleß an.

Kaum hatte sich Törleß in diesem Überfalle zurechtgefunden, als er Basini von sich stieß.

«Was fällt dir denn ein ...?!»

Doch Basini bettelte. «Oh, sei nicht wieder so! So wie du ist keiner. Sie verachten mich nicht so wie du; sie tun dies nur scheinbar, damit sie dann desto anders sein können. Aber du? Gerade du ...?! ... Du bist sogar jünger als ich, wenn du auch stärker bist; ... wir sind beide jünger als die anderen; ... du bist nicht so roh und prahlerisch wie sie; ... du bist sanft; ... ich liebe dich ...!»

«Was – was sagst du? Was soll ich mit dir? Geh – so geh doch weg!» Und Törleß stemmte gequält seinen Arm gegen Basinis Schulter. Aber die heiße Nähe der weichen, fremden Haut verfolgte ihn und umschloß ihn und erstickte ihn. Und in einem fort flüsterte Basini ...: «Doch ... doch ... bitte ... oh, es wäre mir ein Genuß, dir zu dienen.»

Törleß fand keine Antwort. Während Basini sprach, während der Sekunden des Zweifels und Überlegens, war er wieder wie ein tiefgrünes Meer über seine Sinne gesunken. Nur Basinis bewegliche Worte leuchteten darinnen auf wie das Blinken silberner Fischchen.

Noch immer hielt er seine Arme gegen Basinis Körper gestemmt. Aber auf ihnen lag es wie eine feuchte, schwere Wärme; ihre Muskeln erschlafften; er vergaß ihrer. ... Nur wenn ihn ein neues der zuckenden Worte traf, wachte er auf, weil er plötzlich fühlte, – wie etwas schrecklich Unfaßbares, – daß eben – wie im Traum – seine Hände Basini näher gezogen hatten.

Dann wollte er sich aufrütteln, sich zuschreien: Basini betrügt dich; er will dich nur zu sich hinabziehen, damit du ihn nicht mehr verachten kannst. Aber der Schrei erstickte; kein Laut lebte in dem weiten Hause; in allen Gängen schienen die dunklen Fluten des Schweigens unbeweglich

zu schlafen.

Er wollte zu sich selbst zurückfinden: aber wie schwarze Wächter lagen sie vor allen Toren.

Da suchte Törleß kein Wort mehr. Die Sinnlichkeit, die sich nach und nach aus den einzelnen Augenblicken der Verzweiflung in ihn gestohlen hatte, war jetzt zu ihrer vollen Größe erwacht. Sie lag nackt neben ihm und deckte ihm mit ihrem weichen schwarzen Mantel das Haupt zu. Und sie raunte ihm süße Worte der Resignation ins Ohr und schob mit ihren warmen Fingern alle Fragen und Aufgaben als vergebens weg. Und sie flüsterte: in der Einsamkeit ist alles erlaubt.

Nur in dem Augenblicke, als es ihn fortriß, wachte er sekundenlang auf und klammerte sich verzweifelt an den einen Gedanken: Das bin nicht ich! ... nicht ich! ... Morgen erst wieder werde ich es sein! ... Morgen ...

Dienstag abends kehrten die ersten Zöglinge zurück. Ein anderer Teil kam erst mit den Nachtzügen. Es war eine beständige Unruhe im Hause.

Törleß empfing seine Freunde unwirsch und verdrossen; er hatte nicht vergessen. Und dann brachten sie auch etwas so Frisches und Weltmännisches von außen mit. Das beschämte ihn, der jetzt die drückende Luft enger Stuben liebte.

Er schämte sich jetzt überhaupt häufig. Aber nicht eigentlich deswegen, wozu er sich hatte verführen lassen, – denn dies ist in Instituten nichts so Seltenes, – als weil er sich nun tatsächlich einer Art Zärtlichkeit für Basini nicht erwehren konnte und andererseits eindringlicher denn je empfand, wie verachtet und erniedrigt dieser Mensch war.

Er hatte des öfteren heimliche Zusammenkünfte mit ihm. Er führte ihn in alle Verstecke, die er durch Beineberg kannte, und da er selbst auf solchen Schleichwegen nicht geschickt war, fand sich Basini bald besser zurecht als er und wurde zum Führer.

Des Nachts aber ließ ihn eine Eifersucht, mit der er Beineberg und Reiting bewachte, nicht zur Ruhe kommen.

Die beiden hielten sich jedoch von Basini zurück. Vielleicht langweilte er sie bereits. Jedenfalls schien mit ihnen eine Veränderung vor sich gegangen zu sein. Beineberg war finster und verschlossen; wenn er sprach, so handelte es sich um geheimnisvolle Andeutungen von etwas Bevorstehendem. Reiting hatte sein Interesse scheinbar wieder anderen Dingen zugewandt; er flocht mit gewohnter Geschicklichkeit das Netz zu irgendeiner Intrige, indem er die einen durch kleine Gefälligkeiten zu gewinnen suchte und die andern dadurch schreckte, daß er sich durch heimliche List zum Mitwisser ihrer Geheimnisse machte.

Wenn sie zu dritt beisammen waren, drangen die beiden darauf, daß Basini nächstens wieder in die Kammer oder auf den Boden befohlen werde.

Törleß suchte es durch allerhand Ausflüchte hinauszuschieben, litt dabei aber beständig unter dieser heimlichen Anteilnahme.

Vor wenigen Wochen noch hätte er einen solchen Zustand überhaupt nicht verstanden, denn schon von den Eltern her war er kräftig, gesund und natürlich.

Aber man darf auch wirklich nicht glauben, daß Basini in Törleß ein richtiges und – wenn auch noch so flüchtig und verwirrt – wirkliches Begehren erregte. Es war allerdings etwas wie Leidenschaft in Törleß erwacht, aber Liebe war ganz gewiß nur ein zufälliger, beiläufiger Name dafür, und der Mensch Basini nicht mehr als ein stellvertretendes und vorläufiges Ziel dieses Verlangens. Denn wenn sich Törleß auch mit ihm gemein machte, sein Begehren sättigte sich



niemals an ihm, sondern wuchs zu einem neuen, ziellosen Hunger über Basini hinaus.

Vorerst war es überhaupt nur die Nacktheit des schlanken Knabenkörpers gewesen, die ihn geblendet hatte.

Der Eindruck war nicht anders, als wäre er den nur schönen, von allem Geschlechtlichen noch fernen Formen eines ganz jungen Mädchens gegenübergestanden. Eine Überwältigung. Ein Staunen. Und die Reinheit, die unwillkürlich von diesem Zustande ausging, war es, die den Schein einer Neigung – dieses neue wunderbar unruhige Gefühl in sein Verhältnis zu Basini trug. Alles andere aber hatte damit wenig zu tun. Dieses übrige des Begehrens war schon längst, – war schon bei Božena und noch viel früher dagewesen. Es war die heimliche, ziellose, auf niemanden bezogene, melancholische Sinnlichkeit des Heranreifenden, welche wie die feuchte, schwarze, keimtragende Erde im Frühjahr ist und wie dunkle unterirdische Gewässer, die nur eines zufälligen Anlasses bedürfen, um durch ihre Mauern zu brechen.

Der Auftritt, den Törleß erlebt hatte, war zu diesem Anlasse geworden. Durch eine Überraschung, ein Mißverständnis, ein Verkennen des Eindruckes wurden die verschwiegenen Verstecke, in denen sich alles Heimliche, Verbotene, Schwüle, Ungewisse und Einsame von Törleß' Seele gesammelt hatte, aufgestoßen und diesen dunklen Regungen die Richtung gegen Basini erteilt. Denn da stießen sie mit einem Male auf etwas, das warm war, atmete, duftete, Fleisch war, an dem diese unbestimmt schweifenden Träume Gestalt gewannen und Teil seiner Schönheit, statt der ätzenden Häßlichkeit, mit der sie Božena in der Einsamkeit gestäubt hatte. Das riß ihnen mit einem Schlage ein Tor zum Leben auf, und in dem entstehenden Zwielficht mengte sich alles, Wünsche und Wirklichkeit, ausschweifende Phantasien und Eindrücke, die noch die warmen Spuren des Lebens trugen, Empfindungen, die von außen einfielen und Flammen, die ihnen von innen entgegenloderten und sie bis zur Unkenntlichkeit einhüllten.

Aber dies alles war für Törleß selbst nicht mehr unterscheidbar und war für ihn in einem einzigen, unklaren, ungegliederten Gefühl vereint, das er in der ersten Überraschung wohl für Liebe nehmen mochte.

Bald aber lernte er es richtiger schätzen. Eine Unruhe trieb ihn von da an rastlos umher. Er legte jedes Ding, das er berührte, kaum ergriffen wieder weg. Er konnte kein Gespräch mit Kameraden führen, ohne grundlos zu verstummen oder zerstreut mehrmals den Gegenstand zu wechseln. Es kam auch vor, daß ihn mitten im Sprechen eine Welle der Scham überflutete, so daß er rot wurde, zu stottern begann, sich abwenden mußte ...

Er mied untertags Basini. Konnte er es nicht vermeiden ihn anzusehen, so packte ihn fast immer eine Ernüchterung. Jede Bewegung Basinis erfüllte ihn mit Ekel, die ungewissen Schatten seiner Illusionen machten einer kalten, stumpfen Helle Platz, seine Seele schien zusammenzuschrumpfen, bis nichts mehr übrig blieb als die Erinnerung an ein früheres Begehren, das ihm unsagbar unverständlich und widerwärtig vorkam. Er stieß seinen Fuß gegen die Erde und krümmte seinen Leib zusammen, nur um sich dieser schmerzhaften Scham zu entwinden.

Er fragte sich, was die anderen zu ihm sagen würden, wenn sie sein Geheimnis wüßten, seine Eltern, seine Lehrer?

Mit dieser letzten Verwunderung brachen seine Qualen aber regelmäßig ab. Eine kühle Müdigkeit bemächtigte sich seiner; die heiße und erschlaffte Haut seines Körpers spannte sich in einem wohligen Frösteln wieder an. Er ließ dann still alle Menschen an sich vorbei. Aber eine gewisse Mißachtung erfüllte ihn gegen alle. Im geheimen verdächtigte er jeden, mit dem er

sprach, der ärgsten Dinge.

Und überdies glaubte er, bei ihnen die Scham zu vermissen. Er glaubte nicht, daß sie so litten, wie er es von sich wußte. Die Dornenkrone seiner Gewissensbisse schien ihnen zu fehlen.

Er aber fühlte sich wie ein aus einer tiefen Agonie Erwachter. Wie ein von den verschwiegenen Händen der Auflösung Gestreifter. Wie einer, der die stille Weisheit einer langen Krankheit nicht vergessen kann.

In diesem Zustande fühlte er sich glücklich, und die Augenblicke kamen immer wieder, wo er sich nach ihm sehnte.

Sie begannen damit, daß er Basini wieder gleichgültig ansehen konnte und das Abscheuliche und Gemeine mit einem Lächeln aushielt. Dann wußte er, daß er sich erniedrigen werde, aber er unterschob dem einen neuen Sinn. Je häßlicher und unwürdiger das war, was ihm Basini bot, desto größer war der Gegensatz zu dem Gefühl einer leidenden Feinheit, das sich nachher einzustellen pflegte.

Törleß zog sich in irgendeinen Winkel zurück, von dem aus er beobachten konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Wenn er die Augen schloß, so stieg ein ungewisses Drängen in ihm auf, und wenn er die Augen öffnete, fand er nichts, was er damit hätte vergleichen können. Und dann wuchs plötzlich der Gedanke an Basini und riß alles an sich. Bald verlor er dabei alles Bestimmte. Er schien nicht mehr Törleß anzugehören und schien sich nicht mehr auf Basini zu beziehen. Er war ganz von Gefühlen umrauscht, wie von lüsternen Frauen in hochgeschlossenen Gewändern unter vorgebundenen Masken.

Törleß kannte kein einziges beim Namen, er wußte von keinem, was es barg; aber gerade darin lag die berauschende Verlockung. Er kannte sich selbst nicht mehr; und gerade daraus wuchs seine Lust zu wilder, verachtender Ausschweifung, wie wenn bei einem galanten Feste plötzlich die Lichter verlöschen und niemand mehr weiß, wen er zur Erde zieht und mit Küssen bedeckt.

Törleß wurde später, nachdem er die Ereignisse seiner Jugend überwunden hatte, ein junger Mann von sehr feinem und empfindsamem Geiste. Er zählte dann zu jenen ästhetisch-intellektuellen Naturen, welchen die Beachtung der Gesetze und wohl auch teilweise der öffentlichen Moral eine Beruhigung gewährt, weil sie dadurch enthoben sind, über etwas Grobes, von dem feineren seelischen Geschehen Weitabliegendes nachdenken zu müssen, die aber eine gelangweilte Unempfindlichkeit mit dieser großen äußeren, ein wenig ironischen Korrektheit verbinden, sobald man ein persönlicheres Interesse für deren Gegenstände von ihnen verlangt. Denn dieses wirklich sie selbst ergreifende Interesse sammelt sich bei ihnen einzig auf das Wachstum der Seele, des Geistes, oder wie immer man das benennen mag, was hie und da durch einen Gedanken zwischen den Worten eines Buches oder vor den verschlossenen Lippen eines Bildes in uns gemehrt wird; was manchmal erwacht, wenn irgendeine einsame, eigenwillige Melodie von uns fortgeht und – ins Ferne schreitend – mit fremden Bewegungen an dem dünnen, roten Faden zerrt, unseres Blutes, den sie hinter sich herzieht; das aber immer verschwunden ist, wenn wir Akten schreiben, Maschinen bauen, in den Zirkus gehen oder den hundert anderen ähnlichen Beschäftigungen folgen. –

Diesen Menschen sind also die Gegenstände, welche nur ihre moralische Korrektheit herausfordern, höchst gleichgültig. Törleß bereute daher auch nie in seinem späteren Leben das damals Geschehene. Seine Bedürfnisse waren so einseitig schöngeistig zugescharft, daß es, wenn man ihm etwa eine ganz ähnliche Geschichte von den Ausschweifungen eines Wüstlings erzählt hätte, gewiß völlig außerhalb seines Gesichtskreises gelegen wäre, seine Entrüstung gegen das

Geschehene zu richten. Er hätte einen solchen Menschen gewissermaßen nicht deswegen verachtet, weil er ein Wüstling, sondern weil er nichts Besseres ist; nicht wegen seiner Ausschweifungen, sondern wegen des Seelenzustandes, der ihn diese begehen läßt; weil er dumm ist, oder weil seinem Verstande die seelischen Gegengewichte fehlen ...: immer also nur wegen des traurigen, beraubten, entkräfteten Anblicks, den er bietet. Und er hätte ihn gleicherweise verachtet, ob nun sein Laster in geschlechtlichen Ausschweifungen oder in zwanghaft entartetem Zigarettenrauchen oder Alkoholgenuß bestünde.

Und wie allen dermaßen auf die Steigerung ausschließlich ihrer Geistigkeit konzentrierten Menschen bedeutete auch ihm das bloße Vorhandensein schwüler und exzessiver Regungen noch wenig. Er liebte es damit zu rechnen, daß die Fähigkeit zu genießen, die künstlerischen Talente, das ganze verfeinerte Seelenleben ein Zierat sei, an dem man sich leicht verletze. Er betrachtete es als etwas Unumgängliches, daß ein Mensch von reichem und beweglichem Innenleben Augenblicke habe, um die andere nicht wissen dürfen, und Erinnerungen, die er in geheimen Fächern verwahrt. Und er verlangte von ihm nur, daß er nachträglich sich ihrer mit Feinheit zu bedienen verstehe.

So daß, als er einmal von jemandem, dem er die Geschichte seiner Jugend erzählt hatte, gefragt wurde, ob diese Erinnerung nicht doch manchmal beschämend sei, er lächelnd folgende Antwort gab: «Ich leugne ganz gewiß nicht, daß es sich hier um eine Erniedrigung handelte. Warum auch nicht? Sie verging. Aber etwas von ihr blieb für immer zurück: jene kleine Menge Giftes, die nötig ist, um der Seele die allzu sichere und beruhigte Gesundheit zu nehmen und ihr dafür eine feinere, zugespitzte, verstehende zu geben.

Wollten Sie übrigens die Stunden der Erniedrigung zählen, die überhaupt von jeder großen Leidenschaft der Seele eingebrannt werden? Denken Sie nur an die Stunden der absichtlichen Demütigung in der Liebe! Diese entrückten Stunden, zu denen sich Liebende über gewisse tiefe Brunnen neigen oder einander das Ohr ans Herz legen, ob sie nicht drinnen die Krallen der großen, unruhigen Katzen ungeduldig an den Kerkerwänden hören? Nur um sich zittern zu fühlen! Nur um über ihr Alleinsein oberhalb dieser dunklen, brandmarkenden Tiefen zu erschrecken! Nur um jäh– in der Angst der Einsamkeit mit diesen düsteren Kräften – sich ganz ineinander zu flüchten!

Sehen Sie doch nur jungen Ehepaaren in die Augen. Du glaubst ...? steht darin, aber du ahnst ja gar nicht, wie tief wir versinken können! – In diesen Augen liegt ein heiterer Spott gegen den, der von so vielem nichts weiß, und der zärtliche Stolz derer, die miteinander durch alle HölLEN gegangen sind.

Und wie diese Liebenden miteinander, so bin ich damals mit mir selbst durch all dies hindurchgegangen.»

Dennoch, wenn Törleß auch später so urteilte, damals, als er sich in dem Sturme einsamer, begehrllicher Empfindungen befand, war diese des guten Endes überzeugte Zuversicht durchaus nicht immer in ihm. Von den Rätseln, die ihn erst vor kurzem gequält hatten, war noch eine unbestimmte Nachwirkung geblieben, die wie ein dunkler ferner Ton am Grunde seiner Erlebnisse klang. Gerade daran mochte er jetzt nicht denken.

Aber zeitweilig mußte er es. Und dann befiel ihn tiefste Hoffnungslosigkeit, und eine ganz andere, eine müde, zukunftslose Beschämung konnte ihn bei diesen Erinnerungen ergreifen.

Trotzdem vermochte er aber auch über diese nicht sich Rechenschaft zu geben.

Dies bewirkten die besonderen Verhältnisse im Institute. Dort, wo die jungen aufdrängenden

Kräfte hinter grauen Mauern festgehalten wurden, stauten sie die Phantasie voll wahllos wollüstiger Bilder, die manchem die Besinnung raubten.

Ein gewisser Grad von Ausschweifung galt sogar als männlich, als verwegen, als kühnes Inbesitznehmen vorenthaltener Vergnügungen. Zumal wenn man sich mit der ehrbar verkümmerten Erscheinung der meisten Lehrer verglich. Denn dann gewann das Mahnwort Moral einen lächerlichen Zusammenhang mit schmalen Schultern, mit spitzen Bäuchen auf dünnen Beinen und mit Augen, die hinter ihren Brillen harmlos wie Schäfchen weideten, als sei das Leben nichts als ein Feld voll Blumen ernster Erbaulichkeit.

Im Institute endlich hatte man noch keine Kenntnis vom Leben und keine Ahnung von allen jenen Abstufungen von Gemeinheit und Wüstheit bis zu Krankheit und Lächerlichkeit, die den Erwachsenen in erster Linie mit Widerwillen erfüllen, wenn er von solchen Dingen hört.

Alle diese Hemmnisse, deren Wirksamkeit wir gar nicht abzuschätzen vermögen, fehlten ihm. Er war förmlich naiv in seine Vergehen hineingeraten.

Denn auch die ethische Widerstandskraft, dieses empfindliche Fühlvermögen des Geistes, das er später so hoch schätzte, fehlte damals noch. Aber doch kündigte es sich schon an. Törleß irrte, er sah erst die Schatten, die etwas noch Unerkanntes in ihm in sein Bewußtsein warf, und er hielt sie fälschlich für Wirklichkeit: aber er hatte eine Aufgabe an sich selbst zu erfüllen, eine Aufgabe der Seele, – wenn er ihr auch noch nicht gewachsen war.

Er wußte nur, daß er etwas noch Undeutlichem auf einem Wege gefolgt war, der tief in sein Inneres führte; und er war dabei ermüdet. Er hatte sich gewöhnt, auf außerordentliche, verborgene Entdeckungen zu hoffen, und war dabei in die engen, winkligen Gemäcker der Sinnlichkeit gelangt. Nicht aus Perversität, sondern infolge einer augenblicklich ziellosen geistigen Situation.

Und gerade diese Untreue gegen etwas Ernstes, Erstrebtes in sich erfüllte ihn mit einem unklaren Bewußtsein von Schuld; ein unbestimmter, versteckter Ekel verließ ihn niemals ganz, und eine ungewisse Angst verfolgte ihn wie einen, der im Dunkel nicht mehr weiß, ob er noch seinen Weg unter den Füßen hat oder wo er ihn verloren.

Er bemühte sich dann überhaupt nichts zu denken. Stumm und betäubt und aller früheren Fragen vergessend, lebte er dahin. Der feine Genuß an seinen Demütigungen wurde immer seltener.

Noch ließ er ihn nicht, aber doch setzte Törleß am Ende dieser Zeit keinen Widerstand mehr entgegen, als über Basinis Schicksal weiter beschlossen wurde.

Dies geschah einige Tage später, als sie zu dritt in der Kammer beisammen waren. Beineberg war sehr ernst.

Reiting fing zu sprechen an: «Beineberg und ich glauben, daß es auf die bisherige Weise mit Basini nicht mehr weiter geht. Er hat sich mit dem Gehorsam, den er uns schuldet, abgefunden und leidet nicht mehr darunter; er ist von einer frechen Vertraulichkeit wie ein Bedienter. Es ist also an der Zeit, mit ihm einen Schritt weiter zu gehen. Bist du einverstanden?»

«Ich weiß doch noch gar nicht, was ihr mit ihm tun wollt.»

«Das ist auch schwer zurechtgelegt. Wir müssen ihn noch weiter demütigen und herunterdrücken. Ich möchte sehen, wie weit das geht. Auf welche Weise, ist freilich eine andere Frage. Ich habe allerdings auch hierüber einige nette Einfälle. Wir könnten ihn zum Beispiel durchpeitschen, und er müßte Dankpsalmen dazu singen; den Ausdruck dieses Gesanges anzuhören wäre nicht übel, –

jeder Ton gewissermaßen von einer Gänsehaut überlaufen. Wir könnten ihn die unsaubersten Sachen apportieren lassen. Wir könnten ihn zu Božena mitnehmen, dort die Briefe seiner Mutter vorlesen lassen, und Božena möchte schon den nötigen Spaß dazu liefern. Doch das alles läuft uns nicht davon. Wir können es uns ruhig ausdenken, ausfeilen und Neues dazufinden. Ohne die entsprechenden Details ist es vorderhand noch langweilig. Vielleicht liefern wir ihn überhaupt der Klasse aus. Das wäre das gescheiteste. Wenn von so vielen jeder nur ein wenig beisteuert, so genügt es, um ihn in Stücke zu zerreißen. Überhaupt habe ich diese Massenbewegungen gern. Keiner will Besonderes dazutun, und doch gehen die Wellen immer höher, bis sie über allen Köpfen zusammenschlagen. Ihr werdet sehen, keiner wird sich rühren, und es wird doch einen Riesensturm geben. So etwas in Szene zu setzen, ist für mich ein außerordentliches Vergnügen.»

«Was wollt ihr aber zunächst tun?»

«Wie gesagt, ich möchte mir das für später aufsparen, vorderhand würde es mir genügen, ihn soweit zu bringen, – durch Drohungen oder Prügel, – daß er wieder zu allem ja sagt.»

«Wozu?» entfuhr es Törleß. Sie sahen sich fest in die Augen.

«Ach, verstell dich nicht; ich weiß sehr wohl, daß du davon unterrichtet bist.» Törleß schwieg. Hatte Reiting etwas erfahren? ... Klopfte er nur auf den Strauch?

«... Doch noch von damals her; Beineberg hat dir doch gesagt, wozu sich Basini hergibt.»

Törleß atmete erleichtert auf.

«Na, mach nur nicht so erstaunte Augen. Damals hast du sie auch so aufgerissen, und es handelt sich doch um nichts gar so Arges. Übrigens hat mir Beineberg gestanden, daß er dasselbe mit Basini tut.» Dabei blickte Reiting mit einer ironischen Grimasse zu Beineberg hinüber. Das war so seine Art, einem anderen ganz öffentlich und ungeniert ein Bein zu stellen.

Aber Beineberg erwiderte nichts; er blieb in seiner nachdenklichen Stellung sitzen und schlug kaum die Augen auf.

«Na, möchtest du nicht mit deiner Sache herausrücken?! Er hat nämlich eine verrückte Idee mit Basini vor und will sie durchaus ausführen, ehe wir anderes unternehmen. Aber sie ist ganz amüsan.»

Beineberg blieb ernst; er sah Törleß mit einem nachdrücklichen Blicke an und sagte: «Erinnerst du dich, was wir damals hinter den Mänteln sprachen?»

«Ja.»

«Ich bin niemals mehr darauf zu sprechen gekommen, denn das bloße Reden hat ja doch keinen Zweck. Aber ich habe darüber nachgedacht, – du kannst mir glauben – oft. Auch das, was Reiting dir eben gesagt hat, ist wahr. Ich habe dasselbe mit Basini getan wie er. Vielleicht noch einiges mehr. Deswegen, weil ich, wie ich schon damals sagte, des Glaubens war, daß die Sinnlichkeit vielleicht das richtige Tor sein könnte. Das war so ein Versuch. Ich wußte keinen anderen Weg zu dem, was ich suchte. Aber dieses Planlose hat keinen Sinn. Darüber habe ich nachgedacht, – nächtelang nachgedacht, – wie man etwas Systematisches an seine Stelle setzen könnte.

Jetzt glaube ich es gefunden zu haben, und wir werden den Versuch machen. Jetzt wirst du auch sehen, wie sehr du damals im Unrecht warst. Alles ist unsicher, was von der Welt behauptet wird, alles geht anders zu. Das lernten wir damals gewissermaßen nur von der Kehrseite kennen, indem wir Punkte aufsuchten, bei denen diese ganze natürliche Erklärung über die eigenen Füße stolpert, jetzt hoffe ich aber das Positive zeigen zu können, – das andere!»

Reiting verteilte die Teeschalen; dabei stieß er vergnügt Törleß an. «Gib gut acht. – Das ist sehr fesch, was er sich ausgetiftelt hat.»

Beineberg aber drehte mit einer raschen Bewegung die Lampe aus. In dem Dunkel warf nur die Spiritusflamme des Kochers unruhige, bläuliche Lichter auf die drei Köpfe.

«Ich löschte die Lampe aus, Törleß, weil es sich so von solchen Dingen besser spricht. Und du, Reiting, kannst meinethalben schlafen, wenn du zu dumm bist, um Tieferes zu begreifen.»

Reiting lachte belustigt.

«Du erinnerst dich also noch an unser Gespräch. Du selbst hattest damals jene kleine Sonderbarkeit in der Mathematik herausgefunden. Dieses Beispiel, daß unser Denken keinen gleichmäßig festen, sicheren Boden hat, sondern über Löcher hinweggeht. – Es schließt die Augen, es hört für einen Moment auf zu sein und wird doch sicher auf die andere Seite hinübergetragen. Wir müßten eigentlich längst verzweifelt sein, denn unser Wissen ist auf allen Gebieten von solchen Abgründen durchzogen, nichts wie Bruchstücke, die in einem unergründlichen Ozean treiben.

Wir verzweifeln aber nicht, wir fühlen uns dennoch so sicher wie auf festem Boden. Wenn wir dieses sichere, gewisse Gefühl nicht hätten, würden wir uns aus Verzweiflung über unseren armen Verstand töten. Dieses Gefühl begleitet uns beständig, es hält uns zusammen, es nimmt unseren Verstand in jedem zweiten Augenblick schützend in den Arm wie ein kleines Kind. So wie wir uns dessen einmal bewußt geworden sind, können wir das Dasein einer Seele nicht mehr leugnen. So wie wir unser geistiges Leben zergliedern und das Unzureichende des Verstandes erkennen, fühlen wir es förmlich. Fühlen es, – verstehst du, – denn wenn dieses Gefühl nicht wäre, würden wir zusammenklappen wie leere Säcke.

Wir haben nur verlernt, auf dieses Gefühl zu achten, aber es ist eines der ältesten. Vor tausenden von Jahren haben schon Völker, die tausende Meilen voneinander wohnten, darum gewußt. Wie man sich einmal damit befaßt, kann man diese Dinge gar nicht leugnen. Doch ich will dich nicht mit Worten überreden; ich werde dir nur das nötigste sagen, damit du nicht ganz unvorbereitet bist. Den Beweis werden die Tatsachen erbringen.

Nimm also an, die Seele existiere, dann ist es doch ganz selbstverständlich, daß wir kein heißeres Bestreben haben können, als den verloren gegangenen Kontakt mit ihr wieder herzustellen, mit ihr wieder vertraut zu werden, ihre Kräfte wieder besser ausnützen zu lernen, Teile der übersinnlichen Kräfte, die in ihrer Tiefe schlummern, für uns zu gewinnen.

Denn das alles ist möglich, es ist schon mehr als einmal gelungen, die Wunder, die Heiligen, die indischen Gottesschauer sind lauter Beglaubigungen für solche Geschehnisse.»

«Hör einmal,» warf Törleß ein, «du redest dich jetzt ein wenig in diesen Glauben hinein. Du hast dazu eigens die Lampe auslöschten müssen. Würdest du aber auch so sprechen, wenn wir jetzt unten zwischen den andern säßen, die Geographie, Geschichte lernen, Briefe nach Hause schreiben, wo die Lampen hell brennen und vielleicht der Präfekt um die Bänke geht? Kämen dir da nicht doch deine Worte etwas abenteuerlich vor, etwas anmaßend, als ob wir gar nicht zu denen gehörten, in einer anderen Welt lebten, achthundert Jahre vorher?»

«Nein, mein lieber Törleß, ich würde dasselbe behaupten. Übrigens ist es ein Fehler von dir, daß du immer nach den andern schielst; du bist zu wenig selbständig. Briefe nach Hause schreiben! Bei solchen Sachen denkst du an deine Eltern! Wer sagt dir, daß sie uns hier überhaupt nur zu folgen vermögen? Wir sind jung, eine Generation später, vielleicht sind uns Dinge vorbehalten,

die sie nie in ihrem Leben geahnt haben. Ich wenigstens fühlte es in mir.

Doch wozu lange reden; ich werde es euch ja beweisen.»

Nachdem sie einige Zeit geschwiegen hatten, sagte Törleß: «Wie willst du es denn eigentlich anpacken, deiner Seele habhaft zu werden?»

«Das will ich dir jetzt nicht auseinandersetzen, da ich es ohnedies vor Basini werde tun müssen.»

«Aber beiläufig kannst du es wenigstens sagen.»

«Nun ja. Die Geschichte lehrt, daß es hiezu nur einen Weg gibt: die Versenkung in sich selbst. Nur ist das eben das Schwierige. Die alten Heiligen zum Beispiel, zu der Zeit, wo die Seele sich noch in Wundern äußerte, konnten dieses Ziel durch inbrünstiges Gebet erreichen. Zu jener Zeit war eben die Seele von anderer Art, denn heute versagt dieser Weg. Heute wissen wir nicht, was wir tun sollen; die Seele hat sich verändert, und es liegen leider Zeiten dazwischen, wo man dem nicht die richtige Aufmerksamkeit gewidmet hat und der Zusammenhang unwiederbringlich verloren ging. Einen neuen Weg können wir nur durch sorgfältigste Überlegung finden. Hiemit habe ich mich während der letzten Zeit intensiv beschäftigt. Am nächsten dürfte man wohl mit Hilfe der Hypnose gelangen. Nur ist es noch nie versucht worden. Man macht da immer nur so alltägliche Kunststückchen, weswegen die Methoden noch nicht darauf erprobt sind, ob sie auch zu Höherem führen. Das letzte, was ich hierüber jetzt schon sage, ist, daß ich Basini nicht nach dieser landläufigen Art hypnotisieren werde, sondern nach meiner eigenen, die, wenn ich nicht irre, einer schon im Mittelalter angewandten ähnlich ist.»

«Ist dieser Beineberg nicht kostbar?» lachte Reiting. «Nur hätte er zur Zeit der Weltuntergangsprophezeiungen leben sollen, dann hätte er am Ende wirklich geglaubt, daß es seine Seelenmagie gewesen sei, deretwegen die Welt bestehen blieb.»

Als Törleß auf diesen Spott hin Beineberg ansah, bemerkte er, daß dessen Gesicht ganz starr wie in krampfhafter Aufmerksamkeit verzerrt war. Sm nächsten Augenblick fühlte er sich von eiskalten Fingern gefaßt. Törleß erschrak über diese hochgradige Aufregung; dann löste sich die Spannung der ihn umklammernden Hand. «Oh, es war nichts. Nur ein Gedanke. Mir war, als sollte mir etwas Besonderes einfallen, ein Fingerzeig, wie es zu machen sei. ...»

«Hörst du, du bist wirklich ein wenig angegriffen,» sagte Reiting in jovialer Weise, «sonst warst du doch ein eiserner Kerl und betriebst so etwas nur als Sport; jetzt aber bist du wie ein Frauenzimmer.»

«Ach was – du hast eben keine Ahnung, was das heißt, solche Dinge in der Nähe zu wissen, jeden Tag schon vor ihrem Besitze zu stehen!»

«Streitet nicht,» sagte Törleß – er war im Laufe der wenigen Wochen weit fester und energischer geworden – «meinetwegen kann jeder machen, was er will; ich glaube an gar nichts. Weder deinen geriebenen Quälereien, Reiting, noch Beinebergs Hoffnungen. Und selbst weiß ich nichts zu sagen. Ich warte ab, was ihr herausbringt.»

«Wann also?»

Es wurde die zweitnächste Nacht bestimmt.

Törleß ließ sie widerstandslos an sich herankommen. In dieser neu entstandenen Situation war auch sein Gefühl für Basini völlig erkaltet. Das war sogar eine ganz glückliche Lösung, weil sie wenigstens mit einem Schlage von dem Schwanken zwischen Beschämung und Begierde befreite, aus dem Törleß durch eigene Kraft nicht herauskam. Jetzt hatte er wenigstens einen

geraden, klaren Widerwillen gegen Basini, als ob die diesem zgedachten Demütigungen auch ihn beschmutzen könnten.

Im übrigen war er zerstreut und mochte an nichts ernst denken; am allerwenigsten an das, was ihn einst so beschäftigte.

Erst als er mit Reiting die Treppe zum Boden hinaufstieg, während Beineberg mit Basini schon vorausgegangen war, wurde die Erinnerung an das einst in ihm Gewesene lebhafter. Die selbstbewußten Worte wollten ihm nicht aus dem Kopfe, die er in dieser Angelegenheit Beineberg vorgeworfen hatte, und er sehnte sich, diese Zuversicht wieder zu gewinnen. Zögernd hielt er auf jeder Stufe den Fuß zurück. Aber die alte Gewißheit kehrte nicht wieder. Er erinnerte sich zwar aller Gedanken, die er damals gehabt hatte, aber sie schienen ferne an ihm vorüberzugehen, als seien sie nur die Schattenbilder des einst Gedachten.

Schließlich, da er in sich nichts fand, richtete sich seine Neugierde wieder auf die Ereignisse, die von außen kommen sollten, und trieb ihn vorwärts.

Mit raschen Schritten eilte er hinter Reiting die übrigen Stufen hinauf.

Während sich die eiserne Tür knarrend hinter ihnen schloß, fühlte er seufzend, daß Beinebergs Vorhaben zwar nur ein lächerlicher Hokuspokus sei, aber doch wenigstens etwas Festes und Überlegtes, während in ihm alles in undurchsichtiger Verwirrung lag.

Auf einem querlaufenden Balken nahmen sie Platz, – in erwartungsvoller Spannung wie in einem Theater.

Beineberg war mit Basini schon da.

Die Situation schien seinem Vorhaben günstig. Das Dunkel, die abgestandene Luft, der faule, süßliche Geruch, der den Wasserbottichen entströmte, schufen ein Gefühl des Einschlafens, Nichtmehraufwachenkönnens, eine müde, lässige Trägheit.

Beineberg hieß Basini sich zu entkleiden. Die Nacktheit hatte jetzt in dem Dunkel einen bläulichen, faulen Schimmer und wirkte durchaus nicht erregend.

Plötzlich zog Beineberg den Revolver aus der Tasche und hielt ihn gegen Basini.

Selbst Reiting neigte sich da vor, um jeden Augenblick dazwischenspringen zu können.

Aber Beineberg lächelte. Eigentümlich verzerrt; so als ob er es gar nicht wollte, sondern nur das Heraufdrängen irgendwelcher fanatischer Worte seine Lippen zur Seite geschoben hätte.

Basini war wie gelähmt in die Knie gesunken und starrte mit angstvoll aufgerissenen Augen die Waffe an.

«Steh auf,» sagte Beineberg, «wenn du alles genau befolgst, was ich dir sage, soll dir kein Leid geschehen; wie du mich aber durch den geringsten Widerspruch störst, schieße ich dich nieder. Merk dir das!

Ich werde dich allerdings auch so töten, aber du wirst wieder zum Leben zurückkommen. Das Sterben ist uns nicht so fremd, wie du meinst; wir sterben täglich – im tiefen, traumlosen Schlafe.»

Wieder verzog das wirre Lächeln Beinebergs Mund.

«Knie dich jetzt da oben hin,» – in halber Höhe lief ein breiter, wagrechter Balken, – «so – ganz aufrecht – halte dich völlig gerade – das Kreuz mußt du einziehen. Und jetzt schau fort da drauf;



aber ohne zu blinzeln, die Augen mußt du so weit öffnen, als du nur kannst!»

Beineberg stellte eine kleine Spiritusflamme so vor ihn hin, daß er den Kopf ein wenig zurückbeugen mußte, um voll hineinzusehen.

Man konnte nicht viel wahrnehmen, aber nach einiger Zeit schien Basinis Körper zu beginnen, wie ein Pendel hin und her zu schwingen. Die bläulichen Reflexe bewegten sich auf seiner Haut auf und ab. Hie und da glaubte Törleß, Basinis Gesicht mit einem ängstlich verzerrten Ausdrucke wahrzunehmen.

Nach einiger Zeit fragte Beineberg: «Bist du müde?»

Diese Frage war in der gewöhnlichen Weise der Hypnotiseure gestellt.

Dann begann er mit leiser, verschleierter Stimme zu erklären:

«Das Sterben ist nur eine Folge unserer Art zu leben. Wir leben von einem Gedanken zum andern, von einem Gefühl zum nächsten. Denn unsere Gedanken und Gefühle fließen nicht ruhig wie ein Strom, sondern sie <fallen uns ein>; fallen in uns hinein wie Steine. Wenn du dich genau beobachtest, fühlst du es, daß die Seele nicht etwas ist, das in allmählichen Übergängen seine Farben wechselt, sondern daß die Gedanken wie Ziffern aus einem schwarzen Loch daraus hervorspringen. Jetzt hast du einen Gedanken oder ein Gefühl, und mit einem Male steht ein anderes da wie aus dem Nichts gesprungen. Wenn du aufmerkst, kannst du sogar zwischen zwei Gedanken den Augenblick spüren, wo alles schwarz ist. Dieser Augenblick ist, – einmal erfaßt, für uns geradezu der Tod.

Denn unser Leben ist nichts anderes als Marksteine setzen und von einem zum anderen hüpfen, täglich über tausend Sterbesekunden hinweg. Wir leben nur gewissermaßen in den Ruhepunkten. Deswegen haben wir auch eine so lächerliche Furcht vor dem unwiderruflichen Sterben, denn es ist das schlechthin Marksteinlose, der unermessliche Abgrund, in den wir hineinfallen. Für diese Art zu leben ist es wirklich die völlige Verneinung.

Aber auch nur unter der Perspektive dieses Lebens, nur für den, der nicht anders gelernt hat sich zu fühlen als von Augenblick zu Augenblick.

Ich nenne dies das hüpfende Übel, und das Geheimnis besteht darin, es zu überwinden. Man muß das Gefühl seines Lebens als eines ruhig Gleitenden in sich erwecken. In dem Momente, wo dies gelingt, ist man dem Tode ebenso nah wie dem Leben. Man lebt nicht mehr, – nach unseren irdischen Begriffen, – aber man kann auch nicht mehr sterben, denn mit dem Leben hat man auch den Tod aufgehoben. Es ist der Augenblick der Unsterblichkeit, der Augenblick, wo die Seele aus unserem engen Gehirn in die wunderbaren Gärten ihres Lebens tritt.

Folge mir also jetzt genau.

Schläfere alle Gedanken ein, starre in diese kleine Flamme; ... denke nicht von einem zum andern. ... Konzentriere alle Aufmerksamkeit nach innen. ... Starre die Flamme an ... dein Denken wird wie eine Maschine, die immer langsamer geht ... immer ... langsamer ... geht. ... Starre nach innen ... so lange, bis du den Punkt findest, wo du dich fühlst, ohne einen Gedanken oder eine Empfindung zu fühlen. ...

Dein Schweigen wird mir die Antwort sein. Wende den Blick nicht von innen weg ...!» Minuten verstrichen. ...

«Fühlst du den Punkt ...?»

Keine Antwort.

«Höre, Basini, ist es dir gelungen?»

Schweigen.

Beineberg stand auf, und sein hagerer Schatten richtete sich neben dem Balken in die Höhe. Oben schwang Basinis Körper, von der Dunkelheit trunken, merkbar hin und her.

«Dreh dich zur Seite,» befahl Beineberg. «Was jetzt gehorcht, ist nur mehr das Gehirn,» murmelte er, «das mechanisch noch eine Weile funktioniert, bis die letzten Spuren verzehrt sind, die ihm die Seele aufdrückte. Sie selbst ist irgendwo – in ihrem nächsten Dasein. Sie trägt nicht mehr die Fesseln der Naturgesetze ...» er wandte sich jetzt an Törleß, «sie ist nicht mehr zur Strafe verurteilt, einen Körper schwer zu machen, zusammenzuhalten. Neige dich vor, Basini, – so – ganz allmählich ... immer weiter mit dem Körper hinaus. ... Sowie die letzte Spur im Gehirn erloschen sein wird, werden die Muskeln nachlassen und der leere Körper in sich zusammenbrechen. Oder er wird schweben bleiben; ich weiß es nicht; die Seele hat eigenmächtig den Körper verlassen, es ist nicht der gewöhnliche Tod, vielleicht bleibt der Körper in der Luft schweben, weil nichts, keine Kraft des Lebens noch des Todes mehr, sich seiner annimmt. ... Neige dich vor ... mehr noch.»

In diesem Augenblick polterte Basinis Körper, der aus Angst allen Befehlen gefolgt war, schwer aufschlagend Beineberg zu Füßen.

Vor Schmerz schrie Basini auf. Reiting begann laut zu lachen. Beineberg aber, der einen Schritt zurückgewichen war, stieß einen gurgelnden Wutschrei aus, als er den Betrug erfaßt hatte. Mit einer blitzschnellen Bewegung riß er seinen Ledergurt vom Leibe, faßte Basini bei den Haaren und peitschte wie rasend auf ihn ein. Die ganze ungeheure Spannung, unter der er gestanden war, strömte in diesen wütenden Schlägen aus. Und Basini heulte unter ihnen vor Schmerz, daß es wie die Klage eines Hundes in allen Winkeln zitterte.

Törleß war während des ganzen vorangegangenen Auftrittes ruhig geblieben. Er hatte im stillen gehofft, daß sich vielleicht doch etwas ereignen werde, das ihn wieder mitten in seinen verlorenen Empfindungskreis versetzen würde. Es war eine törichte Hoffnung, dessen blieb er sich stets bewußt, aber sie hatte ihn doch festgehalten. Nun schien ihm jedoch, daß alles vorbei sei. Die Szene widerte ihn an. Ganz gedankenlos; stummer, toter Widerwille.

Er erhob sich leise und ging ohne ein Wort zu sagen fort. Ganz mechanisch.

Beineberg schlug sich noch immer an Basini müde.

Als Törleß im Bette lag, fühlte er: ein Abschluß. Etwas ist vorbei.

Während der nächsten Tage oblag er ruhig seinen Arbeiten in der Schule; er kümmerte sich um nichts; Reiting und Beineberg mochten wohl einstweilen ihr Programm Punkt für Punkt in Szene setzen, Törleß ging ihnen aus dem Wege.

Da trat am vierten Tage, als gerade niemand zugegen war, Basini auf ihn zu. Er sah elend aus, sein Gesicht war bleich und abgemagert, in seinen Augen flackerte das Fieber einer beständigen Angst. Mit scheuen Seitenblicken, in hastigen Worten stieß er hervor: «Du mußt mir helfen! Nur du kannst es tun! Ich halte es nicht mehr länger aus, wie sie mich quälen. Alles Frühere habe ich ertragen, ... jetzt aber werden sie mich noch totschiagen!»

Törleß war es unangenehm, hierauf eine Antwort zu geben. Endlich sagte er: «Ich kann dir nicht helfen; du selbst bist an allem schuld, was mit dir geschieht.»

«Aber du warst doch vor kurzem noch so lieb zu mir.»

«Niemals.»

«Aber. ...»

«Schweig davon. Das war nicht ich. ... Ein Traum. ... Eine Laune. ... Es ist mir sogar recht, daß deine neue Schande dich von mir fortgerissen hat. ... Es ist gut so für mich. ...»

Basini ließ den Kopf sinken. Er fühlte, daß ein Meer von grauer, nüchterner Enttäuschung sich zwischen ihn und Törleß geschoben hatte. ... Törleß war kalt, ein anderer.

Da warf er sich vor ihm in die Knie, schlug mit dem Kopf auf den Boden und schrie: «Hilf mir! Hilf mir! ... Um Gottes willen, hilf mir!»

Törleß zauderte einen Augenblick. In ihm war weder der Wunsch, Basini zu helfen, noch genügend Empörung, um ihn von sich zu stoßen. So folgte er dem erstbesten Gedanken. «Komm heute nacht auf den Boden, ich will noch einmal mit dir darüber sprechen.» Im nächsten Augenblick bereute er aber schon.

«Wozu nochmals daran rühren?» fiel ihm ein und er sagte überlegend: «Doch sie würden dich ja sehen; es geht nicht.»

«O nein, sie blieben die letzte Nacht bis zum Morgen mit mir auf, – sie werden heute schlafen.»

«Also meinetwegen. Aber erwarte nicht, daß ich dir helfen werde.»

Törleß hatte Basini die Zusammenkunft entgegen seiner eigentlichen Überzeugung bestimmt. Denn die war, daß alles innerlich vorbei sei und nichts mehr zu holen. Nur mehr eine Art Pedanterie, eine von vorneherein hoffnungslose, eigensinnige Gewissenhaftigkeit hatte ihm eingeblasen, nochmals an den Ereignissen herumzutasten.

Er hatte das Bedürfnis, es kurz zu machen.

Basini wußte nicht, wie er sich benehmen sollte. Er war so verprügelt, daß er sich kaum zu rühren getraute. Alles Persönliche schien aus ihm gewichen zu sein; nur in den Augen hatte sich ein Rest davon zusammengedrängt und schien sich angstvoll, flehend an Törleß zu klammern.

Er wartete, was dieser tun werde.

Endlich brach Törleß das Schweigen. Er sprach rasch, gelangweilt, so wie wenn man eine längst abgetane Sache der Form halber nochmals erledigen muß.

«Ich werde dir nicht helfen. Ich hatte allerdings eine Zeitlang ein Interesse an dir, aber das ist jetzt vorbei. Du bist wirklich nichts als ein schlechter, feiger Kerl. Gewiß nichts anderes. Was soll mich da noch an dich halten! Früher glaubte ich immer, daß ich für dich ein Wort, eine Empfindung finden müßte, die dich anders bezeichnete; aber es gibt wirklich nichts Bezeichnenderes, als zu sagen, daß du schlecht und feig bist. Das ist so einfach, so nichtssagend und doch alles, was man vermag. Was ich früher anderes von dir wollte, habe ich vergessen, seit du dich mit deinen geilen Bitten dazwischen gedrängt hast. Ich wollte einen Punkt finden, fern von dir, um dich von dort anzusehen ..., das war mein Interesse an dir; du selbst hast es zerstört; ... doch genug, ich bin dir ja keine Erklärung schuldig. Nur eines noch: Wie ist dir jetzt zumute?»

«Wie soll mir zumute sein? Ich kann es nicht länger ertragen.»

«Sie machen jetzt wohl sehr Arges mit dir und es schmerzt dich?»

«Ja.»

«Aber so ganz einfach ein Schmerz? Du fühlst, daß du leidest, und du willst dem entgehen? Ganz

einfach und ohne Komplikation?»

Basini fand keine Antwort.

«Nun ja, ich frage nur so nebenher, nicht genau genug. Aber das ist ja gleichgültig. Ich habe nichts mehr mit dir zu tun; ich sagte es schon. Ich vermag in deiner Gesellschaft nicht das geringste mehr zu fühlen. Mach, was du willst ...»

Törleß wollte gehen.

Da riß sich Basini die Kleider vom Leibe und drängte sich an Törleß heran. Sein Körper war von Striemen überzogen, – widerwärtig. Seine Bewegung elend wie die eines ungeschickten Freudenmädchens. Ekelnd wandte sich Törleß ab.

Er hatte aber kaum die ersten Schritte in das Dunkel hineingetan, als er auf Reiting stieß.

«Was ist das, du hast geheime Zusammenkünfte mit Basini?»

Törleß folgte dem Blicke Reitings und sah auf Basini zurück. Gerade an der Stelle, wo dieser stand, fiel von einer Dachluke her ein breiter Balken Mondlicht ein. Die bläulich überhauchte Haut mit den wunden Malen sah darin aus wie die eines Aussätzigen. Unwillkürlich suchte sich Törleß für diesen Anblick zu entschuldigen.

«Er hat mich darum gebeten.»

«Was will er?»

«Ich soll ihn beschützen.»

«Na, da ist er ja an den Richtigen gekommen.»

«Vielleicht würde ich es doch tun, aber mir ist die ganze Geschichte langweilig.»

Reiting sah unangenehm betroffen auf, dann fuhr er zornig Basini an.

«Wir werden dich schon lehren, Heimlichkeiten gegen uns anzustiften! Dein Schutzengel Törleß wird selbst zusehen und sein Vergnügen daran haben.»

Törleß hatte sich bereits abgewandt gehabt, aber diese offenbar an seine Adresse gerichtete Bosheit hielt ihn, ohne daß er überlegte, zurück.

«Höre, Reiting, das werde ich nicht tun. Ich will nichts mehr damit zu schaffen haben; mir ist das Ganze zuwider.»

«Auf einmal?»

«Ja, auf einmal. Denn früher suchte ich hinter all dem etwas. ...» Warum nur drängte sich ihm dies jetzt wieder beständig auf ...!

«Aha, das zweite Gesicht.»

«Jawohl; jetzt aber sehe ich nur, daß du und Beineberg abgeschmackt roh seid.»

«Oh, du sollst sehen, wie Basini Kot frißt», witzelte Reiting.

«Das interessiert mich jetzt nicht mehr.»

«Hat dich aber doch ...!»

«Ich sagte dir schon, nur solange mir Basinis Zustand dabei ein Rätsel war.»

«Und jetzt?»

«Ich weiß jetzt nichts von Rätseln. Alles geschieht: Das ist die ganze Weisheit.» Törleß wunderte sich, daß ihm auf einmal wieder Gleichnisse einfielen, die sich jenem verloren gegangenen Empfindungskreise näherten. Als Reiting spöttisch erwiderte, «nun, diese Weisheit braucht man wohl nicht erst weither zu holen», schoß daher in ihm ein zorniges Gefühl der Überlegenheit empor und legte ihm harte Worte in den Mund. Für einen Augenblick verachtete er Reiting so sehr, daß er ihn am liebsten mit Füßen getreten hätte.

«Spotten magst du; was aber ihr jetzt treibt, ist nichts als eine gedankenlose, öde, ekelhafte Quälerei!»

Reiting warf einen Seitenblick auf den aufhorchenden Basini.

«Halte dich zurück, Törleß!»

«Ekelhaft, schmutzig – du hast es gehört!»

Jetzt brauste auch Reiting auf.

«Ich verbiete dir, uns hier vor Basini zu beschimpfen!»

«Ach was. Du hast nichts zu verbieten! Die Zeit ist vorbei. Ich hatte einmal vor dir und Beineberg Respekt, jetzt sehe ich aber, was ihr gegen mich seid. Stumpfsinnige, widerwärtige, tierische Narren!»

«Halte deinen Mund, oder ...!!» Reiting schien auf Törleß zuspringen zu wollen. Törleß wich einen Schritt zurück und schrie ihn an: «Glaubst du, ich werde mich mit dir prügeln?! Dafür steht mir Basini nicht. Mach mit ihm, was du willst, aber laß mich jetzt vorbei!!»

Reiting schien sich eines Besseren als seines Dreinschlagens besonnen zu haben und trat zur Seite. Nicht einmal Basini rührte er an. Aber Törleß, der ihn kannte, wußte nun, daß hinter seinem Rücken eine bösartige Gefahr drohe.

Schon am zweitnächsten Nachmittage traten Reiting und Beineberg auf Törleß zu.

Dieser bemerkte den bösen Ausdruck ihrer Augen. Offenbar trug Beineberg den lächerlichen Zusammenbruch seiner Prophezeiungen nun ihm nach, und Reiting mochte ihn überdies bearbeitet haben.

«Wie ich hörte, hast du uns beschimpft. Noch dazu vor Basini. Weswegen?»

Törleß gab keine Antwort.

«Du weißt, daß wir uns solches nicht bieten lassen. Weil aber du es bist, dessen launenhafte Einfälle wir ja gewöhnt sind und nicht hoch anschlagen, wollen wir die Sache ruhen lassen. Nur eines mußt du tun.» Trotz dieser freundlichen Worte war etwas böse Wartendes in Beinebergs Augen.

«Basini kommt heute nacht in die Kammer; wir werden ihn dafür züchtigen, daß er dich aufhetzte. Wenn du uns weggehen siehst, komme nach.»

Aber Törleß sagte nein: «... Ihr könnt machen, was ihr wollt; mich müßt ihr dabei aus dem Spiele lassen.»

«Wir werden heute nacht Basini noch genießen, morgen liefern wir ihn der Klasse aus, denn er beginnt sich aufzulehnen.»

«Macht, was ihr wollt.»

«Du wirst aber dabei sein.»

«Nein.»

«Gerade vor dir muß Basini sehen, daß ihm nichts gegen uns helfen kann. Gestern weigerte er sich schon, unsere Befehle auszuführen; wir haben ihn halbtot geschlagen, und er blieb dabei. Wir müssen wieder zu moralischen Mitteln greifen, ihn erst vor dir, dann vor der Klasse demütigen.»

«Ich werde aber nicht dabei sein!»

«Warum?»

«Nein.»

Beineberg schöpfte Atem; er sah aus, als wolle er Gift auf seinen Lippen sammeln, dann trat er ganz nahe an Törleß heran.

«Glaubst du wirklich, daß wir nicht wissen, warum? Denkst du, wir wissen nicht, wie weit du dich mit Basini eingelassen hast?»

«Nicht weiter als ihr.»

«So. Und da würde er gerade dich zu seinem Schutzpatron erwählt haben? Was? – Gerade zu dir würde ihn das große Zutrauen erfaßt haben? Für so dumm wirst du uns doch nicht halten.»

Törleß wurde zornig. «Wißt, was ihr wollt, mich aber laßt jetzt mit euren dreckigen Geschichten in Ruhe.»

«Wirst du schon wieder grob?!»

«Ihr ekelt mich an! Eure Gemeinheit ist ohne Sinn! Das ist das Widerwärtige an euch.»

«So höre. Du solltest uns für so manches zur Dankbarkeit verpflichtet sein. Wenn du glaubst, dich trotzdem jetzt über uns erheben zu können, die wir deine Lehrmeister waren, so irrst du dich arg. Kommst du heute abend mit oder nicht?»

«Nein!»

«Mein lieber Törleß, wenn du dich gegen uns auflehnt und nicht kommst, so wird es dir gerade so gehen wie Basini. Du weißt, in welcher Situation dich Reiting getroffen hat. Das genügt. Ob wir mehr oder weniger getan haben, wird dir wenig nützen. Wir werden alles gegen dich wenden. Du bist in solchen Dingen lange zu dumm und unentschlossen, um dagegen aufkommen zu können.

Wenn du dich also nicht rechtzeitig besinnst, stellen wir dich der Klasse als den Mitschuldigen Basinis hin. Dann mag er dich beschützen. Verstanden?»

Wie ein Unwetter war diese Flut von Drohungen, bald von Beineberg, bald von Reiting, bald von beiden zugleich hervorgestoßen, über Törleß weggerauscht. Als die beiden fort waren, rieb er sich die Augen, als hätte er geträumt. Aber Reiting kannte er; der war im Zorne der größten Niedertracht fähig, und Törleß' Schimpf und Auflehnung schienen ihn tief verletzt zu haben. Und Beineberg? Er hatte ausgesehen, als zitterte er unter einem jahrelang verhaltenen Hasse, ... und das doch nur, weil er sich vor Törleß böse blamiert hatte.

Doch je tragischer sich die Ereignisse über seinem Kopfe zusammenzogen, desto gleichgültiger und mechanischer erschienen sie Törleß. Er hatte vor den Drohungen Angst. Das ja; aber weiter nichts. Die Gefahr hatte ihn mitten in das Wirbeln der Wirklichkeit gezogen.

Er legte sich zu Bett. Er sah Beineberg und Reiting weggehen und den müden Schritt Basinis vorbeischlürfen. Aber er ging nicht mit.

Doch marterten ihn schreckliche Vorstellungen. Zum ersten Male dachte er wieder mit einiger Innigkeit an seine Eltern. Er fühlte, daß er diesen ruhigen, gesicherten Boden brauche, um das zu festigen und auszureifen, was ihm bisher nur Verlegenheiten gebracht hatte.

Was aber war das? Er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken und über die Ereignisse zu grübeln. Nur eine leidenschaftliche Sehnsucht fühlte er, aus diesen wirren, trubelnden Verhältnissen herauszukommen, eine Sehnsucht nach Stille, nach Büchern war in ihm. Als sei seine Seele schwarze Erde, unter der sich die Keime schon regen, ohne daß man noch weiß, wie sie herausbrechen werden. Das Bild eines Gärtners drängte sich ihm auf, der jeden Morgen seine Beete begießt, mit gleichmäßiger, zuwartender Freundlichkeit. Dieses Bild ließ ihn nicht los, seine zuwartende Sicherheit schien alle Sehnsucht auf sich zu sammeln. Nur so darf es kommen! Nur so! fühlte Törleß, und über alle Angst und alle Bedenken sprang die Überzeugung hinweg, daß er alles daransetzen müsse, diesen Seelenzustand zu erreichen.

Nur über das, was zunächst zu geschehen habe, war er sich noch nicht klar. Denn vor allen Dingen wurde durch diese Sehnsucht nach friedlicher Vertiefung sein Abscheu vor dem bevorstehenden Intrigenspiel nur noch verstärkt. Auch hatte er wirkliche Angst vor der ihm auflauernden Rache. Sollten die beiden wirklich versuchen, ihn vor der Klasse anzuschwärzen, so würde ihn die Gegenarbeit einen ungeheuren Aufwand an Energie kosten, um den es ihm gerade jetzt leid tat. Und dann, – selbst wenn er nur an diesen Wirrwarr, an dieses jedes höheren Wertes bare Sichstoßen mit fremden Absichten und Willenskräften dachte, überlief ihn ein Ekel.

Da fiel ihm ein Brief ein, den er lange vorher von zu Hause erhalten hatte. Es war die Antwort auf einen von ihm an die Eltern gerichteten, in dem er damals, so gut es gehen mochte, von seinen sonderbaren Seelenzuständen berichtet hatte, bevor noch die Episode mit der Sinnlichkeit eingetreten war. Es war wieder eine recht hausbackene Antwort, voll rechtschaffener, langweiliger Ethik gewesen und riet ihm, Basini zu bewegen, daß er sich selbst stelle, damit dieser unwürdige, gefährliche Zustand seiner Abhängigkeit ein Ende finde.

Diesen Brief hatte Törleß später wieder gelesen, als Basini nackt neben ihm auf den weichen Decken der Kammer lag. Und es hatte ihm eine besondere Lust bereitet, diese schwerfälligen, einfachen, nüchternen Worte auf der Zunge zergehen zu lassen, während er sich dachte, daß seine Eltern wohl durch das allzu Taghelle ihres Daseins blind gegen das Dunkel seien, in dem seine Seele augenblicks wie eine geschmeidige Raubkatze kauerte.

Heute aber langte er ganz anders nach dieser Stelle, als sie ihm wieder einfiel.

Eine angenehme Beruhigung breitete sich über ihn, als hätte er die Berührung einer festen, gütigen Hand gefühlt. Die Entscheidung war in diesem Augenblick gefallen. Ein Gedanke war in ihm aufgeblitzt, und er hatte ihn bedenkenlos ergriffen, gleichsam unter dem Patronate seiner Eltern.

Er blieb wach liegen, bis die drei zurückkamen. Dann wartete er, bis er an den gleichmäßigen Atemzügen hörte, daß sie schliefen. Nun riß er hastig ein Blatt aus seinem Notizbuche und schrieb bei dem ungewissen Lichte der Nachtlampe in großen, schwankenden Buchstaben darauf:

«Sie werden dich morgen der Klasse ausliefern, und es steht dir Fürchterliches bevor. Der einzige Ausweg ist, daß du dich selbst dem Direktor anzeigst. Zu Ohren würde es ihm ja auch ohnedies kommen, nur daß man dich vorher noch halbtot prügeln würde.

Schiebe alles auf R. und B. und schweige von mir.

Du siehst, daß ich dich retten will.»

Diesen Zettel steckte er dem Schlafenden in die Hand.

Dann schlief auch er, von der Aufregung erschöpft, ein.

Den nächsten Tag schienen Beineberg und Reiting noch als Frist Törleß gewähren zu wollen.

Mit Basini wurde es jedoch Ernst.

Törleß sah, wie Beineberg und Reiting zu einzelnen hingingen, und wie sich dort um sie herum Gruppen bildeten, in denen eifrig geflüstert wurde.

Dabei wußte er nicht, ob Basini seinen Zettel gefunden habe, denn ihn zu sprechen fand sich keine Gelegenheit, da sich Törleß beobachtet fühlte.

Anfangs hatte er überhaupt Angst, daß es sich auch schon um ihn handle. Aber er war nunmehr im Angesichte der Gefahr von ihrer Widerwärtigkeit so gelähmt, daß er alles an sich hätte herankommen lassen.

Später erst mischte er sich zaghaft, gefaßt, daß sich augenblicks alle gegen ihn kehren würden, unter eine der Gruppen.

Aber man bemerkte ihn gar nicht. Es galt vorläufig erst Basini.

Die Aufregung wuchs. Törleß konnte es beobachten. Reiting und Beineberg mochten wohl noch Lügen hinzugetan haben. ...

Erst lächelte man, dann wurden einige ernst, und böse Blicke glitten an Basini vorbei, endlich brütete es wie ein dunkles, heißes, von finsternen Gelüsten schwangeres Schweigen über der Klasse.

Zufällig war ein freier Nachmittag.

Alle versammelten sich hinten bei den Kästen; dann wurde Basini vorgerufen.

Beineberg und Reiting standen wie zwei Bändiger zu seinen Seiten.

Das probate Mittel des Entkleidens machte, nachdem man die Türen verschlossen und Posten ausgestellt hatte, allgemeinen Spaß.

Reiting hielt ein Päckchen Briefe von Basinis Mutter an diesen in seiner Hand und begann vorzulesen.

«Mein gutes Kind ...»

Allgemeines Gebrülle.

«Du weißt, daß ich von dem wenigen Gelde, über das ich als Witwe verfüge ...»

Unflätiges Lachen, zügellose Scherze flattern aus der Masse auf. Reiting will weiterlesen.

Plötzlich stößt einer Basini. Ein anderer, auf den er dabei fällt, stößt ihn halb im Scherze, halb in Entrüstung zurück. Ein dritter gibt ihn weiter. Und plötzlich fliegt Basini, nackt, mit von der Angst aufgerissenem Munde, wie ein wirbelnder Ball, unter Lachen, Jubelrufen, Zugreifen aller im Saale umher, – von einer Seite zur andern, – stößt sich Wunden an den scharfen Ecken der Bänke, fällt in die Knie, die er sich blutig reißt, – und stürzt endlich blutig, bestaubt, mit tierischen, verglasten Augen zusammen, während augenblicklich Schweigen eintritt und alles vordrängt, um ihn am Boden liegen zu sehen.



Törleß schauderte. Er hatte die Macht der fürchterlichen Drohung vor sich gesehen.

Und immer noch wußte er nicht, was Basini tun werde.

In der nächsten Nacht sollte Basini an ein Bett gebunden werden, und man hatte beschlossen, ihn mit Florettklingen durchzupeitschen.

Aber zur allgemeinen Verwunderung erschien schon am frühen Morgen der Direktor in der Klasse. In seiner Begleitung der Klassenvorstand und zwei Lehrer. Basini wurde von der Klasse entfernt und in ein eigenes Zimmer gebracht.

Der Direktor aber hielt eine zornige Ansprache wegen der zutage getretenen Roheiten und ordnete eine strenge Untersuchung an.

Basini hatte sich selbst gestellt.

Jemand mußte ihn von dem ihm Bevorstehenden verständigt haben.

Gegen Törleß schöpfte niemand Verdacht. Er saß still und in sich gekehrt, als ginge ihn das Ganze gar nichts an.

Nicht einmal Reiting und Beineberg suchten in ihm den Verräter. Ihre Drohungen gegen ihn hatten sie selbst nicht ernst genommen; sie hatten sie, um ihn einzuschüchtern, um ihre Überlegenheit fühlbar zu machen, vielleicht auch aus Ärger hervorgestoßen; jetzt, wo ihr Zorn vorüber war, dachten sie kaum mehr daran. Schon die Verbindlichkeiten gegen seine Eltern würden sie von einem Vorgehen gegen Törleß zurückgehalten haben. Das war ihnen so selbstverständlich, daß sie sich auch von seiner Seite nicht des geringsten versahen.

Törleß empfand über seinen Schritt keine Reue. Das Heimliche, Feige, das diesem anhaftete, kam gegenüber dem Gefühle einer gänzlichen Befreiung nicht zur Geltung. Nach all den Aufregungen war es in ihm wundersam klar und weit geworden.

Er beteiligte sich nicht an den erregten Gesprächen über das zu Erwartende, die allenthalben gepflogen wurden; er lebte den ganzen Tag ruhig vor sich hin.

Als es Abend wurde und die Lampen brannten, setzte er sich auf seinen Platz, und das Heft, in dem jene flüchtigen Aufzeichnungen eingetragen waren, hatte er vor sich hingelegt.

Aber er las lange nicht darin. Er strich mit der Hand über die Seiten und ihm war, daß ein feiner Duft aus ihnen aufsteige, wie Lavendel aus alten Briefen. Es war die mit Wehmut gemischte Zärtlichkeit, die wir einer abgeschlossenen Vergangenheit entgegenbringen, wenn wir in dem zarten, blassen Schatten, der mit Totenblumen in den Händen aus ihr aufsteigt, vergessene Ähnlichkeiten mit uns wiederentdecken.

Und dieser wehmütige feine Schatten, dieser bleiche Duft schien sich in einem breiten, vollen, warmen Strom zu verlieren, – dem Leben, das nun offen vor Törleß lag.

Eine Entwicklung war abgeschlossen, die Seele hatte einen neuen Jahresring angesetzt wie ein junger Baum, – dieses noch wortlose, überwältigende Gefühl entschuldigte alles, was geschehen war.

Nun begann Törleß seine Erinnerungen zu durchblättern. Die Sätze, in denen er hilflos das Geschehene – dieses vielfältige Staunen und Betroffensein vom Leben – konstatiert hatte, wurden wieder lebendig, schienen sich zu regen und gewannen Zusammenhang. Wie ein heller Weg lagen sie vor ihm, in den sich die Spuren seiner tastenden Schritte geprägt hatten. Aber noch schien ihnen etwas zu fehlen; kein neuer Gedanke, oh nein; aber sie packten Törleß noch nicht

mit voller Lebendigkeit.

Er fühlte sich unsicher. Und nun kam ihm die Angst, morgen vor seinen Lehrern zu stehen und sich rechtfertigen zu müssen. Womit?! Wie sollte er ihnen das auseinandersetzen? Diesen dunklen, geheimnisvollen Weg, den er gegangen. Wenn sie ihn fragen würden: warum hast du Basini mißhandelt? – so könnte er ihnen doch nicht antworten: weil mich dabei ein Vorgang in meinem Gehirn interessierte, ein Etwas, von dem ich heute trotz allem noch wenig weiß und vor dem alles, was ich darüber denke, mir belanglos erscheint.

Dieser kleine Schritt, der ihn noch von dem Endpunkte des geistigen Prozesses trennte, den er durchzumachen hatte, schreckte ihn wie ein ungeheurer Abgrund.

Und ehe es noch Nacht wurde, befand sich Törleß in einer fieberhaften, ängstlichen Aufregung.

Am nächsten Tage, als man die Zöglinge einzeln zum Verhöre rief, war Törleß verschwunden.

Man hatte ihn zuletzt am Abend, vor einem Hefte sitzend, gesehen, anscheinend lesend.

Man suchte im ganzen Institute, Beineberg sah heimlich in der Kammer nach, Törleß war nicht zu finden.

Da wurde klar, daß er aus dem Institute geflohen war, und man verständigte nach allen Seiten die Behörden, ihn mit Schonung einzubringen.

Die Untersuchung nahm mittlerweile ihren Anfang.

Reiting und Beineberg, welche glaubten, daß Törleß aus Angst vor ihrer Drohung, ihn hineinzulegen, geflohen sei, fühlten sich verpflichtet, nun jeden Verdacht von ihm abzulenken, und traten kräftig für ihn ein.

Sie wälzten alle Schuld auf Basini, und die ganze Klasse bezeugte es Mann für Mann, daß Basini ein diebischer, nichtswürdiger Kerl sei, der den wohlmeinendsten Versuchen, ihn zu bessern, nur mit neuen Rückfällen antwortete. Reiting beteuerte, daß sie ja einsähen, gefehlt zu haben, es aber nur deswegen getan hätten, weil ihnen ihr Mitleid sagte, man solle einen Kameraden nicht eher der Strafe ausliefern, als man alle Mittel gütlicher Belehrung erschöpft habe, und wieder schwur die ganze Klasse, daß Basinis Mißhandlung nur ein Überschäumen war, weil Basini den ihn aus den edelsten Empfindungen Schonenden mit größtem, gemeinstem Hohne begegnet war.

Kurz, es war eine wohlverabredete Komödie, von Reiting glänzend inszeniert, und alle ethischen Töne wurden zur Entschuldigung angeschlagen, welche in den Ohren der Erzieher Wert haben.

Basini schwieg stumpfsinnig zu allem. Vom vorgestrigen Tag her lag noch ein tödlicher Schreck auf ihm, und die Einsamkeit seiner Zimmerhaft, der ruhige, geschäftsmäßige Gang der Untersuchung waren für ihn schon eine Erlösung. Er wünschte sich nichts als ein rasches Ende. Überdies hatten Reiting und Beineberg nicht verabsäumt, ihn mit der fürchterlichsten Rache zu bedrohen, falls er gegen sie aussage.

Da wurde Törleß eingebracht. Todmüde und hungrig hatte man ihn in der nächsten Stadt aufgegriffen.

Seine Flucht schien nun das einzig Rätselhafte in der ganzen Angelegenheit zu sein. Aber die Situation war ihm günstig. Beineberg und Reiting hatten gut vorgearbeitet, von der Nervosität gesprochen, die er in der letzten Zeit an den Tag gelegt haben sollte, von seiner moralischen Feinfühligkeit, die es sich schon zum Verbrechen anrechne, daß er, der von Anfang an um alles wußte, nicht gleich die Sache zur Anzeige gebracht habe und auf diese Weise die Katastrophe mit verschuldete.

Törleß wurde also schon mit einem gewissen gerührten Wohlwollen empfangen, und die Kameraden bereiteten ihn rechtzeitig darauf vor.

Dennoch war er fürchterlich aufgeregt, und die Angst, sich nicht verständlich machen zu können, erschöpfte ihn völlig. ...

Die Untersuchung wurde aus Diskretion, da man doch etwaige Enthüllungen befürchtete, in der Privatwohnung des Direktors geführt. Zugegen waren außer diesem noch der Klassenvorstand, der Religionslehrer und der Mathematikprofessor, welchem es als dem Jüngsten des Lehrerkollegiums zugefallen war, die protokollarischen Notizen zu führen.

Um das Motiv seiner Flucht befragt, schwieg Törleß.

Allseitiges, verständnisvolles Kopfnicken.

«Nun gut,» sagte der Direktor, «wir sind hierüber unterrichtet. Aber sagen Sie uns, was Sie bewog, das Vergehen des Basini zu verheimlichen.»

Törleß hätte nun lügen können. Aber seine Scheu war gewichen. Es reizte ihn förmlich, von sich zu sprechen und seine Gedanken an diesen Köpfen zu versuchen.

«Ich weiß es nicht genau, Herr Direktor. Als ich das erstemal davon hörte, schien es mir etwas ganz Ungeheuerliches zu sein, ... etwas gar nicht Vorstellbares ...»

Der Religionslehrer nickte Törleß befriedigt und aufmunternd zu.

«Ich ... ich dachte an Basinis Seele ...»

Der Religionslehrer strahlte über das ganze Gesicht, der Mathematiker putzte seinen Klemmer, rückte ihn zurecht, kniff die Augen zusammen ...

«Ich konnte mir den Augenblick nicht vorstellen, in dem eine solche Demütigung über Basini hereinbrach, und deswegen trieb es mich immer wieder in dessen Nähe ...»

«Nun ja, – Sie wollen wohl damit sagen, daß Sie einen natürlichen Abscheu vor dem Fehlritte Ihres Kameraden hatten und daß der Anblick des Lasters Sie gewissermaßen bannte, so wie man es von dem Blick der Schlangen ihren Opfern gegenüber behauptet.»

Der Klassenvorstand und der Mathematiker beeilten sich, ihre Zustimmung zu dem Gleichnis durch lebhafteste Gesten zu erkennen zu geben.

Aber Törleß sagte: «Nein, es war nicht eigentlich ein Abscheu. Es war so: einmal sagte ich mir, er habe gefehlt und man müsse ihn denen überantworten, die ihn zu bestrafen haben ...»

«So hätten Sie auch handeln sollen.»

«... Dann aber erschien er mir wieder so sonderbar, daß ich gar nicht ans Strafen dachte, mich von einer ganz anderen Seite aus ihm gegenüberbefand; es gab jedesmal in mir einen Sprung, wenn ich so an ihn dachte ...»

«Sie müssen sich deutlicher ausdrücken, mein lieber Törleß.»

«Das kann man nicht anders sagen, Herr Direktor.»

«Doch, doch. Sie sind aufgeregt; wir sehen es ja; verwirrt; – was Sie eben sagten, war sehr dunkel.»

«Nun ja, ich fühle mich verwirrt; ich hatte einmal schon viel bessere Worte dafür. Aber es kommt doch immer auf dasselbe hinaus, daß etwas Wunderliches in mir war ...»

«Gut, – aber das ist doch wohl selbstverständlich bei dieser ganzen Angelegenheit.»

Törleß überlegte einen Augenblick.

«Vielleicht kann man es so sagen: Es gibt gewisse Sachen, die bestimmt sind, gewissermaßen in doppelter Form in unser Leben einzugreifen. Ich fand als solche Personen, Ereignisse, dunkle, verstaubte Winkel, eine hohe, kalte, schweigende, plötzlich lebendig werdende Mauer ...»

«Aber um Himmels willen. Törleß, wohin verirren Sie sich?»

Aber Törleß bereitete es nun einmal Vergnügen, alles aus sich herauszureden.

«... imaginäre Zahlen. ...»

Alle sahen bald einander, bald Törleß an. Der Mathematiker hüstelte:

«Ich muß da zu besserem Verständnis dieser dunklen Angaben hinzufügen, daß mich der Zögling Törleß einmal aufgesucht hat, um sich eine Erklärung gewisser Grundbegriffe der Mathematik – so auch des Imaginären – zu erbitten, die der ungeschulten Vernunft tatsächlich Schwierigkeiten bereiten können. Ich muß sogar gestehen, daß er hiebei unleugbaren Scharfsinn entwickelte, jedoch mit einer wahren Manie nur solche Dinge ausgesucht hatte, welche gewissermaßen eine Lücke in der Kausalität unseres Denkens – für ihn wenigstens – zu bedeuten schienen.

Erinnern Sie sich noch, Törleß, was Sie damals sagten?»

«Ja. Ich sagte, daß es mir an diesen Stellen scheine, wir könnten mit unserem Denken allein nicht hinüberkommen, sondern bedürften einer anderen, innerlicheren Gewißheit, die uns gewissermaßen hinüberträgt. Daß wir mit dem Denken allein nicht auskommen, fühlte ich auch an Basini.»

Der Direktor wurde bei diesem philosophischen Ausbiegen der Untersuchung bereits ungeduldig, aber der Katechet war von Törleß' Antwort sehr befriedigt.

«Sie fühlen sich also», fragte er, «von der Wissenschaft weg zu religiösen Gesichtspunkten gezogen? Offenbar war es wirklich auch Basini gegenüber ähnlich,» wandte er sich an die übrigen, «er scheint ein empfängliches Gemüt für das feinere, ich möchte sagen göttliche und über uns hinausgehende Wesen der Moral zu haben.»

Nun fühlte sich der Direktor doch verpflichtet darauf einzugehen.

«Hören Sie, Törleß, ist es so, wie Seine Hochwürden sagt? Haben Sie einen Hang, hinter den Begebenheiten oder Dingen – wie Sie sich ja ziemlich allgemein ausdrücken – einen religiösen Hintergrund zu suchen?»

Er wäre selbst schon froh gewesen, wenn Törleß endlich bejaht hätte und ein sicherer Boden zu seiner Beurteilung gegeben gewesen wäre; aber Törleß sagte: «Nein, auch das war es nicht.»

«Nun, dann sagen Sie uns doch endlich klipp und klar,» platzte jetzt der Direktor los, «was es gewesen ist. Wir können uns doch unmöglich mit Ihnen hier in eine philosophische Auseinandersetzung einlassen.»

Doch Törleß war nun trotzig. Er fühlte selbst, daß er schlecht gesprochen hatte, aber der Widerspruch sowohl wie die mißverständliche Zustimmung, die er gefunden hatte, gaben ihm das Gefühl einer hochmütigen Überlegenheit über diese älteren Leute, die von den Zuständen des menschlichen Inneren so wenig zu wissen schienen.

«Ich kann nicht dafür, daß es all das nicht ist, was Sie meinten. Ich kann aber selbst nicht genau

schildern, was ich jedes einzelne Mal empfand; wenn ich aber sage, was ich jetzt davon denke, so werden Sie vielleicht auch verstehen, warum ich so lange nicht davon loskonnte.»

Er hatte sich aufgerichtet, so stolz, als sei er hier Richter, seine Augen gingen geradeaus an den Menschen vorbei; er mochte diese lächerlichen Figuren nicht ansehen.

Draußen vor dem Fenster saß eine Krähe auf einem Ast, sonst war nichts als die weiße, riesige Fläche.

Törleß fühlte, daß der Augenblick gekommen sei, wo er klar, deutlich, siegesbewußt von dem sprechen werde, das erst undeutlich und quälend, dann leblos und ohne Kraft in ihm gewesen war.

Nicht als ob ein neuer Gedanke ihm diese Sicherheit und Helle verschafft hätte, er ganz, wie er hoch aufgerichtet dastand, als sei um ihn nichts als ein leerer Raum, – er, der ganze Mensch, fühlte es, so wie er es damals gefühlt hatte, als er die erstaunten Augen unter den schreibenden, lernenden, emsig schaffenden Kameraden hatte umherwandern lassen.

Denn mit den Gedanken ist es eine eigene Sache. Sie sind oft nicht mehr als Zufälligkeiten, die wieder vergehen, ohne Spuren hinterlassen zu haben, und die Gedanken haben ihre toten und ihre lebendigen Zeiten. Man kann eine geniale Erkenntnis haben, und sie verblüht dennoch, langsam, unter unseren Händen, wie eine Blume. Die Form bleibt, aber die Farben, der Duft fehlen. Das heißt, man erinnert sich ihrer wohl Wort für Wort und der logische Wert des gefundenen Satzes bleibt völlig unangetastet, dennoch aber treibt er haltlos nur auf der Oberfläche unseres Inneren umher und wir fühlen uns seinethalben nicht reicher. Bis – nach Jahren vielleicht – mit einem Schlage wieder ein Augenblick da ist, wo wir sehen, daß wir in der Zwischenzeit gar nichts von ihm gewußt haben, obwohl wir logisch alles wußten.

Ja, es gibt tote und lebendige Gedanken. Das Denken, das sich an der beschienenen Oberfläche bewegt, das jederzeit an dem Faden der Kausalität nachgezählt werden kann, braucht noch nicht das lebendige zu sein. Ein Gedanke, den man auf diesem Wege trifft, bleibt gleichgültig wie ein beliebiger Mann in der Kolonne marschierender Soldaten. Ein Gedanke, – er mag schon lange vorher durch unser Hirn gezogen sein, wird erst in dem Momente lebendig, da etwas, das nicht mehr Denken, nicht mehr logisch ist, zu ihm hinzutritt, so daß wir seine Wahrheit fühlen, jenseits von aller Rechtfertigung, wie einen Anker, der von ihm aus ins durchblutete, lebendige Fleisch riß ... Eine große Erkenntnis vollzieht sich nur zur Hälfte im Lichtkreise des Gehirns, zur andern Hälfte in dem dunklen Boden des Innersten, und sie ist vor allem ein Seelenzustand, auf dessen äußerster Spitze der Gedanke nur wie eine Blüte sitzt.

Nur einer Erschütterung der Seele hatte es für Törleß noch bedurft, um diesen letzten Trieb in die Höhe zu treiben.

Ohne sich um die betroffenen Gesichter ringsum zu kümmern, gleichsam nur für sich, knüpfte er hieran an und sprach, ohne abzusetzen, die Augen geradeaus gerichtet bis zu Ende:

«... Ich habe vielleicht noch zu wenig gelernt, um mich richtig auszudrücken, aber ich will es beschreiben. Eben war es wieder in mir. Ich kann es nicht anders sagen, als daß ich die Dinge in zweierlei Gestalt sehe. Alle Dinge; auch die Gedanken. Heute sind sie dieselben wie gestern, wenn ich mich bemühe, einen Unterschied zu finden, und wie ich die Augen schließe, leben sie unter einem anderen Lichte auf. Vielleicht habe ich mich mit den irrationalen Zahlen geirrt; wenn ich sie gewissermaßen der Mathematik entlang denke, sind sie mir natürlich, wenn ich sie geradeaus in ihrer Sonderbarkeit ansehe, kommen sie mir unmöglich vor. Doch hier mag ich wohl irren, ich weiß zu wenig von ihnen. Ich irrte aber nicht bei Basini, ich irrte nicht, als ich

mein Ohr nicht von dem leisen Rieseln in der hohen Mauer, mein Auge nicht von dem schweigenden Leben des Staubes, das eine Lampe plötzlich erhellte, abwenden konnte. Nein, ich irrte mich nicht, wenn ich von einem zweiten, geheimen, unbeachteten Leben der Dinge sprach! Ich – ich meine es nicht wörtlich, – nicht diese Dinge leben, nicht Basini hatte zwei Gesichter, – aber in mir war ein zweites, das dies alles nicht mit den Augen des Verstandes ansah. So wie ich fühle, daß ein Gedanke in mir Leben bekommt, so fühle ich auch, daß etwas in mir beim Anblicke der Dinge lebt, wenn die Gedanken schweigen. Es ist etwas Dunkles in mir, unter allen Gedanken, das ich mit den Gedanken nicht ausmessen kann, ein Leben, das sich nicht in Worten ausdrückt und das doch mein Leben ist ...

Dieses schweigende Leben hat mich bedrückt, umdrängt, das anzustarren trieb es mich immer. Ich litt unter der Angst, daß unser ganzes Leben so sei und ich nur hie und da stückweise darum erfahre, ... oh, ich hatte furchtbare Angst, ... ich war von Sinnen ...»

Diese Worte und Gleichnisse, die weit über Törleß' Alter hinausgingen, kamen ihm in der riesigen Erregung, in einem Augenblicke beinahe dichterischer Inspiration leicht und selbstverständlich über die Lippen. Jetzt senkte er die Stimme, und, wie von seinem Leide ergriffen, fügte er hinzu:

«... Jetzt ist das vorüber. Ich weiß, daß ich mich doch geirrt habe. Ich fürchte nichts mehr. Ich weiß: die Dinge sind die Dinge und werden es wohl immer bleiben; und ich werde sie wohl immer bald so, bald so ansehen. Bald mit den Augen des Verstandes, bald mit den anderen. ... Und ich werde nicht mehr versuchen, dies miteinander zu vergleichen. ...»

Er schwieg. Er fand es ganz selbstverständlich, daß er nun gehen könne, und niemand hinderte ihn daran.

Als er draußen war, sahen sich die Zurückgebliebenen verdutzt an.

Der Direktor neigte unschlüssig den Kopf hin und her. Der Klassenvorstand fand als erster das Wort. «Ei, dieser kleine Prophet wollte uns wohl eine Vorlesung halten. Aber der Kuckuck mag aus ihm klug werden. Diese Erregung! Und dabei dieses Verwirren ganz einfacher Dinge!»

«Rezeptivität und Spontaneität des Denkens,» sekundierte der Mathematiker. «Es scheint, daß er zu großes Augenmerk auf den subjektiven Faktor aller unserer Erlebnisse gelegt hat und daß ihn das verwirrte und zu seinen dunklen Gleichnissen trieb.»

Nur der Religionslehrer schwieg. Er hatte aus den Reden Törleß' so oft das Wort Seele aufgefangen und hätte sich gerne des jungen Menschen angenommen.

Aber er wußte doch nicht recht, wie es gemeint war.

Der Direktor jedoch machte der Situation ein Ende. «Ich weiß nicht, was eigentlich in dem Kopfe dieses Törleß steckt, jedenfalls aber befindet er sich in einer so hochgradigen Überreizung, daß der Aufenthalt in einem Institute für ihn wohl nicht mehr der geeignete ist. Für ihn gehört eine sorgsamere Überwachung seiner geistigen Nahrung, als wir sie durchführen können. Ich glaube nicht, daß wir die Verantwortung weiter tragen können. Törleß gehört in die Privaterziehung; ich werde in diesem Sinne an seinen Vater schreiben.»

Alle beeilten sich, diesem guten Vorschlage des ehrlichen Direktors beizupflichten.

«Er war wirklich so eigentümlich, daß ich beinahe glaube, er hat Anlage zum Hysteriker,» sagte der Mathematiker zu seinem Nachbar.

Zu gleicher Zeit mit dem Briefe des Direktors traf ein solcher von Törleß bei seinen Eltern ein, in

welchem er sie um seine Herausnahme bat, weil er sich in dem Institute nicht mehr auf seinem Platze fühle.

Basini war mittlerweile strafweise entlassen worden. In der Schule ging alles den gewohnten Gang.

Es war beschlossen, daß Törleß von seiner Mutter abgeholt werde. Er nahm gleichgültigen Abschied von seinen Kameraden. Beinahe begann er schon ihre Namen zu vergessen.

In die rote Kammer war er nie mehr hinaufgestiegen. Das schien alles weit, weit hinter ihm zu liegen.

Seit Basinis Entfernung war es tot. Fast so, als ob dieser Mensch, der alle diese Beziehungen an sich gekettet hatte, sie nun auch mit sich fortgenommen hätte.

Etwas Stilles, Zweifelndes war über Törleß gekommen, aber die Verzweiflung war weg. «Es waren wohl nur jene heimlichen Sachen mit Basini, die sie so gesteigert hatten,» dachte er sich. Sonst schien ihm gar kein Grund vorzuliegen.

Aber er schämte sich. So wie man sich am Morgen schämt, wenn man in der Nacht – von einem Fieber gepeinigt – aus allen Winkeln des dunklen Zimmers furchtbare Drohungen sich emportürmen sah.

Sein Verhalten vor der Kommission; es kam ihm ungeheuer lächerlich vor. Soviel Aufhebens! Hatten sie nicht recht gehabt? Wegen einer solch kleinen Sache! Jedoch es war etwas in ihm, das dieser Beschämung den Stachel nahm. «Gewiß gebärdete ich mich unvernünftig,» überlegte er, «jedoch scheint das Ganze überhaupt wenig mit meiner Vernunft zu tun gehabt zu haben.» Das war nämlich jetzt sein neues Gefühl. Er hatte die Erinnerung an einen fürchterlichen Sturm in seinem Inneren, zu dessen Erklärung die Gründe, die er jetzt noch in sich dafür vorfand, beiweitem nicht ausreichten. «Also mußte es wohl etwas viel Notwendigeres und Tief erliegendes gewesen sein,» schloß er, «als was sich mit Vernunft und Begriffen beurteilen läßt. ...»

Und das, was vor der Leidenschaft dagewesen war, was von ihr nur überwuchert worden war, das Eigentliche, das Problem, saß fest. Diese wechselnde seelische Perspektive je nach Ferne und Nähe, die er erlebt hatte. Dieser unfaßbare Zusammenhang, der den Ereignissen und Dingen je nach unserem Standpunkte plötzliche Werte gibt, die einander ganz unvergleichlich und fremd sind ...

Dies und alles andere, – er sah es merkwürdig klar und rein – und klein. So wie man es eben am Morgen sieht, wenn die ersten reinen Sonnenstrahlen den Angstschweiß getrocknet haben und Tisch und Schrank und Feind und Schicksal wieder in ihre natürlichen Dimensionen zurückkriechen.

Aber wie da eine leise, grüblerische Müdigkeit zurückbleibt, so war es auch Törleß geschehen. Er wußte nun zwischen Tag und Nacht zu scheiden; – er hatte es eigentlich immer gewußt, und nur ein schwerer Traum war verwischend über diese Grenzen hingeflutet, und er schämte sich dieser Verwirrung: aber die Erinnerung, daß es anders sein kann, daß es feine, leicht verlöschbare Grenzen rings um den Menschen gibt, daß fiebernde Träume um die Seele schleichen, die festen Mauern zernagen und unheimliche Gassen aufreißen, – auch diese Erinnerung hatte sich tief in ihn gesenkt und strahlte blasse Schatten aus.

Er konnte nicht viel davon erklären. Aber diese Wortlosigkeit fühlte sich köstlich an, wie die Gewißheit des befruchteten Leibes, der das leise Ziehen der Zukunft sehen in seinem Blute fühlt.

Und Zuversicht und Müdigkeit mischten sich in Törleß ...

So kam es, daß er still und nachdenklich auf den Abschied wartete ...

Seiner Mutter, die geglaubt hatte, einen überreizten und verwirrten jungen Menschen zu finden, fiel seine kühle Gelassenheit auf.

Als sie zum Bahnhof hinausfahren, lag rechts von ihnen der kleine Wald mit dem Hause Boženas. Er sah so unbedeutend und harmlos aus, ein verstaubtes Geranke von Weiden und Erlen.

Törleß erinnerte sich da, wie unvorstellbar ihm damals das Leben seiner Eltern gewesen war. Und er betrachtete verstohlen von der Seite seine Mutter.

«Was willst du, mein Kind?»

«Nichts, Mama, ich dachte nur eben etwas.»

Und er prüfte den leise parfümierten Geruch, der aus der Taille seiner Mutter aufstieg.

[ < ]



## Vereinigungen

Zwei Erzählungen

[Georg Müller, 1911]

### Die Vollendung der Liebe

«Kannst du wirklich nicht mitfahren?»

«Es ist unmöglich; du weißt, ich muß trachten, jetzt rasch zu Ende zu kommen.»

«Aber Lilli würde sich so freuen ...»

«Gewiß, gewiß, aber es kann nicht sein.»

«Und ich habe gar keine Lust ohne dich zu reisen ...» Seine Frau sagte das, während sie den Tee einschenkte, und sie sah dabei zu ihm herüber, der in der Ecke des Zimmers in dem hellgeblühten Lehnstuhl saß und an einer Zigarette rauchte. Es war Abend und die dunkelgrünen Jalousien blickten außen auf die Straße, in einer langen Reihe anderer dunkelgrüner Jalousien, von denen sie nichts unterschied. Wie ein Paar dunkel und gleichmütig herabgelassener Lider verbargen sie den Glanz dieses Zimmers, in dem der Tee aus einer matten silbernen Kanne jetzt in die Tassen fiel, mit einem leisen Klängen aufschlug und dann im Strahle stillzustehen schien, wie eine gedrehte, durchsichtige Säule aus stroh-braunem, leichtem Topas ... In den etwas eingebogenen Flächen der Kanne lagen Schatten von grünen und grauen Farben, auch blaue und gelbe; sie lagen ganz still, wie wenn sie dort zusammengeflossen wären und nicht weiter könnten. Der Arm der Frau aber ragte von der Kanne weg und der Blick, mit dem sie nach ihrem Manne sah, bildete mit ihm einen starren, steifen Winkel.

Gewiß einen Winkel, wie man sehen konnte; aber jenes andere, beinahe Körperliche konnten nur diese beiden Menschen in ihm fühlen, denen es vorkam, als spannte er sich zwischen ihnen wie eine Strebe aus härtestem Metall und hielt sie auf ihren Plätzen fest und verbände sie doch, trotzdem sie so weit auseinander waren, zu einer Einheit, die man fast mit den Sinnen empfinden konnte; ... es stützte sich auf ihre Herzgruben und sie spürten dort den Druck, ... er richtete sie steif an den Lehnen ihrer Sitze in die Höhe, mit unbewegten Gesichtern und unverwandten Blicken, und doch fühlten sie dort, wo er sie traf, eine zärtliche Bewegtheit, etwas ganz Leichtes, als ob ihre Herzen wie zwei Schwärme kleiner Schmetterlinge ineinanderflatterten ...

An diesem dünnen, kaum wirklichen und doch so wahrnehmbaren Gefühl hing, wie an einer leise zitternden Achse, das ganze Zimmer und dann an den beiden Menschen, auf die sie sich stützte: Die Gegenstände hielten umher den Atem an, das Licht an der Wand erstarrte zu goldenen Spitzen, ... es schwieg alles und wartete und war ihretwegen da; ... die Zeit, die wie ein endlos glitzernder Faden durch die Welt läuft, schien mitten durch dieses Zimmer zu gehen und schien mitten durch diese Menschen zu gehen und schien plötzlich einzuhalten und steif zu werden,

ganz steif und still und glitzernd ... und die Gegenstände rückten ein wenig aneinander. Es war jenes Stillstehen und dann leise Senken, wie wenn sich plötzlich Flächen ordnen und ein Kristall sich bildet ... Um diese beiden Menschen, durch die seine Mitte lief und die sich mit einemmal durch dieses Atemanhalten und Wölben und Um-sie-lehnen wie durch Tausende spiegelnder Flächen ansahen und wieder so ansahen, als ob sie einander zum erstenmal erblickten ...

Die Frau setzte den Tee ab, ihre Hand legte sich auf den Tisch; wie erschöpft von der Schwere ihres Glücks, sank ein jedes in seine Kissen zurück und während sie sich mit den Augen aneinander festhielten, lächelten sie wie verloren und hatten das Bedürfnis nichts von sich zu sprechen; sie sprachen wieder von dem Kranken, von einem Kranken eines Buches, das sie gelesen hatten, und sie begannen gleich mit einer ganz bestimmten Stelle und Frage, als ob sie daran gedacht hätten, obwohl das nicht wahr war, denn sie nahmen damit nur ein Gespräch wieder auf, das sie schon durch Tage in einer sonderbaren Weise festgehalten hatte, so als ob es sein Gesicht verbürge und während es von dem Buche handelte, eigentlich anderswohin sähe; nach einer Weile waren ihre Gedanken denn auch ganz unmerklich über diesen unbewußten Vorwand wieder zu ihnen selbst zurückgekehrt.

«Wie mag ein solcher Mensch wie dieser G. sich wohl selbst sehen?» fragte die Frau und sprach – in Nachdenken versunken, fast nur wie für sich allein – weiter. «Er verführt Kinder, er verleitet junge Frauen, sich selbst zu schänden; und dann steht er da und lächelt und starrt gebannt auf das bißchen Erotik, das irgendwo wie ein schwacher Schein in ihm wetterleuchtet. Glaubst du, daß er unrecht zu handeln meint?»

«Ob er es meint? ... Vielleicht; vielleicht nicht,» antwortete der Mann, «vielleicht darf man bei solchen Gefühlen gar nicht so fragen.»

«Ich glaube aber,» sagte die Frau, und jetzt zeigte sich darin, daß sie gar nicht von diesem einen zufälligen Menschen sprach, sondern von irgend etwas Bestimmtem, das für sie bereits hinter ihm dämmerte, «ich glaube, er meint gut zu handeln.»

Die Gedanken liefen nun eine Weile lautlos Seite an Seite, dann tauchten sie – weit draußen – in den Worten wieder auf; es war trotzdem, als hielten sie einander noch schweigend bei den Händen und wäre schon alles gesagt. «... er tut seinen Opfern schlecht, weh, er muß wissen, daß er sie demoralisiert, ihre Sinnlichkeit verstört und in eine Bewegung bringt, die nie mehr an einem Ziel ruhen können; ... und dennoch, es ist, als ob man ihn dabei lächeln sähe, ... ganz weich und bleich im Gesicht, ganz wehmütig und doch entschlossen, voll Zärtlichkeit; ... mit einem Lächeln, das voll Zärtlichkeit über ihm und seinem Opfer schwebt ... wie ein Regentag über dem Land, der Himmel schickt ihn, es ist nicht zu fassen, in seiner Wehmut liegt alle Entschuldigung, in dem Fühlen, mit dem er die Zerstörung begleitet ... Ist nicht jedes Gehirn etwas Einsames und Alleiniges? ...»

«Ja, ist nicht jedes Gehirn etwas Einsames?» Diese beiden Menschen, die jetzt wieder schwiegen, dachten gemeinsam an jenen Dritten, Unbekannten, an diesen einen von den vielen Dritten, als ob sie miteinander durch eine Landschaft gingen: ... Bäume, Wiesen, ein Himmel und plötzlich ein Nichtwissen, warum alles hier blau und dort voll Wolken ist; ... sie fühlten alle diese Dritten um sich stehen, wie jene große Kugel, die uns einschließt und uns manchmal fremd und gläsern ansieht und frieren macht, wenn der Flug eines Vogels eine unverständlich taumelnde Linie in sie hineinritz. Es war in dem abendlichen Zimmer mit einemmal ein kaltes, weites, mittaghelles Alleinsein.

Da sagte einer von ihnen, und es war, wie wenn man leise eine Geige anstriche: «... er ist wie ein Haus mit verschlossenen Türen. In ihm ist, was er getan hat, vielleicht wie eine weiche Musik,

aber wer kann sie hören? Es würde durch sie vielleicht alles zu sanfter Wehmut ...»

Und der andere antwortete: «... vielleicht ist er immer wieder mit tastenden Händen durch sich gegangen, um ein Tor zu finden, und steht endlich still und legt nur mehr sein Gesicht an die verdichteten Scheiben und sieht von fern die geliebten Opfer und lächelt ...»

Sonst sprachen sie nichts, aber in ihrem selig verschlungenen Schweigen klang es höher und weiter. «... Nur dieses Lächeln holt sie ein und schwebt über ihnen und noch aus der zuckenden Häßlichkeit ihrer verblutenden Gebärden flicht es einen dünnstengligen Strauß ... Und zögert zärtlich, ob sie ihn fühlen, und läßt ihn fallen und steigt entschlossen, von dem Geheimnis seines Alleinseins mit bebenden Flügeln getragen, wie ein fremdes Tier in die Wunder volle Leere des Raums.»

Auf dieser Einsamkeit fühlten sie das Geheimnis ihres Zuzweiseins ruhen. Es war ein dunkles Gefühl der Welt um sie, das sie aneinanderschmiegte, es war ein traumhaftes Gefühl der Kälte von allen Seiten bis auf eine, wo sie aneinanderlehnten, sich entlasteten, deckten, wie zwei wunderbar aneinandergesäßte Hälften, die, zusammengefügt, ihre Grenze nach außen verringern, während ihr Inneres größer ineinanderflutet. Sie waren manchmal unglücklich, weil sie nicht alles bis ins Letzte einander gemeinsam machen konnten.

«Erinnerst du dich,» sagte plötzlich die Frau, «als du mich vor einigen Abenden küßtetest, wußtest du, daß da etwas zwischen uns war? Es war mir etwas eingefallen, im gleichen Augenblick, etwas ganz Gleichgültiges, aber es war nicht du und es tat mir plötzlich weh, daß es nicht du sein mußte. Und ich konnte es dir nicht sagen und mußte erst über dich lächeln, weil du es nicht wußtest und mir ganz nah zu sein glaubtest, und wollte es dir dann nicht mehr sagen und wurde böse auf dich, weil du es nicht selbst fühltest, und deine Zärtlichkeiten fanden mich nicht mehr. Und ich traute mich nicht, dich zu bitten, daß du mich lassen solltest, denn in Wirklichkeit war es ja nichts, ich war dir ja nah in Wirklichkeit, und doch war es, wie ein undeutlicher Schatten war es zugleich, als könnte ich fern von dir und ohne dich sein. Kennst du dieses Gefühl, es stehen manchmal alle Dinge plötzlich zweimal da, voll und deutlich, wie man sie weiß, und dann noch einmal, blaß, dämmernd und erschreckt, als ob sie heimlich und schon fremd der andere anblickte? Ich hätte dich nehmen mögen und in mich zurückreißen ... und dann wieder dich wegstoßen und mich auf die Erde werfen, weil es möglich gewesen war ...»

«War das damals ...?»

«Ja, das war damals, als ich dann plötzlich unter dir zu weinen begann; wie du glaubtest, aus Übermaß der Sehnsucht, mit meinem Fühlen noch tiefer in deines zu dringen. Sei mir nicht böse, ich mußte es dir sagen und weiß nicht warum, es ist ja nur eine Einbildung gewesen, aber sie schmerzte mich so, ich glaube, nur deswegen mußte ich an diesen G. denken. Du ...?»

Der Mann im Sessel hatte die Zigarette weggelegt und war aufgestanden. Ihre Blicke klammerten sich aneinander fest, mit jenem gespannten Schwanken der Körper zweier Menschen, die auf einem Seil nebeneinanderstehn. Dann sagten sie nichts, sondern zogen die Läden hoch und sahen auf die Straße hinaus; ihnen war, als lauschten sie auf ein Knistern von Spannungen in sich, die etwas wieder neu formten und zur Ruhe legten. Sie fühlten, daß sie ohneeinander nicht leben konnten und nur zusammen, wie ein kunstvoll in sich gestütztes System, das zu tragen vermochten, was sie wollten. Wenn sie aneinander dachten, erschien es ihnen fast krank und schmerzhaft, so zart und gewagt und unerfaßbar fühlten sie in seiner Empfindlichkeit gegen die kleinste Unsicherheit in seinem Innern ihr Verhältnis.

Nach einer Weile, als sie im Anblick der fremden Welt draußen wieder sicher geworden waren,

wurden sie müde und wünschten nebeneinander einzuschlafen. Sie fühlten nichts als einander und doch war es – schon ganz klein und im Dunkel verschwindend – noch ein Gefühl wie nach allen vier Weiten des Himmels.

Am nächsten Morgen fuhr Claudine nach der kleinen Stadt, wo das Institut war, in dem ihre dreizehnjährige Tochter Lilli erzogen wurde. Dieses Kind stammte aus ihrer ersten Ehe, aber sein Vater war ein amerikanischer Zahnarzt, den Claudine – während eines Landaufenthaltes von Schmerzen gepeinigt – aufgesucht hatte. Sie hatte damals vergeblich auf den Besuch eines Freundes gewartet, dessen Eintreffen sich über alle Geduld hinaus verzögerte, und in einer eigentümlichen Trunkenheit von Ärger, Schmerzen, Äther und dem runden weißen Gesicht des Dentisten, das sie durch Tage beständig über dem ihren schweben sah, war es geschehen. Es erwachte niemals das Gewissen in ihr wegen dieses Vorfalls, noch wegen irgendeines jenes ersten, verlorenen Teils ihres Lebens; als sie nach mehreren Wochen noch einmal zur Nachbehandlung kommen mußte, ließ sie sich von ihrem Stubenmädchen begleiten und damit war das Erlebnis für sie beendet; es blieb nichts davon als die Erinnerung an eine sonderbare Wolke von Empfindungen, die sie eine Weile wie ein plötzlich über den Kopf geworfener Mantel verwirrt und erregt hatte und dann rasch zu Boden geglitten war.

Denn es blieb ein Merkwürdiges in all ihrem damaligen Tun und Erleben. Es kam vor, daß sie kein so schnelles und gehaltenes Ende fand wie jenes eine Mal und lange scheinbar ganz unter der Herrschaft irgendwelcher Männer stand, für die sie dann bis zur Selbstaufopferung und vollen Willenlosigkeit alles tun konnte, was sie von ihr verlangten, aber es geschah nie, daß sie nachher das Gefühl starker oder wichtiger Ereignisse hatte; sie beging und erlitt Handlungen von einer Stärke der Leidenschaft bis zur Demütigung und verlor doch nie ein Bewußtsein, daß alles, was sie tat, sie im Grunde nicht berühre und im Wesentlichen nichts mit ihr zu tun habe. Wie ein Bach rauschte dieses Treiben einer unglücklichen, alltäglichen, untreuen Frau von ihr fort und sie hatte doch nur das Gefühl, reglos und in Gedanken daran zu sitzen.

Es war ein niemals deutliches Bewußtsein einer fern begleitenden Innerlichkeit, das diese letzte Zurückhaltung und Sicherheit in ihr bedenkenloses Sich den Menschen ausliefern brachte. Hinter allen Verknüpfungen der wirklichen Erlebnisse lief etwas unaufgefunden dahin, und obwohl sie diese verborgene Wesenheit ihres Lebens nie noch ergriffen hatte und vielleicht sogar glaubte, daß sie niemals bis zu ihr hin werde dringen können, hatte sie doch bei allem, was geschah, davon ein Gefühl wie ein Gast, der ein fremdes Haus nur ein einziges Mal betritt und sich unbedenklich und ein wenig gelangweilt allem überläßt, was ihm dort begegnet.

Und dann war alles, was sie tat und litt, für sie in dem Augenblick versunken, wo sie ihren jetzigen Mann kennen gelernt hatte. Sie war von da in eine Stille und Einsamkeit getreten, es kam nicht mehr darauf an, was vordem gewesen war, sondern nur auf das, was jetzt daraus wurde, und alles schien nur dazu dagewesen zu sein, daß sie einander stärker fühlten, oder war überhaupt vergessen. Ein betäubendes Empfinden des Wachsens hob sich wie Berge von Blüten um sie und nur ganz fern blieb ein Gefühl von ausgestandner Not, ein Hintergrund, von dem sich alles löste, wie in der Wärme schlaftrunkenen Bewegungen aus hartem Frost erwachen.

Nur ein einziges lief vielleicht, dünn, blaß und kaum wahrnehmbar, von ihrem damaligen Leben in das jetzige hinein. Und daß sie gerade heute wieder an alles denken mußte, konnte durch Zufall gekommen sein oder weil sie zu ihrem Kinde fuhr oder wegen irgendeines Gleichgültigen sonst, es war aber erst am Bahnhof aufgetaucht, als sie dort – unter den vielen Menschen und von ihnen bedrückt und beunruhigt – plötzlich leise von einem Gefühl berührt wurde, das sie, wie es so halb und verschwindend vorbeitrieb, dunkel und fern und doch in fast leibhafter Gleichheit an

jenen beinahe vergessenen Lebensabschnitt erinnerte.

Ihr Mann hatte keine Zeit gehabt, Claudine zur Bahn zu begleiten, sie wartete allein auf den Zug, um sie drängte und stieß sich die Menge und schob sie langsam hin und her wie eine große, schwere Woge von Spülicht. Die Gefühle, die ringsum auf den morgendlich geöffneten, bleichen Gesichtern lagen, schwammen auf ihnen durch den dunklen Raum wie Laich auf fahlen Wasserflächen. Es ekelte ihr. Sie empfand den Wunsch, was sich hier trieb und schob, mit einer nachlässigen Gebärde von ihrem Weg zu scheuchen, aber – war es die körperliche Überlegenheit um sie, was sie entsetzte, oder nur dieses trübe, gleichmäßige, gleichgültige Licht unter einem riesigen Dach von schmutzigem Glas und wirren eisernen Streben – während sie scheinbar gleichmütig und höflich unter den Menschen ging, fühlte sie, daß sie es tun mußte, und erlitt es im Innersten wie eine Demütigung. Sie suchte vergeblich in sich einen Schutz; es war, als hätte sie sich, langsam und wiegend, in dem Gedränge verloren, ihre Augen fanden sich nicht mehr zurecht, sie konnte sich auch nicht auf sich besinnen, und wenn sie sich mühte, spannte sich ein dünner weicher Kopfschmerz vor ihre Gedanken.

Sie lehnten sich hinein und suchten das Gestern zu erreichen; aber Claudine gewann davon bloß ein Bewußtsein, als trüge sie heimlich etwas Kostbares und Zartes. Und sie durfte es nicht verraten, weil die andern Menschen es nicht verstehen konnten und sie schwächer war und sich nicht zu verteidigen vermochte und sich fürchtete. Schmal und eingezogen ging sie zwischen ihnen, voll Hochmut, und zuckte zusammen, wenn ihr jemand zu nahe kam, und verbarg sich hinter einer bescheidenen Miene. Und fühlte dabei, heimlich entzückt, ihr Glück, wie es schöner wurde, wenn sie nachgab und sich dieser leise wirren Angst überließ.

Und daran erkannte sie es. Denn so war es damals; ihr kam plötzlich vor: einst, als sei sie lange anderswo und doch nie fern gewesen. Es war ein Dämmerndes um sie und Ungewisses wie das ängstliche Verbergen von Leidenschaften Kranker, ihr Tun riß sich in Stücken von ihr los und wurde von den Gedächtnissen fremder Menschen davongetragen, nichts hatte jenen Ansatz zur Frucht in ihr zurückgelassen, der eine Seele leise zu schwellen anfängt, wenn die andern glauben sie völlig entblättert zu haben und sich satt von ihr abwenden; ... und doch lag blaß bei allem, was sie litt, ein Schimmer wie von einer Krone und in dem dumpfen, summenden Weh, das ihr Leben begleitete, zitterte ein Glanz. Zuweilen war ihr dann, als brennten ihre Schmerzen wie kleine Flammen in ihr, und irgend etwas trieb sie, ruhelos neue zu entzünden; sie glaubte dabei, einen schneidenden Reif um die Stirn zu fühlen, so unsichtbar und unwirklich wie aus Traum und Glas, und manchmal war es nur ein fernes kreisendes Singen in ihrem Kopf ...

Claudine saß reglos, während der Zug mit leisem Schütteln durch die Landschaft fuhr. Ihre Mitreisenden unterhielten sich, sie hörte es nur wie ein Rauschen. Und während sie jetzt an ihren Mann dachte und ihre Gedanken von einem weichen, müden Glück umschlossen waren wie von Schneeluft, war es doch bei aller Weichheit etwas, das fast am Bewegen hinderte oder wie wenn ein genesender, an das Zimmer gewöhnter Körper die ersten Schritte im Freien tun soll, ein Glück, das still stehen macht und beinahe weh tut; ... und dahinter rief noch immer dieser unbestimmt schwankende Ton, den sie nicht fassen konnte, fern, vergessen, wie ein Kinderlied, wie ein Schmerz, wie sie, ... in weiten schwankenden Kreisen zog er ihre Gedanken nach sich und sie konnten ihm nicht ins Gesicht sehn.

Sie lehnte sich zurück und blickte zum Fenster hinaus. Es erschöpfte sie, länger daran zu denken; ihre Sinne waren ganz wach und empfindlich, aber etwas hinter den Sinnen wollte still sein, sich dehnen, die Welt über sich hingeleiten lassen ... Telegraphenstangen fielen schief vorbei, die Felder mit ihren schneefreien, dunkelbraunen Furchen wanden sich ab, Sträucher standen wie auf

dem Kopf mit hunderten gespreizter Beinchen da, an denen tausende kleiner Glöckchen von Wasser hingen und fielen, liefen, blitzten und glitzerten ... es war etwas Lustiges und Leichtes, ein Weitwerden, wie wenn Wände sich auftun, etwas Gelöstes und Entlastetes und ganz Zärtliches. Selbst von ihrem Körper hob sich die sanfte Schwere, in den Ohren ließ sie ein Gefühl wie von tauendem Schnee und allmählich nichts als ein beständiges lockeres Klingeln. Ihr war, als lebte sie mit ihrem Mann in der Welt wie in einer schäumenden Kugel voll Perlen und Blasen und federleichter, rauschender Wölkchen. Sie schloß die Augen und gab sich dem hin.

Aber nach einer Weile begann sie wieder zu denken. Das leichte, gleichmäßige Schwanken des Zugs, das Aufgelockerte, Tauende der Natur draußen, – es war als hätte sich ein Druck von Claudine gehoben, es fiel ihr plötzlich ein, daß sie allein war. Sie sah unwillkürlich auf; um ihre Sinne trieb es noch immer in leise rauschenden Wirbeln dahin; es war, wie wenn man eine Tür, deren man sich nie anders als geschlossen entsinnt, einmal offen findet. Vielleicht hatte sie den Wunsch danach schon lang empfunden, vielleicht hatte verborgen etwas hin und her geschwungen in der Liebe zwischen ihr und ihrem Mann, aber sie hatte nichts gewußt, als daß es sie immer fester wieder aneinanderzog, nun war ihr plötzlich, als hätte es heimlich etwas lange Geschlossenes in ihr zersprengt; es stiegen langsam wie aus einer kaum sichtbaren, aber bis an irgendeine Tiefe reichenden Wunde, in kleinen, unaufhörlichen Tropfen, daraus Gedanken und Gefühle empor und weiteten die Stelle.

Es gibt so viele Fragen in dem Verhältnis zu geliebten Menschen, über die der Bau des gemeinsamen Lebens hinausgeführt werden muß, bevor sie zu Ende gedacht sind, und später läßt das Gewordene keine Kraft mehr frei, um es sich anders auch nur vorzustellen. Dann steht wohl irgendwo am Weg ein sonderbarer Pfahl, ein Gesicht, säumt ein Duft, verläuft in Gras und Steinen ein nie betretener Pfad, man weiß, man müßte zurückkehren, sehen, aber alles drängt vorwärts, nur wie Spinnwebfaden, Träume, ein raschelnder Ast zögert etwas am Schritt und von einem nicht gewordenen Gedanken strahlt eine stille Lähmung aus. In der letzten Zeit, manchmal, vielleicht etwas häufiger, war dieses Zurücksehen, ein stärkeres Sichzurückbiegen nach der Vergangenheit. Claudinens Treue lehnte sich dagegen auf, gerade weil sie keine Ruhe, sondern ein Kräftefreimachen war, ein gegenseitiges Einanderstützen, ein Gleichgewicht durch die beständige Bewegung nach vorwärts. Ein Hand in Hand laufen, aber manchmal kam, mitten darin, doch, plötzlich, diese Versuchung stehenzubleiben, ganz allein stehenzubleiben und um sich zu sehn. Sie fühlte dann ihre Leidenschaft wie etwas Zwingendes, Nötigendes, Fortreißendes; und noch wenn es überwunden war und sie Reue fühlte und das Bewußtsein von der Schönheit ihrer Liebe sie von neuem überkam, war das starr und schwer wie ein Rausch und sie begriff entzückt und ängstlich jede ihrer Bewegungen so groß und steif darin wie in goldenen Brokat verschnürt; irgendwo aber lockte etwas und lag still und bleich wie Märzsonnenschatten auf frühlingswunder Erde.

Claudine wurde auch in ihrem Glück zuweilen von dem Bewußtsein einer bloßen Tatsächlichkeit, fast seines Zufalls befallen; sie dachte manchmal, es müßte noch eine andere, ferne Art des Lebens für sie bestimmt sein. Es war das vielleicht nur die Form eines Gedankens, die von früher in ihr zurückgeblieben war, nicht ein wirklich gemeinter Gedanke, sondern nur ein Gefühl, wie es ihn einst begleitet haben mochte, eine leere, unaufhörliche Bewegung des Spähens und Hinaussehens, die – zurückweichend und nie zu erfüllend – ihren Inhalt längst verloren hatte und wie die Öffnung eines dunklen Gangs in ihren Träumen lag.

Vielleicht war es aber ein einsames Glück, viel wunderbarer als alles. Etwas Lockeres, Bewegliches und dunkel Empfindsames an einer Stelle ihres Verhältnisses, wo in der Liebe anderer Menschen nur knöchern und seelenlos das feste Traggerüst liegt. Eine leise Unruhe war

in ihr, ein fast krankhaftes Sich nach äußerster Gespanntheit sehnen, die Ahnung einer letzten Steigerung. Und manchmal war es, als sei sie einem ungekannten Liebesleid bestimmt.

Zuweilen wenn sie Musik hörte, berührte diese Ahnung ihre Seele, heimlich, weit draußen, irgendwo ...; sie erschrak dann darüber, dort, im Unkenntlichen plötzlich noch ihre Seele zu spüren. Jedes Jahr aber kam eine Zeit, in der Winterwende, wo sie sich diesen äußersten Grenzen näher fühlte als sonst. In diesen nackten, entkräftet zwischen Leben und Tod hängenden Tagen empfand sie eine Wehmut, die nicht die des gewöhnlichen Verlangens nach Liebe sein konnte, sondern fast eine Sehnsucht, diese große Liebe, die sie besaß, zu verlassen, als dämmerte vor ihr der Weg einer letzten Verkettung und führte sie nicht mehr zum Geliebten hin, sondern fort und schutzlos in die weiche, trockene Welkheit einer schmerzhaften Weite. Und sie merkte, daß das von einer fernen Stelle kam, wo ihre Liebe nicht mehr bloß etwas zwischen ihnen allein war, sondern in blassen Wurzeln unsicher an der Welt hing.

Wenn sie zusammen gingen, waren ihre Schatten nur ganz dünn gefärbt und hingen so locker an ihrem Schritt, als vermöchten sie ihn nicht an die Erde zu binden, und der Klang des harten Bodens unter ihren Füßen war so kurz und versinkend und kahle Sträucher starteten so in den Himmel, daß es in diesen von einer ungeheuren Sichtbarkeit durchschauerten Stunden war, als ob sich mit einemmal die stummen, folgsamen Dinge von ihnen losgemacht hätten und seltsam würden, und sie waren hoch und aufgerichtet in dem halben Licht, wie Abenteurer, wie Fremde, wie Unwirkliche, von ihrem Verhalten ergriffen, voll Stücken eines Unbegreiflichen in sich, dem nichts antwortete, das von allen Gegenständen abgeschüttelt wurde und von dem ein zerbrochener Schein in die Welt fiel, der verworfen und ohne Zusammenhang da in einem Ding, dort in einem entschwindenden Gedanken aufleuchtete.

Dann vermochte sie zu denken, daß sie einem andern gehören könnte, und er erschien ihr nicht wie Untreue, sondern wie eine letzte Vermählung, irgendwo wo sie nicht waren, wo sie nur wie Musik waren, wo sie eine von niemandem gehörte und von nichts widerhallte Musik waren. Denn dann fühlte sie ihr Dasein nur wie eine knirschende Linie, die sie eingrub, um sich in dem wirren Schweigen zu hören, wie etwas, wo ein Augenblick den nächsten fordert und sie das wurde, was sie tat, – unaufhaltsam und belanglos – und doch etwas blieb, was sie nie tun konnte. Und während ihr plötzlich war, als möchte es sein, daß sie einander erst mit der Lautheit des einen leisen, fast wahnsinnig innigen, schmerzlichen Ton Nichthörenwollens liebten, ahnten ihr die tieferen Verwicklungen und ungeheuren Verschlingungen, die in den Pausen geschahen, den Lautlosigkeiten, den Augenblicken des aus dem Tosen in die uferlose Tatsache Aufwachens, unter bewußtlosen Geschehnissen mit einem Gefühl dazustehn; und mit dem Schmerz des einsamen nebeneinander Dahineinragens, – vor dem alles andere Handeln nur ein Betäuben und Verschließen und mit Lärm Sicheinschläfern war, – liebte sie ihn, wenn sie dachte, ihm das letzte erdschwere Weh zu tun.

Noch Wochen danach blieb ihrer Liebe diese Farbe; dann verging es. Aber oft, wenn sie die Nähe eines andern Menschen fühlte, kehrte es schwächer wieder. Es genügte ein gleichgültiger Mensch, der etwas Gleichgültiges sprach, und sie empfand sich wie von dorther angesehen ... erstaunt ... warum bist du noch hier? Es geschah nie, daß sie nach solchen fremden Geschöpfen verlangte; es war ihr schmerzhaft an sie zu denken; es ekelte ihr. Aber es war mit einemmal das körperlose Schwanken der Stille um sie; und sie wußte dann nicht, ob sie sich hob oder sank.

Claudine sah jetzt hinaus. Es war draußen alles noch so wie vorher. Aber – ob es nun eine Folge ihrer Gedanken war oder warum sonst – schal und unnachgiebig lag ein Widerstand darüber, als sähe sie durch eine dünne, milchige Widrigkeit hindurch. Jene unruhige, überleichte,

tausendbeinige Lustigkeit war unerträglich gespannt geworden; es trippelte und floß, überreizt und äffend, wie von zwergenhaften Schritten darinnen etwas allzu Lebhaftes und blieb für sie doch stumm und tot; da, dort warf es sich wie ein leeres Klappern empor, schliff wie mit einer ungeheuren Reibung dahin.

Es tat ihr körperlich weh, in diese Bewegung zu schauen, in der ihr Empfinden nicht mehr war. Dieses Leben, das kurz vorher noch in sie hineingedrungen und Gefühl geworden war, sah sie noch da, draußen, voll von sich und benommen, aber sobald sie es an sich zu ziehen suchte, bröckelten die Dinge ab und zerfielen unter ihrem Ansehn. Es entstand eine Häßlichkeit, die seltsam in den Augen bohrte, als beugte sich dort ihre Seele hinaus, weit und gespannt, und langte nach etwas und griffe ins Leere ...

Und mit einemmal fiel ihr ein, daß auch sie – genau so wie all dies – in sich gefangen und auf einen Platz gebunden dahinlebte, in einer bestimmten Stadt, in einem Hause darin, einer Wohnung und einem Gefühl von sich, durch Jahre auf diesem winzigen Platz, und da war ihr, als ob auch ihr Glück, wenn sie einen Augenblick stehen bliebe und wartete, wie solch ein Haufen gröhrender Dinge davonziehen könnte.

Aber es erschien ihr nicht bloß als ein zufälliger Gedanke, sondern es war etwas darin von dieser sich grenzenlos aufrichtenden Öde, in der ihr Gefühl vergeblich einen Halt suchte, und es rührte sie ganz leise etwas an, wie es einen Kletterer an einer Wand faßt, und es kam ein ganz kalter, stiller Augenblick, wo sie sich selbst hörte wie ein kleines, unverständliches Geräusch an der ungeheuren Fläche und dann an einem plötzlichen Verstummen merkte, wie leise sie gesickert war und wie groß und voll grauenhaft vergessener Geräusche dagegen die steinerne Stirn der Leere.

Und während sie sich davor einzog wie eine dünne Haut und die lautlose Angst, an sich zu denken, in den Fingerspitzen spürte und ihre Empfindungen wie kleine Körnchen an ihr klebten und ihre Gefühle wie Sand rieselten, hörte sie wieder den eigentümlichen Ton; wie ein Punkt, ein Vogel schien er in der Leere zu schweben.

Und da empfand sie plötzlich alles wie ein Schicksal. Daß sie gereist war, daß die Natur vor ihr zurückwich, daß sie sich gleich zu Beginn dieser Fahrt so scheu geduckt und gefürchtet hatte, vor sich, vor den anderen, vor ihrem Glück, und ihre Vergangenheit erschien ihr mit einemmal wie ein unvollkommener Ausdruck von etwas, das erst geschehen mußte.

Sie sah ängstlich noch immer hinaus. Aber es begann allmählich unter dem Druck des ungeheuer Fremden ihr Geist sich aller Abwehr und bezwingenwollenden Kräfte zu schämen und ihr war, als besänne er sich, und es ergriff ihn leise jene feinste, letzte, geschehenlassende Kraft der Schwäche und er wurde dünner und schmaler als ein Kind und weicher als ein Blatt verblichener Seide; und nur mehr mit einem sanft heraufdämmernden Entzücken empfand sie dieses tiefste, abschiedhaft menschliche Glück der Fremdheit in der Welt, mit dem Gefühl nicht in sie eindringen zu können, zwischen ihren Entscheidungen keine für sich bestimmt zu finden und, mitten unter ihnen an den Rand des Lebens gedrängt, den Augenblick vor dem Sturz in die blinde Riesenhaftigkeit eines leeren Raums zu fühlen.

Und sie begann, sich mit einemmal ganz dunkel nach ihrem früheren, von fremden Menschen mißbrauchten und ausgenützten Leben zu sehnen, wie nach dem blassen, schwachen Wachsein in einer Krankheit, wenn im Haus die Geräusche von einer Wohnung zur andern wanderten und sie nirgends mehr hingehörte und von dem Druck des seelischen Eigengewichts entlastet, noch ein irgendwo schwebendes Leben führte.



Draußen tobte lautlos die Landschaft. Ihre Gedanken fühlten die Menschen so groß und laut und sicher werden, und sie schlüpfte davor in sich hinein und hatte nichts als ihr Nichtssein, ihre Schwerelosigkeit, ein Treiben auf irgend etwas. Und allmählich begann der Zug ganz still, in weichen, langen Schwingungen durch eine Gegend zu fahren, die noch in tiefem Schnee lag, der Himmel wurde immer niedriger und es dauerte nicht lange, so fing er schon auf wenige Schritte an, in dunklen, grauen Vorhängen von langsam dahintreibenden Flocken auf der Erde zu schleifen. In den Wagen wurde es dämmrig und gelb, die Umrisse ihrer Mitreisenden hoben sich nur mehr ungewiß vor Claudine ab, sie schwankten langsam und unwirklich hin und her. Sie wußte nicht mehr, was sie dachte, nur ganz still faßte sie eine Lust am Alleinsein mit fremden Erlebnissen; es war wie ein Spiel leichtester, unfaßbarster Trübungen und großer, danach tastender, schattenhafter Bewegungen der Seele. Sie suchte sich ihres Mannes zu erinnern, aber sie fand von ihrer fast vergangenen Liebe nur eine wunderliche Vorstellung wie von einem Zimmer mit lange geschlossenen Fenstern. Sie mühte sich, das abzuschütteln, aber es wich nur ganz wenig und blieb irgendwo in der Nähe wieder liegen. Und die Welt war so angenehm kühl wie ein Bett, in dem man allein zurückbleibt ... Da war ihr, als stünde ihr eine Entscheidung bevor, und sie wußte nicht, warum sie es so empfand, und sie war nicht glücklich und nicht entrüstet, sie fühlte bloß, daß sie nichts tun und nichts hindern wollte, und ihre Gedanken wanderten langsam draußen in den Schnee hinein, ohne zurückzusehen, immer weiter und weiter, wie wenn man zu müd ist um umzukehren und geht und geht.

Gegen Ende der Fahrt hatte der Herr gesagt: «Ein Idyll, eine verzauberte Insel, eine schöne Frau im Mittelpunkt eines Märchens von weißen Dessous und Spitzen ...» und er machte eine Bewegung gegen die Landschaft. «Wie albern,» dachte Claudine, aber sie fand nicht gleich die rechte Antwort.

Es war, wie wenn einer angepocht hat und ein dunkles, großes Gesicht hinter blassen Scheiben schwimmt. Sie wußte nicht, wer dieser Mensch war; es war ihr gleichgültig, wer dieser Mensch war; sie fühlte nur, daß er dastand und etwas wollte. Und daß jetzt etwas begann wirklich zu werden.

Wie wenn zwischen Wolken sich ein leiser Wind erhebt und sie in eine Reihe ordnet und langsam davonzieht, spürte sie in das reglos weiche Gewölk ihrer Gefühle die Bewegung dieses Wirklichwerdens geraten, ohne Grund in ihr, an ihr vorbei ... Und sie liebte wie manche empfindsame Menschen in dem unverständlichen Ziehen von Tatsachen das Nichtgeistige, das Nicht sie sein, die Ohnmacht und die Schande und das Leid ihres Geistes, wie man ein Schwaches aus Zärtlichkeit schlägt, ein Kind, eine Frau, und dann das Kleid sein möchte, das im Dunkeln allein um seine Schmerzen ist.

So kamen sie an, am späten Nachmittag, in einem entleerten Zug, einzeln sickerten die Menschen aus den Wagen; Station um Station, hatte sie aus den andern herausgesiebt und nun fegte sie etwas mit raschen Griffen zusammen, denn zu der einstündigen Fahrt von der Bahn in den Ort standen nur drei Schlitten bereit, und man mußte teilen. Als Claudine wieder zu überlegen begann, fand sie sich schon mit vier anderen Menschen in einem der kleinen Gefährte. Von vorn kam der fremde Geruch der in der Kälte dampfenden Tiere und Wellen verstreuten Lichts, das aus den Laternen zurückfiel, zuweilen aber flutete die Finsternis bis an den Schlitten heran und durch ihn hindurch; dann sah Claudine, daß sie zwischen zwei Reihen hoher Bäume fuhren wie in einem dunklen Gang, der gegen ein Ziel zu immer enger wurde.

Sie saß wegen der Kälte mit dem Rücken dagegen, vor ihr war jener Mensch, groß, breit und in seinen Pelz gehüllt. Er versperrte ihren Gedanken den Weg, die zurück wollten. Wie wenn ein

Tor zugefallen wäre, fand plötzlich jeder Blick seine dunkle Figur vor sich. Es fiel ihr auf, daß sie ihn einige Male anblickte, um zu wissen, wie er aussah, in einer Weise, als handelte es sich nur mehr darum und alles andere sei schon bestimmt. Aber sie fühlte mit Lust, daß er ganz ungewiß blieb, ein Beliebiger, nur eine dunkle Breite von Fremdheit. Und manchmal schien die ihr näherzukommen, wie ein wandernder Wald mit einem Gewirr von Stämmen. Und auf ihr zu lasten.

Wie ein Netz spannte sich inzwischen das Gespräch um die Menschen in dem kleinen Schlitten. Auch er beteiligte sich daran und gab alltäglich kluge Antworten, wie sie manche geben, mit etwas jener Würze, die wie ein scharfer, sicherer Geruch den Mann vor der Frau umkleidet. Sie wurde in diesen Augenblicken wie selbstverständlichen männlichen Herrschaftsanspruchs verlegen und erinnerte sich mit Scham, daß sie seine Anspielungen nicht strenger zurückgewiesen hatte. Und wenn sie dann sprechen mußte, schien ihr, daß es zu bereitwillig geschah, und sie hatte plötzlich von sich ein kraftloses, abgebrochenes, wie ein Armstumpf fuchtelndes Gefühl.

Dann bemerkte sie wohl, wie sie willenlos hin und her geschleudert wurde und bei jeder Krümmung des Wegs bald an den Armen berührt, bald an den Knien, manchmal mit dem ganzen Oberkörper an einem fremden lehnend, und sie empfand es durch irgendeine entfernte Ähnlichkeit, wie wenn dieser kleine Schlitten ein verfinstertes Zimmer wäre und diese Menschen heiß und drängend um sie säßen und sie ängstlich Schamlosigkeiten ertrüge, lächelnd, als ob sie es nicht merke, und die Augen gradaus von sich weggerichtet.

Aber alles das war, wie wenn man im Halbschlaf einen schweren Traum empfindet, dessen Unwirklichkeit man stets ein wenig bewußt bleibt, und sie wunderte sich nur, ihn so stark zu fühlen, bis der Mensch sich einmal hinausbeugte, zum Himmel hinauf sah und sagte: «Wir werden eingeschneit werden.»

Da sprangen ihre Gedanken wie mit einem Schlage ins ganz Wache hinüber. Sie sah auf, die Leute scherzten heiter und harmlos, wie wenn man am Ende einer Dunkelheit Licht und kleine Gestalten sieht. Und sie hatte mit einemmal ein merkwürdig gleichgültiges, nüchternes Bewußtsein von Wirklichkeit. Sie merkte mit Verwunderung, daß sie sich trotzdem berührt empfand und es stark fühlte. Es ängstigte sie beinahe, denn es war eine bleiche, fast überklare Bewußtseinshelle, in der nichts in das bloß Ungefähre von Träumen versinken konnte, durch die sich kein Gedanke bewegte und in der doch die Menschen zuweilen zackig und maßlos groß wie Hügel wurden, als glitten sie plötzlich durch einen unsichtbaren Nebel, in dem das Wirkliche zu einem riesigen schattenhaften zweiten Umriß wuchs. Sie fühlte dann beinahe Demut und Furcht vor ihnen und verlor doch nie vollkommen die Empfindung, daß diese Schwäche nur ein seltsames Vermögen sei; es war, als hätten sich die Grenzen ihres Seins unsichtbar und empfindsam über sie hinausgeschoben, und alles stieß leis daran und machte sie zittern. Und sie erschrak zum erstenmal vor diesem sonderbaren Tag, dessen Einsamkeit mit ihr wie ein unterirdischer Weg allmählich in das wirre Flüstern innerer Dämmerungen versunken war und nun in ferner Gegend sich plötzlich in unnachgiebig wahrhaftes Geschehen emporhob und sie mit einer weiten, fremden, ungewollten Wirklichkeit allein ließ.

Sie sah heimlich zu dem Fremden hinüber. Er zündete in diesem Augenblick ein Streichholz an; sein Bart, ein Auge leuchteten auf: sie fühlte auch dieses nichtssagende Handeln mit einemmal so merkwürdig, sie empfand plötzlich die Festigkeit in diesem Geschehen, wie selbstverständlich sich eins ans andere schloß und da war, dumm und ruhig und doch wie eine einfache, ungeheure, steinern gefügte Gewalt. Sie dachte daran, daß es gewiß nur ein alltäglicher Mensch sei. Und da

befiel sie allmählich ein leises, verwehtes, ungreifbares Gefühl von sich; aufgelöst und zerfetzt, wie blasser, flockender Schaum glaubte sie in der Dunkelheit vor ihm zu schwimmen. Es bereitete ihr jetzt einen wunderlichen Reiz, ihm freundlich zu antworten; sie sah dabei machtlos, mit regloser Seele ihren eigenen Handlungen nach und fühlte einen zwischen Lust und Erleiden zerspaltenen Genuß an sich, wie in dem plötzlich vertieften Innenraum einer großen Erschöpfung kauern.

Einmal aber fiel ihr ein, daß es früher manchmal in solcher Weise begonnen hatte. Da streifte sie, bei dem Gedanken solcher Wiederkehr, einen Augenblick lang ein schwirrendes, willenlos begehliches Entsetzen wie vor einer noch namenlosen Sünde; sie dachte plötzlich, ob er bemerkt haben mochte, daß sie ihn ansah, und es füllte sich ihr Körper mit einer leisen, fast unterwürfigen Sinnlichkeit wie ein dunkles Versteck um die Heimlichkeit seiner Seele. Der Fremde jedoch saß groß und ruhig in der Finsternis und lächelte bloß manchmal oder auch das schien ihr nur so.

So fuhren sie nah voreinander in der tiefen Dämmerung dahin. Und allmählich begann in ihre Gedanken wieder jene leise vorwärtsdrängende Unruhe zu kommen. Sie versuchte, sich zu sagen, daß alles nur die bis zur Täuschung verwirrte innere Stille dieser plötzlichen einsamen Reise unter fremden Menschen sei, und manchmal wieder glaubte sie, daß es der Wind war, in dessen steife, glühende Kälte gewickelt, sie starr und willenlos wurde, zuweilen aber war ihr ganz sonderbar, als sei ihr Mann ihr jetzt wieder ganz nahe und diese Schwäche und Sinnlichkeit ein wunderseliges Gefühl in ihrer Liebe. Und einmal, – als sie gerade wieder zu dem Unbekannten hinübergesehen hatte und diese schattenhafte Preisgabe ihres Willens, ihrer Härte und Unantastbarkeit empfand, – stand plötzlich, hell über ihrer Vergangenheit ein Schein wie über einer unsagbaren, fremd geordneten Weite; es war ein sonderbares Zukunftsgefühl, als ob dieses längst Verfllossene noch lebte. Im nächsten Augenblick aber war es nur mehr ein verlöschender Streif des Verstehens im Dunkel und nur in ihrem Innern schwang etwas nach, irgendwie als ob es die noch nie gesehne Landschaft ihrer Liebe gewesen wäre, von riesigen Dingen erfüllt und leise sausend, verwirrt und fremd, sie wußte nicht mehr wie und fühlte sich zagend und weich in sich gehüllt, voll sonderbarer, noch nicht faßbarer, von dorther kommender Entschlüsse.

Und sie mußte an seltsam von den übrigen abgeschnittene Tage denken, die wie eine Flucht abseits liegender Zimmer einer in den andern mündend vor ihr lagen, und hörte dazwischen jeden Huftritt der Pferde, der sie – hilflos in das belanglos Gegenwärtige der durch die Umstände bedingten Nachbarschaft in diesem Schlitten geschlagen – dem näher trug, und fügte sich mit übereiltem Lachen in irgendein Gespräch und war in ihrem Innern groß und verästelnd und vor Unübersehbarkeit machtlos wie mit lautlosem Tuch überspannt.

In der Nacht dann war sie aufgewacht; wie von Schellengeklingel. Sie fühlte plötzlich, daß es schneite. Sie sah gegen das Fenster; weich und schwer wie eine Mauer stand es in der Luft. Sie schlich auf den Zehen, mit bloßen Füßen hin. Es geschah alles rasch hintereinander, dunkel kam ihr dabei vor, daß sie ihre nackten Füße wie ein Tier auf den Boden setzte. Dann starrte sie, nah und stumpf, in das dicke Gegitter der Flocken. Sie tat dies alles, wie man im Schlaf auffährt, mit dem engen Raum eines Bewußtseins, das wie eine kleine unbewohnte Insel herauftaucht. Es war ihr, als stünde sie sehr weit fort von sich. Und mit einemmal fiel ihr ein und die Betonung fiel ihr ein, mit der er gesagt hatte: wir werden hier eingeschneit werden.

Da versuchte sie sich zu besinnen und kehrte sich um. Eng lag das Zimmer hinter ihr und es war noch etwas Sonderbares in dieser Enge, wie ein Käfig oder wie Geschlagenwerden. Claudine zündete eine Kerze an und leuchtete über die Dinge; es begann langsam der Schlaf von ihnen abzufließen und sie waren noch, als hätten sie nicht genau in sich zurückgefunden, – Schrank,

Kasten, Bett und doch etwas zu viel oder zu wenig, ein Nichts, ein rauhes, rieselndes Nichts; blind und eingefallen standen sie in der kahlen Dämmerung des flackernden Lichts, auf Tisch und Wänden lag noch ein endloses Gefühl von Staub und wie barfuß darüber gehen Müssen. Das Zimmer mündete auf einen schmalen, holzgedielten, weißgetünchten Gang; sie wußte, wo die Stiege heraufkam, hing in einem Ring aus Draht eine trübe Lampe, sie warf fünf helle, schwankende Kreise an die Decke, dann verrann ihr Licht wie Spuren schmierig tastender Hände auf dem Kalk der Wände. Wie eine Wache vor einer sonderbar erregten Leere waren diese fünf hellen, sinnlos schwankenden Kreise ... Ringsum schliefen fremde Menschen. Claudine fühlte eine plötzliche phantastische Hitze. Sie hätte leise schreien mögen, wie Katzen schreien vor Angst und Begierde, wie sie so dastand, aufgewacht in der Nacht, während lautlos der letzte Schatten ihres seltsam empfundenen Tuns in die schon wieder glatten Wände ihres Innern schlüpfte. Und plötzlich dachte sie: wenn er nun käme und einfach zu tun versuchte, was er doch sicher wollte ...

Sie wußte nicht, wie sie erschrak. Wie eine heiße Kugel rollte etwas über sie hin; minutenlang war nichts als dieses seltsame Erschrecken und dahinter jene peitschengerade, schweigsame Enge. Dann machte sie den Versuch, sich den Menschen vorzustellen. Aber es gelang nicht; sie fühlte bloß den vorsichtig vorgedehnten, tierhaften Schritt ihrer Gedanken. Nur zuweilen sah sie etwas von ihm, wie es in Wirklichkeit war, seinen Bart, sein eines leuchtendes Auge ... Dann empfand sie Ekel. Sie fühlte, daß sie niemals mehr einem fremden Menschen gehören könnte. Und gerade da, gerade zugleich mit dieser Abscheu ihres, geheimnisvoll nur nach dem einen sehnsüchtigen, Körpers vor jedem andern, fühlte sie – wie in einer zweiten, tiefern Ebene – ein Hinabbeugen, ein Schwindeln, vielleicht eine Ahnung von menschlicher Unsicherheit, vielleicht ein Bangen vor sich, vielleicht nur ein unfaßbares, sinnloses, versuchendes dennoch jenen andern Herbeiwünschen und es floß ihre Angst durch sie wie die sengende Kälte, die eine zerstörende Lust nah vor sich hertreibt.

Gleichmütig begann einstweilen eine Uhr mit sich selbst irgendwo zu sprechen, Schritte gingen unter ihrem Fenster vorbei und verklangen, ruhige Stimmen ... Es war kühl im Zimmer, von ihrer Haut hob sich die Wärme des Schlafs, unbestimmt und widerstandslos schwang sie mit ihr wie in einer Wolke von Schwäche durch die Finsternis hin und her ... Sie schämte sich vor den Dingen, die hart und aufgerichtet und längst schon wieder belanglos und sich gleich rings um sie vor sich hinstarrten, während ihr wirr vor Bewußtsein war, daß sie dastand und auf einen Unbekannten wartete. Und doch begriff sie dunkel, daß es nicht jener Fremde war, der sie lockte, sondern nur dieses Dastehn und Warten, eine feinzahnige, wilde, preisgegebene Seligkeit, sie zu sein, Mensch, in ihrem Erwachen zwischen den leblosen Dingen aufgesprungen wie eine Wunde. Und während sie ihr Herz schlagen fühlte, als trüge sie ein Tier in der Brust, – verstört, irgendwoher in sie verflogen, – hob sich seltsam ihr Leib in seinem stillen Schwanken und schloß sich wie eine große, fremde, nickende Blume darum, durch die plötzlich der in unsichtbare Weiten gespannte Rausch einer geheimnisvollen Vereinigung schaudert, und sie hörte leise das ferne Herz des Geliebten wandern, unstet, ruhelos, heimatlos in die Stille klingend wie ein Ton einer über Grenzen verwehten, fremdher wie Sternlicht flackernden Musik, von der unheimlichen Einsamkeit dieses sie suchenden Gleichklangs wie von einer ungeheuren Verschlingung ergriffen, weit über alles Wohnland der Seelen hinaus.

Da fühlte sie, daß hier sich etwas vollenden sollte, und wurde nicht gewahr, wie lange sie so stand; Viertelstunden, Stunden ... die Zeit lag reglos, von unsichtbaren Quellen gespeist, wie ein uferloser See ohne Mündung und Abfluß um sie. Nur einmal, irgendwann, glitt irgendwo von diesem unbegrenzten Horizont her etwas Dunkles durch ihr Bewußtsein, ein Gedanke, ein

Einfall, ... und wie es an ihr vorbeizog, erkannte sie die Erinnerung darin an lang versunkene Träume ihres früheren Lebens – sie glaubte sich von Feinden gefangen und war gezwungen, demütige Dienste zu tun – und währenddessen begann es schon zu entschwinden und schrumpfte ein und aus der dunstigen Unklarheit der Weite hob sich ein letztesmal, wie gespenstisch klar geknotetes Stangen- und Tauwerk eins nach dem andern darüber hinaus, und es fiel ihr ein, wie sie sich nie wehren gekonnt, wie sie aus dem Schlaf schrie, wie sie schwer und dumpf gekämpft, bis ihr die Kraft und die Sinne schwanden, dieses ganze maßlose, formlose Elend ihres Lebens, ... und dann war es vorbei und in der wieder zusammenfließenden Stille war nur ein Leuchten, eine veratmend zurückstreichende Welle, als wäre ein Unsagbares gewesen, ... und da kam es jetzt plötzlich von dort über sie – wie einstens diese schreckliche Wehrlosigkeit ihres Daseins hinter den Träumen, fern, unfassbar, im Imaginären, noch ein zweitesmal lebte – eine Verheißung, ein Sehnsuchtsschimmer, eine niemals gefühlte Weichheit, ein Ichgefühl, das – von der fürchterlichen Unwiderruflichkeit ihres Schicksals nackt, ausgezogen, seiner selbst entkleidet – während es taumelnd nach immer tieferen Entkräftungen verlangte, sie dabei seltsam wie der in sie verirrt, mit zielloser Zärtlichkeit seine Vollendung suchende Teil einer Liebe verwirrte, für die es in der Sprache des Tags und des harten, aufrechten Ganges noch kein Wort gab.

In diesem Augenblick wußte sie nicht mehr, ob sie nicht eben erst vor ihrem Erwachen zum letztenmal diesen Traum geträumt hatte. Seit Jahren hatte sie ihn vergessen geglaubt und mit einemmal schien seine Zeit ganz nahe hinter ihr zu stehn, wie wenn man sich umkehrt und plötzlich in ein Antlitz starrt. Und ihr wurde so seltsam, als ob in diesem einsam abgesonderten Zimmer ihr Leben in sich selbst zurückliefe wie Spuren in eine verworrene Fläche. Hinter Claudinens Rücken brannte das kleine Licht, das sie angesteckt hatte, ihr Gesicht hielt sie ins Dunkel; und allmählich fühlte sie nicht mehr, wie sie aussah, wie ein absonderliches Loch im Finstern, im Gegenwärtigen erschien ihr ihr Umriß. Und ganz langsam wurde ihr, als sei sie in Wirklichkeit gar nicht hier, wie wenn nur irgend etwas von ihr gewandert und gewandert wäre, durch Raum und Jahre, und wachte nun auf, fern von ihr selbst und verstiegen, und sie stünde in Wirklichkeit immer noch bei jenem versunkenen Traumgefühl ... irgendwo ... eine Wohnung tauchte auf ... Menschen ... eine gräßliche, verstrickte Angst ... Und dann ein Erröten, ein Weichwerden der Lippen ... und plötzlich das Bewußtsein, es wird wieder einer kommen, und ein anderes, vergangenes Gefühl von ihrem gelösten Haar, von ihren Armen, als wäre sie noch mit all dem untreu ... Und da, mit einemmal, – mitten in dem ängstlich sich festklammernden Wunsch, sich dem Geliebten zu wahren, ihre bittend gehobenen Hände langsam ermüdend, – der Gedanke: wir waren einander untreu, bevor wir einander kannten ... Es war nur ein in stillem Halbsein leuchtender Gedanke, fast nur ein Gefühl; eine wundersam liebliche Bitterkeit, wie im Wind, der sich vom Meer hebt, manchmal ein verwehender herber Atem säumt; fast nur der Gedanke, wir liebten einander, bevor wir einander kannten, – als dehnte sich plötzlich in ihr die unendliche Spannung ihrer Liebe weit über das Gegenwärtige in die Untreue hinaus, aus der sie einst zu ihnen beiden gekommen war wie aus einer früheren Form ihres ewigen Zwischenihnenseins.

Und sie ließ sich sinken und fühlte wie betäubt lange nichts, als daß sie auf einem kahlen Stuhl vor einem kahlen Tisch saß. Und dann war es wohl jener G. der ihr einfiel, und das Gespräch vor der Reise mit seinen verhüllten Worten; und niemals gesprochene Worte. Und dann, irgendeinmal, kam von einem Spalt des Fensters die feuchte, milde Luft der verschneiten Nacht und strich schweigsam und zärtlich an ihren nackten Schultern herab. Und da begann sie, ganz weh und ferne, wie ein Wind über regenschwarze Felder kommt, begann sie zu denken, daß es eine regenleise, wie ein Himmel eine Landschaft überspannende Lust sein müßte, untreu zu sein, eine geheimnisvoll das Leben schließende Lust ...

Vom nächsten Morgen ab lag eine eigentümliche Luft von Vergangenheit über allem.

Claudine wollte ins Institut gehen; ihr Erwachen war früh und wie aus klarem, schwerem Wasser; sie erinnerte nichts mehr von dem, was sie während der Nacht bewegt hatte; sie hatte den Spiegel vors Fenster gerückt und steckte ihr Haar auf; im Zimmer war es noch dunkel. Aber als sie sich so – mit angestrengtem Schauen vor einem blinden kleinen Spiegel – frisierte, kam ihr ein Gefühl von sich wie von einem Landmädchen, das sich für den Sonntagsausgang schön macht, und sie empfand ganz stark, daß das für die Lehrer geschah, die sie sehen würde, oder vielleicht für den Fremden, und konnte von da an diese sinnlose Vorstellung nicht wieder los werden. Sie hatte innerlich wohl nichts mit ihr zu tun, aber sie haftete an allem, was Claudine tat, und jede Bewegung erhielt etwas von einer dummsinnlichen, breitbeinigen Geziertheit, die langsam, widerwärtig und unaufhaltsam von der Oberfläche in die Tiefe sickerte. Nach einer Weile ließ sie wirklich die Arme ruhn; aber schließlich war all das zu unvernünftig, um das, was notwendig geschehen mußte, länger zu hindern, und während es bloß so blieb und schwang und mit einem ungreifbaren Gefühl von Nichttunsollen und Gewolltem und Ungewolltem in einer anderen, nebelhafteren, unfesteren Kette als der der wirklichen Entscheidungen das Geschehen begleitete und während Claudinens Hände in ihr weiches Haar griffen und die Ärmel ihres Morgenkleides an den weißen Armen hinaufglitten, schien ihr das nun wieder irgendwann – einstens, immer – so gewesen zu sein und es wurde ihr mit einemmal sonderbar, daß jetzt im Wachen, in der Leere des Morgens, ihre Hände auf und nieder gingen, als gehörten sie nicht zu ihrem Willen, sondern zu irgendeiner gleichgültigen fremden Macht. Und da begann sich langsam die Stimmung der Nacht um sie zu heben, Erinnerungen stiegen bis zu halber Höhe und sanken wieder, eine Spannung war vor diesen kaum vergessenen Erlebnissen wie ein zitternder Vorhang. Vor den Fenstern wurde es hell und ängstlich, Claudine fühlte, wenn sie in dieses gleichmäßige, blinde Licht sah, eine Bewegung wie ein freiwilliges Lösen der Hand und ein langsames, lockendes Abwärtsgleiten zwischen silbern leuchtenden Blasen und fremden, mit großen Augen stehenden Fischen; der Tag begann.

Sie nahm ein Blatt Papier und schrieb Worte an ihren Mann: «... Alles ist sonderbar. Es wird nur wenige Tage dauern, aber mir ist, als sei ich hoch über mir verschlungen in etwas. Unsere Liebe, sag mir, was sie ist? Hilf mir, ich muß dich hören. Ich weiß, sie ist wie ein Turm, aber mir ist, als fühlte ich nur das Zittern rings um eine schlanke Höhe ...»

Als sie diesen Brief aufgeben wollte, sagte ihr jedoch der Beamte, daß die Verbindung unterbrochen sei.

Sie ging darauf vor den Ort. Weit, weiß wie ein Meer lag es um die kleine Stadt. Manchmal flog eine Krähe hindurch, manchmal hob sich schwarz ein Strauch heraus. Erst tief unten am Rand, in kleinen, dunklen, zusammenhanglosen Pünktchen, begann wieder das Leben.

Sie kehrte zurück und ging durch die Straßen des Orts, unruhig, vielleicht eine Stunde lang. Sie bog in alle Gassen, kam nach einiger Zeit das gleiche Stück Wegs in entgegengesetzter Richtung, verließ es dann wieder – nun nach der anderen Seite – kreuzte Plätze, wo sie noch fühlte, wie sie vor wenigen Minuten geschritten war; überall glitt das weiße Schattenspiel der fieberhaft leeren Weite durch diese kleine von der Wirklichkeit abgeschnittene Stadt. Vor den Häusern lagen hohe Wälle aus Schnee; die Luft war klar und trocken; es schneite zwar noch immer, aber nur mehr spärlich und in flachen, fast verdorrten, glitzernden Plättchen, als ob es bald enden wollte. Zuweilen schauten über verschlossenen Türen die Fenster der Häuser ganz hellblau und gläsern auf die Straße und auch unter den Füßen klang es wie Glas. Manchmal aber polterte ein Stück hartgefrorenen Schnees eine Traufe hinunter; dann war es noch minutenlang, als starrte ein

zackiges Loch, das es in die Stille gerissen hatte. Und plötzlich begann irgendwo eine Hauswand rosarot aufzuleuchten oder zartgelb wie ein Kanarienvogel ... Was sie tat, erschien ihr dann seltsam, in überlebendiger Stärke; in der lautlosen Stille schien für einen Augenblick alles Sichtbare in irgendeinem andern Sichtbaren sich wie ein Echo zu wiederholen. Danach sank alles wieder ringsum in sich zusammen; die Häuser standen in unverständlichen Gassen um sie, wie Pilze im Wald beieinanderstehn oder eine Gruppe Sträucher geduckt auf einer weiten Fläche, und ihr war noch ganz groß und schwindlig. Es war etwas wie ein Feuer in ihr, wie eine brennend bittere Flüssigkeit, und während sie ging und dachte, kam sie sich wie ein ungeheures, geheimnisvolles Gefäß durch die Straßen getragen vor, ganz dünnwandig und flammend.

Da zerriß sie den Brief und sprach bis Mittag im Institut mit den Lehrern.

In den Zimmern war es still; wenn sie irgendwo von ihrem Platz aus durch die düstern, tiefen Wölbungen ins Freie blickte, erschien es ihr weit, gedämpft, wie mit grauem Schneelicht verhangen. Dann sahen die Menschen sonderbar körperhaft aus, wuchtig und lastend auf betonten Konturen. Sie sprach mit ihnen nur die unpersönlichsten Dinge und hörte nur solche, aber zuweilen war selbst das fast wie eine Hingabe. Sie wunderte sich, denn diese Menschen gefielen ihr nicht, an keinem bemerkte sie auch nur eine Einzelheit, die sie anzog, jeder stieß sie eigentlich durch die Eigenschaften seiner geringeren Lebensschicht bloß ab, und trotzdem fühlte sie das Männliche, Andersgeschlechtliche an ihnen mit einer, wie ihr schien, niemals zuvor erlebten oder doch seit langen Zeiten vergessenen Deutlichkeit. Sie gewahrte, daß es das im Halblight Gesteigerte des Gesichtseindrucks war, dieses dumpf Gewöhnliche und doch durch seine Häßlichkeit kaum begreifbar Überhöhte, was wie Witterung riesiger, plumper Höhlentiere ungewiß um diese Menschen floß. Und allmählich begann sie jenes alte Gefühl von Schutzlosigkeit auch hier zu erkennen, das sie seit ihrem Alleinsein immer wieder empfand, und es fing ein eigentümliches Empfinden von Unterwürfigkeit an, sie in allen Einzelheiten zu verfolgen, in kleinen Wendungen des Gesprächs, in der Aufmerksamkeit, mit der sie zuhören mußte, allein schon darin, daß sie überhaupt dasaß und sprach.

Da wurde Claudine unwillig, fand, daß sie schon zu lange hier säumte, und empfand die Luft und das Halbdunkel der Zimmer eng und verwirrend. Es kam ihr plötzlich und zum erstenmal der Gedanke, daß sie, die sich bloß noch nie von ihrem Manne getrennt hatte, kaum da sie allein war, vielleicht schon wirklich begonnen haben könnte, wieder in ihre Vergangenheit zurückzusinken.

Was sie jetzt empfand, war nicht mehr bloß unbestimmt streifend, sondern an wirkliche Menschen geknüpft. Und dennoch war es nicht Angst vor ihnen, sondern davor, daß sie sie empfinden konnte, als ob sich, während die Reden dieser Menschen sie einhüllten, heimlich in ihr etwas bewegt und leise gerüttelt hätte; kein einzelnes Gefühl, sondern irgendein Grund, in dem die alle ruhen, – wie wenn man manchmal durch Wohnungen geht, die einen anwidern, aber man spürt ganz sacht allmählich eine Vorstellung, wie Menschen hier glücklich sein können, und mit einemmal kommt ein Augenblick, wo es einen umfängt, als ob man sie wäre, man möchte zurückspringen und fühlt erstarrt, von allen Seiten die Welt geschlossen und ruhig auch um diesen Mittelpunkt stehn ...

In dem grauen Licht diese schwarzen bärtigen Menschen erschienen ihr wie Riesengebilde in dämmernden Kugeln von solchem fremden Gefühl und sie suchte sich vorzustellen, wie es sein müßte, um sich das sich schließen zu fühlen. Und während ihre Gedanken rasch wie in einem weichen, formlos quellenden Boden versanken, hörte sie bald nur mehr eine Stimme, die vom Rauchen geraucht und deren Worte in einen Zigarettenrauch gebettet waren, der beim Sprechen beständig um ihr Gesicht streifte, und eine andre, die hell war und hoch wie Blech, und sie suchte

den Klang sich vorzustellen, mit dem sie in der geschlechtlichen Erregung zerbrochen in die Tiefe gleiten mußte, dann wieder zogen ungeschickte Bewegungen ihr Empfinden in seltsamen Windungen nach sich und einen olympisch Lächerlichen suchte sie wie eine Frau zu fühlen, die an ihn glaubte ... Ein Fremdes, mit dem ihr Leben nichts gemeinsam hatte, richtete sich nach und überhängend groß vor ihr auf, wie ein zottiges, einen betäubenden Geruch ausströmendes Tier; ihr war, als hätte sie eben nur mit der Peitsche hineinschlagen gewollt und gewährte, plötzlich gehemmt und ohne es zu durchschauen, ein Spiel vertrauter Abstufungen in einem irgendwie dem ihren ähnlichen Gesicht.

Da dachte sie heimlich: «Wir, Menschen wie wir könnten vielleicht selbst mit solchen Menschen leben ...» Es war ein eigentümlich quälender Reiz, eine dehnende Lust des Gehirns, etwas wie eine dünne gläserne Scheibe lag davor, an die sich ihre Gedanken schmerzhaft preßten, um jenseits in eine ungewisse Trübe zu starren; es freute sie, den Menschen dabei klar und unverdächtig in die Augen zu blicken. Dann versuchte sie, sich ihren Mann entfremdet, wie von dorthier gesehen, vorzustellen. Es gelang ihr, sehr ruhig an ihn zu denken; es blieb ein wunderbarer, unvergleichlicher Mensch, aber ein Unwägbares, vom Verstand nicht zu Fassendes war von ihm geschwunden und er erschien ihr etwas blaß und nicht so nahe; manchmal vor dem letzten Anstieg einer Krankheit steht man in solch einer kühlen, beziehungslosen Helligkeit. Doch da fiel ihr ein, wie sonderbar es sei, daß sie ähnliches wie das, womit sie jetzt spielte, irgendwann einmal wirklich erlebt haben konnte, daß es eine Zeit gab, wo sie ihren Mann sicher und ohne von einer Frage beunruhigt zu werden so empfunden hätte, wie sie ihn sich jetzt einzubilden suchte, und es kam ihr mit einemmal alles ganz seltsam vor.

Man geht täglich zwischen bestimmten Menschen oder durch eine Landschaft, eine Stadt, ein Haus und diese Landschaft oder diese Menschen gehen immer mit, täglich, bei jedem Schritt, bei jedem Gedanken, ohne Widerstand. Aber einmal bleiben sie plötzlich mit einem leisen Ruck stehen und stehn ganz unbegreiflich starr und still, losgelöst, in einem fremden, hartnäckigen Gefühl. Und wenn man auf sich zurücksieht, steht ein Fremder bei ihnen. Dann hat man eine Vergangenheit. Aber was ist das? fragte sich Claudine und fand plötzlich nicht, was sich geändert haben konnte.

Sie wußte auch in diesem Augenblick, daß nichts einfacher ist als die Antwort, man selbst sei es, der sich geändert habe, aber sie begann einen sonderbaren Widerstand zu fühlen, die Möglichkeit dieses Vorgangs zu begreifen; und vielleicht erlebt man die großen, bestimmenden Zusammenhänge nur in einer eigentümlich verkehrten Vernunft, während sie nun bald die Leichtigkeit nicht verstand, mit der sie eine Vergangenheit, die einst so nah um sie gewesen war wie ihr eigener Leib, als fremd empfinden konnte, bald wieder die Tatsache ihr unfaßbar erschien, daß überhaupt je etwas anders gewesen sein mochte als jetzt, fiel ihr ein, wie das ist, wenn man manchmal etwas in der Ferne sieht, fremd, und dann geht man hin und an einer gewissen Stelle tritt es in den Kreis des eigenen Lebens, aber der Platz, wo man früher war, ist jetzt so eigentümlich leer, oder man braucht sich bloß vorzustellen, gestern habe ich dies oder jenes getan: irgendeine Sekunde ist immer wie ein Abgrund, vor dem ein kranker, fremder, verblässer Mensch zurückbleibt, man denkt bloß nicht daran, – und plötzlich erschien ihr in einer schlagschnellen Erhellung ihr ganzes Leben von diesem unverstehbaren, unaufhörlichen Treubruch beherrscht, mit dem man sich, während man für alle andern der gleiche bleibt, in jedem Augenblick von sich selbst loslöst, ohne zu wissen warum, dennoch darin eine letzte, nie verbrauchte bewußtseinsferne Zärtlichkeit ahnend, durch die man tiefer als mit allem, was man tut, mit sich selbst zusammenhängt.

Und während noch dieses Gefühl in seiner bloßgelegten Tiefe klar in ihr schimmerte, war ihr, als



ob die Sicherheit, die oben ihr Leben trug, wie ein Kreisen um sie, mit einemmal es wieder nicht mehr trüge, und es teilte sich in hundert Möglichkeiten, schob sich wie verschiedener Leben hintereinandergelagerte Kulissen auseinander und in einem weißen, leeren, unruhigen Raum dazwischen tauchten die Lehrer wie dunkle, ungewisse Körper auf, sanken suchend, sahen sie an und stellten sich schwer auf ihren Platz. Sie fühlte eine eigentümlich traurige Lust, hier mit ihrem unnahbaren Lächeln der fremden Dame, in ihr Aussehen verschlossen, vor ihnen sitzend, bei sich selbst nur ein Zufälliges zu sein, nur durch eine wechselbare Hülle von Zufall und Tatsache, die sie umging, von ihnen getrennt zu sein. Und während ihr das Gespräch hurtig und nichtssagend von den Lippen sprang und leblos behend wie ein Faden dahinlief, begann sie langsam der Gedanke zu verwirren, daß sie – wenn sich der Dunstkreis eines dieser Menschen um sie geschlossen haben würde – auch das, was sie dann täte, wirklich wäre, als wäre diese Wirklichkeit nur etwas Bedeutungsloses, das zuweilen durch die gleichgültig geformte Öffnung eines Augenblicks heraufschießt, unter der man, sich selbst unerreicht, in einem Strom von niemals Wirklichem dahinfließt, dessen einsamen, weltfernärztlichen Laut keiner hört. Ihre Sicherheit, dieses in liebender Angst an jenen Einen Geklammertsein, erschien ihr in diesem Augenblick als etwas Willkürliches, Unwesentliches und bloß Oberflächliches im Vergleich mit einem vom Verstand kaum mehr zu fassenden Gefühl von unwägbarem durch dieses Einsamsein in einer letzten, geschehensleeren Innerlichkeit Zueinandergehören.

Und das war der Reiz, als ihr jetzt plötzlich der Ministerialrat einfiel. Sie begriff, daß er sie begehrte und daß bei ihm wirklich werden sollte, was hier noch ein Spiel mit Möglichkeiten war.

Einen Augenblick lang schauderte etwas in ihr und warnte sie; das Wort Sodomie fiel ihr ein; soll ich Sodomie treiben ...?! Aber dahinter war die Versuchung ihrer Liebe: damit du im Wirklichen fühlen mußt, ich, ich unter diesem Tier. Das Unvorstellbare. Damit du dort nie mehr hart und einfach an mich glauben kannst. Damit ich dir ungreifbar und versinkend wie ein Schein werde, kaum daß du mich losläßt. Nur ein Schein, das ist, du weißt, ich bin nur etwas in dir, nur etwas durch dich, nur solange du mich festhältst, sonst irgend etwas, Geliebter, so seltsam vereint ... Und es faßte sie eine leise untreue Abenteuertraurigkeit, jene Wehmut der Handlungen, die man nicht ihrer selbst halber sondern tut, um sie getan zu haben. Sie fühlte, daß der Ministerialrat jetzt irgendwo stand und auf sie wartete. Es dünkte sie, daß der eingeengte Gesichtskreis um sie sich schon mit seinem Atem füllte, und die Luft nahe bei ihr nahm seinen Geruch an. Sie wurde unruhig und begann sich zu verabschieden. Sie fühlte, daß sie auf ihn zugehen werde und die Vorstellung des Augenblicks griff ihr kalt an den Leib, wo es geschehen sein würde. Es war, als ob sie etwas packte und zu einer Tür zerrte, und sie wußte, diese Tür wird zufallen, und wehrte sich und lauschte doch schon mit vorgestreckten Sinnen voraus.

Als sie dem Menschen begegnete, stand er für sie nicht mehr am Anfang einer Bekanntschaft, sondern unmittelbar vor dem Hereinbruch. Sie wußte, daß inzwischen auch er über sie nachgedacht und sich einen Plan zurechtgelegt hatte. Sie hörte ihn sagen: «Ich habe mich damit abgefunden, daß Sie mich zurückweisen, aber nie wird Sie ein Mensch so selbstlos verehren wie ich.» Claudine antwortete nicht. Seine Worte kamen langsam, nachdrücklich; sie fühlte, wie es sein müßte, wenn sie wirken würden. Dann sagte sie: «Wissen Sie, daß wir wirklich eingeschnitten sind?» Es erschien ihr alles so, wie wenn sie es schon einmal erlebt hätte; ihre Worte schienen in den Spuren von Worten steckenzubleiben, die sie früher einmal gesprochen haben mußte. Sie achtete nicht auf das, was sie tat, sondern auf den Unterschied, daß das, was sie jetzt tat, Gegenwart war und irgendein Gleiches Vergangenheit; dieses Willkürliche, diesen zufälligen, nahen Hauch von Gefühl darüber. Und sie hatte eine große, unbewegte Empfindung von sich, über der Vergangenheit und Gegenwart wie kleine Wellen sich wiederholten.

Nach einer Weile sagte der Ministerialrat plötzlich: «Ich fühle, daß etwas in Ihnen zögert. Ich kenne dieses Zögern. Jede Frau steht einmal in ihrem Leben davor. Sie schätzen Ihren Mann und wollen ihm gewiß nicht weh tun und verschließen sich darum. Aber eigentlich müßten Sie sich wenigstens für Augenblicke davon freimachen und auch den großen Sturm erleben.» Wiederum schwieg Claudine. Sie fühlte, wie er ihr Schweigen mißdeuten mußte, aber es tat ihr eigenartig wohl. Daß es etwas in ihr gab, das sich nicht in Handlungen ausdrücken ließ und von Handlungen nichts erleiden konnte, das sich nicht verteidigen konnte, weil es unter dem Bereich der Worte lag, das um verstanden zu werden geliebt werden mußte, wie es sich selbst liebte, etwas das sie nur mit ihrem Mann gemeinsam hatte, empfand sie stärker bei diesem Schweigen; so war es eine innere Vereinigung, während sie die Oberfläche ihres Wesens diesem Fremden überließ, der sie verunstaltete.

In solcher Weise gingen sie und unterhielten sich. Und in ihrem Gefühl war dabei ein Hinüberbeugen, schwindelnd, als empfände sie dann die wunderbare Unbegreiflichkeit des zu ihrem Geliebten Gehörens tiefer. Manchmal schien ihr, daß sie sich schon ihrem Begleiter anpaßte, mochte sie auch noch für einen andern scheinen, die gleiche zu sein, und es kam ihr manchmal vor, als erwachten Scherze, Einfälle und Bewegungen noch aus ihrer ersten Frauenzeit in ihr, Dinge, denen sie sich längst entwachsen glaubte; dann sagte er: gnädige Frau, Sie sind geistreich.

Wenn er so sprach und neben ihr schritt, wurde sie gewahr, daß seine Worte in einen ganz leeren Raum hinausgingen, den sie mit sich allein anfüllten. Und allmählich entstanden darin die Häuser, an denen sie vorbeisritten, um ein wenig anders und verschoben, wie sie sich in den Scheiben von Fenstern spiegeln, und die Gasse, in der sie waren, und nach einer Weile sie, auch etwas verändert und verzerrt, aber doch so, daß sie sich noch erkannte. Sie fühlte die Gewalt, die von dem alltäglichen Menschen ausging, – es war ein unmerkliches Verschieben der Welt und Vorsichhinrücken, eine einfache Kraft der Lebendigkeit, sie strahlte von ihm aus und bog die Dinge in ihre Oberfläche. Es verwirrte sie, daß sie auch ihr Bild in dieser spiegelhaft gleitenden Welt gewahrte; ihr war, wenn sie jetzt noch etwas nachgäbe, müßte sie plötzlich ganz dieses Bild sein. Und einmal sagte er plötzlich: «Glauben Sie mir, es ist nur Gewohnheit. Hätten Sie mit siebzehn oder achtzehn Jahren – ich weiß es nicht – einen andern Mann kennen gelernt und geheiratet, würde Ihnen heute der Versuch, sich als die Frau ihres jetzigen Gemahls zu denken, genau ebenso schwer fallen.»

Sie waren vor die Kirche gelangt, groß und allein standen sie auf dem weiten Platz; Claudine sah auf, die Gebärden des Ministerialrats ragten aus ihm heraus in die Leere. Da war ihr mit einem Schlag einen Augenblick lang, als ob tausend zu ihrem Körper aneinandergefügte Kristalle sich sträubten; ein umhergeworfenes, unruhiges, zersplittert dämmerndes Licht stieg in ihrem Leib empor und der Mensch, den es traf, sah darin mit einemmal anders aus, alle seine Linien kamen auf sie zu, zuckend wie ihr Herz, alle seine Bewegungen fühlte sie von innen über ihren Körper gehn. Sie wollte sich zurufen, wer er sei, aber das Gefühl blieb wie ein wesenloser Schein ohne Gesetze, eigentümlich schwebte es in ihr, als ob es nicht zu ihr gehörte.

Im nächsten Augenblick war nur mehr ein Lichtes, Nebelndes, Entschwindendes ringsum. Sie blickte um sich; still und gerade standen die Häuser um den Platz, am Turm schlug die Uhr. Rund und metallisch sprangen die Schläge aus den Luken der vier Mauern, lösten sich im Fallen auf und flatterten über die Dächer. Claudine hatte die Vorstellung, daß sie dann weit und klingend über das Land rollen mußten, und sie fühlte mit einemmal schauernd: Stimmen gehen durch die Welt, vieltürmig und schwer wie dröhnende Städte aus Erz, etwas, das nicht Verstand ist ... eine unabhängige, unfaßbare Welt des Gefühls, die sich nur willkürlich, zufällig und lautlos flüchtig

mit der der täglichen Vernunft verbindet, wie jene grundlos tiefen, weichen Dunkelheiten, die manchmal über einen schattenlosen, starren Himmel ziehn.

Es war, als stünde etwas um sie und sähe sie an. Sie fühlte die Erregung dieses Menschen wie etwas Brandendes in einer sinnentleerten Weite, etwas finster, einsam sich Schlagendes. Und allmählich ward ihr, es sei, was dieser Mensch von ihr begehrte, diese scheinbar stärkste Handlung, etwas ganz Unpersönliches; es war nichts als dieses Angesehenwerden, ganz dumm und stumpf, wie Punkte fremd im Raum einander ansehen, die irgend etwas Ungreifbares zu einem zufälligen Gebilde vereint. Sie schrumpfte darunter ein, es drückte sie zusammen, als wäre sie selbst solch ein Punkt. Sie empfand dabei ein sonderbares Gefühl von sich, es hatte nichts mehr mit der Geistigkeit und dem Selbstgewählten ihres Wesens zu tun und war doch noch das gleiche wie sonst. Und mit einemmal entschwand ihr das Bewußtsein, daß dieser Mensch vor ihr von häßlicher Alltäglichkeit des Geistes war. Und ihr wurde, als stünde sie weit draußen im Freien, und um sie standen die Töne in der Luft und die Wolken am Himmel still und gruben sich in ihren Platz und Augenblick hinein und sie war auch nicht mehr etwas anderes als sie, etwas Ziehendes, Hallendes, ... sie glaubte, die Liebe der Tiere verstehen zu können ... und der Wolken und Geräusche. Und fühlte die Augen des Ministerialrats die ihren suchen ... und erschrak und verlangte nach sich und spürte plötzlich ihre Kleider wie etwas um die letzte ihr von sich gebliebne Zärtlichkeit Geschloßnes und fühlte darunter ihr Blut, sie glaubte seinen scharfen, zitternden Duft zu riechen, und hatte nichts als diesen Körper, den sie preisgeben sollte, und dieses geistigste, wirklichkeitsübersehende Gefühl von Seele als ein Gefühl von ihm – diese letzte Seligkeit – und wußte nicht, wurde in diesem Augenblick ihre Liebe zum äußersten Wagnis oder verblaßte sie schon und es öffneten sich ihre Sinne wie neugierige Fenster?

Sie saß dann im Speisezimmer. Es war Abend. Sie fühlte sich einsam. Eine Frau sprach zu ihr herüber: «Ich habe heute nachmittag Ihr Töchterchen gesehen, als es auf Sie wartete, es ist ein reizendes Kind, Sie haben gewiß viel Freude an ihm.» Claudine war an diesem Tag nicht wieder im Institut gewesen, aber es war ihr unmöglich zu antworten, sie schien plötzlich nur mit irgendeinem empfindungslosen Teil von sich, mit den Haaren oder den Nägeln oder als hätte sie einen Leib aus Horn, unter diesen Menschen zu sein. Dann entgegnete sich doch irgend etwas und hatte dabei die Vorstellung, daß alles, was sie sagte, sich wie in einem Sack oder in einem Netz verstrickte; ihre eigenen Worte erschienen ihr fremd zwischen den fremden, wie Fische an den feuchtkalten Leibern anderer Fische zappelten sie in dem unausgesprochenen Gewirr der Meinungen.

Es faßte sie ein Ekel. Sie fühlte wieder, daß es nicht auf das ankam, was sie von sich sagen, mit Worten erklären konnte, sondern daß alle Rechtfertigung in etwas ganz anderem lag, – einem Lächeln, einem Verstummen, einem inneren Sichhören. Und sie empfand plötzlich eine unsagbare Sehnsucht nach jenem einzigen Menschen, der auch so einsam war, den auch niemand hier verstehen würde und der nichts hatte als jene weiche Zärtlichkeit voll gleitender Bilder, die wie ein nebligtes Fieber den harten Stoß der Dinge auffängt, das alles äußere Geschehen groß, gedämpft und flächenhaft zurückläßt, während innen alles in dem ewigen, geheimnisvollen, in allen Lagen ruhenden Gleichgewicht des Beisichseins schwebt.

Während aber sonst in ähnlicher Stimmung ein solches Zimmer mit Menschen sich wie eine einzige heiße, schwere, kreisende Masse um sie schloß, war hier mitunter ein heimliches Stillstehn und Auslassen und auf seine Plätze Springen. Und mürrisch sie Abwehren. Ein Schrank, ein Tisch. Es geriet zwischen ihr und diesen gewohnten Dingen etwas in Unordnung, sie offenbarten etwas Ungewisses und Wankendes. Es war plötzlich wieder jene Häßlichkeit wie auf der Reise, keine einfache Häßlichkeit, sondern es griff ihr Gefühl gleich einer Hand durch die

Dinge hindurch, wenn es sie anfassen wollte. Es taten sich Löcher auf vor ihrem Gefühl, als ob – seit jene letzte Sicherheit in ihr verträumt sich anzustarren begonnen hatte – in einer sonst nicht wahrnehmbaren Einbettung der Dinge in ihr Empfinden sich etwas gelockert hätte, und statt eines verketteten Klingens von Eindrücken wurde durch diese Unterbrechungen die Welt um sie wie ein unendliches Geräusch.

Sie fühlte, wie dadurch etwas in ihr entstand, wie wenn man am Meer geht, ein Sichuneindrückbarfühlen in dieses Tosen, das jedes Tun und jeden Gedanken bis auf den Augenblick wegriß, und allmählich ein Unsicherwerden und ein langsames Sich nicht mehr begrenzen können und -spüren und ein Selbstverfließen, – in einen Wunsch zu schreien, eine Lust nach unglaublich maßlosen Bewegungen, in irgendeinen wurzellos aus ihr emporwachsenden Willen etwas zu tun, ohne Ende, nur um sich daran zu empfinden; es lag eine saugende, schmatzend verwüstende Kraft in diesem Verlorengehen, wo jede Sekunde wie eine wilde, abgeschnittene, verantwortungslose Einsamkeit ohne Gedächtnis blöd in die Welt starrte. Und es riß Gebärden und Worte aus ihr heraus, die irgendwoher neben ihr vorbeikamen und doch noch sie waren, und der Ministerialrat saß davor und mußte gewahren, wie es etwas, das in sich verborgen das Geliebte ihres Leibes trug, ihm näherte, und schon sah sie nichts mehr als die unaufhörliche Bewegung, mit der sein Bart auf und nieder ging, während er sprach, gleichmäßig, einschläfernd, wie der Bart einer schauerlichen, halblaute Worte kauenden Ziege.

Sie tat sich so leid; zugleich war es ein wiegend summender Schmerz, daß dies alles möglich sein konnte. Der Ministerialrat sagte: «Ich sehe es Ihnen an, daß Sie eine von jenen Frauen sind, deren Schicksal es ist, von einem Sturm hinweggerissen zu werden. Sie sind stolz und möchten es verbergen; aber glauben Sie mir, einen Kenner der Frauenseele täuscht das nicht.» Es war, als sänke sie ohne Aufhören in ihre Vergangenheit hinein. Aber wenn sie um sich sah, fühlte sie bei diesem Sinken durch Seelenzeiten, die wie tiefes Wasser übereinandergeschichtet waren, die Zufälligkeit, nicht daß diese Dinge um sie jetzt so aussähen, sondern daß dieses Aussehen sich auf ihnen hielt, als ob es fest zu ihnen gehörte, widernatürlich eingekrallt wie ein Gefühl, das über seine Zeit hinaus nicht von einem Gesicht will. Und es war sonderbar, wie wenn in dem leise rinnenden Faden des Geschehens plötzlich ein Glied zersprungen und aus der Reihe heraus in die Breite gefahren wäre, es erstarrten allmählich alle Gesichter und alle Dinge in einem zufälligen, plötzlichen Ausdruck, winkelrecht quer durch eine widergewöhnliche Ordnung untereinander verbunden. Und nur sie glitt mit schwankend ausgebreiteten Sinnen zwischen diesen Gesichtern und Dingen – abwärts – dahin.

Der große, durch die Jahre geflochtene Gefühlszusammenhang ihres Daseins wurde dahinter in der Ferne einen Augenblick lang kahl für sich bemerkbar, fast wertlos. Sie dachte, man gräbt eine Linie ein, irgendeine bloß zusammenhängende Linie, um sich an sich selbst zwischen dem stumm davonragenden Dastehn der Dinge zu halten; das ist unser Leben; etwas wie wenn man ohne Aufhören spricht und sich vortäuscht, daß jedes Wort zum vorherigen gehört und das nächste fordert, weil man fürchtet, im Augenblick des abreißenden Schweigens irgendwie unvorstellbar zu taumeln und von der Stille aufgelöst zu werden; aber es ist nur Angst, nur Schwäche vor der schrecklich auseinanderklaffenden Zufälligkeit alles dessen, was man tut ...

Der Ministerialrat sagte noch: «Es ist Schicksal, es gibt Männer, deren Schicksal das Bringen der Unruhe ist, man soll sich ihr öffnen, es schützt nichts davor ...» Aber sie hörte es kaum. Ihre Gedanken gingen indessen in sonderbaren, fernen Gegensätzen. Sie wollte mit einem Satz, mit einer großen, unbedachten Gebärde sich frei machen und dem Geliebten zu Füßen stürzen; sie fühlte, daß sie es noch gekonnt hätte. Aber etwas zwang sie, vor dem Schreienden, Gewaltsamen daran einzuhalten; vor diesem Strom sein zu müssen, um nicht zu versickern, sein Leben an sich

zu pressen, um es nicht zu verlieren, selbst nur zu singen, um nicht plötzlich ratlos zu verstummen. Sie wollte es nicht. Etwas Zögerndes, nachdenklich Gesprochenes schwebte ihr vor. Nicht schreien wie alle, um die Stille nicht zu spüren. Auch nicht Gesang. Nur ein Flüstern, ein Stillwerden, ... Nichts, Leere ...

Und einmal kam ein langsames, lautloses Sichvorschieben, über den Rand Beugen, der Ministerialrat sagte: «Lieben Sie nicht das Schauspiel? Ich liebe in der Kunst die Feinheit des guten Endes, die uns über das Alltägliche tröstet. Das Leben enttäuscht, bringt so oft um den Aktschluß. Aber wäre das nicht öde Natürlichkeit ...?»

Sie hörte es plötzlich ganz dicht und deutlich. Noch war irgendwo jene Hand, eine spärlich nachgeschobene Wärme, ein Bewußtsein: Du, – aber da ließ sie sich los und irgendeine Sicherheit trug sie, jetzt noch einander das Letzte sein zu können, wortlos, ungläubig, zusammengehörig wie ein Gewebe von todessüßer Leichtheit, wie eine Arabeske für einen noch nicht gefundenen Geschmack, jeder ein Klang, der nur in der Seele des andern eine Figur beschreibt, nirgends, wenn sie nicht zuhört.

Der Ministerialrat richtete sich auf, blickte sie an. Sie fühlte sich plötzlich vor ihm stehen und fern von sich jenen einen geliebten Menschen; er mochte irgend etwas denken, ihr fiel ein, daß sie es nicht wissen konnte, – in ihr selbst taumelte zu gleicher Zeit ein wegloses Empfinden, von der Dunkelheit ihres Leibs geschützt. In diesem Augenblick empfand sie ihren Körper, der alles, was er fühlte, wie eine Heimat umhegte, als eine unklare Hemmung. Sie spürte sein Gefühl von sich, das, näher als alles andere, um sie geschlossen war, mit einemmal wie eine unentrinnbare Treulosigkeit, die sie von dem Geliebten trennte, und in einem ohnmächtig auf sie niedersinkenden, noch nie gekannten Erlebnis war ihr, als verkehrte sich ihr die letzte Treue – die sie mit ihrem Körper wahrte – meinem unheimlichen innersten Grunde in ihr Widerspiel.

Vielleicht hatte sie da nichts als den Wunsch, diesen Leib ihrem Geliebten hinzugeben, aber durchzittert von der tiefen Unsicherheit der seelischen Werte faßte er sie wie das Verlangen nach jenem Fremden, und während sie in die Möglichkeit starrte, daß sie sich, noch wenn sie in ihrem Körper das sie Zerstörende erlitt, durch ihn als sie selbst empfinden würde, und vor seinem geheimnisvoll jeder seelischen Entscheidung ausweichenden Gefühl von sich wie vor etwas finster und leer sie in sich selbst Einschließendem schauderte, lockte sie bitterselig ihr Leib, ihn von sich zu stoßen, in der Wertlosigkeit der sinnlichen Verlorenheit von einem Fremden ihn niedergestreckt und wie mit Messern aufgebrochen zu fühlen, ihn mit Grauen und Ekel und Gewalt und ungewollten Zuckungen füllen zu lassen, – um ihn in einer seltsam bis zur letzten Wahrhaftigkeit geöffneten Treue um dieses Nichts, dieses Schwankende, dieses gestaltlose Überall, diese Krankengewißheit von Seele dennoch wie den Rand einer traumhaften Wunde zu fühlen, der in den Schmerzen des endlos erneuten Zusammenwachsenwollens vergeblich den anderen sucht.

Wie ein Licht hinter zartem Geäder stieg zwischen ihren Gedanken aus dem wartenden Dunkel der Jahre, allmählich sie einhüllend, diese Sterbenssehnsucht ihrer Liebe empor. Und irgendeinmal plötzlich hörte sie sich weit weg im strahlend Ausgespannten antworten, als hätte sie aufgenommen, was der Ministerialrat sagte: «Ich weiß nicht, ob er es ertragen könnte ...»

Zum erstenmal sprach sie da von ihrem Mann; sie schrak auf, es schien nicht ins Wirkliche zu gehören; aber schon fühlte sie die unaufhaltsame Macht des ins Leben entlaufenen Worts. Rasch zufassend sagte der Ministerialrat: «Ja lieben Sie ihn denn?» Es entging ihr nicht das Lächerliche der vermeintlichen Sicherheit, mit der er zustieß, und sie sagte: «Nein; nein, ich liebe ihn ja gar nicht.» Zitternd und entschlossen.

Als sie oben in ihrem Zimmer war, verstand sie es kaum noch, aber sie fühlte den verummten, unbegreiflichen Reiz ihrer Lüge. Sie dachte an ihren Mann; zuweilen leuchtete etwas von ihm auf, wie wenn man von der Straße in erhellte Zimmer blickt; daran fühlte sie erst, was sie tat. Er sah schön aus, sie wollte bei ihm stehn, dann strahlte dieses Licht auch in ihr. Aber sie duckte sich in ihre Lüge zurück und dann stand sie wieder außen, auf der Straße, im Finstern. Es fror sie; daß sie lebte, tat ihr weh; jedes Ding, das sie ansah, jeder Atemzug. Wie in eine warme, strahlende Kugel konnte sie in jenes Gefühl zu ihrem Mann schlüpfen, sie war dort geschützt, die Dinge stießen nicht wie scharfe Schiffsschnäbel durch die Nacht, sie wurden weich aufgefangen, gehemmt. Und sie wollte nicht.

Sie erinnerte, daß sie schon einmal gelogen hatte. Nicht früher, denn nie war es eine Lüge damals, das war einfach sie. Aber einmal, im spätern, obwohl es die Wahrheit war, bloß als sie sagte, daß sie spazierengegangen sei, abends, zwei Stunden lang, hatte sie gelogen; sie begriff plötzlich, daß sie damals zum erstenmal gelogen hatte. So wie sie vorhin im Zimmer unten zwischen den Menschen saß, ging sie damals durch die Straßen, verloren hin und her, unruhig wie ein verlaufener Hund, und sah in die Häuser; und irgendwo öffnete irgend jemand einer Frau seine Tür, mit seiner Liebenswürdigkeit, seiner Gebärde, mit dem Aussehen seines Empfangs zufrieden; und irgendwo anders ging einer mit seiner Frau zu Besuch und war vollkommene Würde, Gatte und Gleichgewicht; und überall waren wie in einem breiten, gleichmütig alles beherbergenden Wasser kleine wirbelnde Mittelpunkte, mit einem Kreisen um sich, einer nach innen sehenden Bewegung, die irgendwo plötzlich, blind, fensterlos ans Gleichgültige grenzte; und überall innen war dieses Gehaltenwerden vom eigenen Widerhall in einem engen Raum, der jedes Wort auffängt und bis zum nächsten verlängert, damit man nicht hört, was man nicht ertragen könnte, – den Zwischenraum, den Abgrund zwischen den Stößen zweier Handlungen, in den man von dem Gefühl von sich fortsinkt, irgendwohin in das Schweigen zwischen zwei Worten, das ebensogut das Schweigen zwischen den Worten eines ganz anderen Menschen sein könnte.

Und da befahl es sie im geheimen: irgendwo unter diesen lebt ein Mensch, ein unpassender, ein anderer, aber man hätte sich ihm noch anpassen können und man würde nie etwas von dem Ich wissen, das man heute ist. Denn Gefühle leben nur in einer langen Kette anderer, einander haltend, und es kommt bloß darauf an, daß ein Punkt des Lebens sich ohne Lücke an den andern reiht, und es gibt hundert Weisen. Und da durchfuhr sie zum erstenmal seit ihrer Liebe der Gedanke: es ist Zufall; durch irgendeinen Zufall wurde es wirklich und dann hält man es fest. Und sie fühlte sich zum erstenmal undeutlich bis auf den Grund und spürte dieses letzte, die Wurzel, die Unbedingtheit zerstörende, antlitzlose Gefühl von sich in ihrer Liebe, das sie auch sonst immer wieder zu ihr selbst gemacht hätte und sie von niemandem unterschied. Und da war ihr, als müßte sie sich sinken lassen, wieder ins Treibende, ins Unverwirklichte, ins Nirgendzu Hause, und sie lief durch die Traurigkeit der leeren Straßen und sah in die Häuser und wollte keine andere Gesellschaft als den Laut ihrer Absätze auf den Steinen, in dem sie sich, bis auf das bloß Lebendige eingeschränkt, laufen hörte, bald vor sich, bald hinter sich.

Aber während sie damals nur das Zerfallende begriff, den unaufhörlich bewegten Hintergrund unverwirklichter Gefühlsschatten, vor dem jede Kraft sich aneinander zu halten abglitt, die Entwertung, das Unbeweisbare, vom Verstand nicht zu Fassende des eigenen Lebens, und fast weinte, verwirrt und ermüdet von der Verslossenheit, in die sie eintrat, – hatte sie jetzt, in dem Augenblick, wo es ihr wieder einfiel, was an Vereinigung darin war bis zu Ende erlitten, in dieser durchscheinend, schimmernd dünnen Verletzlichkeit der lebensnotwendigen Einbildungen: das traumdunkelenge Nur durch den andern sein, das Inseleinsame des Nichterwachendürfens, dieses

wie zwischen zwei Spiegeln Gleitende der Liebe, hinter denen man das Nichts weiß, und sie fühlte hier in diesem Zimmer, von ihrem falschen Geständnis wie von einer Maske bedeckt, auf das Abenteuer eines andern Menschen in ihr wartend, das wunderbare, gefährvolle, steigernde Wesen der Lüge und des Betrugs in der Liebe, – heimlich aus sich heraustreten, ins nicht mehr dem andern Erreichbare, ins Gemiedene, in die Auflösung des Alleinseins, um der großen Wahrhaftigkeit willen in die Leere die zuweilen, einen Augenblick lang, sich hinter den Idealen aufzutut.

Und mit einemmal hörte sie verheimlichte Schritte, ein Knarren der Treppe, ein Stehenbleiben; vor ihrer Tür ein leise auf der Diele knarrendes Stehenbleiben.

Ihre Augen richteten sich gegen den Eingang; es erschien ihr sonderbar, daß hinter diesen dünnen Brettern ein Mensch stand; sie fühlte nur den Einfluß des Gleichgültigen dabei, des Zufälligen dieser Tür, an deren beiden Seiten sich Spannungen, einander unfindbar, stauten.

Sie hatte sich schon entkleidet. Auf dem Stuhl vor dem Bett lagen ihre Röcke noch so, wie sie sie eben von sich gestreift hatte. Die Luft dieses heute an den, morgen an jenen vermieteten Zimmers betastete sich mit dem Duft von ihrer Innenseite. Sie sah im Zimmer umher. Sie bemerkte ein messingnes Schloß, das schief an einer Kommode herabhing, ihre Augen weilten auf einem kleinen, zerschabten, von vielen Füßen vertretenen Teppich vor ihrem Bett. Sie dachte plötzlich an den Geruch, der von der Haut dieser Füße ausging und hineinging, in Seelen fremder Menschen hineinging, vertraut, schützend wie der Geruch des Elternhauses. Es war eine eigentümlich zwiefältig flimmernde Vorstellung, bald fremd und ekelierend, bald unwiderstehlich, als strömte die Eigenliebe aller dieser Menschen in sie herüber und ihr bliebe nichts von sich als ein zusehendes Bemerkten. Und noch immer stand jener Mensch vor ihrer Tür und regte sich nur in kleinen, unwillkürlichen Lauten.

Da packte sie eine Lust, sich auf diesen Teppich zu werfen, die ekligen Spuren dieser Füße zu küssen und wie eine schnuppernde Hündin sich an ihnen zu erregen. Aber es war nicht Sinnlichkeit, sondern nur mehr etwas, das wie ein Wind heulte oder wie ein Kind schrie. Sie kniete sich plötzlich zur Erde, die steifen Blumen des Teppichs rankten sich größer und verständnislos vor ihren Augen, sie sah ihre schweren, frauenhaften Schenkel häßlich darüber gebeugt wie etwas ganz Sinnloses und doch mit einem unverständlichen Ernst Gespanntes, ihre Hände starrten einander auf dem Boden wie zwei fünffach gegliederte Tiere an, die Lampe draußen fiel ihr mit einemmal ein, mit ihren grauenhaft stumm an der Decke wandernden Ringen, die Wände, die kahlen Wände, die Leere und wieder der Mensch, der dort stand, manchmal bewegt, knarrend wie ein Baum in der Rinde, sein drängendes Blut wie buschiges Laubwerk im Kopf, während sie hier auf den Gliedern lag, bloß hinter einer Tür, und irgendwie trotzdem die volle Süße ihres reifen Leibs empfand, mit jenem unverlorenen Rest von Seele, der noch bei zerstörenden Verletzungen reglos neben der auseinanderbrechenden Entstelltheit steht, in ein schweres, ununterbrochenes Wahrnehmen davon weggerichtet, wie neben einem gefallenem Tier.

Dann hörte sie vorsichtig den Menschen fortgehn. Und begriff plötzlich, noch herausgerissen aus sich, daß das die Untreue war; stärker bloß als die Lüge.

Sie richtete sich langsam auf den Knien empor. Sie starrte in das Unbegreifliche, daß es jetzt schon wirklich gewesen sein könnte, und zitterte, wie wenn man bloß vom Zufall, ohne eigene Kraft aus einer Gefahr befreit wurde. Und versuchte es auszudenken. Sie sah ihren Körper unter dem des Fremden liegen, mit einer Deutlichkeit der Vorstellung, die wie kleines Gerinnsel in alle Einzelheiten floß, sie fühlte ihr Blaßwerden und die errötenden Worte der Hingabe und die Augen des Menschen, niederhaltend über ihr stehend, gespreitet über ihr stehend, gesträubte

Augen wie Raubvogelflügel. Und dachte fortwährend: das ist die Untreue. Und es fiel ihr ein, wenn sie von dem zu ihm zurückkäme, müßte er sagen: ich kann dich nicht von innen fühlen, und sie hatte als Antwort nur ein wehrloses Lächeln, ein Lächeln: glaub mir, es war nichts gegen uns, – und empfand trotzdem in diesem Augenblick ihr Knie sinnlos gegen den Boden gepreßt, wie ein Ding, und fühlte sich darin, unzugänglich, mit dieser wehen, ungeschützten Gebrechlichkeit der innersten Menschenmöglichkeiten, die kein Wort, keine Wiederkehr festhält und in den Zusammenhang des Lebens ordnet. Es war kein Gedanke mehr in ihr, sie wußte nicht, ob sie unrecht tat, es war alles um sie wie ein seltsamer, einsamer Schmerz. Ein Schmerz, der wie ein Raum war, ein aufgelöster, schwebender und doch wie um ein mildes Dunkel zusammenhängender, leise steigender Raum. Es blieb unter ihm allmählich ein starkes, deutliches, gleichgültiges Licht zurück, in dem sie alles sah, was sie tat, diesen stärksten, aus ihr herausgerissenen Ausdruck der Überwältigung, diese größte vermeintliche Heraufgeholttheit und Hingegebenheit ihrer Seele, ... zusammengesunken, klein, kalt, mit verlornen Beziehung, weit, weit unter ihr ...

Und nach langer Zeit war es, als ob wieder ein vorsichtig tastender Finger die Klinke suchte, und sie wußte den Fremden lauschend vor ihrer Tür. Es schwirrte schwindelnd in ihr auf, zum Eingang zu kriechen und den Riegel zu lösen.

Aber sie blieb in der Mitte des Zimmers auf der Erde liegen; es hielt sie noch einmal etwas auf, ein häßliches Gefühl von sich, ein Gefühl wie einst, wie ein Hieb durchschnitt ihre Sehnen der Gedanke, es möchte alles nur ein Rückfall in ihre Vergangenheit sein. Und plötzlich hob sie die Hände: Hilf mir, du, hilf mir! und fühlte es als Wahrheit und es war ihr doch nur ein leis zurückstreichender Gedanke: wir kamen aufeinander zu, geheimnisvoll durch Raum und Jahre, nun dringe ich in dich ein auf schmerzhaften Wegen.

Und dann kam die Ruhe, die Weite. Das Hereinströmen der schmerzhaft gestauten Kräfte nach dem Durchbrechen der Wände. Wie ein glänzend stiller Wasserspiegel lag ihr Leben, Vergangenheit und Zukunft, in der Höhe des Augenblicks. Es gibt Dinge, die man nie tun kann, man weiß nicht warum, es sind vielleicht die wichtigsten; man weiß, es sind die wichtigsten. Man weiß, daß eine fürchterliche Beklemmung auf dem Leben liegt, eine steife Enge wie auf Fingern im Frost. Und manchmal löst sich das, manchmal wie Eis von Wiesen, man ist nachdenklich, eine dunkle Helligkeit ist man, die sich in die Weite dehnt. Aber das Leben, das knöcherne Leben, das entscheidende Leben hakt sich achtlos anderswo Glied in Glied, man handelt nicht.

Sie erhob sich plötzlich vollends und der Gedanke es tun zu müssen trieb sie lautlos vorwärts; ihre Hände lösten den Riegel. Aber es blieb still, niemand pochte. Sie öffnete die Tür und sah hinaus; niemand, die leeren Wände starrten in dem trüben Licht der Lampe um einen leeren Raum. Sie mußte es nicht gehört haben, als er wegging.

Sie legte sich nieder. Vorwürfe gingen ihr durch den Kopf. Schon von Schlaf umrändert, empfand sie, ich tue dir weh, aber sie hatte das seltsame Gefühl, alles was ich tue, tust du. Schon im Schlaf vergessend, war ihr, wir geben alles preis, was sich preisgeben läßt, um uns mit dem, woran niemand heran kann, fester zu umschlingen. Und nur einmal, für einen Augenblick ganz wach herauf geschleudert, dachte sie: Dieser Mensch wird über uns siegen. Aber was bedeutet Siegen? Und ihr Denken glitt schläfernd an dieser Frage wieder hinab. Sie empfand ihr schlechtes Gewissen wie eine letzte sie begleitende Zärtlichkeit. Eine große, dunkel die Welt vertiefende Eigensucht hob sich über sie wie über einen, der sterben muß, sie sah hinter ihren geschlossenen Augen Büsche, Wolken und Vögel und wurde so klein dazwischen und doch war alles nur wie für sie da. Und es kam ein Augenblick des sich Schließens und alles Fremde aus sich



Ausschließens und in einer halb schon träumenden Vollendung eine große, ganz rein sie enthaltende Liebe. Ein zitterndes Auflösen aller scheinbaren Gegensätze.

Der Ministerialrat kam nicht wieder; so schlief sie ein, ruhig, bei offener Tür, wie ein Baum auf der Wiese.

Am nächsten Morgen setzte ein linder, geheimnisvoller Tag ein. Ihr Erwachen war wie hinter hellen Gardinen, die alles Wirkliche des Lichts außen zurückhalten. Sie ging spazieren, der Ministerialrat begleitete sie. Etwas Schwankendes wie eine Trunkenheit von der blauen Luft und dem weißen Schnee war in ihr. Sie kamen an den Rand des Orts, sie sahen hinaus, die weiße Fläche hatte etwas Strahlendes und Feierliches.

Sie standen an einem Zaun, der einen kleinen Feldweg sperrte, eine Bäuerin schüttete den Hühnern das Futter, ein Fleckchen gelbes Moos leuchtete ganz hell in den Himmel. «Glauben Sie ...», fragte Claudine und blickte durch die Gasse zurück in die lichtblaue Luft und führte den Satz nicht zu Ende und sagte nach einer Weile: «... wie lange mag dieser Kranz dort hängen? Ob die Luft es spürt? Wie lebt er?» Sonst sagte sie nichts und wußte auch nicht, warum sie dies sagte; der Ministerialrat lächelte. Ihr war, als stünde alles in Metall gegraben und noch zitternd von dem Druck der Stichel.

Sie stand neben diesem Menschen und während sie fühlte, daß er sie ansah und was immer an ihr bemerken mochte, ordnete sich in ihrem Innern etwas und lag hell und weit wie Feld neben Feld unter den Augen eines kreisenden Vogels.

Dieses Leben blau und dunkel und mit einem kleinen, gelben Fleck ... was will es? Dieses Locken der Hühner und leise Aufschlagen der Körner, durch das es plötzlich wie der Schlag einer Stunde geht, ... zu wem spricht es? Dieses Wortlose, das sich in die Tiefe hineinfrißt und nur manchmal durch den engen Spalt weniger Sekunden in einem Vorübergehenden heraufschießt und sonst tot bleibt, ... was soll es? Sie blickte es an, mit schweigenden Augen und spürte die Dinge, ohne sie zu denken, bloß wie Hände manchmal auf einer Stirn ruhn, wenn nichts mehr sagbar ist.

Und dann hörte sie alles nur mehr mit einem Lächeln. Der Ministerialrat glaubte, die Maschen seines Gewebes sorgfältig enger um sie zu ziehn, sie ließ ihn gewähren. Es war ihr nur, während er redete, wie wenn man zwischen Häusern geht, in denen Menschen sprechen, in das Gefüge ihres Nachdenkens schob sich zuweilen ein zweites und zog ihre Gedanken mit sich, dahin, dorthin, sie folgte ihm freiwillig, tauchte dann für eine Weile wieder in sich selbst auf, halb, dämmernd, versank, so ein leise durcheinanderfließendes Gefangennehmen war es.

Dazwischen spürte sie, als ob es ihr eigenes Gefühl wäre, wie dieser Mensch sich liebte. Die Vorstellung seiner Zärtlichkeit für sich erregte sie leise sinnlich. Es war ein Stillwerden darum, wie wenn man in einen Bezirk trat, in dem stumme, andre Entscheidungen gelten. Sie fühlte sich von dem Ministerialrat gedrängt und fühlte sich nachgeben, aber es kam nicht darauf an. Es saß bloß etwas in ihr wie ein Vogel auf einem Ast und sang.

Sie aß leicht zur Nacht und ging früh schlafen. Es war alles schon ein wenig tot für sie, keine Sinnlichkeit mehr. Trotzdem wachte sie nach kurzem Schlummer auf und wußte, er sitzt unten und wartet. Sie nahm ihre Kleider und zog sich an. Stand auf und kleidete sich an, nichts sonst; kein Gefühl, kein Gedanke, nur ein fernes Bewußtsein von Unrechtem, vielleicht auch, als sie fertig war, ein nacktes, nicht genügend geschütztes Gefühl. So kam sie hinunter. Das Zimmer war leer, Tische und Stühle hatten etwas nachwach ungefähr Ragendes. In einer Ecke saß der Ministerialrat.

Sie hatte irgendetwas im Gespräch gesagt, vielleicht: ich fühle mich allein oben; sie wußte, in welcher Weise er es mißverstehen mußte. Nach einer Weile faßte er ihre Hand; sie stand auf. Zögerte. Dann lief sie hinaus. Sie fühlte, daß sie es wie eine dumme kleine Frau tat und es war ihr ein Reiz. Auf der Treppe hörte sie Schritte ihr folgen, die Stufen ächzten, sie dachte plötzlich irgend etwas sehr Fernes, sehr Abstraktes und ihr Körper zitterte dabei um sie wie ein Tier, das in einem Wald verfolgt wird.

Der Ministerialrat sagte dann, als er bei ihr im Zimmer saß, beiläufig dies: Nicht wahr du liebst mich? Ich bin zwar kein Künstler oder Philosoph aber ein ganzer Mensch, ich glaube, ein ganzer Mensch. Und sie antwortete: «Was ist das, ein ganzer Mensch?» «Sonderbar fragst du,» ereiferte sich der Ministerialrat, aber sie sagte: «Nicht so, ich meine, wie sonderbar, daß man einen gern hat, eben weil man ihn gern hat, seine Augen, seine Zunge, nicht die Worte sondern den Klang ...»

Da küßte sie der Ministerialrat: «So also liebst du mich?»

Und Claudine fand noch die Kraft zu entgegnen: «Nein, ich liebe, daß ich bei Ihnen bin, die Tatsache, den Zufall, daß ich bei Ihnen bin. Man könnte bei den Eskimos sitzen. In Hosen aus Fell. Und hängende Brüste haben. Und das schön finden. Gäbe es denn nicht auch andere ganze Menschen?»

Aber der Ministerialrat sagte: «Du irrst dich. Du liebst mich. Du kannst dir bloß noch nicht Rechenschaft darüber geben und gerade das ist das Zeichen der wahren Leidenschaft.»

Unwillkürlich, wie sie ihn so sich über sie breiten fühlte, zögerte etwas in ihr. Aber er bat sie: «Oh, schweig.»

Und Claudine schwieg; nur noch einmal sprach sie; während sie sich entkleideten; sie begann zwecklos zu reden, unpassend, vielleicht wertlos, bloß wie ein schmerzliches Überetwashinstreicheln war es: «... es ist wie wenn man durch einen schmalen Paß tritt; Tiere, Menschen, Blumen, alles verändert; man selbst ganz anders. Man fragt, wenn ich hier von Anbeginn gelebt hätte, wie würde ich über dies denken, wie jenes fühlen? Es ist sonderbar, daß es nur eine Linie ist, die man zu überschreiten braucht. Ich möchte Sie küssen und dann rasch wieder zurückspringen und sehen; und dann wieder zu Ihnen. Und jedesmal beim Überschreiten dieser Grenze müßte ich es genauer fühlen. Ich würde immer bleicher werden; die Menschen würden sterben, nein, einschrumpfen; und die Bäume und die Tiere. Und endlich wäre alles nur ein ganz dünner Rauch ... und dann nur eine Melodie ... durch die Luft ziehend ... über einer Leere ...»

Und noch einmal sprach sie: «Bitte, gehn Sie weg,» sprach sie, «mir ekelt.»

Aber er lächelte nur. Da sagte sie: «Bitte, geh weg.» Und er seufzte befriedigt: «Endlich, endlich, du liebe, kleine Träumerin, sagst du: Du!»

Und dann fühlte sie mit Schaudern, wie ihr Körper trotz allem sich mit Wollust füllte. Aber ihr war dabei, als ob sie an etwas dachte, das sie einmal im Frühling empfunden hatte: dieses wie für alle da sein können und doch nur wie für einen. Und ganz fern, wie Kinder von Gott sagen, er ist groß, hatte sie eine Vorstellung von ihrer Liebe.

[ < ]

**Die Versuchung der stillen Veronika**

Irgendwo muß man zwei Stimmen hören. Vielleicht liegen sie bloß wie stumm auf den Blättern eines Tagebuchs nebeneinander und ineinander, die dunkle, tiefe, plötzlich mit einem Sprung um sich selbst gestellte Stimme der Frau, wie die Seiten es fügen, von der weichen, weiten, gedehnten Stimme des Mannes umschlossen, von dieser verästelte, unfertig liegen gebliebenen Stimme, zwischen der das, was sie noch nicht zu bedecken Zeit fand, hervorschaute. Vielleicht auch dies nicht. Vielleicht aber gibt es irgendwo in der Welt einen Punkt, wohin diese zwei, überall sonst aus der matten Verwirrung der alltäglichen Geräusche sich kaum heraushebenden Stimmen wie zwei Strahlen schießen und sich ineinander schlingen, irgendwo, vielleicht sollte man diesen Punkt suchen wollen, dessen Nähe man hier nur an einer Unruhe gewahrt wie die Bewegung einer Musik, die noch nicht hörbar, sich schon mit schweren unklaren Falten in dem undurchrissenen Vorhang der Ferne abdrückt. Vielleicht daß diese Stücke hier dann aneinander sprängen, aus ihrer Krankheit und Schwäche hinweg ins Klare, Tagfeste, Aufgerichtete.

«Kreisendes!» Nachträglich, in den Tagen einer fürchterlichen Entscheidung zwischen einer mit unsichtbarer Bestimmtheit wie ein dünner Faden gespannten Phantasie und der gewohnten Wirklichkeit, in diesen Tagen einer verzweifelten letzten Anstrengung jenes Unfaßbare in diese Wirklichkeit zu ziehen – und dann des Fallenlassens und sich in das einfach Lebendige wie in einen wirren Haufen warmer Federn Werfens sprach er es an wie einen Menschen. Er sprach in diesen Tagen stündlich mit sich selbst und sprach laut, weil er sich fürchtete. Es hatte sich etwas in ihm gesenkt, mit jener unverständlichen Unaufhaltsamkeit, mit der sich plötzlich irgendwo im Körper ein Schmerz verdichtet und zu einem entzündeten Gewebe wird und als Wirklichkeit weiter wächst und zu einer Krankheit wird, die mit dem milden, zweideutigen Lächeln der Peinigungen den Körper zu beherrschen anfängt.

«Kreisendes,» flehte Johannes, «daß du doch auch außerhalb meiner wärst!» Und: «daß du ein Kleid hättest, an dessen Falten ich dich halten könnte. Daß ich mit dir sprechen könnte. Daß ich sagen könnte: du bist Gott, und ein kleines Steinchen unter der Zunge trüge, wenn ich von dir rede, um der größeren Wirklichkeit willen! Daß ich sagen könnte: dir befehl ich mich, du wirst mir helfen, du siehst mir zu, mag ich tun was ich will, etwas von mir liegt reglos und mittelpunktsstill, und das bist du.»

Aber so lag er bloß mit dem Mund im Staub und einem wie ein Kind danach tastenden Herzen. Und wußte bloß, daß er es brauchte, weil er feig war, wußte es. Aber es geschah dennoch, wie um aus seiner Schwäche eine Kraft zu holen, die er ahnte und die ihn lockte, wie sonst nur in der Jugend manchmal etwas gelockt hatte, der mächtige, noch gänzlich antlitzlose Kopf einer unklaren Gewalt und man fühlt, daß man mit den Schultern unter ihn hineinwachsen und ihn sich aufsetzen könnte und mit dem eigenen Gesicht ihn durchdringen.

Und einmal hatte er zu Veronika gesagt: es ist Gott; er war furchtsam und fromm, es war lange her und war sein erster Versuch, das Unbestimmbare, das sie beide fühlten, fest zu machen; sie glitten in dem dunklen Haus aneinander vorbei; aufwärts, abwärts, aneinander vorbei. Aber wie er es aussprach, war es ein entwerteter Begriff und sagte nichts von dem, was er meinte.

Was er meinte aber, war damals vielleicht nur etwas wie jene Zeichnungen, die sich manchmal in Stein bilden, – niemand weiß, wo das lebt, worauf sie deuten, und wie es in seiner vollen Wirklichkeit sein mag, – an Mauern, in Wolken, in wirbelndem Wasser, was er meinte, war vielleicht nur das unbegreiflich Hergekommene von etwas noch Abwesendem wie jene seltenen Mienen in Gesichtern, die gar nicht mit diesen, sondern mit irgendwelchen anderen, plötzlich jenseits alles Gesehenen vermuteten Gesichtern zusammenhängen, waren kleine Melodien mitten

in Geräuschen, Gefühle in Menschen, ja es gab in ihm Gefühle, die, wenn seine Worte sie suchten, noch gar keine Gefühle waren, sondern nur als hätte sich etwas in ihm verlängert, mit den Spitzen sich schon hineintauchend, benetzend, seine Furcht, seine Stille, seine Schweigsamkeit, wie die Dinge manchmal sich verlängern, an fieberhellen Frühlingstagen, wenn ihre Schatten über sie hinauskröchen und so still und nach einer Richtung bewegt stehen wie Spiegelbilder im Bach.

Und er sagte oft zu Veronika, daß es wirklich nicht Furcht sei oder Schwäche, was in ihm war, sondern nur so, wie Angst manchmal bloß das Rauschen um ein noch nie gesehenes und noch nicht gesichtetes Erlebnis ist, oder wie man manchmal ganz bestimmt und ganz unverständlich weiß, daß Angst etwas von einer Frau an sich haben oder Schwäche einmal ein Morgen in einem Landhaus sein werde, um das die Vögel schrillen. Er war in dieser seltsamen Verfassung, daß solche halbe, unausdrückbare Bildungen in ihm entstanden.

Einmal aber sah Veronika ihn an, mit ihren großen still gestäubten Augen, – sie saßen ganz allein in einem der halbdunklen Säle, – und fragte: «Also ist etwas auch in dir, das du nicht klar fühlen und verstehen kannst, und du nennst es bloß Gott, außer dir und als Wirklichkeit gedacht, von dir, als ob es dich dann bei der Hand nähme? Und es ist vielleicht das, was du nie Feigheit oder Weichheit nennen willst; als eine Gestalt gedacht, die dich unter die Falten ihres Kleides nehmen könnte? Und du bedienst dich bloß für irgendwelche Richtungen gleichsam ohne Gerichtetes, für irgendwelche Bewegungen gleichsam ohne Bewegtes, für Gesichte, die in dir nie bis zu wirklichem Leben emporsteigen, solcher Worte wie Gott, weil sie in ihren dunklen Kleidern aus einer andern Welt dahingehen mit der Sicherheit von Fremden aus einem großen, wohlgeordneten Staate, wie Lebendige? Sag, weil wie Lebendige und weil du es um jeden Preis als wirklich fühlen möchtest?»

«Dinge sind es,» meinte er, «hinter dem Horizont des Bewußtseins, Dinge, die sichtbar hinter dem Horizont unseres Bewußtseins vorbeigleiten, oder eigentlich nur ein fremdgespannter, unerforschlicher, vielleicht möglicher neuer Horizont des Bewußtseins, plötzlich angedeutet, in dem noch keine Dinge stehen.» Ideale seien es, meinte er schon damals, nicht Trübungen oder Zeichen irgendeiner seelischen Ungesundheit, sondern Ahnungen eines Ganzen, irgendwoher verfrüht und gelänge es, sie richtig zusammenzufügen, stünde splitternd wie von einem Schläge etwas da, von den feinsten Verästelungen der Gedanken bis außen in die Wipfel der Bäume empor, und wäre in der kleinsten der Gebärden wie der Wind in den Segeln. Und er sprang auf und machte eine große Bewegung fast körperlichen Verlangens.

Und sie sagte damals darauf eine lange Weile nichts und dann antwortete sie: «Auch in mir ist etwas, ... siehst du: Demeter ...» und stockte und es geschah danach zum erstenmal, daß sie von Demeter sprachen.

Johannes begriff anfangs nicht, wozu es überhaupt geschah. Sie sagte, daß sie irgendeinmal an einem Fenster über einem Hühnerhof stand und dem Hahn zusah, sah zu und dachte an nichts und erst allmählich verstand Johannes, daß sie den Hühnerhof in ihrem Haus meinte. Dann kam Demeter und stellte sich neben sie. Und sie begann zu merken, daß sie doch die ganze Zeit über an etwas gedacht hatte, bloß ganz im Dunkeln, und jetzt fing sie an es zu erkennen. Und Demeters Nähe, erzählte sie, – er verstünde wohl, ganz im Dunkeln begann sie all das zu erkennen, – Demeters Nähe half ihr dabei und beengte sie zugleich. Und nach einer Weile wußte sie, daß es der Hahn gewesen war, woran sie gedacht hatte. Aber vielleicht hatte sie gar nichts gedacht, sondern immerzu nur gesehen, und was sie anblickte, war wie ein fremder harter Körper in ihr liegen geblieben, weil kein Gedanke es auflöste. Und es schien sie unbestimmbar an etwas

anderes zu erinnern, das sie auch nicht finden konnte. Und je länger Demeter neben ihr stand, desto deutlicher und eigentümlich ängstlich begann sie den leeren gegenwärtigen Umriß dieses Bildes in sich zu fühlen. Und Veronika sah Johannes fragend an, ob er es verstünde. «Es war immer wieder dieses unsagbar gleichgültige Herabgleiten des Tiers,» sagte sie, was sie vor sich sah, heute noch sehe sie es so, wie etwas das ganz einfach vor sich ginge und doch gar nicht zu begreifen sei, dieses unsagbar gleichgültige Herabgleiten und plötzlich von aller Erregung ganz befreit sein und eine Weile wie blöd und empfindungslos dastehn und wie mit den Gedanken irgendwo fern, in einem schalen, verwesenen Licht. Dann meinte sie: «Manchmal, an toten Nachmittagen, wenn ich mit der Tante spazierenging, lag es so über dem Leben; ich glaubte es empfinden zu können und mir war, als strahlte die Vorstellung dieses üblen Lichts von meinem Magen aus.»

Es trat eine Pause ein, Veronika schluckte nach Worten.

Aber sie kam wieder auf das Gleiche zurück. «Ich sah danach schon von weitem immer wieder eine solche Welle daherkommen,» ergänzte sie, «und über ihn und ihn hinaufwerfen und wieder loslassen.»

Und wieder entstand ein Schweigen.

Aber plötzlich schlichen ihre Worte hindurch, als müßten sie sich in dem großen, finstern Raum geheimnisvoll verbergen, ganz nahe niederkauernd bei Johannes' Gesicht. «... In solch einem Augenblick packte Demeter meinen Kopf und drückte ihn gegen die Brust hinab, sagte nichts und drückte ihn fest nach abwärts,» flüsterte Veronika; und wieder war danach dieses Schweigen.

Aber Johannes war, als hätte ihn im Dunkeln eine heimliche Hand berührt, und er zitterte, als Veronika fortfuhr: «Ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, was mir in diesem Augenblick geschah, mir ahnte plötzlich, Demeter müßte so sein wie der Hahn, in einer schrecklichen, weiten Leere lebend, aus der er plötzlich hervorschoß.» Johannes fühlte, daß sie ihn ansah. Es peinigte ihn, daß sie von Demeter sprach und dabei Dinge sagte, von denen er unklar fühlte, daß sie ihn angingen. Ein unbegreiflich ängstlicher Verdacht stieg in ihm auf, daß Veronika das, was bei ihm abstrakt und an Gott bloß vorbei, wie die gleich leeren Gefühlsrahmen in der Willensunbestimmtheit schlafloser Nächte gespannten Ichgesichte war, in etwas wollen könnte, das er tun sollte. Und es schien ihm, ohne daß er sich wehren konnte, daß ihre Stimme etwas Grausames und Mitleidiges und Lüsteres annahm, als sie fortfuhr: «Ich rief damals: Johannes würde so etwas nie tun! Aber Demeter sagte bloß: Pah Johannes, und steckte die Hände in die Tasche. Und nun – erinnerst du dich? – als du danach zum erstenmal wieder zu uns kamst, wie dich Demeter zur Rede stellte? «Die Veronika sagt, daß du mehr bist als ich», höhnte er dich an, «aber du bist ja ein Feigling!» Und du warst damals wohl noch so, daß du dir das nicht sagen lassen konntest, und gabst ihm zurück: «Nun das möchte ich sehen.» Und darauf schlug er dich mit der Faust ins Gesicht. Und nun – nicht wahr? – da wolltest du zurückschlagen, aber wie du sein drohendes Antlitz sahst und auch den Schmerz stärker zu fühlen begannst, empfandest du plötzlich eine fürchterliche Angst vor ihm, oh ich weiß, fast eine ergebene, freundliche Angst, und mit einemmal lächeltest du, nicht wahr du wußtest nicht warum, aber du lächeltest und lächeltest, mit einem etwas verzogenen Gesicht, das ich spürte, etwas schüchtern unter seinen zornigen Augen, und doch mit einer so warmen, in dich hinein quellenden Süße und Sicherheit, daß es plötzlich die Beleidigung ausglich und in dich einordnete ... Damals sagtest du nachher zu mir, daß du Priester werden wolltest ... Da begriff ich plötzlich: nicht Demeter, sondern du bist das Tier ...»

Johannes sprang auf. Er verstand nicht. «Wie kannst du so etwas sagen?» rief er, «woran denkst

du?!»

Aber Veronika verteidigte sich enttäuscht: «Warum bist du nicht Priester geworden?! Ein Priester hat etwas von einem Tier! Diese Leere, wo andre sich selbst haben. Diese Milde, die man schon an den Kleidern riecht. Diese leere Milde, die das Geschehen einen Augenblick lang aufgehäuft hält, wie ein Sieb, das dann gleich wieder leerläuft. Man müßte aus *ihr* es zu machen suchen. Ich wurde so glücklich, als ich das erkannte ...»

Da fühlte er das Unmäßige seiner Stimme und mußte still werden und fühlte, wie er durch das Nachdenken über ihre Behauptung von sich abgebracht wurde, und es ward ihm heiß und verquollen vor Anstrengung bei der Bemühung, seine Einbildungen von der ihren, die irgendwo im Nebel ihnen glich, aber zugleich auch viel wirklicher war und eng wie eine Kammer zu zweit, nicht verwirren zu lassen.

... Als sie beide ruhiger geworden waren, sagte Veronika: «Es ist das, was ich immer noch nicht ganz zu verstehen glaube und wonach wir gemeinsam suchen sollten.» Sie machte die Türe auf und blickte die Treppe hinunter. Sie hatten beide das Gefühl, als schauten sie, ob sie allein seien, und wie ein großer Hohlraum stand das leere dunkle Haus plötzlich über sie gestülpt. Veronika sagte: «Alles, was ich geredet habe, ist es nicht ... Ich kenne es selbst nicht ... Aber sag du mir doch, was in dir vor sich ging, sag mir, wie das ist, mit dieser lächelnden, süßen Angst ...?! Ganz unpersönlich, ganz bis auf irgendeine nackte, warme Weichheit ausgekleidet erschienst du mir damals, als dich Demeter schlug.»

Aber Johannes wußte es nicht zu sagen. Es gingen ihm so viele Möglichkeiten durch den Kopf. Es war ihm, als hörte er in einem Nebenzimmer sprechen und verstünde aus abgerissenen Stücken des Sinns, daß es von ihm war. Er fragte einmal: «Und du hast auch mit Demeter darüber gesprochen?» «Aber das war viel später,» antwortete Veronika und zögerte und sagte: «ein einziges Mal,» und nach einer Weile: «vor einigen Tagen. Ich weiß nicht, was mich trieb.» Johannes fühlte ... dumpf irgend etwas ... in seinem Bewußtsein war fern ein Erschrecken: so muß Eifersucht sein.

Und erst nach einer langen Weile hörte er wieder, daß Veronika sprach. Er verstand, wie sie sagte: «... es war mir so sonderbar, ich begriff die Person so gut.» Und er fragte mechanisch zurück: «Die Person?» «Ja, die Bäurin oben.» «So, ja, die Bäurin.» «Von der sich die Burschen in den Dörfern erzählen,» wiederholte Veronika, «aber kannst auch du es dir denken? Sie hatte nie mehr einen Geliebten, nur ihre zwei großen Hunde. Und es mag scheußlich sein, was sie sagen, doch denk es nur: diese zwei großen Tiere manchmal fletschend aufgerichtet, heischend, herrisch, wie wenn du ihnen gleich wärst, und du bist es irgendwie, voll Angst vor ihrem Fell, bis auf einen ganz kleinen gebliebenen Punkt in dir, aber du weißt, im nächsten Augenblick eine Gebärde und sie sind wieder nicht, folgsam, geduckt, Tiere, – das sind nicht nur Tiere, das bist du und eine Einsamkeit, das bist du und noch einmal du, das bist du und ein leeres Zimmer von Haaren, das wünscht kein Tier, sondern irgend etwas, das ich nicht aussprechen kann, und ich weiß nicht, woher ich es dennoch so gut verstehe.»

Doch Johannes bat sie: «Es ist Sünde, was du sprichst, es ist Unflat.»

Aber Veronika ließ nicht ab: «Du wolltest ja Priester werden, warum?! Ich dachte mir, weil ... weil du dann für mich kein Mann bist. Hör ... hör doch: Demeter sagte ganz unvermittelt zu mir: «Der dort wird dich nicht heiraten und der dort nicht; du wirst hier bleiben und alt werden wie die Tante ...» Ja verstehst du nicht, da bekam ich Angst? Ist dir denn nicht auch so? Ich hätte nie daran gedacht, daß die Tante ein Mensch sei. Sie erschien mir nie als ein Mann oder eine Frau. Jetzt erschrak ich mit einemmal darüber, daß das etwas war, was auch ich werden konnte, und

fühlte, daß etwas geschehen müsse. Und mir kam plötzlich vor, daß sie durch lange Zeit nie älter geworden sei und dann mit einem Ruck sehr alt und dann wieder geblieben. Und Demeter sagte: «Wir dürfen machen, was wir wollen. Wir haben wenig Geld, aber wir sind die älteste Familie in der Provinz. Wir leben anders, Johannes ging nicht ins Ministerium und ich nicht zur Armee, nicht einmal Geistlicher wurde er. Sie sehen alle ein bißchen auf uns herab, weil wir nicht reich sind, aber wir brauchen das Geld nicht und wir brauchen sie nicht.» Und vielleicht, weil ich noch über die Tante erschrocken war, traf mich das plötzlich so geheimnisvoll – dunkel und wie eine Türe leise seufzend – und ich bekam irgendwie bei Demeters Worten ein Gefühl von unserem Haus, aber weißt du denn nicht, wie auch du es immer empfunden hast, unseren Garten und das Haus, ... o der Garten, ... ich dachte manchmal mitten im Sommer, so muß es sein, wenn man im Schnee liegt, so trostlos wohlig, ohne Boden schwebend zwischen Wärme und Kälte, man möchte aufspringen und erschlaft in ein süßes Verfließen. Wenn du an ihn denkst, fühlst du nicht diese leere, ununterbrochene Schönheit, wohl Licht, Licht in dumpfem Übermaß, wortlos machendes Licht, sinnlos wohltuend auf der Haut, und ein Ächzen und Reiben in den Rinden und ein unaufhörliches leises Sausen in den Blättern ... Ist dir nicht, als ob die Schönheit des Lebens, das da in diesem Garten bei uns endet, etwas Flaches, waagrecht Endloses wäre, das einen einschließt und abschneidet wie ein Meer, in dem man versinken würde, wenn man es betreten wollte ...?»

Und jetzt war Veronika aufgesprungen und stand vor Johannes; die Finger ihrer in irgendeinem verlorren Licht schimmernden Hände schienen die Worte ängstlich aus dem Dunkel zu holen.

«Und oft fühle ich dann unser Haus,» tasteten diese Worte, «seine Finsternis mit den knarrenden Treppen und den klagenden Fenstern, den Winkeln und ragenden Schränken und manchmal irgendwo bei einem hohen, kleinen Fenster Licht, wie aus einem geneigten Eimer langsam sickernd ausgegossen, und eine Angst, als stünde einer mit einer Laterne dort. Und Demeter sagte: «Es ist nicht meine Art, Worte zu machen, das trifft Johannes besser, aber ich versichere dir, es ist manchmal etwas sinnlos Aufgerichtetes in mir, ein Schwanken wie von einem Baum, ein fürchterlicher, ganz unmenschlicher Laut, wie eine Kinderrassel, eine Osterquarre, ... ich brauche mich bloß zu beugen, so komme ich mir wie ein Tier vor, ... ich möchte manchmal mein Gesicht bemalen ...» Da kam mir vor, als wäre unser Haus eine Welt, in der wir allein sind, eine trübe Welt, in der alles verkrümmt und seltsam wird wie unter Wasser, und es erschien mir beinahe natürlich, daß ich Demeters Wunsch nachgeben sollte. Er sagte: «Es bleibt unter uns und existiert kaum wirklich, da es niemand weiß, es hat keine Beziehungen zur wirklichen Welt, um hinausgelangen zu können ...» Du darfst nicht glauben, Johannes, daß ich irgend etwas für ihn fühlte. Er tat sich bloß vor mir auf wie ein großer mit Zähnen bewehrter Mund, der mich verschlingen konnte, als Mann blieb er mir so fremd wie alle, aber es war ein Hineinströmen in ihn, was ich mir plötzlich vorstellte und zwischen den Lippen in Tropfen wieder Zurückfallen, ein Hineingeschlucktwerden wie von einem trinkenden Tier, so teilnahmslos und stumpf ... Man möchte manchmal Geschehnisse erleben, wenn man sie bloß als Handlungen tun könnte und mit niemandem und mit nichts. Aber da fielst du mir ein, und ich wußte nichts Bestimmtes, aber ich wies Demeter zurück, ... es muß deine Art geben, für das Gleiche, eine gute ...»

Johannes stammelte: «Was meinst du?»

Sie sagte: «Ich habe eine unklare Vorstellung von dem, was man einander sein könnte. Man hat doch Furcht voreinander, selbst du bist, manchmal wenn du sprichst, so hart und fest wie ein Stein, der nach mir schlägt: ich meine aber eine Art, wo man sich ganz in dem auflöst, was man einander ist, und nicht außerdem noch fremd dabei steht und zuhört ... Ich weiß es nicht zu erklären, ... das, was du manchmal Gott nennst, ist so ...»

Dann sagte sie Dinge, die Johannes völlig unklar blieben: «Er, den du meinen solltest, ist nirgends, weil er in allem ist. Er ist eine böse dicke Frau, die mich zwingt, ihre Brüste zu küssen, und ist zugleich ich, die manchmal, wenn sie allein ist, sich flach vor einem Schrank auf die Erde legt und so etwas denkt. Und du bist vielleicht so; du bist manchmal so unpersönlich und eingezogen wie eine Kerze im Dunkel, die nichts selbst ist und nur das Dunkel größer und sichtbarer macht. Seit ich dich damals dich fürchten sah, ist mir, als ob du zuweilen aus meinen Gedanken herausfielst, und nur die Furcht blieb wie ein dunkler Fleck und dann ein warmer, weicher Rand, der sie begrenzt. Und es kommt ja nur darauf an, daß man wie das Geschehen ist und nicht wie die Person, die handelt; man müßte jeder allein sein mit dem, was geschieht, und zugleich müßte man zusammen sein, stumm und geschlossen wie die Innenseite von vier fensterlosen Wänden, die einen Raum bilden, in dem alles wirklich geschehen kann und doch so ohne aus einem in den andern zu dringen, wie wenn es nur in Gedanken geschähe ...»

Und Johannes verstand nicht.

Da begann sie sich plötzlich zu verändern, wie etwas zurücksinkt, selbst die Linien ihres Gesichts wurden hier kleiner und dort größer; gewiß, sie hätte noch etwas sagen gekonnt, aber sie schien sich selbst nicht mehr die zu sein, die eben noch gesprochen hatte, und nur zögernd, wie einen weiten ungewohnten Weg kamen ihre Worte: «... was denkst du? ... ich glaube, so unpersönlich könnte überhaupt kein Mensch sein, könnte nur ein Tier ... Hilf mir doch, warum kann ich immer dabei nur an ein Tier denken ...?!»

Und Johannes versuchte, sie irgendwie zu sich zu rufen, er sprach mit einemmal, er wollte plötzlich noch hören.

Doch sie schüttelte nur den Kopf.

Johannes; von da an fühlte Johannes eine furchtbare Leichtigkeit, an dem was er wollte, haarscharf noch vorbeizugreifen. Man kennt manchmal etwas nicht, das man im Dunkeln will, aber man weiß, daß man es verfehlen wird; man lebt dann sein Leben dahin wie in einem versperrten Zimmer, in dem man sich fürchtet. Es ängstigte ihn manchmal etwas, wie wenn er einmal plötzlich zu winseln anfangen könnte, auf vier Gliedern zu laufen und an Veronikas Haaren zu riechen; solche Vorstellungen fielen ihm ein. Aber nichts ereignete sich. Sie gingen aneinander vorbei; sie sahen einander an; sie wechselten belanglose oder suchende Worte – täglich.

Und einmal zwar war ihm das plötzlich wie eine Begegnung in der Einsamkeit, um die die wirre, regellose Nähe mit einem Schlag fest und wie gewölbt wird. Veronika kam die Treppe herunter, an der unten er wartete; so standen sie vereinzelt in der Dämmerung. Und er dachte gar nicht, daß er von ihr etwas begehren wollte, aber wie wenn sie beide, wie sie dastanden, eine Phantasie in einer Krankheit wären, so anders notwendig erschien ihm, daß er da sagte: «Komm, gehen wir zusammen fort.» Doch sie antwortete etwas, wovon er nur verstand: ... nicht lieben ... nicht heiraten ... ich kann die Tante nicht verlassen.

Und noch einmal wiederholte er seinen Versuch, er sagte: «Veronika, ein Mensch, aber manchmal schon ein Wort, eine Wärme, ein Hauch ist wie ein Steinchen in einem Wirbel, das dir plötzlich den Mittelpunkt anzeigt, um den du dich drehst, ... wir müßten gemeinsam etwas tun, dann fänden wir es vielleicht ...» Doch ihre Stimme hatte noch mehr etwas Lüsteres als jenes Mal, da sie ihm das gleiche geantwortet hatte wie jetzt: «So unpersönlich kann wohl gar kein Mensch sein, könnte nur ein Tier ..., ja vielleicht wenn du sterben müßtest ...» Und dann sagte sie nein. Und da faßte ihn wieder dies, was eigentlich kein Entschluß war, sondern eine Vision, nichts was sich auf die Wirklichkeit bezog, sondern nur auf sich selbst wie eine Musik, er sagte:



«Ich gehe fort; gewiß, vielleicht werde ich sterben.» Aber auch da wußte er, daß es nicht das war, was er meinte.

Und stündlich in dieser Zeit suchte er sich Rechenschaft zu geben und fragte sich, wie sie in Wahrheit sein mußte, daß sie so viel vermochte. Er sagte manchmal: Veronika und fühlte an ihrem Namen den Schweiß, der daran haftet, das demütige, rettungslose Hinterhergehen und das feuchtkalte sich mit einer Absonderung Begnügen. Und er mußte an ihren Namen denken, sooft er die kleinen zwei Löckchen über ihrer Stirn vor sich sah, diese kleinen, sorgfältig wie etwas Fremdes an die Stirn geklebten Löckchen, oder ihr Lächeln, manchmal wenn sie bei Tisch saßen und sie die Tante bediente. Und er mußte sie ansehen, sooft Demeter sprach; aber er stieß immer wieder auf etwas, das ihn nicht verstehen ließ, wie ein Mensch gleich ihr zum Mittelpunkt seines leidenschaftlichen Entschlusses geworden sein konnte. Und wenn er nachdachte, war schon in seiner frühesten Erinnerung etwas längst Verflackertes wie der Duft verlöschter Kerzen um sie, etwas Umgangenes wie die Besuchszimmer im Haus, die reglos unter Leinenbezügen und hinter geschlossenen Vorhängen schliefen. Und nur wenn er Demeter sprechen hörte, Dinge so grauenhaft gewohnt und farblos wie diese von niemandem genützten Möbel, erschien ihm das alles wie ein Laster zu dritt.

Und trotz allem mußte er später, wenn er an sie dachte, immer nur hören, wie sie nein sagte. Dreimal sagte sie plötzlich nein und er hörte sie ganz unbekannt darin. Einmal war es nur leise und dennoch sich merkwürdig schon aus dem Vorherigen herauslösend und durch das Haus gehoben und dann, dann war es wie ein Schlag mit der Peitsche oder wie ein besinnungsloses Sichfestklammern, aber dann war es noch einmal leise, zusammengesunken und fast wie ein Schmerz über Wehtun.

Und zuweilen, jetzt schon wenn er an sie dachte, war ihm als ob sie schön wäre. Von einer höchst zusammengesetzten Schönheit, die man so leicht zu bewundern vergessen und wieder häßlich finden kann. Und er mußte denken, wenn sie vor ihm aus dem Dunkel des Hauses auftauchte, das sich hinter ihr ganz sonderbar ohne Bewegung wieder zusammenschloß, und mit ihrer machtvollen, ungewöhnlichen Sinnlichkeit – wie mit einer fremden Krankheit behaftet – an ihm vorüberglitt, er mußte dann jedesmal denken, daß sie ihn wie ein Tier empfand. Er fühlte es unbegreiflich und furchtbar in seiner größeren Wirklichkeit, als an die er zu Anfang geglaubt hatte. Und auch wenn er sie nicht sah, sah er alles mit übermäßiger Deutlichkeit vor sich, ihren hohen Wuchs und ihre breite, ein wenig flache Brust, ihre niedrige, wölbungslose Stirn mit den dicht und finster gleich über diesen fremden, sanften Löckchen zusammengesetzten Haaren, ihren großen, wollüstigen Mund und den leichten Flaum schwarzer Haare, der ihre Arme bedeckte. Und wie sie den Kopf gesenkt trug, als ob ihn der feine Hals nicht tragen könnte, ohne sich zu biegen, und die eigentümliche, fast schamlos gleichgültige Sanftmut, mit der sie den Leib ein wenig hervordrückte, wenn sie ging. Aber sie sprachen kaum mehr miteinander.

Veronika hatte plötzlich einen Vogel rufen gehört und einen andern ihm antworten. Und damit endete es. Mit diesem kleinen zufälligen Ereignis, wie das so manchmal geht, endete es und es begann das, was nur mehr für sie war.

Denn dann huschte, vorsichtig, hastig, wie die Berührung einer spitzen, schnellen, weichhaarigen Zunge, der Geruch des hohen Grases und der Wiesenblumen an den Gesichtern entlang. Und das letzte Gespräch, das sich träg hingezogen hatte, wie man etwas zwischen den Fingern bewegt, an das man längst nicht mehr denkt, brach ab. Veronika war erschrocken; sie merkte erst nachträglich, wie eigentümlich sie erschrocken war, an der Röte, die ihr jetzt ins Gesicht stieg, und an einer Erinnerung, die mit einemmal, über viele Jahre hinweg, wieder da war,

unvorbereitet, heiß und lebendig. Es waren in der letzten Zeit allerdings so viele Erinnerungen gekommen und es war ihr, als ob sie diesen Pfiff schon in der Nacht vorher gehört hätte und in der Nacht vor vorher und in einer Nacht vor vierzehn Tagen. Und ihr war auch, als ob sie sich irgendwann früher schon mit dieser Berührung gequält hätte, vielleicht im Schlafe. Sie fielen ihr ein in der letzten Zeit, diese sonderbaren Erinnerungen, immer wieder, sie fielen links und rechts von etwas in ihr ein, davor und dahinter, wie nach einem Ziel ziehende Schwärme, ihre ganze Kindheit, diesmal aber wußte sie mit einer fast unnatürlichen Gewißheit, daß es das Richtige selbst war. Es war eine Erinnerung, die sie mit einemmal erkannte, über viele Jahre hinweg, endlich, unzusammenhängend, heiß und noch lebendig.

Sie liebte damals die Haare eines großen Bernhardinerhundes, besonders die dort vorne, wo die breiten Brustmuskeln bei jedem Schritt über den gewölbten Knochen wie zwei Hügel hervortraten; es waren ihrer dort so übermächtig viele und so goldig braune, und das war so sehr wie unabsehbarer Reichtum und ruhig Grenzenloses, daß sich die Augen verwirrten, wenn man sie auch ganz ruhig nur auf einen Fleck gerichtet ließ. Und während sie sonst nichts empfand als ein einziges, ungegliedertes, starkes Gefühl des Gernehabens, jene zärtliche Kameradschaft eines vierzehnjährigen Mädchens und wie für eine Sache, war es hier manchmal fast wie in einer Landschaft. Wenn man geht und da ist der Wald und die Wiese und da der Berg und das Feld und in dieser großen Ordnung jedes nur wie ein Steinchen so einfach und fügsam, aber furchtbar zusammengesetzt ein jedes, wenn man es für sich anschaut, und verhalten lebendig, so daß man plötzlich in der Bewunderung Angst bekommt, wie vor einem Tier, das die Beine anzieht und reglos liegt und lauert.

Aber einmal, als sie so neben ihrem Hunde lag, war ihr eingefallen, so müßten die Riesen sein; mit Berg und Tal und Wäldern von Haaren auf der Brust und Singvögeln, die in den Haaren schaukelten, und kleinen Läusen, die auf den Singvögeln saßen, und – weiter wußte sie es nicht, aber es brauchte noch kein Ende zu haben und wieder war alles so hintereinandergefügt und eins in das andere gepreßt, daß es nur wie eingeschüchtert von so viel Gewalt und Ordnung stillzuhalten schien. Und sie dachte heimlich, wenn sie zornig würden, müßte das plötzlich in sein tausendfältiges Leben schreiend auseinanderfahren und einen mit furchtbarer Fülle überschütten, und wenn sie dann in Liebe über einen herfielen, müßte es wie von Bergen stampfen und mit Bäumen rauschen und kleine wehende Haare müßten einem am Leibe gewachsen sein und kribbelndes Ungeziefer und eine in Seligkeit über etwas ganz Unsagbares kreischende Stimme und ihr Atem müßte das alles in einen Schwarm von Tieren einhüllen und an sich reißen.

Und als sie da bemerkte, daß es ihre kleinen spitzen Brüste gradeso hob und senkte, wie dieser zottige Atem neben ihr auf und nieder ging, wollte sie es plötzlich nicht haben und hielt an sich, wie wenn sie sonst etwas heraufbeschwören könnte. Aber als sie sich nicht mehr dagegen zu stemmen vermochte und ihr Atem doch wieder so zu gehen begann, wie wenn ihn dieses andere Leben langsam an sich zöge, schloß sie die Augen und begann wieder an die Riesen zu denken, in einem unruhigen Ziehen von Bildern, aber viel näher jetzt und warm wie von niedrig dahinstreichenden Wolken.

Als sie dann lange danach die Augen wieder öffnete, war alles wie früher, nur der Hund stand jetzt neben ihr und sah sie an. Und da bemerkte sie mit einemmal, daß sich lautlos etwas Spitzes, Rotes, lustweh Gekrümmtes aus seinem meerschaumgelben Vlies hervorgeschoben hatte, und in dem Augenblick, wo sie sich jetzt aufrichten wollte, spürte sie die lauwarne, zuckende Berührung seiner Zunge in ihrem Gesicht. Und da war sie so eigentümlich gelähmt gewesen, wie ... wie wenn sie selbst auch ein Tier wäre, und trotz der abscheulichen Angst, die sie empfand, duckte sich etwas ganz heiß in ihr zusammen, als ob jetzt und jetzt ... wie Vogelschreien und

Flügel flattern in einer Hecke, bis es still wird und weich im Laut wie von Federn, die übereinandergleiten ...

Und das war dies von damals, gerade dieses sonderbar heiße Erschrecken war es, an dem sie jetzt plötzlich alles wieder erkannte. Denn man weiß nicht, woran man es fühlt, aber sie spürte es, daß sie jetzt, nach Jahren, in genau der gleichen Weise erschrocken war wie damals.

Und dort stand, der heute noch abreisen sollte, Johannes, und da stand sie. Das waren bis hierher an dreizehn oder vierzehn Jahre und ihre Brüste waren längst nicht mehr so spitz und neugierig rotgeschnäbelt wie damals, sie hatten sich ein ganz klein wenig gesenkt und waren ein bißchen so traurig wie zwei liegengelassene Papiermützchen auf einer weiten Fläche, denn der Brustkorb hatte sich flach in die Breite gestreckt und das sah aus, wie wenn der Raum um sie davongewachsen wäre. Aber sie wußte das kaum, weil sie es im Spiegel sah, – wenn sie nackt war, im Bade oder beim Umkleiden, denn sie tat schon längst dabei nur mehr das, was eben zur Sache gehörte, – sondern sie spürte es bloß so am Gefühl, weil ihr manchmal vorkam, als hätte sie sich früher in ihre Kleider einschließen gekonnt, ganz fest und nach allen Seiten, während es jetzt nur war, wie wenn man sich mit ihnen bedeckte, und wenn sie sich erinnerte, wie sie sich selbst, so von innen heraus, spürte, war das früher wie ein runder, gespannter Wassertropfen und jetzt längst wie eine kleine, weichgeränderte Lache; so ganz breit und schlaff und spannungslos war dies Empfinden, daß es wohl überhaupt nichts als Trägheit und müde Lässigkeit gewesen wäre, hätte es sich nicht manchmal angefühlt, wie wenn sich etwas unvergleichlich Weiches ganz, ganz langsam in tausend zärtlich vorsichtigen Falten von innen her an sie schmiegte.

Und es mußte bloß irgendwann einmal gewesen sein, daß sie dem Leben näher stand und es deutlicher spürte, wie mit den Händen oder wie am eigenen Leibe, aber schon lange hatte sie nicht mehr gewußt, wie das war, und hatte nur gewußt, daß seither etwas gekommen sein mußte, was es verdeckte. Und hatte nicht gewußt, was es war, ob ein Traum oder eine Angst im Wachen, und ob sie vor etwas erschrocken war, das sie gesehen hatte, oder vor ihren eigenen Augen; bis heute. Denn inzwischen hatte sich ihr schwaches alltägliches Leben über diese Eindrücke gelegt und hatte sie verwischt wie ein matter, dauernder Wind Spuren im Sand; nur mehr seine Eintönigkeit hatte in ihrer Seele geklungen, wie ein leise auf und ab schwellendes Summen. Sie kannte keine starken Freuden mehr und kein starkes Leid, nichts, das sich merklich oder bleibend aus dem übrigen herausgehoben hätte, und allmählich war ihr ihr Leben immer undeutlicher geworden. Die Tage gingen einer wie der andere dahin und eines gleich dem anderen kamen die Jahre; sie fühlte wohl noch, daß ein jedes ein wenig hinwegnahm und etwas hinzutat und daß sie sich langsam in ihnen änderte, aber nirgends setzte sich eines klar von dem anderen ab; sie hatte ein unklares, fließendes Gefühl von sich selbst, und wenn sie sich innerlich betastete, fand sie nur den Wechsel ungefährer und verhüllter Formen, wie man unter einer Decke etwas sich bewegen fühlt, ohne den Sinn zu erraten. Es war allmählich, wie wenn sie unter einem weichen Tuche lebte, geworden oder unter einer Glocke von dünn geschliffenem Horn, die immer undurchsichtiger wurde. Die Dinge traten weiter und weiter zurück und verloren ihr Gesicht und auch ihr Gefühl von sich selbst sank immer tiefer in die Ferne. Es blieb ein leerer, ungeheurer Raum dazwischen und in diesem lebte ihr Körper; er sah die Dinge um sich, er lächelte, er lebte, aber alles geschah so beziehungslos und häufig kroch lautlos ein zäher Ekel durch diese Welt, der alle Gefühle wie mit einer Teermaske verschmierte.

Und nur als diese seltsame Bewegung in ihr entstand, die sich heute erfüllte, hatte sie daran gedacht, ob es nun nicht vielleicht wieder wie vordem werden könnte. Und später hatte sie wohl auch daran gedacht, ob es nicht Liebe sei; Liebe? lange schon wäre die gekommen und langsam; langsam wäre sie gekommen. Und doch für das Zeitmaß ihres Lebens zu rasch, das Zeitmaß ihres

Lebens war noch langsamer, es war ganz langsam, es war damals nur mehr wie ein langsames Öffnen und wieder Schließen der Augen und dazwischen wie ein Blick, der sich an den Dingen nicht halten kann, abgelenkt, langsam, unberührt vorbeigelenkt. Mit diesem Blick hatte sie es kommen gesehen und konnte darum nicht glauben, daß es Liebe sei; sie verabscheute ihn so dunkel wie alles Fremde, ohne Haß, ohne Schärfe, nur wie ein fernes Land jenseits der Grenze, wo weich und trostlos das eigene mit dem Himmel zusammenfließt. Aber sie wußte seither, daß ihr Leben freudlos geworden war, weil etwas sie zwang, alles Fremde zu verabscheuen, und während ihr sonst nur war wie jemandem, der den Sinn seines Tuns nicht weiß, dünkte sie jetzt manchmal, daß sie ihn bloß vergessen haben und sich vielleicht erinnern könnte. Und es quälte sie etwas Wunderbares, das dann sein müßte, wie die nahe unter dem Bewußtsein treibende Erinnerung an eine wichtige vergessene Sache. Und es begann dies alles damals, als Johannes zurückkehrte und ihr gleich im ersten Augenblick einfiel, ohne daß sie wußte wozu, wie Demeter ihn einst schlug und Johannes gelächelt hatte.

Es war ihr seither, als sei einer gekommen, der das besaß, was ihr fehlte, und ginge damit still durch die verdämmernde Einöde ihres Lebens. Es war nur, daß er ging und die Dinge vor ihren Augen sich zögernd zu ordnen begannen, wenn er darauf sah; es kam ihr vor, manchmal wenn er über sich erschrocken lächelte, als ob er die Welt einatmen und im Leibe halten und von innen spüren könnte, und wenn er sie dann wieder ganz sacht und vorsichtig vor sich hinstellte, erschien er ihr wie ein Künstler, der einsam für sich mit fliegenden Reifen arbeitet; es war nicht mehr. Es tat ihr bloß weh, mit einer blinden Eindringlichkeit der Vorstellung, wie schön alles in seinen Augen vielleicht war, sie war eifersüchtig auf etwas, das er bloß vielleicht fühlte. Denn obgleich unter ihren Blicken jede Ordnung wieder zerfiel und sie zu den Dingen nur die gierige Liebe einer Mutter für ein Kind hatte, das zu leiten sie zu gering ist, begann ihre müde Lässigkeit jetzt manchmal zu schwingen wie ein Ton, wie ein Ton, der im Ohr klingt, wie ein Ton, der im Ohr klingt und irgendwo in der Welt einen Raum wölbt und ein Licht entzündet, ... ein Licht und Menschen, deren Gebärden aus verlängerter Sehnsucht bestehen, wie aus Linien, die über sich hinaus verlängert sich erst weit, weit, fast erst im Unendlichen treffen. Er sagte, es sind Ideale, und da bekam sie Mut, daß es wirklich werden könnte. Und es war vielleicht nur, daß sie sich schon in die Höhe zu richten versuchte, aber es schmerzte sie noch, wie wenn ihr Körper krank wäre und sie nicht tragen könnte.

Und damals geschah es auch, daß ihr alle andern Erinnerungen einzufallen begannen bis auf die eine. Sie kamen alle und sie wußte nicht warum und fühlte nur an irgend etwas, daß eine noch fehlte und daß es nur diese eine war, um deretwillen alle andern kamen. Und es bildete sich in ihr die Vorstellung, daß Johannes ihr dazu helfen könnte und daß ihr ganzes Leben davon abhinge, daß sie diese eine gewinne. Und sie wußte auch, daß es nicht eine Kraft war, was sie so fühlte, sondern seine Stille, seine Schwäche, diese stille, unverwundbare Schwäche, die wie ein weiter Raum hinter ihm lag, in dem er mit allem, was ihm geschah, allein war. Aber weiter konnte sie es nicht finden und es beunruhigte sie und sie litt, weil ihr immer, wenn sie schon nahe daran zu sein glaubte, davor wieder ein Tier einfiel; es fielen ihr häufig Tiere ein oder Demeter, wenn sie an Johannes dachte, und ihr ahnte, daß sie einen gemeinsamen Feind und Versucher hatten, Demeter, dessen Vorstellung wie ein großes wucherndes Gewächs vor ihrer Erinnerung lag und deren Kräfte an sich sog. Und sie wußte nicht, ob das alles in dieser Erinnerung seinen Grund hatte, die sie nicht mehr kannte, oder in einem Sinn, der sich vor ihr erst bilden sollte. War das Liebe? Es war ein Wandern in ihr, ein Ziehen. Sie wußte es selbst nicht. Es war wie Gehen auf einem Weg, scheinbar einem Ziel zu, mit einer langsam die Schritte zögernd lassenden Erwartung, vorher, irgendeinmal, plötzlich einen ganz andern zu finden und zu erkennen.

Und da verstand er sie nicht und wußte nicht, wie schwer es war, dieses schwankende Gefühl von einem Leben, das sich auf etwas, das sie noch gar nicht kannte, für ihn und sie aufbauen sollte, und begehrte sie mit einer ganz einfachen Wirklichkeit, zur Frau oder irgendwie. Sie konnte es nicht fassen, es erschien ihr sinnlos und im Augenblick fast gemein. Sie hatte niemals ein geradehinzielendes Begehren gespürt, aber nie so sehr wie damals erschienen ihr die Männer nur als ein Vorwand, bei dem selbst man sich nicht aufhalten soll, für etwas anderes, das sich in ihnen nur ungenau verkörpern konnte. Und sie sank plötzlich wieder in sich zurück und kauerte in ihrer Finsternis und starrte ihn an und erstaunt empfand sie dieses sich in sich Verschließen zum erstenmal wie eine sinnliche Berührung, der sie sich lüstern vor Bewußtsein hingab, es ganz nahe seinen Augen und doch ihm unerreichbar zu tun. Es sträubte sich etwas in ihr wie ein weiches knisterndes Katzenfell gegen ihn, und als sähe sie einer kleinen, glitzernden Kugel nach, ließ sie ihr Nein aus ihrem Versteck heraus und vor seine Füße rollen ... Und dann schrie sie, als er es zertreten wollte.

Und da nun, jetzt, als der Abschied schon unwiderruflich zwischen ihnen aufgerichtet stand und mit zwischen ihnen den letzten Weg ging, war es geschehen, daß plötzlich, mit voller Bestimmtheit, in Veronika auch diese verlorenste Erinnerung emporsprang. Sie fühlte nur, daß sie es sei, und wußte nicht woran und war ein wenig enttäuscht, weil sie an nichts ihres Inhalts erkannte, warum sie es sei; und fand sich nur wie in einer erlösenden Kühle. Sie fühlte, daß sie schon einmal in ihrem Leben so wie jetzt vor Johannes erschrocken war, und verstand nicht, wie es zusammenhing, daß ihr das so viel bedeutet haben konnte, und was es in Zukunft nun sollte, – aber es war ihr mit einemmal, als stünde sie wieder auf ihrem Wege, dort, auf dem gleichen Punkt, wo sie ihn einst verlor, und sie empfand, daß in diesem Augenblicke das wirkliche Erlebnis, das Erlebnis an dem wirklichen Johannes, seinen Scheitelpunkt überschritten hatte und beendet war. Sie hatte in diesem Augenblick ein Gefühl wie ein Auseinanderfallen; obwohl sie ganz nahe beieinander standen, war ihr so schräg, als sanken und sanken sie voneinander weg; Veronika sah nach den Bäumen seitlich ihres Wegs, sie standen gerader und aufrechter, als ihr natürlich geschienen hätte. Und da glaubte sie, ihr Nein, das sie vordem nur verwirrt und aus Ahnung gesprochen hatte, erst vollends zu fühlen, und begriff, daß er seinethalben jetzt fortfuhr und es doch nicht wollte. Und es wurde ihr eine Weile lang dabei so tief und schwer, wie zwei Körper nebeneinander liegen, nur mehr so eins und das andre, getrennt und traurig und jeder nur das, was er für sich ist, weil es ja doch beinahe Hingabe geworden wäre, was sie fühlte; und es kam irgendetwas über sie, das sie klein und schwach und zu nichts machte wie ein Hündchen, das klagend auf drei Beinen hinkt, oder wie ein zerschlissenes Fähnchen, das hinter einem Lufthauch daherbettelt, so ganz löste es sie auf und es war eine Sehnsucht in ihr, ihn zu halten, wie eine weiche wunde Schnecke, die mit leisem Zucken nach einer zweiten sucht, an deren Leib es sie verlangt, aufgebrochen und sterbend zu kleben.

Aber da sah sie ihn an und wußte kaum, was sie dachte, und ahnte, daß das, was sie einzig davon wußte, vielleicht – diese plötzliche Erinnerung, die blank und allein in ihr lag – überhaupt nichts war, das man aus sich selbst begreifen konnte, sondern nur dadurch etwas, daß es – irgendeinmal durch eine große Angst an einer Vollendung gehindert – seither verhärtet und verschlossen sich in ihr verbarg und einem andern, das es hätte werden können, den Weg versperrte und aus ihr herausfallen mußte wie ein fremder Körper. Denn schon begann ihr Gefühl für Johannes zu sinken und abzufließen, – in breiter, befreiter Flut brach etwas lange wie tot und machtlos darunter Gefangenes aus ihr heraus und riß es mit sich, – und an seiner Stelle wölbte sich weit aus der in ihr bloßgelegten Ferne ein Leuchten, etwas pfeilerlos Steigendes, etwas endlos Gehobenes und wie durch Traumnetze zusammenhangverloren Glitzerndes empor.

Und das Gespräch, das sie außen noch führten, wurde kurz und sickernd, und während sie sich noch damit abmühten, fühlte Veronika, wie es schon zwischen den Worten zu etwas anderem wurde, und wußte endgültig, daß er fortreisen mußte, und brach es ab. Es erschien ihr alles, was sie noch sagten und versuchten, umsonst getan, da es entschieden war, daß er weggehen und nicht mehr wiederkehren sollte, – und weil sie empfand, daß sie gar nicht mehr wollte, was sie sonst vielleicht doch noch getan hätte, gewann das davon Übriggebliebene mit einer jähren Wendung einen starren, unverständlichen Ausdruck; sie wußte kaum einen Sinn und eine Begründung dafür, es war schnell und hart, eine Tatsache, ein Gefaßt- und Geworfenwerden.

Und wie er da in dem Gewirr seiner Worte noch immer vor ihr stand, begann sie das Unzureichende seiner Gegenwart, seines wirklichen Bei ihr seins zu fühlen, es drückte schwer auf etwas in ihr, das sich mit der Erinnerung an ihn schon irgendwohin erheben wollte, und sie stieß überall an seine Lebendigkeit, wie man an einen toten Körper stößt, der starr und feindselig und allen Bemühungen widerstehend ist, ihn zur Seite zu schieben. Und wie sie merkte, daß er sie noch immer so dringend ansah, erschien ihr Johannes wie ein großes erschöpftes Tier, das sie nicht von sich abwälzen konnte, und sie fühlte ihre Erinnerung in sich wie einen kleinen, heißen, umklammerten Gegenstand in Händen und mit einemmal hätte es ihr beinahe die Zunge gegen ihn herausgestreckt und war ein sonderbar zwischen Flucht und Lockung geteiltes Empfinden, fast wie die Bedrängnis eines Weibchens, das nach seinem Verfolger beißt.

In diesem Augenblick aber hub wieder der Wind an und ihr Gefühl weitete sich in ihm und löste sich von allem harten Widerstand und Haß, den es ohne ihn aufzugeben wie etwas sehr Weiches in sich einsog, bis von ihm nur ein ganz verlassenes Entsetzen zurückblieb, in dem sich Veronika, während sie es empfand, gleichsam selbst zurückließ; und alles andere ringsumher ward zitternder vor Ahnung. Das Undurchsichtige, das bisher wie ein dunkler Nebel auf ihrem Leben gelastet hatte, war plötzlich in Bewegung geraten und es schien ihr, als ob Formen lang gesuchter Gegenstände sich wie in einem Schleier abdrückten und wieder verschwänden. Und nichts noch zwar hob so sein Gesicht hervor, daß die Finger es halten konnten, alles wich noch zwischen den leise tastenden Worten aus und von nichts konnte man sprechen, aber es war jedes Wort, das nun nicht mehr gesagt wurde, schon von ferne wie durch einen weiten Ausblick gesehn und von jenem merkwürdig mitschwingenden Verstehen begleitet, das alltägliche Handlungen auf einer Bühne zusammendrängt und zu Zeichen eines im flachen Kieselgeflecht des Bodens sonst nicht sichtbaren Weges auftürmt. Wie eine ganz dünne, seidene Maske lag es über der Welt, hell und silbergrau und bewegt wie vor dem Zerreißen; und sie spannte ihre Augen und es flimmerte ihr davor, wie wenn sie von unsichtbaren Stößen gerüttelt würde.

So standen sie nebeneinander, und als der Wind immer voller über den Weg kam und wie ein wunderbares, weiches, duftiges Tier sich überall hin legte, über das Gesicht, in den Nacken, in die Achselhöhlen ..., und überall atmete und überall weiche samtene Haare ausstreckte und sich bei jedem Erheben der Brust enger an die Haut drückte ..., löste sich beides, ihr Entsetzen und ihre Erwartung, in einer müden, schweren Wärme, die stumm und blind und langsam wie wehendes Blut um sie zu kreisen begann. Und sie mußte plötzlich an etwas denken, was sie einmal gehört hatte, daß auf den Menschen Millionen kleiner Wesen siedeln und mit jedem Atmen ungezählte Ströme von Leben kommen und gehn, und sie zauderte eine Weile erstaunt vor diesem Gedanken und es ward ihr so warm und dunkel wie in einer großen, purpurnen Woge, aber dann fühlte sie nahe in diesem heißen Blutstrom ein zweites und wie sie auf sah, stand er vor ihr und seine Haare wehten im Winde zu ihren zitternden Haaren herüber und sie berührten einander schon ganz leise mit ihren bebenden Spitzen; da packte sie eine knirschende Lust, wie wenn sich taumelnd zwei Schwärme vermengen, und sie hätte ihr Leben aus sich herausreißen

mögen, um in heißer, schützender Finsternis ihn rasend vor Trunkenheit ganz damit zu überstäuben. Aber ihre Körper standen steif und starr und ließen bloß mit geschlossenen Augen geschehen, was da heimlich vor sich ging, als dürften sie es nicht wissen, und nur immer leerer und müder wurden sie und dann sanken sie ein wenig zusammen, ganz sanft und ruhig und so sterbensstill zärtlich, wie wenn sie ineinander verbluten würden.

Und wie der Wind sich hob, war ihr, als stiege sein Blut an ihr unter den Rücken hinauf, und es füllte sie bis zum Leibe mit Sternen und Kelchen und Blauem und Gelbem und mit feinen Fäden und tastendem Berühren und mit einer reglosen Wollust, wie wenn Blumen im Winde stehn und empfangen. Und noch als die untergehende Sonne durch den Rand ihrer Röcke schien, stand sie ganz träg und still und schamlos ergeben, als ob man es sehen könnte. Und nur ganz, ganz vergessen dachte sie schon an jene größere Sehnsucht, die sich noch erfüllen sollte, aber das war in diesem Augenblick bloß so leise traurig, wie wenn weit weg die Glocken läuten; und sie standen nebeneinander und hoben sich groß und ernst – wie zwei riesige Tiere mit gebogenen Rücken in den Abendhimmel.

Die Sonne war untergegangen; Veronika ging nachdenklich und allein den Weg zurück; zwischen Wiesen und Feldern. Wie aus einer zerbrochen am Boden liegenden Hülle war ihr aus diesem Abschied ein Gefühl von sich emporgestiegen; es war plötzlich so fest, daß sie sich wie ein Messer in dem Leben dieses andern Menschen fühlte. Es war alles klar gegliedert, er ging und würde sich töten, sie prüfte es nicht, es war etwas so Wuchtendes wie ein dunkler, schwerer Gegenstand auf der Erde liegt. Es erschien ihr als etwas so Unwiderrufliches wie ein Schnitt durch die Zeit, vor dem alles Frühere unverrückbar erstarrt war, es sprang dieser Tag mit einem plötzlichen Blinken wie ein Schwert aus allen anderen heraus, ja ihr war, als sähe sie körperlich in der Luft, wie die Beziehung ihrer Seele zu dieser andern Seele zu etwas Letztem, Unabänderlichem geworden war, das wie ein Aststumpf in die Ewigkeit ragte. Sie fühlte zuweilen Zärtlichkeit für Johannes, dem sie dies dankte, dann wieder nichts, nur ihr Schreiten. Eine in die Einsamkeit drängende Bestimmtheit ohne anderes Ziel trieb sie; zwischen Wiesen und Feldern. Die Welt wurde abendlich klein. Und allmählich begann eine seltsame Lust Veronika zu tragen wie eine leichte, grausame Luft, die sie mit bebendem Wittern einatmete, die sie erfüllte und hob und in der ihre Gebärden ausfuhren, in die Ferne griffen, in der sich ihre Schritte mit einem leisen Druck vom Boden lösten und über Wälder hoben.

Es war ihr fast übel vor Leichtigkeit und Glück. Diese Spannung wich erst von ihr, als sie die Hand auf das Tor ihres Hauses legte. Es war ein kleines, rundes, festgefügtes Tor; als sie es schloß, legte es sich undurchdringlich vor und sie stand im Dunkel wie in einem stillen, unterirdischen Wasser. Sie schritt langsam vorwärts und fühlte dabei, ohne sie zu berühren, die Nähe der kühlen sie umschließenden Wände; es war ein sonderbar heimliches Gefühl, sie wußte, daß sie bei sich war.

Dann tat sie still, was sie zu tun hatte, und der Tag lief zu Ende wie alle andern. Von Zeit zu Zeit tauchte Johannes zwischen ihren Vorstellungen auf, dann sah sie nach der Uhr und wußte, wo er sein mußte. Einmal aber strengte sie sich an, lange nicht an ihn zu denken, und als sie es das nächstmal tat, mußte der Zug schon durch die Nacht der Bergtäler nach Süden rollen und unbekannte Gegenden schlossen schwarz ihr Bewußtsein.

Sie legte sich zu Bett und schlief rasch ein. Aber sie schlief leicht und ungeduldig wie jemand, dem am nächsten Tag etwas Ungewöhnliches bevorsteht. Es war unter ihren Augenlidern eine beständige Helligkeit; gegen den Morgen zu wurde sie noch lichter und schien sich zu dehnen, sie wurde unsagbar weit: als Veronika aufwachte, wußte sie: das Meer.

Jetzt mußte er es schon vor sich sehen und hatte nichts Notwendiges mehr zu tun als seinen Entschluß auszuführen. Er würde wohl hinausrudern und schießen. Aber Veronika wußte nicht wann. Sie begann zu mutmaßen und Gründe gegeneinanderzustellen. Wird er gleich von der Bahn ins Boot? Wird er auf den Abend warten? Wenn das Meer ganz ruhig daliegt und wie mit großen Augen einen ansieht? Sie ging den ganzen Tag in einer Unruhe dahin, wie wenn beständig feine Nadeln gegen ihre Haut schlügen. Zuweilen tauchte wieder irgendwo – aus einem goldenen Rahmen, der an der Wand aufleuchtete, aus dem Dunkel des Treppenhauses oder aus dem weißen Leinen, an dem sie stickte, – Johannes' Gesicht auf. Bleich und mit karmoisinroten Lippen, ... verzerrt und aufgedunsen vom Wasser, ... oder bloß wie eine schwarze Locke über einer eingefallenen Stirn. Hie und da war sie dann wie von treibenden Bruchstücken einer plötzlich zurückflutenden Zärtlichkeit erfüllt. Und als es Abend wurde, wußte sie, daß es geschehen sein müsse.

Fern war eine Ahnung in ihr, daß alles sinnlos sei, diese Erwartung und dieses Gebaren, etwas ganz Ungewisses wie wirklich zu behandeln. Zuweilen sprang hastig ein Gedanke durch sie, Johannes wäre nicht tot, und riß wie an einer weichen Decke und ein solches Stück Wirklichkeit sprang auf und sank wieder zusammen. Sie fühlte dann, lautlos und unscheinbar glitt draußen der Abend um das Haus, bloß wie: irgendeinmal kam eine Nacht, kam und ging; sie wußte es. Aber plötzlich erstarb dies. Eine tiefe Ruhe und ein Gefühl des Geheimnisses legte sich langsam in vielen Falten über Veronika.

Und es kam die Nacht, diese eine Nacht ihres Lebens, wo das, was sich unter der Dämmerdecke ihres langen kranken Daseins gebildet hatte und durch eine Hemmung von der Wirklichkeit abgehalten, wie ein fressender Fleck zu seltsamen Figuren unvorstellbarer Erlebnisse auswuchs, die Kraft hatte, sich endlich bewußt in ihr emporzuheben.

Sie zündete, von etwas Unbestimmtem getrieben, in ihrem Zimmer alle Lichter an und saß zwischen ihnen, reglos in der Mitte des Raums; sie holte Johannes' Bild und stellte es vor sich hin. Aber es schien ihr nicht mehr, daß das, worauf sie gewartet hatte, das Geschehen mit Johannes sei, auch nichts in ihr, keine Einbildung, sondern sie empfand mit einemmal, daß ihr Gefühl von ihrer Umgebung sich verändert hatte und hinausgedehnt in ein unbekanntes Gebiet zwischen Träumen und Wachen.

Der leere Raum zwischen ihr und den Dingen verlor sich und war seltsam beziehungsgepannt. Die Geräte wucherten wie unverrückbar auf ihren Plätzen, – der Tisch und der Schrank, die Uhr an der Wand, – ganz erfüllt von sich selbst, von ihr getrennt und so fest in sich geschlossen wie eine geballte Faust; und doch waren sie manchmal wieder wie in Veronika oder sie sahen wie mit Augen auf sie, aus einem Raum, der wie eine Glasscheibe zwischen Veronika und dem Raum lag. Und sie standen da, als ob sie viele Jahre nur auf diesen Abend gewartet hätten, um zu sich zu finden, so wölbten und bogen sie sich in die Höhe, und unaufhörlich strömte dieses Übermäßige von ihnen aus und das Gefühl des Augenblicks hob und höhnte sich um Veronika, wie wenn sie selbst plötzlich wie ein Raum mit schweigend flackernden Kerzen um alles stünde. Und manchmal kam eine Erschöpfung über sie von dieser Spannung, dann schien sie nur zu leuchten, eine Helligkeit stieg in allen ihren Gliedern empor und sie fühlte sie wie von außen auf sich und wurde müde von sich wie von dem leise summenden Kreis einer Lampe. Und ihre Gedanken bewegten sich hindurch und hinaus in diese helle Schläfrigkeit, mit spitzen Verästelungen, die wie feinstes Geäder sichtbar wurden. Immer schweigsamer wurde es dann, Schleier sanken, sanft wie Schneetreiben vor beleuchteten Fensterscheiben um ihr Bewußtsein, hie und da knisterte groß und zackig darin ein Licht ... Aber nach einer Weile hob sie sich wieder bis an die Grenze ihrer seltsam gespannten Wachheit und hatte plötzlich ganz deutlich die



Empfindung: so ist jetzt Johannes, in dieser Art Wirklichkeit, in einem veränderten Raum.

Kinder und Tote haben keine Seele; die Seele aber, die lebende Menschen haben, ist, was sie nicht lieben läßt, wenn sie es noch so wollen, was in aller Liebe einen Rest zurückhält, – Veronika fühlte, was durch alle Liebe sich nicht verschenken kann, ist das, was allen Gefühlen eine Richtung gibt, von dem weg, was ängstlich glaubend an ihnen hängt, was allen Gefühlen etwas dem Geliebtesten Unerreichbares gibt, etwas Umkehrbereites; selbst wenn sie auf ihn zukommen, etwas wie auf geheime Verabredung lächelnd Zurückblickendes. Aber Kinder und Tote, sie sind noch nichts oder sie sind nichts mehr, sie lassen denken, daß sie noch alles werden können oder alles gewesen sein; sie sind wie die gehöhlte Wirklichkeit leerer Gefäße, die Träumen ihre Form leiht. Kinder und Tote haben keine Seele, keine solche Seele. Und Tiere. Tiere waren schrecklich für Veronika in ihrer drohenden Häßlichkeit, aber sie hatten das punktförmig- Augenblicks hinabtropfende Vergessen in den Augen.

Irgend so etwas ist Seele für ein unbestimmtes Suchen. Veronika hatte sich ihr dunkles Leben lang vor einer Liebe gefürchtet und nach einer andern gesehnt, in Träumen ist es manchmal so, wie sie es ersehnte. Die Geschehnisse gehen in ihrer ganzen Stärke dahin, groß und schleppend, und doch wie etwas, das in einem ist; das weh tut, aber doch wie man sich selbst weh tut; das demütigt, aber nur: eine Demütigung fliegt wie eine ortlose Wolke dahin und es ist niemand da, der sie sieht; eine Demütigung fliegt wie die Wonne einer dunklen Wolke dahin ... So schwankte sie zwischen Johannes und Demeter ... Und Träume sind nicht in einem, sie sind auch nicht Bruchstücke der Wirklichkeit, sondern sie wölben irgendwo in einem Gesamtgefühl ihren Ort und dort leben sie, schwebend, schwerlos, wie eine Flüssigkeit in der andern. In Träumen gibt man sich so einem Geliebten hin, wie eine Flüssigkeit in der andern; mit einem veränderten Gefühl vom Raum; denn die wache Seele ist ein unausfüllbarer Hohlraum im Raum, hügelig wie blasiges Eis wird der Raum durch die Seele.

Veronika vermochte sich zu erinnern, daß sie manchmal geträumt hatte. Sie hatte vor heute nie etwas davon gewußt, nur zuweilen war sie, wenn sie aufwachte, – wie einer andern Bewegung gewohnt – an die Enge ihres Bewußtseins gestoßen und irgendwo hinter einer Ritze war es noch hell, ... nur eine Ritze, aber sie fühlte einen weiten Raum dahinter. Und jetzt fiel ihr ein, sie mußte oft geträumt haben. Und sie sah durch ihr waches Leben das ihrer Traumgebilde, wie unter der Erinnerung an Gespräche und Handlungen nach langer Zeit die Erinnerung an ein Gefüge von Gefühlen und Gedanken sichtbar wird, die verdeckt blieben, wie man sich stets nur an ein Gespräch erinnert hat und nun mit einemmal weiß, nach Jahren, unaufhörlich läuteten die Glocken währenddessen ... Solche Gespräche mit Johannes, solche Gespräche mit Demeter. Und darunter begann sie den Hund, den Hahn, einen Schlag mit der Faust zu erkennen und dann sprach Johannes von Gott; langsam wie mit saugenden Enden schleiften seine Worte darüber hin.

Auch Veronika hatte stets gewußt, irgendwo im Gleichgültigen, ein Tier, jeder kennt es, mit seinen übel dunstenden und widerwärtig schleimigen Häuten; aber in ihr war es nur eine unruhige, ungenau gestaltete Dunkelheit, die manchmal unter ihrem wachen Bewußtsein hinglitt, oder ein Wald endlos und zärtlich wie ein Mann im Schlaf, es hatte nichts in ihr von einem Tier, nur gewisse Linien seiner Wirkung auf ihre Seele, über sich hinaus verlängert ... Und Demeter sagte dann: ich brauche mich bloß zu beugen ..., und Johannes sagte mitten am Tag: es hat sich etwas in mir gesenkt, verlängert ... Und es gab einen ganz weichen, blassen Wunsch in ihr, daß Johannes tot sein möge. Und es gab – verworren noch im Wachen – ein wahnsinnig stilles ihn Ansehn, wo sie ihre Blicke leise wie Nadeln in ihn hineingleiten ließ, tiefer und tiefer, ob nicht in einem Zittern seines Lächelns, in einem Verziehen seiner Lippen, in irgendeiner Bewegung der Qual etwas wie ein Toter Verschenktes sich ihr plötzlich mit der unberechenbaren Fülle des

Lebendigen verwirklicht entgegenhübe. Seine Haare wurden dann wie ein Gestrüpp und seine Nägel wurden wie große glimmrige Platten, sie sah feuchtfliessende Wolken im Weißen seiner Augen und kleine spiegelnde Teiche, er lag ganz geöffnet häßlich da, mit entwaffneten Grenzen, aber seine Seele war noch in einem letzten Gefühl nur von sich selbst verborgen. Und er sprach von Gott, da dachte sie: mit Gott meint er jenes *andere* Gefühl, vielleicht von einem Raum, in dem er leben möchte. Es war krank von ihr, was sie dachte. Aber sie dachte ja auch: ein Tier müßte wie dieser Raum sein, so nah vorübergehend, wie Wasser in den Augen zu großen Figuren zerrinnt, und doch klein und fern, wenn man es als draußen vor sich sieht; warum darf man im Märchen so an Tiere denken, die Prinzessinnen bewachen? War es krank? Sie fühlte in dieser einen Nacht sich und diese Gebilde licht auf einer ahnungsvollen Angst des Wiederversinkens. Ihr kriechendes waches Leben würde wieder darüber zusammenbrechen, sie wußte es und sie sah, daß alles dann krank und voll Unmöglichkeiten war, aber wenn man seine verlängerten Einzelheiten halten könnte, wie Stäbe in einer Hand, ohne das Widrige, das hinzukommt, wenn sie sich zu einem wirklichen Ganzen verkleben ...: ihr Denken konnte in dieser Nacht die Vorstellung einer gebirgsluftungeheuren Gesundheit erreichen, voll einer Leichtigkeit des Verfügens über ihre Gefühle.

Wie in manchmal vor Spannung zerrissenen Ringen wirbelte dieses Glück durch ihre Gedanken. Du bist tot, träumte ihre Liebe und sie meinte nichts als dieses seltsame Gefühl mitten zwischen ihr und außen, in dem Johannes' Vorstellung für sie lebte, aber die Lichter spiegelten sich heiß auf ihren Lippen. Und alles, was in dieser Nacht geschah, war nichts als ein solcher Schein der Wirklichkeit, der, irgendwo in ihrem Körper flackernd zwischen Stücken ihres Gefühls verrinnend, deren undeutliche Schatten nach außen warf. Ihr war dann, als fühlte sie Johannes ganz nahe bei sich, so nahe wie sich selbst. Er gehörte ihren Wünschen und ihre Zärtlichkeit ging ungehindert durch ihn, wie die Wellen durch jene weichen, purpurnen Glockentiere, die im Meere schweben. Zuweilen aber lag ihre Liebe nur weit und sinnlos über ihm wie das Meer, müd schon, manchmal wie das Meer vielleicht über seiner Leiche lag, groß und sanft wie eine Katze, die in zärtlichen Träumen schnurrt. Wie ein murmelndes Wasser rannen dann die Stunden.

Und schon als sie aufschrak, empfand sie zum erstenmal Kummer. Es war kühl um sie, die Kerzen waren herabgebrannt und nur eine letzte leuchtete noch; auf dem Platz, wo sonst Johannes gesessen hatte, war jetzt ein Loch im Raum, das alle ihre Gedanken nicht füllen konnten. Und plötzlich verlösch lautlos auch dieses eine Licht, wie ein letzter Weggehender leise die Türe schließt; Veronika blieb im Dunkel.

Demütig wandernde Geräusche gingen durch das Haus, die Stiegen schüttelten mit einem scheuen Dehnen den Druck der Schreitenden wieder von sich ab, irgendwo nagte eine Maus und dann bohrte ein Käfer im Holz. Als eine Uhr schlug, begann sie sich zu fürchten. Vor dem unaufhörlichen Leben dieses Dings, das, während sie übernächtlich wachte, ruhelos beschäftigt durch alle Zimmer schritt, bald an der Decke, bald tief unten am Boden. Wie ein Totschläger ohne zu wissen zuschlägt und zerstückelt, bloß weil Zuckungen nicht aufhören wollen, hätte sie den leisen Klang, den sie jetzt ohne Ende hörte, packen mögen und würgen. Und mit einemmal fühlte sie ihre Tante schlafen, ganz rückwärts im hintersten Zimmer, mit vielen Runzeln in ihrem strengen Lederantlitz; und die Dinge standen dunkel und schwer und ohne Spannung; und sie ängstigte sich bereits wieder in diesem fremden, sie umschließenden Dasein.

Und nur etwas, – aber es war kaum eine Stütze mehr, bloß ein langsam mit ihr Sinkendes, – hielt sie. Es war schon eine Ahnung in ihr, daß sie es nur selbst sei, die sie so fühlbar sinnlich empfand, statt Johannes. Es lag schon über ihrer Einbildung ein Widerstand von der Wirklichkeit des Tags, von Scham, von den festen Dingen geltenden Worten der Tante, von Demeters Hohn,

ein Schließen der Enge, schon ein Abscheu vor Johannes, ein heraufdämmernder Zwang, dies alles so zu empfinden wie eine schlaflose Nacht, und selbst jene lang gesuchte Erinnerung, als wäre sie in diesen Stunden heimlich gewandert, lag längst wieder klein und fern und hatte an ihrem Leben nie etwas zu ändern vermocht. Aber wie ein Mensch geht, mit blassen Ringen unter den Augen, nach Ereignissen, die er niemandem verraten würde, und seine Absonderlichkeit und Schwäche zwischen allem Starken und vernünftig Lebendigen wie eine fadendünn und leise dahinwandernde Melodie empfindet, war eine feine, nagende Seligkeit darüber trotz ihres Kummers in ihr, die ihren Körper höhnte, bis er sich weich und zärtlich wie eine dünne Kapsel trug.

Es lockte sie plötzlich, sich zu entkleiden. Bloß für sich selbst, bloß für das Gefühl, sich nahe zu sein, mit sich selbst in einem dunklen Raum allein zu sein. Es erregte sie, wie die Kleider leise knisternd zu Boden sanken; es war eine Zärtlichkeit, die ein paar Schritte in die Dunkelheit hinaustat, als ob sie jemand suchte, sich besann und zurückeilte, um sich an den eigenen Körper zu schmiegen. Und als Veronika langsam, mit zögerndem Genießen ihre Kleider wieder aufnahm, waren diese Röcke, die in der Finsternis mit Falten, in denen wie Teiche in dunklen Höhlen trüg noch ihre eigene Wärme säumte, und bauschigen Räumen um sie stiegen, etwas wie Verstecke, in denen sie kauerte, und wenn ihr Körper hie und da heimlich an seine Hüllen stieß, zitterte eine Sinnlichkeit durch ihn, wie ein verborgenes Licht hinter geschlossenen Läden unruhig durch ein Haus geht.

Es war dieses Zimmer. Veronikas Blick suchte unwillkürlich den Platz, wo an der Wand der Spiegel hing, und fand ihr Bild nicht; sie sah nichts, ... vielleicht ein undeutlich gleitendes Leuchten im Dunkel, vielleicht mochte auch dies Täuschung gewesen sein. Die Finsternis füllte das Haus wie eine schwere Flüssigkeit, sie schien nirgends darin zu sein; sie begann zu gehen, überall war nur die Dunkelheit, nirgends sie und doch fühlte sie nichts als sich und wo sie ging, war sie und war nicht, wie unausgesprochene Worte manchmal in einem Schweigen. So hatte sie einmal mit Engeln gesprochen, als sie krank lag, damals standen sie um ihr Bett und von ihren Flügeln, ohne daß sie sie rührten, tönte ein dünner, hoher Laut, der die Dinge durchschnitt. Die Dinge zerfielen wie taube Steine, die ganze Welt lag mit scharfen muscheligen Brüchen da und nur sie selbst zog sich zusammen; vom Fieber verzehrt, dünn geschabt wie ein welkes Rosenblatt, war sie durchsichtig geworden für ihr Gefühl, sie spürte ihren Körper von überall zugleich und ganz klein beisammen, als hielte sie ihn mit einer Hand umschlossen, und rings um ihn standen Männer mit raschelnden und leis wie von Haaren knisternden Flügeln. Für die andern schien alles nicht da zu sein; wie ein flimmerndes Gitter, durch das man nur hinaussehen konnte, lag jenes Tönen davor. Und Johannes sprach mit ihr wie mit jemandem, den man schonen muß und nicht ernst nimmt, und im Nebenzimmer ging Demeter auf und ab, sie hörte seine höhnischen Schritte und seine große, harte Stimme. Und hatte immer nur das Gefühl, Engel standen um sie, Männer mit wunderbar gefiederten Händen, und während die andern sie für krank hielten, schienen sie selbst, wo immer sie waren, in einem unsichtbar hindurchgespannten Kreis zu stehn. Und damals schien ihr schon, daß sie alles erreicht hätte, aber es war nur ein Fieber und sie begriff, daß es so sein mußte, als es wieder verging.

Jetzt aber war von diesem Kranksein etwas in der Sinnlichkeit, mit der sie sich selbst empfand. Sie wich, vorsichtig sich einziehend, den Gegenständen aus und fühlte sie schon von ferne; es war ein leises Verströmen und Zusammensinken ihrer Hoffnung in ihr, vor dem alles außen zerborsten und leer und hinter dem alles weich wie hinter stillen Vorhängen von zerfallender Seide wurde. Allmählich ward es grau und mild von Frühlicht im Hause. Sie stand oben am Fenster, es wurde Morgen; die Leute kamen zum Markte. Hie und da schlug ein Wort zu ihr

herauf; sie beugte sich dann, als wollte sie ihm ausweichen, in die Dämmerung zurück.

Und leise legte sich etwas um Veronika, es war eine Sehnsucht so ziel- und wunschlos in ihr wie das wehe unbestimmte Ziehen im Schoß vor den wiederkehrenden Tagen. Sonderbare Gedanken strichen durch sie: nur sich so zu lieben, das ist, wie wenn man vor einem alles tun könnte; und als sich dazwischen, jetzt wie ein hartes, häßliches Gesicht, noch einmal die Erinnerung heraufschob, daß sie Johannes getötet habe, erschrak sie nicht, – sie tat sich nur selbst weh, als sie ihn sah, das war, wie wenn sie sich von innen gesehen hätte, voll Abscheulichem und Gedärmen, die wie große Würmer verschlungen waren, aber zugleich sah sie ihr Sichansehen mit und empfand Grauen, doch es war noch in diesem Grauen vor sich etwas Unentreißbares von Liebe. Eine erlösende Müdigkeit breitete sich über sie, sie sank zusammen und war in das, was sie getan hatte, wie in einen kühlen Pelz gehüllt, ganz traurig und zärtlich, ein stilles Beisichsein, ein sanftes Leuchten, ... wie man noch an seinem Schmerz etwas liebt und im Kummer lächelt.

Und je heller es wurde, desto unwahrscheinlicher erschien ihr, daß Johannes tot sei, es war nur noch eine leise Begleitung, aus der sie sich selbst herauslöste. Es war – mit einer wieder nur mehr ganz fernen, ungeglaubten Beziehung zu ihm – als ob sich auch eine letzte Grenze zwischen ihnen beiden öffnete. Sie empfand eine wollüstige Weichheit und ein ungeheures Nahesein. Mehr noch als eines des Körpers eines der Seele; es war wie wenn sie aus seinen Augen heraus auf sich selbst schaute und bei jeder Berührung nicht nur ihn empfände, sondern auf eine unbeschreibliche Weise auch sein Gefühl von ihr, es erschien ihr wie eine geheimnisvolle geistige Vereinigung. Sie dachte manchmal, er war ihr Schutzengel, er war gekommen und ging, nachdem sie ihn wahrgenommen hatte, und wird doch von nun an immer bei ihr sein, er wird ihr zusehen, wenn sie sich auskleidet, und wenn sie geht, wird sie ihn unter den Rücken tragen; seine Blicke werden so zart sein wie eine beständige, leise Müdigkeit. Sie dachte es nicht von ihm, sie fühlte es nicht, nicht von diesem gleichgültigen Johannes, es war etwas bleichgrau Gespanntes in ihr, und wenn die Gedanken gingen, säumten sie sich hell wie dunkle Gestalten vor einem Winterhimmel. Bloß so ein Saum war es. Von tastender Zärtlichkeit. Es war ein leises Herausheben, ... ein stärker werden und doch nicht da sein, ... ein nichts und doch alles ...

Sie saß ganz still und spielte mit ihren Gedanken. Es gibt eine Welt, etwas Abseitiges, eine andere Welt oder nur eine Traurigkeit ... wie von Fieber und Einbildungen bemalte Wände, zwischen denen die Worte der Gesunden nicht tönen und sinnlos zu Boden fallen, wie Teppiche, auf denen zu schreiten, ihre Gebärden zu schwer sind; eine ganz dünne, hallende Welt, durch die sie mit ihm schritt, und allem, was sie tat, folgte darin eine Stille und alles, was sie dachte, glitt ohne Ende, wie Flüstern in verschlungenen Gängen.

Und als es ganz klar und bleich und Tag geworden war, kam der Brief, ein Brief, wie er kommen mußte, Veronika begriff sofort: wie er kommen mußte. Es pochte am Haus und riß durch die Stille, wie ein Felsblock eine dünne Schneedecke zerschlägt; durch das geöffnete Tor bliesen Wind und Helligkeit herein. In dem Brief stand, was bist du, ich habe mich nicht getötet? Ich bin wie einer, der auf die Straße hinaus fand. Ich bin draußen und kann nicht zurück. Das Brot, das ich esse, das schwarz-braune Boot, das am Strande liegt und mich hinaustragen sollte, das Leisere, Undeutlichere, Füllwarme, nicht vorschnell Verfestigte, alles Lärmende, Lebendige ringsum hält mich fest. Wir werden darüber sprechen. Es ist alles draußen bloß einfach und ohne Zusammenhang und übereinandergestreut wie ein Haufen Schutt, aber ich bin davon wie ein Pfahl gefaßt und verrammt und wieder verwurzelt worden ...

Es stand noch anderes in dem Brief, aber sie sah nur dieses eine: ich fand auf die Straße. Es enthielt dennoch, obwohl es kommen mußte, kaum angedeutet, etwas Höhnisches in diesem

rücksichtslos rettenden Sprung von ihr fort. Es war nichts, gar nichts, nur wie ein Kühlwerden am Morgen und einer fängt laut zu sprechen an, weil der Tag kommt. Es war endgültig alles um solch einen geschehn, der nun ernüchtert zusah. Von diesem Augenblick an, durch lange Zeit, dachte Veronika nichts, noch empfand sie etwas; nur eine ungeheure, von keiner Welle durchbrochene Stille glänzte um sie, bleich und leblos wie Teiche, die stumm im Frühlicht liegen.

Als sie dann aufwachte und von neuem nachzudenken begann, geschah es wieder wie unter einem schweren Mantel, der sie hinderte, sich zu bewegen, und wie Hände unter einer Hülle, die sie nicht abwerfen können, sinnlos werden, verwirrten sich ihre Gedanken. Sie fand nicht in die einfache Wirklichkeit. Daß er sich nicht erschossen hatte, war nicht die Tatsache, daß er lebte, sondern es war etwas in ihrem Dasein, ein Verstummen, ein wieder Sinken, es verstummte etwas in ihr und sank wieder in jene murmelnde Vielstimmigkeit zurück, aus der es sich kaum herausgehoben hatte. Sie hörte sie mit einemmal wieder von allen Seiten. Es war jener enge Gang, in dem sie einst lief und dann kroch und dann kam jenes Weiterwerden, jenes leise Heben und Sichaufrichten und nun schloß es sich wieder. Ihr war trotz der Stille, als ob Menschen um sie stünden und beständig leise sprächen. Sie verstand nicht, was sie sich sagten. Es war wunderbar heimlich, nicht zu verstehn, was sie sich sagten. Ihre Sinne waren in ganz dünne Flächen gespannt und diese Stimmen schlugen raschelnd daran wie die Zweige eines wirren Gestrüpps.

Fremde Gesichter tauchten auf. Es waren lauter fremde Gesichter, die Tante, Freundinnen, Bekannte, Demeter, Johannes, sie wußte es wohl, aber doch blieben es fremde Gesichter. Sie bekam plötzlich Angst vor ihnen, wie jemand, der fürchtet, streng behandelt zu werden. Sie mühte sich, an Johannes zu denken, aber sie konnte sich nicht mehr vorstellen, wie er vor wenigen Stunden aussah, er verfloß ihr mit den andern; es fiel ihr ein, daß er von ihr weggegangen war, ganz fern, wie unter eine Menge; es war ihr, als ob irgendwo da heraus seine Augen listig und versteckt auf sie schauen müßten. Sie spannte sich ganz klein davor zusammen und wollte sich schließen, aber sie empfand sich nur mehr mit einer leise zerfließenden Deutlichkeit.

Und allmählich verlor sie überhaupt das Gefühl, etwas anderes gewesen zu sein. Sie konnte sich kaum mehr von den andern unterscheiden und alle diese Gesichter waren kaum mehr voneinander zu unterscheiden, sie tauchten auf und verschwanden ineinander, sie waren ihr eklig wie ungekämmtes Haar und doch verstrickte sie sich in ihnen, sie antwortete ihnen, die sie nicht verstand, sie hatte nur das eine Bedürfnis, etwas zu tun, es war eine Unruhe in ihr, die unter ihrer Haut wie Tausende kleiner Tiere herauswollte, und immer neu tauchten die alten Gesichter auf, das ganze Haus war voll dieser Unruhe.

Sie sprang auf und tat ein paar Schritte. Und plötzlich schwieg alles. Sie rief und nichts antwortete; sie rief noch einmal und hörte sich kaum. Sie sah suchend umher, reglos stand alles auf seinem Platz. Und doch fühlte sie sich.

Was dann kam, war zunächst ein kurzes Taumeln durch wenige Tage. Eine verzweifelte Anstrengung manchmal, sich zu erinnern, was es gewesen sei, das sie jenes eine Mal wie wirklich fühlte, und was sie getan haben mochte, daß es so kam. Veronika ging in dieser Zeit unruhig durch das Haus; es kam vor, daß sie in der Nacht aufstand und durch das Haus ging. Aber sie spürte dabei zuweilen nur das Kahle, Weißgetünchte der im Kerzenschein um sie aufragenden Stuben, an dem die Finsternis noch wie in Fetzen hing; sie spürte es wie etwas schreiend Wollüstiges, das hoch und reglos an den Wänden aufgerichtet stand. Wenn sie sich vorstellte, wie der Fußboden unter ihren nackten Füßen dahinlief, konnte sie minutenlang

bewegungslos dastehn und nachdenken, wie wenn sie in einem fließenden Wasser unter sich eine bestimmte Stelle mit den Blicken festhalten wollte; es packte sie dann ein Schwindel, der von jenen Gedanken ausging, die sie nicht mehr wahrnehmen konnte, und erst wenn sich ihre Zehen in die Fugen der Diele krampften und dort von dem feinen, weichen Staub berührt wurden oder ihre Sohlen die kleinen unreinen Rauheiten des Bodens empfanden, wurde ihr leichter, wie wenn sie einen Schlag auf den entblößten Körper empfangen hätte.

Aber allmählich fühlte sie nur dieses Gegenwärtige und die Erinnerung an jene Nacht war nichts, das sie wieder erwartete, sondern nur jener Schatten von verborgener Freude an sich, den sie gewonnen hatte, auf der Wirklichkeit, in der sie lebte. Sie schlich manchmal bis an die verschlossene Haustür und lauschte, bis sie einen Mann vorübergehen hörte. Die Vorstellung, daß sie dort stand, in bloßem Hemd, fast nackt und unten offen, während draußen einer vorbeiging, so nah und nur durch ein Brett getrennt, bog sie fast zusammen. Am geheimnisvollsten schien ihr aber, daß auch draußen noch etwas von ihr war, denn ein Strahl ihres Lichts fiel durch den dünnen Schlüsselspalt und das Zittern ihrer Hand mußte in ihm tastend über die Kleider des Wanderers huschen.

Und einmal dabei dachte sie plötzlich daran, daß sie jetzt mit Demeter allein in dem Haus war, mit diesem Lasterwirren. Sie zuckte zusammen und seither kam es, daß sie öfter auf den Treppen aneinander vorbeigingen. Sie begrüßten einander auch, aber nur mit ganz belanglosen Worten. Bloß einmal blieb er nah bei ihr stehen und sie suchten beide nach etwas anderem zum Sagen. Veronika bemerkte seine Knie in den engen Reithosen und seine Lippen, die wie ein kurzer breiter blutiger Schnitt waren, und sie dachte, wie Johannes wohl sein werde, da er doch wiederkommen wird; wie etwas Riesengroßes sah sie in diesem Augenblick die Spitze von Demeters Bart vor der fahlen Fläche eines Fensters. Und nach einer Weile gingen sie weiter, ohne noch gesprochen zu haben.

[ < ]

### **Das verzauberte Haus**

*[Ältere Fassung zur «Versuchung der stillen Veronika», 1908]*

«Sie hätte mich damals ja beinahe vergiftet», beteuerte der Oberleutnant Demeter Nagy, so oft er später von seinem Abenteuer in dem verzauberten Hause erzählte. Es ereignete sich, als er während einer winterlichen Truppenkonzentrierung durch mehrere Wochen auf dem alten Stadtbesitz der gräflichen Familie einquartiert war, und begann damit, daß er am Tage vor einer kurz-dauernden Abkommandierung, – kopfschüttelnd, weil er ihn nicht verstand, – den Schluß eines Gespräches mit anhören mußte, der vom Nebenzimmer mit den fühlbar durch eine Erregung verstärkten Stimmen zweier Menschen zu ihm herübergetragen wurde. Es kam erst ein Nein, ganz leise und trotzdem sich merkwürdig aus dem Vorherigen herauslösend und durch das Haus gehoben, dann sprach ein Mann etwas, das er nicht recht hören konnte, und von da ab vernahm er mit voller Deutlichkeit jedes Wort.

Eine tiefe, von der Leidenschaft in die Höhe getriebene und oben zerfallende Frauenstimme rief: «Lassen Sie mich, ich kann nicht! ich kann nicht!!» und die Worte brachen zackig wie mürbes

Mauerwerk von ihr ab. Dann hörte Demeter wieder den Mann sprechen: «Trotzdem, Sie lieben mich! denn Ihr ganzes Wesen ist von dem meinen ergriffen, es hat keinen Gedanken, hinter dem nicht ich wäre, Ihr Leben begann erst mit dem meinen wieder. Täuschen Sie sich nicht selbst ... Das ist Liebe; sagen Sie ... Sie lieben mich ...?» Und die Stimme der Frau antwortete stiller, aber sie stieg wieder während der Worte an und zerriß: «Ich? oh ... vielleicht, das heißt nein, ... nein ich weiß nicht.» Und Demeter hörte noch einmal den Mann sprechen: «So hören Sie, Viktoria, wenn Sie sich weigern, reise ich heute ab, morgen habe ich mein Leben weggeworfen, wenn Sie sich weigern. Sie wissen, wie dies in dem letzten Jahr nur mehr an Ihnen hing. Ich weiß, daß Sie mich lieben, morgen werden vielleicht auch Sie es wissen: ich frage Sie noch einmal, können Sie?» – Darauf trat eine kleine Stille ein und dann hörte Demeter «nein!» sagen und «nein!!» – zweimal wie mit der Peitsche oder wie ein besinnungsloses Sichfestklammern – und dann noch einmal nein, – leiser, zusammengesunken und wie ein Schmerz über Wehtun.

Demeter Nagy pffiff, als er nichts mehr hörte, halblaut durch die Zähne, wie er dies in schwierigen Situationen seit seiner Knabenzeit zu tun pflegte, in deren Geschichten zwischen Indianern und Pfadfindern ihm dieses Zeichen tapferer Kaltblütigkeit zum erstenmal erstrebenswert erschienen war, dann klappte er mit den Absätzen zusammen, zog seinen Schnurrbart in die Höhe, schüttelte abermals den Kopf und lächelte. Es ging ihm, wie es auch andern geht, wenn sie plötzlich zwei Seelen mit blutigen Eingeweiden ineinander verschlungen sehen. Denn mag es sich um ein letztes Auseinanderreißen handeln oder um ein erstes Sichineinanderstürzen, um ein belauschtes Liebespaar oder um eines sterbenden Menschen schamlos vergessenes sich Stemmen und Klemmen: keiner weiß warum, aber man liebt nicht, daran erinnert zu werden, daß die äußersten Heimlichkeiten des Leides und der Lust, die man als die tiefsten Erregungen des eigenen Wesens ahnt, den einen ohne Unterschied gegen den anderen treffen; man fühlt das wie einen Eingriff, wie ein Zunahekommen, man rückt ab, man sucht unwillkürlich das gestörte Gleichgewicht wieder zu gewinnen und statt Mitgefühl zu empfinden wird man von einem ruchlosen Trieb der Notwehr gedrängt, das Gesehene als widerwärtig oder lächerlich zu fühlen. Auch Demeter war im Augenblick nach der ersten Überraschung versucht, den belauschten Auftritt unterhaltlich zu finden. Ruhig packte er seine Sachen weiter in die kleine Reisetasche, allmählich wurde er aber dabei nachdenklicher und nachdenklicher und endlich stand er eine Weile ganz still, voll Erstaunen und mit der Spannung eines Tiers, das eine Witterung bekommen hat. «Viktoria? Ja wie kam dieses Mädchen dazu?» Und Demeter überlegte.

Aber immer wieder stieß er auf dieses Unpersönliche, das ihn nicht verstehen ließ, wie ein solcher Mensch zum Mittelpunkt eines leidenschaftlichen Ereignisses werden konnte. Es war etwas längst Verflackertes, wie der Duft verlöschter Kerzen um sie, etwas Umgangenes wie jene Salons, die reglos unter Leinenbezügen und hinter geschlossenen Vorhängen schlafen. Er konnte sich eine solche Frau in leidenschaftlicher Bewegung nicht vorstellen oder es mußte etwas Dahingewehtes sein, eine ruhelose Zärtlichkeit, etwas gespenstisch Erwachtes, das wie ein demütig haftender Schatten den Füßen des Geliebten folgt. Und wenn Demeter in einer Liebe auch diesen Geschmack der Überreife und schon mit dem Anfang beginnenden Vernichtung zu schätzen wußte, es galt ihm das doch als etwas, das man heimlich wie eine üble Anwendung befriedigt, und er vermochte sich nicht vorzustellen, wie man es bis zum Selbstmord ernst nehmen könne.

Trotzdem ahnte, – vielleicht durch den Eindruck des ganzen Hauses verstärkt, – selbst er etwas von der eigenartigen Schönheit Viktorias, das ihm Zurückhaltung aufzwang. Als er gekommen war, wäre er beinahe nicht eingelassen worden. Die alte Dame, Viktorias Tante wollte durchaus nicht oder sie hätte wenigstens gern eine Exzellenz gehabt und nur als der Bürgermeister selbst

sie zu bitten kam und persönlich seine Gründe anführte, gab sie nach, und Demeter wurde, noch immer ein wenig übel, im Hause aufgenommen. Sein Bursche bekam durch einen alten Diener, was er brauchte, sonst sah er niemanden, und Demeter selbst hatte man in der kleinen nie benützten Bibliothek einquartiert, die neben den Empfangszimmern lag; dort standen seine Reiterstiefel auf dem alten glänzenden Parkett, zwischen den zierlichen Füßen eines Empiretschleins, auf dem über ihrer schweren, ritterlichen Wucht eine goldene Standuhr leise und unaufhörlich pendelte. Und etwas von diesem Polternden, Knarrenden, von einem Gefühl wie ein grob hineingetriebener Keil wurde auch Demeter nicht los, seit er in diesem Hause war. Wenn er noch so vorsichtig ging, dröhnten in dem schweigenden Gebäude die Dielen und Stiegen, und die Türen lärmten in seiner Hand. Er erschrak häufig über sich selbst und verlor zuweilen fast seine Sicherheit. Die alte Dame zwar fürchtete er nicht zu stören, sie lebte abseits in dem Flügel des Hauses, der nach dem Garten zu stand, und er sah sie niemals, aber Viktoria begegnete er öfters. Er hatte dann immer den Eindruck, daß sie wie lautlos vor ihm aus dem Dunkel auftauchte, und daß es sich hinter ihr ganz sonderbar ohne Bewegung wieder zusammenschloß. Und Demeter blieb manchmal stehen und empfand etwas wie Scheu und war nicht mehr sicher, ob sein Urteil, daß es sich hier bloß um das stille, machtlose Welken eines alternden Mädchens handle, auch richtig sei. Ja es ereignete sich, daß er etwas wie eine machtvolle, ungewöhnliche Sinnlichkeit gleich einer fremden Krankheit an sich vorbeistreichen fühlte. Viktoria war hoch gewachsen und hatte eine breite, ein wenig flache Brust, über ihrer niedrigen, wölbungslosen Stirn waren die Haare dicht zusammengeschlossen, ihr Mund war groß und wollüstig und ein leichter Flaum schwarzer Haare bedeckte ihre Arme. Wenn sie ging, hielt sie den Kopf gesenkt, wie wenn der feine Hals ihn nicht tragen könnte, ohne sich zu biegen, und den Leib drückte sie ein wenig hervor. Es war eine eigentümliche, fast schamlos gleichgültige Sanftmut in ihrer Art zu gehen und eben so sanft und leise übersah sie den Offizier und dankte seinem Gruße, wie wenn er etwas sehr Fernes wäre.

«... Ob sie nicht doch eine Heimlichtuerin ist», schloß Demeter ärgerlich und fast ein wenig eingeschüchtert sein Nachdenken und warf mit einem mißmutigen Ruck seine Reisetasche zu.

---

Viktoria hatte indessen den Scheidenden ein Stück seines Weges zurückbegleitet. Etwas Undurchsichtiges, das bisher wie ein dunkler Nebel auf ihrem Leben gelastet hatte, war in Bewegung geraten und Formen unbekannter Glieder drückten sich wie in einem Schleier ab und verschwanden wieder. Dinge, die sie noch nie gesehen hatte, geschahen. Ihr Leben, das bisher wie ein schmaler, trüber Weg gewesen war, hatte sich plötzlich in die weite Pracht eines Gartens verwandelt. Alles, was sie tat, geschah, wie wenn es gleich schweren, kostbaren Gewändern an ihr herabfiele, an ihren Bewegungen hing das Spiel edler goldener Ketten, – oder alles, was sie tat, geschah wie durch einen weiten Ausblick gesehen; es war von jenem leise mitschwingenden Verständnis begleitet, das die Handlungen auf einer Bühne zusammendrängt und wie zu Zeichen eines im flachen Kieselgeflecht des Bodens sonst unsichtbaren Weges auftürmt. Aber alles war noch Ahnung. Nichts noch hob so sein Gesicht hervor, daß die Finger es halten konnten, alles wich noch zwischen den leise tastenden Händen aus. Es war bloß nicht mehr jene schwarze, klebrige Masse, die stumpf und häßlich alle Formen verwischt hatte, es lag nur mehr wie eine ganz dünne, seidene Maske über der Welt, hell und silbergrau und bewegt wie vor dem Zerreißen. Und sie spannte ihre Augen und es flimmerte ihr davor, wie wenn sie von unsichtbaren Stößen gerüttelt würde.

Lange schon war diese Bewegung dahergekommen, Viktoria dachte daran, ob es wohl Liebe sei. Langsam war sie gekommen. Und doch für das Zeitmaß ihres Lebens zu rasch. Das Zeitmaß ihres



Lebens war noch langsamer; es war ganz langsam. Es war wie ein langsames Öffnen und wieder Schließen der Augen und dazwischen wie ein Blick, der sich an den Dingen nicht halten kann, abgleitet, langsam, unberührt vorbeigleitet. Mit diesem Blick hatte sie es kommen gesehen. Und sie konnte daher nicht glauben, daß es Liebe sei. Denn sie verabscheute ihn so dunkel wie alles Fremde; ohne Haß, ohne Schärfe, nur wie ein fernes Land, jenseits der Grenze, wo weich und trostlos das eigene mit dem Himmel zusammenfließt. Ihr Leben war freudlos geworden, seit sie so alles Fremde verabscheute, sich still davor zurückzog. Es schien ihr manchmal, daß sie seinen Sinn nicht wüßte, aber seit dieser Mann darin war, dünkte sie, daß sie ihn bloß vergessen hatte; es quälte sie manchmal etwas wie die unter dem Bewußtsein treibende Erinnerung an eine wichtige vergessene Sache.

Es war irgend einmal, daß sie dem Leben näher stand, es deutlicher spürte, wie mit den Händen oder wie am eigenen Leibe, aber sie wußte nicht mehr, wie und wann das war. Denn seither hatte ein schwaches Alltagsleben sich über diese Eindrücke gelegt und hatte sie verwischt, wie ein matter dauernder Wind Spuren im Sand; nur mehr seine Eintönigkeit hatte in ihrer Seele geklungen, wie ein leise auf und ab schwellendes Summen. Sie kannte keine starken Freuden mehr und kein starkes Leid, nichts, das sich merklich oder bleibend aus dem Übrigen herausgehoben hätte und allmählich war ihr Leben ihr immer undeutlicher geworden. Die Tage gingen einer wie der andere dahin und eines gleich dem anderen kamen die Jahre, sie fühlte wohl noch, daß ein jedes ein wenig hinwegnahm und etwas hinzutat und daß sie sich langsam in ihnen änderte, aber nirgends setzte sich eines klar von dem anderen ab; sie hatte ein unklares, fließendes Gefühl von sich selbst und wenn sie sich innerlich betastete, fand sie nur den Wechsel ungefährer und verhüllter Formen, unverständlich, wie man unter einer Decke etwas sich bewegen fühlt ohne den Sinn zu erraten. Es war wie wenn sie unter einem weichen Tuche lebte oder unter einer Glocke von dünn geschliffenem Horn, die immer undurchsichtiger wurde. Die Dinge traten weiter und weiter zurück und verloren ihr Gesicht, und auch ihr Gefühl von sich selbst sank immer tiefer in die Ferne. Es blieb ein leerer ungeheurer Raum dazwischen und in diesem lebte ihr Körper. Er sah die Dinge um sich, er lächelte, er lebte, aber alles geschah so beziehungslos, und häufig kroch lautlos ein zäher Ekel durch diese Welt, der alle Gefühle wie mit einer Theermaske verschmierte.

Und dann kam er, der alles besaß, durch die verdämmernde Einöde ihres Lebens. Er ging, und die Dinge ordneten sich unter seinen Augen. Es war, wie wenn er die Welt einatmen und im Leibe halten und von innen spüren könnte und sie dann wieder ganz sacht und vorsichtig vor sich hinstellte, wie ein Künstler, der mit fliegenden Reifen arbeitet; es tat ihr weh, wie schön er war. Sie war eifersüchtig auf ihn, denn unter ihren Augen ordnete sich nichts, und sie hatte zu den Dingen die Liebe einer Mutter für ein Kind, das zu leiten sie zu gering ist. Sie suchte sich in die Höhe zu richten, aber es schmerzte sie, wie wenn ihr Körper krank wäre und sie nicht tragen könnte. Und sie sank langsam wieder in sich zurück und kauerte in ihrer Finsternis und starrte ihn an und empfand dieses sich in sich Verschließen fast wie eine sinnliche Berührung, der sie sich lüstern vor Bewußtsein hingab, es ganz nahe seinen Augen und doch ihm unerreichbar zu tun. Es sträubte sich etwas in ihr wie ein weiches, knisterndes Katzenfell und wie eine kleine glitzernde Kugel ließ sie ihr Nein aus ihrem Versteck heraus und vor seine Füße rollen.

Und nun war es, wie wenn etwas mit einem leisen Klingen zersprungen wäre und wie aus einer zerbrochen am Boden liegenden Hülle war ihr daraus ein Gefühl von ihr selbst hervorgestiegen; es war plötzlich so fest, daß sie sich wie ein Messer in dem Leben dieses anderen Menschen fühlte. Es war alles klar gegliedert; er wird gehen und sich töten, das war etwas so Wuchtendes, wie ein dunkler schwerer Körper auf der Erde liegt, es war etwas so Unwiderrufliches wie ein

Schnitt durch die Zeit, vor dem alles Strömende erstarrte, es sprang dieser Augenblick mit einem plötzlichen Blinken wie ein Schwert aus allen anderen heraus und sie sah ganz deutlich etwas, das man gar nicht sehen kann, wie die Beziehung ihrer Seele zu dieser anderen Seele, in ihrer augenblicklichen Lage, ein Durchgangsding, ein Ausholen und Übergang, plötzlich zu etwas Letztem, Unverrückbarem, Unabänderlichem wurde, das wie ein Aststumpf in die Ewigkeit ragte. Eine Traumhelligkeit stieg in ihr auf, in der das feinste Geschehen wie zartes Geäder sichtbar wurde, ein geheimnisvolles, neues Licht lag auf den Dingen und sie fühlte es auf sich, sie veränderte sich darin für sich selbst, sie war fast nur mehr eine Gestalt, wie sie durch die Bilder der Schlafenden schreiten ... Sie konnte vielleicht schon glauben, daß jenes Liebe war, sie war schon von Zärtlichkeit für ihn erfüllt, dem sie alles dankte; ... aber sie schritt durch eine andere Welt, und eine Lust ihm weh zu tun, trug dort Viktoria wie eine leichte Luft, die sie mit bebendem Wittern einatmete, die sie erfüllte und hob, und in der ihre Gebärden ausfuhren, in die Ferne griffen, in der sich ihre Schritte mit einem leisen Druck vom Boden lösten und über Wälder hoben. —

Und Viktoria ging in Sinnen und allein den Weg zurück. Zuhause tat sie still, was sie zu tun hatte, und der Tag verlief ruhig wie alle anderen. Von Zeit zu Zeit tauchte das Geschehen in ihrem Bewußtsein auf. Sie sah nach der Uhr, jetzt mußte er wohl schon dem Burschen im Gasthof seinen Koffer gegeben haben, damit er ihn auf die Bahn trage, jetzt mußte er bereits den Fahrschein für diese letzte Reise gelöst haben, – sie sah das kleine Stück Karton in der zarten Farbe des Zitronenfalters vor sich auftauchen, – dann strengte sie sich an, lange nicht an ihn zu denken, und als sie es das nächstemal wieder tat, mußte der Zug schon durch die Nacht der Bergtäler nach Süden rollen. Sie legte sich zeitig zu Bett und schlief rasch ein. Aber sie schlief leicht und ungeduldig, wie jemand, dem am nächsten Tag etwas Besonderes bevorsteht. Es war unter ihren Augenlidern eine beständige Helligkeit; gegen den Morgen zu wurde sie noch lichter und schien sich zu dehnen, sie wurde unsagbar weit; als Viktoria aufwachte, wußte sie: das Meer. Jetzt mußte er es schon vor sich sehen und hatte nichts Notwendiges auf dieser Welt mehr zu tun als seinen Entschluß auszuführen. Er wird hinaus rudern und schießen. Aber Viktoria wußte nicht wann. Sie begann zu mutmaßen und Gründe gegeneinanderzustellen. Wird er gleich von der Bahn ins Boot ...? Wird er auf den Abend warten? Wenn das Meer so ganz ruhig daliegt und wie mit großen Augen einen ansieht? ... Sie ging den ganzen Tag in einer Unruhe dahin, wie wenn beständig feine Nadeln gegen ihre Haut schlügen. Zuweilen tauchte irgendwo, – aus einem goldenen Rahmen, der an der Wand aufleuchtete, aus dem Dunkel des Treppenhauses oder aus dem weißen Leinen, an dem sie stickte, – sein Gesicht auf. Bleich und mit karmoisinroten Lippen ... verzerrt und aufgedunsen vom Wasser, ... oder bloß wie eine schwarze Locke über einer eingefallenen Stirn. Sie war noch fern von sich, aber sie schritt langsam zu sich zurück. Und als es Abend wurde, wußte sie, daß es geschehen sein mußte.

Eine tiefe Ruhe und ein Gefühl des Geheimnisses senkte sich auf sie herab. Sie zündete in ihrem Zimmer alle Lichter an und saß zwischen ihnen, reglos in der Mitte des Raumes; sie holte sein Bild aus der Lade hervor und stellte es vor sich hin. Das ganze Gemach schien ein einziges Empfinden zu sein, ein leises Klingen, wie es zur Weihnachtszeit durch ein Haus geht. Die Geräte wuchteten unverrückbar auf ihrem Platze, der Tisch und der Schrank und die Uhr an der Wand, sie waren ganz erfüllt von sich selbst und so fest in sich geschlossen wie eine geballte Faust, und doch sahen sie wie mit Augen auf und herab, als ob sie die vielen Jahre, die sie schon dastanden, nur auf diesen Abend gewartet hätten, um zueinander zu finden. Es schloß und wölbte sich etwas in die Höhe, es strömte von allen Seiten herzu und hob sich hinauf ... Viktoria hatte ein Gefühl, wie wenn ihr Leben plötzlich wie ein riesiger Raum mit schweigend flackernden Kerzen um sie stünde. Und dann wurde es wie im Märchen, Schleier sanken herab, sanft wie

Schneetreiben vor beleuchteten Fensterscheiben, und Bilder ihres Lebens schienen, hineingewoben, an ihr vorüber zu treiben; ein Kindheitsduft stieg aus Kasten und Laden empor, die Lichter knisterten ... ———

Kinder haben noch keine Seele. Auch die Toten haben keine Seele. Sie sind noch nichts oder sie sind nichts mehr, sie können noch alles werden oder alles gewesen sein. Sie sind wie Gefäße, die Träumen Form geben, sie sind Blut, mit dem sich die Wünsche der Einsamen lebendig schminken. Sie fühlte ihn ganz nahe bei sich, seit er tot war; sie fühlte ihn so nahe wie sich selbst. Seit seine Seele gestorben war, gehörte er ihren Träumen, und ihre Zärtlichkeit ging ungehindert durch ihn, wie die Wellen durch jene weichen, purpurnen Glockentiere, die im Meere schweben. Sie empfand keinen Haß mehr. Sie hatte diesen Haß empfunden, solange er lebte; solange er lebte, war er ihr eigentlich tot. Es gab einen ganz weichen, blassen Wunsch in ihr, daß er tot sein möge. Still wie ein Herbsttag, der keine Frucht mehr treibt und nichts mehr für sich erwartet. Es gab ein wahnsinnig stilles Liebesspiel, wo sie ihre Blicke leise wie Nadeln in ihn hineingleiten ließ, tiefer und tiefer, ob nicht in einem Zittern seines Lächelns, in einem Verziehen seiner Lippen, in irgend einer Bewegung der Qual etwas so herbstlich Verschenktes sich der suchenden Liebe entgegenhübe. Seine Haare wurden dann wie ein Wald und seine Nägel wurden wie große glimmerige Platten, sie sah feuchtfließende Wolken im Weißen seiner Augen und kleine spiegelnde Teiche; er lag ganz wehrlos häßlich da, mit geöffneten Grenzen, aber seine Seele war doch noch in einem letzten Turm verschlossen. Und Viktoria beugte sich tiefer über ihn, sie beugte sich ganz nahe über ihn, sie beugte sich in ihn hinein bis zu jenem innersten Widerstand, über den kein Fremder hinweg kann, sie versuchte sich noch über diese Grenze zu beugen. Und sie sah durch seine Augen, wie jemand, dem es gelingt, sich für einen Blick an ein hohes Turmfenster zu zwängen; sie wußte, daß dieser Blick nie wieder in sie zurückkehren werde. Er traf sie von außen; er traf sie wie etwas Fremdes, sie glänzte von Gold wie ein Spiegel, von Gold und doch nur ein Spiegel, in dem seine Seele aus dem Turm herunter sich ansah. Denn die Seele, die lebende Menschen haben, ist das, was sie nicht lieben läßt, was in aller Liebe einen Rest zurückbehält, was in aller Liebe: nur sich ansieht; sie können sich nicht verschenken; sie bleiben immer sie selbst, sie kommen mit gefesselten Händen und geschlossenen Augen, um sich hinzugeben und doch lieben sie den anderen nur, weil ihre Einsamkeit leise hinter ihm blutet.

Aber wie in tausend zärtlich vorsichtigen Falten schmiegte sich jetzt schützend ein unsagbares Glück um Viktoria: «Du bist tot», träumte ihre Liebe; sie nannte ihn zum erstenmal Du und die Lichter spiegelten sich warm in ihren Träumen. Sie saß zwischen ihnen wie in einem blauen kristallinen Hause und hörte ihr Herz wie eine kleine gläserne Uhr darinnen, die die Stunden ihres Lebens zurück und herbeirief. Sie saß mit der Kunkel und spann an Fäden zu ziehenden Bildern, denn nun hatte er keine Seele. Ihre Liebe aber lag groß und sanft über ihm wie eine Katze, die in zärtlichen Träumen schnurrt. Wie ein murmelndes Wasser rannen die Stunden, ... sie verlor das Gefühl für die Zeit.

Als sie aufschrak, empfand sie zum erstenmal Kummer. Es war kühl um sie, die Kerzen waren herabgebrannt und nur eine letzte leuchtete noch; auf dem Platz, wo sonst er immer gesessen hatte, war jetzt ein Loch im Raum, das alle ihre Gedanken nicht füllen konnten. Und plötzlich verlosch lautlos auch dieses eine Licht, wie ein letzter Weggehender leise die Türe schließt; Viktoria blieb im Dunkel.

Demütig wandernde Geräusche gingen durch das Haus, die Stiegen schüttelten mit einem scheuen Dehnen den Druck der Schreitenden wieder von sich ab, irgendwo nagte eine Maus, eine Uhr schlug. So messen sie mir wie aus einem großen Sack, aus dem sie alle nehmen, die Stunden meines Lebens zu, fühlte Viktoria und sie ängstigte sich wieder mitten in diesem fremden

umspannenden Dasein. Aber etwas wie eine nadeldünne Stütze hielt sie und hielt sie hinein. Es redeten, hörbar in der Nacht, die unentwirrtbar verwobenen Stimmen der Dinge: was war dies in ihr, das mit einer fern und unfaßbar dahingehenden leisen Melodie antwortete? Was war diese feine, nagende Seligkeit trotz ihres Kummers, die ihren Körper höhlt, bis er sich weich und zärtlich wie eine dünne Kapsel trug? Es lockte sie, sich zu entkleiden. Bloß für sich selbst, bloß für das Gefühl, sich nahe zu sein, mit sich selbst in einem dunklen Raum allein zu sein. Es erregte sie, wie die Kleider leise knisternd zu Boden sanken; es war eine Zärtlichkeit, die ein paar Schritte in die Dunkelheit hinausst, als ob sie jemand suchte, sich besann und zurückeilte, um sich an den eigenen Körper zu schmiegen. Und als Viktoria langsam, mit zögerndem Genießen ihre Kleider wieder aufnahm, waren diese Röcke, die in der Finsternis mit Falten, in denen wie Teiche in dunklen Höhlen trüg noch ihre eigene Wärme säumte, und bauschigen Räumen um sie stiegen, etwas wie Verstecke, in denen sie kauerte, und wenn ihr Körper hie und da heimlich an seine Hüllen stieß, zitterte eine Sinnlichkeit durch ihn, wie ein verborgenes Licht hinter geschlossenen Läden unruhig durch ein Haus geht.

Es war dieses Zimmer; Viktoria fühlte, wie sonderbar sich manchmal die Ereignisse gleichen. Ihr Blick suchte den Platz, wo an der Wand der Spiegel hing, und fand ihr Bild nicht; sie sah nichts, ... vielleicht ein undeutlich gleitendes Leuchten im Dunkel, vielleicht mochte auch dies Täuschung gewesen sein. Die Finsternis füllte das Haus wie eine schwere Flüssigkeit, sie schien nirgends darin zu sein, sie begann zu gehen, überall war nur die Dunkelheit, nirgends sie und doch fühlte sie nichts als sich und wo sie ging, war etwas und war nicht, wie unausgesprochene Worte manchmal in einem Schweigen. Sie hatte einmal in diesem Zimmer Engel gesehn, als sie krank lag; da standen sie um ihr Bett und von ihren Flügeln, ohne daß sie sie rührten, tönte ein dünner, hoher Laut, der die Dinge durchschneidet. Die Dinge zerfielen wie taube Steine, die ganze Welt lag mit scharfen, muscheligen Brüchen da, und nur sie selbst zog sich zusammen; vom Fieber verzehrt, dünn geschabt wie ein welkes Rosenblatt, war sie durchsichtig geworden für ihr Gefühl, sie spürte ihren Körper von überall zugleich und ganz klein beisammen, als hielte sie ihn mit einer Hand umschlossen. Für die andern schien er nicht mehr da zu sein; wie ein flimmerndes Gitter, durch das man nur hinaussehen konnte, lag jenes Tönen davor.

Es war etwas von diesem Kranksein in der Sinnlichkeit, mit der sie sich selbst empfand; sie wich, vorsichtig sich einziehend, den Gegenständen aus und fühlte sie schon von ferne; es war jenes leise Verströmen und Zusammensinken in ihr, vor dem alles außen hart und fern und hinter dem alles weich wie hinter stillen Vorhängen von zerfallender Seide ist. Allmählich wurde es grau und mild von Schneelicht im Hause. Sie stand oben am Fenster, es wurde Morgen; die Leute kamen zum Markte. Hie und da schlug ein Wort zu ihr herauf; sie beugte sich dann, als wollte sie ihm ausweichen, in die Dämmerung zurück. Sie fühlte diese Bewegung, wie man etwas wieder durch die Hände gleiten läßt, das man vor Jahren in eine Truhe gelegt hat. Denn so stand sie als junges Mädchen, und während sie hinabsah, war ein knisternder Widerstand um sie, als ob feine Glasspitzen abbrächen, wenn ihr der Blick eines Menschen zu nahe kam. Und sie stand später hier, damals, als sie ihrem Haar in der Nacht phantastische Frisuren gab und ihren Fingern, – die sie mit riechenden Wassern wusch, wenn sie die Hände eines Andern berührt hatten, – die Namen von märchenhaften Liebhabern, die alle sie selbst waren. Sie stand immer hier, wenn sie niemanden liebte als sich und wenn sie sich vor den Menschen ängstigte, weil ihre Liebe so wehrlos weich war wie eine dunkle wunde Schnecke, die mit leisem Zucken nach einer zweiten sucht, an deren Leib es sie verlangt, aufgebrochen und sterbend zu kleben.

Und leise legte sich etwas um Viktoria; es war eine Sehnsucht so ziellos in ihr und so still wie das wehe unbestimmte Ziehen im Schoß vor den wiederkehrenden Tagen; sonderbare Gedanken

fielen ihr ein; sich so lieben, das wäre, wie wenn man vor einem alles tun könnte ... Und langsam schob sich vor ihr, wie ein häßliches hartes Gesicht, die Erinnerung herauf, daß sie ihn getötet hatte. Doch der Gedanke erschreckte sie nicht; sie tat sich nur weh, wie sie sich sah; das war wie wenn sie sich von innen gesehen hätte, voll von Gedärmen, die wie große Würmer verschlungen waren, aber gleichzeitig sah sie ihr Sehen mit; sie empfand Abscheu vor sich, aber wie ein Körper sinkt und in einer letzten Schicht über dem Boden doch noch trübe schweben bleibt, war noch in diesem Abscheu etwas Unentreibbares von Liebe. Eine erlösende Müdigkeit legte sich um sie, sie sank zusammen und war in das, was sie getan hatte, wie in einen kühlen Pelz gehüllt, ganz traurig und zärtlich, ein stilles Bei sich sein, ein sanftes Leuchten, ... wie man noch an seinem Schmerz etwas liebt und im Kummer lächelt.

Und dann war es, als ob sich auch diese Grenze zwischen ihnen beiden öffnete. Sie empfand eine wollüstige Weichheit und ein ungeheures Nahesein. Mehr noch als eines des Körpers eines der Seele; es war wie wenn sie aus seinen Augen heraus auf sich selbst schaute und bei jeder Berührung nicht nur ihn empfände sondern auf eine unbeschreibliche Weise auch sein Gefühl von ihr; es erschien ihr wie eine geheimnisvolle geistige Vereinigung. Sie dachte, er war ihr Schutzengel; er war gekommen und ging, nachdem sie ihn wahrgenommen hatte; und wird doch von nun an immer bei ihr sein, er wird ihr zusehen, wenn sie sich auskleidet, und wenn sie geht, wird sie ihn unter den Rücken tragen, seine Blicke werden so zart sein wie eine beständige leise Müdigkeit. Sie dachte es nicht, sie fühlte es; es war etwas bleichgrau Gespanntes in ihr und wenn die Gedanken gingen, säumten sie sich hell, wie dunkle Gestalten vor einem Winterhimmel. Bloß so ein Saum war es. Von unsagbarer Zärtlichkeit. Es war ein leises Herausheben; ... ein stärker werden und doch nicht da sein, ... ein nichts und doch alles.

Sie saß ganz still und spielte mit ihren Gedanken. Es gibt eine Welt, etwas Abseitiges, eine andere Welt oder nur eine Traurigkeit ... wie vom Fieber bemalte Wände, zwischen denen die Worte der Gesunden nicht tönen und sinnlos zu Boden fallen, wie Teppiche, auf denen zu schreiten, ihre Gebärden zu schwer sind, eine ganz dünne, klingende Welt, durch die sie zu ihm schritt, und allem, was sie tat, folgte darin eine Stille und alles, was sie dachte, hallte ohne Ende wie Flüstern in verschlungenen Gängen. —————

Und als es ganz klar und kalt und Tag geworden war, kam der Brief. Es pochte am Haus und riß durch die Stille, wie ein Felsblock eine dünne Schneedecke zerschlägt; durch das geöffnete Tor bliesen Wind und Helligkeit herein. In dem Brief stand: «Was sind Sie, ich habe mich nicht erschossen? Vielleicht sind Sie schön wie eine schlafende Kranke. Aber ich bin wie einer, der auf die Straße hinausfand. Ich bin draußen und kann nicht zurück. Das Butterbrot, das ich esse, das schwarz-braune Boot, das am Strande liegt und mich hinaustragen sollte, alles Lärmende, Lebendige ringsum hält mich fest. Ich bin wie ein Pfahl gefaßt und verrammt und wieder verwurzelt worden, daß ich nicht anders kann ...»

Es stand noch anderes darin, aber sie sah nur dieses eine: was sind Sie, ich fand auf die Straße! Es enthielt etwas Höhnisches, kaum angedeutet, aber doch diesen rücksichtslos rettenden Sprung zu sich selbst. Es war nichts, gar nichts, nur wie ein Kühlwerden am Morgen und einer fängt laut zu sprechen an, weil der Tag kommt. Es war alles um solch einen getan, der nun ernüchtert zusah. – Von diesem Augenblick an, durch lange Zeit, dachte Viktoria nichts noch empfand sie etwas; nur eine ungeheure, von keiner Welle durchbrochene Stille glänzte um sie, bleich und leblos wie Teiche, die stumm im Frühlicht liegen.

Als sie dann aufwachte und wieder nachzudenken begann, geschah es wie unter einem schweren Mantel, der sie hinderte, sich zu bewegen, und wie Hände unter einer Hülle, die sie nicht

abwerfen können, sinnlos werden, verwirrten sich ihre Gedanken. Sie fand nicht mehr in die Wirklichkeit. Daß er sich nicht erschossen hatte, war nicht die Tatsache, daß er lebte, sondern es war etwas in ihrem Dasein, ein Verstummen, ein wieder Sinken, es verstummte etwas in ihr und sank wieder in jene murmelnde Vielstimmigkeit zurück, aus der es sich kaum herausgehoben hatte. Sie hörte sie mit einemmal wieder von allen Seiten. Es war wie ein enger Gang, in dem sie einst lief und dann kroch und dann kam jenes weiter werden, jenes leise heben und sich aufrichten und nun schloß es sich wieder. Ihr war trotz der Stille, als ob Menschen um sie stünden und beständig leise sprächen. Sie verstand nicht, was sie sich sagten. Ihre Sinne waren in ganz dünne Flächen gespannt und diese Stimmen schlugen raschelnd daran wie die Zweige eines wirren Gestrüpps. Fremde Gesichter tauchten auf. Es waren lauter fremde Gesichter, die Tante, Freundinnen, Bekannte, sie wußte es wohl, aber doch blieben es fremde Gesichter. Sie bekam plötzlich Angst davor, wie jemand, der fürchtet, streng behandelt zu werden. Sie bemühte sich an ihn zu denken, aber sie konnte sich nicht mehr vorstellen, wie er aussah, er verfloß ihr mit den anderen; es fiel ihr ein, daß er von ihr weggegangen war, ganz, ganz ferne, wie unter eine Menge, es war ihr, als ob irgendwo da heraus seine Augen listig und versteckt auf sie schauen müßten. Sie spannte sich ganz klein davor zusammen, sie wollte sich schließen und versuchte noch einmal jene leise Deutlichkeit wieder zu gewinnen, mit der sie sich selbst empfunden hatte. Aber sie fand auch sich nicht mehr und allmählich verlor sie überhaupt das Gefühl, etwas Wirkliches zu sein. Sie konnte sich nicht mehr von den Andern unterscheiden und alle diese Gesichter waren kaum mehr von einander zu unterscheiden, sie tauchten auf und verschwanden ineinander, sie waren ihr eklig wie ungekämmtes Haar und doch verstrickte sie sich in ihnen, sie antwortete ihnen, die sie nicht verstand, sie hatte nur das eine Bedürfnis, etwas zu tun, es war eine Unruhe in ihr, als ob unter ihrer Haut tausende kleine Tiere heraus wollten, und immer neue Gesichter tauchten auf und immer die alten, das ganze Haus war voll von dieser Unruhe.

Sie sprang auf und tat ein paar Schritte. Und plötzlich schwieg alles. Sie rief und nichts antwortete, sie rief noch einmal und hörte sich kaum. Sie sah suchend umher, reglos stand alles auf seinem Platz. Es stand alles ganz einfach und fügsam wie in einer großen Ordnung und doch erschien ihr jedes, wenn sie es für sich ansah, furchtbar zusammengesetzt. Es war alles so verschlossen und alt wie ein kahler Greisenmund und doch verhalten lebendig. Es war, wie wenn diese Menschen, die hier kommen und gehen, immer die gleichen Menschen, in den Schränken und Wandverschalungen versteckt wären, sie treten heraus und treten hinein ... immer wieder ... heraus und hinein, wie von dem schläfernden Atem des Hauses in einer ungeheuren, langsamen, starren Regelmäßigkeit bewegt.

Sie stand vor Demeters Zimmer, oben durch ein Stiegenfenster fiel ein breiter Lichtbalken ins Haus, Stäubchen tanzten darin und kleine Lebewesen; sie legten sich über sie, sie deckten sie zu und mit jedem Atemzuge drangen sie in sie ein. Träg strich diese Luft durch das Haus; Viktoria dachte daran, daß sie von einem zum andern strich und einen mit dem anderen füllte. Sie wurde von Ekel erfaßt und wollte sich verschließen, sie wollte nicht atmen, sie wollte überhaupt nicht mehr atmen, sie wäre gern tot gewesen. Aber langsam begann es, ihre Brust wieder zu heben und zu senken, ihr Leben ging weiter, unabhängig von ihr, als würde es von dieser fremden, übermächtigen Regelmäßigkeit ergriffen. Und nun packte sie die Angst vor allen denen, die in den Wänden versteckt waren. Sie saßen in diesem Hause wie scheue Vögel in den Haaren eines riesigen Tiers und schaukelten in der Dunkelheit und sahen sie an, und ganz heimlich, wie kleine Läuse auf solchen Vögeln krochen ihre Gedanken durch das Haus und füllten es mit sich und mit Liebe und Freundschaft wie mit einem weichen, klebrigen Leben, das sich lautlos in unaufhaltsamen Kreisen um Viktoria legte, enger und enger, und schweigend wuchs und stumm sich schloß und langsam sich über sie schob, ... wie ein heißer, grauenhafter Leib, und reglos sie

niederdrückte.

Da schoß eine Lust in ihr herauf, mit den Zähnen in dieses Leben zu schlagen, damit es endlich schreiend auseinanderfahre und sie mit seiner Fülle überschütte und in seiner Gier über sie herfalle. Es war ein taumelndes Empfinden, ein letztes sich preisgeben und eine ätzend bittere Lüsterheit in ihr, wie wenn sie in einem trägen Wirrsal scheußlich verschlungener Menschen ihren Leib verloren hätte und nicht mehr wüßte, ob es etwas Fremdes ist, das gräßlich über ihn kriecht, oder ob er in der wollüstigen Verwirrung zuckend sich selbst berührte. Es faßte sie und riß sie an den Haaren empor, und in breiten Zügen wie ein trinkendes Tier, sog sie die Luft in sich ein; sie hätte sich in sie hineinwühlen, mit offenem Munde durch sie hindurch rasen mögen, sie wollte schmutzige Wäsche an die Lippen pressen und die Finger mit Unrat benetzen. Es war ihr dabei, als rauschten auf den Straßen die Bäume und dumpf in der Ferne stampften die Berge dazu, kleine Haare wehten flatternd auf ihrem Leibe, kribbelndes Ungeziefer wuchs ihr darauf und eine in Seeligkeit kreischende Stimme schrie in einem wilden, riesigen Atem hinein, der sie in einen Schwarm von Menschen und Tieren hüllte und an sich riß .....

Als Demeter kam, fand er Viktoria in seinem Zimmer, auf seinem Bett liegend und ein Hemd von ihm zwischen den Zähnen haltend. Als sie ihn auf sich zukommen sah, sprang sie auf und stieß ihn zur Seite; auf der Treppe holte er sie ein. Sie standen voreinander. Sie sah seine kurzen, gedrechselten Schenkel in den engen Reithosen und sie empfand seine Lippen unter dem Schnurrbart wie einen kleinen blutigen Schnitt, sein Gesicht stand wie etwas Brausendes vor ihr im Dunkel; sie erschrak so sonderbar davor, wie wenn sie ein Tier wäre. Es verwirrte sich wieder etwas in ihr; sie glaubte Ekel zu empfinden, aber es mußte doch auch eine Gewalt sein, er roch nach Staub und Schweiß und überhaupt wie ein Mann. Er griff nach ihrer Hand, aber sie ließ sich nicht ziehen; die Arme sanken wieder herunter und doch lief sie nicht weg. Es duckte sich etwas in ihr vor ihm, als ob jetzt und jetzt ..., wie Vogelschreien und Flügelflattern in einer Dornenhecke, bis es still wird und weich im Laut, wie von Federn, die übereinander gleiten ... Sie standen jetzt ganz nah nebeneinander, ihre Brust flog auf und nieder, er berührte mit seinem Fuß den ihren, ihre Arme lagen aneinander, er bog ihren Kopf herab, um sie zu küssen, und langsam sank sie, als ob etwas in ihr diese Bewegung freiwillig fortsetzte, zur Erde. Sie saß auf der Treppe, er kauerte neben ihr und dann geschah es. Ohne sich zu entkleiden, mit einem Lächeln, das sie wie eine Wunde im Gesicht fühlte, gab sie sich ihm hin; wie etwas Riesengroßes sah sie vor der fahlen Fläche des Fensters seine beiden Schnurrbartspitzen, sie dachte gar nichts. Nur als plötzlich irgendwo eine Tür ging, preßte sie unwillkürlich die Beine zusammen und wollte ihn wegstemmen, aber in diesem Moment bemerkte sie etwas in seinen Augen, ein leises Stöhnen kam aus ihm heraus, und sie fühlte ihn schwerer und sanfter auf sich lasten. Als sie in ihr Zimmer gekommen war, schlief sie vor Erschöpfung bis zum Abend. Als sie aufwachte, lag wieder dieses Leben vor ihrer Tür. Sie wollte auch die Nacht verschlafen, aber der Tag danach schien ihr wie etwas unter einem weißgespannten Tuche voll unerträglicher gleichmäßiger Helligkeit. Wenn sie an Demeter dachte, war ihr, als sei etwas Abscheuliches über sie gekrochen und trotzdem sah sie noch fortwährend seine Augen, die sie erregten. Sie wußte nicht, was sie wollte, sie hatte nur den Wunsch, sich in ihrem Zimmer zu verschließen, damit sie an all das nicht denken müsse. Da klopfte Demeter, der in seinen kleinen Pantoffeln, auf denen ein Herz gestickt war, an ihre Tür geschlichen kam ... Er setzte sich auf den Rand ihres Bettes und gerade als sie sich von ihm weg und zur Wand drehte, hörte man von der Straße unten herauf eine helle Tenorstimme durch das Haus schallen. «Demeter, Demeter bácsi, wo bist du?» Und Demeter sagte ärgerlich, «duhmer Kárl, ich kohm ja gleich. Wollen wir zusperren, Mähderl, sonst – der taktlose Mensch ist nämlich imstand und geht mich suchen.»

[ < ]

## Die Versuchung der stillen Veronika

*[Fragment – vor 1908]*

Cäcilie, die Tochter des Apothekers, heiratete, und ihre Freundin Veronika, die Tochter des Notars half ihr am Vorabend beim Anprobieren des Brautkleides. Das mit altem Holz getäfelte Zimmer lag fast schon im Dunkeln und in der Ecke, von wo aus der Apotheker behaglich dem Tun der drei Frauen zusah, schwamm es überhaupt nur mehr von Schwarz als die Apothekerin immer noch kniete zu Füßen Cäciliens, die steif und hoch aufgerichtet vor dem einzigen, breiten Fenster stand, und spente ab und zu noch etwas mit den kleinen Nadeln fest, die sie aus einer neben ihr am Boden stehenden Schale nahm. Veronika aber stand nebenbei, hielt hier eine Falte, rückte dort etwas zurecht und ging u kam alle Augenblicke um etwas zu bringen, das man gerade notwendig brauchte. Seine Hochwürden, Cäciliens Bruder, war ausgegangen.

Wenn Veronika ging, so hielt sie den Kopf gesenkt, wie unter der Last der im Kranz um ihn gelegten Zöpfe, und den Leib drückte sie ein wenig hervor, aber sie hatte trotzdem eine eigentümliche gleichgültige Sanftmut in der Art zu gehen, denn das Dunkel teilte sich ganz weich und leise vor ihr und schloß sich hinter ihr ganz ohne Bewegung zusammen, wie wenn sie lautlos mit einer ... hindurchglitte.

Als sie jetzt wiederkam, war die Apothekerin gerade aufgestanden und hatte den Brautkranz auf Cäciliens Haar gesetzt. Sie wandte sich langsam herum, denn sie war von dem langen Knien etw. steif geworden, und fragte mit einer Stimme, die auf gar keine Antwort wartete, «steht er ihr nicht wunderbar, Vronerl?» – und Veronika lächelte. In der Tat sah Cäcilie, in diesem Augenblick mit den weißen Myrthen im dunkelbraunen Haar sich groß gegen die bleiche Fläche des Fensters abhebend, sehr hübsch aus. Der Apothekerin begannen bei diesem Anblick langsam die Thränen zu kommen. «Morgen um diese Zeit, Cilli – Cilli! – bist du nicht mehr hier!» – und sie konnte vor Weinen nicht weitersprechen, auch Cäcilie rannen dabei die Thränen über die Wangen. «Ja, so ein Tag,» meinte der Apotheker, «reißt alles auseinander, was man in Liebe jahrelang behütet hatte, u. wie wenn man ein Pflanzlerl noch so vorsichtig aushebt, gibt es ein Loch in der Erde aber das muß schon so sein» aber man konnte es seiner Stimme anmerken, daß er absichtlich zu philosophieren begann, um die Rührung zu verbergen, die auch ihn übermannt hatte. Und schließlich, um der Stimmung ein Ende zu machen, zwang er sich gar zu scherzen. «Na Vronerl,» meinte er mit ein wenig unsicherer Lustigkeit, «und wann werden denn wir so dastehn?»

Veronika drehte sich bedächtig und wie erstaunt nach ihm um. Sie spürte dabei etwas Heißes auf der Wange und merkte erst jetzt, daß auch sie, von der allgemeinen Rührung ergriffen, feuchte Augen bekommen hatte. Bevor sie aber noch antworten konnte, hatte sich schon die Apothekerin wieder gefaßt und begann zu sprechen und Cäcilie war plötzlich wieder erwacht und half ihr als ob es etwas zu verreden gälte.

Nicht als ob Veronika häßlich gewesen wäre und keinen Anspruch auf ein Gefallen gehabt hätte. Sie war hoch und schlank und mit ihrem großen, etwas wollüstigen Mund, mit den starken Augenbrauen auf der niederen breiten Stirn und den feinen schwarzen über die ganze Länge des



Arms verteilten Haaren, hätte sie zwar vielleicht unter den Bewohnern dieser kleinen Provinzstadt keinen Mann gefunden, wohl aber hätte sie gerade dadurch einen verwöhnteren Menschen und Liebhaber nicht gewöhnlicher Reize beunruhigen können, besonders aber noch durch einen Gegensatz, in dem ihr langes, schmales, fast ekstatisches Kinn zu ihrer anderen Erscheinung stand.

Aber es war etwas in ihrem Wesen, etwas Unpersönliches, ein Beiseitestehen, daß man sich gar nicht denken konnte, sie möchte auch einmal Ansprüche an das Leben erheben oder gar so im Mittelpunkt eines Ereignisses stehen, wie Cäcilie gerade jetzt. Es war etwas in ihr, das sie zu einer ausgezeichneten Freundin machte, diese anderen Gedanken gerade deswegen aber fast wie eine Taktlosigkeit empfinden ließ. Und der Apotheker bekam es von seinen zwei Frauen zu hören, als er mit ihnen ausging, um noch schnell einen Abendbesuch zu machen.

Veronika war in der Apotheke zurückgeblieben und hatte sich angeboten, die Sachen zu ordnen und in die Schränke zu räumen, die nach dem eiligen Abbruch der Anprobe noch überall umherlagen. Mit großen, eiligen Schritten ging sie durch die Zimmer und ihre Hände fanden mit einer unbedachten Sicherheit für alles rasch den richtigen Platz. Sie tat Selbstverständliches und nur zuweilen stand sie einen Augenblick still um auf den Schall ihrer Schritte zu horchen, der fremd von den Wänden zurückkam, hastig verstummend, wie wenn jemand heimlich ihre Bewegungen öffte, stets ein wenig zu spät käme und rasch es zu verwischen sich mühte. Veronika war fertig, aber sie ging nicht nach hause, sondern setzte sich auf die Wandbank im Dunkeln neben dem Stuhl des Apothekers und ließ die Hände zwischen den Knien auf dem gespannten Kleide ruhn. Sie schien nachzudenken. Sie war jetzt 28 Jahre alt und Cäcilie die letzte ihrer Jugendfreundinnen, die noch nicht geheiratet hatte. Veronika dachte darüber nach, wie es nun auch ohne dieser letzten sein werde. Sie dachte auch darüber nach, wie es nun Cäcilie ergehen werde. Aber sie dachte nur an diese Dinge daran, an die man bei einem Bekannten denkt, den man auf einer Reise weiß. Sie fühlte dabei nichts Entschiedenes. Weder einen Schmerz über den Verlust noch auch, daß Cäcilie fortab mit einem Manne leben werde, der Gedanke an diese Umwälzung, die sich im Geheimen vollzieht u. von dort aus das ganze Wesen ergreift, schien sie nicht zu beunruhigen, er schien gar nicht da zu sein für sie. – Vielleicht spürte sie sogar ein leises Behagen darüber, daß sie von morgen ab ganz allein sein werde. – Sie wunderte sich selbst über diese Teilnahmslosigkeit, besonders wenn sie der Thränen gedachte und der tiefen Bewegtheit, von der alle diese anderen Menschen bei diesem Ereignis ergriffen wurden. An ihr schien es wie etwas Lebloses vorüberzugleiten.

Es war irgend einmal, daß sie dem Leben näher stand, es deutlicher spürte, wie mit den Händen oder wie am eigenen Leibe, aber sie wußte nicht mehr, wie und wann das war. Vielleicht als Kind, denn sie erinnerte sich, damals zuweilen ein eigentümlich erschrecktes und sie am ganzen Leibe erregendes Staunen der Dinge gefühlt zu haben. Wenn der Kuckuck sein Weibchen im Walde rief, lief sie ihm nach, von Baum zu Baum, in einem atemlosen Verlangen, ihn zu sehen, und stand verduzt, wenn sie ihn hatte und nichts sah als einen großen bunten Vogel. Ein Hahn mit seinen Hennen konnte sie stundenlang auf einem Platze festhalten, denn sie wartete immer wieder auf den Augenblick, wo er, an allen Federn zitternd, eine Henne zu Boden drückte, während diese ihn dumm und gleichgültig gewähren ließ und gleich wieder weiterzufressen begann, während er noch wie verstört einen Augenblick neben ihr still stand. Wenn die Nachbarskinder geschlagen wurden und sie sie schreien hörte, suchte sie nach einem Fenster, von dem aus sie zusehen konnte oder stellte sich wenigstens alles mit eindringlichster Lebhaftigkeit vor und wünschte, daß sie noch immer heftiger geschlagen würden. Denn obwohl ihr Kinderstolz durch die Züchtigung ihrer Spielgenossen sich entehrt fühlte, war gerade in solchem Geschehnis

irgend etwas das in seiner Ungerechtigkeit so stark und eindringlich war, daß die Lust, sich an die harte kantige aus dem Alltäglichen vorspringende Form dieses Geschehens bis zum Wehtun zu pressen und es so scharf als es ging in sich einzugraben, alles andere verdrängte.

Seither hatte sich aber das schwache Alltagsleben eines Mädchens in bürgerlichem Hause einer Kleinstadt über diese Eindrücke gelegt und hatte sie bis zur Unkenntlichkeit verwischt wie ein matter, dauernder Wind Spuren im Sand. Sie verstand sie nicht mehr Sie sah nur etwas Kurioses in ihnen Dieses gleichmäßig ebene Leben hatte Veronika geformt und seine Eintönigkeit klang in ihrer Seele wie ein leise auf und abschwellendes Summen. Sie kannte keine starken Freuden und kein starkes Leid, nichts was sich merklich oder bleibend aus dem Übrigen herausgehoben hätte. Sie tat ihre häuslichen Pflichten, weil ihr nie der Gedanke gekommen war, daß es möglich sei, sie nicht zu tun, und keine Vorstellung eines anderen Lebens sie beunruhigte. Sie tat sie ohne Liebe und ohne Abscheu, als etwas Selbstverständliches.

Aber so klar und geregelt dieses ihr Leben dahinfloß, wie ein helles stilles Wasser, es erschien ihr dennoch wie etwas Undeutliches. Die Tage gingen einer wie der andere dahin und eines gleich dem anderen kamen die Jahre und sie fühlte wohl noch daß ein jedes ein wenig hinwegnahm u etwas hinzutat und daß sie sich langsam in ihnen änderte, aber nirgends setzte sich eines klar von dem anderen ab. Sie hatte ein unklares, fließendes Gefühl von sich selbst, wie wenn sie sich betasten wollte und nur ungefähre u verhüllte Formen fände, geheimnisvoll wie man unter einem Tuche etwas sich bewegen fühlt ohne es zu erkennen.

Selbst von den Veränderungen ihres Körpers hatte sie nur dieses undeutlich u gehemmt murmelnde Gefühl. Ihre kleinen Brüste einst waren spitz und hart und neugierig rotgeschnäbelt gewesen und sie waren es nicht mehr; sie hatten sich schon ein ganz klein wenig gesenkt und waren ein bischen so traurig wie zwei liegengelassene Papiermützchen auf einer weiten Fläche, denn der Brustkorb hatte sich flach in die Breite gestreckt und das sah aus, wie wenn der Raum um sie davongewachsen wäre. Aber sie wußte das nicht, wie man es sonst weiß, denn sie sah nie in den Spiegel, wenn sie nackt war, – im Bade oder beim Umkleiden – weil sie dabei nur das tat, was eben zur Sache gehörte. Und trotzdem wußte sie es. Es kam ihr manchmal vor, wie wenn sie sich früher in ihre Kleider hätte einschließen können, ganz fest und nach allen Seiten, während sie sich jetzt nur mit ihnen bedeckte, u zuweilen schien ihr als könnte sie sich, wenn sie ganz allein war, vorsichtig von innen her befühlen und ihr war dabei, als ob das früher wie ein runder, gespannter Wassertropfen gewesen sein mußte, während es jetzt wie eine kleine weichgeränderte Lacke war. Ganz breit und schlaff und spannungslos war dieses Empfinden, das sie von sich hatte. Und es wäre wohl überhaupt nichts wie Trägheit und müde Lässigkeit gewesen, wäre hier nicht wieder etwas Merkwürdiges dabeigewesen, hätte sie sich nicht dabei so ganz sonderbar bei sich selbst gefühlt, wie wenn sich etwas unvergleichlich Weiches in tausend zärtlich vorsichtigen Falten ganz, ganz langsam von innen her an sie schmiegen würde u. so als ob die Verwüstung, die sie dunkel fühlte eine traurige Zärtlichkeit bedeuten würde.

Früher wenn ihre Freundinnen heirateten, dachte sie wohl auch daran wie junge Mädchen denken, und an Küssen und Beisammensein, aber schon damals nie so wie an etwas, das auch für sie in jedem Augenblicke wirklich werden könnte, weder mit Ungeduld noch mit Verzichten oder auch nur wie an ein Geschehen, zu dem man irgend etwas tun konnte. Jetzt aber dachte sie nicht einmal mehr so daran; wenn ein Mann in dieser Weise in den Kreis ihres Lebens trat, so empfand sie ihn zwar ein bischen stärker als sonst, aber das hob ihn doch nur so ganz wenig aus den andern hervor, mit einer Sehnsucht, die nur so leise und verworren sinnlich war wie das unbestimmte, wehe Ziehen im Schoß vor den wiederkehrenden Tagen. Wenn es sie aber losließ und außen alles wieder nur glatte, gleichgültige Fläche war und innen alles vorbei, dann war es,

wie wenn in die leergewordenen Stellen nun sie selbst hineinströmte, und dies war der Augenblick, den sie eigentlich liebte. Sie fühlte sich dann in ihrem trägen Gehenlassen und Nachschauen ganz warm und nah und eingehüllt in sich selbst wie in einen großen schweren Mantel, der sie begrub, und bei jedem Versuch, ihn abzuschütteln, ihre Bewegungen erstickte; sie duckte sich schließlich ganz heimlich unter ihm zusammen und empfand eine merkwürdige Zärtlichkeit für sich wie für ein verstecktes, ungewisses Geschöpf. Wenn jemand sie schalt und wegen ihrer Teilnahmslosigkeit träge nannte, konnte sie aus sich heraus wie aus weichen Betten auf ihn schauen und ihm fast dankbar sein, weil er sie nur noch tiefer und schwerer hineindrückte. Die Welt und die Männer erschienen ihr dann wie etwas sehr Weites und es war ihr, als sei sie aufgespart um vorher etwas in sich zu suchen, das einmal da war und noch irgendwo sein und wiederkommen mußte. Und sie ging durch die Jahre in ihrer dunklen, unbestimmten Zärtlichkeit dahin, wie eine Glocke, die ruft und ruft und keiner weiß wozu und sie wußte es auch nicht und fühlte nur, daß etwas in ihr tiefer und tiefer klang.

Und während Veronika noch über all dies nachdachte, hörte sie plötzlich das Haustor gehen, hörte das Ächzen der hölzernen Treppe und fühlte ihr Herz. Sie hatte gewartet.

Wie das Reglose selbst kauerte Veronika auf ihrem Stuhl und drückte sich in das Dunkel, während ihr geistlicher Freund wie ein großer leidenschaftlicher Schatten das Zimmer auf und abschrift; er versank und dann sah sie ihn noch etwas entfernt triefend vor Finsternis wieder auftauchen und nahe vor ihr, unter dem Fenster war er in einem zitternden, grauen Nebel von Augenblick ganz sichtbar; ... seine Stimme klang weit und kam nahe, klang nahe und sank wieder ins Weite ... –

«Sie sitzen da, Veronika und schließen sich aus, warum tun Sie das?» «Ich fühle mich so am wohlsten.» «Aber das ist es ja eben, was nicht wahr ist! Sie belügen sich, ich kannte Sie doch früher; Sie sind freudlos geworden. Aber Sie sprechen immer so unbestimmt, drückt Sie etwas – ich meine, mir als Jugendfreund und Menschen anderer Gesetze – ich meine irgend ein Erlebnis, gestehen Sie es mir doch, es wird Sie erleichtern – warum fliehen Sie die Freuden der Geselligkeit, die doch Gott selbst den Menschen der Welt gegeben hat?» «Es ist mir, – wie soll ich es sagen – mir ist wie zerschnitten, wie wenn ich in Stücke zerfiel, wenn ich unter den Leuten bin» und wie eigensinnig wiederholte sie leise, «allein fühle ich mich am wohlsten, ganz, ich fühle mich als etwas.» – «Sie sind hoffärtig, Veronika» sagte der junge Priester unwillig. «Ich weiß nicht auf wen Sie warten und dabei treiben Sie in Stücken dahin und haben den Eigensinn eines Kranken, dahinein Ihren Stolz zu setzen»

Veronika drückte sich wohligher unter diesen Scheltworten zusammen, ihr war als könnte sie aus sich heraus wie aus weichen Betten auf diesen starken bewegten Menschen schauen und empfand Dankbarkeit für seinen Unwillen, durch den sie noch tiefer und schwerer hineingedrückt wurde. Und ganz versteckt und listig fragte sie: «Und was haben Sie getan? Erzählen Sie lieber!» – mit einem heimlichen Schauer stellte sie sich dabei vor, wie sie ihn jetzt sprechen hören würde. –

Cäcilien Bruder blieb stehen unwillig und kopfschüttelnd über den Widerstand – dann setzte er seinen Weg langsam wieder fort und begann zu erzählen, weil er hoffte, dadurch dieser Seele zum Frieden zu helfen.

«Ich war vor der Stadt, auf dem Fuchsgut bei der Wöchnerin, wo der Vater gestern die Medizin hinausgeschickt hat, aber es ist nichts mehr zu machen.» Pause «Ist der Mann traurig?» «Gott, wie Bauern schon sind. Hart. Man weiß nicht, was in ihnen vorgeht. Aber wie ich ihm sag, daß seine Frau bald bei Gott es besser haben werde, ist er dagestanden, wie ich vorher noch nie einen Menschen stehen sah, so baumgerad als ob sein ganzes Leben fortab in diesem Augenblick

festgewurzelt wär.» «Ja die Bauern ...» meinte Veronika um das Gespräch durch ihre Teilnahme in Fluß zu erhalten. «Nein nicht die Bauern; als ich dann ging und das Gatter schloß, wars mir geradeso, als hätte ich noch nie ein Tor so knarren gehört, so zögernd und eindringlich und die Vögel hatten noch nie so laut und menschenähnlich gesungen und zwischen den Wiesen stand jeder Baum groß und unverrückbar und von seinem Platz getragen.» – Veronika neigte sich vor, man merkte es nicht in der Finsternis und ihre Augen fingten dabei einen Schein vom Fenster und begannen zu leuchten wie Faulholz im Dunkeln. «So fest!?» fragte sie. «So fest und scharf in die Welt gegraben wie mit der Stichel, Vroni, jeder Laut, jede Linie, jedes Leuchten im Auge eines vorüber laufenden Tiers. Nur noch ein wenig anders als sonst, trotzdem ein jedes so ganz bei sich war, schien jedes doch ein wenig verändert, wie abgestimmt aufeinander, eine Ähnlichkeit, nein keine Ähnlichkeit, aber etwas wie eine Ähnlichkeit zwischen allem, ja, wenn Sie mich noch verstehen, möchte ich sagen eine Ähnlichkeit wie mit nach aufwärts gewandtem Antlitz; als ob jedes nur so klar dastünde, damit man erfaßt, daß es nicht bloß so da ist, wie man geglaubt hat, sondern daß es ein Glied ist, mit dem ein ganz anderer Sinn gemeint ist als der, zu dem man sonst flüchtig und halbverstanden die Dinge zusammensetzte, – ein übermenschlicher Sinn – Sein Sinn. Ich fühlte plötzlich, wie er sachte alles bewegt. Er nimmt das Prahlerische das in allem Großen ist und das Liebliche, das hinter jedem Widrigen ist, wie ein bittendes Lächeln in einem häßlichen Antlitz, und er macht das eine stiller und das andere trauriger, er fängt die Stimmen der Vögel im Wald, damit das Knarren eines Tors, durch das einer zum letztenmal davonschritt sich tiefer in die Welt gräbt, er glättet die Falten im Gesicht einer Toten wegen der Lichter in den Augen eines Tiers, er quält einen Mann weil ein Baum fest über der Erde ragt, langsam verrückt er erst die Schatten der Dinge, auf daß sie sich zueinander ordnen und gewaltig greift er am Ende nach jedem und packt es wie ein Sinn die Worte oder Linien, wie eine Melodie die Töne – Vroni! wenn Sie mich verstehen: allein taugt der Mensch nichts! Das ist unfruchtbare Hoffart! Er gehört in die Welt, wie ein Glied in eine Harmonie. Man darf sie nicht durch seinen besonderen Willen entstellen, man muß sich Seinem Sinn hingeben, muß sich in ihn geben. Den Atem seiner Lust fühlen – Dann erst – ja glauben Sie es, dann fühlt man alles so fest und sicher als hielte Er einen an den Haaren auf dem richtigen Platze fest und ich ging zwischen den Dingen wie ein Bruder und wußte daß ich nicht das Kleinste unnütz tat, denn ich fühlte Seinen Sinn in mir, in jeder Gebärde, die ich tat, wie den Wind in den Segeln ...»

Veronika schauderte. Sie hatte diese Worte vorausgeföhlt, sie kannte sie, es war eine List von ihr, den Priester zum Reden zu bringen. Es war ihr eigentümliches Spiel, durch das Dunkel und unverfängliche Gegenreden gedeckt, seine Worte wie zahnige Pflugscharen in ihrer Seele zu fühlen. Denn er selbst blieb ihr dabei ganz unpersönlich, sie hatte nie neben ihm das Gefühl wie ein Weib zum Manne aber von seiner Sachlichkeit, von dem Inhalt seiner Seele ging eine Kraft aus, die sie unterwühlte. Diese Gespräche gingen in ihren dunklen Kleidern dahin mit der Sicherheit von Fremden aus einem mächtigen wohlgeordneten Staate. Und diese Sicherheit begriff sie. Sie begriff, daß da ein Leben vor ihr stand, das ganz rund und in sich geschlossen ruhte und von sich selbst gesättigt war, ein Leben das nicht voll Abwehr in sich zusammengekauert war, sondern dem sich von allen Dingen geschwisterliche Hände entgegenstreckten. Sie suchte sich das vorzustellen. Es mußte aus einem herausströmen und die Dinge ergreifen wie eine Welle Blutes – und wie eine Welle eigenen Blutes mußte es manchmal langsam, langsam von den Dingen wieder zurückströmen, und manchmal mußte es sein, wie wenn einer die ganze Welt einatmen und in seinem Leibe tragen und von innen spüren könnte und dann ausatmen und so zärtlich sacht und vorsichtig gespannt vor sich hinstellen könnte, wie ein Künstler, der mit tausend fliegenden Reifen arbeitet – Und es kam eine quälende Unruhe in ihr Dasein —

Sie konnte sich das aber so nur vorstellen, wenn sie an ihn dachte. Wenn sie auf sich selbst blickte, verließ sie die Stimmung. Und trotzdem begriff sie zum erstenmale, daß auch diese dunklen Kräfte in ihr danach verlangten sie in die Weite ruhig u schlank wie eine Brücke zu wölben und spannen. Es kam in ihr Dasein eine geheimnisvolle Unruhe, die sich bis zu quälender Ungeduld steigerte. Ihr war, es würde sich etwas in ihr heben und heben und dumpf bewegen wie ein Kind im Leibe der Mutter und konnte doch nicht ans Licht, denn wenn es weg war konnte sie nichts in sich finden. Sie durchsuchte sich eindringlicher als sonst. Es blieb ihr aber nichts als eine dunkle Erinnerung wie an eine wichtige vergessene Sache. Statt der trägen Sicherheit, die sie besessen, befahl sie jetzt die Unsicherheit des Suchens. Sie fühlte, daß sie suchte und noch nicht hatte. Schließlich bildete sich in ihr die Vorstellung, daß es diese unaufgefundene vergessene Sache sei, die wie ein Schleier darüber liege. – Sie hatte einmal von einem Mädchenzimmer gehört, das ganz weiß war, und es verknüpfte sich ihr damit die unklare Ahnung eines Lebens von ganz besonders zart und vorsichtig gegliederter Schönheit. Nun dachte sie, wenn sich eines Tages der Schleier von ihrem Leben heben werde, wird es sein, wie wenn junge Mädchen in weißen Kleidern über eine Landschaft gehen, die voll glitzerndem, weißem Schnee und blühender Kirschen ist.

Und Veronika wartete, sie wartete

Eines Tages geschah dann das, was in ihr Leben jene sonderbare Wendung brachte Der Priester mußte abreisen. Cäcilie war längst schon fort, die Frau des Bauern war in den Wochen gestorben und sie gingen den Weg zum Fuchsentgut. –

Veronika staunte. Sie versuchte alle möglichen Gedanken, um den zu finden, der ein Hinausschieben der Abreise ermöglichen könnte. Sie hatte die gewagtesten Vorschläge bis zu den albernsten Einfällen, die sie nicht losließen und beinahe zur Aussprache gedrängt hätten. Sie müdete sich an ihnen ab und schließlich blieb nur die Verwunderung. Denn sie fühlte in sich ein Strömen und Ziehen, durch die ganze lange Reihe der vergangenen Jahre her bis in die unsicheren Gefühle ihrer Kindheit hinein, und hier erstarrte es, hier brach eine Vollendung, die sie in diesem Augenblick von weither kommen fühlte, mit einem jähen Stillstehen und sich nicht mehr rühren Können ab, sie spürte diesen Augenblick wie ein plötzliches Blinken aus allen anderen herauspringen und dann wie einen Schnitt und sie sah ganz deutlich etwas das man gar nicht sehen kann, wie die Beziehung ihrer Seele zu dieser andern Seele in ihrer augenblicklichen Lage, ein Durchgangsding, ein Ausholen und Übergang plötzlich zu etwas Letztem, Unverrückbarem, zu etwas wurde, das wie ein Aststumpf in die leere Ewigkeit ragte. Sie sah – wie nach rückwärts gewandt sah sie ihr Leben und dieses andere Leben so nebeneinander als ob aus ihnen beiden etwas Drittes bestanden hätte, ein Mehr, etwas, das es nicht gab und doch so gab wie einen Ruf in zwei Tönen oder wie zwei hölzerne Balken zum Schweigen eines Kreuzes werden. Aber sie sah es nur mehr am Auseinandergefallensein

Und sie erfaßt diese Gestaltqualität als ein Sonderbares – Sie fühlt Dinge, die das Leben mit einem vorhat – Und als ob sie durch all dies nur hätte aufgelockert werden sollen, steigt die Erinnerung in ihr herauf – Und dieses déjà connue verstärkt erst recht das zu etwas da sein – Und diese abstrakten, kaum glaubwürdigen Dinge gewinnen das Relief der Wirklichkeit – Und wie davon beleuchtet sieht sie auch ihre Beziehung zu dem Priester mit diesem Relief – Sie spürt ihn plötzlich als einen Widerstand vor dem, was er ihr hätte werden sollen, sie fühlt Feindseligkeit u. die Bedrängnis des Weibchens – und halb schon wieder unter dem Schleier, wie ein Zurücksinken kommt die Schneckensehnsucht, die mystische Vereinigung u ein wehrlos weiches Entsetzen, weil doch nicht mehr wird was werden soll u es trotzdem schön und betörend ist. –

Es war irgend etwas da – ein Erlebnis – das ihr Widerwillen gegen das Gattungsmäßige eingeflößt hatte – mit dem Priester war nun etwas, das anderer Art war, deswegen hier die Intensitätssteigerung – und gleich die Fortsetzung in den drei Träumen wie im Durchbrechen dieser zweiten Wirkung des Gattungsmäßigen.

[ < ]

## Drei Frauen

Novellen

[Rowohlt Verlag, 1924]

### Grigia

Es gibt im Leben eine Zeit, wo es sich auffallend verlangsamt, als zögerte es weiterzugehen oder wollte seine Richtung ändern. Es mag sein, daß einem in dieser Zeit leichter ein Unglück zustößt.

Homo besaß einen kranken kleinen Sohn; das zog durch ein Jahr, ohne besser zu werden und ohne gefährlich zu sein, der Arzt verlangte einen langen Kuraufenthalt, und Homo konnte sich nicht entschließen, mitzureisen. Es kam ihm vor, als würde er dadurch zu lange von sich getrennt, von seinen Büchern, Plänen und seinem Leben. Er empfand seinen Widerstand als eine große Selbstsucht, es war aber vielleicht eher eine Selbstauflösung, denn er war zuvor nie auch nur einen Tag lang von seiner Frau geschieden gewesen; er hatte sie sehr geliebt und liebte sie noch sehr, aber diese Liebe war durch das Kind trennbar geworden, wie ein Stein, in den Wasser gesickert ist, das ihn immer weiter auseinander treibt. Homo staunte sehr über diese neue Eigenschaft der Trennbarkeit, ohne daß mit seinem Wissen und Willen je etwas von seiner Liebe abhanden gekommen wäre, und so lang die Zeit der vorbereitenden Beschäftigung mit der Abreise war, wollte ihm nicht einfallen, wie er allein den kommenden Sommer verbringen werde. Er empfand bloß einen heftigen Widerwillen gegen Bade- und Gebirgsorte. Er blieb allein zurück und am zweiten Tag erhielt er einen Brief, der ihn einlud, sich an einer Gesellschaft zu beteiligen, welche die alten venezianischen Goldbergwerke im Fersenatal wieder aufschließen wollte. Der Brief war von einem Herrn Mozart Amadeo Hoffingott, den er vor einigen Jahren auf einer Reise kennen gelernt und während weniger Tage zum Freund gehabt hatte.

Trotzdem entstand in ihm nicht der leiseste Zweifel, daß es sich um eine ernste, redliche Sache handle. Er gab zwei Telegramme auf; in dem einen teilte er seiner Frau mit, daß er schon jetzt abreise und ihr seinen Aufenthalt melden werde, mit dem zweiten nahm er das Angebot an, sich als Geologe und vielleicht auch mit einem größeren Betrag Geldes an den Aufschließungsarbeiten zu beteiligen.

In P., das ein Maulbeer und Wein bauendes, verschlossen reiches italienisches Städtchen ist, traf er mit Hoffingott, einem großen, schönen schwarzen Mann seines eigenen Alters, zusammen, der immer in Bewegung war. Die Gesellschaft verfügte, wie er erfuhr, über gewaltige amerikanische Mittel, und die Arbeit sollte großen Stil haben. Einstweilen ging zur Vorbereitung eine Expedition talein, die aus ihnen beiden und drei Teilhabern bestand, Pferde wurden gekauft, Instrumente erwartet und Hilfskräfte angeworben.

Homo wohnte nicht im Gasthof, sondern, er wußte eigentlich nicht warum, bei einem italienischen Bekannten Hoffingotts. Es gab da drei Dinge, die ihm auffielen. Betten von einer

unsagbar kühlen Weichheit in schöner Mahagonischale. Eine Tapete mit einem unsagbar wirren, geschmacklosen, aber durchaus unvollendbaren und fremden Muster. Und ein Schaukelstuhl aus Rohr; wenn man sich in diesem wiegt und die Tapete anschaut, wird der ganze Mensch zu einem auf- und niederwallenden Gewirr von Ranken, die binnen zweier Sekunden aus dem Nichts zu ihrer vollen Größe anwachsen und sich wieder in sich zurückziehen.

In den Straßen war eine Luft, aus Schnee und Süden gemischt. Es war Mitte Mai. Abends waren sie von großen Bogenlampen erhellt, die an quergespannten Seilen so hoch hingen, daß die Straßen darunter wie Schluchten von dunklem Blau lagen, auf deren finstrem Grund man dahingehen mußte, während sich oben im Weltraum weiß zischende Sonnen drehten. Tagsüber sah man auf Weinberg und Wald. Das hatte den Winter rot, gelb und grün überstanden; weil die Bäume das Laub nicht abwarfen, war Welk und Neu durcheinandergeflochten wie in Friedhofskränzen, und kleine rote, blaue und rosa Villen staken, sehr sichtbar noch, wie verschieden gestellte Würfel darin, ein ihnen unbekanntes, eigentümliches Formgesetz empfindungslos vor aller Welt darstellend. Oben aber war der Wald dunkel und der Berg hieß Selvot. Er trug über dem Wald Almböden, die, verschneit, in breitem, gemäßigtem Wellenschlag über die Nachbarberge weg das kleine hart ansteigende Seitental begleiteten, in das die Expedition einrücken sollte. Kamen, um Milch zu liefern und Polenta zu kaufen, Männer von diesen Bergen, so brachten sie manchmal große Drusen Bergkristall oder Amethyst mit, die in vielen Spalten so üppig wachsen sollten wie anderswo Blumen auf der Wiese, und diese unheimlich schönen Märchengebilde verstärkten noch mehr den Eindruck, daß sich unter dem Aussehen dieser Gegend, das so fremd vertraut flackerte wie die Sterne in mancher Nacht, etwas sehnsüchtig Erwartetes verberge. Als sie in das Gebirgstal hineinritten und um sechs Uhr Sankt Orsola passierten, schlugen bei einer kleinen, eine buschige Bergrinne überquerenden Steinbrücke wenn nicht hundert, so doch sicher zwei Dutzend Nachtigallen; es war heller Tag.

Als sie drinnen waren, befanden sie sich an einem seltsamen Ort. Er hing an der Lehne eines Hügels; der Saumweg, der sie hingeführt hatte, sprang zuletzt förmlich von einem großen platten Stein zum nächsten, und von ihm flossen, den Hang hinab und gewunden wie Bäche, ein paar kurze, steile Gassen in die Wiesen. Stand man am Weg, so hatte man nur vernachlässigte und dürftige Bauernhäuser vor sich, blickte man aber von den Wiesen unten herauf, so meinte man sich in ein vorweltliches Pfahldorf zurückversetzt, denn die Häuser standen mit der Talseite alle auf hohen Balken, und ihre Abtritte schwebten etwas abseits von ihnen wie die Gondeln von Sänften auf vier schlanken baumlangen Stangen über dem Abhang. Auch die Landschaft um dieses Dorf war nicht ohne Sonderbarkeiten. Sie bestand aus einem mehr als halbkreisförmigen Wall hoher, oben von Schroffen durchsetzter Berge, welche steil zu einer Senkung abfielen, die rund um einen in der Mitte stehenden kleineren und bewaldeten Kegel lief, wodurch das Ganze einer leeren gugelhupfförmigen Welt ähnelte, von der ein kleines Stück durch den tief fließenden Bach abgeschnitten worden war, so daß sie dort klaffend gegen die hohe, zugleich mit ihm talwärts streichende andere Flanke seines Ufers lehnte, an welcher das Dorf hing. Es gab ringsum unter dem Schnee Kare mit Knieholz und einigen versprengten Rehen, auf der Waldkuppe in der Mitte balzte schon der Spielhahn, und auf den Wiesen der Sonnenseite blühten die Blumen mit gelben, blauen und weißen Sternen, die so groß waren, als hätte man einen Sack mit Talern ausgeschüttet. Stieg man aber hinter dem Dorf noch etwa hundert Fuß höher, so kam man auf einen ebenen Absatz von nicht allzugroßer Breite, den Äcker, Wiesen, Heuställe und verstreute Häuser bedeckten, während von einer gegen das Tal zu vorspringenden Bastion die kleine Kirche in die Welt hinausblickte, welche an schönen Tagen fern vor dem Tal wie das Meer vor einer Flußmündung lag; man konnte kaum unterscheiden, was noch goldgelbe Ferne des gesegneten Tieflands, war und wo schon die unsicheren Wolkenböden des Himmels begonnen hatten.



Es war ein schönes Leben, das da seinen Anfang nahm. Tagsüber auf den Bergen, bei alten verschütteten Stolleneingängen und neuen Schürfversuchen, oder auf den Wegen das Tal hinaus, wo eine breite Straße gelegt werden sollte; in einer riesigen Luft, die schon sanft und schwanger von der kommenden Schneeschmelze war. Sie schütteten Geld unter die Leute und walteten wie die Götter. Sie beschäftigten alle Welt, Männer und Frauen. Aus den Männern bildeten sie Arbeitspartien und verteilten sie auf die Berge, wo sie wochenüber verbleiben mußten, aus den Weibern formierten sie Trägerkolonnen, welche ihnen Werkzeugersatz und Proviant auf kaum wegsamen Steigen nachschafften. Das steinerne Schulhaus ward in eine Faktorei verwandelt, wo die Waren aufbewahrt und verladen wurden; dort rief eine scharfe Herrenstimme aus den schwatzend wartenden Weibern eins nach dem andern vor, und es wurde der große leere Rückenkorb so lang befrachtet, bis die Knie sich bogen und die Halsadern anschwellen. War solch ein hübsches junges Weib beladen, so hing ihm der Blick bei den Augen heraus und die Lippen blieben offen stehn; es trat in die Reihe, und auf das Zeichen begannen diese stillgewordenen Tiere hintereinander langsam in langen Schlangenwegen ein Bein vor das andre bergan zu setzen. Aber sie trugen köstliche, seltene Last, Brot, Fleisch und Wein, und mit den Eisengeräten mußte man nicht ängstlich umgehn, so daß außer dem Barlohn gar manches Brauchbare für die Wirtschaft abfiel, und darum trugen sie es gerne und dankten noch den Männern, welche den Segen in die Berge gebracht hatten. Und das war ein herrliches Gefühl; man wurde hier nicht, wie sonst überall in der Welt, geprüft, was für ein Mensch man sei, – ob verläßlich, mächtig und zu fürchten oder zierlich und schön, – sondern was immer für ein Mensch man war und wie immer man über die Dinge des Lebens dachte, man fand Liebe, weil man den Segen gebracht hatte; sie lief wie ein Herold voraus, sie war überall wie ein frisches Gastbett bereitet, und der Mensch trug Willkommgeschenke in den Augen. Die Frauen durften das frei ausströmen lassen, aber manchmal, wenn man an einer Wiese vorbeikam, vermochte auch ein alter Bauer dort zu stehn und winkte mit der Sense wie der leibhafte Tod.

Es lebten übrigens merkwürdige Leute in diesem Talende. Ihre Voreltern waren zur Zeit der tridentinischen Bischofsmacht als Bergknappen aus Deutschland gekommen, und sie saßen heute noch eingesprenkt wie ein verwitterter deutscher Stein zwischen den Italienern. Die Art ihres alten Lebens hatten sie halb bewahrt und halb vergessen, und was sie davon bewahrt hatten, verstanden sie wohl selbst nicht mehr. Die Wildbäche rissen ihnen im Frühjahr den Boden weg, es gab Häuser, die einst auf einem Hügel und jetzt am Rand eines Abgrunds standen, ohne daß sie etwas dagegen taten, und umgekehrten Wegs spülte ihnen die neue Zeit allerhand ärgsten Unrat in die Häuser. Da gab es billige polierte Schränke, scherzhafte Postkarten und Öldruckbilder, aber manchmal war ein Kochgeschirr da, aus dem schon zur Zeit Martin Luthers gegessen worden sein mochte. Sie waren nämlich Protestanten; aber wenn es wohl auch nichts als dieses zähe Festhalten an ihrem Glauben war, was sie vor der Verwelschung geschützt hatte, so waren sie dennoch keine guten Christen. Da sie arm waren, verließen fast alle Männer kurz nach der Heirat ihre Frauen und gingen für Jahre nach Amerika; wenn sie zurückkamen, brachten sie ein wenig erspartes Geld mit, die Gewohnheiten der städtischen Bordelle und die Ungläubigkeit, aber nicht den scharfen Geist der Zivilisation.

Homo hörte gleich zu Beginn eine Geschichte erzählen, die ihn ungemein beschäftigte. Es war nicht lange her, mochte so etwa in den letzten fünfzehn Jahren stattgefunden haben, daß ein Bauer, der lange Zeit fortgewesen war, aus Amerika zurückkam und sich wieder zu seiner Frau in die Stube legte. Sie freuten sich einige Zeit, weil sie wieder vereint waren, und ließen es sich gut gehen, bis die letzten Ersparnisse weggeschmolzen waren. Als da die neuen Ersparnisse, die aus Amerika nachkommen sollten, noch immer nicht eingetroffen waren, machte sich der Bauer auf, um – wie es alle Bauern dieser Gegend taten – den Lebensunterhalt draußen durch Hausieren zu

gewinnen, während die Frau die uneinträgliche Wirtschaft wieder weiter besorgte. Aber er kehrte nicht mehr zurück. Dagegen traf wenige Tage später auf einem von diesem abgelegenen Hofe der Bauer aus Amerika ein, erzählte seiner Frau auf den Tag genau, wie lange es her sei, verlangte zu essen, was sie damals am Tag des Abschieds gegessen hatten, wußte noch mit der Kuh Bescheid, die längst nicht mehr da war, und fand sich mit den Kindern in einer anständigen Weise zurecht, die ihm ein anderer Himmel beschert hatte als der, den er inzwischen über seinem Kopf getragen hatte. Auch dieser Bauer ging nach einer Weile des Behagens und Wohllebens auf die Wanderschaft mit dem Kram und kehrte nicht mehr zurück. Das ereignete sich in der Gegend noch ein drittes und viertes Mal, bevor man darauf kam, daß es ein Schwindler war, der drüben mit den Männern zusammen gearbeitet und sie ausgefragt hatte. Er wurde irgendwo von den Behörden festgenommen und eingesperrt, und keine sah ihn mehr wieder. Das soll allen leid getan haben, denn jede hätte ihn gern noch ein paar Tage gehabt und ihn mit ihrer Erinnerung verglichen, um sich nicht auslachen lassen zu müssen; denn jede wollte wohl gleich etwas gemerkt haben, das nicht ganz zum Gedächtnis stimmte, aber keine war dessen so sicher gewesen, daß man es hätte darauf ankommen lassen können und dem in seine Rechte wiederkehrenden Mann Schwierigkeiten machen wollte.

So waren diese Weiber. Ihre Beine staken in braunen Wollkitteln mit handbreiten roten, blauen oder orangenen Borten, und die Tücher, die sie am Kopf und gekreuzt über der Brust trugen, waren billiger Kattundruck moderner Fabrikmuster, aber durch irgend etwas in den Farben oder deren Verteilung wiesen sie weit in die Jahrhunderte der Altvordern zurück. Das war viel älter als Bauerntrachten sonst, weil es nur ein Blick war, verspätet, durch all die Zeiten gewandert, trüb und schwach angelangt, aber man fühlte ihn dennoch deutlich auf sich ruhn, wenn man sie ansah. Sie trugen Schuhe, die wie Einbäume aus einem Stück Holz geschnitten waren, und an der Sohle hatten sie wegen der schlechten Wege zwei messerartige Eisenstege, auf denen sie in ihren blauen und braunen Strümpfen gingen wie die Japanerinnen. Wenn sie warten mußten, setzten sie sich nicht auf den Wegrand, sondern auf die flache Erde des Pfads und zogen die Knie hoch wie die Neger. Und wenn sie, was zuweilen geschah, auf ihren Eseln die Berge hinanritten, dann saßen sie nicht auf ihren Röcken, sondern wie Männer und mit unempfindlichen Schenkeln auf den scharfen Holzkanten der Tragsättel, hatten wieder die Beine unziemlich hochgezogen und ließen sich mit einer leise schaukelnden Bewegung des ganzen Oberkörpers tragen.

Sie verfügten aber auch über eine verwirrend freie Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit. «Treten Sie bitte ein», sagten sie aufrecht wie die Herzoginnen, wenn man an ihre Bauerntür klopfte, oder wenn man eine Weile mit ihnen stand und im Freien plauderte, konnte plötzlich eine mit der höchsten Höflichkeit und Zurückhaltung fragen: «Darf ich Ihnen nicht den Mantel halten?» Als Doktor Homo einmal einem reizenden vierzehnjährigen Mädels sagte, «Komm ins Heu», – nur so, weil ihm das Heu plötzlich so natürlich erschien wie für Tiere das Futter, – da erschrak dieses Kindergesicht unter dem spitz vorstehenden Kopftuch der Altvordern keineswegs, sondern schnob nur heiter aus Nase und Augen, die Spitzen ihrer kleinen Schuhboote kippten um die Fersen hoch, und mit geschultertem Rechen wäre sie beinahe aufs zurückschnellende Gesäß gefallen, wenn das Ganze nicht bloß ein Ausdruck lieblich ungeschickten Erstaunens über die Begehrlichkeit des Manns hätte sein sollen, wie in der komischen Oper. Ein andermal fragte er eine große Bäurin, die aussah wie eine deutsche Wittib am Theater, «bist Du noch eine Jungfrau, sag?!» und faßte sie am Kinn, – wieder nur so, weil die Scherze doch etwas Mannsgeruch haben sollen; die aber ließ das Kinn ruhig auf seiner Hand ruhn und antwortete ernst: «Ja, natürlich.» Homo verlor da fast die Führung; «Du bist noch eine Jungfrau?!» wunderte er sich schnell und lachte. Da kicherte sie mit. «Sag!?!» drang er jetzt näher und schüttelte sie spielend am Kinn. Da blies sie ihm ins Gesicht und lachte: «Gewesen!»

«Wenn ich zu Dir komm, was krieg ich?» frug es sich weiter.

«Was Sie wollen.»

«Alles, was ich will?»

«Alles.»

«Wirklich alles?!»

«Alles! Alles!!» und das war eine so vorzüglich und leidenschaftlich gespielte Leidenschaft, daß diese Theaterechtheit auf sechzehnhundert Meter Höhe ihn sehr verwirrte. Er wurde es nicht mehr los, daß dieses Leben, welches heller und würziger war als jedes Leben zuvor, gar nicht mehr Wirklichkeit, sondern ein in der Luft schwebendes Spiel sei.

Es war inzwischen Sommer geworden. Als er zum erstenmal die Schrift seines kranken Knaben auf einem ankommenden Brief gesehen hatte, war ihm der Schreck des Glücks und heimlichen Besitzes von den Augen bis in die Beine gefahren; daß sie jetzt seinen Aufenthaltsort wußten, erschien ihm wie eine ungeheure Befestigung. Er ist hier, oh, man wußte nun alles, und er brauchte nichts mehr zu erklären. Weiß und violett, grün und braun standen die Wiesen. Er war kein Gespenst. Ein Märchenwald von alten Lärchenstämmen, zartgrün behaarten, stand auf smaragdener Schräge. Unter dem Moos mochten violette und weiße Kristalle leben. Der Bach fiel einmal mitten im Wald über einen Stein so, daß er aussah wie ein großer silberner Stechkamm. Er beantwortete nicht mehr die Briefe seiner Frau. Zwischen den Geheimnissen dieser Natur war das Zusammengehören eines davon. Es gab eine zart scharlachfarbene Blume, es gab diese in keines anderen Mannes Welt, nur in seiner, so hatte es Gott geordnet, ganz als ein Wunder. Es gab eine Stelle am Leib, die wurde versteckt und niemand durfte sie sehn, wenn er nicht sterben sollte, nur einer. Das kam ihm in diesem Augenblick so wundervoll unsinnig und unpraktisch vor, wie es nur eine tiefe Religion sein kann. Und er erkannte jetzt erst, was er getan hatte, indem er sich für diesen Sommer absonderte und von seiner eigenen Strömung treiben ließ, die ihn erfaßt hatte. Er sank zwischen den Bäumen mit den giftgrünen Bärten aufs Knie, breitete die Arme aus, was er so noch nie in seinem Leben getan hatte, und ihm war zu Mut, als hätte man ihm in diesem Augenblick sich selbst aus den Armen genommen. Er fühlte die Hand seiner Geliebten in seiner, ihre Stimme im Ohr, alle Stellen seines Körpers waren wie eben erst berührt, er empfand sich selbst wie eine von einem anderen Körper gebildete Form. Aber er hatte sein Leben außer Kraft gesetzt. Sein Herz war demütig vor der Geliebten und arm wie ein Bettler geworden, beinahe strömten ihm Gelübde und Tränen aus der Seele. Dennoch stand es fest, daß er nicht umkehrte, und seltsamerweise war mit seiner Aufregung ein Bild der rings um den Wald blühenden Wiesen verbunden, und trotz der Sehnsucht nach Zukunft das Gefühl, daß er da, zwischen Anemonen, Vergißmeinnicht, Orchideen, Enzian und dem herrlich grünbraunen Sauerampfer, tot liegen werde. Er streckte sich am Moose aus. «Wie Dich hinübernehmen?» fragte sich Homo. Und sein Körper fühlte sich sonderbar müd wie ein starres Gesicht, das von einem Lächeln aufgelöst wird. Da hatte er nun immer gemeint, in der Wirklichkeit zu leben, aber war etwas unwirklicher, als daß ein Mensch für ihn etwas anderes war als alle anderen Menschen? Daß es unter den unzähligen Körpern einen gab, von dem sein inneres Wesen fast ebenso abhing wie von seinem eigenen Körper? Dessen Hunger und Müdigkeit, Hören und Sehen mit seinem zusammenhing? Als das Kind aufwuchs, wuchs das, wie die Geheimnisse des Bodens in ein Bäumchen, in irdisches Sorgen und Behagen hinein. Er liebte sein Kind, aber wie es sie überleben würde, hatte es noch früher den jenseitigen Teil getötet. Und es wurde ihm plötzlich heiß von einer neuen Gewißheit. Er war kein dem Glauben zugeneigter Mensch, aber in diesem Augenblick war sein Inneres erhellt. Die Gedanken erleuchteten so wenig wie dunstige Kerzen in

dieser großen Helle seines Gefühls, es war nur ein herrliches, von Jugend umflossenes Wort: Wiedervereinigung da. Er nahm sie in alle Ewigkeiten immer mit sich, und in dem Augenblick, wo er sich diesem Gedanken hingab, waren die kleinen Entstellungen, welche die Jahre der Geliebten zugefügt hatten, von ihr genommen, es war ewiger erster Tag. Jede weltläufige Betrachtung versank, jede Möglichkeit des Überdrusses und der Untreue, denn niemand wird die Ewigkeit für den Leichtsinn einer Viertelstunde opfern, und er erfuhr zum erstenmal die Liebe ohne allen Zweifel als ein himmlisches Sakrament. Er erkannte die persönliche Vorsehung, welche sein Leben in diese Einsamkeit gelenkt hatte, und fühlte wie einen gar nicht mehr irdischen Schatz, sondern wie eine für ihn bestimmte Zauberwelt den Boden mit Gold und Edelsteinen unter seinen Füßen.

Von diesem Tag an war er von einer Bindung befreit, wie von einem steifen Knie oder einem schweren Rucksack. Der Bindung an das Lebendigseinwollen, dem Grauen vor dem Tode. Es geschah ihm nicht, was er immer kommen geglaubt hatte, wenn man bei voller Kraft sein Ende nahe zu sehen meint, daß man das Leben toller und durstiger genießt, sondern er fühlte sich bloß nicht mehr verstrickt und voll einer herrlichen Leichtheit, die ihn zum Sultan seiner Existenz machte.

Die Bohrungen hatten zwar nicht recht vorwärts geführt, aber es war ein Goldgräberleben, das sie umspann. Ein Bursche hatte Wein gestohlen, das war ein Verbrechen gegen das gemeine Interesse, dessen Bestrafung allgemein auf Billigung rechnen konnte, und man brachte ihn mit gebundenen Händen. Mozart Amadeo Hoffingott ordnete an, daß er zum abschreckenden Beispiel Tag und Nacht lang an einen Baum gebunden stehen sollte. Aber als der Werkführer mit dem Strick kam, ihn zum Spaß eindrucksvoll hin und her schwenkte und ihn zunächst über einen Nagel hing, begann der Junge am ganzen Leib zu zittern, weil er nicht anders dachte, als daß er aufgeknüpft werden solle. Ganz das gleiche geschah, obwohl das schwer zu begründen wäre, wenn Pferde eintrafen, ein Nachschub von außen oder solche, die für einige Tage Pflege herabgeholt worden waren: sie standen dann in Gruppen auf der Wiese oder legten sich nieder, aber sie gruppierten sich immer irgendwie scheinbar regellos in die Tiefe, so daß es nach einem geheim verabredeten ästhetischen Gesetz genau so aussah wie die Erinnerung an die kleinen grünen, blauen und rosa Häuser unter dem Selvot. Wenn sie aber oben waren und die Nacht über in irgend einem Bergkessel angebunden standen, zu je dreien oder vierten an einem umgelegten Baum, und man war um drei Uhr im Mondlicht aufgebrochen und kam jetzt um halb fünf des Morgens vorbei, dann schauten sich alle nach dem um, der vorbeiging, und man fühlte in dem wesenlosen Frühmorgenlicht sich als einen Gedanken in einem sehr langsamen Denken. Da Diebstähle und mancherlei Unsicheres vorkamen, hatte man rings in der Umgebung alle Hunde aufgekauft, um sie zur Bewachung zu benützen. Die Streiftrupps brachten sie in großen Rudeln herbei, zu zweit oder dritt an Stricken geführt ohne Halsband. Das waren nun mit einemmal ebensoviel Hunde wie Menschen am Ort, und man mochte sich fragen, welche von beiden Gruppen sich eigentlich auf dieser Erde als Herr im eigenen Hause fühlen dürfe, und welche nur als angenommener Hausgenosse. Es waren vornehme Jagdhunde darunter, venezianische Bracken, wie man sie in dieser Gegend noch zuweilen hielt, und bissige Hauskötter wie böse kleine Affen. Sie standen in Gruppen, die sich, man wußte nicht warum, zusammengefunden hatten und fest zusammenhielten, aber von Zeit zu Zeit fielen sie in jeder Gruppe wütend übereinander her. Manche waren halbverhungert, manche verweigerten die Nahrung; ein kleiner weißer fuhr dem Koch an die Hand, als er ihm die Schüssel mit Fleisch und Suppe hinstellen wollte, und biß ihm einen Finger ab. – Um halb vier Uhr des Morgens war es schon ganz hell, aber die Sonne war noch nicht zu sehen. Wenn man da oben am Berg an den Malgen vorbeikam, lagen die Rinder auf den Wiesen in der Nähe halb wach und halb schlafend. In mattweißen

steinernen großen Formen lagen sie auf den eingezogenen Beinen, den Körper hinten etwas zur Seite hängend; sie blickten den Vorübergehenden nicht an, noch ihm nach, sondern hielten das Antlitz unbewegt dem erwarteten Licht entgegen, und ihre gleichförmig langsam mahlenden Mäuler schienen zu beten. Man durchschritt ihren Kreis wie den einer dämmrigen erhabenen Existenz, und wenn man von oben zurückblickte, sahen sie wie weiß hingestreuete stumme Violinschlüssel aus, die von der Linie des Rückgrats, der Hinterbeine und des Schweifs gebildet wurden. Überhaupt gab es viel Abwechslung. Zum Beispiel, es brach einer ein Bein und zwei Leute trugen ihn auf den Armen vorbei. Oder es wurde plötzlich «Feu... er» gerufen, und alles lief, um sich zu decken, denn für den Wegbau wurde ein großer Stein gesprengt. Ein Regen wischte gerade mit den ersten Strichen naß über das Gras. Unter einem Strauch am andern Bachufer brannte ein Feuer, das man über das neue Ereignis vergessen hatte, während es bis dahin sehr wichtig gewesen war; als einziger Zuseher stand daneben jetzt nur noch eine junge Birke. An diese Birke war mit einem in der Luft hängenden Bein noch das schwarze Schwein gebunden; das Feuer, die Birke und das Schwein sind jetzt allein. Dieses Schwein hatte schon geschrien, als es ein einzelner bloß am Strick führte und ihm gut zusprach, doch weiter zu kommen. Dann schrie es lauter, als es zwei andre Männer erfreut auf sich zurennen sah. Erbärmlich, als es bei den Ohren gepackt und ohne Federlesens vorwärtsgezerrt wurde. Es stemmte sich mit den vier Beinen dagegen, aber der Schmerz in den Ohren zog es in kurzen Sprüngen vorwärts. Am andern Ende der Brücke hatte schon einer nach der Hacke gegriffen und schlug es mit der Schneide gegen die Stirn. Von diesem Augenblick an ging alles viel mehr in Ruhe. Beide Vorderbeine brachen gleichzeitig ein, und das Schweinchen schrie erst wieder, als ihm das Messer schon in der Kehle stak; das war zwar ein gellendes, zuckendes Trompeten, aber es sank gleich zu einem Röcheln zusammen, das nur noch wie ein pathetisches Schnarchen war. Das alles bemerkte Homo zum erstenmal in seinem Leben.

Wenn es Abend geworden war, kamen alle im kleinen Pfarrhof zusammen, wo sie ein Zimmer als Kasino gemietet hatten. Freilich war das Fleisch, das nur zweimal der Woche den langen Weg heraufkam, oft etwas verdorben, und man litt nicht selten an einer mäßigen Fleischvergiftung. Trotzdem kamen alle, sobald es dunkel wurde, mit ihren kleinen Laternen die unsichtbaren Wege dahergestolpert. Denn sie litten noch mehr als an Fleischvergiftung an Traurigkeit und Öde, obgleich es so schön war. Sie spülten es mit Wein aus. Eine Stunde nach Beginn lag in dem Pfarrzimmer eine Wolke von Traurigkeit und Tanz. Das Grammophon räderte hindurch wie ein vergoldeter Blechkarren über eine weiche, von wundervollen Sternen besäte Wiese. Sie sprachen nichts mehr miteinander, sondern sie sprachen. Was hätten sie sich sagen sollen, ein Privatgelehrter, ein Unternehmer, ein ehemaliger Strafanstaltsinspektor, ein Bergingenieur, ein pensionierter Major? Sie sprachen in Zeichen – mochten das trotzdem auch Worte sein: des Unbehagens, des relativen Behagens, der Sehnsucht –, eine Tiersprache. Oft stritten sie unnötig lebhaft über irgendeine Frage, die keinen etwas anging, beleidigten einander sogar, und am nächsten Tag gingen Kartellträger hin und her. Dann stellte sich heraus, daß eigentlich überhaupt niemand anwesend gewesen war. Sie hatten es nur getan, weil sie die Zeit totschielen mußten, und wenn sie auch keiner von ihnen je wirklich gelebt hatte, kamen sie sich doch roh wie die Schlächter vor und waren gegeneinander erbittert.

Es war die überall gleiche Einheitsmasse von Seele: Europa. Ein so unbestimmtes Unbeschäftigtsein, wie es sonst die Beschäftigung war. Sehnsucht nach Weib, Kind, Behaglichkeit. Und zwischendurch immer von neuem das Grammophon. Rosa, wir fahr'n nach Lodz, Lodz, Lodz ... und Komm in meine Liebeslaube ... Ein astraler Geruch von Puder, Gaze, ein Nebel von fernem Varieté und europäischer Sexualität. Unanständige Witze zerknallten zu Gelächter und fingen alle immer wieder mit den Worten an: Da ist einmal ein Jud auf der

Eisenbahn gefahren ...; nur einmal fragte einer: Wieviel Rattenschwänze braucht man von der Erde zum Mond? Da wurde es sogar still, und der Major ließ Tosca spielen und sagte, während das Grammophon zum Loslegen ausholte, melancholisch: «Ich habe einmal die Geraldine Farrar heiraten wollen.» Dann kam ihre Stimme aus dem Trichter in das Zimmer und stieg in einen Lift, diese von den betrunkenen Männern angestaunte Frauenstimme, und schon fuhr der Lift mit ihr wie rasend in die Höhe, kam an kein Ziel, senkte sich wieder, federte in der Luft. Ihre Röcke blähten sich vor Bewegung, dieses Auf und Nieder, dieses eine Weile lang angepreßt Stilliegen an einem Ton, und wieder sich Heben und Sinken, und bei alldem dieses Verströmen, und immer doch noch von einer neuen Zuckung Gefaßtwerden, und wieder Ausströmen: war Wollust. Homo fühlte, es war nackt jene auf alle Dinge in den Städten verteilte Wollust, die sich von Totschlag, Eifersucht, Geschäften, Automobilrennen nicht mehr unterscheiden kann, – ah, es war gar nicht mehr Wollust, es war Abenteuersucht, – nein, es war nicht Abenteuersucht, sondern ein aus dem Himmel niederfahrendes Messer, ein Würgengel, Engelswahnsinn, der Krieg? Von einem der vielen langen Fliegenpapiere, die von der Decke herabgingen, war vor ihm eine Fliege heruntergefallen und lag vergiftet am Rücken, mitten in einer jener Lachen, zu denen in den kaum merklichen Falten des Wachstuchs das Licht der Petroleumlampe zusammenfloß; sie waren so vorfrühlingstraurig, als ob nach Regen ein starker Wind gefegt hätte. Die Fliege machte ein paar immer schwächer werdende Anstrengungen, um sich aufzurichten, und eine zweite Fliege, die am Tischtuch äste, lief von Zeit zu Zeit hin, um sich zu überzeugen, wie es stünde. Auch Homo sah ihr genau zu, denn die Fliegen waren hier eine große Plage. Als aber der Tod kam, faltete die Sterbende ihre sechs Beinchen ganz spitz zusammen und hielt sie so in die Höhe, dann starb sie in ihrem blassen Lichtfleck am Wachstuch wie in einem Friedhof von Stille, der nicht in Zentimetermaßen und nicht für Ohren, aber doch vorhanden war. Jemand erzählte gerade: «Das soll einer einmal wirklich ausgerechnet haben, daß das ganze Haus Rothschild nicht so viel Geld hat, um eine Fahrkarte dritter Klasse bis zum Mond zu bezahlen.» Homo sagte leise vor sich hin: «Töten, und doch Gott spüren; Gott spüren, und doch töten?» und er schnellte mit dem Zeigefinger dem ihm gegenüberstehenden Major die Fliege gerade ins Gesicht, was wieder einen Zwischenfall gab, der bis zum nächsten Abend vorhielt.

Damals hatte er schon lange Grigia kennen gelernt, und vielleicht kannte sie der Major auch. Sie hieß Lene Maria Lenzi; das klang wie Selvot und Gronleit oder Malga Mendana, nach Amethystkristallen und Blumen, er aber nannte sie noch lieber Grigia, mit langem I und verhauchtem Dscha, nach der Kuh, die sie hatte, und Grigia, die Graue, rief. Sie saß dann, mit ihrem violett braunen Rock und dem gesprenkelten Kopftuch, am Rand ihrer Wiese, die Spitzen der Holländerschuhe in die Luft gekrümmt, die Hände auf der bunten Schürze verschränkt, und sah so natürlich lieblich aus wie ein schlankes giftiges Pilzchen, während sie der in der Tiefe weidenden Kuh von Zeit zu Zeit ihre Weisungen gab. Eigentlich bestanden sie nur aus den vier Worten «Geh ea!» und «Geh aua!», was soviel zu bedeuten schien wie «komm her» und «komm herauf», wenn sich die Kuh zu weit entfernte; versagte aber Grigias Dressur, so folgte dem ein heftig entrüstetes: «Wos, Teufi, do geh hea», und als letzte Instanz polterte sie wie ein Steinchen selbst die Wiese hinab, das nächste Stück Holz in der Hand, das sie aus Wurfdistanz nach der Grauen sandte. Da Grigia aber einen ausgesprochenen Hang hatte, sich immer wieder talwärts zu entfernen, wiederholte sich der Vorgang in allen seinen Teilen mit der Regelmäßigkeit eines sinkenden und stets von neuem aufgewundenen Pendelgewichts. Weil das so paradiesisch sinnlos war, neckte er sie damit, indem er sie selbst Grigia rief. Er konnte sich nicht verhehlen, daß sein Herz lebhafter schlug, wenn er sich der so Sitzenden aus der Ferne nahte; so schlägt es, wenn man plötzlich in Tannenduft eintritt oder in die würzige Luft, die von einem Waldboden aufsteigt, der viele Schwämme trägt. Es blieb immer etwas Grauen vor der Natur in diesem

Eindruck enthalten, und man darf sich nicht darüber täuschen, daß die Natur nichts weniger als natürlich ist; sie ist erdig, kantig, giftig und unmenschlich in allem, wo ihr der Mensch nicht seinen Zwang auferlegt. Wahrscheinlich war es gerade das, was ihn an die Bäuerin band, und zur anderen Hälfte war es ein nimmermüdes Staunen, weil sie so sehr einer Frau glich. Man würde ja auch staunen, wenn man mitten im Holz eine Dame mit einer Teetasse sitzen sähe.

Bitte, treten Sie ein, hatte auch sie gesagt, als er zum erstenmal an ihre Tür klopfte. Sie stand am Herd und hatte einen Topf am Feuer; die sie nicht wegkonnte, wies sie bloß höflich auf die Küchenbank, später erst wischte sie die Hand lächelnd an der Schürze ab und reichte sie den Besuchern; es war eine gut geformte Hand, so samten rauh wie feinstes Sandpapier oder rieselnde Gartenerde. Und das Gesicht, das zu ihr gehörte, war ein ein wenig spöttelndes Gesicht, mit einer feinen, graziösen Gratlinie, wenn man es von der Seite ansah, und einem Mund, der ihm sehr auffiel. Dieser Mund war geschwungen wie Kupidos Bogen, aber außerdem war er gepreßt, so wie wenn man Speichel schluckt, was ihm in all seiner Feinheit eine entschlossene Roheit, und dieser Roheit wieder einen kleinen Zug von Lustigkeit gab, was trefflich zu den Schuhen paßte, aus welchen das Figürchen herauswuchs wie aus wilden Wurzeln. – Es galt irgendein Geschäft zu besprechen, und als sie fortgingen, war wieder das Lächeln da, und die Hand ruhte vielleicht einen Augenblick länger in der seinen als beim Empfang. Diese Eindrücke, die in der Stadt so bedeutungslos wären, waren hier in der Einsamkeit Erschütterungen, nicht anders, als hätte ein Baum seine Äste bewegen wollen in einer Weise, die durch keinen Wind oder eben wegfliegenden Vogel zu erklären war.

Kurze Zeit danach war er der Geliebte einer Bauernfrau geworden; diese Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, beschäftigte ihn sehr, denn ohne Zweifel war da nicht etwas durch ihn, sondern mit ihm geschehen. Als er das zweitemal gekommen war, hatte sich Grigia gleich zu ihm auf die Bank gesetzt, und als er ihr zur Probe, wie weit er schon gehen dürfe, die Hand auf den Schoß legte und ihr sagte, du bist hier die Schönste, ließ sie seine Hand auf ihrem Schenkel ruhen, legte bloß ihre darauf, und damit waren sie versprochen. Nun küßte er sie auch zum Siegel, und ihre Lippen schnalzten danach, so wie sich Lippen befriedigt von einem Trinkgefäß lösen, dessen Rand sie gierig umfaßt hielten. Er erschrak sogar anfangs ein wenig über diese gemeine Weise und war gar nicht böse, als sie sein weiteres Vordringen abwehrte; er wußte nicht warum, er verstand hier überhaupt nichts von den Sitten und Gefahren und ließ sich neugierig auf ein andermal verträsten. Beim Heu, hatte Grigia gesagt, und als er schon in der Tür stand und auf Wiedersehen sagte, sagte sie «auf's g'schwindige Wiederseh'n» und lächelte ihm zu.

Er war noch am Heimweg, da wurde er schon glücklich über das Geschehene; so wie ein heißes Getränk plötzlich nachher zu wirken beginnt. Der Einfall, zusammen in den Heustall zu gehn – man öffnet ein schweres hölzernes Tor, man zieht es zu, und bei jedem Grad, um den es sich in den Angeln dreht, wächst die Finsternis, bis man am Boden eines braunen, senkrecht stehenden Dunkels hockt – freute ihn wie eine kindliche List. Er dachte an die Küsse zurück und fühlte sie schnalzen, als hätte man ihm einen Zauberring um den Kopf gelegt. Er stellte sich das Kommende vor und mußte wieder an die Bauernart zu essen denken; sie kauen langsam, schmatzend, jeden Bissen würdigend, so tanzen sie auch, Schritt um Schritt, und wahrscheinlich ist alles andere ebenso; er wurde so steif in den Beinen vor Aufregung bei diesen Vorstellungen, als stäken seine Schuhe schon etwas im Boden. Die Frauen schließen die Augendeckel und machen ein ganz steifes Gesicht, eine Schutzmaske, damit man sie nicht durch Neugierde stört; sie lassen sich kaum ein Stöhnen entreißen, regungslos wie Käfer, die sich tot stellen, konzentrieren sie alle Aufmerksamkeit auf das, was mit ihnen vorgeht. Und so geschah es auch; Grigia scharrte mit der Kante der Sohle das bißchen Winterheu, das noch da war, zu einem

Häuflein zusammen und lächelte zum letztenmal, als sie sich nach dem Saum ihres Rockes bückte wie eine Dame, die sich das Strumpfband richtet.

Das alles war genau so einfach und gerade so verzaubert wie die Pferde, die Kühe und das tote Schwein. Wenn sie hinter den Balken waren und außen polterten schwere Schuhe auf dem Steinweg heran, schlugen vorbei und verklungen, so pochte ihm das Blut bis in den Hals, aber Grigia schien schon am dritten Schritt zu erraten, ob die Schuhe herwollten oder nicht. Und sie hatte Zauberworte. Die Nos, sagte sie etwa, und statt Bein der Schenken. Der Schurz war die Schürze. Tragt viel aus, bewunderte sie, und geliegen han i an bißl ins Bett eini, machte es unter verschlafenen Augen. Als er ihr einmal drohte, nicht mehr zu kommen, lachte sie: «I glock an bei Ihm!» und da wußte er nicht, ob er erschrak oder glücklich war, und das mußte sie bemerkt haben, denn sie fragte: «Reut's ihn? Viel reut's ihn?» Das waren so Worte wie die Muster der Schürzen und Tücher und die farbigen Borten oben am Strumpf, etwas angeglichen der Gegenwart schon durch die Weite der Wanderschaft, aber geheimnisvolle Gäste. Ihr Mund war voll von ihnen, und wenn er ihn küßte, wußte er nie, ob er dieses Weib liebte, oder ob ihm ein Wunder bewiesen werde, und Grigia nur der Teil einer Sendung war, die ihn mit seiner Geliebten in Ewigkeit weiter verknüpfte. Einmal sagte ihm Grigia geradezu: «Denken tut er was ganz andres, i seh's ihm eini», und als er eine Ausflucht gebrauchte, meinte sie nur, «ah, das is an extrige Skuß». Er fragte sie, was das heißen solle, aber sie wollte nicht mit der Sprache heraus, und er mußte selbst erst lang nachdenken, bis er soviel aus ihr herausfragen konnte, um zu erraten, daß hier vor zweihundert Jahren auch französische Bergknappen gelebt hatten, und daß es einmal vielleicht excuse geheißten habe. Aber es konnte auch etwas Seltsameres sein.

Man mag das nun stark empfinden oder nicht. Man mag Grundsätze haben, dann ist es nur ein ästhetischer Scherz, den man eben mitnimmt. Oder man hat keine Grundsätze oder sie haben sich vielleicht eben etwas gelöst, wie es bei Homo der Fall war, als er reiste, dann kann es geschehen, daß diese fremden Lebenserscheinungen Besitz von dem ergreifen, was herrenlos geworden ist. Sie gaben ihm aber kein neues, von Glück ehrgeizig und erdfest gewordenes Ich, sondern sie siedelten nur so in zusammenhanglos schönen Flecken im Luftriß seines Körpers. Homo fühlte an irgend etwas, daß er bald sterben werde, er wußte bloß noch nicht, wie oder wann. Sein altes Leben war kraftlos geworden; es wurde wie ein Schmetterling, der gegen den Herbst zu immer schwächer wird.

Er sprach manchmal mit Grigia davon; sie hatte eine eigene Art, sich danach zu erkundigen: so voll Respekt wie nach etwas, das ihr anvertraut war, und ganz ohne Selbstsucht. Sie schien es in Ordnung zu finden, daß es hinter ihren Bergen Menschen gab, die er mehr liebte als sie, die er mit ganzer Seele liebte. Und er fühlte diese Liebe nicht schwächer werden, sie wurde stärker und neuer; sie wurde nicht blasser, aber sie verlor, je tiefer sie sich färbte, desto mehr die Fähigkeit, ihn in der Wirklichkeit zu etwas zu bestimmen oder an etwas zu hindern. Sie war in jener wundersamen Weise schwerlos und von allem Irdischen frei, die nur der kennt, welcher mit dem Leben abschließen mußte und seinen Tod erwarten darf; war er vordem noch so gesund, es ging damals ein Aufrichten durch ihn wie durch einen Lahmen, der plötzlich seine Krücken fortwirft und wandelt.

Das wurde am stärksten, als die Heuernte kam. Das Heu war schon gemäht und getrocknet, mußte nur noch gebunden und die Bergwiesen hinaufgeschafft werden. Homo sah von der nächsten Anhöhe aus zu, die wie ein Schaukelschwung hoch und weit davon losgehoben war. Das Mädlein formt – ganz allein auf der Wiese, ein gesprenkelttes Püppchen unter der ungeheuren Glasglocke des Himmels – auf jede nur erdenkliche Weise ein riesiges Bündel. Kniert sich hinein und zieht mit beiden Armen das Heu an sich. Legt sich, sehr sinnlich, auf den Bauch über den



Ballen und greift vor sich an ihm hinunter. Legt sich ganz auf die Seite und langt nur mit einem Arm, soweit man ihn strecken kann. Kriecht mit einem Knie, mit beiden Knien hinauf. Homo fühlt, es hat etwas vom Pillendreher, jenem Käfer. Endlich schiebt sie ihren ganzen Körper unter das mit einem Strick umschlungene Bündel und hebt sich mit ihm langsam hoch. Das Bündel ist viel größer als das bunte schlanke Menschlein, das es trägt – oder war das nicht Grigia?

Wenn Homo, um sie zu suchen, oben die lange Reihe von Heuhaufen entlang ging, welche die Bäurinnen auf der ebenen Stufe des Hangs errichtet hatten, ruhten sie gerade; da konnte er sich kaum fassen, denn sie lagen auf ihren Heuhügeln wie Michel Angelos Statuen in der Mediceerkapelle zu Florenz, einen Arm mit dem Kopf aufgestützt und den Leib wie in einer Strömung ruhend. Und als sie mit ihm sprachen und ausspucken mußten, taten sie es sehr künstlich; sie zupften mit drei Fingern ein Büschel Heu heraus, spuckten in den Trichter und stopften das Heu wieder darüber: das konnte zum Lachen reizen: bloß wenn man zu ihnen gehörte, wie Homo, der Grigia suchte, mochte man auch plötzlich erschrecken über diese rohe Würde. Aber Grigia war selten dabei, und wenn er sie endlich fand, hockte sie in einem Kartoffelacker und lachte ihn an. Er wußte, sie hat nichts als zwei Röcke an, die trockene Erde, die durch ihre schlanken, rauhen Finger rann, berührte ihren Leib. Aber die Vorstellung hatte nichts Ungewöhnliches mehr für ihn, sein Inneres hatte sich schon seltsam damit vertraut gemacht, wie Erde berührt, und vielleicht traf er sie in diesem Acker auch gar nicht zur Zeit der Heuernte, es lebte sich alles so durcheinander.

Die Heuställe hatten sich gefüllt. Durch die Fugen zwischen den Balken strömt silbernes Licht ein. Das Heu strömt grünes Licht aus. Unter dem Tor liegt eine dicke goldene Borte.

Das Heu roch säuerlich. Wie die Negergetränke, die aus dem Teig von Früchten und menschlichem Speichel entstehn. Man brauchte sich nur zu erinnern, daß man hier unter Wilden lebte, so entstand schon ein Rausch in der Hitze des engen, von gärendem Heu hochgefüllten Raums.

Das Heu trägt in allen Lagen. Man steht darin bis an die Waden, unsicher zugleich und überfest gehalten. Man liegt darin wie in Gottes Hand, möchte sich in Gottes Hand wälzen wie ein Hündchen oder ein Schweinchen. Man liegt schräg, und fast senkrecht wie ein Heiliger, der in einer grünen Wolke zum Himmel fährt.

Das waren Hochzeitstage und Himmelfahrtstage.

Aber einmal erklärte Grigia: es geht nicht mehr. Er konnte sie nicht dazu bringen, daß sie sagte, warum. Die Schärfe um den Mund und die lotrechte kleine Falte zwischen den Augen, die sie sonst nur für die Frage anstregte, in welchem Stadel ein nächstesmal das schönste Zusammenkommen sei, deutete schlecht Wetter an, das irgendwo in der Nähe stand. Waren sie ins Gerede gekommen? Aber die Gevatterinnen, die ja vielleicht etwas merkten, waren alle immer so lächelnd wie bei einer Sache, der man gern zusieht. Aus Grigia war nichts herauszubekommen. Sie gebrauchte Ausreden, sie war seltener zu treffen; aber sie hütete ihre Worte wie ein mißtrauischer Bauer.

Einmal hatte Homo ein böses Zeichen. Die Gamaschen waren ihm aufgegangen, er stand an einem Zaun und wickelte sie neu, als eine vorbeigehende Bäurin ihm freundlich sagte: «Laß er die Strumpf doch unten, es wird ja bald Nacht.» Das war in der Nähe von Grigias Hof. Als er es Grigia erzählte, machte sie ein hochmütiges Gesicht und sagte: «Die Leute reden, und den Bach rinnen, muß man lassen»; aber sie schluckte Speichel und war mit den Gedanken anderswo. Da erinnerte er sich plötzlich einer sonderbaren Bäurin, die einen Schädel wie eine Aztekin hatte und immer vor ihrer Tür saß, das schwarze Haar, das ihr etwas über die Schultern reichte, aufgelöst,

und von drei pausbäckigen gesunden Kindern umgeben. Grigia und er kamen alle Tage achtlos vorbei, es war die einzige Bäurin, die er nicht kannte, und merkwürdigerweise hatte er auch noch nie nach ihr gefragt, obgleich ihm ihr Aussehen auffiel; es war fast, als hätten sich stets das gesunde Leben ihrer Kinder und das gestörte ihres Gesichts gegenseitig als Eindrücke zu Null aufgehoben. Wie er jetzt war, schien es ihm plötzlich gewiß zu sein, daß nur von daher das Beunruhigende gekommen sein könne. Er fragte, wer sie sei, aber Grigia zuckte böse die Achseln und stieß nur hervor: «Die weiß nit, was sie sagt! Ein Wort hie, ein Wort über die Berge!» Das begleitete sie mit einer heftigen Bewegung der Hand an der Stirn vorbei, als müßte sie das Zeugnis dieser Person gleich entwerten.

Da Grigia nicht zu bewegen war, wieder in einen der um das Dorf liegenden Heuställe zu kommen, schlug ihr Homo vor, mit ihm höher ins Gebirge hinauf zu gehn. Sie wollte nicht, und als sie schließlich nachgab, sagte sie mit einer Betonung, die Homo hinterdrein zweideutig vorkam, «Guat; wenn man weg müass'n gehn.» Es war ein schöner Morgen, der noch einmal alles umspannte; weit draußen lag das Meer der Wolken und der Menschen. Grigia wich ängstlich allen Hütten aus, und auf freiem Felde zeigte sie – die sonst stets von einer reizenden Unbekümmertheit in allen Dispositionen ihrer Liebesstrategie gewesen war – Besorgtheit vor scharfen Augen. Da wurde er ungeduldig und erinnerte sich, daß sie eben an einem alten Stollen vorbeigekommen waren, dessen Betrieb auch von seinen eigenen Leuten bald wieder aufgegeben worden war. Er trieb Grigia hinein. Als er sich zum letztenmal umwandte, lag auf einer Bergspitze Schnee, darunter war golden in der Sonne ein kleines Feld mit gebundenen Ähren, und über beiden der weißblaue Himmel. Grigia machte wieder eine Bemerkung, die wie eine Anzüglichkeit war, sie hatte seinen Blick bemerkt und sagte zärtlich: «Das Blaue am Himmel lassen wir lieben hübsch oben, damit es schön bleibt»; was sie damit eigentlich meinte, vergaß er aber zu fragen, denn sie tasteten nun mit großer Vorsicht in ein immer enger werdendes Dunkel hinein. Grigia ging voraus, und als nach einer Weile sich der Stollen zu einer kleinen Kammer erweiterte, machten sie halt und umarmten einander. Der Boden unter ihren Füßen machte einen guten trockenen Eindruck, sie legten sich nieder, ohne daß Homo das Zivilisationsbedürfnis empfunden hätte, ihn mit dem Licht eines Streichholzes zu untersuchen. Noch einmal rann Grigia wie weich trockene Erde durch ihn, fühlte er sie im Dunkel erstarren und steif von Genuß werden, dann lagen sie nebeneinander und blickten, ohne sprechen zu wollen, nach dem kleinen fernen Viereck, vor dem weiß der Tag strahlte. In Homo wiederholte sich da sein Aufstieg hieher, er sah sich mit Grigia hinter dem Dorf zusammenkommen, dann steigen, wenden und steigen, er sah ihre blauen Strümpfe bis zu dem orangenen Saum unterm Knie, ihren wiegenden Gang auf den lustigen Schuhen, er sah sie vor dem Stollen stehen bleiben, sah die Landschaft mit dem kleinen goldenen Feld, und mit einemmal gewahrte er in der Helle des Eingangs das Bild ihres Mannes.

Er hatte noch nie an diesen Menschen gedacht, der bei den Arbeiten verwendet wurde; jetzt sah er das scharfe Wilddiebsgesicht mit den dunklen jägerlistigen Augen und erinnerte sich auch plötzlich an das einzigemal, wo er ihn sprechen gehört hatte; es war nach dem Einkriechen in einen alten Stollen, das kein anderer gewagt hatte, und es waren die Worte: «I bin von an Spektakl in andern kemma; das Zruckkemma is halt schwer.» Homo griff rasch nach seiner Pistole, aber im gleichen Augenblick war Lene Maria Lenzis Mann verschwunden, und das Dunkel ringsum war so dick wie eine Mauer. Er tastete sich zum Ausgang, Grigia hing an seinen Kleidern. Aber er überzeugte sich sofort, daß der Fels, der davor gerollt worden war, weit schwerer wog, als seine Kraft, ihn zu bewegen, reichte; er wußte nun auch, warum ihnen der Mann so viel Zeit gelassen hatte, er brauchte sie selbst, um seinen Plan zu fassen und einen Baumstamm als Hebel zu holen.

Grigia lag vor dem Stein auf den Knien und bettelte und tobte; es war widerwärtig und vergebens. Sie schwur, daß sie nie etwas Unrechtes getan habe und nie wieder etwas Unrechtes tun wolle, sie zeterte sogleich wie ein Schwein und rannte sinnlos gegen den Fels wie ein scheues Pferd. Homo fühlte schließlich, daß es so ganz in der Ordnung der Natur sei, aber er, der gebildete Mensch, vermochte anfangs gar nichts gegen seine Ungläubigkeit zu tun, daß wirklich etwas Unwiderrufliches geschehen sein sollte. Er lehnte an der Wand und hörte Grigia zu, die Hände in den Taschen. Später erkannte er sein Schicksal; traumhaft fühlte er es noch einmal auf ihn herabsinken, tage-, wochen- und monatelang, wie eben ein Schlaf anheben muß, der sehr lang dauert. Er legte sanft den Arm um Grigia und zog sie zurück. Er legte sich neben sie und erwartete etwas. Früher hätte er wohl vielleicht gedacht, die Liebe müßte in solchem unentrinnbaren Gefängnis scharf wie Bisse sein, aber er vergaß überhaupt an Grigia zu denken. Sie war ihm entrückt oder er ihr, wenn er auch noch ihre Schulter spürte; sein ganzes Leben war ihm gerade so weit entrückt, daß er es noch da wußte, aber nimmer die Hand darauf legen konnte. Sie regten sich stundenlang nicht. Tage mochten vergangen sein und Nächte, Hunger und Durst lagen hinter ihnen, wie ein erregtes Stück Wegs, sie wurden immer schwächer, leichter und verschlossener; sie dämmerten weite Meere und wachten kleine Inseln. Einmal fuhr er ganz grell in so ein kleines Wachen auf: Grigia war fort; eine Gewißheit sagte ihm, daß es eben erst geschehen sein mußte. Er lächelte; hat ihm nichts gesagt von dem Ausweg; wollte ihn zurücklassen, zum Beweis für ihren Mann ...! Er stützte sich auf und sah um sich; da entdeckte auch er einen schwachen, schmalen Schimmer. Er kroch ein wenig näher, tiefer in den Stollen hinein – sie hatten immer nach der andern Seite gesehen. Da erkannte er einen schmalen Spalt, der wahrscheinlich seitwärts ins Freie führte. Grigia hatte feine Glieder, aber auch er, mit großer Gewalt, müßte sich da vielleicht durchzwängen können. Es war ein Ausweg. Aber er war in diesem Augenblick vielleicht schon zu schwach, um ins Leben zurückzukehren, wollte nicht oder war ohnmächtig geworden.

Zur gleichen Stunde gab, da man die Erfolglosigkeit aller Anstrengungen und die Vergeblichkeit des Unternehmens einsah, Mozart Amadeo Hoffingott unten die Befehle zum Abbruch der Arbeit.

[ < ]

### **Die Portugiesin**

Sie hießen in manchen Urkunden delle Catene und in andern Herren von Ketten; sie waren aus dem Norden gekommen und hatten vor der Schwelle des Südens halt gemacht; sie gebrauchten ihre deutsche oder welsche Zugehörigkeit, wie es der Vorteil gebot, und fühlten sich nirgends hingehören als zu sich.

Seitlich des großen, über den Brenner nach Italien führenden Wegs, zwischen Brixen und Trient, lag auf einer fast freistehenden lotrechten Wand ihre Burg; fünfhundert Fuß unter ihr tollte ein wilder kleiner Fluß so laut, daß man eine Kirchenglocke im selben Raum nicht gehört hätte, sobald man den Kopf aus dem Fenster bog. Kein Schall der Welt drang von außen in das Schloß der Catene, durch diese davorhängende Matte wilden Lärms hindurch; aber das gegen das Toben sich stemmende Auge fuhr ohne Hindernis durch diesen Widerstand und taumelte überrascht in die tiefe Rundheit des Ausblicks.

Als scharf und aufmerksam galten alle Herren von Ketten, und kein Vorteil entging ihnen in weitem Umkreis. Und böse wie Messer waren sie, die gleich tief schneiden. Sie wurden nie rot vor

Zorn oder rosig vor Freude, sondern sie wurden dunkel im Zorn und in der Freude strahlten sie wie Gold, so schön und so selten. Sie sollen einander alle, wer immer sie im Lauf der Jahre und Jahrhunderte waren, auch hoch darin geglichen haben, daß sie früh weiße Fäden in ihr braunes Haupt- und Barthaar bekamen und vor dem sechzigsten Jahr starben; auch darin, daß in ihren mittelgroßen, schlanken Körpern die ungeheure Kraft, die sie manchmal zeigten, gar nicht Platz und Ursprung zu haben, sondern aus ihren Augen und Stirnen zu kommen schien, doch war dies Gerede von eingeschüchterten Nachbarn und Knechten. Sie nahmen, was sie an sich bringen konnten, und gingen dabei redlich oder gewaltsam oder listig zu Werk, je wie es kam, aber stets ruhig und unabwendbar; ihr kurzes Leben war ohne Hast und endete rasch, ohne nachzulassen, wenn sie ihr Teil erfüllt hatten.

Es war Sitte im Geschlecht der Ketten, daß sie sich mit dem in ihrer Nähe ansässigen Adel nicht versippten; sie holten ihre Frauen von weit her und holten reiche Frauen, um durch nichts in der Wahl ihrer Bündnisse und Feindschaften beschränkt zu sein. Der Herr von Ketten, welcher die schöne Portugiesin vor zwölf Jahren geheiratet hatte, stand damals in seinem dreißigsten Jahr. Die Hochzeit fand in der Fremde statt, und die sehr junge Frau sah ihrer Niederkunft entgegen, als der schellenklingelnde Zug der Gefolgsleute und Knechte, Pferde, Dienerinnen, Saumtiere und Hunde die Grenze des Gebiets der Catene überschritt; die Zeit war wie ein einjähriger Hochzeitsflug vergangen. Denn alle Ketten waren glänzende Kavaliere, bloß zeigten sie es nur in dem einen Jahr ihres Lebens, wo sie freiten; ihre Frauen waren schön, weil sie schöne Söhne wollten, und es wäre ihnen anders nicht möglich gewesen, in der Fremde, wo sie nicht so viel galten wie daheim, solche Frauen zu gewinnen; sie wußten aber selbst nicht, zeigten sie sich in diesem einen Jahr so, wie sie wirklich waren, oder in all den andren. Ein Bote mit wichtiger Nachricht kam den Nahenden entgegen: noch waren die farbigen Gewänder und Federwimpel des Zugs wie ein großer Schmetterling, aber der Herr von Ketten hatte sich verändert. Er ritt, als er sie wieder eingeholt hatte, langsam neben seiner Frau weiter, als wollte er Eile für sich nicht gelten lassen, aber sein Gesicht war fremd geworden wie eine Wolkenwand. Als bei einer Biegung des Wegs plötzlich das Schloß vor ihnen auftauchte, nur noch eine Viertelstunde entfernt, brach er mit Anstrengung das Schweigen.

Er wollte, daß seine Frau umkehre und zurückreise. Der Zug hielt an. Die Portugiesin bat und bestand darauf, daß sie weiterritten; umzukehren war auch Zeit, nachdem man die Gründe gehört hatte.

Die Bischöfe von Trient waren mächtige Herren, und das Reichsgericht sprach ihnen zu Munde: seit des Urgroßvaters Zeit lagen die Ketten mit ihnen in Streit wegen Stücken Lands, und bald war es ein Rechtsstreit gewesen, bald waren aus Forderung und Widerstand blutige Schlägereien erwachsen, aber jedesmal waren es die Herren von Ketten gewesen, die der Überlegenheit des Gegners nachgeben mußten. Der Blick, dem sonst kein Vorteil entging, wartete hier vergeblich, ihn zu gewahren; aber der Vater überlieferte die Aufgabe dem Sohn, und ihr Stolz wartete in der Geschlechterfolge, ohne weich zu werden, weiter.

Es war dieser Herr von Ketten, dem sich der Vorteil darbot. Er erschrak darüber, daß er ihn beinahe versäumt hätte. Eine mächtige Partei im Adel lehnte sich gegen den Bischof auf, es war beschlossen worden, ihn zu überfallen und gefangen zu nehmen, und der Ketten, als man vernommen hatte, daß er wiederkam, sollte ein Trumpf im Spiel sein. Ketten, seit Jahr und Tag abwesend, wußte nicht, wie es um die bischöfliche Kraft stand; aber das wußte er, daß es eine böse, jahrelange Probe von unsicherem Ausgang sein würde, und daß man sich nicht auf jeden bis zum bitteren Ende würde verlassen können, wenn es nicht gelang, Trient gleich anfangs zu überrumpeln. Er grollte seiner schönen Frau, weil sie ihn beinahe die Gelegenheit hatte

verspielen lassen. So sehr gefiel sie ihm, der um einen Pferdehals zurück neben ihr ritt, wie immer; auch war sie ihm noch so geheimnisvoll wie die vielen Perlenketten, die sie besaß. Wie Erbsen hätte man solche Dinge zerdrücken können, wenn man sie in der hohlen, sehnengeflochtenen Hand wog, dachte er neben ihr reitend, aber sie lagen so unbegreiflich sicher darin. Nur war dieser Zauber von der neuen Nachricht beiseite geräumt worden wie die Mummenträume des Winters, wenn die knäbisch nackten ersten sonnenharten Tage wieder da sind. Gesattelte Jahre lagen vorauf, in denen Weib und Kind fremd verschwanden.

Aber die Pferde waren inzwischen an den Fuß der Wand gelangt, worauf die Burg stand, und die Portugiesin, als sie alles angehört hatte, erklärte noch einmal, daß sie bleiben wolle. Wild stieg das Schloß auf. Da und dort saßen an der Felsbrust verkümmerte Bäumchen wie einzelne Haare. Die Waldberge stürzten so auf und nieder, daß man diese Häßlichkeit einem, der nur die Meereswellen kannte, gar nicht hätte zu beschreiben vermögen. Voll kaltgewordener Würze war die Luft, und alles war so, als ritte man in einen großen zerborstenen Topf hinein, der eine fremde grüne Farbe enthielt. Aber in den Wäldern gab es den Hirsch, Bären, das Wildschwein, den Wolf und vielleicht das Einhorn. Weiter hinten hausten Steinböcke und Adler. Unergründete Schluchten boten den Drachen Aufenthalt. Wochenweit und -tief war der Wald, durch den nur die Wildfährten führten, und oben, wo das Gebirge ihm aufsaß, begann das Reich der Geister. Dämonen hausten dort mit dem Sturm und den Wolken; nie führte eines Christen Weg hinauf, und wann es aus Fürwitz geschehen war, hatte es Widerfahrnisse zur Folge, von denen die Mägde in den Winterstuben mit leiser Stimme berichteten, während die Knechte geschmeichelt schwiegen und die Schultern hochzogen, weil das Männerleben gefährlich ist und solche Abenteuer einem darin zustoßen können. Von allem, was sie gehört hatte, erschien es aber der Portugiesin als das Seltsamste: So wie noch keiner den Fuß des Regenbogens erreicht hat, sollte es auch noch nie einem gelungen sein, über die großen Steinmauern zu schaun; immer waren neue Mauern dahinter; Mulden waren dazwischen gespannt wie Tücher voll Steinen, Steine so groß wie ein Haus, und noch der feinste Schotter unter den Füßen nicht kleiner als ein Kopf; es war eine Welt, die eigentlich keine Welt war. Oft hatte sie sich in Träumen dieses Land, aus dem der Mann kam, den sie liebte, nach seinem eigenen Wesen vorgestellt und das Wesen dieses Mannes nach dem, was er ihr von seiner Heimat erzählte. Müde des pfaublauen Meers, hatte sie sich ein Land erwartet, das voll Unerwartetem war wie die Sehne eines gespannten Bogens; aber da sie das Geheimnis sah, fand sie es über alles Erwarten häßlich und mochte fliehn. Wie aus Hühnerställen zusammengefügt war die Burg. Stein auf Fels getürmt. Schwindelnde Wände, an denen der Moder wuchs. Morsches Holz oder rohfeuchte Stämme. Bauern- und Kriegsgerät, Stallketten und Wagenbäume. Aber da sie nun hier war, gehörte sie her, und vielleicht war das, was sie sah, gar nicht häßlich, sondern eine Schönheit wie die Sitten von Männern, an die man sich erst gewöhnen mußte.

Als der Herr von Ketten seine Frau den Berg hinaufreiten sah, mochte er sie nicht anhalten. Er dankte es ihr nicht, aber es war etwas, das weder seinen Willen überwand, noch ihm nachgab, sondern ausweichend ihn anderswohin lockte und ihn unbeholfen schweigend hinter ihr dreinreiten machte wie eine arme verlorene Seele.

Zwei Tage später saß er wieder im Sattel.

Und elf Jahre später tat er es noch. Der Handstreich gegen Trient, leichtfertig vorbereitet, war mißlungen, hatte der Rittermacht gleich im Anfang über ein Drittel ihres Gefolges gekostet und mehr als die Hälfte ihres Wagemuts. Der Herr von Ketten, am Rückzug verwundet, kehrte nicht gleich nach Hause zurück; zwei Tage lang lag er in einer Bauernhütte verborgen, dann ritt er auf die Schlösser und fachte den Widerstand an. Zu spät gekommen zur Vorberatung und Bereitung

des Unternehmens, hing er nach dem Fehlschlag daran wie der Hund am Ohr des Bullen. Er stellte den Herrn vor, was ihrer wartete, wenn die bischöfliche Macht zum Gegenschlag kam, ehe ihre Reihen wieder geschlossen seien, trieb Säumige und Knausernde an, preßte Geld aus ihnen, zog Verstärkungen herbei, rüstete und ward zum Feldhauptmann des Adels gewählt. Seine Wunden bluteten anfangs noch so, daß er täglich zweimal die Tücher wechseln mußte; er wußte nicht, während er ritt und umsprach und für jede Woche, um die er zu spät zur Stelle gewesen war, einen Tag fernblieb, ob er dabei an die zauberhafte Portugiesin dachte, die sich ängsten mußte.

Fünf Tage nach der Kunde von seiner Verwundung kam er erst zu ihr und blieb bloß einen Tag. Sie sah ihn an, ohne zu fragen, prüfend, wie man dem Flug eines Pfeils folgt, ob er treffen wird.

Er zog seine Leute herbei bis zum letzten erreichbaren Knaben, ließ die Burg in Verteidigungszustand setzen, ordnete und befahl. Knechtlärm, Pferdegewieher, Balkentragen, Eisen- und Steinklang war dieser Tag. In der Nacht ritt er weiter. Er war freundlich und zärtlich wie zu einem edlen Geschöpf, das man bewundert, aber sein Blick ging so gradaus wie aus einem Helm hervor, auch wenn er keinen trug. Als der Abschied kam, bat die Portugiesin, plötzlich von Weiblichkeit überwältigt, wenigstens jetzt seine Wunde waschen und ihr frischen Verband auflegen zu dürfen, aber er ließ es nicht zu; eiliger, als es nötig war, nahm er Abschied, lachte beim Abschied, und da lachte sie auch.

Die Art, wie der Gegner den Streit auskämpfte, war gewaltsam, wo sie es sein konnte, wie es dem harten, adeligen Mann entsprach, der das Bischofsgewand trug, aber sie war auch, wie es dieses frauenhafte Gewand ihn gelehrt haben mochte, nachgiebig, hinterhältig und zäh. Reichtum und ausgedehnter Besitz entfalteten langsam ihre Wirkung in stufenweisen, bis zum letzten Augenblick hinaus verzögerten Opfern, wenn Stellung und Einfluß nicht mehr ausreichten, um sich Helfer zu verbünden. Entscheidungen wich diese Kampfweise aus. Rollte sich ein, sobald sich der Widerstand zuspitzte; stieß nach, wo sie sein Erschlaffen erriet. So kam es, daß manchmal eine Burg berannt wurde, und wenn sie nicht rechtzeitig entsetzt werden konnte, unter blutigem Hinmorden fiel, manchmal aber auch durch Wochen Heerhaufen in den Ortschaften lagerten und nichts geschah, als daß den Bauern eine Kuh weggetrieben oder ein paar Hühner abgestochen wurden. Aus Wochen wurde Sommer und Winter, und aus Jahreszeiten wurden Jahre. Zwei Kräfte rangen miteinander, die eine wild und angriffslustig, aber zu schwach, die andre wie ein träger, weicher, aber grausam schwerer Körper, dem auch noch die Zeit ihr Gewicht lieh.

Der Herr von Ketten wußte das wohl. Er hatte Mühe, die verdrossene und geschwächte Ritterschaft davon abzuhalten, in einem plötzlich beschlossenen Angriff ihre letzte Kraft auszugeben. Er lauerte auf die Blöße, die Wendung, das Unwahrscheinliche, das nur noch der Zufall bringen konnte. Sein Vater hatte gewartet und sein Großvater. Und wenn man sehr lange wartet, kann auch das geschehn, was selten geschieht. Er wartete elf Jahre. Er ritt elf Jahre lang zwischen den Adelssitzen und den Kampfhaufen hin und her, um den Widerstand wach zu halten, erwarb in hundert Scharmützel immer von neuem den Ruf verwegener Tapferkeit, um den Vorwurf zaghafter Kriegsführung von sich fern zu halten, ließ es zeitweilig auch zu großen blutigen Treffen kommen, um den Zornmut der Genossen anzufachen, aber auch er wich ebenso gut wie der Bischof einer Entscheidung aus. Er wurde oftmals leicht verwundet, aber er war nie länger als zweimal zwölf Stunden zuhause. Schrammen und das umherziehende Leben bedeckten ihn mit ihrer Kruste. Er fürchtete sich wohl, länger zuhause zu bleiben, wie sich ein Müder nicht setzen darf. Unruhige angehalfterte Pferde, Männerlachen, Fackellicht, die Säule eines Lagerfeuers wie ein Stamm aus Goldstaub zwischen grün aufschimmernden Waldbäumen,

Regengeruch, Flüche, aufschneidende Ritter, Hunde, an Verwundeten schnuppernd, gehobene Weiberröcke und verschreckte Bauern waren seine Zerstreung in diesen Jahren. Er blieb mitten drin schlank und fein. In sein braunes Haar begannen sich weiße Haare zu schleichen, sein Gesicht kannte kein Alter. Er mußte grobe Scherze erwidern und tat es wie ein Mann, aber seine Augen bewegten sich wenig dabei. Er wußte dreinzufahren wie ein Ochsenknecht, wo sich die Mannszucht lockerte; aber er schrie nicht, sein Wort war leis und kurz, die Soldaten fürchteten ihn, nie schien der Zorn ihn selbst zu ergreifen, aber er strahlte von ihm aus, und sein Gesicht wurde dunkel. Im Gefecht vergaß er sich; da ging alles diesen Weg gewaltiger, Wunden schlagender Gebärden aus ihm heraus, er wurde tanztrunken, bluttrunken, wußte nicht, was er tat, und tat immer das Rechte. Die Soldaten vergötterten ihn deshalb; es begann sich die Legende zu bilden, daß er sich aus Haß gegen den Bischof dem Teufel verschrieben habe und ihn heimlich besuche, der in Gestalt einer schönen fremden Frau auf seiner Burg weilte.

Der Herr von Ketten, als er das zum erstenmal hörte, wurde nicht unwillig, noch lachte er, aber er wurde ganz dunkelgolden vor Freude. Oft, wenn er am Lagerfeuer saß oder an einem offenen Bauernherd, und der durchstreifte Tag, so wie regensteifes Leder wieder weich wird, in der Wärme zerging, dachte er. Er dachte dann an den Bischof in Trient, der auf reinem Linnen lag, von gelehrten Klerikern umgeben, Maler in seinem Dienst, während er wie ein Wolf ihn umkreiste. Auch er konnte das haben. Einen Kaplan hatte er auf der Burg bestellt, damit für Unterhaltung des Geistes gesorgt sei, einen Schreiber zum Vorlesen, eine lustige Zofe; ein Koch wurde weither geholt, um von der Küche das Heimweh zu bannen, reisende Doktoren und Schüler fing man auf, um an ihrem Gespräch einige Tage der Zerstreung zu gewinnen, kostbare Teppiche und Stoffe kamen, um mit ihnen die Wände zu bedecken; nur er hielt sich fern. Ein Jahr lang hatte er tolle Worte gesprochen, in der Fremde und auf der Reise, Spiel und Schmeichelei, – denn so wie jedes wohlgebaute Ding Geist hat, sei es Stahl oder starker Wein, ein Pferd oder ein Brunnenstrahl, hatten ihn auch die Catene; – aber seine Heimat lag damals fern, sein wahres Wesen war etwas, auf das man wochenlang zureiten konnte, ohne es zu erreichen. Auch jetzt sprach er noch zuweilen unüberlegte Worte, aber nur so lang, als die Pferde im Stall ruhten; er kam nachts und ritt am Morgen fort oder blieb vom Morgenläuten bis zum Ave. Er war vertraut wie ein Ding, das man schon lang an sich trägt. Wenn du lachst, lacht es auch hin und her, wenn du gehst, geht es mit, wenn deine Hand dich betastet, fühlst du es: aber wenn du es einmal hochhebst und ansiehst, schweigt es und sieht weg. Wäre er einmal länger geblieben, hätte er in Wahrheit sein müssen, wie er war. Aber er erinnerte sich, niemals gesagt zu haben, ich bin dies oder ich will jenes sein, sondern er hatte ihr von Jagd, Abenteuern und Dingen, die er tat, erzählt; und auch sie hatte nie, wie junge Menschen es sonst wohl zu tun pflegen, ihn gefragt, wie er über dies und jenes denke, oder davon gesprochen, wie sie sein möchte, wenn sie älter sei, sondern sie hatte sich schweigend geöffnet wie eine Rose, so lebhaft sie vordem gewesen war, und stand schon auf der Kirchentreppe reisefertig, wie auf einen Stein gestiegen, von dem man sich aufs Pferd schwingt, um zu jenem Leben zu reiten. Er kannte seine zwei Kinder kaum, die sie ihm geboren hatte, aber auch diese beiden Söhne liebten schon leidenschaftlich den fernen Vater, von dessen Ruhm ihre kleinen Ohren voll waren, seit sie hörten. Seltsam war die Erinnerung an den Abend, dem der zweite sein Leben dankte. Da war, als er kam, ein weiches hellgraues Kleid mit dunkelgrauen Blumen, der schwarze Zopf war zur Nacht geflochten, und die schöne Nase sprang scharf in das glatte Gelb eines beleuchteten Buchs mit geheimnisvollen Zeichnungen. Es war wie Zauberei. Ruhig saß, in ihrem reichen Gewand, mit dem Rock, der in unzähligen Faltenbächen herabfloß, die Gestalt, nur aus sich heraussteigend und in sich fallend; wie ein Brunnenstrahl; und kann ein Brunnenstrahl erlöst werden, außer durch Zauberei oder ein Wunder, und aus seinem sich selbst tragenden, schwankenden Dasein ganz heraustreten? Man mochte das Weib umarmen

und plötzlich gegen den Schlag eines magischen Widerstands stoßen; es geschah nicht so; aber ist Zärtlichkeit nicht noch unheimlicher? Sie sah ihn an, der leise eingetreten war, wie man einen Mantel wiedererkennt, den man lang an sich getragen und lang nicht mehr gesehen hat, der etwas fremd bleibt und in den man hineinschlüpft.

Traulich erschienen ihm dagegen Kriegslist, politische Lüge, Zorn und Töten! Tat geschieht, weil andre Tat geschehn ist; der Bischof rechnet mit seinen Goldstücken, und der Feldhauptmann mit der Widerstandskraft des Adels; Befehlen ist klar; taghell, dingfest ist dieses Leben, der Stoß eines Speers unter den verschobenen Eisenkragen ist so einfach, wie wenn man mit dem Finger weist und sagen kann, das ist dies. Das andre aber ist fremd wie der Mond. Der Herr von Ketten liebte dieses andere heimlich. Er hatte keine Freude an Ordnung, Hausstand und wachsendem Reichtum. Und ob er gleich um fremdes Gut jahrelang stritt, sein Begehren griff nicht nach Frieden des Gewinns, sondern sehnte sich aus der Seele hinaus; in den Stirnen saß die Gewalt der Catene, bloß kamen stumme Taten aus den Stirnen. Wenn er morgens in den Sattel stieg, fühlte er jedesmal noch das Glück, nicht nachzugeben, die Seele seiner Seele; aber wenn er abends absaß, senkte sich nicht selten der mürrische Stumpfsinn alles durchlebten Übermaßes auf ihn, als hätte er einen Tag lang alle seine Kräfte angestrengt, um nicht ohne alle Anstrengung etwas Schönes zu sein, das er nicht nennen konnte. Der Bischof, der Schleicher, konnte zu Gott beten, wenn Ketten ihn bedrängte; Ketten konnte nur über blühende Saaten reiten, die widerspenstige Woge des Pferds unter sich leben fühlen, Freundlichkeit mit Eisentritten herbeizaubern. Aber es tat ihm wohl, daß es dies gab. Daß man leben kann und sterben machen ohne das andre. Es leugnete und vertrieb etwas, das sich zum Feuer schlich, wenn man hineinstarrte, und fort war, so wie man sich, steif vom Träumen, aufrichtete und herumdrehte. Der Herr von Ketten spann zuweilen lange verschlungene Fäden, wenn er an den Bischof dachte, dem er das alles antat, und ihm war, als könnte nur ein Wunder es ordnen.

Seine Frau nahm den alten Knecht, welcher der Burg vorstand, und streifte mit ihm durch die Wälder, wenn sie nicht vor den Bildern in ihren Büchern saß. Wald öffnet sich, aber seine Seele weicht zurück; sie brach durch Holz, kletterte über Steine, sah Fährten und Tiere, aber sie brachte nicht mehr heim als diese kleinen Schrecknisse, überwundenen Schwierigkeiten und befriedigten Neugierden, die alle Spannung verloren, wenn man sie aus dem Wald heraustrug, und eben jenes grüne Spiegelbild, das sie schon nach den Erzählungen gekannt hatte, bevor sie ins Land gekommen war; sobald man nicht darauf eindrang, schloß es sich hinter dem Rücken wieder zusammen. Lässig gut hielt sie indessen Ordnung am Schloß. Ihre Söhne, von denen keiner das Meer gesehen hatte, waren das ihre Kinder? Junge Wölfe, schien ihr zuweilen, waren es. Einmal brachte man ihr einen jungen Wolf aus dem Wald. Auch ihn zog sie auf. Zwischen ihm und den großen Hunden herrschte unbehagliche Duldung, Gewährenlassen ohne Austausch von Zeichen. Wenn er über den Hof ging, standen sie auf und sahn zu ihm herüber, aber sie bellten und knurrten nicht. Und er sah gradaus, wenn er auch hinüberschielte, und ging kaum ein wenig langsamer und steifer seines Wegs, um es sich nicht merken zu lassen. Er folgte überallhin der Herrin; ohne Zeichen der Liebe und der Vertrautheit; er sah sie mit seinen starken Augen oft an, aber sie sagten nichts. Sie liebte diesen Wolf, weil seine Sehnen, sein braunes Haar, die schweigende Wildheit und die Kraft der Augen sie an den Herrn von Ketten erinnerten.

Einmal kam der Augenblick, auf den man warten muß; der Bischof fiel in Krankheit und starb, das Kapitel war ohne Herrn. Ketten verkaufte, was beweglich war, nahm Pfänder auf liegenden Besitz und rüstete aus allen Mitteln ein kleines, ihm eigenes Heer: dann unterhandelte er. Vor die Wahl gestellt, den alten Streit gegen neu bewaffnete Kraft weiterführen zu müssen, ehe noch der kommende Herr sich entscheiden konnte, oder einen billigen Abschluß zu finden, entschied sich



das Kapitel für dieses, und es konnte nicht anders geschehn, als daß der Ketten, der als Letzter stark und drohend dastand, das meiste für sich einstrich, wofür sich das Domkapitel an Schwächeren und Zaghafteren schadlos hielt.

So hatte ein Ende gefunden, was nun schon in der vierten Erbfolge wie eine Zimmerwand gewesen war, die man jeden Morgen beim Frühbrot vor sich sieht und nicht sieht: mit einem Mal fehlte sie; bis hierher war alles gewesen wie im Leben aller Ketten, was noch zu tun blieb im Leben dieses Ketten, war runden und ordnen, ein Handwerker – und kein Herrenziel.

Da stach ihn, als er heimritt, eine Fliege.

Die Hand schwoll augenblicklich an, und er wurde sehr müde. Er kehrte in die Schenke eines elenden kleinen Dorfes ein, und während er hinter dem schmierigen Holztisch saß, überwältigte ihn Schlummer. Er legte sein Haupt in den Schmutz und als er gegen Abend erwachte, fieberte er. Er wäre trotzdem weitergeritten, wenn er Eile gehabt hätte; aber er hatte keine Eile. Als er am Morgen aufs Pferd steigen wollte, fiel er hin vor Schwäche. Arm und Schulter waren aufgequollen, er hatte sie in den Harnisch gepreßt und mußte sich wieder aufschnallen lassen; während er stand und es geschehen ließ, befahl ihm ein Schüttelfrost, wie er solchen noch nie gesehen; seine Muskeln zuckten und tanzten so, daß er die eine Hand nicht zur andern bringen konnte, und die halb aufgeschnallten Eisenteile klapperten wie eine losgerissene Dachrinne im Sturm. Er fühlte, daß das schwankhaft war, und lachte mit grimmigem Kopf über sein Geklapper; aber in den Beinen war er schwach wie ein Knabe. Er schickte einen Boten zu seiner Frau, andere nach einem Bader und zu einem berühmten Arzt.

Der Bader, der als erster zur Stelle war, verordnete heiße Umschläge von Heilkräutern und bat, schneiden zu dürfen. Ketten, der jetzt viel ungeduldiger war, nach Hause zu kommen, hieß ihn schneiden, bis er bald halb so viel neue Wunden davontrug, als er alte hatte. Seltsam waren diese Schmerzen, gegen die er sich nicht wehren durfte. Dann lag der Herr zwei Tage lang in den saugenden Kräuterverbänden, ließ sich vom Kopf bis zu den Füßen einwickeln und nach Hause schaffen; drei Tage dauerte dieser Marsch, aber die Gewaltkur, die ebensogut hätte zum Tod führen können, indem sie alle Verteidigungskräfte des Lebens verbrauchte, schien der Krankheit Einhalt getan zu haben: als sie am Ziel eintrafen, lag der Vergiftete in hitzigem Fieber, aber der Eiter hatte sich nicht mehr weiter ausgebreitet.

Dieses Fieber, wie eine weite brennende Grasfläche, dauerte Wochen. Der Kranke schmolz in seinem Feuer täglich mehr zusammen, aber auch die bösen Säfte schienen darin verzehrt und verdampft zu werden. Mehr wußte selbst der berühmte Arzt davon nicht zu sagen, und nur die Portugiesin brachte außerdem noch geheime Zeichen an Tür und Bett an. Als eines Tags vom Herrn von Ketten nicht mehr übrig war als eine Form voll weicher heißer Asche, sank plötzlich das Fieber um eine tiefe Stufe hinunter und glomm dort bloß noch sanft und ruhig.

Waren schon Schmerzen seltsam, gegen die man sich nicht wehrt, so hatte der Kranke das Spätere überhaupt nicht so durchlebt wie einer, der mitten darin ist. Er schlief viel und war auch mit offenen Augen abwesend; wenn aber sein Bewußtsein zurückkehrte, so war doch dieser willenlose, kindlich warme und ohnmächtige Körper nicht seiner, und diese von einem Hauch erregte schwache Seele seine auch nicht. Gewiß war er schon abgeschieden und wartete während dieser ganzen Zeit bloß irgendwo darauf, ob er noch einmal zurückkehren müsse. Er hatte nie gewußt, daß Sterben so friedlich sei; er war mit einem Teil seines Wesens vorangestorben und hatte sich aufgelöst wie ein Zug Wanderer: Während die Knochen noch im Bett lagen, und das Bett da war, seine Frau sich über ihn beugte, und er, aus Neugierde, zur Abwechslung, die Bewegungen in ihrem aufmerksamen Gesicht beobachtete, war alles, was er liebte, schon weit

voran. Der Herr von Ketten und dessen mondnächtige Zauberin waren aus ihm herausgetreten und hatten sich sacht entfernt: er sah sie noch, er wußte, mit einigen großen Sprüngen würde er sie danach einholen, nur jetzt wußte er nicht, war er schon bei ihnen oder noch hier. Das alles aber lag in einer riesigen gütigen Hand, die so mild war wie eine Wiege und zugleich alles abwog, ohne aus der Entscheidung viel Wesens zu machen. Das mochte Gott sein. Er zweifelte nicht, es erregte ihn aber auch nicht; er wartete ab und antwortete auch nicht auf das Lächeln, das sich über ihn beugte, und die zärtlichen Worte.

Dann kam der Tag, wo er mit einemmal wußte, daß es der letzte sein würde, wenn er nicht allen Willen zusammennahm, um leben zu bleiben, und das war der Tag, an dessen Abend das Fieber sank. Als er diese erste Stufe der Gesundheit unter sich fühlte, ließ er sich täglich auf den kleinen grünen Fleck tragen, der die Felsnase überzog, die mauerlos in die Luft sprang. In seine Tücher gewickelt, lag er dort in der Sonne. Schlieft, wachte, wußte nicht, was von beidem er tat.

Einmal, als er aufwachte, stand der Wolf da. Er blickte ihm in die geschliffenen Augen und konnte sich nicht rühren. Er wußte nicht, wieviel Zeit verging, dann stand seine Frau neben ihm, den Wolf am Knie. Er schloß wieder die Augen, als wäre er gar nicht wach gewesen. Aber da er wieder in sein Bett getragen wurde, ließ er sich die Armbrust reichen. Er war so schwach, daß er sie nicht spannen konnte; er staunte. Er winkte den Knecht heran, gab ihm die Armbrust und befahl: der Wolf. Der Knecht zögerte, aber er wurde zornig wie ein Kind, und am Abend hing das Fell des Wolfes im Burghof. Als die Portugiesin es sah, und erst von den Knechten erfuhr, was geschehen war, blieb ihr das Blut in den Adern stehn. Sie trat an sein Bett. Da lag er bleich wie die Wand und sah ihr zum erstenmal wieder in die Augen. Sie lachte und sagte: Ich werde mir eine Haube aus dem Fell machen lassen und dir nachts das Blut aussaugen.

Dann schickte er den Kleriker weg, der früher einmal gesagt hatte: der Bischof kann zu Gott beten, das ist gefährlich für Euch, und später ihm immerzu die letzte Ölung gegeben hatte; aber das gelang nicht gleich, die Portugiesin legte sich ins Mittel und bat, den Kaplan noch zu dulden, bis er ein anderes Unterkommen fände. Der Herr von Ketten gab nach. Er war noch schwach und schlief noch immer viel auf dem Grasfleck in der Sonne. Als er wieder einmal dort erwachte, war der Jugendfreund da. Er stand neben der Portugiesin und war aus ihrer Heimat gekommen; hier im Norden sah er ihr ähnlich. Er grüßte mit edlem Anstand und sprach Worte, die nach dem Ausdruck seiner Mienen voll großer Liebenswürdigkeit sein mußten, indes der Ketten wie ein Hund im Gras lag und sich schämte.

Überdies mochte das auch erst beim zweitemal gewesen sein; er war noch manchmal abwesend. Er bemerkte auch spät erst, daß ihm seine Mütze zu groß geworden war. Die weiche Fellmütze, die immer etwas stramm gesessen hatte, sank bei einem leichten Zug bis ans Ohr herunter, das sie aufhielt. Sie waren selbdrift, und seine Frau sagte: «Gott, dein Kopf ist ja kleiner geworden!» – Sein erster Gedanke war, daß er sich vielleicht habe die Haare zu kurz scheren lassen, er wußte bloß im Augenblick nicht, wann; er fuhr heimlich mit der Hand hin, aber das Haar war länger, als es sein sollte, und ungepflegt, seit er krank war. So wird sich die Kappe geweitet haben, dachte er, aber sie war noch fast neu und wie sollte sie sich geweitet haben, während sie unbenutzt in einer Truhe lag. So machte er einen Scherz daraus und meinte, daß wohl in vielen Jahren, wo er nur mit Kriegsknechten gelebt habe und nicht mit gebildeten Kavalieren, sein Schädel kleiner geworden sein möge. Er fühlte, wie plump ihm der Scherz vom Munde kam, und auch die Frage war damit nicht weggeschafft, denn kann ein Schädel kleiner werden? Die Kraft in den Adern kann nachlassen, das Fett unter der Kopfhaut kann im Fieber etwas zusammenschmelzen: aber was gibt das aus?! Nun tat er zuweilen, als ob er sich das Haar glatt striche, schützte auch vor, sich den Schweiß zu trocknen, oder trachtete, sich unbemerkt in den Schatten zurückzubeugen,

und griff schnell, mit zwei Fingerspitzen wie mit einem Maurerzirkel, seinen Schädel ab, ein paarmal, mit verschiedenen Griffen: aber es blieb kein Zweifel, der Kopf war kleiner geworden, und wenn man ihn von innen, mit den Gedanken befühlte, so war er noch viel kleiner und wie zwei dünne aufeinandergeklappte Schälchen.

Man kann ja vieles nicht erklären, aber man trägt es nicht auf den Schultern und fühlt es nicht jedesmal, wenn man den Hals nach zwei Menschen wendet, die sprechen, während man zu schlafen scheint. Er hatte die fremde Sprache schon lang bis auf wenige Worte vergessen; aber einmal verstand er den Satz: «Du tust das nicht, was du willst, und tust das, was du nicht willst.» Der Ton schien eher zu drängen als zu scherzen; was mochte er meinen? Ein andermal beugte er sich weit aus dem Fenster hinaus, ins Rauschen des Flusses; er tat das jetzt oft wie ein Spiel: der Lärm, so wirr wie durcheinandergefegtes Heu, schloß das Ohr, und wenn man aus der Taubheit zurückkehrte, tauchte klein darin und fern das Gespräch der Frau mit dem Andern auf; und es war ein lebhaftes Gespräch, ihre Seelen schienen sich wohl miteinander zu fühlen. Das drittemal lief er überhaupt nur den beiden nach, die abends noch in den Hof gingen; wenn sie an der Fackel oben auf der Freitreppe vorbeikamen, mußte ihr Schatten auf die Baumkronen fallen; er beugte sich rasch vor, als dies geschah, aber in den Blättern verschwammen die Schatten von selbst in einen. Zu jeder andren Zeit hätte er versucht, mit Pferd und Knechten sich das Gift aus dem Leib zu jagen oder es im Wein zu verbrennen. Aber der Kaplan und der Schreiber fraßen und tranken so, daß ihnen Wein und Speise bei den Mundwinkeln herausliefen, und der junge Ritter schwang ihnen lachend die Kanne zu, wie man Hunde aufeinanderhetzt. Der Wein ekelte Ketten, den die mit scholastischer Tünche überzogenen Lümmel sofften. Sie sprachen vom tausendjährigen Reich, von Doktorsfragen und Bettstrohgeschichten; deutsch und in Kirchenlatein. Ein durchreisender Humanist übersetzte, wo es fehlte, zwischen diesem Welsch und dem des Portugiesen; er hatte sich den Fuß verstaucht und heilte ihn hier kräftig aus. «Er ist vom Pferd gefallen, als ein Hase vorbeisprang,» gab der Schreiber zum besten. «Er hielt ihn für einen Lindwurm,» sagte mit unwilligem Spott der Herr von Ketten, der zögernd dabeistand. «Aber das Pferd doch auch!» brüllte der Burgkaplan, «sonst wäre es nicht so gesprungen: Also hat der Magister selbst für einen Roß verstand mehr Einsicht als der Herr!» Die Trunkenen lachten über den Herrn von Ketten. Der sah sie an, trat einen Schritt näher und schlug den Kaplan ins Gesicht. Das war ein runder junger Bauer, er wurde rot über den Kopf, aber dann ganz bleich, und blieb sitzen. Der junge Ritter stand lächelnd auf und ging die Freundin suchen. «Warum habt Ihr ihn nicht erdolcht?!» zischte der Hasen-Humanist auf, als sie allein waren. «Er ist ja stark wie zwei Stiere,» antwortete der Kaplan, «und auch ist die christliche Lehre wahrhaft geeignet, um in solchen Lagen Trost zu geben.» Aber in Wahrheit war der Herr von Ketten noch sehr schwach, und allzu langsam kehrte das Leben in ihn wieder; er konnte die zweite Stufe der Genesung nicht finden.

Der Fremde reiste nicht weiter, und seine Gespielin verstand schlecht die Andeutungen ihres Herrn. Seit elf Jahren hatte sie auf den Gatten gewartet, elf Jahre lang war er der Geliebte des Ruhms und der Phantasie gewesen, nun ging er in Haus und Hof umher und sah, von Krankheit zerschabt, recht gewöhnlich aus neben Jugend und höfischem Anstand. Sie machte sich nicht viel Gedanken darüber, aber sie war ein wenig müde dieses Lands geworden, das Unsagbares versprochen hatte, und mochte sich nicht überwinden, schon wegen eines schiefen Gesichts den Gespielen ziehen zu lassen, der den Duft der Heimat hatte und Gedanken, bei denen man lachen konnte. Sie hatte sich nichts vorzuwerfen; ein wenig oberflächlicher war sie seit Wochen, aber das tat wohl, und sie fühlte, ihr Antlitz glänzte jetzt manchmal wieder so wie vor Jahren. Eine Wahrsagerin, die er befragte, sagte dem Herrn von Ketten voraus: Ihr werdet nur gesund, wenn Ihr etwas vollbringt –, aber da er in sie drang, was das wäre, schwieg sie, suchte ihm zu

entkommen und erklärte schließlich, daß sie es nicht finden könne.

Er hätte es immer verstanden, die Gastfreundschaft mit feinem Schnitt zu lösen, statt sie zu brechen, auch ist die Heiligkeit des Lebens und des Gastrechts für einen, der durch Jahre ungebetener Gast bei seinen Feinden war, kein unübersteigliches Hindernis, aber die Schwäche der Genesung machte ihn diesmal fast stolz darauf, unbeholfen zu sein; solche arglistige Klugheit erschien ihm nicht besser als die kindische Wortklugheit des Jungen. Seltsames widerfuhr ihm. In den Nebeln der Krankheit, die ihn umfingen hielten, erschien ihm die Gestalt seiner Frau weicher, als es hätte sein müssen; sie erschien ihm nicht anders als früher, wenn es ihn gewundert hatte, ihre Liebe zuweilen heftiger wiederzufinden als sonst, während doch in der Abwesenheit keine Ursache lag. Er hätte nicht einmal sagen können, ob er heiter oder traurig war; genau so wie in jenen Tagen der tiefen Todesnähe. Er konnte sich nicht rühren. Wenn er seiner Frau in die Augen sah, waren sie wie frisch geschliffen, sein eignes Bild lag obenauf, und sie ließen seinen Blick nicht ein. Ihm war zu Mut, es müßte ein Wunder geschehn, weil sonst nichts geschah, und man darf das Schicksal nicht reden heißen, wenn es schweigen will, sondern soll horchen, was kommen wird.

Eines Tags, als sie in Gesellschaft den Berg heraufkamen, war oben vor dem Tor die kleine Katze. Sie stand vor dem Tor, als wollte sie nicht nach Katzenart über die Mauer setzen, sondern nach Menschenart Einlaß, machte einen Buckel zum Willkomm und strich den ohne irgend einen Grund über ihre Anwesenheit erstaunten großen Geschöpfen um Rock und Stiefel. Sie wurde eingelassen, aber es war gleich, als ob man einen Gast empfinde, und schon am nächsten Tag zeigte sich, daß man vielleicht ein kleines Kind aufgenommen hatte, aber nicht bloß eine Katze: solche Ansprüche stellte das zierliche Tier, das nicht den Vergnügungen in Kellern und Dachböden nachging, sondern keinen Augenblick aus der Gesellschaft der Menschen wich. Und es hatte die Gabe, ihre Zeit für sich zu beanspruchen, was recht unbegreiflich war, da es doch so viel andre, edlere Tiere am Schloß gab, und die Menschen auch mit sich selbst viel zu tun hatten; es schien geradezu davon zu kommen, daß sie die Augen zu Boden senken mußten, um dem kleinen Wesen zuzusehn, das sich ganz unauffällig benahm und um ein klein wenig stiller, ja man könnte fast sagen trauriger und nachdenklicher war, als einer jungen Katze zukam. Die spielte so, wie sie wissen mußte, daß Menschen es von jungen Katzen erwarten, kletterte auf den Schoß und gab sich sogar ersichtlich Mühe, freundlich mit den Menschen zu sein, aber man konnte fühlen, daß sie nicht ganz dabei war; und gerade dies, was zu einer gewöhnlichen jungen Katze fehlte, war wie ein zweites Wesen, ein Ab-Wesen oder ein stiller Heiligenschein, der sie umgab, ohne daß einer den Mut gefunden hätte, das auszusprechen. Die Portugiesin beugte sich zärtlich über das Geschöpfchen, das in ihrem Schoß am Rücken lag und mit den winzigen Krallen nach ihren tändelnden Fingern schlug wie ein Kind, der junge Freund beugte sich lachend und tief über Katze und Schoß, und Herr von Ketten erinnerte das zerstreute Spiel an seine halb überwundene Krankheit, als wäre die, samt ihrer Todessanftheit, in das Tierkörperchen verwandelt, nun nicht mehr bloß in ihm, sondern zwischen ihnen. Ein Knecht sagte: Die bekommt die Räude.

Herr von Ketten wunderte sich, weil er das nicht selbst erkannt hatte; der Knecht wiederholte: Die muß man beizeiten erschlagen.

Die kleine Katze hatte inzwischen einen Namen aus einem der Märchenbücher erhalten. Sie war noch sanfter und duldsamer geworden. Jetzt konnte man auch schon bemerken, daß sie krank und fast leuchtend schwach wurde. Sie ruhte immer länger aus im Schoß von den Geschäften der Welt, und ihre kleinen Krallen hielten sich mit zärtlicher Angst fest. Sie begann jetzt auch einen um den andren anzusehn; den beiden Ketten und den jungen Portugiesen, der vorgeneigt saß und den Blick von ihr nicht wendete, oder von dem Atmen des Schoßes, in dem sie lag. Sie sah sie an,

als wollte sie um Vergebung dafür bitten, daß es häßlich sein werde, was sie in geheimer Vertretung für alle litt. Und dann begann ihr Martyrium.

Eines Nachts begann das Erbrechen, und sie erbrach bis zum Morgen; sie war ganz matt und wirt im wiederkehrenden Tageslicht, als hätte sie viele Schläge vor den Kopf erhalten. Aber vielleicht hatte man dem verhungerten armen Kätzchen bloß im Übereifer der Liebe zuviel zu fressen gegeben: doch im Schlafzimmer konnte sie danach nicht mehr bleiben und wurde zu den Burschen in die Hofkammer getan. Aber die Burschen klagten nach zwei Tagen, daß es nicht besser geworden sei, und wahrscheinlich hatten sie sie auch in der Nacht hinausgeworfen. Und sie brach jetzt nicht nur, sondern konnte auch den Stuhl nicht halten, und nichts war vor ihr sicher. Das war nun eine schwere Probe, zwischen einem kaum sichtbaren Heiligenschein und dem gräßlichen Schmutz, und es entstand der Beschluß – man hatte inzwischen erfahren, woher sie gekommen war, – sie dorthin zurücktragen zu lassen; es war ein Bauernhaus unten am Fluß, nahe dem Fuß des Berges. Man würde heute sagen, sie stellten sie ihrer Heimatsgemeinde zurück und wollten weder etwas verantworten, noch sich lächerlich machen; aber das Gewissen drückte sie alle, und sie gaben Milch und ein wenig Fleisch mit und sogar Geld, damit die Bauersleute, wo Schmutz nicht soviel ausmachte, gut für sie sorgten. Die Dienstleute schüttelten dennoch die Köpfe über ihre Herrn.

Der Knecht, der die kleine Katze hinuntergetragen hatte, erzählte, daß sie ihm nachgelaufen war, als er zurückging, und daß er noch einmal hatte umkehren müssen: zwei Tage später war sie wieder oben am Schloß. Die Hunde wichen ihr aus, die Dienstleute trauten sich wegen der Herrschaft nicht, sie fortzujagen, und als die sie erblickte, stand schweigend fest, daß jetzt niemand mehr ihr verweigern wollte, hier oben zu sterben. Sie war ganz abgemagert und glanzlos geworden, aber das ekeleregende Leiden schien sie überwunden zu haben und nahm bloß fast zusehends an Körperlichkeit ab. Es folgten zwei Tage, die verstärkt alles noch einmal enthielten, was bisher gewesen war: langsames, zärtliches Umhergehen in dem Obdach, wo man sie hegte; zerstreutes Lächeln mit den Pfoten, wenn sie nach einem Stückchen Papier schlug, das man vor ihr tanzen ließ; zuweilen ein leichtes Wanken vor Schwäche, obgleich vier Beine sie stützten, und am zweiten Tag fiel sie zuweilen auf die Seite. An einem Menschen würde man dieses Hinschwinden nicht so seltsam empfunden haben, aber an dem Tier war es wie eine Menschwerdung. Fast mit Ehrfurcht sahen sie ihr zu; keiner dieser drei Menschen in seiner besonderen Lage blieb von dem Gedanken verschont, daß es sein eigenes Schicksal sei, das in diese vom Irdischen schon halb gelöste kleine Katze übergegangen war. Aber am dritten Tag begannen wieder das Erbrechen und die Unreinlichkeit. Der Knecht stand da, und wenn er sich auch nicht traute, es zu wiederholen, sagte doch sein Schweigen: man muß sie erschlagen. Der Portugiese senkte den Kopf wie bei einer Versuchung, dann sagte er zur Freundin: es wird nicht anders gehn; ihm kam es selbst vor, als hätte er sich zu seinem eigenen Todesurteil bekannt. Und mit einemmal sahen alle den Herrn von Ketten an. Der war weiß wie die Wand geworden, stand auf und ging. Da sagte die Portugiesin zum Knecht: Nimm sie zu dir.

Der Knecht hatte die Kranke auf seine Kammer genommen, und am nächsten Tag war sie fort. Niemand frug. Alle wußten, daß er sie erschlagen hatte. Alle fühlten sich von einer unaussprechlichen Schuld bedrückt; es war etwas von ihnen gegangen. Nur die Kinder fühlten nichts und fanden es in Ordnung, daß der Knecht eine schmutzige Katze erschlug, mit der man nicht mehr spielen konnte. Aber die Hunde am Hof schnupperten zuweilen an einem Grasfleck, auf den die Sonne schien, steiften die Beine, sträubten das Fell und blickten schief zur Seite. In einem solchen Augenblick begegneten sich Herr von Ketten und die Portugiesin. Sie blieben beieinander stehn, sahn nach den Hunden hinüber und fanden kein Wort. Das Zeichen war

dagewesen, aber wie war es zu deuten, und was sollte geschehn? Eine Kuppel von Stille war um die beiden.

Wenn sie ihn bis zum Abend nicht fortgeschickt hat, muß ich ihn töten, – dachte Herr von Ketten. Aber der Abend kam, und es hatte sich nichts ereignet. Das Vesperbrot war vorbei. Ketten saß ernst, von leichtem Fieber gewärmt. Er ging in den Hof, sich zu kühlen, er blieb lange aus. Er vermochte den Entschluß nicht zu finden, der ihm sein ganzes Dasein lang spielend leicht gewesen war. Pferde satteln, Harnisch anschnallen, ein Schwert ziehn, diese Musik seines Lebens war ihm mißtönend; Kampf erschien ihm wie eine sinnlos fremde Bewegung, selbst der kurze Weg eines Messers war wie eine unendlich lange Straße, auf der man verdorrt. Aber auch Leiden war nicht seine Art; er fühlte, daß er nie wieder ganz genesen würde, wenn er sich dem nicht entriß. Und neben beidem gewann allmählich etwas anderes Raum: als Knabe hatte er immer die unersteigliche Felswand unter dem Schloß hinaufklettern wollen; es war ein unsinniger und selbstmörderischer Gedanke, aber er gewann dunkles Gefühl für sich wie ein Gottesurteil oder ein nahendes Wunder. Nicht er, sondern die kleine Katze aus dem Jenseits würde diesen Weg wiederkommen, schien ihm. Er schüttelte leise lachend den Kopf, um ihn auf den Schultern zu fühlen, aber dabei erkannte er sich schon weit unten auf dem steinigen Weg, der den Berg hinabführte.

Tief beim Fluß bog er ab; über Blöcke, zwischen denen das Wasser trieb, dann an Büschen hinauf in die Wand. Der Mond zeichnete mit Schattenpunkten die kleinen Vertiefungen, in welche Finger und Zehen hineingreifen konnten. Plötzlich brach ein Stein unter dem Fuß weg; der Ruck schoß in die Sehnen, dann ins Herz. Ketten horchte; es schien ohne Ende zu dauern, bevor der Stein ins Wasser schlug; er mußte mindestens ein Drittel der Wand schon unter sich haben. Da wachte er, so schien es deutlich, auf und wußte, was er getan hatte. Unten ankommen konnte nur ein Toter, und die Wand hinauf der Teufel. Er tastete suchend über sich. Bei jedem Griff hing das Leben in den zehn Riemchen der Fingersehnen; Schweiß trat aus der Stirn, Hitze flog im Körper, die Nerven wurden wie steinerne Fäden: aber, seltsam zu fühlen, begannen bei diesem Kampf mit dem Tod Kraft und Gesundheit in die Glieder zu fließen, als kehrten sie von außen wieder in den Körper zurück. Und das Unwahrscheinliche gelang; noch mußte oben einem Überhang nach der Seite ausgewichen sein, dann schlang sich der Arm in ein Fenster. Es wäre wohl anders, als bei diesem Fenster emporzutauchen, auch gar nicht möglich gewesen; aber er wußte, wo er war; er schwang sich hinein, saß auf der Brüstung und ließ die Beine ins Zimmer hängen. Mit der Kraft war die Wildheit wiedergekehrt. Er atmete sich aus. Seinen Dolch an der Seite hatte er nicht verloren. Es kam ihm vor, daß das Bett leer sei. Aber er wartete, bis sein Herz und seine Lungen völlig ruhig seien. Es kam ihm dabei immer deutlicher vor, daß er in dem Zimmer allein war. Er schlich zum Bett: es hatte in dieser Nacht niemand darin gelegen.

Der Herr von Ketten schlich durch Zimmer, Gänge, Türen, die keiner zum erstenmal findet, der nicht geführt ist, vor das Schlafgemach seiner Frau. Er lauschte und wartete, aber kein Flüstern verriet sich. Er glitt hinein; die Portugiesin atmete sanft im Schlaf; er bückte sich in dunkle Ecken, tastete an Wänden, und als er sich wieder aus dem Zimmer drückte, hätte er beinahe gesungen vor Freude, die an seinem Unglauben rüttelte. Er stöberte durch das Schloß, aber schon krachten die Dielen und Fliesen unter seinem Tritt, als suchte er eine freudige Überraschung. Im Hof rief ihn ein Knecht an, wer er sei. Er fragte nach dem Gast. Fortgeritten, meldete der Knecht, wie der Mond heraufkam. Der Herr von Ketten setzte sich auf einen Stapel halbentrindeter Hölzer, und die Wache wunderte sich, wie lang er saß. Plötzlich packte ihn die Gewißheit an, wenn er jetzt das Zimmer der Portugiesin wieder betrete, werde sie nicht mehr da sein. Er pochte heftig und trat ein; die junge Frau fuhr auf, als hätte sie im Traum darauf gewartet, und sah ihn

angekleidet vor sich stehn, so wie er fortgegangen war. Es war nichts bewiesen und nichts weggeschafft, aber sie fragte nicht, und er hätte nichts fragen können. Er zog den schweren Vorhang vom Fenster zurück, und der Vorhang des Brausens stieg auf, hinter dem alle Catene geboren wurden und starben.

«Wenn Gott Mensch werden konnte, kann er auch Katze werden,» sagte die Portugiesin, und er hätte ihr die Hand vor den Mund halten müssen, wegen der Gotteslästerung, aber sie wußten, kein Laut davon drang aus diesen Mauern hinaus.

[ < ]

## Tonka

### I

An einem Zaun. Ein Vogel sang. Die Sonne war dann schon irgendwo hinter den Büschen. Der Vogel schwieg. Es war Abend. Die Bauernmädchen kamen singend über die Felder. Welche Einzelheiten! Ist es Kleinlichkeit, wenn solche Einzelheiten sich an einen Menschen heften? Wie Kletten!? Das war Tonka. Die Unendlichkeit fließt manchmal in Tropfen.

Auch das Pferd gehört dazu, der Rotschimmel, den er an eine Weide gebunden hatte. Es war in seinem Militärjahr. Es ist nicht zufällig, daß es in seinem Militärjahr war, denn niemals ist man so entblößt von sich und eigenen Werken wie in dieser Zeit des Lebens, wo eine fremde Gewalt alles von den Knochen reißt. Man ist ungeschützter in dieser Zeit als sonst.

Aber war es überhaupt so gewesen? Nein, das hatte er sich erst später zurechtgelegt. Das war schon das Märchen; er konnte es nicht mehr unterscheiden. In Wahrheit hatte sie doch damals bei ihrer Tante gelebt, als er sie kennen lernte. Und Kusine Julie kam manchmal zu Besuch. So war es. Er wunderte sich ja darüber, daß man sich mit Kusine Julie an einen Tisch setzen und ihr eine Tasse Kaffee zuschieben konnte, denn sie war doch eine Schande. Es war bekannt, daß man Kusine Julie ansprechen und noch am selben Abend auf sein Zimmer nehmen konnte: auch in die Wohnungen der Kupplerinnen ließ sie sich rufen und hatte sonst keinen Erwerb. Aber andererseits war sie eben eine Verwandte, wenn man auch ihr Treiben nicht billigte; und wenn sie auch leichtsinnig war, konnte man ihr doch nicht gut den Platz am Tisch verweigern, zumal sie selten genug kam. Ein Mann hätte ja vielleicht Lärm geschlagen, denn ein Mann liest die Zeitung oder gehört einem Verein mit bestimmten Zielen an und hat immer die Brust voll mit großen Worten, aber die Tante begnügte sich mit ein paar bissigen Bemerkungen jedesmal, nachdem Julie wieder gegangen war, und solange man mit ihr am Tisch saß, mußte man mit ihr lachen, denn sie war ein witziges Mädchen und kannte bald mehr von der Stadt als eine. Immerhin, wenn man auch mißbilligte, fehlte also die Kluft; man konnte hinüber.

Das gleiche bewiesen die Weiber aus der Strafanstalt; das waren auch meist Prostituierte, und sogar die Anstalt mußte bald danach an einen andern Ort verlegt werden, weil mitten in der Haft plötzlich viele schwanger wurden – von den Neubauten her, wo sie Mörtel trugen, während männliche Häftlinge als Maurer arbeiteten. Diese Weiber nun wurden auch zu Hausarbeiten vermietet, sie wuschen zum Beispiel sehr gut und waren von kleinen Leuten wegen ihrer Billigkeit sehr gesucht. Auch Tonkas Großmutter ließ sie an den Waschtagen kommen, man gab ihnen Kaffee und Semmel, und weil man mit ihnen zusammen im Haus gearbeitet hatte,

frühstückte man auch gemeinsam mit ihnen und grauste sich nicht. Mittags mußten sie durch einen Begleiter in die Anstalt zurückgebracht werden, so war die Vorschrift, und gewöhnlich wurde Tonka damit beauftragt, als sie noch ein kleines Mädchel war, ging plaudernd neben ihnen her und schämte sich gar nicht ihrer Gesellschaft, obwohl sie weiße, weithin kenntliche Kopftücher und graue Gefängniskleidung trugen. Ahnungslos mag man das nennen, ahnungslos ausgeliefert sein eines jungen, armen Lebens an Einflüsse, die es abstumpfen müssen; aber wenn Tonka später, sechzehnjährig und immer noch ohne Schreck, mit Kusine Julie scherzte: kann man sagen, daß es ohne Ahnung von der Schande geschah, oder war hier schon das Feingefühl eines Gemüts für Schande verlorengegangen? Wenn auch ohne Schuld, wie wäre das kennzeichnend!

Auch das Haus darf man nicht vergessen. Fünf Fenster hatte es auf die Straße hin – stehen geblieben zwischen schon hoch aufgeschossenen neuen Häusern – und ein Hintergebäude, darin Tonka mit ihrer Tante wohnte, die eigentlich ihre viel ältere Base war, und deren kleinem Sohn, der eigentlich ein unehelicher Sohn war, wenn auch aus einem Verhältnis, das sie so ernst genommen hatte wie eine Ehe, und einer Großmutter, die nicht wirklich die Großmutter, sondern deren Schwester war, und früher wohnte noch ein wirklicher Bruder ihrer toten Mutter dort, der aber auch jung starb, das alles in einem Zimmer mit Küche, während vorn die fünf Fenster, vornehm verhängt, nichts weniger verbargen als ein anrühiges Quartier, wo leichtsinnige Kleinbürgerfrauen, aber auch Gewerbsmäßige mit Männern zusammengebracht wurden. Man ging schweigend im Haus an diesen Vorgängen vorüber, und da man keinen Zank mit der Kupplerin wollte, grüßte man sogar, und die war eine dicke Person, die sehr auf Achtbarkeit zielte und eine Tochter hatte, die so alt wie Tonka war. Diese Tochter schickte sie in eine gute Schule, ließ sie Klavier und Französisch lernen, kaufte ihr schöne Kleider und hielt sie sorgsam fern von den Vorgängen in der Wohnung; sie hatte ein weiches Herz, und das erleichterte ihr den Erwerb, denn sie wußte, daß er schändlich war. Mit dieser Tochter durfte Tonka früher zuweilen spielen und kam dann in die Vorderwohnung, die zu solchen Stunden leer und übergroß war und Tonka lebenslang einen Eindruck von Pracht und Vornehmheit hinterließ, den erst er auf das rechte Maß brachte. Übrigens hieß sie nicht ganz mit Recht Tonka, sondern war deutsch getauft auf den Namen Antonie, während Tonka die Abkürzung der tschechischen Koseform Toninka bildet; man sprach in diesen Gassen ein seltsames Gemisch zweier Sprachen.

Aber wohin führen solche Gedanken?! Sie war ja doch an einem Zaun gestanden damals, vor der dunkel offenen Tür eines Häuschens, des ersten im Dorf gegen die Stadt zu, trug Schnürstiefel, rote Strümpfe und bunte, breite, tiefe Röcke, schien, während sie sprach, nach dem Mond zu sehen, der blaß über dem gemähten Korn stand, antwortete schlagfertig scheu, lachte, fühlte sich im Schutz des Mondes, und der Wind blies so sanft über die Stoppeln, als müßte er eine Suppe kühlen. Am Heimritt hatte er noch zu seinem Kameraden, dem Einjährigen Baron Mordansky, lachend gesagt: «Ich würde schon gern mit so einem Mädchel etwas haben, aber es ist mir zu gefährlich; als Schutz gegen Sentimentalität müßtest du mir versprechen, Hausfreund zu werden.» Und Mordansky, der bereits Volontär in der Zuckerfabrik seines Onkels gewesen war, hatte darauf von der Rübenerte erzählt, wo Hunderte solcher Bauernmädchen auf den Fabriksfeldern arbeiten und sich den Gutsinspektoren und deren Gehilfen in allem so willig unterwerfen sollen wie Negersklaven. Und er hatte ganz bestimmt einmal ein solches Gespräch mit Mordansky abgebrochen, weil es ihn verletzte, aber das war doch nicht damals gewesen, denn das, was eben wie Erinnerung erscheinen wollte, war schon wieder das später gewachsene Dornengerank in seinem Kopf. In Wahrheit hatte er sie zum erstenmal am «Ring» gesehen, jener Hauptstraße mit den steinernen Lauben, wo die Offiziere und die Herren von der Regierung an den Ecken stehen, die Studenten und jungen Kaufleute auf und ab wandeln, die Mädchel nach Geschäftsschluß oder die neugierigeren auch schon in der Mittagspause Arm in Arm zu zweien



und dreien durchziehen, manchmal einer der Rechtsanwälte langsam und grüßend sich hindurchschieben läßt, ein Stadtverordneter oder auch ein angesehener Fabrikant, und sogar Damen nicht fehlen, die ihr Heimweg von den Einkäufen just vorbeiführt. Dort hatte ihn plötzlich ihr Blick in die Augen getroffen, ein lustiger Blick, nur ein Sekündchen lang und wie ein Ball, der aus Versehen einem Vorübergehenden ins Gesicht flog, im Nu von einem Wegschauen gefolgt und einem geheuchelt arglosen Ausdruck. Er hatte sich rasch umgedreht, denn er dachte, nun würde das Kichern folgen, aber Tonka ging mit geradem Kopf, fast erschrocken; sie ging mit zwei andern Mädchen, war größer als sie, und ihr Gesicht hatte, ohne schön zu sein, etwas Deutliches und Bestimmtes. Nichts darin hatte jenes Kleine, listig Weibliche, das nur durch die Anordnung wirkt; Mund, Nase, Augen standen deutlich für sich, vertrugen es auch, für sich betrachtet zu werden, ohne durch anderes zu entzücken als ihren Freimut und die über das Ganze gegossene Frische. Es war seltsam, daß ein so heiterer Blick saß wie ein Pfeil mit einem Widerhaken, und sie schien sich selbst daran wehgetan zu haben.

Das war nun klar. Sie war also damals in dem Tuchgeschäft, und es war ein großes Geschäft, das viele Mädchen für seine Lager angestellt hatte. Sie mußte die Stoffballen beaufsichtigen und die richtigen finden, wenn ein Muster verlangt wurde, und ihre Hände waren stets etwas feucht, weil sie von den feinen Haaren der Tuche gereizt wurden. Das hatte nichts von Traum: offen war ihr Gesicht. Aber dann waren da die Söhne des Tuchherrn, und der eine trug einen Schnurrbart wie ein Eichhörnchen, der an den Enden aufgekräuselt war, und stets Lackschuhe; Tonka wußte zu erzählen, wie vornehm er sei, wieviel Schuhe er hatte und daß seine Hosen jeden Abend zwischen zwei Bretter mit schweren Steinen gelegt wurden, damit die Falten scharf blieben.

Und jetzt, weil man klar durch den Nebel etwas Wirkliches sah, tauchte das Lächeln auf, das ungläubige, zuschauende Lächeln seiner eigenen Mutter, voll Mitleid und Geringschätzung für ihn. Dieses Lächeln war wirklich. Es sagte: Gott, jeder Mensch weiß, dieses Geschäft ...?! Aber obgleich Tonka noch Jungfrau gewesen war, als er sie kennen lernte, war dieses Lächeln, heimtückisch versteckt oder verkleidet, auch in vielen quälenden Träumen aufgetaucht. Vielleicht hatte es sich nie als ein einzelnes Lächeln ereignet;

49 das war selbst jetzt nicht sicher. Und dann gibt es auch Brautnächte, wo man nicht ganz sicher sein kann, sozusagen physiologische Zweideutigkeiten, wo selbst die Natur nicht ganz klar Aufschluß gibt, und im gleichen Augenblick, wo das wieder vor der Erinnerung stand, wußte er: auch der Himmel war gegen Tonka.

## II

Es war leichtsinnig von ihm gewesen, Tonka als Pflegerin und Gesellschaft zu seiner Großmutter zu bringen. Er war noch sehr jung und hatte eine kleine List eingefädelt; die Schwägerin seiner Mutter kannte Tonkas Tante, die in «gute Häuser» weißnähen kam, und er hatte gestiftet, daß man sie frug, ob sie nicht ein junges Mädchen wüßte, und so. Das junge Mädchen sollte bei der Großmutter bleiben, deren Erlösung man in zwei bis drei Jahren erwartete, und außer dem Lohn dann im Vermächtnis bedacht werden.

Aber inzwischen waren nun einige kleine Erlebnisse einander gefolgt. Zum Beispiel, er ging einmal mit ihr, etwas zu besorgen; auf der Straße spielten Kinder, und sie sahen beide plötzlich einem heulenden kleinen Mädchen in ein Gesicht, das sich wie ein Wurm nach allen Seiten krümmte und prall von der Sonne beschienen war. Ihm erschien da die unbarmherzige Deutlichkeit, mit der das im Licht stand, als ein ähnliches Beispiel des Lebens wie der Tod, aus

dessen Umkreis sie kamen. Tonka aber «hatte» nur «Kinder gern»; sie beugte sich scherzend und tröstend zu der Kleinen, fand den Anblick vielleicht drollig, und das war das letzte, so sehr er sich auch bemühte, ihr zu zeigen, daß dieser Anblick dahinter noch etwas anderes war. Von wie vielen Seiten er auch kam, er stand zuletzt immer vor der gleichen Undurchsichtigkeit in ihrem Geiste; Tonka war nicht dumm, aber etwas schien sie zu hindern, klug zu sein, und zum erstenmal empfand er dieses weit ausgedehnte Mitleid mit ihr, das so schwer zu begründen war.

Ein andermal fragte er sie: «Wie lange sind Sie nun eigentlich schon bei Großmama, Fräulein?» Und als sie geantwortet hatte, sagte er: «So? Eine lange Zeit, wenn man sie neben einer Greisin zubringen muß.»

«Oh!» machte Tonka. «Ich bin gern da.»

«Nun, mir können Sie ruhig das Gegenteil sagen. Ich kann mir nicht vorstellen, wie sich ein junges Mädchen dabei wohlfühlen soll.»

«Man tut seine Arbeit», antwortete Tonka und wurde rot.

«Tut seine Arbeit, schön, aber man will doch auch anderes vom Leben?»

«Ja.»

«Und haben Sie das denn?»

«Nein.»

«Ja – nein, ja – nein» – er wurde ungeduldig – «was soll das heißen? Schimpfen Sie wenigstens auf uns!» Aber er sah, daß sie mit Antworten kämpfte, die sie immer wieder im letzten Augenblick von den Lippen verwarf, und sie tat ihm plötzlich leid. «Sie werden mich wohl kaum verstehen, Fräulein, ich denke nicht schlecht von meiner Großmutter, das ist es nicht; sie ist auch eine arme Frau, aber ich denke jetzt nicht von dieser Seite: das ist meine Art. Ich denke von Ihrer Seite, und da ist sie ein Klumpen Scheußlichkeit. Verstehen Sie mich jetzt?»

«Ja,» sagte das Fräulein leise und wurde über und über rot. «Ich habe Sie auch schon früher verstanden. Aber ich kann's nicht sagen.»

Da lachte er nun. «Das ist etwas, das mir noch nie widerfahren ist: etwas nicht sagen können! Aber jetzt will ich erst recht wissen, was Sie antworten möchten, ich werde Ihnen helfen.» Er wandte sich so völlig zu ihr, daß sie noch mehr verlegen wurde. «Also fangen wir an: Macht Ihnen die ruhige, gleichmäßige Pflicht, das geregelte Taugaugstagein vielleicht Vergnügen? Ist es das?»

«Oh, nun, ich weiß nicht, wie Sie das meinen; ich habe meine Arbeit ganz gern.»

«Ganz gern, schön. Aber Bedürfnis: nicht gerade? Es gibt ja Leute, die gar nichts anderes wollen als Tagwerk.»

«Wie meinen Sie das?»

«Wünsche, Träume, Ehrgeiz meine ich; läßt Sie ein Tag wie heute unberührt?»

Es war zwischen den Mauern der Stadt ein Tag voll Zittern und Frühlingshonig.

Da lachte das Fräulein: «Nein. Aber das ist es doch nicht.»

«Ist es nicht? Nun, dann haben Sie vielleicht eine Vorliebe für halbfinstere Zimmer, das leise Sprechen, der Geruch von Medizinflaschen und dergleichen? Es gibt auch solche Leute, Fräulein, aber ich sehe schon an Ihrem Gesicht, daß ich es wieder nicht getroffen habe.»

Fräulein Tonka schüttelte den Kopf und zog die Mundwinkel etwas abwärts – in schüchternem Spott oder auch nur aus Verlegenheit. Aber nun ließ er ihr keine Ruhe. «Sehen Sie, wie ich irre, wie lächerlich ich mich vor Ihnen mache mit meinen verfehlten Überlegungen: gibt Ihnen das nicht Mut? Also! –?»

Und nun kam es auch endlich heraus. Langsam. Stockend. Die Worte verbessernd, als ob man etwas sehr schwer zu Verstehendes begreiflich machen müßte:

«Ich mußte mir doch etwas verdienen.»

Ach, dieses Einfachste!

Welch feiner Esel war er und welche steinere Ewigkeit lag in dieser so gewöhnlichen Antwort.

Wieder ein andermal war er mit Tonka heimlich spazierengegangen; sie machten Ausflüge an dem freien Tag, den sie zweimal im Monat hatte; es war Sommer. Als der Abend kam, fühlte man die Luft gerade so warm wie das Gesicht und die Hände, und wenn man im Gehen die Augen schloß, glaubte man sich aufzulösen und ohne Grenzen zu schweben. Er beschrieb es Tonka, und da sie lachte, fragte er sie, ob sie es verstünde.

Oh, ja.

Aber da er mißtrauisch war, wollte er, daß sie es ihm mit eigenen Worten beschreibe; und das vermochte sie nicht.

Dann verstehe sie es auch nicht.

O doch – und plötzlich –: man müßte singen.

Nur das nicht! Doch! So zankten sie hin und her. Und schließlich begannen sie zu singen, wie man ein Corpus delicti auf den Tisch legt oder einen Lokalausweis vornimmt. Herzlich schlecht und aus einer Operette, aber zum Glück sang Tonka leise, und er freute sich über dieses kleine Zeichen von Takt. Sicherlich, sagte er sich, war sie bloß einmal im Leben im Theater, und seither ist diese elende Musik für sie Inbegriff der Vergoldung des Daseins. Aber sie hatte sogar diese paar Melodien nur von ihren früheren Freundinnen aus dem Geschäft gehört.

Ob sie ihr denn wirklich gefielen? Es ärgerte ihn, wenn sie durch irgend etwas noch mit dem Geschäft zusammenhing.

Sie wußte nicht, was es war, und ob diese Musik schön sei oder dumm; bloß den Wunsch weckte sie in ihr, selbst einmal auf dem Theater zu stehen und mit ganzer Kraft die Leute glücklich oder unglücklich zu machen. Das war nun vollends lächerlich, wenn man die gute Tonka dabei ansah, und er wurde so unlustig, daß sein Singen rasch zu einem Brummen absank. Da brach Tonka jäh ab; auch sie schien es zu fühlen, und sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her, bis Tonka stehen blieb und sagte: «Das ist es gar nicht, was ich mit dem Singen meinte.» Und da in seinen Augen ein kleines Zeichen der Güte antwortete, begann sie abermals leise zu singen, aber diesmal waren es Volkslieder ihrer Heimat. Sie schritten dahin, und diese einfachen Weisen machten so traurig wie Kohlweißlinge im Sonnenschein. Und da hatte nun mit einemmal natürlich Tonka recht.

Nun war er es, der nicht ausdrücken konnte, was mit ihm geschah, und Tonka, weil sie die gewöhnliche Sprache nicht sprach, sondern irgend eine Sprache des Ganzen, hatte leiden müssen, daß man sie für dumm und unempfindlich hielt. Damals war es ihm klar, was es bedeutet: Lieder fallen ihr ein. Sie kam ihm sehr einsam vor. Wenn sie ihn nicht hätte, wer würde sie verstehen? Und sie sangen beide. Tonka sagte ihm den fremden Text vor und übersetzte ihn, dann faßten sie

sich bei der Hand und sangen wie die Kinder. Wenn sie eine Pause machen mußten, um Atem zu schöpfen, gab es jedesmal auch ein kleines Verstummen dort vor ihnen, wo sich die Dämmerung über den Weg zog, und wenn das alles auch dumm war, war der Abend eins mit ihren Empfindungen.

Und noch ein andermal saßen sie an einem Waldrand, und er sah bloß durch einen Spalt der Lider, sprach nichts und hing seinen Gedanken nach. Tonka erschrak und fürchtete, ihn wieder verletzt zu haben. Ihr Atem hob sich mehrmals, weil sie nach Worten suchte, aber ihre Scheu hielt sie zurück. Und so war lange nichts zu hören als das quälende Lallen der Waldgeräusche, das in jeder Sekunde anderswo anhebt und verstummt. Einmal flog ein brauner Falter an ihnen vorüber und setzte sich auf eine hochgestielte Blume, die bei der Berührung zitterte und mehrmals hin und her schwankte, bis ihre Bewegung plötzlich stillstand wie ein abgebrochenes Gespräch. Tonka drückte ihre Finger fest in das Moos, auf dem sie saßen; aber nach einer Weile richteten sich die kleinen Stengelchen wieder auf, einer nach dem andern in Reihen, und nach abermals einer Weile war jede Spur der Hand, die da gelegen hatte, verwischt. Es war, um zu weinen, ohne zu wissen warum. Hätte sie denken gelernt wie ihr Begleiter, so hätte Tonka in diesem Augenblick gefühlt, daß die Natur aus lauter häßlichen Unscheinbarkeiten besteht, die so traurig getrennt voneinander leben wie die Sterne in der Nacht; die schöne Natur; eine Wespe kroch um seinen Fuß, mit einem Kopf wie eine Laterne, und er sah ihr zu. Und er sah seinem Fuß zu, der, breit und schwarz, schief in das Braun eines Weges ragte.

Tonka hatte sich oft davor gefürchtet, daß einmal ein Mann vor ihr stehen würde und sie nimmer ausweichen könnte. Was ihre älteren Freundinnen aus dem Geschäft ihr strahlend erzählten, war der langweilige, rohe Leichtsinn der Liebe, und es empörte sie, daß auch mit ihr jeder Mann zärtlich einzulenken versuchte, kaum er die ersten Worte hinter sich gebracht hatte. Wie sie nun ihren Begleiter ansah, gab ihr das mit einem Mal einen Stich; bis zu diesem Augenblick hatte sie noch nie gefühlt, mit einem Mann in seiner Gesellschaft zu sein, denn alles war anders. Er hatte sich breit auf beide Ellbogen zurückgelehnt, und der Kopf lag auf der Brust; fast ängstlich sah Tonka nach seinen Augen. Da aber stand ein eigentümliches Lächeln; er hatte das eine Auge geschlossen und zielte mit dem andern längs seines Körpers hinunter; es war sicher, daß er davon wußte, wie häßlich die Stellung seines Schuhs aussah, und vielleicht auch, wie wenig es war, mit Tonka an einem Waldrand zu liegen, aber er änderte nichts daran, jedes einzelne war häßlich, und alles zusammen was Glück. Tonka hatte sich leise aufgerichtet. Hinter ihrer Stirn war es plötzlich heiß geworden und ihr Herz klopfte. Sie verstand nicht, was er dachte, aber sie las alles zugleich in seinem Auge und ertappte sich mit einem Mal bei dem Wunsch, seinen Kopf in den Arm zu nehmen und seine Augen zuzudecken. Sie sagte: «Es ist schon Zeit, zu gehen, sonst wird es finster.»

Als sie am Wege waren, sagte er: «Sie haben sich gewiß gelangweilt, aber Sie müssen sich an mich gewöhnen.» Er nahm ihren Arm, weil man schon schlecht zu sehen begann, und suchte sich für sein Schweigen und dann unwillkürlich weiter auch für seine Gedanken zu entschuldigen. Sie verstand nicht, wovon er sprach, aber sie erriet seine Worte, die so ernst durch den Nebel drangen, in ihrer Art. Und als er sich nun gar noch für den Ernst dieser Worte entschuldigte, wußte sie nicht aus noch ein und fand bei der Jungfrau Maria keine andere Antwort, als daß sie ihren Arm inniger in seinen schob, wenn sie sich auch furchtbar dafür schämte.

Er streichelte ihre Hand. «Ich glaube, daß wir uns gut vertragen, Tonka, aber verstehen Sie mich denn?»

Nach einer Weile antwortete Tonka: «Es macht nichts, ob ich weiß, was Sie meinen. Ich könnte

ohnedies nicht antworten. Aber ich mag es, daß Sie so ernst sind.»

Das waren gewiß lauter kleine Erlebnisse, aber das Merkwürdige ist: sie waren in Tonkas Leben zweimal da, ganz die gleichen. Sie waren eigentlich immer da. Und das Merkwürdige ist, sie bedeuteten später das Gegenteil von dem, was sie anfangs bedeuteten. So gleich blieb sich Tonka, so einfach und durchsichtig war sie, daß man meinen konnte, eine Halluzination zu haben und die unglaublichsten Dinge zu sehen.

### III

Dann kam ein Ereignis, seine Großmutter starb vor der Zeit; Ereignisse sind ja nichts anderes als Unzeiten und Unorte, man wird auf einen falschen Platz gelegt oder vergessen und ist so ohnmächtig wie ein Ding, das niemand aufhebt. Auch was sich viel später ereignete, geschieht tausendfach in der Welt, und bloß daß es mit Tonka geschah, konnte man nicht verstehen.

Es erschien also der Arzt, die Leichengeschäftsleute kamen, der Totenschein wurde geschrieben und Großmama begraben – eins reihte sich in glatter Ordnung ans andere, wie es in einer guten Familie sein muß. Die Verlassenschaft wurde geregelt; man durfte froh sein, sich daran nicht beteiligen zu müssen; bloß ein einziger Punkt des Nachlasses erforderte Aufmerksamkeit, die Versorgung des Fräuleins Tonka mit dem traumhaften Nachnamen, der einer jener tschechischen Familiennamen war, die «Er sang» oder «Er kam über die Wiese» heißen. Es bestand ein Dienstvertrag. Das Fräulein sollte außer Lohn, der gering war, für jedes vollendete Dienstjahr mit einem bestimmten Betrag im Nachlaß bedacht werden, und da man auf ein längeres Leiden Großmamas gerechnet und, den erwarteten Unbilden der Pflege gemäß, den Betrag in langsam wachsenden Stufen festgesetzt hatte, kam es, daß er einem jungen Menschen empörend gering erscheinen mußte, der die aufgeopferten Monate von Tonkas Jugend nach Minuten wog. Er war zugegen, als Hyazinth mit ihr abrechnete. Er las scheinbar in einem Buch – es waren noch immer die Tagebuchfragmente von Novalis in Wirklichkeit aber folgte er mit Aufmerksamkeit dem Vorgang und schämte sich, als sein «Onkel» die Summe nannte. Sogar dieser schien etwas Ähnliches zu fühlen, denn er begann ausführlich die Bestimmungen des seinerzeit abgeschlossenen Vertrags dem Fräulein auseinanderzusetzen. Fräulein Tonka hörte mit festgeschlossenen Lippen aufmerksam zu; der Ernst, mit dem sie der Rechnung folgte, gab ihrem jugendlichen Gesicht etwas sehr Rührendes.

«Also stimmt es?» sagte der Onkel und legte das Geld auf den Tisch.

Sie schien wohl überhaupt keine Ahnung zu haben, zog ihr kleines Täschchen aus dem Kleide, faltete das Papiergeld zusammen und schob es hinein; aber da sie die Noten vielmals biegen mußte, machten sie, so wenig ihrer waren, ein dicken Pack und waren nicht unterzubringen; wie eine Geschwulst saß die entstellte Börse unter dem Rock am Bein.

Jetzt hatte das Fräulein noch eine Frage: «Wann muß ich gehen?»

«Ja,» meinte der Onkel, «es wird wohl noch ein paar Tage dauern, bis der Haushalt aufgelöst ist; so lange können Sie gewiß bleiben. Aber Sie können auch früher gehen, wenn Sie wollen, wir brauchen Sie ja nicht mehr.»

«Danke,» sagte das Fräulein und ging auf sein Zimmerchen.

Die andern waren inzwischen mit der Verteilung schon beim täglichen Gebrauch angelangt. Sie waren wie Wölfe, die einen gefallenen Kameraden auffraßen, und hatten sich schon gegenseitig

gereizt, als er fragte, ob man nicht dem Fräulein, das so wenig Geld bekommen habe, wenigstens ein wertvolles Andenken geben solle.

«Wir haben Großmamas großes Gebetbuch dafür bestimmt.»

«Nun ja, aber etwas Praktisches würde ihr gewiß mehr Freude machen; was ist denn zum Beispiel mit dem da?» Auf dem Tisch lag ein brauner Pelzkragen, den er hochhob.

«Der ist für Emmi», – Emmi war seine Kusine – «wo denkst du überhaupt hinaus, das ist doch Nerz!»

Er lachte. «Wer sagt, daß man bei armen Mädchen nur der Seele etwas schenken darf? Wollt ihr für knauserig erscheinen?»

«Das laß nur uns über,» meinte jetzt seine Mutter, und weil sie ihm nicht ganz unrecht gab, fuhr sie fort: «Du verstehst es doch nicht; sie wird nicht zu kurz kommen!» Und sie nahm generös und ärgerlich einige Taschentücher, Hemden und Beinkleider der alten Frau für das Fräulein auf die Seite, dazu ein schwarzes Kleid, dessen Tuch noch neu war. «So, das ist jetzt wohl genug. Gar so verdient hat sich das Fräulein ja nicht gemacht, und sentimental ist sie auch nicht: Weder als Großmama starb, noch beim Begräbnis hat sie auch nur eine Träne im Auge gehabt! Also gib, bitte, Frieden.»

«Es gibt Menschen, die schwer weinen; das ist doch kein Beweis» – antwortete der Sohn, nicht weil es ihn wichtig zu sagen dünkte, sondern weil ihn seine Redegeschicklichkeit reizte.

«Bitte ...!?» sagte die Mutter. «Fühlst du nicht, daß deine Bemerkungen jetzt nicht am Ort sind?»

Er schwieg auf diese Zurechtweisung nicht aus Scheu, sondern weil es ihn plötzlich unbändig freute, daß Tonka nicht geweint hatte. Seine Verwandten sprachen lebhaft durcheinander und er bemerkte, wie gut sie damit ihren Nutzen wahrten. Sie sprachen nicht schön, aber flink, hatten Mut zu ihrem Schwall, und es bekam schließlich jeder, was er wollte. Redenkönnen war nicht ein Mittel der Gedanken, sondern ein Kapital, ein imponierender Schmuck; während er vor dem Tisch mit Gaben stand, fiel ihm der Vers ein: «Ihm schenkte des Gesanges Gabe, der Lieder süßen Mund Apoll», und er bemerkte zum ersten Mal, daß dies wirklich ein Geschenk sei. Wie stumm war Tonka! Sie konnte weder sprechen noch weinen. Ist aber etwas, das weder sprechen kann, noch ausgesprochen wird, das in der Menschheit stumm verschwindet, ein kleiner, eingekratzter Strich in den Tafeln ihrer Geschichte, ist solche Tat, solcher Mensch, solche mitten in einem Sommertag ganz allein niederfallende Schneeflocke Wirklichkeit oder Einbildung, gut, wertlos oder böse? Man fühlt, daß da die Begriffe an eine Grenze kommen, wo sie keinen Halt mehr finden. Und er ging wortlos hinaus, um Tonka zu sagen, daß er für sie sorgen wolle.

Er traf Fräulein Tonka beim Einpacken ihrer Habe. Auf einem Sessel lag eine große Pappschachtel und am Fußboden standen zwei; eine davon war schon mit Bindfaden verschnürt, aber die beiden andern wollten den herumliegenden Reichtum nicht fassen, und das Fräulein studierte und nahm immer wieder ein Stück heraus, um es anderswo hineinzulegen, Strümpfe und Sacktücher, Schnürstiefel und Nähzeug, der Länge und Breite nach versuchte sie es und konnte, so dürftig ihr Besitz war, niemals alles verstauen, denn ihr Reisegepäck war noch dürftiger.

Die Tür ihres Zimmerchens stand offen, und er vermochte ihr eine Weile zuzusehen, ohne daß sie es wußte. Als sie ihn bemerkte, wurde sie rot und stellte sich rasch vor die offenen Schachteln. «Sie wollen uns verlassen?» sagte er und freute sich über ihre Verlegenheit. «Was werden Sie machen?»

«Ich fahre nach Hause zur Tante.»

«Wollen Sie dort bleiben?»

Fräulein Tonka zuckte die Achseln. «Ich werde trachten, etwas zu finden.»

«Wird Ihre Tante nicht ungehalten sein?»

«Für ein paar Monate hab ich ja mein Auskommen und bis dahin werde ich schon eine Stellung finden.»

«Dann geht aber Ihr bißchen Ersparnis verloren.»

«Was kann man machen.»

«Und wenn Sie so rasch keine Stellung finden?»

«Dann werde ich es eben wieder alle Augenblick auf dem Teller haben.»

«Auf dem Teller? Was?»

«Nun eben, daß ich nichts verdiene. Das war schon so, als ich im Geschäft war. Ich hab wenig verdient dort, aber ich konnte nichts machen, und sie hat nie etwas gesagt. Bloß wenn sie zornig war, aber dann jedesmal.»

«Und da haben Sie die Stellung bei uns angenommen?»

«Ja.»

«Wissen Sie was,» sagte er plötzlich, «Sie sollen nicht zu Ihrer Tante zurückgehen. Sie werden etwas finden. Ich – werde dafür sorgen.»

Sie sagte nicht ja und nicht nein und nicht danke; aber als er fort war, nahm sie langsam ein Stück ums andere wieder aus den Schachteln heraus und legte es auf seinen Platz zurück. Sie war sehr rot geworden, konnte ihre Gedanken nicht ordnen, schaute oft mit einem Stück in der Hand lange vor sich hin und fühlte: das war jetzt die Liebe.

Er sah jedoch, als er in sein Zimmer zurückgekehrt war, noch immer die Tagebuchfragmente von Novalis auf dem Tisch liegen und war über die Verantwortung betreten, die er plötzlich auf sich geladen hatte. Es war unerwartet etwas geschehen, das sein Leben bestimmen würde und ihm doch gar nicht nahe genug ging. Er war vielleicht in diesem Augenblick sogar mißtrauisch, weil Tonka sein Angebot so ohne weiteres angenommen hatte.

Aber da fiel ihm ein: «Wieso kam ich dazu, es ihr anzubieten? Und er wußte das ebensowenig, wie warum sie es annahm. In ihrem Gesicht war die gleiche Ratlosigkeit gewesen wie in seinem. Die Lage war grausam komisch; wie im Traum irgendwo hinaufgestürzt, fand er nicht mehr hinunter. Aber er sprach nochmals mit Tonka. Er wollte nicht unaufrichtig sein. Sprach von Bewegungsfreiheit, Geist, Zielen, Ehrgeiz, Abneigung gegen den Taubenschlag des Idylls, erwarteten bedeutenden Frauen – wie eben ein sehr junger Mann spricht, der viel will und wenig erlebt hat. Als er in Tonkas Augen ein Zucken wahrte, tat es ihm leid, und er bat, von der entgegengesetzten Angst, ihr wehzutun, befallen: «Verstehen Sie es nicht falsch!»

«Ich verstehe es ja!» war das einzige, was Tonka antwortete.

#### IV

«Sie ist doch ein ganz einfaches Mädchen», hatte man gesagt, «aus dem Tuchgeschäft.» Was heißt das? Auch andere Frauen wissen nichts und haben nichts studiert. Das will etwas hinten ans

Kleid heften, ein Zeichen, wo man es nicht entfernen kann. Man muß etwas gelernt haben, muß Grundsätze, muß gesellschaftliche Haltung haben, heißt das, gehalten sein; Mensch ist unzuverlässig. Und wie sahen die aus, die das hatten, die nicht unzuverlässig waren? Er konnte es als möglich zugeben, daß seine Mutter fürchtete, die Leere ihres eigenen Lebens in seinem wiederholt zu sehen; sie hatte nicht stolz genug gewählt; ihr Mann war früher Truppenoffizier gewesen, ein unbedeutender fröhlicher Mann, sein Vater: sie wollte in dem Sohn ihr eigenes Leben verbessern. Sie kämpfte dafür. Er stimmte ihrem Stolz im Grund zu. Warum rührte ihn nicht die Mutter?

Ihr Wesen war Pflicht; ihre Ehe hatte erst einen Inhalt bekommen, als sein Vater erkrankte. Als etwas Soldatisches, eine Wache, die ihren Posten gegen Übermacht verteidigte, stand sie fortan neben dem langsam verblödenden Mann. Bis dahin hatte sie mit Onkel Hyazinth nicht vor noch zurück gekonnt. Er war nicht wirklich ein Verwandter, sondern ein Freund beider Eltern, einer jener Onkel, welche die Kinder vorfinden, wenn sie die Augen aufschlagen; war Oberfinanzrat und nebenher noch ein vielgelesener deutscher Dichter, dessen Erzählungen große Auflagen erreichten. Er brachte der Mutter den Hauch von Geist und Welterfahrenheit, der sie in ihren seelischen Entbehrungen tröstete, war historisch belesen, und seine Gedanken waren daher so beschaffen, daß sie desto größer erschienen, je leerer sie waren, indem sie sich über die Jahrtausende und größten Fragen ausdehnten. Aus Gründen, die dem jüngeren niemals klar geworden waren, hegte dieser Mann seit vielen Jahren eine ausdauernde, bewundernde, selbstlose Liebe zu dessen Mutter; wahrscheinlich weil sie als Offizierstochter von Ehr- und Charaktervorstellungen gehalten und, diese lebhaft ausstrahlend, jene Festigkeit der Grundsätze besaß, die er für die Ideale seiner Bücher brauchte, während ihm dunkel ahnte, daß die Flüssigkeit seiner Rede und Erzählgabe gerade davon kam, daß sie seinem Geist fehlte. Da er das aber naturgemäß nicht als seinen Fehler anerkennen mochte, mußte er es ins Universale, Welterschmerzliche vergrößern und es als Los des reichen Geistes empfinden, solcher Ergänzung durch fremden Starkmut zu bedürfen, so daß es auch für die Frau dabei nicht an schmerzlicher Erhöhung fehlte. Sie maskierten ihr Verhältnis sorgfältig und auch vor sich als geistige Freundschaft, aber es gelang nicht immer, und zuweilen waren sie ganz entsetzt über Hyazinthische Schwächen, die sie in Gefahr brachten und unsicher machten, ob sie nun fallen müßten oder starkmütig zur alten Höhe wieder hinansteigen sollten. Als aber der Gatte erkrankte, war den Seelen der Halt geschenkt, nach dem langend, sie um den einen Zentimeter wuchsen, der zuweilen noch gefehlt hatte. Von da an war die Gattin geschützt durch Pflicht, machte gut durch verdoppelte Pflicht, was etwa noch in Empfindungen gesündigt wurde, und das Denken war durch eine einfache Regel, welche jetzt den Ausschlag gab, vor jenem Schwanken zwischen Verpflichtung zur Größe der Leidenschaft und zur Größe der Treue gesichert, das so besonders unangenehm war.

So sahen also verlässliche Menschen aus, sie zeigten es durch Geist und Charakter. Und mochte in Hyazinths Romanen auch noch so viel Liebe auf den ersten Blick vorkommen, jemand, der ohne weiteres einem Menschen folgte – wie ein Tier, das weiß, wo es trinken darf und wo nicht, – wäre ihnen als ein Wesen erschienen, das sich in einem wilden Urzustand ohne Moral befindet. Der Sohn aber, welcher mit dem tierhaft guten Vater Mitleid fühlte und Hyazinth wie die Mutter gleich der geistigen Pest bei allen kleinen Gelegenheiten des Familienlebens bekämpfte, hatte sich durch diese beiden in die entgegengesetzteste Ecke der zeitgemäßen Möglichkeiten treiben lassen. Der vielseitig Begabte studierte Chemie und stellte sich taub gegen alle Fragen, die nicht klar zu lösen sind, ja er war ein fast haßerfüllter Gegner solcher Erörterungen und ein fanatischer Jünger des kühlen, trocken phantastischen, Bogen spannenden neuen Ingenieurgeistes. Er war für Zerstörung der Gefühle, war gegen Gedichte, Güte, Tugend, Einfachheit; Singvögel brauchen



einen Ast, auf dem sie sitzen, und der Ast einen Baum, und der Baum braunblöde Erde, er aber flog, er war zwischen den Zeiten in der Luft; hinter dieser Zeit, die ebensoviel zerstört wie aufbaut, wird eine kommen, welche die neuen Voraussetzungen hat, die wir mit solcher Askese schaffen, und dann erst wird man wissen, was wir hätten fühlen sollen – so ungefähr dachte er: einstweilen galt es hart und karg sein wie auf einer Expedition. Es hatte bei solchem Antrieb nicht fehlen können, daß er schon auf der Schule den Lehrern aufgefallen war, er hatte die Ideen neuer Erfindungen gefaßt, sollte sich ihrer Ausbildung nach dem Doktorat noch ein bis zwei Jahre widmen und hoffte, dann mit unaufhaltsamer Sicherheit über jenem strahlenden Horizont aufzusteigen, als den junge Leute die aus Glanz und Ungewißheit gemischte Zukunft vor sich sehen. Tonka liebte er, weil er sie nicht liebte, weil sie seine Seele nicht erregte, sondern glatt wusch wie frisches Wasser; er tat es mehr, als er glaubte, und die zuweilen vorsichtig mit scharfer Spitze tastenden Erkundigungen seiner Mutter, welche eine Gefahr ahnte, die sie nicht zur Rede stellen konnte, weil sie keine Gewißheit besaß, trieben ihn zur Eile. Er legte seine Prüfungen ab und verließ das Elternhaus.

## V

Sein Weg führte ihn nach einer deutschen Großstadt. Er hatte Tonka mit sich genommen; es wäre ihm zumut geworden, als würde er sie Feinden ausliefern, wenn er sie in der Stadt ihrer Tante und seiner Mutter zurückgelassen hätte. Tonka schnürte ihre Sachen und verließ die Heimat so herzlos, so selbstverständlich, wie der Wind mit der Sonne wegzieht oder der Regen mit dem Wind.

Sie nahm in der neuen Stadt eine Stellung an, in einem Geschäft. Sie begriff die neue Arbeit rasch und wurde täglich dafür gelobt. Aber warum bekam sie einen unzureichenden Gehalt und bat nie um Erhöhung, obwohl man sie ihr bloß vorenthielt, weil es so eben auch ging? Sie nahm, was ihr fehlte, ohne Bedenken von ihrem Freunde an. Nicht deshalb, sondern weil ihm ihre Bescheidenheit nicht immer paßte, und um sie klüger zu machen, hielt er zuweilen Reden dagegen. «Warum verlangst du nicht, daß er dir eine höher bezahlte Verwendung gibt?!»

«Ich kann nicht.»

«Kannst nicht und behauptest, daß überall, wo etwas nicht stimmt, du helfen mußt?»

«Ja.»

«Nun, warum dann ...?»

Tonka bekam bei solchen Gesprächen einen störrischen Zug. Sie widersprach nicht, aber sie war Überlegungen nicht zugänglich. «Bitte,» konnte er sagen, «das ist ein Widerspruch, bitte, du mußt mir jetzt erklären, warum ...»; es half nicht. «Tonka, ich werde böse sein, wenn du so bist!»

Dann erst, wenn er solche Peitsche schwang, setzte sich das kleine Eselsgespann der Bescheidenheit und des Trotzes langsam in Bewegung und zog etwas hervor wie zum Beispiel damals, daß sie eine ungelenke Schrift hatte und auch die Rechtschreibung fürchtete, was sie ihm bisher aus Eitelkeit verschwiegen hatte, so daß nun um den lieben Mund die Angst zuckte und sich erst zum Regenbogen eines Lächelns wölbte, als sie fühlte, daß ihr der häßliche Mangel nicht übelgenommen ward.

Im Gegenteil, er liebte solche Fehler wie den Fingernagel, den sie sich bei der Arbeit verunstaltet hatte. Er ließ sie in die Abendschule gehn und freute sich über die lächerliche kaufmännische

Schönschrift, die ihr dort anwuchs. Sogar die verbildeten Urteile über das und jenes, die sie von dort nach Hause trug, waren ihm lieb. Sie trug sie gleichsam im Mund nach Hause, ohne sie zu essen; es lag eine edle Natürlichkeit darin, wie hilflos sie in der Abwehr des Wertlosen war, aber ahnend es sich nicht zu eigen machte. Diese Sicherheit, mit der sie alles Rohe, Ungeistige und Unvornehme auch in Verkleidungen ablehnte, ohne sagen zu können warum, war staunenswert, aber ebenso sehr fehlte ihr jedes Streben, aus ihrem Kreis in einen höheren zu gelangen; sie blieb wie die Natur rein und unbehauen. Es war gar nicht so einfach, die Einfache zu lieben. Und zuweilen überraschte sie ihn durch Kenntnisse von Gedanken, die ihr ganz fern liegen mußten; selbst von Chemie; wenn er, vom Beruf ausschwingend, mehr monologisierend als für sie etwas erzählte, wußte sie plötzlich dies oder das. Gleich beim erstenmal hatte er sie natürlich erstaunt gefragt. Der Bruder ihrer Mutter, der bei ihnen in dem kleinen Haus hinter dem Bordell gelebt hatte, war Student gewesen. «Und jetzt?» «Er starb gleich nach den Prüfungen.» «Und das hast du dir gemerkt?» «Ich bin noch klein gewesen,» erzählte Tonka, «aber wenn er gelernt hat, hab ich ihn immer ausfragen müssen. Ich hab kein Wort verstanden, aber er hat mir die Fragen auf einen Zettel geschrieben.» – Schluß. Und länger als zehn Jahre war das wie schöne Steine, deren Namen man nicht weiß, in einem Kästchen gelegen! So war es auch jetzt; während er arbeitete, stumm in der Nähe zu sein, war ihr ganzes Glück. Sie war Natur, die sich zum Geist ordnet; nicht Geist werden will, aber ihn liebt und unergründlich sich ihm anschloß wie eins der vielen dem Menschen zugelaufenen Wesen.

Seine Beziehung zu ihr war damals in einer merkwürdigen Spannung gleich weit von Verliebtheit wie Leichtfertigkeit. Eigentlich waren sie schon in der Heimat auffallend lang ohne Verführung miteinander ausgekommen. Sie hatten sich abends gesehen, gingen miteinander spazieren, erzählten sich die wenigen Erlebnisse des Tages mit ihren kleinen Ärgerlichkeiten, und das war so nett, wie Salz und Brot zu essen. Später hatte er freilich ein Zimmer gemietet, aber nur weil es dazu gehört und auch, weil man im Winter nicht stundenlang in den Straßen sein kann. Dort küßten sie sich zum erstenmal. Etwas steif, es war mehr eine Bekräftigung als ein Genuß, und Tonka hatte vor Aufregung ganz rauhe, harte Lippen. Sie hatten damals auch schon davon gesprochen, «sich ganz anzugehören». Das heißt – er hatte gesprochen und Tonka hatte schweigend zugehört. Lächerlich deutlich, wie begangene Dummheiten sich nicht auslöschen lassen, erinnerte er sich seiner sehr jugendlich lehrhaften Ausführungen darüber, daß es so werde kommen müssen, weil dann erst zwei Menschen sich wirklich einander öffnen, und derart zwischen Gefühl und Theorie schwankten sie. Tonka bat bloß einigemal, es noch um einige Tage hinauszuschieben. Bis er beleidigt frug, ob ihr das Opfer zu groß sei? Da setzten sie einen Tag fest!

Und Tonka war gekommen. In ihrem moosgrünen Jäckchen, in dem blauen Hut mit den schwarzen Puffen, die Wangen von dem raschen Gehn in der Abendluft gerötet. Sie deckt den Tisch, sie richtet den Tee. Nur um ein wenig geschäftiger als sonst, und immer bloß die Gegenstände ansehend, mit denen sie es gerade zu tun hat. Und obgleich er während des ganzen Tages ungeduldig gewartet hat, sitzt er eingeklemmt in die eisige Steife der Jugend auf dem Sofa und sieht ihr zu. Er bemerkte, daß Tonka an das Unabwendbare nicht denken wollte, und es tat ihm leid, daß er dafür einen festen Termin gestellt hatte; wie ein Gerichtsvollzieher! Aber es fiel ihm jetzt erst ein, daß er sie hätte überraschen, es ihr hätte abschmeicheln müssen!

Alle Freude war meilenfern; er scheute sich eher, das Frische anzutasten, das ihm jeden Abend, wenn sie sich sahen, wie ein kühler Wind entgegenwehte. Aber einmal mußte es sein, an diese Notwendigkeit klammerte er sich, und während er die unwillkürlichen Bewegungen Tonkas verfolgte, kam es ihm vor, als wäre sein Gedanke wie ein Seil um ihren Knöchel geschlungen,

das bei jeder Wendung kürzer wurde.

Nach dem Mahl, das sie fast ohne zu sprechen eingenommen hatten, setzten sie sich zueinander. Er machte einen Versuch zu scherzen, Tonka machte einen Versuch zu lachen. Aber sie verzog dabei den Mund, als ob sich ihre Lippen spannten, und wurde plötzlich wieder ernst.

Unvermittelt sagte er: «Tonka, ist es dir recht? Soll es dabei bleiben?» Tonka senkte den Kopf, und ihm schien, daß etwas über ihre Augen flog, aber sie sagte nicht ja und sie sagte nicht, ich hab dich lieb, und er beugte sich zu ihr und sprach ihr in seiner Verlegenheit leise zu. «Weißt du, es ist am Anfang viel Ungewohntes, vielleicht sogar Nüchternes. Denk dir, wir dürfen doch nicht ..., weißt du, es ist doch nicht bloß so ... Mach dann die Augen zu. Also ...?»

Das Bett war schon aufgeschlagen, und Tonka ging darauf zu, setzte sich aber plötzlich wieder unentschlossen auf den Stuhl daneben.

Er rief sie an: «... Tonka!...» Sie stand wieder auf und mit weggewandtem Gesicht begann sie ihre Kleider zu lösen.

Ein undankbarer Gedanke blieb an diesen süßen Augenblick geheftet.

Schenkte sich Tonka? Er hatte ihr keine Liebe versprochen; warum empörte sie sich nicht gegen einen Zustand, der höchste Hoffnungen ausschloß? Schweigend handelte sie, als würde sie von der Macht des «Herrn» unterjocht; vielleicht würde sie einem andern auch so folgen, der fest will? Aber da stand sie im Ungeschick ihrer ersten Nacktheit; die Haut schloß sich rührend wie ein zu enges Kleid um ihren Körper; sein Fleisch war menschlicher und klüger als das jugendlich überkluge Denken, und Tonka, als ob sie vor ihm flüchten wollte, der in diesem Augenblick auffuhr, schob sich mit einer merkwürdig ungeschickten und ungewohnten Bewegung ins Bett.

Er erinnerte sich dann nur noch, daß er im Vorbeigehen empfand, das Vertrauteste sei auf dem Sessel geblieben, mit den Kleidern, die er so gut kannte; als er daran vorbeikam, stieg der liebe, frische Geruch daraus auf, den er immer als das erste empfunden hatte, wenn sie sich sahen; im Bett erwartete ihn das Unbekannte und Fremde. Er hielt noch einmal ein, und Tonka lag im Bett mit geschlossenen Augen und zur Mauer gewandtem Kopf, endlos lang, in fürchterlich einsamer Angst. Als sie ihn endlich neben sich fühlte, waren ihre Augen warm von Tränen. Es kam dann eine neue Welle der Angst, Entsetzen über ihre Undankbarkeit, ein sinnloses, Hilfe suchendes Wort, durch einen endlosen, einsamen Gang hervorstürzend, verwandelte sich in seinen Namen, und dann – war sie sein geworden; er begriff wohl kaum, wie zauberhaft, wie kindlich tapfer sie sich in ihn stahl, welche einfache List sie sich ausgedacht hatte, um auch alles zu besitzen, was sie an ihm bewunderte: man braucht bloß ganz ihm zu gehören und dann gehört man dazu.

Er erinnerte sich später gar nicht mehr, wie das geschehen war.

## VI

Denn am Morgen eines einzigen Tages war alles in ein Dornengerank verwandelt worden.

Es waren schon einige Jahre vergangen, seit sie gemeinsam lebten, als Tonka sich eines Tages schwanger fühlte, aber es war nicht ein beliebiger Tag, sondern der Himmel hatte dafür einen Tag ausgesucht, von dem zurückgerechnet die Empfängnis eigentlich in eine Zeit der Abwesenheit und Reisen fiel, und Tonka wollte ihren Zustand erst bemerkt haben, als sein Beginn schon nicht mehr so genau festzustellen war.

In solcher Lage gibt es Gedanken, die jedem durch den Kopf fliegen; weit und breit war jedoch kein Mann, der ernsthaft hätte in Zusammenhang gebracht werden können.

Einige Wochen später trat das Schicksal noch deutlicher auf: Tonka erkrankte. Es war eine Krankheit, die entweder vom Kind ins Blut der Mutter getragen wird oder ohne diesen Umweg vom Vater; es war eine entsetzliche, schwere, schleichende Krankheit, aber ob sie den näheren oder weiteren Weg genommen hatte, das Merkwürdige war: die erforderliche Zeit stimmte in beiden Fällen nicht genau. Auch war er ja nach menschlichem Ermessen nicht krank, und es verstrickte ihn also entweder ein mystischer Vorgang mit Tonka oder sie hatte gemeine irdische Schuld auf sich geladen. Es gab freilich auch andere natürliche Möglichkeiten – theoretische, platonische, wie man sagt –, aber praktisch war ihre Wahrscheinlichkeit so gut wie Null; praktisch war die Wahrscheinlichkeit, daß er weder der Vater von Tonkas Kind noch der Urheber ihrer Krankheit war, gleich der Gewißheit.

Man verweile einen Augenblick, um zu verstehen, wie schwer er es begriff. Praktisch! Kommst du zu einem Kaufmann und eröffnest nicht eine Aussicht, die bald seine Begehrlichkeit reizt, sondern hältst ihm eine lange Rede über die Zeiten und das, was ein reicher Mann eigentlich tun müßte, so weiß er, du bist gekommen, um ihm sein Geld zu stehlen. Er wird sich nie irren darin, obgleich du ja auch gekommen sein könntest, um ihm Belehrung zu schenken. Ebenso ist ein Richter nicht einen Augenblick im Zweifel, wenn ihm der Angeklagte erzählt, daß er das bei ihm gefundene Beweisstück von einem «unbekannten Mann» erhalten habe. Und doch wäre einmal ja auch das möglich. Aber Handel und Wandel ruhen darauf, daß man nicht mit allen Möglichkeiten zu rechnen braucht, weil die äußersten praktisch nicht vorkommen. Theoretisch hingegen? Der alte Arzt, zu dem er Tonka anfangs gebracht hatte, nachdem er allein bei ihm zurückgeblieben war, hatte die Achseln gezuckt: Möglich? Gewiß unmöglich nicht – er hatte gute, hilflose Augen, aber er schien sagen zu wollen: Halten wir uns nicht dabei auf, es liegt unter der für menschliches Ermessen nötigen Wahrscheinlichkeit. Auch ein Gelehrter ist ein Mensch, und ehe er etwas annimmt, das medizinisch ganz unwahrscheinlich ist, nimmt er lieber einen menschlichen Fehler als Ursache an; in der Natur sind die Ausnahmen selten.

Es war also das nächste eine Art medizinische Prozeßsucht. Er wurde Gast bei vielen Ärzten. Der zweite Arzt schloß ebenso wie der erste, und der dritte wie der zweite. Er feilschte. Er trachtete Auffassungen medizinischer Schulen gegeneinander auszuspielen. Die Herren hörten ihm schweigend zu oder auch liebevoll lächelnd wie einem Narren und unverbesserlichen Dummkopf. Und natürlich wußte er selbst, während er redete, er hätte ebensogut fragen können: ist eine jungfräuliche Zeugung möglich? Und man hätte ihm nur zu antworten vermocht: sie war noch nie da. Nicht einmal ein Gesetz hätte man angeben können, das sie ausschloß; bloß: sie war noch nie da. Und doch wäre er ein unverbesserlicher Hahnrei, wollte er sich das einbilden!

Vielleicht hatte ihm das auch einer ins Gesicht gesagt, mit dem er sprach, oder es war ihm doch nur selbst durch den Kopf gefahren, es hätte ihm jedenfalls selbst einfallen können. Aber gerade weil man nicht einen Kragenknopf schließen könnte, wollte man zuvor alle möglichen Fingerkombinationen durchdenken, stand während der ganzen Zeit neben der Gewißheit seines Verstandes eine andere Unmittelbarkeit: Tonkas Gesicht. Man geht zwischen Kornfeldern, man fühlt die Luft, die Schwalben fliegen, in der Ferne die Türme der Stadt, Mädchen mit Liedern ... man ist fern aller Wahrheit, man ist in einer Welt, die den Begriff Wahrheit nicht kennt. Tonka war in die Nähe tiefer Märchen gerückt. Das war die Welt des Gesalbten, der Jungfrau und Pontius Pilatus, und die Ärzte sagten, daß Tonka geschont und gepflegt werden müßte, sollte sie ihren Zustand überdauern.

## VII

Er versuchte natürlich trotzdem von Zeit zu Zeit, Tonka das Geständnis zu entreißen; dazu war er ja ein Mann und kein Narr. Aber sie ging damals in ein großes häßliches Geschäft, das in einem Arbeiterviertel lag; morgens mußte sie um sieben Uhr dort sein und abends verließ sie es – oft wegen einiger Pfennige, die ein verspäteter Kunde hineintrug – nicht vor halb zehn; sie sah die Sonne nicht, nachts schliefen sie getrennt, und man ließ ihnen keine Zeit für ihre Seele. Sie mußten selbst für dieses dürftige Leben bangen, wenn man die Schwangerschaft merkte, denn sie waren damals schon in Geldverlegenheit geraten; er hatte die Mittel für seine Studien verbraucht und Geld zu verdienen war er nicht imstande; es ist das am Anfang einer wissenschaftlichen Laufbahn besonders schwer, und er war der Lösung seiner Aufgabe, ohne sie schon erreicht zu haben, so nahe gekommen, daß er aller Kraft für das letzte Erreichen bedurfte. Tonka war bei diesem Leben ohne Licht und voll Sorgen hingewelkt und sie verblühte natürlich nicht schön wie manche Frauen, die Berausches ausströmen, wenn sie verfallen, sondern sie welkte unscheinbar wie ein kleines Küchenkraut, das gilbt und häßlich wird, sobald die Frische seines Grüns verloren ist. Ihre Wangen blaßten und fielen ein, dadurch sprang die Nase groß aus dem Gesicht, der Mund erschien breit und sogar die Ohren standen etwas weg; auch der Körper magerte ab, und wo früher biegsame Fülle des Fleisches gewesen war, blickte jetzt ein ländlicher Knochenbau durch. Er, dessen wohlgezogenes Gesicht dem Kummer besser widerstand und dessen Vorrat an guten Kleidern länger vorhielt, merkte, wenn er mit ihr ausging, den erstaunten Blick manches Vorübereilenden. Und weil er nicht ohne Eitelkeit war, brachte es ihn gegen Tonka auf, daß er ihr keine schönen Kleider kaufen konnte; er war wegen ihrer Dürftigkeit, an der er die Schuld trug, böse auf sie, aber wahrhaftig, er hätte ihr, wenn er gekonnt hätte, zuvor schöne wolkige Umstandskleider geschenkt und sie dann erst zur Rede gestellt wegen ihrer Untreue. Sobald er versuchte, ihr das Geständnis zu entreißen, leugnete Tonka. Sie wußte nicht, wie es gekommen war. Wenn er um ihrer alten Freundschaft willen bat, ihn doch nicht zu belügen, trat ein gequälter Zug in ihr Gesicht, und wenn er heftig wurde, sagte sie bloß, sie lüge nicht, und was sollte man da noch tun? Hätte er sie prügeln und beschimpfen sollen oder sie in ihrer furchtbaren Lage verlassen? Er schlief nicht mehr bei ihr, aber auf die Folter gelegt, hätte sie nichts bekannt, schon deshalb nicht, weil sie kein Wort über die Lippen brachte, seit sie sein Mißtrauen merkte, und dieser törichte Eigensinn war, seit seine Einsamkeit nicht mehr durch Liebreiz gemildert wurde, erst recht entwaffnend. Er mußte zäh und lauernd sein.

Er hatte sich entschlossen, seine Mutter um Geldhilfe zu bitten. Aber der Vater lag seit langem zwischen Leben und Sterben, und alles verfügbare Geld war dadurch gebunden; er konnte es nicht prüfen, wenn er auch wußte, daß seine Mutter sich vor der Möglichkeit ängstigte, er könnte mit der Zeit Tonka heiraten wollen. Ja, sie ängstigte sich schon davor, daß andere Heiraten niemals zustandekommen würden, weil Tonka dazwischen war; und als alles sich dehnte, die Studien, der Erfolg, die Krankheit des Vaters und die Sorgen im Haushalt, war näher oder ferner daran Tonka schuld, die nicht bloß als die erste Ursache unseliger Verkettungen empfunden wurde, sondern geradezu als ein böses Zeichen, das Unglück vorbedeutete, indem zum erstenmal durch sie der gewöhnliche Ablauf des Lebens gestört worden war. In Briefen und bei Besuchen im Elternhaus war diese unklare Überzeugung durchgebrochen, die im Grunde aus nichts bestand als der Ahnung eines Familienmakels, weil der Sohn «von so einem Mädchen» sich tiefer binden ließ, als es sonst bei jungen Männern üblich ist. Hyazinth mußte warnen, und als der Junge, betroffen von diesem uneingestandenem Aberglauben und an seine eigenen unvernünftigen, schmerzlichen Erlebnisse erinnert, heftig ablehnte, war Tonka ein «pflichtvergessenes Mädchen»

genannt worden, das den Frieden einer Familie nicht achtete, und linkische Anspielungen auf «sinnliche Künste», mit denen sie ihn «in Banden halte», kamen mit der ganzen Lebensunerfahrenheit der anständigen Mütter zutage. – Sie hatten auch jetzt durch die Antwort geblickt, die er erhielt, als ob jeder Pfennig, solange er ihn mit Tonka verband, nur seinem Unglück dienen würde. Da entschloß er sich, noch einmal zu schreiben und sich als Vater von Tonkas Kind zu bekennen.

Als Antwort kam seine Mutter selbst.

Sie kam, «um die Verhältnisse zu ordnen».

Sie betrat nicht seine Wohnung, als müßte sie fürchten, dort auf Unerträgliches zu stoßen, und beschied ihn ins Hotel. Eine leichte Verlegenheit hatte sie mit Pflichtbewußtsein abgeschüttelt und sprach von der großen Sorge, die er ihnen bereite, von der Gefahr für das Leiden seines Vaters und von Fesseln fürs Leben; ungeschickt durchtrieben zog sie alle Bälge des Gemüts, aber ein Ton der Nachsicht, der dabei nicht von den Worten wich, bewahrte ihr die mißtrauische Neugierde ihres von der durchschauten Herzenslist gelangweilten Zuhörers. «Denn», sagte sie, «es könnte dieser Unglücksfall ja geradezu noch zum Glück ausschlagen, und man wäre dann» – sagte sie – «mit dem Schreck davongekommen: es gelte nur, die Zukunft vor der Wiederkehr solcher Ereignisse zu schützen!» Sie habe deshalb den Vater trotz aller Schwierigkeiten bewogen, eine gewisse Summe zu opfern. Man werde damit, eröffnete sie wie eine große Güte, das Mädchen samt den Ansprüchen des Kindes abfinden.

Zu ihrer eigenen Überraschung fragte ihr Sohn ruhig nach der Höhe des Angebots, hörte es sich an, schüttelte dann noch ruhiger den Kopf und sagte bloß: «Es geht nicht.»

Von Hoffnung befeuert, erwiderte sie: «Es muß gehen! Sei nicht verblendet; viele junge Leute machen ähnliche Dummheiten, aber sie lassen es sich gesagt sein. Es ist gerade jetzt eine gute Gelegenheit, dich frei zu machen, lasse sie nicht aus falschem Ehrgefühl ungenützt, du schuldest es dir und uns!»

«Wieso eine gute Gelegenheit?»

«Gewiß. Das Mädchen wird vernünftiger sein als du; es wird wissen, daß man solche Verhältnisse immer löst, wenn ein Kind da ist.»

Da verschob er die Antwort auf den nächsten Tag. Es hatte etwas in ihm gezündet.

Seine Mutter, die Ärzte mit dem Lächeln der Vernunft, das glatte Laufen der Untergrundbahn am Weg zu Tonka, der Schutzmann mit den festen, das Chaos regelnden Gebärden, der donnernde Wasserfall der Stadt: das war alles eins; er stand in dem einsamen Hohlraum darunter – unbenetzt, aber abgeschnitten.

Er fragte Tonka, ob sie es tun würde.

Tonka sagte: Ja. Fürchterlich zweideutig war dieses Ja. So vernünftig, wie die Mutter es vorausgesagt hatte, aber um den Mund, der es sprach, zuckte die Verwirrung.

Da sagte er seiner Mutter ungefragt am nächsten Tag ins Gesicht, daß er vielleicht gar nicht der Vater von Tonkas Kind sei, daß Tonka krank sei, aber daß er sich trotzdem eher selbst für krank und den Vater halten wolle, als Tonka verlassen.

Es lächelte seine Mutter machtlos vor so viel Verblendung, sah ihn zärtlich an und ging. Er wußte, sie hatte nun den großen Schwung erhalten, ihr Fleisch und Blut vor dem Makel zu schützen, und ein mächtiger Feind war ihm verbündet.

## VIII

Endlich verlor Tonka ihre Stellung; es hatte ihn fast schon beunruhigt, daß dieses Unglück solange nicht gekommen war. Der Geschäftsmann, bei dem Tonka diente, war ein kleiner, häßlicher Mensch, aber in ihrer Not war er ihnen wie eine übermenschliche Macht erschienen. Wochenlang hatten sie beratschlagt; er muß alles schon wissen, aber er ist doch ein anständiger Kerl, der nicht eigens noch stößt, wenn eins im Unglück ist; dann wieder: er merkt es nicht; Gott sei Dank, er hat es überhaupt noch nicht bemerkt! Aber eines Tages wurde Tonka ins Kontor gerufen und rund heraus gefragt, wie es mit ihr stünde. Sie brachte keine Antwort hervor, bloß die Tränen traten ihr in die Augen. Und den vernünftigen Mann rührte es nicht, daß sie nicht sprechen konnte; er zahlte ihr den Gehalt für einen Monat aus und entließ sie auf der Stelle. So böse war er geworden, daß er donnerte, er sei jetzt verlegen um einen Ersatz, und es sei Betrug von Tonka gewesen, ihren Zustand zu verheimlichen, als sie die Stellung annahm; nicht einmal das Kontorfräulein schickte er hinaus, als er ihr das sagte. Tonka kam sich danach sehr schlecht vor, aber auch er bewunderte heimlich diesen schäbigen, kleinen, namenlosen Kaufmann, der nicht eine Minute lang geschwankt hatte, seinem Geschäftswillen Tonka zu opfern, und mit ihr ihre Tränen, ein Kind und weiß Gott welche Erfindungen, welche Seelen, welches Menschenschicksal, denn das alles wußte er ja nicht und fragte nicht danach.

Sie mußten jetzt in kleinen Speisewirtschaften essen, für wenige Pfennige zwischen Schmutz und Grobheit eine Kost, die er nicht vertrug. Er holte Tonka zu diesen Mahlzeiten ab, pünktlich, in Erfüllung einer Pflicht. Er machte eine sonderbare Figur in seinen vornehmen Kleidern zwischen den Gehilfen und Geschäftsdienern, ernst, schweigsam, treu zur Seite seiner schwangeren Gefährtin und unzertrennlich. Viele spöttische Blicke flogen ihm zu, und manche anerkennende, die nicht weniger brannten. Es war ein seltsames Wandeln, mit seiner Erfindung im Kopf und der Überzeugung von Tonkas Untreue, zwischen dem groben Menschenschotter der Großstadt. Er hatte noch nie so stark wie jetzt die Gemeinbürgerschaft der Welt empfunden; wo er nur über Straßen ging, jagte und jappte es wie eine Meute lärmender Hunde; jeder voll Einzelgier, aber doch alle ein Rudel, und bloß er hatte keinen, den er um Unterstützung bitten oder dem er auch nur sein Schicksal hätte erzählen können; er hatte nie Zeit für Freunde gehabt, wohl auch keinen Geschmack an ihnen oder keinen Reiz für sie: er war belastet von seinen Ideen, und das ist ein lebensgefährliches Gewicht, solange die Menschen noch nicht ausgespürt haben, daß sie ihre Vorteile daraus münzen können. Er wußte nicht einmal eine Richtung, in der er nach Hilfe hätte suchen können; er war fremd. Und wer war Tonka? Geist von seinem Geiste? Nein, in zeichenhafter Übereinstimmung war sie ein fremdes Geschöpf mit seinem verhollenen Geheimnis, das sich ihm zugesellt hatte!

Ein kleiner Spalt mit fernem Schimmer war offen, seine Gedanken begannen die Richtung hin zu nehmen. Er arbeitete an einer Erfindung, deren Bedeutung schließlich auch für die andern groß sein würde, und da war es sicher, daß außer dem Denken noch etwas dabei war, ein Mut, eine Zuversicht und Ahnung, die nie trogen, ein gesunder Lebenssinn, der ein Stern war, dem er folgte. Da ging auch er nur den größeren Wahrscheinlichkeiten nach, und stets fand sich bei einer von ihnen das Rechte; er vertraute, alles wird schon so sein, wie es immer ist, um auf das eine zu kommen, dessen Anderssein er entdecken wollte, und hätte er jeden möglichen Zweifel so prüfen wollen, wie er mit Tonka tat, so wäre er niemals zum Ende gekommen: Denken heißt, nicht zuviel denken, und ohne etwas Verzicht auf das Grenzenlose der Erfindungsgabe läßt sich keine Erfindung machen. Diese eine Hälfte seines Lebens schien unter dem Stern zu stehen, der

unbeweisbares Glück oder ein Geheimnis war. Und die andere war unerleuchtet. Er spielte jetzt mit Tonka in der Pferdelotterie. Die Ziehungsliste erschien, er hatte Tonka erwartet, unterwegs wollten sie das Verzeichnis kaufen und lesen. Es handelte sich um eine elende Pferdelotterie mit einem Haupttreffer von wenigen tausend Mark; aber das machte nichts, er hätte für die nächste Zukunft sorgen können. Und wenn es nur ein paar hundert Mark gewesen wären, so hätte er Tonka das Nötigste an Kleidern und Wäsche kaufen oder sie aus ihrer ungesunden Mansarde befreien können. Und wären es nur zwanzig Mark gewesen, so würde das eine Ermunterung sein, und er hätte neue Lose gekauft. Ja selbst wenn sie nur fünf Mark gewonnen hätten, so wäre dies ein Zeichen gewesen, daß der Versuch, wieder Anschluß an das Leben zu gewinnen, in unbekanntem Gegenden wohlgelitten war.

Aber alle drei Lose waren Nieten. Natürlich hatte er sie da nur zum Scherz gekauft, und schon als er auf Tonka wartete, war eine Leere in ihm, die einen Fehlschlag ankündigte; aber wahrscheinlich hatte er doch zwischen Wünschen und Hoffnungslosigkeit geschwankt, oder geschah es, weil selbst zwanzig Pfennige für eine nutzlose Liste in seinem Zustand einen Verlust bedeuteten: er empfand plötzlich, daß es eine unsichtbare Macht gab, die ihm übel wollte, und fühlte sich von Feindseligkeit umgeben.

Er wurde in der Folge recht abergläubisch; der Mensch in ihm, der abends Tonka abholte, wurde es, während der andere wie ein Gelehrter arbeitete. Er besaß zwei Ringe, die er aber nur abwechselnd trug. Beide waren kostbar, aber der eine war edel und alt, während der andere ein Geschenk seiner Eltern war, das er nie sehr in Ehren gehalten hatte. Da bemerkte er, daß er an den Tagen, wo er den neuen Ring trug, der nichts als ein teurer Allerweltsring war, vor neuen Verschlimmerungen seiner Lage eher bewahrt blieb als an den Tagen, wo er den edlen trug, und von da an traute er sich nicht mehr, diesen an den Finger zu stecken, sondern trug den andern wie ein auferlegtes Joch. Auch als er sich eines Tages zufällig nicht rasierte, hatte er Glück; als er es am nächsten Tage tat, obgleich ihn die Beobachtung gewarnt hatte, strafte ein neues seiner kleinen niedrigen Unglücke – die nur in seiner Lage Unglück statt Lächerlichkeit waren – den Verstoß: von da an konnte er sich nicht entschließen, seinem Bart etwas zu tun; er wuchs, wurde bloß sorgfältig spitz geschnitten, und er trug ihn während aller traurigen Wochen, die noch kamen. Dieser Bart entstellte ihn, aber er war wie Tonka: je häßlicher, desto ängstlicher behütet. Vielleicht wurde sein Gefühl für sie desto zärtlicher, je tiefer es enttäuscht war, denn es war innerlich ein so guter Bart, weil er äußerlich so häßlich war. Tonka mochte den Bart nicht und verstand ihn nicht. Er hätte ohne sie gar nicht gewußt, wie häßlich dieser Bart war, denn man weiß von sich so wenig, wenn man nicht andere hat, in denen man sich spiegelt. Und da man nichts weiß, wünschte er Tonka vielleicht zuweilen tot, damit dieses unerträgliche Leben ein Ende finde, und mochte den Bart bloß deshalb, weil er alles verstellte und verbarg.

## IX

Zuweilen überfiel er sie noch immer aus dem Hinterhalt mit einer geheuchelt arglosen Frage, auf deren glattem Klang ihre Vorsicht ausgleiten sollte. Häufiger aber überfiel es ihn. «Es ist ja ganz unsinnig, die Tatsache zu leugnen, also sag mir nur, damit wieder Aufrichtigkeit zwischen uns ist, wie konnte es geschehen?» fragte er einflüsternd. Aber sie hatte immer die eine Antwort: schick mich fort, wenn du mir nicht glauben willst; und das war gewiß ein Mißbrauch ihrer Schutzlosigkeit, aber es war ebenso gewiß auch die allerwahrste Antwort, denn mit medizinischen und philosophischen Gründen konnte sie sich nicht verteidigen und vermochte für die Wahrheit ihrer Worte nur mit der Wahrheit ihrer Person einzustehn.



Dann begleitete er sie bei ihren Ausgängen, weil er sich nicht traute, sie allein zu lassen; er fürchtete nicht etwas Bestimmtes, aber es beunruhigte ihn, sie allein in den weiten, fremden Straßen zu wissen. Und wenn er sie abends irgendwo abholte, und sie gingen, und im Halbdunkel begegnete ihnen ein Mann, der nicht grüßte, so kam es vor, daß er bekannt erschien, und Tonka wurde scheinbar rot, und mit einemmal war die Erinnerung da, daß sie sich früher einmal bei irgendeiner Gelegenheit in seiner Gesellschaft befunden hatten, und zugleich war auch – mit der gleichen Gewißheit, wie sie Tonkas unschuldigem Gesicht zukam – die Überzeugung da: dieser war es! Einmal schien es ein wohlhabender Volontär aus einem Exportgeschäft zu sein, den sie flüchtig gekannt hatten, und ein andermal ein Tenor aus einem Chantant, der die Stimme verloren hatte und bei der gleichen Wirtin wohnte wie Tonka. Stets waren es solche lächerlich ferne Gestalten, die wie ein verschnürtes schmutziges Paket in die Erinnerung geworfen wurden, das die Wahrheit enthielt und beim ersten Versuch es aufzuschnüren nichts als den Staubhaufen quälender Ohnmacht hinterließ.

Diese Gewißheiten über Tonkas Untreue hatten etwas von Träumen. Tonka ertrug sie mit ihrer rührenden, wortlos zärtlichen Demut: aber was konnte diese nicht alles bedeuten!? Und wenn man dann alle Erinnerungen durchging, wie waren alle zweideutig! Die einfache Art zum Beispiel, wie sie ihm zugelaufen war, konnte Gleichgültigkeit sein oder Sicherheit des Herzens. Wie sie ihm diente, war Trägheit oder Seligkeit. War sie anhänglich wie ein Hund, so mochte sie auch jedem Herrn folgen wie ein Hund! Das hatte er doch gleich in jener ersten Nacht empfunden, und war es auch ihre erste Nacht? Er hatte nur auf die seelischen Zeichen geachtet und keinesfalls waren die körperlichen sehr merklich gewesen. Jetzt war es zu spät. Ihr Schweigen war jetzt über alles gebreitet und vermochte Unschuld oder Verstocktheit zu sein, ebensogut List und Leid, Reue, Angst; aber auch Scham für ihn. Doch hätte es ihm nicht geholfen, wenn er auch alles noch einmal hätte erleben können. Mißtraue einem Menschen, und die deutlichsten Anzeichen der Treue werden geradezu Zeichen der Untreue sein, traue ihm, und handgreifliche Beweise der Untreue werden zu Zeichen einer verkannten, wie ein von den Erwachsenen ausgesperrtes Kind weinenden Treue. Es war nichts für sich zu deuten, eines hing von dem andern ab, man mußte dem Ganzen trauen oder mißtrauen, es lieben oder für Trug halten, und Tonka kennen, hieß in einer bestimmten Weise auf sie antworten müssen, ihr entgegenrufen, wer sie sei; es hing fast nur von ihm ab, was sie war. Tonka verwirrte sich dann sanft blendend wie ein Märchen.

Und er schrieb an seine Mutter: Ihre Beine sind vom Boden bis zu den Knien so lang wie von den Knien nach oben, und überhaupt sind sie lang und können gehen wie Zwillinge, ohne zu ermüden. Ihre Haut ist nicht fein, aber sie ist weiß und ohne Makel. Ihre Brüste sind fast ein wenig zu schwer, und unter den Armen trägt sie dunkle, zottige Haare; das sieht an dem schlanken, weißen Körper lieblich zum Schämen aus. An den Ohren hängt ihr Haar in Strähnen herab, und zuweilen glaubt sie es brennen und hoch frisieren zu müssen; dann sieht sie wie ein Dienstmädchen aus, und das ist gewiß das einzig Böse, was sie in ihrem Leben getan hat ...

Oder er antwortete seiner Mutter: Zwischen Ancona und Fiume oder wohl auch zwischen Middelkerke und einer unbekanntem Stadt steht ein Leuchtturm, dessen Licht allnächtlich wie ein Fächerschlag übers Meer blinkt; wie ein Fächerschlag, und dann ist nichts, und dann ist wieder etwas. Und im Vennatal auf den Wiesen steht Edelweiß.

Ist das Geographie oder Botanik oder Nautik? Das ist ein Gesicht, das ist etwas, das da ist, einzig und allein und ewig da ist, und deshalb gleichsam nicht da ist. Oder was ist das?

Er schickte diese unsinnigen Antworten natürlich niemals ab.

Etwas Ungreifbares fehlte, um die Überzeugung zur Überzeugung zu machen.

Er war einmal nachts mit der Mutter und Hyazinth gereist, und so um zwei Uhr, in der rücksichtslosen Müdigkeit, wenn die Körper im Eisenbahnzug schwanken und nach Unterstützung suchen, schien es ihm, daß seine Mutter sich an Hyazinth lehnte, voll Einverständnis, und Hyazinth faßte ihre Hand. Seine Augen waren weit geworden vom Zorn damals, denn sein Vater tat ihm leid; aber als er sich vorbeugte, saß Hyazinth allein und seine Mutter hatte den Kopf zu der von ihm abgewandten Seite geneigt. Und nach einer Weile, als er sich wieder zurückgelehnt hatte, wiederholte sich das Ganze. So groß war die durch das ungenaue Sehen hervorgerufene Qual oder so ungenau durch die Qual in der Dunkelheit das Sehen. Er sagte sich schließlich, daß er nun doch überzeugt sei, und nahm sich vor, seine Mutter am Morgen zur Rede zu stellen; aber als der Tag schien, war das verflogen wie die Dunkelheit. Und ein anderes Mal war die Mutter auf einer Reise unwohl geworden, und Hyazinth, der an ihrer Statt dem Vater schreiben mußte, fragte unlustig: was soll ich denn schreiben? – er, welcher der Mutter bogenlange Episteln bei jeder Trennung schrieb! –: da gab es Zank, denn der Junge war wieder böse geworden, das Unwohlsein seiner Mutter verschlimmerte sich, schien gefährlich zu werden, man mußte helfen, Hyazinths Hände kreuzten dabei immerzu die Wege der seinen, und immerzu stieß er sie weg. Solange, bis Hyazinth fast traurig fragte: «Warum stößt du mich denn fortwährend weg?» Da war er über den Ton des Unglücks in dieser Stimme erschrocken. So wenig weiß man, was man weiß, und will man, was man will.

Das kann man begreifen; jedoch er vermochte in seinem Zimmer zu sitzen, von Eifersucht gequält zu sein und sich zu sagen, daß er gar nicht eifersüchtig war, sondern etwas anderes, Entlegenes, merkwürdig Erfundenes; er, dessen eigene Gefühle das waren. Wenn er aufsaß, fehlte nichts. Die Tapete des Zimmers war grün und grau. Die Türen waren rötlich braun und voll still spiegelnder Lichter. Die Angeln der Türen waren dunkel und aus Kupfer. Ein weinroter Samtstuhl stand im Zimmer und hatte eine braune Mahagonirahmung. Aber alle diese Dinge hatten etwas Schiefes, Vornübergeneigtes, fast Fallendes in ihrer Aufrechtheit, sie erschienen ihm unendlich und sinnlos. Er drückte seine Augen, sah umher, aber es waren nicht die Augen. Es waren die Dinge. Von ihnen galt, daß der Glaube an sie früher da sein mußte als sie selbst; wenn man die Welt nicht mit den Augen der Welt ansieht und sie schon im Blick hat, so zerfällt sie in sinnlose Einzelheiten, die so traurig getrennt voneinander leben wie die Sterne in der Nacht. Er brauchte nur zum Fenster hinauszusehen, so schob sich plötzlich in die Welt eines unten wartenden Droschkenkutschers die eines vorübergehenden Beamten und es entstand etwas Aufgeschnittenes, ein ekelhaftes Durcheinander, Ineinander und Nebeneinander auf der Straße, ein Wirrwarr von bahnenziehenden Mittelpunkten, um deren jeden ein Kreis von Weltgefallen und Selbstvertrauen lag, und das alles waren Hilfen, um aufrecht durch eine Welt zu gehen, der das Oben und Unten fehlte. Wollen, Wissen und Fühlen sind wie ein Knäuel verschlungen; man merkt es erst, wenn man das Fadenende verliert; aber vielleicht kann man anders durch die Welt gehen als am Faden der Wahrheit? In solchen Augenblicken, wo ihn von allen ein Firnis der Kälte trennte, war Tonka mehr als ein Mädchen, da war sie fast eine Sendung.

Er sagte sich: entweder muß ich Tonka zur Frau nehmen oder sie und diese Gedanken verlassen.

Aber niemand wird es ihm übelnehmen, daß er aus solchen Gründen weder das eine noch das andere tat. Denn alle solche Gedanken oder Eindrücke mögen ja ihre Berechtigung haben, doch zweifelt heute niemand, daß sie zur Hälfte nur Gespinst sind. Also dachte er sie und dachte sie

nicht ganz ernst. Er kam sich wohl manchmal wie geprüft vor, aber wenn er erwachte und zu sich wieder wie zu einem Manne sprach, mußte er sich sagen, daß solche Prüfung doch nur in der Frage bestand, ob er gegen die neunundneunzig Prozent Wahrscheinlichkeit, daß er betrogen worden und ein Dummkopf sei, gewaltsam am Tonka glauben wolle. Allerdings hatte diese beschämende Möglichkeit schon viel von ihrer Wichtigkeit verloren.

## XI

Es war merkwürdigerweise eine Zeit großer wissenschaftlicher Erfolge für ihn. Er hatte seine Aufgabe in den Hauptzügen gelöst und bald mußten sich auch die Folgen zeigen. Schon fanden Menschen zu ihm den Weg. Sie brachten ihm Herzenssicherheit, wenn sie auch von Chemie sprachen. Sie glaubten alle an die Wahrscheinlichkeit seines Erfolges; neunundneunzig Prozent betrug sie schon! Und er betäubte sich mit Arbeit.

Aber während seine bürgerliche Person sich festigte und gleichsam in einen Reifezustand der Weltlichkeit eintrat, liefen seine Gedanken, sobald er von der Arbeit abließ, nicht mehr in festen Bahnen, sondern es brauchte in ihm bloß Tonkas Dasein anzuklingen, und ein Leben von Figuren begann, die einander ablösten, ohne ihren Sinn zu verraten, wie Unbekannte, die sich täglich auf dem gleichen Wege begegnen. Da war der Kommis-Tenor, den er einmal im Verdacht der Untreue gehabt hatte, und alle, an die sich je eine Gewißheit knüpfte. Sie taten nicht viel, sie waren bloß da; oder wenn sie selbst das Fürchterlichste taten, bedeutete es nicht viel; und weil sie manchmal zwei oder noch mehr in einer Person waren, konnte man gar nicht eifersüchtig sein, sondern es wurden diese Geschehnisse so durchsichtig wie klarste Luft und noch klarer bis zu einer jeder Selbstsucht ledigen Freiheit und Leere, unter deren unbeweglichen Kuppel die Zufälle des Weltlebens sich winzig abspielten. Und oft wurden das Träume oder vielleicht waren es ursprünglich Träume gewesen, über deren blasse Schattenwelt er unmittelbar aufstieg, wenn die Schwere der Arbeit sich löste, als sollte er gewarnt sein, daß diese Arbeit nicht sein eigentliches Leben war.

Diese wirklichen Träume lagen auf einer tieferen Stufe als sein Wachen; sie waren warm wie niedrige bunte Stuben. In ihnen wurde Tonka von der Tante herzlos gescholten, weil sie bei Großmamas Begräbnis nicht geweint hatte, oder es bekannte ein häßlicher Mensch, der Vater von Tonkas Kind zu sein, und sie, fragend angeblickt, leugnete zum ersten Mal nicht, sondern stand mit einem unendlichen Lächeln reglos da; das war in einem Zimmer mit grünen Pflanzen geschehen, das rote Teppiche hatte und blaue Sterne an den Wänden, und als er nach der Unendlichkeit auf sah, waren die Teppiche grün, die Pflanzen hatten große rubinrote Blätter, die Wände schimmerten gelb wie die sanfte Haut eines Menschen, und Tonka stand klarblau wie Mondlicht auf ihrem Platz. Er flüchtete beinahe in diese Träume wie in ein einfaches Glück; vielleicht waren sie nichts als Feigheit, sie sagten wohl nur, Tonka sollte gestehen, und alles wäre gut; er wurde durch ihre Häufigkeit sehr verwirrt, aber sie hatten nicht die unerträgliche Spannung des Halbwachens, die immer höher hinausführen wollte.

In diesen Träumen war Tonka immer groß wie die Liebe und nicht mehr das kleine mitgenommene Geschäftsmädchen, das sie war, aber sie sah stets auch anders aus. Sie war zuweilen ihre eigene jüngere Schwester, die es niemals gegeben hatte, und oft war sie bloß ein Rauschen von Röcken, der Klang und Fall einer andern Stimme, die fremdeste und überraschendste Bewegung, der ganze berausende Reiz unbekannter Abenteuer, die in einer nur im Traum möglichen Weise von der warmen Vertrautheit ihres Namens ihm zugeführt

wurden und eine mühelose Seligkeit des Vorbesitzes schon in dem Augenblick spendeten, wo sie noch ganz Spannung des Unerreichten waren. Eine scheinbar ungebundene, noch wesenlose Zuneigung und übermenschliche Innigkeit trat mit diesen Doppelbildern in ihm auf, aber es war nicht zu sagen, ob sie sich darin von Tonka lösen oder erst mit ihr verbinden wollte. Wenn er darüber nachsann, erriet er, daß diese rätselhafte Übertragungsfähigkeit und Unabhängigkeit der Liebe sich auch im Wachen zeigen müsse. Nicht die Geliebte ist der Ursprung der scheinbar durch sie erregten Gefühle, sondern diese werden wie ein Licht hinter sie gestellt; aber während im Traum noch ein feiner Riß besteht, an dem sich die Liebe von der Geliebten abhebt, ist er im Wachen verwachsen, als würde man bloß das Opfer eines Doppelgänger-Spiels und von irgend etwas gezwungen, einen Menschen für herrlich zu halten, der es nimmer ist. Er brachte es nicht über sich, das Licht hinter Tonka zu stellen.

Aber es mußte damit zu tun haben und etwas Besonderes bedeuten, wie oft er an Pferde dachte. Das war vielleicht Tonka und die Pferdelotterie mit den Nieten, oder es war seine Kindheit, denn darin kamen schöne braune und gescheckte Pferde vor, in schweren, mit Messing und Fellen beschlagenen Geschirren. Und manchmal glühte plötzlich das Kinderherz in ihm auf, für das Großmut, Güte und Glauben noch nicht Pflichten sind, um die man sich nicht kümmert, sondern Ritter in einem Zaubergarten der Abenteuer und Befreiungen. Es war aber vielleicht bloß das letzte Aufleuchten vor dem letzten Verlöschen und der Reiz einer Narbe, die sich bildete. Denn die Pferde zogen immer Holz, und die Brücke unter ihren Hufen gab einen dunklen Holzlaut, und die Knechte trugen kurze, violett und braun gewürfelte Jacken. Sie nahmen alle den Hut vor einem großen Kreuz ab mit einem blechernen Christus, das in der Mitte der Brücke stand, nur ein kleiner Bub, der im Winter bei der Brücke zuschaute, hatte den seinen nicht ziehen wollen, denn er war schon klug und glaubte nicht. Da konnte er plötzlich seinen Rock nicht zuknöpfen; er konnte es nicht. Der Frost hatte seine Fingerlein gelähmt, sie faßten einen Knopf und zogen ihn mit Mühe heran, aber so wie sie ihn in das Knopfloch schieben wollten, war er wieder auf seinen alten Platz zurückgesprungen, und die Finger blieben hilflos und verdutzt. Sooft sie es auch versuchten, endeten sie in einer steifen Verwirrung.

Diese Erinnerung war es nämlich, welche ihm besonders oft einfiel.

## XII

Zwischen diesen Unsicherheiten schritt die Schwangerschaft fort und zeigte, was Wirklichkeit ist.

Es kam der beladene Gang, der Tonka eines stützenden Armes bedürftig erscheinen ließ, der schwere Leib, der geheimnisvoll warm war, die Art des sich Niedersetzens, mit offenen Beinen, unbeholfen und rührend häßlich; alle Wandlungen des wunderbaren Vorgangs kamen, der, ohne zu zögern, den Mädchenkörper umformte zur Samenkapsel, alle Abmessungen veränderte, die Hüften breit machte und hinunterrückte, den Knien die scharfe Form nahm, den Hals kräftiger, die Brüste zum Euter machte, die Haut des Bauches mit feinen roten und blauen Adern durchzog, so daß man darüber erschrak, wie nah der Außenwelt das Blut kreiste, als ob das den Tod bedeuten könnte. Nichts als Unform war durch neue Form ebenso gewaltsam wie duldend zusammengehalten, und das gestörte menschliche Maß spiegelte sich auch im Ausdruck der Augen wider; sie blickten etwas blöd, sie hafteten lange auf den Gegenständen und lösten sich nur schwerfällig von ihnen los. Auch an ihm hafteten Tonkas Augen oft lange. Sie besorgte wieder seine kleinen Angelegenheiten und diente ihm mühevoll, als wollte sie ihm noch zuletzt beweisen, daß sie nur für ihn lebte; nicht ein Funke Scham über ihre Häßlichkeit und Entstellung

war in ihren Augen, nur der Wunsch, mit ihren plumpen Bewegungen recht viel für ihn zu tun.

Sie waren jetzt beinahe wieder so oft beisammen wie früher. Sie sprachen nicht viel, aber sie blieben einer in des andern Nähe, denn die Schwangerschaft rückte vor wie ein Zeiger, und sie waren hilflos davor. Sie hätten sich aussprechen sollen, aber nur die Zeit ging vorwärts. Der Schattenmensch, das Unwirkliche in ihm rang manchmal nach Worten, eine Erkenntnis wollte aufsteigen, daß man alles nach ganz andern Werten messen müßte; aber sie war, wie alles Erkennen ist, zweideutig, unsicher. Und die Zeit lief, die Zeit lief davon, die Zeit verlor sich; die Uhr an der Wand war dem Leben näher als die Gedanken. Es war ein kleinbürgerliches Zimmer, in dem nichts von Großem geschah, darin sie saßen, die Wanduhr war eine runde Küchenuhr und zeigte eine Küchenzeit, und seine Mutter beschoß ihn mit Briefen, darin alles bewiesen stand; sie sandte kein Geld, sondern gab es für die Meinung von Ärzten aus, die ihm den Kopf zurechtsetzen sollten: er verstand es recht gut und nahm es nicht mehr übel. Einmal schickte sie sogar eine neue ärztliche Erklärung, aus der nun wirklich hervorging, daß Tonka ihm damals doch untreu gewesen sein mußte; aber statt Alarm in ihm zu schlagen, erregte sie nur eine fast angenehme Überraschung, er dachte, als ob es gar nicht ihn berührte, darüber nach, wie das damals wohl zugegangen sein mochte, und fühlte bloß: die arme Tonka, die dann an den Folgen einer einzigen flüchtigen Verwirrung so litt ...! Ja, er mußte sich manchmal in acht nehmen, daß er nicht plötzlich ganz lustig sagte: Tonka, gib acht, jetzt ist mir endlich eingefallen, was wir vergessen haben – mit wem du mir damals untreu warst! So verrann alles. Nichts Neues kam. Es blieb nur die Uhr. Und die alte Vertrautheit.

Und auch ohne daß sie sich ausgesprochen hatten, brachte sie die Augenblicke des Nacheinanderverlangens der Körper wieder. Sie kamen, so wie alte Bekannte auch nach langer Abwesenheit ohne viel Umstände ins Zimmer treten. Die Fenster jenseits des engen Hofes lagen blind im Schatten, die Menschen waren zur Arbeit gegangen, wie ein Brunnen dunkelte unten der Hof, die Sonne schien wie durch Bleischeiben in die Wohnung, sie hob jeden Gegenstand heraus und ließ ihn tot aufleuchten. Und da lag zum Beispiel auch einmal ein kleiner alter Kalender so aufgeschlagen, als hätte Tonka eben in ihm geblättert, und in der weiten, weißen Ebene eines Blattes stand, wie eine Pyramide der Erinnerung zu einem Tag gesetzt, ein kleines rotes Rufzeichen. Alle andern Blätter waren mit Eintragungen des alltäglichen Lebens, mit Preisen, Besorgungen gefüllt, und nur dieses war leer bis auf das Zeichen. Keinen Augenblick zweifelte er daran, daß dies die Erinnerung an jenen Tag bedeutete, dessen Vorfälle Tonka verbarg, die Zeit mochte ungefähr stimmen, und die Gewißheit schoß wie ein Blutsprudel in den Kopf. Aber die Gewißheit lag ja in nichts als eben in dieser plötzlichen Heftigkeit, und im nächsten Augenblick hatte sie sich wieder in ein Nichts zurückgezogen; wollte man diesem Rufzeichen glauben, so mochte man ebensogut dem Wunder glauben, und das Vernichtende war doch gerade, daß man keins von beiden tat. Es ging da ein erschrockenes Aufblicken von einem zum andern. Tonka hatte wohl das Blatt in seiner Hand bemerkt. Die Gegenstände in dem seltsamen Zimmerlicht sahen jetzt wie Mumien ihrer selbst aus. Die Körper wurden kalt, die Fingerspitzen vereisten, und die Eingeweide hielten wie ein heißer Knäuel alle Lebenswärme fest. Der Arzt hatte wohl gewarnt, Tonka bedürfe äußerster Schonung, sollte ihr nicht ein Unglück zustoßen; aber gerade den Ärzten durfte man ja in diesem Augenblick nicht trauen. Und auch nach der andern Seite blieben alle Anstrengungen vergeblich; vielleicht war Tonkas Kraft zu gering, sie blieb ein halbgeborener Mythos.

«Komm zu mir,» bat Tonka, und sie teilten Leid und Wärme mit traurigem Gewährenlassen.

Tonka war ins Spital gekommen; die böse Wendung war eingetreten. Er durfte sie besuchen; stundenweise. So hatte sich die Zeit verloren.

An dem Tage, wo sie aus dem Hause fortgekommen war, hatte er sich den Bart abnehmen lassen. Nun war er wieder mehr er selbst.

Aber dann erfuhr er, daß sie am gleichen Tag – ungeduldig, kopflos, um es los zu sein, was sie aus Sparsamkeit so lange aufgespart hatte, bis sie nun Angst litt, es nicht mehr tun zu dürfen – rasch sich einen Backenzahn hatte reißen lassen, als letzte Handlung der Freiheit, bevor sie ins Spital fuhr. Ihre Wangen mußten nun traurig eingefallen sein, weil sie sich niemals helfen lassen wollte. Da wurden wieder die Träume stärker.

Ein Traum kehrte in vielen Formen wieder. Ein blondes, unscheinbares Mädchen mit blasser Haut erzählte ihm, daß seine neue, irgendeine erfundene Geliebte ihm durchgegangen sei, und wieder von Neugierde erfaßt, warf er hin: «Und glauben Sie, daß Tonka besser war?» Er schüttelte den Kopf und machte ein recht zweifelndes Gesicht, um das Mädchen damit zu einer ebenso kräftigen Beteuerung von Tonkas Tugenden zu reizen, er kostete schon den Wohlgeschmack der Erleichterung, welche ihm ihre Entschiedenheit bringen würde; aber statt dessen sah er langsam ein Lächeln auf dem Gesicht vor ihm entstehen, sah es mit fürchterlicher Langsamkeit sich ausbreiten, und dann sagte das Mädchen: «Ach, die hat ja so furchtbar gelogen. So war sie ganz nett, aber man konnte ihr kein Wort glauben. Sie wollte immer eine große Lebedame werden.» Die größere Qual dieses Traumes war nicht das wie ein Messerschnitt ansetzende Lächeln, sondern daß er sich gegen die platte Erreiferung des Endes nie wehren konnte, weil sie in der Ohnmacht des Schlafes wie ihm aus der Seele gesprochen war.

Wenn er an Tonkas Bett saß, war er daher oft stumm. Er wäre gern so großmütig gewesen wie in früheren seiner Träume. Er hätte sich vielleicht auch aufschwingen können, wenn er etwas von der Kraft Tonka zugewandt hätte, mit der er an seiner Erfindung arbeitete. Die Ärzte hatten ja nie eine Krankheit an ihm finden können, und so umschlang die Möglichkeit eines geheimnisvollen Zusammenhangs ihn mit Tonka: er brauchte ihr nur zu glauben, so wurde er krank. Aber, vielleicht, sagte er sich, in einer andern Zeit wäre das möglich gewesen – er gefiel sich schon in solchen rückblickenden Gedanken –, in einer andern Zeit wäre Tonka vielleicht ein berühmtes Mädchen geworden, das zu freien, Fürsten sich nicht für zu gut gehalten hätten; aber heute?! Man müßte wohl einmal weitläufig darüber nachdenken. – So saß er an ihrem Bett, war lieb und gut zu ihr, aber er sprach nie das Wort aus: ich glaube dir. Obgleich er längst an sie glaubte. Denn er glaubte ihr bloß so, daß er nicht länger ungläubig und böse gegen sie sein konnte, aber nicht so, daß er für alle Folgen daraus auch vor seinem Verstand einstehen wollte. Es hielt ihn heil und an der Erde fest, daß er das nicht tat.

Die Bilder des Spitals quälten ihn. Ärzte, Untersuchungen, Disziplin: sie war ergriffen von der Welt und auf den Tisch geschnallt. Aber das erschien ihm fast schon als ein Mangel an ihr; sie mochte wohl etwas Tieferes sein, unter dem, was mit ihr in der Welt geschah, aber dann müßte auch alles anders sein in der Welt, damit man dafür kämpfen könnte. Er gab schon etwas nach, sie war ihm wenige Tage nach der Trennung bereits etwas fern geworden dadurch, daß er die Fremdheit ihres allzu einfachen Lebens, die er ein wenig wohl immer mitempfunden hatte, nicht mehr täglich reparieren konnte.

Und weil er an Tonkas Spitalsbett oft wenig sprach, schrieb er ihr Briefe, in denen er vieles sagte, was er sonst verschwieg, er schrieb ihr fast so ernst wie einer großen Geliebten; bloß vor dem Satz: ich glaube an dich! machten auch diese Briefe halt. Tonka antwortete nicht, er war ganz

verdutzt. Da erst fiel ihm ein, daß er die Briefe nie abgeschickt hatte; sie waren ja nicht mit Sicherheit seine Meinung, sondern eben ein Zustand, der sich nicht anders helfen kann als mit Schreiben. Da merkte er, wie gut er es immer noch hatte, der sich ausdrücken konnte, und Tonka konnte es nicht. Und in diesem Augenblick erkannte er sie ganz klar. Eine mitten an einem Sommertag allein niederfallende Schneeflocke war sie. Aber im nächsten Augenblick war dies gar keine Erklärung, und vielleicht war sie auch nur einfach ein gutes Mädchen, die Zeit ging zu schnell, und eines Tages überraschte ihn fürchterlich die Mitteilung, daß es nicht mehr lange mit ihr dauern würde. Er machte sich bittere Vorwürfe wegen seines Leichtsinns, der sie nicht genug geschont hatte, aber da er sie Tonka nicht verbarg, erzählte sie ihm einen Traum, den sie in einer der letzten Nächte gehabt hatte; denn auch sie träumte.

Ich hab im Schlaf gewußt, sagte sie, daß ich bald sterben werde, und, ich kann's gar nicht verstehen, ich war sehr froh. Eine Tüte Kirschen hab ich in der Hand gehabt; da hab ich mir gedacht: Ach was, die ißt du vorher schnell noch auf! ...

Und am nächsten Tage durfte er Tonka nicht mehr sehen.

#### XIV

Da sagte er sich: vielleicht war Tonka gar nicht so gut, wie ich mir eingebildet habe; aber gerade daran zeigte sich das geheimnisvolle Wesen ihrer Güte, das vielleicht auch einem Hund hätte zukommen können.

Ein trocken wie ein Sturm fegendes Leid ergriff ihn. Ich darf dir nicht mehr schreiben, ich darf dich nicht mehr sehn, heulte es um alle Ecken seiner Festigkeit. Aber ich werde wie der liebe Gott bei dir sein, tröstete er sich, ohne sich etwas dabei denken zu können. Und oft hätte er gern bloß geschrien: Hilf mir, hilf du mir! Hier knie ich vor dir! Er sagte sich traurig vor: Denk dir, ein Mensch geht mit einem Hund ganz allein im Sternengebirge, im Sternenmeer! – und Tränen quälten ihn, die so groß wurden wie die Himmelskugel und nicht aus seinen Augen herauskonnten.

Er spann wachend nun Tonkas Träume.

Einmal, träumte er vor sich hin, wenn alle Hoffnung Tonkas geschwunden ist, wird er plötzlich wieder eintreten und da sein. In seinem weitkarierten braunen englischen Reisemantel. Und wenn er ihn aufmacht, wird ohne Kleider darunter seine weiße, schmale Gestalt sein, mit einer dünnen goldenen Kette und klingelnden Anhängseln daran. Und alles wird wie ein Tag gewesen sein, sie war dessen ganz sicher. So sehnte er sich nach Tonka, wie sie sich nach ihm gesehnt hatte. Oh, sie war nie begehrt! Kein Mann lockte sie; es ist ihr lieber, wenn ihr einer den Hof macht, ein wenig ungeschickt weltschmerzlich auf die Gebrechlichkeit solcher Beziehungen hinweisen zu können. Und wenn sie abends aus dem Geschäft kommt, ist sie ganz ausgefüllt von seinen lärmenden, lustigen, ärgerlichen Erlebnissen; ihre Ohren sind voll, ihre Zunge spricht innerlich noch weiter; da ist kein kleinstes Plätzchen für einen fremden Mann. Aber sie fühlt, wohin das nicht reicht in ihr, dort ist sie überdies groß, edel und gut; kein Geschäftsmädel ist sie dort, sondern ebenbürtig und verdient ein großes Schicksal. Darum glaubte sie auch, trotz allen Unterschieds, ein Recht auf ihn zu haben; von dem, was er trieb, verstand sie nichts, das ging sie nicht an, sondern weil er im Grunde gut war, gehörte er ihr; denn auch sie war gut, und irgendwo mußte doch der Palast der Güte stehen, wo sie vereint leben sollten und sich niemals trennen.

Aber was war diese Güte? Kein Tun. Kein Sein. Ein Schimmer, wenn sich der Reisemantel

öffnet. Und die Zeit ging zu schnell. Er hielt sich noch an der Erde fest und hatte den Gedanken: ich glaube an dich! noch nicht mit Überzeugung ausgesprochen, er sagte noch: und wenn alles auch so wäre, wer könnte es denn wissen – da war Tonka tot.

## XV

Er hatte der Wärterin Geld geschenkt und sie hatte ihm alles erzählt. Tonka hatte ihn grüßen lassen.

Da fiel ihm nebenbei ein wie ein Gedicht, zu dem man den Kopf wiegt, das war gar nicht Tonka, mit der er gelebt hatte, sondern es hatte ihn etwas gerufen.

Er wiederholte sich diesen Satz, er stand mit dem Satz auf der Straße. Die Welt lag um ihn. Wohl war ihm bewußt, daß er geändert worden war und noch ein anderer werden würde, aber das war er doch selbst und es war nicht eigentlich Tonkas Verdienst. Die Spannung der letzten Wochen, die Spannung seiner Erfindung, versteht es sich recht, hatte sich gelöst, er war fertig. Er stand im Licht und sie lag unter der Erde, aber alles in allem fühlte er das Behagen des Lichts. Bloß wie er da um sich sah, blickte er plötzlich einem der vielen Kinder ringsum in das zufällig weinende Gesicht; es war prall von der Sonne beschienen und krümmte sich wie ein gräßlicher Wurm nach allen Seiten: da schrie die Erinnerung in ihm auf: Tonka! Tonka! Er fühlte sie von der Erde bis zum Kopf und ihr ganzes Leben. Alles, was er niemals gewußt hatte, stand in diesem Augenblick vor ihm, die Binde der Blindheit schien von seinen Augen gesunken zu sein; einen Augenblick lang, denn im nächsten schien ihm bloß schnell etwas eingefallen zu sein. Und vieles fiel ihm seither ein, das ihn etwas besser machte als andere, weil auf seinem glänzenden Leben ein kleiner warmer Schatten lag.

Das half Tonka nichts mehr. Aber ihm half es. Wenn auch das menschliche Leben zu schnell fließt, als daß man jede seiner Stimmen recht hören und die Antwort auf sie finden könnte.

[ < ]



## Stücke

### Die Schwärmer

Schauspiel in drei Aufzügen

*[Sibyllen Verlag, Dresden 1921]*

#### Personen

Thomas

Maria, *seine Frau*

Regine, *ihre Schwester*

Anselm

Josef, *Reginens Mann; Universitätsprofessor und hoher Beamter der Unterrichtsverwaltung*

Stader, *Inhaber des Detektivbureaus Newton, Galilei & Stader*

Fräulein Mertens, *can. phil.*

Ein Dienstmädchen

*Das Stück spielt in einem Landhaus, das Thomas und Maria geerbt haben, in der Nähe einer Großstadt.*

*Alle Personen des Stücks sind im Alter zwischen achtundzwanzig und fünfunddreißig Jahren; nur Fräulein Mertens ist vielleicht etwas älter, und Josef ist über fünfzig.*

*Bis auf diese beiden sind auch alle Personen des Stücks schön, wie immer man sich das vorstellen möge.*

*Die Schönste von allen ist Maria, groß, dunkel, schwer; die Bewegungen ihres Körpers sind wie eine sehr langsam gespielte Melodie. Thomas dagegen ist fast klein, schlank und nur raubtierhaft sehlig; dem ähnlich, entgeht sein Gesicht unter einer herrlich starken Stirn fast der Aufmerksamkeit. Anselms Stirn ist hart, niedrig, breit wie ein fanatisch gespanntes Band; der sinnliche Teil seines Gesichts ist faszinierend. Er ist größer als Thomas. Regine ist dunkel, unbestimmbar; Knabe, Frau, Traumgaukelding, tückischer Zaubervogel. Fräulein Mertens hat*

*ein gutmütiges Gesicht, das an einen Schulranzen erinnert, und ein vom Horchen in den Sälen der Weisheit breit gewordenes Gesäß.*

*Josef ist lang, hager und besitzt einen großen kantigen Adamsapfel, der über einem zu niedrigen Kragen auf und ab steigt, außerdem einen flossenartigen, fahlbraunen Schnurrbart.*

*Stader war einmal ein hübscher Junge und ist jetzt ein tüchtiger Mensch.*

[ < ]

### **Erster Aufzug**

*Die Szene stellt ein Ankleidezimmer dar, das durch eine große geschlossene Schiebetür mit dem anstoßenden Schlafzimmer verbunden ist. Eingangstür auf der entgegengesetzten Seite. Großes Fenster. Ebenerdig. Aussicht auf einen Park.*

*Diese Szene muß in der Wiedergabe ebenso sehr Einbildung wie Wirklichkeit sein. Die Wände sind aus Leinen, Türen und Fenster sind darin ausgeschnitten, ihre Umrahmung gemalt; sie sind nicht starr, sondern unruhig und in engen Grenzen beweglich. Der Fußboden ist phantastisch gefärbt. Die Möbel gemahnen an Abstraktionen wie die Drahtmodelle von Kristallen; sie müssen zwar wirklich und benutzbar sein, aber wie durch jenen Kristallisationsvorgang entstanden, der zuweilen für einen Augenblick den Fluß der Eindrücke anhält und den einzelnen unvermittelt einsam ausscheidet. Oben übergeht der ganze Raum in den Sommerhimmel, in dem Wolken schwimmen. Es ist früh am Vormittag.*

*Regine sitzt, einen Brief in der Hand, auf einem ungeduldig herangezogenen Sessel an der Schlafzimmertür, leise mit den Fingerknöcheln daran trommelnd. Fräulein Mertens steht ratlos ihr zugewendet mehr in der Mitte des Zimmers.*

Regine: Sie sind also wirklich nicht abergläubisch? Sie glauben nicht an geheime persönliche Kräfte?

Fräulein Mertens: Wie denken Sie sich das eigentlich?

Regine: Gar nicht. Als Kind und noch als Mädchen hatte ich eine häßliche Stimme, sobald ich nur laut sprach; aber ich wußte, daß ich eines Tags alle Leute durch einen wunderbaren Gesang überraschen würde.

Fräulein Mertens: Und haben Sie dieses Organ bekommen?

Regine: Nein.

Fräulein Mertens: Nun also.

Regine: Ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten soll. Hatten Sie nie ein unerklärliches Gefühl von sich? So geheimnisvoll, daß man die Schuhe ausziehen muß und durch die Zimmer segeln wie eine Wolke? Früher kam ich oft hierher, als noch Mama nebenan schlief. *Sie zeigt auf das*

*Schlafzimmer von Thomas und Maria.*

Fräulein Mertens: Ja aber um Himmelswillen, wozu?

Regine *antwortet nur mit einer Schulterbewegung und klopft heftig an die Tür*: Thomas!  
Thomas!! So komm doch schon! Der Brief von Josef ist da.

Thomas *von innen*: Gleich, Krählein; einen Augenblick. *Man hört aufschließen, er steckt den Kopf durch die Tür und gewahrt Fräulein Mertens*. Also dann noch einen Augenblick; ich dachte, du seist allein. *Er schließt wieder die Türe*.

Fräulein Mertens *geht herzlich auf Regine zu*: Sagen Sie mir, was wollen Sie eigentlich mit alldem beweisen?

Regine: Beweisen? Aber Liebe, wie könnte ich etwas beweisen? Das ist mir ganz gleichgültig.

Fräulein Mertens *mit sanfter Hartnäckigkeit*: Ich meine, wenn Sie sagen, daß Sie Ihren ersten Mann, der vor Jahren hier gestorben ist, zuweilen wiedersehen.

Regine: Dann sagen Sie mir, warum soll ich Johannes nicht sehn?

Fräulein Mertens *mit hartnäckiger Schonung*: Aber er ist doch gestorben?

Regine: Ja. So gewiß, als wir hier stehn. Amtlich bestätigt.

Fräulein Mertens: Also dann gibt es das nicht!

Regine: Ich will es Ihnen nicht erklären! Ich habe eben Kräfte, die Sie nicht haben. Warum nicht? Ich habe auch Fehler, die Sie nicht haben.

Fräulein Mertens: Ich habe das Gefühl: das alles sprechen Sie gegen Ihre Überzeugung.

Regine: Was meine Überzeugung ist, weiß ich nicht! Aber ich weiß, daß ich mein Leben lang alles gegen meine Überzeugung getan habe!

Fräulein Mertens: Sie meinen es nicht ernst. Man hört hier so viel von Kräften, die man nur hier hat! Das ist der Geist dieses Hauses: Auflehnung gegen das, was sonst aller Welt genügt.

*Thomas ist eingetreten. Noch nicht fertig bekleidet; was er angelegt hat, so, wie es einem schönen Sommermorgen entspricht. Er nimmt allerhand morgendliche Hantierungen auf, da ihm augenblicklich keine Aufmerksamkeit geschenkt wird.*

Regine: Oh, ich werde Ihnen etwas sagen: Jeder Mensch kommt auf die Welt mit Kräften für die unerhörtesten Erlebnisse. Die Gesetze binden ihn nicht. Aber dann läßt ihn das Leben immer zwischen zwei Möglichkeiten wählen, und immer fühlt er: eine ist nicht darunter; immer eine, die unerfundene dritte Möglichkeit. Und man tut alles, was man will, und hat nie getan, was man gewollt hat. Schließlich wird man talentlos.

Fräulein Mertens: Darf ich noch einmal den Brief sehn? Es ist ja doch sicher nur dieser Brief.

Regine *gibt ihr ihn; währenddessen zu Thomas*: Josef wird – hierherkommen.

Fräulein Mertens: Was sagen Sie?! Wirklich?

Regine: Bei Josef ist alles wirklich.

Thomas *sehr – aber anscheinend nicht unangenehm – erstaunt*: Wann?

Regine: Heute.

Thomas *sieht nach der Uhr*: Dann ist er womöglich noch vor Mittag hier? *Atmet tief auf*. Das – geht rasch.

Fräulein Mertens: Ich bin überzeugt, Exzellenz Josef verlangt nichts als Offenheit und ein wenig Entgegenkommen. Sie werden in ruhiger, – *mit einer fühlbaren Spitze gegen Thomas* – ihn nicht verletzender Aussprache Ihr Verlangen nach Scheidung begründen. Und wenn der letzte Rest von Unaufrichtigkeit diesem Mann gegenüber gefallen ist – den Sie in Wahrheit nie als Ihren Mann betrachtet haben – wird aller Spuk von selbst von Ihren Nerven weichen. Sie waren eine Heilige! Sie brauchen doch nicht die Erfindung, daß Sie Ihren Mann mit einem Toten betrogen haben! *Sie stürzt sich mit Energie in den Brief. Thomas und Regine treten etwas beiseite.*

Thomas: Ihr habt wieder von Johannes gesprochen?!

Regine: Sie glaubt, daß ich lüge.

Thomas: Sie versteht es nicht, sie nimmt es wirklich.

Regine: Es ist auch wirklich!

Thomas *legt ihr den Arm um die Schulter und tippt ihr an die Stirn*: Krählein, Krählein! Kleines, nasebohrendes Träumelinchen, das schon als Kind so beleidigt war, wenn es gelogen hatte oder Zucker gestohlen und von Mama Strafe bekam.

Regine: Es ist beinahe wirklich. Es ist wahrscheinlich viel wirklicher als –

Thomas *läßt sie nicht ausreden*: Du hast Unrecht: das ist das Ganze! Du *hast* unrecht; und es ist ja gleich, ob man es tut oder leidet. *Er hat sich vor sie gesetzt und hält brüderlich unbedacht ihre Knie umschlungen*. Ich habe jetzt auch immer unrecht. Aber je mehr man das fühlt, desto mehr übertreibt man. Man zieht sich die eigene Haut wie eine dunkle Kapuze mit ein paar Augen- und Atemöffnungen immer fester über den Kopf. *Wir* dürften jetzt die Geschwister sein, Regine.

Regine *halb abwehrend*: Wahrhaftig, fühllos wie ein Bruder bist du immer gewesen, mochte mit mir geschehn, was wollte.

Thomas: Ferngefühle, Regine; wie deine.

Regine *macht sich los*: Das gefällt mir; – *mißmutig* – aber was heißt es?

Thomas *ihr nach, eindringlich*: Nicht so prompt greifbar wie bei Anselm! Über den ganzen Umkreis verzweigt wie Wetterleuchten! Lieber scheinbar gefühllos. *Er bemerkt, daß Fräulein Mertens nach beendetem Lesen sich mitteilen möchte. Zu ihr*: Nun, was schreibt Josef? Ist Seine Exzellenz, der Beherrscher der Wissenschaft und ihrer Diener, auf uns sehr böse?

Regine: Er droht, daß er dich um Stellung und Zukunft bringen wird, wenn du uns nicht aus dem Haus weist.

Fräulein Mertens: Exzellenz Josef hat kein Recht dazu! Niemand kann etwas dagegen einwenden, daß Doktor Anselm Sie in das Haus Ihrer Frau Schwester und seines Freundes geleitet hat, wo Sie gemeinsam Ihre Kindheit verlebten. Er hat nur ein Recht auf Wahrheit. Wohlan, Sie werden ihm mit Wahrheit gegenüberreten; daß Sie die persönliche Überzeugung haben, nach der Scheidung Doktor Anselm zu heiraten, – *wieder mit einer fühlbaren Spitze gegen Thomas* – braucht man ihm ja wahrhaftig nicht zu sagen.

Regine: Josef läßt sich nicht umstimmen wie ein Klavier.

Fräulein Mertens: Die lange pflichttreue Entsagung, die Gerechtigkeit, die Liebe, alle humanen Empfindungen sind auf Ihrer Seite. Er ist ein Mensch. Vertrauen Sie dem, was zwischen allen

Menschen gilt, und Sie werden es nicht vergeblich getan haben! Ich muß allerdings fürchten, daß das Herrn Doktor gewöhnlich klingt.

Thomas *scheinheilig*: Im Gegenteil, ich pflichte Ihnen bei. Wenn wir gleich so gehandelt hätten, hätten wir alles vermeiden können.

Fräulein Mertens *warm aus sich heraustretend*: Aber warum haben Sie so nicht immer gedacht??! Warum haben Sie dann jenen Brief geschrieben, in dem Sie sich darüber bloß lustig machten und Exzellenz Josef reizten, was ersichtlich die Ursache dieser Antwort ist?!

Thomas: Weil ich ein Idealist war.

Fräulein Mertens: Verzeihen Sie, Herr Doktor, ich wage nicht zu bezweifeln, daß Sie ein Idealist sind – ein Gelehrter mit Ihrer Leistung muß es sein. Aber jeder Mensch ist gut und für edle Empfindungen zu gewinnen, auch Exzellenz Josef, und ich habe mir vorgestellt, ein Idealist müßte das tun, müßte es zu tun versuchen; ich habe mir unter –, ich habe mir einen Idealisten vorgestellt – – mit einem Wort: mit Idealen!

Thomas *sie auslachend*: Aber liebes Fräulein Mertens, Ideale sind die ärgsten Feinde des Idealismus! Ideale sind toter Idealismus. Verwesungsrückstände – –

Fräulein Mertens: Oh, oh! Jetzt brauche ich nichts mehr zu hören; ich sehe, Sie machen sich doch wieder auch über mich nur lustig! *Sie hat schon vorher an der Tür gepocht und auf die Antwort gehorcht. Jetzt mit gekränkt beherrschter Miene ab.*

Thomas *er ist mit einem Schlag verändert*: Du bist der einzige Mensch hier, mit dem ich sprechen kann, ohne daß er es mir mißdeutet: Sag' mir, was ist zwischen dir und Anselm nicht in Ordnung?

Regine *widerspenstig*: Warum nicht in Ordnung?

Thomas: Ihr wißt beide, daß mit euch etwas nicht in Ordnung ist. Hast du kein Vertrauen mehr zu mir?

Regine: Nein.

Thomas: Recht hast du! ... Wir glaubten einmal neue Menschen zu sein! Und was ist daraus geworden?! *Er packt sie an den Schultern und schüttelt sie.* Regine! Wie lächerlich, was ist daraus geworden?!

Regine: Ich habe keine Weltordnungspläne gemacht. Das wart ihr!

Thomas: Ja, gut. Anselm und Johannes und ich. *Von der Erinnerung noch immer bewegt.* Es gab nichts, das wir ohne Vorbehalt hätten gelten lassen; kein Gefühl, kein Gesetz, keine Größe. Alles war wieder allem verwandt und darein verwandelbar; Abgründe zwischen Gegensätzen warfen wir zu und zwischen Verwachsenem rissen wir sie auf. Das Menschliche lag in seiner ganzen, ungeheuren, unausgenützten, ewigen Erschaffungsmöglichkeit in uns!

Regine: Ich habe immer gewußt, es wird schon irgendwie falsch sein, was man denkt.

Thomas: Ja, gut. Die Gedanken, welche schlaflos vor Glück machen, die dich treiben, daß du tagelang vor dem Wind läufst wie ein Boot, müssen immer etwas falsch sein.

Regine: Ich habe währenddessen Gott gebeten um etwas ganz besonders Schönes für mich allein, das ihr euch gar nicht ausdenken könnt!

Thomas: Und was ist daraus geworden?

Regine: Was willst du sagen! Du hast alles erreicht, was du gewollt hast!

Thomas: Hast du keine Ahnung, wie leicht das geht? Erst etwas langsam, aber dann: der beschleunigte Fall nach aufwärts! Auf der schiefen Ebene geht es ebenso leicht hinauf wie hinunter. – In einem halben Jahr bin ich Ordinarius, wenn ich mich mit Josef nicht rechtzeitig überwerfe. Ich habe in meinem ganzen Leben nichts so Beschämendes kennen gelernt wie den Erfolg. Nun kurz: Was steckt hinter Johannes?!

Regine: Ihr alle könnt sprechen und euch damit helfen. Ich will nicht. Bei mir ist etwas nur so lange wahr, als ich schweige.

Thomas: Man weiß nicht einmal, ist es schon Hochzeits- oder erst Verlobungsreise, und ihr lädt euch einen Toten dazu ein!

Regine: Ich will nicht über Johannes sprechen!!

Thomas: Aber du hast ihn doch niemals so – über alle Grenzen gemocht!? Und heute? Heute ist er selbst zum Ideal vorgerückt! – Anselm verbindet eine bestimmte Absicht mit dieser Geschichte: Welche?!

Regine: Anselm verbindet mit allem, was er tut, eine bestimmte Absicht.

Thomas: Nicht wahr?! Anfangs war es nicht so? Aber jetzt, wenn Maria zuhört, wird er einfach unerträglich. Alles, was er dann treibt, ist irgendein seelischer Betrug!?

Regine *ruhig*: Ja, das ist es.

Thomas *sieht sie fassungslos an. Dann erzwungen trocken*: Gut. Aber welchen Sinn hat das?

Regine: Du wirst sogar sehn, er zieht sich zurück, wenn Josef da ist. Er wird darauf beharren, daß wir nur bei euch sind, weil Johannes hier starb.

Thomas: Wir werden ja sehn, ob er es so auf die Spitze treibt.

Regine: Er hat niemals gewollt, daß es so weit kommt.

Thomas: Aber was hätte er denn wollen!?

Regine *mit einem Unterton von Verachtung, den Thomas nicht bemerkt*: Ich habe ihn ja verführt!

Thomas: Du ihn!? Du bist doch, weiß Gott, nie einem Menschen nachgerannt! Du hast doch Josef genommen, wie man den Schleier nimmt!

Regine: Er war ergriffen über alles Maß, als wir uns so wiedergefunden hatten.

Thomas *hastiger, als er will*: War es ihm schlecht gegangen?

Regine: Es wird ihm immer schlecht gehn. Wenn er an einen Menschen nicht herankann, so ist er wie ein Kind, das die Mutter verloren hat.

Thomas: Ja, ja, ja ...: Brudergefühle für alle Welt. Aller Welt Liebkind. Das ist ja doch auch, was er Maria vormacht.

Regine *es liegt etwas leidenschaftlich Warnendes darin, das sie selbst nicht will*: Er wird von dem andren Menschen befallen wie von einer Krankheit! Er verliert völlig die Herrschaft über sich an ihn; er muß sofort einen Widerstand dazwischen aufrichten!

Thomas: Was – Widerstand?

Regine: Das verstehst du nicht. Ich kann es nicht sagen. Einen Widerstand. Ein häßliches Gefühl.

Das Ausholen zu etwas Bösem.

Thomas: Du behauptest wenigstens von dem Unsinnigen ganz einfach: es ist; so warst du immer; je mehr du gefühlt hast, daß man dir nicht glauben kann, desto wahrer ist es für dich gewesen. Aber er sagt gar nicht; es ist; nur – *eine empfindsame Ausdrucksweise nachäffend* –: Es könnte ja sein ... Für ein Übermaß von Gefühl. Er läßt ungewöhnliche Erlebnisse durchblicken. Er umgibt sich und sein Leben mit Geheimnis. Regine: Hat er etwas zu verheimlichen?

Regine *kommt nahe zu ihm; eindringlich*: Er wird zusammenbrechen und etwas Verzweifelteres tun, wenn du ihn störst! Wenn du ihn auch nur zum geringsten zwingst, das nicht zu der Haltung paßt, die er Maria vormacht!

Thomas: Aber du glaubst doch nicht, daß das echt ist?!

Regine: Natürlich ist es falsch.

Thomas: Also? ... So sprich doch!

Regine: Aber doch ist es echt. *In einem Ausbruch von Verzweiflung*. Hast du denn niemals falsch singen hören mit echtem Gefühl?! Warum soll nicht jemand mit falschen Gefühlen echt fühlen?! Bau' nicht darauf, daß er sich das dir zum Trotz nur einredet! Glaub' nur, daß man sich für ein Gefühl töten kann, das man nicht ernst nimmt!! Man nimmt doch auch etwas nicht ernst und lebt es; wie wir alle.

Thomas *eigensinnig*: Wir werden ja sehn, was daran ist, wenn Josef kommt. *Dann verändert*. Aber Regine, trotz allem: ich werde immer glauben, daß wir einander alle so nahe sind wie die zwei Seiten eines Kartenblatts.

Regine *leidenschaftlich, in einem Gemisch von Angst, Spott und Warnung*: Opfre dich nicht! Treib uns fort! Du bist viel zu stark, um Schwache zu verstehn. Du bist zu – hell, um Unehrlüche zu durchschaun.

Thomas: Und er? Aber er ja auch! Regine, er kann ja nicht lügen! Er kann nur – *Maria und Fräulein Mertens treten ein und warten, Maria den Brief in der Hand* – in einer ... mehr verwickelten Weise wahr sein. Von irgendwo an hätte in ihm wie in jedem geistigen Wesen Wahrhaftigkeit nicht mehr die Lüge zum Gegensatz, sondern die Armut!

Regine *verhärtet*: Ja, vielleicht hast du recht; man soll es lassen, wie er will.

Maria *sanft und langsam*: Ich meine, wir müssen doch daran denken, einige Vorbereitungen zu treffen wegen Josef.

Thomas *aus seinen Gedanken gerissen, dann mit etwas Spott in der Stimme*: Ja natürlich, Josef, wir müssen Vorkehrungen treffen.

Maria: Er kann jeden Augenblick hier sein. Hast du denn seinen Brief nicht gelesen?

Thomas: Nein; ich habe vergessen. *Er wendet sich zu Regine*.

Maria: Ich habe ihn ja. Er schreibt, daß er kommt, um mit *dir* zu sprechen. Daß du Anselm und Regine gemeinsam beherbergst, nennt er Beschützung einer Entführung und eines Ehebruchs – Fräulein Mertens *zu Maria*: Nein, von Ehebruch soll nicht die Rede sein, ich bin Zeuge.

Maria: – Und wenn du der unklaren Situation in deinem Hause kein Ende bereitest, so wird er die Konsequenzen daraus ziehn.

Fräulein Mertens: Ich bin Zeuge, daß etwas – so Primitives bei einer Frau, deren Gewissen schon

verlangt, einem Toten die Treue zu wahren, und bei einem Mann, der sich mit so unsagbarem Zartgefühl einer Leidenden annimmt, gar nicht in Betracht kommt.

Maria: Ja, ja; aber Thomas hat ihm nun einmal diese Waffe förmlich in die Hand gedrückt. *Zu Thomas.* Er glaubt, daß du bei persönlicher Aussprache als ein Mann ruhiger Überlegung, wie er sagt, einsehen wirst –

Thomas: Gehn wir zum Beispiel doch einfach alle weg; machen wir einen Ausflug.

Maria: Aber abends müßten wir dann doch wieder zurück sein und er würde warten.

Regine: Kann er dir wirklich schaden?

Thomas: Das kann er natürlich.

*Regine mit der Befriedigung, die man über die Vollendung auch von etwas Unangenehmen hat:* Dann tut er es; du darfst ihn nicht unterschätzen. Solange die Sache außen zusammenhielt, hat er alle Launen, allen Abscheu, Szenen wie ein Lamm ertragen. Er hatte wohl von Glück immer die Vorstellung, daß es eine Anstrengung sei. Und wenn es sich strapaziös erweist – gut; das kann schon so sein, das versteht er nicht; im Gegenteil, das ist ein gewisser Ernst. Aber gegen das geringste öffentliche Ärgernis wird er sich verzweifelt wehren!

Maria: Er nennt sie jetzt schon eine Potiphar.

Fräulein Mertens: Eine Märtyrerin der feineren Organisation!

Regine: Aber auch von Anselm behauptet er –

Maria: Da widerspricht er sich aber selbst, denn gleichzeitig argwöhnt er doch, nicht wahr, Ehebruch?

Regine: Von Anselm behauptet er, daß er ein gezwungenermaßen keuscher – *sie reißt Maria den Brief weg.*

Thomas: Aoh?

Maria: Regine, du bist unzart!

Regine: Aber das sind ja doch *seine* Worte! Daß er ein gezwungenermaßen keuscher Lüstling sei.

Thomas: Aber das ist ja interessant. *Er nimmt Regine den Brief aus der Hand.* Warum sagt ihr das nicht gleich?

Maria: Lüstern steht nicht in dem Brief; er sagt nur, daß sie sich gegenseitig verführt haben und verwirrt.

Regine: Und ein Schwindler!

Thomas: Ein Schwindler? ... *Er sucht die Stelle.*

Regine: Auf der dritten Seite.

Thomas: Ein liebeunfähiger Schwindler. Ein Vampir. Abenteurer. Was bringt ihn auf diese Ideen?

Regine *zuckt koboldig die Achseln:* ... Nichts ...

Maria: Man darf es ihm vielleicht nicht so übelnehmen. Gewiß erniedrigt ihn Eifersucht und er verleumdet, weil er fühlt, wie sehr ihm Anselm überlegen ist.

Thomas: Ja, aber das ist fast visionär ...! Schließlich ist Anselm bald Mitte Dreißig, und was hat



er geleistet?

Maria: Ich denke, er war doch Privatdozent wie du.

Thomas: Ein Jahr lang und vor acht Jahren! Dann hat er die Dozentur niedergelegt und war verschollen. Und merkwürdigerweise hat eine gewisse scheinbare Wahrscheinlichkeit, was Josef schreibt. *Er sucht boshaft noch einmal die Stellen in dem Brief.* Er hat sich unter der Maske einer Durchschnittsgesinnung bei Josef eingeführt; als teilnehmender Freund; mit Sympathiegefühlen für alle Welt; als bescheidener Idealist ... Wir wissen aber doch, wie er früher war: Was ist Anselm nun in Wahrheit geworden?

Maria: Du bist taktlos!

Thomas: Aber Fräulein Mertens verehrt Anselm doch so, daß sie das gar nicht hört.

Maria: Er *ist* ein bedeutender Mensch!

Thomas *anzüglich*: O gewiß. Wahrscheinlich. Er hat Ideen! Natürlich. Aber – hat er Ideen? Wirkliche? Nicht nur so wie heute jeder Zweite? Das läßt sich gar nicht so leicht entscheiden. *Nachdenken parodierend.* Hat er große Gefühle? Aber eine Leidenschaft, mag sie sein, wie sie will, wird so groß, wie es der Mensch ist, dessen sie sich bemächtigt.

Fräulein Mertens: Er hätte sich beinahe getötet, als das Gelingen der Abreise bedroht zu sein schien!

Thomas: In der Tat? Hätte sich? Und beinahe? Es kommt eben auf die Verwandlungsfähigkeit des Gefühls an; ein abgerissener Strick war die Nabelschnur vieler großen Werke und nur ein dummer Mensch hängt sich einfach wirklich auf.

Regine: Aber ein Schwindler?

Thomas: Gerade darin ist es ja visionär; auch ein Schwindler hängt sich nur beinahe auf; den ersten Schritt haben großer Mensch und Schwindler eben gemeinsam.

Fräulein Mertens: Oh, ich fürchte sehr, daß Sie mit solchen Reflexionen nur Ihrer Eingenommenheit gegen Doktor Anselm Ausdruck geben.

Thomas: Sie irren, Fräulein Mertens; schlecht wie ich bin, habe ich nie im Leben einen Freund zu haben verdient – und das war Anselm.

Maria *abschließend*: Anselm ist gewiß auch ein bedeutender Mensch; man muß wirklich nicht gleich so unnötige Vergleiche wählen. Du hast damit schon in deinem Brief alles heraufbeschworen.

Fräulein Mertens: Exzellenz Josef beruft sich nun auf Ihre eigenen Worte!

Maria: Und hast ihm eingegeben, daß sie vor ihm geflohen sind.

Thomas: Unbestimmte Menschen vor dem bestimmten!

Maria: Gut, Thomas, ich will nicht rechten; aber längstens in drei Stunden ist Josef da und verlangt eine Entscheidung. Was soll geschehn?

Thomas: Nichts.

Maria: Nichts?

Fräulein Mertens *gleichzeitig*: Nichts!

Thomas: Es wird sich schon zeigen. Anselm und Regine bleiben natürlich.

Maria: Also wirst *du* mit Josef sprechen? Denn Anselm weigert sich, es zu tun.

Thomas *betroffen*: Anselm weigert sich ...? – *fast schreiend* – Er weigert sich! *Er sieht Regine an, die sich mit Fräulein Mertens zu gehen anschickt.*

Regine *spöttisch*: Er hat Widerstände!

Maria *im Begriff, sich wieder ins Schlafzimmer zurückzuziehen*: Weil du diesen Brief geschrieben hast.

Thomas: So werde ich Josef mit einem Fest empfangen!

Maria, Fräulein Mertens, Regine *noch einmal festgehalten*: Mit einem Fest?..?!..?

Thomas *grimmig*: Mit einem Fest, zum Teufel, das ihn erst recht in die Laune bringen soll. Was es an leer gewordenen Kokons gibt, aus denen je der Schmetterling der menschlichen Verzückung emporgetaumelt ist, hänge ich rings um ihn auf! Negertanztrommeln, Gefäße für den göttlichen Urinrausch, Federtalare, in denen das Männchen vor dem Weibchen tanzt!

Maria *in der Tür*: Aber der Mann ist ja wütend. Er ist sicher entschlossen, dich fallen zu lassen, wenn du dich weiter unklug aufführst!

*Ab. Thomas sieht hinter Regine drein, macht einige Schritte ihr nach; da sie aber langsam, ohne es zu bemerken, mit Fräulein Mertens dem Ausgang zuschreitet, kehrt er um und folgt unwillig Maria.*

Fräulein Mertens *an der Tür stehen bleibend*: Sie sind im Recht, Sie dürfen sich durch nichts ins Unrecht setzen lassen. Verhindern Sie dieses Fest!

Regine: Thomas ist nicht zu hindern, wenn er sich etwas in den Kopf setzt.

Fräulein Mertens: Dann lassen Sie uns weiter fliehn!

Regine: Thomas hat seine ganze Existenz für Anselm eingesetzt.

Fräulein Mertens: Und ist dieser wunderbare Mensch nicht viel mehr wert?! Aber Doktor Thomas wird Ihre Sache verderben. Ich beschwöre Sie, entziehen Sie sich seinem Einfluß; reisen wir mit Anselm weiter!

Regine: Anselm will nicht abreisen.

Fräulein Mertens: Ich verstehe; ein Ehrenmann; will nicht fliehn. So wird er selbst mit Exzellenz Josef sprechen; er hat ja in so bezauberndem Maße die Gabe der Rede.

Regine: Wozu? Es ist ja ausgeschlossen, daß ich Anselm heirate.

Fräulein Mertens: Aber wie mutlos! Merken Sie denn nicht, daß Doktor Anselm sich bloß deshalb geweigert hat, mit Exzellenz Josef zu sprechen, weil er durch Ihren Vetter Thomas verletzt ist? Doktor Thomas durchkältet alles mit seinen theoretischen Überlegungen.

Regine *geheimnisvoll*: Aber Liebe, merken Sie denn nichts? Merken Sie denn gar nichts?

Fräulein Mertens: Was sollte ich merken?

Regine: St! Leise! *Sie beugt sich vorsichtig aus dem Fenster, um nachzusehn, ob Anselm nicht horcht.* Oh, man ist nie sicher vor ihm ...: Merken Sie denn nicht, daß Anselm Maria liebt?

Fräulein Mertens: Aber das ist ja Verbrechen, was Sie sagen! Ihre Frau Schwester! Die Frau seines einzigen Freundes! Nein, nein, – *faßt sie am Arm* – Regine! Ach, diese dummen, dummen

Einbildungen, so klug Sie sonst sind!

Regine: Aber warum nicht? Was wäre dabei?

Fräulein Mertens: Was wäre dabei?! Sprechen Sie nicht so abscheulich!

Regine: Sie überschätzen das rasend: Vor ihm steht ein neuer Mensch: er ist neugierig; vielleicht ... ergriffen. Aber was sage ich ein neuer Mensch? Zufällig hat nicht er, sondern Thomas Maria geheiratet.

Fräulein Mertens *die Entrüstung fallen lassend*: Ich dachte, fast zufällig hätten *Sie* damals Johannes und nicht ihn geheiratet?

Regine: Oder nicht Thomas, das war bei uns fast alles eins. Nun sieht er in seinem eigenen Anzug, den er weggegeben hat, einen andren Menschen gehn: das *ist* geheimnisvoll. Das ist doch überhaupt nicht so eine dumme Geschichte, die mit einem Weib anfängt, sondern das fängt bei ihm irgendwo an und tobt sich nur bei einer Frau aus! – Ja! Doch! – Liebe ist gar nie Liebe! Ein körperlich Antreffen von Phantasien ist es! Ein Phantastischwerden von – *wie ihre Augen, nach einem Vergleich suchend, wandern* – Stühlen ... Vorhängen ... Bäumen ... Mit einem Menschen als Mittelpunkt!

Fräulein Mertens: Oh, kommen Sie, kommen Sie! Um Doktor Thomas herrscht eine Atmosphäre, die Ihnen schlecht tut. Wir wollen vor dem Frühstück noch ein wenig ins Freie. *Sie zieht die unlustig Widerstrebende mit sich. In der Nähe der Ausgangstür – das Gespräch hatte sie wieder ins Zimmer zurückgeführt – noch einmal stehenbleibend.* Und Frau Maria?

Regine: Meine Schwester ist eine dicke dumme Katze, die einen Buckel macht, wenn man sie kraut.

*Ab. In der Tür lassen sie ein Hausmädchen an sich vorbei, das ein Frühstücksbrett abstellt, an der Schlafzimmertür pocht und wieder das Zimmer verläßt, während Thomas und Maria eintreten.*

Thomas *am Fenster tief Atem schöpfend*: Ich wachte auf, wollte mit dir sprechen, machte Licht: da lagst du mit offenem Mund, weggesunken ...

Maria: Du bist abscheulich; warum hast du mich nicht geweckt?

*Beide beginnen ihre Toilette zu vollenden.*

Thomas: Ja, warum? Weil ich mich beinahe aufgekniet hätte wie ein Einsiedler! So häßlich und stumm lag dein großer Körper da. Er rührte mich so.

Maria: Ich darf nicht einmal mehr ruhig schlafen.

Thomas: Wenn man nie allein ist –

Maria: Und jahrelang verheiratet ist: ja, ja ja! Ich halte das wirklich nicht mehr aus!

Thomas: Wenn man solange verheiratet ist und immer auf vier Füßen geht und immer Doppelatemzüge macht und jede Gedankenstrecke zweimal geht und die Zeit zwischen den Hauptsachen doppelt voll mit Nebensachen geräumt ist: Da sehnt man sich natürlich manchmal wie ein Pfeil nach einem ganz luftdünnen Raum. Und fährt auf in der Nacht, erschreckt von den eignen Atemzügen, die eben noch so gleichmäßig dahingegangen waren ohne einen selbst. Aber hebt sich nicht los. Kniet sich nicht einmal wirklich auf. Sondern reibt ein Zündholz an. Und da

liegt noch so einer in Fleisch gewickelt. Das erst ist Liebe.

Maria *hält sich die Ohren zu*: Ich kann das nicht mehr hören.

Thomas: Empfindest du denn niemals Haß gegen mich?

Maria *läßt sofort die Hände wieder sinken*: Ich? Haß?

Thomas: Ja, geradezu Haß. Ich würde glauben, heute morgen. Du gingst bloßfüßig mit deinem ganzen Gewicht und ich stand da, klein und schmerzend in der Öffnung des Raums und meine Bartstoppeln ragten scharf brüchig in die Passage. Hast du mich da nicht gehaßt wie ein Messer, das dir immerzu im Weg liegt?

Maria *schmerzlich ruhig und überzeugt*: Das ist das Ende der Liebe.

Thomas *jubilierend*: Nein! Der wahre Anfang! So versteh doch: Liebe ist das einzige, was es zwischen Mann und Frau überhaupt nicht gibt! Als einen eigenen Zustand. Das wirkliche Erlebnis ist einfach: ein Erwachen. *Lebhaft*. Ich habe dich neben mir aufwachsen gesehn: brüderlich, aber natürlich nicht ganz mit der Teilnahme wie für mich selbst. Dann habe ich dich, verzeih den Ausdruck, – *er deutet mit einer spöttischen Gebärde ihre Hoheit an* – immer weiter wachsen gesehn. Über mich hinaus. Und einmal passiertest du den Augenblick, da erschienst du mir so übergroß und unermeßlich wie die Welt. Das war der Blitzschlag, der Rausch. Alles, was mich umspannte, Wolken, Menschen, Pläne, war noch einmal von dir umspannt, so wie man den Herzschlag des Kindes unter dem der Mutter hört. Das Wunder der Öffnung und Vereinigung hatte sich vollzogen. *Abschwächend*. Oder wie immer diese Terminologie es ausdrückt.

Maria: Und heute ist es, wie wenn wir im Rinnstein geträumt hätten.

Thomas: Wenn du willst, ja. Wir erwachen noch einmal und liegen im Rinnstein. Fettmassen, Skelette; eingenäht in einen gefühlsundurchlässigen Ledersack von Haut. Die Ekstase verraucht. Aber es wird das sein, was wir daraus machen. Die wahre menschliche Herbheit liegt erst darin, alles andre ist ja doch eine verkleinernde Übertreibung.

Maria: Ich wollte nichts als deinen Erfolg. Wenn du, müde von zuviel Arbeit, erst um zwei Uhr, drei Uhr morgens ins Schlafzimmer kamst, mürrisch wie ein Kind, verstand ich dich. Was du getan hast, wußte ich nicht, aber es war mein Glück, mein Wert als Mensch; ich konnte sicher sein, dieses Unbekannte war ich. Aber jetzt ist es anders. Du hast dich losgemacht von mir.

Thomas: Weil ich nicht sehen kann, wie du in die Honigfalle kriegst!

Maria: Wie du sprichst!

Thomas: Er umschmeichelt dich. Weil er eitel ist und sich nicht versagen kann, von dir dankbar bewundert zu werden.

Maria: Seine Übertreibungen sind mir oft geradezu unheimlich.

Thomas: Aber du läßt dich von diesem widrig süßen Zeug beeinflussen.

Maria: Ich bin keine solche Gans, die immer nur «Liebe», «Liebe» schnattert! Aber glaubst du nicht, daß auch ich manchmal das Gefühl habe, man sollte Besseres mit sich anfangen als dieses eingelebte Leben?!

Thomas: Seit Anselm hier ist. Er hindert dich, mich zu verstehn.

Maria *sich zusammennehmend, geht zu ihm*: Aber du, du selbst hast von ihm geschwärmt, bevor er kam; und noch, als er da war! Du hast gesagt, er hat, was uns fehlt!

Thomas: Und was ist das?

Maria: Frag doch nicht; mir hat nichts gefehlt. Aber jetzt, nur weil dir etwas durch den Kopf gefahren ist, willst du ihn durchaus wieder schlecht machen; rein als Kraftprobe, so bist du eben.

Thomas: Sag' es nur, wie ich bin.

Maria: Ohne lebendige Anteilnahme an einem andren bist du. All das kommt dir gar nicht aus dem Herzen – das ist das Entmutigende!

Thomas: Sondern aus dem Kopf?

Maria *aufgeregt*: Aber ich kann dieses ewige «tätig sein» und Spielen mit der ganzen Existenz wirklich nicht mehr aushalten! Ist denn nichts wert, anerkannt und in Ruhe gelassen zu werden?!

Thomas: Da wiederholst du eben nur – Aber ich kann dir jetzt nicht antworten, Seine Heiligkeit ist da! *Anselm, bis zur Brust sichtbar, ist in der Fensteröffnung aufgetaucht.*

Anselm: Wie haben Sie heute geschlafen?

Maria *unfreundlich*: Wie zeremoniös Sie fragen!

Anselm: Sie müssen wie die Erde selbst schlafen.

Maria: So fest oder immer nur auf einem Auge, meinen Sie?

Anselm: Ich denke mir, daß ein Kranz grüner Berge um Sie wächst, wenn Sie ruhig liegen.

*Es entsteht eine kleine Verlegenheitspause.*

Maria: Thomas hat mich gestört, er war schrecklich unruhig heute. *Sie wird verlegen.* Nein – daß heißt – nun warum soll man so etwas denn schließlich nicht sagen?!

Anselm *ironisch*: Aber natürlich, warum nicht ...? Was ist, soll man sagen!

Thomas: Und was denkst du wegen Josef?

Maria: Regine wird ihm doch noch gar nicht den Brief gezeigt haben.

Anselm: Nein. Ich habe Regine noch nicht gesprochen.

Thomas: Sie kann nicht weit sein. Es hat sie sehr aufgeregt.

Maria *da Anselm zögernd Miene macht, sich zurückzuziehen*: Nein, da. Ich habe ja den Brief. Erst müssen Sie natürlich lesen. *Sie gibt Anselm den Brief. Thomas bleibt bei offener Tür eine Weile im Schlafzimmer. Anselm hört sofort auf zu lesen und starrt Maria an.*

Maria: So lesen Sie doch.

*Anselm klettert durchs Fenster ins Zimmer.*

Anselm: Haben Sie nie geträumt, daß ein Mensch, den Sie zärtlich bis ins Letzte kannten, Ihnen im Traum als fremder anderer entgegentrat, bis in die kleinste Gebärde marternd vermengt aus Verlangen und Besitz?

Maria: Was dann geschieht, ist unruhig wie ein Haufen Laub, unter dem etwas versteckt ist, das in jedem Augenblick aufspringen kann?

Anselm: Nun gut, Maria; ich war früher Ihr Freund, als Sie das Mädchen Maria waren, und nun

leben Sie unter dem Namen Thomas' und ich kann nicht aufspringen.

Maria: Aber Sie betrachten sich ja fortwährend im Spiegel dabei!

Anselm *ertappt*: Glauben Sie denn, daß ich mich sehe? Gott ja, so einen Fleck im Spiegel. Augen sind Hände, die man lebenslang nicht wäscht; so behalten sie die schmutzige Gewohnheit, alles anzurühren. Das kann man nicht hindern. Manchmal möchte ich sie mir ausglühen, damit sie, von allen Berührungen gereinigt, nur noch Ihr Bild bewahren.

Maria: Gott, Gott, Gott, Anselm!

Anselm: Ja, das finden Sie lächerlich; weil Sie es für eine Übertreibung halten, die der gute geistige Geschmack meidet. Auch so ein anmaßender Wächter. Wie blaß würde dieser durchgeistigte Geschmack, wenn die Augen plötzlich wirklich am glühenden Stahl naß aufzischen würden? Und tiefend austropfen?!

Maria: Pfui! Wühlen Sie sich nicht wieder in diese ekelhaften Bilder hinein!

Anselm *heftig*: Unerbittlich würde ich ein Messer auch Ihnen im Herz umdrehn! Wenn ich Sie von der Schwelle nur noch einmal zurückholen könnte. Wo die Frauen ihr Korsett ablegen müssen. Die erborgte «Haltung». Die Tragtierversständigkeit, auf die sie alles nehmen, Kinder und Kranke, Männer und den gedankenlosen Mord in der Küche.

Maria: Nun fangen Sie aber endlich zu lesen an! Wir haben wahrhaftig Dringenderes zu sprechen.

Anselm *durch ihre Entschiedenheit besänftigt*: Oh, es ist so herrlich, daß Sie mich nie überraschen können. Ich weiß alles voraus, was Sie tun werden. Als schmerzlich gespannte Knospe fühle ich es vorher in mir.

Maria: Natürlich, die paar Einfälle eines Hausverstandes sind leicht zu erraten!

Anselm: Ich will keine ungewöhnlichen Erlebnisse! Die täglichen Menschenerlebnisse sind die tiefsten, wenn man sie von der Gewohnheit befreit. *Leise*. Das ist es, was er nicht weiß. Und Sie kennen sich selbst nicht mehr. Sein Einfluß hat Sie verkleinert.

Maria: Ich habe Ihnen schon darauf geantwortet: Ich liebe Thomas.

Anselm: Ich frage nicht, ob Sie ihn lieben; darauf gibt es gar keine Antwort! ... *Sich zusammennehmend*. Entscheiden Sie, ob es das ist, was ich Ihnen jetzt erzählen werde. Ich wurde einmal von einer Weide –: ergriffen. Auf einer weiten Wiese und außer mir stand nur dieser Baum. Und ich konnte mich kaum aufrecht erhalten, denn was sich in diesen Ästen so einsam verzerrt und verknotet hatte, diesen gleichen schrecklichen Strom Lebens, fühlte ich in mir noch warm und weich und er wand sich. Da warf ich mich auf die Knie! *Er wartet vergeblich einen Augenblick auf die Wirkung*. Das ist das ganze Erlebnis. Auch Ihnen gegenüber.

Maria: Anselm ... solche Übertreibungen haben wenig Wert. Sie haben das empfunden; aber nicht einmal hingeworfen haben Sie sich wirklich.

Anselm: Nein? ...! Thomas hat wahrhaftig alle Tiefe in Ihnen zerstört.

Maria: Sie benehmen sich häßlich gegen mich und Regine.

Anselm: Wer, wie Sie, nicht mehr hingeworfen wird, sollte nicht tadeln! Ich habe alles, was ich im Leben hätte erreichen können, immer wieder preisgeben müssen. Weil man stolpert, wenn man glaubt. Aber weil man nur so lange lebt, als man glaubt!!

Maria *ängstlich und unruhig*: Lesen Sie; Thomas will doch mit Ihnen sprechen.

Anselm: Ich werde Ihnen lieber noch ein Beispiel erzählen: Als ich Mönch war –

Maria: Wie? Sie waren Mönch?

Anselm: Still!! Das darf Thomas unter keinen Umständen wissen!

Maria: Aber Anselm, jetzt erzählen Sie mir eine Unwahrheit.

Anselm: Ihnen werde ich nie eine Unwahrheit erzählen. In Kleinasien war es, am Berg Akusios. Durch ein kleines, ohne Glas in die Mauer geschnittenes Fenster sah ich von meiner Zelle das Meer –

Maria *abwehrend*: Lesen Sie! Lesen Sie!

*Anselm will nicht, aber man hört Thomas sich nähern und Anselm sieht in den Brief.*

Maria: Was Sie alles in der Zeit getan haben mögen, während wir hier gesessen sind.

*Sie nimmt ihre Beschäftigung wieder auf. Thomas tritt ein.*

Thomas: Du bist noch nicht zu Ende?

Maria: Lesen Sie nur nochmals. *Anselm sucht ihren Blick festzuhalten, um das in dieser kleinen Hilfe liegende Einverständnis zu vertiefen, sie weicht aber seinem Auge aus. Anselm zuckt mißmutig die Achseln, dann überfliegt er den Brief.* Thomas will Josef mit einem Fest empfangen, um ihn noch mehr zu reizen. Aber ich will nicht, daß wir uns so betragen. Josef ist unser Nahverwandter, das muß sich finden!

Thomas *in seinem scheinbar spielenden Ton*: Ich möchte Anselm hören!

*Er setzt sich und sieht Anselm zu. Es tritt eine gespannte Pause ein. Anselm, steigend dadurch beunruhigt, sieht endlich langsam auf; in der Tiefe der Augen fest sich an einen Vorsatz haltend.*

Anselm: Dein Brief hat alles verdorben.

Thomas: Also mein Brief. – Aber du warst doch einverstanden mit ihm?

Maria: So muß Thomas eben versuchen, es wieder gutzumachen!

Anselm: Nein, Thomas darf nicht mit Josef sprechen; das lasse ich nicht zu!

Thomas *lauernd*: So sprichst – eben du selbst mit ihm?

Anselm *den Brief hinwerfend*: Ich kann nicht.

Thomas: In der Tat. Du kannst nicht? *Er sieht prüfend Maria an.*

Maria: Ja, wollen Sie im Ernst auf sich sitzen lassen, was Josef Ihnen vorwirft?!

Anselm: Ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten soll. Ist nicht der Sinn, ich sei ein Betrüger?

Thomas: Ja.

Anselm: Und – – bin ich es denn nicht wirklich? Ist denn nicht jeder Mensch, der einen andren ergreifen – – verstehen Sie, um wieviel gewaltsamer als mit Armen! – – und überzeugen möchte, – *stark* – trotzdem niemand seiner Sache bis in den Mittelpunkt sicher sein kann! ... ein Betrüger?

Maria *unwillig, während Thomas unwillkürlich ihren Eindruck prüft*: Das ist überempfindlich!

Anselm *unruhig werdend*: Ich weiß selbst nicht, hatte ich den Wunsch, Regine zu retten oder Josef etwas anzutun. Man ist manchmal so groß und übermütig wie in einem Traum. Heute bereue ich es.

Maria *gefesselt*: Was bereuen Sie, Anselm? Sprechen Sie doch, solange es Zeit ist!

Anselm: Ich weiß nicht, was ich Josef erwidern soll; jedes Recht, das einer im Herzen fühlt, ist ungeheuer ansteckend. Lassen Sie mich.

Maria: So sprechen Sie doch.

Anselm: Man hat etwas getan; es ist unwiderruflich. Man hat einen andren wie ein Ungeziefer zerdrückt. Unter der Stiefelsohle. Aber mit einemmal steigt der Andere an. Wie in einem zweischenkligen Glas steht er nach einer Weile in uns ebenso hoch, wie er in sich steht, der andere Mensch! Er strömt in uns herüber und nagelt uns fest! Man muß nur nicht gering denken wollen, – *wie bedroht* – dann erschließt er sich, der andere Mensch!

Thomas *der gespannt die Wirkung auf Maria beobachtet hat*: Dann gibt es nur eins: Ohne allen Aufwand tun, was alle Welt täte, einen kleinen praktischen Druck auf Josef ausüben. Man nimmt einen Detektiv und einen guten Advokaten; ein schmerzempfindlicher Punkt wird sich auch bei Josef irgendwo finden lassen.

Maria *entsetzt*: Auf solche Mittel würdest du dich einlassen?!

Thomas: Josef hat mir einmal etwas anvertraut. Vor langem. Wir hätten einen Detektiv nur auf nähere Umstände loszulassen, und wenn Josefs Seele auch unschuldig war, – *anzüglich* – die Tatsachen lassen sich verknüpfen! Die Tatsachen geben gern den Seelen unrecht. Oder nicht, Anselm?

Maria: Aber das wäre ja eine Niederträchtigkeit! Josef hat dir zeitlebens nur Gutes erwiesen!

Thomas: Und ich ihm ja auch, wo ich nur konnte! Auch jetzt bin ich ihm ehrlich erkenntlich und könnte ihm ebensogern etwas Gutes antun, wenn die Gelegenheit anders wäre.

Maria: Du bist nicht wiederzuerkennen. Wenn du nicht immer ein anständiger Mensch warst, wüßte ich nicht wer.

Thomas: Wer? Anselm. Weil er den Detektiv ablehnen wird.

Maria: Thomas, das ist nur ein Ausbruch von Überreiztheit! Das ist nicht dein Ernst! Du beträgst dich ja wie ein Schuft!

Thomas: Anselm, was ist dabei? Darf ich nicht? Bin ich denn einer? Bin ich denn einer, daß ich nicht darf?

Anselm: Du weißt ja voraus, daß ich Marias Meinung bin! Du läßt dich zu etwas hinreißen, das du nicht verantworten kannst.

Thomas: Ein Detektiv wäre nichts als das Zeichen, wie wenig uns diese blöden Verwicklungen angehn, von denen er lebt. Wer unberührbar von ihnen ist, kann sich ihrer bedienen!

Maria: Thomas ist gleich so extrem!

Anselm *mit höhnischer Bescheidenheit*: Oh, er hat vielleicht recht. Wer einen Neuen Menschen in sich birgt, hat natürlich wenig Zartgefühl.



Thomas: Du könntest also nicht?

Maria: Thomas, wenn du das tun kannst, hast du wahrhaftig nicht ein bißchen menschliches Gefühl!

Thomas *lächelnd, aber mit Mühe die Stimme zum Scherz zwingend*: Anselm, sollte also einer von uns beiden in dieser Frage ein Schuft bleiben: du kannst es nicht sein! *Er geht, um seine Beherrschung nicht zu verlieren, rasch ins Nebenzimmer; die Türe bleibt offen.*

Anselm *höhnisch*: Reformatoren müssen wahrscheinlich gefühllos sein; wer die Welt um hundertachtzig Grad drehen will, darf nicht inniger als durch Gedanken mit ihr verflochten sein.

Maria: Aber Sie sind doch hergereist, gerade um mit ihm wieder beisammen zu sein!

Anselm: Und dann kommt eine Zeit, wo ich mich selbst verleugne. Wo ich mich losreißen muß – wie eine Heuschrecke, die ihr gefangenes Bein in der Hand eines Stärkeren läßt.

Maria: Sie sind mir unverständlich.

Anselm *lächelnd*: Ich habe Angst.

Maria: Das sind schließlich doch nur Worte.

Anselm *ernst*: Ich habe wirklich Angst.

Maria: Worte!

Anselm: Vor jedem Menschen, den ich nicht bestechen kann, an mich zu glauben, dem ich mich nicht etwas geben fühle oder gar etwas nehme, fürchte ich mich.

Maria: Aber was wollen nun Sie?

Anselm: Ich kann es ja nicht mehr wissen! Thomas gestattet mir nicht, zu mir zu kommen!

Maria: Ich *will*, daß Sie sich mit Thomas aussprechen. Schließlich sind Sie doch ein Mann!

Anselm: Ich weiß nicht, wie Sie sich einen solchen vorstellen. Es ist kein Zeichen von Stärke, wenn man nie schwach wird. Ich kann nicht!

Maria: Am Ende fürchten Sie sich wirklich vor Josef? Am Ende sind Sie furchtsam?

Anselm: Ja. Wenn ich nicht empfinden mache und deshalb selbst nicht empfinden kann, bin ich grauenhaft furchtsam; jenseitig furchtsam.

Maria *spöttisch*: Und wenn Sie empfinden?

Anselm: Löschen Sie Ihre Zigarette an meiner Hand aus.

Maria: Das würde Ihnen weher tun, als ein so empfindlicher Mann vertragen kann.

Anselm: Wenn man es langsam macht, *tut* es weh. *Er faßt ihre Hand am Gelenk.*

Maria: Aber was fällt Ihnen ein?! *Sie kämpfen*. Lassen Sie los! Sie werden ja doch im letzten Augenblick loslassen ... Machen Sie kein solches Gesicht! *Ich* bin nicht furchtsam ... Nein, Sie sind nicht so stark. Nein, nein, genug für einen Scherz!

Anselm *während des Ringens*: Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß ich gutmütig bin. Oder feig aus Herzschwäche. *Er preßt, Marias Widerstand brechend, die glühende Spitze ihrer Zigarette samt der Hand gegen seine Handfläche. Sein Ausdruck ist fanatisch und fast sinnlich verzückt, der Marias ärgerlich bestürzt.*

Anselm *nachher, mit einem Versuch zu scherzen*: Sie sehen, wenn es sein muß, ich *springe* ins Feuer.

Maria: Wie kann man so sein!

Anselm *einige Glutteilchen langsam von Händen und Kleidern abklopfend*: Ja, wie kann man so sein?! Ich bin kein gutmütiger Geist.

Thomas *jetzt vollständig angekleidet, kehrt aus dem Schlafzimmer zurück und erkennt, daß etwas vorgefallen ist*: Was war? Es war etwas zwischen euch?

*Schweigen.*

Thomas: Ich darf es wohl nicht wissen?

Maria *trotzig gegen beide*: Ich verstehe nicht, wie ihr aus dieser Lage nicht herausfinden könnt.

Thomas: Aber mit dem Detektiv bleibt es bei gemeinsamer Ablehnung?

*Maria zuckt die Achseln.*

Thomas: Oh, ich habe es mir gedacht. *Er steht einen Augenblick lang ohnmächtig vor den beiden, will fortgehn, kehrt aber wieder um. Sieht Anselm an.* Und brauche dich doch nur anzusehn und weiß: das bist du nicht! Anselm, wir saßen wieder beisammen wie vor Jahren, halbe Nächte durch, ohne die Zeit zu fühlen. Und du hast mir zugestimmt. Du hast auch dem Detektiv zugestimmt!!

*Es tritt unwillkürlich eine kleine peinliche Pause ein.*

Maria *als wunderte sie sich, das nicht gleich gesagt zu haben*: Aber man kann seine Meinung doch auch ändern.

Anselm: Er hatte mich überfallen und überredet! *Mit unverhülltem Widerwillen.* Aber ich kann eine Welt voll Verurteilung und Geringschätzung nicht dauernd ertragen!

Thomas: Soll ich sagen, was du dahinter versteckst? Wie einer, der einen fehlenden Finger verbirgt? Dein Leben war doch ein Mißerfolg? Wie könnte es auch anders sein!

Anselm *heftig und höhnisch zu Maria*: Er lebte immer in seinen Gedanken. Unumschränkter Herrscher in einem Papierreich! Das gibt ungeheure Überschüsse an Selbstvertrauen und Willkür. An den Menschen sich stoßen, schränkt ein und macht bescheiden.

Thomas: Anselm!? Erfindet Josef, was in seinem Brief steht? Oder habe wirklich ich es ihm eingegeben? *Sie sehen einander an.*

Anselm: Natürlich erfindet er.

Thomas *heftig und ungeduldig*: Ich will ja nicht wissen, welche Enthüllungen es sind, mit denen er droht! Ich halte jede für möglich!

Maria *abwehrend*: Thomas!

Thomas *Widerspruch abschneidend. Als wollte er Anselm auffordern, sich zu bekennen*: Es gibt Menschen, die immer nur wissen werden, was sein könnte, während die andren wie Detektive wissen, was ist. Die etwas Bewegliches bergen, wo die andren fest sind. Eine Ahnung von

Andersseinkönnen. Ein richtungsloses Gefühl ohne Neigung und Abneigung zwischen den Erhebungen und Gewohnheiten der Welt. Ein Heimweh, aber ohne Heimat. Das macht alles möglich!

Maria: Aber das werden doch wieder nur Theorien!

Anselm: Ja, das sind Theorien. Sie haben das richtige Wort gefunden. Aber wie schrecklich ist es, wenn Theorien sich in Leben und Sterben einmengen. *Er nimmt nervös den Brief wieder auf.*

Thomas *bitter, anklagend, immer leidenschaftlicher*: Gut, es sind Theorien. Als wir jung waren, haben wir auch Theorien gemacht. Als wir jung waren, wußten wir, daß alles, wofür die Alten »im Ernst« leben und sterben, im Geist längst erledigt und entsetzlich langweilig ist. Daß es keine Tugend und kein Laster gibt, die sich an menschlicher Abenteuerlichkeit mit einem elliptischen Integral oder einer Flugmaschine vergleichen ließen. Als wir jung waren, wußten wir, daß das, was wirklich geschieht, ganz unwichtig ist neben dem, was geschehen könnte. Daß der ganze Fortschritt der Menschheit in dem steckt, was nicht geschieht. Sondern gedacht wird; ihre Ungewißheit, ihr Feuer. Als wir jung waren, fühlten wir: leidenschaftliche Menschen haben überhaupt kein Gefühl in sich, sondern gestaltlose, nackte Stürme von Kraft!!

Anselm *ebenfalls erregt*: Ja; und heute weiß ich einfach, daß das falsch und jugendlich war. Es sind Bäume, aber der Wind schüttelt sie nicht. Was diesen Gedanken fehlt, ist nichts als das bißchen Demut der Erkenntnis, daß schließlich doch alle Gedanken falsch sind und daß sie *deshalb* geglaubt werden müssen; von warmen Menschen!

Thomas: Deine Demut! Anselm! *Deine* Demut! Anselm, Anselm!

Anselm: Aber hast du denn je gelernt, was das ist?

Thomas: Demut, das ist der Letzte sein wollen, das ist, der Erste von hinten! *Er bricht vor Erregung in Lachen aus.* Schreibt denn nicht Josef selbst von deiner Demut und Menschenliebe! Erfindet Josef?

Anselm: Er ist ungerecht! Ungerecht ist er! Aber noch darin ein Mensch!

Thomas: Und du liebst doch Regine? Oder läßt sie in Ungewißheit wegen Josef vergehen und schindest sie?!

Maria: Ja, Anselm, da hat Thomas nicht ganz unrecht.

Thomas *noch einmal an ihn zu rühren versuchend*: Anselm! Es ist etwas in dir, dem kein Mensch was gibt. Dem keiner was geben kann. Es pfeift auf Menschenliebe wie der Atem eines Sterbenden. In jedem ist es. Und es ist etwas in dir, das nach andren schreit. Und wäre es nach dem Mit-Nichtmenschen! Eine Angst, Unrecht zu behalten, doch irgendwo hinter allem. Was haben wir denn erreicht? Im Studierzimmer wie der Affe mit dem Stein in der Hand überlegt, wie er am besten die Nuß aufschlägt. Ohne einer einzigen Frage, die unsere Seligkeit als Mensch berührt, nahezukommen. Oder entmannt wie du, aus dem Gehirn einen tollen Weiberschöß gemacht, der sich an alles, was fest ist, preßt. Anselm, man ertrug es leicht, solange die Jugend nicht an den Tod denkt. Und später half man sich mit kurzfristigen Wechseln wie Werk und Erfolg. Aber noch etwas später wird zum erstenmal in dir lebendig, daß es niemals drei und vier und zwölf Uhr ist, sondern ein stummes Steigen und Sinken von Gestirnen um dich! Und zum erstenmal merkst du, daß etwas in dir dem wie Flut und Ebbe folgt, ohne daß du es kennst. Und der Asket schlingt ein Seil um sein Herz und das andre Ende um den größten Stern, den er nachts erblickt, und fesselt sich so. Und der Detektivmensch hat sein Gesicht an seinen Fährten und braucht es nicht aufwärts zu heben. Aber ich? Und du? Wenn du aufrichtig bist, trotzdem dir

Maria zuhört? Anselm, einer ist ein Narr, zwei eine neue Menschheit!

*Erschöpfungspause.*

Maria *die nun auch mit ihrer Toilette fertig ist, aufgeheitert*: Aber ihr beide Narren! Jetzt sehe ich erst, wie verstiegen ihr seid. Habt ihr ein Wort von Josef gesprochen? *Beide wenden sich ihr erstaunt zu, wie einer Stimme aus anderer Welt. Maria lachend.* Anselm ist ja ganz kleinlaut. Wenn Sie nur mit Thomas sich aussprechen, da verzichtet er ja auf seinen symbolischen Detektiv!

Thomas *noch ganz verständnislos*: Natürlich verzichte ich.

Maria *fortfahrend*: Und Anselm hat sich verbrannt; Anselm hat Schmerzen; ich werde ihm rasch etwas Kühlendes auflegen. *Sie beginnt einen Verband zu improvisieren.* Geh doch voraus, er kommt dir nach, er kommt dir gleich nach in dein Zimmer.

Anselm *mit erzwungener Nachgiebigkeit*: Aber das ist ja das Gefährliche an ihm, daß er alle überredet.

Thomas: Soll es sein, Anselm? *Er sieht ihn fragend an, der sich zwingt, den Blick zu bejahen. Trotzdem unsicher und bitter.* Sollte es sein? Ich werde warten. Maria wirst du ja nicht enttäuschen. *Ab.*

Anselm *kaum daß Thomas das Zimmer verlassen hat, entzieht er Maria die Hand mit dem unfertigen Verband*: Ich gehe nicht zu ihm.

Maria: Was sagen Sie?

Anselm: Daß ich natürlich nicht zu ihm gehe.

Maria: Ich spreche kein Wort mehr mit Ihnen.

Anselm *unbekümmert*: Er hat alles besser gewußt, seit wir Knaben waren. Aber ich wollte ihm nicht antworten! Ich muß ihm ja nicht antworten! *Jubelnd.* Ich muß nicht, Maria!! Ich muß nicht. Ich kann die Augen schließen, die Ohren, alle Luken zuziehen, bis es ganz dunkel wird um das, was ich weiß: und außen tobt und poltert der große Geldschrankknacker mit seinen zwei Brechstangen Verstand und Überhebung! *Da Maria ein abweisendes Gesicht macht und nicht antwortet.* Eher werde ich abreisen, als daß ich ihn einlasse!

Maria: Tun Sie es! Es wird das beste sein.

Anselm: Kommen Sie mit!

Maria: Was haben Sie gesagt?

Anselm: Kommen Sie fort.

Maria *erst sprachlos, dann*: Aber Sie sind ja verrückt; was fällt Ihnen jetzt wieder ein?

Anselm *läßt eine kleine Weile verstreichen, dann verändert*: Sie werden diesen Vorschlag natürlich falsch auffassen; *das habe ich mir gedacht.*

Maria: Ich fasse ihn gar nicht auf. Ich bin hier geblieben, weil ich Ordnung schaffen will. Wenn Sie also noch etwas zu sagen haben, tun Sie es; beleidigen werden Sie mich nicht wollen.

Anselm: Ich weiß nicht, ob Sie das beleidigt: Ich liebe Thomas viel mehr, als Sie ihn lieben. Denn ich bin ihm viel ähnlicher. Den Absturz, den er jetzt durchlebt, macht er mir nur nach. Und

wenn ich feindselig bin, ist es vielleicht Angst um mich. Sie aber leiden nutzlos unter ihm, ohne es sich einzugestehn.

Maria: Er leidet! Dieser starke Mensch, der immer gekonnt hat, was er will, ist seiner selbst nicht mehr sicher.

Anselm *eifersüchtig*: Alles kann Thomas, aber leiden kann er nicht!

Maria: Es ist fürchterlich anzusehn und ihm mit nichts helfen zu können.

Anselm: Sie könnten es.

Maria: Ich? Ach, Anselm, da haben Sie kein scharfes Auge! Ich verstehe von diesen unmenschlichen Ideen nichts.

Anselm: Es gibt ein Mittel.

Maria: Aber so sagen Sie es doch lieber gleich.

Anselm: Ich habe es Ihnen ja schon gesagt.

Maria *nach einer Weile*: Aber das sind Phantasien; das ist phantastisch.

*Es tritt eine Pause ein.*

Anselm: Glauben Sie denn, daß ich Thomas' Überlegenheit bestreite, daß ich meinen Verstand neben seinem nicht als ungenügend empfinde?

Maria: Man sagt, daß Sie von der Universität fortmußten, weil Sie Auftritte gehabt haben?

Anselm: Ich habe mich unmöglich gemacht. Ich hätte vielleicht in einem Jahrhundert der Inquisition leben müssen. Wenn ein Mensch anderer Meinung ist, grinst mich der Stein an, die Bestialität. Wer den Blick dafür hat, sieht dahinter die schamlose Entschlossenheit von Ertrinkenden, die um den Platz im Boot kämpfen.

Maria: Aber man muß doch verschiedener Meinung sein können!

Anselm: Ich bin vielleicht nur zu dumm dafür. Ach, Maria, wir beide sind ja zu dumm für ihn. Ich muß fühlen, daß ich jemand das Letzte, das Entscheidende bedeute. Oder ich fühle mich verworfen. Thomas kann die Menschen entbehren, aber sagen Sie doch selbst: welche Monstrosität!

Maria: Darin haben Sie vielleicht nicht ganz unrecht; Thomas hat etwas Unmenschliches, ich habe es ihm auch oft gesagt.

Anselm *rasch festhaltend*: Er schätzt alle gering. Er vertraut nur der Kraft eines hochgehobenen Steins: von dieser Art ist nämlich die Kraft seiner Vernunft; diese Vernunft, von der heute die Welt beherrscht wird. Die Kräfte zwischen Gesichtern von Menschen, zwischen den Schwalben im Herbst, die unbeweisbaren Kräfte, Kräfte der Wärme, des Errötens, Kräfte sogar zwischen den Pferden eines Stalls, freundlichen oder feindlichen Beisammenseins, die – kennt er vielleicht, – *höhnisch* – oh, gewiß wird er sie *kennen*. Aber Wahrheiten, die nur verstanden werden können in Sekunden der Erschütterung und aufleuchten wie ein Funke zwischen zwei Menschen, denen vertraut er nicht.

Maria: Ich kann mir sehr gut denken, was Sie meinen. Aber in dem, was Sie sagen, steckt doch auch etwas, das sich sofort verflüchtigt, wenn man es beim Wort nehmen wollte. Etwas Unwirkliches. Etwas Unglaubliches.

Anselm: Und gerade Sie sind beseligend voll solcher Kräfte! Jede Gebärde Ihres Körpers wird davon bewegt und sendet sie aus. Ohne Übertreibung gesprochen, Maria, ich bin manchmal so durchflutet davon, daß ich unter der Angst leide, meine Glieder und Gesichtszüge könnten wider Willen die Bewegungen der Ihren nachahmen wie Pflanzen, die am Grund eines fließenden Wassers stehn.

Maria: Aber das sind Übertreibungen!

Anselm: Das Natürlichste! Die menschliche Natur selbst! Stellen Sie sich nicht gering! Sie wissen, man begreift überhaupt nichts mit dem Verstand, nicht einmal das Daliegen eines Steins, sondern alles nur durch Liebe. In einem namenlosen Annäherungszustand und Verwandtschaftsgrad. Wovon diese Sache Mann-Frau nur ein überschätzter Einzelfall ist. Aber Thomas hat Sie das vergessen gelehrt. Gestehen Sie doch, daß er Sie ohnmächtig niederdrückt. Was bedeuten Ihnen denn seine Begriffe und Überlegungen!

Maria: Oh, es ist immer anregend und wertvoll!

Anselm: Oh! Wirklich? Aber Sie haben eine tiefere Verbindung mit Mensch und Ding als er. Ich weiß doch, wie Sie waren!

Maria: Das waren Jugenddummheiten.

Anselm: Thomas hat diese Kräfte in Ihnen nicht geduldet, wie er keine Kraft neben seiner duldet. Nun fehlen sie ihm. Das ist seine Katastrophe; ich habe ihn so weit, daß er es selbst ahnt.

Maria: Aber was wollen Sie eigentlich?!

Anselm: Was ist dabei: Sie gehen mit Regine und mir plötzlich fort?

Maria: Aber welchen Sinn?

Anselm: Heimlich. Ein so unerwarteter Stoß ist das einzige, was ihn erschüttern und zur Einkehr bringen könnte. Er zerstört sich sonst selbst.

Maria: Aber was würde Regine dazu sagen? Sie will doch möglichst bald Ordnung und Heirat!

Anselm: Maria, sie darf nichts einwenden! Ich muß Ihnen noch etwas anvertrauen: Ich habe Regine nie mehr als Freundschaft versprochen.

Maria: Aber wozu geschieht dann alles?! War je von andrem die Rede?

Anselm: Helfen wollte ich ihr! Wissen Sie, warum Josef mich einen Betrüger nennt? Weil er nicht versteht, daß ich Regine von ihm fortgeholfen habe, ohne sie in diesem engen und alltäglichen Sinn zu lieben.

Maria: Aber er sagt doch auch: Potiphar?

Anselm: Weil er das irgendwie herausgebracht hat. Ich wollte sie aber nur wieder leben lehren, Gefühle in ihr erwecken, Gewichte ihr auferlegen; um sie aus der gespenstischen Luftleere herauszubringen, die um sie entstanden war.

Maria: Aber diese Geschichte mit Johannes ist doch erst recht ein Hirngespinnst?!

Anselm: Eben deshalb nennt mich doch auch Thomas Betrüger. So muß ich Ihnen also auch das gestehn. Ich duldeten es, um mich zu schützen! Regine neigte dazu, mich mißzuverstehn; sie war so herabgekommen. Aber mir graute davor, daß sich die menschliche Beziehung wieder zu diesem Krampf zusammenziehen sollte: so mußte ich Johannes zur Ablenkung benützen. Was immer er war, er war nicht ich!

Maria: Schrecklich, was Sie da mitgemacht haben!

Anselm: Eine Schwäche vielleicht von mir. Ich fand diese Geschichte vor; sie verkehrte mit diesem Toten wie mit einem lebendigen Schutzheiligen. Der sie vor nichts beschützte; vor nichts! Sie ist ja ein Mensch ganz ohne wahre Beziehungen zu andren Menschen. Ihre Gefühle sitzen im Kopf wie bei Thomas. Solche Menschen sind in allem übertrieben. Dann rührte mich wohl auch die arme Unbeholfenheit dieser Lüge. Aber ich wollte sie gerade von diesem Morphinpräparat ganz sacht entwöhnen, da kam Thomas mit seinem Eingreifen. Heirat, Brief an Josef, Detektiv: Sie können nun ermessen, was er angerichtet hat.

Maria: Ich pflichte Ihnen noch gar nicht in allem bei, Anselm, aber ich beginne jetzt freilich einen Zusammenhang zwischen manchem zu ahnen, das ich bisher nicht verstand.

Anselm: Thomas ist ja in dieser Sache der gnadenlose Verstandesmensch, den er in Josef bekämpft; den er nur in Josef bekämpft!

Maria: In der Tat, Sie haben nicht *ganz* unrecht; ein wenig haben Sie recht ... Man müßte schon etwas Starkes tun, um ihn zur Umkehr zu bringen ... Und Sie waren wirklich in einem Kloster?

Anselm: Warum fragen Sie? Ich war dort.

Maria: Anselm, weil Sie mir immer nur die Wahrheit sagen dürfen! Ich würde zugrunde gehn, wenn jetzt nicht volle Wahrheit zwischen uns allen herrscht!

Anselm: Maria, selbst wenn ich wollte, könnte ich Sie nicht belügen; Ihnen beichte ich ja!

Maria: Sie müssen aber doch mit ihm sprechen.

Anselm: Das kann ich nicht! In einen nach Verständigung Dürstenden mich hinabbeugen kann ich; aber mit Thomas sprechen kann ich nicht. Sie können ihm ja alles wiedererzählen. Könnten Sie ihm sagen, was wir gesprochen haben?! Oder würden die Worte zwischen Ihrem Mund und seinem Ohr die Kraft verlieren?! – Sie müssen heimlich und überraschend von hier fortgehn. Er sucht Sie. Der Platz, den sein Ratschluß Ihnen zugewiesen hat, ist verlassen. Sie sind bei sich. Das ist das einzige, was ihn zur Umkehr bringen kann!

Maria: Wissen Sie, daß Sie Gefahr laufen, ein schlechter Mensch zu werden? Sie meinen etwas Gutes, aber Sie kennen dann gar keine Bedenken in der Wahl der Mittel.

Anselm: Aber was heißt denn, Mittel wählen, wenn ich schon fühle, daß Sie aus Ihren innersten Kräften das richtige finden werden; es hieße, mit der Pistole nach der Sonne schießen. Ach, Maria, ich bin weniger als ein schlechter Mensch; ein Gelehrter, der die Gelehrsamkeit verloren hat, und ein Mensch, der sich immer und immer wieder in der Wahl seiner Mittel vergriff. Nur Sie können uns helfen.

Maria: Anselm, wir müssen darüber noch sprechen. Auch über Regine. Sie versprechen mir aber, danach mit Thomas zu reden? *Da Anselm schweigt.* O ja, Sie versprechen es! Kommen Sie, dann gehen wir jetzt noch in den Park. *Da Anselm sich zur anderen Türe wendet.* Nein, nicht da herum, hier – *sie zeigt auf das Schlafzimmer* – haben wir es ganz nahe. Aber Sie müssen die Augen schließen, es ist alles in Unordnung. Ich meine, wenn wir uns aussprechen, könnte es Thomas wirklich helfen.

Anselm *mit verhaltener Wut und Bosheit*: Ach, ich möchte lieber, daß Sie durchs Fenster klettern! Wollen Sie nicht da hinaus?! Sie müßten sich hineinkrümmen und -runden und die Röcke zusammennehmen, so daß Sie gar nicht mehr zu verstehn sind; wie bei einem Unglücksfall! Aber Sie sind zu schön, um sich so etwas zu traun.

Maria: Aber was fällt Ihnen jetzt wieder ein?

Anselm: Daß Sie da geschlafen haben durch Jahre!!

Maria: Unsinn! Augen schließen! Geben Sie mir Ihre Hand! *Ab. Die Bühne bleibt einen Augenblick leer.*

Regine *eintretend*: Wenn Sie wirklich glauben, dann hier herein; hier wird uns jetzt niemand stören.

Fräulein Mertens: Oh, ich weiß, daß es Ihnen kaum erträglich erscheint, einem fremden Mann Vertrauen zu schenken. Wer sollte Sie besser verstehen als ich?! Ich weiß, was es heißt, sich in sein Inneres verschließen, Sie zarteste Heilige!

Regine: Thomas hat wohl etwas von einem Detektiv gesprochen ...? Aber ich mag das nicht leiden!

Fräulein Mertens: Nein, natürlich ist es nicht recht von Doktor Thomas; einer seiner kalten Einfälle! Sie sehen es!

Regine: Feststellen! Beobachten! Was will man denn damit erreichen! Das ist so dumm.

Fräulein Mertens: Aber vielleicht kann Ihnen der Mann nützen: er hat ausdrücklich nach Ihnen verlangt. *Sie winkt bei der offenen Tür hinaus.* Und wenn er auch etwas gewöhnlich aussieht, hat er doch kein unsympathisches Gesicht. Ich werde Sie allein lassen. *Sie läßt an sich vorbei Stader eintreten und zieht sich zurück. Stader tritt näher, mit allen Organen den Raum beschnüffelnd. Er war einmal ein hübscher Junge und ist jetzt ein tüchtiger Mensch. Seine Kleidung ahmt die Korrektheit eines wohlhabenden Gelehrten nach, aber mit einem kleinen schwarzen Künstlerschlips. Er legt beim Eintreten einen grämlichen, alten Ausdruck aufs Gesicht und rückt an einer großen blauen Brille, als hätte er sie eben aufgesetzt.*

Regine: Sie schickt ... ein Bureau? Wollen Sie Platz nehmen.

*Sie setzen sich. Stader zögert dabei und räuspert sich. Da es ihm nicht gelingt, Reginens Aufmerksamkeit in die gewünschte Richtung zu lenken, nimmt er die Brille ab und macht ein natürliches Gesicht.*

Stader: Wie doch diese überholten, altmodischen Mittel noch immer wirken! Eine Brille, ein wenig Meisterschaft im Ausdruck und es genügt schon für einfache Fälle! Sie erkannten mich also nicht.

Regine: Ich weiß noch immer nicht ...? *Sie betrachtet ihn, er grinst allmählich über das ganze Gesicht.* Was meinen Sie?

Stader: Sie erinnern sich nicht?

Regine: N...ein. Ach ja ... Sie waren Diener bei uns?

Stader: Hrr mja; nun ja gewiß; ich *war* Diener ... Stader, Ferdinand Stader, ... Ferdinand!? Aber schon damals in der freien Zeit etwas Besseres, Sänger und Dichter.

Regine: Ich weiß. Sie sind nachts in Gastwirtschaften als Sänger aufgetreten, obgleich Sie das eigentlich nicht durften. Das gefiel mir.

Stader: Und wie oft haben Sie mir einen Kuß ins Haar gehaucht und gesagt, du –

Regine: Benehmen Sie sich doch nicht abgeschmackt!



Stader: Abgeschmackt? Mit den Zähnen und allen zehn Fingern haben Sie in mein Haar gebissen und gesagt: Du in –, du in –; Herrgott, bis vor kurzem hab' ich's noch gewußt und jetzt hab' ich's vergessen! Es war etwas mit Genie.

Regine: Du – ingénu. Mein Gott! *Sie schlägt die Hände vors Gesicht.* Anspeien könnte ich mich heute!!

Stader: Beruhigen Sie sich. Sie haben mir zwar schweres Unrecht zugefügt, als Sie mich so einfach ... na ja, hinauswerfen wollte ich sagen. Ich wußte ja nicht, daß feine Damen so sein können. Aber ich trage Ihnen nichts nach. Denn Sie haben mich dadurch auf den Weg der Wahrheit gestoßen. Und der Wahrheit verdanke ich meinen Aufstieg! Sie hatten sich nämlich nicht in mir geirrt, und Ihr Wort, daß ich ein Genie bin, das hat mich begleitet und gestärkt; es nützt Ihnen nichts mehr, wenn Sie es heute zurückzunehmen versuchen. Ich war nie bloß nur Diener, ich habe das gleich danach aufgegeben. Ich war vielerlei. Präparator, Klavierspieler, Paukdienner, Photograph, sogar Hundefänger; ich war ein vielseitiger Mensch, schon bevor ich meinen Beruf entdeckte. Und ich muß sagen, man braucht für ihn auch außer der Strenge der Forschung etwas Künstlerblut: Heute bin ich Inhaber des größten neuzeitlichen Ausforschungsinstituts.

Regine: Ausforschung?

Stader: Detektivinstituts.

Regine: Sie wollen Geld?! Wieviel? Ich habe keins.

Stader *würdig*: Betrachten Sie mich, bitte, als in ritterlichen Beziehungen Ihnen gegenübergestanden! Ich wollte Sie bloß um eine Gefälligkeit ersuchen. *Mit herablassender Zärtlichkeit ihren Irrtum verbessernd.* Keine solche; Sie haben sich doch noch immer nicht geändert. Mein Institut ist das größte und neuzeitlichste Ausforschungsinstitut der Gegenwart: Newton, Galilei & Stader. Früher hätte man so etwas Argus genannt; weil ich weiß, was ich der neuzeitlichen Wissenschaft schulde, habe ich ihre beiden Begründer in den Namen der Firma aufgenommen.

Regine *die sich nicht zurechtfindet*: Ja also, dann sind Sie aber der Detektiv, von dem mein Vetter Thomas gesprochen hat?

Stader: Ihr –? Wer ist Thomas?!

Regine: Mein Vetter Doktor Thomas – nun, Sie befinden sich doch in seinem Haus! Er hat davon gesprochen, einen Detektiv kommen lassen zu wollen.

Stader *sehr beunruhigt*: In der Angelegenheit Seiner Exzellenz Ihres Gatten und eines gewissen Doktor Anselm Mornas?

Regine: Wahrscheinlich doch!

Stader *in äußerster Gemütsbewegung*: Er hat einen Detektiv! Und nicht mich! Ich bin vernichtet!

Regine: Aber ich weiß ja gar nicht sicher, ob er es wirklich getan hat.

Stader: Es ist noch nicht sicher?! Sie müssen mir sofort eine Aussprache mit ihm vermitteln. Ich bin der Detektiv Seiner Exzellenz; aber ich will ihm alle meine Geheimnisse verkaufen, schenken will ich sie ihm, wenn er mir Gehör leiht! Sie müssen mich ihm sofort auf das herzlichste empfehlen!

Regine: Aber das ist ja unmöglich.

Stader: Unmöglich? Sie meinen wegen –? Vorbei ist gewesen. Ein Mann hat größere Interessen! Hören Sie mich an: Mein Institut arbeitet mit den neuzeitlichen Mitteln der Wissenschaft. Mit Graphologie, Pathographie, hereditärer Belastung, Wahrscheinlichkeitslehre, Statistik, Psychoanalyse, Experimentalpsychologie und so weiter. Wir suchen die wissenschaftlichen Elemente der Tat auf; denn alles, was in der Welt geschieht, geschieht nach Gesetzen. Nach ewigen Gesetzen! Auf ihnen ruht der Ruf meines Instituts. Ungezählte junge Gelehrte und Studenten arbeiten in meinen Diensten. Ich frage nicht nach läppischen Einzelheiten eines Falls; man liefert mir die gesetzlichen Bestimmungsstücke eines Menschen und ich weiß, was er unter gegebenen Umständen getan haben – muß! Verstehen Sie? Die moderne Wissenschaft und Detektivik engt den Bereich des Zufälligen, Ordnungslosen, angeblich Persönlichen immer mehr ein. Es gibt keinen Zufall! Es gibt keine Tatsachen! Jawohl! Es gibt nur – wissenschaftliche Zusammenhänge.

Ja, das ist aus Ihrem »kleinen Neapolitaner«, aus Ihrem »Straßensänger« geworden!

Seine Exzellenz, Ihr Herr Gemahl, hat uns nun, angezogen von dem außerordentlichen Ruf, den unser Institut in der gesamten Fachwelt genießt, die Ehre seines Auftrags erwiesen. Es lag mir viel daran, eine so hochgestellte wissenschaftliche Persönlichkeit zufriedenzustellen: hier ist das schriftliche Elaborat. *Er weist stolz auf eine dicke Mappe, die er nicht aus der Hand läßt.*

Regine: Elaborat? Sie wollen doch nicht sagen? Über wen?!

Stader: Wir verwenden neben den geschilderten neuzeitlichen Mitteln natürlich auch Rescherschöre, Bestechungen, Frauen, Alkohol, Dienstboten, Spolierungen, kurz die sozusagen klassischen Mittel der Detektivwissenschaft. Wollen Sie sehen? *Er öffnet seine Mappe.* Hier diese Postkarte ist von Doktor Anselm Mornas an seinen Schneider und handelt von der Bestellung eines Winteranzugs. Wollen Sie beachten, daß die Karte im August geschrieben worden sein muß. Das läßt sich beweisen durch das Datum des Poststempels und den Umstand, daß es sich um eine reine und direkte sogenannte Zweckorientierung handelt, wobei eine Irreführung des Schneiders nicht dienlich wäre.

Regine *ganz benommen*: Das verstehe ich nicht, aber was läßt sich denn daraus schließen!?

Stader: Oh ...! Bestellung eines Winteranzugs im August, das könnte bedeuten: Voraussicht; Sparsamkeit, denn im Sommer sind die Winterstoffe billiger; Mangel an Schick, denn man erhält noch nicht die kommenden Winterstoffe; viertens eine geheime Absicht. Pedantisch vorsorglich ist er nicht, sparsam ist er nicht, ohne Schick ist er nicht: was bleibt also? Ein Geheimnis. Da haben Sie schon den ganzen Menschen! – Mit der Analyse des Inhalts stimmt die der Schrift überein. Sehen Sie nur diesen aufwärts strebenden Haken: Abenteuerlust. Dieses geduckte «u»: geheime Leidenschaften. Oh, es ist ein Genuß, das verborgene Wesen eines Menschen so spielend vor sich auszubreiten! Hier! Sehen Sie diesen Schattenstrich: ein Selbstmordgedanke! Und nun die sich fast verkriechenden Mittelbuchstaben: Wandertrieb; es ist die Schrift eines Mannes, der zuweilen verschwindet und die Nachricht austretet, daß er in den Tod geht. Ich halte mich nicht dabei auf, daß er das Wort «Betrag» so schreibt, daß man es auch für «Betrug» lesen könnte, ich weiß auch ohne das, sein Lebensdrang ist wach: diese steil ansteigenden Haarstriche! Er hat in summa das Gefühl, daß er ohne die Person nicht leben kann, die er im Winter in diesem Anzug treffen wird.

Regine: Ja kennt er denn die schon?

Stader: Das waren Sie!

Regine: Woher wollen Sie das denn wissen.

Stader: Nun ich werde als Beauftragter Seiner Exzellenz doch wissen, wann Doktor Anselm zum erstenmal ins Haus kam. *Er sieht auf seine Armbanduhr.* Aber meine Zeit beginnt mir zu mangeln, sehen Sie nur noch dieses Dokument.

Regine: Das ist ja meine Schrift!

Stader: Jaha. Das habe ich seinerzeit als Andenken mitgenommen: es war Ihr Wirtschaftsbuch.

Regine: Was können Sie daraus sehen!

Stader: Ich habe es selbst untersucht. In diesem Fall, muß ich sagen, haben alle wissenschaftlichen Anhaltspunkte nicht mehr ergeben, als ich schon wußte. *Indes er blättert.* Herzlos. Schläft lang. Unverständlich. Kurz: *In ruhigem, lang aufgespartem Triumph.* Eine, wissenschaftlich betrachtet, durchaus nicht vollwertige Person. Und ...! *Er hat die gesuchte Stelle endlich gefunden und reicht sie ihr sehr vorsichtig hin, so daß ihm das Buch nicht entrissen werden kann.* Und hier steht «Ferdinand» und daneben «Doppelpunkt kleiner Neapolitaner». Und da: «Johannes, wann kehrst du wieder?»!

Regine: Geben Sie es mir zurück.

Stader: Aber was denken Sie. *Freundschaftlich.* Ja, sagen Sie, ich habe vorhin etwas gehorcht, es war ja nicht viel Gelegenheit, aber die Dame, die in Ihrer Gesellschaft war, rief «Heilige». Machen Sie das also wirklich noch immer? Das haben Sie nämlich doch schon mir erzählt: Ihre Liebe zu mir galt dem seligen Herrn Johannes und mir gewissermaßen nur, wie wenn einer in Stellvertretung getraut wird. Das hat mir damals mächtig imponiert. Ich war unschuldig – entschuldigen Sie, daß ich lache: mir erzählten Sie das, dem späteren Newton & Stader – und ich habe es Ihnen geglaubt. Aber es war auch eine schöne Erfindung und hat mich später zum Psychologen gemacht. Nur: etwas so Ungewöhnliches ist nicht jedermanns Verständnis zugänglich. Und wenn man es zu oft wiederholt und ganz unwürdige Individuen zu den Akten kommen: Sie werden große Unannehmlichkeiten haben! Wissen Sie übrigens, daß Ihr jetziger Bräutigam bereits verheiratet ist und sich von seiner Frau nicht scheiden lassen will, um nicht Sie heiraten zu müssen.

Regine *die sich inzwischen zusammengenommen hat*: Ja.

Stader: Das hat nämlich die Analyse dieses Briefs an seine rechtmäßige Frau ergeben, – indem es darinsteht.

Regine: Den möchte ich sehen, zeigen Sie ihn mir.

Stader *legt ihn in die Mappe zurück und verschließt diese sorgsam*: Sie würden ihn zerreißen.

Regine: Sie haben also den Auftrag erhalten, mich auszuspionieren?

Stader: Seine Exzellenz der Herr Professor und ich dienen, jeder in seiner Art, seit unseren Mannesjahren der Wahrheit!

Regine *steht auf*: Sie sind ein Schwindler! Sie wissen gar nichts! Ich habe Sie nie gekannt! Ich kann ja doch jederzeit einen Eid darauf schwören.

Stader: Ich habe Ihnen ja bei weitem nicht alles gezeigt, ich habe noch ganz anderes Material: Vermissen Sie nichts?

Regine: Was sollte ich vermissen?

Stader: Ein Notizbuch zum Beispiel? Ein ganz kleines, gelbes Buch; darin haben Sie Ihre Lebensgeschichte aufgezeichnet und die des Doktor Anselm.

Regine: Aber das habe ich doch – –!

Stader: Nein, das haben Sie eben nicht mehr.

Regine: Das habe ich doch in den Koffer gelegt, das weiß ich ganz bestimmt.

Stader: Kann ja sein. Aber durchaus nicht nur die einfachen Naturen, auch in der besten Gesellschaft ... ich kann nicht mehr sagen als: selbst in wissenschaftlichen Kreisen findet man Subjekte! – Aber lassen wir das. Sehen Sie, diese Ausbrüche der Heftigkeit kennen wir; Sie haben mich nicht beleidigt.

Regine *die ihren Entschluß gefaßt hat*: Ja; lassen wir es!!

Stader: Die Wahrheit ist immer Angriffen ausgesetzt, aber sie ist darüber erhaben.

Regine: Wenn das die Wahrheit ist, so ist sie eine ungeheure schmutzige Menschenfalle ... Ich sehe Sie an, wie ein Gespenst stehn Sie da. So wie Sie könnten dastehn: – ich werde nachdenken und Ihnen die genaue Zahl sagen; die können Sie dann zu den Akten nehmen. Wie soll ich Ihnen begreiflich machen, daß all das niemals wahr gewesen ist?!

Stader *dem diese Wendung ungelegen kommt*: Sie brauchen es ja gar nicht.

Regine: Aber es ist ja wahr gewesen! Erinnern Sie sich nicht?! Wissen Sie nicht mehr, wie hündinnenhaft ich Ihnen hingegeben war?

Stader *beruhigend*: Vorbei ist gewesen.

Regine: So kommen Sie nicht davon! Ich hatte Sie vorher gesehn, wie Sie waren, ich habe Sie nachher so gesehn: aber dazwischen konnte ich das einfach nicht aushalten, so abscheulich waren Sie mir!

Stader: Ja, ja, ja; etwas Derartiges hört man immer nach solchen Gelegenheiten.

Regine: Aber ich konnte mir ja gar nicht genug daran tun, mir vor Ihnen etwas zu vergeben! Ich kann, wenn ich allein im Zimmer bin, es manchmal auch nicht ertragen, meinen Schrank so einfach dastehn zu sehn; manchmal bemerke ich, daß er sich verändert und Gesichter zieht. Dann muß ich ihn rasch aufmachen und nachsehn; ich würde ihn sonst vielleicht auch Johannes nennen.

Stader *warnend, aber ebenso entschlossen, zu dem Seinen zu kommen*: Ich kann Ihnen nur raten, vertrauen Sie sich Ihrem Vetter Professor Thomas an. Das ist ein Mann, dem man sich anvertrauen darf. Welch ein Ruf in der Fachwelt, hat man mir gesagt; aber daneben auch welch ein Blick für die Menschheit! Den haben die gelehrten Herren nicht immer; gerade in meinem Beruf hat man manchmal mit ihrer Geringschätzung zu kämpfen. Natürlich mit Unrecht, denn im modernen Sinn ist ein Detektiv etwas ebenso Hohes wie ein Forscher; ja etwas noch Höheres, wenn man bedenkt, daß er Menschen ausforscht. Immerhin ist da stets eine Unterstützung nötig. *Er ist aufgestanden*. Ich habe ihn für eine große Idee zu gewinnen. Daß Sie sich bei mir nicht an den Unwürdigsten verschwendet haben, ist bewiesen. Sie brauchen Professor Thomas nur in einer herzlichen und einladenden Weise auf mich aufmerksam zu machen als auf einen Menschen, mit dem es sich lohnt, in ständiger Verbindung zu bleiben. Wenn Sie das wollten, bliebe alles streng unter uns dreien!

Regine: Das tue ich nicht; das bringe ich nicht mehr zustande.

Stader: Regine, haben Sie sich nicht! Sie waren damals schlecht zu mir, aber ich habe mit dem Abstandsgeld, das Sie mir gegeben haben, mein Institut gegründet. Ich will Ihnen wohl. Aber seit

ich von Professor Thomas gehört habe, finde ich keine Ruhe! Ich bin alles imstande! Ich habe unberechenbares Künstlerblut in mir! Ohne das hätte ich es in meinem Beruf nicht so weit bringen können. Seien Sie anständig!

Regine: Ich will nicht.

Stader: Aber ich kann Ihnen ja doch zu sehr schaden!

Regine: Tun Sie es. Sie kennen mich ja, wie ich wirklich und wahrhaftig bin; Sie haben mich in der Hand. Ich will, daß Sie diese Mappe Seiner Exzellenz ausliefern.

Stader: Ja, aber haben Sie denn gar kein Schamgefühl?! Das wird vor Gericht ausführlich behandelt werden! Sie müssen doch etwas Schamgefühl haben, Sie werden sich doch nicht so bloßstellen lassen! Oder Angst!?

Regine: Hören Sie »Ferdinand«: Man kann innen heilig sein wie die Pferde des Sonnengotts und außen ist es das, was Sie in Ihren Akten haben. Das ist ein Geheimnis, das Ihr Institut nie entdecken wird. Man tut etwas und es bedeutet innen etwas ganz anderes als außen. Mit der Zeit aber hat man innen doch nur das getan, was außen geschehen ist. Man hat nicht mehr die Kraft, es zu verwandeln!

Stader: Nun, ich könnte unter Eid nur aussagen, daß Sie jederzeit sehr wirklich bei der Sache gewesen zu sein schienen.

Regine: –?! Ja. Sie haben recht. Das ist das Entsetzliche. – Aber Sie müssen gehn; wir können hier nicht länger bleiben.

Stader: Ja, ich habe auch schon größte Eile, ich muß zum Zug. *Mit einem letzten Versuch.* Professor Thomas ist bedroht! Ein dunkler Anschlag schwebt über seinem Haupte. Sie wissen ja nicht, was in dem Brief steht, den Sie gesehen haben: Anselm ist nicht Ihrethalben hier, er ist hier, um seinem Freund die Frau zu entführen!

Regine: So? Sie müssen hier durchgehn. Da kommt eine Tür, die führt in ein Badezimmer, dann auf einen Gang und ein paar Stufen – ich werde Sie lieber selbst führen. *Sie geht voran.*

Stader *in der Schlafzimmertür*: Ich gehe jetzt zu Seiner Exzellenz. Ich gebe es also Seiner Exzellenz. Aber bevor ich es Seiner Exzellenz gebe, wäre ich auf der Bahn noch zu treffen. Und vielleicht auch noch nachher ... Solche Geschichten, das verstehe ich nicht; ein Mann hat Logik! Ich habe gedacht, Sie würden alles tun, um die Mappe zu erhalten. *Ab.*

*Die Bühne bleibt einen Augenblick leer, bevor bei der andren Türe Anselm eintritt. Er sieht sich vorsichtig um, geht rasch zur Schlafzimmertür und versinkt, auf den Türrahmen gestützt, in Betrachtung. Sein Ausdruck ist der der visio beata. Plötzlich weicht er zurück wie bei einer unerlaubten Handlung betreten und sucht sich eine harmlose Haltung zu geben. Regine ist durch das Schlafzimmer zurückgekehrt, tritt ein und steht ihm gegenüber.*

Anselm: Du warst im Zimmer?

Regine: Nein, ich bin von außen gekommen, aber du hast mich nicht gleich bemerkt.

Anselm: Ja, ja, ich suchte dich; ich habe sie stehengelassen, aber ich fand dich nirgends.

Regine: Das ist ja nicht wahr.

Anselm *blickt sie überrascht an, dann sagt er ruhig*: Maria? Aber was denkst du! Sie amüsiert mich.

Regine: Sie wartet auf dich?

Anselm: Ich sollte ihr etwas holen, ein Schultertuch; aber sie kann lange warten. Sie sieht in mir einen romantischen Helden und erwartet mittelalterliche Aufmerksamkeiten von mir; sie begreift etwas schwer wie fast alle stattlichen Frauen.

Regine *verstellt*: Hast du ihr essen zugesehn? Sie kaut langsam wie eine Kuh. Am liebsten möchte sie immer auch blumige Gespräche, große grüne Wortlandschaften zum Grasens; das machst du übrigens großartig.

Anselm *sucht sie zu überbieten. Und da er sich nach den vorausgegangenen leidenschaftlichen Szenen mit Maria in der Gegenphase des geistigen Ekels befindet, spricht er anfangs überzeugungsvoller*: Ja, sie braucht Lyrik, geradezu mit der Butterspritze. Das macht mich rasen. Thomas wirkt, nach ihr genossen, trocken herrlich wie Wüstenwind. Verstehst du, ich halte es gar nicht für ausgeschlossen, daß sie ihn plötzlich verläßt, wenn der Geist über sie kommt; diese über achtzig Kilo schweren Seelen fallen wie die Säcke um.

Regine: Würdest du sie gern so sehn? Sie fordert dazu heraus, ihr irgendwie Paprika in den Körper zu praktizieren und sie hüpfen zu machen, um *ihr* dann zu sagen: Meine liebe Maria, ein hygienischer Geruch von Tugend umgibt Sie wie die reine Karbolluft Spitäler, solche Sprünge sind nichts für Sie!

Anselm: Hopsen Sie nicht so, alte Tugend! Ich würde da gern ihr Gesicht sehn.

Regine: Erinnerst du dich noch, wie dünn ihre Beine waren, und die Höschen hingen dem Musterkind immer vor. Jetzt kann man das nicht sehn, aber seit wir hier sind, verfolgt mich die Frage, ob die Beine noch immer zu dünn sind?

Anselm *kann nicht mehr mit*: Von früh bis spät beisammen: Sprechen wir nicht mehr von ihr; es schüttelt mich, wenn ich an sie denke.

Regine: Siehst du, du lügst! Oh, wie du lügst!

Anselm: Würde ich so über sie sprechen können?!

Regine: Ach du! Du sprichst doch über einen Menschen nur gut, solange er dir gleichgültig ist. Wenn du etwas für ihn empfindest, so beschmierst du ihn mit Schmutz, damit du es versteckst! *Sie bricht plötzlich ab. Komm fort!*

Anselm *unwillig*: Warum?!

Regine: Komm fort, Anselm! Wir reisen! Wir fliehn! Wenn Josef da ist, sind wir schon weg. Du hast dich hier verstrickt, du kannst von Maria nicht los.

Anselm: Sei doch nicht gleich so gräßlich weibisch. *Er überlegt*. Du müßtest im Gegenteil Maria bitten, daß sie mit uns kommt.

Regine: Und?

Anselm: Wenn wir außerhalb dieses Hauses zusammenleben, kann dein Mann uns die größten Unannehmlichkeiten bereiten; wenn du mit deiner Schwester reist, kann er gar nichts tun.

Regine: Und-?! Das schlag dir aus dem Kopf. Ich mache euch nicht noch länger die Mauer.

Anselm: Du bildest dir also ein, mir ein Geheimnis entrissen zu haben. Also ja: Deine Schwester ist herrlich! Herrlich und ungewürzt wie Wasser. Riecht so gut wie eine Bügelstube; meinethalben, wenn du willst, auch so dumpf.

Regine: Und ich?

Anselm: Auch Josef ist eigentlich ein herrlicher Mensch. Wir haben uns erlaubt, auf ihn hinabzusehn. Gewiß, sie sind aufreizend schwerfällig in Gemüt und Geist, diese Menschen. Aber ich will dir etwas sagen: Auch das ungewöhnliche Erlebnis ist nichts als eine umgestülpte Gewöhnlichkeit. Und selbst in einem Rindergespann ist das Leben reicher als in einem Kopf wie Thomas, und ein Kutscher, der bei seinen Pferden schläft, weiß von der Welt mehr als er und du!

Regine: Ich soll also zu Josef zurück?

Anselm: Gott, ich meine, vorerst einmal in frische Luft hinaus. Hier wird man diese gestockten Erlebnisse mit Johannes nie los. Wie ein Zimmer am Morgen nach einer Zecherei ist es hier.

Regine: Also: mit dem Kopf in »herrliches« frisches Wasser! Ich will aber nicht. Ich werde mich eher töten. Hörst du? Aber nicht deinetwegen.

Anselm: Sagt das nicht jede, wenn sie sich verlassen glaubt?

Regine: Ich habe andere Demütigungen ertragen. Hast du dir diese lang überlegt?

Anselm: Was heißt das?

Regine: Hast du vielleicht unser kleines gelbes Buch wieder aus dem Koffer genommen und für Josef liegen lassen?

Anselm: Du weißt es also? Woher? Ich könnte es abstreiten, denn du läßt ja alles liegen. Aber: ja! Ich hab' es getan: Weil ich schon wußte, was mir mit dir bevorsteht. Du bist mir zu nahe gekommen. Du willst mir nicht mehr aus dem Weg gehn! Ich bin nicht so stark, daß ich dich auch retten könnte; gerade dich nicht. Deine verfluchten Schwächen haben alle Kerker in mir aufgewiegelt!!

Regine: Und Josef gibst du dich preis? Diese herrlichen Menschen scheinen jetzt starken Einfluß auf dich zu haben. Dir war es doch sonst unerträglich, wenn jemand auch nur das geringste über dich wußte, als wärest du dann schon in seiner Macht. Du hast doch lieber etwas Böses über dich erlogen als etwas Gutes zugegeben, wenn es wirklich wahr war.

Anselm: Bis Josef es versteht, wollte ich weiß Gott wo sein. Ich wechsle den Namen und fange noch einmal an. Ich will noch einmal anfangen, verstehst du! Ich muß noch einmal anfangen! Du wirst mich nicht festhalten!

Regine: Also du wolltest wieder ein neues Leben beginnen. Und das war an dem Tag, als du dich mit der Faust ins Gesicht geschlagen und fast geweint hast. *Sie öffnet ihn mystisch nach.* «Es ist ein Wunder, daß ich dich gefunden habe! Es hat mich niedergeschlagen wie ein Wunder. – Ich möchte mich töten, um es nicht überleben zu müssen.»

Anselm: Ja, das war der Tag! Ich fühlte, ich muß mich retten. Wir waren so unbegreiflich eins. Mein Leben war so wiederholt in dir. Noch einmal ich, bist du an meinem Weg gestanden, und es war eine flatternde Stille um uns und ein so plötzliches Hinausgleiten in diesen Ozean in uns und um uns, daß ich fühlte: Wenn das Schiffbruch wird, kommt nur einer von uns beiden wieder ans Ufer ... Wie schal klingt das heute schon. Wie schmachlich sind diese vergeblichen Versuche.

Regine: Oh, es hat sich mir jedes Wort eingepreßt und ich konnte es dem Detektiv wiederholen, so daß es heute noch Thomas und Josef genau wissen werden.

Anselm: Was heißt das? Du fieberst?

Regine: Es war ein Mann da; gerade bevor du kamst. Ein Detektiv, ein ehemaliger Diener. Der

war einmal mein Geliebter; er hat mich verlassen, wohl auch weil ein Mann höhere Interessen hat! Der weiß alles über mich; viel mehr, als nötig ist, um Josef zu bewaffnen; er hat es in einer dicken Mappe gesammelt, und den Rest habe ich ihm gesagt. Aber er weiß auch von dir viel mehr als du Josef preisgeben wolltest, um mich ihm auszuliefern. Er hat Briefe an deine Frau, in denen du beichtest. Er kennt dein ganzes Leben. Und was er noch nicht wußte, habe ich ihm auch gesagt.

Anselm: Du warst nicht bei Verstand. Da muß doch sofort etwas geschehn, um den Mann zum Schweigen zu bringen. Wo ist er hin?!

Regine: Nein! Josef soll es nur erfahren!

Anselm: Was heißt, nein?! Willst du, daß wir hier vor Thomas und Maria daliegen wie ein Krötenpaar?

Regine: Ja!

Anselm: Wegen einer blöden Eifersuchtsgeschichte! Einer Liebesgeschichte, pfui Teufel! Hast du überhaupt eine Vorstellung von dem, was du anstellst? Alle diese Sinnlosigkeiten, die nur im Dunkel zwischen zwei Menschen möglich waren, sollen nun – erschöpft, wie sie sind – an den Tag kommen?!

Regine: Anselm, du leugnest. Du hast nicht mich, du hast *uns* Josef preisgegeben! Weil du damals Mut hattest. Es war der Ausbruch aus dem Kerker der Vernunft! Oh, gleich als du kamst! Dein erstes Wort war, als ich dich fragte, wie *dein* Leben ausgefallen ist: Es ist eine einzige Demütigung gewesen. Und aus dem brünstigen Gewölk der Erinnerungen, aus dieser Bocksherde, deren stinkendes Gewimmel mir den Himmel verhüllt hatte, fuhr der Blitz: Demütigungen erleiden – das sind wir!

Anselm: Sag nicht: wir! Du sollst dich nicht an mich pressen, als wäre ich du! Ich hasse deine Demütigungen! – Ja, ja, ich weiß, du hast mir diese Geschichte von Johannes erzählt und ich habe dich darin bestärkt.

Regine: Und du hast ebensowenig daran geglaubt wie ich.

Anselm: Und es ergriff mich unsagbar! Dieses Gespenst, das immer zusehn muß, wenn du dich andren hingibst, war unser Gespenst. Die Angst vor dem Alleinbleiben.

Regine: Und die Angst vor dem Nichtalleinbleiben. Vor dem Beglotztwerden. Dem Beschleimtwerden! Bist du nicht lebenslang zitternd auf der Lauer gelegen und zugestoßen auf sie wie ein Hecht, um ihnen ein Stück des ihren aus dem Fleisch zu reißen, bevor sie dich fassen können? Schüchterner, du, Gescheuchter. Jeder Mensch kommt grausig zu seinem Bruder wie ein Fisch zur Leiche. Und jeder trägt ein Meer um sich!

Anselm: Du hattest mich angesteckt mit diesen Einbildungen! Ich sah nur noch so. Als ob alle Sympathie, alle ursprüngliche Natur nur Angst und Verderben wäre!

Regine: Dir drückt doch nur die Angst vor Thomas und Maria jetzt das Herz ab. Und die Scham über alles, was du getan hast. Bestie, du! Anselm! Wir sind nichts Wirkliches! Ob wir lügen oder nicht, gut sind oder uns wegwerfen: es ist etwas mit uns gemeint, das wir niemals richtig auslegen können. Das hast du gewußt und hast all unser Wirkliches dahingegeben. In dem einzigen Augenblick, wo du Mut hattest!

Anselm: Ich kann es nicht mehr hören. Man kann etwas, das der Vernunft dermaßen widerstrebt, nicht ewig aufrechterhalten. Das ist heute so unerträglich verlogen und unnatürlich. Wo ist der



Mann?!

Regine *sieht auf die Uhr*: Ich weiß nicht, wo er ist.

Anselm: Ah, du bist nichts als eine eiternde Wunde, die sich nicht schließen will!

Regine: Einmal hattest du den Mut. Sollen wir wieder zurücksinken? Laß uns lieber jede Erniedrigung auf uns nehmen. Wenn man nicht mehr die Kraft hat, etwas andres zu sein, als man tut, ist man kein Mensch mehr!

Anselm: Wo der Mann ist, will ich wissen?!!

Regine: Das Tuch, Anselm! Du hast dich ja für das Tuch zu interessieren. Du mußt Maria das Schultertuch bringen!

Anselm: Wo der Mann ist, will ich wissen!!!

Regine *sieht nochmals zur Uhr*: So, jetzt ist es zu spät. Josefs Zug fährt ein, und der Mann steht am Bahnhof und übergibt ihm die Mappe. *Sie wird schwach und beginnt zu weinen.*

vorhang

[ < ]

## Zweiter Aufzug

*Die Szene stellt Thomas' Studierzimmer dar. Die Wände vom seltsamen Muster der Buchrücken bedeckt. Im Hintergrund schräg ein großes geöffnetes Fenster. Park. Sich vertiefendes Dunkel. Anfangs brennt nur eine kleine Lampe.*

*Von der Darstellung dieser Szene gilt das gleiche wie im ersten Akt. Nur sind die Möbel spärlich und wuchtend; seelisch übergewichtig. Über und an manchen Stellen sogar zwischen den Büchern Sternennacht.*

Anselm *kommt vom offenen Fenster*: Wie die Bäume rauschen. Man weiß nicht, ist es das Meer?

Maria: Wir warten vergeblich, Thomas muß aufgehalten worden sein.

Anselm: Weshalb in Wahrheit ist er in die Stadt gefahren?

Maria: Er hat es nicht gesagt. Kurz nach dem Gespräch mit Josef ist er weggefahren.

Anselm: Der Empfang war kläglich, das Fest! Josef hätte vom Eingang des Parks bis zu seinem Zimmer durch eine Allee der Desillusionierung wandern sollen! Allee des vergleichenden Jahrhunderts! Warum hat Thomas dann nicht Grammophone aufgestellt, die aus den Büschen Liebesschwüre in ausgestorbenen Sprachen hauchten?! Attrappen schöner Frauen, die zu Knochenstaub zerfallen, sobald man sie ansieht?! Seine Frösche und Mäuse ausgelassen?! Ins Beratungszimmer ein Röntgenbild der schönen Regine gehängt?! Gedärme um die Äste gerankt!!

Maria: Abscheulich! Sie wühlen immer wieder in solchen Vorstellungen!

Anselm: Weil ich voll Zorn bin! Wenn ich so denken *wollte* wie Thomas, nicht an den unsterblichen Teil glauben: ich könnte es viel besser. Ich könnte endlos Schmutz ausbrechen! *Er*

*geht wieder zum Fenster.*

Maria: Es sah auch so unsinnig genug aus. Und war doch nichts, das fühlte er selbst; er war nicht bei der Sache. Sie sind schuld, Anselm! Sie hatten versprochen, vorher zu ihm zu gehen.

Anselm *kehrt unterwegs um*: Und Josef hat überhaupt nicht davon Kenntnis genommen, hat es gar nicht bemerkt, sagen Sie?

Maria: Er sagte sofort: Ich habe dir Mitteilungen zu machen, die deine Haltung ändern werden. Man hatte den Eindruck, er sah und hörte nichts zuvor.

Anselm: »Wichtige« Mitteilungen, sagte er?

Maria: Nun ja, wahrscheinlich doch?

Anselm: Er hätte ja auch gesagt haben können: schreckliche. Oder: abscheuliche ...?

Maria: Quälen Sie doch nicht wieder! Was soll es heißen, daß Sie selbst mir einreden, in dieser Mappe stehn unwürdige Dinge. Ich habe fast das Gefühl – Sie wollen mich vorbereiten.

Anselm: Und dann schaltete Sie Thomas aus? Das hätten Sie nicht zulassen dürfen!

Maria: Hetzen Sie nicht; Josef wollte mit *ihm* sprechen.

Anselm: Von einem Detektiv stammt die Mappe? Thomas hätte Ihnen den Inhalt mitteilen müssen, bevor er in die Stadt fuhr, um Stichproben auf die Richtigkeit zu machen!

Maria: Aber wer sagt, daß er das tut?! Ich finde diese Voraussetzung unvernünftig und unwürdig!

Anselm *geringschätzig*: Er ist eifersüchtig!

Maria: Er fürchtet mehr als Grund ist.

Anselm: Er ist auf meine Ideen eifersüchtig. Und möchte mich von der Moral her vernichten wie ein Spießbürger!

Maria: Bloß weil Sie heimlich tun.

Anselm: Geben Sie mir die Mappe!

Maria: Ich habe doch kein Recht dazu.

Anselm: Ist sie hier im Schreibtisch?

Maria: Ja. Aber den Schlüssel der Lade hat Thomas.

Anselm: Öffnen Sie die Lade!

Maria: Unaufrichtig, ohne mit ihm gesprochen zu haben, tue ich nichts. *Sie steht unwillig auf und geht zum offenen Fenster.*

Anselm *beim Schreibtisch*: Tue ich nichts, tue ich nichts! Wir sind im Dunkel, in einer namenlosen Katastrophe: Folgen Sie mir!

Maria: Ich will nicht mitschuldig werden!

Anselm: Man muß den Mut zu Abkürzungen haben. Gerade so werden Sie sich schuldig machen.

Maria: Das wäre Diebstahl!

Anselm: Sie glauben, es müsse immer alles, was man tut, aussprechbar und benennbar sein; das ist das Verhängnis Thomas'! Aber man muß so handeln, daß man es nicht sagen, nicht denken,

nicht einmal begreifen kann, sondern nur tun! Kein Mensch versteht ja heute zu handeln.

Maria *wendet sich ab, dann rasch wieder zurück*: Wo ist Regine?

Anselm *verstockt*: Ich weiß nicht ... Nein, ich weiß: Sie hat sich in ihrem Zimmer eingeschlossen.

Maria: Noch immer? Weint und schreit? Läßt niemand ein?

Anselm: Vermutlich.

Maria: Horchen Sie! ...? Ich glaube, ich habe schon vorhin schreien gehört. *Verstört vom Fenster fort*. Ich halte das nicht aus; noch immer rauschen die Bäume so sinnlos.

Anselm: Wie Wasser!

Maria: Nein, der Wind läuft durch die Bäume; wie mit Füßen; läuft, läuft. Es ist so sinnlos.

Anselm: Und geschieht? So viele Dinge in der Welt geschehen. Als ob lauter Uhren im Raum hingen und gingen und jede andere Zeit zeigte.

Maria: Läuft, läuft ohne Atem zu holen, hören Sie! Es ist zum Fürchten.

Anselm: Es ist auch zum Fürchten! Warum fiel dieses Blatt jetzt am Fenster vorbei? Bilden Sie sich nicht ein, daß irgend jemand es weiß. Überall zwei, drei Schritte weit Antwort, dann Nebel. In jeder Sekunde gleiten Forderungen an Sie heran, Tatsachen mit roten, grünen, gelben Augen und Nebelhornrufen. Drohen Entscheidungen und entgleiten im Nebel. *Er hat seinen Kopf mit beiden Händen gefaßt*. Mein Leben, Gott, wenn ich über mein Leben nachdenken wollte, es ist voll solcher Lichter!

Maria: Was für ein Anfall ist das bei Regine?

Anselm: Kleinmut. Nerven ... Wilde Ohnmacht!

Maria: Aber das wäre doch geradezu Hysterie!

Anselm: Oder Zügellosigkeit. Ich mag nicht daran denken!

Maria: Und Sie wissen bestimmt: Nur diese Aufzeichnungen sind schuld daran?

Anselm: Sie müssen ihr entwendet worden sein; sie stellen sie bloß.

Maria: Und was steht darin?

Anselm: Ich habe sie ja nicht gelesen.

Maria: Und über Sie? Über Sie – steht gar nichts darin?

Anselm: Nur Belangloses könnte. Oder Lügen, die ich nicht kenne.

Maria: Und in dieser Lade sollen sie sein?

Anselm: Ich habe Ihnen ja schon alles gesagt.

*Maria versucht mit einem Schlüsselbund die Lade zu öffnen. Es ist dunkel geworden und Anselm dreht, damit sie sieht, die volle Zimmerbeleuchtung auf.*

Maria *hält ein*: Lassen Sie mich mit ihm sprechen.

Anselm *heftig*: Nein! ... Sie müssen etwas Heimliches tun. Fortkommen. Einen Entschluß müssen Sie fassen. Das ist kein Gedanke, Maria. Fassen: wie wenn Sie im wesenlosesten Dunkel Ihre herrliche Hand schließen würden und plötzlich darin etwas eines unerwarteten, wundervollen

Körpers fühlten!

Maria: Das ist alles so unnatürlich. *Sie unterbricht sich wieder.* Selbst wenn Sie sagen würden, wir werden zusammenleben wie Mann und Frau: ich könnte mit Thomas sprechen. Aber so ist es nichts und doch etwas Fürchterliches ... Können wir denn nicht bloß Freunde sein?

Anselm: Ich will ja nichts für mich! Als Knabe, verstehen Sie, als ahnungsloses Kind, empfang ich, sobald ich Sie sah, ein überall im ganzen Körper ausgebreitetes Glücksempfinden, vor dem ich mich durch nichts zu retten wußte. Um wieviel stärker ist das als bei einem Mann, wo es sich wie ein Abszeß lokalisiert und aufbricht!

Maria *bewegt*: Ich werde die Ahnung nicht los: all das soll bloß geschehn, weil Sie für irgend etwas Rache an ihm nehmen wollen ...!

Anselm: Glauben Sie mir: ich bin nicht deshalb in sein Haus gekommen. Wenn jemals mich ein Mensch, noch so weit draußen, wie ein Leuchtfeuer Heimat träumen ließ, war er es. Wenn jemals ein Menschenantlitz aller Menschenantlitze Kraft in sich schloß ... Aber Haß? Ja; vielleicht trotzdem Haß! Vielleicht deshalb Haß? Ich glaube manchmal, man darf Böses nur einem antun, den man liebt; sonst ist das Böse so schmutzig wie die Liebe, die ein Mann ins Bordell trägt!

Maria: Sie sollten nicht Liebe sagen, solange Sie Zorn, Schmutz und Böses mitfühlen müssen!

Anselm *verzweifelt*: Aber wie denn?? Wie soll ich es nennen?! Menschen brauchen! Wer ein Mensch ist, kann doch nicht nur so in seinem eignen Gedankennetz hängen wie Thomas! Muß gewinnen, geliebt werden, ermuntert! Aufschwingen gemeinsam! Das ist doch quälendes Bedürfnis?! Nicht allein sein, Maria!! Allein sein heißt: nicht wissen, wohin. In dem unerträglichen Wirrsal von Wahrheiten, Wünschen, Gefühlen! Haben Sie Mitleid mit jeder Täuschung, Bösem, Lüge, die dazu gedient haben, eine unbeschreibliche Angst zu beschwichtigen, die Sie nicht kennen.

Maria: Still! Oh, horchen Sie lieber; hat sie nicht wieder geschrien?

Anselm: Sie schreit ohne Unterlaß, aber man hört es bloß manchmal.

Maria: Aber man muß ihr helfen; warum helfen Sie ihr nicht?!

Anselm: Warum helfen Sie nicht? ...

Maria: Wozu verleiten Sie mich? Sie sind ganz verändert! Sie ziehen mich auch schon hinein; ich habe ihm gesagt, daß Sie sein Freund sind.

Anselm: Ich erscheine mir manchmal wie ein Entsprungener, ohne Halt abwärts Gehetzter. Aber bedenken Sie nur, wieviel Leid es in jedem Augenblick in der Welt gibt; welchen Ozean von Leid und Ungewißheit, in dem wir alle mit dem Ertrinken kämpfen: sollte es darauf ankommen, ob man diese eine Sache roh oder sanft beendet? Es kommt nur darauf an, wie man sie ins Ganze stellt.

Maria: Und Sie meinen, daß Reginens Zustand nicht schlechter wird, wenn wir zu dritt reisen?

Anselm: Nein; die Mappe muß aus der Welt geschafft werden. Dann werden diese Übertriebenheiten einschlafen. Die Loslösung wird sich allmählich vollziehen; wie eine Aufrichtung, ich verspreche es Ihnen!

Maria: Horchen Sie! Schon wieder!

Anselm *faßt wild ihre Hand*: Sie fühlen ja auch, wie sie leidet! Wie sie sich festklammert; wie eine kleine Katze, die ertränkt werden soll! *Sie gehen gemeinsam zum Fenster.*

Maria: Regine wird sich noch etwas antun.

Anselm *preßt ihre Hand*: Glauben Sie?! Ah, ich verlasse sie! Und fühle ihr eingebildetes Recht auf mich, als flatterte ihr Herz nach einem Ausweg suchend in meinem. *Sie horchen*.

Maria: Was schreit sie?

Anselm: Johannes.

Maria: Diese Wahnidee.

Anselm: Es ist keine Wahnidee. Sie ruft mich. Alle rief sie Johannes. Es war ihre Ausrede. Oh, ihre von der Wahrheit gehetzte Aus-Flucht! *Man scheint jetzt nichts mehr zu hören. Maria hat sich losgemacht und ist wieder zum Schreibtisch zurück gegangen.* Sie hat ihn zum Selbstmord getrieben, das wissen Sie ja; weil er an sich verzweifelte: sie wollte ihn nur wie eine Schwester gern haben.

Maria *wieder das Schloß versuchend*: Regine wie eine Schwester lieben?! Glauben Sie das wirklich?

Anselm: Ja; damals war sie so. Und er war überaus empfindlich, er war viel zarter als Regine.

Maria: Ich denke, Regine war überhaupt nie zart; wie hätte sie sonst dieses Leben ertragen können, von dem Sie mir erzählt haben. *Unwillig*. Es paßt kein Schlüssel.

Anselm: Versuchen Sie diesen. *Er reicht ihr einen von sich*.

Maria: Nein, nein. Ich will nicht mehr.

Anselm *nachdem er den Schlüssel vergeblich selbst angesetzt hat*: Ich werde es mit dem Messer versuchen. *Er öffnet sein Taschenmesser*.

Maria: Lassen wir es lieber.

Anselm *sie zur Seite schiebend*: Nein; ich will! *Er versucht das Schloß aufzusprengen*.

Maria *sucht ihn zu hindern*: Lassen Sie es, ich will nicht mehr! *Sie zuckt wie vor einem wilden Schrei zusammen*. Schon wieder! ... *Sie horchen* ... Nein, das war eine Tür. Thomas? Schrecklich. Gehn Sie! Hören Sie: Schritte.

*Anselm steckt rasch das Messer ein*.

Fräulein Mertens *stürzt ins Zimmer*: Gott! Ich komme von Frau Regine; sie läßt mich nicht ein! Horchen Sie doch!

Maria: Ach, bin ich erschrocken ...! Ja, wir haben es ja auch gehört, aber was soll man tun? Den Arzt holen?

Fräulein Mertens: Nein, sie will keinen Arzt.

Anselm: Natürlich nicht; das muß man auslaufen lassen.

Fräulein Mertens *ist zum Fenster gegangen*: Wirklich, man hört es. *Sie wendet sich scharf zu Anselm*. Doktor Anselm? Ich frage Sie: hören nur Sie nicht, wie Regine weint?

Anselm *aufgerissen von Schmerz und Selbstironie, völlig ohne Fassung*: Sie singt ja. Es war nicht Lüge, Schmutz singt sie! Nicht Erniedrigung vor Schweinen, Mannstollheit. Nicht Schwäche, gekünstelte Ausrede, Aberglaube; Kranksein, Schlechtsein. Das kann man nur singen. In gewöhnlicher Sprache *ist* es das gewesen!

Fräulein Mertens *vor Empörung und Überraschung fast wortlos*: Doktor Anselm ...???

Anselm: Die Männer haben ihr nie auch nur das geringste bedeutet, oh, gewiß, ich weiß! Sie hat Johannes sterben lassen, sie hat Josef geheiratet, wie man einen Verwalter anstellt. Aber irgendwann begann sie zu glauben, daß sie an Johannes etwas gutmachen müsse, indem sie andren Männern hinwerfe, was sie ihm verweigert hat. Nach dem Tod ist ja schon mancher heilig gesprochen worden, und der Wunsch soll nicht selten der Vater eines Gedankens sein.

Maria: Aber schweigen Sie doch!

Fräulein Mertens: Sie mißbrauchen die Einbildungen eines überzarten Frauengewissens!

Anselm: Sie lieben sie doch? Also werden Sie wohl das verstehn: Schon als Kind verkroch sie sich im Garten, während wir andren sprachen, unter irgendeinen Busch und nahm Erde in den Mund oder Steinchen, nahm Würmer in den Mund, bohrte in der Nase, kostete die Ausscheidungen ihrer Augen und Ohren. Und dachte: Einmal wird plötzlich etwas ganz Wunderbares daraus entstehn! Was haben Sie? Ist Ihnen übel? Sie lieben doch Ihre Heilige. Ihre Sankt Potiphar?! Männer, das ist ja nichts andres, das ist doch auch nur – das Geheimnis, das man in den Leib nimmt.

Fräulein Mertens: Sie verleumden!

Anselm *in nervöser Verzweiflung*: Aber quälen Sie mich nicht! Glauben Sie denn, ich möchte ihr nicht helfen?! Wenn ich nur selbst wüßte – wie zu helfen ist!

Fräulein Mertens: Ich werde mich vor ihre Türe legen, wenn sie mich nicht einläßt! – Und ich konnte glauben, nie ein so zartes Bild erotischer Delikatesse gesehen zu haben! *Ab.*

Maria: Wie konnten Sie mit solcher Roheit sprechen!

Anselm *geht erregt hin und her*: Die hat genug. Die kommt nicht noch einmal mit; sollte sie noch so Regine geliebt haben. Gibt es etwas Unappetitlicheres als die Tugend?!

Maria: Aber niemals durften Sie Regine so preisgeben!

Anselm: Warum macht sie solches Aufsehn! Mit der ganzen Reise hierher!

Maria: Ist des denn besser, wenn man etwas heimlich tut?!

Anselm: Ja! Zum hundertsten Male: Ja! Ich werde immer vorziehn, im geheimen Unrecht zu tun, statt ein ungewöhnliches Recht öffentlich zu vertreten; es ist würdiger. Thomas tut alles öffentlich. Verstandesmenschen sind immer offen. Aber ich vermag zu lügen nur aus dem einen Grund, weil mir vor der Befriedigung eines fremden Menschen graut, der mich aufmerksam zu verstehen glaubt. Das klebt ärger als eine brünstige Frau; das ist, als wäre man versehentlich in so ein Gehirn hineingetreten!

Maria *schauernd vor der Erinnerung*: Es ist das Widerlichste auf der Welt, ein Weib, das sich so vergißt.

Anselm *umschlagend*: Oh, nicht so einfach; so einfach ist es ja auch nicht. Als Johannes tot war, aß Regine wochenlang fast nichts; ein paar Keks täglich war alles. Sie magerte ab, sie wollte eine überirdische Gemeinsamkeit mit ihm erzwingen. Das war sehr schön, sehr stark. Glühender Zustand der Güte. Sie liebte gar nicht ihn, sondern sie liebte. Leuchtete! Aber dann kam die Wirklichkeit, die – Thomas triumphiert ja darüber! – immer recht behält; alle die tausend Stunden, die irgendwie zugebracht werden müssen und werden. Und jede hinterläßt nur eine ganz kleine Blatterspur von: siehst du, es ist gegangen. Und mit einemmal hat das ganze Gesicht

davon den zwinkernden Ausdruck fertiger Mensch. Sie ahnen nicht, wie viele Menschen daran zugrunde gehn, daß sie es fertig bringen zu leben! Aber wir verlieren Zeit, Sie wollten doch die Lade zu öffnen versuchen.

Maria: Sprechen Sie zu Ende, ich will Ihnen dann antworten.

Anselm *sieht sie einen Augenblick lang mißtrauisch prüfend an*: Ja! Ich kann es verstehn! ... Ich wußte, daß Sie darauf warten. Ich kann verstehn, daß ihr dann jede Untreue, die sie in diesem Leben beging, wie eine Treue gegen das andre erschienen ist. Jede äußere Erniedrigung wie eine innere Erhöhung. Sie schmückte sich mit Schmutz wie eine andre mit Farben. Ist das nicht auch schön?

Maria: Nein!! *Sie starrt ihn ungläubig prüfend an und wirft dann ihren Schlüsselbund weit fort*. Ich tue es nicht mehr!

Anselm *entschlossen*: Ja, dann lassen Sie es mich tun. *Er öffnet wieder sein Messer*.

Maria: Nein, ich dulde es nicht! Es ist etwas Geheimes in Ihnen, das Sie mir nicht gestehn wollen; das Sie mit Regine verbindet! *Sie verbirgt sich im Stuhl am Schreibtisch*.

Anselm *geht vor ihr auf und ab und bleibt zeitweilig erregt stehn*: Was glauben Sie, soll es sein? Haben Sie es denn gehört, sie hat wieder begonnen? ... Ganz allein im Sternenmeer, im Sternengebirge sitzt sie und kann nicht sprechen. Sie kann nur häßliche Gesichter schneiden, kleine böse Regine ... Auch eine Fratze ist von innen eine Welt, ohne Nachbarschaft mit ihrer Sphärenmusik allein in die Unendlichkeit gebreitet ... Sie konnte mit dem Käfer nicht sprechen und steckte ihn in den Mund; sie vermochte mit sich selbst nicht zu sprechen und aß sich. Sie konnte auch mit den Menschen nie sprechen und fühlte doch – dieses entsetzliche Verlangen, sich mit ihnen allen zu vereinen!

Maria: Nein, nein, nein, nein!! Das ist die Lüge!

Anselm: Aber Lügen sind zwischen fremden Gesetzen verfliegendes Heimatsgefühl von traumhaft nahen Ländern, verstehen Sie das nicht?! Sind seelennäher. Vielleicht ehrlicher. Lügen sind nicht wahr, aber sonst sind sie alles!

Maria: Aber sie ist ja so widerlich verlogen, diese Ausrede mit Johannes!

Anselm: Sie glaubt ja auch nicht daran. Nein, Maria, sie glaubt nicht daran. Sie glaubt auch nicht, daß es einen Sinn hat, zu schreien. Sie tut es bloß. Und fühlt dabei, daß sie Geheimnis ist, das sich nicht verständlich machen kann. Es ist der letzte, zufällige, falsche Ausdruck dafür, der ihr geblieben ist. Eine ungeheure menschliche Not liegt darin; vielleicht unser aller Not!

Maria *springt auf*: Ich kann es nicht mehr anhören! *Es bleibt ungewiß, ob Anselms Reden oder die Schreie Reginens, die man wieder zu hören scheint*. Entsetzlich diese Sinnlichkeit! *Sie wollte zum Fenster, aber Anselm steht ihr im Weg, und sie hält sich mit beiden Händen an ihm fest*. Gehn Sie doch mit ihr fort!!

Anselm: Nein. Ich kann nicht. Mitkommen, eine Weile noch, dürfte sie. Geben Sie mir jetzt die Schlüssel.

Maria: Ich habe Sie jetzt zum erstenmal berührt und soll mit Ihnen fliehn; es ist ja zu lächerlich!

Anselm: Vertraun Sie mir die Schlüssel an.

Maria: Nein ... Ich kann Ihnen nicht vertraun!

*Er will die Schlüssel aufheben, Maria verwehrt es und nimmt sie selbst; sie stehn einen*

*Augenblick lang kämpfend aneinandergedrückt.*

Anselm faßt ihre Hand und setzt sich die Nägel an Hals, Lippen und Augen: Berühren Sie mich! Tun Sie mir weh! Hier! Hier! Nehmen Sie ein Messer, schneiden Sie Zeichen in mich wie in einen Baum! Wenn Sie mir nicht glauben! Quälen Sie mich, bis ich bewußtlos werde und Sie mit mir beginnen können, was Sie wollen.

Maria *reißt sich los*: Sie sind wie ein böser kleiner Junge und ich soll Sie verführen, das verlangen Sie.

Anselm *wirft sich in ihren Stuhl*: Ich verlange nichts für mich ... Als die Erlaubnis, Ihre Schuhe vor die Türe tragen zu dürfen. Ihre Röcke auszubürsten. Die Luft zu atmen, die in Ihrer Brust war. Das Bett zu sein, das Ihren Abdruck bewahren darf. Mich für Sie hingeben zu dürfen! Alle andre Wirklichkeit wird davor ungewiß.

Maria *abwehrend und begütigend*: Solange wir uns kennen, haben wir voneinander nicht mehr gesehn als Gesicht und Hände.

Anselm: Aber als ich mich an Sie lehnte, war mir, als ob mein Leben fern von allem, was geschieht, ohne Arme, ohne Hände, das Ihre halten und berühren könnte. *Er greift wieder nach ihrer Hand.*

Maria *unsicher*: Wir sind ja keine jungen Menschen mehr.

Anselm: Das heißt nur: Thomas hat Sie mutlos gemacht. Man hält es schon für unnatürlich, wenn der Weg der menschlichen Annäherung einmal nicht durch etwas führen soll, das von der Art wie Essen und Verdauen ist. Ich will Ihr Leben besitzen. Der Gnade Ihres Seins teilhaftig werden!

Maria: Aber warum müßte es dann eine Frau sein?!

Anselm: Weil Sie eine Frau sind. Weil es unsagbar verwirrend ist, daß Sie zu allem auch noch eine Frau sind. Daß Ihre Röcke eine Glocke von Unsichtbarem über den Fußboden wandern lassen!!

*Er vergräbt den Kopf in den Armen.*

Maria: Nein, nein, das sind Ausreden, Anselm ...

Anselm: Mehr weiß ich nicht zu sagen, liefern Sie mich Thomas aus!

Maria *berührt seine Hand, damit er aufsieht. Er tut es nicht. Sie setzt sich auf die Lehne*: Anselm, es ist alles so beängstigend unnatürlich, was Sie sagen. Abgetane Kindereien. Vergrabene.

Anselm *den Kopf halb hebend*: Aber so ungeheuer gleichgültig ist Ihnen ja doch alles «Wertvolle», «Wichtige», was Sie jetzt tun.

Maria: Nein, nein! ... Ja. – Aber ich will nicht!!

Anselm *richtet sich auf*: Es ist etwas in Ihnen, dem das gar nichts gibt, und Sie haben nicht den Mut gehabt, dafür zu leben! Ein Leben, wie Sie es jetzt führen, hätten Sie früher verachtet.

Maria: Damals waren einem zwei Stunden, zuviel geschlafen, als etwas erschien, das man nie wieder einholen kann, das noch nach Tagen plötzlich schmerzhaft als Verlust zu Bewußtsein kommt; darin haben Sie recht. Wir fühlten, wir sind. Wir aßen wenig, gönnten dem Körper nicht zuviel Raum. Manchmal hielt ich den Atem zurück, solange ich konnte. Aber in Wirklichkeit war



das doch ganz resultatlos. *Sie hat es mit Kritzeleien auf einem Blatt Papier begleitet.*

Anselm: Ist das resultatlos? Fünf Minuten vor dreiviertel neun Uhr des Morgens pflegten Sie in den Park zu kommen. Ich sehe diese Zeigerstellung in meinem Zimmer noch vor mir. Ich nahm eins meiner Bücher, in das Sie Ihren schönen Namen geschrieben hatten, und zog ihn nach: Aus der Hand durch den Raum genau den Weg gehend, den Ihre Hand gegangen sein mußte. Dann lief ich Ihnen nach.

Maria *steht abstreifend auf*: Das sind Kindereien, das hat mit uns doch nichts mehr zu tun.

Anselm *aufspringend*: Das waren Taten! Unausdrückbare Formen der Freundschaft. Handlungen sind ja das Freieste, was es gibt. Das einzige, mit dem man machen kann, was man will, wie mit Puppen. Wunschwelt, unbegreiflich räumlich gewordene! *Wieder wie von Erinnerungen erschreckt*. Es ist ja alles, was mit uns geschieht, nicht zu verstehn, und nur wenn wir selbst etwas tun, sind wir geborgen, mitten drin im Unbegreiflichen selbst.

Maria: Erkennen Sie das noch? Sie zeigt ihm ihre Zeichnung.

Anselm *unterbrochen, fast ärgerlich*: Ein Zuckerhut? Ein Engel?

Maria: Schließen Sie das Fenster. Ich habe immerzu das Gefühl, es kommt jemand durchs Fenster herein.

Anselm *einen Vorteil witternd*: Sagen Sie mir zuvor, was das ist.

Maria: Das war auch damals. Ich hatte Ihr Gesicht aus dem Gedächtnis gezeichnet, es sah nicht schöner aus als das, und wollte Ihnen zum Trost etwas Liebes tun und zeichnete mich im Nachthemd dazu.

*Anselm schlägt rasch das Fenster zu, um die Situation auszubenten. In dem Augenblick, wo das Fenster geschlossen ist, hört man aber ganz nah eine Tür.*

Maria *wie ertappt*: Das ist Thomas! Gehen Sie! *Sie löscht sinnlos das Licht aus*. Gehn Sie fort, ich ertrage das nicht! Nein, bleiben Sie, drehn Sie das Licht auf, ich habe es schon zerrissen. Er kennt diese Zeichnung, ich habe es ihm einmal erzählt. So drehn Sie doch das Licht auf!!

Anselm *verwirrt*: Ich finde das Licht nicht ...

*Thomas tritt in das dunkle Zimmer. Nur in der Nähe des Fensters ist noch etwas Helligkeit. Dort bewegt er sich hin und her. In der dunkelsten Zimmerecke vermutet er Anselm und Maria.*

Thomas: Ist jemand hier?

Anselm: Ich, Thomas; guten Abend.

Thomas: Bist du allein da?

Anselm: Nein, wir haben auf dich gewartet, Maria ist hier. *Gezwungen leicht*. Wir haben uns verplaudert und können jetzt das Licht nicht finden. Er tastet an der Wand.

Thomas: Wozu auch; es ist ja ganz schön im Dunkel.

*Pause.*

Thomas: Aber warum unterhaltet ihr euch nicht weiter? Störe ich wieder? ... Aber unterhaltet

euch doch um Himmels willen weiter; wovon habt ihr gesprochen? Darf ich es nicht wissen?

Maria: Es war nicht so schön; Regine ist nicht wohl.

Thomas: Und Anselm hat hier auf mich gewartet, um damit zu erklären, warum er nicht zu mir gekommen ist.

Maria: Ich werde Licht machen.

Thomas: Ich bitte dich, laß es dunkel. Das ist ja wahrhaftig eine merkwürdigere Sache, als du glaubst, zwei Männer im Dunkel. Kann uns dein Auge unterscheiden: nein. Du hörst bloß noch nicht: einer sagt auch genau das gleiche wie der andre. Ich versichere dir aber: so ist es. Denkt das gleiche. Fühlt das gleiche. Will das gleiche. Der eine früher, der andre später, der eine denkt es, der andre tut es, der eine wird gestreift, der andre ergriffen. Aber ob man der Detektiv ist oder der Verfolgte, der Brennende oder der Löschende, wahr oder lügt: Wenn man überhaupt einer ist, ist es immer das gleiche Spiel Karten, nur anders gemischt und ausgespielt.

Maria *als wollte sie entsetzt fragen: du bist betrunken?:* Thomas, du ...?

Thomas: Was, Thomas du! Man hat Freunde, damit man nicht eitel wird. Laß dich nicht täuschen. Es ist nur ein Irrtum, daß man sich wegen der Verschiedenheiten totschlägt. Die Ähnlichkeit ist das Furchtbare! Der Neid, weil man sich unterscheiden will, trotzdem man an *einem* Block festklebt. Gesteh das zu, Anselm!

*Schweigen.*

Oh, nur Dunkelheit und Schweigen. *Er wartet.*

Aber da in der Lade liegt meine Pistole. Seit wir Knaben waren, wolltest du immer stärker sein als ich. Wenn ich nun schießen würde? Auf das etwas dunklere Schwarz dort kann ich ganz gut zielen ... *Er wartet. Schweigen.*

Natürlich, du hältst gut aus. Du beißt die Zähne zusammen. Du läßt nicht locker. Maria soll glauben, du hast Gefühle, die den Tod selbst überdauern ... Aber hast du jetzt gehört? Ich habe den Schlüssel gedreht ... Jetzt habe ich die Lade auf ... Noch zwei Minuten und ich bin dich los, ich kann dein Gehirn an die Wand schmieren! *Er wartet.*

Wenn du nicht geantwortet hast, bis ich hundert zähle, hat es dich nie gegeben. Eins ... Zwei ... Du warst nur eine Einbildung, oh, ich wäre so glücklich. Drei ... Er hat ja kein Werk, er hat nichts geleistet! Er kriecht herum und reibt sich an Menschen. Verstehst du, Maria, er hat keine Bestätigung, er muß geliebt werden wie ein Schauspieler. Aber er kann doch geliebt werden? Nicht? Er kann doch?!

Maria: Du träumst, Thomas ...?

Thomas: Ah, ihr traut mir nicht zu, es zu tun. Aber er hat mich um meine Stellung im Leben gebracht –

Maria: Du hast es selbst wollen!

Thomas: Du hast recht, du hast recht; – *man sieht ihn aufstehn und sich dem Platz nähern, wo er Anselm vermutet* – ich habe das wollen! Denn nun ist es wie in der Welt der Hunde. Der Geruch in deiner Nase entscheidet. Ein Seelengeruch! Da steht das Tier Thomas, dort lauert das Tier Anselm. Nichts unterscheidet sie vor sich selbst, als ein papierdünnes Gefühl von geschlossenem Leib und das Hämmern des Bluts dahinter. Habt ihr kein Herz, das zu begreifen?! Jagt es uns nicht in den Tod oder – einander in die Arme?!

Maria *ist geängstigt aufgesprungen und vertritt ihm den Weg:* Thomas, du hast getrunken!?

Thomas *ein Zündholz anreibend*: Sieh mich doch an! *Er sucht mit der kleinen Flamme nach Anselm, Maria dreht rasch das Licht auf. Die Lade ist offen, aber Thomas steht ohne Waffe da.*

Thomas *mit den Blicken noch immer Anselm vermissend*: Sieh mich nur an ...

*Anselm ist weg.*

Thomas: Fort? Lautlos verschwunden? ... Lautlos gekommen! Was ist zwischen euch gewesen?

Maria *heftig*: Es ist nichts gewesen!

Thomas: Nichts? Das ist eben alles! Ich weiß, daß du mir nie ein unwahres Wort sagen würdest. Nichts hat sich gerührt; aber die ganze Erde, mit allem, was darauf ist, bewegt sich.

Maria *fest*: Ist es wahr, daß du in die Stadt gefahren bist, um dich von diesem – Bericht zu überzeugen?

Thomas: Josef hat mich einfahren gehört, wir müssen kurz machen. Anselm ist nicht gekommen. Ich hatte mir die Brust aufgebrochen vor ihm, und er hat es nicht der Mühe wert gefunden, zu kommen!

Maria: Also ist es wahr ... *Entschlossen*. Gib mir den Bericht; ich will ihn verbrennen!

Thomas *sieht sie in anfangs wortloser Aufregung an*: Das ist ein großmütiger Einfall! Wahrhaftig, der hat Anselms Schwung! Ich gebe dir die Beweise natürlich nicht.

Maria: Du gehst geheime Abmachungen gegen Anselm ein. Du duldest, daß Josef im Haus bleibt, eine ganz unmögliche Situation. Fährst in die Stadt, während er das Haus bewacht. Alles ohne mich zu fragen. Anselm ist mein Freund so gut wie deiner: ich willige nicht ein, daß er bei uns so behandelt wird!

Thomas: Gut, ich gebe dir die Mappe. Aber du mußt mich ohne Vorurteil anhören. Wenn du sie dann noch willst ...: gebe ich sie dir. Warum ist er nicht zu mir gekommen? Weil er etwas zu verbergen hat: Er ist ein Schwindler!

Maria: Aber das sagst du immer. Und dann sagst du wieder, er ist der Mit-Nichtmensch!

Thomas: Trotzdem spielt er dir eine Komödie vor. Warum? Warum hat sich Johannes getötet?

Maria: Aber das weiß doch keiner von uns.

Thomas: Oh? ... Weil er Anselm sein Vertrauen geschenkt hat.

Maria: Doch viel eher, weil ihn Regine gequält hat. Weiter!

Thomas: Es könnten ja dort in der Lade Beweise sein. Nicht sie sind es, sage ich. Aber hör' mich doch an! Ich will ja, daß du es endlich aus dir selbst heraus erkennst! Johannes fehlte – wie uns allen – jener dumme Tropfen Gläubigkeit, ohne den man nicht leben kann, keinen Freund bewundert und keinen findet, jener helle Tropfen Dummheit, ohne den man kein gescheiter Mensch wird und nichts leistet. Jeder Mensch, jedes Werk, jedes Leben hat an einer Stelle eine Fuge, die nur zugeklebt ist! Zugeschwindelt ist!

Maria: Halt! Ohne einen Tropfen Dummheit kann man also nicht lieben?! Alles hat einen Riß, wenn man klug ist und nicht glaubt? Weiter.

Thomas: Nein, nicht so weiter! Manchmal glaube ich, daß wir deshalb neue Menschen sein könnten; manchmal glaube ich zusammenzubrechen! Ich klage mich ja an, Maria! Alles, was ich

getan habe, war rohe Kraft! Wegrasen über solche Stellen. Aber glaub doch nicht, daß Anselm besser ist! Johannes war vielleicht besser. Was du wenigstens so nennst. Er war schwach. Zart. Er glaubte, daß irgend ein anderer Mensch ihm darüber weghelfen müsse. Und Regine war wenig geeignet; zu neugierig noch und unabgelebt; eine Türe, die sich nicht schließen läßt. So kam er an Anselm. Der ging scheinbar auf ihn ein. Vertiefte aber die Mutlosigkeit noch mehr in ihm und bestärkte Regine gleichzeitig in ihrer Ungeduld dagegen. Anselm gewann beide – für *sich*! Bis Johannes es nicht mehr ertrug!

Maria: Aber warum sollte er denn das alles getan haben?!

Thomas: Warum? Weil er leidet wie Johannes selbst! Weil er Bestätigung braucht und Menschen! Wenn man nichts leistet, so muß man geliebt werden, um bestätigt zu sein. Er stiehlt Liebe, er bricht ein, er raubt sie, wenn es sein muß! Aber –: wenn er sie hat, weiß er nichts damit anzufangen. Schon an der Universität –

Maria: Oh, das war anders.

Thomas: Ja, er hat dich bereits gut bearbeitet. Aber merkst du nicht, daß er sich – wie alle Menschen, die immer jemand lieben – nur für sich interessiert? Daß es ihn zu jedem neuen Menschen hinreißt; wie eine Krankheit; er muß ihm schmeicheln und sich ihm einreden.

Maria: Er mag Unüberlegtheiten machen. Aber Anteil nimmt er. Und das kommt von innen wie eine Quelle.

Thomas: Sitz' ihm doch nicht auf. Das kommt wie die Praktiken und Schwindeleien von Medien, die längst außer Trance sind. Er liebt nicht, er haßt jeden Menschen wie der Angeklagte den Richter, dem er vorlügen muß!

Maria: Aber wovon sprichst du jetzt schon? Fühlst du nicht, daß das Konstruktionen sind?

Thomas: Fühlst du nicht, daß jeder Einwand von dir mir eine Qual ist?! Er lockt unter betrügerischen Versprechungen Menschen an, weil er mitten in der Unendlichkeit allein auf seiner eigenen Planke treiben muß! ... Du verstehst mich nicht. Aber merkst du nicht, daß du und ich, wie du mich da anstarrst wie einen Irren, der elende Beweis dafür sind?!

Maria: Aber steht etwas von dem, was du bisher behauptet hast, bewiesen darin?

Thomas: Es steht ... – *er zögert und überwindet sich* – nicht darin ... Nein ... Ich sagte ja, glaube ich, nur: nimm an. *Im Ton eines, der seine Sache verloren sieht*. Das läßt sich nicht beweisen; das muß man glauben.

Maria: Aber das ist doch lächerlich; Thomas; armer Thomas.

Thomas: Lächerlich, von mir gesagt; und von ihm getan, wäre es eine Quelle.

Maria: Du selbst hast mir alle Tage von ihm erzählt, als er noch nicht da war und kommen sollte. Er hat das, hast du gesagt, was dir fehlt. Dieses einfache durch Interesse mit allen Menschen verbunden sein, ohne Kampf und Werk. Aber jetzt hast du dich aufhetzen lassen; nein, du selbst bist es, der Josef aufhetzt! Und Anselm dazu. Als müßtest du ihn wieder schlecht machen. Eigensinnig mit deiner größeren Kraft. Gib mir die Mappe, ich will sie – *für dich selbst!* – verbrennen.

Thomas *zurückweichend*: Nein, noch nicht, nein! Jetzt haben wir nicht mehr Zeit, ich höre schon Josef. Geh, geh zu ihm! Ich bitte dich, geh noch einmal zu ihm! *Er drängt sie zur Tür*.

Maria: Ich will nicht zu ihm gehn! Ich will mit dir sprechen!

Thomas: Ich kann dich nicht reden hören! Geh zu ihm! Vielleicht – sieh ihn an und denk' an das, was ich sagte.

Maria: Nein –

*Aber da Josef eintritt – bei der andren Türe –, kann sie nicht weitersprechen. Ab.*

Josef *dunkel gekleidet, Gesichtsausdruck wie bei einem Begräbnis*: Du verzögerst die Entscheidung zu lange; ich bin hier in einer unhaltbaren Situation. Regine vorenthält sich meinem Zuspruch, so wie sie meine Briefe nicht beantwortet hat. Sie mißbrauchte meine Langmut offenbar noch nicht genug!

Thomas: Fahr' zurück, laß Zeit zu entwirren!

Josef: Hast du dich von der Richtigkeit meiner Darstellung überzeugt?

Thomas: Ja. *Er entnimmt dem Schreibtisch die Mappe Staders und legt sie vor sich.*

Josef: Regine weiß kaum, was es heißt, einen Mann mitten in seiner Existenz zu treffen. Aber dieser krankhafte Lügner, dieser Hochstapler muß unschädlich gemacht werden! ... Ich dachte ja anfangs: eine Erholungsreise, eine nervöse Laune, dieses plötzliche Fortgehn ohne ein Wort zu sagen. Ich war schon bereit, auch diese Ungebührlichkeit hinzunehmen. Regine war ja gewöhnlich unfreundlich, eine Heilige sozusagen. Du verstehst mich, das hat ja auch seine guten Seiten: nie vermochte sie Erwärmung für Männliches zu zeigen. Aber da – ich suchte nach einem Wort der Aufklärung, der Güte, anstatt dieser knappen Mitteilung, daß sie zu ihrer Schwester gereist sei –, da fand ich dieses Büchlein, voll der abscheulichsten schriftlichen Ergüsse, denen ich kaum zu folgen vermochte ...!

Thomas: Sie haben geschrieben, daß sie hierher reisen, weil Johannes hier mit ihnen gelebt hat?

Josef: Regine schrieb es, aber ich bin überzeugt: unter seinem Diktat. Wie dumm sonst, mir Waffen zu liefern: sie will mich doch auch immer betrogen haben! Um Johannes nah zu bleiben! Kannst du das verstehn?!

Thomas: Ja.

Josef: Das kannst du verstehn?! Nun ja, so seid ihr alle: eine Idee braucht nur übertrieben zu sein, gleich habt ihr dafür eine Schwäche!

Thomas: Ich kann etwas dabei denken. So wie Heimweh.

Josef: Ah, «gedacht» wird sie sich wohl auch etwas dabei haben: denn es ist ganz bestimmt nicht wahr! Die kalte, keusche Regine: Da liegt das Verbrechen, das Unverständliche beginnt da. Einem Toten durch Jahre ein lebhaftes Andenken bewahren, trotz ... – nun wir waren eben glücklich verheiratet! Aber mit dem könnte man sich schließlich abfinden, wenn es auch übertrieben ist; es ist sogar edel; aber natürlich doch schon sehr übertrieben. Nun denke jedoch: Treue? Das ist abnormal! Das ist auch schon eine Lüge! Und gar, sozusagen als Totenopfer, Laszivitäten? Eine förmlich pausenlose jahrelange Kette von Ehebrüchen?! Ganz abgesehn vom Tierischen, bloß der Schmutz der Heimlichkeiten und Lügen: Kannst du dir das bei einem so scheuen, anspruchsvollen und – ich kann ja zu dir wie zu ihrem Bruder sprechen – unsinnlichen Menschen wie Regine auch nur vorstellen?

Thomas: Sie dürfte wohl zu stolz dazu sein.

Josef: Und wie stolz sie war! Es ist manchmal geradezu peinlich, wie hochfahrend sie über

fremde Menschen urteilt. Aber da setzte eben die Arbeit dieses Burschen ein. Ich bin überzeugt, er wollte sich damit eine Art Rückversicherung für allerhand Möglichkeiten schaffen.

Thomas *wie jemand, dem es trotz langer Mühe nicht klar wurde*: Aber warum soll er ihr das eingeredet haben?

Josef: Um mich zu treffen!

Thomas: Waren denn diese Notizen an dich gerichtet?

Josef: Nein. Regine ist ja so entsetzlich unpraktisch, sie hatte einfach alle Papiere in den Laden liegengelassen ... Aber sie konnten eben gar nicht anders als an mich gerichtet sein. Wahrscheinlich hat er es mit irgendeiner Absicht so veranstaltet, der Halunke! Denn die Ergebnisse meines Detektivs – weißt du, der Kerl ist ja nicht wenig übertrieben, seine wissenschaftliche Methode ist natürlich Unsinn, aber geschickt ist er – und alle seine Ergebnisse bestätigen es doch: Anselm schmeichelt sich an Menschen heran. Ich, zum Beispiel, mochte ihn von früher her gar nicht leiden, aber er packt dich ganz sanft und demütig bei deinen Schwächen, schmeichelt dir deine Gedanken heraus, du glaubst, noch nie von einem andren so verstanden worden zu sein. Um: wenn er dich hat, dir eine sorgfältig ausspionierte, berechnet grausame Verletzung zuzufügen. Wiederholt hat er sich doch sogar falscher Namen und Dokumente dazu bedient! Hat sich als adelig ausgegeben, als reich oder arm, gelehrt oder einfältig, Naturheilapostel oder Morphinist, je nachdem er es brauchte, um eine ahnungslose, aber doch noch irgendwie gewarnte Seele zu betören. Wie du weißt, gibt es darunter auch Geschichten, die ihm den Kragen kosten werden.

Thomas *steht auf*: Aber wie erklärst du dir das?

Josef: Krank. Er ist ein gefährlicher Kranker. Aber das schließt seine Verantwortlichkeit keineswegs aus.

Thomas: Ich denke fortwährend darüber nach; aber es ist zu wenig und zuviel.

Josef: Ich sage dir: ein gemeingefährlicher Kranker. Er hat das Ganze Regine künstlich eingeredet. Er haßte mich von früher, ich weiß nicht weshalb, ich habe euch allen gewiß nur Gutes getan; schon diese Gehässigkeit ist krankhaft! Und mit welchem Raffinement eines Abnormalen ist der Gedanke ausgebaut; man muß ihn sich nur – mit Mühe! – in eine logische Ordnung gebracht haben. Da heißt es: Solange sie an Johannes glaube, dürfe sie tun, was sie will. Denn er sei nichts als ihr eigenes Schicksal; der Frühverstorbene, weißt du. Nicht eine Erinnerung, nicht ein Traum, was man alles zur Not verstehen könnte, sondern: – *er nimmt diese Worte förmlich in die Hand wie einen unverständlichen Mechanismus* – Das, was sie werden wollte, ihr Glaube an sich, ihre von Wirklichkeit befreite Illusion von sich! Sie – selbst – als – gut! Nun müßte daraus wenigstens folgen, daß sie Gutes tun wolle. Aber gefehlt. Je schlechter sie werde, desto näher komme sie Johannes! Denn man sei desto mehr bei sich, je mehr man sich verliere! Und Demütigungen zu erleiden sei das Schicksal des Geistes in der Welt! Demütigungen, das – verstehst du – bin dann schon ich; warum nicht ebensogut Geist wie Anselm, der doch nichts geleistet hat, weiß ich nicht. Ich sage dir: solche Aphorismen hätte Regine aus eigenem nie in ihrem Leben gemacht. Aber einmal so weit gebracht, muß sie sich natürlich aller möglichen Schändlichkeit bezichtigen! Er wollte sich damit den Rückzug sichern. Aber so dumm bin ich nicht. Wenn er sie schreiben hieß, sie habe ihn begehrt und verführen, er aber nur ihre Seele leiten wollen, er habe eher sich geschlagen und mit Selbstmord gedroht als das zuzulassen, «worauf ich und andre den größten Wert legen»: so hatte ich gleich den Verdacht und er hat sich verdichtet: – *vertraulich* – Darin spiegelt sich nur seine eigne abnorme

Verfassung.

Thomas: Aber ich bitte dich, im Grunde ist Anselm gar nicht anders als wir; das sind nur Akzentverschiebungen.

Josef: Ich würde dich bedauern. Er scheint doch in der Tat Angst vor ... nun davor ... vor einem Zuweitgehen zu haben. Man kann sich das nicht recht vorstellen. Um so weniger, als er eine Frau hat. Aber meistens scheint er wirklich eine ganz ungewöhnliche Erschütterung dabei zu erleiden. Statt einer Frau ist ihm plötzlich ein Mensch zu nahe gekommen! Eine überspannte Krisis bricht in ihm aus; das sind dann diese krankhaft gehässigen Handlungen. Lieber hält er sie ja an, «sich meinen Ansprüchen auszusetzen», wenn er auch «Martern» leidet!

Thomas: Du hältst es also für sicher, daß sich eigentlich alles bei ihm nur um Freundschaft dreht. Natürlich kann es dann wider seinen Willen über diese Grenze hinaustreiben.

Josef: Stader – der Detektiv, weißt du – hat die einleuchtende Theorie aufgestellt: Wäre es weiter gegangen, dann wären sie im Haus geblieben. Denn dann scheut man das Aufsehn ... Und ich sage dir: Wenn er wenigstens ein Mann wäre, so wüßte ich, was ich zu tun habe! Aber er ist ein Abwegiger, ein Narr, eine weibische Memme! *Er sucht sich durch heftiges HinundHergehen zu beruhigen.* Und gutgläubig, Thomas, gutgläubig liebst du eine Frau und sie liefert, angesteckt von solcher Narrheit, deine Ehre ihrem Mitnarren aus ...!

Thomas: Ich habe dich in meinem Brief auf schwer bestimmbare Menschen vorbereitet.

Josef: Und hast mich als den Rückständigen hingestellt, in deiner sehr unnötigen Moraltheorie, was gar nicht dein Fach ist; nun siehst du wohl die Praxis. Aber ich glaube, du schämst dich deines Irrtums; die Tatsachen haben mir mehr Genugtuung gegeben, als du könntest. Du hast dich doch seit unsrer ersten Unterredung überzeugt, daß die Angaben stimmen?

Thomas: Ja. Was ich nachprüfen konnte, hat gestimmt.

Josef: Und für diesen Fall hast du dich verpflichtet, ihn aus dem Haus zu weisen.

Thomas: Ja. Ich habe mich verpflichtet. *Nach kurzem Kampf.* Aber ich kann nicht. Er darf gerade jetzt nicht fortgehn. Er muß noch bleiben. Dring nicht in mich. *Er legt die Mappe in den Schreibtisch zurück.*

Josef *sieht ihn staunend an, geht wieder hin und her:* Du verstehst mich nicht falsch? Ich verzichte durchaus nicht auf die Autorität, welche mir das Gesetz leiht. Ich zögerte nur aus Rücksicht für dich; und aus Abneigung gegen den Familienskandal ... Ich verlange, daß du dich vor den Frauen von ihm lossagst und ihm dein Haus verschließt.

Thomas: Ich anerkenne deine Güte, ... aber das kann ich nicht.

Josef: Gut ... Das enthebt mich nicht meiner Pflicht, Ordnung zu machen. Gib mir die Dokumente zurück.

Thomas *endlich ganz entschlossen, zieht den Schlüssel der Lade ab:* Nein. Entschuldige. Ich kann nicht.

Josef *erschüttert:* Hast du also wirklich Neigung zu ihm ...! So fängt es immer an. *Nach Überwindung.* Er ist hier, um dich und Maria ebenso zu betrügen, wie er es mir und Regine getan hat!

Thomas: ... Ich weiß es. Aber ... meinst du es – so ganz einfach? So ganz ebenso?

Josef: Du kennst nicht alles.

Thomas: Aber es ist nicht wahr! Er kann nicht gekommen sein, um mir Übles zu tun!

Josef: Aber du Narr! Du eingebildeter Narr! Du meinst, die einfache Wahrheit sei für dich nicht gut genug; das Einmaleins der Tatsachen, für dich gilt es nur, wenn es zugleich eine «höhere Wahrheit» ist!

Thomas: Eben das wollte ich vielleicht sagen. Wenn du mir beweisen würdest, Anselm will mich betrügen, und wenn du mir beweisen würdest, – Maria will es: Das kann nicht wahr sein! Und das kann nicht falsch sein! Das kann nur etwas bedeuten, das damit gar nicht gesagt ist.

Josef: Also auch du bist berückt und verzaubert. Gut. Also bleibe ich hier.

Thomas: Wie meinst du das?

Josef: Ich bleibe hier in deinem Haus. Du wirst mir nicht die Türe weisen, während du sie jenem Schurken offenhältst.

Thomas *verwirrt*: Natürlich nicht, nein ... aber das läßt sich nicht machen.

Josef: Und ich sage dir, daß ich nicht von hier fortgehe, bevor ich diesen «Kopfjäger» – ja siehst du, das ist der richtige Ausdruck, den habe ich für ihn gefunden – hier vor euch allen genötigt habe, mir die Schuhe zu lecken! Du wirst sehn, er tut es, er ist klüger als ihr! Er hält nicht stand, sobald er merkt, worum es sich handelt!

Thomas *bitter und mit wachsender Ergriffenheit*: Du würdest es bereuen. Wenn auch nichts vorgefallen ist, so ist doch ... eine Abwendung nicht fortzuleugnen. Du würdest mit Regine sprechen wollen, sie würde dir ausweichen. Du würdest ihr etwas beweisen und sie würde es einfach nicht hören. Verstehst du: eine Taubheit der Seele. Du würdest ihr mit dem Finger zeigen, er ist ein Schurke, und sie würde es nicht sehen. Du würdest den Verstand verlieren, wahrhaftig du würdest nicht mehr wissen, redest du sinnlos oder fliegen deine Wort fort?!

Josef: Ich werde mir Gehör zu verschaffen wissen. Ich will mir nicht vorwerfen müssen, daß ich durch Unentschlossenheit mich mitschuldig gemacht habe. *Ab*.

Thomas *durchmißt in höchster Qual einigemal das Zimmer*: Du würdest denken, solch jahrelanges Beisammensein sei etwas Geistiges. Dann kommt einer, nichts hat sich geändert, aber alles, was du tust, ist ohne Bedeutung und alles, was er tut, bedeutet etwas. Deine Worte, die vordem tief eindringen, fallen dir unbeachtet vom Munde. Wo ist Seele, Ordnung, geistiges Gesetz? Zusammengehören, Begriffenwerden, Ergreifen? Wahrheit, wirkliches Gefühl? Der Abgrund des stummen Alleinseins schluckt sie wieder ein!

Maria *tritt vorsichtig ein*: Ich wußte nicht recht, bist du schon wieder allein? Ich habe gewartet.

Thomas: Und ... hast gehört?

Maria: Ich habe nicht gehorcht. Ich will nicht wissen, was ihr gesprochen habt. Gib mir die Mappe.

Thomas *weicht wie vor einer unentrinnbaren Gefahr zurück*: Also ...? Also wirklich?

Maria: Ich habe darüber noch einmal mit ihm gesprochen. Er beginnt sich mir anzuvertrauen. Laß ihn mein Freund sein. Gerade wenn er schlecht ist.

Thomas: Also wirklich ... Und was ich dir gesagt habe?

Maria: Wenn du es selbst glaubtest, würdest du es anders anpacken als nur so von innen heraus. *Schmerzlich*. Warum hast du dich in das eingelassen? Weil du glaubst, daß er mich beeinflusst. Ja,



er tut es; darf er denn nicht?

Thomas: Er darf? Kann! Kann es, Maria! Sieh mich doch an, was hat sich verändert? Du verlierst dein Stopfholz, dieses liebe runde Ding, über das du manchmal die Strümpfe spannst; dann findest du es nach Tagen auf der Straße wieder: du erkennst es kaum: was du daran war, ist verwest; es ist nur ein lächerliches kleines Holzskelett. So kehrst du wieder. Seines Geistes Kind: Fetzen der Widerwärtigkeit dieses fremden Mutterschoßes hängen an dir!

Maria: Du bist ein harter, gewaltsamer Mensch.

Thomas: Sag neidig. Sag voll Haß. Dieses fremde Wesen möchte ich mit den wildesten Säuren wegätzen, das mit mir ringt, ohne daß wir uns fassen können! In deinen Gedanken finde ich ihn, das ist hilfloser verlassen sein, als ob ich ihn in deinem Bett fände.

Maria: Du bist ein harter, eifersüchtiger Mensch; du forderst, ohne selbst etwas geben zu wollen. Darf ich nur auf dich hören? Mußt in jeder Frage du recht haben?

Thomas: So wenig, daß ich manchmal nicht mehr verstehe, warum bist du immer bei mir gewesen und nicht bei ihm? Es ist etwas in mir, etwas störrisch Unbelehrbares, das wacht über dich wie eine Mutter über die Freude ihres Kinds. Das fühlt, dummglücklich im Schmerz, wenn du von ihm kommst, etwas Erfrischtes, Neues.

Maria: Siehst du, daß du eigentlich alles gar nicht meinethalben machst, Aufregungen und Gefahr für unsre Existenz. Sondern nur weil du zu fühlen glaubst, daß er mich – nicht begehrt! sondern höher schätzt als du!

Thomas: Seit es anfang, sagst du mir, es sei nicht Liebe, sondern ein geistiges Erlebnis –

Maria: Das ist es auch nur.

Thomas *gequält*: Fast ebensolang zeige ich dir schon, er ist im inneren Erlebnis ein Fälscher. Aber du glaubst nicht an mich, sondern an ihn. Das klingt so einfach und ist – das Grauen.

Maria: Ich glaube noch an dich! Aber was hast du daraus gemacht?! Etwas nie Fertiges. Etwas, das nie klar wird. Von jedem neuen Einfall bedroht. Als Ersatz dafür ein unbestimmtes Zusammengehören, wie Reisende in einem Abteil. Ohne Zwang und Leidenschaft! Ich will nicht denken! Man kann auch anders etwas sein! Thomas, was dich gepackt hält und zerrt und schüttelt, bist du selbst! Die Scham über die Stunden, wo du nicht denkst; wo du zu mir kommst, weil du nicht denken willst, entblößter als nackt in diesen schändlich «schwachen» Stunden, wo die Eingeweide heraustreten. Was hast du aus uns gemacht! «Du du» und «da da», «Mausi und Katz», «kitzi kitzi, kleiner Mann und Mädi»!

Thomas: Still! Still! Es ist grauenvoll! Ich kann es nicht anhören! ... Spürst du nicht das ungeheuer hilflose Vertrauen darin? Alles, was dir ein Mensch geben kann, liegt in dem Bewußtsein, daß du seine Neigung nicht verdienst. Daß er dich gut findet, für den in alle Ewigkeit kein Grund zu finden ist, der ihn als gut beweist. Daß er dich, der sich nicht sprechen, nicht denken, nicht beweisen kann, nimmt als Ganzes. Daß er da ist; hergeweht; zur Wärme, zur Aufrichtung für dich! Hast du es nicht so empfunden?! Warst du immer anders?

Maria: Daß du noch stolz darauf bist! Du hast mich den Mut zu mir selbst verlieren lassen!

Thomas: Und Anselm gibt dir einen gefälschten!! Du wirst eine ungeheure Enttäuschung erleben!

Maria: Vielleicht fälscht er. Aber ich habe ein Recht darauf, daß man mir vorredet: so ist es! Daß – und wenn es nur eine Täuschung wäre! – etwas stärker als ich aufwächst. Daß man mir Worte sagt, die nur wahr sind, weil ich sie höre. Daß mich Musik führt, nicht daß man mir sagt: vergiß

nicht, hier wird ein Stück getrockneten Darms gekratzt! Nicht, weil ich dumm bin, Thomas, sondern weil ich ein Mensch bin! So wie ich ein Recht darauf habe, daß Wasser rinnt und Steine hart sind und Schweres in meinen Rocksäum genäht, damit er nicht schlottert!

Thomas: Wir reden aneinander vorbei. Wir sagen das gleiche, aber bei mir heißt es Thomas und bei dir Anselm.

Maria: Ist das alles, was du antwortest? Nie, nie, nie steht etwas da, groß, aufregend, notwendig, nach der Hand greifend! Du nimmst mich nicht einmal fort von ihm.

Thomas: Man kann niemand fortnehmen von dort, wo er steht. Du wirst aber – *er sucht Worte und findet kein besseres* – eine unsagbare Enttäuschung erleben.

Maria: Sag es mir, wenn du etwas wirklich weißt! Laß mich doch nicht so allein!

Thomas: Beweisen läßt es sich nicht.

Maria *trotzig gemacht*: Ich meine, der einzige Beweis für und gegen einen Menschen ist, ob man in seiner Nähe steigt oder sinkt.

Anselm *stürzt aufs äußerste erregt herein, jede Rücksicht ungeduldig preisgebend*: Ich muß Maria noch einmal sprechen. Ich muß rasch Maria noch sprechen.

Thomas: Ich werde euch allein lassen.

Maria: Thomas, nicht so! Es ist so gleichgültig für das Entscheidende, daß er ein Mann ist.

Thomas: Und wenn das seine Spezialität wäre? Anselm, hast du gehört?! Hast du verstanden, daß Josef im Haus wartet?! *Da Anselm ihm nicht antwortet, überwältigt ihn Wut, er packt die Kissen des Diwans und schleudert sie auf den Fußboden.* Legt euch doch auf die Erde ... da! ... da! ... Tut es ab, bevor wir weiterreden! Blut durchqualmt euch den Kopf! Das noch nicht vereinigte Mark steht in der Tiefsee der Körper wie Korallenwald! Vorstellungen rinnen hindurch wie die wandernden Wiesen blumenhäutiger Fischscharen! Du und Ich pressen sich geheimnisvoll vergrößert ans Kugelglas der Augen! Und das Herz rauscht dazu!

Maria *beginnt in sich hineinzuweinen*: Schämst du dich nicht?

Thomas: Und Josef wartet dazu!! – In dieser Lage hat Scham keinen Sinn mehr. *Zu Anselm.* Sag nur ein aufrichtiges Wort; ein Wort, das unschuldig wie ein kleines Tier in dir herumschlüpft. Damit ich weiß, Maria wird es streicheln können, Maria wird nicht frieren vor Enttäuschung! Ein Wort, damit ich glauben kann: Demütigungen waren es nur, weil sie zu erleiden unser Schicksal ist, das Vorrecht des Geistes zwischen den Pächtern der Welt! Und ich will alles tragen! Will Josef abwehren statt ihn zu holen, und Maria trösten in ihrer Angst und in ihrer Verachtung für mich und ihr sagen, man ist nie so sehr bei sich, als wenn man sich verliert.

Maria: Mir sagst du, glaub ihm nicht; ihm bietest du mich völlig an: du hast keine Würde mehr!

Thomas *in höchstem Entsetzen, schüttelt den reglosen Anselm am Ärmel*: Es ist widerlich, wie du vor mir stehst. Widerlich, wie wir alle dastehn. So außerordentlich körperlich. So außerordentlich körperlich zwischen uns allen ist es, wie du Maria geistig beherrscht. Etwas widerlich Geschlechtliches von Mensch zu Mensch ist zwischen uns! Was scherst du mich! Was will Maria von mir! Fleischtürme steht ihr da! *Ab, um Josef zu holen.*

Anselm *einer wahnsinnigen Erregung endlich freien Lauf lassend*: Weinen Sie nicht!! Ich habe mich nicht rühren können vor ihm! Damit er nichts errät! Aber ich töte mich eher, als daß ich Sie weinen lasse!!

Maria: Anselm! Bei allen Heiligen! Werden Sie mich nie anlügen?! Ich würde zugrundegehen, wenn Sie lügen ...!

Anselm *mißtrauisch erkaltend*: Hat man Ihnen etwas gesagt?

Maria: Wie soll ich Vertrauen haben ...?

Anselm: Wir dürfen keine Minute mehr verlieren. Kann ich Ihren Glauben durch ein Opfer wiedergewinnen? Ihren Glauben an sich! *Drohend*. Ich tue alles, ohne zu zögern!

Maria: Aber ich werde die Ahnung nicht los: Sie wollen mich bloß verleiten, anders zu sein, als ich bin. Ich fühle das. Gewiß müssen Sie immer ähnlich gewesen sein.

Anselm: Ja. Ich habe immer Menschen verleitet, besser zu sein, als sie sind. Aber ich habe Qualen gelitten.

Maria: Auch gegen Regine ähnlich.

Anselm: Ja. Aber ich hasse sie deshalb!

Maria: Sie werden auch mich hassen! Ihr Leben war immer voll von Freunden und Geliebten.

Anselm: Hat man Ihnen so etwas gesagt? Dann wissen Sie: aus Ungeduld. Aus Schwäche, die nicht länger warten will. Aber die Enttäuschung schon in sich trägt. Den Haß schon in sich trägt; der nur aus Angst versucht, Liebe zu werden! Schon als Kind, als kleinen Jungen haben sie mich alle geküßt, diese Mütter, Kindsfrauen, Mägde, Schwestern, Freundinnen. Die Dickhäuter, in deren Haut der Pfeil der Sehnsucht nach dem Menschen steckenbleibt und zu einer gutmütigen Verdauungsfreude einheilt! Ich kann nicht ohne Menschen sein! Und das bekommt man dafür! Sie wissen es ja selbst.

Maria: Thomas sagt, Sie *wollen* geliebt werden; nur weil Sie nichts leisten. Oh, er ist fürchterlich, man traut sich selbst nicht mehr.

Anselm: Und Sie werden mich doch verstehn: Mein ganzes Leben ist dadurch zerstört worden. Wie oft hat mich schon Hoffnungslosigkeit angerührt. Der Wille wider mich. Gehetzten, Verrückten, mittendrin Ausgeschlossenen. Ich habe vielleicht manches getan. Aber wenn auch Sie mich enttäuschen, der einzige große Mensch, den ich gefunden habe, gibt es nur noch ein Mittel: eine Leine; eine sanfte, weiche Leine. Und eine seidenglatte, grüne Seife; mit der reibe ich sie ein. Das doch noch einmal tun zu können, ist die letzte große Beruhigung für mich. Die Verwesung ist nicht feindlich; sie ist mild und weich; Allmutter, still und farbig und ungeheuer; blaue und gelbe Streifen werden meinen Leib überziehn –

Maria: Wie soll ich Vertrauen haben, wenn Sie wieder in solchen kranken Ekelbildern schwelgen!

Anselm *unterbrochen, sieht sie böß an*: Selbst wenn ich Sie ansehe, zittre ich ja zuweilen. Ich fürchte mich, weil Sie nur eine Frau sind.

Maria: Bleiben Sie mein *Freund*.

Anselm *höhnisch*: Ihre Seele hält zu mir, Ihre Liebe zu Thomas? *Leidenschaftlich*. Das ist die verderbte Trennung! – Verstehen Sie mich, ich spreche ganz wunschlos: Sie glauben noch immer, es geht um das, was man so Besitz nennt. Aber dann hätte ich Thomas schon vergiftet. Sie glauben, weil Sie schön sind? Ja, – *mit einem leisen Unterton von Bosheit* – weil Sie schön sind! Aber es gibt Kinder, die auf den Spielplätzen gemieden werden, weil sie so gut sind; so eins waren Sie. Irgendeine Abschreckung ging von Ihrer gegen das Böse hilflosen Güte aus; das

haben Sie insgeheim behalten. Sie sind wunderschön und mit einer rührenden Sanftmut Ihrer Stattlichkeit preisgegeben. Ja, Sie *sind* – göttlich schön! Und ich verstehe schon, *Sie* dürfen nicht böse sein, Sie müssen gut gegen Thomas sein wollen. Aber – Ihre Schönheit hat schon eine unmerkliche Anrühigkeit, Ihre milde Nachgiebigkeit ist etwas, wofür Sie sich ganz im geheimen schämen. Sie sind wunderbar, aber – *auch* allein. Das kann Thomas nie erraten. Ich ahne Sie vielleicht nur wie etwas mir Verwandtes. Aber ich fühle Sie wie einen ungeheuren Trost. Wie einen Engel mit einem Bocksfuß. In meine Zerrissenheit stiegen Sie nieder wie ein Engel; aber ein Engel, der unter dem Kleid ein wenig zu mir gehört ... *Maria schweigt. Anselm, um einen Ton boshafter, aber dabei echt ergriffen.* Ihr schreckliche Frauenhaftigkeit lindert etwas, das sonst zu demütigend für mich wäre ... Schweigen Sie doch nicht! Sie haben Rücksichten auf ihn zu nehmen? Ich auch! Sie wissen nicht, ob Sie ihn nicht lieben? Ich auch nicht!! Das darf kein Hindernis sein! Es geht durch alles in der Welt ein einheitlicher Taumel, ich fühle ihn verwirrt noch in Ihrem Widerstand, während ich Sie schweigen höre. Schenken Sie sich ihm! Heben Sie sich los! Ihre Seele hat Sie geholt, die Ewigkeit!

*Sie werden unterbrochen. Man hat während der letzten Worte wie eine Unterbrechung Lärm sich stürmisch nähernder Menschen und aufgeregten Gesprächs gehört. Jetzt fliegt die Tür auf. Fräulein Mertens stürzt besinnungslos herein, hinter ihr verstört Regine. Fast zugleich mit ihr Thomas. Dann Josef, zornig, verlegen; er schließt vorsichtig und genau die Türe, da ihm der Auftritt unendlich peinlich ist.*

Fräulein Mertens zu *Maria*: Um Gottes Willen, stehn Sie ihr bei; sie weiß nicht mehr, was sie sagt.

Josef von der Tür her zu *Regine*: Aber ich bitte dich, du übertreibst wieder; ein Sanatorium ist doch keine Irrenanstalt.

Regine: Auch Anselm will er dahin bringen, wenn er nicht abreist! Oder ins Gefängnis!

Josef *noch bei der Türe*: Ich hatte mich mit Regine aussprechen wollen. Sie war ja von allen verlassen in ihrem Zimmer und weinte, daß es nicht zu ertragen war. Ich sagte ihr, das beste in unser aller Interesse wäre ein Aufenthalt in einem Sanatorium. Ein kurzer nur. Das ist ja doch eine Krankheit! *Er wendet sich ihr zu und bemerkt dabei Anselm. Er tritt in der üblichen Weise einige Schritte steif vor und dann einen zurück; seine Brust hebt und weitet sich, sein Kinn richtet sich auf, seine Lippen suchen nach Worten. Anselm steht schlank und unschuldig vor ihm.*

Fräulein Mertens *währenddessen flüsternd zu Regine*: Man hat Sie mißbraucht; Doktor Anselm ist eine kleine Seele wie alle Männer! Oder – jetzt müßte er es zeigen!

Thomas *erklärend, scheinbar mit ruhigem Vergnügen*: Josef fordert, daß du binnen vierundzwanzig Stunden unser Haus verläßt. Er hat natürlich kein Recht, über mein Haus zu verfügen, und ich stelle es ganz dir anheim, ob du ihm parieren willst oder nicht.

Josef zu *Maria, verlegen über ihre Anwesenheit*: Du verzeihst; ich wollte natürlich nicht so ..., nicht in deiner Gegenwart, aber Regine war nicht zu halten. Ich wollte bloß mit ihr und – diesem sprechen.

Maria *überrascht, mit beginnender Empörung*: Aber was heißt alles das? Warum soll Anselm abreisen?

Thomas: Es ist seine Sache, dir das zu erklären; ich glaube nur: ... Du wirst sehn, daß er abreist.

Josef: Es ist peinlich, Maria; wie gesagt, ich wollte nicht vor dir ... Aber Thomas wußte es doch!

Maria *entschlossen*: Ich bleibe ... Ich finde es nötig, wenn ein Detektiv, ein bezahlter Angeber, in meinem Hause schaltet, wenigstens dabei zu sein!

Josef: Hat denn Thomas nicht für notwendig befunden, dich vorzubereiten?

Maria: Aber worauf denn?!

Thomas: Ich habe ja Maria alles gesagt. Nur daß es durch einen Detektiv bewiesen wird, habe ich ihr nicht gesagt. Und sie hat es nicht geglaubt!! *Er öffnet den Schreibtisch, Josef mit einer gleichzeitig abtittenden und resignierenden Gebärde dahin einladend.*

Regine zu *Anselm*: Komm fort! Sieh nicht hin, geh aus der Tür! Sie haben dir eine Falle gestellt! Ich habe dich verraten, ich hätte es verhindern können! Laß dich nicht mit ihrer Vernunft ein!

Maria: Aber Anselm, sagen Sie ihnen doch, daß alles das nicht wahr sein kann!

Thomas: Sag uns, daß es nicht wahr sein kann! Sag es uns!! Aber sieh dir zuvor das an. *Er weist ihn auf die Mappe Staders, die er dem Schreibtisch entnommen hat.*

Regine: Sieh nicht hin, das ist die Mappe des Manns! Geh! Noch kannst du es. Küsse ihnen demütig die Hand und geh; kriech aus der Tür auf die Straße. Laß sie im Wagen über dich fahren. Laß dir Hund sagen! Sei es! Aber laß dich mit ihrer Vernunft nicht ein! Sie wollen das unsichtbare Geschöpf in dir fangen! *Anselm, von der unentrinnbaren Lage angezogen und Regine verleugnend, kommt wie auf einem schmalen Weg, mit eingezogenem, ganz einwärts konzentriertem Gesicht zu Thomas. Der reicht ihm das Blatt aus der Mappe, Anselm sieht hinein, dann noch ein, zwei Blätter.*

Thomas: Das gehört Josef ...

Regine: Ich wollte noch einmal sehn, ob du Mut hast. Oh, wenn ich Mut hätte – ich fürchte so das Totsein.

Josef: Du Unglückselige, das ist die Arbeit dieses Menschen, der unheilvolle Geist, den er dir einimpfte!

*Anselm reicht die Blätter wieder Thomas zurück und wendet sich zu Maria*: Ich kannte es schon. *Er geht in der gleichen Weise, wie er gekommen ist, wieder auf seinen Platz zurück.* Ich lasse Thomas die Freude. Ich habe nur einen Beweis zu erbringen: daß ich Ihnen nie eine Unwahrheit gesagt habe! Kann ich Sie allein sprechen?

Maria *tonlos*: Vor allen müssen Sie sprechen, vor allen ...

*Pause. Anselm – verlegen oder überlegen lächelnd, jedenfalls in erzwungener Haltung – steht inmitten da.*

Maria *entsetzt*: Aber wie? Haben Sie denn wirklich –??

Anselm: Sie haben ja alles gewußt.

Maria: Ich??! Sie haben gesagt, daß diese Aufzeichnungen nur Harmloses enthalten. Daß man sie bloß Reginens wegen aus der Welt schaffen sollte!

Anselm: Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich ein schlechter Mensch bin?

Maria: Sie haben mit solchen Gedanken gespielt. Gespielt und geglitzert haben Sie mit Lüge und Schlechtigkeit!

Anselm: Was soll ich Ihnen noch sagen?

Maria: Ob es wirklich ist?!!

*Anselm zuckt lächelnd die Achseln und schickt sich zu gehen an. Josef vertritt ihm schon von fern den Weg; Thomas, der auch dazu ansetzte, unterläßt es daher. Anselm steht sofort von seinem Vorsatz ab, Josef geht zur Türe, sperrt sie ab und übergibt den Schlüssel Maria.*

Josef: Nimm, bitte, den Schlüssel. Er geht nicht aus dem Zimmer, bevor du ihn nicht entläßt! *Zu Anselm.* Sie werden Ihre Schliche einbekennen und öffentlich vor Regine versprechen, sich ihr nie wieder zu nähern, oder ich lasse Sie hier im Hause verhaften!

*Anselm wendet sich mit dem Blick fragend an Thomas als den Hausherrn, der aber nur mit einer ironischen Gebärde gegen Josef antwortet. Anselm setzt sich und sieht ruhig vor sich hin. Kurze Pause.*

Maria zu Thomas: Aber warum hast du mir das nicht früher gesagt?

*Thomas antwortet nicht. Kurze Pause.*

*Anselm sieht Fräulein Mertens an, die in der entferntesten Ecke sitzt, die Hände vors Gesicht geschlagen, dann die übrigen: Wir sind ja beinahe unter und wie in den schönsten Tagen der Kindheit; nur fürchte ich, daß wir Fräulein Mertens verletzen könnten.*

Fräulein Mertens: Oh, ich gehe; es ist die quälendste Enttäuschung meines Lebens. *Sie steht unschlüssig auf, da aber niemand Miene macht, ihr zu öffnen, bleibt sie unschlüssig stehen.*

Regine die nicht weit von ihr saß, geht hin und drückt sie sanft auf den Sitz nieder: Bleiben Sie bei mir; Sie müssen noch vieles hören.

*Kurze Pause.*

Maria: Dann haben Sie ja auch nur deshalb mit den Aufzeichnungen und mit – *sie verrät das Wort »Regine«, aber spricht es nicht aus* – haben Sie fortwollen, weil Sie fürchten mußten ...? Oh Gott, wie kann man so lügen?!

*Regine lacht.*

Maria *irritiert*: Sie soll nicht lachen! Es ist entsetzlich, wie sie lacht!

Regine: Ich lache ja nicht. Als Kind glaubte ich fest, eines Tags werde ich eine wundervolle Stimme haben. Gebt acht. Seid still. Hört ihr sie? *Lacht.* Ich höre sie ja auch nicht. Mit der Stimme singt Anselm. Aber man kann doch innen schön singen und außen stumm!

Josef: Das ist der unheilvolle, der herostratische Einfluß dieses Menschen!

Regine: – Mit der war Johannes richtig gesungen! Es war einfach das Gefühl: etwas kommt noch, das der Mühe des Lebens wert ist. *Bitter zu Anselm.* Und dann kommt der Tag, wo man eingesteht: es geschieht nichts mehr.

Josef: Sie ist einem Menschenfänger zum Opfer gefallen; Regine, wenn du dich besinnen willst, wenn es mich auch Überwindung kostet: Ich bot dir noch einmal meinen Schutz an! Weißt du

denn, wie sehr er dich betrogen hat? Sein Leben war eine Kette von Betrug und Schmutz –

Regine: Das weiß ich.

Josef: In der du nur ein Glied bist. Eine Frau hat er verheimlicht zu Hause sitzen: das hat er dir wohl nie gesagt!

Maria *schreit halblaut auf*.

Regine: Das weiß ich.

Josef *in plötzlich herabsinkender Erkenntnis*: Aber dann –? Aber dann –? Dann ist ...!? Nein, muß nicht ... Aber dann ist vielleicht alles gar nicht so ... alles so unglaublich Aussehende ... Verbrecherische ... nur seine Erfindung, was er dich schreiben hieß?

Regine: Was geht dich Anselm an?! Mit mir ist er fertig; er will Maria!

Josef *schreit verzweifelt*: Aber wahr ist es!! Ich kann ihm gar nichts mehr tun ... Er soll gehn oder ich bringe ihn um! ... Gib ihm den Schlüssel, Maria, schnell! Er soll aus dem Zimmer! *Er vergräbt sich in einen Stuhl*.

Maria *will Anselm den Schlüssel reichen, der nimmt ihn nicht*.

Regine: Er kann sich ja scheiden lassen. Aber was wißt ihr, wie eine Liebesgeschichte bei Anselm aussieht! Er braucht diesen Strick, der ihn hält; so wie er wollte, daß ich mit ihm und Maria gehe, damit er sich nicht in ihr verirrt. *Sie begleitet das mit einer spöttischen Gebärde über Marias Majestät*.

Josef *vernichtet*: Dann kann ich ihm gar nichts tun. Dann hat er meine Schande ja nur aufgedeckt.

Regine: Er kann ja keinen Menschen sehn, ohne so sein zu wollen wie er! Er hält es ja nicht aus, ohne daß man ihm sagt: Du bist gut! Sie alle sind ihm entsetzlich! Aber er ist eitel und schwach! *Zu Maria*. Weiß du, wie er wirklich über dich denkt?

Josef *trotz seiner Verstörtheit*: Aber bitte! Man darf sie nicht ausreden lassen!

Regine: Du bist unerträglich natürlich. Du würdest dich vortrefflich eignen, Kinder trocken zu legen. Mit einem Küchengriff, wie man einen Karpfen um die Schuppen faßt, packst du einen Mann. Dich die große Arie singen zu hören, müßte man sich schon etwas kosten lassen. Auf Trab bringen. Dynamit hinten –

Josef *immer noch sich verantwortlich fühlend, ist aufgesprungen und versucht ihr den Mund zu schließen*: Aber das ist ja –

Regine: Einen tüchtigen –

Josef: Widerlich, so ein Frauenzimmer!

Regine *hat sich losgerissen*: Dir müßte man einen tüchtigen Stoß vor den Bauch geben! Du stellst ihm nach, hat er gesagt!

Maria: Ich – stelle Ihnen nach?

Thomas *sich niederhaltend*: Hast du das wirklich gesagt ...?!

Regine: Erst gestern hat er es gesagt. *Sie wendet sich um Bestätigung an Fräulein Mertens; die zuckt kalt verletzt die Schulter*.

Thomas: Aber schweig du, du Teufel!

Josef *automatisch, als wäre er noch verpflichtet, Regine zu beschützen*: Er hat es gesagt! ... Nun ist es schon besser, man sagt alles: ... Ich glaubte, einige Blätter herausnehmen zu müssen, bevor ich dir die Mappe gab. Ich habe dir ja angedeutet, mit welchen Absichten er in dein Haus gekommen ist.

Thomas *stöhnt lachend auf*. Zu Maria: Dein Gefühl und Denken kann in seinem nicht den Schwindler entdecken, welch beschämend grobe Methode: zu zeigen, der äußere Mensch ist es! Aber ein Detektiv ist so wunderbar: Was dir als Schwermut erscheint, erklärt er kurzerhand für Obstipation und – er kuriert es! Wem wirst du jetzt glauben? Ich weiß es nicht. Beiden. Das ist das ewige Geheimnis!

Anselm zu Maria: Warum sind Sie nicht fort ...! Es wäre zu alledem nicht gekommen. Ich wäre ein guter Mensch gewesen.

Maria *weicht zurück*. Regine *wirft sich Anselm zu Füßen, der sich ihr entzieht*.

Regine: Ich bleibe solange vor dir auf der Erde, wie du aufrecht dastehst. Hast du nichts mehr in dir, dem es gleichgültig ist, ob du recht oder unrecht behältst? Sie schreiben dir vor, was du tun sollst, wie du fühlen sollst, was du denken sollst; keiner sagt dir, wie du sein sollst. Du bist ungeleitet und unbehütet ein dunkles Unberührtes in dir. Was willst du denn noch? Aus ist es! Ich liege auf der Erde und räche mich und triumphiere! Weil du nicht mehr das Vertrauen in dir hast ... Und ich auch nicht ...

Maria: So steh doch auf, Regine, schämst du dich nicht? *Sie stößt sie leise und angewidert mit der Fußspitze*.

Regine: Stoß mich nur! Unter deinem Kleid kommt etwas hervor, das mich stößt.

Josef *angewidert*: Ich kann da nicht zusehn, ich gehe.

Maria: Ich gehe mit dir.

Josef: Solchen Kranken gegenüber müßte man einen Bund der gesunden Menschen schließen.

Thomas: Eher, eher müßte man einen Bund aller ausgeschlossenen Menschen schließen, damit sie nicht *so* unterliegen. Sprich, Anselm! Finde *ein* ehrliches Wort!

Anselm zu Maria: Ich bin bis zuletzt im Haus geblieben, weil ich an Sie geglaubt habe; ich töte mich, wenn Sie das Zimmer verlassen.

Josef zu Thomas: Ich werde mein Haus reinhalten; tu in deinem, was du willst; meine Pflicht habe ich erfüllt. *Er und Maria schicken sich zu gehen an*.

Anselm *weist auf das Messer, das seit den Versuchen, die Lade zu sprengen, geöffnet am Schreibtisch liegt*: Maria, kennen Sie dieses Messer? Ich nehme es, wenn Sie nicht mehr glauben können!

Maria *in der Türe*: Ich glaube Ihnen nie mehr etwas; das Vertrauen ist verloren, Anselm. *Sie wendet sich ah und folgt Josef ohne zurückzusehn*.

Anselm *ruft ohnmächtig hinter ihr drein*: Maria? ... Maria!

*Dann greift er nach dem Messer und – man weiß nicht, was geschehen ist, so schnell spielt sich der Vorgang ab – stürzt zusammen. Thomas, der ihn schon während der ganzen Zeit scharf beobachtet hat, sieht ihn starr erstaunt an. Macht einige Schritte auf ihn zu und betrachtet ihn mit dem gleichen Staunen. Steht vor ihm scharf und gespannt, Regine ist auf der Erde*



*hingerutscht, hat Anselms Arm gefaßt und die Hand mit ganzer Kraft gepreßt; erst nur mit den Händen, dann die Nägel einsetzend.*

Regine: Er kann sich so fest etwas einreden, daß er sich martern dafür läßt.

Thomas: Ich sehe kein Blut; ich wette, er lügt jetzt noch.

Regine: Er nimmt sich etwas vor und führt es durch, wenn er auch gar nicht mehr mag, bloß weil er nicht aus weiß.

*Sie hat fest und lang in Anselms Hand gebissen, der unwillkürlich sich ein Zeichen des Schmerzes entreißen läßt. Thomas stößt förmlich auf ihn nieder, kniet neben ihn, schüttelt ihn, preßt ihm schmerzhaft die Arme zusammen, reißt ihn an den Haaren.*

Thomas: Simulant! Schwindler! Unter der Haut bist du schöner als jeder, was?! Wenn du die Augen nicht aufmachst, zerstampfe ich dich! Ich reiße dir das Gesicht herunter!

Regine: Tu ihm nichts! Er ist wehrlos!

Thomas: Er verstellt sich ja nur.

Regine: Laß ihn! Er ist gut –: hinter sich! *Sie drängt Thomas weg und beißt wieder in Anselms Hand.*

Thomas *drängt sich wieder hin*: Bloß recht behalten möchte er noch. Du Beschädigter! Schäbiger mit dem Defekt! Der Gesundheit simulieren möchte!

*Anselm hat unter den Mißhandlungen die Augen aufgeschlagen.*

Thomas *triumphierend*: Hast du einmal die Wahrheit zugeben müssen!! *Im nächsten Augenblick steht er aber, angewidert von sich selbst, auf.* Qualm! Ist die Lampe zu hoch aufgeschraubt? Die Petroleumlampe, dachte ich, kann explodieren. Ah ... – *lacht* – ich weiß, wir haben schon Elektrizität ... einen Augenblick lang war mir, als lebte Mama noch und wir wären klein ...

Regine: Was wütest du gegen ihn! Er haßt dich nicht mehr als er jeden hassen muß, aber er liebt dich viel mehr.

Thomas: Mich liebt er?! Hergekommen, um Maria zu entwenden!

Regine: Dich liebt er wie einen Bruder, der stärker ist als er.

Anselm *hat sich mühsam aufgerichtet*: Ich hasse dich. Wohin ich gehen wollte, immer warst du zuvor.

Thomas *den Satz ihm hinwerfend*: Dir glaubt kein Mensch ... Aber was habt ihr aus uns gemacht! Alle verachten euch, verfolgen euch, schließen euch aus!

Regine: Über mich sind sie weggekrochen. Ich opferte mich, ließ mich beherrschen, spürte, wie ich allmählich wirklich so wurde, wie ich ihnen erschien, und – fühlte mich desto höher schweben; mit noch unsichtbaren Teilen, die auf Gefährten warteten. *Sie steht auf.* Nun stehe ich in Klarheit und alles ist erloschen. Ich bin heute ein vernünftiger Mensch geworden.

Anselm *zu Thomas*: Du hast mich verfolgt, ob du da warst oder nicht. Wenn ein Mensch einen andren verleitet, ihm Böses zu tun, ist er schuld.

Thomas: Das ist zwar natürlich wieder nur so gesagt, aber –  
*Maria tritt ein, er bricht ab.*

*Maria die bemerkt, daß etwas vorgefallen ist: Was ist? ... Was war?*

Thomas: Er hat einen falschen Selbstmord versucht. Aber wahres Gefühl und falsches sind wohl am Ende beinahe das gleiche.

Regine: Es gibt Menschen, die wahr sind hinter Lügen und unaufrichtig vor der Wahrheit.

Thomas: Man findet einen Gefährten und es ist ein Betrüger! Man entlarvt einen Betrüger und es ist ein Gefährte!

Maria: Ich verstehe kein Wort.

Fräulein Mertens *die man bisher nicht bemerkt hat*: Ich bitte gehen zu dürfen. Ich vermag nicht mehr zu folgen. Ich vermag offenbar nicht, solche »vulkanische Menschen«, in denen »ein Rest von der Schöpfung her« noch nicht fest geworden ist, zu verstehen.

Thomas: Sind auch Schwindel in dieser Zeit. Sie duldet nur kurze Gefühle, lange Nachdenklichkeiten.

Maria: Ich verstehe kein Wort. Ihr habt euch versöhnt? Ich verzeihe es ihm nicht!

Anselm: Ich habe schlecht von Ihnen gesprochen, um mein Gefühl vor fremder Berührung zu schützen!

Thomas: Schweig, Anselm, du mußt zu Bett. Du mußt schlafen. Du mußt morgen früh fort. Ich möchte beinahe an deiner Statt dahingehen, eingewiegt von Planlosigkeit. Ihr habt ja recht. Man ist nie so sehr bei sich, als wenn man sich verliert.

vorhang

[ < ]

### Dritter Aufzug

*Ein hallenartiger Mittelraum im ersten Stockwerk. Türen. Eine hölzerne Innentreppe führt hindurch. Seltsame Arabesken im Teppich. Hinten ein sehr großes Fenster mit Blick auf die Landschaft. Morgengrauen. Schwere, bequeme Holz- und Ledermöbel.*

*Vom Charakter der Dinge gilt das gleiche wie im zweiten Akt; der Gesamtraum wirkt aber geschlossen, schrankinnerlich.*

*Regine und Thomas in phantastischer Hauskleidung. Thomas steht von einer Lederbank im Hintergrund auf, reckt sich und kommt nach vorn, wo Regine kauert.*

Thomas: Ich schäme mich.

Regine: Gar keinen Mann anschauen oder jeden ist das gleiche. Man kann sich ihnen ans Herz werfen, bloß weil man verrückt wird vom Fremdsein; vom Nichtverstehenkönnen wie man auch nur ihre Hand länger als nötig in der eigenen halten mag.

Thomas: Ich habe, bevor ich für den Rest der Nacht hierher kam, noch einmal diese Notizen von dir oder Anselm über dich gelesen: ich schäme mich.

Regine *stimmt zu*: Erkaltete Einbildungen. Widerwärtig nackt wie aus dem Nest gefallene Vögel. *Trotzdem sie starr ins Licht blickt*. Ich kann ja nicht ins Licht schauen, diesen zum Erbrechen schönen Morgen; wie ein verdorbener Weltmagen hebt er sich schon in fader Klarheit.

Thomas: Und während ich las, war dieser Stader in unsrem Haus. Und in einem andren Zimmer schlief Josef. Und in einem dritten Anselm. Angst hatte ich vor der Frage, ob nicht einer von ihnen noch einmal bei dir schläft.

Regine: Warum sagst du nicht: Verworfenen?! Warum suchst du mich nicht zu heben wie ein gefallenes Mädchen?! Sieh es doch wenigstens natürlich, wenn man schon nimmer die Kraft hat, dahinter etwas zu sehn! – Im Dorf war kein Platz. Josef hat diesen Adjutanten hergeschleppt, konnte man ihn im Park schlafen lassen?

Thomas: Natürlich nicht! Dieses verdammte menschliche »natürlich« ist es, unter das man sich am Eingang jeder Niedrigkeit bückt.

Regine *ergänzt*: Und Anselm ist schon unnatürlich!

Thomas *die Schmalheit der Zwischenzone betonend*: Und Anselm ist unnatürlich.

*Pause.*

Thomas *gequält*: Wenn du wüßtest, wie Männer solch eine Frau verachten!

Regine: Ich weiß es ja. Und sie haben recht. Ich habe es jedesmal bemerkt, aber es war mir immer eine Rache; weiter innen. Denn das ist es ja auch heute nicht: daß man es getan hat. Sondern daß man davon niedergeworfen wurde; daß man das wird, was man tut! Auflehnung, riesiger Wille, unbenannte Kraft stürzen in die Welt und werden – – nun in deinem Fall werden

sie Professor.

Thomas *halb zugehend*: Ja, vielleicht bleibt jeder zeitlebens der Gefangene eines Nebenerfolgs. Ich muß mich vielleicht daran gewöhnen.

Regine: Herrliches Mädchengefühl, wie ein Zaubervogel im Schaukelring die Welt entlang zu schweben! Später erst kommt man darauf, daß man in einem herumgezogenen Käfig saß, der plötzlich stehen gelassen wird.

Thomas: Ich habe wahrhaftig gestern, als ich mit deinem Mann sprach, noch an deinen Männerabscheu geglaubt; nun muß ich mich daran gewöhnen, meine wilde Schwester, daß du das gleiche in einer niederträchtig häßlichen Weise ausgedrückt hast.

Regine: Es ist etwas in mir, das wurde nie davon berührt.

Thomas: Ich fand immer so schön, daß wir nie zuviel voneinander gewollt haben. Es blieb freier Bewegungsraum zwischen uns. Nie dieses idealische Aneinandergepresse, bei dem einem Hören, Sehen und Denken vergeht. Sondern – selbst wenn wir uns durch Jahre weder sahen noch schrieben – ruhiger Schlaf einer unlösbaren Beziehung seit den Kindertagen. Am äußersten Rande war sie Musik wie alles Ferne. Es paßte sogar dazu, daß du Josef geheiratet hast. Das menschlichste Geheimnis der Musik ist ja nicht, daß sie Musik ist, sondern daß es mit Hilfe eines getrockneten Schafdarms gelingt, uns Gott nahe zu bringen.

Regine: Ich bin vielleicht nur böse, es könnte ja sein; ich mag niemand, ich tue alles heimlich. Aber immer hatte ich den Trost: wenn es einmal ganz schief geht, du kannst Ordnung schaffen; du wirst machen, daß alles, was ich getan habe, gut war. Nun bist du niedergeworfen!

Thomas: Sorg dich nicht, ich – stehe schon wieder auf!

Regine: Komm, ziehen wir Schuhe und Strümpfe aus; komm in den Park! Über die nassen Wiesen. *Thomas wehrt erleichtert ab*. Erinnerst du dich noch an diesen alten Satan Sabine?

Thomas: Unsere Kinderfrau, die uns zur Tugend anhielt? Endlich weiß ich, an wen mich dein Fräulein Mertens immerzu erinnert hat!

Regine: Komm über die nassen Wiesen; der blanke Morgentau wird feindlich rein wie ihr Schwamm unsre Füße baden. Auf unsren Schultern wird die Sonne dampfen. Sieh, wie sie aufgeht! Blöd wie ein Knall! *Sie höhnt wild und grotesk gegen die Sonne*. A-a-a-h!!! Das ist die Schönheit!!! Unsre nackten Sohlen werden die Erde fühlen; das Tier, dem wir entsprungen, ohne uns wegschwingen zu können. Dann finden sie uns tot unter einem Busch. Und werden sich den Kopf zerbrechen, warum wir nackte Füße haben.

Thomas: Spielst du noch immer damit?! Du bist schon wie Anselm!

Regine: Ich habe nie daran gedacht; selbst nicht nach Johannes' Tod. Aber ich glaube, daß man von Anfang an dazu bestimmt ist oder nicht. Es wächst unterirdisch und eines Tags erkennt man seinen Beruf.

Thomas: Aber – das ist nicht wirklich dein Ernst?

Regine: Du hast doch Mut für zwei. Soll man am Schlusse wie ein leerer Sack daliegen? Werden wie alle? Was erwartest du denn noch?! Dieses einzige hat man noch nicht versucht; vielleicht ist es auch Schwindel, vielleicht ist es – -: es nahe wissen, macht schon himmlisch frei und furchtlos.

Thomas *packt sie an der Schulter und rüttelt sie*: Unsinn! Schön ist es! Verlassenwerden ist

schön! Alles verlieren ist schön! Mit seiner Weisheit zu Ende sein ist schön! Wie eine Pupille, die sich ganz klein zusammenzieht, visiert man sein Leben an. Sieht nichts, tritt auf der höchsten Stufe fehl. Und schaukelt langsam wie ein Blatt durch einen tiefen, weiten Raum.

Maria *tritt mit einer Kerze in der Hand ein*: Hier ist es hell! *Bläst das Licht aus*. Ihr seid wach? Habt auch ihr nicht schlafen können? Ich habe, nachdem Regine von mir gegangen war, höchstens zwei Stunden geschlafen. Ich wußte nicht, was wird Anselm machen, was machst du? Du warst gar nicht ins Schlafzimmer gekommen.

Thomas: Anselm wird sich ausschlafen; er muß heute fort. *Er betrachtet Maria von Zeit zu Zeit mit Blicken, die staunen, sie vergeblich ganz umfassen und aufheben wollen*.

Maria *setzt sich neben Regine und hüllt sie in ihren Schal*: Er tut gewiß viel Schlechtes, ohne es recht zu wollen, wie ein Junge aus innerer Ungelenkigkeit. Und läuft dann davor weg.

Thomas: Ich bitte dich, wir sind jenseits der Dreißig! Auch mit Achtzig wird man innen noch das Kindchen sein. Zugegeben. Auch wenn man dem Tod schon in die Augenhöhlen schaut. Aber unsagbar widerwärtig bleibt es, dieses weiche innere Fell so nach außen gewendet zu tragen wie gestern ... Bitter kalt ist es; ist dein Bett noch warm? Ich möchte mich hineinlegen.

Maria: Ich werde Tee machen; es ist noch keiner von den Dienstleuten auf. *Zu Regine*. Vielleicht hat er doch nicht ganz unrecht gehabt. Hätte ich ihm vertraut! Hätte ich ihm seinen Willen getan und wäre mit euch fort!

Thomas *zu beiden*: Oh? Ihr habt euch wohl ausgesprochen? Am Sterbebett des Gesunden!

Maria: Du bist immerweg hochmütig. Ich fühle mich gar nicht mehr sicher; ich habe ihm vielleicht manches abzubitten. Haben wir denn nicht den gleichen Fehler gegen Regine begangen?!

Regine: Ach Quatsch!

Maria *zärtlich*: Nein; wenn ich es nur gutmachen könnte. Jetzt verstehe ich erst, warum sie Josef geheiratet hat; und hatte es ihr so oft übel genommen. Aber als Johannes' Tod so plötzlich gekommen war, dachte sie bloß: Warten. Sich kleinmachen. Was sind dreißig, was sind fünfzig Jahre – wenn man etwas hat, worauf man warten darf!

Thomas: Du vergißt: das war noch ein wirklicher Tod, kein fingierter!

Maria: *Du vergißt*, daß Jahre und Pläne glatt sind wie ein Tanzboden, wenn der erste Entschluß einer jungen Frau, stark und eines Gefährten würdig zu sein, darüber fliegt. Die Widrigkeiten erkennt man erst später.

Regine: Quatsch, quatsch, quatsch! *Sie versucht ihr den Mund zuzuhalten*.

Maria *steht auf und richtet einen Samowar, läßt das aber dann wieder*: Nein, er soll das nur hören! Wir hatten dir damals nicht geraten und geholfen.

Thomas: Und? Das weitere? Sie wird es dir wohl auch erzählt haben?

Maria: Warum willst du es nicht verstehn? Wenn sie schon lebend ins Grab stieg, sollte sie auch noch drin liegen bleiben?

Thomas: Gut, einmal. Aber der Nächste? Der Übernächste? Vom Zehnten ab?!

Maria: Es hätte ja nicht so Sein müssen, aber wenn man zu Hause nur Spott gefunden hat, so weiß ich wenigstens: tiefste Liebe braucht der, dem das widerfahren konnte. Johannes selbst hätte

nicht so hart geurteilt wie du; er wußte, daß Regine noch viel zu jung war, und nicht lange vor seinem Ende hat er mich gebeten: Sag ihr, was immer geschieht, ich werde ihr alles verzeihn.

Regine *steht auf*: Ich kann es nicht anhören. Ich muß aus Ehrgeiz und Verlegenheit heulen wie damals, als ich bei Jahresschluß aus Versehen in der Klasse die Erste geworden war.

Maria: Er hat an sie geglaubt: das ist eine Kraft, welche gut macht!

Thomas: Und Anselm? Ich weiß doch, worauf ihr hinauswollt! Hast du verschlafen, daß du ihm nachstellst?!

Maria *fast ein wenig lächerlich in ihrer Aufrechtheit*: Es ist eine seiner Entgleisungen. Man darf sich davon nicht abschrecken lassen. Man darf sich nicht seinen Einbildungen anpassen. Man muß auf das Gute in einem Menschen hören wollen, dann findet er dafür die Worte!

Thomas *nachspottend*: Man muß nur nicht gering denken wollen, dann erschließt er sich, der andere Mensch.

Maria: Du hast ihm stets nur weh getan bei seinen Schwächen.

Thomas: Also was soll ich tun?

Maria: Man darf ihn nicht einfach verkommen lassen. Man darf etwas, das gut sein könnte, nicht verfallen lassen.

Thomas: Soll ich ihn vielleicht bitten, noch eine Weile bei uns zu bleiben?

Maria: Ja. Du hast mich nicht vor ihm gewarnt; du hast nur gespottet.

Thomas *ruhig und entschieden*: Nein. Einen, der uns so bloßgestellt hat, hole ich nicht zurück.

Regine *zu Maria*: Sprich gar nicht erst darüber! Erinner dich doch: den ersten Schritt haben weglose Schwindler, wie Anselm oder ich, und bedeutende Menschen gemeinsam; aber den letzten macht Thomas allein! *Ab*.

Maria *geht plötzlich ganz nah zu Thomas und sieht ihn hilflos an. Thomas tritt traurig zurück*.

Thomas: Hast du jetzt eingesehn? Daß du ihm aufgesessen bist?

Maria: Ich habe es eingesehn. Aber Thomas! Thomas!! Wenn man alles vorhersieht, will und eintreffen macht: – das macht nicht glücklich.

Thomas *eine Erschütterung verbergend*: Erklär dich.

Maria: Ich vermag euch ja nicht zu folgen, ich bin nur ein einfacher Mensch. Aber glücklich *kann* man nur durch etwas Unberechenbares sein; durch etwas Unvorhergesehenes; das einem gerade so einfällt und da ist und vielleicht gar nicht richtig ist. – Ich kann mich nicht so ausdrücken. Man hat soviel mehr Kräfte als Worte in sich! Ich muß mich ja vielleicht schämen: Aber Anselm gab mir etwas!

Thomas: Was du bei mir entbehrt hast?

Maria: Ja ... Was würdest du tun, wenn ich fortginge?!

Thomas: Ich weiß es nicht. Geh doch.

*Pause. Maria kämpft mit den Tränen.*

Maria: Ja, so bist du. Auf alles verzichten, wenn ein neuer Plan dir besser erscheint. Ich weiß, daß

du mich gern hast. Du weißt, daß ich Anselm nie verzeihen werde. Nie! Aber selbst dieser arme Mensch spendet mehr Ruhe und Wärme als du. Du willst zuviel. Du willst alles anders. Das mag alles richtig sein. Aber ich habe Angst vor dir!

Thomas: Du bist schön. Habe ich dir das nie gesagt? Du bist schön wie die Himmelswölbung – *den ergriffenen Ton verbessernd* – oder irgend so etwas, das sich seit Jahrtausenden gleich blieb. Das hat auch Anselm verführt. – Gewiß bin ich an allem schuld. Ich kann nicht anders sein als ich bin. Denn siehst du, Anselm und ich denken beide anders als du.

Maria: Anselm *und* du –?

Thomas: Ja. Er war bloß zu schwach dazu, er hielt es nicht aus. Er drängt sich plötzlich zwischen die Menschen, die sich in dieser Welt zu Hause fühlen, und fängt an, in ihrem Stück mitzuspielen; in wunderbaren Rollen, die er für sich erfindet – -: Ich meine aber trotzdem, Anselm und ich können nie die Wahrheit vergessen.

Maria: Und ich? *Ich* lüge vielleicht?

Thomas: Nicht in diesem Sinn; in diesem Sinn lügt er ja. Ich meine mehr so –, mehr die Wahrheit, daß wir mitten in einer Rechnung stehn, die lauter unbestimmte Größen enthält und nur dann aufgeht, wenn man einen Kniff benützt und einiges als konstant voraussetzt. Eine Tugend als höchste. Oder Gott. Oder man liebt die Menschen. Oder man haßt sie. Man ist religiös oder modern. Leidenschaftlich oder enttäuscht. Kriegerisch oder pazifistisch. Und so weiter und so weiter, diesen ganzen geistigen Jahrmarkt entlang, der heute für jedes seelische Bedürfnis seine Buden offen hält. Man tritt bloß ein und findet sofort seine Gefühle und Überzeugungen auf Lebensdauer und für jeden denkbaren Einzelfall. Schwer ist es nur, sein Gefühl zu finden, wenn man keine andre Voraussetzung akzeptiert, als daß dieser entsprungene Affe, unsere Seele, auf einem Lehmhaufen kauern, durch Gottes unbekannte Unendlichkeit saust.

Maria: Vielleicht hast du recht, alles so zu komplizieren. Ich kann nicht widerlegen. Aber ich kann das auch nicht ertragen. Immer vor solchen Aufgaben zu stehn. Auch Anselm ist an dir zusammengebrochen!

*Regine tritt aufgeregt ein.*

Regine: Er ist fort!

Thomas: Aufgefahren aus dem Grabe. So gehört sich's für einen Wundermann.

Regine *zu Maria*: Für dich liegt ein Zettel in seinem Zimmer. Er wartet bis morgen mittag auf dich in der Stadt.

Thomas: Was heißt das?

Maria: Daß er noch einmal sprechen möchte. Daß er noch einmal angehört werden will.

*Thomas zuckt die Achseln. Maria geht hinaus.*

Regine *scharf*: Weißt du genau – wie Anselm ist?

Thomas: Ja.

Regine: Dann handelst du grausam gegen Maria.

*Pause.*

Thomas: Weil ich sie gewähren lasse? Die schwere, hilflose Maria, verstehst du? Sie soll sich nur anstoßen! Verstehst du? Wie ein schwerer Kreisel geht sie ihre innere Bahn. Peitschen möchte ich ...!

Regine: Ich hätte so gern etwas Böses angefangen mit dir, um mich an Maria zu rächen: ich brachte es nicht zuwege. Anselm hat das gebrochen in mir. Wie man einen Nachtwandler weckt. *Thomas sieht sie erstaunt und erwartungsvoll an.* Ich glaube, ich wollte einmal ein sehr guter Mensch werden. Gelobt von allen; gehätschelt wie ein Hund, dem man sagt: gutes Hündchen!: Nie habe ich gut sein können.

Thomas: Ja das ist auch viel schwerer. Nur dumme Menschen haben es darin leicht.

Regine: Nicht so wie Maria; das vertrage ich nicht. Frenetisch gut. Zwischen den höchsten Trapezen der Güte einen Saltomortale schlagend; unter dem Atemanhalten der Menge, im lautlosen Augenblick, wo der Funke zwischen Losdrücken und Pulverfaß des Beifalls schwebt. Als wir in die Schule gingen, wollte ich einen kleinen Knaben heimlich adoptieren und zu einem Prinzen erziehn. Ich wollte sogar unsre Gouvernante heiraten, weil mir ihr boshafte Alleinsein leid tat. Ich dachte mir, ich würde irgendeinmal noch wie eine Fee Menschen zu beglücken vermögen. Als ich sieben Jahre alt war, hatte ich dafür eine Zauberformel gefunden und ich sang sie stundenlang der kleinen Gärtnerstochter laut ins Ohr und kniff und prügelte sie, weil sie weinte statt schöner zu werden. Aber später scheitert das alles einfach an den Menschen. Man sieht sie wirklich und genau wie sie sind. Man kann sie nicht lieben.

Thomas: Nein. Aber man muß sie lieben; zuweilen; wenn man nicht zu einem gespenstischen Wesen verdünnen will! Das ist es.

Regine: So wie man schlafen muß und essen; aber ich kann nicht mehr!! *Pause. Sie sucht nach einem Anfang.* Thomas! Lach mich nicht aus: Ich möchte ein Opfer bringen. Niemandem, nur dir. Nicht für eine fremde Regel will ich ja gut sein; aber für dich, der du bist wie ich, nur stärker: Ich werde zu Josef zurückgehn.

Thomas: Aber unsinniger Einfall, Regine; ich erlaube dir nicht einmal an so etwas zu denken.

Regine: Aber ich will ... lach mich nicht aus ... ich will einmal im Leben einer Idee dienen!

Thomas: Aber ich habe keine Sorge wegen Josef. Anselm wird er nun nichts tun und mir ... mir? ... also mir liegt nichts mehr daran, wenn er mir schadet.

Regine: Mir liegt auch nichts mehr an mir. Weis es nicht ab; es fällt mir ja ohnedies so schwer ... Nein, jetzt kann ich kaum mehr, wenn ich Zeit habe, es mir vorzustellen.

Thomas: Sei nicht so mutlos! Ich bitte dich, sei nicht mutlos. *Er wirft sich wütend und ohnmächtig auf die Bank, auf der Regine gesessen hat.*

Regine: Du bist gewiß gut ... aber wer weiß, was du mir jetzt getan hast ...?

Thomas: Was heißt das?

Regine: Horch, es kommt jemand. Ich kann dir das nur allein sagen.

*Ab.*

*Thomas sitzt, den Kopf in die Hände gestützt. Josef und Stader treten ein, geblendet aus dem Dunkel; Stader trägt ein Licht.*



Josef: Es ist peinlich; wir schleichen in einem fremden Haus nachts herum.

Stader: Die Wahrheit festzustellen, erhebt über niedrige Begleitumstände.

Josef: Aber schweigen Sie doch! Philosophieren Sie nicht immer! ... Wenigstens nicht so laut ... *Er putzt seine Brillengläser und sieht blind umher. Stader hat eine Tür geöffnet und ist halb darin verschwunden, wodurch sich erklärt, daß auch er Thomas nicht bemerkt.* Wissen Sie genau, wo sich die Mappe befindet?

Stader: Hier muß es weitergehen; ganz am Ende liegt das Arbeitszimmer. Ich weiß und bemerke alles.

Josef *in flüsternder Wut*: Schreien Sie nicht so! Sie werden noch jemand wecken! Die Situation ist beschämend inkorrekt. Dafür haben Sie natürlich nicht Verständnis ... *Seufzt. Für sich gesprochen.* Aber ich finde keine Minute Ruhe, solange ich diese Papiere in einer fremden Hand weiß.

*Er hat die Brille aufgesetzt; Stader ist umgekehrt, um den konfus gewordenen Menschen mitzunehmen. Beide bemerken jetzt Thomas, der aufsteht. Stader bläst zwecklos rasch seine Kerze aus.*

Thomas: Ich will euch den Schlüssel geben. In der Mittellade des Schreibtischs liegt die Mappe.

*Er reicht Josef den Schreibtischschlüssel, der gibt ihn mechanisch an Stader weiter, Stader verschwindet damit, froh sich der Situation zu entziehen, dennoch einen zärtlich forschenden Blick auf Thomas werfend. Josef, unsicher, betreten, folgt ihm, kehrt sich aber in der Türe zu einer Erklärung um.*

Josef *entschuldigend*: Das muß vernichtet werden ... Ich hätte es wahrhaftig gestohlen. Wenn es nicht Mord wäre, würde ich sogar diesen Kerl – *er deutet hinter Stader drein* –, der von allem weiß, ermorden!

*Thomas zieht ihn, der diese Vertraulichkeit mit steifer Nachgiebigkeit auszugleichen sucht, ins Zimmer zurück.*

Josef: Ich habe begonnen, mich gedanklich mit den Tatsachen noch einmal auseinanderzusetzen. Ich bin neuerlich zu dem Resultat gekommen: Es kann sich nur um eine krankhafte Verwirrung handeln! Das war keine Liebesgeschichte!

Thomas: Nein, das war keine Liebesgeschichte. *Er läßt ihn plötzlich mit sonderbarem Lachen los.* Such, such! Verhafte ihn! Hetz deinen Polizeihund auf ihn!

Josef: Du ... *er macht eine bezeichnende Gebärde* ... bist übermüdet.

Thomas *wirft sich in einen Stuhl*: Sehr müd.

Josef *vor ihm stehend*: Zuviel Gefühl, mein lieber Thomas; hier können nur Grundsätze helfen!

Thomas: Zuviel Gefühl: ja, ja, jaja. Maria sagt, ich hätte nie Gefühl gehabt.

Josef: Nun ja, Frauen; sie wird heute auch anders denken. Jedenfalls habe ich mein letztes Wort wegen dieses Infektionskranken, den du in deinem Hause duldest, gestern schon gesagt! ...

Jedenfalls werde ich ihn wirklich verhaften lassen, sobald richtig Tag ist und Amtszeit und man telefonieren kann ... *Sich mildernd*. Das alles kommt von den übertriebenen Gefühlen. Man hat nicht soviel Gefühl zu haben; oder höchstens für das Große und Erhabene, wo es nicht so schaden kann ... Es war dir eine schwere Enttäuschung? ... Nun ja, ich meine, du bist doch ein Mann der klaren Verstandestüchtigkeit; du hast dich nur so umwerfen lassen, weil die überschwenglichen Gefühlsbezeugungen dieses Narren anfangs jeden anstecken.

Thomas *müd, nachgiebig, aber geheuchelt*: Kannst du nicht etwas bei mir sitzen bleiben?

Josef *schickt sich an, Stader zu folgen*: Nein, das nicht; das so lange nicht, als du nicht zu dir zurückgefunden hast.

Thomas: Nur noch ein bißchen Geduld; dein Sieg ist ja unaufhaltsam.

Josef *wieder sich mildernd*: Ich könnte es auch nicht ertragen; ich muß die Dokumente dieser Verirrungen noch einmal studieren. Ich brauche eine feste, verlässliche Grundlage, um existieren zu können. *Ab*.

*Thomas setzt sich an einen in der Mitte des Raumes stehenden schweren Tisch und stützt wieder den Kopf in die Hände. Maria tritt ein, setzt sich ihm gegenüber, sieht ihn an; er sieht auf, sie wirft den Kopf in die Arme und weint. Thomas steht auf, setzt sich ihr stumm gegenüber und streichelt sie.*

Maria *aufschauend*: Ich komme mir wie eine Abenteurerin vor.

Thomas: Du mußt es tun. Wenn man etwas mit ganzer Seele für eine Sache tut, wird sie es nachträglich wert.

Maria: Ich will es und mir ist bang davor.

Thomas: Man ist immer überwartet und abgespant, wenn man bis zur Verwirklichung gelangt.

Maria: Mir ist, als läge alles, was ich tun will, schon lange hinter mir. Wozu tue ich es denn?! Wozu?! Aber ein Uhrwerk läuft immer weiter in mir.

Thomas: Du mußt es tun. Schließlich ist, was daraus wird, das einzige, woran du erkennen kannst, was es war.

Maria: Das gleiche hast du von Anselm gesagt; du stößt mich hinaus.

Thomas: Das muß sein wie Kopfsprung: der Wille und das ist noch gar nichts; und plötzlich schon das neue Element und du regst Arme und Beine. Man ist ja bei den Lebensentscheidungen eigentlich immer abwesend.

Maria: Weißt du denn überhaupt, was ich will??

Thomas *sieht ihr in die Augen*: Ich will nicht wieder Druck auf dich ausüben.

Maria: Ich will mit Anselm noch einmal sprechen. Vielleicht ... bringe ich ihn zurück ...?

Thomas: Ich sehe deine Gefahr; aber wenn du sie willst, muß ich sie auf mich nehmen.

Maria *ihn wieder versuchend*: Und wenn ich nicht zurückkäme? Was würdest du tun?

Thomas: Ich weiß es nicht.

Maria: Du weißt es noch immer nicht?

Thomas: Man soll nicht immer sagen: Das oder das nicht muß geschehn. Warten. Ich weiß nicht,

was mir einfallen wird. Ich weiß es ja nicht!

Maria *springt auf*: Das halte ich nicht aus!

Thomas *sanft*: Wenn ich dich so ansehe, ist mir, als ob ich schon einem andren von dir erzählen würde. Sie war so schön und gut und etwas Wunderbares begab sich. Aber weiter weiß ich es eben noch nicht.

Maria *zögernd*: Du bist so eigensinnig.

Thomas: Eine Drehorgel könnte unten spielen. Es könnte Sonntag sein. Voll der Schwermut einer grau versunkenen Woche. Ich könnte mich jetzt schon bis zu Tränen nach dir sehnen. Aber die Vorstellung, mich mit dir in eine so starre Beziehung wie Liebe oder sonst eine völlige Gemeinschaft einzusperren, erscheint mir kindisch ... Ich könnte jedoch ... vielleicht einem, der das tun kann ... für dich dankbar sein.

Maria: Weißt du, wie du doch bist? Trotz allem, was du dagegen tust? Das große Gutseinwollen, das man manchmal als Kind vor dem Einschlafen mit Herzklopfen gefühlt hat.

Thomas *abwehrend*: Vergiß nicht: Zarte Bläschen jetzt werden vielleicht in wenigen Tagen vertrocknete Haut sein.

Maria: Nein. Man darf sich nicht das ganze frühere Leben einfach so aus der Hand schlagen lassen! Ich möchte es wenigstens in einen klaren Gedanken pressen!

Thomas: Geh; es ist Zeit, wenn du den Zug noch erreichen willst.

Maria: Ich kann dich nicht so lassen. Ich soll von diesem Tisch fortgehn und dich allein lassen? Ich möchte dir noch den Tee einschenken ... Die Wäsche auszählen ... ich weiß nicht was, nichts, nichts ist da. *Sie entdeckt den Teekessel, den sie schon früher vorbereitet hat, zündet die Flamme an und wirft Tee ins Wasser.* Verzeihst du mir?

Thomas: Laß uns aufrichtig scheiden: ich habe gar nicht darüber nachgedacht. Mir ist schon, als ob alles versunken wäre und unterirdisch weiterlief, um irgendwann und irgendwo einmal emporzubrechen. Es ist Marsch in mir, keine Gegenwart ... Geh Maria, du mußt.

*Maria steht in schweigendem Kampf da.*

Thomas: Ich bin ja auch traurig.

Maria: Du bist nicht traurig; du schickst mich weg. Mir fällt es so schwer, von dir fortzugehn; ich weiß nicht warum. Wir Frauen lieben tiefer!

Thomas: Weil ihr Männer liebt. Über euch bricht mit dem Mann die Welt herein.

Maria: Du sehnst dich schon nach etwas.

Thomas: Vielleicht nach Nachdenken.

Maria: Das Weinen steht in mir von den Füßen bis zu den Augen wie eine Säule.

*Thomas will auf sie zugehn. Sie läßt den Tee stehn und läuft zur Tür hinaus. Thomas bleibt einen Augenblick lang betroffen stehn. Dann geht er zur Teemaschine und hantiert dort fertig. Ein Türspalt hat sich geöffnet. Stader schiebt sich herein. Thomas beim Tee, bemerkt ihn nicht gleich.*

*Stader räuspert sich wiederholt*: Ich will nicht stören ... Sie verzeihen ...

Thomas *aus Versunkenheit auffahrend*: Was gibt's?

Stader: Ich darf mir in meiner augenblicklichen Mission eigentlich nicht erlauben ... Aber wenn man es genau betrachtet ...

Thomas: Wie –?

Stader: Ich fühle mehr mit Ihnen! Bei aller Hochachtung für Seine Exzellenz. Ich verehere Sie seit Jahren. Ich darf mir die Freiheit erlauben, zu raten: Lassen Sie sich nicht auf diese verlorene Sache ein. Darf ich unter Männern sprechen? Sie ziehen sich zwecklos Enttäuschungen zu.

Thomas: Ach, ja so ... Ich weiß zwar nicht, wie ich dazukomme: wenn Sie mich aber, wie Sie sagen, verehere, möchte ich, daß Sie schweigen. Verstehen Sie, wie ein Grab?

Stader: Ich möchte Ihnen ja einen Vorschlag machen; Sie können sich auf mich verlassen, Herr Professor.

Thomas: Sie waren Zufall? ...!!

Stader: Ja.

Thomas: Sie waren überhaupt nicht!

Stader: Gewiß nicht.

Thomas: Bitte nehmen Sie Platz.

Stader: Danke. Seine Exzellenz hat sich inzwischen in seine Lektüre vertieft. *Er setzt sich vorsichtig; schweigt, nach Worten suchend; und platzt los.* Ich verfolge Sie nämlich schon seit Jahren, Herr Professor.

Thomas: Warum? Was soll ich angestellt haben?

Stader *entzückt*: Oh, selbst Sie haben kein ganz freies Gewissen. Ich sah es an Ihrem Augendeckel. An einem mikroskopischen Zucken. An unterbewußten Schuldeinbildungen leidet heute jeder. – Aber nicht so, nicht so: Ihr Schaffen verfolge ich, Ihr wunderbares Werk!

Thomas: Verstehen Sie denn etwas davon?

Stader: Ja eigentlich nicht. Das heißt natürlich, soweit nicht mein Beruf ... mein Beruf setzt mich in Verbindung mit allen Wissenschaften ... aber, also ...: schon vor Jahren nämlich hat mir Regine von Ihnen erzählt.

Thomas: Sagen Sie doch nicht Regine. Sagen Sie: Ihre Exzellenz oder sagen Sie: die gnädige Frau Kusine. Na, wollen Sie eine Zigarre?

Stader *wehrt ab*: Ich stehe noch in einer sozusagen dienstlichen Handlung gegen die gnädige Frau Kusine, danke, es geht nicht.

Thomas: Eine Zigarette?

Stader *unfähig, gegen Thomas länger den Beleidigten zu spielen*: Danke, vielleicht. *Er nimmt sie.* Aber es wäre mir ungeheuer peinlich, wenn mich Seine Exzellenz so träfe. *Er verbirgt die Zigarette nach jedem Zug in der hohlen Hand.*

Thomas: Also was hat man Ihnen erzählt?

Stader: Oh viel; und ich gab keine Ruhe. Einige Aussprüche habe ich ja wörtlich aufgeschrieben! *Zieht ein Notizbuch hervor.* Ich verstehe sie freilich heute ganz anders als damals. Ich muß sogar zugeben, daß ich sie damals gar nicht verstand. Aber ich ahnte doch damals schon die

ungeheuren Möglichkeiten dieser Art von Mensch, die ich jetzt klar vor mir sehe. *Er hat geblättert und zitiert nun.* »Wir stehen an der Schwelle einer neuen Zeit, die von der Wissenschaft geführt oder zerstört, jedenfalls beherrscht werden wird. Die alten Tragödien sterben ab und wir wissen nicht, ob es neue noch geben wird, wenn man heute schon im Tierexperiment durch einige Injektionen Männchen die Seelen von Weibchen einflößen kann und umgekehrt. Wer kein Integral auflösen kann oder keine Experimentalkunst beherrscht, sollte heute überhaupt nicht über seelische Fragen reden dürfen.« – Wissen Sie noch, zu wem Sie das geäußert haben?

Thomas: Ja, natürlich.

Stader: Das ist aus dem Brief an Seine Exzellenz. Das hat mir mächtigen Eindruck gemacht. Verstehen Sie? Denken Sie sich, welche Bedeutung für die Moral und Kriminalistik, ganz abgesehen von den Perspektiven für die detektivische Verkleidungskunst. *Er steht auf.* Herr Professor! Soll man das praktisch unausgenutzt lassen?

Thomas: Ihre Exzellenz hat mir davon erzählt.

Stader: Ihre Exzellenz? Ihre Exzellenz hat –? Hat doch –?

Thomas: Wollen Sie sie nicht zum Dank aus einer peinlichen Situation retten?

Stader: Mhm; ich weiß schon, was da herauskommt. Sie meinen, ich soll diese Mappe stehlen? Diesen Geschäftszweig kultiviere ich höchst ungern.

Thomas: Oh? Nein; es war mir nur etwas durch den Kopf gefahren. Es ist doch eigentlich recht unanständig, wie Sie sich gegen meine Kusine benehmen?

Stader *wehrt ab*: Ein Mann hat höhere Interessen. *Wieder von seinem Gefühl übermannt.* Ja; auch ich war ein Schwärmer! Aber ich bin darauf gekommen, daß das nicht genügt. Lassen Sie mich Ihnen einen Vorschlag machen; wenn Sie auf den eingehn, tue ich alles für Sie! *Er setzt sich wieder.* Ich biete Ihnen an, die Firma Stader, Newton & Co. mit Ihrem Eintritt als wissenschaftlicher Sozius zu beehren.

Thomas *belustigt*: Es kommt mir unerwartet. Ich weiß auch nicht ganz, was ich mir darunter vorstellen soll.

Stader: Ich spreche zu einem Mann wie Sie gar nicht erst von dem finanziellen Ertrag; wenn Geist nicht in Bücher verschleudert, sondern kaufmännisch verwaltet wird, bleibt sein Erfolg nicht aus. Sie wissen, ich war Diener?

Thomas: Ja.

Stader: Ich war damals schon nicht nur Diener. In der Nacht –

Thomas *abwehrend*: Bitte!

Stader: Nein, nein, in der Nacht bin ich durchgebrannt; immer. Ich war Sänger, das heißt Dichter; Volkssänger, verstehen Sie, so in den Wirtschaften und ich hab nur in der Nacht Zeit gehabt. Das hab ich aber später bald aufgegeben; ich war dann Hundefänger, Paukdienner, Vertrauensmann der Polizei, Kaufmann – ach, ich war noch mancherlei. Man hat etwas in sich, das in allen Berufen nicht seine Befriedigung findet. Eine Unruhe des Geistes, möchte ich sagen. Eine letzte Überzeugung fehlt. Da bleibt noch so etwas und zieht einen immer wieder hinaus. Man möchte immerzu auf der Straße gehn, einfach gradaus. Es ist etwas in einem! – Aber der Herr Professor lassen mich nur erzählen – –?

Thomas *hat sich eine Zigarre angezündet und hört aufmerksam zu. Seine Erschütterung ist in bitter heitere Laune übergegangen:* Nein, nein, erzählen Sie; es interessiert mich mehr als Sie denken können.

Stader: Da bin ich endlich daraufgekommen, daß es nur die Wissenschaft ist, welche Ruhe und Ordnung verleihen kann. Und habe mein Institut aufgebaut.

Thomas: Ich habe mich darüber unterrichtet.

Stader: Kennen Sie seine wissenschaftlichen Einrichtungen?

Thomas: Man hat mir davon erzählt. Sehr strebsam.

Stader: Hierfür wäre nun Ihre Leitung geradezu – ein Schlager! Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß wir mit der Unfertigkeit der Methodik zuweilen noch zu kämpfen haben. Die Wissenschaft ist eben auch nicht immer praktisch genug angelegt worden; man erlebt Enttäuschungen. Größere aber mit dem Unverständnis der Menschen! Gerade in wissenschaftlichen Kreisen erfreut sich mein Institut noch nicht des Verständnisses, das es verdient. Wofür Ihre Hilfe daher ganz unersetzlich wäre, ist: Die Ausbildung der Detektivik als der Lehre vom Leben des überlegenen wissenschaftlichen Menschen.

Es ist nur ein Detektivinstitut, aber auch sein Ziel ist die wissenschaftliche Gestaltung des Weltbildes. Wir entdecken Zusammenhänge, wir stellen Tatsachen fest, wir drängen auf die Beobachtung der Gesetze; aber das ist nur der gewöhnliche Teil, mit dem würde ich Sie gar nicht belästigen. Mein *große* Hoffnung ist: die statistische und methodische Betrachtung der menschlichen Zustände, die aus unsrer Arbeit folgt.

Lassen Sie aus fünf zugedeckten Karten eine ziehen, so werden siebzig Prozent aller Menschen nach der gleichen Stelle greifen. Kontrollieren Sie Thermometer- oder Millimeterablesungen, wenn Bruchteile geschätzt werden müssen, so schätzen alle Menschen zu hoch oder zu niedrig, je nach der Lage zwischen den zwei benachbarten Strichen. Man hat mir erklärt, daß es Augen-, Ohren- und Muskelmenschen gibt, die durch bestimmte, für den Laien geheime Fehler voneinander unterschieden sind. Man hat mir gesagt, daß die Dichter, solange die Welt besteht, immer nur die gleiche, ziemlich kleine Zahl von Motiven benützen und nie ein neues erfinden können. Man hat mir gesagt, daß das Format, welches die vermeintlich so eigenwilligen Künstler ihren Bildern geben, nach ganz bestimmten Regelmäßigkeiten sich verlängert und zusammenzieht, wenn man den Blick über die Jahrhunderte schweifen läßt. Daß Liebende immer das gleiche sagen, ist bekannt. Im Sommer nehmen die Zeugungen zu, im Herbst die Selbstmorde. Man hat mir gesagt, daß dies eben alles so wie mit den Schaumkronen der Wellen ist: nur der Laie glaubt, dieses weiße Sichüberschlagen sei eine ungeheure vorwärts treibende Bewegung; derweil täuschen nur ein paar ausgerutschte Spritzer und das Ganze stampft auf dem Fleck eine wissenschaftliche Kurve ohne sich zu rühren. Soll man sich von sich selbst zum Narren haben lassen? Man tut etwas und heimlich ist es ein Gesetz! Man kann es einfach nicht aushalten, wenn man weiß, das alles wird man einmal genau wissen und man selbst weiß es noch nicht!

Thomas: Mein lieber Freund, Sie sind entschieden zu früh auf die Welt gekommen. Und mich überschätzen Sie. Ich bin ein Kind dieser Zeit. Ich muß mich damit begnügen, mich zwischen die beiden Stühle Wissen und Nichtwissen auf die Erde zu setzen.

Stader: Nein, Sie lehnen noch nicht ab!? Überlegen Sie es sich noch mehrmals!

Thomas: Man kann jeden Augenblick hereinkommen. Hören Sie, wir können ja einstweilen in Fühlung bleiben. Ich hätte einen Auftrag für Sie; keinen interessanten, nur einen ganz

gewöhnlichen. Sie haben meine Frau gesehn. Doktor Anselm ist nachts abgereist. Meine Frau folgt mit dem nächsten Zug um –

Stader *sieht auf seine Armbanduhr*: Fahrplanmäßig soll er eben abgegangen sein.

Thomas *unterdrückt eine leichte Bewegung*: Ja. Sie werden sich also in der Stadt treffen und eine Unterredung haben.

Stader: Und Sie wünschen Material so wie für Seine Exzellenz?

Thomas: Nein. Ich will nur, daß Sie mir genau berichten, wie mein Freund dabei aussah, welchen Ausdruck er hatte und auch meine Frau – ob sie sich sehr aufregte, ob sie einen leidenden Eindruck machte oder einen befreiten, frischen; kurz ganz genau, als ob ich selbst zusehen könnte. Und dann halten Sie mich am laufenden über alles, was Doktor Anselm weiter beginnt.

Stader: Wenn ich Sie dadurch verbinden kann, das ist eine Kleinigkeit; ich habe auch Seine Exzellenz zur vollen Zufriedenheit bedienen können.

*Josef kommt, das bereits in Papier geschlagene Paket Notizen unter dem Arm, auf der Suche nach Stader.*

Josef *ärgerlich*: Wo sind Sie denn?

Thomas *rasch*: Wir reden noch einmal später.

Stader: Exzellenz, gestatten gehorsamst! *Er will ihm diensteifrig das Paket abnehmen.*

Josef *drückt es fester an sich*: Lassen Sie, lassen Sie; ich werde es selbst machen. *Zu Thomas in einlenkend sanftem Ton*. Kannst du mir vielleicht etwas Bindfaden geben?

Stader: Ist schon hier, Exzellenz! *Er zieht ein Knäuel aus der Tasche und beginnt respektvoll das Paket noch in Josefs Arm zu umwickeln, so daß dieser es unwillkürlich auf den Tisch legt.*

Josef: Aber wir brauchen auch Siegellack. Würdest du so gut sein?

Stader: Für alles ist vorgesehn. Er zieht eine Siegellackstange aus der Tasche. Exzellenz sollten doch wirklich nicht so kleinmütig von meiner Voraussicht denken. *Er will Josef helfen.*

Josef: Nein, nein; lassen Sie, Stader!

*Stader zieht sich diskret ein wenig zurück. Josef beginnt mit ungeschickten, hastigen und zittrigen Bewegungen die Mappe einzuschlagen. Thomas zündet, um auch seine Bereitwilligkeit zu beweisen, die von Stader weggestellte Kerze an.*

Josef *halblaut*: Es war keine Liebesgeschichte!

Thomas: Nein, es war keine Liebesgeschichte. Aber was war es denn? *Er beginnt Josef zu helfen.* Den Sarg geschlossen! Erde darauf. Mögen Blumen wachsen.

Josef: Du scheinst es zu leicht zu nehmen.

Thomas: Ich würde Regine die Wege zu einem neuen Leben freigeben.

Josef: Ich bitte dich, Thomas, keine Namen! Wir sind nicht allein.

Stader *von seinem Platz aus*: Haben Euer Exzellenz aber auch ein Petschaft bei sich, ein Petschierstöckl?

*Josef wendet sich an Thomas. Sie lassen das Paket los, das wieder aufgeht. Stader nimmt sich seiner mit einigen geschickten Griffen an.*

Thomas: Nehmen Sie doch einfach eine Münze. *Zu Josef.* Gut, ohne Namen: aber trotzdem würde ich die Wege geradezu öffnen; das ist doch schließlich moralisches ABC.

Josef *steif ablehnend*: Ich bitte!!

Stader *besänftigend*: Befehlen Eure Exzellenz Kopf oder Wappen?

Josef: Aber zum Kuckuck, machen Sie das doch ohne zu fragen, wie Sie wollen!

Thomas: Zu verlieren ist ja nichts mehr, zu gewinnen auch nichts.

Stader *siegelnd*: Das ist auch so ein Fall. *Mit Anspielung.* Man glaubt, es ist »Zufall«, Kopf oder Wappen; statt dessen unterliegt das einfach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitslehre und es beherrscht uns eine unheimliche Gewalt.

Josef: Ich habe dir schon vorhin bemerkt, daß du etwas überreizt erscheinst. Man ist nicht nur sich, sondern auch den Beteiligten Festigkeit schuldig.

Thomas *hartnäckig. Auf das Paket deutend*: Ich würde es überhaupt verbrennen.

Josef: Ich will nichts mehr hören!! *Sich auf Stader ablenkend.* Sind Sie fertig? So gehen Sie, gehn Sie doch schon damit! ... *Mäßigt sich.* Warten Sie in meinem Zimmer auf mich! Bitte.

Stader *würdevoll*: Herr Professor, ich werde mir erlauben, später noch einmal vorzusprechen; Seine Exzellenz scheinen momentan unter einer Blutdruckkurve zu leiden. *Ab.*

*Thomas bläst langsam, mit Genuß die Kerze aus.*

Josef: Thomas! Wenn du denn noch einmal darüber sprechen willst: Ich kann nicht, solange dieser Mensch noch in deinem Hause ist; darauf muß ich dich aufmerksam machen.

Thomas: Er ist fort.

Josef: Wer er? Anselm meinte ich natürlich.

Thomas: Anselm ist abgereist.

Josef *erleichtert*: Hast du also doch eingesehn, daß du ihm aufgesessen bist? Ich möchte mit Regine sprechen.

Thomas: Das geht jetzt nicht ... Sie fühlt sich nicht wohl.

Josef *vergewissert sich, daß Stader nicht horcht. Stimmlos vor Mißtrauen*: Sie ist mit ihm gegangen??

Thomas *ruhig*: Maria ist mit ihm gegangen.

Josef: Du machst einen Scherz? Ich verstehe zwar nicht, wie man das jetzt kann, aber du hast einen Scherz gemacht?

Thomas: Ich habe vielleicht übertrieben; er ist allein fortgefahren. Aber Maria ist vermutlich auch schon fort; sie reist ihm nach.

Josef: Nachreisen? *Er wird wieder mißtrauisch.* Ihr habt euch noch immer nicht ganz von ihm losgelöst?



Thomas *fest*: Nein, nicht so. Maria reist aus eigenem Beschluß. Sie verurteilt das, was er tut, aber die Art, wie er es tut, nahm sie gefangen.

Josef: Aber was soll das denn bedeuten?!

Thomas: Erstens: daß mir einer die Knochen gebrochen hat – oder wenigstens die Verknöcherungen. Immerhin, der zähe Urschleim lebt noch. Zweitens: daß sich der nächste Mensch von mir losgelöst hat – worin ich ihm folgen werde; vielleicht ist er mir nur aus Angst vor mir zuvorgekommen.

Josef: Aber Maria! Eine Frau wie Maria? Dieser Seelenfänger! Oh, aber jetzt beginne ich einen neuen Zusammenhang zu ahnen: Von allem Anfang an beabsichtigte er nur, sie vor Maria zu demütigen, dieser Schuft? Meinst du nicht, ich müßte mich um Regine kümmern? Seit ich vorhin selbst dastand, ich weiß noch nicht wie, plötzlich mit der Kerze in schlafenden unbewachten Zimmern ... ich bin wirklich noch jetzt verwirrt ... wieviel mehr kann ein so wenig widerstandsfähiger Mensch wie Regine ... ja da halte ich ganz gut für möglich, daß sie doch nur in einer Verwirrung gehandelt hat, als sie sich – – dieser Verfehlungen bezichtigen ließ.

Thomas: Setz dich lieber zu mir. Ich bin so froh, mit dir zu sprechen; ich habe mich förmlich darauf gefreut, dir als erstem davon zu erzählen. *Er setzt sich und zieht Josef auch in einen Stuhl.*

Josef: Du bist merkwürdig ruhig. Verstehst du denn nicht: Die Hand, die dir die Speisen zuschob, hat sich vielleicht schon vergangen? Der Mund, dem du glaubtest, bloß wenn du ihn sich öffnen sahst, hat gelogen? Du hast dich bewegt wie in einem Heim und durch alle Mauern sahen fremde Augen herein? Die schlimmste Schande ist dir zugefügt worden, die einem Mann begegnen kann! ... *Er sucht sich zu verbessern. Ich will das natürlich damit nicht annehmen.*

Thomas *antwortet aber ganz beschaulich*: Weißt du, was ich dabei sehe? Daß die Liebe zu einem ausgewählten Menschen eigentlich gar nichts andres ist als der Widerwille gegen alle.

Josef: Ich glaube, du ... Ja, bei dir glaube ich wirklich: du bist gefühllos.

Thomas: Ich habe sehr locker sitzende Gefühle.

Josef: Nein, nein, ich will mit Regine sprechen. Sie gehört in geordnete, sichere Verhältnisse. *Er steht auf.*

Thomas *hält ihn fest*: Was wirst du ihr denn sagen? Was willst du tun?

Josef *betroffen*: Ja, was wirst *du* tun? *Plötzlich*. Thomas! Lassen wir doch alles vergessen sein! Ich will dir nichts nachtragen. Wir müssen uns aufraffen. Wir stehn dem gleichen Feind gegenüber.

Thomas *hartnäckig beschaulich*: Die Fälle sind ganz verschieden. Zwischen Maria und Anselm ist nichts vorgefallen; da beginnt höchstens etwas. Zwischen Anselm und Regine ist etwas vorgefallen und hat zwischen ihnen geendet – oder ist zwischen ihnen verendet!: Das, was du ihre Verfehlungen nennst.

Josef: Nun willst du behaupten?

Thomas: Regine und ich haben uns genügend ausführlich darüber unterhalten. Wo willst du hin? *Josef ist aufgestanden.*

Josef: Ich spreche jetzt erst recht mit Regine. Ich will in meinem Unglück wenigstens einen klaren, reinen Abschluß haben. Sie soll diese entsetzlichen Verirrungen mir ins Gesicht bekennen, wenn sie das kann, ohne daß ihre Rede vor Scham über sich selbst zusammenbricht.

Thomas: Sie würde gar nicht erst mit der Rede anfangen. Denn sie weiß, daß sie dir nichts erzählen könnte als dumme Abenteuer. Irgendein Schafskopf, ein Wortemacher, Gefühlsschüttler oder auch ein Tatzenmensch, ein Athlet – trotzdem er nicht einmal die Kraft eines kleinen Pferdes hat – wächst plötzlich ins Ungeheure: Liebe! So wie es Angst ist: das feindlich Unbekannte wächst. Das Unbekannte wächst in beiden Fällen! Kannst du dir das vorstellen? – Eben; ich beinahe auch nicht. Das Unbekannte, das uns zu umgeben scheint, wächst aber offenbar zuweilen für bestimmte Menschen. Es scheint Menschen zu geben, in denen etwas locker ist, das in allen andren fest sitzt. Es reißt sich los ... Welche Genugtuung jedenfalls, hinterdrein festzustellen, daß der Anlaß Franz hieß oder sonstwie und jene blöden Worte und Versicherungen, durch die sich Liebende gegenseitig anstecken! Sie wußte natürlich auch, daß das unwürdig ist.

Josef: Wenn man überhaupt auf solche Gedankengänge eingehen darf: Sie hätte sich mir rechtzeitig anvertrauen sollen!

Thomas: Du würdest ihr den moralischen Defekt nachgewiesen haben und hättest damit recht gehabt. Sie hätte ebensogut zu einem Arzt gehen können und er hätte ihr gesagt: Erotomanie auf neurasthenisch-hysteroider Basis, frigide Erscheinungsart bei pathogener Hemmungslosigkeit oder dergleichen und hätte auch recht gehabt! Denn sie schlang ja die sogenannten Abenteuer in sich hinein wie ein Kettenraucher, mit dem Überdruß als einzigem Grenzzeichen. Sie konnte vielleicht schließlich überhaupt keinen Mann sehen, ohne –

Josef: Ohne was?! Fühlst du denn nicht, wie unerträglich verkommen das ist?!

Thomas: Ohne nach ihm zu greifen; wie du kein Handbuch deiner Wissenschaft sehen kannst, ohne es aufzublättern, obgleich du sicher bist, ohnedies alles zu wissen, was darin steht. Übersieh doch nicht, wie oft wir genau so lasterhaft handeln – nur im Guten.

Josef: Ach, unpassende Geistreicheleien, mit denen du gern groß tust. Man müßte sie Anspruchslosigkeit lehren und Achtung vor den festen Grundlagen des Daseins.

Thomas: Josef, eben das ist es: die hat sie nicht, diese Achtung. Für dich gibt es Gesetze, Regeln; Gefühle, die man respektieren muß, Menschen, auf die man Rücksicht zu nehmen hat. Sie hat mit all dem geschöpft wie mit einem Sieb; erstaunt, daß es ihr nie gelingt. Inmitten einer ungeheuren Wohlordnung, gegen die sie nicht das geringste Stichhaltige einzuwenden weiß, bleibt etwas in ihr uneingeordnet. Der Keim einer anderen Ordnung, die sie nicht ausdenken wird. Ein Stückchen vom noch flüssigen Feuerkern der Schöpfung.

Josef: Du willst sie also wohl gar noch als einen Ausnahmemenschen hinstellen? *Steht auf. Ironisch, entschlossen, mit verstellter Feierlichkeit.* Ich danke dir; du hast mich sehen gelehrt. Weißt du, daß du damit auch den verteidigt hast, mit dem deine Frau geht?

Thomas: Ja. Das weiß ich. Und das will ich ja doch. Du verlangst Ideale; aber auch, daß man keinen extremen Gebrauch von ihnen mache. Du läßt die Witwer wieder heiraten, aber erklärt die Liebe für unendlich, damit die Wiederverhelichung erst *nach* dem Tode erfolgt. Du glaubst an den struggle of life, aber milderst ihn durch das Gebot: Liebe deinen Nächsten. Du glaubst an die Nächstenliebe, aber milderst sie durch den struggle of life. Du verschaffst den Gesetzen *unbedingt* Geltung, aber begnadigst hinterdrein. Du bist für Besitz *und* Wohltätigkeit. Du erklärst, daß man für die höchsten Güter sterben müsse, weil du schon voraussetzt, daß keiner auch nur eine Stunde lang für sie lebt –

Josef *unterbricht ihn*: Du möchtest also mit einem Wort behaupten, daß ich überfordere; am Ende, daß ich zu rigoros war. Oder umgekehrt: daß ich solch eine gewöhnliche Kompromißnatur

bin?

Thomas: Ich will nur behaupten, was niemand bestreitet, daß du ein tüchtiger Mensch bist, der sich eine solide Grundlage schaffen muß! Ich will gar nichts andres behaupten. Du gehst auf einem ausgelegten Balkennetz; es gibt aber Menschen, die von den dazwischenliegenden Löchern angezogen werden hinunterzublicken.

Josef: Ich danke; ich erkenne jetzt doch, wer du bist. Du bist zwischen den Kranken ein Angekränkelter.

Thomas: Ich meine, daß man gegen Menschen wie dich um die Berechtigung kämpfen muß, hie und da krank zu sein und die Welt aus der Horizontale zu sehn.

Josef *geht nahe zu ihm*: Glaubst du, daß man mit solchen Anschauungen das Vertrauen verdient, Schüler zu haben und an der Universität lehren zu dürfen?

Thomas: Ich pfeife auch drauf. Verstehst du: ich – pfeif – dir drauf. Ich möchte mir das Gefühl bewahren, durch eine fremde Stadt zu gehn, in der ich noch ungeheure Möglichkeiten vor mir habe.

Josef: Also so weit geht deine Übereinstimmung mit diesem davongejagten Privatdozenten?

Thomas *schreit ihn an*: Ich finde ihn lächerlich!! ... Ich verteidige ihn ja nur gegen *dich*.

Josef: Thomas, du bist noch immer verwirrt! Zehn Jahre hast du wissenschaftlich gearbeitet; und ich muß sagen, tüchtig. Du sprichst unverantwortlich, aber ich fühle mich für dich verantwortlich.

Thomas: Sieh um dich! Unsre Kollegen fliegen, durchbohren Berge, fahren unter Wasser, zucken vor keiner noch so tiefen Neuerung ihrer Systeme zurück. Alles, was sie seit Jahrhunderten machen, ist kühn als Gleichnis einer ungeheuren, abenteuerlichen neuen Menschlichkeit. Die niemals kommt. Denn ihr habt über eurem Tun längst seine Seele vergessen. Und wenn ihr Seele haben wollt, verliert ihr den Verstand so wie ein Student die Couleur ablegt, bevor er zu Weibern geht.

Josef: Das ist mangelnder Ernst! Macht, was ich wollt! Euer armer Vater auf seinem Totenbett hat euch Geschwister und Vettern zwar meiner als des Älteren Sorge anvertraut, aber Gott sei mein Zeuge, ich kann mich nicht länger damit einlassen. Ich will mit euch nichts zu tun haben. Nichts! *Zornig ab*.

*Thomas lacht hinter ihm drein. Regine öffnet leise die Tür.*

Regine: Ich habe gehorcht.

Thomas *gespielt*: Das sollst du nicht mehr tun, Regine.

Regine *putzt ihren Rock ab*: Was liegt daran, ob ich zuletzt das noch tue. Oh, ich wollte es noch einmal versuchen; aber – *sie sagt das, wie man von einem bösen Zeichen spricht* – ich habe mich geschämt.

Thomas: Reginchen, Träumelichen, das darfst du nicht tun, das schickt sich nicht. Du bist jetzt ein edler, erwachsener, kämpfender Mensch. Weißt du schon? Maria ist fort. Wein doch nicht! Natürlich: Anselm!

Regine *kämpft mit den Tränen*: Nicht um Anselm, nicht um Anselm! Soll ihn sich Maria nur holen! Mir war er nie auch nur sympathisch; immer blieb etwas fremd; eilig in den Beinen, schnüffelnd um die Nase. Ich hatte nie dieses einfach körperliche Vertrauen zu ihm, wie ich es,

solange ich denken kann, zu dir hatte ... Aber ich habe gefühlt, mein Leben wird besser; er hat soviel Interesse für mich gehabt; er findet an jedem etwas heraus; da durfte nichts mehr nur beiläufig geschehn ...

Thomas: Ach? Und die Narretei mit Johannes?

Regine: Thomas, für mich hat Johannes gelebt, nur für mich! Er hatte keinen andren Zweck und Lebensinhalt anerkannt als mich! So verrückt war ich nie, zu vergessen, daß das alles war; an Wirklichkeit. Aber daß es dieses Wesen in der Welt nicht mehr gab: dagegen lehnte ich mich auf. Es war Flucht in die Unwirklichkeit, gut – *Sie denkt nach und wiederholt es ohne die Mißbilligung im Ton*. Flucht in die Unwirklichkeit: auch das hat er immer gesagt, Anselm ... In die Nochnichtwirklichkeit, auf den Berg. Es ist etwas in uns, das zwischen diesen Menschen nicht zu Hause ist: wissen wir, was es ist? Und hat nicht den Mut dazu gehabt! ... Ich war ja plötzlich ganz blöd und keusch geworden, als ich merkte, es handelt sich um andres. Das war nicht mehr dieses traumhaft einfache einen Menschen hineinziehn hinter die vier Papierwände der Phantasie. Seine Ideen schoben einen Widerstand davor. Zum erstenmal war es nicht dieser sinnlos direkte Weiberweg von den Augen unter das Herz; ich begriff: starke Menschen sind rein. Und ob du mich auslachst: ich wäre immer gern stark gewesen wie ein Riese, von dem man noch nach Geschlechtern erzählt! Und jeder kann es; jeder läßt sich nur in sich hineinpacken wie in einen zu kleinen Koffer. Aber er hat den Mut nicht gehabt! Er hat sich gerettet! Thomas! Was er mit Maria tut: das ist feige Flucht in die Wirklichkeit!

Thomas: So einfach geht es bei Maria nicht, du wirst sehn.

Regine *bereitet sich Tee*: Ich war, bevor ich an die Tür kam, noch einmal durch das Haus gegangen. Zu den alten Kinderzimmern, zu den Bodenkammern, zu allen Plätzen unsrer Phantasie. Auch an der Stelle, wo sich Johannes getötet hat, war ich. *Sie zuckt die Achseln mit dem Ausdruck: es war nichts*. Alles war fast genau so wie einst. Die Dienstleute standen hinter ihren Türen auf; etwas später, so warten sie in ihren Zimmern darauf, daß man klinge. Alles ist dann aufgeräumt und aufgezogen. Bereit, loszuschnurren wie an allen den fünfzehnmal dreihundertfünfundsechzig nicht mehr vorhandenen Tagen. Darunter die Tage, wo ich nicht hier war, wo ich unglücklich war, wo ich in einem fremden Haus ins Bettlaken biß und weinte.

Thomas: Immer leerer wird das Haus. Anselm ist fort. Maria ist fort; ich wette, daß Josef den nächsten Zug nimmt.

Regine: Oh, ich möchte mich noch einmal niederwerfen dürfen auf die Erde, zwischen die Blumen des Teppichs. Sieh mich nur so an – halt mich mit deinen bösen nüchternen Augen, damit ich es nicht tue!

Thomas: Auf solchen großen Blumen sind wir manchmal Ornamente gegangen. So groß waren sie nicht, aber sinnlos verschlungen.

Regine: Die Blumen wachsen maßlos, wenn man auf der Erde liegt. Die Stuhlbeine stehen wie Bäume ohne Kronen steif und warumlos in ihre Stellen gepflanzt: Das ist die Welt. Die große Welt.

Thomas: Wir saßen einmal in einem Schrank – erinnerst du dich noch? – versteckt.

Regine *geht aufmerksam den paar großen Kurven des Teppichmusters nach; vor und zurück, manchmal von der einen zur andren übertretend*: Das ist so unheimlich. Ich kann mich überall hin bewegen und kann mich doch nicht überall hin bewegen. Nachts, wenn ich wach bin, würde ich mich nie trauen, aufzustehn und aufrecht durchs Zimmer zu gehn. Selbst wenn ich nur meine

Hand hervorziehe und unter den Kopf lege, muß ich sie rasch wieder zurücknehmen. So unheimlich ist es, daß sie daliegt in der fremden Welt, ohne daß ich sie sehe. Sie ist gar nicht mehr meine Hand; ich muß sie rasch unter die Decke ziehn und wieder anheilen lassen.

Thomas *seinen Gedanken verfolgend*: Wir saßen in einem Schrank und unsre Halsadern glucksten vor Aufregung. *Er unterbricht sich*. Aber Unsinn, wir sind keine Kinder mehr. *Auf die von Regine abgeschrittenen Muster deutend*. Man kommt nie aus dem Vorgezeichneten heraus. Manchmal ist mir, als wäre alles schon in der Kindheit beschlossen gewesen. Steigend, kommt man immer wieder an den gleichen Punkten vorbei, dreht sich über dem vorgezeichneten Grundriß im Leeren. Wie eine Wendeltreppe.

Regine *mit halb gespielter, halb wirklichem Entsetzen auf die emporführende Treppe deutend*: Da ist sie! Ich mag sie nicht sehn! *Sie verbirgt sich am Diwan*.

Thomas *selbst erschrocken*: Kannst du erschrecken! *Er setzt sich brüderlich ungeniert zu ihr*. Heute nacht habe ich geträumt; von dir. Wir saßen wieder in einem Schrank –

Regine: Aber wie dein Herz klopft. Durch den Rock.

Thomas: Aber gleicht denn dieses Zimmer nicht einem Schrank? Ist denn dieses ganze leergewordene Haus nicht wie ein ausgeräumter Schrank? So wird man wieder zurückgedreht.

Regine *richtet sich halb auf, von einem beängstigenden Gedanken erfaßt*: Was werden wir jetzt machen?!

Thomas: Nichts, Regine. Die vergoldeten Nüsse hängen nie an den wirklichen Bäumen. Man sucht sie bloß dort; was merkwürdig genug ist. Ich habe mir vielleicht einigemal in jedem Jahr heimlich gewünscht: Marias Abwendung. Loslassen, leise durch die Weite wandernde Begleitmusik zu einem Marsch, der noch gar nicht vor sich geht. So wie *du* bist. Sie sieht auch wahrscheinlich nur etwas wie Sterne, an Tragstangen schwankend; Blätter, durch deren Schlaf Licht wie mit Händen fährt. Aber es mag schön an so etwas zu denken sein –

Regine: Und ist holprig durch solche Nacht zu gehn? Braver Thomas! *Sie legt sich wieder hin*.

Thomas: Nein, unsinnig, unsinnig beides! So ziellos, so zwecklos das Ganze!

Regine: Warte. Ich kann mir gar nicht mehr vorstellen, wie das früher bei mir war. Ich lag unter einem Gebüsch und nahm einen Käfer in den Mund. Der stellte sich tot. Und mein Puls zählte. Und ich sagte mir, bei einer bestimmten Zahl wird er als kleiner Prinz aus meinem magisch erleuchteten Mund heraustreten. Ja, das war noch Zauberei. Einen Teil der Welt verschlucken. Dann spuckte ich das Ding aus, wenn die Zahl vorbei war, aber dachte mir doch das nächstmal das gleiche, denn ich hatte ein geheimnisvolles Gefühl von mir. So habe ich gelebt. Lange. Dann wurde es immer gewöhnlicher. Ja. Immer zweckloser. Immer sinnloser.

Thomas: Spürst du nicht, daß es von den Wiesen herein nach Fischen riecht? Ein unanständiger Geruch. *Er steht hinter ihrem Kopf*. Und wenn ich dich anschau, so verkehrt, bist du wie eine plastische Karte, ein gräßlicher Gegenstand, keine Frau.

Regine: Hast aber nachts mit Herzklopfen geträumt, daß wir in einem Schrank saßen?

Thomas: Du warst älter als du bist, so alt wie Maria, und zugleich sahst du aus wie vor fünfzehn Jahren. Du schriest so wie gestern, aber es war leis und schön. Wir sind ganz ruhig gesessen. Dein Bein lag an meinem wie ein Boot an seinem Landungssteg; dann wieder wie das süße glitzernde Hin- und Herrinnen des Winds in den Wipfeln. Das war Glück.

Regine: Aber wie soll man das tun?

Thomas: Tun? Ich weiß nicht. Aus Verzweiflung einander aufschneiden und sich in fremdem Innern wälzen wie ein Hund auf dem Aas?

Regine: *Das* Ende war vorgezeichnet! Wir wissen nicht, was wir tun sollen! Wir werden immer wieder vor dieser Wand stehn! Ich kann nicht mehr!

Thomas *hält ihren Kopf fest und küßt sie*: Dich kann ich küssen: Verkommene Schwester. Unsrer vier Lippen sind vier Würmer, nichts sonst!

Regine: Ich möchte dich mit den weichsten Teilen meines Körpers umschließen. Wie er mich umschließt. Weil ich dich immer lieb hatte. Wie mich. Aber nicht mehr. Nicht mehr.

Thomas: Ah ... erst stand dieser Kuß weit vor mir lockend. Nun ist er ebensoweit hinter mir, brennend. Hindurchgekommen sind wir nie. Nie. Nie. Du fühlst das!

*Fräulein Mertens ist eingetreten und hat das mitangesehen. Sie will sich eben empört zurückziehen, als die beiden sie bemerken.*

Fräulein Mertens: Oh, Regine, Sie haben sich rasch getröstet; ich wollte fortgehn, ohne ein Wort zu sagen. Eine mir unverständliche Auffassung herrscht in diesem Haus.

*Regine und Thomas brechen in ein etwas erzwungenes Lachen aus.*

Thomas: Verstehen Sie, das war keine Liebesszene, was Sie überrascht haben. Das war eine Anti-Liebesszene. Das war eine Sozusagen-Verzweiflungsszene.

Fräulein Mertens: Ich maße mir kein Urteil an.

Thomas: Worüber waren wir verzweifelt, Regine?

Regine *noch im Ton*: Wir waren darüber verzweifelt, daß uns nichts mehr übrigblieb, daß wir uns wieder benehmen mußten wie als Schulkinder. *Aus der Rolle fallend*. Mertens! Hören Sie, lassen Sie mich nicht allein! Ich brauche jemand, der meinen Kopf hält. Thomas würde traurig neben mir sitzen, wenn ich sterbe, und mir erklären, daß ich ihn dabei nur störe. Er würde verlangen, daß ich als Sterbende ihm ausdrücken helfe, warum dieser Augenblick nur eine glanzlose körperliche Katastrophe ist, während Angst und Trauer zu seinen beiden Seiten so verzaubert glühn.

Thomas: Aber sei doch nicht albern.

Fräulein Mertens: Ich reise abends. Ich werde den Rest dieses Tags außer Haus verbringen. Treiben Sie bitte nicht bis zum Ende Scherz mit mir; Sie denken nicht ans Sterben.

Regine: Aber Mertens! Habe ich nicht immer daran gedacht?

Fräulein Mertens: Ich weiß nicht, woran Sie gedacht haben, während Sie mir einen herrlichen Glauben vorspiegelten, der sich in der engen Wirklichkeit nicht zufrieden gab. Ich bin einer Illusion unterlegen. Denn auch ich habe einst den Geliebten verloren; aber ich habe ihm durch einundzwanzig Jahre reine Treue gewahrt bis heute. *Ab*.

Thomas: Da hast du's! Das Laster ist Schmutz. Aber die Tugend ist auch nur frisch genießbar!

Regine: Nun wird sie wirklich gehn. Maria, Josef, sie –: Die Ordnung weicht zurück wie das Fleisch beim Skorbut von den Zähnen; nun müssen sie bald ausfallen.

Thomas: Warum läßt du dich niederdrücken! Selbst von so einer Person. *Sie sitzen geduckt fern*

*voneinander und können den Versuch nicht wieder aufnehmen.*

Regine *trotzig*: Weil ich nicht weiß, was ich tun soll. Verstehst du denn nicht, ich habe immer etwas tun müssen. Nun weiß ich nichts mehr. Komm! Nein, bleib! Das Geheimnis: ich mitten zwischen alldem – ist zu Ende.

Thomas: Nichts behält in der Nähe die Leuchtkraft und bei liebloser Betrachtung;  
Leuchtwürmchen: fängst du eins, ist es ein lichtloses graues Würstchen! Aber das zu wissen, gibt ein verteufelteres Gefühl als zu poesein: Gotteslaternchen!

Regine: Für mich haben Gedanken wenig Reiz.

Thomas: Da hast du vielleicht recht. Dagegen ist vielleicht wenig zu sagen ... Aber dann kann ich dir nicht helfen.

Regine: ... Als ich von euch fortging, nach Johannes, besaß ich noch Mut. Irgendeine Erwartung; ich nannte sie, falsch natürlich: Trauer.

Thomas: Hunger war es natürlich.

Regine: Ja, Mut. Aber was kam, war ein endloses Quellen von leeren Stunden. Ich verstehe einfach nicht, wie die andren Menschen es machen, sie richtig auszufüllen.

Thomas: Sie schwindeln natürlich; sie haben einen Beruf, ein Ziel, einen Charakter, Bekannte, Manieren, Vorsätze, Kleider. Wechselseitige Sicherungen gegen den Untergang in den Millionen Metern Raumtiefe.

Regine: Aber es ist alles, was geschieht, doch nur halb Ernst; halb Spiel! Man beschwört das Entsetzlichste, und es kommt ganz gleichgültig herauf, ohne Grauen und Spannung. Weil gerade ein Telephon in der Nähe ist oder nicht in der Nähe ist, aus Langweile, aus Sinnlosigkeit des Widerstands. Weil das ganze Dahinleben so schrecklich von selbst und ohne dich geht, ohne Schuld und Unschuld, wenn man es einmal begonnen hat.

Thomas *geht zu ihr und sieht sie unschlüssig an*: Aus tausend Gründen quellend; die ein Detektiv oder ein Menschenkenner erforschen kann; nur nicht aus dem einen, dem tiefsten Grund: aus dir.

Regine *abwehrend*: Wir können es nicht noch einmal machen. *Sie geht weiter weg von ihm*. Menschen glauben dich zu besitzen, dein ganzes Wesen liefert sich ihnen aus und du bist gar nicht vorhanden in diesem wahnsinnig abschnurrenden Spielwerk ...: Das war einmal schön, Geheimnis, Zauberei, eine Formel von wahnsinniger Kraft. Irgendwie gut und groß.

Thomas: Aber doch auch bloß: die Anfangsillusion, die jeder junge Mensch von sich hat, das Morgengefühl. Man kann tun, was man will, denn alles kommt zu einem selbst zurück wie ein in die Luft geworfener Bumerang.

Regine: Man hatte Freude daran, sich exzentrisch zu parfümieren und komplizierte leichte Speisen zu essen. Und eines Tags ertappt man sich dabei, daß man nur mehr Tee trinkt, Bonbons isst und Zigaretten raucht. Hineingezogen fühlt man sich in einen Plan, der vor allem Anfang gemacht war, und eingeschlossen. Das Vorherberechnete kommt über dich, das was alle wissen; der Schlaf zu bestimmten Stunden, die Mahlzeiten zu bestimmten Stunden, der Rhythmus der Verdauung, der mit der Sonne um die Erde geht ...

Thomas: Und im Sommer nehmen die Zeugungen zu und im Herbst die Selbstmorde.

Regine: Es zieht dich hinein! Und die Männer werden noch immer wie etwas unverständlich Kriechendes zu mir kommen; wie Tausendfüßer, wie Würmer; du merkst keinen Unterschied und

fühlst doch, daß in jedem von ihnen das Leben verschieden ist ...!

Thomas *wie mit einer Vision vor sich, sieht von fern durchs Fenster ins Ferne*: Bald wird jetzt Maria mit Anselm weit draußen stehn; in einer fremden Landschaft. Die Sonne wird auf Gras und Sträucher scheinen wie hier, das Gestrüpp wird dampfen und alles in der Luft fliegende Fleisch wird jubeln. Anselm wird vielleicht lügen, aber in jener fernen Landschaft kann ich gar nicht wissen, was er sagt ...

Regine: Bist du unglücklich?

Thomas: Jeder Konflikt hat seine Bedeutung nur in einer bestimmten Luft; sowie ich sie in dieser fernen Landschaft sehe, ist alles vorbei. Das ist nicht in Einklang zu bringen, Regine; alle letzten Dinge sind nicht in Einklang mit uns zu bringen. Wohl ist nur denen, die es nicht brauchen.

Regine: Hilf mir, Thomas, rate mir, wenn du es kannst.

Thomas: Wie soll ich dir helfen? Man muß einfach die Kraft haben, diese Widersprüche zu lieben.

Regine: Was wirst du denn *tun*?

Thomas: Ich weiß nicht. Jetzt denke ich so, aber vielleicht denke ich später anders. Ich möchte bloß vor mich hingehn ...

Regine: Geh mit mir fort! Machen wir etwas! Nur irgend etwas! Hilf mir doch! Mein Wille von einst wird sonst zu einem Brei von Ekel!

Thomas: Aber Regine. Fast körperlich weiter erscheint die Welt, wenn vordem die rechte Seite immer durch die Nachbarschaft eines andren Menschen abgeblendet war. So steht man mit einemmal erstaunt in einem weiten Halbkreis. Allein.

Regine: Bleiben wie ich bin, kann ich nicht! Und anders werden, wie denn?! Wie Maria?!

Thomas: Man wandert einfach so umher. Feindlich sind dir alle, die ihren bestimmten Weg gehn, während du auf der unbestimmten Bettlerfahrt des Geistes durch die Welt bist. Trotzdem gehörst du ihnen irgendwie zu. Nicht viel sagen, wenn sie dich streng anschauen; Stille; man verkriecht sich hinter seiner Haut.

Regine *mit plötzlicher Wendung zum Gehen*: So hast du mir nur noch eins zu tun übriggelassen! Das, was ich dir nicht gesagt habe!

Thomas: Übertriebenheiten! Ich habe dich absichtlich nicht mehr danach gefragt. In diesen letzten Tagen dachte ich auch manchmal daran. Aber wenn man nachher an seiner eigenen Leiche stehn könnte, würde man sich der Voreiligkeit schämen. Denn die Gelsen würden einen an diesen schönen Sommertagen respektlos stechen und man würde sowohl vom Schauer der Unendlichkeit ergriffen sein als sich kratzen.

Regine *lächelnd*: Thomas, Thomas, du bist ein fühlloser Verstandesmensch.

Thomas: Nein nein, Regine, wenn irgendwer, so bin gerade ich ein Träumer. Und du ein Träumer. Das sind scheinbar die gefühllosen Menschen. Sie wandern, sehn zu, was die Leute machen, die sich in der Welt zu Hause fühlen. Und tragen etwas in sich, das die nicht spüren. Ein Sinken in jedem Augenblick durch alles hindurch ins Bodenlose. Ohne unterzugehn. Den Schöpfungszustand.

*Regine küßt ihn rasch und eilt hinaus, bevor er nach ihr greifen kann.*



Thomas: Aber Regine! ... Nein, nein, sie wird doch keinen Unsinn tun. *Steht aber doch auf und geht ihr nach.*

vorhang

[ < ]

## Vinzenz und die Freundin bedeutender Männer

Posse in drei Akten

[1924]

Personen

Alpha

Bärli, *Großkaufmann*

Der Gelehrte

Der Musiker

Der Politiker

Der Reformer

Ein junger Mann

Die Freundin

Dr. Apulejus-Halm

Vinzenz

Erster Akt

*Nächtliches Zimmer. Von einer Straßenlampe zum Teil schwach erhellt. Hinten, etwas erhöht, durch einen halb zurückgezogenen großen Vorhang abgetrennt, ein alkovenartiger zweiter Raum, in welchem ganz abgedämpft eine Ampel brennt. Man unterscheidet im Vorderzimmer eine Ottomane, sonst nur unbestimmt ragende dunkle Gegenstände. Etwa drei Uhr morgens. Durch die Seitenwand treten Alpha und Bärli ein. Beide Gesellschaftskleid und Theatermantel darüber. Alpha dreht die Lampe eines Spiegeltischchens im Vordergrund auf; Stehschirme daneben, sodaß nur der nächste Umkreis bestrahlt wird. Alpha beschäftigt sich vor dem Spiegel; Bärli steht neben ihr.*

Bärli: Das muß ein Ende haben!

Alpha: Sagen Sie mir, warum muß es ein Ende haben? Sehen Sie diese Bürste an; sie hat zwei Enden. Nein, sie hat überhaupt so viel Enden wie Haare. Zählen Sie ihre Enden. Ich möchte wahrhaftig einmal erfahren, woher man solche Gewißheiten nimmt!

Bärli: Sie müssen mich heiraten!

Alpha: Ihr Kopf ist phantasieloser als meine Kopfbürste.

Bärli: Mein Kopf ist in dieser Richtung ganz phantasielos. Aber ich habe schon Männer vor mir auf den Knien gesehen, die um Schonung ihres Geschäfts und ihrer Familie baten, –

Alpha: Und –?

Bärli: Ich habe sie ihnen niemals gewährt.

Alpha: Ich glaube, das ist etwas, was mir an Ihnen gefällt.

Bärli: Ich habe Frauen hinausweisen lassen, die für ihre Männer baten –

Alpha: Waren es stolze Frauen?

Bärli: Ja, es mögen schöne Frauen darunter gewesen sein, und auch weinende Mütter.

Alpha: Ich glaube, das gefällt mir sehr an Ihnen. Ich bin auch so. Mich würde auch eine weinende Frau nicht rühren.

Bärli: Ich darf sagen, daß ich mit meinen Unternehmungen ein wirtschaftlicher Faktor im Staat bin, und ich habe mehr als einmal diese ganze Macht auf eine einzige Karte gesetzt, bloß um sie in die Luft zu werfen und wieder zu gewinnen. In dieser Richtung habe ich Phantasie, Alpha, eine genügend wilde Phantasie!

Alpha: Und?

Bärli *verzweifelt*: Aber wozu, wozu tue ich es?! Alpha, es hat keinen Sinn mehr für mich! Ich habe gemacht, um zu machen. Sie fühlen, daß ich etwas andres in den Armen habe als diese schwätzenden Krüppel, die Sie umgeben; ich kann, was ich will: Aber was will ich denn, um Gotteswillen, was will ich denn?! Sie haben das unsicher in mir gemacht. Sie müssen mich heiraten.

Alpha: In dieser Richtung, habe ich Ihnen schon gesagt, hat meine Kopfbürste mehr Phantasie.  
*Bärli macht eine verzweifelte Gebärde.*

Alpha: Nun?

Bärli: Glauben Sie nicht, daß ich mir von einer Frau diesen Widerstand gefallen lassen werde.

Alpha: Aber was wollen Sie tun?

Bärli: Ich werde Sie und mich töten!

Alpha: Töten –?

Bärli: Ja.

Alpha: So sehr verehren Sie mich?

Bärli: Ich weiß nur noch die zwei Möglichkeiten: entweder Sie heiraten mich oder ich töte uns.

Alpha: Sagen Sie das schöner.

Bärli: Wie?

Alpha: Sie möchten doch am liebsten sagen: «Entweder im Leben vereint oder im Tode»?

Bärli: Spielen Sie nicht damit!

Alpha *aufstehend*: Aber das ist ja entsetzlich geschmacklos. Ihre Beschäftigung mit dem Handel, Ihre literarische Unbildung erlauben Ihnen wie ein Familienblattroman zu fühlen!

*Bärli stürzt sich auf sie. Das Lämpchen verlöscht. Kurzes schattenhaftes Ringen. Alpha kommt zu*

*Fall, Bärli fesselt sie mit einem Strick, den er unter dem Mantel hervorzieht, an Händen und Füßen und trägt sie auf die vom Alkoven her beschienene Ottomane.*

Alpha: Ah, ah! Sie sind unverschämt! Sie sind so schrecklich unverschämt! Und veraltet!

Bärli: Wollen Sie mich heiraten?!

Alpha: Nein!

Bärli: Willst Du mich heiraten?!

Alpha: Es ist entsetzlich geschmacklos, Du zu sagen, bloß weil Sie vorgeben, an den Tod zu denken. Äh! *Sie streckt ihm die Zunge heraus.* Sie haben sich damit das letzte bei mir verscherzt! *Sie dreht sich um, mit dem Rücken zu ihm.*

Bärli: Ich habe meinen Wagen nur zum Schein fortgeschickt, er wartet unten. Ich habe Benzin für drei Tage mit. Sie schreiben einen Brief an unsre Freunde, mit irgend einem Vorwand, weshalb Sie plötzlich verreisen mußten, und wir fliehn auf meine Beszung im Gebirge.

Alpha *über die Schulter weg*: Warum muß ich denn zu diesem Zweck einen Brief schreiben?

Bärli: Ich habe es mir so ausgedacht.

Alpha: Und dann?

Bärli: Ich habe angeordnet, daß man dort den Pfarrer verständigt, weil wir sofort heiraten werden. Ich entführe Sie, ich reiße Sie an mich!

Alpha: Und dann? Sie können mich doch nicht zeitlebens entführen und unausgesetzt an sich reißen: was wird also dann sein? *Pause.*

Bärli *etwas kleinlaut*: Wir werden namenlos glücklich sein.

Alpha: Namenlos?

Bärli: Sicher! Wir werden namenlos glücklich sein!

Alpha: Sie haben sich das etwas ungenau ausgedacht: Es fehlen Ihnen schon wieder die Namen.

Bärli: Ja, Alpha: mir fehlen die Namen. Mir haben immer die Namen gefehlt, wenn ich etwas gewollt habe. Darum nehme ich es mir! Darum rede ich nicht, wie die andern, sondern nehme es mir! Ich werde Sie auf Händen tragen. Ich werde alle Steine aus Ihrem Weg räumen. Ich werde Sie anbeten. Wir werden uns lieben. Sie werden über meinen ganzen Reichtum verfügen, ohne daß ich mich darum kümmere –

Alpha: Das ist das erste nicht banale Wort, das Sie bis jetzt gesprochen haben.

Bärli: Etwas zu besitzen, das nicht von Ihnen besessen wird, – nein, besessen ist! – so wie ich es bin, – hat keinen Wert mehr für mich. Ich habe einen Haufen Lehm erworben. Mein Besitz lacht mich aus. *Beide Fäuste gegen die Schläfen gepreßt.* Seit Sie behaupten, daß ich ein Dummkopf sei, habe ich zum erstenmal über mich nachgedacht. Sagen Sie es nur ruhig, es kommt nicht darauf an; es kommt darauf an, daß ich über mich nachdenke. Und ich kann nicht über mich nachdenken! Ich habe es nie gelernt. Oder ich habe es verlernt.

Darum lebe ich hilflos wie ein Tier.

Aber wenn ich sie Ihnen Stück für Stück reichen kann, fühle ich, daß ich die ganze Welt noch einmal erschaffen werde!

Alpha: Sie sind eigentlich sehr nett, wenn Sie so reden; Sie werden dann geradezu bedeutend.

Bärli: Soll ich Sie entfesseln?

Alpha: Nein, noch nicht. *Pause.* Küssen Sie mich! *Wilde Umarmung, bis Alpha den Atem verliert.*

Alpha *nachdenklich*: Aber Sie haben mir noch nicht sagen können, was nachher werden soll? Ich kann doch nicht zeitlebens auf Ihrem Schloß sitzen, wie ein Stein in seinem Ring?

Bärli: Selbst Ihre scharfe kleine Zunge ist mir ja nicht mehr entbehrlich. Ich fühle: Sie schmilzt mich wie eine spitze Stichflamme den Eisenblock. Sie quält mich, ich mache mich lächerlich, ich rase und stoße dabei – zum erstenmal an Dinge, von denen ich merke, daß sie da sind.

Alpha: Das ist sicher richtig, aber ich könnte schließlich nicht mehr in den Spiegel schauen, ohne daß Sie neben meinem Bild da sind.

Bärli: Ich trage Sie jetzt hinunter, ich werde den Strick im Auto lösen.

Alpha: Nein, es geht nicht, machen Sie keine Dummheiten, Bärli, heute ist mein Namenstag, es kommen bald die andren.

Bärli *wild*: Die verdienen Sie nicht!

Alpha: Warum?

Bärli: Das kann ich eben nicht sagen. Sie gehören zu mir, aber ich kann nicht sagen, warum! Genug, ich hebe Sie jetzt auf.

Alpha *wehrt sich*: Nein! Ich will nicht! Ich werde schreien! Ich schreie so, daß das ganze Haus zusammenläuft! *Sie stößt eine Vase um, Wasser fließt aus, Bärli ernüchtert sich augenblicklich und läßt ab. Seine Stimme wechselt.*

Bärli: Gut. Sie mißachten mich. Ich habe keine Lust, mich noch weiter vor Ihnen zu demütigen. So geschieht nun das andre.

Alpha: Was?

Bärli: Haben Sie irgendwelche letzte Verfügungen mir zu diktieren?

Alpha *ängstlich*: Warum schauen Sie mich denn so ernst an?

Bärli *zieht eine Pistole aus der Tasche*: Weil ich jetzt schieße. Sie können sicher sein, daß ich mich sofort nach Ihnen töte.

Alpha *versucht Überlegenheit zu posieren*: Wenn Sie ein Kavalier sind, werden Sie wissen, daß Sie zuerst sich töten müssen. *Von Angst überwältigt.* Tun Sie's fort! ...

Bärli *schüttelt traurig lächelnd das Haupt*: Nein, Alpha, ich scherze nicht; jetzt nehme ich Sie mit mir. *Er sieht sie lange an und hebt wieder langsam die Pistole.*

Alpha *schreiend*: Zu Hilfe!

Bärli: Es hilft nichts.

Alpha: Vinzenz!! .. Zu Hilfe! ... Vinzenz! Vinzenz!!

*Dieses unerwartete und nie gehörte Wort Vinzenz macht Bärli die Pistole senken. Er sieht sich um, sieht Alpha fragend an, merkt, daß noch jemand im Raum ist.*

Bärli: Was? Was bedeutet das?! *Er macht ein paar Schritte ins Dunkel und dreht die volle Beleuchtung auf. Hinter einem fernen Stuhl entdeckt, erhebt sich – lang und mager – Vinzenz. Er ist ein Mann Ende dreißig, nicht ohne Vornehmheit, aber bescheiden gekleidet. Er lächelt verlegen.*

Alpha *dreht sich ihm zu*: Feigling! Verräter! Feigling!

Bärli *mit der Pistole, wütend, bedrohlich*: Was treiben Sie hier??

Vinzenz *hebt die Arme, halb abwehrend, halb «Hände hoch»*. Rasch: Gut Freund! Gut Freund! Ich wollte die Katastrophe nicht vergrößern. Sie hätten doch wahrscheinlich sofort auf mich geschossen. Ich bin aber vor einer Stunde zum erstenmal hierhergekommen. Ich habe gar nichts damit zu tun.

Alpha *kurz*: Er ist der Jugendfreund.

Vinzenz: Alpha wollte mit mir in Ruhe plaudern.

Bärli *geringschätzig musternd*: Der? ...!

Alpha: Ja. Schießen Sie ihn nieder! Der Feigling hätte sich nicht gerührt!

Vinzenz: Ich denke, die Stimmung ist doch vorläufig gestört. Sonst würde ich mich aber auch noch zurückziehn, falls Sie es wünschen ...?

Bärli *noch einmal*: Der! ... *Wirft die Pistole auf den Tisch*. Sie brauchen keine Angst zu haben.

Vinzenz *zu beiden*: Ich war doch noch viel zu wenig vertraut mit Ihren Privatangelegenheiten, um mich in einem solchen Augenblick hineinmischen zu dürfen. –

Übrigens werden Sie wohl jetzt nichts mehr dagegen haben, wenn ich Alpha die Fesseln löse? *Er tut es.*

Alpha *jedes Wort ruhig und sachlich betonend, während sie sich von Vinzenz die eingeschnürten Stellen reiben läßt*: Feigling! Verräter! Egoist!

Vinzenz *sorgfältig reibend*: Sie hätten ebensogut von mir verlangen können, daß ich auf einen in voller Fahrt befindlichen Eisenbahnzug aufspringen solle.

Alpha *steht auf und geht zu Bärli*: Wir sind fertig miteinander! *Bärli nickt geistesabwesend*. Ich will mich zur Ruhe legen; ich vertrage nicht mehr Ihre Nähe; gehn Sie! Gehn Sie beide!

Bärli *verriegelt die Pistole und legt sie wieder hin*: Legen Sie sich zur Ruhe, Alpha. Aber erlauben Sie, daß ich still hier sitze, und während Sie nebenan schlafen, einige Abschiedsbriefe schreibe.

Alpha: Vinzenz! Führen Sie den Herrn hinaus! Und gehn Sie mit ihm!

Vinzenz: Nein, Alpha, wie soll ich das denn tun? Darin bin ich nun auf Seite des Herrn. Sie müssen ihm Zeit geben. Können Sie nicht den Vorhang zuziehn, während er seine Gedanken ein wenig ordnet?

Alpha *reicht Bärli die Hand*: Sie haben mir sehr gut gefallen! Aber Sie gehn in einer Stunde fort, und nachdem ich erwacht bin, werde ich Sie – nie – mehr – sehn. *Sie geht hinter den Vorhang, den sie zuzieht. Noch einmal den Kopf herausstreckend*. Vinzenz! Die Besuche schicken Sie fort! *Man sieht einige Auskleidebewegungen. Dann kommt noch einmal der Kopf vor*. Nein, die Herren sollen warten. Aber ich will nicht geweckt sein. *Noch einmal das gleiche*. Sie jedoch können sich unbeengt unterhalten, meine Herrn. Es beruhigt mich, Ihre Stimmen zu hören. *Ab.*

Vinzenz: Haben Sie Ihre Pistole verriegelt? *Bärli sieht nach.* Würden Sie etwas dagegen haben, wenn ich sie der größeren Sicherheit halber hier in diesen eisernen Schrank legte?

Bärli *reicht sie ihm:* Behalten Sie das feige Ding. Es hat gemeutert, sich auf einen «Unschuldigen» anschlagen zu lassen, als Sie unerwartet dastanden. Das war schwach. Ich benütze *diese* Pistole nie mehr wieder! So etwas muß aus einem Guß sein.

Vinzenz: Ich verstehe und ehre Ihre Auffassung.

Bärli: Sie haben alles mit angehört, und ich habe mich lächerlich bloßgestellt vor Ihnen! Wer sind Sie denn nun eigentlich? *Sie setzen sich.*

Vinzenz: In welcher Hinsicht meinen Sie?

Bärli: Rund heraus läßt sich das bei Ihnen nicht sagen?

Ich war – vor dem verfluchten Tag, wo ich diese Person kennen lernte, – Kaufmann; von vorn bis hinten. Ich bin hinaufgekommen wie ein Fleischer. Es war nicht immer appetitlich. Aber ich habe bis zu den Schultern hineingegriffen. Und das ist schon etwas!

Da sagt sie mir mit einemmal: – Aber wie lange kennen Sie schon Alpha?

Vinzenz: Es mögen sechzehn Jahre sein ... Sie war damals siebzehn.

Bärli: Und Sie lieben sie noch immer?

Vinzenz: Gott bewahre mich!

Bärli: Gott bewahre mich? Auch ein Standpunkt. – Aber warum sind Sie denn zu einer so ungewöhnlichen Stunde gekommen, wenn Sie sie nicht lieben?

Vinzenz: Ungewöhnlich die Stunde?

Bärli: Nicht ungewöhnlich? Drei Uhr morgens? Eine Zeit, wo man ausnahmsweise arbeitet, gewöhnlich schläft, oder sich höchstens mit einem Mensch herumzieht? Ja, was haben Sie denn für einen Beruf?

Vinzenz: Wortemacher.

Bärli: Wo –? Schriftsteller?

Vinzenz: Nein; weniger. Wortemacher, Namenmacher. Darf ich Ihnen das später erklären? Ich möchte so ungern Ihre Erzählung unterbrechen.

Bärli: Sie dürfen nicht glauben, Herr –?! Sie dürfen nicht glauben, weil ich mich so mit Ihnen unterhalte?! Ich warte auf das Abgehn des Zugs. Er wird abgehn! Aber man spricht. Man ist zugänglich. Weil es gar keinen Sinn hat, diese letzten abgerissenen Viertelstunden noch auszunützen.

Vinzenz: Ich bin hier: – man sperrt ab – kennen Sie das? – und kehrt auf der halben Treppe um, nachzusehn, ob man wirklich abgesperrt hat, und kehrt noch einmal um ...? Nennen Sie es eine Pedanterie immerhin, ich wollte ein vor zehn Jahren nicht zu Ende gekommenes Gespräch endlich zu Ende führen. Alpha behauptete, nur um ein Uhr nachts Zeit zu haben. Ich habe dann eine Stunde warten müssen, bis Sie kamen. Und jetzt weiß ich wieder nicht, wann ich zu meinem Gespräch komme.

Bärli: Sie werden nicht mehr dazu kommen. Auch ich hatte nur diese eine Stunde nach dem Ball. Es wird gleich Besuch kommen, und dann alle halben Stunden ein neuer. Mit dem Morgengraun werden Sie hier eine Gesellschaft von fünf Herrn versammelt sehen, darunter fünf ausgesuchte

Laffen, die sich Wunder weiß was einbilden, weil sie um diese Stunde zu Alphas Namenstag kommen.

Wenn Sie Alpha solange kennen, wird sie Ihnen auch schon einmal gesagt haben: Sie machen es ja ganz falsch.

Vinzenz *klopft ihm leise lachend aufs Knie.*

Bärli: Was?

Vinzenz: Kolibri!

Bärli: Was?

Vinzenz: Später! Weiter! Lassen Sie sich nur jetzt nicht stören!

Bärli: Sie hat es Ihnen also auch schon gesagt. Jedem sagt sie das, merken Sie wohl, das weiß ich sehr gut; jedem, dem Professor genau so wie dem Musiker oder mir. Und sie sagte also zu mir: Sie machen es falsch. Weder Ihre Tätigkeit, noch Ihre Erfolge befriedigen Sie im Grunde. Ja, sie sagt: Worauf Sie stolz sind und wofür Sie Ihr Leben hingeben, ist blöd. Aber ich bin doch aus einem etwas andren Holz als diese Kunden. Ich durchschaue es; jedoch merke sofort: sie hat recht. Sie hat recht!

Vinzenz *für sich:* Kolibri.

Bärli: Sehen Sie, man denkt nicht darüber nach. Wenn man kein Tagdieb ist, sondern ein Mann, der etwas zu tun hat, hat man keine Interesse am Philosophieren. Aber man braucht Philosophie und dergleichen, das ist nicht zu leugnen, so wie man früher Religion gebraucht hat. Und wenn Alpha sagt: drei Uhr nachts, und nicht wie Mann und Frau, (und natürlich ein bißchen doch wie Mann und Frau), verstehen Sie, wenn sie so das Leben verdreht, und man spricht dann über sein Leben –: haben Sie schon einmal zwischen Ihren Beinen durchgesehn? So mit verkehrtem Kopf? So, genau so ist es! Alles sieht ganz anders aus und wie neu! Man merkt erst, daß man lebt; oder daß man nicht gelebt hat!

Vinzenz: Kolibri!

Bärli: Aber zum Teufel, was heißt denn Ihr «Kolibri»?

Vinzenz: Die gebratenen Worte.

Bärli: Herr, Sie reden Unsinn!

Vinzenz: Ja, aber das Leben fügt ihn zusammen: Alpha hat die gebratenen Worte. Ich muß Ihnen etwas raten, etwas raten! Kolibri, das sind die heißfarbigen Worte, die in der flammenden Urwaldsonne herumfliegen.

Bärli: Wa-?

Vinzenz: Falsch, aber es hört sich wunderbar an. Die wörtliche Zusammengehörigkeit des Unzusammengehörigen.

Bärli: Herr?!

Vinzenz: Man kann nicht zusammengehörige Stücke so zusammenfügen, bloß mit Worten, daß es kein Mensch merkt.

Bärli *steht auf:* Ich bin Kaufmann geworden, ich weiß nicht wie. Ich hätte besonders dumm sein müssen, um nicht gute Geschäfte zu machen, und ich habe bessere Geschäfte gemacht als andre, weil ich ein starker Kerl bin. Sie dürfen es auch nicht unterschätzen: man kann viel mehr mit



Geld machen, als Sie zu ahnen vermögen. Beinahe alles. Jede Frau nimmt mich mit Handkuß. Ich lasse mir das nicht gefallen.

Vinzenz: Aber, Herr, ja! Sie sind mir so sympathisch! Lassen Sie sich raten!

Bärli: Ich brauche Ihre Ratschläge nicht. Die Dummköpfe, welche kommen, werden lachen, weil Alpha die Stirn besitzt, mich vor ihnen lächerlich zu machen. Mich, der ich in einem Finger mehr Kraft habe als die in allen Knochen! Ich muß ihr einen Denkartel geben, das ist es!

*Es läutet, sie stutzen.*

Bärli *brummig*: Wollen Sie die Freundlichkeit haben, nachzusehn?

Vinzenz: Aber Sie müssen noch mit mir reden. *Während Vinzenz im Vorzimmer ist, hebt Bärli die Vorhänge, sieht Alpha nachdenklich an, geht zum eisernen Schrank, kann ihn aber nicht öffnen.*

Vinzenz *zurückkehrend*: Sie sind mit den Gewohnheiten des Hauses besser vertraut: der Herr hier behauptet Alphas Gatte und für diese Stunde eingeladen zu sein.

*Dr. Apulejus-Halm tritt hinter ihm ein.*

Bärli *hochmütig*: Ich bin erstaunt, Sie zu sehen.

Halm *liebenswertig*: Ich bin aufrichtig erstaunt, Alpha nicht in Ihrer Gesellschaft zu finden.

Vinzenz *den vornehmen Ton parodierend*: Sie fühlte sich leider etwas angegriffen und hat sich zur Ruhe begeben. Sie gab aber Auftrag, zum Warten einzuladen, bis alle Gäste versammelt sein würden. *Er nimmt Halm einen großen, schönen Blumenstrauß ab und steckt ihn in eine Vase.*

Halm: Sie hat mich dringend gebeten, bei der Feier ihres Namenstages nicht zu fehlen.

*Bärli nimmt den Strauß und wirft ihn in eine Ecke. Vinzenz hebt ihn auf, streicht Bärli vorsichtig begütigend den Rücken und steckt den Strauß wieder in die Vase. Er fordert auf, Platz zu nehmen; er und Halm setzen sich. Pause.*

Halm *unsicher zu Vinzenz*: Ich bin erstaunt, Sie zu sehen.

Vinzenz: Es ist ja auch viele Jahre her; ich hatte Sie im Dunkel nicht erkannt. Sie waren damals wohliger; dicker sahen Sie aus, sozusagen. Aber wir dürfen uns wohl einen Kaffee bereiten. *Er findet eine Maschine und zündet sie an.*

Halm *preziös*: Wenn die Schläferin der Geruch der Schlaflosigkeit nicht stört!

Bärli *rauh*: Lassen Sie mich! Ich bin keine Gesellschaft heute. Ich schreibe jetzt meine Briefe. *Ins Nebenzimmer ab.*

Halm *verändert*: Nun? Also?

Vinzenz: Er hat sie auf der Stelle totschießen wollen, wenn sie ihn nicht heiratet; so eilig hatte er es, daß er sich gar nicht Zeit nahm, erst Ihre Ehe zu brechen, bevor er seine schließt.

Halm: Ich sehe seinen Wagen seit einer Stunde unten stehn. Versuchen Sie nicht, mich dumm zu machen, mein Lieber.

Vinzenz: Ich kann Ihnen nicht mehr sagen. Er ist übrigens ein sympathischer Mann, finden Sie nicht auch? Ich will jetzt nichts mehr mit der Sache zu tun haben.

Halm: Aber das Geld, das ich Ihnen dafür gegeben habe, haben Sie anstandslos genommen?!

Vinzenz: Pst! Machen Sie keine solchen Wortspiele wie «anstandslos». Wenn Sie mich noch einmal zu beleidigen versuchen, rufe ich Herrn Bärli, und er bricht Ihnen zweifellos alle Knochen.

Halm *zischend*: Sie sind ein Schurke!

Vinzenz: So! Noch etwas leiser, verliert es viel von seiner Tragweite.

Halm: Schurke!

Vinzenz: Jetzt klang es schon fast so zärtlich, als ob Sie zu mir Putzi gesagt hätten. Sie wissen ja, daß sich Liebende in der Umarmung auch Schimpfworte zuflüstern; es hat einen eigenen Reiz.

Halm *kleinlaut*: Warum haben Sie mich verraten ...?! Sie hätten doch noch viel mehr Geld von mir bekommen ... *Eifersüchtig*. Aber sicherlich hat Ihnen auch Alpha Geld gegeben? Sie hatte immer eine unbegreifliche Schwäche für Sie.

Vinzenz: Hören Sie, Doktor: Ich habe Alpha nach vielen Jahren wiedergesehn. Sie bieten mir Geld, wenn ich die Zusammenkunft benütze, um Ihnen Grundlagen für eine Ehebruchsklage zu liefern, sei es sozusagen aus eigenem, sei es durch Beobachtung der Vorgänge, wenn jener honette Mann Alpha nachhause bringt. Sie haben sich jedoch in mir geirrt, ich habe Ihr Geld nicht genommen –

Halm: Aber was erzählen Sie da?!

Vinzenz: Ich habe Ihr Geld nicht genommen, sondern ich habe es mir geben lassen: das ist ein großer Unterschied. Ich hatte nämlich in der Eile keinen Grund gefunden, es zurückzuweisen. Und man muß hinzunehmen wissen als Mensch. Außerdem hatte ich dadurch bis zum letzten Augenblick die Wahl, entweder Ihr Vertrauen zu mißbrauchen oder das Alphas, und das war mir äußerst angenehm, denn es sicherte mir eine gewisse Selbständigkeit; Sie wissen ja, daß ich eine kleine Schwäche für Alpha habe. Aber warum handeln *Sie* nach so vielen Jahre der Ehe so abscheulich?

Halm: Ich muß es Ihnen sagen, ich werde es Ihnen sagen; nun ist es ja wieder mißlungen: ich halte es nicht mehr aus, es in mich hineinzufressen, ich bin so unglücklich ...! *Er ist ein schwächlicher Mann und weint. Trocknet sein Ziegenbärtchen*. Ich mache mir wenig aus Alpha, wie Sie wissen. Ich mache mir überhaupt nicht viel aus Frauen; sie bestehen aus zuviel Fett und zuviel Ansprüchen. Aber Alpha hätte darin großartig zu mir gepaßt, die sich aus Männern nichts macht und das große weibische Getu mit der Liebe nicht leiden mag.

Vinzenz: Pst ...! *Warnt ihn mit einer Gebärde zu stören*.

Halm: Aber sie schläft ja so fest, wenn sie einmal schläft; sie hat etwas wunderbar Knabenhaftes; wir könnten ja so glücklich miteinander sein. Und dann bin ich ja doch, wie Sie wissen, Kunstschriftsteller –

Vinzenz: Ich habe Ihnen damals den Rat gegeben, sich mehr mit dem Kunsthandel zu befassen?

Halm: Ich kann nur hoffen, daß Sie niemals einen Rat so wenig nötig hatten wie ich den Ihren. – Ich kaufte, wofür ich kritisch einzutreten vermochte, und also vermochte ich kritisch einzutreten für das, was ich gekauft hatte. Mein Wohlstand hat sich im Einklang mit meinen Überzeugungen entwickelt. Ich bin durchaus nicht das Nichts geworden, als das Sie mich einstmals hinzustellen liebten.

Vinzenz: Gott! Es war eben doch vielleicht nichts als eine gewisse Rivalität. Man hat unwillkürlich eine Neigung zur Ungerechtigkeit gegen die Gatten der Frauen, von denen man sich geliebt glaubt. *Er setzt Kaffee vor.*

Halm: Sehen Sie, das ist es! Alpha ist die eitelste Person der Welt, und ich mache mir aus den Männern, die sie lieben, mehr als sie. Aber sie muß alles haben. Solange sie einen Mann nicht besitzt, sagt sie ihm entzückende Dinge, weil sie wie ein Kind mit den neuen Worten und dem aparten Parfüm seines Berufs spielt. Sie hat eine Sammlung der hervorragendsten Berufsgerüche.

Und diese Idioten fühlen sich geschmeichelt! Da, dem Geschäftselefanten spricht sie von der Musik, den Musiker fragt sie nach der Seeschlacht von Abukir, und dem Historiker liest sie den Kurszettel vor. So macht sie es allen; sie streichelt auf der einen Seite jeden durch ihre Wißbegierde, gibt ihm das Gefühl, daß er ganz einzig ist, und hält ihn auf der andern Seite in Hörigkeit, indem sie ihm das vorwirft, was er nicht ist.

Vinzenz: Sie sagt dem Gelehrten, Sie sind kein Geschäftsmann, dem Musiker, Sie sind kein Gelehrter, dem Geschäftsmann, Sie sind kein Musiker, kurz allen zusammen und jedem: Sie sind kein Mensch? Und jeder merkt plötzlich, daß sein Leben blöd ist? Denn das Leben ist blöd.

Halm: Ich sage mit Absicht, Idioten! Diese Atmosphäre von Kunst, welche solche Menschen der Geschäfte, der Tatsachen, der Wissenschaft so auflecken wie der Affe den Schnaps, liefere heimlich ich, der geschiedene Kunstschriftsteller! Ich mache die unerwarteten, zarten und tiefen Äußerungen über Liebe und Leben, die alle etwas aufreizend Kaltes in ihrer Wärme haben. Ich liefere echt weiblichen Reiz des Geistes und die unbestimmten Gedanken, welche soviel umfassender sind als die der Männer. Ich habe seit Jahren alle aparten Einfälle künstlerischer Kleidung und Gewohnheiten geliefert. Alpha hat ja nicht einen eigenen Gedanken! Ich also liefere allen Geist, alle Phantasie, alle berauschende Kühle, verkehre hier im Haus, und diese Idioten, glauben Sie, daß einer mich entzückend findet? Unentbehrlich? Bedeutend? Anerkennt mich einer?!

Mit den Beziehungen dieser Leute vermöchte ich einer der anerkanntesten Männer meiner Zeit zu sein: aber nur die Aufmachung wirkt; wie in der Welt so in der Liebe! Verstehen Sie jetzt, was ich an der Seite dieses Weibes leide?! Ich bin ein denkender Mann, was ich sage, kann ich mit den Autoren belegen, von denen ich es habe; aber Alpha hat es bloß von mir, zwitschert es hinaus, und die Aufmachung mit einem Busen, breiterem Gesäß und so weiter sichert ihr die Aufnahme. Dabei – und das ist das Ärgste! – reizt sie noch durch das Maskuline, das hinter ihrer jungenhaften Weiblichkeit steckt, aber ich bin doch immerhin noch um einiges maskuliner als sie und muß das echte Verdienst hinter seiner Verwässerung und Verfettung zurücktreten sehn!

Das läßt am Wert der Welt verzweifeln und es ist einfach unerträglich, neben ihr zu leben!

Verstehen Sie jetzt, daß ich mich endlich rächen will? Bin ich der Lieferant, so will ich sie wenigstens verkaufen. Der Elefant drin will sie heiraten, wie alle, aber er ist der einzige, wo sie es täte, weil er phantastisch viel Geld hat. Er soll sie mir bezahlen. Er soll sie mir aufwiegen! Er soll nämlich meine Leistung anerkennen!

Vinzenz: Und ein wenig, denken Sie sich, ist eine solche Erpressung auch der leichteste Verdienst der Welt? Man hat ausgesorgt?

Halm: Ich weiß nicht, ob ich das auch denke. Vielleicht denke ich das auch. Man ist wehrlos gegen Nebengedanken.

Vinzenz: Sie sind auch ganz belanglos neben der tieferen Bedeutung. *Es läutet ziemlich heftig.*

Das sind die Freier, öffnen Sie; Sie sind mit den Verhältnissen hier im Haus besser vertraut als ich.

*Halm geht öffnen. Vinzenz tritt unterdessen mit einer Tasse Kaffee bei Bärli ein. Halm kommt mit den Besuchern zurück.*

Halm mit dem Gesäß voraus, ins Dunkel des Vorzimmers dirigierend: Pst ...! Wir wollen ihr hier den Festtisch aufbaun. *Er rückt einen Tisch zurecht. Die Herren, höflich sich in der Tür wegen des Vortritts umeinander drehend, treten ein.*

Der Politiker: Das Schloß unten muß verdorben sein, ich konnte nicht öffnen. Oh, meine Herrn, sonst wäre ich wohl doch schon längst vor Ihnen hier gesessen; man hat Vorrechte als ältester und erprobtester Freund! *Er hält triumphierend einen Doseschlüssel hoch.*

Der junge Mann: Wie? Das Schloß? Es kann aber nur am Schlüssel liegen, denn meiner hat ohne Anstand gesperrt. *Er weist den gleichen Schlüssel vor.*

Der Politiker: Wi –? Ja, wie? Wie kommen Sie zu dem Schlüssel?? *Dreht ihn, ihn von allen Seiten betrachtend und die Identität konstatierend, in der Hand.*

Der junge Mann zu einem dritten: Wie, Sie hätten keinen?

Der Politiker zum jungen Mann: Aber welche Verdienste? Was im Leben geleistet? Junger Herr, welchen Anspruch haben Sie auf diesen Schlüssel?

Der junge Mann: Aber meine Herrn – ich bin neu – ich weiß nicht – Sie alle sind vor dem Tor gestanden – ich habe mich Ihnen auf der Treppe doch vorgestellt —?

*Alle haben inzwischen den gleichen Schlüssel hervorgezogen und halten seine Exemplare vergleichend aneinander. Der eine trug ihn an einer Kette um den Hals, der andre in der Hosentasche, ein dritter in einem Etui.*

Musiker zum Politiker: Sie standen schon vor dem Tor, als ich kam – ich wußte nicht, daß Sie auch einen Schlüssel haben —

Gelehrter zu beiden: Ich sah zwei Herren stehn, – es war nicht mein Tag —

Reformer: Ja, wenn ich gewußt hätte; aber Sie standen allesamt frierend vor dem Tor, als ich kam —!

Politiker: Mein Schlüssel hat eben nicht gesperrt!

Alle: Und wir wußten nicht —!

Der junge Mann: Und ich dachte mir gar nichts dabei. Ich kam als letzter und schloß auf, weil man mir tags vorher zu diesem Zweck einen Schlüssel gegeben hatte.

Politiker: Wie? Sie haben aufgeschlossen?

Der junge Mann: Ja, wer denn?

Alle: Es war mit einemmal offen. Ich dachte — Dachten Sie etwas? — Nein, es kam mir ganz natürlich vor — Schließlich, ich gab mir keine Rechenschaft, ich dachte wohl schließlich, ich hätte selbst geöffnet! *Einer zu andern.* Aber sagen Sie, wie lange haben Sie schon den Schlüssel?

Halm ist, gegen den Lärm protestierend, hinzugetreten: Aber, meine Herrn, Sie wecken Alpha auf, bevor wir fertig sind! Was ist denn dabei?! Jeder will einmal im vollen Zauber der Einsamkeit plaudern, und dazu gehört doch eine Einteilung und ein Schlüssel, weil sonst die Leute im Haus Übles denken würden.

Musiker *für sich*: Aber es muß doch ein Mißverständnis sein. *Sondert sich ab.*

Politiker *zu Halm*: Nun wenigstens Sie haben doch bestimmt keinen Schlüssel?!

Der junge Mann: Ich glaube, ich kenne den Herrn noch gar nicht. Mein Name ist Marek –

Halm *herablassend*: Apulejus-Halm.

Politiker: Er gehört nämlich nicht in unsern Kreis, er ist der Gatte, ho, ho ...

Halm: Pst! Pst! Lärmen Sie nicht so ...

Politiker: Ernstlich, er gehört nicht zu den Freunden seiner Frau. Es ist ihr unangenehm, wenn sie an ihn nur erinnert wird. Sie leben getrennt. Wirklich: wie kommen Sie gerade heute her?

Halm: Es ist nicht halb so schlimm, wie Sie machen, Herr Nationalrat. *Ablenkend.* Sehen Sie!

*Er weist auf den Musiker, der auf den Festtisch eine Partitur geöffnet hingelegt hat und eben mit einem Bleistift noch etwas hineinschreiben will.*

Politiker: Ich finde einen Musiker immer etwas lächerlich.

Gelehrter: Eigentlich eine völlig untatsächliche Existenz.

Alle: Können Sie eigentlich verstehn, wie ein Mensch Musiker sein kann?

Musiker *währenddessen, einsam, vergessend*: Im Grunde ist die Welt Musik. Es ist das Höchste. Ich danke Dir, Herr, daß die andren nicht wissen, daß Du die Seele Deines Engels Alpha nur mir geschenkt hast. *Er kehrt zurück, begegnet dem Gelehrten am Weg zum Tisch.*

Gelehrter *im Vorbeigehn*: Glauben Sie ernsthaft, daß Sie Alpha mit einer Musikpartitur eine Freude machen?

Musiker *bei den übrigen*: Können Sie eigentlich verstehn, wie ein Mensch Historiker sein kann?

Gelehrter *einsam, vergessend*: Ich bin nicht so geschmacklos, mich mit Beethoven zu vergleichen. Aber angenommen, ich wäre Beethoven: wie könnte ich es beweisen, ohne zugleich Historiker zu sein?! Ich danke Dir, Herr, daß Du in dieser Frau den Sinn für Objektivität geweckt hast, um mich im Vertrauen auf meinen Beruf zu bestärken.

*Im Zurückgehn zum Reformier.* Oh, das ist nur die Psychologie von Eschenmayer, bekannt dadurch, daß Herbart sie in der zweiten Ausgabe seiner Einleitung in die Philosophie mit dem Autornamen zitiert, während er sie in allen andren Ausgaben bloß als die «verkehrteste unter vielen verkehrten Nachahmungen» Christian Wolffs anführt.

Reformier: Und das ist Die Neue Welt! *Die andren tippen hinter ihm bloß an die Stirn.*

Gelehrter *zu den übrigen*: Können Sie eigentlich verstehn —?

Musiker *zu ihm*: Aber Sie glauben doch auch nicht ernstlich —?

Gelehrter: Ja, kann ein Mensch denn bloß mit Musik —?

Musiker: Ein geistiger Mensch!

Gelehrter: Was sagen Sie geistig? Musik ist doch nur sinnlich!

Reformier *währenddessen*: Ich! Vielleicht sie! Sonst nichts!

Halm *beruhigend*: Pst! Pst! Sie werden Alpha richtig noch vor der Zeit wecken!

Politiker *Einwände abschneidend*: Das ist bloß der Amtskalender, jawohl. Aber es gibt nichts Belehrenderes; Alpha hat ihn sich stundenlang von mir erklären lassen. Darin steckt Wirklichkeit! Wir haben in der Politik zwar auch unsre geistigen Grundlagen, aber – *Er wirft das dicke Buch auf den Tisch.*

Der junge Mann: Wenn Sie erlauben, ich glaube auch, daß Alpha mehr als für das Zeitgemäße ist: Sie hat sich von mir «Des Ingenieurs Taschenbuch, Die Hütte» gewünscht; ich studiere, wie Sie wissen, Technik, um in die Fabriken meines Vaters einzutreten.

Halm *interessiert*: Ihr Herr Papa hat ausgedehnte Fabriken?

Der junge Mann: Oh ja.

Politiker: Hat man Sie aufmerksam gemacht, daß man außer der geistigen Aufmerksamkeit auch noch eine kleine praktische –: Aufmerksamkeit, Aufmerksamkeit, aufmerksam, hoho?

Der junge Mann: Ich habe mir erlaubt, dieses hinterindische Gewebe ... *Er breitet einen Schal aus.*

Halm *hingerissen*: Oh, wie entzückend! Man fühlt sich sogleich wie eine der zwölfhundert Frauen des Königs von Birma. *Er legt frauenhaft den Schal um sich.*

Musiker *eifersüchtig*: Ich habe diesen entzückenden Lendenschurz mitgebracht, den mir eine Schülerin von den Osterinseln geschenkt hat.

Halm: Oh! oh! Wie Sie Alpha verwöhnen! *Er legt sich vor dem Spiegel begeistert auch den Schurz um.*

Politiker: Ich hatte leider zuviel zu tun – Geschäfte für Alpha –

Gelehrter *eine Kappe hervorziehend*: Diese Goldhaube ist eine Nachahmung der Kappe, welche Königin Anna von England im Jahre 1312, als –

Halm *reißt sie ihm förmlich aus der Hand*: Oh, wie wunderbar! Wie man erscheint — *Er hat sie aufgesetzt. Zu allen.* Wie wunderbar sind Sie!

*Während Halm hingerissen vor dem Spiegel Weibchen macht und ganz vergißt, daß man nicht laut sein soll, ist es hinter dem Vorhang hell geworden. Nun tritt – in einem entzückenden Pyjama – Alpha auf. Sie will freundlich – wenn auch jederzeit bereit, den Ausdruck von Langweile vorzuschützen – die Anwesenden mustern, als sie Halm mit ihren Geschenken bemerkt.*

Alpha *zornig*: Was machen Sie denn hier? Wie sehen Sie denn aus?

Halm: Liebe Freundin, Ihre Freunde wollten es sich nicht nehmen lassen, Ihren Namenstag – *ihre Blicke abwehrend-*, diesen erfundenen, diesen wunderbar zu Ihnen passenden kunstvollen Namenstag gemeinsam zu begrüßen.

Alpha: Legen Sie das ab und lassen Sie uns allein!

Halm *in gesteigerter Abwehr*: Ich dachte – da ich der einzige sein dürfte, der Ihren wirklichen Namenstag kennt –

Alpha *ihren Zorn zu Großartigkeit zusammennehmend*: Meine Herr, ich trug den Namen einer großen Königin. Ich war fünfzehn Jahre alt und wehrlos, als meine pflichtvergessene Mutter mich trotz meines Sträubens an diesen Mann, der ihr Unrechtes versprach, verheiratete. Ich habe seither natürlich nicht nur seinen Namen wieder abgelegt, sondern auch meinen eigenen schönen

Taufnamen, der mit ihm unschuldig in Verbindung geraten war.

Halm *äußerst aufgeregt*: Meine Herrn! Meine Herrn! Wenn Sie Sinn für Wert haben: den Namen Alpha habe ich erfunden. Sie selbst hat mich darum gebeten. Weil sie früher -----

Alpha: Er leidet an Einbildungen! Sehen Sie ihn an! Er ist nicht normal und neidisch wie ein Frauenzimmer. *Alle sehen Halm an, der verlegen zusammenknickt.*

Alpha: Wenn ich ihm selbst verzeihen wollte, daß er mich geheiratet hat, so ist es doch einfach ein Mißbrauch, das ernst zu nehmen. Weil ihn Beamte des Staats – die ich gar nicht kannte – irgendeinmal als meinen Mann erklärt haben, möchte er sich erlauben, wann immer zu mir zu kommen, ohne eingeladen zu sein? So befreien Sie mich doch schon von ihm! Die Existenz eines solchen Menschen ist ja einfach unerträglich!

*Währenddessen war Bärli aus dem Nebenzimmer hereingestürzt, verwilderten Aussehens, von Vinzenz scheinbar zurückgehalten, blieb betroffen stehn und starrt Alpha an.*

Alpha *verändert*: Ah! ...Ich hatte geträumt, bevor Sie hier waren, meine Herrn. Ich fuhr auf einem Auto. Bärli hatte mich entführt. Er hatte mich vorn auf den Kühler gebunden. Wir fuhren rasend darauf los. Aber – *zu Bärli* – wir kamen niemals, niemals an ...

Bärli *Vinzenz einen Scheck reichend*: Hier ist das Geld. Ordnen Sie alles Nötige. *Zu Alpha*. Leben Sie wohl, Alpha! Das heißt, Sie werden noch einmal von mir hören. Aber dann wird es das letztmal sein. Dann wird es das letztmal sein, daß ... daß ... – *zu den Anwesenden* – und diese Bande von Hanswurstent!!! *Er stürzt ab.*

Alle: Unerhört! Wo war er? Was! Anmaßung!

Der junge Mann *der Vinzenz ins Auge gefaßt hat*: Diesen Herrn habe ich auch noch nie gesehen?  
*Auf ihn zu*: Mein Name ist Marek, stud. techn.

vorhang

[ < ]

## Zweiter Akt

*Szene wie im ersten Akt. Das Zimmer ist bei Tag ein präziöses und etwas naïves Gemisch von Boudoir und Studierstube. Alpha in reizendem Hauskleid, Freundin in Straßenkleid. Beide damenhaft, aber mit «geistiger Besonderheit» gekleidet.*

Freundin *Alpha umarmend*: Ooooh!

Alpha: Was denn?

Freundin: Ich bewundere Dich! *Schmiegt sich an sie und küßt sie.*

Alpha: Ach ... ch! *Kann sich kaum erwehren.*

Freundin: Hast Du auch ein bißchen Liebe für mich?!

Alpha *die wie mit einem großen zudringlichen Hund spielt*: Aber gib doch schon Ruh!

Freundin: Und Du sagst, er ist eigentlich ein kalter, böser Mensch?

Alpha: Vinzenz ist ein Mensch, von dem stets alle Leute behauptet haben, er sei ein böser, herzloser Mensch, selbst seine Eltern.

Freundin: Herrlich! Wunderbar! Es stimmt so zu mir!

Alpha: Solche haben oft ein tiefliegendes Herz.

Freundin: Natürlich. Ein ganz dunkles Herz.

Alpha: Das ist abgeschmackt gesagt.

Freundin: Sei nicht gleich böse, ich kann mich doch nicht so ausdrücken wie Du. Oh Du! *Preßt sie wieder stürmisch*. Und man erzählt sich, daß er weiß Gott wieviel Laster habe? Wie verbringt er seine Zeit?

Alpha: Er ist doch Beamter.

Freundin: Das ist seltsam.

Alpha: Dummchen! Er ist ein mathematischer Beamter. Mathematiker für eine große Versicherungsgesellschaft. Da entwirft er, weißt Du, die Formeln, nach denen die Menschen sterben müssen, das heißt, wieviel sie zahlen müssen ... so genau weiß selbst ich es nicht.

Freundin: Das muß ja sehr schwer sein.

Alpha: Natürlich ist es ungemein schwer. Er könnte sicher Professor sein, wenn er wollte.

Freundin: Und trotzdem ist er immer nur Korrepetitor oder Versicherungsmathematiker oder Agent oder höchstens Aushilfslehrer gewesen? Das ist herrlich!

Alpha: Er ist ein Mensch, den nichts zu binden vermag. So wie ich.

Freundin: Natürlich laufen ihm die Weiber nach!? Sie sind ja schamlos!

Alpha: Man sagt, er hat viel schlimmere Abenteuer.

Freundin: Schmutzige Weibergeschichten?

Alpha: Man sagt, noch viel schlimmer. Spiel, Händel, Kokain, polizeiliche Anstände, was weiß ich.

Freundin *an ihrem Hals*: Du! Du! Weißt Du: warum muß er gerade Dir gehören! Jeder andren würde ich ihn einfach wegnehmen! Ich würde sie umbringen! *Dringend*. Und Du sagst bestimmt: er macht sich nicht viel aus der Liebe?

Alpha: Mache ich mir etwas aus seiner Liebe? Weiber. Geschichten!

Freundin: Ich mache mir auch nichts daraus. Ich liebe natürlich die *Menschen*. Aber es ist mein Unglück, daß es bei Männern schneller geht.

Alpha: Er hat aber auch für Musik wirklich nichts übrig.

Freundin: Die Kunst langweilt ihn überhaupt, hast Du gesagt? Recht hat er! – Du! Ich glaube, ich höre ihn im Vorzimmer!? *Sie läuft weg, läßt aber Vinzenz noch eintreten*. Ich gebe gar nicht so viel auf Musik, wie Du glaubst. Für einen wirklichen Mann ist sie ganz gewiß nichts und für uns arme Weiber auch nur etwas, weil es so wenig wirkliche Männer gibt! Ich könnte ja meiner Violine manchmal den Hals umdrehn! *Küßt Alpha rasch und herausfordernd, dann, nicht ohne mit einem langen, begeisterten Blick Vinzenz zu streifen, ab*.



Alpha: Schade, daß ihr Atem so unangenehm riecht, wenn er heiß wird ... Ich bin ja so glücklich, daß Du wieder da bist. Ich habe das alles ja so satt!

Vinzenz *sie betrachtend*: Du hast Dich wenig verändert. Der Ausdruck ist heute etwas anders, aber der ist bei Dir ja künstlich. Mein Gott, was warst Du für ein Mädel. Was warst Du für ein Wunderding von Mädel! Wenn ich die Augen schließe, stehst Du auf der Dampferbrücke; der Wind rauft mit Deinen Röcken, die Beine strecken sich und halten den einen Arm hochgestemmt, der Arm hält das kleine weiße Taschentuch über sich, und oben hinaus lodert es wie eine luftfarbene Flamme. Unsre Zuversicht war es, die oben hinausloderte, unsre Liebe und unsre Träume. Du standest wie ein Berserker.

Alpha: Und Du hättest nach drei Wochen zurückkommen sollen und bist fünfzehn Jahre lang nicht gekommen!

Vinzenz: Ja, das ist es eben. Man kann es natürlich von zwei Seiten ansehen, von damals und heute. Damals hattest Du sehr große Ideen: Reichtum, Leidenschaft, Berühmtheit, das war eigentlich alles noch nichts! Und als Wirklichkeit hattest Du bloß mich. Du warst so unverdorben wie ein hungriger Magen und hattest einen herrlichen Lebensappetit. Ich aber auch. Also waren wir eigentlich gar nicht wie Mann und Frau, sondern wie zwei Mädchen, die sich nach dem gleichen Mann sehnen!

Alpha: Aber ich hatte Dich lieb!

Vinzenz: Ja, das ist es doch: ich hatte Dich auch lieb. Damals auf dem Dampfer, Du warst noch nicht verschwunden, standest noch steil und klein da, beschloß ich schon, unser Versprechen – wie soll ich sagen? – zu lösen. So lieb hatte ich Dich!

Ich hatte Dich so lieb, daß jeder Strauch, jeder kleine bellende Hund gewissermaßen einen Du-Akzent davon hatte. Du kennst das, Du hattest mich ja auch so lieb. Man ist kein Körper mehr, sondern nur ein Wölkchen in einer klaren Durchlässigkeit, in der die andren Menschen und Dinge auch nur wie Wölkchen sind. Man versteht die Reden der Berge und Täler, des Wassers und der Bäume, weil man zueinander auch nicht mehr mit Worten spricht, sondern nur mit dem Glück des Daseins als zwei kleine nebeneinander geritzte Striche in der Unendlichkeit. Man kann schließlich kein Stücklein Brot mehr essen, sondern kaut daran wie eine Gebetsmühle.

Ich war damals auf dem Höhepunkt dieses Glücks; damals, als ich abreiste. Da sagte ich mir plötzlich, daß Kathi – damals hast Du ja noch nicht Alpha geheißen – ich sagte mir also, daß man unmöglich Kathi oder Vinzenz heißen und sich dauernd in solchen Zuständen befinden könne.

Alpha: – Kein Mensch weiß hier, wie ich hieß! Bitte vergiß nicht! –

Vinzenz: Außer Halm, der sich gerade damals um Dich bewarb. Hatte ich nicht recht? Mag der Teufel wissen, was für Zustände es sind. Aber eines ist sicher: daß man sie in Stein festhalten kann, wie Bernini die vom Pfeil des Himmels getroffene heilige Therese, oder in Versen, aber nicht im Fleisch und Blut. Wo kommt dieses Unirdische hin? Da packte es mich plötzlich: wo das hinkommt, will ich auch hinschaun! Ich bin meiner Liebe nachgereist; im vorhinein sozusagen.

Alpha: Du hättest den Glauben haben müssen. *Sie zieht ihn neben sich.*

Vinzenz *abrückend*: Meine Mütze recht hoch in die Luft zu werfen? Vielleicht wäre sie dann bis in den Anziehungsbereich des Mondes gedrungen und nie mehr zurückgekommen, und ich hätte ihr nachfliegen müssen?

Weißt Du auch, Alpha, wer das zum erstenmal sagte? Und erinnerst Du Dich, wann? Zwei Tage damals vor der Reise? Und erinnerst Du Dich, wer die Mütze nicht werfen wollte? Zu welchem Mond ist sie kurz danach geflogen? Wenn ich zurücksinne, ist mir, als ob Du damals schon

zwischen mir und dem ehrbaren Himmelskörper des Herrn Apulejus-Halm geschwankt haben müßtest.

Alpha *faßt seine Hand*: Du hast zuviel verlangt. – Für damals.

Vinzenz *sich wieder loslösend*: Nein, Alpha, Du hast recht gehabt! Siehst Du, schließlich habe ja auch ich später ein oder das andre Mal die Mütze geworfen, und einige Wochen später klatschte eine flatternde Gans zur Erde.

Mit diesen Sachen muß es schon eine schwer zu verstehende Bewandtnis haben. Und mit niemand vermöchte ich darüber zu sprechen als mit Dir. Wo immer ich später und bei wem immer ich war, hatte ich das Gefühl: darüber sprechen will ich erst mit Dir, die es weiß, wie wir damals waren. Es war mir auf der Wanderschaft: weil wir zugleich den Weg verloren hatten, könnten wir auch nur gemeinsam einen wiederfinden.

Alpha: Aber heute? Du hast doch gesagt, daß man Deine Rückkehr auch von heute ansehen muß!

Vinzenz *lächelnd*: Was habe ich gesagt? Heute? ... Ach ja. Ganz recht ... Sag einmal, Kathi – *er nimmt ihre Hand*-, solange man Mädchen ist, das muß doch – muß doch das Leben, und muß die Hoffnung so aufregend ungefähr sein, wie wenn man es hinter einem Fenster von Mattglas sähe? Heute verstehe ich es erst, denn später werden überall die Scheiben eingeschlagen. Scherben, leere Rahmen. *Sie an sich ziehend*. Ich habe es ja so satt. Und Du – bist auch nicht glücklich ...? Nur vor dem – was damals zwischen uns – sein Ende nicht gefunden hat: – liegt noch ein Wunderglas. Das letzte. Laß es uns auch zerbrechen. *Sie küssen sich. Umschlungen gegen den Alkoven. Unterwegs Halt auf der Ottomane*.

Alpha *besorgt*: Du bildest Dir nichts darauf ein, daß ich Dich liebe? Es ist ganz unwichtig.

Vinzenz: Ein bißchen liebst Du doch wohl diesen Bärli?

Alpha: Ach was, was ist das?

Vinzenz: Eben. Gar nichts. Geld ist gar nichts, solange es in Aktien und Unternehmungen und dergleichen wie in Steinkäfigen eingesperrt ist. Ich habe eine wundersame Erfindung. Kein Mensch kennt sie. Dir will ich sie als erstem erzählen. Wir werden viel, viel reicher sein als Bärli. Kannst Du Dir vorstellen, was reich sein heißt?

Alpha: Nun, was hat Bärli schon Besonderes?

Vinzenz: Gott! er ist ein armer Teufel gegen uns! Er ist wie ein Kellner, der sein Brett mit Gläsern vorsichtig tragen muß; aber wir schmeißen es hin, sobald es uns beliebt, denn wir haben sofort ein neues ... Du hast davon gehört, daß es im Glücksspiel Systeme gibt?

Alpha: Aber Vinzenz, das ist ja doch Unsinn!

Vinzenz: Natürlich, was Du davon gehört haben kannst, ist Unsinn; es gibt keines von diesen Spielersystemen, das ich nicht im kleinen Finger hätte, ich habe darin viel Erfahrung. Es sind alles dilettantische Versuche, die mit der Wahrscheinlichkeitsrechnung in Widerspruch stehn. Deshalb sagen auch wir Mathematiker, daß überhaupt ein «System» unmöglich sei. Aber nun gib acht: was ich Dir jetzt sage, weißt Du sicher nicht. Es sind zwei Arbeiten von einem bekannten Gelehrten vorhanden, die sich mit dieser Frage befassen und nachweisen, *warum* die wirklichen Zahlen der Wiederholungen, wie sie sich aus jedem Versuch ergeben, von der berechenbaren, sogenannten «mathematischen Erwartung» abweichen. Und das tun sie. Es kommt zum Beispiel im Roulette seltener eine lange Serie heraus, als man mathematisch erwarten dürfte. Hast Du davon gehört?

Alpha *wie ein ehrgeiziges Kind*: Natürlich; ich habe es nur augenblicklich vergessen.

Vinzenz: Also das gibt es. Und nun kann man auf Grund dieser Erfahrung die mathematische Berechnung berichtigen, nicht?

Alpha *wie oben*: Ja.

Vinzenz: Aber die Überlegungen, mit denen jener Professor das versuchte, waren falsch! Es hat sich ein langwieriger Fachstreit daran geknüpft, der heute noch fortläuft, denn bisher hat nur einer die richtigen Formeln gefunden und der hat sie noch nicht veröffentlicht –

Alpha: Du?!

Vinzenz: Und denkt auch nicht daran, sie preiszugeben!

Alpha *küßt ihn stürmisch*: Oh Du! Du! Ich habe es ja immer gewußt! Aber Du wirst mir das noch genau erklären? Ich glaube, ich verstehe es schon, aber wenn es noch schwieriger sein sollte, so werde ich einfach Mathematik studieren. Das ist ja wunderbar, ich werde etwas wissen, wovon selbst mein Universitätsprofessor keine Ahnung hat!

Vinzenz: Der ist ja doch überhaupt Historiker.

Alpha: Wovon kein Mann-kein Mann, sagst Du, außer Dir? – eine Ahnung hat!

Vinzenz: Wir haben etwas viel Wichtigeres zu tun. Du hast einflußreiche Freunde. Mir fehlt bloß ein Anfangskapital.

Alpha *bedenklich*: Aber ich habe sie nie um Geld gebeten. Das würden sie nicht gewohnt sein. Das würden sie vielleicht gar nicht tun.

Vinzenz: Ja, wovon lebst Du denn eigentlich?

Alpha: Sie geben mir Ratschläge. Tips, weißt Du? Bärli, dann der Nationalrat, die wissen das doch voraus. Dann kaufen und verkaufen sie auch auf meine Rechnung.

Vinzenz: Und wenn Du Verluste hast –?

Alpha: Ich habe noch nie verloren.

Vinzenz: Ach so, dann ist es ja gut. Weißt Du, dann machst einfach Du mit mir das Geschäft und läßt es von ihnen bloß besorgen. Ich gründe die «Gesellschaft zur Verhinderung unmoralischer Glücksspiele», und Du nimmst mir die Aktien ab. Es ist ja nur für einen Augenblick nötig, denn mit der ersten Operation spreng ich die nächstbeste Spielbank.

Alpha: Dann hast Du rasend viel Geld, und dann? Was werden wir dann tun? Was machen wir mit dem Geld?

Vinzenz: Wir werden nie zu Ende kommen mit dem *Geldverdienen*. Wir werden uns drei Autos kaufen und reisen. Vorn Du und ich. Dann unsre persönliche Bedienung. Dann meinethalben zwei von diesen Aufsichtsräten unsrer Gesellschaft; solange, bis wir sie los sind. Wir werden in Nizza sein, in Spaa, in Monaco, in Ostende, in den Vereinigten Staaten, in Südamerika. Wir lassen uns einen Ozeandampfer bauen, der ganz wie ein Schloß eingerichtet ist. Wir reisen mit unsren eigenen Zügen. Wir streun soviel Geld unter die Menge – es kommt uns ja gar nicht darauf an, – bis die Leute vor uns kriechen wie die Reptilien. Überall läuft uns schon unser Ruf voraus! Wenn wir Geld brauchen, saugen wir eine neue Spielbank auf.

Alpha: Aber wenn keine Spielbank mehr übrig geblieben ist?

Vinzenz: Dann kehren wir das Prinzip um und gründen selbst eine. Das geht nämlich mit dieser Formel auch. Eine unsprengbare Spielbank. Oder ziehst Du vor, daß ich meine Formel an eine bestehende Bank verkaufe?

Alpha: Nein, nein!

Vinzenz: Eben. Wir kehren das Prinzip um, und gründen selbst die Monopolbank. Wir saugen von da an einfach alles Geld der Welt an uns. Weiß Gott, was daraus wird? Das läßt sich einfach nicht absehn. Wir können die innerasiatischen Steppen kaufen, bewässern, und ein Gartenreich dort gründen. Das könnten wir nach Gesetzen regieren, die wir uns seinerzeit ausgedacht haben, damals bevor ich mit dem Dampfer wegfuhr. Du wirst Kaiserin.

Alpha: Du, das sind jetzt banale Einfälle.

Vinzenz: Ja, als Gedanken! Cäsar sein zu wollen oder Goethe oder Laotse, das ist eine Banalität. Aber bedenke, wie sich das ändert, wenn man es wirklich ist. Wir können ja mit unsrem Geld in der Politik, in der Kunst, in der Moral, in allen Angelegenheiten des Lebens uns wirklich zu allem erheben lassen, was wir wollen, und vernichten, was uns nicht gefällt. Das läßt sich wirklich nicht ausdenken.

Alpha *mit offenen Augen*: Nein, das läßt sich nicht zu Ende denken. Und Deine Formel ist wirklich?

Vinzenz: Da sieh. *Er zieht ein Pack Papiere aus der Tasche.*

Alpha: Differentialquotienten, nicht wahr?

Vinzenz: Du bist wirklich wunderbar; was Du alles weißt! Partielle. Und Iterationen. Und – Weißt Du, man versteht, daß Bärli aus Liebe zu Dir verrückt geworden ist.

Alpha: Was, Bärli?

Vinzenz *düster*: Schwer nervengestört.

Alpha *ganz schwach, an ihn gelehnt*: Es läßt sich nicht ausdenken. Mein ganzes Leben lang habe ich mir auszudenken versucht, was ich machen würde, wenn ich alles machen könnte, was ich will. Du darfst mich nicht wegen der Menschen geringschätzen, die Du bei mir gesehn hast; ich habe es eben nach verschiedenen Seiten versucht, aber ich habe sie nie ernst genommen. Weißt Du, ich glaube, ich bin eigentlich eine Anarchistin: Sie haben nie in mir die Sehnsucht zum Schweigen gebracht, endlich auf meinen richtigen Platz zu kommen! Und nun hältst Du den Arm um meinen Leib. Und hebst mich auf wie der große Zaubervogel, der wiedergekommen ist. Und wir fliegen ganz hoch hinauf.

Vinzenz: Wohin es uns gefällt-!

Alpha: Hoch zu der nimmer schweigenden Stimme, die mir zusprach. *Aufspringend, wild*. Ich glaube es nicht, Vinzenz! *Auf ihn sinkend*. Mach mit mir, was Du willst ...!

*Vinzenz trägt wehmütig, selbst berauscht lächelnd, die ohnmächtig Hingegebene in den Alkoven und zieht die Vorhänge zu.*

Freundin *nach einem Augenblick des Spähens und Lauschens sich hereinstehend, geht an Alphas Schreibtisch und nimmt – Hut am Kopf – Papier und Schreibzeug. Das Geschriebene teils mitlesend, teils laut prüfend*: Verzeih mir, Geliebte, daß ich gelauscht habe. Ich bin unglücklich. Nein, ich bin glücklich. Doch bin ich unglücklich. Ich bewundere Dich noch viel mehr, seit er

Dich liebt. Aber ich bin unglücklich. Es ist der einzige Mann, den ich je erblickt habe. Du weißt, leider, ich habe viele gesehn. Wenn einer vor mich trat – mit seinen hungrigen, von Sympathie feuchten Augen: .. so rührt es mich immer im Grunde an. *Sie weint*. Ich weiß nicht mehr, wie ich leben soll. Ich werde ihm mein Vermögen vermachen, um zu Eurem Anfangskapital beizusteuern. Ich könnte auch mit Fürst ... sprechen. Oder nehmt mich als Gesellschaftsdame an ... Ach, ich weiß, daß man ein solches Wunder nicht teilen kann! Eure vernichtete, tief unglückliche – sei nicht böse, wenn ich tiefunglücklich sage, ich weiß ja, daß ich Eurer nicht wert bin —

*Es tritt Bärli ein; in Gegensatz zu seinem früheren Verhalten unheimlich ruhig; von oben bis unten schwarz, feierlich verstört, in der Hand eine Browning. Er stößt auf die Freundin, welche sich erhoben hat, und gerät sichtlich aus dem Konzept.*

Bärli *heiser*: Was wollen Sie da?

Freundin: Ich? Herr Bärli?

Bärli: Ja.

Freundin: Aber!

Bärli: Fort!

Freundin: Aber?

Bärli: Sofort! *Er hebt die Pistole gegen die Gelähmte*. Sie stören mich!

*Die Freundin flüchtet mit einem fürchterlichen Schrei aus dem Zimmer. Alpha öffnet erstaunt und entrüstet den Vorhang.*

Bärli: Aah! *Er verbirgt die Pistole am Rücken*.

Alpha: Aah! Sie haben schon wieder eine Pistole! Vinzenz!!

Vinzenz *schon an der Tür*: Ich hole Hilfe! Ich bin gleich wieder da! *Er macht das Zeichen der Geistesgestörtheit*. Ab.

Alpha *nachrufend*: Vinzenz! Vinzenz!

Bärli *treibt Alpha schwarz, schweigend und langsam durch das Zimmer, die Pistole am Rücken*.

Düster: Machen Sie keinen Lärm, Alpha, es nützt nichts mehr.

*Alpha will zur Tür, er treibt sie wortlos in die entgegengesetzte Ecke, Alpha will zum Fenster, das gleiche. Endlich hält Alpha eingeschüchtert still.*

Alpha: Wa – was wollen Sie?

Bärli: Sphinx.

Alpha: Sphinx? Oh Gott, Sie sind krank, Bärli. Lassen Sie mich jemand rufen.

Bärli: Tötete, wer ihre Fragen nicht beantworten konnte. Wenn Sie bloß fünfundzwanzig Prozent meiner Fragen beantworten, töte ich mich allein. Lieben Sie das Leben, möchten Sie noch einmal sechzehn Jahre alt sein?

Alpha: Ja sehen Sie, da müßte man ... Oh, Gott! Das kann man doch nicht so einfach fragen ...!?

Bärli *winkt ab, die Frage ist unbeantwortet*: Ist es nach dem Tode zu Ende oder nicht?

Alpha: Ja, sehen Sie, der Professor ... – aber der Nationalrat sagt: –

Bärli: Wen lieben Sie von Ihren Freunden am meisten?

Alpha: Keinen! Wirklich keinen!

Bärli: Wen schätzen Sie am meisten?

Alpha: Aber doch jeden in seiner Art.

Bärli: Warum lieben Sie Musik?

Alpha: Ja das kann ich doch nicht wissen!

Bärli: Warum machen Sie dann Musik?

Alpha *sieht ihn sprachlos an*: Sie sind krank, oh, Gott, Bärli, lassen Sie mich jemand holen.

Bärli: Bereuten Sie nie etwas?

Alpha: Be –?

Bärli: Ja. Be–reu–en! Ich meine: Sind Ihnen alle Sünden Ihres Lebens leid, vom Grund Ihres Herzens?

Alpha: Oh gewiß. Sicher. Vieles.

Bärli: Was?

Alpha: Ja, das hab ich doch lang wieder vergessen.

Bärli: Sie sind sich also nicht klar über das stündlich wachsende Maß von Sünden, Reue, Gutem, bessernden Vorsätzen, als das Sie leben?

Alpha *heftig*: Nein! Nie! Das kann man nicht wissen! Niemand!

Bärli *eine neue Walze einlegend*: Würden Sie töten, stehlen, ehebrechen, Ihrem Beleidiger verzeihn?

Alpha: Das hängt davon ab!

Bärli: Sind Sie hoffärtig, mißgünstig, rachsüchtig, schadenfroh?

Alpha: Das kann man nicht so einfach sagen!

Bärli: Sie antworten vor meiner Pistole. Antworten Sie mir positiv! Nach welchen Grundsätzen richten Sie Ihr Handeln?!

Alpha: Das kann man nicht so einfach sagen!!! Das hängt davon ab!!! Das richtet sich danach!!!

Bärli: Darf ich also heute den Arbeitslohn vorenthalten? Auch nicht zum Teil? Wann habe ich andren etwas weggenommen und wann nicht? Warum ist Wahrheit besser als Lüge? Lust besser als Leid? Sittlichkeit besser als Unsittlichkeit? Soll man Kinder haben? –

Alpha: Oh Gott! *Sie verkriecht sich, von Entsetzen geschüttelt, in eine Decke, die sie über den Kopf zieht.*

Bärli *ohne sich bremsen zu können*: Soll man selbstlos sein? Soll man national oder übernational sein? Weshalb gehe ich ins Kino? Sehe gern Akrobaten? *Er bemerkt jetzt erst, was Alpha inzwischen getan hat, hebt langsam die Pistole empor, jedes Wort wägend.* Sie haben mit Ihrem

Geist, Alpha, meinen erschüttert. Durch Ihren Einfluß hat mein Dasein seinen Sinn verloren. Ich wollte in mich gehn und über mich nachdenken. Aber welche Antworten auf meine Fragen haben Sie?! Ich befreie mich von Ihnen!

*Alpha aus der Decke hervorkommend:* Da müssen Sie doch anders fragen! Das muß man im Gefühl haben wie einen Tanz! *Sie sieht sich vor der Pistole.* Aaaa ... a!!!

*Bärli gibt in rascher Folge drei Schüsse gegen Alpha ab. Wilder Schrei Alphas, sie versucht zu flüchten und stürzt auf das Gesicht. Ein Stuhl fällt um, und ein großer Stehspiegel zerbricht.*

*Bärli zaudert, schüttelt den Kopf:* Das muß man anders fragen? Muß man verstehn wie einen Tanz? – Verdammt will ich sein, wenn das nicht wieder etwas Neues ist? Diese Situation macht mich bloß lächerlich; ordentlich schämen muß man sich vor der Vernunft der Möbel, wenn man sich zwischen ihren Füßen wälzt. Aber was hilft es!! *Er gibt zwei Schüsse gegen sich ab und stürzt auf den Rücken, den Kopf zur Seite gewandt. Nach dem zweiten Schuß tritt Vinzenz ein. Alpha beginnt schwer zu stöhnen. Bei diesen Klagelauten richtet Bärli seinen Kopf auf und blinzelt besorgt nach ihr. Vinzenz pufft ihn rasch in seine Lage zurück. Er beugt sich über Alpha und netzt ihr die Stirn. Alpha stöhnt immer lebhafter.*

Vinzenz: Alpha! Alpha! Wie hold das kleine Herz klopft!

*Alpha schlägt unter seinen Bemühungen und Liebkosungen die Augen auf:* Ich bin nicht tot?

Vinzenz: Süße kleine Alpha, so bist Du jünger, als ich Dich je kannte.

Alpha: Oh, ich bin so schwer verwundet.

Vinzenz: Nein. Es fehlt Dir gar nichts. Er hat daneben geschossen.

Alpha: Das ist nicht möglich. Ich habe deutlich die Kugel gespürt.

Vinzenz: Doch. Du bist rundherum gesund. Ich habe Dich untersucht.

*Alpha aufstehend:* Oh, es war fürchterlich! Aber – es war auch interessant. Am Ende ist er auch nicht tot?

Vinzenz: Doch; er ist es.

*Alpha näher tretend:* Ich sehe aber kein Blut?

Vinzenz: Laß ihn. Rühr ihn nicht an. Er ist entsetzlich verletzt. Er hat sich in den Rücken geschossen. Ich sah es. Ich kam leider erst in diesem Augenblick zurück. *Er drängt sie fort.*

Alpha: Ein fürchterlicher Mensch. Aber eigenartig. Es war merkwürdig schön ... Sehe ich sehr verändert aus?

Vinzenz: Du bist stiller geworden.

Alpha: Ja, so ist es. Wie Du doch immer das richtige Wort findest?! Weißt Du, er tut mir immerhin leid. Es ist doch viel, sich und einen zweiten aus Liebe zu erschießen; Du könntest es zum Beispiel nicht. Und ich bin ihm so dankbar: Ich fühle mich so leicht. Stell Dir bloß vor: Beinahe tot! Eigentlich habe ich immer davor etwas Angst gehabt, aber schließlich wird auch das furchtbar überschätzt. So einem Erleben ist man etwas schuldig, das ist, hätte er eine Fessel durchschossen, die mich noch an dieses alberne Leben band, das ich führte, bevor Du gekommen bist. Wir werden namenlos glücklich sein, Vinzenz, wirklich namenlos ...! Was hat sich da geregt???

Vinzenz: Nichts. Er ist bloß etwas tiefer auf das Gesicht gefallen. *Pufft ihn.* Sieh nicht hin!

*Es läutet.*

Alpha: Äh, das sind die andren, öffne nicht! Oder schick sie fort! Laß sie nicht herein!

Vinzenz: Das geht nicht, Alpha, wir würden in einen unangenehmen Verdacht geraten, wenn wir uns jetzt verstecken.

*Es läutet abermals.*

Ich werde es ihnen kurz erklären und sie gleich ins andre Zimmer führen. Ich muß ja auch mit ihnen sprechen wegen der Spielbanken.

Alpha: Ach ja, das muß Du jetzt gleich tun.

Vinzenz: Es ist aber besser, wenn Du nicht dabei bist. Es sieht schlecht aus, wenn Du – *es läutet abermals* – jetzt schon zu ruhig von Geschäften redest. Während ich das schon irgendwie machen kann, indem ich ihnen zuerst den Vorfall hier erkläre –

Alpha: Ich fürchte mich aber, mit dem allein zu bleiben.

Vinzenz *an der Tür*: Aber Alpha, wie wenig Frauen vermöchten wie Du zu begreifen, daß dies im Grunde doch nur ein bürgerlicher Vorfall ist!

Alpha: Du hast nicht recht; er war *geistig* erschüttert. Aber es wird besser sein, wenn ich recht wenig spreche. *Vinzenz ab.* Ich setze mich abseits. Mit einem Buch. *Kaum hat sie sich, mit dem Rücken zu Bärli, gesetzt, wird sie von kindlicher Angst gepackt. Bezwingt sich.* Es muß ein Buch sein, dessen Niveau über solchen Konflikten liegt. *Sie schlägt ein Buch auf, muß sich aber wieder ängstlich umdrehen.* Aber ich werde nicht darin lesen. Ich werde es geschlossen auf meinem Schoß halten. Es ist doch richtiger, wenn man in einer solchen Situation nicht liest, sondern nur andeutet, daß man eigentlich lesen sollte. *Sie setzt sich zurecht.*

Vinzenz *die Freunde hereinführend*: Sie sehen die Situation. Alpha weigert sich zu sprechen, sie ist zu erschüttert. Ich bitte Sie: rühren wir nicht an diesen Augenblick; treten Sie mit mir nebenan ein, ich werde Ihnen die Ereignisse rasch erzählen.

Politiker: Aber man muß die Polizei verständigen, das geht so nicht.

Vinzenz: Das ist schon veranlaßt. Auch aus diesem Grund treten wir nebenan ein.

*Musiker als erster, sein Taschentuch vor der Nase und dem Toten bei allen Wendungen den Rücken zudrehend, tritt in das Nebenzimmer, die übrigen folgen. In der Tür*

Gelehrter: Es ist aber doch eine Rücksichtslosigkeit, solche Unannehmlichkeiten zu bereiten.

Der junge Mann: Unbildung. *Ab.*

*Alpha bleibt reglos ins Unbestimmte schauend sitzen, den Rücken zu Bärli.*

Bärli *richtet sich erst vorsichtig und um sich blickend, dann rasch auf und zieht seinen Rock aus:* Bitte, borgen Sie mir eine Kleiderbürste, Alpha.

*Alpha fährt mit einem unterdrückten Schrei herum.*

Ich habe jetzt genug davon. *Er holt sich eine Bürste, reinigt wütend seinen Anzug und zieht den Rock an.* Diese Kaffern hatten mir noch gefehlt. Mich zu solch einer lächerlichen Exzentrizität zu verleiten! Machen Sie leise, ich will fort.



Alpha *vor Zorn errötend*: Wie? Sie haben auch auf sich nicht wirklich geschossen?

Bärli: Blind; Phantasieschüsse; wie das Vinzenz nennt, Kolibrischüsse.

Alpha: Welch unwürdige Komödie! Sie wollten mich dumm machen?!

Bärli: Ich glaube, ich habe mich selbst dumm benommen. Aber daran sind nur Sie schuld. Ich hätte mich sonst nie von diesem Schurken Vinzenz dazu verleiten lassen. Geben Sie bitte acht: Ich habe ihm für diese Komödie noch einen Scheck versprochen, ich streiche eine Null ab, das genügt für Euch! *Hält ihn grob hin*. Adieu.

Alpha: Sie schulden mir Aufklärung! Sie haben sich erlaubt – ich hätte auch vor Schreck sterben können —: Und Sie behaupten, daß Sie das mit Vinzenz abgekartet haben ...?

Bärli: Adieu, adieu. Ich gebe keine Aufklärungen. Ich bin befreit, in der Tat ebenso befreit, wie Sie es vorhin von sich behaupteten.

Alpha: Aber Sie erlauben sich zu allem noch ein ganz respektloses und ungezogenes Benehmen!!!

*Vinzenz tritt ein, von dem lauten Gespräch beunruhigt.*

Alpha: Vinzenz! Dieser Herr sucht sein unwürdiges Betragen mit Ihnen zu entschuldigen, er behauptet, es mit Ihnen verabredet zu haben?

Vinzenz: Hören Sie, Alpha, wenn wir schreien, kommen noch mehr Leute; es ist schon jetzt entschieden einer zuviel im Zimmer: seien wir froh, wenn Herr Bärli der sein will. Ich werde Ihnen alles später in Ruhe erklären. *Den Scheck betrachtend*. Dagegen ist gleich jetzt zu bemerken, daß hier eine Null zu wenig ist.

*Alpha reißt ihm das Papier aus der Hand, zerknüllt es und wirft es gegen Bärli, dem es von der Brust abprallt. Bärli stößt es zornig mit dem Fuß zurück.*

Vinzenz *hebt das Papier auf, glättet den Scheck, legt ihn auf den Tisch, stellt Tintenfaß und Stuhl hin und lädt Bärli zum Schreiben ein*: Gott, ich habe es wahrhaftig nicht wegen des Geldes getan. Wenn Ihnen aber nachher die Sache nur noch den zehnten Teil von dem wert erscheint, was Sie vorher dafür geben wollten, so beweisen Sie damit gerade, daß Ihre Befreiung ein zehnfach vergrößertes Honorar wert war.

Bärli *sieht ihn an*. *Allmählich lacht er*: Sie haben gar nicht unrecht. Man soll nicht sagen, daß ich keinen Grund hatte, mich zu bedanken. *Er setzt sich an den Tisch. Alpha reißt ihm das Tintenfaß weg und wirft die Feder zur Erde.*

Vinzenz *beruhigend zu Alpha*: Ich habe ihm ja bloß geraten, statt eines wirklichen Doppelmords blind zu schießen.

Alpha *hochmütig ablehnend*: Aber warum denn?

Vinzenz: Nun, er wollte Dir eben einen Denkkettel geben. Solchen unkomplizierten Leuten muß man ihren Willen lassen, da kann man nichts machen. *Da ihn Alpha abweist, zu Bärli*. Habe ich Ihnen nicht gesagt: Sie sind Kaufmann, nehmen Sie Tod auf Kredit?! Habe ich Ihnen nicht geraten: schießen Sie blind und Sie werden gar kein Bedürfnis mehr haben, wirklich zu schießen? Ich hatte Ihnen versprochen, daß Sie fortan nur noch das Geld ernst nehmen werden!

Bärli: Und das tue ich auch, seien Sie beruhigt.

Vinzenz *wieder zu Alpha*: Er hat alles erlebt, was man daran erleben kann. Die Fortsetzung ist gar nicht von Wert; kopfschüttelnde Menschen, Polizeikommission, Leichenkarren. Es steht wahrhaftig nicht dafür, wirklich zu leben! Damit habe ich doch ganz in Deinem Sinn gesprochen.

Alpha: Aber das war eine Unverschämtheit!

Vinzenz: Von wem?

Alpha: Von Dir!

Bärli *hat inzwischen mit der Füllfeder ein neues Papier ausgestellt*: Ich sehe, Alpha, daß ich mich Ihnen gegenüber immerhin eines Unrechts schuldig gemacht habe – *Alpha weist ihn kühl ab. Er schiebt den Scheck an die Tischkante; zu Vinzenz. Hier. Zu Alpha. Aber Sie sind jetzt wenigstens sicher vor mir: Man tut nichts zweimal. Steht auf.*

Alpha: Das ist falsch: Man verliebt sich, so oft man will!

Vinzenz *der den Scheck studiert hat*: Du hast ihm solchen Eindruck gemacht, daß er geglaubt hat, ohne Seele kann er nicht leben. Ich habe ihm gesagt: ein einzigesmal bei Leidenschaften bloß so tun, und man nimmt sie nie wieder ernst! Das Seelische ist eine Kreditangelegenheit und ruht auf Treu und Glauben. Aber Geldsachen, – sagen Sie: ist der Scheck auch gültig?

Bärli *der Alpha schwankend beobachtet hat, reißt sich los*: Ja. Und Gott behüte Sie davor, mir je unter die Hände zu kommen!

*Rasch ab.*

Alpha: Also Du bist ein infamer Intrigant!

Vinzenz: Aber ich hab doch Dein Leben gerettet, indem ich ihn von seiner Leidenschaft heilte.

Alpha: Mein Leben! Aber was ist Dich seine Leidenschaft angegangen?!

*Die Freunde stecken die Köpfe durch die Tür.*

Vinzenz: Ja, denken Sie, er ist inzwischen ruhig fortgegangen.

Alle *durcheinander*: Wie? Was? Geschmacklos! Scherz? Dumm! Taktlos!

Vinzenz: Ja, wirklich unbegreiflich geschmacklos. Aber dafür wollen wir ihn auch nicht in die «Gesellschaft zur Bekämpfung unmoralischer Glücksspiele» aufnehmen. *Zu Alpha*. Ich habe Ihnen mitzuteilen vergessen, teure Freundin, daß unsre Gründung inzwischen endgültig perfekt geworden ist.

vorhang

[ < ]

### **Dritter Akt**

*Szene wie im zweiten Akt.*

*Alpha in einem bizarren Trauerkleid. Vinzenz in schäbigem Anzug. Packt sehr defekten Besitz in ein fragwürdiges Leinenkofferchen sehr sorgfältig, fast kleinbürgerlich bedachtsam ein.*

Vinzenz: Es war sehr schön! Aber es ist besser, daß ich ausziehe. Deine schönen Geschenke! Es wird mir alles eine liebe Erinnerung sein.

Alpha *zornig vor ihm auf und ab gehend*: Sie sagen, daß diese ganze Idee mit der Spielformel ein schamloser Schwindel ist!

Vinzenz: Laß sie!

Alpha: Sie haben sich informiert. Sie behaupten, daß Du sie einfach betrogen hast!

Vinzenz: Nun, ja, natürlich.

Alpha: Daß Du ihnen einfach hast Geld entlocken wollen!?

Vinzenz: Das nicht gerade. Aber was wirst Du Dich denn damit sie widerlegen zu wollen.

Alpha: Aber ich werde das doch nicht auf mir sitzen lassen!

Vinzenz: Auf Dir?

Alpha: Daß Du nichts als ein Hochstapler bist!

Vinzenz: Siehst Du, mir ist das sehr unangenehm. Das sind doch alles Leute mit Beziehungen und Einfluß. Ein Nationalrat. Ein Gelehrter. Ein gefeierter Pianist. Sie schwören, daß ich ins Kriminal gehöre, das ist sehr unangenehm für mich, der ich nie in meinem Leben gewußt habe, wohin ich gehöre. Ich habe nicht die Mittel, einen Rechtsanwalt eigens dafür zu bezahlen, daß er im besten Falle beweist, wohin ich wieder einmal nicht gehöre.

Alpha *heftig*: Aber *ich* will nicht! Ich habe behauptet, daß Du ihnen weit überlegen bist; und dabei bleibt es!

Vinzenz: Ja, Alpha, ich mag ihnen wohl überlegen sein; aber siehst Du, gerade in solchen Punkten nicht.

Alpha *mit einem Ruck vor ihm stehen bleibend*: Es ist wahr: Du hast Dich doch eigentlich auch gegen mich ganz lächerlich betragen.

Vinzenz: Wieso, liebe Alpha?

Alpha: Nun, Du hast Dich doch, wenn ich es mir überlege, gegen mich ganz schlecht – oh nein, ich will nicht sagen, daß Du Dich schlecht betragen hast, das würde Dir zuviel zubilligen, aber Du hast Dich eben lächerlich benommen. Du kehrst zurück, – wie *Du* gesagt hast! – von Sehnsucht getrieben, und im – wie *Du* gesagt hast! – beseligendsten Augenblick Deines Lebens denkst Du Dir eine ganz knabenhafte Intrige aus.

Vinzenz: Aber ich hab damit doch Dein Leben gerettet.

Alpha: Du hast Dich lächerlich gemacht!

Vinzenz: Das ist doch oft verkehrt bei nervösen Charakteren, man macht Witze, weil man traurig ist, oder lacht bei einem Begräbnis. Ich habe Angst vor einem so überwältigenden Wiedersehen gehabt.

Alpha *versöhnlicher*: Und heute morgens plötzlich willst Du aus dem Haus gehn! Du mußt doch einsehen, daß Du Dich damit als ein vollkommen desequilibrierter Mensch verrätst. Als – als ein nervöser Charakter, dem alles zuzutrauen ist.

Vinzenz: Sieh, Alpha, ich will Dir nicht widersprechen. Ich habe mich ja auch damals nicht gut

gegen Dich betragen.

Alpha: Oh bitte, das war mein freier Wille, daß ich Dein Versteck nicht suchen fuhr.

Vinzenz: Gut. Aber wenn ich einfach ein Hochstapler wäre, hätte ich mit der Spielbank doch nicht auch Dich angelogen.

Alpha *abwehrend*: Oh ...! Also ja; Du hast mich ganz infam angelogen! Du hast die Stirn besessen ... Du hast unter Liebkosungen gelogen ... Du ... Aber ich mach mir nicht *so* viel daraus, das weißt Du! Du hast einfach selbst daran geglaubt, in diesen Augenblicken, und es ist klar, daß Du der Typus eines phantastischen Lügners bist!

Vinzenz: Angenommen: Doch was heißt lügen? Von etwas Wünschenswertem behaupten, es ist der Fall, statt es sollte der Fall sein? Das ist das gleiche wie bei einem Moralstifter, bloß hat man eine noch festere Überzeugung. Und was vergrößert die Unsicherheit in der Welt mehr: wenn ich an zwei Tagen zwei verschiedene Dinge behauptete, oder wenn Deine sechs Freunde sechs verschiedene Weltanschauungen gleichzeitig haben?

Alpha: Es heißt: Dinge einem einreden, die nicht zu den Tatsachen stimmen. *Sie wirft sich enttäuscht und abgewendet auf die Ottomane.*

Vinzenz: Aber stimmt nicht alles zu den Tatsachen?

Siehst Du, jetzt habe ich es: Ein phantastischer Lügner ist jener Lügner, dessen Lügen zu den Tatsachen stimmen!

Die Tatsachen sind nämlich phantastisch. Wenn Du behauptest, daß sich die Sonne um die Erde dreht, hast Du nach den neuesten Forschungen nicht weniger recht, als wenn Du sagst, die Erde dreht sich um die Sonne. Mütter opfern sich für ihre Kinder, aber sie opfern auch ihre Kinder. Das Feuer frißt und das Feuer nährt. Der Mensch macht Ordnung, weil er Mist macht, und er macht Mist, weil er sonst kein Bedürfnis nach Ordnung hätte. Er ist abstinent und säuft. Bestraft den Dieb, aber auch den Armen.

Alpha *ärgerlich, verzweifelt*: Hör auf! Fang nicht wieder mit Deinen Lügen an! Du hast gar keinen Ernst!

Vinzenz *Hände an den Schläfen*: Das ist ein fürchterlicher Lärm. Ein Lärm und ein höllisches Durcheinandergepolter!

Und in diesem Durcheinandergehämmer, wo man seine eignen Gedanken nicht versteht, in dieser wahrhaftig sträflichen Unordnung lasse einfach auch ich manchmal ein kleines Kügelchen rollen; und das Merkwürdige ist: in welcher-noch so verkehrten – Richtung Du auch eine solche kleine Handlung abgehen läßt, sie kommt immer gut durch die Wirklichkeit durch, als wäre sie dort geradezu erwartet worden.

Alpha *vor ihm*: Das wirst Du *ihnen* sagen. Du wirst den Leuten Deine Meinung sagen, meinen Freunden!

Vinzenz: Ich? Ihnen? Gott bewahre. Mir ist es immer schlechter gegangen als meinen Lügen. Ich muß ihnen durchaus nachgeben. Sie verfolgen mich, weil Bärli sie seither meidet.

Alpha: Nun? Und?!

Vinzenz: Sie haben mir den Kampf um meine Existenz und gegen mein Wesen angedroht, und ich – habe da doch eigentlich gar nichts zu verteidigen.

Alpha: Feigling! Ich nicht! Ich heirate Dich! *Vinzenz wehrt ab*. Doch! Wenn ich auch des Zusammenseins natürlich viel überdrüssiger bin als Du, darauf kommt es jetzt nicht an! *Sie rast*

*wieder auf und ab.* Sie erlauben sich, uns vorzuschreiben, was ich tun soll! Sie erlauben sich, Dich mir zu verbieten! Mir, der Du, weiß Gott, egal bist! Ich habe noch, Gott sei Dank, etwas zu verteidigen! Weißt Du, was ein Anarchist ist? Ja? Also, ich bin eine Anarchistin. Solang ich lebe. Ich habe die Welt nicht gemacht. Ich hätte sie auch wirklich besser gemacht, wenn ich gefragt worden wäre; das ist kein Kunststück. Und diese, von diesen Männern gemachte Welt soll ich ernst nehmen? Das wollen sie ja von mir; ich soll die Welt respektieren! Da würde ich ja eher Suffragette werden!

Vinzenz: Du hast es auch viel leichter. Ja, wenn ich – *Weiblichkeit andeutend* – Deine natürlichen Anlagen hätte, wenn ich eine Frau wäre –

*Es läutet.*

Vinzenz *rasch zusammenpackend*: Das sind sie!

Alpha *am Weg zur Tür*: Nun, was würdest Du tun!?

Vinzenz: Ich? Wenn ich eine Frau wäre?! Die Leute selig, sobald ich mich nur für sie interessiere? Freiwillig mir sofort ihr Inneres offenbarend? Ich ihre Mondnacht, ihre Nachtigall, ihre schwache Stunde? Ich darf gar nicht daran denken, sonst muß ich weinen: Was ließe sich aus der Welt machen, wenn ich eine Frau wäre!

Aber mich lieben sie eben nicht, ich muß mich verstecken! *Ins Nebenzimmer eilig ab.*

Alpha *hinter ihm drein*: Ich nicht! Ich weiß nicht, was ich tue! Aber ich tue etwas Gewalttames!

*Die Freunde treten ein. Polygonal aufgestellt, beschreiben im Folgenden die Sprechenden aufgeregte Diagonalen und Seitenlinien um Alpha. Manchmal ein einzelner vor ihr stehen bleibend. Der junge Mann: stummes Übereinstimmungsspiel mit den andren.*

Musiker *vermittelnd*: Liebe Alpha, haben Sie sich unsre Einwände überlegt?

Alpha: Ich möchte wissen, wen es etwas angeht außer mich allein?

Musiker: Wir sind sehr besorgt.

Politiker: Der Mann ist kein Verkehr für Sie, das steht sozial fest.

Gelehrter: Herr Bärli hätte längst den Wunsch geäußert, zu uns zurückzukehren, wenn ihm die Erinnerung an diesen Mann nicht unbequem wäre.

Alpha: Bärli? Ich habe ihm doch mein Haus verboten.

Musiker: Nun ja, – er hofft. Er ist von seinen eigensüchtigen Absichten zurückgekommen.

Gelehrter: Es ist ja manches gegen sein Benehmen einzuwenden gewesen, aber –

Politiker: Er ist mit einem Wort ein wünschenswerter Umgang.

Alpha *nicht unangenehm berührt*: Also Bärli hofft –? ... Nein.

Musiker *verzweifelt*: Nur dieser Versicherungsagent – *erschreckt durch einen wütenden Blick Alphas* – ja, ja: – Mathematiker ...

Gelehrter: Welch ein Mathematiker, hat er bewiesen!

Alpha: Meine Herren, ich finde Sie anmaßend.

Gelehrter: Es ist ja keine angenehme Aufgabe, die wir uns stecken mußten. Aber es gibt eben

auch schwere und unangenehme Freundespflichten. Jeder von uns hätte es Ihnen gesagt, aber Sie hätten es sich – hätten es sich –

Musiker: Ja, Alpha, Sie hätten es sich ganz gewiß nicht sagen lassen. Sie wären ganz gewiß unwillig geworden, das wollte keiner von uns auf sich nehmen, nein –

Gelehrter: So haben wir uns eben besprochen, es Ihnen gemeinsam vorzustellen.

Politiker: Auch Herr Bärli weiß davon und hat sich mit dieser Lösung einverstanden erklärt.

Musiker: Ja, ja, auch er. Auch er mißbilligt Ausschreitungen der Phantasie und Erfindungsgabe.

*Alle stehn starr um Alpha.*

Gelehrter: Und so teilen wir Ihnen mit, daß wir uns besprochen haben ... Ihnen anheimzugeben ... zwischen Vinzenz ... der, ein ganz gewöhnlicher Hochstapler, sich erlaubt hat, einen Mann von der Position des Herrn Bärli zu kränken, ... und unsrer Freundschaft zu wählen. Ich bin durch das Los bestimmt worden, es Ihnen mitzuteilen.

Alpha: So?

Ich finde das ausgezeichnet. Ich kann mich natürlich nicht auf der Stelle entscheiden.

Überdies können Sie versichert sein, daß ich Sie nicht schwerer entbehren werde als Sie mich.

Musiker *weich*: Dann werden Sie uns sehr schwer entbehren ...

Gelehrter: Aber es war doch noch nie da, nie da wie jetzt, daß Sie einen Mann in Ihre Wohnung aufnehmen!

Politiker: Deswegen haben wir uns auch gesagt: Sie sind zu schutzlos.

Alpha: Zu schutzlos? Was soll das heißen?

Politiker: Als alleinstehende Frau sind Sie zu schutzlos.

Musiker: Das hat auch der Vorfall mit Bärli bestätigt. *Alle stimmen zu.*

Alpha: Vielleicht wollen Sie jetzt alle bei mir wohnen?

Politiker: Wir haben uns überlegt, Sie brauchen eine größere, richtiggehende Wohnung mit Dienstboten. So schön diese Romantik hier war –

Alpha: Darüber ließe sich ja reden.

Politiker: Ich wollte aber auch sagen: So schön diese Romantik hier ist –

Gelehrter: So sehr wir jeder Ihre Stimmung zu schätzen wußten, –

Musiker: Und so gerne wir daran zurückdenken werden –

Alpha *ungeduldig*: Also was? Was?

Politiker: Sie müssen wieder heiraten, Alpha. Sie brauchen männlichen Schutz und größere Ordnung. Wir haben darüber abgestimmt, und es hat sich als unser aller Wille herausgestellt.

Alpha: Aber das ist ja toll! Wen von Euch darf ich denn heiraten, nach dem Abstimmungsergebnis?

Politiker: Das hätte unsren Kreis auseinandergesprengt –

Gelehrter: Ja, das hätte uns auseinandergesprengt –

Musiker: Ja, Alpha, Ihrer Hochzeit mit jedem andren von uns als mit mir selbst hätte ich nicht beiwohnen können.

Alpha: Also wen darf ich heiraten?

Politiker: Sehn Sie, Alpha, eigentlich – sind Sie ja verheiratet.

Alpha: Was? Halm?

Politiker: Ja, Apulejus-Halm.

Alpha *von einem zum andren sehend*: Das wagt Ihr mir zu bieten? Halm, diesen Ziegenbock, den ich aus meinem Schlafzimmer gejagt habe, kaum daß ich vom Schreck genesen war, als man meine unerfahrene Jugend an ihn verkuppelte?!

Musiker: Ja, ja, ja; das schätzen wir doch gerade an ihm.

Alpha: Was?

Musiker: Daß er sich jagen läßt.

Gelehrter: Er hat sich als wirklich treuer Freund erwiesen, jetzt seit diesem Vorfall mit Bärli; er war unermüdlich und aufopferungsvoll bemüht, uns Licht und ein klares Urteil über diesen Herrn Vinzenz zu bereiten, und ihm ist es in der Hauptsache zu danken.

Musiker: Und dann hat er uns auch von sich einiges anvertraut, das ganz famos ist. Er ist, hihi, nein, Alpha, er ist, haha, Ihnen doch gar nicht lästig oder uns ein unangenehmer Gedanke. Er ist doch Frauen gegenüber ein Cherubim?

Politiker: Er hat uns versichert, aus der Wiederaufnahme des Ehebandes in keiner Hinsicht auch nur die geringsten Ansprüche abzuleiten. Wir werden kommen und gehen können wie jetzt, ohne daß er sich um diese geistigen Beziehungen kümmert. Er empfindet bloß den jetzt bestehenden Zustand einer sozusagen «wilden Ehelosigkeit» nicht mit Unrecht als sozial ungeregelt und schädigend für seine gesellschaftliche Position.

Alpha *ratlos*: Also – also, das ist stark ...! *sie sieht wie eine Tigerin der Reihe nach ihre Gegner an. Sie ruft. Vinzenz! Im Nebenzimmer bleibt es totenstill. Ich heirate Vinzenz!*

Musiker: Aber der will ja gar nicht, hat uns Halm berichtet.

Alpha: *Ich will nicht! Das versteht Ihr nicht. Das geht über Euren Gesichtskreis. Sie scheint um jeden Preis einen ihre Überlegenheit rettenden Gedanken zu suchen. Bemerkten Sie denn überhaupt nicht, daß ich schon ein Hochzeitskleid an habe?! Einen Augenblick! Sie läuft aufgeregt aus der Türe.*

Musiker *wackelt bedauernd mit dem Kopf; auch alle andern bedauern wackelnd die Überreiztheit Alphas*: Der Gegensatz gegen das bürgerliche Leben, es ist doch der Gegensatz, vergessen Sie das nie, meine Herrn, der es uns antut, die wir selbst nicht das Gewöhnliche sind.

Alpha *zieht die Freundin herein. Auf ihr eigenes schwarzes Kleid weisend*: Ist dies ein Hochzeitskleid?

Freundin: Ja, das ist ein Hochzeitskleid.

Alle: Aber das ist ja ein Trauerkleid!

Alpha: Ja, das ist auch ein Trauerkleid.

Politiker: Aber Sie haben doch gar nicht Trauer.

Alpha: Für Bärli.

Gelehrter: Aber Bärli ist doch gar nicht gestorben.

Alpha: Deshalb traure ich für ihn.

Musiker: Sie wolltten ihn also doch heiraten?

Alpha: Wer sagt denn das?

Alle: Nun, Sie trauern um ihn.

Alpha: Ich trauere *für* ihn.

Alle: Aber ich begreife nicht – Sie sagen, das ist ein Hochzeitskleid? Sie wollen ihn also heiraten?

Alpha: Ohne ihn. Das wäre doch für etwas andre Menschen ganz einfach: Ich bin traurig für ihn.

Gelehrter: Für ihn? Eben sagten Sie doch: ohne ihn?

Alpha: Nun ja, natürlich: für ihn.

Gelehrter: Für? Nicht um?

Alpha: Für! Das heißt: ohne ihn. – Sie verstehn also noch immer nicht, daß ich ohne ihn für ihn traure? Ich bin für ihn so traurig, als ob er sich und mich aus Leidenschaft getötet hätte, weil ich ihn nicht heiraten wollte. Weil er es nicht getan hat. Ohne ihn.

Gelehrter *für alle*: Aber ich begreife nicht, wo der Sinn liegt?

Alpha: Ohne i – i – ihn!!!

Gelehrter: Aber Sie sagten doch, daß dies ein Hochzeitskleid sei: Wen wollen Sie denn nun eigentlich heiraten?

Alpha: Liebste, sie verstehn nicht! Sie verstehn nicht einmal ein Kleid. Sie denken so eindeutig. Wenn ich sage, das Schwarze ist weiß, dann ist es eben weiß für meine Seele. Und Bärli ist tot für meine Seele. Und ein Trauerkleid ist ein Hochzeitskleid. Und sie ingesamt sind auch grenzenlos tot! Nicht wahr, Liebste, sie würden nie begreifen, wie tief die Ohnmacht deiner Neigung gerade deshalb ist, weil du kein Mann bist –

Freundin: Ach, Alpha, die undeutlichsten Träume sind die schönsten!

Alpha *schlingt einen Arm um die Freundin*: Ihre plumpen Köpfe glauben, zur Liebe muß ein Mann gehören, und zu einem Mann, wenn er ein paar Tage bei mir wohnt, muß – muß:! wie primitiv! Sie verstehn nicht, wie grenzenlos verbrecherisch es ist, daß sie mich nicht verstehn! Wir wollen es sie aber lehren, indem Vinzenz solange hier neben uns bleiben mag, als er will.

Alle: *Bewegung*.

Politiker: Ja; also dann –!

Alle: Dann –?

Musiker: Es ist nicht schön von Ihnen, Alpha, daß Sie Ihre erprobten Freunde –

Politiker: Einem Landstreicher opfern!

Alpha *an der Brust der Freundin*: Sie verstehn noch immer nicht, daß man sie nicht braucht. Sie beleidigen mich durch ihren Schutz. *Sie deutet ihnen bloß zornig mit dem Fuße, daß sie gehn*



*sollen, von Eigensinn geschüttelt.*

Freundin: Aber Alpha! Das wußte ich ja gar nicht? Alpha! Hast Du es Dir überlegt?

Alpha *zornig verweint*: Was?

Freundin: Du willst wirklich wegen Vinzenz –?

Alpha: Was? Was?

Freundin: Nichts.

Alpha: Was weißt Du? *Die Freundin streichelt sie immer zärtlicher. Du weißt etwas?! Faßt sie fragend an den Schultern.*

Freundin: *plötzlich von Liebe, Scham, Reue überwältigt, fällt ihr erst um den Hals, sinkt dann vor ihr in die Knie*: Er ist Deiner nicht würdig! ... Er ist ein Verführer ...!

Alpha *macht sich kalt los*: Du? – Du hast – etwas mit ihm gehabt?

Freundin *auf den Knien*: Du weißt, es ist meine Schwäche! ... Aber er ... er ...

Alpha: Pfui ... Oh, bist Du mir widerwärtig. Wie ein nasser Fetzen, der sich jedem Mann anklatscht. Und am Ende noch dazu hier? Hier?

Freundin: Es war so – Es war soviel Menschenliebe dabei. Es fing so allgemein an ...! *Sie umfassend. Verzeih mir. Verzeih! Ich liebe Dich ja so!*

Alpha *ihr plötzlich in die Haare fahrend, ins Gesicht schlagend, usw.*: So liebst Du mich, so!!! *Sie ringen.*

Freundin *wimmernd*: Bitte, bitte, ich liebe Dich so ...

*Alle sind aufgesprungen, wollen trennen, werden beinahe umgerissen, es ist unzweifelhaft keine schöne Szene. Von dem Lärm herbeigerufen, ist Vinzenz aus dem Nebenzimmer eingetreten. Freundin am Boden. Alpha verstört abseits kniend.*

Alpha: Ich schäme mich ... *Von einem zum andren sehend. Oh, was denken Sie von mir –? Sie ist nahe daran, verzweifelt in Weinen auszubrechen.*

Vinzenz: Nun, was denken Sie, – darf ich es sagen? *Alpha wirft ihm einen hilflosen Blick zu. Die Freundin springt auf und stürzt an Vinzenz' Brust. Vinzenz legt sie dem Musiker in die Arme. Nur für einen Augenblick! Zu allen. Ein ungewöhnliches tragisches Talent!*

*Alpha sieht ihn an und versteht die Rettung.*

Alle *ungläubig*: Das war gespielt?

Vinzenz: Nun selbstverständlich. *Er hilft Alpha auf. Dabei zur Freundin. Sie müssen verzeihen, Sie konnten wegen der Natürlichkeit nicht verständigt werden. Zu allen. Es gibt nichts, wie Sie wissen, wofür Alpha nicht übernormale Begabung hätte, aber man verlangte eine Probe. Es war gefordert, daß sie den nächstbesten geringfügigen Anlaß zu einer «Szene» ausgestalten sollte. Denn wir benützen nur Szenen, die aus dem Leben selbst hervorgehn; nur die haben volle Natürlichkeit. Wir denken sogar daran, mit unsrem Kapital Schicksale so zu beeinflussen, daß wir sie dann aufnehmen können. Kein Berufsschauspielertum mehr! Ich bin nämlich seit einiger Zeit in Verbindung mit dem Film: «Licht und Liebe, Gesellschaft zur Herstellung*

wahrheitsgetreuer Filmaufnahmen im Rahmen der Gesetze.» Wir dürften soeben in Alpha eine verblüffende Kraft gewonnen haben.

Alpha: Eines ist wahr: unsre Filmschauspielerinnen haben zu wenig Menschlichkeit, es sind banale Fratzen.

Vinzenz: Und was gewöhnlich in der Wirklichkeit geschieht, gehört bestenfalls ins Kino.

Politiker: Aber Licht und Liebe? Das ist eine Erfindung! Das ist ja der Name einer Missionsgesellschaft!

Vinzenz: In der Tat? Möglich. Aber Sie müssen zugeben, daß es auch ein fabelhafter Titel für ein Filmunternehmen ist.

Musiker *zu Vinzenz*: Und Sie? Und wir?

Politiker *zuckt die Achseln und schickt sich zum Gehn an*.

Musiker: Und die Heirat? Und Halm?

Vinzenz: Ich hoffe.

Alpha *die sich inzwischen gefaßt hat*: Ihr seid mir *alle* grenzenlos gleichgültig. Ihr seid alle geistig gestorben für mich. Auch Vinzenz.

Vinzenz: Wir dürfen hoffen. Sie mißtraun mir mit Unrecht. Es wird sich klären. – Aber lassen wir vorläufig die beiden Künstlerinnen allein. *Er begleitet die Freunde zur Tür hinaus. Alpha und die Freundin haben währenddessen vor dem Spiegel Haar und Toilette wieder geordnet.*

Freundin *ängstlich*: Du warst so roh ... *Heimlich*. Aber Du hast mich so begeistert!

Alpha: Wir müssen uns aussprechen. Ich habe mich ja seltsam benommen. Es war sogar etwas sehr Seltsames ... Du darfst natürlich nicht glauben –: Wenn Du Vinzenz willst –? Mir hat er nie viel bedeuten können.

*Vinzenz kehrt vorsichtig, nach der Stimmung spähend, zurück; Überrock und Hut, Köfferchen in der Hand.*

Freundin: Ach, Du bist mir ja jetzt erst nahe gekommen!

Alpha: Wir werden also heut abends sprechen. Hier ist der Schlüssel. Warte – *Sie sucht vergeblich nach einem Schlüssel. Vinzenz legt still den seinen ihr vor die Hand. Freundin nimmt den Schlüssel und geht rasch, ohne Vinzenz anzusehn, ab.*

Vinzenz: Also jetzt soll ich wohl auch gehn?

Alpha *beginnt wieder unruhig auf und ab zu gehn wie in der ersten Szene*: Du brauchst Dir nicht einzubilden, daß ich Dir etwas nachtrage. Soll ich Dir mit etwas aushelfen? Du hast ja schließlich Deine Stellung verloren, während Du bei mir warst.

Vinzenz: Gib mir die Hand. *Er hält ihr die seine hin*. Es hat mich doch recht angestrengt, das Wiedersehn mit meiner Seele.

*Alpha nimmt nicht die dargereichte Hand. Vinzenz geht zum Spiegel und bürstet nachdenklich seine Haare.*

Vinzenz: Aber wenn ich Dir zum Abschied etwas raten darf: Ruf diese netten Herrn wieder

zurück.

Alpha: Das hat ein Ende! Das muß ein Ende haben!

Vinzenz: Schau! *Er hält ihr die Bürste an beiden Enden und mit allen Borsten hin.* So viele Enden! Erinnerst Du Dich nicht mehr?

Alpha: Wenn alles an Dir so treu wäre wie Dein Gedächtnis für die Fehler anderer, dann wäre es nicht so weit gekommen. *Sie nimmt ihm die Bürste aus der Hand und setzt ihren Weg wieder fort.*

Vinzenz: Ach, liebe Alpha, es handelt sich um andres, schau! *Er zeigt ihr etwas, das er noch immer zwischen den Händen hält.*

Alpha: Was?

Vinzenz: Das Ende ist das letzte: ein weißes Haar.

Alpha *nimmt es ihm schnell aus der Hand:* Das ist von meiner Freundin.

Vinzenz: Vielleicht ist es von mir. Das nächste wird von Dir sein. Man kommt in die Jahre, man kann nicht ewig das Kindchen bleiben und sagen, die Welt müßte anders sein, als sie ist. *Sanft melancholisch:* Laß mich nicht mit einer Unaufrichtigkeit scheiden: Du glaubst natürlich auch, daß ich ein Hochstapler bin? Aber es ist nicht wahr.

Alpha *bleibt stehn:* Warum willst Du noch zum Abschied lügen?

Vinzenz: Aber um Gotteswillen, nein. Du denkst auch, ich sei im Zuchthaus gesessen, ich treibe mich mit Mördern und Frauenzimmern herum und spiele? Ich will Dir die lautere Wahrheit sagen: In Wahrheit lebe ich wie jeder andre. Ich langweile mich, verbringe meine freien Stunden im Kino, im Variété oder bei einem bescheidenen bürgerlichen Skat, gehe ins Theater, in Kunstausstellungen und langweile mich auch dort, lebe mein Leben, wie es jeder andre anständige Mensch tut, ohne das Bewußtsein, seine Ursache zu sein, und ohne Melodie, Richtung, Rausch, Tiefe. Das einzige, was ich voraus habe, ist, daß ich keinen rechten Beruf besitze, weshalb ich das vielleicht ein bißchen freier durchschaue als andre.

Alpha: Du bist kein schlechter Mensch?

Vinzenz: Leider nein. Ich will freilich nicht sagen, daß ich gar kein Talent dazu hätte –

Alpha: Eben. *Sie nimmt ihren Weg wieder auf, bleibt aber gleich nochmals stehn.* Wozu hat man nicht Talent! Aber man kann es nicht gelten machen!

Vinzenz: Du sagst es. Du hast wirklich vorhin viel mehr Talent zur Leidenschaft verraten, als selbst ich Dir zugetraut hätte. Aber wie kommt man über das Talent hinaus? Ich sage Dir: nur durch Talentlosigkeit, durch Arbeit, Ernstnehmen und das andre Unangenehme; Geist kann sich ja nur als Abweichung vom Ungeist bemerkbar machen, und dem Talent fehlt ohne entsprechende Beschränktheit sozusagen der Ernst. Es ist besser, man nimmt seine Talente nicht ernst.

Alpha: Dir fehlt der Ernst für Dich selbst! – Ich habe Dir schon gesagt, daß Du geistig tot bist für mich: aber warum hast Du damals, ich spreche jetzt von der Vergangenheit, warum hast du damals, als *ich* Dir gesandt war, nicht den Mut zu Deinem Ernst gefunden?!

Vinzenz: Es läutet! *Er schickt sich an zu öffnen.*

Alpha: Antworte! *Es läutet abermals, sehr energisch.*

Vinzenz: Aber Liebe zwischen zwei Menschen von Bedeutung ist doch keine

Privatangelegenheit. *Er läuft hinaus. Zurückkehrend.* – Sondern ihr Gesamtverhältnis zur Welt! Ich kann Dir nur raten: Mach deinen Frieden mit der Welt. Schau, er hat einen Blumenstrauß.

*Apulejus-Halm ist eingetreten, sorgfältig gekleidet und einen Blumenstrauß in der Hand. Sein Auftreten ist sehr gehalten und sicher.*

Alpha: Warten Sie! Du bist ein Defektgenie! Ich nicht!!!

Vinzenz: Hätte ich nur den geringsten Defekt! Ich wäre unwiderstehlich! – Ich hätte dann eine Manie, ein Steckenpferd, eine heimliche Perversion, eine Sendung, ich wäre Künstler, Liebhaber, Gauner, Geizhals, Bürokrat, mit einem Wort irgendein bedeutender Mann und hätte den Ernst des Lebens. Aber ich bin heillos gesund. *Er betrachtet ungeniert Halm.* Ich sehe doch alles ganz klar um mich, einen Stieglitz von Ernstern. Jedoch ich bin ein harmonischer Mensch, ich habe dieses Unglück; während jeder andre in einer Farbe angestrichen ist, bin ich harmonisch gesprenkelt. Und natürlich brauche ich mir nur ein wenig unter die Federn sehn zu lassen, so glaubt jeder, ich sei so angestrichen wie er.

Halm *gemessen, aus erreichter unnahbarer Höhe:* Sie sind ein Hochstapler. Das ist festgestellt.

Vinzenz: Aber höchstens wenn ich mich einsam fühle; aus sozialem Empfinden sozusagen, mache ich von meiner Mehrfarbigkeit Gebrauch und tue zuweilen, als ob ich ein Hochstapler wäre. *Zu Alpha.* Meine einzige Hochstapelei besteht darin, daß ich keiner bin. *Er reicht Alpha die Hand.* Sei mir nicht böse. – Und laß ihn doch nicht so lang warten.

Alpha *zuckt enttäuscht die Achseln. Sie hat nun ihren Entschluß gefaßt:* Was wollen Sie mit den Blumen?

Halm *den Strauß hebend:* Unsre Freunde werden Ihnen doch wohl schon gesagt haben. Ich darf hoffen, daß nach – nach der Unzuverlässigkeit Sie die treue Anhänglichkeit eines Gatten wieder zu schätzen wissen.

Alpha *nimmt die Blumen:* Lieber Halm, ich schätze Ihr Verdienst. Ich werde Ihnen auch gleich antworten. Aber bitte, Sie müssen mich vorher noch mit jemand verbinden. Ich gebe Ihnen die Nummer. *Sie sucht im Telefonbuch.*

Halm *währenddessen zu Vinzenz:* Sie sind nun erledigt. Aber kann ich Ihnen vielleicht irgendwie weiterhelfen?

Vinzenz: Ich möchte Bedienter werden: Haben Sie vielleicht eine Empfehlung?

Halm: Bedienter? Köstlich.

Vinzenz: Am liebsten würde ich es bei Ihnen; da kenne ich schon einigermaßen die Verhältnisse.

Halm: Sie möchten sich wohl gar zu gerne noch jetzt lustig machen. Aber die Verhältnisse haben sich geändert!

Alpha: Hier, lieber Halm, diese Nummer rufen Sie mir bitte an.

Halm *während er verbindet:* Das ist ein sehr bedeutender Mann, dieser Baron Ur auf Usedom.

Vinzenz *mißtrauisch zu Alpha:* Das ist doch nicht der, welcher einmal bei uns in der Loge saß, dieser kleine Schimpanse?

Halm: Ein unermeßlich reicher und bildungsfreundlicher Mann.

Vinzenz: Am Kopf hat er einen ekelhaften Ausschlag?

Halm: Der ist in der Heilung begriffen. – Ja, hier Halm, Doktor Halm, Gatte der Frau Alpha, ja, meine Frau kommt selbst.

Alpha: Ich danke Ihnen, Halm. Hier Alpha ....  
Oh? ...

*Sie hört zu, ohne zu antworten. Die Männer stehn schweigend.*

Alpha *unterbricht das Gespräch, deckt die Sprechmuschel mit der Hand ab und wendet sich an Vinzenz*: Du willst also wirklich gehn?

Halm: Natürlich, er muß gehn!

Alpha *nimmt das Telefongespräch wieder auf*: Also, Sie können in einer halben Stunde hier sein. Verschenden Sie sich nicht vorher. *Sie hängt ab*. Sie wissen, was es bedeutet?

Halm: Nein?

Alpha: Er hat mir vor drei Wochen einen Heiratsantrag gemacht.

Halm *schüttelt bewundernd den Kopf*: Ach, ach!

Alpha: Den ich abgewiesen habe.

Aber ich hatte ihm eins zusichern müssen: Wenn ich meinen Entschluß je bereuen sollte, es ihm auf dem kürzesten Weg mitzuteilen. *Sie läßt sich erschöpft, mit mühsam geheuchelter Gleichgiltigkeit, in einen Stuhl fallen.*

Halm: Aber Alpha, eigentlich sind ja doch wir verheiratet, wir sind ja noch nie richtig geschieden worden!?

Alpha: So?

*Müde*. Dann laufen Sie bitte zu einem Rechtsanwalt und bringen Sie die Sache doch in Ordnung. Ich will mit solchen unpassenden Geschichten nichts mehr zu tun haben. *Zu Vinzenz*. Und Sie?

Vinzenz: Du bist fabelhaft. Ich bewundere nichts so sehr wie Deine Eitelkeit; die fehlt mir; das ist Deine stärkste Eigenschaft.

Alpha: Aber es wird Ihnen doch jetzt schlecht gehn?

Vinzenz: Da mich Halm abgelehnt hat, werde ich als Bedienter bei einer Lebedame beginnen oder bei einem Börsenmann.

Alpha: Aber das ist doch nicht Dein Ernst? Wir haben wenig Zeit, Vinzenz.

Vinzenz: Es ist, was ich so meinen Ernst nenne. Findet man sein eigenes Leben nicht, so muß man hinter einem fremden dreingehn. Und da ist es das beste, es nicht aus Begeisterung zu tun, sondern gleich für Geld. Es gibt nur zwei Möglichkeiten für einen ehrgeizigen Mann: ein großes Werk zu schaffen oder Bedienter zu werden. Für das erste bin ich zu ehrlich; für das zweite reicht es gerade noch.

Wenn Du aber vielleicht einmal Lust bekommen solltest – ich fürchte nämlich doch, Du könntest durch Deinen übereilten Schritt noch sehr unglücklich werden –

Alpha: Soll ich wohl in das gleiche Haus kommen? Du verschaffst mir, wo Du bist, eine Stelle als Dienstmädchen?

Vinzenz: Nein, wollte ich Dich bitten, in ein andres Haus zu gehn; wir sind einander vielleicht doch zu ähnlich.

ende

[< ]

**Vorspiel zu dem Melodrama «Der Tierkreis»**

[1. Mai 1920]

*Landstraße. Schneesturm. Dunkler Abend. Mann, Frau kommen schwer ankämpfend, bleiben erschöpft stehn.*

Mann: Not, Tod! *Er läßt eine schwere Hausierertrage von den Schultern gleiten und lehnt sich erschöpft darauf.*

Frau: Was treibst Du?! Seit einer Stunde sagst Du nichts als diesen Blödsinn.

Mann: Seit einer halben erst; es muß einen Grund haben. Mein Herz ließ aus, ich hätte die verdammte Kraxe stehn lassen sollen. Jeden Besitz hab ich stehn lassen, den letzten Dreck hab ich durchs Wetter schleppen müssen! Not, Tod! Haha, nein, ich dachte, ich muß sie retten!

Frau: Wir kommen um, wenn wir stehen bleiben. Hilf mir lieber vorwärts. *Sie kann sich kaum gegen den Sturm am Platze halten.*

Mann: Ja, wir kommen sicher um.

Frau: Komm, komm! War seit vier Stunden kein Haus, muß doch bald eins kommen!

Mann *an einen Baum gelehnt*: Ich kann nicht. Ich habe mich übernommen.

Frau: Aber was soll ich denn tun?! Soll ich hier auf der Straße verrecken – wie ein Roß?!

Mann: Vorwärts!

Frau: Vorwärts!

Mann: Nein Du! Geh allein.

Frau: O Gott, da soll ich nun alles liegen lassen!

Mann: Vorwärts, vorwärts! Du wirst schon ein Haus finden. Vorwärts, sage ich!

Frau: Aber ich fürchte mich vor dem Sturm.

Mann: Vorwärts, sage ich! Sonst krepierst Du. *Er schlägt sie mit dem Stock.*

Frau: Au! Du Tier!

Mann: Sonst krepierst Du!

Frau: Gott wird Dich strafen, daß Du mich allein in die Nacht jagst! *Heulend davon ...* Allein in die Nacht jagst ...

Mann *hinter ihr dreinschreiend*: Sonst krepierst Du ja ...

*Die Frau kämpft sich mühsam durch den Sturm. Ab.*

Mann: Sterben will ich allein! ... Stirb Du fünfzig Schritt weiter. *Lehnt sich wieder an seinen Baum. Zieht aus der Brusttasche eine halb geleerte Schnapsflasche, hält sie gegen den Rest von Lichtschimmer.* Ja, ja, noch ein bißchen, noch ein klein wenig. *Wirft, ohne zu trinken, die Flasche in den Schnee.* Not, Tod, bin ich das Weib los, brauch ich den Schnaps nicht; das Trinken kommt nur von der Sprache.

*Ein schwacher, sich ausbreitender Lichtschimmer wird von der Flasche ausgegossen und in dem stehn plötzlich die zwei Worte da. Mittelgroße Gestalten in dunklen Kapuzenmänteln, anfangs zu einem Umriß zusammengewachsen.*

Mann: Seit wann kenn ich Euch? An der Wiege seid Ihr mir nicht gesungen worden! Verfluchte Worte! Ihr wart der Wurm im Apfel meines Lebens! Wie schön war trotzdem der Apfel.

Not: Hast Du nicht gelacht, wenn alte Leute zitterten?

Mann *von der Vorstellung erheitert*: Ja, ja.

Not: Wenn Du ein Gesicht sahst, das von Kummer und Krankheit entstellt war?

Mann: Ja, ja. Und ich lache noch, wenn ich dran denke. Das ist eine dumme Wichtigtuerei mit dem Leiden, man soll davor das Gesicht ziehn wie man den Hut zieht.

Not: Dich liebe ich! Wer so sprechen kann wie Du, den habe ich immer geliebt!

Mann: Bei Gott, erst seit ich dreißig Jahre alt war, hast Du mich zu lieben begonnen. Und wie bescheiden Du's eingefädelt hast. Erst nur ein-, zweimal alle paar Monate eine flüchtige Visite, das hält war, ohne zu übermüden. Dann ein paar Stunden Gesellschaft im Tag. Und mit einmal bist Du jede Nacht bei mir im Bett gelegen und warst nicht mehr aus den Schrägen zu drücken.

Not: Wenn ich Dir einen Arm um die Brust und einen um den Bauch schlang, wie wandest Du Dich, mein Knabe und hieltst Dich doch hin. Wie durchschnitt mich Dein Stöhnen, wenn ich Dir auf dem Hals ritt!

Mann: Hast mir die Polster verkauft und das Leintuch weggezogen. Mußtest dann selbst auf barem Stroh liegen!

Not: Und kein Nachthemd mehr und bald überhaupt nur ein Hemd. Und kein Bad und kein warmes Wasser und bald keine Seife mehr. Wie hast Du zum Schluß schon gestunken, mein Junge, bei lebendigem Leib; wie Wildpret. Und warst doch früher in Batist gegangen.

Mann: Als ich dem Hund das stehengelassene Futter aus der Schüssel fraß, das richtete mich wieder auf. Welch ein Genie ist der Mensch doch auch nach unten! Können ruhig andre meine Seidenhemden tragen.

Not: Genug, Liebling; damit langweilst Du mich schon, ich war Dir zu lange treu wegen Deiner philosophischen Einfälle. Ich habe Gesellschaft.

Mann: Wohl der Herr Zuhälter?

Not: Ja; der erschlägt Dich jetzt. Ich habe nicht Zeit, mich länger mit Dir abzugeben.

Mann: Oh, mein Fledermäuschen, verdien ich das?

Not: Hast Du je etwas verdient?

Mann: Aber dann doch auch nicht einen so stattlichen, kühnen Tod wie Deinen Herrn Zuhälter?

Not: Solang es Dir gut ging, hast Du den Armen in die hingehaltene Hand gespuckt, und als Du selbst den Bettlerhut anhalten mußtest, hast Du ihn rasch aufgesetzt, wenn ein Reicher vorbeikam. Darum mach nicht so langsam, es hilft Dir doch keiner. *In einem Flackern des Lichts sieht es einen Augenblick lang aus, als stünden ein Zuhälter und seine Freundin unschlüssig vor dem hingesunkenen Mann. Dann erlischt das Bild.*

*Das Licht leuchtet wieder auf und neben einem Bildstock steht wie herausgestiegen eine schöne Frau. Blau-weißes barockes Seidengewand, Goldkrone auf dem Haar. Der Mann hat sich an seinem Stock aufgerichtet, als wollte er weiter.*

Die Himmlische:

Halt an, mein Kind, wo gehst Du hin?

Weißt Du nicht, daß ich Deine Mutter bin?

Mann: Aus welcher Truhe bist Du ausgekrochen? Sag? Ein Geruch fließt von Dir her ... Und was für prächtige Seide Du trägst; das knackt wie tausend kleine elektrische Funken. Wie die Holzscheite im Ofen, wenn der Knabe einschlief. Du elektrisierst mich. Du marterst mich. Aus dem Ofen roch die Nacht. An der Hofmauer klingelte eilig der Schlitten vorbei. Das kleine Mädchen saß in meiner hellen Ohrhöhle, an den Laternen meiner Augen vorbei wirbelten die Flocken, die ihr Haar puderten, in meiner Nase schnoben die Pferde, ach und so oft ich mit der Peitsche knallte, sprang das kleine Mädchen durch einen Reifen, schlugen die apfelblütenroten Röckchen hoch und die silbernen Sterne an den Höschen schwirrten. Aber schon, weißt Du, taute es Nacht, große Tropfen, dann spiegelschwarze Flächen –

Die Himmlische: Halt an, mein Kind. Wo gehst Du hin?

Mann: Oh, Du hast recht. Es war gar nicht Winter. Der Winter war schrecklich, mit den unwirschen Großen in einer Stube. Wintersehnsucht war's, Herbst. Mutter öffnete die Truhen, die Schwestern drängten eitel hinzu. Oh, jetzt weiß ich alles. Wie süß Du riechst nach Pelzwerk und Kampfer! Ich liebe Dich ja seit je! Seidenreste kamen hervor. Unterröcke. Schweißblätter. Winterstrümpfe. Federn. Schmelzzacken. Schmetterlinge. Grüne Vögel. Monde ... Zauberhaft stieg die Frau aus der Truhe.

Wo bliebst Du dann, als ich erwachsen war und Dich hätte halten können?! Muß ich Dich jetzt zum erstenmal wiedersehen?! Wie scheußlich waren die Frauen. Die Schwestern wie nackter Kuchenteig. Und die mir amtlich zugebilligte Eva sah nach dem zweiten Kind ums Becken herum aus wie der Hintern einer Ziege. Untreue? Wozu? Es ist ja doch immer derselbe weiche Seelenknödel, in den man mit der Gabel sticht.

Die Himmlische: Halt ein, mein Liebster.

Mann: Ja leuchte Du nur. *Der Lichtschein wird heller, Hintergrund klärt auf, jenseits des Schneetreibens wird eine blühende Landschaft sichtbar wie von ihrem hohen Rand aus gesehen.* Was treibst Du! Was zauberst Du da?

Aus einem Abend wie ein aufgesprungner Schrein

Schwebt Ding nach Ding leis in die Nacht hinein.



Die Himmlische:

Geliebter, diese Welt ist Dein und mein!  
Ist wie ein Tanz durch einen sanften Wiesenhang,  
Der sacht gedrehten Grüns um uns entgleitet.  
Indes er den entzückten Fuß noch abwärts leitet, –

Mann:

Fühlst Du und ich entgrenzt schon unsren Gang,  
Um den der Raum wie Segelstoß sich weitet!

Die Himmlische:

Und nun der Tanz uns mählig auseinanderbreitet,  
An tausend Stellen trunken uns verwebend  
Im Drehn –

Mann:

— Das groß und geisterhaft schon schreitet,  
Fühlst Du und ich, bis in die Mitte bebend:  
Die Erde sinkt, uns umeinander hebend!

*Der Mann hat einen spukhaften einsamen Tanz aufgeführt. Plötzlich sinkt er um und im Fall erlischt das Bild.*

*Als er sich wieder aufrichtet, steht im Lichtschein seine alte Mutter vor ihm.*

Mann: Halt an, mein Kind! Das kennen wir schon! Alter Teufel, siehst Du's, siehst Du's, wohin Du mich gebracht hast?

Mutter *die Hände ausstreckend*: Mein Kind! Mein Kind!

Mann: Jawohl: *Dein* Kind. Dein Lutschmäulchen, Dein Zuckerpotscherl, Dein Püppchen! Deine Hoffnung! Dein Wille! Deine Liebe! Dein, Dein, Dein!!!! Potz Nabelschnur, am liebsten möchtest ihr mit ihr und uns Pferdchen spielen lebenslang! Hast Du mir Geld gegeben, als ich immerzu las und Bücher kaufte?!

Mutter: Aber ich habe es Dir doch gegeben?

Mann: Ja. Und als ich mein Weib heiratete, diesen Satan, wie Du, den Du sofort ausgewittert hast, da hast Du mir keins gegeben.

Mutter: Nein, denn sie war ja Dein Unglück!

Mann: Ja, sie war mein Unglück!

Mutter: *schmerzlich die Arme nach ihm breitend*: Mein Kind! Mein Kind!

Mann: Ein Glück, daß Du Dich doch nicht vom Fleck rührst. Und als ich geächtet und ausgestoßen war, gabst Du mir Geld, um mich wieder in Ruf zu bringen?

Mutter: Aber ich hatte doch keins mehr. Deine Schulden hatten doch schon alles verschlungen.

Mann: Und das traust Du Dich zu sagen?! Eine Mutter, die kein Geld hat, eine Mutter, die nicht Steine aus dem Weg räumen kann, Daunen schneien lassen, Sterne herunter holen, ist eine Prellerei! Pack Dich!

Mutter: Oh, Du hast ein böses Herz!

Mann: – Ist ein gemeiner Aufsitzer! *Er weint*.

*Die Erscheinung verschwindet.*

*Ein hübsches, lebhaftes, junges Mädchen, in einer Tracht wie vor 50 oder 60 Jahren, erscheint ihm.*

Mann: Gott gedankt, eine angenehme Abwechslung; was treibst Du, Kind?

Mädchen: Ich klettere auf Bäume.

Mann: Natürlich. Aber gib auf den Sturm acht.

Mädchen: Er hat mir den Reif fortgetragen.

Mann: Deine Erfindung ist nicht besonders reich, aber wie Deine Beine entzücken! Klettere! Dir darf kein Sturm etwas tun, nein, kaum an den Rock fassen. Siehst Du, ich bin ein alter Onkel, lach ein wenig über mich. Laß Deine Zähne blicken, so schmelzend und schimmernd sind sicher auch Deine Brüste. Ich will Witze für Dich reißen. Will Dir Rätsel aufgeben.

Was ist das Schönste im ganzen Land?

Ein ro-o-osa Seidenband.

Und dran? Und dran?

Ein süßer, folgsamer Hampelmann,

Ein Hampelmann, ein Strampelmann,

Ein hampelnder, strampelnder Mann daran,

Zum Ziehen, zum Ziehen

Für Fräulein –

Also darauf mußt Du Dich reimen; Marie? Stefanie? Melanie? Rose-Marie? Meine Mutter hieß auch Rosemarie. Nun? Wie heißt Du?

Mädchen: Rate!

Mann: Rate, rate! Ich wette, Du suchst Dir am Baum doch nur einen schönen Mann!

Mädchen: Einen guten Mann und ein Bübchen, ein goldenes Bübchen, das er mir machen wird.

Mann: Und was soll aus dem Bübchen werden? Etwas Großes? Ja, etwas Beglückendes und

Befreiendes. Wie Du mich erinnerst; wüßt ich nur woran?

Wie einer toten Großvaterkusine Kleid,  
Leises Zimmer, so heimlich weit  
Hingst Du im duftenden Schrank der Welt.  
Oh, Kinderglühn, vom Dunkel verzweigt,  
Oh, Einsamkeit unter seidenen Röcken über uns gestellt,  
Von der Geliebten goldenem Dattelleib  
Schimmernd erhellt!

Ich muß Dich einmal im Bild gesehn haben, aus der Großelternzeit; wer bist Du, die so süß erinnert?

Mädchen *im Tonfall der früheren Szene*: Weißt Du nicht, daß ich Deine Mutter bin?

Mann: Welche? ..!

*Die Erscheinung verschwindet.*

*An den Bäumen, beiderseits der Straße, werden einer nach dem andern die Feinde sichtbar. Alle in Stadtpelzen. Der Richter in Barett, der Professor mit unbedecktem Schädel, der Schieber mit Zylinder, der Diener mit steifem rundem Hut, der General im Generalshut, der Politiker mit schwarzem Schlapphut.*

Mann: Bist Du auch da?

Schieber: Ich wollte Dich mir ansehen.

Mann: Ja, erfrier nur mit.

Schieber: Keine Angst, ich hab's warm.

Mann: Hätt ich einen solchen Pelz um, mir fiele besseres ein, als nur daran zu denken, daß ich's warm hab, während andere frieren.

Schieber: Eben deshalb hast Du ja keinen Pelz; weißt Du's noch nicht, Dummkopf!?

Mann: Ah, Richter! Komm ich zu Recht, kommst Du zurecht. Bind ihn fest, hasple ihm die Blutegeldärme aus dem Bauch, brenn ihm Eisen der Gerechtigkeit ins Fell? Wie Du's bei mir gekonnt hast!

Richter: Keine Handhabe, mein Lieber. Für Dich war eine Paragraphenschlinge schon ausgelegt; wen die Gesellschaft in keiner Rubrik unterbringen kann, den bringt sie schließlich sicher in der Gerichtssaalrubrik unter. Aber er ist bloß eine übereifrige Übertreibung einer an sich unentbehrlichen Grundlage der Ordnung, des Sinns für Erwerb und Zusammenhalt.

Mann: Ach? Und wie Du mich angepackt hast wegen Kleinigkeiten! Hin- und hergeschüttelt zwischen den Gitterstäben wegen unzüchtiger, wegen revolutionärer, wegen subversiver, wegen malkontenter Gesinnung!

Richter: Gehab Dich nicht wieder, Querulant! Als Märtyrer läßt sich's recht querfeldeinträglich

leben. Zum Weltverbessern muß man aber erst ein Recht haben!

Schieber: Geld haben!

Professor: Recht haben! Dieser Lump war begabt. Er könnte heute sogar Professor sein. Aber er hat den wissenschaftlichen Ehrbegriff nicht besessen.

Mann: Im Winkel eines Winkels der Kustode sein, Leuchtturm für den Schiffsverkehr auf einem Wassertropfen, jahrzehntelang an einem kleinen Knoten im Gürtelband des Lebens lösen, dieweil andre es sich samt den Kleidern ins Bett holen: welch Ausbund von menschlichem Ehrgeiz!

Professor: Du warst nicht rein genug für die weitabgewandte Machtausübung des Geistes: Recht haben!

Richter *wie ein Glockenspiel einfallend*: Recht haben!

Schieber *in musikalischer Opposition*: Geld haben!

Diener *im Diskant*: Gespart! Gespart!

Mann: Was Du auch? Dieb Du! Hast Du mir nicht das Geld aus den Taschen gestohlen?!

Diener: Gespart! Gespart! Du hast es herumliegen lassen; ich habe mein Geschäft damit begonnen, habe es in die allgemeine Güterzirkulation fließen lassen, dem Volkswohlstand zugeführt! Meine Herren, ich rufe Sie zu Zeugen!

Mann: Schuft! Schurke! Am hellen Tag gescharrt wie ein Maulwurf und den Mond für einen Goldgulden gehalten! Du Kreuzotter, Du HELLERASSE! Du Beutelratte, Du Goldfaßan, Du Geldmaus, Du Blindwühle! *Lacht*.

Diener *entschuldigend*: Gespart!

Schieber *bekräftigend*: Geld haben!

Richter, Professor *brummend*: Recht haben!

Diener: Gespart! Gespart!

General: Geschnarrt! Geschnarrt!

Mann: Du?

General: Ich kommandiere.

Schieber *den General abwehrend*: Er hat kein Geld.

Professor, Richter *ebenso*: Er achtet nicht das Recht.

Mann *sanft*: Er ist mit mir in die Schule gegangen.

General *schnauzt ihn an*: Steh stramm! Steh habtacht! Ich bin die Macht.

Professor, Schieber, Richter: Ich! Ich! Ich!

Mann: Hieb und Stich: Ein ehrenvolles Begräbnis! Wo ist der Politiker?

Politiker: L'état c'est moi.

Mann: Sehr einfach! Und –: Dir ist das wahrhaftig zu gönnen!

General: Sie alle kennen den Menschen nicht. Wenn er nicht immerzu gezwungen wird, sich zu waschen, Ordnung zu halten, mit Messer und Gabel zu essen, so läuft er gleich wieder auf allen

Vieren.

Mann: Zur Hälfte hast Du sicher recht, nämlich auf zweien. Aber Du hast überhaupt recht. Oh, nur einmal hätte ich die Macht haben sollen! Hört! Hört:

Alle: Wir haben keine Zeit.

Diener: Geredet hast Du immer; und gearbeitet nie!

Schieber: Handeln muß man!

General: So ist es.

Diener: Es ist Zeit, daß Leute wie Du verschwinden.

Alle: So ist es.

Mann: Ich werde länger leben als Ihr alle! Ich!!

Alle: Es wird Zeit, daß Du umkommst!

Mann: Ihr!

Alle: Du! Du! Du!

Mann: Ihr! Ihr! Ihr!

*Der Wind heult dazwischen vergnügt-schauerliche Huhu-Töne.*

*Alle wie ein immer mächtiger anschwellendes Glockenspiel. Ihre Haare stehen unter den Hüten zu Berge, sie zerren wie wütende Kettenhunde an ihren Bäumen und weisen mit den Fingern nach dem Mann, was der ebenso erwidert: Er soll sich endlich niederlegen und sterben!*

*Mann jauchzend: Ich bin unsterblich!*

*Er bricht zusammen. Das Bild erlischt.*

*Der Mann kauert zusammengebrochen am Fuß des Baums. Die Flocken kommen. Als Sprecher ein Jüngling und ein Mädchen. Phantastische Kostüme. Sie verbreiten Licht.*

Er Flocke: Da hockt er, deck ihn zu.

Sie Flocke: Mir graust, er stinkt nach Schnaps.

Er Flocke: Mach, wir haben Befehl!

Sie Flocke: Jedes Tier mag ich mehr. Sie machen so hübsche, saubere Figuren mit den Füßen.

Er Flocke: Daß Du eine Eisnadel wirst! Der Meister hats befohlen.

Sie Flocke: Daß Dich der Wind zaust; der Meister soll mich fangen!

Er Flocke: Sei doch nett, tu's schnell. Wir wollen dann zusammen zergehen. Bitte, liebe Flocke!

*Ballett.*

*Sturm und Kälte treten auf, ein zottliger Alter in der Tracht eines Maschinisten und eine häßliche alte Vettel.*

Sturm *setzt sich auf einen Schotterhaufen und zündet sich behaglich die Stummelpfeife an*: Gott sei Dank, ausruhn ... In allen Gliedern hat mich der Meister wieder gezwickt, damit ich recht heule und um mich haue.

Kälte: Eigentlich bist Du ja gar kein Sturm, sondern nur ein Wind.

Sturm: Natürlich. In einer zivilisierten Gegend stirbt doch überhaupt kein Mensch mehr auf der Landstraße. Außer durch ein Automobil. Aber manchmal hat der Meister gewaltsame Einfälle. Gott gedankt, daß es uns überhaupt gelungen ist, seinen Befehl auszuführen und dem zähen Kerl da das Lebenslicht auszublasen. Was Alte?

*Er klatscht aufmunternd in die Hände. Müdes Durcheinanderwirbeln des Balletts.*

Er Flocke: Komm, Gleitflug!

Sie Flocke: Ich mag nicht mehr.

Er Flocke: Ach, Ihr müßt Kälte und Sturm machen, sonst zergehen wir ja.

Sturm: Das tu ich viel lieber, so ein bißchen mit warmem Rauch spielen.

Kälte: Ich will auch einmal ausruhn.

Sie Flocke: Faultier! Ach, wie warm Du's werden läßt, ich vergehe.

Kälte: Die Menschen behaupten, das sei das Höchste, was man miteinander erleben kann.

Er Flocke: Aber wir müssen doch einen Mann töten!

Sturm: Ist schon geschehen.

*Alle begeben sich zu dem Hingesunkenen, den Schnee überwölbt hat. Die beiden Flocken schmelzen müdselig an seinem Grab zusammen. An den Bäumen ringsum werden alle Figuren des Spiels wieder sichtbar.*

Mutter *die Arme ausstreckend*: Mein Kind! Mein Kind!

Schieber: Meine Herren, ich glaube Ihnen allen aus dem Herzen zu sprechen, wenn ich sage: Über einen Toten kein böses Wort weiter!

Mutter *einen Arm schmerzlich ausgestreckt, hebt die Hand des andren langsam vor die Augen*.

Alle *ihre Hüte feierlich vor der Brust*: Oh Gott, oh Gott, oh Gott, schon wieder einer tot!

vorhang

[ < ]

## **Lyrisches, Widmungen**

### **1. Lyrisches**

## Isis und Osiris

*[April/Mai 1923]*

Auf den Blättern der Sterne lag der Knabe  
Mond in silberner Ruh,  
Und des Sonnenrades Nabe  
Drehte sich und sah ihm zu.  
Von der Wüste blies der rote Wind,  
Und die Küsten leer von Segeln sind.

Und die Schwester löste von dem Schläfer  
Leise das Geschlecht und aß es auf.  
Und sie gab ihr weiches Herz, das rote,  
Ihm dafür und legte es ihm auf.  
Und die Wunde wuchs im Traum zurecht.  
Und sie aß das liebliche Geschlecht.

Sieh, da donnerte die Sonne,  
Als der Schläfer aus dem Schlafe schrak,  
Sterne schwankten, so wie Boote  
Bäumen, die an Ketten sind,  
Wenn der große Sturm beginnt.

Sieh, da stürmten seine Brüder  
Hinter holdem Räuber drein,  
Und er warf den Bogen über,  
Und der blaue Raum brach ein,  
Wald brach unter ihrem Tritt,  
Und die Sterne liefen ängstlich mit.  
Doch die Zarte mit den Vogelschultern  
Holte keiner ein, so weit er lief.

Nur der Knabe, den sie in den Nächten rief,  
Findet sie, wenn Mond und Sonne wechseln,  
Aller hundert Brüder dieser eine,  
Und er ißt ihr Herz, und sie das seine.

[◀ ]

### Heimweh

Bin ein trübseliger Wetterling;  
Vor meinem Haus zwei gelb Schmetterling  
Flackern im Grau.  
Du, meine Frau!  
Traumgaukelding!  
Tückischer Zaubervogel, schwankst  
Still in mir wie im Schaukelring.

[◀ ]

### An ein Zimmer

*[1920]*

Leises Zimmer, so heimlich weit  
Wie einer toten Großvater-Cousine Kleid  
Hingst Du im duftenden Schrank der Welt.  
Oh Kinderglühn, vom Dunkel verzweigt!  
Oh Einsamkeit  
Unter seidenen Röcken, über uns gestellt,  
Von der Geliebten goldenem Dattel-Leib  
Schimmernd erhellt!

[◀ ]

### Das Namenlose



[1920]

Aus einem Abend wie ein aufgesprungner Schrein  
Schwebt Ding nach Ding leis in die Nacht hinein,  
Geliebte, diese Welt ist Dein und mein!  
Ist wie ein Tanz durch einen sanften Wiesenhang,  
Der sacht gedrehten Grüns um uns entgleitet ...  
Indes er den entzückten Fuß noch abwärts leitet,  
Fühlst Du und ich entgrenzt schon unsren Gang,  
Um den der Raum so segelhaft sich weitet.  
Und nun der Tanz uns mählig auseinanderbreitet –  
An allen Stellen trunken uns verwebend  
Im Drehn, das groß und geisterhaft schon schreitet, –  
Fühlst Du und ich, bis in die Mitte bebend,  
Die Erde sinkt, uns *einsam* umeinander hebend.

[< ]

### **Die Hitze**

[Vermutlich 1904-06]

Eine Hitzewelle und ein Maximum  
Wälzen sich über Berlin herum .....  
30 Grade zählst Du im Schatten  
Der Nacht und zahlreiche Bräutigatten.  
Sie flüstern unter jedem Baum und hinter jedem Strauch  
Und in allen Haustoren flüstern sie auch.  
Die Bräutigattinnen jedoch zählst Du besser  
Nicht, denn sonst regnet's bei der Hitze Messer.  
... So gehst Du nach Hause und trinkst versonnen

Da und dort unterwegs einen Schultheißbrunnen ....  
Und führt Dein Weg an einer Bank vorbei,  
So merkst Du befriedigt: dort sitzen zwei,  
Und legt sich Dir Park- oder Buschwerk die quer,  
So merkst Du sicher: dort sitzen mehr  
Und wenn Du dann Augen hast, siehst du Weißes  
Und hast Du Ohren, hörst Du ungemein Heißes  
Und überhaupt muß Du allseits vor Seufzen und Schmatzen  
Bekommen Deine vereinsamten Lippen kratzen.  
Und weil Du langsam wandelst der Hitze wegen,  
Hast Du reichlich Zeit, Dir zu überlegen,  
Wie bei solch einem Wetter doch unerwartet  
öffentlich die gute Sitte entartet,  
Wodurch es auch der Tugendhafte nicht vermeidet,  
Daß sein Schamgefühl unter der Hitze leidet.

So merkst Du sicher bald ihrer mehr  
Denn manchmal raschelt vor Dir etwas Weißes  
Und manchmal wispert hinter Dir etwas Heißes  
Und links u rechts hörst Du es seufzen u schmatzen  
Und siehst selig Verschlungne sich sinnend betatzen

Wie bei solch einem Wetter doch niemand vermeidet  
Daß sein Schamgefühl unter der Hitze leidet.

[< ]

**Dernburg**

*[Etwa 1910]*

Das intellektuelle Niveau eines Parlamentes  
Freundlich unter uns gesagt: na, man kennt es

Wogegen sich mit Dernburg das Versehen ereignete,  
Daß man sein Amt einem gab, der sich dafür eignete.

Und ich meine, nach diesen beiden Prämissen  
Konnte man das Ende invorhinein wissen.

Nun geht er, und alles kehrt wieder zum Alten  
Der berühmte Erzberger bleibt uns erhalten

Und im Kolonialamt anstelle der Börsenjobber  
Regiert wieder lautlos der geheime Ober

Der Bürger endlich blickt still in die Weite  
Und spart Steuergelder für die kommende Pleite

[ < ]

**[Schön ist die Zeit]**

*[Ohne Titel – vermutlich 1910 oder später]*

Schön ist die Zeit, doch ungesund  
Man sündigt im Civilstand und  
Mit Stiefeln und mit Spornen  
Von hinten und von vornen

Was jüngst passiert, habn wir gehört das wissen wir  
Doch auch das Weib hat sich verkehrt es wird zum Tier im Weibe steckt das Tier  
Die Keuschheit geht kapores  
O tempora o mores!

Es schreit illegitim und bleich  
Nach Mutterschaft, am liebsten gleich  
Von hinten und von vornen  
Mit Stiefeln und mit Spornen, (u flucht den Ungeborenen)

Selbst der Primaner sündigt still  
Nicht mehr für sich, beim Mädchen will  
Er lindern die dolores  
O tempora, o mores!

So bläht die Unzucht sich im Schmutz  
Passiert etwas – der Mutterschutz  
Nimmt an sich der Verlorenen  
Von hinten und von vornen

[ < ]

## **2. Widmungen**

### **Thomas Mann zum 60. Geburtstag am 6. Juni 1935**

Wenn sich die Menge verläuft  
stehen die Sterne am Himmel  
und ins verschlossene Haus  
kommen die Gäste von oben.

[ < ]

### **An Otto Pächt In einem Exemplar des «Nachlaß zu Lebzeiten» «zu Weihnachten 1935»**

Urheberrechtlich, wie ich dächt',  
Fällt dieses Buch an Otto Pächt.  
Mißfällt's, so tragen wir's zu zwein,  
Gefällt's, so tu' ich's auch allein,  
Der Fall könnt' gar nicht besser sein.  
So ist das Schenken eben  
Nicht einmal Wiedergeben.

[ < ]

**An «E. u B F:» [Erna und Bruno Fürst]**

*[Anfang Januar 1936 – Entwurf]*

Nun ist es auf der lieben Welt  
Das Kind, gezeugt um kaltes nichts als / bares / schnödes Geld  
(Frucht / Kind / der Versuchung durch das Geld)  
Doch ist es da, so schreit verlangt es auch / so schreits schon auch  
Um Liebe ganz nach Zärtlichkeit nach Kinderbrauch

[< ]

**An Bernard Groethuysen**

*12. I. [1936] [Entwurf]*

Es bringt die Hand – doch ängstigt sich das Herz –  
Dem Philosophen einen kleinen Scherz.

Wüßt ich nicht, daß vornehm im weisen Griechenbarte  
Wie ein Leuchtkäfer stets die Zigarette verglüht

Ach ich wagte es nicht, dieses eine darzubieten!

Wüßte ich nicht, daß im weisen Barte des Griechen  
Wie ein Leuchtkäfer sich die Zigarette verbirgt  
Ach, ich wagte es nicht!

[< ]

**In einem Exemplar von «Die Verwirrungen des Zöglings Törleß»**

Fräulein Trude Meyer in  
hündischer Ergebenheit!

Ich bin ein Sucher (in der Stadt  
Ob Eine nicht zwei Zimmer hat),  
Ich bin ein Rufer (am Telefon,  
Amt III, A. Wittig, Spedition),  
Ich bin ein Wecker, ein Werde frisch  
(Von vier bis fünf nach dem Mittagstisch)  
Kurzum: ein Hältnichtdaswasversprichter  
Und eben auch einer von dem Gedichter.

20. März 1908.

Robert Musil

[ < ]

# **KLEINE PROSA,** **APHORISMEN,** **AUTOBIOGRAPHISCHES**

kleine prosa, aphorismen, autobiographisches

[< ]

- ▷ Nachlaß zu Lebzeiten
- ▷ Vorstufen zum Nachlaß zu Lebzeiten
- ▷ Erzählungen 1923–1932
- ▷ Glossen 1921–1932
- ▷ Prosa-Fragmente aus dem Nachlass
- ▷ Aphorismen
- ▷ Motive – Überlegungen
- ▷ [Stichworte zu den «Aufzeichnungen eines Schriftstellers»]
- ▷ Zur Person – Zum Werk

## Nachlaß zu Lebzeiten

*[Humanitas Verlag, Zürich 1936]*

nachlaß zu lebzeiten

[ < ]

- ▷ Vorbemerkung
- ▷ I. Bilder
- ▷ Das Fliegenpapier
- ▷ Die Affeninsel
- ▷ Fischer an der Ostsee
- ▷ Inflation
- ▷ Kann ein Pferd lachen?
- ▷ Der Erweckte
- ▷ Schafe, anders gesehen
- ▷ Sarkophagdeckel
- ▷ Hasenkatastrophe
- ▷ Die Maus
- ▷ Hellhörigkeit
- ▷ Slowenisches Dorfbegräbnis



- ▷ Mädchen und Helden
- ▷ Pension Nimmermehr
- ▷ II. Unfreundliche Betrachtungen
- ▷ Schwarze Magie
- ▷ Türen und Tore
- ▷ Denkmale
- ▷ Der Malsteller
- ▷ Eine Kulturfrage
- ▷ Unter lauter Dichtern und Denkern
- ▷ Kunstjubiläum
- ▷ Triedere
- ▷ Hier ist es schön
- ▷ Wer hat dich, du schöner Wald ...?
- ▷ Der bedrohte Ödipus
- ▷ III. Geschichten, die keine sind
- ▷ Der Riese Agoag
- ▷ Ein Mensch ohne Charakter
- ▷ Eine Geschichte aus drei Jahrhunderten

▷ Kindergeschichte

▷ IV. Die Amsel

### **Vorbemerkung**

Warum Nachlaß? Warum zu Lebzeiten?

Es gibt dichterische Hinterlassenschaften, die große Geschenke sind; aber in der Regel haben die Nachlässe eine verdächtige Ähnlichkeit mit Ausverkäufen wegen Auflösung des Geschäfts und mit Billigergeben. Die Beliebtheit, deren sie sich trotzdem erfreuen, mag dann davon kommen, daß die Lesewelt eine verzeihliche Schwäche für einen Dichter hat, der sie zum letztenmal in Anspruch nimmt. Wie immer das aber auch sei und was immer sich von der Frage vermuten ließe, wann ein Nachlaß von Wert sei, und wann bloß einer vom Werte: ich habe jedenfalls beschlossen, die Herausgabe des meinen zu verhindern, ehe es soweit kommt, daß ich das nicht mehr tun kann. Und das verlässlichste Mittel dazu ist, daß man ihn selbst bei Lebzeiten herausgibt; mag das nun jedem einleuchten oder nicht.

Aber kann man denn überhaupt noch von Lebzeiten sprechen? Hat sich der Dichter deutscher Nation nicht schon längst überlebt? Es sieht so aus, und genau genommen, hat es, so weit ich zurückzudenken vermag, immer so ausgesehn, und ist bloß seit einiger Zeit in einen entscheidenden Abschnitt getreten. Das Zeitalter, das den Maßschuh aus fertigen Teilen hervorgebracht hat, und den fertigen Anzug in individueller Anpassung, scheint auch den aus fertigen Innen- und Außenteilen zusammengesetzten Dichter hervorbringen zu wollen. Schon lebt der Dichter nach eigenem Maß beinahe allerorten in einer tiefen Abgeschlossenheit vom Leben, und hat doch nicht mit den Toten die Kunst gemeinsam, daß sie kein Haus brauchen und kein Essen und Trinken. So günstig sind die Lebzeiten den Nachlässen. Auf die Benennung dieses Büchleins und seine Entstehung ist das nicht ohne Einfluß geblieben.

Umso sorgfältiger müßte man natürlich mit seinen letzten Worten, auch wenn sie nur vorgespiegelt sind, umgehn. Inmitten einer donnernden und ächzenden Welt bloß kleine Geschichten und Betrachtungen herauszugeben; von Nebensachen zu reden, wo es *so* viele Hauptsachen gibt; seinen Ärger an Erscheinungen zu haben, die weit vom Schuß zurückliegen: ohne Zweifel, es mag manchem als Schwäche erscheinen, und ich will gern gestehn, daß auch mir der Entschluß zur Herausgabe allerhand Sorgen bereitet hat. Aber erstens hat immer schon ein gewisser Größenunterschied zwischen dem Gewicht dichterischer Äußerungen und dem Gewicht der unberührt von ihnen durch den Weltraum rasenden zweitausendsiebenhundert Millionen Kubikmeter Erde bestanden und mußte irgendwie in Kauf genommen werden. Zweitens darf ich mich vielleicht auf meine Hauptarbeiten berufen, denen es an den zusammenziehenden Kräften, die man hier vermissen könnte, am wenigsten fehlen dürfte; die weiterzuführen, aber gerade eine solche Zwischenveröffentlichung verlangte. Und schließlich: als mir dieses Buch vorgeschlagen wurde und die Teilchen, aus denen es zusammengesetzt werden sollte, wieder vor mir lagen, glaubte ich zu bemerken, daß sie doch eigentlich zeitbeständiger gewesen seien, als ich befürchtet hatte.

Diese kleinen Arbeiten sind fast alle in den Jahren zwischen 1920 und 29 entstanden und zum

erstmals veröffentlicht worden; aber ein Teil von denen, die im Inhaltsverzeichnis «Bilder» heißen, geht auf ältere Vormerkungen zurück. So das «Fliegenpapier», das unter dem Titel «Römischer Sommer schon 1913 in einer Zeitschrift erschienen ist; und auch die «Affeninsel» stammt aus dieser Zeit, was ich erwähne, weil man diese beiden sonst leicht für erfundene Umschreibungen späterer Zustände halten könnte. In Wahrheit sind sie eher ein Vorausblick gewesen, getan in ein Fliegenpapier und in ein Zusammenleben von Affen; aber jedermann werden solche Weissagungen gelingen, der an kleinen Zügen, wo es sich unachtsam darbietet, das menschliche Leben beobachtet und sich den «wartenden» Gefühlen überläßt, die bis zu einer Stunde, die sie aufrührt, scheinbar «nichts zu sagen haben» und sich harmlos in dem ausdrücken, was wir tun und womit wir uns umgeben.

Etwas Ähnliches, doch vorwiegend in umgekehrter Anwendung, läßt sich wahrscheinlich auch zugunsten der «Unfreundlichen Betrachtungen» und der «Geschichten, die keine sind» anführen. Sie tragen die Zeit ihrer Entstehung sichtbar an sich, und was an ihnen Spottrede ist, gilt zum Teil gewesenen Zuständen. Auch in der Form zeigen sie diesen Ursprung; denn sie sind für Zeitungen geschrieben worden, mit ihrem unaufmerksamen, ungleichen, dämmerig-großen Leserkreis, und hätten ohne Frage anders ausgesehen, wenn ich sie, so wie meine Bücher, für mich allein und für meine Freunde geschrieben hätte. Gerade hier war also die Frage zu beantworten, ob es erlaubt sei, die Veröffentlichung zu wiederholen. Jede Umänderung hätte dazu genötigt, alles neu zu entwerfen, und ich mußte mich ihrer ganz enthalten, außer daß ich da und dort etwas, das unter den Umständen seines Entstehens nicht nach Wunsch geraten war, im Sinn seiner eigenen Absichten nachbesserte. So ist nun wirklich zuweilen von Schatten, von einem Leben die Rede, das nicht mehr ist, und dazu in einer Art des begrenzten Ärgernisnehmens, das auf abschließende Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt. Ich habe den Mut, den ich trotzdem in die Zeitbeständigkeit dieser kleinen Satiren setze, schließlich aus einem Satz von Goethe geschöpft, der zu diesem Zweck sinngemäß verändert werden kann, ohne an Wahrheit einzubüßen; er lautet dann: «in dem Einen, was schlecht gethan wird, sieht man das Gleichniß von allem, was schlecht gethan wird.» Dieser Satz läßt Hoffnung, daß die Kritik kleiner Fehler auch in Zeiten, wo schon viel größere gemacht werden, ihren Wert nicht verliert.

[ < ]

## **I. Bilder**

### **Das Fliegenpapier**

Das Fliegenpapier Tangle-foot ist ungefähr sechsunddreißig Zentimeter lang und einundzwanzig Zentimeter breit; es ist mit einem gelben, vergifteten Leim bestrichen und kommt aus Kanada. Wenn sich eine Fliege darauf niederläßt – nicht besonders gierig, mehr aus Konvention, weil schon so viele andere da sind – klebt sie zuerst nur mit den äußersten, umgebogenen Gliedern aller ihrer Beinchen fest. Eine ganz leise, befremdliche Empfindung, wie wenn wir im Dunkel gingen und mit nackten Sohlen auf etwas träten, das noch nichts ist als ein weicher, warmer, unübersichtlicher Widerstand und schon etwas, in das allmählich das grauenhaft Menschliche hineinflutet, das Erkenntwerden als eine Hand, die da irgendwie liegt und uns mit fünf immer deutlicher werdenden Fingern festhält!

Dann stehen sie alle forciert aufrecht, wie Tabiker, die sich nichts anmerken lassen wollen, oder wie klapprige alte Militärs (und ein wenig o-beinig, wie wenn man auf einem scharfen Grat steht). Sie geben sich Haltung und sammeln Kraft und Überlegung. Nach wenigen Sekunden sind sie entschlossen und beginnen, was sie vermögen, zu schwirren und sich abzuheben. Sie führen diese wütende Handlung so lange durch, bis die Erschöpfung sie zum Einhalten zwingt. Es folgt eine Atempause und ein neuer Versuch. Aber die Intervalle werden immer länger. Sie stehen da, und ich fühle, wie ratlos sie sind. Von unten steigen verwirrende Dünste auf. Wie ein kleiner Hammer tastet ihre Zunge heraus. Ihr Kopf ist braun und haarig, wie aus einer Kokosnuß gemacht; wie menschenähnliche Negeridole. Sie biegen sich vor und zurück auf ihren festgeschlungenen Beinchen, beugen sich in den Knien und stemmen sich empor, wie Menschen es machen, die auf alle Weise versuchen, eine zu schwere Last zu bewegen; tragischer als Arbeiter es tun, wahrer im sportlichen Ausdruck der äußersten Anstrengung als Laokoon. Und dann kommt der immer gleich seltsame Augenblick, wo das Bedürfnis einer gegenwärtigen Sekunde über alle mächtigen Dauergefühle des Daseins siegt. Es ist der Augenblick, wo ein Kletterer wegen des Schmerzes in den Fingern freiwillig den Griff der Hand öffnet, wo ein Verirrter im Schnee sich hinlegt wie ein Kind, wo ein Verfolgter mit brennenden Flanken stehen bleibt. Sie halten sich nicht mehr mit aller Kraft ab von unten, sie sinken ein wenig ein und sind in diesem Augenblick ganz menschlich. Sofort werden sie an einer neuen Stelle gefaßt, höher oben am Bein oder hinten am Leib oder am Ende eines Flügels.

Wenn sie die seelische Erschöpfung überwunden haben und nach einer kleinen Weile den Kampf um ihr Leben wieder aufnehmen, sind sie bereits in einer ungünstigen Lage fixiert, und ihre Bewegungen werden unnatürlich. Dann liegen sie mit gestreckten Hinterbeinen auf den Ellbogen gestemmt und suchen sich zu heben. Oder sie sitzen auf der Erde, aufgebäumt, mit ausgestreckten Armen, wie Frauen, die vergeblich ihre Hände aus den Fäusten eines Mannes winden wollen. Oder sie liegen auf dem Bauch, mit Kopf und Armen voraus, wie im Lauf gefallen, und halten nur noch das Gesicht hoch. Immer aber ist der Feind bloß passiv und gewinnt bloß von ihren verzweifelten, verwirrten Augenblicken. Ein Nichts, ein Es zieht sie hinein. So langsam, daß man dem kaum zu folgen vermag, und meist mit einer jähen Beschleunigung am Ende, wenn der letzte innere Zusammenbruch über sie kommt. Sie lassen sich dann plötzlich fallen, nach vorne aufs Gesicht, über die Beine weg; oder seitlich, alle Beine von sich gestreckt; oft auch auf die Seite, mit den Beinen rückwärts rudern. So liegen sie da. Wie gestürzte Aeroplane, die mit einem Flügel in die Luft ragen. Oder wie krepierende Pferde. Oder mit unendlichen Gebärden der Verzweiflung. Oder wie Schläfer. Noch am nächsten Tag wacht manchmal eine auf, tastet eine Weile mit einem Bein oder schwirrt mit dem Flügel. Manchmal geht solch eine Bewegung über das ganze Feld, dann sinken sie alle noch ein wenig tiefer in ihren Tod. Und nur an der Seite des Leibs, in der Gegend des Beinansatzes, haben sie irgend ein ganz kleines, flimmerndes Organ, das lebt noch lange. Es geht auf und zu, man kann es ohne Vergrößerungsglas nicht bezeichnen, es sieht wie ein winziges Menschaugen aus, das sich unaufhörlich öffnet und schließt.

[ < ]

### Die Affeninsel

In der Villa Borghese in Rom steht ein hoher Baum ohne Zweige und Rinde. Er ist so kahl wie ein Schädel, den Sonne und Wasser blank geschält haben, und gelb wie ein Skelett. Er steht ohne Wurzeln aufrecht und ist tot, und wie ein Mast in den Zement einer ovalen Insel gepflanzt, die so

groß ist wie ein kleiner Flußdampfer und durch einen glatt betonierten Graben vom Königreich Italien getrennt wird. Dieser Graben ist gerade so breit und an der Außenwand so tief, daß ein Affe ihn weder durchklettern noch überspringen kann. Von außen herein ginge es wohl; aber zurück geht es nicht.

Der Stamm in der Mitte bietet sehr gute Griffe dar und läßt sich, wie Touristen so etwas ausdrücken, flott und genußfroh durchklettern. Oben aber laufen waagrechte, lange, starke Äste von ihm aus; und wenn man Schuhe und Strümpfe auszöge und mit einwärts gestellter Ferse die Sohlen fest an die Rundung des Astes schmiegte und mit den voreinander greifenden Händen auch recht fest Zugriffe, müßte man gut an das Ende eines dieser von der Sonne gewärmten langen Äste gelangen können, die sich über den grünen Straußfedern der Pinienwipfel hinstrecken.

Diese wundervolle Insel wird von drei Familien von verschiedener Mitgliederzahl bewohnt. Den Baum bevölkern etwa fünfzehn sehnige, bewegliche Burschen und Mädchen, die ungefähr die Größe eines vierjährigen Kindes haben; am Fuße des Baumes aber lebt in dem einzigen Gebäude der Insel, einem Palast von Form und Größe einer Hundehütte, ein Ehepaar weit mächtigerer Affen mit einem ganz kleinen Sohne. Das ist das Königspaar der Insel und der Kronprinz. Nie kommt es vor, daß sich die Alten in der Ebene weit von ihm entfernen; wächterhaft regungslos sitzen sie rechts und links von ihm und blicken geradeaus an ihren Schnauzen vorbei ins Weite. Nur einmal in jeder Stunde erhebt sich der König und besteigt den Baum zu einem inspizierenden Rundgang. Langsam schreitet er dann die Äste entlang, und es scheint nicht, daß er bemerken will, wie ehrfürchtig und mißtrauisch alles zurückweicht und sich – um Hast und Aufsehen zu vermeiden – seitlings vor ihm herschiebt, bis das Ende des Astes kein Entweichen mehr zuläßt und nur ein lebensgefährlicher Absprung auf den harten Zement übrigbleibt. So schreitet der König, einen nach dem anderen, die Äste ab, und die gespannteste Aufmerksamkeit kann nicht unterscheiden, ob sein Gesicht dabei die Erfüllung einer Herrscherpflicht oder einer Terrainkur ausdrückt, bis alle Äste entleert sind und er wieder zurückkehrt. Auf dem Dache des Hauses sitzt inzwischen der Kronprinz allein, denn auch die Mutter entfernt sich merkwürdigerweise jedesmal zur gleichen Zeit, und durch seine dünnen, weit abstehenden Ohren scheint korallenrot die Sonne. Selten kann man etwas so Dummes und Klägliches dennoch von einer unsichtbaren Würde umwallt sehen wie diesen jungen Affen. Einer nach dem anderen kommen die zur Erde gejagten Baumaffen vorbei und könnten ihm den dünnen Hals mit einem Griff abdrehen, denn sie sind sehr mißmutig, aber sie machen einen Bogen um ihn und erweisen ihm alle Ehrerbietung und Scheu, die seiner Familie zukommt.

Es braucht längere Zeit, ehe man bemerkt, daß außer diesen ein geordnetes Leben führenden Wesen noch andere von der Insel beherbergt werden. Verdrängt von der Oberfläche und der Luft, lebt in dem Graben ein zahlreiches Volk kleiner Affen. Wenn sich einer von ihnen oben auf der Insel nur zeigt, wird er schon von den Baumaffen unter schmerzlichen Züchtigungen wieder in den Graben gescheucht. Wenn das Mahl angerichtet wird, müssen sie scheu beiseite sitzen, und erst wenn alle satt sind und die meisten schon auf den Ästen ruhen, ist es ihnen erlaubt, sich zu den Küchenabfällen zu stehlen. Selbst das, was ihnen zugeworfen wird, dürfen sie nicht berühren. Denn es kommt oft vor, daß ein böser Bursche oder ein scherzhaftes Mädchen, obgleich sie blinzeln Verdauungsbeschwerden heucheln, nur darauf warten, und vorsichtig von ihrem Ast heruntergleiten, sobald sie merken, daß die Kleinen es sich ungebührlich Wohlergehen lassen. Schon huschen da die wenigen, die sich auf die Insel gewagt haben, schreiend in den Graben zurück; und mengen sich zwischen die anderen; und das Klagen hebt an: und jetzt drängt sich alles zusammen, so daß eine Fläche von Haar und Fleisch und irren, dunklen Augen sich an der

abseitigen Wand emporhebt wie Wasser in einem geneigten Bottich. Der Verfolger geht aber nur den Rand entlang und schiebt die Woge von Entsetzen vor sich her. Da erheben sich die kleinen schwarzen Gesichter und werfen die Arme in die Höhe und strecken die Handflächen abwehrend vor den bösen fremden Blick, der vom Rande herabsieht. Und allmählich heftet dieser Blick sich an einem fest; der rückt vor und zurück, und fünf andere mit ihm, die noch nicht unterscheiden können, welcher das Ziel dieses langen Blickes ist; aber die weiche, vom Schreck gelähmte Menge läßt sie nicht vom Platze. Dann nagelt der lange gleichgültige Blick den zufälligen einen an; und nun wird es ganz unmöglich, sich so zu beherrschen, daß man weder zuviel noch zuwenig Angst zeigt: und von Augenblick zu Augenblick wächst die Verfehlung an, während sich ruhig eine Seele in eine andere bohrt, bis der Haß da ist, und der Sprung losschnellen kann, und ein Geschöpf ohne Halt und Scham unter Peinigungen wimmert. Mit befreitem Geschrei rasen da die anderen auseinander, den Graben entlang; sie flackern lichtlos durcheinander wie die besessenen Seelen im Fegefeuer, und sammeln sich freudig schnatternd an der entferntesten Stelle.

Wenn alles vorbei ist, steigt der Verfolger mit federnden Griffen den großen Baum hinan bis zum höchsten Ast, schreitet bis an dessen äußerstes Ende hinaus, setzt sich ruhig zurecht, und verharrt ernst, aufrecht und ewig lange, ohne sich zu regen. Der Strahl seines Blickes ruht auf den Wipfeln des Pincio und der Villa Borghese, quer darüber hin; und wo er die Gärten verläßt, liegt unter ihm die große gelbe Stadt, über der er, noch in die grüne, schimmernde Wolke der Baumwipfel gehüllt, achtlos in der Luft schwebt.

[ < ]

### **Fischer an der Ostsee**

Am Strand haben sie mit den Händen eine kleine Kute ausgehoben, und dahinein werden aus einem Sack mit schwarzer Erde die dicken Regenwürmer geschüttet; die lockere schwarze Erde und das Gewürm ergeben eine mulmige, ungewisse, anziehende Häßlichkeit im blanken Sande. Neben diese wird eine sehr ordentliche Holzlade gelegt. Sie sieht aus wie eine lange, nicht sehr breite Tischlade oder ein Zahlbrett und ist voll von sauberem Garn; und auf die andere Seite der Kute wird noch eine solche, aber leere Lade gelegt.

Die hundert Haken, die am Garn der einen Lade sitzen, sind manierlich auf eine kleine eiserne Stange an deren Ende gereiht und werden nun einer nach dem anderen heruntergenommen und in die leere Lade gebettet, deren Ende bloß mit reinem, nassem Sand gefüllt ist. Eine sehr ordentliche Beschäftigung. Zwischendurch sorgen aber vier lange, mager-kräftige Hände so sorgfältig wie Pflegerinnen dafür, daß auf jede Angel ein Wurm kommt.

Die Männer, die das tun, hocken auf Knien und Fersen zu zweien im Sande, mit mächtigen, knochigen Rücken, langen, gütigen Gesichtern, und einer Pfeife im Mund, und sie wechseln unverständliche Worte, die ebenso sacht aus ihnen hervorkommen wie die Bewegungen ihrer Hände. Der eine nimmt einen fetten Regenwurm mit zwei Fingern, holt die gleichen zwei Finger der anderen Hand hinzu und reißt ihn in drei Stücke, so gemächlich und genau, wie ein Schuster das Papierband abknipst, nachdem er Maß genommen; der andere stülpt dann diese sich bäumenden Stücke sanft und achtsam über die Angel. Ist das den Würmern widerfahren, so werden sie mit Wasser gelabt und in der Lade mit dem weichen Sand in kleine, zierliche, nebeneinander liegende Betten gebracht, wo sie sterben können, ohne gleich ihre Frische zu verlieren.

Es ist ein stilles, feines Tun, wobei die groben Fischerfinger leise wie auf Fußspitzen gehn. Man muß sehr auf die Sache achten. Bei schönem Wetter wölbt sich der dunkelblaue Himmel darüber, und die Möwen kreisen hoch über Land wie weiße Schwalben.

[ < ]

### **Inflation**

Es gab einstmals eine bessere Zeit, wo man auf einem holzsteifen Pferdchen pedantisch wiederkehrend im Kreise ritt und mit einem kurzen Stöckchen nach kupfernen Ringen stieß, die ein Holzarm ruhig hinhielt. Diese Zeit ist vorbei. Heute trinken die Fischerjungen Sekt mit Kognak. Und es hängen an dreißigmal-vier eisernen Kettchen kleine Schaukelbrettchen im Kreis, ein Kreis innen und einer außen, so daß man sich, wenn man nebeneinander fliegt, an Hand oder Bein oder an den Schürzen fassen kann und dazu fürchterlich schreit. Dieses Ringenspiel steht auf dem kleinen Platz mit dem Ehrenstein für die gefallenen Krieger; neben der alten Linde, wo sonst die Gänse sind. Es hat einen Motor, der es zeitgemäß antreibt, und kalkweiße Scheinwerfer über vielen kleinen warmen Lichtern. Der Wind wirft einem, wenn man in der Dunkelheit nähertappt, Fetzen von Musik, Leuchten, Mädchenstimmen und Lachen entgegen. Das Orchestrion brüllt schluchzend. Die Eisenketten kreischen. Man fliegt im Kreis, aber außerdem, wenn man will, aufwärts oder hinab, auswärts und einwärts, einander in den Rücken oder zwischen die Beine. Die Burschen peitschen ihre Schaukeln an und kneifen die Mädels, an denen sie vorbeifliegen, ins Fleisch oder reißen die Aufschreienden mit sich; auch die Mädels haschen einander im Flug, und dann schreien sie zu zweit erst recht so, als ob eine von ihnen ein Mann wäre. So schwingen sie alle durch die Kegel der Helle ins Dunkle und werden plötzlich wieder in die Helligkeit gestürzt; anders gepaart, mit verkürzten Leibern und schwarzen Mündern, rasend bestrahlte Kleiderbündel, fliegen sie auf dem Rücken oder auf dem Bauch oder schräg gegen Himmel und Hölle. Nach einer ganz kleinen Weile dieses wildesten Galopps fällt aber das Orchestrion rasch wieder in Trab, dann in Schritt zurück, wie ein altes Manegepferd, und steht bald still. Der Mann mit dem Zinnteller geht im Kreis, aber man bleibt sitzen oder wechselt höchstens die Mädchen. Und es kommen nicht wie in der Stadt ein paar Tage lang zu dem Ringenspiel wechselnde Menschen; denn es fliegen hier immer die gleichen, vom Einbruch der Dunkelheit an, zwei bis drei Stunden, durch alle acht oder vierzehn Tage hindurch, so lange bis der Mann mit dem Zinnteller ein Nachlassen der Lust spürt und eines Morgens weitergezogen ist.

[ < ]

### **Kann ein Pferd lachen?**

Ein angesehener Psychologe hat den Satz niedergeschrieben: «... denn das Tier kennt kein Lachen und Lächeln.»

Das ermutigt mich zu erzählen, daß ich einmal ein Pferd lachen gesehn habe. Ich dachte bisher, das könne man alle Tage behaupten, und getraute mich nicht, Aufhebens davon zu machen; aber wenn es etwas so Kostbares ist, will ich gern ausführlich sein.

Also es war vor dem Krieg; es könnte ja sein, daß seither die Pferde nicht mehr lachen. Das Pferd war an einen Schilfzaun angebunden, der einen kleinen Hof umgrenzte. Die Sonne schien. Der

Himmel war dunkelblau. Die Luft äußerst milde, obwohl man Februar schrieb. Und im Gegensatz zu diesem göttlichen Komfort fehlte aller menschliche: Mit einem Wort, ich befand mich bei Rom, auf einem Landweg vor den Toren, an der Grenze zwischen den bescheidenen Ausläufern der Stadt und der beginnenden bäuerlichen Campagna.

Auch das Pferd war ein Campagnapferd: jung und zierlich, von dem wohlgeformten kleinen Schlag, der nichts Ponyartiges hat, auf dem ein großer Reiter aber aussieht, wie ein Erwachsener auf einem Puppenstühlchen. Es wurde von einem lustigen Burschen gestriegelt, die Sonne schien ihm aufs Fell, und in den Achseln war es kitzlig. Nun hat ein Pferd sozusagen vier Achseln und ist darum vielleicht doppelt so kitzlig wie der Mensch. Außerdem schien aber dieses Pferd auch noch je eine besonders empfindliche Stelle an der Innenseite der Schenkel zu haben, und jedesmal wenn es dort berührt wurde, konnte es sich vor Lachen nicht halten.

Schon wenn sich der Striegel von weitem näherte, legte es die Ohren zurück, wurde unruhig, wollte mit dem Maul hinfahren und entblöbte, wenn es das nicht konnte, die Zähne. Der Striegel aber marschierte lustig weiter, Strich vor Strich, und die Lippen gaben nun immer mehr das Gebiß frei, indes sich die Ohren immer weiter zurücklegten und das Pferdchen von einem Bein auf das andere trat.

Und plötzlich begann es zu lachen. Es fletschte die Zähne. Es suchte mit der Schnauze den Burschen, der es kitzelte, so heftig es konnte, wegzustoßen; in der gleichen Weise, wie das eine Bauernmagd mit der Hand tut, und ohne daß es nach ihm gebissen hätte. Es trachtete auch, sich zu drehen und ihn mit dem ganzen Körper fortzudrängen. Aber der Knecht blieb im Vorteil. Und wenn er mit dem Striegel in der Nähe der Achsel anlangte, hielt es das Pferd in keiner Weise mehr aus; es wand sich auf den Beinen, schauderte am ganzen Leib und zog das Fleisch von den Zähnen zurück, so weit es nur konnte. Es benahm sich dann sekundenlang genau so wie ein Mensch, den man dermaßen kitzelt, daß er nicht mehr lachen kann.

Der gelehrte Zweifler wird einwenden, daß es dann eben doch nicht hat lachen können. Darauf ist ihm zu antworten, daß dies insofern richtig sei, als der von beiden, der jedesmal vor Lachen wieherte, der Stallbursche war. Das scheint in der Tat nur ein menschliches Vermögen zu sein, vor Lachen wiehern zu können. Aber trotzdem spielten die beiden sichtlich in Übereinstimmung, und sobald sie wieder von vorn begannen, konnte gar kein Zweifel daran bestehen, daß auch das Pferd lachen wollte und schon auf das wartete, was kommen werde.

So schränkt sich der gelehrte Zweifel an der Fähigkeit des Tieres darauf ein, daß es nicht über Witze zu lachen vermag.

Das aber ist dem Pferd nicht immer zu verübeln.

[◁ ]

### **Der Erweckte**

Schob rasch den Vorhang zur Seite: – die sanfte Nacht! Ein mildes Dunkel liegt im Fensterausschnitt des harten Zimmerdunkels wie ein Wasserspiegel im viereckigen Bassin. Ich sehe es wohl gar nicht; aber es ist wie im Sommer, wenn das Wasser so warm ist wie die Luft und die Hand aus dem Boot hängt. Es wird sechs Uhr morgens am ersten November.

Gott hat mich geweckt. Ich bin aus dem Schlaf geschossen. Ich hatte gar keinen anderen Grund aufzuwachen. Ich bin losgerissen worden wie ein Blatt aus einem Buch. Die Mondsichel liegt



zart wie eine goldene Augenbraue auf dem blauen Blatt der Nacht.

Aber auf der Morgenseite am anderen Fenster wird es grünlich. Papageienfedrig. Schon laufen auch die faden rötlichen Streifen des Sonnenaufgangs herauf, aber noch ist alles grün, blau und ruhig. Ich springe zum ersten Fenster zurück: Liegt die Mondsichel noch da? Sie liegt da, als ob es die tiefste Stunde des nächtlichen Geheimnisses wäre. So überzeugt ist sie von der Wirklichkeit ihrer Magie, als ob sie Theater spielte. (Nichts Komischeres gibt es, als wenn man aus vormittägigen Straßen in den Abersinn einer Theaterprobe tritt.) Links pulst schon die Straße, rechts probt die Mondsichel.

Ich entdecke seltsame Brüder, die Schornsteine. In Gruppen zu dritt, zu fünf, zu sieben, oder auch allein, stehen sie auf den Dächern; wie Bäume in der Ebene. Der Raum windet sich gleich einem Fluß zwischen ihnen in die Tiefe. Ein Uhu schleift zwischen ihnen nach Hause; wahrscheinlich war's eine Krähe oder Taube. Die Häuser stehn kreuz und quer; seltsame Umrisse, abstürzende Wände; gar nicht nach Straßen geordnet. Die Stange am Dach mit den sechsunddreißig Porzellanköpfen und den zwölf Verspannungsdrähten, die ich verständnislos zähle, steht vor dem Morgenhimmel als ein völlig unerklärliches, geheimnisvolles oberstes Gebilde. Ich bin jetzt ganz wach, aber wohin ich mich auch wende, gleitet der Blick um Fünfecke, Siebenecke und steile Prismen: Wer bin dann ich? Die Amphore am Dach mit eisengegossener Flamme, tagsüber eine lächerliche Ananas, verächtliches Geschöpf schlechten Geschmacks, stärkt in dieser Einsamkeit mein Herz wie eine frische Menschengespur.

Endlich kommen zwei Beine durch die Nacht. Der Schritt zweier Frauenbeine und das Ohr: Nicht schauen will ich. Mein Ohr steht auf der Straße wie ein Eingang. Niemals werde ich mit einer Frau so vereint sein wie mit dieser unbekanntenen, deren Schritte jetzt immer tiefer in meinem Ohr verschwinden.

Dann zwei Frauen. Die eine filzig schleichend, die andere stapfend mit der Rücksichtslosigkeit des Alters. Ich sehe hinab. Schwarz. Seltsame Formen haben die Kleider alter Frauen. Die da streben zur Kirche. Längst ist ja die Seele um diese Stunde schon in Zucht genommen, und ich will nun nichts mehr mit ihr zu tun haben.

[ < ]

### **Schafe, anders gesehen**

Zur Geschichte des Schafes: der Mensch findet heute das Schaf dumm. Aber Gott hat es geliebt. Er hat die Menschen wiederholt mit Schafen verglichen. Sollte Gott ganz Unrecht haben?

Zur Psychologie des Schafes: der sichtbar gestaltete Ausdruck hoher Zustände ist dem der Blödheit nicht unähnlich.

*In der Heide bei Rom:* Sie hatten die langen Gesichter und die zierlichen Schädel von Märtyrern. Ihre schwarzen Socken und Kapuzen an dem weißen Fell gemahnten an Todesbrüder und Fanatiker.

Ihre Lippen, wenn sie über dem kurzen, spärlichen Gras suchten, zitterten nervös und stäubten den Ton einer erregten Metallsaite in die Erde. Schlossen sich ihre Stimmen zum Chor, so klang es wie das klagende Gebet der Prälaten im Dom. Sangen aber ihrer viele, so bildeten sie einen Männer-, Frauen- und Kinderchor. In sanften Rundungen hoben und senkten sie die Stimmen; wie ein Wanderzug im Dunkel war es, den in jeder zweiten Sekunde das Licht traf, und es

standen dann die Stimmen der Kinder auf einem immer wiederkehrenden Hügel, während die Männer das Tal durchschritten. Tausendmal schneller rollten Tag und Nacht durch ihren Gesang und trieben die Erde dem Ende entgegen. Manchmal warf sich eine einzelne Stimme empor oder stürzte hinab in die Angst der Verdammnis. In den weißen Ringeln ihrer Haare wiederholten sich die Wolken des Himmels. Es sind uralte katholische Tiere, religiöse Begleiter des Menschen.

*Noch einmal im Süden:* Der Mensch ist zwischen ihnen doppelt so groß als sonst und ragt wie der spitze Turm einer Kirche gegen Himmel. Unter unseren Füßen war die Erde braun, und das Gras wie eingekratzte graugrüne Striche. Die Sonne glänzte schwer am Meer wie in einem Spiegel von Blei. Boote waren beim Fischfang wie zu Sankt Petri Zeiten. Das Kap schwang den Blick wie ein Laufbrett zum Himmel und brach lohgelb und weiß, wie zur Zeit des verirrtten Odysseus, ins Meer.

*Überall:* Schafe sind ängstlich und blöd, wenn der Mensch naht; sie haben Schläge und Steinwürfe des Übermuts kennengelernt. Aber wenn er ruhig stehen bleibt und in die Weite starrt, vergessen sie ihn. Sie stecken dann die Köpfe zusammen und bilden, zehn oder fünfzehn, einen Strahlenkreis, mit dem großen, lastenden Mittelpunkt der Köpfe und den andersfarbigen Strahlen der Rücken. Die Schädeldecken pressen sie fest gegeneinander. So stehen sie, und das Rad, das sie bilden, regt sich stundenlang nicht. Sie scheinen nichts fühlen zu wollen als den Wind und die Sonne, und zwischen ihren Stirnen den Sekundenschlag der Unendlichkeit, der im Blut pocht und sich von einem Kopf zum andern mitteilt wie das Klopfen von Gefangenen an Gefängnismauern.

[◀ ]

### **Sarkophagdeckel**

Irgendwo hinten am Pincio, oder schon in Villa Borghese, ruhen zwei Sarkophagdeckel aus unedlem Stein zwischen den Büschen im Freien. Sie stellen keine Kostbarkeit dar, sie liegen umher. Lang hingestreckt lagert auf ihnen das Ehepaar, das sich einst zum letzten Andenken hat abbilden lassen. Man sieht viele solcher Sarkophagdeckel in Rom; aber in keinem Museum und in keiner Kirche machen sie solchen Eindruck wie hier unter den Bäumen, wo sich die Figuren wie auf einer Landpartie ausgestreckt haben und eben aus einem kleinen Schlaf erwacht zu sein scheinen, der zweitausend Jahre gewährt hat.

Sie haben sich auf den Ellbogen gestützt und sehen einander an. Es fehlt nur der Korb mit Käse, Früchten und Wein zwischen ihnen.

Die Frau trägt eine Frisur mit kleinen Locken, – gleich wird sie sie ordnen, nach der letzten Mode vor dem Einschlafen. Und sie lächeln einander an; lang, sehr lang. Du siehst weg; und noch immer tun sie es ohne Ende.

Dieser treue, brave, bürgerliche, verliebte Blick hat die Jahrhunderte überstanden; er ist im alten Rom ausgesandt worden und kreuzt heute dein Auge.

Wundere dich nicht darüber, daß er vor dir andauert; daß sie nicht wegsehen oder die Augen senken: sie werden nicht steinern dadurch, sondern menschlich.

[◀ ]

### **Hasenkatastrophe**

Die Dame war gewiß erst am gestrigen Tag aus der Glasscheibe eines großen Geschäfts herausgetreten; niedlich war ihr Puppengesichtchen; man hätte mit einem Löffelchen darin umrühren mögen, um es in Bewegung zu sehn. Aber man trug selbst Schuhe mit honigglatten, wachswabendicken Sohlen zur Schau, und Beinkleider, wie mit Lineal und weißer Kreide entworfen. Man entzückte sich höchstens am Wind. Er preßte das Kleid an die Dame und machte ein jämmerliches kleines Gerippe aus ihr, ein dummes Gesichtchen mit einem ganz kleinen Mund. Dem Zuschauer machte er natürlich ein kühnes Gesicht.

Kleine Hasen leben ahnungslos neben den weißen Bügelfalten und den teetassendünnen Röcken. Schwarzgrün wie Lorbeer dehnt sich der Heroismus der Insel um sie. Möwenscharen nisten in den Mulden der Heide wie Beete voll weißer Schneeglöckchen, die der Wind bewegt. Der kleine, weiße, langhaarige Terrier der kleinen, mit einem Pelzkragen geschmückten weißen Dame stöbert durch das Kraut, die Nase fingerbreit über der Erde; weit und breit ist auf dieser Insel kein anderer Hund zu wittern, nichts ist da als die ungeheure Romantik vieler kleiner, unbekannter, die Insel durchkreuzender Fährten. Riesengroß wird der Hund in dieser Einsamkeit, ein Held. Aufgeregt, messerscharf gibt er Laut, die Zähne blecken wie die eines Seeungeheuers. Vergebens spitzt die Dame das Mündchen, um zu pfeifen; der Wind reißt ihr das kleine Schällchen, das sie hervorbringen möchte, von den Lippen.

Mit solch einem stichligen Fox habe ich schon Gletscherwege gemacht; wir Menschen glatt auf den Skiern, er blutend, bis zum Bauch einbrechend, vom Eis zerschnitten, und dennoch voll wilder, nie ermattender Seligkeit. Jetzt hat dieser hier etwas aufgespürt; die Beine galoppieren wie Hölzchen, der Laut wird ein Schluchzen. Merkwürdig ist an diesem Augenblick, wie sehr solche flach auf dem Meer schwebende Insel an die großen Kare und Tafeln im Hochgebirge erinnert. Die schädelgelben, vom Wind geglätteten Dünen sind wie Felsenkränze aufgesetzt. Zwischen ihnen und dem Himmel ist die Leere der unvollendeten Schöpfung. Licht leuchtet nicht über dies und das, sondern schwemmt wie aus einem versehentlich umgestoßenen Eimer über alles. Man ist jedesmal erstaunt, daß Tiere diese Einsamkeit bewohnen. Sie gewinnen etwas Geheimnisvolles; ihre kleinen weichwolligen und -fedrigen Brüste bergen den Funken des Lebens. Es ist ein kleiner Hase, den der Fox vor sich hertreibt. Ich denke: eine kleine, wetterharte Bergart, nie wird er ihn erreichen. Eine Erinnerung aus der Geographiestunde wird lebendig: Insel – eigentlich stehen wir da auf der Kuppe eines hohen Meerbergs? Wir, zehn bis fünfzehn hungernd zusehende Badegäste in farbigen Tollhausjacken, wie sie die Mode vorschreibt. Ich ändere meinen Gedanken noch einmal ab und sage mir, das Gemeinsame wäre nur die unmenschliche Verlassenheit: Verstört wie ein Pferd, das den Reiter abgeworfen hat, ist die Erde überall dort, wo der Mensch in der Minderheit bleibt; ja, gar nicht gesund, sondern wahrhaft geisteskrank erweist sich die Natur im Hochgebirge und auf kleinen Inseln. Aber zu unserem Erstaunen hat sich die Entfernung zwischen dem Hund und dem Hasen verringert; der Fox holt auf, man hat so etwas noch nie gesehen, ein Hund, der den Hasen einholt! Das wird der erste große Triumph der Hundewelt! Begeisterung beflügelt den Verfolger, sein Atem jauchzt in Stößen, es ist keine Frage mehr, daß er binnen wenigen Sekunden seine Beute eingeholt haben wird. Da schlägt der Hase den Haken. Und da erkenne ich an etwas Weichem, weil der harte Riß diesem Haken fehlt, es ist kein Hase, es ist nur ein Häschen, ein Hasenkind.

Ich fühle mein Herz; der Hund hat beigedreht; er hat nicht mehr als fünfzehn Schritte verloren; in wenigen Augenblicken ist die Hasenkatastrophe da. Das Kind hört den Verfolger hinter dem Schweifchen, es ist müde. Ich will dazwischenspringen, aber es dauert so lange, bis der Wille hinter den Bügelfalten in die glatten Sohlen fährt; oder vielleicht war der Widerstand schon im

Kopf. Zwanzig Schritte vor mir – ich müßte phantasiert haben, wenn das Häschen nicht verzagt stehen blieb und seinen Nacken dem Verfolger hinhielt. Der schlug seine Zähne hinein, schleuderte es ein paarmal hin und her, dann warf er es auf die Seite und grub sein Maul zwei-, dreimal in Brust und Bauch.

Ich sah auf. Lachende, erhitzte Gesichter standen umher. Es war plötzlich wie vier Uhr morgens geworden nach durchtanzter Nacht. Der erste von uns, der aus dem Bluttausch erwachte, war der kleine Fox. Er ließ ab, schielte mißtrauisch zur Seite, zog sich zurück; nach wenigen Schritten fiel er in kurzen, eingezogenen Galopp, als erwarte er, daß ihm ein Stein nachfliegen werde. Wir andern aber waren bewegungslos und verlegen. Eine schale Atmosphäre menschenfresserischer Worte umgab uns, wie «Kampf ums Dasein» oder «Grausamkeit der Natur». Solche Gedanken sind wie die Untiefen eines Meeresbodens, aus ungeheurer Tiefe emporgestiegen und seicht. Am liebsten wäre ich zurückgegangen und hätte die sinnlose kleine Dame geschlagen. Das war eine aufrichtige Empfindung, aber keine gute, und so schwieg ich und fiel damit in das allgemeine, unsichere, sich nun bildende Schweigen ein. Endlich nahm ein hochgewachsener, behaglicher Herr aber den Hasen in beide Hände, zeigte seine Wunden den Hinzugetretenen und trug die dem Hund abgejagte Leiche wie einen kleinen Sarg in die Küche des nahen Hotels. Dieser Mann stieg als erster aus dem Unergründlichen und hatte den festen Boden Europas unter den Füßen.

[ < ]

### Die Maus

Diese winzige Geschichte, die eigentlich nur eine Pointe, eine einzige kleine Spitze ist, und gar keine Geschichte, ereignete sich im Weltkrieg. Auf der ladinischen Alpe Fodara Vedla, tausend und mehr Meter über bewohnter Gegend und noch viel weiter abseits von ihr: Dort hatte jemand im Frieden eine Bank hingestellt.

Diese Bank stand auch im Krieg unversehrt. In einer weiten, hellen Mulde. Die Schüsse zogen über sie hin. Ruhig wie Schiffe, wie Scharen von Fischen. Sie schlugen weit hinten ein, wo nichts und niemand war, und verwüsteten dort mit eiserner Beharrlichkeit seit Monaten einen unschuldigen Abhang. Niemand wußte mehr warum. Ein Irrtum der Kriegskunst? Eine Laune der Kriegsgötter? Diese Bank war dem Krieg in Verlust geraten. Und die Sonne schickte den ganzen Tag Licht aus unendlichen Höhen ihr zur Gesellschaft.

Wer auf dieser Bank saß, saß fest. Der Mund ging nicht mehr auf. Die Glieder schliefen einen getrennten Schlaf wie Männer, die sich eng beisammen niedergeworfen und einander im gleichen Augenblick todmüde vergessen haben. Selbst das Atmen ward fremd; wurde ein Vorgang der Natur; nein, wurde nicht «Atem der Natur», sondern: wenn man bemerkte, daß man atme, – diese gleichmäßige, willenlose Bewegung der Brust! – etwas der Ohnmacht des Menschen vom blauen Ungeheuer Luft Angetanes wie eine Schwangerschaft.

Das Gras ringsum war noch vom Jahr vorher; schneebleich und häßlich; so blutleer, als ob man einen großen Stein davon weggewälzt hätte. In Nähe und Ferne gab es Buckel und Mulden ohne Sinn und Zahl, Knieholz und Alpe. Aus dieser bewegungslosen Unruhe, von dieser zu gelbgrünem Schaum zerfallenen Brandung des Bodens wurde der Blick immer wieder an dem hohen, roten Felsenriff emporgeworfen, das die Landschaft vorne abschloß, und rann, in hundert Blicke zersplittert, davon wieder ab. Es war nicht übermäßig hoch, dieses Felsstück, aber darüber

war nur noch das leere Licht. So wüst war das und so unmenschlich herrlich wie in den Schöpfungszeitaltern.

Eine kleine Maus hatte sich nahe der Bank, die selten besucht wurde, ein System von Laufgräben angelegt. Maustief, mit Löchern zum Verschwinden und anderswo wieder aufzutauchen. Sie huschte darin im Kreise, stand, huschte im Kreis weiter. Aus dem Grollen der Luft tauchte eine ungeheure Stille auf. Die Menschenhand sank von der Lehne der Bank. Ein Auge, so klein und schwarz wie ein Spinnadelknopf richtete sich dahin. Und man hatte einen Augenblick lang ein so sonderbar verkehrtes Gefühl, daß man wirklich nicht mehr recht wußte, ob sich dieses kleine, lebendige, schwarze Auge drehe oder ob sich die ungeheure Unbeweglichkeit der Berge rühre. Man wußte nicht mehr: vollzog sich an einem der Wille der Welt oder der dieser Maus, der aus einem winzigen, einsamen Auge leuchtete. Man wußte nicht mehr: war Kampf oder herrschte schon Ewigkeit.

So hätte sich mit dem, was man nicht zu kennen fühlte, lange und nach Belieben fortfahren lassen; aber das ist schon die ganze kleine Geschichte, denn sie war inzwischen jedesmal schon zu Ende gegangen, ehe man noch genau sagen konnte, wo sie aufhörte.

[ < ]

### Hellhörigkeit

Ich habe mich vorzeitig zu Bett gelegt, ich fühle mich ein wenig erkältet, ja vielleicht habe ich Fieber. Ich sehe die Zimmerdecke an, oder vielleicht ist es der rötliche Vorhang über der Balkontür des Hotelzimmers, was ich sehe; es ist schwer zu unterscheiden.

Als ich gerade damit fertig war, hast auch du angefangen, dich auszukleiden. Ich warte. Ich höre dich nur.

Unverständliches Auf- und Abgeh; in diesem Teil des Zimmers, in jenem. Du kommst, um etwas auf dein Bett zu legen; ich sehe nicht hin, aber was könnte es sein? Du öffnest inzwischen den Schrank, tust etwas hinein oder nimmst etwas heraus; ich höre ihn wieder schließen. Du legst harte, schwere Gegenstände auf den Tisch, andre auf die Marmorplatte der Kommode. Du bist unablässig in Bewegung. Dann erkenne ich die bekannten Geräusche des Öffnens der Haare und des Bürstens. Dann Wasserschwalle in das Waschbecken. Vorher schon das Abstreifen von Kleidern; jetzt wieder; es ist mir unverständlich, wieviel Kleider du ausziehst. Nun bist du aus den Schuhen geschlüpft. Danach aber gehn deine Strümpfe auf dem weichen Teppich ebenso unablässig hin und her wie vordem die Schuhe. Du schenkst Wasser in Gläser; drei-, viermal hintereinander, ich kann mir gar nicht zurechtlegen, wofür. Ich bin in meiner Vorstellung längst mit allem Vorstellbaren zu Ende, während du offenbar in der Wirklichkeit immer noch etwas Neues zu tun findest. Ich höre dich das Nachthemd anziehen. Aber damit ist noch lange nicht alles vorbei. Wieder gibt es hundert kleine Handlungen. Ich weiß, daß du dich meinethalben beeilst; offenbar ist das alles also notwendig, gehört zu deinem engsten Ich, und wie das stumme Gebaren der Tiere vom Morgen bis zum Abend ragst du breit, mit unzähligen Griffen, von denen du nichts weißt, in etwas hinein, wo du nie einen Hauch von mir gehört hast!

Zufällig fühle ich es, weil ich Fieber habe und auf dich warte.

[ < ]

### Slowenisches Dorfbegräbnis

Mein Zimmer war sonderbar. Pompejanisch rot mit türkischen Vorhängen; die Möbel hatten Risse und Fugen, in denen sich der Staub wie kleine Geröllrinnen und -bänder hinzog. Es war feiner Staub, unwirkliche Verkleinerung von Geröll; aber er war so ungeheuer einfach da, und in kein Geschehen mehr verflochten, daß er an die große Einsamkeit des Hochgebirges erinnerte, die nur vom Steigen und Sinken der Flut des Lichts und der Dunkelheit bespült wird. Von solchen Erlebnissen hatte ich damals viele.

Als ich das Haus zum erstenmal betrat, war es ganz vom Gestank toter Mäuse erfüllt. In das gemeinsame Vorzimmer, das mein Zimmer von dem der Lehrerinnen trennte, warfen diese alles, was sie nicht mehr liebten oder des Aufhebens nicht mehr für wert hielten: künstliche Blumen, Speisereste, Fruchtschalen und zerrissene schmutzige Wäsche, die das Reinigen nicht mehr lohnte. Sogar mein Diener beklagte sich, als ich ihn Ordnung schaffen hieß; und doch war die eine von ihnen schöner als ein Engel, und ihre ältere Schwester war zärtlicher als eine Mutter und malte ihr die Wangen täglich mit naiven Rosenfarben, damit ihr Antlitz auch noch so schön sei wie das der Bauernmuttergottes in der kleinen Kirche. Von den kleinen Schulmädchen, die oft zu uns kamen, wurden beide geliebt; und ich lernte das verstehen, als ich einmal erkrankt war und selbst ihrer beider Güte wie warme Kräuterkissen zu fühlen bekam. Als ich aber einmal ihr Zimmer untermittags betrat, um etwas zu verlangen, denn sie waren die Vermieter, lagen sie beide im Bett, und als ich mich zurückziehen wollte, sprangen sie hilfsbereit aus den Decken hervor und waren völlig bekleidet; sogar die schmutzigen Straßenschuhe hatten sie im Bett an den Füßen behalten.

Das also war die Wohnung, worin ich stand, als ich dem Begräbnis zusah; eine dicke Frau war gestorben, die schräg meinen Fenstern gegenüber auf der anderen Seite der breiten, hier etwas ausgebuchteten Reichsstraße gelebt hatte. Am Vormittag brachten die Schreinerjungen den Sarg; es war Winter, und sie brachten ihn auf einem kleinen Handschlitten, und weil es ein schöner Vormittag war, schlitterten sie mit ihren Nagelschuhen auf der Straße daher, und die große schwarze Schachtel hinter ihnen sprang von einer Seite zur anderen. Jeder, der es sah, hatte das Gefühl, was für hübsche Jungen das wären, und wartete neugierig ab, ob der Schlitten umwerfen werde oder nicht.

Nachmittags aber stand schon das letzte Geleite vor dem Haus: Zylinder und Pelzmützen, modische Hüte und winterliche Kopftücher dunkel gegen das lichte Schneegrau des Himmels. Und die Geistlichkeit kam, schwarz und rot, und gezackte weiße Hemdchen darüber, quer über den Schnee. Und ein junger, großer, zottiger, brauner Hund sprang ihr entgegen und bellte sie an wie einen Wagen. Und wenn man so sagen darf, hatte er damit keine ganz falsche Beobachtung ausgedrückt; denn wirklich war in diesem Augenblick nicht sowohl Heiliges, noch selbst Menschliches, in den Nahenden, als vielmehr nur die schwierige Bewegung der mechanischen Seite ihrer Existenz auf dem glatten Straßenbelag.

Dann aber wurde es überirdisch. Ein ruhiger Baß stimmte ein wunderholdes, trauriges Lied an, in dem ich nur die fremden Worte für Süße Maria verstand, ein hellbraun wie Kastanien schimmernder Bariton fiel ein, und noch eine Stimme, und ein Tenor schwang sich über alle hinweg, während zu gleicher Zeit aus dem Haus ohne Ende Frauen mit schwarzen Tüchern quollen, die Kerzen vor dem Winterhimmel blaßgolden brannten und die Geräte blitzten. Da hätte man weinen mögen, aus keinem anderen Grund, als weil man bereits ein Mensch über Dreißig war.

Vielleicht auch ein wenig deshalb, weil sich hinter der Trauergesellschaft die Buben pufften. Oder weil der aufrechte junge Herr, dem der Hund gehörte, über aller Köpfe hinweg so regungslos nach den heiligen Handreichungen sah, daß man nicht wußte, warum. Einfach so ängstlich voll von Tatsachen, die nicht recht feststanden, war alles wie ein Porzellanschrank. Und wirklich konnte ich kaum noch an mich halten, wußte aber auch nicht, wohin ich mich wenden sollte, als ich, wohl durch Zufall, inmitten der Menge wieder gewahr wurde, daß der hohergriffene junge Mann eine Hand am Rücken hielt und sein großer brauner Hund mit ihr zu spielen begann. Scherzend biß er an ihr herum und suchte sie mit seiner warmen Zunge aufzuwecken. Mit Spannung wartete ich nun ab, was sich daraus entwickeln werde. Und endlich nach geraumer Zeit, während die ganze Gestalt des jungen Mannes in unbestimmter Erhebung erstarrt blieb, machte sich die Hand hinter dem Rücken los und selbständig und begann mit dem Maul des Hundes zu spielen, ohne daß es ihr Herr wußte.

Das rückte mir die Seele wieder ins Lot, ohne daß es ein ausreichender Grund war. Sie geriet damals, in jener Umgebung, worin ich mich auszuharren zwang, leicht auch dann in Unordnung oder Ordnung, wenn kaum eine Ursache dazu vorhanden war. Angenehm-unangenehm durchströmte mich die Erwartung des Händedrucks, den mir nach dem Begräbnis meine Hausgenossinnen anbieten werden, zusammen mit einem Gläschen von ihrem verdächtigen Hausschnaps und einigen ordentlichen Worten, denen nicht zu widersprechen ist: – vielleicht, daß das Unglück die Menschen einander näherbringe, oder so ähnlich.

[ < ]

### Mädchen und Helden

Wie schön seid ihr, Dienstmädchen mit den Bauernbeinen und den ruhigen Augen, von denen man nicht weiß, wundert sie sich über alles oder über nichts?! Ihr führt den Hund der Herrschaft an der Leine wie die Kuh am Strick. Denkt ihr daran, daß jetzt im Dorf die Glocken läuten, oder denkt ihr daran, daß jetzt das Kino beginnt? Sicher ist es nur, ihr fühlt auf eine geheimnisvolle Weise, daß mehr Männer zwischen zwei Ecken der Stadt leben als auf dem ganzen Land, und ihr geht in jedem Augenblick durch diese Männlichkeit, wenn sie euch auch nicht gehört, wie durch ein Kornfeld, das an die Röcke streift.

Aber denkt ihr daran, während eure Augen tun, als wüßten sie nichts, daß es ein Mann ist, den ihr an der Leine führt? Oder bemerkt ihr in keiner Weise, daß Lux ein Mann ist, daß Wolf und Amri Männer sind? Tausend Pfeile durchbohren ihr Herz bei jedem Baum oder Lichtmast. Männer ihres Geschlechts haben als ihr Zeichen den messerscharfen Geruch des Ammoniaks hinterlassen, als hätte man Schwerter in einen Baum gestoßen; Kämpfe und Bruderschaften, Heldentum und Neigung, die ganze heroische Welt des Mannes entfaltet sich vor ihrer schnuppernden Vorstellungskraft! Wie heben sie das Bein mit der freien Gebärde eines kriegerischen Grußes oder dem heldischen Schwung eines mit dem Bierglas grüßenden Arms beim Kommers! Mit welchem Ernst verrichten sie ihren Dienst, der ein Trank- und Weiheopfer ist wie nur irgend eines! Und ihr, Mädchen? Verständnislos zieht ihr sie hinter euch drein. Zerrt an der Leine; gönnt ihnen nicht Zeit, ohne euch auch nur umzusehen nach ihnen; achtet ihrer nicht. Es ist ein Anblick, um Steine gegen euch zu erheben.

Brüder! Auf drei Beinen hüpfst hinter diesen Mädchen Lux oder Wolf; zu stolz, zu sehr im Stolzesten verletzt, um nach Hilfe zu heulen; keines anderen Protestes fähig, als das vierte Bein eigensinnig, hartnäckig, in verzweifelttem Abschied nicht sinken zu lassen, während ihn die Leine

immer weiter reißt. Welche inneren Hunderkrankungen mögen aus solchen Augenblicken entstehen, welche verzweifelten neurasthenischen Komplexe liegen in ihnen beschlossen! Und die Hauptsache: fühlt ihr seinen traurig kollegialen Blick, den er euch zusendet, wenn ihr an solcher Szene vorbeikommt? er liebt ja auch in seiner Weise die Seele dieser verständnislosen Mädchen. Sie sind nicht herzlos; ihr Herz möchte sich erbarmen, wenn sie wüßten, was vor sich geht. Aber sie wissen es eben nicht. Und sie sind nicht gerade darum so bezaubernd, diese Trägerherzigen, weil sie gar nichts von uns wissen? So spricht der Hund. Sie werden niemals unsere Welt verstehn!

[ < ]

### Pension Nimmermehr

Es gab einmal eine deutsche Pension in Rom. (Obwohl es außer ihr noch viele andere gegeben hat.) Deutsche Pension, das war damals ein bestimmter Begriff in Italien, der sehr verschiedene Sonderwesen umschloß. Mit Entsetzen denke ich noch heute an eine andere zurück, wo ich einmal gewohnt habe; alles war dort zum Weinen einwandfrei. Aber in der Pension, von der ich hier spreche, war es nicht so. Als ich ins Büro eintrat und zum erstenmal nach dem Herrn des Hauses fragte, antwortete mir seine Mutter: «Oh, der kann jetzt nit komme; der ischt grad über seine Hühnerauge!» Ich will ihn Herrn Nimmermehr nennen. Seine Mutter, Frau Nimmermehr also, war eine von einem gewaltigen Mieder umspannte Matrone, deren Fleisch mit den Jahren ein wenig zurückgegangen war, so daß ihr Korsett rings um sie einen unregelmäßigen Rand in die Luft zeichnete, der von einer Bluse überspannt wurde; irgendwie erinnerte das an einen umgekippten, verloren gegebenen Regenschirm, wie man solche zuweilen an verlassenem Orten findet. Ihr Haar wurde zwischen Ostern und Oktober, das heißt außerhalb der Reisezeit, soweit ich das beobachten konnte, nicht frisiert; während der Saison schien es weiß zu sein. Eine andere ihrer Eigentümlichkeiten bildete es, daß ihr Rock einen ungewöhnlich langen Schlitz besaß, der in der heißen Zeit immer von oben bis unten offen stand. Vielleicht war das kühler; vielleicht war es aber eine Besonderheit des Hauses. Denn auch Laura, das Stubenmädchen, das bei Tisch bediente, legte zu diesem Zweck zwar eine saubere Bluse an, die hinten zu schließen war, aber während der Zeit, die ich in Rom verbrachte, wurden von allen Haken immer nur die zwei untersten benützt, so daß darüber das Hemd und weiterhin Lauras schöner Rücken zu sehen war wie in einem Kelch. Trotzdem waren es vorzügliche Wirte, die Nimmermehr's; ihre altmodisch luxuriösen Zimmer wurden gut gehalten, und was sie kochten, hatte Grazie. Während des Speisens stand Herr Nimmermehr persönlich als Maître d'hôtel neben der Anrichte und leitete die Bedienung, obgleich diese nur aus Laura bestand. Vorwurfsvoll hörte ich ihn einmal zu ihr sagen: «Herr Meier hat sich selbst einen Löffel und das Salz geholt!» – Laura tuschelte erschrocken: «Hat er etwas gesagt?» – Und Herr Nimmermehr legte die Würde eines königlichen Speisenchefs in die leise Zurückweisung: «Herr Meier sagt nie etwas!» – Zu solcher Höhe des Berufs konnte er sich erheben. Er war, soweit ich mich an ihn erinnere, groß, mager und kahl, hatte einen wässerigen Blick und stachlige Bartfäden, die sich langsam auf und nieder bewegten, wenn er sich mit der Schüssel zu einem Gast neigte, um diesen mit besonnenen Worten auf etwas besonders Schmachhaftes aufmerksam zu machen. Sie hatten einfach ihre Eigenheiten, die Nimmermehr's.

Und ich habe mir alle diese Kleinigkeiten aufgeschrieben, weil ich schon damals das Gefühl hatte: es kehrt nicht wieder. Ich will damit beileibe nicht behaupten, daß es besonders selten und



kosbar gewesen sei; es hatte nur etwas Besonderes mit Gleichzeitigkeit zu tun, das sich schwer beschreiben läßt. Wenn zwanzig Uhren an einer Wand hängen, und man blickt sie plötzlich an, so hat jedes Pendel eine andere Lage; sie alle sind gleichzeitig und nicht, und die wirkliche Zeit rinnt irgendwo zwischen ihnen durch. Das kann unheimlich wirken. Alle, die wir damals in der Pension Nimmermehr wohnten, hatten dazu unsere besonderen Gründe; wir hatten alle irgendetwas außer der Zeit in Rom zu tun, und da man in der Sommerhitze täglich nur ein kleines Maß davon ausführen konnte, so kamen wir immer wieder in unserem Heim zusammen. Da war zum Beispiel der kleine alte Schweizer Herr, er war da, um die Angelegenheit einer nicht viel größeren protestantischen Sekte zu betreiben, die durchaus gerade im papistischen Rom ein evangelisches Gotteshaus erbauen wollte. Er trug trotz der brennenden Sonne immer einen schwarzen Anzug, und am zweiten Westenknopf von oben war die Uhrkette befestigt, an der, nur wenig tiefer, ein schwarzes Medaillon hing, in das ein goldenes Kreuz eingelassen war. Sein Bart saß richtig links und rechts von ihm; so dünn sproß er aus dem Kinn, daß man seiner erst in einiger Entfernung davon gewahr wurde. Und gegen die Backen zu verlor sich dieser Bart ganz, wie auch die Oberlippe von Natur bartlos war. Die Kopfhaare dieses alten Herrn waren blondgrau und unheimlich weich; und seine Gesichtsfarbe hätte wohl rosig sein können, aber da sie weiß war, war sie gleich so weiß wie frisch gefallener Schnee, in dem eine goldene Brille liegt. Dieser alte Herr sagte einmal, als wir uns alle im Salon unterhielten, zu Mme. Gervais: «Wissen Sie, was Ihnen fehlt? Es fehlt Ihnen ein König in Frankreich!»

– Ich wunderte mich und wollte Mme. Gervais zu Hilfe kommen: «Aber Sie sind doch Schweizer und selbst Republikaner!?» – warf ich ein. Doch da wuchs der kleine Mann über seine goldene Brillenränder hinaus und erwiderte uns: «Oh, das ist eine andere Sache! Wir sind es seit sechshundert Jahren, und nicht seit fünfundvierzig!» So der Schweizer, der in Rom eine protestantische Kirche baute.

Madame Gervais, mit ihrem lieblichen Lächeln, erwiderte ihm: «Wenn die Diplomaten und die Zeitungen nicht wären, hätten wir den ewigen Frieden.» – «Excellent, vraiment excellent!» – stimmte ihr der alte Herr, wieder besänftigt, zu und nickte mit einem Kichern, das so fein und unnatürlich klang, als hätte er eine junge Ziege im Hals; er mußte ein Bein vom Boden heben, um sich in seinem Fauteuil zu Mme. Gervais zurückwenden zu können.

So kluge Antworten gab aber auch nur Frau Gervais. Das Profil ihres zarten Tituskopfes, auf dem schlanken Hals, mit einem köstlichen Ohr geschmückt, hob sich im Speisesaal von dem Fenster ab, vor dem sie saß, als ich sie zum erstenmal sah, wie ein geschnittener rosa Stein von himmelblauem Samt. Mit vollkommenen Händen, die Arme mit Messer und Gabel sorgsam an sich gezogen, rasierte sie einem Pfirsich, den sie aufgespießt hatte, die Haut vom Leibe. Ihre Lieblingsworte waren: Ignoble, mal élevé, grand luxe und très maniaque. Auch digestion und digestif sagte sie oft. Mme. Gervais konnte erzählen, wie sie, die Katholikin, einmal in Paris in einer protestantischen Kirche war. Am Geburtstag des Empereur. «Und ich versichere Sie,» – fügte sie hinzu – «es war viel würdiger als bei uns. Viel einfacher. Keine so unvornehme Komödie!» – So war Mme. Gervais.

Sie schwärmte für eine deutsch-französische Verständigung, weil ihr Gatte Hotelier war. Umfassender gesagt, er stand in der Hotelkarriere: man muß alles durchmachen, Speisesaal, Bar, Zimmerdienst, Büro. «Wie ein Ingenieur am Schraubstock arbeiten muß!» – erläuterte sie es. Sie war aufgeklärt. Sie empörte sich bei der Erinnerung daran, wie ein Negerprinz, ein vollendeter Gentleman, in einem Pariser Hotel von Amerikanern boykottiert worden sei. – «So machte er bloß, so!» – zeigte sie und brachte ein entzückend verächtliches Rümpfen der Lippe hervor. Die klassischen, vornehmen Ideale der Humanität, Internationalität und Menschenwürde bildeten in

ihr mit der Hotellaufbahn eine vollendete Einheit. Allerdings flocht sie auch gerne ein, daß sie als Mädchen mit ihren Eltern Automobilreisen gemacht habe, daß sie mit dem oder jenem Attaché oder Legationssekretär da und dort gewesen seien, oder daß schon ihre Bekannte die Marquise Soundso das und jenes gesagt habe. Aber sie führte es nicht weniger vornehm aus, wenn sie aus der Hotellaufbahn erzählte, daß ein Freund ihres Mannes in einem Haus mit Trinkgeldverbot achthundert Mark im Monat an Trinkgeldern eingenommen habe, während ihr Mann in einem Haus ohne Verbot nur sechshundert Mark verdiente. Sie hatte immer frische Blumen an sich und reiste mit einem Dutzend kleiner Deckchen, mit deren Hilfe sie aus jedem Pensionszimmer eine kleine Heimat machte. Dort empfing sie ihren Gatten, wenn er dienstfrei war, und mit Laura hatte sie ein Abkommen getroffen, daß ihr diese gleich die Strümpfe wasche, wenn sie sie auszog. Sie war eigentlich eine tapfere Frau. Ich bemerkte einmal, daß ihr kleiner Mund auch fleischig wirken könne, obgleich die ganze Gestalt wie ein etwas überlanger, äußerst zarter Engel war; auch die Backen hoben sich, wenn man genau zusah, beim Lachen viel zu hoch über die Nase; aber merkwürdigerweise, obgleich ich sie nun weniger schön fand, sprachen wir seither ernster miteinander. Sie erzählte mir von der Trauer ihrer Kindheit, von früheren, langen Krankheiten und von den Qualen, die ihr die Launen eines an Paralyse erkrankten Stiefvaters bereitet hätten. Einmal vertraute sie mir sogar an, daß sie deshalb ihren Mann geheiratet habe, ohne ihn zu lieben. Bloß weil es Zeit war, sich zu versorgen, sagte sie. «Sans enthousiasme; vraitement sans enthousiasme!» – Aber das vertraute sie mir erst einen Tag vor meiner Abreise an: Sie wußte eben immer das Passende zu sagen und sprach den Zuhörern aus der Seele.

Gerne möchte ich etwas Ähnliches auch von der Dame aus Wiesbaden berichten, die gleichfalls zu unserem Haus gehörte; aber ich habe leider viel von ihr vergessen, und das wenige, was mir geblieben ist, läßt schließen, daß sich das übrige nicht recht dieser Absicht fügen dürfte. Ich weiß nur noch, daß sie immer einen der Länge nach gestreiften Rock trug, so daß sie aussah wie ein großes Holzgatter, auf dem oben eine ungeplättete weiße Bluse hing. Wenn sie sprach, widersprach sie, und ungefähr geschah das meistens in der folgenden Weise: Jemand sagte zum Beispiel, daß Ottavina schön sei. «Ja,» – ergänzte sie sogleich – «ein edler römischer Typus». Dabei blickte sie einen so besiegelnd an, daß man sie um der Sicherheit des Weltlaufs willen berichtigen mußte, ob man wollte oder nicht; denn Ottavina, das Stubenmädchen, war aus Toskana. «Ja» – erwiderte sie – «aus Toskana. Aber ein römischer Typus! Alle Römerinnen haben Nasen, die an der Stirn gerade ansetzen!» Nun war Ottavina aber nicht nur aus Toskana, sondern sie hatte auch keine Nase, die an der Stirne gerade ansetzte; doch die Dame aus Wiesbaden besaß einen so lebhaften Geist, daß ihr immer ein fertiges Urteil aus dem Kopf sprang, bloß weil ihre anderen fertigen Urteile es daraus verdrängten. Ich fürchte, sie war eine unglückliche Frau. Und vielleicht war sie nicht einmal Frau, sondern Mädchen. Sie war im Schiff um Afrika gefahren und wollte nach Japan. Sie erzählte in diesem Zusammenhang von einer Freundin, die sieben Glas Bier tränke und vierzig Zigaretten rauchte, und nannte sie einen ganz famosen Kameraden. Ihr Gesicht sah, wenn sie so sprach, wie ein furchtbar lasterhaftes Gesicht aus, mit zuviel Haut und schiefen Schlitzten für Mund, Nase und Augen; man dachte zumindest, daß sie Opium rauchen werde: aber sobald sie sich nicht beobachtet fühlte, hatte sie ein ganz braves Gesicht, das in dem anderen darin stak wie der kleine Däumling in den Siebenmeilenstiefeln. Ihr höchstes Ideal war die Löwenjagd, und sie fragte uns alle, ob wir glaubten, daß sehr viel Kraft dazugehöre? Mut – meint sie – Mut besäße sie genügend, aber ob sie wohl auch den Strapazen gewachsen wäre? Ihr Neffe rede ihr zu, weil er gerne mitgenommen werden möchte; aber für solch einen zweiundzwanzigjährigen Lausbuben sei das doch noch etwas anderes, nicht? Die gute weltumsegelnde Tante! Ich bin überzeugt, daß sie ihrem Neffen unter der Sonne Afrikas einen kleinen forschenden Klaps auf die Schulter geben wird und daß sich

die Löwen davonschleichen werden, so wie Mme. Gervais und ich es taten, wenn wir konnten.

Ich flüchtete mich dann zuweilen sogar zu Frau Nimmermehr ins Büro oder schlich auf den Gang und spähte, ob ich Ottavina sähe. Ich hätte auch einen Blick auf Gottes Sterne werfen können, aber Ottavina war schöner. Sie war das zweite Stubenmädchen, eine neunzehnjährige Bäuerin, die daheim einen Mann und einen kleinen Knaben besaß; sie war die schönste Frau, die ich je gesehen habe. Sage niemand, es gebe viel verschiedene Schönheit, Schönheit in vielerlei Art und Grad: das weiß man. Aber die Art von Ottavinas Schönheit hätte mir gestohlen werden können; es war Raffaels Art, gegen die ich sogar eine Abneigung habe: Was trotz dieser Schönheit das Auge bezwang, war Ottavinas Schönheit! Zum Glück darf man sagen, daß sich so etwas dem, der es nicht gesehen hat, nicht beschreiben läßt. Wie abstoßend wirken die Worte Harmonie, Gleichmaß, Vollkommenheit, Edel! Wir haben sie gemästet, sie stehen wie dicke Frauen auf winzigen Füßen da und können sich nicht rühren. Wenn man aber einmal wirkliche Harmonie und Vollkommenheit sieht, so ist man erstaunt darüber, wie natürlich sie ist. Sie kommt zu ebener Erde herbei. Sie fließt wie ein Bach, gar nicht regelmäßig, mit der unbekümmerten Selbstherrlichkeit der Natur, ohne Anstrengungen zur Großartigkeit oder Vollendung. Wenn ich von Ottavina sage, sie war groß, kräftig, adelig, vornehm, so habe ich das Gefühl, diese Worte seien von anderen Menschen genommen. Ich empfinde sogleich das Bedürfnis, etwas hinzu zu fügen. Sie war groß, aber ohne Verlust an Lieblichkeit. Kräftig, aber nirgends gesetzt. Adelig ohne Verlust an Ursprünglichkeit. Eine Göttin und das zweite Stubenmädchen. Ich vermochte mit der neunzehnjährigen Ottavina nicht zu sprechen, weil sie mein gebrochenes Italienisch für unpassend fand und auf alles, was ich sagte, nur mit einem sehr höflichen Ja oder Nein erwiderte; aber ich glaube, ich betete sie an. Ich weiß natürlich auch das nicht sicher, weil alles bei Ottavina etwas anderes bedeutete. Ich begehrte sie nicht, ich litt keinen Mangel, ich schwärmte nicht; im Gegenteil; sooft ich sie sah, suchte ich mich so unauffällig zu benehmen wie ein Sterblicher, der in die Gesellschaft von Göttern geraten ist. Sie konnte lächeln, ohne daß eine Falte in ihrem Gesicht entstand. Ich vermochte sie mir in den Armen eines Mannes nicht anders zu denken als mit diesem Lächeln und einem sanften Erröten, das sich wie eine Wolke über sie ausbreitete, hinter der sie dem Zugriff der Begierden entschwand.

Immerhin hatte Ottavina einen ehelichen Knaben, und ich verzog mich oft, ohne auf sie zu warten, zur alten Frau Nimmermehr ins Büro, um im Gespräch mit dieser das Auskommen mit der Wirklichkeit wiederzufinden. Sie ließ, wenn sie durchs Zimmer ging, die Arme mit den Handrücken nach vorn hängen, hatte den breiten Buckel und Bauch einer Matrone und beschönigte das Leben nicht mehr. Wenn man sie, vom Forschungstrieb geplagt, fragte, ob ihre große schwarze Katze Michette denn eigentlich ein Kater oder ein Weib sei, sah sie einen nachdenklich an und meinte philosophisch: «Oh je, das kanma gar nicht sage; die is ein Kaschtrath!» – In jüngeren Jahren hatte Frau Nimmermehr's Herz einen einheimischen Freund besessen, Sor Carlo, und wo immer man sich in Frau Nimmermehr's Bereich bewegte, konnte man am Ende einer Perspektive von Türrahmen Sor Carlo sitzen sehen. Zwischen Ostern und Oktober, versteht es sich; denn er war ein Wrack, und selbst jetzt, außer der Saison, war sein Dasein das eines allen Mitbewohnern zwar bekannten, aber öffentlich nicht zugegebenen Gespenstes. Er saß immer an irgendeiner Wand, reglos, in einem schmutzigen hellen Anzug, die Beine wie Säulen gleich dick von oben bis unten, das edle Gesicht mit dem schwarz gefärbten Cavour-Bart von Fett und Leiden entstellt. Nur wenn ich nachts nach Haus kam, sah ich ihn in Bewegung. Wenn alle Augen, die ihn beaufsichtigten, schliefen, schleppte er sich stöhnend durch die Gänge, von Bank zu Bank, und kämpfte mit Atemkrämpfen. Da lebte er sich aus. Ich versäumte nie, ihn zu grüßen, und er dankte mir mit Würde. Ich weiß nicht, ob er für das Gnadenbrot dankbar war, das ihm Frau Nimmermehr gab, oder ob er gegen ihren Undank

protestierte und aus gekränkter Würde tagsüber mit offenen Augen zu schlafen schien. Es verriet auch nichts, wie Frau Nimmermehr für ihren alten Sor Carlo empfand. Man darf wahrscheinlich annehmen, daß sie die schöne Ausgeglichenheit des Alters schon längst der Wichtigkeit überhoben hatte, die ein jüngerer Mensch solchen Dingen beimißt. Wenigstens traf ich sie einmal in ihrem Büro mit Sor Carlo an: Sor Carlo saß an der Wand und hatte seinen schlafenden Blick durch die gegenüber befindliche Wand ins Unendliche gerichtet, und Frau Nimmermehr saß am Tisch und hatte ihren Blick durch die offene Tür ins Dunkle gerichtet. Diese beiden Blicke gingen, von ungefähr einem Meter Raum getrennt, parallel aneinander vorbei, und unter diesem Blickstreifen saß neben dem Tischbein Michette, die Katze, mit den beiden Hunden des Hauses. Der blonde Spitz Maik, mit dem zarten, ausfallenden Haar, und der beginnenden Altersdarre im Rücken, versuchte an Michette etwas, das Hunde sonst nur an Hunden tun, und der dicke rotblonde Spitz Ali kaute indessen gutmütig an ihrem Ohr; niemand verwehrte es, Michette nicht, und die beiden alten Menschen nicht.

Wer dem bestimmt gewehrt hätte, wäre Miß Frazer gewesen; aber es ist anzunehmen, daß sich Maik in ihrer Gegenwart so etwas gar nicht erlaubt hätte. Miß Frazer saß jeden Abend in unserem Salon auf der Kante eines Fauteuils; den Oberkörper hatte sie brettgerade zurückgelehnt, so daß er die Stuhllehne nur am obersten Rand berührte, und die Beine ungebogen so von sich gestreckt, daß sie die Erde nur mit den Hacken berührten; in dieser Stellung häkelte sie. Wenn sie damit fertig war, setzte sie sich an den ovalen Tisch, mitten in unsere Gespräche hinein, und schrieb ihre tägliche Lektion. Wenn diese beendet war, legte Miß Frazer mit schnellen Fingern zwei Patienten. Und wenn die Patienten aufgegangen waren, sagte sie Good Night und verschwand. Dann war es zehn Uhr. Eine Abweichung davon gab es nur, wenn einer von uns in dem tropisch glühenden Salon ein Fenster öffnete; dann stand Miß Frazer auf und schloß es wieder. Wahrscheinlich vertrug sie den Luftzug nicht. Wir erfuhren ebenso wenig den Grund, wie wir den Inhalt ihrer täglichen Lektion kannten oder den Gegenstand ihrer Handarbeit. Miß Frazer war ein altes englisches Fräulein; ihr Profil war ritterlich und scharf wie das eines Edelmannes, ihr Anblick von vorn dagegen rund und rot wie der eines Apfels, mit einer liebenswürdigen Beimischung von Mädchenhaftigkeit unter ihren weißen Haaren. Ob sie auch liebenswürdig gesinnt war, wußte niemand. Außer den unvermeidlichen Höflichkeiten wechselte sie mit uns kein Wort. Vielleicht verachtete sie unser Nichtstun, unsere Geschwätzigkeit und unsere Unmoral. Nicht einmal den Schweizer, der schon seit sechshundert Jahren Republikaner war, würdigte sie einer Vertraulichkeit. Sie wußte alles von uns, weil sie immer in der Mitte saß, und war der einzige Mensch, von dem wir nicht wußten, warum er da war. Alles in allem, mit ihrer Häkelarbeit, ihrer Lektion und dem Lächeln eines roten Apfels, wäre sie sogar imstande gewesen, nur zum Vergnügen da zu sein und unsere Gesellschaft zu teilen.

[ < ]

## **II. Unfreundliche Betrachtungen**

### **Schwarze Magie**

Da die russischen Kleinkunsttheaterchen sie uns vorgeführt haben, scheint es diese schwarzen Husaren, diese Totenkopfhussaren, diese Arditi und Kopaljäger in allen Armeen der Erde zu geben. Sie haben einen Schwur getan, zu siegen oder zu sterben, und lassen sich eine schwarze Uniform machen, mit weißen Verschnürungen darauf, die wie die Rippen des Todes aussehen; in welcher Verkleidung sie zur Freude aller Frauen bis an ihr friedliches Ende spazieren gehen, falls kein Krieg kommt. Sie leben von gewissen Liedern mit düsterer Begleitung, die ihnen einen dunklen Glanz leihen, der sich vorzüglich zur Schlafzimmerbeleuchtung eignet.

Als der Vorhang aufging, saßen sieben solcher Husaren auf der kleinen Bühne; es war ziemlich dunkel, und bei den Fenstern schien der helle Schnee herein. Sie waren mit ihren schwärzlichen Uniformen und ihren schmerzlich aufgestützten Köpfen hypnotisch in dem ungewissen Licht verteilt und begleiteten in einem kohlschwarzen, leuchtenden Pianissimo einen laut singenden Kameraden. «Hört die Pferde, unsre Erde, stampfen mit den Hufen», sangen sie bis zum unvermeidlichen «kehrt dein Glück, nicht zurück, wenn die Schwalben wandern →»

## II

Eine rätselvolle Seele fragte sich: Wenn das ein gemaltes Bild wäre, so hätte man ein Schulbeispiel von Kitsch vor sich. Wenn das ein «lebendes Bild» wäre, so würde man die versunkene Sentimentalität eines einst beliebt gewesenen Gesellschaftsspiels vor sich haben, also etwas, das zur Hälfte Kitsch, zur andern Hälfte aber traurig wie ein eben verklungenes Glockenspiel ist. Doch da es nun ein singendes lebendes Bild ist, was ist es da? Es liegt wohl über diesen Spielereien der trefflichen russischen Emigranten ein Glanz wie von Zuckerfluß, aber man lächelt bloß nachsichtig, während man gewiß vor einem Ölbild gleicher Art raste: Sollte es möglich sein, daß der Kitsch, wenn ihm eine und dann zwei Dimensionen des Kitsches zuwachsen, erträglicher und immer weniger kitschig wird?

Es ist nicht anzunehmen und nicht zu leugnen.

Wie aber ist es dann, wenn dem Kitschigen noch eine Dimension mehr zuwächst und es volle Wirklichkeit wird? Sind wir nicht in Unterständen gesessen, für morgen lag etwas in der Luft, und ein Kamerad begann zu singen? Ach, es war schwermütig. Und es war Kitsch. Aber es war ein Kitsch, der nur noch als eine Traurigkeit mehr mit in der Traurigkeit lag, als eine uneingestandene Unlust an dieser aufgezwungenen Kameraderie. Im Grunde hätte man manches fühlen können in dieser jahrelangen letzten Stunde, und der Druck der Todesvorstellung mußte nicht gerade ein Öldruck sein.

Ist also die Kunst nicht ein Mittel, um den Kitsch vom Leben abzublättern? Schichtenweise legt sie ihn bloß. Je abstrakter sie wird, desto durchsichtiger wird die Luft. Je weiter sie sich vom Leben entfernt, desto klarer wird sie? Welche Verkehrtheit ist es zu behaupten, das Leben sei wichtiger als die Kunst! Das Leben ist gut, soweit es der Kunst standhält: was nicht kunstfähig am Leben ist, ist Kitsch!

Aber was ist Kitsch?

## III

Der Dichter X. wäre in einer noch etwas schlechteren Zeit ein beliebter Familienblatterzähler geworden. Er hätte dann vorausgesetzt, daß das Herz auf bestimmte Situationen immer mit den gleichen bestimmten Gefühlen antwortet. Der Edelmut wäre in der bekannten Weise edel, das verlassene Kind beweinenenswert und die Sommerlandschaft herzstärkend gewesen. Es ist zu bemerken, daß sich damit zwischen den Gefühlen und den Worten eine feste, eindeutige, gleichbleibende Beziehung eingestellt hätte, wie sie das Wesen des Begriffs ausmacht. Der Kitsch, der sich so viel auf das Gefühl zugute tut, macht also aus Gefühlen Begriffe.

Nun ist aber X. infolge der Zeitumstände statt guter Familienblatterzähler schlechter Expressionist geworden. Als solcher stellt er geistige Kurzschlüsse her. Er ruft Mensch, Gott, Geist, Güte, Chaos und spritzt aus solchen Vokabeln gebildete Sätze aus. Wenn er die volle Vorstellung oder wenigstens die volle Unvorstellbarkeit mit ihnen verbände, so könnte er das gar nicht tun. Aber die Worte sind lang vor ihm in Büchern und Zeitungen schon sinnvolle und sinnlose Verbindungen eingegangen, er hat sie oft beisammen gesehen, und schon bei kleinster Ladung mit Bedeutung zuckt zwischen ihnen der Funke. Das ist aber nur die Folge davon, daß er nicht an erlebten Vorstellungen denken gelernt hat, sondern schon an den von ihnen abgezogenen Begriffen.

Der Kitsch erweist sich in diesen beiden Fällen als etwas, was das Leben von den Begriffen abblättert. Schichtenweise legt er sie bloß. Je abstrakter er wird, desto kitschiger wird er. Der Geist ist gut, soweit er noch dem Leben standhält.

Aber was ist Leben?

#### IV

Leben ist leben: wer es nicht kennt, dem ist es nicht zu beschreiben. Es ist Freundschaft und Feindschaft, Begeisterung und Ernüchterung, Peristaltik und Ideologie. Das Denken hat neben anderen Zwecken den, geistige Ordnungen darin zu schaffen. Auch zu zerstören. Aus vielen Erscheinungen des Lebens macht der Begriff eine, und ebenso oft macht eine Erscheinung des Lebens aus einem Begriff viele neue. Bekanntlich wollen unsere Dichter nicht mehr denken, seit sie von der Philosophie gehört zu haben glauben, daß man Gedanken nicht denken darf, sondern sie leben muß.

Das Leben ist an allem schuld.

Aber um Gottes willen: was ist leben?

#### V

Es ergeben sich zwei Syllogismen:

Die Kunst blättert den Kitsch vom Leben.

Der Kitsch blättert das Leben von den Begriffen.

Und: Je abstrakter die Kunst wird, desto mehr wird sie Kunst.

Je abstrakter der Kitsch wird, desto mehr wird er Kitsch.

Das sind zwei herrliche Syllogismen. Wer sie auflösen könnte!

Nach dem zweiten scheint es, daß Kitsch = Kunst ist. Nach dem ersten aber ist Kitsch = Begriff – Leben, Kunst = Leben – Kitsch = Leben – Begriff + Leben zwei = Leben – Begriff. Nun ist aber, nach II, Leben = 3 x Kitsch und daher Kunst = 6 x Kitsch – Begriff.

Also was ist Kunst?

## VI

Wie gut hat es ein schwarzer Husar. Die schwarzen Husaren haben geschworen, zu siegen oder zu sterben, und gehen in dieser Uniform einstweilen zur Freude aller Frauen spazieren. Das ist keine Kunst. Das ist das Leben!

Warum behauptet man aber dann, es sei nur ein lebendes Bild?

[ < ]

## Türen und Tore

Türen gehören der Vergangenheit an, wengleich bei Bauwettbewerben Hintertüren noch vorkommen sollen.

Eine Türe besteht aus einem rechteckigen, in die Mauer eingelassenen Holzrahmen, an dem ein drehbares Brett befestigt ist. Dieses Brett läßt sich gerade noch zur Not verstehen. Denn es soll leicht sein, damit man es gut bewegen kann, und es paßt zu dem Eichen- oder Nußgehölz, das bis vor kurzem in jedem ordentlichen Familienzimmer angepflanzt worden ist. Dennoch hat auch dieses Brett schon das meiste von seiner Bedeutung eingebüßt. Noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts konnte man an ihm horchen, und welche Geheimnisse erfuhr man bisweilen! Der Graf hatte seine Stieftochter enterbt, und der Held, der sie heiraten sollte, hörte gerade noch rechtzeitig, daß man ihn vergiften wolle. Das sollte einer in einem zeitgenössischen Haus versuchen! Ehe er dazu käme, an der Tür zu horchen, hätte er alles schon längst durch die Wände erfahren. Ja, nicht nur das: schon der leiseste Gedanke wäre ihm nicht entgangen. Warum hat sich noch kein Rundfunkdichter des modernen Betonbaus bemächtigt?! Er ist die Schicksalsbühne für das Hörspiel!

Noch viel unzeitgemäßer als die Tür selbst ist ihr Rahmen. Blickt man bei geöffneten Türen durch eine Zimmerflucht, so glaubt man den Angsttraum eines Fußballstürmers zu erleben, dem ein Tor hinter dem andern entgegentritt. Es gibt auch eine Sorte von Galgen, an die es erinnert. Warum macht man so etwas? Technisch ließe sich ein gutes Schließen auch ohne diese Pfähle erreichen; sie sind wahrhaftig nur da, um das Auge zu erfreuen. Dem Auge erschiene es, wie man annimmt, kahl, wenn die Tür an die Mauer oder an ein unsichtbares Metallband schlösse. Das wäre für das gebildete Auge nicht anders, als wenn zwischen Hand und Ärmel keine Stulpe hervorguckte. Und wirklich haben diese Türrahmen auch eine ähnliche Geschichte wie die Röllchen. Als die Zimmer noch gewölbt wurden, kannte man sie nicht; die Türe drehte sich um zwei schöne, schmiedeeiserne Mauerhaken. Später lernte man flache Decken bauen, und sie wurden von schweren Holzbalken getragen; mit Stolz auf das Neue zeigte man diese Balken, verkleidete die Felder zwischen ihnen auch noch mit Holz, und es entstanden die schönen

getäfelten Decken. Noch später versteckte man die Balken unter einer Stuckdecke, aber an den Türen ließ man ein Rändchen von Holz hervorschauen. Schließlich baut man heute Eisenbeton- statt Ziegelwände, aber das hölzerne Rändchen, von nirgendwo kommend, angeklebt, einsam, sinnlos, nur mit dem Fensterrahmen verschwistert, muß die Sitte wahren. Ist das nicht aufs Haar genau die Geschichte des Hemdes, das zuerst in einem breit dem Auge geöffneten Ausschnitt der Kleidung und mit Hals- und Handkrause begann? Dann verschwand es unter dem Rock, aber Kragen und Stulpe ragten noch aus dem Anzug. Dann trennten sich Kragen und Stulpe vom Hemde ab, und zum Schluß, ehe wieder ein Wandel zum Besseren eintrat, wurden Kragen und Röllchen einsame Symbole der Kultur, die man, um zu zeigen, was sich gehöre, an irgendeine geheime Unterlage knöpfte.

Es sei diese Entdeckung, daß Holztüren Röllchen sind, dem berühmten Architekten gewidmet, der herausgefunden hat, daß der Mensch, da er auf der Klinik geboren wird und im Spitale stirbt, auch seine Lebensräume mit aseptischer Nüchternheit ausfüllen müsse. Man nennt so etwas ungezwungene Entwicklung des Bauens aus dem Geist der Zeit; aber offenbar ist es in der Gegenwart etwas schwierig. Der Mensch früherer Zeiten, Schloßherr wie Städter, lebte in seinem Haus; seine Stellung im Leben zeigte sich darin an, speicherte sich dort auf. Man empfing noch in der Biedermeierzeit bei sich; heute macht man das bloß nach. Das Haus hat dem gedient, was man scheinen wollte, und dafür ist immer Geld übrig; heute sind aber andere Dinge da, die diesen Zweck erfüllen: Reisen, Automobile, Sport, Winteraufenthalte, Appartements in Luxushotels. Die Phantasie des Zeigens, was man ist, geht in dieser Richtung, und wenn ein reicher Mann sich nun trotzdem ein Haus baut, so bleibt etwas Künstliches daran, etwas Privates, das keine Erfüllung einer allgemeinen Sehnsucht mehr ist. Und wie soll es erst Türen geben, wenn es kein «Haus» gibt?! Die einzig originelle Tür, die unsere Zeit hervorgebracht hat, ist die gläserne Drehtür des Hotels und des Warenhauses.

Die Tür hat früher als Teil für das Ganze das Haus vertreten, so wie das Haus, das man besaß, und das Haus, das man machte, die Stellung des Besitzers zeigen sollten. Die Tür war ein Eingang zu einer Gesellschaft von Bevorzugten, die sich dem Ankömmling, je nachdem, wer er war, öffnete oder verschloß, was gewöhnlich schon sein Schicksal entschied. Ebenso gut eignete sie sich aber auch für den kleinen Mann, der außen nicht viel zu bestellen hatte, jedoch hinter seiner Tür sofort den Gottvaterbart umhängte. Sie war darum allgemein beliebt und erfüllte eine lebendige Aufgabe im allgemeinen Denken. Die vornehmen Leute öffneten oder verschlossen ihre Türen, und der Bürger konnte mit ihnen außerdem ins Haus fallen. Er konnte sie auch offen einrennen. Er konnte zwischen Tür und Angel seine Geschäfte erledigen. Konnte vor seiner oder einer fremden Tür kehren. Er konnte jemand die Tür vor der Nase zuschlagen, konnte ihm die Tür weisen, ja, er konnte ihn sogar bei der Tür hinauswerfen: das war eine Fülle von Beziehungen zum Leben, und sie zeigen jene treffliche Mischung von Realistik und Symbolik, welche die Sprache nur aufbringt, wenn uns etwas sehr wichtig ist.

Diese großen Zeiten der Türen sind vorbei! Es ist sehr empfindungsvoll, jemand zuzurufen, daß man ihn zur Türe hinauswerfen werde, aber wer hat je wirklich einen hinaus«fliegen» gesehen? Wenn es selbst manchmal versucht wird, so hat der Vorgang doch selten mehr die großartige Einseitigkeit, die seinen Reiz ausmacht, denn die Kompetenzen und Kräfte sind heute verworren. Man schlägt auch niemand mehr die Tür vor der Nase zu, sondern nimmt schon die telephonische Anmeldung seines Besuches nicht entgegen; und vor seiner eigenen Tür zu kehren, ist eine unverständliche Zumutung geworden. Das sind längst undurchführbare Redensarten, sind nur noch freundliche Einbildungen, die uns mit Wehmut beschleichen, wenn wir alte Tore betrachten. Dunkelnde Geschichte um ein Loch, das die Gegenwart vorläufig noch für den Zimmermann



offen gelassen hat.

[ < ]

## Denkmale

Denkmale haben außer der Eigenschaft, daß man nicht weiß, ob man Denkmale oder Denkmäler sagen soll, noch allerhand Eigenheiten. Die wichtigste davon ist ein wenig widerspruchsvoll; das Auffallendste an Denkmälern ist nämlich, daß man sie nicht bemerkt. Es gibt nichts auf der Welt, was so unsichtbar wäre wie Denkmäler. Sie werden doch zweifellos aufgestellt, um gesehen zu werden, ja geradezu, um die Aufmerksamkeit zu erregen; aber gleichzeitig sind sie durch irgend etwas gegen Aufmerksamkeit imprägniert, und diese rinnt Wassertropfen-auf-Ölbezug-artig an ihnen ab, ohne auch nur einen Augenblick stehenzubleiben. Man kann monatelang eine Straße gehen, man wird jede Hausnummer, jede Auslagenscheibe, jeden Schutzmann am Weg kennen, und es wird einem nicht entgehen, wenn ein Zehnpfennigstück auf dem Gehsteig liegt; aber man ist bestimmt jedesmal sehr überrascht, wenn man eines Tages nach einem hübschen Stubenmädchen ins erste Stockwerk schießt und dabei eine metallene, gar nicht kleine, Tafel entdeckt, auf der in unauslöschlichen Lettern eingegraben steht, daß an dieser Stelle von achtzehnhundertsoundsoviel bis achtzehnhundertundeinigemehr der unvergeßliche Soodernichtso gelebt und geschaffen habe.

Es geht vielen Menschen selbst mit überlebensgroßen Standbildern so. Man muß ihnen täglich ausweichen oder kann ihren Sockel als Schutzinsel benutzen, man bedient sich ihrer als Kompaß oder Distanzmesser, wenn man ihrem wohlbekanntem Platz zustrebt, man empfindet sie gleich einem Baum als Teil der Straßenkulisse und würde augenblicklich verwirrt stehen bleiben, wenn sie eines Morgens fehlen sollten: aber man sieht sie nie an und besitzt gewöhnlich nicht die leiseste Ahnung davon, wen sie darstellen, außer daß man vielleicht weiß, ob es ein Mann oder eine Frau ist.

Es wäre falsch, sich durch einige Ausnahmen täuschen zu lassen. Etwa durch jene paar Standbilder, die der Mensch mit dem Baedeker in der Hand suchen geht, wie den Gattamelata oder den Colleone, was eben ein ganz besonderes Verhalten ist; oder durch Gedenktürme, die eine ganze Landschaft versperren; oder durch Denkmäler, die einen Verein bilden, wie die über ganz Deutschland verbreiteten Bismarckdenkmäler.

Solche energischen Denkmäler gibt es; und dann gibt es auch noch solche, die der Ausdruck eines lebendigen Gedankens und Gefühls sind: aber der Beruf der meisten gewöhnlichen Denkmale ist es wohl, ein Gedenken erst zu erzeugen, oder die Aufmerksamkeit zu fesseln und den Gefühlen eine fromme Richtung zu geben, weil man annimmt, daß es dessen einigermaßen bedarf; und diesen ihren Hauptberuf verfehlen Denkmäler immer. Sie verscheuchen geradezu das, was sie anziehen sollten. Man kann nicht sagen, wir bemerkten sie nicht; man müßte sagen, sie entmerken uns, sie entziehen sich unseren Sinnen: es ist eine durchaus positive, zur Tätlichkeit neigende Eigenschaft von ihnen!

Nun, man kann das ohne Zweifel erklären. Alles Beständige büßt seine Eindruckskraft ein. Alles, was die Wände unseres Lebens bildet, sozusagen die Kulisse unseres Bewußtseins, verliert die Fähigkeit, in diesem Bewußtsein eine Rolle zu spielen. Ein lästiges dauerndes Geräusch hören wir nach einigen Stunden nicht mehr. Bilder, die wir an die Wand hängen, werden binnen wenigen Tagen von der Wand aufgesogen; es kommt äußerst selten vor, daß man sich vor sie

hinstellt und sie betrachtet. Bücher, die man, halb gelesen, in die prächtigen Bändereien der Bibliothek einstellt, liest man nie mehr zu Ende. Ja, es genügt bei empfindlichen Personen, daß sie ein Buch, dessen Anfang ihnen gefallen hat, kaufen, und sie werden es nie wieder in die Hand nehmen. In diesem Fall wird der Vorgang schon aggressiv; man kann seinen unerbittlichen Ablauf aber auch an höheren Gefühlen verfolgen, und dann ist er es immer, zum Beispiel im Familienleben. Dort scheidet sich mit dem Satze: Muß ich dir denn in jeder Viertelstunde erneut sagen, daß ich dich liebe?! – unzähligemal der feste eheliche Besitz von der flatterhaften Lust. Und in welchem erhöhtem Maße müssen sich diese psychologischen Nachteile, denen das Beständige ausgesetzt ist, bei Erscheinungen aus Erz und Marmor geltend machen!

Wenn man es gut mit Monumenten meint, muß man daraus unerbittlich den Schluß ziehen, daß sie einen wider unsere Natur gerichteten Anspruch an uns stellen und zu seiner Erfüllung ganz besonderer Anstalten bedürfen. Wollte man die Warnungstafel für Kraftwagen so unauffällig einfarbig ausgestalten wie Denkmale, so wäre das ein Verbrechen. Auch die Lokomotiven pfeifen doch schrille und keine versonnenen Klänge, und selbst den Briefkasten gibt man eine anlockende Farbe. Mit einem Wort, auch Denkmäler sollten sich heute, wie wir es alle tun müssen, etwas mehr anstrengen! Ruhig am Wege stehn und sich Blicke schenken lassen, könnte jeder; wir dürfen heute von einem Monument mehr verlangen. Wenn man erst diesen Gedanken erfaßt hat – der sich dank gewisser Strömungen des Geistes langsam durchzusetzen beginnt – erkennt man, wie rückständig unsere Denkmalkunst ist, verglichen mit der zeitgenössischen Entwicklung des Anzeigenwesens. Warum greift der in Erz gegossene Held nicht wenigstens zu dem anderwärts längst überholten Mittel, mit dem Finger an eine Glasscheibe zu klopfen? Weshalb drehen sich die Figuren einer Marmorgruppe nicht umeinander, wie es bessere Figuren in den Geschäftsauslagen tun, oder klappen wenigstens die Augen auf und zu? Das mindeste, was man verlangen müßte, um die Aufmerksamkeit zu erregen, wären bewährte Aufschriften wie «Goethes Faust ist der beste!» oder «Die dramatischen Ideen des bekannten Dichters X. sind die billigsten!»

Leider wollen das die Bildhauer nicht. Sie verstehen, wie es scheint, nicht unser Zeitalter des Lärms und der Bewegung. Wenn sie einen Herrn in Zivil darstellen, so sitzt er reglos auf einem Stuhl oder steht da, die Hand zwischen dem zweiten und dritten Knopf seines Rockes, auch hält er zuweilen eine Rolle in der Hand, und es zuckt keine Miene in seinem Gesicht. Er sieht gewöhnlich aus wie die schweren Melancholiker in den Nervenheilanstalten. Wenn die Menschen nicht für Denkmale seelenblind wären und bemerken könnten, was oben vorgeht, so müßten sie, wenn sie vorbeikommen, das Gruseln haben wie an den Mauern eines Irrenhauses. Noch gruseliger ist es, wenn die Bildhauer einen General oder einen Prinzen darstellen. Die Fahne flattert in der Hand, und es geht kein Wind. Das Schwert ist gezückt, und niemand fürchtet sich davor. Der Arm weist gebieterisch vorwärts, aber kein Mensch denkt daran, ihm zu folgen. Selbst das Pferd, das sich mit sprühenden Nüstern zum Sprung erhoben hat, bleibt auf den Hinterhufen stehen, starr vor Staunen darüber, daß die Menschen unten, statt zur Seite zu treten, ruhig ein Wurstbrot in den Mund stecken oder eine Zeitung kaufen. Bei Gott, Denkmalsfiguren machen keinen Schritt und machen doch immerwährend einen Faux pas. Es ist eine verzweifelte Lage.

Ich glaube, daß ich mit diesen Ausführungen einiges zum Verständnis von Denkmalsfiguren, Gedenktafeln und dergleichen habe beitragen können. Vielleicht sieht einer oder der andere von nun an jene an, die an seinem Weg stehen. Was aber trotzdem immer unverständlicher wird, je länger man nachdenkt, ist die Frage, weshalb denn, wenn die Dinge so liegen, gerade großen Männern Denkmale gesetzt werden? Es scheint eine ganz ausgesuchte Bosheit zu sein. Da man

ihnen im Leben nicht mehr schaden kann, stürzt man sie gleichsam mit einem Gedenkstein um den Hals, ins Meer des Vergessens.

[ < ]

### **Der Malsteller**

Wenn man durch mehrere Jahre gezwungen ist, Gemäldeausstellungen zu durchwandern, so muß man eines Tages den Begriff Malsteller erfinden. Er verhält sich zum Maler wie der Schriftsteller zum Dichter. Das Wort bringt Ordnung in verwirrte Erscheinungen. Es leben die Schriftsteller seit Beginn unserer Zeitrechnung von der Umstellung der zehn Gebote Gottes und einigen Fabeln, die ihnen die Antike überliefert hat; die Annahme, daß auch die Malstellerei nur von einigen malerischen Grundeinfällen lebt, ist darum schon im voraus nicht unwahrscheinlich.

Zehn wären nicht wenig. Denn wenn man zehn Einfälle richtig anwendet, das heißt in wechselnder Anordnung verbindet, so ergibt das, Rechenfehler vorbehalten, Dreimillionensechshundertachtundzwanzigtausendachthundert verschiedene Kombinationen. Jede dieser Kombinationen wäre anders und alles doch immer das gleiche. Der Kenner könnte ein Leben zurücklegen und zählen: Eins-zwei-drei-vier-fünf ..., Zwei-eins-drei-vier-fünf ..., Drei-zwei-eins-vier-fünf ... und so weiter. Freilich wäre der Kenner empört und sähe sich in seinen bedeutenden Fähigkeiten geschädigt.

Es scheint auch, daß es nach etlichen Hunderttausend den Malstellern selbst zu dumm wird, und sie wechseln dann die «Richtung». Was eine Richtung ist, sieht man auf den ersten Blick, wenn man einen Ausstellungssaal betritt. Man möchte es viel schwerer erkennen, wenn man vor ein einzelnes Bild träte; aber über mehrere Wände ausgespannt, lassen sich Kunstschulen, -richtungen und -zeiten so deutlich wie Tapetenmuster unterscheiden. Hingegen wirkt es meistens undeutlich, wie sie theoretisch begründet werden. Ich will damit den Malstellern nicht nahetreten; sie geben rechtschaffene Arbeit, können viel, und persönlich sind sie meistens Individualitäten. Aber die Produktionsstatistik ebnet das ein.

Eine Benachteiligung, die ihnen widerfährt, muß man übrigens dabei anführen: daß ihre Werke offen an der Wand hängen. Bücher haben den Vorteil, daß sie eingebunden sind, und oft unaufgeschnitten. Dadurch bleiben sie länger berühmt; sie halten sich frisch, und der Ruhm beginnt doch erst dort, wo man von einer Sache weiß, sie aber nicht kennt. Dafür haben die Malsteller freilich wieder den Vorteil, daß sie weit regelmäßiger «gefragt werden» und «notieren» als die Schriftsteller. Wenn es den Kunsthandel nicht gäbe, wie schwer wäre es zu unterscheiden, was einem besser gefällt! Christus hat seinerzeit die Händler aus dem Tempel vertrieben: ich bin aber überzeugt, wenn man den rechten Glauben besitzen könnte, dann könnte man ihn auch verkaufen, dann könnte man sich auch mit ihm schmücken, und dann gäbe es sehr viel mehr Glauben in der Welt als jetzt!

Ein anderer Vorzug der Malerei ist es, daß sie eine Technik hat. Schreiben kann jedermann. Malen kann vielleicht auch jedermann, aber es ist nicht so bekannt. Man hat Techniken und Stile erfunden, um es zu verheimlichen. Denn so zu malen wie ein anderer: das kann nicht jedermann; das muß man studiert haben. Die mit Recht jetzt so bewunderten malenden Volksschulkinder fielen in der Kunstakademie durch; aber auch der umlernende Akademiker muß viel Mühe darauf verwenden, um sich an Stelle seiner Konvention das kindliche Zeichnen anzueignen. Alles in allem ist es ein historischer Irrtum zu glauben, daß die Meister Schule machen, die Schüler

machen sie!

Genau betrachtet, ist aber auch nicht wahr, daß jeder schreiben kann; im Gegenteil, niemand kann es, jeder schreibt bloß mit und ab. Es ist unmöglich, daß ein Gedicht von Goethe heute auf die Welt käme; und schriebe es durch ein Wunder Goethe selbst, so wäre es ein anachronistisches und vielfach zweifelhaftes neues Gedicht, obgleich es doch auch das herrliche alte wäre! Gibt es eine andere Erklärung für dieses Mysterium, als daß dieses Gedicht von keinem zeitgenössischen Gedicht abgeschrieben erschiene, es sei denn von solchen, die von ihm selbst abgeschrieben sind? Gleichzeitigkeit bedeutet immer Abschreiben. Unsere Ahnen schrieben Prosa in langen, schönen wie Locken gedrehten Sätzen; wir – obgleich auch wir es noch in der Schule so gelernt haben – tun es in kürzeren, die Sache rascher zu Boden setzenden; und niemand in aller Welt kann seine Gedanken von der Art befreien, in der seine Zeit das Sprachkleid trägt. Kein Mensch weiß darum, wieviel er von dem, was er schreibt, auch genau so meint, und beim Schreiben verdrehn die Menschen beiweitem nicht so die Worte wie die Worte den Menschen.

Vielleicht kann also doch auch nicht jedermann malen? Offenbar, der Maler kann es nicht, nicht in dem Sinn, den der Malsteller damit verbindet. Der Maler und der Dichter sind nach Ansicht ihrer Zeitgenossen zunächst immer bloß die, die das nicht können, was die Mal- und Schriftsteller können. Darum halten sich doch sogar viele Schriftsteller für Dichter und Malsteller für Maler. Der Unterschied stellt sich gewöhnlich erst heraus, wenn es zu spät ist. Denn dann ist bereits eine neue Generation von Stellern da, die das schon kann, was der Maler und der Dichter eben erst gelernt haben.

Damit hängt es wohl auch zusammen, daß der Maler und der Dichter immer der Vergangenheit oder der Zukunft anzugehören scheinen; sie werden immer erwartet oder als ausgestorben beklagt. Wenn aber einmal einer leibhaftig dafür gilt, muß es durchaus nicht immer der Richtige sein.

[ < ]

### Eine Kulturfrage

Können Sie angeben, was ein Dichter ist?

Man sollte einmal diese Frage ausschreiben wie eins der geistigen Turniere, wo um die Frage gekämpft wird: «Wer hat Herrn Stein ermordet? (In dem Roman, dessen Veröffentlichung morgen in unserer Unterhaltungsbeilage beginnt)» oder: «Was hat Römisch-drei zu tun, wenn Römisch-eins anders ausspielt, als es auf dem letzten Bridgekongreß empfohlen worden ist?»

Es ist aber nicht zu erwarten, daß eine Zeitung ohneweiters auf diesen Vorschlag einginge, und wenn sie es täte, so würde sie ihm eine ansprechendere Form geben. Zumindest die: «Wer ist Ihr Lieblingsdichter?» Aber auch die Fragen: «Wen halten Sie gegenwärtig für den größten Dichter?» und «Welches ist das beste Buch dieses Jahres (auch: «Monats») gewesen?» scheinen sich durch ihre anregende Wirkung zu empfehlen.

Daraus erfährt der Mensch von Zeit zu Zeit, welche Arten von Dichtern es gibt, und es sind immer größte, bedeutendste, echtste, anerkannteste und gelesenste. Aber was der Dichter ohne Beiwaage sei, wann ein schlicht schreibendes Geschöpf Dichter sei, und nicht «der bekannte Autor von ...», diese Frage ist seit Menschengedenken überhaupt nicht gestellt worden. Unverkennbar, die Welt schämt sich ihrer, als hätte sie einen Beiklang von Biedermeiers

Posthorn! Und doch, so wird es kommen, daß der Mensch mit Bestimmtheit zu sagen vermag, was Kaffee Hag, was ein Rolls Royce, was ein Segelflugzeug ist, aber in Verlegenheit geraten wird, wenn seine Kindeskinde voll Spannung ihn fragen: «Urgroßvater, zu deiner Zeit soll es ja noch Dichter gegeben haben. Was ist das?»

Er wird ihnen vielleicht zu erzählen versuchen, daß es Dichter so wenig gegeben zu haben brauche wie den Teufel. Denn man sage doch auch mit größter Bestimmtheit: «Pfui Teufel!» «Zum Teufel!» «Zankteufel!» «Armer Teufel!» und dergleichen mehr, ohne daß man darum schon an den Teufel glaubte. So etwas gehört zum Leben der Sprache, und auf das Leben der deutschen Sprache gäbe keine Unfallversicherungsgesellschaft auch nur das geringste. Aber diese Ausrede wird leicht zu widerlegen sein. Denn mag das Wort «Dichter» in der Geschichte des Geistes unserer Zeit auch noch so wenig bedeuten, unauslöschlich werden kommende Geschlechter seine unerwartete Spur in der Wirtschaftsgeschichte vorfinden! Eine Überlegung, wie viele Menschen heute von dem Wort Dichter leben, findet kaum ein Ende, auch wenn man ganz an der wunderlichen Lüge vorbeisieht, daß selbst der Staat behauptet, für nichts da zu sein, als die Künste und Wissenschaften zu göttlicher Blüte zu bringen. Da läßt sich etwa mit den literarischen Professuren und Seminaren beginnen, und man käme von ihnen auf den gesamten Universitätsbetrieb mit Quästoren, Pedellen, Sekretären und anderen, an deren Unterhalt sie teilhaben. Oder man beginnt mit den Verlegern, käme auf die Verlage mit ihren Angestellten, auf die Kommissionäre, die Sortimentere, die Druckereien, die Papier- und Maschinenfabriken, die Eisenbahn, Post, Steuerbehörde, die Zeitungen, die Ministerialdezernenten, die Intendanten: Kurz, je nach Geduld könnte sich jedermann einen Tag lang diese Zusammenhänge kreuz und quer ausmalen, und was sich immer gleich bliebe, wäre, daß alle diese tausende Menschen bald gut, bald schlecht, bald ganz, bald teilweise davon leben, daß es Dichter gibt: obwohl niemand weiß, was ein Dichter ist, niemand mit Bestimmtheit sagen kann, daß er einen Dichter gesehen habe, und alle Preisausschreibungen, Akademien, Honorar- und Honorationenempfangen nicht die Sicherheit geben, daß man einen lebend einfängt.

Ich schätze, daß heute in der ganzen Welt wirklich einige Dutzend von ihnen noch vorhanden sind. Ob sie davon leben können, daß man von ihnen lebt, ist ungewiß: einige werden wohl dazu imstande sein, andere nicht: das ist alles im Dunkel. Wollte man ähnliche Verhältnisse zum Vergleich heranziehen, so ließe sich vielleicht sagen, daß unzählige Menschen davon leben, daß es Hühner oder davon, daß es Fische gibt; aber die Fische und Hühner leben nicht davon, sondern sterben daran. Auch wäre sogar zu bemerken, daß unsere Hühner und Fische selbst eine Weile davon leben, daß sie sterben müssen: Aber dieser ganze Vergleich scheitert daran, daß man von diesen Geschöpfen weiß, was sie sind, daß es sie wirklich gibt und daß sie keine Störung der Fisch- oder Hühnerzucht mitsichbringen, wogegen der Dichter ganz entschieden eine Störung der Geschäfte bedeutet, die sich auf der Dichtung aufbauen. Hat er Geld oder Glück, so wird man es mit ihm nicht so genau nehmen; sobald er sich aber vermäße, ohne diese beiden sein Erstgeburtsrecht zu beanspruchen, so müßte er, wohin er auch käme, nicht anders wirken als ein Gespenst, das den Einfall hat, uns an ein Darlehen zu erinnern, das unseren Urahnen zur Zeit der Griechen gewährt worden ist. Nach einigen belanglosen idealistischen Beteuerungen würde er in den Verlagen gefragt werden, ob er glaube, eine Dichtung verfertigen zu können, der ein Mindestabsatz von dreißigtausend Exemplaren gewiß sei; und in den Redaktionen würde ihm angeboten werden, kleine Geschichten zu schreiben, die sich aber, was gewiß nur natürlich sei, in die Bedürfnisse einer Zeitung zu schicken hätten. Er aber müßte erwidern, daß er sich darauf nicht verstehe; und ebenso könnte er in Bühnenvertrieben, Buchgemeinderäten und anderen Kulturgenossenschaften nur eine berechtigte Mißstimmung erregen. Denn man will ihm überall wohl und hat, da er sich weder für Kassenstücke, noch Unterhaltungsromane, noch Tonfilme

eignet, das dunkle Gefühl, wenn man all das zusammenzieht, was dieser Mann nicht könne, so bleibe vielleicht wirklich nur übrig, daß er eine ungewöhnliche Begabung sei. Aber dann kann man ihm eben auch nicht helfen, und man müßte kein Mensch sein, wenn man ihm das schließlich nicht übernehme, um Ruhe vor ihm zu haben.

Als einmal ein solches Gespenst verdurstet um die Einnahmequellen Berlins strich, gab dem ein junger, behender, prangender Schriftsteller, der die entlegensten Verdienstmöglichkeiten bemeisterte und darum das Gefühl hatte, daß er es auch nicht leicht habe, erschüttert mit den Worten Ausdruck: Herrgott, wenn ich so viel Talent hätte wie dieser Esel, was würde ich damit anfangen! Er irrte sich.

[ < ]

### Unter lauter Dichtern und Denkern

Es heißt, die Bücher hätten heute keine Größe und die Schriftsteller vermöchten große nicht mehr zu schreiben. Das mag unbestritten bleiben; aber wie wäre es, den Satz einmal umzukehren und die Annahme zu erproben, die deutschen Leser vermöchten nicht mehr zu lesen? Wächst nicht mit der Länge des Gelesenen, vornehmlich wenn dieses wirklich eine Dichtung ist, in steigenden Potenzen ein bis dahin unaufgeklärter Widerstand, der nicht das gleiche wie Mißfallen ist? Es geschieht nicht anders, als ob die Pforte, durch die ein Buch eintreten soll, krankhaft gereizt wäre und sich eng verschlösse. Viele Menschen befinden sich heute, wenn sie ein Buch lesen, in keinem natürlichen Zustand, sondern fühlen sich einer Operation unterworfen, in die sie kein Vertrauen haben.

Forscht man der Quelle nach und lauscht den Gesprächen darüber, so erfährt man, daß der Leser – der gute Leser, der kein Buch von Bedeutung ausläßt und der die Genies des Tages und des Zeitalters erkennt! – man erfährt, daß selbst dieser Leser meistens treulos bereit zu dem Zugeständnis ist, sofern er nur auf starken Widerstand stößt, daß, wirklich ernst genommen, das von ihm begünstigte Genie vielleicht kein Genie sei und daß es wirkliches Genie heute wohl überhaupt nicht gebe. Diese Erfahrung ist aber keineswegs nur auf die Schöne Literatur beschränkt. Auch daß die Medizin sich verfahren, die Mathematik sich verstiegen habe, der Philosophie der Begriff ihres Tuns verloren gegangen sei: an allen Ecken und Enden läßt sich der Laie heute so über den Fachmann vernehmen. Und da auch jeder Fachmann in Hunderten anderer Fächer Laie ist, ergibt das eine sehr große Summe übler Meinung.

Nun ist es natürlich schwer, auf den Zentimeter genau zu sagen, wie groß die vorhandenen Dichter, Denker und Forscher sind; aber darum handelt es sich auch gar nicht bei dieser Erscheinung, denn es stellt sich alsbald heraus, daß sie in ihrem Aufbau dem des bekannten alten Kinderspiels «Schwarzer Peter» gleicht. Die Dichter finden nicht etwa sich selbst, sondern die Forscher, Denker, Techniker und anderen Lichtspender ungenügend, und ebenso verhält es sich mit diesen. Mit einem Wort, dieser Kulturpessimismus, der jeden zu bedrücken scheint, geht grundsätzlich immer «auf Rechnung der andern»; und, trocken zusammengefaßt: der Mensch als Kulturkonsument ist mit dem Menschen als Kulturproduzenten auf eine heimtückische Weise unzufrieden.

Das verträgt sich aber auf wundersame Art mit seinem Gegenteil; denn nicht seltener, als sich die Klage vernehmen läßt, daß es wahres Genie nicht mehr gebe, läßt sich unter uns die Beobachtung anstellen, daß es nur noch Genie gibt. Man darf, wenn man die Nachrichten und Kritiken unserer

Zeitschriften und Zeitungen eine Weile durchblättert, wahrhaft staunen, wieviel erschütternde Seelenverkünder, größte, tiefste und ganz große Meister binnen wenigen Monaten erscheinen; und wie oft im Lauf solcher kurzer Zeit «endlich einmal wieder ein wahrer Dichter» der Nation geschenkt wird; und wie oft die schönste Tiergeschichte und der beste Roman der letzten zehn Jahre geschrieben werden. Einige Wochen später kann sich kaum noch jemand an diesen unvergeßlichen Eindruck erinnern.

Es läßt sich damit die zweite Beobachtung verbinden, daß die Ursprünge fast aller solchen Urteile in Kreisen liegen, die hermetisch gegeneinander abgedichtet sind. Sie werden gebildet von zusammengehörenden Verlagen, Autoren, Kritikern, Blättern, Lesern und Erfolgen, die darüber nicht hinausreichen; und alle diese Kreislein und Kreise, deren Größe einer Liebhaberei oder einer politischen Partei entsprechen kann, haben ihre Genies oder zumindest ihren Niemand mit dem Prädikat Ist-sonst-da. Um die erfolgreichsten Personen bildet sich allerdings ein Kreis aus allen Kreisen, aber das darf eigentlich nicht täuschen; es sieht wohl aus, als ob das wahrhaft Bedeutende doch nicht verkannt werden könnte und eine Nation vorfände, es aufzunehmen, aber in Wahrheit hat der viele versammelnde Erfolg ein sehr zwieträchtiges Elternpaar: denn nicht sowohl, was allen etwas mitteilt, wird bewundert, als vielmehr was jedem das Seine läßt. Und wie der Ruhm eine Mischung ist, sind denn auch die Berühmten eine gemischte Gesellschaft.

Beschränkt man sie nicht nur auf die Schöne Literatur, so wird ihr als Gruppe aufgenommenes Bild überwältigend. Denn nichts bedeutet der Kreis, der Ring, die Schule oder der ausgebreitete Erfolg um den und jenen, der eine anerkannte geistige Beschäftigung ausübt, vergleicht man es mit der Unzahl von Sekten, welche die Läuterung des Geistes vom Einfluß des Kirschenessens, vom Theater der Freilandsiedlung, von der musikalischen Gymnastik, von der Eubiotik oder einer von tausend anderen Sonderlichkeiten erwarten. Es ist gar nicht zu sagen, wie viele solche Rom es gibt, von denen jedes einen Papst hat, dessen Namen Uneingeweihte nie gehört haben, von dem sich aber Eingeweihte die Erlösung der Welt versprechen. Ganz Deutschland ist voll von solchen geistigen Landsmannschaften: und aus dem großen Deutschland, wo berühmte Forscher nur von einer Lehrtätigkeit leben können und auserlesene Dichter gar nur vom Hausierhandel mit Feuilletons, aus diesem Deutschland strömen ungezählten Halbnarren Mittel und Teilnahme zur Entfaltung ihrer Schrullen, zum Druck von Büchern und zur Gründung von Zeitschriften zu. Darum sind zuletzt in Deutschland, vor seiner Verarmung, jährlich mehr als tausend neue Zeitschriften entstanden und über dreißigtausend Bücher erschienen, und es ist für ein weithin ragendes Zeichen geistiger Bedeutung gehalten worden.

Es ist leider mit weitaus größerer Sicherheit anzunehmen, daß es ein nicht rechtzeitig beachtetes Zeichen eines sich ausbreitenden Beziehungswahns gewesen ist; von dem betroffen, tausende Grüppchen jedes für sich das Leben an einer fixen Idee befestigten, so daß es bald nicht mehr wundernehmen kann, wenn sich ein echter Paranoiker kaum noch des Wettbewerbs der Amateure wird erwehren können.

[ < ]

### **Kunstjubiläum**

«Es ist leichter vorauszusagen, was die Welt in hundert Jahren tun wird, als wie sie in hundert Jahren schreiben wird. Warum? Die ganze Antwort eignet sich nicht für eine Tischrede.»  
(Aus einem unfertigen Buch, das die Frage ernster beantworten wird.)

Wenn einer, wie es zuweilen vorkommt, ein Theaterstück oder einen Roman wiedersieht, die vor zwanzig Jahren seine Seele im Verein mit anderen Seelen hingerissen haben, so erlebt er etwas, das eigentlich noch nie erklärt worden ist, weil es scheinbar jeder für natürlich hält: der Glanz ist weg, die Wichtigkeit ist weg, Staub und Motten fliegen bei der Berührung auf. Aber warum dieses Altern sein muß und was sich dabei eigentlich verändert, weiß man nicht. Die Komik aller Kunstjubiläen besteht darin, daß die alten Bewunderer so feierlich beunruhigte Gesichter machen, als ob ihnen der Kragenknopf hinter die Hemdbrust gerutscht wäre.

Es ist nicht das gleiche, wie einer alten Jugendgeliebten wieder zu begegnen, die mit den Jahren nicht schöner geworden ist. Denn dann begreift man zwar auch nicht mehr, was man einstens gestammelt hat, aber das hängt doch wenigstens mit der rührenden Vergänglichkeit alles Irdischen und dem bekannt unbeständigen Charakter der Liebe zusammen. Aber eine Dichtung, die man wiedersieht, ist wie eine Jugendgeliebte, die zwanzig Jahre in Spiritus gelegen hat: Nicht ein Härchen ist anders, und nicht ein Schüppchen der rosigen Epidermis hat sich verändert. Ein Schauer faßt dich an! Nun sollst du wieder sein, der du warst, der Schein besteht auf seinem Schein: das ist eine Streckfolter, bei der die Sohlen an ihrem Platz geblieben sind, aber der übrige Körper tausendmal um die sich drehende Erde gewickelt worden ist!

Gewesenes Kunsterlebnis wieder zu erleben ist auch anders, als anderen Gespenstern alter Erregungen und Begeisterungen zu begegnen: Feinden, Freunden, durchlärmten Nächten, überstandenen Leidenschaften. Alles dies ist samt seinen Bedingungen versunken, wenn es vorbei ist; es hat irgend einen Zweck erfüllt und ist von der Erfüllung aufgesogen worden; es war eine Strecke des Lebens oder eine Stufe der Person. Aber die gewesene Kunst diente zu nichts, ihr Einst hat sich unmerklich verloren und verlaufen, sie ist niemandes Stufe. Denn fühlt man sich wirklich höher stehen, wenn man auf das einst Bewunderte herabsieht? Man steht nicht höher, sondern bloß anderswo! Ja, ehrlich gesagt, wenn man auch vor einem älteren Bild mit wohligem, kaum unterdrückten Gähnen zur Kenntnis nimmt, daß man nicht mehr begeistert zu sein braucht, so ist man doch noch lange nicht begeistert davon, daß man nun die neuen bewundern soll. Man fühlt sich bloß von einem zeitlichen Zwang in den nächsten geraten, was keineswegs ausschließt, daß man sich höchst freiwillig und aktiv gebart; Freiwilligkeit und Unfreiwilligkeit sind ja nicht durchaus Gegensätze, sie mischen sich auch halb und halb, so daß man schließlich das Freiwillige unfreiwillig übertreibt oder das Unfreiwillige freiwillig, wie es im Leben oft vorkommt.

Dennoch steckt ein merkwürdiges Darüberhinaussein in diesem Anderswo. Es ist, wenn nicht alles trügt, als verwandt mit der Mode zu erkennen. Diese hat ja nicht nur die Eigenschaft, daß man sie nachträglich lächerlich findet, sondern auch die andere, daß man sich während ihrer Dauer schwer vorstellen kann, ein Mann, der nicht Zug um Zug ebenso lächerlich gekleidet sei wie man selbst, sei in seinen Ansichten ohne Vorbehalt ernst zu nehmen. Ich wüßte nicht, was bei unserer Bewunderung für die Antike einen angehenden Philosophen vor dem Selbstmord schützen könnte, wenn nicht der Umstand, daß Platon und Aristoteles keine Hosen trugen; die Hosen haben mehr, als man denkt, zum geistigen Aufbau Europas beigetragen, das ohne sie seinen klassisch-humanistischen Minderwertigkeitskomplex in Ansehen der Antike wahrscheinlich niemals losgeworden wäre. So ist es unser tiefstes Zeitgefühl, daß wir mit niemand tauschen möchten, der nicht in zeitgenössischen Kleidern lebt. Und auch in der Kunst haben wir wohl nur deshalb mit jedem neuen Jahr das Gefühl des Fortschritts; obgleich es vielleicht bloß Zufall ist, daß die Bilderausstellungen gemeinsam mit den neuen Moden auf das Frühjahr und den Herbst entfallen. Dieses Fortschrittsgefühl ist nicht angenehm. Es erinnert aufs äußerste an einen Traum, wo man auf einem Pferd sitzt und nicht herunter kann, weil es keinen



Augenblick stillsteht. Man möchte sich gern über den Fortschritt freuen, wenn er bloß ein Ende hätte. Man möchte gern einen Augenblick anhalten und vom hohen Roß zur Vergangenheit sprechen: Sieh, wo ich bin! Aber schon geht die unheimliche Entwicklung weiter, und wenn man das einigemal mitgemacht hat, so beginnt man sich jämmerlich zu fühlen, mit vier fremden Beinen unter dem Bauch, die unentwegt fortschreiten.

Welche Schlüsse wären nun aber daraus zu ziehen, daß es ebenso lächerlich-unangenehm ist, ältere Moden anzusehn, solange sie noch nicht Kostüm geworden sind, wie es lächerlich-unangenehm ist, ältere Bilder anzusehn, oder Hausfassaden, und Bücher von gestern zu lesen? Offenbar kein anderer als der, daß wir uns selbst unangenehm werden, sobald wir einen gewissen Abstand von uns haben. Diese Strecke des Schreckens vor uns selbst beginnt einige Jahre vor Jetzt und endet ungefähr bei den Großeltern, also dort, wo wir anfangen, ganz unbeteiligt zu sein. Erst was dort beginnt, ist nicht mehr veraltet, sondern alt, es ist unsere Vergangenheit, und nicht mehr das, was von uns vergangen ist. Was wir aber selbst getan haben und gewesen sind, liegt fast zur Gänze in der Strecke des Schreckens. Es wäre wahrhaft unerträglich, an alles erinnert zu werden, was man einmal für das Wichtigste gehalten hat, und die meisten Menschen, wenn man ihnen in vorgerückterem Alter tonfilmisch noch einmal ihre größten Gebärden und Auftritte vorführte, fänden sich erstaunlich wenig ansprechend. Wie ist das zu erklären? Offenbar liegt im Wesen des Irdischen eine Übertreibung, ein Superplus und Überschwang. Selbst zu einer Ohrfeige braucht man ja mehr, als man verantworten kann. Dieser Enthusiasmus des Jetzt verbrennt, und sobald er unnötig geworden ist, löscht ihn das Vergessen aus, das eine sehr schöpferische und inhaltsreiche Tätigkeit ist, durch die wir recht eigentlich erst, und fortlaufend immer von neuem, als jene unbefangene, angenehme und folgerichtige Person erstehen, um deretwillen wir alles in der Welt gerechtfertigt finden.

Darin stört uns die Kunst. Von ihr geht nichts aus, was ohne Enthusiasmus bestehen bleiben könnte. Sie ist sozusagen nur Enthusiasmus ohne Knochen und Asche, reiner Enthusiasmus, der zu nichts verbrennt, und doch im Rahmen oder zwischen Buchdeckeln hängen bleibt, als wäre nichts geschehen. Sie wird niemals unsere Vergangenheit, sondern bleibt immer unser Vergangenes. Begreiflicherweise blicken wir sie alle zehn oder fünfundzwanzig Jahre beklommen an!

Eine Ausnahme davon macht die große Kunst, freilich das, was streng genommen, allein Kunst heißen sollte. Aber das hat überhaupt nie so recht in die Gesellschaft der Lebenden gehört.

[ < ]

### Triedere

Zeitlupenaufnahmen tauchen unter die bewegte Oberfläche, und es ist ihr Zauber, daß sich der Zuschauer zwischen den Dingen des Lebens gleichsam mit offenen Augen unter Wasser umherschwimmen sieht. Das hat der Film volkstümlich gemacht; aber es ist schon lange vor ihm auf eine Weise zu erleben gewesen, die sich noch heutigentags durch ihre Bequemlichkeit empfiehlt: indem man nämlich durch ein Fernrohr etwas betrachtet, das man sonst nicht durch ein Fernrohr ansieht. In der Folge ist ein solcher Versuch beschrieben.

Als Gegenstand diente zu Beginn ein Anschlag am Tor eines schönen alten Hauses, das dem Beobachtungsort gegenüber lag und ein bekanntes staatliches Institut beherbergte; dieser Anschlag verkündete, bei Gebrauch des Trieders, daß das staatliche Institut von neun bis

sechzehn Uhr Amtsstunden habe. Schon da erstaunte der Beobachter; denn es war fünfzehn Uhr, und nicht nur war weit und breit kein Beamter mehr zu erblicken, sondern er entsann sich auch nicht, jemals um diese Stunde mit unbewaffnetem Auge einen gesehen zu haben. Endlich entdeckte er hinter einem entlegenen Fenster zwei winzige, dicht nebeneinander stehende Herren, die mit den Fingern an die Scheiben trommelten und auf die Straße hinabsahen. Aber er entdeckte sie nicht nur, sondern wie sie nun, in dem kleinen Kreis seines Instruments gefangen, dastanden, verstand er sie auch herzlich und bemerkte mit Stolz, wie wichtig das Triedern für Beamte noch werden könne, und überhaupt für Männer, die eine geheiligte Zahl von Bürostunden abzusitzen haben.

Als zweites kam dann das Haus daran, worin sich das beobachtete Amt befand. Es war ein altes Palais, mit Fruchtgewinden am Kapital der Steinpfeiler und schöner Gliederung nach der Höhe und Breite, und während der Späher noch die Beamten gesucht hatte, war ihm schon aufgefallen, wie deutlich sich dieses Pfeilerwerk, diese Fenster und Gesimse ins Fernglas hineinstellten; nun, da er sie mit einem gesammelten Blick erfaßte, erschrak er beinahe vor der steinernen perspektivischen Korrektheit, mit der sie zu ihm herüberblickten. Er wurde plötzlich inne, daß er bisher diese zu einem Punkt im Hintergrund zusammenlaufenden Waagrechten, diese, je weiter seitlich, umso trapezförmiger, zusammengezogenen Fenster, ja diesen ganzen Absturz vernünftiger, gewohnter Begrenzungen in einen irgendwo seitlich und hinten gelegenen Trichter der Verkürzung nur für einen Alp der Renaissance gehalten hatte: eigentlich für eine grauenvolle Malersage vom Verschwinden der Linien, die gerüchtweise übertrieben werde, wenn auch etwas Richtiges an ihr sein möge. Nun sah er sie aber überlebensgroß, und weit schlimmer als das unwahrscheinlichste Gerücht, vor seinen eigenen Augen.

Wer es nicht glaubt, daß die Welt so ist, der triedere die Straßenbahn. Vor dem Palais machte sie einen S-förmigen Doppelbogen. Ungezähltemal hatte sie unser Beobachter von seinem zweiten Stockwerk aus daherkommen, eben diesen S-förmigen Doppelbogen machen und wieder davonfahren gesehen; sie, die Straßenbahn: in jedem Augenblick dieser Entwicklung der gleiche längliche rote Wagen. Als er sie nun durch das Trieder betrachtete, bemerkte er aber etwas völlig Anderes: Eine unerklärliche Gewalt drückte plötzlich diesen Kasten zusammen wie eine Pappschachtel, seine Wände stießen immer schräger aneinander, gleich sollte er platt sein; da ließ die Kraft nach, er fing hinten an breit zu werden, durch alle seine Flächen lief wieder eine Bewegung, und während der verduzte Augenzeuge noch den angehaltenen Atem aus der Brust läßt, ist die alte, vertraute rote Schachtel wieder in Ordnung. Das geschah nun, als er mit dem Glas zusah, alles so deutlich an dem öffentlichen Ding, und nicht etwa persönlich bloß in seinem Auge, daß er darauf hätte schwören mögen, es sei nicht minder wirklich, als wenn ein Fächer geöffnet und geschlossen wird. Und wer es nicht glauben will, der kann es nachprüfen. Er bedarf nur einer Wohnung dazu, auf die eine Straßenbahn in S-förmiger Schleife zukommt.

Sobald diese Entdeckung gemacht war, sah sich der Entdecker natürlich die Frauen an; und da enthüllte sich ihm die ganze unverwüstliche Bedeutung menschlichen Kuppelbaus. Was rund ist an der Frau, und damals nach dem Willen der Mode noch sorgfältiger verheimlicht wurde als heute, so daß es bloß als kleine rhythmische Unebenheit im knabenhaften Fluß der Bewegung erschien, wölbte sich unter dem unbestechlichen Blick des Trieders wieder zu den ureinfachen Hügeln, aus denen die ewige Landschaft der Liebe besteht. Rings darum öffneten und schlossen sich, aufgeregt von jedem Schritt, unerwartet viel wispernde Falten im Kleid. Sie verkündeten dem gewöhnlichen Auge das unantastbare Ansehen der Trägerin oder das Lob des Schneiders und verrieten heimlich, was nicht gezeigt wird; denn in Vergrößerung gesehn, werden Impulse zur Ausführung, und durch ein Glas beobachtet, wird jede Frau eine psychologisch belauschte

Susanna im Bade des Kleides. Es war aber überraschend, wie bald sich solche kennerhafte Neugierde unter der unverrückbaren und offenbar etwas boshaften Ruhe des Triöderblicks verflüchtigte und bloß noch als Gefackel und Geflacker zwischen den ewigen, sich gleichbleibenden Werten ausnahm, die keine Psychologie brauchen.

Genug davon! Das beste Mittel gegen einen anzüglichen Mißbrauch dieses weltanschaulichen Werkzeugs ist es, an seine Theorie zu denken. Sie heißt Isolierung. Man sieht Dinge immer mitsamt ihrer Umgebung an und hält sie gewohnheitsmäßig für das, was sie darin bedeuten. Treten sie aber einmal heraus, so sind sie unverständlich und schrecklich, wie es der erste Tag nach der Weltschöpfung gewesen sein mag, ehe sich die Erscheinungen aneinander und an uns gewöhnt hatten. So wird auch in der glashellen Einsamkeit alles deutlicher und größer, aber vor allem wird es ursprünglicher und dämonischer. Ein Hut, der eine männliche Gestalt nach schöner Sitte krönt, eins mit dem Ganzen des Mannes von Welt und Macht, durchaus ein nervöses Gebilde, ein Körper-, ja sogar ein Seelenteil, entartet augenblicklich zu etwas Wahnsinnähnlichem, wenn das Triöder seine romantischen Beziehungen zur Umwelt unterbindet und die richtigen optischen herstellt. Die Anmut einer Frau ist tödlich durchschnitten, sobald sie das Glas vom Rocksäum aufwärts als einen sackartigen Raum erfaßt, aus dem zwei geknickte kurze Stelzchen hervorkommen. Und wie beängstigend wird das Zähnefletschen der Liebenswürdigkeit und wie säuglingshaft komisch der Zorn, wenn sie sich, von ihrer Wirkung getrennt, hinter der Sperre des Glases befinden! Zwischen unseren Kleidern und uns und auch zwischen unseren Bräuchen und uns besteht ein verwickeltes moralisches Kreditverhältnis, worin wir ihnen erst alles leihen, was sie bedeuten, und es dann mit Zinseszins wieder von ihnen ausborgen; darum nähern wir uns auch augenblicklich dem Bankerott, wenn wir ihnen den Kredit kündigen.

Natürlich hängen damit die vielbelächelten Torheiten der Mode zusammen, die den Menschen ein Jahr lang verlängern und in einem andern Jahr verkürzen, die ihn dick machen und dünn, die ihn bald oben breit und unten schmal, bald oben schmal und unten breit machen, die in einem Jahr alles an ihm empor und im nächsten alles wieder bergab kämmen, die seine Haare nach vorn und hinten, rechts und links streichen. Sie stellen, wenn man sie ohne alles Mitfühlen betrachtet, eine überraschend geringe Anzahl von geometrischen Möglichkeiten dar, zwischen denen auf das leidenschaftlichste abgewechselt wird, ohne die Überlieferung jemals ganz zu durchbrechen. Werden auch noch die Moden des Denkens, Fühlens und Handelns einbezogen, von denen ähnliches gilt, so erscheint unsere Geschichte dem empfindlich gewordenen Auge kaum anders als ein Pferch, zwischen dessen wenigen Wänden die Menschenherde besinnungslos hin und her stürzt. Und doch, wie willig folgen wir dabei den Führern, die eigentlich selbst nur entsetzt voranfliehen, und welches Glück grinst uns aus dem Spiegel entgegen, wenn wir Anschluß haben, aussehen wie alle, und alle anders aussehen als gestern! Warum das alles?! Vielleicht befürchten wir mit Recht, daß unser Charakter wie ein Pulver auseinanderfallen könnte, wenn wir ihn nicht in eine öffentlich zugelassene Tüte stecken.

Der Beobachter endete schließlich bei den Füßen, das heißt an der Stelle, wo sich der Mensch aus dem Tierreich erhebt. Und wie unheimlich ist sie bei Mann und Frau! Man weiß ja auch davon einiges schon aus dem Kino, wo berühmte Helden und Heldinnen eilig aus dem Hintergrund hervorwatscheln wie Enten. Aber das Kino dient der Liebe zum Dasein und bemüht sich, dessen Schwächen zu beschönigen, was ihm denn auch mit fortschreitender Technik gelingt. Ganz anders das Triöder! Unerbittlich hält es darauf zu zeigen, wie lächerlich sich die Beine oben von den Hüften abstoßen und wie täppisch sie unten auf Absatz und Sohle landen; das schwankt nicht nur unmenschlich und kommt mit dem dicken Ende zuerst an, sondern vollführt auch dazwischen

meistens noch die aufschlußreichsten persönlichen Grimassen. Der Mann hinter dem Instrument hatte binnen fünf Minuten zwei solche Fälle beobachten können. Kaum hatte er einen jungen Kavalier mit Sportkappe aufs Korn genommen, dessen Socken wie der Hals einer Ringeltaube gestreift waren, als er auch schon gewahrte, wie dieser gelassen neben seinem Mädchen als Gebieter Schlendernde bei jedem seiner langsamen Schritte das Bein mit einem angestregten winzigen Ruck aus dem Stand schleudern mußte. Kein Arzt, kein Mädchen, auch nicht er ahnte noch das Grauen, das ihm bevorstand; bloß das Triëder löste die kleine Gebärde der Hilflosigkeit aus der allseitigen Harmonie der Brutalität und ließ die heranwachsende Zukunft im Bild erscheinen! Etwas Harmloseres geschah an dem freundlichen, rundlichen Mann in den besten Jahren, der rasch daherkam und der Welt eine wohlwollende, zutuliche Art des Gehens darbot: Nach einem Schnitt durch die Mitte, der die Beine auspräparierte, kam augenblicklich hervor, daß der Fuß ganz scheußlich einwärts aufgekantet wurde; und nun, da an dieser Stelle der Schein durchbrochen war, pendelten auch die Arme eigensinnig in den Schulterpfannen, die Schultern zogen am Genick, und statt eines Ganzen des Wohlwollens war mit einem Male ein menschliches System zu sehen, das nur darauf bedacht war, sich selbst zu behaupten, und gar nichts für andere übrig hatte!

Auf solche Weise trägt also das Fernglas sowohl zum Verständnis des einzelnen Menschen bei als auch zu einer sich vertiefenden Verständnislosigkeit für das Menschsein. Indem es die gewohnten Zusammenhänge auflöst und die wirklichen entdeckt, ersetzt es eigentlich das Genie oder ist wenigstens eine Vorübung dazu. Vielleicht empfiehlt man es aber gerade darum vergeblich. Benutzen doch die Menschen das Glas sogar im Theater dazu, die Illusion zu erhöhen, oder im Zwischenakt um nachzusehen, wer da ist, wobei sie nicht das Unbekannte suchen, sondern die Bekannten.

[◀ ]

### **Hier ist es schön**

Es gibt viele Menschen, die sich von ihren Vergnügungsreisen an berühmte Orte führen lassen. Sie trinken in ihrem Hotelgarten Bier, und wenn sie dazu angenehme Bekanntschaften machen, freuen sie sich schon auf die Erinnerung. Am letzten Tag gehen sie bis zum nächsten Papierladen; dort kaufen sie Ansichtskarten, und dann kaufen sie noch beim Kellner Ansichtskarten. Die Ansichtspostkarten, welche diese Menschen kaufen, sehen in der ganzen Welt einander ähnlich. Sie sind koloriert; die Bäume und Wiesen giftgrün, der Himmel pfaublau, die Felsen sind grau und rot, die Häuser haben ein geradezu schmerzliches Relief, als könnten sie jeden Augenblick aus der Fassade fahren; und so eifrig ist die Farbe, daß sie gewöhnlich auch noch auf der anderen Seite ihrer Kontur als schmaler Streif mitläuft. Wenn die Welt so aussähe, könnte man wirklich nichts Besseres tun, als ihr eine Marke aufzukleben und sie in den nächsten Kasten zu werfen. Auf diese Ansichtskarten schreiben diese Menschen: «Hier ist es unbeschreiblich schön» oder: «Hier ist es herrlich» oder: «Schade, daß Du diese Pracht nicht mit mir sehen kannst». Manchmal schreiben sie auch: «Du kannst Dir keine Vorstellung machen, wie schön es hier ist» oder: «wie wir hier schwelgen!»

Man muß diese Leute aber nur richtig verstehen! Sie freuen sich sehr, daß sie auf der Reise sind und so viele schöne Dinge sehn, die andre nicht sehen können; aber es bereitet ihnen Pein und Verlegenheit, diese Dinge anzuschauen. Wenn ein Turm höher ist als andere Türme, ein Abgrund tiefer als die gewöhnlichen Abgründe oder ein berühmtes Bild besonders groß oder klein ist, so

geht es ja an, denn dieser Unterschied läßt sich festhalten und erzählen; sie versuchen darum auch, einen berühmten Palast immer besonders weitläufig zu finden oder besonders alt, und unter den Landschaften bevorzugen sie die wilden. Könnte man sie bloß über Fahrpläne, Hotelpreise und Uniformen täuschen (aber gerade das kann man nie!) und sie unversehens auf einen Felsen in der Sächsischen Schweiz setzen, so vermöchte man ihnen einen echten Matterhornschauer einzureden, denn schwindlig genug ist es auch in Sachsen. Wenn aber etwas nicht hoch, tief, groß, klein oder auffallend angestrichen, kurzum wenn etwas nicht etwas ist, sondern bloß schön, dann würgen sie wie an einem großen, glatten Bissen, der nicht hinauf- und nicht hinabgeht, der zu nachgiebig ist, an ihm zu ersticken, und zu unnachgiebig, als daß man ein Wort hervorbringen könnte. So entstehen eben jene Och! und Ach!, die peinliche Erstickungslaute sind. Man kann sich nicht gut mit den Fingern in den Hals greifen; und eine bessere Art, die nötigen Worte aus dem Mund zu bringen, hat man nicht gelernt. Es ist unrecht, sich darüber lustig zu machen. Diese Ausrufe drücken eine sehr schmerzliche Beklemmung aus.

Geschulte Kunstbetrachter haben natürlich ganz besondere Handgriffe dafür, und über diese wäre nun freilich auch mancherlei zu sagen; aber das könnte wohl zu weit führen. Trotz aller Beklemmung fühlen übrigens auch die unverdorbenen Menschen eine ehrliche Freude, wenn sie etwas anerkannt Schönes betrachten dürfen. Diese Freude hat merkwürdige Abstufungen. Sie enthält zum Beispiel den gleichen Stolz, wie wenn man erzählen kann, man sei an einem Bankgebäude gerade zu der Stunde vorbeigekommen, wo der berühmte Defraudant X. daraus entflohen sein müsse; andere Leute beseligt es schon, die Stadt zu betreten, wo Goethe acht Tage geweiht hat, oder den angeheirateten Vetter der Dame zu kennen, die als erste den Ärmelkanal durchschwommen hat; ja, es gibt Menschen, die es bereits als etwas Besonderes empfinden, überhaupt in einer so großen Zeit zu leben. Es scheint sich immer um irgendein Dabeigewesensein zu handeln; aber zu leicht darf es im allgemeinen nicht sein, es muß einen Hauch von persönlicher Erlesenheit besitzen. Denn so sehr die Menschen es leugnen, indem sie behaupten, ganz von ihren Tätigkeiten ausgefüllt zu sein, haben sie eine kindische Freude an persönlichen Erlebnissen und jener nicht zu beschreibenden Bedeutung, die man durch sie erhält. Ihr «persönliches Schicksal» berührt sie dann, was eine ganz sonderbare Sache ist. «Eben hatte er noch mit mir gesprochen, und dann glitt er aus und brach sich das Bein ...!»: wenn sie so etwas sagen können, fühlen sie, daß hinter dem großen blauen Fenster mit den Wolkengardinen jemand lange gestanden ist und sie angeschaut hat.

Und man wird es vielleicht nicht glauben, aber wirklich meistens nur aus diesem Grund geschieht es, daß man selbst in die Orte reist, von denen man Ansichtskarten kauft, was ja an und für sich ganz unverständlich wäre, da es doch viel einfacher ist, sich die Karten kommen zu lassen. Und darum müssen diese Karten auch unabweislich- und überlebensschön sein; wenn sie einmal natürlich werden sollten, wird die Menschheit etwas verloren haben. «So sieht es offenbar hier aus» – sagt man und betrachtet sie mißtrauisch; dann schreibt man darunter: Du machst dir keine Vorstellung, wie schön das ist ...! Es ist die gleiche Wendung, mit der ein Mann einem anderen anvertraut: Du kannst dir keine Vorstellung machen, wie sehr sie mich liebt ...

[ < ]

### **Wer hat dich, du schöner Wald ...?**

Wenn es sehr heiß ist und man einen Wald sieht, so singt man: «Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?» Das geschieht mit automatischer Sicherheit und gehört zu den

Reflexbewegungen des deutschen Volkskörpers. Je ohnmächtiger die von Hitze aufgequollene Zunge schon überall im Munde anstößt und je ähnlicher einer Haifischhaut die Kehle bereits geworden ist, desto empfindungsvoller reißen sie die letzte Kraft zu einem musikalischen Finish zusammen und beteuern, daß sie den Meister loben wollen, solange' noch die Stimm' erschallt. – Dieses Lied wird mit der ganzen Unbeugsamkeit jenes Idealismus gesungen, den am Ende aller Leiden ein Getränk erwartet.

Man braucht sich aber nur, wer immer es sei, einmal durch längere Zeit in der Gegend jenes hitzeschwangeren vierzigsten Fiebergrads befunden zu haben, wo der Grenzverkehr zwischen Tod und Leben beginnt, um allen Spott über dieses Lied fahren zu lassen. Man liegt dann – angenommen: nach einem schweren Unglücksfall, operiert und doch wieder ganz geworden – als Genesender in dem schönen Sanatorium eines Kurorts, in weiße Tücher und Decken gehüllt, auf einem luftüberströmten Balkon, und die Welt ist nur ein fernes Summen; jede Wette, wenn das Sanatorium diese Möglichkeit hat, wird man auch so gebettet, daß man wochenlang nichts vor Augen sieht als das steile, grüne Waldzelt eines Berges. Man wird so geduldig wie ein Kiesel in einem Bach, um den das Wasser spült. Das Gedächtnis ist noch voll Fieber und der überstandenen süßen Trockenheit nach der Narkose. Und man erinnert sich bescheiden, daß man in den Tagen und Nächten, wo Tod und Leben miteinander stritten und die tiefsten oder doch letzten Gedanken am Platz gewesen wären, rein nichts gedacht hat, als immer das gleiche: wie man auf einer Hochsommerwanderung sich dem kühlen Saum eines Waldes nähert. Immer von neuem taucht die Einbildung aus der galligen Glut der Sonne in das feuchte Dunkel, um sogleich wieder zwischen prallen Feldern von neuem heranwandern zu müssen. Wie wenig bedeuten Gemälde, Romane, Philosophien in solchen Augenblicken! In diesem Zustand der Schwäche schließt sich das, was einem an Körper geblieben ist, wie eine fiebernde Hand, und die geistigen Wünsche schmelzen darin weg, wie Körnchen Eis, die nicht zu kühlen vermögen. Man nimmt sich vor, fortan ein Leben zu führen, das so alltäglich wie nur möglich sein werde, von ernstesten Bemühungen um Wohlhabenheit und ihre Genüsse erfüllt, die so einfach und unveränderlich sind wie der Geschmack der Kühle, des Behagens und der friedlichen Tätigkeit. Oh, man verabscheut alles Ungewöhnliche, Anstrengende und Geniale, solange man krank ist, und sehnt sich nach den ewigen, von Mensch zu Mensch gleichen, gesunden Mittelwerten. Steckt darin ein Problem? Mag es warten! Einstweilen ist es die wichtigere Frage, ob in einer Stunde Hühnerbouillon oder schon etwas Erquicklicheres auf den Tisch kommt, und man summt vor sich hin: «Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben ...» Das Leben erscheint so sonderbar gerade gebogen; denn, nebenbei bemerkt, auch musikalisch ist man vordem nie gewesen.

Aber allmählich schritt die Genesung fort, und mit ihr kehrte der böse Geist wieder. Man stellt Beobachtungen an. Gegenüber dem Balkon steht noch immer das grüne Waldzelt eines Berges, man brummt ihm noch immer das dankbare Lied zu, das nun einmal nicht abzuschütteln ist; aber eines Tages nimmt man Kenntnis davon, daß der Wald nicht bloß aus einer Notenfolge, sondern aus Bäumen besteht, die man vor Wald nicht bemerkt hat. Wenn man scharf hinsieht, kann man sogar erkennen, daß diese freundlichen Riesen sich Licht und Boden mit dem Futterneid von Pferden streitig machen. Still stehen sie beisammen, hier vielleicht eine Gruppe Fichten, dort eine Gruppe Buchen; es sieht so natürlich dunkel und hell aus wie gemalt und so moralisch erbaulich wie der schöne Zusammenhalt von Familien, aber in Wahrheit ist es der Abend einer tausendjährigen Schlacht. Gibt es denn nicht gelehrte Kenner der Natur, von denen wir erfahren können, daß die reckenhafte Eiche, heute fast schon ein Sinnbild der Einsamkeit, einst in unabsehbaren Heeren ganz Deutschland überzogen hat? Daß die Fichte, die jetzt alles andere verdrängt, ein später Eindringling ist? Daß irgendwann eine Zeit des Buchenreiches aufgerichtet worden ist, und ein anderes Mal ein Imperialismus der Erlen? Es gibt eine Baumwanderung, wie

es eine Völkerwanderung gibt, und wo du einen einheitlichen urwüchsigen Wald siehst, ist es ein Heerhaufen, der sich auf dem erkämpften Schlachthügel befestigt hat; und wo dir gemischter Baumschlag das Bild friedlichen Beisammenseins vorzaubert, sind es versprengte Streiter, zusammengedrückte Reste feindlicher Scharen, die einander vor Erschöpfung nicht mehr vernichten können!

Immerhin ist das noch Poesie, wenn es auch gerade nicht die des Friedens ist, den wir im Walde suchen; die wahre Natur ist auch darüber schon hinaus. Genese an ihrem Herzen, und du wirst – sofern man dir alle Vorzüge moderner Natur bietet – mit zunehmender Kräftigung eines Tages auch noch die zweite Beobachtung machen, daß ein Wald meistens aus Bretterreihen besteht, die oben mit Grün verputzt sind. Das ist keine Entdeckung, sondern nur ein Eingeständnis; ich vermute, man könnte den Blick gar nicht ins Grün tauchen, wenn es nicht schon mit schnurgeraden Spalten dafür angelegt wäre. Die schlaun Försrer sorgen bloß für ein wenig Unregelmäßigkeit, für irgendeinen Baum, der hinten etwas aus der Reihe tritt, um den Blick abzufangen, einen querlaufenden Schlag oder einen gestürzten Stamm, den man sommersüber liegen läßt. Denn sie haben ein feines Gefühl für die Natur und wissen, daß man ihnen nicht mehr glauben möchte. Urwälder haben etwas höchst Unnatürliches und Entartetes. Die Unnatur, die der Natur zur zweiten Natur geworden ist, fällt in ihnen in Natur zurück. Ein deutscher Wald macht so etwas nicht.

Ein deutscher Wald ist seiner Pflicht bewußt, daß man von ihm singen könne: Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben? Wohl den Meister will ich loben, solange' noch meine Stimm' erschallt! Der Meister ist ein Forstmeister, Oberforstmeister oder Forstrat, und hat den Wald so aufgebaut, daß er mit Recht sehr böse wäre, wenn man darin seine sachkundige Hand nicht sofort bemerken wollte. Er hat für Licht, Luft, Auswahl der Bäume, für Zufahrtswege, Lage der Schlagplätze und Entfernung des Unterholzes gesorgt und hat den Bäumen jene schöne, reihenförmige, gekämmte Anordnung gegeben, die uns so entzückt, wenn wir aus der wilden Unregelmäßigkeit der Großstädte kommen. Hinter diesem Forstmissionar, der einfältigen Herzens den Bäumen das Evangelium des Holzhandels predigt, steht eine Güterdirektion, Domänenverwaltung oder fürstliche Kammer und schreibt es vor. Nach ihren Anordnungen entstehen soundso viel tausend Holzmeter freier Aussicht oder jungen Grüns alljährlich, sie verteilt die herrlichen Blicke und den kühlen Schatten. Aber nicht in ihrer Hand ruht das letzte Geschick. Noch höher als sie thronen in der Reihe der Waldgötter der Holzhändler und seine Abnehmer, die Sägewerke, Holzstoffabriken, Bauunternehmer, Schiffswerften, Pappwaren- und Papiererzeuger ... Hier verliert sich der Zusammenhang in jenes namenlose Geschling, jenen gespenstischen Güter- und Geldkreislauf, welcher selbst einem Menschen, der vor Armut aus dem Fenster springt, die Gewißheit gibt, daß er durch die Folgen einen wirtschaftlichen Einfluß ausübt, und der auch dich, wenn du im verzweifelten Sommer der Großstadt deine Hose auf einer Holzbank und eine Holzbank an deiner Hose abwetzt, zum Geburtenregler von Wollschafen und Wäldern macht, die alle der Teufel holen möge.

Soll man nun singen: Wer hat dich, du schönes Magazin der Technik und des Handels, aufgebaut so hoch da droben? Wohl die Ameisensäuregewinnung (aus der Holzfasern; aber je nach den Umständen auch andre Verwertungsarten) will ich loben, solange' noch meine Stimm' erschallt!–? Die Frage wird allgemein verneint werden. Noch ist der Ozon des Waldes da, noch seine sanfte grüne Masse, seine Kühle, seine Stille, seine Tiefe und Einsamkeit. Es sind unausgenutzte Nebenprodukte der Forsttechnik und so herrlich überflüssig, wie es der Mensch auf Urlaub ist, wenn er nichts ist als er selbst. Darin besteht noch immer eine tiefe Verwandtschaft. Der Busen der Natur ist zwar künstlich, aber auch der Mensch auf Urlaub ist ein künstlicher Mensch. Er hat

sich vorgenommen, nicht an Geschäfte zu denken; das bedeutet nahezu ein inneres Schweigegebot, nach kurzer Zeit wird alles unsäglich still und öd vor Glück in ihm. Wie dankbar ist er dann für die kleinen Zeichen, leisen Worte, welche die Natur für ihn bereit hat! Wie schön sind Wegmarkierungen, Inschriften, die verraten, daß es noch eine Viertelstunde bis zum Wirtshaus Waldruhe dauert, Bänke und verwitterte Tafeln, welche die zehn Verbote der Forstverwaltung verkünden; die Natur wird beredt! Wie glücklich ist er, wenn er Teilnehmer findet, um auf einer Landpartie gemeinsam der Natur entgegenzutreten; Genossen für ein Kartenspiel im Grünen oder eine Bowle bei Sonnenuntergang! Durch solche kleinen Hilfen gewinnt die Natur die Vorzüge eines Öldrucks, und es gibt dann gleich nicht mehr so viel des Verwirrenden. Ein Berg ist dann ein Berg, ein Bach ein Bach, Grün und Blau stehen mit großer Deutlichkeit nebeneinander, und keinerlei Schwierigkeiten des Verstehens hindern den Betrachter, auf dem kürzesten Weg zu der Überzeugung zu gelangen, daß es etwas Schönes ist, was er besitzt. Sobald man aber so weit gelangt ist, stellen sich auch die sogenannten ewigen Empfindungen mit Leichtigkeit ein. Frage einen Menschen von heute, der noch durch keinerlei Gerede verwirrt ist, was ihm besser gefalle, eine Landschaftsmalerei oder ein Öldruck, so wird er ohne Zögern antworten müssen, daß er einen guten Öldruck vorziehe. Denn der unverdorbene Mensch liebt die Deutlichkeit und den Idealismus, und zu beiden ist die Industrie weitaus geschickter als die Kunst.

In solchen Fragen deutete sich die fortschreitende Besserung unseres Kranken an. Der Arzt sagt zu ihm: «Kritisieren Sie so viel Sie wollen; üble Laune ist ein Zeichen der Genesung.» – «Das kann man wohl verstehen!» erwiderte der ins Leben Zurückkehrende bekümmert.

[ < ]

### **Der bedrohte Ödipus**

Obwohl boshaft und einseitig, erhebt diese Kritik keinen Anspruch auf wissenschaftliche Objektivität.

Hatte der antike Mensch seine Szylla und seine Charybdis, so hat der moderne Mensch den Wassermann und den Ödipus; denn wenn es ihm gelungen ist, ersteren zu vermeiden und mit Erfolg einen Nachkommen auf die Beine zu stellen, kann er desto sicherer damit rechnen, daß diesen der zweite holt. Man darf wohl sagen, daß ohne Ödipus heute so gut wie nichts möglich ist, nicht das Familienleben und nicht die Baukunst.

Da ich selbst noch ohne Ödipus aufgewachsen bin, kann ich mich natürlich nur mit großer Vorsicht über diese Fragen äußern, aber ich bewundere die Methoden der Psychoanalyse. Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit an das Folgende: Wenn einer von uns Knaben von einem anderen mit Beschimpfungen so überhäuft wurde, daß ihm beim besten Willen nichts einfiel, den Angriff mit gleicher Kraft zu erwidern, so gebrauchte er einfach das Wörtchen «selbst», das, in die Atempausen des anderen eingeschaltet, auf kurzem Wege alle Beleidigungen umkehrte und zurückschickte. Und ich habe mich sehr gefreut, als ich beim Studium der psychoanalytischen Literatur wahrnehmen konnte, daß man allen Personen, die vorgeben, daß sie nicht an die Unfehlbarkeit der Psychoanalyse glauben, sofort nachweist, daß sie ihre Ursachen dazu hätten, die natürlich wieder nur psychoanalytischer Natur seien. Es ist das ein schöner Beweis dafür, daß auch die wissenschaftlichen Methoden schon vor der Pubertät erworben werden.

Erinnert die Heilkunde aber durch diesen Gebrauch der «Retourkutsche» an die herrliche alte Zeit



der Postreisen, so tut sie das zwar unbewußt, doch beileibe nicht ohne tiefenpsychologischen Zusammenhang. Denn es ist eine ihrer größten Leistungen, daß sie inmitten des Zeitmangels der Gegenwart zu einer gemächlichen Verwendung der Zeit erzieht, geradezu einer sanften Verschwendung dieses flüchtigen Naturprodukts. Man weiß, sobald man sich in die Hände des Seelenverbessers begeben hat, bloß, daß die Behandlung sicher einmal ein Ende haben wird, begnügt sich aber ganz und gar mit den Fortschritten. Ungeduldige Patienten lassen sich zwar schnell von ihrer Neurose befreien und beginnen dann sofort mit einer neuen, doch wer auf den rechten Genuß der Psychoanalyse gekommen ist, der hat es nicht so eilig. Aus der Hast des Tages tritt er in das Zimmer seines Freundes, und möge außen die Welt an ihren mechanischen Energien zerplatzen, hier gibt es noch gute alte Zeit. Teilnahmsvoll wird man gefragt, wie man geschlafen und was man geträumt habe. Dem Familiensinn, den das heutige Leben sonst schon arg vernachlässigt, wird seine natürliche Bedeutung wieder zurückgegeben, und man erfährt, daß es gar nicht lächerlich erscheint, was Tante Guste gesagt hat, als das Dienstmädchen den Teller zerbrach, sondern, richtig betrachtet, aufschlußreicher ist als ein Ausspruch von Goethe. Und wir können ganz davon absehen, daß es auch nicht unangenehm sein soll, von dem Vogel, den man im Kopf hat, zu sprechen, namentlich wenn dieser ein Vogel Storch ist. Denn wichtiger als alles einzelne und schlechthin das Wichtigste ist es, daß sich der Mensch, sanft magnetisch gestreichelt, bei solcher Behandlung wieder als das Maß aller Dinge fühlen lernt. Man hat ihm durch Jahrhunderte erzählt, daß er sein Verhalten einer Kultur schuldig sei, die viel mehr bedeute als er selbst; und als wir die Kultur im letzten Menschenalter zum größten Teil doch endlich losgeworden sind, war es wieder das Überhandnehmen der Neuerungen und Erfindungen, neben dem sich der Einzelne als ein Nichts vorkam: Nun aber faßt die Psychoanalyse diesen verkümmerten Einzelnen bei der Hand und beweist ihm, daß er nur Mut haben müsse und Keimdrüsen. Möge sie nie ein Ende finden! Das ist mein Wunsch als Laie; aber ich glaube, er deckt sich mit dem der Sachverständigen.

Ich werde darum von einer Vermutung beunruhigt, die ja möglicherweise nur meiner Laienhaftigkeit entspringt, vielleicht aber doch richtig ist. Denn soviel ich weiß, steht heute der vorhin erwähnte Ödipuskomplex mehr denn je im Mittelpunkt der Theorie; fast alle Erscheinungen werden auf ihn zurückgeführt, und ich befürchte, daß es nach ein bis zwei Menschenfolgen keinen Ödipus mehr geben wird! Man mache sich klar, daß er der Natur des kleinen Menschen entspringt, der im Schoß der Mutter sein Vergnügen findet und auf den Vater, der ihn von dort verdrängt, eifersüchtig sein soll. Was nun, wenn die Mutter keinen Schoß mehr hat?! Schon versteht man, wohin das zielt: Schoß ist ja nicht nur jene Körpergegend, für die das Wort im engsten Sinne geschaffen ist; sondern dieses bedeutet psychologisch das ganze brütend Mütterliche der Frau, den Busen, das wärmende Fett, die beruhigende und hegende Weichheit, ja es bedeutet nicht mit Unrecht sogar auch den Rock, dessen breite Falten ein geheimnisvolles Nest bilden. In diesem Sinn stammen die grundlegenden Erlebnisse der Psychoanalyse bestimmt von der Kleidung der siebziger und achtziger Jahre ab, und nicht vom Skikostüm. Und nun gar bei Betrachtung im Badetrikot: wo ist heute der Schoß? Wenn ich mir die psychoanalytische Sehnsucht, embryonal zu ihm zurückzufinden, an den laufenden und crawlenden Mädchen- und Frauenkörpern vorzustellen versuche, die heute an der Reihe sind, so sehe ich, bei aller Anerkennung ihrer eigenartigen Schönheit, nicht ein, warum die nächste Generation nicht ebensogern in den Schoß des Vaters zurückwollen.

Was aber dann?

Werden wir statt des Ödipus einen Orestes bekommen? Oder wird die Psychoanalyse ihre segensreiche Wirkung aufgeben müssen?

[ < ]

### III. Geschichten, die keine sind

#### Der Riese Agoag

Wenn der Held dieser kleinen Erzählung – und wahrhaftig, er war einer! – die Ärmel aufstriefte, kamen zwei Arme zum Vorschein, die so dünn waren wie der Ton einer Spieluhr. Und die Frauen lobten freundlich seine Intelligenz, aber sie «gingen» mit anderen, von denen sie nicht so gleichmäßig freundlich sprachen. Nur eine einzige ansehnliche Schöne hatte ihn einmal, und zu aller Überraschung, tieferer Teilnahme gewürdigt; aber sie liebte es, ihn mit zärtlichen Augen anzuschauen und dabei die Achseln zu zucken. Und nachdem sich das kurze Schwanken in der Wahl von Koseworten gelegt hatte, das gewöhnlich zu Beginn einer Liebe statt hat, nannte sie ihn: «Mein Eichhörnchen!»

Darum las er in den Zeitungen nur den Sportteil, im Sportteil am eifrigsten die Boxnachrichten und von den Boxnachrichten am liebsten die über Schwergewichte.

Sein Leben war nicht glücklich; aber er ließ nicht ab, den Aufstieg zur Kraft zu suchen. Und weil er nicht genug Geld hatte, in einen Kraftverein einzutreten, und weil Sport ohnedies nach neuer Auffassung nicht mehr das verächtliche Talent eines Leibes, sondern ein Triumph der Moral und des Geistes ist, suchte er diesen Aufstieg allein. Es gab keinen freien Nachmittag, den er nicht dazu benutzte, auf den Zehenspitzen spazieren zu gehen. Wenn er sich in einem Zimmer unbeobachtet wußte, griff er mit der rechten Hand hinter den Schultern vorbei nach den Dingen, die links von ihm lagen, oder umgekehrt. Das An- und Auskleiden beschäftigte seinen Geist als die Aufgabe, es auf die weitaus anstrengendste Weise zu tun. Und weil der menschliche Körper zu jedem Muskel einen Gegenmuskel hat, so daß der eine streckt, wenn der andere beugt, oder beugt, wenn jener streckt, gelang es ihm, sich bei jeder Bewegung die unsagbarsten Schwierigkeiten zu schaffen. Man kann wohl behaupten, daß er an guten Tagen aus zwei völlig fremden Menschen bestand, die einander unaufhörlich bekämpften. Wenn er aber nach solchem aufs beste ausgenutzten Tag ans Einschlafen ging, so spreizte er alle Muskeln, deren er überhaupt habhaft werden konnte, noch einmal gleichzeitig auseinander; und dann lag er in seinen eigenen Muskeln wie ein Stückchen fremdes Fleisch in den Fängen eines Raubvogels, bis ihn Müdigkeit überkam, der Griff sich löste und ihn senkrecht in den Schlaf fallen ließ. Es durfte nicht ausbleiben, daß er bei dieser Lebensweise unüberwindlich stark werde. Aber ehe das geschah, bekam er Streit auf der Straße und wurde von einem dicken Schwamm von Menschen verprügelt.

Bei diesem schimpflichen Kampf nahm seine Seele Schaden, er wurde niemals ganz so wie früher, und es war lange fraglich, ob er ein Leben ohne alle Hoffnung werde ertragen können. Da rettete ihn ein großer Omnibus. Er wurde zufällig Zeuge, wie ein riesenhafter Omnibus einen athletisch gebauten jungen Mann überfuhr, und dieser Unfall, so tragisch für das Opfer, gestaltete sich für ihn zum Ausgangspunkt eines neuen Lebens. Der Athlet wurde sozusagen vom Dasein abgeschält wie ein Span oder eine Apfelschale, wogegen der Omnibus bloß peinlich berührt zur Seite wich, stehen blieb und aus vielen Augen zurückglotzte. Es war ein trauriger Anblick, aber unser Mann nahm rasch seine Chance wahr und kletterte in den Sieger hinein.

Das war nun so, und von Stund an blieb es auch so: Für fünfzehn Pfennige durfte er, wann immer er wollte, in den Leib eines Riesen kriechen, vor dem alle Sportsleute zur Seite springen mußten. Der Riese hieß Agoag. Das bedeutete vielleicht

Allgemein-geschätzte-Omnibus-Athleten-Gesellschaft; denn wer heute noch Märchen erleben will, darf mit der Klugheit nicht ängstlich umgehn. Unser Held saß also auf dem Verdeck und war so groß, daß er alles Gefühl für die Zwerge verlor, die auf der Straße wimmelten.

Unvorstellbar wurde, was sie miteinander zu besprechen hatten. Er freute sich, wenn sie aufgeschreckt hopsten. Er schoß, wenn sie die Fahrbahn überquerten, auf sie los wie ein großer Kötter auf Spatzen. Er sah auf die Dächer der schmucken Privatwagen, die ihn früher immer durch ihre Vornehmheit eingeschüchtert hatten, jetzt, im Bewußtsein der eigenen Zerstörungskraft, ungefähr so herab, wie ein Mensch, mit einem Messer in der Hand, auf die lieben Hühner in einem Geflügelhof blickt. Es brauchte aber durchaus nicht viel Einbildung dazu, sondern bloß logisches Denken. Denn wenn es richtig ist, was man sagt, daß Kleider Leute machen, weshalb sollte das nicht auch ein Omnibus können? Man hat seine ungeheuerliche Kraft an oder um, wie ein anderer einen Panzer anlegt oder ein Gewehr umhängt; und wenn sich die ritterliche Heidenschaft mit einem schützenden Panzer vereinen läßt, weshalb dann nicht auch mit einem Omnibus? Und gar die großen Kraftnaturen der Weltgeschichte: war denn ihr schwacher, von den Bequemlichkeiten der Macht verwöhnter Leib das Furchtbare an ihnen, oder waren sie unüberwindlich durch den Apparat der Macht, mit dem sie ihn zu umgeben wußten? Und was ist es, dachte unser Mann, in seinem neuen Gedankenkreis thronend, mit allen den Edelleuten des Sports, welche die Könige des Boxens, Laufens und Schwimmens als Höflinge umgeben, vom Manager und Trainer bis zum Mann, der die blutigen Eimer wegträgt oder den Bademantel um die Schultern legt; verdanken diese zeitgenössischen Nachfolger der alten Truchsessen und Mundschenken ihre persönliche Würde ihrer eigenen oder den Strahlen einer fremden Kraft? Man sieht, er hatte sich durch einen Unfall vergeistigt.

Er benutzte nun jede freie Stunde nicht mehr zum Sport, sondern zum Omnibusfahren. Sein Traum war ein umfassendes Streckenabonnement. Und wenn er es erreicht hat, und nicht gestorben, erdrückt, überfahren worden, abgestürzt oder in einem Irrenhaus ist, so fährt er damit noch heute. Allerdings, einmal ging er zu weit und nahm auf seine Fahrten eine Freundin mit, in der Erwartung, daß sie geistige Männerschönheit zu würdigen wisse. Und da war in dem Riesenleib ein winziger Parasit mit dicken Schnurrbartspitzen, der lächelte die Freundin einigemal frech an, und sie lächelte kaum merklich zurück; ja, als er ausstieg, streifte er sogar versehentlich an sie und schien ihr dabei etwas zuzuflüstern, während er sich vor allen ritterlich entschuldigte. Unser Held kochte vor Wut; er hätte sich gerne auf den Nebenbuhler gestürzt, aber so klein dieser neben dem Riesen Agoag ausgesehen hätte, so groß und breit erschien er darin. Da blieb unser Held sitzen und überhäufte nur später seine Freundin mit Vorwürfen. Aber, siehe, obgleich er sie in seine Anschauungen eingeweiht hatte, erwiderte sie nicht: Ich mache mir nichts aus starken Männern, ich bewundere Kraftomnibusse! sondern sie leugnete einfach.

Seit diesem geistigen Verrat, der auf die geringere Verstandeskühnheit der Frau zurückzuführen ist, schränkte unser Held seine Fahrten etwas ein, und wenn er sie antrat, so geschah es ohne weibliche Begleitung. Ihm ahnte ein wenig von der männlichen Schicksalswahrheit, die in dem Ausspruch liegt: Der Starke ist am mächtigsten allein!

[ < ]

**Ein Mensch ohne Charakter**

Man muß heute Charaktere wohl mit der Laterne suchen gehn; und wahrscheinlich macht man sich noch dazu lächerlich, wenn man bei Tag mit einem brennenden Licht umhergeht. Ich will also die Geschichte eines Mannes erzählen, der immer Schwierigkeiten mit seinem Charakter gehabt hat, ja, einfach gesagt, der überhaupt nie einen Charakter hatte; doch bin ich in Sorge, daß ich vielleicht bloß seine Bedeutung nicht rechtzeitig erfaßt habe und ob er nicht am Ende so etwas wie ein Pionier oder Vorläufer ist.

Wir waren Nachbarskinder. Wenn er irgendeine der Kleinigkeiten angestellt hatte, die so schön sind, daß man sie nicht gern erzählt, pflegte seine Mutter zu seufzen, denn die Prügel, die sie ihm gab, strengten sie an. «Junge», jammerte sie, «du hast nicht die Spur von Charakter; was mag aus dir noch werden!?» In schwereren Fällen wurde aber der Herr Vater zu Rate gezogen, und dann hatten die Prügel eine gewisse Feierlichkeit und eine ernste Würde, ungefähr wie ein Schulfest. Vor Beginn mußte mein Freund dem Herrn Oberrechnungsrat eigenhändig einen Rohrstab holen, der im Hauptberuf dem Ausklopfen der Kleider diente und von der Köchin verwahrt wurde; während nach Schluß der Sohn die Vaterhand zu küssen und, mit Dank für die Zurechtweisung, um Verzeihung für die Sorgen zu bitten hatte, die er seinen lieben Eltern verursachte. Mein Freund machte es umgekehrt. Er bettelte und heulte vor Beginn um Verzeihung, und setzte das von einem Schlag zum andern fort; wenn alles aber einmal vorbei war, brachte er kein Wort mehr hervor, war blaurot im Gesicht, schluckte Tränen und Speichel und suchte durch emsiges Reiben die Spuren seiner Empfindungen zu beseitigen. «Ich weiß nicht», – pflegte dann sein Vater zu sagen – «was aus dem Jungen noch werden soll; der Bengel hat absolut keinen Charakter!»

So war in unserer Jugend Charakter das, wofür man Prügel bekommt, obgleich man es nicht hat. Es schien eine gewisse Ungerechtigkeit darin zu stecken. Die Eltern meines Freundes behaupteten, wenn sie von ihm Charakter verlangten und ausnahmsweise einmal zu Erklärungen griffen, Charakter sei das begriffliche Gegenteil von schlechten Zeugnissen, geschwänzten Schulstunden, an Hundeschwänze gebundenen Blechtöpfen, Geschwätz und heimlichen Spielen während des Unterrichts, verstockten Ausreden, zerstreutem Gedächtnis und unschuldigen Vögeln, die ein gemeiner Schütze mit der Schleuder geschossen hat. Aber das natürliche Gegenteil von alledem waren doch schon die Schrecknisse der Strafe, die Angst vor Entdeckung und die Qualen des Gewissens, welche die Seele mit jener Reue peinigen, die man empfinden könnte, wenn die Sache schief ginge. Das war komplett; für einen Charakter ließ es keinen Platz und keine Tätigkeit übrig, er war vollkommen überflüssig. Dennoch verlangte man ihn von uns.

Vielleicht hätte es uns einen Anhaltspunkt bieten sollen, was zuweilen während der Strafen erläuternd zu meinem Freunde gesprochen wurde, wie: «Hast du denn gar keinen Stolz, Bube?!» – oder: «Wie kann man bloß so niederträchtig lügen?!» – Aber ich muß sagen, daß es mir auch heute noch schwer fällt, mir vorzustellen, daß einer stolz sein soll, wenn er eine Ohrfeige bekommt, oder wie er seinen Stolz zeigen soll, während er übers Knie gelegt wird. Wut könnte ich mir vorstellen; aber die sollten wir ja gerade nicht haben! Und ebenso verhält es sich mit dem Lügen; wie soll man denn lügen, wenn nicht niederträchtig? Etwa ungeschickt? Wenn ich darüber nachdenke, kommt es mir selbst heute noch so vor, als ob man damals am liebsten von uns Buben gefordert hätte, wir sollten aufrichtig lügen. Das war aber eine Art doppelter Anrechnung: erstens, du sollst nicht lügen; zweitens, wenn du jedoch schon lügst, dann lüge wenigstens nicht verlogen. Vielleicht müssen erwachsene Verbrecher so unterscheiden können, da man es ihnen in den Gerichtssälen immer als besondere Bosheit ankreidet, wenn sie ihre Verbrechen kaltblütig, vorsichtig und mit Überlegung begehen; aber von Buben war das entschieden zu viel verlangt. Ich fürchte, ich habe bloß deshalb keine so auffallenden

Charaktermängel gezeigt wie mein Freund, weil ich nicht so sorgfältig erzogen wurde.

Am einleuchtendsten von allen elterlichen Aussprüchen, die sich mit unserem Charakter befaßten, waren noch die, welche sein bedauerliches Fehlen mit der Warnung in Zusammenhang brachten, daß wir ihn einst als Männer vonnöten haben werden. «Und ein solcher Junge will ein Mann werden!?» hieß es ungefähr. Sah man davon ab, daß die Sache mit dem Wollen nicht ganz klar war, so bewies das übrige wenigstens, daß Charakter etwas sei, das wir erst später brauchen sollten; wozu also dann jetzt schon die überhasteten Vorbereitungen? Dies wäre ganz das gewesen, was auch wir meinten.

Obzwar mein Freund also damals keinen Charakter besaß, so vermißte er ihn doch nicht. Das kam erst später und begann zwischen unserem sechzehnten und siebzehnten Jahr. Da fingen wir an, ins Theater zu gehen und Romane zu lesen. Von dem Gehirn meines Freundes, das die irreführenden Verlockungen der Kunst lebhafter als das meine aufnahm, ergriffen der Intrigant der städtischen Theater, der zärtliche Vater, der heldische Liebhaber, die komische Person, ja sogar die teuflische Salonschlange und die bezaubernde Naive Besitz. Er redete nur noch in falschen Tönen, hatte aber plötzlich alles an Charakter in sich, was es auf der deutschen Bühne gibt. Wenn er etwas versprach, konnte man nie wissen, ob man sein Ehrenwort als Held oder als Intrigant besaß; es geschah, daß er heimtückisch begann und aufrichtig endete, wie auch umgekehrt; er empfing uns Freunde polternd, um uns plötzlich mit dem eleganten Lächeln des Bonvivants Platz und Schokoladebonbons anzubieten, oder umarmte uns väterlich und stahl dabei die Zigaretten aus unserer Tasche.

Doch war das harmlos und offen im Vergleich mit den Wirkungen des Romanelesens. In den Romanen finden sich die wundervollsten Verhaltensweisen für unzählige Lebenslagen beschrieben. Der große Nachteil ist aber der, daß sich die Lebenslagen, in die man gerät, niemals ganz mit denen decken, für die in den Romanen vorgesehen ist, was man zu tun und zu sagen hat. Die Weltliteratur ist ein ungeheures Magazin, wo Millionen Seelen mit Edelmut, Zorn, Stolz, Liebe, Hohn, Eifersucht, Adel und Gemeinheit bekleidet werden. Wenn eine angebetete Frau unsere Gefühle mit Füßen tritt, so wissen wir, daß wir ihr einen strafend seelenvollen Blick zuzuwerfen haben; wenn ein Schurke eine Waise mißhandelt, so wissen wir, daß wir ihn mit einem Schlag zu Boden schmettern müssen. Aber was sollen wir tun, wenn die angebetete Frau unmittelbar, nachdem sie unsere Gefühle mit Füßen getreten hat, die Tür ihres Zimmers zuschlägt, so daß sie unser seelenvoller Blick nicht erreicht? Oder wenn zwischen dem Schurken, der die Waisen mißhandelt, und uns ein Tisch mit kostbaren Gläsern steht? Sollen wir die Tür einschlagen, um dann durch das Loch einen sanften Blick zu werfen; und sollen wir sorgfältig die teuren Gläser abräumen, ehe wir zum empörten Schlag ausholen? In solchen wirklich wichtigen Fällen läßt einen die Literatur immer im Stich; vielleicht wird es erst in einigen hundert Jahren, wenn noch mehr beschrieben ist, besser sein.

Einstweilen entsteht daraus aber jedesmal eine geradezu besonders unangenehme Lage für einen belesenen Charakter, wenn er sich in einer sogenannten Lebenslage befindet. Ein gutes Dutzend angefangener Sätze, halb erhobener Augenbrauen oder geballter Fäuste, zugekehrter Rücken und pochender Brüste, die alle nicht ganz zu dem Anlaß passen, und doch auch nicht unpassend wären, kochen in ihm; die Mundwinkel werden gleichzeitig hinauf- und hinabgezerrt, die Stirn finster gerunzelt und hell beglänzt, der Blick will sich zur gleichen Zeit strafend hervorstürzen und beschämt zurückziehen: und das ist sehr unangenehm, denn man tut sich sozusagen selbst gegenseitig weh. Als Ergebnis entsteht dann oft jenes bekannte Zucken und Schlucken, das sich über Lippen, Augen, Hände und Kehle ausdehnt, ja mitunter den ganzen Körper so heftig erfaßt, daß er sich wie eine Schraube windet, die ihre Mutter verloren hat.

Damals entdeckte mein Freund, wieviel bequemer es wäre, als einzigen Charakter seinen eigenen zu besitzen, und begann diesen zu suchen.

Aber er geriet in neue Abenteuer. Ich traf ihn nach Jahren wieder, als er den Beruf eines Rechtsanwalts ergriffen hatte. Er trug Brillen, rasierte sich den Bart und sprach mit leiser Stimme. – «Du siehst mich an?» – bemerkte er. Ich konnte es nicht leugnen, irgend etwas hieß mich, in seiner Erscheinung eine Antwort suchen. – «Sehe ich aus wie ein Rechtsanwalt?» fragte er. Ich wollte es nicht bestreiten. Er erklärte mir: «Rechtsanwälte haben eine ganz bestimmte Art, durch ihre Kneifergläser zu blicken, die anders ist als zum Beispiel die der Ärzte. Es läßt sich auch sagen, daß alle ihre Bewegungen und Worte spitzer oder zackiger sind als die rundlichen und knorrigen der Theologen. Sie unterscheiden sich von ihnen wie ein Feuilleton von einer Predigt, mit einem Wort, so wenig ein Fisch von Baum zu Baum fliegt, so sehr sind Rechtsanwälte in ein Medium eingetaucht, das sie niemals verlassen.»

«Berufscharakter!» sagte ich. Mein Freund war mit mir zufrieden. «Es ist nicht so einfach gewesen», bemerkte er. «Als ich anfing, habe ich einen Christusbart getragen; aber mein Chef hat es mir verboten, weil es nicht zum Charakter eines Rechtsanwaltes paßt. Darauf habe ich mich wie ein Maler getragen, und als es mir verwehrt wurde, wie ein Seefahrer auf Urlaub.» – «Um Gottes willen, warum?» fragte ich. «Weil ich mich natürlich dagegen wehren wollte, einen Berufscharakter anzunehmen» gab er zur Antwort. «Das Schlimme ist, daß man ihm nicht entgehen kann. Es gibt natürlich Rechtsanwälte, die wie Dichter aussehen, und ebenso Dichter, die wie Gemüseverkäufer aussehen, und Gemüseverkäufer, die Denkerköpfe besitzen. Sie alle haben aber etwas von einem Glasauge oder einem angeklebten Bart an sich oder von einer schlecht zugeheilten Wunde. Ich verstehe nicht warum, aber es ist doch so?» Er lächelte in seiner Art und fügte ergeben hinzu: «Wie du weißt, habe ich doch nicht einmal einen persönlichen Charakter ...»

Ich erinnerte ihn an die vielen Schauspielercharaktere. «Das war erst die Jugend!» ergänzte er es seufzend. «Wenn man ein Mann wird, bekommt man noch einen Geschlechts-, einen National-, einen Staats-, einen Klassen-, einen geographischen Charakter dazu, man hat einen Charakter der Handschrift, der Handlinien, der Schädelform und womöglich noch einen, der aus der Konstellation der Gestirne im Augenblick der Geburt folgt. Mir ist das zu viel. Ich weiß nie, welchem meiner Charaktere ich recht geben soll.» – Wieder kam sein stilles Lächeln zum Vorschein. «Zum Glück habe ich eine Braut, die von mir behauptet, daß ich überhaupt keinen Charakter besitze, weil ich mein Versprechen, sie zu heiraten, noch nicht eingehalten habe. Ich werde sie gerade deshalb heiraten, denn ihr gesundes Urteil ist mir unentbehrlich.»

«Wer ist deine Braut?»

«Welchem Charakter nach? Aber, weißt du», unterbrach er das «sie weiß trotzdem immer, was sie will! Sie ist ursprünglich ein reizend hilfloses kleines Mädchen gewesen ich kenne sie schon lange – aber sie hat viel von mir gelernt. Wenn ich lüge, findet sie es entsetzlich; wenn ich morgens nicht rechtzeitig ins Bureau gehe, so behauptet sie, ich werde niemals eine Familie erhalten können; wenn ich mich nicht entschließen kann, eine Zusage einzuhalten, die ich gegeben habe, so weiß sie, daß das nur ein Schuft tut.»

Mein Freund lächelte noch einmal. Er war damals ein lebenswürdiger Mensch, und jeder Mensch sah freundlich lächelnd auf ihn herab. Niemand nahm ernstlich an, daß er es zu etwas bringen werde. Schon an seiner äußeren Erscheinung fiel auf, daß, sobald er zu sprechen anfing, jedes Glied seines Körpers eine andere Lage einnahm; die Augen wichen zur Seite aus, Achsel, Arm und Hand bewegten sich nach entgegengesetzten Richtungen, und mindestens ein Bein

federte im Kniewinkel wie eine Briefwaage. Wie gesagt, er war damals ein liebenswürdiger Mensch, bescheiden, schüchtern, ehrfürchtig; und manchmal war er auch das Gegenteil von all dem, aber man blieb ihm schon aus Neugierde gewogen.

Als ich ihn wiedersah, besaß er ein Auto, jene Frau, die nun sein Schatten war, und eine angesehene, einflußreiche Stellung. Wie er das angefangen hatte, weiß ich nicht; aber was ich vermute, ist, daß das ganze Geheimnis darin lag, daß er dick wurde. Sein eingeschüchtertes, bewegliches Gesicht war fort. Genauer gesehen, es war noch da, aber es lag unter einer dicken Hülle von Fleisch. Seine Augen, die einst, wenn er etwas angestellt hatte, so rührend sein konnten wie die eines traurigen Äffchens, hatten eigentlich ihren aus dem Innern kommenden Glanz nicht verloren; aber zwischen den hoch gepolsterten Wangen hatten sie jedesmal Mühe, wenn sie sich nach der Seite drehen wollten, und stierten darum mit einem hochmütig gequälten Ausdruck. Seine Bewegungen fuhren innerlich immer noch umher, aber außen, an den Beugen und Gelenken der Glieder, wurden sie von stoßdämpfenden Fettpolstern aufgefangen, und was herauskam, sah wie Kurzangebundenheit und entschlossene Sprache aus. So war nun auch der Mensch geworden. Sein irrlichternder Geist hatte feste Wände und dicke Überzeugungen bekommen. Manchmal blitzte noch etwas in ihm auf; aber es verbreitete keine Helligkeit mehr in dem Menschen, sondern war ein Schuß, den er abgab, um zu imponieren oder ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Er hatte eigentlich viel gegen früher verloren. Von allem, was er äußerte, ging jetzt zwölf auf ein Dutzend, wenn das auch ein Dutzend guter, verlässlicher Ware war. Und seine Vergangenheit behandelte er so, wie man sich an eine Jugendtorheit erinnert.

Einmal gelang es mir, ihn auf unseren alten Gesprächsgegenstand, den Charakter, zurückzubringen. «Ich bin überzeugt, daß die Entwicklung des Charakters mit der Kriegsführung zusammenhängt», legte er mir in atemknapper Sprache dar «und daß er darum heute auf der ganzen Welt nur noch unter Halbwilden zu finden ist. Denn wer mit Messer und Speer kämpft, muß ihn haben, um nicht den kürzeren zu ziehen. Welcher noch so entschlossene Charakter hält aber gegen Panzerwagen, Flammenwerfer und Giftwolken stand!? Was wir darum heute brauchen, sind nicht Charaktere, sondern Disziplin!»

Ich hatte ihm nicht widersprochen. Aber das Sonderbare war, – und darum erlaube ich mir auch, diese Erinnerung niederzuschreiben – daß ich, während er so sprach und ich ihn ansah, immerdar das Empfinden hatte, der alte Mensch sei noch in ihm. Er stand in ihm, von der fleischigen größeren Wiederholung der ursprünglichen Gestalt eingeschlossen. Sein Blick stach im Blick des andern, sein Wort im Wort. Es war fast unheimlich. Ich habe ihn inzwischen noch einigemal wiedergesehen, und dieser Eindruck hat sich jedesmal wiederholt. Es war deutlich zu sehen, daß er, wenn ich so sagen darf, gerne einmal wieder ganz ans Fenster gekommen wäre; aber irgendetwas verhinderte ihn daran.

[ < ]

### **Eine Geschichte aus drei Jahrhunderten**

**1729**

Als der Marquis von Epatant den Raubtieren vorgeworfen wurde – eine Geschichte, die leider in keiner einzigen Chronik des achtzehnten Jahrhunderts erwähnt wird – sah er sich plötzlich in eine

so peinliche Lage versetzt, wie es ihm noch nie widerfahren war. Er hatte mit dem Leben abgeschlossen und ging lächelnd, mit einem Blick, der aus zwei matt geschliffenen Edelsteinen zu kommen schien, aber nichts mehr sah, dem Nichts entgegen. Doch es löste ihn dieses Nichts nicht ins Ewige auf, zog sich vielmehr sehr gegenwärtig zusammen; mit einem Wort, nicht das Nichts, sondern nichts ereignete sich, und als er sich seiner Augen wieder zum Sehen zu bedienen begann, gewahrte er ein großes Raubtier, das ihn unschlüssig betrachtete. Dies wäre dem Marquis, wie man annimmt, weiter nicht peinlich gewesen – er hatte Angst, wußte aber, wie man sie zu tragen habe – wenn er nicht im gleichen Augenblick inne geworden wäre, daß es ein weibliches Raubtier sei, das er vor sich habe. Strindberganschauungen gab es damals noch nicht; man lebte und starb in denen des achtzehnten Jahrhunderts, und Epatants natürlichste Regung war es, mit Anmut den Hut zu lüften und eine galante Verbeugung zu machen. Dabei sah er aber, daß die Handgelenke der ihn betrachtenden Dame beinahe so breit waren wie sein Oberschenkel, und die Zähne, die in dem lüstern und neugierig geöffneten Mund sichtbar geworden, gaben ihm ein Bild des Massakers, das ihm bevorstand. Diese Person vor ihm war furchteinflößend, schön, stark, aber in Blick und Gestalt durchaus weiblich. Er fühlte sich durch die in allen Gliedern spielende Zärtlichkeit der Raubkatze unwillkürlich an die entzückende, stumme Beredsamkeit der Liebe erinnert. Er mußte sich nicht nur fürchten, sondern hatte zugleich auch den beschämenden Kampf zu ertragen, den diese Furcht mit dem Bedürfnis des Mannes führte, einem weiblichen Wesen unter allen Umständen Eindruck zu machen, die Frau in ihm einzuschüchtern und zu besiegen. Er sah sich statt dessen von seinem Gegner verwirrt und unterliegen. Die weibliche Bestie schüchterte ihn als Bestie ein, und das vollendet Weibliche, das jede ihrer Bewegungen ausatmete, mengte in die Preisgabe jedes Widerstandes das Wunder der Ohnmacht. Er, Marquis d'Epatant, war in den Zustand und die Rolle eines Weibchens gebracht worden, und dies in der letzten Minute seines Lebens! Er sah keine Möglichkeit, diesem boshafte ihm angetanen Schimpf zu entrinnen, verlor die Herrschaft über seine Sinne und wußte zu seinem Glück länger nicht mehr, was mit ihm geschah.

### 2197 vor unserer Zeitrechnung

Es soll nicht behauptet werden, daß die Jahreszahl richtig ist, aber wenn es den Staat der Amazonen wirklich gegeben hat, so müssen äußerst ernst zu nehmende Damen darin gewohnt haben. Denn hätten sie etwa nur einen etwas gewalttätigen Frauenrechtsverein dargestellt, so wären sie in der Geschichte höchstens zur Reputation der Abderiten oder Sancho Pansas gekommen und bis zum heutigen Tag ein Beispiel unweiblicher Komik geblieben. Statt dessen leben sie in heldenhaftem Andenken, und man darf daraus schließen, daß sie zu ihrer Zeit in einer überaus beachtenswerten Weise gebrannt, gemordet und geraubt haben. Mehr als ein indogermanischer Mann muß vor ihnen Angst gehabt haben, ehe sie es zu ihrem Ruf brachten. Mehr als ein Held wird vor ihnen davongelaufen sein. Mit einem Wort, sie müssen dem prähistorischen Mannesstolz nicht wenig zugesetzt haben, bis er endlich zur Entschuldigung von so viel Feigheit sagenhafte Geschöpfe aus ihnen gemacht hat: einem Gesetz folgend, wonach auch ein Sommerfrischler, der vor einer Kuh flüchtet, immer behaupten wird, daß es zumindest ein Ochse gewesen sei.

Wie aber, wenn es diesen Jungfrauenstaat niemals gegeben hat? Und das ist wohl schon darum wahrscheinlich, weil sich kaum denken läßt, daß es darin Divisions- und Regimentsstörche gab, die den männermordenden Jungfrauen die Rekruten brachten. Wovor haben sich dann die antiken Helden gefürchtet? War das Ganze nur ein wunderlich Gewalt antuender Traum? Unwillkürlich



erinnert man sich daran, daß sie auch Göttinnen verehrt haben, von denen sie im Rausch der Anbetung zerrissen worden sind, und die Sphinx besuchten die kundigen Thebaner wie der Fliegerich die Spinne. Man muß sich schandenhalber wohl ein wenig darüber wundern, was für Spinnen- und Insektenträume diese Urväter unserer Gymnasialbildung kannten! Vorbildliche Sportsleute, die sich nicht viel aus Frauen machten, träumten sie von Frauen, vor denen sie sich fürchten konnten. Sollte am Ende Herr von Sacher-Masoch eine so lange Vorfahrenreihe gehabt haben? Es ist keineswegs anzunehmen. Denn wir mögen uns wohl gerne vorstellen, daß es früher dunkel gewesen ist, weil es dadurch jetzt umso heller ausschaut; aber daß an den Grundlagen des humanistischen Unterrichts etwas dermaßen in Unordnung sein sollte, vermögen wir nicht zu glauben. Sind sie scherzhaft gewesen, die alten Griechen? Oder haben sie in der Art aller Levantiner ungeheuerlich übertrieben? Oder liegt ihrer Ur-Perversität eine Ur-Harmlosigkeit zugrunde, die erst viel später die kranken Reiser getrieben hat?

Dunkel sind die Anfänge der Zivilisation.

1927

Was haben zwei Jahrhunderte «moderner Zeit» aus dieser Geschichte gemacht?

Ein Mann besiegt in offener Feldschlacht das Amazonenheer, und die Amazone verliebt sich in ihren Bezwinger. So ist es nun in Ordnung! Die Widerspenstigkeit wird gezähmt, sie läßt Schild und Speer fallen, und die Männer kichern geschmeichelt in der Runde. Das ist von der alten Sage übrig geblieben. Das Zeitalter des gebildeten Bürgers bewahrte von der wilden jungen Raubfrau, die darauf brennt, ihre Pfeilspitze hinter Mannesrippen zu landen, bloß das moralische Beispiel, wie sich unnatürliche Triebe wieder in natürliche verkehren; und außerdem höchstens noch kümmerliche Reste in den Theatern, Kinos und den Köpfen sechzehnjähriger Lebemänner, wo das dämonische Weib, die Salonschlange und der Vamp von fern an ihre männermordenden Vorgängerinnen erinnern.

Aber die Zeiten bleiben in Fluß. Es soll nicht von weiblichen Bureauvorstehern gesprochen werden, um die sich der männliche Untergebene rankt wie der bescheidene Efeu um die starke Eiche; es gibt Geschichten, die dem Mittelpunkt der männlichen Eitelkeit näher liegen, und eine solche ereignete sich, als vor einiger Zeit der berühmte Forscher Quantus Negatus einer Versammlung beiwohnte, wo die Opposition unter weiblicher Führung stand. Es war nicht gerade eine politische Versammlung, aber immerhin eine von jenen, wo der neue geistige Weltzug seinen Zusammenstoß mit dem alten hat. Quantus, als verdienstreicher Mann, saß bequem in den Polstern des alten. Er war nicht im geringsten gesonnen, sich um Weltanschauungen zu streiten, und begrüßte das Auftreten der Damen zunächst nur als eine Abwechslung. Während sie oben redeten, sah er unten ihre Füße in den Halbschuhen an. Aber plötzlich fesselte ihn eine Einzelheit: er hörte sie sagen, die Herren von der Mehrheit seien Esel. Sie sagten es in einer reizenderen Weise, und nicht gerade mit diesem Wort, immerhin aber ungefähr mit diesem Grad von Achtung. Und wenn die eine sich niedersetzte, stand ausgeruht die andere auf und wiederholte die Anklage in einer nur wenig anderen Weise. Auf ihren Stirnen bildeten sich vor Ärger und Anstrengung kleine lotrechte Falten; ihre Handbewegungen waren pädagogisch, wie wenn man Kindern auseinandersetzen muß, wie denkfaul sie seien; und die Sätze wurden sorgfältig vom Mund gegliedert, wie von einem geschulten Koch, der Fasanen zerlegt.

Der berühmte Forscher Negatus lächelte; er war kein Esel, er stand über der Situation, er durfte sich ihrem Reiz vorurteilslos hingeben; bei der Abstimmung würde sich schon zeigen, was er für

richtig halte. Zufällig warf er aber einen Blick zur Unzeit auf die anderen Herren der Mehrheit. Und es kam ihm mit einemmal vor, sie säßen alle bocksteif da wie die Weibchen, denen ein Mann den überwältigenden Zauber der Logik beibringen will, wogegen sie keine andere Waffe haben, als nach jedem neuen Schluß zu erwidern: ich will aber nicht! Da bemerkte er erst, daß es ihm auch nicht anders ergehe. Tändelnden Sinnes betrachtete er Beine und Fingerspitzen, Mundfalten und Körperwendungen, obzwar er währenddessen anhören mußte, daß sein Wille eingeschlafen und seine Intelligenz die eines dicken Bürgers sei, der sie nicht gern bewege. Und nun geschah das, was allerdings nicht immer geschieht, Quantus fühlte sich halb überzeugt. Wenn er an seinen Forscherruhm dachte, so kam er sich wie eine brave Hausfrau vor, die daheim mit Fläschchen und Töpfchen am Herd hantiert, während diese Damen auf schäumendem Roß durch die offene Welt sprengten. Gewiß, es gab eine Menge besonderer Dinge, über die wenig Menschen so gut Bescheid wußten wie er; aber was nützte ihm das in solchen allgemeinen Fragen, deren Unsicherheit einen – beinahe hätte er gesagt, einen ganzen Mann brauchte?! Schon fand er, daß die Einwände, die sein Verstand gegen den Unfug dieser jungen Frauen erhob, eigentlich ängstlich wären, und seine Gedanken folgten mit einer fast kätchenhaften Begeisterung den wilden Taten ihres Geistes.

Was ihn noch im Gleichgewicht hielt, war der Umstand, daß auf der Gegenseite auch Männer aufstanden, die zusammenhangloses Zeug redeten. Die Versammlung wurde dadurch manchmal recht bewegt, und keiner ließ den anderen ausreden. Quantus Negatus beobachtete, was seine Rednerinnen taten. In diesem wirren Männergeschrei schwiegen sie lächelnd, und es schien ihm, daß sie ein bittendes Zeichen gäben. Dann erhob sich jedesmal ein fett-kräftiger junger Mann mit großem Gesicht und dichtem Haarwuchs und entfaltete ein wahres Phänomen von Stimme, deren Zwischenrufe wenig Vernunft hatten, aber mit einem Satz zwanzig feindliche Stimmen über den Haufen fegten, so daß man in der zurückbleibenden Stille die unterbrochenen Rednerinnen auf einmal wieder hörte. – «Ah, ein Mann!» dachte Negatus zuerst geschmeichelt. Aber wie er sich das, in der Stimmung, worin er sich nun einmal befand, genauer überlegte, fand er, daß eine starke Stimme doch auch nur etwas Sinnliches sei, wie in seiner Jugendzeit ein langer Zopf oder eine üppige Brust. Er fühlte sich von diesen Gedanken, die auf einem ihm recht fremden Gebiet lagen, ermüdet. Er hatte nicht übel Lust, seine Partei im Stich zu lassen und sich aus der Versammlung zu schleichen. Dunkel Gymnasialerinnerungen bewegten ihn: die Amazonen? – «Verkehrte Welt!» dachte er. Aber dann dachte er auch: «Ganz eigentümlich ist es, sich einmal eine verkehrte Welt vorzustellen. Es bereitet eine gewisse Abwechslung.» Er richtete an diesen Gedanken gleichsam seine Stacheln wieder auf; eine gewisse Kühnheit lag in ihnen, eine freimütige, männliche Neugierde. «Wie dunkel ist die Zukunft der Zivilisation!» dachte er. «Ich bin ein Mann, aber am Ende wird das nur noch etwas sehr Weibliches bedeuten, wenn nicht bald eine Zeit echter Männer wiederkommt!» Aber als die Abstimmung kam, stimmte er trotzdem für die Reaktion.

Die Opposition unterlag; die Versammlung war zu Ende. Quantus erwachte, und mit ritterlich beschwertem, schlechtem Gewissen suchte sein Blick den seiner ausdauernden Gegnerinnen. Aber diese legten soeben frischen Puder auf und hatten ihre kleinen silbernen Spiegel hervorgezogen. Mit der gleichen unbeirrbar Sachlichkeit, wie sie vorhin mörderische Worte gesprochen hatten, taten sie nun das. Quantus staunte. Und seine letzte, doch noch recht befangene Überlegung im Hinausgehen war diese: «Warum machen sich bloß niedliche Männerköpfe ganz unnütze Gedanken?!»

[ < ]

**Kindergeschichte**

Herr Piff, Herr Paff und Herr Puff sind miteinander auf die Jagd gegangen. Und weil es Herbst war, wuchs nichts auf den Äckern; außer Erde, die der Pflug so aufgelockert hatte, daß die Stiefel hoch über die Schäfte davon braun wurden. Es war sehr viel Erde da, und so weit das Auge reichte, sah man stille braune Wellen; manchmal trug eine davon ein Steinkreuz auf ihrem Rücken oder einen Heiligen oder einen leeren Weg; es war sehr einsam.

Da gewahrten die Herren, als sie wieder in eine Mulde hinabstiegen, vor sich einen Hasen, und weil es das erste Tier war, das sie an diesem Tag antrafen, rissen alle drei ihre Schießbrohre rasch an die Backe und drückten ab. Herr Piff zielte über seine rechte Stiefelspitze, Herr Puff über seine linke, und Herr Paff zwischen beiden Stiefeln geradeaus, denn der Hase saß ungefähr gleichweit von jedem und sah ihnen entgegen. Nun erhob sich ein fürchterlicher Donner von den drei Schüssen, die Schrotkörner prasselten in der Luft wie drei Hagelwolken gegeneinander, und der Boden staubte wild getroffen auf; aber als sich die Natur von diesem Schrecken erholt hatte, lag auch der Hase im Pfeffer und rührte sich nicht mehr. Bloß wußte jetzt keiner, wem er gehöre, weil alle drei geschossen hatten. Herr Piff hatte schon von weitem ausgerufen, wenn der Hase rechts getroffen sei, so gehöre er ihm, denn er habe von links geschossen; das Gleiche behauptete Herr Puff über die andere Hand; aber Herr Paff meinte, daß der Hase sich doch auch im letzten Augenblick umgedreht haben könne, was nur zu entscheiden wäre, wenn er den Schuß in der Brust oder im Rücken habe: dann aber, und somit unter allen Umständen, gehöre er ihm! Als sie nun hinkamen, zeigte sich jedoch, daß sie durchaus nicht herausfinden konnten, wo der Hase getroffen sei, und natürlich stritten sie jetzt erst recht um die Frage, wem er zukomme.

Da erhob sich der Hase höflich und sagte: «Meine Herren, wenn Sie sich nicht einigen können, will ich so frei sein und noch leben! Ich bin, wie ich sehe, bloß vor Schreck umgefallen.»

Da waren Herr Piff und Herr Puff, wie man zu sagen pflegt, einen Augenblick ganz paff, und bei Herrn Paff versteht sich das eigentlich immer von selbst. Aber der Hase fuhr unbeirrt fort. Er machte große, hysterische Augen wahrscheinlich doch, weil ihn der Tod gestreift hatte – und begann, den Jägern ihre Zukunft vorauszusagen. «Ich kann Ihnen Ihr Ende prophezeien, meine Herren», sagte er «wenn Sie mich am Leben lassen! Sie, Herr Piff, werden schon in sieben Jahren und drei Monaten von der Sense des Todes in Gestalt der Hörner eines Stiers hingemäht werden; und der Herr Paff werden zwar sehr alt werden, aber ich sehe etwas äußerst Unangenehmes am Ende – etwas – ja, das läßt sich nicht so leicht sagen –»; er stockte und blickte Paff teilnahmsvoll an, dann brach er ab und sagte rasch: «Aber der Herr Puff wird an einem Pffirsichkern ersticken, das ist einfach.»

Da wurden die Jäger bleich, und der Wind pffiff durch die Einöde.

Aber indes die Röhrenstiefel an ihren Beinen noch im Winde klapperten, luden ihre Finger schon von neuem das Gewehr, und sie sprachen: «Wie kannst Du wissen, was noch nicht geschehen ist, Du Lügner!»

«Der Stier, der mich in sieben Jahren aufspießen soll», sagte Herr Piff «ist heute doch noch gar nicht geboren; wie kann er spießen, wenn er vielleicht überhaupt nicht geboren wird?»

Und Herr Puff tröstete sich damit, daß er sagte: «Ich brauche bloß keine Pffirsiche mehr zu essen, so bist Du schon ein Betrüger!»

Herr Paff aber sagte nur: «Na, na!»

Der Hase erwiderte: «Das können die Herren halten, wie sie wollen; es wird Ihnen nichts nützen.»

Da machten die Jäger Miene, den Hasen mit ihren Stiefelabsätzen tot zu treten, und schrien: «Du wirst uns nicht abergläubisch machen!!» – Aber in diesem Augenblick kam ein häßliches altes Weib vorbei, das einen Haufen Reising am Rücken schleppte, und die Jäger mußten rasch dreimal ausspucken, damit ihnen der Anblick nicht schade.

Da wurde das Weib, das es bemerkt hatte, böse und schrie zurück: Bin a amol schön gwen!« Niemand hätte zu sagen vermocht, welche Mundart das sei; es klang aber geradezu wie der Dialekt der Hölle.

Diesen Augenblick benutzte der Hase, um zu entweichen.

Die Jäger donnerten aus ihren Büchsen hinter ihm drein, aber der Hase war nicht mehr zu sehen, und auch das alte Weib war verschwunden; man glaubte nur während der drei Schüsse ein unbändiges Hohngelächter gehört zu haben.

Da wischte sich Herr Paff den Schweiß von der Stirn und ihn fror.

Herr Piff sagte: «Gehen wir nach Hause.»

Und Herr Puff kletterte schon den Abhang empor.

Als sie oben bei dem steinernen Kreuz angelangt waren, fühlten sie sich aber in seinem Schutze sicher und blieben wieder stehen.

«Wir haben uns selbst zum besten gehalten», sagte Herr Puff» – es war ein ganz gewöhnlicher Hase.»

«Aber er hat gesprochen –» sagte Herr Puff.

«Das kann nur der Wind gewesen sein, oder das Blut war uns in der Kälte zu Ohren gestiegen» – belehrten ihn Herr Piff und Herr Puff.

Da flüsterte der liebe Gott am Steinkreuz: «Du sollst nicht töten ...!»

Die drei schrakten von neuem ordentlich zusammen und gingen mindestens zwanzig Schritte dem steinernen Kreuz aus der Nähe; es ist aber auch zu arg, wenn man sich nicht einmal dort sicher fühlen kann! Und ehe sie noch etwas erwidern konnten, sahen sie sich mit großen Schritten nach Hause eilen. Erst als der Rauch ihrer Dächer sich über den Büschen kräuselte, die Dorfhunde bellten und Kinderstimmen durch die Luft zu schießen begannen wie die Schwalben, hatten sie ihre Beine wieder eingeholt, blieben auf ihnen stehn, und es wurde ihnen wohl und warm. «An irgendetwas muß schließlich jeder sterben» – meinte Herr Puff gelassen, der es bis dahin nach der Prophezeiung des Hasen am weitesten hatte; er wußte noch verdammt gut, weshalb er das sagte, doch plagte ihn jetzt mit einemmal ein Zweifel, ob wohl auch seine Gefährten davon wüßten, und er schämte sich, sie zu fragen.

Aber Herr Piff antwortete genau so: «Wenn ich nicht töten dürfte, dann dürfte ich doch auch nicht getötet werden? Ergo sage ich, da hat es einen grundsätzlichen Widerspruch!» Das mochte nun jeder beziehen, worauf er wollte; eine vernünftige Antwort war es nicht, und Herr Piff schmunzelte philosophisch, um zu verbergen, daß er brennend gern erfahren wollte, ob ihn die anderen trotzdem verstünden oder ob in seinem Kopf etwas nicht in Ordnung gewesen sei.

Herr Puff, der dritte, zertrat nachdenklich einen Wurm unter der Stiefelsohle und erwiderte: «Wir töten ja nicht nur die Tiere, sondern wir hegen sie auch und halten auf Ordnung im Feld.»

Da wußte jeder, daß auch die andern wußten; und indes sich jeder heimlich noch daran erinnerte, begann das Erlebte schon zu zerrinnen wie ein Traum nach dem Erwachen, denn was drei gehört und gesehen haben, kann kein Geheimnis sein und also auch kein Wunder, sondern höchstens eine Täuschung. Und alle drei seufzten plötzlich: Gott sei Dank! Herr Pfiff seufzte es über seiner linken Stiefelspitze, Herr Puff über seiner rechten, denn beide schielten nach dem Gott im Feld zurück, dem sie heimlich dafür dankten, daß er ihnen nicht wirklich erschienen sei; Herr Puff aber, weil die beiden anderen wegsahen, konnte sich ganz zum Kreuz umdrehen, kniff sich in die Ohren und sagte: «Wir haben heute auf nüchternen Magen Branntwein getrunken; das sollte ein Jäger nie tun.»

«So ist es!» sagten alle drei, sangen ein fröhliches Jägerlied, worinnen viel von Grün die Rede war, und warfen mit Steinen nach einer Katze, die verbotenerweise auf die Felder schlich, um Haseneier zu fangen; denn nun fürchteten sich die Jäger ja auch nicht mehr vor dem Hasen. Aber dieser letzte Teil der Geschichte ist nicht ganz so verbürgt wie das übrige, denn es gibt Leute, welche behaupten, daß die Hasen nur zu Ostern Eier legen.

[ < ]

#### **IV. Die Amsel**

Die beiden Männer, deren ich erwähnen muß – um drei kleine Geschichten zu erzählen, bei denen es darauf ankommt, wer sie berichtet – waren Jugendfreunde; nennen wir sie Aeins und Azwei. Denn im Grunde ist Jugendfreundschaft um so sonderbarer, je älter man wird. Man ändert sich im Laufe solcher Jahre vom Scheitel bis zur Sohle und von den Härchen der Haut bis ins Herz, aber das Verhältnis zu einander bleibt merkwürdigerweise das gleiche und ändert sich sowenig wie die Beziehungen, die jeder einzelne Mensch zu den verschiedenen Herren pflegt, die er der Reihe nach mit Ich anspricht. Es kommt ja nicht darauf an, ob man so empfindet wie der kleine Knabe mit dickem Kopf und blondem Haar, der einst photographiert worden ist; nein, man kann im Grunde nicht einmal sagen, daß man dieses kleine, alberne, ichige Scheusal gern hat. Und so ist man auch mit seinen besten Freunden weder einverstanden noch zufrieden; ja, viele Freunde mögen sich nicht einmal leiden. In gewissem Sinn sind das sogar die tiefsten und besten Freundschaften und enthalten das unbegreifliche Element ohne alle Beimengungen.

Die Jugend, welche die beiden Freunde Aeins und Azwei verband, war nichts weniger als eine religiöse gewesen. Sie waren zwar beide in einem Institut erzogen worden, wo man sich schmeichelte, den religiösen Grundsätzen gebührenden Nachdruck zu geben; aber seine Zöglinge setzten ihren ganzen Ehrgeiz darein, nichts davon zu halten. Die Kirche dieses Instituts zum Beispiel war eine schöne, richtige, große Kirche, mit einem steinernen Turm, und nur für den Gebrauch der Schule bestimmt. So konnten, da niemals ein Fremder eintrat, immer einzelne Gruppen der Schüler, indes der Rest, je nachdem es die heilige Sitte forderte, vorn in den Bänken bald kniete, bald aufstand, hinten bei den Beichtstühlen Karten spielen, auf der Orgeltreppe Zigaretten rauchen oder sich auf den Turm verziehen, der unter dem spitzen Dach wie einen Kerzenteller einen steinernen Balkon trug, auf dessen Geländer in schwindelnder Höhe Kunststücke ausgeführt wurden, die selbst weniger sündenbeladene Knaben den Hals kosten konnten.

Eine dieser Herausforderungen Gottes bestand darin, sich auf dem Turmgeländer, mit dem Blick nach unten, durch langsamen Druck der Muskeln in die Höhe zu heben und schwankend auf den

Händen stehenzubleiben; jeder, der dieses Akrobatenkunststück zu ebener Erde ausgeführt hat, wird wissen, wieviel Selbstvertrauen, Kühnheit und Glück dazu gehören, es auf einem fußbreiten Steinstreifen in Turmhöhe zu wiederholen. Es muß auch gesagt werden, daß viele wilde und geschickte Burschen sich dessen nicht unterfingen, obgleich sie zu ebener Erde auf ihren Händen geradezu lustwandeln konnten. Zum Beispiel Aeins tat es nicht. Dagegen war Azwei, und das mag gut zu seiner Einführung als Erzähler dienen, in seiner Knabenzeit der Erfinder dieser Gesinnungsprobe gewesen. Es war schwer, einen Körper zu finden wie den seinen. Er trug nicht die Muskeln des Sports wie der Körper vieler, sondern schien einfach und mühelos von Natur aus Muskeln geflochten zu sein. Ein schmaler, ziemlich kleiner Kopf saß darauf, mit Augen, die in Samt gewickelte Blitze waren, und mit Zähnen, die es eher zuließen, an die Blankheit eines jagenden Tiers zu denken, als die Sanftmut der Mystik zu erwarten.

Später, in ihrer Studentenzzeit, schwärmten die beiden Freunde für eine materialistische Lebenserklärung, die ohne Seele und Gott den Menschen als physiologische oder wirtschaftliche Maschine ansieht, was er ja vielleicht auch wirklich ist, worauf es ihnen aber gar nicht ankam, weil der Reiz solcher Philosophie nicht in ihrer Wahrheit liegt, sondern in ihrem dämonischen, pessimistischen, schaurig-intellektuellen Charakter. Damals war ihr Verhältnis zueinander bereits eine Jugendfreundschaft. Denn Azwei studierte Waldwirtschaft und sprach davon, als Forstingenieur weit fortzugehen, nach Rußland oder Asien, sobald seine Studien vollendet wären; während sein Freund, statt solcher jungenhaften, schon eine solidere Schwärmerei gewählt hatte und sich zu dieser Zeit eifrig in der aufstrebenden Arbeiterbewegung umtat. Als die dann kurz vor dem großen Krieg wieder zusammentrafen, hatte Azwei seine russischen Unternehmungen bereits hinter sich; er erzählte wenig von ihnen, war in den Bureaus irgendeiner großen Gesellschaft angestellt und schien beträchtliche Fehlschläge erlitten zu haben, wenn es ihm auch bürgerlich auskömmlich ging. Sein Jugendfreund aber war inzwischen aus einem Klassenkämpfer der Herausgeber einer Zeitung geworden, die viel vom sozialen Frieden schrieb und einem Börsenmann gehörte. Sie verachteten sich seither gegenseitig und untrennbar, verloren einander aber wieder aus den Augen; und als sie endlich für kurze Zeit abermals zusammengeführt wurden, erzählte Azwei das nun Folgende in der Art, wie man vor einem Freund einen Sack mit Erinnerungen ausschüttet, um mit der leeren Leinwand weiterzugehen. Es kam unter diesen Umständen wenig darauf an, was dieser erwiderte, und es kann ihre Unterredung fast wie ein Selbstgespräch erzählt werden. Wichtiger wäre es, wenn man genau zu beschreiben vermöchte, wie Azwei damals aussah, weil dieser unmittelbare Eindruck für die Bedeutung seiner Worte nicht ganz zu entbehren ist. Aber das ist schwer. Am ehesten könnte man sagen, er erinnerte an eine scharfe, nervige, schlanke Reitgerte, die, auf ihre weiche Spitze gestellt, an einer Wand lehnt; in so einer halb aufgerichteten und halb zusammengesunkenen Lage schien er sich wohl zu fühlen.

Zu den sonderbarsten Orten der Welt – sagte Azwei gehören jene Berliner Höfe, wo zwei, drei, oder vier Häuser einander den Hintern zeigen, Köchinnen sitzen mitten in den Wänden, in viereckigen Löchern, und singen. Man sieht es dem roten Kupfergeschirr auf den Borden an, wie laut es klappert. Tief unten grölt eine Männerstimme Scheltworte zu einem der Mädchen empor, oder es gehen schwere Holzschuhe auf dem klinkernden Pflaster hin und her. Langsam. Hart. Ruhelos. Sinnlos. Immer. Ist es so oder nicht?

Da hinaus und hinab sehen nun die Küchen und die Schlafzimmer; nahe beieinander liegen sie, wie Liebe und Verdauung am menschlichen Körper. Etagenweise sind die Ehebetten übereinander geschichtet; denn alle Schlafzimmer haben im Haus die gleiche Lage, und Fensterwand, Badezimmerwand, Schrankwand bestimmen den Platz des Bettes fast auf den

halben Meter genau. Ebenso etagenweise türmen sich die Speisezimmer übereinander, das Bad mit den weißen Kacheln und der Balkon mit dem roten Lampenschirm. Liebe, Schlaf, Geburt, Verdauung, unerwartete Wiedersehen, sorgenvolle und gesellige Nächte liegen in diesen Häusern übereinander wie die Säulen der Brötchen in einem Automatenbüfett. Das persönliche Schicksal ist in solchen Mittelstandswohnungen schon vorgerichtet, wenn man einzieht. Du wirst zugeben, daß die menschliche Freiheit hauptsächlich darin liegt, wo und wann man etwas tut, denn was die Menschen tun, ist fast immer das gleiche: da hat es eine verdammte Bedeutung, wenn man auch noch den Grundriß von allem gleich macht. Ich bin einmal auf einen Schrank geklettert, nur um die Vertikale auszunutzen, und kann sagen, daß das unangenehme Gespräch, das ich zu führen hatte, von da ganz anders aussah.

Azwei lachte über seine Erinnerung und schenkte sich ein; Aeins dachte daran, daß sie auf einem Balkon mit einem roten Lampenschirm säßen, der zu seiner Wohnung gehörte, aber er schwieg, denn er wußte zu genau, was er hätte einwenden können.

Ich gebe übrigens noch heute zu, daß etwas Gewaltiges in dieser Regelmäßigkeit liegt – räumte Azwei von selbst ein –, und damals glaubte ich, in diesem Geist der Massenhaftigkeit und Öde etwas wie eine Wüste oder ein Meer zu sehen; ein Schlachthaus in Chikago, obgleich mir die Vorstellung den Magen umdreht, ist doch eine ganz andere Sache als ein Blumentöpfchen! Das Merkwürdige war aber, daß ich gerade in der Zeit, wo ich diese Wohnung besaß, ungewöhnlich oft an meine Eltern dachte. Du erinnerst dich, daß ich so gut wie jede Beziehung zu ihnen verloren hatte; aber da gab es nun mit einem Male in meinem Kopf den Satz: Sie haben dir das Leben geschenkt; und dieser komische Satz kehrte von Zeit zu Zeit wieder wie eine Fliege, die sich nicht verscheuchen läßt. Es ist über diese scheinheilige Redensart, die man uns in der Kindheit einprägt, weiter nichts zu bemerken. Aber wenn ich meine Wohnung betrachtete, sagte ich nun ebenso: Siehst du, jetzt hast du dein Leben gekauft; für soundsoviel Mark jährlicher Miete. Vielleicht sagte ich auch manchmal: Nun hast du ein Leben aus eigener Kraft geschaffen. Es lag so in der Mitte zwischen Warenhaus, Versicherung auf Ableben und Stolz. Und da erschien es mir doch überaus merkwürdig, ja geradezu als ein Geheimnis, daß es etwas gab, das mir geschenkt worden war, ob ich wollte oder nicht, und noch dazu das Grundlegende von allem übrigen. Ich glaube, dieser Satz barg einen Schatz von Unregelmäßigkeit und Unberechenbarkeit, den ich vergraben hatte. Und dann kam eben die Geschichte mit der Nachtigall.

Sie begann mit einem Abend wie viele andere. Ich war zu Hause geblieben und hatte mich, nachdem meine Frau zu Bett gegangen war, ins Herrenzimmer gesetzt; der einzige Unterschied von ähnlichen Abenden bestand vielleicht darin, daß ich kein Buch und nichts anrührte; aber auch das war schon vorgekommen. Nach ein Uhr fängt die Straße an ruhiger zu werden; Gespräche beginnen als Seltenheit zu wirken; es ist hübsch, mit dem Ohr dem Vorschreiten der Nacht zu folgen. Um zwei Uhr ist Lärmen und Lachen unten schon deutlich Trunkenheit und Späte. Mir wurde bewußt, daß ich auf etwas wartete, aber ich ahnte nicht, worauf. Gegen drei Uhr, es war im Mai, fing der Himmel an, lichter zu werden; ich tastete mich durch die dunkle Wohnung bis ans Schlafzimmer und legte mich geräuschlos nieder. Ich erwartete nun nichts mehr als den Schlaf und am nächsten Morgen einen Tag wie den abgelaufenen. Ich wußte bald nicht mehr, ob ich wachte oder schlief. Zwischen den Vorhängen und den Spalten der Rolläden quoll dunkles Grün auf, dünne Bänder weißen Morgenschlums schlängeln sich hindurch. Es kann mein letzter wacher Eindruck gewesen sein oder ein ruhendes Traumgesicht. Da wurde ich durch etwas Näherkommendes erweckt; Töne kamen näher. Ein-, zweimal stellte ich das schlaftrunken fest. Dann saßen sie auf dem First des Nachbarhauses und sprangen dort in die Luft wie Delphine. Ich hätte auch sagen können, wie Leuchtkugeln beim Feuerwerk; denn der Eindruck von

Leuchtkugeln blieb; im Herabfallen zerplatzten sie sanft an den Fensterscheiben und sanken wie große Silbersterne in die Tiefe. Ich empfand jetzt einen zauberhaften Zustand; ich lag in meinem Bett wie eine Figur auf ihrer Grabplatte und wachte, aber ich wachte anders als bei Tage. Es ist sehr schwer zu beschreiben, aber wenn ich daran denke, ist mir, als ob mich etwas umgestülpt hätte; ich war keine Plastik mehr, sondern etwas Eingesenktes. Und das Zimmer war nicht hohl, sondern bestand aus einem Stoff, den es unter den Stoffen des Tages nicht gibt, einem schwarz durchsichtigen und schwarz zu durchführenden Stoff, aus dem auch ich bestand. Die Zeit rann in fieberkleinen schnellen Pulsschlägen. Weshalb sollte nicht jetzt geschehen, was sonst nie geschieht? – Es ist eine Nachtigall, was da singt! – sagte ich mir halblaut vor.

Nun gibt es ja in Berlin vielleicht mehr Nachtigallen, – fuhr Azwei fort – als ich dachte. Ich glaubte damals, es gäbe in diesem steinernen Gebirge keine, und diese sei weither zu mir geflogen. Zu mir!! – fühlte ich und richtete mich lächelnd auf. – Ein Himmelsvogel! Das gibt es also wirklich! – In einem solchen Augenblick, siehst du, ist man auf die natürlichste Weise bereit, an das Übernatürliche zu glauben; es ist, als ob man seine Kindheit in einer Zauberwelt verbracht hätte. Ich dachte unverzüglich: Ich werde der Nachtigall folgen. Leb wohl, Geliebte! – dachte ich – Lebt wohl, Geliebte, Haus, Stadt ...! Aber ehe ich noch von meinem Lager gestiegen war, und ehe ich mir klar gemacht hatte, ob ich denn zu der Nachtigall auf die Dächer steigen oder ob ich ihr unten in den Straßen folgen wolle, war der Vogel verstummt und offenbar weitergeflogen.

Nun sang er auf einem andern Dach für einen andern Schlafenden. – Azwei dachte nach. – Du wirst annehmen, daß die Geschichte damit zu Ende ist? – Erst jetzt fing sie an, und ich weiß nicht, welches Ende sie finden soll!

Ich war verwaist und von schwerem Mißmut bedrückt zurückgeblieben. Es war gar keine Nachtigall, es war eine Amsel, sagte ich mir, genau so, wie du es sagen möchtest. Solche Amseln machen, das weiß man, andere Vögel nach. Ich war nun völlig wach, und die Stille langweilte mich. Ich zündete eine Kerze an und betrachtete die Frau, die neben mir lag. Ihr Körper sah blaß ziegelfarben aus. Über der Haut lag der weiße Rand der Bettdecke wie ein Schneestreifen. Breite Schattenlinien krümmten sich um den Körper, deren Herkunft nicht recht zu begreifen war, obgleich sie natürlich mit der Kerze und der Haltung meines Arms zusammenhängen mußten. – Was tut es, – dachte ich dabei – wenn es wirklich nur eine Amsel war! Oh, im Gegenteil; gerade daß es bloß eine ganz gewöhnliche Amsel gewesen ist, was mich so verrückt machen konnte: das bedeutet noch viel mehr! Du weißt doch, man weint nur bei einer einfachen Enttäuschung, bei einer doppelten bringt man schon wieder ein Lächeln zuwege. Und ich sah dazwischen immer wieder meine Frau an. Das alles hing ganz von selbst zusammen, aber ich weiß nicht wie. Seit Jahren habe ich dich geliebt dachte ich – wie nichts auf dieser Welt, und nun liegst du da wie eine ausgebrannte Hülse der Liebe. Nun bist du mir ganz fremd geworden, nun bin ich herausgekommen am anderen Ende der Liebe. War das Überdruß? Ich erinnere mich nicht, je Überdruß empfunden zu haben. Und ich schildere es dir so, als ob ein Gefühl ein Herz durchbohren könnte wie einen Berg, auf dessen anderer Seite eine andere Welt mit dem gleichen Tal, den gleichen Häusern und kleinen Brücken liegt. Aber ich wußte ganz einfach nicht, was es war. Ich weiß das auch heute nicht. Vielleicht habe ich unrecht, dir diese Geschichte im Zusammenhang mit zwei anderen zu erzählen, die darauf gefolgt sind. Ich kann dir nur sagen, wofür ich es hielt, als ich es erlebte: Es hatte mich von irgendwo ein Signal getroffen – das war mein Eindruck davon.

Ich legte meinen Kopf neben ihren Körper, die ahnungslos und ohne Teilnahme schlief. Da schien sich ihre Brust in Übermaßen zu heben und zu senken, und die Wände des Zimmers tauchten an diesem schlafenden Leib auf und ab wie hohe See um ein Schiff, das schon weit im



Fahren ist. Ich hätte es wahrscheinlich nie über mich gebracht, Abschied zu nehmen; aber wenn ich mich jetzt fortstehle, kam mir vor, bleibe ich das kleine verlassene Boot in der Einsamkeit, und ein großes, sicheres Schiff ist achtlos über mich hinausgefahren. Ich küßte die Schlafende, sie fühlte es nicht. Ich flüsterte ihr etwas ins Ohr, und vielleicht tat ich es so vorsichtig, daß sie es nicht hörte. Da machte ich mich über mich lustig und spottete über die Nachtigall; aber ich zog mich heimlich an. Ich glaube, daß ich geschluchzt habe, aber ich ging wirklich fort. Mir war taumelnd leicht, obgleich ich mir zu sagen versuchte, daß kein anständiger Mensch so handeln dürfe; ich erinnere mich, ich war wie ein Betrunkener, der mit der Straße schilt, auf der er geht, um sich seiner Nüchternheit zu versichern.

Ich habe natürlich oft daran gedacht zurückzukehren; manchmal hätte ich durch die halbe Welt zurückkehren mögen; aber ich habe es nicht getan. Sie war unberührbar für mich geworden; kurz gesagt; ich weiß nicht, ob du mich verstehst: Wer ein Unrecht sehr tief empfindet, der ändert es nicht mehr. Ich will übrigens nicht deine Lossprechung. Ich will dir meine Geschichten erzählen, um zu erfahren, ob sie wahr sind; ich habe mich jahrelang mit keinem Menschen aussprechen können, und wenn ich mich darüber laut mit mir selbst sprechen hörte, wäre ich mir, offen gestanden, unheimlich.

Halte also daran fest, daß meine Vernunft deiner Aufgeklärtheit nichts nachgeben will.

Aber zwei Jahre später befand ich mich in einem Sack, dem toten Winkel einer Kampflinie in Südtirol, die sich von den blutigen Gräben der Cima di Vezena an den Caldonazzo-See zurückbog. Dort lief sie tief im Tal wie eine sonnige Welle über zwei Hügel mit schönen Namen und stieg auf der andern Seite des Tals wieder empor, um sich in einem stillen Gebirge zu verlieren. Es war im Oktober; die schwach besetzten Kampfgräben versanken in Laub, der See brannte lautlos in Blau, die Hügel lagen wie große welke Kränze da; wie Grabkränze, dachte ich oft, ohne mich vor ihnen zu fürchten. Zögernd und verteilt floß das Tal um sie; aber jenseits des Striches, den wir besetzt hielten, entfloß es solcher süßen Zerstretheit und fuhr wie ein Posaunenstoß, braun, breit und heroisch, in die feindliche Weite.

In der Nacht bezogen wir mitten darin eine vorgeschobene Stellung. Sie lag so offen im Tal, daß man uns von oben mit Steinwürfen erschlagen konnte; aber man röstete uns bloß an langsamem Artilleriefeuer. Immerhin, am Morgen nach so einer Nacht hatten alle einen sonderbaren Ausdruck, der sich erst nach einigen Stunden verlor: die Augen waren vergrößert, und die Köpfe auf den vielen Schultern richteten sich unregelmäßig auf wie ein niedergetretener Rasen. Trotzdem habe ich in jeder solchen Nacht oftmals den Kopf über den Grabenrand gehoben und ihn vorsichtig über die Schulter zurückgedreht wie ein Verliebter: da sah ich dann die Brentagruppe hell himmelblau, wie aus Glas steif gefältelt, in der Nacht stehen. Und gerade in diesen Nächten waren die Sterne groß und wie aus Goldpapier gestanzt und flimmerten fett wie aus Teig gebacken, und der Himmel war noch in der Nacht blau, und die dünne, mädchenhafte Mondsichel, ganz silbern oder ganz golden, lag auf dem Rücken mitten darin und schwamm in Entzücken. Du mußt trachten, dir vorzustellen, wie schön das war; so schön ist nichts im gesicherten Leben. Dann hielt ich es manchmal nicht aus und kroch vor Glück und Sehnsucht in der Nacht spazieren; bis zu den goldgrünen schwarzen Bäumen, zwischen denen ich mich aufrichtete wie eine kleine braungrüne Feder im Gefieder des ruhig sitzenden, scharfschnäbeligen Vogels Tod, der so zauberisch bunt und schwarz ist, wie du es nicht gesehen hast.

Tagsüber, in der Hauptstellung; konnte man dagegen geradezu spazierenreiten. Auf solchen Plätzen, so man Zeit zum Nachdenken wie zum Erschrecken hat, lernt man die Gefahr erst kennen. Jeden Tag holt sie sich ihre Opfer, einen festen Wochendurchschnitt, soundsoviel vom

Hundert, und schon die Generalstabsoffiziere der Division rechnen so unpersönlich damit wie eine Versicherungsgesellschaft. Übrigens man selbst auch. Man kennt instinktiv seine Chance und fühlt sich versichert, wenn auch nicht gerade unter günstigen Bedingungen. Das ist jene merkwürdige Ruhe, die man empfindet, wenn man dauernd im Feuerbereich lebt. Das muß ich vorausschicken, damit du dir nicht falsche Vorstellungen von meinem Zustand machst. Freilich kommt es vor, daß man sich plötzlich getrieben fühlt, nach einem bestimmten bekannten Gesicht zu suchen, das man noch vor einigen Tagen gesehen hat; aber es ist nicht mehr da. So ein Gesicht kann dann mehr erschüttern, als vernünftig ist, und lang in der Luft hängen wie ein Kerzenschimmer. Man hat also weniger Todesfurcht als sonst, aber ist allerhand Erregungen zugänglicher. Es ist so, als ob die Angst vor dem Ende, die offenbar immer wie ein Stein auf dem Menschen liegt, weggewälzt worden wäre, und nun blüht in der unbestimmten Nähe des Todes eine sonderbare innere Freiheit.

Über unsere ruhige Stellung kam einmal mitten in der Zeit ein feindlicher Flieger. Das geschah nicht oft, weil das Gebirge mit seinen schmalen Luftrinnen zwischen befestigten Kuppen hoch überflogen werden mußte. Wir standen gerade auf einem der Grabkränze, und im Nu war der Himmel mit den weißen Schrapnellwölkchen der Batterien betupft wie von einer behenden Puderquaste. Das sah lustig aus und fast lieblich. Dazu schien die Sonne durch die dreifarbigen Tragflächen des Flugzeugs, gerade als es hoch über unseren Köpfen fuhr, wie durch ein Kirchenfenster oder buntes Seidenpapier, und es hätte zu diesem Augenblick nur noch einer Musik von Mozart bedurft. Mir ging zwar der Gedanke durch den Kopf, daß wir wie eine Gruppe von Rennbesuchern beisammenstanden und ein gutes Ziel abgaben. Auch sagte einer von uns: Ihr solltet euch lieber decken! Aber es hatte offenbar keiner Lust, wie eine Feldmaus in ein Erdloch zu fahren. In diesem Augenblick hörte ich ein leises Klingen, das sich meinem hingerissenen emporstarrenden Gesicht näherte. Natürlich kann es auch umgekehrt zugegangen sein, so daß ich zuerst das Klingen hörte und dann erst das Nahen einer Gefahr begriff; aber im gleichen Augenblick wußte ich auch schon: es ist ein Fliegerpfeil! Das waren spitze Eisenstäbe, nicht dicker als ein Zimmermannsblei, welche damals die Flugzeuge aus der Höhe abwarfen; und trafen sie den Schädel, so kamen sie wohl erst bei den Fußsohlen wieder heraus, aber sie trafen eben nicht oft, und man hat sie bald wieder aufgegeben. Darum war das mein erster Fliegerpfeil; aber Bomben und Maschinengewehrschüsse hört man ganz anders, und ich wußte sofort, womit ich es zu tun hätte. Ich war gespannt, und im nächsten Augenblick hatte ich auch schon das sonderbare, nicht im Wahrscheinlichen begründete Empfinden: er trifft!

Und weißt du, wie das war? Nicht wie eine schreckende Ahnung, sondern wie ein noch nie erwartetes Glück! Ich wunderte mich zuerst darüber, daß bloß ich das Klingen hören sollte, dann dachte ich, daß der Laut wieder verschwinden werde. Aber er verschwand nicht. Er näherte sich mir, wenn auch sehr fern, und wurde perspektivisch größer. Ich sah vorsichtig die Gesichter an, aber niemand nahm ihn wahr. Und in diesem Augenblick, wo ich inne wurde, daß ich allein diesen feinen Gesang hörte, stieg ihm etwas aus mir entgegen: ein Lebensstrahl; ebenso unendlich wie der von oben kommende des Todes. Ich erfinde das nicht, ich suche es so einfach wie möglich zu beschreiben; ich habe die Überzeugung, daß ich mich physikalisch nüchtern ausgedrückt habe; freilich weiß ich, daß das bis zu einem Grad wie im Traum ist, wo man ganz klar zu sprechen wähnt, während die Worte außen wirr sind.

Das dauerte eine lange Zeit, während derer nur ich das Geschehen näher kommen hörte. Es war ein dünner, singender, einfacher hoher Laut, wie wenn der Rand eines Glases zum Tönen gebracht wird; aber es war etwas Unwirkliches daran; das hast du noch nie gehört, sagte ich mir. Und dieser Laut war auf mich gerichtet; ich war in Verbindung mit diesem Laut und zweifelte

nicht im geringsten daran, daß etwas Entscheidendes mit mir vor sich gehen wolle. Kein einziger Gedanke in mir war von der Art, die sich in den Augenblicken des Lebensabschiedes einstellen soll, sondern alles, was ich empfand, war in die Zukunft gerichtet; und ich muß einfach sagen, ich war sicher, in der nächsten Minute Gottes Nähe in der Nähe meines Körpers zu fühlen. Das ist immerhin nicht wenig bei einem Menschen, der seit seinem achten Jahr nicht an Gott geglaubt hat.

Inzwischen war der Laut von oben körperlicher geworden, er schwoll an und drohte. Ich hatte mich einigemal gefragt, ob ich warnen sollte; aber mochte ich oder ein anderer getroffen werden, ich wollte es nicht tun! Vielleicht steckte eine verdammte Eitelkeit in dieser Einbildung, daß da, hoch oben über einem Kampffeld, eine Stimme für mich singe. Vielleicht ist Gott überhaupt nichts, als daß wir armen Schnorrer in der Enge unseres Daseins uns eitel brüsten, einen reichen Verwandten im Himmel zu haben. Ich weiß es nicht. Aber ohne Zweifel hatte nun die Luft auch für die anderen zu klingen begonnen; ich bemerkte, daß Flecken von Unruhe über ihre Gesichter huschten, und siehst du – auch keiner von ihnen ließ sich ein Wort entschlüpfen! Ich sah noch einmal diese Gesichter an: Burschen, denen nichts ferner lag als solche Gedanken, standen, ohne es zu wissen, wie eine Gruppe von Jüngern da, die eine Botschaft erwarten. Und plötzlich war das Singen zu einem irdischen Ton geworden, zehn Fuß, hundert Fuß über uns, und erstarb. Er, es war da. Mitten zwischen uns, aber mir zunächst, war etwas verstummt und von der Erde verschluckt worden, war zu einer unwirklichen Lautlosigkeit zerplatzt. Mein Herz schlug breit und ruhig; ich kann auch nicht den Bruchteil einer Sekunde erschrocken gewesen sein; es fehlte nicht das kleinste Zeiteilchen in meinem Leben. Aber das erste, was ich wieder wahrnahm, war, daß mich alle ansahen. Ich stand am gleichen Fleck, mein Leib aber war wild zur Seite gerissen worden und hatte eine tiefe, halbkreisförmige Verbeugung ausgeführt. Ich fühlte, daß ich aus einem Rausch erwache, und wußte nicht, wie lange ich fort gewesen war. Niemand sprach mich an; endlich sagte einer: ein Fliegerpfeil! und alle wollten ihn suchen, aber er stak metertief in der Erde. In diesem Augenblick überströmte mich ein heißes Dankgefühl, und ich glaube, daß ich am ganzen Körper errötete. Wenn einer da gesagt hätte, Gott sei in meinen Leib gefahren, ich hätte nicht gelacht. Ich hätte es aber auch nicht geglaubt. Nicht einmal, daß ich einen Splitter von ihm davontrug, hätte ich geglaubt. Und trotzdem, jedesmal, wenn ich mich daran erinnere, möchte ich etwas von dieser Art noch einmal deutlicher erleben!

Ich habe es übrigens noch einmal erlebt, aber nicht deutlicher – begann Azwei seine letzte Geschichte. Er schien unsicherer geworden zu sein, aber man konnte ihm anmerken, daß er gerade deshalb darauf brannte, sich diese Geschichte erzählen zu hören.

Sie handelte von seiner Mutter, die nicht viel von Azweis Liebe besessen hatte; aber er behauptete, das sei nicht so gewesen. – Wir haben oberflächlich schlecht zu einander gepaßt, – sagte er – und das ist schließlich nur natürlich, wenn eine alte Frau seit Jahrzehnten in der gleichen Kleinstadt lebt, und ein Sohn es nach ihren Begriffen in der weiten Welt zu nichts gebracht hat. Sie machte mich so unruhig wie das Beisammensein mit einem Spiegel, der das Bild unmerklich in die Breite zieht; und ich kränkte sie, indem ich jahrelang nicht nach Hause kam. Aber sie schrieb mir alle Monate einen besorgten Brief mit vielen Fragen, und wenn ich den auch gewöhnlich nicht beantwortete, so war doch etwas sehr Sonderbares dabei, und ich hing trotz allem tief mit ihr zusammen, wie sich schließlich gezeigt hat.

Vielleicht hatte sich ihr vor Jahrzehnten das Bild eines kleinen Knaben leidenschaftlich eingeprägt, in den sie weiß Gott welche Hoffnungen gesetzt haben mochte, die durch nichts ausgelöscht werden konnten; und da ich dieser längst verschwundene Knabe war, hing ihre Liebe an mir, wie wenn alle seither untergegangenen Sonnen noch irgendwo zwischen Licht und

Finsternis schwebten. Da hättest du wieder diese geheimnisvolle Eitelkeit, die keine ist. Denn ich kann wohl sagen, ich verweile nicht gern bei mir, und was so viele Menschen tun, daß sie sich behaglich Photographien ansehen, die sie in früheren Zeiten darstellen, oder sich gern erinnern, was sie da und dann getan haben, dieses Ich-Sparkassen-System ist mir völlig unbegreiflich. Ich bin weder besonders launenhaft, noch lebe ich nur für den Augenblick; aber wenn etwas vorbei ist, dann bin ich auch an mir vorbei, und wenn ich mich in einer Straße erinnere, ehemals oft diesen Weg gegangen zu sein, oder wenn ich mein früheres Haus sehe, so empfinde ich ohne alle Gedanken einfach wie einen Schmerz eine heftige Abneigung gegen mich, als ob ich an eine Schändlichkeit erinnert würde. Das Gewesene entfließt, wenn man sich ändert; und mir scheint, wie immer man sich ändere, man täte es ja nicht, wenn der, den man verläßt, gar so einwandfrei wäre. Aber gerade weil ich gewöhnlich so fühle, war es wunderbar, als ich bemerkte, daß da ein Mensch, solange ich lebe, ein Bild von mir festgehalten hat; wahrscheinlich ein Bild, dem ich nie entsprach, das jedoch in gewissem Sinn mein Schöpfungsbefehl und meine Urkunde war. Verstehst du mich, wenn ich sage, daß meine Mutter in diesem bildlichen Sinn eine Löwennatur war, in das wirkliche Dasein einer mannigfach beschränkten Frau gebannt? Sie war nicht klug nach unseren Begriffen, sie konnte von nichts absehen und nichts weit herholen; sie war, wenn ich mich an meine Kindheit erinnere, auch nicht gut zu nennen, denn sie war heftig und von ihren Nerven abhängig; und du magst dir vorstellen, was aus der Verbindung von Leidenschaft mit engen Gesichtsgrenzen manchmal hervorgeht: Aber ich möchte behaupten, daß es eine Größe, einen Charakter gibt, die sich mit der Verkörperung, in der sich ein Mensch für unsere gewöhnliche Erfahrung darstellt, heute noch so unbegreiflich vereinen, wie in den Märchenzeiten Götter die Gestalt von Schlangen und Fischen angenommen haben.

Ich bin sehr bald nach der Geschichte mit dem Fliegerpfeil bei einem Gefecht in Rußland in Gefangenschaft geraten, machte später dort die große Umwandlung mit und kehrte nicht so rasch zurück, denn das neue Leben hat mir lange Zeit gefallen. Ich bewundere es heute noch; aber eines Tages entdeckte ich, daß ich einige für unentbehrlich geltende Glaubenssätze nicht mehr aussprechen konnte, ohne zu gähnen, und entzog mich der damit verbundenen Lebensgefahr, indem ich mich nach Deutschland rettete, wo der Individualismus gerade in der Inflationsblüte stand. Ich machte allerhand zweifelhafte Geschäfte, teils aus Not, teils nur aus Freude darüber, wieder in einem alten Land zu sein, wo man Unrecht tun kann, ohne sich schämen zu müssen. Es ist mir dabei nicht sehr gut gegangen, und manchmal war ich sogar ungemein übel daran. Auch meinen Eltern ging es nicht gerade gut. Da schrieb mir meine Mutter einigemal: Wir können dir nicht helfen; aber wenn ich dir mit dem wenigen helfen könnte, was du einst erben wirst, möchte ich mir zu sterben wünschen. Das schrieb sie, obgleich ich sie seit Jahren nicht besucht, noch ihr irgendein Zeichen der Neigung gegeben hatte. Ich muß gestehen, daß ich es für eine etwas übertriebene Redensart gehalten habe, der ich keine Bedeutung beimaß, wenn ich auch an der Echtheit des Gefühls, das sich sentimental ausdrückte, nicht zweifelte. Aber nun geschah eben das durchaus Sonderbare: meine Mutter erkrankte wirklich, und man könnte glauben, daß sie dann auch meinen Vater, der ihr sehr ergeben war, mitgenommen hat.

Azwei überlegte. – Sie starb an einer Krankheit, die sie in sich getragen haben mußte, ohne daß ein Mensch es ahnte. Man könnte dem Zusammentreffen vielerlei natürliche Erklärungen geben, und ich fürchte, du wirst es mir verübeln, wenn ich es nicht tue. Aber das Merkwürdige waren wieder die Nebenumstände. Sie wollte keineswegs sterben; ich weiß, daß sie sich gegen den frühen Tod gewehrt und heftig geklagt hat. Ihr Lebenswille, ihre Entschlüsse und Wünsche waren gegen das Ereignis gerichtet. Man kann auch nicht sagen, daß sich gegen ihren Augenblickswillen eine Charakterentscheidung vollzog; denn sonst hätte sie ja schon früher an Selbstmord oder freiwillige Armut denken können, was sie nicht im geringsten getan hat. Sie war

selbst ganz und gar ein Opfer. Aber hast du nie bemerkt, daß dein Körper auch noch einen anderen Willen hat als den deinen? Ich glaube, daß alles, was uns als Wille oder als unsere Gefühle, Empfindungen und Gedanken vorkommt und scheinbar die Herrschaft über uns hat, das nur im Namen einer begrenzten Vollmacht darf, und daß es in schweren Krankheiten und Genesungen, in unsicheren Kämpfen und an allen Wendepunkten des Schicksals eine Art Urentscheidung des ganzen Körpers gibt, bei der die letzte Macht und Wahrheit ist. Aber möge dem sein wie immer; sicher war es, daß ich von der Erkrankung meiner Mutter sofort den Eindruck von etwas ganz und gar Freiwilligem hatte; und wenn du alles für Einbildung hieltest, so bliebe es bestehen, daß ich in dem Augenblick, wo ich die Nachricht von der Erkrankung meiner Mutter erhielt, obgleich gar kein Grund zur Besorgnis darin lag, in einer auffallenden Weise und völlig verändert worden bin: eine Härte, die mich umgeben hatte, schmolz augenblicklich weg, und ich kann nicht mehr sagen, als daß der Zustand, in dem ich mich von da an befand, viel Ähnlichkeit mit dem Erwachen in jener Nacht hatte, wo ich mein Haus verließ, und mit der Erwartung des singenden Pfeils aus der Höhe. Ich wollte gleich zu meiner Mutter reisen, aber sie hielt mich mit allerhand Vorwänden fern. Zuerst hieß es, sie freue sich, mich zu sehen, aber ich möge die bedeutungslose Erkrankung abwarten, damit sie mich gesund empfangen; später ließ sie mir mitteilen, mein Besuch könnte sie im Augenblick zu sehr aufregen; zuletzt, als ich drängte: die entscheidende Wendung zum Guten stünde bevor, und ich möge mich nur noch etwas gedulden. Es sieht so aus, als ob sie gefürchtet hätte, durch ein Wiedersehen unsicher gemacht zu werden; und dann entschied sich alles so rasch, daß ich gerade noch zum Begräbnis zurecht kam.

Ich fand auch meinen Vater krank vor, und wie ich dir sagte, ich konnte ihm bald nur noch sterben helfen. Er war früher ein guter Mann gewesen, aber in diesen Wochen war er wunderlich eigensinnig und voll Launen, als ob er mir vieles nachtrüge und sich durch meine Anwesenheit geärgert fühlte. Nach seinem Begräbnis mußte ich den Haushalt auflösen, und das dauerte auch einige Wochen; ich hatte keine Eile. Die Leute aus der kleinen Stadt kamen hie und da zu mir aus alter Gewohnheit und erzählten mir, auf welchem Platz im Wohnzimmer mein Vater gesessen habe und wo meine Mutter und wo sie. Sie sahen sich alles genau an und erboten sich, mir dieses oder jenes Stück abzukaufen. Sie sind so gründlich, diese Menschen in der Provinz, und einmal sagte einer zu mir, nachdem er alles eingehend untersucht hatte: Es ist doch schrecklich, wenn binnen wenigen Wochen eine ganze Familie ausgerottet wird! – mich selbst rechnete keiner hinzu. Wenn ich allein war, saß ich still und las Kinderbücher; ich hatte auf dem Dachboden eine große Kiste voll von ihnen gefunden. Sie waren verstaubt, verrußt, teils vertrocknet, teils von Feuchtigkeit beschlagen, und wenn man sie klopfte, schieden sie immerzu Wolken von sanfter Schwärze aus; von den Pappbänden war das gemaserte Papier geschwunden und hatte nur Gruppen von zackigen Inseln zurückgelassen. Aber wenn ich in die Seiten eindrang, eroberte ich den Inhalt wie ein Seefahrer zwischen diesen Fährnissen, und einmal machte ich eine seltsame Entdeckung. Ich bemerkte, daß die Schwärze oben, wo man die Blätter wendet, und unten am Rand in einer leise deutlichen Weise doch anders war, als der Moder sie verleiht, und dann fand ich allerhand unbezeichnenbare Flecken und schließlich wilde, verblaßte Bleistiftspuren auf den Titelblättern; und mit einemmal überwältigte es mich, daß ich erkannte, diese leidenschaftliche Abgegriffenheit, diese Bleistiftritzer und eilig hinterlassenen Flecken seien die Spuren von Kinderfingern, meiner Kinderfinger, dreißig und mehr Jahre in einer Kiste unter dem Dach aufgehoben und wohl von aller Welt vergessen! – Nun, ich sagte dir, für andere Menschen mag es nichts Besonderes sein, wenn sie sich an sich selbst erinnern, aber für mich war es, als ob das Unterste zu oberst gekehrt würde. Ich hatte auch ein Zimmer wiedergefunden, das vor dreißig und mehr Jahren mein Kinderzimmer war; es diente später für Wäscheschränke und dergleichen,

aber im Grunde hatte man es gelassen, wie es gewesen war, als ich dort am Fichtentisch unter der Petroleumlampe saß, deren Ketten drei Delphine im Maul trugen. Dort saß ich nun wieder viele Stunden des Tags und las wie ein Kind, das mit den Beinen nicht bis zur Erde reicht. Denn siehst du, daß unser Kopf haltlos ist oder in nichts ragt, daran sind wir gewöhnt, denn wir haben unter den Füßen etwas Festes; aber Kindheit, das heißt, an beiden Enden nicht ganz gesichert sein und statt der Greifzangen von später noch die weichen Flanellhände haben und vor einem Buch sitzen, als ob man auf einem kleinen Blatt über Abstürzen durch den Raum segelte. Ich sage dir, ich reichte wirklich nicht mehr unter dem Tisch zur Erde.

Ich hatte mir auch ein Bett in dieses Zimmer gestellt und schlief dort. Und da kam dann die Amsel wieder. Einmal nach Mitternacht weckte mich ein wunderbarer, herrlicher Gesang. Ich wachte nicht gleich auf, sondern hörte erst lange im Schlaf zu. Es war der Gesang einer Nachtigall; aber sie saß nicht in den Büschen des Gartens, sondern auf dem Dach eines Nebenhauses. Ich begann mit offenen Augen zu schlafen. Hier gibt es keine Nachtigallen – dachte ich dabei – es ist eine Amsel.

Du brauchst aber nicht zu glauben, daß ich das heute schon einmal erzählt habe! Sondern wie ich dachte: Hier gibt es keine Nachtigallen, es ist eine Amsel, erwachte ich; es war vier Uhr morgens, der Tag kehrte in meine Augen ein, der Schlaf versank so rasch, wie die Spur einer Welle in trockenem Ufersand aufgesaugt wird, und da saß vor dem Licht, das wie ein zartes weißes Wolltuch war, ein schwarzer Vogel im offenen Fenster! Er saß dort, so wahr ich hier sitze.

Ich bin deine Amsel, – sagte er – kennst du mich nicht?

Ich habe mich wirklich nicht gleich erinnert, aber ich fühlte mich überaus glücklich, wenn der Vogel zu mir sprach.

Auf diesem Fensterbrett bin ich schon einmal gesessen, Erinnerst du dich nicht? – fuhr er fort, und nun erwiderte ich: Ja, eines Tags bist du dort gesessen, wo du jetzt sitzt, und ich habe rasch das Fenster geschlossen.

Ich bin deine Mutter – sagte sie.

Siehst du, das mag ich ja geträumt haben. Aber den Vogel habe ich nicht geträumt; er saß da, flog ins Zimmer herein, und ich schloß rasch das Fenster. Ich ging auf den Dachboden und suchte einen großen Holzkäfig, an den ich mich erinnerte, weil die Amsel schon einmal bei mir gewesen war; in meiner Kindheit, genau so, wie ich es eben sagte. Sie war im Fenster gesessen und dann ins Zimmer geflogen, und ich hatte einen Käfig gebraucht, aber sie wurde bald zahm, und ich habe sie nicht gefangengehalten, sie lebte frei in meinem Zimmer und flog aus und ein. Und eines Tags war sie nicht mehr wiedergekommen, und jetzt war sie also wieder da. Ich hatte keine Lust, mir Schwierigkeiten zu machen und nachzudenken, ob es die gleiche Amsel sei; ich fand den Käfig und eine neue Kiste Bücher dazu, und ich kann dir nur sagen: ich bin nie im Leben ein so guter Mensch gewesen wie von dem Tag an, wo ich die Amsel besaß; aber ich kann dir wahrscheinlich nicht beschreiben, was ein guter Mensch ist.

Hat sie noch oft gesprochen? – fragte Aeins listig.

Nein, – erwiderte Azwei – gesprochen hat sie nicht. Aber ich habe ihr Amselfutter beschaffen müssen und Würmer. Sieh wohl, das ist schon eine kleine Schwierigkeit, daß sie Würmer fraß, und ich sollte sie wie meine Mutter halten –; aber es geht, sage ich dir, das ist nur Gewohnheit, und woran muß man sich nicht auch bei alltäglicheren Dingen gewöhnen! Ich habe sie seither nicht mehr von mir gelassen, und mehr kann ich dir nicht sagen; das ist die dritte Geschichte, wie sie enden wird, weiß ich nicht.

Aber du deutest doch an, – suchte sich Aeins vorsichtig zu vergewissern – daß dies alles einen Sinn gemeinsam hat?

Du lieber Himmel, – widersprach Azwei – es hat sich eben alles so ereignet; und wenn ich den Sinn wüßte, so brauchte ich dir wohl nicht erst zu erzählen. Aber es ist, wie wenn du flüstern hörst oder bloß rauschen, ohne das unterscheiden zu können!

[ < ]

## Vorstufen zum Nachlaß zu Lebzeiten

vorstufen zum nachlaß zu lebzeiten

[ < ]

- ▷ Die Maus auf Fodara vedla (später: Die Maus)
- ▷ Begräbnis in A. (später: Slowenisches Begräbnis)
- ▷ Fischer auf Usedom
- ▷ Die fliegenden Menschen
- ▷ Schafe auf einer Insel
- ▷ Der Malsteller
- ▷ Hasenkatastrophe
- ▷ Der Gläubige
- ▷ Der Erwachte
- ▷ Sarkophagdeckel
- ▷ Triedere!
- ▷ Unter Dichtern und Denkern
- ▷ Der Riese Agoag
- ▷ Eine Geschichte aus drei Jahrhunderten
- ▷ Einige Schwierigkeiten der schönen Künste



- ▷ Der Mensch ohne Charakter
- ▷ Wer hat dich, du schöner Wald ..?
- ▷ Denkmale
- ▷ Türen und Tore
- ▷ Pension Nimmermehr
- ▷ Was ist ein Dichter? Eine unzeitgemässe Frage
- ▷ Eine unzeitgemässe Frage

**Die Maus auf Fodara vedla (später: Die Maus)**

*[30. Oktober 1921]*

Fodara vedla, ladinische Alpe, tausend Meter und mehr über bewohnter Gegend, und noch viel weiter abseits von ihr! Wer hat da eine Bank hingestellt?

Wer auf dieser Bank sitzt, sitzt fest. Der Mund geht nicht mehr auf. Das Atmen wird fremd; wird ein Vorgang der Natur; oh, wird nicht Atem der Natur, sondern – wenn man merkt, daß man atmet – etwas Angetanes wie eine Schwangerschaft.

Das Gras ist noch vom Jahr vorher, so blutleer, als ob man eben einen Stein davon weggerollt hätte. Rings sind Buckel und Mulden ohne Sinn und Zahl; Knieholz und Alpe. Aus ihrer brandenden Ruhe wird der Blick immer wieder an das runde gelbe Felsenriff hochgeworfen und rinnt in hundert Blicke zersplittert ab. Es ist nicht übermäßig hoch, aber darüber ist noch das blaue Nichts. So wüst und unmenschlich ist die Welt noch immer wie in den Schöpfungszeitaltern.

Die kleine Maus hat sich darin ein System von Laufgräben angelegt. Maustief, mit Löchern zum Verschwinden und anderswo wieder aufzutauchen. Sie huscht im Kreis, steht, huscht im Kreis weiter. Die Menschenhand sinkt von der Lehne der Bank: ein Auge, so groß und schwarz wie ein Spinnadelkopf richtet sich hin. Ist es dieses sich drehende kleine lebendige Auge oder die Unbeweglichkeit der Berge?

Gottes Wille geschieht? Oder der Wille einer kleinen Feldmaus, vor dem du zitternd unvorbereitet stehst?

Man weist den Gedanken an Gott als unzuständig ab. Fragt sich exakt: Wirkte es die Beweglichkeit des Auges oder die Unbeweglichkeit der ungeheuren Berge? – Und hilflos merkt

man: das ist ganz das gleiche.

[ < ]

### Begräbnis in A. (später: Slowenisches Begräbnis)

[25. Dezember 1921]

Auch mein Zimmer war sonderbar. Pompejanisch Rot mit türkischen Vorhängen; die Möbel hatten Risse und Fugen, in denen sich der Staub wie feinste Geröllrinnen und -bänder hinczog; dadurch war es stellenweise voll jener übermächtigen Tatsächlichkeit der Hochgebirgshalden, die so ungeheuer da sind, und in gar kein Geschehen mehr verflochten sind, und nur vom Steigen und Sinken der Flut des Lichts und der Dunkelheit bespült werden.

Als ich das Haus zum erstenmal betrat, war es ganz vom Gestank verwester Mäuse erfüllt. In das Vorzimmer, das meines von dem der Lehrerinnen trennte, warfen diese alles, was sie nicht mehr liebten oder des Aufhebens nicht mehr für wert hielten; künstliche Blumen, Speisereste, Fruchtschalen, zerrissene schmutzige Wäsche, die das Reinigen nicht lohnte. Selbst mein Diener beklagte sich, als ich ihn Ordnung schaffen hieß, und doch war die eine schöner als ein Engel, und ihre ältere Schwester war zärtlicher als eine Mutter und malte ihr die Wangen täglich mit naiven Rosenfarben, damit ihr Antlitz außerdem auch noch so schön sei wie das der Bauernmuttergottes. Von den kleinen Schulfädchen, die oft kamen, wurden beide geliebt, und auch gegen mich, den Fremden, waren beide so gütig wie warme Kräuterkissen, als ich später erkrankte. Als ich aber einmal ihr Zimmer untermags betrat, um etwas zu verlangen, und beide im Bett lagen, und ich mich natürlich zurückziehn wollte, sprangen sie hilfsbereit unter den Decken hervor und waren völlig bekleidet; sogar die schmutzigen Straßenschuhe hatten sie im Bett an den Füßen behalten.

Das war die Wohnung, in der ich stand, als ich dem Begräbnis zusah; eine dicke Frau war gestorben, die schräg meinen Fenstern gegenüber auf der andren Seite der breiten, hier etwas ausgebuchteten Reichsstraße wohnte. Zuerst brachten die Schreinerjungen den Sarg; es war Winter und sie brachten ihn auf einem kleinen Handschlitten, und weil es ein schöner Vormittag war, schlitterten sie mit ihren Nagelschuhen auf der Straße daher, und die große schwarze Schachtel hinter ihnen sprang von einer Seite zur andren. Jeder, der es sah, hatte das Gefühl, was für hübsche Jungen das sind, und blieb neugierig, ob der Schlitten umwerfen würde oder nicht.

Nachmittags stand die Trauergesellschaft vor dem Haus, Zylinder und Pelzmützen, modische Hüte und winterliche Kopftücher; dunkel gegen das lichte Schnee grau des Himmels. Und die Geistlichkeit kam, schwarz und rot, und gezackte weiße Hemdchen darüber, quer über den Schnee. Und ein zottiger brauner, großer junger Hund sprang ihr entgegen und bellte sie an wie einen Wagen. Und wenn man es sagen darf, hatte er damit keine falsche Beobachtung ausgedrückt, denn tatsächlich war in diesem Augenblick weder Heiliges, noch selbst Menschliches in den Nahenden, sondern nur die schwierige Bewegung der mechanischen Seite ihrer Existenz auf dem glatten Straßenbelag.

Dann aber wurde es überirdisch. Ein ruhiger Baß stimmte ein wunderholdes trauriges Lied an, in dem ich nur die fremden Worte für süße Marie verstand, ein hellbraun wie Kastanien schimmernder Barriton fiel ein, und noch eine Stimme, und ein Tenor schwang sich über alle

hinweg, während gleichzeitig aus dem Haus ohne Ende Frauen mit schwarzen Tüchern quollen, die Kerzen vor dem Winterhimmel blaßgoldenen brannten, und die Geräte blitzten. Da mußte man weinen; aus keinem andren Grund, als weil man bereits ein Mensch über dreißig war.

Vielleicht auch ein wenig, weil sich hinter der Trauergesellschaft die Buben pufften, oder weil der aufrechte junge Herr, dem der Hund gehörte, über alle Köpfe hinweg so regungslos nach den heiligen Hantierungen sah, ohne daß man wußte, warum. Denn so ängstlich voll mit Tatsachen, die nicht recht fest standen, war alles wie ein Porzellanschrank. Und während ich kaum mehr die Tränen zurückhalten konnte, bemerkte ich, daß der junge Herr eine Hand am Rücken hielt, und der große junge Hund mit ihr zu spielen begonnen hatte. Scherzend biß er an ihr herum und suchte sie mit seiner warmen Zunge aufzutaun. Mit qualvoller und atemloser Spannung wartete ich nun vorsichtig ab, was geschehen würde. Und endlich, nach einer langen Weile, während das Gesicht zu meiner Befriedigung nach wie vor gerichtet und weit weg blieb, begann sich die Hand hinter dem Rücken als selbständig zu erklären und fing mit dem Maul des Hundes zu spielen an, ohne daß es ihr Herr wußte.

Das rückte mir die Seele wieder ins Lot, die damals, in jener ungewohnten Umgebung, auch ohne zureichende Gründe in Unordnung oder Ordnung geriet; und warm durchströmte mich die Vorstellung des Händedrucks, den mir nach dem Begräbnis meine Lehrerinnen sicher anbieten würden, zusammen mit einem Gläschen von ihrem Schnaps, denn das Unglück rückt die Menschen aneinander, wie sie dabei zu sagen pflegten.

[ < ]

### **Fischer auf Usedom**

*[24. August 1922]*

Am Strand wird mit den Händen eine kleine Kute ausgehoben, und dahinein werden aus einem Sack mit schwarzer Erde die dicken Regenwürmer geschüttet; die lockere schwarze Erde und das Gewürm geben eine mulmige, ungewisse anziehende Häßlichkeit im blanken Sande. Neben sie wird eine Holzlade gelegt; sie sieht aus wie eine ordentliche, lange, nicht sehr breite Tischlade oder ein Zahlbrett voll mit sauberem Garn, und eine leere Lade wird auf die andere Seite gelegt; die hundert Haken, welche am Garn sitzen, sind manierlich auf eine kleine eiserne Stange am Ende der Lade gereiht und werden einer nach dem anderen heruntergenommen und in die andere Lade gebettet, deren Ende mit reinem nassen Sande gefüllt ist. Zwischendurch sorgen vier lange, magerkräftige Hände so sorgfältig wie Kinderfrauen dafür, daß auf jede Angel ein Wurm kommt.

Zwei Männer hocken auf Knien und Fersen im Sande, mit mächtigen, knochigen Rücken, langen, gütigen Gesichtern, eine Pfeife im Mund, und unverständlichen Worten, die so sanft aus ihnen herauskommen, wie die Bewegungen ihrer Hände. Der eine nimmt einen fetten Regenwurm mit zwei Fingern, holt die gleichen zwei Finger der anderen Hand herzu und reißt ihn in drei Stücke, so sanft und präzise, wie ein Schuster das Papierband abknipst, nachdem er Maß genommen, während der andere diese sich bäumenden Stücke sanft und achtsam über die Angel stülpt. Ist das geschehen, so werden sie mit Wasser gelabt und in der Lade mit dem weichen Sand in kleine, nebeneinanderliegende, zierliche Gräber gebettet, damit sie sich frisch erhalten. Es ist ein stilles, feines Tun, wo die groben Finger leise wie auf den Zehen gehen. Man muß sehr auf die Sache

achten. Der Himmel hat sich darüber blau emporgewölbt, und die Möven kreisen hoch über Land wie Schwalben.

[ < ]

### **Die fliegenden Menschen**

*[24. Dezember 1922]*

Es gab eine Zeit, wo man auf einem bolzsteifen Pferdchen pedantisch genau im Kreise ritt und mit einem stockgeraden Stäbchen nach kupfernen Ringen stieß, die ein Holzarm im Vorbeifahren hinhielt. Diese Zeit ist vorbei. Heute trinken die Fischerjungen Sekt mit Kognak. Und es hängen an dreißig mal vier eisernen Kettchen kleine Schaukelbrettchen im Kreis, ein Kreis innen und einer außen, so, daß man sich, wenn man nebeneinander fliegt, an Hand oder Bein oder den Schürzen fassen kann und dazu fürchterlich schreit. Dieses Ringenspiel steht auf dem kleinen Platz mit dem Ehrenstein für die gefallenen Krieger, neben der alten Linde, wo sonst die Gänse sind. Es hat einen Motor, der es zeitgemäß antreibt, und kalkweiße Scheinwerfer über vielen kleinen warmen Lichtern. Der Wind wirft, wenn man in der Dunkelheit nähertappt, Fetzen von Musik, Leuchten, Mädchenstimmen und Lachen einem entgegen. Das Orchestrion brüllt schluchzend. Die Eisenketten kreischen. Man fliegt im Kreis, aber außerdem, wenn man will, aufwärts oder hinab, auswärts und einwärts, einander in den Rücken oder zwischen die Beine. Die Burschen peitschen ihre Schaukeln an und kneifen die Mädels, an denen sie vorbeifliegen, ins Fleisch oder reißen die Aufschreienden mit sich; auch die Mädels haschen einander im Flug und dann schreien sie zu zweit erst recht so, als ob eine ein Mann wäre. So schwingen sie alle durch die Kegel der Helle ins Dunkle und werden plötzlich wieder in die Helligkeit gestürzt: anders gepaart, mit verkürzten Leibern und schwarzen Mündern, rasend bestrahlte Kleiderbündel, fliegen sie auf dem Rücken oder auf dem Bauch oder schräg gegen Himmel und Hölle. Nach einer ganz kleinen Weile diesen wildesten Galopps fällt das Orchestrion rasch in Trab, dann in Schritt zurück wie ein altes Manegepferd und steht schnell still. Der Mann mit dem Zinnteller geht im Kreis, aber man bleibt sitzen oder wechselt höchstens die Mädchen. Und es kommen nicht wie in der Stadt ein paar Tage lang zu dem Ringenspiel wechselnde Menschen, denn es fliegen hier immer die gleichen, vom Einbruch der Dunkelheit an, zwei bis drei Stunden, durch alle acht oder vierzehn Tage hindurch, solange, bis der Mann mit dem Zinnteller ein Nachlassen der Lust fühlt und eines Morgens weitergezogen ist.

[ < ]

### **Schafe auf einer Insel**

*[März 1923]*

Sie haben die langen Gesichter und zierlichen Schädel von Märtyrern. Irgendwie schwarze Kapuzen und Socken der Fanatiker oder Todesbrüder.

Ihre Lippen, wenn sie über dem kurzen, spärlichen Gras suchen, zittern nervös und stäuben den Ton einer erregten Metallsaite in die Erde. Schließen sich ihre Stimmen zum Chor, so klingt es wie das klagende Gebet der Prälaten im Dom von St. Peter. Singen aber ihrer viele, so bilden sie einen Männer-, Frauen- und Kinderchor. In sanften Rundungen heben und senken sie die Stimmen; wie ein Wanderzug im Dunkel, den in jeder zweiten Sekunde das Licht trifft, und es stehn dann die Stimmen der Kinder auf einem immer wiederkehrenden Hügel, während die Männer das Tal durchschreiten. Tausendmal schneller rollen Tag und Nacht durch ihren Gesang und treiben die Erde dem Ende entgegen. Manchmal wirft sich eine einzelne Stimme empor oder stürzt hinab in die Angst der Verdammnis. In den weißen Ringeln ihrer Haare wiederholen sich die Wolken des Himmels. Es sind alte katholische Tiere, uralte metaphysische Begleiter des Menschen. Er ist zwischen ihnen doppelt so groß als sonst und ragt wie der spitze Turm einer Kirche gegen Himmel. Unter seinen Füßen ist die Erde braun, und das schütterere Gras ist wie eingekratzte graugüne Striche. Die Sonne glänzt schwer am Meer wie in einem Spiegel von Blei. Boote sind beim Fischfang wie zu St. Petri Zeiten. Das Kap schwingt den Blick wie ein Laufbrett zum Himmel und bricht lohgelb und weiß wie zur Zeit des verirrtten Odysseus ins Meer.

Die Schafe sind ängstlich und blöd, wenn der Mensch kommt; sie haben Steinwürfe und Schläge des Übermuts kennen gelernt. Aber wenn er ruhig stehen bleibt und in die Weite starrt, vergessen sie ihn. Sie stecken die Köpfe zusammen und bilden, zehn oder fünfzehn, einen Strahlenkreis, mit dem großen schwarzen Mittelpunkt der Köpfe und den Strahlen der Rücken. Die Schädeldecken pressen sie fest gegeneinander. So stehn stundenlang sie und der Mensch in der hohen Kapsel von Himmel und Meer, und das Blut pocht gegen die kleine Knochenkapsel ihrer Schädel. Immer lächerlicher, trauriger und unerträglicher wird der Sekundenschlag der Unendlichkeit.

Wie spritzt das Blut, wenn der Mensch, um sich von solcher Gesellschaft zu befreien, nach einem Tier greift und es schlachtet! Sein Herz wird wieder groß und hart. Aber die übrigen Herzen setzen den Wanderzug fort, Hügel auf und ab im Dunkel, uralte Begleiter des Menschen; sie haben die weißen Felle übergeworfen, und aus den schwarzen Hauben des Todes spähn ihre unergründlichen Augen nach Futter.

[ < ]

### **Der Malsteller**

*[1. Juli 1923]*

Wenn man durch mehrere Jahre gezwungen ist, Gemäldeausstellungen zu besuchen, so muß man eines Tages den Begriff Malsteller erfinden. Er verhält sich zum Maler wie der Schriftsteller zum Dichter. Das Wort bringt Ordnung in verwirrte Erscheinungen. Es leben die Schriftsteller seit Beginn unserer Zeitrechnung von der Umstellung der zehn Gebote Gottes und einigen Fabeln, welche ihnen die Antike überliefert hat; die Hypothese ist daher schon an sich nicht unwahrscheinlich, daß auch die Malerei nur von zehn malerischen Grundeinfällen lebt, und das ist gar nicht wenig. Denn wenn man diese zehn Einfälle richtig variiert, das heißt, in wechselnder Reihenfolge anwendet, so gibt das 3,628.800 verschiedene Kombinationen. Man kann also viele Kilometer Bilderwände zurücklegen und zählen: 1, 2, 3, 4, 5 ...; 2, 1, 3, 4, 5 .. 3, 2, 1, 4, 5 ... usw.: es ist jedesmal etwas anderes und doch immer das Gleiche.

Bestätigt wird das durch den Eindruck, den die Bilderausstellungen machen. Es scheint nämlich, daß es ungefähr nach der ersten Million den Malstellern selbst zu dumm wird, und sie wechseln dann die Richtung. Was eine «Richtung» ist, sieht man auf den ersten Blick, wenn man in einen Ausstellungssaal eintritt. Man würde es viel schwerer erkennen, wenn man vor ein einzelnes Bild träte; aber von der Tür aus erkennt man mühelos, daß die ganze Wand eine einheitliche Tapete ist. Die Richtungen unterscheiden sich dann nur durch das Tapetenmuster. Ich will den Malstellern damit nicht nahetreten, sie geben rechtschaffene Arbeit, können viel und sind durchaus Individualitäten. Aber die Statistik ebnet das ein.

Einen Nachteil haben die Malsteller überhaupt: daß sie offen an der Wand hängen; Bücher haben den Vorteil, daß sie eingebunden und unaufgeschnitten sind, dadurch bleiben sie länger berühmt. Dafür haben aber die Malsteller den Vorteil, daß sie «gefragt werden» und «notieren». Wenn es den Kunsthandel nicht gäbe, wie schwer wäre es zu unterscheiden, ob einem 1, 2, 3 oder 2, 1, 3 besser gefällt! Christus hat seinerzeit die Händler aus dem Tempel getrieben; ich bin aber überzeugt: wenn man den rechten Glauben besitzen könnte, dann könnte man ihn auch verkaufen, dann könnte man sich auch mit ihm schmücken, und dann gäbe es sehr viel mehr Glauben in der Welt als jetzt. Ein anderer Vorzug der Malerei ist ihre Technik. Schreiben kann jedermann. Malen kann zwar auch jedermann, aber man weiß es nicht so. Man erfindet Techniken, um es zu verheimlichen. Denn so malen wie ein anderer: das kann nicht jedermann; das muß man studiert haben. Die mit Recht jetzt beliebten Zeichnungen der Volksschulkinder würden in der Akademie durchfallen, wogegen der umlernende Akademiker viel Mühe darauf verwenden muß, um sich an Stelle seiner Konvention das kindliche Zeichnen anzueignen. Es ist ein historischer Irrtum zu glauben, daß die Meister Schule machen, die Schüler machen sie.

Genauer betrachtet, ist es aber gar nicht wahr, daß jedermann schreiben kann; im Gegenteil, niemand kann es, jeder schreibt bloß ab und mit. Es ist unmöglich, daß ein Gedicht von Goethe heute auf die Welt käme, und wenn es durch ein Wunder dennoch geschähe, so wäre das herrliche alte ein anachronistisches, unbegreifliches, ja schlechtes neues Gedicht, und zwar offenbar aus keinem anderen Grund, als weil es von keinem zeitgenössischen Gedicht abgeschrieben ist. Gleichzeitigkeit ist immer Abschreiben. Unsere Ahnen schrieben Prosa in langen, schön wie Locken gedrehten Sätzen, wir – obgleich auch wir es noch in der Schule so gelernt haben – tun es in kurzen, die Sache rasch zu Boden setzenden, und niemand in aller Welt kann seine Gedanken von den Punkten, Strichpunkten und Beistrichen samt allen ihren Konsequenzen befreien, von den Worten und der Art, wie seine Zeit das Sprachkleid trägt. Kein Mensch weiß deshalb genau, wieviel von dem er meint, was er schreibt, und beim Sprechen verdrehn die Menschen lang nicht so die Worte, wie die Worte den Menschen.

Vielleicht also kann doch auch nicht jedermann malen? Sehr richtig, und ich glaube: der Maler kann es nicht. Er verhält sich zum Malsteller wie der Dichter zum Schriftsteller, und auch der Dichter ist der, welchem das Schreiben schwer fällt, weil er irgendwie bloß mit dem Abschreiben nicht auskommt, so lange, bis das Allerweltskleid an ihm eine andere Fassung hat und wie neu aussieht. Er ist nach Ansicht seiner Zeitgenossen immer bloß der, welcher das nicht kann, was der Schriftsteller kann. Weshalb sich so viele Schriftsteller für Dichter halten und Malsteller für Maler. Der Unterschied stellt sich gewöhnlich erst heraus, bis es zu spät ist. Denn dann ist bereits eine neue Generation von -Stellern da, welche das schon kann, was der Maler und der Dichter eben erst gelernt haben.

Man kann daher auch sagen, der Maler und der Dichter gehören der Zukunft an oder der Vergangenheit, sie werden immer erwartet oder als ausgestorben beklagt. Wenn aber einer einmal leibhaftig dafür gilt – ist es gewöhnlich nicht der Richtige.

[ < ]

## Hasenkatastrophe

[24. Oktober 1923]

Die Dame war gewiß erst am gestrigen Tag aus der Glasscheibe eines großen Geschäfts herausgetreten, niedlich war ihr Puppengesichtchen; ich meine zuweilen, man müßte erst tüchtig mit dem Stiefelabsatz in solch einem Gesicht herumrühren dürfen, bevor ein wenig Originalität hineinkäme. Aber man trägt Schuhe mit seifenglatten Büffelledersohlen und Beinkleider, die wie mit dem Lineal und weißer Kreide entworfen sind. Man entzückte sich am Wind. Er preßte das Kleid an die Dame und machte ein jämmerliches kleines Gerippe aus ihr, ein dummes Gesicht mit einem ganz kleinen Mund. Dem Zuschauer machte er natürlich ein kühnes Gesicht. Geradenwegs von Gott kam dieser Wind, besessen noch von den sieben Schöpfungstagen, als Gott blies, um die Erde zu kühlen, und niemand noch wußte, was dabei herauskommen würde.

Kleine Hasen leben ahnungslos zwischen den weißen Bügelfalten und den teetassendünnen Röcken. Schwarzgrün wie Lorbeer dehnt sich sonst der Heroismus der Insel um sie. Möwenscharen hocken in den Mulden der Heide, wie Beete voll weißer Schneeglöckchen, die der Wind bewegt. Der kleine, weiße, langhaarige Terrier der kleinen, mit einem Pelzkragen geschmückten weißen Dame stöbert durch das Kraut, die Nase fingerbreit über der Erde; weit und breit ist auf dieser Insel kein anderer Hund zu wittern, nichts ist da als die ungeheure Romantik vieler, kleiner, unbekannter, die Insel durchkreuzender Fährten. Riesengroß wird der Hund in dieser Einsamkeit, ein Held. Aufgeregt, messerscharf gibt er Laut, die Zähne blecken wie die eines Seeungeheuers. Vergebens spitzt die Dame das Mündchen, um zu pfeifen, der Wind reißt ihr das kleine Schällchen, das sie hervorbringen möchte, von den Lippen.

Mit solch einem stichligen Fox habe ich schon Gletscherwege gemacht; wir glatt auf den Skiern, er blutend, bis zum Bauch einbrechend, vom Eis zerschnitten und dennoch voll wilder, nie ermüdender Seligkeit. Jetzt hat er etwas aufgespürt, die Beine galoppieren wie Hölzchen, der Laut wird ein Schluchzen. Merkwürdig ist an diesem Augenblick, wie sehr solche, flach auf dem Meer schwebende Insel an die großen Kare und Tafeln im Hochgebirge erinnert. Die schädelgelben, vom Wind geglätteten Dünen sind wie Felskränze aufgesetzt. Zwischen ihnen und dem Himmel ist die Leere der unvollendeten Schöpfung. Licht leuchtet nicht auf dies und das, sondern schwemmt wie aus einem versehentlich umgestoßenen Eimer über alles. Man ist jedesmal erstaunt, wenn man entdeckt, daß Tiere diese Einsamkeit bewohnen. Sie gewinnen etwas Geheimnisvolles; ihre kleinen weichwolligen und -fedrigen Brüste bergen den Funken des Lebens. Es ist ein kleiner Hase, den der Fox vor sich hertreibt. Ich denke: eine kleine, wetterharte Bergart, nie wird er ihn erreichen. Eine Erinnerung aus der Geographieschule wird lebendig: Insel – eigentlich stehn wir ja auf der Kuppe eines hohen Meerbergs? Wir, zehn bis fünfzehn stehengebliebene Badegäste in farbigen Tollhausjacken, wie sie die Mode vorschreibt. Man verwirft begreiflicherweise diesen Gedanken wieder und sagt sich, das Gemeinsame ist nur die unmenschliche Verlassenheit; verstört wie ein Pferd, das den Reiter abgeworfen hat, ist die Erde überall dort, wo der Mensch nicht hinreicht; ja, gar nicht gesund, sondern geradezu geisteskrank erweist sich die Natur im Hochgebirge und auf kleinen Inseln. Aber zu unsrem Erstaunen hat sich die Entfernung zwischen dem Hund und dem Hasen verringert; der Fox holt auf, man hat so

etwas noch nie gesehn, ein Hund, der den Hasen einholt! Das wird der große erste Triumph der Hundewelt! Begeisterung beflügelt den Verfolger, sein Atem jauchzt in Stößen, es ist keine Frage mehr, daß er binnen wenigen Sekunden seine Beute eingeholt haben wird. Da schlägt der Hase den Haken. Und da erkenne ich, an etwas Weichem, weil der harte Riß diesem Haken fehlt, es ist kein Hase, es ist nur ein Häschen, ein Hasenkind.

Ich fühle mein Herz; der Hund hat beigedreht; er hat nicht mehr als fünfzehn Schritte verloren; in wenigen Augenblicken ist die Hasenkatastrophe da. Das Kind hört den Verfolger hinter dem Schweifchen, es ist müde. Ich will dazwischenspringen, aber es dauert so lange, bis der Wille durch die linearen Hosen in die glatten Sohlen fährt, oder vielleicht war der Widerstand schon im Kopf. Zwanzig Schritte von mir – ich müßte phantasiert haben, wenn das Häschen nicht verzagt stehen blieb und seinen Nacken dem Verfolger hinhielt. Der schlug seine Zähne hinein, schleuderte es ein paarmal hin und her, dann warf er es auf die Seite und grub sein Maul zwei-, dreimal in Brust und Bauch.

Ich sah auf. Lachende, erhitzte Gesichter standen umher. Es war plötzlich wie vier Uhr morgens geworden nach durchtanzter Nacht. Der erste von uns, der aus dem Blutausch erwachte, war der kleine Fox. Er ließ ab, schielte mißtrauisch zur Seite, zog sich zurück; nach wenigen Schritten fiel er in kurzen, eingezogenen Galopp, als erwartete er, daß ihm ein Stein nachflöge. Wir andern aber waren bewegungslos und verlegen. Eine schale Atmosphäre unausgesprochener Worte umgab uns wie «Kampf ums Dasein» oder «Grausamkeit der Natur». Solche Gedanken sind wie die Untiefen eines Meeresbodens, aus ungeheurer Tiefe emporgestiegen und seicht. Am liebsten wäre ich zurückgegangen und hätte die sinnlose kleine Dame geschlagen. Dies war noch eine aufrichtige Empfindung, aber dann kam schon ein Gedanke, schon etwas Ferneres, nämlich wie viel besser erzogen ein Neger ist, der Menschen frißt, aber es nur wegen des großen Geheimnisses tut. Endlich nahm ein hochgewachsener behaglicher Herr den Hasen in beide Hände, zeigte seine Wunden den Hinzugetretenen und trug die dem Hund abgejagte Leiche wie einen kleinen Sarg in die Küche des nahen Hotels. Dieser Mann stieg als erster aus dem Unergründlichen und hatte den festen Boden Europas unter den Füßen.

[ < ]

### **Der Gläubige**

[1924]

Schob rasch den Vorhang zur Seite: – die sanfte Nacht! Ein mildes Dunkel liegt im Fensterausschnitt des harten Zimmerdunkels wie ein Wasserspiegel im viereckigen Bassin. Ich sehe es wohl gar nicht, aber es ist wie im Sommer, wenn das Wasser so warm ist wie die Luft und die Hand aus dem Boot hängt. Es wird sechs Uhr morgens am ersten November.

Gott hat mich geweckt. Ich bin aus dem Schlaf geschossen. Ich hatte gar keinen andren Grund, aufzuwachen. Ich bin losgerissen worden wie ein Blatt aus einem Buch. Die Mondsichel liegt zart wie eine goldene Augenbraue auf dem blauen Blatt der Nacht.

Aber auf der Morgenseite am anderen Fenster wird es grünlich. Papageienfedrig. Schon laufen auch die faden rötlichen Streifen des Sonnenaufgangs herauf, aber noch ist alles grün, blau und ruhig. Ich springe zum ersten Fenster zurück: Liegt die Mondsichel noch da? Sie liegt da, als ob



es tiefste Stunde des nächtlichen Geheimnisses wäre. So überzeugt von der Wirklichkeit ihrer Magie, als ob sie Theater spielte. (Nichts Komischeres gibt es, als wenn man aus vormittägigen Straßen in den Abersinn einer Theaterprobe tritt.) Links pulst schon die Straße, rechts probt die Mondsichel.

Ich entdecke seltsame Brüder, die Schornsteine. In Gruppen zu dritt, zu fünf, zu sieben oder allein stehn sie auf den Dächern; wie Bäume in der Ebene. Der Raum windet sich wie ein Fluß zwischen ihnen in die Tiefe. Ein Uhu schleift zwischen ihnen nachhause; wahrscheinlich war's eine Krähe oder eine Taube. Die Häuser stehn kreuz und quer; seltsame Umrisse, abstürzende Wände; gar nicht nach Straßen geordnet. Die Stange am Dach mit den sechsunddreißig Porzellanköpfen und den zwölf Verspannungsdrähten steht vor dem Morgenhimmel als ein völlig unerklärliches, geheimnisvolles oberstes Gebilde. Ich bin jetzt ganz wach, aber wohin ich mich wende, gleitet der Blick um Fünfecke, Siebenecke und steile Prismen: Wer bin ich? Die Amphore am Dach mit eisengegossener Flamme, tagsüber eine lächerliche Ananas, verächtliches Geschöpf schlechten Geschmacks, stärkt in dieser Einsamkeit mein Herz wie eine frische Menschenspur.

Endlich kommen zwei Beine durch die Nacht. Der Schritt zweier Frauenbeine und das Ohr. Nicht schau'n will ich. Mein Ohr steht auf der Straße wie ein Eingang. Niemals war ich mit einer Frau so vereint wie mit dieser unbekanntem, deren Schritte immer tiefer in meinem Ohr verschwinden.

Dann zwei Frauen. Die eine filzig schleichend, die andre stapfend mit der Rücksichtslosigkeit des Alters. Schwarz. Seltsame Formen haben die Kleider alter Frauen. Sie streben zur Kirche. Längst ist die Seele in Betrieb genommen, und ich will nichts mehr mit ihr zu tun haben.

[ < ]

### **Der Erwachte**

*[20. Dezember 1924]*

Rasch, listig schob ich den Vorhang zur Seite: – Die sanfte Nacht! Ein mildes Dunkel, liegt die Schlafende im Fensterausschnitt des harten Zimmerdunkels wie ein Wasserspiegel im viereckigen Bassin.

Ich sehe sie wohl gar nicht, aber es ist wie im Sommer, wenn das Wasser so warm ist wie die Luft, und die Hand aus dem Boot hängt, und du mündest aus der Schulter, durch den Arm, mit dem sanft gewundenen Fluß, bis in die runden Meere.

Es wird sechs Uhr morgens am 1. November.

Ich bin aus dem Schlaf geschossen wie ein abgeschnellter Pfeil. Gott hat mich geweckt. Ich hatte keinen anderen Grund aufzuwachen. Ich bin losgerissen worden wie ein Blatt aus einem Buch. Von einer Hand. Da bin ich auf den Erdboden geflattert, hieher, vors Fenster. Die Mondsichel liegt zart wie eine goldene Augenbraue auf dem blauen Blatt der Nacht.

Da bemerkte ich, daß es am anderen Fenster, auf der Morgenseite grünlich wird. Papageienfedrig. Schon laufen auch die faden rötlichen Streifen des Sonnenaufgangs herauf. Aber noch ist alles grün, blau und ruhig. Ich springe zum ersten Fenster zurück: Liegt die Mondsichel noch da? Sie liegt da, als ob es tiefste Stunde des nächtlichen Geheimnisses wäre. So überzeugt von der

Wirklichkeit ihrer Magie, als ob sie Theater spielte. (Nichts Komischeres gibt es, als wenn man aus vormittägigen Straßen in den Abersinn einer Theaterprobe tritt.) Links pulst schon die Straße, rechts probt die Mondsichel.

Ich entdecke seltsame Brüder, die Schornsteine. In Gruppen zu dritt, zu fünf, zu sieben oder allein stehen sie auf den Dächern; wie Bäume in der Ebene. Der Raum windet sich wie ein Fluß zwischen ihnen in die Tiefe. Ein Uhu schleift zwischen ihnen nach Hause; aber wahrscheinlich war's eine Krähe oder gar nur eine Taube. Die Häuser stehen kreuz und quer; seltsame Umrisse, abstürzende Wände; nicht mehr nach Straßen geordnet. Die Stange am Dach mit den sechsunddreißig Porzellanköpfen und den zwölf Verspannungsdrähten steht vor dem Morgenhimmel als ein völlig unerklärliches geheimnisvolles oberstes Gebilde. Ich bin jetzt ganz wach, aber wohin ich mich wende, gleitet der Blick um Fünfecke, Siebenecke und steile Prismen: Was bin ich? In welcher Welt lebe ich, o Gott? Der ich am gütigen Tag gleichgültig vertraute Dinge zu sehen meine? Die Amphore am Dach, tagsüber eine lächerliche Ananas, verächtliches Geschöpf schlechten Geschmacks, stärkt in dieser Einsamkeit mein Herz wie eine frische Menschenspur.

Endlich kommen zwei Beine durch die Nacht. Der Schritt zweier Frauenbeine und das Ohr; nicht schauen will ich; nur mein Ohr steht auf der Straße wie ein Eingang. Und niemals war ich mit einer Frau so vereint wie mit dieser unbekanntem, als ihre Schritte immer tiefer in meinem Ohr verschwanden.

Dann zwei Frauen. Die eine filzig schleichend, die andere stapfend mit der Rücksichtslosigkeit des Alters. Schwarz. Seltsame Formen haben Kleider alter Frauen. Sie streben zur Kirche. Und nun weiß ich: Längst ist da und dort um diese Stunde die Seele schon in geordneten Betrieb genommen, die mich als Spuk genarrt hat. Frühstück, Briefträger, Morgenblatt! Ich will nichts mehr mit ihr zu tun haben!

[ < ]

### Sarkophagdeckel

[10. August 1926]

Irgendwo hinten am Pincio ruhen zwei Sarkophagdeckel aus unedlem Stein, zwischen die Büsche gelegt, im Freien. Lang hingestreckt liegt auf ihnen das Ehepaar, das sich einst zum letzten Andenken hat abbilden lassen. Man sieht viele solcher Sarkophagdeckel in Rom, aber in keinem Museum und in keiner Kirche machen sie solchen Eindruck wie hier unter den Bäumen, wo die Figuren wie auf einer Landpartie ruhen und eben aus einem kleinen Schlaf erwacht zu sein scheinen, der zweitausend Jahre gewährt hat. Sie haben sich auf den Ellbogen gestützt und sehen einander an. Es fehlt nur der Korb mit Käse, Früchten und Wein zwischen ihnen. Die Frau trägt eine Frisur mit kleinen Locken, – gleich wird sie sie ordnen, nach der letzten Mode vor dem Einschlafen. Und sie lächeln einander an, lang, sehr lang. Du siehst weg; noch immer lächeln sie, ohne Ende. Dieser treue, brave, bürgerliche verliebte Blick hat die Jahrhunderte überstanden, er ist im alten Rom ausgesandt worden und kreuzt Dein Auge. Wundre Dich nicht darüber, daß sie nicht wegsehen oder die Augen senken; sie sind schamlos, weil sie ihre kleine persönliche Angelegenheit für ewig halten. Und wirklich, wenn Du noch länger hinsiehst, glaubst Du ein

Ölflämmchen in den Steinen brennen zu sehn, so wie es vor zwei Jahrtausenden angezündet worden ist; viel wunderlicher ist dies als die Sonne über Deinem Haupt.

[ < ]

### Triädere!

[15. Oktober 1926]

Eines Nachmittags langweilte er sich sehr. Da erinnerte er sich, daß er noch aus der Kriegszeit ein Triäder besitze, fand es in einer tiefen Lade eines hohen Sekretärs und stellte es auf sein Auge ein. Er benützte dazu einen Anschlag, den er am Tor des gegenüberliegenden Hauses bemerkt hatte, und las zu seinem Staunen, daß ein staatliches Institut, welches in diesem Gebäude untergebracht war, von 9 bis 16 Uhr Amtsstunden habe. Denn es war 15 Uhr, und weit und breit kein Beamter mehr zu sehen; er erinnerte sich auch nicht, zu dieser Stunde jemals einen bemerkt zu haben. Endlich entdeckte er hinter einem entlegenen Fenster zwei dicht nebeneinander stehende Herren, welche mit den Fingern gegen die Scheiben trommelten und auf die Straße hinabsahen. Er erinnerte sich seiner eigenen unvergeßlichen Bureauzeiten. Das Triädern ist Festangestellten, Beamten und ihresgleichen, Männern mit einer heiligen Anzahl von Bureaustunden, warm zu empfehlen.

Das Haus, in welchem das stadtbekanntes Amt untergebracht war, an dem diese ersten Versuche angestellt wurden, ist ein altes Palais mit Fruchtgewinden am Kapital der Steinpfeiler, und schöner Gliederung in der Horizontalen wie Vertikalen. Während der Beobachter noch die Beamten suchte, war ihm schon aufgefallen, wie deutlich sich diese Architektur ins Fernglas hineinstellte, und als sein Auge nun einiges an Pfeilerwerk, Fenstern und Gesimsen in einem Blick erfaßte, erschrak er beinahe vor der steinernen, perspektivischen Korrektheit, mit der es sich ihm darstellte. Er wurde plötzlich gewahr, daß er bisher diese zu einem Punkt im Hintergrund zusammenlaufenden Wagerechten, diese, je weiter seitlich, desto trapezförmiger zusammengezogenen Fenster, ja, diesen ganzen Absturz vernünftiger Begrenzungslinien bekannter Gegenstände in einen irgendwo seitlich und hinten gelegenen Trichter der Verkürzung für einen Alb der Renaissance gehalten hatte, eigentlich für eine grauenvolle Malersage vom Verschwinden der Linien, die gerüchtweise übertrieben worden war, wenn auch etwas Richtiges daran sein mochte. Nun aber sah er sie lebensgroß und weit schlimmer, als alles Gerücht vor seinen eigenen Augen.

Wer es nicht glaubt, daß die Welt so aussieht, der triädere die Straßenbahn. Vor dem Palais machte sie einen S-förmigen Doppelbogen. Ungezählte Male hatte unser Freund sie vom zweiten Stockwerk aus daherkommen, eben diesen S-förmigen Doppelbogen machen und wieder davonfahren gesehen, sie, die Straßenbahn, in jedem Augenblick dieser Entwicklung der gleiche längliche rote Wagen. Aber wenn du sie mit dem Triäder ansiehst, so bemerkst du: eine unerklärliche Gewalt drückt plötzlich diesen Kasten zusammen wie eine Pappschachtel, seine Wände stoßen immer schräger aneinander, gleich wird er platt sein, da läßt die Kraft nach, er fängt hinten an breit zu werden, durch alle seine Flächen läuft wieder eine Bewegung, und während du den angehaltenen Atem aus der Brust läßt, ist die alte vertraute rote Schachtel wieder in Ordnung. Das geschah nun, als er mit dem Glas zusah, so deutlich draußen an dem Ding und nicht in seinem Auge, daß er hätte darauf schwören können, es sei so wirklich, wie wenn man

einen Fächer öffnet und schließt. Wer ihm das nicht glaubt, der kann es nachprüfen! Er braucht nur eine Wohnung dazu, auf die eine Straßenbahn in S-förmiger Schleife zukommt.

Sobald diese Entdeckung gemacht war, sah sich der Entdecker natürlich die Frauen an. Und da enthüllte sich ihm die ganze Unverwüstlichkeit des Kuppelbaus. Was rund ist an der Frau und heute so sorgfältig verheimlicht wird, daß es bloß als kleine rhythmische Unebenheit im knabenhaften Fluß der Bewegung erscheint, wölbt sich in der Einsamkeit des Binokels zum steinernen stillen Kreis voll hochgehobenen Schweigens. Unerwartet viel Falten öffneten und schlossen sich aufgeregt ringsum im Kleid; sie drückten das Lob des Schneiders aus, alle möglichen öffentlichen und verborgenen Arten der Bewegung, Unwillkürlichkeiten, lüsternes Gewisper, deuteten Geheimnisse an; jede Frau wurde eine psychologisch belauschte Susanna im Bade des Kleides. Aber das merkwürdigste daran war doch, wie boshaft sich in der Ruhe des Triöderblicks dieses kennehafte verfeinerte Verhalten ausnahm; es glich nur einem Gefackel und Geflacker zwischen ewigen, gleichbleibenden Werten, die keine Psychologie brauchen.

Genug davon! Das beste Mittel gegen einen anzüglichen Mißbrauch dieses weltanschaulichen Werkzeugs ist es, an seine Theorie zu denken. Sie heißt Isolierung. Man sieht Dinge immer samt ihrer Umgebung an und hält sie gewohnheitsmäßig für das, was sie darin bedeuten. Heben sie sich aber einmal heraus, so sind sie schrecklich und unverständlich, wie es der erste Tag nach der Welterschöpfung gewesen sein muß, ehe sich die Erscheinungen aneinander und an uns gewöhnt hatten. Sie werden zwar auch deutlicher und größer unter dem Blick des Trieders, aber das ist nur eine Hilfe; vor allem werden sie ursprünglicher und bestialischer. Wie schön ist bekanntlich ein hoher Herrenhut, wenn er mit seinem geschweiften Glanz eine männliche Gestalt krönt, eins mit dem Ganzen des Mannes von Welt und Macht, durchaus ein nervöses Gebilde, vielleicht sogar Sitz des Willens, und zu welcher rohen Verkehrtheit entartet er auf dem Menschenleib, wenn vom Trieder dieser Zusammenhang durchschnitten wird, der nur aus Einbildung besteht. Wie sonderbar gestört wird das Gleichgewicht einer Frau, wenn man sie vom Rocksäum aufwärts als eine Einheit sieht und darunter zwei kurze, geknickt aus den Knien kommende Stelzchen. Wie beängstigend wird das Zähnefletschen der Liebenswürdigkeit und wie säuglingshaft komisch der Ausdruck des Zorns, wenn sie einsam und unschädlich hinter der Isolierschicht des Glases stecken. Zwischen unseren Kleidern und uns und zwischen unseren Manieren und uns besteht ein verwickeltes moralisches Kreditverhältnis, in welchem wir ihnen erst alles leihen, was sie bedeuten, und es uns dann mit Zinseszins von ihnen wieder ausborgen; darum sind wir immer abhängig von ihnen und in dem Augenblick wo wir ihnen den Kredit kündigen wollten, würden wir uns selbst bankerott fühlen.

Da sind zum Beispiel die vielbelächelten Torheiten der Mode, die den Menschen ein Jahr lang verlängern und in einem anderen Jahr verkürzen, die ihn dick machen und dünn, die ihn bald oben breit und unten schmal, bald oben schmal und unten breit machen, die in einem Jahr alles an ihm empor und im nächsten alles an ihm bergab streichen, die seine Haare nach vorn und hinten, rechts und links kämmen. Sie stellen, ohne Mitfühlen betrachtet, eine überraschend geringe Zahl von geometrischen Möglichkeiten dar, zwischen denen auf das leidenschaftlichste abgewechselt wird, ohne diese Überlieferung durch etwas ganz Neues zu durchbrechen. Nimmt man die paar Moden der Haltung, des Gehens und Sprechens, des Handschlags und Lächelns hinzu, so erscheint das in seiner Gesamtheit dem vom Trieder geübten Auge nicht anders wie ein Pferch, zwischen dessen wenigen Wänden die Menschenherde besinnungslos hin und her stürzt. Und doch, wie willig folgen wir dabei den Führern, die eigentlich nur erschrocken voranfliehen, und welches Glück grinst uns aus dem Spiegel entgegen, wenn wir Anschluß haben, aussehen wie alle, und alle anders aussehen als gestern. Offenbar befürchten wir mit Grund, daß unsere

Eigenschaften wie ein Pulver auseinanderfallen würden, wenn wir sie nicht in solche Tüten stecken könnten.

Im Triöder kann man sie zum Auseinanderfallen bringen, aber auch das Umgekehrte geschieht, daß unbeachtete Eigenschaften den Zusammenhang offenbaren, den sie mit dem Ganzen haben. Um von nichts Schwierigerem als von den Füßen zu reden, wie unheimlich sind sie an Mann und Frau! Man weiß ja einiges davon schon aus dem Kino, wo berühmte Helden und Heldinnen eilig aus dem Hintergrund hervorwatscheln wie Enten. Aber das Kino ist ja noch voll Illusion. Viel besser sieht man durchs Triöder, wie die Beine sich oben von den Hüften abstoßen und wie sie unten auf Absatz und Sohle landen; das schwankt nicht nur und kommt mit der Ferse voran an, sondern vollführt in neun von zehn Fällen dabei die aufschlußreichsten persönlichen Grimassen. Der Mann, welcher das Triödern entdeckte, hatte kaum einen jungen Kavalier mit Sportkappe aufs Korn genommen, dessen Socken wie der Hals einer Ringeltaube gestreift waren, als er bemerkte, wie dieser sicher neben seinem Mädchen durchs Leben Schlendernde bei jedem seiner langsamen Schritte mit einem angestregten winzigen Ruck das Bein aus dem Stand schleuderte; nicht das Mädchen, nicht er, kein Arzt, kein Mensch ahnte noch das Grauen, das ihm bevorstand; aber das Triöder, indem es die kleine Gebärde aus der Harmonie der Feschheit herauslöste, zeigte die Zukunft. An einem freundlichen, rundlichen Mann in den besten Jahren, der rasch daherkam, war mit freiem Auge nichts zu bemerken gewesen als eine wohlwollende, sanguinische Art des Gehens; nach einem Schnitt durch die Mitte, der die Beine herauspräparierte, kam hervor, daß der Fuß ganz scheußlich einwärts und gekantet aufgesetzt wurde; nun pendelten auch die Arme dünn aus den Schulterpfannen, die Schultern zogen am Hals, und statt eines Ganzen des Wohlwollens war mit einem Male ein eigensinniges menschliches System da, das nur mit Mühe darauf bedacht war, sich selbst zu behaupten, und gar nichts für andere übrig hatte.

So ging es fort. Es zeigte sich, daß ein Fernglas ebenso gut zum Verständnis des einzelnen Menschen beiträgt wie zu einer tiefen, und wenn man so sagen darf, stuporösen Verständnislosigkeit für das Menschsein. Da sagte sich der Mann mit dem Glas: das Triöder, indem es alle gewohnten Zusammenhänge zerstört, ersetzt eigentlich das Genie oder ist wenigstens eine Vorübung dazu. Aber weil er ein bescheidener Mann war, legte er es in diesem Augenblick wieder in den Kasten zurück.

Indes, wenige Menschen sind heute so unsinnig bescheiden wie er. Und weil es als Folge davon ohnedies schon viele Reformpläne gibt, die den Menschen schöner, weiser, intuitiver, seelenvoller, schwingender, dynamischer, rapider und wesentlicher machen sollen, darf wohl auch dieser empfohlen werden.

[ < ]

### **Unter Dichtern und Denkern**

*[13. November 1926]*

Ich erinnere mich, seit Jahren selten ein Buch zu Ende gelesen zu haben, außer es war ein wissenschaftliches oder einer jener ganz schlechten Romane, in denen die Augen stecken bleiben, als ob man einen großen Teller in Schnaps getränkter Makkaroni hinunterschlingen würde. Wenn ein Buch aber wirklich eine Dichtung ist, kommt man selten über die Hälfte; mit der Länge des

Gelesenen wächst in steigenden Potenzen ein bis heute unaufgeklärter Widerstand. Es ist nicht anders, als ob die Pforte, durch die ein Buch eintreten soll, sich krampfhaft gereizt fühlte und eng verschließen würde. Man befindet sich, wenn man ein Buch liest, alsbald in keinem natürlichen Zustande mehr, sondern glaubt sich einer Operation unterworfen. Man fühlt, jetzt wird ein Nürnberger Trichter an den Kopf gesetzt, und ein fremdes Individuum versucht, seine Herzens- und Gedankenweisheit einem einzuflößen; eigentlich kein Wunder, daß man sich diesem Zustand entzieht, sobald man nur kann!

Man sagt, die Bücher seien schuld daran, und die deutschen Schriftsteller könnten nicht schreiben. Das ist eine liebenswürdige und einleuchtende Hypothese. Aber wie alle Hypothesen hüllt sie eine Tatsache in einen Überschuß ein, und wenn man sich nackt an die Wahrheit halten will, so vermag man nicht mehr festzustellen, als daß die deutschen Leser nicht mehr lesen können. Das ist das einzige, was feststeht und wovon man ausgehen kann. Alles andere ist äußerst unklar. Es ist auch unklar, wer und was die Schuld hat. Darum ist es päßlich, sich wohl oder übel vorerst umzusehen, wie eigentlich ein Mensch liest, der heute am Lesen von Büchern keine Freude empfindet und dennoch seine Zeit an Bücher abgibt? Wir wollen aber unter Mensch nicht die glückseligen Opfer der Literatur in Fortsetzungen verstehen, unter denen noch wirkliche Leseleidenschaft wütet, sondern nur solche Menschen, welche mit jenem Ernste lesen, mit dem man einen Parteivorstand wählt oder den Namen für den erstgeborenen Sohn.

Wenn zwei solche Verantwortliche sich irgendwo treffen und das Gespräch eine höhere Richtung nimmt, so vergehen nicht fünf Minuten, ohne daß sie sich im gemeinsamen Ausdruck einer Überzeugung finden, die sich ungefähr in die Worte fassen läßt: es gibt heute ja doch keine große Leistung und kein Genie! – Sie meinen damit durchaus nicht das Fach, das sie selbst vertreten, und es ist auch nicht eine besondere Form des bekannten Heimwehs nach der besseren alten Zeit, was sie bewegt. Denn es zeigt sich, daß die Chirurgen keineswegs die Zeit Billroths für chirurgisch größer als die ihre halten, daß die Pianisten durchaus überzeugt sind, das Klavierspiel habe seit Liszt Fortschritte gemacht, ja sogar, daß die Theologen die Meinung verbergen, es sei immerhin diese oder jene kirchliche Frage heute genauer bekannt als in Christi Tagen. Nur sobald die Theologen auf die Musik, die Dichtung oder die Naturwissenschaft, die Naturwissenschaftler auf die Musik, die Dichtung und die Religion, die Dichter auf die Naturwissenschaft usw. zu sprechen kommen, zeigt sich jeder überzeugt, daß die anderen nicht ganz das Richtige leisten und von dem Beitrag, den sie der Allgemeinheit schulden, bei allem Talent das Letzte, eben was das Genie wäre, schuldig bleiben.

Dieser Kulturpessimismus auf Kosten der anderen ist heute eine weitverbreitete Erscheinung. Er steht in sonderbarem Widerspruch zu der Kraft und Geschicklichkeit, die allenthalben im einzelnen entwickelt werden. Man hat geradezu von unserer Zeit den Eindruck, daß ein Riese, der ungeheuer viel ißt, trinkt und leistet, davon nichts wissen will und sich lustlos schwach erklärt wie ein junges Mädchen, das die eigene Blutarmut ermüdet. Es gibt auch zur Erklärung dieser Erscheinung sehr viele Hypothesen, davon angefangen, daß man sie als die letzte Stufe einer seelenlos werdenden Menschheit ansieht, bis dorthin, wo man in ihr die erste Stufe von irgendetwas Neuem erblickt. Es wird gut sein, diese Hypothesen nicht ohne Not um eine neue zu vermehren.

Denn man hat schon einmal eine sehr üble Erfahrung gemacht: das war die Geschichte mit dem Kircherschen Huhn. Wenn man dieses Huhn mit beiden Händen eine Weile niederdrückte – doch davon später! Man kann nämlich ebensogut sagen: es gibt nur noch Genies. Man muß sich bloß die Mühe nehmen und durch längere Weile unsere Buchbesprechungen und Aufsätze sammeln, mit der Absicht und nach den Methoden, um aus ihnen ein Bild der geistigen Bewegung in der

Zeit zu gewinnen. Man wird nach einigen Jahren mächtig darüber staunen, wieviele erschütternde Seelenverkünder, Meister der Darstellung, größte, beste, tiefste Dichter, ganz große Dichter, und endlich einmal wieder ein großer Dichter im Laufe solcher Zeit, der Nation geschenkt werden, wie oft die beste Tiergeschichte, der beste Roman der letzten zehn Jahre und das schönste Buch geschrieben wird. Wenn man oft Gelegenheit hat, solche Sammlungen zu durchblättern, staunt man jedesmal von neuem über die Heftigkeit augenblicklicher Wirkungen, von denen in den meisten Fällen wenige Jahre später nichts mehr zu sehen ist.

Man kann dabei eine zweite Beobachtung machen. Noch mehr als einzelne Urteile, sind ganze Kreise hermetisch gegeneinander abgedichtet. Sie werden gebildet von bestimmten Typen von Verlagen, zu denen bestimmte Typen von Autoren, Kritikern, Lesern, Genies, Urteilen und Erfolgen gehören. Denn das Bezeichnende ist, daß man in jeder dieser Gruppen ein Genie werden kann, wenn man eine bestimmte Höhe der Auflage und damit des Verlegerinteresses erreicht, ohne daß die anderen Gruppen davon etwas merken. Es mag sein, daß in ganz großen Fällen ein Teil des Publikums von der einen Fahne zur anderen desertiert und daß sich um die meistgelesenen Schriftsteller ein eigenes Publikum aus allen Lagern bildet; stellt man aber eine Rangliste der Erfolgreichen nach den Auflagenzahlen zusammen, so merkt man sogleich aus ihrer Zusammensetzung, wie wenig die paar Lichtgestalten, die sich darin befinden, imstande sind, bildend auf den Geschmack der Allgemeinheit zu wirken und ihn davon abzuhalten, daß er sich, mit der gleichen Begeisterung wie ihnen, auch einer obskuren Mittelmäßigkeit zuwende; diese Einzelnen treten wohl über die Ufer, welche vorgezeichnet sind, aber wenn ihre Wirkung abfließt, fängt jede Rinne des vorhandenen Kanälesystems das ihre davon auf. Man kann auch sagen, sie machen den Geschmack soweit gesund, daß er sich seinen Krankheiten weiter hingeben kann.

Wenn man sie nicht bloß auf die schöne Literatur beschränkt, so wird diese Betrachtung überwältigend. Es ist gar nicht zu sagen, wieviele Rom es gibt, in deren jedem ein Papst sitzt. Nichts bedeutet der Kreis um George, der Ring um Blüher, die Schule um Klages gegen die Unzahl der Sekten, welche die Befreiung des Geistes durch den Einfluß des Kirschenessens, vom Theater der Gartensiedlung, von der rhythmischen Gymnastik, von der Wohnungseinrichtung, von der Eubiotik, vom Lesen der Bergpredigt oder einer von tausend anderen Einzelheiten erwarten. Und in der Mitte jeder dieser Sekten sitzt der große Soundso, ein Mann, dessen Namen Uneingeweihte noch nie gehört haben, der aber in seinem Kreise die Verehrung eines Welterlösers genießt. Ganz Deutschland ist voll von solchen geistigen Landsmannschaften; aus dem großen Deutschland, wo von zehn bedeutenden Schriftstellern neun sich nur durch den Hausierhandel mit Feuilletons ernähren können, strömen ungezählten Halbnarren Mittel zur Entfaltung ihrer Propaganda, zum Druck von Büchern und zur Gründung von Zeitschriften zu. Es sind vor dem Kriege in Deutschland (damals wußte man wenigstens noch bei allem, was man tat, daß es für die Statistik geschah) jährlich über tausend neue Zeitschriften und weit über dreißigtausend neue Bücher erschienen, und wir haben uns natürlich eingebildet, daß es ein weithin leuchtendes Zeichen unseres geistigen Hochstandes sei. Man kann leider mit nicht geringerer Sicherheit vermuten, daß dieses Übermaß ein unbeachtetes Zeichen eines sich ausbreitenden Beziehungswahnes ist, dessen Grüppchen das ganze Leben an einer fixen Idee befestigen möchten, so daß es heute bei uns ein echter Paranoiker wirklich schwer hat, sich des Wettbewerbs der Amateure zu erwehren.

Es ist nicht unmöglich, daß diese drei Tatsachen: es gibt keine Genies, es gibt nur noch Genies und der Mensch mag nicht lesen – in einer tiefen Weise Zusammenhängen; jetzt müßte eigentlich nur noch gesagt werden, warum und wie. Aber da ist eben diese Geschichte mit dem

Kircherschen Huhn. Wenn man dieses Huhn mit beiden Händen eine Weile niederdrückte und mit Kreide vorher einen Kreis darum gezogen hatte, so zeigte sich, daß das Huhn nicht aufstehen und den Kreis überschreiten konnte. Man hat sehr viele Hypothesen zur Erklärung dieser äußerst merkwürdigen Erscheinung aufgestellt. Aber irgendwann kam man darauf, daß das Huhn zuweilen auch aufsteht und weggeht. Ich möchte also lieber nichts Abschließendes sagen.

[ < ]

### Der Riese Agoag

[17. März 1927]

Wenn der Held dieser Erzählung das Hemd aufstriefte, kamen zwei Arme zum Vorschein, die so dünn waren wie die Schatten unter den Augen einer Jungfrau; wenn er einer Frau Eindruck machen wollte, konnte es geschehen, daß ihr etwas erstaunter Blick auf seinem Scheitel ruhte; und als ihm einmal eine stattliche Schöne überraschend ihre Gunst schenkte, kam sie auf den Einfall, ihn «mein Eichhörnchen» zu nennen. Darum las er in den Zeitungen nur den Sportteil, im Sportteil am eifrigsten die Boxnachrichten und von den Boxnachrichten am liebsten die über Schwergewichte. Sein Leben war dementsprechend unglücklich.

Aber er ließ nicht ab, den Aufstieg zur Kraft zu suchen. Weil er nicht genug Geld hatte, um in einen Verein einzutreten, und weil Sport ohnedies nach neuer Auffassung nicht mehr das verächtliche Talent eines Leibes, sondern ein Triumph der Moral und des Geistes ist, suchte er diesen Aufstieg allein. Es gab keinen freien Nachmittag, den er nicht dazu benutzte, um auf den Zehenspitzen spazierenzugehen. Wenn er sich unbeobachtet wußte, griff er mit der rechten Hand hinter den Schultern vorbei nach den Dingen, die links von ihm lagen, oder umgekehrt. Das An- und Auskleiden beschäftigte seinen Geist als die Aufgabe, es auf die entschieden anstrengendste Weise zu tun. Und weil der menschliche Körper zu jedem Muskel einen Gegenmuskel hat, so daß der eine sich streckt, wenn der andere sich beugt, oder sich beugt, wenn jener sich streckt, gelang es ihm, sich bei jeder Bewegung die unsagbarsten Schwierigkeiten zu schaffen. Man kann behaupten, daß er an guten Tagen aus zwei völlig fremden Menschen bestand, die einander unaufhörlich bekämpften. Wenn er aber nach solchem ausgenutzten Tag ans Einschlafen ging, so spreizte er alle Muskeln, deren er überhaupt habhaft werden konnte, noch einmal gleichzeitig auseinander, und dann lag er in seinen eigenen Muskeln wie ein Stückchen fremdes Fleisch in den Fängen eines Raubvogels, bis ihn Müdigkeit überkam, der Griff sich löste und ihn senkrecht in den Schlaf fallen ließ. Es konnte nicht ausbleiben, daß er bei dieser Lebensweise unüberwindlich stark wurde. Aber gerade, als er, ehe dies geschah, einmal vierzehn Tage lang seine Übungen ausgesetzt hatte, bekam er Streit auf der Straße und wurde von einem dicken Schwamm von Menschen verprügelt.

Bei diesem schimpflichen Kampf nahm seine Seele Schaden, er wurde niemals wieder ganz wie früher, und es erschien lange fraglich, ob er ein Leben ohne alle Hoffnung werde ertragen können. Da rettete ihn ein großer Omnibus. Er wurde zufällig Zeuge, wie ein riesiger Omnibus einen athletisch gebauten jungen Mann überfuhr, und dieser tragische Unfall wurde für ihn zum Ausgangspunkt eines neuen Lebens. Der Athlet wurde sozusagen vom Dasein abgeschält wie ein Span oder eine Apfelschale, wogegen der Omnibus bloß peinlich berührt zur Seite wich, stehenblieb und aus vielen Augen zurückglotzte. Es war ein trauriger Anblick, aber unser Mann



nahm rasch seine Chance wahr und kletterte in den Sieger hinein.

Das war nun so: Für fünfzehn Pfennige durfte er, wann immer er wollte, in den Leib eines Riesen kriechen, vor dem alle Sportsleute zur Seite sprangen. Der Riese hieß Agoag. Das bedeutet wohl Allgemein geschätzte Omnibus-Athleten-Gesellschaft; denn wenn man Märchen erleben will, muß man heute sehr klug sein. Unser Held saß nun auf dem Verdeck und war so groß, daß er alles Gefühl für die Zwerge verlor, die auf der Straße wimmelten. Unvorstellbar, was sie miteinander zu sprechen hatten. Er freute sich, wenn sie erschrocken hopsten. Er schoß, wenn sie die Fahrbahn überquerten, auf sie los wie ein großer Köter auf Spatzen. Er sah auf die Dächer der eleganten Privatautos, die ihm sonst geradezu einschüchternd vornehm erschienen waren, – nun, er sah im Bewußtsein der eigenen Zerstörungskraft etwa auf sie wie ein Mensch, mit einem Messer in der Hand, auf die lieben Hühner in einem Geflügelhof. Man braucht durchaus nicht viel Phantasie dazu, bloß logisches Denken, um ihm zu folgen. Denn wenn es richtig ist, was man sagt, daß Kleider Leute machen, weshalb sollte das nicht auch ein Omnibus können? Man hat seine riesige Kraft an oder um, und wenn man sich einen ritterlichen Helden mit einem Panzer denken kann, weshalb nicht auch mit einem Omnibus? Und die großen Kraftnaturen der Weltgeschichte? War ihr verwöhnter Leib das furchtbar Große an ihnen oder war es der Machtapparat, mit dem sie ihn zu umgeben wußten? Und was ist es, dachte unser Mann in seinem engeren Gedankenkreis, mit allen den Edelleuten des Sports, welche die Könige des Boxens, Laufens und Schwimmens als Höflinge umgeben, vom Manager und Trainer bis zu dem Mann, der die blutigen Eimer wegträgt oder den Bademantel um die Schultern legt: verdanken diese zeitgenössischen Nachfolger der alten Truchsessen und Mundschenken ihre persönliche Würde ihrer eigenen oder den Strahlen einer fremden Kraft?

Man sieht, der Held dieser Geschichte hatte sich vergeistigt. Er benutzte nun jede freie Stunde zum Omnibusfahren. Sein Traum war ein umfassendes Streckenabonnement. Und wenn er es erreicht hat und nicht gestorben, erdrückt, überfahren worden, abgestürzt oder in einem Irrenhaus ist, fährt er damit noch heute. Allerdings, einmal ging er sogar so weit, eine Freundin auf den Omnibus mitzunehmen, um sie auf die Probe zu stellen, ob sie geistige Männerschönheit zu würdigen wisse. Und da war in dem Riesenleib ein winziger Parasit mit dicken Schnurrbartspitzen, der lächelte die Freundin frech an, und sie lächelte zehn Minuten lang zurück; ja, er flüsterte ihr im Vorbeistreifen sogar etwas zu. Unser Held kochte vor Wut; er hätte sich gerne auf den Nebenbuhler gestürzt, aber so klein dieser neben dem *Riesen Agoag* aussehen mußte, in dessen Leib war er gut doppelt so breit als unser Held. Da stieg dieser aus und überhäufte seine Freundin mit Vorwürfen. Aber, siehe, sie antwortete: Ich mache mir gar nichts aus starken Männern, ich liebe nur Omnibusse! – Damals ahnte dem Entdecker des Omnibus, daß irgend etwas an seiner Entdeckung nicht stimme; aber wie das schon so ist, solche Ahnungen gehen vorüber.

[◁ ]

### Eine Geschichte aus drei Jahrhunderten

[27. März 1927]

Als der Marquis von Epatant den Raubtieren vorgeworfen wurde – eine Geschichte, die leider in keiner einzigen Chronik des achtzehnten Jahrhunderts erwähnt wird –, sah er sich plötzlich in eine so peinliche Lage versetzt, wie sie ihm noch nie widerlaufen war. Er hatte mit dem Leben abgeschlossen und ging lächelnd, mit einem Blick, der wie aus zwei geschliffenen Edelsteinen kam, aber nichts mehr sah, dem Nichts entgegen. Doch es löste ihn dieses Nichts nicht ins Ewige auf, zog sich vielmehr sehr gegenwärtig zusammen; mit einem Wort, nicht das Nichts, sondern nichts ereignete sich, und als er sich seiner Augen wieder zum Sehen zu bedienen begann, gewahrte er ein großes Raubtier, das ihn unschlüssig betrachtete. Dies wäre dem Marquis weiter nicht peinlich gewesen, – er hatte Angst, aber er wußte, wie man sie zu tragen habe, – wenn er nicht im selben Augenblick innegeworden wäre, daß es ein weibliches Raubtier war. Strindberg gab es damals noch nicht, man lebte und starb in den Anschauungen des achtzehnten Jahrhunderts, und Epatants natürliche Regung war es, den Hut zu lüften und eine galante Verbeugung zu machen. Dabei sah er aber, daß die Handgelenke der ihn betrachtenden Dame fast so breit waren wie sein Oberschenkel, und die Zähne, welche in dem lüstern und neugierig geöffneten Mund sichtbar geworden waren, gaben ihm ein Bild des Massakers, das ihm bevorstand. Diese Person vor ihm war schön, furchteinflößend stark und in Blick wie Gestalt durchaus weiblich. Das war zuviel für Epatant. Er fühlte sich durch die in allen Gliedern spielende Zärtlichkeit der Raubkatze unwillkürlich an die entzückende stumme Beredsamkeit der Liebe erinnert. Er mußte sich nicht nur fürchten, sondern zugleich auch den beschämenden Kampf dieser Furcht mit dem Bedürfnis des Mannes ertragen, einem weiblichen Wesen unter allen Umständen zu imponieren, die Frau in ihm einzuschüchtern und zu besiegen. Statt dessen ging es ihm umgekehrt. Die weibliche Bestie schüchterte ihn als Bestie ein, und das wundervoll Weibliche, das jede ihrer Bewegungen ausatmete, mengte in die Vergeblichkeit jedes Widerstandes die freudige Ohnmacht der Hingabe. Er, Marquis d'Epatant, war in den Zustand und die Rolle eines Weibchens gebracht worden, und dies in der letzten Minute seines Lebens! Er sah keine Möglichkeit, diesem boshafte ihm angetanen Schimpf zu entrinnen, fiel in Ohnmacht und wußte zu seinem Glück länger nicht mehr, was mit ihm geschah.

### **2197 vor unserer Zeitrechnung.**

Ich weiß nicht, ob die Jahreszahl stimmt, aber wenn es den Staat der Amazonen wirklich gegeben hat, so müssen äußerst ernst zu nehmende Damen darin gewohnt haben. Denn hätten sie etwa nur einen etwas gewalttätigen Frauenrechtsverein dargestellt, so würden sie es in der Geschichte höchstens zur Reputation der Abderiten oder Sancho Pansas gebracht haben und wären bis zum heutigen Tag ein Beispiel unweiblicher Komik geblieben. Statt dessen leben sie in heldenhaftem Andenken, und man darf daraus schließen, daß sie ihrerzeit in einer überaus beachtenswerten Weise gebrannt, gemordet und geraubt haben müssen. Mehr als ein indogermanischer Mann muß vor ihnen Angst gehabt haben, ehe sie es zu ihrem Ruf brachten. Mehr als ein Held wird vor ihnen davongelaufen sein. Mit einem Wort, sie müssen dereinst dem prähistorischen Mannesstolz nicht wenig zugesetzt haben, bis er schließlich zur Entschuldigung von soviel Feigheit sagenhafte Geschöpfe aus ihnen machte, einem Gesetz folgend, wonach auch ein Sommerfrischler, der vor einer Kuh flüchtet, immer behaupten wird, daß es zumindest ein Ochse gewesen sei.

Wie aber, wenn es diesen Amazonenstaat niemals gegeben hat? Und das ist doch das Wahrscheinlichste, weil man sich ja kaum denken kann, daß es darin Divisions- und

Regimentsstörche gab, welche den bewaffneten Jungfrauen die Rekruten brachten. Wovor haben sich dann die antiken Helden gefürchtet? War das Ganze nur ein wunderlich Gewalt antuender Traum? Es fällt einem dabei unwillkürlich ein, daß sie auch sonst Göttinnen verehrten, von denen sie im Rausch der Anbetung zerrissen wurden, und die Sphinx besuchten die kundigen Thebaner wie der Fliegerich die Spinne. Man muß sich schandenhalber wohl ein wenig darüber wundern, was für Träume diese Urväter unserer Gymnasialbildung kannten! Vorbildliche Sportsleute, die sich im allgemeinen nicht viel aus Frauen machten, träumten sie von Frauen, vor denen sie sich fürchten konnten. Sollte am Ende der Baron Sacher-Masoch eine so lange Ahnenreihe gehabt haben? Es ist nicht denkbar. Denn wir können uns wohl vorstellen, daß die Menschheit moralisch aus tiefen Abgründen kommt, weil sie bekanntlich mit jedem Tag höher steigt und dazu Platz braucht, aber daß an den Grundlagen des humanistischen Unterrichts etwas derart in Unordnung sein sollte, vermögen wir nicht zu glauben. Man hat nicht selten gefunden, daß etwas, das heute als Wahnsinn erscheint, ein Atavismus ist, ein Rückfall auf eine Vorstufe, die zu ihrer gesunden Zeit etwas ganz anderes bedeutete.

Dunkel sind die Anfänge der Zivilisation.

1927

Was haben zwei Jahrhunderte des Humanismus aus dieser Geschichte gemacht?

Ein Mann besiegt in offener Feldschlacht das Amazonenheer, und die Amazone verliebt sich in ihren Bezwingen. So ist es in Ordnung! Die Widerspenstige wird gezähmt, sie wirft Schild und Speer weg, und die Männer kichern geschmeichelt in der Runde. Das ist von der alten Sage übrig geblieben. Das Zeitalter des gebildeten Bürgers bewahrte von der wilden, jungen Raubfrau, welche danach brennt, ihre Pfeilspitze hinter Mannesrippen zu landen, bloß das moralische Beispiel, wie sich unnatürliche Triebe wieder in natürliche verkehren, und außerdem höchstens kümmerliche Reste in den Theatern, Kinos und Erzählungen sechzehnjähriger Lebemänner, wo das dämonische Weib, die Salonschlange oder der sinnliche Vampyr von fern an ihre männermordenden Vorgängerinnen erinnern.

Aber die Zeiten sind in ewigem Fluß. Es soll nicht von weiblichen Bureauvorstehern gesprochen werden, um die sich der männliche Untergebne rankt wie der bescheidene Efeu um die starke Eiche, denn es gibt Geschichten, die dem Mittelpunkt der männlichen Eitelkeit näher liegen. Da wohnte zum Beispiel der berühmte Chemiker Kratochwil vor einiger Zeit einer Versammlung bei, wo die Opposition unter weiblicher Führung stand. Es war nicht gerade eine politische Versammlung, aber immerhin eine von jenen, wo der neue geistige Weltzug seinen Zusammenstoß mit dem alten hat. Kratochwil, als verdienstreicher Mann, saß bequem in den Polstern des alten. Er war nicht im geringsten gelaunt, sich für Weltanschauungen zu ereifern, und begrüßte das Auftreten der Damen zunächst nur als eine Abwechslung. Während sie oben redeten, sah er unten ihre Füße in den Halbschuhen an. Aber dann fesselte ihn eine Einzelheit: er hörte sie sagen, die Herren von der Mehrheit seien Esel. Sie sagten es in einer reizenden Weise; nicht gerade mit diesem Wort, wohl aber ungefähr mit diesem Grad von Achtung. Wenn die eine sich niedersetzte, stand ausgeruht die andere auf und wiederholte es. Auf ihrer Stirn bildeten sich vor Ärger und Anstrengung kleine lotrechte Falten; ihre Handbewegungen waren pädagogisch, wie wenn man Kindern auseinandersetzen muß, wie denkfaul sie seien; und die Sätze wurden sorgfältig vom Mund gegliedert, wie von einem geschulten Koch, der Fasanen zerlegt.

Der berühmte Chemiker Kratochwil lächelte; er war kein Esel, er stand über der Situation, er

durfte sich ihrem Reiz vorurteilslos hingeben; bei der Abstimmung würde sich ja schon zeigen, was er für richtig halte. Aber er warf zufällig einen Blick auf die anderen Herren von der Mehrheit. Sie saßen bocksteif wie die Weibchen, denen ein Mann den überwältigenden Zauber der Logik beibringen will, wogegen sie keine andere Waffe haben, als nach jedem neuen Schluß zu erwidern: Ich will aber nicht! Da fühlte Kratochwil, daß es ihm eigentlich gar nicht anders erging. Er betrachtete tändelnden Sinns Beine und Fingerspitzen, Mundfalten oder Bewegung des Leibes, währenddessen er hören mußte, daß sein Wille eingeschlafen und seine Intelligenz die eines dicken Bürgers sei, der sich nicht gern bewege. Nun geschah das, was allerdings nicht immer geschieht, Kratochwil fühlte sich halb überzeugt. Wenn er an seinen chemischen Ruhm dachte, so kam er sich vor wie eine brave Hausfrau, die daheim mit Fläschchen und Töpfchen am Herd hantiert, während diese Damen auf schäumendem Roß durch die Welt sprengten. Mit einer kätchenhaften Begeisterung folgten seine Gedanken den wilden Taten ihres Geistes. Gewiß, er konnte eine Menge besonderer Dinge herstellen, aber was nützte ihm das in solchen allgemeinen Fragen, deren Unsicherheit einen – beinahe hätte er gesagt, einen ganzen Mann brauchte?! Schon fand er, daß strenge Einwände des Verstandes nur ängstlich seien.

Was ihn im Gleichgewicht hielt, war, daß auf der Gegenseite auch Männer aufstanden, die zusammenhangloses Zeug redeten. Dann richteten sich seine Stacheln wieder auf. Die Versammlung wurde stellenweise bewegt, und keiner ließ den anderen ausreden. In diesem wirren Männergeschrei schwiegen die Rednerinnen lächelnd, und es schien, daß sie ein Zeichen gaben. Dann erhob sich jedesmal ein fett-kräftiger junger Mann mit großem Gesicht und dichtem Haar und entfaltete ein wahres Phänomen von Stimme, deren Zwischenrufe wenig Vernunft hatten, aber mit einem Satz zwanzig feindliche Stimmen über den Haufen fegten, so daß man die Rednerinnen wieder hörte. – Ah, ein Mann! – dachte Kratochwil anfangs geschmeichelt. Aber wie er sich das in der Stimmung, in der er sich nun einmal befand, näher überlegte, fand er, daß eine starke Stimme doch auch nur etwas Sinnliches sei, wie in seiner Jugendzeit ein langer Zopf oder ein üppiger Busen. Kratochwil fühlte sich von diesen Gedanken, die auf einem ihm ganz ungewohnten Gebiet lagen, müde. Er hatte nicht übel Lust, seine Partei im Stich zu lassen und sich aus der Versammlung zu schleichen. Dunkle Gymnasialerinnerungen bewegten ihn: die Amazonen? – Verkehrte Welt! – dachte er. Aber dann dachte er auch: Ganz eigentümlich ist es, sich einmal eine verkehrte Welt vorzustellen. Es bereitet eine gewisse Abwechslung. Er richtete sich an diesen Gedanken auf; eine gewisse Kühnheit lag in ihnen, eine freimütige männliche Neugierde. – Wie dunkel ist die Zukunft der Zivilisation! – dachte er. – Ich bin ein Mann, aber das wird bald etwas sehr Weibliches bedeuten. Und als die Abstimmung kam, stimmte er trotzdem für die Reaktion.

Die Opposition unterlag; die Versammlung war zu Ende. Mit bewegttem Gewissen suchte Kratochwil den Blick seiner konsequenten Gegnerinnen. Aber diese legten eben frischen Puder auf und hatten ihre kleinen silbernen Spiegel hervorgezogen. Mit der gleichen Sachlichkeit, wie sie vorhin mörderische Worte gesprochen hatten, taten sie es. Bloß niedliche Männerköpfe machen sich unnütze Gedanken.

[ < ]

### **Einige Schwierigkeiten der schönen Künste**

[1. Mai 1927]

Da wäre von allen Schwierigkeiten doch gleich die zu nennen, daß auf eine Umdrehung des Lebens mindestens fünf Umdrehungen der Kunst kommen. Betrachtet man als nächstliegendes Beispiel die letzten hundert Jahre, so sieht man die gesamte Gegenwart in einer glatten, ununterbrochenen Bewegung aus der Vergangenheit heraussteigen, während zum Beispiel die Dichtung in der gleichen Zeit klassisch, romantisch, epigonisch, impressionistisch und expressionistisch war. (Kleinigkeiten wie Büchner, Grillparzer, Hebbel nicht zu rechnen.) Es ist leichter vorauszusagen, wie die Welt in hundert Jahren aussehen wird, als wie sie in hundert Jahren schreiben wird. Nicht einmal hinterdrein kann man das prophezeien. Denn wenn man etwa, wie das ja zuweilen vorkommt, ein Theaterstück oder einen Roman wiedersieht, die vor zwanzig Jahren die Seelen mitgerissen haben, so erlebt man etwas, das eigentlich noch kein Mensch erklärt hat, weil es scheinbar jeder für natürlich hält: der Glanz ist weg, die Wichtigkeit ist weg, Staub und Motten fliegen bei der Berührung auf. Aber warum das so sein muß und was sich da eigentlich geändert hat, weiß niemand. Die Komik aller Kunstjubiläen besteht darin, daß die alten Bewunderer so feierlich beunruhigte Gesichter machen, als ob ihnen der Kragenknopf hinter die Hemdbrust gerutscht wäre.

Es ist nicht das gleiche, wie wenn man einer alten Jugendgeliebten begegnet, die mit den Jahren nicht schöner geworden ist. Denn dann begreift man zwar auch nicht mehr, was man einstens gestammelt hat, aber das hängt wenigstens mit der rührenden Vergänglichkeit alles Irdischen und dem bekannt unanständigen Charakter der Liebe zusammen. Aber eine Dichtung, die man wiedersieht, ist wie eine Jugendgeliebte, die zwanzig Jahre lang in Spiritus gelegen ist, so daß sich an ihr nicht ein Haar und nicht eine Schuppe der rosigen Epidermis geändert hat. Ein Schauer faßt dich an! Denn, da sie sich in nichts geändert hat, erscheint dir alles, wie wenn du dich bloß zweimal rasch umgedreht hättest, ohne auch nur das Gespräch zu unterbrechen, und dennoch kannst du im selben Augenblick weder dich, noch sie wiedererkennen! Das ist doch wohl um einen Grad unheimlicher.

Es ist auch nicht so, wie man sonst den Gespenstern alter Erregungen und Begeisterungen begegnet; Feinden, Freunden, durchlärnten Nächten, überstandenen Leidenschaften. Dies alles ist samt seinen Bedingungen versunken, wenn es vorbei ist; es hat irgend einen Zweck erfüllt und ist von der Erfüllung aufgesogen worden; es war eine Strecke des Lebens oder eine Stufe der Person. Aber die gewesene Kunst diente zu nichts, ihr Einst hat sich unmerklich verloren und verlaufen, sie ist niemandes Stufe. Denn fühlt man sich wirklich höher stehen, wenn man auf das einst Bewunderte herabblickt? Man steht nicht höher, sondern bloß anderswo! Ja, ehrlich gesagt, wenn man auch vor einem älteren Bild mit befriedigtem Gähnen feststellt, daß man nicht mehr begeistert zu sein braucht, so ist man noch lange nicht begeistert davon, daß man nun die neuen bewundern muß. Man fühlt sich bloß von einem neurotischen Zwang in den nächsten geraten, was keineswegs ausschließt, daß man sich höchst freiwillig und aktiv gebart; Freiwilligkeit und Unfreiwilligkeit sind ja nicht durchaus Gegensätze, man kann etwas halb unfreiwillig tun und dafür die freiwillige Hälfte sozusagen verdoppeln, so daß man schließlich das Freiwillige unfreiwillig übertreibt oder das Unfreiwillige freiwillig, was fast schon das gleiche ist.

Dennoch steckt ein merkwürdiges Darüberhinaussein in diesem Anderswo. Es ist heimlich mit der Mode verwandt. Die Mode hat ja nicht nur die Eigenschaft, daß man sie lächerlich findet, sondern auch die andere, daß man sich schwer vorstellen kann, ein Mann, der nicht Zug um Zug ebenso lächerlich gekleidet sei wie man selbst, sei geistig ohne Vorbehalt ernst zu nehmen. Ich wüßte nicht, was bei unserer Bewunderung für die Antike einen angehenden Philosophen vor dem Selbstmord schützen könnte, wenn nicht der Umstand, daß Platon und Aristoteles keine

Hosen trugen; die Hosen haben, mehr als man denkt, zum geistigen Aufbau Europas beigetragen, das ohne sie seinen klassisch-humanistischen Minderwertigkeitskomplex gegenüber der Antike wahrscheinlich niemals losgeworden wäre. So ist es unser tiefstes Zeitgefühl, daß wir mit niemand tauschen möchten, der in unmodernen Kleidern lebt. Auch in der Kunst haben wir wohl deshalb mit jedem neuen Jahr das Gefühl des Fortschritts, wenn es vielleicht auch nur Zufall ist, daß die Bilderausstellungen zur gleichen Zeit kommen wie die neuen Moden, im Frühjahr und Herbst. Aber dieses Gefühl ist nicht angenehm. Es ist wie im Traum, wo man auf einem Pferd sitzt und nicht herunter kann, weil es keinen Augenblick stillsteht. Man würde sich gern über den Fortschritt freuen, wenn er bloß ein Ende hätte. Man würde gern einen Augenblick anhalten und vom hohen Roß zur Vergangenheit sprechen: Sieh, wo ich bin! Aber schon geht die unheimliche Entwicklung weiter, und wenn man das einigemal mitgemacht hat, so beginnt man sich jämmerlich zu fühlen, mit vier fremden Beinen unter dem Bauch, die unentwegt fortschreiten.

Und so sind zum Schluß doch die Mode und die Kunst und die Liebe und die Begeisterung und die schönen Einfälle alle miteinander verwandt. Schrecklich, wenn man sich an alles erinnert, das man wichtig genommen hat! Die meisten Menschen, wenn man ihnen im vorgerückten Alter – phono- und kinematographisch festgehalten – noch einmal die heftigen Gebärden und großen Worte vorführen könnte, die sie gebraucht haben, würden sich wie irrsinnig vorkommen. Es liegt im Wesen des Irdischen eine Übertreibung, ein Superplus und Überschwang. Selbst zu einer Ohrfeige braucht man mehr als man verantworten kann. Aber schließlich verbrennt der Enthusiasmus, und man hat etwas in der Hand; Kinder bleiben davon übrig, Lebensstellungen, Prozesse, getane Reisen, Erfolge, und vor allem entsteht der in seinem soundsovielten Jahr befriedigt auf sein Leben zurückblickende Mann daraus, eine Person, um deretwillen wir alles in der Welt gerechtfertigt finden würden. Nur von der Kunst geht nichts aus, was ohne Enthusiasmus bestehen bleiben könnte. Sie ist sozusagen nur Enthusiasmus ohne Knochen und Asche, reiner Enthusiasmus, der zu nichts verbrennt. Sie ist nicht unsere Vergangenheit, sondern unser Vergangenes. Begreiflicherweise blicken wir es nicht wenig beklommen an, denn man bekommt es nicht oft zu sehen und hat keine Ahnung, aus wieviel Dampf man besteht.

Ich sage übrigens nicht, so muß es sein. Ich sage nur, so ist es meistens. Und selbst das wissen die meisten Menschen nicht.

[ < ]

### **Der Mensch ohne Charakter**

*[10. Juli 1927]*

Ich habe mehrere Freunde, welche keinen Charakter besitzen; wer hätte sie nicht? Aber darunter ist einer, der seinen Charakter fast sein ganzes Leben lang vermißt hat, der ihn schmerzlich entbehrt und gesucht hat; und das ist schon etwas nicht ganz Alltägliches.

Wir waren Nachbarskinder. Wenn er irgendeine der Kleinigkeiten angestellt hatte, die so schön sind, daß man sie nicht gern erzählt, pflegte seine Mutter zu seufzen, denn die Prügel, die sie ihm gab, strengten sie an, und dem sollte sie sich eigentlich nicht aussetzen. «Junge,» jammerte sie, «du hast nicht die Spur von Charakter; was mag aus dir noch werden!?» In den schwereren Fällen wurde der Herr Vater zu Rate gezogen. Dann hatten die Prügel eine gewisse Feierlichkeit und

eine ernste Würde, ungefähr wie ein Schulfest. Vor Beginn mußte mein Freund dem Herrn Oberrechnungsrat eigenhändig den Rohrstab holen, der im Hauptberuf dem Ausklopfen der Kleider diente und von der Köchin verwahrt wurde, während er nach Schluß die Vaterhand zu küssen und mit Dank für die Zurechtweisung um Verzeihung für die Sorgen zu bitten hatte, die er seinen lieben Eltern verursachte. Mein Freund machte es umgekehrt. Er bettelte und heulte vor Beginn um Verzeihung und setzte das von einem Schlag zum andern fort; wenn es aber einmal vorbei war, brachte er kein Wort mehr hervor, war blaurot im Gesicht, schluckte Tränen und Speichel und suchte durch emsiges Reiben die Spuren seiner Empfindungen zu beseitigen. «Ich weiß nicht,» – pflegte dann sein Vater zu sagen – «was aus dem Jungen noch werden soll; der Bengel hat absolut keinen Charakter!»

So war in unserer Jugend Charakter das, wofür man Prügel bekommt, obgleich man es nicht hat. Man wird nicht übersehen, daß darin eine gewisse Ungerechtigkeit steckt. Ein logisch gereifter Mensch wird freilich sagen, wenn man von uns Charakter verlangte, so sei dies der übergeordnete und zusammengefaßte Begriff gewesen des Gegenteils von schlechten Zeugnissen, geschwänzten Schulstunden, an Hundeschwänze gebundenen Blechtöpfen, Geschwätz und heimlichen Spielen während des Unterrichts, verstockten Ausreden, zerstreutem Gedächtnis und unschuldigen Vögeln, die ein versteckter Schütze mit der Schleuder geschossen hat. Aber das natürliche Gegenteil von alledem waren doch schon die Schrecknisse der Strafe, die Angst vor Entdeckung und die Qualen des Gewissens, welche die Seele mit jener Reue peinigen, die man empfinden könnte, wenn die Sache schief ginge. Das war komplett; für einen Charakter ließ es keinen Platz und keine Tätigkeit übrig, er war vollkommen überflüssig. Dennoch verlangte man ihn von uns.

Es hätte uns vielleicht einen Anhaltspunkt bieten sollen, daß zu den Strafen auch im einzelnen erläuternde Worte gesprochen wurden wie: Hast du denn gar keinen Stolz, Bube?! – oder: Wie kann man bloß so niederträchtig lügen?! – Aber ich muß sagen, daß es mir selbst heute noch schwer fiel, stolz zu sein, wenn ich eine Ohrfeige bekäme. Oder Stolz zu zeigen, während ich auf den Rücken falle. Wut könnte ich mir vorstellen; aber die sollten wir ja gerade nicht haben! Und ebenso ist es mit dem Lügen; wie soll man denn lügen, wenn nicht niederträchtig? Etwas ungeschickt? Wenn ich darüber nachdenke, kommt es mir selbst heute noch vor, als ob man damals am liebsten von uns Buben gefordert hätte, wir sollten aufrichtig lügen. Das war aber eine Art doppelter Anrechnung: erstens, du sollst nicht lügen, zweitens, wenn du jedoch lügst, dann lüge wenigstens nicht verlogen. Es ist ja zuzugeben, daß erwachsene Verbrecher das können müssen, denn sonst würde man es ihnen in den Gerichtssälen nicht immer als besondere Bosheit anrechnen, wenn sie ihre Verbrechen kaltblütig, vorsichtig und mit Überlegung begehen, aber von Buben war das entschieden zuviel verlangt. Ich fürchte, ich habe bloß deshalb keine so auffallenden Charaktermängel gezeigt wie mein Freund, weil ich nicht so sorgfältig erzogen wurde.

Am einleuchtendsten von allen elterlichen Ansprüchen, welche sich mit unserem Charakter befaßten, waren noch die, welche sein bedauerliches Fehlen mit der Warnung in Zusammenhang brachten, daß wir ihn einst als Männer vonnöten haben würden. «Und ein solcher Junge will ein Mann werden!?» hieß es ungefähr. Sah man davon ab, daß die Sache mit dem Wollen nicht ganz klar war, so bewies dies doch wenigstens, daß Charakter etwas sei, das wir erst später brauchen würden; wozu dann jetzt schon die überhasteten Vorbereitungen? Dies war ganz das, was wir meinten.

Wenn mein Freund also damals keinen Charakter besaß, so vermißte er ihn doch nicht. Das kam erst später und begann zwischen unserem sechzehnten und siebzehnten Jahr. Da fingen wir an,

ins Theater zu gehen und Romane zu lesen. Von dem Gehirn meines Freundes, das lebhafter als das meine die irreführenden Verlockungen der Kunst aufnahm, ergriffen der Intrigant der städtischen Theater, der zärtliche Vater, der heldenhafte Liebhaber, die teuflische Salonschlange und die bezaubernde Naive Besitz. Er redete nur noch in falschen Tönen, hatte aber plötzlich alles von Charakter in sich, was es auf der deutschen Bühne gibt. Wenn er etwas versprach, wußte man nie, ob man sein Ehrenwort als Held oder als Intrigant besaß; es geschah, daß er einen heimtückischen Vorschlag machte, aber später heldenhaft aufrichtig durchführte, oder daß er etwas naiv zusagte und bei der Ausführung ein Bösewicht wurde; er konnte polternd uns Freunde empfangen, um uns plötzlich mit dem eleganten Lächeln des Bonvivants Platz und Schokoladenbonbons anzubieten, oder umarmte uns väterlich und stahl dabei die Zigaretten aus unserer Tasche.

Das war harmlos und offen, verglichen mit den Wirkungen des Romanelesens. In solchen Romanen finden sich die wundervollsten Verhaltensweisen für unzählige Lebenslagen beschrieben. Der einzige Nachteil ist bloß der, daß die Lebenslagen, in welche man gerät, sich niemals ganz mit den Lebenslagen decken, in denen jene Worte: Rache, Verzicht, Verzeihung, vorkommen, welche in den Romanen beschrieben sind. Die Weltliteratur ist ein ungeheures Magazin, wo jährlich Millionen Seelen mit Edelmut, Zorn, Stolz, Liebe, Hohn, Eifersucht, Adel und Gemeinheit bekleidet werden. Wenn eine angebetete Frau unsere Gefühle mit Füßen tritt, so wissen wir, daß wir ihr einen strafend seelenvollen Blick zuzuwerfen haben; wenn ein Schurke eine Waise mißhandelt, so wissen wir, daß wir ihn mit einem Schlag zu Boden schmettern müssen. Aber was sollen wir tun, wenn die angebetete Frau unmittelbar, nachdem sie unsere Gefühle mit Füßen getreten hat, die Tür ihres Zimmers zuschlägt, so daß sie unseren seelenvollen Blick nicht sieht? Oder wenn zwischen dem Schurken, der die Waisen mißhandelt, und uns ein Tisch mit Gläsern steht? Sollen wir die Tür einschlagen, um durch das Loch einen sanften Blick zu werfen, oder sorgfältig die teuren Gläser abräumen, ehe wir zum empörten Schlag ausholen? In solchen wirklich wichtigen Fällen läßt einen die Literatur immer im Stich; vielleicht wird das in einigen hundert Jahren, wenn noch mehr beschrieben ist, besser sein.

Einstweilen aber gibt es deswegen jedesmal eine geradezu besonders unangenehme Lage für einen belesenen Charakter, wenn er sich in einer sogenannten Lebenslage befindet. Ein gutes Dutzend angefangener Sätze, halb erhobener Augenbrauen oder geballter Fäuste, gekehrter Rücken und pochender Brüste, die alle nicht ganz zu dem Anlaß passen und doch auch nicht unpassend wären, bleiben in ihm stecken und zerren an ihm; die Mundwinkel werden gleichzeitig hinauf- und hinabgezogen, die Stirn finster gerunzelt und hell beglänzt, der Blick will sich zur gleichen Zeit strafend hervorstürzen und beschämt zurückziehen, und das ist sehr unangenehm, denn man tut sich sozusagen selbst gegenseitig weh. Das Ergebnis ist dann jenes bekannte Zucken und Schlucken, das sich über Lippen, Augen, Hände und Kehle ausdehnt, ja mitunter den ganzen Körper so heftig erfaßt, daß er sich wie eine Schraube windet, die ihre Mutter verloren hat.

Damals entdeckte mein Freund, wie viel bequemer es wäre, als einzigen Charakter seinen eigenen zu besitzen, und begann diesen zu suchen.

Aber er geriet bloß in neue Abenteuer. Ich traf ihn nach Jahren wieder, als er im Bureau eines Rechtsanwalts arbeitete. Er trug Brillen, rasierte sich den Bart und sprach mit leiser Stimme. – Du siehst mich an? – bemerkte er. Ich konnte es nicht leugnen, irgend etwas hieß mich, in seiner Erscheinung eine Antwort zu suchen. – Rechtsanwälte – erklärte er mir – haben eine ganz bestimmte Art, durch ihre Kneifergläser zu blicken, die anders ist als zum Beispiel die der Ärzte. Vielleicht kann man auch sagen, daß alle ihre Bewegungen und Worte spitzer oder zackiger sind



als die rundlichen und knorrigen der Theologen. Sie unterscheiden sich von ihnen wie ein Feuilleton von einer Predigt, mit einem Wort, so wenig ein Fisch von Baum zu Baum fliegt, so sehr sind Rechtsanwälte in ein Medium eingetaucht, das sie niemals verlassen.

«Berufscharakter!» sagte ich. Mein Freund triumphierte.

«Sag' einmal, bemerkst du etwas davon an mir?» fragte er. Als ich verneinte, war er es zufrieden. «Siehst du,» fuhr er in seiner Auseinandersetzung fort, «das war eine große Schwierigkeit. Bis vor kurzem habe ich noch einen christusähnlichen Bart getragen. Denn das stimmt gar nicht zu dem Charakter der Rechtsanwälte. Aber Bart ist, wie du wissen wirst, zusammen mit starken Augenbrauen, behaarter Brust und einer Stimme, welche die Tonlagen zwischen Keller und erstem Stock bewohnt, ein sogenanntes sekundäres Merkmal des Geschlechtscharakters. Darum spreche ich jetzt leise und trinke kein Bier.»

«Das sehe ich nicht ein,» sagte ich dagegen, «du könntest dich doch zum Beispiel wie ein Maler tragen oder wie ein Seefahrer?»

«Nein! Das ist eben das Sonderbare! Es gibt natürlich Rechtsanwälte, die sehen wie Dichter aus, und dann wieder Dichter, die in ihrem Äußern gern mit einem Diplomaten verwechselt werden möchten, auch Gemüseverkäufer mit Denkerköpfen gibt es. Sie alle haben aber etwas von einem Glasauge oder einem angeklebten Bart. Es ist eben das Schlimme, daß an dieser Sache mit dem Berufscharakter wirklich etwas daran ist. Denn nun gibt es, wie du weißt, doch noch ebenso wie den Berufs- und den Geschlechtscharakter des Mannes verschiedene andere Charaktere, die er hat, seinen National-, seinen Staats-, seinen Klassen-, seinen geographisch bedingten Charakter, den Charakter, der zu seiner Handschrift gehört, den, welchen man an seinen Handlinien, an seiner Schädelform, an der Konstellation der Gestirne im Augenblick seiner Geburt und an was weiß ich noch erkennt. Lauter solche Charaktere habe offenbar auch ich, ohne es zu wissen. Ich merkte es nicht. Es ist mir unheimlich. Ich wünsche, dem zu entrinnen. Aber wahrscheinlich gerate ich, wenn ich den einen abstreife, in den anderen hinein. Zum Glück habe ich eine Braut, welche behauptet, daß ich überhaupt keinen Charakter besitze und sie nie heiraten werde. Ich werde sie gerade deshalb heiraten; denn sie ist mir wahrhaftig eine Stütze.»

«Wer ist deine Braut?»

«Dem Nationalcharakter nach Deutsche, im Berufscharakter die Tochter eines kleinen Kaufmanns, dem Klassencharakter nach Bourgeoise, geographisch an der Abendland und Morgenland verbindenden West-Ost-Linie der Donau geboren,» zählte er geläufig auf. «Aber weißt du,» unterbrach er sich, «sie weiß trotzdem immer, was sie will! Sie war ursprünglich ein reizend hilfloses kleines Mädchen – ich kenne sie schon lange; aber sie hat sehr viel von mir gelernt. Wenn ich lüge, findet sie es entsetzlich; wenn ich morgens nicht rechtzeitig ins Bureau gehe, so behauptet sie, daß ich niemals eine Familie erhalten könnte, wenn ich mich nicht entschließen kann, eine Zusage zu halten, die ich gegeben habe, so weiß sie, daß das nur ein Schuft tut.»

Mein Freund lächelte. Er war damals ein liebenswürdiger Mensch, und jeder Mensch sah freundlich lächelnd auf ihn herab. Niemand nahm ernstlich an, daß er es zu etwas bringen werde. Schon an seiner äußeren Erscheinung fiel auf, daß, sobald er zu sprechen anfang, jedes Glied seines Körpers eine andere Lage einnahm; die Augen gingen irgendwohin zur Seite, Achsel, Arm und Hand bewegten sich nach entgegengesetzten Richtungen, und mindestens ein Bein federte im Kniewinkel wie eine Briefwage. Wie gesagt, er war damals ein liebenswürdiger Mensch, bescheiden, schüchtern, ehrfürchtig, und manchmal war er auch das Gegenteil davon.

Als ich ihn wiedersah, besaß er ein Auto, eine Frau, die sein Schatten war, und eine angesehene, einflußreiche Stellung. Wie er das angefangen hatte, weiß ich nicht; aber was ich vermute, ist, daß das ganze Geheimnis darin lag, daß er dick wurde. Sein eingeschüchtertes, bewegliches Gesicht war weg. Genauer besehen, es war noch da, aber es lag unter einer dicken Hülle von Fleisch. Seine Augen, die einst, wenn er etwas angestellt hatte, so rührend sein konnten wie die eines traurigen Äffchens, hatten eigentlich ihren aus dem Innern kommenden Glanz nicht verloren, aber zwischen den hoch gepolsterten Wangen hatten sie jedesmal Mühe, wenn sie sich nach der Seite drehen wollten, und stierten darum mit einem hochmütig gequälten Ausdruck. Seine Bewegungen fuhren innerlich immer noch umher, aber außen, an den Beugen und Gelenken der Glieder wurden sie von stoßdämpfenden Fettpolstern aufgefangen, und was herauskam, sah wie Kurzangebundenheit und entschlossene Sprache aus. So war nun auch der Mensch geworden. Sein irrlichternder Geist hatte feste Wände und kompakte Überzeugungen bekommen. Manchmal blitzte noch etwas in ihm auf, aber es verbreitete keine Helligkeit mehr in dem Menschen, sondern war ein Schuß, den er abgab, um damit zu imponieren oder ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Es war nun eigentlich viel weniger an ihm als früher; von allem, was er äußerte, ging zwölf auf ein Dutzend, wenn es auch ein Dutzend guter, verlässlicher Ware war. Seine Vergangenheit behandelte er selbst nun so, wie man sich an eine Jugendtorheit erinnert.

Aber das Sonderbare war, – weshalb ich mir diese Erinnerungen niederschreiben erlaube –, daß ich immerdar, wenn ich ihn ansah, das Empfinden hatte, der alte Mensch sei noch in ihm. Er stand in ihm, von der fleischigen größeren Wiederholung der ursprünglichen Gestalt eingeschlossen. Sein Blick stach im Blick des andern, sein Wort im Wort. Es war unheimlich. Ich habe ihn inzwischen noch oft wiedergesehen, und dieser Eindruck hat sich jedesmal wiederholt; er wohnt eingekerkert in seinem Körper. Ich glaube heimlich, er gäbe etwas darum, wenn er einmal einen Tag lang wieder keinen Charakter haben könnte. Ich habe ihm natürlich eine Abmagerungskur angeraten, aber er hat nicht den Mut dazu; er erklärt, daß solche Kuren nervöse Angstzustände hervorrufen und überhaupt nicht ungefährlich seien.

[ < ]

### **Wer hat dich, du schöner Wald ..?**

*[27. Juli 1927]*

Wenn es sehr heiß ist und man einen Wald sieht, so singt man: «Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?» Das geschieht mit automatischer Sicherheit und gehört zu den Reflexbewegungen des deutschen Volkskörpers. Je ohnmächtiger die von Hitze aufgequollene Zunge schon überall im Munde anstößt und je ähnlicher einer Haifischhaut die Kehle bereits geworden ist, desto empfindungsvoller reißen sie dann alle Kraft zu einem musikalischen Finish zusammen und beteuern, daß sie den Meister loben wollen, solange noch die Stimm' erschallt. – Dieses Lied wird mit der ganzen Unbeugsamkeit jenes Idealismus gesungen, den am Ende aller Leiden ein Getränk erwartet.

Man braucht, um das ganz klar zu erfassen, nur beinahe gestorben zu sein. Dann liegt man – etwa nach einem schweren Unglücksfall, mehrfach operiert und doch wieder ganz geworden – zur Erholung in dem schönen Sanatorium eines Kurorts, in weiße Tücher und Decken gehüllt, auf

einem luftüberströmten Balkon, die Welt ist ein fernes Summen, und jede Wette, wenn das Sanatorium diese Möglichkeit besitzt, wird man so gebettet, daß man wochenlang nichts vor Augen sieht als das steile, grüne Waldzelt eines Berges. Man wird so geduldig wie ein Kiesel in einem Bach, um den das Wasser spült. Das Gedächtnis ist noch voll Fieber und der überstandenen süßen Trockenheit nach der Narkose. Und man erinnert sich bescheiden, daß man in den Tagen und Nächten, wo Tod und Leben miteinander stritten und die tiefsten oder doch letzten Gedanken an ihrem Platz gewesen wären, rein nichts gedacht hat, als immer das gleiche: wie man auf einer Hochsommerwanderung sich dem Saum eines Waldes nähert. Immer von neuem taucht die Phantasie aus der galligen Glut der Sonne in das feuchte Dunkel, um sogleich wieder zwischen prallen Feldern die Wanderung von ferne aufzunehmen. Was sind Gemälde, Romane, Philosophien dagegen! In einem Zustand solcher Schwäche schließt sich das, was einem an Körper geblieben ist, wie eine fiebernde Hand, und die geistigen Einbildungen schmelzen weg wie Körnchen Eis. Man nimmt sich vor, ein Leben zu führen, das so alltäglich wie nur möglich sein soll, mit ernstem Bemühen um Wohlhabenheit und ihre Genüsse, die so einfach und unveränderlich sind wie der Geschmack der Kühle, die Wohltaten jeden Behagens und der Friede, den eine gesicherte Tätigkeit gewährt. Oh, man verabscheut alles Geniale, Revolutionäre, Ungewöhnliche, Anstrengende und Fordernde, solange man krank ist, und sehnt sich nach den ewigen, von Mensch zu Mensch gleichen, gesunden Mittelwerten. Steckt darin ein Problem? Mag es warten! Einstweilen ist es die Frage, ob in einer Stunde Hühnerbouillon oder schon etwas Erquicklicheres kommt, und man summt vor sich hin: «Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben ...» Das Leben erscheint so sonderbar gerade gebogen, denn, nebenbei bemerkt, auch musikalisch ist man vordem nie gewesen.

Aber allmählich schreitet die Genesung fort, und mit ihr kehrt der böse Geist wieder. Man stellt Beobachtungen an. Gegenüber dem Balkon steht noch immer das grüne Waldzelt eines Berges, man brummt ihm noch immer das dankbare Lied zu, das nun einmal nicht abzuschütteln ist; aber eines Tages stellt man fest, daß der Wald nicht bloß aus einer Note, sondern aus Bäumen besteht, die man vor Wald nicht bemerkt hat. Wenn man scharf hinsieht, kann man erkennen, daß diese freundlichen Riesen sich Licht und Boden mit dem Futterneid von Pferden streitig machen. Still stehen sie beisammen, hier vielleicht eine Gruppe Fichten, dort eine Gruppe Buchen; es sieht so natürlich dunkel und hell aus wie gemalt und moralisch so erbaulich wie der schöne Zusammenhalt von Familien, aber in Wahrheit ist es der Abend einer tausendjährigen Schlacht. Gibt es denn nicht gelehrte Kenner der Natur, welche wissen, daß die Eiche – heute ein Sinnbild reckenhafter Einsamkeit – einst in unabsehbaren Heeren ganz Deutschland überzogen hat? Daß die Fichte, welche jetzt alles andere verdrängt, ein später Eindringling ist? Daß irgendwann eine Zeit des Buchenreiches aufgerichtet worden ist, und ein Imperialismus der Erlen? Es gibt eine Baumwanderung, wie es eine Völkerwanderung gibt, und wo du einen einheitlichen, urwüchsigen Wald siehst, ist es ein Heerhaufen, der sich auf dem erkämpften Schlachthügel befestigt hat, und wo dir gemischter Baumschlag das Bild friedlicher Familien vorzaubert, sind es versprengte Streiter, zusammengedrückte Reste feindlicher Scharen, die einander vor Erschöpfung nicht mehr vernichten können!

Immerhin ist das noch Poesie, wenn es auch nicht gerade die des Friedens ist, den wir im Walde suchen; die wahre Natur ist auch darüber schon hinaus. Genese an ihrem Herzen und du wirst – sofern man dir alle Vorzüge moderner Natur bietet – mit zunehmender Kräftigung eines Tages noch die zweite Beobachtung machen, daß ein Wald meistens aus Bretterreihen besteht, die oben mit Grün verputzt sind. Das ist keine Entdeckung, sondern nur ein Eingeständnis; ich vermute, man könnte den Blick gar nicht in Grün tauchen, wenn es nicht schon mit schnurgeraden Spalten dafür angelegt wäre. Die schlaunen Förster sorgen bloß für ein wenig Unregelmäßigkeit,

irgendeinen Baum, der hinten etwas aus der Reihe tritt, um den Blick abzufangen, einen querlaufenden Schlag oder einen gestürzten Stamm, den man sommersüber liegen läßt. Denn sie haben ein feines Gefühl für die Natur und wissen, daß man ihnen mehr nicht glauben würde. Urwälder haben etwas höchst Unnatürliches und Entartetes. Die Unnatur, welche der Natur zur zweiten Natur geworden ist, fällt in ihnen wieder in Natur zurück. Ein deutscher Wald macht so etwas nicht.

Ein deutscher Wald ist seiner Pflicht bewußt, daß man von ihm singen könne: Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben? Wohl den Meister will ich loben, solange' noch meine Stimm' erschallt! Der Meister ist ein Forstmeister, Oberforstmeister oder Forstrat, und hat den Wald so aufgebaut, daß er mit Recht sehr böse wäre, wenn man seine sachkundige Hand darin nicht sofort bemerken wollte. Er hat für Licht, Luft, Auswahl der Bäume, Zufahrtswege, Lage der Schlagplätze, Entfernung des Unterholzes gesorgt und den Bäumen jene schöne, reihenförmige, gekämmte Anordnung gegeben, die uns so entzückt, wenn wir aus der wilden Unregelmäßigkeit der Großstädte kommen. Hinter diesem Forstmissionar, der einfältigen Herzens den Bäumen das Evangelium des Holzhandels predigt, steht eine Güterdirektion, Domänenverwaltung oder fürstliche Kammer und schreibt es vor. Nach ihren Anordnungen entstehen soundsoviel tausend Holzmeter freier Aussicht oder jungen Grüns alljährlich, sie verteilt die herrlichen Blicke und den kühlen Schatten. Aber nicht in ihrer Hand ruht das letzte Geschick. Noch höher als sie thronen in der Reihe der Waldgötter der Holzhändler und seine Abnehmer, die Sägewerke, Holzstofffabriken, Bauunternehmer, Schiffswerften, Kartonnagewarenerzeuger, Papierfabrikanten ... Hier verliert sich der Zusammenhang in jenes anonyme Geschling, jenen gespenstischen Güter- und Geldkreislauf, welcher selbst einem Menschen, der vor Armut aus dem Fenster springt, die Gewißheit gibt, daß er einen wirtschaftlichen Einfluß ausübt, und dich, der du im verzweifelten Sommer der Großstadt deine Hose auf einer Holzbank und eine Holzbank an deiner Hose abwetzt, zum Geburtenregler von Wollschafen und Wäldern macht, die alle der Teufel holen möge.

Soll man nun singen: Wer hat dich, du schönes Magazin der Technik und des Handels, aufgebaut so hoch da droben? Wohl die Ameisensäuregewinnung (aus Holzfaser; je nach den Umständen auch andere Verwertungsarten) will ich loben, solange' noch meine Stimm' erschallt! –? Die Frage wird allgemein verneint werden. Noch ist der Ozon des Waldes da, noch seine sanfte grüne Masse, seine Kühle, seine Stille, seine Tiefe und Einsamkeit. Es sind unausgenützte Nebenprodukte der Forsttechnik und so herrlich überflüssig, wie es der Mensch auf Urlaub ist, wenn er nichts ist als er selbst. Darin besteht noch immer eine tiefe Verwandtschaft. Der Busen der Natur ist zwar ein künstlicher Busen, aber auch der Mensch auf Urlaub ist ein künstlicher Mensch. Er hat sich vorgenommen, nicht an Geschäfte zu denken; das ist sozusagen ein inneres Schweigegebot, und nach kurzer Zeit wird alles unsäglich still und öd vor Glück in ihm. Wie dankbar ist er dann für die kleinen Zeichen und leisen Worte, welche die Natur für ihn bereit hat! Wie schön sind Wegmarkierungen, Inschriften, welche verraten, daß es noch eine Viertelstunde bis zum Wirtshaus Waldruhe dauert, Bänke und verwitterte Tafeln, welche die zehn Gebote der Forstverwaltung enthalten; die Natur wird beredt! Wie glücklich ist er, wenn er Teilnehmer findet, um auf einer Landpartie gemeinsam der Natur entgegenzutreten, Genossen für ein Kartenspiel im Grünen oder eine Bowle bei Sonnenuntergang! Durch solche kleinen Hilfen gewinnt die Natur die Vorzüge eines Öldrucks. Es gibt dann sogleich nicht mehr so viel des Verwirrenden: ein Berg ist dann ein Berg, ein Bach ein Bach, Grün und Blau stehen mit großer Deutlichkeit nebeneinander, keinerlei Schwierigkeiten des Verstehens hindern den Betrachter, auf dem kürzesten Wege zu der Überzeugung zu gelangen, daß es etwas Schönes ist, was er besitzt, und sobald man so weit gelangt ist, stellen sich die sogenannten ewigen Empfindungen

mit Leichtigkeit ein. Frage einen Menschen von heute, der durch keinerlei Gerede noch verdorben ist, was ihm besser gefalle, eine Landschaftsmalerei oder ein Öldruck, so wird er mit Recht sagen, daß er einen guten Öldruck vorziehe. Nebenbei bemerkt, ist es nicht das kleinste Verdienst der gegenwärtig in der Malerei sich anbahnenden neuen Gegenständlichkeit, dies endlich erkannt zu haben.

Um aber zu unserem Kranken zurückzukehren: er gesundete natürlich. Der Arzt sagte zu ihm: «Kritisieren Sie, so viel Sie wollen; üble Laune ist ein Zeichen der Genesung.» – «Das kann man eigentlich gut verstehen» – dachte der Patient melancholisch. Er hatte längst aufgehört, sich nach Wald, großen Gläsern mit kühlen Getränken, nach säuselndem Wind, Gesang, Haselnüssen, Sauerampfer, behaglichem Reichtum und natürlichen Menschen zu sehnen. Aber die Sehnsucht nach dieser Sehnsucht lag noch winzig klein in ihm wie am Ende von unendlich vielen Jahren.

[ < ]

### Denkmale

[10. Dezember 1927]

Denkmale haben außer der Eigenschaft, daß man nicht weiß, ob man Denkmale oder Denkmäler sagen soll, noch allerhand Eigenheiten. Die wichtigste davon ist ein wenig widerspruchsvoll; das Auffallendste an Denkmälern ist nämlich, daß man sie nicht bemerkt. Es gibt nichts auf der Welt, was so unsichtbar wäre wie Denkmäler. Sie werden doch zweifellos aufgestellt, um gesehen zu werden, ja geradezu, um die Aufmerksamkeit zu erregen; aber gleichzeitig sind sie durch irgendetwas gegen Aufmerksamkeit imprägniert, und diese rinnt Wassertropfen-auf-Ölbezug-artig an ihnen ab, ohne auch nur einen Augenblick stehen zu bleiben. Man kann monatelang eine Straßen gehen, man wird jede Hausnummer, jede Auslagenscheibe, jeden Schutzmann am Weg kennen, und es wird einem nicht entgehen, wenn ein Zehnpfennigstück auf dem Gehsteig liegt; aber man ist bestimmt jedesmal sehr überrascht, wenn man eines Tages nach einem hübschen Stubenmädchen ins erste Stockwerk schießt und dabei eine metallene, gar nicht kleine Tafel entdeckt, auf der in unauslöschlichen Lettern eingegraben steht, daß an dieser Stelle von achtzehnhundertsoodsoviel bis achtzehnhundertundeinigemehr der unvergeßliche Soodernichtso gelebt und geschaffen habe. Es geht vielen Menschen selbst mit überlebensgroßen Standbildern so. Man muß ihnen täglich ausweichen oder kann ihren Sockel als Schutzinsel benützen, man bedient sich ihrer als Kompaß oder Distanzmesser, wenn man ihrem wohlbekanntem Platz zustrebt, man empfindet sie wie einen Baum als Teil der Straßenkulisse und würde augenblicklich verwirrt stehen bleiben, wenn sie eines Morgens fehlen sollten, aber man sieht sie nie an und besitzt gewöhnlich nicht die leiseste Ahnung davon, wen sie darstellen, außer daß man vielleicht weiß, ob es ein Mann oder eine Frau ist.

Man darf sich durch einige Ausnahmen nicht täuschen lassen. Etwa durch jene paar Standbilder, die der Mensch mit dem Baedeker in der Hand suchen geht, wie den Gattamelata oder den Colleone, was eben ein ganz besonderes Verhalten ist; oder durch Gedenktürme, die eine ganze Landschaft versperren; oder durch Denkmäler, die einen Verein bilden, wie die über ganz Deutschland verbreiteten Bismarckdenkmale; oder endlich durch die Siegesallee in Berlin, welche so unvergeßlich bleibt, weil eine Postenkette aus Marmor sonst nirgends in der Kriegsgeschichte vorkommt. Solche energische Denkmäler gibt es; und dann gibt es auch noch

die, welche Ausdruck eines lebendigen Gedankens und Gefühls sind; aber der Beruf der meisten gewöhnlichen Denkmale ist es wohl, ein Gedenken erst zu erzeugen oder die Aufmerksamkeit zu fesseln und den Gefühlen eine fromme Richtung zu geben, weil man annimmt, daß es dessen einigermaßen bedarf, und diesen ihren Hauptberuf verfehlen Denkmäler immer. Sie verscheuchen geradezu das, was sie anziehen sollten. Man kann nicht sagen, wir bemerken sie nicht; man müßte sagen: sie entmerken uns, sie entziehen sich unseren Sinnen: es ist eine durchaus positive, zur Tätlichkeit neigende Eigenschaft von ihnen!

Nun, man kann das ohne Zweifel erklären. Alles Beständige büßt seine Eindruckskraft ein. Alles, was die Wände unseres Lebens bildet, sozusagen die Kulisse unseres Bewußtseins, verliert die Fähigkeit, in diesem Bewußtsein eine Rolle zu spielen. Ein lästiges dauerndes Geräusch hören wir nach einigen Stunden nicht mehr. Bilder, die wir an die Wand hängen, werden binnen wenigen Tagen von der Wand aufgesogen; es kommt äußerst selten vor, daß man sich vor sie hinstellt und sie betrachtet. Bücher, die man halb gelesen in die prächtigen Bändereihen der Bibliothek einstellt, liest man nie mehr zu Ende. Ja, es genügt bei sensiblen Personen, daß sie ein Buch, dessen Anfang ihnen gefallen hat, kaufen, und sie werden es nie wieder in die Hand nehmen. In diesem Fall wird der Vorgang schon aggressiv; man kann seinen unerbittlichen Ablauf aber auch an höheren Gefühlen verfolgen, und dann ist er es immer, zum Beispiel im Familienleben. Wenn man den Klagen der Gattinnen glauben darf, wollen die Männer das nicht bemerken, was sie besitzen; sie achten nicht auf die Toiletten und Frisuren, die ihnen ehelich zu eigen sind, während sie auf die kleinsten Veränderungen im Aussehen der Frauen anderer sogleich reagieren. Und wer hätte noch nicht die ganz ähnliche Klage aller Eltern gehört, daß ihre undankbaren Kinder die Liebe nicht fühlen, von der sie täglich umgeben sind? – Du behandelst mich «wie Luft!» – klagen die Treuen. – Luft ist leider etwas nicht sehr Sichtbares, aber sie ist etwas sehr Wichtiges und Unentbehrliches – könnten die Ungetreuen erwidern. – Wenn ich tot bin, wirst du schon merken, was dir fehlt! – sagen die Unwandelbaren. – Könnten wir nicht einmal jeder allein reisen, um einen kleinen Vorschub auf die ewige Trennung zu nehmen? – entgegenen die Wandelbaren. – Das Beständige verliert eben seinen Wert! — seufzen die Beständigen. – Es verliert ihn nicht! Es verändert ihn bloß und gewinnt einen neuen! – versichern die Unbeständigen. – Du liebst mich nicht mehr! – sagen die Gekränkten. – Die ökonomische Ausnützung meiner nervösen Kräfte fordert von mir – erwidern die anderen –, daß ich das, was sich ein für allemal erledigen läßt, nicht jeden Tag neu erledige! – So scheidet sich mit dem Satze: Muß ich dir denn in jeder Viertelstunde erneut sagen, daß ich dich liebe?! – unzähligemal die unlösliche eheliche Zusammengehörigkeit von der flatterhaften Lust. Und in welchem erhöhtem Maße müssen sich diese psychologischen Nachteile, denen das Beständige ausgesetzt ist, bei Erscheinungen aus Erz und Marmor geltend machen!

Wenn man es gut mit Monumenten meint, muß man daraus unerbittlich den Schluß ziehen, daß sie einen wider unsere Natur gerichteten Anspruch an uns stellen und zu seiner Erfüllung ganz besonderer Anstalten bedürfen. Wollte man die Warnungstafeln für Kraftwagen so diskret einfarbig ausgestalten wie Denkmale, so wäre das ein Verbrechen. Auch die Lokomotiven pfeifen schrille und keine versonnenen Klänge, und selbst den Briefkästen gibt man eine auffallende Farbe. Mit einem Wort, auch Denkmäler sollten sich heute, wir wir alle, etwas mehr anstrengen! Ruhig am Wege stehen und sich Blicke schenken lassen, könnte jeder; wir dürfen heute von einem Monument mehr verlangen. – Wenn man erst diesen Gedanken erfaßt hat – der sich dank gewisser Strömungen in Kunst und Journalistik langsam durchzusetzen beginnt – erkennt man, wie rückständig unsere Denkmalkunst ist, verglichen mit der zeitgenössischen Entwicklung des Anzeigenwesens. Warum greift der in Erz gegossene Held nicht wenigstens zu dem anderwärts längst überholten Mittel, mit dem Finger an eine Glasscheibe zu klopfen?

Weshalb drehen sich die Figuren der Marmorgruppe nicht umeinander, wie es bessere Figuren in den Geschäftsauslagen tun, oder klappen wenigstens die Augen auf und zu? Das Mindeste, was man verlangen dürfte, um die Aufmerksamkeit zu erregen, wären bewährte Aufschriften wie «Goethes Faust ist der beste!» oder «Die dramatischen Ideen des bekannten Lyrikers X. sind die billigsten!»

Leider wollen das die Bildhauer nicht. Sie verstehen, wie es scheint, nicht unser Zeitalter des Lärms und der Bewegung. Wenn sie einen Herrn in Zivil darstellen, dann sitzt er reglos auf einem Stuhl oder steht da, die Hand zwischen dem zweiten und dritten Knopf seines Rockes, auch hält er zuweilen eine Rolle in der Hand, und es zuckt keine Miene in seinem Gesicht. Er sieht gewöhnlich aus wie die schweren Melancholiker in den Nervenheilanstalten. Wenn die Menschen nicht für Denkmale seelenblind wären und bemerken würden, was oben vorgeht, so müßten sie, wenn sie vorbeikommen, das Gruseln haben wie an den Mauern eines Irrenhauses. Noch gruseliger ist es, wenn die Bildhauer einen General oder einen Prinzen darstellen. Die Fahne flattert in der Hand, und es geht kein Wind. Das Schwert ist gezückt, und niemand fürchtet sich davor. Der Arm weist gebieterisch vorwärts, aber kein Mensch denkt daran, ihm zu folgen. Selbst das Pferd, das sich mit sprühenden Nüstern zum Sprung erhoben hat, bleibt auf den Hinterhufen stehen, starr vor Staunen darüber, daß die Menschen unten, statt zur Seite zu weichen, ruhig ein Wurstbrot in den Mund stecken oder eine Zeitung kaufen. Bei Gott, Denkmalsfiguren stellen sich mit der leidenschaftlichsten oder innerlichsten Gebärde ihres Lebens hin, voll von Feierlichkeit oder Aufregung, und sind wie arme Komödianten, die vor einem unruhigen und unaufmerksamen Haus spielen müssen; ein Liebhaber, der am Ende seiner Erklärung bemerkt, daß die Umworbene die Tapetenmuster an der Wand hinter seinem Rücken gezählt hat, kann sich nicht tiefer bloßgestellt fühlen, als sie. Sie machen keinen Schritt und machen doch immerwährend einen faux pas. Es ist eine verzweifelte Lage.

Ich glaube, daß ich mit diesen Ausführungen einiges zum Verständnis von Denkmalsfiguren, Gedenktafeln und dergleichen beigetragen habe. Vielleicht sieht einer oder der andere daraufhin jene an, die an seinem Weg stehen. Was aber immer unverständlicher wird, je weiter man nachdenkt, ist, weshalb man, wenn die Dinge so liegen, gerade großen Männern Denkmale setzt? Es scheint eine ganz ausgesuchte Bosheit zu sein. Da man ihnen im Leben nicht mehr schaden kann, stürzt man sie, gleichsam mit einem Gedenkstein um den Hals, ins Meer des Vergessens.

[ < ]

### **Türen und Tore**

*[28. September 1928]*

Türen gehören der Vergangenheit an, wenngleich die Hintertüren bei Bauwettbewerben gegenwärtig noch recht beliebt sein sollen.

Läßt man, um berechnete Empfindlichkeiten zu schonen, den zweiten Teil dieser Behauptung beiseite, so kann sich von der Richtigkeit des ersten jeder bei sich selbst überzeugen. Er braucht nur seine Tür zu öffnen, so sieht er einen rechteckigen, in die Mauer eingelassenen Holzrahmen, an dem ein drehbares Brett befestigt ist. Dieses Brett läßt sich gerade noch zur Not verstehen; denn es soll leicht sein, damit man es gut bewegen kann, und es paßt zu dem Eichen- oder

Nußgehölz, das man bis vor kurzem in jedem ordentlichen Familienzimmer angepflanzt hat. Wenn man sie gut entölt, können Türen sogar im Winde stöhnen. Dennoch hat auch schon dieses Brett das meiste von seiner Bedeutung eingebüßt. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts konnte man noch an einer Tür horchen, und welche Geheimnisse erfuhr man da bisweilen! Der Graf hatte seine Stieftochter heimlich enterbt, und der Held, der sie heiraten sollte, erfuhr gerade noch rechtzeitig, daß er sie entführen müsse, damit man ihn nicht vergifte. Das sollte einer in einem zeitgenössischen Haus versuchen! Ehe er dazu käme, an der Tür zu horchen, würde er alles schon längst durch die Wände erfahren haben; ja nicht nur das: von dem ersten und leisesten Gedanken angefangen, der sich bildete, wäre er mit dabeigewesen. Warum hat sich noch kein Rundfunkdichter des Stoffes der Türen und Wände bemächtigt?! Geschärftestes Miterleben aller Sinne gestatten sie, in einer vorbildlichen Weise, mit dem Ausschluß einzig und allein des Gesichtssinns, zu verbinden.

Noch viel sonderbarer als die Tür selbst ist ihr Rahmen. Blickt man bei geöffneten Türen durch eine Zimmerflucht, so glaubt man den Angsttraum eines Fußballstürmers zu erleben, der ein Tor hinter dem anderen schießen muß. Es gibt auch eine Sorte von Galgen, an die es erinnert. Warum macht man so etwas? Technisch könnte man heute ein gutes Schließen der Tür weit besser ohne diese Pfähle erreichen; sie sind in der Tat nur da, um das Auge zu erfreuen. Dem Auge würde es zu kahl erscheinen, wenn die Tür an die Mauer oder ein unsichtbares Metallband schlösse. Das wäre für das zivilisierte Auge nicht anders, als wenn zwischen Hand und Ärmel keine Stulpe hervorgucken würde, und wirklich haben diese Türrahmen eine ähnliche Geschichte wie die Röllchen. Als man noch die Zimmer wölbte, kannte man sie nicht; die Tür drehte sich um zwei schöne schmiedeeiserne Mauerhaken. Später lernte man flache Decken bauen, und sie wurden von schweren Holzbalken getragen; mit Stolz auf das Neue zeigte man die Balken, verkleidete die Felder zwischen ihnen auch mit Holz, und es entstanden die schönen getäfelten Decken. Noch später versteckte man die Balken hinter einer Stuckdecke, aber an den Türen ließ man ein Rändchen von Holz auch noch weiterhin hervorschauen. Schließlich baut man heute in Eisen und Beton, statt in Ziegel und Holz, aber das hölzerne Rändchen, von nirgendwo kommend, angeklebt, einsam, sinnlos, nur mit den Fensterrahmen verschwistert, muß die Sitte wahren. Ist das nicht fast aufs Haar genau die Geschichte des Hemdes, das zuerst in einem breit dem Auge geöffneten Ausschnitt der Kleidung, mit Hals- und Handkrause begann? Dann verschwand es unter dem Rock, aber Kragen und Stulpe ragten noch aus dem Anzug. Dann trennten sich Kragen und Stulpe vom Hemde ab, und zum Schluß, ehe wieder ein Wandel zum Besseren eintrat, wurden Kragen und Röllchen einsame Symbole der Kultur, die man, um zu zeigen, was sich gehört, an irgendeine geheime Unterlage knöpfte.

Ich widme diese Entdeckung, daß unsere Holztüren Röllchen sind, dem namhaften Architekten, der herausgefunden hat, daß der Mensch auf der Klinik geboren wird und im Spitale stirbt, weshalb auch seine Wohnräume von antiseptischer Nüchternheit erfüllt sein müßten, um die unserem Leben eigene Schönheit zu zeigen. Es gibt da noch vieles zu tun. Aber die Baukunst ist heute in einer schweren Lage. Der Mensch früherer Zeiten, Schloßherr wie Städter, lebte in seinem Haus; seine Stellung im Leben zeigte sich dort, speicherte sich dort auf. Man empfing noch in der Biedermeierzeit bei sich; heute macht man das bloß nach. Das Haus hat dem gedient, was man scheinen wollte, und dafür hat man immer Geld übrig; heute aber sind andere Dinge da, die diesen Zweck erfüllen, Reisen, Automobile, Sport, Theater, Winteraufenthalte, Appartements in Luxushotels. Die Phantasie des Zeigens, was man ist, geht in dieser Richtung, und wenn ein reicher Mann sich trotzdem noch ein Haus baut, so bleibt etwas Künstliches daran, etwas Privates, das keine Erfüllung einer allgemeinen Sehnsucht ist. Und wie soll es Türen geben, wenn es kein «Haus» gibt?! Die einzige originelle Tür, die unsere Zeit hervorgebracht hat, ist die



gläserne Drehtür des Hotels und des Warenhauses.

Die Tür hat früher als Teil für das Ganze das Haus vertreten, so wie das Haus, das man besaß, und das Haus, das man machte, die Stellung des Besitzers zeigen sollte. Die Tür war ein geeignetes Symbol für eine Gesellschaft von Bevorzugten, die sich dem Ankömmling, je nachdem, wer er war, öffnete oder verschloß, was gewöhnlich sein Schicksal entschied. Ebenso gut eignete sie sich aber auch für den kleinen Mann, der außen nicht viel zu bestellen hatte, jedoch hinter seiner Tür sofort den Gottvaterbart umhängte. Sie war darum allgemein beliebt. Die vornehmen Leute öffneten oder verschlossen bloß ihre Türen, aber der Bürger konnte mit ihnen außerdem ins Haus fallen. Er konnte sie offen einrennen. Er konnte zwischen Tür und Angel seine Geschäfte erledigen. Konnte vor seiner oder einer fremden Tür kehren. Er konnte jemand die Tür vor der Nase zuschlagen, konnte ihm die Tür weisen, ja er konnte ihn sogar bei der Tür hinauswerfen: das war eine Fülle von Beziehungen zum Leben, und sie zeigen jene treffliche Mischung von Realistik und Symbolik, welche die Sprache nur aufbringt, wenn uns etwas sehr wichtig ist.

Aber man lasse sich dadurch nicht täuschen: die großen Zeiten der Türen sind vorbei! Es ist sehr romantisch, jemand zuzurufen, daß man ihn zur Tür hinauswerfen werde, aber wer hat je wirklich jemand hinausfliegen sehen? Dem Schreiber dieser Zeilen ist das nur ein einziges Mal im Leben zu beobachten geglückt, und das geschah bei einer Bauernrauferei. Da flogen aber bezeichnenderweise gleich der Hinausgeworfene und der Hinauswerfer zum Wirtshaus hinaus, und wenn auch draußen der Befugte den Minderbefugten auf der Erde verdrosch, so hatte der Vorgang doch gar nichts von jener großartigen Einseitigkeit, die seinen Reiz ausmacht, sondern die Kompetenzen ließen sich nicht recht unterscheiden. Man schlägt auch niemand mehr die Tür vor der Nase zu, sondern nimmt schon die telephonische Anmeldung seines Besuchs nicht entgegen, und vor seiner eigenen Tür zu kehren, ist eine unverständliche Zumutung geworden. Das sind längst unvollziehbare Redensarten; freundliche Einbildungen, die uns vielleicht mit Wehmut beschleichen, wenn wir alte Tore betrachten. Historisches Dunkel um das Loch, das der Zimmermann vorläufig noch in der Gegenwart gelassen hat.

[ < ]

### **Pension Nimmermehr**

[9. August 1928]

Es gab einmal eine deutsche Pension in *Rom*. Deutsche Pension, das war damals ein bestimmter Begriff in Italien, wenn er auch sehr verschiedene Sonderwesen umschloß. Mit Entsetzen denke ich heute noch an die Pension Wacker zurück, wo ich ein anderesmal gewohnt habe; alles war dort zum Weinen einwandfrei. Aber in der Pension, von der ich hier spreche, war es nicht so. Als ich ins Büro trat und zum ersten Male nach dem Herrn des Hauses fragte, antwortete mir seine Mutter: «Oh, der kann jetzt nit komme; der ischt grad über seine Hühnerauge!» Ich will ihn Herrn Nimmermehr nennen. Seine Mutter, Frau Nimmermehr also, war eine von einem gewaltigen Mieder umspannte Matrone, deren Fleisch mit den Jahren ein wenig eingegangen war, so daß ihr Korsett rings um sie einen unregelmäßigen Rand in die Luft zeichnete, der mit einer Bluse überzogen war; irgendwie erinnerte das an einen umgekippten, verlorengegangenen Regenschirm, wie man solche zuweilen an verlassenen Orten findet. Ihr Haar wurde zwischen

Ostern und Oktober, das heißt außerhalb der Reisezeit, soweit ich das feststellen konnte, nicht frisiert; während der Saison schien es weiß zu sein. Eine weitere Eigentümlichkeit war es, daß ihr Rock einen außerordentlich langen Schlitz besaß, der in der heißen Zeit immer von oben bis unten offenstand. Vielleicht war das kühler; vielleicht war es aber auch eine Besonderheit des Hauses, denn auch Laura, das Stubenmädchen, das bei Tisch bediente, legte zu diesem Zweck zwar eine saubere Bluse an, die hinten zu schließen war, aber während der Zeit, die ich in Rom verbrachte, waren von allen Haken immer nur die zwei untersten geschlossen, so daß darüber das Hemd und weiterhin Lauras schöner Rücken zu sehen war wie in einem Kelch. Trotzdem waren es vorzügliche Wirte, die Nimmermehr; die altmodisch luxuriösen Zimmer wurden gut gehalten, und was sie kochten, hatte Grazie. Während des Speisens stand Herr Nimmermehr persönlich als Maître d'hôtel neben der Anrichte und leitete die Bedienung, obgleich diese nur aus Laura bestand. Vorwurfsvoll hörte ich ihn einmal zu ihr sagen: «Herr Meier mußte sich selbst einen Löffel und das Salz holen!» – Laura tuschelte erschrocken: «Hat er etwas gesagt?» – Und Herr Nimmermehr legte die Würde eines königlichen Speisenchefs in die leise Zurückweisung: «Herr Meier sagt nie etwas!» – Zu solcher Höhe des Berufs konnte er sich erheben. Er war, soweit ich mich erinnere, groß, mager und kahl, hatte einen wässerigen Blick und Bartfäden, die sich langsam auf und nieder bewegten, wenn er sich mit der Schüssel zu einem Gast neigte, um diesen auf etwas besonders Gutes aufmerksam zu machen. Sie hatten einfach ihre Eigenheiten, die Nimmermehr; ich glaube übrigens, daß sie das gar nicht wußten, sondern für deutsche Sehnsucht nach dem Süden hielten.

Ich habe mir alle diese Kleinigkeiten aufgeschrieben, weil ich schon damals das Gefühl hatte: es kehrt nicht wieder. Ich will damit beileibe nicht behaupten, daß es besonders selten und kostbar gewesen sei; eher schon, es war besonders gleichzeitig. Wenn zwanzig Uhren an einer Wand hängen, und man blickt sie plötzlich an, so hat jedes Pendel eine andere Lage; sie alle sind gleichzeitig, jedes zeigt eine andere Zeit, und irgendwo muß doch auch noch die wirkliche Zeit sein, die man nicht sieht: das ist unheimlich. Alle, die wir damals in der Pension Nimmermehr wohnten, hatten dazu unsere besonderen Gründe; wir hatten alle irgendetwas außer der Zeit in Rom zu tun, aber da man in der Sommerhitze täglich nur ein kleines Maß davon tun konnte, so kamen wir immer wieder in unserem Heim zusammen. Da war zum Beispiel der kleine alte Schweizer Herr; er war da, um die Angelegenheit einer noch kleineren protestantischen Sekte zu betreiben, die ausgerechnet gerade im papistischen Rom ein evangelisches Gotteshaus bauen wollte. Er trug trotz der brennenden Sonne immer einen schwarzen Anzug, und am zweiten Westenknopf von oben war die Uhrkette befestigt, an der ein schwarzes Medaillon hing, in das ein goldenes Kreuz eingelassen war. Sein Bart saß links und rechts von ihm; so dünn sproß er aus dem Kinn, daß man ihn erst in einiger Entfernung davon bemerkte, gegen die Backen zu verlöre dieser Bart sich ganz, und die Oberlippe war von Natur bartlos. Die Kopfhare dieses alten Herrn waren blondgrau und unheimlich weich, und seine Gesichtsfarbe hätte wohl rosig sein können, aber da sie weiß war, war sie gleich so weiß wie frisch gefallener Schnee, in dem eine goldene Brille liegt. Dieser alte Herr sagte einmal, als wir uns alle im Salon unterhielten, zu Mme. Gervais: «Wissen Sie, was Ihnen fehlt? Es fehlt Ihnen ein König in Frankreich!» – Ich wunderte mich und wollte Mme. Gervais zu Hilfe kommen: «Aber Sie sind doch Schweizer und selbst Republikaner!» warf ich ein. Doch da wuchs der kleine Mann über seine goldenen Brillenränder hinaus und erwiderte uns: «Oh, das ist eine andere Sache! Wir sind es seit sechshundert Jahren und nicht seit fünfundvierzig!»

So der Schweizer, der in Rom eine protestantische Kirche baute.

Mme. Gervais, mit ihrem lieblichen Lächeln erwiderte: «Wenn die Diplomaten und die

Zeitungen nicht wären, würden wir den ewigen Frieden haben.» – «Excellent, vraiment excellent!» – nickte der alte Herr wieder befriedigt, mit einem Kichern, das so fein und unnatürlich klang, als hätte er eine junge Ziege im Hals; er mußte ein Bein vom Boden heben, um sich in seinem Fauteuil zu Mme. Gervais zurückwenden zu können.

So kluge Antworten gab aber auch nur Frau Gervais. Das Profil ihres zarten Tituskopfes auf dem schlanken Hals mit einem köstlichen Ohr geschmückt, hob sich im Speisesaal von dem Fenster ab, vor dem sie saß, als ich sie zum ersten Male sah, wie ein geschnittener rosa Stein von himmelblauem Samt. Mit vollendeten Händen, die Arme mit Messer und Gabel korrekt an sich gezogen, rasierte sie einem Pfirsich, den sie aufgespießt hatte, die Haut vom Leibe. Ihre Lieblingsworte waren: Ignoble, mal élevé, grand luxe und très maniaque. Auch Digestion und digestif sagte sie oft. Mme. Gervais konnte erzählen wie sie, die Katholikin, einmal in Paris in der protestantischen Kirche war. Am Geburtstag des Empereur. «Und ich versichere Sie,» fügte sie hinzu, «es war viel würdiger als bei uns. Viel einfacher. Keine so unvornehme Komödie.» – So war Mme. Gervais.

Sie schwärmte für die deutsch-französische Verständigung, weil ihr Gatte Hotelier war. Richtiger gesagt, er stand in der Hotelkarriere; man muß alles durchmachen, Speisesaal, Bar, Zimmersdienst, Büro. «Wie ein Ingenieur am Schraubstock arbeiten muß,» erklärte sie. Sie war aufgeklärt. Sie empörte sich bei der Erinnerung daran, wie ein Negerprinz, ein vollendeter Gentleman, in einem Pariser Hotel von Amerikanern boykottiert worden war. – «So machte er bloß, so!» – zeigte sie und brachte ein entzückend verächtliches Rümpfen der Lippe hervor. Die klassischen, vornehmen Ideale der Humanität, Internationalität und der Menschenwürde bildeten in ihr mit der Hotelkarriere eine vollendete Einheit. Allerdings flocht sie auch gerne ein, daß sie als Mädchen mit ihren Eltern Automobilreisen gemacht habe, daß sie mit dem oder jenem Attaché oder Legationssekretär da und dort gewesen seien oder daß schon ihre Bekannte, die Marquise Soundso, das oder jenes gesagt habe. Aber sie machte es nicht weniger vornehm, wenn sie aus der Hotellaufbahn erzählte, daß ein Freund ihres Mannes in einem Haus mit Trinkgeldverbot achthundert Mark im Monat an Trinkgeldern verdient habe, während ihr Mann in einem Haus ohne Verbot nur sechshundert Mark einnahm. Sie hatte immer frische Blumen an sich und reiste mit einem Dutzend kleiner Deckchen, mit deren Hilfe sie aus jedem Pensionszimmer eine kleine Heimat machte. Dort empfing sie ihren Mann, wenn er dienstfrei war, und hatte mit Laura ein Abkommen getroffen, daß ihr diese die Strümpfe wasche, sowie sie sie auszog. Sie war eigentlich eine tapfere Frau. Ich bemerkte einmal, daß ihr kleiner Mund auch fleischig wirken könne, obgleich die ganze Gestalt wie ein etwas überlanger, äußerst zarter Engel war; auch die Backen hoben sich, wenn man genau zusah, beim Lachen viel zu hoch über die Nase; aber merkwürdigerweise, obgleich ich sie nun weniger schön fand, sprachen wir seither ernster miteinander. Sie erzählte mir von der Trauer ihrer Kindheit, von lange dauernden Krankheiten ihres Körpers und von den Qualen, die ihr die Launen eines an Paralyse erkrankenden Stiefvaters bereitet hatten. Einmal vertraute sie mir sogar an, daß sie deshalb ihren Mann geheiratet hatte, ohne ihn zu lieben. Bloß weil es Zeit war, sich zu versorgen, sagte sie. «Sans enthousiasme; vraiment sans enthousiasme!» – Aber das vertraute sie mir erst einen Tag vor der Abreise an: Sie wußte eben immer etwas Passendes zu sagen und sprach den Zuhörern aus der Seele.

Gerne würde ich etwas Ähnliches auch von der Dame aus Wiesbaden berichten, die gleichfalls zu unserem Haus gehörte; aber ich habe leider viel von ihr vergessen, und das wenige, was mir geblieben ist, läßt schließen, daß sich das übrige nicht recht dieser Absicht fügen würde. Ich weiß nur, daß sie immer einen der Länge nach breit gestreiften Rock trug, so daß sie aussah wie ein

großes Holzgatter, auf dem oben eine ungeplättete weiße Bluse hing. Wenn sie sprach, widersprach sie, und meistens ungefähr in der folgenden Weise: Man sagte zum Beispiel, daß Ottavina schön sei. Ja – ergänzte sie sogleich – ein schöner römischer Typus. Dazu blickte sie einen so feststellend an, daß man um der Sicherheit des Weltlaufes willen sie berichtigen mußte, ob man wollte oder nicht, denn Ottavina, das Stubenmädchen, war aus Toscana. Ja – sagte sie –, aus Toscana. Aber ein römischer Typus! Alle Römerinnen haben Nasen, die von der Stirn gerade weggehen! Nun war Ottavina nicht nur aus Toscana, sondern sie hatte auch keine Nase, die von der Stirn gerade wegging; aber wenn die Dame aus Wiesbaden etwas sagen wollte, so überlegte sie es mit solcher Heftigkeit, daß ihr plötzlich ein fertiges Urteil aus dem Munde sprang, bloß weil es die anderen fertigen Urteile aus ihrem Kopf verdrängten. Ich fürchte, sie war eine unglückliche Frau. Und vielleicht war sie nicht einmal Frau, sondern Mädchen. Sie war im Schiff um Afrika gefahren und wollte nach Japan. Sie hatte eine Freundin, die sieben Glas Bier trank und vierzig Zigaretten rauchte, und sie nannte sie einen ganz famosen Kameraden. Ihr Gesicht sah, wenn sie so sprach, wie ein furchtbar lasterhaftes Gesicht aus, mit zuviel Haut und schiefen Schlitzten für Mund, Nase und Augen, man dachte zumindest, daß sie Opium rauchen müsse; aber wenn sie sich nicht beobachtet fühlte, hatte sie ein ganz braves Gesicht, das in dem anderen darin stak wie der kleine Däumling in den Siebenmeilenstiefeln. Ihr Ideal, das sie noch nicht erreicht hatte, war die Löwenjagd, und sie fragte uns alle, ob wir glaubten, daß sehr viel Kraft dazu gehörte? Mut, – meinte sie – Mut hätte sie wohl genügend, aber ob sie auch den Strapazen gewachsen sei? Ihr Neffe rede ihr zu, weil er gerne mitgenommen werden wolle; aber für solch einen zweiundzwanzigjährigen Lausbuben sei das doch noch etwas anderes, nicht? Die gute, weltumsegelnde Tante! Ich bin überzeugt, daß sie ihrem Neffen unter der Sonne Afrikas einen kleinen forschenden Klaps auf die Schulter geben wird und daß sich die Löwen davonschleichen werden, so wie Mme. Gervais und ich es taten, wenn wir konnten.

Ich flüchtete mich dann sogar zuweilen zu Frau Nimmermehr ins Büro oder schlich auf den Gang und spähte, ob ich Ottavina sähe. Ich hätte auch einen Blick auf Gottes Sterne werfen können, aber Ottavina war schöner. Sie war das zweite Stubenmädchen, eine neunzehnjährige Bäuerin, die daheim einen Mann und einen kleinen Knaben hatte; sie war die schönste Frau, die ich je gesehen habe. Sage niemand, es gebe viel verschiedene Schönheit, Schönheit in vielerlei Art und Stil: das weiß man. Aber die Art von Ottavinas Schönheit könnte mir gestohlen werden; es war Raffaels Art, gegen die ich eine unerlaubte Abneigung habe; was trotz dieser Schönheit das Auge bezwang, war Ottavinas Schönheit! Zum Glück darf man sagen, daß sich so etwas dem, der es nicht gesehen hat, nicht beschreiben läßt. Wie abstoßend wirken die Worte Harmonie, Gleichmaß, Vollkommenheit, edel! Wir haben sie gemästet; sie stehen wie dicke Frauen auf winzigen Füßen da und können sich nicht rühren. Wenn man aber einmal wirkliche Harmonie und Vollkommenheit sieht, so ist man erstaunt darüber, wie natürlich sie ist. Sie kommt zu ebener Erde herbei. Sie fließt wie ein Bach; gar nicht regelmäßig, mit der unbekümmerten Selbstherrlichkeit der Natur, ohne Anstrengungen zur Großartigkeit oder Vollendung. Wenn ich von Ottavina sage, sie war groß, kräftig, adelig, vornehm, so habe ich das Gefühl, diese Worte seien von anderen Menschen genommen. Ich habe das Bedürfnis, sogleich etwas hinzuzufügen. Sie war groß, aber ohne Verlust an Lieblichkeit. Kräftig, aber nicht voll. Adelig ohne Verlust an Ursprünglichkeit. Eine Göttin und das zweite Stubenmädchen. Ich konnte mit der neunzehnjährigen Ottavina nicht sprechen, weil sie mein gebrochenes Italienisch für unpassend fand und auf alles, was ich sagte, nur mit einem sehr höflichen Ja oder Nein antwortete; aber ich glaube, ich betete sie an. Ich weiß es natürlich nicht sicher, weil auch das bei Ottavina etwas anderes bedeutete. Ich begehrte sie nicht, ich litt keinen Mangel, ich schwärmte nicht; im Gegenteil, so oft ich sie sah, suchte ich mich so unauffällig zu benehmen wie ein Sterblicher, der

in die Gesellschaft von Göttern geraten ist. Sie lächelte, ohne daß eine Falte in ihrem Gesicht entstand. Ich konnte sie mir nicht anders in den Armen eines Mannes denken, als mit diesem Lächeln und einem sanften Erröten, das sich wie eine Wolke über sie ausbreitete, hinter der sie dem Zugriff der Begierde entschwand.

Immerhin hatte Ottavina einen ehelichen Knaben, und ich verzog mich zuweilen zur alten Frau Nimmermehr ins Büro, um im Gespräch mit ihr wieder Anschluß an die Wirklichkeit zu finden. Sie ließ, wenn sie durchs Zimmer ging, die Arme mit den Handrücken nach vorn hängen, hatte den breiten Buckel und Bauch einer Matrone und beschönigte das Leben nicht mehr. Wenn man sie, vom Forschungstrieb geplagt, fragte, ob ihre große schwarze Katze Michette denn eigentlich ein Kater oder ein Weib sei, sah sie einen nachdenklich an und meinte philosophisch: «O je, das kanma gar nicht sage; die is ein Kaschtrath!» – In jüngeren Jahren hatte Frau Nimmermehrs Herz einen einheimischen Freund besessen, Sor Carlo, und wo immer man sich in Frau Nimmermehrs Bereich bewegte, konnte man am Ende einer Perspektive von Türrahmen Sor Carlo sitzen sehen. Zwischen Ostern und Oktober, versteht sich; denn er war ein Wrack und selbst jetzt, außerhalb der Saison, war sein Dasein das eines allen Mitbewohnern zwar bekannten, aber öffentlich nicht zugegebenen Gespenstes. Er saß immer an irgendeiner Wand, reglos in einem schmutzigen hellen Anzug, die Beine wie Säulen gleich dick von oben bis unten, das edle Gesicht mit dem schwarz gefärbten Cavourbart von Fett und Leiden entstellt. Nur wenn ich nachts nach Haus kam, sah ich ihn in Bewegung. Wenn alle Augen, die ihn beaufsichtigten, schliefen, schleppte er sich stöhnend durch die Gänge, von Bank zu Bank, und kämpfte mit Atemkrämpfen. Da lebte er sich aus. Ich versäumte nie, ihn zu grüßen, und er dankte mir mit Würde. Ich weiß nicht, ob er für das Gnadenbrot dankbar war, das ihm Frau Nimmermehr bot, oder ob er gegen Undank protestierte und aus gekränkter Würde tagsüber mit offenen Augen zu schlafen schien. Es verriet auch nichts, wie Frau Nimmermehr für ihren alten Sor Carlo empfand. Man darf wahrscheinlich annehmen, daß die schöne Ausgeglichenheit des Alters sie schon längst der Wichtigkeit enthoben hatte, die ein jüngerer Mensch solchen Dingen beimißt. Wenigstens traf ich sie einmal in ihrem Büro so mit Sor Carlo an: Sor Carlo saß an der Wand und hatte seinen schlafenden Blick durch die gegenüberliegende Wand ins Unendliche gerichtet, und Frau Nimmermehr saß am Tisch und hatte ihren Blick durch die offene Tür ins Dunkle gerichtet. Diese beiden Blicke gingen, von ungefähr einem Meter Raum getrennt, parallel aneinander vorbei, und unter dieser Blickenebene saß neben dem Tischbein Michette, die Katze, mit den beiden Hunden des Hauses. Der blonde Spitz Maik, mit dem zarten, ausfallenden Haar und der beginnenden Altersdarre im Rücken, versuchte an Michette etwas, das sonst nur Hunde an Hunden tun, und der dicke rotblonde Spitz Ali kaute indessen gutmütig an ihrem Ohr; niemand wehrte es, Michette nicht und die beiden alten Menschen nicht.

Wer es bestimmt verwehrt hätte, wäre Miß Frazer gewesen; aber es ist anzunehmen, daß sich Maik in ihrer Gegenwart so etwas gar nicht erlaubt hätte. Miß Frazer saß jeden Abend in unserem Salon auf der Kante eines Fauteuils; den Oberkörper hatte sie brettgerade zurückgelehnt, so daß er die Stuhllehne nur am obersten Rand berührte, und die Beine ungebogen so von sich gestreckt, daß sie die Erde nur mit den Hacken berührten; in dieser Stellung häkelte sie. Wenn sie damit fertig war, setzte sie sich an den ovalen Tisch, mitten in unsere Konversation hinein, und schrieb ihre tägliche Lektion. Wenn diese beendet war, legte Miß Frazer mit schnellen Fingern zwei Patienten. Und wenn die Patienten aufgegangen waren, sagte sie good night und verschwand. Dann war es zehn Uhr. Ausnahmen gab es nur, wenn einer von uns in dem tropisch glühenden Salon ein Fenster öffnete; dann stand Miß Frazer auf und schloß es wieder. Wahrscheinlich vertrug sie den Luftzug nicht. Wir wußten ebensowenig den Grund wie wir den Inhalt ihrer täglichen Lektion kannten oder den Gegenstand ihrer Handarbeit. Miß Frazer war ein altes

englisches Fräulein; ihr Profil war ritterlich und scharf wie das eines Edelmanns, ihr Anblick von vorn rund und rot, wie der eines Apfels, mit einer liebenswürdigen Beimischung von Mädchenhaftigkeit unter ihren weißen Haaren. Ob sie auch liebenswürdig gesinnt war, wußte niemand. Außer den unvermeidlichen Liebenswürdigkeiten wechselte sie mit uns kein Wort. Vielleicht verachtete sie unser Nichtstun, unsere Geschwätzigkeit und unsere Unmoral. Nicht einmal den Schweizer, der schon seit sechshundert Jahren Republikaner war, würdigte sie einer Vertraulichkeit. Sie wußte alles von uns, weil sie immer in der Mitte saß, und war der einzige Mensch, von dem wir nicht wußten, warum er da war. Alles in allem, mit ihrer Häkelarbeit, ihrer Lektion und dem menschenfreundlichen Lächeln eines roten Apfels, wäre sie sogar imstande gewesen, nur zum Vergnügen da zu sein und unsere Gesellschaft zu teilen.

[ < ]

**Was ist ein Dichter?**

**Eine unzeitgemässe Frage**

[3. August 1931]

Können Sie mir sagen, was ein *Dichter* ist?

Sie werden erwidern, daß Sie andere Sorgen haben, aber die sollen Ihnen ja auch nicht genommen werden! Ich behaupte nur das: mit Bestimmtheit wissen Sie, was eine Karosserie, was ein Segelflugzeug ist, und ich bin überzeugt, daß Sie nicht wissen, was ein Dichter ist. Sie werden dereinst in Verlegenheit geraten, wenn Ihre Urenkel Sie fragen: Urgroßpapa, zu deiner Zeit soll es ja noch Dichter gegeben haben, was ist das?

Die Unwissenheit, die Sie dann zeigen werden, sollten Sie sich heute schon nicht gefallen lassen. Man hat Ihnen in den letzten zehn Jahren so viele Rätsel zum Raten gegeben, Sie sind so scharfsinnig dadurch geworden, daß nicht einzusehen ist, warum Sie nicht auch dieses lösen sollten. Damit soll nicht behauptet sein, daß es wichtig wäre zu wissen, was ein Dichter sei, aber schließlich ist es ein Wort, das aus sechs Buchstaben besteht, und solche Worte sucht man manchmal sehr dringend!

Das Wort Dichter gehört außerdem zum Wirtschaftsleben. Eine Überlegung, wieviele Menschen von dem Wort Dichter leben, findet kaum ein Ende, auch wenn man an der wunderlichen Lüge vorbeisieht, daß der ganze Staat behauptet, für nichts da zu sein, als die Künste und Wissenschaften zur Blüte zu bringen. Denn da kann man etwa mit den literarischen Professuren und Seminaren beginnen, kommt von ihnen auf den Anteil an Quästoren, Pedellen, Sekretären und dergleichen, der vom gesamten Universitätsbetrieb auf sie entfällt, und vielleicht noch zur Schutzpolizei, ohne die ein geordnetes Studium kaum noch zu denken ist. Oder man beginnt mit den Verlegern, kommt auf die Verlage mit ihren Beamten und Angestellten, auf die Sortimenten, die Druckereien, die Papier- und Maschinenfabriken, die Eisenbahn, die Zeitungen, die Ministerialdezernenten, die Intendanten: Kurz, je nach Geduld kann jedermann, der sich diese kreuz und quer führenden Zusammenhänge, die von Goethe bis zur Garderobenfrau reichen, ausmalen will, sich einen Tag lang damit beschäftigen, und das wirklich Merkwürdige ist, daß diese tausende Menschen bald gut, bald schlecht, bald ganz, bald teilweise davon leben, daß es Dichter gibt, obwohl niemand weiß, was ein Dichter ist, niemand mit Bestimmtheit sagen kann,

daß er einen Dichter gesehen habe, und alle Preisausschreibungen, Akademien, Honorar- und Honoratiorenempfänge nicht die Sicherheit geben, daß man einen lebend fängt.

Ich schätze, daß in der ganzen Welt heute *einige Dutzend* von ihnen noch vorhanden sind. Ob sie davon leben können, daß man von ihnen lebt, ist ungewiß; einige werden wohl dazu imstande sein, andere nicht: wenigstens könnte man etwas von dieser Art aus dem Vergleich mit ähnlichen Erscheinungen schließen. So gibt es unzählige Menschen, die davon leben, daß es Hühner oder, daß es Fische gibt, aber die Fische und Hühner leben nicht davon, sondern sterben daran; andererseits leben sie aber in gewissem Sinn doch auch davon, ja sie werden sogar gemästet, wenigstens eine Weile lang. Dieses Verhältnis ist so verwickelt wie eine Schlinge, in die man nicht ohne Not den Hals stecken soll, aber bei Fischen und Hühnern steht wenigstens fest, was sie sind, und sie bilden keine Störung der Fisch- und Hühnerzucht, wogegen der Dichter ganz entschieden eine Störung der Geschäfte bedeutet, die sich auf der Dichtung aufbauen.

Hat er Geld oder Glück, so mag er noch hingehn; sobald er sich aber vermißt, ohne diese beiden sein Erstgeburtsrecht zu beanspruchen, wird er, wohin er auch kommen mag, nicht weiter wirken als ein Gespenst, das den Einfall hat, uns an ein Darlehn zu erinnern, das unseren Siebenmalurahnen gewährt worden ist. Nicht ganz ohne Scham wird man ihn fragen, ob er versichern könne, eine Dichtung zu verfassen, der ein Mindestabsatz von dreißigtausend Stück gewiß sei. Er aber wird erwidern müssen, daß er es nicht versichern kann, und wird bei Bühnenvertrieben und anderen Kultureinrichtungen eine berechtigte Mißstimmung erregen, denn man will ihm überall wohl und hat, da er weder Kassenstücke, noch Tonfilme zu schreiben vermag, das dunkle Gefühl, wenn man all das zusammentue, was dieser Mann nicht könne, so bleibe nur übrig, daß er eine ungewöhnliche Begabung sei. Aber da kann man ihm eben auch nicht helfen, und man müßte kein Mensch sein, wenn man ihm das schließlich nicht übelnähme, um Ruhe vor ihm zu haben.

Als vor einiger Zeit ein solches Gespenst verdurstet um die Einnahmequellen Berlins strich, sagte ein junger, behender, üppiger Schriftsteller, der überall seinen Weg fand und doch das Gefühl hatte, daß er es auch nicht leicht habe: «Herrgott, wenn ich so viel Talent hätte wie dieser Esel, was würde ich damit anfangen!» Er irrte sich. Sollte man vermuten, daß ich vielleicht doch wisse, was ein Dichter sei und wozu nutze, so will ich es nicht leugnen, werde aber nie davon sprechen, denn ich tue es nur, wenn ich dazu aufgefordert werde.

[ < ]

### Eine unzeitgemässe Frage

[8. Oktober 1931]

Können Sie mir sagen, was ein Dichter ist?

Sie werden erwidern, daß Sie andere Sorgen haben, aber die sollen Ihnen ja auch nicht genommen werden. Ich behaupte nur das: mit Bestimmtheit wissen Sie, was Kaffee Hag, was ein Rolls Royce, was ein Segelflugzeug ist, und ich bin überzeugt, daß Sie nicht wissen, was ein Dichter ist. Sie werden dereinst in Verlegenheit geraten, wenn Ihre Urenkel Sie fragen: Urgroßpapa, zu deiner Zeit soll es ja noch Dichter gegeben haben, was ist das? Die Unwissenheit, die Sie dann zeigen werden, sollten Sie sich heute schon nicht gefallen lassen. Man hat Ihnen in

den letzten zehn Jahren so viele Rätsel zum Raten gegeben, Sie sind so scharfsinnig dadurch geworden, daß nicht einzusehen ist, warum Sie nicht auch dieses lösen sollten: verlangen Sie von Ihrer Zeitung, daß sie dafür ein Turnier ausschreibe! Damit soll nicht behauptet sein, daß es wichtig wäre zu wissen, was ein Dichter sei, aber man muß es doch wissen, denn schließlich ist es ein Wort, das aus sechs Buchstaben besteht, und solche Worte sucht man manchmal sehr dringend!

Wenn Sie mir gestatten, Sie ein wenig darauf vorzubereiten, sage ich Ihnen, daß ich es auch nicht weiß. Es ist auch kaum anzunehmen, daß Ihre Zeitung ohneweiters auf Ihren Vorschlag eingehen würde. Sie würden vielmehr daraus die Frage formen: Wer ist gegenwärtig der größte deutsche Dichter? Das würde eine Rundfrage sein, es würden je nachdem einige hundert oder einige tausend Antworten einlaufen, und aus diesen würde vielleicht ein halbes Dutzend Namen hervorgehen, die vierzig, zwanzig, sechs, vier Prozent aller abgegebenen Stimmen auf sich vereinen. Die Frage könnte auch lauten: Welcher ist Ihr Lieblingsdichter? Welchen Dichter halten Ihre Bekannten für den interessantesten? Welches Buch hat Ihnen in diesem Jahr den besten Eindruck gemacht? Welchen unserer Dichter würden Sie persönlich kennen zu lernen wünschen? Haben Sie Ihren Hund «Wolf» nach einer Dichterfigur getauft, und wenn, nach welcher?

Man kann aus solchen Rundfragen, die zum Teil schon da waren, zum Teil erst kommen werden, erlernen, welche Arten Dichter es gibt: größte, bedeutendste, große, Lieblings-, wahre und wirkliche, echte deutsche, revolutionäre, verkannte, gelesenste, abgründige Dichter und so weiter usw., denn so etwas weiß die Welt oder will es wissen, aber was der Dichter ohne Beiwaage sei, diese Frage ist seit Menschengedenken nicht gestellt worden. Man lasse sich nicht dadurch irreführen, daß es andere Worte von ähnlicher Art auch gibt, zum Beispiel Teufel. Was, pfui Teufel, ein armer Teufel, ein Zankteufel usw. ist, weiß man, und das gibt es, aber ob es den Teufel gibt, darüber ist man im Unklaren; so etwas gehört zum Leben der Sprache, und auf das Leben der deutschen Sprache würde keine Unfallversicherungsgesellschaft auch nur das geringste geben: Das Wort Dichter gehört aber außerdem zum Wirtschaftsleben, und das ist beiweitem etwas anderes! Eine Überlegung, wie viele Menschen von dem Wort Dichter leben, findet kaum ein Ende, auch wenn man an der wunderlichen Lüge vorbeisieht, daß der ganze Staat behauptet, für nichts da zu sein, als die Künste und Wissenschaften zu göttlicher Blüte zu bringen. Denn da kann man etwa mit den literarischen Professuren und Seminaren beginnen, kommt von ihnen auf den Anteil an Quästoren, Pedellen, Sekretären und dergleichen, der vom gesamten Universitätsbetrieb auf sie entfällt, und vielleicht noch zur Schutzpolizei, ohne die ein geordnetes Studium kaum noch zu denken ist; oder man beginnt mit den Verlegern, kommt auf die Verlage mit ihren Beamten und Angestellten, auf die Sortimenten, die Druckereien, die Papier- und Maschinenfabriken, die Eisenbahn, die Zeitungen, die Ministerialdezernenten, die Intendanten: kurz, je nach Geduld kann jedermann, der sich diese kreuz und quer führenden Zusammenhänge, die von Goethe bis zur Garderobenfrau reichen, ausmalen will, sich einen Tag lang damit beschäftigen, und das wirklich Merkwürdige ist, daß diese tausende Menschen bald gut, bald schlecht, bald ganz, bald teilweise davon leben, daß es Dichter gibt, obwohl niemand weiß, was ein Dichter ist, niemand mit Bestimmtheit sagen kann, daß er einen Dichter gesehen habe, und alle Preisausschreibungen, Akademien, Honorar- und Honoratiorenempfänge nicht die Sicherheit geben, daß man einen lebend fängt.

Ich schätze, daß in der ganzen Welt heute einige Dutzend von ihnen noch vorhanden sind. Ob sie davon leben können, daß man von ihnen lebt, ist ungewiß; einige werden wohl dazu imstande sein, andere nicht: wenigstens könnte man etwas von dieser Art aus dem Vergleich mit ähnlichen



Erscheinungen schließen. So gibt es zum Beispiel unzählige Menschen, die davon leben, daß es Hühner oder daß es Fische gibt, aber die Fische und Hühner leben nicht davon, sondern sterben daran; andererseits leben sie aber in gewissem Sinn doch auch davon, ja sie werden sogar gemästet, wenigstens eine Weile lang. Dieses Verhältnis ist so verwickelt wie eine Schlinge, in die man nicht ohne Not den Hals stecken soll, aber bei Fischen und Hühnern steht wenigstens fest, was sie sind, und sie bilden keine Störung der Fisch- und Hühnerzucht, wogegen der Dichter ganz entschieden eine Störung der Geschäfte bedeutet, die sich auf der Dichtung aufbaun. Hat er Geld oder Glück, so mag er noch hingehn; sobald er sich aber vermißt, ohne diese beiden sein Erstgeburtsrecht zu beanspruchen, wird er, wohin er auch kommen mag, nicht anders wirken als ein Gespenst, das den Einfall hat, uns an ein Darlehen zu erinnern, das unseren Siebenmalurahnen gewährt worden ist. Nicht ganz ohne Scham wird man ihn in den Verlagen fragen, ob er versichern könne, eine Dichtung zu verfassen, der ein Mindestabsatz von dreißigtausend Stück gewiß sei, und in den Redaktionen wird man ihm anbieten, kleine Geschichten zu schreiben, die sich aber, was gewiß nur natürlich ist, in die Bedürfnisse einer Zeitung schicken müssen. Er aber wird erwidern müssen, daß er sich darauf nicht verstehe, und wird ebenso bei Bühnenvertrieben, Buchgenossenschaften und anderen Kultureinrichtungen eine berechnete Mißstimmung erregen, denn man will ihm überall wohl und hat, da er weder Kassenstücke noch Unterhaltungsbücher, noch Tonfilme zu schreiben vermag, das dunkle Gefühl, wenn man all das zusammentue, was dieser Mann nicht könne, so bleibe nur übrig, daß er eine ungewöhnliche Begabung sei. Aber da kann man ihm eben auch nicht helfen, und man müßte kein Mensch sein, wenn man ihm das schließlich nicht übelnähme, um Ruhe vor ihm zu haben.

Als vor einiger Zeit ein solches Gespenst verdurstet um die Einnahmequellen Berlins strich, gab dem ein junger, behender, üppiger Schriftsteller, der überall seinen Weg fand und doch das Gefühl hatte, daß er es auch nicht leicht habe, erschüttert mit den Worten Ausdruck: Herrgott, wenn ich soviel Talent hätte wie dieser Esel, was würde ich damit anfangen! Er irrte sich; sollte man aber vermuten, daß ich vielleicht doch wisse, was ein Dichter sei und wozu nutze, so will ich es nicht leugnen, werde aber nie davon sprechen, denn ich tue es nur, wenn ich dazu aufgefordert werde.

[ < ]

## Erzählungen 1923–1932

erzählungen 1923–1932

[< ]

- ▷ Die Sturmflut auf Sylt
- ▷ Das Märchen vom Schneider
- ▷ Der Vorstadtgasthof
- ▷ Brief Susannens
- ▷ Unsere Männer (später: Zweiter Brief Susannens)
- ▷ Kleine Lebensreise
- ▷ Die Durstigen
- ▷ Tagebuchblatt
- ▷ Robert Musil an ein unbekanntes Fräulein
- ▷ Ausgebrochener Augenblick
- ▷ Quer durch Charlottenburg

### Die Sturmflut auf Sylt

*[20. September 1923]*

Am 30. August ist die bekannte Bäderinsel Sylt durch eine Sturmflut von solcher Macht überrascht worden, derengleichen man seit Jahrzehnten vergessen hatte und nicht mehr erwartete.

Ungewöhnliches Wetter war ihr vorangegangen. Diese Insel soll außer kurzen Böen wenig Gewitter kennen, weil sie sich aus irgendwelchen atmosphärischen Gründen sonst an ihrer Südspitze teilen und beiderseits des Eilands über Nordsee und Watt vorbeistreichen, wo sie sich entladen. Diesmal aber trieb dauernder Südwestwind nächtelang schwere Gewitter über die Insel; gleichmäßig verregnete Vormittage, aufklärende Nachmittage, unheimlich klare Abende und Morgen. Die Gäste waren aus den Badeorten in diesem Jahr bis auf wenige teils wegen solchen Wetters, teils wegen der Fahrpreiserhöhungen in Deutschland schon ungewöhnlich früh abgereist; die Insel schien seit den letzten Tagen sich und ihrer einsamen, phantastischen Eigenart zurückgegeben zu sein. In der Nacht, die der Sturmflut voranging, zündete der Blitz auf der Insel und verbrannte ein Bauernhaus, und losgelöst von dem Leben der Badezeit und der Erholungs- und Dollaraufgeregtheit der abgereisten Städter, gewann das unbedeutende Ereignis das ganze Gewicht, das es für einsam wohnende Leute hat, die sich erschreckt erzählen, ein solches Unglück hätte sich seit siebenundzwanzig Jahren nicht ereignet. Es traf ein kleines, zum Sommersitz umgebautes Friesenhaus aus dem 18. Jahrhundert, wie sie hier zu Land ziegelrot mit weißen Fensterrahmen auf grünem Rasen stehen, hinter Erd- und Steinwällen geduckt, mit alten Kacheln und Möbeln, das hohe Schilfdach tief in die Stirn gezogen. Ich begriff, warum die Leute in diesen Gewitternächten sich nicht zu Bett legen, und Lichter hinter den Fenstern aller Häuser gegeistert hatten, welche – die im Süden gelegenen Ortschaften ausgenommen – nirgends Blitzschutz tragen: wir standen herum, die Hände in den Taschen, und sahen in den Brand, den auch der heftige Regen nicht löschte, wir wenigen Sommergäste aus den Nachbarhäusern und die Feuerwehr, die hie und da ein bißchen mit den Hacken in den glühenden Sparren stierte oder ein wenig Wasser aus der Spritze rieselte wie aus einem Gartenschlauch. Unter dem ungeheuren Wolkenhimmel sah alles fast niedlich und zierlich aus; bloß wie das Feuer unter dem Druck des Windes aus dem Haustor wie aus einer Schmiedeesse fauchte, machte einen unheimlichen Eindruck.

In der weiteren Nacht schwoll der Wind an und am nächsten Morgen strich er dick über die Insel. Stürme im Hochgebirge stürzen und schäumen, dieser war wie ein ungeheurer, fast ruhiger, nur von inneren Stößen zitternder Strom. Oben auf den Dünen konnte man kaum die Augen offen halten, und in der Heide hinter den Dünen taumelten die Menschen in ihren bunten Wolljacken hin und her wie eine geschüttelte Blumenwiese. Um drei Uhr war Flut, wir kämpften uns an den Strand durch und sahen zu, wie das Wasser von ein Uhr an immer höher stieg. Erst fraß es die Sandburgen und den breiten Badestrand, dann holte es sich die Strandkörbe, die man auf halber Höhe der hinter dem Strand senkrecht aufsteigenden Inselwand in Sicherheit gebracht zu haben glaubte; einer nach dem anderen plumpsten sie, von den Wellen geholt, wie ungeheure Seehunde ins Wasser. Dies alles war Spiel, wenn es gleich schon die elementare Kraft ahnen ließ und beträchtlichen Schaden stiftete. Aber um drei Uhr, als die Flut beginnen sollte wieder zu fallen, tat sie es nicht, sondern stieg, von dem ungeheuren Winddruck erregt, immer weiter an. Das auf weite Strecke sich längs des Ufers hinziehende «Kliff», eine zehn bis dreißig Meter hohe, aus Sand, Erde und Ton aufgeschichtete Wand von homerischer Silhouette, in der die Insel aus dem Strand aufsteigt, wurde bis zur halben Höhe von den Wassermassen gespült, und ungeheure Erdmassen, vom Regen erweicht, von den Wellen wie mit Rammböcken belagert, sind auf mehrere Kilometer Länge von Sylt abgebrochen worden.

Die Katastrophe ereignete sich aber nicht hier an der dem Flutdruck offen ausgesetzten Küste, sondern überraschender Weise am Watt. Sylt bildet gegen Süden hinter Westerland eine große offene Zange, zwischen deren Armen ein flaches, von der Hochsee fast abgesperrtes Wattenmeer liegt, das bei Ebbe weit von den Ufern zurücktritt und einem großen Sumpf ähnelt. Es scheint, daß diese verhältnismäßig kleine Wassermasse, welche die ungeheure Energie der Nordseestöße

empfang, dadurch in besonders vehemente Schwingung geriet, anderseits fällt hier die Insel aus wenigen Metern Höhe ganz flach ab und endigt in den sogenannten Marschen, als Weideland dienenden Boden, der fast im Meeresspiegel liegt; in dieses Land, anscheinend den Niederungen einiger Bäche folgend, ist die Flut mit ungeheurer Gewalt eingebrochen und bedeckte es auf mehrere Kilometer einwärts mit der Brandung der See. Dieser Einbruch dauerte mehrere Stunden, die Gehöfte leisteten ihm Widerstand und schließlich hielt ihn ein Straßendamm auf, aber er war so unerwartet gekommen, daß ihm außer großen Teilen der Ernte auch viel Vieh zum Opfer fiel und einige Menschen ertranken.

Am nächsten Tag, das Unwetter flaute nach diesem Exzeß ab, sah alles bloß ein wenig verregnet aus; Teiche waren zurückgeblieben, die Reste der Ernte klebten am Boden, Bauern scharften ihr Korn und Heu zusammen, die Anlagen von Westerland waren wenig beschädigt, andernorts lagen Erdschollen am Strand, einige Enthusiasten gruben schon neue Sandburgen. Im Süden fand ich zwei Kilometer vom Ufer auf einem mannshohen Damm eine kleine ertrunkene Feldmaus mit wasserverklebten Haaren, welche die Wellen da hinaufgeworfen hatten; das war alles, was die Flut am Ort der Katastrophe der Neugierde des Beobachters zurückgelassen hatte; ihre wertvolleren Opfer hatte die anschwingende See im Rückschwung hinausgerissen.

[ < ]

### **Das Märchen vom Schneider**

[21. November 1923]

#### **I**

Ich glaube nicht, daß es ein Schneider war.

Der stand vor dem Richter und sprach: «Ich will im Gefängnis sitzen; im Gefängnis fühle ich mich noch am wohlsten. Meine Mutter ist gestorben, mit meinen Freunden bin ich zerfallen; ach ja, und ich war gegen meine Mutter überhaupt nicht so, wie ich hätte sein sollen. Welchen Wert hat das Leben?! Aber es können nicht alle Selbstmord begehn. Haben Sie Mitleid mit mir! Haben Sie Mitleid mit mir, Herr Richter, und sperren Sie mich für immer ein! Ich wäre glücklich darüber! Im Gefängnis könnte ich als Schneider arbeiten und brauchte nicht mehr hinaus in die Welt.»

Aber der Richter hatte kein Einsehen und begnügte sich mit einer Woche Arrest.

Dagegen legte der Verurteilte Berufung wegen zu geringer Strafe ein.

Wegen zu geringer Strafe darf nur der Staatsanwalt berufen, belehrte der Richter. Aber der Staatsanwalt hatte keine Lust dazu.

#### **II**

Ich glaube, bald danach rollte ich über den Ring des 12. November eine große Bombe, sie war größer als ich. Ich habe an ihr mein Leben lang gearbeitet. Ich wollte mit ihr meine Zeit in die Luft sprengen. Ein Schutzmann hielt mich an und besah die Bombe. Ich sagte: Ich muß damit meine Zeit in die Luft sprengen, weil sie mir nicht folgt, Herr Schutzmann, das sind meine Werke. Die Bombe kam mir selbst in diesem Augenblick so groß vor, wie die riesigen Rollen Papiers, die vor den Zeitungsdruckereien abgeladen werden. «Ach, Sie sind von der Zeitung ...», sagte der Schutzmann zärtlich, «Sie brauchen keinen Erlaubnisschein.»

### III

Meine Bombe rollte mit einer wunderbaren Wendung in das Tor unter der Parlamentsrampe, in die große Halle, wo immer die vielen Schutzleute sitzen, wenn eine Revolution angesagt ist. Ich durfte sie auch anzünden, aber sie löschte aus, weil oben geredet wurde. Als ich ausrief: «Das wird zwanzig Jahre nach meinem Tod eine Bombe sein!» stürzten sich alle Schutzleute auf mich. Ich hatte ein Instrument bei mir, das, glaube ich, Brustleier heißt; es ist ein Bohrer, den man gegen die Brust stemmt und mit einer Handkurbel antreibt, man bohrt mit ihm Löcher in Eisen; damit verteidigte ich mich. Ich setzte es einem Schutzmann zwischen dem zweiten und dritten Knopf an und drehte. Er wurde auch immer blasser. Aber die andern griffen nach meinen Armen, und wenn es ihnen auch nicht gelang, sie gleich festzuhalten, so entstand doch um meine Arme ein immer ärgeres Gewirr, unter dem sie schließlich nicht mehr vorwärts kamen.

So wurde ich verhaftet.

### IV

«Herr Richter –!» sagte ich.

«Herr Richter, ich habe vieles studiert und ausgeübt, weil ich ein Dichter werden und meine Zeit kennenlernen –, nicht nur –»: ich verteidigte mich schamlos, aber der Richter kannte das schon, lächelte und fragte:

«Haben Sie Geld gemacht?»

«Nie!» rief ich froh aus, «das ist doch verboten!»

Da blickte der Vorsitzende dem Nebensitzenden ins Gesicht, der Rechtsanwalt dem Linksanwalt, der Staatsanwalt dem Berichterstatter, und alle lächelten. «Ich begehre Sachverständigengutachten!» rief der Verteidiger triumphierend.

«Sie sind angeklagt, weil Sie *kein* Geld machen», sagte der Richter.

### V

Seither sitze ich im Gefängnis.

Es fehlt ihm die Gelddrüse, haben die Sachverständigen erklärt, er entbehrt deshalb die moralischen Regulative und wird sofort reizbar, wenn man ihn unverschämte behandelt; außerdem leidet er an Gedankenflucht, er kann sich nicht merken, was andre schon hundertmal gesagt

haben, sondern sucht immer neue Ideen. Und so weiter. Noch schlimmer waren die Gutachten der literarischen Sachverständigen. Im ganzen bin ich ein Minderwertiger, dem bloß die Strafbarkeit nicht abgesprochen wurde.

Aber seit ich so weit bin, lebe ich in einem Märchen der Ordnung. Niemand tadelt mein unziemendes Betragen, im Gegenteil, ich falle unter den Zuchthäuslern wie eine holde Erscheinung auf. Meine Intelligenz ist überragend. Als Schriftsteller bin ich eine Autorität und darf sogar für die Aufseher Briefe schreiben. Alles lobt mich. Der ich in der Welt der Lebensgerechten ein Minderwertiger war, bin ich in der Welt der Ungerechten ein vom Consensus omnium getragenes moralisches und intellektuelles Genie. Und ich tue nichts für Geld, sondern alles für Lob und Selbstlob. Ich arbeite wieder als Schneider. Zauberhaftes Wesen der Arbeit, meine Seele ist eine Nadel; sie fliegt stundenlang aus und ein, tagelang, sie summt wie eine Biene, und in meinem Kopf ist so wenig darin, wie wenn man im Grab liegt, und die Bienen summen.

## VI

Sollte mir aber jemand beweisen, daß dies alles nicht wahr ist und ich kein minderwertig gewesener Schneider bin und nicht in einem Gefängnis lebe: dann würde ich den Präsidenten der Republik um einen Ehrenplatz in einem Irrenhaus bitten.

Auch dort ist es schön. Ich wäre den Ansprüchen wohl gewachsen, und niemand würde sich darüber wundern, daß ich meine Dinge um ihrer selbst willen treibe. Ja, im Gegenteil, man würde mir auch da alle Hindernisse aus dem Weg räumen.

[ < ]

### Der Vorstadtgasthof

[1924]

Um zwölf Uhr, ohne Unterschied der Nacht, wurde das schwere Holztor der Einfahrt geschlossen, und zwei armbreite Eisenstangen wurden dahintergelegt; bis dahin erwartete eine verschlafene, bäurisch aussehende Magd verspätete Gäste. Nach einer Viertelstunde führte sein langsamer, weiter Rundgang einen Schutzmann vorbei, der die Sperrstunde der Wirtschaften überwachte. Um ein Uhr tauchte aus dem Nebel der anschwellende Dreischritt einer Patrouille auf, die von der nahegelegenen Troßkaserne kam, hallte vorbei und wurde wieder kleiner. Dann war lange Zeit nichts als das kalte, feuchte Schweigen dieser Novembernächte. Erst um drei Uhr kamen die ersten Wagen vom Land herein. Mit schwerem Lärm brachen sie über das Pflaster; in ihre Tücher gewickelt, taub von Geprassel und Morgenkälte, schwankten die Leichname der Kutscher hinter den Pferden.

In einer solchen Nacht war kurz vor der zwölften Stunde das Paar gekommen und hatte ein Zimmer verlangt. Die Magd schien den Herrn zu kennen, sie schloß vorerst ohne alle Eile das hohe Tor, legte die schweren Riegel vor und ging danach, ohne weiteres zu fragen, voraus. Es kam erst eine steinerne Treppe, dann ein langer, fensterloser Gang, kurz und unerwartet zwei

Ecken, eine Treppe mit fünf, von vielen Füßen ausgemuldeten Steinstufen, und wieder ein Gang, dessen gelockerte Fliesen unter den Sohlen schwankten. An seinem Ende führte, ohne daß dies die Besucher befremdete, eine Steige von wenigen Sprossen zu einer kleinen Diele empor, in welche drei Türen mündeten; sie standen nieder und braun um das Loch im Boden.

«Sind diese hier besetzt?» fragte der Herr, auf die anderen Türen deutend. Die Alte schüttelte verneinend den Kopf, während sie, sich mit der Kerze leuchtend, eines der Zimmer aufschloß; dann stand sie mit hochgehobenem Licht und ließ die Gäste eintreten. Es war ihr noch nicht oft vorgekommen, daß sie hier seidene Unterröcke rauschen hörte und das Trippeln hoher Absätze, die erschreckt jedem Schatten auf den Fliesen auswichen. «Oh, wie schauerlich! Huh, wie romantisch!» hatte die Dame mehr als einmal ausgerufen, und die Alte, mißtrauisch gegen die Seidene, hatte das wohl als einen Tadel verstanden. Störrisch und stumpf sah sie der Dame, die jetzt an ihr vorbeitreten mußte, ins Gesicht. Die nickte ihr in der Verlegenheit herablassend zu und mochte wohl vierzig Jahre alt sein oder einiges darüber. «Jeder war einmal jung;» – dachte die Magd, – «oder mit dem eignen Mann in Gottes Namen noch, wenn's nun einmal so ist; aber da geht so eine auf Abenteuer aus!» Dann nahm sie das Geld für das Zimmer, löschte im Hausflur das letzte Licht aus und legte sich in ihre Kammer.

Kurz danach war im ganzen Haus kein Laut. Das Licht der Kerze hatte noch nicht Zeit gefunden, in alle Winkel des elenden Zimmers zu kriechen. Der fremde Herr stand wie ein flacher Schatten am Fenster, und die Dame hatte sich, das Ungewisse erwartend, auf dem Bettrand niedergelassen. Sie mußte quälend lange warten; der Fremde rührte sich nicht auf seinem Platz. War es bis dahin schnell gegangen, wie ein Traum anhebt, so stak jetzt jede Bewegung in zähem Widerstand, der kein Glied losließ. Er fühlte, diese Frau erwartete etwas von ihm. Daß sie das durfte?! Sie erwartete, ihn «zu ihren Füßen» zu sehn. Er wußte, du sollst sie jetzt «mit Küssen bedecken». Es wurde ihm übel. Ihr Kleid war hochgeschlossen, ihr Haar kunstvoll: Das öffnen, war, die unvorstellbare Höhle eines Lebensinneren, die Tür eines Gefängnisses aufschließen. In der Mitte stand ein Tisch; daran saßen die Dinge ihres Lebens; in Hausschuhen, mit Gesichtern. Er beobachtete es feindselig und ängstlich. Sie wollte ihn fangen; ihre Hand drückte die seine unaufhörlich gegen die Klinke. Zum Schluß würde nur übrigbleiben, wie eine Granate hineinzuspringen und die Tapeten in Fetzen von den Wänden zu reißen! Mit äußerster Anstrengung gelang es ihm endlich, diesen Widerständen wenigstens einen Satz abzurufen: «Hattest du mich denn gleich bemerkt, als ich dich ansah?»

Ach, es gelang. Ein Redebrunnen sprang auf. «Deine Augen waren wie zwei schwarze Stechäpfel!» – oder hatte sie «Sterne» gesagt? – «Dein wilder Mund –»

«Und du warst sofort von Leidenschaft erfaßt?»

«Aber Geliebter! Wäre ich sonst hier?!» – Es klang Nachdruck auf ihrer Gegenfrage. Wie, wenn sie einem Unverschämten zum Opfer gefallen wäre? Sie kannte den Menschen nicht; Kleidung, Gang und Gesicht waren vornehm, und die Liebe ist eine Leidenschaft! Das war alles.

«Ich bin dir nachgegangen; durch Tage ...!» sagte der Fremde leise.

Er fühlte in diesem Augenblick, daß es ganz unmöglich sei, einen Vogel in die Hand zu nehmen, und diese nackte Haut sollte sich an seine nackte und ungeschützte Haut pressen? Seine Brust sich aus ihrer mit Wärme füllen? Er suchte es mit Witzen zu verzögern. Sie waren gequält und ängstlich. Er sagte: «Nicht wahr, starke Frauen schnüren auch ihre Füße? Mit den Schuhen. Und oben am Bund quillt dann das Fleisch etwas über, und dort sitzt ein kleiner unnachahmlicher Geruch. Ein kleiner, wachsgelber Geruch, den es sonst nirgends in der Welt gibt? Kleider herunter!»

Die unglückliche Frau, die, von einem Wunder angewandelt, ihren Namen verschwiegen hatte, war empört. «Sie irren,» rief sie aus, «sagen Sie mir dann nicht du, lassen Sie mich gehn; ich bin eine anständige Frau, eine Dame!»

«Verzeih!» sagte der Fremde. Er sah wieder edel und leidend aus. So sah nur ein Mensch aus, der eines tiefen Gefühls fähig war. Den eine große sündhafte Leidenschaft quälte. Leopold kommt erst in zwei Tagen zurück, er kann mich auch nicht verstehn – fiel ihr ein – ich sollte trotzdem nach Hause telefonieren, daß ich die Nacht über wegbleibe. Das Blut, das sich ihr vor Unwillen in den Hals gehoben hatte, stürzte nun wieder kopfüber in die Hüften. Der Fremde hielt die Hand vor den Augen. Sie fühlte, daß sie ihm Unrecht getan hatte. Sie jubelte: Eifersucht? Süßer! Bitterer! Mußte es ihm nicht schwer fallen, ohne daß er sie kannte, sich zurechtzufinden! Sie wollte ihm sagen, daß Leopold zwar ein guter Mensch sei – –

Aber der Unverständliche antwortete: «Ich beneide dich um ihn.» Und dabei war zum erstenmal Bewegung in seinem Ausdruck. Seine Augen brannten wie zwei Fackeln, und ihr schien, daß er sie in seinen Worten löschen wollte, so sonderbar begann der Blick zu glimmen. Er fuhr fort: «Ich war nie eifersüchtig. Ich liebe Zimmer wie dieses. Solch einen elenden Stuhl. Dieses Bettzeug; vielleicht lag vor einer Stunde ein Kerl mit Blättern darinnen!»

Sie lächelte. «Du scherzt, Wilder! Sporengelber! Du willst mich bloß die Größe des Opfers fühlen lassen, das ich deiner Schönheit bringe.»

«Nein,» sagte der Mann, «wenn du diese zwei Wachsstumpen ansiehst, sind sie nicht wie zwei niedergebrannte Glieder? Sie haben hier auf dich gewartet. Vielleicht wartet im Bett Ungeziefer, wird sich in den weichen süßen Teig deiner Haut haken und teilhaben an dir, während du dich vergißt. Ich danke dir, daß du gekommen bist. Unter solchen abgeblätternen, zahnlosen, warzigen Dingen traue ich mich erst auszugehen. Sinnlos rollend – ich versichere dir, manchmal ganz sinnlos rollend. Und wenn du schnell machst, ist ein Knarren in mir, ja ein Knarren, ein fürchterlicher, ganz unmenschlicher Laut wie ein Wagenrad.»

«Es ist ein Dichter», antwortete sie sich, «oder ein Philosoph, sie sind heute so; man muß es jetzt lassen, später werde ich die Wirkung der distinguierten Frau auf ihn ausüben.» Sie begann sich entschlossen auszukleiden; sie war es ihrer Ehre schuldig.

Er bekam nun Angst. Ihn quälte die Vorstellung: Aufmachen! Wie ein Kinderspielzeug, bis an die Räder, die in die Räder aller anderen greifen.

Und die zweite Qual war: Sie verfolgt mich. Sie rollt so aus sich heraus. Immerzu knapp vor mir her. Was redet sie unaufhörlich?! Ich muß mich wie ein Hund auf den runden, rollenden Ball ihres Lebens stürzen.

Sie saß nun bloß in Schuhen und Strümpfen vor ihm. Sie hatte sich ganz ausgezogen, weil er von Ungeziefer gesprochen hatte. Das erschien ihr sicherer. Ihre Hüften rollten in quellenden Falten herab. Sie begann zu zittern.

Seine Augen zerrten wie Hunde an einer Kette hin und her.

«Ziehst du dich nicht aus?» fragte sie.

«Willst du nicht vorher tanzen?» fragte der Fremde.

Tränen des Zorns stiegen irgendwo auf. Die Dame bereute das Abenteuer und wäre weggerauscht, wenn sie gekonnt hätte. Aber was blieb ihr übrig, als ihn interessant und ungewöhnlich zu finden. Ach, die Liebe ist eben ein schaumbedeckt dahinsprengendes Pferd,



auch wenn es zitternd stehenbleibt.

«Du mußt wunderbar tanzen», sagte er wieder verzögernd. «Musik sitzt manchmal bloß an der Grenze des Daseins und bläst hinüber. Aber Bewegungen –!»

«Nein, ich tanze nicht», antwortete sie. «Sei gut, hör auf, solchen Unsinn zu schwätzen. Ich liebe dich trotzdem, du Ungezogener. Weshalb küßt du mich nicht?!»

Ein Schweigen folgte. Dann fragte er vorsichtig: «Sind die Mädchen ausgegangen, die in deinem Leib wohnten?» Aber gleichzeitig hörte er sich den sinnlosen Satz sagen: «jung ist, wer liebt», und im selben Augenblick hingen ihre Arme um seinen Hals. Seine Augen stürzten wie Fische im Dunkel hin und her.

«Laß deine Augen, Geliebter, Geliebter, du siehst so edel und elend aus!»

Da hob er mit der Kraft der Verzweiflung die Last hoch und küßte sie. «Was macht dein Kungfuts?» fragte er leise. Sie hielt das für einen Fachausspruch aus einer Herrengesellschaft; sie wollte sich keine Blöße geben; er heimelte sie an. Eine Mahnung sagte ihr auch, es wird besser werden, wenn wir erst weiter sind. Die Zungenspitze des Mannes berührte ihre Lippen. Dieses alte Menschenverständigungsmittel, welche Stirnen immer über solchen Lippen sitzen, war ihr bekannt. Sie machte langsam ihre Zunge breit und schob sie vor. Dann zog sie sie rasch zurück und lächelte schalkhaft. Ihr schalkhaftes Lächeln – das wußte sie – war schon berühmt, als sie noch ein Kind war. Und sagte aufs Geratewohl, vielleicht von einer unbewußten Klangverknüpfung bestimmt: Kungfuts freut sich – kein leiser Gedanke verriet ihr, daß sie dieses Wort je schon in einem andren Sinn gehört habe.

Da seufzte der Unbekannte. Die runde Kugel der Welt rollte auf ihn. «Noch einmal!» bat er mit wankenden Knien. Und dann dauerte es lange, bis seine Zähne ganz durch ihre Zunge kamen. Aber endlich fühlte er sie dick im Munde. Der Sturm einer großen Tat wirbelte ihn empor. In seinen Kreiseln riß er die weiße, blutende, in einer Zimmerecke um sich schlagende, um einen hohen, heiser kreischenden Ton, um den taumelnden Rumpf eines Lauts sich drehende Masse der unglücklichen Frau hinweg.

[◀ ]

### **Brief Susannens**

*[15. Januar 1925]*

Meine Liebe – ich kann jungen Männern von entsprechendem Aussehen nur raten, sich ein Auge verbinden zu lassen; auch in der Liebe ist weniger mehr. Auf unserer letzten Reise saß mir ein Mann gegenüber, der nur ein Auge hatte, das andere lag unter einer schwarzen Binde; ich versichere Dir, es ist melancholisch, dieses schwarze, verdeckte, von der Welt zurückgezogene, abenteuerliche Auge; Du kannst Dir zehnmal klar machen, daß dieser Mann sich wahrscheinlich bloß mit unsauberen Fingern ins Auge gegriffen haben wird, die Phantasie glaubt nicht an einen Katarrh. Du magst Dir auch klar machen, so viel Du willst, daß (wenn diese Einäugigkeit wirklich eine poetische Ursache hätte) diese Poesie der Einäugigkeit von Wotan bis Wagner im Grunde doch nichts ist als der Mensurkitsch unsrer Brüder, oder die Ausrede unserer Gatten, welche, sobald sie in die majestätischen Jahre kommen und bequem zu werden beginnen,

bekanntlich gern auf das Beispiel Odins hinweisen, der seine Weisheit mit einem Verlust an Sinnlichkeit bezahlte. Es hilft Dir nichts, das schwarze Auge spielt auf Dir Chopin.

Du hast mehr gelernt als ich: ich glaube, irgend so etwas nennt man eine Minusvariante. Für die Vernunft ist's ein Defekt, aber er regt auf. So war's bei mir. Sicher ist die Erfindung des Monokels auch von der Einäugigkeit hergekommen. Ich sehe daran, von welcher Art die Genüsse unserer Zeit sind: während das schwarzverbundene Auge das freie unterstützt und bildhaft geheimnisvoll macht – man sucht geradezu das andere Auge –, schlägt das «bewaffnete» Auge seinen Zwilling aus dem Feld; ich erinnere mich in der Tat bei keinem einzigen unserer monokeltragenden Bekannten an die Farbe seiner Augen, und so soll es wahrscheinlich auch ihrer Meinung nach sein: blendend, blitzend, spießend, aber nicht gespießt werden dürfend, sie haben aus einem geistigen Reiz eine lächerliche Einschüchterungstechnik gemacht. Die Augenfarbe meines Unbekannten hatte ich dagegen bald festgestellt. Wenn es wahr ist, daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehört, so muß, nach der «Schneidigkeit» des Keils zu urteilen, unsere Frauenphantasie heute wirklich prima deutsche Eiche sein.

Das gesunde Auge meines Unbekannten lag halb im Schatten seines herabhängenden Pelzes. Mit einer ganz kleinen Bewegung kam es hervor, wenn es mich betrachten wollte, was oft genug geschah, aber sobald ich aufsah, verschwand es geschickt, und das schwarze Oval des Verbandes fing den Blick wie ein Schild auf, während der entschlüpfte Gegner unsichtbar aus dem Dschungel des Pelzwerks zielte. Das ist auf nicht zu langen Eisenbahnfahrten ein ganz lustiges Spiel. Wir blieben beide, wie sich's gehört, völlig ernst dabei. Ich weiß natürlich genau, wie ich aussehe. Nicht mehr ganz jung, wie Du zugeben wirst. Das Kinn war energisch und der Hals gerade, heute hängt ein leichter Vorhang von Fett über beiden wie ein weiches, angeschmiegtes Tuch. Manchmal im Spiegel hat das für mich den Reiz schwerer Winterkleider oder überhaupt langer und hochgeschlossener Kleider, unter denen der Körper nur noch in schwächster und wie alle Unbestimmtheit erregender Andeutung zu fühlen ist; ich liebe es dann auch, daß meine Hüften im Verhältnis zu meiner Größe schon die äußerste noch schöne Breite erreicht haben, daß die Spindelform der Schenkel so hochgewickelt ist, daß wir bald, aber jetzt gerade noch nicht ausgesponnen haben werden, und daß man nicht mehr wie einst, aufrecht stehend in den zarten Einschnitt zwischen Brust und Bauch einen Seidenfaden legen könnte, ohne daß er herunterfiel. Ich denke mir, so könnte einem Akrobaten auf dem Turmseil in der tiefsten, schwankendsten Mitte zumute sein; von hier ab geht dann jeder Schritt wieder ins Ruhigere und Befestigte. Aber ich vermag mir vorzustellen, daß ein zwanzig Jahre junger Mann vor mir schaudern könnte wie weiland Joseph, wenn ich mich vergessen würde, an ihm zu handeln wie Potiphar. Auch meine brünette Haut müßte dazu beitragen, die an der Stelle, wo der Hals der Brust aufsitzt, bräunlich zu werden beginnt und den blonden Puder nicht mehr trägt, den meine «aufgehellten» Haare verlangen. Aber die Augen liegen noch dunkel in ihren Räucherpfannen, und neben ihnen steht die blonde Nase mit allem Reiz der Umkehrung, die sich ihnen zuliebe adelig abwärts beugen müßte, aber statt dessen sich eins in die Luft schwuppt. Nicht deshalb, weil ich mir über die Freundschaft keine Illusionen mache, schildere ich Dir das so sachlich, sondern weil ich überzeugt bin, daß es nichts Böses gibt; man darf bloß zwei Fehler nicht begehen, weder es nicht bemerken, noch blind vor Abscheu werden, dann entsteht schon noch etwas Gutes daraus. Mein Mann muß längst jede Einzelheit meines Körpers gesehen haben und er liebt mich trotzdem, er liebt mich so, wie ich bin: das macht ihn mir zu Zeiten fast unerträglich, denn es nimmt mir alle Kraft, ich möchte sagen, alles Phantasieren aus dem Körper; ich bin dann wie ein ausgelesenes Buch, das man für sehr schön erklärt, denn daß ein Buch schön ist, ist auch kein Ersatz dafür, daß es ausgelesen ist.

Dabei fällt mir ein, daß ich Dir noch eine Frage beantworten muß: Es ist mir natürlich ganz gleichgültig, was ich lese. Die ersten fünfzig Seiten brauche ich vielleicht, um mich hineinzufinden, und da bin ich auch noch empfindlich gegen die größere oder geringere Geschicklichkeit des Autors, aber dann glühe ich bloß vor Begeisterung darüber, daß ich noch dreihundert unbekannte Seiten vor mir habe oder noch drei, denn das ist mir ganz egal, solange ich nur überhaupt noch eine Seite vor mir sehe. Das Buch braucht auch nicht spannend zu sein; Regentropfen, die aufs Fensterblech trommeln, sind weniger belehrend, aber viel suggestiver als Beethoven. Im übrigen will ich mich damit aber gar nicht als Vorbild aufspielen, und wenn ich auf der letzten Seite bin, halte ich jeden Schriftsteller für einen Betrüger. Auch am Mann ist das Wichtigste, daß er uns in erhöhtem Maß möglich sein läßt, solang' er uns nicht satt hat. Denn ich bin überzeugt, obgleich Du mich nicht verraten darfst, denn ich kann es nicht beweisen, daß z. B. Napoleon in jüngeren Jahren sicher sehr enttäuscht gewesen wäre, wenn man ihm vorausgesagt hätte, daß er einmal Kaiser der Franzosen sein werde und nicht auch Kaiser der Welt, Papst, der erste Mensch, der fliegen kann usw., ja daß sein Niedergang mit der ersten Minute der Selbstzufriedenheit begann. Wie haben wir es in der Naturgeschichtsstunde gelernt? Die Natur verschwendet Millionen Keime, damit einer sein Ziel erreicht! Also ist die Monogamie eine geminderte Form der Unzucht wider die Natur.

Ein Mensch, der nur mit einem Auge schaut, hat einen langen Blick, er geht wie eine Fingerspitze über das Gesicht und den Körper hin. Ich fühlte geradezu die Neugierde – nicht mich berühren, das wäre eine Indiskretion gewesen, die sich der aufs beste erzogene Fremde nicht erlaubte, aber mich vorsichtig auskundschaften. Bald war er da, bald war er dort; manchmal war seine Diskretion auch unerhört indiskret; das Hübsche war, daß man die geistige Leistung dahinter fühlte. Ich öffnete oder schloß den Pelz und den seidenen Schal, zeigte Teile, stützte den Arm auf oder ließ ihn in den Schoß weisen; ich bilde mir ein, daß ich den Fremden sehr bemühte, der aus Umrissen und Einzelheiten ein Bild des Ganzen gewinnen wollte. Und ich kann nur sagen, er erfand mich dabei in der begabtesten Weise, während wir beide den endgültigen Sinn nicht voraus wußten. Erinnerst Du Dich, bei Nietzsche gelesen zu haben: <Alles Gute macht mich fruchtbar, das ist die einzige Form der Dankbarkeit, die ich kenne>? Das ist ein wunderbarer Satz für Frauen, die keine Kinder haben wollen.

Von Zeit zu Zeit fragte mich <Manni>, ob er mir ein anderes Buch reichen dürfe oder etwas Konfekt oder ein Fläschchen mit irgendwas: ein Abgrund lag zwischen uns, auf dessen anderer Seite ich mich mit dem Fremden befand. Aber siehe, wir näherten uns dem Ziel, und die Nervosität der Ankunft kam über meinen Gatten, der alle Köfferchen auf- und zuklappte, einlegte, herausnahm, umlegte usw., die Vororte flogen vorbei, und nun kommt das, weswegen ich Dir heute überhaupt schreibe. Ich dachte mir plötzlich, was wohl das Auge des Fremden zu all den Eröffnungen sagen werde, die ihm mein Gatte in der naivsten und taktlosesten Weise bereitete? Aber wie ich aufsah, erkannte ich, daß dieses Auge gar nicht mehr zu uns gerichtet war, sondern in der sorgenvollsten Weise zwischen den eigenen Gepäckstücken seines Herrn hin und her flog. Und da bemerkte ich erst, daß auch ich selbst schon längst mit nichts anderem beschäftigt war, als meinem kleinen goldenen Taschenspiegelchen, Puderquästchen und der ganzen übrigen Katzentoilette, die uns schon ganz unbewußt ist; ich hatte tatsächlich den Fremden völlig vergessen.

Und das ist nun eigentlich wirklich ein sonderbarer Schluß. Niemand erwartete mich, und ich putzte mich für niemand, während der Konkrete, der Wirkliche mir gegenüber, der die Hand schon an der Klinke gehabt hatte, mich dabei nur unbedeutend finden konnte. Oder ich habe die Pfanne mit der Taube auf dem Herd anbrennen lassen, weil Spatzen auf den Dächern sitzen, ja

nicht einmal deshalb, sondern wegen eines allgemeinen Spatzens, der in seiner Allgemeinheit nur eine Fiktion ist. Ich habe wirklich darüber nachdenken müssen. Dabei fiel mir ein altes, aber sehr passendes Beispiel ein; es ist nämlich ganz ähnlich wie das Spiel mit der Rüstungsindustrie bei den Männern, die geschieht auch für keinen im Bestimmten geplanten Krieg, sondern nur so im allgemeinen; höchstens stößt ein Unglück gelegentlich hinzu. Es sind die Männer uns viel ähnlicher, als wir glauben.

[◀ ]

**Unsere Männer (später: Zweiter Brief Susannens)**

*[5. Februar 1925]*

Meine Liebe! Ich finde, unsre Männer haben sich in heillose Ideen verrannt, und es hat mir in den letzten Jahren nie Vergnügen bereitet, zu fragen, wie sie sich die eigentlich denken. Sie sind völlig unfähig, ihr Leben mit diesen Ideen zu beherrschen und haben eine große Angst vor ihnen, welche sie Verehrung nennen. Eigentlich ist es so: Wenn ich meine Kammerzofe dabei erwische, daß sie sich von meinem Freund hat küssen lassen, ist mein Mann wütend und weiß nicht, ob er sofort die Zofe entlassen oder meinem Freund das Haus verbieten soll, wegen «Untergrabung der Autorität», «taktloser Außerachtlassung der Herrschaft» und einem guten Dutzend anderer Gründe. Er bekommt einen angestregten Kopf, wenn er sich ausdenkt, wieviel schuldige Rücksichten ein solches Benehmen verletzt hat; und wenn ich schließlich sage: «Weißt du, Manni, das gescheiteste ist, wir tun, als ob wir von nichts wüßten», fällt ihm ein Berg vom Herzen, aber er blickt mich zornig an und sagt: «Ihr Frauen kennt keine Verantwortung für das Allgemeine.»

Und er hat, soweit es mich angeht, recht damit. Ich habe einmal einen Freund besessen, welcher Physiker war, und lasse mir gerne von meinen Freunden erklären, was sie eigentlich treiben. Der sagte mir nun, daß jedes seiner so sonderbar tätowierten Zeichen, die er Mathematik nennt, ihm eine allgemeine Formel ganz kurz aufschreiben hilft, aus der er wann immer und mühelos alle nur möglichen Einzelfälle ablesen kann, mit denen er einzeln nie zu Ende käme. Das lasse ich mir gefallen. Aber was sind allgemeine Sätze wert, die einen vor jedem besonderen Fall nur hindern? Und von dieser zweiten Art sind alle Sätze, aus denen Manni seine «Verantwortung für das Allgemeine» bezieht.

Meine Liebe, diese Frage ist für uns Frauen von großem Interesse. Manni sagt: «Du sollst nicht töten». Aber ich habe ihn nur mit vieler Mühe von der Vorstellung abgebracht, daß ein Mann den «Räuber seiner Ehre» nicht töten dürfe, wenn er ihn in flagranti erwische. Ihn zu überzeugen, ist mir überhaupt nicht gelungen; glücklicherweise sind die «Edelverbrecher aus Leidenschaft und Ehre» im Jahrzehnt vor dem Krieg einfach aus der Mode gekommen, und das half mir. Dafür litt Manni dann im Krieg wieder fürchterlich an Philosophie. Wir hatten unlängst einen netten jungen Menschen zu Tisch, der nicht lang vorher in eine sogenannte Skandalaffaire verwickelt gewesen war, das heißt, er war mit einer etwas albernen Frau und ihrem Geld verweist, hatte das Geld mit Einwilligung der Frau «arbeiten», die Frau aber dann ohne ihre Einwilligung «sitzen» lassen, für beides gab es also genügende Gründe, aber im Augenblick der Lösung war die Sache noch unaufgeklärt und geriet leider Gottes in die Zeitungen. «Eigentlich sollte man einem solchen Menschen nicht die Hand geben», sagte deshalb Manni, nachdem dieser bei uns zu Mittag

gegessen hatte. «Aber er hat doch dir nichts getan», erwiderte ich. «Im Gegenteil, du hast mit ihm ein sehr vorteilhaftes Geschäft abgeschlossen.» «Ja,» sagte Manni, «er hat nicht mir geschadet; aber selbst, wenn er meinem Feind geschadet hätte, dürfte ich eigentlich nicht darüber hinwegsehen, sofern ich die gleiche Handlung mir gegenüber verachten würde!»

«Aber die gleiche Handlung dir gegenüber ist ja in diesem Fall von vornherein ausgeschlossen!»

«Handle stets so,» sagte Manni, «daß dein persönliches Handeln allgemeines Gesetz sein könnte ...»

«Aber es kann gar nicht Gesetz sein» – ich – «denn dazu gehört ein zufälliges Zusammentreffen dieses Geldes, dieser Umstände, dieser Frau und dieses Mannes, und zumindest der letzte ist ein netter, eigenartiger Junge und läuft nicht in der zu einem Gesetz nötigen Vielzahl von Exemplaren umher!» Da bekam Manni seinen «allgemeinen Kopf» und legte den Fall in lauter allgemeine und unbestreitbare Gesetze auseinander, eins immer größer als das andre; aber zusammensetzen aus ihnen konnte er ihn nicht. Es ist bei den Männern immer so. Sie können wundervoll beweisen, daß etwas Eigentum oder daß es Diebstahl ist, daß einer ein Spion oder daß er ein Held, daß ein anderer ein Kraftmensch oder daß er ein Rohling ist: wenn es sich aber um das entweder entweder oder oder handelt, dann schwindeln sie wie die Frauen. Sie setzen die Welt aus lauter allgemeinen Regeln zusammen und müssen nachträglich lauter Ausnahmen zulassen, damit die Sache stimmt. Manni fordert, daß der Staat mehr für die christliche Gesinnung tue, aber er selbst geht nie in eine Kirche und hat lauter jüdische Geschäftsfreunde; er findet es schön, daß wir in einer modernen und demokratischen Zeit leben, aber er möchte es um keinen Preis missen, daß es darin Hoheiten, Fürsten, Grafen, Eminenzen und dergleichen gibt; er verehrt das Große im Leben, aber er weiß, daß der Lebensquell im dunkelsten Winkel kocht, wo mit knüppeldickem Egoismus geheizt wird; er sagt, daß nur noch die Generale an die Möglichkeit eines Krieges glauben, während er nicht an die Generale glaube, aber für alle Fälle läßt er die Generale gewähren: meine Liebe, es ist eine schwierige Welt, die der Männer, in der jede Behauptung mehrfach durchstrichen, aber keine ausgelöscht ist. Ich bin überzeugt, ohne die Ausnahmen wäre diese Welt überhaupt längst stecken geblieben, und wäre ohne sie nicht einen Tag lebensfähig; sie regt sich recht eigentlich vom Bösen und benutzt die Tugenden bloß als Hemmung, ohne sich das einzugestehn. Ich bin auch, unter uns gesagt, überzeugt, daß der große Männerkrieg bloß deshalb ausbrach, weil sie sich in ihrem Frieden nicht mehr auskannten; sie haben sich direkt aus diesem Frieden in jenen Krieg geflüchtet. Und wenn ich bedenke, was nachher in der ganzen Welt geschah, – wie man zum Beispiel die längste Zeit die Drückeberger und Schieber verachtete, um schließlich in ihnen kluge und erfolgreiche Männer zu sehn, – will es mir scheinen, daß wir weniger durch unsre Unmoral zuschanden geworden sind, als durch unsre Moral, welche zwischen Himmel und Hölle niemals auf der Erde sitzt.

Wenn ich so etwas aber Manni sage, wird er böse wie ein Junge, dessen Schulregeln man widerspricht, und erklärt, daß man mit Mädchen überhaupt nicht spielen könne. Um wieviel klüger sind amouröse Frauen als charaktervolle Männer! Jede letzte Tatsache ist nur die erste von einer neuen Reihe. Jedes allgemeine Gesetz nur ein besonderer Teil eines noch allgemeineren Gesetzes, das bald zur Entfaltung kommen wird. Ein Mann beendet seine Geschichte – wie herrlich! wie abschließend! wie sie den Dingen ein neues Ansehn verleiht! Doch siehe! Da erhebt sich schon auf der anderen Seite ein anderer und zieht einen Kreis um den Kreis, den wir eben erst als die Grenze der Schöpfung gepriesen haben! – Diese Bemerkung ist nicht von mir, aber sie enthält eine vollendete Rechtfertigung der sogenannten Untreue. Und wie genau wissen wir, daß es nicht das gleiche ist, wenn zwei das gleiche tun. Ein Mann kann uns Böses tun und uns durch die Art, die er dabei hat, entzücken, und ein anderer kann uns nur Gutes tun, wird uns aber

trotzdem mit Abscheu erfüllen. Immer entscheidet das Ganze, die unaussprechliche Balance, niemals baun wir unsre Rechtfertigung vor uns selbst aus Einheiten und verallgemeinerten Einzelheiten auf. Manchmal habe ich große Lust, Mani darüber einen Vortrag zu halten, aber ich spreche nicht gern mit ihm zu aufrichtig über Moral. Du mußt deshalb verzeihn, wenn ich diesen Brief an dich dazu mißbraucht habe.

[ < ]

### Kleine Lebensreise

[27. Juni 1925]

Das Leben ist voll Wunder.

Bloß sind sie bezahlt und gehören immer schon irgendwem.

Aber in Simmering, da hat ein Steirerwagerl auf der Straße gestanden, mit einem Pony davor, so ein kleines Wagerl mit einem noch kleineren Pferd. Wenn ich ein Pony seh, glaub ich selbst immer, es gehört mir: so böse-freundlich schau die Augen aus dem Zottelbehang; so klein ist das Ganze, daß man es unter die Hand nehmen kann; und der Schweif ist so prächtig. Weshalb hätten die Sultane sieben Roßschweife, wenn nicht etwas daran wäre?! Und dabei bin ich doch schon ein recht erwachsener Mann. Die Buben aber, die in Simmering plötzlich das Steirerwagerl mit dem kleinen Pferd gesehen haben, waren neun oder zehn Jahre alt und kamen noch dazu gerade aus der Schule. Da begann das Wunder; es war nämlich niemand bei dem Wagen, dem er gehören konnte.

Die Buben sind aufgestiegen, haben die Zügel gelupft, und richtig fing das Pony an zu gehn; auch zu laufen, wenn man schnalzte, und alles vollzog sich so prächtig wie im Märchen. Hunde mußten ausweichen, Fußgänger zur Seite springen, sogar der Schutzmann an der Straßenkreuzung mußte Zeichen geben wie einem richtigen Wagenbesitzer. Sie sind auf den Laaerberg gefahren, dann zur Ostbahn, über den Rennweg in die Nobelstadt hinein, und wie sie schließlich wieder zur Wiese hinter der Simmeringer Waggonfabrik gekommen sind, haben sie das Pferd ausgespannt, und es mußte grasen. Hugh! Wenn gar nichts andres geschehen wäre, als daß das Pferd grasen mußte, so wüßte man schon, daß diese kleinen Diebskerle Märchenbuben aus einem Indianerwigwam waren.

Ist es ihnen langweilig geworden? Sie sind weitergefahren, und in der – Brehmgasse heißt sie, gab's den unvermeidlichen Streit. Der eine wollte links fahren, und der andere rechts. Danach wollte der eine das Pferd verkaufen, und der andere wollte es nach Hause nehmen. Damit war das Wunder aus. Natürlich kommt alles Übel in der Welt nur davon, daß es links und rechts gibt. Denn entweder wollen alle das gleiche, dann kann es nicht jeder haben, oder der eine will links und der andere rechts, dann ist nur einer der Stärkere. Und schon war auch ein Schutzmann da, der durchschaute, wie es seine Pflicht ist, alles, und heute gehört das Wunder mit dem Pony wieder dem, der es bezahlt hat, und die beiden Buben wurden ihren Eltern und dem Auge der Jugendfürsorge empfohlen.

Die hat es nicht leicht; was soll sie ihnen sagen? Diese beiden Buben sind von einem Ende des Lebens zum andern gefahren. Soll sie ihnen sagen: Der Starke greift zu? Dem Mutigen gehört die

Welt? Der Mensch muß aus ganzer Seele handeln? Oder soll sie ihnen sagen: Wenn Ihr morgens ein Ding mit ganzer Seele nehmt, wißt Ihr mittags nicht mehr, was Ihr damit anfangen sollt; wenn Ihr aber das Ding morgens ohne Seele zu einem Geschäft braucht, wie der Mensch, dem Ihr es gestohlen habt, werdet Ihr es auch nachmittags dazu brauchen können? – Sie wird ihnen wahrscheinlich das Dümme antworten, was man antworten kann, sie wird gütig lächeln und sagen: Ihr habt eine Dummheit gemacht.

[◀ ]

### Die Durstigen

*[14. August 1926]*

Er hieß Ali und hatte sich uns einige Zeit vor dem Mord freiwillig angeschlossen; wir wußten nicht, woher er gekommen war, und glaubten, daß er in irgendeinem der Bauernhöfe zuhause sei, die auf den verzweigten Gebirgshängen verstreut lagen. Darum war auch der Name Ali eine freie Schöpfung; man könnte sagen, eine Dichtung. Der Lehrer hatte ihn ganz plötzlich erfunden, als ihre Augen zum erstenmal ineinandertauchten. Und weil dieser Name ziemlich unpassend und unvernünftig war, aber so zwingend von innen sich gelten machte, hatten wir alle das Gefühl, daß dem Lehrer ein Gedicht eingefallen sei, und staunten. Wir bestanden nun insgesamt darauf, ihn Ali zu nennen, und er ließ es sich gefallen, als ob er immer so geheißen hätte, und wir kamen zu fünfen am Nachmittag aus dem Wirtshaus, den holprigen Steinweg zur Torrente hinunter oder wie man dieses wüste Dreieck nennt, das der Bergbach, sein eigenes wildes Tal verlassend, in das große, fruchtbare Haupttal geschüttet und gewühlt hat, ehe er dort von dem kleinen, schnellen, zivilisierten Fluß aufgenommen wird, der schon in seinen Anfängen einen europabekannt Namen führt.

«Ich kann diesen dreieckigen Urzustand nicht mehr ausstehen!» ereiferte ich mich. «Überall wo die Natur in einfachen geometrischen Formen auftritt, ist sie heimtückisch; kreisrunde Seen sind abgründig, Vulkane haben eine Kegelform ...» – ich suchte weitere Beweise, aber mir fielen keine ein. – «Gallensteine sind Würfel mit abgeschliffenen Ecken» – setzte der Seidenspinner hinzu. – «Schneebretter sind Tafeln», ergänzte der Eisenbahnassistent, der drei Semester Jus studiert und dabei Skilaufen erlernt hatte. – «Und ihr seid Quadrattrottel», schloß der Lehrer das Gespräch ab, «ihr vergeßt, daß die ganze Erde rund ist!» Er war der Kraftmensch.

Wie immer es übrigens mit der Richtigkeit stehen mochte, jedesmal, wenn wir durch die Torrente streiften, war es ein wüster Eindruck, der sich unserm eignen Verhalten mitteilte. Wir vermieden den Weg, der schottrig, als ob auch er ein ausgetrockneter Bach wäre, das Dreieck durchquerte; übersprangen mit Gepolter die steinigen Furchen, in welche der Bach während der wasserarmen Zeit aufgelöst war; hielten uns an den Handgelenken, um bei einem umfassenden Angriff gegen ein Gebüsch nicht zurückgeschleudert zu werden, und purzelten alle hinein; brüllten, als ob in dieser zehn Minuten breiten Wüste meilenweit kein Mensch wäre, und scheuchten polternd die Schafe auf, welche die kleinen Grasinseln abweideten. Darin war besonders Ali gefährlich; er jauchzte vor Vergnügen, wir pffiften und schrien «Ali!» und sprangen vor Angst, daß er wirklich eines der Schafe packen und zerreißen könnte, meterhoch, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren, und jauchzten gleichfalls.

Denn Ali war im Unterschied von uns andern ein Hund, eine venetianische Bracke, wie uns der Lehrer versicherte, dem wir in naturkundlichen Fragen keinen Widerspruch entgegensetzen konnten, und außerdem war Ali ihm zugelaufen und nicht uns. Er war nicht sehr hoch, aber breit und kräftig gebaut, mit großen, gutmütigen Jagdhundohren, krummen starken Beinen und einem kurzen Fell, das in großen Flecken braun und weiß gescheckt gewesen wäre wie eine Kastanie, wären die weißen Teile nicht noch schwarz gesprenkelt gewesen, wie an einem Fliegenschimmel. Und wenn Ali eines der Schafe getötet hätte, so wären wir in große Unannehmlichkeiten geraten, weil wenige hundert Schritte hinter der Torrente schon die kleine Stadt anfang, die nicht größer als ein Marktflecken war, aber so wohlgeordnet und von so wohlhabenden Bürgern bewohnt, daß sie eben den Rang einer Stadt hatte. Wir schüttelten jedesmal hinter den letzten Büschen unsere Hosen an den Beinen zurecht, klopfen ein wenig den Staub von den Schuhen, ließen die Wildheit aus unsren Gesichtern schleunigst verschwinden und riefen Ali hinter unsere Füße, für die Länge der achtbar zwischen Geschäften führenden Straße, ehe wir auf der andren Seite die Landstraße gewannen, die zum See und neuen Genüssen führte.

Nähme man eine Karte Europas und bezeichnete darin den Ort, wo diese Stadt liegt, mit der feinsten Nadelspitze, so würde selbst dieser Stich weit über die Stadt und die gewichtigen Hügel hinausreichen, die für sie Sonnenauf- und -untergang bedeuteten. Es bestand wenig Aussicht, daß wir jemals bei jungem Leib von hier loskommen würden. Einmal in der Woche trafen die illustrierten Zeitungen ein, mit Bildern aus aller Welt. Wolkenkratzer und 200 Kilometergeschwindigkeiten, nackte Tänzerinnen und die Wäsche der vornehmen Dame, große Betrüger und Jagdausflüge nach Afrika, Selbstmörderinnen im Koksrausch und Hochzeiten der höchsten Gesellschaft. Wir kannten alle technischen Ausdrücke des feinen Lebens, und unsere Augen sogen die Bilder in uns, als ob wir blanke Edelsteine geschluckt hätten, die dann im Leib nicht vor und nicht zurück können. Ich glaube, es hätte uns nichts davon zurückgehalten, eine Verbrecherbande zu bilden, um uns die Welt zu erobern; aber wir wußten nicht, wie man es macht. Die vom Ort fühlten ganz anders darin als wir; sie fuhren zuweilen in die nächstgrößere Stadt – von wo die Kaufleute in die nächst-nächst-größere reisen –, und der eine brachte blödlächelnd eine modische Krawatte heim, ein anderer ein viel schlimmeres Andenken, und ein dritter sogar ein kleines Automobil; so zog die schlaue, kleine Stadt allmählich die neue Zeit an sich, und am Ende lebte man sogar nicht ganz ohne kleine Abenteuer und heimliche Skandale in ihren Mauern. Aber wir verachteten das; wir erklärten, das Automobil sei eine verjäherte, historische Type; wir wurden vom Zorn umhergetrieben.

Damals, an dem Tag, wo das kleine Unglück, der Mord geschah, kamen wir wieder aus der Torrente und gerade im Angesicht der ersten, von armen Leuten und Bahnarbeitern bewohnten, einzeln vorgeschobenen Häuser, während Ali uns voranlief und schon die Mauern und Türschwelen beroch; Ali, den die Abenteuerlust aus der Heimat vertrieben hatte, während wir ihm nur Geschrei und blinde Aufregung boten. Wir sahen und hörten nun ahnungslos, wie ihn bei seiner Tätigkeit ein kleines Hündchen anbellte, das aus dem Haus gestürzt war und den knurrigen Besitzer spielte, der sich groß macht und dem Fremdling durchaus keinen Platz anbietet, obgleich er sich hinter diesem üblichen Getu sichtlich als gern freundlich zu erkennen gab; ein völlig unadliges Köterchen, mit schmutzig weißblondem langem Haar, das vielleicht spielen wollte, wenn man es vorher nur seiner Pflicht als Mann und Hausvater genug tun ließ. Aber Ali verstand keinen Spaß mehr. Des Kleinen weißblonde Schweiffahne – behauptete später der Seidenspinner – hatte sich eben zur Seite bewegt, um zu wedeln, aber ehe sie noch die zweite Hälfte dieses ersten Taktschlags vollenden und damit das hundliche Lächeln über den ganzen Hinterteil ausbreiten konnte, während der Vorderteil noch knurrte, biß Ali, gegen alle Sitte, wutzitternd, den Kleinen ins Genick, schleuderte ihn zweimal im Maul hin und her und spie ihn dann auf die



Erde. Ein jämmerliches, kurzes Klagegeschrei zerriß uns die Ohren, dem, ehe wir noch hinzueilen konnten, unheimliche Stille folgte, und da lag nun der kleine Hund vor dem Haus, mit dem steifen, etwas lächerlichen und etwas rührenden Ausdruck einer Leiche, während Ali sich aus unserem Kreis verzog.

Es war merkwürdig, wie dieses kleine Erlebnis, das einen gutmütigen und zufriedenen Menschen kaum ein Achselzucken des Bedauerns gekostet hätte, uns so unvorbereitet ergriff, als hätte ein Blitz eingeschlagen. Wir waren verwandelt. «Du mußt ihn schlagen!» rief ich in unbegreiflicher Erregung dem Lehrer zu; auch alle andern schrien wie aus einem Munde: «Du mußt ihn schlagen!» – Der Lehrer schien von der gleichen Überzeugung überwältigt zu sein; wie in schwerem Traum nahm er eine vom Zaun hängende Rebenschleife an sich und rief Ali heran. Diesem entfuhr während der Züchtigung kaum ein Laut des Schmerzes; er hatte sich zu ihrer Entgegennahme auf die Erde gelegt und duldete wie ein Krieger aus edlem Stamme. Als sich aber unter unseren Zurufen die zugefügten Schmerzen zu lange ausdehnten und offenbar seiner Ansicht nach die Grenzen einer gerechten Buße überschritten, begann er erst zu knurren und dann die Zähne zu fletschen. «Du mußt ihn noch schlagen!» riefen wir, und der Lehrer, welcher schon aufhören zu wollen schien, fuhr wirklich fort. Aber je bedrohlicher Ali aussah, desto langsamer kamen nun die Schläge. Sie taten so pädagogisch, als wollten sie besonders gut zielen, aber in Wahrheit zögerten sie. Er war ein kräftiger junger Mann, der Lehrer, mit einem dickbehaarten Kopf; ich hatte ihn immer für einen verwegenen Burschen gehalten, aber nun bemerkte ich von hinten, ohne ihm ins Gesicht zu sehen, daß er sich fürchtete und aus weichem Fleisch war.

Damit schloß eigentlich das unerwartete kleine Erlebnis ab; denn nun kam um eine Hausecke eine hagere, zänkisch aussehende Frau, mit einer irdenen Schüssel im Arm, wir befürchteten, daß sie die Besitzerin des schmutzigen kleinen Hundes sei und ein großes Geschrei erheben werde, das zu unberechenbaren Folgen führen konnte, denn wir waren nicht eben beliebt in dem Städtchen; und plötzlich gaben wir Fersengeld. Erst würdevoll langsam; aber kaum waren wir von einem Haus gedeckt, so setzten wir uns in Trab; und als wir weiter weg wieder in Sicht kamen, fielen wir in Galopp, recht übermütig jetzt, mit Quersprüngen, die wie Unschuld aussehen sollten, aber doch sehr danach angelegt waren, möglichst rasch Raum zwischen uns und die Untat zu legen. Aber es wurde kein Laut dahinten hörbar; und als Ali, der vorerst mißmutig hinter uns getrottet war, uns derart laufen und springen sah, schüttelte auch er seine Verstimmung ab, sprang an uns vorbei, jeden einzelnen mit der Schnauze berührend, und staubte jauchzend als unser Führer der Stadt zu.

Jenseits lagen die übermannshohen Kukuruzfelder. Wenn man hindurchstreift und etwas am Gewissen hat, wispern sie ganz erstaunlich. Und dann kam der See; der Weg, die Bergflanke hinauf. Durch den Wald von Edelkastanien. Und Ahorn. Der See sinkt immer tiefer. Aber keiner von uns war je über das Wirtshaus am Weg hinausgekommen, wo es Brotwecken gab und Wein. Die Hitze des Tags verglühte auf unsern Gesichtern, und die Hitze des Weins ging langsam in ihnen auf wie der Mond in Wolken. Unter den Bäumen dunkelte es; ein Windlicht wurde auf den Steintisch gestellt. Man sagte, der Weg führe später in wilde Steinhänge, dann über das Gebirge in das große Tal hinüber. Agnese sagte es, die Wirtstochter, deren Geliebten wir nicht kannten, aber als einen stattlichen Mann ahnten, der für uns nichts übrig ließ. Und mit Mond und Wein und der zerschmelzenden Spannung des Tages kam blank das Gedenken an Alis Mord heraus, das wir bis dahin voreinander versteckt hatten.

«Es war nicht <fair> von ihm, bei solchem Unterschied der Größe!» – versuchte der Eisenbahnassistent, der auf Sport hielt, unseren Schreck zu beschönigen. «Ein ungleicher Kampf stößt ab!» – Aber er fand mit seiner Erklärung keinen Beifall. Ein anderer sagte: «Wenn es

wenigstens eine Katze gewesen wäre!» und keiner vermochte das unvergeßlich Abstoßende dieses Vorfalls aus uns herauszubringen. Ein Schweigen trat ein. Endlich sprach einer langsam: «Aber, es hat uns ja gar nicht abgestoßen. Wir sind hereingefallen.» Das war es. Wir waren auf unser Herz getreten und ausgerutscht, als der Schrei des Unsagbaren in der Luft klang, und jetzt wollten wir es mit einem Fußtritt wegschleudern, als wären wir versehentlich auf einer Orangenschale ausgerutscht.

«Wenn er ein Mensch wäre, würde es sich doch nur um einen Totschlag im Affekt handeln!» – lenkte der Seidenspinner ab. «Drei Jahre Kerker; weiter nichts!» Der Lehrer nahm die Ablenkung auf. «Man kann ein Tier nicht wie einen Menschen beurteilen.» – Er hatte plötzlich Bedenken, daß wir in dieser Stimmung etwas gegen Ali beschließen könnten.

Pause, und dann fragte mit einemmal einer grob: «Weißt du das so genau?!» – Da waren wir nun wieder dort, wo wir sein sollten.

«Nichts weiß er!» schrie der Seidenspinner, der den Lehrer plötzlich im Stich ließ. «Man könnte selbst einen anderen ins Genick beißen und ihn zwischen den Zähnen totschütteln!» – Er gab weiter keine Aufklärung, sondern schwieg. Alle sahen ihn erstaunt an. Der reiche Seidenspinner entstammte als einziger von uns einer Familie dieser Kleinstadt und sah aus, als ob er einem Huhn den Hals durchbeißen könnte. Wir vermochten ihm leider nicht zu widersprechen, aber der Unterschied zwischen unserer Zustimmung und deutlichem Ekel war sehr gering.

«Warum habt ihr dann bloß alle von mir verlangt, daß ich ihn schlage?!» fragte jetzt kläglich der Lehrer.

Ja, warum? Einer schob seinen Stuhl zurück und sagte aufstehend: «Wie lange werden wir noch in diesem verdammten Winkel von Stadt aushalten müssen!?!»

Ich nahm das Windlicht und leuchtete unter den Tisch, wo Ali schlief. Wir sahen ihn an. Er erwachte und streckte seine gutmütigen Pfoten, treuherzig hingen die großen Hautlappen des Mauls über seine Zähne. «Ali!» lockten wir. Agnese stand, die Arme gekreuzt, auf der Hausschwelle und sah uns zu. So stand sie immer und sah uns zu, wenn die Worte bald stockten, bald zu den Sternen emporstiegen wie Schaum über einem Wasserfall. Wir wußten nicht einmal, ob sie unsere Sprache verstand, sie nahm nie teil, sie sah uns zu, wie man Tieren oder einer stummen Bewegung zusieht, sie schien uns zu verachten. Ich stellte das Licht wieder zurück und warf Geld auf den Tisch – das brachte Leben in sie. Ali hatte sich zu Ende gestreckt und trabte vor uns den Weg in die Stadt zurück. Er schien mit seinem Tag zufrieden zu sein, und ich glaube, wir andern beneideten ihn heimlich.

[ < ]

### **Tagebuchblatt**

*[8. August 1927]*

Man braucht nicht sehr lange gelebt zu haben, so erinnert man sich schon an Erlebnisse, die es nicht mehr gibt.

In meiner Kindheit wiederholte sich oft ein fremdartiger Vorgang: Eine Frau hält einen Fisch

fest, der sich in ihrer Hand windet, während sie ihm mit der anderen Hand den Bauch aufschlitzt. In meiner Erinnerung sind das immer große Frauen, in deren Gesicht und ruhigem Busen sich Gutmütigkeit und Duldsamkeit ausdrücken, und sie tragen eine weiße Schürze. Das gibt es heute nicht mehr. Sollte heute überhaupt noch das gleiche in der Küche vorgehen, so würden die Frauen mager sein, mit kurzem Haar, kurzen Röcken und knabenhaften Bewegungen; mit einem Wort, es würde gar nicht mehr das gleiche geschehen. Ihr Gesicht könnte höchstens den Ausdruck eines Knaben haben, der ein Tier quält. Ich glaube nicht, daß ein solches Bild so töricht und unverständlich das Herz zusammenzupressen vermöchte, wie es noch vor zwanzig Jahren geschah.

Ich weiß, daß diese alte Erinnerung heute als ein bezeichnender Ausdruck der kindlichen Sexualität erklärt werden würde, in dem sich das Begehren nach der mütterlichen Frau mit einer Ahnung schlüpfrigen Abscheus und den vernichtenden Gefühlen des Tabus, der Autorität und der eigenen Kleinheit vereint. Aber wenn Schopenhauer die Psychoanalyse schon gekannt hätte, so würde er ihr entgegengehalten haben, daß dieses grausame, aus Insuffizienz und Begehren gemischte knabenhafte Lustgefühl nicht einen frühen, bis auf Spuren wieder verschwindenden Masochismus bedeutet, sondern eine Ahnung von der wahren Gestalt der Liebe. «Überwinde das Geheimnis» – würde er gesagt haben – «und schließe das Buch der Liebe, so wirst du bemerken, daß nichts darin stand, als immer wieder dieses eine Bild. Das Bild, wo du, freiwillig Unfreiwilliger, dich in der Hand eines ahnungslosen Frauenzimmers windest, das dich festhält und dir ein Stück jener großen, schrecklichen, glücklichen Einbildung ausweidet, von der schon alle ihre Vorgängerinnen gezehrt haben.» – Er war ein Liebeshasser, dieser große Schriftsteller, und drückte sich bloß deshalb als Frauenhasser aus, weil er ein Mann war.

Aber wie – wenn das die Natur der Liebe ist – kündigt sie sich der Frau an? Ich habe M. gefragt. Gegen Schopenhauer fand sie nichts einzuwenden. Nichts als die Rollen sind da vertauscht; denn eine Frau, wenn sie in die Jahre der Wehmut und Weisheit kommt, kennt auch das Gefühl, daß sie sich vergeblich in den Armen von Menschen gewunden hat. Aber gegen die Psychoanalyse erwies sich M. sehr voreingenommen. Sie behauptete, die Psychoanalyse sei eine von Männern ausgeschmückte Erfindung. Wenige Frauen haben an ihr tätig mitgearbeitet; die meisten nur in der willenslosen Rolle der Kranken. Sie kann dieses Arsenal von Scheren und geträumten Männern mit zornigen roten Köpfen nicht leiden. Es wäre übrigens nicht unnatürlich, wenn sich diese weiblichen Phantasien als Phantasien der Männer über die weibliche Phantasie herausstellen würden, zumindest sind sie durch das Überwiegen männlicher Vorstellungsarbeit gesiebt, gefiltert und gefärbt.

Wir sind auf dieses Gespräch gekommen, indem wir den Donaukanal entlang gingen, es war in Wien; in der Weihnachtswoche. Schön der festlich ungewisse, helle Nebel über dem Wasserspiegel. Schwarzbraune, hochbordige Schiffe, deren Deck bis an den Kai reichte. Große Butten am Ufer. Frauengewimmel. Männer, in Wollwesten, mit fröhlich roten Händen aus den Bottichen fischend. Arme, große Fische, nach Luft schnappend; in Händen gewogen; in Küchennetze gesteckt. Man konnte fühlen, wie innig ihre grausilbrigen Leiber, der bogenförmige Widerstand ihrer Muskeln in den prüfenden Händen, ihre Qual zur heiligen Freude des Tages gehörten. M. fand nichts Bemerkenswertes daran, daß Frauen Fische töten; irgendeiner muß nun einmal diese armen Tiere für die Bratpfanne herrichten; vorausgesetzt natürlich, daß man es erlaubt findet, sie zu essen. Sie hatte freundlich gespannte Augen, und alle Frauen, ob mit kurzen oder langen Haaren, mütterlichen oder knabenhaften Körpern, sahen in diesem Augenblick ebenso aus wie sie.

Ich erinnere mich, daß ich das zu ihr bemerkt habe. Eine viel einfachere und gewöhnlichere

Schicht menschlicher Interessen lag hier bloß, als es die war, von der wir gesprochen hatten; gewissermaßen soziales Urgestein aus Backen, Essen und sich Freuen bestehend, zu dem auch das unverkünstelte sich Umarmen gehört. Darüber erst und darüber hin wandern, wechselnd, sich zusammenziehend und zerstreud, die Komplikationen, die Bedeutungen, die Hemmungen und Beschleunigungen, Pressungen, Schwierigkeiten, Seligkeiten, Einbildungen und tödlichen Konflikte. Aus einer ungemein einfachen Landschaft steigt Dunst auf, bildet Wolkenburgen von wechselnder Form, die sich langsam verändern, aber eine Weile lang der ganzen Landschaft den Charakter des Bildes geben, das sie bekrönen. Ich weiß nicht, ob das sehr deutlich ist; aber mir fielen gerade diese Worte ein, und ich glaubte, während ich sie aussprach, die Wolkenburgen der Jahrhunderte zu sehen, die sich aus der im Grunde immer gleichbleibenden menschlichen Flachheit erheben.

M. antwortete nicht darauf. Aber nach einer Weile sagte sie außer dem Zusammenhang: «Ich wüßte nur ein einziges Erlebnis, das sich mit deinen Fischköchinnen vergleichen ließe, und das ist ganz anders. Ich war ein kleines Mädchen, als der Vater meines Vaters starb und Papa verreiste. Ich hatte wohl gar nicht begriffen, weshalb er mit einem Male fort war, denn als er zurückkehrte, erzählte er mir erst ausführlich, was vorgefallen war. Ich wußte nicht viel von meinem Großvater, und das Gespräch im Familienzimmer in Mutters Gegenwart machte mir wenig Eindruck. Aber als mein Vater beschreiben wollte, wie Großvater aussah, als er ihn auf dem Totenbett wiederfand, in diesem Augenblick warf Vater die Hände auf den Speisezimmertisch und das Gesicht in die Arme und brach in tiefes Schluchzen aus. Ich hatte noch nie einen Mann weinen gesehen und dachte, daß ich versinke. Dieses zuckende Gesicht meines lieben weinenden Vaters, mit dem plötzlich komisch gewordenen großen Bart, schnitt mir das Herz in zwei Teile!»

«Auch das läßt sich übrigens nicht mehr wiedererleben» – sagten wir mit einem Male beide – «denn die Väter tragen keine Bärte mehr!» – Wir lachten oder lächelten darüber, ich weiß es nicht mehr. Aber ich erinnere mich genau, wie es sich anfühlte. Vom Gebirge kam nämlich ein Schneewind herüber und wurde über dem Wasser aufgetaut, und aus den Gesichtern kam die Wärme und gefror in dem silberkühlen Nebel; die Welt wurde dadurch so unentschieden; man fühlte, wie im Sprechen das Gesicht in der Luft schmolz oder erstarrte, ohne daß man das recht auseinanderhalten konnte, und dabei gewannen die Worte mehr Bedeutung, als ihnen dem Inhalt nach wahrscheinlich zukommt.

[ < ]

### **Robert Musil an ein unbekanntes Fräulein**

[25. Dezember 1930]

Unbekanntes kleines Fräulein!

Weil ich Sie nicht kenne, schreibe ich Ihnen durch die Zeitung. Ja, indem ich mir die Umstände unserer Begegnung überlege, wird mir klar, daß ich an jemand schreibe, den es gar nicht mehr gibt oder doch nur in höchst schattenhafter Weise. Jene Begegnung vollzog sich aber unter sehr alltäglichen Umständen. Sie stiegen in einen Wagen der Straßenbahn ein, worin ich saß. Ich

vermute, daß Sie mich unter den wenigen Fahrgästen bemerkt haben werden, denn Sie trugen ein ungemein gehaltenes Wesen zur Schau, ganz kleine Dame, die es fühlt, daß man sie betrachtet. In Ihrer Gesellschaft befand sich ein Herr meines eigenen Alters, der mir auch gefiel; er konnte ein viel älterer Bruder sein, aber wenn er Ihr Vater gewesen sein sollte, so erwies er sich Ihnen in einer jugendlichen Weise gleichgestellt und gar nicht herrisch, und ich möchte vermuten, daß Sie seinen Gedanken in einer ähnlichen Weise schmeichelten wie den meinen. Ich schätze, daß Sie damals höchstens vierzehn Jahre alt waren. Sie trugen ein straßenfarbenedes Samtkleid, das in der Mitte eng anlag, so daß der etwas schwere und doch bildsame Stoff darüber und darunter die Reife der weiblichen Erscheinung vortäuschte, ohne daß doch der Figur das Kindhafte genommen worden wäre. Mir war sogleich der Name «Kind-Frau» eingefallen, als ich Sie ansah. Ihr Samtkleid hatte an den engen Ärmeln Stulpen aus Pelz und war auch unten mit Pelz verbrämt, wo es einen weiten Radsaum bildete; und es gemahnte ein wenig an ein Nationalkostüm oder an ein Eislaufkostüm, aber es war wahrscheinlich überhaupt kein Kleid, sondern ein Mantel: Sie selbst werden das gewiß heute noch wissen und sich gern daran erinnern, ich aber kann zu meiner Entschuldigung nur anführen, daß Bewunderung eben immer viel genauer beobachtet als Selbstbewunderung, die sachlich vor dem Spiegel auf die Einzelheiten eingeht und sie prüft.

Vielleicht ist diese Ausrede falsch, aber jedenfalls gibt sie zu, daß meine Bewunderung unsachlich und in einem nicht ganz einwandfreien Sinne romantisch war, was auch ganz natürlich ist, denn die Möglichkeit, mich in Sie zu verlieben, lag ja gerade darin, daß ich nicht im vollen Bewußtsein der Wirklichkeit handelte, die mir das nicht erlaubt hätte. Lassen Sie uns das gute, alte Wort Traum dafür gebrauchen: dort begegnet man einem Menschen, erkennt, wer er ist, und weiß, daß er ein anderer ist; in ähnlicher Weise, tief im Bergwerk, über dem wir uns sonst bewegen, blieben Sie für mich ein Kind und waren doch eine in den Maßen verkleinerte Frau – zehn Minuten lang, ehe Sie ausstiegen und mir verlorengingen, ohne daß ich mich dagegen wehrte. Die Art, wie Sie eintraten, sich setzten und dem Schaffner ein wenig nachlässig das Geld reichten (denn Sie taten das, und nicht Ihr Begleiter), war ohne jede Spur jener Affektation, mit der ein Kind so etwas tut; und die Züge Ihres Gesichts, das ich mit seinem dunklen Rot, den starken Brauen, den vollen Lippen und der ein wenig aufgebogenen Nase noch vor mir sehe, waren zwar Ihren Jahren voraus, aber trotzdem bildeten sie nicht etwa nur das verkleinerte Gesicht einer erwachsenen Frau. Es fällt mir dabei ein, daß man Ihre Erscheinung auch ganz und gar nicht mit einer «Knospe» vergleichen durfte, denn die Form einer solchen ist zwar jugendlich, aber hart und entschieden, und der Liebreiz Ihrer verfrüht aufgeblühten Kindhaftigkeit glich eher einer Blume ohne Wurzel, ja, ohne Stiel.

Mehr habe ich Ihnen eigentlich nicht zu sagen. Und ich habe weder eine Moral noch eine Unmoral daraus abzuleiten: offenbar lag unsere Begegnung zwischen diesen beiden Möglichkeiten, und es sind ja auch schon über zehn Jahre seither ohne Folgen vergangen. Zuweilen erinnern Sie mich daran, daß es allerhand Geschichten von Frauen gibt, die eine geheimnisvolle Herkunft aus Baumästen, Quellen oder Retorten hatten, Frauen, die nicht ganz Frau waren und mit diesem Nicht-Ganz die Männer bis zum Märchenerfinden reizten. Es ist das offenbar eine Phantasie, die der Mannsperson aus vielerlei Gründen ans Herz geht. Und andererseits frage ich mich, was wohl Sie noch von dem kleinen Mädchen wissen mögen, das es nicht erwarten wollte, Sie zu werden, und sicher jetzt ein wenig davon enttäuscht ist.

*Robert Musil.*

[ < ]

## Ausgebrochener Augenblick

[30. August 1931]

Ereignet hat es sich am letzten Verhandlungstag gegen drei Uhr mittags kurz vor der Pause, die nach Abschluß des Zeugenverhörs gemacht werden sollte, um Richter, Kläger und Geklagtem Gelegenheit zu geben, daß sie essen könnten, ehe die Gerechtigkeit den Mund zum Spruch öffne. Der Junitag zog seit dem Morgen vorbei, hochbeladen mit Hitze wie ein Heuwagen, der langsam näher kommt, nun glaubte man ihn knarren zu hören, aber es fiel nur der Schatten seiner Wärme in den kleinen Gerichtssaal, dessen Fenster dunkel auf die grell ihnen gegenüberliegende Häuserreihe blickten. Die Menschen, die in dem Saal zu tun hatten, würden eine offene Hitze dieser heimtückischen vorgezogen haben, und es gab keinen, der nicht zeitweise an Land und Urlaub gedacht hätte.

Einige Dutzend Landschaften waren in den Köpfen verborgen. Ein Flußufer mit einer kleinen Badehütte; ein Schluck Milch, dessen echter Geschmack einstens sogar einen verdächtigen Eindruck gemacht hatte, nun aber wie die Ruhe des Paradieses durch die Kehle strömte; ein Gebirgsbahnhof, vor dem in der Morgenkühle die Hoteldiener mit Nagelschuhen und golden betrieften Mützen stehn: dumme oder sinnlose Einzelheiten, von denen sich nicht sagen läßt, woher sie kommen, aber sie kommen immer, wenn man von sogenannten höheren Anstrengungen genug hat, und der zu Ende gehende Rechtsstreit war eine solche. Der nicht sehr sympathische Ankläger, der um Ehre und Stellung kämpft – man wirft ihm schmutzige Geschichten vor, und er hat sie wohl auch begangen, aber er fühlt sich trotzdem als das Opfer seiner Entlarver –, hat sich schon seit Wochen in der Rolle des unschuldig Verfolgten eingerichtet, und der Gedanke, daß er entweder sich oder seinen Gegner töten werde, wenn der Prozeß übel ende, hat ihn bei Beginn des Verfahrens dazu verführt, eine Pistole zu sich zu stecken. Er ist sie in den Tagen seither nicht mehr losgeworden und hat dunkel gefühlt, daß sie ihn hindere, sich richtig zu benehmen, denn er hat sie gar nicht ernstlich gewollt, und der Gedanke zu töten, ist ihm nur eingefallen, weil er sich nicht hatte vorstellen können, was er sonst beginnen sollte; denn er ist weder tapfer, noch fühlt er sich jung genug, neu zu beginnen, aber ohne die Pistole würde er entschlossener gewesen sein, den Platz zu verteidigen, den er immerhin bei Beginn des Prozesses noch einnahm, ehe er eine Reihe von Fehlern und Schwachheiten in der Verhandlung beging. Und nun ist es schon seit Stunden gewiß, daß das Ende mit Schande kommen müsse, und als der Richter den letzten Zeugen dieses Tags vorrief, einen Mann, von dem er nur Böses zu erwarten hatte, hat er «Jetzt!» geflüstert und an die Tasche mit dem gleichen Gefühl gegriffen, als müßte er eine Rede halten und könnte sich an kein Wort erinnern. Aber er hatte es wieder sein lassen, und während die Zeit fortschreitet, sucht er sich jetzt von neuem aufzureizen, indem er an seine Frau und seine Kinder denkt, die unschuldig leiden werden, wenn man ihn deklassiert; er spielt aufgeregt mit seinen Händen, und eigentlich spielen seine Hände mit ihm, denn in ihnen steckt noch das, was sie nicht ausgeführt haben, während er sich in seiner Unruhe unversehens statt nach der Ruhe des Todes nach der Ruhe erster Urlaubstage sehnt, wo man aus dem, was heute noch Heute ist, wie aus zu lange getragenen Kleidern steigt.

Sein Widersacher dagegen weiß, was er will, viel besser: er will den Beruf, dem sie beide angehören, von einem «Schädling» säubern, und er tut es mit Plan und Nachdruck, indem er für die ehrenrührigen Vorwürfe, durch die er die Anklage erzwungen hat, den Wahrheitsbeweis führt. Er ist unerschütterlich. Auch er hat zwar nicht mehr den frischen Haß wie am Morgen des ersten Tags, und es beschleicht ihn zuweilen eine Verwunderung darüber, daß er sich auf etwas eingelassen habe, was ihm sonst fern liegt; aber sein lange gesammelter Vorrat an Beweisen ist nicht zu erschöpfen und quillt hinter jedem Einwand von selbst nach, und der ungewohnt würdige Zustand, worin er sich befindet, indem er seinen Beruf gegen einen «Unwürdigen» verteidigt, verleiht ihm ein gewisses Sonntagsgefühl, wenn auch vielleicht nur ein Sonntagsabendgefühl, wo man schon ganz gern an die kommenden frischen Wochentage denkt. Auch die Stimmung im Zuhörerraum, der zum großen Teil von Menschen eingenommen wird, die beruflich mit den beiden Kämpfenden verbunden sind, ist ähnlich. Sie ist beinahe beklommen. Mit jeder Schändlichkeit, die angeprangert wird, wird die Würde spannender, die man erst jetzt fühlt, wo man sie verletzt sieht; die Leute sitzen ruhig und empört, fühlen sich zu ihrer Empörung berechtigt, aber da diese mit jeder halben Stunde höher steigt, wird ihnen so unberechenbar zumute, wie wenn man den Boden nicht mehr unter sich sieht. Der «Nichtswürdige» fühlt es; auch die Auffassung des Richters ist kaum noch zu ändern. Er sieht seinen Widersacher vor dem Fenster als einen festgeschlossenen Körper stehn und haßt ihn bis in den Mund, leistet aber kaum noch Widerstand. In diesem Augenblick ist keiner im Saal, der nicht der Meinung wäre, die nächste und letzte halbe Stunde werde das vollenden; das Verfahren erinnert irgendwie an die letzten Manöver, die ein Dampfer macht, um an einer Brücke anzulegen, worauf nicht anderes folgen kann als das Überwerfen und Festmachen der Seile und das Hinüberschieben des Stegs. Auch der Geächtete ist davon überzeugt und fühlt, daß es nun für alles, was er tun könnte, zu spät sei.

Und gerade da springt der Augenblick aus der Reihe, brechen sechs Augenblicke, sechs Schüsse aus. Ein wirbelndes Zeitstück. Niemand weiß mehr, wie es sich losgerissen hat, nachdem es vorbei ist. Der Unentschlossene, die ausgeschossene Pistole in der Hand, befindet sich stumm in einer Stellung, als fürchte er Schläge von dem, der unter seinen Schüssen zusammengebrochen ist; plötzlich aber wendet er sich mit erhobener Waffe dem Richtertisch zu und ruft zweimal: «Herr Richter, es ist zu spät, es ist zu spät!» Der Richter stiert der Pistole entgegen und brüllt: «Legen Sie das fort!» Endlich gelingt es auch den Wachebeamten, ihre Sohlen vom Boden zu lösen und sich auf den Mörder zu stürzen. Als sie ihn erreichen und an den Schultern packen, sinkt er aber in sich zusammen, und man muß ihn erst eine Weile auf einer Bank sitzen lassen, wo er stumm vor sich hin stiert, ehe man ihn abführen kann. Der Tote liegt mit dem Gesicht zur Erde und hat unter sich eine kleine Blutlache. Die Zuhörer sind über die Bänke gesprungen und umgeben ihn; einer von ihnen sucht immer wieder dem Leichnam den Kopf zu heben, Blut rieselt ihm über die Finger; aber als der Mörder ab- und vorbeigeführt wird, läßt er den Kopf fallen, springt auf, stürzt zwei Schritte hinterdrein und schreit: «Mörder!» Ein zweiter bleibt hocken, aber er hebt die Hände mit gespreizten Fingern und schreit auch «Mörder!» Und auch aus anderen beginnt der ungewöhnliche Zustand, in dem sie sich schon vorher befunden haben, zu schreien, minutenlang, nachdem ihn die Schüsse zerrissen haben.

Der Mörder aber beginnt bei dieser scheinbar höchst zwecklosen Feststellung plötzlich zu zittern, und es fangen Tränen an ihm aus den Augen zu laufen, was in den Zustand aller etwas Natürliches zurückbringt, so daß sie sich nun rasch ernüchtern.

[ < ]

**Quer durch Charlottenburg**

[27. März 1932]

### **Höfe am Kurfürstendamm**

Noch ist in den Straßen das einzige in Baumhöhe schwebende Grün das der Verkehrsampeln, und das hat etwas Vorjähriges, beinahe Geisterhaftes, wenn es lebhaft vor drei wartenden Wagen flattert, als stürmten noch ihrer hundert dahin. Sehr herbstlich sind auch die roten Blätter, auf denen geschrieben steht, daß Haus an Haus Wohnungen zu vermieten sind. Aber in den Höfen der zackigen Wohnburgen merkt man den Frühling an der Mauerkrätze. In großen Stücken ist der Bewurf von den Hauswänden abgeblättert, es hat ausgesehen wie ein fressender Ausschlag, und nun scheint die Sonne in die Wunden. Bloß die Kamine, die brüderlich am Dach stehen, haben noch ihre Farbe aus guten Zeiten, und an diesem weißlichen Ziegelrot merkt man, wenn die Sonne darauf scheint, wie fest das Blau des Himmels in den letzten Wochen geworden ist. Sinkt dann der Blick aus diesem Spiel der Weiten die Wände hinab, so sind sogar die abgeblätterten Flecke an den Mauern imstande, ein blühendes Leben vorzutäuschen, das sich entfaltet.

### **Tiergartenrand**

Die Farbe des frühen Frühlings ist braun, in unzähligen Abstufungen von der farbblinden Fahlheit des Grases bis zum strahlenden Braun des Wassers. Nur die nackten Äste der Trauerweiden setzen scharfe, peitschendünne grüne Striche in die Natur. Ein roter Fleck, er ist nichts als der rot gestrichene Kopf eines Holzpfostens, wirkt zwischen schütterem Gebüsch wie ein blühender Strauch, ein aufgebrochenes Blumenbeet: das Herz erschrickt vor ihm, und verrät, daß es voll einer Bereitschaft ist, die der des Schiffchens ähnelt, das «unter Dampf» vor der Schleuse liegt: die gemütliche kleine Kaffeemaschine hat ihren alten Rumpf und den Schornstein mit frischen roten und weißen Streifen bemalt, denn mit jedem beginnenden Frühling macht sie sich auf eine große, fast ein Jahr dauernde Reise, obwohl diese ein Jahr wie das andere bloß zwischen Charlottenburg und Stralau hin und her führt.

### **Charlottenburger Schloß**

Als der junge Schaffner an der Frage, wo wir aussteigen sollen, Fremde in uns zu erkennen glaubt, gibt er uns den freundlichen Rat: «Versäumen Sie nicht, das Mausoleum zu besichtigen: der Reflex dort ist wundervoll, das ist der schönste Reflex von Berlin!» Ich glaube, daß in dieser Auskunft das Wesen aller Berühmtheit und Sehenswürdigkeit in engster Verdichtung beschlossen liegt.

Jedoch wollen wir nicht das Mausoleum wiedersehen, sondern den Park, und vor dem hängt ein Zettel: «Wegen Unpassierbarkeit der Wege heute geschlossen.» Wochenlang hat es kein



Unwetter gegeben, und augenblicklich fühlt man sich in das Jahrhundert einer achtsamen Obrigkeit zurückversetzt, die den Bürger vor Gefahren schützt, die verborgen irgendwo auf ihn lauern, da auch das Auge, so weit es reicht, die Wege bloß in schönster Ordnung sieht. In solchen Fällen macht der heutige Mensch einen Umgehungsversuch. Der führt zunächst am Kaiser Friedrich-Denkmal vorbei, wo auf den Steinbänken, einer neben dem anderen, Menschen mit vorgestreckten Beinen und dem Himmel dargebotenen Gesicht sitzen: das Ganze, als ob der Schwung einer Hand Blumen mit lang abgeschnittenen Stengeln über die Bänke gestreut hätte. Weiterhin läßt sich vom Tegeler Weg aus wahrnehmen, daß auch das Innere des Schloßparks so trocken wie eben ist, doch wird nun die Aufmerksamkeit bald nach der anderen Seite abgezogen, wo in eklektisch-romanischem, aber immerhin wuchtigem Baustil ein Landesgericht dräut, mit dem in Stein gemeißelten Spruch über dem Eingang: Suum cuique. Das heißt: Jedem das Seine, und ist ein guter, alter, preußischer, also auch ein sehr gerechter Spruch; löst aber in der Frühlingssonne das Bedenken aus, ob da nicht mancher das Seine, wenn es aus etlichen Gefängnisjahren besteht, gern für weniger hergäbe.

### **Siemensstadt**

Nachdem man den Unterschied von Gerechtigkeit und Selbstgerechtigkeit erwogen hat, befindet man sich auf einem Laubengelände, das, höflich ausgedrückt, nach Kreislauf der Natur riecht; es schimmert aber dafür in allen Farben, die zwischen Rosa und Dunkelblau liegen. Links fließt nahe hinter gewöhnlichen Fabrikhöfen die Spree, rechts ruht der plötzlich breit gewordene Himmel auf den zauswipfligen Bäumen der Heide, gerade voran aber wächst etwas ins Übermenschliche, oder wenigstens ins Übereuropäische, höher als ein Haus, breiter als ein Turm, aufgerichtet über Schienensträngen und Röhrenleitungen: eins der Werkgebäude von Siemensstadt. Je näher man kommt, desto stärker wird der Eindruck; steht man endlich nahe davor, so findet sich an diesen rötlichen Flanken nichts als ihr zweckvoll aufsteigendes Leben: Trotzig, vielleicht sogar etwas protzig (in seiner gebietenden Aufgerecktheit; aber ohne ein wenig Protzerei ist Monumentalität wohl überhaupt nicht zu denken), zeigt das schöne Riesenkind der Technik und des Aktienkapitals seinen athletisch ebenmäßigen Leib dem Himmel.

Hinter ihm versteckt: das eigentliche Siemensstädtchen: ein bescheidenes Wesen für sich, deutsche Kleinstadt anno 90, mit Lohengrinarchitektur und neueren Zusätzen.

### **Die kleine Kolonie**

Wo man auf den Anschluß warten muß, steht man noch unter der Erde; wenn dann die Bahn ans Licht tritt und nur die Wipfel freistehender Föhren sich in den Himmel teilen, hat man kein anderes Gefühl, als wenn in der Schweiz oder in Tirol nach einem Tunnel die Paßhöhe kommt und die starke Luft durch das geöffnete Fenster schlägt. Es ist anzunehmen, daß wahre Kolonisten jeden Tag, wenn sie «aus der Stadt» zurückkehren, diesen Augenblick erleben. Der bedeckte Tag, die eisgraue Wolkendecke, der zugefrorene kleine See, die Gassen, die dafür schon feucht sind, der Blick auf die nachrückenden Fabrikchlote, der vom Bauen aufgewühlte Sand: nichts hindert daran, sich auch hier den Frühling vorzustellen. Die Fesseln der Stadt sind zerbrochen, der Mensch steht in etwas dünn Unendlichem. Man spürt es, wenn man auch «nur so» herausgekommen ist, und irgendetwas Besonderes muß ja auch wohl dieser wunderlichen Illusion zugrunde liegen, die die Stadt hinter dem Wald her treibt wie ein Kind hinter einem

Vogel, den es berühren möchte und immer weiter verscheucht.

[ < ]

## **Glossen 1921–1932**

glossen 1921–1932

[ < ]

- ▷ Stilgeneration oder Generationsstil
- ▷ Johann Strauss als Riese
- ▷ Stilgeneration und Generationsstil
- ▷ Der letzte Ritter
- ▷ Das verbrecherische Liebespaar Die Geschichte zweier unglücklicher Ehen
- ▷ Sittenämter
- ▷ Kriegsdämmerung
- ▷ Zivilisation
- ▷ Ein Beispiel
- ▷ Kehrseite einer Anekdote
- ▷ Intensismus (Aus einem unveröffentlichten Kunsthandbuch für reichgewordene Leute)
- ▷ Geschwindigkeit ist eine Hexerei
- ▷ Als Papa Tennis lernte
- ▷ Blech reden

- ▷ Kunst und Moral des Crawlens

### **Stilgeneration oder Generationsstil**

*[14. Mai 1921]*

Wenn man als junger Mensch zum erstenmal in berühmte Städte kommt und Gothik sieht und Barock und was immer es gibt, das zu bewundern man anscheinend ins Leben gesetzt worden ist, so hat man das sehr deutliche Gefühl, daß einen das alles im Grunde nichts angeht. Nicht, als ob das nicht schön wäre; aber Schönheit ist offenbar etwas sehr Umständliches, mit sehr viel Überflüssigem, Zufälligem, ja Groteskem verbunden. Man mißtraut den Entzückungen der Erwachsenen daran nicht minder, als ob sie einem einreden wollten, Mumienschnitzel seien eigentlich die kräftigste und gehaltvollste Kost; man wittert irgend eine Verlogenheit, Verlegenheit, Rederei. In der Tat ist es durchaus nicht die ursprüngliche Reaktion, eine alte Schönheit schön zu finden, sondern das eingeborene und natürliche Verhalten ist, sie alt zu finden. Ich halte es durchaus nicht für paradox, die Liebe zum Vergleich heranzuziehen: ein gerader junger Mensch wird von einer schönen fünfundfünfzigjährigen Frau niemals sagen, diese ehrwürdige Kathedrale sei etwa schön (breit und ruhig die großen Formen, gothisch filigran das kleine Faltenwerk im Gesicht), sondern er stellt flüchtig fest, sie ist alt, und wahrscheinlich wird er weiter überhaupt nichts sagen, denn was nicht zu ihnen gehört, kommt für junge Menschen nicht in Betracht. Wenn man mit einem talentierten jungen Römer spricht, so kann man sicher sein, daß er für Amerika oder Berlin schwärmen wird, und das antike wie barocke Rom erscheint ihm als eine Unaufgeräumtheit, eine skandalöse Rückständigkeit der Straßenreinigung, welche palastgroße Trümmer zurückgelassen hat. Um zur Kunst zu finden, ich möchte fast sagen um zu ihr einzulenken, muß man sich erst mehrfach die Seele gebrochen haben. Die Städte, die sich die Jugend bauen möchte, solange sie ganz auf sich vertraut, müßten ganz anders sein als alle Städte, die es gibt, um dem Weltgefühl zu entsprechen, das sie in ihrem Innern fühlt. Jugend beginnt mit einem Urwiderstand gegen jede Tradition.

Aber natürlich liegt es ihr schwer auf der Zunge und den Händen. Jeder Künstler weiß, wie selten es gelingt, einen Einfall wirklich so auszudrücken, wie man ihn meint, und wie viel schwerer ist es, die Grundgefühle des Ich aus ihrer Inwendigkeit zu befreien. Ist man auf der Höhe des Lebens nicht entfernter von ihnen als beim Beginn, darf man sich Glück wünschen. Und anständige Jugend ist hilflos; vor ihr liegt das ungeheure Gebiet der Gedanken, sie weiß nicht, von welcher Seite sie es betreten soll, um am raschesten tief hinein zu kommen; die Hilfen, welche ihr unsere Erziehung und Schule bieten, sind meist verkehrt oder ihren Bedürfnissen nicht angemessen. Es ist also sehr verständlich, daß der junge Mensch jedem nachläuft, der sich den Anschein gibt, ihm die Zunge lösen zu können, ihm zu seinem Ausdruck zu verhelfen. Das ergibt die Stile der Generationen, welche wie die Moden einander ablösen.

Aber es ist richtiger, statt von Generationsstilen von Stilgenerationen zu sprechen. Wir haben die Sache ja mehrmals mitgemacht. Jedesmal war eine neue Generation da, behauptete eine neue Seele zu haben und erklärte, für diese neue Seele nun auch den gehörigen Stil finden zu wollen. Sie hatte aber keine neue Seele, sondern nur so etwas wie ein ewiges Weichtier in sich, dem keine Schale paßt, auch die zuletzt ausgebildete nicht. Das zeigt sich immer zehn Jahre später.

Um 1900 konnte man noch glauben, daß Naturalismus, Impressionismus, Dekadence, und heroischer Immoralismus all-eines seien, verschiedene Auswirkungen einer neuen Generation; um 1910 wußt man bereits – was Alfred Kerr, soweit es den Naturalismus betrifft, viel früher gewußt und vorausgesagt hat – daß die ganze Gemeinsamkeit nur darin bestand, daß viele Leute um das gleiche – Loch, um das gleiche Nichts herumgestanden waren; und heute sind von der ganzen Generationsseele nichts als ein paar Einzelseelen übrig geblieben, welche die alphabetische Ordnung im Kürschner ganz gut vertragen oder mit Erfolg die Unterschiede zwischen Künstlerhaus und Sezession verwischen. Ich könnte Gründe dafür anführen, daß es mit dem Expressionismus kaum anders gehen wird.

Kant sagt vom Genie, worunter er den Künstler versteht (daß bei dieser Stelle nicht alljährlich einige Philosophieprofessoren vom Schlag gerührt werden, ist mir unverständlich!), daß es «exemplarische» Werke schaffe, die zur «Nachfolge», nicht zur Nachahmung reizen. Die Stilgeneration ist immer eine solche Nachfolge, eine seelische Angelegenheit; allerdings nicht das plötzliche Dasein einer neuen Seele, wohl aber das Hinzufliegen und von allen Dächern Stürzen der Tauben, wenn am leeren Platz einer steht und Futter streut. Irgend ein Gestus, ein äußerer oder ein innerer, ist gefunden worden, irgend eine Technik, mit deren Hilfe man sich ein Scheinich einschiebt, das zwischen dem nebelhaften eigenen und dem unbefriedigenden der früheren Generationen liegt. Man ist zum Beispiel dekadent und alles geht von diesem Augenblick an herrlich und wird einem leicht; die größten Kraftmeier vermögen innerlich mehr zu stemmen, wenn sie es nun mit müdem Lächeln tun; umgekehrt ist heute, in einer lyrischen Oh Ruck!-Periode selbst der Schwächling nur seiner gummösen Seele froh, wenn sie im Jargon eines Weltenstammklubs spricht. Warum das so ist, weiß ich nicht, es ist ein Geheimnis; die Menschen finden ihre persönliche Einzelseele nicht und adoptieren die nächste ihnen einigermaßen passende Gruppenseele, das wird wohl das Geheimnis sein. Natürlich kann man sagen, das ist Mode; aber es ist eine Mode aus innerster Menschennot. Es wird viel geschwindelt, aber immerhin ist unter den Ursachen dieses Schwindels auch ein kleiner Abgrund.

In einen Satz gebracht: man wird stylisch, aber man gebiert nicht auf geheimnisvolle Weise einen Stil; Stil wird immer von den Nachläufern gemacht; wenn sie ganz weit hinterdrein laufen, so daß sie die Spitze nicht mehr sehen, werden sie Vorläufer. Übrigens hat in dieser Frage gerade die Kunstgeschichte ein kleines Unheil angerichtet, indem sie die Hochstile viel mehr dem Bewußtsein präsentierte als die Übergänge und dadurch zu dem Glauben verführte, Stile seien Symbole von Kollektivseelen, die mit einmal auf geheimnisvolle Weise da sind. Seither sucht jede Stilgeneration ihren Generationsstil, Eigentlich sucht sie sich selbst. Aber so wie ein Münchhausen, der sich am Zopf aus dem Wasser ziehen und gleichzeitig oben am Ufer warten möchte, bis er zum Vorschein kommt.

[< ]

### **Johann Strauss als Riese**

[6. Juli 1921]

Heimatkunst: das ist das Vereinsbanner der Leute, die das Wimmerl im eignen Gesicht erhabener dünkt als der Monte Rosa auf Schweizer Gebiet. Es gibt sie bei allen Nationen; ich fühle nicht mit ihnen, was sie aber nicht gehindert hat, sich wie ein Ausschlag in sämtlichen Landesfarben zu

verbreiten. Ich möchte deshalb auch nicht gerade Wien die Berechtigung bestreiten, das sich in diesen Tagen ein Johann Strauß Denkmal gesetzt hat, obgleich es, soviel ich weiß, noch kein Hebbel Denkmal besitzt. Jedoch waren die unfreiwilligen Enthüllungsfeiern, die sich dabei vollzogen haben, bemerkenswert. Wenn eine Zeitung schreibt: «Johann Strauß, das ist Wien im Fortschreiten, das ist das arbeitende und schaffende Wien, wo die Ringstraße entstand, wo die Universität zum Glanze stieg, wo das Parlament die Geister befreite und das Bürgertum in prächtigen Persönlichkeiten Triumphe feierte ...» so kann ich noch beipflichten, denn ich bin nicht ganz frei von Bosheit, wenn ich mich auch nie aus eigenem zu sagen getraut hätte, daß Politik und Wissenschaft einen leichten Johann Strauß Einschlag haben. Wenn aber insgesamt dieser Familienfeier mehr Zeitungsraum geopfert wurde als allen großen Kunsterscheinungen gemeinsam, wenn Strauß zu den kostbarsten Besitztümern Wiens gezählt wurde, für den die höchste Ehrung Österreichs «gerade hoch genug» sei, und im Angesicht des Staatsoberhaupts konstatiert wurde, daß eine gerade (vermutlich aufsteigende) Linie von Mozart zu Strauß führe, mit Schubert und Beethoven als Nachbarn, so muß man schlicht und trocken die Proteststimme des andren Wiens zu Protokoll geben, das mit solchen Geschmacklosigkeiten nichts zu tun hat. Mehr wäre zuviel; oder man müßte eine Kulturgeschichte und vermutlich nicht nur Österreichs schreiben.

Die gekränkten Denkmalskomitatschis werden mich gewiß zu den hochmütigen Nörglern rechnen, wenn sie hören, daß ich zwischen Walzer und Niggertanz keinen so großen Unterschied bemerken kann. Auch nicht zwischen diesen beiden und Eis im Osten oder Kuglerbonbons. Ich würde allen ihren Erfindern Denkmäler setzen. Diese Kunstwerke für alle haben eine unglaublich große seelische Bedeutung, sie entriegeln die Seele, machen gedankenlos glücklich und sind heute vielleicht überhaupt die einzigen Sinnbilder der Universalität und menschlichen Gemeinschaft. Man könnte wunderbare Denkmäler für sie schaffen, voll schonungsvoller Ironie der Seele gegen die Eingeweide. Nur müßte man das bei den Enthüllungen dem andächtig aufnehmenden Volk sagen und man sollte es auch den Denkmälern anmerken. Sonst kommt es dahin, wohin es eben kommt, daß Anzengruber und Nestroy, die ich beide sehr schätze, für große Dichter gelten, was sie nicht im geringsten sind. Auch das von Hellmer für Johann Strauß geschaffene Denkmal prästiert Feuersbrunst statt Feuerwerk, besonders in den leidenschaftlich umrahmenden Figuren. Man nähert sich in argloser Jausenausflugsstimmung und glaubt sich plötzlich auf den Weg nach Emaus geraten.

[ < ]

### **Stilgeneration und Generationsstil**

*[4. Juni 1922]*

Wenn ein junger Mensch zum erstenmal in berühmte Städte kommt und Gotik sieht und Barock und was dergleichen es gibt, das zu bewundern man anscheinend ins Leben gesetzt worden ist, so hat er das sehr deutliche Gefühl, daß ihn das alles im Grunde nichts angeht. Beileibe nicht, daß es nicht schön wäre; aber Schönheit ist offenbar etwas sehr Umständliches und mit sehr viel Überflüssigem, Zufälligem, ja Groteskem verbunden. Er mißtraut den Entzückungen der Erwachsenen daran nicht minder, als ob man ihm einreden wollte, Mumienschnitzel seien die ideale und gehaltvollste Kost; er wittert irgendeine Verlogenheit, Verlegenheit und Rederei. In

der Tat ist es durchaus nicht die ursprüngliche Reaktion, eine alte Schönheit schön zu finden, sondern das eingeborene und natürliche Verhalten ist, sie alt zu finden. Ich halte es durchaus nicht für paradox, die Liebe zum Vergleich heranzuziehen: ein gerader junger Mensch wird von einer schönen fünfzigjährigen Frau niemals sagen, die breiten, ruhigen Formen und das Filigran des Faltenwerks dieser ehrwürdigen Kathedrale seien schön, sondern er wird flüchtig feststellen, sie sei alt, und wahrscheinlich wird er überhaupt nichts sagen, denn was nicht zu ihnen gehört, kommt für junge Menschen nicht in Betracht. Wenn man sich mit einem talentierten jungen Römer über Städte unterhält, so kann man sicher sein, daß er für Amerika oder Berlin schwärmen wird, während ihm das antike und barocke Rom als eine Unaufgeräumtheit erscheint, eine skandalöse Rückständigkeit der Straßenreinigung, welche palastgroße Trümmer zurückgelassen hat. Um zur Kunst zu finden, ich möchte fast sagen, um zu ihr einzulenken, muß man sich erst mehrfach die Seele gebrochen haben. Die Städte, die sich die Jugend bauen möchte, solange sie ganz auf sich vertraut, müßten ganz anders sein als alle Städte, die es gibt, um dem Weltgefühl zu entsprechen, das sie als Urwiderstand in sich empfindet.

Aber natürlich liegt es ihr schwer auf der Zunge und den Händen. Jeder Künstler weiß, wie selten es gelingt, einen Einfall wirklich so auszudrücken, wie man ihn meint, und wieviel schwerer ist es, die Grundgefühle des Ich aus ihrer Inwendigkeit zu befreien. Ist man auf der Höhe des Lebens nicht entfernter von ihnen als beim Beginn, darf man sich beglückwünschen. Und anständige Jugend ist hilflos; vor ihr liegt das ungeheure Gebiet der Gedanken, sie weiß nicht einmal, von welcher Seite sie es betreten soll, um am raschesten tief hineinzukommen; die Hilfen, welche ihr Erziehung und Schule bieten, berühren kaum das Innere. Es ist also sehr verständlich, daß der junge Mensch jedem nachläuft, der den Anschein hat, ihm die Zunge lösen zu können, ihm zu seinem Ausdruck zu verhelfen. Das ergibt die Stile der Generationen, welche wie Moden einander ablösen.

Aber es ist richtiger, statt von Generationsstil von Stilgenerationen zu sprechen. Wir haben die Sache ja mehrmals mitgemacht; jedesmal war eine neue Generation da, behauptete, eine neue Seele zu haben, und erklärte, für diese neue Seele nun auch den gehörigen Stil zu finden. Sie hatte aber gar keine neue Seele, sondern nur so etwas wie ein ewiges Weichtier in sich, dem keine Schale ganz paßt; auch die zuletzt ausgebildete niemals. Das zeigt sich immer zehn Jahre später. Um 1900 glaubte man, daß Naturalismus, Impressionismus, Dekadenz und heroischer Immoralismus verschiedene Seiten einer neuen Seele seien; um 1910 glaubte man bereits (was nur einige Beteiligte, so Alfred Kerr, schon vorher gewußt hatten), daß diese Seele ein Loch war, von dem eben nichts als die Seiten wirklich sind; und heute sind von der ganzen Generationsseele nichts als ein paar Einzelseelen übrig geblieben, welche die alphabetische Ordnung im Kürschner und im Katalog der Glaspaläste ganz gut vertragen. Es gibt Gründe dafür, daß es mit dem Expressionismus nicht anders gehen wird.

Kant sagt vom Genie – worunter man damals noch den Künstler verstand –, daß es «exemplarische» Werke schaffe, die zur «Nachfolge», nicht zur Nachahmung reizen. Die Stilgeneration ist immer eine solche seelische Nachfolge; allerdings nicht das plötzliche Dasein einer neuen Seele, wohl aber das Hinzufügen und Von-allem-Dächern-stürzen der Tauben, wenn am leeren Platz einer steht und Futter streut. Irgendein Gestus, ein äußerer oder innerer, ist gefunden worden, irgendeine Technik, mit deren Hilfe man sich ein Scheinich einschiebt, das zwischen dem nebelhaften eigenen und den unbefriedigenden der früheren Generationen liegt. Man ist zum Beispiel dekadent, und alles geht von diesem Augenblick an herrlich und wird einem leicht: die größten Kraftmeier vermögen innerlich mehr zu stemmen, wenn sie es nun mit müdem Lächeln tun; umgekehrt ist heute, in einer lyrischen Oh-Ruck!-Periode, selbst der

Schwächling nur seiner gummösen Seele froh, wenn sie im Jargon eines Weltenstemmklubs spricht. Warum das so ist, vermag man nicht zu sagen, es ist ein Geheimnis; die Menschen finden ihre persönliche Einzelseele nicht und adoptieren die nächste ihnen einigermaßen passende Gruppenseele, das wird wohl das Geheimnis sein. Natürlich kann man sagen, das ist eine Mode; aber es ist eine Mode aus innerster Menschennot. Es wird viel geschwindelt dabei, aber immerhin ist auch ein kleiner Abgrund in der Nähe.

In einen Satz gebracht man wird «stylish», aber man gebiert nicht auf geheimnisvolle Weise einen neuen Stil: Stil wird immer von den Nachläufern gemacht; wenn sie ganz weit hinterdreinlaufen, so daß sie die Spitze nicht mehr sehen, werden sie Vorläufer. Übrigens hat in dieser Frage gerade die Kunstgeschichte kein kleines Unheil angerichtet, indem sie die Hochstile viel mehr dem Bewußtsein präsentierte als die Übergänge, und dadurch zu dem Glauben verführte, Stile seien Symbole von Kollektivseelen, die mit einemmal auf geheimnisvolle Weise da sind. Seither sucht jede Stilgeneration ihren Generationsstil. Eigentlich sucht sie sich selbst. Aber so wie ein Münchhausen, der sich am Zopf aus dem Wasser ziehen will und gleichzeitig am Ufer oben warten möchte, bis er zum Vorschein kommt.

[ < ]

### Der letzte Ritter

[16. März 1923]

Daß weder Kaiser Maximilian, noch Don Quijote die letzten Ritter gewesen sind, welche der Verbürgerlichung unsrer menschlichen Gesellschaft standgehalten haben, zeigte ein Prozeß, der das Gericht der weiland kaiserlichen Stadt Wien in diesen Tagen beschäftigt hat.

Held des Prozesses, im wahren Sinn dieses Worts, den es also noch gibt, nicht nur Kläger war Adalbert *Graf* Sternberg. In Prag wohl nicht unbekannt, ist er in Wien erinnerlich als eine seltsame Erscheinung des einstigen Abgeordnetenhauses; er war eines der wenigen Mitglieder dieser Versammlung das nicht nur die anderen beleidigte, sondern sich auch von ihnen beleidigen ließ und dann Genugtuung mit der Waffe forderte; seine Duellaffären fielen ebenso auf wie seine Reden, die eine ursprüngliche Eigenart, der man die Begabung nicht absprechen konnte, mit vollkommener Unkenntnis der Zeitumstände verbanden. Man konnte sagen: er war seiner Zeit – zurück; er hantierte mit den sie bewegenden Gedanken und Fragen wie ein Kind, das seltsamen Gebrauch von den Geräten der Erwachsenen macht, aber es schien ein Knabe von überdurchschnittlicher Größe zu sein. Als nach dem Umsturz Not und andre Erscheinungen von gleichem Gewicht das öffentliche Bewußtsein füllten, schwand er aus dem Gedächtnis, um nun eine Wiederkunft zu feiern, welche die ganze Fülle der inzwischen verstrichenen, nach Jahren doch gar nicht so langen Zeit fühlen läßt.

Seine Gegner sind Herren des Jockeiklubs, den es also auch noch gibt, während man doch fürchten durfte, er habe sich längst in eine Aktiengesellschaft oder in eine Volksbildungseinrichtung umgewandelt. Es existiert aber, besitzt noch immer ein Komitee für Ehrenangelegenheiten (das sogar noch Komitee und nicht Ausschuß heißt, wie zur Zeit, als zu deutsch zu sprechen ein Zeichen unpatriotischer Gesinnung war), besitzt auch eine Ehrengerichtspraxis, die zur Zeit des Grafen Sternberg recht lebhaft gewesen zu sein schien, und

man kann mit ihrer Hilfe aus dem Klub hinaus-«ballotiert» werden, wie es dem Kläger schließlich widerfuhr, der dagegen, da alle ritterlichen Mittel sich ihm versagten, den Schutz der Gerichte anruft. Ich glaube, es bedeutet nicht, in ein schwebendes Verfahren einzugreifen, wenn man sagt, daß ein gewaltsamer Ausschluß, außer in einer Gesellschaft von Asketen, immer etwas Beleidigendes an sich hat, ob er berechtigt ist oder nicht, und die Auflehnung dagegen verdient keinen Spott; der zweifellos komische Anachronismus, welcher dem Ehrenhandel trotzdem anhaftet, kann also offenbar nur an den Umständen liegen, unter denen er sich vollzieht.

Man versuche doch, sie vorurteilslos zu betrachten! «Eine hochgestellte Dame» heißt es in einer Satzschrift – und diese zwei Worte «hochgestellte Dame» blicken wie zwei Pyramiden in die Gegenwart, obgleich sie nicht seit viertausend, sondern erst seit vier Jahren der Vergangenheit angehören! – eine hochgestellte Dame also hatte den Kläger gebeten, ihr im Kampf um ihre Kinder als «Ritter» beizustehen, und eine solche Bitte zu verweigern, ist nach Ehrenkodex Ristow (Artikel 8) ein Grund der Waffenehre verlustig zu werden. Ich glaube, das natürliche Empfinden, das ja unnatürlich und deshalb romantisch ist, wird dabei immer auf Seiten der Dame und der Verpflichtung ihres Ritters sein, wenn auch die Alltagspraxis gern einen Umweg macht, für den sie die ebenso natürliche Erklärung bereit hält, daß man sich in fremder Leute Angelegenheiten nicht mischen solle. In der Praxis geht das auch ganz gut, denn sie hat dafür die zweckmäßige Teilung, daß man den einen Grundsatz ausspricht und nach dem andren handelt, die ganze Schuld liegt also am Kodex Ristow (Artikel 8), welcher diese Weggabelung mit der Drohung versperert, der Waffenehre verlustig zu werden. Dieser Kodex wird den Ägyptologen des 80. Jahrhunderts schweres Nachdenken bereiten, um ihn in Einklang mit ihren übrigen Vorstellungen vom 20. Jahrhundert zu bringen, und anscheinend war er es auch, welcher den Kläger Sternberg, die Beklagten des Jockeiklubs, deren Freunde im Wiener Klub, dessen Freunde in der Prager Adelsressource und das dessenderentete einstige Honvédoberkommando in einen einzigen Gordischen Knoten verwickelte, den mit dem Schwert zu lösen, eben jener Kodex Ristow gerade in diesem Fall verbietet, wenn man seine Bestimmungen mit jener Strenge auslegt, die in solchen Angelegenheiten unerläßlich ist und vom Grafen Sternberg gefordert wird.

Es wird also wohl ein bürgerlicher Richter die Arbeit leisten müssen, zu entscheiden, ob wirklich ein «Herr» sich nicht einer Generalversammlung unterwerfen dürfe, ob die Ehrenpraxis des Wiener Jockeiklubs korrekt sei oder nicht, ob eine «Forderung zum Zweck der Errichtung eines einseitigen Protokolls» und viele andre Einzelheiten Verletzungen des Ehren- und Duellkodex einschließen oder nicht. Es ist bloß zu hoffen, daß dieser Richter einstmals Farbenstudent gewesen ist, damit er das wünschenswerte Interesse für seinen Fall aufbringt und sich nicht fürchtet, als sei er in eine Gespensterversammlung geraten. Dieser Vorwurf trifft nicht den ritterlichen Grafen, der auf seinem Platz, auf den ihn Gott gestellt hat, nur tut, was Kohlhaas unter dem Beifall von Generationen auf dem seinen getan hat. Bloß wenn man bedenkt, welche Wichtigkeit und Bedeutung eine solche Angelegenheit noch vor fünf Jahren gehabt hätte, welchen Einfluß die an den Kodex Ristow und an hochgestellte Damen gebundene Welt damals noch über die nach dem bürgerlichen Gesetzbuch lebende gehabt hat, freut man sich über die kleine Drehung, welche die Erde seither davon weg gemacht hat, welche die sympathischen Bemühungen hochgestellter Ehrenmänner komisch wie Bewegungen erscheinen läßt, die Zuspätgekommene auf der Dampferbrücke machen, während das Schiff schon davonfährt.

[ < ]

**Das verbrecherische Liebespaar**  
**Die Geschichte zweier unglücklicher Ehen**



[20. März 1923]

In Berlin ist in diesen Tagen ein Gerichtsverfahren zu Ende geführt worden, das mit Recht die Teilnahme vieler Menschen gefesselt hat und Konflikte zeigte, von denen zu wünschen wäre, daß sich ihnen die Teilnahme der Menschen schon zuwendete, bevor sie im Gerichtssaal enden. Eine Frau Elli K. wurde wegen Totschlags an ihrem Gatten zu vier Jahren Gefängnis verurteilt, ihre Freundin, Frau N., die von dem Versuch des gleichen Delikts an ihrem eigenen Mann freigesprochen wurde, wegen Beihilfe zu eineinhalb Jahren Zuchthaus. Schon die Strafbemessung ist merkwürdig; die Beihilfe wird von einer geringeren Strafdauer, aber von einer schwereren Strafgattung getroffen, man weiß nicht, welches seelische Gewicht stärker drückt, das der Dauer oder das der Art der Strafe, und in dieser Unsicherheit spiegelt sich tatsächlich der psychologische Charakter der Tat.

Elli K., die Tochter einfacher Leute, heiratete sehr jung einen Handwerksmeister und floh nach den ersten Wochen der Ehe ins Elternhaus, voll Entsetzen zurück, dessen Grund man nicht erfährt, weil Schamgefühl selbst in den kritischsten Situationen sie daran hinderte, ihn zu erzählen. Auf allgemeine Maßmaßungen angewiesen, kann man nur zwei Ursachen annehmen: entweder sexuelle Rohheit, wahrscheinlich mit Perversionen auf Seiten des Mannes, oder ungewöhnliche Empfindlichkeit, auf Grundlage inversen Fühlens bei der jungen Frau. Hier hätten in einer zivilisierten Gesellschaft und bei der Bedeutung, die in unserer Ordnung heute noch der Familie zukommt, die Eltern in der Lage sein müssen, mit Rat und Hilfe vernünftig einzugreifen. Statt dessen: Befehl des entrüsteten Vaters, sofort zum Gatten zurückzukehren, Wirkung der Familienautorität, wie so oft, in verkehrter Richtung!

Elli K. kehrt zurück und entflieht nach wenigen Monaten abermals, diesmal zu Freunden; die Scheidungsklage wird eingereicht, aber sie muß wieder zurückgezogen werden, weil die bedrängte Frau nicht mehr imstande ist, dem Anwalt die Schrecknisse anzuvertrauen, die ihr widerfahren sind oder die sie sich vielleicht nur einbildet, weil unter dem Druck der Einschüchterungen, die sie im Elternhaus erlitten hat, auch aus leichten Verletzungen längst ein schweres seelisches Trauma geworden sein kann. Die Ehe des Schreckens, Ekels und Zwanges geht also weiter.

Hier kommt die zweite Wendung, die wie die ganze Fortsetzung so typisch ist, als wäre sie aus einer wissenschaftlichen Abhandlung genommen. Elli K. lernt Frau N. kennen, die ebenfalls in unglücklicher Ehe lebt, mit einem brutalen Mann, den sie nach dem Kriege, wohl etwas unüberlegt, geheiratet hat. Zwischen den beiden Frauen entspinnt sich ein Liebesverhältnis; die Wahrscheinlichkeit, daß man in dem Eheabscheu Ellis eine starke lesbische Komponente anzunehmen hat, wird dadurch vergrößert, es muß aber nicht so sein, es kann ein schwacher homosexueller Einschlag wie er fast stets vorhanden ist, auch erst durch die Freundin geweckt worden sein. Wie fast immer in solchen Fällen, begnügt sich das aufbrennende Gefühl nicht mit dem täglichen Beisammensein, und es entsteht daneben noch ein Austausch von leidenschaftlichen Briefen, von denen allein dem Gericht sechshundert vorlagen. Es wird beschlossen, sich von den Männern zu befreien und die Unholde zu töten. Als Mittel wird Gift gewählt, das in unmerklichen täglichen Dosen beigebracht werden soll. Jedenfalls ist in diesem verbrecherischen Verhältnis die Freundin die Führende; das geht schon daraus hervor, daß schließlich Elli K. die Tat vollbrachte, sie aber nicht!

Denn in den Beziehungen solcher Paare ist es erfahrungsgemäß immer der Stärkere, der die Tat nicht tut, während er sie dem Schwächeren, der sich anfangs oft weigert, einredet, nicht kalten Blutes, etwa mit der Absicht, es ihn allein tun zu lassen, sondern weil die gemeinsame Suggestion auf den psychisch Empfänglicheren eben stärker wirkt. Auf diese Weise ist Elli K. das Opfer ihrer Freundin N., aber sie begeht das schwerere Verbrechen. Die Strafbemessung bietet in solchen Fällen immer Schwierigkeiten und die Untersuchungen der juristischen Theoretiker, die sich bemühen, die Unverbrüchlichkeit des Rechts mit der Brüchigkeit seelischer Unterscheidungen in Einklang zu setzen, sind nicht immer ohne Drolligkeit. Wahrscheinlich war hier bei beiden Freundinnen überdies eine gewisse psychopathische Minderwertigkeit anzunehmen, die nicht gleichbedeutend mit einer sozialen zu sein braucht!

Es gibt ein Buch des italienischen Soziologen Scipio Sighele, das in der 1910 erschienenen französischen Übersetzung «Le crime à deux» heißt und hunderte solcher Fälle enthält, die alle fast in der gleichen Weise verlaufen sind. Ich gebe daraus zwei Stellen aus Briefen zum Beispiel, die eine Frau an einen jüngeren Mann geschrieben hat, den sie zum Mord an ihrem Gatten verleitete: «Dienstag ist der Jahrestag des ersten Monats unserer Liebe; ich schicke Dir eine Blume zum Gedenken; ich werde alles, was von mir abhängt, tun, um Dir allein anzugehören (sie mischte dem Gatten Gift in die Speisen!). Oh! wie würde ich wünschen, frei zu sein! Es ist wohl sehr schwer, die Sache (Dynamit, das er dem Gatten ins Jagdgewehr tun sollte!) zu erhalten?» Eine andere Stelle: «Er war gestern krank: ich denke, daß Gott sein Werk beginnt.» Man kann es dem Gefühlsausdruck dieser Stellen entnehmen, wie sich nicht nur das edle Gefühl der Liebe in ein Verbrechen verwandelt, sondern auch wie sich der außen verbrecherische Gedanke innerlich ununterscheidbar als ein edles Gefühl der Liebe anfühlt; man sollte sich bei Verbrechen solcher Art mehr denn je fragen, welchen Teil der Schuld die Gesellschaft an ihnen trägt, indem sie es so weit kommen läßt. Ein energischer Verbrecher enthält zwar mehr Schlechtes als ein schwacher Guter, aber auch mehr Keime des Guten, sagt J. St. Mill.

[ < ]

### Sittenämter

[7. Juli 1923]

Der Staatsbürger hat von Geburt an Augen, Ohren, Mund und Nase; im Alter der Mündigkeit bekommt er jedoch noch ein Organ hinzu, einen Leumund. Dieser ist weder klein, noch groß, weder schön, noch häßlich, sondern polizeilich. Und während man mit dem gewöhnlichen Mund vieles machen kann, Angenehmes und Unangenehmes, kann man mit dem Leumund gar nichts machen, man hat keine Gewalt über ihn; das ist das Gefährliche. Die wenigsten Staatsbürger ahnen, daß ihr zurückgezogenes Privatleben viel gefährlicher ist als irgendein notorisches Verbrechen, wo man weiß, was man will, wieviel man dafür bekommt und wie die Sache heißt.

Ein gar nicht seltener Fall ist bekanntlich der Ehebruch. Wer ihn noch nicht begangen hat, hat doch sicher schon von ihm gehört, denn alle Welt ist voll von Scherzen und Lustspielen über ihn, aber man kann sagen, Gott sei Dank, begehen die Menschen seltener einen Ehebruch als sie davon reden, da vier Menschen nur zwei Ehebrüche begehen können. Man bricht sie im Stillen; aber zuweilen kommt es vor, daß ein Teil Lärm schlägt, und zwar ist es dann immer der Teil, der es doch eigentlich gar nicht wissen sollte, und der kann eine Anzeige machen, und nach den

Gesetzen fast aller Kulturstaaten werden die Ehebrecher bestraft. Als die Staaten noch keine Kulturstaaten waren, zuweilen mit dem Tode; heute mit etwa vierzehn Tagen Arrest. Es ist dies nicht viel, wenn man bedenkt, daß die vorsätzliche und erfolgreiche Anstrengung, eine Auslagenscheibe zu zertrümmern, ungefähr ebensoviel Strafe kostet und weniger Vergnügen macht. Wahrscheinlich würden die Gesetze auch heute noch strenger sein, aber die Ehe ist ein sogenanntes heiliges Gut (wie zum Beispiel auch die Kunst), und da weiß der Staat nie genau, wieviel es wert ist.

Die eigentliche Strafverschärfung besteht auch in etwas ganz andrem, nämlich in eben jenem Leumund, der bei solchen Gelegenheiten eröffnet wird; solche Angelegenheiten sind es, wo er nicht nur sein gewichtigstes Wort spricht, sondern sich geradezu als eine Gewalt entpuppt, welche die Menschen völlig ändert. Ein solcher Fall beginnt gewöhnlich damit, daß eine um die Taille schon etwas willensstark gewordene Dame (mit empörter Zunge, flammendem Busen, gebrochenem Herzen und verletztem Schamgefühl, also körperlich zweifellos so schwer beschädigt, daß sie Anspruch auf öffentliche Unterstützung hat) das «dämonische Weib», das ihr den Gatten geraubt hat, die «Verführerin» vor den Richter zerrt, wo sich die «Schlange» ahnungslos damit verantwortet, daß alles Vorgefallene ja nur platonisch gewesen sei; man darf sagen ahnungslos, denn die wenigsten Frauen studieren Platon, bevor sie zu einem Mann in Beziehungen treten, und verstehen daher unter platonisch bloß einen noch nicht eingetretenen Grad des Unplatonischen, das keines besonderen Studiums bedarf. In diesem Augenblick läßt aber der Richter den polizeilichen Leumund sprechen, den er vom Sittenamt über die «Persönlichkeit der Angeklagten» eingeholt hat, und das Ergebnis ist unter allen Umständen fürchterlich. Der geheimnisumwobene Dämon verwandelt sich in einen Staatsbürger mit Geburts- und Heimatsschein, die Geliebte vielleicht in eine «gewesene Kabarettsschauspielerin»; ich lernte einen solchen Fall kennen, der mit einer Verurteilung endete, obgleich nichts nachzuweisen war und offenbar bloß weil die gewesene Kabarettsschauspielerin danach «Besitzerin eines Kaffeehauses» geworden war, nach Verkauf des Kaffeehauses «keiner ordentlichen Beschäftigung mehr nachging», es vielmehr auf «galante Abenteuer in Vergnügungslokalen» und besonders «auf gut situierte Herren abgesehen» hatte, die sie in ihrer Wohnung «auch zur Nachtzeit» empfangen haben soll. Sie wird keine schutzbedürftige Waise gewesen sein, aber hat sie das fürchterliche Ende verdient, welches das Sittenamt seinem vernichtenden Bericht gab, indem es mit der ganzen Strenge einer irregeführten Behörde ihn damit schloß, daß es trotzdem derzeit keine Handhabe besitze, gegen Frau X einzuschreiten?»

Hier brechen die Grundlagen der persönlichen Moral unter uns ein. Denn das kann jedem passieren: keiner ist davor sicher, wandle er, wie er wolle, daß er dem Sittenamt keine Handhabe bietet, gegen ihn einzuschreiten. Wer hätte nicht einmal Schauspieler werden wollen?! Und wer würde so bald einer Beschäftigung nachgehn, wenn er so glücklich war, ein Kaffeehaus zu verkaufen? Wer hat es noch niemals auf galante Abenteuer in Vergnügungslokalen abgesehen gehabt? Vielleicht sogar schon gutsituierte Damen bei Nacht empfangen? Und wenn er kein Lump ist, werden sogar gutsituierte Herren am hellen Tag bei ihm aus- und eingegangen sein, und also steht unweigerlich er oder das Sittenamt im Verdacht verkehrten Empfindens! Man glaubt natürlich, daß man selbst ein normaler und vielleicht sogar anständiger Mensch sei, aber darin besteht eben der Irrtum. Man hat dem Sittenamt bloß noch nicht «die Handhabe» geboten, sonst ist offenbar längst alles schon beisammen. Man ist nur ein Spieler, den das Schicksal gewinnen läßt, um ihm eines Tags alles abzunehmen. Denn ein Auge des Gesetzes sieht einem zu, man weiß nicht einmal, wo es sein Bureau hat, und dem macht man nichts vor. Eines Tags wird man verleumdet und erkennt sich niemals mehr wieder.

Deshalb ist das Privatleben das Gefährlichste, was es gibt. Es wäre grausam, wollte man ein Mittel gegen diese Gefahr nicht wenigstens andeuten. Es besteht darin, daß man rechtzeitig einen öffentlichen Charakter erwirbt, wenn es selbst ein ganz unbedeutender ist. Denn einen öffentlichen Charakter erkennt das Auge des Gesetzes, weil es selbst von öffentlichem Charakter ist, und nach einer alten Lehre das Auge das Licht nicht erkennen könnte, wenn es nicht selbst aus Stoff des Lichts bestünde. Jeder Amtsdienere hat seinen Personalakt, und steht nichts besonderes über seinen Charakter darin, so hat er eben seinen Amtscharakter; die günstigste aktenmäßig mögliche Aussage über einen privaten Charakter besteht aber darin, daß er nicht vorbestraft ist und auch sonst nichts Nachteiliges wider ihn angegeben werden kann, und da das natürlich ebensogut zu bedeuten vermag, daß er es bisher mit besonderer Tücke verstanden hat, sich den Nachstellungen der Behörden zu entziehen, wird jeder Privatmann selbst einsehen, daß eine stattliche Behörde im Privatmann solange nichts anderes sehen darf als einen noch nicht erwischten Verbrecher, bis er erwischt ist. Eine Ausnahme davon macht höchstens stadtbekanntes Reichtum oder eine persönliche Empfehlung.

Man hat viel über die Ursachen nachgedacht. Sie dürften eine Folge der Erbsünde sein, denn schließlich ist sie schuld, daß soviel Menschen ohne Amtscharakter geboren werden. Es wird besser werden, wenn die Völker Europas auf dem Wege zunehmender Bürokratisierung fortschreiten.

[ < ]

### Kriegsdämmerung

[1. Januar 1925]

Ungarn hat sechzig Generäle pensioniert, aber es kommt von dem gebliebenen Rest immer noch ein General auf je fünfhundert Mann. In Österreich gab's Manöver in diesem Sommer. Wer von den vorhandenen 16000 Söldnern – mehr haben sich nicht zu dem Beruf gemeldet – mitmachen wollte, mußte seine Reisekosten selber bezahlen. Doch gab es ermäßigte Fahrkarten dazu ins Salzkammergut, wo die Manöver stattfanden. Man las, daß der soldatische Geist der Truppen nichts zu wünschen übrig ließ und die Offiziere die Reize der Ischler Esplanade erhöhten. Staatswesen wie Österreich und Ungarn, deren Budget nur das dauernde Defizit kennt, vergeuden mit ihren Armeen eine Menge Geld, das sie gar nicht haben. Daß diese Armeen nicht zum Angriff auf die Nachbarn gehalten werden, das braucht man weder in Wien noch in Pest mit dem großen Ehrenwort zu versichern. Aber auch zu irgend einer Verteidigung des Landes gegen einen feindlichen Einfall sind diese Armeen zu schwach. Ihr Dasein würde nur jeden Einfall militärisch immer rechtfertigen. Schaffte Österreich seine Armee ab, wäre es vor dem Einfall eines Einfalls feindlicher Truppen sicherer als wenn es dagegen eine Wehr parat hält. Denn dadurch wird es ein «militärischer Gegner». Mit guten Gründen, und nur solche gibt es, könnte es seine militärische und kriegerische Kompetenz durch die Auflösung seiner Armee ablehnen und damit ein vortreffliches Beispiel der Abrüstung geben, von der man immer nur redet. Das Beispiel könnte ansteckend wirken. Vielleicht auch auf Deutschland. Will man den Frieden, so muß man etwas tun, nicht nur darüber konferenzieren. Es gibt kein radikales Mittel gegen den Krieg. Weil es kein radikales Mittel gegen die Dummheit, Phantasie und Bestialität des Menschen gibt. Aber es gibt einige Dutzend kleine Mittel, deren keines unversucht bleiben soll. Je schwächer ein Mensch ist,

um so stärker wird er seine geistigen Kräfte ausbilden und auf sie bedacht sein, um in schwierigen Situationen zurechtzukommen. Je stärker er ist, je schwerer seine Faust, um so rascher wird er auf seinen Verstand verzichten, um mit der Faust eine schwierige Sache zu erledigen. Das aber ist nicht Tapferkeit. Sondern der Stumpfsinn der Brutalität. Tapfer war der kleine David, nicht der starke Goliath. Der war nichts als stark, und erledigte damit gar nichts als sich selber.

Kein Staatswesen hat von seiner Armee je behauptet, daß sie zum Angriff gehalten würde. Jedes hat versichert, sie sei nur zur Verteidigung da. Vier Jahre lang haben einige Dutzend Armeen irgendwas gegen irgendwas verteidigt. Nur die eine Tatsache blieb unverteidigt, daß es mit Armeen nichts zu verteidigen gibt, das einen solchen Aufwand von Menschenleben rechtfertigen könnte. Es ist ein Aberglaube, die Abrüstung müßte international beschlossen werden. Die das behaupten, wollen eben bestenfalls von der Abrüstung nur reden. Es kommt aber nur darauf an, daß ein Staat von sich aus erklärt, er verzichte darauf, eine Armee zu halten wegen der völligen Aussichtslosigkeit, sich gegen alle Armeen der übrigen Welt zu verteidigen, wenn es dieser übrigen Welt einfallen sollte, ihn zu überfallen oder gar deshalb zu überfallen, weil dieser Staat eben keine Armee besitze, also gewissermaßen nicht satisfaktionsfähig sei. Und solches als einigermaßen vernünftiges Staatswesen auch gegenüber jedem Staatsrowdytum so wenig zu sein prestiere, wie im privaten Leben ein vernünftiger Mann gegenüber einem Korpsstudenten, der eine «Mensur» haben will. Warum soll ein Staat nicht sagen: ich schlage mich nicht auf Giftgase, denn ich bin nicht sicher, ob ich dabei mit dem Leben davonkomme und habe deshalb auf diesen Modus, Händel auszutragen, verzichtet? Dem deutschen Mannesmut, der rechts in die Kanne, links mit dem Rapier steigt, sei gesagt, daß es Mut, wirklichen Mut zu zeigen, unendlich viele Gelegenheiten gibt. Ohne daß man sich dazu zu stimulieren braucht mit Hohenfriedberger, Fahنشwenken, Trommelwirbel, Schnaps, Zeitungsartikeln, Reden, gefälschten Nachrichten. Man braucht sich den Mut zum Mut nicht erst im Blut des Feindes anzutrinken. Nur die Lieder behaupten, das Soldatenleben sei ein schönes Leben, wenn es auch für eine Weile lustiger sein kann als das Leben eines Bergarbeiters, der der Lockung und Behauptung des Liedes erliegend seine Haue hinschmeißt und: aufs Pferd, Kameraden, aufs Pferd steigen will. Gar bald sieht er sich in einem andern Loch mit einer Gasmasken vor dem Gesicht und pfeift aus einem andern Loch.

Keines der Mittel soll unversucht bleiben, das Eintreten der Unvernunft wie es das Abstellen einer Entscheidung auf das falsche Gottesgericht eines Krieges ist, so weit hinaus als irgend möglich zu schieben. Abrüstung ist ein Mittel. Ein anderes wäre, die Kriegswaffen an der allgemeinen technischen Entwicklung nicht teilhaben zu lassen. Geschieht dies nicht, so ist der künftige Krieg ein solcher einiger hundert mit Giftbomben versehener Luftfahrzeuge gegen die gesamte zivile Bevölkerung eines Landes. Es erübrigt sich also, eine Armee von Infanteristen exerzieren zu lassen. Ein weiteres Mittel ist, den Krieg geschäftlich uninteressant zu machen, wofür man schon aus dem letzten Kriege die Lehre gewinnen kann, daß eigentlich niemand am Krieg profitiert. Im Kriegsfall wären alle Besitzer von Fabriken, Geschäften und alle Landwirte als bloße Angestellte in ihren Betrieben und Tätigkeiten zu erklären, mit einem Einkommen, das ihrem Friedenseinkommen entspricht und sich um keinerlei Kriegsgewinne vermehrt. Unmittelbar, wenn auch nicht im weiteren Ablauf, ist der Krieg mit seinen großen Staatsaufträgen ein Geschäft für alle private Wirtschaft. Die Aussicht auf ein noch größeres Geschäft durch den «Sieg» steigert die Anstrengungen der Geschäftemacher. Daß auch ein «Sieg» nichts einbringt, sondern Verlust bedeutet, ist eine aus dem letzten Krieg gewonnene Erfahrung, die aber für die nächste Generation nicht unbedingt eine zu sein braucht. Denn keine Geschichte beweist irgend etwas für das Künftige. Man wird immer wieder glauben, man würde dem Besiegten diesmal

schon das Fell über die Ohren ziehen. Es gibt noch eine Reihe solcher grober, in die Materie greifender Mittel, von denen man sich, wie die Dinge liegen, mehr erwarten kann als von den moralischen Mitteln, wie sie die Pazifisten empfehlen, die an eine radikale Abschaffung der Kriege glauben, was ihrem guten Herzen alle Ehre macht, aber weniger ihrem guten Verstande. Die Kirche und ihre moralische Macht? In der Encyclica Vehementer nos vom 11. Februar 1906 heißt es: «Es ist eine durchaus falsche und höchst verderbliche Ansicht, die Angelegenheiten des Staates seien von denen der Kirche zu trennen» – sehr gut, sehr wahr. Aber es möge die Kirche als eine solche Angelegenheit nicht immer nur die konfessionelle Schule betrachten oder die Besetzung von philosophischen Lehrstühlen, was beides einer heiligen Kirche recht nebensächliche Dinge sind. Sie möge, ihrer großen Päpste sich erinnernd, welche Kaiser im Schnee warten ließen, weil sie Unrecht taten, nicht im kleinen billige Macht und leichterwonenes Prestige suchen, sondern in einem Tun, des Höchsten ihrer göttlichen Lehre würdig. Schließlich hat sie den Satz: «Du sollst nicht töten», ja nicht nur aus dem mosaischen Gesetz übernommen, weil er zufällig da stand und man die zehn Gebote hübsch beieinander lassen wollte. Aber es ist die Zahl der Gläubigen, welche die Kirche konstituieren, zu gering, als daß sie ihre moralische Macht gegen den Krieg effektiv äußern könnte. Die Zahl der Gläubigen an den zugehaltenen Geldbeutel ist um vieles größer als die Zahl jener, die in den hingehaltenen Klingelbeutel ihren Pfennig werfen.

[ < ]

### Zivilisation

[11. März 1925]

Einem französischen Senator, welcher zu Poincarés Zeiten im Finanzausschuß der Pariser Kammer die Berichterstattung über die Rüstungsauslagen verwaltete, war nachgewiesen worden, daß er von Polen und Rumänen «Perzente» genommen hatte; von der schimmernden Wehr waren einige Schuppen in seine Taschen gefallen, während er Schulter an Schulter stand.

Ich finde das ein schönes Beispiel der europäischen Zivilisation. Ich freue mich, daß Poincaré damals nicht nur die von diesem Mann vorgeschlagenen Kredite durchsetzte, sondern eigens einen für Jugoslawien noch dazu. Denn das grenzt schon wieder an Geradheit und Offenheit. Jedes Kind weiß, daß Gott heute nicht mehr bei den stärksten Bataillonen ist, sondern bei den Großbanken; wenn die Bataillone aber nur ein Papier der Rüstungsindustrie sind, dann ist es gesund, von ihnen Perzente zu nehmen, und man sollte sie bald auch an der Börse handeln.

Was dem entgegensteht, ist nur ein Rest europäischer Romantik. Die großen Nationen treten lieber als Räuber auf, denn als Diebe; sie ballen die Faust, um die Diebsfinger zu verbergen, und schöne Reden müssen das begleiten. Man dankt deshalb sehr viel diesem Senator, der auf den Räuberpflanz in so vorbildlicher Weise verzichtete und als ehrlicher Dieb sich sozusagen enthüllen ließ wie ein Denkmal, ohne von seinem Platz zu weichen. Ein solches Beispiel muß sich durchsetzen. In Paris soll man z. B. heute schon bestimmte Theaterkritiker kaufen können, bei uns muß man noch mit ihnen befreundet sein, was oft viel unangenehmer ist. Daß Ärzte, Rechtsbeistände, Geistliche, Journalisten Hilfe nur dem gewähren, der sie bezahlt, gilt auch bei uns als selbstverständlich; wenn man aber einen Senator gewinnen wollte, so mußte man (bis vor kurzem; jetzt scheint sich ja endlich eine Änderung angebahnt zu haben) zwanzig Leuten Vorteile

erweisen, damit man vom zwanzigsten dem für seine Person uneigennütigen Mann empfohlen wurde. Ich weiß nicht, ob ehrlich am längsten währt, aber es währt jedenfalls lang und ist eine umständliche Währung. Und während bei uns immerhin noch in den meisten Dingen ein rückständiger Tauschhandel herrscht, scheint sich anderswo schon der völlige moralische Geldverkehr durchzusetzen.

Man darf sich natürlich nicht täuschen und glauben, daß Krieg und Niedertracht aufhören können, solange er nicht völlig und rein im privaten wie im öffentlichen Leben durchgeführt ist. Die Hunde haben ihre ausgezeichneten Nasen, aber wir Menschen gehen aneinander vorbei und vermögen uns nicht zu erkennen. Wir haben noch eine ganz unregelte und wilde Preisbildung für das, was wir wollen, und sind von denen, die uns brauchen, so wenig zu finden wie Bücher ohne Katalog. Im reinen Geldzeitalter werden wir Ziffernsysteme und unendlich glücklich sein. Sich selbst bewegende Zahlen, so wie es Pythagoras und Platon geträumt haben.

[ < ]

### **Ein Beispiel**

*[18. März 1925]*

Man erinnert sich der Wiener Affäre Hochenegg, welche daraus entstand, daß der bekannte Kliniker in einer Universitätsvorlesung der Ärzteschaft vorwarf, für Zuweisung von Patienten, welche einer Spezialbehandlung oder Operation bedürfen, Provisionen zu geben und zu nehmen. Derartiges soll auch anderswo als in Wien vorkommen und wird im nahenden reinen Geldzeitalter zu einer Tugend werden. Denn es ist nicht nur ungerecht, sondern auch gedankenlos, zu verlangen, daß einzelne Berufe dauernd von den Gebräuchen des Markts ausgeschlossen bleiben sollen, welche die andern schon ergriffen haben. Wir überlassen die höchsten geistigen Güter, wie z. B. die Kunst, bereits ganz dem kaufmännischen Getriebe und möchten bloß bei einigen lebenswichtigen Berufen noch Ausnahmen machen; was Kleinmut ist, denn solange man vom Arzt eine andere Ehre verlangt als die gewöhnliche Kaufmannsehre, beweist man wenig Vertrauen in die übrigen, längst vom Geld abhängig gewordenen Lebensbeziehungen. Hier ist eine Entscheidung zu treffen. Die Gesellschaft verlangt von ihren wichtigsten Dienern die wichtigste Dienertugend: Redlichkeit; das ist heute noch verständlich, wird aber bei der flüssigen Beweglichkeit der Geldmacht bald eine undurchführbare Sache sein.

Zweifellos ist es keine beruhigende Vorstellung, zu wissen, daß der Blinddarm oder die Rachenmandeln sozusagen einen Marktwert haben; im Gegensatz zu andern Effekten wird man dieses Besitzes dann nicht mehr recht froh, und es liegt nahe, im Hausarzt einen Konkurrenten zu sehen, der ihn streitig macht. Denn man darf natürlich nicht glauben, daß man der Stimme des Gewissens folgen und dennoch Provisionen nehmen könne. Ein Mensch, der Provisionen nimmt und dem sie in verschiedener Höhe angeboten werden, wird sich immer von ihnen beeinflussen lassen. Wohl aber darf man fragen, ob das unbedingt der Gesundheit des Patienten mehr schaden muß. Denn ein provisionsloser Arzt, der einen Spezialisten oder Operateur empfiehlt, wird auch heute schon der Stimme seines Gewissens nur dann folgen können, wenn er sich aus Literatur und Erfahrung wirklich ein Urteil über ihn zu bilden vermag, zweifellos also nur in einer sehr kleinen Zahl der an ihn herantretenden Fälle, und in allen anderen Fällen wird seine Entscheidung sehr vom Hörensagen und ähnlichen Imponderabilien, zu denen auch der Ruf der Autorität

gehört, abhängen. In der Zukunft wird an Stelle dieser Imponderabilien das ponderable Geld treten, und man soll nicht übersehen, daß damit auch Vorteile verknüpft sind.

Betrachten wir, um das Standesethos nicht heftig zu verletzen, unsere Badeorte. Was der Arzt von ihnen lernt, ist ein sehr vages Wissen, das sich bei manchem Patienten bewährt und bei manchem nicht. Er kann unmöglich die Wirkung der Quellen und ihres Drum und Dran genau unterscheiden und wird in vielen Fällen die feinere Differentialdiagnose davon abhängen lassen, ob der Patient lieber nach Süden oder nach Norden reist, weil diesem Berufs- oder Vergnügungsgründe dazu raten. Und nun nehme man an, die Badeorte würden für jeden Gast dem zuweisenden Arzt eine Vergütung zahlen. Von diesem Zeitpunkt an würden sie in eine Linie treten mit großen Firmen, welche ihren Agenten Provision zahlen, und hat man schon je gehört, daß schlechte Automobile oder ungenießbarer Wein sich den Markt dauernd dadurch erobert hätten, daß ihre Agenten große Provisionen bekommen? Der beschämende Zustand der Ungewißheit wäre zu Ende, und es würden sich auf den Arzt und Patienten alle Segnungen einer gesunden Wirtschaft ergießen. Man könnte einen schlechten Badeort wohl einige Jahre lang empfehlen, aber nicht länger, weil er so rasch zugrunde ginge, wie ein langweiliges Theater trotz der besten Kritiken es tut. Wahrscheinlich würden bei diesem System anfangs mehr Menschen sterben als heute, aber weiterhin würden mehr gesund werden, denn der Arzt kann irren, die Verhältnisse von Preis, Wert, Angebot und Nachfrage regeln sich aber von selbst nach immanentem Gesetz.

Unsinn? Oder vielleicht schon Utopie? Übrigens – da es so viele Fachärzte schon gibt –, weshalb sollte es dereinst nicht auch den Facharzt für provisionslose Vermittlung der Fachärzte geben, der eben für diese Tätigkeit bezahlt und für sie vorgebildet wird? Hoffen wir übrigens, daß all dieses kein Unsinn, sondern wirklich eine Utopie sei. Denn in der ganzen Länge der Geistesgeschichte ist noch nie eine Utopie so eingetroffen, wie sie ausgedacht worden ist. Wohl aber mancher Unsinn.

[ < ]

### Kehrseite einer Anekdote

[9. April 1926]

## I

Vor einiger Zeit ist in diesem Blatte eine Anekdote erschienen, die ungefähr den folgenden Sinn hatte:

Zu dem großen Schriftsteller und Mathematiker Leo *Perutz* ist einmal ein bekannter Schmock namens Robert *Musil* gekommen und hat gebeten: «Schreiben Sie mir doch etwas über Mathematik für mein Blatt, Herr Perutz, oder so über Angrenzendes, sagen wir Ethik!» Worauf der Schriftsteller und Mathematiker Perutz, ohne seine Ruhe zu verlieren, erwiderte: «Wissen Sie was? Ich werde über die sittliche Basis des gleichschenkeligen Dreiecks schreiben!»

Dieses Gespräch ereignete sich nämlich gerade in der Zeit des größten Einsteinrums.



## II

Ich will gerne den Glauben bestehen lassen, daß ich als Schriftsteller das Gegenteil des großen Leo Perutz bin.

Aber von Mathematik verstehe ich zufällig ein wenig; ich kann mich zwar nicht einer Perutzschen Ausgleichsformel rühmen, doch ist immerhin ein physikalischer Apparat von mir in wissenschaftlichem Gebrauch, der einiges technisches Rechnen erfordert hat. Auch gelte ich hauptsächlich deshalb für einen schlechteren Unterhaltungsschriftsteller als Herr Perutz, weil ich immer wieder an ethischen Fragen hängen bleibe, über die ich nicht so schnell hinwegkomme, wie er. Ja, ich habe sogar einigemal über gewisse Zusammenhänge zwischen moralischem und mathematischem Denken geschrieben; zwar nicht in herkömmlicher Weise, aber es freut mich doch, darauf hinweisen zu können, daß es auch eine solche gibt und daß sie eine ganze Bibliothek philosophischer und pädagogischer Schriften umfaßt.

Würde man also den wahren Wortlaut wieder herstellen, so käme der in der Anekdote festgehaltene überlegene Witz des Herrn Perutz auf die Äußerung eines etwa knabenhaften Geistes hinaus.

## III

Ich möchte deshalb loyalerweise feststellen, daß ich mich auch durchaus nicht erinnere, von ihm eine solche Antwort empfangen zu haben.

Dann bleibt es allerdings ein Rätsel, wer solche Anekdoten verbreitet, die dem Geist des Herrn Perutz auf Kosten anderer Schriftsteller ein schmeichelhaftes Zeugnis ausstellen, das gefälscht ist. Soviel ich weiß, ist mein Fall nicht der erste, und ich nehme an, daß ihm eine solche Art von Reklame peinlich sein muß. Ich hoffe aber auch, daß ich ihm auf die Spur des Mannes helfen kann, der ihn aus dem Hinterhalt mit Lob überschüttet:

Denn das Gespräch, aus dem es diesmal geschöpft wurde, hatte nur zwei Zeugen: Herrn Perutz und mich; und ich komme nach Lage der Dinge doch nicht gut für die Verbreitung in Betracht, denn wenn ich jemanden loben will, tue ich es weniger diskret.

[◁ ]

### **Intensismus (Aus einem unveröffentlichten Kunsthandbuch für reichgewordene Leute)**

*[5. Dezember 1926]*

Verschwenden Sie nicht viel Zeit an die Kunst! Setzen Sie sich kurzerhand an die Spitze der Kenner! Ich geben Ihnen dafür zwei Regeln.

Erklären Sie ein Bild, das Ihnen nicht gefällt oder das Sie nicht verstehen, unter allen Umständen für veraltet. Fügen Sie nichts hinzu, was darauf schließen läßt, ob Sie es für zweites oder

zwanzigstes Jahrhundert, für ein Aquarell oder einen Holzschnitt gehalten haben. Denn darüber läßt sich streiten.

Zweitens, behaupten Sie, wenn man Sie nach den Gründen dieses Urteils fragt, die Malerei der Zukunft sei der Intensismus. Und wenn man Sie fragt, was das sei, verweigern Sie die Antwort und sagen, das verstehe sich von selbst.

So macht man es nämlich immer. So hat es der Impressionismus gemacht und der Expressionismus. Ich sage Ihnen natürlich nicht, was diese beiden Worte bedeuten; das geht Sie glücklicherweise nichts mehr an. Und wenn ich Ihnen über den Intensismus etwas mehr andeute, so geschieht es nicht, um Ihnen eine Vorstellung von ihm zu geben – denn wenn die Anhänger einer Bewegung eine klare Vorstellung von ihr hätten, so würde das jeden Schwung lähmen –, sondern weil Sie das Gefühl empfangen sollen, daß diese kommende Kunst die Malerei Ihrer Nerven, Ihres Willens, Ihrer Vitalität sein wird; diesen Beschluß müssen Sie bewahren, alles übrige vergessen.

Man hat früher größere Bilder gemalt als heute. Das kam davon, daß damals die Wohnungen größer waren. Sie sehen, wie einfach die Kunstregeln sind.

Als man in Burgen wohnte, bedeckte man ganze Wände mit einem Bild. Später, als man ein Haus bewohnte, hatten die Bilder nur noch die Größe von höchstens 1,50 mal 2 Metern. Heute können selbst schwere Leute nur Wohnungen von ein paar Zimmern kaufen, die halb so hoch sind, als sie früher waren, und die Bilder haben demgemäß ein Format von bloß 1:0,8 Metern; und wenn, was vorauszusehen ist, die Bautätigkeit in Europa noch lange stockt, so werden die Bilder noch kleiner werden.

Sie sind aber im Verhältnis nicht billiger geworden. Daraus folgt, daß der Grund und Boden des Bildes teurer, die Bodenrente per Quadratcentimeter Bildleinwand größer geworden ist und die gleiche geistige Rentabilität eine intensivere Bewirtschaftung der Leinwand verlangt. Dies ist die eine Wurzel des Intensismus.

Als zweites verlangt ihn die psychische Energie. Betrachten Sie eine Landschaft, so finden Sie gewöhnlich ein Drittel, wenn nicht die Hälfte des Bildes von Luft oder Wasser bedeckt. Solche Bilder sind gewissermaßen Brachland. Überdies ist nicht zu bestreiten, daß schon ein Quadratcentimeter, blau bestrichen oder gar mit einer Anmerkung versehen, vollauf genügt, um uns wissen zu lassen, daß Himmel oder Wasser beabsichtigt sei; jeder Mensch weiß, wie sie aussehen, etwas Neues ist daran nicht zu zeigen, es handelt sich einfach um eine Verschwendung durch gewohnheitsmäßigen Schlendrian. Das gleiche finden Sie natürlich auch, wenn Sie ein Portrait betrachten. Der Maler füllt nicht das ganze Bild mit Ihnen aus, sondern erspart sich einen Hintergrund, der mindestens die Hälfte ausmacht.

Er könnte ja beispielsweise Sie zweimal malen oder Sie und dahinter Ihren Konkurrenten malen, wie Sie ihm den Fuß auf den Nacken setzen, den großen Tag, wo alle Effekten in die Höhe sprangen, oder den schwarzen Tag, wo alles schief lag. Scheuen Sie sich nicht vor solchen Forderungen; allen wahrhaft ursprünglichen Epochen der Kunst waren sie ganz natürlich. Denken Sie daran, daß man mehrere Bilder ineinander malen kann; aber ich will nicht vorgreifen, diese Kunst entwickelt sich bereits von selbst. Halten Sie also bloß still an dem Wunsch fest, daß sich die Malerei bald wieder Rennpferden, Jagdbildern, Automobilen, Flugzeugen und allem, was Sie wirklich schön finden, zuwenden möge, und verlangen Sie vorläufig, daß mit den unausgenützten Geistflächen Schluß gemacht werde.

Intensivstes Leben im kleinsten Bildteil, nervöse Fläche, Einleitung der siegreichen Energie des

modernen Lebens in den Bildrahmen: das ist der Intensismus! Wenn Sie irgendetwas sehen, das schon dahin weist, dann sagen Sie nichts als: Aber das ist ja intens! Wenn Ihnen das schwer fällt, so nehmen Sie immer Ihre Frau Gemahlin mit, die wird es treffen.

[◁ ]

### Geschwindigkeit ist eine Hexerei

[28. Mai 1927]

Es ist immer gut, wenn man die Worte so gebraucht, wie man soll, nämlich, ohne sich etwas dabei zu denken. Man geht dann bequem über zehn Sätze hinweg, ehe wieder ein Wort auftaucht, auf das es ankommt. Das ist zweifellos ein großzügiger Stil, der etwas von Eilverkehr auf große Entfernungen an sich hat, und es scheint, daß die geistigen Aufgaben des Tages nur noch mit seiner Hilfe bewältigt werden können. Paßt man aber kleinlich auf, so stolpert man flugs in ein Sprachloch. Die Sprache fußwandelt nicht mehr dahin wie zur Zeit der Altvorderen.

Da wäre zum Beispiel das Wort «Hals über Kopf»; welch ein wichtiges und oft gebrauchtes Wort in einer Zeit, wo es so auf das Tempo ankommt! Wie viele Menschen bedienen sich in ihrer Eile dieses Wortes, ohne zu ahnen, welche Schwierigkeiten es der Eile bereitet. Denn Hals über Kopf irgendwohin stürzen, heißt eine so wilde Beschleunigung entwickeln, daß sich der Körper über den Hals, der Hals über den Kopf zu schieben scheint; die Eile faßt beim Hosenboden an, das Gesetz der Trägheit drückt beim Kopf zurück, und der Mensch wird aus dem Menschen gerissen, wie der Hase aus dem Balg. Aber wann hat man denn je solche rasende Eile gehabt? Gott ja, als Kind, wenn man mit wackligen Beinen lief. Als Knabe, wenn man auf dem Rad eine abschüssige Straße hinabfuhr. Vielleicht als Reiter, wenn man nicht recht wußte, wie es enden werde. Bei schäbigen fünfzehn bis dreißig Stundenkilometern Geschwindigkeit! Wenn ein Auto oder ein Eisenbahnzug so Hals über Kopf fahren wollten, würden sie kriechen!

Hals über Kopf drückt also gar keine Geschwindigkeit aus, sondern ein Verhältnis zwischen Schnelligkeit und Gefahr des Beförderungsmittels oder zwischen Schnelligkeit und der Aufregung höchster Anstrengung. Die Fetzen müssen fliegen, der Schaum aus den Augen treten und die Flanken den Krampf haben. Aber dann kann auch eine Schnecke Hals über Kopf dahinstürzen, in einem ganz und gar forcierten Schneckentempo, unbesonnen, gefährdet. Nebeneindrücke sind wieder einmal das Bestimmende. Bekanntlich rast ein kleines Auto schneller als ein großer Wagen, und ein Eisenbahnzug rast desto mehr, je ausgefahrener die Schienen sind. Auch das Dahintoben ist Gewohnheitssache. Es gibt Nachbarn, welche dabei meinen, daß sie rücksichtsvoll wie auf geseiften Bohlen durchs Leben gleiten.

Man sieht sich unwillkürlich in der Sprache um nach gediegeneren Ausdrücken. Wie wäre es zum Beispiel, wenn man sagte: «Hals über Kopf stieß er ihr den Dolch ins Herz»? Das bringt selbst der wildeste Romanschreiber nicht über die Lippen seiner Feder. Er weiß nicht, warum. Aber er läßt den Dolch schnell wie den Blitz zustoßen. Rasch wie ein Gedanke wäre schon nicht die richtige Geschwindigkeit dafür. Dagegen ist ein Liebender schnell wie ein Gedanke bei der Geliebten und niemals rasch wie der Blitz. Das sind Geheimnisse. Ein General eilt immer in Eilmärschen hinzu. Ein endlich Wiedergefundener stürzt in die Arme, aber ans Herz fliegt er. Ein Generaldirektor, der zu spät kommt, rast wie der Sturm daher, sein Büroangestellter dagegen

kommt atemlos an; die Bewegungsgeschwindigkeit wirkt bei ihnen genau entgegengesetzt auf die Atmung. Vielleicht wäre auch zu erwähnen, daß man immer flugs ankommt, aber im Nu weg ist.

Man sieht, das sind Schwierigkeiten. Das Böseste ist aber, daß das moderne Leben voll von neuen Geschwindigkeiten ist, für die wir keine Ausdrücke haben. Geschwindigkeiten sind merkwürdigerweise das Konservativste, was es gibt. Trotz Eisenbahn, Flugzeug, Automobil, Tourenzahl, Zeitlupe sind ihre äußersten Grenzen heute noch die gleichen wie in der Steinzeit; schneller als der Gedanke oder der Blitz und langsamer als eine Schnecke ist in der Sprache nichts geworden. Das ist eine verteuflte Lage für ein Zeitalter, das keine Zeit hat und sich bestimmt glaubt, der Welt eine neue Geschwindigkeit zu geben; die Schnelligkeitsäpfel hängen ihm in den Mund, und es gelingt ihm nicht, den Mund zu öffnen.

Aber vielleicht wird die Zukunft ganz anders sein. Klassische erlebte Geschwindigkeiten gibt es ja schon heute nur noch dort, wo man sie am wenigsten erwarten würde, bei den Bauern auf dem Land. Dort fährt noch der Blitz durch die Luft, das vorbeifahrende Auto rast durch die Hühner, und es gibt Wege, wo man vor Eile auf die Nase fallen kann. In der Stadt ist die einzige Geschwindigkeit, die man eigentlich noch spürt, die des zu erreichenden Anschlusses, die Hast des Umsteigens und die Unsicherheit des rechtzeitigen Weiterkommens. Ohne den Segen der Neurasthenie würde man auch die schon verloren haben, denn schlimmstenfalls opfert der Eilige, statt daß er keucht und Dampf schwitzt, Mark Eins, fünfzig für ein Auto, das alles dies sofort für ihn besorgt. Und je höher man im Reich der Kräfte hinaufsteigt, desto ruhiger geht es zu. Eine Turbinenanlage von fünfzigtausend Pferdestärken surrt fast lautlos, und die ungeheuerlichsten Geschwindigkeiten der Technik sind nur noch ein stilles Schaukeln. Das Leben wird desto unpathetischer und sachlicher, je gigantischer es wird. Ein Boxkampf zwischen zwei Meistern enthält weit weniger Alarm als eine Straßenprügelei zwischen zwei Laien, und ein Gaskampf ist lange nicht so dramatisch wie eine Messerstecherei. Die großen neuen Intensitäten haben vollends für das Gefühl etwas Unfaßbares, wie Strahlen, für die noch kein Auge da ist. Es wird aber sehr lange dauern, ehe die Menschen statt Eilzug wirklich Ruhezug sagen und das Wort Hals über Kopf nur noch gebrauchen, wenn sie etwa den Abendfrieden beschreiben und ausdrücken wollen, daß sich weit und breit nichts rührt und die ungewohnte Ruhe von allen Seiten über sie hinstürzt wie ein Meer.

[ < ]

### Als Papa Tennis lernte

*[April 1931]*

Als Papa Tennis lernte, reichte das Kleid Mamas bis zu den Fußknöcheln. Es bestand aus einem Glockenrock, einem Gürtel und einer Bluse, die einen hohen, engen Umlegekragen hatte als Zeichen einer Gesinnung, die bereits anfang, sich von den Fesseln zu befreien, die dem Weibe auferlegt sind. Denn auch Papa trug an seinem Tennishemd einen solchen Kragen, der ihn am Atmen hinderte. An den Füßen schleppten beide nicht selten hohe braune Lederschuhe mit zolldicken Gummisohlen, und ob Mama außerdem noch ein Korsett zu tragen hätte, das bis an die Achselhöhlen reichte, oder sich mit einem kürzeren begnügen dürfte, war damals eine umstrittene Frage. Damals war Tennis noch ein Abenteuer, von dem sich die verzärtelte heutige Generation keine Vorstellung mehr machen kann. O, rührende Frühzeit, als man noch nicht

wußte, daß auf kontinentalen Tennisplätzen kein Gras gedeiht! Man behandelte es vergeblich mit der Sorgfalt eines Friseurs, der an einem an Haarausfall leidenden Kunden alle seine Mittel versucht. Aber man konnte auf solchen Grasplätzen bei Turnieren unerwartete Erfolge erzielen, wenn der Ball zufällig auf einen Maulwurfshügel fiel oder der Gegner über ein Grasbüschel.

Leider hat man diese romantischen Tenniswiesen bald aufgegeben und den modernen Hartplatz geschaffen, wodurch ein ernster Zug in den Sport kam. Die Figuren verschwanden, die man anfangs hatte sehen können, wie sie, scharf visierend, mit turnerischer Geschicklichkeit das Racket einem Flugball entgegenstießen, und es bildeten sich überraschend schnell die Schläge aus, die heute noch gebraucht werden, mit ganz wenigen Ausnahmen, die erst später dazugekommen sind. Auch die Listen des Spiels waren bald beisammen und fertig; nur nannte man sie damals noch nicht Taktik und Strategie, wahrscheinlich, weil man vor Leutnants und geistigen Leistungen zu großen Respekt hatte. Das war aber viel zu bescheiden: Man wundert sich zuweilen über das Genie der Urmenschen, wenn man bedenkt, daß sie gleichsam aus dem Nichts heraus das Feuer, das Rad, den Keil, den Einbaum erfunden haben, und solche Urgenies der Tennisschläge sind wir gewesen, eure Eltern, liebe Kinder, wenn ich auch offen zugeben muß, daß man selbst nichts davon hat und es erst im Spiegel der Geschichte bemerkt. Der Zeitgeist schafft sich eben seine Werkzeuge. Was nach uns gekommen ist, war ebensowohl ein großes Wachsen des Durchschnittskönnens wie der Spitzenleistungen, aber wir sind es gewesen, welche die Gnade dieses Jahrhunderts empfangen haben, und daraus leite ich auch die Berechtigung ab, einiges von solchen Angelegenheiten zu erzählen.

Um noch einen Augenblick beim Tennis zu bleiben: man konnte noch vor zehn oder weniger Jahren in diesem Sport gewisse Spuren der ursprünglichen Moral beobachten. Wenn man von einer anderen Sportstätte auf einen Tennisgrund kam, so war das, sofern man einen empfänglichen Blick für Kleidung hatte, nicht anders, als ob man von einem hellen, offenen Platz in einen hochstämmigen Wald träte. Hier reichten die Röcke noch bis zur halben Wade und die Taille bis zu den Handgelenken, als sich der Dreß anderswo längst schon auf die Größe eines Bogens Briefpapier, wenn nicht gar einer Eintrittskarte zusammengezogen hatte; ja, was die Herren angeht, so stecken sie bekanntlich heute noch in weißen Futteralen, und nur die Damen verlieren von den Armen und Beinen aus zusehends ihre Kleidung. Dieser konservative Grundzug des Tennis hängt wahrscheinlich damit zusammen, daß es lange Zeit ein Sport der «Gesellschaft» gewesen ist, die es zum Vergnügen spielte und die Nacktheit nicht für einen neuen Geist hielt, sondern für ein Geheimnis des Garderobeschranks, das man nur selten tragen darf, weil es immer das gleiche bleibt. In ähnlicher Weise ist ja auch ein anderer Sport der Gesellschaft konservativ geblieben, das Fechten, diese schwarzseidene Kavalierskunst, deren Anblick, wenn sie öffentlich auftritt, mehr vom achtzehnten Jahrhundert an sich hat als von den Formen der Gegenwart, und an sportlicher Geltung dann auch weit zurücksteht. Das Fechten war ein ritterlicher Sport und also eigentlich überhaupt keiner, oder ist nur noch ein halb lebendiger, der trotz seiner hohen körperlichen Vollendung Zusehen muß, wie ihn die Seele seiner Seele mit Boxern und Jiu-Jitsu-Kämpfern verlassen hat.

Seit Papa Tennis lernte, hat sich also immerhin einiges geändert, aber es betrifft mehr die Bewertung der Leibesübungen als diese selbst. Wohl gab es noch nicht die Verbindungen von Motortechnik mit menschlicher Kaltblütigkeit, aber von den eigentlichen «Körper-Sporten» standen die Wesenszüge schon fest, mit wenigen Ausnahmen wie Golf und Hockey, die man noch nicht kannte, und abgesehen von der technischen Durchbildung, die aber ziemlich stetig erfolgte; denn von «revolutionierenden» Stiländerungen fielen die der Reit-, Lauf- und Sprungtechnik schon in jene Zeit und sogar die Crawlmethode des Schwimmens, die erst später

importiert worden ist, unterschied sich in der Arm- und Atemtechnik weniger von dem damals geübten Schnellschwimmen als dieses vom gemächlichen Mißbrauch des Wassers zur Großvaterzeit.

Was den Sport zum Sport gemacht hat, ist also nicht so sehr der Körper als der *Geist*. Ehe ich aber von diesem berühmten Geist beginne, muß ich eine Geschichte erzählen, die weitab davon anfängt, jedoch bald dahinführt. Man weiß, daß Wien die zweitgrößte deutsche Stadt ist; aber da ein großer Teil der Einwohnerschaft Wiens in Berlin wohnt, wo er sich als Schriftsteller, Ingenieur, Schauspieler und Kellner große Verdienste um die norddeutsche Sonderart erwirbt, bleibt zu Hause nicht immer genug übrig, was man außerhalb natürlich nicht so genau weiß. Aber so ist man auf einen Einfall gekommen, der sowohl für die Geschichte der Kultur wie für die des Sports sehr bezeichnend ist: Man baut nicht nur seit einem Jahr an einem großen olympischen Stadion, sondern opfert diesem auch die letzten Reste des Praters. Was das heißt, muß erklärt werden. Der Prater gehört zu den sieben Weltwundern, die ein im Ausland lebender Wiener aufzuzählen beginnt, wenn er Heimweh hat; sie heißen: Wiener Hochquellenwasser, Mehlspeisen, Backhendeln, die blaue Donau, der Heurige, die Wiener Musik und der Prater. Nun ist es freilich so, daß, wenn man Schönberg sagt, dieser Wiener die Assoziation Postamt W 30 oder Autobus 8 hat, dagegen bei Musik sicher nur an Johann Strauß oder Lehár denkt, auch ist die Donau nicht blau, sondern lehmfarben, und das Wiener Trinkwasser überaus kalkhaltig, aber beim Prater waren ausnahmsweise Ideal und Wirklichkeit im Einklang. Denn das war, eng an ja in die Großstadt geschlossen, ein stundenweiter Naturpark mit herrlichen alten Wiesen, Büschen und Bäumen; eine Landschaft, in der man sich als Mensch nur zu Gast fühlte; eine Überraschung, denn diese Natur war gut um hundert Jahre älter, als es die Natur ist, in deren Gesicht wir sonst blicken; kurz, es war eine jener Stellen, die man heute, überall, wo man sie noch besitzt, für unberührbar erklärt, aus irgendeinem Empfinden heraus, daß es doch noch etwas anderes als Kugelstoßen oder Autofahren bedeute, wenn sich der Mensch langsam, ja sogar oftmals stehenbleibend oder sich setzend, in einer Umgebung bewegt, die ihm Empfindungen und Gedanken eingibt, für die sich nicht leicht ein Ausdruck finden läßt. In der Zeit der Allonge-Perücken scheint man das gewußt zu haben, denn obwohl der Prater damals ein kaiserlicher Jagdпарк war, worin man zur Hatz ritt, gibt es allerhand Zeugnisse dafür, daß dies nicht ganz ohne ein Empfinden für die Natur vor sich ging; in der langen Besitzerzeit Franz Josephs, wo sich unsere heutige Art zu leben und auszusehen herausbildete, hatte man wenigstens Scheu vor Änderungen und gab nur die Ränder frei, selbst der aristokratische Jockeiklub und der Trabrennverein mußten sich damit begnügen: erst seit wir uns selbst übergeben sind, und das ist eben das Bedeutsame daran, ist der Prater fast restlos zugrunde gegangen, was natürlich nicht hindern wird, daß wir weiter von ihm reden und nicht bemerken werden, daß er nicht mehr da ist. An seine Stelle sind Sportplätze verschiedenster Art getreten, die von Zäunen und Eintrittsschranken umgeben sind, und es ist das gerade so, wie es sein mußte, denn man hätte dafür weit geeignetere Gegenden finden können, aber keine so vornehmen, keine solchen Siegesplätze über die Natur, nichts, wo sich der lächerliche Anspruch der Leibesübungen, eine Erneuerung des Menschen zu sein, so naiv, so protzig, so instinktsicher ausdrücken könnte wie in diesem Zusammenhang.

Gegen die Tatsache, daß wir heute eine Körper-«Kultur» besitzen, ist also nichts zu machen. Aber wessen Geisteskind ist sie eigentlich? An dieser Stelle muß ich zugeben, daß ich selbst sehr viel Sport getrieben habe. Schon ich bin in meiner Jugend, wenn ich vom Kolleg kam, täglich auf den Tennisplatz gefahren, um mich einem scharfen Trainingsspiel zu unterziehen, oder ich wurde eine halbe Stunde lang von meinem Maestro di scherma hart hergenommen und abends dann noch einmal eine Viertelstunde, und schließlich kamen noch die Assauts mit den Klubgrößen,

unter denen sich vielgenannte Fechter befanden. Ich habe an Fecht- und Tennisturnieren teilgenommen, konnte auf den Händen stehen, Salto zu Wasser und zu Lande machen und bin etliche Male auf Schwimm-, Ruder- und Segelunternehmungen beinahe ertrunken; ich glaube, genügende Beweise dafür zu besitzen, daß der Geist des Jahrhunderts rechtzeitig in mich gefahren ist. Aber wenn ich mich frage, was mir damit eigentlich geschah, so muß ich mir die Antwort sorgfältig überlegen: In der Hauptsache war es wohl wirklich eine blinde Kraft, die mich trieb, irgendein Nichtwiderstehenkönnen, sobald man die Sache kennengelernt hatte; aber sichtlich war sie auch vermischt mit jener lebensunkundigen Eitelkeit der Jugend, die an ihrem gesunden Körper nicht nur Freude, sondern ein Wundergefühl empfindet, weil in diesem Zaubersack noch alle Erfolge der Welt stecken, ohne daß eine Enttäuschung davorgekommen wäre. Auch die Suggestion, die im Erlernen jeder Sache liegt, wenn man sich ihm erst einmal hingeeben hat, darf nicht vergessen werden; hat man etwa hundert Stunden und Anstrengungen zum Opfer gebracht, so opfert man ihm auch die hundertunderste und beginnt damit eine neue Reihe: man wird in dieser Art beim Training von seinem Körper gleichsam an der Nase weiter geführt.

Neben diesen Illusionen gibt es in der Sportübung aber auch eine Fülle wirklicher kleiner geistiger Anregungen, die sie vor der Gefahr bewahren, bloß eine seelische Erkrankung zu werden. Ich will das kurz fassen, da es ohnehin oft genug hervor gekehrt wird: da sind Mut, Ausdauer, Ruhe, Sicherheit, die man auf dem Sportplatz zwar nicht für alle Fälle des Lebens, aber immerhin so erwirbt wie ein Seiltänzer das Gleichgewicht auf einem Seil, das in der Höhe von einem Meter gespannt ist. Man lernt, die Aufmerksamkeit zu sammeln und zu verteilen wie ein Mann, der mehrere Spinnstühle beaufsichtigt. Man wird angelernt, die Vorgänge im eigenen Körper zu beobachten, die Reaktionszeiten, die Innervationen, das Wachstum und die Störungen in der Koordination der Bewegungen, man erlernt die Beobachtung und Auswertung von Nebenvorgängen, die rasche intellektuelle Kombination; alles das ähnlich, wenn auch nicht in dem Maße wie ein Jongleur. Man erwirbt Bekanntschaft mit den Fehlleistungen, welche der wahrnehmbaren Müdigkeit voranschleichen; man lernt das eigentümliche Schweben zwischen zuviel und zuwenig Fleiß kennen, die beide schädlich sind, den gewöhnlich ungünstigen Einfluß der Affekte auf die Leistung und andererseits die beinahe miraculöse Natur des besonders guten Gelingens, wo der Erfolg sozusagen schon vor der Anstrengung da ist. Und obwohl man alles das auch bei anderen Gelegenheiten, etwa beim Kartoffelgraben, kennenlernen kann, so faßt es der Sport doch in einer überaus zugänglichen und reizvollen Weise zusammen, wozu noch die Anregungen kommen, die das Kampfspiel gewährt, das Überlisten, die Schwankungen zwischen den Gegnern, die Einschüchterung und die Siegesgewißheit, und so vieles andere, was man etwas geschwollen als Taktik und Strategie des Sports bezeichnet.

Wie weitläufig wäre allein schon (obwohl sie gegeben werden kann) die Erklärung des Wunders, daß man auf die Entfernung des Anlaufs vorausbestimmen kann, mit welchem Fuß man abspringen wird! Das Wesen des Ich leuchtet in den Erlebnissen des Sports aus dem Dunkel des Körpers empor, und auch sonst leuchtet dabei allerhand Dunkles, aber dazu möchte ich nun auch gerne wissen, wie viele Sportleute sich heute überhaupt herbeilassen würden, nach solchen Dingen zu fragen oder auf solche Fragen zu hören?! Sie haben es gar nicht nötig! Ich habe mir schon erlaubt, vom Triumph des Sports über die Natur zu erzählen, und entnehme nun noch seinen Triumph über die Kunst dem gleichen Vorfall, indem ich berichte, was weiter geschehen wird, wenn der letzte Baum des Wiener Praters Mitglied eines Sportvereins sein wird. Denn hier liegt bereits ein bemerkenswerter Vorschlag der Künstlerverbände vor, diese bloß vegetierenden Mitglieder zu Boden zu schlagen und, einstweilen wenigstens im Stadion, durch einen «Denkmalshain» zu ersetzen. «Künstlerische Durchorganisation» nennt man das und begründet

es mit den Worten: «Die Kunst soll diesmal nicht Ausstellungskunst sein, sondern im Dienste einer überwältigenden Idee stehn, nämlich der der Wiedergeburt des Leibes.» Nun, darüber ließe sich allerlei sagen. Die Not der bildenden Kunst ist groß, und das mag im Augenblick vieles rechtfertigen. Aber auch das Unvermögen, einen Akt zu bilden, den wir als unseren Ausdruck ansehen könnten, ist groß, und seit einem Menschenalter hat man darum die menschliche Plastik bald durch Walzen gezogen, bald unter Dampfhammer gesetzt, aber ohne Erfolg, und wenn nun die Kunst, die uns einen Körper geben soll, nicht Schöneres und Tieferes findet als die Körper von athletischen Spezialisten oder überhaupt die von Athleten, so ist das zweifellos ein großer Triumph des Sports über den Geist.

Auf solche Ideen wäre ich bei meinen naiven körperlichen Anstrengungen seinerzeit gewiß niemals verfallen. Ich war fast ganz und gar ungeistig, nur um am nächsten Tag geistig frisch zu sein. Es kam mir beim Ringen wenig Seelisches in den Sinn, und wenn ich mich wie ein Tier betrug, so war mir eben gerade das erwünscht. Ich bin heute noch der Meinung, daß Geistesabwesenheit außerordentlich gesund ist, wenn man Geist besitzt, unter anderen Voraussetzungen jedoch auf die Dauer recht gefährlich! Aber wozu noch länger vom Geist des Sportmanns reden, besteht doch das ganze Geheimnis darin, daß der Geist des Sports nicht aus der Ausübung, sondern *aus dem Zusehen* entstanden ist! Jahrelang haben sich in England Männer vor einem kleinen Kreis von Liebhabern mit der nackten Faust Knochen gebrochen, aber das war so lange kein Sport, bis der Boxhandschuh erfunden worden ist, der es gestattete, dieses Schauspiel bis auf fünfzehn Runden zu verlängern und dadurch marktfähig zu gestalten. Jahrhundertlang haben sich Leute als Schnell- und Dauerläufer, Springer und Reiter sehen lassen, aber sie sind «Gaukler» geblieben, weil ihre Zuschauerschaft nicht sportlich «durchorganisiert» gewesen ist. Zweiundzwanzig Männer kämpfen mit der Mäßigung von Berufsmenschen um einen Fußball und einige Tausende, von denen die meisten einen solchen Ball niemals berührt haben, geraten in die Leidenschaft, die sich die Ausübenden ersparen. So entsteht der Geist des Sports. Er entsteht aus einer umfangreichen Sportjournalistik, aus Sportbehörden, Sportschulen, Sporthochschulen, Sportgelehrsamkeit, aus der Tatsache, daß es Sportminister gibt, daß Sportleute geadelt werden, daß sie die Ehrenlegion bekommen, daß sie immerzu in den Zeitungen genannt werden, und aus der Grundtatsache, daß alle am Sport Beteiligten, mit Ausnahme von ganz wenigen, für ihre Person *keinen* Sport ausüben, ja ihn möglicherweise sogar verabscheuen. Sofern man nicht an der Sache verdient, gibt man ihr eben nach. Man fühlt ein Vakuum, in das sich der Sport stürzt. Man weiß eigentlich nicht recht, was sich da stürzt, aber alle reden davon, und so wird es wohl etwas sein: so ist immer das zur Macht gekommen, was man ein hohes Gut nennt.

Wie ungerecht nur, daß man in diese Kultur noch nicht die Jongleure, überhaupt die Varieté- und Zirkuskünstler einbezogen hat, und vor allem: welches moralische Problem des kommenden Sportzeitalters liegt in der Vermählung von Erwerbssinn und körperlicher Geschicklichkeit bei den Taschendieben!

[ < ]

**Blech reden**

[11. Oktober 1931]



«Blech reden» ist ein mit Genie erfundenes Wort. Es enthält: das Glänzende, das nicht Gold ist; den durchdringend unangenehmen Klang; das Lebhaftige; das Auswalzbare. Würde man «Blech schreiben» sagen, wie viele wichtige zeitgenössische Erscheinungen ließen sich damit erklären! Aber der Gebrauch dieses Wortes ist in Abnahme begriffen. Irgendwann wird es wie «Aar» und «hehr» sein. Spätere Schriftstellergenerationen werden dann in Festreden sagen: «Die Väter haben Blech geschrieben», und ein ungläubiger Schauer der Ehrfurcht wird die Zuhörer ergreifen.

Warum kann die Sprache solche vollendeten Bildungen nicht festhalten? Wie man für alles Häßliche ein schmeichelhaftes Wort hat, nennt man dieses Sterben das Leben der Sprache. Also warum lebt die Sprache? Sie ist dabei doppelt so umständlich und lang geworden, als sie es vor einigen Jahrhunderten war, ohne dementsprechend an Ausdrucksfähigkeit zu gewinnen. Wir lassen die Artikel weg, wir lassen Zeitworte weg, wir lassen die Bedeutung weg; wir treten ihr vorne auf den Kopf und hinten auf den Schwanz, aber es nutzt nichts mehr, sie wird immer länger. Wir fühlen deutlich, daß sie immer häßlicher wird, ohne es ändern zu können. Es gibt da etwas, das wir beklagen, aber offenbar trotzdem unausgesetzt tun. Wenn irgend etwas ein Hundeleben heißen darf, so ist es das der Sprache!

Ich weiß nicht viel davon, aber man hat sich mit dieser Frage ernst und wissenschaftlich beschäftigt, und das, was dabei herauskommt, dürfte Entwicklungsgesetze heißen. Wo immer man sonst Gesetze nicht einhält, wird man eingesperrt; wenn man ein bestehendes Gesetz der Sprache verletzt, scheint einem dagegen die Ehre zu widerfahren, daß man ein Entwicklungsgesetz begründet: das ist der Unterschied, und er ist nicht unerheblich. Ich habe unlängst eine Hundeausstellung besucht, und dabei sind mir einige ihrer Teilnehmer aufgefallen, die verblüffend genau der Vorstellung entsprachen, die ich mir zeitlebens von dem Begriff «Köter» gemacht habe. In Österreich nennt man so etwas, das vorn wie ein Windhund aussieht und hinten wie ein Dackel, rechts wie ein Bulldogg und links wie ein Terrier, eine «Promenadenmischung». Ich habe mich erkundigt; es war wirklich eine Promenadenmischung; aber mit Stolz erzählte man mir, daß man sie vor einigen Hundegenerationen fixiert habe, und seither heißt sie, wenn ich nicht irre, Österreichischer Blendling, hat viele Preise bekommen und sieht aus wie ein umsichtig genormtes Chaos. Von solcher Rasse ist entwicklungsgesetzlich auch die menschliche, und namentlich die deutsche Sprache. Die Sprache der Kanzleien, der Zeitungen, der Studenten, der Gauner, der benachbarten Völker, der katholischen Kirche und des Römischen Imperiums haben im Guten wie im Schlechten ihre Spuren darin hinterlassen, und wenn man schon gegen das Gute nichts einwenden darf, warum tut man es dann nicht wenigstens gegen das Böse? Die berühmten Entwicklungsgesetze sagen uns leider, daß man es gegen das Böse am wenigsten tut. Aber auch die Sprachgewohnheiten sind Gewohnheiten; und warum nimmt man also mit besonderer Vorliebe schlechte Gewohnheiten an? Da mündet die Sprache, die dem Menschen aus dem Mund kommt, wieder in ihn und fährt von ihrer Ausgangsstellung einwärts bis an Herz und Nieren.

Denn die Vorliebe für schlechte Gewohnheiten ist ein bestimmter Grad des Vertrauens in die Aufgaben der Menschheit. Man nimmt sie an, weil der, der sie hat, das große Wort führt. Weil er imponiert. Weil sie Mode sind. Weil man sie täglich sieht und hört. Weil sie bequem sind und man selbst nicht gern nachdenkt. Aber in erster Linie nimmt man sie wohl doch nur deshalb an, weil sie eben keine guten sind. Wir haben ein sehr bescheidenes Mißtrauen gegen das Gute: wir haben uns die Vorstellung geschaffen, daß der Himmel fleischlos, alkoholfrei, für Nichtraucher und unendlich weit von uns entfernt sei. Wir fühlen uns erst, wenn wir uns recht schlecht aufführen, einigermaßen sicher, daß wir uns nicht geziert betragen. Wir leiden unter der

Unbegreiflichkeit, daß wir irgendwann das, was wir nicht tun mögen, das Gute genannt haben, und halten uns nicht für berufen, es weiter darin zu bringen, als seither unbedingt nötig ist. Woher es kommt, daß wir uns sicherer fühlen, wenn wir uns nicht zu hoch erheben, ist gewiß sehr schwer zu erklären; sagen wir doch sogar, daß die Lügen kurze Beine haben, um zu rechtfertigen, daß wir sie lieben!

Jedenfalls ist es beim Sprechen und Schreiben so, daß wir eine starke Abneigung gegen seine Tugendlehre, die Grammatik, fühlen. Dabei ist aber noch besonders zu erwähnen, daß wir gar nicht wissen, wie wir den rechten Widerstand gegen diesen Fehler leisten könnten, noch, warum wir ihn leisten sollen. Wir gebrauchen unsere Sprache so wie der Tausendfuß seine Füße, über die er nicht einen Augenblick nachdenken darf, wenn ihn nicht auf der Stelle der Schlag rühren soll. Der Sinn der Worte bleibt uns glücklicherweise verschlossen. Wir sprechen alle so wie der Versammlungsredner, der sagt: «Aber wenn wir diese Basis betrachten», oder: «Wir lassen uns den Horizont, auf dem wir stehen, nicht zerreißen!» Man versteht ihn recht gut, auch wenn er nicht weiß, was er redet. Wie er das macht, das ist seine Sache, und davon haben wahrscheinlich wieder die Grammatiker keine Ahnung. Offenbar besteht das Grundphänomen der Sprache darin, daß einer eilig auf etwas aufmerksam machen will, das er weiß oder fühlt, wofür ihm nun das komplizierteste System von Tasten und Hebeln zur Verfügung steht, das je einen Menschen unsicher gemacht hat; es ist ähnlich rätselhaft wie ein Klavier, aber wenn einer mit der Faust in ein Klavier haut, so wissen wir sofort ungefähr, was er meint, auch ohne nachsehen zu müssen, wohin er gezielt hat.

Man darf also nicht glauben, daß etwas richtig gesagt werden müsse, damit es richtig verstanden werden könne; und darauf beruht das Geheimnis der lebendigen Sprache. Fürchterlich ist es, wenn man zum Gegenteil gezwungen wird, und nur schlechte Schriftsteller nötigen den Leser, auf jedes ihrer Worte acht zu haben. Er bemerkt dann sofort, daß er in achtzig von hundert Fällen nicht die geringste Ahnung hat, warum gerade diese Worte dastehen, und findet eine solche Ausdrucksweise mit Recht unklar. Besonders lästig sind dabei die kleinen Worte und die Wahl ihres Platzes. Ein guter Schriftsteller aber wird es immer verstehn, so zu schreiben, daß man alle seine Worte verstellen könnte, und auch durch ähnliche ersetzen, ohne daß sich der Sinn ändert: das erleichtert die Aufmerksamkeit und entspricht dem modernen Prinzip, Ersatzteile herzustellen, die überall erhältlich sein müssen.

[ < ]

### **Kunst und Moral des Crawlens**

[Juni 1932]

Lieber Ferdi, Sie scheinen ja trotz Ihrer neunzehn Jahre noch ein Anfänger zu sein, weil Sie mich fragen, ob Crawlens eine Kunst oder eine Wissenschaft sei. Ich habe schon von vierzehnjährigen Knaben die entschiedene Erklärung empfangen, daß es eine Wissenschaft ist, und Siebzehnjährige zeigten sich fest überzeugt, eine Kunst auszuüben. Zweifeln ist nicht zeitgemäß. Aber ich will Ihre Frage, so gut ich es vermag, beantworten und so gescheit, daß Sie es mit den berühmtesten Hydrocephalen sollen aufnehmen können:

Das Paradoxon des Crawlens heißt:  $a < c$  und  $b < d$ , und trotzdem  $a + b > c + d$ . (Falls Sie sich

gegen das Erlernen der Mathematik ablehnend verhalten haben sollten: < bedeutet kleiner als, > größer als.) In Worten: Du schwimmst mit den Beinen allein oder mit den Armen allein in der Art der Crawlbewegung schlechter als in der gewöhnlichen, trotzdem mit Armen und Beinen zusammen viel schneller.

Woher kommt das? Welche physikalischen oder physiologischen Vorgänge erzeugen diesen Bewegungswiderspruch? Ich gestehe Ihnen meine ursprüngliche Hoffnung, in der Beantwortung dieser Zwischenfrage die Grundlage für unser Streben nach der Entscheidung *Kunst oder Wissenschaft* zu finden. Man kann ja in der «Geschichte» des Schwimmens auf den ersten Blick eine steigende Stufenleiter der Schwierigkeit wahrnehmen, und zwar so, daß in den aufeinander folgenden Schwimmmarten nicht etwa das Erlernen, wohl aber merkwürdigerweise das Begreifen des Erlernten schwerer wird. Das gewöhnliche *Brustschwimmen* ist in seinem Grundtypus ein ganz verständiges Sich-einen-Weg-durchs-Wasser-Bahnen, nicht viel anders, als man es durch jede andre Menge täte. Das *Spanische* Schwimmen, das darauf folgte, war ihm in der Beinarbeit ähnlich, und auch der raumgreifende, schnellere, trotzdem die Atmung schonendere, Durchzug der Arme kam dem Verständnis entgegen. (Sie wissen? Diese Armbewegung war der des Crawlens ähnlich, nur griff sie weiter vor, kam flacher ans Wasser und wurde nicht nur gegen den Körper, sondern auch noch an ihm vorbei durchgezogen.) Aber schon der *gerissene* Beinschluß bei beiden Arten, gar die *Schere*, die man manchmal sah (Beinschluß mit leichter Kreuzung), das *Walzen* vieler guter «Spanier», das Strecken oder weiche Durchhängen des Körpers waren in ihrer Wirkung hydrodynamische Geheimnisse. Vollends nun beim Crawl kommt man mit der einfachen Mechanik der schiefen Ebene nicht mehr aus. Da müßte man wohl Stromlinien, Wirbel, Druckgefälle, Gleitwiderstände und andere Plagen der Theorie der Bewegung eines festen Körpers in Flüssigkeiten aus dem Schiffs-, Turbinen- und Flugzeugbau heranziehen, um erst am Ende auf den naheliegenden Gedanken zu kommen, daß der Körper, mit dem man es zu tun habe, gar kein fester, sondern ein elastischer und in sich veränderlich bewegter sei. Immerhin sollte es auf diese Weise möglich sein, wenigstens im Rohen ein Bild der physikalischen Verhältnisse zu gewinnen, die den Auf- und Vortrieb bei den verschiedenen Techniken des Schwimmens zustandebringen, und schon das würde genügen, um der Ausbildung dieses Sports gewisse Richtungen zu weisen, abgesehen davon, daß eine solche Untersuchung an sich nicht ganz ohne Reiz wäre.

Nicht weniger wäre auch von einer biomechanischen, auf die Möglichkeiten des Körperbaus gegründeten, Betrachtungsweise zu erwarten, die das Schwimmen des Menschen mit dem der Tiere vergleicht. Wir sind im Wasser Vierfüßler. Die natürlichen Versuche eines «Nichtschwimmers», sich über Wasser zu halten, haben bekanntlich große Ähnlichkeit mit dem Schwimmen des Hundes, noch größere mit dem des Affen, soweit ich mich nach ein paar Beobachtungen an dieses erinnern kann. Geht man davon aus, so erscheint das Crawl als eine Rückkehr zur Natur ein abgefeimtes Nichtschwimmen, das allerdings auch mit allerhand Bewegungselementen versetzt ist, die dem Körper von Robben, Seehunden und südlicheren Meisterschwimmern abgeguckt sind; und dazwischen, aber abseits von dieser geraden Entwicklungslinie, wäre dann wohl erst das Brustschwimmen einzuordnen, als der ursprüngliche Versuch, besser zu schwimmen, als es einem von Natur gegeben ist, der sich scheinbar nach irgendwelchen rudern Wassertieren, Käfern, Kröten oder ähnlichen, gerichtet hat.

Ich glaube, daß solche Untersuchungen recht fesselnd sein könnten, und auch in dem Wunsch, Ihnen ein Gefallen zu erweisen, da Sie doch nun einmal Ihren Sport «ernst» nehmen wollen, habe ich mich bemüht, physikalische und biologische Literatur darüber aufzutreiben. Ich will nicht behaupten, daß es keine solche gibt, da ich nicht genug Zeit hatte, alle Möglichkeiten zu

erschöpfen, aber das eine kann ich Ihnen melden, daß in der größten technischen Bibliothek Deutschlands bei Benutzung der Kataloge und aller üblichen bibliographischen Hilfsmittel keine einzige solche Behandlung unseres Gegenstands nachzuweisen war.

Demnach scheint Crawlen also doch noch keine Wissenschaft zu sein.

Das ist sehr bitter, denn dadurch rückt es in den Bereich der Kunst und der Persönlichkeit. Wahrhaftig haben Sie mich ja auch gleich gefragt, was es bedeute, daß das Crawlen nach einem *Stil* geübt werde, genau so wie die Kunst, und worauf ein solches Phänomen wie Stil überhaupt hinauskomme. Sie werden natürlich selbst beobachtet haben, daß alle Arten des Crawlens, wie es nicht anders sein kann, gewisse Eigentümlichkeiten gemeinsam haben, so die im allgemeinen flache Lage des Körpers, die weiche Streckung des Beins, die gestielt-blattartige und fliegenklappenähnliche Mitbewegung des Fußes; auseinander gehen dagegen die Meinungen zum Beispiel über die Zahl und Skandierung der Fußschläge im Verhältnis zum Armtempo, über den Weg des Arms, über den Grad der Körperstreckung und vor allem über das Zusammenwirken dieser Einzelheiten. Muß man durch irgendwelche Umstände mehrmals den Lehrer wechseln, so gerät man unweigerlich in die Gefahr des Ertrinkens. So zeigt sich der Stil. Ungefähr ebenso klar wird er sich Ihnen zeigen, wenn Sie Gelegenheit haben, ihn an berühmten Schwimmern zu beobachten: Jeder macht jedes in seiner Weise. Betrachten Sie die Figuren, so finden Sie alle Arten von ihnen auch innerhalb der gleichen «Strecke», obwohl sich doch Körperbau und Leistung gegenseitig beeinflussen. Mann und Frau, ohne Zweifel ungleiche Verhältnisse dem Wasser darbietend, schwimmen trotzdem in keinem auffällig verschiedenen Stil. Ja sogar der Anteil der Beinarbeit, der am geheimnisvollsten aussieht, versetzt uns nach langer Enträtselung erneut in Bestürzung, da es sich herausgestellt hat, daß auch ein Mann, dem ein Fuß fehlt, einer der besten Schwimmer werden kann.

Ihre Frage, was Stil sei und bedeute, möchte ich also doch lieber nicht auf einem Gebiet beantworten, das so anstrengende Ansprüche an den Geist stellt wie der Sport, ja ich möchte sie überhaupt nicht beantworten. Nur soviel davon: Von Stil spricht man immer dort, wo eine Leistung nicht eindeutig abgefordert ist, wo ein gewisses arbiträres Verhältnis zwischen Aufgabe und Lösung herrscht. Er ist ein Ersatz der Normierung, aber keineswegs ein willkürlicher. Denn dem Stil liegt immer eine mit oder ohne Bedacht ausgefeilte Methode zugrunde, die sich in ihrer Art vervollkommen läßt, bis ein Punkt erreicht wird, wo es *so* nicht weitergeht. In diesem Sinn hat die Schönheit Stile, und nahe verwandt damit sind die Moden, aber das Wesentliche daran ist nicht etwa, daß der Geschmack ein anderer wird, sondern daß er der gleiche bleibt, nämlich ein Etwas, dem es im Grunde nie klar ist, was es will. Wir scheinen die merkwürdige Eigenschaft zu haben, daß wir, wenn wir einmal etwas wollen, es so lange weiter wollen können, bis nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, daß wir aber im Ganzen nicht wissen, was wir wollen sollen. So verhält es sich ja meistens auch in der Kunst, wo die Stile aufblühen, in sich dicht werden und vermorschen wie die Bäume. Und so kann man sogar von Stilen der Moral reden, was verrät, daß diese nicht so sicher ist, wie sie selbstsicher tut.

Wenn Sie das nun auf das Crawlen anwenden wollen, so werden Sie erkennen, daß wirklich auch da der Stil die Kunst ist, eine Unwissenheit auszugleichen, in diesem Fall die um die rationellen Bedingungen des Schwimmens, die herauszubekommen bei einer verhältnismäßig so einfachen Zweckhandlung mit der Zeit sicher gelingen wird. Dann wird es nur noch soweit Stil geben, als die verschiedenen Arten der körperlichen Anlage verschiedene Ausnutzung verlangen, und etwa noch soviel wie bei einem Rennboot, das doch immer eine Individualität ist, wenn es auch nach noch so genauen Formeln gebaut wird. Höhere geistige Vorgänge, wie etwa bei den eigentlichen Kampfsportarten oder beim Reiten, wo das Verhalten zu einem zweiten Wesen mit ins Spiel

kommt, werden vom Schwimmen wenig in Anspruch genommen. Aber indem ich das Wort *höhere geistige Vorgänge* niederschreibe, brennt mir auch schon die Warnung auf der Zunge, die ich bisher zurückgedrängt habe: Suchen Sie auf keinen Fall im Sport das Hohe, sondern nimmer nur das Niedere! Das wird heute im Wert verwechselt und auf eine Weise, die so eigentümlich ist, daß ein paar Worte darüber schon wirklich lohnen.

Wir hören es nie anders, als daß der Sport menschlich erziehe, worunter ungefähr verstanden wird, daß er seinen Jüngern allerhand hohe Tugenden, wie Freimut, Verträglichkeit, Redlichkeit, Geistesgegenwart, klares und schnelles Denken verleihe. Nun, Sie wissen es: der große Sportsmann ist nicht nur ein Genie, sondern – solange er keine Prozente nimmt – auch ein Heiliger. In Wahrheit würde aber, ebenso ernst genommen, auch jede andere Beschäftigung die gleichen Tugenden verleihn, und was der Sport moralisch noch anderes bewirkt, ist höchstens eine Verfassung gelassener Nettigkeit und Aufmerksamkeit auf sich und andere, wie man sie auch aus den erschlossenen ersten Tagen eines Sommeraufenthalts kennt, und jenes sichere Verhältnis zur Natur, das sich in dem Gefühl äußert, man könnte Bäume ausreißen. Im Sport die Ausbildung höherer moralischer und intellektueller Fähigkeiten zu suchen, kommt von jener veralteten Psychologie, die geglaubt hat, das Tier sei entweder eine Maschine, oder es müsse, wenn es eine Wurst sehe, einen Syllogismus von der Art baun: das ist eine Wurst, alle Würste sind wohlschmeckend, also werde ich jetzt diese Wurst essen. Nun ist das Tier aber weder eine Maschine, noch baut es Syllogismen, noch schließt und urteilt der Mensch in reizvollen Lagen so. Sondern was bei Tier und Mensch stattfindet, ist bei schnellen Handlungen ein geschichtetes Ineinandergreifen von artmäßig und persönlich festgelegten Verhaltensweisen, die beide fast mechanisch auf äußere Reize «ansprechen», dazu eine vorausgestreckte Aufmerksamkeit, die auf ähnliche Weise das schon bereitstellt, was in der nächsten Phase in Anspruch genommen werden wird, und schließlich ein dauerndes, völlig unbewußtes Anpassen der vorgebildeten Reaktionsformen an das augenblicklich Erforderliche: auch ein Mensch vollführt die verwickeltsten Handlungen *ohne Bewußtsein*, ohne *Geist*, woraus man ja vielleicht auch schließen darf, daß die Rolle des Geistes nicht die ist, eine im Sport zu spielen.

Es ist kein unwitziger Widerspruch, daß es heute über solche Fragen sehr eingehende Untersuchungen von Philosophen und Biologen gibt, die den Begriff der menschlichen Genialität gerade dadurch neu aufbaun, daß sie ihn über einer tieferen Erforschung der tierischen Natur errichten, während unsere Sportschriftsteller noch immer dabei sind, den Besitz der sittlichen plus der theoretischen Vernunft für eine selbstverständliche Voraussetzung des Crawlens und des Sports zu halten.

[ < ]

## Prosa-Fragmente aus dem Nachlass

prosa-fragmente aus dem nachlass

[ < ]

- ▷ Tagebuch Hippolyte
- ▷ Zu Jakob Eberle's letztem Gang
- ▷ [Ein luetischer Dichter]
- ▷ P. A. und die Tänzerin
- ▷ Grauauges nebligster Herbst [I]
- ▷ Grauauges nebligster Herbst [II]
- ▷ Grauauges nebligster Herbst [III]
- ▷ Das Land über dem Südpol
- ▷ Der rote Hut
- ▷ Um die Gründung des literarischen Vorwärts
- ▷ Lieber Pan –!
- ▷ [Fritze]
- ▷ Ein Soldat erzählt
- ▷ Ein Soldat erzählt
- ▷ Ein Soldat erzählt

- ▷ [Jugendfreunde]
- ▷ Der Gesang des Todes Der singende Tod
- ▷ [Schwerverwundetenzug]
- ▷ Die kleine Katze aus dem Jenseits [Die kleine Geisterkatze in Bozen]
- ▷ Der Sommeraufenthalt. Zwei Genies
- ▷ Sommer in der Stadt
- ▷ [Gelegenheitsdiebe]
- ▷ Die Mutter
- ▷ [Ein Kandidat der Philosophie]
- ▷ Schattenspiel in der Kleinstadt
- ▷ [«Hof» der Wiener Vorstadt]
- ▷ [Menschenfressergeschichte]
- ▷ Das Schlieferl
- ▷ Archivar
- ▷ Monolog eines Geistesaristokraten
- ▷ Über Fürsten- und Strassennamen
- ▷ Durch die Brille des Sports
- ▷ Randglossen zu Tennisplätzen
- ▷ Der Praterpreis

- ▷ Normung des Geistes
- ▷ Kritiken im Nachsatz
- ▷ Das Zeitalter der Dichter (D. Gold. Z.)
- ▷ F. F. Bl. / Frauenlob
- ▷ Mode
- ▷ Der Doppelmäzen

### **Tagebuch Hippolyte**

*[Etwa 1903]*

Personen:

Hippolyte

Madelaine

Margerite

In einer Gesellschaft bei F. lernte ich Madelaine kennen. Beim Hingehen sagte mir H: Geben Sie obacht, Sie werden jemand Interessanten kennen lernen – und er nannte den Namen – man weiß nicht ob sie schön od. häßlich ist.

Ich fand gleich Anschluß. Ich sagte nichts, was nicht ohne einen kleinen Witz oder Verbeugung gewesen wäre. Auch einige galante Frechheiten sagte ich ihr in die Augen hinein. Ich war in einer guten Stimmung wie an einem erfolgreichen Assautabend.

Ein kleines Männchen, das Madelaine in der Tombola gewann und unter allerlei Capricen herzte, gab leichte Gelegenheit zu beziehungsreichen Scherzen.

Beim Abschied vergaß sie es; ich trug es ihr ins Vorzimmer nach. Sie hatte es «ihren kleinen Mann» genannt und dann auf einem Kaminsims stehen gelassen. Ich beklagte mich im Namen des Symbols über die leichtfertige Grausamkeit.

Aber wenn auch meine Sätze nicht geistlos waren; sie reuten mich: ich hätte nichts sagen und einfach am nächsten Tage ihr das Männchen bringen sollen. Diese Gunst des Augenblicks hatte ich nicht ergriffen.

Trotzdem behielt ich die Erinnerung an einen angenehmen, leichten Abend.



Später erzählte mir Madelaine, daß ich ihr zu Anfang den Eindruck großer Blasirtheit machte.

Das nächste Mal – ungefähr vier Wochen später – gelang es mir, mit ihr in einer ziemlich ungestörten Ecke zu sitzen. Ich entwickelte ihr eine Theorie des Flirt und sprach überhaupt viel von Mann und Weib.

Wie sie heute behauptet, weiß sie noch jedes Wort.

Dann war ich einmal bei Hs ihr Tischnachbar und tags darauf trafen wir uns wieder bei F. Es waren immer Leute um uns, doch trachtete ich, in meinen Worten so persönlich als möglich zu sein. Beim Weggehen bedauerte ich, sie solange nicht sehen zu können und erhielt die Erlaubnis Besuch zu machen.

H. erzählte mir am Heimwege mit Achtung von ihrem Ernste; er findet sie interessant und würde – wäre er nicht verheiratet – «anklopfen».

Traf sie nicht an. Wenn ich nicht irre, ging sie noch am selben Tag zu Hs, um meine Adresse auszukundschaften.

Seither war ich häufig bei ihr zum Thee und ging auch mit ihr spazieren. Sprach meist gut, was mich mit großer Freude erfüllte.

Eine entscheidende Wendung scheint für mich eingetreten zu sein, als ich ihr die Gedichte von R. vorlas. Doch fällt mir eben etwas ein, das älter ist: Als ich einmal abends von ihr kam, fiel mir Valerie ein. Ich vermutete (mit Unrecht) eine Ähnlichkeit des Typus. An dieses schwere, überreife Fallen dachte ich.

Die Parallele ergriff mich. Ich hatte sofort den Wunsch die Epoche Valerie wiederzuleben. Aber mit aller Erfahrung, was mich damals ziemlich ahnungslos ergriff. In diesem déjà connu liegt ein morbider Reiz, etwas krankhaft Intensives. Dies war die erste Bedeutung Madel. für mich. Ich nahm mir vor sie zu gewinnen. Wohllüstig, mit geöffneten Sinnen und verschlossenen Erinnerungen.

Die ganze nächste Zeit über sondirte ich. Aber die Parallele war falsch. Mein Interesse ermüdete und spannte nur hie und da wieder an. Für ein Gewinnen war der Antrieb zu schwach.

Dann erst kam jener Nachmittag. Ich lag in einem hohen Stuhl und psalmodirte. Meine Stimme hatte etwas Priesterliches, Rauhes und Erregtes – zögernde Inbrunst eines Mariengebets. Dazu die Pracht Rs. Ohne die Stimmung zu verletzen erklärte ich. Ich celebrierte gewissermaßen meine Meinung von der Liebe.

Es griff mich bis zur Erschöpfung an. Auch sie. Es war wirklich gelungen unsere persönliche Beziehung aufs äußerste zu steigern. Und die Gemeinsamkeit war so, als ob wir eine Nacht zusammen geschlafen hätten.

Seither sehne ich mich nach ihr und sie zeigt mir, daß sie mich liebt. Noch schien es mir anfangs ungewiß. K. redet mir zu, nicht zu zaudern. Selbst ein Fehlschlag ist besser als unversucht lassen.

Aber ich kann nicht. Marguérite. Ich überlege nicht, ich mache mir keine Vorwürfe, aber sie wird es wohl sein, die mir die Kraft raubt. Ich habe kaum mehr etwas zu wagen und greife doch nicht zu.

Als wir uns das letztmal sahen, fuhr ich mit Madl. ins Bois. Madel. sprach nur leicht verschleiert von ihrer Liebe zu mir. Zu meinem Schrecken sehe ich, daß ich ihre Sätze nicht mehr weiß. Aber sie durchdrangen mich. Es war wie ein Glück, das man kaum begreift. Und ich bat sie fast, mir Zeit zu lassen. Ich sagte ihr, daß ich sie liebe, daß ich aber es noch nicht wahr haben will. Sie

verreist für acht Tage. Ich bat sie, diese Tage über noch den feinen Genuß der Enthaltbarkeit uns kosten zu lassen. Aber es war nicht Raffinement, nur Feigheit.

Jetzt sehne ich mich nach ihr.

Marguérite erscheint mir hübscher als vorher, aber ich vermag sie kaum zu küssen. Denn nicht mehr in ihr küsse ich mich. Ich will etwas finden, das mir in dieser Angelegenheit Stil und gutes Gewissen gibt.

Ich vergaß zu notiren, daß das erste Zeichen meiner Neigung war, daß mir wieder Gedanken von einem lange verlorenen Typus einfielen.

Scheidungsgeanken. Ich muß mich ganz auf Madelaine konzentriren können. Mit ihr – so als ob es zum ersten Mal in die Welt hinausginge. Ich muß mich ganz hingeben können.

Ich verbrachte zwei Tage mit Marguérite. Aus Feigheit vor ihrem Verdacht. Ich hatte Angst davor, aber alles ging gut. Wenn ich mich an die Sinnlichkeit erinnere, muß ich an gelbe Seide denken, die mich bedeckte. Ich vermochte mich ganz auf den Augenblick zu konzentriren.

Im Ganzen war aber meine Stimmung schwankend. Überempfindlich gegen Derbheiten an Margu., die ich lange nicht mehr beachtet hatte.

Ich muß mich nur der gewissen Phantasien enthalten: Mit Madelaine allein im Gebirge, oder nachts im Wald od. dgl.

Gegen Ende wurde meine Stimmung immer günstiger für Margu. Zärtlichkeiten sind mir ganz natürlich nur die kindischen Neckereien, das klein- und ausgelassen sein geht nicht.

Madel. ist wieder zurück. Es lag etwas Fremdes zwischen uns. Alltagsärger, der in der Zwischenzeit vorfiel. Ich habe keinen rechten Anschluß an sie. Dabei Angst, durch meine Künstelei den Augenblick versäumt zu haben. Ich bin entschlossen mir das nächstemal Gewißheit zu holen.

Gegen Margu. bin ich fast so als ob nichts nebenher ginge. Vielleicht deswegen, weil ich nun bestimmt weiß, daß Madelaines Zeit gemessen ist.

Diese Gewißheit hat mir übrigens auch Madel. gegenüber wieder zu einigem Leichtsinn verholfen. Ich war in der letzten Zeit zu sentimental.

Heute kam es zu einer Krise. Die Schwierigkeit mit Marguérite türmte sich in mir an und raubte mir alle Freiheit. Ich setzte Madelaine ausführlich meinen Zustand auseinander. Sie schien mich zu ermutigen. Dann kam ihr aber wohl der Einfall, daß eine Liebe, an der man so würgt, keine Leidenschaft ist. Und sie will mitgerissen werden – ins Unendliche.

Endlich hatte ich alles herausgebracht. Ich war ganz warm. Ich hatte mein Leben vor Madelaine ausgebreitet, wie sich ein Bub vor eine Frau wirft. Sie sprach plötzlich so freundschaftlich. Ich wurde vorsichtig und formulierte sehr umständlich – ob sie glaube, daß aus ihrem jetzigen Zustand Neigung werden könnte od dgl. Nein, Neigung reißt sofort mit; da gibt es kein Fragen.

Unbeschreibliches Gefühl der Enttäuschung. Plötzlich verkehrte Perspektive. Aufsteigender Zorn. Sofort Erinnerung, daß mich dieser Augenblick nicht stilllos verlassen dürfe. Ruhige, analysirende, psychologische Worte. Ich zerlegte unsere Beziehungen. Zeigte was mich zu meinem Glauben veranlaßte. Bat um Aufklärung Ich kenne Sie noch so wenig – hatte sie u. a. gesagt; daran erinnerte ich sie, wie mir einfällt, noch nicht. Im Übrigen hatte sie sich schlecht ausgedrückt. Sie hat Neigung zu mir und kämpft um es zu unterdrücken, weil sie sich vor meiner Moral fürchtet.

Von dem Augenblick der Ablehnung an war ich wie von einer Last befreit. Sofort Herr der Situation. Konnte ihre Hand fassen, konnte ihren Arm nehmen. Redete in allen Tönen zu ihr, die ich die ganzen Tage nicht fand. Alle Zärtlichkeit, die von mir gewichen war, war nun da und fand einen ungehinderten natürlichen Ausdruck.

Sie zitterte, hatte Thränen in den Augen. Wir waren sehr lieb miteinander. Behandelten dieses Verhältnis wie etwas leicht Zerbrechliches, sehr Sonderbares, mit dem man sich keine Mühe geben müsse. Behandelten es als etwas Selbstverständliches.

Am Nachhauseweg, allein, kam ich manchmal in frivole Stimmung und unvermittelt wieder in ganz Heilige.

Aber dieses Heilige, mit dem Bewußtsein eines bloß augenblicklichen, fast nur andeutenden Genusses war wohl die eigentliche Quelle des Frivolen.

Übrigens scheint unsere Beziehung durchaus noch nicht fest zu sein.

Ich habe um ihre Hand angehalten. Denken Sie nur ich – dieser gamin! Bin ich nicht ein Staatsbürger? Und habe einen Korb bekommen! Meine Würde brachte mir keine Gefahr. Was für eine reizende Excursion. Ich wurde so fröhlich auf diesen Korb hin, so zärtlich zu ihr. Solche Sprünge versteht sie wohl nicht. Solchen lustigen Herrn Pierrot.

– Psychologische Nachwirkung. Schlaflosigkeit. Herrliche Nacht im finstern Zimmer. Am Divan unter einer Reisedecke geschlafen. Schrieb langen Brief an Madelaine. Im Anfang wie eine Fortbildung des Stils der Valeriezeit. Später in dem von der Leidenschaft handelnden Teil Neues. Es wurde mir klar, daß ich nicht ganz untertauchen kann, daß meine Leidenschaft eines Untergrundes von Resignation braucht. Daß Leidenschaft für mich nur eine caprice sein kann, an die man nicht ganz glaubt, nach der man sich aber ganz sehnt.

Schrieb in großem Fieber. Der gewisse Sturm ohne Wollen.

Nachher Apathie.

Ein paar Tage später Spaziergang ganz ohne Kontakt. Zum Schlüsse, in dem Bemühen doch noch Anschluß an mich zu finden, kam ich mir beinahe lächerlich vor.

Merkwürdig war, wie heute eine Zärtlichkeit für Marguérite in mir aufschloß. Sah sie plötzlich als armes, krankes Mädel, und über das Mitleid kam den gewohnten Weg die Liebe. Merkwürdig, daß ich ihr gegenüber jeder Regung nachgeben kann, gegen Madelaine nicht.

Sehr sonderbarer Tag. Nachmittag bei Madel. Sie wollte singen. Ich hatte die alten Lieder aber nicht bekommen können. Mattgraues verschlossenes Zimmer. Sie kniete bei mir, sie stand ganz dicht ober mir. Sie liebt dieses Stille an mir. Ich konnte mich nicht rühren. Banalitäten fielen mir ein. Ich küßte nur ihren Arm, streichelte ihn, streichelte mein Gesicht mit seinem weichen, schwarzen Flaum. Mußte Weggehen, war der Situation nicht gewachsen. Sie war voll verhaltener Leidenschaft. Sprach metallisch und plötzlich mehr als sonst. Ich glaube, daß ich sie nicht verstehe. Und mich? Will sie geheiratet werden? Selbst dieses Gedankens war ich fähig! Überhaupt! Es war ein Glück und fast eine Verlegenheit.

Ob ihr nicht die Knie weh tun, in der unbequemen Stellung?! Sogar das fiel mir ein. Und wurde wichtig. Denn alles kam mir plötzlich unnatürlich und gewollt vor. Ist das Liebe? Es kann es sein. Nur traf zufällig eine Culmination mit einer Depression zusammen.

Eine große Aufregung ist in mir. Ich möchte Madel. heiraten. Trotzdem gefällt mir Margu. besser als seit langem. Sehe gewisse natürliche Feinheiten an ihr, gegen die ich abgestumpft war. War

müd zärtlich gegen sie, so ganz mich auflösend, wie ich es gerne bei Madel. wäre.

Ich verstehe Madel. erst recht nicht. Ich glaube wohl, daß an jenem Freitag echte Empfindung im Spiel war. Ich verfüge über mich und gebe mich dir. So ähnliches sagte sie auch. Warum ich aber gelähmt war weiß ich auch nicht. Entweder reizt sie mich nicht genügend sinnlich, oder ist zu viel Sturm in mir. Über diese Alternative bin ich mir nicht klar.

Sonntag war sie sehr warm-müde. Ich wollte sie heiraten. Wollte sie so haben, wie dazu nötig. Sie mißverstand mich völlig, empfand mich als theoretisch und verlor den Kontakt.

Dienstag behandelte sie mich schlecht. War ostentativ kühl. Endlich kam es wegen Sonntag heraus. Ich versuchte die geistreichsten Erklärungen, habe aber an Boden verloren und bin unglücklich. Ich will noch immer das ganz Große von ihr. Nachher soupirten wir zusammen und tranken Brüderschaft. Waren sehr herzlich, sie ein wenig koboldig und in Weinlaune. Ich bemerkte einzelne Derbheiten in ihren Gesten und meine Stimmung wurde leichter.

Heute, Donnerstag, kam sie zu spät. Endlich in ganz merkwürdiger Laune. Ich schaukelte sie im Stuhl. Sie wollte nichts ernstes. Wir plauderten ziemlich leichthin und graziös. Viel mit den Augen. Meine Art wurde wieder ein wenig mondän. Ich hatte das Gefühl, daß sie vor mir mit einem Manne zusammen war, der ihr gefiel. Das gab mir mich wieder. Ich küßte sie endlich, halte nicht allzuviel von ihr und lebe dem Augenblick. Ich gefalle ihr so. Eigentlich ist dieser Sieg eine bittere Enttäuschung und Lehre. Aber ich bin frei von Leidenschaft und so viel glücklicher.

Samstag sahen wir uns wieder. Erst schien es, als ob ich abermals nicht Boden fassen könnte. Endlich nahmen wir uns einen Wagen und fuhren ins bois. Dort wurde ich allmählig wärmer. Legte mein Kinn auf ihre Schulter und sprach so auf sie ein. Dann saßen wir bis zehn Uhr im Wald. Ich hielt ihre Knie und wir küßten uns oft. Sie küßt nicht gut, wie ich bemerke. Beim Loslösen der Lippen verursacht sie Geräusch. Überhaupt ist sie ziemlich primitiv. Ich muß es sie anders lehren. Das gibt mir alle Sicherheit und nimmt mir ziemlich viel Illusion.

Montag wartete ich vor dem Hause ihres Lehrers auf sie; etwas entfernt. Sie trat heraus – zurückgeneigter Kopf – halbgeschlossene Augen, – als ob sie ihren Mund ins Licht hielte, damit die Sonne die Küsse darauf trockne.

Ihr Blick suchte mich, aber, wie mir schien, etwas grausam.

Später bemerkte ich, daß eine Flechte ihres Haares sich gelöst hatte. Sicher hat sie etwas mit ihrem Lehrer gehabt .. Und dies constatieren zu können, freute mich.

[ < ]

### **Zu Jakob Eberle's letztem Gang**

[1907/08?]

Es war in dem heißen Mai des Jahres 1906. Wir saßen vibrirend von der Glut in einem Café. Lauter Ästhet, gelehrte Künstler, Künstlergelehrte, Vielwiser, Byzantiner. Die Kommenden. Maria mit dem brutal gelben Teint blätterte in der Woche. (Triumph der Vielseitigkeit, der Vorsilbe Poly- selbst die Woche in sich aufnehmen zu können) So kam die Sprache auf den

Vesuv. Ein Glück sagte Maria, daß die Ausgrabungen nicht wieder verschüttet wurden. Was liegt dagegen an allem anderen. Und man macht ein großes Geheul, statt froh zu sein, Feste zu feiern.

Könnte man nicht, .. sagte Marsilius und alle wußten den Nachsatz .. auch das Gegenteil verteidigen .. ohne daß er ihn aussprechen mußte, ja nicht einmal sein indigniertes Lächeln, das die Relativität aller moralischen Erkenntnis bewundernd bedauerte, wäre nötig gewesen. Nein man kann nicht. Wenn man bedenkt, was unsere ganze Kultur ohne Pompeji wäre, daß gewisse Gefühle, ja selbst gewisse Gesten nicht möglich wären ohne Pompeji, so daß selbst der miserabelste Plebejer etwas davon hat, – indem der Durchschnitt der Lebensform gehoben wird – kurz objectiv kann man es gewiß nicht. Aber subjectiv, meinte Marsilius. Geschmackssache. Er wußte nun, was sich Maria im Augenblick von ihm dachte .. Dieser Marsilius – Baumeister Marsilius – man klebt doch am Handwerk. Man kann nicht rein künstlerisch concipiren, man hat den Schweiß seiner Arbeiter zu nahe an der Bewußtseinsschwelle ...

Aber es war wohl die ungewöhnliche Schwüle, wenigstens war es wie in der Enge eines pathologischen Zustandes –: der Gedanke ließ ihn nicht aus. Subjectiv könnte man es verteidigen.

Er war überarbeitet durch umfangreiche kunsthistorische Studien – es stieg ihm manchmal heiß in den Hals und er hatte Sehnsucht nach grünen Bäumen – so einem dichten gewölbtem Kastaniendach – eine weiße Bluse fiel ihm dazu ein, kühles Bier in großen plumpen Gläsern und so wurde allmählig ein Gastgarten daraus.

Man konnte es also verteidigen – subjectiv natürlich nur – es führt so eine Linie über Maeterlinck – ja über das Christentum – Bier, Bier – dorthin – seelig sind die Armen im Geiste und schwer wiegen die Seelen derer, so nicht reden können – aber die Gedankenkünstelei verdroß ihn, er schwieg, konzentrierte alles auf das Bild dieses Gastgartens – es war aber wirklich durchaus banal, einfach ein Produkt dieser Hochsommertemperatur – und dennoch hatte er eine Ahnung, daß er es festhalten müsse, als ob ganz sicher noch etwas hinzukommen würde. Und so hielt er denn am ganzen Nachhauseweg das dumme Bild fest und nur hie und da zuckte ein neues auf, ohne sich aber recht an das vorhandene anschließen zu können. Arbeiter wie sie in der Mittagspause lang auf den Sandhaufen lagen ein junges Mörtelweib, das mit glückblitzenden Augen aus einer braunen Flasche Schnaps trank ... und sich so ganz vital befriedigt auf den schwangeren Bauch klopfte ...

Zu Hause fand er eine Karte seines Vaters .. nächstens mehr; von allen die herzl. Grüße; Gustl ist in Kissingen u. dann München; Donaths seit vorgestern zurück. Eberle hat sich das Leben genommen. Schreibe recht bald – dein zärtlicher Pp.

Marsilius setzte sich sofort hin, holte eines der fahlen Billets mit dem Siegelring des Patriarchen .. als Wappen und schrieb nach Hause. Ich habe mirs überlegt u. mache meine Reise erst im Herbst. Komme jetzt aber für 14 Tage zu Euch um mich einstweilen ein bischen zu erholen. Auf Wiedersehen Marsilius.

In Bodenbach kaufte er sich die Lokalzeitung seiner Heimat. Wie er vermutet hatte, fand sich eine Notiz über das Begräbnis, des dreißigjährigen Studenten Jak Eberle, der sich – infolge von Überarbeitung überreizt – das Leben genommen hatte. Studentenschaft u. Professorenkollegium waren beim Begräbnis zugegen, der Rektor hatte eine Ansprache gehalten, in der er den Ernst der Wissenschaft betonte u. den Verschiedenen als einen auf seinem gefährvollen Posten Gefallenen schilderte, der akademische Gesangverein, dessen Mitglied der Verstorbene war, hatte den Abschiedscantus gesungen, sicher wurde nachher in der Kneipe der Ferialverbindung Sudeto-Moravia ein Trauersalamander gerieben und Hanuschkas Eberles bester Freund wird den Nebensitzenden von verdächtigen Äußerungen erzählt haben, die sich schon in der letzten Zeit

gezeigt haben.

Hanuschka ... Marsilius sah den kleinen, breitschultrigen Halbslawen vor sich, mit irgend einer furchtbar breit gestreiften Cravatte, wie sie sie alle trugen, dann sein grauenvoll ungelinkes Lachen, bei dem jeder Teil des Gesichtes für sich irgendwohinging ... Es war eine andre Welt, eine lange verlassene Welt, eine beschränkte, widrige, von der er nicht verstand, wie sie ihn so lange festhalten gekonnt – und doch wurde ihm jetzt warm, heimlich –, zum Einschlafen, als sie Stück um Stück erwachte.

So fuhr er bis B. Und von Station zu Station wurde das Bild Eberles in ihm lebendiger, dieses Menschen, den er kaum gekannt hatte, der an seinen heutigen Ansprüchen gemessen völlig ohne Wert war und um dessentwillen er dennoch diese weite, reizlose Reise machte und an Maria dachte, als ob sich ein Sprung zwischen ihnen gezeigt hätte, der größer werden würde. Gerade deswegen wollte er es eigentlich abschütteln. Maria war fein, gelehrt, voll Reminiscenzen, vielfältig, alle Vergangenheiten konnte man in ihr lieben. Marsilius wollte sich erinnern Damals – gleich – als ihr Kopf in den Kissen lag, gelb vom verfärbten Zimmerlicht – wie aus einem fahl getönten Stein herausgeschnitten. Oder .. Aber andere Bilder wuchsen darüber hin, erst wie Farbflecke, die es wie wuchernder Rasen zudeckten, dann sich allmählig zusammenschlossen bis da und dort einer der Züge Jakob Eberles sich gebildet hatte, von denen Marsilius nie geglaubt hätte sich noch zu erinnern.

Ein kleiner Kopf, zu klein fast für die lange magere Gestalt, – das war wohl eine bezeichnende Einzelheit. Dann etwas Merkwürdiges: das Haar.

Stil: Das Verschwimmende, kaum Abgehobene eines solchen Lebens. Es kommt, hat stille unbeachtete Wirbel und geht – bei der Arbeiterretirade am Meer – wieder in die Unendlichkeit.

Man könnte den Einfall von Eberl. letztem Gang mit der Schilderung des sterilen Menschen verknüpfen. Eberle etwa als Opfer ihrer Witzchen (natürlich nur so nebenbei). Da ist einerseits der Mensch E., der vielleicht etwas Dunkles am Grunde hat; ist das aber ein persönlicher Vorzug? So ähnlich ist die Frage. Es schützt nicht vor Lächerlichkeit, es gibt vielleicht einen Moment in seinem Leben, der wie ein Geigenton ist, den genießt aber ein anderer. Höchstens eine Abschiedsfärbung, mit der er die Welt sieht, grenzt ihn für kurze Zeit ab; aber was vermag er damit? Es ist das Problem der Ökonomie, das Schöne ist nichts, wenn man es nicht zerteilen, einordnen, verfächern kann.

Dann der Mensch A. der eigentlich Fragwürdige. Er könnte Maler sein, er könnte Dichter sein; warum ist er es nicht? Er darf es nicht sein, sagt er sich, er muß der Umfassende bleiben. In Amsterdam zu Hause wie in Rom, niemand ernst nehmend, alles vernichtend. Vorbild von Romanen, nicht Romane schreibend, in einem kleinen Erlebnis mehr als eine Generation von Dichtern, stets sich dessen bewußt. Poseur. Warum Poseur? Betrügt sich um alles. Und handelt doch scheinbar richtig. Wieder die Breite, die fehlt. Er wird kleinlich hinterhältig, weil sie ihm fehlt und weil er mit Gewalt sein Ziel spielen will. Könnte er es in Wirklichkeit überhaupt erreichen? Er ist kaum anzugreifen, so haarscharf geht er am Rechten vorbei.

... Zum Schluß haben Marsilius u. A. das Bedürfnis für einige Zeit voneinander befreit zu sein. Und wie M. zum erstenmal das südliche Meer vor sich hat, atmet er weit auf, er fühlt wie er über A. hinauswächst, indem er zu sich selbst findet. Dasselbe fühlt aber A. unter dem feuchten, über die Ebene heraufkommenden Himmel Hollands. – Recht haben nur Sonne, Wind und Regen.

*Gesichtspunkt*

Das Problem Eberle-Marsilius usw. hängt zusammen mit der Schwierigkeit letzter Begründungen

von Werten. Worüber ich mit All. anlässlich Kochalskis sprach. Dieser Mensch hat Erfolg, wird verwöhnt, behauptet jedenfalls beim Spiel intensive Empfindungen zu haben und in anderen zu erzeugen. Ich sagte, diese Empfindungen seien nichts wert. Warum? Weil zum wertvoll-Emotionalen immer die Verflechtung mit Intellektuellem gehöre. Wie aber, wenn er sehr abgestufte, mannigfaltige Gefühle hat, sie hat, ohne darüber reden zu können? Es ist also auch hier die Frage, wieviel die Gefühle geistig stummer Menschen wert sind.

[< ]

### **Ein luetischer Dichter**

*[Ohne Titel – 1907/08?]*

Ein luetischer Dichter fühlt die Paralyse sich ihm nähern. Seine Frau, mit der ihn einstens feinste Dinge verbanden, begann eben von ihm sich abzuwenden, wie feinste Dinge eben vergehn ...

Einer, dem eine Gehirn od Herzerkrankung droht u der sich nicht schonen darf.

Der Hausarzt: es kommt, unvermeidlich, aber wir können ihm sein Leben verlängern, Aufregungen ersparen, ihn über seinen Zustand täuschen

Er: Ich fühle mich so stark, Einfälle überströmen mich, ich habe Angst, daß ich wahnsinnig werde. Daß ich es weiß u davon spreche, nicht wahr, das hat nichts dagegen zu bedeuten. Nur eines hält mich, mein Denken geht nicht ins Extreme, eine Philosophie der mittleren Linie, es ist alles so einfach, ich begreife nicht, wie man es *nicht* sehen kann (Indiv. – Egoism usw. vielleicht in unbewußtem u doch causalem Zusammenhang mit seinem häuslichen Problem)

Aber wenn ich krank werde, ich will nach Österreich, dort sind die Menschen weicher, sonst nichts. Nicht wahr die hütende [?] Wittve des Großen ist mir unsympathisch, Sorge, daß ich gut gehalten werde, wenn ich nicht vorher kann, und nimm Dein Leben auf – Der Freund: ich will nicht teilen. Schließlich seine Schuld (ein Guter wird böse, gedrängt von sich)

Der Frau wird durch die Krankheit das Problem erschwert .. Schließlich (in Concurrenz von: man muß ihn über sich bestimmen lassen und von: ich will freien Weg) sagt sie ihm seinen Zustand. Auf das Ausbruch, lichter Moment, Gift – Sie mit allen Fasern noch einmal an ihm hängend, höchste Steigerung u sinkt dann dem Freund in die Arme, (owohl auch der Arzt anwesend wäre)

Verknüpfen eventuell mit Problem der Wahl zwischen zwei Menschen wie A u ich – Imponderabilien. Einst warst Du mir lieber, aber ich weiß nicht, nichts hat sich geändert nur ein Unwägbares strömt – von einem zum andern, .. von Dir fort

Letzte Aufrichtigkeiten. Es gibt keine größere Tragik als Kranksein u sterben.

Der Unproductive: Ich kann für Dich mehr sein als er (der Productive)

Der Doktor macht ein ärgerliches Gesicht, sieht dann auf den Toten und wird von freundlicheren Gedanken erfüllt.

[< ]

### **P. A. und die Tänzerin**

[Um 1908]

Eine Dame in der vierten Reihe konnte das Ende eines Privatgesprächs nicht finden. Ein junger Herr hinter ihr neigte sich ungeduldig vor und zurück, der Abwechslung wegen dann auch von links nach rechts. Aber die Tänzerin, die aus den Büchern des «P. A.» vorlas, hatte schon zwölfmal das Wort edel ausgesprochen und achtmal das Wort exzeptionell, als die Dame noch etwas Wichtiges zu sagen wußte und erst dann verstummte. Danach war einen Augenblick Stille; dann stieg langsam wieder eine Unaufmerksamkeit an die Oberfläche. Selbst jener junge Herr, der mit dem liebenswürdigsten Gesicht zugehört hatte, wurde ärgerlich. Vorlesen kann sie nicht, dachte er. Dann: Sie ehrt Peter Altenberg mit einem feierlichen Hochdeutsch wie ein Dienstmädel, das ein nobles Verhältnis hat. Wie ein Dienstmädel? –: wie ein bescheidenes, gütiges Dienstmädchen, würde P. A. sagen. Na ja.

Dann jedoch tanzte sie. Und gewiß gab sie auch da nicht eine Kritik der reinen Vernunft mit den Beinen und nicht die Fußnoten von Diels zu den fragmentis veterorum stoicorum und ihre Schenkel waren nicht Klärbottiche dunkelster Seelengewißheiten wie die der Duncan. Sie tanzte vielmehr Variété; sie hatte prächtige Gewänder, liebliche Bewegungen und schöne Beine. Ihre Beine kamen manchmal aus den Gewändern hervor wie Artisten hinter dem Vorhang am Ende des Zeltes. Herzklopfen. Ein verschollener Geruch. Gelöste Haare, grüner Samt, Goldborten. Am stärksten aber doch der Geruch, der Geruch. Wenn man die Truhe mit den Winterkleidern Mamas und der Schwestern öffnete, stieg er auch dort, zugleich mit der Dunkelheit, die die Augen blendete, auf. Fortlaufen mußte man, sich hineinlegen, etwas rauben, ein kleiner Stallpage sein wollen oder wie ein brüllender Gorilla mit schlenkernden Armen auf diesen Geruch losgehn, der unwirklich zurückwich. Dann erst unterschied man die bekannten gutmütigen Rüschen und Röcke, Schweißblätter und Rauchwerk.

Hier bekamen die Gedanken des Herrn eine philosophische Ausbauchung. Sehnsucht? Wie war es? Ich habe mich manchmal nach einem Glas Wasser gesehnt, wenn ich mich aber am tiefsten nach einer Geliebten sehnte, wollte ich keine wirkliche. Ich sah nicht plötzlich ein neues Ziel, ich sah überhaupt kein Ziel, aber ich wurde von einer stärkeren, herrlicheren, fremden Art der Erwartung durchströmt wie ein leeres leuchtendes Zimmer und man glaubt, es muß etwas eintreten. Man fühlt eine Wunderbarkeit des Empfangens, zu der es nichts Wirkliches gibt, das man empfangen könnte .... Die Tänzerin lockte seine Erinnerungen wie leises heißes Lampensummen langsam in seinen Gliedern empor. Die mit dem Geruch und dem Herzklopfen stammte von einem Zirkus in der Stadt Steyr in Oberösterreich. Er war damals ein kleiner Bub und konnte nicht begreifen, daß solche Wandermenschen ein gewöhnliches Familienleben führen; und wenn die Honoratioren der Stadt manchmal auf der Straße den Gruß der Direktorsleute erwiderten und sogar mit ihnen stehen blieben, freute er sich über ihr Unverständnis. Er aber hatte inzwischen das Unvorstellbare angebohrt; hinten in die Brettverschalung des Zirkus schnitt er heimlich ein Loch und erst als es dann in den Stall statt in die Garderobe sehen ließ, versagte sein Mut und er traute sich nicht ein zweites zu machen. Jedoch spürte er nun eine Höhle im Stadtwald auf und dort saß er wirklich, dachte an die wunderschöne Blanche, die währenddessen unten in der Stadt mit gelösten Haaren, in grünem Samt auf ihrem Schimmel für den Abend ihre Sprünge probte, und hielt finster ein Rehrückel in der Tasche bereit für alles, was kommen konnte.



Die nächste Erinnerung jedoch war schon aus einem Restaurant in einer mittelgroßen Stadt, das Kasino hieß. Es gehörte zum Variété, hatte kleine Räume, die in weiß und gold gehalten waren, mit roten Teppichen. Habitues, Gewohnte, speisten dort zu Abend, still, freundlich, bald fortgehend. Aber daß sie bis zuletzt ruhig und ritterlich blieben und noch an der Schwelle Zeit zu einem liebenswürdigen Lächeln für ihre Begleiterin fanden, war für ihn das, was ihn allwöchentlich in dieses kleine Kasino führte, wo er sein ganzes Taschengeld für ein gut aussehendes Souper ausgab, das er allein verzehrte. Wie macht man das? Ich möchte dich: Sängerin, Tänzerin, Reifenspringerin ... Du weißt schon wie und wozu. Aber höre, ich will dir nur ja keine Liebeserklärung machen, ich will mir gar nichts vergeben; ich weiß ja, wie ihr seid; haben will ich dich,.. mit der geringsten Indirektheit, denn du bist wunderschön, dunkel ... Aber glaub nur nicht, daß ich nicht weiß, wie du zu haben bist: man zahlt ein Souper, verspricht einen Schmuck und sagt: allons; – allons sagt man und du weißt schon. – Und nur so wird deine Schönheit für einen überlegen Genießenden zu dem herrlichen Abgrund, der sie ist. Aber wie kann man liebenswürdig lächeln, ohne plötzlich vor Verliebtheit zu weihen und dich zu bitten, daß du trotz allem nur ja gut ... gut bleiben sollst?

Doch verstand ihn keine. Sie saßen zusammen, sprachen von Agenten und Engagementsorten oder lasen die Anzeigen in den Fachblättern. «Ein Obermann, der gut Salto drehen kann, wird gesucht,» «eine Mittelstimme kann eintreten bei 12 sisters ...» Es ist ein Gewerbe, ein ehrliches Gewerbe. Und wenn man schon hie und da eine Einladung annimmt, warum soll man wirklich nicht auch einmal vergnügt sein? Daß man aber auf der Bühne allabendlich eine Unanständigkeit zu sagen oder zu tun hat? .., ja was haben sie dagegen? .., was denken sie nur? .., die Leute fliegen darauf wie auf Zucker! Männchen, tadelte einmal eine, was willst du bloß ...?!

Hier schweiften die Gedanken des jungen Herrn abermals ab. Solange die Wittve nicht mitverbrannt wird, bleiben es graduelle Unterschiede. Ob man allabendlich, oder in drei, fünf, fünfzehn Jahren Lebensgefährtin eines neuen Manns ist? Oder auch nur zu denken vermag, es könnte schön sein? Und wir? Wenn Kamilla A. stirbt oder uns verrät, bekommen wir vor Seelenschmerz eine Bauchfellentzündung, und wenn Kamilla B. kommt, besitzen wir die schamlose Vergeblichkeit, von neuem und tatsächlich wieder rein und unberührt zu sein. [Bei Kamilla M. kommen wir endlich darauf, markieren nur mehr die Mystik des Erlebnisses, lassen uns von da ab die Nägel rosa färben, die Haare am Leib römisch schneiden und pudern uns in den Achselhöhlen, – aus einem unbestimmten Gefühl von falschem Weg und nicht mehr Umkehrkönnen heraus.]

Als nun die Tänzerin wieder etwas vorlas, wurde sehr lebhaft, was der junge Herr vor einiger Zeit über den Menschen P. A. zu denken begonnen hatte, ohne es zuendzuführen. Es fiel ihm ein: P. A. war ein großer Dichter. Zu sprechen ist aber von einem Phänomen, das sich an diesem langsam zurückbleibenden Dichter mit wachsender Deutlichkeit zeigt: in dem Maße als er uns entschwindet, unnuanciert, bilderbogenhaft wird, in dem Maße schließt sich sein Umriß und gewinnt einen hellen Saum wie Menschen vor einem Abendhimmel. Wenn wir uns umwenden, sehen wir ihn so auf einer uns fernen Hügelkette auf und ab gehn, immer das gleiche Stück hin und wieder zurück, mit einer fast unverständlichen Unermüdlichkeit, aber mit jenem hellen, hellen Saum gezeichnet. Seine Höhen heißen die Hügel der Güte und liegen uns immerhin neunzehnhundertundacht Jahre näher als die letzten des gleichen Namens. Er verläßt sie niemals mehr und betreibt dort eine kleine Apotheke: Tamar-Grillon um einen linden, beschwingenden Stuhl zu erzeugen, Absud vom Lebensbaum für kleine Mädchen, die in Verlegenheit geraten sind, Blumen für Melancholiker, kleine, primitive Stundengläser für allzu Lustige; er heilt die Seele mit hundert Kniebeugen und den Körper durch Zuspruch; er nennt das Lebensenergien

wecken. Am größten ist er, wenn er ausgelacht wird. Wenn ein Mädels zu ihm sagt: «Sei lieb, Peter, der Baron will heute nacht zu der Paula kommen, leg dich für das einmal ins Dienstbotenzimmer», dann geht Peter wie der weise, gütige Elefant, wie der ernste, nachdenkliche Tapier zu der wunderschönen, edlen Magd und legt sich ins Gesindebett. «Wenn es dir nur genützt hat,» sagt er am nächsten Mittag zu Paula. Sagt aber eine: «Fahr ab, Peter! ein Waschlappen bist und kein Mann!» – so rafft er still seine Weichteile zusammen, erhebt noch einmal den Blick und geht. Geht und stolpert bald wieder über sein Seelengekröse, schleift es, hört ein Gelächter, faßt es mit einer geduldigen Bewegung wieder an sich und schreitet weiter. Schreitet erhaben, traurig und lächerlich, legendenhaft und mit einem Gesicht ganz ähnlich dem unsrigen, ... ein Christus mit einem Hornkneifer.

Dies fiel dem jungen Herrn über den merkwürdigen und geliebten Menschen P. A. ein, wie er durch die Schriften des Dichters P. A. geht. Warum? Er wußte es nicht. Es wäre noch viel zärtlicher gewesen, wenn er nicht all das andre hinter sich gehabt hätte. Aus welchem Grunde er schließlich überhaupt verstimmt wurde und sich, ein wenig traurig, mehr der kleinen Tänzerin widmete. Jetzt aber nicht nur, weil sie wundervoll tanzte, sondern auch weil sie schlecht rezitierte und mit ihren ängstlichen Bemühungen P. A. klein machte. Eine lässige Sehnsucht stieg auf. Diese Sehnsucht ist, fühlte er, wie der halbbeleuchtete Zirkus, wenn man zu früh vor der Vorstellung kommt. Blanche wird erscheinen, Blanche wird Zulächeln, Blanche wird die Einladung des Herrn Bezirkskommissärs annehmen. Sie wird nachts von ihm in den großen leeren Zirkus, wo nur ein Gasstern brennt, zurückgelegt werden und wenn man das Tor öffnet, wird sie verwandelt duften, wie die Kleider in Mamas Truhe. Und noch zuhause, während er das Zimmer, in dem er saß, im Spiegel betrachtete und ein wenig unwirklich fand, sagte er sich: Man sollte dem mehr nachgehn ... Nie wirklich gewordene Gefühle, plötzliches, unverantwortliches Aufleuchten ... also wie war das damals .. und vor einer Stunde noch? ... Man sollte doch solche Dinge nicht gleich wieder vergessen ...

Dann dachte er daran, wie er Blanche ja noch einmal wiedergesehen hatte, es war der einzige Kuß, den sie ihm je gab, am Weg zum Bahnhof in Leoben, er war fünfzehn Jahre alt, Blanche war schon etwas scharf im Gesicht. «Wir reisen morgen fort, aus Europa weg,» sagte sie; «nach Spanien ....»

[ < ]

### Grauauges nebligster Herbst [I]

[Um 1908]

In der Schürer'schen Pension wurde pünktlich um zwei Uhr gegessen. Aber Herr Eugenio Toronto erschien selten früher als zehn Minuten vor halb drei und niemand nahm es ihm übel. Signora Quengha aus Mexiko pflegte dann die Reste des ersten Gangs mit dem Zahnstocher aus ihrem Mund wieder zu entfernen, «eh Eugenio, ciao» schrie Herr Tripodo aus Bologna jeden Mittag über den ganzen Tisch herüber und Herr Nikotakopulo aus Athen vergaß nie hinzuzufügen: «gut geschlafen heute?» Wobei seine Lippen zweideutig gefettet sich spalteten und seine Hand stets nach irgend etwas in den Taschen seiner weiten Pantalons suchte. Frau Schürer machte ein nachsichtiges Duldergesicht, Eugenio Toronto's Augen aber lächelten, seine Stirn war glatt unter den gescheitelten, trocken üppigen Haaren und seine Lippen strahlten. Er

fühlte dann, daß er eine Ausnahmstellung hatte. Die Lenden dieses jungen Menschen waren mager, alle bewunderten seine Brust, die wohlgewölbt und stets mit einem battistenen Hemd und einer zart entzückenden Weste bekleidet war, und seine langen, schmalen Finger brachen das Brot mit jugendlicher Federkraft. Es ging etwas unterleibhaft Angreifendes von ihnen aus, geheim; in ihren Spitzen lag, niemandem bewußt, etwas wie das Schwirren einer Maultrommel. Fräulein Landauer, die Vorsitzende des Säuglingheimvereins, sagte einmal von ihnen: «Als ob Flügel daran wären!»

Dies war das einzigmal, daß Walther Grauaug, der neben ihr saß, ihr widersprach. Er sagte leise: «Im Gegenteil, man spürt ein standhaftes Wohlgefühl in den Füßen, wenn man ihn ansieht. Man spürt *dort* ein Gefühl für ihn; eine Nebenseele, die zufrieden wäre, wenn sie mit der seinen und überhaupt wie in einem Rudel Hunde laufen könnte ...» Seine Nachbarin sah ihn erstaunt an; sie wußte nicht recht, sah nach der andern Seite und schwieg. Auch Herr Grauaug schwieg. Er sank wieder in sich zusammen und betrachtete aufmerksam den jünglinghaften Gott, der hastig die Suppe in sich hineinlöffelte und rasch – gleichsam mit dem Munde ihnen nachgallopiierend – die übrigen einholte. Bald jedoch erschreck Grauaug heftig, denn Fräulein Landauer war mit sich fertig geworden und sagte laut: «Hören Sie, der Herr neben mir hat in den Füßen eine zweite Seele!» Und es gelang ihm auch diesmal nichts, was er diesem dummen und höhnischen Überfall hätte entgegenstellen können.

Sein Ansehen stand nicht gut in der Pension. Er wohnte außerhalb und kam nur zum Speisen. Oft saß er mit ganz unbeteiligtem Gesicht, wenn alle andern über einen Scherz lachten. Und manchmal lächelte er, wenn er selbst irgend etwas gesagt hatte, und kein Mensch verstand, wo daran ein Witz gewesen sein sollte. Meistens lächelte er aber nur aus Liebenswürdigkeit und oft viel zu spät, was diese Leute für ein sicheres Zeichen von Dummheit hielten. Es gelang ihm nicht, in diesem untergeordneten Kreis auch nur jenes Mindestmaß von Achtung zu erringen, dessen Fehlen jedesmal eine fahrlässige Beleidigung ist. Er wußte, daß Frau Schürer nie die Mädchen bei ihm mit der Bedienung beginnen ließ, und nie richtete sie ihr Wort an ihn; wenn ihn aber einer der andern ansprach, sahen ihn alle an, als warteten sie auf etwas sehr Komisches. Das geschah, trotzdem er sich höflich und keineswegs lächerlich benahm.

Es war böser Zufall. Er hätte, um ihm auszuweichen, bloß ein andres Haus zu suchen brauchen; allein er kam ihm seltsam und bezeichnend genug vor um zu bleiben. Er schlief unsicher und hatte oft in den Nächten die Empfindung von tastenden Augen, die wie ein Haufen Kerbtiere rings um ihn lebendig waren; mittags aber faßte ihn zuweilen ein plötzliches Abströmen seiner Gedanken, wie ein ungewisses Bild in diesem dunklen sich leerenden Trichter schien er seine Lage wiederzuerkennen und etwas wie Traum schlug in ihm auf, Abersinn, Schläfrigkeit, während er reglos spürte, wie unfreundlich man ihn betrachtete.

Bloß Toronto erwies ihm von Anfang an ein kleines, wohlwollend lustiges Interesse. Er sagte: «Dieser Grauaug ist ja nicht sehr geweckt, aber er hat etwas Zuverlässiges.» Und vor ihm sagte er: «Grauaug, seien sie lebendiger!» Oder: «Was haben sie nur in ihrer Mappe, die sie immer ans Fenster legen; ich glaube gar, sie sind ein heimlicher Philosoph.» Und: «Grauaug, haben sie schon je eine Frau geliebt? Wie ist das für sie? Kommen sie doch einmal mit mir, wir wollen bummeln.» Grauaug aber hielt an sich, zwang sich mit Willen in einen gleichen Ton errötete über das Ungeschick, das er dabei zeigte, dachte plötzlich daran, welche von diesen Frauen wohl Toronto's Geliebte sein mochte, und empfand wie einen schlüpfrig kriechenden Reiz durch seine Niederlage hindurch den Triumph, den sie in ihr erregen mußte.

Es war schon weit im Herbst, als Grauaug die Gesellschaft Eugenio Toronto's zu suchen

begann. Er wußte nicht warum; seine Nähe tat ihm unbestimmt wohl. Es regnete viel. Auf dem glänzenden Asphalt schwammen gelbe Blätter: Die Tage glitten neblig dahin und schon gegen fünf Uhr begannen sie leise zu zerrinnen. Um sechs Uhr zitterten die Lichter der Laternen feucht in langen Reihen. Frauen gingen mit höher gehobenen Röcken als sonst. Sie tauchten unmittelbar vor den Augen auf, so daß man erschrocken in die Kugel ihrer Ausdünstung geriet, und schon verfließen sie wieder in dem allgemeinen Geruch von feuchter Luft und unbekanntem nassen Kleidern. Es war der erste Herbst, wo Grauaugen nicht arbeitete; er quälte ihn.

Die einfachsten Überlegungen wuchsen zu einem Dickicht in die Quere, durch das es kaum ein Vorwärtskommen gab. Die Wahl eines Hutes oder eines Spaziergangs, die der Antwort auf eine Beleidigung, deren Siegergefühl ein davongehender Mensch auf der Straße mit sich nimmt, alles war überaus schwer und stockte lange nach. Grauaugen erkannte erst jetzt, welche Verweichlichung in dem Wissen um eine Arbeit lag. Wie eine Seiltrommel ein Seil rollt sie das Leben gleichmäßig auf sich hinauf und richtet unerbittlich jedes herankommende Stück in die Linie ihres Zuges. Jetzt aber war er geistig ein Kridatar, ein Abgeworfener. Der jahrealte Glaube an seine Sendung war fort. Zufällig, in diesem Sommer, beim Lesen einer bedeutungslosen Nachricht, war in ihm mit einemmal die Gewißheit emporgesprungen – unterirdisch hatte sie sich wohl schon längst angeschlichen gehabt –: es geht nicht, *Du* kannst es nicht. Das galt nicht einem Ziel, das man noch einmal anders versuchen konnte, sondern dem Ganzen. Es war der fast dämonisch plötzliche Verzicht, das Ungeheure, Geistige zu tun, auf das er gehofft hatte. Es mochten ihm nur Kleinigkeiten fehlen, die in keinem inneren Zusammenhang mit seiner Aufgabe standen und die jeder haben konnte, wie ein treues Gedächtnis oder die Kraft unermüdlich zu lesen; aber miteinemmal wußte er jetzt, daß er das nie einbringen werde, und das schreckliche Gefühl brach an: Diese Zeit wird gehen, über dich hinweg gehen, später wird sich aus mehreren zusammenfinden, was in Deinem Gehirn vereint war, und andere werden es vollbringen.

Von diesem Augenblick an war er für sich zwecklos. Er wollte sich zu einem Durchschnittsleben erziehen. Aber das war für ihn voll unerwarteter Schwierigkeiten. Seit er keine Theorie mehr von sich besaß, war er ganz seinen Trieben überlassen und fühlte erschüttert, daß er ohne Theorie von sich, ohne die richtunggebenden Kräfte einer Rolle auch keine ausgeprägten Triebe besaß. Nur eine unbestimmte peinliche Sehnsucht nach einer Geliebten, die ihm den Übergang hätte erleichtern können, war oft in ihm; aber sie glich eher einer Verzweiflung und Angst oder der wüsten Unordnung dieses feuchten langen Herbstes, mit seinen kurzen, wie Kammern engen Tagen.

Er saß oft stundenlang mit Toronto in irgend einem Kaffeehaus. Sie wußten nicht, was sie miteinander reden sollten. Sie saßen hinter den unverhangenen Scheiben und paßten auf die Frauen, die, im Nebel für einen Augenblick angeleuchtet, an dem Glas wie hinter den Wänden eines Aquariums vorbeiglitten. Es war eine stumpfe, verlaufene Sinnlichkeit. Toronto war zweiundzwanzig Jahre alt und nahm alle schon in der bloßen Möglichkeit für sich. Und Grauaugen – er wußte nicht woran – war das angenehm zu fühlen. Ihm schien, daß seine Wünsche immer zu spät kamen; die heftige Männlichkeit dieses jungen Menschen schnitt ihn vom Leben ab und beschämte ihn leise; seine Gedanken schweiften. Und plötzlich schien ihm während irgend einer Sekunde alles wie früher. Dieses ganze Unterliegen vor gewöhnlichen Menschen war nichts Neues mehr. Es war natürlich, daß die Beliebigen draußen zu Toronto gehörten. Willenskraft glühte in ihm. Die Leute um ihn schmolzen ein. Er hatte keine Vergnügungen mit ihnen gemeinsam, er erregte nicht ihre Teilnahme und empfand keine für sie. Ihm, der eine Schere war, die hindurchgehen mußte, fehlten die kleinen Kräuselungen und Häkchen, mit denen die Natur die Menschen untereinander zu einem Gewebe verfilzt. Er fühlte geheimnisvoll, daß er nichts

diesen Leuten Faßbares besaß, das sie hindern konnte, ihn zu verachten. Und zuweilen sagte er unvermittelt ein paar Worte, wie aus einer Vorrede, zu Toronto, bloß um sie wieder zu hören.

Mit jener Gewaltsamkeit, ohne die er jetzt überhaupt kaum mehr sich zu sprechen traute, stieß er hervor: «Wo das Wissen aufhört, fängt heute die Oper an,» und schwieg, als hätte ein solcher einsamer Satz überhaupt schon eine Bedeutung. Oder er sagte: «Die Gefühlsamkeit ist durch die Angst vor dem Denken verdorben worden, als ob es so sein müßte. Man darf aber das Gefühl nicht den geistig Schwachen überlassen, bloß weil es jenseits des Wissens liegt.» Und ein unverständlicher Druck lag auch auf solchen allerweltsfarbenen Sätzen, an denen von innen wie an einem Tor gerüttelt zu werden schien. Toronto sah ihn dann fragend und verständnislos an, ernst in seinen Stuhl gelehnt, und eine kleine alltägliche Ärgerfalte, weil er so redete, saß zwischen seinen Augen; die schöpferische Ungeduld steigerte sich dadurch in Grauauge zum wegfehenden Haß.

Im nächsten Augenblick aber stürzte die Wirklichkeit über ihn zusammen. Er war aus der Gemeinschaft der Geistigen ausgeschlossen und für die Sinne der Gewöhnlichen war sein Witz witzlos, seine Vernunft tatsächlich gering, seine Eigenschaften waren löchrig schlecht aneinandergewachsen, wie ein Schwamm, aus dem das Lebendige herausgestorben ist; die Reste seiner Kraft waren zu Schwächen geworden. Grauauge starrte bestürzt Toronto an; ihre Augen liefen wieder eine Weile miteinander hinter den Frauen her; und plötzlich brach er zusammen. Die Überlegenheit eines Menschen ist sonderbar, man braucht bloß ihrer Einbildung nachzugeben und das Vertrauen in sich ein wenig zu unterdrücken, so wird sie wirklich und beinahe körperlich drückend. Grauauge sah vollständig ein, daß Toronto ihm überlegen war; er erschien ihm vollkommen. Der vollendete Durchschnittsmensch ist so gut eine Harmonie der Kräfte wie das Genie und er glaubte ihn in Toronto zu erkennen. Ein fast kindliches Handfaßgefühl beschlich ihn. Für unbekannte Frauen empfand er jetzt Sympathie, weil sie Toronto gefielen. Er hätte ihm in die Tasche schlüpfen und sich mittragen lassen mögen.

[ < ]

### **Grauauges nebligster Herbst III**

[Um 1908]

In der Schirmer'schen Pension wurde pünktlich um zwei Uhr gegessen. Aber Herr Eugenio Toronto erschien selten früher als zehn Minuten vor halb drei und niemand nahm es ihm übel. Signora Quengha aus Mexiko pflegte dann die Reste des ersten Gangs mit dem Zahnstocher aus ihrem Mund wieder zu entfernen, eh Eugenio, ciao schrie Herr Tripodo aus Bologna jeden Mittag über den ganzen Tisch herüber und Herr Nikotakopulo aus Athen vergaß nie hinzuzufügen: gut geschlafen heute? Wobei seine Lippen zweideutig gefettet sich spalteten und seine Hand stets nach irgend etwas in den Taschen seiner weiten Pantalons suchte. Frau Schirmer machte ein nachsichtiges Duldergesicht, Eugenio Toronto's Augen aber lächelten, seine Stirn war glatt unter den gescheitelten, trocken üppigen Haaren und seine Lippen strahlten. Er fühlte dann, daß er eine Ausnahmstellung hatte. Die Lenden dieses jungen Menschen waren mager, alle bewunderten seine Brust, die wohlgewölbt und stets mit einem battistenen Hemd und einer zart entzückenden Weste bekleidet war, und seine langen, schmalen Finger brachen das Brot mit jugendlicher Federkraft. Es ging etwas unterleibhaft Angreifendes von ihnen aus, geheim; in ihren Spitzen lag,

niemandem bewußt, etwas wie das Schwirren einer Maultrommel. Fräulein Landauer, die Vorsitzende des Säuglingsheimvereins, sagte einmal von ihnen: «Als ob Flügel daran wären!»

Dies war das einzigmal, daß Walther Grauaug, der neben ihr saß, ihr widersprach. Er sagte leise: «Im Gegenteil, man spürt ein standhaftes Wohlgefühl in den Füßen, wenn man ihn ansieht. Man spürt dort ein Gefühl für ihn; eine Nebenseele, die zufrieden wäre, wenn sie mit der seinen, und überhaupt wie in einem Rudel Hunde laufen könnte ...» Seine Nachbarin sah ihn erstaunt an, sie wußte nicht recht, sah dann nach der andern Seite und schwieg. Auch Herr Grauaug schwieg. Er sank wieder in sich zusammen und betrachtete aufmerksam den jünglinghaften Gott, der hastig die Suppe in sich hineinlöffelte und rasch – gleichsam mit dem Munde ihnen nachgallopiert – die übrigen einholte. Bald jedoch erschreck er heftig, denn Fräulein Landauer war mit sich fertig geworden und sagte laut: «Hören sie, der Herr neben mir hat in den Füßen eine zweite Seele»; und es gelang ihm auch diesmal nichts, was er diesem dummen und höhnischen Überfall hätte entgegenstellen können.

Sein Ansehen stand nicht gut in der Pension. Er wohnte außerhalb und kam nur zum Speisen. Oft saß er mit ganz unbeteiligtem Gesicht, wenn alle andern über einen Scherz lachten. Und manchmal lächelte er, wenn er selbst irgend etwas gesagt hatte, und kein Mensch verstand, wo daran ein Witz gewesen sein sollte. Meistens lächelte er aber nur aus Liebenswürdigkeit und oft viel zu spät, was diese Leute für ein sicheres Zeichen von Dummheit hielten. Es gelang ihm nicht, in diesem untergeordneten Kreis auch nur jenes Mindestmaß von Achtung zu gewinnen, dessen Fehlen jedesmal eine fahrlässige Beleidigung ist. Frau Schirmer ließ nie die Mädchen bei ihm mit der Bedienung beginnen, und nie richtete sie ihr Wort an ihn; wenn ihn aber einer der andern ansprach, sahen ihn alle an, als warteten sie auf etwas sehr Komisches. Das geschah, trotzdem er sich höflich und keineswegs lächerlich benahm. Es war böser Zufall. Er hätte, um ihm auszuweichen, bloß ein andres Haus zu suchen brauchen; allein er kam ihm seltsam genug vor um zu bleiben. Er schlief unsicher und hatte oft in den Nächten die Empfindung von tastenden Augen, die wie ein Haufen Kerbtiere rings um ihn lebendig waren; mittags aber faßte ihn zuweilen ein plötzliches Abströmen seiner Gedanken, wie ein ungewisses Bild in diesem dunklen sich leerenden Trichter schien er seine Lage wiederzuerkennen und etwas wie Traum schlug in ihm auf, Abersinn, Schläfrigkeit, während er reglos spürte, wie unfreundlich man ihn betrachtete.

Bloß Toronto erwies ihm von Anfang an ein kleines, wohlwollend lustiges Interesse. Er sagte: «Dieser Grauaug ist ja nicht sehr geweckt, aber er hat etwas Zuverlässiges.» Und vor ihm sagte er: «Grauaug, seien sie lebendiger!» Oder: «Was haben sie nur in ihrer Mappe, die sie immer ans Fenster legen; ich glaube gar, sie sind ein heimlicher Philosoph.» Und: «Grauaug, haben sie schon je eine Frau geliebt? Wie ist das für sie? Kommen sie doch einmal mit mir, wir wollen bummeln.» Grauaug aber hielt an sich, zwang sich mit Willen in einen gleichen Ton, errötete über das Ungeschick, das er dabei zeigte, und mußte deshalb darüber nachdenken, welche von diesen Frauen wohl Toronto's Geliebte sein mochte, denn er fühlte wie einen fremden, in ihn noch nicht ganz hineinpassenden Reiz die Hingabe, die Toronto durch seinen Sieg über ihn in ihr erwecken mußte.

Es war schon weit im Herbst, als Grauaug die Gesellschaft Eugenio Toronto's zu suchen begann. Er wußte nicht warum; seine Nähe tat ihm unbestimmt wohl. Es regnete viel. Auf dem glänzenden Asphalt schwammen gelbe Blätter. Die Tage glitten neblig dahin und schon gegen fünf Uhr begannen sie leise zu zerrinnen. Um sechs Uhr zitterten die Lichter der Laternen feucht in langen Reihen. Frauen gingen mit höher gehobenen Röcken als sonst. Sie tauchten unmittelbar vor den Augen auf, so daß man erschrocken in die Kugel ihrer Ausdünstung geriet, und schon

verflossen sie wieder in dem allgemeinen Geruch von feuchter Luft und unbekanntem nassen Kleidern. Es war der erste Herbst, wo Grauaugige nicht arbeitete; qualvoll in einer Weise, die er sich vordem nie vorgestellt hatte.

Die einfachsten Überlegungen wuchsen zu einem Dickicht in die Quere, durch das es kaum ein Vorwärtskommen gab. Die Wahl eines Hutes oder eines Spaziergangs, die der Antwort auf eine Beleidigung, deren Siegergefühl ein davongehender Mensch auf der Straße mit sich nimmt, alles war überaus schwer und stockte lange nach. Grauaugige erkannte erst jetzt, welche Verweichlichung in dem Wissen um eine Arbeit lag. Wie eine Seiltrommel ein Seil rollt sie das Leben gleichmäßig auf sich hinauf und richtet unerbittlich jedes herankommende Stück in die Linie ihres Zuges. Jetzt aber war er geistig ein Kridatar, ein Abgeworfener. Der jahrelange Glaube an seine Sendung war fort. Zufällig, in diesem Sommer, beim Lesen einer Zeitungsnachricht, war mit einemmal die Gewißheit emporgesprungen – listig hatte sie sich unterirdisch wohl schon längst angeschlichen gehabt es geht nicht, *Du* kannst es nicht.

An der Sache schien ja alles unverändert. Seit den Tagen, wo der Wissenschaft große Erfolge zuzufallen begannen, hatten sich die Anstrengungen aller Lämmerlinge vervielfacht und heute ging die von ihnen aufgerührte Wolke von Ahnung, Verdächtigung des denkstarken Menschen, Anmaßung, Bedürfnis nach ungenauen Tröstungen, Seelenkuckucksheimen und allen Arten kostümierter Gefühle hoch über alle Köpfe. Die Phantasie war durch die Angst vor der Mathematik verdorben worden, eine Sache der Schwächlinge, und wo das Wissen aufhörte, fing heute die Oper an. Grauaugige glaubte es wie in der ersten Stunde, wo seine Aufgabe vor ihm stand, einen Menschen mit vollständig umgeordneten Gefühlsvoraussetzungen zu begründen. Er hatte keinen Augenblick lang die Schwierigkeiten verkannt, aber wie ein Mensch, der weiß, daß er eines Tags mit einer fertigen Tat heraustreten wird, bereitete er sich auf sie vor; beweisen mußte er seinen zukünftigen Menschen, unwiderlegbar hatte er ihn machen wollen. Solche jahrelange Willenskraft war in ihm. Noch war es freilich nicht überall gediehen, dies oder jenes konnte man einwenden und allerdings war da überall auch schon ein Weg gewesen, ein Weg nämlich, neu — aber es ist ja gleich: es kam der Tag, wo ihm die Gewißheit einging, daß sein Vermögen doch nicht ausreiche, daß es ihm da und dort an Kleinigkeiten fehle, die er nie einbringen werde, gerade weil sie eigentlich in gar keinem innern Zusammenhang mit seiner Aufgabe standen, vielleicht an der Kraft alles zu lesen, an treuem Gedächtnis, an irgend etwas jener zufälligen persönlichen Zusammensetzung, die außer der Ideengewalt zu einem Menschen des großen Umsturzes nötig ist – und das Bewußtsein kam, diese Zeit wird gehen, über dich hinweggehen, alles wird auch ohne dich werden, was in deinem Hirn vereint war, wird sich irgendwann aus mehreren zusammenfinden und andere werden es tun.

Mit diesem Augenblick begannen für ihn die moralischen Schwierigkeiten. Grauaugiges Wesen hatte sich in all der Zeit mit zweckmäßigster Anpassung seiner vermeintlichen Aufgabe untergeordnet gehabt und seine Eigenschaften blieben, seit dieses Lebendige aus ihnen herausgestorben war, sinnlos und löchrig schlecht aneinandergewachsen zurück. Die Eigenschaften aber, mit denen jeder Mensch für das gemeine zwecklose Leben ausgerüstet zu sein scheint, waren in ihm längst verkümmert. Er hatte keine Lust an Vergnügungen, keinen Stolz ein Charakter zu bleiben keine allgemeinen Interessen, jedes Geschick zu persönlicher Geltung und Freundschaft ging ihm ab, er erregte keine Sympathien und empfand keine. Ihm, der eine Schere war, die hindurchgehen hatte wollen, fehlte jedes der krausen Häkchen von Neigung und Abneigung, mit denen sonst die Natur die Menschen untereinander zu einem Gewebe verfilzt. Er fühlte, daß ihn nichts Wesentliches hinderte, zu stehlen, zu lügen oder sich dafür verachten zu lassen. Und wenn ihm auch dieses Bewußtsein allein nicht schon unangenehm war, litt er doch

durch die Unbeschränktheit, die darin lag; denn vor Geschehnissen, wo jeder Mensch, der eine Theorie von sich besitzt, gewußt hätte, was sie verlangt, arbeitete er sich in einer Unordnung und Weite ab, die durch nichts vereinfacht wurde.

Trotzdem mußte er ohne Zögern ein Mensch sein und sich in Reih und Glied ordnen. Er hatte oft in diesem feuchten, langen Herbst das Verlangen nach einer Geliebten; sie hätte es ihm erleichtert. Er überdachte manchmal die Frauen in der Pension. Aber wie konnte er, der selbst nichts war, nach einer Frau ausschauen? Nur die Bedürfnisse waren geblieben, die kräftige Verdauung, die Eblust, die Geschlechtlichkeit; an seinem von innen klein gewordenen Körper hingen sie in den natürlichen Dimensionen des Mannes. Er schämte sich, wenn er sie befriedigen mußte. Und er litt unter der Vorstellung, das gar nicht verheimlichen zu können; er fühlte, daß alle Frauen es wußten, mit denen er täglich zusammenkam (wußten, daß er an sie dachte), sie verfolgten ihn deswegen. Ihn aber zog das zu ihnen, wie ein kleines Hündchen zu großen weiblichen Hunden. Seine Wesenlosigkeit wurde dadurch faßbarer und gewann wenigstens an einer Stelle den Anfang eines Umrisses. In seinem Unglück hob sich ein neuer Zusammenhang ab, dämmerig, unterwasserspiegelhaft; er war nicht zwischen diese Leute gesunken, sondern unter sie. Dieser Reiz war neu und heftig. Er erinnerte ihn plötzlich an den seiner ersten Lüge als Kind, mit einemmal war alles sonst Klare und Langweilige verhängt und sinnlich; und später an den seines ersten Gangs durch geduckte Gäßchen, zwischen Tag und Abend, Rauch stieg aus den Schornsteinen niedriger Häuser, eine Drehorgel spielte, Kinder wälzten sich auf dem übelduftenden Pflaster, Soldaten handelten an den Türen; und in ihm öffnete sich eine große abenteuerliche Welt Die Sicherheit war in ihm, daß man hier irgend etwas Heimliches tun werde.

Er kroch dem manchmal tastend nach und wurde gewahr, daß es an den Höhepunkt kam, wenn Toronto in der Nähe war. In der Pension oder ob sie hinter den Spiegelscheiben eines Kaffeehauses saßen und auf die Frauen paßten, die im Nebel, für einen Augenblick angeleuchtet, an dem Glas wie hinter den Wänden eines Aquariums vorbeiglitten. Toronto war zweiundzwanzig Jahre alt und nahm sie alle schon in der bloßen Möglichkeit für sich. Es war, obwohl es sich bloß um Gedanken handelte und auch wenn sie nicht einmal darüber sprachen, als ob Grauauge immer zu spät käme. Und trotzdem Toronto durchaus kein junger Mann der großen Welt war, sondern aus einer kleinen italienischen Provinzstadt stammte, erkannte Grauauge, daß er ein Recht darauf hatte. Die unaufhaltsame Männlichkeit des jungen Menschen schnitt ihn ab und strahlend betäubte er ihn mit selbstverständlichen Gefühlen wie die blödsinnige Trauer eines Begräbnisses, wie das Blechgeklingel einer heiligen Handlung in der lächerlichen Zurichtung einer Landkirche, ihn mit einer gemeinen Halbtrunkenheit ansteckend, durch die er wie mit zwei Köpfen – beobachtend und erleidend – dahinkroch. Er, der früher viele und gewagte Beziehungen zu Frauen gehabt hatte, fühlte sich in diesen einfachen entmannt und sinnlich erregt nur durch maßlose Zuhältergefühle für diesen fremden jungen Mann, in dessen Welt er sich einzunisten trachtete, nachdem er seine eigene verloren hatte.

Vielleicht hätte er ja zurückkönnen. Es wurde ihm, wo immer sie waren, manchmal schwarz vor den Augen, wenn er daran dachte; aber er biß die Zähne zusammen und bückte sich nieder. Wenn er dann nachhause ging, war er beklommen, als käme er aus lasterhafter Gesellschaft Und daß es ihm, auch nachdem er sich geistig aufgegeben hatte, nicht anders gelang, als auf eine intellektuelle Weise dumm und auf eine zusammengesetzte einfach zu sein, gab ihm ein seltsam höhnisches Gefühl von sich und seinem Leben. Er ging mit eiskalten Füßen und brennenden Ohren, der Geruch und Lärm auf der Straße sog ihn an wie weiches Fließpapier einen Tropfen, es war nichts von ihm geblieben, kein Freund, kein Werk, kein Erfolg, in der Stille der gegeneinander brüllenden Kräfte fühlte er sich geheimnisvoll und unwahrscheinlich



verschwinden. Aber vor einzelnen ihn kreuzenden Menschen, Wagen, einem Pfeiler – festen Dingen mit einer Lebensaufgabe – erschreck er immer von neuem, zurückgerufen und voll schlechten Gewissens. Und wenn er zuhause angekommen war, stellte er sich ans Fenster und sah weiter auf die Straße.

Wartete auf die Dienstmädchen, die in ihren Kattunkleidern rasch noch querüber durch den Regen etwas besorgen liefen, und hatte nichts anderes, worauf er warten konnte. Zuweilen – so allein mit seiner Taschenuhr und dem leisen Knarren seiner Schuhe, wenn sich der Druck seines Körpers ein wenig anders verteilte – fiel ihm mit einemmal ein, daß man ihn von unten sehen werde und daß seine ewig gleiche, reglose Erscheinung hinter den dunklen Fensterscheiben Mißtrauen erregen könnte. Aber das Zimmer hinter ihm war wie eine vollständige Leere. Er wußte, riß er sich vom Fenster los und ging an den Tisch und machte Licht, so stand er gegenüber dem Nichts. Und so oft er glaubte, daß unten ein Kopf sich hob, erschreck er, obgleich es rings um ihn dunkel war, von neuem und fühlte sich selbst vor diesen gesunden Mägden unterworfen und ihren Freunden, den Kaufmannsgesellen, Schlächtern und jungen Briefträgern. Dann dachte er, um sich die Zeit zu vertreiben, an Toronto, sehnte sich nach seiner Unternehmungskraft und malte sich Abenteuer aus.

Er zitterte, als er einmal plötzlich auf dem Flur Torontos Stimme hörte, wie vor einem märchenhaft erwarteten Besuch. Es war nachmittags, Grauauge fühlte sich nicht ganz wohl und war nicht bei Tisch gewesen. Toronto lachte, er hatte Tripodo und Nikotakopulo mitgebracht und zog ein Spiel Karten aus dem Mantel. «Wir wollten nach ihnen sehen»; dann musterte er das Zimmer. Bisher hatten sie sich nur auswärts getroffen – ein Eindringen Grauauge war das unangenehm, er fühlte sich ertappt und bloßgestellt, als ob ihn dieses gleichgültige Zimmer hätte verraten können; unbestimmt wartete er auf etwas. «Was für einen schönen Zigarrenspitz sie haben», sagte Toronto, «ich habe sie doch noch nie rauchen gesehen?» «Früher,» antwortete Grauauge. Es gehörte zu seiner Askese, zu den Gewohnheiten, von denen er das Gefühl hatte, daß er sie sich nicht mehr gestatten dürfe, und es ergriff ihn, daß Toronto sofort auf diese Spur seiner einstigen Männlichkeit gestoßen war.

Sie spielten, das schmale Zimmer füllte sich mit Lärm und Rauch, Nikotakopulo erzählte mit seiner fettheiseren Stimme in den Pausen schmierige Geschichten. Grauauge kam sich um zehn Jahre zurückverschlagen vor, da gab es Kameraden und manchmal solche Stunden. Er war nicht zimperlich und hatte seinen Teil Schmutz auf den Fingern gehabt, in jungen Jahren, aber heute wollte es ihm nicht mehr gelingen. Es war nicht Moral, sein Gehirn gab bloß diese Gedankenverbindungen nicht mehr her, und mit einemmal fiel ihm ein, es war seine Arbeit. In der Lade des Tisches vor seinem Platz lag ein letzter Packer Blätter, den er noch nicht vernichtet hatte, Menschen tauchten auf mit Stirnen und kühlen Augen, Freunde, Genossen, eine Gemeinschaft, aus der er sich ausgeschlossen hatte. Er sah zu Toronto hinüber. Dessen Freude war wie etwas Übertriebenes gewichen, er blickte, ernst in seinen Stuhl gelehnt, auf die Karten und eine kleine, alltägliche Ärgerfalte saß zwischen seinen Augen. Wenn er die Stiche einholte, bewegte sich seine Hand wie das runde Kreisen eines Torflügels, der sich schloß. Ein kindliches Handfußgefühl beschlich Grauauge. Toronto fühlte sich gleich ihm in diesem Augenblick unwohl und würde ihn befreien. Hinter der niederen schönen Stirne bereitete es sich vor; er hätte sie bewundernd küssen mögen. Er antwortete jetzt Tripodo und dem andern lebhaft, rasch, zwischen ihre Scherze eingekeilt mit ihnen dahinlärmend, und hatte seitlich ein Bewußtsein von dem sich verfinsternden Anblick Torontos, als ob er ihn nur durch einen schmalen Augenspalt sähe. Dann vermochte er, sich mit dem Gedanken zu quälen, daß er Ehrfurcht empfinde und daß Toronto in seiner jetzigen Lage für ihn das gleiche bedeute, was er einst selbst für andere gewesen war. Eine

fremde uneinsichtig gesetzte Ordnung wehte körperlich zu ihm herüber, er bemühte sich einzuschieben, daß ihre Zusammenhänge gute seien und wenn es gelang erlebte er in bitterer Demut den verschüchternden Eindruck des Genies, den er aus einem harmlosen jungen Mann zu erzeugen vermochte.

Endlich legte Toronto die Karten hin und machte dem Spiel ein Ende. Er tat es so klar und melancholisch, daß niemand gleich widersprach. Dann beklagte sich Tripodo ärgerlich und ein wenig, aber Toronto ließ ihn abgleiten. Nikotakopulo empfahl sich und während er sich anzog, entschloß sich auch Tripodo zu gehen. Als sie fort waren, sah Toronto eine Weile auf die Tür, dann zuckte er ärgerlich die Achseln und sagte: «Wissen Sie, dieser Grieche ist ein schmieriger Mensch, – so alt und solche Geschichten! Und Tripodo ist ein guter Bursch, aber er ist kein Kopf. Sie sind glaube ich ein Kopf!» Grauaug antwortete nicht. «Sie sind – aber habe ich nicht ein Talent so etwas zu erraten? Wissen Sie, ich habe so etwas Psychologisches, – Sie sind ein Kopf? Sie stellen sich bloß anders!» Beide schwiegen. «Ach, Grauaug,» sagte endlich Toronto, «ich bin ein schrecklich verurteilenswerter Mensch,» und seufzte schwer. «Aber wissen Sie, wir Italiener haben solch ein unbezähmbares Temperament. Sie werden das gar nicht verstehen, Sie mit ihren kalten Fischeugen.»

Eine Zimmerpalme spreitete neben Grauaug auf einem schmalen Ständer reglos in einer unabsehbaren Öde ihre Blätter; die Vorstellung, daß das ein lebender Körper sei, erfüllte ihn plötzlich mit einer unbestimmten, unheimlich erregenden Lebensmöglichkeit. «Sie ist ein erhabenes und edles Geschöpf,» sagte Toronto, «und ich bin ihrer nicht würdig.» Grauaug fühlte, daß er sich ihm zu eröffnen begann; er schwieg und zitterte in den Knien. «Ich bin ihrer nicht würdig,» wiederholte Toronto. Wie ein zäher Pflanzensaft wand sich die Erwartung von Torontos Liebesschicksal bis in Grauauges Arme; ein neues wuchernd sinnloses Leben begann ihn zu füllen. Toronto sagte: «Sie sollen sie kennen lernen. Sie sollen mir beistehn. Ich habe es ihr gesagt. Sie sind der einzige anständige meiner Freunde, dem ich mich anvertrauen kann.»

So gingen sie zu Frau Bertha. Es war kalt und neblig; sie gingen immer in der gleichen kristallinisch matt um sie geschliffenen Feuchtigkeit dahin, die sie nur einander sehen ließ, während die nächsten Gegenstände schon verschwammen. «Sie ist so gut,» klagte Toronto, «ich bin für sie Italien, Rom, wissen sie, der Süden. Sie hat so viel gelitten; sie ist älter als ich. Aber sie müssen mir schwören zu schweigen! Sie hat sich von ihrem Mann getrennt; vor vier Jahren, sie mußte. Sie verstehen das, Grauaug? Eine Frau wie sie konnte nicht mit einem solchen Mann ..., sie war eine Dulderin. Ein Scheusal von einem Mann, ohne Phantasie, ohne Ideale, ohne Feuer! Sie mußte ihm ihr Kind lassen und er läßt sich nicht scheiden.» «Sie sind für sie geschaffen,» antwortete Grauaug, «sie strahlen Gewißheit aus!» Er schmeichelte in diesem Augenblick beinahe ohne Hinterhältigkeit. Aber es war nicht das, was Toronto meinte. «Ich bin zu jung,» seufzte er, «ich habe noch keinen Charakter.» Sie waren an das Haustor gelangt. Grauaug blickte rasch aufwärts, die Mauer entlang, es war ein gewöhnliches Haus mit Karyatiden und über den Fenstern geschwungenen Gesimsen. Im Innern führte sie eine breite Holzterrasse mit bauchigen Geländersäulchen und einem Läufer aus Mattenstoff, dessen Farbe Grauaug an die Palme seines Mietzimmers erinnerte, zwei Stockwerke empor. Dort stand an einer einzigen großen Tür: Medinger. Als das Dienstmädchen geöffnet hatte, ging Toronto rasch hinein und Grauaug, der seinen Überrock zögernd auf das tuchüberzogene Brett mit dem unvermeidlichen Spiegel hing, hörte den überraschten Ausruf einer Frauenstimme, dann enttäushtes Flüstern und Toronton, der ärgerlich sagte: «Aber du sollst ihn kennen lernen!»

Der Empfang schüchterte ihn ein. Aber während er Frau Medinger ansah, fühlte er den neugiervollen und boshaften Reiz des ungebetenen Eindringens in ein fremdes Haus. Vor seinen

Augen drehten sich noch einmal die Säulchen des Treppengeländers, die hochgezogenen Gesimse, das friedlose Schnörkelwerk der Verzierungen und wie in einer Ecke dieses inneren Gesichts, durch das er diebisch schlich, stand vor ihm diese Frau, die ihn feindselig betrachtete. Er begriff ohne Schwierigkeit, was man ihm noch nicht gesagt hatte. Sie mußte um mindestens zehn Jahre älter sein als dieser junge, liebenswürdige, freche Hund von Toronto, der ersichtlich ihren einzigen und schmerzlichen Glücksbesitz bildete. Sie hatte sich seinetwegen, – mochte es auch schon geschehen sein, bevor sie ihn kannte, – von ihrem Mann getrennt und nun betrog er sie mit dem ganzen Durst seiner zweiundzwanzig Jahre. Es schien Grauauge nicht sicher zu sein, daß sie es wissen müsse, aber jedenfalls ahnte sie es. Und weil der Zufall sie so lang hatte warten lassen, bis er ihr diesen einen brachte, oder weil sie festsaß auf einem Vorurteil von Scham wie ein Meertier auf seinem Stiel, suchte sie keinen andern, sondern verachtete Torontos Charakter, liebte ihn noch in solchen langen, ahnungsschweren Stunden und empfing Grauaugen mit kampfberedten Mißtrauen wie ein häßliches hartes Werkzeug, mit dem ihre Zuflucht aufgebrochen werden sollte. Grauauge empfand ein selbstsüchtiges, auf der ähnlichen Verknüpfung ihrer Schicksale mit Toronto ruhendes Mitleid für diese Frau; sein erster Gedanke war ihr beizustehn und Toronton zu bessern. Seltsamerweise rieselte er ihm beinahe sinnlich, wie das Zusammenzieh'n haardünnere Schlingen, bis in die Fußsohlen.

Frau Medinger hatte Kaffee auf-tischen lassen und machte die Wirtin. Toronto erzählte von der Pension, vom gestrigen Tag, von seinen Freunden und baute Hoffnungen auf einen Umschlag des Wetters. Frau Medinger hörte zu, schmollte über die Freunde und hoffte gleichfalls, daß man noch einen Ausflug werde machen können, bevor die Wälder völlig entlaubt wären. «Dann kommen sie mit,» sagte Toronto zu Grauaugen, und Frau Medinger schwieg dazu. Danach erzählte sie von Bekannten. Frau Wagner aus der Friedrich Schultzestraße sei gestern bei ihr zum Kaffee gewesen und der Sohn von Frau Trentlein, der erst vor wenigen Tagen vom Militär zurückgekommen war, sei in diesem einen Jahr groß und ordentlich männlich geworden. Grauauge sah ihr zu. Sie hatte ruhige graue Augen, stattliche Hände und mußte runde, feste Waden haben. Ihr Gesicht aber war eins jener schon ein klein wenig durch die Jahre entkleideten Frauengesichter, die so verwirrend reizlos sind wie eine baumlose Hügellandschaft. Es dämmerte im Zimmer und roch leise nach Kaffee, die Möbel schatteten hoch und behaglich, Grauauge horchte auf die Worte Frau Medingers und eine bürgerliche Sinnlichkeit umwärmte ihn wie Flanell. Ein maßloses Verlangen beschlich ihn nach dieser Frau, die ihm nicht gefiel. Er fühlte, daß sie etwas war, wonach ihn oft in eigentümlichen Stunden begehrt hatte, solange er ein Genie war: eine jener Frauen, die eine ernste, wirkliche Anspannung nicht erlauben, weil sie vor dem Geiste lächerlich und vielleicht im Grunde widrig sind, die zu anständig sind, um ohne eine solche Anspannung genommen werden zu können und von denen ein schweres, flaches, brotduftendes Verlangen nach ihrer Alltäglichkeit ausströmt, ihren gutmütigen Häßlichkeiten, schlechten, kleinen Gewohnheiten und ihrer treuen, unbeholfenen, haustüchtigen Unkeuschheit. Und er fühlte jetzt niedergeschlagen, daß er gleich zu Beginn sich schlecht bei ihr eingeführt hatte. Ihre enttäuschte Stimme bei seinem Kommen klang ihm noch einschüchternd in den Ohren. Er wurde mutlos. Aber je unfähiger er sich fühlte, desto häufiger lenkten sich seine Blicke unwillkürlich jetzt wieder auf Toronto. Der war heiter und sicher und sprach so vergnügt mit dieser Frau, wie man an einer schon längst kurz gerauchten Zigarre kaut. Und allmählig begann Grauauge den Biegungen, dem Fall und Knarren dieser Stimmen zu folgen, er suchte sich die Art der Leidenschaften vorzustellen, die in ihnen eingefaltet sein mochten und empfand eine Sinnlichkeit, die gar nicht ihm, sondern den Besitzern dieser Wohnung zu gehören schien, die immer dunkler wurde und diese drei Menschen wie mit einer gemeinsam satten weichen Flaut umspannte.

G. fiel plötzlich ein: der Fruchtsack – das gedärmhaft keimende Leben.

Eine sonderbar beruhigende Vorstellung: er wird Sinnlichkeit durch T. empfinden. Er kann nicht mehr anders. (Ev. als Inhalt der nächsten Tage) So gerät er unter Ts Sinnlichkeit; eine Atmosphäre von Verbrechen u Erotik

[ < ]

### Grauauges nebligster Herbst [III]

[Um 1908]

An einem alten Haus der L-straße baumelte ein Zettel im Wind; zwei Treppen rechts war ein Zimmer zu vermieten. Ein jüngerer, völlig rasierter Herr hielt ihn mit zwei Fingern fest und las ihn. Es war unfreundliches Wetter. Dann trat er ein paar Schritte in die Straße zurück und besah das Haus. Es war ein gewöhnliches Haus mit Karyatiden und über den Fenstern geschwungenen Gesimsen. Sein Anblick (das) schien den Herrn zu befriedigen, denn er trat ein und stieg die Treppe empor; eine breite Holzterrasse mit bauchigen Geländersäulchen, einem Läufer aus palmengrünem Mattenstoff und friedlosem Schnörkelwerk an den Wänden. Oben stand an der großen, einzigen Tür: Medinger.

Als das Mädchen ihn meldete, hörte Grauauge gedämpftes hastiges Sprechen; eine enttäuschte Frauenstimme und einen Mann, der sagte: «Aber du sollst doch ...!» Dann kam Frau Medinger heraus, erwiderte kurz seinen Gruß und zeigte ihm das Zimmer. Es gefiel ihm sehr; es hatte eine Einrichtung aus gepreßtem Peluche, ein Sofa mit einem Aufbau, auf dem allerhand Photographien standen, Ansichtskarten, Porzellanfigürchen und eine kleine Kaiserbüste aus Gips; neben dem Fenster aber wiegte sich ein graugrünes Gewächs über einem flammenden Majolikatopf. Es war alles gerade so, wie er es jetzt suchte. Er mietete das Zimmer und ging weg seine Sachen besorgen.

Als Frau Medinger zu Toronto in das Wohnzimmer zurückkehrte, sagte sie gleich: «Er gefällt mir nicht; er hat so etwas Schleichendes.» Und nach einer Weile schüttelte sie plötzlich wieder tadelnd den Kopf und äußerte: «Das ist doch kein Mann.» Sie wußte eigentlich selbst nicht warum. «...Aber was will man machen,» schloß sie mit einem Seufzer. Das Zimmer hatte fünf Wochen leergestanden und Frau Medinger war, seit sie sich von ihrem Mann getrennt hatte, darauf angewiesen, es zu vermieten. Toronto meinte: «Nun, ich werde ihn ja bald sehen.»

Der Fremde zog ein. Er hieß Grauauge. Er brachte einen Koffer mit Kleidern und Wäsche, einige Engelhornbände, die er sich angeschafft hatte, nichts was auf einen Beruf oder eine Neigung hätte schließen lassen. Seine Möbel, seine Bibliothek, seine Bilder hatte er verkauft, selbst seine Kleider, für die er sich einfachere hatte machen lassen. Es gefiel Frau Medinger nicht, daß er lange schlief. Um zehn Uhr, mochte er geläutet haben oder nicht, brachte sie ihm rücksichtslos den Kaffee. Er lag dann gewöhnlich noch im Bett und sah sie verschlafen, in einer ihr unangenehmen, verstörten Weise an. Doch verbat er es sich niemals. Schweigend stellte sie das Frühstück auf seinen Schreibtisch und kehrte – von seiner demütigen, unnachgiebigen Trägheit stets von neuem gereizt – zurück. (So lebten sie das unklare Verhältnis zwischen Zimmerherr u Vermieterin, das zwischen zwei einander gleichgültigen Menschen gattenmäßige Vertraulichkeiten ruhig hin und her schlurren läßt.) Oft ging er erst gegen Abend aus, es war

ruhig im Zimmer, sie wußte nicht was er trieb. Er tat nichts.

Er sah auf die Straße, wartete auf die Dienstmädchen, die in ihren Kattunkleidern rasch noch querüber durch den Regen etwas besorgen liefen, und hatte nichts anderes, worauf er warten konnte. Zuweilen – so allein mit seiner Taschenuhr und dem leisen Knarren seiner Schuhe, wenn sich der Druck seines Körpers ein wenig anders verteilte – fiel ihm mit einemmal ein, daß man ihn beobachten und daß seine ewig gleiche, reglose Erscheinung hinter den dunklen Fensterscheiben sich herumsprechen könnte. Sooft er ein Geräusch hörte oder unten sich ein Kopf hob, erschreck er dann, aber er wußte, riß er sich vom Fenster los, ging an den Tisch und machte Licht, so stand er gegenüber dem Nichts. Er kaufte Karten und legte Patienzen. Dann wieder ging er plötzlich viel spazieren. Er schien ein sehr unregelmäßiges u. planloses Leben zu führen.

«Er gefällt mir nicht» wiederholte Frau Medinger mehrmals zu Toronto, «ich kann ja nicht klagen, er ist höflich und ordentlich, aber es ist etwas an ihm.» Sie hätte ihm am liebsten wieder gekündigt, aber das Geld (hielt sie zurück) und dann hatte sie ohnedies Sorgen. Toronto war nicht mehr so wie er sollte; er blieb manchmal unter allerlei Entschuldigungen aus und an andern Tagen wieder kam er nur mit einigen Freunden, die er zu ihr eingeladen hatte. Ihr ahnte, daß er sie betrog; er war fast um zehn Jahre jünger als sie und Italiener. Wenn sie allein waren, wußten sie jetzt schon nach wenigen Minuten nichts miteinander zu reden oder kamen – obgleich sie schon ungezähltemale davon gesprochen hatten – wieder auf die Zeit zurück, wo sie sich kennen gelernt hatten und erinnerten einander an diese und jene Einzelheit und wie sie gleich damals alles gespürt hatten. Frau Medinger wußte genau, daß an solchen Tagen Toronto den Wunsch hatte sich und sie in zärtliche Stimmung zu bringen, diese Absichtlichkeit beleidigte sie und doch unterlag sie selbst jedesmal wieder der Lockung dieses trag süßen Erinnerungspiels. Mißtrauisch empfing sie seine Liebkosungen, witterte in ihnen neue Gewohnheiten, die er sich bei Kokotten angeeignet haben mochte, obwohl sie von solchen nur eine sehr unklare Vorstellung hatte, und die Wollust keuchte in ihrem großen widerstrebenden Körper wie ein schweres Pferd, bevor sie ihn bewegte, (es ihr gelang ihn in Bewegtheit zu bringen) Hinterher fühlte sie sich gedemütigt; aber weil der Zufall sie solange warten lassen und verschüchtert hatte, bis er ihr diesen einen Menschen brachte, oder weil sie festsäß auf einem Vorurteil von Scham und Stolz wie ein Meertier auf seinem Stiel, brachte sie es nicht über sich ihrem Geliebten etwas entscheidendes zu sagen und dachte an keinen andern, sondern verachtete Torontos unbeständigen Charakter, liebte ihn noch in solchen langen ahnungsschweren Stunden und verursachte bloß wegen irgend einer Äußerlichkeit manchmal einen derben Auftritt; denn sie wäre zu gern nichts als gut und glücklich gewesen.

Zuweilen kam sie in Grauauges Zimmer, wenn er nicht zuhause war, und suchte nach Beschädigungen der Möbel, nach liegengelassenen Briefen, vergessenen Haarnadeln, in der uneingestanden Hoffung etwas zu finden, das sie in die klare Notwendigkeit versetzen würde, ihm zu kündigen. Allein das Zimmer sah wie unbewohnt aus und statt beruhigt zu sein, fühlte sie einen unbestimmten Argwohn dadurch neu gewachsen. Einmal bat sie sogar Toronto, mit ihr das Zimmer zu durchsuchen. Grauauge hatte sie beim Weggehen zum erstenmal gebeten gehabt, ihn am nächsten Morgen nicht zu wecken. Sie öffneten seinen Schrank und durchstöberten seine Sachen, öffneten seine Laden und den Koffer, aber sie fanden nichts außer den Spielkarten, harmlosen Büchern, Wäsche und Kleidern. Erst als sie schon zu Ende und wirklich enttäuscht waren, bemerkte Toronto noch eine große graue Mappe, die an der Wand unter dem Fenster lehnte. Als sie sie aufmachten, sahen sie japanische Farbendrucke und allerhand Radierungen und Frau Medinger fuhr plötzlich, nachdem sie das erste Blatt begriffen hatte, mit rotem Kopf zurück,

hielt sich schutzsuchend an Torontos Arm fest und schob vorsichtig das Gesicht wieder über seine Schulter nach vorne. «Pornographien», erläuterte T. bedeutungsvoll. «Solch ein Schwein!» sagte Frau Medinger; «Du wirst sehn, wir bekommen es seinetwegen noch mit der Polizei zu tun.» Als Grauaug seine Bücher verkauft und seine Manuskripte verbrannt hatte, waren diese Blätter das einzige, was er behielt; in der Tat nicht wegen ihres Kunstwerts, sondern wegen ihrer Geschlechtlichkeit und das hatte seine Gründe. «Na,» meinte Toronto, «so was kommt doch mal vor; ich müßte ihn doch wirklich einmal kennen lernen ... Wenn ich bloß mehr Zeit hätte», fügte er seufzend hinzu. Und er klopfte seine Geliebte beruhigend hinter die Hüften, blätterte allgemach weiter und versuchte ihr den Arm um die Mitte zu legen. Sie stieß ärgerlich seine Hand weg und so standen sie eine halbe Stunde lang nebeneinander und sahen (eingehend) Grauauges Zeichnungen an.

Grauaug kam dem Wunsch ihn kennen zu lernen zuvor. Es war schon weit im Herbst, es regnete viel, auf dem glänzenden Asphalt schwammen gelbe Blätter. Die Tage glitten neblig dahin und schon gegen fünf Uhr begannen sie leise zu zerrinnen. Um sechs Uhr zitterten die Lichter der Laternen feucht in langen Reihen. Frauen gingen mit höher gehobenen Röcken als sonst. Sie tauchten unmittelbar vor den Augen auf, so daß man erschrocken in die Kugel ihrer Ausdünstung geriet, und schon verfließen sie wieder in dem allgemeinen Geruch von feuchter Luft und unbekanntem nassen Kleidern. Es war der erste Herbst, wo Grauaug nicht arbeitete; er quälte ihn.

Einmal nachmittags klopfte er kurz und trat bei Frau Medinger ein. «Würden sie und ihr Gemahl gestatten –» «Ich habe keinen Gemahl,» unterbrach ihn Frau Medinger. «Würden Sie gestatten,» sagte Grauaug, «daß ich manchmal ihre Gesellschaft suche; ich fühle mich allein.» «Aber was machen sie dann den ganzen Tag?» forschte Frau Medinger kühl, «Haben sie keine Freunde?» «Nein keine», antwortete Grauaug. Aber dann spürte er plötzlich die leise Wollust, dieser Frau, die ihn bestimmt nicht verstehen konnte, von sich zu erzählen und er fuhr fort: «Ich bin gezwungen, nichts zu tun als zu leben. Das ist gar nicht so leicht. Denn sehen sie, die Wahl eines Huts zum Beispiel, – ich meine, ich will mir einen Hut kaufen, – oder ein Spaziergang. Wohin soll man gehn? Man kann natürlich überall hingehn; aber das ist es ja gerade. Oder sie gehn nun wirklich und irgendein Mensch stößt sie, entschuldigt sich nicht und beschimpft sie: wie sollen sie ihm antworten. Er trägt ein Siegergefühl über sie davon, wenn sie es nicht rasch tun, einfach weg. Gerade mit Menschen ist es sehr schwer ....»

Frau Medinger blickte ihn geringschätzig an und er brach mit einemmal hart ab. «Ich war früher der bestimmteste Mensch, den sie sich denken können.» Dann setzte er entschuldigend hinzu. «Sie werden das gewiß albern finden. Sie wollen gewiß nicht erst eigens leben, sondern immer irgend etwas Deutliches und leben um es zu erreichen ganz ohne es zu merken. Wem aber die innere Bestimmtheit abhanden gekommen ist, der hat ein zarteres Gewissen ...»

Er lächelte gezwungen; es sah aus, als tue er es, weil er bestimmt erwartete, daß Frau Medinger lächeln werde. Als sie ernst blieb, wurde er verlegen und fing ohne Besinnen wieder zu sprechen an. «Eine Aufgabe natürlich vereinfacht das Leben. Gerade so wie ein Charakter. Ich meine, ein Charakter ist, wer in ganz bedeutungslosen Fragen weiß, was er zu tun hat. Vielleicht ist das nur Übung, Gewohnheit, – meinen Sie nicht? Ich aber, wissen sie, habe früher viel gearbeitet. Und darin liegt eine ungeheure Verweichlichung. Wie eine Seiltrommel ein Seil rollt so eine innere Aufgabe das Leben auf sich herauf und richtet unerbittlich jedes heran kommende Stück in die Linie ihres Zugs. Man hat eine Theorie von sich; jetzt aber wächst alles regellos zu einem Dickicht in die Quere.»

«Warum jetzt?» fragte Frau Medinger.

«Weil man ohne Theorie von sich – ohne eine Vorstellung was man zu sein glaubt – ganz seinen Trieben überlassen ist und – nämlich ohne Theorie von sich hat man auch keine ausgeprägten Triebe. Man fühlt, diese kurzen Tage sind wie verhangene Kammern, aber .., was soll man tun ..?»

Frau Medinger dachte plötzlich an die Stiche, die er verwehrte – er sprach das Wort Triebe so seltsam aus – sie sah ihn ruhig und mißbilligend an. Sie fühlte unklar, daß dieser Mensch etwas von ihr wollte und ihr Dasein damit noch mehr beschweren würde. Grauauge blickte ihr geradeaus in die unfreundlichen Augen und fühlte sich leise davon erregt. Er dachte an den Tag, wo er bereits entschlossen gewesen war, sich zu töten. Er stand abends im Dunkel des Hauseingangs, sein Körper war von den Aufregungen des Entschlusses erweicht, draußen surrte die Straße; widerstandslos zog sie ihn hinaus. Grob und heiter war sie, stieß ihn und trieb ihn. Mit der Gebrechlichkeit des geistig zerarbeiteten Menschen und dem Bewußtsein, das Recht darauf verloren zu haben, ging er mit. Der Reiz war neu und heftig; es war abenteuerlich, so zu leben. Seine Auserwähltheit war zu Ende, kleine Notwendigkeiten, Nebenfähigkeiten, die ein solches Werk fordert, fehlten. Noch zitterte in ihm die fast dämonische Plötzlichkeit, mit der der Glaube an seine Sendung zusammengebrochen war. Es sollte nichts von ihm bleiben, kein Werk, kein Freund, kein Erfolg, der Geruch und Lärm ringsum sog ihn an wie weiches Fließpapier einen Tropfen, in der Stille der gegeneinander brüllenden Kräfte der Straße verschwand er wie in einem Haus, wo ihn niemand kannte. Eine unbestimmte Vorstellung von versagten Handlungen, die jetzt nichts mehr in ihm beaufsichtigen würde, verführte ihn, noch eine Weile unterwasserspiegelhaftleitend zu leben.

Frau Medinger nahm sich zusammen und sagte: Vielleicht sollten sie nicht so in den Tag hineinschlafen, das ist nicht nur häßlich, sondern auch ungesund. Dann sah sie ihn erstaunt an, weil er lange nicht antwortete.

Als Toronto kam, erzählte sie, daß der Zimmermensch viel und sonderbar spreche u. wiederholte ihm alles. Als sie der Bitte erwähnte, die Grauauge hergeführt hatte, meinte Toronto «Ich werde ihn auffordern es wird dich zerstreuen.» Er war auf den blassen Menschen, den er schon ein paar mal auf der Treppe gesehen hatte nicht eifersüchtig. Aber Frau Medinger, die durch seine Gleichgültigkeit gekränkt wurde, rief jetzt: «Es ist etwas nicht in Ordnung mit dem; das könnte ein Lustmörder sein gib acht – aber das ist dir ja egal.» Er mußte sie erst besänftigen. Als er bei Grauauge eintrat, traf er ihn in der Dämmerung. Grauauge machte kein Licht; «vom Sehen kennen wir uns ja schon» sagte er. Toronto fühlte sich verpflichtet, etwas Aufklärendes zu erwähnen «Wir sind schon sehr lange miteinander befreundet ...» begann er. Grauauge unterbrach ihn: «Frau Medinger ist Wittwe?» «Nein,» sagte Toronto zögernd, «sie ist geschieden, sie ist unglücklich.» «Eine schöne Frau,» meinte Grauauge. «Eine Frau .. Oh manchmal auf der Straße – sie haben das gewiß auch beobachtet – sieht man solche Frauen mit ihren kleinen Jungen und wenn es Not hat und es eben sein muß, halten sie ihrem Bübchen das Zipfelchen über die Gosse und sehen einen an, wenn man vorübergeht, mit einem so guten sachlichen Gesicht, – so meine ich» «Eine Kinderfrau, mein Herr?» fragte Toronto gekränkt. «Aber nein, eine wundervolle. Empfinden sie das denn nicht?» Toronto wußte nicht, ob er beleidigt sein sollte; die Worte ärgerten ihn, aber der Ton war der ehrlicher Bewunderung. Und es erging ihm seltsam; es schien ihm mit einemmal gesagt worden zu sein, was er an Frau Medinger besaß. In seine erschlaffende Liebe strömte in diesem Augenblick etwas Frisches, Unbekanntes ein, wie sich die Empfindung einer Umarmung einmal gesteigert hatte, als er sie zufällig in einem Spiegel sah. Und auch der Fremde schien ergriffen zu sein. Seine Stimme war verschleiert zärtlich bewegt. Es war eine Berührung zwischen diesen beiden Menschen. Unmittelbar wie zwischen Knaben bei

jung neugierigen Geständnissen. Toronto riß sich auf. «Ach» sagte er lärmend «wirklich, sie sollten ein wenig mehr Gesellschaft suchen.» «Ich werde mich ja freuen,» sagte Grauauge, «wenn sie mir manchmal das Vergnügen der ihren schenken.»

Es stand trotzdem schlecht zwischen Toronto und Frau Medinger. Der seltsame Eindruck, den T empfangen hatte, wirkte nicht lange. Sie sahen sich in der nächsten Zeit recht selten. Ihr Verhältnis hatte seine natürliche Dauer überlebt, seit ihren Körpern u. Gewohnheiten die Neuheit fehlte, die bei den ersten Entdeckungen wie ein Schlag aufs Auge alles in Feuer hüllt(e). Nach langen Pausen des Ausbleibens und unausgesprochener Feindseligkeit stürzten sie sich aus schlechtem Gewissen in zu grobe Zärtlichkeiten, die im ganzen Leib ein flaves Gefühl hinterließen. Um den endlosen verlegenen Gesprächen über die Zeit, wo sie einander wirklich geliebt hatten, zu entgehen, sprachen sie oft über Grauauge und teilten einander ihre Beobachtungen mit. So wurde dieser ihnen beiden wenig sympathische Mensch ohne daß sie es wollten zum Mittelpunkt ihrer Beziehung. «Was ist das für ein Mann!» sagte Frau Medinger, «Keinen Beruf, nie heiter, nie frisch ...!» «Es muß ganz angenehm sein, keinen Beruf zu haben.» sagte Toronto. «Er ist verliebt in Dich», meinte Toronto gönnerhaft. «Der würde mir fehlen,» antwortete Frau Medinger «er schnüffelt immer nur herum.» «Was er nur mit den Klagen will, daß er ein abgeworfener, nutzloser, demütiger Mensch sei?» meinte Toronto manchmal «er sagt mir geradezu, daß er mich bewundert. Er muß ein Schicksal gehabt haben.» «Gott, er ist bloß so kläglich,» entschied Frau Medinger. Sie sagten einander nicht die Wahrheit.

Die Wahrheit wäre gewesen, daß Frau Medinger in Grauaugens Nähe jetzt von einer eigentümlichen Unruhe belästigt wurde (Pferd – geheimnisvoll mit besorgt. [?] Reiterlast). Er hatte bemerkt, daß sie wenig Phantasie besaß; er hatte schon öfters durchblicken lassen, daß es mit Torontos Treue nicht recht bestellt sei. «Was hat nur Eugenio,» fragte sie oft, «er treibt sich herum?» Und jedesmal antwortete Grauauge: «Es gibt im letzten Quartal viel in einer Bank zu tun» und nahm, was er sagte, mit einem Achselzucken zurück. – Toronto hatte ihn gebeten, seiner Geliebten manchmal Gesellschaft zu leisten, sie waren Freunde geworden. Er ist ein guter Mensch, sagte G., er hat mich gebeten, ihnen Gesellschaft zu leisten; er denkt an sie, auch wenn er ein wenig leichtsinnig ist Aber sie fühlte, wenn der Junge ging, kam das graue Weibergefängnis der Jahre und daß sie durch ein neues Verhältnis noch einmal daraus enttrinnen könnte, daran dachte sie nicht. Sie hätte sich auch geschämt. Dieses eine gehörte zu ihrem Unglück, es war Rache, Ehrlichkeit, nicht ohne inneren Kampf selbst genommene Genugtuung für versagtes Glück; ein zweites wäre in ihren Augen Unmoral gewesen. Grauauge redete ihr oft zu «Heiraten sie ihn.» «Aber was denken sie,» antwortete sie aufrichtig. «Heiraten? er ist so jung.» «Und wenn sie ihn nicht einmal heiraten *möchten*,» bohrte Grauauge weiter «was wollen sie denn?! Bedenken Sie nie, daß das eigentlich Schande ist?» «Schande,» braust Fr. M. auf «es ist nicht sündhaft, wenn eine Frau liebt, die nie etwas vom Leben gehabt hat!» «Nicht so,» lenkte dann Grauauge ein «ich meinte bloß, sie denken doch manchmal über ihr Leben nach, wie sie als Mädchen bei den Eltern waren u. später alles wurde und da muß das doch einen Sinn ergeben, eine Linie, ein Ziel, nicht?» Er legte nicht viel Bedeutung in das was er sprach, es erfüllte ihn bloß mit einem trüb [?] Wohlbehagen (Wohlsein), diese lächerliche kleine Tragödie immer wieder in Bewegung zu halten.

In das einfache Zuendegehn, das Frau Medinger, wenn es einmal hätte sein müssen, wohl begriffen und ertragen hätte, kam durch ihn etwas Beklemmendes, Unübersehbares, als ob man es noch nicht für genug halten dürfte, wenn man unglücklich war. Er nahm ihr die ruhige Gedankenlosigkeit, die das Bewußtsein zu leiden stillend am Grunde trägt. Und sie rächte sich dafür in ihrer Weise an Grauauge. Sie behandelte ihn verächtlich; sie saßen gewöhnlich in dem



Zimmer, wo er sie zuerst gesehen hatte, manchmal auch in dem kleinen Kabinet nebenan, wo ihr Schreibtisch stand und die Bilder ihrer Eltern, Torontos und sogar noch eine Photographie ihres Mannes an der Wand hingen und häufig ließ sie Grauauge allein sitzen, ging aus und ein, als wäre er nicht da, traf in der Küche Anordnungen, zählte im Nebenzimmer die Wäsche oder suchte mit einem Paken Flicker in der Hand Nadel und Scheere. Ohne daß sie es wollte, strömte ihre Feindseligkeit eine Vertrautheit aus, wie ein Zwist in der Familie. Grauauge sah in diesen Wochen die solide etwas derbe Wäsche, die sie trug, er kannte ihre Kleider und ihre Schuhe und die sanfte breite Mulde, die nach ihr auf dem Kanapee zurückblieb. Er kannte ihre Bekannten und das wenige an Gedanken, das sie in Worten fertig zum täglichen Gebrauch hatte. Er war von ihr erfüllt und ein Duft ihrer sinnlichen Alltäglichkeit hing überall in ihm wie in den Portieren eines lang bewohnten Zimmers. Und daß er sie nicht zu unterhalten vermochte, daß jedes Wort von ihm für sie langweilig war und verächtlich, gab ihm ein Gefühl: Er vertrieb ihr die Zeit; statt der Zeit saß er da, die Minuten konnten nicht mehr wie in die leere Fläche eines Wasserbeckens tropfen. Er liebte sie.

Er saß oft mit Toronto stundenlang hinter den unverhangenen Scheiben irgend eines Kaffeehauses und sie paßten auf die Frauen, die – im Nebel für einen Augenblick angeleuchtet – an dem Glas wie hinter den Scheiben eines Aquariums vorbeiglitten. Es war eine stumpfe, verlaufene Sinnlichkeit. Toronto nahm sie alle schon in der bloßen Möglichkeit für sich und Grauauge war das angenehm zu fühlen. Die heftige Männlichkeit des jungen Menschen schnitt schon seine Wünsche vom Leben ab. Es ging ihm mit Toronto wie bei Frau Medinger. Und plötzlich erschien ihm während irgend einer Sekunde alles in Ordnung. Willenskraft glühte in ihm. Die Leute um ihn schmolzen ein. Er hatte nichts mit ihnen gemeinsam. Ihm, der die Schere war, die hindurchgehen sollte, fehlten die Häkchen und Kräuselungen, mit denen sonst die Natur die Menschen untereinander zu einem Gewebe verfilzt. Er fühlte gehoben, daß er nichts diesen Leuten Faßbares besaß, das sie hindern konnte, ihn zu verachten. Er sagte zuweilen plötzlich irgendetwas wie: «wo das Wissen aufhört, fängt heute die Oper an» oder «das Gefühl ist durch die Angst vor dem Denken verdorben worden ...» und ein unverständlicher Druck rüttelte von innen an diesen nur ihm verständlichen Sätzen.

Toronto sah ihn dann fragend verständnislos an, aber plötzlich erinnert u. eine kleine alltägliche Kummerfalte saß zwischen seinen Augen. «Ach» seufzte er, «ich bin ein schrecklich verurteilenswerter Mensch. Sie ist so gut; ich bin für sie Italien, Rom, wissen sie, der Süden. Und sie hat so viel gelitten. Sie verstehen das, Grauauge? Eine Frau wie sie und ein Mann ohne Phantasie, ohne Ideale, ohne Feuer! Aber wissen sie, wir Italiener haben solch ein unbezähmbares Temperament; ich bin schlecht, ich bin zu jung, ich habe noch keinen Charakter ...»

Die Wirklichkeit stürzte über Grauauge zusammen. Er starrte bestürzt Toronto an; ihre Augen liefen eine Weile wieder miteinander hinter den Frauen her. Sie gehörten alle zu Toronto, sein Witz aber war für sie witzlos, seine Vernunft gering, seine Eigenschaften sinnlos, – er war aus der Gemeinschaft der Geistigen ausgeschlossen und in der der gewöhnlichen untauglich. Er dachte ängstlich an Frau Medinger; er konnte sie sich bis in die kleinsten durch den gleichmäßig täglichen Gebrauch erzeugten Falten hinein vorstellen, aber er war nicht imstande sich als ihren Geliebten zu denken, wenn Toronto ging. Und plötzlich brach er zusammen. Ein kindliches Handfaßgefühl für Toronto beschlich ihn, er empfand fast Freundschaft für ihn. Er betäubte ihn strahlend mit seiner Nähe wie mit einer gemeinen Halbtrunkenheit. Seine eigene Sinnlichkeit schlüpfte ihm in die Tasche um mitgetragen zu werden. Er fühlte seine Unterlegenheit, eine bittere gemeine Trunkenheit und einen leisen, schauernden Haß wie vor frischem rohen Fleisch

[ < ]

## Das Land über dem Südpol

[1911/12]

Als wir uns das vorletzte mal sahen, hatten wir uns zufällig in Rom getroffen. Es war wenige Tage nach jenem verunglückten Durchgang des Halley'schen Kometen durch den Bannkreis der Erde. Im Mai 1910. Wir saßen oben am Pincio, in jenem kleinen vorspringenden Geviert von dem aus man auf die Piazza del Popolo hinabblickt, dann weiter die Via ... entlang bis zu dem mit dem Kopf in den Schultern steckenden Bau der Peterskirche und endlich bis zu den herrlichen Höhen der Villa Doria Pamphili. Es war Nachmittag, es war warm, in den Straßen hatte der Asphalt bereits aufzuweichen begonnen und schaukelte noch lange leise seekrank in der Erinnerung nach

Rom mit seinen häßlichen, flachen, ineinandergeschobenen Dächern war wie ein riesiges, mit allerhand Waren unordentlich beladenes zitterndes Schiff in einem glühenden Meer.

Hinter unserem Rücken schmettete eine Militärmusik als tränke man Schnaps aus Gießkannen, toll vor Hitze.

Damals entwickelte mir mein Freund ... seine Pläne. Die Sistina herauf rollten in langem Zuge die Wagen. Ich dachte an d'Annunzio, als ich ... Strahlend im Brillantschmuck alter Geschlechter erkannte ich im Fond ihrer von zwei Lakaien geleiteten Equipage die Frau eines mir bekannten Weinhändlers, Fr. Cohn aus Berlin versuchte vergeblich von mir begrüßt zu werden, ein römischer Aristokrat, dessen Ahnen vermutlich schon gegen Franz I. im Felde gestanden hatten, bot uns Ansichtskarten an, – ihn störte das alles nicht, ja ich glaube, er bemerkte es kaum.

Er hielt seine Mappe auf den Knien und hatte seine Papiere auf der braungestrichenen Bank zwischen uns ausgebreitet und sprach u. rechnete. Zuweilen zeigte er mir ein Telegramm oder las eine Stelle aus einem Brief vor, dann nahm er wieder seinen Bleistift und rechnete u. erklärte.

Ich will meine lieben Leser nicht mit dem Inhalt seiner Berechnungen bemühen, genug daran, daß er in einer halben Stunde mehrere Bogen mit Differentialgleichungen, vielfachen Integralen, hyperbolischen Coordinaten und elliptischen Funktionen bedeckte. Ich selbst bin ein so guter Mathematiker, daß ich bei meinem Examen in der Philosophie beinahe durchgefallen wäre u. das heißt daß ich mehr wußte, als das erkenntnistheoretische System meines Examinators in sich aufnehmen konnte (Ich selbst bin ein sehr ... Es genügt vielleicht noch nicht .. denn das ist ziemlich leicht erreichbar ..), jedenfalls glaube man mir, daß ich in den astronomischen Darlegungen meines Freundes – denn um solche handelte es sich – auch bei genauestem Zusehn keinen Fehler entdecken konnte und nun lasse man mich kurz – um das Ungeheure das mir damals begegnete zu würdigen – das unerhört sonderbare u. befremdende Resultat wiedergeben:

Man wird sich noch allgemein der Spannung erinnern, mit der in jenen Maitagen die Begegnung des angekündigten Kometen mit der Erde erwartet worden war. – Wenn die bis dahin angestellten Berechnungen stimmten, mußte ein direkter Zusammenstoß gerade noch knapp vermieden werden können aber die geringste Unrichtigkeit, die kleinste, übersehene Fehlerquelle konnte dabei genügt haben um die unvermeidliche Katastrophe bloß zu verschleiern. Der Druck einer

schauerlichen Ungewißheit lag auf den Gemütern und noch nie hatte die Wissenschaft einen solchen moralischen Erfolg zu verzeichnen gehabt wie damals. Der Gelehrte rückte zum erstenmal in die Rolle des Priesters; an den kleinen, unverständlichen Zeichen, die sein Bleistift aufs Papier warf, hing eine Welt, man lief in die Observatorien der Astronomen wie in den Beichtstuhl u. fühlte zum erstenmal durch die Gehirne weniger auserlesener Männer, durch Instrumente, die wie fremde Thiere aussahen, durch unverständliche Symbole sonderbar aussehende Formeln und Worte einer geheimnisvollen, an das Rotwelsch der Apotheker erinnernden Sprache ein bis dahin von niemandem beachtetes, eigensinnig einsames, lautloses u. doch überwältigend reiches u. seiner Stärke sicheres Leben fließen. Dennoch – trotz der beruhigenden Versicherungen, die von dort kamen – fürchteten ängstliche Seelen, daß plötzlich ein riesiger, glühender Ball auftauchen werde, durch eine siedende Luft zwischen und – das weitere ließ sich nur schwer vorstellen, müßte aber Ähnlichkeit mit dem Vorgang haben, wenn man einen schweren Feldstein aus Bruthöhe auf eine auf hartem Wege sitzende Kröte herabfallen läßt – oder sie glaubten doch wenigstens an einen Hagel kopfgroßer Meteoriten und langsam wie das Zögern von Wollust sinkende würgende Schwaden giftiger Blausäuredämpfe, vorsichtige Seelen aber spannten aus solchen Gründen einen Regenschirm über ihr Bett – weil man doch nicht wissen kann ob die Wucht eines Steines, der schon durch ein Dach u. mehrere Wohnungen hindurchgeschlagen hat, nicht doch bereits so geschwächt ist, daß ihn der Widerstand eines guten Schirms aus der Bahn zu lenken vermag, hat man doch gehört, daß schon Eisenbahnzüge in scharfen Kurven durch einen kleinen Kiesel dazu gebracht wurden aus den Schienen zu springen – und sie legten für alle anderen Fälle auch eine Flasche mit Sauerstoff sich zur Hand, – böse Seelen aber beteten zu Gott, daß er sie eine Viertelstunde länger leben lassen möge als alle übrigen, um irgend jemandem Zusehen zu können, wie er sich in verdienten Qualen winde, oder einer Sterbenden einen letzten Kuß auf die Stirn zu drücken, die sich ihn bis dahin verbeten hatte.

Und aus alledem wurde bekanntlich nichts als eine einzige große Enttäuschung. Tausend Operngucker, Feldstecher u. vorsichtshalber geschwärzte Gläser, durchsuchten in jener denkwürdigen Nacht den Himmel, aber nicht nur daß es zu keiner Katastrophe kam, war von dem angekündigten Störfried überhaupt nichts zu finden und kein Sturm, kein übler Geruch, ja nicht einmal ein schnuppernder Sternfall kündigte seine Nähe, erst mehrere Tage danach behaupteten einige durch ihre Scharfäugigkeit berühmte Individuen am westlichen Himmel einen schwachen, verwirrten Schimmer gesehen zu haben, ungeheuer fern von der Erde, was aber die Astronomen betrifft, so hörte man sie nur mehr an ihrem Schweigen, dem ein unleugbar deutlicher Charakter von Verlegenheit nicht abzusprechen war.

Hier aber setzte die Theorie meines Freundes ... ein.

Kurz gesagt so: Können die Grundgesetze der astronomischen Wissenschaft wirklich falsch sein? – Wir sahen einander einen Augenblick an. Wenn es sich um Logik gehandelt hätte, um Nationalökonomie, Theologie, oder gar um Ästhetik auf experimentell psychologischer Basis hätten wir einen Augenblick zweifeln können, der ehrwürdigen, auf Mathematik u. Physik gestützten Astronomie aber gegenüber? – Nein! Also sind die Schlüsse der Astronomen richtig gewesen, woher dann der ungeheuerlich blamierende Fehlschlag? Da gibt es nur eines: ist der Schluß richtig u. das Resultat falsch, so muß der Fehler in den Voraussetzungen stecken! Die Voraussetzungen betreffen aber erstens die Kraftgesetze, nach denen die Himmelskörper aufeinander wirken und einander ihre Bewegungen vorschreiben, – und hier haben wir jeden Zweifel ausgeschlossen –, zweitens enthalten sie Annahmen über die Größe u. wechselseitige Entfernung der für die Berechnung irgend eines Falls jeweils in Betracht kommenden Planeten voneinander, und diese Annahmen folgen ihrerseits wieder rechnungsgemäß aus den

Bewegungsgesetzen, weswegen also auch hier unmöglich der Fehler stecken kann, – wo also? – wo?! Haben sie es noch nicht erraten?! Es muß – und seine Augen funkelten selbst kalt u zitternd wie Sterne – es muß noch einen Himmelskörper in nächster Nähe der Erde geben, von dem wir noch nichts wissen, nur einige Millionen Kilometer von uns entfernt! Verstehen Sie?! Bloß ein paar Millionen Kilometer und niemand wußte es bis heute! Aber hier ... und da begann er fieberhaft seine Berechnungen auszubreiten.

Ich wagte nur noch schüchtern einen Einwand: Aber liebster .. wie kams, daß wir den noch niemals gesehen haben sollten? Er blitzte mich kurz an: selbstverständlich sind besondere Umstände vorhanden, die ihn unsichtbar machen, ich werde ihnen das später erklären – sehen sie nur ... und er begann mit Zahlen.

Ich gestehe, daß mir der Verstand still zu stehen drohte. Er entwickelte mir alle Gleichungen der Himmelsbewegung u. leitete [?] daraus ab, was vor dem 18. Mai alle Astronomen abgeleitet hatten, den Durchgang der Erde durch den Schweif des Halley. Dann entfaltete er einen Stoß von Telegrammen u Briefen aus allen Observatorien der Erde u. konstruierte aus den darin mitgeteilten beobachteten Orten den wahren Weg des Planeten. Wir hatten zum Schluß 4 umfangreiche Systeme von Differentialgleichungen die uns die wahren sowie die fälschlich vorausberechneten Wege der Erde u. des Kometen darstellten und nun zeigte er mir, wie durch eine verwickelte Transformation die beiden Systeme sich ineinander überführen ließen, wenn – man in die bisherige irrtümliche Rechnung eine Konstante sowie eine bestimmten Gesetzen gehorchende Variable einführe und diese beiden Größen konnten nach der ganzen Situation nichts anderes sein als die Masse und variable Entfernung eines in den bisherigen Rechnungen nicht berücksichtigten und unbekanntem Planeten.

X. war ein sehr bedeutend besserer Mathematiker als ich u. ich vermochte ihn nur ein einzigesmal auf eine kleine Unstimmigkeit aufmerksam zu machen, die sich seiner Rechnung nicht fügte. Ich dachte, so interessant mir seine Theorie erschien, ihn dadurch auf das Unwahrscheinliche u Phantastische in ihr aufmerksam gemacht zu haben. Er aber riß mich beinahe von der Bank herunter, so heftig faßte er meinen Arm, während er mit dem gekrümmten Zeigefinger der andern Hand wie mit einem Schnabel auf seine Papiere hackte u. mit heiserer Stimme mich anflüsterte: Sehen Sie u. das ist das zweite: die Erde ist nicht rund! Ich mußte wohl erschrocken abgewehrt haben, denn er fuhr eindringlich fort: nein, ängstigen sie sich nicht, sie haben es richtig erraten, es ist wirklich so, wie sie vermuteten: die Erde ist *nicht* rund! ... Ich vermutete in diesem Augenblick einen Kranken vor mir zu haben und wollte schon aufspringen um einen sergeant de ville zu rufen, er aber fuhr verhältnismäßig ruhig u. in jedem einzelnen Satz wieder verständig fort: «Die kleine Unrichtigkeit, die sie in meinen Rechnungen bemerkten, ist wirklich vorhanden. Sie ist aber – geben sie acht – sofort korrigiert, wenn wir den Massenmittelpunkt der Erde ein wenig seitlich von dem Ort verrücken, der bisher dafür galt! Was kann anderes daraus folgen als daß die Erde in strengem Sinne nicht mehr als ein an seinen Polen abgeplattetes Rotationsellipsoid anzusprechen ist sondern irgendwo einen ungeheuren, ihren Schwerpunkt merklich zu sich verrückenden Auswuchs hat, meinetwegen ein Gebirge von riesigen, bisher unbekanntem Dimensionen. Wo aber einzig u. allein kann dieser gigantische u. dennoch unbekanntem Gebirgsstock liegen? Sie brauchen gar nicht in meine Rechnungen zu blicken, aus denen seine Lage hervorgeht, sie müssen es auch so wissen, denn es gibt nur einen einzigen Ort der Erde, der es bisher unserer Kenntnis entzogen haben konnte, mit einem Wort: der Südpol! Und ich reise noch heute abend nach Paris u. Berlin um die Ausrüstung einer Expedition zu betreiben. Ich weiß man wird mich anzweifeln u. verhöhnen u. darum muß ich mir nicht nur den Ruhm des Gelehrten sondern auch den Lorbeer des Entdeckers holen. Ich sehe es

Ihnen ja an, auch sie zweifeln, aber warten sie nur .. es ist gut, daß man mich zwingt ..»

Er sah aus, als hielte er den erträumten zweifachen Lorbeerbaum in der Faust um damit seine Gegner niederzuschlagen. Ich machte einen letzten Versuch. Ich lächelte. Ich sagte mit meiner bedauerndsten Stimme: Aber Fräulein Bertha ... Ich wußte nämlich, daß er sich vor kurzem erst mit einer jungen in Rom lebenden Deutschen verlobt hatte, und hoffte, ihn durch die Erinnerung daran in den Wiederbesitz seiner bürgerlichen Fähigkeiten zu bringen. Aber ich irrte mich, seine Phantasmagorie war bereits vorgeschrittener als ich dachte, er antwortete nur kurz: Fräulein .. wird mich begleiten.

Danach trennten wir uns. Die Sonne war untergegangen, die Wagen rollten wieder zurück. Gruppen von Menschen schlenderten gegen die Stadt zu. Aus dem Pincio begannen die kühlen Fiebersünste aufzusteigen. Es kam mir alles so wirr vor. Unten lag mit trüben Lichtern die Stadt. Beim Geländer ober der Scala ... war Lachen, Stimmen, Hinunterblicken, Cigaretten glimmten im Dunkel. Ich drückte mich erschüttert in den Schatten der stillen Via ... Unterwegs suchte ich meine Gedanken zu ordnen. Es schien mir kein Zweifel, daß X. erkrankt sei. Und doch diese wunderbare Logik seines Calculs? Ich begann mir selbst zu mißtrauen, ich fühlte Mitleid ... unklar ging alles in mir durcheinander, bis mir einfiel, daß ich schon seit mehreren Tagen meinem Blatt – ich war damals Zeitungskorrespondent – nichts depechiert hatte, – das riß mich mit einem Ruck nach rechts zur Piazza .. hinunter, einfach u. notwendig. Vielleicht war ich noch erschüttert – u. ich glaube sogar, daß ich es war – vielleicht erschien es mir trotz allem auch noch nicht sicher, daß X. irr sprach, ich war, als ich mich meines Berufes erinnerte, froh wie ein entlaufenes Kind von der harten Hand eines Erwachsenen gepackt zu werden. Noch am Postamt sagte ich mir: Vielleicht ist es gemein, so unbedacht abzuurteilen ... vielleicht ist es töricht, nicht besser den Versuch des Verstehens zu machen ... Aber dann telegraphierte ich: «In Rom ist der bekannte junge Gelehrte X. gelegentlich umfangreicher Forschungen über den jüngsten Kometen infolge Überarbeitung von einer schweren Psychose befallen worden. Die Ärzte erklären seinen Zustand für bedenklich, wenn auch nicht aussichtslos.» Und ich fühlte fast, wie mir Generationen von Journalisten wohlwollend über die Schulter sahen u. murmelte im Nachhausegehen krankhaft mir vor: daß unsere Zeit die Schnelligkeit liebt, sie ist impressionistisch, pointillistisch, feuilletonistisch u. die Treppe zum Forum hinaufsteigend, wo ich damals wohnte, fühlte ich mich als der Sohn dieser Zeit, als der Sohn elektrischer Erfindungen, der Dampfturbinen, Aeroplane u. Expreßzüge u. überlegte mir, ob ich nicht eigentlich besser über dieses Thema meiner Depesche noch einen Artikel nachsenden könnte ..

Ich sah dann X. noch einmal nach Jahr u Tag in Berlin. Er bohrte sich finster, die hohe Gestalt gebeugt, durch die Menge. Er war auffallend mager. In Erinnerung an unser letztes Beisammensein u. weil mein Telegramm mit der Zeit doch ein wenig mein Gewissen belastete, wäre es mir lieber gewesen, ihm zu entgehen. Aber sein Auge, das scheinbar dumpf u verschleiert vor sich hinstarrte doch mit einer eigentümlichen huschenden, fast böartigen Hast nach allen Seiten umherlief, hatte mich erkannt, u. kam geradenwegs auf mich zu. «Ich suche sie schon seit Tagen, sagte er kurz, beinahe ohne Begrüßung, ich muß sie sofort sprechen, ich hab keine Zeit mehr.» Ich bat ihn, zu mir zu kommen. Unterwegs erarbeiteten sich meine Gedanken die Befriedigung, daß er – wenn er mich wegen jener unglückseligen Depesche hätte ohrfeigen wollen – dies wohl schon getan haben müßte, und ich sah mit ungetrübter Neugierde seinen Mitteilungen entgegen. – Das war zeitig am Vormittag als wir uns so getroffen hatten, gegen ein Uhr nachts verließ er meine Wohnung. Er schüttelte mir zum Abschied die Hand u. sagte: «sie waren ungläubig u. gemein u. wenn ich damals Zeit gefunden hätte, würde ich sie wohl verprügelt haben, aber sie waren der erste der mich mit Kot bewarf, u. heute empfinde ich das

merkwürdigerweise fast wie eine Erinnerung an schönere Zeiten. Sie sind sozusagen mein Freund geworden, wie man den Anfang eines Unglücks liebt, weil ihn die Entfernung dämpft .. Und ich nehme Abschied vom Leben.»

Ein Packet mit Aufzeichnungen u Schriften ließ er bei mir zurück.

Ich begegnete ihm dann nur noch ein einzigesmal u. teilweise, nämlich bloß seinem Namen u. das war ein Journal für Psychiatrie u. wenige Wochen nachher .....

Was ich hier jetzt veröffentlichen werde, ist der Inhalt seiner fragmentarischen Aufzeichnungen, ergänzt durch das, was er mir selbst erzählte. Alles Mathematische, Berechnungen, astronomische Ortsbestimmungen, Beweise für die Wirklichkeit seiner Entdeckungen udgl. lasse ich weg, teils zur Bequemlichkeit meiner Leser teils – um es aufrichtig zu sagen – weil ich bis heute noch nicht die Scheu überwinden konnte, mich in dieses Formel- u Zahlenmaterial zu vertiefen. Ich habe einigemal hineingeblickt u. wurde so fortgerissen von dem klaren, zwingenden Aufbau dieser Überlegungen u. zur Bestätigung mitgeteilten Tatsachen, daß mein Verstand zu zittern begann, wie ein dünnes von einem überstarken Motor angetriebenes Boot, den es nicht auszuhalten vermag. Es ist nicht ehrenvoll, aber ich vermied diese Beweise, weil ich fürchtete, ihnen glauben zu müssen u. ihnen doch nicht glauben wollte. Aber ich denke mich einer Schuld zu entledigen, indem ich das Übrige hier zu seinem Gedenken veröffentliche.

[ < ]

### **Der rote Hut**

[1911/12]

Ein roter Hut zwischen blauen u. braunen Hüten, zwischen Zylindern und entblößten Köpfen und den blassen, schon etwas nachgedunkelten, etwas gelähmten und mühsamer sprechenden Veteranen der Lichtschlacht an den Wänden. Ein roter Hut, wie Wasser des Springbrunnens immer in die Höhe geworfen u. doch immer zurückkommend. Im Kampf mit der kühlen, ungesättigten Skala Manet's siegreich, wie ein roter Lampion endlich in einem ununterschiedlichen Grau schwebend.

Von den Wänden schauen die Menschen Manet's. Sie haben einen Zug von schmerzhaftem sich nicht mehr ganz deutlich machen können auf den Lippen, in den Gliedern. Und überhaupt – roter Hut, wehend wie ein Kirschbaum mit glänzenden Früchten – ist es nicht überhaupt seltsam, wenn Menschen, einer neben dem anderen von glatten Wänden schauen? Oder fühlst Du es nicht?

Die Dreidimensionalität, deren Fiktion im Bild noch gewahrt ist, wird durch das Nebeneinanderhängen von Bildern fast auf zwei Dimensionen zusammengepreßt. So sind es bald Menschen wie wir, bald seltsam in einer Fläche lebende Wesen. Wenn in einem Puppentheater einer plötzlich seinen Kopf abnimmt und unter dem Arm weiter trägt, so ist das nicht sonderlich seltsam, wenn er dabei aber Zug um Zug des Gesichts und in jeder Bewegung Deiner Cousine gleicht, oder Dir, wie wird Dir? Wenn etwas ganz Unsinniges, traumvoll Verwundenes und Geschlungenes ganz plötzlich dicht an Dich herantritt und mit unschuldigem Lächeln gut bekannt tut, so daß Du die Abwehr nicht findest?

Vielleicht wird ein Anderer einmal das Malen malen. Die Ähnlichkeit der Menschen mit Bildern.

Das phantastisch Leblose im Menschen.

[ < ]

### Um die Gründung des literarischen Vorwärts

[1911/12]

Unsere .. Mitarbeiterin fand in der Oranienstraße in der Nähe des Lokals der Heils Armee einen sehr großen, perlengestickten Ridicule, eine Tasche, in dieser Zeit, die uns noch zwingen wird uns von Kunstgewerblern tätowieren zu lassen, einen absichtlich geschmacklosen, mit einem Notizbuch das die folgenden Aufzeichnungen einer nahe stehenden Persönlichkeit enthielt, welche einen interessanten Einblick in jene Bewegung gewähren, die zur Gründung der .. führte, und die ganz gewiß das deutsche Geistes u Gesellschaftsleben revoltieren wird.

Die Leute um Benj. Constant, die Mdm. de Charrières, die Staël lebten diese intellektuell-erotischen Verhältnisse, für die heute erst ein Apostel nötig ist. Constant trat für den Liberalismus ein u. war ein glänzender Kopf. Heute schlägt man alles mit der Realpolitik tot, deren traurigstes Zeichen das Prestige der christlich-sozialen Partei in Österr. ist. Im – auf die Frauen schimpfenden, nur die Mädels lobenden – Knurr, der einzige Politiker dieses Stils.

Es wäre mir egal, ob aristokratisch od. sozialistisch – es kommt darauf an, Bedürfnisse hinaufzuleiten. Unsere Literaten – was fingen sie mit der Macht an?! Ich bin nun einmal Chemikerin, das ist das Traurige, daß man heute da nicht mehr heraus kann. Das einzige wäre eine erweiterte Erotik, eine πολις-Erotik. Ich möchte die Geschichte jener Zeit lesen, aber ich kann nicht, meine ehem. Arbeit nimmt mich von neuem ganz in Anspruch, mehr als je, obgleich ich gedacht hatte ... Wenn man wenigstens anständige Zeitungen hätte.

... Edmund hat heute mit Kassiber gesprochen, dann mit Bellimor Männer, abends in der Dalbellischen Weinstube mit Knurr. Als er um halb eins nachhause kam, sagte er zu mir «Betthase» «Betthase ich werde dich ..!» und wollte sofort mit dem Hut am Kopf über die Lehne des Bettes. Da wußte ich natürlich, ... (: Realpolitik ...) Er blutete ein wenig aus der Seele, als ich ihm erklärte, daß es für heute ganz gewiß nichts sei, weil ich nicht wolle. Während er sich auskleidete, sagte er zu mir: «weißes Luder. Weißes Luder, ich huste auf Dich. Ich spucke auf Deine Seele, Dein Mittelstück will ich!» Mein guter Edmund.

Sein Mund war in dieser Nacht unendlich. «Gewalt ist in mir,» erklärte er, «Sehnsucht nach der wüsten, weiten Leere nach dem Geschlechtsakt, Fauste sind in meinem Kopf; so komm doch.» Aber ich rührte mich nicht. Da meinte er: «ich weiß ja, daß alles in Dir schon zitternd durcheinander rennt, wie Schafe im Stall, die draußen den Wolf wittern.» Und ich antwortete: «es denkt gar nicht daran.» Nach einer Weile sagte *ich*: «Edmund, glaub doch nicht, daß das nur etwas Männliches ist, dieser fahle, ausgeleerte Horizont der Enttäuschung. Glaub doch, daß auch du manchmal für mich nur etwas ganz Kleines an jenem großen Pfahl bist, den ich um irgend einer Entspannung u Beruhigung meiner Gedanken willen in mich hineinstoßen möchte ..» Aber er war nicht zu beruhigen. «Pah» deklamierte er, «deine paar Abhandlungen, wenn schon .. Ob es eine mathematische Abhandlung ist oder die Analyse eines Dichters, das lernt man und Du hast natürlich Talent des Gehirns. Aber man wird wieder unterscheiden zwischen Gehirn u Seele, zwischen der Spitze des Werkzeugs u der Wucht seiner schwingenden Masse. Und die ist nur im

Mann, Seele ist nur im Mann, die wenn auch stupide Wucht, die mit dem ganzen Körper dreinplatzt, durchreißt, Oberflächen zerschlägt .. Prügeln möchte ich Dich, prügeln möchte ich irgend etwas .. meine Worte u Gedanken möchte ich wie Prügel auf irgend etwas fühlen ...» Unendlich war sein Mund in dieser Nacht, und einmal kam mir die Lust diesen großen häßlich nach Worten haschenden Mund, da, dort auf meinem Körper zucken u noch auf meiner Haut manchmal nach einem Wort sich hinkrücken zu fühlen. «Edmund», bat ich, «glaub mir, Du bist mir ganz gleichgültig, es ist nur gesellschaftlicher Ausdruck, daß ich tue, als ob Du mich erregtest» Aber wie hätte er ...

Am Morgen beim Rasieren, war er grau, ärgerlich, in sich hineingewandt. «Wie in eine weite Ebene» dachte ich u. war ruhig, heiter, selbstverständlich. Aber natürlich bemerkte ich, daß er nichtssagend aussah u. irgend etwas ganz Unerotisches, den Raum des Zimmers überall unangenehm Verstopfendes, zuweilen geradezu Dämliches in seinem Aussehen hatte. Übrigens erfuhr ich noch in der Nacht, daß sie eine Zeitschrift gründen werden.

Onkel Gottfried sagte nach den ersten Nummern: «Das ist ein sozialdemokratisches Witzblatt.» Er meint das nicht so arg, aber er ist ein Feind des allgemeinen Wahlrechts. Er ist gar nicht dumm, obwohl er in seinen Briefen zwischen Wohlgeboren, Hochwohlgeboren u Hochgeboren unterscheidet und stehen bleibt, wenn er einen vorüberfahrenden Hofwagen grüßt. «Das sind Formalitäten,» antwortete er Edmund, «die das Leben angenehm geregelt machen»; Er sagt: «wenn Du jemandem schreibst: Ihr ergebener Freund, so meinst Du ja auch viel weniger, als Du äußerst.» Er sagt: «Ich fühle mich natürlich auch nicht als leibeigen.» Sagt: «Oder findest Du es irgendwie einen Gewinn, sprechen zu können: Bürger Wilhelm, Schloßplatz Nr 1 statt Ew. Majestät? Wenn diese Majestät in Wahrheit so wenig Dein Leben beeinflußt als Herr Schnabel in der Großbeerenstraße. Ja weniger als ein paar Arbeiter die Sonnabend nach sechs Uhr von ihrem Bauplatz kommen u Dich zwingen vom Trottoir herunterzusteigen?» Und [?] so: Und er sagt: «Aber Ihr treibt Agitation u nicht Kulturarbeit.» Er ist ein wenig konservativ u. die Neuigkeiten, die er sagt, dürfen nicht weniger als 10 Jahre alt sein.

Ein andermal sagte Onkel Gottfried: «Die Aristokratie! Gerade sie macht, daß Dir der Herrscher nicht persönlich fühlbar wird. Mag wie sie tun, gegen unseren Geschmack gehen. Immerzu: schimpfe auf die Servilität, die Lächerlichkeit, das 18 Jahrhundert, aber erkenne an, daß sie das Legitimitätsprinzip aus einer sonst gesellschaftlich für uns unerträglichen zu einer bloß politischen Erscheinung macht. Betrachte um Gotteswillen solche Dinge doch nur funktionell, ich mit meinen 30 Jahren Staatsdienst kann nicht anders.»

Ich fand so sonderbar, daß Onkel Gottfried der funktionellen Betrachtungsweise das Wort reden mußte. Es ist weit mit mir gekommen, daß mir Onkel G. interessant wurde. Neulich traf ich einen alten Freund wieder. Er ist Musiker. Er sagte, während wir uns stritten von irgend etwas, gerade das sei doch das Wunderbare, daß man seit Nietzsche nicht mehr leugnen könne ... Herrgott, wie erschien mir dieser Mensch?

[ < ]

**Lieber Pan –!**

[1911/12]



Lieber Pan!

Ich schreibe Ihnen so, weil ich nicht weiß, in welchem Strich griechischen Gebirges Sie Ihr inhaltlos gewordenen und mißmutiges Dasein vergraben haben. Ich dachte mir unlängst, Sie müßten hierher nach Zermatt kommen. Und wenn Sie da sind, steigen Sie rechts bei der englischen Kirche an, wo die Abgestürzten liegen. Es führt der Weg über steile Wiesen und zwischen kleinem Felsengeschrunsel gegen Höhbalm und Hoblicht. Aber es ist gleich: Sie können wählen, was Sie wollen: überall stehen die Wiesenränder scharf wie Schiffstau gegen den Himmel, der in der Sommermitte herbststillblau ist, Kiefern wachsen in eine Leere, die sich wie ein Abgrund über ihnen wölbt, u. in zweieinhalbtausend Meter Höhe blüht das Edelweiß so dicht, daß man es mit der Sichel ernten (scheren) könnte, zwischen Steinnelken, Enzianbechern, großen, wilden Margeriten, Vergißmeinnicht und kleinen aufs Gras geworfenen Teppichen von Stiefmütterchen.

Oben aber steigen Sie aus einer letzten Felsrinne heraus, arbeiten sich über ein steifes, wie eine Hemdbrust vorgewölbtes Schneefeld und – Pan! – Sie glauben sich rückversetzt in eine Hirtenlandschaft, wie sie sich in den großen, starken, einfältigen Tieraugen ihres verstorbenen Landsmannes Homer spiegelte. Über tausend Metern Nichts u Steile eine Fels- und Wieseninsel, leise gesenkt und gehoben, mit Mulden, die geformt sind für riesenhafte Liebespaare, von einem bröckelnden Steinriff überkämmt, wo Murmeltiere bei ihrem Kommen Männchen machen und verhuschen. Es ist nicht warm u nicht kalt, die Luft strömt wie aus Bechern, und Schafe welche ein weißes Vließ u seltsam schmale, schwarze Schädel haben sonnen sich auf kleinen zugefrorenen Seen.

Abends aber werden Sie Ihren Smoking anziehen und bei Seiler oder Gindraux dinieren. Nicht wegen des längst gemein gewordenen Gefühlssprungs vom Berg- in den Lackschuh, sondern um seelischen Inhalt für Ihre Tätigkeit zu gewinnen. Sie finden dort vieles von dem, was die moderne Seele zu ihrem Behagen rechnet, und Ihnen dürfte es noch unbekannt sein. Es ist wie aus dem Roman eines besseren Familienblattes. Eine Hall, in deren Kamin Holzscheite zündeln, eine Wiener Kapelle, Münchener Bierhalle und American Bar, draußen der Tennisplatz, das Kegelspiel und eine Church für die Amerikaner, wo sie ihren lieben Gott wie zum Tee empfangen. Sie werden sich über das wundern, wovon diese Menschen, die in allen Sprachen sprechen, innerlich leben, und beachten Sie dabei nicht zuletzt die kleinen Bücher der Tauchnitz Edition, die sie alle bei Regenwetter wie üble geistige Exkremete auf den Tischen liegen lassen, wo sie aufstehen.

Pan, ringsum ist sanft dünendes Gletschermeer. Das Matterhorn hat abseits der beiden Aufstiegsmöglichkeiten Wände so glatt und grifflos wie Turmmauern. Man könnte in ihnen an fünf Fingern und fünf Zehen hängend plötzlich erwachen wie eine kleine, vom Wind vertragene Spinne. Nicht ein Fehlgriff endet das, sondern ein freiwilliges Loslassen. Und auch am Gletscher. Man ist schneeblind geworden, überwacht in den Ohren, die Eiswüste ist ringsum voll rufender Stimmen. Alles Innere weicht vor einem dunkeln, turbulenten Gefühl, daß man zum sechstenmal an die gleiche Stelle zurückgekehrt sei, immer abgelenkt durch die Spalten und den Übergang nicht findend. Aus Müdigkeit, aus Aussichtslosigkeit auf sich, aus verengtem Innern legt man sich schließlich freiwillig zum Sterben hin; es ist viel halber Selbstmord in den Unfällen.

Es ist dabei natürlich eine Erleichterung, als «furchtloser amerikanischer Junge» oder als deutscher Reserveleutnant oder mit einem Scherz und der gepflegten Geste des Menschen aus guter Gesellschaft umzukommen; man stirbt nicht seinen eigenen, sondern einen repräsentativen Tod und ist durch diese Ablenkung anästhesiert. Sie, lieber Pan, werden sich eine Weile lang

damit vergnügen, diese kleine Festigkeit aus den Leuten herauszuziehen und die süße menschenbunte, rasch zusammenklatschende Gallerte zu schlürfen.

Ich vergaß Mrs. X.; sie hat einen kleinen Bulldog über den Ozean geschleppt, um ihn vor Herren zärtlich zu mißhandeln, und strahlt allabendlich wie ein Gletscher süßen Puders über dem Ausschnitt. Ich weiß, daß nichts Sie im Anfang wird abhalten können, dieses duftende Wunder, wenn es auf Station Gornergrat in Wildlederschuhen aus der Zahnradbahn steigt, abseits zu versprengen und mit Ihrer zügellos phantastischen Bockserotik zu erschrecken. Aber Sie dürften bald einsehen, daß daraus nichts folgt als ein rasches, kaltes Durcheinanderrieseln im Rückenmark und dann wieder glatte Wasserfadheit.

So finden Sie das berühmte «Leben» hier in Zusammendrängung. Schöne Frauen von «betörender Eleganz», Männer, die von hier aus beim schwarzen Kaffee ihre großen Geschäfte regieren, Jugend, die die Gefahr sucht und ihr Leben bedenkenlos einsetzt. Es ist dieses «starke, leidenschaftliche Leben» tatsächlich nicht eine Erfindung unbegabter Romanschriftsteller, sondern es ist vorhanden, und die Kunst der Familienblätter ist der wahre und aufs fürchterlichste ernste Realismus.

Pan, die wahrhaft großen Leidenschaften stehen auf dem Papier, über dem man nachgedacht hat, denn nicht, daß man sein Leben für etwas einsetzt, entscheidet, sondern was man in sein Leben einsetzt. Sie werden bald die Lust verlieren, in wirklichem Menschenmaterial zu arbeiten. Ich bin nur ein jüngerer und Ihnen wahrscheinlich noch unbekannter Schriftsteller, auf dessen Worte Sie wenig zu achten brauchen, aber Sie werden hier von selbst die Legende von den großen Leidenschaften des Lebens bezweifeln lernen. Vor die Wahl gestellt, Gott in dieser Welt zu sein oder die Theodizee einer neuen bloß zu schreiben, werden Sie sich letzterem zuneigen. Nicht aus eitlem Stubenrationalismus, sondern als Lebensrettung. Und dann werden Sie – Flötengott – Bücher zu schreiben beginnen, die kein Literaturbaedeker mit jenen Sternchen versieht, womit er gute Gasthöfe und umfassende Fernsichten auszeichnet.

[ < ]

**Fritze**

*[Ohne Titel – vor Juli/August 1914]*

Fritze ist ein Mittelding zwischen Individuum u Allgemeinheit. Er haranguirt uns zu sehr um die sympathische Gleichgültigkeit gegenüber den ungekannten Millionen zu genießen u. ist uns zu wenig wert, als daß wir mit Respekt von ihm sprechen würden. Man kann nie mit Recht sagen: ein ... Fritze, denn man meint auch dann den bestimmten, den Kolonialfritze oder den Zigarrenfritze an dessen Laden man täglich vorübergeht oder doch irgend einen, von dem man etwas gehört hat, das ihn aus den Vielen heraushebt ohne ihn zu den Wenigen zu rechnen, mit denen man sich gleich fühlt. Hierin ist auch der Durchschnittsberliner aristokratisch, antisozial od. wenn man will ur-sozial. So 'n Fritze hat immer irgend etwas angestellt, einen Mord begangen, defraudirt, seine Frau versetzt oder ein Theaterstück geschrieben. Es ist nach beiden Richtungen ein Index für die Anschauung des Sprechenden, was ihm noch als Fritze gilt. Eine Tat, die ihm entsetzlich dünkt, verknüpft er nicht mehr mit diesem Wort, eine Tat, die er ernstlich schätzt, auch nicht. Ein Verbrecher ist für einen Pastor oder Justizrat kein Fritze mehr, vielleicht

aber für lustige Studenten od. junge Künstler. Ein Dramatiker ist für einen Gardeleutnant häufig ein Fritze, für andere Leute wieder ist er es nicht.

Man fragt nicht: was ist er? u. antwortet: Möbelfritze; – sondern: kennen sie den u den? Wie heißt er? So u so. Ah, den Möbelfritzen, da in der Lützowstraße.

Der Fritze ist ein Kapitel aus der Psychologie des Ruhms. Das Mittelding zwischen Anonymität u Anerkennung. Zweiter Rang. Hinterhausbewohner im Ruhm. Es ist vergnüglich dabei einmal überhaupt über die verschiedenen Arten von Ruhm nachzudenken. Bleiben wir dabei: es gibt hier ein Vorderhaus u ein Hinterhaus, den großen, offiziellen Ruhm, den erarbeiteten indem man auf Ruhm hinarbeitet u. den zufälligen. Und dann gibts die Millionen Obdachloser. Im Vorderhaus gibts große Wohnungen u. wenig Mieter, es ist dort langweilig. Das Hinterhaus ist lustig u bevölkert u die Kontrakte sind kurzfristig. Man kann sagen, vorn wohnt man in desto besseren Etagen je länger man tot ist; Göthe. Viele von denen, die vor dem Haus lungern, kommen nach ihrem Tod hinein u. dann mit jedem Jahrzehnt vornehmer. Manche von denen, die bei Lebzeiten drin wohnen, werden nach ihrem Tod hinausgeworfen.

Der Tod spielt auch im Hinterhaus eine Rolle. Ich muß sagen, wenn ich ein ehrgeiziger Mensch wäre, würde ich mich auf nichts so sehr freuen als auf den Tag nach meinem Tode. Da kommt man in die Zeitung. Man erfährt plötzlich, daß man ein treuer, ehrlicher u geschätzter Mitarbeiter seines Chefs war u. muß das glauben, denn auch die Kollegen versichern ihre Sympathie, was an diesem Tage sicher wahr ist. Oder man liest gedruckt bestätigt, daß man eine zärtliche Gattin hat. Man fährt im Wagen u. es wird eine Rede auf einen gehalten. Wann passiert einem sonst soviel Angenehmes an einem Tag? Gehört man einer größeren Körperschaft an, gar noch einigen Vereinen, so kann man sicher sein, daß Hunderte von einem sprechen. Und das ist schon Ruhm. Irgend ein guter Lyriker sagen wir beispielsweise Rilke hat keinen viel größeren Kreis u. wie muß er sich dafür anstrengen; ich muß sagen, für meinen Teil ziehe ich den erwähnten Weg vor, er ist viel natürlicher. Doch verlassen wir dieses heikle Gebiet; es gibt im illegitimen Ruhm sonst viel heiterere Fälle.

Übrigens ernstlich gesprochen, bei wie viel jugendlichen Selbstmördern spielt die Vorstellung der Wirkung ihres Todes eine Rolle!

[ < ]

### Ein Soldat erzählt

[1915/16]

Der Fliegerpfeil (Die Feuer Taufe) Ein Fliegerpfeil ist .... Wenn er an der Schädeldecke eindringt, tritt er bei der Fußsohle aus Wir standen damals in einem toten Winkel der Front, die sich dort von der Cima di V. an den Caldonazzosee zurückbog und von dort über die zwei Hügel von Tenna u. Colle di .. zu den .... Bergen hinaufzief. Es war im Oktober, die Hügel lagen wie große welke Kränze unter unseren Füßen als wir an den Stellungsbauten zu schaffen hatten. Heroisch braun von Winterlaub [?] u Sonne lag das Suganer Tal vor uns. Von Gott wie ein Posaunenstoß geschaffen. Ich denke an spätere Nächte als wir dort eine vorgeschobene Stellung hielten. Mit Steinen hätten sie uns damals erschlagen können. Wir konnten uns nicht rühren. Aber wenn ich die Nase herausstreckte, sah ich die Brentagruppe hell himmelblau wie aus Glas steif gefältelt.

Und in den Nächten waren die Sterne groß und wie aus Goldpapier gestanzt und flimmerten fett wie aus Teig gebacken und der Himmel war noch in der Nacht himmelblau und die dünne mädchenhafte Mondsichel ganz silbern oder ganz golden lag auf dem Rücken mittendrin u. schwamm in Entzücken. Und man ging nur in der Nacht aber zwischen schwarzgrünen Bäumen spazieren, wie das Gefieder wie zwischen den Federn grüner Nachtpapageien. (Sterne wehten wie vergoldete Ahornblätter)

In dieser für ein froheres Ereignis geschaffenen Landschaft erhielt ich meine Feuer Taufe und wurde in die unsichtbare Kirche aufgenommen.

Dort war ich geritten und – das Mädchen mit der Hand – und alles war so bewegt, weil der Tod damit zusammenhing. Es war nicht das schauerliche Gerippe, das man täglich an uns vorbeitrag, von Lavarone herunter, nicht der wahnsinnige Tod, dessen Abglanz in der veränderten Kompanie zu sehen war nicht der zweckbefangene, geschäftige Tod, sondern der lebendige, der geistliche Tod, der der Philosophen. Der nur an stilleren Fronten zuhause ist, wo keiner weiß, daß er stirbt und doch in jeder Woche einige sterben.

Die Battn. ringsum begannen sich wahnwitzig zu ereifern, der helle Himmel war im Nu von weißen Wölkchen wie mit einer Puderquaste betupft .... und zwischendurch schwamm wundervoll mit ausgespannten Flügeln der Aeroplan. Die Unterseite seiner Tragflächen war in den ital. Farben bemalt, die Sonne schien von unten darauf od. von oben hindurch u. das Rotweißgrün leuchtete wie das Gefieder eines tropischen Wundervogels. Es ist das eine niedere Erregung aber eine starke. Im gleichen Augenblick während ich gänzlich hingerissen hinaufstarrte, fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, daß wir hier – eine Gruppe wie Rennbesucher beisammenstehender Offiziere, ein verlockendes Ziel bieten mußten. Im nächsten Augenblick hörte ich ein leises Singen. Ein Schuss war es nicht; aber natürlich kann es auch umgekehrt vor sich gegangen sein Er hat einen Pfeil abgeworfen, dachte ich mir; aber ich war nicht erschrocken, sondern noch mehr verzückt. Ich wunderte mich, daß die andren nichts hörten. Ganz fern aus dem Äther kam es näher (heran) Es war ein hoher, dünner, singender Laut.

Lange, sehr lange hörte ich ihn näher kommen. Er wurde körperlicher, schwoll an, bedrohlicher. Aber das Musikhafte verlor er nicht. Ich vermochte mich nicht zu regen. Ich erwartete ihn. Ich fragte mich: soll ich warnen? Sollen wir in die Deckungen stieben wie Erdmäuse? Ich wollte nicht; ich war egoistisch in einem Erlebnis festgehalten, mochten die andren getroffen werden, ohne etwas davon gehabt zu haben. Da begann auch für sie die Luft zu klingen. Vielleicht huschte Unruhe über ihre Gesichter oder nur durch ihre Augen. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß das Singen plötzlich zu einem Ton geworden war, zu einem irdischen Ton, und erstarb. Mitten zwischen uns, mir zunächst, war etwas verstummt u. von der Erde verschluckt worden. Alle wußten plötzlich: ein Fliegerpfeil. Wir wollten ihn suchen, aber er stak vielleicht, nicht viel dicker als ein Bleistift, 3 Meter tief in der Erde. Als der (tödliche) (himmlische) Gesang unmittelbar neben meinem Ohr zu vollkommener Lautlosigkeit zerplatzt war, hatte der Instinkt meinen Leib, während sich die Beine nicht rührten, zur Seite gerissen, so daß er einen Halbkreis beschrieb und eine tiefe Verbeugung machte. Ich richtete mich auf, wie man aus einem Rausch, einer unverständlichen Leidenschaft erwacht. Mein Herz ging ganz ruhig, nicht um einen Schlag rascher. Mein Puls war nicht geschwellt. Ich war nicht *erschrocken*, sondern *berührt*. Und einige Sekunden später überströmte mich ein heißes Blutgefühl. Ich glaube, daß ich am ganzen Körper errötete. Damals war mir, wie wenn man nach einem kalten Bad warm gerieben wird. Rein körperlich seelig. Und tiefer: eine persönliche Weihe empfangen zu haben.

Ich glaube: wie ein Mädchen, das der Herr angesehen hat

Ich muß hier erzählen, daß ich mein ganzes Leben lang Atheist war

Der Laut: Wie er sich mir näherte und perspektivisch größer wurde, war es doch zugleich als stiege ein silberner Strahl in mir auf.

Als schwölle der Stachel einer Wollust im Fleische. Der Laut war so fein und einfach wie der einer Stimmgabel. Aber es war außerdem vom ersten Augenblick an etwas Unirdisches an ihm, weshalb er sich nicht beschreiben läßt. «Es kommt ein Erlebnis. Du hast ihn noch nie gehört. Du wirst ihn nie wieder hören.» Welche Gewißheit von Anbeginn, trotzdem die Ohren ganz entschieden meldeten, es sei nur sehr ähnlich der klaren Eintönigkeit einer Stimmgabel!

Meine Blicke fuhren über die Gesichter um mich. Sie stellten fest, daß nur ich etwas hörte.

Vielleicht war es gerade dies: ein Gesang, der nur für mich da war. Auserwählt. An der Grenze der Atmosphäre singt eine Stimme nur für dich.

... Ich merkte jetzt, daß mich ohne es zu wissen alle ansahen. Mit dem gleichen Blick, mit dem mich Monate später Frauen (in Innsbruck) angesehen haben, als man mich auf einer Bahre aus dem Bahnhof trug; (Italienerinnen sagen mit solchen Augen: poveretto.)

Und die Erinnerung kehrte wieder, daß ich .... ganz ohne es zu wissen. Ich war mir ganz mir entrückt und entglitten gewesen. Aber mein Herz schlug breit und ruhig, mit gleichmäßigen Schlägen wie eine Krähe durch den Abend fliegt. Ich konnte nicht für den Bruchteil einer Sekunde erschrocken gewesen sein.

Und zum Schluß dieser wenigen Augenblicke war eine neue Vorstellung in meinem Leib, die er nie zuvor beherbergt hatte: Gott. Oder war es Astrologie

Die Kompanie: Tieraugen, tiefen ängstlichen Tierblick hatten sie bekommen. Dort war nicht Dein Tod, sondern der Einsturz einer Wand, der Sensenhieb eines Mg. Von der astrolog. Determiniertheit längst verlassen, könnte man sagen

[< ]

### **Ein Soldat erzählt**

Wir standen damals in einem toten Winkel der Front, die sich an dieser Stelle von der Cima di Vezzena an den Caldonazzosee zurückbog, um von dort über die zwei Hügel von Tenna und Colle delle Bene zu den Fassaner Bergen hinaufzulaufen. Es war im Oktober; die Hügel lagen wie große welke Kränze unter unseren Füßen, die Schützengräben versanken in Laub; heroisch braun, von Gott wie ein Posaunenstoß geblasen, lag das Suganertal vor uns.

Wieder: das Auf ihn zu kommen!

Es war an einem ganz ruhigen Tag

An solchen Punkten, wo die Gefahr nur [?] wie ein einzelner heißer Strahl in ein laues Becken [?] fällt, wo man Zeit zum Erschrecken u Zeit zum Denken hat, lernt man sie erst kennen.

Das persönliche Auserwähltsein trotz der Statistik. Der Tod holt täglich ein paar Opfer, aber persönlich ausgewählt

[< ]

### **Ein Soldat erzählt**

Wir standen damals in einem toten Winkel der Front, die sich dort von der Cima di Vezzena an den Caldonazzo See zurückbog und über die zwei Hügel von Tenna und Colle delle Bene zu den Fassanerbergen hinaufzief. Es war im Oktober; die Hügel lagen wie große welke Kränze unter unsren Füßen; die Schützengräben versanken in Laub; heroisch braun lag das Suganertal vor uns, von Gott wie ein Posaunenstoß geschaffen.

Ich denke aber dabei immer auch an spätere Nächte, als wir ganz unten im Tal eine vorgeschobene Stellung hielten. Mit Steinen hätten sie uns damals erschlagen können: wir konnten uns nicht rühren. Aber wenn ich mich etwas hob und die Nase über meine Schulter drehte, sah ich die BrentaGruppe hellhimmelblau wie aus Glas steif gefältelt. Und in den Nächten waren die Sterne groß und wie aus Goldpapier gestanzt und flimmerten fett wie aus Teig gebacken und der Himmel war noch in der Nacht blau und die dünne mädchenhafte Mondsichel, ganz silbern oder ganz golden, lag auf dem Rücken mittendrin und schwamm in Entzücken. Und man ging nur in der Nacht spazieren, aber zwischen schwarzgrünen Bäumen wie im Gefieder von Nachtpapageien.

In solcher Landschaft war es. Ein Aeroplan glitt wunderbar mit ausgespannten Flügeln in der Luft. Die Unterseite seiner Tragflächen war in italienischem Rot-Weiß-Grün bemalt und die Sonne schien hindurch wie durch das Glasfenster einer Kirche. «Es hat mit Geist wenig zu tun,» dachte ich mir, «das zu bewundern; aber wie schön ist es!» Im gleichen Augenblick, während ich gänzlich hingerissen hinaufstarrte, fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, daß wir hier, eine Gruppe wie Rennbesucher beisammenstehender Soldaten, ein verlockendes Ziel dem Mann im Aeroplan bieten mußten. Im nächsten Augenblick hörte ich ein leises Singen. Aber natürlich kann es auch umgekehrt vor sich gegangen sein. «Er hat einen Pfeil abgeworfen,» dachte ich mir, denn ein Schuß war es nicht; aber ich erschreck nicht, sondern wurde noch mehr verzückt. Ich wunderte mich bloß, daß niemand etwas hörte. Dann dachte ich, daß der Laut wieder verschwinden würde. Aber er verschwand nicht. Wie er sich mir näherte und perspektivisch größer wurde, war es doch zugleich, als stiege etwas in mir ihm entgegen. Ein Lebensstrahl. Ebenso unendlich.

Denn es dauerte lange, sehr lange Zeit, während deren nur ich den Ton näher kommen hörte. Es war ein hoher, dünner, singender einfacher Laut, wie wenn der Rand eines Glases zum Tönen gebracht wird. Aber es war etwas Unwirkliches an ihm, weswegen er sich nicht beschreiben läßt. «Du hast ihn noch nie gehört,» sagte ich mir. «Du wirst ihn auch nicht sobald wieder hören.» Ich habe mir nie etwas aus Gott gemacht und war stolz darauf gewesen, aber jetzt mußte mir irgendwann eingefallen sein, ohne daß ich es gleich merkte: so ist es, wenn Gott etwas verkünden will. Der Gedanke war da. Ich vermochte mich nicht zu regen. Der Laut war auf mich gerichtet. Ich erwartete ihn. Er wurde körperlicher, schwoll an, bedrohlicher. Ich fragte mich: soll ich warnen? Sollen wir in die Deckungen stieben wie Erdmäuse? Ich wollte nicht; mochte ich oder einer getroffen werden, ich war entrückt und auserlesen. Da begann auch für sie die Luft zu klingen. Vielleicht merkte ich, daß Unruhe über ihre Gesichter huschte und sich mit mir verständigte, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß das Singen plötzlich zu einem irdischen Ton geworden war, zehn Fuß, hundert Fuß über uns, und erstarb. Mitten zwischen uns, mir zunächst, war etwas verstummt und von der Erde verschluckt worden, war zu einer unwirklichen Lautlosigkeit zerplatzt. Ich merkte jetzt, daß mich, ohne es zu wissen, alle ansahen; mit dem gleichen Blick, mit dem mich Monate später Frauen angesehen haben, als man mich auf einer

Bahre aus einem Bahnhof trug. Mein Leib hatte sich zur Seite gerissen, ohne daß die Beine sich rührten, so daß er einen Halbkreis beschrieb und eine tiefe Verbeugung machte. Ich fühlte es erst, als ich wie aus einem Rausch erwachte. Ich weiß nicht, wie lange ich mir so ganz entglitten gewesen war; ich streckte mich; aber mein Herz schlug breit und ruhig, mit gleichmäßigen Schlägen wie eine Krähe durch den Abend fliegt; ich konnte auch nicht für den Bruchteil einer Sekunde erschrocken gewesen sein. «Ein Fliegerpfeil,» sagte einer; «wenn der trifft, geht er vom Kopf bis zu den Sohlen.» Alle wollten ihn suchen, aber er stak, nicht dicker als ein Zimmermannsblei, metertief in der Erde. Ich haßte diese Stimmen, ich liebte dunkel den Feind; ein heißes Blutgefühl überströmte mich, ich glaube, daß ich am ganzen Körper errötete.

[ < ]

### **Jugendfreunde**

*[Ohne Titel – 1915/16?]*

Jugendfreunde – Begegnung alle paar Jahre – längst keine innere Übereinstimmung mehr, aber es so gut einen Menschen zu haben, dem man rückhaltlos von sich erzählen kann – Streng kathol. erzogen, dh. sehr wilde Jugend. Rauchen im Beichtstuhl usw. Boxen udgl. Damals schon. Es scheint: Jugend formt sich durch Ablehnung der bürokratisch fixierten herrschenden Form. Wir taten alles das, weil unsere Lehrer schlecht aussehende Katholiken waren. – Wir waren begeistert von den Enzyklopädisten. Eine Menschenform, die man heute nicht, aber in der nächsten Generation wieder verstehen wird. – Und wir waren neugierig auf unser Schicksal. Wir verstanden durchaus nicht das darunter, was wir später erreichen sollten. /Ev. jetzt s. o. den Anfang/

Ich bin neugierig, wie sich das weiter entwickeln wird, als Ende.

Die Kindheit, in die er zurücktaucht, liegt noch vor der gemeinsamen u. ist weich usw.

[ < ]

### **Der Gesang des Todes** **Der singende Tod**

*[1915/16]*

Der Mann – Maler.

Als er zu malen begann, jene kleine Welle Impressionismus gerade sich gebrochen, erster niederrollender Schaum wahrzunehmen. Er war nicht zufrieden mit der Ausdrucksweise, die er vorgefunden hatte. Aber immerhin war diese Auflösung besser als die Zusammenfassung zu gewußter Farbe, Anatomie und Perspektive.

Man muß vorausschicken, daß der Mann, von dem das erzählt wird, weder zum Kirchen-, noch

zu einem freien Glauben neigt, sondern den Zweifel und einen mutigen Unglauben liebt, der das Leben als ein Stück Sonne zwischen zwei dunklen Löchern hinnimmt. Er war Ingenieur und beschäftigte sich nicht mit den «letzten Gedanken»; bloß war er nicht so sehr Ingenieur, daß er ganz jener «Selbstgerechtheit aus Zeitmangel» verfallen wäre, welche die Menschen unsrer Tage zufrieden macht. Er wurde später plötzlich Maler.

— Als der Krieg ausbrach, machte er die seltsame, ans Religiöse streifende Aufregung mit wie jeder andre und kam als Reserveoffizier mit seinem Rgt. nach Galizien. Er machte die blutigen «Wellenbrecherschlachten» des Anfangs mit und erlebte nichts besonderes dabei; aus dem Eisenbahnwagen stieg man ins Artilleriefeld, hastete verbissen vorwärts, um endlich ans Ende dieser verzweifelten Schießerei zu gelangen, wurde plötzlich in Splitter zerrissen, Flucht, flog als Wolke zurück, wurde gesammelt, wieder vorgeführt, unterlag oder siegte, ohne es zu wissen. Von Gefühlen hatte man Hunger, Durst, Wärme, Kälte, Müdigkeit, Ruhe, Sättigung, ein unbestimmtes Unbehagen und eine ebensowenig bestimmbare Glücksspannung, die sich aus Überzeugung, Abenteuer und journalistischer Sensation zusammensetzte. Ausgelöst war man wie ein Knöchelchen aus dem Fleisch von Intelligenz, Beruf, Kunst, Weibersehnsucht und dergleichen. Die Kriegsmaschine arbeitete langsam und rostig, wie jede Maschine, die auf freiem Feld in Sonne, Wind und Nässe steht und arbeiten muß. Manchmal flogen Fetzen von Pathetik um sie herum, eine im Galopp vorfahrende Batterie, ein ansprengender Generalstabsoffizier: ganz bedeutungslos.

Man lernt sehr bald horchen wie ein Tier im Wald. Warnung vor Lebensgefahr pfaucht ihr als Welle blitzschnell voran oder ist, bei Steilfeuer, ein Stillwerden, plötzlich, über dem Kopf; was singt, geht vorbei; an irgend etwas, kaum Sagbarem, merkt man immer, ob es ernst ist oder nicht so wie man ja auch bei einem Stoß, den man selbst führt, voraus weiß, ob er sitzen wird, ohne daß man das noch beeinflussen könnte. Ist man aber in der Artilleriegarbe darin, so stampft und schwankt man hindurch wie auf einem Schiff in Brandung und merkt gar nichts. Anders ist Gewehrfeuer. Das ist so wie wenn an einem heißen Tag die Bienen durch die Luft stoßen oder auch ein Vogelgezirp oder dazwischen manchmal plötzlich eine lautlose Nähe und schon weg.

Dagegen gibt es auch nicht den Gedanken an einen Schutz. Es ist wie Herz- oder Pique Aß, Kopf oder Adler; der Menschenleib ist wie ein Quadratmillimeter in einem Millimeterpapier auf das die «Streuung» irgend einer Wahrscheinlichkeit projiziert (geworfen) wird. Eingebettet in eine zufällige Verteilung. Und doch ist dies nichts als ein Augenblick des gewöhnlichen, friedlichen Lebens in ungeheurer Vergrößerung. Der Mann, von dem das erzählt wird, hatte bald den Eindruck, daß er in den Krieg gegangen war, wie man vor ein ungeheures Vergrößerungsglas tritt.

Einmal in dem Gegilf und Schwärmen erhielt er einen Schlag; es war nicht anders, als hätte ihn ein kräftiger Stockhieb auf den Schenkel getroffen, und im gleichen Augenblick lag er im Gras. Langsam und furchtsam überzeugte er sich, daß seine Verletzung wahrscheinlich nicht tödlich sei, dann lag er. Weiß und blau stand der Himmel über ihm und die Wolken wurden geschoben wie Bretter. Maulwurfshügel und Granataufwurf bildeten mit dem zertretenen Gras eine Landschaft, die weit entfernt von jener war, in der er sich eben noch befunden hatte. Sehnsucht nach Kameraden befiel ihn. Ferner Lärm zeigte sie an. Entfernte sich. Kam wieder näher. Er hatte die Sehnsucht eines Pferdes in der Brust, das mit den Gefährten nicht Schritt halten kann und hinter ihnen drein wiehert. Plötzlich nahten sie; breit kündigte die Erde das Getrampel von Schuhen an, Menschenstimmen gingen im Raum auf wie Sonnen. Er hob die Hand. Aber die Stimmen eilten an ihm vorbei, die Schuhe traten das Gras neben ihm nieder, und nur noch eine letzte Welle war in der Stille wie von einem hineingeworfenen Stein. In diesem Augenblick



begann er wieder das Gezirp in der Luft zu hören, herüber, hinüber; er konnte einen blattlosen Strauch sehn, der auf einer kleinen Erdwelle, einen Steinwurf von ihm entfernt, gerade vor ihm stand und am Schwanken seiner Gerten erkannte er, daß geschossen wurde. Dort lagen sie u schossen über ihn weg. Dann hörte er das Geflatter an den Mündungen. Noch als er fiel, hatte ihm ein Freund zugerufen .. Graue Erde stob neben ihm auf; sie schossen auch von drüben. Über ihn weg schossen sie, Freund und Feind, und er lag zwischen beiden, von beiden verlassen wie Brot, das gegessen ist, von beiden mit der gleichen Herzlosigkeit bedroht. Schrapnels zerrissen die Luft, von Granaten aufgeworfene Erde überstäubte ihn, er konnte nicht flüchten, noch Schutz suchen; eine namenlose Angst, Einsamkeit und Verachtung machten ihn erstarren; dann verlor er das Bewußtsein.

Als er es wiedergewann, lag er in einem Frachtwagen der Eisenbahn, nahe der Decke, auf einem gepolsterten Brett, das an der Wand hing. Zu seiner Seite, etwas höher als seine Augen war ein ganz kleines vergittertes Fensterchen, durch das er die Wolken sah; es blieb sein Gefährte durch acht Tage. Dunkel erinnerte er sich, schon früher manchmal wieder bewußt gewesen zu sein. Er fühlte den Verband an seinem Bein und wußte irgendetwas von täppisch helfenden Händen der Krankenträger und maschinenkalter Eile der Ärzte. Das Gefühl der Einsamkeit und Verachtung hatte ihn auch in der bewußtlosen Zeit nicht verlassen, obgleich der Zug ihn augenscheinlich menschlicher Wärme wieder entgeggetragen sollte. Bei seinem Kopf in zwei Ringen der Wand stand ein Becher mit Wasser; er trank aus dem Blech, das wie ein kleiner Eimer für ein Tier war, aber es erquickte ihn u er sah sich langsam um.

[ < ]

### **[Schwerverwundetenzug]**

*[Ohne Titel – 1916]*

Stroh quoll über die Ränder des Blicks, als er sich abwärts senkte, dann füllten ihn weiße Verbände, rote Flecken durchgesickerten Bluts, glänzende Augen und verwirrte Köpfe aus, die aus dem Stroh ebenso wirr wie dieses herauswuchsen; – Schwerverwundetenzug. Die Radstöße zählten wie ein Tropfglas die Zeit; quälend aussichtslos; ohne Anfang und Ende. Er schloß wieder die Augen, um sie wegzuwenden; und als er sie öffnete, gleich danach, wie er glaubte, stand der Zug still, und an irgend einer Bewegung im Wagen war zu merken, daß der Zug so schon stundenlang stillstand. Man eilte, die Schwerverwundeten zu bergen; sie waren verpackt wie Pakete, niemand rührte die Wunden an, man trachtete bloß, sie so rasch als möglich in die Operationssäle der großen Spitäler zu bringen; immerhin gab es so viel Wichtigeres als das Leben dieser paar hundert Menschen, Munition, Verpflegung für hunderttausende, neue Mannschaftseinsätze: oft schien der Zug tagelang still zu stehn. Zweimal täglich kam ein Arzt durch den Zug, von einem Ende zum andern, und hie und da wurde einer der Verwundeten zur Operation geholt, die sich nicht länger aufschieben ließ; auch aus diesem Wagen wurde einer weggetragen und kam nicht mehr zurück. Wenn man aber für eine Weile die Augen schloß, fuhr der Zug wieder, und aus dem Tropfglas war schon stundenlang Zeit gesickert.

Allmählich wuchsen vom Boden herauf Gespräche ins Ohr. Es war unregelmäßiges Wortgebüsch; geducktes Flüstern, Aufstöhnen, ebenes Hin und Her eines zeitvertreibenden Gesprächversuchs. Wenn der Zug rollte, walzte er allmählig alles zu Schlaf oder Dämmerzustand

ein, selbst das Stöhnen hob und senkte sich rhythmisch wie ein langsam schleifender Tanztakt, und wenn hie und da ein Gespräch laut wurde, stand es überlaut vor wie ein Messer, das schräg durch das Tuch des Schlafs schneiden mußte. Wenn aber der Zug stillhielt, kroch bald ein Kopf nach dem andern auf die Insel des Wartens heraus, jeder hatte im Mund etwas zum Sagen, und ein Geschnatter hob an, das rasch verstummte. Nur einige taten nie mit .. Dann kam eine Pause und jedesmal nach ihr stöhnte einer brüllend auf, den wieder der Schmerz überfiel, ein zweiter u dritter fielen ein in heller Pein ihrer Wunden, die keine Dämmerung jetzt überschattete, selbst die zeigten, daß sie noch lebten und nach zwei Sekunden brüllte, schrie, tobte und stöhnte der ganze Wagen so daß die Wände zitterten und das Geheul weit in die unbekannte Luft um irgend einen kleinen Ort hinaussandten der an einer Eisenbahnlinie lag. Das dauerte einige Minuten bis wieder die Dumpfheit kam. Die Soldaten in den Stationen kannten schon diese haltenden Menagerien und nahmen sie mit Humor auf, wodurch sie weder in Bestürzung, noch in Ärger über diese schreckliche Störung gerieten, die sonst nicht auszuhalten gewesen wäre.

Auch der Mann, von dem diese Geschichte erzählt wird, schrie manchmal mit, obgleich seine Schmerzen nicht groß waren; er schrie mit, weil ihn die Brüderschaft der unter die Tiere Gestoßenen hinriß, ja weil ihn die Gemeinschaft der Qualen berauschte, die er noch nie gesehen hatte, und in seinem leicht umschleierten Gehirn wie einen ungeheuren Tanz erlebte. Er war Maler und seit dem Zirpen der Kugeln drang so viel durch das Ohr auf ihn ein, zum erstenmal in seinem Leben. Aber zuweilen beobachtete er auch ganz klar, plumpe Gesichter und Gesichtsbewegungen, und dann hörte er auch klar wie Marmor. Was er immer wieder hörte, war die Kontur eines Gesprächs, das nach jeder der langen Abwesenheiten, genau dort begann, wo es abgebrochen war. Zwei Soldaten lagen nah beieinander, der eine vom Wiener Hausregiment, der andre ein Tiroler Jäger, die hatten am ersten Tag – in einer der Pausen, wo alle sich verhältnismäßig wohl fühlen – einander zu necken begonnen und kamen davon nicht wieder los. Erst hatte der Wiener den Tiroler freundlich angesprochen und einen Witz über die Russen gemacht, dann hatte der Tiroler grinsend geantwortet, daß die Wiener davongelaufen seien, dort, wo er verwundet worden sei, und dann hatte der Wiener natürlich auf die Langsamkeit der Tiroler geschimpft. Sie meinten es nicht ernst, die beiden, aber sie vertrieben sich die Zeit und konnten nicht damit aufhören, denn der ganze Wagen horchte auf, lachte mit und wartete darauf, wer der Stärkere bliebe. Nach den Regimentern und ihren Fehlern kamen Klugheit und Dummheit, Pfaffen- und Judenherrschaft, Wiener und Tiroler Fraß, endlich die Jungfräulichkeit und die körperlichen Nachteile der Mädchen in Tirol und Wien daran, aber da dies für eine achttägige Reise nicht reichte, wurde auch oft der gleiche Vorwurf in einer neuen Bearbeitung wieder aufgenommen. Wie zwei Hähne flatterten sie, einer nachdem der andre zu Ende war, aus ihrem Stroh auf, waren gleich stark und vertrugen sich nur, wenn sie schliefen oder im Chor der Schmerzen brüllten. Als der Zug sich schon der Endstation näherte – es war manches darüber gemutmaßt worden, aber niemand wußte, daß es Prag war – hob sich der Wiener auf, als fiele es ihm schwer zu atmen, schnüffelte in der Luft und sagte, denn schon war auch der Kopf des Tirolers neben ihm in der Höh: «Hörst? S' stinkt. Mir san do nach Tirol kemma.», worauf der Tiroler nichts mehr erwiderte. Beide sanken friedlich zurück und als man die Verwundeten heraushob, waren die zwei still verschieden.

[ < ]

**Die kleine Katze aus dem Jenseits**  
**[Die kleine Geisterkatze in Bozen]**

[1916/17]

Du bist angekommen. Du hast deine Frau ein Jahr lang nicht gesehn. Ein Jahr Stellungskrieg ohne Ablösung und Urlaub. Zuletzt hatte dieses Jahr zu schaukeln begonnen, anzusteigen begonnen; wie die Meeresfläche vor der Seekrankheit sich hebt. 38° Fieber, 39°, 40°: immer steiler mit jeder Stunde. Dann bist du getragen worden und sacht geschaukelt, auf 40 Graden Fiebern wie auf einem gehobenen Wasserspiegel, den du zugleich von unten, von der matten Seite, von der das Licht weggebrochen ist, gesehn hast. Tagelang. Wochen. Nun steht deine Frau zwischen den müssig grünen Bäumen der Allee, die vom Bahnhof in Bozen zum Waltherplatz führt, hat dich erwartet u. sagt: Gott, dein Kopf ist ja kleiner geworden.

Dein Kopf ist kleiner geworden, das bemerkst du nun auch; zum erstenmal. Die weiche Feldkappe, die immer etwas stramm saß, sinkt bei einem leichten Zug bis zum Ohransatz hinunter, der sie aufhält. Dein erster Gedanke ist, daß du dir vielleicht die Haare zu kurz hast schneiden lassen; du weißt im Augenblick gar nicht, ob du überhaupt .. Du fährst hin, aber das Haar ist sogar länger als es sein sollte. So wird sich die Kappe geweitet haben, aber sie ist noch neu u. wie soll sie sich geweitet haben, während sie unbenutzt neben deinem Bett auf einem Stuhl lag.

Also machst du einen Scherz daraus und sagst, daß du wohl im Feld dumm geworden sein wirst. Fühlst natürlich, wie ichlos dieser Scherz ist. Und die Angelegenheit ist natürlich auch nicht beendet. Du schützt vor, daß du dir das Haar glatt streichst oder den Schweiß trocknest, trachtest auch einmal, bloß einen halben Schritt zurückzubleiben und dich halb hinter deine Frau zu schieben und greifst schnell mit zwei Fingerspitzen wie mit einem Tastzirkel deinen Schädel zu beiden Seiten an. Ein paarmal mit verschiedenen Griffen. So wie man die Schädel der Toten prüft, um ihre Rasse festzustellen.

Einige Schritte später habt ihr ein Automobil bestiegen, das dort gewartet hat. Warum nicht am Bahnhof? Das Auto gehört zum Kommando, dem du angehören wirst; Privatfahrten sind verboten. Dein Freund hat es hergeliehn. Du hast ihn jahrelang nicht gesehn; deine Frau hat ihn zufällig in Bozen getroffen; er hat dich hiehergebracht, wo du dich erholen sollst. Du erinnerst dich unklar an die Sache, du hattest ihr nicht viel Teilnahme geschenkt; Telegramme waren beim Spitalskommando gekommen und gegangen, Anfragen nach deinem Befinden, der Befehl, daß du nach deiner Genesung hieher einrücken sollst. Das waren Blätter gewesen, die alsbald von deinem Zustand aufgenommen wurden, glatt auf der Wasserfläche liegend, verschaukelnd. Du hast keinen Finger gerührt, um deine Frau wiederzusehen. Du hast sie trotzdem sehr geliebt. Jetzt entstehen in dir die Begriffe, die dir damals gefehlt haben. Du glaubst ja nicht an Gott, aber – man kann es gar nicht anders sagen: – Gott war dir damals sehr nahe. Mit allem Vorbehalt. Du hast nicht einmal in jenen Stunden an ihn geglaubt, wo aus der dämmrigen Flut plötzlich dein klares Bewußtsein wie eine Insel auftauchte, und dir still und deutlich sagte: diese Stunden sind deine letzten oder du nimmst dich zusammen. Immerhin, du hattest ja auch nie geglaubt, daß Sterben so friedlich ist. Man stirbt mit einem Teil seines Wesens voran; man löst sich auf; wie ein Zug. Während die Knochen noch im Bett liegen und das Bett da ist und der Umschlag und das

Enträtelnwollen des Gesichts, das der Arzt macht (aus Neugierde, zur Abwechslung) ist alles was man liebt schon weit voran. Die Sicherheit des Ichseins, des Dichhabens sind sanft, sacht aus dir hinausgetreten u. haben sich von dir entfernt; du siehst sie noch; du weißt, du wirst sie dann mit mächtigen Sprüngen einholen; und weißt eigentlich nicht, bist du schon bei ihnen oder noch hier. Mit allem Vorbehalt sagt man sich: das könnte ja auch Gott sein. Man grübelt nicht, man zweifelt nicht, man glaubt nicht. Wenn das aber Gott ist, dann ruht man im Sterben mitsamt seiner Geliebten in Gottes Arm und seine Arme sind zwei Wasserflächen und fließen ineinander. Aber man läßt kein Telegramm, keinen Brief beantworten, man schert sich nicht um die Angst der Frau, die keine Bewilligung zur Reise erhalten hat und hält alles für wohlgeordnet.

Heute, während sie dir Vorwürfe deswegen macht, fällt dir natürlich ein, ob sie denn wirklich unter gar keinen Umständen das Kriegsgebiet hatte verlassen können, trotzdem du im Sterben lagst. Du stellst dir die Vorschriften zusammen. Freilich niemand hatte ihr Nachricht gegeben, wie ernst es stand, und so fehlte die Grundlage. Eine Offensive wird vorbereitet und man ist verdoppelt streng. Aber dein Freund ist doch mächtig. Er ist die rechte Hand des Generalstabschefs. Warum fuhr das Auto nicht bis zum Bahnhof? Kann er das nicht? Heimlich borgen kann er es, aber nach außen muß der Schein gewahrt bleiben. Nachdem deine Frau ihn getroffen hatte, bestand die Hoffnung, dich herzuholen; erst in ein Bozener Spital, dann die Sache mit dem Kommando. Aber es hielt so schwer, verlässliche Nachricht von dir zu bekommen.

Kann ein Schädel kleiner werden? Der Druck in den Adern kann nachlassen, das Fett unter der Kopfhaut kann im Fieber etwas zusammenschmelzen, aber was gibt das aus? So bleibt ein Rätsel, denn tatsächlich ist der Kopf kleiner geworden und befühlt sich – von innen mit der Vorstellung – sogar noch viel kleiner, zwei dünne Schälchen aufeinandergeklappt. Man kann ja vieles nicht erklären, aber man trägt es nicht auf den Schultern und fühlt es nicht bei jeder Bewegung des Halses.

Eine ungeheure Erscheinung, der Freund. Stark und breit u er spricht freundlich wie mit Kindern, so genau weiß er, was er ist u was er will.

Als sie zurückkamen, war die kleine Katze da. Sie saß an der Schwelle des Hauses unter dem Porticus. Machte einen Buckel zum Willkomm und strich den erstaunten großen Geschöpfen um Beine und Röcke. – Sie wollte Einlaß. Selbstverständlich wurde sie aufgenommen. Wer wird nicht eine junge Katze aufnehmen, die ein Obdach will. – Aber schon am nächsten Tag zeigte sich, daß man vielleicht ein kleines Kind aufgenommen hatte aber nicht bloß eine Katze. Solche Ansprüche stellte das stumme kleine Tier, das sich um ein klein wenig stiller als einer jungen Katze zukam benahm und nur wie von einem unsichtbaren Heiligenschein von Mitleid umgeben war, das es um sich zusammenzog ohne daß es einer bemerkte. Sie gab sich sogar ersichtlich Mühe, freundlich mit den Menschen zu sein. Sie spielte so wie sie wissen mußte, daß es Menschen von jungen Katzen erwarten. Aber man konnte fühlen, daß sie nicht ganz dabei war.

An einem –tag begann ihr Martyrium. Sie fing in der Nacht an, wiederholt zu erbrechen und war am Morgen ganz matt. Nun vielleicht hatten wir dem verhungerten armen Katzerl in gutem Übereifer zuviel zu fressen gegeben. Aber im Schlafzimmer Ans. konnte sie nicht mehr bleiben und wurde zu den Burschen in die Dachkammer gegeben. Aber die Burschen klagten, daß es nicht besser geworden sei und wahrscheinlich hatten sie sie auch in der Nacht hinausgeworfen. Und sie begann nun nicht nur zu brechen, sondern konnte auch den Stuhl nicht halten u. nichts war vor ihr sicher. Da entstand der Beschluß – wir hatten inzwischen erfahren, woher sie gekommen war, – sie dorthin (Hausmeistersleute in einer höher oben liegenden Villa) wieder zurückzustellen. Nun natürlich: wo gehörte sie denn hin? Wo war sozusagen ihre

Heimatsgemeinde, die für sie zu sorgen hatte? Aber warum hatten wir dieses Gefühl so gar nicht früher gehabt? Das Gewissen drückte uns wohl alle und wir gaben Milch mit und ein wenig Fleisch u. versprachen für die Ernährung zu sorgen. (Erst hingbracht, wieder nachgelaufen) Zwei Tage später war sie wieder bei uns. Saß als wir nachhause kamen da und wir verstanden, daß sie beanspruchte da zu bleiben. Aber wie sah sie aus? Abgemagert u. glanzlos. Wir wußten, sie würde bei uns sterben – Jetzt das langsame Herumgehn, das zerstreute Lächeln mit den Pfoten, wenn sie nach einem Stückchen Papier schlug, das man vor ihr tanzen ließ, das Wanken auf allen Vieren und Umfallen beim Gehen. Ehrfürchtig sahen wir sie immer weniger werden u. gaben sie dann doch weg u ließen sie erschlagen.

Man sagt zum Diener: das Beste wäre, man würde ...

Und der Diener tut es nicht selbst, sondern erzählt es dem Hußaren, der Pferdewärter beim Ordonnanzoffizier ist, den man 2 Häuser weiter einquartiert hat. Und der Husar tut es.

Marietta. Wie eine Leinenpuppe muß sie sein, so ein Körper in faltenlosen wenig gegliederten Rundungen. Der Haß zwischen den Leuten ..

Sie haben die Katze behalten (genommen), weil sie sich schmeichelhaft in ihr spiegeln. Der junge hohe Offizier als Bild der Kraft, Grausamkeit und Geschmeidigkeit. Seine Frau: Sammetpfoten und Krallen, falsch aber weich und unentbehrlich. Die gescheite Frau, weil sie im Tier ein Leben sieht, das weder sie noch ein anderer versteht, und dieses Leben in sich selbst fühlt. Nur nicht in ihrem Mann.

Die Katze wird schwächer, sanfter, sie ruht länger aus im Schoß, hält sich mit ihren kleinen Krallen zärtlicher fest. Bei einem jungen Menschen würde man dieses Abnehmen nicht so stark empfinden, als bei diesem gelenkigen Tier, wo es mehr überrascht.

Es wird immer rätselhafter. Die Katze sieht einen wie den andren an. Der Offizier, welcher krank war, versteht als erster, daß hier etwas Jenseitiges geschehen ist.

Seine Frau sagt: Wenn Gott Mensch werden konnte, kann er auch Katze werden. Er hielt ihr ängstlich den Mund zu u er hielt ihr die Hand vor den Mund, erschrocken über diese Gotteslästerung Der Bursche sagt: sie hat die Räude.

Sie stand vor der Tür als wollte sie regelrecht Einlaß (nach Menschenregel)

Nach ihrem Tod die Kuppel von Stille, die Taucherglocke von Stille, die sich auf uns alle herabsenkte. Es ist etwas von uns weggegangen.

[ < ]

### **Der Sommeraufenthalt. Zwei Genies**

*[1920 oder später]*

Man kann für Genies sehr schwer Namen erfinden, wenn man die wirklichen verheimlichen will. Es ist offenbar eine Eigenschaft, die am Namen haftet und nicht am Menschen; auch wenn der Mensch Maier hieß; dann ist es eben Robert Maier und trotz des Maier ein ganz einsam schwebender Mann.

Ich will die beiden Genies Peter u. Paul nennen. Sie galten für Genies; das heißt sie hatten einen Kreis. Einen ziemlich großen Kreis, in dem sie das galten; ob sie es wirklich waren, weiß man nicht. Peter war Psychoanalytiker (so hieß die von ihm begründete Forschung u ist wohl unterscheidbar von der Psychoanalyse durch ihr besseres Verhältnis zur Psychiatrie) und Paul war Philosoph. Sie hatten in einer fesselnden Streitfrage, ohne sich zu kennen, beisammengestanden, das Verlangen nach genauerer wie weiterer Aussprache fügte sich an, und der Philosoph, der ein kleines Landhaus bewohnte, lud den Psychoanalytiker ein, einige Sommerwochen bei ihm zu verbringen.

Sie waren beide verheiratet. Als Peter mit seiner Frau und mit einem Kajütenkoffer voll Büchern unter dem andren Gepäck in Stuttgart eintraf, führte sie ein Mietauto in Kletterschlingen die sonnige Berglehne nach Degerloch hinauf – zwischen Wein und Villen hindurch – das damals ein reizendes Dorf war, welches wie aus einem hohen Baumwipfel auf die Stadt hinabsah. Als sie das Holzgatter des kleinen Vorgartens aufstießen, stand in der Türe des Hauses ein Mann mit schwellendem Bart und dilettantenhaften Willkommgebärden; das war Paul. Auch seine Worte waren, wie ein Anzug vom Dorfschneider, der Bedeutung des großen Augenblicks angemessen.

Zimmer – Aussicht – Kletterrosen. Peters Frau Eline – niemand hatte vor ihrer Existenz von diesem Namen gewußt – musterte den Raum mit dem urwüchsigen Mißtrauen des Menschen, der in die Behausung (ein Wort wie Behaarung) eines andren Menschen geraten ist. Laden auf u zu, ehe sie sich entschließen konnte etwas hineinzutun. Sie war eine weibchenhafte Frau mit einem energischen blonden Haarstrich aus der Stirne. Sie sah den Besuch wie ein Abenteuer an, das man versuchen konnte, da man sich in den Hotels der großen Badeorte doch auch langweilte. «Peter,» sagte sie, «Du bist ein Idiot in allem, was nicht Dein Genie ist: ich glaube, Du hast .. vergessen.»

Unten im Garten, zwischen den schon fruchtschweren Bäumen stand Paul mit schwellendem Bart u wartete. Er hatte ein leeres Papier in der Hand, um Aufzeichnungen machen zu können, auf u abschreitend zwischen seinen Bäumen, aber man konnte bemerken, daß er unruhig war, Stillstand u. nur so aussah, als ob er dachte. Peter suchte .. und es bereitete ihm Vergnügen Paul auf den Geistesfreund warten zu lassen. Mit einemmal kam ihm ein Genie im Betrieb sehr komisch vor.

Als er endlich hinuntergeht, ist Paul im Haus. Er öffnet vorsichtig ein paar Zimmer. Endlich findet er ihn und seine Gattin Pauline zieht ihm gerade die Stiefel aus, die naß geworden waren, während er eifrig seitlich gebeugt, etwas auf dem nun nicht mehr leeren Papier schreibt. Das Bild war lächerlich und doch hatte es etwas von einer königl. Zeremonie an sich. Gewölbter Raum

Die zwei Auffassungen von Genie

Die heroische u. die «kleine Gipfelung»

Die erste lächerlich und fruchtbar; sie macht die Genies schlechter, aber die Bewunderer besser.

Und so verliebt sich Peter in Pauline. Ähnlich wie die schwarze Freundin Saikes. Ihre Präsenz füllt die Vorstellung immer weiter aus, die er sich von ihrem Leben unter diesem Manne macht. Der Leichtsinn, mit dem er sich selbst behandelt, entsetzt Pauline. Und doch zieht er alles an, was Gegenströmung in ihr ist. Wie beide Strömungen in der Gegenwart liegen.

Eline langweilt sich u. kann sich im entferntesten nicht in Paul verlieben. Sie findet ihn lächerlich. Sie hat recht. Aber glücklicher sind die Menschen, die unrecht haben.

Sie findet einen Flieger, der wie aus Bronze ist. Sie möchte sich einen Tag lang in ihn verlieben. Aber er ist ein Dummkopf. So fliegt sie bloß. Und kreist verzweifelt über der Villa, in der Peter u

Pauline wenn nicht glücklich, so doch verrückt sind.

[ < ]

### Sommer in der Stadt

*[1920 oder später]*

Ich konnte mich überhaupt nicht entschließen zu verreisen. Immer zwischen zwei drei Regentagen kommt ein halber Sommertag, wo die Lachen am Himmel stehn und die Sonne freundlich dazwischen schwimmt. Ich treibe durch die Stadt; selbst für einen Ausflug in der Umgebung ist nicht genug kosmische Energie, in dieser vom Regnen kalt erschlafte Luft. Durch die schmalen geknickten Gassen der innern Stadt gleitet man dahin wie eine Gondel. Jemand ruft mich an. Leise im Vorbeigleiten plätschert es an die Bordwand des Bewußtseins, setzt sich durch, ich stehe, denke lange nach ... oh ja: Der

Alle menschliche Traurigkeit kann sich in den durchgetretenen Knien einer Hose sammeln. Sein Gesicht sah aus wie ein mit der Sichel geschnittenes Kornfeld. Sie waren einst miteinander in die Schule gegangen, nach dem Abiturium wurde er plötzlich Schauspieler. Ich erfuhr erst viel später davon. Nichts hatte auch darauf hingedeutet. Er war ein nüchterner verlässlicher Bursche gewesen und selbst zu der Zeit, wo wir alle dichteten, das wußte ich noch, hatte er sich bloß Uhland zum Muster genommen und machte sehr vernünftig aufgebaute Balladen. Er hatte immer etwas Amerikanisches in seiner Art dachte ich dann, etwas von diesem in gleicher Weise hintereinander Hausknecht und Redakteur, Rechtsanwalt und Eisenbahnschaffner, Teewirt und Prediger sein. Aber er war die ganze Zeit über zweimal Regisseur, einmal Pächter eines kleinen Provinztheaters u. sonst immer Schauspieler gewesen. Er war verheiratet gewesen, solange er jung war und es ihm nicht übel ging, und er hatte in dieser ganzen Zeit, Gott weiß warum, seine Frau kein einzigesmal betrogen; jetzt wo er geschieden war, hatte er kein Geld um es nachzuholen und die Haare hatten schon ihm auszugehen begonnen. Und ich, sagte ich, mein Gott, die Zeit ist ungeeignet für hochwertige Arbeit Ich habe, antwortete er, deine Bücher gelesen. Als ich Regisseur in Reichenhall war. Sie sind doch nicht das Richtige. – Ich fühlte, daß er keine Widerrede erwartete, ja daß er nicht einmal von meinen Büchern, sondern von etwas anderem mir Unbekannten sprach, u. so sagte ich bloß ja ja – und nach einer Weile: Du bist jung, gut erhalten, frei, du lebst jetzt hier gewiß aus dem Vollen und hast eine sehr vernünftige Verachtung für Bücher überhaupt. «Lebst? Pah, warf er einer vorübergehenden jungen Frau ins Gesicht – dieses gemeine Leben, was hast du davon Und dann habe ich auch kein Geld. Was? So? Das teilt bloß meinen letzten Kreuzer mit mir um unermüdet wie eine Henne .. Das saugt dich aus und gibt dir nichts, nichts, nichts. Ich habe meine Ideale». Ich verstand nicht gleich. «Ich habe sie, verstehst du, habe, habe sie, wie man einen Hut hat, ein Stück Geld, einen Tramwayschein.» «Hast du vielleicht zu lange nichts gegessen? meinte ich besorgt, man kann doch nicht Ideale in der Tasche tragen. «Plakate», stieß er hervor und sah umher, ob er nicht welche sähe. «Ich habe den unmittelbaren, heißen Besitz meiner Gefühle wiedererlangt, wie man ihn nur in der Kindheit hat. Komm morgen mit mir.» Ich hatte keine Ahnung, was er meinte, aber mir war seltsamerweise, als ob ich ihn verstünde. Ich sagte: du sammelst? .. Flächenkunst? Aber ich wußte, daß es das nicht war.

Ich hatte viel Zeit nachzudenken und es fielen mir bis zum nächsten Tag einige merkwürdige

Erinnerungen ein. Mein Onkel Hermann erzählte mir einmal, als ich ein Kind war, von einem seiner Reitpferde, das krank war. Schenk es mir, bat ich, wenn es doch krank ist. Und er sagte lächelnd, der gute Spaßkel, ja, wenn es krepirt sein wird. Ich wußte nicht, was krepieren heißt, ich dachte, daß sei irgend ein Ereignis des gewöhnlichen Pferdelebens. Ich hatte meine Bitte mit einer zaghaften, kecken, durch irgend etwas in seiner Erzählung ermutigten Begehrlichkeit vorgebracht, von ihrer Vergeblichkeit eigentlich überzeugt und mit einemmal schoß ein Blutstrom wie aus der Erde bis in meine Haare hinauf, ein unbändiges Glück, ein Rausch, der nicht tanzte, nicht lachte, sondern vor Unbändigkeit ganz stillstand. Wie ihn keine Frau erzeugt. Bis mir mein guter Onkel erklärte, was krepieren sei. Ein andermal – ausgeschnittene Löwen – Und das drittemal war es ein Pappferd wie eine Bonbonière. – Noch später wirkliche Pferde mit dem Schimmer jenes Gefühls empfunden.

So war ich nicht erstaunt, als mein Freund mich am nächsten Tag, da wir uns .. trafen, mit den Worten empfing: Flächenkunst hast du gesagt? Kunst? Eben das nicht. Kunst ist die entscheidende Abirung. – Sie gehen, Vorstadt, ohne viel zu finden. – Meine Familie war auf dem Land, meine Freunde waren auf dem Land. Niemand in der Stadt kannte mich. Ich schämte mich mit meinem Freund Plakate zu suchen, aber es verführte mich wie eine Heimlichkeit. Es war ein [?] Tun.

Naiv ist dieses Plakat? Gewiß. Aber nun versuch, es einmal ganz ernst zu nehmen, gewissermaßen wörtlich; es ist gar nicht naiv, es greift dir bis in die Seele hinein.

Ausbeute von ihm als schlecht bezeichnet.

In einem einfachen Wirtshaus zieht er Tarockkarten heraus u. beginnt mit ihnen. Da weigere ich mich. Jetzt spielt er sein Höchstes aus: den Wurstlprater.

Vorrede: Regensommer.

Wenn man aufs Land geht setzt man die Ungeduld des Winters im Tennisspielen u. Bergsteigen fort. Die wahre Naivität liegt in der Stadt. Das empfindsame Verhältnis zu den Gegebenheiten. Sie ist entleert u. andererseits tauchen seltsame Menschen still an die Oberfläche. / Eines Tags stand plötzlich der Entschluß in mir fest, Tante M. zu besuchen

[< ]

### **[Gelegenheitsdiebe]**

*[Ohne Titel – 1920 oder später]*

Mutter Anfang 40 Sohn Anfang 20. – Die Frau Gesicht dem Sommersprossen einen unbestimmt dunkelgelblichen Ton geben. Aufgeschnittener Mund. Mittelgroßer knochiger Körper, an dem Kleider nicht gerade hängen noch sitzen. Vor Jahren, als der Junge noch klein war, hatte sie einen Anstand mit dem Gericht gehabt – wegen einer Nachbarin. Hausdiebstahl – Das war aber auch das einzigemal daß sie erwischt wurde. Wegen dieser dummen Gans – wie die immer das Maul vollgenommen u. affektiert gesprochen hat!

Der Junge ist weniger professional als daß er systematisch Gelegenheiten ausnutzt. Er geht nicht in Kaschemmen – er hat wohl ein bischen prahlerische Verhältnisse mit einem Ladenfräulein, das



er als sehr geehrtes Fräulein behandelt, mit einem Milchmädchel u. mit einer Kokotte (?) – aber eigentliches Vergnügen macht es ihm nicht. Er trägt gern auffallende englische Stoffe u. Lackschuhe; nicht um als Kavalier zu gelten, sondern – nicht wahr weil wir halt Sinn für was solid Elegantes haben. – Seine Augen stehen etwas weit auseinander u. liegen wie in perspektivischer Verkürzung klein in den Höhlen – Die zwei führen das idealste Familienleben, denn ihm ist die Mutter mit ihrem ruhigen Urteil wirklich ein Vorbild u. er kann Achtung vor ihr haben.

Vater war Beamter in irgend einer Rechnungsabteilung – Sohn besuchte 3 Klassen des Gymnasiums. Dann starb Vater. Mutter allein konnte sich nicht halten. Sie haben aber kleine Pension u. stehlen nur gelegentlich. Sohn ist auch materiell an Mutter gewiesen, wegen Pension – Scheu vor Diebsbanden udgl. Eigenbrötler – Angst vor dem Militär – im Gefängnis war ihm schrecklich die Disziplin, das schroffe Wesen der Aufseher, nicht weniger aber die Späße der Gefangenen.

Er blickt zur Mutter auf – aber es bleibt doch dabei etwas leer in ihm, sie ist verbittert.

[ < ]

### Die Mutter

[Nach 1920]

Sie mißhandelt den Mann, mißachtet ihn. Aber sorgt eifersüchtig für sein Wohl. Wobei sie ihm schadet. Er schuldbewußt u. dankbeladen. Das Minerl, das alles für ihn macht. Er ist der Eingesperrte ihres Machtbedürfnisses auf dem Gebiet des Guten.

I. Der Sohn kommt zurück von irgend einer Ferne. Sein altes Zimmer neben dem Wohnzimmer. Julie, die ihm zu Ehren bedient. Gugelhupf und Überfülle von Gutem. Er soll ein Bad nehmen. Er hat aber gestern eines genommen. Erste Kontroverse. Der Vater; vor der Operation. Der Sohn will irgend etwas anders, hat recht, die Ärzte stimmen ihm zu. Der Vater bestimmt ihn zur Abreise unter einer falschen Angabe. Die Freunde kommen am Abend.

III. Nach der Operation. Der Sohn gekommen, ohne sich zu zeigen. Trifft mit der Mutter in der Wohnung zusammen um zu sagen: ich war heimlich hier. Wenn er gestorben wäre: ihr hättet mir nicht einmal Gelegenheit gegeben, ihn noch einmal zu sehn. – Er hat nicht wollen; es hätte ihn zu sehr aufgeregt. – Du sprichst nicht die Wahrheit, er tut, was du willst. Du: machthungrig usw. Sie: Hat die Welt je einen so undankbaren Sohn gesehn usw. Er: (heiter) Du Marktweib! Du .. Ich sage das, der das u. das geleistet hat Sie: mit den Nägeln auf ihn los. Er: heiter abwehrend. Geht, kehrt um und erwürgt sie. Angewidert von dieser Menschenvariation. Nach der Tat gerührt von ihrem Zwang. Sieht ein Madelbild von ihr, holt einen Madelbrief von ihr aus dem Schreibtisch hervor.

IV. Es ist nichts aufgekommen. Sohn u. Vater. Der Schlag hat den Vater in der Rekonvaleszenz nicht gestört. Es ist doch eine Befreiung von ihr, ein Aufatmen; er ist viel kälter gegen den Gedanken an sie (im Unterschied von den Freunden) als man erwartet hätte. Aber auch ganz gleichgültig gegen den Sohn. Alt und herzlos. Auf seine Freuden bedacht.

Dem Sohn vielleicht irgend ein Menschheitswerk unterlegen, das er dann nicht mehr

zuendeführen kann zb. Schaffung einer großen christl. Partei.

Sie zwingt andre Leute zu ihrem Glück; tut ihnen gut, ob es ihnen gut oder schlecht tut. Analogie mit Glaubensverfolgungen.

[◀ ]

### **Ein Kandidat der Philosophie**

*[Ohne Titel – nach 1920?]*

Sträßchen – Birken, Lachen, wassergefüllte Radspuren Land mit flach gestrichenen Hügeln. Hie u da ein Vorwerk. Abseits vom Weg da und dort ein Dorf.

An den Zweigen hängen nur rote u gelbe Blätter. Die Äcker? Aufgebrochen Es ging gegen das Dunkelwerden eines Spätoktobertags. Die Luft reizte die Wangen; die Hitze des warmen Tags war von der (in dieser Jahreszeit) rasch aufsteigenden Abendkälte jäh abgeschreckt worden.

Die Blätter hatten etwas farbig Nasses.

Der Mann, der diesen Gutsweg ritt, war ein Kandidat der Phil. Er hatte ein Felleisen u einen Mantelsack auf den Mietsgaul geschnallt, was etwas wunderlich breit aussah; aber er hatte, als er die Post verließ, um den Seitenweg einzuschlagen, keinen Wagen bekommen können und nicht warten wollen, denn er wünschte noch vor Nacht sein Ziel zu erreichen. Dieser Mann war jung u einer jener vielen Kand. d. Phil, die Professoren oder Dichter werden wollen und damals als Hauslehrer begannen, wenn sie kein Geld hatten. Er hatte sich, als er seine Mähre mietete, genau den Weg beschreiben lassen, der ihn zum Gut der Gfn .... führen sollte, wohin er sich durch Vermittlung eines seiner Lehrer für V2 Jahr verdingt hatte, u hatte so gut er es vermochte auf die Beschreibung geachtet, aber nun kam ihm schon eine völlige Weile sein Weg nicht ganz geheuer vor. Die Hügel von – er hatte den Namen vergessen, aber diese Hügel sollten zu seiner rechten Hand liegen, und da war nichts und kam nichts, während zur Linken immerhin eine in beträchtlicher Entfernung die Aussicht sperrende Bodenwelle für Hügel gelten mochte. Auch trat nirgends ein Kirchturm über einem Wald hervor, bei dessen Anblick der Weg sich teilen sollte. Allerdings legte sich nun vorne ein Wald querüber, aber die elende kleine Straße führte stracks hinein u von einer Weggabel war auch nicht die Andeutung da. Der Kandidat vertraute jedoch der Schlechtigkeit seines Gedächtnisses und nachdem er sich auf seinem Chronometer versichert hatte, daß die Zeit einigermaßen stimmte, setzte er nicht ohne Mühe seinen Gaul in Trott und hoffte, daß er nach Durchqueren des Waldes noch vor Einbruch der Dunkelheit des gräfl. Gutes ansichtig würde. Er mußte aber sein Pferd wiederholt von neuem aufrütteln, und des ungefügen Aufklopfens der tolpischen Hufe auf Steine u Wurzeln des Waldwegs wurde so wenig ein Ende wie des Waldes selbst. Den Reiter der dieser Bewegung überdies ungewohnt war überkam im Zwielficht Ermattung u Gleichgültigkeit. Er hinderte zuletzt das Pferd nicht mehr, in Schritt zu fallen, mit dem Licht verließ ihn die Vorstellung, das Tier zu lenken, eher fühlte er sich von dem warmen Körper geführt, auf dem er saß. Die spärlichen Vogelrufe waren verstummt, u der Gaul, den sein Herr beim Aufsitzen schändlich aussehen gefunden hatte, war unter ihm geradezu unsichtbar geworden. Als sie den Wald verließen, änderte sich nichts daran, denn die Nacht war eingefallen und die langsam wiegende Bewegung des schreitenden Vorwärtkommens dauerte fort. Sie hätten längst schon am Ziel sein müssen. Kandidat ... beschränkte seine menschliche

Intelligenz darauf, acht zu haben, daß sie in der alles ungewiß machenden Schwärze der lichtlosen Nacht zu keiner Seite an etwas vorbeikamen, dessen Schatten für einen Park- oder Gutseingang gelten könne, und als er rechts von sich ein Licht gewahrte, lenkte er ein.

Er fand einen Einlaß in einer Hecke, die Hufe traten Gartenerde, ein Gebilde, das für das Schloß gelten konnte, trat aus der Dunkelheit, u. aus Gesindefenstern fiel Licht. Hunde schlugen an und eilten so unfreundlich herbei, daß es der Philosoph vorzog, nicht vom Pferde zu steigen u dieses vor die erleuchteten Fenster zu lenken, wo er sich bei den Bewohnern durch halblauten Anruf u Gebell der Hunde artig bemerkbar zu machen hoffte. Er konnte nicht wahrnehmen, daß man von ihm Kenntnis nahm, aber trotzdem erschien nach einer Weile anderswoher ein Mann mit einer Laterne u fragte nach seinem Verlangen .... stellte die Frage, ob er sich auf dem Gute des Gfn .. befinde, u der Knecht antwortete ihm, das sei das Gut ... Der Alte machte einen mundfaulen Eindruck, u ... der vom Pferd kommen wollte, begnügte sich mit der Antwort. Er sei der Hauslehrer, den der Herr Graf angeworben habe, erklärte er.

Hier werde kein Hauslehrer erwartet, erwiderte der Alte.

Doch! Er möge nur hineingehen und fragen. Der Herr Graf sei doch anwesend? schlafe doch noch nicht?

Ja, der Herr Baron sei noch wach, aber kein Hauslehrer werde erwartet.

Dann geh er doch, zum Teufel, u frage endlich!

Der Knecht stellte die Laterne auf die Erde u ging mürrisch ins Haus. Das Pferd hatte die Vorderbeine breitgestellt, ließ den Kopf hängen u schien während der Verhandlungen eingeschlafen zu sein. Mähne u Ohren hingen ins Licht. Die Hunde hatten sich zurückgezogen, stacken aber sicherlich nicht weit weg im Dunkel .... bemerkte jetzt, daß im Stockwerk ein paar Fenster schwach beleuchtet waren. Es war ihm wohl aufgefallen, daß der Knecht seinen Herrn nicht Gf. sondern Baron genannt hatte, aber als er ihn gleich darauf, erbost über sein Widerstreben angeherrscht hatte, war ihm das gleich wieder entfallen und ging bloß mit allerhand anderen undeutlichen Eindrücken zu einem Gefühl zusammen, daß etwas nicht stimme.

Er war beinahe selbst überrascht, als der Knecht verändert zurückkam u den Herrn abzusteigen bat. Er erfuhr, daß der Herr Baron heute nicht mehr in der Lage sei ihn persönlich zu empfangen, aber der Knecht hatte Auftrag das Pferd zu versorgen u von ihm herbeigerufen erschien auch eine ältere Frauensperson, die mit einem flackernden Licht im Tor stehn blieb. Trotzdem schien seine Ankunft nicht erwartet worden zu sein; man führte ihn in ein Zimmer, das bis auf Ofen, Wandspiegel u einen Stuhl noch völlig kahl war; Tisch, Bett, Weißzeug Licht u notdürftiges Waschgerät schleppten die beiden Hausbewohner nicht ohne allerhand Schwierigkeiten erst der Reihe nach herbei u trugen auch ohne Form einen einfachen Abendimbiß auf, der eher dem Gesindetisch entsprach als der Herrentafel. Aber es war darüber spät geworden, und ... zu müde um Fragen zu stellen, nahm bloß ein paar Bissen Fleisch u Brot zu sich u legte sich, kaum die beiden andern gegangen waren, halb entkleidet in das halbfertige Bett, aus seinem Gepäck bloß eine Pistole hervorholend, was irgendwie eine durch seine Schlaftrunkenheit ohne jede Überlegung hervorgeholte Antwort auf die Eindrücke war, die ihm seine neue Umgebung machte.

Er durchschlief die Nacht u wurde nur gegen Morgen kurz bevor er erwachte, durch einige sonderbare Geräusche beunruhigt, die vor seiner Türe andauerten u aus einem Kratzen, Scharren u sonderbar jaulenden Stimmlaute/n/ bestanden, deren Herkunft er sich nicht erklären konnte.

Die Unfreundlichkeit der Bedienung bleibt sich gleich (Er ruft den Knecht herauf zum Kleider

reinigen), aber Schokolade in silberner Tasse wird ihm nun zum Frühstück serviert, was sehr gegen das Service am vorangegangenen Abend abstach.

II. Ich ›bitte‹ Sie, zu bleiben.

Beschreibung des Barons. Flüchtigkeit der Bn. n.

Des Hauses von damals

Des Cand. (Eine Zeit der Übertreibung. Ein edler Mann! Oh, edler Mann! Briefe zeigen usw. Das gleiche wie Fichte usw. Sie müssen eins so wenig ganz geglaubt haben wie das andere)

Der Unterricht kann noch nicht beginnen; Eberhard ist noch nicht da; machen Sie sich einstweilen mit Jürgen vertraut, er ist ein guter Junge.

III. Es muß viel geregnet haben. Herbstfäule. Unterhaltung mit Jürgen. Sonderbar; aber da der Begriff Idiot nicht klar ist (Wunschachtung kommender Naturwissenschaft!) wird der Fall nicht klar. Jürgen liebt Musik u da der Cand. schwärmt, kann er sich mit dem wunderlichen Jürgen ganz gut eins fühlen. (Güte u Idiotie in damaliger Fassung.)

Der Geiz des Barons. Cand. belauscht Streit mit Dienstboten.

IV. Eberhard trifft ein. Die Sache ist nun brenzlich. Gründe, warum Cand. bleibt. Flüchtige Begegnungen mit Jutta.

[◁ ]

### Schattenspiel in der Kleinstadt

[Nach 1920]

Jeden Morgen um ½9 Uhr sagte der Bezirksarzt das Gleiche: «Wenn jemand nach mir schicken sollte, so weißt Du, wo ich bin!» Wenn er das sagte, hielt die brave schwere Stute vor der Haustüre, mit dem leichten Landwagen, dessen vier Räder ganz nah beisammen standen, weil sie außer einer schmalen Vorbank nur zwei Sitze, u ein halbmuschelförmiges Verdeck trugen, das bei schönem Wetter niedergeklappt wurde u. bei Regenwetter gemütlich nach altem Leder roch. Frau Magdalene Steiner erwiderte nie etwas auf diese Anrede, die halb Frage, halb Feststellung war. Sie stand oben auf dem Treppchen, das vom Hausflur zur Straße hinabführte, hielt die Arme reglos über dem Magen gekreuzt, zuckte mit keinem Muskel u. war bloß der Ordnung wegen da, wenn ihr Gatte das Besteck und den Wettermantel auf den freien Wagensitz legte, das Spritzleder über seinen Beinen schloß u. dem Knecht des Gasthofs, wo Wagen u Pferd eingestellt waren die Zügel abnahm. Während Dr. St. sich dann zur Bremse vorneigte u eifrig drehte, zog die Stute an, u. sein Abschiedsblick landete auf der Treppe wie ein Steinchen, das man über die Schulter wirft; Frau Magdalene winkte mit einem Augendeckel u. lächelte in einer schwer beschreiblichen Weise ihm nach, die 12 Jahre Ehe und die Kinder einschloß.

Das einzige, was ihr an ihrem Leben mißfiel, war, daß von der Haustüre der schmale Flur nach hinten zu einer Treppe lief, die in das obere von einer zweiten Partei bewohnte Stockwerk führte, wovon ihre Wohnung, die zu beiden Seiten des Ganges lag, durchbohrt wurde wie der Apfel vom Wurm. Es war ein immer dankbares Gespräch, mit ihrem Mann zu überlegen, was der Besitz

eines eigenen Hauses kosten würde, über welchen Betrag dafür schon verfügt werden durfte und welchen man als Hypothek aufnehmen könnte. Aber auch die Fortschritte der Wissenschaft verlangten Opfer, eine Röntgenkammer war vor einiger Zeit eingerichtet worden, die nicht einmal das Ortskrankenhaus besaß, und der Ankauf eines kleinen Automobils, wie es alle ganz zeitgemäßen Landärzte besitzen ließ sich kaum noch lange aufschieben. Man konnte ja vielleicht ein schon gebrauchtes erwerben; dennoch war auch bei sorgfältigster Berechnung nicht zu erwarten, daß man unter diesen Umständen in das Haus früher einziehen werde als zu dem Zeitpunkt, wo das Jüngste die Schule verließ. Dieser Zeitpunkt aber war fest vorgesehen und anderen Kummer hatte das Ehepaar eigentlich nicht.

Um 3<sup>h</sup> begann die Sprechstunde; da war ihr Mann gewöhnlich schon zurück und hatte gegessen. Wenn die Sprechstunde zuende war, schüttelte Frau St. jeden Tag ein paar mal den Kopf und an Regentagen seufzte sie, wobei ihre Augen in Flur und Wartezimmer den Fußboden musterten, denn die Bauern trugen an ihren Schuhen viel Schmutz herein; zuweilen dachte sie dann dunkel und unklar an das Bild einer feinen Stadtpraxis, während ihre junge Magd den Boden fegte u aufwischte, gewöhnlich dachte sie aber gar nichts, sondern stand nur aufgerichtet dabei und machte eine tadelnde Bemerkung über die schlechten Manieren der Bauern, worauf die Magd sich geschmeichelt auf den Knien aufrichtete u. das gleiche erwiderte. Dann machten sie eifrig weiter Ordnung, die eine reglos u. wachend, die Arme über dem Magen gekreuzt, die andere eilig) eilig, beide an etwas Wichtigem und Berechtigtem beteiligt, denn in (mit) diesen schmutzigen Fußstapfen kam das Geld herein. /.. ein großer Teil des Erworbenen ../

Um diese Zeit war ihr Mann im Krankenhaus u. bei den paar Patienten des Städtchens. Gegen Abend ging man manchmal ins Kino, spazieren oder auf Besuch. Es gab einen Kegelabend u. auch genug andere Unterhaltung. Man ging mit der Zeit; nicht gerade schnell, eher so: man steht, die Arme über dem Magen gekreuzt, sieht der Zeit zu und folgt ihr mit einer kaum merklichen Bewegung des Augenwinkels; wenn sie einem entgleiten würde, geht man ihr schnell ein paar Schritte nach. Man denkt etwas verächtlich u. ruhig. Man hat feste Grundsätze, weil die Unbeweglichkeit des Lebens sonst unerträglich wäre. Aber so ist sie ganz schön, /hat sie einen Heiligenschein/

Herr St. brauchte Fr. St. wirklich nicht zu fragen, ob sie wisse, wo er zu finden sein werde. Sie nahm die Boten u. telefon. Bestellungen auf und die Wege kannte sie sogut wie seine braune Stute. Obgleich man keine Landpartien macht, wenn man mitten im Land geboren ist; aber einmal im Leben, zu Pfingsten, Ostern, am Geburts- u. Namenstag war man irgendwo u. ehe man 20 Jahre alt geworden ist, überall.

Nach dem Abendbrot las man die Mediz. Wochenschrift oder die Zeitung u. gähnte. Dann kam das Gespräch auf das Haus mit der Hypothek. Oder auf die Ereignisse des Städtchens. Herr St. erzählt von einem interessanten Fall aus der Praxis. Oder er weiß, da er auch Gerichts- u. Polizeiarzt ist, das Neueste an Todschlägen u. Diebstählen aus der Umgebung. Er liebt aber das Psychiatisieren nicht sehr. Wenn es sich nicht um Idioten oder sinnlos Berauschte handelt, findet er, daß sie immer noch das Unrecht ihres Tuns hätten einsehen können u. an einem freien (anständigen) Gebrauch ihrer Willenskraft nicht ganz behindert waren. Da aber die neuzeitliche Richtung in der Medizin allerhand Konzession/en/ u. Faxe macht, schiebt er solche Fälle lieber in die Kreishauptstadt ab. Wenn er aber gar nichts zu berichten hat und es noch nicht halb zehn Uhr wird, so erzählt er vom Krieg. Kurz nach seinem Ende haben sie geheiratet. Und vom Krieg, wenn man ihn mitgemacht hat, kann man natürlich sehr viel erzählen. Man hat viele berühmte Personen mit eigenen Augen gesehn, von den Gefahren u. Abenteuern zu schweigen.

Es ist lächerlich zu glauben, daß dieses Leben ärmer ist als das in den großen Städten. Es dauert doppelt so lang und ist doppelt so schwer an Gewicht.

/Man braucht keine besondere Klugheit zum Leben, sondern nur Geste, Charakter/

Im Sommer kommen die Städter zu uns, und wenn sie erst wüßten, wie schön es im Winter ist! – so sprechen die jungen Leute.

Die Wangen, die wie ein Apfel waren, werden später überrot wie ein Apfel im Herbst u. zuletzt wie ein Apfel im Winter, mit vielen Falten aber gut abgelegtem Geschmack.

Man darf nur keine Phantasie haben. Menschen, die unter diesen Verhältnissen glücklich bleiben sollen, nimmt eine gütige Fee die Phantasie aus der Wiege heraus.

Eines Tags lief das Gerücht in die Stadt, daß auf Schloß Trauneck der Gutsbesitzer, Baron .. Baillon ermordet worden sei, und bis zum Abend war das Gerücht bestätigt; eine Magd hatte die von einem Schuß ins Gesicht niedergestreckte Leiche, welche bei dem warmen Frühlingswetter schon stark in Fäulnis übergegangen war, auf einem leeren, abseits stehenden Speicher gefunden; des Barons eigenes Gewehr und eine ausgeschossene Schrothülse lagen daneben. Man dachte anfangs an Selbstmord oder einen Unglücksfall. Aber es gibt Beobachtungen, von denen jede einzelne so geringfügig ist, daß sie niemand erzählen will, und doch sind es ihrer so viele u. geheimnisvoll zusammengestimmte, daß eine Behauptung von Mund zu Mund zu gehen beginnt, an die noch keiner glaubt, obgleich jeder ein wenig zu ihr beiträgt. So war vom ersten Augenblick an unter dem Gesinde die Erzählung entstanden, der Baron sei von einem Fremden getötet worden; nicht begründeter war es zu Beginn als die Unruhe, welche Vieh vor einem Gewitter erfährt, aber bis zum Abend hatte die Gerichtskommission Anzeichen gefunden, welche auch in diese Richtung wiesen.

Am nächsten Morgen erfuhr man in der Stadt, daß der Verdacht auf den fremden Arbeitern ruhe, welche das Schloß ausbesserten. Das war sehr verständlich, aber schon beim Mittagsbrot erfuhr man den Widerruf, denn die Fremden hatten ihre Unschuld einwandfrei erwiesen. Ebenso erwiesen sich die Verhaftungen, welche die Landjäger da und dort an Landstreichern u. fremden Durchzügeln Vornahmen, als unhaltbar. Man stand völlig im Dunkeln.

Der Baron hatte nur 2 Tage am Gut bleiben wollen, um die Arbeiten zu besichtigen, drei war er geblieben, am Abend des dritten war er ermordet worden. Man fand in seiner Briefftasche ein Telegramm der Baronin, das besorgt nach seinem Ausbleiben fragte; dieses Portefeuille war durchwühlt, ebenso die Taschen der Kleider, aber scheinbar fehlte nichts daraus und es war der Mörder gestört worden. Herr B. war ein ruhiger Mann in den Fünfzig; er verbrachte mehrmals im Jahr einige Wochen auf seiner Beszung, um zu jagen u. die Wirtschaft zu beaufsichtigen. Man verkehrte mit seinem Förster u. seinem Verwalter, und ein oder zweimal im Jahr wurden die Standespersonen des Bezirks einer großen Jagd zugezogen. So hatte schon sein Vater gelebt. Man erfuhr nicht viel von den B's; sicher seit mehr als 100 Jahren gab es sie auf Trauneck, ein fremder Fels, der einmal hier liegen geblieben u. von heimischem Moos überwachsen worden war; man kümmerte sich nicht um sie und rechnete sie zum Stolz der Gegend. Diese Gegend bestand aus lauter solchen festen Punkten. Nein, der Doktor brauchte seine Frau wirklich nicht zu fragen, ob sie wisse, wohin er fahre: da waren der Bauer am Wald, der Moosleitner, das Fuchsgut, waren die Eisenbahnstation Ebenerding, der Weiler Pösting und die Mühle im Sierngraben: man selbst war höchstens einmal dort, aber diese Orte waren immer an ihrem Platz, so weit man dachte. Es war deshalb nicht anders wie wenn in den Frieden der Gegend ein Raubtier eingebrochen wäre. Jeder Bericht davon, daß man diese oder jene Spur wieder aufgeben mußte, wirkte wie eine Schreckensnachricht. Man sprach von wenig anderem, beteiligte sich wenigstens mit

Mutmaßungen an den Nachforschungen, und allmählig bildete sich dabei ein ganz unwahrscheinlicher Verdacht heraus. Niemand hätte ihn geradezu aussprechen mögen und befragt, hätte er versichert, daß so etwas ganz sinnlos sei: aber so bildet sich auch ein Gedicht aus Worten, die scheinbar gar nichts miteinander gemein haben, und wie in einem solchen Rausch dichtete jeder an dem gleichen Verdacht.

[◀ ]

### !«Hof» der Wiener Vorstadt!

*[Ohne Titel – nach 1920]*

Ich müßte lügen, wenn ich so tun wollte, als wisse ich genau, wie sich diese Geschichte zugetragen hat; ich habe sie aus einem der Madel mit vielen Fragen herausgebracht, und den Ort kenne ich und die Marie habe ich dort oft gesehen: das ist alles.

50 Menschen vielleicht lebten in jenem «Hof» der Wiener Vorstadt. Solche Höfe sind lange Pflasterstreifen, die rückwärts des Hauses in der Verlängerung der Einfahrt liegen und zu beiden Seiten von niederen [?] Wohnbauten u. Ställen eingesäumt werden. Gras wächst in den Ritzen zwischen den Granitwürfeln, die Türen der Wohnungen, der Pferde-, Holz-, Ziegen- u. Hühnerställe stehen im Sommer neben einander den ganzen Tag offen, Kochgeschirr steht vor den Türen, immer steht irgendwo ein Wagen, ein Sägebock oder ein Schraubstock, Kinder spielen auf den Erdstreifen neben den Steinen, an der Pumpe wäscht sich ein Mann oder reinigt eine Frau etwas und hinten schließt ein Baum den langen Blick ab, vor dem ein Gitter den Weg versperrt, denn dort fängt der Garten an, der dem Hausherrn oder einer Partei vom Straßenhaus gehört. In den vornehmen alten Teilen der Stadt sind diese Höfe längst zu Querstraßen, Durchhäusern, langen Geschäftsbasaren geworden, aber in den Vorstädten sieht man sie noch anders, und gewöhnlich, aber ich weiß nicht warum, ist von den zwei großen Torbogen des Vorderhauses durch die man im Vorbeigehn hineinschaut, der hintere nur so weit offen, wie er gerade ansteigt, während die Rundung mit strahlenförmigen bunten Scheiben verglast ist, so daß man den Himmel über dieser eingewandten Welt in blauen, gelben, roten und grünen Dreiecken sieht.

Unter den Menschen, welche diese Höfe bewohnen, gibt es Zimmerherren u. Schlafburschen, Kutscher, bürgerliche Handwerksmeister, alleinstehende Frauen u. vielköpfige Familien kleiner Beamter; es herrscht ohne Freundschaft, aber durch tägliche Begegnung ein lockerer u. doch fester Zusammenhang von Sitte, Tratsch, Nörgelei u. gegenseitiger Hilfsbereitschaft in diesen Winkeln, nicht unähnlich dem der sich auf einer langen Eisenbahnfahrt oder Zwischendeckreise entwickelt. Natürlich hatte es die Marie nicht leicht, hier für etwas Feineres zu gelten, wo man sich wochentags unbekümmert in jeder Art Vernachlässigung zeigt und Sonntags fein macht, ohne sich mehr dabei zu denken; es ließ sich nicht vermeiden, daß sie ein wenig geziert wurde. Wenn sie z.B. den Schlüssel zu einem der Orte in der Hand tragen mußte, die von allen Parteien gemeinsam benutzt wurden, – sagen wir etwa, den der Waschküche, um nichts anderes zu nennen – so trug sie ihn auf besondere, graziöse und abweisende Art in der Hand; oder sie trat nie anders als sorgfältig frisiert aus der Wohnungstür in den Hof, u. ihre Kleider waren stets von hausgemachter Nettigkeit, ja sogar ein wenig putzsüchtig, wobei sie vor allem eine kleine Schwäche für auffallende Rüschen und Schleifen an Hals und Händen zeigte.

(Dumm  
Leidend

|

–  
u

fein  
bö

|

Geg. die Kartenfrau

Geg. d. Freundin[?]

|

Ihr Motiv: Es kann Dir nix gschehn.

Ohne Geld wächst man an.

Installateur – Spiegel, Bindfaden – Skandal, aus dem Haus – Die Jüdin, die verdammte. Haß,  
weil bedrängt. Die etwas zu wenig – etwas zuviel Geld hat)

[< ]

**[Menschenfressergeschichte]**

*[Ohne Titel – 1922/23?]*

Die Sonne stand kaum erst über der Steppe. Rund und rot. Es war die berauschte  
Viertelstunde, wo die Kälte der Nacht verraucht und die Hitze des Tags noch nicht steil ansteigt.

Der Dichter ... ging spazieren. Die Haut an seinen Schläfen durch die Sonne senkrecht von der  
Seite beschienen, war fest und punziert wie das junge Leder eines Klubfauteuils oder der gute  
saftige Rücken eines schweren Folianten. Über seine Schultern lief das Licht wie Samenöl der  
Kakaobohne. Seine Hände aber, wenn er sie im Selbstgespräch hob, waren in dieser penetranten  
Morgenstunde fast transparent und ihre polierte Innenseite schimmerte in den zartesten  
Übergängen von grau und rosa wie ein geschliffener ...stein.

In der breiten Allee zwischen den zwei Hüttenreihen der Vorstadt grüßten die Kinder die  
Priesterbinde auf seinem Kopf. Seine Glieder waren von kunstvoll geschmiedeten Ringen  
bedeckt. Seine Gedanken waren durch ein Distichon beschäftigt, in dem es noch galt, durch die  
Stellung eines Worts, einen leisen Überklang von geisterhaftem Schauer zu gewinnen.

Hätte ihn .. der Sklavenhändler nicht angesprochen, er hätte seinen Gruß nicht gemerkt .... willst  
du nichts kaufen, Herr, rief der muntere ....

... blieb stehen. Er war ein Liebhaber des zarten von den Schauern der Mystik trotz aller  
Gewohnheit immer noch ein wenig umgebenen Menschenfleisches. Und auch sein Beruf als



Priester, der ihn nach Gebeten u. Eingebungen seines Innern, die Schlachttage festzustellen auferlegt, band sein Interesse daran.

Später .. sagte er, komme ich zu dir. Was hast du für Leute .... Krieger vom oberen Nil. Oh ihr Fleisch ist zu fest, sie sind kriegerisch, muskulös und ohne Nuance. Wenn sie Männer u erwachsen sind, Herr. Aber die Knaben, wenn man sie von Kind auf mästet und auch die Weiber wenn sie nicht arbeiten wie zuhause u fett werden haben ein unnachahmliches Aroma von Kraft u Zartheit; rauque et douce.

.. ging weiter u. dachte an sein Distichon u. an die großen Mythen seines Volks die er bewahrte u. die weisen u. heiteren Sprüche, die er manchmal um einen vermehrte. Am Rückweg sprach er bei ... dem Kupferschmied vor u. bei .. dem Töpfer. Er ließ sich ihre neuen Arbeiten zeigen u. sie sprachen über die raffinierten Kombinationen zw. Begrifflichkeit des Ornaments u. Flächenwirkung um die es sich handelte.

Die Gefangenen, die er ansieht, sind heiter. Man hält sie bei Laune, damit sie nicht vom Fleisch fallen. Er nimmt ein paar zu sich, darunter die bewußte Sklavin. Sein Verhältnis zu ihr ist ohne Erotik Diese sentimentale europäische Nuance kennt man in .. nicht. Wohl im Frühjahr wenn man seitlich des Jagdpfads manchmal die Löwin in andren Tönen hört und wenn die Schakale längs der großen Handelsstraßen unruhig sind, fährt auch so etwas in die Menschen. Aber man tut es ab in Einklang mit diesen Geschöpfen ohne eine menschliche Besonderheit darin zu suchen. Die Seele des Mannes gehört außer Krieg und Jagd den großen Mythen, den Schauern des Zauberwaldes und dem Hintergrund, den sie dort für ihr Leben gewinnt.

.. nimmt diese Sklavin für sich, aber er hat überhaupt die Mastsklaven der Stadt unter sich. Die man nicht braucht, werden in das Innere weitergesandt.

Es ist eine sanfte Beschäftigung. Sie erfordert Menschenkenntnis. Die Mastsklaven müssen leichte Feld- u Hausarbeit verrichten um nicht nachdenklich zu werden und man hält sie zu Saitenspiel, Gesängen u Tanz an, damit sie ein zartes Fleisch bekommen. Nur Widerspänstige werden geschoppt, aber auch da sucht man bald sie seelisch zu beeinflussen um wieder zu milderer Methoden zu kommen.

Ihre Wartung ist eine nachdenkliche Beschäftigung und .. liebt sie sehr. Man gewinnt Schäferweisheit.

Die Männer dürfen mit Frauen der Stadt Geschlechtsverkehr haben, denn das Kind geht nach dem Vater und bleibt Mastklave. Es gehen viele Spottgesänge um, daß die Frauen diese fetten Besteiger – besonders die schon in der Sklaverei geborenen – lieben. Solcher Ehebruch gilt nicht als Sünde; er reicht an die Ehre des Freien nicht heran und das corpus delicti wird samt seinen Folgen gefressen.

Oft lebt so ein Sklave jahrelang in der Stadt. Man hat genug, es ist nicht alltägliche Nahrung und man nuanciert; je nach der Gelegenheit braucht man Fleisch eines so und so Jährigen. Sie laufen nicht fort. Erstens kann ein Einzelner u Unbewaffneter selbst auf den großen Handelsstraßen wegen der wilden Tiere nicht weit kommen und zweitens würde er doch nur einem andern Stamm in die Hände fallen. Sie bewegen sich also ganz frei, nur durch die Zwecklosigkeit einer Flucht gefesselt. Sie verkehren auch zwanglos und kameradschaftlich mit den Männern des Stammes.

Sie leben für deren Behagen, aber es ist eigentlich nicht viel anders wie wenn ein Fabrikherr jovial mit seinem Arbeiter spricht. Irgendwann ohne daß sie im geringsten den Zeitpunkt ahnen – denn man handelt geheim u mit List um ihrem Fleisch nicht zu schaden – erhalten sie plötzlich

einen Schlag ins Genick. Nur manche, die man bei Zeremonien braucht, werden mit ihrem Wissen getötet. Im ersten Fall ist der Unterschied gegen unser Leben eigentlich nur der, daß unser Schicksal nicht bürgerlich personifiziert ist u. daß wir keinen persönlichen Verkehr mit ihm haben. (Natürlich auch, daß wir etwas länger leben; aber etwa die Situation eines Lungenkranken). Diesem rein ideellen und eigentlich recht belanglosen minus steht als großes plus eine Zartheit des Verkehrs gegenüber, die aus den Bedingungen einer Mastkur folgt.

.. ist tatsächlich von einer unglaublichen Zartheit im Verkehr mit seinen Sklaven u Sklavinnen. Es ist ein priesterlicher Beruf. Er hat oft Gelegenheit über diese Dinge nachzudenken u zu sprechen im Verkehr mit arabischen Händlern, die sie perhorreszieren, aber als gute Kaufleute in der Diskussion nicht zu hartnäckig sind.

Interessant ist ihm die Willenlosigkeit der Sklaven. Auch die bei Festen geschlachtet werden, lassen sich ohne Widerstand führen. Es ist eine Willensstumpfheit, eine Atrophie des Willens durch das vorangegangene Leben, vielleicht aber auch ein gar nicht zum Widerstand kommen, weil alles sich so zivilisiert u gewohnt vollzieht. Man sieht die bekannten Gesichter, es ist ein angenehmer Morgen, der Gedanke, daß einem etwas geschehen wird, kann nicht recht Wurzel fassen, bleibt abstrakt. –

Ev: Träumereien eines Phtysikers, oder -in

In einem Sanatorium der Schweiz, dem Hochland des common sense. Journal der Ärzte: exitus Sachbehandlung durch die Ärzte. Tochter eines Fabrikanten?

[< ]

### **Das Schlieferl**

[1922/23?]

In 6 Tagen schuf Gott Himmel und Erde. Am siebenten schuf er nichts. Er hatte bloß sein Gefallen an allem. Und doch entstand an diesem Tag noch ein Geschöpf. Das war das Schlieferl. Es entstand aus Gefälligkeit.

Der hohe Herr wollen wenn ich es der hohen Einsicht anheimstellen darf, erwägen, daß ich eigentlich aus nichts bestehe, begann das Schlieferl, und da Gott allgütig ist, erwog er es. Er setzte das Schlieferl an einen Ort, wo nichts geschah und also auch dem S. nichts geschehn könnt, unter die Juristen der kk. Ministerien. Er nahm ihm vorsichtig alle Knochen aus dem Leib, gab ihm eine Haut, die so glatt und zäh ist wie das feinste Konzeptpapier, und ein Ölklystier als Seele. Mit Hilfe dieser Ausrüstung wurde das Schlieferl sehr angenehm und unterschied sich auf das Vorteilhafteste von einem gemeinen Kriecher. Auf einem Kriecher tritt man herum, was immerhin eine, wenn auch geringe Anstrengung bereitet, wenn man Schlieferl hat, bleibt man bequem im Amtsstuhl sitzen, und bei dieser Gelegenheit, also bei der Sitzgelegenheit, dringt das Schlieferl hinein und erobert sich das Innere seines Vorgesetzten. Man merkt es gar nicht, aber einmal da angelangt, wird das Schlieferl eine unentbehrliche Annehmlichkeit.

Das Schlieferl ist liebenswürdig, das zeigt schon der Diminutiv; einen Schliefer gibt es überhaupt nicht. Es hat niemals eine eigene Meinung, sondern immer die seiner Vorgesetzten, und wenn ein Sch (besonders) geschickt ist, hat es die Meinung seiner Vorgesetzten früher als diese. Im

Zweifelsfall erledigt es einen Akt so, daß man jede Meinung darin finden kann; für diesen Zweck hat es den Ministerialstil erfunden, der so ist wie wenn man einen Apfel in einer einzigen langen Spirale schält und diese dann hinlegt: tritt einer drauf, so rutscht er schon aus, da steht aber das Schlieferl schon und fängt den Vorgesetzten auf, wohin immer /u stellt es der hohen Einsicht des Vorgesetzten anheim, in seine Arme zu fallen/

Eine besondere Stärke des S. ist sein Gedächtnis für Vorakten. Da es selbst, wie eingangs erzählt, nur auf Grund früherer Akte Gottes entstand, kennt es kein Ding der Welt, das es nicht mit Hilfe von Vorakten erledigte. Niemals wird ein S. seinem Chef eine neue Entscheidung zumuten, und gälte es die Welt neu zu erschaffen, es würde wissen, daß das schon einmal da war, wie es der Herr Min. Rat X. gemacht hat u wie es aufgenommen wurde. (Denn) auch für alle Personaldaten hat daher das S. ein besonders gutes Gedächtnis; die Welt verachtet es, erst was der u jener da u dann darüber gesagt hat, ersetzt ihm die Sache, wo ein Vorakt fehlt Es versteht sich von selbst, daß /.. da die geringste Rauheit mit solchem Vorwärtskommen unverträglich wäre./ denn es gehört eine unverwüstliche Liebenswürdigkeit zu dieser Laufbahn

Die großen Erfolge, welche die S. in den Ministerien erzielten – nach einer Behauptung des Abg L. die dieser bei Begrüßung des Abg. Wense machte, sollen sie es sogar – obgleich dies durchaus die private Meinung Herrn L's bleiben möge – bis zum S Ch. bringen – haben dazu beigetragen, daß sie sich in alle Berufe verbreiteten. Es gibt heute Schlieferin auch unter den Politikern, unter den Dichtern, den Kritikern, den Journalisten, ja es gibt sogar Schlieferin der Aufrechtheit und Überzeugungstreue. Sie passen sich natürlich jeweils ihrem Milieu an, und es ist sehr schwer sie einheitlich so zu kennzeichnen, daß jeder sie sofort herausfinden kann. Man muß die Nase für sie haben, denn sie sind wie Gerüche, deren hauptsächlichste Eigenschaft ja auch die Substanzlosigkeit ist und die Fähigkeit durch jedes Schlüsselloch zu dringen. Sie haben nichts Festes und sind deshalb immer dort, wo etwas los ist. Sie tun niemals Übles und niemals Gutes, aber sie halten die Beziehungen zwischen allen Üblen u allen Guten der Welt aufrecht Sie bestehen überhaupt nur aus Beziehungen, denen sogar der Beziehungspunkt fehlt. Man kann an ihnen erkennen, ob es einem gut geht oder die Leute von einem sprechen oder nicht ob man augenblicklich u mehr oder weniger einen wichtigen Punkt in der Welt einnimmt (oder nicht) ob er im Mittelpunkt des Interesses steht oder passé ist.

Deshalb sind sie unentbehrlich. Selbst der liebe Gott wüßte wahrscheinlich nicht, wie sein Ansehn wie man über ihn denkt, wenn er sie nicht aus Versehen erschaffen hätte

[ < ]

Archivar

[1922/23?]

Wo Volksgarten – Burgplatz – altes Gemäuer der alten Burg – zu den Museen, der Reitschule schweifender Blick – Portier groß u schlank – seit der Revolution ein kleiner Schnurrbart od. schon früher? – Langer blauer oder schwarzer Mantel – ein rechtwinkeliges niederes Parallelepiped als Kappe, mit breiter Goldborde.

Einfahrt – links u rechts aufschwingende Treppen hinter Glastüren – belegte Stufen – Säle wie diese Säle sind – die man einst nur für Zimmer ansah – Man geht durch Wien, an einem

regnerischen Abend – irgendwo in einer engen Gasse werden im ersten Stock Fenster geöffnet – Aufräumfrauen zünden Licht an u. eine wundervolle Decke erstrahlt, unter der man die Besenstiele u. von den Tischen in die Luft ragende Sesselbeine gewahrt.

Wenn man aber am Min. d Aus. vorbeigeht, denkt man immer Daun, Laudon, Kaunitz – man weiß nicht warum – man erinnert sich nicht mehr.

Eine große Glastüre mit einer kleinen Glastüre darinnen führt in den Hof – der ist weniger schön – eigentlich schon unschön – Man bemerkt, daß die Erbauer u. ersten Benutzer doch schon eine Menschenart aus zweiter Hand waren.

Dann *kommt* noch ein Hof, u. in einem Winkel, bei einem großen Holzstapel führt eine enge, finstere, gewundene – man möchte glauben, schmutzige, aber schmutzig ist sie nicht! — Treppe zu den Büros des Pressedepartements.

Es führt auch noch eine zweite breite Treppe hinauf, aber die Pressebeamten benutzen die erste, wo man unter sich bleibt u. keinem Diplomaten, sondern höchstens einem Amtsdienstler begegnet.

Oben im zweiten Stock läuft ein Gang, der zweimal einen rechten Winkel macht, einen hölzernen Fußboden hat, nicht mit Teppichen belegt u. muffig dunkel ist. Es gibt dort eine Reihe von Zimmern die auf den Minoritenplatz gehen – sie sind schön, wenn auch nicht so schön wie die Zimmer 1. Klasse.

Es gibt in diesem Amt mehrere bürokratische Schichten – die Diplomatie – die Konsularabt – die Hilfsämter u. zw. diesen beiden od. vielleicht als letztes das Presse Dep. – Man merkt es an allem.

Die Zimmer der Journalisten (? – eines Mitteldings ...) gehen auf einen düsteren Hof – schmucklos usw –

Im schlechtesten Zimmer – einem Kasten mit dunklem Eingang – einer geräumigen bürokratischen Hundehütte ..

In diesem Zimmer saß an einem herrlichen Frühlingstag der Held dieser Geschichte (ich erzähle das altmodisch, weil ich eine steckenbleibende Geschichte erzählen will) mit einer Scheere in der Hand u. vor ihm stand eine große, in amtlichen Ausmaßen gehaltene Flasche mit flüssigem Gummi. Daß ein schöner Frühlingstag war, konnte man nur mit viel Übung an den spärlich auf die gegenüberliegenden Gesimse tropfenden Lichtflecken erkennen – der Held spielte mit der Scheere, die er auf seinen Daumen u. Zeigefinger gesteckt hatte, u. sah nachdenklich dem Frl A. zu, das vor kurzem einen dicken Stapel von eingeklebten Zeitungsausschnitten auf seinen Tisch gelegt hatte.

Ob auch ihre Körperhaare hellbraun sind wie die Augenbrauen? – dachte er – Man behauptet doch, daß das bei allen Menschen übereinstimme. – Es beunruhigte ihn, mit diesem Mädchen in einem abgelegenen von trüber Langweile erfüllten Zimmer zu sein, worin alle ihre Bewegungen glitten wie Fische in einem Aquarium.

Frl A. war im manipulativen Dienst irgendwelcher Gesandtschaften gestanden, ehe der Krieg kam u. alles dann anders wurde. Sie hatte in Paris u. London gelebt. Wenn man annahm, daß sie mit 17 Jahren im Jahre 1913 in den diplom. Hilfsdienst eingetreten sei, so müßte sie jetzt (1928) 32 Jahre alt sein u. das mochte stimmen. Sie konnte aber ebenso gut 26 Jahre alt u. erst nach dem Umsturz eingetreten sein. Er hatte sie nie danach gefragt. Sein Verhältnis zu ihr war schwierig. Sie hatte ein hübsches etwas überschärftes Gesicht mit grauen Augen, die nicht zufrieden waren. Man konnte meinen, daß sie jemanden heiraten wollte, der Schwierigkeiten machte. Oder

ebensogut, daß sie mit ihrer Mutter lebe u. kein Verhältnis habe. Sie war sehr schlank u. ziemlich hoch gestreckt, mager u. weich, mit langen Händen, die gern ein wenig vornehm taten. Man merkte, daß sie ihren Chef aus Grundsatz mit Zurückhaltung behandelte. «Worauf wartet sie?» – dachte er. Da sind wir nun tagaus tagein in dieser Höhle beisammen; ganz unnatürlich ist es. Wir könnten den ganzen Tag Dinge tun, die mehr Spaß machen als Zeitungsausschnitte. Sicher denken wir beide daran wie die Stummen.

Frl. v. B. seine zweite Gehilfin betrat das Zimmer. Welch ein Schritt, sie hatte Männersohlen; er konnte ihren Schritt von anderen unterscheiden, noch ehe sie das Vorzimmer betrat. – Schwer zu sagen, wie man das macht, – dachte er – Sie geht wie ein seelenloser Körper. Dabei hat sie sehr viel Seele. Sie weiß aber, wie häßlich sie ist. Das ist es. Sie geht wie ein häßlicher Körper, der auf alles Spiel verzichtet hat. Er fürchtete, daß Frl v B. ihn liebte. Sie sah ihn immer ernst an u. bemühte sich nicht im geringsten, ihm gefällig zu sein, obgleich sie ihren Dienst mit unübertrefflicher Pünktlichkeit versah. – Ah, vielleicht sieht sie mich bloß so sonderbar an, weil sie kurzsichtig ist – dachte er. Sie hatte einen kleinen Blähals über dessen Knoten eine geschwollene Ader lief. Man konnte die Schwellung aber auch für Form ansehen, ein etwas ausgebauchter Stein, in den eine Schlange gemeißelt war; dann war sie sehr schön Sie stammte aus sehr guter Familie u. hatte das diplomatische Sprachexamen abgelegt. Sie versah den Dienst im Zeitungsausschnittsarchiv seit undenklichen Vorkriegszeiten, u. ihr Gedächtnis ersetzte eine Generation von Vorständen.

Zeitungsausschnittsarchiv, ja so lautete die Bezeichnung für dieses verächtlich untergebrachte Hilfsamt.

Beschreibung dieses Dienstes.

Wie hineingekommen – Aufwachen mitten in einem wüsten Traum –

Gräßlich vor dem Chef zu stehen Oder der Hilfsämterdirektor mit seiner Talmifreundlichkeit – erinnert zu werden an die eigene Bescheidenheit –

Ich werde ihm einmal diese Scheere in den Bauch rennen.

Kurz vor der Heilung [?]: Er heiratet Frl. v. P.

Wochenlang trainiert er sich darauf, sich die Umarmung nur mit häßlichen Frauen vorzustellen; er kann schon gar nicht mehr vortragen. Das ausführlich erzählen.

Dann aber ist Frl v P. natürlich ein Mensch mit Ansprüchen, Sentiments usw., u. noch dazu ist er gesund u. sieht das Verrückte seiner Handlungsweise ein. Er ist abgebaut u. z T. auf seine Frau angewiesen. Ungefähr im Alter der Generation Fontana, macht er nun die Versuche, sich eine Stellung zu schaffen.

[◁ ]

### **Monolog eines Geistesaristokraten**

[Um 1925]

Es gibt kaum eine Behauptung, die verständiger klingt als die, daß die geistig Besten uns – die

übrigen, das Volk – regieren sollten; das ist so einleuchtend wie daß die dicksten Menschen die größten Portionen essen müssen. Der geistige Adel hat vor dem alten Adel überdies das voraus, daß man ihn sich selbst zusprechen kann. Es ist also nicht zu verwundern, daß so viele Menschen heute gegen die zersetzenden, gleichmachenden Wirkungen des Sozialismus sind und sich eine geistige Aristokratie an der Herrschaft wünschen, denn das ist das Wort, das man dafür in Redegebrauch genommen hat. Am besten spricht für die Sache, daß selbst dicke Bürger, welche immer die Erde für einen runden Stammtisch angesehen haben, sich heute durch die Verhältnisse dazu gezwungen fühlen.

Ich bin auch darunter.

Böse Gegner behaupten freilich, daß die wirklich großen Geister, wenn sie uns folgen und die Leitung des «Volks» übernehmen müßten, so wenig wüßten, wie sie herrschen, als wie sie einen Besen oder einen Seilknoten machen sollten, weil sie ganz andere Interessen haben als politische.

Aber dem liegt ein großes Mißverständnis zugrunde. Man muß sich die Sache nur einmal richtig vorstellen. Wie würden z. B. die geistig Besten erkannt werden? Nun, man würde natürlich Prüfungen veranstalten. Matura, Doktorat, Lehramtsprüfung udgl. Wer diese Prüfungen abgelegt hat, braucht nicht in die Fabrik zu gehn, sondern käme in eine entsprechende angenehme Stellung, von wo es dann mit den Jahren automatisch ein gutes Stück weiter geht. Ein Maturant bringt es bis zum Kanzleidirektor, ein Doktorand bis zum Ministerialrat, wenn nicht etwas dazwischen kommt. Und nun denke man nach: Würde sich da soviel ändern? Man müßte allerdings für die höchsten und leitenden Stellen oder für raschere Vorrückung besondere Vorkehrungen treffen. Aber auch das ist nicht schwer. Man muß sich nur fragen: wie wird man denn heute Universitätsprofessor? Man muß etwas können und geleistet haben, doch das ist lange nicht das Schwerste, denn für jeden freien Platz werden immer drei Gelehrte vorgeschlagen, woraus man sehen kann, daß die Eignung für die Professur dreimal so billig ist wie die Professur für die Eignung. Die entscheidende Eigenschaft ist daher erst, daß man die besseren Verbindungen hat. Dann wird man geistiger Hocharistokrat. Und auch in der Bürokratie kommt man vorwärts, indem es heißt, daß man ein gescheiter Mann sei, was sich an der bürokratischen Tätigkeit schwer kontrollieren läßt. Weshalb sollte man nicht auch in der Zukunftsgesellschaft diese Art Auslese beibehalten? Nicht anders steht es heute mit den großen Geistern der Dichtung. Wer einen Kohl schreibt, den jeder schluckt, findet viele Leser, und wer viele Leser hat, ist ein großer Mann; denn wer viel verdient, bringt andre ins Verdienen, die ihn loben und achten. Wir haben also schon heute auf diesem Gebiet ein sozusagen allgemeines Wahlrecht der Autoritäten und eine nahezu ungarische Wahlkorruption.

Vielleicht wird man in der Zukunft in Sachen des gesellschaftlich bestätigten geistigen Adels, so wie es mit dem kaiserlichen war, etwas mehr mit Geld richten können, aber im allgemeinen ist dieses Zukunftsbild gar nichts anderes als der Zustand, in den man den Geist heute schon versetzt hat. Der Vorwurf der Utopie ist, wie ich gezeigt habe, also völlig unberechtigt. Das einzige, was ich daran augenblicklich selbst nicht verstehe, ist bloß, was mir dann eigentlich an dem jetzigen Zustand nicht recht ist. Vielleicht habe ich mich da zu einer Ungerechtigkeit hinreißen lassen, die einem geistigen Aristokraten nicht wohl ansteht.

[ < ]

**Über Fürsten- und Strassennamen**

[Um 1925]

Gewiß ist es manchem schon aufgefallen, daß die Fürsten, indem sich die Weltgeschichte an die Gegenwart annäherte, nur noch Nummern bekommen haben. Der Erste, der Zweite waren sie bei ihren Lebzeiten, und nach ihrem Tode blieben sie es auch oder erhielten ohne Abwechslung das Beiwort der Große, das ja ebenfalls metrisch ist. Allerdings hatten sie römische Zahlzeichen, die immer etwas geheimnisvoll aussehen. Trotzdem würde sich das heute nicht einmal ein junger Mann gefallen lassen, und sein Mißtrauen würde sofort erwachen, wenn ihm sein Mädchen, sei es in römischen, sei es in arabischen Ziffern, zuflüsterte: «Du bist der vierte Erich!» In der Liebe des Volks zu seinen Fürsten ging das aber bis gegen den Vierzigsten.

Es spricht eben viel dafür, daß sich in einer solchen Aufzählung Dinge ausdrücken, die nicht sein sollen. Und als das Königtum noch eine lebendige, den Menschen am Herzen liegende Einrichtung war, wurden die Könige, wie man sich wohl aus der Schule noch dunkel erinnern wird, auch wirklich anders genannt; sie hießen damals der Kahle und der Lahme, der Kurze und der Dicke, und wenn sie einmal der Große hießen, so war das ebenso aufrichtig gemeint wie kurzschlussig oder rotharig: Das erinnerte im besten Sinn an die Bezeichnungen in Verbrecherkreisen, an den krummen Max und den schiefen Heinrich, oder an spannende Indianergeschichten, was ganz ohne Herabsetzung so zu verstehen ist, daß Männer, die das Gemüt ihrer Lebensgenossen wirklich beschäftigen, von diesen saftige Namen erhalten, denen man es anmerkt, daß sie nicht von Professoren erfunden sind.

Etwas Ähnliches hat sich bekanntlich auch mit den Namen der Gassen ereignet. Da hält man allerdings noch daran fest, sie entweder nach irgendeinem durchaus unvergeßlichen Stadtverordneten zu benennen oder nach all den Fürstlichkeiten, Heiligen, Gefechten und Philosophen, deren Nebeneinander in der Geschichte so gut zu einem Durcheinander paßt, wie es die Gassen bilden; aber doch sind die Schwierigkeiten für das Gedächtnis heute schon so groß geworden, daß man in vielen Städten dazu übergegangen ist, die Straßen eines Viertels schön nebeneinander mit Dichterpürsten zu belegen und die der benachbarten Viertel kompanieweise mit Musikgenies oder Pflanzennamen. Die Zoologie wird vorderhand merkwürdigerweise dabei vernachlässigt und bildet darum mit ihren innigen Beziehungen zum Menschenleben noch eine natürliche Reserve für die Zukunft, aber im ganzen ist es wohl doch so, daß die amerikanische Sitte, eine Straße um die andere einfach mit Nummern zu bezeichnen, nicht mehr lange auf sich warten lassen wird. Höchstens könnte man sich vor ihr für einige Zeit dadurch retten, daß man sich an die Chemie anlehnt, denn in dem Sprachsystem dieser verwickelten Wissenschaft schließt jeder Name gleich auch einen Hinweis auf die Gegend und Nachbarschaft ein, in der das von ihm bezeichnete Ding zu suchen ist. Ohne daß für die chemische Richtigkeit des Beispiels Bürgschaft geleistet werden soll, würde man dann also in der Ferrocyanürtheobrominester-Gasse wohnen, und jeder Chauffeur wüßte sofort, wo man zu finden sei.

Ob es sich durchsetzen wird, ist freilich fraglich.

Nun aber kann man auch noch etwas anderes mit Vorteil fragen: denn warum haben alle Könige Franz und Ludwig, Friedrich, Wilhelm, Josef, Karl, Georg, Heinrich, Leopold und Humbert geheißt und warum nicht Emil, Anton, Hans, Paul, Bernhard, Eugen, Wolfgang, Adalbert und so weiter? Es hat da scheinbar eine willkürliche Zurücksetzung gewisser Namen stattgefunden, und viele von Emil bis Adalbert werden sich mit Vergnügen sagen, daß es den Fürsten recht geschehen sei, wenn sie dann mit ihren Namen kein Auslangen fanden und Ziffern dazusetzen

mußten. Die Wahrheit ist aber die, daß die königliche Gepflogenheit, nur bestimmte Namen zu benutzen, durchaus nicht auf einer unbegreiflichen Abneigung gegen die übrigen beruhte, sondern auf der auch nicht ganz begreiflichen Überzeugung, daß ein Herrscher, dem man den Namen eines geschätzten Vorfahren gibt, zu dessen Reinkarnation werde, also daß zum Beispiel Otto IV. nicht etwa nur der vierte, sondern wirklich der zum viertenmal sich wiederholende erste Otto sein sollte. Es war das eine magische Sitte, verwandt mit der der Wappentiere und ähnlichem, etwas, das wir heute Aberglauben nennen würden, wenn die Vernunft nicht daran festhalten müßte, daß nur ein Aberglaube, der noch einen erkennbaren Zweck hat, Aberglaube zu nennen sei wie zum Beispiel das Zündholzausblasen in der dritten Hand oder das Auf-Holz-Klopfen. Und warum wir selbst unsere Söhne und Töchter mit Vorliebe nach nahen Verwandten benennen, das wissen wir nicht mehr, wenn wir auch dunkel glauben, daß es ihnen einen Vorteil bringen werde.

Früher ist es auch bei der Benennung der Gassen anders gewesen als heute. Da war die Budapester Straße wirklich jene, die nach Budapest führte, und nicht bloß ein zu Ehren von Budapest benanntes Etwas, das man wie einen Strumpf bald da, bald dort hinlegen kann, in der Schmiedgasse saßen die Schmiede, an der Gerberlände die Gerber, wenn eine Gasse eng war, so hieß sie die Enge, und selbst die Häuser hatten ihre Namen. Das sieht heute wie eine hilflos verschwindende Romantik aus, die man gerührt in kleinen alten Städten besichtigt. Man bedenkt selten, daß diese vermeintliche Romantik sofort hellste Berliner Aktualität würde, wenn man etwa die Friedrichstraße Am Großen Bummel, die Tauentzienstraße den Jungfernstieg und den Kurfürstendamm auch noch nach einer seiner Funktionen benennen wollte.

Warum tut man es nicht? Die Wahrheit ist, daß die Stadtverordneten fürchten mußten, nicht ernstgenommen zu werden, wenn sie sich einfallen ließen, bei einer Gassentaufe jenen urwüchsigen Sprachsinn zu zeigen, der eine Verschmelzung von Wirklichkeit und Phantasie ist. Denn der heutige Mensch hat geradezu eine geheimnisvolle Abneigung gegen den richtigen Gebrauch der Sprache, er hält ihn entweder für eine Schulmeisterei oder einen Witz. Er hat das Gefühl, sich persönlich bloßzustellen, wenn er anders als konventionell spricht. Er ist sprachscheu und sprachfeig.

Von Adam steht geschrieben: «Und Adam nannte mit Namen alles Vieh und alles Geflügel des Himmels und alle Tiere der Erde». Heute tut das nur noch ein Kind. Noch Lohengrin sang: «Nie sollst du mich befragen». Heute singt so bloß ein Heiratsschwindler oder auch der Held eines Detektivromans. Dafür kann jedoch heute jede Jungfrau einen Mohrenkopf oder Lucca-Augen verschlingen, ohne daß ihr ein übles Gedenken wird. Es scheint also, daß es voreilig war, den Unterschied des Menschen vom Tier in der Sprache zu sehn, denn der Fortschritt geht in anderer Richtung. Die Sache ist ja die, daß der Urmensch überzeugt war, daß einer, der den Namen weiß, auch Gewalt hat über Person oder Ding, die so heißen; man nahm ursprünglich die Sprache für bare Münze und ging vorsichtig mit ihr um. Heute glaubt kein Mensch mehr daran, daß ihm etwas geschehen könnte, wenn er mit der Sprache fahrlässig und gedankenlos verfährt. Aber es kränkt ihn, daß das Leben immer ziffernmäßiger wird. Und damit hat er unrecht.

[ < ]

### **Durch die Brille des Sports**

*[1925/26 oder später]*



Der Sport ist bei uns ungefähr zur gleichen Zeit Mode geworden wie die große Hornbrille. Ich will nichts gegen die Hornbrille sagen, sie ist kleidsam, hat dadurch Unzähligen den Mut zu ihrer Kurz- oder Weitsichtigkeit gegeben und verleiht ihren Trägern eine gewisse Liebe zur Intelligenz, was nach Platon der erste Schritt zu deren Erwerb ist. Ich will ja aber auch gar nichts gegen den Sport sagen; die folgenden Bemerkungen sollen im Gegenteil einem gewissen Zusammenhang zwischen Sport und Brille dienen und verstehen lassen, daß sich der Sport heute bei uns schon der Würde der Brille nähert. (Während er sich auf der anderen Seite fest im Ernst des Geschäfts verankert.)

Ich will darum gleich strenge, erkenntnistheoretische Forderungen an den Anhänger des Sports stellen. Er denke daran, daß sich ein Geigenspieler mit einem Klavierspieler vergleichen läßt, denn es läßt sich sagen, wer von beiden der größere Musiker ist. Man kann sogar von einem Musiker und einem Maler sagen, wer von beiden der größere Künstler sei. Man kann einen Künstler etwa an einem Politiker messen und herausfinden, welcher der größere Reklamefachmann sei. Aber kann man einen Hoch- mit einem Weitspringer vergleichen? Das bereitet mir ernste Sorgen um die Zukunft und die seelische Vertiefung des Sports!

Auf allen anderen Gebieten gibt es nämlich schon von altersher ein dichtes Netz von Kreuz- und Querbeziehungen (weiß Gott warum!), einen Hoch- mit einem Weitspringer kann man aber höchstens in ihrem «Stil», gewöhnlich aber nur durch ihr Verhältnis zum Rekord ihrer Disziplin, also mit Hilfe der Zentimeter vergleichen, um die sie von der Zwei- und Achtmetergrenze abweichen. Man müßte der Idealfigur des Sportsmanns auf den Statuen, die ihr errichtet werden, also eigentlich ein Metermaß in die Hand geben, wie es die Schneider um den Hals tragen, u. nicht nur das Lorbeerreiß. Denn die Wahrhaftigkeit ist doch eine der obersten Eigenschaften, zu denen uns der Sport erziehen soll? Und es bleibt auch nichts übrig als sich einzugestehn, daß die «Befreiung der Seele vom nüchternen Messen u Wägen des Alltags», die uns einige mit Federn ausgestattete Begleitpersonen des Sports verkünden, ihre Schwierigkeiten in sich hat.

Ich möchte da zu Hilfe kommen, und weil ich selbst ein alter Sportsmann bin, einige Beobachtungen und Fragen mitteilen.

Warum bringt man den Sport nicht in Zusammenhang mit den mystischen Bedürfnissen des modernen Menschen, die andere sind als zur Zeit der Scholastik? Ich habe gelesen, daß das in Amerika schon mit Erfolg geschieht, u. da der Mensch in seinen Zeitungen viel mehr vom Sport liest als von der Theologie, ist das sehr begreiflich. Wenn der Mensch am Steuer eines sehr schnell fahrenden Kraftwagens sitzt, wenn er scharfe Flugbälle placiert oder ein Florett führt, hat er in einem kleinsten Zeitraum u. mit einer Schnelligkeit, wie sie im bürgerlichen Leben sonst nirgends vorkommt, so viele genau auf einander abgestimmte Akte der Bewegung u.

Aufmerksamkeit auszuführen, daß es ganz unmöglich wird, sie mit dem Bewußtsein zu beaufsichtigen. Im Gegenteil, man muß einige Tage vor dem Wettkampf sogar das Training einstellen, u. das geschieht aus keinem anderen Grund, als um den Muskeln u Nerven die letzte Verabredung untereinander zu ermöglichen, ohne daß sie von Wille, Absicht u Bewußtsein dabei gestört werden. Das ist einer der größten Reize des Sports. Im Augenblick der Ausführung springen u fechten dann die Muskeln u Nerven mit dem Ich, nicht dieses mit ihnen, u sowie nur ein etwas größerer Lichtstrahl von Überlegung in dieses Dunkel gerät, fällt man schon aus dem Rennen. Das ist aber nichts anderes als ein Durchbruch durch die bewußte Person, eine Entrückung.

Noch erheben unsere Sportsleute nicht den Anspruch, heilig gesprochen zu werden. Wenn sie es

aber einmal tun sollten, wären ihren Wortführern diese Beobachtungen sehr zu empfehlen.

Das Wohlgefühl für Genies zu gelten, haben sie beinahe schon hinter sich.

Es ist schon recht lange her, daß man zum ersten Mal in einer Zeitung das Wort «das geniale Rennpferd» hat lesen können, und ich glaube, es ist auf Grund einer Verwahrung geschehen, die ein Rennverein bei dem Sportredakteur damit begründete, daß von manchen Fußballspielern oft gesagt werde, sie seien Genies des «Grünen Rasens», was den Pferden etwas vorenthalte, das auch ihnen zukäme.

Und dieser Reiterverein hatte recht. Vordem hatte man nur von genialen Entdeckern, Tenören oder Schriftstellern gesprochen; das war in der Zeit, wo man sich noch an einem vagen Idealismus beduselte, ehe man sachlich wurde. Es hat sich dann herausgestellt, daß man gar nicht wußte, ob diese Genies wirklich genial gewesen seien. Wie will man das auch zum Beispiel bei einem Schriftsteller entscheiden?! Alle Schriftsteller haben Rezensionen, worin es ihnen versichert wird. Manche haben mehr davon, aber das beweist, sagen ihre Gegner, geradezu schon ihre Trivialität. Will man also genau sein, so wird wohl nichts übrig bleiben als den Begriff des Genies psychotechnisch zu normen. Sein Hauptbestandteil ist das Unvergleichliche und dieses läßt sich natürlich auf Geschwindigkeiten, Muskeln, körperliche Treffsicherheit udgl. viel eindeutiger anwenden als auf geistige Leistungen. Andere Bestandteile, wie Kampfmut, Genauigkeit der Arbeit, Ehrgeiz, Konzentration, Wendigkeit, richtige Kombinationsgabe vor auftauchenden Hindernissen das heißt Urteilsfähigkeit und Assoziationsgeschwindigkeit finden sich in Brust u. Gehirn eines genialen Rennpferdes genau so entwickelt wie in denen eines Dichters. Die eindringende Psychotechnik wird nur einen einzigen Unterschied bestehen lassen: den der Zusammenfassung dieser Fähigkeiten zu der Art der Leistung und der Person. Aber unter den Leistungen sind es heute schon die körperlichen, die fast allen Menschen Vergnügen machen, was man von den geistigen nicht sagen kann, und was die Personen angeht, so hat man sich eben von den menschlichen zu den pferdlichen gewandt, weil man über die ersteren nicht einig werden konnte. Ich glaube, die Pferde werden es bald satt haben, Semiramis und Charlemagne zu heißen oder höchstens es beibehalten, um einen Pferdekalendar zu stiften, nach dem man unsere Enkel benennen kann.

Es ist das Wunderbare, daß man wie ein Pferd ist; aber man soll nicht glauben, dies sei der Übermensch

Ich darf das Verlangen nach einer philosophischen Begründung der Jetztzeit, wenn es auch wahrscheinlich überall vorhanden ist, doch nicht zu sehr ermüden. Darum zum Schluß nur noch einige kurze Bemerkungen:

Es ist einseitig, wenn man immer nur schreibt, daß der Sport zu Kameraden mache, verbinde, einen edlen Wetteifer wecke; denn ebenso sicher kann man auch behaupten, daß er einem weit verbreiteten Bedürfnis, dem Nebenmenschen eine aufs Dach zu geben, oder ihn umzulegen entgegenkommt, dem Ehrgeiz, der Überlegene zu sein, und überhaupt eine grandiose Arbeitsteilung zwischen Gut und Böses der Menschenbrust bedeute. Es mag schon so sein, daß zwei Boxer, die sich gegenseitig wund schlagen, dabei füreinander Kameradschaft empfinden, aber das sind zwei, und Zwanzigtausend schauen zu und empfinden ganz etwas anderes dabei. Wahrscheinlich ist aber gerade das Zuschauen von einem Sitzplatz aus, während andere sich plagen, die wichtigste Definition der heutigen Sportsiebe, und diese wird immer vernachlässigt. Das gleiche ist im verkleinerten Maßstab auf den Sportplätzen der Fall.

Man nennt, die sich plagen, die Heroen. Und das hat man immer getan. So ist man vom Geist (der Moral) auf den Sport gekommen, u wenn er es nicht anders macht, werden die Sportleute

bald wieder nur für Narren gelten wie die Dichter.

[ < ]

### Randglossen zu Tennisplätzen

*[1925/26 oder später]*

#### 1.

Wie lange mag es her sein, daß dieser Sport sich einzubürgern begann? Vielleicht 25 Jahre. Damals galt es für etwas sehr Gewagtes, daß die jungen Mädchen stundenlang allein mit den jungen Männern spielten. Die jungen Männer waren in Hemdsärmeln, manche trugen sogar keine Krawatte und erlaubten sich den obersten Hemdknopf zu öffnen, so daß man nicht sicher war auf den Anblick von Brusthaaren zu stoßen. Die jungen Mädchen behaupteten, daß man im Mieder schlecht spiele, weigerten sich, mehr als einen Unterrock zu tragen und behaupteten in ihrem Eifer, daß ihre Gegner auf den Ball achten würden, aber nicht auf ihre beim Lauf schwankenden Brüste.

Ich bin dieser Tage nach langer – freilich nicht so langer Zeit zum erstenmal wieder auf einen Tennisplatz gegangen. Irgendetwas beunruhigte mich; ich kam gar nicht gleich darauf; endlich begriff ich, daß ich lange keine so angezogenen Damen gesehen hatte. Als ob ich in die Zeitmaschine geraten und um Jahre zurückgedreht worden wäre. Das waren solide Leinen oder Flanellröcke, die weit unter die Knie, bis unter die Hälfte der Wade reichten und durch viele Plisseefalten noch undurchsichtiger wurden, als es schon ihrem soliden Stoff entsprach, und die Ärmel waren zwar an den Schultern weggeschnitten, aber so dezent, daß man selbst beim Service nicht die Haare unter den Achseln sah. Eine bekannte deutsche Spielerin hatte herrlich gebräunte Arme und Beine von der gleichen Farbe, die in kurzen Söckchen stacken; es war am ersten Tag des Turniers die große Sensation, nach der einer der Zuschauer den andern fragte, ob diese Beine nackt seien, aber gegen Abend war es entschieden, daß diese hübsche Dame raffinierte Strümpfe trug. Sie trug auch große Ohrringe, die bei jeder heftigen Bewegung neben ihrem Gesicht baumelten. Nicht groß und etwas breit gebaut, erinnerte sie in der diskretesten Weise an ein schönes Südseemädchen, hüpfte kannibalisch auf beiden Beinen von einer Seite zur andern u hob das Knie gegen die Nase bei jedem starken Schlag, den sie führen mußte. Überhaupt kommt der unsportliche Beobachter beim Spiel der Damen zu lohnenden Eindrücken. Diese heftigen Bewegungen, welche ein scharfer Schlag, gespannte Aufmerksamkeit u. rascher Start der Beine hervorrufen entkleiden den Körper sozusagen durch Betonung seiner Kinetik und Vorführung seiner anatomischen Funktion. Das ist so stark, daß es selbst durch Automobilpelze dringen würde. Dennoch ist die Dezenz der Kleidung fast ebenso stark, und das Kompromiß, welches entsteht, ist voll spannender Andeutung und das Herz quälender Verschleierung. Zu einer Zeit, wo jede bessere Berliner Familie einen nackten Gauguin oder Pechstein im Speisezimmer hängen hat, wo die jungen Mädchen in Hosen reiten, bergsteigen, radfahren oder gar in Ärmel- u Hosenlosen Badetrickots auf dem Pferderücken sitzen, berührt das wie ein Hauch entschwendener Entzückungen, fast wie ein Menuett auf einer alten kleinen Spieldose, und ist

zumindest so, wie wenn alte Herren sich an die vielen Gasflammen erinnern, welche im Zirkus brannten, und an die dicken, aprikosenroten Trickots, welche erst über den Knien von den schwankenden Gazeröckchen verdeckt wurden.

## 2.

Ich habe Froitzheim im Jahr 1914 spielen gesehn. Ohne Absicht; ich kam zu einem kleinen Turnier, und da spielte gerade ein junger Mann, der mir im ersten Augenblick durch nichts Besonderes auffiel. Nachdem ich eine Weile zugesehn hatte, kam mir, ich möchte sagen: eine ungeheure Langweile dieses Spiels zu Bewußtsein, ohne daß ich mich selbst langweilte. Es fiel mir geradezu dadurch auf, daß es mich, den Zuschauer lähmte ohne mich fortsehn zu machen, und nach abermals einer Weile hatte ich begriffen, daß dieser Spieler vor mir ein Genie der Langweile war. Das war Froitzheim. Ich kenne nur ein einziges mit diesem Eindruck verwandtes Beispiel, einen seinerzeit sehr berühmten deutschen Roman. Der Ball Froitzheims ging mit der Regelmäßigkeit eines Pendels in einem so hohen Bogen über das Netz, wie man ihn an guten Spielern nicht gewohnt war, was dem Spiel etwas scheinbar Weiches u Unbedeutendes gab, aber er traf mit der gleichen Regelmäßigkeit immer die Grundlinie, keine Handbreit davor noch dahinter, traf sie gewöhnlich an einer Stelle, zu welcher der Gegner erst hinlaufen mußte, kehrte nach den gefährlichsten Schlägen des Angreifers immer wieder zurück, und wenn man genauer zusah, bemerkte man, daß der scheinbar in gemächlichem Bogen fliegende Ball einen enormen Druck hinter sich hatte und eine lebendige Kraft in sich barg, die ihn unaufhaltsamer vom Boden auf- und davon schnellen machte als die eindrucksvollsten Bälle anderer. Damals war F., wenn ich nicht irre, einer der Anwärter auf die Weltmeisterschaft.

Als ich ihn jetzt wiedersah, war er vielleicht nicht in Form, aber er glich nur dem Schatten seiner selbst. Sein Spiel war abwechslungsreicher geworden, aber es hatte die Unbestechlichkeit und geheime Härte verloren. Viele Bälle gingen daneben, und viele an ihm vorbei. Er gewann mühsam den ersten Satz gegen das junge tschech. Phänomen Közeluh, verlor glatt den zweiten, knickte ein und gab auf. Ich hatte nicht den Eindruck, daß sein Gegner besser spielte als der Froitzheim von 1914, noch daß Froitzheim, wie die ihm freundlichen Berichterstatter schreiben, gegen die Jugend des Zwanzigjährigen unterlag, denn er hat sich einen prächtigen Körper bewahrt, und hier beginnen die Fragen.

## 3.

Nachdem ich lange selbst auf keinem Turniergrund mehr stand, bin ich wieder so naiv geworden, zu fragen: Wodurch verliert man ein Spiel? Die Antwort lautet: durch die eigenen Bälle, die man «aus» oder ins Netz schlägt und nicht durch die Schärfe des Gegners. Ich kann das nur gefühlmäßig behaupten, aber ich glaube, eine Statistik würde es bestätigen, daß selten ein Ball so scharf oder die Taktik des Gegners so überraschend ist, daß man nicht darauf erwidern kann, und daß in den meisten Fällen der Zuschauer an einer undefinierbaren Eigenheit der Bewegung voraus weiß, daß der Ball fehlgehen wird. Es stimmt damit überein, daß fast alle Spieler im «Einzel» unter ihrem Können auf sicher spielen und den Gegner (aber auch das Publikum) zu Tod langweilen. Es stimmt ferner damit überein, daß sie im Doppelspiel weit amüsanter sind, weil sie die geteilte Verantwortung beruhigt und sie gewißermaßen von einer perpetuellen Ausrede auf ihren Mitspieler zehren.

Diese Frage scheint also eine psychologische zu sein.

[ < ]

### Der Praterpreis

*[1925/26 oder später]*

Sportbericht. Ich will über .. schreiben. Aber ich weiß nicht, ob ich dazu komme.

Wenn der Titel einmal groß gedruckt da steht, kann man ja zugeben, daß er falsch ist; der wahre müßte heißen: X. Internationales Lawn-Tennis-Turnier veranstaltet vom Wiener Athletiksport-Club, Herren-Einzelspiel um die Meisterschaft von Österreich usw. Aber die Plätze dieses Clubs liegen unter schönen alten Bäumen im Prater, eines der den Hauptkampf umrahmenden Wettspiele hieß der Parkpreis, und so kam es eben.

Ich lese seit Jahren alle Sportberichte, deren ich habhaft werden kann. Man lernt sehr viel dabei. Vor allem verschiedene Sprachen. Das Landen eines Kinnhackens, das Eintreten eines Balls, das Bedecken einer Strecke in so und soviel Sekunden sind im Vergleich zu andren gutartige Neubildungen. Ich liebe diese Ausdrücke und sammle sie gelegentlich. Die einwandfreie Leiche (eines gesunden Toten) ist ein schönes Beispiel aus der Ärztesprache, das bei Knochentransplantationen seine Rolle spielt. Es ist bekannt, daß das Wälsch der Landstreicher, der Jäger, der Seeleute von sprachbelebendem Einfluß war; unsre Sportsprachen haben auch noch Schöpfungskraft, aber ihr Unglück ist, daß die Dichter nicht Sport treiben (Fußnote dazu:...) u. die Zeitungsberichterstatter über ihn schreiben. Dadurch geht das immer aus der Physiognomie eines Sports und im Kreis von wenigen hundert Menschen geborene Wort, die ihn aktiv ausüben, nicht den Weg durch einen Menschen, der es mit allen Sinnen aufnimmt, sondern unmittelbar durch das Gedächtnis hinaus zu Millionen Zeitungslesern, die seit einigen Jahren in allen Zungen des babylonischen Sportturms reden lernen. Ich will den Sportberichterstatter nicht nahetreten, aber ich glaube nicht, daß viele unter ihnen wirklich Sportleute sind. In der Mehrheit dürften viele von diesen Journalisten noch die heute glücklicherweise abnehmende Überzeugung haben, daß ein guter Journalist über alles schreiben können muß, so wie man in der alten österr. Armee dem kuk. Lt. einprägte, daß er, so er den Befehl dazu bekomme die Peterskirche zu bauen, imstande sein müsse, sich zu orientieren u. dann mit seinem Zug den Auftrag auszuführen. Das ist ein schöner esprit du corps, aber er führt nicht zu sachlichen Leistungen. Er führt nur dazu, daß sich der Berichter mit raschem Eifer die verschiedenen Stalljargons aneignet und sich dann bestrebt, in dieser Ausdrucksweise Weltgeschichte zu schreiben. In Deutschland ist man darin noch nicht so weit wie in Österreich, wo die Zeitungen glauben, durch tägliche seitenlange Fußballberichte Lesermassen zu gewinnen. Es ist ihm nicht zu verdenken, daß der Berichterstatter, auf diesem Gebiet übrigens oft wirklich zu Hause u. kritischer Würdigung fähig, hier in den Fehler verfällt, da ihm mehr Raum zur Verfügung steht, als allen Künsten u. Wissenschaften zusammen, vom genialen Ferdl Swatosch zu schreiben oder die Heroen des Radrennens aufzuzählen. Irgendwo hat er natürlich heute noch das Gefühl, daß das nicht ganz wörtlich zu nehmen sei, aber wenn es so weitergeht, wird er ein Bahnbrecher neuen Geistes gewesen sein. Immerhin ist das kein Ernst. Und wenn ich meine Eindrücke zusammenfasse, der ich fast? jeden Sport ausgeübt habe u. heute alle Sportberichte lese, deren ich habhaft werden kann, so muß ich sagen: Wenn ich die Sache nicht aus eigener Erfahrung kennen würde, würde

ich sie (mir) nach den Berichten (vorstellen können) verstehn; so aber nicht. So kann man über Theater schreiben, aber bei einer so ernsten u reellen Sache, wie es der Sport ist, ist es schade.

[< ]

### Normung des Geistes

*[1927 oder später]*

1. Erklärung der Normung an Werkzeugen, Koffern usw.
2. Man hat darüber bisher übersehen, wie wichtig es wäre, auch die geistigen Erscheinungen zu normen.
3. Die Amerikaner Ansätze versucht – Tayl ..
4. Glücklicherweise hat sich bei den kompliziertesten geistigen Produkten, denen der Wiss. u Kunst eine weitgehende Normisierung u Typisierung ganz von selbst angebahnt.
5. Wir normen.

Für ältere Leser, welche noch ungenormt aufgewachsen sind, sei eine Erklärung vorausgeschickt: Normung heißt in der Industrie, daß man alles, was sich ebensogut so wie anders machen läßt, in einer zwischen allen Fabriken vereinbarten u. gleichen Weise macht. Das hat große Vorteile, räumt eine völlig zwecklose Unordnung weg, verbilligt und macht das Leben zur Lust. Wenn man das Farbband seiner Schreibmaschine auswechseln will, wird man nicht mehr nach einem Geschäft suchen müssen, welches gerade dieses Schreibmaschinensystem führt, denn alle Schreibmaschinen werden Bänder von gleicher Breite u Länge haben, u. wenn man an einem Pedal eines Fahrrads den Gummi verliert, wird man nicht mehr beim Fahrradhändler 400 verschiedene Ausführungen von Pedalgummis angezeigt finden, unter denen gerade die eine fehlt, von der man ein vereinsamtes Exemplar am zweiten Pedale besitzt. Eine große Menge Dinge wird heute schon genormt, Gewinde, Passungen, Durchmesser, Armaturen, Konstruktionsteile von Rohrleitungen, Krankenhausbedarf u Laboratoriums gerät, Werkzeuge, Koffer eine noch größere Menge wird genormt werden, es gibt Ausschüsse mit herrlichen Namen wie bei Fanok u. Dechema, u. wir stehen an den Anfängen einer großen geistigen Bewegung, welche der Renaissance nichts nachgeben wird.

Es sei darum erlaubt, wenige vorschnelle Ausblicke auf die Zeit zu tun, wo die Normungsbewegung nicht nur das Produkt, sondern auch den Menschen ergriffen haben wird. Es kann ja gar kein Zweifel darüber bestehn, daß der genormte Mensch große Vorteile gegenüber dem ungenormten bieten wird, aber obgleich starke dahinzielende Bestrebungen im Gange sind, setzen sich ihnen noch unnötige Widerstände entgegen. Fragen wir uns deshalb zuerst, wie wird der genormte Mensch aussehen? Er wird auswechselbar sein. Da heute alle schönen Menschen bei uns dünn sind, im Orient aber dick, kann die Unterwerfung der Natur in der Durchmesserfrage für gesichert gelten. Das gleiche gilt von der Normung auf bestimmte Größenstufen, welche die Konfektionsindustrie von den Eltern verlangen wird; die Japaner erzeugen heute schon durch bestimmte Fütterung große fette Ringkämpfertypen neben dem trocken-breit-kleinen Dschidschitsutypus. In seiner Kleidung wird der Mensch alle Vierteljahre anders, aber immer gleich ausschauen; auch das ist heute schon angenähert erreicht; das

Luxusbedürfnis läßt sich ohne Schwierigkeiten durch bestimmte Stufen der Ausführung typisieren, ähnlich den Steuerstufen, u. in einer sehr verfeinerten Gesellschaft wird sich der Rang durch einen Preiszettel symbolisieren (befriedigen) lassen, der angibt, daß man 3 x so viel für seinen Anzug gezahlt hat, wenn es selbst der gleiche Anzug sein sollte.

Das sind einfache Probleme. Aber sind der gute, der moralische, der normale, der verwendbare Mensch sind der ideale Patriot, der disziplinierte Parteigänger, der vollkommene Staatsbürger nicht schon genormte Menschen? Hier öffnen sich Zukunftsblicke für alle normativen Institutionen. Was sie immer getan haben, werden sie nun mit den Hilfsmitteln u der unbestrittenen Autorität der Wissenschaft u Technik tun. Der Strom der Zeit hat eine ihnen günstige Richtung, die individuellen Reste, die er mit sich führt, schleifen sich ab. Die Liebe, dieses Urwaldgebiet der Eigenbrötelei, wird zur reinen Verlegenheit. Wer kann heute noch mit gutem Gewissen «Du Einzige» sagen? Jedermann weiß, daß es richtig «Du Typische» heißen muß

[◁ ]

### **Kritiken im Nachsatz**

[1927 oder später]

*Schöner Leser.* – Ich würde gerne wissen, wer diese Anrede «Schöne Leserin» erfunden hat u. wann sie in Gebrauch gekommen ist. Ich erinnere mich, daß sie in Büchern oft vorkommt, die so recht ungefähr zwischen den 30er u. den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts geschrieben worden sein müssen. Besser glaube ich zu fühlen, was diese Anrede bedeutet. Da ist wohl einmal etwas darin von der Schönen Literatur oder der Schönen Wissenschaft, wie man auch früher sagte. Und sodann etwas von jener personifizierenden Romantik (nicht der großen des Novalis), wo die Dichter ihren Novellen u Aufsätzen die Form von Briefen an fingierte schöne Leserinnen gaben u. sich mit dieser schmachtenden Vorstellung ankurbelten. Troubadour Heine, als er über den Brenner reiste, schaute himmelhohe Berge, die *ihn* ernsthaft ansahen u *ihm* mit den ungeheuern Häuptern u. langen Wolkenbärten eine glückliche Reise zunickten. Hie u da bemerkte er auch ein fernblaues Berglein, daß sich auf die Fußzehen zu stellen schien u. den anderen Bergen recht neugierig über die Schulter blickte, wahrscheinlich – wie er meint – um *ihn* zu sehen. So etwas sagt H. nur halb-ironisch. Haben doch Sonne, Nachtigall u Blumen für ihn keinen anderen Zweck, als in seinem Herzen aufzugehen, zu singen u zu blühen. Gerade wenn man das im klugen, im Wesentlichen heutigen H. liest, merkt man, was Zeitmode ist. Er war ein besonderer Geck in dieser Mode. Er beschreibt Landschaftliches nach unseren Begriffen gut, nur wenn er schlecht aufgelegt ist. «Brixen war die zweite größere Stadt Tirols, wo ich einkehrte. Sie liegt in einem Thal, u. als ich ankam, war sie mit Dampf u. Abendschatten übergossen. Dämmernde Stille, melancholisches Glockengebimmel, die Schafe trippelten nach ihren Ställen, die Menschen nach den Kirchen; überall beklemmender Geruch von häßlichen Heiligenbildern u. getrocknetem Heu.» – Da sitzt jeder Strich voll Schärfe u dennoch weicher Sphäre. – Ich besitze die Laubesche Prachtausgabe seiner Werke, die von Wiener Künstlern illustriert ist. Da fallen den fliegenden Amoretten die Pfeile aus dem Köcher, nackte Büblein tanzen mit Schellenkappe u Spiegel, Paletten, Masken, Leiern, Fackeln u. Kielfedern ranken sich um Lorbeer- u Rosenbüsche. Das ist so sinnig, wie es heute kein Mensch aushält. Aber es liegt in der

geradlinigen Vergrößerung der Schwächen eines großen Dichters. Laßt uns unserer Sterblichkeit gedenken! – Im übrigen wollte ich damit nur erklären, welches Laster ich mit dem Wort personifizierende Romantik meine. Zu ihr gehört die schöne Leserin, ob sie von ihr erfunden wurde oder nicht. Und außerdem hat sie etwas von der Lieblichkeit des Wanderzirkus, des Balletts u der großen Oper, als in den Pausen der schweren Arbeit die schönen Aktrizen Kußhände ins Publikum warfen. Der Dichter tritt an die Rampe, über seinem behaarten Bein wippt das Kelchröcklein aus Gaze, er wirft ein Kußhändchen ins Publikum u sagt Schöne Leserin! – Heute würde er sagen: Oh, Mensch (d. h. natürlich nicht etwa im despektierlichen Sinn, sondern mit dem Augenaufschlag der Liebe.)

Für das volle Freisein von dieser Romantik (die man nur Romantizismus nennen sollte) liefert ein halbes Menschenalter früher Stendhal das große Gegenbeispiel, der morgens den Code Napoléon las, ehe er die herrlichsten Sätze männlicher Leidenschaft niederschrieb. Das ist zu bekannt, um darüber zu sprechen. Aber ich kenne den an der Strecke Berlin-Bremerhaven liegenden Ort Stendal – so ein wenig Heine-isch habe ich ihn kennengelernt –, der ihn offenbar zu seinem Pseudonym angeregt hat, und ich ärgere mich jedesmal, wenn man den deutschen Namen französisch ausspricht. Vermutlich hat ihn aber auch St. französisch ausgesprochen. Ich besitze aus der Zeit meiner Eltern eine große Ausgabe des Brockhaus u. benutzte die Gelegenheit dieser ... um diese Frage endlich aus der Welt zu schaffen. Was las ich? «Stendhal (spr. stangdall) Pseudonym für Beyle (spr. bäh!), tiefsinniger franz. Schriftsteller usw.», die ganze Notiz ist sehr kurz, von seinen epischen Leistungen werden die Abbesse de Castro ... überhaupt nicht erwähnt, sondern nur Le Rouge et le Noir u La chartreuse de Parme, «in denen sich seine Vorzüge: scharfe Charakteristik, pikanter Stil u Witz, aber auch seine Fehler: Haschen nach Originalität u. Fehlen jeder höheren sittlichen Idee, bezeichnend aussprechen. Sein bedeutendster Schüler Mérimée, der ihn stilistisch überragt —» Also geschrieben 1889

Wenn 1989 von unserer Zeit nur das Buch ... übrig geblieben sein wird, wird man wieder so urteilen. <— Schöner Leser!

Nachsatz: Ich bin etwas abgekommen. Ich wollte den Roman ...

[ < ]

### **Das Zeitalter der Dichter (D. Gold. Z.)**

*[1927 oder später]*

Es gibt die Sage, daß es das Zeitalter der Künste einmal gegeben hat. Oder ist das nur ein Bild aus der Makartzeit? Vielleicht erinnern sich andere besser daran: ich sehe bloß jemand Nackten auf Muscheln blasen: zwischen zwei Ochsenhörner eine Saite gespannt, das ist die Leier; Löwen u Panther gehen über den Rasen u geben acht, daß sie ja nicht eine der eigroßen Blumen knicken, die dort ihre Augen zu den Menschen auf schlagen; als Gesamteindruck hat man etwas entschieden Vortextiles.

Wunderbare Ironie die den Namen das Goldene Zeitalter für diese goldlose Zeit in Gebrauch gesetzt hat, welche noch nichts von Währung wußte. /.. für die Sehnsucht nach einem goldlosen Zeitalter in Gebrauch gesetzt hat./ Wahrscheinlich schenkte schon in vorgeschichtlichen Zeiten der König, wenn es hoch herging, dem Sänger der genau so wie unsere Dichter heute auf



Vortragsreisen ging einen goldenen Becher oder eine Spange von seinem Gewand, u. der Sänger bedankte sich, indem er ein vor-vorgeschichtliches Zeitalter erfand, worin alle Könige u Götter selbst Sänger waren. Denn wenn man sich das Goldene Zeitalter der Künste genau vorstellt, kommt man zu dem Schluß, daß alle Menschen u Tiere damals Geld gehabt haben müssen. Sie tragen etwas ausgesprochen Unbesorgtes um Nahrung u Erwerb zur Schau; sie besitzen zweifellos alles, was sie wünschen, u. haben keine andere Aufgabe mehr als ihre schöne Sättigkeit in künstlichen Gebilden auszuströmen. Das goldene Zeitalter war ein Zeitalter des Amateurismus ohne Professionals; wenn der Dichter gefordert hätte, daß er der Herr der Welt sei – u. sollte dies auch nur eine sagenhafte, vergangene sein – so hätte man ihm Gift zu trinken gegeben, er konnte sich nur so helfen, um seinen Wunschtraum auszusprechen. Und wenn heute, einige tausend Jahre später, die großen Dichter unseres bürgerlichen Zeitalters Bilanz machen wollten, so würde sich erweisen, daß sie noch immer an ein mögliches GZ. glauben u genau in der gleichen Weise, daß die Besitzenden Dichter werden, niemals aber die Dichter Besitzende; sie nennen es indem sie die Forderung bloß etwas mildern /aus dem Sagenhaften zum Möglichen mildern/ Kultur od. Nation od. Humanität, der Textilindustrielle soll ihrer Ansicht nach nicht nur Kammgarn machen, sondern auch ein Liebhaber, Förderer u Schüler der Künste sein.

[ < ]

### **F. F. Bl. / Frauenlob**

*[1927 oder später]*

Don Juan u Quichote, Blaubart, Simson, der Misogyn ... unter diesen immer wiederkehrenden Mannesgestalten, welche in Haupt- oder Nebenamt Ausdruck des Verhältnisses der Geschlechter zueinander sind, fehlt seit etlichen Menschenaltern eine: der Frauenlob. Der letzte war Stendhal; nicht weil er über die Physiologie der Liebe schrieb, sondern weil in seiner Poesie die Frau durch unendliche Hindernisse vom Mann getrennt wird und, durch das Feuer des Hungers gesehen, den bezaubernden Glanz der Vision gewinnt. Seither sind wir zwar von Liebesliteratur überschwemmt worden, aber je breiter, desto seichter und nicht anders als wenn ein leergelaufenes großes Behältnis auf den Kopf gestellt u. ganz ausgegossen wird. Wahrhaftig hatte auch inzwischen die menschliche Natur das pompöse Illusionsexperiment, durch das sie seit Jahrtausenden die Liebes- u Schaulustigen anlockte, eingestellt u. arbeitet als Desillusionskünstler, der, in Frack, ohne Hokuspokus vorerst den ganzen Schwindel erklärt u. sich danach doch unterfängt, ihn zustande zu bringen.

Ob das nun bloß eine Ruhepause ist, welche der Illusionsmüdigkeit gegönnt wird, oder bleiben wird, weiß natürlich kein Mensch; jedenfalls bedeutet aber, was sich 100 Jahre lang vorbereitete und in den letzten Jahren breit etablierte, einen der originellsten Abschnitte in den Beziehungen zwischen Frau u Mann. Sein wichtigstes äußeres Zeichen ist nicht die Annäherung der weiblichen Tracht an den Mann, sondern die Entkleidung der Frau durch den Sport. In ihr drückt sich eine Bewegung aus, welche die ganze weiße Menschheit umfaßt, u. das erotische Element verschwindet neben der Vielfalt dauerhafterer u würdevollere Motive die von Gleichberechtigung bis zu Volksgesundheit u gesunder Unbefangenheit gegenüber der Natur reichen.

Man kann sich den reizvollsten sittengeschichtlichen Anschauungsunterricht sogleich bereiten,

wenn man neben eine heute gedruckte illustr. Zeitung einen Jahrgang jener alten Familienblätter legt, die sich auf den Dachböden aller Haushalte finden, deren Bestand in die 70<sup>er</sup> u 80<sup>er</sup> zurückreicht.

Ev. Mode. Umgekehrt anpacken. Von der Mode ausgehn u dann sagen: die Menschen sind nett wenn ihnen das Leben unmittelbar auf den Schultern sitzt, ohne Ideologie oder mit einer unaufhörlich wechselnden Mode.

Es gibt sicher eine Phil. der Mode. Ob es eine zeitgemäße, soziale gibt, weiß ich nicht —

[ < ]

### Mode

*[Um 1930?]*

Illustr. Ztgen. haben seit einigen Jahren die hübsche Gewohnheit angenommen, Modebilder aus solchen vergangenen Zeiten zu reproduzieren, die ein großer Teil von uns noch mitgemacht hat, also etwa aus den Jahren 1914, 1900 bis 1890. Ihren Abschluß nach unten findet diese Reihe etwa in den 70er Jahren des vor. Jhrdts. Man sieht Hüte, die wie Räder oder große Käseringe sind, gepuffte Ärmel, wunderliche Linien vom Magen bis zum Hals und Schöße voll Unnatur. Der erste Eindruck ist der eines komischen Ungeschicks, dem unsere Gegenwart viel mehr entronnen sei als aus ihm hervorgegangen, gemischt mit der Befriedigung, daß wir es in wenigen Jahren so weit gebracht haben.

Ganz so einfach ist das aber nicht.

Vor allem: warum schließt das mit 1870 ab? Ein Historiker der Form, der Entwicklungslinien sucht, wird die unserer Kleidung mühelos u. natürlich über das Jahr 1870 hinaus u zurück verfolgen können, in die 30er Jahre hinein und von da, so wie eben eins aus dem andern folgt, bis zur Zeit Goethes ja der Anfänge des Bürgertums zurück. Und doch befindet sich etwa bei 1870 für unser Gefühl ein Bruch, so daß uns alles, was älter ist, als historisches Kostüm erscheint, so als ob es aus irgendwelchen Gründen der Zeit damals entsprochen hätte, während ab 1870 ein Gefühl verlassener Torheit in uns erregt wird, geradeso als ob wir irgendwie dafür noch verantwortlich wären.

Damals waren unsere Eltern oder Großeltern in ihren besten Jahren, einige Jahrzehnte später waren wir es selbst; es scheint ein Zeichen für das zu sein, was wir noch nicht ganz als Vergangenheit und mehr oder minder als Gegenwart empfinden, daß wir uns dafür schämen. Denn wir schämen uns der Lächerlichkeit unserer abgelegten Kleider.

Warum legen wir sie dann aber an?

Häßlichkeit hindert eine Mode nicht am Entstehen; sie kann anfangs ganz deutlich als unangenehm empfunden werden, wird aber doch mitgemacht, und nach einer Weile ist sie unentbehrlich. So waren die umgeklappten Hosen, die man heute trägt, vor dem Krieg auf Regenwetter u Straße beschränkt u galten selbst da in Dtschld. nicht für besonders anständig, heute betritt man u U. einen Salon mit ihnen, und die kurzen Frauenröcke, die bis vor eben so kurzem getragen wurden, bedeuteten, unvoreingenommen betrachtet, die unvorteilhafteste

Gliederung der weiblichen Erscheinung, die sich nur ersinnen läßt, denn es entstand ein hochgestelltes Rechteck, das auf zwei kurzen Stelzchen ruhte. Daß diese kniefreien Röcke praktisch waren, hat nicht gehindert, daß sie sich seither wieder ins Unpraktische verlängerten, und alles was man von der Bewegungsfreiheit der neuen tätigen Frau schrieb u sprach, war nur Zeitgeklapper: in Wahrheit spielt das Praktische in der Mode eine ebenso untergeordnete Rolle wie das Schöne, und nichts steht dafür gut, daß wir nicht noch einmal Vaternörder und Schnürstiefel tragen werden.

Natürlich hat eine neue Mode immer etwas an sich, was reizvoll ist, aber das ist wahrscheinlich gerade das, was später nicht mehr verstanden wird; es ist das Genughaben am Vorangegangenen (Opposition u Variation)

Eine Einzelheit, die ein Ganzes nach sich zieht: ein labiles, debiles Verhalten.

Man spricht von der Tyrannei der Mode und meint darunter, daß man nicht versteht, warum man sie wechselt.

Zum Teil weiß man, daß das von außen kommt. Längstens alle 2, 3 Jahre müssen die Schneider und Hütemacher aus Geschäftsgründen etwas Neues erfinden. Bald fällt ihnen mehr, bald weniger ein, bald etwas Nettes, bald nur etwas Albernes. Das weiß man und fühlt man und kann sich der Aufforderung, es zu tragen, doch nicht entziehn. Rührend deutlich war das ja bei der kurzen Frauenhaartracht – die so konsequenzenreich war wie keine Mode An u für sich nur in einer beschränkten Zahl von Fällen unbedingt schön. Rührendes jahrelanges Zögern. Abwägen. Sondieren des Manns u Parlamentieren. Aufmarsch von Grundsätzen. Und schließlich ein Zopf nach dem andern unter der Scheere, so daß es heute geradezu Ausdruck bestimmten Charakters, Grundsätze, Milieus ist, wenn noch ..

Man sagt, daß man sich nicht dem Einfluß dessen, was alle tun, entziehn könne; man findet es anfangs abstrus u später selbstverständlich. Es liegt etwas ungeheuer Melancholisches, menschlich Rührendes in der Tatsache der Mode. Es ist mit anderen Dingen auch so, nur fällt es nicht so in die Augen: darin liegt die philosoph. Bedeutung der Mode.

Es spielt mit, daß man die neue Mode anfangs unbefangen, rein optisch sieht u also als absurd erkennt, während man sie später sozial sieht, als Zeichen der Vornehmheit u Eleganz, je nach Reichtum u Geschmack ihrer Ausführung. Kleider waren ja immer ein nach außen Kehren der sozialen Bedeutung. Konsequenter müßte man sich mit kostbaren holländischen Gulden oder mit schlichten Mark bekleiden. Ein Grund der Inkonsequenz der Mode ist ihre Indirektheit. Bekanntlich ist sie auch im Erotischen indirekt.

Sie besteht aus Inkonsequenzen u Indirektheiten.

Konsequenter u direkter führt sie zum Reformsack.

Es scheint heute eine Vernunftlinie zur Nacktheit zu führen

Aber die eigentliche Wahrheit der Mode besteht in: Ich kann mich nicht mehr sehn.

[< ]

### **Der Doppelmäzen**

[Um 1930?]

Man spricht u schreibt heute viel darüber, ob es wohl noch Mäzene gebe, daß es sie noch gebe, wie nötig sie wären und was sie zu tun hätten; da mag es willkommen sein, wenn man versichern kann, daß es sogar noch Doppelmäzene gibt. Nennen wir sie dem Märchenhaften ihrer Erscheinung gemäß Emporius & Kömmling; ihre irdische Anschrift steht ernsten Interessenten (nur) gegen Schadensversicherung zur Verfügung.

Sie handelten mit allem, was es zwischen einem Seidenstrumpf und dem Sauerstoffmangel der Stratosphäre gibt, und niemand wußte, ob sie reich wären, aber sie besaßen alles, was äußerlich zum Reichtum gehört, Palais, Kraftwagen, Bilder, Frauen und Pferde, u daß R./eichtum/ auch innerlich etwas sein müsse, kann sein ist aber schließlich eine Drohung von Leuten, die nicht viel mehr besitzen als ihre Tugenden. So dachte wenigstens Kömmling, der es sich wohlergehen ließ und in seinen allerpersönlichsten Wohnräumen Bilder von Rennpferden, Jagdmeuten und Rebhühnern in Pfirsichen hängen hatte. Nicht so aber Emporius. Dieser stammte aus einer Gymnasiallehrerfamilie, die er nicht unterstützte, von der er aber etwas zurück behalten hatte; allerdings war das nur die Überzeugung, daß man vornehm sein müsse, aber es freute ihn doch. So beschäftigte sich sein Geist viel damit, wie man die Künste fördern könne, und er stritt oft mit seinem Kompagnon K. darüber, der große Summen unwiederbringlich an niedere Begierden verlor, obwohl ihm E. bewies, daß man für das gleiche Geld seine Wohnung mit alten Bildern so bekleben kann, daß sie wie ein Briefmarkenalbum aussieht und sich auch durchaus zu Spekulationen ebensogut eignet wie ein solches. Durch diese Unterschiede ihrer geistigen Haltung waren die beiden Kompagnons meistens miteinander verfeindet, u. Emporius beschloß, einmal K. zu zeigen, wie man es machen müsse, wenn man den Platz verdienen will, auf dem man verdient.

Er hörte, daß ein berühmter Lyriker in der Stadt anwesend sei, machte ihm seinen Besuch und lud ihn zu sich. Dort setzte er ihn, nachdem sie wie Fürsten bei Kerzenlicht diniert hatten, unter eine Bilderhecke [?], zog für sich einen Stuhl heran u sprach: «Ich bin ein einfacher Kaufmann, aber ich weiß, was man der Kunst schuldet Antike Bilder befriedigen mich nicht, ich will etwas tun, was noch nicht da war: ich stifte einen großen Preis für Lyrik (das schönste Gedicht).»

Der Lyriker öffnete die Augen.

«Ich geben 3000 M. jährlich dafür» sagte Emporius. «Für 3 Gedichte»

Wie Lyriker nun einmal sind, fand der Eingeladene das zu wenig.

«30000 M. müßten es sein» räumte Emporius ein «Lassen Sie mich nachdenken. Das repräsentiert ein Kapital von rund 400000 M, ich werde 40000 geben, also müssen wir noch 360000 aufbringen: Hören Sie das geht!» Sie nahmen den Kaffee im Privatkontor in einer durch u durch sachlichen Umgebung ein, der Lyriker kniff sich ins Bein u fand, daß alles stimme. «Wir werden Deutschland zum Land der Gedichte machen» erklärte Emporius «Wollen Sie mir an die Hand gehen? Aber Sie allein, Meister, sind bei aller Bewunderung, die ich persönlich für Sie habe, zu schwach, Sie müssen noch 11 der bekanntesten Dichter dafür gewinnen, ein Kuratorium zu bilden. Wenn das geschehn ist, werde ich mich an unsere Staatsmänner u ähnliche hervorragende Persönlichkeiten wenden, damit sie auch ihre Namen an die Spitze stellen, und wenn wir soweit sind, kann ich mich verbürgen, daß wir auch das Geld aufbringen. Wieviel verdienen Sie übrigens monatlich an Ihren Gedichten, Meister?»

Der Meister berechnete schnell im Kopf, daß er während der 30 Jahre seines lyrischen Schaffens

1053 Mk 27 Pfn. eingenommen habe. «Das ist kein Hindernis» sagte Emporius Aber der Meister teilte noch mit, daß er auch Zeitungsaufsätze schreibe u eine Stellung als Lektor bei einem Verlag einnehme, was ihm 500 M. monatlich einbringe. «Sie werden natürlich fast Ihre ganze Zeit verlieren, u ich bin gern bereit» E. berechnet gleichfalls schnell, «Ihnen die Hälfte Ihres Einkommens zu ersetzen» erklärte Emporius energisch, «solange Sie gemeinsam mit mir arbeiten.»

So bekam der berühmte Lyriker 250 M. monatlich aus dem Zigarrenbudget seines neuen Freundes, aber die Schecks waren auf ordentlichem Firmenpapier ausgestellt, denn die beiden hatten auf Wunsch des Dichters der nicht weniger kaufmännisch sein wollte als sein Partner lyrisch einen regelrechten Vertrag für 4 Monate geschlossen.

Nach Ablauf dieser 4 Monate waren die 11 großen Dichter gewonnen, der bekannte Lyriker war auf den Gesellschaften die Emporius gab, unzähligen Menschen vorgestellt worden, er hatte Besuche bei allen Führern der Politik u Finanz, des Zeitungswesens und der Gesellschaft (Vornehme Welt) gemacht u. überall erzählt, wie Herr Emporius ein neues Zeitalter der Gedichte in Deutschland emporrufen wolle. Aber als es so weit war und nun Herr Emporius sein Werk mit den 360000 M beginnen sollte waren gerade zwischen Himmel und Seidenstrumpf allerhand wertvolle Handelsartikel ins Sinken geraten, u. Emporius erklärte, daß er augenblicklich nicht einmal für seine Person 40000 geben könnte, wogegen man einem berühmten Dichter doch viel mehr Entgegenkommen erweise, und dieser möge es also doch noch einmal selbst versuchen.

Was tut ein berühmter Lyriker in solchem Fall? Das ist wohl verschieden; es gibt auch Lyriker, die sich bei Geschäftsgründungen sehr gut bewähren, aber dieser verzichtete und schrieb sein erstes Gedicht seit langer Zeit. Und damit wäre diese Geschichte zu Ende gewesen, wenn nicht die Gerechtigkeit des Schicksals den leichtsinnigen Mann ein Jahr später aufs Krankenlager geworfen hätte, so daß sie ihn in schwere Not brachte. Freunde sammelten für ihn, der nun wieder sein Durchschnittseinkommen von 2,92 Mk monatlich hatte, sofern er sich zu der Stimmung aufraffte, Gedichte zu machen, und diese Freunde wandten sich auch an E., der inzwischen eine allgemein anerkannte Stellung als Förderer der Künste eingenommen hatte. E. empfing sie mäzenatisch, setzte sie unter eine Bilderhecke [?] usw. u. erläuterte ihnen, daß er sich nicht verpflichtet fühle, für den Dichter etwas zu geben, da er ihn bereits ganz allein durch 4 Monate unterhalten habe. Aber die Freunde gingen, da der Vorrat an Menschen, die Geld für etwas übrig haben könnten, das sie nicht unmittelbar angeht, nicht groß ist, auch zu K. K empfing sie in seinem Herrenzimmer vor einer Wanddekoration mit Reitpeitschen u Hufeisen u erläuterte ihnen ebenfalls, daß er nicht verpflichtet werden könne, für den Dichter etwas zu tun, da er sich nichts aus Gedichten mache und trotzdem schon durch 4 Monate für die Existenz dieses Lyrikers aufgekommen sei. Als dieser das hörte, wurde er vor Zorn gesund – was beweist, daß man über die Handlungsweise anderer Menschen nicht vorschnell aburteilen soll – u. begab sich zu Empor., um ihn zur Rede zu stellen. «Was wollen Sie von mir?» fragte ihn dieser. «Daß Sie solche Behauptungen unterlassen!» rief der Dichter unvorsichtig. «Wenn es sonst nichts ist, gern; Sie sind ein empfindlicher Mensch!» sagte E. mißbilligend. Der Dichter begab sich zu K. «Sagen Sie mir um Gottes willen, wie kommen Sie dazu, eine solche Lüge zu behaupten?!» fragte er den, den er kaum kannte, denn die beiden Sozii verkehrten außergesellschaftlich schon lange nicht mehr miteinander. K. berief sich höflich darauf, daß durch irgendeine Form der inneren Verbuchung die Cheks die gemeinsame Firmenbezeichnung trugen. «Aber was geht das mich an?!» fragte der Dichter. «Nein, das geht Sie eigentlich nichts an» räumte K ein «aber es ist doch so.» «Ich verlange von Ihnen, daß Sie solche unwahre Behauptungen unterlassen!» sagte der Lyriker. «Sonst verlangen Sie nichts? Sie sind ein komischer Mensch» gab ihm K. erleichtert

zurück.

Damit wäre nun eigentlich diese Geschichte zu Ende, wie einer, der keinen Mäzen hatte, gleich zwei fand. E. u K. blieben weiter miteinander böse, und wenn seither einer vom andern etwas Übles sagen wollte, so erzählte er: «Dieser Verschwender hat einmal ein Vermögen für die Förderung von Gedichten ausgegeben!»

[ < ]

## Aphorismen

aphorismen

[ < ]

- ▷ Notizen
- ▷ Allerhand Fragliches
- ▷ Aus einem Rapial
- ▷ Aus einem Rapial [Nachlass]

### Notizen

[17, November 1935]

*Zum Begriff des Genies.* Man hätte nicht sagen sollen, das Genie sei um hundert Jahre seiner Zeit voraus. Es hat die Leute sehr geärgert, das zu hören, und hat sie gegen das Geniale aufgebracht. Auch hat es Narren gezüchtet und unterstützt. Und es ist nicht einmal wahr, wenigstens teilweise nicht; denn gerade die genialen Personen stellen den Geist ihrer Zeit dar, wenn auch wider deren Willen und Wissen. Es wäre wahrscheinlich richtiger und erzieherischer zu sagen, daß der Durchschnitt der Menschen um hundert Jahre hinter seiner Zeit zurück sei.

*Ein neuer Geist ist da?* Es ist noch nicht lange her, daß diese Behauptung bloß ein Schlagwort von Künstlergruppen gewesen ist; heute bildet sie den Stolz von gedrillten Massen. Da möchte man wohl sagen: Geist bleibt immer das gleiche, auch noch in seinen Widersprüchen; aber die Lebenden haben bald mehr, bald weniger von ihm!

*Der Held* braucht Verhängnis und Unglück, um sich beweisen zu können. Not und Held gehören zusammen wie Krankheit und Fieber.

*Viel von sich selbst zu reden* gilt als dumm. Dieses Verbot wird von der Menschheit auf eigentümliche Weise umgangen: durch den Dichter!

*Die Menschheit gestattet* sich überhaupt gerne in Ausnahmen, was sie sonst verbietet. So gilt es zum Beispiel als ein Zeichen schlechten Geschmacks, wenn nicht als eines der Dummheit, daß sich ein Mensch selbst lobt; wo Menschen aber als Masse, Partei, Glaubensgemeinschaft, Nation und ähnliches verbunden auftreten, loben sie sich schamlos. Sie loben sich, sobald sie «wir» statt

«ich» sagen dürfen. Nur wir haben den rechten Willen, sind von Gott erleuchtet oder von der Geschichte berufen, ist noch das wenigste, was sie vorbringen; und sie halten das nicht nur für erlaubt, sondern noch für ein gutes Zeichen!

Bezeichnenderweise gilt in Zeiten, wo das überhandnimmt, der Dichter als überflüssig oder als Schwächling.

*Eine recht beachtenswerte Skala* ist diese: Er ist ein gescheiter Mensch, gilt als unbedingtes Lob. Er ist ein guter Mensch, gilt auch als Lob, aber manchmal doch mit einer leichten Einschränkung in der Richtung: gut gleich dumm. Er ist ein intelligenter Mensch – was doch soviel heißt wie: ein einsichtsvoller – hat dagegen schon lange vor Erfindung der «Intelligenzbestie» in manchen Kreisen als verdächtig gegolten; siehe zum Beispiel den «Intelligenzler» und «Westler» bei Dostojewski. Wir bewerten also: Lieber schlecht als dumm, aber: Lieber gut als intelligent. Wozu bemerkt werden muß, daß dieses zutiefst gestellte Intelligentsein gerade die Klugheit umfaßt, die lieber schlecht sein will als dumm. Der Fall ist also verwickelt.

*Sonniger Schriftsteller*: Er lobt sich nicht selbst, aber er lobt die Güte des Herrn, die ihn geschaffen hat. Das ist seine Form der Eitelkeit.

*Die Jugend* überschätzt das Neueste, weil sie sich mit ihm gleichaltrig fühlt. Darum ist es ein zweifaches Unglück, wenn das Neueste zu ihrer Zeit schlecht ist.

*Publikumserfolg*: Man sollte meinen, daß es schwerer sei, das Bedeutende zu erkennen, als, wenn es einmal erkannt ist, das Unbedeutende von ihm zu unterscheiden. Die Kunsterfahrung, und wohl auch die allgemeine, lehrt aber immer wieder das Gegenteil, daß es bei weitem leichter ist, eine Anzahl Menschen auf das Bedeutende zu einen, als sie davon abzuhalten, bei erstbesten Gelegenheit das Unbedeutende mit ihm zu verwechseln.

*Angewandte Dichtung*: Es gibt «angewandte» Wissenschaften, die sich von den ihnen zugrunde liegenden «reinen» in vielem unterscheiden, aber auch Wissenschaft sind; so eine Angewandte Mathematik, eine Angewandte Psychologie und die technischen Wissenschaften. Nicht mit gleichem Recht gibt es aber auch eine Angewandte Dichtung. Zu ihr gehören alle die Dichter, die sich als Verkünder und Verbreiter einer Weltanschauung und Weltgestaltung fühlen, die nicht von ihnen selbst stammt. Ferner, um viele Stufen tiefer als sie, alle die, die wirken, das Publikum finden, sich dem Theater anpassen oder ähnliches wollen und sich darauf berufen, daß der Dichter für seine Zeitgenossen schreiben und sich also nach ihnen richten müsse. Sie hat es immer gegeben, und sie sind in der Mehrzahl. Eine völlige Trennung ihrer auf Anwendung bedachten Anschauungen von denen der reinen Dichtung ist nun freilich weder wünschenswert noch hat sie je bestanden; aber wenn sie den Ton angeben und der zugrunde liegende Unterschied nicht beachtet oder gar mißachtet wird, wie es seit langem wieder der Fall ist, verfällt eine Literatur unaufhaltsam.

*In der Metaphysik der Musik* sagt Schopenhauer, daß es in der Musik die ganze Welt noch einmal gebe. Alles lasse sich durch Musik sagen ... «eine allgemeine Sprache, deren Deutlichkeit sogar die der anschaulichen Welt selbst übertrifft». Nur in dieser Sprache gebe es eine völlige Verständigung unter Menschen. – Hätte dieser große, ausnahmsweise optimistische Pessimist doch noch das Kino erlebt! Wie fesselnd wäre es, ihn darüber zu vernehmen, daß seine Argumente versehentlich auch auf dieses zugetroffen sind!

*Zur Männer- und Frauenfrage*: Es ist nicht unbedenklich, von der Seele oder der «Psychologie» des Mannes und der Frau zu sprechen, als wären das zwei Seelen und Psychologien. In Wahrheit dürfte kaum ein anderer wirklich gründlicher Unterschied bestehen als der zwischen einer



derberen und einer zarteren Gesamtverfassung; wir stammen ja schließlich von Tieren ab, bei denen auch das Weibchen die meisten Tätigkeiten des Mannes beherrscht, wenn selbst in einem eingeschränkten Maße: und die Seele steht in Einklang mit den Tätigkeiten. Aus diesem Grund ist freilich auch zu erwarten, daß sie sich mit ihnen ändert, und die der Frau hat es mehr tun müssen als die des Mannes; aber da sich die Seele nie völlig ändert und nichts ganz aufgibt, darf es eigentlich nicht verwundern, daß die Frau eine natürliche und ursprüngliche Psychologie neben der hat, die ihr später zuteil geworden ist, man möchte fast sagen, eine wirkliche neben ihrer angeblichen. Eine Frau zum Beispiel von Herzen fluchen zu hören, wirkt abstoßend; aber manchmal kann es rührend natürlich sein, namentlich wenn sie sich nicht beobachtet weiß und mit ihrem Schöpfer allein ist.

[ < ]

### Allerhand Fragliches

[31. Mai 1936]

*Das Übersetzervolk.* Wir haben uns gerühmt, ein aufgeschlossenes Volk zu sein, weil wir eifrig übersetzten und weil Übersetzungen einen großen Raum in unserer Nationalliteratur einnehmen. Zuweilen wurde daraus sogar ein recht wundersames Psychologem gemacht, das ungefähr so aussieht: Weil wir Deutschen geographisch in der Mitte Europas wohnten, seien wir auch zu Mittlern seines Geistes bestimmt. In dieser Weise schwärmten wir uns an, als ob es nicht eine bescheidenere Erklärung gäbe, die wir gerade jetzt wiedererleben: Der deutschen Literatur hat es niemals an bedeutenden Dichtern gefehlt, aber es sind immer wieder ihre anderen über sie gekommen! Zuletzt hat sich die deutsche Literatur vor einigen dreißig oder vierzig Jahren an der russischen, skandinavischen und französischen aufrichten müssen, weil sie von ihrem eigenen Unkraut überwuchert worden war, das der natürliche und ungereutete Boden immer in größerer Fülle hervorbringt als die edlen Pflanzen. Wen werden unsere Enkel übersetzen?

*Was sagt Lichtenberg?* «Mich dünkt, der Deutsche hat seine Stärke vorzüglich in Originalwerken, worin ihm schon ein sonderbarer Kopf vorgearbeitet hat; oder mit andern Worten: er besitzt die Kunst, durch Nachahmen original zu werden, in der größten Vollkommenheit.» Es ist rund hundertfünfzig Jahre her, seit dies geschrieben worden ist! Aber das bedeutet nicht Rasse, sondern Schicksal!

*Kein Irrtum.* In einer Autographensammlung findet sich der folgende Ausspruch eines Dichters: «Höchste Kunst: das Tiefste auf die planste Art zu sagen!» Plan heißt aber eben und flach, also ist da vermutlich ein Irrtum unterlaufen, oder ist es eine unfreiwillige Wahrheit? Denn die Verbindung von Tiefe des Vorwurfs mit Flachheit der Behandlung gilt gewöhnlich für das eigentlich Dichterische unter Deutschen. Es ließe sich viel darüber schreiben; aber erspar dir die Mühe: Daß plan gleich flach in unserer Sprache wirklich die halbberechtigte, zur Entgleisung auffordernde zweite Bedeutung von einfach, klar, verständlich und bodennah verzeichnet, drückt es schon in einem Wort aus!

*Die Wesenlosigkeit der Literatur,* ihre Unfruchtbarkeit und die Wurzel dieses Übels finden sich schon, wengleich ohne Absicht, bei Thomas a Kempis gekennzeichnet, im Kapitel von der Vermeidung überflüssiger Worte, das in der Imitatio Christi steht: «Aber warum sprechen wir so

gern und erzählen einander, da wir doch selten zum Schweigen zurückkehren, ohne unser Gewissen verletzt zu haben? Darum sprechen wir so gern, weil wir durch wechselseitige Reden einander zu trösten trachten und unser von verschiedenen Gedanken ermüdetes Herz zu befreien wünschen. Und sehr gern möchten wir von diesen Dingen reden und denken, die wir sehr lieben und begehren oder die uns zuwider sind. Aber ach! Oft umsonst und vergeblich. Denn diese äußere Tröstung ist ein nicht geringer Schaden der inneren und göttlichen Tröstung.» So steht es dort und könnte auch von der wahren und falschen Dichtung gesagt sein, obwohl nicht mit einem Wort von ihr die Rede ist.

*Über den Eklektizismus und die historische Gerechtigkeit.* Daß Eklektizismus, der nachfahrende Geschmack, in der Kunst eine so große Rolle spielt, gibt fast ein Scherzrätsel auf, wenn man die Frage so stellt: Wie kommt es, daß sich die schlechten Künstler einer jeden Zeit die guten der Vorzeit zum Muster nehmen, und nicht deren schlechte? Das Rätsel scheint sich zu lösen, wenn man bemerkt, daß an der Stelle von «guten» auch «die anerkannten» stehen müßte. Denn der Eklektiker ist von der allgemeinen Anerkennung abhängig; er ist sogar ihr Ausdruck. Trotzdem hat sich damit die ursprüngliche Frage nur gewandelt, da doch Eklektizismus neben Abhängigkeit zweifellos auch noch den Beibegriff der Gewährtheit enthält. Was er nachmacht, muß nicht nur anerkannt, sondern auch gut sein. Auf diese Weise führt aber die Frage nach dem Eklektizismus auf eine andere. Denn wie kommt es, daß der nachlebende Erfolg den bedeutenden Künstlern gehört?

Wie kommt es, daß die überschätzten falschen Meister mit der Erneuerung der Zeit ihre Anziehungskraft verlieren und daß die natürliche Lockung, die das Mittelmäßige auf den Mittelmäßigen ausübt, von irgend etwas anderem überwunden wird? Es setzt geradezu voraus, daß sich der schlechte Geschmack früher ändere als der gute. Ja, es setzt sogar voraus, daß er das von selbst tue, so etwa, wie das Sternenlicht nach dem Untergang der grellen Tagessonne hervortritt, und es ist nicht selten eine frohgläubige Rechtfertigung der Menschheit daraus gemacht worden. Kurz gesagt: es ist die sogenannte historische Gerechtigkeit, die sich einstellen soll, wenn die Dinge vorbei sind.

Gibt es die also? Zum Teil ist sie natürlich bloß eine Erfindung der Historiker, die einstens ihre Tyrannen damit geschreckt haben, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei; zu einer Zeit, wo die Tyrannen noch nicht selbst Schriftsteller waren. In dieser guten, alten Zeit standen Politik und Kultur noch zueinander im Gegensatz. Zum andern Teil gibt es aber, woran nicht zu zweifeln ist, wirklich einen Klärungsvorgang durch die Zeit, der beständig am Werk ist und in eingeschränktem Maße eine historische Gerechtigkeit und Klugheit genannt werden darf.

Auch an der üblichen Erklärung dieses Vorgangs, daß seine Ursache in der «Distanz von den Ereignissen» zu suchen sei, ist nichts auszusetzen. Jeder weiß, was es heißt, ein und dieselbe Sache von verschiedenen Seiten, zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Lagen und Stimmungen anzusehen: es entsteht sowohl Abkühlung als auch Reife des Urteils daraus. Nach dem Muster dieser Erfahrung ist die Vorstellung der «Distanz» gebildet, die uns die gesetztere Urteilsreife der Nachwelt erklären soll. Hier ist jedoch, bei der Übertragung aus dem persönlichen Erleben ins Allgemeine, ein kleiner Unterschied zu beachten. Denn es ist nicht sowohl ein Geist, worin dieses Urteil reift, als es vielmehr die geistigen Menschen sind, die es bewirken, und historische Distanz bedeutet, daß sie sich bei uns gewöhnlich erst an den Tisch setzen dürfen, nachdem die Lebendigen gegessen haben. Die historische Gerechtigkeit kommt also hauptsächlich davon, daß sich die gesunden, lebendigen Menschen nicht über die Toten und deren Angelegenheiten aufregen. Dem verdanken wir das, was es an freier Sachlichkeit der Kunstbildung gibt; ja beinahe ließe sich überhaupt sagen, daß überzeitliche Kulturleistungen

nicht der Ausdruck ihrer Zeit sind, sondern das, wohin deren Begehrlichkeit nicht gereicht hat, der Inhalt ihrer Vergeßlichkeit und Zerstretheit.

Der Eklektizismus wäre dann als ein Mittleres und ein Vermittler zwischen Geist und Begehren zu bestimmen.

*Das vergeßliche Leben.* Es gibt noch heute viele Menschen, die mit Schopenhauer, und doch schon mit uns gelebt haben. Schopenhauer aber hat mit Goethe Briefe über die Farbenlehre gewechselt. Er hat unter Fichte gelitten. Wagner hat ihm den Ring des Nibelungen übersandt. Nietzsche hat ihm den Hymnus Schopenhauer als Erzieher gewidmet. Er selbst ist vor der französischen Revolution geboren worden. Wie ein zerrissenes Tuch ist heute diese dichte Verwobenheit. Und ein Paar, das aus dem Kino kommt und sich fragt: «Was fangen wir noch mit diesem Abend an?»: hat es nicht Anspruch wie das Urpaar der Menschheit geehrt zu werden?

*Der Erfolg eines Mannes* bei einer Frau beginnt dann, wenn sie ihn bewundert, weil er drei große Stücke Torte zu essen vermag, oder wenn sie dazu lacht, daß er, während sich andere Männer erhitzen, bloß erklärt: «Ich habe dazu nichts zu sagen.»

*Aus der Gesellschaft.* Was läßt sich antworten, wenn eine Frau erzählt: «Früher wollte ich immer nach Asien, jetzt gefällt mir Afrika besser!»?

[◁ ]

### Aus einem Rapial

[1937]

## Unschuld der Kreatur

Wo hört die Unschuld der Kreatur auf? Dort, wo das einer ganzen Tiergattung eingeborene Handeln persönliche Abwandlungen zuläßt und zu zeigen beginnt; also eigentlich mit den ersten Andeutungen von Freiheit, Verantwortung und Intelligenz!

## Anfang und Ende

Daß im Verlauf von Jahrzehnten das klug Begonnene dumm wird, wie es in jedem Volke geschieht, hat dem deutschen Geist weniger geschadet, als daß durch seinen Fleiß das dumm Begonnene allemal nach langer Zeit leidlich klug geworden ist. Wir sind zu fest überzeugt, es müsse immer so zugehn.

## Literatur

Die Wesenlosigkeit der Literatur, ihre Unfruchtbarkeit und die Wurzel dieses Übels finden sich schon, wenngleich ohne Absicht, bei Thomas a Kempis gekennzeichnet, im Kapitel von der Vermeidung überflüssiger Worte, das in der *Imitatio Christi* steht: «Aber warum sprechen wir so gern und erzählen einander, da wir doch selten zum Schweigen zurückkehren, ohne unser Gewissen verletzt zu haben? Darum sprechen wir so gern, weil wir durch wechselseitige Reden

einander zu trösten trachten und unser von verschiedenen Gedanken ermüdetes Herz zu befreien wünschen. Und sehr gern möchten wir von diesen Dingen reden und denken, die wir sehr lieben und begehren oder die uns zuwider sind. Aber ach! oft umsonst und vergeblich. Denn diese äußere Tröstung ist ein nicht geringer Schaden der inneren und göttlichen Tröstung.» So steht es dort und könnte auch von der wahren und falschen Dichtung gesagt sein, obwohl nicht mit einem Wort von ihr die Rede ist.

### Grausamkeit

Lehrt uns nicht unser Leben, daß die Grausamkeit der Menschheit in dem Maße zunimmt, als die Grausamkeit des einzelnen Menschen abgenommen hat? Man hat die Grausamkeit wilder Völker lange mißverstanden; jetzt weiß man, daß sie den stärkeren Teil ihrer Wurzeln in gläubigen oder abergläubischen Vorstellungen hat. Aber nur umso unerklärter ist dann die weitaus gefährlicher gewordene Grausamkeit in der Zivilisation. Sollte am Ende die wirkliche Grausamkeit erst durch die Domestikation und Zivilisation entstehen? Das wilde Tier ist nicht grausam, es handelt zweckmäßig, es tötet, wenn es Hunger hat oder sich bedroht fühlt, und geht in der Kampfhandlung höchstens so weit über das Nötige hinaus, als die Erregung es verständlich sein läßt. Erst wenn ein Trieb nicht mehr der Not dient, schlägt er nach allen Seiten aus und steigert sich unermeßlich. Am grausamsten sind satte Katzen und am wildesten Hunde hinter einem Zaun.

### Sonniger Schriftsteller

Er lobt nicht sich selbst, aber er lobt die Güte des Herrn, die ihn geschaffen hat. Das ist seine Form der Eitelkeit.

### Angewandte Dichtung

Es gibt «angewandte» Wissenschaften, die sich von den ihnen zugrunde liegenden «reinen» in vielem unterscheiden, aber auch Wissenschaft sind: so eine Angewandte Mathematik, eine Angewandte Psychologie und die technischen Wissenschaften. Nicht mit gleichem Recht gibt es auch eine Angewandte Dichtung. Zu ihr gehören alle die Dichter, die sich als Verkünder und Verbreiter einer Weltanschauung und Weltgestaltung fühlen, die nicht von ihnen selbst herrührt. Ferner, um viele Stufen tiefer, alle die, die wirken, das Publikum finden, sich dem Theater anpassen oder ähnliches wollen und sich darauf berufen, daß der Dichter für seine Zeitgenossen schreibe und sich also nach ihnen richten müsse. Sie hat es immer gegeben, und sie sind in der Mehrzahl. Eine völlige Trennung ihrer auf Anwendung bedachten Anschauungen von denen der reinen Dichtung ist nun freilich weder wünschenswert noch hat sie je bestanden; aber wenn sie den Ton angeben und der zugrunde liegende Unterschied nicht beachtet oder gar mißachtet wird, wie es seit langem wieder der Fall ist, verfällt eine Literatur unaufhaltsam.

### Gibt es dumme Musik?

Erst wenn von dem, was an ihr erlernbar und ablernbar ist, abgesehen wird, zeigt sich die Frage, ob Musik dumm sein könne, als kitschlich. Dem einen erscheint es natürlich, weil es doch auch tiefe, ja gedankentiefe Musik gebe; dem andern aber unmöglich, weil es sinnlos sei, das Urteil «dumm» auf Form und Gefühl anzuwenden. Ein unschuldiger kleiner Kunstgriff sei beiden empfohlen, man drehe einmal die Frage um: Ist vielleicht die Dummheit musikalisch? Dauernde

Wiederholungen, eigensinniges Beharren auf einem Motiv, Breittreten ihrer Einfälle, Bewegung im Kreis, beschränkte Abwandlung des einmal Erfassten, Pathos und Heftigkeit statt geistiger Erleuchtung: ohne unbescheiden zu sein, könnte sich die Dummheit darauf berufen, daß dies auch ihre Lieblingseigenheiten sind! Aber, um versöhnlicher zu schließen: die Frage, ob eine große Göttin unter dem Arm kitzlich sei, ist keine für Neugierige, sondern eine für Liebhaber.

### Metaphysik der Musik

In der Metaphysik der Musik sagt Schopenhauer, daß es in der Musik die ganze Welt noch einmal gebe. Alles lasse sich durch Musik sagen ... «eine allgemeine Sprache, deren Deutlichkeit sogar die der anschaulichen Welt selbst übertrifft». Nur in dieser Sprache gebe es eine völlige Verständigung unter den Menschen. – Hätte dieser große, ausnahmsweise optimistische Pessimist doch noch das Kino erlebt!

### Die Jugend

Die Jugend überschätzt das Neueste, weil sie sich mit ihm gleichaltrig fühlt. Darum ist es ein zweifaches Unglück, wenn das Neueste zu ihrer Zeit schlecht ist.

### Publikumserfolg

Man sollte meinen, daß es schwerer sei, das Bedeutende zu erkennen, als, wenn es einmal erkannt ist, das Unbedeutende von ihm zu unterscheiden. Die Kunsterfahrung, und wohl auch die allgemeine, lehrt aber immer wieder das Gegenteil; nämlich daß es bei weitem leichter ist, eine Anzahl Menschen auf das Bedeutende zu einen, als sie davon abzuhalten, bei erstbestener Gelegenheit das Unbedeutende mit ihm zu verwechseln.

### Eklektizismus und historische Gerechtigkeit

Daß Eklektizismus, der nachfahrende Geschmack, in der Kunst eine so große Rolle spielt, gibt fast ein Scherzrätsel auf, wenn man die Frage so stellt: Wie kommt es, daß sich die schlechten Künstler einer jeden Zeit die guten der Vorzeit zum Muster nehmen, und nicht deren schlechte? Das Rätsel scheint sich zu lösen, wenn man bemerkt, daß an der Stelle von «guten» auch die «anerkannten» stehen müßte. Denn der Eklektiker ist von der allgemeinen Anerkennung abhängig, er ist sogar ihr Ausdruck. Trotzdem hat sich damit die ursprüngliche Frage nur gewandelt, da doch Eklektizismus neben Abhängigkeit zweifellos auch noch den Beibegriff der Gewährtheit enthält. Was er nachmacht, muß nicht nur anerkannt, sondern auch gut sein. Auf diese Weise führt aber die Frage nach dem Eklektizismus auf eine andere. Denn wie kommt es, daß der nachlebende Erfolg den bedeutenden Künstlern gehört?

Wie kommt es, daß die überschätzten falschen Meister mit der Erneuerung der Zeit ihre Anziehungskraft verlieren und daß die natürliche Lockung, die das Mittelmäßige auf den Mittelmäßigen ausübt, von irgend etwas anderem überwunden wird? Es setzt geradezu voraus, daß sich der schlechte Geschmack früher ändere als der gute. Ja, es setzt sogar voraus, daß er das von selbst tue, so etwa, wie das Sternenlicht nach dem Untergang der grellen Tagessonne hervortritt, und es ist nicht selten eine frohgläubige Rechtfertigung der Menschheit daraus gemacht worden. Kurz gesagt: es ist die sogenannte historische Gerechtigkeit, die sich einstellen soll, wenn die Dinge vorbei sind.

Gibt es die also? Zum Teil ist sie natürlich bloß eine Erfindung der Historiker, die einstens ihre Tyrannen damit geschreckt haben, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei; zu einer Zeit, wo die Tyrannen noch nicht selbst Schriftsteller waren. In dieser guten alten Zeit standen Politik und Kultur noch zueinander im Gegensatz. Zum andern Teil gibt es aber, woran nicht zu zweifeln ist, wirklich auch einen Klärungsvorgang durch die Zeit, der beständig am Werk ist und in eingeschränktem Maße eine historische Gerechtigkeit und Klugheit genannt werden darf.

Auch an der üblichen Erklärung dieses Vorgangs, daß seine Ursache in der «Distanz von den Ereignissen» zu suchen sei, ist nichts auszusetzen. Jeder weiß, was es heißt, ein und dieselbe Sache von verschiedenen Seiten, zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Lagen und Stimmungen anzusehen: es entsteht sowohl Abkühlung als auch Reife des Urteils daraus. Nach dem Muster dieser Erfahrung ist nun die Vorstellung der «Distanz» gebildet, die uns die gesetzmäßigere Urteilsreife der Nachwelt erklären soll. Hier ist jedoch, bei der Übertragung aus dem persönlichen Erleben ins Allgemeine, ein kleiner Unterschied zu beachten. Denn es ist nicht sowohl ein Geist, worin dieses Urteil reift, als es vielmehr die geistigen Menschen sind, die es bewirken; und historische Distanz bedeutet, daß sie sich bei uns gewöhnlich erst an den Tisch setzen dürfen, nachdem die Lebendigen gegessen haben. Die historische Gerechtigkeit kommt also hauptsächlich davon, daß sich die gesunden, lebendigen Menschen nicht über die Toten und deren Angelegenheiten aufregen. Dem verdanken wir das, was es an freier Sachlichkeit der Kunstbildung gibt; ja beinahe ließe sich überhaupt sagen, daß überzeitliche Kulturleistungen nicht der Ausdruck ihrer Zeit sind, sondern das, wohin deren Begehrlichkeit nicht gereicht hat, der Inhalt ihrer Vergeßlichkeit und Zerstretheit.

Der Eklektizismus wäre dann als ein Mittleres und ein Vermittler zwischen Geist und Begehren zu bestimmen.

[ < ]

**Aus einem Rapial [Nachlass]**

Der Wunsch ist der Vater des Gedankens! /Eine Linie der Entwicklung/

Die Entwicklung der psychologischen Anschauungen die in den letzten 50 Jahren, u. schon etwas länger, stattgefunden hat, ist gut zu kennzeichnen als eine Entthronung der Vernunft u. des Verstandes in ihrer Bedeutung für das Seelenleben /Menschenleben/ durch den Affekt. Freud hat das meiste davon bewirkt, trotzdem beherrscht er nur eine Strecke in der Entwicklungslinie, die vor ihm beginnt u. nach ihm enden wird. Vergleicht man die Zeiten vor u. nach der Entdeckung des «Unbewußten», so findet sich in beiden, bloß mit entgegengesetztem Vorzeichen, dieselbe Überschätzung des «Bewußten». Heute sieht man es fast bloß als ein schattenhaftes Flämmchen an, das aus dem Talg und Öl eines Nachtlights erwächst; ehemals spielte es in der Gefühlspsychologie die Rolle einer Bogenlampe, die in einem leeren Zimmer hängt u. nichts als seine Kahlheit sichtbar macht. (Das Zimmer war psychologisch leer u. logisch-moralisch möbliert)

Die gleiche Entwicklung macht sich bemerklich, wenn der an sich selbst zweifelnde heutige Mensch mit der etwas in ihrem Fett versteiften Privatperson verglichen wird, mit dem Bürger, Hausvater, u. auch noch als Hausvater obrigkeitlichem Vertreter, dessen Gesicht uns durch die Bildnisse erinnerlich wird, aus denen es eingerahmt durch einen hohen Stehkragen blickt, u.

durch eine würdevolle Halsbinde. Diese einst scheinbar auf sich selbst beruhende Privatperson ist ein Ergebnis der bürgerlichen Emanzipation, u. man findet u. a. auch ihre Vorbilder in den Romanen Goethes.

Es ist der Mensch mit dem Stehkragen.

Führt auch auf Selbstbewußtsein als Persönlichkeit. Ev. auf das frühere Waffentragen.

Aber diese Entwicklung von der Herrschaft der Vernunft zur Selbstbefragung als ein Wesen, dem die Triebpsychologie als die Lösung seiner selbst erscheint, hat eine wichtige Parallele auch an dem Vertrauensverlust, den das Denken im ganzen erlitten hat u. der sich in seiner denkerischen Behandlung selbst ausdrückt. Es genügt, auf die Entwertung der Objektivität hinzuweisen, um die sich seit einem Menschenalter unzählige Bücher mit höchstem Mißmut u. mehr oder weniger lächerlichen Ersatzangeboten bemüht haben; u. man wird finden, daß schließlich die Verächtlichmachung der Objektivität durch die Politik die dogmatischen u. affektiven Exzesse der europ. Politik nur die äußere Entscheidung gemäß einer reifen Entwicklung oder Fehlentwicklung bedeutet.

u. ihr objektiver Sieg! Macht!

/Später: Verdrängung der Obj. durch Dogmatik u. >Blut</p>

Gegen die Versuchung, diese Entwicklung falsch zu beurteilen, die fast geheimnisvoll-kollektiv aussieht, ist es ein nützliches, u. zugleich das einfachste, Mittel (wie auch nicht wohl ein Allheilmittel) u. läßt viel davon verstehen, daß man sich die schlichte Weisheit vor Augen führt, die irgendwann in den Satz gefaßt worden ist, daß der Wunsch der Vater des Gedankens sei. Dieser Satz ist richtiger als alle zeitgenössischen Theorien /polit.-philosoph. Lehrgebäude/

—>Folgt eigentlich: Idee – Affekt.

| *Oder*

I) ...:

Mit dem Zitat od. was es ist beginnen. Antik? Spätantik? Französ.? deutsche Klassik? Zitat od. Sprichwort? Dann: daß es die moderne Psych., zum großen Teil enthält.

II) Gleichlaufende Entwicklung.]

Ist ja alles nur ausgedacht /Ein kleines Anzeichen/

Im Volk kann man hören: Sich etwas ausdenken, sich etwas ausdenken können, als ein Lob, gleichbedeutend mit Erfindungsgabe haben und einfallreich sein. Noch sagt man da mit Stolz: Ist ja alles nur ausgedacht; wie denn auch ein Kind zum andern, nachdem es ihm etwas erzählt hat, mit ehrlicher Freude bekennt: Ist ja alles erlogen! Welch unvolkstümlichen, ja, das Denken widernatürlich entehrenden Ursprungs ist es also, darin eine Auszeichnung zu sehen, daß etwas «nicht nur» ausgedacht sei. Beispiele (sind): Die beliebte Redensart, etwas sei bloß Literatur. Der jedesmal mit Ressentiment (Geringschätzung für) gegen die Literatur vermischte Stolz, mit dem ein Gerichtssaalberichterstatte von seinem Kriminalfall schreibt, daß die Romane des Lebens die tiefsten seien. Eine viel gefährlichere Verwechslung der geistigen Arbeit mit ihrem Stoff liegt aber in der Beliebtheit der biographischen Romane und der romanhaft zugeschnittenen Biographien. [Notiz: In Mpe Germ., Bl. Roman, steht noch: Erst der Gebildete trennt zwischen Denken u. Leben, u. der Halbgebildete hat die Diskriminierung des Denkens aufgebracht]

Diese Gründe verloren gegangen: Wir wissen nicht mehr, wozu das Ausgedachte da ist.

Überschätzung der Wirkl.

Seit einem Menschenalter ist das zu hören. Meine Erinnerung daran beginnt mit dem Realismus. Suchte an der Realität Schutz vor der im Leerlauf klappernden Idealität des Eklektizismus jener Zeit. Als Naturalismus in Drama u. Erzählung, Impressionismus in der Malerei. War manchmal etwas übertrieben

Der Anschluß an die Realität ist (aber) immer ein gutes Prinzip. Von Antäus bis zur Experimentalwissenschaft gewesen. Auch wenn Übertreibungen unterlaufen.

Wie jeder menschliche Weg wird aber auch dies ein Irrweg /Wie in allen menschl. Wahrheiten liegt aber auch in dieser eine Fehlerquelle/ Die Wirklichkeit enthält neben dem, was an ihr Erde ist, auch Elemente des menschl. Geistes. Sie füllt den Geist, aber sie erscheint schon vom Geist geformt. Eine lange, nicht abgeschlossene Frage; Philosophie. Die eklektische Idealität entspricht nicht bloß nicht der Wirklichkeit, sondern auch der Wahrheit nicht. Sie ist nicht allein durch Naturalismus zu heilen. Dieser hat ihr Substanz zugeführt u. Geist entzogen. (Beau par la vérité ist ein richtigeres Prinzip als beau par la nature, müßte es eigentlich heißen)

Anderes kommt natürlich hinzu. Wir sehen dann späte Glieder dieser Entwicklung in

Wirkliche Menschen schildern heißt die Erfindung belehren. Diese muß aber dagewesen sein u. mit aller vorhandenen Erfindung muß dieser Mensch nicht zu verstehen sein. Man muß sehr viel verstehen, u. die Biographie doch wegen dessen schreiben, was man nicht versteht. Anstatt daß man den Menschen mit einer Soße zudeckt.

Warum schreibt man dann aber einen Roman?

? Paradoxon: den Roman schreiben, den man nicht schreiben kann. Schwache Dichter, statt starker, ihrer letzten Schwächen bewußter.

Idee – Affekt ... /Überschrift vorderhand unbestimmt/

*Material:* 88 • 24 mit Hinweisen, (sc. Sch. z. Korr. III ...)

I. Das Verhältnis der Idee zur Wirklichkeit – u. nicht nur das persönlicher Ideen, also nicht nur die Frage nach deren Richtigkeit, sondern die Infragestellung der Idee überhaupt – ist ein Problem, auf das der Mensch, der die Nase hochträgt, immer mit der Nase gestoßen wird, mag er ein Erzähler sein, philosophieren oder schlechthin ein unbefriedigtes Gewissen haben.

II 1. Daß Ideen ohnmächtig seien –: Die Verbreitung dieses Glaubens gehört zu den Verfallserscheinungen des Vernunftideals – Wenn man will: zur Reaktion auf eine gewisse Verfallhornung durch den politischen Liberalismus um die Mitte des vorigen Jahrhunderts – So prägt es sich kräftig in der Erscheinung des jungen Bismarck aus (?) u. in seiner Abneigung gegen das Professorenparlament. Die Fortsetzung bis in die jüngste Zeit ist nicht zu verkennen Die Verbreitung dieses Glaubens (oder der Verfall des Vernunftideals) ist (wenn man dem Geist selbst an den Geist rückt) begünstigt durch die Schwierigkeiten, in die sich das freie Denken verwickelt hat: Die moderne Physik. Die Prinzipienfragen der Mathematik. Die Entwicklung der Psychologie, die nichts weniger als geradlinig ist. Die nicht ausgetragene Befruchtung der Philosophie durch die (exakten oder) Naturwissenschaften u. die mehr gefühls- als verstandesmäßige Abwendung der Philosophie. Die Sprunghaftigkeit der Künste. Das Mißverhältnis zw. Gefühl u. Intellekt.

Vgl. zum Gegensatz den berühmten Ausspruch, wenn die Anfangsbedingungen gegeben seien



usw.

Weithin sichtbare Ausprägungen: Die «marxistische» Lehre, daß die Gebilde des Geistes nur der Vorwand (Oberfläche) wirtschaftlicher u. politischer Zusammenhänge seien.

Der böse Blick für den Geist ist alt u. mächtig.

(Zu ihm gehört vielleicht auch die Tatsachenwissenschaft als solche)

Ohne Zweifel die Lehre (od. alles, was sich als solche verstehen läßt),

daß die Ideen nur Scheingebilde der Triebe seien.

II 2 Die gleiche Entwicklung könnte aber auch an etwas wie Allmacht der Ideen glauben machen.

Eine «Neigung der Naturw. fast bis zum Paradoxon»

Die ausgeprägteste Affektpsychologie ist zugleich die unkontrolliert-einfallreichste

Die politischen Ideologien der Faust sind ein Unterschlupf für Lyrismen. Die Macht des Geistes wird auf die geistig üppigste Weise geleugnet.

Eine Renaissance des Platonismus, Hegelianismus, u. ä. kleinere Symptome.

III. Nach Sch. R S 33: Behauptung: Das Leben richtet sich nach Affekten, u. nicht nach Ideen! s. das Aufkommen affekthafter Ideen. Einwand: Ideen sind nichts als geordnete Affekte. (Sofern u weil sie nicht Wahrheiten sind)

Die Ideen sind ein Natur (Lebens)produkt; die Natur (das Leben) ein Ideenprodukt. [Auch: bei Natur Ideen sagen, bei Leben: Ideale] Oder auch: Das Verhältnis des höheren Lebens zum wirklichen. Der Mensch gehorcht sowohl seinen Leidenschaften als auch den sie regelnden Ideen in den verschiedensten Graden eines wechselseitigen Verhältnisses.

ib r: Hinweise auf Schranke, Zweiseitigkeit, 2 Äste udgl. (U<sub>3</sub> – W, U<sub>2</sub> – W S 3 Rd,? U<sub>3</sub> – W Anm. 1, 4, 7 s. *Übergang auf den folgenden Text*. Auch U<sub>3</sub> – W zb. Anm. 3.)

Sch R – 169 —> 155 [] r. – Anm. S. 4: Die Welt ruht auf Recht u. Unrecht, Vor u zurück

Sch R 181 erwähnt: Hoffnungslose Rolle des geistigen Menschen

„ u 160 —> 43: Die produktive u. die einschränkende Sphäre. Liebe u. Vernunft. Die Sphäre der Erfahrung, des Bösen muß mit der der Liebe u Vernunft zur Widerspruchslosigkeit gebracht werden

Wenn Liebe, s. Vernunft, aber dann auch Schönheit Vgl II R Fr 29, S 1

Wenn man das sogen. wirkkl. Leben als das der Begehrlichkeiten kennzeichnet

Ich möchte es das appetitliche nennen, wenn nicht auch unappetitliche Appetite dazwischen wären. Das von den Appetiten gesteuerte Leben. Das der groben Verlangen: Hunger, Sexus, Macht, Bosheit, Güte

Das sind in der Gattung liegende Triebe – Instinkte

In der Persönlichkeit liegende Antriebe /dominierenden ../

Man *muß bei Idee* (Vorseite) aber auch die *Bedeutungen trennen*:

Vorstellung. Maxime (Grundsatz). Durch einen vorwaltenden Affekt bedingte

Verwandtschaftskreise der Gedanken, typische Gedankenabläufe: eigentlich das geistige

Verhalten im ganzen, aber innerhalb gewisser okkasionell gegebener Grenzen. Und nicht das

Verhalten gemeint, sondern sein Inhalt.

Der Mensch wird von Affekten u Ideen getrieben u gesteuert.

Häufige Bedeutungen: Begriff, Idee [?] im platonischen Sinn Das Gedankliche überhaupt. Gedanke, Leit-, Grundgedanke, Leitvorstellung, Vernunftbegriff, Gedankeninhalt Anschauung, Ansicht, Meinung Gedankenbild, Geistesbild.

Ausgangspunkt: Das Leben richtet sich nach Affekten = u. nicht nach Ideen!

Ist ein Ressentiment s. Tb Anfang Gefühlspsychologie

Ist eine Einseitigkeit. Zeichen der Abwesenheit von ~ Moral.

Könnte wohl in sich schließen: Ideen sind geordnete Affekte. Damit ist aber das Entscheidende nicht gesagt: das Wesen dieser Ordnung. An sich ist es richtig; Ideen entstehen aus Affekten, Affekte werden von Ideen beeinflusst.

Es ist ein wechselseitiges Verhältnis, nach verschiedenen Graden u Funktionen.

~ Mein Interesse richtet sich nicht auf seine Psychologie. Es ist inhaltlich. Ordnung der von Gefühlen abhängigen Ideen. (Gefühlssache) Wenn diese fehlt: Vor u Zurück usw.

Blei (wenn auch als der jüngere Blei) /Leben 294/ sagt: Große Dichtung braucht eine Doktrin zur Anlehnung.

Darum heute der Dichter ein Fragmentist u. Literatur als Ergänzung.

Bsp. der Selbstschädigung durch Miterzeugung von Philosophie: Hölderlin, Blake.

Nennt seine Auffassung: radikalen Klassizismus. Zitiert für ihn merkwürdigerweise außer Dante auch Shakesp.

Rühmt – 270 – an Swinburne, daß man über dem Ausdruck völlig das Ausgedrückte vergißt, kaum aufnimmt. Dieser Ausdruck wird aber als nicht-musikalisch beschrieben, als mörtellos Vorstellungen bauend.

268: Hugo, Browning, Baudelaire, Carducci – Verlaine, George, Hofmannsthal, Borchardt.

Könnte man diese «vollendeten» Dichter nicht schon Rand- (u. über den Rand) Erscheinungen nennen?

Reine Pathetiker? Besser: reine Gestikulanten?

Es ist richtig, daß ihre ganze Kraft frei (u was mehr bedeutet: unzersplittert) ist, für das Gestaltende. Aber ist nur diese Schönheit die Schönheit? Dann gäbe es Schönheit nicht in jeder Generation, sondern nur alle 3-5 Jhdte.

Es gibt keine Gestalt ohne Inhalt. Auch ihre Gestalten verändern den Zeitinhalt. In einer besonderen – vielleicht schon etwas fauligen? – Weise.

Aber klar steht dieses Prinzip Bleis u vermutlich Borchardts gegen das von mir in der Rilkerede vertretene des steigerungsfähigen Inhalts.

Wo ist bei Borchardt der fertige Inhalt? Ein fingierter wie bei George.

Erinnerung: wie ich die Lyrik aufgab, weil ich den Eindruck hatte, keine persönliche, d. h. zu meiner Geistesart passende Ausdrucksform zu finden. Die Vereinigungen sind wahrsch. Gedankenlyrik.

Aber meine Form läge nicht in der Richtung des klassischen, sondern in der des Stab- u primitiven Verses. (Da neigte sich ... u. Isis u Osir.) Borch. Georg. Hofm. sind Klassizisten.

In den Fahnen des Aufsatzes gestrichen: Das Verhältnis des Aktivisten zum Aestheten. Man könnte es auch Lehr- und Leerdichter nennen, denn der Aktivist macht Lehrgedichte.

Ein nicht benutztes Beispiel: der Dichter weiß, was er meint, erst nachdem er geschrieben hat. Den ganzen Ansatz eines Gedankengangs über Formsprache: fortgelassen.

## Roman

1) Wenn Bildungsroman gesagt wird, schwebt Meister mit. Der Werdegang einer persönlichen Bildung. S. Formation

Es gibt aber Bildung auch in einem engeren u zugleich umfassenderen Sinn: an jedem wichtigen Erlebnis bildet sich ein geistiger Mensch. Es ist die organische Plastizität des Menschen. In diesem Sinne ist jeder namhafte Roman ein Bildungsroman.

Man kann aber auch scheiden: Hineinfinden in eine bestehende Bildung u Abenteuer der Bildung. Meister ist das letztere gewesen u das erstere geworden. Da beginnt der Eklektizismus.

Eine besondere Rolle im Begriff der Bildung hat das Intellektuelle. Göthe meint überall mit: Gefühlsbildung. Der heutige Gebrauch hat etwas von Konversationslexikon. S. die Frage, warum ich nicht die Psa. behandle.

2) Der Bildungsroman einer Person, das ist ein Typus des Romans. Der Bildungsroman einer Idee, das ist der Roman schlechweg.

(Am Törleß hat man beides verwechselt)

*Gehorsam, Übernahme einer parteimäßigen Weltanschauung* u. a. ist ein Ersatz des sich vollends auflösenden instinktmäßigen Handelns. Hat mit ihm das Ziel: automatische Reaktion gemeinsam. Die verunglückte Zwischenstufe: Handeln aus Vernunft u. persönlicher Entscheidung.

*Ausgedacht*: «Ist ja alles nur ausgedacht ..» (Nachtasyl S 88)

Sich etwas ausdenken, ausdenken können: bedeutet in der Volkssprache Phantasie, Phantasie haben, und wird hochgeschätzt. Erst der Gebildete trennt zwischen Denken u Leben, u. der Halbgebildete hat die Diskriminierung des Denkens aufgebracht.

*Wann führt man?* 1) durch Gewalt 2) durch Schmeichelei, zum Munde Reden, zumindest niemand Abschrecken. Beispiel: Großschriftsteller.

17. u 18. Jhdt. haben geglaubt: durch Überzeugung. Wie soll das also sein?

*Was soll ich, Dichter, tun?* Und: soll der Staat human oder usw. sein?: es ist die gleiche Frage. Ist Th M. ein großer Dichter? ist zumindest ein großer Teil der Frage: ist die Demokratie gut? (Wahrscheinlich: Sie ist gut, obwohl er keiner ist)

*Zeitgeschichte*: Warum hat die letzte Generation Strindberg, Wedekind geliebt? Ich sagte, sie sei etwas dekadent. Sie selbst sagen irgendetwas von ihrem Zeitgefühl. Gewissen zb. Das legen sie sich zurecht u das spielt eine Rolle. Ebenso findet ein Historiker etwas heraus u legt es zugrunde. Es ist immer eine Arbeit mit Zufallshypothesen, u. entweder müßte man mit deren Reihe u Summe arbeiten oder mit deren Zusammenfassung. Da ist wirklich Blubo noch akzeptabel.

*Sind Th M. u R. Strauß* nicht beide Manieristen?

*Die Psa.* hat bewirkt, daß über das Sexuelle (das bis dahin der Romantik u. der Niedrigkeit überlassen war) gesprochen werden könne: das ist ihre ungeheure zivilisatorische Leistung.

Daneben mag es sogar unwichtig erscheinen, welchen Wert sie als Psychologie hat.

*Jede Sicherheit* ist nachtwandlerisch. (Das Nachtwandlerische ist das Urbild jeder geistigen Sicherheit)

*Es ist wohl auch so*, daß sich die Menschen lieber fühlen als denken machen lassen. Ein Dichter, der ihr Denken angreift, regt gegen sich alle Kritik u. die Widerstände auf, die das persönliche Überzeugungssystem des Lesers zusammenhalten.

*Politische und Kunstgeschichte*: Anknüpfend an Einige Schwierigkeiten der schönen Künste, u. zw. den Gedankengang: Auf eine Umdrehung des Lebens kommen 5 der Kunst – zb. die letzten 100 Jahre: die gesamte Gegenwart scheint in einer glatten, ununterbrochenen Bewegung aus der Vergangenheit herauszusteigen, während zb. die Dichtung klassisch, romantisch, epigonisch, im- u express, ist (nicht gerechnet: Büchner, Grillparzer, Hebbel) Es ist leichter vorauszusagen, wie die Welt in 100 Jahren aussehen wird, als wie sie in 100 J. schreiben wird. Nicht einmal hinterdrein kann man das prophezeien.

Dazu notiert: Es ist eine Illusion, daß die politische u die Gesamtgeschichte glatter heraussteigt. Aber sie ist verständlicher. Denn in ihr ist mehr Ratio, mehr Eindeutigkeit (Ratio u Gewalt, Ratio u Begierde). Die Geschichte der Kunst wird bewirkt von Affekt, geregelt durch Mode.

Die politische Geschichte enthält mehr Unsinn u besteht beinahe nur aus schönen Zufällen u. brutalen Anfällen.

Die gesamte Geschichte ist logischer (konsequenter) als die Kunstgeschichte Weil sie von Überlegung u. Begierde beherrscht wird (wo die Überlegung versagt), ist ihr Bild unsympathisch-verständig, ja beinahe (scheinbar) berechenbar eindeutig. Die Geschichte der Künste dagegen, im einzelnen voll hohen Sinns (oder zumindest Absicht) wird im ganzen Unsinn, weil dem unregulierten Spiel der höheren Affekte überlassen.

Zur *Abschreckungstheorie*: Trotz Wiedereinführung der Todesstrafe, ja Standrecht 2 brutalste Raubmorde an einem Tag! (der eine, aufgeklärte, von einem 16 Jährigen u einem 18 J. begangen.) Wie vereint man: a) das Gefühl, das jeder hat, daß schwere Strafdrohungen auf ihn abschreckend wirken b) daß sie die Verbrechen doch nicht verhindern? – Weil die Verbrechen aus der großen Zahl kommen. Unter einigen Millionen Menschen finden sich jederzeit ein paar, die der kausierenden Wirkung der Drohung nicht zugänglich sind, zb. rohe Jugendliche, u. gerade die kommen für die Taten in Frage. Die Abschreckungswirkung besteht nur für die Norm, nicht für den Abnormen (abnorm in diesem Fall =/= pathologisch)

Zu: *Eitelkeit des Künstlers*: Eine Anekdote nach bekanntem Muster (Tag): Ein berühmter Tenor sagt in Gesellschaft: «Ein Genie ist immer bescheiden. Es gibt Stunden, in denen ich mich frage, ob ich wirklich der größte Sänger der Welt bin.»

Nun: der größte Sänger, Dichter usw. zu sein oder zumindest (in der Jugend) zu werden, ist ein Gedanke, der vielleicht alle berührt. Daß einer sagt: Ich bin nur ein kleiner Mann – wenn es nicht aus Resignation nach Mißerfolg geschieht – ist geradezu ein besonderer Fall. Aber es fiel mir dabei diese Seite der Frage auf: Soll man nicht, wenn eine Antwort so sinnlos wie kaum vermeidlich ist, darauf schließen, daß die Frage falsch gestellt ist?! Also daß «der Größte», der «Erste» udgl. die unterschobene Frage für «groß?» wäre. Man kann groß sein, aber nicht der Größte, (s. Rilkerede Skalar u ä.) Die Schuld liegt am Betrieb u den übrigen sozialen Verhältnissen.

*Auch schlechte Künstler haben gute Gründe u Absichten*, s. Bd I MoE. Fürst erwähnte Semper als

Bspl. Ältere Notizen über Charlemont u über eine Anthologie wo?

*Applaus.* S. Bd II MoE (W – Cl – U). Ich habe von Anfang an das Gefühl gehabt, daß Applaus nicht mir gilt, nicht die direkte Beziehung zw. mir u denen ausdrückt, zu denen ich gesprochen habe, sondern, daß ich auf einen Knopf drücke u. den Applaus öffne. Zu Göthes Zeit dachte man doch wohl eher: Kontakt mit den Guten oder mit *dem* Guten in der Brust u ergänzte es bloß durch Klage über Wankelmut u ä. Heute sehen wir eine soziale Erscheinung darin (allerdings wohl nicht alle): so drückt sich der Wandel zum neuen Verhältnis von Individuum u Masse auch darin aus.

*Form für Aphorismen:* kann fallweise auch so sein,

zb. Ich und Gesellschaft

I der Künstler u. die Eitelkeit

1....

2....

:

Und schon in der Einzelveröffentlichung nummerierte (oder nicht) Unterteilung mancher Fragen.

*Aphorismengruppe:*

Rasse des Gen. u. der Dummh.

Kann man zur Genialität erziehen? Zur Dummheit kann man es.

*Frage:* Steckt nicht ein Problem darin, daß sich die schlechten Maler einer Zeit die guten Maler einer älteren Zeit zum Vorbild nehmen, und nicht deren schlechte? Es sind allerdings zugleich die berühmten. Es sind also auch die äußerlichen Schüler.

Die Abneigung der Zeitgenossen gegen das Eigenartige ist weggefallen. Das Berühmtwerdenwollen des jungen Menschen ist ein starker Motor. Die Formen u. Inhalte sind inzwischen dargelebt worden. Mit solchen einfachen Gründen läßt sich das wohl erklären.

Es ist also vielleicht kein Problem, wohl aber ein eigentümlicher u. unvorteilhafter Gang der Geschichte. Ein Verlust an Genialität, die zum Zeitausdruck wird.

Daß der Erfolg die schwachen Talente am meisten anzieht.

Die >Generation< [?] lehnt die Vorbilder ab

Die Großen sind durch legitime Nachfolger u Ausleger mundgerecht gemacht worden.

Die schlechten sind zeitgebunden Sie nutzen alle Vorteile der Zeit, die dann wegfallen.

Verlieren [?] sie ihren Ruhm gerade das an —, was anzieht?

Sie sind Eintagsgrößen

Gehört der Dummheit der Tag

Was muß an einem Künstler verloren gehn, damit er Allgemeingut wird?

*Zu den 2 Reden:* Alle Eisenfresser gehen von der Erscheinung aus, daß wir zuviel Kultur gehabt hätten, d. h. schon in einer Phase der Überkultur u. ihres Verfalls gewesen wären, während wir in Wahrheit zu wenig Kultur hatten.

Statt Frauenmißhandlungen kann auch das Bspl. schlechte Behandlung der Tiere gebraucht werden, wie in Italien. Schwer zu sagen, warum das ein Kulturhindernis sein soll: Versuchsweise könnte man aufs «Ganze» gehn – Eine gewisse inkohärente Naivität gehört dazu wie bei Kindern, wie tatsächlich in Italien; u. zw. innerhalb eines allgemeineren Kulturzustands, es bedeutet ja als Symptom heute nicht das gleiche wie im Mittelalter. Man kann über ein Volk nicht schlechtweg den Stab brechen; auch die Fehler haben funktionale Zusammenhänge; es wird sich ein Analogon der moral. Bewertung des Einzelnen als nötig zeigen, die ja eigentlich nie zu einem Ende kommt, d. h. nie apodiktisch sein kann, nach Häufigkeiten u. Relationen entschieden wird. Letzten Endes wird die Bewertung innerhalb eines Ganzen «gesetzt». Wie ist es dann mit dem Genie im einzelnen u. der fruchtbaren Revolution im Ganzen?

*Die historische Gerechtigkeit* u ihr Seitenstück, das sich die *historische Klugheit* nennen ließe. Letztere wirkt höchst geheimnisvoll ist aber z T. nichts als erstere. Die Affekte, die das Leben treiben und verhüllen, sind zur Ruhe gekommen. Soweit ist das sehr verständlich, aber ein Weniges läßt sich noch dazu beitragen: Die Klugheit und Gerechtigkeit trauen sich nämlich nur über dauernd Vergangenes zu sprechen. Trachtet einer sie auf das Mitlebende anzuwenden, wie ich zb., so gilt er als Querkopf, Außenseiter u. ärgerlicher Störenfried der «Weltanschauung».

*Stehr, Kolbenheyer* würden nicht genug geschätzt, klagt der Völkische Beobachter, man lese noch immer Thomas Mann. Mit Recht, glossiert der Tag. An mich denkt keiner.

*Die Irrealität des Films* wird mit der des Märchens verglichen. Das sich über die dringendste Wahrscheinlichkeit hinwegsetzen. Es ist Logik des Gefühls, der Wünsche. Aber heute sind es die Wünsche von Mittelständlern.

*Geistreich und gemütvoll* kann man (im Deutschen) oft loben hören, ohne daß die Tautologie bemerkt würde. Ohne daß bemerkt wird,

daß etwas nicht wirklich geistreich sein kann, ohne — zu sein, u ebenso gilt das Umgekehrte

Nachtrag: .. ohne daß bemerkt wird, daß es das gleiche sein sollte

*Kulturpolitisches Wirken* nannte man es früher, wenn beispielsweise ein Schleiermacher als Rat im preussischen Ministerium Denkschriften verfaßte, eine Analogie zum kirchenpolitischen Wirken, der Organisation des Kirchentums.

*Wir als Übersetzervolk.* Man leitet unsere Aufgeschlossenheit davon ab und manchmal auch ein mystisches Psychologem. Aber gibt es nicht auch eine handfeste u. nüchterne Erklärung, die wir soeben erleben?! Der deutschen Literatur mangelt es nicht an bedeutenden Männern, aber es kommen immer wieder die andern über sie. Meine Altersgenossen u ihre unmittelbaren Anrainer haben sich selbst an der skandin. russ. französ. Literatur entdecken müssen, weil die deutsche Tradition so ruiniert war. Unseren Nachfolgern wird es wieder so ergehn!

*Wie sagt Lichtenberg?* «Mich dünkt, der Deutsche hat seine Stärke vorzüglich in Originalwerken, worin ihm schon ein sonderbarer Kopf vorgearbeitet hat; oder mit andern Worten: er besitzt die Kunst, durch Nachahmen original zu werden, in der größten Vollkommenheit. Er besitzt eine Empfindlichkeit, augenblicklich die Formen zu haschen, u. kann sein Murki aus allen Tönen spielen, die ihm ein ausländischer Originalkopf angibt.» Vor rund 150 Jahren! und wie auf Im- u Expressionismus abgesehn!

Ist das ein Erbstück? Ich glaube es ist der Mangel am Eines aufs andere Baun, die völlig geistlose Tradierung unserer Literatur. Wir sind bedeutend, aber wir wissen nichts davon!

*Unsterblichkeit der Kunstwerke, Die:* ist ihre Unverdaulichkeit.

Führe das aus! Ebenso Geschichte noch im Stadium der Bilderschrift (s. heute die zahllosen biographischen Romane u romanhaften Biographien) u. a. aus Bl. vor Sua 1 in II R Fr.

*Wie wird man aufs einfachste Prophet? (kann man P. werden?)* Indem man die Zukunft voraussieht? Nein. Indem man ihren Weg weist? Nein. Wenn man eine Dummheit ausspricht u. andere sie nachmachen.

Es ist das sicherste, einen Unsinn zu sagen: irgendwann geschieht er! Es genügt, eine Dummheit auf den Markt zu werfen

*Nur für Feinschmecker (auf mich angewandt!):* sagte die Sau zu den Säuen, als sie einen Laib Hausbrod fand. (od. ähnl.)

*Zu jeder kräftigen künstlerischen Bewegung* gehört es, daß auch Werke gut (schlecht) gefunden werden, die es nicht verdienen. Was Bewegung macht, macht auch dies. Aber gehört es nicht auch zum Ende, das jede Bewegung vorzeitig findet?

*Internationalität der Kunst.* Ist es so oder nicht? daß Kunst immer an der Berührung günstiger nationaler Umstände mit einer andersnationalen Überlieferung entstanden ist. Griechenland. Renaissance. Deutsch-französische Gotik. Die «Moderne». Der Geist (Fortschritt, die Kunst dem Wesen nach) ist nur international; national ist das Hegende und das Einengende (Besondernde).

*Der vollentwickelte Antisemit* ist eine vollkommen paranoide Geistesverfassung. Sieht in allem Bestätigungen; ist nicht zu widerlegen .. Man darf es nicht dahin kommen lassen! Die Wurzel des Antis. sind: Unkenntnis des Begriffs der Objektivität. Glaube, daß alles Höhere falsch oder verdorben sei (Respektlosigkeit des Unwissenden). Nichtbesitz der Kulturhemmung ...

*Man bemüht sich* um ein Ideal des heroischen Geistes. Man macht es sich und anderen nicht leicht beim Schreiben. Und die Unverschämtheit ist wahrhaft grenzenlos, mit der sie Schriftsteller, die so schreiben, wie sie sind, für große Dichter (Geister) erklären.

*Oe. als Wildgansgesellschaft* Ein Dr J R, der im Tag vom 24. V 36 über Nahum Sokolow (Präsident der Zionistischen Weltorganisation) (†) schreibt: «Als einer der ersten, die schriftlich ihre Zustimmung zu der Gründung [eines österr. Pro-Palästina-Komitees] gaben, befand sich der große österreichische Dichter Hofrat Anton W., damals Direktor des Burgtheaters.»

*Ich bin überzeugt, daß man mit der Kielfeder* ein besseres Deutsch geschrieben hat als mit der Stahlfeder, und mit der Stahlfeder ein besseres als mit der Füllfeder. Wenn einmal das Parlophon ausgebildet sein wird, wird man überhaupt kein Deutsch mehr schreiben.

Das Seitenstück dazu: daß man schon heute bei Dummköpfen für einen klassischen Dichter gilt, wenn man bloß ein halbwegs postklassisches Deutsch schreibt. Ich will keine Beispiele nennen, aber täte ich es, so wiese ich auf Stössel, L. Frank u ... Josef Roth hin

*Der Dichter eilt der polit. Entwicklung voraus.* (Was Dichtung ist, ist etwas später Politik.) In Deutschland suchen sie noch den Dichter, der Ausdruck der polit. Errungenschaft ist, in österr. hatten sie ihn schon vor dieser: A. Wildgans! Der Als-ob-Dichter des zur absoluten Regentschaft gekommenen Durchschnittsmenschen. Die Spießbürger aller Parteien, die heroisch sein wollten, vereinigten sich in ihm.

Beim Lesen von George Meredith, *Der Egoist*, deutsch v. Hans Reisiger, Paul List Verlag Lpzg. Stelle (S. 135): «... Wie Vernon sagt: «Ein Nichts, von den Geiern aufgelesen u. in der Wüste gebleicht» ...»: fiel mir zum Stil einer überschwänglichen Zeit ein: Der Satz will tatsächlich nur «nichts» ausdrücken (vielleicht, da von einem nichtssagenden Gesicht gemeint, ist auch weiß,

hell .. dabei; wahrscheinlich aber nicht, da das Zitat gar nicht stimmen soll); aber er umgibt das «nichts», er drapiert es, er nimmt es zum Anlaß, etwas Schönes zu sagen, wenn es auch kaum eine Beziehung dazu hat. Unerträglich in belangloser Ausführung, ist das doch recht schön, wenn mit Talent geübt. – Erschienen 1877, war es nicht die Zeit der großen Tüllmaschen unter dem Frauenkinn? Als meine Eltern ein junges Ehepaar waren.

Zu scharfen Strafgesetzen sind zwei Betrachtungsweisen zulässig: 1) Der Spießbürger ist scharf, weil er sich den andern nicht vorstellt. Darum ist er grausam (Burcardus berichtet, daß man einen Attentäter auf den span. König so verurteilt hat, daß man ihm ein Glied – selbst Fingerglied – nach dem andern abschlug. Auf Intervention der Königin wurde er vorher durch einen Schlag auf den Kopf betäubt) (Dieses Bspl. beweist aber wohl etwas anderes) 2) Der selbstbewußte Staat, der glühende Staatsbürger muß es unerträglich fühlen, daß ein Dieb od. ähnl. den Namen Deutscher trägt. – Wie ist zw. dem Einwand 1) u der Forderung 2) der Ausgleich zu finden?

Nebenbei: Der neue Mensch will nicht das Recht, sondern das Rechte.

Als Lyriker hat der Mensch größere Frühreife denn als Erzähler; es scheint nur, daß die Kindergedichte denen der Erwachsenen näher stehen als die Geschichten, die sich Kinder erzählen. Diese seien denn Märchen, von denen ich zu wenig Erfahrung habe.

Es mag sein, daß sich die Form, und das gilt bestimmt vom Märchen, leichter einprägt als die Form des Erzählens einer Geschichte, die ja auch dem Erwachsenen selten klar ist.

Kindergeschichten haben sogar eine eigene Form. Meine Geschichten waren alle endlos.

Naive Begehrlichkeit des Denkens. Ein Prominenter (Frank II) schreibt heute, neben Hitler gebe es nur noch einen zweiten Mann von weltgeschichtlicher Bedeutung: Marschall Pilsudski. Bisher war es Mussolini. (Nach dem N. Wr. Tagblatt v. 20. III 34.) Es geht also bis zum Selbstdesaveu.

Nach dem gleichen Blatt erzählt Landeshauptmann Reither, daß die Sozialdemokr. in diesem Jahr immer wieder einen Weg zu Dollfuß gesucht hatten, um eine Koalition herbeizuführen. Noch am 12. II. haben sie von R. verlangt, er möge in einer Proklamation an die Bauern diese auffordern, gemeinsam mit den Arbeitern die Republik zu schützen.

Neue Ausdrucksweise: Die Aeltesten der Studentenschaft Köln tadeln den Leiter der medizin. Fachschaft, weil er es zugelassen habe, daß unter den Hörern wieder die Disziplinlosigkeiten einreißen wie unter den früheren Systemzeiten. Dabei wird angeordnet, daß sich die nichtarischen Studenten erst nach den Ariern setzen dürfen. (Nebstbei ist diese Rangfolge des Niedersetzens der Gäste nach dem Hausherrn alter – heute bäuerlicher u königlicher Gebrauch.)

Man wird in D. auf Jahre hinaus immer wieder sagen müssen, daß Biologie eine Naturwissenschaft und kein Spielplatz für — ist.

Wahrscheinlich, daß die Biologie dereinst die Bedingungen des Alterns von Rassen erforscht, der N. wird dann möglicherweise den Ruhm haben, die Stelle eines Problems gesehen zu haben.

Das Zeitalter des Schauspielers, sagt Nietzsche. Der göttliche X u H. Welches Bedürfnis?

In der Literatur spielt die Konkurrenz zweier Ideale eine große Rolle: das des Dichters, der dem Form gibt, was seine Zeitgenossen fühlen, und das des Dichters, der seinen Zeitgenossen vorangeht.

*Aber ich liebe Dich*: «Was ist eigentlich? und?» (1 Eng od. anderer naturw. Begriff)

«Ach, das ist umständlich»

«Und?»



«Ich weiß es nicht mehr, ich habe es vergessen. Aber ich liebe Dich!»

Mit diesem einfachen Dialog ist die Welt in Ordnung gebracht. Er wird in ungezählten Exemplaren täglich geführt. Und aus ihm ist der Schluß zu ziehen, daß es für die Seele, für die Zufriedenheit, für das Selbstbewußtsein und für die «Geschlossenheit» der Welt um den Menschen auf das Wissen nicht ankommt.

Es ist aber auch *der* Schluß aus ihm zu ziehen, daß es sich die Menschen (nach einer Weile) ohne Auflehnung gefallen ließen, wenn man ihnen den Apfel der Erkenntnis wieder verböte! Möglichkeit eines raschen Abstiegs der Kulturstufen.

(Nachtrag: Auf längere Zeit ist aber auch das ›... ich liebe Dich‹ unerträglich. So fängt dann wieder die Erkenntnis an.)

*Naturschilderer.* Die schreiben, daß der Buchfink schlug und gerührt die Zoologie und Botanik der Gegend aufzählen, um sich und den Leser in Stimmung zu versetzen, verfahren genau so und mit der gleichen Rührung wie Herr Meseritscher, der aufzählt, wer da war und welche Kleider die Damen anhaben. Es ist ein asyntaktischer Geisteszustand mit Arriviertheit des Betrachters. Etwa ein gesunder Mensch, ein Naturliebhaber sein.

Der nächste Schritt ist, die Bäume u Tiere zu anthropomorphisieren. Der letzte: sich von Gott angeredet fühlen (oder von den Göttern)

Es sind Zustände mit einem Minimum von Realität.

Im allgemeinen führt das dann auf das notwendige Verhältnis von Rausch und Nüchternheit. Es könnte sein, daß zuletzt etwas Rausch nötig war, aber das ist ein Rausch, dem man, zur nächsten Läuterung, keine Nüchternheit zusetzen kann, weil er sie nicht verträgt.

Es wäre auch noch zu fragen, ob dieses Verhalten vielleicht zu Massen-Erhebungen geeignet sei. Für den Geländesport geeignet? Der Mensch wird innerlich gewaschen wie die Wagen in einer Groß-Garage. Aber warum sollte nicht mehr erreichbar sein? Oder ist es nicht wünschbar?

*Über das Geniale oder können Götter Feinde sein? (einander widersprechen?)*

Borchardt-Rilke, Hofmannsthal-Stehr-Musil, vielleicht habe ich George Unrecht getan: das gesteigerte Persönliche steht in Widerspruch seiner Verkörperungen zu einander, oft in Kampf. Die, denen es gefällt, die das Vorbild wählen, bilden dann die Epochen, die einander überwinden. Die Urvölker haben ihre Götter Feinde sein lassen.

*Säkulare Eintagsfliegen:* Stendhal hat ziemlich richtig prophezeit, daß er in 100 J. berühmt sein werde. Aber dauert es noch lange vor? Dauert es noch vor? Das Loos scheint also zu sein: hundert Jahre später einige Jahre berühmt zu sein. Zu welchem Zweck schreibt man dann und in welcher Absicht? Schwer zu beantwortende Frage.

Vielleicht ist man nur dazu da, eine Funktion am Leben zu erhalten.

Die Gemeinschaft bedient sich unser aller Jubelzeiten.

So gesehn wären Homer, Dante, Shakespeare weniger durch ihre Größe als durch ihren «Zeitpunkt» zu kennzeichnen, ihre Konjunkturerfüllung.

Wozu es stimmt, daß D. bewundert wird, obwohl man ihn z T. unmöglich mehr verstehen kann, Homer vielleicht nie gelebt hat, u Shakespeare samt seinen Abschreibfehlern zitiert wird. Auch das Phänomen Jesus, wenn man es nicht als göttlich ansieht, erföhre diese Erklärung.

*Eine Anknüpfung:* (etwa für à 1 h. – à 1. b.)

Bedeutet es nicht etwas, daß von den sozialistischen Parteien es heute einzig u allein die militanteste zur Herrschaft gebracht hat, wogegen der arrivierte militante Faschismus in vielen Tönen vom Frieden spricht? Es bedeutet, daß in dem Problem kriegerisch-friedlich etwas noch nicht zur Diskussion Gelangtes steckt.

Daß deutsche Privatdozenten u Professoren in den *Geländesportlagern* von 25jährigen SA-Männern weltanschaulich ausgebildet werden, ist nur dem Grad nach davon verschieden, daß in Oesterreich auf 5 Vertreter des Volksbildungswesens (und x Geistliche) 1 Vertreter der Wissenschaft kommt. *Sieg der Welträtsel u. ä. Bildungsvorstellungen!*

*Fahrlässige Menschengeschichte.* Auf Regen folgt Sonnenschein u auf Sonnenschein Regen: Das ist ungefähr die populäre Auffassung unserer Geschichte. Ich habe das im I Bd. ähnlich wie Historische Fahrlässigkeit genannt. Ich habe auch die Ideen des Generalsekretariats u. der Partillösungen angekündigt, doch sind das nicht viel mehr als Gleichnisse: welches sind die wahren Ursachen und Bedingungen dieser Fahrlässigkeit? Doch wahrscheinlich die «Affektpsychologie» der Machtmenschen, das Zufriedenheitssystem des Einzelnen, das Ephemere der Leitvorstellungen udgl.

*Zu vornehme Literaturwissenschaft.* Beim Lesen von PA: ist er ein großer Dichter? Gefühl: meist nein, manchmal ja. Aber solche Skizzenbücher ermüden; siehe Polgar. Warum ermüden sie mehr als Romane? Man könnte auch das Gegenteil erwarten. Ermüdet Baudelaire, *poèmes en prose*? Ja, auch Gedichte kann man nicht der Reihe nach lesen.

*Psychoanalyse.*

«Denn viele Menschen sahen auch in Träumen schon

Sich zugesellt der Mutter; ....»

Sophokles, König Ödipus, deutsch von J. J. C. Donner, 8. Aufl. Lpzg u Heidelberg C F Wintersche Verlagshandlung 1875, Zeile 954, 955.

Ein Vorfahre Freuds

*Ethik.* Meine Ethik hat, was ich gern übersehe, ein «höchstes Gut», es ist der Geist. Worin unterscheidet sich das aber von der mir wenig sympathischen Vorstellung der Philosophen, daß die Vernunft das höchste Gut sei?

*Geschichte:* Besteht aus den andauernden Anstrengungen die ebenso andauernden Verfallstendenzen nicht gewähren zu lassen. Jede historische Tat kommt in der mehrfachen Zeit ihrer eigenen Andauer auf nichts hinaus.

Dieses Gesetz scheint im engeren Rahmen die historischen Geschehnisse zu beherrschen. Auch auf Jahrtausende? Der erste historische Zustand sind verhältnismäßig große u. geordnete Staaten. Vom Mittelalter zur Neuzeit muß das aber neu geschaffen werden. Spirale? Oder Verdichtung u Verdünnung des Ergebnisses?

Es scheint mir, daß es ein Ausdruck des nur von Affekten geleiteten Handelns ist.

Affekt ist aber da nur ein Sonderfall von ungeregeltem Handeln bzw. einem Handeln gemäß den Voraussetzungen eines Wahrscheinlichkeitskalküls?

(Bei der Anwendung des naturwissenschaftlichen Denkens handelt es sich nicht darum, das «geisteswissenschaftliche» zu verdrängen. Auch «ergänzen» ist nicht das richtige. Wohl so: überall, wohin man naturwissenschaftlich kann, dies anwenden; das spezifisch Geisteswissenschaftliche = Nichtnaturwissenschaftliche hängt mit dem Nicht-ratioiden

zusammen.)

*Romankrisis.* Das schlechte Gewissen des Romans, es ist das schlechte Gewissen der Liebe, (u des Helden. Darum der mehr oder minder wurmstichige Held)

Nimmt man noch die Problematik des «Helden» hinzu, so hat man die Krisis des Romans.

*Titel einer Überlegung:* Der ernst zu nehmende Staat u die Literatur.

Angeregt von einer approbierten Literaturgeschichte. — Bisher haben wir all das nicht ernst genommen, aber heute müssen wir schon bitten.

*Katholizismus:* Gewissensnot, in die der gegenwärtige Mensch durch die Kirche gebracht wird. So kann er nicht glauben, wie sie es von ihm verlangt, weil es gegen die geistige Natur u. ihre Entwicklung ist.

*Unzeitlichkeit ohne Ewigkeit.* Wollen denn die Schriftsteller nicht für die Zeit schreiben? Haben sie nicht die Illusion in ihr zu sein wie in etwas Aufsteigendem, das den persönlichen Aufstieg erleichtert? Gewöhnlich ist es so, auch große Begabungen teilen die Zeitillusion eine schöne Zeit zu sein. Relativ frei von seiner Zeit sein, ist relative Überzeitlichkeit (Ewigkeit).

(Ist auch für Vorrede wichtig, zur Rechtfertigung der Bedeutung dieser kontemplativen Arbeit in einer aufgeregte Zeit.)

*Arabische Geschichte* wäre das beste Beispiel, daran zu studieren, wie ein großes Kulturvolk herabsinkt. Gute Kaufleute sind sie heute noch.

*Happy end in höherem Gebrauche:* Ich liebe keine Romane, in denen der Held sein Geld verliert oder sonstwie vom Schicksal geschlagen wird. Dieser Roman (Tampico) ist, soweit die Übersetzung ein Urteil zuläßt, der unkultivierteste, den ich von seinem Autor kenne, aber der packendste. Und der Teufelskerl, sein Held, unterliegt gegen einen kalten blassen Schurken. Hätte er ihn entlarvt und zerschmettert, es gäbe den lieben alten Zeitungsroman mit Sieg der Kraft oder Tugend; das aber ist nicht fein genug. Ist es nun fein, das umzukehren? Es ist nicht einmal die unterste Stufe der Feinheit, es ist eher die höchste der Roheit, nach meinem Geschmack. Warum? Wollte man ernst sein und sich nicht nach dem schlechten Gebrauchsmuster richten, so müßte *das Ganze* anders verlaufen.

Ich hätte beinahe gesagt, Sieg u Niederlage verschwänden dann aus dem Gesichtskreis. Aber das ist einseitig gedacht. Hingegen träten sie in eine andere Beziehung zu einander. Es ist also eine weitere Frage: wie stellt man die erfolgreichen Menschen der Tat dar?

*Habe* in den Antworten das Anspruchsvolle des Philosophen und die Fragestellung des Dichters! So könnte ich mich idealisieren.

*Mythos* d. XX. Jhdts.: Ein Buch, das so heißt, hätte früher im voraus nicht für ganz seriös gegolten. Ausgenommen höchstens, dieser Mythos wäre der der Maschine. Mit Recht, mit Unrecht? Kein Mensch hat sich die Mühe genommen, eine Frage daraus zu machen.

*Rechtspflege* war ohne Zweifel mechanisiert, rezeptartig geworden. Nun ist mit einemmal Seele dabei: das Erziehungslager, die Ächtung, die Prügel ..

*Frage an die Musik und Psychoanalyse* Ist die Symbolik der Musik nicht von der gleichen Primitivität wie die von der Psa. aufgedeckte?

*Charitas* «Durch Warjenka war ihr das Verständnis dafür aufgegangen, daß es nur darauf ankomme, sich selbst zu vergessen und andere zu lieben, um ruhig, glücklich und gut zu sein.

Und das wollte Kitty werden.» (Anna Karenina I 344.): S. auch Lindner.: Ist dieses zweifellos wirksame Rezept nicht verwandt mit der Gepflogenheit der .. Sekte: Kastriere dich, um die Unruhe des Geschlechts los zu sein?!

*Eine Entwicklungslinie:* Es ist heute schon so weit gekommen, daß mit wenigen Ausnahmen einer ein Bühnendichter ist, ohne ein Dichter zu sein. Sie bilden eine eigene Gilde, und herüber wie hinüber gehen fast keine Verbindungen. So wird man morgen von einem Filmdichter sprechen. Man gewöhnt sich bereits allmählich daran. (Vgl. Bundeskultur) (Kulturpolitikkultur)

*George* Er ist von neuer Wichtigkeit. (Aber vergiß nicht, daß er fast der einzige war, der die Autonomie der Kunst wirklich vertreten hat)

*Dichter u Schriftsteller.* Mein Standpunkt: Gleich Genie u Talent. Man kann ein kleines Genie sein. Ein großes Talent ist u U. vorzuziehen. Vgl. dazu aber Th M. Leiden u Größe der Meister S 54, eine Stelle, die eine andere Antithetik gibt.

*Ansichtskarten* von Ringkämpfern hat es gegeben, als noch kein Film war. Überdies auch von Opersängern u Schauspielern. Beispiel eines Bedürfnisses, das unter besonderen Umständen übermächtig angewachsen ist.

Welches Bedürfnis? Dabeisein, Berühren, Aufbewahren einer aus dem Strauß gefallenen Blume, Museum der Matterhornopfer usw.

*Großschriftsteller:* Zu diesem Gegenstand wäre auch die Steigerung der Auflageziffern zwischen 1890 u. 1930 zu erheben. Dadurch wurde er wirtschaftliches Objekt. Heute muß der gute Schriftsteller wohl wieder in die Einsamkeit. Es ist vorderhand ein Nachruf.

*Der vollkommene Staat* u. die Kunst. Ist jetzt aktuell. Kunstliebe u. Kunstschadchen Staat.

*Literatur wird in Masse erzeugt.* Insoweit ist es auch richtig, sie als Masse zu behandeln: Rußland, Deutschland.

*Held u. Genie* Während sonst vom Genie Pilsudskis die Rede war, hieß es in einer Zeitung wohlthuend Held der Nation. Vielleicht hätte es wirklich Held heißen sollen, denn H. d. N. ist eine Einschränkung, wie man von einem Mädchen sagt «Ihr Held»; u. vielleicht war er wirklich auch ein Genie, ich weiß es nicht: aber gut ist es, zwischen Genie u Held zu trennen. Könnten es die Deutschen, vieles wäre ungeschehen geblieben.

*K. K. u H.* Wenn K K. den Vorlesungssaal betritt, steht das Publikum solange, bis er sich setzt. Und das, obzwar er völlig versagt hat. Sie lieben ihn «erst recht». Ähnlich wirken die Mißerfolge Hs Liebe vergrößern. Das ist das Verheerende an der K-ianerei. Es war alles schon vorgebildet, was geschehen ist.

Sie halten ihm Treue, auch wenn er es nicht verdient.

Ist das einfach Schaltungs- u. Ausschaltungswirkung? Blindes Liebesbedürfnis? Bedürfnis nach Illusionen?

*Wie Schriftsteller sind:* In der Autographensammlung des Herrn Blaschik hat sich Paul Frank so eingezeichnet: «Höchste Kunst: Das Tiefste auf die planste Art zu sagen. Wien 3. Dez. 1928.»!

*Verwechslung mit Klassikern* Ich lege eine Äußerung Auernheimers über Mann bei. (Ich habe es nicht beigelegt) Die Mitglieder der Familie Mann scheinen Thomas auch dafür zu halten. Das gehört teils zum Typus Große Wortbälge u. Ausfüllung a la Primanerndrama, teils ist Folgendes zu bemerken: Auch Wildgans zeigte Anlage zum Klassiker. Wenn der bessere Durchschnittsmensch sich ausgedrückt fühlt, wenn man auf höhere Art in seiner Art schreibt, dann findet er einen

klassisch. (Bestenfalls eine Eigenschaft statt aller, die nötig sind.) Man rümpft die Nase über die Nazis, aber mit Kernstock ist lange vorher das gleiche geschehn. Er sprach so wie sie, er war so undichterisch wie sie. Th M. ist bloß nicht Ausdruck einer Partei, sondern einer unpolitischen Geistesdurchschnittlichkeit. Deshalb für alle. Deshalb der eigentliche Klassiker.

*Sonderbare Bettgenossen:* Es ist doch eine der merkwürdigsten Fragen: Götz «verehrt» Stössl u mich, Schönwiese Broch u mich, viele Th Mann u mich; Th M. nennt Nietzsche u Fontane Väter. Und was tut ein Verleger? was der ideale Leser? Ist ein Leser, der nur einen Autor liebt, nicht verdächtig, daß seine Leserqualitäten nicht ganz so sind, wie sie könnten? Es wäre als nächstes Thema geeignet!

*Wurzel des Romans.* Thomas a Kempis in der Nachfolge Christi im Kapitel von der Vermeidung überflüssiger Worte:

«Aber warum sprechen wir so gern u. erzählen einander, da wir doch selten, ohne unser Gewissen verletzt zu haben, zum Schweigen zurückkehren?

Darum sprechen wir so gern, weil wir durch wechselseitige Reden einander zu trösten trachten und unser von verschiedenen Gedanken ermüdetes Herz zu befreien wünschen.

Und sehr gern möchten wir von diesen Dingen reden u. denken, die wir sehr lieben u begehren oder die uns zuwider sind.

2. Aber ach! oft umsonst und vergeblich. Denn diese äußere Tröstung ist ein nicht geringer Schaden der inneren und göttlichen Tröstung.

Daher muß man wachen u. beten, daß nicht die Zeit müßig verstreiche.» (S. 18)

(Deutsch von Felix Braun. Alfred Kröner Verlag: Kröners Taschenausgabe, Bd. 126)

Das ist Ursprung u Kritik des Erzählens!

Es ist manchmal eine *Unbescheidenheit nicht von sich zu sprechen*, sondern über allerhand objektive Probleme objektiv zu urteilen. So von den Irrtümern u Verfehlungen der Zeit zu sprechen, statt zu sagen, sie verstünde den Dichter nicht u. das andere sei die Staffage dazu. Male also dich u deine Sache auf dem Hintergrund der Zeit, statt vorzugeben, daß du ein Zeitbild malen kannst!

*Schopenhauer* hat in seinem Testament die Soldaten bedacht, die 1848 die Revolution in Berlin niedergeschlagen hatten. Ohne Frage ist er reaktionär gewesen. Aber ist er es noch heute, wo dieser von ihm gehaßte neue Geist einem neueren als Abhub gilt? Das Genie irrt, aber in die Zukunft. Wenigstens sehr oft. Das ist ein Musterbeispiel seiner kollektivistischen Funktion.

Das einzige, was ihn naherückt

*Wie sich die Zeiten ineinanderschieben* Ich habe mit Schopenhauer noch Millionen Zeitgenossen gemeinsam gehabt, da ich 20 Jahre nach seinem Tod geboren bin. Goethe hat mit ihm intensive Briefe über die Farbenlehre gewechselt. Er hat unter Fichte gelitten. Wagner hat ihm den Nibelungen Ring übersandt. Nietzsche ihm den Hymnus «Sch. als Erzieher» in seiner Jugend gewidmet. Er selbst ist vor der französischen Revolution geboren worden.

Die Frivolität der Geschichte.

Wie vergeßlich ist das Leben!

Was fangen wir mit dem heutigen Abend an?

? Wie im Kino: Wenn man hinauskommt, hat man das Stück schon vergessen.

Oder:

Was machen wir morgen?

Ist es nicht klüger Bridge zu spielen?

*Gegen Demokraten helfen nur Soldaten:* Büchmann 148.

*Wie unzeitgemäß meine Kunst ist*, ist mir aufgefallen. Meine Nation ist vom Frieden in den Krieg übergegangen, ja von der Unvorstellbarkeit, daß es etwas anderes für uns als Frieden geben könne, zu dem bleibenden Zustand, daß man für den Krieg lebe. Von der Monarchie zur Republik, von dieser zur Tyrannis. Von den Vaterlandsverrättern zu einem Kompromiß mit dem Sozialismus usw. Das interessiert sie so sehr, sie macht sich alles selbst, vor allem die Grundsätze u es ist begreiflich, daß sie für einen Dichter, der sagt, wie etwas jenseits aller dieser Vorgänge u. in einem Zustand sein soll, an den sie nicht herankönnen, kein Interesse hat. Je lebhafter es wurde, desto mehr tritt auch die Unterhaltungsliteratur vor. Woran sollen denn die Dichter glauben, die es nicht an sich selbst können?! Rußland bietet die Stabilität des Rahmens an

*Man muß unterscheiden zwischen Genie, Geniewilligen u gewöhnlichen Menschen.* Die Geniewilligen, sehr nützlich, sind dennoch oft ärgere Feinde des Genies als die Banausen. Wer ein treffendes neues Ersatzwort für Genie erfände, leistete der Menschheit heute den größten Dienst.

*Frau Jacobi und Konsorten:* Es hat sich im Lauf vieler Erfahrungen herausgestellt, daß ich ein vortreffliches Probierelement für alles Halbgute bin, das sich mit einer gewissen Feinheit paart: es lehnt mich ab. Kulturbund, Verlag Zsolnay, Concordia, Frau Mahler, Akademie, Stefan Zweig u. Hermann Reichner. Man kann solchen Gebilden die Prognose stellen.

Zu Frau J. überdies: kann ein Mensch, der keine oder falsche Beziehungen zur Kunst hat, Gutes für sie wirken? Das ist allgemein zu bejahen, wenn er sich beraten läßt. Im tiefsten wird er schaden; aber das bemerken die wenigsten.

*Grausamkeit* entsteht durch Domestikation. Der Trieb dient nicht mehr seinem naiven Zweck.

*Polgar:* Das Muster eines geistvollen Journalisten. Da kaum ein deutscher Journalist Geist hat – gescheit sind viele – wird er für einen Dichter oder gar Philosophen gehalten.

Auch Fontana, wenn er zu seinem 60. Geburtstag einen Aufsatz schreibt, lobt ihn ohne Distanz u Kritik. Das entsteht in unseren Kritiken typisch so: 1) In welcher Richtung müßte sich die Kritik ausdrücken? 2) Unter Einhaltung dieser Richtung wird ein Lyrismus steigen gelassen. – Das ist einfach grobe und ungenaue Arbeit.

zb: «P. sieht die kleinen Dinge, u. sie werden unter seinen Augen zu großen Bildern der inneren Welt.» «Seine Improvisationen ... japanisch zart im Einfall» «Wir leben in einer zerstörten Zeit u. ihr Lyriker .. ist A. P.» «Seine Stimme, zwischen Skepsis u. Wehmut, zw. Zartheit u. Bosheit, zw. Erkenntnis irdischer Unzulänglichkeit u. Liebe zum Leben, ist eine, die *uns* aussagt, in der wir, Menschen einer Zwischenzeit, eines unendlichen Übergangs, Gesang werden.» «Wir finden bei ihm so ziemlich alles, was wir sind u. nicht sind»: Welches Armutszeugnis, dieses letztere!!

*Kulturpolitik.* Es wäre abstrus, zu denken, daß Pächter für seine Tätigkeit u. den deutschen Verlust den Professortitel bekommen könnte. Schreyvogel u. Nüchtern haben ihn dagegen. Ohne auch nur zu fragen, hat der Staat darin immer das Verkehrte gemacht. – (Zum Kulturproblem, daß er plötzlich autoritär wird)

*Beliebter Gedanke:* «... (auch ein armer und einfacher vermag ein reicher und ganzer Mensch zu sein) in das Werk strömen, in ihm vollendet er sich selbst. Das Universum seines Ich gibt dem Bild die Geschlossenheit, aus der die Wege nicht hinausführen ..» H. F Kraus über Henri Julien Rousseau. Schiefe Bildung eines Paradoxons, das an sich nicht unberechtigt ist.

*Ein Unterschied:* Nicht das Genie ist um 100 Jahre seiner Zeit voraus, sondern der Durchschnittsmensch ist um 100 Jahre hinter ihr zurück.

Ein Beispiel: Günther – Linné, Vögelin-Notizen Blatt 2) r.

*Broch* Er macht den philosophischen Roman suspekt. Er hat nicht recht, aber wenn ich dagegen polemisiere, ist es entweder ein philosophischer Streit oder ich müßte persönlich angreifen. Kann ich diesen Roman immanent kritisieren?

Ist ein Gedankenroman schlecht, wenn seine Gedanken falsch sind? Und von welchem Grad an? Ist er schlecht, wenn die Form Mängel hat? Aber warum entschuldigt man diese nicht?

*Ns.* Eine mögliche Form der Kritik: Ihr könnt nichts dafür, Ihr meint es gut, es hat euch etwas geschwammt; aber in diesem Deutschland, wo die Verleger so schlecht sind wie die Autoren u. das Publikum, nach dieser Demokratie ist es auch nicht anders möglich!

*Ich und Wir I:* sind die Ausgangspunkte eines jeden geistigen Menschen einer jeden Generation. Wo befinden wir uns? Was sollen wir tun? Was werde ich innerhalb tun? usw. Man darf sich keinen Illusionen hingeben: die Toten sind immer nur Geräte der Lebenden.

Hiezu: das Ineinanderschieben der Zeiten

*Politik:* muß rechnen mit der «kleinsten individuellen Fassungskraft»; hat ebensoviel gemeinsam mit dem «größten gemeinschaftlichen Nenner» wie mit dem «kleinsten gemeinsamen Vielfachen». Auf das geistige Niveau ihrer Ideen müssen die Affektwirkungen gerade noch die meisten hinaufziehen können. Diesen Ausdruck gilt es zu finden.

Kann man auch nur mit der Dichterakademie Politik machen?! Eine gewisse Rechtfertigung des *Ns.*

Der größte Gedanke, der noch in jedem Kopf Platz hat

Die kleinste umfassende Idee

Politik packt die Affekte. Kunst erzieht sie.

*Aus der Gesellschaft* Schon bringen die Wnr. Zeitungen mit mehr oder weniger Aufmachung solche Nachrichten!

Ist das Mangel an Charakter? Nein, es ist ein Zuviel an (gewesenem) Charakter u ein Zuwenig an Intelligenz. Sie haben es verachtet u haben sich darüber lustig gemacht: das nutzt ihnen nichts, sie können es!

*Das Schicksal eines Buchs* drückt weder das Verhältnis zum Volk aus noch das zu den Besten, sondern das Gefallen oder Mißfallen u. die Interessen einer Schicht mehr oder weniger mittelmäßiger Begabungen.

*Ich u Wir II.* Für den jungen Menschen ist zunächst nur die Gegenwart wichtig, die ganze Vergangenheit ist ein Friedhof. Statt ihm dessen Lebens- u Sterbedaten einzupauken, müßte man ihm erst begreiflich machen, daß sein wahres, heißes Leben dort ruht, unendlichmal dichter als in der Gegenwart.

*Neuer Geist:* Laßt euch nicht auslachen! Der Geist ist seit ? der gleiche wenn auch seine Art, sich zu stellen, wechselt, nur hat der einzelne mehr oder weniger von ihm!

*Anfang u Ende* der Steigerung der Persönlichkeit fallen in eine Zeit der Tyrannis! Wie merkwürdig. Wie sehr Vollzug u nicht Ursprünglichkeit.

Aber persönliche u kollektive Tyrannen?

*Die Jugend* überschätzt das Neueste, weil sie sich mit ihm gleichaltrig fühlt. Großes Unglück, wenn ihr Neuestes schlecht ist!

*Dem Humanismus* war der ionische Redner im Senat Vorbild: Burckhardt, Die Kultur der Renaiss. in Italien. Bd. I p. 261 (III. Abschnitt, 7. Kapitel). In der Gegenwart endete das bei den Advokaten. Auch die einzelnen Kriterien der Rede pflanzten sich fort. Es ist ein Bestandteil des Parlamentarismus als Ideal.

*Lesen.* Daß man es einmal beschreiben müßte.

Wichtig am Romanlesen ist doch: in einer andern Welt leben. Welt für alle, Welt für wenige sind Unterkategorien.

*Politik* ist Wille u nicht Wahrheit. Eine sehr primitive Formulierung, aber folgenreich. Zwischen Pol. u Geist bestehen ähnliche Zusammenhänge wie zw. Wille u Wahrheit. Historisch pflegt man geistige u polit. Entwicklung einer Zeit als Einheit zu behandeln; es ist bloß eine gegenseitige Abhängigkeit, aber die Funktionen sind zu trennen.

*Politik* Die grundlegende Erkenntnis der neuen Zeit ist, daß man, im Besitz der Brachialmittel, nichts zu fürchten hat.

Als zweites müßte wohl der nicht-individuelle Heroismus zur Sprache kommen. Das Davonlaufen im Krieg u. im Frieden. Das führt vielleicht auf einen Begriff: Passivität als moderne Waffe, (u. a: Wer im Leben aushält, bringt es zu etwas)

In merkwürdigem Gegensatz dazu steht dann die Romantik, in die sich diese Entwicklung in Deutschland kleidet. Der Götterschritt u. die Meistersingerei.

*Heroisch:* Nachdem das Heroische in der Kunst beinahe ausgestorben ist (sein letzter Vertreter R. M., vor ihm die Duse), ist es auf H. gekommen.

*Zur Psychologie des Traums:* Das Primäre ist die Auflockerung des Vorstellens, das allseits Gleitende, das Denken, wie man es im Halbschlaf erfaßt. Dessen bemächtigt sich erst u U. eine affektive Tendenz u macht eine Geschichte daraus.

*Schlechte Gesellschaft.* Kann man die Entwicklung eines durchschnittlichen Menschen nicht auch unter die Kategorie stellen: In schlechte Gesellschaft geraten, nämlich in die anderer Durchschnittsmenschen?! (zb. ich wäre Couleurstudent geworden.)

(Die geheimnisvolle geometrische Progression der Zeitveränderungen)

*Th M.* Daß er so viele Schriftsteller loben kann, nicht bloß mag, hängt mit seinem Erfolg in der Zeit zusammen; denn die Zeit liebt, nebeneinander, ja auch die meisten von ihnen.

Auch Kritiker, Literarhistoriker, Verleger müssen viel lieben können.

Aber da gäbe es auch die Möglichkeit, die Literatur zu lieben, selbst wenn man sie schlecht vertreten wähnt!

Ich bin das extreme Gegenteil mit meiner Kritik gegen beinahe alles. Teils bedeutet das den



Unzeitgemäßen, teils vielleicht eine Unart? Es bieten sich dar: Autismus, Negativismus, Fanatismus mit seinen Varianten (System, Beschränktheit, schizothyme Komponente usw.). Wahr ist es, daß ich zwar selten «warm» werde, aber warm werden kann u dann eine Auflockerung fühle; aber es ist auch wahr, daß ich zb. im Falle Th M. das Urteil nicht eigentlich änderte, sondern nur anders ausstattete. Ebenso urteile ich über Anfänger u. ä. leicht zu gut, fühle mich selbst unobjektiv, aber geht das tief?

*Politische Fragen*, soweit sie in Not. u. Fragm. hineinspielen, haben vorderhand die Einteilung in: Macht (u. aZ) u. Koll.-Ind.

Zu letzterer Alternative: 1) Auf der flachen Hand, daß Koll. das Individuum braucht. Dann handelt es sich um Unterschiede der Verwertung des Individuellen. Was liquidiert wird, ist das Zeitalter des Genies. Uzw. des kulturellen. Diese ersterbende Geschichte seit der Renaissance. Wie Gebirge manchmal ihre höchsten Erhebungen am Ende haben: Kant, Göthe ..; die eigentliche Gipfelung aber Hegel, Fichte, die Konkurrenten der System-Totalität zu Gott.

Aber Hegel: Geschichte ist der Weg Gottes durch die Welt. Wo? /Oder heißt es: der Staat ist der Weg Gottes durch die Geschichte?/

Zum Kollekt. gehört auch schon die Entwicklung der gesteigerten Auflagenzahlen, die Ullsteinisierung. Damit wurde dem Genialen seine eigentliche Position genommen. Kann ich diese wiederherstellen?

2) Von der Masse die neue Leistung zu erwarten ist aber vielleicht doch nicht bloß Mystik. S. die Geschichtsphilosophie in Krieg u. Frieden. Die Masse schafft sich ihre Führer. Man könnte es statistisch auf den Begriff der Chance stützen. Bestimmte Typen haben in bestimmten Situationen erhöhte Chance, u. aus den möglichen Führern bildet sich der wirkliche.

Das Genie wäre das «Unzeitgemäße».

*Architektur*: Repräsentative Verwirklichung eines auf die Zukunft gerichteten Willens. – Schlecht der auf die Vergangenheit gerichtete Wille; kann aber reizvoll sein. Moderne Bauweise: Gegenwartswille, aus den Bedingungen geschaffen, durchaus richtig als Zeitstil. Der Zukunftswille hat natürlich kein Ausdrucksmittel als die bauliche Mimik, also ein sehr beschränktes u. eigentlich das, was der Dilettant überschätzt.

*Bei Betrachtung der Handwerker- usw. Politik*: Natürlich fordern auch wir Geister ganz naiv ein Standesinteresse, wenn wir vom Staat Kultur verlangen. Namentlich so bei der Utopie des geistigen Staats. Wie, zum Teufel, soll das also in Wirklichkeit aussehen?

*Ruhm*. Zu O.'s. Bemerkungen über mich: Es gibt 2 grundlegend verschiedene Arten berühmter Leute: die man kennt und: die man kennen soll. Die zweiten kommen u. verschwinden mit der Kultur. (Die zweiten verschwinden u. kommen aber auch. Bsp. bei Burckhardt, daß selbst die Renaissance große Fehlwertungen hatte)

Es hat sehr viel Unheil gestiftet daß man die Technik befolgte: Tun, als ob alle sie kennten

*Ruhm*. Es gibt zwei von Grund aus verschiedene Arten Berühmtheiten: solche, die man kennt, und solche, die man kennen soll. Der Ruhm der einen folgt aus den natürlichen Neigungen, der der andern aus den Forderungen der Kultur. Und eigentlich ist das der Unterschied zwischen berüchtigt und berühmt oder, weniger alt ausgedrückt, zwischen in Ruf und in Ruhm stehen.

Man sollte auf ihn achten, aber es geschieht nicht, weil die Berüchtigten ruhmvoll sein wollen u. die Ruhmreichen gern auch berüchtigt sein möchten

Die einen sind die Vielgenannten, die andern die Vielgeehrten. Und eigentlich ist das ... Ihn zu bewahren

Daß es heute verwechselt wird, daß die berühmten Leute berüchtigt sein möchten u die berüchtigten berühmt sind, gehört zum Verlust des Kulturbegriffs. Zu diesem Verlust gehört also sowohl die Bewunderung der Gauner als auch die hohen Auflagenzahlen odgl.

In der Demokratie wollten die Berühmten berüchtigt sein u waren die Berüchtigten berühmt  
Heute ist das 2<sup>te</sup> geblieben u Berühmte sind keine da.

*Ruhm.* Es gibt zwei von Grund aus verschiedene Arten berühmter Leute: solche, die man kennt, und solche, die man kennen soll. Der Ruhm der einen folgt aus den natürlichen Neigungen, der der andern aus den Forderungen der Kultur. Der eine wird im Wirtshaus ausgedient, der andere nur gegen Rezept in der Apotheke verabreicht. Das Ideal, daß beide eins werden, liegt in unendlicher Ferne. Gleichsam um der Natur zuvorzukommen, und auch um der Kultur das Lehnmäßige zu nehmen, hat sich also die Gepflogenheit gebildet, daß man von berühmten Leuten der zweiten Art öffentlich so schreibt, als ob sie wirklich bekannt wären. Das ist eine freundliche und wirksame Technik. Sie erinnert aber doch oft an die etwas peinlichen Redensarten, die in Gesellschaft angewandt werden, wenn ein illustrierter Fremder vorgestellt wird. «Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, wer Herr X. ist» oder ähnlich lauten sie und sind das sicherste Zeichen davon, daß der Angeredete keine Ahnung hat. In der Gesellschaft wird aber wenigstens nachträglich heimlich mitgeteilt, wer jemand wirklich ist; auf dem Weg zum öffentlichen Ruhm unterbleibt das meistens.

*Beachtenswert:* Um 1900 kleine Auflagen. Nach 1919 große. Scheinbar ein Fortschritt. Der Kaufmann bemächtigte sich der Literatur, dann das KPQ, u zuletzt der Staat. Eine folgerichtige Entwicklung. Ironische Gegenparallele: das Kino war anfangs reine Industrieangelegenheit u wurde später zur «Kunst».

*Ewigkeitscharakter von Dichtungen,* Gibt es einen besonderen, auch abgesehen vom überhohen Wert, der nicht ganz einwandfrei abzugrenzen ist? Verhältnismäßige Einfachheit der Vorstellungen bei starker Bildlichkeit u.ä. dürfte eine dauernde Vorzugsstellung begünstigen. (Entscheidend ist aber der Start)

*Bundeskulturrat.* Ein neuer Begriff, die Bundes-Kultur. Hängt zusammen mit Kulturpolitik.

*Lesen:* Viele Menschen haben die Neigung, was sie nicht erreichen können, zu entwerten (Fuchs – Trauben – sauer!), in der Anlage haben sie vielleicht alle. Verschollene Bücher, auch nur entlegene oder nicht bei seinen Freunden befindliche sind einem jungen Menschen un bequem erhältlich. Preise sie ihm an als etwas, das zu Unrecht vergessen sei, u. er wird eine Abneigung gegen sie fassen! (Warum Bücher, die in Vergessenheit geraten sind, darin bleiben.)

*Ungewißheit u Erwartung:* zarteste Zustände. Wir erfahren meist im voraus, was in Romanen steht, aber wie schön muß es gewesen sein, als Anna Kar. in der Zeitschrift erschien: wie wird das weitergehen? wie wird das enden? An diesem Kunstmittel ist etwas. Und wie ist es zur Neugierde industrialisiert worden, modo Wallace u Doyle. Diese Leute gehörten wahrhaftig geächtet in einem Staat, der ein Kulturstaat wäre.

Und was ist dieses ›was wird geschehen?‹ ästhetisch?

*Mehrmals gelesen:* Das Phänomen, daß mir Vanity fair zweimal gefallen hat u ich es das drittemal trotz fehlender Erinnerung nicht lesen konnte? Daß ich Lichtenberg ohne Interesse anlas u. vierzehn Tage später verschlang? Gewiß, was daran persönliche Zustände sind, das ist

bald verstanden; aber was ist objektiv, am Buch?

Zusammen mit: Es ist schlichte Art zu kritisieren, ich war hingerissen usw.

*Führertum.* Ausgehend vom Übergriff des Politischen auf die Dichtung, u. deren Autonomie festgestellt: Wie gibt sich da aber der Führer zu erkennen? In der Politik ist seine Herrschaft seine Legitimation, in der Dichtung doch sicher nicht. Nicht einmal der sichtbare Ausdruck seiner Zeit ist er; diesen Dichter hat er schon hinter sich gelassen.

Gibt es nicht bei Kant eine politische Parallelstelle?

*Loerke:* Ist dieser Dichter nicht tief unmusikalisch? Denn er erlebt die Musik so, wie ich es tue.

*Publikum:* Das wirklich Bedeutende erkennen zu können, bedeutet noch nicht, es sicher unterscheiden zu können, s. die Kombinationen Stöbl – ich u. ä.

*Staatslose:* Leben wir nicht – zb. Blei in Spanien – in Ländern, von deren Gesetzen usw. wir gar nichts wissen, so gut wie im eigenen?! Eine gewisse allgemein europäische Moral zu beobachten, genügt für den einzelnen, um nicht in Konflikte zu kommen.

### Joyce

Ein Profil: der spiritualisierte Naturalismus. – Ein Schritt, der schon 1900 fällig war. Seine Interpunktion ist naturalistisch.

Dazu gehört auch die «Unanständigkeit». Anziehung: Wie lebt der Mensch im Durchschnitt? Verglichen damit praktiziere ich eine heroische Kunstauffassung.

Frage: Wie denkt man? Seine Abkürzungen sind: Kurzformeln der sprachlich orthodoxen Formeln. Sie kopieren den sich auf Jahre erstreckenden Sprachprozeß. Nicht den Denkprozeß.

Eine andere Kennzeichnung Joyce's und der ganzen Richtung der Entwicklung ist: Auflösung. Er gibt dem heutigen aufgelösten Zustand nach und reproduziert ihn durch eine Art freien Assoziierens. Das hat etwas Dichterisches oder den Schein davon; etwas Unlehrhaftes und Wiederanstimmen eines Urgesangs.

### Tante Undset erzählt

Da den Kindern schon sex. Aufklärung zuteil wird, haben sich heute selbstverständlich auch die Tanten geändert. Sie können Bier trinken, fluchen, einen Mann erschlagen, führen ein kräftiges Wort in Schoßangelegenheiten und bleiben doch liebe gute Tanten, die den andern stundenlang erzählen können, während es draußen immer finsterer wird.

Eine solche Tante von riesenhafter Breite, eine staunenswerte, wahrhaftig eine Nobeltante ist der Welt in Sigrid Undset geschenkt worden.

Diese Frau, der ein Raunen voranging, daß man ihresgleichen weder bei Weib, noch Mann gesehen habe, erzählt bewundernswert. Es gibt in den .. Bänden ihres Romans Christin Lawranstochter gut ... Abschnitte u Stellen, welche ihresgleichen suchen u von Geburt, Sterben, Zorn, Zartheit, Trunkenheit, Gewalt, Treue, Verrat Liebe zu Weib, Mann, Vater, Mutter, Kind, Schwager, Tier u Gott in einer Weise handeln, daß man ehrfürchtig den Menschen bestaunt, der alles das leicht auf der Zunge sitzen hat, die es anscheinend mühelos ausstret u. doch im raschen Augenblick des Aussprechens intensiv vollendet. Ich glaube, man hat in solchen Fällen an Shakespeare zu denken u zu sagen, daß ein solches Kompendium des Menschlichen seit seinen

Tagen nicht da war. In der Tat gehört Frau Undset nach dieser Seite ihrer Leistung zu den größten Erzählern.

Nicht so hoch ist ihr Rang im Rat der Menschheit. Da der Nobelpreis eine große sittliche Leistung fordert, kann sie an ihr nur im Befestigen der Vorväter-sitte gefunden worden sein. Nicht wenn das religiöse das schwerste Abenteuer der Menschheit ist, sondern nur wenn es für ein überstandenes, in den Gesetzen der Kirchen längst geordnetes Abenteuer gelten darf, hat dieser Roman eine geistige Bedeutung, die über das Wohlgefallen an der Festigung früherer Geschlechter hinausgeht. Ich weiß nicht, ob Fr. U. ein kirchengläubiger Mensch ist, vielleicht stellt sie sich nur so ein, um auf dem gleichen Plan zu stehen wie die Zeit ihrer Erzählung; jedenfalls bleibt ihre Erzählung dadurch in sich gebunden, aber nicht herüber gebunden zu uns, die wir Kinder eines trotzigen Jahrhunderts sind, das lieber durch eigenen Schaden klug werden will als durch die Ermahnungen der Aeltern.

Ich glaube, wenn man an diesem Hauptfaden zieht, kommt noch etwas anderes zutage.

Ich stelle zusammen:

*Neros Unsterblichkeit.* Die Pistolenschüsse eines Verse schreibenden Gymnasiasten, des Schülers Princip, haben den Weltkrieg zur Entzündung gebracht. Der wohlmeinende Universitätsprofessor Wilson ist unfreiwillig die Ursache davon geworden, daß dieser Krieg bis heute noch kein Ende gefunden hat. Georges Clemenceau, der siegreiche Advocatus diaboli in den Prozessen von Versailles, S. Germain, Trianon u. s. w., die Wilson als Advocatus dei verloren hat, ist ein an der Antike orientierter Geist gewesen, der manchmal zu seinem Vergnügen dichtete. Das schriftstellerische Werk Lenins und Trotzki's ist weltbekannt geworden, Lunatscharski hat Dramen geschrieben und Mussolini außer Dramen auch Romane. Warum sollte es da in Erstaunen versetzen, daß auch die deutsche Revolution als einen Nebenerfolg die Erscheinung gezeitigt hat, daß bald nach ihrem Sieg Dramen und Romane, die man bis dahin nicht gekannt hat, an die Öffentlichkeit gekommen sind?!

Da es aber den Geschichtsschreibern immer natürlich gewesen ist, ihre Helden mit Tugenden zu begünstigen, so hat es sie selten gewundert, daß die Helden der Politik auch auf anderen Gebieten, die in Ansehen stehen, nebenbei noch etwas leisteten, oder es wenigstens zu leisten bestrebt waren; sie haben es vielmehr ganz in Ordnung gefunden, und das darin liegende Problem ist ihnen entgangen. Dieses besteht aus der Frage, warum für die Menschen, die Geschichte machen, nur gewisse Richtungen der Nebenbeschäftigung in Betracht zu kommen scheinen und andere nicht.

*Spur des Verständnisses:* «Weichensteller- u Nachwächterstaat» nennt einer die Staatsauffassung, der durch die Kriegs- u Nachkriegsgeneration ein Ende bereitet sei. Er zielt damit auf das freie Kräftespiel der Wirtschaft, das der Staat nur dämpfte, u. verspricht ein neues Verantwortungs- u Gemeinschaftsgefühl durch die Neuorganisation der Arbeit. Richtig ist, daß der gemeinsame Krieg völlig desavouiert wurde dadurch, daß nach ihm das Feilschen u Drücken zw. Arbeitgeber u -nehmer wieder weiterging. Verständlich ist, daß der Ns. die Gesinnung ändern will; sie mußte in der Tat von Grund aus anders werden. Und auch als Reaktion der «Front» geg. die Wirtschaft ist er Gesinnung. So rückt auch das Kriegerische in den Mittelpunkt, u. zw. sogar ohne Kriegswille. Das Rassistische erhält Verständnis aus dem Bedürfnis des Zusammenschlusses, aus einem überempfindlichen Bedürfnis etwa. Auf ein schwieriges Unternehmen nimmt man nur nächste Gefährten mit.

*Gleichschaltung.* Wie merkwürdig das ist, was heute mit dem deutschen Geist vor sich geht, läßt sich auch daran erkennen, daß für einen großen Teil dieser Vorgänge ein Wort in Gebrauch

gekommen ist, das dem Sprachkundigen keine geringere Schwierigkeit bereitet als dem Fremden. Das zugrundeliegende Tätigkeitswort «schalten» gehört der älteren Geschichte der deutschen Sprache an und hat in der Gegenwart nur noch abgeschwächte Lebendigkeit besessen, so daß von ihm wohl viele Ableitungen in Gebrauch sind, es selbst aber ein wenig erstarrt war und nur in bestimmten Verbindungen benutzt wurde. So kann man beispielsweise wohl sagen, einer schalte frei oder nach Gutdünken mit etwas, aber der einfache Satz, man schalte, hat keinen ganzen Sinn mehr. Beiweitem am häufigsten kommt das Wort überhaupt in der Formel «schalten u walten» vor, die dem Sinn nach soviel besagt wie to manage and to have a free hand, aber ein wenig von poetischem Moos übersponnen ist. Man halte fest, daß in dem Einfall, das Wort schalten zu benutzen, Romantik enthalten ist. Sein ursprünglicher Sinn bedeutete stoßen, schieben, in Bewegung setzen, treiben,

Dieses romantische Wort hatte die neuzeitlichsten Kinder. Ein Schalter ist etwas bei der Eisenbahn, nämlich ein ticket-office, und etwas bei der elektr. Zimmerbeleuchtung, er bedeutet ein Fensterchen, das man auf- u zuschieben kann, aber auch in einem Elektrizitätswerk das große «Schaltbrett»

Nach dem Tag vom 24. XII 35 schreibt die «Ns. Parteikorrespondenz»: «Das Urteil im Reichstagsbrandstiftungsprozeß, demzufolge Torgier u. die 3 Bulgaren aus formaljuristischen Gründen freigesprochen wurden, ist nach dem Rechtsempfinden des Volkes ein glattes Fehlurteil. Wenn das Urteil nach dem wahren Recht, das in Dtschld. wieder seine Geltung haben soll, gesprochen worden wäre, hätte es anders gelautet. Dann wäre allerdings auch schon die Prozeßanlage u die Prozeßführung, die vom ganzen Volke mit wachsendem Unwillen verfolgt wurde, eine andere gewesen.»

Die «formaljuristischen» Gründe bestanden darin, daß der Staatsgerichtshof nicht die Überzeugung gewinnen konnte, daß die Belastungsgründe ausreichen.

Jedes Gefühl, jeder ungehemmte Mensch ist radikal. Eine Komponente des Rechts tritt hier heraus: Das Recht muß auch den Rechtsbrecher schützen! Sonst folgt noch auf eine Lüge Todesstrafe. S. zb. Entmannung für Exhibitionisten zugelassen, (nach Tag 24. XII 35) u. ins Ermessen des Richters gestellt.

Dagegen: Gesetzliche Strafe ist eigentlich eine Tolerierung des Verbrechens; dieses bekommt seinen Preis. Man muß das Verbrechen «verfolgen»: so verlangt es der starke Staat; jedes Mittel anwenden, bis es ausgerottet ist.

(Und die Behauptung, daß mit der Grausamkeit der Strafe nicht die Prohibitivwirkung steigt?)

Der Dichter spricht: Ich war nie Partei. Ich war immer einsam. Ich habe meine Pflicht getan.  
Aber jetzt will man mich hindern, sie zu tun. Darum stehe ich da.

Das Land ohne Nein

Das Volk, wo man nicht nein sagt.

[Frage: Was muß entstehn, wenn der Geistige alles, was von oben kommt, positiv aufnimmt u. weitergibt?

Oben heißt?

Zufällige persönliche Äußerungen u Neigungen der Führer

Propagandaminister

Geist der Partei, der Kampfbünde usw.

Gesetzte Institutionen.

Bei Betrachtung eines großen dicklichen Herrn mit Mappe in der Elektrischen 6<sup>h</sup> abends:

Er kommt aus der Schule oder dem Büro. Er will sich nicht nochmals anstrengen. Der Ns. gibt ihm das Gefühl, es geschehe etwas u sei auf dem guten Wege, Deutschland sei in starker Hand, während er verdient ausruhe.

Das ist eigentlich natürlicher, als die Zeitung zu nehmen, Meinungskämpfe zu studieren udgl.

Der Parlamentarismus mit seiner Journalistik usw. wollte atheniensisch sein u. hat doch nur eine Karrikatur zustandegebracht

*Der unaussprechliche literarische Gehalt* einer Malerei, ich wollte auf ihn die Bildwirkung reduzieren, ihn wieder zu Ehren bringen. Kann es aber etwas Unaussprechliches-Literarisches geben? *Contradictio in adjecto*? Das Lyrische ist es. Schlachtenbilder, Genreszenen haben einen rationalen Gehalt. Über den sterbenden Fechter kann man nur ein Gedicht oder Circumskriptionen machen. Darum auch die mißliche Rolle vertonter Gedichte; da sind zwei Gestalten: Gedichte lassen sich höchstens in einem halb abgebauten Zustand vertonen.

*Arithmetisches Gleichnis.* Menschliche Einheit u Kooperation hat zwei Formen: Man bringt alle auf das kleinste gemeinschaftliche Vielfache oder sucht den größten gemeinschaftlichen Nenner. Ersteres strebe ich an, letzteres haben schon die demokratischen Zeitungen versucht, als sie ihren Romanteil nach dem dümmsten Leser richteten. Man kann auch sagen: Ein Ganzes aus den Menschen, ev. der Nation machen oder ihr *ein* Gefühl, eine Idee geben.

Mit schwarzer Tinte

Anschwärzungen

An einem schwarzen Heft

Allerhand Dunkles

Schwarzes

Angeschwärztes

Fragliches

Unter =

Titel: Notizen und Fragmente

Übertitel: An einen Späteren

Aphorismus = das kleinste mögliche Ganze

[ < ]

## Motive – Überlegungen

[ < ]

### Problem des Verismus

Dichtkunst fängt erst an, wo man sich vom Naturalismus entfernt, sagen sie. Gut. Aber um ein Problem richtig stellen zu können, darf man nichts Wichtig-Wirkliches übersehen.

Sonst kommt man eben zu einem falschen Problem. Hier also – muß man sich an die Natur, genau an die Erfahrung halten, denn das hier ist ähnlich wissenschaftlichem Denken. Für das was bleibt, mögen sie dann Recht haben.

Von der Natur abzuweichen darf nicht eine poetische Lizenz sein (wie zB Beiseitesprechen im Drama) sondern muß aus dem Urgegensatz folgen der Kunst von Leben trennt

Egoismus – Altruismus, das Schöne ...

Bei all diesen Untersuchungen nicht den Punkt geben wollen sondern den limes! (zb. ein bestimmtes Fließen der Grenze ....)

Wir.

Eine Kritik an den Anderen.

### Ästhetische Vorurteile.

Kranke Kunst.

Idealistische Kunst. Der öde Materialismus u. Verismus.

Er ist ein großer Dichter aber er findet sich noch nicht auf der Bühne zurecht. – Gedankenkunst.

Werke, in denen sich Dichter «ausgeben»

Erhebende Kunst, Heldenkunst.

Mehr Handlung!

Polizisten kritisch vor Genies, wehrlos vor Mittelmaß

Verbrechen wider das keimende Leben

Man tut das, was man ist

Man wird das, was man tut.

Leidenschaft gewordener Gedanke sagt Blei von der guten Lyrik.

Ich empfinde wieder einmal, Form, Stimmung (!), Bilder kommt in zweiter Linie, in erster der Gedanke!!!!

Ich habe aber auch schon umgekehrt empfunden.

Der Reiz des Törless wird mir nun wieder verständlich (Von dem ich nicht wußte, worin er lag)

Es ist aber wohl schon irgendwie ein musischer Gedanke, der zu meinen ist, sonst gerät man ja ins Essay

Kürzeste Linie! Keine Brückungen, Ausstopfungen udgl.

Statt Vergleich Substantiv mit Adjectiv

Wert der Lyrik (meine alte Auffassung): Erlebnisse zu gestalten, die das ohne Vers nicht zulassen. Oder Erlebnisse so zu .. wie sie .. nicht zulassen.

Da Lyrik eine besondere Veranstaltung ist, ein gewisser Aufwand, ein Verzicht auf Intellektualität, eine gewisse rauschhafte Unanständigkeit, dürfte sie ein Mensch von heute nur verwenden, wenn er damit etwas Besonderes erzielt.

Oder ist Lyrik kein Aufwand? Das wahre Leben? – Vom Lyriker aus ist das nicht zu entscheiden. Er lebt vielleicht in einem Nebel der Verse wie der Musiker in einem der Musik, der Schachspieler in einem der Quadrate.

Dinge, die sich nicht anders als in Versen aussprechen lassen, wären also Dinge, die sich überhaupt nicht recht aussprechen lassen, die in Wahrheit gar nicht unser Besitz, gar nicht da sind und von denen wir in der Extase eine Illusion in uns erregen. (Gedichte sind eine domestizierte Form ekstatischer Zustände)

Daneben Gedichte, die auch ohne sie erreichbare Dinge heben, überhöhen – bis zur Wacht am Rhein hinunter.

Das Prinzip der Kunst ist unaufhörliche Variation. Summe der Variation = Bewegtheitsgröße. Bei der jungen Romantik größer als beim alten Göthe.

Integration von unten

Kriterium der Reife: Krücke des Alten als Prügel.

*Verrenkungen*: vorm Fallen kühler ....: Solche Elision wird heute meist als Gewaltigkeit empfunden. Ginge in Richtung: man darf besondere Veranstaltung zwecks lyrischer Erregung nicht spüren lassen.

Es gab aber Zeiten, die hierin hartföhliger waren. Man könnte umkehrn und sagen: dichtwilliger. Wie steht es bei Göthe? Ist es bei Balladen u. ä. möglicher als beim eigentlichen Gedicht? (Auszuscheiden sind die Fälle, wo die Elision mit Absicht erfolgt oder ungewollt einen Zweck realisiert zb. eine gewisse Naivität der Diktion odgl.)

Vgl. die Zeit der 60er u. 70er Jahre.

Vgl. die Häufigkeit bei Geisteskranken.

Jedenfalls gilt es als Zeichen von Dilettantismus. Reimmühe.

Wie verhält man sich zu bloßen Vergewaltigungen der Syntax?

Es gibt Dichtungen, deren Eindruck kritisch vom Eindruck nicht getrennt werden kann, den sie von ihrem Dichter fingieren, zb. Lieb-Dialektisches bei Göthe. Märchen des Lebens bei P. A. – Es ist dies nicht der bürgerliche Dichter, auf den sich der Eindruck bezieht, sondern ein imaginiertes, in den biographische Kenntnisse wohl einstrahlen können. Ist es aber ein wie wirklich gedachter Dichter oder eine «menschliche Mannigfaltigkeit» in jener zwischen Wirklichkeit u. Schein liegenden Bildebene, die irgendwie analog der der Annahmen zu konstruieren wäre? – Wahrscheinlich in der Hauptsache letzteres, mit Einbrüchen manchmal in



das erste. (Man liest so oft: ich hatte keinen sehnlicheren Wunsch als diesen wunderbaren Menschen kennen zu lernen. Ein menschlicher Rausch überflutet den artistischen. Oder solche im artistischen schon liegende Komponenten prävalieren. Was bedeutet: daß es i. a. als Zeichen einer wenig kultivierten Reaktion gilt?)

Ein strebsamer Kritiker sucht sich heute einen, den er bekämpfen kann, und eine neue Kunst, die er propagiert. Damit zeigt er Temperament und Zukünftigkeit. Das erste, Tric, scheidet ganz aus. Gibt es das zweite?

### Philosophie u. Kunst

Was hat man, wenn man einen Roman oder ein Drama abschließt? Einen Einzelfall.

Es gehört ein gewisser Leichtsinn doch dazu, man trennt sich von den Ideen und überläßt sie den Personen der Arbeit, die von der kugelförmigen Ausstrahlung nur den Keil geben, der durch das Diaphragma ihrer Konstitution u. ihres Schicksals fällt.

Der Philosoph hat ein stärkeres Bedürfnis, aus seinen Gedanken eine Manie zu machen (der älteren Schlags u neuesten Schlags der von der Literatur herübergekommene), eine Vollständigkeit. Es ist kein höherer Grad wahrer Geistigkeit, sondern eine andere seelische Haltung.

Kunst teilt sich nicht dem Verstand (allein) mit, sondern durch Ansteckung.

Das Problem ist:

ratio – Mensch

Das Scheinproblem:

Wissenschaft – Religion

Ratio – Intuition

Materialismus – Geist.

Erinnerbarkeit ein alter Zweck der Kunst. Heute veraltet, läßt doch noch manche Zusammenhänge begreifen.

Heldengesänge, Gedichte werden leichter behalten. Primitivste Art des Sicheinverleibens (durch das Gedächtnis) Man schluckt sie wie ein Wiederkäuer, baut sie gelegentlich ab. Man behält sie als Ganzes, auswendig, das Seelische mit der Hülle.

Romane behält man ganz anders. Hier ist das Erzählbare, die Handlung Das einzige, was in dieser Richtung liegt.

Rhythmus, Reim, Alliteration usw.: Alte Medizinmänner u. Zaubererlist.

Ursprung des Wohlgefallens daran: Vielleicht Überraschung, seltsamer Schreck durch das plötzliche Hineingleiten eines Reimes. Das hat nun scheinbar mit einer ästhetischen Reaktion nichts zu tun. Aber Schönheit basiert gar nicht auf einer Zwangsreaktion, die immer eintritt. Auf einer spezifischen Reaktion nicht einmal. Schönheit ist ein freiwilliges Verhältnis wie Liebe; man muß suggestibel und disponiert sein. Und ebenso ist sie ein Sammelname für die verschiedenartigsten Reaktionen, die nur durch den äußeren Anlaß zusammengehalten werden. Das spezifisch Ästhetische liegt bloß in dem Charakter, der weder Wirklichkeit noch Täuschung ist. Der Schreck zb. vor einem vorgestellten Vorgang ist anders als vor einem wirklichen.

Verhältnis des Aufnehmenden zum Werk als Kriterium cf. vorhergehende Seite  
Reim u Rhythmus als Atavismen.

## Ästhetik

I. Apriorisches Prinzip?: Jedes Kunstwerk soll seinen Gegenstand in der ökonomischsten Weise darstellen. Bezw. Definition des fehlerlosen Kunstwerks dadurch. Denn stellt es seinen Gegenstand nicht in der Ökonom. Weise dar, so stellt es noch einen zweiten dar. Dieser zweite Gegenstand ist aber gar nicht beabsichtigt (ist er hingegen beabsichtigt so ist er Gegenstand des Kunstwerks selbst, bezw. Teil dieses Gegenstands) Seinen Gegenstand kann ein Kunstwerk gar nicht unökonomisch darstellen, wo es unökonomisch ist, stellt es immer einen zweiten, überflüssigen, ungewollten Gegenstand dar.

M. a. W.: im vollendeten Kunstwerk darf nichts überflüssig u zufällig sein, alles hat Beziehung zum Gegenstand.

Ein Gegenstand – mehrere Gegenstände ohne Einheit (d. i. mehrere Gegenstände) unterscheiden die Kunstwerke in gute u schlechte.

II. Schwierigkeit: Man kann den Gegenstand des Kunstwerks, genau der er ist, schwer anders als durch das Kunstwerk selbst fassen.

III. (Weitere Schwierigkeit) Kunstwerk u Gegenstand sind nicht mathematisch genau aufeinander beziehbar. Der gleiche Gegenstand läßt dem Kunstwerk einen gewissen Spielraum. Es sind Undeutlichkeitszonen der Beziehung vorhanden. (Analoge zu Fehlerintervallen?) Die Frage wird die sein, ob es gelingen wird, diese Relation, die ihrer Natur nach nicht mathematisch genau ist, «exakt» im Sinne der naturwissenschaftlichen Exaktheit zu fassen, dh. circumscripht.

Gegensatz Verherrlichungsgedicht – Schaffungsgedicht. Das erste war berechtigt nur zu einer Zeit wo man das was man verherrlichte nicht erzeugen konnte zb den Held, den Starken. Wir machen aber den Leser zu dem, wovon wir sprechen.

Ibsen gibt die Kinematik, die Phoronomie, die Bewegungslehre seelischer Größen. Er gibt, erzeugt nie seelische Größen selbst. Die Interpretation legt dann ein. Nun kann man aber die Kinematik von der Mechanik, dem Gewicht nicht loslösen, weswegen selbst seine Gesetze nichts über wertvolle Fälle sagen.

Nicht: sie veränderte sich darin für sich selbst – sondern: es schien ihr, daß .. Immer sie fühlte, sie dachte, sie hörte sich sprechen Wenigstens durch eine Wendung es von ihr aus gesehen machen

Man soll Vergleiche immer nur um der Sache willen nie zur Verschönerung ziehen.

Man muß (auch im Drama) den Ehrgeiz haben eine Gesellschaft solcher Menschen zu schildern, daß es dem Leser geht, wie wenn man plötzlich in eine Unterhaltung eintritt, die verwirrend überlegen ist (selbst im kleinsten Nebenbei) Mit diesen Menschen möchte ich was immer sie tun mit erleben.

Man darf nicht sagen: Alle Kunst ist Moral. Sondern die Moral hat ein Gebiet der Kunst in ihrer Weise bearbeitet.

«Aktuelle» Milieus: Priester, preußische Landwirte. «Das Irrenhaus» eine Komödie.

Zwei Spannungsreihen: Was V. dem J. erzählt ist ein Geheimnis. Eine Reihe durch den Inhalt für höhere Menschen. Zweite Reihe für alle Menschen, das Erzählen eines (beliebigen)

Geheimnisses.

Wenn man jemandem eine Sache erzählt schwelgt man als anständiger Mensch auch nicht in den Stimmungen sondern man sucht sie ihm begreiflich zu machen

Ein gutes Buch ist die Entwertung seiner Idee im Dichter.

Mit dem Ehrgeiz geschrieben, auf solche zu verzichten, die etwa mengentheoret. Untersuchungen müßig finden. Solchen zu gefallen denen selbst als Laien ein Buch von Cesaro (od. Poinc) lieber ist als eins von Herrn. Hesse. Von diesen aber verlangend daß sie Erfüllungen nicht schon bei Mann sehen

Erhebendes Bewußtsein des Rechtsprechens udgl. – Nicht vergessen, daß das Gefühl des Rechts nur in ziemlich mittleren Verhältnissen die Judicatur begleitet. Menschen der obern Schichten wie das einfache Volk haben von unsrer heutigen Rechtsprechung vorwiegend das Begleitgefühl des Unrechts.

Das gilt aber nicht vielleicht Unvollkommenheiten des Rechtsfindungsprozesses, sondern dem Wesen des Rechts als einer antiindividuellen Angelegenheit. Wir fühlen uns in unserm Recht so unbehaglich wie in unserm Staat.

Das Ziel unserer Literatur ist nicht Psychologie sondern die Widerlegung jener Psychologie, auf der sich unsere Moral (weitesten Sinnes) aufbaut. Also ein moralisches.

Zu prüfende Fragen: Homosexualität der Jugend hat die verschiedensten Ursachen, voraussichtlich gilt das gleiche von der Erwachsener. Das hieße u. a. daß Homosexualität gar keine Anlage, Defekt, sozusagen Medizinisches ist, sondern eine Reaktion auf Umstände, Erlebnisse udgl. Das hieße natürlich nicht leugnen, daß es eine Anlage zur Homosex. gibt, sondern nur das Dasein einer circumskripten homosex. Anlage. Es ginge etwas in der Richtung der Psychoanalyse. Dem widersprechen die Parafälle der § 175 Literatur. Diese quasi unabwendbaren Fälle muß man sich zunächst ansehen. Solche, die auf körperlichen Mißbildungen beruhen, wird es ja gewiß geben. Man müßte trachten, ihren Perzentsatz zu schätzen.

Reiz des Entkleidens: Häufig angesehen als Reaktion auf sittliche Betonung des Bekleidetseins, besonders in der Kindheit. Fällt bei mir wohl ziemlich weg. Trotzdem starke Reaktion auf Entkleiden. Bezieht man dieses Problem nicht zu einseitig auf Sexualität? Kommt hier nicht zum sexus etwas Anderes dazu, Spannungen des Willens, der Aufmerksamkeit, das Symbolische der Handlung, Beutespannung, Gefühle wie beim Anzünden des verschlossenen Christbaums? Reaktionen, die beim höheren Tier ebenso da sind wie die Sexualität. Das vertrüge sich ganz gut damit, daß in abnormen Fällen alles von Sex. überwuchert ist.

Pathologische Feuerstifter: Gehen aus bäurischen Verhältnissen hervor. Wo eine Feuersbrunst das Leben des ganzen Dorfs entwurzelt. Reiche arm macht. Mehrere Menschen tötet. Fast alles Vieh tötet. Wo man sich nicht gegen diese ungeheure, geradezu mystische, Gewalt wehren kann.

#### Glossen Zeit Charakteristika

Politische Gesinnung: Man glaubt die Sozialdemokratie zu bekämpfen u. verfolgt die Gesinnung. Verurteilt den Vorstand eines Arbeiterturnvereins, weil er Jugendliche aufgenommen hat, denn der Zweck sei nicht das Turnen, sondern die Einimpfung der Gesinnung. Wandervogliges, Pfadfinder u sonstiges protegirt man. Eine bestimmte Art von Gefühlshaltung wird legitimiert.

Politische Gesinnung enthält aber Bestandstücke, die über aller Politik stehn und es muß

Anständigkeitsgrundsatz sein, das nicht anzutasten.

Was ist Kunst?

Das humanistische Ideal.

Dichtung als Lebenshaltung.

Köslin (wie wenig man von der Theorie zum Leben braucht.)

Kritik u. Ästhetik: Kritik als variationsfähigeres Verhältnis zum Kunstwerk. Verhältnis mit Spielraum. Gelenkigkeit in einzelnen festen Punkten usw. Ästhetik als Hilfswissenschaft der Kritik. Nicht Kritik Vorstadium der Ästhetik. Was hat die Ästhetik Brauchbares für die Kritik geleistet.

Instrumentarium der heutigen Kritik: Die Maßstäbe, Begriffe usw. der heutigen Kritik inventarisieren u. besprechen.

Politik und Künstler (ad. H. Mann.)

Es gibt menschliche Betätigungen, die ganz auf Sympathie angewiesen sind. Opersingen ist deren bekannteste

Gedichte machen ist eine unnatürliche Beschäftigung; ist es nicht seltsam, daß man von dieser Kunst Natürlichkeit verlangt. Fixation eines gehobenen Zustands

Die außerordentliche Mannigfaltigkeit des Erlebnisses, die man bei ausgedehnter Beschäftigung mit Dichtwerken erfährt, läßt nicht an die Möglichkeit einer ästhetischen Rangordnung glauben. Man sagt zwar, Göthe sei der größte deutsche Dichter gewesen, oder ein sehr großer, so wie man von einer Maximaltemperatur auf dem Thermometer spricht, aber seine Größe ist in Wahrheit nicht skalar, sondern affektiv, ein ungenaues, breites und durch mannigfache Momente kompliziertes Ergreifen. Niemand wird daran denken – außer vielleicht die Redaktion einer heutigen Zeitung – die Frage aufzuwerfen, wer der klügste Mensch sei, wer der beste, oder wer der schönste Mensch. Daran aber würde mich schon die scheinbar leicht zu lösende Frage erinnern, wer ein größerer Dichter sei, Peter Altenberg oder Göthe? Und gar die Frage, was ein ästhetisches Erlebnis sei, erinnert an die, wer ein Mensch sei.

Andrerseits hat die sich so nennende impressionistische oder deskriptive Kritik das Urteil in Kunstfragen dermaßen glatt geschliffen, daß es mit der gleichen Leichtigkeit heute nach allen Richtungen rutscht. Würde man nach Aussonderung von ein paar hervorragenden u. einigen ehrlich bemühten Kritikern beliebige 50 Kilogramme deutscher Buchbesprechungen vermahlen, so käme eine absolut homogene Masse heraus, in der jedes zu jedem paßt

Daß dieser Zustand Abhilfe heischt ist sicher, wenn wir mit der Kritik nicht auch die Kunst diskreditieren wollen.

### Die Stile des Dichters

Ich weiß es nicht. Oder es ist das, aber auch jenes. Seltsame Leidenschaft, Dichtung, die bis zur [?] Höhe des Mannesalters erreicht ist, alles in einem ihr geweihten Menschen aufgezehrt hat; alle Glückschancen des Daseins, meine ich, reich zu werden, mächtig zu werden, gut zu werden, Feldherr, Staatsmann, Erfinder, Nabob, Geliebter, Umstürzler, Befreier. Ebenso merkwürdige Situation: man steht neben der sausenden Drehscheibe auf der die alle durcheinanderpurzeln, sich umarmen, anrennen und gegenseitig lebenswarm machen; aufrecht und kühl steht man daneben und beschreibt bloß die gesehenen vehementen Bewegungen aber am Schluß stellt sich heraus,

daß die Menschen auf der Lebensscheibe, die so tun, gar nicht leidenschaftlich sind, bloß ein oder das andermal in ihrem Leben etwas riskieren und den Rest mit dem schmunzelnden Einsammeln der Früchte verbringen, während der zurückhaltende Danebensteher um alle Güter betrogen schließlich vom Platze wankt offenbar sein ganzes Leben seiner geheimen Leidenschaft geopfert hat. Dieses geheime Denklaster ist verabscheuenswert, denn sogar wenn man ihn selbst zu fragen sich herbeiläßt, womit er es rechtfertigen wolle, findet er nur gestückelte Antworten und sprechen zwei oder drei, so sind sie meist untereinander uneiniger als mit den Fragern.

Ich wüßte wenig, was man dagegen einwenden sollte, daß der Dichter, der in der Vorkriegszeit bloß mit den Küchenabfällen der kapitalistischen Wirtschaft einigermaßen gefüttert worden ist jetzt – bei der knapperen verhungert

Buchstäblich u unpathetisch *exakt: verhungert* (wenn er nicht Privatreichum hat)

Dieses Wenige will ich aber zu sagen versuchen. Und ich möchte es allen Regierenden zu bedenken geben, die nicht sehen, daß in einer Zeit, wo nur das Notwendige geschehen darf und nur solidarische Interessen sich durchsetzen, die Dichtung an materieller Not krepitiert, denn die Dichter sind weder solidarisch noch notwendig im gemeinen Sinn

Der Mann der die Gewohnheitseinstellung durchbricht. (Im Wesentlichen. In seiner soz. Funktion)

### Der Kampf um die Sittlichkeit

Schicken wir um die Ausdrucksweise festzulegen die oft gemachte Unterscheidung zwischen Sittlichkeit und Sitten voraus. Wir können dann sagen: unsre Sitten sind christlich-kapitalistisch, unsre Sittlichkeit wird derzeit gesucht.

Eine Nebenbemerkung: Unterscheiden sich unsre Sitten so sehr von den chinesischen, die weder christlich noch im eigentlichen Sinn kapitalistisch sind? Handelt es sich nicht um eine Mischung, die überall in der gleichen Weise auftritt?: Zwischen einem Bestandteil, der eudämonisch (unter Einbeziehung des Altruismus) ist, Steigerung ich Ich- und des Du-Ich Komplexes, und einer durch die Macht bedingten Lagerung der menschlichen Gemeinschaft, die bei uns durch das Kapital bewirkt wird, anderswo durch andre Besitztümer, bis zu dem der Körperkräfte hinunter?

Es gibt nun 3 Möglichkeiten: mit der bestehenden Sittlichkeit zufrieden sein. Das kann man von keinem guten Menschen verlangen. – Sie reformieren wollen und an die Erreichbarkeit eines reformierten Zustandes glauben. Dem widerspricht erstens, daß keiner mit einer früheren Epoche höherer Sittlichkeit ernstlich tauschen möchte, nicht mit einem christlichen noch mit einem antiken Jahrhundert. Darin liegt, so naiv das Argument ist, doch unwiderlegbar eine Zustimmung zur eigenen Zeit, bzw. die Erkenntnis, daß das eigene bejahte Ich doch irgendwie nur in ihr möglich gedacht werden kann. Zweitens widerspricht dem, daß jeder Zustand, den wir uns ausdenken, zum Gesetz erhoben sofort etwas von der Langweile des katholischen Himmels hat. Der Vertreter der Nacktkultur ist im Grunde nicht lächerlicher als der Vertreter des strengen Altruismus od. Katholizismus. – Drittens bleibt die Möglichkeit, das Reich der seelisch geistigen Bedürfnisse von dem der realen, politischen als prinzipiell getrennt zu betrachten. Man kann dieser Haltung den Vorwurf des Kompromisses machen, aber den kann man auch jeder Wahrheit machen. Diese Haltung verträgt sich mit großer – nur in den Zielen zurückhaltender – politischer Aktivität. Sie setzt einen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Individuum und Gemeinschaft voraus und der besteht tatsächlich schon der Anlage nach. Sie lehrt uns das Wirken der großen Persönlichkeiten verstehen, das immer antisozial ist, auch dort, wo es eine Sozietät fingiert und

fordert, um sich mit ihr gegen die bestehende zu verbünden. Sie gibt eine ganz unterschiedene Auffassung der Kunst.

Ich will sie nicht als richtig, sondern nur zur Diskussion hinstellen, weil ihr Fehlen darin als einer Möglichkeit viele lückenhafte Schlußfolgerungen verschuldet.

Siehe: Lücken des Händlerstaats.

Wenn man eine Kommission der beseeltesten Ethiker eine Norm ausdenken läßt, so verpflichte ich mich binnen 24 Stunden den tragischen Fall dazu zu konstruieren.

H. Mann

Mich könnte – vielleicht – reizen darzustellen, wie Menschen in eine Epidemie von Knabenhaftigkeit zurückfallen; lediglich wegen des Seltsamen der Tatsache. Ihn nie. Man könnte gegen mich einwenden, was Nietzsche von den petits faits gesagt hat. Gegen ihn, daß viele Seelen mehr Interessantes bergen als seine. Die Figuren bei ihm sind wie mit der Schere aus bedrucktem Papier geschnitten. Er wird sagen, daß ihn das Natürliche an ihnen nicht reizt. Auch nicht ihr Geist, sondern seine Idee. Dieser Idee gibt er ein von Anfang bis Ende künstliches Leben. Das wird er als seinen Vorzug behaupten. Man kann einwenden, daß die Künstlichkeit dieses Lebens die der stagione ist. Die der Oper. Der Samtfauteuils usw. Er wird das bis zu einem gewissen Grad mit Vergnügen annehmen.

Radikalismus

Nichts ist in Deutschland derzeit verhaßter als eine Art des Geistes, die beim Letzten anfängt. Man liebt, die Schätze des Geistes in Pfandbriefen und mündelsicheren Papieren anzulegen. Eine gesunde geistige Mittelstandspolitik. Zentrum und Christlichsoziale wären nicht so stark, wenn sie dieses Bedürfnis nicht befriedigten.

Man unterschätzt das, wenn man nicht die Wissenschaft liebt. Wissenschaft ist: tun als ob man ewig an den Fundamenten baute. Glück des polierten Fug auf Fug Gefüges ... Verzicht auf die Maibäumchen am Dach, auf das Dach, auf den Oberstock, auf Architektenträume ... Nahezu schon die Gewißheit, daß man nur gut bauen muß, es wird immer etwas anderes daraus, das man nicht vorhersehen kann ... Nichts ist ihr so peinlich wie Haeckelsche Propaganda. Nichts bringt die Wissenschaft taktloser u. verständnisloser in Verlegenheit als die Forderung letzter Ziele. Dennoch gilt auch in der Wissenschaft ganz selbstverständlich der größte Radikalismus als das Ideale – natürlich nur solange u. soviel er im Bereich des Wahrens bleibt – Weite des Wurfs, grundlegende Arbeit, Vorurteilslosigkeit der Fragestellung, – Kühnheit, Zähigkeit, Tapferkeit sind intellektuelle Tugenden, groß ist ein naiver Revolutionär wie Rob. Mayer und der zeitweilig einsame Kampf eines Reaktionärs wie Ludw. Boltzmann – natürlich alles auf einem engen Feld, in einem durch die ganze Umgebung ein wenig solidem Tempo.

Geht man von der Wissenschaft zu dem Leben, an dem wir alle teilhaben – dem der .... – so tritt man aus dem Bereich der Wahrheit in den der unlösbaren Disjunktionen, des ungeheuren Einzelfalls. Dieser Unterschied ist erkenntnistheoretisch begründbar.

Statt aber die Orientierung nach Wahrheit zu verlassen, was der Schlüssel zu aller Entwicklung sein wird, läßt man den Radikalismus los.

Verstimmungsbildchen

*Ruhe:* Gewinnend an dem deutschen Hang zu moralischer Korrektheit ist die Übersichtlichkeit. Wenn man auch 10 Jahre weit zurückdenkt, bietet die deutsche öffentliche Meinung nach jedem Ärgernis von neuem das Bild der frischgewaschenen guten Stube. Der Fußboden ist gescheuert, die Fensterchen blinken und die eben noch zerschnitten gewesenen Tischdeckchen liegen geplättet und geweißt auf ihren Plätzen. Ein bescheidener Kunsttrieb hüpfet befiedert in seinem kleinen Bauer vor den Fenstern und pfeift so schön. Kleine Theologen blühen. Gesunde, einfache, bekannte Gedanken lassen sich klar verwalten, seelische Ereignisse vollziehen sich in solchen Räumen nicht.

Skandal. Es ist so lähmend: man weiß ... diese Leute, die wundervoll exakt Maschinen bauen, mit der Felddienstordnung schlafen, Weltgeschäfte organisieren, man weiß diese Leute werden bei der nächsten seelischen Gelegenheit wieder ...

*Sturm:* Zu solchen Zeiten aber ergibt sich, sofern man Zeitungen liest (oder Gesprächen geistiger Führer lauscht), das Erlebnis der betonten bürgerlichen Ehrenhaftigkeit fahrender Leute, etwas wie:

Das Gehaben von Mimen an kleinen Stadttheatern, wo sie allmählig «unser ...» werden; (Reputation erwerben) wenn dann die Gattin Wotans in schwarzem Seidenkleid zum Wagnereinsabend schreitet oder zwei Kollegen Johannes Vockeraths einen Ehrenhandel ordnen, den er nachts in der Weinstube mit einem Offizier acquiriert hat. Die Unerbittlichkeit der äußeren Konsequenz (des Zeremoniells ) von Leuten, die ihrem eigentlichen Wesen nach nichts damit zu tun haben.

Komisch ist die Sehnsucht bürgerlicher Menschen nach Romantik, sehr komisch aber die Sehnsucht eigentlich romantischer Menschen nach bürgerlicher Korrektheit.

Das höchste Gut der Deutschen ist die weiße Weste. Nicht als ob es sich so unter der Hand nie ereignete ...

Es gibt 2 Arten von Ideale. Solche, die man – aufrichtig – nie klar sieht, wie ein Weg auf einen Berg, wenn er anfängt individuell zu sein, man hat nur die nächsten Griffe und den Trieb nach aufwärts, – und solche, die eigentlich Verwesungsprodukte, Verwitterungsprodukte sind. Sie sind keine Ziele, sondern Derivate, wie Straßen eine bestimmte Flora nach sich ziehen, wie Dunst über Wasser. Von dieser Art sind alle öffentlichen Ideale. (Als nüchterne relativ zu bewertende Vorrichtungen wären sie trotzdem gut) Sofern sie angebetet werden sind sie Aas. Ihre Verletzung obliegt den Künstlern. Ihre Verteidigung der öffentl. Meinung. Nur die zweiten werden <verfochten>.

Es ist ein trauriger Gedanke, an den Journalisten zu denken, wie er sein könnte

Es sind Leute, die mit der Moral, die sie äußern nichts zu tun haben. Die Moral mit der sie zu tun haben, ist eine Berufsmoral. Der Beruf wäre denken, lebhafter empfinden, beweglicher fühlen. Schnelle Schwimmer im Strom der Ereignisse. Erfinder neuer Bewegungen, geistiger Geschicklichkeiten, Nachahmer, Ergreifer, Erprober – es muß nicht immer alles etwas wert sein – oder doch wenigstens vernünftige Leute, die sich von andern etwas sagen lassen u. fühlen u. schweigen, wo sie etwas nicht verstehen. So aber sind sie lieber Verwalter von Gesetzen (im Detailverschleiß) Landpfaffen / bereit den Ereignissen die neue Erweiterung der Moral abzulauschen die in jedem liegt.

Unfähig mit einem Anarchisten lächelnd, selbst von ihm lernend, zu verkehren. Unfähig selbst der seelischen Konzilianz eines Professors, der darin eine zu verstehende, zu erklärende Sache sieht, mag er sie auch nicht billigen. Wenn sie auch gewiß nicht alle Produzenten sein können, sie

sind jedoch auch schlechte Zuschauer. Zuschauer mit einer Perversion. Sie verwechseln ... im Werte das Organ des .. Lebens, das der Geist ist, mit dem ihren, der Selbsthaftigkeit.

Es kommt davon. Über den Deutschen ..... Handle so, daß ... dieser undifferenzierte Satz – nicht ohne Größe – liegt wie ein fressendes Gewächs ..

*Notiz* Die Duncan mit ihren Theologenbeinen.

*Wildenbruch:* Er füllt alte Harnische mit tönenden Reden

*Volkskunst* Ich werde doch nicht, wenn ich mich über Klimt orientieren will, Herrn Umlicke aus der Kl. Hamburgerstrasse fragen, noch weniger freilich Herrn Oberlehrer Bahn Groß Lichterfelde od. Friedenau

So klug od. doch so nachgiebig ist der Staat der Forschung gegenüber. Nicht gleich vernünftig aber immerhin wundervoll duldsam gegenüber der bildenden Kunst; er gestattet die Abbildung der Nacktheit. Und verschärft dadurch, in Gott grüß die Kunst Stellung gegen den Vorwurf des Muckertums verwahrt, die Bedeutsamkeit seines übrigen Verhaltens

Deutsche Staatsfunktionäre sind zwar tugendhaft aber seit 1870 auch aus Blut u Eisen u. auf die Förderung einer mindestens vierkindrigen Hurrahsinnlichkeit verpflichtet.

#### Aufruf

Man fordert von der Erzählung Leidenschaften, Breite, Reichtum, Grausamkeit im Nebeneinander des Lebens – und bedenkt nicht, daß die Erzählung nur eine Leidenschaft kennt, die des Erzählens und – es ist! nicht! die gleiche, bloß wie die Zeit seit Homer geändert – des Denkens. Es gibt auch heute noch etwas von künstl. Wert, das man ein einfaches Erzählen nennen könnte. Hier liegt der Entscheidungspunkt der Kunst. Es ist durchaus irrtümlich das Erzählende mit der epischen Breite, dem Abspiegelungsbegehren, dem Fabulieren zu identifizieren u. davon das Temperament des Dramatikers abzusondern, das sind sekundäre Unterschiede u. Dramatiker, wie Romanschreiber wie Lyriker sind vor die gleiche Entscheidung gestellt, so oder so zu sein.

Man fordert vom Dramatiker die griechische Fühlung mit der Volksseele. Die Ästhetiker wollen einen Messias, die Literaturhistoriker eine Kunst, die das Empfinden der gesunden, beseeligten Masse erfaßt. Man soll so energisch man kann, dagegen sich stellen. Einmal sagen, welch völliger Mangel des Sinns darin steckt.

Es sind die zwei großen Verlockungen zum Irrtum für die Künstler unserer Zeit: Der Hang nach dem Religiösen, Mystischen, nach der heftigen Seelenbewegung [?], wie sie die Antike, das mystische Christentum – angeblich auszeichnete und zweitens der Wunsch ein Sohn dieser Zeit der Industrie, des Verkehrs, Hast, Schnoddrigkeit sein zu wollen. Zwischen beiden genau, nicht das eine u nicht das andere liegt das Wesen des großen Künstlers. Alles was seine historische Situation in den Seelen um ihn induziert, wird natürlich auch in ihm sein, aber es charakterisiert ihn wohl auch, daß er mit beiden nichts zu tun hat. Es sind beides keine Werte, sondern nur Zutaten zu solchen.

Die Leute behandeln immer Kunst als eine Angelegenheit der Nation u. beurteilen sie nach ihren Wirkungen auf viele (dabei steigt dann das Gesunde, das Zugängliche udgl. in der Schätzung); gewiß soll sie auf viele wirken, aber auf jeden einzeln. Kunst soll den Genießenden vereinzeln. Im guten Theater soll sich jeder allein fühlen, d. h. er soll denken, im Gefühl produktiv sein.



1. Viele erreichen befriedigend gut die von der Kritik gesteckten Ziele. Man braucht nur Rezensionen zu lesen. 2. Trotz allem ist man im Gesamten nicht befriedigt. Fast eine Entmutigung herrscht, daß dieser Zeit nichts Übertreffendes gelingt. Obwohl man mit Leichtigkeit eine große Zahl ausgezeichnete Künstler aufzählen kann (Es entstehen dann die Doktoren)

Also muß es daran liegen, daß die Ziele zu leicht sind. Od. daß ganz falsche Ansprüche gestellt werden, die leicht zu befriedigen sind aber deren Erfüllung nicht befriedigt. Sie sind unsachlich.

Es ist ganz gleichgültig, welchen Vorwurf man nimmt. Ob die Seele eines Perversen oder eines Lebensrechtens, ob etwas Individuelles od. das Leben einer Industrie, einer Stadt. Immer gibt es nur eine Sphäre diese Stoffe anzupacken.

Welches waren unsere Ausgangspunkte? Zola, Hamsun, Ibsen, d'Annunzio, Dostojewsky, Nietzsche, Maeterlinck, Emerson, Göthe. Vielleicht sind wir falsch von ihnen weg gegangen?

Keuschheit: Es gibt 2 Arten. Seelische. Sie kann sein, wenn man beim Lesen eines Buchs errötend bemerkt wird. Und sexuelle. Die seelische verträgt sich mit sexueller Unkeuschheit. Ich maße mir nicht an die Herkunft abzuleiten. Wenn man eine Hündin mit eingekniffenem Schweif zwischen Männchen durchlaufen sieht, wahrscheinlich so. Die Schätzung der Keuschheit ist Männer Machtsache. Ihren Ursprung als Gefühl dürfte sie in dem Bedürfnis nach Ruhe haben (?). Schließlich nicht auch irgendeinmal nach Ruhe vor dem eigenen Mann? Die Schaffung eines Reservats ist der Sinn. Und dann gibt es die seel. Keuschheit, die ganz anders ist. Irgendwann verbanden sich die zwei. Will man ein Paradox nicht um jeden Preis vermeiden, so muß man sagen, in einem sehr unsittlichen, sehr sexuellen Augenblick, in einem Augenblick, wo die Sexualität eminent überschätzt wurde. Natürlich ist die Sexualität (nebst allem Auto-schwindelhaften) auch Symbol. Das der Hingabe der letzten Persönlichkeit (mit ihren Gesten!) Das der Fortpflanzung. Als Symbol umgibt man sie mit manchem, was sie im Durchschnitt nicht verdient. Diese moralische Pflanzenfresserhaltung – gescheucht, flüchtig – ist aber unwürdig.

Ich nenne noch nicht Pathos die Art wie ein Bauer im Gebirge gegen den Horizont steht oder das Feuerspeien eines Carrées österr. Infanterie gegen das napoleonische Kürassiere anreiten. Um von Pathos zu sprechen muß eine Handlung, ein Gefühl oder ein Wort über die Erfüllung ihrer Wesenheit hinaus noch ein Mehr an sich tragen. Die Bestimmtheit darf nicht durch die Situation erfolgt erscheinen sondern noch durch ein immanentes Moment. Jedoch ist auch Grazie ein solches Mehr u. die meisten anderen ästhet. Qualitäten sind es. – Bewußtes u unbewußtes Pathos – Starke intellektuelle oder seelische od. körperliche Anspannungen sind frei von bewußtem Pathos. – Moltke, Togo sind gänzlich pathosfreie Vorstellungen – Kriegsgesänge, Kirchenmusik sind pathetisch, die ersten vielleicht unerlaubter – die zweiten erlaubter Weise. – Das Pathos ist verwandt mit der Aufschneiderei u. mit der Kinderlüge. – Die Kunst aber hat mit Lüge nichts zu tun, auch nicht mit Wahrheit. – An der naturalistischen Doktrin ist etwas Unrichtiges u etwas Richtiges.

### Das Genie

Wenn es Sinn hat, zwischen Genie u Talent zu trennen, wird man es so versuchen. Zuerst zw. talentiert u genial. Genial ist das Neue, das Unerwartete, ein Qualitätsunterschied, talentiert ist ein Intensitätsbegriff. Niemand wird Frenssen «Talent» absprechen, aber auch Paul Stratz hat solches, Herrn. Hesse verblüffend wenig und Homer ist ein Talent, kein Genie. Vom Attribut zur Substanz aufsteigend, wird hier das Genie eine gewisse Summe, eine Mächtigkeit von Genialitäten. Der sehr viel neu sieht, der Zusammenhängendes neu sieht, etwas das einen ganzen,

runden Menschen ausmacht, tragen kann. Einer der überall staunt, wie die Leute so blind sein können ist ein Genie. Wenn es Sinn hat zw. Genie u. Talent zu trennen. Wenn man damit den «Talentierten» nicht schon zuviel tut, indem man ihnen die höchsten Stellen einer – wenn auch subalternen – Karriere einräumt. Und ebensolchen Unfug tut man mit dem Genie, indem man darin etwas anderes sieht als das volle Talent. Etwas Übernatürliches, Erlöserisches. Wertvolle Ziele mit relativ vollendeten Mitteln das ist alles. Bezüglich der Ziele wird man immer differieren, und in der Natur der Mittel liegt eine gewisse Zone unerkennbarer Abweichungen. Genie ist keine Turmspitze, es ist eine Walhalla. Das präge man sich ein.

(Dramatischer Typus des Erzählens)

Unbeachtete Dinge, Vierteltöne enthüllen, zum eigentlichen machen ist wohl gut, gibt aber einen uniformen Typus, der überdies leicht zu lyrisch wird.

Bei dem andern Typus, wie ich ihn im Wanderer anstrebe, liegen die eigentlichen Motoren im Gewöhnlichen. Was das Geschehen vorwärtstreibt, sind keine Gefühle, Stimmungen, Gedanken, wenigstens keine ungewöhnlichen, keine von Eigeninteresse, sondern die alltäglich geläufigen. Ein Mensch kommt, lernt einen andern kennen, wird intimer, wird von ihm eingeladen, bei einer Frau eingeführt, mit einer Mission betraut, erfährt an drittem Ort durch einen Zufall etwas usw. Es ist eine feste bürgerliche Handlung, deren Verfolg eine Steigerung hat und das Interesse spannt. Die Hauptfigur ändert sich nur in dieser Kategorie, etwa wie sie sich für einen gewöhnlichen Mitspieler verändert. Alles andere schwingt bloß mit. Bloß als Gedanke des Lesers: bedeutet dieser Mensch nicht etwas, das hier keiner weiß, kaum der Autor?

*Dostojewsky Technik.* – Eine Nebenperson zur scheinbaren Hauptperson machen und von ihr aus gesehen die eigentliche Hauptperson deutlicher und undeutlicher werden lassen.

Wie abgerissene Zettel

.. Birnbaumer rückte am Kragen seines Waffenrockes, dann schoß er ../ Der Trick liegt darin, daß man alles als z T. schon bekannt voraussetzt. So ist vielleicht auch im engen Raum der Novelle eine epische Wirkung zu erzielen.

*Drama* Um das Wertvolle einer Handlung herauszuarbeiten, ist nicht zu zeigen, daß der Mensch sie tut u. dadurch in Schwierigkeiten kommt, sondern, daß er sie tun muß und dadurch in Schwierigkeiten kommen muß. Keine subjektive sondern eine objektive Begründung. Letztlich eine Antinomie auf dem Wertgebiet. Freilich ist dieses muß auch nur ein bedingungsweises, mehr ein wertvolles «kann».

Man soll nie bloß einen Typus oder ein Geschehen zeichnen, sondern immer nur den Wert eines solchen ..

*Rosmersholm* ist der letzte Akt einer Tragödie. Aus dem letzten Akt erfährt man dabei die früheren nur soweit als nötig ist um den letzten zu verstehen. Hier kann man überdies durch Züge, die nicht direkt dazu gehören, auf Lebensbreite erweitern.

*Typus des Schicksaldramas.* Wie es aus dem Nichts – einer stillen, glücklichen Stimmung oder einer sicheren, starken – emporwächst, Schritt um Schritt.

*Schulddrama* Casuistik der Schuld, ein lückenloses Gewebe, verbunden mit psychologischer Motivierung. Der Reiz liegt in der ehernen Notwendigkeit, mit der eins aus dem andern folgt.

*Schicksal:* Man kann auch bloß zeigen: jetzt ganz – im nächsten Augenblick ohne Grund in tausend Scherben.

*Typen eines Dramas.* Das in tausend Scherben daliegen ist der Anfang. Gezeigt wird, wie sich aus den Scherben das Leben wieder zusammenfügt. Kann bejahend oder belächelnd gefärbt sein.

*Das Gedankliche* Die Idee muß sich spezialisieren, verschärfen und verbreitern. Ein Problem muß gleich zu Anfang gestellt werden u. dann immer mehr auftauchen oder gewendet werden. Die Spannung soll in dem atemlosen Achten darauf liegen.

*Idealistisches Drama* Nicht nur Menschen wie wir darstellen (psychologisches Drama oder polemisches) sondern Vorgänge, Stimmungen in unserer Verlängerung, Erhöhung, die uns nicht anders als auf diesem Wege erreichbar sind. – Statt einer Handlung, die sich zwischen uns abspielt, eine solche, wie sie sich zwischen uns noch nicht abspielt.

*à la van Gogh:* van Gogh glaubte nach der Natur zu malen. Im Gegensatz zum psycholog. Drama gibt man nicht eine kranke Seele sondern das tiefe Ahnungen einfach hinstellende verschobene Weltbild einer solchen, zb. Eindrücke einer Übersensibilität von den Dmgen.

Das Genie ist nichts Singuläres. Es ist im Gegensatz zu seinem Umgebungsdurchschnitt, von dessen (sozusagen absoluter) Höhe aber abhängig. Ganz klar bei wissenschaftl. bedeutenden Menschen. Nachweisbar in der Kunst. So sympathisch die [./?] junger talentierter Leute auch ist, Dinge nicht sagen zu wollen, die ihren Kreisen geläufig sind, man muß es tun.

Die Bewegung der 80<sup>er</sup> Jahre ist vorbei. Der Naturalismus ist tot, mit einigen ungeborenen Problemen in sich. Worum ging es? Durchdachte Kunst gegen gedankenlose! Starke Gefühle gegen epigonenhafte? Da kann man nicht anpacken, obwohl sicher dieser Unterschied besteht

Die Signatur unserer Zeit ist ein Gewirr durcheinanderschwirrender Stimmen. Zusammenschluß, Massenwirkung tut not.

Das «Wahre, Gute, Schöne» geht wieder um. zb. Spiritualistische Philosophie sei besser als materialistische. Große Probleme tun dem Drama not.

Leute, die nicht ergriffen werden, klagen, daß unsere Kunst nichts Ergreifendes habe. Andererseits ist es rührend, wie selbst der größte Schmarrn seine Preiser findet.

National – übernational

Hermann Menkes, N. Wr. Journ. in einer Besprechung von Wassermanns Mein Weg als Jude und Deutscher (S. F.) «Es ist für einen Juden unmöglich, ein rein deutscher Künstler im Sinne eines Keller, Mörike, Hauptmann zu werden.» –: Beispiel der Überspannung des nat. Gedankens. Begründet es damit, daß der Jude sich an die deutsche Sprache nur anpasse. Könne dann keines Deutschen Seele mehr ausdrücken und auch die des Juden nicht mehr. Vergangenheit des Deutschen und Juden sind nicht die gleichen.

Wahr daran ist, daß man von der Nation mit dem Sprechtypus auch einen Denktypus mitbekommt. Z. B. dürften meine Hemmungen beim Schreiben davon herrühren, daß meine Schreibsprache nicht meine Sprechsprache ist. Das kommt aber ebenso sehr vom wissenschaftlichen Jargon meines Sprechens. Es zu beheben, ist ein Problem des Schulunterrichts, das er erkennen und lösen wird, wenn die angewandte Psychologie in ihrer Bedeutung weiter sein wird.

Amerikanismus ist gewiß ein Nationalismus und ohne Nation! – In diesem Beispiel zeigt sich

deutlich, wie Nation nur eine Stütze des Selbstbewußtseins des Einzelnen ist. Es ist charakteristisch, daß in der Zeit, wo der Nationalismus den Höhepunkt erreicht, auch der Sozialismus den Individualismus angreift und schwächt.

Es gibt nur Ausbeuter und Ausgebeutete: dieser Internationalismus übersah, daß es auch ein Ausbeuter u. Ausgebeutete verschlingendes Interessenband gibt; das Verhältnis ist kein reiner Parasitismus, sondern auch eine Symbiose. Das hat den Elan der soz. Idee gebrochen.

Es gibt nur bedeutende Menschen und Dummköpfe: dieser der begabten Jugend eignende Internationalismus ist analog dem ersten. Und es gibt auch hier ein Aufeinanderangewiesensein. Das hat die Geniemoral diskreditiert, die sich doch nicht umbringen läßt, da ihr die Tatsache der Internationalität des Geistes zugrundeliegt.

Die Frage muß umgestellt werden, dieses unsrer Zeit gestellte Problem ist noch nicht in Angriff genommen worden: heute noch aut-aut.

Daß die Deutschen an ihrer eigenen Nation als fehlerhaft sehen, wovon sie an andren die gute Seite bewundern – zb. ekelt sie Ludendorff aber Clemenceau imponiert ihnen – ist «Pathos der Ferne», eigentlich eine Tugend, bloß eine sehr gefährliche.

#### Theater und Demokratie

Alle die Argumente, gute Literatur reiche noch nicht aus, um gutes Theater zu sein, Theater sei gewissermaßen eine kräftigere Art Kunst (übrigens gut von da zu packen, von dieser Kraft ausgeleierter Journalisten!), sind Unsinn. Richtig aber, daß der Dramatiker etwas vom Demagogen braucht; er spricht zur Versammlung. Nun braucht man aber bloß nachzusehn, wohin diese Art Geist führt; Tiefstand der Massenmittel.

So hängt Theater mit den politischen Mitteln der Demokratie zusammen.

Entweder Durchbildung des gesamten Lebens. Oder dauernder Rückschlag. Oder Abhängigkeit von der Struktur der Oberschicht. Etwas so Kompliziertes, wie es die Kunst heute ist, aus einer Gemeinschaft einer geänderten, verjüngten Aufnahmebereitschaft einfach entstehen lassen, ist unmöglich.

Ein Mensch muß, nachdem er ein paar Jahre verheiratet war, sein Land verlassen, weil er alle gegen sich hat. Wird nach einiger Zeit verschollen erklärt, seine Frau heiratet wieder.

Nach der Rückkunft sucht er sie unerkannt auf, sie hat ihn inzwischen zum Ideal erhöht, allerdings auch geheiratet u ist wieder verwittwet – u. verliebt sich jetzt in den Neuen, der der erste ist, der die Erinnerung an das Ideal auslöscht. Ohne aber, daß sie ihn so genau lieben kann, daß sie die Identität merkte.

Er tut das ganze nur um einer letzten Bitternis willen.

Oder weil ihn die Sehnsucht zu seiner Frau zurücktrieb, er aber nicht gesonnen ist, wieder verheiratet zu sein. Entschlossen ihr zu erzählen, er hätte wieder geheiratet; dann erweist es sich aber als unnötig.

Ein Mann von sechzig Jahren ordnet Liebesbriefe. Er wohnt noch immer in einem möblierten Zimmer.

Eine Greisin mit «schönem Gesicht» dunklen Augenhöhlen, Habichtsnase, die noch Erotik braucht. Sie sagt ihrer Dienerin: ich habe mich heute in den Spiegel gesehn, mein Körper hat einen eigenen streng linearen Reiz. Sie geht, weil sie nichts anderes findet, auf die Straße u wird

verprügelt.

Eine Szene muß für sich selbst sprechen, Umriß haben u dgl. Aus solchem bloßen Vorsatz heraus ist natürlich noch keine Szene zu finden. Wohl aber gibt es auch in der Situation Banalitäten, wie mein Warten auf Josef, eine Situation, die jedem der davon hört gleichgültig bleiben od. ihn langweilen würde. Die zu vermeiden muß einem diese Regel gelten. Es findet sich dann wohl schon besseres.

Der Mann ohne Bedeutung:

Er macht schließlich die französische Revolution In der Sitzung einer Bezirksvertretung hängt etwas bedeutendes davon ab, ob er gesundes Empfinden hat oder nicht.

Seine Frau ist ganz Weiblichkeit alten Stils, mit entsprechender Sexualität, seine Tochter ein Produkt der Aufklärungszeit.

Er ist ein kleiner Beamter der Regierung. Sein Leben fließt im ersten Teil bedeutungslos dahin, mit allen Pathologien des Durchschnittsmenschen; im zweiten Teil mit der Wichtigkeit des Durchschnittsmenschen.

Durchschnittsmenschen finden sich zusammen, Massenpsyche.

Schöne Zeit der Aufklärungsideale. Die Herren d'Alembert, Diderot, Holbein usw. sowie Blei, Kerr 1800 Jahre habt ihr gelebt wie Hunde! Wie Haustiere!

Diese Seligkeit des Herrn Jedermann, daß er plötzlich anerkannt wird u die Welt regiert Diese Dankbarkeit eines für den andern. Sie finden sich zusammen, diese Durchschnittsmenschen, wie Verliebte. Essen Sie gerne Gigot?

Oh oh ich auch – es ist in einem einzigen Taumel, wie wenn man sonst geistige Übereinstimmungen konstatiert. Sie sehen einander zärtlich an, wenn sie so etwas sagen

*Detail.* Auftakt: Im Coupé: Zwei sprechen von Politik udgl., ein dritter fängt immer wieder vom Theater und von seinem Idealismus an, ein vierter schweigt und sieht den Wolken zu, aber erst ein fünfter, der ganz stupid wie ein Dandy dreinschaut, ist ein Dichter.

#### Briefe an einen Imaginären

am Tag nach meiner Geburt:

.... Meine Situation ist entschieden unsympathisch. Ich bin noch nichts als ein Schlauch durch den die Nahrung auf der einen Seite herein auf der andern hinaus rinnt.

Meine Mutter nimmt mich an die Brust – ich finde das ekelhaft, milchig u fett – Mein Vater steht dabei und glotzt – ich begreife nicht, wie man das erotisch finden kann. Und dabei muß ich fortwährend diese Saugbewegungen machen. Irgend etwas in mir will weg davon, aber trotzdem muß ich – mit einem runden Mund wie ein Fisch. Man nennt das Instinkt.

Meine Tante sah dem zu u sagte etwas von Glück u deutschem Bild – Ich möchte wieder zurück woher ich kam, aber ich vermag auch nicht diese häßlich schleimige Gegend dort begehrenswert zu finden.

#### Das Schiff im Roten Meer

Ein Heizer geht wahnsinnig vor Hitze schnurgerade über Bord. Ein Herr flegelt den alten

Kraepelin an, weil er beim Kaisertoast keinen Alkohol trank.

Hartmann flegelt den Herrn an, weil dieser den alten Kraepelin anfleget.

Hartmann wirft nachts eine Kindereisenbahn über Bord, weil ihn das Geratter bei Tag wahnsinnig macht. Er sagt es der Mutter und sie versteht die Handlungsweise (nur bei 40 ° Hitze möglich)

Ein Mädchen läßt sich auf der Bank in dem dunklen Gang vor den Kabinen. Hartmann sagt zu einigen Freunden: Meine Herren kommt abends in meine Kabine, ich werde Euch etwas zeigen. Sie steigen auf einen Koffer und sehen mittels eines Handspiegels zu.

Eine Engländerin bezahlt sich jede Nacht den Stewart und beschwert sich beim Kapitän, weil er einmal unbezahlt kommt.

Der Kapitän schlägt das «reisfressende Gesindel» mit den Köpfen aneinander, wenn es ins Streiten kommt.

Hartmann ist noch heute ganz von sich durchtränkt, wenn er davon erzählt.

Erster Augenblick: im Fauteuil an der fensterlosen Wand, Licht im Rücken. Das Gesicht scheint in Halbdunkel zu schweben. Es verlängert sich, die Lippen werden dunkelkarmin, es gewinnt etwas vom blutenden Pierrot.

Im Regen gehen. Links der Wald, rechts das Meer. Programm für die Briefe an H: Die Szene in der Novelle oder Rilke erklären als pendant zu obigem Erlebnis. Die Bedeutung solcher Erlebnisse exakt feststellen. Mittlung zwischen Mystik u. Cynismus. A. geht jetzt weg von mir, eine Etappe ist vorbei, es heißt das Schwankende zu fixieren. Mein eigentliches Wesen quillt heftig nach. Es gilt jetzt mit einem Stoß zu wachsen.

Alles, was von dir kommt, tut mir so weh. Wenn ich die Straße kreuze, wo du wohnst, bekomme ich Herzklopfen. Ich sitze am Balkon und höre zum erstenmal, daß in Berlin abends Glocken läuten. Ich möchte dir die Füße küssen. Du bist böse auf mich: könntest du nur auf meinem Arm einschlafen. Ich bin ganz erfüllt von dir. Ich tue alles für dich. Mitten in etwas fällt mir ein: wird es ihm recht sein. Wenn ich dich einen Tag lang nicht gesehen habe und dir auch nicht schreiben kann, begehe ich Unvorsichtigkeiten. Ich habe Magenschmerzen. Ich kann dir gar nicht sagen, was das ist. (Sowohl Hertha wie Typik)

Auf einem höheren Niveau: Ich bin nicht eifersüchtig, aber es tut mir weh, wie wenn jemand eine leere Stunde, in der es ihn nicht freut sein großes Buch zu lesen, nicht überdauern kann und die Zeitung zur Hand nimmt.

Die Liebe muß so sein, daß man die Seele und den Verstand des anderen wie einen ungeheuren Fund empfindet. Wie die Seelen der paar ebenbürtigen Freunde, die man während eines ganzen Lebens findet. Und daß man auch sinnliche Beziehung hat, muß etwas zum Staunen sein, fast etwas Abnormes. Sonst kommt immer die Erotik vorerst, hier als Letztes, man kann es gar nicht fassen: Dieser Mensch wird jetzt .. mit diesem Menschen werde ich in der Enge der Extase sein. Der Gedanke, daß die Beine dieser Frau in Höschen stecken ist ganz mysteriös.

Ich frisiere mich in Höschen. Meine Mutter kommt immer hinein und neckt mich. Ich gönne ihr das nicht.

Als wir gestern abend nach Hause kamen, gingen wir ein langes Stück die Regensburgerstrasse. Ich mußte fort denken: Vor einer halben Stunde bist du hier gegangen.

A. Wie alt sind Sie?

B. 30 Jahre.

C. Aber wieso? es fehlen ihnen doch noch 2 Jahre!

B. Nun ja, aber schließlich ist das ja doch nur eine Frage der Zeit.

Mein Herz, geliebtester Bülo

Erleichtert um mehrere Külo ..

Lisa: Ein rokkokohaft nippsiges Figürchen.

So plitschtreu wie ein nasses Schwimmkleid an einer Frau kleben.

entzweihalten, es halbte ihn entzwei.

Im Gefühl (Empfindung) gewahr werden, gewahren

Neben einer Jungen, um deren Treue man leidet, eine 40jährige Tante, die ihrem verstorbenen Bräutigam das Gelöbnis gewahrt hat.

Gangsteig

Das Ausgeatmete.

Man schließt sich in sein Zimmer ein um seine Individualität zu wahren und umgrenzen und beherbergt in ihm doch Fliegen, Ströme mikroskopischer Lebewesen, Holzwürmchen, in sich selbst Spermatozoen. Man wird eventuell sogar von demselben Floh gebissen wie der Jagdhund.

In dieser Antinomie liegt ein Problem: einerseits ist man doch ganz in das gemeinsame Leben verflochten, andererseits hat man eine Sehnsucht nach Besonderheit, Erhebung, Umgrenzung. Der religiöse Glaube an die Seele, die als die gleiche Einheit, die sie auf Erden ist, in die Seligkeit eingeht, wurzelt darin, die Liebe zur Moral, weil sie einen als moralische Einheit konstituiert udgl. Zu den größeren Leistungen (Kunst, Wissenschaft udgl) braucht man die Anderen, manchmal aber auch gerade den Gegensatz gegen sie. Das Wertvolle wird nicht der Egoismus oder der Altruismus sein, sondern eine bestimmte Art des Fließens der Grenze zwischen beiden, kein statischer sondern ein dynamischer Zustand. Etwas Fließendes ist auch die U-Grenze, vielleicht steckt der intensivere Wert in uns als Bestandteilen eines Ganzen, ähnlich wie das Verhältnis zwischen Korallenstock und Einzeltier

Ein glattes hartes Gesicht unbestimmten Alters mit sehr großer Stirne. Wettermantel, Wanderhut. Er hat mit der Pistole einen flüchtenden Hirsch niedergeschossen .. «Es brach und prasselte so etwas Wildes durch das Holz und da hatte es mich gefaßt ...» «Und mit der Pistole traf er ihn gerade ins Herz! Das ist natürlich nur Zufall». Aber daß du gerade immer solche Zufälle hast, ist wohl nicht auch Zufall ...

Hast du deinen Wagen mit? Nein ich ließ ihn vor einer Woche zurück, mein Gepäck kommt mit der Bahn. Ich fuhr mit Bauernwagen.

–? – Ja, als ich jünger war konnte ich mir so etwas nicht denken, aber es kam mich plötzlich an, daß nichts schöner sei, als einen Tag lang im Stroh eines Leiterwagens zu liegen und blau u weiß zu sehn [?] und dabei doch von einem Ort zum andern zu kommen. Zuweilen ging ich auch –

Und die Unentbehrlichkeiten? Warmes Bad usw. Ach, wenn schon, so ganz. Ich reiste wie ein Wanderprediger –

... Und dann raufte ich mit den Bauern. Das einzige Pathos, das es gibt, steckt in den Fäusten.

Musik vielleicht noch, auch so stupid .. Also man braucht ja nur ein bisschen mit den Mägden zu spielen so gehts ja los –

Meinst du aber nicht diese unangenehme Nachbarschaft der starken Männer, Offiziere, Draufgänger?

Gewiß das ist eine Gefahr. Aber darum lief ich auch manchmal weg. Zuletzt erst. Ich war nicht aufgelegt zu raufen, ein Gedicht ging mir durch den Kopf, da fing so ein Kerl an. Um mich nicht stören zu lassen hielt ich bloß die Pistole vor. Aber diese unsere guten Bauern fürchten kein Schießgewehr nicht, mit den Messern gingen sie mich an und um Unannehmlichkeiten zu entgehen, mußte ich durchs Fenster springen. – Hier ist übrigens das Gedicht.

G. Zeig.

A. Nein, das gehört mir (verwehrt es ihm)

Ali u G. in Jagdkostüm.

Später: Er hat mich vergiftet. Wie ich noch 15 Jahre alt war saß er neben mir am Klavier u. strömte mich mit seiner Kraftlosigkeit an.

Es hat mir geträumt, daß mir etwas bevorsteht, – lächerlich?

Warum sollen für uns diese starken Dinge nicht sein?

Träume, Zeichen des Bluts? ..

.. Ich möchte Dich gegen eine Feuerstbrunst sehen!

Warum nicht – wie die Maler tun – auf wenige Farben reduzieren, schwarz-rot?

Wie erbärmlich ist es doch eigentlich! Man kriecht jammernd am Boden und bekommt Herzklopfen, sobald man die Kaiserallee kreuzt. Man sagt: es ist ein Wunder, es hat mich niedergeschlagen wie ein Wunder. Man ist ganz leidend, ein einziger gequälter Sinn. Man sagt täglich: ich werde mich vielleicht doch aufhängen, es ist das beste ein unproduktives Leben im Augenblick dieses Wunders zu enden. Und es kommt ein Brief von einem Fräulein X, durch den man sich geliebt sieht und man schwankt, ob man sich abwenden soll oder für später «reservieren». Welche Gemeinheit doch diese Hingabe an eine Frau, die hiefür alles zerstört, – mit Nr 2 in Reserve! Einziger Trost, daß auch sie vielleicht nicht ganz rein ist. Vielleicht Gattungsgesetz – alle so? Ich klage mich an, weil ich mich nie ganz gebe, und einer, der mit seiner Intensität prahlt, handelt so! Die Korrekten, die Pflichtmenschen steigen im Wert.

Wie sich alles verfärbt. Wie alles eitel wird an diesem Menschen. Alles ein sich vor sich in Szene setzen. Der vielgeliebte Leidbringer. Der Mann mit den Ansätzen, die stärker sind als alles in seiner Zeit, der Vielfältige – der nur zu wenig Geduld d. h. zu viel Möglichkeiten hat um ein Genie zu sein.

Im Höhepunkt eines Stücks muß sich der Held rasieren lassen – au, geben Sie doch acht – mildes Einseifen. Stimmungsumschlag –

Sie essen – mit dem Essen wächst der Appetit – behaglich volle sinnliche Stimmung

Andre Gefühle: man wird nicht mehr vom Zorn geschüttelt, sondern zb. ausgehöhlt werden

mit Ma: Ich sehe, daß alles vorbei ist. Wenn er daran denkt, ist Ma ihm sowohl widerwärtig (auch à la Haß gegen viele) wie daß er fühlt, sie müsse «in Schönheit» scheiden.

Literatenjargon



Diese Arbeiterabende – (wo Arbeiter über ihre künstlerischen Neigungen sprechen) – sind doch nur eine Sache für Privatdozenten und ähnliche halb gebildete Leute.

Ein Mann der einen alten Mann meuchlings tötet, weil er Schamhemmungen hat, sich mit ihm zu duellieren, auch nur ihn zu beleidigen. (Ein Offizier od Sportsman)

### Schlemihl

I Akt: Der Schatten Der große Graue.

II. Akt: Die Verlobung

III Akt: Resignation.

Schlemihl der Mann, der sich fürchtet eine Besonderheit zu haben. Keinen Schatten. Bloß keinen Schatten, der doch eigentlich nur etwas Negatives, eine Minderung des Lichts ist. Aber diese kleinen weichen Schatten sind das gute, hausbackene, bürgerliche Glück; dieses so nette Glück. So ein kleiner Schatten gehört auch zu der Liebe zu diesen so guten, netten Mädchen, die er sich versagen muß. Und andererseits muß man zugeben, daß einer der keinen Schatten hat, immer schon ein wenig des Teufels ist. Schlemihls Schuld ist seine Bürgerlichkeit, sein sich nicht zu seiner Schattenlosigkeit bekennen wollen, seine Unfähigkeit ein Genie daraus zu machen. Was könnte er nicht alles mit seinem Geld erreichen? Die beiden Prinzipien sind in den zwei Dienern verkörpert. Die freundliche runde Tugend siegt. Das geniale Prinzip geht zugrunde. Aber Schlemihl resigniert.

Es gibt einen Typus Frau, ich will ihn den passiv-sinnlichen nennen. Ich habe diesen Typus mit äußerster Eindringlichkeit studiert, denn ich habe nichts in meinem Leben an der Frau so sehr gehaßt wie diesen Typus. Sein erstes Merkmal könnte man Güte nennen, sein zweites Schwäche. Diese Frauen sind leicht enthusiastisch, sie hängen ihrem Manne an, pflegen ihn mit Liebe. Sie sind nur ganz widerstandslos, «wenn der Hundskerl in ihr Leben tritt» wie P. A. sagt. Das kann im Fluge gehen, während einer Eisenbahnfahrt, sie sind nachher sehr erstaunt und glauben es selbst nicht; sie hängen dann erst recht an ihrem Mann. Deswegen sind sie außer im Moment der That fast gar nicht zu überführen, denn sie sind wirklich nur für Augenblicke untreu, deswegen sind sie aber auch das, was das Leben eines Mannes mit Zweifeln vergiften kann wie sonst nichts. Denn wenn man einmal dieses Mißtrauen in eine Frau hat, ist man nicht zu heilen, weil sie nie mehr Gewißheit gewinnt. Und nichts ist für einen Mann schändlicher als die Untreue einer solchen Frau, denn wenn eine Frau einen andern liebt, wird man immer finden, daß hier eine Konstellation, ein Zusammenpassen zweier Seelen bestand, das man ihr nicht bieten konnte (trotzdem man dem Nebenbuhler dabei überlegen sein kann), hier aber kann man sich nur sagen: ich war blind, daß ich das nicht früher erkannte, dumm, verächtlich.

(So die sentimentale Geliebte. Anders bedauert später – mit Ag. – daß er sie nicht besser studiert hat.)

24.VII. abds.

Ich habe einer Frau, die ich liebe, erklärt, daß es für feine Menschen schon einen Verrat bedeutet, wenn man eine Tageszeitung zur Hand nimmt, weil man für ein Buch, in dem die Seele des Geliebten steht, im Augenblick nicht aufnahmefähig ist. Es ist eine Forderung der Keuschheit, in solchem Falle lieber still und leer zu bleiben; das Suchen nach Zerstreung ist eine Untreue. –

Eine Frau, die ich liebe, war als Mädchen hart an der Grenze des passiv-sinnlichen Typus. Bloß

daß das aktive Element hier nicht ein Mann, sondern etwas in ihr selbst war. Ihre Liebe war wie eine Epidemie; wenn sie auftrat, gab es keine Ruhe und kein Bedenken mehr. So kamen Zeiten, wo sie Abend für Abend in der obengelegenen Nachbarswohnung war. Ich glaube, daß anfangs der Grund noch nicht in einem wirklichen Interesse an bestimmten Personen lag, sondern nur in einer Unruhe, die es sie unten nicht mehr aushalten ließ und sie hinauftrieb, ohne daß sie wußte was sie wollte. Unruhig, ohne daß sie wußte was sie wollte, von etwas in etwas hineingetrieben: passiver Typus.

Es ist nicht der Schatten einer Schuld vorhanden, es ist nichts zu verbergen; nichts wäre ja leichter als mich vorübergehen zu lassen, statt mich anzurufen und selbst noch aufmerksam zu machen. Nicht der Schatten einer Schuld, einer unrechtmäßigen Absicht im Bewußtsein. Dennoch: ich denke: es ist nicht maßgebend, was sie von der Sache weiß, das Bewußtsein trägt. – Sie war durch Wochen nicht oben, jetzt dreimal hintereinander. Sie war einstens ein passiver Typus, wird sie geschoben? Kann sie nicht allein sein, faßt sie eine Unruhe, wenn sie nicht unter Menschen ist? Ich bin mir ganz klar, noch auf keine Person eifersüchtig zu sein, aber ich bemerke mit Mißtrauen etwas in ihrer Seele, das sie, ohne daß sie es weiß, schon von mir abgewendet hat. Ich finde keine Ruhe.

Du noch hier?

Ich habe etwas vergessen ..

Ja, ja, mir war als hätte ich Dich pochen gehört ... vorhin, als ich mit meiner Frau sprach ... Leiste mir doch zum Abendbrot Gesellschaft

Einen Menschen sehn, wie in einem seltsamen Dreieck, in dessen einer Ecke der Tod steht.

Was ist einem ein Mensch, wenn man weiß, daß man in einigen Tagen sterben wird? Wie verändert er sich?

Fieh! Du machst ihm zwei, drei schreckliche Tage, ist das soviel? Ist es nicht besser gehandelt, einen Sterbenden in Stich zu lassen als einen Gesunden?

Ich habe nicht den Mut es ihm zu sagen

So flieh. Vergrab Dich, höre nichts. Du machst ihm usw

*Expos Szene.* A u M. Sie hat in seinem Arbeitszimmer (Bibliothek) gelesen. A: Du mußt es ihm sagen usw man erfährt, daß der, der dann kommt u. hier spricht, vom Tod umschattet ist.

### Budapest

Um 8 Uhr morgens vor den Fenstern, wenn man die dicken Holzläden zurückschlägt – früher weiß ich es nicht – eine Luft, die weiß wie Kalk leuchtet. Ein Sommertag in Budapest. Auf hartem Pflaster hastig holpernde Wagen, dazwischen leichtes Getrappel u Gummiräder, dazwischen ratternde Motocycles der Briefträger, die die Postkasten ausheben, Schreie, Rufe – ein scharfes, heftiges, geschäftsgehetztes Leben, Herr Salomon Wirz u Herr Roszental haben keine Zeit aber Herr Istvan Tunichtgut u Herr Jozsef Habnichts haben die Zeit u liegen in einem Torweg auf den schattenwarmen Steinen u der Dienstmann schläft auf der Bordschwelle u die Weiber stehen u lachen u alles mustert jeden Vorübergehenden. Ein Dollarleben u dabei doch die Zeit Luft, Licht, Weib, Mann, ein gutes Pferdegeschirr u alles Auffallende zu genießen. Männer sitzen mit Fächern in den Kaffehäusern. Frauen gehen im Schlafrock über die Gasse. Tücher von einer Stärke der Farbe, wie sie nicht einmal Pariser Maler ersinnen. Ausgezeichnetes Schuhwerk,

bei den Elegants vielleicht etwas weniger schön, vielleicht ebensoschön wie in London od Wien, bei den unteren Schichten verblüffend, etwa an Italien gemahnend. Viel bloße Füße. Mit od ohne Pantoffel. Bäurinnen sitzen mit weit auseinanderhängenden Beinen u bieten Früchte feil. Jeder Mann sieht jede Frau an, jede Frau jeden Mann. Tausend Möglichkeiten. Nie eine Frechheit. Die Arbeiter – im Gegensatz zu Österreich – so wenig devot wie in Berlin, aber chevaleresk, man wird nicht angepöbelt. Der bekannte Nationalstolz, viele Denkmäler uns gleichgültiger Menschen. Besser als die Berliner, aber immer noch schlecht. Man speist in billigen Gasthäusern gut. Ein wundervoller Park auf der Margaretheninsel. Irgend etwas in der Luft, in den Imponderabilien, wie da ein Baum hingesezt ist, dort ein Strauch steht, was ihn weit über den Tiergarten, an dem bloß nichts auszusetzen ist, hebt.

Liest man die Geschäftsschilder: Weisz, Rosenbaum Perles, Frankfurter – fast jedes zweites deutsch – jeder bessere Mensch spricht deutsch – unverfälschte Wiener Fiaker u Kellner – deutsches Blut, in irgend welcher Vermischung, das ist das Verblüffende, Belehrende. Ich kann es nicht in % ausdrücken wieviel magyarischer Adel u Bauerntum, wieviel wienerisch gefärbter österreichischer Export hier zusammenwirkt, jedenfalls fühlt man das Deutsch-Osterr. deutlich durch u steht erstaunt vor einer Verschärfung, Stärkerspannung des Deutschtums – vor Möglichkeiten! Reist nach Budapest u werdet wieder Berliner, aber Berliner die in Budapest waren.

Bitte, wozu soll man Reisefeuilletons schreiben? Objectivität? Chuzbe, wie man im Westen von Berlin sagt. Subjectivität! Ja aber das moralische Moment? Irgend eine Lebensbereicherung. Erweiterung (Neben dem sozialpolitischen, Geld zu verdienen)

Ein Portier im Komitatshaus auf dem Raum zwischen Schlüsselbeinen und Hüften 5 5 Knöpfe u 44 Litzen, dazu Schaftstiefel u Sporen

### Lebensquerschnitte Kuglerbonbons.

*A's. Moral:*

Handle so, daß dein Handeln Rezept für alle sein kann, – diese Kant'sche ist die deutsche Moral, ist Inbegriff der Gewissenhaftigkeit. Th. Manns Erfolg beruht darauf, daß er die asozialen Regungen, die er als Nietzscheschüler kennt, so lange verwalkt, bis sie eine gewisse Indikation für alle erreichen.

Auf der andren Seite hat dieses Volk – (eigentlich: diese Welt) die Moral des heroischen Individuums ausgebildet, der sich darüber hinwegsetzt, die Moral der starken, gesetzlosen, gesetzgebenden Person. Ausgeartet bis zur Unternehmermoral.

A: Nicht handle so, daß dein Handeln Rezept für alle sei, sondern, daß es wertvoll sei. Wobei «Wert» aus der Sphäre des a. Z. kommt, jene undefinirbare «lebendige» Bewegung ist.

Dramaturgisches Grundgesetz: klug oder dumm wie bei einem Menschen. Nur umfaßt das auch gefühlklug und gefühlstumm.

Frage dich immer das. Laß dir nicht von Kritikern weismachen, daß es sich um besondere ästhetische oder Gesetze des Theaters handle. Das ist nur Handwerkszeug u. -gerede. Sie machen die Nebensachen zur Hauptsache, weil sie sich dabei wichtiger vorkommen.

Liebstöckl: ein halbversoffener Schwätzer – nüchtern.

Mathematische Moral: Das Erbe Nietzsches.

Wirkung eines großen Manns: Wie N. auf mich und anders auf Th. Mann gewirkt hat, u. anders auf K. Hiller. Die besten Schüler sind Feinde. Wären sie es auch, wenn intensiver, persönlicher Einfluß hinzukäme? usw. Wichtige soziologische Fragen, von denen viel Weiteres abhängt.

Die dissipative Tendenz liegt im Persönlichen Biologisch ist es ja auch so. Stellung des Persönlichen ändern?

In einem der beiden Ziel Jahrbücher Aufsatz über Expr., wo Artistentum gerügt wird, während geschossen u. gelitten wird. Nennt sich aktivistische Kunstförderung, könnte ebensogut bolschewistische sein. Antwort: Archimedes in Syrakus. Der Wert geometrischer Forschungen unempfindlich. Bleibt nur die Frage: inwieweit ist Kunst so objektiv? Sie ist es nur z. T.

Kunst für Alle! – Kunst für Heimat!: hebt sich in glücklicher u. komischer Weise auf.

Gibt es eine oberösterreichische Geometrie?!

Kant, Anthropologie spricht von «intuitivem Bewußtsein» im Gegensatz zum diskursiven. Fiedler stellt es als Erkenntnisorgan der Kunst neben das Erkennen der Wissenschaft. (Hängt entfernt auch mit Frage des andren Zustands zusammen.)

Also ein Essay nötig: Der wahre u. der falsche elfenbeinerne Turm.

Worringer (ein Abschnitt im Piper-Katalog): Gotik, Primitive dürfen nicht mit unsrer naturalistisch-klassizistischen Ästhetik beurteilt werden.

Das war gewiß notwendige Reaktion u. Folge gestiegener Materialkenntnis.

Aber irgendwo ist eine Grenze. Auch Csok. od. Werf. könnten verlangen, daß sie aus sich selbst heraus beurteilt werden, und dann wäre alles vorzüglich.

*Entwicklung, nicht Fortschritt:* 1. Es gibt Augenblicke großer Wahrhaftigkeit, wo ich mir eingestehe, alles, was ich sage, hat viel besser schon Emerson oder Nietzsche gesagt. Ich werde nicht nur davon überwältigt, wenn ich solche Stellen wiedersehe, sondern ich muß auch annehmen, daß ein tatsächlicher Einfluß im Spiel ist.

Nun aber

2:

Bemerkt das niemand anderer

3

– Kann nicht zugleich alles Wesentliche Emerson gesagt haben und Nietzsche. Denn diese beiden sind trotz mancher Verwandtschaft zu unähnlich.

Gehört zum Wesen des Dichters.

Das definiert die Entwicklung. Etwas Neues, das nichts Neues ist. Durch individuelle Bindungen beständige Ablenkungen.

Man muß schon berühmt sein, um auf die Jugend zu wirken. Denn der Jugend ist der große Mann gerade gut genug als Spiegel. Ihn selbst sieht sie dabei nicht. Also rettungslos verdammt zur eigenen Generation. (Vgl. 4/51)

Das (nach Bergson) tiefere Ich hat keine Entwicklung u keinen Fortschritt aufzuweisen. Nur das metrifizierte hat ihn.

Und hier wäre zum erstenmal die Forderung auch dieses in die Möglichkeit eines Fortschritts zu bringen.

Daher Begriff des Fortschritts sehr wichtig.

*Liebe*: Gibt nicht mit Unrecht dem Zustand den Namen. 900

Zum erstenmal ist alles im Leben des jungen Menschen von einem andren abhängig. Er tut alles für die Geliebte (nicht ganz so rein: ihr zu Ehren!), in ihrer astralen Gegenwart. Sie ist allgegenwärtig.

Der Verliebte ist selbstlos u. gesteigert selbst.

Es ist kein Egoismus zu zweien, sondern eben ein andres Weltverhalten, ein anderer Gefühlston der Dinge.

Typisch dann später auch der Übergang in den Dauerzustand einer guten Zusammengehörigkeit ohne «Liebe» oder mit dispositioneller Liebe.

Aber schon im Coit. beides: das Aneinanderpressen u. still vergehn u. das Stoßen. Die ungeheure Singularität dieses Erlebnisses, daß man nicht Ich ist, sondern dual!

Seelische Vereinigung am hellen Tag bei Dualität der Leiber. Daß auch die Verschiedenheit der Personen verschwindet, die große Übereinstimmung, ist Illusion, aber die Durchstreichung der Ichbetonung ist Realität.

Hat sich im Zusammenhang mit der Sex. ein Rest des Geheimnisses erhalten oder täuscht die Sx. ein Geheimnis vor? Beide Antworten sind versucht worden.

Christentum als Ausdehnung dieser «göttlichen» Liebe, Liebe des Nächsten in Gott.

Nietzsche: Christentum gab dem Eros Gift zu trinken.

Klages: Polyandrische Bünde.

Nicht wen man liebt, daß man liebt ist die Hauptsache. Juanismus: andererseits Entartung ins Sexuelle.

Sicher nicht besitzen wollen, Kampf ums Weib, ist der Grundtrieb. Kampf kommt zur Liebe, weil Liebe sehr nah dem Tod? Zersprengungsform des andren Zustands.

Kirche als Ruin des andren Zustands: Er kennt keine Wahrheit. Sie setzt dafür das Dogma. (Rahmen; der Rest ist dann leichter zu ordnen)

Irgendein Satz, z. B. du sollst nicht töten: Als Erkenntnis, Erlebnis ist es offenbar etwas ganz anderes wie als Norm.

Analogik: Widersprechendes kann nicht wahr, widersprechendes kann aber lebendig sein. Wir haben die Lebenswidersprüche in uns. Gegensatz zu Nietzsche, der darin eine *décadence* sah: man muß sie mit Hilfe einer mathemat. Moral ordnen. Zwei bedeutende Menschen können einander nicht widersprechen.

Instinktiv: Wenn Widersprechendes behauptet wird, entscheiden wir nicht für einen der Sätze nach ihrem Inhalt, sondern nach dem Ganzen, in dem sie stehn, eventuell nach dem ganzen Menschen, der sie ausspricht. Wir wissen sofort, wer die besseren Gründe hat, ohne sie auch nur anzuhören. Wir reagieren wie auf Physiognomien mit Sympathie oder Antipathie, d. h. wir erkennen Einzelheiten, die erfahrungsgemäß Symptome sind. Man pflegt, darin einen minderen Grad von Erkenntnis zu sehn. Das dürfte einseitig sein. Man erkennt Gestalten vor den

Einzelheiten.

In manchen Fällen kommen wir zu keiner Entscheidung. Zwei wertvolle Menschen müssen etwa Entgegengesetztes wollen. Wir lieben zwei Menschen, die einander unsympathisch sind, verstehen zwei, die einander nicht verstehen. So wie man durch Analogien zu Widersprüchen kommen kann.

(Die Eitelkeit des Dichters)

Die Anmaßung des Dichters, allein der Große zu sein.

Weil gar keine Vergleichsmöglichkeiten ausgearbeitet sind.

Dazu die nervöse Labilität. Gibt Weibchenpsychologie Könnte durch schenkende Haltung ersetzt werden.

Ist bloß eine Entblößung eines allgemein menschlichen Zustands. Eigentlich Phänomen des Ich.

Kommt von der Fiktion der Allgemeingültigkeit der Kunst, die es heute nicht mehr gibt (daher auch die romantischen Rückblicke). Bei der Funktion als Versuch, ist man sofort in ein Nebeneinander geordnet.

Natürlich trägt auch der blöde literarhistorische Heroenkult bei.

Kunst

Bedenke: ich hätte mit meinen Fähigkeiten eine Rolle in der Welt spielen können.

Warum nicht gewollt: Weil ich die Welt beherrschen wollte.

Warum dann nicht Politiker?: Weil der Dichter sie mehr beherrscht.

Nein: weil er sie in Dingen beherrscht, die anders nicht zugänglich sind.

Ungenügendes aller rationalen Regelungen.

Diese Eigenheit der Kunst meint Manns Dichterische Ironie

Sie hat aber mit den Impressionisten gemein: Du hast recht – du – und du.

Es fehlt ihr das Moment der Aktivität.

Der Dichter als Ethiker.

Einwand: Beherrschen? Ist es denn nicht Selbstzweck? Glück?

Stärkstes Argument: Musik.

Wahrscheinlich Verstärkung des Motorischen, Undenkerischen, Handelnden

Beides in Kunst enthalten, Grenze sehr schwer zu ziehn.

Für Werfel mein Denken unkünstlerisch; für mich seine Kunst Spielerei usf.

Dialog: Wir haben in Deutschland das Ideal des schweigenden Helden. Das Unzuträglichkeiten auch auf politischem Gebiet mit sich bringt.

Mathematisches Denken:

Eine Hauptstelle geg. Skepsis.

Unterschied zwischen dem realistischen und dem humanistischen Denken: r. sieht Tatsachen und ihre Zusammenhänge, h. Axiome, denn feste Werte sind gewissermaßen Axiome.

r. stellt funktionale Zusammenhänge fest, h. deduktive.

Man muß dieses Denken hauptsächlich gegen die Skepsis abgrenzen; es ist natürlich nicht skeptisch.

Wir zertrümmern die Werte der bürgerlichen Welt oder sind Erscheinungen aus ihrem Auflösungsprozeß. Jede neue Gesellschaft setzte neue Werte anstelle der alten. Das gilt es zu vermeiden. Wir setzen wohl auch Werte, denn das ist ein Attribut des Existierens, aber es sind geistige und keine moralischen mehr; die moralischen werden endgiltig in die Sphäre der Melioration verwiesen.

Wir treiben den moralischen Sinn auf die Spitze und zeigen, daß er ein Blödsinn wird. Daß die andern das nicht können und unmoralisch finden, kommt nur daher, daß sie in Gesellschaftsfragen humanistisch denken.

Kollektivismus:

Außer der Aufgabe, das Tatsachendenken zu Geist zu machen, wurde diesem Jahrhundert auch der Kollektivismus aufgegeben. Das ist nicht Sozialismus, obgleich ein wesentlicher Bestandteil davon geworden. Findet sich auch im Fascismus und Nationalismus. Wir sind daran, das menschliche Kollektiverlebnis zu entdecken. Unsrer sehr mißliche planetarische Situation fordert Solidarität. Aber nicht nur machtlos ist der Einzelne, sondern auch viel weniger Ich als man früher gedacht hat; siehe die Typenpsychologie. Kollektivismus ist der frühere Altruismus als Existenz- und Steigerungsbedingung erfaßt. Natürlich ist das kein Gegensatz gegen den Individualismus mehr wie die sozialen Schwärmer glauben, und mit den neu angestrichenen zehn Geboten Gottes zu lösen.

*Zum ideologischen Durcheinander der Zeit und seiner großen Bedeutung vergl. den Werdegang Mussolinis in D. N. R. Mai 1924. Er oszilliert tatsächlich zwischen den verschiedenen Polen.*

Krieg, Jagd, Geschäft fordern und fördern die gleichen Eigenschaften: List, Grausamkeit, als Korrolar Mut, Selbstvertrauen und Autismus, Rücksichtslosigkeit, mit einem Wort, den Inbegriff des «Bösen»

Ist es vielleicht der Unterschied von Jägervölkern und Hirten, welcher der Mischung von «andern» und Normalzustand in uns zugrundeliegt? Zwei Tierreihen, aus deren Durchdringung der Mensch entstand?

*Gute Vorsätze* sind ein Mittelding zw. leb. u. gewöhnlichen Gedanken. Sie büßen mit der Zeit ihre motivierende Kraft ein. Worin diese während ihrer Aktualität besteht, dürfte sich schon psych. erklären lassen. Insgesamt wahrscheinlich wird das Denken durch Gefühlseinstellungen dabei determiniert u. diese umgekehrt durch die Gedanken befestigt. Zusammenhang zw. Denken u. Fühlen in der psychiatrischen Psychologie.

Der Glaube an den Wert der Kunst ist ein Ableger des Glaubens an den Wert der Vernunft. Stammt aus der Sphäre der Emanzipation des Menschen von der Religion. Natürliches Sittengesetz udgl. Daher wird Kunst heute mit Recht gering geschätzt. Wir würden, dem wahren heutigen Menschen entsprechend, eine ganz andre Einstellung zur Kunst brauchen.

Deshalb muß man den Glauben an den Wert der Kunst neu begründen.

Es ist schade, daß unsre Kritiker das Theater so hoch schätzen, daß sie immer von der Technik des Dramas, statt von der Dramaturgie des Koffers zu reden. In der Lyrik bilden Strophenformen und Reimkreuzungen längst nur noch das Unglück von Gymnasiasten, und der Roman ist heute die höchste Gattung der Dichtung, weil er gar keine Form, das heißt, alle von innen hat.

Die Presse leitet ihren Ursprung her von Klatsch u. dem Bedürfnis nach übler Nachrede.

In der Debatte über Einfachheit od. künstlerische Ausgestaltung des Bühnenbildes findet sich auf beiden Seiten der Irrtum, daß von den Bedingungen einer «Illusion» gesprochen wird, welche durch die Aufführung eines Dramas hervorgerufen werden soll. Im Drama handelt es sich aber exakt betrachtet nicht um eine Illusion, sondern um ein «Gebilde» dessen Struktur noch zu bestimmen ist. Das Bühnenbild hat aus diesem Grunde nicht zu einer Illusion sondern zu diesem Gebilde beizutragen. Dieses aber muß man aber wohl als eine bloße Variation dessen bestimmen, das auch beim Lesen entsteht.

Das oberste Kriterium eines Theaterstückes ist nicht seine Bühnenwirksamkeit sondern seine Worte beim Lesen. Nur aus Hilflosigkeit borgt unsere Kritik von den Direktoren u Schauspielern. Gewöhnlich ist die Bühnenunwirksamkeit schon ein Fehler beim Lesen, es kommt allerdings noch etwas dazu, aber sozusagen sekundär. Und wo es nicht sekundär ist, erregt es vielleicht, schlägt aber nachher in fade Abspannung um. Die Grundeinstellung möchte ich aber so charakterisieren: ihre beiden Hauptfaktoren sind Klärung u Erregung. Klärung durch Anklingen u Aufzeigen weiterer Zusammenhänge (die Moral des Stücks) Erregung durch Pathos des Worts u. der Handlung. Ersteres verstehen wir besser von der normalen letzteres von der Untersuchung der abnormalen Psyche her. Oder: Klärung, Ethos, Pathos – das sind Einteilungen nur so ungefähr vom praktischen Leben her. Klärung der (vorwiegend) intellektuelle Prozeß (in den aber die beiden andern hinübergreifen) Ethos sozusagen das Mitgefühl Pathos das Mitfühlen. Pathos das wirklich Abnorme, das von sich weggerissen werden, Ethos die temperierten Sympathie, Mitleids udgl. Gefühle, mehr die Abbrüchigkeiten von Gefühlen als wirkliche Gefühle – Fließende Übergänge, psychologisch ist der Unterschied vielleicht wie der zwischen Verstehen eines Gefühls u. Nacherleben, Miterleben. Nein, dazwischen, näher am bloßen Verstehen liegen diese farb- u saftlosen Erregungen, die häufig überhaupt Täuschungen sind. Man sagt: die arme Frau, associativ wurde dabei unmittelbar die Wortreaktion ausgelöst u die Gefühlsreaktion kam gar nicht zu Bewußtsein. Oder es springen ganz andere Komplexe anstelle der Leitung ein zb. bei Reaktion eines Konservativen, wenn über SM. geschimpft wird, man darf nicht glauben, daß diese Leute patriotisches Gefühl haben, sondern sie haben patriotische «Gesinnung».

Heldenlied einst: magische Stammesgeschichte, magisches Ich, zauberhafte Stärkung. Davon geblieben heute: «Der Held»

Man merkt nicht, wie jämmerlich das ist.

Aus dem Vorfahren ist das Vorbild geworden.

Der repräsentativen Person folgte die repräsentative Handlung auf dem Fuß. Das ergreifende Schicksal. Heute beim Kitschroman angelangt

Der psychologische, der Milieuroman sind Versuche, neue Helden zu finden.

Die Fortsetzung ist: auch das auflösen. Überhaupt nicht mehr erzählen, nicht versuchen, in die gewisse Scheinwirklichkeit (an einem schönen Tage ging ...) hineinzuziehn. Es hat seinen Sinn nicht mehr, «am Helden teilnehmen» zu lassen. Irgend einen erwünschten Zustand des Lesers herstellen, mit welchen passendsten Mitteln immer, ist das Ziel. Man erzählt dies, das, solange bis .. erschüttert.



Kaufmanns-Dramaturgie ist ein passender Name für die dramaturgischen Lehren unsrer Kritik, Sie gehen im Grunde alle von den Bedürfnissen eines Menschen aus, der im Theater in einem bessern Sinn unterhalten und in zweiter Linie angeregt sein will. Der will Abwechslung in den Milieus sehn, und die Typen, die man ihm vorführt, sollen einander unähnlich sein. Ihm kommt es wirklich nicht auf den Geist an, in dem man die Figuren gebraucht, sondern wenn er die Wedekindschen Hochstapler und Dirnen gesehen hat, so will er keine Hochstapler und keine Dirnen.

Nicht daß geredet wird – denn was sollte in einem Drama sonst geschehn, viel Handlung kann es gar nicht geben! – sondern was geredet wird, macht das Undramatische aus; dieser einfache Satz wird immer übersehen.

Hiezu gehört auch das Aufmerkenkönnen der Franzosen auf die Bühnenkonversation.

### Kunst und Volk

Man vergleiche das wirklich natürliche Interesse, das die Menschen einem Fußballwettbewerb entgegenbringen oder einem Kinostück, mit dem Theater.

Erstens verstehn sie vom Fußball und vom Kino etwas. Tua res agitur.

Zweitens erregt der Fußball wirklich allgemeine Leidenschaften, wenn sie auch atavistisch sind.

Man nehme die Frage von der Seite des Festes her. Es gibt heute nur 3 Arten Feste. Kirchenfeste, Tanz- und Trinkvergnügen, und Festzüge; die Bezeichnungen sind von der markantesten Erscheinungsform genommen.

Man analysiere sie ein wenig:

Das Kirchenfest und der Festzug sind aufs engste verwandt, wenn nicht das gleiche. Es gehört zu beiden ein übergeordnetes Bewußtsein von etwas Großem, das geschieht. Der böllerschießende Bauernbursch denkt nicht an Gott, aber er würde sein Benehmen als irrsinnig empfinden, wenn nicht die Ehre Gottes, zu der es geschieht, irgendwie darüber schwebte. Beim unkirchlichen Fest tritt anstelle Gottes ein vages Bewußtsein profaner Heiligkeit. Es wird z. B. Gerhart Hauptmann gefeiert; viele, die dabei sind, kennen gar nicht seine Werke. Man weiß nur, er sei ein Dichter. Man weiß auch nicht genau, was ein Dichter ist, aber man weiß, das ist irgendetwas, das man hochhalten muß, wenn man ein guter Mensch sein soll. Feste sind also sehr unbestimmte Erhebungszustände. Dazu tritt dann ein sinnliches Element. Die beteiligte Masse steckt sich an ihm an. Das ist das gleiche bei einer Militärparade; auch Pazifisten schau'n zum Fenster hinaus, wenn die Militärmusik vorbei kommt.

Was nun das Vergnügen betrifft, so kann man es wohl am besten vom Bedürfnis her kennzeichnen: die Menschen wünschen zu lachen und heiter zu sein; in den Mitteln sind sie nicht wählerisch. Man denke an das Lachen junger Mädels, es steckt sich an allem an; genau so lachen die Erwachsenen, wenn sie lachen wollen. Wenn man in Gasthäusern oder auf Ausflügen auf die Witze aufpaßt, bei denen sich ein allgemeines Gewieher erhebt, so sind  $\frac{9}{10}$  davon ganz witzlos. Es ist genau so, wie wenn der Komiker mit einem ganz unbewegten Gesicht auftritt, und alles losbrüllt, was bekanntlich manchmal auch störend passiert, an Stellen, wo gar nicht gelacht werden sollte.

Es ist heute etwas in Vergessenheit geraten, daß das gleiche Bedürfnis auch nach Tränen besteht. Russische Romane, unsre eigne «empfindsame Zeit»

Zustand der Jugend: Eigene Erlebnisse fehlen noch. An ihrer Stelle stehen die sozusagen gattungsmäßig erworbenen; Trauer, Liebe (noch nicht einmal sexuell spezialisiert, sondern vages Zärtlichkeitsbedürfnis), Edelmut. Frage: gattungsmäßige Disposition oder Früchte der frühen Erziehung?

Eigentlich müßten es die emotionalen Grundstimmungen des Organismus sein? Nach Kretschmer die diathetischen.

Nach Psychoanalyse die kindliche Minderwertigkeit und Erotik?

Der Gegenstand, an dem sich diese emotionale Verstimmung äußert, wird aus dem zur Verfügung stehenden Vorstellungsvorrat gewählt; daher die banale Unoriginalität der Kindergedichte. Von den Eltern und Erziehern eingepflichtete Vorstellungen, Gedichte, mit denen man die Kinder füttert.

Wie verhält sich das zu den Kinderzeichnungen?

Hypothese: der «ungebildete» Mensch bleibt auf der Kindheitsstufe. In der Tat reagiert er nur auf grobe Sentimentalität, groben Edelmut udgl.

Der Erfolg des Kinos: weil diese Gefühle ohne störendes Wort bewegt werden.

Folgerung: Kunst fürs Volk ist ein Unsinn. Das Volk muß zur Kunst erzogen werden.

Ich will nicht sagen: Kunst ist .. Aber man kann sich von einigen Seiten annähern.

Z. B. Dichtung ist eine besondere Fähigkeit der Dichter. Man kommt der Sache näher, wenn man sagt: jeder Mensch ist ein Dichter, denn er ist ein Sektierer. Da ist man bei dem Interesse, das jeder Mensch an der Dichtung haben kann. Also nicht die besondere, sondern die allgemeine Fähigkeit betonen.

Nun darf man es aber gerade nicht mit den Gefühlen auf Bergspitzen udgl. verwechseln. Das führt sofort auf die Frage: drückt der Dichter das aus, was alle fühlen? Zumindest verwechselt man gewöhnlich einen Sonderfall, daß es das tut, mit der allgemeinen Funktion.

Geschminkte Lippen sind heute schön, weil sie als mondän und d. h. eben schön, weil sexuell schön, gelten. Eine Perversität reizt einen perversen Menschen nur solange sie unerlaubt ist. Überall ist die Ganzeinstellung vor der auf das Einzelne.

Wegen des Kampfes Samson Körner-Breitensträter blieb ein Theater geschlossen, weil Ernst Deutsch, der dort die Hauptrolle spielte, sich Freiheit für diesen Tag kontraktlich gesichert hatte.

Ich habe an aufeinanderfolgenden Tagen die Gespenstersonate in der Inszenierung von Heine-Roller gesehen, die mir einen ungewöhnlich starken Eindruck machte, und ein Kinostück, das mich bis auf wenige Bilder so langweilte, daß ich kaum darin aushielt.

Dennoch ergibt Selbstbeobachtung in den nächsten Tagen, daß ich fast gar nicht an die Theateraufführung denke, während einzelne Bilder des Films mich verfolgen. In gewissem Sinn hat dieser also stärker auf mich gewirkt.

Ich glaube, die Ursache liegt darin, daß der Film Wirklichkeit abbildet. Einen Samum, ein orientalisch üppiges Zeltinneres, einen Kameelritt. Er tut es zwar nur schwarz-weiß, aber wir sind gewohnt, Photos als Wirklichkeitserinnerungen zu lesen. Außerdem hat die Photographie alle Details wie die Wirklichkeit. Ihrer Wirkung kommt deshalb etwas von der Stärke des Erlebten zu. Später hat aber das Theater stärker auf meine Gesamteinstellung gewirkt

Prägen sich aber auch Frauenphotos stärker der Erinnerung ein als Frauenbilder?

Wenn die Erklärung richtig ist, folgt aus ihr, daß der Bühnenvorgang trotz seiner Dreidimensionalität, Farbigkeit und Unterstützung durch das Wort etwas Abstraktes bleibt. Demnach auch in dieser Richtung und nicht auf Naturalismus auszugestalten ist.

«Elemente einer absterbenden, individualistischen und Elemente einer neuen, sozial eingestellten Kunstsphäre durchdringen sich. Europäisches und Russisches.» So Ermers im Tag bei Besprechung der jungrussischen Maler.

Zu glauben, daß der Bolschewismus eine radikal neue Kunst hervorbringen werde, verlangt glauben, daß wir unter der Republik eine andere Kunst haben als unter der Monarchie. Aber nur die Schlieferln haben sich geändert.

Die Staatsform hat nur indirekt mit der Kunst zu tun.

Da die Funktion der Kunst Korrektur ist, wird gerade der Sozialismus individualistische Kunst sehr brauchen. So wie Zola eine soziale Reaktion war.

Blei über den Schauspieler NR Sept. 1913 (oder 03?)

Wenn ein junger Proletariar wissen wollte, was ist Kunst, so könnten ihm weder die Künstler, noch die Gelehrten, die sich mit ihr beschäftigen, Antwort geben. Am nächsten kommt er ihr, wenn er sich fragt, weshalb er sich gern schön (fesch) anzieht, weshalb die Mädchen die oder jene Frisur tragen und warum man gern zuhört, wenn ein Mensch gut erzählt. Die ganze Kunst ist nur eine Komplikation dieser einfachen Tatbestände. Natürlich gemäß der herrschenden Gesellschaftsklasse.

#### Ein Gedanke über das Drama

Warum führt heute die Dichtung der Roman, eine Kunstgattung, die noch nicht einmal Zeit gehabt hat, sich den Kunstgelehrten bloß als ebenbürtig begreiflich zu machen? Was gibt es, das sich an Tiefe Breite und Kraft des Angriffs auf unsere Seele im Drama den Romanen Dostojewskijs und eines vollen Dutzend anderer an die Seite stellen ließe? Es würde mir als Wahnsinn erscheinen, etwa Ibsen diese Rolle zuzuschreiben, so sehr ich ihn zu bewundern geneigt bin. Ich könnte Claudel in diesen Kreis aufnehmen, wenn ich nicht das Gefühl hätte, daß das wundervolle Werk seines Dramas, als geistiges Instrument betrachtet, einen geringen Wirkungsgrad hat und außerdem wird er ja nicht gespielt. Ich vermöchte etwa noch an Shaw zu denken, aber hier zeigt sich schon, daß die dialektische Freiheit eines Dramas erkaufte wird durch Preisgabe der Atmosphäre der Dichtung, durch Austausch einer uns allerdings sehr schlecht bekannten Form der Ideenbewegung, die wir als dichterisch erkennen, gegen die journalistische, alltägliche; man kann ihn einen nicht alltäglichen alltäglichen Menschen nennen.

Ich bin nicht dafür, den Grund solcher Unterschiede in den «Formen» zu suchen. Ich habe mehr als genug von dem, was ich zeit meines Lebens darüber hören mußte, daß die Tragödie als Art, also formal, generell betrachtet, sich an die oder diese menschlich-göttlichen Bedürfnisse wende, die Lyrik an jene andren, woraus dann eine Rangordnung konstruiert wird, in welcher der Dramatiker obenauf und der Romandichter ganz unten ist, schon gegen die Grenze der Schriftstellerei zu, trotzdem in der gemeinen Form des Romans mehr geleistet wird als in der kultischen, trivialitätsreinen, gehobenen Form der Tragödie. Oder woraus wenigstens gefolgert wird, daß gewisse Arten von Innerlichkeit sich an das Theater, andre an die Erzählung wenden mögen, daß es dramatische u. epische Stoffe gebe usw.

Ohne die Bedeutung dieser Unterschiede leugnen zu wollen, meine ich doch, daß man den

wahren Grund des Blühens der einen und des Verdorrens der andren Künste statt in höchsthetischen, u. geheimnisvoll gesellschaftsgesetzlichen Sphären, lieber in den gemeinen Tatsachen des gemeinen Lebens suchen soll. Wo mehr Möglichkeit ist innerlich zu wirken, dorthin strömen die stärkeren Kräfte. Der Roman ist aus der Kolportageerzählung, dem Familienblattedunst, in dem er von seiner Geburt bis ins 18. Jhrdt. befangen war herausgesprungen und hat neben diesem noch immer weiterblühenden Hauptgeschäft eine Filiale für geistige Bedürfnisse eröffnet, der es zur Belohnung solchen Mutes nicht schlecht geht. Das Drama hat aus sich das Kino, die Operette und das die Schaubühne beherrschende Direktorenstück geboren, ohne je den Mut zu der notwendigen Trennung zu finden.

Dichter oder Schriftsteller (S. Blei, Vorschlag zur Güte)

Wir verhimmeln den Funktionär, aber vernachlässigen die Funktion. Das ist die deutsche Literaturpflege.

Wenn ich aufrichtig sagen soll, was mir im Leben wichtiger war: Göthe oder Taine, muß ich sagen Taine. Wir sind also tatsächlich schriftstellerischer, als wir zugeben.

Dennoch ist der Typ, den Blei vorschlägt, nicht in Döblin oder mir realisiert, sondern in Perutz, Bermann usw. Es ist der Publizist. Publizist ist aber der Mann ohne (mit schwacher) Synthese. Viele kleine Einfälle, Beobachtungen, interessante Urteile.

Der Unterschied von ihm weist doch in Richtung «Weltanschauung». Bisher unterschied ich dumme rasch fertige u wirkliche. Ganz richtig ist das auch nicht. «Eine» Weltanschauung haben, gehört noch in die Zeit der großen idealistischen Systeme. Ich habe im «Essayisten» und «Theorein» auch die experimentelle Weltanschauung propagiert. Döblin praktizierte sie. Ich habe aber statt dessen praktisch auf Einheitlichkeit gedrängt (Thomas, Anders). Irgend eine Oszillation!

Bleis Kriterium des Dichters läuft statt dessen auf den Lyriker u Rhetor hinaus. Die Frage ist: den neuen Begriff des Dichters bestimmen.

Im Dichtwerk kommen überdies die Oszillationen zu einem fiktiven, bildhaften, gestaltartigen Gleichgewicht. Nicht, daß es wahr wäre, was da gesagt wird, aber man kann keinen Stein vom Platz rücken, ohne daß das Ganze zusammenfällt. Eine Parousia, Parawirklichkeit. Es gibt dabei eine Dichtigkeit der Beziehungen – gleich dem Reichtum dieser Welt – die man als Kriterium verwenden kann. Aber es ist ein indirektes Kriterium. Gerade für dieses Kriterium ist aber das Gefühl heute verloren gegangen. (Symptom: Urgötz statt reifer Fassung)

Zwei Grundkriterien:

Bedeutender Mensch.

Gefühlsordnung der Welt.

Beides kennzeichnend:

Man plant immer wieder

Und immer kommt es anders.

*Ansichtspostkarten:* Brecht – Toller / Lokalanzeiger – Viell. [?] Baillon: wie erfreulich. –

*Sie können nicht mehr Romane lesen.*

Im BT. vom 12. IV. 27. schreibt A. Koch: «.. alles noch zuviel Belletristik, zu dunkeldrückend,

erfunden, fiktiv, überflüssig; ich will mich nicht mit Unerlebtem belasten, man wird ja mit der eigenen Welt kaum fertig. Exakter!» (u dann genügt ihm gerade noch Stendhal) Wie nahe sind sie manchmal!

[...]

*Der schmeichlerische u. der kritische Liebhaber.*

*Die Literatur der Zukunft L'art pour l'art.*

*Normung*

*Charakter (der Mann, der seinen Ch. suchte)*

*Der Dichter mit dem Automobil (Pegasus – solange die Vornehmen ritten)*

*Kein Herr will, daß man seinen Schreibtisch ...*

*Der Lieblingsdichter:* ThW. findet die Lasker-Schüler akademiewürdig. Wie kommt er zu ihr? Wie kommen Menschen zu ihren Lieblingsdichtern? Keinesfalls durch Urteil und Vergleich. Eher durch geheime Gegenstands- u. Formaffinitäten. Verheimlichte Gewohnheiten udgl.

*Frauen, (schützt) eure 3-beinigen Lieblinge!* Es gibt gehobene Augenblicke auch in einem Hundeleben Mädchen .. Augen in der Luft .. versonnen.

Ammoniak! Wie Messer, in ein Brett gerannt. Sie haben schärfere Nasen.

*Der Pillendreher:* Als Symbol des Geistes.

*Sport* Warum genialer Flieger, Tennisspieler .. Genie des Fußballrasens, geniales Rennpferd ... aber nicht genialer Kegler, Sportfischer usw.?

Rilke von Francis Jammes: Gerade der Dichter ist er, der ich hätte werden wollen.

Herrn. Hesse über – «Almaïde»: Für mich das schönste Buch der ganzen Welt (Hegner-Prospekt)

[< ]

## [Stichworte zu den «Aufzeichnungen eines Schriftstellers»]

[< ]

[Umriss einer Selbstbiographie]

[1940/41]

Auf. 1.

*Zum Ganzen, Überlegung:*

In einer Mappe: Zuerst Blätter Aufbau (Auf ... fb ..), dann Blätter Ausführung (Aus .. sf...)

Ausf., Ausgangspunkt: H 35 / 4. I → 33 / 139 = Wille zur Ausführung.

Welche Ausführung sich aufnötigt – d. h. schon die Teilung in Bücher – hat immer gewechselt.

zb. ib: Der 6. XI: Um ein Tagebuch die Aphorismen, Selbstbiographie usw. – Aber das Tagebuch wäre nur mit Gips auszufüllen, wie sich H 35 schon gezeigt hat. Das käme auf eine Art Einleitung hinaus.

→ 33 / 139:40. 50. od. 60. Jahr: Wer bist du? Was sind deine Grundsätze? Wie willst du abrunden?

Ein Schriftsteller dieser Epoche, mit viel u wenig Erfolg. In einer Lebens- u Schaffenskrise.

33 / 99 Absage an den kleinen Ärger (Th M.) Deiner teils gewiß, teils ungewiß. Die ändern teils gering geschätzt, teils zum Fürchten. Aufgaben vor dir. Wie ist die Lage zu ordnen? Suche eine Überzeugung! usw. (als Aufgabe des Buchs.)

5. II → 33/ 149 Verhältnis zur Politik. Ich bin ein Unzufriedener

9. II → 33 / 152 Wieder Pol. eingefallen. Verhältnis des polit, u kulturellen Dtschld.

Das käme hinaus auf

a) Auseinandersetzung mit Pol.

b) – – Werk.

13. II → 33 / 153: Das Nebeneinander von Interessen ganz verschiedener Art in mir. zb. a) Dtschld. b) mein Werk. Genügt zu: Aufzeichnungen *eines* Schriftstls. Mündend in α) Problematik des MoE β.) Erfolg u Mißerfolg, Zufriedenheit u Unzufriedenheit ad ältere Schriften .. Die utopische Art meines Werks, die älteren Beispiele gelegentlich beurteilt. Literatur als Utopie: eine Weltanschauung. Der nicht appetitive, kontemplative Mensch als biographische Ergänzung. Bestimmung seiner Funktion u Aufgabe im Heute (Hexner: Wie stellen Sie sich das wirklich vor?) Von Partiallösung zu ekstatischer Sozietät, das wäre ein Essay; partienweise oder ganz viell, in Aphorismen

Vgl. auch Fragment-Menschen (MoE II: Ag) u. irgendwo den Titel: Fragmente.

M a. W. ist alle Frage nach der Selbsterforschung eine Frage nach der Literatur.

H

35 / 15. II.

Biographie des Raben wieder eingefallen.

32 / 63 A.

Schuld u Verteidigung (Die Schwärmer. Die Voll. d. Liebe) B. Der Dichter in dieser Zeit.

32 / 68:

Grundton: Resignation u. noch einmal Zusammennehmen.

32 / 81:

Ältere Essays kritisieren u kommentieren. Herausgeben u weiter bilden. (Als erste Kapitel behandeln.)

33 / 153:

Aufzeichnungen *eines* Schriftstellers – mit Begründung. (enthält auch Erklärungen früherer Werke)

30 / S 69<sub>u</sub>:

Kunst als geistiger Ausdruck.

33 / 156:

Teil einer Biographie (Willkürlich angenehm eingefallen) Gewesenes. Kknisches.

Darauf könnte ein Teil der Rabenbiographie folgen.

Dann etwa s. Rückseite. Und so alternierend.

Es scheint mir augenblicklich am schwierigsten zu sein, dem Aphoristischen zu seinem Recht zu verhelfen, wozu mich gelegentlich Lob des erschienenen einen Rapialteiles anspricht! – Sodann auch die Auseinandersetzung mit dem eigenen Werk.

Ergäbe: A) Aphorismen B) ? Werk u Selbstbiogr. C) Rabe u Selbstbiogr. u?

Beschlossen, es in einem Rapial zu mischen.

Gefundenes Thema eines Essays: Vernunft u Affekt in der Politik. 31/21

Die soziale Funktion des Dichters 31/21<sub>u.</sub>, 31/22<sub>u.</sub>, 31/23

Lit. als Aufgabe 32/27 → 33/88

Unterabteilung: Ruhm. Humus u Posthumus 30/S 87

*Zufälliger Nachtrag:* Allerlei zu leitenden Vorstellungen ist Hft. 3 5 zu finden!

*Einfall:*

1) Quod ... Aus 3. (Zieht Weltanschauung nach sich)  
Aus 2<sub>II</sub>

2) *Was ist ein Rapial? Auf 2<sub>u+r</sub>*

.  
.

n) Was ist ein Aphor? s. Auf 2-ur Der Autor u Situation

Ein Studienthema: Unvollendete Entwürfe ohne den Glanz des Fertigen. Stendhal, Tolstoj

Wie die Menschen bocken, wenn man einen Künstler sehr lobt, den sie nicht kennen.

Es gibt keine Entschuldigung dafür, daß jemand einen andern beraubt usw.

Geschichte des Wortes Weltanschauung (Grimm, Eisler)

Anschauung: namentlich als Goethewort.

Quod licet ..

Anschauung,

*Kant* = Evidenz

„ Nur die Sinnlichkeit liefert Anschauungen Reine Anschauung = Sinnlichkeit ohne Empfindung

Eine sich unmittelbar auf den Gegenstand als einzelnen beziehende Vorstellung usw.

Anschauen mhd = ansehen, betrachten

Kant: ein Verstand, in welchem durch das Selbstbewußtsein zugleich alles mannigfaltige gegeben werde, würde anschauen, der unsere kann nur denken u muß in den Sinnen die Anschauung suchen u. a

*Auf 2.*

Zu Aphor: Nimm Psych. phant. 30/110 schon in diese Gruppe Es ist falsch, sie zu loben, weil sie der Dichtung näher ist. Sie ist dadurch eine der Abformen. Wie die dichtenden Politiker usw.

Viell. zum nächsten Bündel, (das vorderhand mit Aus 3 beginnt u. auf Aus 2→ Aus 3 blau übergehen soll.)

Neu könnte hinzukommen eine teilweise Ausführung von: 32/91 u. 32/90 (d. h. etwas Literarisch-ästhetisches)

*Zu Wesen des Aphor.* u. ä.: 30/88 s. r.

Klavier / 30/86

*Zum 1. Versuch der Wiederaufnahme:*

I. Aus 3: Quod licet .. Anders: I. Eine Weltanschauung .. Aus 3 l o. «)»

II. Was die Weltanschauung von der Anschauung der Welt unterscheidet, s. o. 2. (Anti-Intellektualismus) / Denken im Affekt s. Aus 2, S 1 «?)»

III – Beispiel: Vorurteil in der Literatur: aus 32/90.

IV. Der Wunsch .. Aus 2. u S 1 von [→ zu «Rapial» unten]

(Ausgedacht. Daß ein Dichter Widerstand erregt, der ..

V. Psych. phant. s. o. u a.

VI. Affektpsychologie u.ä.

\7d

Aus .. Rapial in Anfang Handmappe.



VII Gefahr der Dichtung Aus 2, S 3 (2 x → Aus 3), S 4

Meinungen

|

haben alle

u

Meinung

|

ist atrophiert.

ca. 6. XI 42. überlegt: die *Hauptsache* ist *anzufangen!* (Steht auch schon irgendwo, ich glaube Hft. 35) Dazu erschien mir nun doch wieder als *geeignetste Form* Rapial.

Es ist ein Symbol für meine Konstitution u. ebenso für die Gegenwart. (Fragmente u. ihre dringende Synthese.)

Es schien mir, daß alle anderen geplanten Titel als Untertitel darin enthalten sein könnten.

Zu Fragmenten gehörte ev. auch das Biographische als Fragmente des Lebens. Auch das Utopische, (incl. der geplanten Raben-Biographie)

Titelerklärung: Blättern in einem Wörterbuch gefunden.

In dieser Konstitution enthalten zb: Hunde (30/127) gleich nach Laientheologie usw.

Leitvorstellung also: Der Mensch des Rapials u. dto. [?] Zeit.

*Sokratisch* ist: Sich unwissend stellen.

*Modern*: Unwissend sein!

Viell. also:

1) Titelerklärung

2) Konstitution

des Autors →

der Zeit

>→ Ansatz auch zur Biographie

3) Geplante u. verschmähte Titel

4) Situation

des Autors →

der Zeit.

Schwierigkeit 2) u 4) für einen Anfang abzugrenzen. Legt als Anfang nahe: ~ Briefe an einen Amerikaner udgl. (Wo?), was schon nicht der eigentlichen Rap.-Idee entspräche. Etwa: a) Wer schreibt das Rap.? Für wen ist es bestimmt? Ist es ein Buch, oder sind es Notizen? Vielleicht 1)–4): eine solche Einleitung! Ev. A. Ein Rapial. B. Unsicherheit dieses Plans.

*Dringende erste Frage für den Anfang also: Episch? Zum Vgl: Briefe aus meiner Mühle oder aphoristisch?*

Ev: Aphoristisch als Epos dieses Mannes.

Das hieße aber auch: Echter, gehämmerter Aphorismus oder Notizen u Fragmente? Und gerade das ergäbe: 1) s. °. 2) Ein Problem für Schriftsteller. Dies enthält aber die Unterfrage: Was ist ein Aphorismus? Dazu Blatt Ausf. ?? (s. Aus 2. S 3, od. 4 Das Aphoristische ohne Aphorismus) s. auch Hft. 30/115 ib 88 auch 30/119 Viell ist mir aber das Wichtigste: Vors. die letzten 2 Zeilen!

ps- Beim Suchen auch Sch. zu Korr III.88<sub>1,1ff</sub> durchblättert. Eindruck: Die Notizen zur aktuellen Kapitelgruppe u. die Aphorismen zeigen die gleichen Schwierigkeiten der Ausarbeitung Über beiden waltet kein Wille, Entschluß, Affekt, der zur Wahl nötig. Ein Gedanke schließt sich an den andern, u. das geht nach vielen Richtungen. Es sind Einfälle, die Kontinuität auf weithin liegt nur am Gegenstand.

S. vielleicht doch Vors. (Sit. u. Konstit.)

? Beginne mit Material zu Was ist ein Aphor.?

*Die Notiz: Was ist Aphor., Epigramm usw nicht gefunden! Nach mehr als einstündigem Suchen (u. fast sicher, daß es auf einem Sch. Blatt stünde) u. beschlossenenem Verzicht, zufällig gefunden! an unerwarteter Stelle: Heft 34, S. 95 u. 84.*

Von beiden hat die Überlegung, was ein Aph. sei, auszugehen!! !

Wichtig zu Aphorismus: Wer sagt das? Ein Mensch, nicht bloß der Autor! Also: der Autor als Mensch.

Ist der Aphorismus Teil eines Ich-Romans? Gibt es französische Romane in Ichform, oder nur deutsche, russische, englische?

Was haftet als Widerstand an der Ichform? Was als Lockung? Wie dazwischen die Aphoristiker?

? ~ *Der Aphoristiker* - ein Schicksal!

Auf. 3.

*Hinter den Spiegel zu stecken!*

Die Hauptsache ist anzufangen. Auf 2

Die geeignetste Form: Rapial „

Sokratische – Moderne Ironie „, u. K XI

Die systematische Ordnung des Rapial u. die Liquidierung von Bd I in Bd. II<sub>2</sub> ab D. u Dm. gehen

Hand in Hand. s. K XI S 2. □

Anlaß: 33/191, 192.); 32/116)u.

Wichtig daran: daß Rap. und Roman jetzt Hand in Hand gehen. Uzw. schon an der Stelle, wo ich augenblicklich arbeite, u. namentlich ab D. u Dm.

Aus 1.

Kutscher. Schiff (man rasiert sich, liest ..) Eine spezifische Anlage (Begabung)

Welche Auffassung der Aufgabe der Anlage folgt daraus?

Erstens, gewiß keine richtige u. voll bestimmte. – Die Anlage tendiert nach verschiedenen Richtungen.

Wie der Vogel im Ei.

(Das ginge weiter, wie u solange es geht, u. kommt dann auf die Anfangsfrage: Auseinandersetzung mit Pol. Über diese hinaus reicht aber zb. schon Ethos/Moral (s. u.), denn damit habe ich mich ja auch heute noch auseinanderzusetzen)

Man drückt Gemütslagen aus. Jugendliche Melancholie. Paraphrasen. Vorpubertäts- u Pubertätseinfälle.

Die Erfindungen, die Form kommen von außen, von dem, was gerade da ist. Der Typus des Zusammenwirkens ist der des <Primanerdramas>.

Durchaus kein Realismus. Die Realität wird nicht beachtet. Reale Vorstellungen fehlen völlig. Man ist ein interessantes Objekt, ohne es zu bemerken; man könnte das interessanteste Buch über sich schreiben u. weiß nichts davon; möchte es auch verschmähen. (Man hat keine Distanz zu sich. d. h. keinen Point de vue außerhalb der aktuellen Gefühle. Man hat keine Beobachtung, weil man gar nicht weiß, was mit der Beobachtung anfangen.) (In der Philosophie spricht man von einer Stufe der Objektivierung, der Spaltung in Subjekt u Objekt)

Dieser Spaltungsvorgang, die Selbstbeobachtung, wird etwas später besonders lebendig. Mr. le vivisecteur. Bei mir kam es überdies auch von der Zeitmode. À la Nietzsche: ein Psychologe. In summa kommt da etwas von außen. Die <Moderne> kam.

Ich weiß nicht, woher ich die Selbstsicherheit genommen habe; wahrscheinlich aus dem Körper.

Das Fehlen der Realität war immer noch quälend. Trotzdem instinktiv sichere Ablehnung des Realismus, der damals ein so nahes Vorbild war. Die Affekte waren noch Stimmungen. Die Gedanken lallten wie eine gelähmte Zunge. Die verunglückenden dramatischen Versuche. Die Unfähigkeit, auch nur einen Einfall befriedigend auszudrücken. Ich gäbe selbst darum etwas, wenn ich den Unsinn genau kennte, den ich damals gedacht habe. Immer noch Vogel im Ei; oder Katzen in einem Sack. Die Äußerung war völlig inkommensurabel dem Gewollten.

Viele u. untiefe Einflüsse fremder Formen, fremder Gedanken. Ähnlicher Zustand wie der des Sexualideals.

Vielleicht persönlich bezeichnend die negative Originalität, das Nicht sich anschließen an Vorbilder, die Nichtbenutzung vorhandener Formen. Gegensatz zum Jüngling Goethe. Wie er sich mühelose Leichtigkeit angeeignet hat.

Sexuell kommt dann stufenweise die Rückwirkung des Wirklichen.

Eine Analogie könnten die starken Einflüsse der Dichter bilden, unter die man sukzessive gerät.  
So war es nicht. (War es so bei Goethe, Novalis, Büchner?)

Am stärksten Denkeinflüsse (Nietzsche, Emerson, Maeterlinck) In gewisser Abspaltung davon der Einfluß Schaukals. Man kann nicht sagen, daß das Dichterische zurückblieb; aber es geriet unter ein schwächeres Potential.

Plötzlich der Törleß. Die Seltsamkeit der Themenwahl. Das unterirdische Eigentliche (Kontemplation bis MoE). Zugleich der Wille, ‹Philosoph› zu werden, u. zw. schon mit der Leitvorstellung der Karriere. Ernsteres Studium; doch in der Hauptsache noch immer ein Sich den Wind um die Ohren streichen lassen.

Bis daher ist alles Entwicklung einer Anlage. Keine Besinnung auf die Aufgabe. Höchstens gelegentliche Einfälle, deren Wirkung in der Stimulation aufgeht oder eine (oft nur vorgeschobene) Leitvorstellung festhält.

Während des Törleß, so weit ich mich erinnern kann (die Hefte nicht bei mir), höchstens eine Auseinandersetzung damit, wie man so etwas erzählt; wie man eigentlich auf etwas anderes zielt, u. doch (gut) erzählt.

Die ersten Fragen nach dem Prinzip: nach dem Erfolg des Törleß, beim Wechsel der Linie. Soweit ich mich entsinne gingen sie auf: Überlebensgroß; Ethos statt Moral; Verschiebung des normalen Gleichgewichts, um bestimmte Einzelheiten zu isolieren. Wenn ich mich nicht irre, bildet das bis ‹Partiallösungen› eine ziemlich wenig gegliederte Einheit. In diese Zeit fallen theoretische Ansätze ohne Bedeutung. (Wohl auch wegen des Berufswechsels.)

So Pol. beiseitegelassen bis zum MoE. (Trotz Krieg.) (Individuelle Behandlung der Moral)  
Folgen die in den Roman eindringenden Notizen.

Heutiger Stand: Unsicherheit, ob eine soziale Krankheit oder große Politik?

Aus 2.

*Aphor. NZZ.*

I.

*Vorgehen:*

Schon begonnene Themen weiterführen

Neue einführen

In beiden Fällen muß es für die Zeitung einen Titel haben können, also eine relativ selbständige Gegenständlichkeit.

Muß die Beschäftigung ein Ethos zur Schau tragen

Und persönlich wichtig sein.

*Versuchte Gruppierung eines ersten Aufsatzes:*

Eine vage Gruppierung: Ruhm – Suche nach (zukünftiger) geistiger Haltung.

Der zweifache Ruhm Mp. Aph. Blt. A Nachtrag: Verbrecher ib.

Das geniale Rennpferd „

Glaube bewirkt Stil, Wissen nicht. „

\7d

d. s. aber heute Nebenfragen.

? Titel: Aufzeichnungen eines Schriftstellers.

Hegel: Der Mensch Schöpfer – Geschöpf der Menschheit (Man könnte auch sagen: der Geschichte)

Marx nach H: ~ die Geschichte ist der Entwicklungsakt des Menschen.

Eigener Grundgedanke: Katzen in einem Sack (s. auch Nachtrag 8)

———: In der Geschichte kurze Lichtstrecken, lange Zusammenbrüche.

Lösung wohl: Melioration der Dummheit.

Heute wahrsch. Wende.

\7d

Mpe Aph. Schm.

S 8

Heute kommt zuerst die Weltanschauung, dann die einzelne Anschauung (Nachtr. 1) ← = Denken in einem Affekt; auch in einer fixen Idee. ?

Ev: Der Mann mit dem Denkerknie, er stillt [?] die Parteien der Tat: Aph. A, S 3, 5. Nachtr.

Rasse oder Schicksal? (Lichtenberg) (Durch Nachahmen original) Aph. B S 1

Ev. Plan – Kunst ib. u. → s. Aph. <Allerhand Fragliches>

Masch sehr. <Das Übersetzervolk>

Geistreich *und* gemütvoll ib S 2 Auch Mpe Germ, Bl. nach Bl Roman S 3 *Aus 3*

Ruhm: Mp. Aph. B, lange Einlage: ff (der unbekannte Berühmte)

Das vergeßliche Leben (Schopenhauer usw) ib S 5.

Der Wunsch ist der Vater des Gedankens. (! An Ort u Stelle nichts darüber. Aber es ist eine kurze Formel für die Abwendung von der Objektivität Es ist heute viel davon die Rede)

*Aus 3* Gegensatz wäre: die Gedanken als Väter der Wünsche.

nb: Nicht die Ideale des 16–19 Jhdts, der Mensch ist unter ihnen zusammengebrochen! H 32, Bem. 33

Aus [?] MoE: Mpe Aph. Blätter P

<Ausgedacht> M. Germ, Bl. Roman *Ev Aus 3*

Ev: Bildungsroman ib.

Gehorsam als Abform des Instinkts ib.

Wann führt man? [?] Vgl. das [?]. Es ist auch eine Frage für den Schriftsteller. Und ich habe sie früher in der Art Überfülle, d. h. Misthaufen – Champignon behandelt. Sehr fragwürdig!

Vgl. (zu °, [?.] Hegel) auch <Zeitgeschichte>.

S 2: Das Nachtwandlerische ist das Urbild jeder menschl. Sicherheit.

„: Daß ein Dichter Widerstand erregt, der das Denken angreift.

*Ev. Aus 3*

Ab Blatt <Praktische u Kunstgeschichte> zu vgl. !

Daraus jetzt schon: Bühnendichter, Bundeskultur, Kulturpolitikkultur. Lit. in Masse

*Das konvergiert nicht!*

Es ließe sich – über mehrere Bündel erstreckt, – Pol-Geist als Thema wählen.

1. Kutscher – dagegen Heute.

2. Die Geschichte des Verhältnisses geht natürlich über den Rahmen.

Ein besonders naives Bspl: Bodmer u Erasmus. Wo? Heft: Geist/ Pol. 67)

Grundlage: wohl Platon

S. zur Geschichte, wo? Hwb. d. Philosophie und Staatswissenschaft ..?

Wahrsch. meist Verhältnis von Phil. u. Geschichte.

Man könnte sagen: Schuster u Schusterhimmel.

3. Unabhängig davon: Der Geist muß sich auf sich selbst u seine Aufgabe besinnen.

*zb. der kritische Übergang zur <Neuzeit>.* Heute entschieden eine kritische Phase.

Bei der Durchsicht ergibt sich aber auch anderes. Scheinbar bedeutungslose Zeiten erfüllen sich mit Bedeutung, wenn man genauer hinsieht (was man nicht ohne Not tut!) So zb. am Ende »die Gefahren des sich selbst überlassenen Scharfsinns«. Es ist schon das Problem Gefühl – Verstand u ä. Und die Verbindung von Wahrsch. mit Wunderbarkeit spukt noch im 19. Jhdt. in der romantischen Erzählung!

Ich müßte aber wohl über meine Unwissenheit klagen, die mir die Besinnung fühlbar macht. Es ist die heute kritische Situation des Meinenden, woran die Gelehrsamkeit übrigens nicht ohne Schuld ist!

4) Es ergäbe sich die Frage: Wie komme ich vom Philosophischen weg aufs Dichterische?

a) Via: Der Sinn für Meinung in einer Krisis.

Ich glaube, nur so !

d. i. auch: Induktives statt deduktives, empirisches statt logisches Zeitalter Aber s. zb. schon Descartes!

5) Das führt entw. auf <Meinung>, was zuviel ist

Oder: Auf offenes System u: wie relativ ohne Dekadenz u. ä. Was auch zuviel ist. Vielleicht wäre nur das Problem, die Problematik!, zu stellen. Nicht decapitatio in der Art der Weltanschauungen, aber auch nicht kraftlose Skepsis.

Davon, daß das schlagend formuliert werde, hinge das ganze Bündel ab!

Ziegelbraune Mpe <Aufsätze> Nr? ab <Schöner Leser>: Das wären meistens: Kritiken ohne Kritisierten, also abgehobene Bemerkungen. Oder es sind Glossen über liter. Fragen, die sich aufdrängen wie zb. <Schöner Leser>, <Charakterologie u Dichtung> (d. i. auch Typik u trotzdem Erzählen), <Die Lit. der Zukunft> (Verwertbare Kunstaphorismen (zb. Kunst ist das, was nie das richtige ist!))

Es muß mir eigentlich leid tun, das nicht konsequenter durchgeführt zu haben: man bekommt ganz andere Gesichtspunkte für Dichtung u Leben!

Preisgekrönte Bücher: Bonin, Grogger, Ostenso

s. den Hinweis von der Ostenso zu Typen des heutigen Deutschland.

Hellbräunliche Mappe: Beginn: Staatsphilosophie, Überblick!

*2<sup>ter</sup> Versuch erster Gruppe:* I) Was hat ein Volk von seinen politischen Führern zu verlangen? Nichts anderes als die Insassen eines Wagens von ihrem Kutscher! Sie sollen nicht sein Gesicht sehen, und der Wagen darf weder zögern noch in den Graben fallen!

Es hat ein Franzose diese Bemerkung niedergeschrieben, und er muß es getan haben, ehe wir Automobile /Kraftw./ besaßen, denn er spricht von Pferden u. Wagen; ich habe seinen Namen vergessen und auch den Wortlaut im einzelnen verloren, was Undank ist, denn als ich das las, schien es mir genau das auszusprechen, was ich selbst von der Politik dachte. Es mag um das Jahr 1900 gewesen sein, ich bin damals ein sehr junger Mensch gewesen u. zweifle auch heute nicht daran, daß der scharf geprägte Satz zu jener Zeit dem Empfinden vieler junger Menschen seine etwas gelangweilte und etwas übermütige Form gegeben hat.

? (O quae mutatio rerum! hat [?.?] gesagt, u die Studenten haben es ihm nachgespottet (-äfft))?

Wann wird ein junger Mensch wieder so sprechen? Unter welchen Bedingungen tut er es? Vermutlich wenn er wieder von der Führung im großen etwas gelangweilt, u. auch übermütig sein wird. Das erstere wird in absehbarer Zeit eintreten, wenn es nicht schon vorhanden sein sollte. Es tritt immer wieder ein usw. Das letztere ist vielleicht nichts so sehr als eine Frage des politischen u wirtschaftlichen (stationären) Gleichgewichts. Beides gehört zu den Zeiten des ruhigen Fortschritts der Sättigung. Verlust der Ideologien an Kraft (s. Bd. II) Wichtigkeit, in den Zeiten der Kraft den Schritt über die Skepsis hinaus zu tun. (Bd. I?)

/In einer Welt, die vor den Politikern am Bauch liegt, tut es gut, daran zu erinnern, ~ daß es durchaus nicht unermesslich lange her ist u. daß gar nicht viel Zeit dazu gehört, wichtige Lebensaspekte so gründlich zu ändern/

Zusammenstellung, anknüpfend an Daumier: Hft 30 S. 100-102

Andere Weiterführung: Was ist zw. heute u. damals geschehn? Nicht weniger als der große, vielleicht bald nur noch zweitgrößte, Krieg. Das Versagen der Sozialdemokr.. das Entstehn des Bolschew. Faschismus, Nationalsoz. War es der euphorische Tag vor dem Ausbruch eines schweren Leidens? War es Ausdruck der politischen Dekadenz des Bürgertums? u s. f. Ich möchte das nicht entscheiden. Trotzdem getraue ich mich, die Frage umfassender (u leerer?) zu stellen.

/dann folgte: Einzelner – Ganzes, u. a. nach Pariser Vortrag/

Form schließt aus usw. H 32, Bem. 31.

Aphor: H 30 S 88

zu Pol./Geist: H 32, bis Bem. 25. zu Descartes vgl 25 vgl. 32 / 63, 68.

Von Cartesius zum Film H 30 S 80/81

Zur Gefahr der Dichtung s. H 30 S 64 <Nietzsche>. *Aus 3.*

II) Entw. Der schwerste Vorwurf geg. mein Werk: daß es bloß individualistisch ist. Und was darüber zu sagen wäre. Destruktiv u konstruktiv. Der unpolitische Dichter, der Anti-Großschriftsteller Die Partialaufgabe.

Dazu 30/100ff etwa: Schlachtenbilder u das span. Daumierblatt. Ästhetik u Ethik. Nicht-ratioide Aufgabe, Form usw. u. a. wäre auszuwählen.

Zu Ende zu führen od. auch nur in dessen Nähe ist da nichts. Es möchte also als vorläufiger Abschluß folgen:

III) Descartes.

Vgl. 32/63 (Schuld u. Verteidigung. Der Dichter in dieser Zeit)

32/68 (Deine Resignation u Zusammenraffung.

Wissen u Ernst im 17 Jhd. u bei Descartes. Nicht gelegentliche Bemerkungen, sondern Begründungen. Bekenne deine Unwissenheit u. rette, was möglich ist) [Zur Beachtung. Nach Cassirer, Desc.: Der Begründung der Autonomie der Vernunft-s. S. 9 – müßte die Begründung des dichterischen «Meinungssinnes» entsprechen.. – Die Gewißheitsstufe der Wahrscheinlichkeit im Timaeus. «Die Welt des Werdens ist keiner wirklichen Gewißheit fähig» S 17 – Platon <Analogie> von Desc. zur Gewißheit gebracht S 18 – Mathem. als allg. Ordnungslehre (Ulrich?) S 19 -(Physik u Wahrscheinlichkeit S 20) (Platon Erscheinungs- u Ideenwelt, der Scholastik regnum naturae u. r. gratiae S. 23 führt auf ~aZ) (Suchte im Zweifel u. im Cog. einen festen Punkt)

Discours de la méthode hat mehr biographischen als systematischen Charakter S 29!

Spricht von Fragen u Antworten, Zweifeln u Lösungen, Siegen u Niederlagen. S 30

Dummheit durch (falschen) Willen S 31/32

~Exakter Irrtum S 33/34.]

Aber so ernste Themen finden erst nach u nach die rechte Behandlung! Darum läßt sich auch der einzelnen Gruppe kein anderer Titel geben als

Rapial.  
oder Aufzeichnungen eines Schriftstellers.

*3<sup>ter</sup> Versuch*

Versuch: 32/: 8), 19) (als Frage), ev. 22 / in der Fassung 2), fraglich 24) Vgl. 75/ (die aus den Ufern getretene Literatur) auch 55 u 58 (Der Mensch muß erst auftreten)

\7d *Aus 3*

Aber auch zb 33/41 Antinomie 76

Grundgedanke doch wohl: Der Zusammenhang zwischen Dichtung u Politik. Daß sich die Fehler auch im Verhältnis zur Dichtung zeigen. Das Insichgehen eines Dichters. Die Wichtigkeit seines Wissens u. Unwissens von sich.



Ich liefere auch kein Buch, sondern greife Einzelnes heraus, das mir in Beziehung zu den gegenwärtigen Umwälzungen zu stehen scheint

Da er in der Schweiz so gut wie unbekannt ist, will ich seinen Namen weglassen. D Hgb. (aber nicht Nachlaß sondern: Aus d. Aufz. eines Schriftstellers. Ich habe mich entschlossen, die Herausgabe zu übernehmen. Ich schreibe kein Vor- u kein Nachwort, da er genügend über sich selbst sagt Der Text nur .. spricht 33/45 vom Ruhm

Außerdem wird aber im Material eine Idee bald aufgegriffen, bald fallengelassen. Wer tut das? der Autor oder der Hgb.? Wer glossiert die nie vollständigen Einfälle? Ich meine der Autor. Der Hgb. soll völlig verschwinden. Auch wenn ich von meinen eigenen Büchern schreibe.

*4<sup>ter</sup> Versuch*, hauptsächlich auf Grund des 3<sup>ten</sup> sähe nun etwa so aus:

1) Vorbemerkung (die keine sein soll) (Aber wie ist das in der Forts? Wiederholt sie sich? Beides, ja u. nein, hat etwas gegen sich. Ohne Wiederholung werden es einfach meine Aphorismen, u. ich rede von meinen Büchern. Es dagegen jedesmal zu wiederholen, wirkt affig.

Sage: jedesmal im Titel: Herausgegeben von RM.? u. die Vorbemerkung nur das erste Mal

? Herausgegeben u. glossiert /bearbeitet/ von .. ? /Wahrsch. nein ! denn das tut er selbst!/  
2) 32/8 (Macchiavelli) = die Ohnmacht, das Zweifelhafte des Geistes.

3) Die (im Gegensatz dazu) aus den Ufern getretene Literatur 32/75 = die gefährliche Macht des Geistes. Mpe ... *Aus 3*

4) Die (im Gegensatz dazu) die Wichtigkeit des Dichters, des Künstlers, des Geistigen. Es läßt sich schon aus diesen beiden Beispielen auf ein empfindliches Verhältnis (od. Mißverhältnis) schließen. Vorseite, 3<sup>ter</sup> Versuch. Also Einkehr

... Ich schlosse schon daraus, daß auch die Einzelheiten eines Schriftstellerlebens wichtig sind, wenn ich nicht auch noch einen anderen (u. sehr persönlichen) Grund hätte.

5) Wissen u Ernst im 17 Jhd. Grundlage der Individualitätskultur. Deutsche Klassik ruht noch darauf, ohne selbst so zu denken (?) Sie breitet sich darauf aus, gedeiht darauf u beschäftigt sich mit anderen Fragen.

5/6 Das Jugendzitat zur Politik. Aber:

6) Die Wesenlosigkeit der Literatur

7) ~ Es ist eine weitere Entwicklung da, u. wir sind nicht gerüstet.

*Abbruch* Es wird zu ernst im Vergleich mit dem ungenügenden sachlichen Gehalt. Es müßte mit «Humor» geschrieben werden, aus den gleichen Gründen wie 32/28.

*Versuch fortzufahren:* Womöglich mit Frage schließen.

5) Kunst ist das, was nie das richtige ist s. <Ziegelbr. Mpe> h. S 2 →

6) Die Wesenlosigkeit, s. o. 6)

7) Jugendzitat s. o. 5/6

8) Schuld u Verteidigung; Resignation u. Zusammenraffung Vors. III auch <sup>04)</sup>

9) Zufällige Beispiele. Vors. III <sup>05)</sup> – s. S 1. Rd ib. >Nicht die Ideale ...<

10) Von Cartesius zu Film (Vorseite)

11) Ruhm (Vors. Blei<sub>ru</sub>)

12) So berühmt wie unbekannt. Höchstes Lob: Esel.

(Ginge auch weiter: Ich werde sehn, ob ich ein Esel bin. Meine Werke mißglückt. Geglückte u mißglückte Werke i a. Man darf nicht zuviel wollen. Darum eingebettet in (liter.) Gesellschaft. Heute müssen wir aber wollen, was unmöglich ist. Vielleicht: der einfache Stil bei ~ A. v. Canterbury, Locke, Descartes. Heute vielleicht: bis aufs wirkliche geistige Erlebnis zurückgehnd udgl.)

Aus 3.

Ein Ausschnitt *aus* dem zu ungestalten Versuch *Aus 2*. (Aph. NZZ.) *als Aus 3* ib. angezeichnet.

Einige deutsche Ursachen u Folgen

Ihre allgemeine Geltung

Folgerung daraus oder weitere Anknüpfung.

\7d Zunächst zum Ganzen.

1. Was bedeutet das Wort Weltanschauung, wie es dem politischen Leben entnommen ist? /.. zu entnehmen ../

Aus 2: Heute kommt zuerst die Weltanschauung, dann die im einzelnen / Eine Wa., die sich aus einzelnen Anschauungen auf baut.

– Mpe Aphor. S 8, Nachtr. 1) – O, Blge 3 = Notizen zu Dummh. (teilweise unverarbeitet) (u suche beide gewiesene Stellen)

Eine Wa. meint der Anschauung im einzelnen überhoben zu sein. Sie ist überempirisch.

Es wird nicht nach Einzelerfahrungen, sondern nach dem Gesamtverhalt geurteilt Die Erfahrungen sind mangelhaft u einseitig ausgebildet u geordnet. Ebenso die Werturteile. Es kommt zuerst die Welt, dann das Einzelne.

Folge u Gegensatz zu Göthe: Anschauung.

Aus 2: = denken in einem Affekt; auch in einer fixen Idee.

(Weiter käme: Der Wunsch ist .. Ausgedacht \7d Aus 2 S 1

Goethe ungefähr: das Allgemeine (den Typus) im besonderen sehen. (erfassen)

(Die gültige Anschauung im Gegensatz zur Meinung)

Das ist auch eine Weltanschauung. (Schwäche G's.)

Das Zeitalter, wo die Weisen zweifeln, eine Weltanschauung erringen zu können, hat Weltanschauungen zum populären Besitztum gemacht.

Quod licet bovi

Non licet jovi / geziemt, leisten kann, erlaubt ist, freisteht gelingt fällt dem ... leicht

Oder eine Wa.

Wofür der Blick eines Gottes nicht groß genug ist,

Fraglich, ob sie ein Gott hat, sicher ein ...

Zur Forts, auch: H 32/90)<sub>u</sub>

Ausführung?: Quod licet Jovi non licet bovi. Vertauscht man in diesem Spruch (von wem? wo?) Jovus und bovis, so ergibt sich genau/gerade/das/ was über den zeitgenössischen Begriff der Weltanschauung zu sagen wäre. / .. so kennzeichnet er auf Schlagerart das gefährlich gewordene Wort Wa. Wofür der Blick eines Gottes nicht groß genug wäre, eine einzige Anschauung der Welt, als Weltanschauung hat es im kleinsten Gehirn Platz.

Nachschlagen:

Von wem, wo: Quod ... ? Neulateinisch

*Jovis* → Jovus?

Geschichte des Wortes Weltanschauung Grimm, Eisler

Anschauung, namentlich als Goethewort?

Quod licet Jovi non licet bovi. Wahrsch. bloß Ein stolzes Schulmeistersprüchlein aber ernst zu nehmen: Zu deutsch: Was Jovis, dem Gott, vergönnt ist, ist es nicht Bos, dem Ochsen. Nimmt man es verkehrt, wird es noch deutscher: Was kein Gott vermag, einem Ochsen ist es vergönnt. Mit gebührender Höflichkeit ausgedrückt: Wofür der Blick eines Gottes nicht scharf genug wäre, eine einzige Anschauung der Welt, als Weltanschauung hat es im engsten Kopf Platz. Oder M a. W. Also die Weltanschauung. Oder die Weltanschauung: Wofür ..

~ Eine Bag = eine Baumanschauung gibt es nicht, sondern nur eine Anschauung von (oder: über). Dagegen gleich vom Ganzen der Welt? ..

Es ist kein Spruch für Römer; ich höre, daß Reime unklassisch sind. Und einmal instruiert, glaube ich den Magister stolz zu hören, der ihn für seine Schüler erfunden haben mag. Also ein Schulmeistersprüchlein, aber knapp treffend knappend /trefflich/ wie ein Bakel. Auf deutsch....Man könnte als Bspl. die Wa. anführen ...

Anzusehen wie die Kürze des Römerschwerts, aber eher treffend wie ein Schulmeisterbakel, denn er ist wahrscheinlich nicht klassischer, sondern spätlateinischer Abkunft, ist der Spruch: Quod licet Jovi non licet bovi. Zu deutsch: was Jovis, dem Gott, vergönnt ist, ist es nicht Bos, dem Ochsen. Verkehrt, u darum noch deutscher, was ein Gott nicht vermag, ein Ochse kann es. Mit einem Wort, die Weltanschauung: Wofür der Blick eines Gottes nicht groß genug wäre, eine einzige Anschauung der Welt, als Weltanschauung hat es im engsten Kopf Platz.

Oder: *Vors.*

Nebenbei: Genesis. (Der Spruch Quod ..

Oder: Quod .. Zu deutsch ...

Darf man aus einem (wahrsch.) Schulmeisterscherz Ernst machen? Die Wa. !

Oder:

I Ein ästhetisches Exempel. Die beiden Anblicke dieses Spruchs

a Epigrammatisches Römerschwert

b Schulmeistereitelkeit

II Die Weltanschauung. (Auch da) das Ganze vor dem Einzelnen. Bis etwa: Der Wunsch ...

I: Man könnte sich irren und den Spruch unbekannter Herkunft «Quod .. bovi» für klassisch halten, ohne zu beachten, daß er sich reimt, was dem widerspricht. Vielleicht enthält diese Moral

einen genialen u. immer gültigen Spott, der mit Meisterschaft auf kleinstem Raum untergebracht worden ist. Er wäre in seiner geschärften Kürze anzusehen wie ein Römerschwert.

Aber der Spruch ist wahrscheinlich eine spätlateinische Erfindung, also ein Schulsprüchlein. Sogleich vertauscht er den Schliff des römischen Schwerts mit der Treffsicherheit eines Schulmeisterbakels. Man meint den Witz über eine mißlungene grammatische Freiheit zu hören, an dem sich der Magister ergötzt, und glaubt die Beschämung des Schülers zu fühlen.

Es ist ein Beispiel dafür, daß – ? wähle!

zb. die Unerläßlichkeit des Vorurteils im freien Geiste (Kunst)

Es ist ein ästhetisches Exempel, aber auch anderes

für die Veränderlichkeit ästhetischer Gestalten *für vieles*

daß man das Ganze vor dem Einzelnen erfaßt vgl<sup>o II</sup>.

So für die Wichtigkeit des Vorurteils, so für die des Wissens

Das Verständnis bedarf der Phantasie, die Phantasie des Vorurteils, dieses der Elastizität

Bescheidung mit der Aufgabe eines ersten Versuchs,

der experimentellen Zurückhaltung

*Oder kurz: Gefahr der Weltanschauung nach Vorseite.*

Aus 4.

*Originalität:*

Terenz: Nullumst jam dictum quod non sit dictum prius.

La Bruyère (Jean de) Tout est dit, et l'on vient trop tard depuis plus de sept mille ans qu'il y a des hommes, et qui pensent. Sur ce qui concerne les moeurs, le plus beau et le meilleur est enlevé; l'on ne fait que glaner après les anciens et les habiles d'entre les modernes, (qui a de l'esprit, de la science, de la capacité: zeitgenössischer Dictionaire)

Im Gegensatz zu ihm Bossuet in *Connaissance de Dieu et de soi-même*: Après six mille ans d'observations, l'esprit humain n'est pas épuisé; il cherche et il trouve encore, afin qu'il connaisse qu'il peut trouver jusques à l'infini

Goethe: Alles Gescheidte ist schon gedacht worden, man muß nur versuchen es noch einmal zu denken. (Maximen u. Reflexionen)

C'est un erreur de s'imaginer qu'on ne peut rien dire qui n'ait été dit. Méré zitiert von einem Herausgeber von La Bruyère

*Form:*

Eine Handvoll ...:

Terenz, deutsch La Bruyère:

In Gegensatz zu ihm sein Zeitgenosse Bossuet: ..

Goethe: ...

(Méré



)

Aus. 5

1. Was ist ein Rapial? (Geschichte einer Benennung /Titels/

Zum erstenmal – und ich vermute, als der einzige heute lebende Schriftsteller – habe ich diesen Namen benutzt, als ich einer Handvoll Bemerkungen eine Überschrift gab, die in einem der zu Weihnachten und Neujahr üblichen, anziehend ausgestatteten Verlagskataloge erschienen sind /erscheinen sollte?/

Die Verlegenheit, die mir die Benennung bereitete, war nicht bloß eine von persönlicher Art, und dermaßen wiederholt sie sich selbst heute noch. Es ist landläufig, solche Bemerkungen als Aphorismen zu bezeichnen, u. auch einige andere Überschriften waren recht üblich gewesen /ebenso – wie – gewesen/ aber ich wage das heute so wenig wie damals zu tun / u. einige andre Üb. wie Gedankensplitter u. Gedankenblitze sind mir widerlich

Ich habe an ein Notizbuch gedacht, das die Entwürfe zu solchen Bemerkungen enthalten könnte, u da man in der niederdeutschen Kaufmannssprache das Konzept- oder Schmierbuch in dem der Reihe nach ohne Ordnung eingetragen wird die Kladde nennt, u da ich immer eine Abneigung gegen dieses Wort hatte, ließ mich beim Blättern in einem Wörterbuch der Zufall bei diesem Wort die Worte Klütterbuch und Rapial finden als das, was ihm im Oberdeutschen entspricht.

Wer ein schlechter Lateiner ist, kann sich an einen Zusammenhang mit rapio erinnert fühlen. Es ist ein kriegerischeres Wort als Kladde. Und vielleicht kommt es, wenn schon von schlechtem Latein, so doch vom Mönchslatein.

Es ist jedenfalls eindrucksvoll. In mancher Eigenschaft ein guter Titel.

Er hat auch Eindruck gemacht. Besonders merkwürdig war aber, daß viele Menschen mit mir über diese Aphorismen gesprochen haben. Aber wahrhaftig kein einziger mich gefragt hat, was ihre ungewöhnliche Benennung bedeute!

### *Rapial*

éal oder cáI ?

Kluge: s. Kladde kaufm. Sprache Niederdeutschlds, 1<sup>te</sup> Hälfte 18 Jhdt. häufig Gekommen 16 Jhdt. von ndl. klad

Gebucht: Spanutius Schreib- Konversations- Zeitungs- u Sprichwörter Lexikon 1720, Sperander 1727 – à la mode Sprache der Deutschen

Schriftdeutsch s. Campe, Joach. Heinr. Wörterbuch der deutschen Sprache 1807 Kladde führt für Mitteldeutschland an Brouillon u Strazze (Strazza, Cladde, Brouillard Klütterbuch) Oberdeutsch: Klütterbuch Maaler 1561 Galius 1582 Rapial

Duden:

Brouillon – Kladde, Entwurf; 1<sup>ter</sup> unreiner Entwurf.

Brouillard – erster schriftlicher Entwurf

rapin – Sudler, Malerlehrling

Verwandte Bildung: Manual

rapio (Georges) auch = rasch, eilig, hastig ausführen, benutzen, ergreifen

Dostoj's. Aufzeichnungen eines Schriftstellers.

Montesquieu (oder sein letzter Hgb.) Cahiers.

Typus Rommel – fricassieren! – Feit?

Laientheologie – vgl. Dostoj.

Welche entsetzliche Qualen .. hatten .. zu ertragen .. Raskoln. 695 Dud. 205

[< ]

## Zur Person – Zum Werk

Zur Person – Zum Werk

[< ]

- ▷ [Ein paar Daten]
- ▷ Was arbeiten Sie? Gespräch mit Robert Musil
- ▷ Der Variationskreis nach Musil
- ▷ Zur Physiologie des dichterischen Schaffens Ein Fragebogen
- ▷ Selbstbiographie, Entwurf
- ▷ [Curriculum vitae]
- ▷ Curriculum vitae
- ▷ [Vermächtnis – Entwürfe]
- ▷ Ich kann nicht weiter
- ▷ Fallengelassenes Vorwort zu: Nachlass zu Lebzeiten ~ Selbstkritik u -biogr.
- ▷ «Er» und «Sie» Robert und Martha Musil

### [Ein paar Daten]

*[Etwa 1922]*

Geb. 80

84-90



sex bewegt – romantisch  
Volksschule  
86–90  
dichterisch  
Realsch. Steyr  
90/91 –  
Nachlassen in der Schule  
Realsch. Brünn  
91/92 –  
Phil. Gedanken. Einweihung  
Eisenstadt  
92/94 –  
Mast. Romantisch – sentimental  
Weissk.  
94/97 –  
Sex – roh – romant. – sentimental schwankend  
Wien  
97  
Einkehr  
Brünn  
98/01  
Lyrik. Erste Findung [?], schlechte Dramen  
EF  
01–02  
leer  
Stuttg.  
02–03  
Phil. Törless  
Berlin  
03–04 od 05  
Törless – sonst schlecht  
Berlin  
06–08

Diss

Berlin Rom

08–10

Vereinigungen  
Hemmungen

Wien

10–13

Schwärmer, Essays, Hemmungen

Berlin

14

Schwärmer, Essays, Hemmungen

14–16

Pause

15

3 Gedichte

18/19

Vorspiel

20

Schwärmer

\7d

21

Grigia

Roman

22

Tonka

Essays

Gedicht

Skizzen

[ < ]

**Was arbeiten Sie?**

**Gespräch mit Robert Musil**

*[30. April 1926]*

*Der Interviewer:* Ihr neuer Roman –? Er heißt?

*Musil:* Die Zwillingsschwester.

*Der Interviewer:* Zeit?

*Musil:* Von 1912 bis 1914. Die Mobilisierung, die Welt und Denken so zerriß, daß sie bis heute nicht geflickt werden konnten, beendet auch den Roman.

*Der Interviewer:* Was wohl als Symptom gewertet werden darf!

*Musil:* Gewiß. Wenn ich dabei den Vorbehalt machen darf, *keinen* historischen Roman geschrieben zu haben. Die reale Erklärung des realen Geschehens interessiert mich nicht. Mein Gedächtnis ist schlecht. Die Tatsachen sind überdies immer vertauschbar. Mich interessiert das geistig Typische, ich möchte geradezu sagen: das Gespenstische des Geschehens.

*Der Interviewer:* Wo ist der Punkt, wo Sie ansetzen?

*Musil:* Ich setze voraus: Das Jahr 1918 hätte das 70jährige Regierungsjubiläum Franz Josef I. und das 35jährige Wilhelm II. gebracht. Aus diesem künftigen Zusammentreffen entwickelt sich ein Wettlauf der beiderseitigen Patrioten, die einander schlagen wollen und die Welt, und im Kladderadatsch von 1914 enden. «Ich habe es nicht gewollt!» Kurz und gut: es entwickelt sich das, was ich «die Parallelaktion» nenne. Die Schwarzgelben haben die «österreichische Idee», wie Sie sie aus den Kriegsjahren kennen: Erlösung Österreichs von Preußen – es soll ein Weltösterreich entstehen nach dem Muster des Zusammenlebens der Völker in der Monarchie – der «Friedenskaiser» an der Spitze. Krönung des Ganzen soll eben das imposante Jubeljahr 1918 bringen. Die Preußen wieder haben die Idee der Macht auf Grund der technischen Vollkommenheit – auch der Schlag der Parallelaktion ist für 1918 geplant.

*Der Interviewer:* Also eine sehr ironisch durchsetzte Materie. Aber ich möchte Sie zuvor nicht danach fragen, sondern lieber: Wie setzen Sie diese Umwelt resp. Umwelten in Bewegung?

*Musil:* Zuerst, indem ich einen jungen Menschen einführe, der am besten Wissen seiner Zeit, an Mathematik, Physik, Technik geschult ist. Dieser tritt in das Leben von heute – denn nochmals, mein «historischer» Roman soll nichts geben, was nicht auch heute Geltung hätte. Der also sieht zu seinem Erstaunen, daß die Wirklichkeit um mindestens 100 Jahre zurück ist hinter dem, was gedacht wird. Aus diesem Phasenunterschied, der notwendig ist und den ich auch zu begreifen suche, ergibt sich ein Hauptthema: *Wie soll sich ein geistiger Mensch zur Realität verhalten?* Dem stelle ich eine Gegenfigur gegenüber: den Typus des Mannes größten Formats und oberster Welt. Er verbindet wirtschaftliches Talent und ästhetische Brillanz zu einer sehr merkwürdigen und bezeichnenden Einheit. Nach Österreich kommt er aus Berlin, um sich zu erholen – in Wahrheit aber, um in aller Stille seinem Konzern die bosnischen Erzlager und Holzschlagungen zu sichern. Im Salon der «zweiten Diotima», der Gattin eines Präsidialisten, des Repräsentanten der altösterreichischen Weltbeglückung stößt er auf diese Frau. Zwischen beiden entwickelt sich nun ein «Seelenroman», der im Leeren enden muß. Zugleich trifft der junge Mensch anlässlich eines Sterbefalles im Haus seiner toten Eltern seine Zwillingsschwester, die er bisher nicht kannte. Die Zwillingsschwester ist biologisch etwas sehr Seltenes, aber sie lebt in uns allen als geistige Utopie, als manifestierte Idee unserer selbst. Was den meisten nur Sehnsucht bleibt, wird meiner Figur Erfüllung. Und bald leben die beiden ein Leben, das der guten Gemeinschaft einer alten Ehe entspricht. Ich stelle die beiden mitten hinein in den Komplex der «Schmerzen von heute»: Kein Genie, keine Religion, statt «in etwas leben» – «für etwas leben» – lauter Zustände,

in denen ich unsere Idealität äonisiere. Aber Bruder und Zwillingsschwester: das Ich und das Nicht-Ich fühlen den inneren Zwiespalt ihrer Gemeinsamkeit, sie zerfallen mit der Welt, fliehen. Aber dieser Versuch, das Erlebnis zu halten, zu fixieren, schlägt fehl. Die Absolutheit ist nicht zu bewahren. Ich schließe daran, die Welt kann nicht ohne das Böse bestehen, es bringt Bewegung in die Welt. Das Gute allein bewirkt Starre. Ich gebe dazu die Parallele mit dem Paar: Diotima und Wirtschaftsheld. Würde er keine Geschäfte machen, könnte er keine Seele haben; nicht wegen des Geldes, das man braucht, um sich eine leisten zu können, sondern weil das Heilige ohne das Unheilige ein regloser Brei ist. Auch diese Zweiheit ist bedingt und notwendig. Die Erzählung läuft dann weiter, indem ich den Kernkomplex: Liebe und Ekstase von der Wahnsinnsseite her aufrolle durch eine von der Erlösungsidee Besessene. Die Geschehnisse spitzen sich zu einem Kampf zwischen dem Alumnus eines neuen Geistes und dem Wirtschaftsästheten zu. Ich schildere da eine große Sitzung, aber keiner von beiden erhält das Geld, das zu vergeben ist, sondern ein General, Vertreter des Kriegsministeriums, das ohne Einladung einen Delegierten entsandte. Das Geld wird für Rüstungen aufgewandt. Was gar nicht so dumm ist, wie man gewöhnlich glaubt, weil alles Gescheite sich gegenseitig aufhebt. Aus Opposition gegen eine Ordnung, in der der Ungeistigste die größten Chancen hat, wird mein junger «Held» Spion. Sein spielerisches Interesse ist daran beteiligt und auch sein Lebensinhalt. Denn das Mittel seiner Spionage ist die Zwillingsschwester. Sie reisen durch Galizien. Er sieht, wie ihr Leben sich verliert und auch seines. Der junge Mensch kommt darauf, daß er zufällig ist, daß er seine Wesentlichkeit erschauen, aber nicht erreichen kann. Der Mensch ist nicht komplett und kann es nicht sein. Gallertartig nimmt er alle Formen an, ohne das Gefühl der Zufälligkeit seiner Existenz zu verlieren. Auch ihn, wie alle Personen meines Romans, enthebt die Mobilisierung der Entscheidung. Daß Krieg wurde, werden mußte, ist die Summe all der widerstrebenden Strömungen und Einflüsse und Bewegungen, die ich zeige.

*Der Interviewer* (fasziniert von der Größe der Konstruktion, vermag in der Raschheit, zu der sein Amt verpflichtet, nur zu stammeln): Müssen Sie da nicht noch eine ganz große Anzahl von Hauptpersonen haben, um einen solchen Kreis ziehen zu können?

*Musil*: Ich komme mit etwa zwanzig Hauptpersonen aus.

*Der Interviewer*: Und fürchten Sie nicht bei der Struktur Ihres Romans das Essayistische?

*Musil*: Ich fürchte es schon. Ebendarum habe ich es durch zwei Mittel bekämpft. Zuerst durch eine ironische Grundhaltung, wobei ich Wert darauf lege, daß mir Ironie nicht eine Geste der Überlegenheit ist, sondern eine Form des Kampfes. Zweitens habe ich meiner Meinung nach allem Essayistischen gegenüber ein Gegengewicht in der Herausarbeitung lebendiger Szenen, phantastischer Leidenschaftlichkeit.

*Der Interviewer*: Trotzdem Ihr Roman seinen Personen nur den Kopfsprung in die Mobilisierung als Ausweg läßt, glaube ich ihn nicht als pessimistisch ansprechen zu sollen?

*Musil*: Da haben Sie recht. Im Gegenteil. Ich mache mich darin über alle Abendlandsuntergänge und ihre Propheten lustig. Urträume der Menschheit werden in unseren Tagen verwirklicht. Daß sie bei der Verwirklichung nicht mehr ganz das Gesicht der Urträume bewahrt haben – ist das ein Malheur? Wir brauchen auch dafür eine neue Moral. Mit unserer alten kommen wir nicht aus. Mein Roman möchte Material zu einer solchen neuen Moral geben. Er ist Versuch einer Auflösung und Andeutung einer Synthese.

*Der Interviewer*: Wo ordnen Sie Ihren Roman in die zeitgenössische Epik ein?

*Musil* (taumelt wie unter einem gutplazierten Kinnhaken und hat nur noch die Kraft, zu sagen):

Erlassen Sie mir die Antwort.

*Der Interviewer* (beharrt darauf und beginnt auszuzählen, in der Hoffnung als «Vertreter der Presse» im Finish zu siegen. Aber)

*Musil* (der Champion der geistigen Boxkämpfer schlägt den Interviewer knock-out): Wo ich meinen Roman einordne? Ich möchte Beiträge zur geistigen Bewältigung der Welt geben. Auch durch den Roman. Ich wäre darum dem Publikum sehr dankbar, wenn es weniger meine ästhetischen Qualitäten beachten würde und mehr meinen Willen. Stil ist für mich exakte Herausarbeitung eines Gedankens. Ich meine den Gedanken, auch in der schönsten Form, die mir erreichbar ist.

*Oskar Maurus Fontana*

[ < ]

### Der Variationskreisel nach Musil

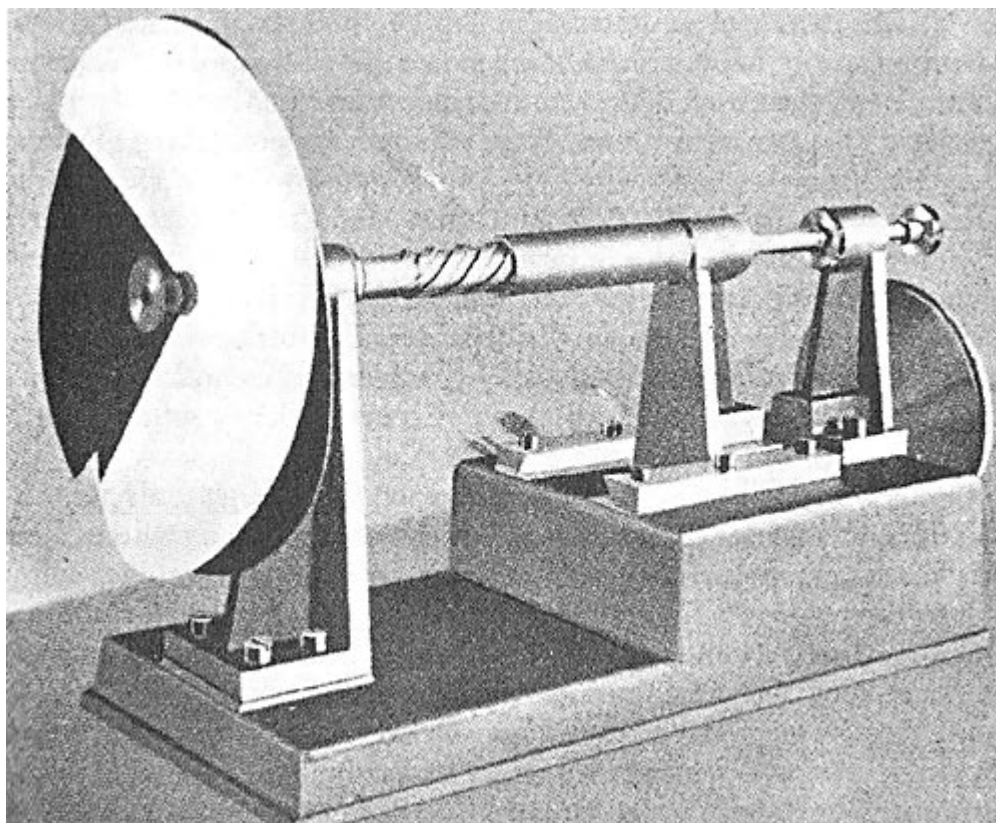
[19. August 1927]

Ihr Wunsch, daß ich der Beschreibung irgendeiner Nebenberufsleistung eine autobiographische Skizze beifügen soll, fällt leider auf unfruchtbaren Boden, denn ich habe von den Zusammenhängen meines Lebens, über die ich eigentlich nie nachgedacht habe, nur eine sehr blasse Vorstellung. Wenn ich mich recht besinne, hat z. B. eine lange blaue Hose ganz entscheidend auf mich eingewirkt. Ich erinnere mich wenigstens keines anderen Grundes, der mir die k. u. k. österreichisch-ungarischen Militärrealschulen so anstrebenswert erscheinen lassen konnte, wie es dieser Teil der für sie vorgeschriebenen Bekleidung getan hat. Aus dem Umstände, daß ich damals elf Jahre alt war und im Elternhause noch kurze Hosen tragen mußte, ebenso wie aus dem Glanz, den es für mich hatte, daß ich mit neunzehn Jahren Leutnant sein würde, läßt sich schließen, daß ich an falschen Vorstellungen vom Leben gelitten habe; aber ob sich darin eine allgemeine Eigenschaft des Schriftstellerberufs oder eine persönliche Eigenschaft ankündigte, läßt sich schwer unterscheiden.

Jedenfalls bin ich dadurch an eine Realschule statt an ein Gymnasium gekommen, und das bestimmte wieder den nächsten Schritt, denn als ich das Militär verließ, war es mir leichter gemacht, an eine Technische Hochschule zu gehen, als an eine Universität. So bin ich *Ingenieur* geworden, was schon alles mögliche für die innere Entwicklung bedeutet; damals galt der Amerikanismus noch für unkultiviert und bedeutete Opposition. Später mußte ich nicht ohne Mühsal umkehren, um die nötigen Ergänzungen zu suchen. Als ich die Reifeprüfung am Gymnasium nachholte, um mich an der Universität habilitieren zu können, hatte ich schon «die Verwirrungen des Zöglings Törleß» veröffentlicht, aber im Klassenaufsatz über «Rom, die ewige Stadt» konnte ich nur einen schwachen Mittelplatz erringen, womit ich allerdings immer noch etwas besser abschnitt als in Logik und Psychologie, die an der Universität mein Spezialstudium gebildet hatten.

Als ich mein Universitätsstudium abgeschlossen hatte und schon eine bestimmte Möglichkeit besaß, mich für Philosophie zu habilitieren, verzichtete ich darauf, und dabei endete die

Fernwirkung der blauen Hose, um dem Einfluß anderer Entwicklungslinien Platz zu machen, die sich ebenso schön verfolgen lassen würden. Dank ihrer Gegensätze und des großen Einflusses des Zufalls bin ich dann Bibliothekar und Redakteur gewesen, habe Stellungen mit selbständigem Wirkungskreis in zwei verschiedenen Ministerien, denen des Äußeren und des Krieges, innegehabt, war Theaterkritiker, Psychotechniker, Ratgeber in militärpädagogischen Fragen und mancherlei anderes, bis ich schließlich «nichts als Schriftsteller» geblieben bin.



Den hier abgebildeten Apparat habe ich konstruiert, als ich am Berliner Psychologischen Institut arbeitete. Er ist, so wie er hier abgebildet erscheint, aus Sparsamkeitsgründen etwas weniger stabil ausgeführt worden, als es meiner durchgearbeiteten Zeichnung entsprach. Man verwendet solche Farbkreisei zu allen möglichen psychologischen, physiologischen und physikalischen Zwecken; es sind Apparate, welche man statt der teuren und umständlichen Spektralapparate benützt, wo es nicht auf feinste Genauigkeit ankommt. Ihr Prinzip ist aus der Schule bekannt. Man schiebt zwei farbige Blätter, von denen eines radial aufgeschlitzt ist, so ineinander, daß die Farbflächen in dem gewünschten Größenverhältnis zueinander stehen; dann setzt man den Kreisel in Rotation, und sobald die Umdrehungsgeschwindigkeit groß genug ist, entsteht für das Auge die angestrebte Mischfarbe. Der Nachteil aller älteren Apparate war nun der, daß man sie jedesmal anhalten und neu einstellen mußte, wenn man die Anteile der Grundfarben ändern wollte, um eine neue Farbenmischung darzubieten; und das Wesen des abgebildeten Apparates besteht eben darin, daß man das *nicht* tun muß, sondern die Änderungen während der Rotation durchführen kann und in der Lage ist, in beständigem Fluß jede Farbe vorzuführen, die sich aus zwei gegebenen Farben überhaupt herstellen läßt.

Das geschieht dadurch, soweit ich aus der Sache noch klug werde, daß auf der von einem Motor angetriebenen Welle zwei hülsenförmige Muffen sitzen. Die eine dieser Hülsen wird von der

Welle bei deren Drehung zwangsläufig mitgenommen, ist aber durch eine Nutführung in der Längsrichtung der Welle verschiebbar, ohne daß die Übertragung der Bewegung dadurch eine Störung erleidet. Diese Hülse greift weiterhin durch ein steiles Schraubengewinde in eine zweite Hülse ein, die so gelagert ist, daß sie sich nur drehen, aber nicht horizontal verschieben läßt; und das ergibt zwei Möglichkeiten der Bewegung. Fall 1: Beide Hülsen rotieren zwangsläufig mit der Welle. Fall 2: Beide Hülsen rotieren zwangsläufig mit der Welle, die erste Hülse wird aber dabei durch eine besondere Vorrichtung längs der Welle verschoben. Dann übt sie einen Druck auf die zweite Hülse aus, der durch das Schraubengewinde sich in eine Drehung umsetzt. Die zweite Hülse empfängt dann außer der ihr übermittelten Rotation noch eine Zusatzdrehung, und wenn die eine Farbscheibe auf der Welle selbst sitzt, die zweite auf dieser Hülse, so werden die beiden Farbscheiben gegeneinander verdreht, ohne daß ihre gemeinsame Drehung eine Unterbrechung erleidet.

[ < ]

**Zur Physiologie des dichterischen Schaffens**  
**Ein Fragebogen**

[28. September 1928]

I. *Erste Inspiration*: Können Sie uns merkwürdige Beispiele nennen, wie Ihnen der erste Einfall zu einem Werke kam?

1. Das ist ganz verschieden. Gemeinsam ist den Einfällen oder auch Plänen das scheinbar unvermittelte Kommen. Ich halte sie in Reserve. Der Plan zu ausgeführten Werken ist gewöhnlich erst durch Verschmelzung mehrerer schon vorhanden gewesener Pläne entstanden. Dieser Prozeß dauert lange an, und oft verschwindet der sogenannte erste Einfall dabei völlig. Das Determinierende während dieser Vorgänge sind sehr allgemeine Absichten; die konkrete Ausstattung der Szenen und Charaktere hängt von ihnen ab.

II. Wie *fixieren* Sie den ersten Einfall? Haben Sie ein Notizbuch bei sich und denken Sie intensiv an Ihren Plan oder suchen Sie sich eher abzulenken?

2. Ich habe in meinem Arbeitszimmer Notizhefte, bin aber unregelmäßig im Eintragen. Ich beschäftige mich dauernd mit meinem Plan. Muß mich ablenken. Sport, Spaziergänge.

III. *Arbeitszeit*: Arbeiten Sie zu bestimmten Stunden oder Tageszeiten? Zwingen Sie sich zur Arbeit, auch wenn Sie keine Lust haben? Brechen Sie ab, auch wenn Sie Lust haben, weiterzuarbeiten?

3. 9–12.30; 16–19 Uhr; manchmal auch noch abends. Zwingen mich unter Umständen. Breche nicht ab, außer bei äußerem Zwang. Halte es aber für richtiger, die Arbeit mehr zusammenzudrängen und durch stark ausgefüllte Pausen zu unterbrechen; wünsche, mich in diesem Sinn umzustellen.

IV. *Arbeitsmaterial*: Haben Sie bestimmte Gewohnheiten, was die Art und Anordnung des Schreibmaterials und der Schreibutensilien betrifft? Können Sie überall arbeiten? Wo am besten?

4. Ich behalte eine einmal getroffene Anordnung des Schreibtisches bei. Kann nur in ruhigen

Zimmern arbeiten. Am besten in der eigenen Wohnung.

V. *Arbeitshygiene*: Enthalten Sie sich während intensiver Arbeit von bestimmten Genüssen und verschaffen Sie sich bestimmte Genüsse (Stimulantien)?

5. Ich trinke reichlich starken Kaffee und rauche sehr viel. Enthalte mich bei der Arbeit ganz des Alkohols.

VI. Machen Sie *Brouillons* (Entwürfe)? Wie ist die Technik dieser Brouillons?

6. Nein.

VII. *Das Manuskript*: Schreiben Sie schnell herunter oder langsam und mühevoll? Korrigieren Sie während der Arbeit? Korrigieren Sie nach Fertigstellung? Oder gar nicht?

7. Ich schreibe mittelschnell. Korrigiere einmal eingreifend, ein- bis zweimal polierend. Vorher arbeite ich aber große Partien oder das ganze Buch bis über zwanzigmal um.

VIII. *Korrekturfahren*: Ändern Sie noch viel und Wesentliches in den Korrekturfahren?

8. Nein.

IX. Lesen Sie das *fertiggestellte Buch noch einmal*? Ärgern Sie sich sehr über (scheinbare oder wirkliche) Unvollkommenheiten? Haben Sie oft Lust, es noch einmal zu schreiben?

9. Nein. Ja. Nein.

[ < ]

### Selbstbiographie, Entwurf

[Um 1930?]

Unter den Antrieben, die mich zur Arbeit führten, haben sich niemals, wenigstens mit meinem Bewußtsein niemals, die befunden, daß ich mich mit mir selbst auseinandersetzen wünschte, daß ich mich darstellen, oder prüfen, oder verteidigen, daß ich bekennen, beichten, bereuen oder mich begnadigen wollte. Trotzdem haben viele Leute mein erstes Buch für ein Bekenntnisbuch angesehen, u als D. V. d. Z. T. im Jahre ... erschienen, bekam ich Zuschriften von reformatorischen Pädagogen aus aller Welt, denn es begannen sich damals die neuen Auffassungen in der Behandlung der Jugend durchzusetzen, die heute wieder von den veralteten älteren, die sich inzwischen ein wenig verändert haben, verdrängt werden. Weil mein Buch Geschehnisse in einem Jünglings- u. Knabeninternat erzählte, die haarsträubend sein mußten für einen, der sich die üblichen Vorstellungen von der Quellreinheit der Jugend macht, glaubten die schärfer blickenden Reformatoren der Erziehung in mir einen Bundesgenossen zu erblicken u. fragten mich in ihren Briefen nach Wie, Wo u wirklichen Einzelheiten. Ich war sehr erstaunt deshalb u. unfreundlich, ja ich fühlte mich beinahe beleidigt. Ich weiß heute, daß ich damals wirklich etwas beschrieben habe, das sich im Lauf der Zeit als typisch herausstellte; aber auch heute wissen allerhand Menschen noch nicht, daß mir das völlig nebensächlich sein mußte.

Wenn ich mich frage, wann u wodurch es sich zum erstenmal zeigte, daß ich / bescheiden ausdrücken: Dichter sei / so geschah es kaum mit Deutlichkeit in den Gedichten, die ich als Knabe u Heranwachsender machte, sondern in meinen Leistungen im Religions- u



Geschichtsunterricht.

Die Gedichte zeigen es mir noch heute nicht. Sogar die journalistisch-lyrische Fähigkeit. Die Gedichte zeigen eher einen auf melancholische Gefühle fixierten Menschen. Über dies Einfluß der schlechten Lektüre

Justament habe ich dann Mathematik u Physik forciert.

Auch äußerlich bin ich dann diesen Weg gegangen.

[◁ ]

### **[Curriculum vitae]**

*[Etwa 1931]*

Ich bin geboren am 6. November 1880 in der österr. Stadt Klagenfurt, Hauptstadt des Landes Kärnten. Mein Vater, Alfred von Musil, durch lange Zeit bis zu seinem Tode Professor des Maschinenbaus der Techn. Hochschule in Brünn, war damals als Ingenieur in einer Fabrik tätig. Meine Kindheit habe ich aber in der alten Stadt Steyr in Oberösterreich verlebt, wohin mein Vater inzwischen übersiedelt war, um eine staatliche technische Schule zu leiten. Als ich etwas über 10 Jahre alt war, zogen wir nach Brünn. Ich besuchte dort die Realschule weiter, die ich in Steyr, wo es kein Gymnasium gab, begonnen hatte, und ich erinnere mich, daß in seiner Weise der Eindruck nicht unbedeutend war, den ich dadurch empfang, daß ich aus der alpischen Natur kam, die Landschaft und Menschen in Steyr eigentümlich war, und mich sowohl in der sanften und etwas melancholischen Landschaft Mährens fand wie zwischen Menschen, die mir beinahe noch fremder vorkamen, wenn sie Sudetendeutsche waren, mit denen ich sprach, als zu den Tschechen gehörten, neben denen wir ohne Berührung erlebten.

Ich muß hier einschalten, daß ich selbst zur Hälfte sudetendeutscher Abkunft bin und zu einem Viertel, worauf auch mein Name hinweist, tschechischer. Die Musil, von denen ich stamme, sind ein sehr altes tschechisches Bauerngeschlecht in Mähren, aber mein Großvater war ausgewandert, Arzt geworden und hatte bei Graz ein Landgut erworben, auf dem mein Vater und seine Geschwister als unverkennbare Grazer aufgewachsen waren, beinahe ohne etwas von ihrer Herkunft zu wissen. Meine Vatersmutter stammte aus Salzburg. Meine eigene Mutter aus Linz a. d. Donau, der Hauptstadt Oberösterreichs. Ihr Vater war dahin beim Bau der ersten europäischen Eisenbahn, der zwischen Linz und Budweis, aus Böhmen gekommen und als Leiter dieser Bahn dort geblieben, auch noch im Ruhestand und bis zu seinem Tode; auch seine Frau, meine Muttersmutter, stammte aus Deutschböhmen. Ihrer beider Familien, Bergauer und Böhm, beide auch geadelt, hatten gerade so wie sie den Zusammenhang mit der Heimat verloren und sich über das ganze Gebiet der Monarchie zerstreut. So war es ein Zufall, der uns in die Nähe des Ausgangspunktes zurückführte; keinerlei Überlieferung und Wunsch verband meine Eltern mit ihm, und sie waren nicht froh darüber, daß sie ihr Schicksal von dort nicht mehr fortließ.

Ich selbst bin mit ungefähr 12 Jahren von Brünn wieder fort gekommen und in einem Offizierserziehungsinstitut untergebracht worden. Die Gründe dazu will ich übergehen u. führe nur an, daß einer darunter der eigene Wunsch des ungebärdigen Knaben war, der sich etwas großmannssüchtig mit schon gewonnener Selbständigkeit schmeichelte, wenn er der milden

elterlichen Aufsicht entrückt sei. Denn gerade dieser affektive Antrieb sollte alsbald seinem weit stärkeren Gegenteil Platz machen

[ < ]

### Curriculum vitae

[Etwa 1938]

Geboren: 6. November 1880. Klagenfurt in Österreich.

Vater: Altösterreichische Beamten-, Gelehrten-, Ingenieurs- und Offiziersfamilie. Großvater: einer der 4 Erbauer der ersten kontinentalen Eisenbahn. Vetter: der bekannte Orientalist Alois Musil (Mitglied der Royal Society)

Bestimmt zum Offiziersberuf, entdeckte er beim Studium des Artilleriewesens seine technischen Fähigkeiten.

Verläßt mit plötzlichem Entschluß die Militärschule vor der Ausmusterung zum Offizier und studiert Maschinenbau an der technischen Hochschule in Brünn.

Wird nach abgelegtem Ingenieursexamen Assistent an der Technischen Hochschule in Stuttgart, bleibt unbefriedigt und ergreift das Studium der Philosophie, vornehmlich Logik und experimentelle Psychologie, die damals in der Tradition Helmholtz's unter Professor Stumpf ein neues Zentrum der Forschung in Berlin gebildet hat.

Konstruiert den Musil'schen Farbkreis, schreibt eine erkenntnistheoretische Dissertation über Ernst Mach, verzichtet aber auf die ihm angebotene Möglichkeit sich zu habilitieren, und da er mit seinem inzwischen erschienenen ersten Buch bereits internationale Resonanz gefunden hat, beschließt er den durch nichts gebundenen und von akademischen Rücksichten freien Beruf des Schriftstellers zu ergreifen. Nach dem Krieg, den er als Offizier an der Front mitmacht, verliert Musil, der inzwischen geheiratet hat, durch die Inflation das gesamte Vermögen. Er wird, neben seiner Hauptarbeit, Theaterkritiker, schreibt Essays u. a.; geht schließlich nach Berlin, weil dort die Spannungen und Konflikte des deutschen Geisteslebens fühlbarer sind als in Wien. 1933 kehrt er nach der Errichtung des Dritten Reiches, obwohl kein äußerer Zwang auf ihn wirkt, Deutschland den Rücken. Lebt seitdem in Wien, alles für die Vollendung seines Hauptwerkes opfernd.

Die wichtigsten Werke Musil's sind:

*Die Verwirrungen des Zöglings Törleß*. Erschienen 1906. Wiederholt neu aufgelegt. Dieser Roman wäre zu kennzeichnen als Durchbruch der neuen Erziehungsauffassung, gleichzeitig die Kämpfe der Pubertät mit neuen psychologischen Mitteln durchleuchtend. Es ist im gleichen Jahr mit Wedekinds Frühlingserwachen erschienen, fällt in die Zeit der ebenfalls von Wien ausgehenden Psychoanalyse, zieht aber die Umrisse einer ganz andersartigen Seelen- und Lebensdarstellung, die lebhaft auf die junge Generation wirkt, ihre gedankliche Auswirkung aber erst heute findet, beispielsweise in den Anschauungen der Schule der Gestaltpsychologie. Es ist ein Buch von großer Grausamkeit und großer Zartheit und hinreißend erzählt.

*Die Vereinigungen*. Erschienen 1911. Musil verläßt in diesem Buch mit einem entscheidenden

Schritt die realistische Erzählungstechnik, die ihm seinen Erfolg eingebracht hat, und stellt zwei Geschichten nicht in der üblichen Schein-Kausalität dar, sondern so, daß die Personen im Spiel höherer Notwendigkeiten erscheinen. Tief, luzid, aber infolge mancher Eigenheiten schwer lesbar, leitete dieses Buch, vielleicht durch Irrtum, den literarischen Expressionismus in Deutschland ein, mit dem Musil aber weiterhin nichts zu schaffen haben wollte.

*Die Schwärmer.* Erschienen 1921. Ein Schauspiel, worin der Dichter den Versuch unternimmt, einen produktiven Lebenskonflikt zwischen Menschen zu gestalten, die sowohl bedeutend als auch leidenschaftlich sind; im Gegensatz zu den üblichen sowohl intellektuell als emotional beschränkten Figuren der modernen Bühne, die bloß nach höheren Schablonen handeln.

*Der Mann ohne Eigenschaften.* I. Bd. 1931. 1ter Teil des II. Bandes 1933. In diesem Roman, der bis jetzt 1800 Seiten umfaßt, geht Musil von dem Prinzip, schmale Probenauschnitte in die Tiefe zu gestalten, ab und beschreibt seine Welt in universaler Breite. Das Buch findet sofort Anerkennung und wird von der Kritik zu den ersten Werken des europäischen Romans gerechnet. Unter dem Vorwand, das letzte Lebensjahr Österreichs zu beschreiben, werden die Sinnfragen der Existenz des modernen Menschen darin aufgeworfen und in einer ganz neuartigen, aber sowohl leicht-ironischen wie philosophisch tiefen Weise beantwortet. Das Epische befindet sich in vollendetem Gleichgewicht mit dem Gedanklichen und die Geschlossenheit des Riesenbaus mit der lebendigen Fülle des Details.

[ < ]

### [Vermächtnis – Entwürfe]

[1932]

### Vermächtnis I

Warum ich mitten im zweiten Teil meines Buches, das mit diesem Band ja noch nicht beendet ist, ein Nachwort schreibe und es Vermächtnis nenne, will ich zuerst begründen und aufs bündigste durch die Mitteilung, daß ich nicht weiß, ob ich das Ganze zu Ende bringen kann oder es werde an einer Stelle abrechnen müssen, die nicht sehr weit hinter der jetzt erreichten liegt. Ebenso bündig, wenn auch nicht gleich kurz, läßt sich sagen, warum dem so ist.

Die Ursache bin nicht ich, sondern sie liegt in etwas, das sonst bei der Niederschrift von Vermächtnissen vorhanden zu sein pflegt, dieses hier aber durch sein Fehlen hervorruft, dem Geld. Ich habe keins. Aber diese Behauptung hat in der deutschen Sprache eine Eigentümlichkeit: sie wird gesprochen, so wie sie hier steht, gehört wird sie aber: ich habe zwar irgendwie im Augenblick wirklich kein Geld, aber irgendwie habe ich doch einen Grundbesitz, Verwandte, die mir helfen können, Werte, die im Augenblick nicht sind, morgen aber wieder sein werden, u. ähnliches. Es ist eine Variation der alten Sache, daß ein verarmter Reicher immer noch ein reicher Armer sei. Davon ist hier keine Rede. Ich war nicht reich, u ich bin jetzt nicht arm, sondern unter – arm

Daß ...

.. ist kein Zufall, sondern bedeutet die Befürchtung, deren Name ich ihm gebe: daß es ein Vermächtnis ist. Es wird mir wohl möglich sein, dem, was ich bisher von diesem Buch veröffentlicht habe, noch einige Kapitel hinzuzufügen, aber es ganz zu Ende zu führen, erscheint sogar wie unmöglich. Denn es ist kein Geld dafür da.

So wird dieses V. durch das Fehlen von etwas hervorgerufen, dessen Vorhandensein in allen andern Fällen gerade die Voraussetzung von Vn. bildet. Aber der I. Bd. des MoE. hat trotz .. mor. Erfolgs mit einem Defizit wenn man die für mich persönlich geleisteten Ausgaben hinzurechnet für den Verlag abgeschlossen, u. ich habe .. kein Geld. Diese Behauptung hat nun allerdings .. keine Rede. Ich besitze in einem völlig absoluten Sinn kein Geld. Ich bemerke, während ich das niederschreibe, daß diese Tatsache, die ich bisher nach Möglichkeit zu verheimlichen suchte, obwohl sie mich in den letzten Jahren einigemal in die nächste Nähe des Suic. gebracht hat, gar nicht uninteressant ist. /auch im Allgemeinen gar nicht ohne Wichtigkeit ist/ Es gibt 2 Wege dazu, einer von oben, einer von unten, den, sein Geld verloren zu haben, den nie eines besessen zu haben. Der erste ist der noch aussichtslosere, weil man nicht beizeiten lernt, sich ihm anzupassen, man ist nicht in die neuen Verhältnisse hineingewachsen. Dieser war der meine. Die Reste, die nach der Inflation von dem bescheidenen Vermögen übrig blieben, das meine Unabhängigkeit gewährleistet hatte, habe ich bald verbrauchen müssen. Nun unterscheidet man aber auch, soviel ich weiß, 2 Arten, kein Geld zu haben. Es wird behauptet, daß reiche Leute niemals Geld hätten D. h.: nicht frei. D. i. eine sehr angenehme Art kein Geld zu haben Dagegen: Arzt, nächste Woche, geistige Hilfsmittel, Hetzjagd .. d. i. die meine.

Es ist die gleiche Art, wie wenn man an einem Seil über einem Abgrund hängt. Durch 10' für kühne Menschen vielleicht ein Kitzel; durch 10 Jahre etwas, das alle Nerven zermürbt. Manchmal stürzt man auch schon, dann bleibt man wieder hängen. Es ist vor allem der dauernde Zustand, daß alles von einem einzigen Umstand abhängt. Wenn zb. heute mein Verleger versagt, so habe ich nicht die Möglichkeit, einen neuen zu finden. Wenn ich krank werde, so habe ich nicht die Zeit dazu u nicht das Geld für den Arzt.

Es gibt viele Menschen, die in einem solchen Fall einwenden: warum hast du es so weit kommen lassen?! Antwort: Ich wäre nicht ich, hätte ich es nicht so weit kommen lassen

### Vermächtnis II

Daß ich inmitten einer Arbeit, die mit diesem Band ja nicht beendet ist, ein Nachwort schreibe und es Vermächtnis nenne, ist kein Zufall, sondern bedeutet die Erwartung, deren Name ich ihm geben muß. Denn sollte sich nicht etwas Unerwartetes ereignen, so werde ich nicht imstande sein, dieses Werk fertig zu machen. Es scheint, daß sich viele Leute einbilden, ich sei ein unabhängiger Mann, der sich schon lange das Vergnügen macht, von Zeit zu Zeit ein Buch zu schreiben, das den Kennern entweder gefällt oder sie ärgert, keinesfalls aber in weite Kreise dringen, dem Publikum, der Nation bekannt werden und dort eine Wirkung tun darf. Das ist ein Irrtum. Ich bin in Wahrheit schon seit ich den M. o E. zu schreiben begonnen habe, so arm, u durch meine Natur auch so aller Möglichkeiten des Gelderwerbs entblößt, daß ich nur von dem Ertrag meiner Bücher lebe, richtiger gesagt, von den Vorschüssen, die mir mein Verleger in der Hoffnung gewährt, daß sich dieser Ertrag vielleicht doch noch heben könne. Während ich den ersten Band schrieb, hat es sich auf diese Weise .. mal ereignet, daß ich mich von heute auf morgen so ganz ohne Mittel befunden habe, daß ich auch nur die nächsten 14 Tage nicht überleben konnte und nur durch das Eingreifen Dritter gewöhnlich am 13<sup>ten</sup> Tag gerettet wurde.

Wenn meine Bücher also spröde sind u. nicht um Gunst werben, so ist das nicht der Hochmut eines, der es nicht nötig hat. Es liegt vielmehr etwas darin, das mir verhängt zu sein scheint, von Verhängnis also, und die Unbill des Lebens, von der ich heute sprechen muß, hängt dadurch aufs engste mit der Arbeit zusammen, die ich auf mich genommen habe.

Wenn man von sich selbst Rechenschaft gibt, so sind 30 Jahre wie ein Jahr; die Zusammenhänge des Planens, der Zusammenhang zwischen Plänen und Ausführung Stück/Länge/Band sind ein dichter Kern in der von Vergeßlichkeit aufgelockerten Zeit .. Das Buch, das ich jetzt schreibe, reicht mit seinen Anfängen beinahe, wenn nicht ganz in die Zeit zurück, wo ich mein erstes Buch schrieb. Es hätte mein zweites Buch werden sollen. Ich hatte aber damals das richtige Gefühl, ich könne es noch nicht fertigbringen. Ein Versuch, den ich ? 2x machte, die Geschichte dreier Personen zu schreiben, in denen Walter, Clarisse und Ulrich deutlich vorgebildet sind, endete nach einigen 100 Seiten in nichts. Ich war angeregt zu schreiben, wußte aber nicht, wozu ich es tun sollte. Und das geschah mir, nachdem ich bereits die Verwirrungen des Zögl. Törl. veröffentlicht hatte, ein Buch, das mich jetzt noch vor 2 Jahren, als ich die Druckbogen einer Neuausgabe durchsehen mußte, durch die sichere und lebendige Art, in der es erzählt ist, mit Genugtuung erfüllt hat, obwohl ich kaum an mich halten konnte, die vielen unreifen Stellen darin nicht zu verbessern. Damals – ich spreche jetzt wieder von der Zeit, wo ich mich mit dem vermeintlichen zweiten Buch trug /zu tragen begann/ hätte auch die Geschichte «Tonka» hineinkommen sollen, mit der ich inzwischen in dem Novellenband «Drei Frauen» etwas kurz verfahren bin. Ehe ich mein zweites Buch schrieb (die beiden Novellen Vereinigungen), hatte ich auch schon mein drittes, das Theaterbuch Die Schwärmer, begonnen, und ehe ich dieses veröffentlichte, waren die 3 Fr. dem Material nach nahezu abgeschlossen. Ich bilde mir nicht ein, daß ein solches Übergreifen, eine solche frühe Wahl der Stoffe ungewöhnlich ist. Im Gegenteil, sie dürfte sogar die Regel bilden. Aber was mich persönlich angeht, muß ich sagen, daß es gar keine Stoffwahl war oder eine solche in einem Sinn war, der nicht die Regel ist.

Ich kann zwei Beispiele dazu erzählen. Kurze Zeit, ehe ich die Verw. d. Z. T. zu schreiben begann, etwa ein Jahr vorher, habe ich diesen «Stoff verschenkt», d. h. alles, was in der Geschichte an «Milieu», an «Realität» und «Realismus» vorkam. Ich war damals bekannt mit zwei begabten «naturalistischen» Dichtern, die heute vergessen sind, weil sie beide sehr jung starben (Fr. Sch. u Eug. Sch.) Ihnen erzählte ich das Ganze, das ich mit angesehen (es war in entscheidenden Dingen anders, als ich es später darstellte), u. trug ihnen an, damit zu machen, was sie wollten. Ich selbst war damals ganz unbestimmt; ich wußte nicht, was ich wollte, und wußte bloß, was ich nicht wollte, und das war ungefähr alles, was zu jener Zeit für das galt, was man als Schriftsteller tun sollte. Als ich ein Jahr später selbst nach dem Stoff griff, geschah es buchstäblich aus Langeweile. Ich war 22 Jahre alt, trotz meiner Jugend schon Ingenieur und fühlte mich in meinem Beruf unzufrieden. Jeden Abend um ½9 Uhr besuchte mich eine Freundin, aus dem Büro kam ich aber schon um 6 Uhr nach Hause, Stuttgart, wo sich das abspielte, war mir fremd und unfreundlich, ich wollte meinen Beruf aufgeben und Philosophie studieren (was ich bald auch tat), drückte mich von meiner Arbeit, trieb philosophische Studien in meiner Arbeitszeit u am späten Nachmittag, wenn ich mich nicht mehr aufnahmefähig fühlte, langweilte ich mich. So geschah es, daß ich etwas zu schreiben begann, u. der Stoff, der gleichsam fertig dalag, war eben der der V. d. Z. T. Durch ihn u seine, wie man sagte, amoralische Behandlung erregte das Buch Aufsehen, u ich geriet in den Ruf eines «Erzählers». Nun muß man natürlich erzählen können, wenn man die Erlaubnis beansprucht, es nicht zu wollen, u. ich kann es auch leidlich, aber bis zum heutigen Tag kommt das, was ich erzähle, für mich erst in zweiter Linie. Auch damals war die Hauptsache für mich schon eine andere. Das zweite Beispiel, worin sich das in einer geradezu anekdotischen Weise ausdrückt, ist das meines vom Unglück verfolgten

Hauptwerks Die Schwärmer das ich mit Bedacht heute noch ein Theaterstück nenne. Ich werde von ihm noch sprechen; die Eigentümlichkeit, die ich schon jetzt hervorheben muß, ist so untheatermäßig, daß ich besser täte sie zu verschweigen, wenn sie nicht auch zugleich so undichterisch zu sein schiene, daß es sich vielleicht auch in Fragen des Theaters um etwas handelt, das überhaupt nicht zu den Vormeinungen stimmt: Von diesem Stück stand beinahe jedes Wort fest, so wie es heute darin steht, aber es gab 3 Fassungen, 3 verschiedene Handlungen, 3 Szenarien, 3erlei Personenkreise, kurz dreierlei theatermäßig ganz verschiedene Stücke, ehe ich mich für eines davon entschied, /die im wesentlichen doch ein und dasselbe waren/ Ein drittes Beispiel wäre Die Voll. d. Liebe.

Machen wir hier eine Zwischenbilanz; was hat sich bisher ergeben? Dieser RM, von dem ich jetzt spreche, als wäre ich nicht er selbst, – ich empfand starke Widerstände dagegen, von mir zu erzählen, obgleich ich mich entschließen mußte, es zu tun; aber so fängt es an, mich zu interessieren, da es mir selbst neu ist –, dieser Schriftsteller ist von großer Gleichgültigkeit gegen seine Stoffe. Es gibt Schriftsteller, die von einem Stoff gepackt werden. Sie fühlen: mit diesem oder keinem; es ist wie die Liebe auf den ersten Blick. Das Verhältnis des RM. zu seinen Stoffen ist ein zögerndes. Er hat mehrere gleichzeitig u behält sie bei sich, nachdem die Stunden der ersten Liebe vorbei sind oder auch ohne daß sie dagewesen sind. Er tauscht Teile von ihnen willkürlich aus. Manche Teilthemen wandern u kommen in keinem Buch zum Ausdruck. Er hält offenbar das Äußere mehr od. weniger für gleichgültig. Und was bedeutet das? Hier kommt man schon auf das Problem, in welchem Verhältnis Inneres u. Äußeres der Dichtung zu einander stehen. Es ist eine Binsenwahrheit, daß sie eine untrennbare Einheit bilden, aber wie sie das tun, ist weniger bekannt, ja es ist teilweise ganz unbekannt. Wir werden hier also sehr vorsichtig sein u. vor allem wahrscheinlich mehrere verschiedene Arten dieser Synthese unterscheiden müssen. Auf den ersten Blick sieht es, nach dem, was ich erzählt habe, aus, als ob diese Synthese bei mir besonders schwach wäre; und die Wahrheit ist das Gegenteil davon, soweit ich es beurteilen kann. Bediene ich mich des Biographischen, um in dieser grenzenlosen Frage einen Leitfaden zu haben, so muß ich sagen, daß es zu Anfang, d. h. als ich den Törl. schrieb, das Problem für mich überhaupt nicht gegeben hat, daß es sich aber danach ganz plötzlich u. mit stärkster Ausdrücklichkeit meiner bemächtigte. Ich erinnere mich noch an das Prinzip, von dem ich mich bei der Niederschrift des T. leiten ließ: Alles möglichst kurz sagen, keine Bilder gebrauchen, die nicht etwas zum Begriff beitragen, Gedanken – obwohl es mir sehr auf sie ankam – fortlassen, wenn sie sich nicht mühelos in den Gang der Handlung einfügen. Ein Prinzip der geraden Linie als der kürzesten Verbindung zwischen 2 Punkten. Obwohl ich also auf die Handlung keinen Wert legte, gab ich ihr instinktiv große Rechte. Ich unterwarf mich einer improvisierten – und wie der Erfolg zeigte, richtigen – Vorstellung von dem, was Erzählen sei u. begnügte mich, zu meiner Genugtuung gewisse Ideen «einfließen» zu lassen. Ich hatte noch wenig gelesen u kannte kein Vorbild. Hauptmann, der schon sehr berühmt war, hatte für meinen Geschmack eine zu geringe geistige Kapazität, was an Ibsen bedeutend war, verstand ich damals ebensowenig, wie man es etwa heute versteht, u was an ihm gerühmt wurde, seine geistige Tiefe, war ein lächerlicher Irrtum, Hamsun – der in seinen Frühwerken große geistige Erörterungen bot, legte sie ein, wie man in der alten Oper die Arien in die Handlung einlegte u nicht viel anders verfuhr d'Annunzio. Stendhal verstand ich nicht u. Flaubert kannte ich nicht. Aber ich kannte Dostojewskij u da ich ihn heiß liebte (ohne übrigens das Bedürfnis zu haben, ihn ganz kennen zu lernen: sonderbar sind junge Leute oder vielleicht Leute überhaupt!), kann ich heute an meinem Verhältnis zu ihm am deutlichsten meinen damaligen Standort u Zustand ermessen: Er kam mir geistig zu ungenau vor! Ich hatte den Eindruck, seine Problembehandlung sei nicht eindeutig genug! Es kam mir zu wenig heraus! Während ich mir selbst also in richtiger Einschätzung

meiner geringen Kraft mein Ziel sehr eng steckte, schweiften irgendwie meine Absichten weit darüber hinaus, u. ich selbst verstehe erst in dem Augenblick, wo ich das niederschreibe, den merkwürdigen nächsten Schritt, den ich dann tat.

Ich hoffe, man mißversteht diese Art der Überlegung nicht. Ein ehrgeiziger junger Mann rechnet immer mit mehr oder minder großer Naivität mit seinen «Vorgängern» ab (seither habe ich auch schon genug junge Leute getroffen, die es mit mir taten), u. es ist ein Zeichen, in welche Richtung ihn seine Unbefangenheit dabei führt. Die meine will ich nun gleich an dem erwähnten nächsten Schritt weiterbeschreiben. Also ich war mit Ideen beschäftigt, die schon zum Umkreis der Schw. u. des MoE. gehörten, als ich eine Aufforderung erhielt, eine kleine Erzählung für eine liter. Ztschft. zu schreiben. Ich tat es ziemlich rasch, und es entstand die Geschichte D. verz. Haus, die im Hyperion erschienen ist. (Wie u. warum gerade diese, mag eine Besonderheit haben, u. ich werde vielleicht noch davon sprechen) Ich habe dann wohl noch eine Aufforderung erhalten, und aus irgendwelchen Gründen wollte ich nun aus dem gleichen Stoffkreis der Eifersucht (wobei die sex. Eifersucht nur den Ansatz bildete, das, was mich beschäftigte aber die Unsicherheit des Menschen über den Wert oder vielleicht auch die wahre Natur seiner selbst u. des ihm nächsten Menschen war) rasch eine Geschichte schreiben, ja ich hatte sogar die Absicht, diese Geschichte als ein literar. Exerzitium zu behandeln, auch als eine Erholung und geistige Auflockerung für mich selbst, u. wollte sie ungefähr in der Art des Maupassant behandeln, den ich kaum kannte, von dem ich mir aber ungefähr die Vorstellungen «leicht» und «zynisch» gebildet hatte. Nun wird es für den, der die Voll. d. L. gelesen hat, wohl kaum einen unverständlicheren Gegensatz als den geben, der zwischen dieser Absicht u. ihrer Ausführung bestand. Er ist ungefähr ebenso groß wie der zwischen dem Vorsatz, schnell eine kleine Geschichte zu schreiben, u. dem Ergebnis, daß ich an 2 Novellen 2½ Jahre, u. man kann sagen: beinahe Tag und Nacht, gearbeitet habe. Ich habe mich seelisch beinahe für sie zugrunde gerichtet, denn es streift an Monomanie, solche Energie an eine schließlich doch wenig fruchtbare Aufgabe zu wenden (denn eine Novelle läßt sich intensivieren, aber quantitativ ist ihr Ertrag gering), und ich habe das immer gewußt, aber ich wollte nicht ablassen. Hier liegt also entweder eine persönliche Narretei vor oder eine Episode von mehr als persönlicher Wichtigkeit.

### Vermächtnis III

Es war nicht meine Absicht, diesen Band herauszugeben, ich wünschte vielmehr, dem vor zwei Jahren erschienenen ersten Buch des M. o. E. das ganze zweite Buch folgen zu lassen. Was mich zwingt, davon abzustehen, läßt sich beschönigend als wirtschaftliche Verhältnisse bezeichnen. Mein Verlag hat Ausgaben und Einnahmen nach dem Beispiel des ersten Bandes überprüft u. ist zu dem Ergebnis gekommen, daß es kaufmännisch nicht verantwortet werden könne, an die Vollendung des M o E. noch mehr Geld zu wagen, als es bisher geschehen ist. Für die Zeit vom Frühjahr bis zum Spätherbst des kommenden Jahres, die noch nötig wäre, das Ganze in seiner ursprünglich geplanten Gestalt zu vollenden, fehlen ungefähr 5000 M., und ihretwegen wird mein Buch Fragment bleiben müssen. Denn daß wir jetzt einen Teil von ihm herausgeben, dient wohl dem Versuch, das Unvorhersehbare anzurufen, aber wir knüpfen wenig Hoffnung daran, denn in Fällen wie dem unsern hat das Unvorhersehbare eine fatale Neigung, sich nach der einsehbaren Absatzstatistik zu richten.

Ich selbst bin nicht in der Lage, irgendetwas daran zu ändern, ja das Scheitern des Werks bedeutet für mich persönlich genau das gleiche wie das Scheitern eines Schiffs auf offenem Wasser. Ich habe alles, was es mir gestattete, mich der deutschen Nation als Dichter

aufzudrängen, in der Inflation verloren, mein Leben hängt an einem Faden, der jeden Tag abreißen kann und aus der guten Gesinnung (Laune) u. Unternehmungslust meines Verlegers besteht, und ich habe in den letzten Jahren während der Arbeit am MoE. mehr als einen Augenblick erlebt, wie man ihn seinem Todfeind nicht wünschen soll. Vielleicht bewirkt diese offene Darlegung irgend etwas. Noch immer ist Deutschland ein Land, wo nicht gar wenig Geld zur Förderung geistiger Werke aufgewandt wird. Da es zugleich ein Land der chaotischen geistigen Unterscheidungslosigkeit ist, habe ich freilich wenig Hoffnung. Ich sehe im Grunde nicht einmal ein, warum man mir helfen soll. Wüßte man, wer ich bin, so hätte ichs ja nicht nötig.


[ < ]

### Ich kann nicht weiter

[1932?]

Ich spreche von mir selbst, u. seit ich Schriftsteller bin, geschieht es zum erstenmal. Was ich zu sagen habe, steht in der Überschrift. Es ist kältester Ernst. Wer mich persönlich kennt, wird wohl wissen, daß mir diese Sprache schwer fällt.

Was heißt: ich kann nicht weiter? Das heißt: Ich – zwei Personen, Mann u. Frau, scheinbar «der guten Gesellschaft angehörend» besitze in dem Augenblick, wo ich mich entschließe, das zu

schreiben, ... M ..  . in bar, außerdem vielleicht die Möglichkeit, durch Verkauf aller meiner Besitztümer, wenn ich noch die Zeit dazu hätte, ... M zu gewinnen, und außerdem nichts, denn auf den Ertrag meiner Bücher hat mein Verlag seine Hand. Ich glaube, daß man außer unter Selbstmördern nicht viele Existenzen in einem Augenblick gleicher Unsicherheit antreffen wird u. ich werde mich dieser wenig verlockenden Gesellschaft kaum entziehen können. Ich mache hier den einzigen mir möglichen Versuch, mich dagegen zu wehren.

Wie ist es dahin gekommen? Sicher gibt es auch Menschen, die mich fragen werden, wie hast du es dahin kommen lassen?! Ich will es in wenigen Worten erzählen. Ich besaß vor der Inflation ein Vermögen, das es mir in bescheidener Weise gestattete, meiner Nation als Dichter zu dienen. Denn die Nation selbst gestattete mir das nicht in der Weise, daß sie meine Bücher gekauft hätte. Sie las sie nicht. Aber einige Tausende oder Zehntausende lasen allerdings meine Bücher, und unter ihnen befanden sich Kritiker und Laien, die mich in den Ruf brachten, den ich besitze. Dieser wunderliche Ruf! Er ist stark, aber nicht laut. Ich bin oft gezwungen worden, über ihn nachzudenken, er ist das paradoxeste Beispiel von Dasein u. Nichtdasein einer Erscheinung.

Er ist nicht der große Ruf, den Schriftsteller genießen, in denen sich der Durchschnitt (wenn auch verfeinert) spiegelt, es ist nicht der Spezialistenruf der literar. Konventikelgröße. Ich wage von meinem Ruf (nicht von mir) zu behaupten, daß er der eines großen Dichters ist, der kleine Auflagen hat. Es fehlt ihm das soziale Gewicht. Es fehlen ihm die vielen, die von der Möglichkeit eines Betriebs angezogen werden. Ich habe im 1 Bd. des MoE den Satz geschrieben (u. wegen seiner Unflätigkeit dann wieder gestrichen, aber heute ...) Man wird erst groß, wenn man die Anziehung auf die Menschen hat, ihre Namen mit einem [?] zu verbinden, wie es merkwürdigerweise Aussichtspunkte, Bänke u. Abortwände haben .. Gewisse Mittlerschichten,



die anscheinend unentbehrlich sind, haben sich immer von mir ferngehalten. Es fehlen mir die Zehntausende, die bei anderen gerade noch mitkönnen oder mitmüssen.

Mein Wille u meine Langsamkeit  
Ztgen Ztschf. Nebenverdienst  
Film, Radio  
Verlag  
Wien

[ < ]

**Fallengelassenes Vorwort zu:**  
**Nachlass zu Lebzeiten**  
**~ Selbstkritik u -biogr.**

[1935]

### **Vorwort I**

Ich beginne mit großer Neugierde, – mir selbst eine Vorrede zu schreiben, denn ich habe das noch nie getan.

Ich bin einer Meinung mit denen, die sagen, daß der Umkreis des Werks vom Autor nicht betreten werden soll. Er soll dort überflüssig sein und stört; nicht anders, als ob sich ein Maler neben seine Bilder selbst an die Wand hängen ließe.

Ich bin darin so weit gegangen, daß ich dem Theaterstück D. Schw. kaum Regieanweisungen beigegeben habe. Wer den Sinn dessen erfaßt, was darin gesprochen wird, muß auch die Gefühle spüren, die in diesen Worten überhaupt erst ihre Gestalt finden, so wie sich die Worte erst vollenden, wenn man diese Gefühle erlebt. Dieses Stück hatte eine gewisse irritierende Wirkung auf das Theater. Die größten Bühnen nahmen es an, die besten Regisseure wollten es inszenieren, und es ist (wenn ich von einer lächerlichen, gegen meinen Willen erfolgten Aufführung absehe) überhaupt nicht gespielt worden. Und doch ist sein Grundgesetz ganz einfach: Wir wissen im Leben, daß wir mit dem Satz: er war zornig Vorgänge bezeichnen, die Himmel weit von einander verschieden sind. Wenn wir diesen Satz aber auf die Bühne stellen, bezeichnet er Vorgänge, die nur durch die Nüancen verschieden sind, die im Bereich des körperlichen Ausdrucks liegen. Der Schauspieler glaubt meistens, die Worte, die sein Spiel begleiten, seien ziemlich gleichgültig; in Wahrheit sind nur sie imstande, seinem Spiel neue Bedeutung zu geben. Ich glaube heute, daß ich durch genaue Erläuterungen manches hätte zum Guten wenden können; aber damals wäre mir das unwürdig vorgekommen.

Ich habe überhaupt immer eine viel zu große Vorstellung von dem gehabt, was man anderen zumuten müsse. Oder davon, daß die Menschen zu den Büchern kommen sollen, und nicht umgekehrt. Oder davon, daß jede Dichtung ihr besonderes Gesetz hat, das man so gut erfüllen müsse, als es gelingen will. Vielleicht bin ich in den erfolgloseren Arbeiten, den Schwärmern, den Vereinigungen, sogar strenger vorgegangen als in den anderen. (Und einmal habe ich

überhaupt aus Schwäche eine Ausnahme gemacht u etwas herausgegeben, das nicht fertig war u nie fertig werden wird: V. od. d. Fr. bed. M.) (Im Unterschied von den Schw. ist das in Berlin en suite gespielt worden)

Diese Bemerkungen bringe ich natürlich teilweise um ihrer selbst willen an und weil ich einmal damit beginnen will, meine ungewöhnliche Laufbahn zu begründen, die seit je zwischen großem Erfolg u großem Mißerfolg abgewechselt hat. Aber sie sollen auch erklären, warum ich das kleine Büchlein, dem sie voranstehen «Nachlaß zu Lebzeiten» nenne. Nach den Grundsätzen, die ich soeben angedeutet habe, dürfte es nämlich erst von wohlwollenden Freunden in jener kurzen Zeitspanne herausgegeben werden, die ein Toter noch für seinen Erfolg zur Verfügung hat. Ich habe mich entschlossen, ihnen diese Mühe selbst abzunehmen, weil sich gerade eine Gelegenheit darbot und weil es mich vorsichtiger dünkt, die Ausnahmen, die der Vernichtung entrinnen dürfen, selbst zu beaufsichtigen. Wie jeder Schriftsteller habe ich viel mehr geschrieben als drucken lassen; aber wie bei mir der Weg von den ersten Anreizen bis zum fertigen Werk länger ist als bei anderen, sind die frühen Zustände auch wertloser.

Was hier erscheint, hat dies überdies schon einmal getan; es ist nicht mehr zu verhindern, und ich habe mich nur bemüht, es ein wenig zu verbessern, ohne es entscheidend zu verändern. Ich habe erst nach dem Krieg und dem Verlust meines Vermögens diesen Versuch gemacht, manchmal kleine Arbeiten zu veröffentlichen, ungerne, wie ich gestehen muß, und umso dankenswerter erscheint es mir heute, daß die großen deutschen Zeitungen, die zu jener Zeit bestanden, mich ermutigten es zu tun. Ich habe dabei teils auf Notizhefte zurückgegriffen, und so sind die kleinen, wiedergeformten Eindrücke entstanden, die ich hier als Bilder zusammenfasse, teils die kleinen Geschichten, die keine sind, und die Betrachtungen, die sich in der Tat nicht gerade durch Freundlichkeit gegen das Leben (von) damals auszeichnen. Die Amsel ist eine in der Neuen Rundschau erschienene Erzählung oder hingeschüttetes Material zu einer solchen, noch ungerahmter als Grigia, weil mich eben dieses Material zum Schreiben bewogen hatte, und nicht irgendeine Konstruktion, die sich nachträglich damit aufführen ließe.

Die Notizen, die ich in den Bildern ausgestaltet habe, sind zT. sehr alt, u. in den Jahren 1911–14 schon in der Form niedergeschrieben worden, die sie heute haben, was ich erwähne, weil dadurch einige von ihnen, wie das Fliegenpapier u. die Affeninsel eine andere Bedeutung erhalten. Es könnte nämlich aussehen, als seien sie in der Stimmung nach dem Krieg entstanden u dann drückten sie etwas einer Klage Ähnliches aus; in Wahrheit moralisieren sie aber nicht im mindesten, sondern stellen einfach Beobachtungen dar, in denen wie in einem winzigen Spiegel mir selbst unerahnt etwas von der Zukunft zu sehen war.

Etwas Ähnliches hat sich bei den kleinen Geschichten u Betrachtungen ereignet. Ich bin anfangs sehr im Zweifel gewesen, ob sie voll von Ärger wie sie es gegen eine Zeit sind, die heute versunken u überflutet worden ist, überhaupt noch einmal zu veröffentlichen wären; aber während ich mich mit ihnen beschäftigte, fiel mir auf, daß die geistige Unordnung jener Zeit, mit der sie es meistens zu tun haben, zwar heute nicht aktuell vorhanden, aber Grundlage für das Heute ist. Je veralteter sie in den Umständen erscheinen, desto weniger habe ich mich entschließen können, sie zu opfern. zT. sind sie Paraphrasen zu Themen, die auch im M. o E. Es wäre mir freilich lieber, dieses Buch abgeschlossen vorlegen zu können. Allein ..

So möchte ich mich dafür entschuldigen, daß ich inmitten einer bewegten Welt scheinbar unberührt bleibe u Kleinigkeiten krame. Ich möchte Göthes Wort aus dem Wilh. Meister umgeändert dafür anführen: In dem Kleinen, das wir schlecht tun, ... Bd XVIII, S 39: «.. in dem Einen, was er recht thut, sieht er das Gleichniß von allem, was recht gethan wird.»

I Nachlaß. Freundliche Stimmung nach dem Tode Mein Recht bei Lebzeiten.

II. Meine Auffassung von Nachlässen u Kunstwerken.

III. Daß es also ein Nachlaß ist. Woraus er besteht

IV. Der Übelwollende: schwächere – in bewegterer Zeit u. zwischen MoE. Der zukünftige Stil.  
Der Wohlwollende: immerhin, manches deutlicher gesagt

V. Man glaube nicht an meine Gleichgültigkeit.

Nachlaß im Sinne von Billigergeben.

Interesse an der Person statt am Werk. Das Werk «an sich» Das Unverständnis dafür.

Der glaubt, ich selbst zu sein → Row.

Der Expon. der Nation (Staat, Gmde)

Ich eigne mich nicht für einen Nachlaß

### Vorwort II

Ich habe nie die Vorliebe für nachgelassene Schriften geteilt, sondern sie erscheint mir im allgemeinen als eine übelangebrachte Ehrfurcht, wenn es überhaupt Ehrfurcht ist, und nicht unter deren Vorwand Geschäftigkeit u Geschäftsgeist und Ausbeutung der verzeihlichen Schwäche, die das Publikum für einen Dichter hat, der es zum letzten Mal in Anspruch nimmt. Ich weiß, daß es wunderbare und überraschende Nachlässe gibt; aber sie sind die Ausnahme.

Novalis, Büchner, Andreas

Anders wieder: Stendhal!

Es gibt auch Schriften, die nur als Nachlaß erscheinen können.

Meistens hat der Nachlaß eines Künstlers nur etwas vom Sinn des Billigergebens. Er enthält das Unfertige und das Ungeratene, das von ihm nicht und noch nicht Gebilligte. Gewiß lassen sich daraus wichtige Schlüsse ziehn, aber das gehört in die Abgeschlossenheit einer ästhetischen Prosektur und nicht hinter offene Türen. Selten noch ist es geschehen, daß der Nachlaß eines Künstlers bedeutender war als sein Werk; allerdings es ist auch vorgekommen, aber doch wohl nur in den ungewöhnlichen Fällen, daß der Lebende gerade in einer Wandlung begriffen war, oder starke Träume und noch stärkere Kunst-Vorurteile hatte, die ihn hinderten, sich bei vollem Bewußtsein unverfälscht auszusprechen. (Das hat dann aber doch wohl meistens etwas von der täuschenden Genialität, die das Unfertige u Skizzenhafte überhaupt hat)

Was immer sich darüber sonst noch sagen ließe, ich habe jedenfalls beschlossen, die Herausgabe meines Nachlasses zu verhindern, ehe es so weit ist, daß ich das nicht mehr kann. (Das ist ein Grund, warum ich ihn selbst herauszugeben anfangen)

Man mag nun billig einwenden, ob ich denn so sicher sei, daß man es überhaupt versuchen werde. Darauf vermag ich aber genau Rede zu stehen: denn es wird ganz davon abhängen, wann ich die Ehre haben werde, kein gegenwärtiger Mensch mehr zu sein. Wäre dies zb. schon kurz nach dem Erfolg meines Erstlingsbuches geschehn, ich hätte einen Nachlaß gehabt u. ebenso kurz nach Die Schw; in den Zwischenzeiten wäre ich dieser Auszeichnung aber nicht gewürdigt worden. Die Kurve meiner Geltung hat merkwürdige Spitzen und Senkungen. /Mein Erfolg als

Schriftst. hat merkwürdige Begräbnisse u. Auferstehungen enthalten/ .. Weg .. hat über .. geführt  
/.. Kurve meiner Geltung hat über ../

Ich beginne mit großer Neugierde, mir selbst eine Vorrede zu schreiben, denn ich habe das noch nie getan; man soll also auch verzeihen, wenn ich die Gelegenheit etwas mißbrauche. Ich möchte einiges über mich selbst sagen.

### Vorwort III (Vorbemerkungen)

I. Theoretisches zu dem Leben eines Dichters

II. Sehr Praktisches daraus

III. Also Nachlaß

(Anklang auch an: Nachlässigkeit)

1) Abneigung gegen Nachlässe (V. II)

2) Wie immer: Beschluß, Einwand u. Berechtigung (ib.)

3) Müßte nun eigentlich eine Erklärung dieses Auf u Ab meines Erfolgs kommen Aber das hieße, meine Prinzipien, Irrtümer u. Rechtsansprüche darlegen. Ebenso die Gepflogenheiten des Publikums u. der Literatur.

Ich will mich beschränken auf: –? – Besser direkt:

3) Wenn ich heute ernstlich unter die Nachlasser müßte, wäre ich der Autor des unabgeschlossenen M. o E.

Besser: Ich will darum einiges von meinem unbekanntem Lebensteil erzählen:

Und dies, obwohl:

a) Törleß im Maß meiner u. der damaligen Verhältnisse kein viel geringerer Erfolg gewesen ist. Ein Buch, des krassen Realismus bezichtigt u gelobt u. dabei gar kein realistisches Buch, sondern der Anfang der Linie, an deren Ende der M. o E. steht. (Nach ihm wird sich der Weg ändern.)

b) Die Ver. zwar

α) ein ungenießbares Buch. Aber wie entstanden? Aus einer Novelle von 14 Tagen, das Buch von 2½ Jahren,

β) Das Prinzip der schwerst beladenen Schritte. Oder des größten menschlichen (geistigen) Gewinns, innerhalb einer bestimmten Form.

γ) Der Express: Evolution statt Involution

δ) Meine Überschätzung des Publikumswillens.

Keine Geschichten, sondern wie soll man Geschichten erleben? (Hätte man es erlernt, man könnte auch Geschichte anders erleben!)

c) Gemildert in 3 Frauen

d) Das gleiche Prinzip – etwas klüger geworden – in D. Schw. Erfolg u Mißerfolg. Das fertige Dialog u das beliebige Szenarium. Das Geschehnis ist also bloß Sinnbild

Die Akten darüber sind nicht abgeschlossen, sondern verlegt

Das Gegenteil von Propaganda. Der größte Teil der dichterischen Technik geht auf Prop. aus. Aufstellen (Hinstellen) statt Packen (eine packende Erzählung)

e) Wenn der M. o. E. gefällt: er ist bloß deutlicher u. reicher. Aber ich hätte früher gesagt: auf Reichtum kommt es gar nicht an. Wenn man das nun vergrößert gesehn hat, kann man es wohl kleiner sehen:

4) Meine Achtung vor dem Leser hat mich gehindert, Erwerbsschriftsteller zu sein.

Lage nach der Inflation.

Die Idee, daß ich ein nobler Außenseiter sei.

5) Einige Worte über den Verleger meiner Werke.

Er glaubt, ich selbst zu sein.

Akzeptiert es gerne, daß es ein ungeheures Risiko sei, ein Buch wie den MoE. zu verlegen.

Er behält alle Eingänge zurück. Er hat für sich abgestrichen u nicht für mich

Er macht mit den Verträgen, was er will, als hätte er sie mit sich selbst abgeschlossen.

Vorschüsse – das auf 400 S. geplante Buch-Gewinn an Buchdeckeln.

6) Man sollte meinen: staatliche Unterstützung od. ähnl.

7) Damit hat aber das Wort Nachlaß doch noch eine andere Bedeutung gewonnen. Man glaube nicht an meine noble Gleichgültigkeit. Es kann von heute auf morgen seine unangenehmste Bedeutung annehmen.

#### Vorwort IV

### Vorbemerkungen

I. Vorrede zu einer Vorrede.

(Daß ich den Anlaß zu mißbrauchen vorhabe)

II. Theoretisches zu dem Leben eines Dichters

Es muß ein Bedürfnis nach nachgelassenen Schriften geben, denn sonst gäbe es diese Schriften nicht in solcher Anzahl; aber mir ist es, weiß Gott, fremd. Die Herausgabe von Nachlässen ist mir selten anders als eine übelangebrachte Ehrfurcht erschienen; wenn es überhaupt Ehrfurcht ist, und nicht unter deren Vorwand Geschäftigkeit und Geschäftsgeist und Ausbeutung der verzeihlichen Schwäche, die das Publikum für einen Dichter hat, der es zum letzten Mal in Anspruch nimmt.

Nicht umsonst hat schon das Wort Nachlaß einen verdächtigen Doppelgänger in der Bedeutung, etwas billiger zu geben. Auch der Nachlaß des Künstlers enthält das Unfertige und das Ungeratene, das Noch nicht- und das Nichtgebilligte. Außerdem haftet ihm die peinliche Berührung von Gemächern an, die nach dem Ableben des Besitzers der öffentlichen Besichtigung freigegeben werden. Ich weiß freilich, daß es auch wunderbare und überraschende Nachlässe gibt

...

Man muß genauer sein, wenn man schon darüber reden will. Es gibt fünf Arten Nachlässe.

Erstens, die blühenden. Der Lebende kann gerade in einer Wandlung gewesen sein; oder er war in seinem öffentlichen Werk von ästhetischen Repräsentationspflichten behindert, die er sich selbst auferlegt hat, und ist dort, wo er sich unbefangen gibt, quellenreicher, als man dachte. In

diese Gruppe gehören als geheimes Anstück auch die nicht zu veröffentlichenden Nachlässe und die im voraus erst zur posthumen Veröffentlichung bestimmten Urteile über Zeitgenossen und Zeiterscheinungen. Eine zweite Gruppe bilden die Nachlässe, durch die ein Autor überhaupt erst nachträglich erstet; ich glaube, Büchner wäre ein großes Beispiel dafür, aber auch Novalis. Eine dritte Gruppe bilden die lehrreichen. Unfertige Zustände, wie der prachtvoll angelegte Christian Leuwen Stendhals, der doch noch nirgends die letzte Farbe hat; Abwandlungen wie die Schriften Nietzsches bei schon deutlicher Krankheit gehören dazu, auch Vorstudien u. ä. Das erlaubt ungemein wichtige Schlüsse, die allerdings meist auf sich warten lassen, gehörte aber eher in die ästhetische Prosektur als hinter offene Türen. Die letzte Gruppe der Nachlässe bilden dann erst die überflüssigen.

Zu diesen wird jedenfalls der meine gehören.

Was immer sich sonst noch darüber sagen ließe, ich habe beschlossen, die Herausgabe meines Nachlasses zu verhindern, ehe es soweit ist, daß ich das nicht mehr tun kann; und als ein Mittel dazu fange ich an, ihn selbst herauszugeben.

Man mag billig einwenden, ob ich denn so sicher sei, daß man es mit mir überhaupt versuchen werde. Darauf vermag ich aber Rede zu stehn, denn es wird ganz davon abhängen, wann ich die Ehre haben werde, kein gegenwärtiger Mensch mehr zu sein. Wäre ich ihrer z. B. mit 27 Jahren, oder mit ... Jahren teilhaftig geworden, ich hätte einen Nachlaß bekommen, selbst wenn es nicht anders gegangen wäre, als auf die Schulaufsätze zu greifen! Das waren Zeiten der Literatur, wo es den Toten besser erging als heute den Lebenden!

In vielen dazwischen liegenden Jahren hätte ich dagegen die deutsche Literatur höchstens mit dem Abgangszeugnis verlassen: Betragen ungewöhnlich; Begabung zart, wenn auch zu Ausschreitungen neigend (Noch heute werde ich in einem vielbenutzten österr. Schullesebuch als «perverser» Schriftsteller angeführt); hat, nach überschätztem Anfang, mäßige Beachtung in einem Kreis von Liebhabern des Besonderlichen gefunden. Das wäre noch freundlich gewesen.

Ich habe mir vorgenommen, das zum allgemeinen Nutzen heute etwas eingehender noch auszuführen.

Mein erster Erfolg ist mit meiner ersten Veröffentlichung «DV. d. Z T» zusammengetroffen. Er hat sogar bis heute ausgedauert, aber in jenen Jahren galt der kleine Roman, den ich geschrieben hatte, dreifach: als das starke Wort einer neuen «Generation», als ein Schlüsselwerk des Erziehungswesens, und als Gesellen-, wenn nicht Meisterstück /Antritt / erstes Auftreten / Antrittsrede / *Probestück*/ eines jungen Dichters, in den man die größten Erwartungen setzte. Ich bekam kritische Zustimmung u. eifrige Anfragen aus aller Welt.

Abgesehen von dem Gewinn der Freundschaft einiger bedeutender Kritiker, die größtenteils auch vorgehalten hat schien dieser Erfolg aus einer Reihe von Mißverständnissen zu bestehen. Man rühmte an mir die «Psychologie» und den «Realismus», u. viele glaubten ein «Erlebnis-», wenn nicht gar «Bekenntnisbuch» vor sich zu haben; namentlich Pädagogen wollten von mir «Genaueres» erfahren, worin ich sie in meinen Antworten dann nach Kräften enttäuschte.

Die Wahrheit war, daß ich auf den vorgezeigten «Stoff» selbst gar keinen Wert legte. Natürlich hatte ich Ähnliches mit eigenen Augen einmal gesehn, aber es bewegte mich persönlich so wenig, daß ich es zwei Jahre, bevor ich es selbst benutzte, einem anderen jungen Schriftsteller erzählte, dessen krasser Realismus mir für diesen Stoff viel geeigneter erschien, u. ihm fest versicherte, daß dies ein Stoff für ihn wäre, aber nicht für mich. (Ich selbst versuchte mich damals in einer Art lyrischer Meditationen) Soviel über das «Erlebnis- u. Bekenntnisbuch».

Warum ich dann (1902/03) doch den Stoff selbst anpackte, weiß ich nicht mehr zu sagen; ich glaube es geschah in einer besonderen Lebenslage aus Langweile und auch, weil ich mich, nachdem ich für meine Gedankenpoesie keinen Verleger gefunden hatte, etwas fester auf die Erde stellen wollte.

Länger haftete mir der Ruf des Psychologen an. Ich habe mich von Anfang an gegen ihn gewehrt (u. konnte es tun, weil ich wirklich Psychologie studiert hatte u. damals sogar auf ein Haar an einer Universität für sie habilitiert worden wäre). Denn was an einer Dichtung für Psychologie gilt, ist etwas anderes als Psychologie, so wie eben Dichtung etwas anderes als Wissenschaft ist, und die unterschiedslose Anwendung des Worts hat wie jede wichtige Äquivokation schon viele verwirrende Folgen gehabt. Ich glaube, die Unterscheidung wird sogar heute noch nicht genug beachtet und zb. fast jedesmal außer acht gelassen, wenn sich Forscher auf Dichter berufen, als sollten ihnen diese das Material oder eine fertige Vorstufe liefern.

Die Unterscheidung selbst ist einfach: Dichtung vermittelt nicht Wissen und Erkenntnis.

Aber: Dichtung benutzt Wissen u. Erkenntnis. Uzw. von der inneren Welt natürlich genau so wie von der äußeren.

Wie sie sich verflechten, ergänzen und teilen sollen: es ginge nicht nur über den Rahmen von «Bemerkungen» hinaus, sondern es kann auch noch gar nicht als aufgeklärt gelten. Doch was mich selbst betrifft, will ich auf 2 Folgerungen aufmerksam machen:

Korr. etwa: a) Länger ... b) Gewehrt c) Als ich in die Literatur eintrat: tiefer, womöglich abgründiger, Psychologe. Teilstimmung der Dämonie. Nachwirkung Nietzsche – Dostojewski) d) Das nebenbei. Hauptsache: Was in der Dichtung als Psychologie gilt =j= Psychologie e) Die unterschiedslose Anwendung ... Aber noch heute ...

f) Die Unterscheidung ist einfach, u. auch nicht,  $\alpha$ ) einfach: Dichtung vermittelt nicht ... aber sie benutzt ... usw. von der inneren Welt so wie von der äußern ..  $\beta$ ) Obwohl dies immer der Grundgedanke bleibt, diese einfache Unterscheidbarkeit, ist die Verflechtung in der Praxis weniger leicht zu lösen,  $\beta_1$ ) Dichtung macht Aussagen, dh. sie erhebt den Anspruch, Ausschnitte des Lebens so zu schildern, wie sie sind. Sie ist ja nicht bloß Phantasie, Spiel Schein udgl.  $\beta_1/\beta_2$ : Was ist sie dann? Davon ist  $\beta_2$  ff nur eine Teilfrage. Wie ich über die Hauptfrage denke, kann hier nur nebenbei kommen  $\beta_2$ ) Darum ist sie abhängig von dem Stand des Wissens. Forschung schafft Tatsachen.  $\beta_3$ ) Ein gutes Beispiel liefert ja die Psa. (Und ich möchte sie erwähnen, weil der bedrohte Ödipus, dieser kleine Scherz, der in diesem Buche vorkommt, natürlich vom Recht der Narrenfreiheit Gebrauch macht)  $\beta_3\alpha$ ) Als ich begann, fing sie erst an, auf Laienkreise überzugreifen; heute ist sie kaum wegzudenken.  $\beta_3\beta$ ) Ich will dahingestellt sein lassen, wie groß ihr Wahrheitsgehalt ist (Ihr Anregungswert ist jedenfalls .. gewesen: viell, zu  $\beta_3\alpha$ ), ich traue ihm nicht sehr, aber ich will annehmen, er sei groß: was folgt daraus für die Dichtung? Mußten wir nun ihre Symbole, Formeln, Ansichten u. abkürzenden Zusammenfassungen benutzen? Mit einem Wort, mußten wir, wo wir analysieren, psychoanalysieren?

$\beta_3\gamma$ ) Es geschieht nicht. Nach einer anfänglichen Irritation hat man sich auch darüber beruhigt. Das könnte natürlich auch vom überaus konservativen Charakter der Dichtung kommen, aber es hat doch eine andere Bedeutung.  $\beta_3\delta$ ) Dichtung hält sich an die Oberfläche  $\beta_3\alpha\delta$ ) Mit gutem Grund, weil die Wissenschaft nicht fertig ist  $\beta_3\delta\beta$ ) Wie wäre es bei einer idealen Wissenschaft? Das ist aber überhaupt eine paradoxe Utopie  $\beta_3\delta\gamma$ ) Dichtung sagt aber auch: es ist warm u kalt, u. nicht .. über dem absoluten Nullpunkt u Wärmecentrum udgl. Dichtung ist eine andere Totalität, wenn auch vielleicht eine, die am Ende aller Zeiten zum Tod verurteilt ist.  $\beta_3\delta\epsilon$ ) M a W. es kommt wohl hinaus auf: Dichtung ist keine -logie. Was aber dann?

γ) Das ist die Situation eines geistigen Menschen (der Betrachtung, Erkenntnis, geistigen Wiedererzeugung zugeneigten) der vor der Frage steht: Dichten, Forschen, Handeln. Es ist die gegen die Dichtung entschiedene Frage des Jahrhunderts.

Ich habe die Antwort mit Anstrengung zu suchen begonnen, als ich mein zweites Buch schrieb, die 2 Novellen Vereinigungen, u. vornehmlich deren erste. Das Anekdotische dieses Falls ist so: Ich war aufgefordert worden, in einer literar. Zeitschrift, der von FB. damals herausgegebenen ..., eine Erzählung zu veröffentlichen. Meine Absicht war, mir schnell u. ohne viel Bemühen eine Gelenkprobe zu geben und die übliche galante Erzählung ein wenig im Sinn irgendwelcher Gedanken, die mich gerade beschäftigten, zu spiritualisieren. Das sollte mich 8 bis 14 Tage kosten.

Was daraus wurde, war ein 2½jähriges verzweifelttes Arbeiten, währenddessen ich mir zu nichts anderem Zeit gönnte.

Verschärft dadurch, daß der Effekt – eine kleine Erzählung, deren Rahmen keine Ellbogenfreiheit gewährte – unmöglich dem Arbeitsaufwand entsprechen konnte.

Was schließlich entstand: Eine sorgfältig ausgeführte Schrift, die unter dem Vergrößerungsglas (aufmerksamer, bedachtsamer, jedes Wort prüfender Aufnahme) das Mehrfache ihres scheinbaren Inhalts enthielt. Ich hatte nichts getan, um das zu erleichtern. Im Gegenteil, selbst die Interpunktion gliederte den Inhalt nicht für den Leser, sondern nur für das gewählte Gesetz. Ich habe sogar eine vorsichtige, liebenswürdige u. kluge Bitte des Verlegers eigensinnig abgelehnt.

Für mich entstand ein großer Mißerfolg daraus.

Wieder zeigt sich, was so oft geschieht, daß Erstlingswerke Blender sind: schrieben die, denen ich schon anfangs nicht gefallen hatte. Schrieben, die ein Erlebnisbuch begrüßt hatten. Schrieben aber auch die meisten meiner Gönner. Mir sind im ganzen Leben sehr wenig Menschen begegnet, die gespürt hatten, was dieses Buch sein sollte u. gewiß z. T. auch ist.

Es ist das einzige meiner Bücher, worin ich heute noch manchmal lese. Ich ertrage keine großen Stücke. Aber ein bis zwei Seiten nehme ich jederzeit – abgesehen von bestimmten schmerzlichen Ausdrucksmängeln – gern wieder in mich auf.

Was sich in diesen 2½ Jahren vollzogen hatte u. die angesponnenen Überlegungen fortzusetzen gestattet, bedeutete zweierlei. 1) Die Abwendung /deutliche Wendung: denn schon im Törleß war es angedeutet/ vom Realismus zur Wahrheit 2) von der Psychologie, die ein realistisches Element ist, zu etwas ihr Ähnlichem u. doch von ihr gründlich Verschiedenen, dem ich zunächst keinen Namen geben will.

ad 1): Was der Realismus unter Wahrheit verstanden hat, war: Aufrichtigkeit, Mut, Schilderung der Dinge, wie sie wirklich sind, ohne sie zu beschönigen. Das ist gut, das sollte unvergeßlich sein, aber das ist zu wenig.

(Ein Wahrheitsbuch. Was man unter Wahrheit verstanden hat)

(Mit einer als Reaktion verständlichen Neigung zum Brutalen)

Es ist klar, daß Wahrheit nicht sowohl ein relativer Begriff in die Breite ist, da nebeneinander das Verschiedenste für wahr gilt, als auch in die Tiefe relativ ist. Die Wahrheit des Realismus ist die einer getreuen Schilderung der Oberfläche gewesen. Die Gliederung in die Tiefe führt dagegen auf die Frage, wie sich Dichtung mit Wahrheit überhaupt verträgt, welches wunderliche Zusammenleben sie mit ihr führt. (Vgl. S. f. α, β<sub>1</sub>, β<sub>1</sub>/β<sub>2</sub>, β<sub>3</sub>)



: Wozu benutzt Dichtung Erkenntnis? Inwieweit ist sie an die Wahrheit gebunden? Wie behandelt sie sie? Was ist sie, wenn weder Photographie noch Phantasie, Spiel, Schein? Ohne Zweifel wäre es schwer, wenn nicht unmöglich, darauf eine ausreichende Antwort zu geben. Eine Reihe von Fragen, jede interessant, keine endgültig zu beantworten. Ich habe einigemal Skizzen dazu veröffentlicht, aber sie erheben nicht den Anspruch zu genügen. Wahrscheinlich bestünden da zuerst sogar mehrere Theorien gleichberechtigt nebeneinander.

Ich weiß nicht einmal, ob ich das, wofür ich mich persönlich entschied, richtig wiedergebe, wenn ich sage: Die Dichtung hat nicht die Aufgabe das zu schildern, was ist, sondern das was sein soll; oder das, was sein könnte, als eine Teillösung dessen, was sein soll.

Mit anderen Worten: Dichtung gibt Sinnbilder. Sie ist Sinngebung. Sie ist Ausdeutung des Lebens. Die Realität ist für sie Material. (Aber: Sie gibt auch Vorbilder. Und sie macht Teilvorschläge)

Zwei Fragen knüpfen sich daran, a) Was ist Sinn? b) Tut sie wirklich nichts sonst?

Zu a) Sinnvolles Erfassen ist etwas anderes als nüchternes Verstehen. Es ist nicht nur Verstandes-, sondern in erster Linie Gefühlsordnung. Sinngebung ist jedenfalls auch innere Lebensgebung. Ohne Frage, sie ist – was ja auch schon ausgesprochen wurde – mit dem Religiösen verwandt; sie ist ein religiöses Unterfangen ohne Dogmatik, eine empiristische Religiosität. Eine fallweise.

Die Lösung solcher Fragen liegt am Ende unendlicher Prozesse.

Aber wenn sie auch so gut wie unmöglich ist, der einzelne Schritt erscheint uns viel bestimmter. Der Unterschied, etwas sinnvoll u es sinnarm zu erleben, ist bekannt. Es muß nicht der letzte Sinn sein. Und so ist es auch in der Kunst.

Wir erfassen etwas nicht gedankenlos und unbeteiligt oder mit konventioneller Beteiligung, sondern wir werden aufgerührt, werden erweckt (dh. in ganz neue Gefühls- u Gedankenzustände geworfen), wir lernen uns selbst gegenüber u dem Leben gegenüber um.

Ich habe Dichtung einmal eine Lebenslehre in Beispielen genannt. Exempla docent. Das ist zuviel. Sie gibt die Fragmente einer Lebenslehre.

Zur Dichtung gehört wesentlich das, was man nicht weiß; die Ehrfurcht davor. Eine fertige Weltanschauung verträgt keine Dichtung. Sie muß für sie ein KPQ errichten. Eine Speichelleckerabteilung.

Das gilt für alle Arten vermeintlich fertiger Weltanschauungen.

Dichtung ist lebendiges Ethos. Gewöhnlich eine Schilderung moralischer Ausnahmen. Aber von Zeit zu Zeit auch eine Zusammenfassung der Ausnahmenmoral.

Hier knüpfen alle die Fragen an: Dichtung u vollkommener Staat. Dichtung und Handeln. Dichtung u. Politik. Die Ausnahmestellung u. die Wichtigkeit des Dichters.

Zu b) (s. o): Sie tut sogar in erster Linie anderes. – Wirkliche Dichtung unterscheidet sich von alltäglicher sofort anders: Dichte der Beziehungen (Inbeziehungen). Reinheit der Gestalt (Strenge der Form), Vermeidung alles Überflüssigen (kürzester Weg), Größe der Sprache (an einem Wort läßt sich oft der Dichter sofort fühlen); wie wir an einer eintretenden Person sofort bemerken, daß sie eine Persönlichkeit ist, fühlen wir es auf der ersten Seite eines Buchs; dann aber auch Eigenschaften wie: Erzählerischeit, Spannen, Vorgänge, fesselndes Milieu usw.

Man faßt es als die formale Gruppe der Eigenschaften zusammen.

Über das Verhältnis von Form u Inhalt s. Literat u Literatur,  
z T. ist das einfach historisch-Handwerklich.

Man muß es können. Die Frage des: warum, entscheidet da nicht. Warum gibt es überhaupt  
Dichtung (u. nicht bloß Essay)?

Das war der in den Vereinigungen angebahnte Weg.

Es bleibt die Frage (S 4) nachzuholen, wie sich das im Verhältnis der Dichtung zur Psychologie  
ausdrückt. Ich hatte den Weg zu beschreiben, der von einer innigsten Zuneigung beinahe bloß  
binnen 24 Stunden zur Untreue führt. Es sind psychologisch hundert und tausend Wege. Es hat  
keinen Wert, *einen* von ihnen zu schildern. (Er kann den größten Wert haben: %) Die  
Psychologie zeigt uns aber vielleicht einen oder den anderen von besonderer Bedeutung.  
Typologie des Ehebruchs. Doch ist das nicht Sache des Dichters. S. -logie. Es ist eine  
Vernunftfrage.

Persönlich bestimmend war, daß ich von Beginn an im Problem des Ehebruchs das weitere des  
Selbstverrats gemeint hatte. Das Verhältnis des Menschen zu seinen Idealen.

Wie immer aber: ich war nicht determiniert. Ich hatte so viel Ursache einen bestimmten Ablauf  
wie viele andere zu beschreiben.

Da bildete sich in mir die Entscheidung, den «maximal belasteten Weg» zu wählen /den Weg der  
kleinsten Schritte / den Weg des allmählichsten, unmerklichsten Übergangs/.

Das hat einen moralischen Wert: die Demonstration des moralischen Spektrums mit den stetigen  
Übergängen von etwas zu seinem Gegenteil.

Es kam aber hinzu u. entschied ein anderes Prinzip. Ich habe es das der «motivierten Schritte»  
genannt. Seine Regel ist: Lasse nichts geschehen (oder: tue nichts), was nicht seelisch von Wert  
ist. D. h. auch: Tue nichts Kausales, tue nichts Mechanisches.

Ich will nicht behaupten, daß dies ein gutes Prinzip ist, nicht einmal ein durchführbares und ein  
eindeutiges. Ich bin jetzt erst dabei (M. o E) dieses Prinzip in seinen Beziehungen zur Welt näher  
zu untersuchen.

Aber es ist ein heroisches Prinzip (damals – nicht heute! – gewähltes Wort) Ein prometheisches.  
Eines das die Kampfkräfte der Seele vom Unfug ablöst u. dem Wesentlichen dienstbar macht.  
Ein – wie mir schien – weiterführend-klassisches. Es ist das Prinzip der Größe.

Es bestimmt nicht, was man tun soll, sondern wie man tun soll. (Zu diesem moral. Grundsatz s.  
wieder MoE.).

Aber es ist nichts weniger als eindeutig. Es ist bestimmend, aber die ergänzenden Bestimmungen  
bis zur eindeutigen Wahl dessen, was niederzuschreiben ist, erfolgen aus der Einengung durch  
den gewählten Stoff udgl.

In der Tat sind die Ver. (Claudine) ein aufs genaueste ausgeführtes Vorerleben ohne tote Strecke.  
Ein Erleben, das scheinbar durch den leisesten Hauch von außen bewegt wird, im Entscheidenden  
aber von außen ganz unbeweglich ist.

Die Schwäche war, daß in diesem Nichtgeschehen, das eine immer länger werdende Motivkette  
umspannen mußte, das Äußere überdehnt wurde, etwas allzu Leises entstand, scheinbar eine  
Absonderlichkeit, scheinbar eine ästhetische Abgeschlossenheit udgl. so daß niemand den festen  
Grund bemerken wollte.

Die Schwärmer sind als eine verbesserte Wiederholung des gleichen entstanden. Auch zeitlich schon während der Arbeit an den Ver. beginnend. Was vermieden werden sollte, war das Inzüchtige. Nichts konnte sich besser dazu eignen als der Zwang, für eine Bühne zu arbeiten.

Neu kam hinzu eben die Problematik der Bühne.

Man kann sagen, die Bühne hat sogar eine eigene Scheinkausalität entwickelt, die sich immerdar wiederholt.

Es ist ein abgemachtes Glockenspiel mit den gleichen Glocken u Klöppeln.

Das Wesentliche über das Theater.

Meine Abneigung gegen Ibsen (gegen den «andern» Ibsen nicht ganz berechtigt)

Das Prinzip der motivischen Schritte.

Das ziemlich erschöpfende Zitat aus Maeterlinck.

Bühne als moralische Anstalt. Weshalb man ins Theater gehen könnte.

Und das damals aufkommende Regisseurtheater.

Ich habe nachher nicht wenig Theatererfahrung erworben (Kritiker) Aber ich bin bei meiner Auffassung geblieben.

Und die Schw. sind kein Buchdrama.

Ihr Prinzip: der Kampf um den Sinn. In einem Ausschnitt gezeigt.

Aber nicht nur der Kampf, sondern die Mittel im Kampf. Sinn wurde gegeben. Aus der Sinnbewegung folgte erst die der Handlung. Also eine Anwendung des Prinzips der motivischen Schritte.

Diese Leidenschaften bewegen nicht kausal, sondern im Wesen.

Die Indetermination: Die Wesensbewegung kann sich sehr verschieden einkleiden. Die verschiedenen Handlungen der Schwärmer zu schon feststehendem Dialog.

[Nachtrag: daß sich der Mensch auf der Bühne nur im Dialog wirklich äußert]

Das Schicksal der Schwärmer.

[< ]

**«Er» und «Sie»**  
**Robert und Martha Musil**

*[30. November 1935]*

R. M.: «Ich weiß nicht, ob ich von meiner Frau sagen soll, daß sie Malerin ist; sie hat seit Jahren keinen Pinsel mehr angerührt. Eine Zeichnung, die sie von mir gemacht hat, ist sehr bekannt geworden; ein Aktporträt einer jungen Frau, das auch in Wien zu sehen war, ist sehr bemerkt worden; sie hat abwechselnd in Berlin, München, Wien und Rom ausgestellt: Früher! Ich selbst bewundere an ihr eine Gabe, das Leben eines Menschen durch das Auge zu erfassen und die

Züge eines Gesichtes oder Körpers, ohne sie äußerlich zu verschieben, für das, was sie verschließen, durchlässig zu machen. Aber diese geborene Menschenmalerin verabscheut die persönliche Anstrengung und ist sowohl überzeugt, daß auch ohne sie genug gearbeitet wird, als auch davon, daß es, alles in allem, nicht dafürsteht, sich anzustrengen. Und da sie ebensoviel Abneigung gegen das Surrogat des künstlerischen Kampfgeistes in sich hat, nämlich gegen den Willen, sich selbst in Szene zu setzen, ist sie für die praktische Kunstaübung so gut wie verloren.

Mit dem Schreiben und Lesen verhält es sich bei ihr teilweise ähnlich. Eine leidenschaftliche Leserin, kennt sie das Mehrfache von dem, was ich an fremder und deutscher Literatur kenne. Sie hat nicht nur das streng gegliederte Gefühl für das Gute, sondern auch das für das Unzureichende, was viel seltener ist.

Es bestehen zwischen uns auch einige tiefgehende Disharmonien. Sie liebt Lyrik am meisten; ich aber bin – trotz des falsch gewählten Titels einer jüngst erschienenen Anthologie – nie ein Lyriker gewesen. Sie mochte schon beim Figurenmalen Männer mit Muskeln nicht ausstehen; ich aber bin einer, wenn auch ohne die ganze dazugehörige Überzeugung. Und als wir uns vor vielen Jahren kennengelernt haben, hatte sie die ganze deutsche Literatur gelesen und von mir noch nicht einmal den Namen gehört.»

[ < ]

# **ESSAYS UND REDEN**

Essays und Reden

[◀ ]

- ▷ Essays
- ▷ Reden
- ▷ Essayistische Fragmente

## Essays

Essays

[ < ]

- ▷ Das Unanständige und Kranke in der Kunst
- ▷ Erinnerung an eine Mode
- ▷ Penthesileiade
- ▷ Das Geistliche, der Modernismus und die Metaphysik
- ▷ Politik in Österreich
- ▷ Über Robert Musils Bücher
- ▷ Moralische Fruchtbarkeit
- ▷ Der mathematische Mensch
- ▷ Analyse und Synthese
- ▷ Politisches Bekenntnis eines jungen Mannes Ein Fragment
- ▷ Anmerkung zu einer Metapsychik
- ▷ Europäertum, Krieg, Deutschtum
- ▷ Franz Blei
- ▷ Skizze der Erkenntnis des Dichters
- ▷ Buridans Österreicher

- ▷ Der Anschluß an Deutschland
- ▷ Geist und Erfahrung Anmerkungen für Leser, welche dem Untergang des Abendlandes entronnen sind
- ▷ Die Nation als Ideal und als Wirklichkeit
- ▷ Das hilflose Europa oder Reise vom Hundertsten ins Tausendste
- ▷ Symptomen-Theater I
- ▷ Symptomen-Theater II
- ▷ Wie hilft man Dichtern?
- ▷ Der «Untergang» des Theaters
- ▷ Robert Müller
- ▷ Ansätze zu neuer Ästhetik Bemerkungen über eine Dramaturgie des Films
- ▷ Interview mit Alfred Polgar
- ▷ Bücher und Literatur
- ▷ Bücher und Literatur
- ▷ Zu Kerrs 60. Geburtstag
- ▷ Heute spricht Alfred Kerr
- ▷ Der Schwärmerkandal
- ▷ Die Frau gestern und morgen
- ▷ Franz Blei – 60 Jahre

- ▷ Literat und Literatur Randbemerkungen dazu

### **Das Unanständige und Kranke in der Kunst**

*[1. März 1911]*

Der Verfasser dieses Aufsatzes ist der Dichter jenes psychologisch so fesselnden Buches, das vor mehreren Jahren als sein Erstlingswerk erschien und von der ernsten Kritik aufs höchste gerühmt wurde. Es hieß: «Die Verwirrungen des Zöglings Törleß», und hat bis heute die Auflage des «gefährlichen Alters» noch nicht erreicht.

Gedanken, die klügeren Menschen längst bekannt sind, eines äußeren Zweckes halber ordnen, hat etwas unleugbar Langweiliges. Aber unter Umständen gibt es nichts, das einen bekannt genug dünken dürfte, als daß es öffentlich nicht noch oft gesagt werden müßte. In Berlin wurde Flaubert verboten. Daß dies wider das Gesetz geschah, weil dieses sagt: der geschlechtliche Reiz einer Darstellung ist erlaubt, wenn ein künstlerischer Zweck damit verbunden, hat bereits Alfred Kerr hier mit wenig Worten unwiderleglich gemacht. Aber in Frankfurt a. M. wurde auch ein Vortrag der Karin Michaelis über das kritische Alter der Frau verboten und in München wurde er zu halten nur vor Zuhörern einerlei Geschlechts, so oder so, gestattet. Und man denke sich aus, die Eintracht von Behörde und deutscher Meinung in folgenden Fällen:

Ein Händler und Förderer würde ausstellen Werke japanischer Holzschneider, in denen in ungeheuerlichen Durchschlingungen mehrere Paarungen traubig sich knäueln, Körperteile wie Fühlfäden über dem Boden tasten oder wie Korkzieher in der unsagbaren Leere der nachträglichen Enttäuschung sich wieder in sich zurückwinden, Augen wie zitternd quirlende Blasen über stieren Brüsten hängen. Oder ein Künstler würde darstellen den – im Grande doch nur bürgerlichen – Vorgang, den Franzosen, Félicien Rops etwa in seinen Briefen, schwärmend den Kuß des heiligen Hügels nennen, nehmen wir an – wegen des hundegieprig gekrümmten Rückens des Mannes und der weit, unbestimmt suchenden Gleichgültigkeit der Frau. Oder ein Schriftsteller würde schildern, wie einer auf die zitternden Hände seiner Mutter sieht und lügt, lügt, darauf lügt, daß sie immer müder und zitternder werden, irgend etwas gar nicht Wahres, Erfundenes, bloß Wehtuendes. Oder schildern: eine nah Verwandte nackt am Operationstisch, vom Messer schon angefressen; empfunden, wie man bei einem Unglück eine Frau faßt, gleich einem Gegenstand, und sie so entkleidet; mit dem eingeengten Bewußtseinshorizont rascher Entschlüsse. Empfunden auch mit Nichtdenken an Bezirke, die man nie betreten hat. Aber irgendeiner spricht – sachlich, wenig, medizinisch – ein Dirigierender, ein Herr und etwas liegt reglos dargeboten, eine Wunde, halb fremd hier, blumenhaft, halb blutig Schleimendes, geöffnet, mitten in der weißgespannten Haut der Seite, wie ein Mund ... Eine automatische Assoziation ... küssen, die wehrlose Haut der Lippen daraufpressen. Warum? Wer weiß es? Eine äußere Ähnlichkeit, eine Wehmut? ... Ein Sekundenteil Grauen darüber und dann wieder Kommandoworte und schnelle Handgriffe. Und plötzlich eine unvorhergesehene Abrechnung, blitzschnell mit dem eigenen Leben, unbestimmt lange lauernd gewesen auf diesen zufälligen Augenblick der Schwächung: Kommandos, Handgriffe auch innerlich, noch im allein mit sich sein diese Idiotie der Linie, der Bahn, sausend leer die Seele um das Massigste, Verlässlichste zusammenknüllend. – Eine Hemmung ist das (empfunden vielleicht als Auflehnung gegen den



Professor und die gespannte Sachlichkeit von Kollegen, vielleicht erschrocken als weiches, tief innen im Dunkel gegen sich selbst Stoßen), ein Zerflattern; Blätter eines aufgegangenen Knäuels: Ich flattern langsam, schwankend; fernes, blasses Nebenher, unterdrückte sonst und zeitlich gehetzte Halbvorgänge, Teile von Erregungen, nie vollendet, dennoch geschlechtlich, dennoch unerlaubt hier, dennoch prometheisch, werden zum ersten Male fühlbar. Und werden – manchmal, für eine Weile gerade durch den scharfen, ruhigen Gleichschritt wissenschaftlicher Worte emporgehoben – taghell, grausam, zum Kampf um ihre Existenz gerufen, feindselig und voll schon von den Qualen, die im harmlos engen Nebeneinanderleben sie sanft ersticken werden. Und ein Schriftsteller würde darauf beharren: auch eine Mutter, eine Schwester, bleibt nackt eine nackte Frau und wird es für das Bewußtsein vielleicht gerade erst unter Umständen, die dies am verwerflichsten erscheinen lassen; so ungefähr, mit besser durchgeführter Erfindung.

Herr v. Jagow hat bloß in einem leicht zu durchschauenden Fall, der sich um Handlungen drehte, aus deren Vollzug ernstlich niemandem ein Vorwurf gemacht wird, den mit der Darstellung verbundenen künstlerischen Zweck übersehen, der nicht belehrend angeheftet war, sondern in Wert verleihenden Menschlichkeiten lag, die licht und zitternd um die Art des Sagens schwangen. Aber es gibt Fälle, wo bei allem menschlichen Wert des Dargestellten und bei aller Kunst der Darstellung und trotz aller Anerkennung, die ihnen nicht versagt zu werden braucht, dennoch der zur Rechtfertigung genügende künstlerische Zweck geleugnet oder einem andern hintangesetzt wird; Fälle, die von künstlerischer Darstellung auszuschließen, das Programm nicht etwa nur von Polizeipräfekten und Staatsanwälten, sondern heute auch von kunstbestrebten Zeitschriften bildet. Ich habe solche angedeutet und werde über sie sprechen: Es gibt Dinge, über die man in der Kulturgemeinschaft Deutschlands nicht spricht. Diese Tatsache erfüllt nicht nur mich mit Scham und Zorn und ich werde ihr entgegen den Standpunkt vertreten, daß die Kunst das Unmoralische und Verwerfliche nicht nur darstellen, sondern auch lieben dürfe.

Ich setze dabei voraus, daß es – was man vernünftigerweise nicht im allgemeinen leugnen wird – Unmoralisches und Verwerfliches und Krankes vom Standpunkt der Gesellschaft aus ganz mit Recht gibt. Dann gibt es aber nur drei Möglichkeiten für die aufgestellte Behauptung: Entweder das Unanständige und Kranke ist, von einem Künstler dargestellt, gar nicht mehr es selbst. Oder man müßte annehmen (abgesehen von den Fällen, wo es nur zur Kontrastwirkung, um angeklagt zu werden und dergleichen, dargestellt wird –, Fällen, die es überdies nicht gibt), daß die Liebe eines Künstlers dafür etwas anderes ist, als was man sohin an Wirklichkeiten fordert (nämlich – um keine Sekunde lang die schlipsumflatterte Verwechslung mit dem Schalk und Überschwang von Künstler zuzulassen –: ein Kunsternst). Oder das Unanständige und Kranke hat überhaupt auch im Leben seine guten Seiten.

Alle drei Behauptungen sind in gewissem Sinne richtig.

Kunst kann Unanständiges und Krankes wohl zum Ausgangspunkt wählen, aber das daraufhin Dargestellte – nicht die Darstellung, sondern das dargestellte Unanständige und Kranke – ist weder unanständig mehr noch krank. Ohne alles Sakristeigeplapper von der Mission des Künstlers ist das ein Axiom, das allein schon aus der nüchternen Betrachtung der spezifischen Funktionen folgt, durch die das Kunstwerk zustande kommt. Andere Begierden als künstlerische befriedigt man nämlich nicht durch sie; man kann solche viel einfacher und ohne ablenkende Anstrengungen in der Wirklichkeit befriedigen und man befriedigt sie mit hinreichender Genugtuung überhaupt nur in der Wirklichkeit. Das Bedürfnis nach (künstlerischer) Darstellung empfinden, heißt – selbst dann, wenn Begierden des wirklichen Lebens den Anstoß geben sollten – kein dringendes Bedürfnis nach ihrer direkten Befriedigung haben. Es heißt etwas darstellen: seine Beziehungen zu hundert andern Dingen darstellen; weil es objektiv nicht anders möglich

ist, weil man nur so etwas begreifbar und fühlbar machen kann, ... wie ja auch wissenschaftliches Verständnis nur durch Vergleichen und Verknüpfen entsteht, wie menschliches Verstehen überhaupt entsteht. Und wenn auch diese hundert anderen Dinge wieder unanständig oder krank wären: die Beziehungen sind es nicht, das Auffinden von Beziehungen ist es niemals.

Es ist nicht anders als bei der Wissenschaft; in wissenschaftlichen Büchern findet man alles, die harmlosen anatomischen Unanständigkeiten und Perversitäten, deren inneres Bild man aus den Elementen einer gesunden Seele kaum mehr rekonstruieren kann; man lasse sich durch Deckeinstellungen, wie Mitgefühl, soziale Verpflichtung oder die (zinkernde) Heilandsmaske der Mediziner nicht täuschen, das Interesse an den Vorgängen ist ein direktes, es sucht Wissen. Und auch die Kunst sucht Wissen; sie stellt das Unanständige und Kranke durch seine Beziehungen zum Anständigen und Gesunden dar, das heißt nichts anderes als: sie erweitert ihr Wissen vom Anständigen und Gesunden.

Der Eindruck, den ein Künstler erhält, irgend etwas Gemiedenes, eine unbestimmte Empfindung, ein Gefühl, eine Willensregung, zerlegt sich in ihm und die Bestandteile, losgelöst aus ihrem gewohnheitsstarrten Zusammenhänge, gewinnen plötzlich unerwartete Beziehungen zu oft ganz anderen Gegenständen, deren Zerlegung dabei unwillkürlich mit anklingt. Bahnungen werden so geschaffen und Zusammenhänge gesprengt, das Bewußtsein bohrt sich seine Zugänge. Das Ergebnis ist: eine meist nur ungenaue Vorstellung des zu schildernden Vorganges, aber ringsherum ein dunkles Klingen seelischer Verwandtschaften, ein langsames Bewegen weiter Gefühls-, Willens- und Gedankenzusammenhänge. Dies ist, was wirklich geschieht, und so sieht ein kranker, häßlicher, unverständlicher oder bloß konventionell mißachteter Vorgang in dem Gehirn des Künstlers aus. So aber – in eine Kette von Beziehungen verknüpft, von einer Bewegung ergriffen, die ihn hebt, mit sich zieht und den Druck seiner Schwere aufhebt – muß er auch in dem Gehirn dessen aussehen, der die Darstellung versteht. Dieses Ganze ist der Gegenstand, der dargestellt wird, und darauf beruht – und auf nichts anderem, auf keiner mit Hofschauspielerdezenz leierschlagenden Sittlichkeit – eine reinigende, automatisch entsinnlichende Wirkung der Kunst. Was in der Wirklichkeit wie ein heißer Tropfen zusammengeballt bleibt, wird hier aufgelöst, auseinandergezogen, verflochten, – verseligt, vermenschlicht. Es genügt, einmal das Werk eines Kranken in Händen gehabt zu haben, um den Unterschied des Produktes zu verstehen.

Freilich, die Kunst stellt nicht begrifflich, sondern sinnfällig dar, nicht Allgemeines, sondern Einzelfälle, in deren kompliziertem Klang die Allgemeinheiten ungewiß mittönen, und während bei dem gleichen Fall ein Mediziner für den allgemeingültigen Kausal-Zusammenhang sich interessiert, interessiert sich der Künstler für einen individuellen Gefühlszusammenhang, der Wissenschaftler für ein zusammenfassendes Schema des Wirklichen, der Künstler für die Erweiterung des Registers von innerlich noch Möglichem und darum ist Kunst auch nicht Rechtsklugheit, sondern – eine andere. Sie legt die Personen, Regungen, Geschehnisse, die sie bildet, nicht allseitig, sondern einseitig dar. Etwas als Künstler lieben, heißt somit, erschüttert sein, nicht von seinem Wert oder Unwert im letzten, sondern von einer Seite, die sich plötzlich daran öffnet. Kunst zeigt, wo sie Wert hat, Dinge, die noch wenige gesehen haben. Sie ist erobernd, nicht pazifizierend.

Sie sieht also auch an Geschehnissen, vor denen anderen graut, Wertseiten, Zusammenhänge. Bei den meisten Zusammenstößen zwischen Kunst und öffentlicher Meinung werden nun entweder diese Werte nicht erkannt, der typische Fall aber ist, daß schon der Versuch, sie zu erkennen, abgelehnt wird, aus Grauen über die Umstände, unter denen sie gewonnen werden. Man belehrt den Künstler, in einem gesunden Menschen habe die Impression, die er da zerlege, keine

Bestandteile, sie sei durch und durch Ekel. Und dagegen bleibt Besseres als bescheiden der Evidenz zu gedenken, die der Drehung der Sonne um die Erde immerhin reichlich lange anhaftete, nur eines: auf dem letzten Grund dieser Widersprüche den Kampf aufzunehmen, die Theorie zu verfechten, daß man – in dieser Zeit, die sich mit Dekadence und Gesundheit so viel ängstigt – die Grenze zwischen seelischer Gesundheit und Krankheit, Moral und Unmoral viel zu grob geometrisch sucht, wie eine Linie, die zu bestimmen und zu respektieren sei (und jede Handlung muß entweder diesseits oder jenseits sein), statt anzuerkennen, daß es keine seelischen Gifte schlechtweg gibt, sondern nur die giftige Wirkung eines funktionellen Überwiegens des einen oder andern der seelischen Mischungsbestandteile – wobei man an einem Übermaß wohlgeleitener nicht weniger eklig erkrankt als am Gegenteil –, daß jede Handlung, jedes Gefühl, jeder Wille, jede Interesserrichtung – oder wie sonst man das aufzählen soll, was vorgebracht zu werden pflegt, um einen Dichter und seine Figuren seelischer Minderwertigkeit zu verdächtigen – an und für sich sowohl gesund wie krank sein kann, daß es in jeder gesunden Seele Stellen gibt, die solchen in kranken gleichen, und daß es zur Entscheidung nur auf das Ganze ankommt, auf ein Zahl-, Flächen-, Gewichts-, Spannungs-, Wert- oder noch so kompliziertes Verhältnis der heute als krank und gesund geschiedenen Einzelheiten, die nicht ein für allemal diese Bedeutung haben dürfen, sondern nur jeweils gemäß ihrem Ergebnis in einem bestimmten Fall einer bestimmten Seele.

In Wahrheit gibt es keine Perversität oder Unmoral, die nicht eine sozusagen korrekte Gesundheit und Moral hätte. Das setzt voraus, daß zu allen Bestandteilen, aus denen sie sich aufbaut, analoge auch in der gesunden und zusammenlebenstüchtigen Seele sich finden. Und diese Voraussetzung ist richtig und wird keinem Dichter zu beweisen schwierig sein, welche Beispiele immer man ihm vorlegt. Jede Perversität läßt sich darstellen. Sie läßt sich darstellen durch ihren Aufbau aus Normalem, da man die Darstellung sonst nicht verstünde. Beruht auf der Tätigkeit dieses Aufbaues die Entsinlichung der Darstellung, so auf seiner Möglichkeit die Menschlichmachung des Vorbilds. Kann der Aufbau aber überdies an entscheidender Stelle wertvolle Bestandteile enthalten, so die Wertmachung. Dies ist der Schlüssel zu der Kombinatorik, welche das Verständnis und die künstlerische Liebe auch des Unmoralischen und Perversen möglich macht.

Sie gilt einem intellektualisierten, wie ein Chemiker sagen würde, «angereicherten» Abbild. Aber zu ihm kann es im Leben auch ein genaues Urbild geben. Obzwar also nicht geleugnet werden soll, daß es Krankes und Unmoralisches gibt, muß doch in den Denkbereich gerückt werden, daß man die Grenze anders bestimmen müsse. An einem Beispiel: man wird anerkennen müssen, daß ein Lustmörder krank sein kann, daß er gesund und unmoralisch sein kann und daß er gesund und moralisch sein kann; bei Mördern tut man's ja.

Sobald durch eine Kunst, die solches nicht vermeidet, Werte gezeitigt werden, ist es unwürdig und zaghaft, dagegen zu eifern. Man wird das Gebiet nicht betreten, wenn nicht bestimmte Werte locken, aber der Pausbäckchen-Standpunkt mit der um jeden Preis gesunden deutschen Kunst ist beschränkt. Gefahren brauchen nicht geleugnet zu werden. Es gibt halbe Begierden, die nicht hinreichen, um ihre Verwirklichung im Leben zu wagen, dennoch um sie in der Kunst zu versuchen, und es kann Menschen geben, die dazu Leben wie Kunst benutzen. Aber entweder erleiden sie dabei jene energieverwandelnde Wirkung (und dann ist es ganz gleich, ob die Leute nebenbei auch krank sind), oder es kann von Kunst eigentlich nicht gesprochen werden. Trotzdem mag dies alles nicht hinreichen, um jede Nebenwirkung auszuschließen, es mag auch richtig sein, daß man im Publikum gern bloß den Rohstoff aufnimmt, richtig, daß Kunst auf beweglichere, undiszipliniertere Innerlichkeiten wirkt als Wissenschaft und darum gefährlicher wird: aber all das sind Schwierigkeiten und keine Gegengründe. Auch die Wissenschaft hat ihr

Gefolge seelischer Marodeure, und trotzdem wird man sie nicht verbieten, wenn sie – was sich anbahnt – weiter ins Volk gedrungen sein wird als heute. Was man für sie tut, muß man auch für die Kunst tun: ungern gesehene Nebenwirkungen um des Hauptziels willen in Kauf nehmen, überdies durch gesteigerte Wunderbarkeit dieses Hauptziels sie entwerten. Denn man soll nach vorwärts reformieren und nicht nach rückwärts; gesellschaftliche Krankheiten, Revolutionen sind durch konservierende Dummheit gehemmte Evolutionen.

Man wird auch im wirklichen Leben anders denken lernen müssen, um Kunst zu verstehen. Man definiere als Moral irgend ein Gemeinsamkeitsziel, aber mit einem größeren Maß gestatteter Seitenpfade. Und stimme die Bewegung darauf zu auf starken Vorwärtswillen, um nicht bei jedem Grübelchen am Weg Gefahr zu leiden, hineinzuplumpsen.

[◀ ]

### Erinnerung an eine Mode

*[Januar 1912]*

Die großen Gewitter, Krafttürmungen, Spannungsdurcheinandersprünge, Verzückungen, aber auch Verzackungen – heillos unentastelbare – der Seele ziehen unter dem Horizont der Wirklichkeit vorbei, die, dunkel und von der ungefügen Eigenlast entgeistet, ihr Licht von zweiter Hand, aus einer nockerweich lieblichen Schar dahintriftender Wolken empfängt. Aus deren Sphäre stammend und in dieser Wirklichkeit begab sich: In Paris ein nachgebensberechtigtes Lächeln, doch aber das Mißverständnis, daß es sich wieder bloß um eine der gerade nur schillernden Kräuselungen handle, die alljährlich die Gefühlsoberfläche Europas verändern und – lächerlich oder nicht, kleidsam oder weniger kleidsam – stets nur ein leichtes, seelenfremdes Wellenspiel sind; ereignete sich in Wien natürlich die entschiedene Erklärung, daß der gute Geschmack der Wienerin sie vor solchen lächerlichen Verirrungen bewahren werde; und es geschah da und dort in Europa, daß eine Hosenträgerin gesteinigt wurde. In Berlin, Tauentzienstraße, aber stauten sich die Leute vor einem Fenster, hinter dem ein lebendes Modell ausgestellt war. Nicht einmal ein Stein fiel, kein Rowdie oder Familienvater gröhlte; darf man von Berlin etwas für Europa hoffen? Durfte man von dieser Stadt, deren Aufgabe bisher war, jede Mode durch tapsige Bejahung unmöglich zu machen, durfte man hoffen, daß sie diesmal gelähmt und nicht entschlossen sein wird? Ideale sind Verwesungsprodukte; in ihrer irdischen Verkörperung durch das Viele, was hinzukommen mußte, um sie zur Wirklichkeit zu verdichten, von allem andern Gemeinen nicht unterscheidbar, werden sie erst durch einen seelischen Zerfalls- und fast astral nebenherlaufenden Verwitterungsprozeß Sehnsüchte. Die Rockhose aber war dort ein ethischer und – was darin eingeschlossen liegt – ein psychologischer Gegenstand.

Es war in Berlin und ist noch jedes Jahr dort, was man den Ball der Veränderten nennen könnte. Eine lächerliche Veranstaltung wie fast alle menschlichen Vergnügungen, die mehr als Zwischen- oder Obertöne sind, die irgendwobei unbeabsichtigt entstehen, – aber in einzelnen Winkeln von einem seltsam übernachtigen Glück bogenlichtbesonnt. Kein Mann zugelassen, Frauen auch in der Rolle der Tänzer und Souperherren; im Anzug, ob modern oder historisch, die verräterische Kehlung zwischen Hüften, Schenkeln und Bauch kindlich sorgfältig ausgestopft. Das Seelische war deformiert, fleckig, ungleichmäßig erhitzt, unnatürlich, mit den Beinen in einer alkoholisierten, kellnerbedienten, tribadischen Wirklichkeit, dennoch gab es da und dort

jenes Glück, wenn eine gähnte und sich vergaß, wenn es eine kreisend zu schläfern begann, wenn eine dritte auffuhr und in Gesichter starrte. Das Bezeichnendste daran ist die Rückwirkung der Tracht aufs Gesicht. Als Mann gedacht, gewinnen die unhübschen, gealterten, selbst die fetten Frauen sofort etwas Faszinierendes. Sie müssen auch dem Mann, wenn er sie einen Augenblick wie seinesgleichen angesehen hat und dann den Ausdruck, den er so zum ersten Male an ihnen wahrnimmt – seine von allem konventionellen Beiwerk befreite Vorstellung zurückbiegend – wieder mit der normalen geschlechtlichen Einstellung verbindet, ein ungeheures Feld neuer erotischer Nuancen eröffnen. Die Stärke der Wirkung hängt natürlich gerade mit dem heute sonst noch bestehenden Trachtunterschied zusammen, mit der Fremdheit dessen, Frauen wie Männer anzusehen. Später muß sich dies schwächen. Aber auch dann, wenn man die Frau bloß nicht anders ansieht – sondern ohne Gewohnheitsforderungen, rein formell – bleibt das ihr Vorteil. Denn am Mann gemessen, haben noch ramponierte Frauen verblüffende Schönheiten.

Wäre das durchgedrungen, so hätte man die meiste Einbuße an den großen, schwer und etwas trag gehirnt dahinwandelnden Frauen erlitten, den gütigen, deren Lager morgens gemuldet ist, – ich weiß nicht, wie das zu ersetzen gewesen wäre, vielleicht durch den Gewinn eines leichten opalisierenden Hauchs von Lächerlichkeit an ihnen, vielleicht dadurch, daß einige Männer dann in Röcken gegangen wären, mit größerem Verständnis als Priester tun. Nicht mehr der unpersönliche Geschlechtsunterschied hätte sich in der Kleidung auszudrücken, sondern der das Geschlecht vertausendfachende Unterschied der Persönlichkeiten.

[ < ]

### Penthesileiade

*[Januar 1912]*

Unleugbar ist: der Schein, daß die Entwicklung einen andern Weg nimmt. Sie erlitt – fühlbar schon nach den ersten Schritten – die ausschließliche Gravitation größter Bedürfnisse, wie Verlangen nach dem Recht auf geistige Berufsarbeit und politischen Drang. Diese Bedürfnisse sind selbstverständlich nur eingeredet, aber ihr Fehler ist, daß sie schlecht eingeredet sind. Es gibt keine zielbestimmten (oder wie ein Physiker sagen würde: gerichteten) Kräfte geistiger Natur; selbst das Genie ist mehr Motor als Steuer und was man als den Ruf der Seele fühlt, ist die Taubhörigkeit eines Ohrs, dem von einem hypothetischen Satz stets nur ein apodiktisches Wort aufgeht. In Wahrheit kann ja jedes innere Bedürfnis abgelenkt, erweitert, mit einem beliebigen Endglied verflochten werden; Erfüllung und Unterdrückung sind nur die unfruchtbaren beiden Grenzfälle davon. Der schrankenlosen Kombinatorik des Dichters ist es keine Schwierigkeit, aus einem Gottessucher gleichzeitig einen Lustmörder reden zu lassen, nicht bloß – wie man sich falsch beruhigt – indem er einen psychologischen Prozeß darstellt, sondern indem er die Grenzen der Bedeutungen unentwirrbar miteinander verflucht. Alles Innerliche ist untereinander verbunden, ist sachverwandt – genug, man sieht, was auch die Frauenbewegung leisten könnte: Bedürfnisse hinwegführen, hinüberführen, noch nicht befahrene seelische Verzweigungen wie in Booten hinabtreiben.

In Schweden ist dieser Sache der Menschheit nun nach hartem Wahlkampf und durch den sechsunddreißigmal zwecklos gelungenen Versuch, Frauen in die völkischen Vertretungskörper zu entsenden, in einem Falle die Situation zu erzwingen geglückt, daß eine Frau als Erwählte

einer Partei in eine städtische Vertretung gelangte, in der ihr Gatte die Interessen der entgegengesetzten Partei vertritt. Es wäre, davor in die aufgeregte Sächsische-Schweiz-Erhobenheit des kategorischen Imperativs zu geraten, so naheliegend wie in die hirnentleerte Traurigkeit einer Possenstimmung; ferner liegend aber enthält der Fall – in einem jener seelisch reformierten Menschheitspaare von heute nur wie in einer plumpen, ersten Versuchsform angedeutet – schon solche Situationskeime, die außerordentlich sind.

Man muß etwa nur annehmen, daß das Ereignis in einem Orte geschah, wo die Partei des Mannes sich in erdrückter Minderheit befindet. Dann bemerkt man sofort das Urgermanische, ja überhaupt Indogermanische und Urtümliche, das in diesem Verhältnis zum ersten Male wieder in Erscheinung tritt: man denke an die Wotanstöchter oder über das Germanische hinaus an Hera und Athene; wenn sie im Schlachtzorn einen Helden streiften, ward er bleich und zitternd. Es waren Frauen einer herrischen, stärkeren Gattung, dennoch Frauen. Heute muß dies dem Gefühl eines Mannes nur auf Umwegen, schattenhaft, in zoologischen Gärten erreichbar sein oder wenn er vor einer Doggenhündin erschrickt, und nicht vergißt, daß es ein Weibchen ist. Es sind hier ganze Länder der Seele verloren gegangen, europäisches Urgut, und Möglichkeiten sind wiederzufinden. Die letzten Geschlechtsuntersuchungen der Himmlischen wurden im Mittelalter an gestellt.

Es handelt sich darum, diese Chancen wieder auszunützen, ihre Bedeutung liegt nicht auf dem Gebiete der Emanzipation der Frau, sondern auf dem der des Mannes von den herkömmlichen Seelenarten der Erotik; und der ideologisch vorzuzeichnende Weg läuft: vom passiven Wahlrecht der Frau zur Sinnlichkeit und von dort zu verfeinerten Menschlichkeiten.

Noch eine andere Möglichkeit liegt im Fernbereich der Erotik. Politische Führer oder Generale sind, selbst am Durchschnitt der geistigen Vorhut gemessen, schmal. Ihre Bedeutung liegt nicht im Geistigen und die Tat ist stupid, weil sie sonst keinen Boden fände, weil der Anteil des Zufalls von ihr nicht subtrahiert werden kann und weil der in ihr realisierbare geistige Gehalt so charakterlos ist wie der einer mathematischen Gleichung. Aber diese Menschen haben die Gabe der Faszination; nur sie. Was man Frauen ähnliches gewöhnlich zuschreibt, ruht auf einem Mangel an Differentialdiagnose; man verwechselt den Geschlechtsrausch mit dem geschlechtslosen Persönlichkeitsrausch (der nebstbei gar keine «Persönlichkeit» voraussetzt, sondern der durch die Situation bedingt sein kann und besseres Wissen nicht auslöscht oder ausschaltet), mit dem Unterlegenheitsrausch. Nur Männer empfinden ihn heute rein – nehmen wir zum Beispiel, wenn sie die Hand eines Bauern fühlen, die sie im Gebirge aus Gefahr holt – bei Frauen ist er beinahe immer untrennbar mit Sexualitäten vermengt, wengleich sie ihn häufiger empfinden. Männer Frauen gegenüber empfinden ihn fast nie. Ein weiblicher Führer für Männer muß heute – wo kein mythischer Sendungsglaube die seelische Struktur der Beziehung verdeckt, wie einst bei der kleinen Jeanne – distinkt empfunden unmöglich sein oder – weil es seelisch nichts Unmögliches gibt – eine sehr komplizierte erotische Episode.

Es ist schon ein Genuß, nicht der ausschließliche Gedanke einer Frau zu sein, sondern ein Mittelglied in ihren Interessen; dann sind die Spannungsrichtungen, die durch einen gehen, vielfältiger. Es könnte eine Zeit kommen, wo man nur die in der Mehrzahl möglichen erotischen Relationen gelten läßt und die bipolare Erotik als eine Sünde oder Schwächlichkeit ansieht, beinahe ebenso geistlos wie das Vergessen der Geliebten in der Untreue. Denkbar in Annäherung etwa ähnlich den Beziehungen einer Gemeinde zu ihrem Liebesdichter. Auch heute liegt er mit in allen Betten, schwer zu sagen wie, sehr unpersönlich, halb Gott, halb geschlechtslose Docke. Denkbar ferner durch die Vorstellung eines Patriarchen und Seelenführers, dem von jeder Regung innere Erstlingsopfer gebracht werden. Durch die eines Freundes, der ohne je begehrt zu

werden als Regulator der Sinnlichkeit zweier Liebenden wirkt. Denkbar als Dreieck, in dem keine Sinnlichkeit gegeben wird, die dem jeweils Dritten etwas nimmt, keine, die den andern nicht leise noch bei der Hand hielte und eine veratmende Welle seines Pulses mit hereinzöge, wechselseitig, um die Seele weit und frei zu halten, wie Feld und Wald. Denkbar aber auch in ganz multipolaren Relationen, wo die Beziehung zu einem Menschen als Funktion der Beziehung zu so und so vielen andern Menschen wächst und fällt, angedeutet in der vom Christentum geforderten Balance zwischen Gatten- und Nächstenliebe ....

Und so, wenn einmal die Erotik – die heute geradezu die Opposition gegen die Allgemeinheit ist und unter dem Schutz eines feigen Schamgefühls, degeneriert, – alle Schranken fallen läßt, jedes erreichte Schamgefühl verwirft, um immer wieder ein innerlicheres, persönlicheres zu suchen, wenn die Erobererzuversicht des Ichs keine versperrten und geschützten Rückzugsorte braucht, wird die Einbeziehung sämtlicher menschlichen Relationen in die geschlechtliche möglich sein. Dann aber wird die Politik ... doch sie wird nicht, und diese braven unverständlichen skandinavischen Märtyrer leben einsam und vorbildlich, ohne das Spektrum der Möglichkeiten zu ahnen, das die Analyse ihres Lebenslichtes ins Leere wirft.

[ < ]

### **Das Geistliche, der Modernismus und die Metaphysik**

*[Februar 1912]*

Der Modernismus ist – darin und nicht nur in der Weise des persönlichen Auftretens ein Protestantismus – der Versuch, die Religion mit der bürgerlichen Vernunft zu durchdringen, er ist wider die Vernunft gleichwie gegen das Religiöse gerichtet und an den Leiden wie Entzückungen seiner Märtyrer haftet etwas von jenem geistigen Geruch, der aus dem hingerissenen Theaterspiel des bürgerlichen Amateurs aufsteigt, ein Gemisch des Atems der Leidenschaft mit dem schwächeren Zähne.

Aber er ist historisch ungeheuer bezeichnend als das letzte Ergebnis jenes verhängnisvollen Kampfes des Katholizismus gegen den Staat, der damit begann, daß die Kirche sich verleiten ließ, den Staat in seiner Weise beherrschen zu wollen, und damit endete, daß sie von ihm in ihrer Weise, der der unsichtbaren geistigen Penetranz, beherrscht wird; aus dem Kirchenstaat wurde die Staatskirche und der Modernismus ist nicht ein Unglücksfall der Kirche, sondern eine organische Krankheit. In der Tat ist es nicht aufzuzählen, wie sehr der Katholizismus heute von der bürgerlichen Vernünftigkeit durchsetzt ist; es braucht nur daran erinnert zu werden, wie selbst die Taufe – einst der stärkste Ausdruck des Gegensatzes der Kirche gegen den Staat, ein Symbol des Eintritts in eine oppositionelle geistige Gemeinde, eine mystische Adoption, weniger eine Namensführung als das Geführtwerden durch einen Namen bei den ersten Schritten des inneren Weges – heute mit dem bürgerlichen Kataster verbunden ist, mit dem Ausweispapier, dem Bedürfnis eines auf feste Unterscheidungen dringenden Verstandes nach bleibender Bezeichnung und so der Unmöglichmachung des Menschen durch das Individuum, jenem unabsehbaren geistigen Verhängnis, welches die Schutzdecke der Anonymität von der Seele wegriß und sie dadurch zu immer gleichen, bloß defensiven Energieausgaben zwingt, die ihr alles unerreichbar machen, was sie vielleicht tun könnte, wenn sie dabei nicht immer vorerst für eine Person zu sorgen hätte, auf die alle Dinge wie mit Fingern weisen und die wie eine ungedeckte

Rückzugslinie alle Kühnheit der geistigen Bewegung lähmt. Es ist darum nicht weniger kennzeichnend, daß die Vernunft, auf die sich der Modernismus für alle seine Forderungen berufen darf, die gleiche ist, durch die der heutige Staat groß wurde, als es bei dieser Lage natürlich ist, daß Kirche, obwohl sie solcher Vernunft entgegen doch entschieden an einer Geistigkeit festhält, dies in seniler Weise tun muß, mit einem bloßen Buchstabieren der Dogmen und längst ohne Verständnis für den ungeheuren noch unausgelebten Wert ihrer Unvernunft.

Die Vernunft der verstaatlichten bürgerlichen Gesellschaft – und leider nur zu sehr schon die der Kirche – ist nach ihrem Grundzuge eine einfache, nüchterne, wie sie es selbst ausgedrückt hat: ökonomische Vernunft, welche sich vom Boden der gesicherten Erfahrung nur ungern und selbst in ihren für das Gewagteste geltenden Hypothesen nur soweit abhebt, als unbedingt nötig ist, um einen zusammenfassenden Überblick zu gewinnen. Es ist eine vorsichtige – und könnte man ihr nicht einwerfen: feige? – Vernunft, der die eigene Sicherheit am höchsten gilt; sie fragt nur, ob das, was sie behauptet, wahr ist, nie – ob diese Wahrheit auch förderlich sei, ja man kann sagen, daß der Begriff des *Wertes* einer Wahrheit unter der Herrschaft ihres uniformen Schätzens degeneriert und fast unverständlich geworden sei. Der Typus einer Vernunft, welche darauf verzichten würde, ganz verifizierte Erkenntnisse zu zeitigen – und das heißt solche, durch die man Eisen walzen, in der Luft fliegen und Nahrung gewinnen kann, – die aber solche zu finden und zu systematisieren strebte, welche dem Gefühl neue und kühne Richtungen gäben, auch wenn sie selbst vielleicht nur bloße Plausibilitäten blieben, eine Vernunft also, für die das Denken nur dazu da wäre, um irgendwelchen noch ungewissen Weisen Mensch zu sein ein intellektuelles Stützgerüst zu geben, ist heute schon als Bedürfnis unverständlich.

Und die Folge davon ist, (nicht weniger als jenes vielbeklagte Gefühlsunvermögen unserer Zeit, das aus Europa in seinen arbeitsfreien Stunden einen Rummelplatz macht), ein gestaltloser Gefühlsüberschuß, aus dessen Gallerte neben allen anderen Formen des Gesundbetens, -tanzens und der korsettlosen Menschenwürde auch der Modernismus seine Nahrung zieht. Darum ist nichts verderblicher, als schlechtweg von unserer vernünftigen Zeit mehr Gefühl zu fordern, denn das heißt mehr eines längst entwicklungslosen, unartikulierten Gefühls, und es gibt nichts kläglicheres als jene Art Skeptiker und Reformatoren, liberaler Priester und geisteswissenschaftlich orientierter Gelehrter, die über die «Seelenlosigkeit», den «öden Materialismus», das «Unbefriedigende der bloßen Wissenschaft», das «kalte Spiel der Atome» stöhnen, auf die Exaktheit des Denkens verzichten, die für sie nur eine geringe Versuchung bedeutet, und dann mit Hilfe einer angeblichen «Gefühlskenntnis» für die Befriedigung des Gemüts, die «notwendige» Harmonie und Rundung des Weltbilds doch nur einen Allgeist, eine Weltseele oder einen Gott erfinden, der nicht mehr ist als die akademische Kleinbürgerlichkeit, aus der er stammt, im besten Fall eine Überseele, die die Zeitung liest und ein gewisses Verständnis für soziale Fragen bekundet.

Es ist sicher, daß das Gefühl des heiligen Franziskus von dem irgend eines Schuhmachers, der sich aus religiöser Begeisterung entmannt und selbst ans Kreuz nagelt, nur durch die Intensität des hineinverflochtenen Verstandes unterschieden ist, aber es gibt keine Gefühls- und keine sonstige zweite Art *Erkenntnis*, die, gegen die wissenschaftliche gerichtet, bestehen könnte. Innerhalb eines bestimmten Rahmens schließt diese alle anderen Möglichkeiten aus, nur der Rahmen selbst – die Wahl der Fragestellung, nach den Bedürfnissen eines rein rationalen und pragmatischen Intellekts eingeschränkt auf das als sicher und wirklich Erkennbare – kann über-, oder wenn man so lieber sagt, unterschritten werden. Es gibt nur *eine* Erkenntnis, aber in der Erkenntnis die einzige Verstandesleistung zu schätzen, ist bloß eine historische Gewohnheit. In der Tat waren die ersten jener Männer, welche die neue Richtung begründeten, Galilei,



Copernicus, Newton und ihre geistigen Artgenossen, noch durchaus kirchlich, ihre Methode sollte keine Abwendung einleiten, sondern einstens verstärkend in die Rechtgläubigkeit zurückfließen; aber wie in einer Reihe gerichteter Soldaten irgendeiner die Schulter versagt und die Front erst unmerklich abbiegt, bis sie irgendwo plötzlich knickt, bildete auch das, was keiner von ihnen meinte, eine Kette und es entstand aus einem schrittweisen Auseinanderhervorrollen von Fragen allmählich jene Einengung der geistigen Bedürfnisse bis zur Manie eines Fortschritts, der sich selbst nicht mehr aufhalten kann, weil die Materie vor ihm nachgibt. Der eigentliche – nicht Wahrheits-, aber Wichtigkeitsbeweis für die Wissenschaft ist dabei nie erbracht worden, außer er läge in diesem Fortschritt selbst und in seinen Folgen, der Beherrschung der Natur, der Technik, den Bequemlichkeiten, dieser ganzen erfinderischen Art mit den Vorbereitungen zum Leben nie fertig zu werden, in deren Kraftgebärde am Grunde die Angst vor der Synthese steckt.

Man kann in den Riesenquadern dieses unwohnlichen Erkenntnisgebäudes da oder dort einen verlorenen Winkel gewinnen und ohne Verblödung unwissenschaftlich sein. Bei den letzten und ersten Aporien: Den Enden der Kausalketten, den Gültigkeitsgrenzen der Gesetze, dem Einfluß praktischer Bedürfnisse noch auf die Gestalt der Theorie, den Schwierigkeiten, das System widerspruchslos zu schließen, – oder bei den unscheinbaren Alltäglichkeiten, denn die Wissenschaft hat nur für das Wiederkehrende im Wechsel, nicht aber für das Einmalige, die vereinzelt Ereignisse Organ und Interesse, und schon daß ein Stein von einem bestimmten Dach fällt, bleibt für sie eine bloße Tatsache, ein Zufall, dessen Struktur sie nicht weiter untersuchen kann, das Gesetz – ihr Fallgesetz – spielt nur eine kleine Rolle darin und alles übrige ist: vielleicht daß Regen fiel, daß dann die Sonne schien, daß der Wind blies, ... Tatsachen, Zufälle, oder wenn man auch die noch nach meteorologischen Gesetzen erklären möchte, würde man sie mittels dieser Gesetze doch nur wieder aus anderen Tatsachen herleiten, daß anderswo die Sonne schien oder der Regen fiel und daß der Luftdruck hier der und dort jener war, ... die ungeheure, mitten in das Weltbild hineingeschobene, von einem erkenntnisfröhlichen Geschlecht bloß nicht beachtete Einsamkeit der bloßen Tatsachen, der Zufälle, dessen, was nichts als Ereignis ist, tut sich schon nach wenigen Schritten vom Wege auf und der Erkenntnisheilige blickt in die unbegrenzt visionäre Wüste.

Aber wie immer man es anders anpackt, sowie man die Grenzen überschreitet, die die Wissenschaft sich selbst gezogen hat, wird man wenig Erkenntnis erzielen und alle Metaphysiken sind schlecht, weil sie ihren Verstand falsch verwenden. Sie setzen seinen Ehrgeiz an die ihm widernatürliche Aufgabe, das Jenseits als wirklich zu erweisen, statt es (für einen anspruchsvolleren Geschmack) überhaupt erst «möglich» zu machen. So bauen sie eine Brücke und das Land, wohin diese führen soll, ist unerfreulich. Kantisch: sie sind transzendental und das Transzendente bleibt reine Langeweile. Welche Metaphysik würde nicht – etwa vor die Aufgabe gestellt, die Härte, die Schwere, die räumliche Ausdehnung, zeitliche Persistenz, die elektrischen, optischen, magnetischen, thermischen Konstanten der Dinge als Eigenschaften einer Seele zu denken – allen Ehrgeiz in den Beweis setzen, daß man dieses könne, in diese wimmelnden Monismen, Spiritualismen, Idealismen usw., statt erst einmal auszuarbeiten, welche sonderbaren neuen Seelen das wären, mit ihrem stummen Tic, sich immer nur in der gleichen Geste zu äußern, mit ihrem bis zum Gesetz verdichteten Starrsinn, mit ihrem Pflegerinnengleichmut, der das Fallen der Gestirne so gut besorgt wie das Nasenbluten des Vagabunden, nicht zuletzt mit ihrem schlechten Geschmack, sich gerade vor dem Gelehrten zu entschleiern. Und umgekehrt: zu verfolgen, welches seelische Gebilde von Mensch es erfordern würde, der im Kreis dieser Wesen sich leben fühlt wie ein loser, etwas ungewisser Sonderling unter seltsamen Pedanten, auf nichts so sehr verzichtend wie darauf, gleich ihnen etwas Festes, ein wie allemal Bleibendes, ein Individuum zu sein, lieber sie bei ihrer Schwäche überlistend wie ein kleines Männchen am

Uterus eines Riesenweibchens und im Augenblick des Schicksals, wenn sie plötzlich mit ihren lächerlich maniakalischen Gebärden zusammenschießen, sie mit der überlegenen Wehrlosigkeit des Gehirns genießend.

Nur die Kirche hat schon, einmal, in der Scholastik, bewiesen, daß sie ein intellektuelles System dieser Art – der Art: Den Menschen zum Zweck der Metaphysik zu machen, im übrigen wie es auch sei – aufbauen könne. Daß dieses später zusammenbrach, war ganz natürlich und bloß durch ein leicht zu verbesserndes Versehen entstanden. Denn auch das Paradoxe braucht als Grundlage eine Wahrheit, über die es sich hinausstemmt, und bloß diese Wahrheit, damals das Lehrgebäude des Aristoteles, war nach zweitausendjährigem Dienste mürbe geworden. Sie hätte leicht durch die neue ersetzt werden können. Aber die Kirche fand dazu keine Nötigung. Sie schloß vor langem das Buch ihrer Lebensessays und steuert es seither in immer wiederholten anastigmatischen Neudrucken mit Glück nach dem Massenerfolg.

[ < ]

### **Politik in Österreich**

[1913]

Man denkt bei diesem Begriff zu einseitig an die Schwierigkeit der Nationalitätenfrage. Denn die – obgleich eine Schwierigkeit – ist längst eine Bequemlichkeit geworden; über einen ernsten Anlaß hinaus ein uneingeständenes Ausweichen und Verweilen. Wie bei hohlen Liebenden, die immer neue Trennungen und Widerstände überwinden, weil sie schon ahnen, wie wenig sie am ersten Tag der Hindernislosigkeit noch miteinander anzufangen wissen werden. Wie Leidenschaft überhaupt nur ein Vorwand ist, keine Gefühle zu haben. Wenn die große Abrechnung beendet sein wird, wird es ein Glück sein, daß die schlechten Manieren, die man inzwischen angenommen hat, auch aus nichtigen Anlässen noch den Verwahrlosungschein des Idealismus zu schaffen wissen werden. Aber dahinter wird die Leere inneren Lebens schwanken, wie die Öde im Magen des Alkoholikers.

Es gibt wenig Länder, die so leidenschaftlich Politik treiben, und keines, wo Politik bei ähnlicher Leidenschaft so gleichgültig bleibt wie in diesem; Leidenschaft als Vorwand. Nach außen ist alles so sehr parlamentarisch, daß mehr Leute totgeschossen werden als anderswo, und es stehen alle Räder alle Augenblicke wegen der nächstbesten Parteidrehung still; hohe Beamte, Generäle, Ratgeber der Krone dürfen beschimpft werden, man kann Vorgesetzten mit einer Drohung vor dem Parlament bange machen, verdient Geld mit Hilfe der Politik, ohrfeigt einander. Aber alles ist halb wie eine Konvention, ein Spiel nach Übereinkommen. Die Furcht, die man erregt, die Macht, die man ausübt, die Ehren, die man auf sich sammelt, bleiben – trotzdem sie in allen wirklichen und gemeinhin als wichtig geltenden Beziehungen völlig echt sind – in der Seele unwahr, spukhaft, geglaubt und respektiert, aber nicht gefühlt. Man nimmt sie soweit ernst, daß man ihretwillen verarmt, doch es scheint, daß man das ganze Leben bis zu solchem Grade nach etwas einrichtet, hier nicht das Letzte zu bedeuten. Es könnte ein großer, wenn auch erst negativer Idealismus darin gesehen werden. Das Tun legt diese Österreicher nie ganz auf sein Niveau fest. Es ist nicht an ihre Religiosität zu glauben, nicht an ihre Untertanenkindlichkeit oder ihre Sorgen; sie warten dahinter; sie haben die passive Phantasie unausgefüllter Räume und gestatten eifersüchtig einem Menschen alles, nur nicht den seelisch so präjudizierenden Anspruch

auf den Ernst seiner Arbeit. Wogegen der Deutsche im Verhältnis zu seinen Idealen jenen unerträglich lieben Frauen gleicht, die plitschtreu wie ein nasses Schwimmkleid an ihren Gatten kleben.

Im gegenwärtigen Zustand freilich überwiegt jedenfalls der Mangel an Sinn und sie vertreiben sich die Wartezeit mit Lärmen. Ihre Kraftgebärden sind noch ein Zeichen der Schwäche, während andernorts der Schein von Kraftlosigkeit schon auf einer Stauung von Kraftmassen beruht. So ist der deutsche Parlamentarismus wie ein ackerfroher Gaul, der gegen einen Peitschenschlag protestiert, indem er ernst und sachlich mit dem Schweif über die Stelle hinwischt, und hier gibt es Leidenschaften im öffentlichen Leben, hinter denen man mit nüchternen Eingeweiden gähnt. Man weiß nicht, wovon man sich eigentlich beherrschen läßt; zeitweilig erhebt sich ein Orkan und alle Minister fallen sofort wie geübte Turner, – *aber* der Orkan ist beruhigt und ihre Nachfolger stehen in genau der gleichen Stellung da. Es sind kleine Änderungen gemacht worden, die einen Professional befriedigen mögen, den Außenstehenden aber unverständlich bleiben müssen; dennoch erklären auch sie sich augenblicklich für besänftigt. Es liegt etwas Unheimliches in diesem hartnäckigen Rhythmus ohne Melodie, ohne Worte, ohne Gefühl. Es muß irgendwo in diesem Staat ein Geheimnis stecken, eine Idee. Aber sie ist nicht festzustellen. Es ist nicht die Idee des Staates, nicht die dynastische Idee, nicht die einer kulturellen Symbiose verschiedener Völker (Österreich könnte ein Weltexperiment sein), – wahrscheinlich ist das Ganze wirklich nur Bewegung zufolge Mangels einer treibenden Idee, wie das Torkeln eines Radfahrers, der nicht vorwärts tritt.

Politische Mißstände solcher Art haben stets ihre Gründe in kulturellen. Politik in Österreich hat noch keinen menschlichen Zweck, sondern nur österreichische. Man wird kein Ich durch sie, obwohl man alles andere mit ihrer Hilfe werden kann, und kein Ich vermag sich in ihr zu manifestieren. Das Werkzeug der Sozialdemokratie ist hier noch nicht hart genug und starke andere Gegensätze wie zwischen dem geistigen Drang einiger beunruhigender Menschen, die als herrliches Ungeziefer auf den Abfällen des deutschen Händlerstaats leben, und der mit zwei Beinen in der Bibel, mit zwei Beinen in der Scholle wurzelnden Rechtmäßigkeit der Grundherren sind nicht vorhanden. Die gesellschaftliche Struktur ist bis hoch hinauf ein einheitliches Gemenge von Bürger- und Kavaliertyp. Man ist in natürlichem Zustand fein und herzigesund. Ein Friseurgehilfe, der Damen des Hochadels beim Ondulieren seine Ideale einbekannte, hätte vor nicht langem hier beinahe eine Laufbahn als deutscher Dichter gemacht, wenn er nicht bei einem Rout aus Versehen einen Pelz angezogen hätte, der noch nicht ihm gehörte. Er verkehrte zu jener Zeit bereits in den adeligsten Häusern, las bei Tees seine Dichtungen vor und gewiß hätte die bürgerliche Presse dem beschwingten Haarkalligraphen nicht lange widerstanden. Denn das Feine ist auch ihre Schwäche.

Es gibt nicht den großen ideellen Gegensatz zwischen Bürgertum und Aristokratie. Er hat sich auch anderswo nur erstfach und sehr entstellt ausgedrückt – im Gedankenkreis des Liberalismus – und wird augenblicklich durch den wirtschaftlichen Gegensatz: Proletariat – Besitz verdeckt, obgleich der nur eine Wegschleife auf dem Marsch zu ihm hin ist. Aber inzwischen hat sich in großen Staaten mit Welthandels- und Weltbeziehungshintergrund etwas Neues entwickelt, ein Paradoxon: ein ungeistiger aber rissiger Boden nämlich, in dessen Spalten trotz seiner dürren Ungunst die Kultur nun besser siedelt als je auf leidlich für sie passender Oberfläche. Sie realisiert ihre Zwecke heute nicht mehr durch den Staat wie einstens in Athen oder Rom, sondern bedient sich statt der Vollkommenheit des Ganzen, die doch nicht viele Steigerungen zuließe, seiner Unvollkommenheiten, Lücken und der Kraftlosigkeit jeden einzelnen zu umspannen. Es ist die Auflösung durch die unübersehbare Zahl, was den kulturellen Grundunterschied gegen jede

andere Zeit bildet, das Alleinsein und Anonymwerden des einzelnen in einer immer wachsenden Menge, welches eine neue geistige Verfassung mit sich bringt, deren Konsequenzen noch unberechenbar bleiben. Man kann als deutlichstes Beispiel heute schon unser bißchen ernster Kunst betrachten, deren Unfähigkeit, zugleich gut und vielen gefällig zu sein, tatsächlich eine Erstmaligkeit bedeutet und, weit über die Art des ästhetischen Streits hinaus, wahrscheinlich den Beginn einer neuen Funktion.

Die reale Voraussetzung dieser Kultur bildet aber das Bürgertum. Denn seine Eigenschaft ist es, keine Familien zu erzeugen, die nicht rasch wieder zerfallen, keine Tradition, erblichen Ideale und feste Sittlichkeit, solche Dinge, die als Gehschule nützlich sind, aber Laufende hindern. Es hat die Mission, wegen seiner Geschäfte sich nicht selbst um die Kultur zu kümmern, sondern Pauschalsummen *dafür* auszuwerfen. Es erzeugt keine faszinierenden Menschen, Prototypen, und also auch nicht die immer von ihnen ausgegangene Versuchung, daß ein Idealtyp aus dem engeren und stets gestrigen Bereich des menschlich Wirklichen, statt – mit schrankenloser Phantasie – aus dem der menschlichen Möglichkeiten gebildet werde. Es läßt den Schöpfer außerhalb seiner Leistung einen Unbekannten, der – mehr Gedanke und Gefühl als Mensch – in einem Ideenlaboratorium Seelenformen schafft, ohne wie ein offizieller Fabrikant für deren allgemeine Gebrauchsfähigkeit im gleichen Augenblick schon garantieren zu müssen. Und selbst das Unverständnis, mit dem es seinen Gebilden begegnet, gerät ihnen zum Vorteil, denn die Urteilslosigkeit von heute ist die Vorurteilslosigkeit von morgen.

Dieses Bürgertum gibt es in Österreich nicht; man wird noch immer vom Schicksal nur auf eine persönliche Empfehlung hin zum Österreicher geschaffen und es bleibt schwer, dem Unehre zu machen. Darum schätzt man die Katastrophen, weil sie die Verantwortung auf sich selbst nehmen, und braucht das Unglück, weil es heftige Gestikulationen erzeugt, hinter denen jeder Mensch erlischt und konventionell wird. Man lebt sein politisches Leben wie ein serbisches Heldenepos, weil das Heldentum die unpersönlichste Form des Handelns ist. Die kleine Jeanne aus Domrémy war eine Kuhmagd in Männerhosen, der Büber hat infolge Askese Ungeziefer, der Held ist in der Aktion, im Erlebnis seiner Heldenhaftigkeit, eingeeengt wie ein Tier; seine Kleider kleben von Blut, Schweiß, Staub wie Bretter, er kann nicht baden, sie scheuern ihn wund, sie hängen steif um ihn, der wie ein wahnsinniger Kern in seiner Hülse klappert; sein Gesichtsfeld ist eingeeengt bis auf die fovea centralis, seine Blicke stechen sich an den Gegenständen fest. Not und Held gehören zusammen wie Krankheit und Fieber. Jede Gewaltleistung hat darum etwas Pathologisches an sich, ein eingeschränktes Bewußtsein, einen letzten, progressiven, wirbelhaften Anstieg. Der politische Held in Österreich aber ist die ausgebildete Technik der Bewußtseinsbeschränkung auch ohne Anstieg. Eine üble, in häufiger Krankheit erworbene Unart, die man mit Recht nicht ganz ernst nimmt, aber so lange nicht ablegen wird, als den ganzen Bewußtseinsumfang beanspruchende Inhalte fehlen.

[◀ ]

### Über Robert Musils Bücher

[1913]

Gehirn dieses Dichters: Ich rutschte eilig die fünfte Windung in der Gegend des dritten Hügels hinunter. Die Zeit drängte. Die Großhirnmassen wölbten sich grau und unergründlich wie fremde

Gebirge am Abend. Über die Gegend des verlängerten Marks kam schon Nacht herauf, Edelsteinfarben, Kolibrifarben, leuchtende Blumen, verstreute Wohlgerüche, Laute ohne Zusammenhang. Ich gestand mir, daß ich bald diesen Kopf verlassen müsse, wenn ich mich nicht einer Indiskretion schuldig machen wolle.

So ließ ich mich nur noch einmal nieder, um meine Eindrücke zusammenzufassen. Rechts von mir lag die Stelle der *Verwirrungen des Zöglings Törleß*, sie war schon eingesunken und mit grauer Rinde überwachsen; zu meiner andern Seite hatte ich die kleine, seltsam intarsierte Doppelpyramide der *Vereinigungen*. Eigensinnig kahl in der Linie, glich sie, von einer engen Bilderschrift bedeckt, dem Mal einer unbekanntenen Gottheit, in dem ein unverständliches Volk die Erinnerungszeichen an unverständliche Gefühle zusammengetragen und aufgeschichtet hat. Europäische Kunst ist das nicht, gab ich zu, aber was täte es. –

Ein verspäteter Literaturgeologe gesellte sich da zu mir; es war ein nicht unsympathischer junger Mann der neuen Schule, der – von der Ermüdung des enttäuschten Touristen befallen – das Gesicht mit dem Taschentuch kühlte und ein Gespräch begann. «Unerfreuliche Gegend», meinte er; ich zögerte mit der Antwort. Aber er hatte kaum wieder zu sprechen begonnen, als wir durch einen Schriftstellerkollegen unseres Gastherrn unterbrochen wurden, der sich in Hemdsärmeln krachend neben uns niederwarf. Ich sah nur noch ein glückliches Lächeln in einem faustgestützten Gesicht glänzen, während der Mensch, ein Anblick tintenfrischer Gesundheit und Kraft, unser Gespräch schon dort aufnahm, wo er es gestört hatte. Von Zeit zu Zeit spuckte er dabei vor sich in eine kleine zarte Falte der Musilschen Hirnrinde und verrieb es mit dem Fuße.

«Enttäuscht?!» schrie er uns an, und seine Worte sprangen den Hügel hinunter, «was hatten Sie sich eigentlich erwartet?! Mich konnte es nicht enttäuschen. An dieser Sache da», – er wies mit dem Daumen nach den *Verwirrungen* – «ist ja manches talentvoll. Aber schon da stieg Musil schließlich doch nur in die unmaßgebliche Frage eines Sechzehnjährigen hinab und erwies einer Episode unverständlich viel Ehre, die mit Erwachsenen wenig zu tun hat. In den *Vereinigungen* aber ist die Freude am Verbohren ins Psychologische ...»

Mir war, als müsse ich diesen Einwand schon kennen, vielleicht mochte ich ihn irgendwo gelesen haben; es drängte sich mir eine Antwort von früher her auf und ich unterbrach seine Rede. «Der Sechzehnjährige», meinte ich, «ist eine List. Verhältnismäßig einfaches und darum bildsames Material für die Gestaltung von seelischen Zusammenhängen, die im Erwachsenen durch zuviel andres kompliziert sind, was hier ausgeschaltet bleibt. Ein Zustand hemmungsschwacher Reagibilität. Aber die Darstellung eines Unfertigen, Versuchenden und Versuchten ist natürlich nicht selbst das Problem, sondern bloß Mittel, um das zu gestalten oder anzudeuten, was in diesem Unfertigen unfertig ist. Sie und alle Psychologie in der Kunst ist nur der Wagen, in dem man fährt; wenn Sie von den Absichten dieses Dichters nur die Psychologie sehen, haben Sie also die Landschaft im Wagen gesucht.»

»Oh«, meinte der Literaturgeologe, während er mit seinem Hämmerchen ein Stück Gehirn ausbrach, es auf der Hand zermahlte, ernsthaft anblickte und dann wegblies, «dieser Dichter hat manchmal zu wenig Schilderungskraft.» «Nein», lächelte ich erzürnt, «wenig Schilderungsabsicht!» «Aber, ich bitte Sie», machte der Geologe, «ich kenne so viele Dichter.»

Ich wollte schweigen. Man kann feste Vorurteile, die die Zeit vom Dichten hat, nicht in einem Einzelfall korrigieren. Wenn Musil mit Strenge Bedürfnisse erfüllt, bevor sie noch erweckt sind, soll er selbst damit fertig werden. Aber da hatte ich ein seltsames Erlebnis. Dieses Gehirn, auf dem wir saßen, schien sich für unser Gespräch interessiert zu haben. Ich hörte es plötzlich leise und mit gezackt pulsierenden Vokalen, woran wohl die Leitung durch meine Wirbelsäule Schuld

tragen mußte, mir etwas ins Kreuzbein flüstern. Es strebte mir im Rücken empor und ich mußte es aussprechen. «Es ist», wiederholte ich, solcherart geschoben, «die Realität, die man schildert, stets nur ein Vorwand. Irgendwann mag ja vielleicht das Erzählen einfach eines starken begriffsarmen Menschen reaktives Nocheinmalbetasten guter und schrecklicher Geister von Erlebnissen gewesen sein, unter deren Erinnerung sein Gedächtnis sich noch krümmte, Zauber des Aussprechens, Wiederholens, Besprechens und dadurch Entkräftens. Aber seit dem Beginn des Romans halten wir nun schon bei einem Begriff des Erzählens, der daher kommt. Und die Entwicklung will, daß die Schilderung der Realität endlich zum dienenden Mittel des *begriffsstarken* Menschen werde, mit dessen Hilfe er sich an Gefühlserkenntnisse und Denkerschütterungen heranschleicht, die allgemein und in Begriffen nicht, sondern nur im Flimmern des Einzelfalls vielleicht: die nicht mit dem vollen rationalen und bürgerlich geschäftsfähigen Menschen, sondern mit weniger konsolidierten, aber darüber hinausragenden Teilen zu erfassen sind. Ich behaupte, daß Musil solche erfaßt – und nicht bloß andeutet oder ahnt – aber man muß wissen, was eine Dichtung soll, bevor man sich darüber streitet, ob gut gedichtet werde.» «Gut», flüsterte das Gehirn, «gut.»

Aber der Geologe hatte die Antwort bereit. «Nicht die Spekulation, sondern die Lebendigkeit ist die entscheidende Eigenschaft des Dichters. Denken Sie bloß an unsre wirklich großen Erzähler. Sie schildern. Einzig eine kunstvolle Optik formt die Antwort; die Meinung, das Denken des Künstlers drängt sich nirgends zwischen das Geschehen selbst, liegt sozusagen nicht in der Bildebene, sondern wird bloß als deren perspektivischer Fluchtpunkt fühlbar». Das Gehirn unter mir brummte, daß die Lebendigkeit, in Ehren, schließlich doch nur ein Mittel und nicht der Zweck der Kunst sei. «Man kann», entäußerte ich das weiter, «einmal das Bedürfnis haben, mehr und Genaueres zu sagen, als mit solchen Mitteln möglich ist. Dann formt man ein neues. Kunst ist ein Mittleres zwischen Begrifflichkeit und Konkretheit. Gewöhnlich erzählt man in Handlungen und die Bedeutungen liegen neblig am Horizont. Oder sie liegen klar, dann waren sie schon mehr als halb bekannt. Kann man da nicht versuchen, ungeduldig einmal mehr den sachlichen Zusammenhang der Gefühle und Gedanken, um die es sich handelt, auszubreiten und nur das, was sich nicht mehr mit Worten allein sagen läßt, durch jenen vibrierenden Dunst fremder Leiber anzudeuten, der über einer Handlung lagert? Ich meine, man hat damit bloß das Verhältnis einer technischen Mischung verkehrt und man müßte das ansehen wie ein Ingenieur. Sie aber, der Sie das Spekulation nennen, überschätzen die Schwierigkeit des Menschenschilderns, – ein paar Fleckchen genügen, je bekanntere, desto besser. Jene Dichter, die auf die komplette Lebendigkeit ihrer Gestalten so großen Wert legen, gleichen jenem etwas umständlichen lieben Gott der Theologen, der den Menschen einen freien Willen verleiht, damit sie ihm den seinen tun. Denn die Personen im Buche werden ja doch nur geschaffen, um Gefühle, Gedanken und andere menschliche Werte in sie hineinzulegen, die man mit der Handlung wieder aus ihnen herauszieht.»

Hier aber entglitt mir das Wort und ging an den gesunden Schriftstellerkollegen über. «Mag dem sein, wie es will», entschied er, «es ist Theorie, und eine solche theoretisch ausgeklügelte Technik mag zu dem Wesen dieses Schriftstellers passen. Praktisch bestehen bleibt, was ich schon vorhin sagte, daß diese Bücher mit den wahrhaften Kräften unserer Zeit einfach nicht das geringste zu tun haben. Sie wenden sich an einen kleinen Kreis von Hypersensiblen, die keine Realitätsgefühle mehr – nicht einmal perverse – haben, sondern nur literarische Vorstellungen davon. Es handelt sich um eine künstlich ernährte Kunst, die aus Schwäche dürr und dunkel wird und das als Präntention ausspielt. Jawohl», brüllte er plötzlich, als müsse er einem Gedanken besonderen Respekt erweisen, obwohl wir beide warteten bis er fertig sei, «das zwanzigste Jahrhundert donnert geradezu von Geschehen und dieser Mensch weiß nichts Entscheidendes

über die Erscheinungen des Lebens noch über das Leben der Erscheinungen zu berichten! Bloße Mutmaßlichkeit ist die Seele seiner Poesie.» Und er spannte den Bizeps.

Den Augenblick dieser Nebenbeschäftigung benutzte der Geologe, um mit Erfolg nach dem Wort zu haschen. «Was ist denn der Inhalt seiner letzten Erzählungen?» fragte er überzeugend. «Keiner», antwortete gestillt glücklich der Literat. «Was ereignet sich?» «Nichts!» lächelte der Schriftsteller, mit dem Ausdruck des Wozu-viele-Worte-Machens. «Diese eine Frau wird ihrem Mann untreu, aus irgendeinem konstruierten Einfall heraus, daß dies die Vollendung ihrer Liebe bedeuten müsse, und jene andre schwankt neuropathisch zwischen einem Mann, einem Priester und der Erinnerung an einen Hund, der ihr bald wie der eine, bald wie der andre erscheint. Was geschieht, ist darin schon von Anfang an beschlossen und ist widerwärtig und unbedeutend, ein intellektuelles und Gefühlsgestrüpp, in dem selbst die Personen der Handlung nicht vorwärts kommen.» «Er hat eben über das Leben selbst keine Einfälle mehr», schloß bis zum Wohlwollen beruhigt der Kollege.

Ich glaubte jetzt schweigen zu müssen. Auch Robert Mayers Abhandlung über die Energie war den Fachgenossen ausgeklügelt und inhaltslos erschienen. Da erneute sich mir aber verstärkt das frühere Erlebnis. Einzelne Worte und kurze Sätze kamen ziemlich heftig zu mir herauf, längere Einflüsterungen bloß waren wie von einer sanften, zähen Masse bedeckt, manchmal unterbrochen und kamen erst an einer späteren Stelle unvermittelt wieder durch. «Lassen Sie ihnen keine Ruhe», bat es zackig, «es handelt sich nicht um meine Bücher, die vorläufig sein mögen, sondern darum, einer größeren Ungenügsamkeit in menschlichen Angelegenheiten den Weg zu bahnen und das Erzählen vom Kinderfrauenberuf zu emanzipieren!» Ich folgte. Ich hatte ein Gefühl, als sei mein Gehirn verdoppelt und während sein eines Exemplar langsam hinter dem musc.[ulus] longissimus dorsi auf und ab schwebe, schwimme das andere geschwächt und schattenhaft wie der Mond in meinem Schädel. Bisweilen näherten sie sich einander und schienen zu verfließen. Dann verlor ich meinen Körper in einem seltsamen Mittegefühl von Ich und Fremdheit. Ich sprach und die Worte kamen pelzig wie ungereifte Früchte aus mir heraus und schienen erst, wie ihr letzter Buchstabe mich passiert hatte, in der fremden Atmosphäre zu dem zu werden, was sie sagten.

«Die Frage», begann ich langsam, «ob ein Kunstwerk aus Schwäche seines Urhebers dunkel ist oder aus Schwäche des Lesers diesem dunkel erscheint, ließe sich erproben. Man müßte die geistigen Elemente, aus denen es sich aufbaut, einzeln herauslösen. Die entscheidenden dieser Elemente sind – trotz eines bequemen Vorurteils der Dichter – Gedanken.» Der Kollege fuhr auf. «Gewiß, sie sind niemals rein als solche darzustellen», gelang mir noch zuvorzukommen, «ich rede keinem Rationalismus das Wort und weiß, daß Kunstwerke nie restlos in angebbare Bedeutungen aufzulösen sind, sondern, wenn man ihren Inhalt beschreibt, geschieht dies wieder nur durch neue Verbindungen des Rationalen mit Arten des Sagens, mit Vorstellungen der Situation und anderen irrationalen Momenten. Aber schließlich heißt Dichten doch erst, über das Leben nachdenken, und dann, es darstellen. Und den menschlichen Inhalt eines Kunstwerks verstehn, heißt, nicht nur dem eklatanten Ideengehalt, sondern auch den absoluten und undefinierbar runden Einfällen der Diktion, dem Schimmer der Gestalten, dem Schweigen und allen Unwiedergeblichkeiten das unendlich gebrochene Vieleck einer Gefühls- und Gedankenkette einzeichnen. Dieser asymptotische Abbau, durch den allein wir die seelischen Kraftstoffe dauernd unserm Geist assimilieren, ist der menschliche Zweck des Kunstwerks, seine Möglichkeit dessen Kriterium. Gelingt dies hier, käme man zu einem Ergebnis, das Sie aber schon vorweggenommen haben, nämlich, daß es nicht Kraftlosigkeit der Synthese ist, was Sie angreifen, sondern daß Sie schon vor deren Beurteilung die einzelnen Gefühle und Gedanken

nicht verstehen können, für deren Zusammenfließen zu Schicksalen hier Aufwand getrieben wird.»

Der Schriftsteller schwieg höhnisch und ich fuhr fort: «Starke bloße Gefühlserlebnisse sind fast so unpersönlich wie Empfindungen; das Gefühl an und für sich ist an Qualitäten arm und erst der es erlebt, bringt die Eigenheiten hinein. Die paar Unterschiede, die es in der Art und im Ablauf der Gefühle gibt, sind unbedeutend; was der Dichter an großen Gefühlen schafft, ist ein Ineinandergreifen von Gefühl und Verstand. Es ist das ursprüngliche Erlebnis, innerlich zum Mittel zwischen mehreren andern gemacht; ist das Gefühl, seine intellektuell-emotionale Nachbarschaft und die Verbindungswege. Durch kein anderes Mittel ist das Gefühl des Franz von Assisi – das polypenartige, verzackte, mit tausend Saugnäpfen gewaltig das Weltbild verdrehende, oh meine Brüder ihr Vögelein! – von dem eines verzückten kleinen Pfarrers zu unterscheiden und die letzte Wehmut, an und für sich betrachtet, um den Entschluß Heinrich von Kleists herum ist keine andre als die eines anonymen Selbstmörders.

Hält man sich hierin klar, so verfällt man nicht der Legende von den angeblich großen Gefühlen im Leben, welchen Quell der Erzähler nur zu finden und seine Töpfchen darunter zu stellen hat. Die aber beherrscht unsere Kunst. Man kann sagen, daß dort, wo die Entscheidung zu suchen wäre, in unserer Dichtung immer nur eine Hypothese zu finden ist. Wo uns ein Mensch erschüttert und beeinflusst, geschieht es dadurch, daß sich uns die Gedankengruppen eröffnen, unter denen er seine Erlebnisse zusammenfaßt, und die Gefühle, wie sie in dieser komplizierten wechselwirkenden Synthese eine überraschende Bedeutung gewinnen. Die gälte es darzustellen, wenn es heißt, einen Menschen, mag er gut oder verwerflich sein, zu einem Gewinn für uns zu gestalten. Aber statt ihrer findet man stets nur die naive Voraussetzung ihres Vorhandenseins und erst um diese Annahme herum, die wie ein Hohlgerüst in den Menschen steckenbleibt, wird die Durcharbeitung begonnen. Man schildert, wie man glaubt, daß sich jetzt solche Menschen innerlich und äußerlich im Ablauf der Handlung benehmen werden; wobei dieses psychologische Innerliche im Vergleich mit jener zentralen Persönlichkeitsarbeit, die erst hinter allen Oberflächen von Schmerz, Verworrenheit, Schwäche, Leidenschaft – oft später – beginnt, eigentlich nur ein zweiter Grad von außen ist. Man gibt damit – und das gilt eben von der seelischen Schilderung so sehr wie von der der Handlungen – nur die Konsequenzen dessen, was an Menschen das Wesentliche ist, nicht aber dieses selbst; es bleibt undeterminiert wie alles, wo bloß aus Folgen auf Ursachen geschlossen werden muß. Diese Kunst kommt weder an den Kern der Persönlichkeit, noch an einen wohl gemessenen Eindruck von ihren Schicksalen heran. Sie, die so großen Wert darauf legt, hat strenggenommen keine Handlung, noch seelische Stringenz und steht, als Ganzes betrachtet, unerschöpflich in neuen Wendungen still.»

Ich wachte auf. Die Gefährten schliefen. Das Gehirn unter mir gähnte. «Nehmen Sie es mir nicht übel», flüsterte es in der Tiefe, «aber ich kann die Augen nicht mehr offen halten.» Bei diesen Worten schrie ich, um die andern aufzurütteln: «In den *Vereinigungen* sind Schicksale vom Zentralen aus gestaltet. Daß aber zielbewußte Dichtung das Aktuelle nicht wählt, ist, – müssen Sie einsehen – nicht eine Eigenheit der Kunst, sondern eine des Aktuellen, das ja nie aktuell geworden wäre, wenn es nicht schon mit vorkünstlerischen Mitteln ergriffen werden und ergreifen könnte. Das Mutmaßliche ist das Mutmaß –» Aber ich sah die Gefährten nicht mehr und sprach unheimlich ins Leere. Der begonnene Satz glitt kalt und vor der Dunkelheit schauernd in meine Kehle zurück. Ich traf hastig einige nötige Anstalten und sauste, von der Stille gehetzt, die nächste Spalte hinunter. An den Fasern des Optikus fing ich mich wieder, glitt an ihnen entlang, ließ los, glitschte, wie gehofft, schlüpfend unter der Sklera durch, bekam im gleichen Augenblick reichlich Luft und ging, hygroskopisch zu meiner vollen Menschlichkeit



angeschwollen, befriedigt, wenn auch ein wenig benommen und nachdenklich nach Hause.

[ < ]

### Moralische Fruchtbarkeit

*[Februar/März 1913]*

Der Egoismus ist eine Fiktion der Moraltheoretiker; nur sein eigenes Wohl zu wollen, ist für das Gefühl durchaus keine bloß persönliche Angelegenheit. Rein egoistisch wäre nur die völlige Gefühlstaubheit, ein Automatismus ohne begleitendes Bewußtsein, der Kurzschluß zwischen sensoriellem Reiz und Willen ohne Zwischenschaltung eines Weltgefühls. Der Wüstling, der bedeutende Verbrecher, der Eisige sind durchaus auch Spielarten des Altruismus, wie man etwa den Don Juanismus als eine Form der Liebe schon erkannt hat.

Man hat nachgewiesen, daß sich jede altruistische Regung auf Akte der Selbstsucht zurückführen läßt; man hätte ebenso gut nachweisen können, daß in jeder egoistischen Handlung altruistische Antriebe versteckt sind, ohne die sie nicht denkbar wäre. Beide Ableitungen sind, so extrem unternommen, gleichermaßen drollig; Begriffswürde im Wackeltopf, ein unfreiwilliges Gedankenspiel, weil der Gefühlsboden darunter schwankt.

Was als Tatsache auftaucht, wenn man Beispiele des Egoismus untersucht, ist stets ein gefühlhaftes Verhältnis zur Mitwelt, eine Beziehung zwischen Ich und Du, die an beiden Enden schwer ist. Ebenso wenig hat es aber je einen reinen Altruismus gegeben. Es hat nur Menschen gegeben, die den andern nützen mußten, weil sie sie liebten, und solche, die sie schädigen mußten, weil sie sie liebten und das nicht anders ausdrücken konnten. Oder beides taten, weil sie haßten. Aber auch Haß und Liebe sind nur täuschende Erscheinungsweisen, zufällige Vorzeichen der einen, in manchen Menschen drängenden Kraft, die man bloß als moralische Aggressivität bezeichnen kann, als den geradezu phantastischen Zwang, in irgendeiner vehementen Weise auf die Mitmenschen zu reagieren, sich in sie zu verströmen, oder sie zu vernichten, oder irgendwelche an inneren Erfindungen reiche Konstellationen zu ihnen zu schaffen. Der Altruismus wie der Egoismus sind Ausdrucksmöglichkeiten dieser moralischen Phantastik, aber sie sind zusammen nicht mehr als zwei von deren nie gezählten Formen.

Auch das Böse ist nicht der Gegensatz des Guten oder seine Abwesenheit, sondern sie sind parallele Erscheinungen. Sie sind keine grundlegenden oder gar letzten moralischen Gegensätze, wie man immer voraussetzte, wahrscheinlich überhaupt keine für die Moraltheorie besonders bedeutsamen Begriffe, sondern praktische und unreine Zusammenfassungen. Die diametrale Gegeneinandersetzung entspricht einem früheren Denzustand, der von der Dichotomie alles erhoffte, und ist wenig wissenschaftlich. Was allen diesen moralischen Zweiteilungen den Schein von Wichtigkeit verleiht, ist die Verwechslung mit: bekämpfenswert und unterstützenswert. Tatsächlich enthält dieser echte Gegensatz, der in alle Probleme mit eingeht, eine wichtige Komponente der Moral und jede Theorie wäre schlecht, die an ihm irgend etwas abschleifen und vermitteln wollte. Daß alles verstehen alles verzeihen heiße, ist aber keine größere Verwechslung, wie daß die Entscheidung über Verzeihbarkeit oder Unverzeihbarkeit eines moralischen Phänomens seine Bedeutung erschöpfe. Es kreuzt sich hier zweierlei, das durchaus auseinandergehalten werden muß. Was man bekämpfen oder unterstützen soll, ist durch

praktische Überlegungen und faktische Verhältnisse bestimmt und, wenn man historischen Zufälligkeiten den nötigen Spielraum läßt, vollkommen zu erklären. Daß ich einen Dieb strafe, bedarf keiner letzten, sondern nur gegenwärtiger Gründe, um es zu rechtfertigen. Aber es enthält nicht die Spur von moralischer Kontemplation und Phantasie. Wenn dagegen jemand im Augenblick, wo er strafen will, sich gelähmt fühlt, sein Recht, irgendeinen anderen Menschen anzurühren, plötzlich zerfallen sieht, Buße zu tun beginnt oder sich in Kneipen totschlemmt, so hat, was ihn anrührt, nichts mehr mit gut oder böse zu tun und er befindet sich doch in einem Zustand vehementester moralischer Reaktion.

Wie sehr Moral im Grunde als etwas Abenteuerliches und Erlebnishaftes empfunden wird, beweist, daß selbst ihre Theoretiker das sichere Festland des Utilitarismus verlassen und oft versucht haben, das «Du sollst!» zu einem eigenartigen Erlebnis hinaufzusteigern, um das Gefühl – als Pflicht groß wie ein Fremder verumumt – von außen anpochen zu lassen. Der kategorische Imperativ und was seit ihm als spezifisch moralisches Erlebnis gilt, ist im Grunde nichts als eine bärbeißig würdige Intrige, wieder zu Gefühl zu kommen. Aber was dabei in den Vordergrund gerückt wird, ist etwas völlig Sekundäres und Unselbständiges, das moralische Gesetze voraussetzt, statt sie zu schaffen; ein Hilfserlebnis und bei weitem nicht das zentrale Erlebnis der Moral.

Von allen moralischen Sätzen, die je ausgesprochen wurden, hat die stärkste altruistische Atmosphäre nicht das Liebe deinen Nächsten wie dich selbst oder das Tue Gutes, sondern der Satz, daß Tugend lehrbar sei. Denn tatsächlich braucht jede rationale Betätigung den anderen Menschen und wächst nur durch den Austausch gemeinsamer Erfahrungen. Die Moral beginnt aber eigentlich erst in der Einsamkeit, die jeden von jedem trennt. Das Nichtmitteilbare, die Eingeschlossenheit in sich ist das, weswegen die Menschen gut und böse brauchen. Gut und Böse, Pflicht oder Pflichtverletzung sind Formen, in denen das Individuum ein Gefühlsgleichgewicht zwischen sich und der Welt herstellt. Das Wichtige ist aber, nicht nur die Typik dieser Formen festzustellen, sondern vielmehr den Druck, der sie schafft, oder die Bedrücktheit, auf der sie ruhen, zu erfassen, die unendlich verschieden sind. Die Tat ist eine Stammelsprache dafür, ob es sich um einen Helden, einen Heiligen oder einen Verbrecher handelt. Noch der Lustmörder ist in irgendeinem Winkel voll innerer Verletztheiten und heimlicher Werbungen, irgendwo tut ihm die Welt unrecht wie einem Kind und er hat nicht die Fähigkeit, es anders auszudrücken als so, wie es ihm nun schon einmal gelingt. Es gibt im Verbrecher eine Widerstandslosigkeit und einen Widerstand gegen die Welt und es gibt diese beiden in jedem Menschen, der ein starkes moralisches Schicksal hat. Bevor man einen solchen – und sei er der Schändlichste – vernichtet, sollte man, was Widerstand in ihm war und durch das andere erniedrigt wurde, aufnehmen und bewahren. Und niemand schadet der Moral mehr als jene Gut- und böse-Wichte, die in flauem Entsetzen über die Form einer Erscheinung ihre Berührung ablehnen.

[ < ]

### **Der mathematische Mensch**

[1913]

Eine der vielen Unsinnigkeiten, die aus Unkenntnis ihres Wesens über die Mathematik umlaufen,

ist, daß man bedeutende Feldherrn Mathematiker des Schlachtfelds nennt. In Wahrheit darf deren logisches Kalkül nicht über die sichere Einfachheit der vier Spezies hinausreichen, wenn es nicht eine Katastrophe verschulden soll. Die plötzliche Notwendigkeit eines Schlußprozesses, der auch nur so mäßig umständlich und uneinsichtig wäre wie das Auflösen einer einfachen Differentialgleichung, würde inzwischen Tausende hilflos ihrem Tod überlassen.

Das spricht nicht gegen das Feldherrnningenum, wohl aber für die eigentümliche Natur der Mathematik. Man sagt, sie sei eine äußerste Ökonomie des Denkens, und das ist auch richtig. Aber das Denken selbst ist eine weitläufige und unsichere Sache. Es ist – mag es auch als einfache biologische Sparsamkeit begonnen haben – längst eine komplizierte Leidenschaft des Sparens geworden, der es auf Verschleppung des Nutzens so wenig ankommt wie dem Geizhals auf seine bis zum Widerspruch wollüstig hingezögerte Armut.

Einen Prozeß, mit dem man überhaupt nie fertig werden könnte, wie das Zusammenzählen einer unendlichen Reihe, ermöglicht die Mathematik unter günstigen Umständen in wenigen Augenblicken zu vollziehen. Bis zu komplizierten Logarithmenrechnungen, ja selbst Integrationen macht sie es überhaupt schon mit der Maschine; die Arbeit des Heutigen beschränkt sich auf das Einstellen der Ziffern seiner Frage und auf das Drehen an einer Kurbel oder ähnliches. Der Amtsdienner einer Lehrkanzel kann damit Probleme aus der Welt schaffen, zu deren Auflösung sein Professor noch vor zweihundert Jahren zu den Herren Newton in London oder Leibniz in Hannover hätte reisen müssen. Und auch in der natürlich tausendmal größeren Zahl der nicht schon maschinell lösbaren Aufgaben kann man die Mathematik eine geistige Idealapparatur nennen, mit dem Zweck und Erfolg, alle überhaupt möglichen Fälle prinzipiell vorzudenken.

Das ist Triumph der geistigen Organisation. Das ist die alte geistige Landstraße mit Wettergefahr und Räuberunsicherheit ersetzt durch Schlafwagenlinien. Das ist erkenntnis-theoretisch betrachtet Ökonomie.

Man hat sich gefragt, wie viele von diesen möglichen Fällen auch wirklich benutzt werden. Man hat bedacht, wie viele Menschenleben, Geld, Schöpfungsstunden, Ehrgeize in der Geschichte dieses ungeheuren Sparsystems verbraucht sind, heute noch investiert werden, allein schon nötig sind, damit man das bisher Erworbene nicht wieder vergißt: und hat versucht das an dem Nutzbrauch zu messen, der davon gemacht wird. Aber auch da erweist sich dieser schwere und gewiß umständliche Apparat noch als ökonomisch, ja streng genommen als vergleichslos. Denn unsere ganze Zivilisation ist durch seine Hilfe entstanden, wir kennen kein andres Mittel; die Bedürfnisse, denen es dient, werden dadurch völlig befriedigt und seine leerlaufende Abundanz ist von der unkritisierbaren Art einmaliger Tatsachen.

Nur wenn man nicht auf den Nutzen nach außen sieht, sondern in der Mathematik selbst auf das Verhältnis der unbenutzten Teile, bemerkt man das andere und eigentliche Gesicht dieser Wissenschaft. Es ist nicht zweckbedacht, sondern unökonomisch und leidenschaftlich. – Der gewöhnliche Mensch braucht von ihr nicht viel mehr als er in der Elementarschule lernt; der Ingenieur nur so viel, daß er sich in den Formelsammlungen eines technischen Taschenbuches zurechtfindet, was nicht viel ist; selbst der Physiker arbeitet gewöhnlich mit wenig differenzierten mathematischen Mitteln. Brauchen sie es einmal anders, so sind sie zumeist auf sich selbst angewiesen, weil den Mathematiker solche Adaptierungsarbeiten wenig interessieren. So kommt es, daß Spezialisten für manche praktisch wichtigen Teile der Mathematik Nichtmathematiker sind. Daneben aber liegen unermeßliche Gebiete, die nur für den Mathematiker da sind: ein ungeheures Nervengeflecht hat sich um die Ausgangspunkte einiger weniger Muskeln

angesammelt. Irgendwo innen arbeitet der einzelne Mathematiker und seine Fenster gehen nicht nach außen, sondern auf die Nachbarräume. Er ist Spezialist, denn kein Genie ist mehr imstande, das Ganze zu beherrschen. Er glaubt, daß das, was er treibt, irgendwann wohl auch einen praktisch liquidierbaren Nutzen abwerfen wird, aber nicht der spornt ihn; er dient der Wahrheit, das heißt seinem Schicksal und nicht dessen Zweck. Mag der Effekt tausendmal Ökonomie sein, immanent ist das ein Allesdahingeben und Passion.

Die Mathematik ist Tapferkeitsluxus der reinen Ratio, einer der wenigen, die es heute gibt. Auch manche Philologen treiben Dinge, deren Nutzen sie wohl selbst nicht einsehen, und die Briefmarken- und Krawattensammler noch mehr. Aber das sind harmlose Launen, die sich fern von den ernstesten Angelegenheiten unseres Lebens abspielen, während die Mathematik gerade dort einige der amüsantesten und schärfsten Abenteuer der menschlichen Existenz umschließt. Ein kleines Beispiel hierfür sei angefügt: Man kann sagen, daß wir praktisch völlig von den – ihr selbst gleichgültiger gewordenen – Ergebnissen dieser Wissenschaft leben. Wir backen unser Brot, bauen unsre Häuser und treiben unsre Fuhrwerke durch sie. Mit der Ausnahme der paar von Hand gefertigten Möbel, Kleider, Schuhe und der Kinder erhalten wir alles unter Einschaltung mathematischer Berechnungen. Dieses ganze Dasein, das um uns läuft, rennt, steht, ist nicht nur für seine Einsehbarkeit von der Mathematik abhängig, sondern ist effektiv durch sie entstanden, ruht in seiner so und so bestimmten Existenz auf ihr. Denn die Pioniere der Mathematik hatten sich von gewissen Grundlagen brauchbare Vorstellungen gemacht, aus denen sich Schlüsse, Rechnungsarten, Resultate ergaben, deren bemächtigten sich die Physiker, um neue Ergebnisse zu erhalten, und endlich kamen die Techniker, nahmen oft bloß die Resultate, setzten neue Rechnungen darauf und es entstanden die Maschinen. Und plötzlich, nachdem alles in schönste Existenz gebracht war, kamen die Mathematiker – jene, die ganz innen herumgrübeln – darauf, daß etwas in den Grundlagen der ganzen Sache absolut nicht in Ordnung zu bringen sei; tatsächlich, sie sahen zuunterst nach und fanden, daß das ganze Gebäude in der Luft stehe. Aber die Maschinen liefen! Man muß daraufhin annehmen, daß unser Dasein bleicher Spuk ist; wir leben es, aber eigentlich nur auf Grund eines Irrtums, ohne den es nicht entstanden wäre. Es gibt heute keine zweite Möglichkeit so phantastischen Gefühls wie die des Mathematikers.

Diesen intellektuellen Skandal trägt der Mathematiker in vorbildlicher Weise, das heißt mit Zuversicht und Stolz auf die verteuflte Gefährlichkeit seines Verstandes. Ich könnte noch andre Beispiele anreihen, wo etwa die mathematischen Physiker mit einemmal wild darauf aus waren, das Vorhandensein des Raums oder der Zeit zu leugnen. Aber nicht so träumelig von weitem, wie das die Philosophen zuweilen auch tun – was jedermann dann sofort mit ihrem Beruf entschuldigt –, sondern mit Gründen, die ganz plötzlich mit der Präsenz eines Automobils vor einem auftauchen und schrecklich glaubwürdig waren. Aber es ist genug, um zu sehen, was für Burschen das sind.

Wir andern haben nach der Aufklärungszeit den Mut sinken lassen. Ein kleines Mißlingen genügte, uns vom Verstand abzubringen, und wir gestatten jedem öden Schwärmer, das Wollen eines d'Alembert oder Diderot eitlen Rationalismus zu schelten. Wir plärren für das Gefühl gegen den Intellekt und vergessen, daß Gefühl ohne diesen – abgesehen von Ausnahmefällen – eine Sache so dick wie ein Mops ist. Wir haben damit unsre Dichtkunst schon so weit ruiniert, daß man nach je zwei hintereinander gelesenen deutschen Romanen ein Integral auflösen muß, um abzumagern.

Man wende nicht ein, daß Mathematiker außerhalb ihres Fachs banale oder blöde Köpfe sind, ja daß sie selbst ihre Logik im Stich läßt. Dort ist es nicht ihre Sache und sie tun auf ihrem Gebiet das, was wir auf unsrem tun sollten. Darin besteht die beträchtliche Lehre und Vorbildlichkeit

ihrer Existenz; eine Analogie sind sie für den geistigen Menschen, der kommen wird.

Wenn durch den Spaß, der hier aus ihrem Wesen angerichtet wurde, ein wenig dieser Ernst schaut, mögen die folgenden Schlußsätze nicht als unvermittelt empfunden werden: Man greint, daß unsrer Zeit die Kultur fehle. Das heißt vielerlei, aber im Grunde war Kultur immer eine Einheitlichkeit entweder durch Religion oder durch gesellschaftliche Form oder durch Kunst. Für gesellschaftliche Form sind wir zu viele. Für Religion sind wir auch zu viele, was hier nur ausgesprochen und nicht bewiesen werden soll. Und was die Kunst betrifft: wir sind die erste Zeit, die ihre Dichter nicht lieben kann. Trotzdem sind in dieser Zeit nicht nur geistige Energien aktuell, wie sie noch nie da waren, sondern auch eine Gleichgestimmtheit und Einheitlichkeit des Geistes wie noch nie. Es ist töricht, zu behaupten, daß das alles um ein bloßes Wissen gehe, denn das Ziel ist längst schon das Denken. Mit seinen Ansprüchen auf Tiefe, Kühnheit und Neuheit beschränkt es sich vorläufig noch auf das ausschließlich Rationale und Wissenschaftliche. Aber dieser Verstand frißt um sich und sobald er das Gefühl erfaßt, wird er Geist. Diesen Schritt zu tun, ist Sache der Dichter. Sie haben für ihn nicht irgendeine Methode zu lernen – Psychologie, um Gotteswillen, oder so – sondern nur Ansprüche. Aber sie stehen ihrer Situation hilflos gegenüber und trösten sich mit Lästerungen. Und wenn die Zeitgenossen ihr Denkniveau auch nicht selbst aufs Menschliche übertragen können, fühlen sie doch, was dort unter ihrem Niveau ist.

[ < ]

### Analyse und Synthese

[15. November 1913]

Nachdenkende Menschen sind immer analytisch. Dichter sind analytisch. Denn jedes Gleichnis ist eine ungewollte Analyse. Und man versteht eine Erscheinung, indem man erkennt, wie sie entsteht oder wie sie zusammengesetzt ist, verwandt, verbindbar mit andren ist. Man kann natürlich ebensogut sagen, jedes Gleichnis ist eine Synthese, jedes Verstehen ist eine. Natürlich; es sind zwei Hälften der gleichen Handlung. Trotzdem gibt es heute viele Literaten, die auf die Analyse erboht sind und sich mit der Synthese schmeicheln. Ihr Scheinrecht ist dieses: Bei fortgesetzter Ausübung von Partialanalysen oder -synthesen (das ist bei fortgesetztem Denken) wird schließlich alles mit allem verwandt, aus allem ableitbar, das Geschehen zerfällt in Ähnlichkeiten und schrankenlose Kombinationsmöglichkeiten. Es entspricht das zwar durchaus der Wahrheit (und kommt von der historischen Zufälligkeit, der wir die Art unseres inneren Seins, dessen Gruppierungen durch Werte u. s. w. verdanken), aber wird öde, wenn es als Spiel, ohne starke Leidenschaft und ohne sehr viel Talent gehandhabt wird. Dann zetern die Andern über die «bloße» Analyse, die «bloße» Psychologie (obwohl es sich nirgends um Psychologie handelt, eher um ethische Experimente), die mangelnde Verankerung in Wertgefühlen, den unfruchtbaren Rationalismus (obzwar es sich um gar kein rationales, sondern um ein emotio-rationales und senti-mentales Denken handelt) und dergleichen. – Ihr Irrtum ist, daß sie die der ihnen naturgemäß ebenbürtige Talentlosigkeit des Durchschnittsvertreters mit der Sache verwechseln. Sie wissen richtig, daß ein Vertrautsein mit inneren Möglichkeiten noch keine Wirklichkeit ergibt, aber ihr Entsetzen übersieht, daß es zu dieser eines Schrittes vorwärts und nicht rückwärts bedarf. Sie wissen, daß ein Mensch, um suggestives Vorbild zu sein oder ein

Kunstwerk zu schaffen, noch andere Eigenschaften braucht als Denken und moralische Phantasie, aber sie vergessen, daß man ihm diese hinzuwünschen und nicht das Denken ihm ausreden muß. Die infinitesimale verstehende Auflockerung des Menschen ist gewiß nicht der Neue Mensch, aber sie ist trotzdem die einzige Situation für jeden, der die Gabe hat, neue Menschen zu erzeugen. Man sei gegen nichts so mißtrauisch wie gegen alle Wünsche nach Entkomplizierung der Literatur und des Lebens, nach homerischer oder nach religiöser Stimmung, nach Einheitlichkeit und Ganzheit.

[ < ]

**Politisches Bekenntnis eines jungen Mannes**  
**Ein Fragment**

*[November 1913]*

Ich erinnere ein Wort Goethes, das mich vor Jahren absonderlich ergriffen hat. Es sagt: man könne nur über solche Fragen schreiben, von denen man nicht zuviel wüßte. – Das tiefe Glück und Unglück dieses Geständnisses werden nicht viele Menschen verstehn. Es spricht eine schlichte seelische Tatsache aus: Daß die Phantasie nur in der Dämmerung arbeitet. Es gibt ein Denken, das Wahrheit schafft; klar wie eine Nähmaschine setzt es Stich neben Stich. Und es gibt ein Denken, das glücklich macht. Das ungeduldig in dich hineinfährt, so daß deine Beine zittern; das in Flug und Sturm Erkenntnisse vor dir auftürmt, an die zu glauben dein Seelenleben in den nächsten Jahren ausfüllen wird, und: von denen du doch nie wissen wirst, ob sie richtig sind. Seien wir ehrlich: es reißt dich plötzlich einen Berg hinauf, von wo du deine innere Zukunft mit seliger Weite und Gewißheit siehst wie – seien wir ehrlich, wie ein zirkulär Irrer, ein Manisch-Depressiver im Vorstadium der Manie. Du schreist nicht und du machst keinen Unsinn, aber du denkst locker und gigantisch wie mit Wolken, während das gesunde Denken Fug auf Fug wie in Ziegelsteinen denkt und wie äußerstes Bedürfnis hat, jeden einzelnen Griff immer wieder an den Tatsachen zu prüfen. Es verarmt dich, Einzelnen, indem es dich nicht über die Antworten auf ein paar Fragen hinausläßt, von denen deine Seele selbstverständlich nicht leben kann. Es macht dich unfruchtbar. Aber du mußt dein Denken von Zeit zu Zeit immer wieder auf dieses zurückschrauben, muß es daran prüfen, muß es ihm unterwerfen, darfst dich nie zuweit davon entfernen, wenn du nicht ins Maßlose und das ist zugleich ins Bedeutungslose geraten willst. Wer nicht mit einer heimlichen Scham und doch mit brennendem Entschluß die Wissenschaft meidet, versteht Goethes Geständnis nicht. Möge es entschuldigen, was ich in diesen Wochen niederzuschreiben versuchen werde.

Ich habe mich nie früher für Politik interessiert. Der politisierende Mensch, Abgeordneter oder Minister, erschien mir wie ein Diensthote in meinem Haus, der für die gleichgültigen Dinge des Lebens zu sorgen hat; daß der Staub nicht zu hoch liegt und daß das Essen zur Zeit fertig sei. Er erfüllt seine Pflicht natürlich so schlecht wie alle Diensthoten, aber solange es angeht, mischt man sich nicht ein. Las ich zuweilen das Programm einer politischen Partei oder die Reden des Parlaments, so wurde ich in der Ansicht nur bestärkt, daß es sich hier um eine ganz untergeordnete menschliche Tätigkeit handle, der nicht im geringsten erlaubt werden dürfe uns innerlich zu bewegen. Ganz zugrunde lag allem dem aber ein altes Vorurteil, das ich hatte. Ich weiß nicht, wann ich es erwarb und welchen Namen ich ihm geben soll. Mir gefiel unsre Welt.

Die Armen leiden; in tausend Schatten bilden sie eine Kette von mir abwärts zum Tier. Und eigentlich am Tier vorbei noch weiter abwärts, denn keine Tierart lebt unter so untierischen Bedingungen wie manche Menschen unmenschlich leben. Und die Reichen gefielen mir wegen ihrer Unfähigkeit ihren Reichtum seelisch bedeutsam auszunützen, wodurch sie so komisch sind wie jene Insekten, die in der Luft schillern und in der Nähe betrachtet, ein haariges, blödes Säckchen von Leib haben und ein dünnes, armes Stengelchen von Nerv darin. Und die Könige gefielen mir in ihrer Majestät wie gutmütige Menschen mit einer kleinen Absonderlichkeit, auf die alle Welt mit einem Augenzwinkern eingeht. Und die Religion gefiel mir, weil wir längst ungläubig sind und ganz ernsthaft weiter in christlichen Staaten leben. Und vieles in dieser Weise. Das war nicht nur Freude an der Vielheit der Erscheinung und nicht nur die nahebei philosophische Erschütterung über die außerordentlich zähe, zerdehnbare, unzerquetschbare Natur des Menschen, die diesem würdelosen Affen zur Herrschaft über die Erde verhalf, sondern es war vor allem die Wertschätzung der großen inneren Unordnung selbst, die darin liegt, daß wir den Nächsten mißbrauchen, aber bedauern, uns ihm unterordnen, aber das nicht ernst nehmen oder von einem Mord mit Scheu, von tausenden aber mit Ruhe sprechen. Denn, so schien mir, eine derart logiklose Unordnung des Lebens, eine solche Auflockerung ehemals bindender Kräfte und Ideale müßte ein guter Boden für einen großen Logiker der seelischen Werte sein. Da dieses Dasein in seiner Kupplung widersprechender Elemente außerordentlich kühn, wenn auch aus Inkonsequenz und Feigheit ist, bleibt nur der Schritt zu tun, noch kühner aus Bewußtheit zu werden. Und hier, wo jedes Gefühl nach zwei Richtungen äugt, alles treibt, nichts gehalten wird und seine Kombinationsfähigkeit verliert, müßte es gelingen alle inneren Möglichkeiten noch einmal zu prüfen, neu zu erfinden und die Vorzüge einer vorurteilslosen Laboratoriumstechnik endlich aus den Naturwissenschaften auch auf die Moral zu übertragen. Und daß wir damit aus der durch Rückschläge so langsamen Entwicklung vom Höhlenmenschen bis heute mit einem Sprung hinaus in eine neue Weltepoche kämen, glaube ich noch heute. Um einen Namen zu geben: ein konservativer Anarchist war ich.

Den Gedanken, durch den sich das änderte, wird man vielleicht lächerlich finden. Er ist kurz und einfach: Du selbst bist schon – sagte er mir – in dem, was du willst, ein Geschöpf der Demokratie und die Zukunft ist nur durch eine gesteigerte und reinere Demokratie erreichbar.

Ich hielt, daß alle Menschen im Grunde gleich und Brüder seien, immer für eine sentimentale Übertreibung und tue es noch heute, denn mein Gefühl wurde von dem der anderen stets mehr abgestoßen als angezogen. Aber ich glaube mit Klarheit zu sehn, daß die Wissenschaft ein Ergebnis der Demokratie ist. Nicht nur daß hier der Große mit dem Geringen arbeitet und der Größte den Durchschnitt der nächsten Generation kaum überschreitet. Vielmehr ist das Entscheidende, daß durch die Demokratisierung der Gesellschaft, die in den letzten zweihundert Jahren stattgefunden hat, eine größere Zahl Menschen als je zur Mitarbeit gelangt ist und daß unter dieser größeren Zahl – entgegen dem aristokratischen Vorurteil – die Auslese an Begabung größer ausfiel. Ich verkenne nicht die Verflachung, die zuweilen bei zu großer Ameisenhaftigkeit des wissenschaftlichen Betriebs zur Gefahr wird, aber ich glaube, daß die Zahl der großen Leistungen im Verhältnis zu der der mittleren steht, denn das Genie macht nie etwas neu, sondern stets nur etwas anders und die durchschnittlichen Talente liefern ihm die Möglichkeit, in der es sich zu Leistungen verdichtet. Der vehemente Aufschwung, den die Kenntnis und Beherrschung der Natur seit dieser Zeit genommen haben, ist nur so zu erklären. – Es ist undankbar diesen Leistungen des Verstandes immer nur entgegenzuhalten, daß sie der Seele nichts genützt haben, ja daß seit ihrer Zeit das Seelische einen Prozeß der Verkümmerng erleidet. Sie haben alle, auch die im guten Sinn einfältigen Seligkeiten zerstört, gewiß, indem sie einen Boden für kompliziertere schufen; aber es ist nicht ihre Aufgabe gewesen, auch noch diese selbst zu

schaffen. Sondern unsere. Der naturwissenschaftliche Verstand mit seinem strengen Gewissen, seiner Vorurteilslosigkeit und Entschlossenheit, jedes Ergebnis von neuem in Frage zu stellen, sobald der geringste geistige Vorteil dadurch möglich ist, tut auf einem Interessengebiet zweiten Ranges das, was wir in den Fragen des Lebens tun sollten.

Allein gewiß geht auch das, was wir durch ihn erlitten haben, auf seine demokratische Herkunft zurück. Es ist die Verarmung des inneren Ganzen zum Vorteil einzelner Teile. Die Existenz gewaltiger Spezialgehirne in Kinderseelen. Nicht nur ist es meistens betrüblich, Männer der Wissenschaft über andre als wissenschaftliche Fragen urteilen zu hören, sondern auch der Mathematiker versteht Kulturhistoriker nicht: und der Nationalökonom nicht das Leben des Botanikers. Diese Divergenz des Geschmacks ist nicht nur eine Folge der Unübersichtlichkeit und deshalb der Größe der Wissenschaft. Denn wären die Gelehrten Söhne und Glieder einer einheitlichen Gesellschaft, so wäre die Wissenschaft eine allseitige, ausgeglichene und durch den guten Geschmack beschränkte Ausbildung des Geistes geworden, eine gesellschaftliche Übung und verhielte sich zu der unsren wie das körperliche Können des Renaissancegentiluomo zu den Rekordleistungen des modernen Sports. So aber kommen sie als junge Leute aus den verschiedensten Gegenden der menschlichen Gesellschaft daher, ausgestattet mit den verschiedensten Lebensgewohnheiten, -ansprüchen und -hoffnungen, bohren sich mit dem Kopf an der Stelle in die Wissenschaft ein, wo sie angelangt sind, und leben frugal, voneinander verschieden und in Unkenntnis jeder anderen Kultur das Leben jenes seelischen Dorfs weiter, aus dem sie gerade stammen.

Und nicht nur in der Wissenschaft, auch in der Kunst finden wir den gleichen Gewinn und das gleiche Leid. Denn was haben wir, frage ich mich, in der Kunst heute Köstlicheres als jene Freizügigkeit des Gefühles, die wir einer Auflockerung der moralischen Satzungen und der Geschlossenheit des Geschmacks, im letzten Grunde also auch hier der zu großen Zahl der Menschen verdanken? Sie ermöglicht uns jene außerordentliche Beweglichkeit des Standpunkts, durch die wir das Gute im Bösen und das Häßliche im Schönen erkennen. Die starren Schätzungen (welche wir vorgefunden haben) auflösen und ihre Elemente zu neuen Gebilden unsrer moralischen und künstlerischen Phantasie zusammensetzen. Aber auch, daß wir mit diesen Leistungen nicht durchdringen, rührt daher; und darum der künstlerische Partikularismus, die ohnmächtige Vielheit kleiner Gemeinden, die Hemmungslosigkeit im Umsturz und Erfinden von Neuem, mit der sich die Künste maßlos steigern, weil sie kein Publikum beschwert. Das Mißtrauen, mit dem jedes Neue wie eine Narrheit empfunden wird, und nicht zuletzt, daß trotzdem dieser sinnlose, täuschende allgemeine Hunger nach einer künstlerischen Erlösung bleibt, nach einer homerischen Einfalt, in die wir verschiedenen alle einmal vereint zurücksinken könnten. – Trotzdem ist es für mich ohne Frage, daß wir die so errungenen Vorteile niemals wieder preisgeben werden und daß wir die Schädigungen überwinden können. Und daß wir gewinnen werden, wenn wir die Entwicklung, die bisher geführt hat, noch übertreiben.

So – angedeutet – der Gedanke. Und meine Überzeugung zwingt mich seither zu etwas, wovon mein Gefühl nichts wissen will. Ich mache die theoretischen Vorstudien, die mir ermöglichen sollen, meinen Willen einzusetzen. Ich suche ein wirtschaftliches Programm, das die Durchführung einer reinen, beschwingenden Demokratie gewährleisten soll, das noch größere Massen heraufzieht. Gewiß, ich werde bis dahin sozialdemokratisch oder liberal, jenachdem es die Umstände fordern, wählen, aber es ist klar, daß wir etwas brauchen, das uns aus der Flachheit der heutigen Parteien hinausführt, und zu jeder solchen Idee gehört ein wirtschaftliches Programm als Durchführungsvorschrift. Und ich frage mich ganz naiv: wer wird meine Schuhe putzen, meine Exkremente fortkarren, nachts für mich in ein Bergwerk kriechen? Der Bruder



Mensch? Wer wird jene Griffe tun, zu deren vollendeter Durchführung man ein ganzes Leben lang an der gleichen Maschine stehn und das Gleiche tun muß. Ich kann mir vieles denken, das heute gering geschätzt wird und doch einen Zauber hat, sobald man es freiwillig tut. Aber wer wird sich jenen vielen andren Arbeiten unterziehen, zu denen nur die Not zwingt? Und ich will bequemer reisen als heute und eine schnellere Post haben. Ich will bessere Richter, bessere Wohnungen haben. Ich will besser essen. Ich will mich nicht über den Polizeimann ärgern. Zum Teufel, ich, Mensch, bewohne die Erde und sollte es in diesem meinem Haus nicht zu einer besseren Bequemlichkeit bringen können als dieser erbärmlichen von heute?!

Einstweilen treiben wir Politik, weil wir nichts wissen. Es zeigt sich deutlich, darin, wie wir es tun. Unsre Parteien existieren durch die Angst vor der Theorie. Gegen die Idee, fürchtet der Wähler, läßt sich stets eine andre Idee einwenden. Darum schützen sich die Parteien gegenseitig vor den paar alten Ideen, die sie ererbt haben. Sie leben nicht von dem, was sie versprechen, sondern davon, die Versprechen der andern zu vereiteln. Das ist ihre stillschweigende Interessengemeinschaft. Sie nennen diese gegenseitige Behinderung, die nur kleine praktische Ziele erreichen läßt, Realpolitik. Keine von ihnen weiß wirklich, wohin es führen würde, wenn man den Agrariern folgte, oder den Forderungen der Großindustriellen oder denen der Sozialdemokratie. Sie wollen gar keine Politik machen, sondern Stände vertreten und für bescheidene Wünsche das Ohr der Regierung haben. Ich hätte nichts dagegen, wenn sie darum die Politik andren überließen, so aber konservieren sie durch die Legierung mit wirtschaftlichen Tagesvorteilen auch noch entwertete Ideologien, wie die des Christentums, der Könige, des Liberalismus, der Sozialdemokratie. Und indem sie sie niemals ausführen, geben sie ihnen einen Schein von Bedeutung und Heiligtum, was neben allem andren auch noch eine Sünde wider den Geist ist.

Ich bin überzeugt, daß das wirtschaftliche Programm keiner einzigen von ihnen durchführbar ist und daß man auch gar nicht daran denken soll, eines zu verbessern. Sie werden weggeblasen, sobald der Wind sich erhebt, wie allerhand Mist, der sich auf stillem Boden angehäuft hat, sie werden falsch gestellte Fragen sein, auf die es kein Ja und Nein mehr geben soll, sobald eine Sehnsucht durch die Welt fährt. Ich habe keinen Beweis dafür, aber ich weiß, so wie ich warten viele.

Noch aber ist es still und wir sitzen wie in einem Glaskäfig und traun uns keinen Schlag zu tun, weil dabei gleich das Ganze zersplittern könnte. Wir sind mit unsren besten Dingen verfangen in der Geldwirtschaft, mit der Kunst, den Erfindungen ... ja wir lieben das Geld wie eine Art Gott, eine Art Zufall, eine unverantwortliche Instanz der Entscheidung. Trauen wir wirklich irgendeiner sozialen Organisation zu, die guten Künstler zu fördern und die schlechten zu unterdrücken? Den Wert von Erfindungen oder anderen Ideen zu erkennen, der sich erst nach Jahren manifestieren wird? Wir sind im Grunde durchdrungen davon, daß der Staat der entsetzlichste Tölpel ist. Auch das Geld verteilt sich nicht nach Gerechtigkeit, aber es verteilt sich doch wenigstens nach Glück und Zufall und es ist nicht die stabilisierte Hoffnungslosigkeit, die der allmächtige Staat wäre.

So kommen diese Tage der Depression. Ich war vor einer Stunde zu Besuch im römischen Irrenhaus und dann in der Kirche. Damit es nicht wie eine Pointe erscheint, sage ich es gleich jetzt: so erschien mir alles, wie unsre Situation. Sieben Mann, der Arzt, ich und fünf große Wärter traten wir in jedes Zimmer der Unruhigenabteilung. In einer Einzelzelle tobte ein nackter Mann; wir hörten schon von weitem ihn schreien. Blond war er und muskulös und sein Bart stak voll dicken Speichels. Immer die eine Bewegung machte er, ein Herumwerfen des Oberkörpers mit einem Ruck aller Muskeln und dazu immer den gleichen Griff mit der einen Hand, als wollte

er jemandem etwas erklären. Und schrie etwas, das keiner verstand, immer das gleiche. Für ihn war wohl jenes Bedeutungsvolle, das er deutlich zu machen, der Welt ins Ohr zu hämmern hatte, für uns war es ein zerstoßener unförmiger Schrei. Und danach saß ich beim Gesang der französischen Nonnen. Ein Stimmchen ging zagend dahin, man wußte nicht, war es ein altes oder junges Stimmchen und die Stimmen der Schwestern holten es ein und wärmten es in der kalten Ungewißheit des Weltraums. Und drei Schritte vor mir sang einer selig mit und zerstörte alles. Es war einer von jenen Alten, die den Betstuhldrang dreimal täglich nicht zurückhalten können und die der Gott der Katholiken angeblich so lieben soll. Das bäurisch Altjungfernhafte, schlecht Gelüftete des Katholizismus senkte sich muffig auf mich. Sind so böse Umwege nötig, um zu diesem Augenblick des Gesangs zu kommen? Sind Umwege nötig? Rucke, Zuckungen, Planloses, Andersgeplantes? Ist es ein Unsinn, ein Teil zu nehmen und einen Weg zu brechen? Wird alles von selbst, irgendwann, nebenbei? Und nie durch Erkenntnis und geradlinigen Willen? Mir fiel der Giardino zoologico ein, nicht weit von der Kirche; so erschien mir alles. Ein Tier geht dort auf und ab, auf und ab. Ohne Gitter eingeschlossen. Ich habe es gestern gesehn. Ist es nicht wirklich so, der Mensch ein Tier, aus dem Weltraum hier verfangen? Eingeschlossen ohne Gitter. Auf und ab. Auf und ab. Versteht nicht, warum es nicht hinaus kann? Ohne Sentimentalität und in voller Kühle: er ist es. – Ich bin trotzdem verstimmt über diesen literarischen Einfall. Es drückt die alte Lust auf mir, alles vergeblich zu finden. Ich bin zurückgeschlagen. Aber ich habe den Willen!

[ < ]

#### Anmerkung zu einer Metapsychik

[April 1914] <sup>(1)</sup>

Die Vorstellung, daß die guten irdischen Werke irgendwie unsre Jenseitsexistenz bilden – diese Lieblingsidee der heutigen spiritualistischen Philosophie, welche sich persönliche Unsterblichkeit nicht mehr zu garantieren getraut – hat etwas von dem Bedürfnis des Kinds, das sein Spielzeug ins Bett und in das schwarze Loch des Schlafs abends mitnehmen will. Es hat, wenn es sich mit zweckwidriger Lehrhaftigkeit verbindet, etwas zerstörend Komisches wie bei Eucken und manchmal selbst bei Bergson. Hat bei Novalis – der nie vergißt, daß die Gedanken, die in ihm sind, einst, als deren Gehirn sie nachstammelnd bildete, im Leibe seiner kleinen Geliebten waren – Über-Sinnlichkeit, berührte Gesteigertheit, blühsamenhaftes Streichen durch die Gedankenwelt wie durch eine Wolke dunkelrosigen Laichs. Oder es hat – diese Vorstellung von der Ewigkeit eines den persönlichen umfassenden Gesamtgeistes – ein Ethos fürs Diesseits in sich, ein Lied in der Marschkolonnie mit verschlungenen Armen, ein Brudermenschglück, Marseillaise eines angsterheitert aus dem Dunkel ins Dunkel ziehenden Schwarms. Wie ein wenig bei Emerson. Ich führe das an, um etwas von der Gefühlsmannigfaltigkeit zu zeigen, die in diesen Fragen wohnt, und ein wenig an die Verantwortung zu erinnern, die das Jenseits dem Diesseits gegenüber hat. In Rathenaus Buch spüre ich von solchen Möglichkeiten die des sich zu den andern Bekennens. Errate, daß manche Vorstellungen, von denen es beherrscht wird, in Stunden *vor* der begrifflichen Niederschrift von daher geströmt, daß sie dahergeströmt kamen; finde aber andre Menschenmöglichkeiten nicht genug gesehn.

Wenn Rathenau sagt, der richtige Mensch – er nennt ihn den seelenvollen – neigt zur Liebe, zur

Entäußerung, zur Idee, zur Intuition, zur furchtlosen Wahrheit; sein Charakter sei Treue, Großmut, Unabhängigkeit; sein Benehmen Sicherheit, heitere Ruhe und Festigkeit; er sei eher stark als klug, selbstbewußt als erfahren; er habe heitere Freiheit des Lebens, Hang zu transzendenter Erhebung, intuitive Frömmigkeit –: so ist darin anzuerkennen das *Programm* eines Menschentypus, der – in einem Kunstwerk aufgestellt oder mit der gleichen, einer letzten, inneren Reserve in einem Essay beschrieben – wertvoll sein *kann*, je nachdem wie sich seine Eigenschaften durch Verknüpfung untereinander und mit andren näher bestimmen. Wird aber davon nicht ein Individuum gemalt, sondern schon für die bloße Palette, ausschließlich für dieses Sortiment moralischer Farben Herrschaft beansprucht, so liegt der Fall anders und es stürmt in die Erinnerung: daß Dostojewski ein Epileptiker war, daß Flaubert es war und daß in tiefen Momenten ihres Daseins ihr Benehmen nicht «Sicherheit und heitere Freiheit des Lebens» gewesen sein dürfte. Daß Horaz aus der Schlacht davonlief. Daß Schopenhauer eine Gallspritze war. Nietzsche, Hölderlin Narren. Wilde ein Zuchthäusler. Verlaine ein Trinker. Daß van Gogh sich eine Kugel in den Bauch schoß. Sind das Ausnahmen, so möchte man die Regel sehn, aber das frühe Griechentum, das Rathenau dafür anruft, hat neben dem Achilleus den Odysseus geliebt, Nietzsche lehrte von dem apollinischen den dionysischen Typus zu scheiden und selbst die Überlieferung von dem vermeintlich größten aller Apolliniker, Goethe, ist – wie Bahr in einer älteren Arbeit gezeigt hat – eine Legende. Die Ausnahmen scheinen also doch irgendwie in die Regel verflochten zu sein.

Und wird behauptet, Ägypten und Ostasien hätten nur seelenlose Kunst hervorgebracht, während man doch an die seltsamen Seelen denkt, die in Stichen und Steinen von dort zu uns kamen; heißt es von seelenhaften Völkern, ihr Geist schwebte über der Erscheinung und erhebe sich zur souveränen Anschauungsform des Humors, die «scheinbar sorglos und unbeteiligt und dennoch voll höchsten Verstehens sich der Geschöpfe annimmt», während man sich doch erinnert, daß Dante, Goethe, Beethoven, Dostojewski wenig Humor besaßen, hingegen der liebenswürdige Thackeray viel von solchem; wird erwähnt, daß Frankreich kein einziges Gedicht hervorgebracht habe, daß große Kunst immer einfach sei und das Absolute spiegle, während man weiß, daß diese Kunstfragen nahe betrachtet doch – weniger einfach liegen; heißt es von seelenvollen Völkern, es herrschten bei ihnen Glaube, Treue, Krieg, positive Ideale und fern seien ihnen Materielles, Friede, Gelehrsamkeit, Analyse, während man mit vielen heute fühlt, daß es kriegerische Tugenden auch in der Gelehrsamkeit geben könne, weiß, daß Friede und Glaube meist eine Einheit bilden, dafür kämpft, daß Ideale nicht vor die Analyse gesetzt werden, sondern nach ihr erwachsen mögen –: so erkennt man, daß hier trotz aller Modernität die Welt wieder einmal in Himmel und Hölle zerschnitten wird, während *zwischen* beiden, aus irgendeiner Mischung, gerade aus einer, freilich noch sehr zu untersuchenden Mischung von gut und böse, krank und gesund, egoistisch und hingebend ... die Fragen der Erde blühen.

Rathenaus Buch hat dafür eine wertvolle Entschuldigung. Jene Gruppe menschlicher Zustände, die man mit einem in der Essayistik heimisch gewordenen Ausdruck das Erlebnis der Seele oder der Liebe nennt. Seine Beschreibung in diesem Buch ist schön, wenn sie stofflich auch kaum etwas Neues bieten kann. Es ist das Grunderlebnis der Mystik.

Dieses Erlebnis entsteht, Rathenaus Beschreibung ist an dieser Stelle meisterhaft, durch ein der Liebeskraft analoges Streben, eine namenlose Konzentrationskraft, ein inneres Sammeln, Vereinigen der intuitiven Kräfte. Weder eine Kraft, noch eine Trägheit, noch ein Schmerz muß überwunden werden, sondern Erstarrung. Diese Liebe versenkt sich in die Natur und verliert sich nicht; sie ruht gleichsam mit ausgebreiteten Schwingen über der Erscheinungswelt. Das Wollen löst sich, wir sind nicht wir selbst und doch zum erstenmal wir selbst. Die Seele, die in diesem

Augenblick erwacht, will nichts und verspricht nichts und bleibt dennoch tätig. Sie bedarf nicht des Gesetzes, ihr ethisches Prinzip ist Erweckung und Aufstieg. Es gibt kein ethisches Handeln, sondern nur einen ethischen Zustand, innerhalb dessen ein unsittliches Tun und Sein nicht mehr möglich ist. Zwischen dem, was wir hoch, und dem, was wir tief bewerten, zwischen dem, was wir lieben und hassen, preisen und verachten, ist der Unterschied sehr gering und besagt nur eines: ob das Werden der Seele gehemmt oder gefördert wird. – In diesen Sätzen ist kein Winkel, der nicht erfüllt wäre von Erleben. Wer den Zustand nicht kennt, dem ist er nicht zu bezeichnen. Wer ihn kennt, weiß, daß Gefühlserkenntnisse, große innere Umlagerungen, Lebensentscheidungen oft in solchen Augenblicken wie aus dem Nichts aufgetaucht vor dem Erlebenden stehen. Man erkennt dann alles, was man vordem mit unberührtem Verstand gedacht hat, als völlig belanglos. Man ist im Zustand der Erweckung, den alle Mystiker als den Eintritt in eine neue Existenz gepriesen haben. An dem Sinnenbild der Welt, das wir empfangen, sind zentrale Faktoren ja stets beteiligt; in diesem veränderten Zustand liegt ein seltsamer Gefühlston über der Welt, sie erscheint selbst verändert. Und man fühlt, daß die wunderbare Bewegung schon zu erstarren beginnt, [so]wie sie der Verstand in Worte fassen will.

Von daher, wenn man sich nachfühlend in den Bann solcher Stimmungen versetzt, kann man die Abneigung gegen Verstand und Analyse begreifen, die vermeinte Einfachheit, die Laienfrömmigkeit, die kinderäugigen Ideale, die Geringschätzung alles Häkichten; sie gehören nicht notwendig hinzu, aber verständlich, und schon die Griechen nannten solchen Zustand mit einem Wort der Liebe die große Ein-Falt. Man erkennt den Umkreis dieser Behauptungen bis zu den vollkommenen Unhaltbarkeiten hinunter, wie er in den Augenblicken solcher Eingebung aufleuchtete, hier deutlich, dort verdämmernd, und flüchtig abgesteckt ward.

Die Aufgabe, die sich Rathenau setzte, war, aus diesem Zustand heraus eine Philosophie zu schreiben. Der Zustand ist menschlich wichtig.

Es gäbe drei Wege. Man kann das Erlebnis als ein seltenes und fragiles betrachten, was es auch ist, dessen Bedingungen man untersucht, dessen Gehalt man an andren Lebensgehalten erprobt, für das man nach dem gebührenden Platz in sich sucht. Wobei trotz aller zu beschleichenden Seelenwinkel die normalen Innenzonen Richtzentrum bleiben. Oder man versucht den Zustand des inneren Schauens zum Lebenszustand zu verlängern und gibt die Normalität für ihn preis. Die religiösen Mystiker hatten dafür die Konvention Gott. Sie sanken in Gott hinein und wurden aus ihm wieder hinausgeworfen, aber Gott blieb als ständige Möglichkeit, als manchmal erreichte Wirklichkeit und der Zustand erhielt durch die Anknüpfung an seine Existenz Breite und Stete. Das ist heute nicht möglich, aber es bleibt ein dritter Weg: weil man in Höhepunkten das Treiben des Verstands als wertlos erkennt, die Konsequenz zu ziehen und zu trachten, daß man aus dem einen Erlebnis heraus den Geist des dazugehörenden Menschen konstruiere und mit diesem Geist dann statt mit dem Verstande die Welt denke. Dies zu versuchen ist der Vorsatz des Buchs. Wahrscheinlich hoffnungslos, ist das Wagnis einer solchen Aufgabe doch von mehr als gewöhnlichem Verdienst.

Bei der Ausführung fehlte jedoch – das Erlebnis und an Stelle der Gefühlsmystik trat eine rationale. Diese Verschiebung ist absolut typisch für alle systematischen Versuche auf diesem Gebiet. Von der seelischen Berührung bleibt dann nur das anstrengende Festhalten einiger in intimsten Augenblicken gebildeter Begriffe, zwischen die alles übrige mit einem Geist interpoliert wird, der naturgemäß außer *trance* ist und sich von dem wissenschaftlichen Verstand eigentlich nur dadurch unterscheidet, daß er auf dessen Tugenden der Methodik und Genauigkeit verzichtet. Die Evidenz der Intuition entgleitet zur Unverbindlichkeit des *Aperçus*; was eben noch als Aphorismus, als esprithafter Einfall daherkam, gilt wenige Zeilen später als gefestetes

Material für neuen Weiterbau und es entsteht eine außerordentlich merkwürdige Pseudosystematik, eine Art erbittertes Ordnungsspiel, bei dem es aus einer Anzahl bestimmter Steine vorausbestimmte Figuren zu formen gilt. Wird überdies ein schwieriger innerer Zustand mit Gewalt festgehalten, wie es hier zur Zentrierung der Einfälle immer wieder nötig ist, so entsteht hinter der Aufmerksamkeitsspannung ein gewisses Vakuum der Gefühle und der seelische Gehalt verläuft sich. Immer aber treten dann an die Stelle innerer Verluste äußere Gefühlshilfen; Metaphysik als Nobilitierung und heraldische Spekulation, die die entlebte Haut des Erlebnisses an die Sterne hängt. Auch Rathenaus Buch macht von diesem Schicksal keine Ausnahme; es läßt sich das nicht im einzelnen erweisen, denn es ist das Verhängnis des Ganzen. Das Unglück will, daß die Menschen, die heute für solche Fragen in Betracht kommen, wenig Verständnis für die Tugenden scharfen Denkens haben und kaum fühlen werden, daß hier alles wieder verlorengeht, während die andern, die dieses Verständnis besäßen, meist keine Ahnung haben, was hier ein Griff in der Tiefe erfaßte, dem es auf dem Weg zur Oberfläche wieder entrann. – Wir Deutschen haben – außer dem einen großen Versuch Nietzsches – keine Bücher über den Menschen; keine Systematiker und Organisatoren des Lebens. Künstlerisches und wissenschaftliches Denken berühren sich bei uns noch nicht. Die Fragen einer Mittelzone zwischen beiden bleiben ungelöst.

[ < ]

### Europäertum, Krieg, Deutschtum

[1914]

Der Krieg, in andren Zeiten ein Problem, ist heute Tatsache. Viele der Arbeiter am Geiste haben ihn bekämpft, solange er nicht da war. Viele ihn belächelt. Die meisten bei Nennung seines Namens die Achseln gezuckt, wie zu Gespenstergeschichten. Es galt stillschweigend für unmöglich, daß die durch eine europäische Kultur sich immer enger verbindenden großen Völker heute noch zu einem Krieg gegeneinander sich hinreißen lassen könnten. Das dem widersprechende Spiel des Allianzsystems erschien bloß wie eine diplomatisch sportliche Veranstaltung.

Tagelang, da der phantastische Ausbruch des Hasses wider uns und Neides ohne unsre Schuld Wirklichkeit geworden war, lag es über vielen Geistern noch wie ein Traum. Kaum einer, der sein Weltbild, sein inneres Gleichgewicht, seine Vorstellung von menschlichen Dingen nicht irgendwo entwertet fühlte. Man darf vielleicht gerade diese Erschütterung, die sich jedem so deutlich einprägte, nicht überschätzen; denn fühlt einer sein letztes Stündlein in der Nähe, denkt er anders über seine Pläne und faßt Vorsätze, die auszuführen später keinen Sinn hat, weil man wieder für das Leben lebt und nicht für den Tod. Trotzdem bleibt ungeheuer, wie die plötzlich erwiesene Möglichkeit eines Krieges in unser moralisches Leben von allen Seiten umändernd eingreift, und wenn heute auch nicht der Zeitpunkt ist, über diese Fragen nachzudenken, wollen wir, vielleicht auf lange hinaus letzten Europäer, in ernster Stunde doch auch nicht auf Wahrheiten bauen, die für uns keine mehr waren, und haben, bevor wir hinausziehn, unser geistiges Testament in Ordnung zu bringen.

Treue, Mut, Unterordnung, Pflichterfüllung, Schlichtheit, – Tugenden dieses Umkreises sind es, die uns heute stark, weil auf den ersten Anruf bereit machen zu kämpfen. Wir wollen nicht

leugnen, daß diese Tugenden einen Begriff von Heldenhaftigkeit umschreiben, der in unsrer Kunst und unsren Wünschen eine geringe Rolle gespielt hat. Teils ohne unsre Schuld, denn wir haben nicht gewußt, wie schön und brüderlich der Krieg ist, teils mit unsrer Absicht, denn es schwebte uns ein Ideal des europäischen Menschen vor, das über Staat und Volk hinausging und sich durch die gegenwärtigen Lebensformen wenig gebunden fühlte, die ihm nicht genügten. Ein kleines äußerliches, aber in seiner Gefühlswirkung nicht unbeträchtliches Zeichen dafür war, daß die wertvollsten Geister jeder Nation meist schon in die Sprache anderer Völker übersetzt wurden, bevor sie in ihrem eigenen eine breite Wirkung erlangten. Geist war die Angelegenheit einer oppositionellen europäischen Minderheit und nicht das von dem Willen der Nachfolgenden getragene und mit Dankbarkeit ermunterte Vorausgehn eines Führers vor seinem eigenen Volke.

Daß die, welche eine neue Ordnung schauten, wenig Liebe für die bestehende hatten, lag in der Linie ihrer Aufgaben und Pflichten. Die wertvollen der seelischen Leistungen aus den letzten dreißig Jahren sind fast alle gegen die herrschende gesellschaftliche Ordnung und die Gefühle gerichtet, auf die sie sich stützt; selten als Anklage, sehr oft aber als gleichgültiges Darüberwegschauen zu den Problemen für vorausgeartete Menschen, als Enthaltung vom Gefühlsurteil und desillusionierende Konstatierung dessen, was ist. Das Wenden, Durchblicken und zu diesem Zweck Durchlöchern überkommener, eingesessener und verlässlicher seelischer Haltungen: es besteht kein Grund zu verschweigen, daß dies eine der Haupterscheinungen unserer Dichtung war. Dichtung ist im Innersten der Kampf um eine höhere menschliche Artung; sie ist zu diesem Zweck Untersuchung des Bestehenden und keine Untersuchung ist etwas wert ohne die Tugend des kühnen Zweifels. Unsere Dichtung war eine Kehrseitendichtung, eine Dichtung der Ausnahmen von der Regel und oft schon der Ausnahmen von den Ausnahmen. In ihren stärksten Vertretern. Und sie war gerade dadurch in ihrer Art von dem gleichen kriegerischen und erobernden Geist belebt, den wir heute in seiner Urart verwundert und beglückt in uns und um uns fühlen.

Als gieriger mit jeder neuen Stunde Todesfinsternis um unser Land aufzog und wir, das Volk im Herzen Europas und mit dem Herzen Europas, erkennen mußten, daß von allen Rändern dieses Weltteils eine Verschwörung herbrach, in der unsre Ausrottung beschlossen worden war, wurde ein neues Gefühl geboren: – die Grundlagen, die gemeinsamen, über denen wir uns schieden, die wir sonst im Leben nicht eigens empfanden, waren bedroht, die Welt klaffte in Deutsch und Widerdeutsch, und eine betäubende Zugehörigkeit riß uns das Herz aus den Händen, die es vielleicht noch für einen Augenblick des Nachdenkens festhalten wollten. Gewiß, wir wollen nicht vergessen, daß stets auch die andern das gleiche erleben; wahrscheinlich sind die, welche drüben unsre Freunde waren, genau so in ihr Volk hineingerissen, vielleicht vermögen sie sogar das Unrecht ihres Volkes zu durchschaun und es zieht sie doch mit. Unsre Skepsis verlangt diese Vorstellungen. Wir wissen nicht, was es ist, das uns in diesen Augenblicken von ihnen trennt und das wir trotzdem lieben; und doch fühlen wir gerade darin, wie wir von einer unnennbaren Demut geballt und eingeschmolzen werden, in der der einzelne plötzlich wieder nichts ist außerhalb seiner elementaren Leistung, den Stamm zu schützen. Dieses Gefühl muß immer dagewesen sein und wurde bloß wach; jeder Versuch, es zu begründen, wäre matt und würde aussehen, als müßte man sich überreden, während es sich doch um ein Glück handelt, über allem Ernst um eine ungeheure Sicherheit und Freude. Der Tod hat keine Schrecken mehr, die Lebensziele keine Lockung. Die, welche sterben müssen oder ihren Besitz opfern, haben das Leben und sind reich: das ist heute keine Übertreibung, sondern ein Erlebnis, unüberblickbar aber so fest zu fühlen wie ein Ding, eine Urmacht, von der höchstens Liebe ein kleines Splitterchen war.

[ < ]

## Franz Blei

[7. Juni 1918]

Von den Büchern Bleis hat die «Puderquaste» die meisten Leser gefunden und verdankt diesen Vorsprung gewiß ihrem Titel, der in geschickter Weise einen unterlebensgroßen Blei vortäuscht. Aus dem gleichen Grunde schadet er dem Verständnis für den Autor, denn über keinen heute Schreibenden sind mehr falsche Urteile verbreitet als über diesen. Er wird bald für einen Erotiker, bald für einen Ästhet, bald für einen Rationalisten, bald für einen kasuistischen Katholiken erklärt und die Anekdote über seine Geistesdetails verhindert das Gesamtbild. Wenn das auch nie viel dem persönlichen Erfolg schadet, so bringt es diesen Erfolg doch um die rechte Wirkung auf die Zeitgenossen.

Es tragen wahrscheinlich mehrere Eigenschaften Bleis selbst schuld daran, weil sie an ihm das Gegenteil von dem bedeuten, was man gewohnt ist, unter ihnen zu verstehen. Belesen wie ein Gelehrter, hat er neben seinem eigenen Schaffen reiche Gebiete fremder und entlegener Literatur erschlossen, in Ausgaben und Übertragungen; er ist außerdem stets der anerkennende und anerkannte Freund aller im Schöpfungssinne jungen Dichter, Maler und Philosophen gewesen: Den damit angedeuteten Eigenschaftskomplex kennt man selten anders als in Bindung mit wesentlich passiven Eigenschaften, wie Mangel an schöpferischer Selbständigkeit und innerer Bestimmtheit, und tritt ein einigermaßen ordnungsfähiger Verstand hinzu, so entsteht der Kritiker- und Geschichtsschreibertypus der immer letzten Epoche oder, unter unwesentlich veränderten Bedingungen, der Typus des «feinfühligem» Wiederbelebenden vergangener Kultur. Es ist anzunehmen, daß Leute, welche von Bleis Werk nur das Titelverzeichnis kennen, unter diesem Autor sich eine Art Mischung aus Ausleger und Wiederbeleber vorstellen. Aber er ist etwas gänzlich und dem Grunde nach anderes. Er umfaßt mit seiner Liebe vieles, das sich nach gemeiner Ansicht nicht miteinander vertragen darf, nicht aus Unbestimmtheit, sondern aus Überbestimmtheit, weil er gedrängt ist von dem, was er selbst sagen will und aus der Verschiedenheit der Rede nur das an seine Anklingende heraushört. Die Ursache seiner Zustimmung ist nicht die Übereinstimmung, sondern die Analogie, und wo er die Ansicht wechselt, ist es nicht seine, sondern die des Dinges. Durch Analogie entdeckt er das, was er liebt im Katholizismus wie in der Antike und im Rokoko, verdeutlicht es heute an der Galanterie und morgen an der Askese, ist heute verliebt in eine Theorie, morgen in eine andere. Aber immer ist es eine Theorie. Ein nie gesättigtes Verlangen nach Geist läßt sie wechseln und das hat einen nicht genug gewürdigten objektiven Grund.

Alle geistigen Bewegungen, mögen sie Religion oder Expressionismus heißen, sind eigentlich nichts als Umlagerungen des in historischen Zeiten fast konstant gebliebenen Weltbesitzes an «Geist». Ein paarmal in jedem Jahrhundert (und wieder ein paarmal in jedem Jahrtausend) hebt sich etwas, packt die in Gefühlen wurzelnden Begriffe und wendet sie vom Gefühl aus, erfüllt die Menschheit mit einem neuen Glück und versinkt wieder. Verstand hat Fortschritt, steigt vom Rechenbrett bis zu den unendlichen Reihen und von Thales bis Professor Einstein. Geist hat ein Element in sich, das Verstand ist und an der Entwicklung teilnimmt, und ein anderes Element, das unberechenbar ist, entwicklungslos, widerspruchsvoll und von langsam wechselnden Grundgefühlen abhängt, wie sie Gedanken, die gestern tot waren, heute wieder lebendig machen,

ohne daß sich an ihrer Wahrheit etwas anderes geändert hat als wir. Kant kann wahr oder falsch sein, Epikur oder Nietzsche sind nicht wahr oder falsch, sondern lebendig oder tot. Denn auf dem Gebiet ihrer Arbeit gilt weniger der Satz vom ausgeschlossenen Dritten als der Hegelsche vom Weg zur Synthesis. Diese Beziehungen, denen persönlich der Unterschied etwa zwischen Meinung und Wissen entspricht, sind sachliche und durch eine Verschiedenheit der dem Geiste und dem Verstand erfaßbaren Materien bedingt; sie sind aber noch so wenig erklärt worden, daß wir nicht einmal einen Namen für ihr Gebiet besitzen. Was hier mit einem Gelegenheitswort «Geist» genannt wurde, könnte je nach dem Zusammenhang Seele, Kultur, Gefühlslage, Zeitstimmung, Gebiet der Wertungen heißen, ohne daß eins dieser Worte voll das decken würde, um was es sich handelt. Um was es sich handelt ist nicht weniger als alles, was man zum inneren Leben braucht: alles im weitesten Sinne Religiöse und Politische, alles Künstlerische, alles Menschliche, das nicht rein national und nicht reine Glaubens- oder Gefühlswillkür ist, sind darin beschlossen.

Auf Blei angewandt, genügt das hier Feststellbare, um zu verstehen, daß es eine aktive Wandelbarkeit der Anschauungen eines Essayisten gibt, die weder mit Fortschritt und Bekehrung zu neuen Anschauungen, noch mit innerer Unsicherheit etwas zu tun hat, und daß es eine vermeintliche Anteillosigkeit gibt, der es tatsächlich gleichgültiger sein darf, was sie liebt oder bekämpft, als warum sie es tut. Zudem ist Blei sich des Anteils außerordentlich bewußt, den die Größe der Verstandesleistung an der Größe der Gesamtleistung hat, die erst das Geistige ist, und man wird sein Werk stets entweder zu theoretisch und zu wenig im Gefühl verankert finden, oder zu wenig theoretisch und zu verflatternd im Gefühl, wenn man die autonome Stellung des Essayisten nicht kennt oder nicht anerkennt. Dies ist die allgemeine Angelegenheit, wichtiger als die Verteidigung der wertvollsten Einzelperson: der Essayist, der dem Gelehrten als eine Art Windbeutel gilt, der seine Wesenheit aus dem bestreitet, was für die gelehrte Produktion nur Abfall ist, gilt auf der andern Seite den Dichtern meist nur als ein Kompromiß, als eine Brechung ihres strahlenderen Wesens im Dunste der gemeinen Rationalität. Eines ist so beschränkt wie das andere. Die Artikulation des Gefühls durch den Verstand, die Wegwendung des Verstands von den belanglosen Wissensaufgaben zu den Aufgaben des Gefühls, das ist das Ziel des Essayisten, mit dem ferneren Ziel der menschlichen Seligkeit, und Bleis Wirkung besteht darin, immer zu dieser Einung im Beispiel gemahnt und für sie gewirkt zu haben.

Eine andere Grenzsicherung seines Wesens wäre in diesem Zusammenhang noch zu treffen. Wissenschaft sucht Wahrheit und richtet sich nach ihr und Tatsachen; Weg und Einheit des wissenschaftlichen Werkes liegen schon in der Materie vorgezeichnet, mit der es sich befaßt. Bei den Werken des Geistes ist das anders. Sie haben etwas Unabschließbares und eigentlich nie ein erreichbares Ziel. Und da findet, weil die sachliche Synthese zum Resultat mangelt, gewöhnlich eine Unterschiebung statt, um die sozial geforderte Vorstellung, ein Werk geleistet zu haben, zu retten: die Einheit wird von außen geborgt, indem man einen Scheinzweck vortäuscht, zum Beispiel bei aller nicht nur tatsächlichen Geschichtschreibung den Vorwand, eben Tatsachen zu beschreiben –, das Abgeschlossene, Einheitliche liegt dann natürlich in Wahrheit in den Geschehnissen und nur scheinbar im Werk, während die eigentliche Leistung in einer ganz unbegrenzten Begleittätigkeit liegt. Oder es wird die Einheit dem Werke – wie bei allen subjektiven «temperamentvollen» wissenschaftlichen Büchern – gewissermaßen von innen unterschoben, nämlich durch die Persönlichkeit des Autors, dessen «Charakterkopf» sich aufdrängt. Oder auch, es wird ein Scheinwerk zurechtgeschustert, dessen Einheit (wie meist bei der nicht exakten philosophischen Spekulation) durch nichts als die Unfähigkeit des Urhebers zu Stande kommt. Man muß sich die Komik eingestehen, die darin liegt, daß solchen mitunter berühmten Werken gemeinhin größere Würde zugebilligt wird als dem Essay, der – oft nur ein



höchst bescheidener Essay – in ihrem dicken Leib das einzige an Seele bildet. Es ist verständlich, daß jemand, der von dieser zeitgenössischen Scheinmethodik geblendet ist, zu einer Unterschätzung Bleis aus eingebildeter Gewissenhaftigkeit kommen kann. Er wird finden, daß man das Rokoko objektiver darstellen oder über den Dichter X mit mehr Für und Wider urteilen, Claudel peinlicher übersetzen könne und daß die Bücher Bleis der Ergebnisse ermangeln. Aber der das meint, unterschätzt dabei das große Maß geistiger Bewegung und den Wert der Summe partieller Lösungen, die in diesen Schriften sind. Es kann sein, daß Blei aus allzu flüssigem Temperament manchmal sich selbst verdünnt. Aber von den Gedanken, die er dabei verschwendet, statt sie durchzuführen, hat sich schon mancher seinen bürgerlichen Haushalt eingerichtet. Und die Wertungen, die er gegeben hat, sind meist geblieben und gehören zu den einflußreichsten, nicht von vornherein durch die Gunst gläubiger Zuhörer, sondern nachträglich durch die Bestätigung in der Entwicklung. In einer Zeit kritischer Unordnung hat er die wertvollsten Gesichtspunkte zur Neuordnung entwickelt.

Es ist immer weniger wichtig, einen Autor von mehreren Seiten zu beleuchten, als einen Begriff von einem Schrifttum zu geben. Aber die Bemerkung drängt sich hinzu, daß man in Österreich, wo man so gern nach eigenwüchsigen österreichischen Leistungen sucht, einen der bedeutendsten Vertreter einer unter Deutschen kostbar seltenen Gattung des Schrifttums statt aller Eklats, die um seine Einzelheiten tuscheln, richtig nach seiner Wesenheit einschätzen sollte.

[ < ]

### Skizze der Erkenntnis des Dichters

[1918]

In dem Maße wie das von der Zeit der Paulskirche und Bismarcks her beschädigte Ansehen der Professoren im Gemeinschaftsleben gestiegen ist, ist das der Dichter gesunken; heute wo der Professorenverstand die höchste praktische Geltung seit Bestehen der Welt erreicht hat, ist der Dichter bei dem gebräuchlichen Namen Literat angelangt, worunter einer verstanden wird, den unerforschte Gebrechen hindern, ein brauchbarer Journalist zu werden. Die soziale Wichtigkeit dieser Erscheinung ist nicht geringzuschätzen und rechtfertigt wohl, ihr einige Überlegung zu widmen. Daß diese sich auf die Betrachtung der Intellektualität beschränkt und im kleinen wie der Versuch einer erkenntnis-theoretischen Prüfung ausfällt, indem sie den Dichter nur als den in einer bestimmten Weise und auf bestimmtem Gebiete Erkennenden betrachtet, ist gewollte Einschränkung, die sich natürlich nur durch ihr Ergebnis rechtfertigen läßt. Sooft aber hierbei vom Dichter, als einer besonderen Gattung Mensch, die Rede sein wird, sei vorausbemerkt, daß damit nicht nur die gemeint sind, die schreiben; es gehören viele dazu, welche die Tätigkeit scheuen, sie bilden das reaktive Seitenstück zu dem aktiven Teil des Typus.

Man könnte ihn beschreiben als den Menschen, dem die rettungslose Einsamkeit des Ich in der Welt und zwischen den Menschen am stärksten zu Bewußtsein kommt. Als den Empfindlichen, für den nie Recht gesprochen zu werden vermag. Dessen Gemüt auf die imponderablen Gründe viel mehr reagiert als auf gewichtige. Der die Charaktere verabscheut, mit jener furchtsamen Überlegenheit, die ein Kind vor den ein halbes Menschenalter früher sterbenden Erwachsenen voraus hat. Der noch in der Freundschaft und in der Liebe den Hauch von Antipathie empfindet, der jedes Wesen von den andern fernhält und das schmerzlich-nichtige Geheimnis der

Individualität ausmacht. Der selbst seine eigenen Ideale zu hassen vermag, weil sie ihm nicht als die Ziele, sondern als die Verwesungsprodukte seines Idealismus erscheinen. Dies sind nur einzelne Beispiele und Einzelbeispiele. Ihnen allen entspricht aber oder vielmehr liegt zugrunde eine bestimmte Erkenntnishaltung und Erkenntniserfahrung wie auch die dieser entsprechende Objektswelt.

Man versteht das Verhältnis des Dichters zur Welt am besten, wenn man von seinem Gegenteil ausgeht: Das ist der Mensch mit dem festen Punkte *a*, der rationale Mensch auf ratioïdem Gebiet. Man verzeihe die Scheußlichkeit des Wortversuchs wie auch die ihm zugrunde liegende historische Vertauschung, denn nicht hat sich die Natur nach der Ratio gerichtet, sondern diese nach der Natur; aber ich finde kein Wort, das nicht nur die Methode, sondern auch das Gelingen gebührend ausdrückte, nicht bloß die Unterwerfung, sondern auch die Unterwürfigkeit der Tatsachen, dieses unverdiente Entgegenkommen der Natur in bestimmten Fällen, das in allen Fällen zu verlangen dann freilich eine menschliche Taktlosigkeit war. Dieses ratioïde Gebiet umfaßt – roh umgrenzt – alles wissenschaftlich Systematisierbare, in Gesetze und Regeln Zusammenfaßbare, vor allem also die physische Natur; die moralische aber nur in wenigen Ausnahmefällen des Gelingens. Es ist gekennzeichnet durch eine gewisse Monotonie der Tatsachen, durch das Vorwiegen der Wiederholung, durch eine relative Unabhängigkeit der Tatsachen voneinander, so daß sie sich auch in schon früher ausgebildeten Gruppen von Gesetzen, Regeln und Begriffen gewöhnlich einfügen, in welcher Reihenfolge immer sie entdeckt worden seien. Vor allen Dingen aber schon dadurch, daß sich die Tatsachen auf diesem Gebiet eindeutig beschreiben und vermitteln lassen. Eine Zahl, eine Helligkeit, Farbe, Gewicht, Geschwindigkeit, das sind Vorstellungen, deren subjektiver Anteil ihre objektive, universal übertragbare Bedeutung nicht mindert. (Von einer Tatsache des nicht ratioïden Gebiets dagegen, z. B. dem Inhalt der einfachen Aussage «er wollte es» kann man sich niemals ohne unendliche Zusätze eine hinreichend bestimmte Vorstellung machen.) Man kann sagen, das ratioïde Gebiet ist beherrscht vom Begriff des Festen und der nicht in Betracht kommenden Abweichung; vom Begriff des Festen als einer *factio cum fundamento in re*. Zuunterst schwankt auch hier der Boden, die tiefsten Grundlagen der Mathematik sind logisch ungesichert, die Gesetze der Physik gelten nur angenähert, und die Gestirne bewegen sich in einem Koordinatensystem, das nirgends einen Ort hat. Aber man hofft nicht ohne Grund – das alles noch in Ordnung zu bringen, und Archimedes, der vor mehr als 2000 Jahren gesagt hat «gebt mir *einen festen* Punkt, und ich hebe die Welt aus den Angeln», ist heute noch der Ausdruck für unser hoffnungsfreudiges Gebahren.

Bei diesem Tun ist die geistige Solidarität der Menschheit entstanden und besser gediehen als je unter dem Einfluß eines Glaubens und einer Kirche. Nichts ist daher begreiflicher, als daß die Menschen versuchen, das gleiche Vorgehen auch in den – im weitesten Sinn – moralischen Beziehungen einzuhalten, obgleich es dort täglich schwieriger wird. Auch auf moralischem Gebiet wird heute nach dem Prinzip der Pilotierung vorgegangen und werden in das Unbestimmte die erstarrenden Caissons der Begriffe gesenkt, zwischen denen sich ein Raster von Gesetzen, Regeln und Formeln spannt. Der Charakter, das Recht, die Norm, das Gute, der Imperativ, das Feste in jeder Hinsicht sind solche Pfähle, auf deren Versteintheit gehalten wird, um daran das Netz der Hunderte moralischen Einzelentscheidungen, die jeder Tag fordert, befestigen zu können. Die heute noch herrschende Ethik ist ihrer Methode nach eine statische, mit dem Festen als Grundbegriff. Aber da man auf dem Weg von der Natur zum Geiste gleichsam aus einem starren Mineralienkabinett in ein Treibhaus voll unausgesprochener Bewegung getreten ist, erfordert ihre Anwendung eine sehr komische Technik der Einschränkung und des Widerrufs, deren Kompliziertheit allein schon unsere Moral zum Untergang reif erscheinen läßt. Man denke an das populäre Beispiel der Abwandlung des Gebotes «Du sollst

nicht töten», von Mord über Totschlag, Tötung des Ehebrechers, Duell, Hinrichtung bis zum Krieg, und sucht man die einheitliche rationale Formel dafür, so wird man finden, daß sie einem Sieb gleicht, bei dessen Anwendung die Löcher nicht weniger wichtig sind als das feste Geflecht.

Denn hier hat man längst nicht-ratioïdes Gebiet betreten, für das uns die Moral bloß ein Hauptbeispiel abgibt, wie die Naturwissenschaft eines für das andre Gebiet gewesen ist. War das ratioïde Gebiet das der Herrschaft der «Regel mit Ausnahmen», so ist das nichtratioïde Gebiet das der Herrschaft der Ausnahmen über die Regel. Vielleicht ist das nur ein gradueller Unterschied, aber jedenfalls ist er so polar, daß er eine vollkommene Umkehrung der Einstellung des Erkennenden verlangt. Die Tatsachen unterwerfen sich nicht auf diesem Gebiet, die Gesetze sind Siebe, die Geschehnisse wiederholen sich nicht, sondern sind unbeschränkt variabel und individuell. Es gelingt mir nicht, dieses Gebiet besser zu kennzeichnen als darauf hinweisend, daß es das Gebiet der Reaktivität des Individuums gegen die Welt und die anderen Individuen ist, das Gebiet der Werte und Bewertungen, das der ethischen und ästhetischen Beziehungen, das Gebiet der Idee. Ein Begriff, ein Urteil sind in hohem Grade unabhängig von der Art ihrer Anwendung und von der Person; eine Idee ist in ihrer Bedeutung in hohem Grade von beiden abhängig, sie hat immer eine nur okkasionell bestimmte Bedeutung und erlischt, wenn man sie aus ihren Umständen loslöst. Ich greife eine beliebige ethische Behauptung heraus: «es gibt keine Meinung, für die man sich opfern und in die Versuchung des Todes begeben darf →» und jeder von den Spuren ethischer Erlebnisse Beschlagene und Behauchte wird wissen, daß man ebenso leicht das Gegenteil behaupten kann und daß es einer langen Abhandlung bedarf, bloß um zu zeigen, in welchem Sinn man es meint, bloß um Erfahrungen in einer Wegweiserrichtung aneinanderzureihen, die dann doch irgendwo sich unübersehbar verästelt, aber doch irgendwie ihren Zweck erfüllt hat. Auf diesem Gebiet ist das Verständnis jedes Urteils, der Sinn jedes Begriffs von einer zarteren Erfahrungshülle umgeben als Äther, von einer persönlichen Willkür und nach Sekunden wechselnden persönlichen Unwillkür. Die Tatsachen dieses Gebiets und darum ihre Beziehungen sind unendlich und unberechenbar.

Dieses ist das Heimatgebiet des Dichters, das Herrschaftsgebiet seiner Vernunft. Während sein Widerpart das Feste sucht und zufrieden ist, wenn er zu seiner Berechnung so viel Gleichungen aufstellen kann, als er Unbekannte vorfindet, ist hier von vornherein der Unbekannten, der Gleichungen und der Lösungsmöglichkeiten kein Ende. Die Aufgabe ist: immer neue Lösungen, Zusammenhänge, Konstellationen, Variable zu entdecken, Prototypen von Geschehensabläufen hinzustellen, lockende Vorbilder, wie man Mensch sein kann, den inneren Menschen *erfinden*. Ich hoffe, diese Beispiele sind deutlich genug um jeden Gedanken an «psychologisches» Verstehen, Erfassen udgl. auszuschließen. Psychologie gehört in das ratioïde Gebiet und die Mannigfaltigkeit ihrer Tatsachen ist auch gar nicht unendlich, wie die Existenzmöglichkeit der Psychologie als Erfahrungswissenschaft lehrt. Was unberechenbar mannigfaltig ist, sind nur die seelischen *Motive* und mit ihnen hat die Psychologie nichts zu tun.

Der Mangel an Erkenntnis, daß es sich überhaupt um zwei ihrer Wesenheit nach verschiedene Gebiete handelt, verschuldet die bürgerliche Betrachtung des Dichters als eines Ausnahmemenschen (von wo es zum Unzurechnungsfähigen nicht weit ist). In Wahrheit ist er nur insofern Ausnahmensch als er der Mensch ist, der auf die Ausnahmen achtet. Er ist weder der «Rasende», noch der «Seher», noch «das Kind», noch irgendeine Verwachsenheit der Vernunft. Er verwendet auch gar keine andre Art und Fähigkeit des Erkennens als der rationale Mensch. Der bedeutende Mensch ist der, welcher über die größte Tatsachenkenntnis und die größte Ratio zu ihrer Verbindung verfügt: auf dem einen Gebiet wie auf dem anderen. Nur findet der eine die Tatsachen außer sich und der andere in sich, der eine findet sich

zusammenschließende Erfahrungsreihen vor und der andere nicht.

Ich bin gewiß nicht sicher, ob es nicht Pedanterie sei, so umständlich auseinanderzulegen, was vielleicht nur Binsenwahrheit ist, und möchte zur Entschuldigung anführen, was hierbei ungesagt blieb, trotzdem es ebenso wichtig: vor allem die Abgrenzung von den sogenannten Geistes- und historischen Wissenschaften, die nicht einfach ist, aber das bisher Gesagte bestätigt. Ob solche Untersuchungen aber als Pedanterie zu bewerten sind oder als unerlässlich, wird sich letzten Endes nur nach der Wichtigkeit richten, die man dem Nachweis zumißt, daß die Struktur *der Welt* und *nicht die seiner Anlagen dem Dichter seine Aufgabe zuweist, daß er eine Sendung hat!*

Man hat öfters dem Dichter die Aufgabe zugewiesen, der Sänger, der Verklärer seiner Zeit zu sein und sie, so wie sie ist, in die überglänzte Sphäre der Worte zu ekstasieren; man hat von ihm Triumphpforten für den «guten» Menschen verlangt und Verherrlichung der Ideale; man hat «Gefühl» (das heißt natürlich nur bestimmte Gefühle) von ihm verlangt, und Absage an den kritischen Verstand, der die Welt verkleinert, indem er ihr die Form nimmt, so wie der Steinhügel eines zusammengestürzten Hauses kleiner ist als das einstige Haus. Man hat zuletzt (in der Praxis des Expressionismus, die das gemeinsam hat mit dem alten Neo-Idealismus) von ihm verlangt, daß er die Unendlichkeit des Gegenstandes verwechsele mit der Unendlichkeit der Gegenstandsbeziehungen, wodurch ein ganz falsches metaphysisches Pathos entstand: All das sind Konzessionen an das «Statische», ihre Forderung widerspricht den Kräften des moralischen Gebiets, ist materialwidrig. Man wird einwenden, daß alles hier Gesagte nur eine rein intellektualistische Auffassung widerspiegelt. Nun, es gibt Dichtungen, die von allem hier als Hauptaufgabe Betrachteten wenig haben und dennoch erschütternde Kunstwerke sind; sie haben ihr schönes Fleisch und das des Homerischen leuchtet durch Jahrtausende bis zu uns. Im Grunde kommt das doch nur von gewissen konstant gebliebenen oder wieder zurückgekehrten geistigen Einstellungen. Die Bewegung der Menschheit, die sich inzwischen vollzogen hat, kam aber von den Variationen. Und es bleibt bloß die Frage, ob der Dichter ein Kind seiner Zeit sein soll oder ein Erzeuger der Zeiten.

[◀ ]

### Buridans Österreicher

[14. Februar 1919]

Der gute Österreicher steht zwischen den zwei Heubündeln Buridans, Donauföderation und Großdeutschland. Da er ein alter Logiker ist, der in jeder Geschichte dieser Wissenschaft ehrenvoll erwähnt wird, begnügt er sich nicht mit dem Vergleich des kalorischen Wertes der beiden Heuarten: die einfache Feststellung, daß das Reichsbündel krafthaltiger sei, wenngleich es anfangs einem schwachen Magen beschwerlich sein sollte, ist ihm zu wenig. Sondern er untersucht das Dilemma auch mit der Nase auf den geistigen Geruch.

Da entdeckt der gute Österreicher die österreichische Kultur. Österreich hat Grillparzer und Karl Kraus. Es hat Bahr und Hugo v. Hofmannsthal. Für alle Fälle auch die *Neue Freie Presse* und den esprit de finesse. Kralik und Kernstock. Einige seiner bedeutenderen Söhne hat es allerdings nicht, die sich rechtzeitig geistig ins Ausland geflüchtet haben. Immerhin; immerhin bleibt – nein, es bleibt *nicht* eine österreichische Kultur, sondern ein begabtes Land, das einen Überschuß

an Denkern, Dichtern, Schauspielern, Kellnern und Frisuren erzeugt. Ein Land des geistigen und persönlichen Geschmacks; wer würde das bestreiten?!

Der Fehler entsteht erst bei der patriotischen Erklärung dieser Gegebenheit. Sie lautet immer: Wir sind so begabt, Orient und Okzident vermählen sich in uns, Süden und Norden; eine zauberhafte Vielfalt, eine wunderbare Kreuzung von Rassen und Nationen, ein märchenschönes Mit- und Ineinander aller Kulturen, das sind wir. Und alt sind wir! («Wir» schreiben uns nämlich bis aufs Barock zurück, wem ein Emporkömmling ist daneben das Berliner Reich! Daß Cranach und Grünewald etwas älter sind, daß sie und Leibniz und Goethe und ein gutes Hundert Großer dort das Fundament bilden, wird vergessen.) Warum es uns trotzdem immer eigentlich ein wenig schlecht ging, kommt, abgesehen von unserer zu großen Bescheidenheit, nur vom Pech. Wir hätten theoretisch mit unserer Völkerdurchdringung der vorbildliche Staat der Welt sein müssen; mit solcher Sicherheit, daß sich eigentlich gar nicht sagen läßt, warum wir praktisch nicht darüber hinausgekommen sind, ein europäisches Ärgernis zu sein, gleich hinter der Türkei. Wir hatten deshalb auch darauf verzichtet, es ernstlich herauszubekommen, und warteten auf den Tag, der uns Gerechtigkeit bringen müsse. Denn wir wußten uns begabt. Hjalmar Ekdal [in Ibsens: *Wildente*] als Staat. Der Vorstand des österreichischen Kulturinstituts schrieb anno 1916: Österreich hat die größte Zukunft, weil – es in der Vergangenheit noch so wenig zu leisten vermocht hat.

Der Fehler läßt sich entweder so ausdrücken: ein Staat hat nicht Pech. Oder auch so: er ist nicht Begabung. Er hat Kraft und Gesundheit oder nicht; das ist das einzige, was er haben und nicht haben kann. Weil Österreich sie nicht hatte, darum gab es den begabten und kultivierten Österreicher (verhältnismäßig in einer Anzahl, die uns einen guten Platz in Deutschland sichern wird), und es gab nicht die österreichische Kultur. Die Kultur eines Staates besteht in der Energie, mit der er Bücher und Bilder sammelt und zugänglich macht, mit der er Schulen und Forschungsstätten aufstellt, begabten Menschen eine materielle Basis bietet und ihnen durch die Stromstärke seines Blutkreislaufes den Auftrieb sichert; die Kultur beruht nicht in der Begabung, welche international so ziemlich gleich verteilt ist, sondern in der darunter liegenden Schicht des gesellschaftlichen Gewebes. Diese Schicht in Österreich kann es aber an Funktionstüchtigkeit nicht im geringsten aufnehmen mit der in Deutschland. Aus 1000 gescheiten Leuten und 50 Millionen verlässlicher Kaufleute läßt sich eine Kultur machen; aus 50 Millionen begabter und graziöser Leute und bloß 1000 praktisch verlässlichen Menschen entsteht nur ein Land, in dem man gescheit ist und sich gut kleidet, das aber nicht einmal imstande ist, eine Kleidermode hervorzubringen. Wer auf den Österreicher rekurriert, um Österreich mit ihm zu beweisen, glaubt, daß öffentlicher Geist die Summe des privaten sei, statt einer wesentlich schwerer zu berechnenden Funktion.

Also warnen klassenbewußte Österreicher lieber gleich vor Deutschlands öffentlichem Geist, der angeblich viel zu robust ist. Sie erzählen Schreckliches von dem betäubenden Arbeitsgeklapper und der überstarken sozialen Bindung, welche den einzelnen einschnürt. Auf der leichten österreichischen Verwesung hatte es sich natürlich entzückend gelebt, so daß es begreiflich ist, wenn ein oder der andere künstlerische Leuchtbazillenträger sich dem Geiste verpflichtet glaubt, im Falle des Anschlusses nach Rumänien auszuwandern. Die Idee ist jedenfalls besser als der Einfall, Österreich unter dem Namen Donauföderation als europäischen Naturschutzpark für vornehmen Verfall weiterzuhegen. Aber ist es denn überhaupt wahr, daß Deutschland nur das Land des Arbeitsterrors ist? Es ist zumindest auch das Land einer viel stärkeren Reaktion gegen ihn, als Österreich je einer fähig wäre. Die Nationalversammlungen hüben und drüben gleichen einander bis aufs Haar in der Suppe, der Widerstand des jungen Deutschland gegen ihren Geist

ist aber viel leidenschaftlicher als der in Österreich wahrnehmbare. Und schließlich, sei es wie immer – auch mir behagen die handfesten deutschen Sozialpatrioten nicht, auch mir beliebt nicht die Art, wie jetzt deutsche Dichter die Federn geschüttelt haben, als es, in einer Enquete zur moralischen Wiederaufrichtung Deutschlands, galt das Kapitol zu retten –: Geist kann Geist lenken und ändern, Kraft erzeugen kann er jedoch nicht oder nur in langen Zeiten.

Diesen einfachen Sachverhalt, diese natürliche Reihenfolge der Entwicklung sollte man nicht verwirren. Auch Buridans Österreicher, trotzdem er auf Gespaltenheit vom Kopfe bis zum Hufe eingerichtet ist und auf noble Subtilität, sollte ein einzigesmal einen Burgfrieden schließen zwischen der Spiritualität und der gemeinen Wahrheit und das Einfache einfach tun, trotzdem er es kompliziert unterlassen könnte.

[ < ]

### **Der Anschluß an Deutschland**

*[März 1919]*

Im Augenblick, wo ich schreibe, läßt sich noch nicht unterscheiden, ob die Friedenskonferenz der Abschluß von fünf Jahren oder von zweieinhalb Jahrtausenden europäischer Geschichte sein will, ob sie bloß die Kriegszeit beenden wird oder die Zeit der Kriege; wir sind auch nicht in der Lage, das Ergebnis mitzugestalten. Wir haben unsere Waffen geworfen und mit ihnen unser Recht, denn ein Recht, das man nicht geltend machen kann, ist keines. Wir stehen wehrlos vor unseren «Richtern», von nichts beschützt als von der Würde des Geistes, den eine große Nation verkörpert, von dem Geist der Menschheit, der sich allenthalben erhebt, und von der Gewalt des Beispiels, das einer gibt, der seine Macht zerbrochen hat, der nicht um Recht und Unrecht feilscht, sondern aufbricht, um dem kommenden Reich entgegenzugehen. Je tiefer wir das begreifen und je kühner wir unser Tun davon bestimmen lassen, desto weniger werden wir Gerichtete sein, sondern uns über das schäbige Gerede von Richtern und Gerichteten erheben als solche, welche Richtung weisen. – Ob die Menschheit diesmal noch den Augenblick versäumen wird oder nicht, die Aufgabe ist ihr jedenfalls bereits so deutlich gestellt, daß sie nicht mißverstanden werden kann; es ist die Notwendigkeit, sich endlich eine Organisationsform zu geben, die nicht wie eine schlechte Maschine den größten Teil der Kraft in inneren Widerständen aufbraucht und nur einen Rest als Glück, Geist, Persönlichkeit und Menschheitswerk zur Entfaltung entläßt. Große Aktionen enthalten fast immer ein negatives, reaktives Bestimmungselement, einen Abdruck des unerträglich gewordenen Zustandes, der zuletzt ihre Auslösung verschuldet hat; so hat auch die jetzt in Fluß geratene Bewegung als Reaktion auf Krieg und soziale Ungerechtigkeit die Formen Völkerbund und Klassenkampf angenommen. Aber weder parlamentarische Demokratie, noch Arbeiterherrschaft, noch Abrüstung und Schiedsgerichtshöfe für Streitigkeiten der Staaten werden ihr Ende sein; vom Ende läßt sich überhaupt noch nicht mehr ersehen als die Richtung, in der es liegt.

Was ihr im Weg steht, – nicht als Verwaltungsorganismus, wohl aber als geistig-moralisches Wesen – ist der Staat und es ist die Aufgabe der Impulse, die sich um den Gedanken eines Völkerbunds gruppiert haben, das Verhängnis zu sprengen, das sich an die menschliche Organisation in Staaten heftet. Ich weiß, daß eine solche Behauptung sich fast am wenigsten für deutsche Ohren eignet; denn nicht nur hat der deutsche Durchschnittsmensch, selbst wenn er

träumt, wie ein Chauffeur noch die so vorbildlich klappende und klappernde Funktionstüchtigkeit der Staatsmaschine im Ohr, sondern auch deutsche Denker haben die Ideologie des Staats gläubig vertieft und bis zur Idolatrie getrieben, in ihm eine menschliche Vervollkommnungsanstalt und eine Art geistiger Überperson erblickt. Man muß deshalb sehr kräftig darauf hinweisen, daß das falsch ist. Es gibt natürlich einen Geist des preußischen, österreichischen oder französischen Staats, der mehr ist als der Geist seiner Bewohner, sowie es eben einen esprit du corps oder Regimentsgeist gibt, und ich werde, wenn von Österreich die Rede ist, auch manches zugunsten seiner Wichtigkeit sagen müssen; aber man darf darüber nicht vergessen, wie weit der Geist des Staates fast stets hinter dem Geist zurück ist, der in den besten seiner Bewohner lebt, wie er Dostojewski nach Sibirien geschickt hat, Flaubert vors Zuchtgericht, Wilde ins Bagno, Marx ins Exil, Robert Mayer ins Irrenhaus, und daß er in einer Hinsicht sogar weit hinter dem Durchschnittsmenschen zurückbleibt: es ist dies sein Verhalten gegen andere Staaten. Die geradezu schon einfältigen sittlichen Forderungen, daß man Verträge nicht brechen, nicht lügen, des Nächsten Gut nicht begehren, nicht töten soll, gelten in den Staatsbeziehungen noch nicht und sind ersetzt durch das einzige Gesetz des eigenen Vorteils, der sich mit Gewalt, List und kaufmännischen Druckmitteln verwirklicht, wobei jeder Staat von den Bewohnern der anderen sehr natürlicher Weise als ein Verbrecher erkannt wird, den eigenen Bewohnern aber durch Zusammenhänge, die wahrhaftig einer soziologischen Untersuchung wert wären, als die Verkörperung ihrer Ehre und sittlichen Reife erscheint. Was Wunder, daß solche Wesen mit einer finsternen Grandezza untereinander verkehren, ihre Souveränität und Majestät mit einer Steifheit wahren müssen, die immer zumindest als eine sittenverderbliche Geschmacklosigkeit hätte gelten sollen. Was man den modernen Rechtsstaat nennt, ist ein solcher nur nach innen, nach außen ist er ein Unrecht- und Gewaltstaat. Man müßte sich schämen, so selbstverständliche Feststellungen zu wiederholen, wenn das immer noch nicht in die Schreckenskammer der Kriegshetze verwiesene Gerede von «Verbrecherstaaten» wie die ganze Behandlung der «Schuldfrage», die intra et extra muros nach einzelnen Schuldtragenden sucht, ja auch der Glaube, durch partielle Abrüstung und Schiedsgericht schon Genüge zu tun: wenn das alles nicht beweisen würde, wie wenig die richtige Vorstellung vom Wesen des historischen Staats das Denken beherrscht, und daß der angekündigte Fortschritt sich anscheinend mit dem Gesicht nach rückwärts gewandt auf den Weg macht. Denn der gekennzeichnete unsoziale Charakter des Staats folgt natürlich nicht aus dem bösen Willen seiner Bewohner, sondern aus seiner Natur, Konstruktion, Funktionsweise, und diese ist, ein nahezu völlig in sich geschlossenes System gesellschaftlicher Energie zu sein, mit einer unendlich größeren Vielfalt der Lebensbeziehungen im Innern als nach außen; der Staat ist eine Form, die sich, um der Entwicklung des Lebens Halt geben zu können, zunächst verkapseln und undurchlässig machen mußte. Man kann an den Klassengegensätzen sehen, wie Beziehungslosigkeit zur Feindseligkeit wird, und darf sich auch nicht scheuen, die Psychologie der kriegerischen Kirchweihverwicklungen zwischen benachbarten Dörfern zum Vergleich heranzuziehen, denn die Psychologie der kriegerischen Verwicklung zwischen zwei großen Kulturstaaten ist keine andre.

Die Geschichte lehrt, daß zur Erzielung eines dauernden Einvernehmens immer die Bildung einer höheren Gemeinschaft, die Preisgabe der vollen Selbständigkeit der Glieder und Ergänzung durch gemeinsame positive Interessen nötig ist. Auch der Staat hat sich gegenüber seinen Individuen und Teilverbänden nicht bloß als etwas Privatives, Exzesse Verhinderndes gebildet, sondern als etwas, das greifbare Vorteile abwirft. So hat das Deutsche Reich die Bundesstaaten überwachsen, das alte Österreich seine Kronländer, die Schweiz ihre Kantone, und ebenso wird sich eine Organisation der Menschheit nicht aus Vorbeugungsmaßregeln ergeben, sondern nur aus weitgehender Verschmelzung in neuen, gemeinsamen Interessen, wobei der einzelne Staat

immer mehr auf den Rang eines Selbstverwaltungskörpers sinkt. Was schließlich von ihm bleibt, ist die organisierte Nation oder sagen wir lieber gleich die organisierte Sprachgemeinschaft. Denn die Nation ist ja weder eine mystische Einheit, noch eine ethnische, noch auch geistig wirklich eine Einheit – man hat mit zumindest halbem Recht eingewandt, daß das Genie international sei und national nur die Beschränktheit –, wohl aber ist sie als Sprachgemeinde ein natürlicher Leistungsverband, das Sammelbecken, innerhalb dessen sich der geistige Austausch zunächst und am unmittelbarsten vollzieht. Diese geistesorganisatorische Bedeutung der Nation bleibt auch für den weitest gesteckten Humanismus und Kommunismus bestehen; höchstens könnte man aus Mißverständnis des Worts gegen sie einwenden, daß Geist nicht organisiert werden soll, sondern unbestimmbar wächst wie ein Stück Landschaft in Wechselwirkung mit den Menschen, ihrem Leben, ihrer Geschichte und ihren Einrichtungen; das Medium, das zwischen diesen zirkuliert und ihnen die Nahrung zuträgt, ist aber eben die Sprache. Und da der Geist einer Nation nicht über ihr schwebt wie über einem Diskutierklub, sondern sich verwirklichen will, so bedarf er dazu eines einheitlichen materiellen Apparats. Wenn Teile einer Sprachgemeinschaft unter ganz verschiedenen Bedingungen und in längst getrennten Kulturen leben wie etwa Süd-Amerika und Spanien, hat es natürlich keinen Sinn, sie zu vereinen, wenn aber ein alter, nie unterbrochener Kulturzusammenhang und unmittelbare Nachbarschaft besteht, wie zwischen Deutsch-Österreich und Deutschland, ist der staatliche Zusammenschluß einfach einer der entscheidenden Schritte auf dem Weg von dem Zustand, den wir das Staatstier nennen durften, zum Menschenstaat.

Es gibt allerdings Leute, welche das leugnen.

Das sind zum kleinen Teil Ungeduldige, welche die nationale Idee ein «bürgerliches» Ideal nennen und es gleichgültig finden, ob Deutschböhmen zum Deutschen Reich oder zum tschecho-slowakischen Staat gehört, weil doch der Bolschewismus kommen muß oder die Welt eine geistige Ordnung erhalten wird, kurz, weil der nationale Zusammenschluß ja wirklich nicht das Wichtigste und Letzte ist; sie überspringen immer ein paar Stufen und sind offenbar Menschen, in denen nicht zwei Wahrheiten oder zwei Pläne gleichzeitig Platz haben, weil sie sich nur durch Fixation des Extremen in die Schöpfertrance versetzen können.

Meist aber leugnen oder verleugnen *solche* Leute die Wichtigkeit der nationalen Idee, welche von ihren Übertreibungen angewidert und ermüdet sind. Österreichischer Übernationalismus zumal war gewöhnlich nur eine Reaktion gegen die besonders plumpen Formen, welche der Nationalismus in Österreich angenommen hatte; aber gerade diese bilden einen Beweis zugunsten der nationalen Idee, denn sie sind die typischen Formen, welche sie annimmt, wenn ihr nicht Genüge geschieht. Der unbefriedigte Staats-Spieltrieb der Tschechen, der sich jetzt in ihrem Puppenstuben-Imperialismus auslebt und, enthielte er nicht so viel Rückgewandtheit, Großmannssucht und Eigensinn, eigentlich rührend wäre – wie er es zur Zeit der Königinhofer Handschrift war, als Millionen Menschen, durch einen Fälscher beschwindelt, der ihnen Dokumente einer alten selbständigen Kultur vorspiegelt, sich die Täuschung durch keine Widerlegung mehr rauben lassen wollten und so falschen Zeugnissen beinahe eine höhere Wahrheit als die historische, nämlich die des glühenden Verlangens gaben –, hat sein Seitenstück in der Erlösungsidee der «unerlösten» Italiener, die voll sentimentaler Romantik steckte und sich mit einem knabenhaften Pathos gab, das für erwachsene Kaufleute und Advokaten natürlich reichlich falsch war. Aber das, was man in Österreich deutschnational nannte, gehört auch dazu. Es hat zur Entschuldigung, daß es aus Abwehr entstand, und, was Politik betrifft, ist ihm meiner Ansicht nach manches nachzusehen, aber als Ideologie war es nichts als eine tot wuchernde Geschwulst. Ein Gemenge, das sich aus Wagner, Chamberlain, *Rembrandtdeutschem*, Felix Dahn, Studentenpoesie, Antisemitismus und unwissender Geringschätzung der anderen Nationen



zusammensetzte, bildete den Inhalt eines durch den dauernden politischen Kampf verrohten Selbstbewußtseins. Man schwärmte für Erhöhung des deutschen Wesens in Österreich, meinte damit aber nicht etwa Rilke, obgleich der ein Deutscher, Österreicher und «Arier» ist, sondern kern-inniges deutsches Staackmannestum [vorwiegend österreichische Heimatdichter: die Autoren des L. Staackmann Verlags]. Diese Gesinnung lebt leider heute noch in vielen Köpfen, vor allem unter der Studentenschaft; man durfte sich darüber freuen, daß sie deutsch war, und mußte darüber trauern, wie sie es war. Wo die nationale Idee zu einem Kampfziel wird oder zu einer leidenschaftlichen Sehnsucht, dort entartet sie zu einer Hemmung, so wie sich bei Menschen ein hysterischer Knoten bildet, die es immer danach verlangt, endlich einmal ganz sie selbst zu sein, statt sich im natürlichen Verlauf täglicher Beschäftigung ständig auflösen und wiederfinden zu können.

Was man das Nationalitäten-Problem Österreichs nannte, dieses – ähnlich dem Verlauf einer Blutrache – ausschließlich und immer fester von einer einzigen Ursachenkette Umstrickt- und Gelähmtwerden, wird gewöhnlich als Grund dafür angegeben, daß es mit dem Staat nicht so recht vorwärtsging; zumindest ebenso stark wirkte aber auch der umgekehrte Zusammenhang: weil im Staatsleben nichts da war, um das Verstockende mitzureißen, konnte sich der eine Konflikt bis zur herrischen Monomanie verhärten. Seit der Verdrängung aus Deutschland durch den Sieg der kleindeutschen über die großdeutsche Idee und seit dem davon heraufbeschworenen «Ausgleich» mit Ungarn im Jahre 1867 war das ehemalige Kaisertum Österreich ein biologisch unmögliches Gebilde. In «Zisleithanien» (schon im Namen lebte noch die alte Staatskanzlei) hielten sich die Nationen in einem toten Gleichgewicht, keine war imstande, die Führung zu übernehmen und die andern zu einer gemeinsamen ausgreifenden Willensbildung in wirtschaftlichen und kulturellen Fragen zu bewegen. Dazu kam die verfassungsgemäß alle zehn Jahre wiederkehrende Erneuerung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn, welche mit ihrem Vor- und Nachtrab von Konflikten nach sachverständiger Schätzung das Entwicklungstempo der Wirtschaft wenigstens um ein Drittel verlangsamt hat. So konnte die Monarchie die unpolitische, indirekte Auswirkung des Jahres 1848, die Entfesselung des bürgerlichen Unternehmungsgeistes nicht mitmachen, welche in Deutschland eine Kraft und Bewegtheit ins Leben rief, die man als ungeheuer anerkennen muß, auch wenn man ihre Formen und Ergebnisse mit gutem Recht verdammt. Wäre Österreich ein Staat von so großem Tempo gewesen, so hätte es vielleicht die Interessen seiner Völker in einem dynamischen Gleichgewicht verschmelzen können; da es schwerfällig und schlecht ausbalanciert war *und* langsam fuhr, fiel es vom Rad.

Die nichtdeutschen Völker haben Österreich-Ungarn ihr Gefängnis genannt. Das ist sehr merkwürdig, wenn man weiß, daß dies bis zuletzt auch die Madjaren getan haben, obgleich sie längst die herrschende Nation der Monarchie gewesen sind. Es wird noch merkwürdiger, wenn man weiß, mit welcher Freiheit Südslawen und Tschechen in Österreich ihren antiösterreichischen Gefühlen Luft machen konnten; ich könnte da aus Zeitungsartikeln zitieren, die im Krieg erschienen sind, was in keinem andern Staat zu schreiben möglich gewesen wäre. Trotzdem Gefängnis? Man kann es nicht aus zwei Jahrhunderte alten Erinnerungen, sondern nur aus tiefem Mißtrauen gegen den Staat erklären, aus der Angst zu ersticken, aus Verachtung. Wäre es nur nationale Sehnsucht gewesen, so hätte nicht die Zerstörung der Monarchie im Programm der Tschechen eingeschlossen sein müssen und es hätten die Serbo-Kroaten und Slowenen die Stammverwandten in den kleinen Staaten jenseits der Grenze zum Eintritt eingeladen, statt sich selbst hinüberzuwünschen. Dieser schläfrige Staat, der mit zwei zgedrückten Augen über seinen Völkern wachte, hatte eben auch wirkliche Anfälle von Härte und Gewaltherrschaft; dies geschah immer dann, wenn er es zu weit hatte treiben lassen und kein anständiger Weg mehr aus noch ein

führte. Dann fuhr er mit Polizeimaßnahmen, Staatsanwalt und absolutistischen Verordnungen darein, um – wenige Augenblicke später, von dem erbitterten Widerstand erschreckt, den er vorfand, ängstlich zurückzufahren und seine eigenen Organe zu verleugnen. Die intime Geschichte der österreichischen Verwaltung ist voll von traurigen und burlesken Beispielen, die sich ein halbes Jahrhundert lang in immer der gleichen Weise aneinanderreihen. Man kann den Geist dieses Staats absolutistisch wider Willen nennen; er wäre gerne demokratisch verfahren, wenn er es nur verstanden hätte. Aber wer war dieser Staat? Keine einige Nation und keine freie Vereinigung von Nationen trug ihn, die sich in ihm ihr Skelett geschaffen hätte, dessen Gewebe sie aus der Kraft ihres Blutes ständig auffrischt; kein Geist speiste ihn, der sich in der privaten Gesellschaft bildet und, wenn er in irgendeiner Frage eine gewisse Stärke erreicht hat, in den Staat eindringt; trotz des Talents seiner Beamtschaft und mancher guten Arbeit im einzelnen, hatte er eigentlich kein Gehirn, denn es fehlte die zentrale Willens- und Ideenbildung. Er war ein anonymer Verwaltungsorganismus; eigentlich ein Gespenst, eine Form ohne Materie, von illegitimen Einflüssen durchsetzt, mangels der legitimen.

Unter solchen Umständen hat sich das herausgebildet, was von manchen recht naiv die österreichische Kultur genannt wird, der sie besondere Feinheit nachsagen, die angeblich nur auf dem Boden eines nationalen Mischstaats gedeiht; neuestens glauben einige sie vor dem Aufgehen in der deutschen «Zivilisation» schützen zu müssen und machen aus ihr sogar ein Argument für das Wiederaufleben Österreich-Ungarns in der aus den Angstträumen der Großindustrie geborenen Gestalt der Donauförderung.

Man spart viele Worte in dieser Frage, wenn man drei Feststellungen gleich zu Beginn macht. Erstens haben weder die Slawen, noch die Romanen, noch die Madjaren der Monarchie eine österreichische Kultur anerkannt, sie kannten nur ihre eigene und eine deutsche, die sie nicht mochten; die «österreichische» Kultur war eine Spezialität der Deutschösterreicher, welche gleichfalls eine deutsche nicht haben wollten. Zweitens waren auch innerhalb des österreichischen Deutschtums drei in Lebens- und Menschenart ganz verschiedene Gebiete zu scheiden, Wien, die Alpen- und die Sudetenländer; worin soll die gemeinsame Kultur bestanden haben? Es gab viel Provinz in Österreich, wo sie aber aufhellte, dort wurde einfach wie überall auf der Erde Anschluß an die Welt des Geistes gesucht und das Mittel, durch das dies geschah, war weder reichsdeutsche, noch österreichische, sondern einfach deutsche Kultur. Gewiß hatte Tirol, das schwärzeste Land, das dennoch irgendwie vom Süden beleckt ist, eine Eigenart, aber was hatten die Bukowina oder Dalmatien von ihr und ebenso umgekehrt? Die österreichische Kultur war ein perspektivischer Fehler des Wiener Standpunkts; sie war eine reichhaltige Sammlung von Eigenarten, durch die man den Geist mit Gewinn reifen lassen konnte, das durfte einen aber nicht darüber täuschen, daß sie keine Synthese war. Drittens wird jeder von der Gnade der Selbstbesinnung nicht ganz verlassene «Altösterreicher» eingestehn, daß er, von österreichischen Werten sprechend, nichts anderes meint, als das alte Österreich vor 1867. Dieses Österreich hat die schönen, breiten, weißen Straßen gezogen, auf denen sich's wie durch ein Märchen vom Norden zum Süden, von Asien nach Europa reisen läßt; in diesem Österreich lebten Grillparzer und Radetzky und Heibel; dieses Österreich hatte den Typus eines wohlunterrichteten, wohlwollenden Verwaltungsbeamten erzeugt, der nicht nur als Vogt, sondern auch als Kulturmissionär an die Peripherie des Reichs hinausging. Dieses Österreich war ein Rest des alten, tüchtigen, in mancher Hinsicht nicht unsympathischen Obrigkeitsstaates. Seither hat sich aber das Rad der Welt um einiges weiter gedreht, und wenn jeder im Innersten an dieses Österreich denkt, sobald er von österreichischer Kultur schwärmt, und wenn unter den mehr als fünfzig Millionen Einwohnern sich seit dem Jahre 1867 keiner gefunden hat, der mit der gleichen Überzeugung von der modernen, der österreichisch-ungarischen Kultur gesprochen hätte, so

verrät sich, was die ganze Kulturlegende ist: Romantik.

Als Eroberer und Kolonisatoren waren die Deutschen vor mehr als tausend Jahren ins Land gekommen, und der Zusammenhang mit Deutschland frischte ständig ihre Kraft auf; naturgemäß konnten sie deshalb bis zuletzt die bevorzugten Stellungen in der Verwaltung wie im Wirtschaftsleben besetzt halten, und man muß es wohl auch fast naturgemäß nennen, daß sie dadurch schließlich manche Züge eines Mandschutums aufgedrückt erhielten. Österreich ist das Land der «privilegierten» Unternehmungen gewesen, des mit Zusicherungen und Schutzbriefen arbeitenden Unternehmertums, das dadurch an Tüchtigkeit verlor. Es ist, zusammenhängend damit, das Land der «persönlichen Beziehungen» und der Protektion gewesen; so sehr, daß vorne die Zeitungen über kein bürgerliches Wohlfahrtsunternehmen zu berichten hatten, das sich nicht eines «hohen Protektorats» versichert gehabt hätte, und hinten im Anzeigenteil schamlose Gesuche standen, in denen für Geld öffentliche Protektion gesucht wurde. Der illegitime Einfluß des Adels und der Nobel-Bourgeoisie auf die Führung der öffentlichen Angelegenheiten war unter diesen Umständen so groß, daß man Österreich trotz seines wilden Parlamentarismus einen feudal regierten Staat nennen mußte. Wie weit das ging, sieht man am besten an den kleinen Alltagsgebärden, wie daß man selbst zur Bezeichnung geistiger Vornehmheit mit Vorliebe das Wort nobel verwandte und daß die Kutscher ihre Kundschaft mit Euer Gnaden ansprachen, wozu alle Welt nicht nur lächelte, sondern worin sie eine feine Spezialität erblickte, ohne zu empfinden, daß sie Zeugin einer Prügelstrafe war. Das österreichische Antlitz lächelte, weil es keine Muskeln mehr im Gesicht hatte. Es braucht nicht geleugnet zu werden, daß dadurch etwas Vornehmes, Leises, Maßvolles, Skeptisches usw. usw. in die Wiener Sphäre kam; aber es war zu teuer erkauft. Wenn nichts vorläge als diese «Wiener Kultur» mit ihrem esprit de finesse, der immer mehr zum Feuilletonismus entgeistete, als diese Vornehmheit, die Kraft und Brutalität nicht mehr auseinanderzuhalten vermochte: so wäre das genug, um das Untertauchen in der deutschen Brause zu wünschen.

Aber worin besteht denn überhaupt Kultur? Man mengt da immer zwei recht verschiedene Begriffe ineinander: geistige Kultur und das, was man unter persönlicher versteht, die Lebensform, der gute Stil; theoretisch sollte die Lebenskultur freilich herausgewachsen auf der geistigen sitzen, in Wirklichkeit kommen die beiden aber gewöhnlich getrennt vor. Zugegeben, daß von der persönlichen Form Österreich besonders viel hatte, so hatte es doch von der geistigen, der eigentlichen Kultur besonders wenig. Man vergleiche die Ausstattung der österreichischen Hochschulen mit der der deutschen, Zahl und Größe der Büchersammlungen, der öffentlichen Bildersammlungen, die Gelegenheiten, ausländische Kunst kennenzulernen, Zahl und Bedeutung der Revuen, Intensität und Umfang der öffentlichen Erörterung geistiger Fragen, den Gehalt der Bühnenleistungen, man denke an die Tatsache, daß fast alle österreichischen Bücher in Deutschland hergestellt werden, daran, daß fast alle österreichischen Dichter ihre Existenz deutschen Verlegern verdanken: und dann frage man, worin denn die Kultur eines Staats besteht, wenn nicht in diesen Leistungen?! Die Rede von der österreichischen Kultur, die auf dem Boden des nationalen Mischstaats stärker erblühen soll als anderswo, diese so oft beteuerte Mission der sancta Austria, war eine niemals bewahrheitete Theorie; daß sie hartnäckig im Gegensatz zur Wirklichkeit festgehalten wurde, war der Trost von Leuten, welche den Bäcker nicht bezahlen können und sich mit Märchen sättigen.

Damit diese Angriffe nicht am Ende dort treffen, wohin sie nicht zielen, sei noch einmal ausdrücklich gesagt: sie gelten dem Kulturwert des Staats und nicht dem der Einzelmenschen in Österreich. Selbst ihr Durchschnittstypus ist wertvoll. Das Leben ist da nicht so verbaut, man sieht den Himmel und hat Raum und Zeit. Man fühlt sich tiefer in diesem Land leben als im

Reich. Und der Mensch hat, selbst in Wien noch, etwas vom Stifterschen Menschen in sich und mehr vom russischen als der deutsche. Es sind jedenfalls nicht die schlechtesten Deutschen jene Österreicher, die solche Gründe anführen, um vor dem Aufgehen im M. W. [= Machen wir: s. S. 504, Ziff. 46; S. 858] des Reichs zu warnen. Aber sie übersehen, daß das, was sie das Berlinertum nennen, nur eine Teilerscheinung der Weltentwicklung war; und schließlich war ja auch Österreich gar nicht der Staat, der aus höherer Einsicht bei der Postkutsche und dem Weimarer Bildungsideal stehengeblieben wäre, sondern es hatte genau so Eisenbahn und Journalistik eingeführt wie die übrige Welt, nur fuhr man mit beiden schlechter als anderswo. Und das hängt nicht von der Tüchtigkeit des einzelnen ab; sie war in Österreich jederzeit und ist groß, was schon der Anteil beweist, den Österreicher, auf deutschem Boden wirkend, der deutschen Kultur gegeben haben. Gerade um des wertvollen Österreichers willen muß die Legende von der österreichischen Kultur zerstört werden!

Die Kultur eines Staats entsteht nicht als Durchschnitt der Kultur und Kulturfähigkeit seiner Bewohner, sondern sie hängt von seiner gesellschaftlichen Struktur und mannigfachen Umständen ab. Sie besteht nicht in der Produktion geistiger Werte von Staats wegen, sondern in der Schaffung von Einrichtungen, welche ihre Produktion durch den Einzelmenschen erleichtern und neuen geistigen Werten die Wirkungsmöglichkeit sichern. Das ist wohl fast alles, was ein Staat für die Kultur leisten kann; er hat ein kräftiger, williger Körper zu sein, der den Geist beherbergt. Kann man Deutschland, bildlich gesprochen, vorwerfen, daß es seit dem Aufschwung zu sehr seiner Körperlichkeit gefrönt habe, so läßt sich das durch einen Wechsel der Sinnesart gutmachen; Österreich aber müßte seinen Körper in allen Gewebsschichten wechseln, was viel schwerer ist. Aus diesem Grunde tut ihm das Aufgehen in Deutschland not und zwar sowohl dann, wenn morgen schon die aus dem Osten kommende Bewegung der Welt eine neue, die Grenzen brechende Gestalt geben sollte, wie dann, wenn im Westen die Beschränktheit von gestern noch einmal siegen sollte. In beiden Fällen werden ungeheure Aufgaben gestellt sein, die zur Lösung der zweckmäßigst zusammengefaßten Kraft bedürfen.

[◁ ]

### **Geist und Erfahrung**

### **Anmerkungen für Leser, welche dem Untergang des Abendlandes entronnen sind**

[März 1921]

## **I**

Schiller in der Abhandlung über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen:  
«Belletristische Willkürlichkeit im Denken ist freylich etwas sehr Übles.»

Mathematische Kapitel aber haben vor andren den Vorzug, daß sie diese bei belletristischen Geistern sich auf jedem Wissensgebiet rasch einstellende imitatorische Belesenheit von Sachlichkeit leicht unterscheiden lassen. Spengler schreibt: irgend etwas «mag in den populären Teilen einer Mathematik weniger hervortreten, aber die Zahlengebilde höherer Ordnung, zu denen jede von ihnen ... alsbald aufsteigt, wie das indische Dezimalsystem, die antiken Gruppen

der Kegelschnitte, der Primzahlen und der regelmäßigen Polyeder, im Abendland der Zahlkörper, die mehrdimensionalen Räume, die höchst transzendenten Gebilde der Transformations- und Mengenlehre, die Gruppe der nichteuklidischen Geometrien ...» usw. und das klingt so gewiegt, daß ein Nichtmathematiker sofort durchschaut, so kann nur ein Mathematiker reden. Aber in Wahrheit ist, wie Spengler da Zahlengebilde höherer Ordnung aufzählt, nicht fachkundiger als ob ein Zoologe zu Vierfüßlern die Hunde, Tische, Stühle und Gleichungen vierten Grades zusammenfassen würde! Oder Spengler schreibt: «Aus dieser großartigen Intuition ... folgt die letzte und abschließende Fassung der ... abendländischen Mathematik, die Erweiterung und Vergeistigung der Funktionentheorie zur Gruppentheorie.» Aber in Wirklichkeit ist die Gruppentheorie gar keine Erweiterung der Funktionentheorie! Oder Spengler definiert: «Gruppen sind ...», aber was er definiert, sind keine «Gruppen», sondern unter Umständen eine «Menge» und sonst überhaupt nichts Präzises! Definiert er aber eine «Menge», nämlich «den Inbegriff einer Menge gleichartiger Elemente», irrt er sich und glaubt, daß dies die Definition eines Zahlkörpers sei! Oder er schreibt: «Innerhalb der Funktionentheorie dagegen ist der Begriff der Transformation von Gruppen von entscheidender Bedeutung und der Musiker wird bestätigen, daß analoge Bildungen einen wesentlichen Teil der neueren Kompositionslehre ausmachen», aber natürlich gibt es den Begriff Transformation von Gruppen in der Funktionentheorie überhaupt nicht, sondern es gibt nur den geistigen Gegenstand Transformationsgruppen und den nicht in der Funktionentheorie, sondern in der Gruppentheorie. Was gleichzeitig ein Beispiel für die Universalität und den Stil der Beweisführung ist.

## II

Man kann nach solchen Beispielen wohl nicht glauben, daß ich mich auf Buchstabengerechtheit versteife. Aber man wird es tun. Denn es besteht in – ich möchte das Wort geistig gebrauchen – sagen wir also in geistigen Kreisen, – ich meine aber die der Literatur, ein günstiges Vorurteil über Verstöße gegen Mathematik, Logik und Genauigkeit; sie werden unter den Verbrechen wider den Geist gern zu den ehrenvollen politischen gezählt, wo der öffentliche Ankläger eigentlich in die Rolle des Angeklagten gerät. Seien wir also generös. Spengler meint es quasi, arbeitet mit Analogien und in irgendeinem Sinne kann man da immer recht haben. Wenn ein Autor die Begriffe durchaus mit falschen Namen belegen oder selbst verwechseln will, so kann man sich schließlich daran gewöhnen. Aber ein Chiffrenschlüssel, irgendeine zuletzt eindeutige Verbindung des Gedankens mit dem Wort muß durchgehalten werden. Auch diese fehlt. Die vorgeführten, ohne lang suchen zu müssen aus vielen herausgegriffenen Beispiele sind nicht Irrtümer in Einzelheiten, sondern *eine Art des Denkens!*

Es gibt zitronengelbe Falter, es gibt zitronengelbe Chinesen; in gewissem Sinn kann man also sagen: Falter ist der mitteleuropäische geflügelte Zwergchinese. Falter wie Chinesen sind bekannt als Sinnbilder der Wollust. Zum erstenmal wird hier der Gedanke gefaßt an die noch nie beachtete Übereinstimmung des großen Alters der Lepidopterenfauna und der chinesischen Kultur. Daß der Falter Flügel hat und der Chinese keine, ist nur ein Oberflächenphänomen. Hätte ein Zoologe je auch nur das geringste von den letzten und tiefsten Gedanken der Technik verstanden, müßte nicht erst ich die Bedeutung der Tatsache erschließen, daß die Falter nicht das Schießpulver erfunden haben; eben weil das schon die Chinesen taten. Die selbstmörderische Vorliebe gewisser Nachtfalterarten für brennendes Licht ist ein dem Tagverstand schwer zugänglich zu machendes Relikt dieses morphologischen Zusammenhangs mit dem Chinesentum. –

Was mit solchen Mitteln bewiesen werden soll, ist ja eigentlich ganz gleich; ich wollte am Beispiel der Mathematik zeigen, von dem Spengler selbst sagt, daß es das einzige sei, an dem sich seine Beweisführung erhärten lasse, welches Vertrauen sie verdient.

### III

Ich übergehe zu den erkenntnistheoretischen Schlüssen, die Spengler aus der Betrachtung der Physik zieht.

Er behauptet, «daß schon Worte wie Größe, Lage, Prozeß, Zustandsänderung spezifisch abendländische Bilder darstellen, die den Charakter der wissenschaftlichen Tatsachen, die Art des Erkenntnerwerdens beherrschen, ganz zu schweigen von komplexen Begriffen wie Arbeit, Spannung, Wirkungsquantum, Wärmemenge, Wahrscheinlichkeit, welche jeder für sich eine physikalische Gesamtanschauung in nuce enthalten». «Das Experiment, die systematische Handhabung der Erfahrung ist höchst dogmatisch; ein spezieller Naturaspekt ist schon vorausgesetzt.» «Der in sich geschlossene, höchst überzeugende Komplex unumstößlicher Wahrheiten ist in einem sehr bedeutsamen Sinne von dem Entwicklungsgang, den allgemeinen, nationalen und privaten Schicksalen ... abhängig. Jeder große Physiker, der als Persönlichkeit seinen Entdeckungen doch immer eine eigene Richtung und Farbe gibt, jede Hypothese, die ohne einen individuellen Beigeschmack ganz unmöglich ist, jedes Problem, das in die Hände gerade dieses und keines andren Forschers geriet, bedeuten ebensoviele Schicksalsfügungen für die Gestalt der Lehre. Wer das bestreitet, der ahnt nicht, wie viel Bedingtes in den absoluten Momenten der Mechanik steckt.»

Mit solchen Bemerkungen hat Spengler, von einigen Zweideutigkeiten abgesehen, vollkommen recht. Er irrt sich nur darin, daß er sie für neu hält; ihr Inhalt ist jedem, der von den erkenntnistheoretischen Arbeiten der letzten fünfzig Jahre etwas weiß, geläufig.

Wenn er aber daraus folgert, es handle sich bei physikalischen Entscheidungen «um *Stilfragen* ... Es gibt physikalische Systeme, wie es Tragödien und Sinfonien gibt. Es gibt hier Schulen, Traditionen, Manieren, Konventionen wie in der Malerei»: so macht er aus einem *gallus Mattiae* einen Gallimathias.

Spengler sagt: Es gebe keine Wirklichkeit. Natur sei eine Funktion der Kultur. Kulturen seien die letzte uns erreichbare Wirklichkeit. Der Skeptizismus unserer letzten Phase müsse historisch sein. Warum haben aber die Hebel zur Zeit des Archimedes oder die Keile im Paläolithikum genau so gewirkt wie heute? Warum vermag sogar ein Affe einen Hebel oder einen Stein so zu gebrauchen, als wüßte er von Statik und Festigkeitslehre, und ein Panther aus der Spur auf die Beute zu schließen, als wüßte er von der Kausalität? Will man nicht annehmen, daß eine gemeinsame Kultur auch Affe, Steinmensch, Archimedes und Panther verbindet, so bleibt wohl nichts anderes übrig als ein gemeinsames Regulativ anzunehmen, das außerhalb der Subjekte liegt, also eine Erfahrung, die der Erweiterung und Verfeinerung fähig sein könnte, die Möglichkeit eines Erkennens, irgendeine Fassung von Wahrheit, des Fortschritts, Aufstiegs, kurz gerade jene Mischung subjektiver und objektiver Erkenntnisfaktoren, deren Trennung die mühselige Sortierarbeit der Erkenntnistheorie ausmacht, von der sich Spengler dispensiert hat, weil sie dem freien Flug der Gedanken ganz entschieden hinderlich ist.

Spengler hebt einmal hervor, die Erkenntnis sei nicht nur ein Inhalt, sondern auch ein lebendiger Akt: was er in ungeheuerlichem Maß vernachlässigt, ist, daß sie auch ein Inhalt ist. Was unsre

geistige Lage kennzeichnet und bestimmt, ist aber gerade der nicht mehr zu bewältigende Reichtum an Inhalten, das angeschwollene Tatsachenwissen (einschließlich der moralischen Tatsachen), dieses Auseinanderfließen der Erfahrung an der Oberfläche der Natur, das Unübersehbare, das Chaos des Nichtwegzuleugnenden. Wir werden daran zugrunde gehn oder als ein seelisch stärkerer Menschenschlag es überwinden. Darum hat es auch menschlich keinen Sinn, diese ungeheure Gefahr und Hoffnung wegzueskamotieren, indem man durch eine falsche Skepsis den Tatsachen das Gewicht ihrer Tatsächlichkeit stiehlt.

#### IV

Da ein großer Teil der Naturgesetze das Ergebnis räumlicher Messungen ist, wäre es natürlich ein verblüffender Erfolg, wenn es gelänge, am Wesen des Raums zu zeigen, daß er in jeder Kultur nicht nur anders erlebt wird, sondern etwas anderes ist; die Behauptung, daß die Natur eine Funktion der Kultur sei, wäre damit gewissermaßen samt der Wurzel herausgehoben.

Tatsächlich beansprucht Spengler, «die Illusion des einen, bleibenden, alle Menschen umgebenden Raums, über den man sich begrifflich restlos verständigen könnte, zerstört» und «eine Ausgedehntheit an sich ... unabhängig vom spezifischen Formgefühl des Erkennenden» als «eine Illusion» erwiesen zu haben.

Er verweist auf die Existenz nichteuklidischer Geometrien. Aus ihr folgt, daß es mehrere Raumbegriffe gibt, die eben dadurch definiert sind, daß diese Geometrien in ihnen gelten. Nennen wir sie mathematische Räume. Sie sind dadurch entstanden, daß gewisse Eigenschaften des überlieferten euklidischen Raumbegriffs variiert worden sind, und wir fügen hinzu, daß sie sich trotzdem für den rechnermäßigen Ausdruck physikalischer, also wirklicher Tatsachen verwenden lassen. Gewöhnlich unterscheidet man da aber: Der für die Darstellung gewählte Raum ist, genau so wie andre mathematische Symbole, zunächst nur eine begriffliche Brücke für Vorgänge in einem andren Raum, dem der profanen Wirklichkeit. Nennen wir ihn den empirisch-metrischen, denn er ist nichts als der Erfahrungsraum unter dem vorwaltenden Aspekt des Messens, wovon man sich leicht überzeugen kann, indem man sich vergegenwärtigt, daß es neben und in gewissem Sinn vor dem empirisch-metrischen Raum noch gesehene, getastete und gehörte Räume in allen Abstufungen vom primären Eindruck bis zur vollbewußten Wahrnehmung gibt. Diese Räume sind durchaus nicht euklidisch, im Sehraum z. B. schneiden sich Parallele[n], die Länge ist abhängig von der relativen Lage einer Strecke, die drei Dimensionen sind nicht gleichwertig und es treten spezifische Täuschungen auf, die sich oft erst durch das Zusammentreffen mit Erfahrungen aus andrem Sinnesgebiet als Täuschung erweisen. Es ist nicht meine Absicht, das weiter auszuführen und zu zeigen, wie daraus der volle Erfahrungsraum entsteht, warum dieser für euklidisch gilt und mit welcher Kompetenz vertiefte mathematisch-physikalische Erfahrung es wieder in Frage stellt. Es genügt mir festzustellen, daß dies den Inhalt zahlreicher erkenntnistheoretischer und psychologischer Arbeiten bildet, deren Ergebnisse die Lösung zwar noch nicht bedeuten, wohl aber voraussehen lassen. Spengler hat also nicht nur darin recht, daß es eine Mehrzahl mathematisch-physikalischer Räume gibt, sondern es gibt in der Tat auch die von ihm behauptete «Mehrheit variabler Anschauungsgebilde» und er irrt sich nur darin, daß er dies für eine neue Grundlage der Raumtheorie hält. Er hat auch hier den Ausgangspunkt einer Denkarbeit für ihr Ende gehalten. Würde er die «albernsten Methoden der experimentellen Psychologie» nicht für einen seiner unwürdigen «Jagdgrund mittelmäßiger Köpfe» und erkenntnistheoretische Arbeiten nicht für «akademische Belanglosigkeiten» erachten, so wäre ihm das nicht so leicht gefallen. Ich

übergehe die analogen Betrachtungen über die Zeit, ebenso das «Geheimnis der Raumwerdung» zugunsten eines weiteren Zusammenhangs, da sich im einzelnen doch immer bloß das gleiche Bild wiederholt.

## V

Vorher eine Zwischenanmerkung.

Es ist bisher wiederholt die Instanz der Erfahrung angerufen worden. Es gibt Menschen, die darauf mit Achselzucken antworten: empiristische Philosophie! Also eine philosophische Richtung, die eben auch nur eine unter vielen und nicht besonders privilegiert zum Besitz der Wahrheit ist. Spengler würde das Pochen auf Tatsächlichkeit nachsichtig als ein westliches Zivilisationssymptom abtun. Der Chor der Geistkämpfer und Seelenvollen aber – von angeblich Goethe bis zum kleinsten geistigen Moritz und Gottseibeimir von heute – hat längst einstimmig intuitiert: es gibt überhaupt nichts Erbärmlicheres als Empirismus.

Bevor ich antworte, will ich aber sagen, daß ich es für unerlaubt hielte, ein Werk mit Bedeutung und eigenem Leben – als ein solches empfinde ich auch Spenglers Buch – erst wegen seiner Schwächen lächerlich zu machen und dann das eigne Töpfchen an den Herd zu rücken und rasch das eigne Besserwissen darin zu kochen; noch viel oberflächlicher natürlich, als es der Autor tat, weil Raum, Zeit und Bewußtsein der Wichtigkeit knapp sind. Ich stelle daher fest, daß ich Spengler nicht abwäge, sondern daß ich ihn angreife. Ich greife ihn an, wo er typisch ist. Wo er oberflächlich ist. Wenn man Spengler angreift, greift man die Zeit an, der er entspringt und gefällt, denn seine Fehler sind ihre. Zeiten sind aber nicht zu widerlegen; nicht aus Agnostizismus ist dies gesagt, sondern weil kein Mensch die Zeit hat sich damit abzugeben. Man kann nicht mehr tun, als ihnen auf die Finger zu sehn und auch hie und da daraufzuklopfen.

Die Erfahrung, welche dies bei Spengler besorgt, hat mit philosophiegeschichtlichen Unterscheidungen nicht das geringste zu tun. Kein Gedankensystem darf zur Erfahrung oder [zu] richtigen Schlüssen aus ihr in Widerspruch stehn: in diesem Sinn empiristisch ist jede seriöse Philosophie. Wie hierbei der Begriff der Erfahrung mit Genauigkeit zu fassen ist, wie man apriorische Elemente von Erfahrungselementen in engerer Wortbedeutung trennt und in welchem Sinn überhaupt von einem Apriori geredet werden darf, das freilich schließt weitläufige und noch lange nicht beendete Erörterungen ein. Sie können aber auch aus dem Grund beiseite gelassen werden, weil sich die verbreitete Abneigung, von der die Rede war, ohnedies nicht gegen theoretische Arbeiten richtet, welche die wenigsten kennen, sondern gegen eine bestimmte Geisteshaltung, die, von den Erfolgen der Naturwissenschaften begünstigt, seit dem 18. Jahrhundert in steigendem Maße die zivilisierte Menschheit beherrscht. Erfahrung, welche für die Wissenschaftler in Betracht kommt – es gibt ja auch Denker, die behaupteten Gott erfahren zu haben –, ist jene, die unter bestimmbarern Umständen jedem gewährleistet ist. Ich möchte daher, nicht ohne Freude am Bösen, hinzufügen, daß sie eine triviale Erfahrung ist. In diesem Sinn empiristisches Denken engt natürlich den Geist ein. Angewiesen auf den Aufbau von unten nach oben, auf das Sichere, Zugängliche, Geschlichtete – die großen theoretischen Gedanken sind verhältnismäßig selten –, erwirbt er mit der Exaktheit leicht auch eine gewisse Philiströsität; der ständig erste Griff nach dem Niederen vor dem Höheren wird, da das zweite nicht oft gelingt, zur einzigen Geste. Es gehört ein gewisses philosophisches Phlegma zu ihm – dort, wo er nicht zur hohen geistigen Tugend wird –; man leimt Erfahrungsbruchstücke zusammen, gewärtig, daß einmal ein System daraus werden wird, was keineswegs erwiesen ist. Man dreht sich im Kreis



und bescheidet sich darin, wenn man Erscheinungen immer wieder nur in Gruppen anderer Erscheinungen einordnet. Und wenn es auch dabei um die Befriedigung des metaphysischen Bedürfnisses durchaus nicht so aussichtslos zu stehen braucht, wie man gemeinhin annimmt, daß man sich sehr häufig mit dem Schein befriedigt, ist nicht zu leugnen, daß dem Zurückführen zuliebe oft unwesentlich zurückgeführt wird und Erklärungen gegeben werden, die sozusagen nur dem Jargon nach stimmen. Das sind die Paradefälle des Kampfes gegen den engen wissenschaftlichen Geist, Intellektualismus, Rationalismus usw. Aber natürlich führt jede Geistesart ihren Troß von Karikaturen mit sich und jener der Gegenseite ist unendlich viel größer. Sieht man im Empiristen nur den von Gott in die Tiefe gebannten Luzifer, so möge man doch nicht vergessen, was das Hauptargument *für* ihn ist: die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Zur Ehre eines Höheren einen solchen, so gut wie ich es vermag, in teilweise gerupftem Zustand zu zeigen, nahm ich Spengler als Beispiel.

## VI

Erkenntnistheoretische Einwände gelten natürlich nur unter der Voraussetzung, daß erkannt werden soll. Wird denn aber stets erkannt? Wenn man Emerson, Maeterlinck oder Novalis liest, auch Nietzsche rechne ich dazu und um ein Beispiel von heute zu geben, sei Rudolf Kaßner genannt, – erfährt man stärkste geistige Bewegung: aber erkennen kann man dies nicht heißen. Es fehlt die Konvergenz zur Eindeutigkeit, der Eindruck läßt sich nicht komprimieren und zum Niederschlag bringen, es sind intellektuelle Umschreibungen von etwas, das man sich menschlich aneignen, aber nur in intellektuellen Umschreibungen wieder ausdrücken kann.

Die Ursache liegt darin, daß die Vorstellungen in diesem Interessenkreis keine feste Bedeutung haben, sondern mehr oder minder individuelle Erlebnisse sind, die man nur soweit versteht, als man sich ähnlicher erinnert. Sie müssen jeweils wiedererlebt werden, werden immer nur teilweise wiedererlebt und keineswegs ein für allemal verstanden. Vorstellungen, die nicht das feste Fundament des sinnlich Wahrnehmbaren oder der reinen Rationalität haben, sondern auf Gefühlen ruhn und schwer wiederholbaren Eindrücken, sind immer so. Selbstverständlich gehören alle Äußerungen des praktischen Lebens dazu; jede Unterredung, jedes Überzeugen, jeder Entschluß, jede Beziehung zwischen zwei Menschen ruht, wie man zu sagen pflegt, auf Imponderabilien. Faßt man solche Vorstellungen und Sachverhalte in ebensolchen Zusammenhang – wie es der Essay tut, die «Meinung», die «persönliche» Überzeugung –, so entstehen komplizierte Gebilde, die natürlich ebenso leicht zerfallen wie hochzusammengesetzte Atomgruppen.

Sowie man dieses Gebiet betritt, erweist sich logische Methodik als entthront. Je höher in dieser Reihe ein Gedanke steht, desto mehr tritt der Anteil des Verstandes gegenüber dem des Erlebnisses zurück. Ich habe es deshalb einst das nicht-ratioide Gebiet genannt (im 4. Band der Zeitschrift *Summa* [s. S. 781/85: Zum Selbstbildnis/ *Skizze der Erkenntnis des Dichters*, 1918], wo man einige Gelegenheitsbemerkungen mehr darüber finden kann), aber selbstverständlich gilt das nur in dem soeben angegebenen Sinn. Anstelle des starren Begriffs tritt die pulsierende Vorstellung, anstelle von Gleichsetzung treten Analogien, an die der Wahrheit Wahrscheinlichkeit, der wesentliche Aufbau ist nicht mehr systematisch, sondern schöpferisch. Das Gebiet umfaßt alle Grade der Abstufung vom fast Wissenschaftlichen, wie es dem Essay Taines oder Macaulays, schließlich aber auch fast jeder Geschichtsschreibung eignet, bis zu Ahnung und Willkür oder jenen nur noch Anregungsreize spendenden Abhandlungen, wie sie heute manchesmal Dichter schreiben. Dementsprechend konvergiert der Gehalt bald bis zum fast

Eindeutigen, bald divergiert er bis zur vollen Disparatheit und schafft nur Denkdispositionen und diffuse Bewegtheit.

Wer sich an solchen Arbeiten gebildet hat, wird wissen, wieviel durch Ordnung, Analyse, Vergleich, kurz Denken, aus ihnen extrahiert zu werden vermag, trotzdem die feinste Substanz dabei verlorengelassen wird; wird auch wissen, wieviel Rationalität in ihnen selbst steckt, ungeachtet der ganz selbstverständlichen, die schon zum bloßen Ausdruck nötig ist. (Ich sehe von dem Fall ab, wo plötzlich Domänen fast ganz vom Verstand erobert werden, in denen vordem nur die Idee oder gar die Dichtung herrschte, wie im Fall der Psychoanalyse.) Wäre es angesichts des Mißverhältnisses, in dem die Leistungen auf nicht-ratioidem Gebiet zu den rein rationalen der Wissenschaft heute stehn, nicht vermessen, so würde ich sagen, daß der Verstand dort, wo er sozusagen all seiner Bequemlichkeiten beraubt ist, desto elastischer sein und dort, wo alles fließt, desto schärfer unterscheiden und fassen muß. Es ist ein unheilvolles Mißverständnis, welches den Geist in Gegensatz zum Verstand setzt; die menschlich wesentlichen Fragen werden durch das Geschreibe von Rationalismus und Antirationalismus nur verwirrt, die einzig mögliche Sehnsucht, wo man nicht ebensoviel verliert wie gewinnt, ist Übrationalismus.

Zur Klärung dieser grundlegenden Fragen geschieht sehr wenig. Den Philosophen liegt die Erforschung der Methodik eines Gebiets nicht recht, dessen Tatsachen in Erlebnissen bestehn, die den meisten von ihnen nicht in der nötigen Mannigfaltigkeit bekannt sind. So gibt es meines Wissens überhaupt keinen Versuch, die Logik des Analogischen und Irrationalen zu untersuchen. «Es gibt wissenschaftliche Erfahrung und Lebenserfahrung», sagt Spengler, «es besteht ein selten gewürdigter Unterschied zwischen Erleben und Erkennen.» «Die Vergleiche könnten das Glück des historischen Denkens sein ... Ihre Technik müßte unter der Einwirkung einer umfassenden Idee und also bis zur wahllosen Notwendigkeit, bis zur logischen Meisterschaft ausgebildet werden.» Ich bewundere den leidenschaftlichen Vorsatz, der die ganze Weltgeschichte in neue Denkformen pressen will. Daß es nicht gelingt, ist nicht nur Spenglers Schuld, sondern liegt auch am Mangel jeder Vorarbeit.

## VII

Hat man sich einmal klargemacht, daß je nach dem Gegenstande entweder die Begrifflichkeit oder der fluktuierende Charakter des Erlebnisses die Hauptsache am Gedanken ist, so versteht man jenen Unterschied, den nicht nur Spengler zwischen lebendem und totem Erkennen macht, ohne alle Mystik. Was man wie in der Schule lernen kann, Wissen, rationale Ordnung, begrifflich definierte Gegenstände und Beziehungen, kann man sich aneignen oder nicht, man kann es gegenwärtig haben oder vergessen, es kann wie ein wohlgekanteter, sauber abgeschliffener Würfel in uns hineingestellt werden oder wieder herausgenommen: solche Gedanken sind in gewissem Sinne tot; das ist die Kehrseite des Gefühls, daß sie unabhängig von uns gelten. Genauigkeit, Richtigkeit töten; was sich definieren läßt, Begriff ist, ist tot, Versteinerung, Skelett. Ein Nur-Rationalist hat in seinem Interessenkreis wohl niemals Gelegenheit das zu erleben. In Geistesgebieten aber, wo der Satz gilt: Erkennen ist Wiedererinnern (oder – worauf ich früher einmal hingewiesen habe – der Hegelsche Dreischritt: Thesis, Antithesis, Synthesis [s. auch S. 355: Tagebuch – Heft 34], der gerade dort nicht gilt, wo er ihn anwandte, nämlich auf ratioidem Gebiet), macht man diese Erfahrung bei jedem Schritt. Das Wort soll dort nichts Fixiertes bezeichnen. Es ist das lebendige Wort, voll Bedeutung und intellektueller Beziehung im Augenblick, von Wille und Gefühl umflossen; eine Stunde später ist es nichtssagend, obwohl es alles sagt, was ein Begriff sagen kann. Ein solches Denken mag man wohl lebend nennen.

## VIII

Spengler sagt: «Zerlegen, definieren, ordnen, nach Ursache und Wirkung abgrenzen kann man, wenn man will. Das ist eine Arbeit, das andre ist eine Schöpfung. Gestalt und Gesetz, Gleichnis und Begriff, Symbol und Formel haben ein sehr verschiedenes Organ. Es ist das Verhältnis von Leben und Tod, von Zeugen und Zerstören, das hier erscheint. Der Verstand, der Begriff tötet, indem er «erkennt». Er macht das Erkannte zum starren Gegenstand, der sich messen und teilen läßt. Das Anschauen beseelt. Es verleibt das Einzelne einer lebendigen innerlich gefühlten Einheit ein. Dichten und Geschichtsforschung sind verwandt, Rechnen und Erkennen sind es auch ... Der Künstler, der echte Historiker schaut, wie etwas wird. Er erlebt das Werden in den Zügen des Betrachteten noch einmal.»

Das führt außerdem auf etwas, das mit dem Unterschied zwischen lebendem und totem Erkennen oder, wie Spengler sagt, zwischen Anschauen und Erkennen eng zusammenhängt: ich habe es einmal den Unterschied zwischen Kausalität und Motivation genannt. Kausalität sucht die Regel durch die Regelmäßigkeit, konstatiert das, was sich immer gebunden findet; Motivation macht das Motiv verstehen, indem sie den Impuls zu ähnlichem Handeln, Fühlen oder Denken auslöst. Das fundiert die schon erwähnte Unterscheidung von wissenschaftlicher Erfahrung und Lebenserfahrung. Ich möchte aber erwähnen, daß auf dieser Linie auch die Verwechslung von gelehrter und dichterischer Psychologie liegt, die so oft begangen wird. Um 1900 wollte jeder Dichter ein «tiefer Psychologe» sein, um 1920 gilt Psychologie als Beschimpfung. Das ist ein Kampf mit Einbildungen. Denn kausale Psychologie war stets ein selten angewandtes Kunstmittel; was man aber sonst Psychologie nennt, ist einfach Menschenkenntnis und Fähigkeit der Motivation. Und zwar nicht die Menschenkenntnis eines Roßhändlers, die auf der menschlichen Typik ruht, sondern die des Menschen, dem nichts vorenthalten oder erspart blieb.

## IX

Die Gegensätze Leben und Tod, Anschauen und Erkennen, Gestalt und Gesetz, Symbol und Formel wurden bereits erwähnt; ich füge hinzu die Paare Werden-Gewordenes, Bewegung-Ruhe, Eigenes-Fremdes, Seele-Welt, Richtung-Raum, Zeit-metrische Zeit, Wille-Erkennen, Schicksal-Kausalität, organische Logik-Logik (auch als Logik der Zeit und Logik des Raums gegeneinandergesetzt), Physiognomik-Systematik: es sind damit fast vollzählig die konstruktiven Ideen beisammen, mit deren Hilfe Spengler Profile durch das Grundfaktum legt, welches im Wesen das gleiche bleibt, von welcher Seite immer er es anpackt.

Ich widerstehe der Versuchung, das darzustellen, weil es mich in die Schwierigkeiten verwickeln würde, an denen Spengler vorübergegangen ist. Übrigens kann jedermann nach einem bitter einfachen Schema Spenglers Philosophie nacherzeugen. Man nehme die Prädikate «ist in gewissem Sinne», «wird in gewissem Sinne» und «hat in gewissem Sinne», vernachlässige unwesentliche Unterschiede der Ausdrucksform, und kombiniere nun jeden der angeführten Begriffe mit allen andren, bejahe die Kombinationen aller an erster Stelle in ihrem Paar stehenden Begriffe und ebenso die aller an zweiter Stelle stehenden untereinander, verneine jede Kombination eines an erster Stelle stehenden mit einem an zweiter Stelle stehenden Begriff: bei gewissenhafter Befolgung ergibt sich Spenglers Philosophie von selbst und sogar noch einiges

mehr. Zum Beispiel: Leben wird angeschaut, hat Gestalt, ist Symbol, ist Werden usw. Kausale Beziehung ist tot, wird erkannt, hat Gesetz, ist Gewordenes usw. Leben hat keine Systematik, Schicksal wird nicht erkannt und so und so. Spengler wird sagen, da zeige sich der Mangel der Rationalität; aber eben das sage ich auch.

Nur gegen den Vorwurf uneingestandener Anlehnung an Bergson, den man gegen Spengler erhoben hat, muß man – Bergson in Schutz nehmen. Bei ihm ist die Sache doch anders. Was aber das Grundproblem selbst betrifft, so gehört es weder Spengler noch Bergson allein an, sondern reicht über die deutsche romantische Philosophie und Goethe (auf den sich Spengler ja beruft) noch weiter zurück.

## X

Eine Frage für sich ist die Intuition. Ich beantrage, alle deutschen Schriftsteller möchten sich durch zwei Jahre dieses Wortes enthalten. Denn heute steht es so damit, daß jeder, der etwas behaupten will, was er weder beweisen kann, noch zu Ende gedacht hat, sich auf die Intuition beruft. In der Zwischenzeit möge jemand die zahllosen Bedeutungen dieses Wortes aufklären.

Man wird dann wohl etwas mehr beachten, was jetzt so gern übersehen wird, daß es auch rein rational eine Intuition gibt. Der entscheidende Einfall, mag er noch so methodisch vorbereitet worden sein, springt auch da wie von außen plötzlich vor das Bewußtsein. Durch erhöhte Gemütszustände wird auch das rein rationale Denken, das mit Gefühl scheinbar gar nichts zu tun hat, gefördert. Wieviel mehr jenes, das hier das nicht-ratioide Denken genannt worden ist, dessen Penetranz und innere Fortpflanzungsgeschwindigkeit geradezu von der Vitalität der Worte abhängt, einer um den belanglosen Begriffskern gelagerten Wolke von Gedanke und Gefühl. Oder man denke an jene Erkenntnisse, die «mit einem Schlage das Leben erhellen», – Parafälle der Intuition; aber auch da wird man sehn, daß es sich nicht um eine plötzlich ausbrechende andre Art Geistestätigkeit handelt, sondern um einen längst gewordenen kritischen Zustand der ganzen Person, der endlich umschlägt, wobei der aktuelle, vermeintlich zündende Gedanke gewöhnlich nur der Explosionsblitz ist, der das große innere Umreagieren begleitet.

«Etwas, das sich nicht erkennen, beschreiben, definieren, ... nur fühlen und innerlich erleben läßt, das man entweder niemals begreift oder dessen man völlig gewiß ist», «mit einem Schlage, aus einem Gefühl heraus, das man nicht lernt, das jeder absichtlichen Einwirkung entzogen ist ..., das in seinen höchsten Momenten sich selten genug einstellt,» sagt Spengler. Das ist nur ein Grad auf der großen Skala, die von da über den Zustand des Gläubigen, des Liebenden, des Ethischen zur Haplosis, zur *visio beata* und den andren großen Formen der Weltempfängnis führt; mit einem sehr bemerkenswerten Nebenast im Pathologischen, der von der verbreiteten Zyklouthymie bis zu schweren Wahnzuständen reicht.

Das ist eine analytische Haltung gegenüber dem Vorgang Intuition. Man wird einwerfen, das interessiere die Gelehrten, die es unter sich ausmachen mögen, menschlich handle es sich nicht um Analyse einer psychologischen Form, sondern um die Synthese der in ihr gewonnenen Inhalte. Die Welt, in der wir leben und gewöhnlich mitagieren, diese Welt autorisierter Verstandes- und Seelenzustände, ist nur der Notersatz für eine andre, zu der die wahre Beziehung abhanden gekommen ist. Zuweilen fühlt man, daß von all dem nichts wesentlich ist, für Stunden oder Tage zerschmilzt es in der Glut eines andren Verhaltens zu Welt und Mensch. Man ist Strohalm und Atem, und die Welt die zitternde Kugel. In jedem Augenblick erstehen alle Dinge neu; sie als feste Gegebenheiten zu betrachten, erkennt man als inneren Tod. Das Pferd vor dem

Wagen und der Vorübergehende kommunizieren. Oder wenigstens Mensch und Mensch messen sich nicht, beschnüffeln einander nicht wie Kundschafter, sondern wissen voneinander wie Hand und Bein an einem Körper. Das ist die Stimmung philosophisch schöpferischer *oder* philosophisch eklektischer Zustände. Man kann sie intellektuell als verspäteter Christ auslegen oder das Fließen des Heraklit an ihr demonstrieren, überhaupt allerlei heraus- und hineinlesen, unter anderem auch ein ganz neues Ethos. Glauben wir daran? Nein. Wir spielen damit Literatur. Galvanisieren Buddha, Christus und andre Ungenauigkeiten. Ringsum tobt die Vernunft in Tausenden von PS. Man trotzt ihr und behauptet, in einem verschlossenen Kästchen eine andre Autorität zu haben. Das ist der Sammelkasten Intuition. Man öffne ihn doch endlich und sehe, was darin ist. Vielleicht ist es eine neue Welt.

Man findet selten so schöne, kraftvolle Ansätze der Gestaltung wie bei Spengler. Aber daß schließlich der ganze Inhalt der Intuition darauf hinausläuft, daß man das Wichtigste nicht sagen und behandeln kann, daß man bis zum Extrem skeptisch in ratione ist (also gerade gegen das, was nichts anderes hat als daß es wahr ist!), dagegen unerhört gläubig gegen alles, was einem gerade einfällt, daß man die Mathematik bezweifelt, aber an kunsthistorische Wahrheitsprothesen glaubt wie Kultur und Stil, daß man trotz Intuition beim Vergleichen und Kombinieren von Fakten das gleiche macht, was der Empirist macht, nur schlechter, nur mit Dunst statt der Kugel schießt: das ist das klinische Bild des durch übermäßigen fortgesetzten Intuitionsgeuß erweichten Geistes, Schöngeistes unserer Zeit.

## XI

Der Gedanke, daß Kulturen an innerer Erschöpfung schließlich zugrunde gehn, ist plausibel auch ohne Metaphysik. Daß einander entsprechende Phasen in Auf- und Niederstieg unterschieden werden können, auch.

Seelische Spannung hält aufrecht; ist sie nicht mehr nötig und vorbei, bricht der Organismus zusammen. Daß es ähnliches im Leben der Gesellschaft gibt, ist nicht zu bezweifeln. Sie wird zum Haufen, wenn keine richtenden Kräfte mehr auf sie wirken.

Nun sind alle Kulturen in verhältnismäßig kleinen Räumen und Gesellschaften entstanden und haben sich von dort ausgebreitet. Darin liegt eine Verdünnungs- und Erschöpfungstendenz; die gleiche liegt in der zeitlichen Wirkung durch Generationen. Ideen (Nicht-Ratioïdes) lassen sich nicht übergehen wie Wissen; sie erfordern gleichen seelischen Zustand und in Wirklichkeit ist höchstens ähnliche seelische Disposition vorhanden: so sind sie ständig der Veränderung unterworfen. Solang sie neu sind, werden sie dadurch vielleicht bereichert, später korrumpiert. Sie realisieren sich unterwegs allerdings in Einrichtungen und Lebensformen; aber eine Idee verwirklichen heißt sie schon teilweise zerstören. Alle Verwirklichungen sind Zerrbilder und in höherem Alter werden sie immer leerer und unverständlicher, denn Form und Idee haben ein ganz verschiedenes Lebenstempo; so ragen immer die Formen einer älteren Schicht in die Ideen einer neueren herein und konkurrieren mit ihnen an Einfluß.

Das ist ein Teil der Gründe, warum späte Zeiten so uneinheitlich sind und in solchen Zivilisationszeiten die Kulturen zerfallen wie Gebirge.

## XII

Die Entwicklung selbst ist nichts, was sich in einer einheitlichen Linie auswirkt. Mit der natürlichen Abschwächung, welche die Idee durch ihre Ausbreitung erleidet, kreuzen sich Einflüsse aus neuen Ideenquellen. Der innerste Lebenskern jeder Zeit, eine neblige, quellende Masse, ist eingebettet in Formen, die der Niederschlag viel älterer Zeiten sind. Jede Gegenwart ist gleichzeitig schon hier und noch um Jahrtausende zurück. Dieser Wurm bewegt sich auf politischen, wirtschaftlichen, kulturellen, biologischen und unbegrenzt viel andren Gliedern, deren jedes ein anderes Tempo hat und einen anderen Rhythmus: das kann man als einheitliches Bild sehn und aus einem Grund entwickeln, gleichsam in Zentralperspektive wie es Spengler tut, aber man kann auch gerade am Gegenteil Geschmack finden. Es ist kein Plan darin und keine Vernunft, gut; ist das wirklich häßlicher als wenn solche darin wären? Ist Agnostizismus behaglich? Er kann wahr sein oder falsch, denn er ist eine rationale Angelegenheit, scharfsinnig oder oberflächlich; aber ob er menschlich tief ist oder nicht, das ist doch gar nicht mehr eine Eigenschaft der Erkenntnis, sondern eine der – in meiner Abkürzung gesprochen, nicht-ratioïden – Komplexe, die sich auf solcher rationalen Überzeugung aufbauen. Eine solche Verwechslung hat sich z. B. in der Bewertung des (philosophischen) Materialismus geradezu verewigt, der noch heutigentags als seicht und gemütseng gilt, obgleich er natürlich gerade so gefühlvoll sein kann wie der Glaube an die Engel. Danach wird man vielleicht verstehn, was ich mit dem Wunsche meine, daß solche Theorien (sofern sie nicht ausgesprochen wahr oder falsch sind) nicht anders denn als intellektuelle Versuchsgrundlagen für die Gestaltung des inneren Lebens behandelt werden mögen, statt – wie es heute immer geschieht – der Theorie so einfach und plump einen Gefühlscharakter zuzuschreiben. Was man Intellektualismus im üblen Sinne nennt, die modische intellektuelle Hast unserer Zeit, das Abwelken der Gedanken vor der Reife, hat darin einen Grund, daß wir mit unseren Gedanken Tiefe suchen und mit unseren Gefühlen Wahrheit und ohne die Verkehrtheit zu merken, jede Weile darüber enttäuscht sind, daß es uns schließlich nicht gelingt. – Weit ausholende ideologische Versuche wie der Spenglers sind sehr schön, aber sie leiden heute darunter, daß viel zu wenig innere Möglichkeiten vorbearbeitet sind. Man führt ja auch den Weltkrieg oder unsren Zusammenbruch bald auf diese, bald auf jene Ursachengruppe zurück. Aber das ist Täuschung. Eben solcher Schwindel, wie wenn man ein einzelnes physisches Ereignis auf eine Ursachenkette zurückführt. In Wirklichkeit zerfließen die Ursachen schon bei den ersten Gliedern der Kette in eine unübersehbare Breite. Im Physischen haben wir uns geholfen (Funktionsbegriff). Im Geistigen sind wir ganz ohnmächtig. Die Intellektualität läßt uns im Stich. Aber nicht, weil der Intellekt seicht ist – als ob uns nicht auch alles andre im Stich ließe! –, sondern weil wir nicht gearbeitet haben.

### XIII

Es ist eine alte und wie mir scheint recht unfruchtbare Streitfrage, wie man Kultur und Zivilisation unterscheidet. Ich glaube, wenn man unterscheiden will, ist es am besten, Kultur zu sagen, wo *eine* Ideologie herrscht und eine noch einheitliche Lebensform, Zivilisation dagegen als den diffus gewordenen Kulturzustand zu definieren. Jeder Zivilisation ist eine Kultur vorausgegangen, die in ihr zerfällt; jede Zivilisation ist ausgezeichnet durch die gewisse technische Beherrschung der Natur und ein sehr kompliziertes, sehr viel Intelligenz forderndes, aber auch schluckendes – System sozialer Beziehungen.

Es wird der Kultur fast immer eine unmittelbare Beziehung zu den Wesenheiten zugeschrieben, eine Art schicksalhafter Sicherheit der menschlichen Haltung und noch instinktive Sicherheit, der gegenüber dann der Verstand, das Zivilisationsgrundsymptom, eine etwas klägliche Unsicherheit

und Indirektheit besitzen soll. Man kennt die Symptome, worauf sich das stützt. Der große, besonders aus der Ferne geschlossen wirkende Gestus von Mythos und Religion, andererseits die Umständlichkeit, mit dem Verstand das zu sagen, was ein Blick, Schweigen, ein Entschluß viel besser ausdrücken. Der Mensch ist eben nicht nur Intellekt, sondern auch Wille, Gefühl, Unbewußtheit und oft nur Tatsächlichkeit wie das Wandern der Wolken am Himmel. Die aber nur das an ihm sehen, was die Vernunft nicht bewirkt, müßten schließlich das Ideal in einem Ameisen- oder Bienenstaat suchen, gegen dessen Mythos, Harmonie und intuitive Taktsicherheit alles Menschliche vermutlich nichts ist.

Wie schon gesagt, halte ich das Wachstum der Anzahl daran beteiligter Menschen für die Hauptursache des Übergangs von Kultur in Zivilisation. Es ist klar, daß hundert Millionen Menschen zu durchdringen ganz andre Aufgaben stellt als hunderttausend. Die negativen Seiten der Zivilisation hängen zum größten Teil damit zusammen, daß diesem Volumen des sozialen Körpers seine Leitfähigkeit für Einflüsse nicht mehr entspricht. Man betrachte den Höhepunkt vor dem Krieg; Eisenbahn, Telegraph, Telephon, Flugmaschine, Zeitung, Buchhandel, Schul- und Fortbildungssystem, Wehrpflicht: alles völlig unzureichend. Der Unterschied zwischen Großstadt und schwarzgeistigem Land ist größer als der zwischen Rassen. Vollkommene Unmöglichkeit, selbst in der eigenen Schicht in die Voraussetzungen eines andren Gedankenkreises einzudringen außer unter ungeheurem Zeiteinsatz. Folge: schmale Gewissenhaftigkeit oder impetuose Oberflächlichkeit. Mit dem Wachstum der Zahl hält die geistige Organisation nicht Schritt: darauf sind achtundneunzig vom Hundert aller Zivilisationserscheinungen zurückzuführen. Keine Initiative vermag den sozialen Körper auf weitere Strecken zu durchdringen und empfängt Rückwirkung von seiner Totalität. Man kann tun, was man will, Christus könnte auf die Erde wieder niedersteigen: es ist ganz ausgeschlossen, daß er zur Wirkung käme. Die Frage auf Leben und Tod ist: geistige Organisationspolitik. Das ist die erste Aufgabe für Aktivist wie Sozialist; wird sie nicht gelöst, so sind alle andren Anstrengungen umsonst, denn sie ist die Voraussetzung dafür, daß die überhaupt wirken können.

#### XIV

Ich fasse mich zusammen; noch nie in meinem Leben habe ich nötig gehabt, es hinterdrein zu tun.

Ich habe also ein allgemein beliebtes Buch angegriffen.

Ich hatte mir versprochen – ich rezensiere ja nicht – am berühmten Einzelfall Zeitfehler zu demonstrieren. Oberflächlichkeit; Mantelwurf der Geistigkeit, unter dem die Gliederpuppe steckt; Überfließen einer lyrischen Ungenauigkeit in die Gevierte der Vernunft. Denn so groß auch z. B. der Unterschied zwischen dem explosiven Weltanschau[er?] ist, der zu «Ballungen» verdaut, was geistig in der Luft liegt, und dem Bücherwurm, der nach Wurmart täglich das Vielfache seines geistigen Eigengewichts frißt, Wissenschaften konsumiert und das natürlich nur in lockerer Form von sich geben kann –: es sind bloß konträre, dem Sinn nach aber gleiche Erscheinungen einer Zeit, die ihren Verstand nicht zu gebrauchen weiß. Die nicht zuviel Verstand hat, wie es immer heißt, sondern den Verstand nicht am rechten Flecke. Diese Zeit hat mit dem Expressionismus, um ein andres Beispiel von ihr zu geben, eine Uerkenntnis der Kunst veräußerlicht und verflacht, weil die nicht denken konnten, welche den Geist in die Dichtung einführen wollten. Sie konnten es nicht, weil sie in Luftworten denken, denen der Inhalt, die Kontrolle der Empirie fehlen; der Naturalismus gab Wirklichkeit ohne Geist, der Expressionismus Geist ohne

Wirklichkeit: beides Ungeist. Auf der andren Seite aber kommt bei uns gleich die gewisse Dörrfischrationalität und die beiden Gegner sind einander würdig.

Ich weise noch einmal auf den Unterschied von ratioïd und nichtratioïd hin, den ich nicht erfunden, sondern nur so übel benannt habe. Hier steckt die Wurzel, aus der die verhängnisvolle Frage der Intuition wächst und des gefühlsmäßigen Erfassens, die nichts andres sind als Eigentümlichkeiten des nicht-ratioïden Gebiets, falsch verstanden. Hier liegt der Schlüssel zur «Bildung». Hier sind der rachitische Idealismus unsrer Tage und ihr Gott ausgekommen. Hier wäre zu verstehn, warum der ergebnislose Kampf in der heutigen Zivilisation zwischen dem wissenschaftlichen Denken und den Ansprüchen der Seele nur durch ein Plus zu lösen ist, einen Plan, eine Arbeitsrichtung, eine andre Verwertung der Wissenschaft wie der Dichtung!

Und Oswald Spengler erkläre ich öffentlich und als Zeichen meiner Liebe, daß andre Schriftsteller bloß deshalb nicht so viele Fehler machen, weil sie gar nicht die beide Ufer berührende Spannweite haben, um so viele unterzubringen.

[ < ]



## Die Nation als Ideal und als Wirklichkeit

[Dezember 1921]

### I

Indem ich anhebe, die Frage des Nationalgefühls als eine Frage zu behandeln, während sie seit 1914 nur als Antwort zu existieren scheint, als leidenschaftliche, unbekümmerte Bejahung oder Verneinung, indem ich dies mitten in einem überaus kritischen Abschnitt unseres Schicksals versuche, wo scheinbar jeder Zweifel am Begriff der Nation vermieden sein sollte, muß ich dennoch die Entschuldigung abweisen, ich tue es, weil ich eine neue Antwort weiß und mich der Prophet treibt, sie zu verkünden. Ich kenne in der Tat nur Teilantworten oder Antworten, die nur zum Teil befriedigen. Aber gerade in diesem Mangel, der ungeachtet allen Bemühens, ihn zu beheben, bestehen bleibt, erkenne ich die Notwendigkeit, daß einer einmal nicht in fertiger Überzeugung von der Sache spricht, sondern aus der unverhohlenen Hilflosigkeit heraus, in der wir uns trotz aller Phrasen ihr gegenüber befinden.

### II

Die, für welche die Nation einfach nicht existiert, machen es sich zu leicht. Dieser Geist, der sich im Namen des Geistes für exterritorial und übernational erklärt, treibt angesichts der auf uns allen lastenden Verachtung und Sklaverei Vogelstraußpolitik; er steckt den Kopf in den Sand, was nicht hindern kann, daß ihn die uns allen geltenden Schläge dort treffen werden, wo seine Straußfedern sitzen.

Dieser individualistische Separationsgeist übersieht aber noch eines: jenes bekannte Sommererlebnis im Jahre 1914, den sogenannten Aufschwung zur großen Zeit, und ich meine das durchaus nicht nur ironisch. Im Gegenteil, was man anfangs stammelte und später zur Phrase entarten ließ, daß der Krieg ein seltsames, dem religiösen verwandtes Erlebnis gewesen sei, kennzeichnet unzweifelhaft eine Tatsache; Entartung beweist nichts gegen den ursprünglichen Charakter. Es ist zu einer Phrase gemacht worden, in der üblichen Weise eben dadurch, daß man es ein religiöses Erlebnis nannte und ihm damit eine archaische Maske gab, statt zu fragen, was da eigentlich an einem doch längst entschlafenen Vorstellungs- und Gefühlsbereich so heftig seltsam poche: dennoch läßt sich nicht leugnen, daß die Menschheit zu jener Zeit (und natürlich alle Völker in der gleichen Weise) von etwas Irrationalem, Unvernünftigem, aber Ungeheurem berührt worden ist, das fremd, nicht von der gewohnten Erde, war und deshalb, noch bevor die eigentlichen Kriegsenttäuschungen kamen, einfach weil es sich bei seiner atmosphärisch unbestimmten Natur nicht fassen und halten ließ, schon als eine Halluzination oder ein Gespenst erklärt wurde.

Darin war auch das berauschte Gefühl enthalten, zum erstenmal mit jedem Deutschen etwas gemeinsam zu haben. Man war plötzlich Teilchen geworden, demütig aufgelöst in ein

überpersönliches Geschehen, und spürte, von ihr eingeschlossen, die Nation geradezu leibhaftig; es war, als ob mystische Ureigenschaften, welche in einem Wort eingeschlossen die Jahrhunderte verschlafen hatten, plötzlich so real erwachten wie die Fabriken und Kontore am Morgen. Man muß schon ein kurzes Gedächtnis oder ein weites Gewissen haben, um über späterer Besinnung das zu vergessen. – Selbst die wenigen, die sich diesem ungeheuren Druck entziehen wollten, konnten es nicht durch ruhiges Beharren tun, sondern nur durch Gegenstoß. Wer schon zu Beginn Kriegsgegner war, mußte es fanatisch sein; er spie der Nation ins Gesicht, er meichelte sie und bewies damit nur – die Konträrfaszination.

Will man nun glauben, daß es nichts gewesen sei, wenn Millionen Menschen, die zuvor nur für den Eigennutz und in übertünchelter Angst vor dem Tode gelebt hatten, plötzlich mit Jubel dem Tod für die Nation entgegenliefen? Man muß schon ein sehr ungebildetes Ohr für das Leben haben, um über der pazifistischen Gewissensstimme diese Stimme des Geschehens nicht gehört zu haben. Und selbst wenn Millionen von Menschen sich, ihre Existenz, ihre Lebensziele, ihre Nächsten, ihren Gesamtbesitz an Heroismus bloß einem Phantom geopfert haben sollten: kann man denn da einfach wieder zu Bewußtsein erwachen, aufstehen und weggehen wie nach einem Rausch, das Ganze eine Trunkenheit, eine Psychose, eine Massensuggestion, ein Blendwerk des Kapitalismus, Nationalismus oder was immer nennend? – Man kann es ganz gewiß nicht, ohne dadurch ein Erlebnis zu unterdrücken, das nicht erledigt ist, und gerade dadurch die Ursprünge einer ungeheuerlichen Hysterie in die Seele der Nation zu senken!

### III

Aber auch die, für welche die Idee der Übernationalität nicht existiert, machen es sich zu bequem. Braucht man das eigentlich zu sagen?

Wenn aber nicht, warum hört man dann so selten die Anklage gegen den Betrug erheben, der an uns beim Kriegsende durch Wilson und sein trojanisches Pferd der vierzehn Punkte begangen worden ist? Gewiß waren wir damals am Ende; aber in dem Augenblick, wo wir die zum Ekel gewordenen Waffen fallen ließen, hatte sie etwas uns aus der Hand geschlagen oder geschmeichelt? War nicht eine österliche Weltstimmung da: verfrüht wie ein warmer Februartag, die Überzeugung, daß eine neue Zeit für die Menschheit anhebt? Und auch sie war, verglichen mit dem erschütternden Dementi, das sie erlitt, nur eine Trunkenheit, eine Psychose, eine Massensuggestion, ein Blendwerk gewesen.

Wir haben also zwei große, einander entgegengesetzte Illusionen und beider Zusammenbruch erlebt, empfindlicher erlebt als andere Nationen: ist es zu verwundern, daß wir daran geistig niedergebroschen sind? Der wilde Haß, der in der deutschen Nation zwischen den zur Wiederermannung Eifernden und den dagegen Eifernden aufriß, die durcheinandergellenden Appelle an die nationale Erhebung von 1813 und an die internationale Erhebung von Moskau, der Kontrast zwischen den vor der Entente palmwedelnden Pazifisten und den Morden an unseren eigenen Politikern, die leidenschaftlichste Trauer um die verlorene Selbständigkeit der Nation gleichzeitig mit unerlaubten Auslandsgeschäften, Florieren der Schieber, der Tanzsäle und tausenderlei wenn selbst nicht unerlaubtem, so doch unangebrachtem Gedeihen, endlich die ungeheure seelische Ermattung und der Zerfall der Nation in müde, mürrische, einander fremd gewordene Teile: das entspricht nicht mehr bloß der Schwere erlittener materieller Verletzungen, sondern zeigt die geistige Erschütterung an.

### IV

Zur Wiederaufrichtung gehört wohl eine klare und feste Seele; ist es richtig, daß jene Illusionen und ihr Zusammenbruch uns geschwächt haben, und daß wir eigentlich an einem seelischen Vakuum leiden, so haben wir wenig Dringenderes zu tun, als uns mit ihnen auseinanderzusetzen.

Wie falsch, die leider oft in Deutschland zu hörende Schulbubenausrede: Wir haben's nicht getan! Sondern die Kaiser, die Generäle, die Diplomaten! Natürlich haben wir's getan: wir haben es gewähren lassen; es hat es getan, ohne daß es von uns gehindert worden wäre. Bei uns wie bei den andern. Wie falsch auch die andere oft zu hörende Rede: wir hätten bloß nicht genug Festigkeit gehabt und hätten uns betören lassen. Das übersieht das wahrhaft Neue, zu dem sich damals der Wille bilden wollte. Wenn man aber die Verhandlungen von Versailles in den französischen Blättern nachliest, so sieht man es sich listig, nein fast mechanisch, hilflos und mit Notwendigkeit gegenbilden, was diesen Willen bezweifelte, so wie er auch bei uns bezweifelt wird, verdächtig machte mit alten Erfahrungen und ihn mit einer Mentalität umfing, deren Apparat nicht anders konnte, als die junge Saat zerdrücken. Versailles war ein Brennspeigel des europäischen politischen Denkens. Der einzelne aber war der gleiche vor 1914, im Sommer 1914, bei Brest-Litowsk, bei den vierzehn Punkten, in Versailles; der gleiche in Frankreich und Deutschland; er hat bloß die entsetzlichsten Gegensätze erlebt, fast ohne die Übergänge zu merken; er hat sich bloß als zu allem fähig erwiesen und hat es gewähren lassen; bei voller Illusion eigenen Willens folgte er willenlos. Wir haben's getan, sie haben's getan; das ist keiner, das ist «Es».

Betrachten wir dieses Es.

Daß der Wille der Gesamtheit nicht die Summe der Einzelwillen darstellt, ist nichts Neues; wenn nicht früher, so findet man bei Lagarde diesem Gedanken Wichtigkeit beigemessen, und seither ist er ein oft erörtertes und genau untersuchtes Thema geworden. Selbst eine Urabstimmung drückt nicht allein die Stimme der Befragten aus, sondern auch die des dazu aufgebotenen Apparats, und so sind alle Äußerungen eines Volks nicht nur es selbst, sondern sind mitbestimmt von seinen Apparaten der Bürokratie, der Gesetze, der Zeitungen, der wirtschaftlichen und ungezählter anderer Einrichtungen bis in die scheinbar individuellsten und doch teilweise abhängigen Leistungen der Literatur hinein. Ein Volk ist die Summe der einzelnen plus ihrer Organisation, und da diese Organisation in vieler Hinsicht ein selbständiges Leben führt, so ergibt sich – nimmt man noch die in hohem Maß zufällige Zusammensetzung der öffentlichen Ideenatmosphäre eines bestimmten Augenblicks hinzu – jenes Es, von dem die Rede war. Seine Bildung soll in der Folge als genügend bekannt und ungenügend durchschaut vorausgesetzt werden; es ist merkwürdig, wie wenig ausgenützt diese doch schon feststehenden Wahrheiten werden, und es würde nicht viel dazu beitragen, obgleich es sehr umfänglich wäre, wenn ich sie hier wiederzugeben versuchte.

Hingegen ist das ideologische Gewand, in dem dieses Es auftritt, im Zeitpunkt vor einer Erneuerung mit pflichtschuldigem Argwohn zu betrachten.

V

Es dürfte nicht viele Menschen geben, welche, direkt befragt, Nation mit Rasse gleichsetzen

würden – alle Welt weiß schließlich, daß die Nationen Rassengemische sind –, aber merkwürdigerweise wird trotzdem im Leben immer wieder ganz unbefangenen der Begriff der Rasse dem der Nation unterschoben, und es wird mit ihm hantiert, als wäre er so eindeutig wie der Begriff eines Würfels: darin liegt die Erscheinung, welche hier betrachtet werden soll. Es ist mir ferne, mich über die Rassenfrage verbreiten zu wollen, aber um zu ihrer ethischen Bedeutung zu gelangen, ist es allerdings nötig, an die theoretische Eigenart des Rassegedankens anzuknüpfen.

Wenn sich von einem bestimmten Augenblick ab die Tische durch Zeugung statt durch Bestellung vermehren würden, so würden wir alsbald aus den jetzt lebenden Tischen (und zwar mit der gleichen Evidenz, mit der wir in einem Friesen den Friesen erkennen) die Rassen der vierbeinig-rechteckigen, der einbeinig-ovalen und dergleichen mehr Tischrassen entstehen sehn. Es wäre gar nichts geschehn, als daß je zwei Tische einen dritten zeugten, der ihnen nach einem bestimmten Mischungsgesetz der Eigenheiten ähnelte und die Eigenschaft besäße, sich in der gleichen Weise weiter fortzupflanzen. Daß dabei ein Teil der Eigenschaften während mehrerer Generationen bloß in den Keimanlagen weitergereicht werden kann, ohne sonst in Erscheinung zu treten, ändert gar nichts daran, daß sich alles nur zwischen und an Individuen abspielt. Bei der ganzen Angelegenheit hat die Rasse nichts zu tun, als daß sie schließlich da ist, weil sie gar nirgends anders sein kann; so wie der Regen da ist, wenn Tropfen vom Himmel fallen. Sie selbst hat keine andere Möglichkeit, in das reale Sein einzutreten, als durch die Individuen, und keine andere[n] Wirkungen als die Wirkungen von Individuen; eine solche Existenz ist aber eben eine nur gedachte, ein Kollektivbegriff. Natürlich gibt es Rassen, aber die Individuen bilden die Rasse.

Ist das der Sachverhalt, so ist seine Umkehrung durchaus nicht berechtigt, und diese fast theologische Verdrehung lautet: das Individuum wird von Rassen gebildet. Bekanntlich ist gerade diese Formel die des Alltagsgebrauchs.

Es bleibt nach ihr von einem Menschen so wenig übrig wie von einem Strumpf nach Abzug der sich verkreuzenden Maschen. Meist mag es ja nur eine Bequemlichkeit der Verständigung sein, wonach ein Mensch zuerst durch seine Zugehörigkeit zu einer Gruppe gekennzeichnet wird – kann es die Familie X sein, warum also nicht auch die germanische Rasse? –, und es klingt uns heute schon fast natürlich, wenn Bismarck sagt, «das Fällen von Bäumen ist kein germanischer, sondern ein slawischer Zug», oder ein jüdischer Kritiker von Wassermanns Buch *Mein Weg als Deutscher und Jude* behauptet, «es ist für einen Juden unmöglich, ein rein deutscher Künstler zu werden»: trotzdem ist es gerade in den harmlosen Fällen ein gefährliches Zugeständnis an eine lasterhafte Denkgewohnheit. Man kennt ja jene Literatur, die sie verursacht hat und von ihr verursacht wurde. Sie hat nicht Schädelindizes, Augenfarbe und Skelettproportionen, was nur wenig Menschen anlockt, zum Gegenstand, sondern Eigenschaften wie religiösen Sinn, Rechtlichkeit, staatsbildende Kraft, Wissenschaftlichkeit, Intuition, Kunstbegabung oder Toleranz des Denkens, von denen wir insgesamt kaum anzugeben wissen, worin sie bestehn, und spricht sie mit Hilfe eines anthropologischen Küchenlateins den angeblichen Rassen zu oder ab, weil sie glaubt, der Nation Würde durchs Ohr flößen zu können, wenn sie mit der Stimme der Jahrtausende vor ihr bauchredet.

Man wird nicht leugnen können, daß ein gut Teil unseres nationalen Idealismus in dieser Denkkrankheit besteht.

Wohin das führen muß, ist nicht schwer zu sehen. Wenn im Guten und Bösen für alles nicht der einzelne verantwortlich gemacht wird, sondern die Rasse, wirkt das genau so, wie wenn man sich immer auf einen anderen ausredet; die Folge ist nicht nur, daß Wahrhaftigkeit und intellektuelle

Feinheit abstumpfen, sondern eine Entartung aller Keimzellen der Moral. Wo die Tugend durch Prädestination zum Nationaleigentum erklärt wird, ist der Weinberg des Herrn expropriert, und niemand braucht fortan in ihm zu arbeiten. Es wird dem einzelnen vorgeschmeichelt, er besitze alles Wünschenswerte, so er sich nur auf die Tugenden seiner Rasse besinne: offenbar ein moralisches Schlaraffenland, unser glückliches Deutschland, wo die gebratenen Tugenden ins Maul fliegen!

Schwieriger scheint sich erkennen zu lassen, woher es kommt. Man sagt Antisemitismus, aber das ist fast nur ein anderes Wort für die Erscheinung selbst; das Wesentliche ist, daß sich hinter ihr ein echter Idealismus birgt, ein typischer Fall jenes regressiven Ideenbedürfnisses, das jeden Gedanken auf ältere, ewige, für erhaben geltende zurückbezieht statt ihn auszudenken; kurz eben das, was hierzulande für Idealismus gilt. Das erzeugt den Menschen mit dem festen Rezept und den erhaben einfachen Regeln, der sich des geistigen Erlebens überhebt, den Pharisäer. Es ist bei uns ein sonderbares und äußerst gefährliches Verhältnis entstanden: die Respektlosigkeit vor dem Geist im Namen des deutschen Geistes. Weite – und fast möchte man sagen die bestwilligen – Kreise unseres Volks haben es verlernt, eine Leistung nach ihrem Gehalt zu empfinden, und prüfen sie nur nach ihrer Herkunft und darauf, wie sie ins System der Vorurteile paßt; es wird das Weite am Engen gemessen, der mannigfaltige Geist an einer seiner Ausgeburten; die Aufmerksamkeit hat sich von den Werten zu ihren Nebenumständen abgewendet, von der Wirklichkeit zur Hypothese, und es hat sich derer, die zu folgen berufen sind, eine sektiererisch anmaßende Besserwisserei bemächtigt. Da mit etwas so Urtümlichem, wie es die Rasse ist, überdies nur urtümliche Tugenden verknüpft sein können, werden schließlich auch die Geister, welche sich des gleichen Bluts berühren dürfen wie ihre Richter, nicht mehr ans Ohr der Nation gelassen, falls sie nicht so schreiben wie Herr Walter Bloem oder so denken wie Herr Hilthy [= Carl Hilty?], also nicht treu, tapfer, keusch sind und mit weiteren fünf deutschen Indianertugenden ihr Auslangen finden. Auf diesem Wege des Idealismus ist der Rassengedanke zur deutschen Selbstbeschädigung geworden und saugt der Nation in jahrzehntelangem Mißbrauch das Mark aus.

## VI

Unter allen ideologischen Bekleidungsstücken der Nation ist aber der Staat das leibhaftigste. Fast möchte man schlechtweg sagen: er ist ihr Leib; aber er ist ja mehr, er ist ja leider fast auch ihre Seele. Siehe das alte kaiserliche Reich, siehe aber auch das neue Rußland. Er ist eine alle inneren Teile durch und durch wuchernde Schutzkapsel.

Es ist überaus merkwürdig, wie in der Geschichte des Denkens von den Griechen bis auf den heutigen Tag maßlose Hochstellung des Staates mit maßloser Tiefstellung fast in der Regelmäßigkeit von Pendelschwingungen wechseln. Er wird bald für die höchste menschliche Erziehungsanstalt oder den Inbegriff aller Güter angesehen, bald für den alles Höhere verschlingenden Leviathan, und wenn schon für unentbehrlich, so doch für ein unentbehrliches Übel. Es ist klar, daß so hartnäckige Widersprüche nicht nur theoretischer Natur sein können, sonst hätte sich im Lauf der Zeit, wie bei allen Verstandesfragen, ein Ausgleich herausgebildet. Sie erweisen sich auch als unabhängig von den großen Weltanschauungstypen; Hellas, das katholische Mittelalter und die Aufklärungszeit mußten gleichermaßen beiden Auffassungen in sich Raum geben. Da er nicht zu schlichten ist, hängt der Streit wahrscheinlich mit einem Gefühlsverhältnis zusammen; da er sich aber auch den tiefsten Unterschieden des Weltgefühls gegenüber als unbeeinflussbar erweist, dürfte er auf einen noch tieferen Unterschied hinabreichen;

es liegt nahe, diesen in dem Gegensatz von Einzel- und Gesellschaftswesen zu suchen, der vor die Anfänge der menschlichen in die tierische Gesellschaft hinabreicht und von jedem in sich getragen wird. Jeder einzelne ist gespalten in Liebe und Haß der Gesellschaft gegenüber, wenn auch die Lebensumstände eines von beiden oft nicht bemerken lassen oder beide zur Gleichgültigkeit abschwächen.

Dieses widerspruchsvolle Verhältnis des Menschen zum Staat äußert sich nun auch in dem folgenden fürchterlichen Rechenexempel: Die einzelnen Menschen sind, wenn man auf die Übertreibungen der Rassenidee verzichtet, in den verschiedenen Staaten einander nahezu gleich; die Staaten sind, wenn man sie als Apparate miteinander vergleicht, auch nahezu immer dieselben – dennoch ergibt einzelne plus Staat jene vernichtenden Gegensätze, die sich in Kriegen entladen und zu Friedenszeiten in dem seltsamen Zeremoniell von Gesandtschaften, Noten, Empfängen und Demarchen äußern, das so genau dem ähnelt, nach welchem Hunde auf der Straße einander begegnen. Sucht man diesen Widerspruch, daß die gleichen Menschen, in gleicher Weise organisiert, einen dauernden Gegensatz bilden, aufzulösen, so kann seine Ursache nur in der Art der Organisation zu suchen sein. Schon die flüchtigste Prüfung unter dieser Fragestellung ergibt vor allem, daß der Staat so etwas wie eine verhärtete Haut ist, eine geschlossene Fläche, welche den größeren Teil der in ihrem Raum wirkenden Kräfte nach innen zurückwirft und nur den weitaus kleineren durchläßt; ein Isolator; Meinungs-austausch, Verkehr, geistige Organisation, kirchliche Gemeinschaft, selbst Sozialismus, dieser aller «Kraftfelder» sind außen sehr viel verdünnter als innen. Es kommt dies daher, daß nahezu nur der Staat wirksame «Organe» ausgebildet hat; die Nation hat ja fast keine; die, welche sie hat, sind der Staat. Deshalb denkt, fühlt, entscheidet, handelt er in den meisten Fällen für die einzelnen mit einer Generalprokura, die sich jeder Kontrolle entzieht; denn die Kontrolle ist, wenn man den Begriff des Staates nur in genügend weitem Sinn nimmt, wieder er selbst. Es bilden ja nicht nur die Regierung und die Exekutive diesen Apparat des sogenannten gemeinsamen Willens, sondern auch die Parteien und die Interessenvertretungen jeder Art; es besteht da ein durchgehendes, sozusagen histologisches Aufbaugesetz, wonach die Elemente der Organisation wieder nur Organisationen sind, und es wird anscheinend desto fühlbarer, je weiter ins Demokratische die Entwicklung geht. Demokratie ist nicht Herrschaft des Demos, sondern seiner Teilorganisationen.

Immer aber, wenn eine Gruppe für die einzelnen handelt, wird ein Rest zu finden sein, ein Opfer, eine Duldung; nur dann nicht, wenn ein starker Schwung, die Einstellung auf eine besondere Leistung, ein erregter Herzschlag sie wegpült, nicht zu Bewußtsein läßt. In so großen, inhomogenen, gealterten Gruppen, wie sie die Staaten sind, wird das nur in besonders gehobenen Augenblicken geschehn; gewöhnlich «drückt» der Staat den Menschen, wo er mit ihm in Berührung kommt. Man braucht also kein Antietatist zu sein und kann die große Bedeutung des Staates voll anerkennen, so bleibt es doch angesichts dieser Verhältnisse eine tatsachenwidrige Ideologie, in ihm den Vertreter der höchsten, weil allen gemeinsamen Güter zu sehn und ihm dafür eine Art Überwillen zuzusprechen oder ihn für irgendeine Art menschlicher Vervollkommnungsanstalt zu halten. Das ist ein Ideenrest aus der Zeit des Obrigkeitsstaats, der sich in die Sprüchlein der Erzieher des jungen Deutschen Reichs gerettet hatte und leider auf dem besten Wege ist, im Sozialismus wieder aufzuleben, dessen Ethik im Altruismus einer Brüderschaft steckenzubleiben scheint. Es ist auch ein Fall jenes «Überwälzungsidealismus», der die Würde, die der Mensch für sein persönliches Leben nicht zu gewinnen vermag, auf dessen Hintergrund überträgt, auf die Rasse, auf seinen Kaiser, auf einen Verein, auf die Erhabenheit des Sittengesetzes oder sonst eine Tapete.

## VII

Das gewöhnliche Verhältnis des einzelnen zu einer so großen Organisation, wie sie der Staat darstellt, ist das Gewährenlassen; überhaupt repräsentiert dieses Wort eine der Formeln der Zeit. Das Zusammenleben der Menschen ist so breit und dick geworden, und die Beziehungen sind so unübersehbar verflochten, daß kein Auge und kein Wille mehr größere Strecken zu durchdringen vermag, und jeder Mensch außerhalb seines engsten Funktionskreises unmündig auf andere angewiesen bleibt; noch nie war der Untertanenverstand so beschränkt wie jetzt, wo er alles schafft. Ob er möchte oder nicht, muß der einzelne gewähren lassen und tut nicht. Es ließ der Engländer und Amerikaner nicht die Kinder in Mitteleuropa verhungern, sondern er ließ es bloß zu, und wir selbst haben unseren Teil an den Greueln nicht getan, selbst wenn wir die Täter waren, sondern wir haben ihn bloß zugelassen. Wenn man das ändern will, muß man sich aber auch klarmachen, wie notwendig es ist. Wer glaubt – und es scheinen nicht wenig und gerade die eifrigsten Seelen zu sein –, daß da etwas statt durch kaltblütige Organisation von der Wärme des Herzens her zu richten wäre, der schlage an einem beliebigen Morgen seine Zeitung auf und lese, was es alles darin an einem einzigen Tag an Leid und Unglück gibt, das zu verhindern möglich wäre: und wenn er das alles nicht zulassen wollte, ja wenn er bloß die Fähigkeit besäße, es sich leibhaftig deutlich zu machen, nein, nur so weit deutlich zu machen, wie es das Wort «mitfühlend» von jedem Menschen verlangt – er würde ein Narr werden! – Das aktive Gegenstück zu diesem Gewährenlassen ist die summarische, allgemeine, aktenmäßige Behandlung menschlicher Fälle; der Akt ist das Symbol der indirekten Beziehung zwischen Staat und Mensch. Er ist das geruch-, geschmack- und gewichtslos gewordene Leben, der Knopf, den man drückt, und wenn deshalb ein Mensch stirbt, so hat man es nicht getan, weil das ganze Bewußtsein von der schwierigen Handhabung des Knopfes erfüllt war; der Akt, das ist das Gerichtsurteil, der Gasangriff, das gute Gewissen unserer Peiniger, er spaltet den Menschen aufs unseligste in die Privatperson und den Funktionär, aber seine Indirektheit der Beziehung ist unter heutigen Verhältnissen eine anscheinend unentbehrliche Hygiene.

Der einfache Mensch korrigiert das darauf ruhende Mißgebilde, indem er stiehlt und auf belieb[ige] Weise die ihm gemachten Vorschriften hintergeht. In der Tat bleiben außerhalb dieses Systems eigentlich nur illegitime und fast als unerlaubt anrühige Einflüsse: der freie Wirtschafts-, Meinungs- und Lebensverkehr. Es bilden sich immer wieder trotz aller Widerstände Gedanken, die schließlich der Entwicklung eine kleine Änderung geben; auf die verstaatlichte Kirche wirken Häretiker ein, auf den verstaatlichten Geist das freie Schrifttum, und vor allem sind es die Süchte, – darunter beherrschend und regelnd die nach dem Geld –, welche das menschliche Gegengewicht zur Organisation bilden. Sie sollten nicht nur angeklagt, sondern verstanden werden als das luziferische Korrektiv zu dem sehr unvollkommenen Gotte Staat. Augustinus schied zwischen dem Staat und der civitas dei, der Sphäre des Gottesreichs, wo sich der einzelne Mensch jedem Zugriff der Allgemeinheit entzieht. Heute stürzt sich die civitas dei ins Kino, gibt die Existenz hin für den Jimmy und schiebt mit Devisen unbekümmert den Staat an den Rand des Grabs. Das ist natürlich Entartung; es ist aber wichtiger, sich einzugestehn, daß es nach der anderen Seite bloß Kehrseite des Staates ist, etwas in seinem Wesen Begründetes, das in den Dombau eingemauerte spukende Menschenopfer.

Die Existenz der Nation war weder als Rasse noch in der Form des Staates zu finden; in diesen beiden hat man sie aber tatsächlich gesucht: der deutsche Gedanke stützte sich entweder auf Rassenphantasien oder auf eine Aufopferungsphilosophie für die Summe aller Summen, welche der Staat sein sollte, fast auf eine Art individueller Erbsündigkeit, die nur durch das Aufgehen im

Ganzen abgelöst werden könne. Es blieb außerhalb dieser beiden als Drittes die *civitas dei*, und ihr entspricht als dritte der Fassungen, eben schon berührt, die Nation als Geist. Unsere Ciceros sagen: die überpersönlichen ideellen Güter, der Gemeinschaftsgeist, die dem gemeinsamen Willen entsprossenen Einrichtungen, die gemeinsame Kulturtradition (worin der Komplex Staat nur einen Teil ausmacht) integrierten die Nation. Ohne das leugnen zu müssen, was viel Richtiges enthält, ist es erlaubt, dem ein doch wohl richtigeres Bild entgegenzustellen. Welcher Geist ist denn etwa einer Universität mit einem Zuchthaus gemeinsam – und es sind doch zwei Anstalten, in denen heute die Exponenten der beiden am stärksten entwickelten Tüchtigkeiten stecken? Welcher Geist Herrn Anton Wildgans mit Nietzsche? Gewiß einer, aber das wird so schwer festzustellen sein, daß man ihn besser beiseite läßt. Man achte lieber darauf, daß es da zuhauf viele Millionen Einzelner gibt, die innerhalb eines recht auseinanderklaffenden Zeitraums den Kopf in eine Welt gesteckt haben, welche sie dem Grad und der Art nach sehr verschieden verstehen, von der sie ganz Verschiedenes wollen, von der sie nicht viel mehr sehen als den Faden ihres Erwerbs und einen großen, beziehungslosen Lärm hören, in dem hie und da etwas anklingt, das sie die Ohren spitzen macht. Diese ungeheure, ungleichartige Masse, der sich nichts ganz eindrücken kann, die sich nicht ganz ausdrücken kann, deren Zusammensetzung täglich ebenso wechselt wie die der sie treffenden Reize, diese zwischen fest und flüssig schwankende Masse, Nicht-Masse, dieses Nichts ohne feste Gefühle, Gedanken und Entschluß ist, wenn auch nicht die Nation, so doch die ihr Leben eigentlich erhaltende Substanz.

Von ihr selbst wird jene ideelle Einkleidung als ein falsches «Wir» empfunden. Es ist ein Wir, dem die Wirklichkeit nicht entspricht. Wir Deutsche, das ist die Fiktion einer Gemeinsamkeit zwischen Handarbeitern und Professoren, Schiebern und Idealisten, Dichtern und Kinoregisseuren, die es nicht gibt. Das wahre Wir ist: Wir sind einander nichts. Wir sind Kapitalisten, Proletarier, Geistige, Katholiken ... und in Wahrheit viel mehr in unsere Sonderinteressen und über alle Grenzen weg verflochten als untereinander. Der deutsche Bauer steht dem französischen Bauern näher als dem deutschen Städter, wenn es darauf ankommt, was reell ihre Seelen bewegt. Wir – jede Nation für sich allein – verstehen einander wenig und bekämpfen oder betrügen uns wo wir können. Unter einen Hut sind wir allerdings dann zu bringen, wenn er auf dem Kopf einer anderen Nation eingetrieben werden soll; dann freilich sind wir beseligt und haben ein mystisches Gemeinsamkeitserlebnis; aber man darf annehmen, daß die Mystik dieses Erlebnisses darin besteht, daß es so selten für uns eine Realität ist. Noch einmal: das gilt ebensogut für die anderen wie für uns Deutsche; aber wir Deutsche haben in unseren Krisen den unschätzbaren Vorteil, daß wir die wahre Zusammensetzung deutlicher erkennen können als sie, und auf diese Wahrheit sollten wir unser Vaterlandsgefühl aufbauen und nicht auf die Einbildung, daß wir das Volk von Goethe und Schiller oder von Voltaire und Napoleon sind.

Es bleibt immer und zu allen Zeiten ein Gefühl mangelnder Deckung zwischen öffentlichem und eigentlichem Leben; kann aber überhaupt irgend etwas von öffentlichem Geschehen dessen wahrer Ausdruck sein? Bin denn selbst ich Einzelner das, was ich tue, oder ist es ein Kompromiß zwischen unartikulierten Kräften in mir und bereitstehenden, umformenden Formen für die Verwirklichung? Beim Verhältnis zum Ganzen gewinnt diese kleine Differenz vertausendfachte Bedeutung. Eine unnatürliche Interessenverknüpfung kann außer durch träges Beharren nur durch gemeinsames Interesse an der Gewalt gegen andre zusammengehalten werden, es muß nicht gerade die Gewalt des Kriegs sein. Wenn man aber sagt, in den Zeiten von Kriegsausbrüchen seien Massensuggestionen im Spiel, so ist das nur als das Zerbersten einer Ordnung an ihren ungewollten vernachlässigten Spannungen zu verstehen. Dieser explosive Aufschwung, mit dem sich der Mensch befreite und, in der Luft fliegend, sich mit seinesgleichen fand, war die Absage an das bürgerliche Leben, der Wille lieber zur Unordnung als zur alten Ordnung, der Sprung ins



Abenteuer, mochte es noch so moralische Namen erhalten. Der Krieg ist die Flucht vor dem Frieden.

### VIII

Gerade gesprochen, ist die Nation eine Einbildung, in allen Fassungen, die man ihr gab.

Es fällt nicht leicht, sich das einzugestehn in einer Zeit, wo andere Nationen sich in ihrer Illusion blähen und uns Menschen deutscher Sprache die Solidarität der Entrechtung, Ausbeutung und Verschleppung in Sklaverei auferlegt haben. Man wird daher einwerfen, selbst wenn Vaterlandsgefühl, Nation und dergleichen nur Illusionen sein sollten, so bliebe dies doch jetzt besser verschwiegen. Unabhängig davon, ob es eine Nation gibt oder nicht, hat die Annahme, daß es sie gebe, einen Wert, ja gerade, weil nicht geleugnet werden kann, daß es in der Praxis mit der Einheitlichkeit der Nation nicht weit her sei, könne gar nicht suggestiv genug von ihrem Vorhandensein gesprochen werden. Es werden das besonders jene sagen, welche in der Nation ein Ideal sehen, das nur in ferner Zukunft verwirklicht werden kann und von Zeit zu Zeit dem Volk gezeigt werden muß, damit es dieses läutere. Aber ein Ideal wie dieses, das sich in Wirklichkeit zu einer läuternden Suggestion sozusagen nur an Feiertagen entfaltet hat und bei Gelegenheiten vom Rang einer Mobilisierung, hat das gleiche Verhältnis zum Menschen wie ein Haus, in dem ein Mann nur alle Schaltjahrspfangsten schläft, während er es sonst vorzieht, auf der sumpfigen Wiese daneben zu schlafen; etwas, das so wirkt, kann nicht unbedingt gut und geeignet sein.

Ja, man kann sagen, alles, was wir bisher sehen mußten, war eigentlich nur ein Spezialfall eines falschen Gebrauchs vom Idealen! So wie die Annahme einer Rasse nicht progressiv aufgefaßt wurde als etwas, worauf man zielen kann, sondern regressiv als ein mystischer Fetisch, wurde der Staat erhöht, indem man ihn dem Verlangen entrückte, ihn für respektlos verbesserbar wie eine Wohnungseinrichtung zu halten, und es wurde der Begriff der Nation nicht institutiv als etwas zu Bildendes zugegeben, sondern konstitutiv als etwas Vorhandenes behauptet, das sich bloß nicht rein äußert. Das ist ein Gebrauch, den wir von allen unseren Idealen machen, wahrscheinlich Rest aus Zeiten, wo es noch schwer war, den einfachsten Regeln Beachtung anders zu schaffen, als indem man sie für tabu erklärte. Dieses prähistorische Tabugepräde trägt noch heute unsere Ethik. Wir stabilisieren unsere Ideale wie die platonisch-pythagoräischen Ideen, unverrückbar und unveränderlich, und wenn die Wirklichkeit ihnen nicht folgt, so sind wir imstande, dies gerade als das Kennzeichnende der Idealität anzusprechen, daß die Wirklichkeit nur ihre «unreine» Verwirklichung ist. Der schwer berechenbaren Kurve des Seins bemühen wir uns das starre Vieleck, das durch unsere moralischen Fixpunkte geht, zu unterlegen, indem wir in immer neuen Ecken die Geradheit unserer Grundsätze brechen, ohne doch je die Kurve zu gewinnen. Mag sein, daß das innere Leben ein ebensolches Bedürfnis nach festen Beziehungspunkten hat wie das Denken; aber als Ideale haben uns diese dahin geführt, wo es weiter kaum mehr geht, da man – wie jedermann weiß – jedem Ideal so viele Einschränkungen und Widerrufe auferlegen muß, um es der Wirklichkeit zu nähern, daß kaum noch etwas von ihm übrigbleibt. Wenn ein weißer Grund ganz von dunklen Flecken bedeckt ist, wird der Augenblick kommen, wo man mit einem dunklen Grund und weißen Flecken in Gedanken arbeitet; auf ethischem Gebiet ist man noch weit davon. Dieses «Paktieren» mit der Wirklichkeit ist leider gerade das Gegenteil von dem, worin unsere Idealisten die Idealität erblicken. Ich nenne es Idealismus, die Wirklichkeit nach Ideen zu formen (und nur in zweitem Grade Idealismus, den durchgesetzten Ideen zu folgen so lange, bis die nächste Verwirklichungsstufe erreicht ist); wenn daher das Leben einem System

von Idealen nicht folgt, so vermag ich in ihnen nicht viel Idealismus zu erkennen. Man sehe nur endlich ein, daß das Leben nicht aus Unfolgsamkeit nicht folgt, wie in der Schule, sondern daß die Fehler bei den Idealen liegen müssen.

Eine Moral, die heute nicht bloß ein Flickwerk sein will – meinethalben eine bloß «zivilisatorische» Moral mit Verzicht auf den schönen Atavismus Kultur, dessen Widerlegung man sich beiläufig aus dem Vorhergehenden ableiten kann –, muß sich auf der Ungestalt aufbauen, welche die europäische Zivilisation und das ungeheure Wachstum ihrer Beziehungen dem Menschen gegeben haben. Ich glaube, daß das seit 1914 Erlebte die meisten gelehrt haben wird, daß der Mensch ethisch nahezu etwas Gestaltloses, unerwartet Plastisches, zu allem Fähiges ist; Gutes und Böses schlagen bei ihm gleich weit aus, wie der Zeiger einer empfindlichen Waage. Es wird voraussichtlich damit noch ärger werden, und die Menschen werden den heute um sie gelegten, ohnedies halb ohnmächtigen ethischen Klammern immer mehr entgleiten. Denn man darf sich den Menschen wohl ursprünglich als ein Geschöpf denken, das ebenso gern gut wie böse ist, nämlich sozial wie egoistisch (beiseite gelassen, ein wie großer Einschlag von Egoismus noch zum Sozialen gehört); aber die Interessen, in welche er heute verflochten wird, sind zu viele, und die Undurchdringlichkeit um ihn, die ungenügende geistige Reizleitungsfähigkeit des sozialen Körpers bringt es mit sich, daß im Augenblick jeder Handlung immer nur ein kleiner Bruchteil der möglichen ethischen Determinanten auf ihn einwirkt. Darum hat heute jedes ethische Geschehen, wenn es wirklich erlebt wird, «Seiten»; nach der einen ist es gut, nach der anderen böse, nach einer dritten irgend etwas, von dem erst recht nicht feststeht, ob es gut oder böse ist. Gut erscheint nicht als Konstante, sondern als variable Funktion. Es ist einfach eine Schwerfälligkeit des Denkens, daß wir für diese Funktion noch keinen logischen Ausdruck gefunden haben, der dem Bedürfnis nach Eindeutigkeit genügt, ohne die Vieldeutigkeit der Tatsachen zu drücken; die Sittlichkeit wird so wenig an ihm zusammenbrechen wie die Mathematik daran gestorben ist, daß die gleiche Zahl das Quadrat zweier verschiedener Zahlen sein kann.

## IX

Diese Moral, die unsren Tatsachen gewachsen wäre, haben wir natürlich nicht. Immerhin fordert schon das Bewußtsein des Übergangs, weder Staat noch Nation als Ideale zu behandeln, sondern einfach als Gegenstände, welche ihren Zwecken zu entsprechen haben. Über diese Zwecke, welche sich mit der Zeit ändern, kann aber kein einzelner Bindendes sagen, außer: man überlasse es der Zivilisation, sie aus sich selbst zu entwickeln. Das heißt aber, wenn man in menschlichen Angelegenheiten den richtigen optimistischen Pessimismus hat – und weder glaubt, daß mit Mythos, Intuition und Klassizität einem Geschlecht von Maschinenbauern und -händlern zu helfen ist, noch die Kräfte übersieht, welche sogar in den Mißbräuchen dieser Zivilisation toben –, es den Menschen selbst zu überlassen, soweit es nur irgend mit dem Zusammenleben verträglich ist, sich ihren Weg für sich zu suchen und ihren eigenen Interessen zu folgen. Es ist das ein Prinzip, das wir doch schon in der Kinderschule anwenden, weil sich gezeigt hat, daß man dadurch bessere Schüler erzieht, und das wir nur endlich einmal auf die Mündigen zu übertragen brauchten. Proletarier, Kapitalisten, Ichthyologen, Maler und so weiter, das sind schon heute die natürlichen Weltverbände, die in sprachlich nationalem Zusammenschluß eigentlich bloß einen Unterverband darstellen. Die Auffassung, daß das Wirtschaftsleben eine internationale Einheit bildet, und daß staatsegoistische Wirtschaftspolitik statt Arbeitsorganisation im großen treiben, eine kurzsichtige Schikane darstellt, beginnt sich langsam durchzusetzen; braucht man Beweise

für die tatsächlich bestehende Internationalität der geistigen Interessen hinzuzufügen? Diplomatische Konferenzen zwischen den Staaten über den Abbau ihrer Gegensätze weisen ein derart lächerliches Mißverhältnis zwischen Erfolg und Aufwand auf, daß man wirklich auf die Idee kommen muß, diese Organisationen seien nicht geeignet, die Entwicklung über den bisher erreichten Zustand hinauszuführen, und der Völkerbund in seiner jetzigen Form eines Staatskonviviums erweist sich immer mehr als eine Grotteske. Den Staat abzuwerfen, gelänge aber nur durch die Weltrevolution: ist das Programm für das Leben nach diesem Tode der alten Ordnung fertig, oder erwartet man nicht fast, daß durch recht langes revolutionäres Denken die Evolution einem die Verantwortung der Entscheidung abnehmen werde? Einer natürlichen Gliederung der menschlichen Gesellschaft steht aber nichts ärger im Weg als die Überhebung der beiden Ideale Nation und Staat über den Menschen. Es bleibt nichts übrig, als an der Verstärkung des an ihnen sich vorbei Entwickelnden zu arbeiten und den Gedanken an ihre Überholtheit zu wecken und wach zu erhalten.

Man kann einwenden, daß überall dort, wo internationale Verbindungen sich zur Bedeutung durchkämpfen, schwerste materielle Interessen hinter ihnen stehn, und daß jede Organisation, da sie großer Mittel bedarf, auch nur dort zustande kommen kann, wo ein großer materieller Erfolg im Spiel steht. Man braucht ferner nur einen Blick auf die innere Politik zu werfen, um zu sehen, wie alles Ideelle nicht geht, wie nur die dicksten Interessen die Menschen zusammenzuhalten vermögen, und wie lästerlich gepaart in unsren politischen Parteien sich gealterte Ideenschönheiten von stofflichen Bedürfnissen aushalten lassen. Man sagt sich endlich, daß selbst die innere Rechtsordnung, welche der Ursprung jeder Zivilisation ist, nur durch eine sie ursprünglich setzende Gewalt geschaffen werden konnte, und daß sich auch im Bolschewismus die Gewalt zur Trägerin der Idee machen zu müssen glaubt. Möglich, daß auch die Seite einer zeitgemäßen Lebensform, von der hier die Rede ist, nicht ohne Gewalt zu erreichen sein wird. Aber Ideen weisen der Zukunft überhaupt nicht den Weg, sondern nur die Richtung; sie sind Netze, die einfangend über die Zukunft geworfen werden, von der sie immer zum Teil und nie ganz zerrissen werden. Welche Zukunft haben wir denn? Uns mit der Zeit über erlittene Unbill durch Wiederdickwerden zu trösten? Revanche, ohne die uns entrückten weltpolitischen Ziele? Oder: ein weltpolitisches Ziel zu schaffen! Bei Kriegsausbruch hat die Kirche versagt, hat der Sozialismus versagt, beide unter dem Druck einer Entweder-oder-Ideologie, die eine Aberideologie war. Das Volk, welches am frühesten beginnt, aus der Sackgasse des Imperial-Nationalismus herauszufinden zu einer neuen möglichen Weltordnung und allen seinen Maßnahmen diesen Atem der Zukunft zu leihen vermag, wird bald die Führung der Welt haben und seine berechtigten Wünsche durchsetzen können. Heute kann niemand noch den Weg dahin im einzelnen vorzeichnen; wohl aber gilt es, die Gesinnung zu schaffen, die auf den Weg führt.

[ < ]

**Das hilflose Europa oder  
Reise vom Hundertsten ins Tausendste**

[1922]

Der Autor ist bescheidener und weniger hilfsbereit als der Titel glauben macht. Ich bin nicht nur überzeugt, daß das, was ich sage, falsch ist, sondern auch das, was man dagegen sagen wird.

Trotzdem muß man anfangen, davon zu reden; die Wahrheit liegt bei einem solchen Gegenstand nicht in der Mitte, sondern rundherum wie ein Sack, der mit jeder neuen Meinung, die man hineinstopft, seine Form ändert, aber immer fester wird.

## 1

Ich beginne mit einem Symptom.

Zweifellos machen wir seit zehn Jahren Weltgeschichte im grellsten Stil und können es doch eigentlich nicht wahrnehmen. Wir sind nicht eigentlich geändert worden; ein bißchen Überhebung vordem, ein bißchen Katzenjammer nachdem; wir waren früher betriebsame Bürger, sind dann Mörder, Totschläger, Diebe, Brandstifter und ähnliches geworden: und haben doch eigentlich nichts erlebt. Oder ist es nicht so? Das Leben geht doch genau so dahin wie früher, bloß etwas geschwächer und mit etwas Krankenvorsicht; der Krieg wirkte mehr karnevalisch als dionysisch, und die Revolution hat sich parlamentarisiert. Wir waren also vielerlei und haben uns dabei nicht geändert, wir haben viel gesehen und nichts wahrgenommen.

Darauf gibt es, glaube ich, nur eine Antwort: Wir besaßen nicht die Begriffe, um das Erlebte in uns hineinzuziehn. Oder auch nicht die Gefühle, deren Magnetismus sie dazu aktiviert. Zurückgeblieben ist nur eine sehr erstaunte Unruhe, ein Zustand, als hätten sich vom Erlebnis her Nervenbahnen zu bilden begonnen und wären vorzeitig abgerissen worden.

Eine Unruhe. Deutschland wimmelt von Sekten. Man blickt nach Rußland, nach Ostasien, nach Indien. Man klagt die Wirtschaft an, die Zivilisation, den Rationalismus, den Nationalismus, man sieht einen Untergang, ein Nachlassen der Rasse. Alle Wölbungen sind vom Krieg eingedrückt worden. Selbst der Expressionismus stirbt. Und das Kino ist am Vormarsch (Rom vor dem Untergang).

In Frankreich, in England, in Italien – soweit man es als Nichtspezialist bei unsrem sehr schlechten Nachrichtendienst beurteilen kann – scheint die Unsicherheit nicht geringer zu sein, mögen auch die Einzelercheinungen abweichen.

## 2

So sieht also Weltgeschichte in der Nähe aus; man sieht nichts.

Freilich wird man einwenden, man sei zu nah. Das ist aber ein Gleichnis. Hergenommen vom Gesichtssinn; man kann zu nah an einem Ding sein, um es überblicken zu können. Kann man aber zu nah an einer Erkenntnis sein, um sie fassen zu können? Das Gleichnis stimmt nicht. Wir wüßten genug, um uns ein Urteil über Gegenwärtiges und Jüngstvergangenes zu bilden, wir wissen jedenfalls mehr, als spätere Zeiten wissen werden. Eine andre Wurzel des Gleichnisses heißt, noch zu beteiligt sein. Aber wir waren ja gar nicht beteiligt?

Die berühmte historische Distanz besteht darin, daß von hundert Tatsachen fünfundneunzig verlorengegangen sind, weshalb sich die verbliebenen ordnen lassen, wie man will. Darin aber, daß man diese fünf nun ansieht wie eine Mode von vor zwanzig Jahren oder ein lebhaftes Gespräch zwischen Menschen, die man nicht hört, bekundet sich die Objektivität. Man erschrickt über die Groteskheit menschlicher Handlungen, sobald sie nur ein wenig ausgetrocknet sind, und sucht sie aus allen Umständen zu erklären, die man nicht selbst ist, das ist aus den historischen.

Historisch ist das, was man selbst nicht tun würde; der Gegensatz dazu ist das Lebendige. Wenn unsre Zeit eine «Epoche» wäre, so dürfte man wohl fragen, ob wir uns am Anfang, am Ende oder in der Mitte befinden? Wenn es einen gotischen Menschen mit einer Vor-, Früh-, Hoch- und Spätzeit gegeben hat: in welcher Lage zu seinem Zenith befindet sich der moderne? Wenn es eine deutsche oder eine weiße Rasse gibt: in welcher biologischen Phase? Soll solcher Auf- und Niedergang nicht nur eine nachträgliche und recht billige Feststellung sein, so müßte man ein symptomatologisches Bild davon haben, wie solche Auf- und Niedergänge im allgemeinen aussehen. Das wäre eine andre Objektivität, aber daran fehlt es noch weit. Und vielleicht sind die lebendigen historischen Tatsachen gar nicht eindeutig, sondern erst die toten? Am Ende ist die lebendige Geschichte gar keine Geschichte, nämlich nichts, das sich mit den historischen Vulgärkategorien einfangen ließe?

Es ist da nämlich ein merkwürdiges Gefühl von Zufall mitbeteiligt.

### 3

Es ist ein sehr aktuelles Gefühl von Zufall mit bei allem, was geschah. Es hieße den Glauben an die Notwendigkeit der Geschichte doch beträchtlich überspannen, wollte man in allen Entscheidungen, die wir erlebt haben, den Ausdruck einer einheitlichen Bedeutung sehn. Leicht vermag man hinterdrein im Versagen der deutschen Diplomatie oder Feldherrnkunst zum Beispiel eine Notwendigkeit zu erkennen: aber jeder weiß doch, daß es ebensogut auch anders hätte kommen können, und daß die Entscheidung oft an einem Haar hing. Es sieht beinahe aus, als ob das Geschehen gar nicht notwendig wäre, sondern die Notwendigkeit erst nachträglich duldete.

Ich will nicht Philosophie treiben – Gott behüte mich, in einer so seriösen Zeit –, aber ich muß an den berühmten Mann denken, der unter dem berüchtigten Dach vorübergeht, von dem der Ziegel fällt. War das notwendig? – Gewiß ja und gewiß nein. Daß der berühmte Ziegel sich lockerte, und daß der berüchtigte Mann vorbeikam, trug sich – wollen wir sagen, unter Nachlaß der Lehre vom freien und unfreien Willen, bei der sich die ganze Geschichte noch einmal wiederholt – ganz gewiß mit Gesetz und Notwendigkeit zu; daß aber beides just zur selben Zeit geschah, tat es nicht, wenn man nicht an den lieben Gott glaubt oder an das Walten einer noch höheren Vernunft in der Geschichte. Weshalb man die Unglücksfälle zwar aus Gott oder einer Ordnung ableiten kann, aber nicht Gott oder die Ordnung aus den Unglücksfällen.

Schlicht gesagt: Was man geschichtliche Notwendigkeit nennt, ist bekanntlich keine gesetzliche Notwendigkeit, wo zu einem bestimmten p ein bestimmtes v gehört, sondern ist so notwendig, wie es die Dinge sind, «wo eins das andere gibt». Gesetze mögen schon dabei sein – etwa der Zusammenhang geistiger Entwicklungen mit wirtschaftlichen oder der Stellungsfaktor in der bildenden Kunst –, aber doch ist immer auch etwas dabei, das so nur einmal und diesmal da ist. Und nebenbei bemerkt, zu diesen einmaligen Tatsachen gehören zum Teil auch wir Menschen.

### 4

Das Weltbild verliert dadurch an sogenannter Erhabenheit. Trösten wir uns durch einen Ausblick. Ein grüner Jäger schießt im grünen Wald den braunen Hirsch. Versuchen wir, das rückgängig zu

machen. Die Kugel fuhr aus dem Gewehr, der Blitz folgte, der Donner kam nach, der Hirsch brach ein, fiel zur Seite, sein Geweih prallte auf, dann lag er da. Rückfahrt: Der Hirsch richtet sich auf – aber er dürfte nicht aufstehn, sondern müßte in die Höhe «fallen», sein Geweih müßte zuvor einen Spiegeltanz der Bewegungen des Aufprallens ausführen, und er müßte mit der Endgeschwindigkeit beginnen, aber mit der Anfangsgeschwindigkeit enden. Die Kugel müßte mit dem breiten Ende voran zurückfliegen, die Pulvergase müßten sich mit einem Knall in fester Form niederschlagen, und so weiter. Um auch nur einen Schritt davon zurückzunehmen, genügte nicht das Rückgängigmachen des Geschehenen, sondern man müßte dazu die umfänglichsten Vollmachten zum Umbau der gesamten Welt haben. Die Schwerkraft müßte nach aufwärts wirken, in der Luft müßte eine Vertikalebene aus Erde sein, die Ballistik müßte sich in einer ganz unausdenkbaren Weise ändern, kurz, wenn man eine Melodie von hinten nach vorn spielt, so ist es keine Melodie mehr, und man müßte Zeit und Raum erschüttern, damit das anders würde.

In Wahrheit muß, um auch nur einen erschossenen Hirsch wieder auf die Beine zu bringen, etwas ganz Neues geschehn, nicht bloß eine Umkehrung und Wiedergutmachung! Die Welt ist voll eines unbändigen Willens zum Neuen, voll einer Zwangsidee des Andersmachens, des Fortschritts!

## 5

Es gibt Leute, welche sagen, wir haben die Moral verloren. Andere sagen, wir haben die Unschuld verloren und uns mit dem Apfel im Paradiese die störende Intellektualität einverleibt. Wieder andre sagen, daß wir durch die Zivilisation hindurch zur Kultur gelangen müßten, wie sie die Griechen hatten. Und so mehreres.

## 6

Eine historische Betrachtungsweise, welche das Geschehen in aufeinanderfolgende Epochen zerlegt und dann so tut, als entspräche jeder ein bestimmter historischer Typus Mensch – also etwa der griechische oder der gotische oder der moderne –, und ferner so tut, als gäbe es da einen Auf- und Abstieg (etwa also der frühgriechische – der griechische – der hochgriechische – der spät- und verfallsgriechische – der nichtgriechische Mensch), und es wäre da etwas aufgeblüht und verwelkt, nicht bloß eine Entfaltung, sondern ein Wesen, das sich entfaltetete, eine Menschenart, eine Rasse, eine Gesellschaft, ein real wirkender Geist, ein Mysterium: eine solche Betrachtungsweise, die heute nicht nur in der Essayistik üblich ist, sondern vielfach auch in der historischen Forschung selbst, arbeitet mit einer Hypothese.

Gegeben ist von der ganzen Sache nur das Phänomenale; eine bestimmte Art von Bauten, Dichtungen, Bildwerken, Handlungen, Ereignissen, Lebensformen und ihr deutliches Beisammensein und Zueinandergehören. Daß dieses phänomenale Substrat einer bestimmten Zeitspanne, Epoche, Kultur auf den ersten Blick als eine einmalige Einheit erscheinen mag, die nur dann und dort auftrat, hindert nicht zu bemerken, daß dies nicht ganz richtig ist; orientalische Lebenselemente wirken bekanntlich ins Hellenische hinein, und hellenische durchsetzen das Leben bis auf den heutigen Tag. Im Gegenteil, ähnliche Lebensäußerungen (und in der Geschichte handelt es sich ja doch nur um Ähnlichkeiten und Analogien) bilden durchaus, über Zeit und Ort verteilt, ein Kontinuum, das sich nur an bestimmten Stellen auffallend verdichtet,

man könnte fast sagen, an bestimmten Umständen niederschlägt.

Ein solches phänomenales Bild erinnert den, der mit der statistischen Seite der äußeren oder inneren Natur ein wenig zu tun gehabt hat, an die Verschränkung einer dauernden, sagen wir ganz allgemein Determinante mit wechselnden, und ist die menschliche Konstitution diese dauernde Determinante, so kann sie nicht zugleich die Ursache der verschiedenen Epochen, Gesellschaften und dergleichen sein – im Sinne von tatsächlich wirkenden Wesenheiten genommen, und nicht bloß als harmlos deskriptive Sammelausdrücke –, sondern die Ursachen müssen in den Umständen liegen.

Die Botanik unterscheidet z. B. in einem so kleinen Land wie Niederösterreich ungefähr dreitausend Formen der wilden Rose und weiß nicht, ob sie diese in dreihundert oder in dreißig Arten zusammenfassen soll; so unsicher ist die Vorstellung von dem, was eine Art ist, selbst dort, wo so viele eindeutige Merkmale zur Verfügung stehen. Die Geschichte hingegen sollte es sich mit so durchaus nicht eindeutigen und so gewiß nicht «wesentlichen» Merkmalen zu tun vermessen, wie es die komplizierten Erscheinungen von Bauten, Werken und Lebensformen sind? Es handelt sich bei solchen Bedenken nicht darum, die phänomenale Existenz verschiedener Epochen zu leugnen, und in gewissem Sinn liegt auch jeder ein anderer Mensch zugrunde: aber es handelt sich um diesen Sinn!

## 7

Der Mensch hat sich seit 1914 als eine überraschend viel bildsamere Masse erwiesen, als man gemeinhin annahm.

Aus religiösen, moralischen und politischen Gründen hatte man vordem eine solche Erkenntnis nie recht wahrhaben wollen. Ich erinnere mich noch recht gut des sympathischen Aufsatzes eines repräsentativen deutschen Dichters, in dem dieser darüber staunte, daß der Mensch doch nicht so sei, wie er ihn, sondern so böse wie Dostojewski ihn gesehen habe. Andre mögen sich vielleicht der Bedeutung erinnern, welche in unsren Moralsystemen dem «Charakter» zukommt, das ist der Forderung, daß der Mensch mit sich als mit einer Konstanten rechnen lasse, während eine kompliziertere moralische Mathematik nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich nötig ist: Von einem Denken, das an die Fiktion des konstanten seelischen Habitus gewöhnt ist, ist der Schritt zur Annahme des Typus, der Epoche und dergleichen nicht weit.

Diese starre Einteilung widerspricht jedoch den Erfahrungen der Psychologie und unsres Lebens. Die Psychologie zeigt, daß die Phänomene vom übernormalen bis zum unternormalen Menschen stetig und ohne Sprung sich aneinanderbreiten, und die Erfahrung des Kriegs hat es in einem ungeheuren Massenexperiment allen bestätigt, daß der Mensch sich leicht zu den äußersten Extremen und wieder zurück bewegen kann, ohne sich im Wesen zu ändern. Er ändert sich, aber er ändert nicht *sich*.

## 8

Die Formel für diese Erfahrungen müßte ungefähr lauten: Große Amplitude der Äußerung, kleine im Innern. Es gehört gar nicht so viel dazu, um aus dem gotischen Menschen oder dem antiken Griechen den modernen Zivilisationsmenschen zu machen. Ein kleines, dauernd in einer

bestimmten Richtung wirkendes Übergewicht von Umständen, von Außerseelischem, von Zufälligkeiten, Hinzugefallenem genügt dafür. Dieses Wesen ist ebenso leicht fähig der Menschenfresserei wie der Kritik der reinen Vernunft. Man soll nicht immer denken, daß es das tut, was es ist, sondern es wird das, was es – aus Gott weiß welchen Gründen – tut. Die Leute machen sich ihre Kleider, aber auch die Kleider machen Leute, und die Physiognomie ist eine unter dem Druck von innen und außen bewegliche Membran.

Es soll damit natürlich nicht der Unterschied zwischen primitiven Kulturen und entwickelten Gesellschaften geaugnet sein; er liegt in einer größeren Versa[t]ilität des Gehirns, die sich nur durch Generationen entwickelt – aber genau so wie das Kinn zurücktritt und der Gang aufrecht wird, nämlich als ein wirklicher physiologischer Unterschied, funktionell bedingt –, während es gar keinen funktionellen Unterschied ausmacht, ob man sein Gehirn aristotelisch oder kantisch turnen läßt. Wenn man Aufstieg, Höhe, Verfall einer bestimmten Menschenart oder Gesellschaft ohne solche Einschränkungen annimmt, so verlegt man das Entscheidende und Treibende zu sehr ins Zentrum; man muß es mehr, als es gewöhnlich geschieht, an der Peripherie suchen, bei den Um-ständen, beim «Ans-Ruder-Kommen» bestimmter Menschen- oder Anlagengruppen innerhalb eines im ganzen ziemlich gleichen Gemischs, beim Zufall oder, richtiger gesagt, bei der «ungesetzlichen Notwendigkeit», wo eins das andre gibt, nicht zufällig, aber doch in der durchreichenden Aneinanderkettung von keinem Gesetz beherrscht.

(Um ein Beispiel zu geben: Wir wären ja wohl imstande, mit unsrer technischen und kommerziellen Organisation einen gotischen Dom in ein paar Jahren, und wenn es auf den Rekord ankäme, mit neuen Arten von Gilbrethgerüsten und «wissenschaftlicher Betriebsführung» in Wochen zu bauen. Er würde einheitlich nach einem Plan aufschießen, und wenn wir dazu selbst einen Originalplan verwendeten, würde es eine kahle Arbeit bleiben, weil die Zeit dabei fehlt, der Wechsel der Generationen, die Inkonsequenz, das organisch Gewordene, welches eben das unorganisch Zustandegewordene ist, und dergleichen. Die befremdlich lange Dauer von Willensimpulsen, die im Ausdruck der gotischen Seele liegt, entsteht so aus der langsamen, festhalten müßenden Technik der Verwirklichung, und Technisches, Kaufmännisches, Geistiges, Politisches verwirrt sich zu einem tausendfachen Gestrüpp von Ursachen schon in diesem einen Beispiel, wenn man es weiter verfolgt.)

9

Man nimmt häufig an, daß ein Hang zu solcher Betrachtungsweise grob mechanistisch, zivilisatorisch unkultiviert und zynisch sei. Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß in ihm ein ungeheurer Optimismus steckt. Denn hängen wir mit unsrem Sein nicht an der Spule irgendwelcher Schicksalspopanze, sondern sind bloß mit einer Unzahl kleiner, wirt untereinander verknüpfter Gewichte behangen, so können wir selbst den Ausschlag geben.

Und dieses Gefühl ist uns verlorengegangen.

10

Wodurch?

Es ist wohl zum letztenmal in der Zeit der Aufklärung dagewesen; in jenem ausgehenden 18.



Jahrhundert glaubten die Menschen an etwas in uns, das nur befreit zu werden brauche, um emporzuschleunigen. Sie nannten es die «Vernunft» und hofften auf eine natürliche «Religion», eine «natürliche Moral», eine «natürliche Erziehung», ja selbst auf eine «natürliche Wirtschaft»; sie schätzten Überlieferung gering und trauten sich zu, die Welt aus dem Geist neu aufzubauen. Der Versuch, auf einer viel zu schmalen Denkensgrundlage unternommen, brach zusammen und hinterließ einen platten Schutthaufen. Die Gegenwart fand das Entsetzen vor ihm (genauer vor einer im 19. Jahrhundert unternommenen, abgeschwächten naturwissenschaftlichen Wiederholung) noch den Büchern von Flaubert aufgeprägt, von Dostojewski, ja selbst noch von Hamsun; der «Rationalismus» war bei seinem Ende verächtlich und lächerlich geworden.

Es ist begreiflich, daß nach einem Fehlschlag des rational Konstruktiven ein Bedürfnis nach dem Irrationalen, nach Tatsachenfülle, nach Wirklichkeit folgt. Es kam auf zwei Wegen; ein Weg dieser Gegenwelle war: Geschichte. In gewissem Sinn war das plötzlich erwachende Interesse für sie ein Zurücksinken von der Anmaßlichkeit des Manns zum Lauschen des Kindes; Weite, Ruhe, Geführtwerden, die Vernunft aus den Dingen in den Menschen wachsen lassen: an die Stelle ethisch-aktivistischer Schroffheit tritt eine universalere, versöhnlichere, aber unbestimmtere Denkweise. Und, ach, die Tatsachenfülle wuchs zur Überfülle, die Geschichtsforschung wurde, einem Übermaß von Tatsachen gegenüber, notgedrungen immer pragmatischer und exakter: Ergebnis ein Alpdruck, ein stündlich wachsender Berg von Tatsachen, Gewinn an Wissen, Verlust an Leben, ein seelischer Fehlschlag, den zu vermeiden übrigens gar nicht ihr allein anheimgegeben war.

Denn die Geschichte hatte seit der Generation unsrer Großväter etwa, also in einer Zeit steigender Pragmatisierung des gesamten Denkens, wo sich die Philosophie hütete zu philosophieren, deren Aufgabe der Lebensauslegung im Nebenamt übernehmen müssen und erscheint daher gleich mit zwei schlechten Gewissen behaftet; einem pragmatischen, das über das Unzeitgemäße einer Geschichtsphilosophie spottet, und einem philosophischen, das über den seelenlosen Pragmatismus stöhnt, weil es ohne große ordnende Gesichtspunkte eben nicht geht.

## 11

Es sei hier eine Abschweifung gestattet, weil es noch immer zum Prestige der Schriftsteller gehört, auf den öden Pragmatismus böse zu sein.

Bekannt ist, daß schon «unsre großen klassischen Geistesheroen», so der Ausdruck verstattet ist, die Ohren zurücklegten, wenn diese Geistesrichtung sich hören machte. Goethe, der Kant bewunderte, Spinoza liebte und ein Naturforscher war, stand sich besser mit dem Verstand als die Goetheseelein von heute (mit seiner Intuition wird Mißbrauch getrieben; in den naturwissenschaftlichen Schriften findet sich durchaus nicht jene «andre Art des Erkennens», für die er so oft als Eideshelfer angerufen wird); wohl aber hatte die Klassik keine Freundlichkeit für englische Webstühle, für Mathematik, für Mechanik und, wenn ich mich recht erinnere, auch nicht für Locke und Hume, deren – nun, man sagt Skepsis, sie ablehnte, aber es war wohl eigentlich nur eine Form jenes Geistes der Positivität, der mit den Naturwissenschaften, der Mathematik und der Industrie heraufkam und von der Klassik instinktiv als sie zersetzend empfunden wurde. (Noch Hebbel, der sonst wie ein Mittler zwischen damals und heute steht, ist darin ganz klassisch.) Wenn ich mir unsre großen Humanisten richtig vorstelle, so war es ihnen – wenn auch mit Einschluß alles möglichen Wirren der Menschenbrust – doch irgendwie um einen Kosmos, eine ruhende Ordnung, ein geschlossenes Gesetzbuch zu tun; jedenfalls hätten sie das

Maß von geistiger Unordnung und Häßlichkeit, mit dem wir heute zu rechnen haben, als unerträglich erniedrigend empfunden.

Aber dieser abgelehnte Geist der selbstgenügsamen Faktizität in der Wissenschaft, der Statistik, der Maschinen, der Mathematik, des Pragmatismus und der Zahl, dieser Sandhaufen der Tatsachen und Ameisenhaufen der Menschlichkeit hat heute gesiegt.

Leider oder nicht: die nachgeborenen Goetheseelein und Goetheseelein müssen mit ihm rechnen lernen.

Er grub den zweiten Weg, in den die aus einem zu engen Bett der Verstandeskonstruktion sich wieder befreiende Gegenwelle einbog; er hatte aber schon lang vor der Aufklärungszeit begonnen und wuchs hinter ihr bloß verstärkt weiter fort.

## 12

Jedoch wenn hier die Worte Pragmatismus und Positivismus gebraucht werden, so mögen sie nicht zu genau und nicht als philosophische Spezialbezeichnungen genommen werden. Gemeint ist keine Theorie, sondern eine Erscheinung des Lebens.

Seit in der Renaissance sich die Physik von der scholastischen Spekulation weg zur Feststellung der Tatsachen und ihrer funktionalen Zusammenhänge gewandt hat, ist nicht etwa der Rationalismus entstanden – denn die Scholastik war ja auch rationalistisch –, sondern es fand einfach eine restitutio in integrum statt; die spekulativ entartete Rationalität wurde wieder auf den festen Antäusboden der Tatsachen gestellt, wobei sie allerdings eine Richtung erhielt, in der die Probleme für die Philosophie, ja selbst für die Mathematik vorwiegend durch die quantifizierenden Naturwissenschaften angeregt wurden. Gleich zu Beginn tritt die quantitative, die – um heute beliebte Bezeichnungen dafür anzuwenden – unheilige und ungeistige Betrachtungsweise wie ein Feuer auf. «Wahres Erkennen ist nur dort, wo Quanta erkannt werden», schreibt Kepler. Der Portugiese Sanchez – gestorben im Jahr, wo Locke geboren wurde – fordert den aggressiven Geist der Beobachtung und des Experiments auch für die Philosophie. Der große Galilei – in der Auffassung vielseitiger als Kepler und im Beispiel eine Zeitwende –, selbst ein Künstler wie da Vinci teilen diesen Furor der Abkehr zur Positivität, zur Sachlichkeit, zur Nüchternheit und zum Zeugnis des Verstandes und der Sinne.

Man muß das trennen von der Überspitzung, die es bald erhielt (Descartes), und muß sich heute, wo die Geisteswelt über die Fesseln einer «öden Mechanistik» klagt, mit aller Eindringlichkeit vergegenwärtigen, daß es einst und für große Menschen die Gewalt und das Feuer eines neuen erlösenden Erlebnisses gehabt hat.

## 13

Die Formel dafür lautet etwa: Mach Dir nichts vor. Verlaß Dich auf Deine eigenen Sinne. Greif immer bis auf den Stein! Es ist eine gewaltige Abstinenzbewegung von der Seele, durch die ein gewaltiger Seelenschwung in neuer Richtung entstand, und man darf sich nicht über das Feuer, die Kraft täuschen, die er noch in sich trägt.

Zwar ging auch hier die Entwicklung mehr in die Breite als in die Tiefe; die Tatsachenwissenschaften teilten sich bis zur Zersplitterung des Spezialistentums, die

theoretischen Synthesen, trotzdem sie im einzelnen zu sehr großen Leistungen führten, hielten nicht Schritt, fast könnte man sagen, es etablierten sich alle Nachteile einer Demokratie von Tatsachen; der Berg, der Alpdruck schüttete sich auch hier auf, der schon die menschliche Leistung der Geschichte begrub. Aber es wird das fast immer ganz falsch so dargestellt, als sei es ein bloß negatives Kennzeichen unsrer Zeit, daß sie – abgekürzt zu sprechen – keine Philosophie habe, bloß als ob sie keine hervorzubringen vermöchte; es ist weit mehr ein auch positiv zu wertendes Zeichen, denn der pragmatische Mensch, der Kletterer an den festen Griffen der Tatsachen, verlacht, was ihm von den Kustoden als Philosophie angeboten wird. Diese Zeit hat keine Philosophie, weniger weil sie keine hervorzubringen vermag, als weil sie Angebote ausschlägt, die nicht zu den Tatsachen stimmen. (Wer ein Beispiel haben will, lese das zurückhaltend als naturphilosophischer Versuch bezeichnete Buch *Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustand* des jungen Berliner Philosophen Wolfgang Köhler, und wenn er die Kenntnisse hat, um es zu verstehen, so wird er erleben, wie sich vom Boden der Tatsachenwissenschaften aus die Lösung uralter metaphysischer Schwierigkeiten schon andeutet.)

Darin verwandt trotz allem Trennenden sind dem führenden geistigen Typus der Zeit die führenden praktischen, der Kaufmann und der Politiker. Auch der Kapitalismus hat als seelische Grundlage das nur mit den Tatsachen Rechnen, das sich nur auf sich selbst Verlassen, den Griff, das Arbeiten in festem Stein, die Selbständigkeit des so dastehenden Menschen; und die Öde außer Dienst. Die Politik gar, wie sie heute verstanden wird, ist die reinste Gegnerschaft gegen den Idealismus, fast seine Perversion. Der mit dem Menschen à la baisse spekulierende Mensch, der sich Realpolitiker nennt, hält für real nur die Niedrigkeiten des Menschen, das heißt, nur sie betrachtet er als verlässlich; er baut nicht auf Überzeugung, sondern stets nur auf Zwang und List. Was davon sich aber während des Kriegs und nachher in der scheußlichsten Fratze gezeigt hat, ist im Grunde kein anderer Geist als der, in welchem auch Ministerien eines und desselben Staats untereinander verkehren, sobald sie in einer Frage nicht die gleichen Interessen haben, und der, in welchem der smarte Kaufmann stets mit seinesgleichen umgeht. Am tiefsten Punkt dieser Hölle liegt – dem einzelnen gar nicht mehr bewußt – wie die Spitze eines Kegels die luziferische Mißachtung der Ohnmacht des Idealismus, die nicht nur den verkommenen, sondern so oft auch den stärksten Menschen unsrer Zeit eigentümlich ist.

Es ist ebensoviele von dem tiefsten Selbstvertrauen der Zeit in ihr wie von der verzweifeltsten Situation. Es ist ein Unterwasserschwimmen in einem Meer von Realität, ein verbissenes Noch-etwas-länger-den-Atem-Anhalten: freilich mit der Gefahr behaftet, daß der Schwimmer nie wieder auftaucht.

## 14

Das Amt, diesen Menschen zu bändigen und zu Gleichmaß und Stete zu führen, in diesem Chaos Ordnung zu schaffen, das Amt der Sinngebung, der Lebensausdeutung zu übernehmen, war – im Nebenamt! – nichts als die Geschichte da. Sie besaß nicht die Begriffe dafür.

Geschichtsphilosophie wird abgelehnt, rein historische Kategorien haben sich noch nicht zur Genüge gebildet: die Ordnungsbegriffe des Lebens fehlen; daher werden hinten herum und unkontrolliert subjektive, gemutmaßte Bestandstücke der Geschichtsphilosophie wieder eingeführt. Begriffe wie Vernunft, Fortschritt, Humanität, Notwendigkeit beherrschten spukend das Lebensbild, gemeinsam mit ungeeichten oder höchstens von der opinio communis geeichten ethischen Wertschätzungen; Ordnungsschein über einem Chaos. So konnte anfangs die bekannte

Wendung zur historischen Immanenz wie eine Erlösung wirken. Es erschien anfangs wie ein Fortschritt, was die Geschichte jetzt lehrte, den «Zeiten» überhaupt keine bestimmte Denkweise entgegenzubringen, sondern «Urteil und Maß lediglich aus ihnen selbst zu gewinnen».

Versenken, einleben, Erscheinungen aus ihrer eigenen Sphäre heraus verstehn, keine Synthese von außen aufdrängen: Nie war eine Zeit so bereit und geschickt, das zu tun, wie unsre. Die Folge war – mit Eucken zu sprechen – Abschwächung des eignen Wollens und Wesens durch Beflissenheit, sich fremder Art anzuschmiegen. Just das Rechte in einem Entwicklungsabschnitt, der drängend voll eigener Probleme ist!

## 15

Wir haben den laufenden Tag eingeholt. Das Leben, das uns umfängt, ist ohne Ordnungsbegriffe. Die Tatsachen der Vergangenheit, die Tatsachen der Einzelwissenschaften, die Tatsachen des Lebens überdecken uns ungeordnet. Die Populärphilosophie und die Tagesdiskussion begnügten sich entweder mit den liberalen Fetzen eines ungegründeten Vernunft- und Fortschrittsglaubens oder sie erfanden die bekannten Fetsche der Epoche, der Nation, der Rasse, des Katholizismus, des Intuitionsmenschen, welchen allen negativ gemeinsam ist eine sentimentale Nörgelei am Verstand und positiv das Bedürfnis nach einem Halt, nach gigantischen Knochengespenstern, an die man die Impressionen hängen kann, aus denen man nur noch bestand. (Dies ist, nebenbei gesagt, der Kern des literarischen Streits über Kultur oder Zivilisation; und ein Hauptgrund, weshalb der Expressionismus nicht viel mehr als eine Clownerie wurde; er konnte auf einem wesentlich impressionistisch gebliebenen Boden nicht weiterführen.) Man ist dabei so mutlos im direkten Beurteilen und Gestalten geworden, daß man die Gewohnheit annahm, selbst die Gegenwart historisch zu sehn; sobald ein neuer Ismus auftritt, glaubt man, ein neuer Mensch sei da, und mit Schluß jedes Schuljahrs hebt eine neue Epoche an! Alles, was zum Geist gehört, befindet sich daher heute in größter Unordnung. Der Geist der Tatsachen und der Zahlen wird bekämpft – traditionell und kaum mehr der Gründe bewußt –, ohne daß man ihm mehr als die Negation entgegensetzt. Denn wenn man verkündet – und wer verkündete nicht etwas davon?! –, unsrer Zeit fehle die Synthese oder die Kultur oder die Religiosität oder die Gemeinschaft, so ist das kaum mehr als ein Lob der «guten alten Zeit», da niemand zu sagen vermöchte, wie eine Kultur oder eine Religion oder eine Gemeinschaft heute aussehen müßten, falls sie die Laboratorien und Flugmaschinen und den Mammutgesellschaftskörper wirklich in ihre Synthese aufnehmen und nicht bloß als überwunden voraussetzen wollten. Man verlangt damit bloß, daß sich die Gegenwart selbst aufgeben soll. Unsicherheit, Energielosigkeit, pessimistische Farbe zeichnet alles aus, was heute Seele ist.

Naturgemäß spiegelt sich das in einer unerhörten geistigen Einzelkrämerei. Unsre Zeit beherbergt nebeneinander und völlig unausgeglichen die Gegensätze von Individualismus und Gemeinschaftssinn, von Aristokratismus und Sozialismus, von Pazifismus und Martialismus, von Kulturschwärmerei und Zivilisationsbetrieb, von Nationalismus und Internationalismus, von Religion und Naturwissenschaft, von Intuition und Rationalismus und ungezählt viele mehr. Man verzeihe das Gleichnis, aber der Zeitmagen ist verdorben und stößt in tausend Mischungen immer wieder Brocken der gleichen Speisen auf, ohne sie zu verdauen. Schon äußerlich betrachtet, läßt solche Antitypik – solches Entfalten der Probleme in Paare von Gegensätzen, solche Vielheit von Entweder-Oder-Fragestellungen – erkennen, daß hier nicht genug geistige Arbeit geleistet wird; es liegt in jedem Entweder-Oder eine gewisse Naivität, wie sie wohl dem wertenden Menschen ansteht, aber nicht dem denkenden, dem sich die Gegensätze in Reihen von Übergängen auflösen.

Und in der Tat entspricht diesen Fragestellungen praktisch ein aufs äußerste getriebener Grüppchenkollektivismus in unsrem geistigen Bild. Jede Lesegemeinschaft hat ihren Dichter; die politischen Parteien der Landwirte und der Handarbeiter haben verschiedene Philosophien; es gibt vielleicht hundert Verlage in Deutschland mit einem gefühlhaft mehr oder weniger fest organisierten Leserkreis; der Klerus hat sein Netz, aber auch die Steinerianer haben ihre Millionen, und die Universitäten ihre Geltung: ich habe in der Tat einmal in einem Gewerkschaftsblatt der Kellner etwas von der Weltanschauung der Gasthausgehilfen gelesen, die immer hochgehalten werden müsse.

Es ist ein babylonisches Narrenhaus; aus tausend Fenstern schreien tausend verschiedene Stimmen, Gedanken, Musiken gleichzeitig auf den Wanderer ein, und es ist klar, daß das Individuum dabei der Tummelplatz anarchischer Motive wird, und die Moral mit dem Geist sich zersetzt.

Im Keller dieses Narrenhauses aber hämmert der hephaistische Schaffenswille, Urträume der Menschheit werden verwirklicht wie der Flug, der Siebenmeilenstiefel, das Hindurchblicken durch feste Körper und unerhört viele solcher Phantasien, die in früheren Jahrhunderten seligste Traummagie waren; unsere Zeit schafft diese Wunder, aber sie fühlt sie nicht mehr.

Sie ist eine Zeit der Erfüllung, und Erfüllungen sind immer Enttäuschungen; es fehlt ihr an Sehnsucht, an etwas, das sie noch nicht kann, während es ihr am Herzen nagt.

## 16

Ich glaube, daß der Krieg ausbrach wie eine Krankheit an diesem Gesellschaftskörper; eine ungeheure, ohne Zugang zur Seele arbeitende Energie brach sich diesen brandigen Fistelgang zu ihr hin. Ich habe allerdings eine Warnung vor solcher Auffassung des Kriegs als einer europäischen Kulturkrise gelesen, was eine spezifisch deutsche Anschauung sein soll ([Ernst] Robert Curtius unter Berufung auf andre in dem sehr lesenswerten Heft: *Der Syndikalismus der geistigen Arbeiter in Frankreich*), aber es kommt doch wohl darauf an, welchen Inhalt man dieser Vorstellung gibt. Der Krieg mag tausend verschiedene Ursachen gehabt haben, aber es ist gewiß nicht zu leugnen, daß jede von ihnen – Nationalismus, Patriotismus, wirtschaftlicher Imperialismus, Mentalität der Generale und Diplomaten wie auch alle andren – an bestimmte geistige Voraussetzungen geknüpft ist, die doch eine gemeinsame und dann eben mitentscheidende Situation kennzeichnen.

Vor allem war ein sehr bezeichnendes Symptom der Katastrophe zugleich Ausdruck einer bestimmten ideologischen Lage: das völlige Gewährenlassen gegenüber den an der Staatsmaschine stehenden Gruppen von Spezialisten, so daß man wie im Schlafwagen fuhr und erst durch den Zusammenstoß erwachte. An dieses Gewährenlassen sind nicht nur die «denkenden Bürger» gegenüber den «handelnden Organen» des Staats gewöhnt, sondern auch die nebeneinander dahinlebenden Ideologien, welche sich gegenseitig anbellern, aber nicht beißen. Es ist die Kehrseite der Einordnung des einzelnen in die Gesellschaft, und man würde ein Narr vor Überbürdung, wenn man jede Gewissensfrage selbst lösen wollte; aber andererseits gibt es deren welche, die man so wenig dem «Fachmann» überläßt wie das Heiraten oder die Ewigkeit, und solche Fälle müssen sich durch ein deutlich wahrnehmbares Signal auszeichnen. So lag auch in der Art, wie die Welt auf den Krieg zutrieb, vor allem ein Mangel an geistiger Organisation; das Nichternstnehmen der Anzeichen und hintreibenden Kräfte, ebenso wie auch der gegenwirkenden Kräfte ging aus einer Situation hervor, wo ideologische Fragen in ihrer

Unordnung und Windigkeit für «schöngestig» galten, während die realpolitischen Mächte wenigstens eine gewisse bürgerliche Rechtsfähigkeit vor ihnen voraus hatten.

Ein andres Kennzeichen war der Umfang, den die Katastrophe sofort annahm. Dieses plötzliche, ungeheure Umsichfressen des Feuers erscheint nur möglich, wo alles vorbereitet war und sich nach Erdbeben, Feuersbrunst und Gefühlsstürmen sehnte; wer den Ausbruch des Kriegs in voller Stärke erlebt hat, versteht ihn als die Flucht vor dem Frieden.

## 17

Es wäre natürlich unsinnig, eine so umfassende Katastrophe auf eine individuelle Formel zurückführen zu wollen. Wir wissen überhaupt noch wenig von der Soziologie des Kriegs, es hat Kriege in allen Kulturen gegeben, und schon deshalb ist es schwer, einen bestimmten Krieg als die Katastrophe einer bestimmten kulturellen Situation anzusehn; zweifellos wird Krieg als etwas Traditionelles, man kann fast sagen als eine periodische Institution hingenommen. Anders steht es jedoch um die Frage, wie ein Krieg in einer Zeit ausbrechen kann, deren Geist – ausgenommen die Knockabouts – entschieden pazifistisch war. Ferner gibt es unter den Kriegen viele, die sozusagen nur geduldet waren, und von ihnen sozial verschieden sind jene, die wie Brände um sich fraßen. Heute sind schlichtende Kräfte aus dem Bereich des common sense am Werk, um den Krieg als nutzlos und unvernünftig zu entwerten, und das sind gewiß schwere Argumente in einer auf Nutzen und Vernunft gerichteten Zeit; aber ich glaube, diese Art Pazifisten unterschätzt das explosiv-seelische Moment, das zu Kriegen jener zweiten Art gehört, das offenbar menschliche Bedürfnis, von Zeit zu Zeit das Dasein zu zerreißen und in die Luft zu schleudern, sehend, wo es bleibe. Dieses Bedürfnis nach «metaphysischem Krach», wenn der Ausdruck erlaubt ist, häuft sich in Friedenszeiten als unbefriedigter Rest an. Ich vermag darin in Fällen, wo weit und breit keine Unterdrückung, keine wirtschaftliche Verzweiflung, sondern rings nur Gedeihen vorhanden war, nichts zu sehen, als eine Revolution der Seele gegen die Ordnung; in manchen Zeiten führt sie zu religiösen Erhebungen, in andren zu kriegerischen.

Sieht man die Erscheinung von dieser Seite an, so muß man hinzufügen, daß es sich nicht (nämlich nur scheinbar) um den Zusammenbruch einer bestimmten Ideologie und Mentalität handelt – etwa der bürgerlichen jetzt oder 1618 der katholischen –, um den Inhalt einer Ideologie also, sondern um das periodische Zusammenbrechen aller Ideologien. Sie befinden sich stets in einem Mißverhältnis zum Leben, und dieses befreit sich in wiederkehrenden Krisen von ihnen wie wachsende Weichtiere von ihren zu eng gewordenen Panzern.

Das ist heute, trotz der Müdigkeit nach dem kaum überwundenen Krieg, schon wieder nahen zu sehn. Nicht nur der französische Geist zeigt seinen Machthabern gegenüber ein schlimmeres «Gewährenlassen» als je einer vor dem Krieg, auch bei uns haben sich durch die neuen Erlebnisse nur die Inhalte geändert, die verworrene unsichere Art der Reaktion und Aktion ist die gleiche geblieben.

## 18

Keine Werte standen fest, in nichts lag Verantwortung, das Leben wurde mit Wollust in die Flammen geworfen: es scheint dennoch falsch zu sein, daß man mit einer Wiedergutmachung, einer restitutio in integrum, mit der Forderung von mehr Verantwortung, Güte, Christentum,

Menschlichkeit, kurz mit irgendeinem Mehr von dem, was vorher zu wenig war, die Situation bessern könne; denn es fehlte nicht an der Idealität, sondern schon an den Vorbedingungen für sie. Dies ist nach meinem Glauben die Erkenntnis, welche sich unsre Zeit einbrennen müßte! Die Lösung liegt weder im Warten auf eine neue Ideologie, noch im Kampf der einander heute bestreitenden, sondern in der Schaffung gesellschaftlicher Bedingungen, unter denen ideologische Bemühungen überhaupt Stabilität und Tiefgang haben. Es fehlt uns an der Funktion, nicht an Inhalten!

Niemals wieder wird eine einheitliche Ideologie, eine «Kultur» in unsrer weißen Gesellschaft von selbst kommen; mag sie in Frühzeiten dagewesen sein (obgleich man sich das wahrscheinlich zu schön vorstellt): das Wasser fließt den Berg hinab, aber nicht hinauf. Eine gedeihende Gesellschaft befindet sich geistig in einem fortschreitenden Selbstzersetzungsprozeß. Immer mehr Menschen und Meinungen beteiligen sich an der allgemeinen Ideenbildung, und immer neue Ideenquellen werden durch Eindringen in frühere Zeiten und Verbindung zwischen entlegenen Ursprungsortern aufgeschlossen. Was man Zivilisation im üblichen Sinn nennt, ist ja hauptsächlich nichts als die Belastung des einzelnen mit Fragen, von denen er kaum die Worte kennt (man denke an die politische Demokratie oder an die Zeitung), weshalb es ganz natürlich ist, daß er in einer vollkommen pathologischen Weise darauf reagiert; wir muten heute einem beliebigen Kaufmann geistige Entscheidungen zu, deren gewissenhafte Wahl einem Leibniz nicht möglich wäre! Da aber kaum bestritten werden kann, daß jeder der von da und dort sich kreuzenden Ideen ein gewisser Lebenswert einwohnt, Unterdrückung Verlust, und nur Aufnahme Gewinn ist, so liegt ein ungeheures Organisationsproblem darin beschlossen, daß man die Auseinandersetzung und Verknüpfung ideologischer Elemente nicht dem Zufall überlasse, sondern fördere. Diese notwendige Funktion der Gesellschaft existiert heute nur auf wissenschaftlichem, also reinem Verstandesgebiet; auf geistigem Gebiet ist sie nicht einmal von den Schaffenden als nötig erkannt.

Im Gegenteil, es ist gerade in geistigen Kreisen (wie hier abgekürzt im Gegensatz zur eindeutigen Verstandesarbeit gesagt werden möge) kein Vorurteil so hartnäckig wie dieses, daß an aller Mißentwicklung der Zivilisation und vor allem an der seelischen Zersetzung der Verstand schuld sei, dem sie fröne. Nun mag man dem Verstand alle möglichen Einseitigkeiten und schlimmen Nebenwirkungen nachsagen, wenn man aber behauptet, daß er zersetzend wirke, so meint man damit nie etwas anderes, als daß er Werte, die ehemals ohne Riß und gefühlssicher galten, allmählich auflöst: aber das kann er nur dort, wo sie in ihren Gefühls Voraussetzungen ohnedies schon gespalten sind; es ist nichts, was in seiner Natur läge, sondern es liegt in *ihrer*! Er selbst ist seinem Wesen nach ebenso bindend wie zerlegend, ja er ist wohl die stärkste bindende Kraft in den menschlichen Beziehungen, was merkwürdig oft von schöngeistigen Anklägern übersehen wird. Es kann sich also gar nicht um anderes handeln, als um ein Mißverhältnis, ein Aneinandervorbeileben von Verstand und Seele. Wir haben nicht zuviel Verstand und zuwenig Seele, sondern wir haben zuwenig Verstand in den Fragen der Seele. Der Mißstand, dessen er geziehen wird, heißt in Wahrheit: es geht der Gewohnheitsweg unsrer Gedanken unter Ausschaltung des Ich von Gedanke zu Gedanke und Tatsache zu Tatsache, *wir denken und handeln nicht über unser Ich*. Darin liegt ja das Wesen unserer Objektivität, sie verbindet die Dinge untereinander, und selbst wo sie uns zu ihnen in Beziehung setzt oder – wie in der Psychologie – uns selbst zum Gegenstand hat, tut sie es unter Ausschluß der Persönlichkeit. Es gibt die Objektivität gewissermaßen das Innerliche an den Dingen preis, das Allgemeingültige ist unpersönlich oder – nach einer sehr glücklichen indirekten Kennzeichnung von Walter Strich [s. S. 228: *Der Fluch des objektiven Geistes*, 1919] –: für eine Wahrheit kann man nicht mit der Person einstehn. Objektivität stiftet daher keine menschliche Ordnung, sondern nur eine

sachliche.

In der Tat tritt schon in jener früher erwähnten breiten Übergangszone zur Neuzeit, während deren das Tatsachendenken seinen Aufschwung nahm, dieser Protest dagegen mit aller Heftigkeit auf; Religion sei nicht Theologie, sagen ungefähr Schwenckfeld, Sebastian Franck und Valentin Weigel gemeinsam gegen den abgeirrten Mystiker Luther, sondern sie sei «Erneuerung des ganzen Menschen». Es ist das der Protest des Gefühls, Willens, Lebenden, Wechselbaren, insgesamt der Menschlichkeit, was sich da gegen die Theologie, das Wissen, als den festen und erstarrten Niederschlag abgrenzt. Und dieses ist auch immer – wenn man sie aller theologischen Verbindungen und mit ihnen angenommenen Spezialitäten entkleidet – die Triebfeder aller Mystik gewesen; alle jene Worte wie Liebe, Schau, Erweckung und ihresgleichen in ihrer tiefen Unbestimmtheit und zarten Fülle bezeichnen nichts als eine tiefere Einbettung des Denkens in die Gefühlssphäre, eine persönlichere Beziehung zum Erlebenden.

Einen verwandten Erlebensgehalt und ein ähnliches Verhältnis zum Verstand hat aber auch das ganze Schrifttum unmystischer Lebensweisheit von Kungfutse bis Emerson und weiter, ja man kann behaupten, daß an dieser Linie auch eine Grenze zwischen Moral und Ethik läuft. Moral ist ihrem Wesen als Vorschrift nach an wiederholbare Erlebnisse gebunden, und ebensolche sind es, welche die Rationalität kennzeichnen, denn der Begriff kann sich nur an der Eindeutigkeit und – in übertragenem Sinn – Wiederholbarkeit ansetzen; so besteht ein tiefer Zusammenhang zwischen dem zivilisatorischen Charakter der Moral und des Verstandes, während das eigentlich ethische Erlebnis wie das der Liebe oder der Einkehr oder der Demut selbst dort, wo es sozial ist, etwas sehr schwer zu Übertragendes, ganz Persönliches und fast Unsoziales ist. «Auch in Christus war ein äußerer und ein innerer Mensch, und alles, was er in bezug auf äußere Dinge tat, tat er vom äußeren Menschen aus, und stand dabei der innere Mensch in unbeweglicher Abgeschlossenheit», sagt Eckehart. Was man in unsrer heutigen Literatur Ethik nennt, ist gewöhnlich ein schmales Fundament von Ethik und ein hohes Haus von Moral darüber.

Was es tatsächlich heute an Ethik gibt, lebt sehr unzulänglich in der Kunst, in der Essayistik und im Chaos privater Beziehungen. Die Musik wälzt Gefühle hin und her, in denen die Gedanken von Welt und Seele wurzeln, die Malerei sucht vom «Objekt» – dem Bazillenträger der Rationalität – sich loszuheben, die Dichtung bietet das Bild eines stagnierenden, in immer wiederholten Ansätzen fortschrittslosen Zustands der Seele, alles in allem ist es eine dumpfe, sich zu unbeständigen Erscheinungen überspitzende Unzufriedenheit, eine gärende Masse, in der immer wieder die gleichen Brocken an die Oberfläche stoßen, ohne daß der Chemiker käme und die Mischung klärte.

Unsre Geistesart ist vorläufig noch gar nicht darauf eingestellt, diesen Zustand zu ändern. Die Geschichte – wie gesagt, selbst der Hilfe durch Ordnungsbegriffe bedürftig – ist nur mißbrauchtes Hilfsmittel, sie zu schaffen, und der Humanismus, den wir treiben, ist ebenso höchstens im Nebenamt vergleichend, Lebenselemente herauslösend, ethisch, sucht vielmehr möglichst das Ganze von Persönlichkeiten, Zeiten und Kulturen zu verstehn und als Muster aufzustellen. Wenn man Goethe oder Lessing kennen lehrt als die in sich geschlossenen einmaligen Totalitäten, so hat das Exemplarische dieser großen Existenzen gewiß «Bildungswert», aber allein vermittelt ist es im Grunde doch nichts anderes, als wenn man in der Physik nur die Biographien Keplers oder Newtons vorbrächte. Der wesentliche Sachwert wird vernachlässigt, neben dem Biographischen fehlt das bewußt Ideographische und wird mehr oder weniger wie im Leben so in der Schule der persönlichen Willkür und Neigung überlassen. Wenn Goethe aber gedichtet hat: «Ist auf deinem Psalter / Vater der Liebe ein Ton / Seinem Ohr vernehmlich, / So erquickte sein Herz!» so steht das doch nicht nur allein da, und nicht nur im



Zusammenhang mit dem jungen, etwas lästigen Herrn Plessing und der sonstigen Goethebiographie, und nicht nur in der Klassik und der literarischen Tradition, sondern es bildet auch eine Masche in der Reihe der Menschenliebe oder der Güte, welche Reihen durch die Vorstellungswelt von Anbeginn bis heute laufen, und durch den Platz in dieser Reihe wird es erst wesentlich bestimmt.

Solche Ordnung der Kunst, Ethik und Mystik, das ist der Gefühls- und Ideenwelt, vergleicht allerdings und analysiert und faßt zusammen und ist insoweit rational und den stärksten Instinkten unsrer Zeit wesensverwandt, aber sie ist kein Widerspruch gegen die Seele; sie hat ihr eigenes Ziel, und dieses ist nicht jene Eindeutigkeit, bei der sich etwa Ethos zur Moral verdichtet oder Gefühl zur kausalen Psychologie, sondern eine Übersicht der Gründe, der Verknüpfungen, der Einschränkungen, der fließenden Bedeutungen menschlicher Motive und Handlungen – eine Auslegung des Lebens.

Es mag dieser Ausklang einer Betrachtung unserer Situation in die Forderung einer Disziplin sonderbar sein: aber eine Zeit, die solche Arbeit nicht geleistet und solche Disziplin nicht erworben hat, wird nie zur Lösung großer Ordnungsaufgaben fähig werden.

[ < ]

### Symptomen-Theater I

[Juni 1922]

*Motto:* Wenn es zurückgeht, sind die Letzten vorauf. Das ist die Bedeutung, welche Wien als Theaterstadt innerhalb des geistigen Deutschland heute zukommt.

Ein angesehener Wiener Kritiker, ein, wie ich glaube, alter Herr – denn schon als ich die Augen aufschlug, schrieb er in dem gleichen Blatt wie heute gescheite Bemerkungen unterschiedslos zu guten und schlechten Stücken – ein freundlicher alter Herr also, stets bereit, das Gute zu entdecken und das Böse zu übersehen, stets mit hübschen literarhistorischen Anekdoten in der Tasche, als Schriftsteller nicht ohne Qualität, alles in allem daher, wie ausdrücklich betont sein möge, eine begütigende Erscheinung unter denen, welche die Zuber der öffentlichen Meinung umrühren, schrieb, einige Tage bevor ich diese Anmerkungen zu Papier bringe, über ein Stück von Sudermann das Folgende: «Sudermann, diese ganz eigene Mischung von Schiller und Sardou, mit einem eigenen Einschlag des Litauisch-Echten, ist frischestes, noch immer unverbrauchtes Theaterblut, wie es in deutschen Landen nur selten pulsierte. Er hat mehr Temperament als Geschmack, und seine Dialoge sind überglitzert von den falschesten Wortdiamanten. Aber dennoch: Wie er den Bogen eines Aktes, ja nur einer Szene spannt, da ist er ein Meister. Ein Theatermeister, der im Augenblick der schaffenden Tat, wenn ihn die Rage der Bühne packt, alles vergißt, Geschmack, Bildung, Kritik – nur wirken will er, und er wirkt in der Tat. Weil er nämlich, allen Klugschwätzern zum Trotz, dieses Unlernbare besitzt: Temperament und Theater.» – Die Arbeit, von der das gesagt wurde, waren die drei Einakter Morituri.

Ich glaube nicht, daß ein Berliner Kritiker sich das zu schreiben gestatten würde, aber ich gebe dem Wiener recht; er hat sich als Mann von Geschmack und Angehöriger einer «bekanntlich alten Kultur» von allem, was zwischen 1880 und heute geschah, nur gerade soviel von seinem

Platz bewegen lassen, als unvermeidlich war, und nun er sich unmerklich zurechtrückt, darf er sich dazu beglückwünschen, daß seine Augen aus der Heysezeit die Welt immer ganz richtig so sahen, wie sie ist. «Temperament und Theater» kutschieren auch heute die deutsche Bühne bergab, nicht minder als zur Zeit von Sudermanns Erfolg, und es ist eigentlich nur ein historischer Zufall, daß man sie ihm übel vermerkt, während man sie an den anderen Dichtern gar nicht wahrnimmt, wo sie viel schädlicher wirken; das gelegentlich Unanständige im Fühlen ehrlicher Menschen ist ja eine viel ernstere Angelegenheit als die Wichtigtuerei eines alten Taschenspielers. Einstweilen nimmt man Temperament und Theater Sudermann übel, während etwa das «Temperament» einen großen Anteil am Erfolg Unruhs hat, und das «Theater» an dem Hauptmanns; diese Dosierungsfrage ist recht ungeklärt.

Was man so an Schauspielern Bühnentemperament nennt, ist immer ein Hohlraum im wirklichen Leben. Dieses «in den Zügeln knirschen» (seht, wie leidenschaftlich ich bin!) der Schauspielerinnen, wenn sie Leidenschaft darstellen sollen bei Vorgängen, die sie im privaten Leben nicht ernst nehmen wie etwa eben die der Leidenschaft, leitet möglichst viel von der allgemeinen Rennpferdnervosität des Stars, von den Aufregungen, die reell nur mit Direktor und Kollegen verknüpft sind, in Dichterworte, deren Sinn neben ihrer Dynamik gar nicht sehr in Betracht kommt (ich habe das selbst von einer sehr bedeutenden Darstellerin der Hedda Gabler gesehen), und die Zorne, Eifersüchte, Trauern und Grausamkeiten ihrer männlichen Kollegen haben sich so oft bei Gelegenheiten entfaltet, die genau betrachtet (nicht nur bei Sudermann) eigentlich lächerlich waren, daß sie die größte Ähnlichkeit mit der Selbstentzündung von Versammlungsrednern haben, einem Zustand, dessen Charakteristikum weniger die stets bereite Möglichkeit des «Abschminkens» ist als seine Banalität. Es ist das im Grunde die gleiche Umschaltung wie beim schlechten Dichter oder glutschaffenden Dilettanten, wie bei der routiniert sentimental Courths-Mahler, die gleiche wie bei den epidemischen Sentiments einst der Schäferpoesie und wie überhaupt bei allen Gefühlen zum Quadrat, artifiziellen Gefühlsgefühlen, bei denen die Erregung nicht vom Erlebnis kommt, sondern sich an Gefühlen ansteckt, mit denen dieses Erlebnis allgemein verknüpft wird.

Das Talent, ein Erlebnis so zu formen, daß ein großer Teil der Erregung, die es auf Dichter und Hörer überträgt, nicht aus ihm selbst, sondern aus den rings herum liegenden öffentlichen, dem Schutze des Publikums empfohlenen Gefühlsanlagen zuströmt, ist die spezifische Gabe des auf unseren Theatern erfolgreichen Dramatikers. Er richtet, um bloß ein Beispiel zu geben, über Leben und Tod seiner Figuren nicht mit der tiefen Gewissenhaftigkeit, mit der er wahrscheinlich seinen eigenen Tod bedenken würde, sondern mit den flüchtigen Gefühlen, die beim Lesen von Zeitungen über Todesfälle geäußert werden. Er befindet sich sozusagen gar nicht in einer individuell psychologischen, sondern in einer der massenpsychologischen ähnlichen Erregung. Was so der Zug eines Aktes, der Bogen einer Szene, der Knall eines Schlusses wird, ist in diesem Strohfeuer geschmiedet, das auf seiner anderen Seite jene muffige Situation der Massensuggestion schafft, die aus sonst mehr oder minder vernünftigen Menschen ein «Publikum» macht, das die größten Albernheiten als komisch oder erhaben hinnimmt und die Beschränktheit, welche dem Autor erlaubt, sein Benehmen für ernst zu nehmen, übersieht oder für dramatisch fachkundige Beschränkung hält. Dieses Theater ist nichts als der durch eine höhere Schule der Baumeisterei gegangene Bruder des Kolportageromans. Wichtiger als der Fall des Routiniers ist dabei der des echten Dichters, der sich vom Metier nicht leiten, sondern nur ableiten läßt. Er arbeitet von innen nach außen, aber schon die ganze Art, wie sich sein Inneres gruppiert, ist von dem Rahmen bestimmt, in den es hinein soll; man mache den Versuch, aus unseren berühmtesten Dramatikern der Gegenwart die geistige Bedeutung zu extrahieren, und man wird sehn, wie erschreckend wenig dieses Markes der Dichtung sie enthalten.

Nun kann man freilich das Wort Geist nicht aussprechen, ohne des Expressionismus zu gedenken, der es verdorben hat. Immer, wenn über Kunst gesprochen wird, steht die Wahrheit auf einer schmalen Brücke, und ich greife aus der Praxis den Satz eines geistvollen, nicht selten geistvollerischen Schriftstellers heraus, welcher behauptete, daß das Wesen des großen Dramatikers (für welchen er an jenem Tag Georg Kaiser erklärte) in der Gabe bestehe, «Geist in Bewegung umzusetzen». Denn dieses «dynamische» Maß, diese dem Geist eingepflanzte Bewegungsgröße ist gerade der entscheidende Irrtum des dramatischen Expressionismus über sich selbst gewesen. Geist in Bewegung umzuwandeln, setzt das Dasein des Umzuwandelnden voraus, es mehrt nicht den Geist, sondern bewegt ihn bloß; dieses Prinzip bedeutet, wie man wohl sieht, geistig nicht mehr als eine Stagnation, die am Fleck umgerührt wird. Der Expressionismus wurde dementsprechend auch nur in der Form bereichernd, während er im geistigen Wesen banal blieb und nicht über die Evokation ohnedies schon bekannter Ideen hinauskam. Was er mit Vorliebe tut, ist eine Art «Ideen anbellern», denn in der Tat ist die – mit zwei Ausrufzeichen statt einem Fragezeichen versehene – Anrufung großer Menschheitsideen, wie Leiden, Liebe, Ewigkeit, Güte, Gier, Dirne, Blut, Chaos usw., nicht wertvoller als die lyrische Tätigkeit eines Hundes, der den Mond anbellt, wobei ihm das Gefühl in der Runde antwortet. Es ist allerdings nicht zu übersehen, daß darauf auch der Impressionismus schon die Theorie der Kunst baute, welcher forderte, daß der Dichter nicht denken, sondern fühlen und mit Umgehung zerlegterer geistiger Tätigkeit unmittelbar zu einem common sense des Gefühls sprechen müsse, eine Art Speisung des Genies aus dem Gemeingeiste und des Gemeingeistes aus ihm nach der dunklen Weise von Nahrungsklistieren!

In Wahrheit heißt natürlich Ideen in Bewegung setzen, wenn es nicht ein müßiges Wiederkauen sein soll, nichts anderes als neue Ideen haben. Vor die Wahl zwischen Impressionismus und Expressionismus gestellt, würde ich mich für den zwischen Deutschen von heute so wunderlich wirkenden toten Dilthey entscheiden, der die Sendung des großen Dichters in einer Linie mit der der Propheten, Denker, Weisen, Religionsbildner und anderen großen Gestalten des Menschengeschlechtes sah. Man messe einmal deutsche Künstler der Gegenwart an diesem geistigen Maß und man wird verstehen, warum die meisten – ob von dieser oder jener Partei – darauf halten, daß das Dichten eben das Dichten und eine Sache für sich bleiben müsse, welcher zuviel Intellektualität nur schaden kann.<sup>(2)</sup> Diese Unterscheidung in Ehren; aber wann einer und welcher einer von den Führern gerade Dichter wird, bildet eine Frage für sich, und warum er in dieser oder jener seiner inneren Situationen zu der einen oder anderen «Form» greift, wieviel soziale oder formale Konvention dabei mitspricht, bildet ein Bündel solcher konsekutiver Fragen. Nimmt man jedoch die Grundauffassung an – und das ist mehr eine Frage des Stolzes als eine der Wahrheit –, so folgt wohl schon aus ihr, daß *dieser* Dichter immer wieder vor der Aufgabe stehen wird, die Konvention der Ausdrucksmittel und Formen, welche auch er nicht entbehren kann, bis zum äußersten Maß ihrer Elastizität zurückzudrängen und auszunützen.

Das ist ungefähr genau das Gegenteil von dem, was heute für sachverständig gilt. Man stellt uns immer vor, wenn bloß einer ein rechter Dramatiker wäre, ein mit allen Salben geschmierter Bühnenpraktikus, der womöglich die Muttermilch mit den Kindesbeinen einzusaugen gekonnt hat, und *der* wäre dann auch noch dazu ein reiner Dichter, ja dann hätten auch wir unseren Shakespeare. Das steht zwar fast auf einer Stufe mit dem christlichen Wunder, aber es ist auch eine wertvolle Auffassung, und man braucht nicht zu leugnen, daß auch in ihr eine Wurzel der Wahrheit steckt. Bloß fragt man zu selten, warum der Roman in den letzten hundert Jahren aus formlosem Geschwätz in die Höhe einer großen Kunst wuchs, in der heute fast alles steckt, was wir seelisch zu geben haben, während das Theater verkümmert: Und die Antwort wäre so einfach, weil die Verhältnisse gestatteten, daß sich dieser Kunstform neben der Unzahl dummer

auch eine Anzahl bedeutender Menschen bedienten, während beim Theater die Überschätzung des Gewohnten dem entgegenwirkt. Es haben sich dort die Verhältnisse verkehrt, das theatralische Mittel steht an erster Stelle und der menschliche Sinn an zweiter.

Es ist damit eigentlich alles gesagt, was von dieser «Saison» zurückbleibt, da sie beginnt, sich in der Glut des Sommers aufzulösen. Dichterstücke, gering an Zahl und Nachhaltigkeit, trieben zwischen einer Fülle von Theaterarbeiten vorbei; manches Reizvolle, Gutherzige darunter; zurückgeblieben ist nichts. *Georg Kaisers Kanzlist Krehler* ist auszunehmen; grell hebt sich die sketchhafte Kontur dieses Stücks heraus; aber auch hier wird die Idee plakatiert und bleibt dann schrill und unbeweglich hängen, trotzdem sie «bewegt» wird. Auch *Franz Werfels* zwei neue Dramen *Bocksgesang* und *Der Spiegelmensch* stehen abseits; aber kraft eines äußerst aner kennenswerten Widerstandes gegen das Literaturmodische sind sie leider etwas zu nah an die Charybdis des Theaters geraten. In ihre künstlerisch entzückenden Rahmenideen erweist sich enttäuschend wenig hineingebaut. Anklänge – gerade weil unbewußt! – an Fontana, Byron, Ibsen, Goethe, Maeterlinck, ja sogar – ich brauche nichts mehr darüber zu sagen – ans Theatermeisterliche zeigen die geringe persönliche Spannung an, die ja etwas anderes ist als die nervöse; das schöne symbolische Dunkel der Grundidee verflüchtigt sich rasch und läßt einem bloß illuminierenden Geschehen Raum, das der Linie des geringsten geistigen Widerstandes folgt, ein «es könnte so kommen» sofort in ein «es kommt so» verwandelt und deshalb nur flüchtige, allegorische Beziehungen und Anspielungen zwischen recht bekannten Ideen herstellt, die denn auch von der Kritik, soweit sie die Werke nicht wegen der immerhin eingestreuten Schönheiten ablehnte, ganz erstaunlich interpretiert wurden wie etwa als Kampf der Kommunistischen Partei mit dem Bürgertum oder des psychoanalytischen Unterricht mit seinem Ober. Werfel selbst gab Aufklärungen. Sie kulminierten darin, daß ein Dramatiker zu wirken habe, und alles andre «Muckerei» sei; da aber ein Dichter bekanntlich selten wirkt – wenigstens sogleich – wenn er sich ernst nimmt, so nehme er das Theater kindlich als den Großen Guckkasten, dessen Dunkel und Geruch und roter Samt Herzklopfen erregt, und gebe etwas von der süßen Opernhaftigkeit des Daseins hinzu. – Ich halte das für eine mögliche Auffassung; aber Werfel übersah eines: Gefühle wollen ernst genommen, nämlich gefühlt sein, auch spielerische; sie verlangen, daß man wirklich spielt, nicht Spiel spielt; die Magie der Kindheit, des Spiels, des Wurstelpraters, der Suggestion, der Zauberei ruht darauf, daß sie geglaubt wird; dadurch, daß man sein Tun nicht ernst nimmt, wird es noch nicht heiter. So kann man wohl sagen, daß er mit einigen tiefen Ideen zu spielen glaubte, aber sie spielten mit ihm. So daß auch aus diesen Werken, trotz des Willens zur Eigenheit und den Ansprüchen, die ihr Dichter an sich stellen dürfte, das Gesicht der Zeit blickt.

Man erhält das deutlichste Bild unseres Weges durch *Wildgans*. Ich möchte nicht viel Worte über sein Stück *Kain* verlieren. Dieses biblische Stück ist leer wie eine Gießkanne, auf der einer Beethoven bläst. Aber da sein Schöpfer als der österreichische Nachfolger Gerhart Hauptmanns gepriesen wird, scheint es mir eine zeitkritische Schädeltrepanation zu sein, ihn darzustellen.

Ich beginne mit einem Vers aus dem Gedichtbuch «Mittag», das durchaus kein Frühwerk ist: «Es kann der Geist im Fertigen von Schuh / Tiefres Genügen finden und Bewenden / Als in des Denkens höchsten Gegenständen.» In der Tat lassen sich neun Zehntel von Wildgans' Wesen aus diesen drei Zeilen ablesen, ohne sich sonst in sein Lebenswerk bemühen zu müssen. Man kann einen gewissen schlechtweg dichterischen Tonfall feststellen, in dem das Ganze klingt, als ob es «von keinem Geringeren als» gesagt wäre, und man muß sich rechtschaffen anstrengen, um sozusagen dahinter zu kommen. Dann freilich bemerkt man das «Fertigen» und das «Bewenden», auch die «Gegenstände» entstammen in solchem Zusammenhang dem Kanzleideutsch. Und

natürlich findet dieser Fund nicht damit sein Genügen und Bewenden, daß man feststellt, dem Dichter seien ein Paar schlechte Ausdrücke in die Feder gerutscht, sondern man muß fragen: Was ist es für ein Mensch, dem im Augenblick höchsten Gefühls (Gedicht!) Kanzleiausdrücke über die Lippen kommen? Diesen Menschen hat man eben in drei Zeilen und weiß fast alles, was man noch von ihm zu erwarten hat.

Solche Fähigkeit, einen Menschen aus drei Zeilen zu erkennen, nennt das deutsche Publikum Ästhetik- oder auch Literatentum und betont großzügig gegenüber der vielleicht nicht ganz reinen Form die Ewigkeit des Inhalts. Es soll also auch auf diesen geachtet werden. In der Tat ist es häufig eine sogenannte ewige Wahrheit, der es widerfährt, von Wildgans ausgesprochen zu werden; in diesem Fall ein Gedanke, der heute bis in die Volksschulmeisterei vorgedrungen ist und dort dem bekannten Arbeitsunterricht die Seele liefert. Nur – nur ist dieser in hunderttausend Abwandlungen ausgesprochene Gedanke immer richtig gewesen bis auf diese eine Variante, die ihm der Dichter gegeben hat. Denn selbst die demütigste christliche Werkliebe hat nie behauptet, daß der Dienst am Schuh tieferes Genügen gibt als Gottesdienst, sondern nur, daß der Dienst am Werk im Dienste Gottes, des für sie höchsten Gedankens stehen müsse. Es war also dem Dichter vorbehalten, durch die Form, die er einer fast ewigen Wahrheit gab, sie in einem Ausnahmefall falsch zu machen. Es liegt bei diesem Dichter – die Beispiele ließen sich beliebig mehren – ein gewisser Mangel an etwas vor, das ich nicht zu nennen brauche; hingegen Überfluß an Reimen.

Dieses nichtdaseiende Etwas äußert sich bis in die Regiebemerkungen hinein. Man stelle sich z. B. vor, daß eine Frau gefragt werde, wie lange sie verheiratet sei, und sie möge antworten: Neun Jahre am heutigen Tag! Hundert verschiedene Menschen werden diese Antwort in vielleicht zehn verschiedenen Gemütslagen geben, aber jene eine Art, welche mit dem Gefühlsakzent «tief» antwortet, daß es heute *gerade* x Jahre sind, jene Menschenart mit dem Kalendergefühl ist die gleiche wie die der Sylvesternachdenklichkeit und der sonstigen tiefen Stunden des Bürgertiers, etwa jener, wo ein Mann, erkennend, daß es schwer ist, jahrelang bloß an einer Frau Genüge zu haben, ins «tiefste Mannesleid» blickt. Abermals sind das Kleinigkeiten, aber man vermag ihnen zu entnehmen, was sich der Dichter unter Tiefe vorstellt.

Als dritte das Denken eines braven Mannes kennzeichnende Eigenheit tritt ein Mangel an Besonderheit des Denkens hinzu. Jemand wird beschrieben als der «Typus des modernen Großstadtmenschen von geistigem Beruf», eine durchaus normale Frau spricht gelegentlich «etwas hysterisch», und ein Mann küßt ihr die Hand «mit einer gewissen Inbrunst». Dieses gewisse Ungewisse der Beobachtung des Lebens und ungefähre Verknüpfen der Beobachtung mit bereitstehenden Redensarten ist die bekannte Psychologie dessen, was allgemein gedacht wird und – allgemein gern mit den ewigen Wahrheiten verwechselt wird, während es doch das Einzige auf der Welt ist, was sie falsch zu machen vermag.

Diesen intellektuellen Mängeln ist innig gesellt einer auf dem Gebiete des Geschmacks. Er ist dem, der ihn nicht fühlt, natürlich schwerer deutlich zu machen. Aber vielleicht spürt man ihn doch ohne weiters aus Sätzen wie: «Ja, wo steckst du denn, Mensch des Erbarmens?!» oder (bei einem Wiedersehen) «Mensch, Freund, Bruder! Nach fünfzehn Jahren!»; so reden nämlich außer Dichtern nur noch Leute, welche gar keine vom Leben fixierte Ausdrucksweise haben, etwa ältere Gymnasiasten oder Gesellschaftsstücke dichtende Kommis. Hingegen sich, wenn ein Gatte in einer Seelenstunde zu seiner Gattin spricht: «Ich stehe Dir ebenso gerne zur Verfügung, plaudern wir ein wenig», in die Grandezza noch etwas Oberlehrerhaftes mischt. (Ganz köstlich ist dieses Oberlehrerhafte in einem Gedicht «Dirnen»: «Auch seid mit Reizen ihr so schlecht gerüstet, / daß es allein brutalsten Trieb gelüftet / Nach eurem Leib, der kalt ist und banal.») Es sind damit jedoch die Gefühlstöne nicht erschöpft; «im vollen Zug geistreichen Übermuts» äußert

man sich wie folgt: «Ich sagte soeben – oder sagte ich es noch nicht? – daß mir die europäischen Frauen wie Kühe vorkommen, die lieber gemalte Blumen aus Goldrahmen als frischen süßen Klee von grüner, freier Weide fräßen! Bildlich gesprochen. Sie aber, Madonna, scheinen mir hievon eine löbliche Ausnahme zu bilden.» Worauf Madonna «belustigt» erwidert: «Sehr liebenswürdig. Eine Kuh bin ich allerdings nicht.» Ein Strahl des Zorns sieht, wenn er aus tiefer Stimmung bricht, ungefähr so aus: «Anna: Daran hindert Dich ja niemand. Martin: Was heißt hindern?! Soweit sind wir ja *denn doch* nicht, daß Du mich mit physischem Zwange am Verlassen des Hauses hinderst. Aber was Du mit Worten, Mienen, Betonungen leisten kannst, um mir meine Freizügigkeit zu verkümmern, tust Du.» So sieht Zorn, so sieht Liebe, so sieht Kraft, so sieht geistreicher Übermut aus. Das hat es sicher immer in Deutschland gegeben, aber jetzt kehrt es in die Literatur zurück. Es sind Bilder aus Th. Th. Heines Deutschem Familienleben. Aber nicht als Karikatur, sondern als Altarbild geplant.

Jedoch Wildgans hat den «Griff» des Dramatikers. Ohne Abstrich sei dies festgestellt, so daß nach dem, was bis jetzt von ihm gezeigt wurde, Wildgans noch immer ein zwar rohes, aber vielleicht starkes Talent sein könnte, also gerade das, was sich das Publikum unter dem vorstellt, der es von der Literatur durch sein machtvolles Dichtertum erlösen soll. Ich denke etwa an Szenen wie ersten Fehltritt eines verheirateten Mannes in *Liebe*, Qual, die ein keusches Mädel leidet, wenn der Verführer zu langsam ist, in *Dies irae*. Aber beim Auswirken des Griffs zeigen sich weniger befremdliche als trauliche Umstände. Ich habe mir den Spaß gemacht, die Szenerien von *Dies irae* und *Liebe* zusammenzustellen: Mondschein, Abendsonne, rosa Ampellicht, Vollmondnacht, Mondnacht, Julinacht, bestirnte Nacht, tiefe Gewitterdämmerung usw.; man sieht, der Dichter läßt sich nichts abgehen. Überall brennen Lampen mit grünen, smaragdgrünen und roten Seiden- oder Papierschirmen; auf den Schreibtischen stehen bronzene Schreibtischgarnituren und monumentale Tintenfässer. Unter solchen Umständen wird dann der feste Griff durch Neigungen gemildert, deren einige als im Gesamtwerk sich wiederholende, doch noch fester fixierte Vorstellungen ich folgen lasse: «Nimm deine Geige, Frau Vergangenheit.» «Wäre manchmal gut, wenn Blumen stünden, unter Büchern Blumen, rot wie Sünden.» «Feile Fäulnispracht der Dirne.» «Sie ist die rote Orgie und das Gebet.» «Mohrtrank des Vergessens, Gier im Blute, Götzendienst, Narrenlachen, Narrenlied, toter Tand» sind weitere solcher fixer Ideenlosigkeiten von höchster Gefühlskraft, und an dramatischen Gipfelpunkten heißt es: «Ein Geiger hat mich betört!» oder: «Eine Hure hab ich geküßt», wonach tiefe Stille eintreten und sogar aus der Unermeßlichkeit des Weltraums ein Akkord einfallen muß. Ich schließe das mit dem schönen, die geheime Melodie einer der wirkungsvollsten Szenen von *Dies irae* enthaltenden Gedicht Harlekinade: «... Gewickelt in Lumpen und Fetzen, liegt hinter dem Vorhang ein armes Ding, das mir beinahe zuschanden ging: das ist meine Narrenseele – Verzeiht, wenn sie bisweilen den Spuk überschreit». – Aus einer zugreifenden Hand kann eben ein berühmter Chirurg werden, aber auch ein guter Raseur.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß in den Werken Wildgans' viel gegattet wird und «besamt», Dirnen gleißen, der Föhn bläst unentwegt, Schöße werden aufgesprengt, und sogar Sodomie gibts an einer Stelle. Dieser Zug der Kühnheit würde fehlen, wäre er nicht da. Gemeinsam mit dem unaufhörlichen Gebrauch stärkster Seelentätigkeiten wie geheimes Grauen oder tiefste Erregung, dem permanenten Konflikt zwischen «Geist» und «Sinnen», einer faustischen Vorliebe, zwischen Bücherwänden zu hausen, und den Schritt und Tritt der Diktion begleitenden humanistischen Anklängen rundet dieser Hang, auch einmal ein starkes Wort zu wagen, den veredelten, aus dem Familienblatt in die Literatur aufgestiegenen Typus ab und zeigt Gevatter Nationalrat und Professor, daß sie es mit einem Mannesdichter zu tun haben. Es versteht sich von selbst, daß ein Dichter der Spießer unaufhörlich gegen die Spießer wettern muß.

Auch Leute, welche «mit der Entwicklung der Zeit gehen», lehnen ihn nicht ab; woraus man beizeiten auf den Weg schließen soll.

[ < ]

## Symptomen-Theater II

[Dezember 1922–Februar 1923]

Wien hört sich gern eine Theaterstadt nennen: seine Feuilletonisten wiederholen es ihm so oft, wie sich nur ein Feuilletonist wiederholen kann; in Wahrheit ist es eine Schauspielerstadt. Wenn man zuhört, was vom Glanz vergangener Zeiten erzählt wird, sind es Namen von Schauspielern, niemals Theaterdirektoren (Laube aus besondern Gründen ausgenommen), und niemals Dichter. Darin liegt ein Symptom, das nicht nur Wien angeht. Dieser Kult des Schauspielers nämlich führt schließlich dahin, daß das Theater keine Schauspieler hat!

Wenn ich Leistungen aufzählen wollte, die nach längerer Zeit noch in mir haften, so wäre beinahe kein Wiener Schauspieler darunter. Nur Gäste. Aber wesentlich daran ist auch: Nicht der Schauspieler kommt aus Berlin, sondern die Leistung. Ich wüßte auch hier eine große Zahl von Darstellern zu nennen; aber wenn ihnen Kraft oder Glück zur Flucht fehlen, werden sie schließlich brave kultivierte Bühnenbeamte. Dabei wird in Wien sicher doppelt soviel über die Schauspieler geschrieben und geredet als in Berlin. Aber in einer falschen Richtung. Als Herr Z., der ein jüngerer, manchmal ausgezeichnete und manchmal völlig versagender Schauspieler ist, in Büchners *Dantons Tod* einen S. Just schuf, der stärkeren Eindruck machte als Moissis Danton, wird – dessen bin ich sicher, auch ohne es geprüft zu haben – der größere Teil der Kritik das nicht oder nur halb bemerkt und geschrieben haben: «Einen prächtigen S. Just schuf ...», statt zu sagen, er schuf einen femininen, aus fetter weiblicher Anlage pervertierten Mörder. Ein andermal spielte Herr K., der ein sehr vielseitiger und stets beträchtlicher Darsteller ist, den Jago als braven Durchschnittskerl, und das Maß der Gemeinheit eines solchen reichte gerade für einen Jago aus; aber der größere Teil der Kritik bemerkte nicht, daß K. damit etwas wenigstens für Wien Neues geschaffen und auch eine moralische Frage aufgeworfen hatte, ja Herr K. wurde getadelt, während Ferdinand Bonn, der vor ihm den Jago in einer anderen Aufführung mit den ältesten Salben geschmiert hatte, von den gleichen Schriftstellern beinahe über den damals wundervoll als Othello mitspielenden Moissi gestellt worden war. Ich könnte viele solcher Beispiele anführen, und wie soll ein junger Schauspieler da nicht ermatten? Um es kurz zu sagen: es handelt sich um den Unterschied zweier Prinzipien. Nach deren einem ist das Theater als ein Stück geistigen Lebens zu behandeln, vornehmlich auf dem Weg über die Literatur zusammenhängend mit allen Kräften des Lebens bis zur Quantentheorie, zur Religion oder zur Politik, während das andere im Theater etwas Besonderes sieht das Theater. Die Theaterleistung wird bei diesem zweiten, in Wien zur Höhe gebildeten Prinzip immer wieder nur auf Theaterleistungen bezogen: die des X. erinnert immer an die des Y. oder ist ihr ebenbürtig oder untergeordnet, und mag es auch mit dem gewähltesten schriftstellerischen Ausdruck verbrämt sein (was es überdies selten ist), so führt dieses ewige Rückbeziehen des Schauspielers auf den Schauspieler, das sich wie eine besondere Kultur, die Kultur eben einer Theaterstadt vorkommt, diese Benützung äußerst ungenauer schauspielerischer Maßeinheiten dahin, daß das Neue, Einmalige, der Lebenswert irgendeiner Leistung nicht bemerkt wird, wenn sie klein ist, oder in der allgemeinen Relieflosigkeit des

Urteils aus beliebigen guten Alltagserscheinungen nicht genug hervorspringt. So schließt sich der Bogen von einer Stadt, in der die Schauspieler nicht zu ihren höchsten Leistungen gelangen, zurück zu einer mit literarischer Atmosphäre, die dem Schauspieler untergeordnet wird. Die soziale Formel dafür ist etwa: dritte oder vierte Generation eines Geschlechts von echten Theaterliebhabern, die das Theater zerstören, weil sie es isoliert überwerten; mehr noch als deren Gegenstand ist der Schauspieler Symptom ihrer Neigung.

Und es ist ja an sich eine Platttheit, wenn ich sage, daß die Entwicklung der Schauspielkunst von der der Dichtung abhängt, aber warum, um Gottes willen! setzt man sie auch andernorts und nicht nur in Wien in Gegensatz zu ihr? Warum sagt man, unsere Dichter schrieben Dramen, die sich nicht für die Schauspieler eignen, und fragt nie, ob sich nicht vielleicht unsere Schauspieler ungenügend für die Dichter eignen? Warum verlangt man, daß sich der Dichter den «Bedürfnissen» des Schauspielers anpasse, ohne zu erörtern, daß es da auch eine Frage der Grenzen gibt? Warum wirken unsere besten Schauspieler, wenn sie in neuen Stücken auftreten, schließlich doch am liebsten in solchen von Hans Müller, Anton Wildgans, Sudermann oder der mittelmäßigen Franzosen? Ich maße mir nicht an, mehr tun zu können, als dieses Problem zu berühren, und nicht einmal seinen ganzen Umriß vermag ich zu zeigen; es wäre aber auch vollkommen genug, wenn hieran überhaupt erst einmal die Problematik des Theaters erkannt würde.

Maeterlinck war es, der vor vielen Jahren in seinem Buch *Weisheit und Schicksal* den Gedanken aussprach, daß es eine gedankenarme Konvention sei, was wir auf unserem Theater Tragik nennen, die uns nichts mehr angeht. Mord, Totschlag, Vernichtung, diese tragischen Schlüsse, Eifersucht, Zorn, Verzweiflung und die andren pathetischen Affekte spielen im gehobenen, wahren und seelisch wachsamem Leben keine wichtige Rolle, sondern gehören mehr in das schiefe Gebiet des desequilibrierten Lebens, das in der Kaltwasserheilanstalt, oder in schwereren, aber darum nicht weniger mesquinen Fällen in der Rubrik «Gerichtssaal» endet. Ohne Zweifel vollziehn sich die wichtigen Entscheidungen zwischen zwei Menschen öfter in einem Schweigen oder in einem Wort als in einem Schrei oder der sichtbaren Aktion ihrer Körper, und auch für große und tiefe Leidenschaften ist es nicht kennzeichnend, sich unmittelbar in Ausbrüchen zu entladen, sondern sie erfassen einen Menschen zuinnerst, wo die Quellen seiner Tätigkeit in der Welt und seines Bildes von der Welt sind, die sie färben. Große Leidenschaften sind niemals nur persönlich, sondern enthalten immer etwas Objektives, und dieses ist es, was die Liebe Dantes größer macht als die eines unglücklichen Dienstmädchens, das ins Wasser geht; an sich, müßte man sagen, wären beide unermesslich. Solchen Gedanken stattgegeben, erscheint unser Theaterspiel als Anachronismus; einen solchen Anachronismus zugegeben, erscheint seine hartnäckige Ausübung mit einem so großen Apparat, wie es der des Theaters ist, als eine ganz merkwürdige sozialpathologische Tatsache. Der größere Teil unserer tragischen Dramatik stellt nichts dar als eine Bemühung, die Dinge so umzustellen, daß der Tod ans Ende kommt. Es ist natürlich nicht zu übersehen, daß das Sterben, die Grenze des Daseins, als eines der metaphysikschwangersten Erlebnisse, dieses Hinkriechen an den Abgrund und Hinunterblinzeln geboren hat, woher ja dem tragischen Theater wohl seine Ausnahmestellung unter den Künsten zukam als einer besonders hohen, die es in keiner Weise mehr rechtfertigt; aber man darf auch nicht übersehen, daß Tod und Leidenschaft auf dem Theater heute zu formalen Konventionen erstarrt sind, die so notwendig erscheinen wie die Drei- oder Vierzahl der Akte und fast so wenig bis auf den Grund gefühlt werden wie die Symbole des Links- und Rechtsgehens auf der Straße, die auch einmal einen Zusammenhang mit Himmel und Erde gehabt haben. Sie sind gedankenlos weitergesponnene Gewohnheiten, und der gefährlichste Verbündete der in ihnen befangenen Dichtung ist der Schauspieler selbst.



Im Theater spannen sich zwei Sphären ineinander; die eine ist Dichtung, die andre heißt Theater und ist ein Gemisch von Angst und Vorurteilen mit den berechtigten Bedürfnissen des Schauspielers. Es bleibe fern, diese zu kränken, denn das Schauspiel als ein Gemeinsames muß auf sie Rücksicht haben, aber wie menschlich seltsam sind sie doch oft, wenn sie sich in dem Verlangen nach einer «Rolle» ausdrücken?! Der Schauspieler will durch sie Gelegenheit finden, ein vehementes Scheinleben auf der Bühne zu entfalten. Er will sich gebärden, schluchzen, schreien, herumfahren, in fremde Gestalten hinein- und aus seinem bürgerlichen Ich herausfahren können. Er will gut sein, böse sein, traurig, wild, heroisch, neidisch, grausam, edel – alles in einem Ausmaß, das ihm sein privates Leben nicht bietet, er will wirken können, oder, wie man kurz sagt, in seinem Element sein. Nun sind wir aber im Leben nicht gut, sondern gutmütig. Nicht böse, sondern geschäftstüchtig. Wir sind nicht traurig, sondern schlecht aufgelegt. Nicht wild, sondern nervös oder ohne Gleichgewicht. Das Element des Schauspielers besteht also aus Elementen, die es nicht gibt. Diese elementaren Ausbrüche ergreifen in der Tat nicht das Gemüt, sondern im Zuschauer bereitliegende Vorstellungen vom Gemüt und erst mit Hilfe dieser ergriffenen Vorstellungen die Zuschauer selbst, und ebensowenig kommen sie direkt aus der Person des Schauspielers. Er spielt weder sich selbst, noch irgend etwas, das er je freierumlaufen gesehen hat, sondern eben Rollen, das heißt etwas, das ein Dichter geschrieben hat, weil unzählige Schauspieler ähnliches gespielt haben, die es gespielt haben, weil andre Dichter es geschrieben hatten, die es geschrieben hatten, weil es andre Schauspieler gespielt gehabt hatten. Man spielt Kettenauffassungen und Effektrationen, nicht Leidenschaften, sondern Leidenschaften spielende Schauspieler, nicht Menschen, sondern Spiegelmenschen und im ganzen irgendeinen trag kreisenden Zustand der Tradition.

Ich habe einmal Wegener den alten Raschhoff in Sudermanns Stück *Die Raschhoffs* spielen sehen, und das war so: er machte einen verdammt gemütlichen Ostelbier aus der Figur, breit auf der Zunge, breit über der Brust, der verdammt ungemütlich werden kann und auch mal ein Glas Wein oder Weib verträgt, ohne einen Rausch zu kriegen. Es war ein gewinnender alter Bursche, – man braucht freilich von so einem nur ein Haar zu sehen und man weiß den ganzen Kerl, man hat ihn schon irgendeinmal hundertmal gesehen, und nur darum heimelt er an – aber man müßte lügen, wollte man nicht zugeben, daß er trotz Sudermann ein vollkommenes kleines Genrebild war. Es wäre also töricht, übersehen zu wollen, daß Schauspieler oft in schlechten Stücken ihre besten Leistungen erreichen, fast als wären sie unabhängig von der Dichtung. Wie gelingt ihnen aber das?

Dieses Problem des Schauspielers ist für uns paar Dichter, welche neue Inhalte mit dem Instrument der Bühne verwirklichen wollen, das schwierigste; wir haben es nicht leicht, einen Widersacher richtig in die Rechnung einzustellen, der nicht bloß unsere Hemmung, sondern auch unser Ansporn ist. Man vergißt immer, wenn man ernst über das Theater schreibt, daß dazu doch auch Posse, Operette und selbst noch Variété gehören. Welche zwischen Bordell und Irrenhaus liegende Tätigkeit steckt doch in ihnen! Ist nun anzunehmen, daß in einem Schauspieler, der die Rolle irgendeines «Mucki» in einem solchen Schilddrüsenstück kreiert, etwas vorgeht, das mit der Kunst des Schauspiels noch zu tun hat? Es ist nicht nur anzunehmen, sondern die Annahme ist wichtig. An ihr erkennt man das Wesen einer Rolle gleichsam an ihrer unteren Grenze. Dieser Operettenmucki trägt irgendwelche menschlichen Züge, gerade so viel, daß er vom Zuschauer als ein bekannter Typus erkannt wird, und was noch hinzukommt, benützt den Anlaß als Thema zu unerschöpflichen Variationen des Fratzenschneidens mit Gesicht, Körper und Seele. Dieses Ohrfeigengeben und -empfangen, über Tische Steigen, in Schränke Schlüpfen und unter Betten Kriechen ist ohne Zweifel ein Ursprung unserer Schauspielerei. Es steckt auch in ihr, wenn die Klassiker gespielt werden. Elemente wie Eifersucht, Stolz, Wehrlosigkeit eines Geradlinigen

gegen Krummes, Reue eines vom Zorn Betrogenen, aus denen sich z. B. die Figur des Othello zusammensetzt, jugendliches Ungestüm im Romeo, der Geiz Harpagons, der Tiefsinn Hamlets, die leidende Lieblichkeit Ophelias, die Kindlichkeit Desdemonas, die Sinnlichkeit Salomes sind längst von ihren Trägern unabhängig geworden, treiben sich selbständig, sozusagen als vazierende mimische Bedürfnisse umher, die eine Art pathetisches Repertoire darstellen, aus dem der Durchschnittsschauspieler den allabendlichen Genuß seiner selbst gerade so schöpft wie der Durchschnittsschriftsteller seine Bücher.

Und wenn Wegener, der ein bedeutender Schauspieler ist, den Ökonomierat Raschhoff spielt, so geschieht, auf einer höheren Stufe, auch nichts anderes, als daß er den vom Schriftsteller angedeuteten Typus wie einen Rahmen zu einer Improvisation benützt. So ein Kerl, ein alter Schwerenöter und Ostelbier, das läuft auch ohne Sudermann in Berlin und in der Literatur herum und läßt sich finden; es genügt, wenn der Schriftsteller die Tonart anschlägt, die Töne macht Wegener selbst, und ist einer kein Wegener, so kopiert er einen, und da ein springlustiger alter Bock ganz fern dem Leben keines Mannes liegt, wird jeder sich ein wenig seines Ichs noch in die unselbständigste Kopie legen fühlen; darum sind solche Rollen beim Schauspieler beliebt. Es geschieht also nichts anderes, als was beim Mucki geschieht, nur wird die Freude an der schauspielerischen Beweglichkeit zum «Gestalten», das heißt, sie wird der Leitidee eines beobachteten Typus oder einer dem Schauspieler eingeübten Gestalt strenger untergeordnet. Nun sollte man freilich glauben, daß dies an einigen Punkten nicht stimmen kann, nämlich dort, wo die «Rolle» etwas tut oder sagt, was ganz lächerlich, sentimental und unmöglich ist, was nicht nur in den Dramen von Sudermann vorkommt. Aber der Schauspieler versteht es, solche Stellen unwahrnehmbar zu gestalten, sie wirken nicht als Störung, sondern als lebloser Fleck, als sich wieder lösende Stagnation des Spiels, die gar nicht bemerkt wird. Es entsteht auf diese Weise bei bedeutenden Schauspielern sogar etwas in seiner Art Vollkommenes aus Elementen der Alltäglichkeit, eine Leistung mit allen Attributen der Vollendung.

Aber sie fügt dem, was schon ist, ja was gewöhnlich schon banal ist, weil es Typus ist, im Grunde nicht das kleinste hinzu. Der Schauspieler verfügt ja nicht über eine mystische, außermenschliche Spezialkraft, sondern er wird sich auch nur – und im wesentlichen gar nicht viel anders, als es der Dichter selbst macht – zuerst mit Hilfe seiner Lebenserfahrungen und -reflexionen irgendeinen Totaleindruck von der ihm aufgegebenen Figur zurechtlegen oder eine Totalabsicht, und aus diesen entfaltet sich dann anscheinend halbbewußt oder, wie es heute heißt, intuitiv seine Handlung. Mögen aber noch so viele feine oder tiefe Beobachtungen und Absichten dareingehen, mehr als die Wiedergabe eines Typus und seine Ausstattung mit allerhand «Zügen» und «Auffassungen» kann da eigentlich nicht herauskommen, außer der Schauspieler wird sein eigener Dichter. Denn der Zeichensprache des Schauspielers, dem eigentlich Mimischen also, einschließlich der Mimik des Sprachklangs, aber mit Ausschluß des Wortsinns, ist nur das zugänglich, was mehr oder weniger schon typisch ist, «auf ein Zeichen hin» verstanden wird; nur solches sieht man schon von außen und kann man mit den Mitteln der Mimik verständlich machen. Und da der Schauspieler den Dichter ja nicht verbessern, sondern nur ergänzen und mit dem Schein des Lebens überhauchen kann, so entsteht dabei für empfindliche Ohren und Augen eigentlich nur, je größere Gemeinplätze er mit seiner Kunst füllt, eine desto gräßlichere Ehe von Leben und Tod. Das heitere Genre ist dagegen viel unempfindlicher als das tragische «Genre», aber ich glaube, daß bei beiden von daher im letzten Grunde das Flüchtige der Schauspielkunst kommt, und nicht von der Einmaligkeit der Leistung, denn auch die großen Eindrücke des Lebens sind nur einmal.

Ich übersehe nicht, daß noch ein Zweites im Spiel ist. Der Schauspieler, welcher den Typus

gestaltet, auf welchen der Schriftsteller hingewiesen hat, versetzt sich hinein und durchsetzt ihn, bis er an der Oberfläche herauschaut; Ergebnis ein Stück Leben, wie es geht und steht, ein Genrelebchen, aber mit einem geheimnisvollen zweiten Gesicht, einem durchblickenden inneren Gesicht, dem des Schauspielers; etwas Schleierndes bleibt über dem Reiz dieser Kunstleistung liegen. Wenn man sich diesem Reiz bis zum letzten hinzugeben sucht, so gerät man an das pantomimische Element des Lebens. Es gibt einen Punkt in Geschehnissen und Leidenschaften, wo man sich nur durch ein Achselzucken, ein Lächeln, Fortgehen, durch Handeln, einen körperlichen Ausdruck befreien kann. Eingespannt in fünftausendjährige, niemals zu Ende geführte Überlegungen, der Fern- und Nahwirkung unzähliger, zu jedem Ereignis möglicher Standpunkte ausgesetzt, wie es gerade die kräftigsten, am wenigsten einfältigen Geister unter uns sind, erlöst zuweilen nichts als den Geist schweigen zu heißen und sich darauf zu besinnen, daß man als Körper, als Ding unverantwortlich, einmalig und absolut ist wie eine wandernde Wolke oder der Kreis, den ein Habicht in der Luft gezogen hat. Indem wir die Achseln zucken statt zu denken, fühlen wir uns in eine innerste Umwallung zurückkehren. Die Planeten kreisen, die Elemente vereinigen sich nach Gesetzen, die wieder mit anderen Gesetzen zusammenhängen; aber in jedem Gesetz, das wir kennen, kommt ebenso wie in uns etwas vor, das eben so ist, wie es ist, irgendeine Konstante, eine Tatsache, ein irrationaler, einmaliger, unbekümmert selbstseiender Teil, und das Irrationale der Mimik berührt sich mit diesem Pantomimischen der Welt; Abenteuer und Ignorabimus vereinigen sich in der Sekunde einer gelungenen Gebärde.

Etwas weit hergeholt zu sein, muß diese Auffassung vom Schauspieler scheinen, etwas welt- und bühnenfremd. Aber ich meine, daß kein großer Mensch sein Leben für eine Sache einsetzen könnte, die weniger grundsätzlich wäre, und so müßte es wohl auch für den großen Schauspieler gelten, abgesehen davon, daß das Exemplarische, Vorbildliche, was seinem Wesen zugehört, der Reiz der Person, das schauspielerische Ich, von dem oft gesprochen wird, nichts sind als ein sozialerer Ausdruck für das, wovon eben die Rede war. Hierin ist der Schauspieler in der Tat unabhängig vom Dichter und wächst über ihn hinaus; dieser meint etwas, und der Schauspieler ist es, woher wohl auch dessen Selbstgefühl als eines vom Dichter bloß bedienten Herrn eine gewisse Rechtfertigung empfängt. Aber auch da, wo der Darsteller über den größten Dichter hinaus ins Imaginäre wachsen kann, ist seine Leistung im Verhältnis zur begleitenden des Dichters mindestens ebenso reaktiv wie aktiv; denn so wie der Mensch manchmal ausdrückt, daß er mit einem anderen nicht länger gehen will, indem er, in trotzigem Abstand folgend, hinter ihm drein mit-geht, erhält das Unsagbare erst seinen Inhalt durch die vorangeeilten Versuche des Sagens.

Es ist der verbindende Gegensatz des Dichters zum Schauspieler, das mimisch Absolute immer wieder ins Relative des großen geistigen Zusammenhangs einfangen zu müssen, damit es sich zu vollbefrachteter Irrationalität loslösen kann, und man darf nicht übersehen, daß dies in gewissem Sinn ein tödlicher Gegensatz ist. Denn der Schauspieler muß mehr als jeder andere Künstler aus einer plötzlichen Eingebung heraus schaffen und wird zu Asche, wenn man von ihm die Auslegung eines dichterischen Ideenmosaiks verlangt. Er wird also nur in einer literarisch aufs feinste durchdrungenen Atmosphäre impulsiv und doch dichterisch handeln können, und da diese unserem Theater fehlt (daß sie in höchstem Grade theatermäßig sein kann, hat Stanislawski gezeigt), so stehen Schauspielkunst und Dichtkunst heute in einem überaus unglücklichen Verhältnis. Wir haben weit mehr bedeutende Schauspieler als Dramatiker, und wie die Dinge liegen, beherrscht der Schauspieler nicht mit Unrecht die Bühne; die Kehrseite davon ist aber, daß er nicht nur den Dichter, sondern auch die Dichtung überschattet, die Stücke verdrängt, welche dem Theater neue Antriebe geben könnten, und jene geradezu konsumiert, welche wie Alkoholmißbrauch erst einen großen Gebärdenrausch hervorrufen und mit der Zeit die geistige

Zerstörung.

Es ist ein wenig lächerlich, ich weiß es wohl, mit solchen Bußforderungen dem lebenden Theater zu nahn; alles Lebende ist ein Gemisch und soll ein Gemisch bleiben, es ist nichts schreckhafter als der feierliche Kulturfadian auf der Bühne und neun Zehntel unserer Dramatiker, die Geistkünstler voran, wären wahrscheinlich nicht lebensfähig, wenn ihnen der Schauspieler nicht von seinem Überfluß an Wohlbefinden borgte. Man ziehe also, wo man will, noch eine zweite Linie, die Linie, an der die Dinge liegen, «wie sie in Wirklichkeit sind», das heißt, an der sich Geist und Ungeist verträglich gelagert haben, und nehme an, daß die Wahrheit irgendwo in der Mitte sei; man sollte längst dafür die irrationale Gebärde des Mir kann es recht sein erlernt haben. Aber Nietzsche, in seiner Abneigung gegen Wagner, hat die Prophezeiung vom Zeitalter des Schauspielers ausgesprochen, dem wir entgegengehen: «... daß in Niedergangskulturen, daß überall, wo den Massen die Entscheidung in die Hände fällt, die Echtheit überflüssig, nachteilig, zurücksetzend wird. Nur der Schauspieler weckt noch die große Begeisterung. Damit kommt für den Schauspieler das goldene Zeitalter herauf». Diese Voraussage muß nicht wahr sein, aber sie ist gefährlich. Er meinte den Expressionär jener Gefühle, die nicht eigne Gefühle sind, sondern die der Väter, Urväter oder aller Welt. Sie sind es ja auch sonst, mit denen die Günstlinge der öffentlichen Meinung deren Liebe erwerben, mit ihnen wird Moral gemacht und wird – worüber zu sprechen ich noch Gelegenheit suchen werde – gerade auch dort gedichtet und gekritikt, wo alles wie neu aussieht. Möge unser Schauspieler vor diesem Schauspieler besser behütet bleiben, als er es im Grunde seines eigenen Wesens ist.

[< ]

### **Wie hilft man Dichtern?**

[14. Oktober 1923]

Dieser Aufsatz war die Antwort auf einen Aufruf des österreichischen Bundesministers Schürff, der in der Zeit des großen Wirtschaftszusammenbruchs eine Spendensammlung angeregt hatte. – Der Verfasser legt Wert auf die Feststellung, daß die repräsentative Vertretung der Schriftsteller heute durch den «Schutzverband Deutscher Schriftsteller in Österreich» gegeben ist und nur herangezogen zu werden braucht.

#### **1.**

Vor allen Dingen mache man sich eines klar: das Elend, das die deutschen Dichter leiden, ist keine wohlwollende Übertreibung vorsorglicher Freunde. Ich habe in der letzten Zeit mit vielen der ersten Schriftsteller persönlich über ihre Verhältnisse gesprochen und kenne sie aus eigener Anschauung. Keiner der bekanntesten und gefeiertsten deutschen Dichter lebt – nicht nur heute, sondern schon seit Jahr und Tag – von seinen regulären Einnahmen. Sie leben von Auslandstantiemen, Übersetzungen ihrer Werke, Verfilmung, Mitarbeit an ausländischen Zeitschriften, Luxusausgaben, kurz von unberechenbaren, wechselnden und unverlässlichen Nebeneinkünften. Es ergibt sich selbst in Fällen ganz prominenter Persönlichkeiten alles in allem nicht mehr als ein Sich-gerade-noch-über-Wasser-Halten; eben hinreichend, um nicht den

Haushalt auflösen und die Möbel verkaufen zu müssen, also fast im besten Fall jenes Existenzminimum, das unsere Beamtenfamilien zur Verzweiflung getrieben hat, bevor es aufgebessert wurde. Und mitunter ist selbst dieses Minimum nicht da; ich weiß, daß ein in ganz Europa bekannter Mann Bittbriefe schrieb, um Unterkommen bei einer Zeitung zu finden. Blickt man vollends in die nächste Schicht – zu jenen Dichtern, die jünger sind, aber immerhin auch schon meist um Vierzig, deren Werke nicht geringer an Wert sind, aber weniger Zeit und eine ungünstigere Zeit gefunden haben, um sich auszuwirken –, so kann man überhaupt keinen nennen, der mit Anspannung aller schriftstellerischen Mittel auch nur das Existenzminimum fände. Ich schätze, daß keiner mehr als die Hälfte dessen verdient, was eine Familie zum nackten Leben braucht. Einer der Besten und Bekanntesten verliert seine Zeit mit ärztlicher Praxis, ein anderer, dessen Name überall mit Achtung genannt wird, mußte sich von seinen Kindern trennen, weil er sie nicht mehr erhalten konnte, ein dritter und vierter leben von Zuwendungen ihrer Gönner, die jeden Augenblick ausbleiben können. Wohlgermerkt, hinter all dem stehen Namen, die jedem bekannt wären, wenn ich sie nennen würde, und es handelt sich nicht um Leute, die als Schriftsteller ihr Auskommen nicht finden können, sondern um solche, die früher von ihren literarischen Einnahmen lebten, ihr Leben auf diesen Beruf eingestellt haben und jetzt weggespült werden.

Man wird vielleicht sagen: immerhin leben sie noch. Aber am Rand, am äußersten Rand leben sie! In einer Lage von so unerträglicher Ungewißheit und Unwürdigkeit, daß kaum einer noch schaffen kann. Angeklammert an eine Existenz, die niemals einem anderen begabten Mann genügen würde. Bettelnd bei deutsch-böhmischen, Schweizer, amerikanischen Redaktionen. Und ich kann ohne Übertreibung und auf Grund genauer Kenntnis versichern: in jeder Sekunde kann es sich ereignen, daß einer hinabgerissen wird. Es braucht bloß eine seiner kleinen Nothilfen auszulassen und nicht gleich ersetzt werden zu können. Will man auf die Sensation des ersten Selbstmords warten?

## 2.

Aber was eben beschrieben wurde, läßt Ausnahmen zu. Das wirtschaftliche Bild ist keineswegs übersichtlich. Man braucht bloß das literarische Café irgend einer Großstadt zu betreten, und staunt: wer alles Geld für Müßiggang, Getränk, Zigaretten und Neugründungen hat. Die Wahrheit ist: praktisch begabten Literaten geht es heute ebensowenig schlecht wie anderen praktischen Menschen. Der Handel mit Bildern, Büchern, Möbeln, Genußmitteln, Filmideen und Schwindel jeder Art scheint sie ausreichend zu versorgen. Und von dieser Schicht Menschen führen Abstufungen des Geschicks und der Geschicklichkeit zu solchen, welche sich rechtzeitig als Korrespondenten ausländischer Zeitungen installiert und Anschluß an die Journalistik gefunden haben, oder an den Film, das Theater, Kabarett, den Buchhandel usw. Unter ihnen sind manche wertvolle Menschen, aber auch viele Nutznießer und Anpassungsfähige. Gekrönt wird diese Kategorie von der geradezu hochbürgerlichen Existenz einiger bekannter Schriftsteller, deren Fähigkeit, Geld zu verdienen, selbst heute noch ihre anderen, durchaus nicht geringen Fähigkeiten überragt.

Man sieht, nicht alle leben im Schatten. Aber man darf sich von dieser Anpassungsfähigkeit ebensowenig beirren lassen wie von jener anderen, die es einzelnen erlaubt (und anderen eben nicht) ihre schriftstellerische Tätigkeit in den Mußestunden eines bürgerlichen Berufes auszuüben. Man kann mit wenig Ausnahmen behaupten, daß es den Besten am schlechtesten geht. Ein berühmter Kritiker, als diese Zustände erst heraufzudämmern begannen, hat die

Meinung ausgesprochen, es würde der deutschen Literatur nicht schaden, wenn ein großer Teil ihrer Träger zugrunde ginge oder in andere Berufe abwanderte. Das hatte manches willige Ohr für sich; aber es zeigt sich jetzt, daß die zuerst untergehen, welche übrigbleiben sollten.

### 3.

Es ist schön, daß ein österreichischer Minister den deutschen Dichtern helfen will. Man kann es generell oder individuell tun. Generelle Hilfe dem ganzen Stand, individuelle den wertvollsten Opfern.

Ich glaube eben gezeigt zu haben, daß das zweite ziemliche Sach- und Personenkenntnis erfordert, und außerdem hat man hier unter den Unsicherheiten künstlerischer Wertung zu leiden. Aber wenn die Spende einfach dem Reich übermittelt wird, so gelangt sie voraussichtlich durch den Reichskunstwart zur Verteilung, jene amtliche Stelle, die auch sonst Zuwendungen an die Künstler verwaltet, und ihre Zusammensetzung bürgt dafür, daß nur Bedürftige und zum Teil wenigstens auch die Würdigsten beteiligt werden. Trotzdem wird es gut sein, die Absicht oder welche sonst man statt ihrer hat, rechtzeitig öffentlich zu machen, damit die, welche es angeht, die Möglichkeit haben sich zu äußern.

### 4.

Solche Hilfe kann aber ihrer ganzen Natur nach nicht viel mehr sein als ein kleiner, an einem Sterbenden verübter Samariterdienst, wenn nicht gleichzeitig vorgegangen wird, um die Lebensbedingungen des ganzen Standes wiederherzustellen. Ich sage Stand, denn wenn man die Dichter retten will, das heilige Dutzend oder Hundert wertvoller freier Geister, so geht dies nicht, indem man ihnen etwas zusteckt, sondern man muß das Schrifttum überhaupt wieder zur Lebensmöglichkeit machen. Nur keine Illusionen über diesen Punkt! Ich wünsche jedem schlechten Schriftsteller die Pest an den Hals, aber ich muß sorgfältig sein Leben schützen, weil ich wirtschaftlich ein siamesischer Zwilling bin. Durch Jahrzehnte hat man die Dichtung als einen Luxus behandelt, der dem kaufmännischen Betrieb überantwortet blieb, den Gesetzen der Sensation und der Nachfrage, und da viele davon leben konnten, haben die Wertvolleren und weniger Marktgängigen gerade auch noch ihr Auskommen gefunden; das war das Verhältnis in der blühenden Wirtschaftslage vor dem Krieg und was sich heute abspielt, ist nichts als die Fortsetzung in einer Zeit der allgemeinen Krisis. Ich glaube, daß da nicht plötzlich mit Idealen, sondern nur mit Wirtschaftspolitik geholfen werden kann, genau so wie man sonst irgendein bedrohtes Gewerbe unter den Schutz besonderer Aufmerksamkeit stellt. Ich will keine Ratschläge erteilen, die Fragen sind nicht einfach und nur durch Zusammenarbeit von Wirtschaftspolitikern mit einer berufenen Vertretung des Schrifttums vorwärtszubringen, aber jedes Kind weiß, daß am Buch heute viel zuviel Zwischenprofit hängt, daß alle an der Herstellung Beteiligten zu einer Zeit noch auskömmlich daran verdienten, wo der Urproduzent, der Schriftsteller, schon so gut wie nichts erhielt; wir wissen von den Zeitungen, daß viele der größten *nicht* eingegangen sind, und wenn sie auch Grund zur Klage haben, sich doch sozusagen blühend durchhungern, aber ihren externen Mitarbeitern Schandhonorare bieten, auch wenn es Weltblätter sind; wir wissen schließlich auch, daß die Theater die Interessen ihrer Aktionäre bei weitem nicht so im Stich gelassen haben wie die der Dichtung. Tausende von Existenzen bauen sich heute auf dem Dichter auf oder entwickeln sich in Symbiose mit ihm, der als einziger seine Existenz dabei nicht findet;

sollte ein solches Wirtschaftsbild nicht durch einigen zielbewußten Druck zum Besseren verändert werden können, auch ohne daß man in einer krisenhaften Situation das Oberste gleich zuunterst kehren muß?

## 5.

Ich möchte mir erlauben, dem Herrn Minister, der für die deutschen Dichter so dankenswert eintrat, eine weitere Anregung zu geben. Wir in Österreich lebenden Dichter werden unser möglichstes tun, um der seinen zu folgen, und es gibt einiges, was uns diesmal noch ermöglicht, zu einem Notfonds beizutragen. Aber was viel wichtiger ist: wir sind in Österreich lebende deutsche Dichter. Das heißt für jeden, der die Verhältnisse kennt, unsere Wirkungs- und Lebensquellen liegen und versiegen größtenteils in Deutschland, die Gefahr des Untergangs ist für uns die gleiche, als ob wir im Reich lebten. Wenn nun in der österreichischen Regierung Gefühl dafür vorhanden ist, daß der deutschen Dichtung geholfen werden muß, so hat sie Anlaß und Legitimation genug, um damit in jedem Augenblick vor ihrer eigenen Tür zu beginnen. Die österreichische Ecke ist klein, aber sie ist heute wichtig. Die Erscheinungen in Deutschland wiederholen sich hier, spielen herein und lassen sich auch von hier beeinflussen. Eine repräsentative Vertretung der Schriftsteller (es gibt heute keine in Österreich), mit der man die Materie behandeln könnte, wäre rasch aufgestellt, und gelänge es, im eigenen Bereich einiges an der Lage des Standes zu verbessern, so würde das Beispiel, bei den engen Beziehungen, die bestehen, im gleichen Augenblick auf Deutschland überspringen und die größte Wirkung haben ...

[ < ]

### Der «Untergang» des Theaters

[Juli 1924]

Dieser Aufsatz verdankt sein Entstehen den Theaterdirektoren. Es ist in Wien – abhängig von dem schlechten Gang der Geschäfte, den fehlgeschlagenen Frankspekulationen und dergleichen – plötzlich ein Zustand eingetreten, den sie den Untergang des Theaters nennen. Ich glaube nicht daran. Das Bemerkenswerte wird indes nicht der weitere Verlauf dieser Krisis sein, sondern es sind die Umstände ihres Ausbruchs. Die Abhängigkeit der «moralischen Anstalt», des «hohen Kulturguts» von den Hausse- und Baisseerlebnissen einer verhältnismäßig kleinen Schicht verleugnet sinnfällig eine Menge allgemeiner Kulturphrasen und zeigt die Abhängigkeit eines Luxusartikels vom Überfluß der Wohlhabenden.

Natürlich hat in unserer Generation jedes Kind gewußt, daß auch Bühnen Geschäftsunternehmen sind; aber scheinbar sagte es früher sowenig über das Wesen des Theaters aus, wie es über die Eigenschaften eines Körpers aussagt, daß man weiß, er muß eine räumliche Ausdehnung besitzen. Es kam davon, daß unsere Theater ihre Geschäfte im Namen der Kultur machten, oder richtiger gesagt, daß die bürgerliche Gesellschaft das Theater als ein Kulturinstitut ansah und mit Worten und halben Einrichtungen (wie es die Staats- und Stadttheater sind) begönnete, in der Hauptsache aber, wie es schon ihre Art ist, dem freien Marktverkehr überließ. Es gibt außer der

Kunst noch die zwei andern traditionellen Kulturgüter Wissenschaft und Religion; das der Religion zehrt von der Machtorganisation, die es sich im Mittelalter schaffen gekonnt, und die Wissenschaft hat der Staat nicht etwa aus Pflichterfüllung in seinen Schutz genommen, sondern weil er dieses Machtinstrument der Kirche entwinden wollte. Gewiß spielten auch geistige Bewegungen dabei eine Rolle, aber ohne Unterstützung der Machtpolitik wären sie nie zum Erfolg gekommen. Wie die Gesellschaft Kulturgüter, an denen sie keine Nebeninteressen hat, behandelt, zeigt das Beispiel; man darf, ohne sich von akuten Verschlimmerungen beirren zu lassen, annehmen, daß die Krankheit oder Agonie des Theaters, dieser latente Zustand eines Daueruntergangs, in dem es sich seit Menschengedenken häuslich eingerichtet hat, eine zu unserem Gesellschaftszustand gehörende symptomatische Erscheinung ist.

### **Krisis des Vergnügens**

Man darf natürlich nicht ungewöhnliche Erkenntnisse davon erwarten, aber es ist doch recht aufschlußreich, wenn man das Theater einmal nicht, wie wir es zu tun pflegen, als ein Wesen für sich, mit seinen besondern Leiden und ihren Ursachen betrachtet und der Literatur die Schuld gibt oder den Schauspielern, ihren Direktoren, den Kritikern und allen jenen Faktoren, die den Umkreis des Theaters ausmachen und deshalb nicht über ihn hinausreichen. Will man es mit seinen Vorgängen aber als Teilerscheinung in einem größeren Vorgang ansehen, so ist es vorteilhaft, sich seiner Kennzeichnung als ein sogenanntes höheres Vergnügen zu erinnern, auch gebildetes Vergnügen oder Bildungsvergnügen genannt, denn als solches lebt es im Bewußtsein und Halbbewußtsein unsrer Gesellschaft, wobei der Ton ziemlich gleich auf beiden Bestandteilen liegt.

Unser deutsches Theater in seiner heutigen Form ist höfischer Herkunft; später, dem Hof nachgeahmt, wurde es eine festliche Einrichtung der bürgerlichen Geselligkeit. Das Wichtige daran ist die unselbständige Rolle, welche der Kunst – sei es der des Dichters oder der des Schauspielers – von Anfang an im Theater beschieden war. Eine Hofgesellschaft, die sich anstrengte, um sich nicht zu langweilen, hatte neben Jagden, Bällen und anderen Zerstreungen auch diese Zusammenkünfte geschaffen, wo man sich in einem festlichen Rahmen sah, und daß auf der Bühne gespielt wurde, war nicht Inhalt, sondern nur ein Teil des Rahmens. Für das «Volk» war dieses Theater eine Gelegenheit, um die strahlende Gesellschaft zu begaffen und durch den gemeinsamen Raum, mehr noch durch den von der Bühne ausgehenden gemeinsamen Pulsschlag vorübergehend an ihr teilzuhaben. Diesen Charakter eines Festes mit Zaungästen hat das Theater auch in die kapitalistische Zeit hinübergenommen, und bekanntlich war es bis in die letzte Zeit eine der stärksten wirtschaftlichen Stützen des Theaterspiels, daß sein Besuch, das oft erwähnte Sehen und Gesehenwerden, die lockerste Form der gesellschaftlichen Zusammenkunft darstellte.

Als gesellschaftliches Vergnügen machte es aber auch selbstverständlich die Wandlungen mit, welche zur Zeit des bürgerlichen Hochkapitalismus gehören. Der gesellschaftliche Nimbus des Theaters wirkt zwar noch nach, aber man trifft sich nicht mehr im Theater, sondern man geht hinein oder besucht es; die Vorstellung wird zu einer Nummer am Vergnügensmarkt, die man sich kauft, wann man Lust hat. (Ein Rest des Früheren bei großen Premieren; aber gerade an ihnen erkennt man den Wandel, da mindestens drei Fünftel der Anwesenden berufsmäßig da sind.) Und da der am Theater interessierte Gesellschaftskreis sich sehr verbreiterte und gewissermaßen eine amorphe Struktur annahm, die Theatervorstellung aus einem überwiegend obligatorischen zu einem überwiegend feilgebotenen Vergnügen wurde, nahm sie auch



wesentliche Eigentümlichkeiten des Handels an. Es zeigt sich eine beachtenswerte Übereinstimmung zwischen der Psychologie des Theaters und der des Geschäfts. Die Psychotechnik der Reklame hat zwei Eigenschaften hervorgehoben, welche jede geschickte Anpreisung haben soll: sie muß nicht nur auffallen, sondern sie bedient sich auch des Gefühls der Bekanntheit; ein aufdringliches Plakat ärgert den Vorübergehenden wochenlang, aber es umgibt den Gegenstand des Ärgers plötzlich mit einem Gefühl warmer Vertrautheit, wenn man ihm zufällig im Laden als Wirklichkeit begegnet. Beide Züge finden wir in unserem Theaterbetrieb wieder; das möglichst Sensationelle ebenso wie das möglichst Vertraute, das ist Banale. Damit deutet sich die Erklärung eines Widerspruchs an, der gewöhnlich als solcher gar nicht bemerkt wird. Sie fließt verstärkend seiner Hauptursache zu. Es scheint nämlich, daß zum Vergnügen ein gewisser Zwang gehört. Ich bin kein Soziologe, aber es fällt mir auf, daß alle Feste Anlässe haben und nirgends in der Welt Menschen nur zum Vergnügen zusammenkommen. Selbst die berühmten geschlechtlichen Exzesse des Altertums und der Primitiven ranken sich um religiöse Vorschriften, die höfischen Feste gruppieren sich um den Dienst des Fürstentums, die christlichen Hauptfreßtage fallen auf die ernstesten Feiern. Es hat durchaus den Anschein, daß zum Vergnügen ein gewisser Zwang gehört, um die Opposition der Langweile und des Überdresses nicht aufkommen zu lassen. Daraus kann man verstehen, daß auch das Theater, ein je reineres Vergnügen es wurde, ein desto mäßigeres geworden ist, und dieser Zustand zwischen Lachen und Gähnen, Reizung und Apathie ist ja genau jener latente Zustand eines Daueruntergangs, in dem sich unser Theater häuslich eingerichtet hat, wovon diese Betrachtungen ausgingen. Es ist die Annäherung an den Zustand des reinen Vergnügens, das sich auf ein Abwechslungsbedürfnis in einer umfassenden Langweile reduziert. Ihn hat unsere Epoche ausgebildet; sie fügte ihm als «Zerstreuung» noch ein sozialhygienisches Moment bei, aber die Anteilslosigkeit ist das vorherrschende Gefühl im Publikum, es nimmt das Theater als Vergnügen gerade noch hin. Die psychologischen Wirkungen eines solchen Zustands sind aber die aller Abspannungszustände. Sie bewegen sich in kleinem Schaukeln um einen Nullpunkt lange hin und her, was leidlich angenehm ist, wenn sie aber schon unterbrochen werden, dann wollen sie aufgerüttelt sein. Deshalb läßt sich das Theaterpublikum von kleinen Variationen des längst Dagewesenen schläfrig befriedigen, erweist sich aber auch dankbar für starke Reize, ohne sie ernst zu nehmen. Ich glaube, daß damit sein Zustand richtig beschrieben ist, und nun zeigt sich, daß der scheinbare Widerspruch des möglichst Banalen und des möglichst Sensationellen, der sich schon aus dem Geschäftsbetrieb als etwas Einheitliches ergab, dies auch als Psychologikum des Vergnügens ist.

Damit sind aber die zwei Wege gewonnen, auf denen sich die Entwicklung in der Gegenwart bewegt. Einerseits wird das Theater immer planer, platter und glatter. Die ganze französische und pseudofranzösische Liebeskomödie wie die Stücke der sogenannten Probleme und meisterhaften Theaterinfälle, die Stücke mit ernstem Erfolg also nicht minder als das Amüsier- und Kassenstück lassen sich beschreiben als ein Maximum unbedeutender Einfälle bei einem Minimum bedeutender. Dabei ist die tiefere Unfruchtbarkeit für den Erfolg ebenso wichtig wie die Fruchtbarkeit oberflächlicher Variation, oder mit andern Worten, die Fähigkeit, einem Ding eine neue Seite abzugewinnen, ist keinesfalls wichtiger als die, ihm nicht mehr als eine neue Seite abzugewinnen. Je lauer und abgestandener das Ganze, desto aparter der eine Einfall, von dessen geschickter Darreichung diese Stücke leben; sie sind oft reizend, aber mit jedem steigt die Gesamtabneigung gegen das Theater. Auf der anderen Seite dagegen forderte die Entwicklung, daß das Theater immer knalliger und schreiender wurde. Man spielt auf dem Theater den wilden Mann, sei es als Sexualrüpel oder als Apostel, man tritt als Generation oder Richtung im Rudel auf, um die große Trägheit des Publikums zu überwinden, im Regiezirkus müssen die

Schauspieler wie gezähmte Bestien Bewegungen ausführen, die unsrer einfachen tierischen Natur widerstreben, man stülpt schließlich der Bühne gewissermaßen die Gedärme hervor, indem man ein so dienendes Element wie den Raum zum Träger geistiger Akzente macht. Zweifellos sind gewisse Werte damit gewonnen worden, und jedenfalls sind diese Erscheinungen weit erfreulicher als die Kultur des Starspiels, die auch hierher gehört, aber ohne Frage sind auch sie dem Bedürfnis nach Reizsteigerung entsprungen; vergleicht man sie mit ihrem Erfolg, so sind sie starke, aufrüttelnde Reize, Pistolenschüsse in der Ruhe, aber das Publikum, das alles voraus weiß, wußte schon, daß sie blind sind, wenn es auch ein wenig mitmachte.

Weniger bekannt als diese Zusammenhänge ist es, und ich wüßte nicht, daß es je genügend rüd hervorgekehrt worden wäre, daß auch unsere kritischen Anschauungen wenig mehr als eine Dramaturgie des Vergnügens, eine Geschäftsdramaturgie, eine Dramaturgie der Ermüdung darstellen. Wir haben natürlich auch vorzügliche Kritiker mit persönlicher Anschauung all dieser Probleme, die sind hier nicht gemeint, analysiert man aber die Maßstäbe der einflußreichen Durchschnittskritik, so zeigen sie sich im Grunde nur als Anweisungen, Menschen wach zu erhalten, die einzuschlafen drohen. Das besorgt z. B. die Spannung, dieses kindlich durchsichtige Erratenlassen von etwas, das vom ersten Augenblick an kein Rätsel ist. Die Forderung der dramatischen Anschaulichkeit, nach der möglichst alles Handlung sein muß, zielt auf die einprägsame Einfachheit der illustrierten Kinderfibel. Man schätzt es, wenn man gleich durch die erste Szene wie durch ein Loch in einen Ausblick fällt, wenn viel geschieht, die Personen rasch wechseln und elegante Schürzungen kleinen Verwicklungen einen überraschenden Auslauf geben, den man schon erwartet hat. Wenn man müd ins Theater geht, will man eben, daß auf der Bühne oben etwas gegen diese Müdigkeit geschieht, das sie gleichzeitig berücksichtigt. Fast alles, was Technik des Dramas heißt, ist von dieser Art. Ein guter Dramatiker arbeitet wie ein Betriebsingenieur, welcher weiß, daß im ersten Drittel und kurz vor Ende der Arbeitszeit die Zahl der Unfälle am kleinsten ist, er rechnet instinktiv damit, daß die Aufmerksamkeit oszilliert, weshalb drei Pointen geistreicher wirken als ein Niveau, und er pfeift auf Ideen, weil der Mann mit drei Einfällen durch gegipfelten Kontrast der kluge Ausnützer seiner eigenen Leere wird. (Verwandt mit dem Stil des Journalisten.) Der Kritiker aber fällt ihm auf alles herein und verkündet solche Fabrikserfahrungen als dramatisches Gesetz, das er im Lauf der Jahre der Bühne abgeguckt zu haben stolz ist. Ungemein selten trifft man bei uns die Erörterung der geistigen Bedeutung eines Theaterstücks an, eine Diskussion seiner Gedanken, Leidenschaften oder gar Atmosphäre; dagegen sehr oft betont die Auffassung, daß die dramatische Dichtung für das Theater geschrieben werde und in das Theater münde oder keinen tieferen Ursprung und kein höheres Ziel habe als zu wirken. Man findet solchen Wirkwarenkritiker immer in Erinnerungen an Figuren und Stücke, die auf ihn gewirkt haben, und da ihm für geistige Ordnung Wille und Fähigkeit fehlen, vergleicht er sie nach den sinnfälligsten Erscheinungen, äußerlichsten Ähnlichkeiten und dem größten typologischen Signalement der Figuren und Szenen. Das scheinbar positive «Wirken» verschiebt alles in eine Sekundärsphäre; was im Leben verdächtig ist, wird dadurch zur obersten Anforderung im Theater gemacht: auf Wirkung bedacht sein, statt Ur-Sache zu sein.

Natürlich hat alles, was sich in den Köpfen dieser Leute verwirrt, auch einen Kern von Wahrheit in sich; aber sie machen sich zu Dienern dieses unbestimmten Wahrheitsgehalts statt zu seinem Herrn. Vom Aktionär bis zum Wäschemacher wird mit nie erlahmendem Eifer vom Theater geredet, als ob es eine geheimnisvolle, unter besonderen Ausnahmegesetzen lebende Welt wäre, vor deren Schwelle alle Erfahrungen der gewöhnlichen Welt zurückbleiben, und der Kritiker macht das nicht ungerne mit. Im Roman spielt die «Technik» längst keine solche Rolle wie in der Theaterkritik (obgleich er technisch mindestens ebenso schwierig ist wie das Drama), dafür spielt

er heute bei weitem eine größere Rolle im Geist der Menschheit, und beides wahrscheinlich deshalb, weil er kein so gutes Geschäft ist wie das Theater.

### Bildungskrisis

Man kann gegen diesen Versuch, unsere Theatererlebnisse durch den Begriff des gehandelten Vergnügens verstehen zu wollen, natürlich einwenden, daß es auch andre Erklärungen gibt; wir sind ja gewöhnt, die Zustände der Kunst aus dem Kampf und Wechsel von Prinzipien und dem Auftreten bestimmter Persönlichkeiten zu erklären. Aber das verträgt sich ganz gut mit der abstrakten Betrachtung, denn daß führende Personen eines bestimmten Typus in der Kunst auftauchen und zur Wirkung kommen, hat einen großen Teil seiner Ursachen im sozialen Zustand. Und dafür, daß ein soziales Moment zumindest an unseren Stigmata einen wichtigen Anteil hat, spricht wohl auch, daß sie sich, wie erwähnt, im Roman wesentlich weniger ausprägen als im Drama, obgleich da wie dort fast die gleichen Personen in Frage kommen, während die Erscheinungen in Dramatik und Malerei einander ähneln, obgleich der Personenkreis verschieden ist, jedoch die sozialen Bedingungen – Geschäftsbetrieb und sozusagen Kollektivkonsum – ziemlich übereinstimmen. Triftiger ist der Einwand, daß der am Theater beschriebene Zustand vielleicht gar nicht nur unsrer Zeit zukommt und etwa die Goethes darin auch nicht viel anders war. Die geistige Minderwertigkeit besaß damals wohl biedervolkstümliche Züge, aber sie machte sich genau so breit, so daß bloß die gewisse großstädtische Verschärfung hinzugekommen ist, die alle Erscheinungen unsrer Zeit zeigen. Wahrscheinlich ist es auch so, aber das führt von selbst zum zweiten Teil dieser Betrachtung, welche sich ja das Theater sowohl unter dem Titel des Vergnügens wie unter dem der Bildung vorgenommen hat. Und um es sofort zu sagen: sollte das Mißverhältnis zwischen den zwei Bestandteilen auch seit je gleich groß gewesen sein, so bleibt doch ein großer Unterschied darin bestehn, daß sich die Entwicklungsrichtung seither umgekehrt hat; die «Bildung» – mehr noch das Verlangen nach ihr, die Bildungsgesinnung – war damals in jugendlichem Aufstieg und ist heute in Abstieg, Auflösung oder zumindest in eine krisenhafte Unsicherheit geraten. Im Namen der Bildung hat einst die bürgerliche Gesellschaft – bei uns durch die großen Geister der klassischen Vergangenheit – das Theater für sich in Anspruch genommen, und in alle Krisen spielt auch heute noch eine ferne heilige Verpflichtung hinein, aber diese Panazee der Bildung hat selbst die Geschicke des Theaters geteilt. Ein «gebildeter» Mensch war ursprünglich ungefähr das, was eine moderne literarische Schule heute einen Logokraten nennt; es handelte sich um den auf Geist gegründeten Herrschaftsanspruch, eine Idee, die später im bürgerlichen Liberalismus aufging, weshalb gebildet heute vielfach synonym mit wohlhabend gebraucht wird. Auch die Bildung ist nur bis zu einem gewissen Grad organisatorisch geschützt, im übrigen aber von der kapitalistischen Gesellschaft sich selbst und dem freien Markt überlassen worden. Die Erscheinungen, die das Theater heute zeigt, sind nur ein Teil der umfassenden Bildungskrisis, oder wenn man will, Bildungsdämmerung, in der wir leben. Ein Vergleich mit der Geschichte des englischen Theaters im neunzehnten Jahrhundert<sup>(3)</sup>, in der sich der Einfluß der Großstadt und der Soziologie ihrer Vergnügungen um einige Jahrzehnte früher geltend gemacht hat als bei uns, zeigt einen Teil unserer Erscheinungen (den banal sensationellen) in noch vergrößertem Maß; aber die Gegenkräfte, welche diesen Zustand überwand, waren noch nicht durch Mutlosigkeit und Zweifel so geschwächt wie heute.

Es lohnt sich, einige Feststellungen über die Geschicke unserer «Bildung» der zuständigen Forschung zu entnehmen<sup>(4)</sup> und den Ausschnitt des Theaters mit dem Ganzen zu vergleichen.

Das Wort im heutigen Sinn kam um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf. Allgemeine Bildung hieß damals universelle Erudition; sich bilden, sich formieren; Kant gebrauchte dafür das Wort Kultur; bei Herder, dann bei Goethe tritt in das Wort noch die Bedeutung von paideia und eruditio ein. In der Hauptsache aber war von damals bis gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts Bildung gleich geistiger Selbständigkeit oder Aufgeklärtheit. Vom Zeitalter der Aufklärung geformt, umschloß diese Vorstellung die Opposition gegen kirchliche und politische Gebundenheit und war ursprünglich rationalistisch vom Glauben an die Dreieinigkeit von Natur, Vernunft und Freiheit getragen. Später, als der Glaube an die Autonomie der Vernunft schwere Schläppen erlitten hatte, wurde er teilweise durch den Glauben an das naturwissenschaftlich realistische Denken ersetzt. Eine wichtige und namentlich für unsere Schwierigkeiten bestimmende Komponente war außerdem gleich anfangs durch den Einfluß Herders hineingebracht worden: das antike Ideal allgemeiner Menschenweisheit; die Antike wurde als Muster zu direkter und unumschränkter Nachahmung empfohlen. «Ein gebildeter Mensch im vollen Sinn wird man vor allem durch den Verkehr mit den Alten, diesen Altvätern der menschlichen Geistesbildung, diesen ewigen Mustern des richtigen, guten und geübten Geschmacks und der schönsten Fertigkeit im Gebrauch der Sprache; an ihnen müssen wir unsere Denk- und Schreibart formen, nach ihnen müssen wir unsere Vernunft und Sprache bilden. Wer das getan hat, dem ist der Sinn der Humanität, d. i. der echten Menschenvernunft aufgeschlossen, er wird ein gebildeter Mensch sein und sich als solcher im Kleinsten und Größten zeigen.» (Herder: *Vom wahren Begriff der schönen Wissenschaften und der Gymnasialbildung*, 1788.)

Man braucht nur dieses Zitat zu lesen, um zu sehen, wie weit wir in der Organisation ideologischer Wandlungen zurückgeblieben, wie wir an einer notwendigen Übergangsphase hängengeblieben sind, wie wir mit dem Rücken gegen die Zukunft stehn und in welche lebensunmögliche Lage wir durch unsere höheren Schulen alljährlich Zehntausende junger Menschen bringen.

In jeder Bildung steckt, wie mich dünkt, es wird heute ja oft bestritten, ein allgemein menschlicher Wert, und keine ist bloß ein relatives Ideal ihrer Zeit, sondern sie folgen einander wie Teillösungen einer Aufgabe, die im Grunde dieselbe bleibt; aber andererseits ist jede Bildung natürlich auch durch den Stand bedingt, der sie trägt, von der Relativität seiner Ansprüche und Einbildungen gefärbt und stukkiert, ja sie hat ihre Verbreitung wahrscheinlich niemals nur ihrem innern Wert zu danken gehabt, sondern stets auch dem Umstand, daß sie ein Vorrecht der Oberschichten ist und deshalb ein Argument im sozialen Aufstieg. In diesem Sinn folgten im deutschen Volk einander (nach [Friedrich] Paulsen): das kirchlichlateinische Bildungsideal mit dem Klerus als führendem Stand, das höfisch-französische Ideal des Adels und endlich das bürgerlich-hellenistisch-humanistische, in dessen Endphase wir uns voraussichtlich befinden. Denn jede dieser Bildungen, und auch alle anderen uns bekannten, entwickelte sich nach dem gleichen Schema, das wohl überhaupt eine Art Bahnverlauf jedes in den sozialen Körper eindringenden starken Reizes darzustellen scheint. Sie entsteht erst gewissermaßen nebenbei und kaum selbständig bemerkt als Folge eines auf bestimmte andere Ziele gerichteten Lebens (z. B. im germanisch-lateinischen Mittelalter) oder der unzählbar vielen kleinen Lebensänderungen, deren Integration die Lebensrichtung allmählich umbiegt (Übergang der Scholastik in die sogenannte Neuzeit), und tritt in ihrer zweiten Phase, die man die heroische nennen kann (Klassik), bewußt hervor. Hier knüpfen sich überschwengliche Hoffnungen an sie, und sie erweckt flammende Bestrebungen; es ist die Zeit, wo sie planmäßig organisiert wird. Den dritten Entwicklungsabschnitt, in den die nun offiziell anerkannten neuen Impulse eintreten, kann man kurz als den ihrer Bürokratisierung kennzeichnen; in unserem Fall vollzog sich dieser Härtings- und Verknöcherungsvorgang im Schulwesen des neunzehnten Jahrhunderts, und er zieht

notwendig eine vierte Phase nach sich, jene verdrießliche Enttäuschung, an der wir leiden; das Ziel wird auf neuen Wegen zu erreichen gesucht, und je nach den Umständen führen sie zu Umsturz oder Reform.

Sucht man diesen unsern Zustand zu beschreiben, so stößt man auf die folgenden Grundeigenschaften der Bildungskrise:

Die Bildung hat heute, nicht nur durch die politische Emanzipation der Arbeiterklasse, ihren sozialen Nimbus verloren.

Sie hat bekanntlich niemals das ganze Volk, nicht einmal das Bürgertum, sondern nur eine dünne Schicht davon durchdrungen, ist also viel früher als auf halbem Weg stehengeblieben; als Folge ist das Volksganze kulturell außerordentlich inhomogen geworden und wird es immer mehr. Das Volkssystem ist kaum mehr als ein Notbehelf, das öffentliche Schulwesen nimmt neue geistige Impulse nur mit größter Verzögerung und Unsicherheit auf, die Zeitung hat quantitativ zwar noch das meiste geleistet, verehrt aber eingeständenermaßen die Ideale der Sensation und des kleinsten Lesergehirns, das ihre Mitteilungen noch fassen können muß. Die Vorbedingungen raschen, angemessenen Verständnisses geistiger Leistungen fehlen uns deshalb, und ein große Kreise durchlaufender Impuls muß schon stark an ein Massenbedürfnis rühren, wie es Heldenverehrung, Grausamkeit, Sentimentalität, Borniertheit, Geldgier, Mode, Vergnügungssucht, Neugierde sind.

Dies alles gilt aber auch schon von der Bildungsschicht selbst:

Die Fähigkeit, neue geistige Impulse aufzunehmen und ihnen den Weg in die Tiefe und Breite möglichst zu bahnen, hat in keiner Weise Schritt gehalten mit der sich beschleunigenden Folge solcher Impulse, noch mit dem täglichen Anwachsen der Menschenmenge, für die sie bestimmt sind und von der ihr Schicksal abhängt. Ja, man kann sagen, daß die Institutionen, welche als Niederschlag der zur Herrschaft gelangten Bildungsvorstellungen sich auskristallisiert haben, wie Schule, Politik, Kirche, der Weiterentwicklung außerdem Widerstand leisten.

Es häuft sich also eine Überzahl nicht oder schlecht verarbeiteter Ideen an, und die ordnenden wie vereinfachenden Ideen, über welche wir verfügen (im allgemeinen ist es eben die abgebröckelte und durch nichts Neues ersetzte Ideologie des achtzehnten Jahrhunderts), reichen ihnen gegenüber nicht aus. Die Verdichtung des geistigen Verkehrs über die Erde hin, und in ferne Zeiten zurück, die historische wie die ethnologische Erschließung neuer Lebensgestaltungen häufen aber immer neues geistiges Material an, und als notwendige Folge davon muß eine Art Selbstzersetzung der Kultur eintreten. Der Bildungsschicht bemächtigte sich ein Gefühl der Ohnmacht, sie verlor das Vertrauen in ihre eigene Bildung und damit einen großen Teil ihres Prestiges. Jeder von uns kennt dieses Durcheinander; Unsicherheit und Bildungskatzenjammer sind die ebenso wohlbekanntesten Stigmata, die dazugehören, und jeder reißt sich heute aus dem ohnmächtig daliegenden deutschen Geist heraus, was ihm paßt.

Außerdem ist aber der Bildungsstoff der Gegenwart vorwaltend in der Richtung positiver Erkenntnisse, Tatsachen, Wissen, Spezialdenkmethoden gewachsen, die praktische Weltbeherrschung hat traumhafte Fortschritte gemacht, die Bedeutung des Wirklichen gegenüber dem Erdachten ist in einem noch nie dagewesenen Maß fühlbar geworden, während der Bildungsbegriff, der das meistern soll, alt und Herderisch geblieben ist. Diese bekannte Inkongruenz zwischen den neuen Einflüssen und der Form des Gefäßes, das sie aufnehmen soll, ist eine Hauptursache aller Erscheinungen. Der Versuch, eine realistische Tendenz in das Bildungswesen zu bringen, war zwar da, aber er schoß sowohl übers Ziel wie zu kurz, indem er teils den humanistischen Stoff durch realen zu verdrängen suchte, teils Stoff schließlich neben

Stoff lagerte, ohne daß diesem Nebeneinander ein neuer Geist entwuchs.

### Theater- und Bildungskrisis

Zieht man von diesem allgemeinen Zustand den Vergleich zum Theater, stimmen die Erscheinungen bis in die Einzelheiten der Verbesserungsversuche überein. Ich möchte hier nur drei davon berühren:

So haben Kunst und Bildungswesen seit etwa dreißig Jahren die Gegnerschaft gegen den sogenannten Intellektualismus gemeinsam. Man hat dem dünnen Verstandesunterricht des Schultyrannen das Ideal der «Herzensbildung» gegenübergestellt, hat «Anschauung» statt Urteilsschärfung verlangt, «Erlebnis» statt Erzählung, Lichtbilder statt begriffelnder Umschreibung und ähnliches mehr. Die Auswirkungen der gleichen Strömung findet man im Gebiet der Kunst. Schon der Impressionismus hat das Vorurteil ausgebildet, daß der Dichter zum Herzen sprechen müsse oder irgendeinem ähnlichen Organ, das ohne Verbindung mit dem menschlichen Großhirn gedacht wurde, und hat dadurch wesentlich beigetragen, das Theater von der geistigen Entwicklung abzuschalten. Es mußte sich einfach und drastisch gestalten, durch Handlung und Gefühlsausdruck, also in einer Art Analphabetensprache, wirken. Die eine Folge war eine beträchtliche Unintelligenz der Bühnendichtung, die andre, daß bis auf den heutigen Tag der große Dramatiker erwartet wird, der in der tiefsten Weise zu allen sprechen soll, und natürlich niemals kommt, mit welcher Vorstellung falscher Volkstümlichkeit wieder die Klage zusammenhängt, daß unsere Zeit keine Kunst mehr hervorzubringen vermöge, und eine ganz unnötige Selbstunzufriedenheit. Auch die folgende «Generation» hat das nicht richtiggestellt; die übermäßige Betonung des Bühnenbildes, des Tanzartigen, der Stimmbewegungen, der mimischen Komposition war Suche nach einem neuen Ausdrucksmittel, statt das alte, alphabetische zu neuem geistigem Gebrauch herzurichten. Der Erfolg konnte nicht mehr sein als Bereicherung im einzelnen.

Der zweite Zug, der durch die Bildungsbewegung ging, war ein sozialetischer; statt Persönlichkeit Erweiterung des Selbst zur Gemeinschaft, Verfeinerung des sozialen Empfindens und seine Festigung durch Willensbildung, radikaler Bruch mit der Vorstellung, daß Bildung Ausbildung der einzelnen Menschenseele sei: in irgendeiner Form hat es jeder oft gelesen. Teilweise decken oder vermengen sich diese Forderungen mit den vorigen: auf eine irgendwie weihevollere, festlich vereinende Volks- und Gefühlssprache der Kunst laufen auch sie hinaus, soweit sie auf das Theater Einfluß genommen haben. Es kennzeichnet sie besonders eigentlich nur die gewöhnlich mit ihnen verbundene Ablehnung der «individualistischen» Kunst als etwas Überwundenen. Nun kann man ja wohl sagen, daß der alte Held unseres Theaters mit seinem spezifisch tragischen Konflikt des freien Willens, der zwischen die Schranken des bürgerlichen Gesetzes eingeklemmt ist, eigentlich ein Freihandelsheld war, aber das hat sich ja schon lang, wenn auch nicht mit der nötigen Bewußtheit, geändert; ich habe es einmal in der Formel ausgedrückt, daß an die Stelle des tragischen Widerspruchs eines einzelnen *zum* Gesetz der geoffenbarte Widerspruch *in* den Gesetzen irdischer Existenz treten müsse, der oft unlösbar, aber immer zu überwinden ist; es liegt darin der Unterschied zwischen der Aufklärungszeit, welche an die Autonomie des Sittengesetzes und der Vernunft glaubte, und der Zeit des Empirismus, für den die Welt eine unendliche Aufgabe mit fortschreitenden Teillösungen ist. Dieser Empirismus ist das große geistige Erlebnis, welchem wir entgegengehen, wenn unser Globus intellectualis mit seiner dünnen Bildungsschicht und seiner übergroßen, undurchdrungenen Masse nicht vorher zerspringt. Daran wird der Sozialismus (dessen Umkreis die sozialetischen Reformpläne des

Theaters in der Hauptsache entstammen) nichts ändern, falls nur die Richtung des Menschen auf Weltforschung und -beherrschung in ihm erhalten bleibt, was wahrscheinlich ist. Ich zweifle nicht daran – der ganze erste Teil dieser Ausführung hat es ja ausgesagt –, daß eine Änderung der Gesellschaftsform auch eine der Kunst nach sich ziehen würde; an den Grundproblemen der Schöpfung – und dazu gehört der Widerspruch zwischen Einzel- und Kollektivwesen, das wir sind – vermag das aber, von Übergangszeiten abgesehen, nur die Gewichtsverhältnisse und die Form der Äußerung zu verschieben. Auch der Sozialismus trägt in seinen Kulturbestrebungen das Stigma der Gegenwart, daß Mechanik und Seele sich nicht vereinigen können; in der Politik gewiß eher zu sehr rational als zu wenig und wenigstens in Deutschland ohne starkes Herz, überläßt er die Kunst einer Art Herzwachstum, das kommen oder da sein soll. Sein Anhang an Kunstreformern enthält leider viele Vogel-Strauße, welche den Kopf in die Zukunft stecken, weil sie das gegenwärtige Starke, Dienliche, zu Erschließende, welches das Theater auch heute enthält, nicht verstehen.

Den unmittelbarsten Ausdruck des Bildungsüberdrusses zeigt endlich die «antiliterarische» Einstellung, welche in der Diskussion von Theaterfragen so oft zu spüren ist. Befreiung des Theaters vom Bildungsballast, Wiedererweckung des reinen Übermuts spielerischen Bedürfnisses, Stegreif, Theater der Schauspieler sind bekannte Überschriften, deren Einfluß von dem nur auf schauspielerische Leistung zugeschnittenen Spielplan bis zu ernstesten Versuchen reicht, das Stegreiftheater des Barock wieder heraufzuführen. Nach allem schon Gesagten braucht dem nichts hinzugefügt zu werden. Meiner Ansicht nach kann das nur dazu führen, die Literatur der Literaten durch die der Journalisten zu ersetzen, welche der Schauspieler täglich in der Zeitung liest.

Das besorgt aber ohnedies schon ein großer Teil unserer Dichter selbst. Man hat sich beim Verteidigen und Bekämpfen von «Richtungen» gar nicht Rechenschaft darüber gegeben, daß die einflußreichste und allgemeinste und alle Schulen umfassende Richtung der Bühnendichtung die auf ihre Journalisierung ist. Anregbarkeit, fixe Rundung, Temperament, sparsam geschickte Pointierung, wirkungsvolle Aufmachung, auf dem laufenden sein und einige andere sind die Tugenden, welche der begabte dramatische Journalist seinem Kollegen von der Zeitung entlehnt, und es gibt auf diesem Gebiet wirkliches Talent. Die Nachteile sind: man sucht das Neue, findet aber nur das Neueste; alle in der geistigen Atmosphäre schwebenden Impulse werden durcheinandergeschwenkt, aber kein einziger vertieft und ausgereift; natürlich tritt an dieser Tätigkeit immer mehr das Moment hervor, daß sie nur der etwas ungläubigen Zerstreung dient, wie es beim «Vergnügen» festgestellt wurde, während die ihr Angehörigen glauben, vorausseilende Diener des Geistes zu sein.

Ich glaube, daß es nicht ganz ohne Einfluß bleibt, wenn man sich einmal solche Zusammenhänge klarmacht, die man im täglichen Erleben des am Theater Beteiligten stückweise kennenlernt. Der Versuch, Lösungsmöglichkeiten der Krisis daraus abzuleiten, würde zu weit führen. Es wollen Gedanken wie diese überhaupt keine Theorie sein, welche Erscheinungen erklärt; die Dinge hängen wohl so zusammen, aber sie hängen auch anders zusammen, das ist der Unterschied des Lebens von der starren Ordnung, und man kann dem Zusammenhang immer nur nach einer Dimension folgen. Auch muß ich gestehn, daß mir selbst der Versuch, dem kleinsten Ding auf den Grund zu gehen, heute in der Literatur schon lächerlich erscheint, wo wir in einem Meer von Schaum schwimmen. Immerhin möchte ich einigen Folgerungen, die sich von selbst ergeben, nicht geradezu aus dem Weg gehen. Das Merkwürdigste an den Zuständen unseres Theaters ist ja, daß wir vor kurzem erst einen Hochstand hatten und noch heute sehr bedeutende Leistungen im einzelnen besitzen. Die Müdigkeit, Hoffnungslosigkeit und Gleichgültigkeit, welche dennoch

in der Atmosphäre des Theaters lagern, sind weit ärger, als nur durch das Theater gerechtfertigt ist, sie sind Bildungs- und Kulturmüdigkeit, Unsicherheit, Mutlosigkeit des Geistes, nicht mehr wissen, wozu. Die Impulse, welche das Theater allabendlich aussendet, verlaufen ins Leere, weil die kulturellen Kategorien fehlen, sie aufzunehmen. Diese müßten zuerst wiederhergestellt werden. Da stößt man aber sogleich auf die ausrollende Totalität, welche jede Bildungskrisis darstellt, und findet kein Ende.

Suche ich persönlich die engste Zusammenfassung der Erfahrungen, die man mit den Jahren erwirbt – und ich glaube, wer ihrer überhaupt fähig ist, macht sie in der gleichen Weise –, so kann ich nur sagen, nichts hat mich in meinem Leben so ermüdet, wie die atemraubende Ungeistigkeit, von der die Atmosphäre nicht nur des Theaters sondern unserer ganzen Literatur voll ist. Man findet mühelos Erfolg, wenn man etwa zwei bis zehn Anteile Bedeutung mit 90 bis 98 Teilen Bedeutungslosigkeit vermischt; das imponiert als Geist, der untere Mischungsgrad gilt dort, wo die Sache deutsch und gesund heißt, der obere dort, wo man sich auf gespitzten stürmischen Geist etwas zugute hält; reichere Gemische werden von beiden Seiten nicht mehr aufgenommen und für wertlos gehalten. Das gleiche gilt von Seele, Leidenschaft, Kraft und jeder menschlichen Reaktion, deren Dasein in besonderer Form nur dann wahrgenommen wird, wenn es zu mindestens neun Zehnteln unbesonders ist. Wenn aber gescheite Menschen (und der Mensch ist heute doch gescheit) ein Tätigkeitsgebiet derart der Verblödung überlassen, so hat dies immer auch einen Grund, und dieser ist: tua res agitur – diese Beziehung, durch welche ein Ding erst die Kräfte des Menschen weckt, fehlt hier. Wenn ein normaler zivilisierter Mensch sich heute ins Theater setzt, und dort schreit eine Seele oder lärmt: was können wir von ihm erwarten? Er erhält Stöße gegen irgendwelche unbestimmten inneren Organe und muß diese Behandlung entweder unerhört unangenehm oder unerhört interessant finden; der Unterschied hängt fast nur vom guten Willen ab, und erfahrungsgemäß gehen die beiden Reaktionen auch sehr leicht ineinander über. Findet er sie aber interessant und will etwas darüber sagen, so sieht er sich maßloser Willkür des Ausdrucks gegenüber. Denn dem Kritiker geht es im allgemeinen nicht anders als ihm. Man sehe sich Kritiken auf ihre Ausdrücke an: Temperament, Chaos, von Blut gezeugtes Wissen, Stimme unserer Zeit, Brausen eines Erlebnisses, Dynamik von Mensch zu Mensch ... ich habe eine ganz zufällige Probe herausgegriffen, vermittelt sie einen Eindruck? Beschreibt sie ein Erlebnis? Bezieht sie sich auf einen menschlichen Wert? Auf etwas Faßbares? Alles ist vage, unpräzise, unsachlich, maßlos, einmalig, zufällig. Unter den Ursachen möchte ich eine hervorheben: Schon im Literaturunterricht, durch den einerseits Kritiker wie Zuschauer die schließlich doch entscheidende Vorbereitung empfangen, in dem andererseits sich das Ganze wiederholt, wird dieser «Geist» großgezogen. Was würde man dazu sagen, wenn die Universitätshörer in der Physik die Biographien Keplers und Newtons hören oder lernen würden, wie ihre Person, ihre Zeit und ihr Werk zusammenhängen, aber nichts von den Systemen, in denen sich die Erkenntnisse der Physiker verketteten? Gerade dies geschieht aber in der Literatur. Der Humanismus, den wir treiben, ist höchstens im Nebensatz vergleichend, Lebenselemente herauslösend, ethisch, sucht vielmehr möglichst das Ganze von Persönlichkeiten, Zeiten und Kulturen zu verstehen und als Muster aufzustellen. Der wesentliche Sachwert wird vernachlässigt, neben dem Biographischen fehlt das bewußt Ideographische und wird mehr oder weniger wie im Leben so in der Schule der persönlichen Willkür und Neigung überlassen. Ich weiß natürlich sehr wohl, was der «Zauber des Persönlichen» in der Kunst und sonderlich am Theater bedeutet; aber wenn eine andere Person das Persönliche des Künstlers oder Werks in sich aufnimmt, so geht es nicht anders zu als bei der Nahrungsaufnahme: Abbau in Elemente und deren Assimilation. Jedes menschliche Werk besteht aus Elementen, die auch in unzähligen anderen Verbindungen vorkommen, und indem man es so versteht, löst es sich in die fließenden



Reihen der Seele auf, welche von Anbeginn bis heute laufen, und wird eine Auslegung des Lebens. Das ist hier unter Sachlichkeit verstanden; und solange wir sie nicht besitzen, ja nicht einmal eine Ahnung von ihrer Notwendigkeit haben, sondern auf die überwältigende Persönlichkeit (des Dichters, Werks, Darstellers) warten, die wir als Totalität schlucken möchten wie eine Auster, werden wir nicht zu besseren Zuständen kommen. Fragt man sich z. B., wodurch sich Zeiten religiösen Aufschwungs von anderen unterscheiden, so findet man als ihre Eigenschaft nicht nur die intensive Beschäftigung des Menschen mit Gott, sondern auch mit dem Leben, eine brennende Sachlichkeit des Hierseins.

Das führt übrigens zurück zur Volkstümlichkeit, die das Theater verloren hat. Sieht man von allem ab, was es heute vom Volk trennt, also Preisen, Spielzeit und dergleichen, aber auch von dem zu großen Unterschied in Niveau und Voraussetzungen, den die freie Volksbildungsarbeit allein kaum überbrücken kann, so bleibt noch die Bedingung unerfüllt, daß es in der Masse verbreitete Eigenschaften sein müssen, welche das Theater beleben. Ihre Kardinal ist die Beschäftigung des Menschen mit sich selbst. Auch auf dem niedrigen Niveau der gewöhnlichen Konversation spielt ein Romane einem anderen Menschen gegenüber mit seiner Person, wie eine Frau mit dem Fächer; er wirbt für sich und seine Gedanken, indem er spricht; wir dagegen haben das Ideal des Handelns auf der Bühne wie im Leben. Dieser Unterschied liegt also schon im Volk und ist nicht bloß einer der Bühne. Wie führt man deshalb ein Volk, dessen Ideal der starke Mann ohne viel Worte, der Reserveleutnant, ist, das dadurch Literaturkritiker bekam, in denen jetzt der Geist rumort, wie der Lärm in der Klasse, wenn der Lehrer unerwartet hinausgehen mußte, zu den Vorbedingungen der Dramatik zurück?

Ich weiß es nicht. Auch darin zeigt sich aber der Zusammenhang mit dem Ganzen.

[ < ]

**Robert Müller**

*[3. September 1924]*

Der Schriftsteller Robert Müller hat vor einigen Tagen in Wien durch Selbstmord geendet.

Ich habe ihn kennengelernt, als wir aus dem Kriege heimkehrten. Er war damals ein schlanker, hochgewachsener Mann, der sich im Ausgang der Zwanzig oder Anfang der Dreißig befinden mochte, aus zähem Draht gebaut, mit einem aufmerksam, sachlich und freundlich spähenden Kopf, dessen Profil die Angriffskraft eines Raubvogels hatte; er sah weit eher einem Leichtathleten gleich als einem Schriftsteller. Oder, um es mit einem Satz auszudrücken, in dem er sich anscheinend selbst beschrieben hat: «Sein Anblick enthüllte einen sachlichen, lebhaften und waghalsigen Blutmenschen.»

Man sah, daß er arm war, aber Vertrauen zu sich hatte und entschlossen war, nicht den gewöhnlichen Weg der Literaten zu gehen. Er gab damals gemeinsam mit seinem Bruder eine kleine Wirtschaftszeitschrift heraus, in der mir, der ich noch nichts von ihm wußte, Bemerkungen auffielen, die von einer verblüffenden, aber auch sofort fesselnden Taktlosigkeit waren, falls man es so nennen darf, wenn ein Mensch den Ton, den ihm eine Situation aufzwingt, unvorhergesehen durchbricht. Es war eine Maßlosigkeit der Ungeduld, welche das seriös tuende Geplauder des Wirtschaftsfeuilletons nicht ertrug, sich plötzlich irgendeines Einfalls über Welt- und

Seelenprobleme entband, und davon beruhigt, wieder so weiterschrieb, wie es nun einmal sein mußte. Ich wähle absichtlich das feinschmeckerliche Wort Taktlosigkeit dafür, weil in Wien mehr als anderswo das Schicksal eines Schriftstellers davon abhängt, daß er den Ton der wohlgezogenen Mittelmäßigkeit trifft. Im Grunde aber barg der kleine, sich dem ersten Blick anbietende Wesenszug den ganz bedeutenden Menschen. Dieser Schriftsteller war entschlossen, das Leben unromantisch zu lieben, wie es ist, also auch einschließlich seiner Wirtschaftszeitschriften, aber es auch ebenso zu bekämpfen und den Ideen schließlich zum Sieg über das Getriebe zu verhelfen: von der ersten Zeile angefangen, die er schrieb, bis zu dem Schuß, der seinem Leben ein Ende machte. Das ist nur scheinbar ein Widerspruch, denn die Liebe wie die Feindschaft für die Welt liegt in der Seele jedes Künstlers.

Robert Müller hat alles Lebendige geliebt, wie der Jäger sein Wild. Er beschrieb einen trägen Geldsack mit der gleichen Leidenschaft, die jede Bewegung der Bestie zu verstehen sucht, wie ein durchgehendes Pferd. Und er beschrieb diese die Sinne erregende Außenseite der Welt, hinter der sich lähmend verwirrtes Inneres nur ahnen läßt, mitunter geradezu genial. Das war nicht nur eine künstlerische, eine literarische Angelegenheit, wiewohl die rechte Würdigung dieser Fähigkeit zeitlebens auf Literaten beschränkt geblieben ist; denn etwas neu beschreiben, heißt auch lehren, einen neuen Gebrauch davon zu machen. Man könnte allerdings alles, was er schrieb, ohne es zu verkleinern, auch eine leidenschaftliche Reportage nennen. Die Lust am Tatsachenbericht bildet einen Wesenszug in jedem Erzähler; er aber hatte als Journalist angefangen, und wenn er einen Wirkungskreis gefunden hätte, wäre er mit Vergnügen ein gewaltiger Journalist geworden, der nur nebenbei Bücher schreibt. Was ihn hinderte, war die Unlust, sich eine für den täglichen Betrieb praktikable Anschauung fest zu eigen zu machen; er ließ sich von dem, was er sah, von einem Standpunkt zum anderen treiben: in dieser niemals zu Ende kommenden Wahl verriet sich die heimliche Schwäche des Dichters für das geistig Interessante, das sich niemals mit den Grenzen zwischen Gut und Böse und Wahr und Falsch deckt. Aber der Reporter war stark genug; um seine Wesensart auch darin dem Dichter aufzuzwingen. Viele Träumereien, aber nichts Träumerisches findet sich in seinen Büchern (bis auf Spuren, die allerdings stark sind, wie Narben); er liebte das Verweilen nicht, er schloß sich nicht in seine eigene Auffassung ein, sondern warf aus sich heraus, was ihm einfiel, in das Gebrodel der Welt, in der er lebte; seine Schilderungen waren von den persönlichsten Theorien durchsetzt, doch könnte man sagen, er dachte immerzu, aber er dachte niemals nach, weil ihm das «Nach-», das Hinterdreindenken, während die Welt davonrast, wie ein dummer Verlust vorkam. Dies zog ihm das Mißtrauen all jener zu, deren Gedanken niemals ohne Hut auf die Straße rennen. Sie hatten nicht in allem unrecht, wohl aber im Entscheidenden: daß sie niemals das Stürmische dieses Wesens sahen, welches etwas anderes war als nur Flüchtigkeit. Auch Schwäche war es nicht, was sich auf den ersten Blick in blonde wie schwarze Gedanken verliehen konnte, nichts kleinlich Aneignendes, weibisch Einfühlsames, sondern etwas männlich Entführendes: Sturm und Drang. Darin lag gewiß etwas Unfertiges, aber in dieser Unfertigkeit stak auch wieder eine neue, noch nicht ganz zu sich selbst gekommene Fertigkeit, ein Blick für die maschinell aufblitzenden Widersprüche und das Tempo im Bilde unserer Welt; es mochte irremachen, daß dieser Sturm und Drang sich in Überzeugungen und Ansichten austobte, statt in Gebärden der Leidenschaft, aber gerade das war das unmittelbar aus dem Heute Kommende daran.

Man kann natürlich ein Zuviel an solchem Temperament haben, und das ist das gleiche wie ein Zuwenig an festigenden Gegenkräften. Robert Müller hat sich manchmal für einen Theoretiker, einen Weltdenker gehalten und war es nicht; dazu fehlte es ihm an Durchbildung, vielleicht auch an Anlage. Sein «Aktivismus», das Bedürfnis, dem geistigen Anspruch im gemeinen Leben zu Recht und Herrschaft zu verhelfen, und sein Versuch, das kleinste der Ereignisse (gerade weil er

sie alle liebte) nicht ohne Verantwortung passieren zu lassen, waren echt und tief; aber in der Durchführung kochte oft die Küche statt des Gerichts. Es war ein billiges Vergnügen, ihm das, namentlich in seinen Essays, nachzuweisen. Aber man kann auch sagen: wie Kinder zu fragen vermögen, daß sie jeden Erwachsenen in Verlegenheit bringen, verstand er, zu antworten, und seine Antworten waren den Zeitfragen immer in irgendeiner Einzelheit voraus; es war eine merkwürdige Mischung von Utopischem und bloß für utopisch Geltendem in ihm, die sich noch nicht geklärt hatte. Es gelang ihm einmal, einen vollkommenen Ausdruck dafür zu finden, das war in seinem Roman: *Tropen* [ *Der Mythos der Reise*, 1915] (bei Hugo Schmidt, München; die übrigen Erzählungen: *Das Inselmädchen* [1919], *Irmelin Rose* [ *Die Mythe der großen Stadt*, 1914], *Der Barbar* [1920], *Flibustier* [ *Kulturbild*, 1922], *Camera obscura* [1921], wie seine Essays erschienen in verschiedenen anderen Verlagen), der eine phantastische Stromreise im Urwald mit einer animalischen Kraft beschreibt, die keineswegs hinter der des berühmten [Johannes V.] Jensen zurücksteht, zu ihr aber auch eine geistige Kraft in flimmernden, zur Situation passenden Ausstrahlungen fügt, die dieses Buch zu einem der besten der neuen Literatur überhaupt machen. In seinen anderen Erzählungen ist ihm dies nach meinem Urteil nicht in gleich großem Ausmaß geglückt; er wußte zwar sehr wohl, daß zum Schreiben Mühsal gehört, und verstand, sie an anderen zu schätzen, aber in sein eigenes Programm, in seine Liebe für Galopp und Gedränge paßte es ihm nicht, und er unterließ bei dem meisten, was er schrieb, mit Absicht die letzte Überprüfung. Dennoch ist keine seiner Erzählungen ohne Genialität, jede von ihnen ist in einer neuartigen Weise angefaßt, alle sind sie auch im gewöhnlichen Sinne sehr unterhaltend, und jede ist voll von Stellen, an denen sich eine Fähigkeit sondergleichen zeigt, mit dem kürzesten und kühnsten Strich den geistigen Charakter von Menschen, Landschaften, Vorgängen, Problemen so scharf auszudrücken, daß man ihre Körperlichkeit einatmet. Diese Eigenschaften hätten genügen müssen, um ihm von allen Seiten Aufmerksamkeit zuzutragen.

Statt dessen mußte er eingeschlossen in jenem kleinen Kreis sich kennender und anerkennender Menschen leben, den man nicht ohne Verächtlichkeit die Literatur nennt. Ich berühre hier eine böse Schande und einen lächerlichen Widerspruch in einer Nation, die für die Anerkennung der Dichter mit Denkmälern, Seminararbeiten und großem Marktgeschrei sorgt, aber für ihre Erkennung fast nichts vorkehrt. Unser Buchhandel berät, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Käufer nur nach der Höhe der Provision, die er dabei verdient; die paar Zeitschriften, die sich mit Geschmacksfragen befassen, sind ohne breiten Einfluß, und die Zeitungen, über welche allein der Weg zu breiter Wirklichkeit führen kann, finden die Besprechung von Büchern, die nicht auch ohne sie schon berühmt sind, unwichtig und vertrauen die Buchkritik, um Auslagen zu sparen, mit Vorliebe jüngeren Journalisten und literarischen Anfängern an. Dieser Apparat der geistigen Erneuerung funktioniert nach Zufall und Gefälligkeit, aber nicht nach Bedeutung und befestigt das Publikum täglich in dem Glauben, es sei überhaupt nichts da, wofür man sich interessieren könne; ohne Rücksicht darauf, daß immer etwas da sein muß, wenn eine Nation nicht abgestorben sein will, und ohne Einsicht, daß auch das Interesse etwas ist, das bis zu einem gewissen Grad gelehrt sein will. Daß dies auf der anderen Seite jene billig bspöttelte Konventikelbildung zur Folge hat, durch die der junge Schriftsteller wie durch eine opiatische Wolke in den Himmel fährt, ohne die Wirklichkeit recht kennenzulernen, versteht sich von selbst. Man kann nicht ernst genug auf die Wichtigkeit dieser Verhältnisse hinweisen.

Man kann sagen, daß ein begabter Schriftsteller, wenn er nicht besonderes Glück hat, unter den heutigen Verhältnissen sein Leben mindestens bis zu seinem vierzigsten Jahr in diesem Halbdunkel zubringen muß, und das bedeutet ein unsicheres, entbehnungsreiches und wirkungsloses Dasein. Ich habe selten einen Mann gekannt, der Einwände und Widerstände so sachlich entgegenzunehmen verstand wie Robert Müller; er steckte Angriffe ein wie ein Boxer,

sein Ehrgeiz war vorwärts gerichtet und schlug nie in Kollegenneid und Zänkereien zurück, aber die Wirkungslosigkeit ertrug er nicht. Das Grundbedürfnis dieser Natur nach festem Material für ihre Aktivität war es, was den Dreißigjährigen, der als Verlagsdirektor gestorben ist, antrieb, das schemenhafteste Gebiet der geistigen Arbeit zu verlassen und von der Literatur zum Literaturhandel überzugehen; daß er sich gerade diesen wählte, geschah teils aus Not, teils aus der gewonnenen Überzeugung heraus, daß in einer dem Kapitalismus unterworfenen Zeit ein Mann nur wirken könne, wenn er sich der Organisationskräfte des Geldes bedient. Sein Plan war, gewissermaßen ein Beelzebub zu werden, um den Teufel aus den Gefilden der Literatur zu vertreiben. Wäre dies nur ein Romaneinfall gewesen, so bliebe nicht viel darüber zu sagen; aber das Überraschende war, daß es blanke Wirklichkeit wurde. Der Dichter war Geschäftsmann geworden, ohne es zu sein, lediglich im Vertrauen auf seine Phantasie, Menschenkenntnis und Gedankenschnelle, die denen gewöhnlicher Verdienner überlegen sein mußten. Damit trat dieses Schriftstellerleben in einen zweiten Abschnitt und gewann als Ganzes die Bedeutung eines unsere Zeit beschreibenden Dokuments; es war wie die Verwirklichung eines utopischen Romans und endete mit einem Romanschluß. Ich weiß nicht, wie es gelang, aus ganz kleinen Anfängen mit verblüffender Schnelligkeit das Geschäft in die Höhe zu bringen; ein kaufmännisch sehr begabter Bruder des Dichters, der mit ihm gemeinsam schon jene Wirtschaftszeitung redigiert hatte, war wohl auch hier der eigentliche Organisator, und die Zeitumstände steuerten das ihrige bei: Das Unternehmen wuchs mit amerikanischer Schnelligkeit und schien zunächst im Wiener Buchhandel eine beherrschende Macht werden zu wollen.

Um das Unwesentliche kurz zu sagen, es ist heute wieder zusammengeschrumpft, die beiden Brüder sind nacheinander aus dem Geschäft ausgeschieden, und diesem hatte wohl die allgemeine Wirtschaftskrise den Atem abgeschnitten, ehe es noch fest auf den hochgeschossenen Beinen stand; das Wesentliche aber waren die Erfahrungen, die ein Schriftsteller sammelte, als er sozusagen um die andere Seite seiner Existenz herumkam. Wenn damals ein Schriftsteller Robert Müller besuchte, mochte er staunen, wieviel Direktoren, Sub- und Überdirektoren solch ein Unternehmen, das doch nur eines der Zwischenglieder zwischen Verleger und Leser war, zu einer Zeit reichlich ernähren konnte, wo sich die Schriftsteller in ärgster Not befanden; man sah wie an einem Präparat die entartete Struktur eines Bindegewebes, welches das erstickte, was es tragen sollte. Es zeigte sich, daß man auf solche Weise wohl persönlich reich werden und auch einiges Mäzenatische tun könne (was Robert Müller kameradschaftlich tat), aber die Macht der schlechten, verderblichen, stumpfsinnigen Literatur und der Geist der Branche waren stärker als jede persönliche Absicht, zogen sie automatisch in ihre Richtung, und alle, die an dem Geschäft hängen, müssen frei- oder widerwillig mithelfen, es in diese Richtung des Gangbaren zu bringen. Wer den Verleger Robert Müller zu jener Zeit gekannt hatte, trug den Eindruck von etwas breitspurig Gutmütigem und Selbstgewissem davon, wie eines Seemannes, der an Land gestiegen ist und Gäste freihält; aber wie ein Schiff, das mit der Strömung geht, trug ihn das Geschäft vom beabsichtigten Kurs immer weiter ab und ließ sich von seinem hochmögenden Knecht nicht lenken. In Aussprachen mit alten Freunden klagte er über die Aussichtslosigkeit solcher Pläne wie seiner, und die Überzeugung hatte sich in ihm gebildet, daß der Schriftsteller daher heute in jeder Weise verurteilt sei, ein überflüssiges Anhängsel am Gesellschaftskörper zu bilden. Durch die anschauliche Erkenntnis beider Seiten seines Berufes hatte er, der ohne Wirkung nicht leben wollte, sich den tiefen Pessimismus geholt, der ihm die Freude an seinem Leben verdarb.

Er hatte es noch mit einem eigenen Verlag versucht. Die Zeit der Geldkrise brachte ihm Verlegenheiten. Aber sie waren nicht unabwendbar. Er war vielleicht kein phantastischer Geschäftsmann, aber er war ein starker Kerl, der sich schon etlichemal durch die Welt geschlagen hatte. Kein Mensch kennt den Grund seines Selbstmordes, von den üblen Gründen trifft keiner

zu. Wenn er sein Geschäft, an dem er nicht mehr hing, zugesperrt hätte, wären ihm viele Freunde – denn sie liebten ihn – beigesprungen, und er hätte den Beruf als Schriftsteller wieder aufnehmen können; immerhin um vieles weiter als einst, wo er sich als Schiffssteward verding. Aber er, der die Lebendigkeit des Lebens liebte wie nicht bald einer, hatte sich zutiefst durchdrungen mit den Erfahrungen, die man mit dem Buche und Theaterstück als Ware macht, und war gefangen in dem Gefühl, daß in der heutigen Zeit kein Schriftsteller eine Wirkung erreichen kann, die zu leben lohnt. Ich habe mancherlei Gründe, diese Annahme für richtig zu halten, und mochte solches Empfinden sich auch in plötzlicher Verwirrung übertrieben haben, erworben war es schon lange. Als die Unkenntnis der Zeitungen unmittelbar nach seinem Selbstmord meldete, daß sich ein «Verlagsdirektor» Müller erschossen habe, hatte sie nicht so ganz falsch gemeldet: der Verlagsdirektor hatte am Ende eines doppelt versuchten Lebens den Dichter Müller getötet.

[ < ]

**Ansätze zu neuer Ästhetik**  
**Bemerkungen über eine Dramaturgie des Films**

[März 1925] <sup>(5)</sup>

**I**

«... Ich weiß, daß die Theorie gar nicht grau ist, sondern für jede Kunst die weiten Perspektiven der Freiheit bedeutet. Sie ist die Landkarte für den Wanderer der Kunst, die alle Wege und Möglichkeiten zeigt, und was zwingende Notwendigkeit zu sein schien, als einen zufälligen Weg unter hundert anderen entlarvt. Die Theorie ist es, die den Mut zu Kolumbusfahrten gibt und jeden Schritt zu einem Akt freier Wahl macht.

Warum das Mißtrauen gegen die Theorie? Sie muß gar nicht stimmen, um große Werke zu inspirieren. Fast alle großen Entdeckungen der Menschheit gingen von einer falschen Hypothese aus. Auch ist eine Theorie sehr leicht zu beseitigen, wenn sie nicht mehr funktioniert. Aber die praktischen Erfahrungen des Zufalls verrammen wie schwere, undurchsichtige Wände den Weg. Noch nie ist eine Kunst groß geworden ohne Theorie.

Damit will ich nicht gesagt haben, daß der Künstler unbedingt <gelehrt> sein muß, und ich kenne auch die allgemeine (allzu allgemeine!) Ansicht vom Werte des <unbewußten Schaffens>. Doch kommt es darauf an, auf welchem Bewußtseinsniveau des Geistes einer <unbewußt> schafft ...»

Ich habe diesen ausgezeichneten Einleitungsworten nichts hinzuzufügen, außer daß unter uns Deutschen ihr Geist nicht sehr verbreitet ist. Wir haben zwar für die wissenschaftliche Durchforschung der Kunst recht wohl unsere Männer gestellt, und auch die unverbindliche «Klein-aber-Meinungsbildung» des in Atelier und Kaffeehaus schaffenden Künstlers ist sehr bunt und entwickelt, aber die Denker, welche zwischen den beiden Gefilden anregend und ordnend vermitteln könnten, fehlen uns nahezu. Das gibt Balázs' Buch eine Bedeutung, die weit über den Film hinausreicht. Er ist – in Ungarn ein Dichter von Namen, unter uns ein Fremder, da die

Beziehungen zwischen der ungarischen und der deutschen Literatur sehr dürftig sind – nach Wien gekommen, als in seinem Vaterland die Reichsverwesung begann, mußte sein Brot als Journalist suchen und wurde so unter anderem Filmkritiker: diesem Umstand verdankt er die große Erfahrung und die einfache, überzeugende Darstellung, welche sein Buch zu einer überaus sachkundigen Führung durch die dramaturgischen Haupt- und Nebenprobleme des Films machen. Die Fähigkeit aber, das Erlebnis nicht nur scharf, sondern auch zärtlich zu beobachten, die geistreiche Darstellung, welche als gut leitende Atmosphäre sofort jeden Eindruck in Beziehung zu vielen anderen setzt, vor allem aber die klare, tiefe, geordnete Schichtung dieser Atmosphäre sind persönliche Eigenschaften des Dichters Balázs. Er erzählt wie ein Jäger, der sich herangeschlichen hat, vom Leben der Filmstücke, die in endlosen Rudeln durch unsere Kinos ziehn, aber beschreibt sie gleichzeitig als erster Anatom und Biologe. Und indem er dies tut, immer gleichzeitig im Erlebnis und in der Reflexion, schafft sein ungewöhnliches Talent auf dem wüsten Gebiet der Filmkritik ein unerwartetes Paradigma auch für die Kritik der Literatur, die er überall dort berührt, wo er den Film von ihr abgrenzt.

Die Bemerkungen, die ich im folgenden anfüge, gelten hauptsächlich dieser Berührungs- und Abgrenzungsfläche. Die Frage, ob der Film eine selbständige Kunst sei oder nicht, bei Balázs der Ausgangspunkt für Bemühungen, ihn zu einer zu machen, regt Fragen an, die allen Künsten gemeinsam sind. In der Tat ist der Film die Volkskunst unserer Zeit geworden. «Nicht in dem Sinn, leider, daß sie aus dem Volksgeist entsteht, sondern daß der Volksgeist aus ihr entsteht», sagt Balázs. Und es haben die Kirchen und Gottesstätten aller Religionen in Jahrtausenden die Welt mit keinem so dichten Netz überzogen, wie das Kino es in drei Jahrzehnten tat.

## II

Vor allem – so könnte man jede Beweisführung dafür, daß der Film eine Kunst sei, paradox ergänzen – spricht für ihn sein verstümmeltes Wesen als ein auf bewegte Schatten reduziertes Geschehen, das dennoch eine Illusion des Lebens erzeugt. Denn jede Kunst ist eine solche Abspaltung. Stumm wie ein Fisch und bleich wie Unterirdisches schwimmt der Film im Teich des Nursichtbaren; aber die Malerei ist stumm und starr, noch deutlicher geben zwanzig in einem Raum vereinigte gotische oder barocke Skulpturen, mit ihren wie Säbel gekreuzten Gebärden, den Eindruck einer Katatonikerversammlung in einem Irrenhaus, und wenn man die Klangbewegungen selbst eines klassischen Musikstücks, unbefangen von Musik, unter dem Gesichtspunkt sozialer Äußerung betrachtet, erweisen sie eine noch unbeschriebene Manie, deren Merkwürdigkeit nichts an die Seite zu stellen ist. Weshalb eine solche, im Grunde seltsame Abspaltung vom vollen Leben zur Kunst wird? Wir können die Antwort heute schon tasten, besitzen sie aber noch nicht. Wahrscheinlich hängt es mit den, untereinander eng verwandten, Vorgängen zusammen, welche die Psychologie Verdichtung und Verschiebung nennt, wobei entweder heterogene, aber unter gleichem Affekt stehende Bilder zu Konglomeraten zusammengeballt werden, an denen gewissermaßen die Affektsumme haftet (z. B. Tiermenschen und multiple Tiere der primitiven Kulturen, Traum- und Halluzinationsbilder, wo gleichfalls zwei oder mehr Personen in einer erscheinen), oder umgekehrt, ein einzelnes Bild (Teil) als Repräsentant eines Komplexes auftritt und mit dem unerklärlich hohen Affektwert des Ganzen geladen erscheint (magische Rolle von Haaren, Fingernägeln, Schatten, Spiegelbild udgl.).

Ein damit verbundener Entwicklungsschritt; den jede Kunst tut, ist wenigstens in seiner Richtung aus bekannten Eigentümlichkeiten des Erkennens besser zu verstehn. Es liegt ja nahe, daß im allgemeinen, je eindrucksrärmer ein der Wahrnehmung dargebotenes Material ist, desto deutlicher

die darin enthaltenen Beziehungen hervortreten werden. Der Rhythmus wird am skandierten Vokal deutlicher als am Wort und am deutlichsten am Klopfgeräusch, das zwar akustisch kompliziert, aber sozusagen seelisch einfach ist; ebenso treten an einer Statue die linearen und flächigen Zusammenhänge deutlicher hervor als am lebenden Körper. Im Alltagssprachgebrauch bedeutet abstrahieren soviel wie absehen von etwas oder auch alles andere vernachlässigen bis auf eine Seite der Sache; in dieser Seite treten dann Beziehungen ohne unser besonderes Zutun hervor, weshalb der passive Name Abstraktion, der die Einseitigkeit und Abgespaltenheit der Kunst ausdrückt, auch dafür beibehalten werden kann, obgleich es sich ebenso sehr um einen Zuwachs an Eindrücken handelt wie um eine Reduktion. Soweit Kunst Abstraktion ist, ist sie schon dadurch auch Zusammenfassung zu einem neuen Zusammenhang. Bleibt er auf die sinnliche Oberfläche des Lebens beschränkt, so entstehen jene Farb-, Flächen-, Klang-, Rhythmus- usw. Beziehungen, deren weitere Durchbildung dann im allgemeinen die formale Entwicklung einer Kunst bedeutet. Wieweit die entsprechenden formalen Gebilde eigene Gefühle erregen (ein «Gefallen» etwa), wieweit die vorhin angenommenen Grunderlebnisse in sie einstrahlen oder beide Wirkungen sich untereinander und mit andren verbinden, mag beiseite bleiben: jedenfalls existiert die formale Seite, in der man so oft das Wesentliche der Kunst, das eigentliche Objekt der Ästhetik gesehen hat, niemals selbständig. Was von einem Gedicht nach Abzug der logischen Bedeutung übrigbleibt, ist bekanntlich ebenso ein Trümmerhaufen wie das, was von seinem Sinn übrigbleibt, wenn man den Vokalismus und Rhythmus mit einem alltäglichen vertauscht; ähnliches gilt in allen Künsten. Treten die formalen Beziehungen einer Kunst plötzlich isoliert hervor, so entsteht, wovon vorhin halb im Scherz die Rede war, jenes schreckhafte Staunen vor einer irrsinnigen Welt.

### III

Darin aber, daß wir dieses Staunen vor Kunstwerken als komplizierten, unpraktischen, geradezu grotesken Gebilden bekanntlich nicht mitempfänden, liegt der Hinweis auf die wichtige Tatsache, daß wir die Gleichgewichtsstörungen des Wirklichkeitsbewußtseins, welche jedes Kunstwerk bedeutet, sofort nach einer anderen Richtung ausgleichen und – die amputierten Beziehungen fortlassend den Teil zu einem neuen Ganzen, das Abnorme zur neuen Norm, das gestörte zu einem andren Seelengleichgewicht ergänzen. Man ist zwar gewohnt, die Wirkung des Kunstwerks als einen gehobenen, wohl auch als einen erleichterten Lebenszustand beschrieben zu finden, früher nannte man ihn gern Phantasie und heute Illusion, aber man trifft selten oder nie auf die Auswertung der Möglichkeit, daß diese Illusion bei aller Verschiedenheit eine Analogie zu dem ist, was die Psychiatrie unter einer Illusion versteht; also eine «Störung», bei der Elemente der Wirklichkeit zu einem unwirklichen Ganzen ergänzt werden, das Wirklichkeitswert usurpiert. Man sieht die Kunst lieber als einen Schnörkel, denn eine Verneinung des wirklichen Lebens an. Die Begriffe der zwecklosen Schönheit oder des schönen Scheins, die in unserer Kunstauffassung immer noch eine große Rolle spielen, haben etwas von Erholung an sich; wenn ich nicht irre, liegt die Wurzel davon im Herrschaftsbeginn des Christentums, wo die Kunst unter der Eifersucht der Glaubensstrengen litt und von ihren Verteidigern gleichsam in ein Leben zweiten Ranges geflüchtet wurde, während die Ästhetik unserer klassischen Zeit, die unter dem Serenissimum litt (wie seltsam oft die Mischung von Kühnheit und Vorsicht in Schiller!), ihre Bemühungen mehr darauf richtete, diesem «zwecklosen Schein» wieder einen bürgerlichen Platz und Würdigung zu sichern, als daß sie seinen lebensverneinenden Charakter betont hätte.

Dennoch zeigen diesen Gegensatz zur normalen Welthaltung offenkundig, wenn auch als

harmlos hingestellt, schon die Mittel, deren sich die Künste bedienen. Von Verdichtung und Verschiebung abgesehen, die beide einer vorzivilisatorischen Phase der Menschheit entspringen, zielen zum Beispiel Rhythmik und Monotonie, die eine so große Rolle spielen, auf eine Einengung des Bewußtseins, die der leichten Hypnose ähnlich ist, mit dem gleichen Ziel, die präsentierte Suggestion durch Herabdrücken der seelischen Umgebung überwertig zu machen. Ihre letzte Wurzel haben alle diese Mittel in sehr alten Kulturzuständen und insgesamt bedeuten sie eine außerbegriffliche Korrespondenz des Menschen mit der Welt und abnormale Mitbewegung, deren man übrigens in jedem Augenblick inne werden kann, wenn man, vertieft in ein Kunstwerk, plötzlich kontrollierendes Normalbewußtsein einschaltet. Liest man die genialen Beschreibungen, welche Levy-Brühl in seinem Buch *Les fonctions mentales dans les sociétés primitives*<sup>(6)</sup> vom Denken der Naturvölker gegeben hat, namentlich die Kennzeichnung jenes besonderen Verhaltens zu den Dingen, das er Partizipation nennt, so wird der Zusammenhang mit dem Kunsterlebnis an vielen Stellen derart fühlbar, daß man glauben kann, in diesem eine späte Entwicklungsform jener Frühwelt vor sich zu haben; es wäre ungemein wichtig, wenn die ästhetische Forschung der Aufklärung dieser Zusammenhänge – die auf der anderen Seite tief mit der Psychopathologie verbunden sind<sup>(7)</sup> – ihre Aufmerksamkeit schenken wollte. Natürlich sind diese Grunderlebnisse in der Entwicklung längst umgebogen worden, haben sich verfärbt, mit anderem vermischt, sind kaum noch zu zerlegen und erhielten eine neue soziale Einbettung – eben die, Kunst zu sein, das ist etwas in seinen sozialen Beziehungen und seiner Bedeutung scheinbar so sehr Bestimmtes, daß man über das Wesen dieser Beziehungen nachzudenken kaum noch ein Bedürfnis empfindet.

Im Kern steckt aber darin ein andres Verhalten zur Welt. Zitiere leise für dich ein Gedicht in der Generalversammlung einer Aktiengesellschaft, und diese wird augenblicklich ebenso sinnlos werden, wie es das Gedicht in ihr ist.

#### IV

Ein merkwürdiges Beispiel liefert ein zum Film gehörendes Grunderlebnis, jenes in Balázs' Buch beschriebene ungewohnte Leben, welches die Dinge in der optischen Einsamkeit gewinnen. «In der Welt des sprechenden Menschen sind die stummen Dinge viel lebloser und unbedeutender als der Mensch. Sie bekommen nur ein Leben zweiten und dritten Grades und das auch nur in den seltenen Momenten besonders helllichtiger Empfindlichkeit der Menschen, die sie betrachten ... In der gemeinsamen Stummheit werden sie mit dem Menschen fast homogen und gewinnen dadurch an Lebendigkeit und Bedeutung. Das ist das Rätsel jener besonderen Filmatmosphäre, die jenseits jeder literarischen Möglichkeit liegt.» Man könnte versucht sein, darin nur einen Aufmerksamkeitsakzent beschrieben zu sehn, aber der folgende Zusatz kehrt die Meinung ganz unzweideutig heraus: «Voraussetzung dafür ist, daß das Bild jedes Gegenstands eigentlich einen inneren Zustand bedeutet», daß «alle Dinge im Film eine symbolische Bedeutung haben ... Man könnte einfach Bedeutung sagen. Denn symbolisch heißt ja soviel wie Bedeutung haben, über seinen eigenen Sinn hinaus noch einen weiteren Sinn meinen. Das Entscheidende dabei für den Film ist, daß alle Dinge, ohne Ausnahme, notwendigerweise symbolisch sind. Denn alle Dinge machen auf uns, ob es uns bewußt wird oder nicht, einen physiognomischen Eindruck. Wie Zeit und Raum aus unserer Erfahrungswelt niemals auszuschalten sind, so haftet das Physiognomische jeder Erscheinung an. Es ist eine notwendige Kategorie unserer Wahrnehmung».

Was ist dieser «physiognomische Eindruck», dieses «symbolische Gesicht» der Dinge?



Zunächst ist es gewiß etwas, das sich im Umfang der normalen Psychologie erklären läßt; irgendein Gefühlston, der mit den Vorgängen zusammenhängt, die als Abstraktion und Abspaltung erwähnt worden sind. Indes sind psychologische Zusammenhänge fast immer so verflochten, daß ein Ganzes zwar durch seine Einzelheiten bestimmt wird, die Einzelheiten aber auch durch das Ganze; deshalb, wenn Eindrücke überwertig und befremdlich werden, sobald sie sich aus ihrer gewohnten Umrahmung lösen, deutet es die Vermutung eines andren, apokryphen Zusammenhangs an, in den sie eintreten. In diesem Fall wäre es gewissermaßen eine nachgiebige Stelle in unserem, mit dem Anschein unerschütterlicher Festigkeit sich umgebenden Weltbild, denn was zitiert worden ist, erinnert sehr an jene Veränderung unseres Bewußtseins, dem Novalis und seine Freunde ihre großen und wundersamen Erlebnisse verdankt haben.

Man könnte in der Tat dieses symbolische Gesicht der Dinge, wenn es im Schattenreich der lebenden Photographie mehr als eine Episodistenrolle spielte, die Mystik des Films oder zumindest seine Romantik nennen. Das Merkwürdige ist, daß ein Buch aus der Praxis des Films überhaupt dahin kommt und voll bewußt diese Grenze zweier Welten berührt.

## V

Ihr ungewisser Verlauf ist leider noch niemals frei von Vorurteilen – sei es von vernünftelnden, sei es von glaubensüchtigen – verfolgt und dargestellt worden; es scheint aber, daß sich durch die ganze Geschichte der Menschheit eine Zweiteilung zieht, in zwei Geisteszustände, die einander zwar mannigfach beeinflußt haben und Kompromisse eingegangen sind, sich jedoch nie recht gemischt haben. Den einen der beiden kennt man als den Normalzustand unserer Beziehungen zu Welt, Menschen und eigenem Ich. Wir haben uns – wenn man ihn gleich mit Rücksicht auf den andren beschreibt – durch die *Schärfe* unsres Geistes zu dem entwickelt, was wir sind, Herren einer Erde, auf der wir ursprünglich ein Nichts zwischen Ungeheurem waren; Aktivität, Tapferkeit, List, Falschheit, Ruhelosigkeit, Böses, Jägerhaftigkeit, Kriegslust und dergleichen sind die moralischen Eigenschaften, denen wir diesen Aufstieg verdanken. Wir haben sie heute zwar, sobald sie innerhalb unserer Interessengemeinschaften im Übermaß auftreten, zu Untugenden herabgesetzt, aber sie beherrschen nicht nur den Verkehr der Interessenverbände untereinander noch immer (Krieg, Ausbeutung und dergleichen), sondern – was viel schwerer zu ändern ist – sie durchdringen auch die geistige Haltung des Menschen unserer Zivilisation bis ins letzte. Das Messen, Rechnen, Spüren, das positive, kausale, mechanische Denken, das an Menschen unserer Tage so oft beklagt wird, ist der gleiche Ausdruck urverwurzelten Mißtrauens und Daseinskampfes wie die herrschende Rolle des Geldes als Regulator einer Welt, in der nur die niederen Eigenschaften des Menschen für fest und berechenbar gelten, sozusagen als das einzige solide soziale Baumaterial verwendet werden. Die beliebte Aufgabe, den Menschen zu «verbessern», ist weit schwieriger, als man es gemeinhin voraussetzt, und keinesfalls nur mit jener guten Gesinnung zu lösen, die das Böse meiden will, denn ohne seine bösen Eigenschaften bleibt vom Menschen, der wir sind, nichts übrig als ein gestaltloser Haufe. Sogar die Moral selbst ist in ihrer eigensten Natur völlig durchsetzt und kompromittiert von den scharfen und bösen Grundeigenschaften unseres Geistes; schon ihre Gestalt als Regel, Norm, Befehl, Drohung, Gesetz und Gut wie Böse quantifizierende Abwägung zeigt den formenden Einfluß des metrischen, rechnenden, mißtrauischen, vernichtungswilligen Geistes.

Diesem Geisteszustand steht jedoch ein anderer gegenüber, der historisch nicht minder nachweisbar ist, wenn er sich auch unsrer Geschichte weniger stark aufgeprägt hat; er ist mit vielen Namen bezeichnet worden, die alle eine unklare Übereinstimmung tragen. Man hat ihn den

Zustand der Liebe genannt, der Güte, der Weltabgekehrtheit, der Kontemplation, des Schauens, der Annäherung an Gott, der Entrückung, der Willenlosigkeit, der Einkehr und vieler anderer Seiten eines Grunderlebnisses, das in Religion, Mystik und Ethik aller historischen Völker ebenso übereinstimmend wiederkehrt wie es merkwürdig entwicklungslos geblieben ist. Dieser andere Geisteszustand wird immer mit ebenso großer Leidenschaft wie Ungenauigkeit beschrieben, und man könnte versucht sein, in diesem schattenhaften Doppelgänger unserer Welt nur einen Tagtraum zu sehn, wenn er nicht seine Spuren in unzähligen Einzelheiten unseres gewöhnlichen Lebens hinterlassen hätte und das Mark unsrer Moral und Idealität bilden würde, das zwischen den harten Fasern des Bösen liegt. Man muß es sich, wenn man nicht eigene eingehende Forschungen zur Grundlage hat, heute versagen, mehr über Bedeutung und Wesen dieses anderen Zustands sagen zu wollen, denn unser Wissen von ihm war bis vor kurzem noch so, wie unser übriges Weltwissen ungefähr im zehnten Jahrhundert war; hebt man aber aus den reinen Beschreibungen in seiner jahrtausendealten Literatur einige übereinstimmende Hauptkennzeichen heraus, so findet man immer wieder das Dastehn einer andern Welt, wie ein fester Meeresboden, von dem die unruhigen Fluten der gewöhnlichen zurückgetreten sind, und im Bilde dieser Welt gibt es weder Maß noch Genauigkeit, weder Zweck noch Ursache, gut und böse fallen einfach weg, ohne daß man sich ihrer zu überheben brauchte, und an Stelle aller dieser Beziehungen tritt ein geheimnisvoll schwellendes und ebbendes Zusammenfließen unseres Wesens mit dem der Dinge und anderen Menschen.

Dieser Zustand ist es, in dem das Bild jedes Gegenstandes nicht zum praktischen Ziel, sondern zu einem wortlosen Erlebnis wird, und die Beschreibungen vom symbolischen Gesicht der Dinge und ihrem Erwachen in der Stille des Bilds, die vorhin zitiert worden sind, gehören zweifellos in seinen Umkreis. Es ist ungemein interessant, auf dem Terrain des Films, das doch noch ein Spekulationsterrain im gemeinsten Sinn ist, schon die flüchtige Spur dieser Erlebnisse entdeckt zu sehn. Man würde sich irren, wollte man in der plötzlich erblickten Physiognomik der Dinge bloß die Überraschung durch das isolierte optische Erlebnis bemerken; die ist nur Mittel, es handelt sich auch da um die Sprengung des normalen Totalerlebnisses. Und diese ist ein Grundvermögen in jeder Kunst.

## VI

Diese Betrachtung, scheinbar weit abliegend, berührt ein gefährliches Feld von heute allgemein verbreiteten Irrlehren; es ist das Versuchsfeld der zeitgenössischen Anstrengungen, im Tanz, auf der Bühne, durch Gegenstandsfreiheit der Darstellung in Malerei, Skulptur, Lyrik, durch intuitives Besinnen, Erziehung der Sinne, religiöse Renaissance und dergleichen mehr den Geist des Menschen vom Verstand zu befreien und wieder in ein unmittelbares Verhältnis zur Schöpfung einzusetzen. Heute scheinen diese Bemühungen eine Sehnsucht auszudrücken, die erst zusammen mit verwandten Bestrebungen des Expressionismus groß geworden ist. Blickt man aber einige Jahrzehnte weiter zurück, so erkennt man, daß dieser gegen den «Verstand» gerichtete Ausbruchversuch der «Seele», der ihr zu unmittelbarerem Ausdruck verhelfen möchte, als es das entleerte und von Begrifflichkeit vergitterte Wort erlaubt, und den menschlichen Geist auf allen Nebenwegen, nur nicht auf dem Hauptweg ins Freie führt, auch zu jener Zeit schon da war. Die eigentlichen Wurzeln dieser Emanzipationsbestrebungen liegen schon im sogenannten Impressionismus, wenigstens soweit er Literatur ist, und wurden von den Einwirkungen der deutschen Romantik, Emersons und des mystischen Eklektikers Maeterlinck gepflanzt. Auch die religiöse Renaissance, deren Welle ihren Höhepunkt heute wahrscheinlich

überschritten hat, war damals im Anstieg. Eingestandenermaßen handelte es sich um eine Auflehnung gegen die zunehmende Mechanisierung des Daseins, die Krisis einer Midasexistenz, der jedes, wenn nicht zu Geld, so zu Eisenbeton wurde; aber der fernere, uneinbekannte Sinn davon war nichts als einer der immer wiederkehrenden Versuche, größere Annäherung an den «anderen Zustand» zu suchen, der in seinen Abformen als Kirche, Kunst, Ethik, Erotik mit ungeheurer Mächtigkeit in unser Dasein hereinragt, aber völlig verworren und korrupt geworden ist.

Nur wurde – und wird heute noch – der entscheidende Irrtum begangen, daß man als das, was es zu verdrängen gilt, das «Denken» ansah; vor allem im Kunstbereich ist das bis heute ein lebendiges Vorurteil geblieben. Das ist aber eine schiefe, nicht auf die Mitte des Problems zielende Angriffsrichtung, es hängt viel davon ab, die richtigen Gegensätze zu bestimmen, und da diese Schwierigkeiten noch in die geistige Diskussion unserer Tage verflochten sind, erscheint es mir erlaubt, sie etwas zu erörtern.

Vor allem muß festgehalten werden, daß nicht nur unser Verstand, sondern auch schon unsere Sinne «intellektuell» sind. Bekanntlich sehen wir, was wir wissen: Chiffren, Sigel, Abkürzungen, Zusammenfassungen, die Hauptattribute des Begriffs; durchdrungen und getragen bloß von einzelnen dominanten sinnlichen Eindrücken und einer vagen Fülle der übrigen. Beim Hören geschieht ähnliches; wenn unser Verständnis nicht dem Klang voraus ist wie der Souffleur dem Schauspieler, macht uns der Sinn Mühe, in einer uns nicht geläufigen Sprache zum Beispiel auch dann, wenn uns die Worte einzeln bekannt sind. Auch an Bewegungen nimmt man allgemeine Kennzeichen wahr, aber das Untypische erfaßt man so schlecht, daß z. B. nichts größere Mühe macht, als Gebärden so zu beschreiben, daß andre ein Bild davon haben. Selbst Gerüche und Geschmäcke unterscheidet man ohne Hilfe einer Gegenstandsbeziehung schlecht, wenn sie nicht sehr penetrant sind, und erst recht gilt ähnliches von wirklich seelischen Erlebnissen, von denen man durchwegs behaupten kann, daß die Gestalt, welche sie in verschiedenen Menschen annehmen, die der Vorstellung ist, die sich diese vorher von ihnen gemacht haben. Dies geht so weit, daß ohne präformierte stabile Vorstellungen, und das sind Begriffe, eigentlich nur ein Chaos bleibt, und da andererseits die Begriffe wieder von der Erfahrung abhängen, entsteht ein Zustand des gegenseitigen Sichformens wie zwischen Flüssigkeit und elastischem Gefäß, ein Gleichgewicht ohne Widerhalt, für das wir noch keine rechte Beschreibung gefunden haben, so daß es im Grunde so unheimlich ist wie die Decke eines Sumpfes.

Wir befinden uns also in einem zwiespältigen Verhältnis. Es ist nicht das Denken, sondern einfach schon die Notwendigkeit praktischer Orientierung, was zur Formelhaftigkeit treibt, und zwar zur Formelhaftigkeit der Begriffe nicht mehr als zu der unsrer Gebärden und Sinneseindrücke, die sich nach ein paar Wiederholungen genau so einschleifen wie die an Worte geknüpften Vorstellungsabläufe. Dann aber darf sich auch die Gegnerschaft nicht gegen das Denken richten, wie es in solchen Zusammenhängen fast immer geschieht, sondern muß sich von dem praktischen und faktistischen Normalzustand des Menschen zu befreien versuchen. Geschieht jedoch dies, so bleibt nichts als das dunkle Gebiet des «anderen Zustands», in dem vorläufig alles aufhört. Dies ist die wahre und anscheinend unentrinnbare Antithese.

Man beachte in diesem Zusammenhang, daß alle Versuche, ihr zu entrinnen, wie sie vorhin erwähnt worden sind, negativ definiert werden: zweck *freie* Bewegung ist das Wesen des Tanzes, gegenstands *freies* Sehn das der revolutionären Malerei; das zugehörige Positiv, die aktive Wesensbestimmung fehlt oder ist Atelierquatsch. Dies weist weiter zurück auf den Begriff der zweck *losen* Schönheit und Kunst überhaupt; scheinbar eine Welt für sich, ist die der Schönheit doch ungeschlossen, abgesprengt und im geheimen negativ. Was am ehesten darüber täuschen

kann, ist das seelische System der Musik mit seiner formalen Scheintotalität, und in der Tat war es auch das nicht immer eingestandene, aber stets nachweisbare Vorbild der «– freien» Versuche in den andern Künsten. Hier ist scheinbar eine ganze Welt, unabhängig vom Verstand, reines Empfinden und Fühlen, und ohne Zweifel zeigen auch die andren Künste dieses erhöhte Bemerkens und diese erhöhte Reaktion, die sich in einem luftdicht vom gewöhnlichen abgemauerten Seelenraum abzuspielden scheinen. Doch Kunst als Form ist wohl eine besondere Begrenzung und Gruppierung des gewöhnlichen Lebensinhalts, sie bereichert ihn, aber sie bleibt in seinem Umkreis. Die Zwischentöne, Schwingungen, Schwebungen, Lichtstufen, Raumwerte, Bewegungsachsen, in der Dichtung der irrationalen Simultaneffekt sich gegenseitig bestrahlender Worte: wie in einem alten Gemälde, wenn man es firnißt, Geschehnisse hervortreten, die unsichtbar waren, so sprengen sie das stumpfe, eingeschlagene Bild und die Formelhaftigkeit des Daseins. Aber man denke an den Pinsel von einem Maler, der nichts in der Welt sieht als Motive, an den Dichter, welchem aus dem umgeschütteten Becher des Wortes ungeordnet alle Vorstellungen quellen, die der Begriff fest zusammengeballt hatte, an den Musiker, dem der kleinste Tonknacks eine metaphysische Erschütterung bedeutet: und man kommt rasch an der anderen Grenze an. Sie alle, diese Übersensiblen machen den Eindruck geschwächter Opiatiker, alter Trinker, die nüchtern überhaupt keinen Halt haben. So befreit die Kunst zwar aus der Formelhaftigkeit der Sinne und Begriffe, aber dieser Zustand läßt sich nicht zur Totalität «strecken». So wenig wie das mystische Erlebnis ohne das rationale Gerüst einer religiösen Dogmatik, und die Musik ohne Lehrgerüst.

Damit ist das Wesen allzu optimistischer «Befreiungsversuche» gerichtet.

## VII

Nun bedingt allerdings – und darauf lassen sich einige Hoffnungen bauen, daß der Film zu einer neuen sinnlichen Kultur beitragen werde – die Möglichkeit, uns auszudrücken, im voraus schon die Gedanken und Gefühle, die wir ausdrücken werden. Selbst im Alltagsleben lernen wir durch jedes ansteckende Beispiel, sei es der Shawlschwung des Filmhelden, der dem Straßenlummel ein Stück Seele schenkt, oder das verliebte Wort, an dem sich die Liebe entzündet, daß der Ausdruck des Daseins das erst erzeugt, was seine Form annimmt; daß Kleider Leute machen, ist ein bis in die Elemente geltender Satz. Indes würde es zu einem phantastischen Irrealismus führen und gänzlich der Erfahrung widersprechen, daß wir uns niemals – durch die Affekthandlung ebensowenig wie durch das Wort – restlos auszudrücken vermögen, wollte man diesen Satz in dem viel gebrauchten Sinn wörtlich nehmen, daß man tanzend, filmend oder wie immer kunstgebärend und «expressiv» ein von Grund aus anderer Mensch wird als durch die Druckerschwärze. Man wird es nicht. Es übernehmen bei jeder dieser «Kulturen», von denen wir so reich beglückt wurden, besondere Komponenten des normalen Totalerlebnisses die Führung; mit allen, zum Teil sehr erfreulichen Auffrischungen und Ergänzungen, die das zur Folge hat, aber mehr geschieht nicht. Es gibt neue Erlebnisse, aber keine neue Art des Erlebens. Wo mehr davon verlangt wird, entsteht sofort etwas, das man nur die motorische Phrase, das schönkörperliche Geplapper nennen kann.

Diese Gefahr ist natürlich auch die des Films. Das präventiv Formelhafte der Gebärden macht zum großen Teil den Kitsch im Film aus, wie es ebenso den höheren Kitsch im Tanz bildet; das Unerträgliche in Film und Tanz (übrigens bis zu einem gewissen Grad und mutatis mutandis auch in der Musik) beginnt dort, wo Zorn Augenrollen wird, Tugend Schönheit und die ganze Seele eine Steinallee bekannter Allegorien. Sieht man näher zu, so entdeckt man, daß dies im Film

selten dort eintritt, wo es sich um das unmittelbare Erlebnis handelt, dagegen fast immer, wenn die Verbindung und Verarbeitung der Erlebnisse angestrebt wird. In der Schau entfaltet der Film die ganze Unendlichkeit und Unausdrückbarkeit, welche alles Daseiende hat – gleichsam unter Glas gesetzt dadurch, daß man es nur sieht; in der Verbindung und Verarbeitung der Eindrücke dagegen ist er scheinbar stärker als jede andere Kunst an die billigste Rationalität und Typik gekettet. Er macht die Seele wohl scheinbar unmittelbar sichtbar und den Gedanken zum Erlebnis, in Wahrheit hängt dabei die Interpretation jeder einzelnen Gebärde aber von dem Reichtum an Interpretationshilfen ab, den der Beschauer mitbringt, die Verständlichkeit der Handlung wächst (genau so wie beim Theater, wo man das für besonders dramatisch hält) mit ihrer Undifferenziertheit, die Ausdruckskraft also mit der Ausdrucksarmut, und die Typik des Films ist nichts als der vergrößernde Zeiger von der des Lebens. Dadurch, scheint mir, wird der Film in einem Teil seiner Wirkungen mit seinem Niveau immer in einem festen Abstand unter dem Niveau der gleichzeitigen Literatur liegen, und sein Schicksal vollzieht sich nicht als eine Erlösung von ihr, sondern gemeinsam mit dem ihren.

### VIII

Mit Literatur ist dabei allerdings nicht der spezifische Inbegriff von Gebilden gemeint, der, wie die Kritiker behaupten, andere Formgesetze hat als die Musik oder Malerei, während sich die Ästhetiker zu beweisen bemühen, daß es im Grunde doch die gleichen sind, mit einem Wort also die Dichtung als besondere Kunst, sondern es ist nur gemeint der geistige Besitz, das seelische «Niveau» von Menschen unsrer Zeit, jener vorhin erwähnte Lebensinhalt, dessen Inszenierung und produktive Begrenzung der Sinn der Formen der Kunst ist. In dem berechtigten Bestreben, die Besonderheit der Künste zu erforschen, wird oft übersehen, was sie gemeinsam haben, oder es wird unter einen zu allgemeinen und praktisch leeren Begriff wie den der ästhetischen Reaktion verlegt. Die verschiedenen Künste müssen aber miteinander und sogar mit der sachlichen Rede gemeinsam in irgendeiner Tiefe die Wurzel haben, da sie ja nichts als verschiedene Ausdrucksformen des gleichen Menschen sind; sie müssen deshalb auch irgendwie ineinander übersetzbar und durcheinander ersetzbar sein. Allerdings ist weder ein Bild restlos zu beschreiben, noch selbst ein Gedicht in Prosa wiederzugeben; ja man kann es geradezu als das entscheidende Kennzeichen für die Selbständigkeit einer Kunst ansehen, daß sie, mit Balázs zu sprechen, «eine unersetzbare Ausdrucksmöglichkeit» sei, oder, wie ich es in noch nicht veröffentlichten Studien versucht habe, diese Inkommensurabilität als Kennzeichen für die Wahl eines Ausdrucksmittels gebrauchen. Aber selbst wenn eine Kunst so in sich gekehrt ist wie die Musik, voll gegenstandsloser Gestalt, abnorm gesteigerten Gefühls und unaussprechlicher Bedeutung: irgendwann fragt man sich, was es bedeutet hat, setzt es in Beziehung zur Gesamtperson, ordnet es sich auf irgendeine Weise ein. Und der so oft betonte Gegensatz zur Literatur, als einer vom Intellekt verdorbenen Kunst, verschwindet, wenn man diese Weise analysiert. Denn der Vorgang spielt sich ganz ähnlich in der Literatur selbst ab. Es gibt sehr schöne Gedichte, die wenig Menschen auf den ersten Blick verstehen; im Gegenteil, zuerst versteht man außer Einzelheiten überhaupt nichts; später «dämmert», wie der sehr gute Ausdruck sagt, der Sinn auf; am Höhepunkt mischen sich erkannte Bedeutung, wahrgenommene sinnliche Gestalt und Gefühlserregung; in der Nachwirkung wird das Erlebnis teils begrifflich assimiliert und fixiert, teils hinterläßt es eine vage, gewöhnlich unbewußte Disposition, die in irgendeiner späteren Lebenssituation plötzlich wieder lebendig werden, aber auch einen unmerklichen Dauereinfluß ausüben kann. Selbst an einer Seite Prosa, die wirklich diesen Namen verdient,

kann man erkennen, daß früher als der Sinn sich eine allgemeine Erregung mitteilt. Sinnlichkeit und Bedeutung haben also in der Literatur bloß ein anderes Gewichtsverhältnis; man kann freilich sagen, daß in ihr sinnliche Gestaltung den Sinn bloß färbe und «hebe», während er in der Hauptsache durch begriffliche Vorstellungen vermittelt werde, und daß sich zumindest dies bei anderen Künsten umgekehrt verhalte, aber je später der Zeitpunkt ist, in dem man die Wirkung vergleicht, desto mehr verschwindet dieser Unterschied, und es scheint mir, daß man nicht irgendeinen Zeitpunkt der Wirkung als den legitimen auszeichnen darf, also auch nicht den beliebten des unmittelbaren Erlebnisses. Beinahe mehr Anspruch darauf könnte die Zeit der Nachwirkung erheben. Denn der Unterschied zwischen einem geschulten Musiker zum Beispiel und einem musikalisch Ungebildeten mag zwar auch in dem Augenblick enorm sein, wo sie die gleiche Musik hören (nebenbei bemerkt, ist er ein intellektueller, nämlich erhöhtes Bemerkten, während die Gefühlserregung, soweit wir dafür überhaupt Maßstäbe haben, keine Unterschiede aufzuweisen braucht), ebenso ist eine Bildfläche in sich viel beziehungsreicher für den Geschulten als den Ungeschulten, aber man darf sich nicht darüber täuschen, daß der schlechte Künstler, der Dilettant oder der sentimentale Betrachter in vielen Fällen ein außerordentlich gefühlstarkes und sensibel gegliedertes Erlebnis haben; es ist geradezu komisch, wieviel sie erleben, und die gleiche Bedeutung hat es wohl, daß anscheinend in Niedergangszeiten die Kunst – aber auch jede andere Funktion außerordentlich subtil, verzweigt, kennerhaft geübt und beurteilt wird. Nietzsche hat dies sehr schön auf die Formel gebracht, die Einzelheit verdunkle das Ganze und wachse auf seine Kosten. Das gilt geschichtlich vom Briefschreiben bis zum Kriegführen, und von der Lyrik bis zum Coitus und zur Gastronomie. Es belastet jeden Versuch, der den Wert des Kunstwerks ästhetisch, in sich, formal, am augenblicklichen Erlebnis bestimmen will. Auch darf man der häufig zu hörenden Meinung nicht glauben, daß das Begriffliche, Intellektuelle ein später Sündenfall der Kunst und das Formale, Sinnliche ihr Paradieseszustand sei; im Gegenteil, das Formale ist verhältnismäßig spät, und alle naive Kunst wie die der Kinder und Wilden hat einen bemerkenswerten Hang zur Darstellung des Gewußten und Gedachten statt des Wahrgenommenen; sie geht «aufs Ganze». Wie immer dem aber auch sein möge, kommt bei einem Entrückungsvorgang, wie ihn das Erlebnis der Kunst darstellt, der Rückübersetzung, der Berührungsfläche mit dem Normalzustand und dem Übergang in diesen mindestens das gleiche Interesse zu wie dem aktuellen Erlebnis selbst.

## IX

Dieser Standpunkt bildet natürlich den extremsten Gegensatz dazu, daß der ästhetische Vorgang als ein unmittelbares Erlebnis betrachtet wird, und darf gewiß nicht mehr als die Geltung eines anderen Gesichtspunktes beanspruchen. Man kann im Gegensatz zu ihm noch weiter gehn und behaupten, daß jedes Kunstwerk nicht nur ein unmittelbares, sondern geradezu ein niemals gänzlich wiederholbares, nicht fixierbares, individuelles, ja anarchisches Erlebnis darbietet. Seine Einmaligkeit und Augenblicklichkeit nimmt es von allem bisher Gesagten aus, es hat überhaupt keine Tendenz, zur Erfahrung zu werden, es erstreckt sich in einer anderen Dimension. Der Tanzende oder Hörende, der sich an den Augenblick der Musik hingibt, der Schauende, der Ergriffene ist aus allem Vorher und Nachher gelöst; er befindet sich in einem andern Verhältnis zu seinem Erlebnis, er nimmt es nicht in sich auf, sondern geht in ihm auf, und gerade dieses andre Verhalten wird oft mit ausschließender Betonung «erleben» genannt.

Es sei nun der Versuch gemacht, nach beiden Seiten gegen das Ende zu gehn.

Als Ausgangspunkt diene jener für ordnungsgemäß geltende mittlere, gewöhnliche Zustand, zu

dessen wichtigsten Eigentümlichkeiten es gehört, daß wir Erfahrungen erwerben. Es ist schon gesagt worden, daß zwischen der Erfahrung, die man macht, und den Begriffen, mit deren Hilfe man sie macht, dabei ein eigentümliches labiles Verhältnis besteht; jede neue Erfahrung sprengt die Formel der bisher erworbenen, wird aber zugleich in ihrem Sinn gemacht. Das gilt für die Ethik genau so wie für die Physik oder Psychologie. Was wir unser geistiges Sein nennen, befindet sich unausgesetzt in diesem Vorgang der Ausdehnung und Zusammenziehung. In ihm hat die Kunst die Aufgabe unaufhörlicher Umformung und Erneuerung des Bildes der Welt und des Verhaltens in ihr, indem sie durch ihre Erlebnisse die Formel der Erfahrung sprengt; Musik macht dies mehr dispositionell, am aggressivsten und direktesten macht es die Literatur, weil sie unmittelbar mit dem Material der Formulierung selbst arbeitet. Mag die Kunst auch im allgemeinen einen Zustand fordern, in dem wir weniger Erfahrung als Erlebnis haben, die Aufgabe des Erlebnisses ist unter diesem Gesichtspunkt doch nur die einer Kraftquelle, deren Inhalt von ihr fortfließt. Die Klagen über die Intellektualisierung in der Kunst, welche sich vor allem gegen die Literatur richten, haben insofern damit recht, als diese von allen Künsten dem Denken am nächsten steht und das abstrakte Denken seinem Wesen nach eine formelhafte Verkürzung ist; jeder Begriff bedeutet das, und je allgemeiner die Begriffe sind, desto leerer sind sie von besonderem Inhalt. Dies ist die Entleerung des Lebens durch das Denken, über welche Klage geführt wird. Es zeigt sich aber, daß die Entleerung nicht nur vom Denken gilt, sondern auch vom Fühlen, und man kann ganz analog den Kitsch sowohl wie die moralische Engstirnigkeit als eine formelhafte Verkürzung des Gefühls bezeichnen. Gegen diese Formelhaftigkeit gerichtet ist der Heilige wie der Künstler, der Forscher oder der Gesetzgeber und sie sollten einander nicht entwerten, sondern ihre Anstrengungen vereinen.

Mit diesem Gegensatz des Einzelerlebnisses zur Formel seiner Gruppe ist jedoch durchaus noch nicht jene andere Dimension erledigt, die ihm an sich, ohne Wunsch, Erfahrung zu werden, als reine Zuständlichkeit zukommt. Da ist nicht mehr der Unterschied im Spiel zwischen begrifflicher und ohne Begriffe gemachter Erfahrung (Affektspuren, Gewöhnen, Imitation), die ja beide Erfahrung werden, sondern es handelt sich, wie dies vorhin ausgesprochen wurde, um ein anderes Verhältnis des Erlebenden zum Erlebnis, dessen Inhalt sich nicht zu ändern braucht, aber gewissermaßen ein Lagezeichen, einen Vektor, eine andere Richtung erhält. Nun braucht gewiß nicht eigens beschrieben zu werden, wodurch sich das zuständige Verhalten, denn so kann man es nennen, von jedem anderen unterscheidet, das eine Fortsetzung außer sich selbst hat; wenn ihm aber vorhin auf der Suche nach Ausdruck eine andere Dimension zugeschrieben worden ist, so erscheint es nun richtiger zu sagen, daß es eigentlich dimensionslos ist. Denn strenggenommen ist jede reine Zuständlichkeit ohne allen Zusammenhang mit anderen; gewinnt sie ihn aber, so ordnet sie sich den bewußten Erfahrungen ein oder sie verknüpft sich durch Bahnung mit dem übrigen Ich, mit einem Wort, sie verliert gerade den Charakter, auf den es ankommt. Das ist natürlich nur eine abstrakte Fiktion, aber praktisch entspricht ihr, daß wir die Erlebnisse gehobener Zuständlichkeit als Vergnügen, Erholung, Ausspannung, Entrückung, mit einem Wort nur als Unterbrechung gebrauchen. Wie merkwürdig wird dadurch, daß wir dennoch die Tendenz haben, sie als Bruchstücke einer anderen Totalität zu bewerten, als Elemente eines Erlebens, das sich in einer anderen Dimension erstreckt als das der Erfahrung und ihnen seine Richtung leiht; denn dies setzen alle Versuche voraus, die eine andere Innerlichkeit, eine Welt ohne Worte, eine unbegriffliche Kultur und Seele als erreichbar hinstellen. Es ist dies eine Analogie, welche die Gedanken darauf lenkt, daß auch in der Ethik ein feindlicher Unterschied zwischen den schöpferischen Quellen und ihrer moralischen Normierung besteht (zum Beispiel der Verbrecher als guter Mensch in der Literatur nach Dostojewski), und ein ähnlicher bestand immer zwischen dem religiösen Erlebnis und der Rechtgläubigkeit. Es gibt in der Tat, soweit ich das zu

überblicken vermag, nur einen Zustand, der die erhobenen Forderungen und die aus ihnen abgeleiteten Konsequenzen zu befriedigen vermöchte, und das ist jener «andere Zustand» jenseits jener «Grenze zweier Welten», von der die Rede war.

Wer sich mit seinen Erscheinungen befaßt hat, weiß, daß ihm das Wort Erfahrung fremd ist. Läßt man, wie es sich hier gebührt, jede mystische Auslegung beiseite, so wird man allerdings kaum behaupten können, daß es darin Erfahrung überhaupt nicht gebe, denn dies würde schon physiologischen Vorstellungen widersprechen, dagegen kann man wohl sagen, daß in diesem Zustand Erfahrung als etwas Wesensfremdes und Feindliches empfunden wird; ursächliche und zweckmäßige Verknüpfung der Erlebnisse bauen ihn nicht auf, sondern zerstören ihn. (Beispiel: der flüchtigste profane Gedanke zerstört augenblicklich die Kontemplation.) Gleichzeitig kennzeichnet ihn eine einzigartige Erregtheit durch das Leben. Der gewöhnliche Affekt oder die gewöhnliche Aktualität erlebter Zustände erscheinen im Vergleich mit ihr als etwas Peripheres, was nicht ans Innere reicht; die Empfindungen weisen nicht auf Dinge außerhalb des Ichs, sondern bedeuten innere Zustände; die Welt wird nicht als ein Zusammenhang dinglicher Beziehungen erlebt, sondern als eine Folge ichhafter Erlebnisse. Der Vektor, der Richtungsanzeiger, von dem vorhin die Rede war, hat sich umgekehrt und ist nach innen gerichtet. Man braucht, um sich eine Vorstellung davon zu verschaffen, nicht einmal die mystische Literatur zu bemühen, denn fast jeder Mensch erlebt das irgendwann als «Liebesglut» (zum Unterschied von der Liebes«flamme» des Begehrens), wenn er es auch später für eine vorübergehende Anomalie hält. Nimmt man die Kunst zum Vergleich, so muß man die tiefere künstlerische Erregung ganz ähnlich kennzeichnen; sooft ein Gegenstand aus der Sphäre weltlicher Betrachtung in die des schöpferischen Verhaltens tritt, verändert er sich, ohne sich zu verändern, und man kann scheinbar auch nicht sagen, daß er das Gefühl verändere, sondern das Gefühl verändert ihn; den Unterschied kann man besonders deutlich an Kunstgattungen sehen, die beide Verhaltensweisen vereinen, wie zum Beispiel der Roman<sup>(8)</sup>.

So weist das zweite Extrem möglicher Auffassung der Kunst in die Richtung des «andern» Zustands, und es enthält ihre Bewertung als reine Aktualität und Erregung eine über die sinnlich-gefühlhafte Improvisation hinausweisende Komponente, die allem Anschein nach ihm angehört. Bekanntlich ist dieser Zustand, außer in krankhafter Form, niemals von Dauer; ein hypothetischer Grenzfall, dem man sich annähert, um immer wieder in den Normalzustand zurückzufallen, und eben dies unterscheidet die Kunst von der Mystik, daß sie den Anschluß an das gewöhnliche Verhalten nie ganz verliert, sie erscheint dann als ein unselbständiger Zustand, als eine Brücke, die vom festen Boden sich so wegwölbt, als besaß sie im Imaginären ein Widerlager.

[ < ]



## Interview mit Alfred Polgar

[5. März 1926]

Eines Tages sagte ich mir, das Interview ist die Kunstform unserer Zeit; denn das großkapitalistische Schöne am Interview ist, daß der Interviewte die ganze geistige Arbeit hat und nichts dafür bekommt, während der Interviewer eigentlich nichts tut, aber dafür honoriert wird.

Außerdem ist es entzückend, daß man bei einem Interview einen Menschen in einer Weise ausfragen kann, die man sich selbst verbitten würde. Man muß natürlich über das alberne «Wie gefällt es Ihnen in unserer Stadt?» und «Wie haben Sie auf der Reise geschlafen?» hinausgehn. Man muß ihn in Schrecken versetzen, einschüchtern; dann fragt man ihn im Namen der Kulturverpflichtung mit Erfolg um Dinge, die er niemals freiwillig preisgeben würde.

Das Schlimmste, was vorkommen mag, ist, daß er die Antwort verweigert. Aber auch dagegen gibt es ein Mittel. Das Institut für angewandte Psychologie in Berlin hat schon vor Jahren ein Psychogrammschema herausgegeben, das ist ein Bogen mit einigen hundert Fragen, die einen Menschen regelrecht zerlegen lassen, und das ist seither gewiß noch vervollkommenet worden, obgleich es schon damals für erstaunlich unverschämte Bedürfnisse ausreichte. Ich würde die Anweisung hier wiedergeben, wenn ich sie zur Hand hätte, damit sich die journalistische Technik hebe. Die Hauptsache ist, der Ausgefragte gewinnt bei ihrer Anwendung nicht das leiseste Mißtrauen, daß er ein Interview zu bestehen hat; er glaubt, einen etwas kindischen Menschen vor sich zu haben, der mit einem Gemengsel kleingehackter Fragen spielt, kniet sich freundlich zu ihm nieder und ist binnen einer Viertelstunde psychotranchiert.

Als ich grundsätzlich so weit gekommen war, wählte ich Alfred Polgar zum Opfer meines Interviews. Aus Sportliebe. Denn eine ernste Unterredung mit Alfred Polgar zustande zu bringen, ist für einen Mann von Literatur schwieriger als eine Forelle mit der Hand zu fangen. An einem Sommerabend vor ungezählten Jahren, auf einer Straße mit Bäumen, mitten in Wien, habe ich ihn zum erstenmal getroffen. Auf einmal machte mich eine Dame mit Alfred Polgar bekannt. Ich wußte nicht, wie er zu uns gestoßen war. Ich konnte im Dunkel nicht mehr von ihm ausnehmen als eine schlanke, etwas zaghaft vorgeneigte Gestalt, die als jung auf mich wirkte, obgleich ich wußte, daß ich selbst um etliche Jahre jünger war, was in unserem Alter damals viel ausmachte. Er richtete einige Liebenswürdigkeiten an mich, die ich wohl aus Befangenheit etwas breitbeinig eingesteckt haben mag, und ich weiß auch durchaus nicht, wie er fortging, denn mit einemmal fehlte er ebenso rasch, wie er gekommen war. So ist es bis heute geblieben. Wir haben einen gemeinsamen Freund; ich weiß nicht, wie er heißt, aber Polgar weiß es, denn er ist intim mit ihm; dieser ersetzt uns das Dunkel. Denn sooft ich ihn im Theater, bei einem Empfang oder auf der Elektrischen sehe, gehe ich auf ihn zu, schüttele ihm die Hand und freue mich, daß es Polgar gut geht; er aber richtet mir aus, daß Polgar erst unlängst wieder sich sehr lobend über mich geäußert habe. Polgar selbst aber benützt mit ungeheurer Gewandtheit die trennenden Eigenschaften des Raumes und der Zeit. Es ist immer eine Portion Liebe mit Ohne, die er mir bestellen läßt.

So begann ich über ihn nachzudenken. Denn das Nicht-haben ist der Anfang allen Denkens. Ich weiß nicht, wo er geboren ist, aber es muß wohl zwischen Wien und Wien geschehen sein, auf

der Reise, welche die Stadt täglich einmal um den Erdraum macht, während sie grade weg und ehe sie wieder da war, aber sicher auf dem Platz, wo sie eigentlich hingehört. Denn diese Stadt ist von den Türken belagert und von den Polen tapfer verteidigt worden, sie war im achtzehnten Jahrhundert die größte italienische Stadt, sie ist stolz auf ihre Mehlspeisen, die aus Böhmen und Ungarn stammen, und bewies durch Jahrhunderte, daß man sehr schöne, ja auch tiefe Dinge hervorbringen kann, wenn man keinen Charakter hat. Freilich ist keinen Charakter haben eine Talentfrage wie alles andere; unbegabte Menschen macht es zu Lumpen, in einer höheren Form aber führt es wohl zu dem, was ein von seinem Charakter schwer geplagter gegenwärtiger deutscher Dichter die dichterische Ironie genannt hat, indem er es mit dem Dichten schlechtweg gleichsetzte, und in seiner höchsten Form, scheint mir, mündet es in einen geistigen Dadaismus, der äußerst lebensgefährlich, aber auch reizvoll ist. Charakter haben, heißt ja doch wohl immer nur, mehr Charakter haben: Als ein anderer oder ein anderes; bei dem Zusammenstoß zwischen Ich und Ich oder Ich und Verlockung sich als das stabiler Gebaute und Beharrlichere erweisen. Aber in dieser Relation steckt ein kleiner Widersinn, der desto größer wird, über je weitere Strecken des Lebens man sie integriert, denn sowohl die Natur wie das Ganze der menschlichen Beziehungen haben keinen Charakter oder jeden denkbaren, was auf das gleiche hinauskommt. Man kann in Haushofen aufrecht stehen, aber ein absolut charaktvoller Mensch, der parallel mit sich selbst unentwegt vorwärts schritte, würde schon in Dingshofen, zehn Stunden weiter, beträchtlich schief stehen. Bei diesem Gesichtspunkt, der durch die Erweiterung der Zivilisation immer unvermeidlicher wird, beginnt der Dadaismus. Er muß weder aus Skepsis auf der Gießkanne trompetenblasen, noch die Ringe unter den Augen sich an die blasse Dichterhand stecken, um mit der schwergeschmückten dem Leben seinen Nachruf zu schreiben; er kann auch den Versuch einleiten, die Menschenwelt anders anzupacken und vorwärtszubringen. Auf jeden Fall, was immer er im Sinn trägt, unter den Füßen hat er ein festes Stück Erkenntnis von der Unfestheit des Lebens, das nicht mehr wegzubringen ist.

Immerhin scheint es bei solcher Beschreibung nicht unangebracht zu sein, ein bürgerliches Sittenzeugnis beizubringen. Hier folgt es: So viel dieser Kritiker mit dieser Idee des *genius loci* zu schaffen hat, so wenig mit ihren Konkretinismen. Denn konkret ist der Geist dieser Stadt – und vornehmlich sprechen wir ja von der Literatur, insonderheit vom Theater – in der Macht von Anpassungsfähigen, welche in irgendeinem Punkte alle feine und begabte Menschen sind, aber es freiwillig übernommen haben, volle Begabung nicht aufkommen zu lassen. Deshalb sind sie gezwungen, den ungeheuren Vorrat von Größe aller Arten, der in einer Stadt der großen Erinnerungen von Beethoven bis Speidel angehäuft ist und notgedrungen an den Mann gebracht werden muß, ebenso wie die mannigfachen Vorteile, die es da gibt, unter sich aufzuteilen, und der Wiener Parnaß gleicht durch diesen Umstand jenen Negerrepubliken, welche Präsidenten, Staatskarossen, Palmenfräcke und eine Akademie früher haben als eine Schrift. In solcher Umgebung wird man ein großer Mann, indem man sich dorthin stellt, wo große Männer verkehren. Man hebt ihnen die Asche auf, wenn sie rauchen, und eines Tages steht man selbst mit der großen Zigarre da, auf die gebeugten Rücken Jüngerer herabblickend. Von dieser erfolgverbürgenden Gesellschaft mit haftender Beschränktheit hat sich Polgar sein Leben lang in stummem Protest ferngehalten und ist in kleine Montagsblätter geflohn, um möglichst selten mit der Literatur in Berührung treten zu müssen. Eine solche Verneinung, jahrelang in Reinheit festgehalten, hat, wenn sie auch schweigend ist, die Kraft eines großen Beispiels und wird in einer Stadt, wo mit dem Erfolg das Verdienst kommt, vielen Menschen gezeigt haben, daß es auch anders geht.

Natürlich läßt sich daran auch ein Einwand knüpfen. Dieser Unbeeinflusste hat niemals den Wunsch in sich gefühlt, aus seiner ironischen Ruhe herauszutreten, er hat sein Haus reingehalten,

aber ist niemals mit dem Besen vor die Tür gegangen. Man kann von ihm nicht rühmen, was man von Franz Blei sagen kann, den die Ungeduld eines überlegenen, in die deutsche Literatur verbannten Geistes angetrieben hat, daß er nicht nur zu seiner Zerstreuung fast alles darin entdeckte oder förderte, was geistigen Wert hatte, sondern auch niemals zögerte, Scheingrößen seiner seigneurialen Gleichgültigkeit zu versichern, ob ihn ein Amt dazu verpflichtete oder nicht; noch ist Polgar so lebenslustig gedrungen wie Kerr, der allezeit eine neue Sorte Spickaal oder englischen Tabaks jeder neuen Sorte deutscher Philosophie oder Dichtung vorzog, und eben dadurch der deutschen Dichtung den unschätzbaren (von «Richtungen» völlig unabhängigen) Dienst erwies, auch die bestverkleideten Unechtheiten mit einem zum Genie entwickelten Feingefühl für Fälschungen aufzuspüren. Polgar dagegen läßt die Dinge laufen, wie sie behaupten, es zu können; er sieht ihnen bloß zu und beschreibt sie. Aber seit Busch hat niemand ihre Misere so boshaft freundlich beschrieben wie er und offenbar geht er nur darum ins Theater, weil er das Leben dort sucht, wo es am lächerlichsten ist.

Man würde also fehlgreifen, wenn man mit ihm die Vorstellung verbinden wollte, die man heute an die Worte Impression und Impressionismus knüpft, etwas Weiches, nur den Eindrücken Hingegebenes. In seinen Eindrücken liegt ein System. Er läßt die Dinge vorbei, versetzt ihnen eins von hinten, und dadurch zerfallen sie wie auseinandergenommene Spielzeuge. Das ist seine Philosophie, und seine Technik des Schreibens bedient sich für diesen Zweck zum Beispiel der Simultaneität, indem sie still nebeneinandersetzt, was im Leben vereint ist, aber sich gar nicht verträgt, sobald die atmosphärische Soße der Gewohnheit davon genommen wird, oder er macht es so, daß er etwas, das er tadeln will, arglos in der Mitte der lobenswerten Eindrücke promenieren läßt, aber ihm das Sprachgewand des Lobes heimlich verkehrt anzieht. Immer sind diese kleinen aufsässigen Aufsätze um einen, gewöhnlich äußerst komischen Witz gruppiert, aber diesen Humor zu analysieren, muß ich mir versagen und setze lieber zwei Beispiele hierher, die mir gerade in Erinnerung sind. Als Polgar vor kurzem fünfzig Jahre alt wurde – und man wird zugeben, daß dies nachgerade anfängt für einen deutschen Schriftsteller zu einer peinlich lächerlichen Lage zu werden – zog er sich aus der Schlinge, indem er selbst einen Aufsatz über den Festtag mit den Worten begann: «Durchaus imstande, von den zahlreichen mir zugekommenen Glückwünschen jeden einzeln zu beantworten, tue ich es dennoch auf diesem Wege ...» Ein andermal, vor längerer Zeit, als die österreichischen Klerikalen einem schriftstellerisch dilettierenden Beamten, dem Hofrat Millenkovich, die Leitung des Burgtheaters anvertrauten und dieser mit einem völlig lächerlichen christlich-germanischen Schönheitsprogramm vor die Öffentlichkeit trat, tat Polgar nichts, als daß er ihn an der richtigen Stelle eines Satzes den Garten-Laube des Burgtheaters nannte, welches Wort (man muß freilich wissen, was der Name Laube mit Recht oder Unrecht in der Wiener Theatergeschichte bedeutet) die längste und tatsächlich auch eine erfolgreiche Polemik ersetzte. Mit der Indifferenz und Weichheit von Polgars Kritik steht es also schon so, wie es Paris Gütersloh in einen äußerst glücklichen Ausdruck zusammenfaßte, als er von seinen Werken behauptete, sie bestünden aus «Filigranit».

Will man Polgars Wesensart ganz verstehn, so ist es wohl von Bedeutung, auch daran zu denken, daß er als Journalist begonnen hat und es bis heute geblieben ist. Er hat auch da nicht versucht revolutionierend zu wirken, sondern behielt eine Schutzfarbe bei, welche zwar nicht hindert, daß sich seine Prosa sofort von der Umgebung abhebt, aber doch auch etwas Verbindendes hat. Man könnte vielleicht sagen, er kommt nicht im Vortragsfrack in die Redaktion (wie unmöglich nimmt sich Lyrik in Zeitungen aus!), sondern in einer schönen und bequemen Strapazprosa, aber der Zusammenhang ist wahrscheinlich doch inniger, denn so unheilvoll die Schwächen der Zeitungen sein mögen, der Wirbel atomisierter Impulse, der täglich durch eine Redaktion fegt,

das sich Anhäufen der Tatsachen, die – sit venia verbo – auf Ordnung gepiffen kommen und einen lockeren Berg aufschütten, das unablässige Klingeln der Widersprüche an allen Telefonen: im ganzen hat das doch etwas von einem Vulkan, in dem die Zeit ihre Gärung ausspeit. An der Flanke eines solchen heißen Speikegels zynischer Vernunft lyrische Gartenerde aufgeschüttet, und ich könnte mir denken, daß da ein Hain ganz seltsamer Gewächse entsteht, welche den klassenbewußten Botaniker in Verzweiflung stürzen, weil alle Begriffe in ihnen durcheinanderwachsen. Die Dichtung der Zukunft wird etwas von der Prosa der Zeitung haben, nichts von ihrem falschen Ethos, sondern von ihrer prosaischesten Prosa, und die Art, in der Polgar schreibt, ist schon aus den beiden dabei grundlegenden Elementen aufgebaut. Er hat vor einiger Zeit ein Buch herausgegeben, das *An den Rand geschrieben* heißt, und schreibt darin der Seele des zeitgenössischen Menschen, die bekanntlich allgemein schmerzlich vermißt wird, kleine, unpathetische Bemerkungen an den Rand; wenn man zur Mitte hinblickt, wo sie sein müßte, ist alles durchstrichen und es bleibt dort nichts, aber in der Randkorrektur, den Fußnoten, dem Dolchstoß praktischer Betrachtung in den Rücken der poetischen, in dieser sich immer tiefer zerspaltenden Heterodoxie der Vorbehalte, scheinbar also in einer unheilbaren Auflösung, zeigen sich mit einemmal ihre Linien; denn auch das Leben hat heute keinen Text, sondern nur Zusätze, Einschränkungen, Durchführungsbestimmungen und jeden Tag neue Novellierungen, vale Ehrwürdiges, was uns lieb war, dankt ab: aber das Leben war wohl immer die sozusagen konstituierende Auflösung einer Versammlung.

Ich hoffe, man wird von selbst bemerkt haben, daß ich für ein Interview trotz schöner Vorsätze völlig ungeeignet bin. Man muß sich die Sache zurechtlegen; aber wenn die Vorurteile dabei einen gewissen Grad erreicht haben, ist es ganz überflüssig, den Mann zu befragen, von dem man sie hat. Er kann entweder das gleiche sagen oder man versteht ihn nicht. Also bin ich schließlich zu Polgar nur gegangen, um ihn ordnungsgemäß zu fragen:

Woran arbeiten Sie?

Und er hat geantwortet: «An drei Bänden meiner Kritiken, die bei Rowohlt erscheinen werden. Sie werden heißen: *Ja und Nein, Kritisches Lesebuch*, und ich wähle sie aus zehn Bänden aus. Sie werden nicht die geringste Auskunft geben über Ästhetik, Theater oder Literatur, sondern eher eine Weltanschauung enthalten; denn ich verstehe von all dem nichts, ich bin durchdrungen von der Wert- und Sinnlosigkeit meines Schaffens und sehe mir nur deshalb Theaterstücke an, weil sie geeignet sind, jeden, der an seiner eigenen Bedeutung zweifelt, zu trösten.»

Ja, und dieses sagte er noch: «Ich habe nur eine idée fixe: es gibt nur eine idée flexible!»

Er wohnt in einem Atelier, sechs Treppen hoch, mit darangebauter Schlafgondel. Man sieht Dächer, Abstürze, Rückseiten, Himmel; eine Landschaft für Rauchfangkehrer, Katzen und Kubisten.

[ < ]

### Bücher und Literatur

[15., 22., 29. Oktober 1926]

### Ankündigung

Das literarische Flurschützenamt des Kritikers! Ich schicke voraus, daß ich gar nichts davon verstehe, und um gleich noch etwas zu sagen, was meine Eignung zum Kritiker beleuchtet: Ich mag nicht Bücher lesen.

Ich erinnere mich, seit Jahren selten ein Buch zu Ende gelesen zu haben, außer es war ein wissenschaftliches oder ein ganz schlechter Roman, in dem die Augen steckenbleiben, als ob man einen großen Teller in Schnaps getränkter Makkaroni hinunterschlingen würde. Wenn ein Buch dagegen wirklich eine Dichtung ist, kommt man selten über die Hälfte; mit der Länge des Gelesenen wächst in steigenden Potenzen ein bis heute unaufgeklärter Widerstand. Nicht anders, als ob die Pforte, durch die ein Buch eintreten soll, sich krampfhaft gereizt eng verschließen würde. Man befindet sich, wenn man ein Buch liest, alsbald in keinem natürlichen Zustande mehr, sondern fühlt sich einer Operation unterworfen. Da wird ein Nürnberger Trichter an den Kopf gesetzt, und ein fremdes Individuum versucht, seine Herzens- und Gedankenweisheit einem einzuflößen; kein Wunder, daß man sich diesem Zwange entzieht, sobald man nur kann!

Die Amerikaner sind andere Leute. Ein Mann wie Jack London, der ein sehr lebendiger und kluger Mann ist, hält sich nicht für zu gut, um beim seligen Käptn Marryat, der unsre Kindertage erfreut hat, in die Schule zu gehen und sein Garn ganz aus dem Fell des wilden Schafes zu spinnen, das er mit Recht als das Innere seiner Leser vermutet. Wenn es ihm gelingt, dabei einen oder den anderen tiefen Gedanken einzuschmuggeln oder eine mächtige Szene, ist er sehr zufrieden; denn er betrachtet Literatur als ein männliches Geschäft, das Käufer und Verkäufer etwas bieten muß. Wir Deutschen dagegen betreiben bis tief in den Moralkitsch hinein eine Genieliteratur. Immer ist der Verfasser ein ungewöhnlicher Mensch; er fühlt entweder ungewöhnlich kühn oder ungewöhnlich gewöhnlich; stets breitet er sein so oder so geordnetes Seelensystem zur Nachahmung vor uns aus. Selten ist er ein Mensch, der die Unterhaltung für seine Pflicht ansieht, und wenn er es tut, sinkt er gewöhnlich ohne Widerstand zu einer maßlos gemeinen Unterhaltung als Stimmungskanone der Heiterkeit oder Sentimentalität herab. (Vielleicht läßt sich später einmal mehr davon erzählen.) Im übrigen wäre wohl gegen den Drang zum Genialen in einer Literatur wenig einzuwenden. Nur das eine natürlich: das größte Volk kann unmöglich die ausreichende Anzahl Genies für eine solche Literatur hervorbringen.

### **Können die Schriftsteller nicht schreiben oder die Leser nicht lesen?**

Man sagt, es seien die Bücher schuld und die deutschen Schriftsteller könnten nicht schreiben. Das ist eine liebenswürdige und einleuchtende Hypothese, um das eigentümliche Mißbehagen zu erklären, in das man sich beim Lesen von Büchern versetzt fühlt. Vergessen wir aber niemals, daß es bloß eine Hypothese ist! Wie alle Hypothesen hüllt sie eine Tatsache in einen Überschuß ein, und wenn man sich nackt an die Wahrheit halten will, welche in der Behauptung steckt, daß die Schriftsteller nicht schreiben können, so vermag man bloß festzustellen, daß die deutschen Leser nicht mehr lesen können. Das ist das einzige, was feststeht und wovon man ausgehen kann. Wir deutschen Leser empfinden heute einen unerklärlichen grundsätzlichen Widerstand gegen unsere Bücher. Alles andere ist äußerst unklar. Es ist auch unklar, wer und was die Schuld hat. Darum ist es gut, sich wohl oder übel zuerst umzusehen, wie eigentlich heute ein Mensch liest, der am Lesen von Büchern keine Freude empfindet und dennoch seine Zeit an Bücher abgibt?

Wir wollen sehr vorsichtig an diese Frage gehen, um nicht den Anschein zu erwecken, daß wir eine ausreichende Antwort wissen, was unsere Verleger in ein Goldgräberfieber versetzen müßte.

Wir wollen auch unter Mensch nicht die glückseligen Opfer der Literatur in Fortsetzungen verstehen, unter denen noch wirkliche Leseleidenschaft wütet, sondern nur solche Menschen, welche mit jenem Ernste lesen, mit dem man einen Kirchenvorstand wählt oder den Namen für den erstgeborenen Sohn.

### **Es gibt heute kein Genie**

Nun, der Umgang mit ihnen zeigt sofort eine Erscheinung, welche offensichtlich in diese Betrachtung gehört: Es vergehen nicht fünf Minuten, wenn zwei solche Verantwortliche sich irgendwo treffen und das Gespräch eine höhere Richtung nimmt, ohne daß sie sich im gemeinsamen Ausdruck einer Überzeugung finden, die sich ungefähr in die Worte fassen läßt: es gibt ja heute doch keine große Leistung und kein Genie!

Sie meinen damit durchaus nicht das Fach, welches sie selbst vertreten. Auch handelt es sich dabei nicht um eine besondere Form des Heimwehs nach der besseren alten Zeit. Denn es zeigt sich, daß die Chirurgen keineswegs die Zeit Billroths für chirurgisch größer als die ihre halten, daß die Pianisten durchaus überzeugt sind, das Klavierspiel habe seit Liszt Fortschritte gemacht, ja sogar, daß die Theologen die Meinung verbergen, es sei immerhin diese oder jene kirchliche Frage heute genauer bekannt als in Christi Tagen. Nur sobald die Theologen auf die Musik, die Dichtung oder die Naturwissenschaft, die Naturwissenschaftler auf die Musik, die Dichtung und die Religion, die Dichter auf die Naturwissenschaft usw. zu sprechen kommen, zeigt sich jeder überzeugt, daß die anderen nicht ganz das Richtige leisten und, bei allem Talent, von dem Beitrag, den sie der Allgemeinheit schulden, das Wichtigste, das Letzte, eben was das Genie wäre, schuldig bleiben.

Dieser Kulturpessimismus auf Kosten der anderen ist eine heute weitverbreitete Erscheinung. Er steht in einem sonderbaren Widerspruch zu der Kraft und Geschicklichkeit, die allenthalben im einzelnen entwickelt wird. Man hat den Eindruck, daß ein Riese, der ungeheuer viel ißt, trinkt und leistet, davon nichts wissen will und sich lustlos schwach erklärt wie ein junges Mädchen, das die eigene Blutarmut ermüdet. Es gibt sehr viele Hypothesen zur Erklärung dieser Erscheinung, davon angefangen, daß man sie als die letzte Stufe einer seelenlos werdenden Menschheit ansieht, bis dorthin, wo man in ihr die erste Stufe von irgend etwas Neuem erblickt. Es wird gut tun, diese Hypothesen nicht ohne Not um eine neue zu vermehren und lieber sich noch nach einigen anderen Erscheinungen umzusehen.

### **Es gibt nur noch Genies**

Denn scheinbar im Widerspruch zu der geschilderten Mieselsucht steht die Leichtigkeit, mit der man heute das höchste Lob spendet, wenn es einem gerade paßt, und ist doch wahrscheinlich im Innersten eins mit ihr.

Man nehme sich die Mühe und sammle durch längere Weile unsere Buchbesprechungen und Aufsätze mit der Absicht und nach den Methoden, um aus ihnen ein Bild der geistigen Bewegung in der Zeit zu gewinnen. Man wird nach einigen Jahren mächtig darüber erstaunen, wie viele

erschütterndste Seelenverkünder, Meister der Darstellung, größte, beste, tiefste Dichter, ganz große Dichter und endlich einmal wieder ein großer Dichter im Laufe solcher Zeit der Nation geschenkt werden, wie oft die beste Tiergeschichte, der beste Roman der letzten zehn Jahre und das schönste Buch geschrieben wird. Wenn man oft Gelegenheit hat, solche Sammlungen durchzublättern, staunt man jedesmal von neuem über die Heftigkeit augenblicklicher Wirkungen, von denen in den meisten Fällen wenige Jahre später nichts mehr zu sehen ist.

Man kann eine zweite Beobachtung machen. Noch mehr als einzelne Kritiker sind ganze Kreise hermetisch gegen einander abgedichtet. Sie werden gebildet von bestimmten Typen von Verlagen, zu denen bestimmte Typen von Autoren, Kritikern, Lesern, Genies und Erfolgen gehören. Denn das Bezeichnende ist, daß man in jeder dieser Gruppen ein Genie werden kann, wenn man eine bestimmte Auflagenhöhe erreicht, ohne daß die anderen Gruppen davon etwas merken. Es mag sein, daß in ganz großen Fällen ein Teil des Publikums von der einen Fahne zur anderen desertiert; sicher ist auch, daß sich um die meistgelesenen Schriftsteller ein eigenes Publikum aus allen Lagern bildet; stellt man aber eine Liste der Erfolgreichen in der Abstufung ihrer Auflagenzahlen zusammen, so merkt man sogleich aus der Zusammensetzung, wie wenig die paar Lichtgestalten, die sich darunter befinden, imstande sind, bildend auf den Geschmack der Allgemeinheit zu wirken, und diesen davon abzuhalten, sich mit gleicher Begeisterung wie ihnen auch einer obskuren Mittelmäßigkeit zuzuwenden; diese einzelnen treten über die Ufer, welche im allgemeinen vorgezeichnet sind, aber wenn ihre Wirkung abfließt, fängt jede Rinne des vorhandenen Kanälesystems das ihre davon auf.

Noch eindrucksvoller zeigt sich dieser Partikularismus, wenn man die Betrachtung nicht bloß auf die schöne Literatur beschränkt. Es ist gar nicht zu sagen, wie viele Roms es gibt, in deren jedem ein Papst sitzt. Nichts bedeutet der Kreis um George, der Ring um Blüher, die Schule um Klages gegen die Unzahl der Sekten, welche die Befreiung des Geistes durch den Einfluß des Kirschenessens, vom Theater der Gartensiedlung, von der rhythmischen Gymnastik, von der Wohnungseinrichtung, von der Eubiotik, vom Lesen der Bergpredigt oder einer von tausend anderen Einzelheiten erwarten. Und in der Mitte jeder dieser Sekten sitzt der große Soundso, ein Mann, dessen Namen Uneingeweihte noch nie gehört haben, der aber in seinem Kreis die Verehrung eines Welterlösers genießt. Ganz Deutschland ist voll von solchen geistigen Landsmannschaften; aus dem großen Deutschland, wo von zehn bedeutenden Schriftstellern neun nicht wissen, von was sie leben sollen, strömen ungezählten Halbnarren Mittel zur Entfaltung ihrer Propaganda, zum Druck von Büchern und zur Gründung von Zeitschriften zu. Ich habe die Zahlen von heute nicht zur Hand, aber vor dem Kriege sind in Deutschland jährlich über tausend neue Zeitschriften und weit über dreißigtausend neue Bücher erschienen, und wir haben uns natürlich eingebildet, daß dies ein weithin leuchtendes Zeichen unseres geistigen Hochstandes sei. Man darf vielleicht ebensogut vermuten, daß dieses Übermaß ein unbeachtetes Zeichen eines sich ausbreitenden Beziehungswahns ist, dessen Grüppchen das ganze Leben an einer fixen Idee befestigen, so daß ein echter Paranoiker es heute wirklich schwer haben muß, sich bei uns des Wettbewerbes der Amateure zu erwehren.

### Nur Literatur

Die Art, in der sich ein Mensch, der einen Beruf hat und so natürlich lesen möchte, wie man tief atmet, wenn man aus dem Bureau kommt, gegen diese brodelnde Luft wehrt, die ihm den Atem streitig macht, besteht darin, daß er in seiner Notwehr erklärt, das alles sei «nur Literatur». Während frühere Zeiten Worte wie Federfuchser, Kritikaster zur Abwehr bestimmter Auswüchse

der Literatur hervorgebracht haben, ist heute das Wort Literat selbst zum Schimpfwort geworden. Nur Literatur bezeichnet so etwas wie Mottenseelen, die um künstliche Lichter flattern, während draußen der Tag scheint. Der tätige Mensch fühlt sich durch ihre Unruhe belästigt, und wer hätte ihn noch nicht kurz entschlossen erklären hören, daß er in Gerichtssaalberichten, Reisebeschreibungen, Biographien, politischen Reden, geschäftlichen Aussprachen, in den Erfahrungen am Krankenbette, auf Bergfahrten oder in der Fabrik mehr Poesie und Erschütterung findet als in der zeitgenössischen Literatur. Von da bis zu der Überzeugung, daß in dieser «raschlebigen und von großen Vorgängen erschütterten Zeit» eigentlich nur das kleine Zeitungsentrefilet oder Feuilleton wirklich lebendige Kunst sei, ist es nicht mehr weit. Er versichert, das Leben sei das größte Gedicht, und hat den Vorteil, sich damit selbst zum Range eines dichterischen Genies zu erheben, da doch jeder in gewissem Sinn der Autor seines Erlebens ist. Damit ist aber der letzte Leser geschwunden und es bleiben nur noch Genies übrig.

Wir haben also bloß die Frage zu untersuchen: Wie lesen Genies?

Das weiß man aber. Genies haben die Eigenschaft, daß sie die Leistungen anderer Genies selten anerkennen. Sie lesen nur die Bestätigung ihrer eigenen Ansichten, und diese langweilt sie. Die Wandervögel die der Wandervögel, die Psychoanalytiker die der Psychoanalytiker. Sie wissen es selbst (und dem ist dann auch wirklich so) besser. Sie lesen deshalb mit dem Bleistift in der Hand, dem Ausrufungszeichen und Anmerkungen entfahren. Und an der in ihren Augen etwas zurückgebliebenen schönen Literatur lieben sie vor allem nicht die Umständlichkeit; Anregung genügt. Sie lesen eigentlich immer nur Titelköpfe, wie man sie in den Zeitungen so schön überfliegen kann; zuweilen anerkennen sie es, wenn sich recht viel Titelköpfe bewegen, und nennen es geistige Bewegtheit; zuweilen beschleicht sie ihre Einsamkeit, und dann nennen sie es nur Literatur.

Mit einem Wort: Genies lesen so, wie man heute liest.

Was sie tun, wenn sie schreiben, bleibt dabei beiseite.

### Eine kleine Theorie

Und nun sei eine kleine Theorie aufgestellt. Es soll keine große sein, welche diese Erscheinungen als irgend etwas Historisches erklärt, sondern nur eine Ableitung aus alltäglichen Erfahrungen. Unsere Köpfe und Herzen verarbeiten die Eindrücke, welche sie empfangen, desto besser, je zusammenhängender oder je weniger einzeln diese sind; wir leisten mehr, wo wir oder wo die Dinge ein System haben. Das ist eine bekannte Tatsache. Sie fängt mit der rhythmischen Arbeit an und geht über die Kenntnis, daß jede Arbeit ganz anders geleistet wird, wenn man ihren Sinn weiß, als wenn sie in lustlose einzelne Stücke zerfällt, bis zu der befruchtenden Kraft großer wissenschaftlicher Theorien, als deren Folge stets eine Fülle unerwarteter Entdeckungen entsteht; ja selbst die belebende Kraft geistiger Bewegungen, dieses sonderbare Erwachen seelischer Jahrzehnte mitten zwischen ganz andersgearteten, scheint nichts anderes zu sein als die Steigerung der Leistungen und das Heraufbeschwören ansonsten ungetan bleibender Leistungen durch die zauberhafte Erleichterung des persönlichen Schaffens, welche eine große gemeinsame, selbst eine nur eingebilddete Ordnung gewährt. Nicht ohne Zweck läuft die Geschichte des Geistes, vornehmlich die der Kunst in «Richtungen» und «Strömungen»: der Zweck ist natürlich nicht das Entstehen der nun unwiderruflich schönsten Kunst, sondern ein psychotechnischer Trick, der das Entstehen überhaupt erleichtert.



Auf das Lesen einschränkend, darf gesagt werden, daß es einen ungeheuren Unterschied bedeutet, ob man von allgemeinen Überzeugungen getragen liest oder nicht. Man staunt, wenn man heute erkennt, wieviel Spreu die hoffnungsvolle Zeit um 1900 für ebenso wichtig erachtet hat wie ihren besten Weizen; man wird sich später ebenso über manche Schriftsteller wundern, die heute im Vordergrund stehn: dennoch leisten selbst solche Mißverständnisse in gewissem Sinn den gleichen Dienst wie Verständnisse; sie helfen dem Leser, zu sich selbst zu kommen, oder um zu sagen, was wirklich ist, sie helfen die Suggestion verstärken, durch die seine Eindrücke in ein System der gegenseitigen Erleichterung und Energievermehrung kommen, das wirkungsvoller ist als das egozentrische der «persönlichen Bildung» oder der «sittlichen humanen Persönlichkeit», das wir – schon etwas lahm – als Erbe des 18. Jahrhunderts übernommen haben. Wenn aber mehrere solcher Strömungen im gleichen Zeitpunkt zusammentreffen, so bedeutet dies natürlich soviel wie gar keine Strömung, und es tritt das sonderbare Schauspiel auf, daß eben noch Bewegung vorhanden war, ja daß sie, einzeln betrachtet, eher noch in einem Übermaß vorhanden zu sein scheint, dessenungeachtet sich doch im ganzen ein schneller Kräfteverfall bemerkbar macht.

### **Jahre ohne Synthese**

Die gegenwärtigen Jahre dürften durch eine solche Interferenz von Wellen gekennzeichnet sein, die sich gegenseitig auslöschen, wie die Beteiligten mit einigem Staunen bemerken. Es ist eine der ungerechtesten Täuschungen, sich oder anderen einzubilden, daß es heute keine Dichtung genügend großer Art gebe; im Gegenteil, man könnte wohl leicht zwei Dutzend Namen aufzählen, die zusammen ein Maß von Können, Kühnheit, Freiheit und anderen entscheidenden Eigenschaften geben, das den Vergleich mit keiner anderen Spanne unserer Literatur zu scheuen braucht; aber sie ergeben keine Synthese, keine wahre und keine eingebildec, man vermag – grob gesprochen und wörtlich zu nehmen – nichts Ganzes mit ihnen anzufangen: und das erklärt nicht wenig von dem Gefühl der Mutlosigkeit und Enttäuschung, durch das die Gegenwart erregt wird. Ein solcher Verfall, der die literarische Kraft gewissermaßen im allgemeinen umfaßt, besteht zunächst nicht darin, daß es weniger gute Werke gibt, noch daß sich zwischen die guten mehr schlechte drängen, sondern drückt sich zuvor in einer gewissen Unruhe, Ohnmacht, ja Liberalität des Geschmacks aus; dieser hält noch fest, aber er hält nicht mehr dicht; alles Mögliche strömt durch allerhand Fugen ein, das vordem unmöglich gewesen wäre; man beginnt, die Klassenunterschiede der Werke aus dem Gefühl zu verlieren, und nennt in einem Atem – z. B. Hamsun und Ganghofer. Dieses Beispiel scheint heute noch unmöglich zu sein, aber man glaube nur ja nicht, daß der Weg von der Geltung Hebbels bis zu der Wildenbruchs lang war!

In einem solchen Zeitpunkt darf man daran erinnern, daß es ein System, eine Synthese gibt, die wichtiger als Dichter, umfassender und dauernder als Strömungen ist: die Literatur.

So selbstverständlich das aussieht, und mit halbem Sinn gewöhnlich auch ausgesprochen wird, übersehe man nicht, daß es nicht weniger bedeutet als die Umkehrung festsitzender Gepflogenheiten. Es kehrt nicht nur die Selbstverständlichkeit hervor, daß die Literatur wichtiger ist als ihre Richtungen, sondern kehrt unter anderem auch solche Überzeugungen um wie die, daß Kunst ein Gnadengeschenk sei, eine beglückende Begegnung mit einzelnen großen Menschen, eine Erholung und in jeder Weise eine menschliche Ausnahme. Literatur ernstlich voranstellen, heißt einen kollektiven Arbeitsbegriff auf einer geheiligten Insel einführen, und wenn man es böse ausdrücken will, die Fauna dieser glücklichen Insel zu Konserven verarbeiten. Das ist ohne Zweifel ein Unternehmen, von dem man zugeben muß, daß es ebenso leicht in ein Zuviel wie in

ein Zuwenig ausarten kann.

### Literatur und Lesen

Literatur in solcher Absicht gebraucht, heißt das Interesse nicht auf die Summe und auf das Museum der Werke richten, sondern auf die Funktion, das Wirken, das Leben der Bücher, ihre Zusammenfassung zu einer fortdauernden und sich steigernden Wirkung. Die menschliche Bemühung, welche Tausende von Menschen, und darunter sehr begabte, darauf richten, ein Gedicht oder einen Roman zu schreiben, kann unmöglich damit erschöpft sein, daß diese einer Anzahl Leser gefallen, daß eine Wolke der Anregung und Bewegung von ihnen ausgeht, die eine Weile über ihrem Platz hängt und dann von allerhand luftigen Strömungen zerblasen wird. Unser Gefühl und eine unklare Erfahrung sträuben sich dagegen. Dennoch bleiben wir jedesmal von neuem, wenn wir vor ein Werk oder einen Dichter geraten, ihnen gegenüber allein, werden von ihnen gestreift, von unserem Platz geschoben, aber wieder verlassen, und es ist jede Dichtung ihr eigener Anfang. Was wir Geschichte der Literatur nennen, ist allerdings ein auf Festhalten gerichtetes Bemühen; aber mit ihren Erklärungen des Gewesenen aus den Bedingungen seiner Zeit und ihren kausalen mehr oder weniger verlässlichen Analysen großer Personen hilft sie, auch wenn man sie sich vollendet vorstellt, zwar dem Verstehen, jedoch nicht oder nur auf Umwegen dem Erleben; sie ist, sofern sie sich in den sicheren Grenzen ihrer Aufgabe hält, nicht unmittelbar Ordnung der Erlebnisse und Eindrücke selbst, sondern Analyse und Zusammenfassung von Personen, Zeiten, Stilen, Einflüssen – also etwas ganz anderes.

Aber so gut das Kunstwerk in all seiner Einmaligkeit sich in eine historische Ordnung bringen läßt, die nicht bloß chronologisch ist, läßt es sich auch in eine andere bringen. Schon das instinktive Verfahren des Lesens hat es auf nichts anderes abgesehen, als die Wirkung, das Bedeutsame, den empfundenen Wert des Buches unmittelbar – das heißt als Effekt, als Bedeutetes, als persönlich anzueignenden Wert – und so festzulegen, daß sie nicht wieder verlorengehen. Fragt man nach den Vorgängen, durch die das geschieht, so lehrt schon der flüchtigste Einblick in sich selbst solche kennen. Man übernimmt gedankliche Elemente, die sich ja ohne weiteres bewahren lassen; man selbst erlebt Einfälle, Klarstellungen, Ausblicke, welche durch das Lesen angeregt wurden und bestehen bleiben, wenn der Anlaß auch längst vergessen ist; man gerät ins Fühlen und faßt die Empfindungen, von denen man angesteckt wurde, entweder als Erfahrung in Worte oder als Vorsätze in eine feste Einstellung zusammen oder überläßt sie sich selbst, die dann, ihre Energie langsam und verstreut abgebend, in den übrigen Gefühlen verschwimmen; man bewahrt auch das Ungewisse und Unbeschreibliche der Werke – den Rhythmus, die Gestalt, den Gang, das Physiognomische des Ganzen – entweder eine Weile rein mimetisch, so wie man von eindrucksvollen Menschen nachahmend angesteckt wird, als innere Gebärde sozusagen, oder macht den Versuch, es in Worte zu fassen; es wäre sehr schwierig, diese Vorgänge vollzählig anzugeben, aber die Richtung, in der ihr Ziel liegt, ist bald erkenntlich. Was diesen unwillkürlichen Bemühungen fehlt, ist nur die Zusammenfassung zu einem Ganzen.

Wenn man aber unter Literatur die Summe der Dichtungen versteht, ist auch sie kein Ganzes. Sie wäre dann eine ungeheure Sammlung von Beispielen, deren jedes anders ist und doch jedes schon da war, deren jedes von jedem anders und doch in bestimmten Gleichförmigkeiten verstanden wird, eine Angelegenheit von unsäglicher Breite, ohne Anfang und Ende, ein Gewirr herrlicher Fäden, das kein Gewebe ist. Ein solches Aggregat von Lesern und Büchern wird erst dann zur Literatur, wenn zu der Summe der Werke der Inbegriff der verarbeiteten Leseerfahrungen hinzukommt. Oder mit anderen Worten: die Kritik.

## Kritik, so gesehen

Es gibt viele Leute, welche leugnen, daß Kritik in diesem Sinn überhaupt möglich sei, welcher ja doch irgendwie ein Oben und Unten, die Auswahl irgendwelcher Richtungen voraussetzt, in denen ein Fortschreiten für Fortschritt gilt. Unser Zeitalter hat von einer Vorgeneration den Schreck vor der ästhetischen Regeldetri davongetragen, mit der man im Angesicht klassischer Gipsbüsten die Kunst maßregeln wollte. Der Impressionismus verließ sich auf den Saft, vermeinend, daß die Kunst irgendeinen, physiologisch nicht ganz klaren, Weg unmittelbar ins Herz findet. Der Neo-Idealismus und der Expressionismus operierten mit irgendeiner nicht weniger unmittelbaren «Anschauung» von Gedanken, welche sich nicht ganz mit der Nachdenklichkeit deckt, auf welche es ankommt. Sogar die Ästhetik selbst, von einigen bedeutenden Köpfen erneuert, leugnet heute ihre eigene Anwendbarkeit auf die Praxis; dieses gebrannte Kind will nicht mehr normativ sein. Die Folge war die Mein-Eindrucks-Kritik und die Kritik der Vokabelraketen, die Kritik des Mitschwingens und des Darauflosschwingens, welche soviel von dem Durcheinander heutigen Geistes am Gewissen haben.

Die Lage der Kritik ist indes keine schwierigere als die der Moral. Es ist uns auch keineswegs gegeben, göttliche und unveränderliche sittliche Gesetze zu kennen; die Moral wird in ihrem Wechsel von den Menschen geschaffen, die sie vorleben und den übrigen aufnötigen; dennoch läßt sich nicht leugnen, daß sie ein System besitzt, welches zugleich wandelbar und fest ist. Kritik in diesem Sinn ist nichts über der Dichtung, sondern etwas mit ihr Verwobenes. Sie ergänzt die ideologischen Ergebnisse zu einer Überlieferung – wobei ideologisch in einer weiten Weise zu nehmen ist, die auch die Ausdruckswerte der «Formen» umfaßt – und erlaubt nicht die Wiederholung des gleichen ohne neuen Sinn. Sie ist Ausdeutung der Literatur, die in Ausdeutung des Lebens übergeht, und eifersüchtige Wahrung des erreichten Standes. Eine solche Übersetzung des teilweise Irrationalen ins Rationale gelingt nie völlig; aber was Vereinfachung, Auszug, ja Auslaugung ist, hat zugleich mit den Nachteilen auch die allseitige Beweglichkeit und den großen Umfang der Verstandesbeziehungen. So ist sie ein Weniger und ein Mehr, bleibt wie jede ideologische Ordnung dem Leben, das sie umfaßt, viel einzelnes schuldig und verleiht ihm dafür etwas Allgemeines. Mit Besserwissen hat diese Kritik wenig zu tun; sie darf irren, denn sie entsteht niemals durch einen, sondern durch ein Kreuz und Quer, durch die Bemühung vieler, durch einen endlosen Prozeß von Revisionen, ja, entsteht letzten Endes durch die kritisierten Bücher selbst, denn jedes bedeutende Werk hat die Fähigkeit, alles umzustürzen, was man vor ihm geglaubt hat.

[< ]

## Bücher und Literatur

[26. November, 10., 17. Dezember 1926]

## Eine neue Dichterin

Der Roman «Das Grimmingtor» – er wurde von der Ostdeutschen Verlagsanstalt in Breslau herausgegeben – hat den Namen einer neuen Dichterin bekanntgemacht; sie heißt Paula Grogger.

Max Mell rückt sie in die Nähe der Lagerlöf.

Ein solches Urteil von Max Mell ist wie ein kleines Plättchen aus schwerem Metall. Noch schwerer als sonst wirkt es hier, weil die Grogger sein eigenes Arbeitsgebiet berührt. Seine Bücher erregen manchmal die gleichen demütigen, stillen Gefühle wie die kleinen Gärten vor Bauernhäusern.

«Das Grimmingtor» ist ein österreichischer Bauernroman. Genauer bestimmt, ein Ackerbürgerroman, obgleich dieses Wort dort nicht heimisch ist, in den wohlhabenden Marktflecken des oberen Ennstales, wo er spielt. Die Groggers, vulgo Stralz, deren Familienchronik das Buch erzählt, die Fasold's und andere, die darin genannt oder nur zufällig verschwiegen werden, bilden heute noch alte Familien, die nicht unähnlich den berühmten Posthalterdynastien an den großen Reichsstraßen sind. Den Soziologen dürften sie interessieren; sie vereinen Landwirtschaft, Brauerei, Gastgewerbe und Fleischhauerei in einer Hand, wie einen letzten Rest mittelalterlicher Wirtschaftsweise oder einen hochgerateten Ausläufer der Bauernwirtschaft. Dem Dichter bieten sie das herkömmliche Bild breit gegründeten Daseins; das sind noch Familienbäume, unter deren Ästen man Chroniken schreiben kann, während darüber Sonne, Mond und Sterne ihren stillen, unbegreiflichen Gang gehen!

Es ist nichts begreiflicher, als daß eine junge Dichterin sich bei ihrem ersten Buch von diesem Vorteil leiten ließ. Ihr Andreas Grogger vulgo Stralz, Bräuwirt usw. zu Oeblarn, der Mittelpfeiler ihres Buches, ist kein Sinnierer oder Philosoph, sondern ein stark und hart zusammenhaltender Mensch; aber mit einem gottväterlich wohlhändigen Hang, sich das Seine auch in Gedanken schmecken zu lassen. Seine Aufgabe ist die bekannte: stark zu sein, herrisch zu sein, schweigsam zu sein, in Einklang zu sein; letzteres mit sich, mit der ihn umgebenden Natur, mit dem, was über uns schwebt. Das ist nachgerade ein Mythos geworden; ein Sommerfrischlermythos und Unschuldstraum der in den Städten Billard spielenden Bauernkel, welche dort Kaufleute oder Beamte sind und auf den Unsegen der Großstadt schimpfen. Es hat schon viele Dichter angezogen, uns dieses verlorene Innenparadies zu beschreiben. Und man kann nicht sagen, daß wir diesen Naturverkündern abgeneigt waren. Weit eher sind wir überbereit, in jedem Augenblick die Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts zu überschreiten, und sei es auch rückwärts; es wäre wunderschön, statt zwischen Logarithmen, Börsenkursen und schlechten Theaterstücken zu leben, die Schwalben um den Kirchturm fliegen zu sehen. Es bedürfte eigentlich nur einer Kleinigkeit dazu: man müßte uns, statt prophetisch das einfache Leben zu verkünden, ein einzigesmal seine Moral, Gefühle, Gedanken und Einrichtung so genau und mit Preisangabe zeigen, daß wir sie uns aneignen und darin hausen könnten! Gerade das hat aber noch kein Buch getan. Wenige Eisenbahnstunden vor den Toren der Zivilisation fängt ein Land der kernigen Kuriosa an, das uns durch die Naivität der Versuche, es zum Vorbild zu machen, unverständlich geblieben ist; unsere heimischen Primitiven sind uns fremder als die der Südsee.

Da man beim Lesen des «Grimmingtors» bald etwas von einer Begabung merkt, die keineswegs nur aus romantischer Verneinung des städtischen Selbst besteht, sondern positiv mit erlebter Kenntnis schaltet, stellt sich das nüchtern-leidenschaftliche Verlangen nach genauer Rede und Antwort ein. Auf diese Frage nach dem Wesen seiner Bauern, insonderheit des großen Stralz, antwortet der bodenständige Roman ungefähr das: Karg .. trocken .. dem Hochgebirge ähnlich .. «Denn wie der ewige Firnschnee dem Entfernten nur einen starren Hauch zuwendet, den Nahen

aber erwärmt und durchschauert wie die Liebe, das Fieber, nicht selten wie der Tod .. so hat auch der Bauer, insoweit er von Götzendienst und Komödie noch unversehrt und rein ist, die ganze Größe des Gefühls in sich; nur daß niemand, .. weder Vater, noch Mutter, Kind und Kindeskind dasselbe erfaßt.» «Es ist wohl Bedingnis, daß der Mensch sich still gehabe, um eine stille, einfache Landschaft zu betrachten; oder daß er in ihr daheim sei.» «Es war überall schon Umfried der Heimat, die Ruhe der Erbsassen, es war das Gleichmaß eines engbegrenzten Lebens mit vieler Arbeit und wenig Leidenschaft, ganz in sich selbst gefestigt, ganz verschlossen.» «In dieser hölzernen starren Gepflogenheit waren sie bewunderungswürdig. Ob es nun Arbeit, Handel, Genuß oder Gebet, ja selbst Leiden oder letztes Ende war, sie hatten für dies alles Zeit und Weile. Keine Ader zuckte schneller; kein Nerv verwirrte sich. Doch eben in ihrer Ruhe lag die Kraft und Zähigkeit. Sie lebten so sicher, weil sie so langsam lebten.» «Aber es ist doch ein wundersam Ding, daß die Reden der Bauern sind wie die Wege. Die winden sich auch an Wiesenrand, an Bach und Berghang, zu einer Keusche hinauf, zu andern hinunter. Und nur deswegen, weil die Leut so unendlich viel Zeit haben, und weil ihnen jedes Büschel Gras zu kostbar und jede Krume Ackererde zu heilig ist, als daß sie kreuz und quer darüber führen.» Der Stralz schreibt in sein Büchel: «Durch Vernunftsamem Disput ist Weibes Sinn nicht zu trösten», «Das Gefühl bezähme Man sparsamst in Red und Buchstab. Der Schweigente ruhet in sich selbst, die Gnade oder Ungnade seiner Antwort verachtet». Und von ihm heißt es: «Als Selbstbildner verfiel er keineswegs in Hochmut. im Gegenteil überschätzte er die Errungenschaften des Geistes an Umfang und Bedeutung ... In seinem Vertrauen zu gediegener Schulbildung kam er nicht zur Einsicht, daß sie auch nur ein Mittel sei, ... womit man das Licht der Schöpfung in wohlanständiger Art untersucht. Er wußte nicht, daß für jeden, auch den klügsten Scholaren, einmal der Tag kommt, wo er mit seiner Arbeit muß von neuem beginnen, weil er nicht mehr das feine Brennglas, Zeichnung, Feder und Zirkel, sondern die ewig sich entwickelnden Faktoren der Welt selbst vor Augen hat. Er wußte schließlich auch nicht, daß mancher der kultivierten Instrumente zu seinem Leben entraten kann, weil er's unmittelbar und mit derben, gesunden Händen packt und ohne viel Federlesens zurechtrichtet. In solchen Fällen wird kein Seidendamast daraus, sondern ein grobes Leintuch; wird kein gotisches Gewölbe daraus, sondern ein Dibbelboden, nicht selten auch eine festgezimmerte, buntbemalte Wiege ...»

Das sind schöne Sätze, die zum Zitieren verleiten, damit man zugleich ein wenig Vorstellung von der Art der Federführung erhalte; aber dem Hungernden geben sie, kurz gesagt, die Soße und nicht den Braten. Das gleiche ist noch deutlicher, wenn es sich ums eigentliche Erzählen handelt. Die Chronik erzählt die Geschichte der Familie Stralz inmitten der Franzosenzeit und nahherum das Leben in Oeblarn. Das ist eine große Reihe von Episoden, zwischen denen die Geschichte eines verlorenen Sohnes und einer unglücklichen Ehe sich abspielt, die voll Liebe ist. Anlaß genug, um Andersmenschliches, ein soziales Jenseits zu entwickeln. Aber gerade da haftet der Roman wieder an Gleichnissen. Es ist ein sehr kräftiges darunter, vom Eheleben des Andreas und seiner Frau Constantia, «als trüge der Stralz den Sack und sie dahinter die ledigen Erdäpfel», aber im allgemeinen läuft wohl nichts über die Anfangsgegebenheiten hinaus, daß eben der Bauer die ganze Größe des Gefühls in sich hat, daß die Liab der Bäurin trutzig und schamhaft, keusch und hülzern ist und daß es Einschichtige leicht tödlich befällt. Dieses sich Auflösen in kontemplative Begleitmusik an den Stellen, wo man greifliche Erhärtung am ehesten erwarten sollte, ist um so erstaunlicher, als sich im Episodischen oft eine ungemein starke Anlage für das Wirkliche zeigt. Genauer gesagt, freilich nur in den reinen Oeblinger Episoden; schon die geistlichen Figuren des Romans, und gar die aus der Welt draußen kommenden, bauen sich aus hergebrachten Vorstellungen auf, einzelne davon, wie der hitzige Dorfbader mit der verheimlichten akademischen Vergangenheit und dem deutsch waffenschlagenden Herzen oder der lasterhafte

napoleonische Obrist, sogar aus unangenehm zeittümlichen Vorstellungen.

Damit ist man aber vor ein bezeichnendes Nebeneinander gestellt, und weil dieses heute in unserer Literatur eine große Rolle spielt, möchte ich es herausheben.

### Das Heimatbuch

Der Roman des ungewöhnlich begabten Fräuleins Grogger baut nicht auf, sondern er breitet aus; die Charaktere sowohl wie die Gedanken.

Man könnte vermuten, daß diese Schwäche schon im Wesen der Chronik gegeben, Verliebtheit ins «Auskramen», eine zärtliche Schwäche sei, und vor fünfzig Jahren hätte man gesagt, ihrem Werk fehle es an der kunstvollen «Komposition». Aber was ist das?! In der Kunst gibt es eigentlich nichts Negatives außer der Unkunst. Man kann alles in allen Weisen machen. Es gibt in ihr ein abtragendes Aufbauen, ein ausbreitendes Konzentrieren, ein haltendes Auseinanderfallen und kunstloses Komponieren: sie sind um nichts weniger Aufbau, Konzentration, Gestalt, Mehrung. Es gibt natürlich Schwächen in der Begabung, es gibt mehr und weniger gelungene Stellen; aber wenn das Werk ein Ganzes ist, sind sie Teile eines Ganzen und selbst sie erfahren eine Art organischer Rechtfertigung. Dem entspricht der Begriff des Könnens, das gewöhnlich an Wichtigkeit überschätzt wird. (Kunst kommt von Können; aber das Wichtigreden vom Können ist immer ein verdächtiges Zeichen. In der Theaterkritik z. B. sprechen Rezensenten, die ein Gedicht nicht von einem Zeitungsartikel unterscheiden können, mit besonderer Vorliebe von Geheimnissen, wenn nicht gar von Gesetzen der Bühnenwirkung und des theatralischen Könnens. Es ist eine besondere Art jenes Anschmeißertums, das früher im Streben nach dem Titel eines Reserveoffiziers gipfelte; der Kenner ist der Könnler im nichtaktiven Stand der Literatur!) Dem muß man entgegenhalten, daß man in der Kunst immer kann, was man will; auf geraden oder ungeraden Wegen. Also ist es auch richtiger, statt «Nicht können» «Nicht gewollt haben» zu sagen? Mit bestimmten Einschränkungen, ja. Es gibt Werke, denen das Möchte – Wünsche – Wollte auf der Stirn geschrieben steht: angesichts der Unfähigkeit hat es natürlich keinen Sinn, von Absichten zu sprechen. Wo immer aber in einem Werk eine gewisse Gestaltungskraft gesichert ist, wird es von Nutzen sein und den Weg oft abkürzen, wenn man das Gewicht der Untersuchung auf die Absicht legt. Ich weiß, daß das heute als schlechte Orientiertheit gilt, es erinnert eine Generation ehemaliger Schüler, die ihren Schulkomplex nicht losgeworden ist, zu sehr an die Disposition des Klassenaufsatzes; aber ich möchte das Allgemeine in Ehren beiseite lassen und mich mit dem Beispiel bescheiden.

In diesem Beispiel herrscht also – aus irgendwelchen persönlichen Gründen, die zunächst nicht in Frage stehen – eine ungestaltete Schwäche fürs Kleine, Chronikalische und Ausbreitende vor; man könnte sagen, eine Schürze voll irgend etwas wird ausgeschüttet. Tut man eine keineswegs immer wohlgeratene Rahmenerzählung von einem «Wilden Jäger» weg, so bleibt gerade dieses spielende und rührende Gefühl für die kleinen Kupferkreuzer der dörflichen Episode in Erinnerung. Nun sind in der «großen Literatur» die verschiedensten Möglichkeiten ausgebildet worden, um ein solches Verhalten zu einer großgewölbten Einheit zu bringen, und ich erwähne zwei von ihnen, die sich auch in dem Roman mehr oder weniger stark andeuten. Da wäre ein Ausruf: «O, die Rauh Nächte in hohen einöden Gebirgstälern! Sie haben eine gar seltsame Bewandnis. Da breitet sich das Dunkel an sechzehn Stunden. Und das Flämmlein Sonne, welches ihm nachzittert, weckt die Geschöpfe nicht auf. Die kleinen und die großen Dinge verwurzeln traumhaft. Die guten und die bösen Triebe verschmelzen zu einer Kraft.» Wer würde

das nicht gerne als Bekenntnis einer Absicht nehmen?! Und was wird man nach Aufbau fragen, wenn er ein magischer Kreis ist, in dem die Einzelheiten eines traumhaft fremd-nahen Lebens wandern, selbst wenn sie sich wiederholen sollten?! Es gibt solche Tiergeschichten. Die Menschengeschichten der Regina Ullmann kennen solchen unnennbaren Zauber. Aber im «Grimmingtor» bleibt er eine der Mitschwingungen, eine verwehte Schwingung. Eine andere Möglichkeit wäre der Ausgleich des Humors gegenüber einer Welt, die nicht zur Ordnung gebracht werden kann; der Humor liebt ja das Neben- und Durcheinander, wie es ist. Und außer dem realistischen Blick für das Komische (der keinen Rang verleiht) findet sich ein ausgeprägtes Gefühl dafür in dem Roman. Eine rauh-zarte Hinneigung zum «Leiden ohne Wehschrei» rings in der Natur, dem Waaghalten allerorts von Glück und Unglück, Schuld und Verdienst gehört zu seinen besten Eigenschaften. Ist die Natur nicht mehr unsere Staffage, sondern geradezu das großartig Unmenschliche, dann ist das «Naturkind» der dem Unmenschlichen nächste Mensch: diese – völlig ungesuchte – Herbheit in der Liebe zu ihren einfachen Gestalten berührt an einer jungen Frau oft ganz erstaunlich und ist vielleicht nur durch eine katholische Tradition zu verstehen; in deren Geist bedürfte es dann auch keiner weiteren Rechtfertigung für die außerordentliche Unbefangenheit, mit der sich oft unmittelbar neben dem Herben das Süßliche ausbreiten darf. Aber auch diese Toleranz, die unter Umständen grandios sein kann, setzt sich bei weitem nicht durch, und der, wie man kurz sagen könnte, geistliche Humor des Buchs lenkt allerorten rasch in jene romanschreiberische Toleranz ein, die sich die Hände in Unschuld wäscht, nachdem sie die Schuld niedergeschrieben hat.

Solcher Möglichkeiten, klar oder weniger klar gewollter Absichten könnte man, wie es bei einem begabten Buch natürlich ist, noch vielerlei andere nachweisen. Aber drückt sich darin, daß keine von ihnen durchgeführt ist, nicht schließlich doch ein bestimmter Kunstwille aus? Ehe man sich auch nur eine der Fragen stellt, die hier erörtert worden sind (als Kontrollfragen, aus Achtung vor Schönheiten), kennt man ihn: einen alten Bekannten. Er ist eins mit der Überzeugung, daß man nur reinen Herzens abzumalen braucht, was von Natur schon auf einem Postament steht. Der Bauernroman hat in der Tat, so paradox das klingt, heute etwas von jenem «Schimmer der großen Gesellschaft» an sich, der sich andernorts bereits in die Magazinliteratur für kleine Fräuleins zurückgezogen hat; nur besteht die Größe der Gesellschaft hier in Erdnähe, Gesundheit, Einfachheit und anderen moralischen Werten. Der Heimatroman geht von einer festen Tafel der Werte aus, und folgt man ihm darin, dann ist in der Tat kein Scherben so klein, daß sich nicht Gottes Sonne darin spiegeln könnte, um mich stilgerecht auszudrücken. Da hat es der Liebe kein Ende. Die Wichtigkeit von Form, Gipfel und Aufbau tritt vor dem Wert des Gegründeten zurück. Unsichere Probleme gibt es nicht, wo das Gute in Grundpacht steht. Allerdings wird Kleinkrämerei mit Gottesdienst und Dienst am Volk verwechselt.

### Überzeugung gegen Überzeugung

Diese Überzeugungen sind allenthalben bekannt. Sie bilden einen Block, eine Lebensanschauung, einen ganzen Block von Lebensanschauungen; politisch aus verschiedenen Richtungen gestützt, wirtschaftlich von großem Gewicht auf dem Buchmarkt, sind sie ein Teil der allgemeinen Reaktion auf den vorangegangenen Liberalismus des Geistes, und ihre Anhängerschaft reicht demgemäß von deutschen Kraftnaturen, die zehn Glas Bier vertragen, bis zu stillen Männern, die schon das Reifen der Äpfel am Baum betrunken macht, und von den Lesern keiner Judenbücher bis zu den Lesern guter, gesunder Bücher überhaupt.

Kritik – nicht als Begriff, wohl aber in jedem einzelnen Versuch der Ausführung – gerät dabei an

eine Grenze. Jedes Buch von Rang enthält eine Weltanschauung (nicht intellektuell herauspräpariert, eher wie das Widerspiel von Feuer an Wänden), und diese bildet einen großen Teil seines Werts; Kritik von Weltanschauungen ist aber eine ganz andere Aufgabe als Kritik von Dichtungen und jedenfalls eine viel zu große, als daß man sich jedesmal nebenbei mit ihr einlassen könnte. Es ist unserem Zeitalter vorbehalten gewesen, diese Schwierigkeit zu offenbaren, man hatte früher wenig Gelegenheit, sie zu bemerken; jedoch heute gibt es in Deutschland eine katholische, eine völkische, eine sozialistische, eine kommunistische Dichtung (nicht als «Strömung», sondern handfest organisiert!), und was durch ungefähr hundertfünfzig Jahre als *die* Dichtung, als die Dichtung der großen und Urmaße gegolten hat, muß sich je nachdem als bürgerliche, liberale oder gar nur freimaurerische Abart bezeichnen lassen. Das Gute daran ist, daß man durch diese grobe und außerkünstlerische Gruppierung einsehen lernen wird, welche Bedeutung der Ideologie in der Dichtung zukommt, und gezwungen sein wird, kritische Begriffe zu entwickeln, die ihrer Wichtigkeit gerecht werden. Einstweilen wird die praktische Überwindung dieser Schwierigkeiten aber dadurch erleichtert, daß die Ideologie des Lebens und die der Romane sich nicht auf getrennten Planeten entwickelt haben; das Leben besteht zum großen Teil aus Büchern, am Ende wird also auch literarische Kritik, wenn sie bloß ihren Geschäften im engern Sinn schärfer nachgeht, ohne große Debatten von selbst dazu kommen, den Weltanschauungswucherungen Kräfte zu entziehen, die sie ihnen bisher sorglos gewährt hat. Ein paar solcher Zusammenhänge, die mir beim Lesen von deutschen Heimatbüchern aufgefallen sind, möchte ich zum Schluß noch andeuten.

(Nebenbei aber bemerkt: Wenn das geplante Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor sog. Schund- und Schmutzschriften Wirklichkeit wird, ist unsere geistige Entwicklung bis auf weiteres zu Ende! Dieses scheinheiligste aller reaktionären Gesetze – welches das Schutzbedürfnis der Jugend in widerwärtiger Weise vorschützt – wird den deutschen Geist zwischen den Plattheiten der Parteien zerpressen.)

### Vom Impressionismus zur Heimatkunst

Wenn man die Urteile vornimmt, welche deutsche Heimatkunstwerke in ihrem eigenen Kreis finden, so stößt man hinter Eigenwuchs, Heimatduft und echtbürtigem Deutschtum fast regelmäßig auf zwei das Urteil bildende Gefühlslagen, die bewundernswert gut von dem einen Wort «heil» gedeckt werden; nämlich erstens auf den Gefühlskreis des Hellen und Frohen, Heilen und Günstigen, zweitens auf große, reine und wahre, ursprüngliche, ganze und einfache Gefühle, welche das Herz läutern; sie sind heil, aber auch heilig. Man bemerkt drittens eine Abneigung gegen Kritik; Kritik gilt als Zeichen der Zersetzung, man lehnt ein Kunstwerk entweder als artfremd sofort ab oder bejaht es freudig. Man sieht, das ist eine ganz bestimmte Art von Gläubigkeit, und könnte nun meinen, solche Gläubigkeit setze auch einen bestimmten Glauben voraus. Das ist aber falsch. Diese geistige Bewegung hat niemals einen geschlossenen ideologischen Ausdruck gefunden und wird ihn auch nie finden; das Aktive ist in ihr unvergleichlich schwächer als das Reaktive, sie ist keine Zielbewegung, sondern eine Haltung. Wo aber der ressentimentale Charakter überwiegt, dort hat man guten Grund, statt nach dem Ziel, nach den Ursprüngen zu fragen; lassen wir beiseite, was diese Haltung zur «Zwangshaltung» macht, suchen wir, wo sie im «normalen» Leben der Literatur schon vorgebildet war.

Das ist nicht schwer zu finden. Die Dichtung, von der wir hier sprechen, ist zwar ein abgeartetes, aber ein legitimes Kind der deutschen Literatur zwischen 1890 und 1910. Man kann von den besten Büchern jener Zeit sagen, daß sie verhältnismäßig wenig Intellektualität enthalten, und



zwar aus Prinzip. Man verknüpft dieses Prinzip – nach den eigenen Worten jener talentvollen Spanne Literatur – mit den Vorstellungen Impression und Natur; nicht ganz mit Recht, denn zur Zeit der Höchstspannung gab es daneben noch die skeptischen, morbiden, dekadenten Neigungen des fin de siècle, welche zu einer weitaus reflexiveren, unnatürlicheren, aber auch geistigeren Dichtung geführt hätten, wenn sie durchgedrungen wären. Und was in der Endphase, nachdem sie verloren gegangen waren, entstand, könnte man vielleicht am besten – in Anlehnung an gleichzeitig in der Biologie auftretende, berühmt gewordene Grundsätze – als Vitalismus bezeichnen. Es liegt schon der «direkten», naturgetreuen Darstellungsart, die damals beliebt war, ein Übergewicht des Vorbilds über das Bild. (Deutlich in der Malerei, wenn man den bescheidenen persönlichen Anteil, der sich durch Beleuchtung, Motivwahl, Standpunkt u. ä. ausdrückt, mit den gewaltsamen späteren Eingriffen ins Gegenständliche vergleicht.) Als nach der kurzen literarischen Gärungszeit sich die «Extreme» verloren hatten, war dieses Übergewicht besiegelt. Es war das einer im ganzen nicht mehr angezweifelten bürgerlichen Welt, der man Einzelschicksale ungefähr dadurch abgewann, daß das Herz immer kleine Härten und Unebenheiten auszugleichen findet. In bewußtem Gegensatz zu den Methoden des Verstandes und Verstehens glaubte man, einer Fähigkeit alles wahrhaft Lebendigen sicher zu sein, sich unmittelbar mitteilen zu können und in seinem Wert unmittelbar evident zu wirken. Das war nichts anderes als eine Art ästhetischer Lebenskraft, mit der man praktizierte.

Dieses wahrhaft Lebendige sollte der Dichter einfach schildern; man verlangte von ihm, daß es «rein» in ihm «töne»; er sollte dem Leben «nah», «erdnah» sein; er sollte ein «Vollmensch» sein, eine «Persönlichkeit», und wenn es ihm nicht gegeben war, etwas Schönes und Reines zu finden, so durfte es etwas «Starkes» sein, das heißt eine Leidenschaft, aber ja kein Denken, weil Leidenschaft persönlich, Denken aber allgemein ist, weil Leidenschaft eine Person einer Erzählung zerstört und ein «Schicksalssturm» innerhalb einer sonst stabilen Wetterlage ist, Denken aber leicht die ganze gehoben-bürgerliche Zauber- und Windmaschine aus der Stimmung bringen konnte. Heute noch wird Nachdenken in der schönen Literatur oft für einen Mangel an Persönlichkeit gehalten und noch öfter Mangel an Denken für Persönlichkeit.

Ich behaupte – in solcher Weise von Denken und Leben sprechend – deshalb nicht, daß die Dichter jener Jahre etwa weniger klug gewesen seien als irgendwelche andere, sondern hebe nur als ziemlich geltendes Kennzeichen dieser Literatur hervor, daß ihre Klugheit sich auf verbindende und ausgleichende Gedanken, auf schicksalshafte Varietäten innerhalb einer gegebenen und gültigen Welt beschränkte. Der Dichter war der Lehensträger des Lebens; er konnte eine adelige Person sein, aber den Adel verlieh ihm das Leben, und dieses Leben war letzten Endes natürlich das der stabilisierten mäßig fortschrittlichen bürgerlichen Gesellschaft. Die Voraussetzung dieses Verhältnisses aber war jene «ästhetische Lebenskraft», die Überzeugung von der «tiefen Sprache des Lebens», die ohne weiteres und allgemein verstanden werden muß. Herz spricht zu Herzen, Gefühl zu Gefühl, Stimme des Bluts zur Stimme des Bluts: das war der ästhetische Grundsatz, auf dem viele Bücher damals ihre Zuversicht aufbauten, und der Erfolg bestätigte sie. Man kann dem aus allgemeiner Erfahrung hinzufügen, daß alles, was eine solche Fähigkeit haben soll, unmittelbar übertragen und verstanden werden zu können, einfach sein oder in durchsichtiger Weise auf bekannte Elemente zurückweisen muß. Die Sprache des Gefühls ist konservativ, selbst wenn das Gefühl es nicht ist; denn sie ist schwerfällig wie eine Bilderschrift und setzt einen gewissen Kanon bekannter Erlebnisformen, Wertungen und Grundsätze voraus, mit dessen Hilfe sie verstanden wird. Vermeintlich war dieser Kanon ein ewig menschlicher, in Wahrheit der einer bestimmten Gesellschaft.

Von da an ist das literarhistorische Verwandlungskunststück nicht mehr zu verfehlen. «Meine

Herrschaften,» vermöchte ein stilgerechter Desillusionist zu sagen, «hier haben Sie die Stimme des Bluts. Herz spricht zu Herzen. Was der Vollmensch tut, ist gut. Intellekt ist Mangel an Natur. Einfachheit ist zum Zeichen des ästhetischen Wohlverhaltens geworden. Und nun nehme ich hier anstatt des Kanons einer sich festigenden großbürgerlichen Welt den von einer andern Menschenschicht – eins zwei drei – adoptierten Kanon des Landheldentums, und schon sind sie dort, wo der «moderne» Leser niemals glauben würde, immer gewesen zu sein, beim Heim- und Heimatbuch!» In der Tat, so klein war der Schritt und so sehr war er schon vorbereitet. Der entscheidende Irrtum lag nicht erst darin, daß ein weniger entwickeltes Leben zum Vorbild eines höher entwickelten aufgeworfen wurde (wenn aber schlechtweg behauptet wird, das «gestuftere» Leben sei gar nicht das höhere, sondern sei das «zerrissene», so ist neben anderem zu erwidern, daß auch dieses Argument des Zivilisationswehs längst in den Köpfen unseres literarischen Adels gespukt hat, ehe es in den Bundschuh fuhr); sondern der entscheidende Fehler wurde vorher schon dadurch begangen, daß Dichtung zum Leben in ein Verhältnis gebracht wurde, wo der Geist beim Leben, bei der Kunst aber die Natürlichkeit lag.

Man wird nicht übersehen haben, daß in dieser Überlegung zu einem groben Entweder-oder auseinandergelegt wurde, was eine verwickelte Frage des Ineinander ist. Ein solcher Schnitt durch ein Problem ist immer ungerecht; Kritik ist Einseitigkeit, mit dem Antrieb in sich, möglichst vielseitig wiederholt zu werden.

[ < ]

### **Zu Kerrs 60. Geburtstag**

[22. Dezember 1927]

Eine Kritik von Kerr ist auf zwanzig Schritte Entfernung von der Kritik jedes anderen Menschen zu unterscheiden. Das macht die Packung in die bekannten kleinen Pakete Textes mit der römischen Bezifferung darauf. Lange ehe sich in der bildenden Kunst der Stil des Plakats von dem des Gemäldes frei gemacht hatte, ein ganzes Zeitalter, bevor der Stil des Films sich aus dem der Theateraufführung löste, wurde da schon der Übergang vom kastrierten Essay, dem feierlichen Kunstaufsatz, der unter den ungünstigen Umständen der Zeitung in der Entwicklung zurückgeblieben ist, zu einer ausdrucksfähigeren und wegweiserhaft in die Augen springenden Ausdrucksweise angebahnt und vollzogen.

Sie scheinen eine Kleinigkeit zu sein, diese römischen Ziffern. Aber Versuche, den Ausdruck mit optisch-typographischen Hilfen zu steigern, hat es allerhand gegeben; es waren schon Punkte und Gedankenstriche da, die ganze Absätze ausfüllten, weggelassene Satzzeichen, gehäufte Satzzeichen, abgebrochene Zeilen und ganze Simultankunstwerke des Drucks und der Schriftstellerei; warum ist von diesen vereinten Bemühungen nichts übriggeblieben, während die kleine Erfindung, von der ich spreche, sogar die schwere Eignungsprobe zum Massendienst in der Zeitung bestanden hat? Die Antwort läßt sich am kürzesten berlinerisch geben: Weil sie es in sich hat!

Sie bedeutet ein Taylor-System mit kurzen, wirksam ausgenützten Arbeitszeiten und Sitzpausen. Die Aufmerksamkeit wird erleichtert und erregt. Die vom Leser geforderte Leistung wird in Teilleistungen zerlegt, und jeder Teil ist in sich so rationalisiert, daß man den Griff erwischt,

wenn man die Hand bloß ausstreckt. Es wird zwischen den Absätzen Druckfläche geopfert, aber der verschmälerte Raum ist von einer gesteigerten Aufnahmefähigkeit. Man prüfe diese Schreibtechnik auf ihre Ökonomie und man wird leicht sehen, daß das scheinbar Launenhafte zugleich unübertrefflich vernünftig ist. Und natürlich ist diese äußere Anordnung, von der ich spreche, nur das sinnfälligste physiognomische Kennzeichen eines Stils, der auch alle anderen Elemente des Ausdrucks durchdringt.

Wenn man ein Rechteck in vier Rechtecke zerlegt, so gewinnt man bei gleichem Inhalt den vierfachen Umfang; wenn es aber ein bedrucktes Rechteck ist, so gewinnt man bei gleichem Umfang den vierfachen Inhalt. Das ist eins der Geheimnisse der schwarzen Kunst. Man kann in vier Kapiteln, Büchern, Strophen, Bemerkungen, Akten mehr sagen als in einem ununterbrochenen Ganzen von der gleichen Größe. Ein Gedanken- und Gefühlsfaden, nicht nach der ganzen Länge abgespult, sondern in vier Fäden zerschnitten, hat die vierfache Kraft, durch Anziehung luftiger Materie seinen Gegenstand zu bilden. Er verhält sich, um es weniger schön auszudrücken, wie ein Regenwurm, dem Köpfe und Schwänze nachwachsen. Die Teilungsstellen, Anfänge und Enden sind in der Dichtung voll von einer besonderen Spannung, Sitz von andeutenden, weiterführenden, herbeiführenden und ausstrahlenden Kräften, und auf ihnen beruht die außerordentliche Ausdrucksfähigkeit einer aphoristischen Schreibweise, eines Ganzen aus Fragmenten. Daß es aber durchaus auch ein Ganzes sein muß, konnte man in einer indirekten Weise besonders gut an Kerr sehen. Er ist in Spaß und Ernst oft nachgeahmt worden, und die Eigenheiten seines Stils schienen das leicht zu machen: aber soweit ich diese Versuche kenne, ist die innere Nachahmung nicht einmal in der Karikatur geglückt, und das genaueste Spiegelbild der Äußerlichkeiten blieb dem Original ganz unähnlich.

Kritik und fragmentarisch-aphoristische Form hängen in ihrem Wesen zusammen. Die größte Verlegenheit, in die – wenigstens nach meiner Erfahrung – eine Kritik den Kritiker versetzt, besteht in ihrer Kürze. Nicht nur, wenn man für eine Zeitung schreibt, auch wenn Raum da ist, soviel man will, bildet es die nie zu schließende Quelle eines Gefühls des Ungenügens, daß auf jede Antwort eine neue Frage möglich ist, daß jeder Standpunkt nur eine Ecke in einem Polygon von Standpunkten ist, jeder Grund seine Gegengründe hat, und die ganze Tätigkeit auf einem Boden ausgeübt werden muß, der bei jedem Druck nachgibt. Die kritische Kraft ist in hohem Maße eine Kraft des Wollens; man muß abbrechen können; sie ist aber nicht minder eine Kraft des Erkennens; man muß zuerst etwas erkennen und dann darf man wollen. Und es gibt keine zweite Form, die beides mit solcher Elastizität unterstützen würde, wie es die Kunst des Fragments vermag, wenn sie als Kunst ausgeübt und nicht etwa als Unvermögen erlitten wird, was allerdings die wenigsten unterscheiden können.

Insonderheit die römischen Erstens, Zweitens, Drittens ..., welche Kerr in die Kritik eingeführt hat, darf man aber auch noch aus einem anderen Grund lieben. Sie sind unpoetisch. Erstens, zweitens, drittens sagen Dichter nicht gern. Es ist so nüchtern wie 127. Straße. Während die Illusion des deutschen Betriebs, vornehmlich dessen der Literatur, doch noch sehr darauf beruht, daß der Geschäftsverkehr ohne einen gewissen Perzentsatz zu Goethe-, Kleist-, Klopstock- usw. Straßen sich nicht wohl fühlt.

Seit Kerr seine Kritiken des Theaters, der Literatur und nicht zuletzt des Lebens schreibt – es sind fast vierzig Jahre her – haben diese drei ihr Aussehen ganz gewaltig verändert. Die älteste Kritik, die er in die Buchausgaben seines Werks aufgenommen hat, stammt aus dem Jahre 1891; eine um zwei Jahre ältere wird erwähnt, aus dem denkwürdigen Jahr 1889, wo die Freie Bühne gegründet und Gerhart Hauptmann zum erstenmal gespielt worden ist; ich füge zur Ergänzung an, daß Ibsens Erfolg bei uns 1887 mit der *Gespenster*-Aufführung in Berlin begann, nachdem er zum

erstmals in deutscher Sprache 1876 gespielt worden ist. Ende der achtziger Jahre also befreite sich die deutsche Literatur aus dem unwürdigen Zustand, in dem sie sich zuvor befunden hatte, und war mit einemmal wieder voll von Begabung, Kühnheit und Tatkraft. Zehn, fünfzehn, fünfundzwanzig Jahre hielt das im Großen an, wenn es sich auch im Einzelnen schon merklich änderte; dann riß der Krieg mit seinen Folgen das ganze Gebäude ein, aber es tat eigentlich schon niemand mehr leid darum. Wie der Zustand beschaffen ist, in dem sich Theater und Literatur bei uns seither befinden, das ist sicher nicht leicht zu sagen; aber es genügt ja, daß es eine offene Frage ist. Gerade dieses Gefühl der Fraglichkeit, des allen Einflüssen Offenstehens, des Nichtwissens, was kommen wird, hebt die Gegenwart sehr deutlich von jener älteren Zeit der Literatur ab, wo man von einer großen Idee oder auch nur einer großen Einbildung zusammengeschlossen wurde. Und natürlich ziehen in einem Zustande wie jetzt die Kaufleute die Kunst an sich und formen sie nach ihren Bedürfnissen, während früher die Kunst einige Kaufleute geformt hatte, wie sie sie brauchen konnte. Die Vermutung, daß neue Siebziger Jahre im Kommen sind, ohne Frage mit allen Beleuchtungs- und Bewegungsfortschritten, kann sich auf mancherlei Vorboten berufen. Warum setzt man dem keinen Widerstand entgegen? Weil man nicht weiß, wie. Könnte man das nicht einigermaßen lernen? Lest Kerr! Studiert sein Werk, das in bequemen Ausgaben gesammelt vorliegt. Setzt euch mit ihm auseinander. Setzt etwas Neues an seine Stelle, wenn ihr könnt. Ihr werdet sehen, es sind immer noch eure Angelegenheiten, die da schon im Jahre 1891 unter anderen Namen behandelt worden sind.

Aber man kann zuweilen von jungen Leuten, welche die Literatur mehr vom Hörensagen als schon vom Augenschein kennen, die Meinung hören, es sei ganz gleich, ob einer an Temperament und Kampfgeist jung geblieben sei, die Entscheidung beruhe darin, er sei «der» Kritiker des Naturalismus, Impressionismus, der Ibsen- oder Hauptmannzeit, und sie seien, ob gut oder schlecht, nun einmal schon aus einem anderen Zeitstoff gebildet. Wie steht es damit?

Ganz einfach so: Über den Naturalismus schrieb Kerr schon vor dreißig Jahren: «Der Satz vom Kopieren des Lebens ist bekanntlich Unsinn.» Und über den Impressionismus: «Ein Nur-Impressionist könnte sich als Kritiker begraben lassen.» – Der berühmte Aufsatz *Le roman expérimental* von Zola ist jetzt bald fünfzig Jahre alt. Er trennte von einem Zeitalter der Scholastik und Theologie samt seiner Literatur bei Balzac das neue wissenschaftliche Zeitalter ab, dessen literarische Methode er auf das Experiment und die Anwendung der Naturwissenschaft auf die Vorgänge in Gemüt und Geist des Menschen gründete. Unsere Gegenwart ist selbst darin bescheiden, daß sie bloß neue Generationen hervorbringt; damals begann man gleich ein neues Jahrtausend. Und Zola hatte nicht einmal unrecht damit. Die Lösung war falsch – Zola hatte sich eine sehr unvollständige Vorstellung vom Wesen der Naturwissenschaft gemacht und diese noch dazu unrichtig übertragen aber die Problemstellung war richtig; denn die Anpassung an das naturwissenschaftliche Weltbild kann der Literatur nicht erspart bleiben und ein gut Teil ihrer heutigen Gegenstandslosigkeit geht darauf zurück, daß sie sich dabei verspätet hat. Dieser Forderung werden selbst die heute Neugeborenen nicht entinnen, vorausgesetzt, daß sie später genug Intelligenz besitzen, um sie zu bemerken. Mit «Naturalismus» wird das nichts zu tun haben. Mit Realismus ja. Man kann auf die Dauer keinen erfundenen, sondern nur einen realen Idealismus brauchen.

Wie aber steht es um Ibsen? Besonders das Wort Ibsenzeit hört man heute manchmal aussprechen, als ob sich damit Bilder aus den Anfängen des Fahrrads verbänden. Es wäre sehr verlockend, zuerst die Schilderung der Vor-Ibsenzeit zu geben, aber man liest sie am witzigsten bei Kerr selbst, in seinem Buch *Das neue Drama*, und alle diese ungeheuer komische Demenz könnte sich an einer anderen Materie auch heute jeden Tag wieder ereignen. Wenn mit Ibsen der

Realismus kam, so bedeutete das nach den Lindau, Blumenthal, Moser, Voß usw., welche damals die Bühne beherrschten, einfach die Kunst selbst, darüber hinaus aber noch zweierlei, eine sehr exakte Technik, um geistige Inhalte aufzunehmen, und sodann diese Inhalte als die besondere Ibsensche Problematik. Nun ist es wohl klar, daß man vom «exaktesten Dramentechniker aller Zeiten», die Möglichkeit anderer Techniken unbestritten, noch lange lernen wird, und daß die eingehenden Analysen seiner Technik ihren Wert behalten; aber sind die Ibsenfragen nicht totgespielt und zerfallen? Angenommen, sie seien es. Wenn man aber ihre Erörterung durch Kerr liest, anno domini, als die selige Tiergartenstraße noch lebte, so kommen darin vor: Das Ethische, das Antiethische, die Gefühlsfreiheit, das Empirische, das Kritische, das nach Gesetzen Forschende, das schmerzvoll Kalte, das Entgötterte, Zweifelnde, Verzichtende, der moralische Pessimismus. Das sind Fragen, Formen, Inhalte des Lebens, die heute genau so der Untersuchung bedürfen wie einst. Auch wenn es Ibsen niemals gegeben hätte, so würden diese Fragen und Antworten von ihrem Inhalt nur sehr wenig verlieren, und der ganze Unterschied zwischen der Kritik des Kunstwerks und der Kritik als Kunstwerk liegt in dieser Unabhängigkeit.

Bleibt Hauptmann. Es gab eine Zeit, wo man einen Goethekopf aus ihm machen wollte, um ihn auf den Ofen zu stellen. Darauf kam der Widerspruch. Er kam aus dem sich verkürzt fühlenden Bedürfnis nach geistiger Bewegung. Aber hat es ein solches «Wunderphänomen von Lebensbeobachtung» vielleicht einige andere Male gegeben? So «gesänftigte Innigkeit»? Diese farbige Flächigkeit an Stelle linear analytischer Darstellung? Ist Hauptmann «nicht dem Grade nach von allen lebenden Künstlern in Deutschland getrennt, sondern dem Wesen nach»? Darüber gibt es nicht zwei Meinungen. Und kann man die eine, die wir alle haben, besser ausdrücken als durch den Satz: «Hauptmanns Größe liegt darin, daß er wie im Traumzustand in Dinge dieses Lebens drang»? Das sind Kennzeichnungen von Kerr aus den Jahren 1891 bis 1907! – Aber es ist nicht die Person und Bedeutung Hauptmanns, was später Widerstand gefunden hat, sondern seine Anerkennung als Vorbild. Man kann in jedem Stil ein großer Künstler sein, aber der Stil als solcher altert und vergeht, und einem Kritiker, der ihn weiterhin als Maßstab anlegte, würde das auch widerfahren. Und gerade ist einzig und allein der dramatische Stil das, was heute von damals so verschieden ist, daß man von zweierlei Zeiten der Literatur sprechen kann, während alles übrige sich nur nach dem Mischungsgrad unterscheidet. Man sagt: neue Zeit, neue Methoden, neue Erscheinungen, und die neuen Erscheinungen wehren sich dagegen, nach den alten Methoden gemessen zu werden, wenn diese ihnen nicht günstig sind. (Mögen sie seinerzeit unübertrefflich gewesen sein, fügt man hinzu.) Kerr dagegen wußte nichts davon, daß seine Methoden alt seien. Es war eine schwierige Lage. Wie sahen diese alten Methoden also eigentlich aus?

Wenn man sie aufsucht, wo sie am ältesten sind, bei den Kritiken über Ibsen und Hauptmann, so findet man solche Formulierungen: Der Dichter kämpfe um eine Ethik. Eine Symbolik sei nichts als eine Reduzierung auf das Wesentliche. Ein Vorgang aus dem Leben sei nichts, wenn dahinter nicht wiederkehrende Fragen des Lebens stehen. Kopieren des Lebens sei Unsinn; man schreibe wohl ab, durch die Summe des Zusammengeführten aber müsse eine Weltanschauung gehen. Hohngelächter der Hölle (wie Kerr schreiben würde, wenn er etwas nicht sehr ernst nimmt)! diese alten Methoden sind also noch ganz neu!

Was bleibt anderes zu sagen, als daß in dem Worte Weltanschauung die Möglichkeit einer doppelten Betonung steckt. Eine Weltanschauung hat man bald, jedoch eine Welt-an-schau-ung ist eine Sache von unangenehmer Genauigkeit. Da muß man nicht nur den Dingen, sondern auch seinen Worten und Erfindungen gut zuschauen, die von Kindheit an eine Neigung haben, sich so zu verbinden, wie die Dinge nicht sind, sondern wie es dem kindlichen Bedürfnis nach

sentimentalem oder justamentalem Erfolg entspricht. Und ich würde da gerne noch einen Absatz anfügen, aber es würde ein neuer Aufsatz werden. Dieser Aufsatz hieße: «Von Sudermann zu Sudermann». Aber wenn man wartet, wird es vielleicht die Geschichte der zwei Generationen, die heute schreiben. Freundlich und mit dem wirklich ehrlichen Gefühl, daß eigentlich kein Grund mehr besteht, sich zu überheben, ist der einst Verbannte von der gegenwärtigen Literatur wieder aufgenommen worden, als er vor einiger Zeit siebenzig Jahre alt wurde. Das war edle Gerechtigkeit von denen, welche sich sagten, warum soll man seine Stücke schlecht finden, wenn man die unseren lobt, und ich will dem keineswegs widersprechen. Aber es lag nahe nachzulesen, was Kerr, der seinerzeit der Hauptgegner dieses Dichters gewesen ist, eigentlich gegen ihn gesagt hatte. Ich erinnerte mich wohl an den Witz jener Polemik, aber ich war über die Maßen erstaunt, als ich bemerkte, daß auch alles Gute, was man diesem Theatermischer nachsagen kann, schon von Kerr mit großer Objektivität anerkannt worden ist. Der Unterschied liegt nur darin, daß diese Eigenschaften heute wieder genügen, während sie für Kerr der Anlaß waren, eine klassische Pathologie der Kunst an diesem Einzelfall zu entwickeln.

Und ich würde einen solchen Aufsatz, wenn ich ihn schriebe, dann mit ungefähr folgenden Worten schließen: Kerr war von seinem ersten bis zu seinem letzten Kampf der unübertreffliche Kenner aller falschen Töne in piano und forte, hoch und tief. Aber er hatte auch das Glück, in einer Zeit zu leben, die geeignet war, sein Talent zu einer immer reicheren Blüte zu entfalten.

[ < ]

### Heute spricht Alfred Kerr

Ein Porträt des berühmten deutschen Kritikers

[31. März 1928]

Die Redaktion [des *Tag*, Wien] hat mich aufgefordert, ein paar vorbereitende Worte zu dem Vortrag zu schreiben, den Alfred Kerr zugunsten der *Concordia* heute im Volkstheater halten wird. Nichts ist leichter, als dies wenige Wochen nach seinem sechzigsten Geburtstag zu tun, denn man kann alles, was bei dieser Gelegenheit über ihn in Deutschland gesagt und geschrieben worden ist, in den sehr einfachen Satz zusammenfassen: er ist heute der berühmteste deutsche Kritiker.

Vielerlei hat zusammengewirkt. Kerrs Beginn fiel in die Kampfzeit um Ibsen und Hauptmann, spätestens zwischen seinem dreißigsten und vierzigsten Jahr stand Kerr kritisch an der Spitze der Kämpfer, und dieser Kampf endete mit einem ungeheuren Triumph. Gerne hätten ihm das, als später eine andere literarische Welle kam, ein paar deutsche Kritiker nachgemacht, aber sie blamierten sich dabei. Es darf da nämlich eine Kleinigkeit nicht übersehen werden: Wenn man heute die Kritiken liest, die er damals, vor dreißig Jahren, begeistert, jung, von sich und der neuen Zeit berauscht, geschrieben hat – einige reichen sogar auf die Mitte seiner Zwanzigerjahre zurück –, so staunt man über ihre Zeitbeständigkeit, denn es steht kaum ein Wort in ihnen, das seither seine Gültigkeit verloren hätte. Ich habe das in einer deutschen Zeitschrift (Dezemberheft der *Literarischen Welt* [s. S. 755/61]), für Leute, die es bequem haben wollen, dokumentarisch nachgewiesen.

Als vor kurzem das Ibsen-Jubiläum begangen wurde, konnte man, mit wenigen Ausnahmen, eine merkwürdige Verlegenheit bemerken. Zum großen Teil schrieben da Leute, die die Begeisterung der Ibsen-Zeit selbst noch mitgemacht hatten, und sie benahmen sich so betreten wie ernüchterte Bürger, die Rechenschaft darüber geben sollen, was sie in der Nacht getrieben haben. Ich empfehle ihnen das Studium der gesammelten Werke Kerrs und komme damit auf den Abschnitt aus seinem Leben zu sprechen, der mir als der bewundernswerteste erscheint. Kerr stand zwischen seinem fünfzigsten und sechzigsten Lebensjahr, als ein neues Theater und eine neue Dichtung verkündigt wurden und rings um ihn sich die Anschauungen mit einigem Brausen veränderten. Man wird in Wien durch die Sorgfalt aller Instanzen Gott sei Dank davor behütet, von geistigen Revolutionen irgend etwas zu erfahren, ehe sie vorbei sind, und deshalb möchte ich hier nachtragen, daß jene Revolution heute zwar vorbei ist (gegenwärtig ist die deutsche Literatur durch die Gründung der preußischen Dichterakademie in ein Stadium großer Reife eingetreten), aber in der Tat eine Weile lang außerordentlich siegreich ausgesehen hat. Eine solche Lage eines führenden Kritikers gehört zu den schwierigsten, die einem das Leben der Literatur bescheren kann. Manche älteren Kritiker fürchteten da, den berühmten Anschluß an die Zeit zu verpassen, und benahmen sich wie die Tanten, die in die Windeln eines neugeborenen Neffen gucken und sich von ihren Wahrnehmungen zur Prophetie einer großen Zukunft hingerissen fühlen. Andere hinwieder taten das, was sie fünfundzwanzig Jahre zuvor ihren eigenen Vorgängern vorgeworfen hatten, sie versteiften sich im Gewesenen. Die Entscheidung in solchem Fall ist, wenn man nicht mehr die Anpassungsfähigkeit des selbst noch Unfertigen hat, in Wahrheit eine schwere Krisis, die ja nicht nur Kritiker, sondern auch Dichter, aber Kritiker besonders hart trifft. Ich glaube, man nennt das, was Kerr in dieser Lage tat, kriegsgeschichtlich einen Kampf mit verkehrten Fronten; er stellte sich nicht schützend vor das Bestehende, benützte vielmehr seinen Rücken, um ihn dem Neuen zuzuwenden, indes er selbst seinen Marsch in die Zukunft richtete. Unbildlich gesprochen: er begnügte sich mit den Schwächen seiner Gegner, auf die er allerdings mit bemerkenswerter Hartnäckigkeit hinwies.

An sich gelten ja solche literarischen Kämpfe nicht gerade für etwas Welterschütterndes (obgleich ihre molekulare Zerstörungs- und Aufbauwirkung auf die Welt stärker ist, als man denkt; man erinnere sich bloß an die vielen Gedichte und Bücher schreibenden Weltlenker, mit denen wir in den letzten zwanzig Jahren gesegnet worden sind!), aber ich habe davon erzählt, weil es ein schönes Beispiel des Kritikercharakters ist, der ebenso wichtig ist wie die kritische Intelligenz, und weil die Art, wie Kerr diesen Erfolg erzwang, bezeichnend ist für seine gesamte Wirkung. Man kann in seinen Werken die wichtigsten Fingerzeige für die «Geometrie» des Stückemachens und dergleichen finden, im großen hat er aber niemals die Literatur an der Literatur geprüft, sondern tat es immer am Urmaß des Lebens. Ich will damit gewiß nicht das Vorurteil unterstützen, daß Literatur weniger sei als Leben, und sie ist auch nicht, wie die Naturalisten es meinten, seine Kopie; was wir Leben und was wir Literatur nennen, sind zwei verschiedene und verwandte geistige Gestaltungen des gleichen Materials, und die des Lebens ist zwar die unbeweglichere, aber härter geprüfte und weniger sentimentale. Diesen Sinn hat es, Literatur am Leben zu prüfen; es heißt, sich von der sentimentalen Konvenienz frei machen und sein eigenes Lebensbild nach dem Original zu malen. Ich bin da auf die Erscheinung des Kritikerdichters zu sprechen gekommen, als die Kerr sich selbst oft bezeichnet hat. Das ist der Mensch, der aus Dichtung wieder Dichtung, gedichtete Kritik macht. Da das anfangs befremdete – obgleich doch eigentlich schon Heine ähnliches getan hat –, wurde es im Kampf um die Geltung von Kerr selbst manchmal so ausgedrückt, als ob es eine der Dichtung übergeordnete Funktion wäre, welche die Dichtung und die Dichter als Rohmaterial benützt; aber wenn das zweite auch richtig ist, so gehören beide Tätigkeiten doch zusammen wie nacheinander geborene

Geschwister. Da man in Kerrs Heimat Berlin neuestens die reine, kritikfreie, unmittelbar von den Göttern eingegebene Dichtung erfinden zu wollen scheint, möchte ich einiges Gewicht auch darauflegen, daß es überhaupt bei allen Unterschieden keine bedeutende Kritik gibt, die nicht Dichtung wäre, und von reiner Lyrik abgesehen, keine bedeutende Dichtung, die nicht Kritik wäre. In der Tat ist Kerr Dichter. Am bekanntesten ist davon seine stilistische Leistung geworden, die berühmte Kerrsche Knappheit, aber er ist auch ein bedeutender Lyriker und ein unvergleichlicher Schilderer des Gesichtes unserer Erde.

Aber was ist es denn, das ihn außerdem zum Kritiker macht und immer wieder zur Kritik zurückgeführt hat? Die große Fähigkeit der Kritik ist eine so seltene Gabe, daß sie nicht ohne schwierige Weitläufigkeiten auseinanderzusetzen wäre. Man kann aber mit einigen Vorbehalten dafür die Abkürzungsformel setzen: Die Fähigkeit, recht zu behalten! Es ist bei uns kein Geschäft, mit dem man leicht zu Ehren kommt. Wir Deutsche sind untereinander ein kritisches Volk, aber mit der Kritik sind wir nie auf gutem Fuß gestanden; es hat sogar lange dazu gebraucht, bis man vor der *Kritik der reinen Vernunft* von dem Vorurteil abkam, daß sie «nur eine negative Leistung» sei. Die Reihe der großen literarischen Kritiker ist darum bei uns schütterer als bei anderen Nationen, und wir müssen den seltenen Männern danken, die von ihrer Leidenschaft dahin getrieben werden.

[ < ]

### Der Schwärmerkandal

[20. April 1929]

Meinen Gruß denen, die gepfiffen und gezischt haben! Vielleicht haben nicht alle genau gewußt, warum sie es tun, aber sie waren trotzdem auf der rechten Seite.

Ich fasse noch einmal die Vorgeschichte kurz zusammen: Da hat ein Theater eine sogenannte Uraufführung veranstaltet, ohne den betroffenen Dichter rechtzeitig zu verständigen, dessen Zustimmung es niemals bekommen hätte. Es haben sich Leute gefunden, die das künstlerischen Wagemut nannten. Wagemut gewiß, sogar bis zur Dreistigkeit; aber künstlerisch? Dann wäre einer, der dort einbricht, wo er ein teures Kunstwerk weiß, schon ein Künstler!

Den Kompagnon hat ein Bühnenverlag abgegeben, indem er mich weder gefragt, noch verständigt hat. Ob er nach *bürgerlichem* Recht unbefugt gehandelt hat, ist eine Frage, deren sich der Schutzverband deutscher Schriftsteller angenommen hat, in richtiger Erkenntnis, daß so etwas uns alle angeht, die wir schreiben. Darum will ich im Augenblick nicht darüber sprechen. Aber das eine darf ich sagen: nach *geistigem* Recht hat dieser Bühnengrossist tadellos kaufmännisch gehandelt; nach dem Grundsatz, lange auf Lager befindliche Waren unter dem Preis abzustoßen. Ehre sei dem ersten Haus am Platze, das den reinen Warenstandpunkt eingeführt hat!

Ich habe mich gegen diese Aufführung verwahrt, sobald ich von ihr erfuhr; ich habe sie aber, aus juristischen Gründen und Zusammenhängen, weil ich verspätet von ihr erfuhr, nicht mehr verhindern können. Nun hat die Kritik gesprochen, und ich darf mir die Bescherung anschauen. Ich weiß, daß man auf eine Kritik nicht unmittelbar erwidern soll; es ist das gar keine üble Gepflogenheit in unserem Beruf, eine Art Geschäftsordnung, mit dem guten Zweck, daß nicht alle gleichzeitig durcheinander reden; also soll wenigstens der am meisten Betroffene schweigen,



und wahrhaftig, ich habe mich immer daran gehalten. Aber diesmal befinde ich mich in einer besonderen Lage, denn es ist gar nicht *mein* Stück, wovon gesprochen wird, und also darf ich wohl mitreden? Ich setze diese Erlaubnis voraus und will einiges sagen, was mir bemerkenswert und wichtig erscheint.

Bemerkenswert erscheint mir zum Beispiel, daß von allen Besprechungen, die vor mir liegen, mehr als die Hälfte nicht ein Sterbenswort davon erwähnt, daß ich mich gegen diese Aufführung gewehrt und sie als unzulässig bezeichnet habe. (Und eine, die es erwähnt, fügt bei, das kenne man schon!) Dunkel kommt mir vor, es sei ein Rechtsgrundsatz, keinen zu verurteilen, dem nicht die Täterschaft nachgewiesen ist, und ich war der Täter nicht. Ich war auch nicht das Material, das die Forschenden vor sich hatten, aus dem sie ihre Schlüsse zogen. Und es ist doch ein Grundsatz aller Forschung, daß man kein Wesen einen singenden Esel nennen darf, wenn man seine Stimme nicht gehört hat! Es waren ja Leute darunter, die sich schon gar keinen Zwang antaten. Sie schrieben von der Qual, die ich dem Publikum zugefügt hätte, von der wurstigen Wurst, die ich mich vorzusetzen getraute, von dem nichtssagenden Dialog, mit dem ich Berlin «beliefert» hätte, von der Clique, die mich vergeblich zu retten suche; – das ist eine Blütenlese. Wenn die meisten dieser Freunde meiner Dichtung wahrscheinlich auch noch nie ein Buch von mir gelesen haben, geschweige denn die Schwärmer, so mußten sie doch aus den Zeitungen von meinem Protest wissen.

Überlassen wir sie ihrem weiteren Vorwärtstreiben! Wichtiger ist mir, daß Herr Lherman es wieder einmal an den Tag gebracht hat, daß ich von Wedekind abhängе, von Schnitzler, von Shaw. Ich vermute zwar danach, daß Herr Lherman in seiner Auffassung von diesen Vorbildern abhing, aber ich muß hinzufügen, daß auch einige Kritiker es zu tun scheinen, denn dieser Vorwurf wird mir nicht zum erstenmal gemacht. Ich bedaure außerordentlich die genannten großen Herren, die jahrzehntelange Bühnenerfolge nicht davor schützen, daß man ihnen einen so schlechten Schüler «anlastet» wie mich. Was mich angeht, kann ich nur sagen, daß in meinem Verhältnis zu diesen drei Dichtern alle Vorbedingungen fehlen, die eine Abhängigkeit daraus machen könnten. Schnitzlers geistige Welt hat mit der meinen nur sehr wenig Berührung. Wedekind verabscheue ich, und Shaw bewundere ich seit dem ziemlich späten Tag, wo ich ihn kennen lernte, wegen der Natur seines Witzes, in dem völlig hoffnungslosen Bewußtsein, daß es mir nie im Leben möglich sein werde, auch nur einen einzigen Witz in seiner Art zu machen. Es scheint mir, daß die Ursache der vermeintlichen Ähnlichkeit eher in den Köpfen meiner Kritiker liegt. Bekanntlich nennt ein Kind alle Männer Papa. Und ich fürchte, behaupten zu müssen, daß es um die Entwicklungsstufe des Theaterverständes einer nicht ganz geringen Anzahl von Kritikern ungefähr ebenso beschaffen ist.

Den schmerzlichen Bereich der ganzen Angelegenheit berühre ich, wenn ich an einzelne Menschen denke, die mir wohlwollen, die ich schätze, die aber doch unter dem Eindruck der Aufführung von mir abgerückt sind. Da steht die Frage auf dem Spiel: bedeuten die Schwärmer ein Bühnenstück oder nicht, und was bedeuten sie überhaupt? Es tut mir leid, daß ich die außerordentliche Gelegenheit, einmal von einer Sache zu sprechen, die ich so gut verstehe wie meine eigene, nicht besser benützen kann, aber es steht mir sehr wenig Zeit dafür zur Verfügung. So fange ich aufs Geratewohl mit der Unterscheidung zwischen einem schöpferischen und einem illustrativen, neben der Schöpfung herlaufenden Theater an. Denn unter illustrativ – im Verhältnis zum Geist der Sache – kann man auf dem Theater alles verstehen, was ein festes Geflecht der Weltanschauung und der Lebensregeln voraussetzt, von dem es selbst eine Einzeläußerung, ein Beispiel, kühnstenfalls eine Ausnahme zur Darstellung bringt. Von dieser Art ist selbstverständlich das politisierte Theater, gleichgültig welcher Politik. Es fügt dem, was

schon außerhalb der Kunst da ist, gar nichts hinzu. Aber auch das gewöhnliche bürgerliche Theater ist von dieser Art. Eigentlich ist ein gutes Theaterstück eine aufgeblätterte Anekdote, in der Charaktere zum Vorschein kommen, die man leicht erkennt, ebenso Leidenschaften, die man leicht erkennt, und dann müssen noch so ein paar strukturelle Eigenschaften wie Spannung, Tempo, Erfindung oder dergleichen, und auch etwas Lyrik dabei sein. Zwischen Sardou und dem Theatergenie von morgen besteht darin kein Unterschied; ist bei dem einen die Anekdote eine Intrige, so ist sie bei dem anderen ein aus der Philosophie der Luft gewonnenes Aperçu, statt welchem hundert andere benützt und illustriert werden könnten. (Fortsetzung: die Beliebtheit dieser Art Dichtung bei Regisseur und Schauspielern, die weiter illustrieren.) In dieser illustrativen Kunst ist natürlich eine Menge Spielraum für persönliches Talent, Schönheit, Gesinnung usw. gegeben, aber der Geist dreht sich auf ihre Weise doch immer nur im Kreis. Es wird nicht verändert, sondern nur frisiert. Die Probleme des Lebens werden angerührt, umgerührt, aber nicht aufgeführt.

Und selbstverständlich ist es in der Ausführung nur ein relativer Unterschied, – aber doch ein Gradunterschied diesseits und jenseits eines kritischen Punktes! – wenn man dem die Forderung eines schöpferischen Theaters gegenüberstellt, in der sich die Tatsache spiegelt, daß wir in der Hauptsache aus Geist bestehen. Keine Angst, wir dürfen trotzdem Hummer essen, Politik machen und sonst tun, was menschlich ist (sollen es!), und meinetwegen mag man sich den Geist so materialistisch vorstellen, wie man will. Aber wir wollen nicht leugnen, daß die lebenswertesten Augenblicke die sind, wo das, was wir tun, von irgendeinem heimlichen, aber über uns hinausgehenden, in die Weite des Allgemeinen tragenden Gedanken belebt wird. Ich gestehe, daß ich das nicht auszudrücken weiß, denn alle diese Worte: Gedanke, Geist, Idee sind durch Mißbrauche in üblen Ruf geraten. Trotzdem kennen wir den Unterschied, ob wir etwas aus innerer Bewegung tun oder nicht, im Leben ganz genau. Wir wissen genau, daß wir heftig sein können und trotzdem leer zurückbleiben. Wir wissen genau, daß wir die edelsten Gefühle haben und die größten Überzeugungen äußern können, aber es bleibt im nächsten Augenblick nur ein Schlick von ihnen zurück. Es gibt da so einen merkwürdigen Unterschied in uns zwischen Wachstum und Erstarrung, der allen würdevollen Unterscheidungen gegenüber, die wir außen hochhalten, höchst aufsässig ist. Und also kurz gesagt, man muß ein wachsendes Theater machen.

Dazu ist die Kunst da; man könnte das alles ebensogut auf den Roman und das Gedicht anwenden. Und da ich hier meine persönliche Sache führe, darf ich sagen, daß ich mein ganzes Leben lang nichts anderes getan habe, als in unserer Kunst da die richtigen Verhältnisse zu suchen. Mir ist es eigentlich gleichgültig, was ich erzähle und wen ich beschreibe; ich will dem nur das Maximum geistigen Lebens mitgeben, das ich erreichen kann. Man hat mich oft einen Psychologen genannt; lieber Gott, Psychologie ist heute das, was in der Zeit Marco Polos die Geographie war, mehr nicht. Man hat mich einen Zerfaserer genannt, und ich mühe mich um die Synthese. Man hat mich fein genannt, und ich will das Ganze, soweit es meinem blöden Auge zugänglich ist. Gefällige Auslagenarrangeure des zeitgenössischen Geistes sind unterdessen in der Literatur spazieren gegangen und haben sich, an einen Felsblock aus Pappendeckel gelehnt, als Höhenrekord fotografieren lassen.

Sind nun die Schwärmer ein Bühnenstück? Ich behaupte noch heute, daß die richtigen Schwärmer es sein müssen. Sie sind außerordentlich schwer zu kürzen – richtiger gesagt, zu bearbeiten, aber es ist nicht unmöglich, sie sozusagen proportional zu vermindern, ohne daß Verzerrungen eintreten, wenn auch natürlich Substanzverluste nicht zu vermeiden sind. Ich bin überzeugt, daß dann, wenn man sie richtig auf die Bühne bringt, zu den Worten und Gedanken jenes Leben wieder hinzutritt, aus dem sie geboren sind, und daß sie dann auch gar nicht so sehr

schwer zu verstehen sein werden, wie ich vorläufig nach den bedauerlichen Eindrücken einzelner Kritiker feststellen mußte. Ich habe hier manches über Kritik gesagt: ich möchte darüber nicht versäumen, auch für die Hilfe zu danken! Man kann den Halt wahrhaftig brauchen, in solcher schweren Stunde, wo ein anderer für einen kreißt. Und ich glaube mich nicht zu überheben, wenn ich sage, daß die Schwärmer noch etwas warten können; das Genre wird ja nicht überlaufen. Ich habe auch keine Angst vor dem Veralten, obgleich mir schon viele versichert haben, daß sie *darüber* hinaus sind. Denn meine Überzeugung ist, daß man über nichts, das einmal Geist war, hinaus, sondern nur daneben geraten kann. Ich würde aber gerne sehen, daß das Experiment richtig noch zu meinen Lebzeiten wiederholt werde, denn eigens deshalb auf die Erde zurückkehren, würde mir nach dem Gesamteindruck, den ich hier empfangen habe, etwas schwer fallen.

[ < ]

### Die Frau gestern und morgen

[1929]

Franz Blei gewidmet

Das, was man die neue Frau nennt, ist ein etwas verwickeltes Wesen; sie besteht mindestens aus einer neuen Frau, einem neuen Mann, einem neuen Kind und einer neuen Gesellschaft. Ich muß gestehn, daß ich mir das hätte überlegen sollen, ehe ich die Aufgabe übernahm, über sie zu schreiben; dabei ist es nicht einmal ganz sicher, ob es die neue Frau wirklich gibt oder ob sie sich nur vorübergehend dafür hält.

Ich werde also nur einige ausgewählte Fragen berühren können, für die ich besonderes Interesse habe, und dazu gehört seit je die veraltete Frau; deutlicher gesagt, ist es in diesem besonderen Fall die zuletzt, in unserer, der meisten heute lebenden Menschen Mitte veraltete. Sie ist in einer wichtigen Frage konsequenter gewesen als die neue: sie war vom Hals bis zu den Sohlen eingehüllt, während die neue erst teilweise nackt ist. Man frage einen sechzigjährigen Herrn nach seinen Jugenderinnerungen, so wird er erklären, daß sich heute die Frau weder anziehen, noch ausziehen kann, und es ist etwas Wahres daran, worüber man sich nicht durch die Wiedergabe alter Modebilder täuschen lassen darf, auf denen die Frauen so unverständlich lächerlich aussehen, daß einem die Gegenwart, mit Verlaub zu sagen, als ein Wunder der Neuzeit vorkommt. Das sind Gebilde, aus denen das Leben geflohen ist, Zeitlupenaufnahmen der Liebe, in denen die Form als solche erschreckt, was sie immer tut, wenn sie nicht mehr vom Fluß der Empfindungen umspült wird. Macht man sich jedoch von den gegenwärtigen Vorurteilen los, auch ohne noch sich in die der Vergangenheit zu versetzen, und sieht diese Kleider und Hüte etwa an, wie man es an Barockstatuen gelernt hat, so wird man an ihnen wohl höheren Geschmack vermissen, aber doch eine ungemein große Bewegtheit entdecken. Gerade in ihrer historischen Austrocknung wirken diese gefalteten, gepufften, gerüschten, übereinandergezogenen Kleidermengen als das, was sie sind: eine ungeheuerliche künstliche Vergrößerung der erotischen Oberfläche. Das Kunstwerk, das die Natur macht, indem sie durch das Aus- und Einfalten eines Hautblattes die Formen von Tier und Mensch und die Lockungen der Liebe hervorbringt, ist hier in einer etwas geschmacklosen, aber wirksamen Weise

übersteigert worden. Das Kleid der veralteten Frau hatte (wie übrigens auch ihre Sittsamkeit) die Aufgabe, den eindringlichen Wunsch des Mannes aufzufangen und zu verteilen; es verteilte den so einfachen Strahl dieses Wunsches auf eine große Oberfläche (und moralisch auf Hunderte Schwierigkeiten), wie man mit einem einzigen Fluß meilenweites Land bewässert, und nach dem Gesetz, das der Lust und dem Willen unter den menschlichen Kräften eine Ausnahmestellung gibt, da sie an Hindernissen nicht weniger, sondern mehr werden, vervielfachte es das Verlangen, bis zu einem geradezu schon lächerlichen Grad, so daß der Mensch bei Entblößungen, die uns heute vollkommen gleichgültig sind, in erschütternde Abenteuer geriet. Aber man erinnere sich an die entzückenden Liebesgeschichten, die Stendhal in seinen Renaissancenovellen erzählt, um nicht nur darüber zu lächeln; auch ihr Fackelganz kommt von den außerordentlichen Schwierigkeiten, die es den Liebenden selten und nur verstohlen in nächtlicher Lebensgefahr gestatteten, sich zu umarmen, und das sind Steigerungen, die endgültig zu verlieren wir heute im Begriff sind, wenn sie auch zuletzt nur in einer fast schon sinnlosen Erstarrung vorhanden gewesen sind.

Von dieser Sinnlosigkeit möchte ich allerdings noch gerne ein Beispiel wiedererzählen; ich verdanke es einem Mann, den grundlos nervöse Besorgnisse drückten, die sich an die Geschichte seiner Jugend knüpften. Er hatte diese Jugend, die Zeit an der Grenze des Knaben- und Jünglingsalters, in einem Institut verbracht und schilderte mißtrauisch die Art, in der er und seine Genossen, es mochte gegen Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gewesen sein, sich «die Frau» vorstellten. Eine alte Novellenbibliothek, irgendein Novellenschatz oder -schatzkästlein der Weltliteratur bildete die Quelle, aus der sie tranken, und alle Frauen, die darin vorkamen, waren schön, hatten eine dünne Taille, winzig kleine Hände und Füße und sehr langes Haar. Im Charakter waren sie teils stolz, teils sanft, teils heiter, teils schwermütig, aber alle überaus weiblich und am Ende der Geschichte so süß und weich wie Bratäpfel. Sie bildeten die Erwartung der jungen Männer, die noch nicht Gelegenheit hatten, selbst einen Blick ins Leben zu tun, und da zeigte sich etwas Merkwürdiges. Zu diesen Frauen gehörte auf Seiten der Männer ein Schnurrbart, den man auf ihre Lippen drücken mußte, und dieser Schnurrbart war nach der Ordnung der Natur etwas, das die jungen Leute immerhin bald erwarten durften; auf diese Weise kamen sie dazu, sich ihn als Vorlust zu wünschen, wie das, glaube ich, heute heißt, und weil er nach dem Novellenschatz blond oder schwarz, weich und lang sein mußte, hatte sich ihn der Erzähler als einen Bart gewünscht, dessen eine Schwinge blond, indes die andere vorsichtigerweise schwarz war, und er wurde auch von einem Mal zum anderen länger; erst war er nur so lang wie der Bart eines Helden, dessen Beschreibung er in einer der Geschichten gelesen hatte, als aber aus einer zweiten Erzählung ein ebenbürtiger Rivale hinzutrat, wurde er so lang wie beide Barte zusammen und schließlich für alle Fälle so lang wie die Summe aller Schnurrbarte, die es überhaupt gibt, und noch um ein wenig länger. Als das soweit gediehen war, bemerkte der Knabe durch eine glückliche Erkenntnis, daß man sich einen solchen Bart überhaupt nicht mehr wünschen könne, und später schreckte ihn die Erinnerung daran, daß er in eine so merkwürdige Phantasieentartung unversehens hatte hineingeraten können. Von diesem Erlebnis beleuchtet, flößte ihm die Frau Furcht ein; die Kleinheit ihrer Füße, Hände und des Mundes und die Schmalheit der Taille waren, bei starker Betonung aller Partien, die die Physiologie als Fettpolster bezeichnet, Vorstellungen der Phantasie, in denen eine das Herz entleerende Tendenz zu unbegrenzter Verminderung lag. Die Taille konnte bald nicht mehr schmal genug sein, der ideale Mund hatte die Größe und Rundung eines Stecknadelkopfes und die Händchen wie Füßlein saßen mit der Ohnmacht kleiner Falter am üppigen Kelch des Leibes. In diesem Ideal wohnte zweifellos der Kern eines Wahnverhaltens, und wer ein wenig in der Psychologie Bescheid weiß, wird sich vielleicht an das unersättliche Sicherheitsbestreben

gemahnt fühlen, das nach der Schule Adlers eines der Merkmale des Neurotikers ist. Aber Krankheit ist dieses Wahnverhalten kaum zu nennen, denn in allem menschlichen Tun tritt, wenn es sich von seinem natürlichen Boden entfernt, wo es neben einer Menge anders- und entgegengerichteter Interessen entstand, ein solches leeres Wachstum auf, eine Entwicklung in der Richtung der Übersteigerung ohne Fülle. Die Mystik verändert sich in asketische Quälerei, die geistige Überlegenheit in Schachspiel, und Freude am Körper oder Kampf verzerrt sich zur Sklaverei des Rekords. Aus dem Augenblick, wo der groteske Schatten dieses eindimensionalen Verhaltens auch auf die Liebe fiel, ist nichts anderes zu schließen, als daß ihre bis dahin gültige Idealform schon in Auflösung war.

Es ist seitdem genug über die neue Frau geschrieben worden, um in wenig Worten von dem Übergang zu sprechen. Der gültige Liebesbegriff war bis zur Zeit der Eltern und Großeltern der zwei heute lebenden Generationen durch Jahrhunderte der des Ritters gewesen, der seine Dame sucht und findet; dabei waren im Lauf der Zeit allerdings die schweren Proben der Werke, die er um ihretwillen vollbringen mußte, immer mehr in die Sphäre schlechter Romane gerückt, und außerdem hatte sich das ursprünglich christlich-ritterliche Ideal so verteilt, daß auf den Mann mehr die ritterlichen, auf die Frau die christlichen Leistungen entfielen. Mit diesem Liebesbegriff, den es im Leben schließlich kaum noch gab, nach dem sich aber immerhin das Leben richtete, ist es wahrscheinlich nun vorbei. Mit ihm verschwindet die heute fast schon unbegreiflich gewordene Einengung des Liebesalters der Frau auf die kurze Spanne zwischen dem siebzehnten und dem vierunddreißigsten Jahr, die auf einen hochgespannten und überspannten Liebesbegriff zurückweist, der die Suggestion ausstrahlte, daß man ihm nur in der höchsten Blüte genügen könne. Ein ähnliches Hohlwerden mit daraus folgender Übertreibung machte bezeichnenderweise auch die soziale Stellung der Frau mit. Man muß sich vergegenwärtigen, daß ursprünglich der Tätigkeitskreis der Hauswirtschaft genügend groß und vielfältig gewesen ist, um einen ganzen Menschen zu brauchen, während schließlich nur noch Klein[ig]keiten davon übriggeblieben waren, die aber immer noch in Verbindung gebracht wurden mit dem längst dafür zu groß gewordenen Begriff der schaltenden Hausfrau; aus der mächtigen Bundesgenossin des Mannes ist auf diese Weise zuletzt ein etwas lächerliches Hausmütterchen geworden, das albern von seiner Tätigkeit schwätzte. Zwangsläufig war mit diesem Schicksal ein ähnliches im Verhältnis zu den Kindern verbunden. Die Problematik des Kindes oder, wie man heute gerne es nennt, das Problem der Generationen, liegt ja wahrscheinlich nicht dort, wo man es gewöhnlich sucht, in der zeitgemäßen Frühreife und dem mit ihr verbundenen frühen Unabhängigkeitsbedürfnis der Kinder oder in irgendeiner Wellenbewegung der Kultur, die Eltern und Kinder als Generationen gegeneinander aufbringt, sondern wohl ganz einfach in der Tatsache, daß heute höchstens Geld und Besitz vererbt werden, wogegen das früher beinahe mit dem ganzen Zuschnitt des Lebens geschah. Man könnte geradezu sagen, daß das Problem der Generationen eng mit dem Übergang vom eigenen, die Geschlechter überdauernden, Rang und Reichtum darstellenden Haus, das seine Bewohner prägte, zur Nomadenmietenwohnung der Großstädte zusammenhängt. Damit war aber zugleich die Mutterschaft angegriffen, die der Frau Würde und auch Entschädigung für das frühe Opfer ihrer Jugendlichkeit gegeben hatte. Ihr fehlte jetzt das Gerüst, so daß nur der rein seelische Herrschaftsanspruch übrigblieb; mag ein solcher aber noch so durchgeistigt verwirklicht werden, das Ruhige und Selbstverständliche des ungeistig-Materiellen ist ihm nicht zu eigen, und Enttäuschungen in dem Verhältnis zwischen Eltern und Kindern werden schon dadurch unvermeidlich, daß dieses Verhältnis viel zu sehr mit Gefühlsanteil überladen ist. Die Beschränkung der Kinderzahl wirkt in der gleichen Richtung, das Verhältnis zwischen den Gatten und zwischen Eltern und Kindern, das an äußerer Geräumigkeit verloren hat, mit

moralischen Ansprüchen zu überlasten. Andererseits ist die Abnahme der Fruchtbarkeit aber unmittelbar eine Folge der geänderten Wirtschafts- und Lebenszustände selbst, so daß man an diesem Beispiel sehr deutlich sieht, wie Antriebe der Entwicklung von ganz verschiedenem Ursprung einander ergänzen. Mit dieser Bedeutung ließe sich noch vieles anführen; die unhaltbare rechtliche Stellung der Frau, die Frauenarbeit, der Einfluß, den die Bedürfnisse der früher niederen Stände heute auf die Gestaltung der Sitte nehmen, das allgemeine Streben nach elastischeren Moralbegriffen, die Abwendung vom Individualismus und zuguterletzt wieder die Liebe höchstselbst, die nach den Höhepunkten im 18. Jahrhundert und in der Romantik in die Hände entgeistigter Roman- und Dramenschreiber gefallen ist. In dem weitläufigen Ineinandergreifen so vieler Einzelheiten liegt eine Gewähr dafür, daß die inzwischen eingetretenen Veränderungen nicht bloß eine Oszillation sind, sondern eine dauernde Abwendung vom Gewesenen bedeuten; aber wohin sie führen, bei solcher Verwicklung vorhersagen zu wollen, würde den Eifer eines Propheten erfordern. Uns allen ist die Flut der Schriften, Reden, Parteibildungen und Einzelaktionen ungefähr bekannt, aus denen im Lauf eines Menschenlebens das hervorgegangen ist, was man die neue Frau oder die neue Stellung der Frau nennt. Aber das Allerbezeichnendste ist es wohl doch, daß es schließlich anders gekommen ist. Der Krieg ist es gewesen, der den Massen der Frauen die Scheu vor den Mannsidealen und dabei auch vor dem Ideal der Frau genommen hat, und die entscheidende Schlacht ist nicht von den Vorkämpferinnen der Emanzipation, sondern am Ende von den Schneidern geschlagen worden. Die Frau hat sich auch nicht in der Weise freigemacht, daß sie dem Manne Tätigkeitsgebiete abnahm, wie es früher den Anschein hatte, sondern ihre entscheidenden Taten waren, daß sie sich seiner Vergnügungen bemächtigte und daß sie sich auskleidete. Erst in dieser Phase ist die neue Frau aus dem Ausnahmezustand der Literatur und aus der Separation der Lebensreformerei vor die Augen des Volks getreten und rasch zur Wirklichkeit geworden; ein Werdegang einer Revolution, der ein wenig zur Vorsicht mahnt.

Betrachtet man mit dieser Vorsicht und jener ewigen Sympathie, auf die ein Mensch Anspruch hat, der sich vor einem Mäuslein fürchtet und dennoch die Welt umstürzen muß, den Zustand, wie er augenblicklich ist, so darf man ungefähr das Folgende von ihm sagen: Die Frau ist es müde geworden, das Ideal des Mannes zu sein, der zur Idealisierung nicht mehr die rechte Kraft hat, und hat es übernommen, sich als ihr eigenes Wunschbild auszudenken. Die Schwüle älterer Männer kommt ihr selbst komisch vor, und darin liegt eine große Reinigung der Atmosphäre. Sie will überhaupt kein Ideal mehr sein, sondern Ideale machen, zu ihrer Bildung beitragen, wie die Männer es tun; wenn auch vorläufig noch ohne besonderen Erfolg. Sie ist noch ein wenig mädchenhaft unsicher bei ihrem neuen Tun; sie studiert im Durchschnitt bis zur Mitte des Gymnasiums oder der Universität und bevölkert die unkontrollierbaren Berufe; sie wendet sich vorläufig an die Knabeninstinkte des Mannes, ist bubenhaft mager, kameradschaftlich, sportlich spröde und kindisch; vor den unzähligen angekleideten Menschen, die in einem Theater sitzen, an Schaufenstern vorbeigehen oder Zeitschriften ansehen, zieht sie sich splitternackt aus, vor den wenigen, mit denen sie in einem Bad zusammenkommt, legt sie aber immerhin einige Stückchen Stoff auf sich, ja deren Umfang ist neuerdings sogar wieder im Wachsen. Das sind noch Störungen der Folgerichtigkeit, aber sie werden keine Rolle spielen. Wichtiger ist, daß das Verhältnis zu den Kindern sich in der Hauptsache vorläufig noch auf deren Verhütung beschränkt; die neue Frau ist etwas eiliger in Erscheinung getreten als die neue Mutter. Aber es scheint, daß die äußerst reizvolle Nüchternheit, die immer der Frau eigen war, wo sie sich natürlich und nicht nach den Einbildungen des Mannes gab (denn zarte Wesen sind oft zu ihrer Schonung ein wenig nüchtern und überlassen die Donquichotterien den mit festeren Knochen Ausgestatteten), sich auch in einer rationalisierten Kinderbehandlung äußern wird, und die

Kinder werden sich dabei sehr wohl fühlen. Dieser Wirklichkeitssinn einer Gattung Mensch, die durch Jahrhunderte dazu verurteilt war, das Ideal eines anderen zu spielen, ist vielleicht heute in dieser Frage das Wichtigste. Ich stehe nicht auf Seiten derer, die über die Nüchternheit der jungen Frauen klagen. Der menschliche Körper ist auf die Dauer außerstande, sich nur als Empfänger von Sinnesreizungen zu fühlen, er geht immer dazu über, Darsteller, Schauspieler seiner selbst zu sein, in allen Verhältnissen, in die er gerät; so verbindet sich auch immer der Naturtrieb in ihm mit einem bestimmten System von Vorstellungen und Gefühlen, und diese Ideologisierung ist in den Jahrhunderten wie ein Strahl, der steigt und sinkt. Heute ist er in der Nähe seines tiefsten Punktes, fast eingeschluckt; aber er wird ohne Zweifel in einer neuen Verbindung wieder aufsteigen. Es sind unzählige und ganz verschiedene Möglichkeiten dafür gegeben, und die Zukunft verdeckt sie wirklich nur wie ein Schleier, nicht wie eine mit Vorurteilen bestückte Ringmauer.

[ < ]

### **Franz Blei – 60 Jahre**

*[17. Januar 1931]*

Mein berühmter und berüchtigter Freund wird es in diesen Tagen fertigbringen, 60 Jahre alt geworden zu sein, ohne daß ihm der Böse begegnet ist oder der steinerne Kommandeur, der die Sünder erschlägt. Dafür ist es ihm widerfahren, daß ihn schon bei Lebzeiten die Legende geholt hat: ernsthafte Steuerzahler stellen sich unter ihm ein erotische Bazillen verbreitendes, gefährliches Wesen vor, das man von Weib und Kind fernhalten muß, aber nicht kann. Solide Schriftsteller, die ihr bescheidenes, geistiges Kapital zu hohen Zinsen anzulegen wissen, nennen ihn gern einen Literaten. Patentierte Denker, die niemals oberflächlich sein dürfen, verübeln ihm, daß er hie und da als Schauspieler auftritt. Was Schauspieler von ihm denken, weiß ich nicht; möglicherweise denken sie überhaupt nicht. Gläubige nennen ihn einen Frevler. Frevler, welche auf die Solidarität dieses Berufes etwas halten, meinen dagegen, er sei ein katholischer Ästhet. Und alte Stiftsdamen behaupten noch heute, daß er der Mann sei, der in Österreich die Revolution eingeführt habe, gemeinsam mit einem Franz Werfel, von dem man aber sonst nur Gutes hört.

An einem Mann, der sogar die Dummheit zu so abwechslungsreichen Urteilen verleitet, muß Außerordentliches sein, und ich will versuchen, es zu erklären. Aber man kommt an Blei nicht heran, wenn man sein Werk Stück um Stück prüft; schon deshalb nicht, weil es alles in allem eines der umfangreichsten heutigen Lebenswerke ist, und sein Autor trotzdem nach seinem Charakter zu den Zurückhaltenden, den Konzentrierten, den Feinden der schriftstellerischen Wichtigtuerei gehört, die sich in Bänden auswälzt. Das ist ein Widerspruch, aber man versteht ihn, wenn man sich den allgemeinen Zusammenhang zwischen Person und Leistung vergegenwärtigt, der eine gegenseitige Abhängigkeit bedeutet, so daß nicht nur der Mensch seine Werke schafft, sondern auch durch ihren Erfolg umgeschaffen wird. Wir wissen das von der Hand des Schmiedes und des Schneiders, aber es drückt sich nicht weniger deutlich im Geist des Politikers oder des Beamten aus, und gar von einem Mann, der wie der Schriftsteller zeitlebens nichts anderes tut, als seine Gedanken, Gefühle und Erfindungen «auszudrücken», bleibt nach den Jahren des Erfolges außer den alltäglichen Privatangelegenheiten selten etwas übrig: diese

Transsubstantiation gleicht der der Mütter, die als Mittelpunkt einer blühenden Familie zu alten Weiblein werden, und vergleicht man Bleis anders gearteten Fall damit, so sieht man ihn inmitten seiner Werke als das Bild eines unehelichen Patriarchen, der seine Kinder um sich versammelt hat. Sie sehen ihm alle ähnlich, aber ohne daß sie jene undefinierbare Gesamtphysiognomie hätten, durch die eine mit sich zufriedene Familie jedem anderen versichert, wie sehr sie ihn bedauert. Er hat ihrer Ausbildung keine allzu große Sorgfalt angedeihen lassen, und sie lohnen es ihm damit, daß sie nicht mit jedem zweiten Wort Papa zu ihm sagen. Es herrscht ein anmutig lockeres Verhältnis zwischen Blei und seinen Werken, die ihn trotz ihrer großen Zahl so wenig alt gemacht haben, daß der Reiz seines Geistes mit sechzig Jahren lebhafter ist als mit dreißig.

Es wäre ein Irrtum, wollte man in solchen Worten nur eine freundliche Umschreibung des Einwandes sehen, daß sich in Bleis Gesamtwerk manche Bücher finden, die spielerisch, wenn auch graziös sind, und allerhand Wiederholungen vorkommen, weil diese Bücher durch den äußeren Zufall irgendeiner Anregung oder Gelegenheit, sie zu schreiben, entstanden sind, so daß das Ganze auch an die Wolken an einem langen Sommertag erinnern mag. Man wüßte dann nichts von dem Licht, in dem diese Wolken ruhen und wandern. Dieses Licht, das Franz Blei unserer Literatur geschenkt hat, gehört zu ihren Kostbarkeiten. Es enthält Strahlen aus dem Spektrum der Aufklärungszeit, dieser großen Emanzipationsperiode des europäischen Geistes, und hat dem Farbenband des Katholizismus die steinernen Farben abstrakter Gefühlsspekulationen entnommen, es hat sich aus nationalökonomischen und biologischen Studien gebildet, aus den klassischen Systemen der Philosophie und den Reizen ihrer gegenwärtigen Auflösung, aus umfassenden Kenntnissen der Geschichte und einer unvergleichlichen Belesenheit, die an Originalen der Literatur beinahe alles umfaßt, was zwischen Homer und Gottfried Benn geschrieben worden ist. Diese ungeheure Aufnahmefähigkeit ist aber weder vom aufsammelnden Typus, der sich mit einer Art schlemmerhafter Omnivorie über alles hermacht, noch gehört sie dem systematischen Typus an, der immer eine große Idee hat, für die er die passenden Dinge rekrutiert und in Uniform steckt. Bleis scheinbar nachlässiges Verhältnis zu den Erscheinungen der Welt ist schwer zu beschreiben, aber vielleicht ist es am richtigsten, zu sagen, daß es aus einer sehr reinen und reichen Abgestimmtheit auf das seinem Geist Angemessene besteht. Es ist Genuß oder, um es pleonastisch doppeldeutig auszudrücken, Freude am Genuß. Es ist Geschmack und Wahl, und indem es sich befriedigt, wird es zu einer beständigen Demonstration für das, was gut ist. Denn man müßte, um es ganz und richtig darzustellen, noch den paradoxen (aber nur durch seine Seltenheit so wunderlich erscheinenden) Begriff einer strengen Hedonie oder hedonischen Strenge hinzunehmen. Diese Strenge liegt weniger im aktiven als im passiven Teil seiner Natur, sie liegt in seiner Artung, seinem Geratensein. Bleis geistiger Geschmack ist das Gegenteil von elastisch; scheinbar biegsam innerhalb gewisser Grenzen, gibt er, wo diese erreicht sind, nicht völlig nach, sondern wird gerade dort erst hart. So ist dieser scheinbar zerebrale und äußerlich-dialektisch vieles verbindende Schriftsteller im Grunde seines Wesens irrational und instinktiv in dem Sinne, den Nietzsche die «Witterung» der Geister nennt, und wo er diesen Grund berührt, ist er einer der seltenen apodiktischen Menschen, die aussagen dürfen, ohne zu begründen, weil sie das Richtige fühlen.

Leider haben viele ein Interesse daran, ihm gerade diese Fähigkeit zu bestreiten, denn er ist durch sie manchem zeitgenössischen Schriftsteller und seinem Anhang unangenehm geworden – zuweilen bloß aus Übermut, wie in seinem *[großen] Bestiarium der [modernen] deutschen Literatur* [1920], einer in der Form einer Menageriebeschreibung verfaßten Geschichte des gegenwärtigen Schrifttums –, und das unverfänglichste Mittel dagegen ist, ihn als einen liebenswürdigen und unzuverlässigen Causeur totzuloben, woraus ein nicht geringer Teil der



eingangs erwähnten Legenden entstanden ist. Nun ist die Sicherheit des Urteiles, die ihm dagegen seine Freunde zuschreiben, natürlich nicht so zu verstehen, als ob er nie in Lob und Tadel geirrt oder irren dürfte; aber viel wichtiger ist die Frage, ob es überhaupt eine solche Sicherheit der Wertung gebe, daß in ihr die eminente Bedeutung eines Menschen hegen könne. Gewöhnlich verhält es sich ja so, daß dicke kritische Bücher geschrieben werden, weil der Autor vorher seinem Geschmack nicht traut und ihn den tausend herrschenden Geschmächen durch tausend Beweismittel empfehlen will, oder es geschieht das Gegenteil, und es werden unter dem Titel «ich fühle es so» kurzerhand die willkürlichsten kritischen Urteile im Namen «dieser Zeit» gesprochen; ein einfaches Geschmacksurteil, dem objektive Bedeutung zukommt, ist also jedenfalls selten, und überdies gilt es heute für unzeitgemäß, daran zu glauben, weil man in derlei Fragen nur das Persönlich-Subjektive oder aber eine Art Gruppen-Subjektivität für möglich hält, also etwa die Impression oder den geheimnisvoll kochenden, historischen Prozeß. Es besteht heute eine allgemeine Neigung, den objektiven Faktor der Ideenbildung in Kunst- und Lebensfragen zu unterschätzen, aber zweifellos gibt es ihn und damit so etwas wie Wahrheit auch auf diesem Gebiet, womit natürlich keineswegs gesagt sein soll, daß man diese Wahrheit deduzieren könne, oder daß sie die glatte Form eines Gesetzes habe. Immerhin läßt es sich innerhalb gewisser, natürlicher Eingrenzungen stets ausmachen, was eine Erscheinung freiwillig und unfreiwillig bedeutet, wenn man sie mit dem Riesenvorrat menschlicher Werte und Unwerte vergleicht, den wir kennen, und diesen Instinkt für das Wesentliche, für das positiv Geist-, Empfindungs- und Willenshaltige (der konzentrierte Intellektualität voraussetzt, ebenso wie zur Intelligenz in der Beurteilung der Lebensformen Instinkt gehört) besitzt Blei in einer Stärke, die um so ungewöhnlicher ist, als es bei uns ringsum von falschen Etikettierungen derart wimmelt, daß geradezu ein großer Teil unserer geistigen Hierarchie auf ihnen beruht.

So ist er eigentlich ein Aphoristiker, nach seiner inneren Form und im Gegensatz zur äußeren seiner Bücher. Diese Auffassung mag ein wenig gewalttätig angesichts eines Werkes erscheinen, in dem sich viele erfolgreiche Bücher befinden, wie etwa die bekannte *Puderquaste* [1913] oder die charmanten, kleinen *Lehrbücher der Liebe*, und Bücher, die in Problemstellung und Lösung so bedeutsam sind wie der tiefe Längsschnitt durch unsere Kultur, im Textband der *Formen der Liebe* [1930] oder die jüngst erschienene *Geschichte* [genauer Titel: *Erzählung*] *eines Lebens* [1931], die eine Autobiographie ist und zugleich eine neue Form der Lebensbeschreibung in Verbindung mit der Ideenentwicklung. Trotzdem findet man den eigenartigsten Ausdruck seiner Leistung in Bemerkungen, Formulierungen, Erklärungen und Theorien, die seit je wie Kuckuckseier auch in die Nester gelegt sind, die er für den Buchmarkt baut. Man findet ihn in den Zeugnissen seines Geschmackes, meist kleinen, kurz begründeten Notizen von außerordentlicher Treffsicherheit, mit denen er durch die Länge seines Lebens uns verschwenderisch bedacht hat. Diese Bemerkungen, seien sie nun «gelegentlich» oder Zwischenglieder in dem Aufbau eines Buches, berühren alle Erscheinungen des geistigen Lebens, aber um der Leichtverständlichkeit willen möge nur auf einige literaturkritische Beispiele hingewiesen sein. So hat Blei als erster Claudel übersetzt und kritisch begründet. Von André Gide, den heute alle kennen, haben wir durch ihn schon vor fast dreißig Jahren erfahren. Sternheim ist nicht nur eine Entdeckung, sondern geradezu ein Erziehungsprodukt Bleis gewesen. Max Scheler hat ihm in einer kritischen Zeit seines Lebens viel zu verdanken gehabt. Auf Rudolf Borchardts unvergleichliche Meisterschaft hat er immer hingewiesen ...: diese Aufzählung, da sie sich um ein Vielfaches vermehren ließe und außerdem zu ergänzen wäre durch die Liste derer, die er heute noch, zur Verwunderung seiner Zeitgenossen, mit seinem rücksichtslosen Lob bedenkt, und ebenso durch die gegenläufige Aufzählung der Olympier, an die er zur Verwunderung vergangener oder noch im Vergehen begriffener Zeitgenossen nicht geglaubt hat

– bloß also ein solcher kritischer «Rekord» würde bei einem anderen genügt haben, um ihn mit den Ehren und Einkünften eines bewunderten und gefürchteten Mannes zu versehen.

Allein ich glaube, Blei hat das überhaupt niemals wichtiger genommen als die Eindrücke eines Spazierganges und den Bericht darüber, und in der Tat durfte ihm das ja auch so natürlich erscheinen, was für uns andere eben seine Natur ist, deren Ungewöhnlichkeit wir erkennen. Er hat bewirkt, daß es in deutscher Sprache bedeutend mehr Geist und Form gibt, als es ohne seine Hilfe geben würde, und er hat nicht allzu viel Dank dafür bekommen, unter anderem niemals den Literaturpreis der Stadt Wien, obwohl er Wiener ist.

[ < ]

**Literat und Literatur**  
**Randbemerkungen dazu**

*[September 1931]*

**Vorbemerkung**

Diese Aufzeichnungen wollen weder eine Theorie, noch eine Entdeckung sein und stellen nichts dar als einen Überblick über einige Erscheinungen der Dichtung und des Literatentums, die untereinander zusammenhängen. Als Beginn mag die Frage dienen, warum bei uns die Bezeichnung Literat für ein Scheltwort gilt, und noch dazu ein solches ist, das oft von Menschen, die in keinem ganz einwandfreien Sinn Literaten sind, gegen solche gebraucht wird, die es in einem einwandfreien Sinn sein möchten. Denn der Mann, der von der Literatur lebt, indem er sie zu irgendeinem Geschäft ausnützt, heißt bei uns gewöhnlich nicht Literat, sondern besitzt neben seinem Einkommen eine schöne Berufsbezeichnung, sei es auch nur, daß er Zwischentiteldichter heißt; Literat dagegen wird vornehmlich jemand genannt, der sich von keinen anderen Rücksichten leiten läßt als der Abhängigkeit von der Literatur: er ist Nur-Literat, und daß sich daraus eine geringschätzig Bezeichnung entwickeln konnte, die nicht allzufern den Begriffen Kaffeehaus und Boheme liegt, weist immerhin auf Verhältnisse innerhalb der Literatur oder zwischen ihr und dem menschlichen Ganzen hin, die bemerkenswert sein müssen. Eine Literatur, die es gestattet, mit dem Wort Literat eine solche Bedeutung zu verbinden, erinnert an einen Apfelbaum, der Kirschen oder Melonen tragen möchte, aber nur ja keine Äpfel. Was fehlt dem Baum? Wir alle sind zuerst und zuoberst Literaten. Denn Literat im richtigen Sinn, das ist der noch nicht spezifizierte Funktionär der Literatur, das Grundgebilde, woraus alle anderen entstehen. Der junge Mensch beginnt als Literat und nicht als Dichter oder gar gleich als Dramatiker, Historiker, Kritiker, Essayist und so weiter, selbst wenn man ein gewisses «Geborensein» für das eine oder das andere zugeben will, und das Wesen einer Literatur ist nicht in Ordnung, sobald dieser Zusammenhang nicht mehr gespürt wird. Dann darf man fragen, welche Störungen es bewirken, daß die gemeinsame Grundbedeutung über der ausgebildeten Form verlorenght, und diese Frage wird man, wenn auch unvollständig und nur nach gewissen Begriffen entwickelt, in den folgenden Beobachtungen klingen hören.

**Der Literat als allgemeinere Erscheinung**

Gewöhnlich ist mit der Bezeichnung Literat dort, wo sie tadelnd gebraucht wird, eine nicht unwesentliche Vorstellung verbunden, die sich ungefähr so aussprechen läßt: er sei ein Mann, der sich irgendwie zu ausschließlich und auf Kosten seiner «vollen Menschlichkeit» mit der Literatur beschäftige, also ein Mensch aus zweiter Hand, der nicht (wie es angeblich der Dichter tut) von den Tatsachen des Lebens abhängt, sondern von den Berichten über sie. Mit anderen Worten, es sind die Hauptmerkmale dieser Vorstellung die gleichen wie die des Begriffs, den man von einem Scholiasten, Kommentator oder Kompilator hat, und in diesem Sinn ist der Famulus Wagner ein Literat gewesen, den Goethe unsterblich und lächerlich gemacht hat. Wahrlich hat diese Gattung Mensch in der Geschichte des Geistes vom Altertum bis zur Gegenwart auch eine Rolle gespielt, die nicht immer erfreulich war. Ein solcher Mann, der auf die Worte der Meister schwört, ist aber ausgezeichnet durch die Geringfügigkeit persönlicher Leistung bei umfassender Kenntnis fremder, und damit wäre nun beinahe schon eine Definition des Literaten schlechterer Spielart gewonnen, wenn – solche Beschreibung nicht eben auch auf einen Durchschnittsprofessor zuträfe. Sie trifft auch auf einen Strategen zu, der in der Entscheidung versagt, aber ein ganz brauchbarer Kriegsschullehrer ist; man könnte ihn einen Literaten der Kriegskunst nennen. Sie trifft ebenso auf einen moralischen Rigoristen zu, dessen Geist ganz von Vorschriften angefüllt ist, wie auf einen moralischen Libertinisten, dessen Geist ein Merktzettel der Freiheiten ist; beides, Rigorismus wie Libertinage, sind Wesenszüge eines Literaten. Dieses Mißverhältnis zwischen eigener Leistung und Kenntnis fremder findet sich überhaupt je nach den Umständen verschieden ausgeprägt. Wo Können erforderlich wäre, wird es dieses durch Kennen ersetzen; wo Entscheidungen am Platz sind, wird es Skrupel liefern; wo die Aufgabe in einer theoretischen Leistung liegt, wird es sich mit Kompilation behelfen, sich ebensogut aber auch in eine nie endende experimentelle Vielgeschäftigkeit flüchten ...: In allen Fällen scheint es jedoch zu einer Verschiebung zu führen, durch welche die Anstrengung von der eigentlichen Leistung, zu der Begabung, Wille oder Umstände nicht hinreichen, auf eine leichter erreichbare Nebenleistung verlegt wird, die den Ehrgeiz hinreichend befriedigt. Es liegt in der Natur dieses Vorgangs, daß dabei das Unfruchtbare und Unursprüngliche, wenn es sich mit einem gewissen, auf Leistung gerichteten Ehrgeiz paart, immer auch in lebhaft Verbindung mit der Überlieferung geraten wird, während es nicht oder nur in geringem Ausmaß auf die gründenden Elemente – sei es der Ideenbildung, sei es der Erfahrungs-, Gefühls- oder praktischen Entschlußbildung – zurückgeht, und der Literat in üblem Sinne ist nichts als ein Einzelfall dieser weit größere Gebiete umfassenden Erscheinung.

### **Literat und Literatur**

Ein solcher Versuch, die Erscheinung des Literaten in einen Kreis verwandter Erscheinungen einzubeziehen, läßt natürlich die Frage offen, was denn in diesem Kreis schließlich seine Eigenart ausmache und welche besonderen Eigenschaften den Literaten der schönen Literatur von dem einer sozusagen beliebigen unterscheiden. Betrachtet man ihn nun, um das nachzuholen, als gesellschaftliches Sonderbild, so findet man den Schönliteraten, je nach der Seite, von der man es tut, entweder als einen sogenannten Intellektuellen oder als einen sogenannten Gefühlsmenschen von seinen Nachbartypen abgerückt. Das heißt, er pflegt in einem echten Intellektuellen, also etwa einem durchschnittlichen Gelehrten, den Eindruck eines Zuwenig an Intelligenz

hervorzurufen, allerdings gewöhnlich mit dem Anschein einer gefühlhaften Überleistung, wogegen er auf einen richtigen Gefühlsmenschen – dem das Reden schwer fällt, der sich zu nichts leicht entschließen kann und darum an seinen Worten, Beschlüssen und Gefühlen treu festhält – den Eindruck eines «Intellektuellen» macht, dessen Gefühl schwach, unbeständig und nicht wirklich ist. Hält man beides zusammen und ergänzt es aus der Erfahrung, so ergibt das einen Menschen, dessen Intellekt mit seinen Gefühlen spielt oder dessen Gefühle mit seinem Intellekt spielen, was man nicht unterscheiden kann, dessen Überzeugungen unbeständig sind, dessen logische Schlüsse wenig Verlässlichkeit haben und dessen Kenntnisse ungenau begrenzt sind, der diese Mängel aber auf eine eindrucksvolle Weise durch eine lockere, rasche, weitreichende, manchmal auch scharf eindringende Geistigkeit ergänzt und durch eine der schauspielerischen ähnliche Fähigkeit und Bereitschaft, sich in die Mimik fremder Lebens- und Gedankenbereiche einzufühlen.

Man darf wohl ohne Herabwürdigung des Schriftstellerberufs einräumen, daß kaum ein einziger der ihm Ergebenen ganz frei davon ist, dieses Doppelprofil zu zeigen. Wir können aber auch (denn Akt und Akteur prägen sich gegenseitig aus) von der Betrachtung der Literatur ausgehen und finden dann, was freilich ungleich wichtiger ist, ein Gebiet mit Eigentümlichkeiten, die solchen des Literaten in einer bedeutsamen Weise entsprechen. Die schöne Literatur hat als Ganzes wie in allen ihren Teilen etwas Unendliches und Unabgeschlossenes, sie dehnt sich ohne Anfang und Ende dahin und jedes ihrer Gebilde ist singulär und durch kein anderes ersetzlich, wenn sich die Gebilde auch ein wenig miteinander vergleichen lassen. Die schöne Literatur hat keine Ordnung außer einer historischen und vereinzelt Bruchstücken einer kritisch-ästhetischen. Sie hat keine Logik, sondern besteht nur aus Beispielen für ein geheimes Gesetz oder Chaos. Man könnte sagen, daß ihre geistige Natur aus Erinnerungen ohne begrifflich faßbaren Zusammenhang besteht, und für ein solches Gebiet ist das Zitieren (die Berufung auf das runde Wort der Meister, statt der herausgelösten Bedeutung) konstitutiv und drückt nicht bloß ein rhetorisches Schmuckbedürfnis aus. Historisch hat der Typus des Humanisten denn auch mit klassischen und Bibelziten begonnen, und wiewohl dieses Zitieren äußerlich jetzt wohl etwas aus der Mode gekommen ist, so hat es sich doch bloß ins Innere zurückgezogen, und die ganze schöne Literatur gleicht einem Zitateich, worin sich die Strömungen nicht nur sichtbar fortsetzen, sondern auch in die Tiefe sinken und aus ihr wieder aufsteigen.

Es müssen dabei ganz merkwürdige Verhältnisse entstehen. So könnte man wahrscheinlich welchen Schriftsteller immer «zerlegen» (und zwar sowohl formal wie gegenständlich oder auch dem angestrebten Sinn nach) und würde nichts in ihm finden als seine zerstückelten Vorgänger, die keineswegs völlig «abgebaut» und «neu assimiliert» sind, sondern in unregelmäßigen Brocken erhalten geblieben. Es ist für solche Ausdrücke vielleicht um Verzeihung zu bitten, aber es gibt keine angemessene Erklärung und Beschreibung dieses Vorgangs der literarischen Tradition, von dem sich bestimmt sagen läßt, daß auch der unabhängigste Schriftsteller nichts hervorbringe, was sich nicht fast restlos als abhängig von Überlieferungen der Form und des Inhalts nachweisen ließe, die er in sich aufgenommen hat, was aber andererseits, wie es scheint, seiner Ursprünglichkeit und persönlichen Bedeutung gar keinen Abbruch tut. Am deutlichsten tritt diese Erscheinung ja am lyrischen Gedicht zutage, das jedesmal einen der unvergleichlichen Glücksfälle der Literatur darstellt, wenn es schön ist, unerachtet dessen es so sehr wie kaum ein zweites Gebilde «unoriginell» sein kann, wenn man seine «Form» und seinen «Inhalt» mit den überlieferten Formen und Inhalten vergleicht, in die es, scheinbar grenzenlos, doch scharf begrenzt, eingebettet ist wie ein durchsichtiger Kristall in seine durchsichtige Mutterflüssigkeit.

Es wird also an der schönen Literatur der sonderbare Zustand sichtbar, daß das Allgemeine,

Kontinuierliche und der persönliche Beitrag des einzelnen sich nicht voneinander trennen lassen, wobei weder das Kontinuum ein anderes Wachstum als das des Umfangs gewinnt, noch das Persönliche eine feste Stellung, und das Ganze aus Variationen besteht, die sich ziellos aneinanderlegen.

### **Das Bedürfnis nach Entschädigung: Originalität, Erlebnis, Reportage und Erhabenheit**

Damit ist wieder (es ist schon einmal durch die Behauptung geschehen, der Literat greife nicht auf die gründenden Elemente zurück) die Frage der Originalität berührt worden, deren Name mit seinen Äquivalenten viele Mißverständnisse in der Literatur angerichtet hat. Es ist einstmals von der deutschen Dichtung behauptet worden, sie bestehe aus lauter Originalgenies, aber man braucht auch in der gegenwärtigen Literatur nicht lang zu suchen, um Persönlichkeiten und Zustände zu finden, die einen rentablen Gebrauch von dem Nimbus machen und gestatten, der in den Augen der anfangs widerstrebenden Öffentlichkeit schließlich doch immer das angeblich Nochniedagewesene umgibt. Was dagegen vorzubringen ist, läßt sich sehr kurz sagen: denn man kann ersichtlich nur dort von Originalität sprechen, wo es eine Überlieferung gibt. Für die Ursprünglichkeit und Bedeutung einer naturwissenschaftlichen oder mathematischen Leistung gibt es ein sachliches Maß, das den Abstand von den Leistungen beurteilen läßt, auf denen sie sich aufbaut, und je rationaler oder rationalisierbarer ein anderes Gebiet ist, desto ähnlicher wird es sich auch dort verhalten; je mehr solche Beziehungen aber fehlen, desto willkürlicher und unbegrenzbarer muß der Begriff des Originellen werden. Er ist ein Verhältnisbegriff. Eine Literatur, die nur aus Originalen bestünde, wäre keine Literatur, aber auch die Originale wären nicht originell, da sie sich doch immerhin zu etwas Literaturähnlichem versammeln ließen, und noch dazu in einer dumpfen und unbestimmten Weise.

So ist es die systematische Schwäche einer Literatur, die Schwäche des betroffenen Literatursystems, die sich in dem besonders üppigen Gedeihen der Originalität ausdrückt, und dazu gehört natürlich auch jene überindividuelle und kollektive Originalität, die zuletzt häufiger gewesen ist als jede andere und als «Generation» oder «-ismus» die Begriffe verwirrt hat.

Es ist begreiflich, daß ein solcher Zustand der Schwäche auch sonst noch allerhand Verwirrung der Unternehmungen und Vorstellungen hervorrufen muß, die ihn entweder ausnutzen oder ihm abhelfen wollen. So braucht man zum Beispiel nur, statt nach Originalität als einer Eigenschaft der Leistung, nach Individualität als der ihr entsprechenden Eigenschaft des Urhebers zu fragen, und sieht sich sogleich an jene äußerste Einschränkung, wenn nicht Leugnung des Individuellen erinnert, die heute zum Kunstprogramm aller politischen Parteien gehört und mit der Unterordnung der Literatur unter eine fertige «Weltanschauung» verbunden ist. In diesem Zugriff sind die untereinander feindlichen politischen Lager einig, und wenn sich in ihm ursprünglich auch nur der natürliche politische Herrschaftsanspruch ausdrückt, ebenso wie manches wahrscheinlich als eine berechtigte Gegenbewegung auf die verdorbenen Bildungsbegriffe des Liberalismus verstanden werden kann, so offenbart sich in der mühelosen Ausdehnung dieser «Politisierung» doch nichts so sehr wie die Schwäche und Anfälligkeit des Literaturbegriffes selbst, der beinahe widerstandslos zum Objekt des politischen Willens wird, weil er in sich selbst keine Objektivität hat.

Ästhetisch mündet das in die Frage, in welchem Verhältnis der individuelle und der kollektive Teil einer künstlerischen Leistung zueinander stehen, und man wird kaum behaupten können, daß sie hinreichend behandelt worden sei. Wohl aber sind von der Schönen Literatur eine Reihe von

Positionen bezogen worden, die damit zusammenhängen, und das ist in den letzten Jahrzehnten einer richtigen Erkenntnis nicht wenig im Weg gestanden. Hauptsächlich wären daraus jene Bestrebungen hervorzuheben, die man als antiintellektuelle zusammenfassen kann, weil sie alle mehr oder weniger darauf hinauslaufen, daß sie dem Dichter in ihrem Verlangen, seine Tätigkeit zu rechtfertigen, eine ungewöhnliche und geradezu okkulte Fähigkeit zuschreiben. Weil der Verstand eine gewöhnliche Fähigkeit des heutigen Menschen sei, urteilen sie, daß es der «Intellektuelle» nur bis zum «Literaten» bringe, und es müsse der Dichter, oder wie immer das Gegenbild dann heißt, ein Mann sein, der seine Geschäfte mit etwas besorge, das weder Intelligenz sei, noch brauche: so ungefähr sieht das Schema in allen diesen Fällen aus. Nicht jedesmal geht man dabei so weit wie jener gewesene Präsident der Dichterakademie, der sich in selbstapologetischer Absicht als eine Art Seher dargestellt hat, dem Dämonen beim Schaffen beistehn, gewöhnlich begnügt man sich mit dem Taschenspielerwort «Intuition», und historisch am wichtigsten sind gerade jene Unterstellungen geworden, die scheinbar auf dem festen Boden des Daseins bleiben und den Dichter bloß als eine besonders füllige Art Mensch erklären, die für die «Tatsachen des Lebens» in ungewöhnlicher Weise aufnahmefähig sei, was man mit einem Wort eine Natur nennt, eine starke oder ursprüngliche, die irgendwie kraft ihrer selbst die große Natur der Menschheit erkenne und dem Leben gleichsam aus dem Euter trinke. Was dieser Vorstellung, die auch heute noch allerhand Irrtümer anregt, wirklich zugrunde liegt, ist wohl nur die Tatsache, daß es in der Literatur zwei Arten des Berichts gibt, den anschaulichen und den gedanklichen, die sich immer mischen müssen, oft aber begabungsweise auseinandertreten. Es fällt nicht schwer, in der Weltliteratur persönliche Beispiele für starke, aber verhältnismäßig naive Schilderer zu finden, andererseits solche für «Verarbeiter», zu denen auch jene asketischen Formkünstler gehören, die sich des Persönlich-Gedanklichen scheinbar ganz zugunsten der Darstellung entäußern, und es gibt demnach auch zwei Arten der Unmittelbarkeit, eine im Verhältnis zum Erlebnis und eine in seiner geistigen Verarbeitung, mag dieser Unterschied auch mit anderen vermengt sein, die hier nicht erörtert werden können. Dieses Bild ist ganz und gar dem ähnlich, das die Naturwissenschaft bietet, wo es experimentelle und theoretische Begabungen gibt, die beide gleich notwendig sind, aber sich schon dem Wesen der Sache nach so gut wie nie zu gleichen Teilen in ein und derselben Person mischen. Das ist der Tatbestand, und es ist eine verhängnisvolle Übertreibung gewesen, als man vor ungefähr einem Menschenalter in der heute noch wichtigen Zeit, die sich als Protest gegen eine zum tausendsten Echo gewordene Ideenkunst «Naturalismus» und «Impressionismus» nannte, den Wert der «Tatsachen» und des sogenannten «menschlichen Dokuments» (der *petits faits*, gegen die sich Nietzsche empört hat) einseitig wichtig nahm, denn damit ist jene Vorstellung in unsere Literatur gekommen, daß der Dichter vor allem ein Vollmensch zu sein habe, aus dem die Kunst warm hervorschäume, ohne daß man sich den Kopf darüber zerbrach, wie es Gott eigentlich anstellen solle, einen solchen kuhwarm produzierenden Dichter zu schaffen, ohne gegen die Gesetze zu verstoßen, an die er sonst den menschlichen Geist gebunden hat. Dieser kleine Fehler hatte nicht weniger zur Folge, als daß seit jener Zeit bei uns der Begriff der Literatur vollends verlorengegangen ist, da er doch weit mehr als der des Dichters selbst die verbindenden, vor allem also die hochrationalen Elemente des Geistes voraussetzt.

Die falsch verstandene Ursprünglichkeit, der Protest des Literaten gegen die Literatur, die im Wesen des Impressionismus miteingeschlossen waren, haben diesen überlebt. Will man ein hübsches Beispiel dafür aus letzter Zeit gewinnen, so genügt dem schon – gleichgültig, ob sie nur eine Episode bedeute – jene Reaktionserscheinung, die von ihren Urhebern Reportierende Kunst getauft worden ist, was soviel bedeutet wie Verzicht auf alles, was mehr als Reportage zu sein vorgibt. Durchaus nicht intelligenzfeindlich, wie es der Impressionismus wenigstens in seiner

Wirkung war, im Gegenteil, zeitungsgemäß intellektuell, durchaus nicht subjektiv und die Persönlichkeit verzärtelnd, im Gegenteil, ganz mit der Gebärde der Sachlichkeit, vernachlässigt diese objektive Daseinsreportage trotzdem das gleiche, was schon die subjektive Erlebnisreportage des Impressionismus außer acht gelassen hat, daß es keinen Tatsachenbericht gibt, der nicht ein geistiges System voraussetzt, mit dessen Hilfe der Bericht aus den Tatsachen «geschöpft» wird. Dieses geistige System war damals ersetzt durch einen vagen Begriff der Persönlichkeit, diesmal kann es das der Zeitung sein, es kann auch aus einer politischen Absicht bestehen, es kann sich mit einigen einfachen ethischen Grundsätzen begnügen, wie es einst die Gruppe der «Naturalisten» tat, jedenfalls ist es heute so wenig wie einst das geistige System der Literatur, und so wechselt der Unglaube an dieses mit den Jahren bloß seinen Ausdruck.

Die Wahrheit ist, daß wir uns dauernd in einem gewissen Zweifel über die auf uns gekommenen Gebilde der Kunst befinden, und darin liegt eine Neigung, das Leben ausfließen zu lassen, wie es will und ist, die sich durch die Gebärde der Berichterstattung aufs bequemste das Ansehen der Grundsätzlichkeit gibt. Doch gibt es auch weniger bequeme, tiefer in die Problematik der Literatur eingebettete Erscheinungen des gleichen Zustands, so die Auflockerung der logisch geschlossenen Erzählungsform bis zum logisch, ja psychisch beinahe Asyntaktischen, die durch Joyce und wohl auch Proust zur Bedeutung gekommen ist, und ihre Behandlung würde hier anzureihen sein, wenn nicht eine andere Ergänzung nötiger und umfassender wäre. Denn es ist bekannt, daß die Neigungen zur Entwertung einer Sache und zu ihrer übermäßigen Bewertung in unschlüssigen Zuständen nahe beieinanderliegen, und so kann es nicht wundern, daß die Ergebnislosigkeit, von der die Dichtung – nicht als persönliche Tätigkeit, wohl aber als Ganzes – bedrückt wird, stets auch zu dem Gegenteil der besprochenen Bestrebungen geführt hat, nämlich zu einer sich von den Tagesvorgängen abwendenden Überhöhung der literarischen Tradition und der Literatur als eines Gefildes, auf dem der Mensch nach anderen Gesetzen wandelt als den gemeinen. In der Tat hat diese weihevollen Welterhöhteit und Weltabgewandtheit in der ganzen beschriebenen Zeit das Exil reiner und entschlossener Geister gebildet, und wenn man sich ihre Namen vergegenwärtigt, mit denen große Strenge und Schönheit verknüpft ist, wird man inne, daß an dieser Grenze die bis nun unternommene Operation nur mit größter Vorsicht fortgesetzt werden kann. Hier ist die eigentümliche, in einem etwas hochmütigen Halblicht liegende und halb von Wahrheit, halb von Vergeblichkeit erfüllte innerste Hoheitszone des Humanismus berührt, und die letzte Frage, zu welcher der lockere Kreis unserer Problemabwandlung geführt hat, lautet eigentlich: Literatur als Reaktion darauf, daß es keine Literatur gibt. Auch diese Frage ist eine Variation der Durchdringung von Abhängigkeit und Unabhängigkeit, aber es wird gut sein, an diesem Punkt die Betrachtungsweise zu wechseln.

### **Der Geist des Gedichts**

Man sollte niemals vergessen, daß der innerste Brunnen einer Literatur ihre Lyrik ist, auch wenn man es für falsch hält, daraus eine künstlerische Rangfrage zu machen. Denn die Gewohnheit, den Lyriker als den Dichter im eigentlichen Wortsinn anzusehen, ist tief, wenn sie auch etwas archaisch ist: nirgendwo zeigt sich so deutlich wie im Vers, daß der Dichter ein Wesen ist, dessen Leben sich unter Bedingungen vollzieht, die anders sind als die üblichen.

Dabei wissen wir jedoch nicht, was ein Gedicht überhaupt ist. Nicht einmal von der Außenzone der Wirkungen, die von den Begriffen Reim, Rhythmus und Strophe beherrscht wird, haben wir Kenntnisse, die unser Verhältnis zum Leben erleichtern würden, geschweige daß wir viel von dessen innerem Wesen wüßten. Eine bestimmte, von der gewöhnlichen abweichende Art der

Vorstellungsverbinding: daß dies das Gedicht sei, es klingt nüchtern, aber es ist von allem, was uns augenblicklich weiterbringen könnte, vielleicht noch das Sicherste. Aus einer Vorstellung, die nicht schöner ist als Dutzende anderer, daß Kinder singend über eine Brücke gehn, unter der beleuchtete Boote und die Reflexe der Ufer schwimmen (ja noch in unermesslichem Abstand von dem halbfertigen: Auf der Brücke singen Kinder, auf dem Strome schwimmen Lichtlein), formt Goethe durch einen umstellenden Griff zwei der zauberhaftesten Zeilen: «Lichtlein schwimmen auf dem Strome / Kinder singen auf der Brücken.» Betrachtet man darin den Rhythmus, der sich ja auch mit den Fingern auf eine Tischplatte klopfen läßt, so hat er nicht viel mehr Bedeutung als eine untermalende Begleitung; das Lautbild, das auch fühlbar an dem veränderten Eindruck beteiligt ist, läßt sich trotzdem von diesem nicht loslösen und hat so wenig eine selbständige Qualität, wie eine Seite einer Figur eine hat: und so könnte man einen solchen Vers auch noch auf andere Veränderungen untersuchen, fände aber lauter Einzelheiten, die für sich so gut wie nichts bedeuten, und kann nur erklären, daß aus ihnen allen gemeinsam und durch ihre gegenseitige Durchdringung das Ganze auf eine Weise entsteht, die geheimnisvoll bleibt. Nun gibt es freilich viele, die es lieben, in der Dichtung ein Geheimnis zu sehn, aber man kann auch die Klarheit lieben, und vielleicht ist man in diesem Fall doch nicht ganz hoffnungslos von ihr ausgeschlossen. Denn wenn man die als Beispiel gebrauchten zwei Zeilen in ihrem Vorzustand und danach in ihrem fertigen durchliest, so erlebt man neben allem anderen doch auch, daß die förmlich greifbare Zusammenziehung, welche die Sätze im Augenblick der richtigen Wortstellung erfahren, daß die Einheit und Form, die sich da wie mit einem Schlag an der Stelle des diffusen Vorzustands hervorwölbt, nicht so sehr ein sinnliches Erlebnis sind wie eine der Logik entzogene Veränderung des Sinns. Und wozu stünden denn auch die Worte da, wenn nicht um einen Sinn auszudrücken? Auch die Sprache des Gedichts ist ja schließlich eine Sprache, also vor allem eine Mitteilung, und könnte man nun darin, einfach in diesem veränderten, nur mit den Mitteln des Gedichts so zu verändernden Sinngehalt, das Wesentliche des Vorgangs erblicken, so würden wohl alle Einzelheiten, die man am Gedicht als beteiligt erkennt, ohne sie verbinden zu können, eine Achse gewinnen, durch deren Vorhandensein ihr Zusammenhang begreiflich wird.

Es scheint, daß manches dafür spricht. Das Wort ist nicht gar so sehr Träger eines Begriffs, wie man, bestochen davon, daß sich der Begriffsinhalt unter Umständen definieren läßt, gewöhnlich annimmt, sondern es ist, wenn es nicht definitivisch zu einem Fachwort eingeeengt wird, bloß das Siegel auf einem lockeren Pack von Vorstellungen. Selbst in einer so einfachen und nüchternen Wortverbinding wie «die Wärme war groß» sind die Vorstellungsinhalte «Wärme» und «groß», ja sogar der von «war» ganz verschiedenere nachdem sich der Satz auf eine Bessemerbirne oder einen Zimmerofen bezieht, und andererseits liegt etwas Gemeinsames noch in der großen Wärme eines Zimmerofens und eines Herzens. Es erhält nicht nur der Satz seine Bedeutung aus den Worten, sondern auch die Worte gewinnen die ihre aus dem Satz, und ebenso verhält es sich mit Seite und Satz, Ganzem und Seite; bis zu einem gewissen Grad sogar in der wissenschaftlichen Sprache, auf das weiteste aber in der nichtwissenschaftlichen, bilden das Umfassende und das Umfaßte aneinander gegenseitig ihre Bedeutung heraus, und das Gefüge einer Seite guter Prosa ist, logisch analysiert, nichts Starres, sondern das Schwingen einer Brücke, das sich ändert, je weiter der Schritt gelangt. Dabei ist es, wie bekannt, die Eigentümlichkeit und Aufgabe des wissenschaftlichen oder logischen oder diskursiven oder, wie man hier im Gegensatz zur Dichtung auch sagen könnte, wirklichkeitstreuen Denkens, daß es den Vorstellungsablauf nach Möglichkeit einschient, eindeutig und unausweichlich macht; durch logische Regeln wird das nur überwacht und ist schon psychologisch eine ziemlich eindeutige Gewohnheit. Man kann aber auch auf sie verzichten und den Worten ihre Freiheit wiedergeben, und auch dann werden diese sich nicht einfach nach Laune verbinden; denn die Worte sind dann zwar vieldeutig, aber diese



Bedeutungen sind untereinander verwandt, und wenn man eine erfaßt, guckt die andere darunter hervor, aber sie zerfallen nie ins völlig Zusammenhanglose. An die Stelle der begrifflichen Identität im gewöhnlichen Gebrauch tritt im dichterischen gewissermaßen die Ähnlichkeit des Worts mit sich selbst, und anstatt der Gesetze, die den logischen Gedankenablaufregeln, herrscht hier ein Gesetz des Reizes; das Wort der Dichtung gleicht dem Menschen, der dorthin geht, wohin es ihn zieht: er wird seine Zeit in einem Abenteuer verbringen, aber er wird sie nicht ohne Sinn verbringen, und er wird gewaltige Anstrengungen zu bewältigen haben, denn die Beherrschung des Halbfesten ist mitnichten leichter als die des Festen.

Man hat behauptet, daß beim Vorstellungsablauf des Gedichts an die Stelle der determinierenden Obervorstellungen des logischen Denkens ein Affekt träte, und es scheint auch wahr zu sein, daß eine einheitliche affektive Grundstimmung am Entstehen eines Gedichts immer beteiligt ist; aber dagegen, daß sie das vor allem Entscheidende bei der Wahl der Worte sei, spricht die starke Arbeit des Verstandes, die sich nach dem Zeugnis der Dichter fühlbar macht. Ebenso hat man den Unterschied des Worts im logischen von dem im künstlerischen Gebrauch (wenn ich mich recht erinnere, war es Ernst Kretschmer in seiner 1922 erschienenen *Medizinischen Psychologie*) damit erklärt, daß es entweder ins volle Licht des Bewußtseins trete oder gleichsam am Rande, in einem halb verstandischen, halb gefühlhaften Bezirk zu Hause sei, den er die «Sphäre» nennt. Aber auch diese Annahme – die übrigens so wie das gar zu räumlich benannte «Unterbewußtsein» der Psychoanalyse nur ein Gleichnis darstellt, denn das Bewußtsein ist ein Zustand, aber kein Bezirk, und sogar beinahe ein Ausnahmezustand des Seelischen – wird man durch die Einsicht ergänzen müssen, daß sich nicht nur der zuständige, sondern auch der gegenständliche Zusammenhang unserer Vorstellungen zwischen allen Graden des «Sphärischen» und des eindeutig Begrifflichen befindet. Es gibt Worte, deren Sinn ganz im Erlebnis ruht, dem wir ihre Bekanntschaft verdanken, und dazu gehört ein großer Teil der moralischen und ästhetischen Vorstellungen, deren Inhalt derart von Mensch zu Mensch und Abschnitt zu Abschnitt des Lebens wechselt, daß er kaum begrifflich gefaßt werden kann, ohne dabei das Beste seines Gehalts einzubüßen. In einem vor langem erschienenen Aufsatz [s. S. 781/85: Zum Selbstbildnis / *Skizze der Erkenntnis des Dichters*; vgl. auch S. 658] habe ich das einstmals das nicht-ratioide Denken genannt, sowohl in der Absicht, es vom wissenschaftlichen als dem ratioiden zu unterscheiden, dessen Inhalten die Fähigkeit der Ratio angemessen ist, wie in dem Wunsch, damit dem Gebiet des Essays und weiterhin dem der Kunst gedankliche Selbständigkeit zu geben. Denn die wissenschaftliche Beurteilung neigt begreiflicherweise gern dazu, das Affektiv-Spielende im künstlerischen Schaffen auf Kosten des intellektuellen Anteils zu überschätzen, so daß der Geist des Meinens, Glaubens, Ahnens, Fühlens, der der Geist der Literatur ist, leicht als eine Unterstufe der wissenden Sicherheit erscheint, während in Wahrheit diesen beiden Arten von Geist zwei autonome Gegenstandsgebiete des Erlebens und Erkennens zugrunde liegen, deren Logik nicht ganz die gleiche ist. Diese Unterscheidung in eindeutig und nicht eindeutig bezeichnbare Gegenstände steht nicht in Widerspruch dazu, daß das Gebiet des Mitteilbaren und der menschlichen Mitteilung vermutlich in stetigen Übergängen von der mathematischen Sprache bis zum beinahe völlig unverständlichen Affektausdruck des Geisteskranken reicht, sondern wird dadurch nur ergänzt.

Schließt man das Pathologische aus und beschränkt sich auf das, was einigermaßen noch für einen Menschenkreis Mitteilungswert besitzt, so könnte man in dieser stetigen Abstufung an die der reinen Begrifflichkeit entgegengesetzte Grenze etwa das sogenannte «sinnlose Gedicht» stellen; und dieses sinnlose oder gegenstandslose Gedicht, wie es von Zeit zu Zeit von Dichtergruppen gefordert wird, und immer mit rissigen Begründungen, ist in diesem Zusammenhang dadurch besonders bemerkenswert, daß es ja wirklich schön sein kann. So

werden die Verse Hofmannsthals: «Den Erben laß verschwenden / an Adler Lamm und Pfau / das Salböl aus den Händen / der toten alten Frau» sicher für viele die Eigenschaften eines sinnlosen Gedichtes haben, weil es ohne Hilfsmittel durchaus nicht zu erraten ist, was der Dichter eigentlich sagen wollte, dessenungeachtet man sich der geistigen Mitbewegtheit nicht entziehen kann, und man darf wohl behaupten, daß es vielen Menschen mit vielen Gedichten wenigstens teilweise so geht. Diese Verse sind in dieser Lage nicht schön, weil sich Hofmannsthal sicher etwas dabei gedacht hat, sondern sie sind es, obwohl man sich nichts denken kann, und wüßte man, was man dabei zu denken habe, so würden sie vielleicht noch schöner werden, vielleicht aber auch weniger schön, denn das, was man dazudenkt und -weiß, gehört bereits dem rationalen Denken an und erhält seine Bedeutung aus diesem. Man könnte sich freilich versucht fühlen, das als kein Beispiel der Kunst, sondern nur als eines der Unkunst des Lesers anzusprechen; aber dann mache man den ergänzenden Versuch, über die Gedichte eines ausdrucksvollen Lyrikers, etwa Goethes, einen Chiffrenschlüssel zu legen oder auf irgendeine andere mechanische Weise bloß jedes x-te Wort oder jede x-te Zeile herauszuheben, und man wird staunen, welche starken Halbgebilde dabei in acht von zehn Fällen zutage kommen. Es spricht das sehr für die hier vorgetragene Auffassung, daß das zentrale Geschehnis im Gedicht das der Sinngestaltung ist und daß diese nach Gesetzen erfolgt, die von denen des realen Denkens abweichen, ohne die Berührung mit ihnen zu verlieren.

Auf diese Weise würde sich auch die Frage des Einspruchs aufklären, den das Gefühl des Dichters gegen das profane Denken erhebt. Dieses ist dann in der Tat sein Feind, eine Form der geistigen Bewegung, die sich mit der seinen so wenig verträgt, wie sich zweierlei Rhythmen bei der Bewegung des Körpers vertragen. Man sieht das vielleicht am deutlichsten an dem Extrem, das dem sinnlosen Gedicht in der Lyrik entgegengesetzt ist, an dem sonderbaren Gebilde des Lehrgedichts, das alle ästhetischen Merkmale eines Gedichts hat, aber keinen Tropfen Gefühl enthält und also auch keine einzige Vorstellung, die nicht den Gesetzen der rationalen Vorstellungsbewegung unterstünde. Man empfindet, wenigstens heute tut man es, daß so etwas kein Gedicht sei, aber man hat nicht immer so empfunden, und zwischen diesen beiden Gegensätzen des Allzu-Sinnvollen und des Allzu-Sinnlosen liegt die Dichtung in allen Graden der Vermengung ausgebreitet und läßt sich als ihre freundlich-feindliche Durchdringung auffassen, wobei sich in ihr das «profane» Denken so mit einem «irrationalen» vermengt, daß keines von beiden ihr eigentümlich ist, sondern gerade die Vereinigung. Hier dürfte auch die ergiebigste Erklärung von allem zu suchen sein, was bisher als Anti-Intellektualismus erwähnt worden ist, einschließlich seiner Erhabenheit und romantisch-klassizistischen Lebensabgewandtheit.

Über diese wäre freilich noch ein besonderes Wort zu sagen. Denn man hört nicht ganz selten, und immer von jemand, der auch wirklich etwas zu sagen hat, die Meinung aussprechen, daß große Dichtung eine Doktrin, ein ideologisches Convenu, fest gewordene Überzeugungen der Allgemeinheit zur Voraussetzung habe, wenn sie zu ihrer vollen Kraft kommen solle (oft sogar mit dem Nebensinn, daß es darum heute keine große Dichtung gebe), und das hat viel für sich. Es leuchtet ein, daß Energie frei werden und sich in den Ausdruck einformen könne, wenn der Aufwand für das, was man ausdrücken wolle, durch eine «Anlehnung» entlastet sei, und das psychologische Gesetz, daß ambivalente Gefühlsinteressen einander zu stören pflegen, käme wohl auch noch dazu. So dürfte billigerweise jeder schreibende Mensch schon an sich selbst die Erfahrung gemacht haben, daß sich erst, wo der Inhalt völlig beherrscht wird, die Form zur vollen Freiheit der Erfindung erhebt, und die Behauptung, daß das auch im großen für die Entwicklung der Literatur gelte, kann jedenfalls in dem Sinne zugegeben werden, daß eine besonders verführerische und reine Art von Schönheit des Gedichts in solchen Zeitabschnitten entsteht, die

sich ideologisch auf einer ruhigen Höhe fühlen. Franz Blei, dem wir schon viele aufschlußreiche kritische Bemerkungen zu verdanken hatten, spricht, diese Ansicht in seiner schönen *Geschichte* [genauer Titel: *Erzählung eines Lebens*] vertretend, sogar von einer «Selbstbeschädigung der Dichtung durch Miterzeugung von Philosophie». Wäre das nun ohne weiteres richtig, so stünde es freilich schlecht um jede Auffassung, die etwas geistig Steigerungsfähiges als die Seele des Gedichts ansieht; aber ersichtlich ist solcher «radikale Klassizismus» nur dem Bedürfnis entsprungen, in einer Auseinandersetzung, die schon thematisch so unsicher ist, wenigstens den eigenen Standpunkt durch das Extrem, zu dem man hinneigt, scharf zu bezeichnen. Denn auch, wenn in der Dichtung die Vollendung der Gestaltung das Wichtigste wäre und bei scheinbar ganz entbundener Gestaltung und in stehender Zeit, schlosse das Gestalten der gegebenen Inhalte noch deren Veränderung ein. So gibt es kein wirkliches katholisches Kunstwerk, das nicht mindestens einige Jahrhunderte Höllenfegung seines Urhebers wegen Häresie verdiente, und spätere Ideologien als die katholischen lassen die Abweichungen bloß nicht so deutlich hervortreten, weil sie selbst ungenau sind. Man hat es also auch bei der Beziehung, die zwischen klassischer Schönheit und geistiger Gärung besteht, mit einem Verhältnis zu tun, und dieses ist wohl kein anderes als jenes, das vorhin durch den Bruch von Sinnvoll durch Sinnlos bezeichnet worden ist. So sagt Blei, so klar, daß ich es wörtlich anführen möchte, von Swinburne «und nicht nur von ihm» sprechend: «Man kann an den zuweilen mürrischen, zuweilen unwahrhaften Anschauungen ermessen, wie in jedem denkbaren Maß bedeutend die Diktion des Dichters ist, daß man über dem Ausdruck völlig das Ausgedrückte vergißt, kaum aufnimmt, vielleicht vergaß er es selber. Dabei ist der Stil Swinburnes nicht etwa bloß musikalisch oder sensuell. Diesem Improvisator kunstvoll gebauter Strophen ist bei aller Spontaneität größte Bestimmtheit des Ausdrucks und Sicherheit des Bildes eigentümlich. Daß es so und nie anders hier stehen müsse, dieser Eindruck ist so zwingend, daß man sich Arbeit an der Strophe nicht vorstellen kann: sie sprang plötzlich hoch.» Damit ist aber in knapper Vollständigkeit das Phänomen beschrieben, daß auch im klassischen Gedicht Sinn aus Sinnlosem werden kann, so daß nicht etwa nur sensuelles Erlebnis, sondern Bedeutung, die «größte Bestimmtheit» hat, aus «unwahrhaften Anschauungen» entsteht. Nichts berechtigt zu der Annahme, daß die Begabung des Denkens oder die eng mit der Kunst verwachsene des Sinns, der Kontemplation, zur sprachbildnerischen in Widerspruch stehe; wohl aber sind es Begabungen verschiedenen Ursprungs und werden ihr Maximum in verschiedenen Menschen oder Zeiten erreichen, und daß sich gerade Dichter von besonderem Sprachvermögen oft mit einem dekorativ-eklektischen Weltbild begnügen, mag auf diese Weise mit ihrem Sprachbedürfnis zusammenhängen. Das Gedicht, das so entsteht, ist aber in den meisten Fällen eigentlich nichts als ein sinnloses vor einem gleichsam zusammengespiegelten Hintergrund von Sinn: ohne daß daraus eine Respektlosigkeit abgeleitet werden soll, denn der Seltenheitswert großer Begabungen macht jede andere Wertunterscheidung praktisch gegenstandslos. Theoretisch-kritisch sollte man es sich jedoch deutlich machen, denn der Wille der einzelnen bildet sich im Verhältnis zur Gesamtheit, und wenn der Sinn des Gedichts aus einer Durchdringung rationaler und irrationaler Elemente in der geschilderten Weise erwächst, ist es wichtig, die Forderung nach beiden Seiten gleich hoch zu halten.

### **Die Bedeutung der Form**

Es würde nur irreführen, wenn diese Teilbetrachtungen Geschlossenheit und Vollständigkeit vortäuschen wollten; soweit er vorhanden ist, mag ihr Zusammenhang, locker wie er ist, für sich selbst sprechen, doch muß er auch zu diesem Zweck durch einige Worte über die benutzten

Begriffe der Form und Gestaltung ergänzt werden. Alte Hilfsbegriffe der Kunstbetrachtung, sind diese früher, zumal im populär-kritischen Gebrauch, meistens in der Annahme verwendet worden, daß eine schöne Form etwas sei, was zu einem schönen Inhalt hinzutrete oder ihm fehle (oder er ihr; falls nicht beide unschön befunden wurden). So gab es eine nicht unbekannte Anthologie deutscher Lyrik aus den sechziger oder achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, worin das sehr geschickt in der Vorrede abgehandelt wurde, und auf diese guten Grundsätze folgte dann eine Auslese ausnehmend schlechter Gedichte. Man ist denn auch später wieder darauf gekommen, daß Form und Inhalt eine Einheit bilden, die sich nicht gänzlich zerlegen läßt, und die heutige Auffassung ist wohl die, daß überhaupt nur geformte Inhalte den Gegenstand der Kunstbetrachtung bilden; es gibt keine Form, die nicht an einem Inhalt, keinen Inhalt, der nicht durch eine Form in Erscheinung träte, und solche Amalgame aus Form und Inhalt bilden die Elemente, aus denen sich das Kunstwerk aufbaut.

Die wissenschaftliche Unterlage dieser Durchdringung von Form und Inhalt bildet der Begriff der «Gestalt». Er bedeutet, daß aus dem Neben- oder Nacheinander sinnlich gegebener Elemente etwas entstehen kann, das sich nicht durch sie ausdrücken und ausmessen läßt. So besteht, als eines der einfachsten Beispiele, ein Rechteck zwar aus seinen vier Seiten und eine Melodie aus ihren Tönen, aber in deren einmaligem Stand zueinander, der eben die Gestalt ausmacht und einen Ausdruck hat, der sich aus den Ausdrucksmöglichkeiten der Bestandteile nicht erklären läßt. Gestalten sind, wie man dem Beispiel weiter entnehmen kann, nicht ganz irrational, denn sie lassen ja Vergleiche und Klassifizierungen zu, aber sie enthalten doch auch etwas sehr Individuelles, ein So und nicht wieder. Mit einer älteren Bezeichnung, die weiterhin mitgebraucht werden wird, läßt sich auch sagen, sie seien ein Ganzes, aber es muß hinzugefügt werden, daß sie kein summatives Ganzes sind, sondern in dem Augenblick, wo sie entstehen, eine besondere Qualität in die Welt setzen, die anders ist als die ihrer Elemente; und wahrscheinlich darf man dann sogar hinzufügen, was für die Folge wichtig wäre, daß das Ganze einen volleren geistigen Ausdruck vermittelt als die Elemente, die es begründen, denn eine Figur hat mehr Physiognomie als eine Linie, und eine Konfiguration von fünf Tönen sagt der Seele mehr als das amorphe Hintereinander dieser fünf. Dabei ist die wissenschaftliche Frage, wohin das Phänomen der Gestalt in der Stufung der psychologischen Begriffe gehöre, umstritten, und es stehen da sehr unterschiedliche Meinungen einander gegenüber; sicher ist jedoch, daß es dieses Phänomen gibt und daß wichtige Eigentümlichkeiten des künstlerischen Ausdrucks, zum Beispiel Rhythmus und Sprachmelodie, den seinen ähnlich sind. Zieht man also daraus, wie es in der Folge geschehen wird, Schlüsse auf höhere und verwickeltere Erscheinungen in Leben und Kunst, so darf man nicht ganz vergessen, daß man damit vorläufig noch die Genauigkeit des wissenschaftlich umgrenzten Problembestands verläßt.

Von diesem Vorbehalt gedeckt, möge aber nun kühn behauptet sein, daß ein Bestreben, alles Empfangene und alles Ausgesandte seelisch in ähnlicher Weise, wie es bei der elementaren Gestaltbildung geschieht, zu Ganzheiten zusammenzufassen, überall in der richtigen Bewältigung der Lebensaufgaben eine große Rolle spielt. Es gehört das in den großen Kreis der geistig-ökonomischen Vorkehrungen, die mit vielen Mitteln auf Vereinfachung und Ersparung von Leistungen zielen und schon im physiologischen Bereich beginnen. Das Eins-zwei-drei, womit der Rekrut einer Körperleistung, welche immer es sei, die getrennten Teile des Vorgangs erlernt, verschmilzt bei erworbenem Können zu einer Art Körperformel, die sich glatt und unzerlegt wiederholen läßt, und gar nicht viel anders vollzieht sich der Vorgang eines geistigen Erlernens. Sehr deutlich macht sich diese Formelbildung ja auch im Leben der Sprache bemerkbar, wo sich dauernd der Zustand erhält, daß jemand, der Worte und Wortverbindungen bedeutungsgemäß und sinnvoll anwendet, der Mehrheit seiner Sprachgenossen unverständlich

bleibt, weil diese nicht so artikuliert, sondern wohlverwahrt in Paketen spricht. Diese Formelbildung macht sich ebenso im intellektuellen wie im gefühlhaften Verhalten geltend und in der Gesamtheit eines persönlichen Gebarens nicht weniger als in Einzelheiten. Man stelle sich etwa, wenn man ein drastisches Beispiel nicht scheut, einen gewöhnlichen zahnärztlichen Eingriff in seinen Teilen und Einzelheiten vor, und man wird auf die unüberwindlichsten Schrecknisse stoßen, als da sind: Aufbrechen knochenartiger Körperteile, Eindringen von spitzen Haken und giftigen Stoffen, Stiche ins Fleisch, Öffnen innerer Kanäle und schließlich das Herausreißen eines Nervs, also geradezu schon eines Stückes der Seele! Der ganze Kniff, durch den man sich dieser geistigen Folterung entzieht, besteht aber darin, daß man sie eben nicht vorstellend zerlegt, sondern mit der Gelassenheit des geübten Patienten die glatte, runde, wohlbekannte Einheit «Wurzelbehandlung» an ihre Stelle setzt, an der höchstens ein wenig Unbehagen haftet. Genau das gleiche vollzieht sich, wenn man ein neues Bild an die Wand hängt; es wird einige Tage lang «in die Augen fallen», dann aber schluckt es die Wand ein, und man bemerkt es nicht länger, obwohl sich wahrscheinlich der Gesamteindruck der Wand ein wenig geändert haben wird. Man könnte da wohl, um es in Worten auszudrücken, die heute in der Literatur beliebt sind, sagen, die Wand wirke synthetisch, das Bild wirke eine Weile lang aufspaltend, oder analytisch, und der Vorgang bestehe darin, daß das größere Ganze Zimmerwand das kleinere Ganze Bild fast restlos verschluckt und in sich aufgenommen habe. Durch das Wort «Gewöhnung», mit dem man sich zu begnügen pflegt, wird so etwas nicht hinreichend bezeichnet, denn dieses Wort drückt nicht die tätige Bedeutung des Vorgangs aus, die offenbar darin besteht, daß man immer «in seinen vier Wänden» wohnt, um bei stabilem Ganzen mit ungeteilter Kraft das tun zu können, was gerade die besondere Aufgabe ausmacht, das ist sogar ein Vorgang, den man sich wahrscheinlich bis aufs größte ausgedehnt denken darf, denn die sonderbare Illusion, die man Geschlossenheit des Lebensgefühls nennt, macht wohl auch den Eindruck, eine solche geschlossene geistige Schutzfläche zu sein. Und wie schon diese Beispiele zeigen, ist die Bildung solcher Ganzheiten natürlich nicht nur eine Aufgabe der Intelligenz, wird vielmehr mit allen Mitteln betrieben, über die wir nur verfügen. Hier liegt darum auch die Bedeutung jener sogenannten «ganz persönlichen Äußerungen», die von der Art, wie jemand einer unangenehmen Lage mit einem Achselzucken ein Ende gibt, bis zu der Art reichen, wie er einen Brief schreibt oder einen Menschen behandelt, und es ist sicher, daß diese «Formierung» des Lebensstoffes neben dem Tun, dem Denken und jener zurückbleibenden Neige, die gewöhnlich Gefühl heißt, ihre eigene große Bedeutung hat, damit der Mensch mit seinen Aufgaben fertig werde. Gelingt ihm das nicht, ist er zum Beispiel, wie das heute genannt wird, Neurotiker, so werden seine Fehlleistungen, die sich als Zaudern, Zweifeln, Skrupelzwang, Angst, Nichtvergessenkönnen und ähnliches äußern, fast immer auch als ein Versagen im Bilden der lebenserleichternden Formen und Formeln zu verstehen sein. Und wendet man sich von da zur Literatur zurück, so begreift man bis zu einem gewissen Grad das tiefe Unbehagen, dem der «analytische Geist» in ihr begegnet. Der Mensch und auch die Menschheit wahren ein ähnliches Recht wie das auf den Nachtschlaf, indem sie sich gegen die Zersetzung der Gefühls- und Denkformeln wehren, deren Veränderung ihnen nicht dringend erscheint. Aber andererseits ist das Übermaß in der Hinnahme «ganzer» Tatbestände ebenso kennzeichnend für die Dummheit, zumal die moralische, wie es das Übermaß der Aufsplitterung für die debilen Charaktere ist, und es handelt sich da offenbar um eine Mischung, deren richtiges Verhältnis im Leben nicht gerade häufiger anzutreffen sein wird, als in der Literatur die richtige Mischung zwischen Untersuchung durch den Verstand und gläubigem Erzählen, dessen Reiz in seiner Ungebrochenheit besteht.

Bei diesem Ausblick sind nun freilich die Begriffe Ganzes, Gestalt, Form, Formelung bisher so gebraucht worden, als wären sie identisch, was sie in Wahrheit nicht sind; sie stammen aus

verschiedenen Forschungsgebieten und unterscheiden sich dadurch so, daß sie teilweise dieselbe Erscheinung nach verschiedenen Seiten, teilweise nah verwandte Erscheinungen bezeichnen. Aber weil der hier von ihnen gemachte Gebrauch nur darauf hinauskommen will, eine Unterlage für den Begriff des Irrationalen in der Kunst zu sichten und anzudeuten, warum dessen Verhältnis zum Rationalen nicht das eines Gegensatzes ist, genügt die vorhandene gegenständliche Einheit, ohne daß es auf Einzelheiten ankäme, ja sie wäre sogar noch weiter abzurunden. Denn im Verlauf des letzten Menschenalters ist in der Psychologie des Ich, von verschiedenerlei Einflüssen bedingt, an die Stelle des überlieferten, sehr rationalistischen und unwillkürlich dem logischen Denken nachgebildeten Seelenschemas (man hätte es, das sich heute noch zum Teil in der juridischen und theologischen Denkweise erhalten hat, eine zentralistische Obrigkeitspsychologie nennen können) allmählich ein Bild der Dezentralisation getreten, wonach jedermann weitaus die meisten seiner Entscheidungen nicht rational, nicht zweckbewußt, ja überhaupt kaum bewußt vollzieht, sondern durch Reaktionen von sozusagen geschlossenen Teilen, «Leistungskomplexen», wie man sie auch genannt hat<sup>(9)</sup>, die auf bestimmte Umstände «ansprechen», wenn nicht überhaupt die ganze Person etwas tut, dem die Bewußtheit erst nachfolgt. Das ist nicht im Sinn einer «Enthauptung» zu verstehn, im Gegenteil, die Bedeutung des Bewußtseins, der Vernunft, der Person usw. wird dadurch gekräftigt; trotzdem verhält es sich so, daß der Mensch bei sehr vielen und gerade den persönlichsten Handlungen nicht von seinem Ich geführt wird, sondern dieses mit sich führt, das auf der Lebensreise durchaus eine Mittelstellung zwischen Kapitän und Passagier innehat. Und gerade diese eigentümliche Stellung zwischen Körperlichkeit und Geist zeigen auch Gestalt und Form. Ob man ein paar ausdrucksvolle geometrische Linien ansieht oder die vieldeutige Ruhe eines alten ägyptischen Antlitzes: was da als Form aus dem stofflich Gegebenen gleichsam hervordrängt, ist nicht mehr bloß sinnlicher Eindruck, und es ist noch nicht Inhalt deutlicher Begriffe. Man möchte sagen: es ist nicht ganz geistig gewordenes Körperliches, und es scheint, daß eben dieses das Seelenerregende ist, denn sowohl die elementaren Erlebnisse der Empfindung und Wahrnehmung wie auch die abstrakten Erlebnisse des reinen Denkens schalten das Seelische durch ihre Bindung an die Außenwelt beinahe aus. In der gleichen Weise haben auch Rhythmus und Melodie zweifellos Anspruch, für etwas Geistiges zu gelten, aber sie haben daneben noch etwas unmittelbar den Körper Angreifendes. Im Tanz herrscht wieder dieses vor, aber das Geistige flackert wie ein Schattenspiel. Auch ein Schauspiel aufzuführen, hat keinen anderen Sinn als dem Wort einen neuen Körper zu geben, damit es in ihm Bedeutung gewinne, die es allein nicht hat. Aber die Zusammenfassung dieser Erfahrung spricht sich vielleicht darin aus, daß viele kluge Menschen ebenso verständnislos der Kunst gegenüberstehen wie Schwachsinnige, während es andererseits Menschen gibt, die auf das verlässlichste die Schönheit und die Schwächen eines Gedichts zu bezeichnen vermögen und sich in ihrem Handeln danach richten, ohne daß sie imstande wären, sich mit logischen Worten auszudrücken. Es führt abseits, wenn man das als ein besonderes ästhetisches Vermögen ansieht, denn woraus ein solches bestünde, wäre schließlich doch nur eine Geschwisterfunktion des Denkens und mit diesem aufs innigste verflochten, wenn sich auch die Extreme auseinanderneigen.

### Abschluß

Natürlich wäre es ein Mißverständnis, Dichtung mit Form einfach gleichzusetzen. Denn auch ein wissenschaftlicher Gedanke hat Form, und zwar nicht nur die ornamentale seines mehr oder weniger schönen Vortrags, die man meist mit Unrecht zu rühmen pflegt, sondern eine ihm

innewohnende und bauliche, die sich am deutlichsten darin zeigt, daß er auch bei sachlichstem Ausdruck vom Empfänger niemals genau so aufgenommen wird, wie ihn der Urheber meint, sondern stets einer Umformung unterliegt, die ihn dem persönlichen Verständnis anpaßt. Immerhin tritt da die Form hinter den invarianten, rein rationalen Gehalt sehr zurück. Schon im Essay aber, in der «Betrachtung», im «Sinnen», ist der Gedanke ganz von seiner Form abhängig, und es wurde bereits darauf hingewiesen, daß dies mit dem Inhalt zusammenhänge, der in einem echten Essay, der nicht bloß Wissenschaft in Pantoffeln ist, zur Darstellung gelangt. Im Gedicht vollends ist das Auszudrückende nur in der Form seines Ausdrucks das, was es ist. Der Gedanke ist dort in so hohem Maße okkasionell wie eine Gebärde und erregt nicht so sehr Gefühle, als daß seine Bedeutung fast ganz aus ihnen besteht. Dagegen tritt in Roman und Drama (und in den Mischformen zwischen Essay und Abhandlung; denn der «reine Essay» ist eine Abstraktion, für die es beinahe keine Beispiele gibt) der Gedanke, die diskursive Ideenverbindung auch nackt hervor. Dennoch haftet an solchen Stellen einer Erzählung immer ein unangenehmer Eindruck des Extemporierens, des Aus-der-Rolle-Fallens und der Verwechslung des Darstellungsraums mit dem privaten Lebensraum des Verfassers, wenn sie nicht auch die Natur eines Formteils haben. Gerade am Roman, der wie keine andere Kunstform dazu berufen ist, den intellektuellen Gehalt einer Zeit aufzunehmen, lassen sich darum die Schwierigkeiten der Eingestaltung und der Versuche zu ihrer Lösung beobachten, was oft in verwickelten Durchdringungen und Schichtungen geschieht.

Es ist also wohl eine Binsenwahrheit, daß das Wort des Dichters eine «gehobene» Bedeutung hat, aber es ist keine, daß diese nicht die gewöhnliche mehr solcher Hebung ist, sondern als eine neue erstet, die weder mit der ursprünglichen übereinstimmt, noch unabhängig von dieser ist. Das gleiche gilt von den anderen, im engeren Sinn formalen, Ausdrucksmitteln der Dichtung; auch sie teilen etwas mit, bloß verkehrt sich bei ihrer Anwendung das Verhältnis zwischen dem, was sie weitergeben, und dem, was sozusagen intransitiv an die Erscheinung gebunden bleibt. Man kann diesen Vorgang ebensogut als die Anpassung des Geistes an Bereiche auffassen, denen die Vernunft nicht beikommt, wie die Anpassung dieser Bereiche an die Vernunft, und das Wort in diesem getragenen oder gehobenen Gebrauch gleicht dem Speer, der aus der Hand geschleudert werden muß, um sein Ziel zu erreichen, und nicht mehr zurückkehrt. Das ergibt natürlich die Frage, was denn das Ziel eines solchen Wurfes sei oder, unbildlich gesprochen, welche Aufgabe die Dichtung besitze. Es liegt nicht mehr in der Absicht dieser Ausführungen, dazu Stellung zu nehmen, aber es geht aus ihnen hervor, daß sie ein bestimmtes Gebiet von Beziehungen zwischen Menschen und Dingen voraussetzen, von dem gerade die Dichtung Kunde gibt und dem deren Mittel angemessen sind. Absichtlich war dabei solches «Kundgeben» nicht als subjektive Äußerung dargestellt worden, sondern in seinem Verhältnis zu der vorausgesetzten Gegenständlichkeit und Objektivität, oder mit anderen Worten: Indem die Dichtung Erlebnis vermittelt, vermittelt sie Erkenntnis; diese Erkenntnis ist zwar durchaus nicht die rationale der Wahrheit (wenn sie auch mit ihr vermengt ist), aber beide sind das Ergebnis gleichgerichteter Vorgänge, da es ja auch nicht eine rationale Welt und außer ihr eine irrationale, sondern nur eine Welt gibt, die beides enthält.

Ich möchte das aber lieber statt mit allgemeinen Worten mit einem Beispiel abschließen<sup>(10)</sup>, das sehr bezeichnend ist, dem der Urformen der Dichtung. Es ist nämlich durch den Vergleich archaischer mit primitiven Hymnen und Ritualen sehr wahrscheinlich geworden, daß die Grundeigentümlichkeiten unserer Lyrik seit Urzeiten ziemlich unverändert bestehen, so die Art, das Gedicht in Strophen und Zeilen zu teilen, der symmetrische Aufbau, die Parallelstellung, wie sie sich heute noch in Refrain und Reim äußert, der Gebrauch der Wiederholung, ja des Pleonasmus als Reizmittel, das Einstreuen sinnloser (das heißt geheimer, zauberhafter) Worte,

Silben und Vokalreihen, endlich gerade auch die Eigenheit, daß das einzelne, der Satz und Satzteil, seine Bedeutung nicht an und für sich, sondern erst durch seine Stellung im Ganzen hat. (Sogar die heikle Bedeutung der Originalität besitzt ihr Gegenstück, denn solche Gesänge und Tänze gehören oft einem einzelnen oder einer Gemeinschaft, werden als Geheimnis gehütet und teuer verkauft!) Nun sind diese alten Tanzgesänge aber Anweisungen, um das Naturgeschehen in Gang zu halten und die Götter zu bewegen, und ihr Inhalt sagt das, was zu diesem Zweck gemacht werden muß, während ihre Form genau und der Reihenfolge nach bestimmt, wie es gemacht werden muß. Ihre Form ist also durch den Verlauf des Geschehens gegeben, das ihr Inhalt ist, und bekanntlich werden Formfehler von den Primitiven heute noch wegen ihrer vermeintlichen Folgen ängstlich gescheut. So führt an diesem Beispiel und seiner in Kürze wiedergegebenen Erklärung die gelehrte Erforschung des Urzustandes der Kunst zu ganz ähnlichen Schlüssen, wie sie unabhängig davon aus der Betrachtung deren gegenwärtigen Zustands gezogen worden sind, aber der Vergleich hat außerdem den Vorzug, den Grundzusammenhang zwischen Form und Inhalt, daß alles Wie ein Was bedeute, handgreiflicher zu machen als die literarische Analyse. Ein auf «Herstellung» gerichteter Vorgang, ein «Vorbildzauber», und keine Wiederholung des Lebens oder von Ansichten darüber, die man ohne sie besser ausdrückt, ist die Dichtung noch heute. Aber während sich aus dem ursprünglichen gemeinsamen «Regenmachen» die Was-Seite im Lauf der Jahrtausende zu Forschung und Technik entwickelt und längst ein eigenes «Wie man es machen muß» hervorgebracht hat, hat die Wie-Seite ihren Sinn zwar auch gewandelt und von der anfänglichen Magie entfernt, aber es ist aus ihr kein neues deutliches «Was» mehr entstanden. Was die Dichtung zu machen hat, ist mehr oder minder noch immer das alte «Wie sie es zu machen hatte», und wenn das im einzelnen wohl auch mit allerhand wechselnden Zielen verbunden wird, so hat die Dichtkunst doch für die seit den Tagen des Orpheus verlorene Überzeugung, daß sie die Welt auf zauberhafte Weise beeinflusse, eine zeitgemäße Umwandlung erst zu suchen.

[ < ]



## Reden

reden

[< ]

- ▷ Rede zur Rilke-Feier in Berlin am 16. Januar 1927
- ▷ Der Dichter in dieser Zeit [Vortrag in Wien zur Feier des zwanzigjährigen Bestehens des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller in Österreich]
- ▷ [Vortrag in Paris] [Vor dem Internationalen Schriftsteller-Kongress für die Verteidigung der Kultur]
- ▷ Vortrag. Paris [Korrigierte Maschinenabschrift]
- ▷ Über die Dummheit. Vortrag auf Einladung des Österreichischen Werkbunds

### Rede zur Rilke-Feier in Berlin am 16. Januar 1927

Als die Nachricht vom Tode des großen Dichters Rainer Maria Rilke nach Deutschland kam und in den folgenden Tagen, wenn man einen Blick in die Zeitungen richtete, um zu sehen, wie diese Botschaft von der deutschen Literaturgeschichte aufgenommen werde – denn täuschen wir uns nichts vor! der Prozeß des Ruhmes wird heute in dieser ersten Instanz entschieden, da es so gut wie keine geistig übergeordnete weiterhin für die Literatur gibt! – so konnte man etwas feststellen, was ich kurz ein ehrenvolles öffentliches Begräbnis zweiter Klasse nennen möchte.

Man schien sagen zu wollen – Sie wissen ja, wie sich durch Stellung der Nachricht im Blatt und Art des Drucks der Grad des Ohrensitzens ausdrückt Hier ist etwas immerhin Erwähnenswertes geschehn, aber weiter haben wir nicht viel dazu zu sagen! Dieses Weitere überließ man dem Feuilleton, das es auch ehrenvoll erledigte. Aber stellen Sie sich vor, wie das in manchem anderen Fall gewesen wäre! Wie man eine Trauer der Nation daraus gemacht und das Ausland aufgefordert hätte, zu sehen, wie wir trauern! Die Spitzen des Staats hätten sich in Ehrfurcht gebogen, Leitartikel wären gehißt worden, der biographische Salut hätte gedröhnt, und wir wären m. e. W. untröstlich gewesen, wenn es auch nicht allen Beteiligten ganz klar gewesen wäre, warum. Mit einem Wort, es wäre ein Anlaß gewesen.

Rilkes Tod war kein Anlaß. Er bereitete der Nation kein festliches Vergnügen, als er starb. Lassen Sie uns einige Augenblicke der Besinnung daran knüpfen.

Als ich gewahr wurde, wie gering der Verlust Rilkes im öffentlichen Rechenexempel

veranschlagt wurde – er wog kaum so schwer wie eine Film-Première, so war, ich gestehe es offen, mein erster Einfall, auf die Frage, warum wir heute usammenkommen, zu antworten: weil wir den größten Lyriker ehren wollen, den die Deutschen seit dem Mittelalter besessen haben!

Es wäre erlaubt und ist doch auch unerlaubt, so etwas zu sagen.

Gestatten Sie mir, mit dieser Unterscheidung zu beginnen. Sie soll in keiner Weise die Größe Rilkes einschränken, verklauseln oder einem Kompromiß unterwerfen. Sie soll nur den Begriff der dichterischen Größe überhaupt richtigstellen, soweit er heute unsicher geworden ist, damit wir nicht eine falsche Ehrfurcht beweisen und das Bild Rilkes über einem Fundament aufbauen, das keinen Halt hat.

Die neuzeitliche Gepflogenheit, daß wir Deutsche immer einen größten Dichter haben müssen – gewissermaßen einen Langen Kerl der Literatur – ist eine üble Gedankenlosigkeit, die nicht wenig Schuld daran trägt, daß die Bedeutung Rilkes nicht erkannt worden ist. Weiß Gott, woher sie stammt! Sie kann ebensogut vom Goethekult kommen, wie vom Exerzieren, von der konkurrenzlos unübertroffenen Qualität der X-Zigarette wie von der Tennisrangliste. Es liegt ja auf der flachen Hand, daß der Begriff der künstlerischen und geistigen Größe niemals nach Metermaß und Nummer bestimmbar ist. (Auch nicht nach dem «Umfang» des Werks oder des Bereichs behandelte Gegenstände – sozusagen nach der Handschuhnummer des Schriftstellers!; dennoch gilt zweifellos das Viel-schreiben bei uns für schwerer als das Wenig-schreiben!) Niemand hat in so edler Weise kundgegeben, daß der Begriff der künstlerischen Größe nicht ausschließend ist, wie Rilke, welcher stets der selbstlose Förderer seiner jungen Mitbewerber gewesen ist.

Denken Sie einen Augenblick daran, daß das schwächliche Werk Hardenbergs und Hölderlins zur gleichen Zeit entstanden ist, wo sich das mächtige Werk Goethes vollendete; daß gleichzeitig mit den Riesenwürfen von Hebbels dramatischem Würfelspiel die knappen Entwürfe Büchners entstanden sind: Ich glaube nicht, daß Sie empfinden werden, eines von diesem wäre durch das andere zu ersetzen, wäre wegen eines anderen zu entbehren; sie sind beinahe völlig den Begriffen des Mehr, Weniger, Größer, Tiefer, Schöner, kurz jeder Art von Graduierung entzogen. Dies ist der Sinn dessen, was eine überschwengliche Zeit den Parnaß, eine Zeit, welche die Würde und Freiheit liebte, die Republik der Geister genannt hat. Die Höhe der Dichtung ist keine Spitze, auf der es immer höher geht, sondern ein Kreis, innerhalb dessen es nur ungleich Gleiches, Einmaliges, Unersetzliches, eine edle Anarchie und Ordens-Brüderlichkeit gibt. Je strenger eine Zeit in dem ist, was sie überhaupt Dichtung nennt, desto weniger Unterschiede wird sie darüber hinaus zulassen. Unsere Zeit aber ist sehr tolerant in dem, was sie Dichtung nennt; es genügt ihr unter Umständen schon, – wenn der Papa ein Dichter ist. Dem entspricht es, daß sie auf der anderen Seite den Begriff des Stars, des Cracks im Verlagsstall, des Literaturchampions auf die Spitze getrieben hat, – wenn er als Federgewicht auch natürlich nicht ganz den gleichen Anspruch auf Beachtung erheben darf wie die Schwergewichte des Boxsports!

Rainer Maria Rilke war schlecht für diese Zeit geeignet. Dieser große Lyriker hat nichts getan, als daß er das deutsche Gedicht zum erstenmal vollkommen gemacht hat; er war kein Gipfel dieser Zeit, er war eine der Erhöhungen, auf welchen das Schicksal des Geistes über Zeiten wegschreitet ... Er gehört zu den Jahrhundertzusammenhängen der deutschen Dichtung, nicht zu denen des Tages.

Wenn ich sage, das deutsche Gedicht vollkommen gemacht, meine ich keinen Superlativ mehr, sondern etwas Bestimmtes. Ich meine auch nicht jene Vollkommenheit, von der ich gesprochen habe, welche jeder wahren Dichtung eignet, auch wenn diese Dichtung, an sich selbst gemessen,

unvollkommen ist. Sondern ich meine eine ganz bestimmte Eigenschaft des Rilkeschen Gedichts, eine Vollkommenheit im engeren Sinn, die seine geschichtliche Stellung zunächst bestimmt.

Das neue deutsche Gedicht hat eine eigentümliche Entwicklung. Es erreicht gleich im Beginn, bei Goethe zweifellos einen Höhepunkt; aber es wird zum Schicksal eines Jahrhunderts deutscher Dichtung, daß Goethe überaus duldsam gegen das Gelegentliche, die Improvisation, den spielenden Geselligkeitsreim war. Bezaubernd natürlich im Ausdruck für das, was ihn packt, bewundernswert durch die Fülle dessen, was seine vielseitige Natur zu bewegen vermag, hat er sich niemals gescheut, den Rest des Gedichts entweder lose auszuschütten oder einfach als gereimte Notiz von sich zu geben. Das lag in seinem Wesen. Das lag weit mehr noch im Charakter der Zeit. Diese Zeit, die wir als unsere Klassik anzusehen gewöhnt sind, was sie in gewissem Sinn auch ist, war in anderem Sinn eine Zeit der Versuche, der Unruhe, der Hoffnungen, der großen Beteuerungen, der Betriebsamkeit. Im weitesten Gegensatz zu unserer eigenen Zeit hatten damals Männer und Frauen einen Busen. Man weinte an ihm; man warf sich an ihn. Ein eigenartiger Schwang und Überschwang vertrug sich mit harmlosen Gesellschaftsspielen; Großzügigkeit mit genialer Schlamperei. In dieser Zeit wurden mit Eifer antike, persische, arabische, provençalische, spätlateinische, englische, italienische, spanische Formvorbilder importiert, um mit ihnen eine heimische Form für die heimische Bewegtheit zu finden. Wir vermögen uns heute nur noch schwer eine Vorstellung davon zu machen, was ein deutscher Hexameter, oder ein Madrigal, eine Ballade, eine Romanze an Finder- und Erfinderglück ihrerzeit bedeutet haben, und wofür sie Dichter und Leser zu entschädigen vermochten, bloß dadurch, daß sie glücklich da waren. Heute, wo sich die lyrischen Formen wesentlich eingeschränkt, aber auch gefestigt haben, fällt das ganz weg. Aber wir dürfen daraus wohl auch schließen, daß die Vollkommenheitsüberzeugung, die heute noch immer viele zu empfinden glauben, eine kleine halluzinatorische Ergänzung in sich trägt.

Die Auswirkung wird unwidersprechlich im Übergang von der Klassik zur Gegenwart. Was unsere Literaturgeschichte uns da mit der Unparteilichkeit eines Markensammlers als deutsches Gedicht aufbewahrt, diese Rücken, Anastasius Grün, Lenau, Feuchtersieben, Freiligrath, Geibel, Gilm, Lingg, Pichler, Zedlitz, Scheffel, Baumbach, Wilbrandt, Wildenbruch – nehmen Sie das eine oder andere Gedicht aus, nehmen Sie von dem einen oder anderen Gedicht an, daß man sich in die Zeitlage versetzen und es in dieser gewissermaßen verrenkten Stellung genießen könne im ganzen bleibt das eine Sammlung lyrischer Marterwerkzeuge zum Schulgebrauch. Hier tummeln sich die Ghaselen und Kanzonen, die Sonette und Rondelle. Sie finden ein ganz intellektuelles, vorsätzliches Verhältnis zur Form; dafür ein sehr wenig intellektuelles zum Gedankeninhalt. Einfälle, deren Bedeutungslosigkeit man sofort bemerken könnte, wenn man sie in Prosa ausdrücken würde, werden durch Rhythmus und Reim angewärmt, durch Strophen rund herum gebraten, womöglich noch durch einen Refrain, der wie der Irrsinn wiederkehrt, völlig ausgedörft. Diese Zeit ist die Geburtsstätte des deutschen Glaubens, daß die Form den Inhalt adeln könne, daß die gehobene Rede höher stehe als die ungehobene; daß es etwas Besonderes sei, wenn man das Stuckornament des Verses auf die flache Idee klebt. Ich glaube sagen zu dürfen, daß die Formlosigkeit unserer Zeit noch die natürliche Reaktion darauf ist; – freilich hat sie mit der schönen Form auch zum Teil den schönen Inhalt preisgegeben. Ich darf und kann mich hier nicht auf Einzelheiten einlassen. Aber ich glaube, daß fast jeder von Ihnen selbst das Gefühl des Grauens kennt, das diese Lyrik – wenigstens ausgenommen – in dem jungen Leser hinterläßt, den man zwingt, in ihr die Geistesgeschichte seines Volks zu bewundern.

Die ungeheure und verdiente Autorität Goethes hat die Entwicklung des deutschen Romans reichlich 50 Jahre hinter dem Ausland zurückgehalten; ohne dafür zu können; nur dadurch, daß

die unmittelbar Nachkommenden bloß die – Hinterfront der Vorbilder sehn! Auf die gleiche Weise ist aus der mißverstandenen Autorität der Klassik eine verhängnisvolle Nachsicht gegen die Fehlleistungen ihrer Nachfolger entstanden. Diese zu unserer höheren Kultur gehörende Nachsicht erlaubt jedem lyrischen Übeltäter sich auf historisch nobilitierte Ahnen zu berufen, wenn der Augenblick günstig ist. Ich spreche da von einer der unseligsten Belastungen der deutschen Dichtung! Aus der nachklassischen Epoche ist ja die gegenwärtige unmittelbar, wenn auch anfangs durch Gegensatz, hervorgegangen. Die Deutschen lernten, was ein Gedicht sei, erst wieder durch das Ausland, durch Verlaine und Baudelaire, durch Poe und Whitman kennen; der Einfluß war gewaltig; es kam eine mächtige Selbstbesinnung und Selbstentdeckung; aber was sind noch so eindringliche Selbstbesinnungen auf die Dauer gegen eine fest eingefleischte Erziehung zum Falschsehen? Sehen Sie, das ist in einer innerlich nicht sehr gefestigten Literatur immer so: Die Selbstbesinnung führt zum Kampf gegen die Lieblinge der Trägheit und Oberflächlichkeit. Die Selbstbesinnung siegt; die Lieblinge bedecken tot das Schlachtfeld. Dann läßt die Gewissensspannung einen Augenblick nach, und die Toten stehen nicht nur auf, sondern sie haben, – gerade weil sie eine Weile tot waren, – etwas gut Erhaltenes, etwas betriebsam Unsterbliches und ehrwürdig Rührendes. Ja bei uns weiß noch dazu niemand, ob sie nicht am Ende sogar etwas Klassisches haben.

Ich glaube, mancherlei Zeichen der Gegenwart deuten unmißverständlich darauf hin, daß heute eine sehr gute Auferstehungszeit ist. Die Straffung der deutschen Literatur ist in einem dauernden Nachlassen. Ich gerate an dieser Stelle in die Gefahr der Aktualität. Aber – wovon spreche ich denn? Ich spreche von den ungreifbaren, lähmenden Schwierigkeiten, die sich einem Erneuerer des deutschen Gedichts entgegenstellen!

Ich habe mir vorgenommen, von einer solchen Schwierigkeit, weil sie gerade besondere Wichtigkeit und Aktualität besitzt, ein paar Worte mehr zu sagen.

Da wurde vor einiger Zeit eine Akademie der Dichtung gegründet. Mit – Ludwig Fulda an der Spitze!

Von ihrer Zusammensetzung kann man nur sagen, daß die Bedeutung der Dichter, welche ausgeschlossen wurden oder sich ausgeschlossen haben, die der darin befindlichen zumindest aufwiegt. Ich kenne den inneren und äußeren Wert meiner apollinischen Kollegen naturgemäß ziemlich gut; ich kenne auch ziemlich gut die Richtungen, Kreise, Strömungen des Geschmacks, in welche sich die gegenwärtige deutsche Literatur aufteilt: Aber es ist mir unmöglich gewesen, einen sachlichen Grundsatz aufzufinden, nach dem diese Sammlung von Akademikern angelegt worden sein könnte. Das einzige, was ich mit allen Mitteln zeitgenössischer Literaturforschung festzustellen vermochte, ist, daß anscheinend sehr – verschiedene Einflüsse die Auswahl beeinflußt haben.

Und nun lassen Sie uns überlegen. Vermutlich ist diese Akademie in einem edlen Sinn konservativ gemeint. Sie soll der Kommerzialisierung der Literatur, der Marktschreierei, dem Erfolg des Minderwertigen einen Damm entgegensetzen. Sie könnte der Literatur in dieser oder jener Unsicherheit auch dem Staat gegenüber Schutz gewähren. All das könnte man natürlich auch mit weniger pompösen, einfachen, eindringlicheren und zeitgemäßerem Mitteln machen. Es ist z. B. nicht ganz einzusehen, warum der Staat die Hilfe der Dichtung braucht, um die Dichtung vor den Verfolgungen des Staats zu schützen. Aber fügen wir uns darein! Worein man sich aber unter keinen Umständen fügen darf, ist: daß man der Dichtung zu helfen gedenkt, indem man das Prinzip der Kritiklosigkeit verewigt!

Ich möchte nichts Bitteres wider Ludwig Fulda sagen. Er hat Zeit seines Lebens die deutsche

Sprache und den menschlichen Vorzug der Gedankenfreiheit mißbraucht; aber er wußte es nicht. Er war durch 25 Jahre so verlässlich wie ein Thermometer, daß man von einer Dichtung statt vieler Worte sagen konnte: sie ist wie Fulda. Vielleicht versteht man das heute noch. Dann kann ich heute noch statt vieler Worte an die Akademie der Dichtung diesen kritischen Maßstab anlegen und einfach sagen: Es ist viel Fulda in diesem – starken Stück!

Das Denkwürdige kommt aber erst jetzt. Von Rilke, von Hofmannsthal, Hauptmann, Borchardt, George, Däubler und allen anderen, die da nicht mitwirken, hat sich ein Teil unserer literarischen Vornehmen losgesagt, um dem lockenden Rufe zu folgen. Natürlich nicht wegen der Verlockung; sondern wegen der Pflicht; das versteht sich bei uns von selbst. Zwar nicht ohne weiteres, aber mit schönen würdigen Begründungen. In diesen Begründungen kam alles vor, was man zugunsten einer Akademie sagen kann; nur eines sah ich darin nicht: den Sinn dafür, daß die innere Reinheit, die innere Klarheit und Würde, der unbestechliche Ernst – außer dem Genie – das höchste Gut einer Literatur bilden!

Unter den Mitgliedern der Akademie befinden sich Männer, welche diese Eigenschaften für ihre Person in hohem Grade besitzen. Daß sie es trotzdem nicht für notwendig finden, sie auf die gesamte geistige Atmosphäre um sich anzuwenden, ist ungeheuer kennzeichnend für die Entwicklung unserer Dichtung, für die innere Unsicherheit und Strukturlosigkeit, die wir niemals losgeworden sind! Da haben Sie in einem Querschnitt die ganze Moral der deutschen Literaturgeschichte! Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Literaturgeschichte ein Teil der Geistesgeschichte ist!

Und wenn ich mir auch vorwerfen lassen muß, weit abgekommen zu sein, so geschah es doch nicht ohne inneren Zusammenhang, und auch nicht ganz ohne Gewinn, denn wir haben zugleich einigermaßen die Umwelt kennengelernt, für die Rilke sein schweres, von Mißdeutungen bedrohtes Werk geschrieben hat.

Ich möchte die mir noch zur Verfügung stehende Zeit benützen, um über die wichtigste dieser Mißdeutungen ein paar aufklärende Worte zu sagen.

Wenn ich von der Vollkommenheit gesprochen habe, zu der Rilke das deutsche Gedicht emporgehoben hat, so ist damit zunächst nur ein äußeres Kennzeichen gemeint. Ich kann es Ihnen beschreiben, wenn ich Sie an den überaus bezeichnenden Eindruck erinnere, dem man beim ersten Lesen seiner Werke ausgesetzt ist. Nicht nur sinkt kaum ein Gedicht, kaum eine Zeile oder ein Wort sinken aus der Reihe der übrigen herab, und man hat das gleiche Erlebnis durch die ganze Reihe seiner Bücher. Es entsteht so eine beinahe schmerzliche Spannung, wie eine gewagte Zumutung, die noch dazu ganz ohne allen Aufwand an Orchester, ganz wie natürlich, nur von dem einfachen Flötenklang des Verses begleitet, geleistet werden soll.

Weder vor ihm, noch nach ihm ist diese hohe und ebene Spannung des Eindrucks, diese edelsteinklare Stille in der niemals anhaltenden Bewegung erreicht worden. Weder das ältere deutsche Gedicht, noch George oder Borchardt haben dieses freie Brennen des Feuers ohne Flackern und Dunkelheit. Das deutsche lyrische Genie wirft wie der Blitz eine Furche auf, aber das Erdreich darum häufelt es sorgsam oder nachlässig auf; es zündet wie der Blitz, aber es ritzt nur wie der Blitz; es führt auf den Berg, aber um auf den Berg führen zu können, muß man zuvor immer wieder unten sein. Damit verglichen, hat Rilkes Gedicht etwas breit Geöffnetes, sein Zustand dauert wie ein gehobenes Anhalten.

In diesem Sinn habe ich von seiner Vollkommenheit und Vollendung gesprochen. Es bezeichnet das eine bestimmte Eigenschaft und zunächst noch nicht Rang und Wert. Im Schönen haben, wie Sie wissen, auch Unvollendung und Unvollkommenheit ihre Würde. Ja, so paradox es klingt

(wenn es in Wirklichkeit auch nichts anderes bedeutet als unser Unvermögen zu genauer Bezeichnung), diese innere Planheit und Faltenlosigkeit, diesen aus einem Guß geformten Charakter des Gedichts findet man oft auch in der Poesie jener Versschwätzer, die ein Gedicht so glatt hinschreiben, wie ein Barbier eine Wange rasiert. Ja, noch viel paradoxer!: man hat den Unterschied nicht immer bemerkt.

Es gab eine Zeit, wo jeder bessere junge Mann mit schwülen Augen Gedichte in der Weise Rilkes machte. Es war gar nicht schwer; eine bestimmte Art des Schreitens; ich glaube, daß Charleston schwieriger ist. Darum hat es auch immer scharfsinnige Kritiker gegeben, welche das bemerkten und Rilke einen Platz – fast bei den Kunstgewerblern des Verses anwiesen. Die Zeit, wo man ihn nachahmte, war aber kurz, und die Zeit, wo man ihn unterschätzte, dauerte sein Leben! Als er jung war, galt Dehmel für einen Mann, und er – für einen Österreicher! Wenn man ihm wohlwollte, fügte man etwas von slawischer Melancholie hinzu. Als er reif war, hatte sich der Geschmack gewendet; nun galt Rilke als ein feiner, ausgegorener Likör für erwachsene Damen, während die Jugend andere Sorgen zu haben glaubte.

Gewiß ist nicht zu leugnen, daß die Jugend auch für ihn mancherlei Liebe hatte. Aber es ist nicht zu übersehn, daß ihr da vielleicht wirklich eine Schwäche unterlief. Ich sehe nirgends heute Rilkes Geist im Wirken. Was es heute an Gewissens- und Gefühlsspannung gibt, ist nicht die Art der Spannung Rilkes. So ist es möglich, daß er noch einmal geliebt wird, weil er ent-spannt! Dazu ist er zu anspruchsvoll! Er stellt mehr als infantile Ansprüche an die Liebe! Das möchte ich, wenn nicht zeigen, so doch andeuten.

Ich könnte es tun, indem ich Sie auffordere, den Weg Rilkes von den Frühen und Ersten Gedichten bis zu den Duineser Elegien zu verfolgen.

Wir würden dabei in einer ungemein fesselnden Weise sehn, wie früh er fertig ist – genau so wie der junge Werfel; – aber wie seine Entwicklung von da an erst beginnt! Die innere wie die äußere Form erscheint von allem Anfang an (wenn natürlich auch Versuche dazwischen kommen und wieder aufgegeben werden) wie ein feines Rippenwerk vorgezeichnet; blaß; rührend verschlungen mit typischen Jugenderscheinungen; verblüffend durch die Umkehrung, daß sich weit mehr «Manier» in den ersten Anfängen findet, als in den späteren Wiederholungen! Man könnte zuweilen sagen: der junge Rilke mache Rilke nach. Aber dann erlebt man das für den Künstler ungeheure Schauspiel, wie sich dieses Schema füllt. Wie aus Porzellan Marmor wird. Wie alles, was von Anfang an da war und sich kaum verändert, von einem immer tieferen Sinn gestaltet wird: Mit einem Wort, man erlebt das ungeheuer seltene Schauspiel der Gestaltung durch innere Vollendung!

Statt dieser Entwicklung in ihren Schritten zu folgen – wobei ein jeder wohl am besten den Dichter selbst zum Führer nimmt –, möchte ich jedoch lieber versuchen, die tiefen Beziehungen, von denen ich spreche, an der Erscheinung der fertigen Rilkeschen Poesie zu verdeutlichen, indem ich noch einmal, aber diesmal nach innen hin, an den ungewöhnlichen Eindruck anknüpfe, den sie hervorruft.

Ich habe ihn, mit den ersten tastenden Worten, eine klare Stille in einer niemals anhaltenden Bewegung, eine gewagte Zumutung, ein gehobenes Dauern, ein breites Geöffnetsein, eine beinahe schmerzliche Spannung genannt, und man darf wohl hinzufügen, daß Spannungen am leichtesten dann den Charakter des Schmerzes annehmen, wenn sie sich nicht ganz begreifen und lösen lassen, wenn sie in den Ablauf unserer Gefühle einen Knoten bringen, der nicht wie die gewöhnlichen geknüpft ist. Der Affekt des Rilkeschen Gedichts hat eine große Besonderheit. Wir werden sie verstehn, wenn wir uns darüber Rechenschaft geben, daß dieses Gedicht eigentlich

niemals ein lyrisches Motiv hat. Es hat auch niemals einen besonderen Gegenstand der Welt zum Ziel. Es spricht von einer Violine, einem Stein, einem blonden Mädchen, von Flamingos, Brunnen, Städten, Blinden, Irren, Bettlern, Engeln, Verstümmelten, Rittern, Reichen, Königen ...; es wird ein Gedicht der Liebe, der Entbehrung, der Frömmigkeit, des Kampftumults, der einfachen, ja sogar der mit Kulturreminiszenzen belasteten Beschreibung ...; es wird ein Lied, eine Legende, eine Ballade ...: Nie ist es das selbst, was den Inhalt des Gedichts ausmacht; sondern immer ist es ein Etwas wie das unbegreifliche Dasein dieser Vorstellungen und Dinge, ihr unbegreifliches Nebeneinander und unsichtbar Verflochtensein, was den lyrischen Affekt auslöst und lenkt.

In diesem milden lyrischen Affekt wird eines zum Gleichnis des anderen. Bei Rilke werden nicht die Steine oder Bäume zu Menschen – wie sie es immer und überall getan haben, wo Gedichte gemacht wurden –, sondern auch die Menschen werden zu Dingen oder zu namenlosen Wesen und gewinnen damit erst ihre letzte, von einem ebenso namenlosen Hauch bewegte Menschlichkeit. Man kann sagen: im Gefühl dieses großen Dichters ist alles Gleichnis, und – nichts mehr nur Gleichnis. Die vom gewöhnlichen Denken getrennten Sphären der Wesensgattungen scheinen sich zu einer einzigen Sphäre zu vereinen. Niemals wird etwas mit einem anderen verglichen – als zwei andere und Getrennte, die sie dabei bleiben –; denn selbst wenn das irgendwo geschieht und gesagt wird, irgendeines sei wie das andere, so scheint es schon im gleichen Augenblick seit Urzeiten das andere gewesen zu sein. Die Eigenschaften werden zu Aller-schaften! Sie haben sich von den Dingen und Zuständen losgelöst, sie schweben im Feuer und im Wind des Feuers.

Man hat dies Mystik genannt, Pantheismus, Panpsychismus ...; mit solchen Begriffen tut man aber etwas hinzu, das überflüssig ist und ins Ungewisse führt. Lassen Sie uns lieber bei dem bleiben, was uns vertraut ist; wie verhält es sich denn nun wirklich mit diesen Gleichnissen? Bei nüchternster Betrachtung? Es verhält sich bemerkenswert genug; das Metaphorische wird hier in hohem Grade Ernst.

Lassen Sie mich dazu mit etwas Beliebigen beginnen: ein Schriftsteller vergleiche einen bestimmten Novemberabend, von dem er erzählt, mit einem wollenen weichen Tuch; ein anderer Schriftsteller könnte ebensogut ein eigenartig weiches Wolltuch mit einem Novemberabend vergleichen. In allen solchen Fällen liegt der Reiz darin, daß ein schon etwas erschöpfter Gefühls- und Vorstellungsbereich dadurch aufgefrischt wird, daß ihm Teile eines neuen zugeführt werden. Das Tuch ist natürlich kein Novemberabend, diese Beruhigung hat man, aber es ist in der Wirkung mit ihm verwandt, und das ist eine angenehme kleine Mogelei. Nun, es liegt – eine gewisse Tragikomik in dieser menschlichen Neigung für Gleichnisse. Wenn die Spitzen der Brüste mit Taubenschnäbeln oder mit Korallen verglichen werden, kann man, streng genommen, nur sagen: Gott behüte uns davor, daß es wahr sei! Die Konsequenzen wären nicht auszudenken. Man gewinnt aus den menschlichen Gleichnissen eigentlich den Eindruck, daß der Mensch niemals dort recht aushalten kann, wo er sich gerade befindet. Er gibt das niemals zu; er umarmt das ernste Leben; aber er denkt dabei zuweilen an eine andere!

Es ist ein schönes, wenn auch ein wenig altmodisches Gleichnis, zu sagen: ihre Zähne waren wie Elfenbein. Setzen Sie statt dessen einen sachlich-nüchternen, aber richtig anderen Ausdruck, so heißt das – höchst unerwünscht –: sie besaß Elefantenzähne! Vorsichtiger, aber immerhin noch verfänglich: ihre Zähne besaßen die optischen Qualitäten von Elefantenzähnen, mit Ausnahme der Form. Ganz vorsichtig: ein ich weiß nicht was war gemeinsam. Ersichtlich ist das die übliche Tätigkeit des Gleichnisses: wir lösen das Erwünschte los und lassen das Unerwünschte zurück, ohne daß wir daran erinnert werden wollen, und wir lösen das Feste in das Gerüchtweise auf.

Was man der Kunst an Unernst, verglichen mit der Wirklichkeit, vorwirft, was in ihr auch wirklich an Divertissement liegt, Oberflächlichkeit, «letzter Neuigkeit», an Modischem, Dienerischem ...: es freut mich, schon an einem so einfachen Beispiel, das der Aufnahme in jede Schulgrammatik und -poetik gewürdigt wird, zeigen zu können, wie sich alles das in dem Gebrauch spiegelt, den man von den Gleichnissen macht.

Er hängt tatsächlich mit einer bestimmten Welt-Anschauung (dazugehörig: Kunst als Erholung, Zerstreuung, spontane Erhebung) zusammen. Und nun frage ich Sie: Statt zu sagen, der Novemberabend sei wie ein Tuch *oder* das Tuch sei wie ein Novemberabend, könnte man nicht beides in einem sagen? Was ich frage, Rilke hat es immerwährend getan.

Bei ihm sind die Dinge wie in einem Teppich verwoben; wenn man *sie* betrachtet, sind sie getrennt, aber wenn man auf den Untergrund achtet, sind sie durch ihn verbunden. Dann verändert sich ihr Aussehen, und es entstehen sonderbare Beziehungen zwischen ihnen.

Das hat weder mit Philosophie, noch mit Skepsis, noch mit irgendetwas anderem zu tun als dem Erleben.

Ich möchte Ihnen zum Abschluß ein Lebensgefühl beschreiben. Aber ich schicke voraus, daß ich es nur andeuten kann. So wenig es nach Rilke aussehen wird, Sie werden mehr davon in seinen Gedichten finden als in meinen Worten. Und ich habe bisher eigentlich nur von einer einzigen Schönheit unter den vielen seines Werks in ihren Beziehungen gesprochen; aber es muß mir genügen, darauf hinzuweisen, wie schon diese in einen großen Entwicklungszusammenhang gehört. Und eben das, dieses Einbezogensein des Kleinsten ins Größte, ist Rilke.

Eine feste Welt, und darin die Gefühle als das Bewegliche und Veränderliche: das ist die normale Vorstellung. Eigentlich aber sind beide, die Gefühle und die Welt unfest, wenn auch innerhalb sehr verschiedener Grenzen. Daß die eine zur Wand für die anderen wird, hat zwar seine guten Gründe, ist aber ein wenig willkürlich. Und eigentlich wissen wir das ja recht gut. Daß kein Einzelner heute weiß, wessen er morgen fähig sein wird, ist kein ganz ungewöhnlicher Gedanke mehr. Daß die Übergänge von der moralischen Regel zum Verbrechen, von der Gesundheit zum Kranksein, von unserer Bewunderung zur Verachtung der gleichen Sache gleitende, ohne feste Grenzen sind, das ist durch die Literatur der letzten Jahrzehnte und andere Einflüsse vielen Menschen zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Ich möchte nicht übertreiben. Betrachten wir den Einzelnen, so ist diese «Fähigkeit zu allem» recht starken Hemmungen unterworfen. Wenn wir aber die Geschichte der Menschheit, also die Geschichte der Normalität par excellence, betrachten, so kann es keinen Zweifel geben! Die Moden, Stile, Zeitgefühle, Zeitalter, Moralen lösen einander derart ab oder bestehen gleichzeitig in solcher Verschiedenheit, daß die Vorstellung kaum abzuweisen ist, sich die Menschheit wie eine gallertartige Masse zu denken, welche jede Form annimmt, die aus den Umständen entsteht. Natürlich haben wir ein eminentes Interesse daran, das zu leugnen, nämlich das praktische und moralische des jeweiligen Zustands. Es ist die ewige Tätigkeit des Lebens und zugleich sein Selbsterhaltungstrieb, die Wirklichkeit fest und eindeutig zu gestalten. Es ist nicht zu übersehen, daß die Schwierigkeiten dafür überall dort sich verstärken, wo das Gefühl beteiligt ist. Darum schalten wir es nach Möglichkeit aus, wenn wir Wahrheit, Ordnung und Fortschritt wollen. Zuweilen schalten wir es aber vorsichtig auch wieder ein, z. B. im Gedicht oder in der Liebe. Das sind bekanntlich recht unlogische Vorgänge, aber man darf vermuten, daß die Eindeutigkeit des Erkennens überhaupt nur dort vorhält, wo die Gefühlslage im großen stabil ist. Ich kann das hier nicht weiter ausführen; aber Sie werden bemerkt haben, daß unser Umgang mit dem Gefühl nicht mehr ganz geheuer geworden ist. Und da dies dem geschärften Verständnis der Gegenwart nicht verborgen geblieben



ist, läßt sich aus vielerlei Zeichen schon erwarten, daß wir einer großen Problemstellung nicht nur des Verstandes, sondern auch der Seele entgegengehn.

Und nun gibt es ein Gedicht, das in der Welt des Festen eine Ergänzung, Erholung, einen Schmuck, Aufschwung, Ausbruch, kurz Unterbrechung und Ausschaltung bedeutet; man kann auch sagen, es handelt sich da um bestimmte und einzelne Gefühle. Und es gibt ein Gedicht, das die im ganzen Dasein versteckte Unruhe, Unstetheit und Stückhaftigkeit nicht vergessen kann; man könnte sagen, hier handelt es sich, wenn auch nur in einem Teil, um das Gefühl als Ganzes, auf dem die Welt wie eine Insel ruht.

Das ist das Gedicht Rilkes. Wenn er Gott sagt, meint er dies, und wenn er von einem Flamingo spricht, meint er auch dies; *deshalb* sind alle Dinge und Vorgänge in seinen Gedichten untereinander verwandt und tauschen den Platz wie die Sterne, die sich bewegen, ohne daß man es sieht. Er war in gewissem Sinn der religiöseste Dichter seit Novalis, aber ich bin nicht sicher, ob er überhaupt Religion hatte. Er sah anders. In einer neuen, inneren Weise. Und wird einst, auf dem Weg, der von dem religiösen Weltgefühl des Mittelalters über das humanistische Kulturideal weg zu einem kommenden Weltbild führt, nicht nur ein großer Dichter, sondern auch ein großer Führer gewesen sein.

#### Nachwort zum Druck

Eine Rede ist nicht ein gesprochenes Druckwerk. Sie hängt mit den Elementen des unmittelbaren Effekts, dem Hier und Jetzt, den Personen der Zuhörer und der sich selbst einsetzenden Person des Redners, in einer solchen Weise zusammen, daß ohne diese Elemente nicht eine Partitur, sondern bloß ein Fragment übrigbleibt. Wenigstens gibt es Reden von dieser Art, und die, welche ich hier vorlege, war so gemeint.

Die Folge müßte sein, sie aus dem Dasein zu räumen, nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt hat; so verlangt es nicht bloß die Bedachtsamkeit auf den Vorteil, sondern durchaus auch der Kunstsinn selbst. Daß ich mich trotzdem zum Gegenteil entschieße, ja sogar jeden Versuch einer Änderung unterlasse, ehe ich das erloschene Wort dem Druck übergebe, geschieht aus dem Ermessen, daß diese Rede auch dann Bruchwerk bliebe, wenn ich sie um alles das ergänzte, was ihr auf den ersten Blick fehlt.

Die wichtigste und auch von mir am meisten entbehrte Ergänzung liegt allerdings erst in der Fortsetzung der begonnenen Gedanken. Was ich am Gebrauch des Gleichnisses anzudeuten vermochte, müßte sich im Großen, und dadurch viel bedeutsamer, wiederholen lassen, wenn man die Bewegtheit des Sinnes im Rilkeschen Vers überhaupt untersucht. Dieser Sinn entfaltet sich nicht gedeckten Rückens, an die Mauern irgendeiner Ideologie, Humanität, Weltmeinung gelehnt; sondern entsteht, von keiner Seite festgehalten oder gestützt, als ein der geistigen Bewegung frei und schwebend Überlassenes. Die Inseitigkeit von Rilkes Gedicht hat eine ebenso eigentümliche und auffällige Konfiguration wie die äußere Form, wenngleich sie sich in weit höherem Maß der Analyse und Beschreibung entzieht. Würde man eine Reihe aufstellen, an deren einem Ende das Lehrgedicht, die Allegorie, das politische Gedicht zu stehen kämen, also Formen eines schon vorher fertigen Wissens und Willens, so stünde am entgegengesetzten Ende Rilkes Gedicht als reiner Vorgang und Gestaltung geistiger Mächte, die in ihm zum erstenmal Namen und Stimme bekommen. Dazwischen aber lägen sowohl das Gedicht der Erregung «großer Gefühle» wie das der Erhebung zu «großen Ideen»; beide das, was unserer Zeit schon als Ausbund der Seelenkraft erscheint, heben sie den Blick — über die Schulter zurück empor, denn sie enthalten die Kräfte der Steigerung, aber nicht die der Schöpfung.

In solcher Bedeutung habe ich Rilke einen Dichter genannt, der uns in die Zukunft führt. Denn es scheint, daß die Entwicklung des Geistes, die heute vielen als Zerfall erscheint, aber ihr Gleichgewicht doch in sich tragen muß, dieses Gleichgewicht als ein bewegliches erweisen wird; wir sind nicht wieder zu einem so oder anders bestimmten ideologischen Erstarren berufen, sondern zur Entfaltung der Schöpfung und der Möglichkeiten des Geistes! Angesichts solcher inneren Bilder, die aus Rilkes Gedichten, nicht wie eine Vorhersage, wohl aber wie ein vorherwehender Duft aufsteigen, erscheint es mir allerdings nebensächlich, Formzusammenhängen oder selbst -abhängigkeiten nachzuspüren oder um die Bewertung einzelner Elemente zu streiten. Selbst die Senkung und Ausnahme, die sein Werk in den Sonetten an Opheus erleidet und so weitgehend erfährt, daß der Dichter dabei zuweilen wie ein wählerischer Nachfahre erscheint, bedeutet wenig; denn diese Unsicherheit, die gerade im Augenblick, wo er sich der Gegenwart nähern möchte, seine Form bedroht, ist auch ungemein bezeichnend für das Entrückte seines Wesens.

Diese Auslegung – insgesamt, wie sie hier versucht worden ist –, stammt, was in den Augen mir nicht geneigter Leser zu ihren Gunsten sprechen möge –, nicht nur von mir, sondern ich folge in der Richtung auf das Wesentliche dem Weg einiger höchst erlauchter Vorbilder; auch steht nicht Rilke allein auf seinem Weg; noch ist dies der einzig mögliche und sohin einzig rechte Weg, der in die Zukunft führt; noch ist mir unbekannt, daß sehr einsichtsreiche Kritiker im einzelnen die Bewertung ganz anders austeilen würden als ich. Zu dem allen kann ich nur wiederholen, was im Vortrag scheinbar doch überhört worden ist, daß die Größe eines Dichters über allen Graden liegt und immer eine absolute ist, weshalb sie aber auch niemals Wert und Bedeutung anderer ausschließt. Man darf sagen, daß das Wesen wahrer Dichtung immer ein maßloses ist; große Dichtungen sind Weisungen, und es wäre törichte Kritik, welche zuerst auf die Abgrenzung des Auftrags gegen andere achten wollte, statt dem Auftrag selbst über alle Grenzen zu folgen. Der eigentliche Sinn von Rilkes Werk wird heute selbst von Freunden oft noch mißverstanden; darauf war hinzuweisen. Er liegt aber schon nahe an der Oberfläche des allgemeinen Bewußtseins. Und wenn ich mit einer persönlichen Bemerkung schließen darf, es haben mir gerade diese beiden Eindrücke das Vertrauen gegeben, daß in einer solchen Lage auch dem kleinen Anstoß und in sich ungenügenden Hinweis schon ein bescheidenes Verdienst zukommen könnte.

Daß ich dabei dem Bilde eines großen nicht immer verstandenen Dichters den Hintergrund der zeitgenössischen Literatur gegeben habe, ist mir als eine Notwendigkeit des Verständnisses erschienen; möge es einzelnen anderen auch weiterhin als ein Mangel an Takt erscheinen! Es sind bekanntlich die Kiebitze, denen kein Spiel zu hoch und folglich auch keine Trauer tief genug geht: vielleicht kann man verschiedener Meinung darüber sein, ob man bei einem großen Verlust weinen oder das Entschwindende zu begreifen suchen soll; mir schien, daß es nicht gerade die nächsten geistigen Anverwandten des großen Toten waren, welche in meinen Ausführungen die Pietät vermißten.

[ < ]

**Der Dichter in dieser Zeit**

**[Vortrag in Wien zur Feier des zwanzigjährigen Bestehens des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller in Österreich]**

[16. Dezember 1934]

[Korrigierte Reinschrift]

## Meine Verehrten!

### I.

Zu meinem Bedauern muß ich, ehe wir beginnen, wie der Regisseur, der den Sänger entschuldigt, vor Sie treten und meine Unpäßlichkeit ankündigen, weil sie mich nicht nur am Sprechen beeinträchtigt, sondern es auch verhindert hat, daß ich diesen Vortrag so vorbereite, wie es der Würde des Gegenstands und der Ihrer Anwesenheit entspräche. Immerhin hoffe ich, Ihnen wenigstens die Anregung zu einigen Gedanken vermitteln zu können, die es wert sind, heute gedacht zu werden.

### II.

Und weil ich von dem Dichter und dem Heute zu sprechen habe, wird mir der Anfang leicht, denn ich darf ruhig von beiden behaupten, daß wir nicht wissen, was sie sind.

Vielleicht darf ich das zuerst am Dichter ausführen. Ich habe vor einigen Jahren eine kleine Lächerlichkeit veröffentlicht, worin ich beschrieb, welche große moralische, aber auch wirtschaftliche, Bedeutung der Annahme zukommt, daß es, irgendwo, den Dichter gebe. Verlagswesen und Buchhandel; Druckereien, Bindereien und Papierfabriken; Korrektoren; das Feuilleton der Zeitungen; Theater und Film; Büros, die Manuskripte verschicken; Büros, die Mattern verschicken, Büros, die Bilder verschicken; die staatlichen Aufsichts- und Leitungsbehörden; die Anstellung von Gymnasial- und Universitätslehrern; Kartelle, Genossenschaften, Bibliotheken mit ihrem Personal, nicht zuletzt die Existenz einer einträglichen Unterhaltungsschriftstellerei: dieses große, unabgrenzbare über dem Lesen und Schreiben errichtete Gebilde, das so vielen Menschen einen auskömmlichen oder reichlichen Lebensunterhalt gewährt, beruht ganz und gar auf der Erhaltung des Gefühls, einer großen Sache zu dienen, denn ohne dieses Gefühl könnten beiweitem nicht so viel Menschen leichten Herzens die schlechten Bücher lesen, die sie vorziehen, und dadurch das Lesen zu einem würdigen Teil des nationalen Lebens machen. Dabei weiß kein Mensch, wer wirklich ein Dichter ist, wenn man diesen Begriff so hochschraubt, wie es einer solchen Bedeutung entspricht, und was ein Dichter ist. Vielleicht gibt es unter den Lebenden ein Dutzend dieser Karyatiden, die einen ungeheuren Wirtschaftsapparat mit ihren Schultern stützen, es soll auf die Zahl nicht genau ankommen; aber sicher ist es, daß es ihnen dabei größtenteils schlecht geht. Sie werden nur von einem verhältnismäßig kleinen Kreis Verständiger gekannt, ihr Einkommen ist in einigen bekannten Fällen das von Bettlern, und das Widerspruchsvollste ist, daß alles, was von ihnen lebt, es sich scheinbar angelegen sein läßt, sie raschestens zu töten. Ihretwegen bekommen Schriftsteller Preise, die es nicht verdienen; ihretwegen veranstalten die Sender Würdigungen für andere; und am klarsten hat das einmal eine Geist durch öffentliche Veranstaltungen verbreitende Dame ausgesprochen, als man sie fragte, weshalb sie eigentlich einen Dichter übergehe, dem zu dienen, ihr so naheliegen müßte. «Was soll ich Ihnen sagen?» erwiderte sie. «Ich bin so feinfühlig. Er stört mich!»

Ist diese Darstellung Übertreibung? Sie drückt eine Wahrheit aus, die so nackt ist, daß sie, wenn schon von keinem anderen, so wenigstens von einem Nuditätengesetz verboten werden müßte!

### III.

Ebensowenig weiß man vom Heute. Einesteils versteht sich das von selbst wie immer, weil man der Gegenwart zu nah ist; andernteils darf man aber in dem besonderen Fall auch sagen, daß wir in dem Heute, in das wir fast schon vor zwei Jahrzehnten hineingefallen sind, ganz besonders tief darinstecken.

Dennoch möchte ich versuchen, einige Haupteigentümlichkeiten dieses Zustands hervorzuholen. Ob es eine gewaltige Zeit ist, in der wir leben, diese Frage möchte ich bescheiden unbeantwortet lassen; eine gewalttätige Zeit ist es bestimmt. Begonnen hat sie, ziemlich überraschend, im Sommer 1914. Mit einem Mal war die Gewalt da und hat die Menschheit seitdem nicht wieder verlassen, und ist ihr in einem Maße zu eigen geworden, das vor jenem Sommer als uneuropäisch gegolten hätte. Und ihr erstes Auftreten war schon damals unverkennbar von zwei merkwürdigen Gefühlen begleitet: Zum ersten, einem lähmenden Gefühl einer Katastrophe. Was man europäische Kultur nannte, hatte plötzlich einen Riß erhalten, war Friedensplunder geworden. Zum zweiten trat gleichzeitig damit das noch erstaunlichere Gefühl einer neuen festen Zusammengehörigkeit im kleineren Rahmen der Nation auf, und tat dies mit einer Stärke und Unkritisierbarkeit wie ein aus Urtiefen aufsteigendes, vergessen gewesenes, mythisches Gefühl. Ich habe das schon damals ausgesprochen, habe auch nach dem Zusammenbruch davor gewarnt, dieses Gefühl leicht zu nehmen; und andere unbefangene Beobachter haben sein erstes Auftreten ähnlich wahrgenommen wie ich.

Unschwer läßt sich in diesen beiden Gefühlen die affektive Triebkraft von vielem erkennen, was seither große Wichtigkeit gewonnen hat.

Und diese Entwicklung seit dem Kriege, die sowohl eine neue Zusammengehörigkeit in sich schließt als auch die Zweifel an der vergangenen, möchte ich die kollektivistische nennen, um das, was den «freien Geist» am meisten angeht, an ihr hervorzuheben. Mussolini soll dieses Wort als erster, und zwar vom Totalen Staat gebraucht haben. Aber der Kollektivismus ist nicht nur als staatlicher Anspruch aufgetreten, sondern auch als nationaler und als Klassenanspruch und hat je nach den historischen Umständen in Italien, Rußland, Deutschland verschiedene Formen angenommen, ja sogar solche, die im schärfsten Gegensatz zueinander stehn. Gemeinsam ist ihnen allen aber das Übergewicht kollektiver, gesamtheitlicher, Interessen gegenüber den individuellen, und ihre mehr oder weniger rücksichtslose Geltendmachung in unserem Zeitalter.

Der Anspruch als solcher ist nicht neu, nur seine Mannigfaltigkeit und Stärke und eine gewisse Einseitigkeit seiner Argumente sind es. Weil der Mensch von Natur ein ebenso kollektives wie individuelles Wesen ist, ja gerade weil das wissenschaftliche Denken, unerachtet der Bedeutung des Persönlichen, vielleicht das Kollektivste ist, was es gibt, war der Gedanke der Kollektivität in der Sittenlehre natürlich längst schon vorgebildet, ehe er seine neue Form bekam. Lessing z. B. forderte in der Erziehung des Menschengeschlechts, die Menschheit als Ganzes solle in der Unendlichkeit ihres Seins zu einem Endzustand der Vollkommenheit erzogen werden. Kant sah bloß in der unendlichen Entwicklung der Menschheit die Möglichkeit einer Erfüllung des Sittengesetzes. Und nach Schiller war der große Mensch der Repräsentant der Gattung.

Angesichts solcher Aussprüche drängt sich freilich die Bemerkung auf, daß der Kollektivismus seither aus der Unendlichkeit ordentlich in die Nähe gerückt ist! Und es kann wohl auch nicht verschwiegen werden, daß er sich in der Zeit unserer Klassik auf die «Humanität» und auf die «Persönlichkeit» verlassen hat, wogegen er heute antiindividualistisch und antiatomistisch auftritt und nicht gerade ein leidenschaftlicher Verehrer der Humanität ist.

Wir werden darauf noch zurückkommen müssen –

#### IV.

– wollen aber vorher zur Erholung einen kleinen Seitenblick auf unseren nächsten Kreis, den der Literatur, werfen.

Wir sehen dort einen Zug der geschilderten Entwicklung darin, daß man in der Erzählung, namentlich im Roman, schon seit geraumer Zeit Einzelschicksale nicht mehr so wichtig zu nehmen vermag wie früher. Denken wir etwa zum Vergleich an Dickens oder Meredith.

Allerdings, das behagliche Erzählergewissen hat sich auch deshalb verschlechtert, weil die geistige Gesamtentwicklung vom Dinglichen fort auf Gesetz, Statistik u. a. geht. Der Hauptgrund bleibt aber wohl der, daß die soziale Entwicklung das Einzelwesen schon längst nicht mehr so wichtig nimmt wie zur Biedermeierzeit der Klassik. Der Einzelne weiß sich wirtschaftlich und beruflich ins Ganze verflochten. Der Gedanke, daß es – irgendwie – nicht mehr so sehr auf ihn ankomme, liegt schon in ihm selbst, und ist vom Krieg dazu noch sehr eindringlich doziert worden.

#### V.

Ein zweiter Seitenblick: Das äußert sich auch als Charakterschwäche. Ich möchte dafür auf einige sehr lebendige Beispiele hinweisen:

Vergegenwärtigen wir uns den Kriegshelden, wie ihn unsere Zeit hervorgebracht hat. Im Ganzen hat er die ungeheuerste Opferbereitschaft und Widerstandskraft bewiesen, aber seine Tapferkeit war – wenn man, wie billig, von den Ausnahmen absieht – nicht individualistisch. Die Massenform im Krieg war eine große Tapferkeit, die durchaus auch feig sein konnte. Man lief heute davon, und zwar so weit wie möglich, und griff morgen wieder mutvoll an. Man könnte es vielleicht Homerisch nennen (denn der Homerische Held konnte vor Angst schreien, gehorchte aber doch seinem heldischen Sittengesetz). Wie immer dem sei, und wieweit man es vergleichen oder nicht vergleichen kann: Was wir im Krieg erlebt haben, war unsere Unselbständigkeit und Abhängigkeit in einer Masse, von der wir vor- und zurückgerissen wurden, und mit der wir Befehlen gehorchten, in die wir keine Einsicht hatten, deren Berechtigung wir aber summarisch anerkannten.

Das wird verdeutlicht durch das Schauspiel, das der letzte Umsturz in Deutschland dargeboten hat. In jenen Tagen zeigte eine große und tapfere Nation zur Hälfte das Bild stürmischer Sieger, zur anderen Hälfte das von verschüchternen, ratlosen Menschen. Man muß sagen: sogar von Feiglingen; denn gerade darin liegt das Problem, daß solche Feiglinge Helden gewesen sein und auch wieder werden können. Der heutige Mensch erweist sich als noch unselbständiger, als er es selbst meint, und wird erst im Verband zu etwas Festem.

Dazu gehört endlich auch das «Umfallen» des Geistes, ein bemerkenswert zu Tage getretener Mangel an «Zivilcourage». Was haben Menschen nicht bereitwillig oder zögernd in diesen Jahren abgeschworen oder preisgegeben, das zuvor zu ihren unveräußerlichen Überzeugungen und tiefsten Grundsätzen gehört hatte! Es gibt keinen Grundsatz der Humanität, der Sittlichkeit, des Rechts, der Wahrheit, der nationalen Gemeinsamkeit, der Achtung vor anderen und ihrer Leistung, der sich nicht darunter fände. Man wartete auf die «Göttinger Sieben» des Jahres 1837, aber sie kamen nicht. Der Mensch, die «Persönlichkeit», der Geist verhielt sich so, wie sich der Körper im Artilleriefeld verhalten hatte, er duckte sich. Es erschien zwecklos, aufzuspringen

und die Arme gegen Himmel zu heben. Und wahrscheinlich wäre es auch wirklich zwecklos gewesen. Aber welcher Unterschied ist es, der sich da seit den klassischen Tagen des Geistes in Deutschland ausgebildet hat!

Bezeichnenderweise ist dann auch das einzige gewichtige Selbstbeharren nicht vom «freien Geist», sondern von den religiösen Verbänden ausgegangen, also, von dem besonderen Geiste der Religiosität abgesehen, von organisierten Verbänden, was wieder auf die Unselbständigkeit, das Führungsbedürfnis, die äußere und ihr folgende innere Abhängigkeit des heutigen Menschen hinweist.

## VI.

Es waren somit doch etwas mehr als Seitenblicke, die wir getan haben und von denen wir etwas mitbringen von der Art, daß sich von einer dämmernden Erkenntnis der notwendigen Charakterlosigkeit des heutigen Menschen sprechen ließe, ohne daß damit etwas über das Maß ihrer Erlaubtheit gesagt sein soll.

Darüber hinaus ließe sich aber vielleicht auch etwas Allgemeines behaupten. Ich habe einmal – noch ehe es die bürgerlichen politischen Bewegungen gab oder als sie gerade erst anfangen – einen Gedankengang niedergeschrieben, der ungefähr so lautete: das Wachstum der in einem gemeinsamen Wirkungskreis vereinigten Menschenzahl und das Wachstum der sie verbindenden Kräfte und Einrichtungen müssen miteinander Schritt halten, wenn nicht allmählich ein Zerfall beginnen soll. Man kann das unter Umständen nicht sich selbst überlassen. Die Not des Kriegs und der Zeit nach ihm hatte das fühlbar gemacht und die Entwicklung gezeitigt; aber irgendwann hätte auch ohne sie eine Reaktion auf die «liberale» Behandlung der menschlichen Angelegenheiten eintreten müssen. In diesem Sinn wäre also der Kollektivismus als ein Inbegriff disziplinärer Versuche zu verstehen, so wie seine Neigung zu gewaltsamem Eingreifen durch die Erschütterung der es verbietenden Kulturbegriffe verständlich wird.

Das ist natürlich nur zum kleinsten Teil eine ursächliche Erklärung. Eine solche müßte die konkreten Umstände anführen, aus deren Verschiedenheit die unterschiedlichen Kollektivismen entstanden sind und die Entwicklung ihrer Ideologien berücksichtigen. Was ich mir anzudeuten erlaubt habe, ist bloß und ist gleichsam die Schnittlinie, wo die allgemeine geistige Entwicklung mit diesen besonderen Entwicklungen zusammentrifft. Und dahinter verbirgt sich keinerlei Geschichtsmythologie. Solange die weiße Menschheit noch Zukunft vor sich hat, wird sie immer im kritischen Augenblick das kritische Mittel gebären: Das ist nicht Metaphysik, sondern ein analytischer Schluß aus der Annahme, daß es noch nicht und nicht so bald abwärtsgeht. Es ist allerdings Optimismus; und heute, wo es soviel Optimismus gibt, mag es manchem schwer erscheinen, ein optimistisches Bekenntnis abzulegen: aber das Verstehenwollen gehört zu den wenigen unbestrittenen Funktionen, die dem Geist noch geblieben sind, und er wird meistens annehmen, daß die Menschheit irgendein Ziel, irgendeine Aufgabe, irgendein sinnvolles Vorsich besitzt, das wir weder sehen, noch aber auch gar nicht sehen: mit einem Wort, sein Optimismus ist, wenn er die Welt betrachtet ungefähr in die Worte zu fassen: wir irren vorwärts!

Darüber darf man aber nicht vergessen, daß sich aus der moralischen Lage, die wir dem Kollektivismus vorausgesetzt haben, verschiedene Schlüsse ziehen lassen. Wenn die sittlichen Kräfte des Einzelnen im Verhältnis zur Umwelt zu schwach sind, so läßt sich nicht nur die äußere Fassung verstärken, sondern es bestünde auch die Möglichkeit, auf den Einzelnen erhöhend einzuwirken, und eine dritte Möglichkeit ist es, beides zu tun. Es gehört nun zur Gegenwartsgeschichte, wie sie sich zu dieser Alternative verhielt, und es bestimmt auch die

Lage, die der Dichter in ihr gefunden hat. Natürlich ist es immer die dritte Möglichkeit, Einwirkung von innen und außen, wovon in Wirklichkeit Gebrauch gemacht worden ist und Gebrauch gemacht wird; aber der Unterschied von Einst und Jetzt ist der, daß seit den Tagen der Klassik das richtige persönliche Verhalten das Ziel des Geistes war, und daß ihm auch von der Gesetzgebung ein weites Feld überlassen blieb, und daß in diesem richtigen persönlichen Verhalten das richtige Verhalten zum Ganzen größtenteils inbegriffen sein sollte, während es heute umgekehrt hergeht. Es ist das also ein Wechsel der Hauptrichtung, die gleiche Sache wird am entgegengesetzten Ende angepackt.

Führt man den Antiindividualismus und die mit ihm eng zusammenhängende Abneigung gegen die Demokratie bloß darauf zurück, so sollte man meinen, daß die Grundsätze nicht gar weit auseinander liegen müßten. Der Kollektivismus ist in keiner seiner Formen völlig undemokratisch zu nennen, er ist eher eine neue Form der Demokratie oder hat wenigstens das Streben danach neben anderen Bestrebungen an sich, oder vielleicht gibt es überhaupt keine Regierungsform, die nicht in irgendeiner Weise demokratisch sein muß. Und es ist auch ein merkwürdiger Gegensatz, der niemand entgehen kann, daß alle kollektiven Formen mit einem gesteigerten Bekenntnis zum großen Individuum, zur genialen Persönlichkeit, verbunden sind und das im Führer-Prinzip und dem dazugehörigen pyramidenartigen Aufbau des Staates auch ausdrücken. Also müßte auch die große wissenschaftliche und künstlerische Individualität damit vereinbarlich sein, aber bekanntlich haben sich da erstaunliche Schwierigkeiten ergeben.

An sich sind ausgeprägte Machtformen durchaus verträglich mit dem Kultus des Geistes und der Individualität, wie das Beispiel der Renaissance lehrt, in der die Vorstellungen des Genies und der großen Person überhaupt entstanden sind, deren Anfang und Ende also möglicherweise mit einer Gewaltherrschaft zusammenfiel.

Wie immer man aber philosophieren mag, die Geschehnisse sind nicht theoretisch entstanden, sondern wirklich und vieldeutig, wie es alles Wirkliche ist. Wir müssen den harmlosen Satz, daß im Kollektivismus die menschenbildende Einwirkung von außen überwiege, darum in der Weise ergänzen, daß der Mensch als Staatsbürger mancherorts heute so organisiert wird, daß von ihm beinahe nichts übrigbleibt als der unendlich kleine Schnittpunkt der verschiedenen öffentlichen Ansprüche. Der individuellen Sphäre wird die Mehrzahl der Rechte entzogen und der öffentlichen überantwortet, und daraus erst ist ein äußerst fragwürdiges Verhältnis der Politik zu den schöpferischen Kräften außerhalb der Politik entstanden, das wohl allen Formen des Kollektivismus gemeinsam ist, wenn auch die angewandte Gewalt nicht nur so verschieden ist wie Windstärke Zehn und eine angenehme Brise, sondern auch mit einer Auffassung verknüpft erscheint, die alle Stufen zwischen der ehrlich bedauernden Einsicht in die Unentbehrlichkeit des Zwanges und der blanken Anbetung der Gewalt einnimmt.

Wahrscheinlich ist der Mensch keine Ameise und deshalb wird schließlich auch der Träger der Kollektivität der Einzelne sein; wenn sich der Geist aber darauf vorbereiten will, so gerät er manchmal in eine bedauernde Unsicherheit, denn er weiß noch nicht, wo er anfängt und wo er aufhört.

## VII.

Mit unseren Ausführungen über diese Dinge sind wir längst in das Verhältnis des Dichters zur Gegenwart verwickelt worden. Aus politischen Gründen sind vielerorten die Begriffe der Humanität, der Internationalität, der Freiheit, der Objektivität und andere mißliebig geworden. Sie gelten als bourgeois, als liberal, als abgetan. Sie werden unterdrückt, aus der Erziehung

ausgeschaltet, ausgehungert. Nicht alle auf einmal; die einen da, die andern dort. Es sind aber für den Dichter die Begriffe seiner Überlieferung, mit deren Hilfe er sein persönliches Selbst mühsam gefestigt hat. Er braucht ihnen gar nicht allen beizupflichten, er kann bestrebt sein, sie zu verändern, so bleibt er ihnen doch allen verhaftet, weit mehr, als man dem Boden verhaftet ist, auf dem man wandelt. Der Dichter ist nicht nur der Ausdruck einer augenblicklichen Geistesverfassung, mag sie selbst eine neue Zeit einleiten. Seine Überlieferung ist nicht Jahrzehnte, sondern Jahrtausende alt. Der Liebesbrief eines phönikischen Mädchens könnte heute geschrieben sein. In einer ägyptischen Skulptur liegt Tieferes von der deutschen Seele ausgedrückt als in allen deutschen Kunstaussstellungen. Und die Geschichte des Geistes bewahrt durch die politischen Umgestaltungen hindurch ihren eigenen Gang.

Schließlich drückt sich das alles ja auch in einer gar nicht aufzulösenden Paradoxie aus: Denn wenn man den verschiedenen Ansprüchen, die darauf hinauskommen, daß sich der Dichter so völlig wie möglich der herrschenden Ideologie einer Gemeinschaft angleichen müsse, alles zugestünde, so wäre schließlich das Ergebnis, daß jedes Land nicht etwa nur seine Heimatdichter besäße, sondern mit dem Namen Dichtung überhaupt ganz verschiedene Gebilde bezeichnet würden.

Beinahe ist man aber schon so weit, wenn über Nacht der literarische Himmel umgewälzt wird und Dichter, deren Platz man in irgendeinem Sternnebel kannte, plötzlich zu Sternen erster Ordnung werden, nach denen der erstaunte Wanderer aufblickend seinen Weg richten soll.

## VIII

Und dabei muß natürlich zugegeben werden, daß die Kunst immer Einwirkungen von der politischen und wirtschaftlichen Verfassung ihrer Zeit empfangen hat. Wir können an Göthe sehr gut unterscheiden, daß etwas Göthe und etwas Biedermeier ist; und ein antikes Gedicht unterscheidet sich von einer Göthischen Nachdichtung als Gattung. In das Persönliche ist da etwas Unpersönliches oder Überpersönliches gemengt.

Andererseits ist uns (allerdings einem besonderen Uns) auch dieses Überpersönliche zum Teil noch erreichbar. Ein chinesischer Spruch, 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung entstanden, ist uns keineswegs nur Sache einer fremden Zeit, und es gibt ganz abseitige Mönchsgedichte des Mittelalters, in denen eine dem Europäer kaum noch verständliche Religiosität glüht, deren Aufflammen man sich doch jeden Augenblick vorstellen könnte.

Das Problem der Internationalität der Kunst und das der Überzeitlichkeit der Kunst sind nur zwei Ausdrücke der gleichen Eigenschaft, und man kann wohl Hofmannsthal in eine solche Reihe einordnen, nie aber einen Dichter, der seinen Stellungswert nur einer Konstellation Kunst-äußere Umstände verdankt. Unsere Erfahrung hat uns also – eine politisch ganz vorurteilslose Erfahrung! – an ein Spezifikum, ein Aroma «Kunst» oder «Genialität» glauben gelehrt, von dem der Einzelne mehr oder weniger haben kann, das aber ganz unabhängig von Ort, Zeit, Nation und Rasse ist. Wir glauben es sofort zu fühlen, und nichts ist so sicher wie der übereinstimmende Spürsinn der Bedeutenden, des «auserlesenen Zirkels», von dem Schiller gesprochen hat, der «kleinsten Schaar» Göthes. Auf ihr ruht heute vielleicht die Zukunft unserer Kultur.

Aber freilich, nicht immer ist die Übereinstimmung verläßlich, auch im kleinsten Kreise. Und vielleicht wäre einzuwenden, daß gerade unsere Zeitspanne historisch sehr rezeptiv ist, und leicht einer solchen Täuschung unterliegen könnte. Man wirft ihr vor, daß ihre Aufnahmefähigkeit bis zur Negerkunst hinabgestiegen ist, und es soll anders werden mit ihr. Unsere Eltern haben über einen Greco oder van Gogh noch gesund gelacht. Und sie haben sogar über Ibsen gelacht. Dafür



Hamerling groß gefunden, wenn sie ihm auch noch nicht ein Denkmal errichteten!

Man könnte manchmal schwindlig werden wie auf einem schmalen Brett über unerschöpflicher Tiefe.

## IX

Unsere Begriffe leisten uns dabei noch keine verlässliche Hilfe. Es gibt ästhetische und kritische Begriffe, die für die zukünftige Anwendung, wenn sie selbst genauer durchgearbeitet sein werden, sehr viel in Aussicht stellen. Aber dazu bedarf es noch allerhand Arbeit. Ich darf ja wohl sagen, daß noch nicht einmal das Wesen der Wahrheit genügend beschrieben ist; und das Wesen der Schönheit wird ihr erst in respektvoller Entfernung folgen. Manchmal kommen einem indirekte Hinweise zu Hilfe. So z. B. der auf die Literaturgeschichte, die eine merkwürdige Belohnungsanstalt für Tote ist, da sich an diesen ganz von selbst ein gewisser Zug von Größe heraushebt, sofern sie ihn besitzen, wobei sich, trotz aller Irrtümer, die auch der Literaturgeschichte anhaften, doch merkwürdig übereinstimmend zeigt, daß die gute Gesinnung auf ihn keinen Einfluß hat.

Auf dem Gebiet der ästhetischen Werte kann leicht ein Kind mehr fragen, als neun Weise beantworten können. Trotzdem ist es vielleicht empfehlenswert, wenn das Kind fragt – und nicht selbst die Antworten dekretiert.

## X

Eigentlich kann man die Dichtung nur der Nachsicht empfehlen, und da unser kleines Österreich ja jetzt eine Art Arche Noah der deutschen Kultur geworden sein will, darf man das pflegliche Zartgefühl auch erwarten. Ein Herabmindern der Schädigungen, ein bedachtsames Trennen des Guten vom bloß Gutwilligen – nun, es wäre wohl einiges anzuführen, aber viel läßt sich überhaupt nicht tun. Es ist vielleicht das Wichtigste, sich einigermaßen ungetrübte Vorstellungen von dem, was da gegeneinanderwogt, zu verschaffen.

Unsere Literatur wäre eigentlich gar nicht vorbereitet darauf, wenn sie jetzt plötzlich zu Ehren kommen sollte. Sie hat keine übermäßig gute Zeit hinter sich. Sie war um 1900 morbid, aristokratisch, psychologisch, aber auch sozial und analytisch; und um 1920 geistgezielt, chaotisch, drangvoll, dynamisch und dergleichen. Ihre kritische Betreuung war entweder eine Sammlung der herrlichsten Lobsprüche, oder es schienen besondere Vokabeln die Kritik anzuziehen wie der Strudel den Schiffer, wobei sie ungefähr alle 10 Jahre gegen eine andere Wortgarnitur ausgewechselt wurden. Im äußerlichen wandelte sich diese Literatur nach dem geheimnisvollen Gesetz der Hunderassen, Bargetränke und Tanzarten. Die geistige Produktion war in hohem Grade merkantilisiert. Anstelle des Bildungsideals der Klassik war in hohem Grade das Ideal der Unterhaltung getreten, wenn es auch künstlerisch angehauchte Unterhaltung war. Trat man aber abseits davon, in die stillen Haine des «Seriösen», so staunte man über die große Anzahl derer, die eigentlich nicht hingehört hätten. Diese Literatur richtete sich alles in allem immer mehr nach den Gesetzen der kleinsten menschlichen Fassungskraft.

Zwischen diesem Getriebe gab es aber viel Gutes und Ernstes und viel, worin Gutes und Ernstes lag; doch ist es begreiflich, daß dieses auch von denen weniger beachtet wurde, die gegen das Ganze einen «Kulturprotest» im Herzen trugen.

Um es kurz zu machen, auch in den Protest, der als berechtigt gelten mag, haben sich allerhand verfälschende Bestandstücke eingemischt, die ihn um die richtige Wirkung bringen. Ich will

einige davon herausgreifen.

## XI

Irgendwann hat sich bei uns Deutschen eingebürgert, daß – sagen wir beispielsweise die Gendarmen sogleich protestieren, wenn sich ein Dichter einfallen läßt, etwa einen Gendarmen als Mörder auf die Bühne zu bringen. Woher kommt das? Es erinnert an die beliebte Anekdote vom naiven Zuschauer, der den Intriganten des Stücks verhaften lassen will; und wenn sich nicht seit je hoch- und höchstgestellte Kreise davor geschützt hätten, daß ihresgleichen auf der Bühne erscheine, dürfte man sagen, daß es von ungenügendem Verständnis komme. Die Trennung von Wirklichkeit und Schein oder vielleicht richtiger gesagt, von Leben und Betrachtung des Lebens, von der Bewegung im inneren und im äußeren Raum, diese Trennung, die so grundwichtig für die Dichtung ist, ist bei uns niemals anerkannt worden. Nicht nur von den Großen nicht, wo das vielleicht eine auf jeden Fall angewandte Vorsicht war; sondern auch von den Kleinen nicht, denn wie oft haben hinwieder Volksfreunde vom Dichter verlangt, daß er Aktion ausstrahle, und nicht Erlebnisse für wenige gestalte: die Fürsten wollten nicht einmal ihre Uniformen getreu wiedergegeben sehen, die anderen dagegen verlangten sogar die Wiedergabe ihrer Gedanken!

Die zweite Verwechslung ist ungleich einflußreicher geworden, man braucht sich nach großen Beispielen nicht lange umzusehn. Sie findet ihre Stütze darin, daß sowohl die Politik wie die Dichtung einen weltanschaulichen Teil enthalten. In den seltensten Fällen erzeugt diesen die Politik selbst, sie entnimmt ihn anderswo und später entsteht dann daraus der Irrtum, daß schon der Geist – will sagen, daß bestimmte Positionen des Geistes politische seien. Als Beispiel sei etwa an den Begriff des Liberalismus gedacht: Sein Ursprung ist die Liberalität, eine große Geistestugend; und Göthe sagt: er war ein liberaler Mann, ohne natürlich das zu meinen, was man einen Liberalen nennt. Auf diese Weise sind die meisten Ideen aus ihrem freien Element in das der Politik versetzt worden und haben für viele Menschen so sehr deren Aussehen angenommen, daß diese Menschen an ein unpolitisches Fühlen und Denken gar nicht mehr glauben wollen. Es ist aber für die Politik sehr wichtig, dieses Fühlen und Denken sich als ihr Reservoir zu erhalten.

Nun ist aber eine gegenstandsmäßige Trennung der Bereiche von Literatur und Politik kaum noch durchzuführen und besteht potentialiter überhaupt nicht; desto lebendiger muß darum die Verschiedenheit der Funktion dem Gefühl aller werden.

## XII

Ich erinnere an das alte Beispiel vom schön gemalten Bild eines abscheulichen Gegenstands: es darf als Binsenwahrheit gelten, daß es ein schönes Bild ist. Wie ist das aber, wenn ein schönes Gesicht eine verwerfliche Gesinnung enthält? Natürlich ebenso. Es enthält diese Gesinnung nicht mehr als Gesinnung, sondern als Rohstoff, als gänzlich unselbständiges und unreal gewordenes Moment. Es kann vorkommen, daß ein Dichter plötzlich einmal mit der größten Liebe das darstellt, was er als Privatperson haßt. Man könnte geradezu sagen, daß sein Geist zu allem fähig sei, aber auch fähig sei alles aus der gewöhnlichen Bedeutung zu lösen, während sich der Dilettant durch ein beständiges Gefühl auszeichnet und darum auch leicht von Zeiten der Eingestigkeit in die Höhe getragen wird.

Hier möchte ich daran erinnern, daß es ebenso, wie es schöne Bilder häßlicher Gegenstände gibt, auch wertlose Bilder schöner Gegenstände geben kann. Es sei den Natur- und Gesundheitsschilderern ins Ohr gesagt, die schreiben, daß der Buchfink schlug.

Das Kunstwerk ist eine Abstraktion vom Leben und seinen Bindungen, sein Genuß und Verstehen setzen ein Abstrahierenkönnen und – wollen voraus, das auch bei Kunstmenschen nicht allezeit anzutreffen ist; es stellt sich aber immer ein, sobald sie «etwas» wittern. Erst auf dieser Abstraktion baut sich das in Wahrheit Dargestellte auf. Alle unsere höheren Gefühle sind wahrscheinlich daraus entstanden, daß sich die einfachen und triebhaften zuweilen entgegenstehen und an der unmittelbaren Befriedigung hindern. Ähnlich setzt es die Kunst fort und erhält das Noch-nicht-zu-Ende-Gekommene des Menschen, den Anreiz seiner Entwicklung am Brennen.

Ich möchte behaupten, wer nicht sogar die böseste, aber geistvollste Karrikatur seiner selbst mit Vergnügen ansehen kann, hat das doch noch nicht ganz verstanden!

### XIII

Dieser Geist – und er ist ja nur ein Glied der geistigen Familie – kann sich natürlich nur bis zu einem gewissen Grad unterordnen und angleichen, ohne sich aufzugeben. Daß man ihn zerstören kann, dafür bildet der Brand der Alexandrinischen Bibliothek das geläufigste Beispiel, und die Umstürzung der heidnischen Bildwerke ist der vollkommenste Ausdruck dafür, wie man den Geist in Einklang mit der allgemeinen Entwicklung bringen kann. Auf der hohen Stufe seiner damaligen Ausbildung war der Geist der Antike abhängig von Einrichtungen, wie es Bibliotheken und Schulen sind; und die Personen, die ihn verkörperten, waren auf Duldung und Wohlwollen ihrer Zeitgenossen angewiesen. Eine Änderung des Zeitwillens (summarisch gesprochen) genügte, alles das wegzufegen. Aber einige Jahrhunderte später: ein Kind von Geist war da. Unähnlich dem Vorfahren. Merkwürdig pathologisch und tief im Gesichtsausdruck. Noch einige Jahrhunderte später zum Mann erwachsen, hätte dieses Kind viel darum gegeben, mehr von seinem Vater zu wissen.

### XIV

Aber es ist nicht dieses bedrohliche Bild, womit ich schließen möchte.

Wilhelm v. Humboldt hat die bedeutende Individualität als eine Geisteskraft bezeichnet, die ohne Beziehung zum Gang des Geschehens aufspringt und eine neue Reihe beginnt. Er sah in den schöpferischen Menschen Knotenpunkte, Quellstellen, die Vergangenes in sich aufnehmen und aus sich entlassen in einer neuen Gestalt, die über ihren Ursprungspunkt hinaus nicht mehr abgeleitet werden kann.

Dieses Bild ist individualistisch von Natur, aber es stellt diesen Individualismus auch völlig in das Ganze. Ich möchte hoffen, und nehme es auch an, daß sein Besitz an Wahrheit in angepaßter Form und auf das rein Geistige angewandt, noch ein zweitesmal in der europäischen Entwicklung zur Wirkung kommen werde!

Basel, Ergänzung zum Vortrag

Meine Verehrten, Damen und Herrn!

Als mir vor kurzem der Wunsch übermittelt worden ist, daß ich vor Ihnen und in dieser gedeihlichen, ihre großen Überlieferungen fest besitzenden Stadt einen Vortrag wiederholen solle, den ich fast ein Jahr früher in meiner Heimat gehalten habe, bin ich sehr unschlüssig gewesen, ob ich dieser Einladung folgen dürfe. Ich bezweifle, daß sich die einstmals frische

Frucht in getrocknetem Zustand ausführen läßt, ohne das Bessere von ihrem Geschmack zu verlieren: und weil ich mir das Vergnügen, vor Ihnen zu sprechen, trotzdem nicht habe versagen können, und die Zeit, das zu entscheiden, sehr kurz bemessen war, büße ich es jetzt mit einem bedrückten Gewissen.

Der Vortrag, um den es sich handelt –: da ich seine allzu sehr auf örtliche Verhältnisse bezogene ursprüngliche Einleitung ohnehin fortlassen muß, bitte ich Sie um die Erlaubnis, einige Worte über die Umstände seiner Entstehung voranschicken zu dürfen, aus denen auch seine skizzenhafte und doch zugleich beschränkte Natur hervorgehen soll. Dieser Vortrag also ist vor ungefähr 11 Monaten bei der Feier des 20jährigen Bestehens des S. D. S. in Österreich gehalten worden, eines übrig gebliebenen Zweiges des untergegangenen, einst einflußreichen S. D. S. und des Schriftstellervereins, der in Österreich die größte personelle Überlieferung besitzt, der aber, obwohl er seinem Wesen nach unpolitisch war, beim Beginn der neuen politischen Zeit kaltgestellt worden ist.

Wir haben uns damals alle in Ungewißheit befunden, wie der Begriff des Autoritären – eigentlich verlangt ja die Sprache zu sagen: der Autorität; aber da das auf geistigem Gebiet eine geistige Autorität sein müßte, hat die Sprache zur Bezeichnung der übergeordneten Autorität aus Macht anscheinend eine unwillkürliche feine Unterscheidung gemacht, derzufolge man nun freilich geradezu von Autorität sprechen müßte! – viele haben sich also in Unsicherheit befunden, wie der im Lande noch neue Begriff des Autoritären ausgelegt werden wird. Das deutsche Vorbild lag trotz aller Gegensätze scheinbar doch nicht so ganz ferne, auch eine Restauration befürchteten viele; und außerdem waren, wie das immer bei solchen Gelegenheiten ist, mit der politischen Macht unmittelbar verbündete Gruppen von Intellektuellen aus dem Hintergrund in den Vordergrund gekommen und zeigten, ja, befriedigten teilweise, ihren frischen Appetit.

So gab es denn damals viele Befürchtungen, die nicht ausgesprochen wurden, und ich glaube, der Erfolg dieses meines Vortrags hat hauptsächlich darin bestanden, daß ich überhaupt gesprochen habe; und dann auch darin, daß ich, ohne an dem politischen Geschehen freundlich oder feindlich teilzunehmen, unbefangen darauf hingewiesen habe, daß es auch noch anderes zu gewinnen – oder zu verlieren, und jedenfalls zu bedenken, gibt, als das, was politisch bewegte Zeiten in den Vordergrund stellen. Der Erfolg ist überraschend gewesen, nicht nur der unmittelbare an Ort und Stelle, sondern auch der weiterwirkende; es ist mir angeboten worden, meinen Vortrag zu wiederholen, zu veröffentlichen, an andern Orten zu wiederholen, übersetzen zu lassen. Aber – mit dieser einen Ausnahme heute – habe ich dem immer widerstanden, und zwar aus dem lebhaften Gefühl, daß ich diese Wirkung mehr den Umständen zu verdanken habe als dem Inhalt meiner Worte. Wenn einer z. B. bei einem Heiratsantrag Ja oder Nein sagt, so sind das Worte, die fürs Leben entscheiden, wollte man sie aber gedruckt herausgeben, so wäre ihr Gewicht nicht zu fühlen!

Ich muß übrigens auch einflechten, daß die Befürchtungen, von denen ich gesagt habe, daß sie damals sehr verbreitet gewesen waren, nicht eingetroffen sind. Das in Österreich seither gehandhabte politische Regiment darf sich mit Recht ein tolerantes nennen; obwohl natürlich auch ein tolerantes politisches Regiment mehr oder weniger immer in der gleichen Weise vorgeht: Es trennt in allen Kulturfragen einen Vor-Teil für sich ab und den Rest verteilt es dann mit großer Gerechtigkeit auf sich und alle. Ich will damit sagen, daß der Freie Geist – das ist heute in deutschen Bereichen längst nicht mehr jenes «Wir freien Geister» mit dem einst Nietzsche bezaubert hat, sondern in größter Bescheidenheit bloß Geist, der keiner Korporation angehört – ich will nur sagen, daß ihm wirklich kein Haar gekrümmt worden ist, daß er aber auch nicht gerade der staatlichen Haarwuchsmittel teilhaftig wird.

Ich räume auch ein, daß er, in Überperson, nicht schuldlos daran ist, daß er heute nicht größere Achtung genießt; denn er hat sein Ansehen in den ihn begünstigenden Zeiten zu einem großen Teil selbst verwirtschaftet. Damit bin ich aber auch schon bei dieser Frage, die «der Geist und die Gegenwart», in etwas engerer Form auch «der Dichter und diese Zeit» heißt, und noch in dieser engeren Form einen viel zu großen Titel für meinen kurzen Vortrag abgegeben hat. Wir sehen heute den Geist an vielen Orten der Entmündigung durch die Politik, oder wenigstens ihrer Führung, ausgesetzt, und wir wissen nicht, ob das morgen nicht an den meisten Orten der Fall sein wird. Die Art, wie das geschieht und die Zukunftsaussichten für ihn sind dabei sehr verschieden. Wenn ich auch die notwendige Unabhängigkeit der geistigen von der politischen Entwicklung betone, so meine ich natürlich doch nicht im mindesten, daß diese beiden ohne Zusammenhang seien. Mir selbst sind keineswegs alle politischen Systeme Europas gleichgültig, und ich beurteile die Zukunft der Kultur in ihnen nicht als die gleiche. Aber ich darf wohl so sagen: das Übergewicht der Politik, mag es sich zum Guten oder zum Barbarischen neigen, versetzt den unpolitischen Geist, oder – diese wird es wenigstens geben! – die unpolitischen Bezirke des Geistes, in die gleiche Schwierigkeit der Selbstbesinnung und der Geltendmachung des eigenen Selbst. Mit den goldenen Redensarten wird man nicht mehr weit kommen. Es wird notwendig werden, sich in vollem Umfang auf die Wahrheit zu besinnen, ja diese Wahrheit neu zu entdecken. Der Augenblick, wo man zu zweifeln begonnen hat, ob eine gerade Linie wirklich die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten sei – etwas, woran man scheinbar nie hätte zweifeln dürfen! – ist für die Mathematik zum Ausgangspunkt einer neuen Entwicklung geworden; und in einer ähnlichen Nötigung, uns nach unseren Grundlagen zu fragen, befinden wir uns, Dichter, Maler, Philosophen, überall dort, wo der Staat selbst unter die Künstler und Philosophen gegangen ist!

Diese Nötigung umfaßt ungeheuer viel. Das darf ich wohl vorausschicken. Und nur ein winziges Stück von ihrem Gebiet umfaßt dieser Vortrag, der aus den Besonderheiten eines Tages und dem, was damals nahe lag, entstanden ist. Er stellt eine Kette von Zusammenhängen dar, und das einzige, was ich glaube, ist, daß sie sich brauchbar mit den vielen andren verketteten läßt, die noch herzustellen sind.

Ich habe damals nach den einleitenden Worten so begonnen:

[ < ]

**[Vortrag in Paris]**

**[Vor dem Internationalen Schriftsteller-Kongress für die Verteidigung der Kultur]**

*[Juli 1935]*

*[Korrigierte Reinschrift]*

Besondere Umstände haben es mir nicht gestattet, eine der vielen Fragen, die von der Kongreßleitung so umsichtig zusammengestellt worden sind und von denen mich die meisten schon beschäftigt haben, von neuem zu studieren und auf diese Weise einen Beitrag zu erstatten, der lange überlegt und sorgfältig geprüft worden ist.

Ich tröste mich damit, daß es schon ein großer Vorzug dieses Kongresses ist, Schriftsteller und Dichter, denen die Dichtung, und weiterhin das diese umfassende ein wenig ungewisse Etwas,

das Kultur genannt wird, dauernd ein Problem und doch auch wieder der Gegenstand vertrautesten Verkehrs ist, zum erstenmal zu einer Aussprache über diesen so vom Sturz bedrohten Gegenstand zusammengeführt zu haben. Es scheint mir, daß man bei einem solchen Versuch anfangs kaum darüber hinausgelangen kann, von der Vielgestaltigkeit der Meinungen gegenseitig Kenntnis zu nehmen, so daß es ohnehin fürs erste mehr auf deren Plan und Anlage ankommt als auf die «letzte Fassung»

Plan und Anlage dessen, was ich zu sagen fand (als ich daran ging, mich mit Rücksicht auf die Erfordernisse einer großen Aussprache gleichsam auf den kleinsten einzunehmenden Raum zusammenzuziehen), ist im wesentlichen unpolitisch. Ich schicke das als Entschuldigung voraus. Einesteils, weil es unbeschreibliches Leid und unverdiente Schmach gibt, die von der Politik zugefügt worden sind, andernteils weil es Menschen gibt, die sagen, man dürfe sich der politischen Forderung nicht entziehen. Ich habe mich ihr zeitlebens entzogen, weil ich kein Talent für sie spüre. Den Einwand, daß sie etwas sei, das jeden angehe, vermag ich nicht zu verstehen. Auch die Hygiene geht jeden an, und doch habe ich mich niemals über Hygiene öffentlich geäußert, weil ich zum Hygieniker ebenso wenig Talent spüre wie zum Politiker oder Geologen.

Ich setze also, wenn ich jetzt zur Grenze zwischen Politik u Kultur und zur Lage der Kulturbringer, allzumal zu der des Dichters übergehe, einen willigen Untertan voraus. Und auch ein solcher befindet sich, wobei ich als das mir nächste Beispiel an den deutschen Dichter denke, in einer nicht unproblematischen Lage der politischen Repräsentanz seiner Nation gegenüber. Ihre politische Hauptrepräsentanz verlangt bekanntlich derzeit noch von ihm jene völlige Unterordnung, die mit einem Wort, dem offenbar die deutschen Großeltern erlassen worden sind, eine «totale» genannt worden ist.

Diese Unterordnung wird ihm aber nicht nur begreiflicherweise verboten, wenn er einem andern Staat als dem deutschen Reich angehört, sondern es wird dann von ihm auch eine besondere kulturelle Unterordnung, oder doch Einordnung, verlangt. So erwartet etwa meine österreichische Heimat von ihren Dichtern, daß sie österreichische Dichter seien; nicht etwa Dichter und Österreicher, sondern Dichter mit einem besonderen Wohlgeruch, und es finden sich Kulturgeschichtskonstrukteure, die uns beweisen, daß ein österreichischer Dichter immer etwas anderes gewesen sei als ein deutscher. Das hat rasch dazu geführt, daß der Begriff des österreichischen Dichters an die zweite Stelle getreten ist hinter dem des dichtenden Österreichers.

In anderen Ländern ist ähnliches im Gange, und es haben sich die Ansprüche der verschiedensten Vaterländer und ihrer politischen und sozialen Zweck-Gesinnung dem Begriff der Kultur übergeordnet.

All das ergibt schon hier *eine* Frage, die verschiedene Formen hat. Auf das Nationale und den Dichter beschränkt, etwa diese Form: Gewinnt man den Begriff des Dichters daraus (und gleichsam als das, «was übrigbleibt»), daß man vom russischen, deutschen, englischen usw. Dichter den Russen, Deutschen usw. abzieht, oder ist der Begriff des Dichters der übergeordnete, auch auf anderen Wegen gewonnene Begriff, der sich national bloß spezialisiert? Ich glaube, daß es aus verschiedenen Gründen keine Wahl gibt, und daß nicht wenige bei unbefangener Überlegung zögern werden, sich für das zweite zu entscheiden.

Dann darf man aber auch schon ohne Zweifel überall an die Stelle des Wortes Dichter das Wort Kultur setzen und an die Stelle der nationalen Kennzeichnungen die politischen: proletarisch, bürgerlich, faschistisch usw.

Ich fürchte, daß dies nicht die gleiche Übereinstimmung vorfinden wird. Aber es ist eine denkmethodisch notwendige Antwort, und so kann sie nur nutzen und niemand beeinträchtigen.

Daß ihr die Unbefangenheit verloren gegangen ist, hat zweierlei Gründe:

Der umfassendere ist dadurch gegeben, daß sich die Geschichte unseres Zeitalters in der Richtung auf einen verschärften Kollektivismus entwickelt hat. Ich brauche gewiß nicht zu sagen, wie sehr sich dieser Kollektivismus in seinen Formen unterscheidet, und wie verschieden seine geschichtliche Stunde da und dort gewesen ist, und wie verschieden sein Zukunftswert zu beurteilen wäre. Der Engel der Vernichtung, der so bodennah über allen Böden der Erde schwebt wie noch nie, läßt keine Voraussicht zu.

Sieht man allerdings von Unberechenbarkeiten ab, so ist es sehr wahrscheinlich, daß eine verschieden fortschreitende Entwicklung zum Kollektivismus das Bild der Welt bestimmen wird. Die wachsende Anzahl der Menschen spricht für sie, das heißt, diese verlangt, wenn auch nur der bisherige Zusammenhalt auf der Höhe der Leistung bewahrt werden soll, straffere Bindungen.

Diese Bindungen werden natürlich auch das Gebiet der Kultur umfassen, wie sie es heute schon tun. Ob ihre Umarmung diese vernichten oder befruchten wird? Politiker pflegen eine herrliche Kultur als die natürliche Beute ihrer Politik anzusehen, so wie die Frauen früher den Siegern zugefallen sind. Ich meine dagegen, daß es für die Herrlichkeit sehr von seiten der Kultur auf die edle Kunst der weiblichen Selbstverteidigung ankommt.

Manchmal sträubt sich alles in mir gegen die Ehre, Gewälztes einer großen geschichtlichen Umwälzung zu sein. Dann drängt sich die einfachere und engere Auffassung auf, daß das Ganze nichts ist als ein Übergreifen und Übergriff der Politik. Imperialistischer Entscheidungskampf, Todeskampf der Bourgeoisie, herbe Jugend der proletarischen Machtform: egal, was es ist, alles fühlt sich bedroht und mobilisiert alle Mittel.

Zu den Einberufenen gehört auch die Kultur.

Und nicht nur, daß uns der Staat, die Klasse, die Nation, die Rasse und das Christentum reklamieren, sondern diese sind auch selbst unter die Künstler und Gelehrten gegangen. Sie hat die Not nicht nur (wie ein deutsches Sprichwort sagt) beten gelehrt, sondern auch dichten, malen und philosophieren. Wenigstens lehren sie uns mit unverrückbarer Geduld, wie wir es zu machen haben.

Die Politik holt sich heute nicht die Ziele bei der Kultur, sondern bringt sie mit und teilt sie aus.

Ob wir nun gegen diesen Strom oder mit ihm schwimmen wollen: Schwimmen ist nicht Treibenlassen. Wir fühlen wohl das irgendwie zu begrenzende Recht des Ganzen und die Pflicht des Einzelnen sich einzuordnen, fühlen aber doch auch eine ähnliche Verpflichtung, wie sie Priester gegen ihren Gott haben. Und wie sie bewegen wir uns als Fachleute unter Laien. Aber da wir ohne Mystik und Offenbarung auskommen müssen, sind die Fragen, worauf wir unseren Auftrag gründen, wie wir ihn abgrenzen und wie ihn ausführen wollen, recht verfänglich. Sie münden schließlich in die Frage, wer wir denn eigentlich seien, und wenn wir uns diese auch nicht selbst stellen wollten, sie wird uns heute gestellt, und nicht gerade immer mit freundlicher Betonung!

Diener der Kultur, Helfer, Bringer! So müssen wir uns wohl im Rahmen dieser Versammlung ansehen. Die Vorstellung davon wird leicht, wenn man eine bestimmte Kultur vor Augen hat, sei es eine bestehende oder eine herbeizuführende. Aber was ist Kultur, wenn es sich darum handelt, ob das oder jenes Ungewollte und Ungewünschte noch Kultur sei? Diese Frage ist ungefähr so

wie die, unter welchen Umständen sechs Wände noch ein Zimmer bilden. Wir sind es bloß gewohnt, innerhalb der Wände und in bestimmten, mehr oder weniger einzelnen Beziehungen, die zwischen den Einrichtungsstücken bestehn, Ordnung oder Unordnung anzurichten! Wir wissen wirklich wenig davon, wie Kulturen werden und zugrundegehn.

Gehört beispielsweise – und das Beispiel kommt nicht von ungefähr – friedliebende Gesinnung zur Kultur? Wer die Kultur liebt, liebt den Frieden; denn ein Volk im Krieg (und ebenso auch auf die Dauer heftiger innerer Umschichtungen) bringt so wenig an Kultur hervor wie ein Einzelner in Augenblicken der Lebensgefahr. Es gibt also einen gewissen natürlichen Pazifismus, aber auch einen von Natur apolitischen Charakter derer, denen es um Werke der Kultur ernst ist. Und es ist sogar eine Behauptung Nietzsches, daß politisch starke und kulturell bedeutende Zeiten nicht zusammenfallen können. Dabei sehe ich noch ganz davon ab, daß Krieg aus Handlungen besteht, die auch im einzelnen verworfen werden.

Anders steht es nach dem Siege. Im großen und ganzen sind es siegreiche Staaten gewesen, die große Kulturen hervorgebracht haben. Es läßt sich zur Begründung sagen: weil sie durch Kriege reich geworden sind, und das ergibt ein merkwürdiges Paradoxon, das den Wert des Kriegführens auf die Vorzüge des Nichtkriegführens gründet. Es läßt sich aber auch sagen: weil sie stark waren: wobei dann die Kultur gleichsam als der psychologische Lohn des Kriegs erscheint oder als seine zartere Schwester. Es ist eine bekannte Kulturphilosophie, die solche Gedankengänge lehrt.

Von dieser Kulturphilosophie und der Tatsache, daß weitaus die meisten Menschen überhaupt nicht über den Heroismus philosophieren, wohl aber sich vor ihm fürchten, führt dann ein kurzer Weg zur «Weltanschauung der Ertüchtigung», die mit der «natürlichen» Liebe zum Frieden und seinen Werken ungefähr so streng umgeht, wie es Jäger tun, wenn sie Jagdhunde erziehen.

Mit einem Wort, es gibt keine kulturellen Axiome (und namentlich nicht solche des Gefühls), die nicht durch andere ersetzt werden könnten, so daß auf der neuen Basis wieder eine Kultur möglich ist. Das Entscheidende liegt am Ganzen, wie man denn auch nach einzelnen Grundsätzen oder Handlungen von einem Menschen nicht sagen kann, ob er ein Narr oder ein Genie oder ein geborener Verbrecher ist.

Darüber gibt es – in den Nachgelassenen Fragmenten – eine grauenvolle und weit voraus blickende Bemerkung Nietzsches (ich führe diesen großen Analytiker nun zum zweitenmal an, weil er auch ein großer Prophet gewesen ist), und diese Bemerkung lautet: «Der Sieg eines moralischen Ideals wird durch dieselben unmoralischen Mittel errungen wie jeder Sieg: Gewalt, Lüge, Verleumdung, Ungerechtigkeit.»

Wir verstoßen gegen diese Beobachtung von großem Wahrheitsgehalt jedesmal, wenn wir uns über die Roheit und Verkehrtheit des Neuen nicht nur empören, sondern diese persönliche Empörung auch mit den Gesetzen der Schöpfungsgeschichte verwechseln. Es liegt dabei nahe, das Gewohnte für das Notwendige zu halten.

Ein Teil der Abneigung gegen autoritäre Staatsformen geht bestimmt bloß auf die Gewöhnung an die parlamentarisch-demokratischen zurück. Sie rufen die gleiche Anhänglichkeit hervor wie ein etwas abgetragener, aber bequem gewordener Anzug. Sie gewähren der Kultur ein großes Maß an Freiheit. Aber das gleiche Maß gewähren sie dann auch ihren Parasiten. Ich will auch nicht sagen, daß sie nicht noch entwicklungsfähig seien; aber auf Gedeih und Verderb das Wesen der Kultur mit dem ihren gleichzusetzen, ist keinesfalls berechtigt.

Kultur ist an keine politische Form gebunden. Sie empfängt von jeder spezifische Antriebe und



Hemmungen. Der einzelne ihrer Träger kann sich wohl wegen eines Teils seiner Bedürfnisse für eine bestimmte politische Form als die ihm gefälligste oder auch als die aussichtsreichste entscheiden, aber er tut es mehr oder weniger als Privatperson. (Wenigstens empfinde ich es an mir so.) In Ausübung seiner wesentlichen Mission wird er sich mehr oder weniger ergeben gegen die politische Form zu wehren haben.

Er kann dabei nicht von einem überlieferten Ideal ausgehen, denn er weiß selbst, daß es soeben durch die Entwicklung des Ganzen umgebildet wird; und er kann nicht ein persönliches, sozusagen komplettes, Zukunfts-Kulturprogramm aufstellen, denn er besitzt in dieser Sache das Sokratische Vielwissen, das ihm nicht die Einbildung gestattet, alles zu wissen.

Ich muß es noch einmal sagen: Für uns ist Kultur etwas Überliefertes, etwas Erlebtes, eher ein Wille, der in uns oder auch durch uns hindurch lebt, als eine definierbare Vorstellung. Sie ist ein Inbegriff von Werken u. Tätigkeiten, die man aufzählen kann, ohne ganz damit zu Ende zu kommen; und wenn einer oder der andere selbst an die Stelle dieser lockeren Erfassung eine bestimmte, gedanklich einheitliche setzt, so hat er damit bloß ein Werk mehr geschaffen.

Das ist aber kein Grund zur Schwäche. Es handelt sich eben nicht darum einen Begriff, sondern darum, eine menschliche Fähigkeit zu erhalten, und von den Bedingungen ihres Daseins und ihrer Entwicklung weiß man so viel, als man von den letzten Zielen der Kultur wenig weiß.

So ist Kultur doch beispielsweise, selbst wenn sie nichts Übernationales wäre, doch sicher etwas Überzeitliches. Gewöhnlich werden sogar in einem und demselben Volk nach Senkungslücken bei der Wiederanknüpfung große Zeitstrecken übersprungen. Daraus ist zu schließen, daß es denen, die der Kultur dienen, verboten ist, sich restlos mit einem Augenblickszustand ihrer nationalen Kultur zu identifizieren.

Kultur ist aber auch immer mindestens ebenso international wie national gewesen. Die Geschichte der Künste und Wissenschaften ist ein einziges Beispiel dafür. Und selbst die Kultur der Primitiven zeigt diese Erscheinung.

Namentlich in ihren höchsten Schichten ist die Kultur voll übernationaler Beziehungen. Die Genialität ist so verteilt wie das Vorkommen anderer Seltenheiten.

Und sie ist nicht eine Überlieferung, die einfach von Hand zu Hand gegeben werden kann, sondern dabei ist ein merkwürdiger, vorderhand nicht aufgeklärter Vorgang im Spiel: Die schöpferischen Menschen übernehmen nicht sowohl das Vergangene (oder von anderen Orten kommende) als daß es vielmehr in ihnen neu geboren wird, wodurch uralte Geschichte immer wieder sowohl neu belebt als auch persönlich verändert wird.

Wir wissen ferner, daß die Träger dieses Vorgangs einzelne Personen sind. Die Gemeinschaft wirkt sehr wichtig mit, aber selbst die extremste Betonung ihrer Rolle muß einräumen, daß das Individuum das Instrument der Kultur ist. Damit eröffnet sich aber ein großer und ziemlich wohlbekannter Kreis von Bedingungen für das Werden einer Kultur, nämlich alle die Bedingungen, die zum persönlichen Schaffen gehören.

Wissen, Freiheit – nicht als politischer, sondern als psychologischer Begriff, Kühnheit, Unruhe des Geistes, Forschungslust, Offenheit, Verantwortung – ohne daß solche Eigenschaften in allen unterstützt werden, kommen sie auch in den besonderen Begabungen nicht zum Vorschein.

Wir können den Bereich der Eigenschaften, aus denen ein großer Geist besteht, ungefähr beschreiben. Ein solcher Geist ist reich, genau, abstraktionsfähig, klar, unablenkbar, aber beweglich u. s. w. er muß viele Erfahrungen und ein Mindestmaß von Vorurteilen besitzen und

anderes mehr, das alles sich angeben läßt und das natürlich nicht alles auf einmal dazusein braucht, aber doch in solchen Maßen, daß die Fehler aufgewogen sind.

Auch die Wahrheitsliebe muß dabei sein, und ich möchte sie erwähnen, weil sie gegenwärtig nicht allzu groß ist, und weil das, was wir Kultur nennen, wohl nicht unmittelbar den Begriff der Wahrheit zum Kriterium hat, doch aber keine Kultur auf einem schiefen Verhältnis zur Wahrheit ruhen kann.

Es entspricht der Natur meines bescheidenen Beitrags, daß ich ohne Schluß schließe. Ich bezweifle, daß man die Welt durch Beeinflussung ihres Geistes bessern kann; die Motoren des Geschehens sind von gröberer Natur. Aber man muß sich auf die Forderungen besinnen, die der Geist an sich selbst zu stellen hat, soll sie aufstellen und, nach Vermögen, denen zu Bewußtsein führen, die den Auftrag zur Macht besitzen oder zu besitzen glauben.

[ < ]

**Vortrag. Paris**  
**[Korrigierte Maschinenabschrift]**

Die Frage, wie Kultur zu schützen sei und wogegen Kultur zu schützen sei, ist unerschöpflich. Denn das Sein und Werden der Kultur ist es und ebenso sind es die Schädigungen, denen sie von Freund und Feind ausgesetzt ist.

Was ich hier und heute darüber sagen will, ist unpolitisch. Ich habe mich zeitlebens der Politik ferngehalten, weil ich kein Talent für sie spüre. Den Einwand, daß sie jeden für sich anfordere, weil sie etwas sei, das jeden angehe, vermag ich nicht zu verstehen. Auch die Hygiene geht jeden an, und doch habe ich mich niemals über sie öffentlich geäußert, weil ich zum Hygieniker ebensowenig Talent verspüre wie zum Wirtschaftsführer oder zum Geologen.

Ich setze also, wenn ich jetzt zur Grenze zwischen Politik und Kultur gehe, einen unproblematischen Untertanen voraus, und doch befindet sich auch ein solcher – wobei ich an den Dichter deutscher Zunge als das mir nächste Beispiel denke – in einer nicht unproblematischen Lage der politischen Repräsentanz seiner Nation gegenüber. Ihre politische Hauptrepräsentanz verlangt bekanntlich derzeit von ihm noch jene völlige Unterordnung, die mit einem Wort, dem anscheinend die deutschen Großeltern erlassen worden sind, eine «totale» genannt worden ist. Diese Unterordnung wird ihm aber nicht nur begreiflicherweise verboten, wenn er einem andern Staat als dem deutschen Reich angehört, sondern es wird dann von ihm auch eine besondere kulturelle Unterordnung verlangt. So erwartet z. B. meine österreichische Heimat von ihren Dichtern mehr oder minder, daß sie österreichische Heimatdichter seien, und es finden sich Kulturgeschichtskonstrukteure, die uns beweisen, daß ein österreichischer Dichter immer etwas anderes gewesen sei als ein deutscher.

In andern Ländern ist Ähnliches im Gange und es haben sich die Ansprüche der verschiedensten Vaterländer und ihrer politischen und socialen Zweckgesinnung dem Begriff der Kultur übergeordnet.

Das ergibt eine Frage, die verschiedene Formen hat, im Grunde aber immer die gleiche ist: Gewinnt man den Begriff der Kultur daraus (und gleichsam als das, «was übrig bleibt»), daß man von der nationalen, bürgerlichen, faschistischen, proletarischen Kultur das abzieht, was an ihr national, bürgerlich usw. ist oder ist ihr Begriff etwas Selbständiges, das sich auf vielerlei Weisen

verwirklichen kann?

Ich glaube, daß sich eine unbefangene Überlegung aus allerhand Gründen für die zweite Auffassung entscheiden muß.

Die Geschichte unseres Zeitalters entwickelt sich in der Richtung auf einen verschärften Kollektivismus. Ich brauche nicht zu sagen, wie sehr sich dieser Kollektivismus in seinen Formen unterscheidet und wie verschieden sein Zukunftswert wahrscheinlich zu beurteilen ist. Politiker pflegen eine herrliche Kultur als die natürliche Beute ihrer Politik anzusehen, so wie früher die Frauen den Siegern zugefallen sind. Ich meine dagegen, daß es für die Herrlichkeit sehr von seiten der Kultur auf die edle Kunst der weiblichen Selbstverteidigung ankommt.

Man kann die Idee einer vielwegigen Geschichtsentwicklung in kollektivistischer Richtung weiter ausführen: aber manchmal drängt sich die einfachere und engere Auffassung auf, daß das Ganze nichts ist als ein Übergreifen und Übergriff der Politik. Alles fühlt sich heute bedroht und mobilisiert alle Mittel.

Zu den Einberufenen gehört auch die Kultur.

Und nicht nur, daß uns der Staat, die Klasse, die Nation, die Rasse und das Christentum reklamieren, sondern diese sind auch selbst unter die Künstler und Gelehrten gegangen.

Die Politik holt sich heute nicht die Ziele bei der Kultur, sondern bringt sie mit und teilt sie aus. Sie lehrt uns, wie wir einzig und allein dichten, malen und philosophieren sollen.

Wir fühlen natürlich auch das Recht des Ganzen und die Pflicht des Einzelnen zur Einordnung. Um so wichtiger ist die Erkenntnis der Grenzen. Die Vorstellung, was zur Kultur gehöre und was nicht, ist dabei um so leichter, je mehr man eine bestimmte Kultur vor Augen hat, und um so schwerer, je mehr es sich um das handelt, was noch Kultur sein oder fähig sein soll, Kultur hervorzubringen.

Kultur ist an keine politische Form gebunden. Sie kann von jeder spezifische Forderungen oder Hemmungen empfangen. Es gibt keine kulturellen Axiome (und namentlich nicht solche des Gefühls), die nicht durch andere ersetzt werden könnten, so daß auf der neuen Basis wieder eine Kultur möglich ist. Das Entscheidende liegt am Ganzen, wie man denn auch nach einzelnen Grundsätzen oder Handlungen von einem Menschen nicht sagen kann, ob er ein Narr oder ein Genie oder ein geborener Verbrecher ist. Ich erinnere zumal an die Bemerkung Nietzsches in den nachgelassenen Fragmenten: «Der Sieg eines moralischen Ideals wird durch dieselben unmoralischen Mittel errungen, wie jeder Sieg: Gewalt, Lüge, Verleumdung, Ungerechtigkeit.»

Wir verstoßen gegen diese Beobachtung jedes Mal, wenn wir uns über eine Roheit und Verkehrtheit des Neuen nicht nur empören, sondern diese persönliche Empörung auch mit den Gesetzen der Schöpfungsgeschichte verwechseln. Es liegt ja nahe, das Gewohnte für das Notwendige zu halten.

Ein Teil der Abneigung gegen stark autoritäre Staatsformen, Bolschewismus und Faschismus, geht bloß auf die Gewöhnung an die parlamentarisch-demokratischen zurück. Diese rufen die gleiche Anhänglichkeit hervor, wie ein vielleicht ein wenig abgetragener, aber bequem gewordener Anzug. Sie gewähren der Kultur ein großes Maß an Freiheit. Aber das gleiche Maß gewähren sie dann auch ihren Schädlingen. Eine Notwendigkeit, das Wesen der Kultur ihnen auf Gedeih und Verderb gleichzusetzen, ist nicht vorhanden. Auch der aufgeklärte Absolutismus ist gut, bloß muß das Absolute aufgeklärt sein.

Wenn man also nicht von einem überlieferten Kultur-Ideal ausgehen kann und sogar annimmt,

daß es heute heftigen Umbildungstendenzen ausgesetzt ist, und wenn man noch dazu nicht genau weiß, was Kultur ist, – denn für uns Schaffende ist Kultur etwas Überliefertes, etwas Erlebtes, durchaus nicht in allem Sympathisches, also eher ein Wille, der in uns und über uns lebt, als eine definierbare Vorstellung, – wonach soll man sich dann richten?

Ich glaube nicht, daß damit alles dem Gutdünken freigegeben ist.

Kultur setzt eine Kontinuität voraus und Ehrfurcht selbst vor dem, was man bekämpft. Schon das ist schwer außer Acht zu lassen.

Sodann darf wohl auch behauptet werden, daß Kultur immer übernational gewesen ist. Die Geschichte der Künste und Wissenschaften ist ein einziges Beispiel dafür. Sogar die Kultur der Primitiven zeigt diese Erscheinung. Namentlich in ihren höchsten Schichten ist die Kultur von übernationalen Beziehungen abhängig, und auch die Genialität ist so verteilt, wie es das Vorkommen anderer Seltenheiten ist.

Und wenn die Kultur selbst nicht übernational wäre, so wäre sie doch sicher noch innerhalb des eigenen Volkes etwas Überzeitliches, das oft große Senkungstrecken überspringt und sich an weit Zurückliegendes anknüpft. Daraus ist zu schließen, daß es denen, die der Kultur dienen, verboten ist, sich restlos mit einem Augenblickszustand ihrer nationalen Kultur zu identifizieren.

Und die Kultur ist nicht eine Überlieferung, die einfach von Hand zu Hand gegeben werden kann, wie die Traditionalisten meinen, sondern dabei ist ein merkwürdiger Vorgang im Spiel: die schöpferischen Menschen übernehmen nicht sowohl das aus anderen Zeiten und Orten Kommende als daß es vielmehr in ihnen neu geboren wird.

Wir wissen ferner, daß die Träger dieses Vorgangs einzelne Personen sind. Die Gemeinschaft wirkt auf das wichtigste mit, aber das Individuum ist zumindest ihr selbsttätiges Instrument. Damit eröffnet sich aber ein großer und recht wohl bekannter Kreis von Bedingungen für das Werden einer Kultur, nämlich alle die, denen die persönliche Schöpfungskraft unterworfen ist. Ohne daß ich das näher ausführen möchte, kehren hier viele politisch mißbrauchte, abgenützte und dann verworfene Begriffe, vom Geschichtlichen gereinigt, als unerläßliche psychologische Voraussetzungen wieder. So beispielsweise Freiheit, Offenheit, Mut, Unbestechlichkeit, Verantwortung und Kritik, diese mehr noch gegen das, was uns verführt, als gegen das, was uns abstößt. Auch die Wahrheitsliebe muß dabei sein, und ich erwähne sie besonders, weil das, was wir Kultur nennen, wohl nicht unmittelbar dem Kriterium der Wahrheit untersteht, aber keinerlei große Kultur auf einem schiefen Verhältnis zur Wahrheit beruhen kann.

Ohne daß solche Eigenschaften von einem politischen Regime in allen Menschen unterstützt werden, kommen sie auch in den besonderen Begabungen nicht zum Vorschein.

Auf die Erkenntnis solcher sozialen Bedingungen hinzuwirken, dürfte für die Selbstverteidigung der Kultur das einzige sein, was sich mit unpolitischen Mitteln erreichen läßt. Für die Beurteilung politischer Formen in ihrem kulturellen Wert und ihren kulturellen Aussichten ist es jedenfalls das Wichtigste.

[ < ]

**Über die Dummheit.**  
**Vortrag auf Einladung des Österreichischen Werkbunds**

gehalten in Wien am 11. und wiederholt am 17. März 1937

### Meine Damen und Herren!

Einer, so sich unterfängt, über die Dummheit zu sprechen, läuft heute Gefahr, auf mancherlei Weise zu Schaden zu kommen; es kann ihm als Anmaßung ausgelegt werden, es kann ihm sogar als Störung der zeitgenössischen Entwicklung ausgelegt werden. Ich selbst habe schon vor etlichen Jahren geschrieben: «Wenn die Dummheit nicht dem Fortschritt, dem Talent, der Hoffnung oder der Verbesserung zum Verwechseln ähnlich sähe, würde niemand dumm sein wollen.» Das ist 1931 gewesen; und niemand wird zu bezweifeln wagen, daß die Welt auch seither noch Fortschritte und Verbesserungen gesehen hat! So entsteht allmählich eine gewisse Unaufschieblichkeit der Frage: Was ist eigentlich Dummheit?

Ich möchte auch nicht außer acht lassen, daß ich als Dichter die Dummheit noch viel länger kenne, könnte ich doch sogar sagen, ich sei manches Mal in kollegialem Verhältnis zu ihr gestanden! Und sobald in der Dichtung ein Mann die Augen aufschlägt, sieht er sich überdies einem kaum beschreiblichen Widerstand gegenüber, der alle Formen annehmen zu können scheint: sei es persönliche, wie etwa die würdige eines Professors der Literaturgeschichte, der, gewohnt, auf unkontrollierbare Entfernungen zu zielen, in der Gegenwart unheilstiftend danebenschießt; sei es luftartig allgemeine, wie die der Umwandlung des kritischen Urteils durch das kaufmännische, seit Gott in seiner uns schwer begreiflichen Güte die Sprache des Menschen auch den Erzeugern von Tonfilmen verliehen hat. Ich habe früher schon ein oder das andere Mal mehr solcher Erscheinungen beschrieben; aber es ist nicht nötig, das zu wiederholen oder zu vervollständigen (und anscheinend wäre es sogar unmöglich angesichts eines Hanges zur Größe, den alles heute hat): es genügt, als sicheres Ergebnis hervorzuheben, daß sich die unkünstlerische Verfassung eines Volkes nicht erst in schlechten Zeiten und auf rüde Weise äußert, sondern auch schon in guten und auf jegliche Weise, so daß Bedrückung und Verbot nur dem Grade nach verschieden sind von Ehrendoktoraten, Akademieberufungen und Preisverteilungen.

Ich habe immer vermutet, daß dieser vielgestaltige Widerstand eines sich der Kunstliebe rühmenden Volkes gegen die Kunst und den feineren Geist nichts als Dummheit sei, vielleicht eine besondere Art davon, eine besondere Kunst- und vielleicht auch Gefühlsdummheit, jedenfalls aber so sich äußere, daß, was wir Schöngeistigkeit nennen, zugleich auch eine Schöndummheit wäre; und ich sehe auch heute nicht gerade viele Gründe, von dieser Auffassung abzugehen. Natürlich läßt sich nicht alles auf die Dummheit schieben, wovon ein so vollmenschliches Anliegen, wie es die Kunst ist, verunstaltet wird; es muß, wie besonders die Erfahrungen der letzten Jahre gelehrt haben, auch für die verschiedenen Arten der Charakterlosigkeit Platz bleiben. Aber nicht dürfte eingewendet werden, daß der Begriff der Dummheit hier nichts zu suchen habe, weil er sich auf den Verstand beziehe, und nicht auf Gefühle, die Kunst hingegen von diesen abhängt. Das wäre ein Irrtum. Selbst der ästhetische *Genuß* ist *Urteil* und Gefühl. Und ich bitte Sie um die Erlaubnis, dieser großen Formel, die ich Kant entlehnt habe, nicht nur die Erinnerung anfügen zu dürfen, daß Kant von einer ästhetischen *Urteilstkraft* und einem *Geschmacksurteil* spricht, sondern auch gleich die Antinomien wiederholen zu dürfen, zu denen es führt:

Thesis: das Geschmacksurteil gründet sich nicht auf Begriffe, denn sonst ließe sich darüber disputieren (durch Beweis entscheiden).

Antithesis: Es gründet sich auf Begriffe, denn sonst ließe sich darüber nicht einmal streiten (eine Einstimmung anstreben).

Und nun möchte ich fragen, ob nicht ein ähnliches Urteil mit ähnlicher Antinomie auch der Politik zugrunde liege und dem Wirrsal des Lebens schlechthin? Und darf man nicht, wo Urteil und Vernunft zu Hause sind, auch ihre Schwestern und Schwesterchen, die verschiedenen Weisen der Dummheit, erwarten? So viel über deren Wichtigkeit. Erasmus von Rotterdam hat in seinem entzückenden und heute noch unverbrauchten «Lob der Torheit» geschrieben, daß ohne gewisse Dummheiten der Mensch nicht einmal auf die Welt käme!

Ein Gefühl von der ebenso schamverletzenden wie gewaltigen Herrschaft der Dummheit über uns legen denn auch viele Menschen an den Tag, indem sie sich freundlich und konspiratorisch überrascht zeigen, sobald sie vernehmen, einer, dem sie Vertrauen schenken, habe vor, dieses Untier beim Namen zu beschwören. Diese Erfahrung habe ich nicht nur anfangs an mir selbst machen können, sondern habe bald auch ihre historische Geltung erfahren, als mir auf der Suche nach Vorgängern in der Bearbeitung der Dummheit – von denen mir auffallend wenige bekannt geworden sind; aber die Weisen ziehen es anscheinend vor, über die Weisheit zu schreiben! – von einem gelehrten Freund der Druck eines im Jahre 1866 gehaltenen Vortrags zugeschickt worden ist, der zum Verfasser Joh. Ed. Erdmann, den Hegelschüler und Hallenser Professor, gehabt hat. Dieser Vortrag, der «Über Dummheit» heißt, beginnt denn gleich damit, daß man schon seine Ankündigung lachend begrüßt habe; und seit ich weiß, daß das sogar einem Hegelianer widerfahren kann, bin ich überzeugt, daß es mit solchem Verhalten der Menschen zu denen, die über Dummheit sprechen wollen, eine besondere Bewandnis hat, und befinde mich sehr unsicher in der Überzeugung, eine gewaltige und tief zwiespältige psychologische Macht herausgefordert zu haben.

Ich will darum auch lieber gleich meine Schwäche bekennen, in der ich mich ihr gegenüber befinde: ich weiß nicht, was sie ist. Ich habe keine Theorie der Dummheit entdeckt, mit deren Hilfe ich mich unterfangen könnte, die Welt zu erlösen; ja, ich habe nicht einmal innerhalb der Schranken wissenschaftlicher Zurückhaltung eine Untersuchung vorgefunden, die sie zu ihrem Gegenstände gemacht hätte, oder auch nur eine Übereinstimmung, die sich wohl oder übel bei der Behandlung verwandter Dinge in Ansehung ihres Begriffs ergeben hätte. Das mag an meiner Unkenntnis liegen, aber wahrscheinlicher ist es, daß die Frage: Was ist Dummheit? so wenig den heutigen Denkgepflogenheiten entspricht wie die Fragen, was Güte, Schönheit oder Elektrizität seien. Trotzdem zieht der Wunsch, sich diesen Begriff zu bilden und eine solche Vorfrage alles Lebens so nüchtern wie möglich zu beantworten, nicht wenig an; darum bin denn auch ich eines Tags der Frage anheimgefallen, was Dummheit wohl «wirklich» sei, und nicht, wie sie paradiere, was zu beschreiben weit eher meine Berufspflicht und -geschicklichkeit gewesen wäre. Und da ich mir weder auf dichterische Weise helfen wollte, noch es auf wissenschaftliche tun konnte, habe ich es auf das naivste versucht, wie es in solchen Fällen allemal nahe liegt, indem ich einfach dem Gebrauch des Wortes dumm und seiner Familie nachging, die üblichsten Beispiele aufsuchte, und was ich gerade aufschrieb, aneinander zu bringen trachtete. Ein solches Verfahren hat leider immer etwas von einer Kohlweißlingsjagd an sich: Was man zu beobachten glaubt, verfolgt man zwar eine Weile, ohne es zu verlieren, aber da aus anderen Richtungen auf ganz gleichen Zickzackwegen auch andere, ganz ähnliche Schmetterlinge herankommen, weiß man bald nicht mehr, ob man noch hinter dem gleichen her sei. So werden also auch die Beispiele aus der Familie Dummheit nicht immer unterscheiden lassen, ob sie noch wirklich urständig zusammenhängen oder bloß äußerlich und unversehens die Betrachtung vom einen zum andren führen, und es wird nicht ganz einfach sein, sie unter einen Hut zu bringen, von dem sich sagen

läßt, er gehöre wirklich zu einem Dummkopf.

Wie man beginnt, ist unter solchen Umständen aber nahezu einerlei, lassen Sie uns also irgendwie beginnen: Am besten wohl gleich bei der Anfangsschwierigkeit, daß jeder, der über Dummheit sprechen oder solchem Gespräch mit Nutzen beiwohnen will, von sich voraussetzen muß, daß er nicht dumm sei; und also zur Schau trägt, daß er sich für klug halte, obwohl es allgemein für ein Zeichen von Dummheit gilt, das zu tun! Geht man nun auf diese Frage ein, warum es als dumm gelte, zur Schau zu tragen, daß man klug sei, so drängt sich zunächst eine Antwort auf, die den Staub von Urväterhausrat an sich zu haben scheint, denn sie meint, es sei vorsichtiger, sich nicht als klug zu zeigen. Es ist wahrscheinlich, daß diese tief mißtrauische, heute aufs erste gar nicht mehr verständliche Vorsicht noch aus Verhältnissen stammt, wo es für den Schwächeren wirklich klüger war, nicht für klug zu gelten: seine Klugheit konnte dem Starken ans Leben gehn! Dummheit hingegen lullt das Mißtrauen ein; sie «entwaffnet», wie noch heutigentags gesagt wird. Spuren solcher alten Pffiffigkeit und Dummlistigkeit finden sich denn auch wirklich noch in Abhängigkeitsverhältnissen, wo die Kräfte so ungleich verteilt sind, daß der Schwächere sein Heil darin sucht, sich dümmer zu stellen als er ist; sie zeigen sich zum Beispiel als sogenannte Bauernschlauheit, dann im Verkehr von Dienstboten mit der bildungszüngigen Herrschaft, im Verhältnis des Soldaten zum Vorgesetzten, des Schülers zum Lehrer und des Kindes zu den Eltern. Es reizt den, der die Macht hat, weniger, wenn der Schwache nicht kann, als wenn er nicht will. Dummheit bringt ihn sogar «in Verzweiflung», also unverkennbar in einen Schwächezustand!

Damit stimmt aufs trefflichste überein, daß ihn die Klugheit leicht «in Harnisch» bringt! Wohl wird sie am Unterwürfigen geschätzt, aber nur so lange, als sie mit bedingungsloser Ergebenheit verbunden ist. In dem Augenblick, wo ihr dieses Leumundszeugnis fehlt und es unsicher wird, ob sie dem Vorteil des Herrschenden dient, wird sie seltener klug genannt als unbescheiden, frech oder tückisch; und es entsteht oft ein Verhältnis, als ginge sie dem Herrschenden mindestens wider die Ehre und Autorität, auch wenn sie ihn nicht wirklich an seiner Sicherheit bedroht. In der Erziehung drückt sich das darin aus, daß ein aufsässiger begabter Schüler mit größerer Heftigkeit behandelt wird als ein aus Dumpfheit widerstrebender. In der Moral hat es zu der Vorstellung geführt, daß ein Wille um so böser sein müsse, je besser das Wissen sei, wider das er handle. Sogar die Justiz ist von diesem persönlichen Vorurteil nicht ganz unberührt geblieben und beurteilt die kluge Ausführung eines Verbrechens meist mit besonderer Ungunst als «raffiniert» und «gefühlroh». Und aus der Politik mag sich jeder die Beispiele holen, wo er sie findet.

Aber auch die Dummheit – so wird hier wohl eingewandt werden müssen – vermag zu reizen und besänftigt durchaus nicht unter allen Umständen. Um es kurz zu machen, sie erregt gewöhnlich Ungeduld, sie erregt in ungewöhnlichen Fällen aber auch Grausamkeit; und die Abscheu einflößenden Ausschreitungen dieser krankhaften Grausamkeit, die landläufig als Sadismus bezeichnet werden, zeigen oft genug dumme Menschen in der Rolle des Opfers. Offenbar rührt dies davon her, daß sie den grausamen leichter als andere zur Beute fallen; aber es scheint auch damit zusammenzuhängen, daß ihre nach allen Seiten fühlbare Widerstandslosigkeit die Einbildung wild macht wie der Blutgeruch die Jagdlust und sie in eine Öde verlockt, wo die Grausamkeit beinahe bloß darum «zu weit» geht, weil sie an nichts mehr eine Grenze findet. Das ist ein Zug von Leiden am Leidenbringer selbst, eine Schwäche, die in seine Roheit eingebettet ist; und obwohl die bevorrechtete Empörung des beleidigten Mitgefühls es selten bemerken läßt, so gehören doch auch zur Grausamkeit, wie zur Liebe, zwei, die zueinander passen! Das zu erörtern, wäre nun freilich wichtig genug in einer Menschheit, die von ihrer «feigen Grausamkeit

gegen Schwächere» (und so lautet doch wohl auch die gebräuchlichste Begriffsbeschreibung des Sadismus) so geplagt ist wie die gegenwärtige; aber in Ansehung des verfolgten Zusammenhangs nach seiner Hauptlinie und beim flüchtigen Einsammeln der ersten Beispiele muß wohl auch das, was davon gesagt worden, schon als Abschweifung gelten, und im ganzen ist davon nicht mehr zu gewinnen, als daß es dumm sein kann, sich klug zu preisen, aber auch nicht immer klug ist, den Ruf der Dummheit zu erwecken. Es läßt sich daran nichts verallgemeinern; oder die einzige Verallgemeinerung, die schon hier zulässig wäre, müßte die sein, daß es das klügste sei, sich in dieser Welt überhaupt so wenig wie möglich bemerkbar zu machen! Und wirklich ist dieser abschließende Strich unter alle Weisheit auch nicht gar selten gezogen worden. Noch öfter aber wird von dem menschenscheuen Ergebnis bloß halber oder nur sinnbildlich-stellvertretender Gebrauch gemacht, und dann führt es die Betrachtung in den Kreis der Bescheidenheitsgebote und noch umfassenderer Gebote ein, ohne daß sie den Bereich der Dummheit und Klugheit ganz zu verlassen hätte.

Sowohl aus Angst, dumm zu erscheinen, als auch aus der, den Anstand zu verletzen, halten sich viele Menschen zwar für klug, sagen es aber nicht. Und wenn sie sich doch gezwungen fühlen, davon zu sprechen, umschreiben sie es, indem sie etwa von sich sagen: «Ich bin *nicht dümmer* als andere.» Noch beliebter ist es, so unbeteiligt und sachlich wie möglich die Bemerkung anzubringen: «Ich darf von mir wohl sagen, daß ich eine normale Intelligenz besitze.» Und manchmal kommt die Überzeugung von der eigenen Klugheit auch hintenherum zum Vorschein, so etwa in der Redensart: «Ich lasse mich nicht dumm machen!» Um so bemerkenswerter ist es, daß sich nicht nur der heimliche einzelne Mensch in seinen Gedanken als überaus klug und wohlausgestattet ansieht, sondern daß auch der geschichtlich wirkende Mensch von sich, sobald er die Macht dazu hat, sagt oder sagen läßt, daß er über alle Maßen klug, erleuchtet, würdig, erhaben, gnädig, von Gott auserlesen und zur Historie berufen sei. Ja, er sagt es auch von einem anderen gern, von dessen Widerspiegelung er sich bestrahlt fühlt. In Titeln und Anreden, wie Majestät, Eminenz, Exzellenz, Magnifizenz, Gnaden und ähnlichen hat sich das versteint erhalten und ist kaum noch von Bewußtsein beseelt; aber in voller Lebendigkeit zeigt es sich alsogleich wieder, wenn der Mensch heute als Masse spricht. Namentlich ein gewisser unterer Mittelstand des Geistes und der Seele ist dem Überhebungsbedürfnis gegenüber völlig schamlos, sobald er im Schutz der Partei, Nation, Sekte oder Kunstrichtung auftritt und Wir statt Ich sagen darf.

Mit einem Vorbehalt, wie er sich von selbst versteht und beiseite bleiben mag, läßt sich diese Überheblichkeit auch Eitelkeit nennen, und wirklich wird die Seele vieler Völker und Staaten heute von Gefühlen beherrscht, unter denen unleugbar die Eitelkeit einen vordersten Platz einnimmt; zwischen Dummheit und Eitelkeit besteht aber seit alters eine innige Beziehung, und vielleicht gibt sie einen Fingerzeig. Ein dummer Mensch wirkt gewöhnlich schon darum eitel, weil ihm die Klugheit fehlt, es zu verbergen; aber eigentlich bedarf es nicht erst dessen, denn die Verwandtschaft von Dummheit und Eitelkeit ist eine unmittelbare: Ein eitler Mensch erweckt den Eindruck, daß er weniger leistet, als er könnte; er gleicht einer Maschine, die ihren Dampf an einer undichten Stelle entweichen läßt. Der alte Spruch: «Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz» meint nichts als das, ebenso wie der Ausdruck, daß Eitelkeit «verblende». Es ist wirklich die Erwartung einer Minderleistung, was wir mit dem Begriff der Eitelkeit verbinden, denn das Wort «eitel» besagt in seiner Hauptbedeutung beinahe das gleiche wie «vergeblich». Und diese Verminderung der Leistung wird auch dort erwartet, wo in Wahrheit Leistung ist: Eitelkeit und Talent sind ja nicht selten auch miteinander verbunden; aber wir empfangen dann den Eindruck, es könnte noch mehr geleistet werden, hinderte sich der Eitle nicht selbst daran. Diese zäh anhaftende Vorstellung der Leistungsverminderung wird sich später auch als die allgemeinste Vorstellung herausstellen, die wir von Dummheit haben.



Das eitle Verhalten wird aber bekanntlich nicht darum gemieden, weil es dumm sein kann, sondern vornehmlich auch als Störung des Anstands. «Eigenlob stinkt», sagt ein Kernwort, und es bedeutet, daß Großsprecherei, viel von sich selbst zu reden und sich zu rühmen, nicht nur als unklug, sondern auch als unanständig gilt. Wenn ich nicht irre, gehören die davon verletzten Forderungen des Anstands zu den vielgestaltigen Geboten der Zurückhaltung und des Abstandhaltens, die dazu bestimmt sind, den Eigendünkel zu schonen, wobei vorausgesetzt wird, dieser sei in einem anderen nicht geringer als in einem selbst. Solche Distanzgebote richten sich auch gegen den Gebrauch zu offener Worte, regeln Gruß und Anrede, gestatten nicht, daß man einander ohne Entschuldigung widerspreche, oder daß ein Brief mit dem Worte Ich beginne, kurz, sie fordern die Beachtung gewisser Regeln, damit man einander nur nicht «zu nahe trete». Ihre Aufgabe ist es, den Umgang auszugleichen und zu ebnen, die Nächsten- und Eigenliebe zu erleichtern und gleichsam auch eine mittlere Temperatur des menschlichen Verkehrs zu erhalten; und solche Vorschriften finden sich in jeder Gesellschaft vor, in der primitiven sogar noch mehr als in der hochzivilisierten, ja auch die wortlose tierische kennt sie, was sich vielen ihrer Zeremonien leicht ablesen läßt. Im Sinne dieser Distanzgebote ist es aber nicht nur untersagt, sich selbst, sondern auch andere aufdringlich zu loben. Jemand ins Gesicht zu sagen, daß er ein Genie oder ein Heiliger sei, wäre fast ebenso ungeheuerlich, wie es von sich selbst zu behaupten; und sich selbst das Gesicht zu beschmieren und die Haare zu raufen, wäre nach heutigem Gefühl nicht besser, als einen andern zu beschimpfen. Man begnügt sich mit den Bemerkungen, daß man nicht gerade dümmer oder schlechter als andere sei, wie es denn auch vorhin schon erwähnt worden ist!

Es sind offenbar die maßlosen und zuchtlosen Äußerungen, worauf in geordneten Zuständen der Bann ruht. Und so vorhin von der Eitelkeit die Rede war, darin Völker und Parteien sich heute in Ansehung ihrer Erleuchtung überheben, muß jetzt nachgeholt werden, daß die sich auslebende Mehrzahl – geradeso wie der einzelne Größenwahnsinnige in seinen Tagträumen – nicht nur die Weisheit gepachtet hat, sondern auch die Tugend und sich tapfer, edel, unbesieglich, fromm und schön vorkommt; und daß in der Welt besonders ein Hang ist, daß sich die Menschen, wo sie in großer Zahl auftreten, alles gestatten, was ihnen einzeln verboten ist. Diese Vorrechte des groß gewordenen Wir machen heute geradezu den Eindruck, daß die zunehmende Zivilisierung und Zähmung der Einzelperson durch eine im rechten Verhältnis wachsende Entzivilisierung der Nationen, Staaten und Gesinnungsbünde ausgeglichen werden soll; und offenbar tritt darin eine Affektstörung, eine Störung des affektiven Gleichgewichts in Erscheinung, die im Grunde dem Gegensatz von Ich und Wir und auch aller moralischen Bewertung vorangeht. Aber ist das – wird man wohl fragen müssen – noch Dummheit, ja hängt es mit Dummheit auch nur auf irgend eine Art noch zusammen?

Verehrte Zuhörer! Niemand zweifelt daran! Aber lassen Sie uns lieber doch noch vor der Antwort an einem Beispiel, das nicht unliebenswürdig ist, Atem holen! Wir alle, wenn auch vornehmlich wir Männer, und besonders alle bekannten Schriftsteller, kennen die Dame, die uns durchaus den Roman ihres Lebens anvertrauen möchte und deren Seele sich anscheinend immer in interessanten Umständen befunden hat, ohne daß es zu einem Erfolg gekommen wäre, den sie vielmehr erst von uns erwartet. Ist diese Dame dumm? Irgend etwas aus der Fülle der Eindrücke Kommendes pflegt uns zuzuflüstern: Sie ist es! Aber die Höflichkeit wie auch die Gerechtigkeit erfordern die Einräumung, daß sie es nicht durchaus und immer ist. Sie spricht viel von sich, und sie spricht überhaupt viel. Sie urteilt sehr bestimmt und über alles. Sie ist eitel und unbescheiden. Sie belehrt uns oft. Sie ist gewöhnlich mit ihrem Liebesleben nicht in Ordnung, und überhaupt glückt ihr das Leben nicht so recht. Aber gibt es denn nicht andere Arten von Menschen, auf die alles oder das meiste davon auch zutrifft? Viel von sich zu sprechen, ist beispielsweise auch eine

Unart der Egoisten, der Unruhigen und sogar einer Art von Schwermütigen. Und alles zusammen trifft vornehmlich auf die Jugend zu; bei der es geradezu unter die Wachstumserscheinungen gehört, viel von sich zu sprechen, eitel zu sein, belehrend und mit dem Leben nicht recht in Ordnung, mit einem Wort, genau die gleichen Abweichungen von Klugheit und Anstand aufzuweisen, ohne daß sie deshalb dumm wäre oder dümmer, als es auf natürliche Weise dadurch bedingt ist, daß sie – eben noch nicht klug geworden ist!

Meine Damen und Herrn! Die Urteile des täglichen Lebens und seiner Menschenkunde treffen eben wohl meistens zu, gewöhnlich aber auch noch daneben. Sie sind nicht um einer richtigen Lehre willen entstanden, sondern stellen eigentlich bloß geistige Zustimmung- und Abwehrbewegungen dar. Auch dieses Beispiel lehrt also nur, daß etwas dumm sein kann, aber es nicht sein muß, daß die Bedeutung mit der Verbindung wechselt, in der etwas auftritt, und daß die Dummheit dicht verwoben mit anderem ist, ohne daß irgendwo der Faden hervorstünde, der das Gewebe in einem Zug auftrennen läßt. Sogar die Genialität und die Dummheit hängen unlöslich zusammen, und daß es, bei Androhung der Strafe, für dumm zu gelten, verboten ist, viel zu reden und viel von sich zu reden, wird von der Menschheit auf eigentümliche Weise umgangen: durch den Dichter. Er darf im Namen der Menschlichkeit erzählen, daß es ihm geschmeckt hat, oder daß die Sonne am Himmel steht, darf sich selbst offenbaren, Geheimnisse ausplaudern, Geständnisse machen, rücksichtslos persönliche Rechenschaft ablegen (wenigstens halten viele Dichter darauf!); und alles das sieht ganz so aus, als ob sich die Menschheit da in einer Ausnahme etwas gestattete, was sie sich sonst verböte. Sie spricht auf diese Weise unablässig von sich selbst und hat mit Hilfe des Dichters die gleichen Geschichten und Erlebnisse schon millionenmal erzählt, bloß die Umstände abwandelnd, ohne daß irgendein Fortschritt und Sinnesgewinn für sie hervorgekommen wäre: sollte sie da, im Gebrauch, den sie von ihrer Dichtung macht, und in deren Anpassung an diesen Gebrauch, nicht am Ende auch der Dummheit verdächtig sein? Ich, für meine Person, halte das keineswegs für unmöglich!

Zwischen den Anwendungsbereichen der Dummheit und der Unmoral – letzteres Wort in dem heute nicht üblichen weiteren Sinn verstanden, der beinahe das gleiche wie Ungeistigkeit, aber nicht wie Unverständigkeit, ist – besteht jedenfalls eine verwickelte Identität und Verschiedenheit. Und dieses Zusammengehören ist ohne Zweifel ähnlich, wie es Joh. Ed. Erdmann an einer bedeutenden Stelle seines vorhin erwähnten Vortrags mit den Worten ausgedrückt hat, daß die Roheit «die Praxis der Dummheit» sei. Er sagte: «Worte sind ... nicht die einzige Erscheinung eines Geisteszustandes. Derselbe offenbart sich auch in Handlungen. So auch die Dummheit. Das Dumm-nicht nur sein, sondern handeln, das Dummheiten begehen» – also die Praxis der Dummheit – «oder die Dummheit in Action, nennen wir Rohheit.» Diese gewinnende Behauptung lehrt nun nicht weniger, als daß Dummheit ein Gefühlsfehler sei – denn Roheit ist doch einer! Und das führt gradeswegs in die Richtung jener «Affektstörung» und «Störung des affektiven Gleichgewichts» zurück, die andeutungsweise schon erwähnt werden konnte, ohne daß sie eine Erklärung gefunden hätte. Auch die in Erdmanns Worten liegende Erklärung kann mit der Wahrheit nicht ganz übereinstimmen, denn abgesehen davon, daß sie bloß auf den rohen, ungeschliffenen einzelnen Menschen im Gegensatz zur «Bildung» gezielt hat und keineswegs alle Anwendungsformen der Dummheit umfaßt, ist doch auch die Roheit nicht bloß eine Dummheit, und die Dummheit nicht bloß eine Roheit, und es bleibt darum an dem Verhältnis von Affekt und Intelligenz, wenn sie sich zur «angewandten Dummheit» vereinen, noch manches zu erklären, das erst, und am besten wohl wieder an Beispielen, hervorgekehrt werden muß.

Sollen dabei die Umriss des Begriffes der Dummheit richtig hervortreten, ist es vor allem

anderen nötig, das Urteil zu lockern, daß die Dummheit bloß oder vornehmlich ein Mangel an Verstand sei; wie denn auch schon erwähnt worden ist, daß die allgemeinste Vorstellung, die wir von ihr haben, die des Versagens bei den verschiedensten Tätigkeiten, die des körperlichen und geistigen Mangels schlechthin zu sein scheint. Es gibt dafür in unseren heimischen Mundarten ein ausdrucksvolles Beispiel, die Bezeichnung der Schwerhörigkeit, also eines körperlichen Fehlers, mit dem Worte «derisch» oder «terisch», das wohl «törisch» heißt und damit der Dummheit nahe steht. Denn genau so wie da wird der Vorwurf der Dummheit volksmäßig auch sonst gebraucht. Wenn ein Wettkämpfer im entscheidenden Augenblick nachläßt oder einen Fehler begeht, sagt er nachher: «Ich bin wie vernagelt gewesen!» oder: «Ich weiß nicht, wo ich meinen Kopf gehabt hab'!», obgleich der Anteil des Kopfes am Schwimmen oder Boxen immerhin als unscharf begrenzt gelten darf. Ebenso wird unter Knaben und Sportbrüdern einer, der sich ungeschickt anstellt, dumm heißen, auch wenn er ein Hölderlin ist. Auch gibt es geschäftliche Verhältnisse, unter denen ein Mensch, der nicht listig und gewissenlos ist, als dumm gilt. Alles in allem sind das die Dummheiten zu älteren Klugheiten als der, die heute öffentlich in Ehren steht; und wenn ich gut unterrichtet bin, sind in der altgermanischen Zeit nicht nur die moralischen Vorstellungen, sondern auch die Begriffe von dem, was kundig, erfahren, weise ist, also die intellektuellen Begriffe in Beziehung zu Krieg und Kampf gestanden. So hat jede Klugheit ihre Dummheit, und sogar die Tierpsychologie hat in ihren Intelligenzprüfungen herausgefunden, daß sich jedem «Typus von Leistung» ein «Typus von Dummheit» zuordnen lasse.

Wollte man darum einen allgemeinsten Begriff der Klugheit suchen, so ergäbe sich aus diesen Vergleichen etwa der Begriff der Tüchtigkeit, und alles, was untüchtig ist, könnte dann gelegentlich auch dumm heißen; in Wirklichkeit ist es auch dann so, wenn die zu einer Dummheit gehörende Tüchtigkeit nicht wörtlich als Klugheit angesprochen wird. Welche Tüchtigkeit dabei im Vordergrund steht und zu einer Zeit den Begriff der Klugheit und Dummheit mit ihrem Inhalt erfüllt, hängt von der Form des Lebens ab. In Zeiten persönlicher Unsicherheit werden sich List, Gewalt, Sinnesschärfe und körperliche Geschicklichkeit im Begriff der Klugheit ausprägen, in Zeiten vergeistigter – mit den leider nötigen Einschränkungen läßt sich auch sagen: – bürgerlicher Lebensgesinnung tritt die Kopfarbeit an ihre Stelle. Richtiger gesagt, es sollte das die höhere Geistesarbeit tun, aber im Gang der Dinge ist daraus das Übergewicht der Verstandesleistung geworden, das der geschäftigen Menschheit in das leere Gesicht unter der harten Stirn geschrieben steht; und so ist es gekommen, daß heute Klugheit und Dummheit, als könnte es gar nicht anders sein, bloß auf den Verstand und die Grade seiner Tüchtigkeit bezogen werden, obwohl das mehr oder minder einseitig ist.

Die mit dem Worte dumm von Ursprung verbundene allgemeine Vorstellung der Untüchtigkeit – sowohl in der Bedeutung der Untüchtigkeit zu allem als auch in der Bedeutung jeder beliebigen Untüchtigkeit – hat denn auch eine recht eindruckliche Folge, nämlich die, daß «dumm» und «Dummheit», weil sie die generelle Unfähigkeit bedeuten, gelegentlich für jedes Wort einspringen können, das eine besondere bezeichnen soll. Das ist einer der Gründe, warum der gegenseitige Vorwurf der Dummheit heute so ungeheuerlich verbreitet ist. (In andrem Zusammenhang auch die Ursache davon, daß sich der Begriff so schwer abgrenzen läßt, wie unsere Beispiele gezeigt haben.) Man sehe sich die Bemerkungen an, die sich an den Rändern anspruchsvollerer Romane vorfinden, die längere Zeit im fast anonymen Leihbüchereiverkehr gestanden sind; hier, wo der Leser mit dem Dichter allein ist, drückt sich sein Urteil mit Vorliebe in dem Worte «dumm!» aus oder in dessen Äquivalenten, wie «blöd!», «Unsinn!», «unaussprechliche Dummheit!» und ähnlichem. Und ebenso sind das die ersten Worte der Empörung, wenn der Mensch in Theateraufführungen oder Bilderausstellungen gegen den

Künstler in Masse auftritt und Anstoß nimmt. Auch des Wortes «Kitsch» wäre hier zu gedenken, das als erstes Urteil unter Künstlern selbst so beliebt ist wie kein anderes; ohne daß sich aber, wenigstens meines Wissens nicht, sein Begriff bestimmen und seine Verwendbarkeit erklären ließe, es sei denn durch das Zeitwort «verkitschen», das in mundartlichem Gebrauch soviel besagt wie «unter dem Preis abgeben» oder «verschleudern». «Kitsch» hat also die Bedeutung von zu billiger oder Schleuderware und ich glaube wohl, daß sich dieser Sinn, natürlich ins Geistige übertragen, jedesmal unterlegen läßt, wo das Wort unbewußt richtig gebraucht wird.

Da Schleuderware, Kram hauptsächlich nach der mit ihnen verbundenen Bedeutung von untüchtiger, untauglicher Ware in das Wort eingehen, die Untüchtigkeit und Untauglichkeit aber auch die Grundlage für den Gebrauch des Wortes dumm bildet, ist es kaum eine Übertreibung zu behaupten, daß wir geneigt sind, alles, was uns nicht recht ist – zumal wenn wir es, abgesehen davon, als hoch- oder schöngeistig zu achten vorgeben! – als «irgendwiedumm» anzusprechen. Und zur Bestimmung dieses «Irgendwie» ist es bedeutsam, daß der Gebrauch der Dummheitsausdrücke innig durchdrungen wird von einem zweiten, der die ebenso unvollkommenen Ausdrücke für das Gemeine und sittlich Widerwärtige umfaßt, was den Blick zu etwas zurückleitet, das ihm schon einmal aufgefallen ist, zu der Schicksalsgemeinschaft der Begriffe «dumm» und «unanständig». Denn nicht nur «Kitsch», der ästhetische Ausdruck intellektueller Herkunft, sondern auch die moralischen Worte «Dreck!», «widerlich!», «scheußlich!», «krankhaft!», «frech!» sind kernhaft-unentwickelte Kunstkritiken und Urteile über das Leben. Vielleicht enthalten diese Ausdrücke aber noch eine geistige Anstrengung, einen Unterschied an Bedeutung, auch wenn sie unterschiedslos benutzt werden; dann springt als letztes für sie der wirklich schon halb sprachlose Ausruf «Solch eine Gemeinheit!» ein, der alles andere ersetzt und sich mit dem Ausruf «Solch eine Dummheit!» in die Herrschaft der Welt zu teilen vermag. Denn offenbar ist es so, daß diese beiden Worte gelegentlich für alle anderen einspringen können, weil «dumm» die Bedeutung der generellen Untüchtigkeit und «gemein» die der generellen Sittenverletzung angenommen hat; und belauscht man, was Menschen heute über einander sagen, so scheint es, daß das Selbstporträt der Menschheit, wie es unbeaufsichtigt aus gegenseitigen Gruppenaufnahmen entsteht, durchaus nur aus den Abwandlungen dieser beiden mißfarbenen Worte gemischt ist!

Vielleicht lohnt es sich, darüber nachzudenken. Sonder Zweifel stellen sie beide die unterste Stufe eines nicht zur Ausbildung gelangenden Urteils, eine noch völlig ungegliederte Kritik dar, die wohl fühlt, etwas sei falsch, aber nicht anzugeben vermag, was. Der Gebrauch dieser Worte ist der schlichteste und der schlechteste abwehrende Ausdruck, der sich finden läßt, er ist der Anfang einer Erwiderung und schon auch ihr Ende. Das hat etwas von einem «Kurzschluß» an sich und wird besser verständlich, wenn berücksichtigt wird, daß Dumm und Gemein, was immer sie bedeuten mögen, auch als Schimpfworte benutzt werden. Denn die Bedeutung von Schimpfworten liegt bekanntlich nicht so sehr an ihrem Inhalt als an ihrem Gebrauch; und viele unter uns mögen die Esel lieben, werden aber beleidigt sein, wenn man sie einen nennt. Das Schimpfwort vertritt nicht, was es vorstellt, sondern ein Gemisch von Vorstellungen, Gefühlen und Absichten, das es nicht im mindesten auszudrücken, sondern nur zu signalisieren vermag. Nebenbei bemerkt, ist ihm das mit den Mode- und Fremdworten gemeinsam, weshalb solche unentbehrlich erscheinen, auch wenn sie sich vollkommen ersetzen ließen. Aus diesem Grunde ist an Schimpfworten auch etwas unvorstellbar Aufregendes, das wohl mit ihrer Absicht übereinstimmt, aber nicht mit ihrem Inhalt; und am deutlichsten zeigt sich das vielleicht an den Hänsel- und Neckworten der Jugend: ein Kind kann «Busch!» oder «Moritz!» sagen und damit ein anderes auf Grund geheimer Beziehungen in Raserei versetzen.

Was sich so von den Schimpf-, Neck-, Mode- und Fremdworten sagen läßt, läßt sich aber auch von den Witz-, Schlag- und Liebesworten sagen; und das Gemeinsame aller dieser, sonst so ungleichartigen, Worte ist es, daß sie im Dienst eines Affekts stehn und daß es gerade ihre Ungenauigkeit und ihre Unsachlichkeit sind, was sie im Gebrauch befähigt, ganze Bereiche besser zutreffender, sachlicher und richtiger Worte zu verdrängen. Offenbar besteht im Leben manchmal ein Bedürfnis darnach, und sein Wert soll ihm gelassen werden; aber dumm, sozusagen die gleichen Wege wandelnd wie die Dummheit, ist es ohne Zweifel, was in solchen Fällen geschieht; dieser Zusammenhang läßt sich am deutlichsten an einem Haupt- und Staatsbeispiel der Kopfflosigkeit, an der Panik studieren. Wenn etwas auf einen Menschen einwirkt, das zu stark für ihn ist, sei es ein jäher Schreck oder ein anhaltender seelischer Druck, so kommt es vor, daß dieser Mensch plötzlich «etwas Kopfloses» tut. Er kann zu brüllen beginnen, im Grunde nicht anders, als es ein Kind macht, kann «blindlings» vor einer Gefahr davonlaufen oder sich ebenso blindlings in die Gefahr stürzen, eine berstende Neigung zum Zerstören, zum Schimpfen oder zum Jammern kann ihn erfassen. Alles in allem wird er an Stelle einer zweckmäßigen Handlung, die von seiner Lage gefordert würde, eine Fülle anderer hervorbringen, die scheinbar immer, allzu oft aber auch wirklich zwecklos, ja zweckwidrig sind. Man kennt diese Art des Widerspiels am besten durch den «panischen Schreck»; aber wenn das Wort nicht zu eng verstanden wird, läßt sich auch von Paniken der Wut, der Gier und sogar der Zärtlichkeit sprechen, wie denn auch überall dort, wo sich ein Aufregungszustand auf eine ebenso lebhaft wie blinde und sinnlose Weise nicht genügtun kann. Daß es eine Panik der Tapferkeit gebe, die sich von der der Angst bloß durch die umgekehrte Wirkungsrichtung unterscheidet, ist von einem ebenso geistvollen wie tapferen Manne bereits längst bemerkt worden.

Psychologisch wird das, was sich beim Eintreten einer Panik abspielt, als ein Aussetzen der Intelligenz, und überhaupt der höheren geistigen Artung, angesehen, an deren Stelle älteres seelisches Getriebe zum Vorschein kommt; aber es darf wohl hinzugefügt werden, daß mit der Lähmung und Abschnürung des Verstandes in solchen Fällen nicht sowohl ein Hinabsinken zum instinktiven Handeln vor sich geht als vielmehr eines, das durch diesen Bereich hindurch bis zu einem Instinkt der letzten Not und einer letzten Notform des Handelns führt. Diese Handlungsweise hat die Form völliger Verwirrung, sie ist planlos und scheinbar von der Vernunft wie von jedem rettenden Instinkt verlassen; aber ihr unbewußter Plan ist der, die Qualität der Handlungen durch deren Zahl zu ersetzen, und ihre nicht geringe List beruht auf der Wahrscheinlichkeit, daß sich unter hundert blinden Versuchen, die Nieten sind, auch ein Treffer findet. Ein Mensch in seiner Kopfflosigkeit, ein Insekt, das so lange gegen die geschlossene Fensterhälfte stößt, bis es durch Zufall bei der geöffneten ins Freie «stürzt», sie tun in Verwirrung nichts anderes, als es mit berechnender Überlegung die Kriegstechnik tut, wenn sie ein Ziel mit einer Feuergarbe oder mit Streufeuer «eindeckt», ja schon wenn sie ein Schrapnell oder eine Granate anwendet.

Mit anderen Worten heißt das, ein gezieltes Handeln durch ein voluminöses vertreten zu lassen, und nichts ist so menschlich, wie die Beschaffenheit von Worten oder Handlungen durch deren Menge zu ersetzen. Nun ist an dem Gebrauch undeutlicher Worte aber etwas sehr dem Gebrauch vieler Worte Ähnliches, denn je undeutlicher ein Wort ist, um so größer ist der Umfang dessen, worauf es bezogen werden kann; und von der Unsachlichkeit gilt das gleiche. Sind diese dumm, so ist Dummheit durch sie mit dem Zustand der Panik verwandt, und auch der übermäßige Gebrauch dieses Vorwurfs und seinesgleichen wird einem seelischen Rettungsversuch mit archaisch-primitiven – und, wie wohl mit Recht gesagt werden kann, krankhaften – Methoden nicht allzu fern stehen. Und wirklich läßt sich an dem rechten Gebrauch des Vorwurfs, etwas sei wahrhaftig eine Dummheit oder eine Gemeinheit, nicht nur ein Aussetzen der Intelligenz

erkennen, sondern auch die blinde Neigung zum sinnlosen Zerstören oder Flüchten. Diese Worte sind nicht nur Schimpfworte, sondern sie vertreten einen ganzen Schimpfanfall. Wo etwas bloß noch durch sie ausgedrückt werden kann, ist die Tätlichkeit nahe. Auf früher erwähnte Beispiele zurückzukommen, Bilder werden in solchen Fällen mit Regenschirmen angegriffen (noch dazu an Stelle dessen, der sie gemalt hat), Bücher werden, als ließen sie sich so entgiften, zur Erde geschleudert. Aber auch der entmächtigende Druck ist vorhanden, der dem vorangeht und von dem es befreien soll: man «erstickt fast» an seinem Ärger; «kein Wort genügt», außer eben den allgemeinsten und sinnärmsten; es bleibt einem «die Sprache weg», man muß sich «Luft schaffen». Das ist der Grad der Sprachlosigkeit, ja Gedankenlosigkeit, der dem Zerbersten vorangeht! Er bedeutet einen schweren Zustand der Unzulänglichkeit, und schließlich wird der Ausbruch dann gewöhnlich mit den tief durchsichtigen Worten eingeleitet, daß einem «endlich etwas *zu* dumm geworden» sei. Dieses Etwas ist man aber selbst. In Zeiten, wo große, zupackende Tatkraft sehr geschätzt wird, ist es notwendig, sich auch an das zu erinnern, was ihr manchmal zum Verwechseln ähnlich sieht.

Meine Damen und Herren! Man spricht heute vielfach von einer Vertrauenskrise der Humanität, einer Krise des Vertrauens, das bis jetzt noch in die Menschlichkeit gesetzt wird; sie ließe sich auch eine Panik nennen, die im Begriffe ist, an die Stelle der Sicherheit zu treten, daß wir imstande seien, unsere Angelegenheiten in Freiheit und mit Vernunft zu führen. Und wir dürfen uns nicht darin täuschen, daß diese beiden sittlichen, und auch sittlich-künstlerischen Begriffe, Freiheit und Vernunft, die als Wahrzeichen der Menschenwürde aus dem klassischen Zeitalter der deutschen Weltbürgerlichkeit auf uns gekommen sind, schon seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts oder einem wenigen später nicht mehr so ganz bei Gesundheit gewesen sind. Sie sind allmählich «außer Kurs» gekommen, man hat nichts mehr mit ihnen «anzufangen» gewußt, und daß man sie einschrumpfen ließ, ist weniger der Erfolg ihrer Gegner als der ihrer Freunde gewesen. Wir dürfen uns also auch nicht darin täuschen, daß wir, oder die nach uns, wohl nicht zu diesen unveränderten Vorstellungen zurückkehren werden; unsere Aufgabe, und der Sinn der dem Geist auferlegten Prüfungen, wird es vielmehr sein – und das ist die so selten begriffene schmerzlich-hoffnungsvolle Aufgabe eines jeden Zeitgeschlechts – den immer nötigen, ja sehr erwünschten Übergang zum Neuen mit möglichst geringen Verlusten zu vollziehen! Und um so mehr, als man den Übergang auf bewahrend-veränderte Ideen, der zur rechten Zeit stattfinden muß, verabsäumt hat, bedarf man bei solchem Tun helfender Vorstellungen von dem, was wahr, vernünftig, bedeutend, klug, und also in verkehrter Spiegelung auch von dem, was dumm ist. Welcher Begriff oder Teilbegriff der Dummheit läßt sich aber bilden, wenn der des Verstandes und der Weisheit wankt? Wie sehr sich die Anschauungen mit den Zeiten ändern, dafür möchte ich als ein kleines Beispiel bloß anführen, daß in einem ehemals sehr bekannten psychiatrischen Lehrbuch die Frage: «Was ist Gerechtigkeit?» und die Antwort darauf: «Daß der *andere* bestraft wird!» als ein Fall von Imbezillität angeführt werden, wogegen sie heute die Grundlage einer viel erörterten Rechtsauffassung bilden. Ich fürchte also, daß sich selbst die bescheidensten Ausführungen nicht werden abschließen lassen, ohne auf einen von zeitlichen Wandlungen unabhängigen Kern wenigstens hinzudeuten. So ergeben sich noch einige Fragen und Bemerkungen.

Ich habe kein Recht, als Psychologe aufzutreten, und will es auch nicht tun, aber wenigstens einen flüchtigen Blick in diese Wissenschaft zu werfen, ist wohl das erste, wovon man sich in unserem Fall Hilfe erhoffen wird. Die ältere Psychologie hat zwischen Empfindung, Wille, Gefühl und Vorstellungsvermögen oder Intelligenz unterschieden, und für sie ist es klar gewesen, daß Dummheit ein geringer Grad von Intelligenz sei. Die heutige Psychologie hat die elementare Unterscheidung der Seelenvermögen aber ihrer Wichtigkeit entkleidet, hat die gegenseitige

Abhängigkeit und Durchdringung der verschiedenen Leistungen der Seele erkannt und – hat damit die Antwort auf die Frage, was Dummheit psychologisch bedeute, viel weniger einfach gemacht. Es gibt natürlich eine bedingte Selbständigkeit der Verstandesleistung auch nach heutiger Auffassung, doch sind dabei selbst in den ruhigsten Verhältnissen Aufmerksamkeit, Auffassung, Gedächtnis und anderes, ja beinahe alles, was dem Verstand angehört, wahrscheinlich auch von den Eigenschaften des Gemüts abhängig; wozu dann überdies noch im bewegten Erleben ebenso wie im durchgeistigten eine zweite Durchdringung von Intelligenz und Affekt kommt, die schier unlöslich ist. Und diese Schwierigkeit, Verstand und Gefühl im Begriff der Intelligenz auseinanderzuhalten, spiegelt sich natürlich auch im Begriff der Dummheit wider; und wenn zum Beispiel von der medizinischen Psychologie das Denken geistesschwacher Menschen mit Worten beschrieben wird wie: arm, ungenau, unfähig der Abstraktion, unklar, langsam, ablenkbar, oberflächlich, einseitig, steif, umständlich, überbeweglich, zerfahren, so läßt sich ohneweiters erkennen, daß diese Eigenschaften teils auf den Verstand, teils auf das Gefühl hinweisen. Man darf also wohl sagen: Dummheit und Klugheit hängen sowohl vom Verstand als auch vom Gefühl ab; und ob das eine oder das andere mehr, ob zum Beispiel bei der Imbezillität die Schwäche der Intelligenz «im Vordergrund steht» oder bei manchem angesehenen moralischen Rigoristen die Lahmheit des Gefühls, das mag den Fachleuten überlassen bleiben, indes wir Laien uns auf etwas freiere Weise behelfen müssen.

Im Leben versteht man unter einem dummen Menschen gewöhnlich einen, der «ein bißchen schwach im Kopf» ist. Außerdem gibt es aber auch die verschiedenartigsten geistigen und seelischen Abweichungen, von denen selbst eine unbeschädigt eingeborene Intelligenz so behindert und durchkreuzt und irregeführt werden kann, daß es im ganzen auf etwas hinausläuft, wofür dann die Sprache wieder nur das Wort Dummheit zur Verfügung hat. Dieses Wort umfaßt also zwei im Grunde sehr verschiedene Arten: eine ehrliche und schlichte Dummheit und eine andere, die, ein wenig paradox, sogar ein Zeichen von Intelligenz ist. Die erstere beruht eher auf einem schwachen Verstand, die letztere eher auf einem Verstand, der bloß im Verhältnis zu irgend etwas zu schwach ist, und diese ist die weitaus gefährlichere.

Die ehrliche Dummheit ist ein wenig schwer von Begriff und hat, was man eine «lange Leitung» nennt. Sie ist arm an Vorstellungen und Worten und ungeschickt in ihrer Anwendung. Sie bevorzugt das Gewöhnliche, weil es sich ihr durch seine öftere Wiederholung fest einprägt, und wenn sie einmal etwas aufgefaßt hat, ist sie nicht geneigt, es sich so rasch wieder nehmen zu lassen, es analysieren zu lassen oder selbst daran zu deuteln. Sie hat überhaupt nicht wenig von den roten Wangen des Lebens! Zwar ist sie oft unbestimmt in ihrem Denken, und die Gedanken stehen ihr vor neuen Erfahrungen leicht ganz still, aber dafür hält sie sich auch mit Vorliebe an das sinnlich Erfahrbare, das sie gleichsam an den Fingern abzählen kann. Mit einem Wort, sie ist die liebe «helle Dummheit», und wenn sie nicht manchmal auch so leichtgläubig, unklar und zugleich so unbelehrbar wäre, daß es einen zur Verzweiflung bringen kann, so wäre sie eine überaus anmutige Erscheinung.

Ich mag mir nicht versagen, diese Erscheinung noch mit einigen Beispielen auszuführen, die sie auch von anderen Seiten zeigen und die ich Bleulers Lehrbuch der Psychiatrie entnommen habe: Ein Imbeziller drückt, was wir mit der Formel «Arzt am Krankenbett» abtäten, mit den Worten aus: «Ein Mann, der hält dem andern die Hand, der liegt im Bett, dann steht da eine Nonne.» Es ist die Ausdrucksweise eines malenden Primitiven! Eine nicht ganz klare Magd betrachtet es als schlechten Scherz, wenn man ihr zumutet, sie solle ihr Erspartes der Kasse übergeben, wo es Zinsen trage: So dumm werde niemand sein, ihr noch etwas dafür zu bezahlen, daß er ihr das Geld aufbewahre! gibt sie zur Antwort; und es drückt sich darin eine ritterliche Gesinnung aus,

ein Verhältnis zum Geld, das man vereinzelt noch in meiner Jugend an vornehmen alten Leuten hat wahrnehmen können! Einem dritten Imbezillen endlich wird es symptomatisch aufgeschwärzt, daß er behauptet, ein Zweimarkstück sei weniger wert als ein Markstück und zwei halbe, denn – so lautet seine Begründung: man müsse es wechseln, und dann bekäme man zu wenig heraus! Ich hoffe, nicht der einzige Imbezille in diesem Saal zu sein, der dieser Werttheorie für Menschen, die beim Wechseln nicht aufpassen können, herzlich zustimmt!

Um aber nochmals auf das Verhältnis zur Kunst zurückzukehren, die schlichte Dummheit ist wirklich oft eine Künstlerin. Statt auf ein Reizwort mit einem andern Wort zu erwidern, wie es in manchen Experimenten einstens sehr üblich war, gibt sie gleich ganze Sätze zur Antwort, und man mag sagen, was man will, diese Sätze haben etwas wie Poesie in sich! Ich wiederhole, indem ich zuerst das Reizwort nenne, einige von solchen Antworten:

«Anzünden: Der Bäcker zündet das Holz an.

Winter: Besteht aus Schnee.

Vater: Der hat mich einmal die Treppe hinuntergeworfen.

Hochzeit: Dient zur Unterhaltung.

Garten: In dem Garten ist immer schön Wetter.

Religion: Wenn man in die Kirche geht.

Wer war Wilhelm Teil: Man hat ihn im Wald gespielt; es waren verkleidete Frauen und Kinder dabei.

Wer war Petrus: Er hat dreimal gekräht.»

Die Naivität und große Körperlichkeit solcher Antworten, der Ersatz höherer Vorstellungen durch das Erzählen einer einfachen Geschichte, das wichtige Erzählen von Überflüssigem, von Umständen und Beiwerk, dann wieder das abkürzende Verdichten wie in dem Petrus-Beispiel, das sind uralte Praktiken der Dichtung; und wenn ich auch glaube, daß ein Zuviel davon, wie es recht in Schwang ist, den Dichter dem Idioten annähert, so ist doch auch das Dichterische in diesem nicht zu verkennen, und es fällt ein Licht darauf, daß der Idiot in der Dichtung mit einer eigentümlichen Freude an seinem Geist dargestellt werden kann.

Zu dieser ehrlichen Dummheit steht nun die anspruchsvolle höhere in einem wahrhaft nur zu oft schreienden Gegensatz. Sie ist nicht sowohl ein Mangel an Intelligenz als vielmehr deren Versagen aus dem Grunde, daß sie sich Leistungen anmaßt, die ihr nicht zustehen; und sie kann alle schlechten Eigenschaften des schwachen Verstandes an sich haben, hat aber außerdem auch noch alle die an sich, die ein nicht im Gleichgewicht befindliches, verwachsenes, ungleich bewegliches, kurz, ein jedes Gemüt verursacht, das von der Gesundheit abweicht. Weil es keine «genormten» Gemüter gibt, drückt sich, richtiger gesagt, in dieser Abweichung ein ungenügendes Zusammenspiel zwischen den Einseitigkeiten des Gefühls und einem Verstand aus, der zu ihrer Zügelung nicht hinreicht. Diese höhere Dummheit ist die eigentliche Bildungskrankheit (aber um einem Mißverständnis entgegenzutreten: sie bedeutet Unbildung, Fehlbildung, falsch zustande gekommene Bildung, Mißverhältnis zwischen Stoff und Kraft der Bildung), und sie zu beschreiben, ist beinahe eine unendliche Aufgabe. Sie reicht bis in die höchste Geistigkeit; denn ist die echte Dummheit eine stille Künstlerin, so die intelligente das, was an der Bewegtheit des Geisteslebens, vornehmlich aber an seiner Unbeständigkeit und Ergebnislosigkeit mitwirkt. Schon vor Jahren habe ich von ihr geschrieben: «Es gibt schlechterdings keinen bedeutenden Gedanken, den die Dummheit nicht anzuwenden verstünde, sie ist allseitig beweglich und kann



alle Kleider der Wahrheit anziehen. Die Wahrheit dagegen hat jeweils nur ein Kleid und einen Weg und ist immer im Nachteil.» Die damit angesprochene Dummheit ist keine Geisteskrankheit, und doch ist sie die lebensgefährlichste, die dem Leben selbst gefährliche Krankheit des Geistes.

Wir sollten sie gewiß jeder schon in uns verfolgen, und nicht erst an ihren großen geschichtlichen Ausbrüchen erkennen. Aber woran sie erkennen? Und welches unverkennbare Brandmal ihr aufdrücken?! Die Psychiatrie benutzt heute als Hauptkennzeichen für die Fälle, die sie angehen, die Unfähigkeit, sich im Leben zurechtzufinden, das Versagen vor allen Aufgaben, die es stellt, oder auch plötzlich vor einer, wo es nicht zu erwarten wäre. Auch in der experimentellen Psychologie, die es vornehmlich mit dem Gesunden zu tun hat, wird die Dummheit ähnlich definiert. «Dumm nennen wir ein Verhalten, das eine Leistung, für die alle Bedingungen bis auf die persönlichen gegeben sind, nicht vollbringt», schreibt ein bekannter Vertreter einer der neuesten Schulen dieser Wissenschaft. Dieses Kennzeichen der Fähigkeit sachlichen Verhaltens, der Tüchtigkeit also, läßt für die eindeutigen «Fälle» der Klinik oder der Affenversuchsstation nichts zu wünschen übrig, aber die frei herumlaufenden «Fälle» machen einige Zusätze nötig, weil das richtige oder falsche «Vollbringen der Leistung» bei ihnen nicht immer so einleuchtend ist. Erstens liegt doch in der Fähigkeit, sich allezeit so zu verhalten, wie es ein lebensstüchtiger Mensch unter gegebenen Umständen tut, schon die ganze höhere Zweideutigkeit der Klugheit und Dummheit, denn das «sachgemäße», «sachkundige» Verhalten kann die Sache zum persönlichen Vorteil benutzen oder ihr dienen, und wer das eine tut, pflegt den, der das andre tut, für dumm zu halten. (Aber medizinisch dumm ist eigentlich nur, wer weder das eine noch das andere kann.) Und zweitens läßt sich auch nicht leugnen, daß ein unsachliches Verhalten, ja sogar ein unzumutbares, oft notwendig sein kann, denn Objektivität und Unpersönlichkeit, Subjektivität und Unsachlichkeit haben Verwandtschaft miteinander, und so lächerlich die unbeschwerte Subjektivität ist, so lebens-, ja denkunmöglich ist natürlich ein völlig objektives Verhalten; beides auszugleichen, ist sogar eine der Hauptschwierigkeiten unserer Kultur. Und schließlich wäre auch noch einzuwenden, daß sich gelegentlich keiner so klug verhält, wie es nötig wäre, daß jeder von uns also, wenn schon nicht immer, so doch von Zeit zu Zeit dumm ist. Es ist darum auch zu unterscheiden zwischen Versagen und Unfähigkeit, gelegentlicher oder funktioneller und beständiger oder konstitutioneller Dummheit, zwischen Irrtum und Unverstand. Es gehört das zum wichtigsten, weil die Bedingungen des Lebens heute so sind, so unübersichtlich, so schwer, so verwirrt, daß aus den gelegentlichen Dummheiten der einzelnen leicht eine konstitutionelle der Allgemeinheit werden kann. Das führt die Beobachtung also schließlich auch aus dem Bereich persönlicher Eigenschaften hinaus zu der Vorstellung einer mit geistigen Fehlern behafteten Gesellschaft. Man kann zwar, was psychologisch-real im Individuum vor sich geht, nicht auf Sozietäten übertragen, also auch nicht Geisteskrankheiten und Dummheit, aber man dürfte heute wohl vielfach von einer «sozialen Imitation geistiger Defekte» sprechen können; die Beispiele dafür sind recht aufdringlich.

Mit diesen Zusätzen ist der Bereich der psychologischen Erklärung natürlich wieder überschritten worden. Sie selbst lehrt uns, daß ein kluges Denken bestimmte Eigenschaften hat, wie Klarheit, Genauigkeit, Reichtum, Löslichkeit trotz Festigkeit und viele andere, die sich aufzählen ließen; und daß diese Eigenschaften zum Teil angeboren sind, zum Teil neben den Kenntnissen, die man sich aneignet, auch als eine Art Denkgeschicklichkeit erworben werden; bedeuten doch ein guter Verstand und ein geschickter Kopf so ziemlich das gleiche. Hierbei ist nichts zu überwinden als Trägheit und Anlage, das läßt sich auch schulen, und das komische Wort «Denksport» drückt nicht einmal so übel aus, worauf es ankommt.

Die «intelligente» Dummheit hat dagegen nicht sowohl den Verstand als vielmehr den Geist zum

Widerpart, und wenn man sich darunter nicht bloß ein Häuflein Gefühle vorstellen will, auch das Gemüt. Weil sich Gedanken und Gefühle gemeinsam bewegen, aber auch weil sich in ihnen der gleiche Mensch ausdrückt, lassen sich Begriffe wie Enge, Weite, Beweglichkeit, Schlichtheit, Treue auf das Denken wie auf das Fühlen anwenden; und mag der daraus entstehende Zusammenhang selbst noch nicht ganz klar sein, so genügt es doch, um sagen zu können, daß zum Gemüt auch Verstand gehört und daß unsere Gefühle nicht außer Verbindung mit Klugheit und Dummheit sind. Gegen diese Dummheit ist durch Vorbild und Kritik zu wirken.

Die damit vorgetragene Auffassung weicht von der üblichen Meinung ab, die durchaus nicht falsch, wohl aber äußerst einseitig ist und nach der ein tiefes, echtes Gemüt des Verstandes nicht brauchte, ja durch ihn bloß verunreinigt würde. Die Wahrheit ist, daß an schlichten Menschen gewisse wertvolle Eigenschaften, wie Treue, Beständigkeit, Reinheit des Fühlens und ähnliche ungemischt hervortreten, aber das doch eigentlich nur tun, weil der Wettbewerb der anderen schwach ist; und ein Grenzfall davon ist uns vorhin im Bilde des freundlich zusagenden Schwachsinnigen zu Gesicht gekommen. Nichts liegt mir ferner, als das gute, rechtschaffene Gemüt mit diesen Ausführungen erniedrigen zu wollen – sein Fehlen hat sogar geziemlichen Anteil an der höheren Dummheit! – aber noch wichtiger ist es heute, ihm den Begriff des Bedeutenden voranzusetzen, was ich freilich nur noch gänzlich utopischerweise erwähne.

Das Bedeutende vereint die Wahrheit, die wir an ihm wahrnehmen können, mit den Eigenschaften des Gefühls, die unser Vertrauen haben, zu etwas Neuem, zu einer Einsicht, aber auch zu einem Entschluß, zu einem erfrischten Beharren, zu irgend etwas, das geistigen *und* seelischen Gehalt hat und uns oder anderen ein Verhalten «zumutet»; so ließe sich sagen, und was im Zusammenhang mit der Dummheit das wichtigste ist, das Bedeutende ist an der Verstandes- wie an der Gefühlsseite der Kritik zugänglich. Das Bedeutende ist auch der gemeinsame Gegensatz von Dummheit und Roheit, und das allgemeine Mißverhältnis, worin heute die Affekte die Vernunft zerdrücken, statt sie zu beflügeln, schmilzt im Begriff der Bedeutung zu. Genug von ihm, ja vielleicht schon mehr, als zu verantworten sein möchte! Denn sollte noch etwas hinzugefügt werden müssen, so könnte es nur das eine sein, daß mit allem Gesagten durchaus noch kein sicheres Erkennungs- und Unterscheidungszeichen des Bedeutenden gegeben ist und daß wohl auch nicht leicht ein ganz genügendes gegeben werden könnte. Gerade das führt uns aber auf das letzte und wichtigste Mittel gegen die Dummheit: auf die Bescheidung.

Gelegentlich sind wir alle dumm; wir müssen gelegentlich auch blind oder halbblind handeln, oder die Welt stünde still; und wollte einer aus den Gefahren der Dummheit die Regel ableiten: «Enthalte dich in allem des Urteils und des Entschlusses, wovon du nicht genug verstehst!», wir erstarrten! Aber diese Lage, von der heute recht viel Aufhebens gemacht wird, ist ähnlich einer, die uns auf dem Gebiet des Verstandes längst vertraut ist. Denn weil unser Wissen und Können unvollendet ist, müssen wir in allen Wissenschaften im Grunde voreilig urteilen, aber wir bemühen uns und haben es erlernt, diesen Fehler in bekannten Grenzen zu halten und bei Gelegenheit zu verbessern, wodurch doch wieder Richtigkeit in unser Tun kommt. Nichts spricht eigentlich dagegen, dieses exakte und stolz-demütige Urteilen und Tun auch auf andere Gebiete zu übertragen; und ich glaube, der Vorsatz: Handle, so gut du kannst und so schlecht du mußt, und bleibe dir dabei der Fehlergrenzen deines Handelns bewußt! wäre schon der halbe Weg zu einer aussichtsvollen Lebensgestaltung.

Aber ich bin mit diesen Andeutungen schon eine Weile am Ende meiner Ausführungen, die, wie ich schützend vorgekehrt habe, nur eine Vorstudie bedeuten sollen. Und ich erkläre mich, den Fuß auf der Grenze, außerstande, weiterzugehen; denn einen Schritt über den Punkt, wo wir

halten, hinaus, und wir kämen aus dem Bereich der Dummheit, der selbst theoretisch noch abwechslungsreich ist, in das Reich der Weisheit, eine öde und im allgemeinen gemiedene Gegend.

[ < ]

## Essayistische Fragmente

essayistische fragmente

[< ]

- ▷ [Ein complexer Gedankenzug]
- ▷ [Über Theater]
- ▷ [Form und Inhalt]
- ▷ Über echte deutsche Dichter
- ▷ [Über Moral]
- ▷ Die gesuchte Moral
- ▷ Quantifizierbarkeit der Moral Die Moral des Dichters
- ▷ [Typus einer Erzählung]
- ▷ Vorwort
- ▷ Vorwort zu den Novellen
- ▷ Vorwort zu Novellen
- ▷ Novellen
- ▷ Über 2 Novellen «Vereinigungen» von Robert Musil und über Kritik
- ▷ R. Profil eines Programms
- ▷ Novelleterlchen

- ▷ [Von der Möglichkeit einer Ästhetik]
- ▷ Die Ziele der Dichtkunst Was nicht Ziel der Dichtkunst ist
- ▷ [Über Kritik]
- ▷ [Über den Essay]
- ▷ Literarische Chronik
- ▷ [Das Ende des Krieges]
- ▷ [Psychologie und Literatur]
- ▷ und Nationalismus. Internationalismus
- ▷ Der Dichter und diese Zeit Oder: Der Dichter und seine Zeit
- ▷ [Was ich zu sein glaube]
- ▷ Der deutsche Mensch als Symptom
- ▷ Psa-Erz. in SR.
- ▷ Charakterologie u. Dichtung
- ▷ Alfred Kerr
- ▷ Die Krisis des Romans
- ▷ Bedenken eines Langsamen N.-R.-Aufsatz
- ▷ Vorrede zu einer zeitgenössischen Aesthetik

**[Ein komplexer Gedankenzug]**

*[Ohne Titel – 1903/04?]*

Ein langer u complexer Gedankenzug kann nicht ohne die Hülfe von Worten durchgeführt werden.

Ein und dieselbe Sprache hat nie zwei Geburtsstätten. In jeder Sprache findet beständig ein Kampf ums Dasein zwischen den Wörtern und grammatischen Formen statt; die besseren kürzeren, leichteren Formen erlangen beständig die Oberhand, und sie verdanken ihren Erfolg ihrer eigenen inhärenten Kraft. Warum gewisse glänzende Farben und gewisse Töne sobald sie in Harmonie stehen, Vergnügen erregen läßt sich wie ich vermuthet ebensowenig erklären, als warum gewisse Gerüche und Geschmäcke angenehm sind.

Der Geschmack für das Schöne, wenigstens was die weibliche Schönheit betrifft, ist nicht in einer specifischen Form dem menschlichen Geiste eingeprägt; denn in den verschiedenen Menschenrassen weicht er vielfach ab, und ist selbst bei den verschiedenen Nationen einer und derselben Rasse nicht derselbe.

Wir haben Grund zu vermuthen, daß Thiere, Neuheit ihrer selbst wegen lieben.

Spencer erklärt die frühesten Formen religiösen Glaubens dadurch, daß der Mensch durch Träume Zwielfichter und andere Veranlassungen dazugebracht wurde, sich selbst als ein doppeltes Wesen zu betrachten, ein körperliches und geistiges.

Das Gefühl religiöser Erhebung ist ein in hohem Grade complicirtes, indem es aus Liebe, vollständiger Unterordnung unter ein erhabenes und mysteriöses höheres Etwas, einem starken Gefühle der Abhängigkeit der Furcht, Verehrung, Dankbarkeit, Hoffnung in bezug auf die Zukunft und vielleicht noch anderen Elementen besteht. –

Ein Gefühl des Unbefriedigtseins, welches unabänderlich die Folge eines unbefriedigten Instincts ist, wird entstehen, so oft bemerkt wird, daß der andauernde und stets gegenwärtige Instinct irgend einem anderen zu der Zeit stärkeren, aber weder seiner Natur nach dauerndem, noch einen sehr lebhaften Eindruck zurücklassenden Instincte gewichen ist –

Die gewöhnliche Annahme, daß die Menschen zu jeder Handlung dadurch angetrieben werden, daß sie irgend ein Vergnügen oder einen Schmerz dabei erfahren, dürfte daher irrig sein.

In Bezug auf den Ursprung der elterlichen und kindlichen Zuneigungen, welche, wie es scheint, den socialen Neigungen zu Grunde liegt, zu speculieren ist hoffnungslos; wir können aber annehmen, daß sie zum größten Theile durch natürliche Zuchtwahl erlangt worden sind.

Der Mensch hat auch einige wenige Instinkte mit den Thieren gemeinsam, den der Selbsterhaltung, der geschlechtlichen Liebe, der Liebe der Mutter für ihr Neugeborenes u a. –

Instinct zu unterscheiden von Fähigkeit der Überlegung.

Obschon ein hoher Grad von Intelligenz mit dem Vorhandensein complicirter Instinkte verträglich ist, wie wir bei den eben genannten Insecten und beim Biber gesehen haben, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß sie in einer gewissen Ausdehnung ihre gegenseitige Entwicklung stören.

Ohne Zweifel ist viel von der Verstandesarbeit, die der Mensch ausführt, auf Nachahmung und nicht auf Überlegung zu schieben.

Die niedern Thiere empfinden offenbar wie der Mensch Freude und Schmerz, Glück und Elend.

Die Thiere haben nicht bloß Liebe sondern auch Sehnsucht geliebt zu werden zB. Hund – Selbstgefälligkeit, Stolz Verwunderung – Neugierde. –

Das Princip der Nachahmung ist beim Menschen sehr stark und besonders beim Menschen in einem barbarischen Zustande

Kaum irgend eine Fähigkeit ist für den intellectuellen Fortschritt des Menschen von größerer Bedeutung, als die Fähigkeit der Aufmerksamkeit.

Durch die Einbildungskraft verbindet der Mensch unabhängig vom Willen frühere Eindrücke und Ideen und erzeugt damit glänzende u neue Resultate

Das Träumen giebt uns die beste Idee von dieser Fähigkeit Der Wert der Producte unserer Einbildungskraft hängt natürlich von der Zahl, Genauigkeit und Klarheit unserer Eindrücke ab, ferner von dem Urtheil und dem Geschmack bei der Auswahl und dem Zurückweisen der unwillkürlich sich darbietenden Combinationen und in einer gewissen Ausdehnung von unsrer Fähigkeit sie willkürlich zu combiniren

Idee des Eigenthums schon beim Thier vorhanden

Kleidung aus Schutzbedürfnis –

Was den Ursprung der articulirten Sprache betrifft so kann ich nicht daran zweifeln, daß die Sprache ihren Ursprung der Nachahmung und den durch Zeichen und Gesten unterstützten Modificationen verschiedener natürlicher Laute, der Stimmen anderer Thiere und der eigenen instinctiven Ausrufe des Menschen verdankt – Wenn wir die geschlechtliche Zuchtwahl behandeln werden wir sehen, daß der Urmensch oder wenigstens irgend ein sehr früher Stammvater des Menschen wahrscheinlich seine Stimme wie es heute nur der gibbonartige Affe thuet, in ausgedehnter Weise dazu benutzte, echt musikalische Kadenzen hervorzubringen dh also zum Singen.

Die Nachahmung musikalischer Ausrufe durch articulirte Laute mag Worten zum Ursprung gedient haben, welche verschiedene complexe Erregungen ausdrücken.

[ < ]

### **Über Theater**

*[Ohne Titel – 1909]*

Ich möchte über ein paar Gedanken sprechen; vielleicht hat sie jeder von uns und sie sind gewöhnlich, dann hielte ich es trotzdem für gut, sie wieder und wieder zu sagen. Ich sah neulich in Berlin die Desprez die Nora spielen; eine gute Schauspielerin u. ein gutes Stück; aber wäre ich nicht der Gast eines Freundes gewesen und hätte ich nicht so viele nette französische Menschen im Theater gesehn, ich wäre fortgegangen. Unser heutiges Theater ist unerträglich. Ich meine nicht die Stücke, nicht den Stil der Schauspieler, nicht das Publikum, ich meine alle drei. Ich begriff zum erstenmal den alten Goethe und sein strenges, blutleeres Zeremoniell für Schauspieler. Ich verstand, daß im heutigen Schauspielstile zwischen zwei Fehlgriffen das Richtige liegt.

Bleiben wir beim Spieler. Es sind heute in Deutschland zwei Pole gegeben. Die Burgtheaters und die Brahmbühne. Dort das dröhnende Geschwätz, die sublimierte Primanergeste, hier der naturalistische Stil. Ihrer beider ästhetische Fundamente sind längst erschüttert. Die paar Kritiker, die heute noch durch die große alte Trompete nach getragener, großer, edler, klassischer Kunst schreien, schrecken niemand mehr und daß der Naturalismus als ästhet. Prinzip eine Totgeburt war, kann man allerorten lesen. Ich stimme mit beiden einander bekämpfenden Parteien überein, der Naturalism. ist schlecht u der klassische Stil ist schlecht, nur meine ich sind beide gerade dort schlecht, wo sie für gut gehalten werden u. die Vorzüge liegen auf den Gebieten, die der Kampf gar nicht berührt.

Also auf einer heutigen Bühne wird die Nora gespielt. Die Schauspielerin geht hin sie geht her, sie trällert, sie rückt zurecht, sie knipst mit den Nägeln, der Schauspieler streicht seinen Bart, zupft seine Beinkleider. Warum schneuzen sie sich nicht oder bohren in der Nase. Was interessiert mich das? Wozu stiehlt man mir die Zeit, habe ich davon nicht im Leben genug? Und Ibsen? Zeigt er mir nicht durch zwei Akte Menschen der wertlosesten Art, Intriguen von alltäglicher Grobheit, nur um im letzten Akt, ein Aufleuchten, eine Perspektive, eine Retrospektive zu geben?

Spreche ich nicht wie ein braver Reaktionär? Warum nicht! Diese geistlosen Menschen haben soweit Recht.

Aber wo sie lieben sind sie unfähig. Man kann uns natürlich heute nicht mehr mit dem Schillerschen Liberalismus bewegen und Göthe ist eine erhabene Figur von verschrobener Größe (wie sich alle Größe verschraubt, wenn die Zeit vorbei, wie nur da u dort noch etwas wirkt, während alles andere nur durch die Gewalt der gestürzten Mauern wirkt), stellenweise voll unverständlich verbissenen Strebens, stellenweise voll unverständlicher Saloppheit. Von Shakespeare gilt das gleiche – Sturm, ein Wintermärchen, wenn das heute einer schriebe! Welcher langweilige Schwulst selbst in den Königsdramen – und dazwischen strahlende, wundervolle Stellen, Verwandtschaft mit Hauptmann.

Aber der Idealismus hat Recht.

Einschränkung: Auch die Wedekindsche Muse mit dem Schimpansenpopo ist eine Idealistin.

Man muß zweierlei unterscheiden: den Idealismus als treibende, gährende Kraft im Werk. In diesem Sinn ist auch die Wedekindsche trotz ihres .. usw. Es ist übrigens kein Kriterium. Auch das Soldaten spielende Kind Wildenbruch mag ein Idealist gewesen sein, aber er leitet uns zu einem wichtigen Kriterium das uns die Großen u die Kleinen scheidet hilft: der Gedanke.

Zweitens der Idealismus als Stil. Und hier wieder zwei Forderungen: 1. Kürzeste Linie. Tempo! Keine Schwatzereien! 2. Die schwerste Linie. Kein Nasenbohren. Sachliches oder Schönheit. (1 = 2).

Die Richtigkeit dieser Forderungen liegt darin, daß sie ein Maximumprinzip darstellen. Man kann nur weniger geben, nicht mehr.

Soll nun weiter die ästhet. Überlegung Wert haben, so wird sie sich fragen müssen, worin die Realisierung dieser Forderungen bestehen kann. Ich fühle mich aber außerstande die Mittel des Dichters zu katalogisieren.

Im Gegebenen verläuft die Untersuchung leicht banal. Hauptmann ist wertvoll u Hofmannsthal ist uns wertvoll. Das braucht man nicht zu sagen. Wohl aber daß die Linien über Hauptm. hinaus u über Hofm. hinaus ins Falsche zielen. Die Poesie des Alltags geben wollen ist als Prinzip eine



Verschneidung, als singuläres Problem ein trotz Hauptmann noch bessere Lösungen bietender Fall. Andererseits ist das Spiel mit musikalischen Gestalten eine Gefahr, die Verflachung droht.

Der Tod im Drama. Zu motivieren geht er eigentlich nie. Er bleibt (wie Weniges) in der Sphäre des als schön Empfundene.

[ < ]

### **Form und Inhalt**

*[Ohne Titel – um 1910]*

Daß man in einem Schriftwerk Form u Inhalt teilweise auseinanderhalten kann erscheint mir zweifellos. Und es erscheint mir für dies kritische Nachdenken auch nützlich es zu tun. Auf der andern Seite hat es nicht nur einen guten Zweck hervorzuheben, daß das Kunstwerk als eine unlösliche Einheit von Form u Inhalt sich konstituiert (daß Inhalt = so geformter Inhalt ist u. Form = so gefüllte Form), sondern auch unleugbare Rechtsansprüche.

*1. Man kann Form u Inhalt nicht auseinanderhalten:* Lichtlein schwimmen auf dem Strome, Kinder singen auf der Brücken. – Auf dem Strome schwimmen Lichtlein, auf der Brücken singen Kinder. – Trotz des gleichen Metrums (das eben ein unvollkommenes Maß der Form ist) ist der ästhet. Eindruck verschieden, der Gedanke aber der gleiche. Die beiden Sätze drücken durchaus den gleichen «Sachverhalt» aus, ihr «intentionaler Gegenstand» ist der gleiche. In der gewöhnlichen Zweckrede wie in der wissenschaftlichen würde kein Unterschied zwischen ihnen gemacht werden. Differente Möglichkeiten occasioneller Bedeutung sind im logisch-grammatischen Sinn hier nicht gegeben. Darf man das vernachlässigen? Von diesem Bedeutungsfundament der Sprache darf man sich erheben aber nicht loslösen.

Die beiden ästhet. so verschiedenen Gebilde bezeichnen also den gleichen Sachverhalt, d. h. aber sie enthalten Gedanken, die sich intentional auf den gleichen Gegenstand beziehen u. nichts anderes heißt dies, als daß sie den gleichen Sinn u Inhalt haben.

Unschwer ist aber eine psychologische Verschiedenheit zu bemerken. Im ersten Fall liegt der Dominant-Accent auf Lichtlein, im zweiten auf Strom; die uns suggerierte Vorstellung ist verschieden. Es gibt dann noch mehr solcher Momente. Durch all die entsteht erst der «so geformte Gedanke», den Blei den Gehalt schlechtweg nennt. Aber da unter ihm schon etwas liegt, das man in normaler Bedeutung Gedanke u Inhalt nennt, wird man für ihn einen andern Namen suchen müssen. / Unschwer ist ferner zu bemerken, daß der «Gegenstand des Gedichts» natürlich nicht der Sachverhalt ist, die Tatsache, daß Lichtlein auf dem Strome schwimmen usw. sondern die «Stimmung». Und dieser Gegenstand ist wirklich ein anderer nach der vorgenommenen Änderung. Die Einheit zwischen Gegenstand des Gedichts u Form ist also sehr eng, so daß auf eine Trennbarkeit aus diesem Beispiel kaum geschlossen werden kann. Ebenso ist es in dem Gedicht von Baudelaire, wo die Frau wirklich nur dadurch gekennzeichnet ist, daß man in diesem Rhythmus, mit dieser Bilderfolge usw. an sie denkt. Weit lockerer scheint mir der Zusammenhang in Schröders Homer. Ich suche den Unterschied im Vorwiegen einerseits des Gegenständlichen andererseits der Stimmung, des Emotionalen.

*2. Wissenschaftliche Prosa, Essay*

Auch die wissenschaftl. Prosa hat eine ästhet. Seite. Bei der Bildung der Begriffe darf sie nicht ausgeschlossen bleiben. Charakteristisch ist die Lockerung zw. Form u. Inhalt. Zu demselben Inhalt lassen sich die verschiedensten Formen finden. Sie «tun etwas hinzu» u. nicht im Wesentlichen. Die Eignung der Sprache zur wissenschaftlichen Verständigung beruht gerade darauf.

Beim Essay wird uns ein Unterschied nach dem Gegenstand deutlich. Sozusagen nach seiner Entfernung von der wissenschaftl. Bearbeitbarkeit. Nehme ich etwa Maeterlinck oder irgend einen intuitiven Mystiker (dessen Prosa so gerechnet zum Essay u nicht zur Wissenschaft gehört) so kommen wir aus der Klarheit ins Halbdunkel der Worte. Die Dinge, die hier gesagt werden sollen lassen sich nicht direkt sagen. Das vorhandene Lager intentionaler Beziehungen reicht nicht aus. Auch nicht durch Kombination wie in den Definitionen der Wissenschaftler. Bei dem Betreten des religiösen, des ästhet. des eth. Gebiets u. dem des Individuums entsteht das. Anstelle der Beschreibung tritt die Umschreibung. Die Rundherumschreibung Was sich heraushebt ist ein etwas verwischtes Bild eines Eingehüllten. Auch bei den feinen Abstufungen im Hellen Auf die verschiedenste Weise einhüllbar. Wir können mit der hier überhaupt möglichen Deutlichkeit feststellen, wann X ungefähr dasselbe meint wie Y. Er kann sich dabei anderer Gedanken u. anderer Mittel der Prosa bedienen. Vom Wesentlichen aus gesehen deckt sich der Gehalt des Ganzen hier nicht mit der Form. Obwohl es nur mittels Einheiten von Form u Inhalt möglich ist ihn zu umschreiben. Das Bild, der Ton der Diction, der Hiatus u. alles Irradiierende der Form ist im Einzelnen wichtig, dazwischen aber auch Gedanken von sachlicher Bedeutung. Form u Inhalt treten hier teilweise aus einander.

Überdies hat auch der reine Sachprosa-Essay formale Werte, in Aufbau, Tempo, in dem was die Mathematiker die Schönheit des Beweisganges nennen udgl.

### *3. Roman, Novelle, Drama*

Jede Novelle jeder Roman u jedes Drama hat ein «Problem». Dieses Problem darf in Sachprosa nicht zu behandeln sein. Dieses Problem könnte im Essay behandelt werden. Es muß im Leben jedes großen Dichters od. Kritikers den zufälligen Punkt geben, wo er der eine oder der andere würde. Das Problem im Essay behandelt wäre ermüdend, schleppend. Es ist der Augenblick der gedanklichen Unheiligkeit, des Handwerks, wenn man sich zur Vivisicirung [?] entschließt. Es ist der Augenblick der großen Heiligkeit, wenn es einem gelingt ein «aber sagte er» an seiner Stelle als eine Bereicherung, Klärung des Lebens zu empfinden. Das merkwürdige Verhältnis von Denken u Tun spielt ferner herein. Nicht weil die «Mächtigkeit» des Tuns im gleichen Bereich größer ist als die des Gedankens, sondern weil das «Getanhaben» so ist wie wenn wir uns verheiraten ein fordernd gewordenes Spiegelbild, lebendig gewordene Konsequenzen sonst wieder verloren gegangener Dinge in uns. Man spricht Gedanken im Roman od. in der Novelle nicht aus sondern läßt sie anklingen. Warum wählt man dann nicht lieber den Essay? Eben weil diese Gedanken nichts rein Intellektuelles sind sondern ein Intellektuelles verflochten mit Emotionalen. Weil es mächtiger sein kann solche Gedanken nicht auszusprechen sondern zu verkörpern. Warum lernt der Techniker gewisse Dinge besser in der Fabrik als auf der theoretisch hohen Schule? Dann weil diese Darstellung stärker auf den Willen wirkt. Treiben nicht Indianer u. Abenteurergeschichten Knaben zur Flucht? Haben nicht auch wir als Kinder den Impuls gehabt zu erleben? Die Suggestivkraft der Handlung ist stärker als die des Gedankens. Die nächste Stufe ist: über einem Buch träumen. Auf der höchsten endlich ist alles Willensmäßige vom Vorstellungsmäßigen aufgesogen und sein letzter, indirekt bemerkbarer Rest ist die größere Amplitude der Seelenschwingungen, die uns von vivisizierten [?] Gedanken kommen.

4. *Huysmans, d'Annunzio* In *A rebours* sucht H. neue Werte im Habitt [?] des Empfindungsmäßigen. Auch er schon unter Zuhilfenahme intellektueller Prozesse. Aber jede dieser zwei Reihen bleibt für sich u. es entsteht der unangenehme Eindruck eines überheizten, unermögenden Strebens. In den *Triumph des Todes* sucht d'Annunzio Seiten aus Nietzsche einzufügen; sie fallen aber immer wieder heraus. Man kann den Fehlgriff am Material erklären u am Dichter.

Vom Material her kommen wir zu der Tatsache einer geistigen *statu nascendi* Zone beiderseits der Berührungslinie zw. Verstand u Gefühl. Gefühl ist etwas wenig Gegliedertes. Darum streiten sich auch die Psychologen heute noch um seine Unterteilung. Wenn die Präsenz des Gefühls auch in den Kreis der Evidenz des Cartesianischen *cogito ergo sum* gehört, so doch nicht sein Inhalt, das «was ich fühle». Selbst grobe Unterscheidungen zb. das triviale Haß od. Liebe sind hier oft nicht durchführbar. Was wir im gewöhnlichen Leben Gefühl nennen sind complexe Zustände u Vorgänge. Emotionales, sensorielles, motorisches, Intellektuelles verkreuzen sich darin. Bei der Beschreibung recurriren wir auf alle solche Erlebnisse. Eine direkte Nomenklatur existirt nicht, weil keine festen sondern fließende Gegenstände da sind. Gerade auf diese Zone ist aber der Dichter gewiesen. Das rein Intellektuelle überläßt er dem Gelehrten, der es in die Tiefe des Engen führt. Selbst bei der Beschreibung von Gegenständlichem zielt er auf das Emotionale. Er drückt Farben nicht in den Mikromillimetern der Wellenlänge aus, obgleich das viel genauer ist. Er beschreibt nicht die Verhältnisse eines Gesichts, sondern er sagt: es ist wie ... das abc unseres Innenlebens ist begrenzt die Kombinatorik unerschöpflich.

5. *Für die Kunst gelten keine anderen Wertgesetze wie für unser Leben.* Darum ist die Kunst moralisch, denn was im Leben unmoralisch wäre, wäre es auch in der Kunst. Sie isolirt bloß, berücksichtigt nicht unaccentuirte Totalitäten. – Auch in der Kunst sind wir denkende, fühlende u empfindende Wesen. Bloß das voluntaristische ist sublimirt, wie es auch im Leben Zuständen der Kontemplation entspricht. Kunst ist Kontemplation. Der Künstler operirt mit Gedanken, Gefühlen u Empfindungen. Die spezifische Art seines Waltens ist schon erwähnt; sie entsteht aber nicht dadurch, daß er «Kunst treibt», wie man es naiv in dem Begriff der «Scheinwelt der Kunst» zu behaupten versuchte, sondern sie liegt in der Natur des Gegenstandes. Man kann ihn überhaupt nicht denken oder so. Der Künstler spielt nicht, er treibt Wissenschaft. – Freilich kommt er zu keinen Wahrheiten, Allgemeinverbindlichkeiten, Objectivitäten. Das ist aber der Gegenstand u. nicht er. Er ist nicht Pacificator sondern Eroberer, er bricht auf Linien in das Land herein, gibt Profile, Querschnitte eines Fließenden, keinen Kataster. Es ist möglich, daß ihm die Wissenschaft dorthin nie folgen kann, denn auch in der Theorie des Erkennens gibt es Prinzipie der Willkürlichkeit. Er ist seiner Zeit weniger voran als in einem nur ihm bestimmten Gebiet. Er ist ein Entwicklungsprodukt im Kampf um die Beherrschung der Welt. Das scheidet den Dichter von heute od. morgen von Homer.

Und wir können scheiden zwischen abseitigen Dichtern u. inseitigen.

Genesis von Gedicht u Roman, Unterschiede der Einmöglichkeit von der Genesis her. Die ideelle Einmöglichkeit. Unbestimmbarkeit des Individuellen.

Form u Inhalt sind «unselbständige Gegenstände» Sie lassen sich nicht trennen, aber unterscheiden. Am wenigsten bei der Lyrik, die nicht nur die Kunst der gebundenen Rede sondern auch die gebundene Kunst der Rede ist. Es sind keine Rangunterschiede (höchstens sofern die subjective Art des Dichters in den nie reinen Exemplaren damit zusammenhängt, der Lyriker gewöhnlich mehr Rhetor der Epiker mehr Denker ist). Ist anzunehmen, daß zu einem Inhalt mehr als eine Form möglich sei? Wäre die Rede der reine Ausdruck des Gewollten könnte

man dies verneinen. Ideell also könnte man sagen, die Einheit sei untrennbar. In Wirklichkeit ist aber weder das Ziel so klar noch das Mittel so genau. Man will nicht etwas gestalten u. gestaltet es sondern man gestaltet immer etwas anderes als man ursprünglich will. Die Ungenauigkeitszonen sind auf dem ästhet. Gebiet ungeheuer groß. Die Bedeutung der Werke läßt sich überhaupt nicht exakt feststellen. Dem einen dies, dem andern das, dem gleichen dies u das. Dabei ist das Werk von der Macht, Unerschöpflichkeit u. Unbeschreibbarkeit eines Dings. Das ideelle Werk, in dem sich Form u. Inhalt als gedeckt erweisen könnten, ist eine Fiktion.

[ < ]

### Über echte deutsche Dichter

[Um 1910]

Zweck ist nicht die Polemik gegen A. u B sondern durch die Feststellung ihres Wertes soll die mangelnde Kritik der Zeit aufgewiesen werden. Es gilt einer Haltung. Was in den 80er Jahren begann hat uns nicht durch das Evangelium des Naturalism. mitgerissen sondern durch den Schein, daß in der Literatur das unbeirrte, klar intellektuelle Ziele setzen u Erreichen sein werde, das deutsche Wissenschaft, Technik u Handel auszeichnet. Gewinn waren einige Persönlichkeiten u. mit Schmerz u Haß sehen wir – während auf anderen Gebieten Geist des Fortschritts ist, in der Literatur einen Rückfall, der bei der etwas größeren Scheinbarkeit der Persönlichkeiten nur noch gefährlicher ist. Hesse: Ehe zw. Gottfr. Keller u der Marlitt, mehr nach der Seite der Mutter. Der Camenzind fängt gut an u klingt gut aus. Aber merkt niemand die Kluft zwischen dem Ton des Endes u. dem des Buches? Merkt niemand, daß sagen: die Natur ist schön noch keine Dichtung von der Natur ist? Fühlt niemand, daß auch eine bessere Schilderung der Natur nichts wäre? Darf man Jacobsen wiederholen? Fühlt niemand die eigentümliche Anerotik dieses Buches? Das Sentimentale seiner Freundschaften. Das selbstverständliche Küssen von Männern u. miteinanderleben u. für einander Schwärmen – das Selbstverständliche! Unbeachtete! Brottäglige! In Summa das Homosexuelle dieses Buches?! Fühlt niemand den Schwindel mit der guten Frau in Italien, die wie solche gute Frauen gewiß selten badet? Es soll nicht gesagt sein, daß solche Frauen keinen Reiz haben, aber er ist ein Problem, u. man behandelt das anders. Einfach das Nette hinstellen, ist derselbe Fehler wie bei Auerbach u. allen schlechtesten Schriftstellern, es ist die Sünde gegen den Erfülltheitsgrad der Dichtung. Dann merkt niemand das schlechte u. gemeine Deutsch des Buches? Diesen Kommissstil? Fühlt niemand den holprigen Gang, das Dilettantische, Geheftete dieses Buches? Wehrt sich niemand gegen die Apostrophe solcher Leser, die sich für Pariser Kokottenerlebnisse interessieren würden als Schweinigel, während von Betrunkheiten gesprochen wird wie von verzeihlichen Torheiten? So als ob man das Wort Geschlecht nicht aussprechen dürfte, dafür aber breit auf den Fußboden spucken?

Nachbarn:

Die Unentwegten u. die Entwegten

[ < ]

### Über Moral

[Ohne Titel – 1910/11?]

I. Eine rein moralische Frage: Die Aggregatzustände der Moral.

II. Alle große Kunst ist moralisch. Aber gewissermaßen im gasförmigen Zustand und feindlich dem festen. Beispiele. Es folgt daraus, daß man die Kunst nicht mit fester Moral werten darf oder es gibt keine Kunst. Es folgt daraus, daß man den Künstlern nicht immer zu glauben braucht, sie sind Anreger, keine Systematiker.

III. Ein großes moralisches Resümee ergibt sich aber doch aus dem Ganzen: Zuhören u. Abwarten. Vorurteilslos sein. Das Chaos nicht triangulieren wollen.

IV. Eine ästhetische Frage: Die Verkörperung der Moral. Es ist nicht nötig moralische Menschen zu zeichnen. Alle Kunst ist symbolisch. Das eigentliche Siegel ist immer etwas Abstraktes, eine allgemeine Idee. Mit darum gruppierten Ideen. Jedes Kunstwerk hat einen Astralleib hinter seiner Körperlichkeit, zb. selbst Maupassant, Zola

Man kann einteilen nach der Allgemeinheit

— zb. Gesetz = Moral für alle

— Klassenmoral

— individuelle

nach der Festigkeit zb. ändert sich das Gesetz eher als die Sitte

Nach der Gefühlsbelegung. Sie ist zb. oft heftiger bei Verstößen gegen die Sitte wie bei solchen gegen das Recht. Oft ist die Gefühlsbelegung ungeheuer hartnäckig, wo in Handlungen längst gegen die Forderung verstoßen wird.

[ < ]

### **Die gesuchte Moral**

[1910/11?]

Es ist gar kein Zweifel darüber möglich, daß man moralisch sein soll – es ist geradezu eine Tautologie – und man kann auch sagen, daß Moral der natürliche, der stabile Zustand ist, dem jedes Zusammenleben zustrebt. Wo eine Regelmäßigkeit sich einstellt, dort hat sich eine Moral gebildet. So verträgt es sich auch mit dem behaupteten Gesetzescharakter der Moral. Man hat die eingeborene Gleichheit der gefühlsmäßigen Reaktion als etwas Sekundäres nachgewiesen, das Apriorische abgelehnt, ins Subjektive verlegt, aber der Charakter eines Tatsachengesetzes bleibt.

Einmal auf den Boden der Tatsachen gestellt (wiedergestellt, denn schon Arist. stand dort) müßte die Moralwissenschaft erkennen, daß die Gesetze nicht so leicht zu fassen seien, – was hier

Gesetz ist dort Ungesetz – man rekurrierte in letzter Instanz auf sogen. Moralkreise – und was hier Gesetz ist selbst hier von Widersprüchen durchlöchert. Man denke an das einfache Verbot des Tötens mit seinen Ausnahmen für die Gerichtsbarkeit, für den Duellanten, für den Krieger, – mit seinen immerhin auch die Sollsphäre trübenden Einschränkungen für die Minderwertigen, Trunkenen, Kranken.

Welch sonderbare Gesetze dies seien, hört man darum auch nicht allzuseiten. Aber in Wahrheit liegt darin gar kein Widerspruch gegen den Charakter des Tatsachengesetzes. Auch der Stein fällt nie, wie es das Gesetz verlangt, sondern abgelenkt u. in verschiedenem Maße verlangsamt durch Nebeneinflüsse, die sich in die Form konkurrierender Gesetze fassen lassen. Das einzelne Naturgesetz wörtlich genommen ist eine Fiktion, die es nirgends gibt – aber die Tatsachen lassen sich durch eine Kombination solcher Fiktionen erklären u. umgekehrt führt von den Tatsachen zu den Fiktionen ein ziemlich eindeutig bestimmter Weg.

Anders bei der Moral. Hier könnte man ganz gut auch von dem Gesetz ausgehen: Du sollst töten – und durch die umgekehrten Einschränkungen zu den vorigen, die Fälle bestimmen, in denen dieses Verbot Ausnahmen erleidet, zb. bei den Angehörigen des eigenen Stammes, bei gewissen heilig gehaltenen Tieren udgl. Der Charakter irgendwie «natürlicher» Gesetze ist dadurch aufgehoben u. tatsächlich betrachtet man moral. Satzungen besser als Tatsachen die durch ganz andere, gar nicht mehr moralische sondern entwicklungsgeschichtliche, soziale, psychologische usw. Gesetze zustande kommen.

Man muß zugeben, daß in unserer west- und nordeuropäischen Kultur der Inbegriff der gesollten Tatsachen – wie er sich praktisch herausgebildet hat u. in Gesetz u. Sitten dokumentiert – durch gegensätzliche Gesetzesgruppen – mit Hilfe der ihnen entsprechenden Einschränkungen – erklärt werden kann. Auf dieser Tatsache basiert eine wesentliche Funktion des Dichters sowohl wie der Widerstand u. Haß, denen er heute in großen Kreisen begegnet. Der amoralische Zug der heutigen Dichtung ist nicht seinem Wesen u. Streben nach amoralisch – er ist es nur, weil die Ansätze sich nicht zu einem Ganzen schließen können (z. T. also auch durch den Mangel an Entgegenkommen von der andren Seite)

Eigentlich stammt vom moral. Gebiet der Prototyp des Gesetzesbegriffes. Vielleicht ist es aber jetzt an der Zeit diesen Begriff des Gesetzes aus der Moral zu eliminieren. /Man hat versucht einen Ur- u. Zentralbegriff aufzustellen: Glück – Pflicht. Der erste ist psychologisch der zweite objektiv. Beide sind an ihrem Ort wertvoll, als Universalbasis aber unbrauchbar/ Auch das praktische Leben ist durchsetzt von Inkonsequenzen. Wie oft hätte einer irgend etwas nicht tun dürfen, aus welchem Unternehmen dennoch dann seine ganze Größe wuchs /Neben den dissipativen Tendenzen der Individuen muß man als Faktor den Gesamtwillen u. Geist berücksichtigen. Sein Ziel ist schwer zu fixieren. Praktisch ist es etwas ein wenig Komplizierteres als ein Mittel, die Vielen haben nicht ganz ihren numerischen Einfluß und die Voranstehenden nicht ganz ihren qualitativen. Überdies ist ein großer Trägheitskoeffizient da./ Praktisch läßt man wer will regieren, solange es eben geht.

Individuell wird man immer nur sagen müssen, daß ein gewisses Gleichgewicht, eine gewisse Stetigkeit nötig sind. Das ist keine Glücksmoral. (Eudaimonie) Das Führende darin kann aber sehr mannigfaltig sein.

[ < ]

**Quantifizierbarkeit der Moral Die Moral des Dichters**

[1910/11?]

## I. Einleitung.

1. Erst mit der Meßbarkeit entsteht die Exaktheit der Wissenschaft. Wenigstens im allgemeinen und breiten. Die Methode der exakten Naturwissenschaft ist im Wichtigsten, im Fundament nichts anderes als die genaue Feststellung der Tatsachen und die genaue Feststellung ihrer Beziehungen durch Maß und Zahl. Deswegen ist das moderne Streben, die nur eingeeengte Geltung naturwissenschaftlichen Verfahrens darzutun, sinnlos u. unverständlich. Ganz blöde Trübungen mittels des Gegensatzes: idealistisch-materialistisch – die sich auch sonst umtreiben, spielen da herein.

2. Man hat die Moral lange als eine Ideal-Wissenschaft angesehen, heute überwiegt wohl die Behandlung als Erfahrungswissenschaft. Doch auch auf diesem Boden ist die Methode berechtigt die Gesetze der Moral als Idealgesetze aufzustellen, die fiktiv sind, nirgends in der Realität rein anzutreffen, durch deren Konkurrenz ineinander und mit dem bloß Tatsächlichen der reale Fall entsteht, bezw. erklärbar wird.

3. Gerade diese Methode erhält ihre Dignität durch die Erfolge der Naturwissenschaft. Sie wird diese erst geliehene Dignität aber durch eigene Erfolge noch erwerben müssen. Und dann noch bleibt sie von den letzten erkenntnistheoretischen u. metaphysischen Untersuchungen zu richten.

4. Einstweilen ist natürlich jede andere Methode erlaubt, die zu praktischer Orientirtheit führt, ohne bis dahin inner Widersprüche zu zeigen.

II. Versuch. 1. Wir gehen aus von dem, was man Gesetze nennt, zb. Du sollst nicht töten. Aber wir sehen die erste Einschränkung der Reaktion auf Tötung beim Geisteskranken u. Minderwertigen, die zweite beim Berauschten, die dritte beim betrogenen Gatten, die vierte beim Duell, die fünfte beim Revolutionär, die sechste beim Krieger. Dieses «Gesetz» ist wie ein Faustschlag in ein elastisches Medium, es wird rasch gehemmt und endlich verkehrt in sich selbst zurückgeschleudert. Denn der Krieger soll töten. Beim Revolutionär ist es fraglich, in den übrigen Fällen «entschuldigt» Um von der Perversion des Gesetzes zunächst noch zu schweigen, was bedeutet denn diese sonderbare Feststellung mildernder Umstände? Ich sehe dreierlei Verschiedenes: beim Kranken u. Minderwertigen ist sie eine Konzession an das absolute nichts dafür Können, beim Berauschten führt sie uns auf die Einschränkungen der Erfolghaftung, bei Ehebruch u. Duell endlich auf den Ausgleich antagonistischer Reaktionen.

2. Beim Gatten, Duellanten, Revolutionär u Krieger sehen wir schon die Ansätze zu einer Quantifizierbarkeit. Beim betrogenen Gatten ist es bloß versteckt hinter der Rede von dem sinnverwirrend-überwältigenden Erlebnis, in Wirklichkeit legen wir hier die Entscheidung in die Hand eines Zufalls, weil wir sie uns in der eigenen nicht zu halten getrauen; es würde uns widerstreben, Ehebruch mit dem Tod zu bestrafen aber wir finden doch, daß für den eventuellen Zusammenbruch einer Seele, auch diese Reaktion erlaubt sein kann. (u. U. für die wir nicht entscheiden wollen). In den andern Fällen stehen ganz anerkannt billigende u. mißbilligende Tendenzen gegeneinander. Die Billigung des Tuns mindert den Erfolg seiner partiellen Mißbilligung und macht ihn endlich unendlich klein. Es handelt sich bloß darum, dafür einen quantitativen Ausdruck zu finden.

3. Das nichts dafür Können a. Das Gesetz kann nur den Begriff der Tat fassen, ev. den der Tat unter bestimmten Umständen, nie aber den Täter. Bestraft wird sozusagen der Mord u. nicht der Mörder, d. h. die Strafe wird an der Tat gemessen und dann, fertig, auf den Täter übertragen. Man verlangt zwar vom Richter, daß er ein Menschenkenner sei, aber es ist ganz unmöglich, daß er das Individuum in seine Rechnung einstellt, es ist ihm nur das Speciesmäßige zugänglich. Mit seiner Hülfe sucht er die Tat zu verstehen. So verwendet er auch dem Geisteskranken gegenüber eine generelle Kenntnis. Was wissen wir nun generell von Unzurechnungsfähigkeit?

b) Man hat über Determinirtheit u. Undeterminirtheit des menschlichen Handelns gestritten. Die Determinirtheit ist wissenschaftlich unabweisbar. Aber unter den Determinanten finden sich auch solche, die das Ich, die Persönlichkeit bilden. Es ist unhaltbar u. unnötig, daß das Ich die «Ursache» der Handlung sei, aber Ich u. Handlung sind miteinander verknüpft u. das genügt. Der Grad dieser Verknüpfung sozusagen ist der Grad der Zurechenbarkeit. Weiters ist nun diese Verknüpfung beim Geisteskranken eine mehr innere, in den Fällen der Erfolgshaftung eine mehr äußere.

c) Psychologisch ist der Begriff der Unzurechnungsfähigkeit nicht zu fassen. Was in der Seele des Idioten vorgeht, ob er nicht doch anders gekonnt hätte, wissen wir nicht. Natürlich kann er dafür, er, der er ist, er ist also nicht straflos, weil er nicht dafür kann sondern weil er er ist. Diese Konzession gerade an die Minderwertigkeit u. an die Überwertigkeit nicht ist merkwürdig. Denn was immer wir auch jetzt gleich anfügen werden, Sympathiegefühle sind daran beteiligt.

d) Nun sagt man, es hätte keinen Zweck den Unzurechnungsfähigen zu strafen, denn es nützt nichts. Ich u. Handlung sind bei ihm unrettbar verknüpft, die Handlung ist ihm im höchsten Grade zurechenbar aber er ist nicht strafbar. (Denn je unzurechenbarer eine Handlung desto zurechnungsfähiger u. strafbarer das Individuum). Denn eben es nützt nichts. Nun streitet man sich, ob kurz gesagt Zweck oder Rache im Recht das Vorwort haben. Ich bin unbedingt dafür beides gelten zu lassen. Denn hat mich jemand bestohlen so genügt mir zwar, daß er ein zweites mal davon abgehalten wird, hat er mich aber beleidigt so bedarf ich einer Rehabilitation, einer Wiederherstellung des inneren Gleichgewichtes, einer Tilgung der Schmach. Ein effektives Mittel hiezu ist die Rache; sie kann durch sublimere Formen ersetzt werden, wie vielleicht die christl. Darreichung der anderen Backe, mit dem bloßen Schutz vor Wiederholung ist es nicht getan. Ferner glaube ich trotz der Statistik an die Abschreckung, man wird also einen Unzurechnungsfähigen ins Irrenhaus zu sperren haben. / Überdies hat einfach der Staat – um sie zu mildern – die Blutrache übernommen.

e) Für hier von Interesse ist aber die Tatsache, daß die Unzurechnungsfähigkeit des Täters das Gefühl der Schmach tilgt. Ein Narr kann mich nicht beleidigen, weil er außerhalb der Gemeinschaft steht innerhalb derer der Begriff Beleidigung für mich erwuchs u. Sinn hat. Die Konzession an den Geisteskranken ist also verständlich. Er steht jenseits der rechtlichen u. moralischen Reaktion. Der Minderwertige steht zwischen ihm u. der menschlichen Gesellschaft u. wird je nach seiner Ähnlichkeit mit Typen der letzteren zur Strafe herangezogen werden. Es ist falsch, bei ihm von mildernden Umständen zu sprechen, man müßte verschärfende dafür setzen.

d) Die Erfolgshaftung: Ein Berauschter ist wie ein Unzurechnungsfähiger zu behandeln aber er hat sich (normalerweise) freiwillig in diesen Zustand versetzt. Wir sehen vom Gewohnheitstrinker u. vom pathologischen Rausch ab. Man müßte die Handlungen der Rauschpersönlichkeit an der Normalpersönlichkeit strafen. Diese zwei Persönlichkeiten sind aber nur zufällig verknüpft. Man hat dh. Widerstände (denen das Recht Rechnung trägt, der gesellschaftl. Ehrenkodex häufig nicht). Und hier kann «er» wirklich nichts dafür, denn sich zu berauschen ist etwas halb u. halb



Erlaubtes u. ist man einmal berauscht, so handelt ein ungreifbarer anderer. Es ist ein fast antinomischer Konflikt. Die Psychologie läßt uns auch hier im Stich wie beim Minderwertigen, wir wissen zwar ungefähr daß es sich nur um eine partielle Änderung der Normalpersönlichkeit handelt über die möglichen Grade wissen wir aber doch nichts Rechtes, die «sinnlose Trunkenheit» ist eine Quelle des Unrechts. Wir helfen uns indem wir sagen, du begibst dich auf eigene Gefahr in den Zustand der Trunkenheit. Das ist weise als Abschreckung, schließt aber jede vernünftige Abscheureaktion aus. Wir dürfen nicht den Täter verabscheuen, weil es aus imponderablen Umständen schief ging, das wäre Psychologie des Demos. – Nun nehmen wir noch die Fälle, daß einem Baumeister sein Gerüst einstürzt, daß ein Chauffeur einen Menschen überfährt. Man wehrt sich zwar gegen das Strafmaß nach dem Erfolg aber auch wo es nicht besteht, straft man nur, wenn ein Erfolg eintrat. Individuum u Tat sind hier aber zT. durch äußere Causalketten verknüpft, die Verknüpfung ist nicht notwendig, die Tat in einem andern Sinn nicht zurechenbar. Wir strafen den Menschen, wenn er nicht pflichtgemäß gehandelt hat (wir hüten uns aber als Pflicht zu verlangen, daß er das Menschenmöglichste tat), wir kümmern uns aber erst nach dem Erfolg darum. Wir haben ein stumpfes Gewissen. Aber das ist ganz berechtigt, denn wir kämen zu Unerträglichkeiten mit einem schärferen Gewissen, zu fortwährenden Spitzeleien. Man müßte die Damen wegen ihrer Flutnadeln u Schleppen einsperren, den Italiener wegen seines Spuckens usw.

f) Zum Duell ist noch zu bemerken, daß die Verknüpfung des Mordes mit der Person des Täters hier gesellschaftlich geregelt, durchsichtig ist. Der Sinn des Duells ist, festzustellen, daß diese Verknüpfung nur hier unter diesen besonderen Umständen stattfand. Es bietet uns eine Garantie, daß sie unter andern Umständen nicht stattfinden wird. Mit der Konstatierung der Singularität der Tat wird aber zugleich ihre (Pseudo-) Notwendigkeit anerkannt. So auch beim Gatten, Revolutionär u Krieger.

III. Unsere Sympathiegefühle sind noch weiter unabhängig vom Recht. Es gefällt uns, daß Hagen von Tronje ein Mörder ist. Aber als noch so verbissene [?] Künstler brauchen wir es moralisch nicht zu billigen. Wonach richtet sich die moral. Billigung? Nehmen wir als Gradmesser das Wohl der Gesamtheit: es ist ein höchst schwankender u. unzugänglicher Begriff. Unzweideutig niedergelegte Forderungen haben wir eben nur in den Gesetzen u. Konventionen. Sie sind nicht Ausdruck des Bedürfnisses der Gesamtheit, sie sind variabel u oft aus Partialinteressen entstanden, aber sie sind schließlich das einzig Feste, das wir haben. Sie sind die erstarrten Rückstände des Altruismus. Dagegen stehen häufig die Interessen des Individuums. Nicht allzusehr. Im Ganzen ist es jedem Recht, daß nicht gemordet werden darf u. die Automobile in den Straßen nicht mit 100 km. fahren. Die Konfliktsphäre ist höher oben.

[< ]

### **[Typus einer Erzählung]**

*[Ohne Titel – 1910/11?]*

1. *Typus einer Erzählung*: Beispiel «Dämon»; das Mädchen dort hat ein erotisches Jugendtrauma erlitten, durch das viel später alle diese Einbildungszustände akut werden. I. a. Aus psychologischen Gesetzmäßigkeiten wird der Einzelfall aufgebaut, causal sein Zustandekommen gezeigt.

Vorteil: Das Feste, Kühle solcher Darstellungsweise. (Als Unterbau stets zu empfehlen)

Nachteil: Psychologische Gesetze bzw. Regelmäßigkeiten geben nur das Reizte, das, was zwar nicht alle aber viele wissen

2. *Typus* Man strebt wieder den causalen Aufbau an. Das Interesse liegt aber diesmal nicht auf dem Zeigen des Gesetzes sondern dessen wie ein individueller, seltsamer Fall mit seiner Hilfe zustandekommt Man denkt gewissermaßen: alle würden erwarten, daß in diesem Fall dies oder das geschieht; es geschieht aber etwas ganz anderes! Und man zeigt in einer subtileren Analyse die Fäden auf. Das Interesse liegt auf der unbekanntem Komplexion bekannter Gesetze, auf dem Wichtigwerden vernachlässigter Seiten dieser, auf kleinen Tatsachen, die plötzlich Einfluß gewinnen, auf Bedingungen, unter denen das Bekannte sich ändert!

3. *Typus* Man zeigt neue Gefühle, beschreibt unbekanntem Emotionen, für die man als erster Worte findet. Selbstverständlich geben die auch eine neue Rechnung, wo man sie einstellt.

4. *Typus* (noch unklar) Man sucht Ausdruck für neue innere Dinge, verzichtet aber ganz darauf, sie in einen Causalzusammenhang einzureihen. Man gibt eine Kette von Stimmungen, die ein Kontinuum u. dadurch den Teil eines Causalzusammenhanges bilden. Gewissermaßen seinen emotionalen Teil. Man zeigt nicht: die Handlung B muß auf die Handlung A folgen, stellt aber so dar, daß das Folgen des (mit B verknüpften) Gefühls b auf das (mit A verknüpfte) Gefühl a dem Leser selbstverständlich erscheint. Man zeigt nur einen emotionalen, einen Stimmungsablauf, unter dem gerade noch hinreichend u. von selbst sich der Schein eines causalen Gefüges bildet. (Das verzaub. Haus)

[< ]

### Vorwort

[1910/11]

Wenn man eine Beschäftigung die zu den persönl. Fähigkeiten zählt sehr ernst betrieben hat, kommt das Bedürfnis die Einstellung ihr gegenüber zu entspannen, nachgiebiger, wiegender zu machen. Welcher gute Reiter kennt nicht den Reiz sich in Straßenkleidern auf ein Pferd zu setzen, welcher Tennisspieler nicht den, mit aufgestelltem Mantelkragen und dem Hut am Kopf den Ball zu treiben?

Es ist dies kein minderer Zustand eines sonst Geübten sondern eine Sache für sich. Keine Improvisation So hat man das Bedürfnis nach Sachen, die gewogen u geknetet u wieder gewogen u geknetet sind und in den leisesten Faltungen durchgeführt u in jedem Wort voll Beziehung zum Ganzen u voll Verantwortung sind, solche zu schreiben, wo man sich der Dichtung nur bedient um einiges herauszustoßen, hinzustellen, da sein zu lassen.

Es erklärt dies den Stil dieser Erzählungen, die sprunghafte Wanderung des geistigen Akzents in ihnen

[< ]

### Vorwort zu den Novellen

[1911]

Es gibt ein teilweise begründetes Verlangen der Kritik, was lautet: Bilde Dichter, rede nicht! Gegen diese Forderung wird hier zu sehr verstoßen. Die Entschuldigung liegt z. T. in einer materiellen Notwendigkeit, die zu einer formalen Art zwingt. Diese Dinge sind weder durch eine mit dem Subjekt des Dichters sparende Erzählungskunst noch durch ohne Situationen arbeitende Betrachtungen herauszubringen. Die Entscheidung liegt darin, ob sie wertvoll sind.

Es soll nicht gesagt sein, daß sie nicht epischer u noch besser zu geben gewesen wären. Augenblickliche persönliche Beschränktheiten, Zufälle in der Art wie eine Arbeit auftaucht bestimmen das Ergebnis. Man kann sagen, daß aus dem gleichen Keim unzählbar verschiedene Individuen wachsen können. Da sie es erfahrungsgemäß nicht tun, kommt es nur auf den Keim an, mag er dürr und stockend u. vergilbt wachsen, es ist eigentlich Nebensache.

Es gibt ein Bündel von Forderungen in dem verschnürt der Begriff Novelle lag. Es gab einen Augenblick, wo diese zwei Arbeiten Skizzen à la Maupass. werden wollten, und es gab dann eine innere Unmöglichkeit. Wenn von dieser etwas fühlbar blieb, ist es gut. –

Der Kopf eines so Arbeitenden ist wie eine kahle Zelle, nackte Wände, die immer in den gleichen engen Raum hineinstarren, ein Fenster durch das man nichts als den leeren Himmel sieht. Aus solcher verbissenen Wut und Inbrunst mögen mittelalterlich-scholastische Gedankensysteme entstanden sein, die sich selbst mit der Zahl der Haare der Engel befaßten. Es ist nicht der heutige Geschmack, sie zu lieben, aber diese Novellen haben diesen Geschmack.

In einer Zeit, wo die Literaten verächtlich von ihrem Handwerk sprechen und soziale Weiten vor sich brauchen, soll gesagt werden, daß diese Novellen in hohem Grade Literatur u. Schreibtischprodukte sind.

Von der Sehnsucht umgeben, Figuren aufmarschieren zu lassen, mit der Maurerkelle das Leben aufs Papier zu werfen, Probleme mit Fleisch u Bein hinzustellen, in jener unklaren, weichen, flimmernden Fassung, wie sie im Leben entstehen, ja selbst von der Sehnsucht umgeben nicht zu schreiben sondern zu organisieren, agitieren, Zeitungen zu gründen, den Hansabund zu führen, von dem Bewußtsein umgeben, zu all dem die Kraft zu rauben, all das anderen zu überlassen sind sie dennoch entstanden Tag um Tag, Monat um Monat, durch Jahre mit einer verbissenen Wut der Entbehrung, aus der asketischen Energie ihre direkte Form zu finden

[< ]

### Vorwort zu Novellen

[1911]

Man überschätzt die Schwierigkeit des «Fabulierens» Keinem Begabten darf sie groß sein. Steht das ideelle Gerüst fest, ist es mit Szenen zu verkleiden, die entsprechend getönt sind. Jeder

Leitsatz könnte der Tenor einer Szene sein; es ist unschwer zu sehen. Man fragt welches sind seine Bestimmungstücke u stellt sie auf die Beine. zb ..... Es wäre so ein Roman entstanden; daß es nicht geschah ist Sache des Dichters u. vielleicht ein Reiz (der dann ein wenig außerhalb des Buches liegt – ein biographischer – solche Momente sind ästhetisch nicht ganz nebensächlich)

Wichtig ist die prinzipielle technische Frage: Man muß sich eingestehen, daß im Roman etwas Unheiliges, Leichtgemachtes udgl. steckt – andererseits aber daß mit dem Verzicht doch auch der Eindruck geringer wird. Die Gründe sind leicht aufzuspüren u schwer zu fassen. Suggestive Wirkung der Tatsachenerzählung, dann Ruhepunkte, Wechsel von Ausstrahlung u Konzentration.

Hier ist nur Konzentration fast mathematischer Strenge, engstes Gedankenmosaik. Interessant die Technik als Konsequenz der Grundeinstellung: Alles Erzählende ins Beiwerk, Bild, Satz genommen

Es ist nicht zu bezweifeln, daß ein Buch, über das man so sprechen kann, in Deutschland wenig gelesen werden wird.

Wenn ich es als Ganzes lese bin ich ermüdet u ein wenig böse. Beliebige 10 Seiten entzücken mich immer wieder. Man muß das lieben u verurteilen. Als einzelnen Fall aber gelten lassen u. zu verstehen suchen.

[◁ ]

### Novellen

[1911]

Ganz an der Oberfläche gibt es Temperamente, Charaktere. Ein wenig tiefer haben die Ehrlichen Flecke von Schuftigkeit, die Schufte Flecken von Ehrlichkeit, die Großen Augenblicke der Dummheit usw. In dieser Sphäre lebt die große Epik, u. die große Menschenschilderung im Drama. Hier sind Meister Tolst. Dostoj. Hauptm. Thackeray Noch etwas tiefer lösen sich die Menschen in Nichtigkeiten auf. Es ist die Sphäre, wo man mitten in einem Leidenschaftsausbruch abbricht. Man fühlt, daß hier gar nichts mehr von einem ist, es sind dort nur Gedanken, allgemeine Relationen, die nicht die Tendenz u Fähigkeit haben ein Individuum zu bilden. In dieser Sphäre spielen die Novellen, aus dieser Sphäre, aus der Existenz dieser Sphäre holen sie ihren Konflikt. Aus der ernst genommenen tiefen [?] Sphäre, nicht aus der Nichtigkeit, sondern aus der tragischen Begeisterung dafür.

In allen Liebestragödien liegt die gleiche Oberflächlichkeit: – der zufällige Eintritt des dritten. Rilke hat es gesagt u. er hat den Ehebruch gefordert, der sich nur zwischen zwei Personen abspielt. Der Ehebruch zwischen zwei Menschen (vollzogen an einem beliebigen dritten, an einem Repräsentanten der ersten Sphäre) wegen des Bewußtseins um die Existenz jener innersten Sphäre, wo Liebende sich in Nichtigkeiten auflösen, in Dinge, die sogut sie wie andere sind, wo der einzelne nur der Durchgangspunkt von Reflexionen ist, die allen gelten von einer noch näher an den Geliebten sich Herankämpfenden gewendet als Vollendung der Liebe.

Oder mit den Worten des Dichters: «.. ist nicht jedes Gehirn ... mittaghelles Alleinsein» (8/9). «.. Auf dieser Einsamkeit .. gemeinsam machen konnten» (10) Das ist vorher. Dann ein Zufall, eine aufgezwungene Reise, ein fremder Mann in der vollen Deutlichkeit seiner lächerlichen Existenz

Die Technik: Zwischen Roman u Novelle steht im Dichter nichts als die Wichtigkeit. Wodurch immer man sonst Drama, Roman, Novelle trennen will sind Eigenschaften zweiten Ranges. Speziell zwischen Roman u Novelle wählt nur das Maß der Anteilnahme, das Maß dessen, was man von sich hineinlegt (im Drama am wenigsten) Man könnte zu bestimmen versuchen, daß diese Erzählungen durch den Ekel am Erzählen geformt sind.

[< ]

### Über 2 Novellen «Vereinigungen» von Robert Musil und über Kritik

[1911 /12]

Das von der Kritik meist geübte Verfahren besteht darin, Werke um ihren Autor zu gruppieren, Autoren um irgendwelche Zeitströmungen. Es stammt von der Historik. Und gibt heute wenig mehr als die wesenlose Befriedigung an Schein-Causalzusammenhängen.

Eine bessere Art von Literaturbetrachtung wäre nicht alles nach dem ohnedies schon Daseienden hin zusammenzufassen, sondern gerade die Einmaligkeiten, – das worin sich der Autor nicht zehnfach, die Zeit nicht tausendfach wiederholt – nebeneinander auszubreiten, so systematisch als möglich. Man erhielte als Rand die Grenzkurve unseres Fühlens u. Denkens, die Verbindungslinie der Endpunkte aller Wege, wo sie vor dem Nochnichtbegangenen abbrechen. Mancherlei Rangordnungen würden sich dabei verschieben, u. im ganzen erhielte man, wie mir scheint, die einzige Betrachtungsweise, deren Systematik Instrument eines Vorwärtswillens ist.

[< ]

### R. Profil eines Programms

[1912]

Motto: ....

Seele ist eine Komplikation von Gefühl und Verstand. Welche, ist eine Frage aus [?] der Psychologie. Aber niemand darf sich darin täuschen, daß in dieser Paarung das Element des Wachstums im Verstand liegt. Die Reden von Reichtum, Weite, Tiefe, Größe, Liebenswürdigkeit, Menschlichkeit des Gefühls sind irreführend; man achte darauf, aus welchen primitiven Verhältnissen noch immer diese Metaphern genommen werden. Der Verstand ist es, der diese Tönungen von Viertelgraden aufwärts in das Gefühl bringt.

Starke Gefühlserlebnisse sind meist unpersönlich. Wer wirklich je einen anderen Menschen so gehaßt hat, daß über dessen Tod nur ein Zufall entschied, wer in die Katastrophe einer Angst geriet, wer eine Frau bis zum letzten Abschaum geliebt hat, wer andere blutig schlug, je in seinem Leben mit zitternden Muskeln hinter einem andern dreinsetzte, der weiß es. «Den Kopf verlieren» nennt es die Sprache.

Das Gefühlserlebnis ist an u für sich qualitätsarm; erst der es erlebt bringt die Qualität hinein. Nuance aber ist nichts anderes als ein vermeintlich einfaches Erlebnis zum Mittel zwischen zwei od. mehreren anderen zu machen. Nuance ist das Gefühl, seine ganze intellekt-emot. Nachbarschaft u. die Verbindungswege.

Das Gefühl des sterbenden ... ist durch kein anderes Mittel von dem eines unbedeutenden Selbstmörders zu unterscheiden; die letzte Wehmut um den Entschluß herum. Die Größen zweier Lieben sind nicht gegeneinander zu messen. Der Gefühlsvorrat ist auch durch alle histor. Zeit hindurch ein begrenzter. Es wiederholt sich immer das gleiche; ein paar Perversitäten fehlen oder kommen hinzu, sind sie da, werden sie im Nu assimiliert, das ist alles.

Unsere Zeit ist aufgereizt u. erfolgreich. Kriegerisch u. brutal wie kaum eine andere, in erstmaliger Weise ingenios, wimmelnd überlebendig, sie überrennt den Einzelnen, saugt ihn aus, Wiedertäufer, Gefühlsprotestanten, romantische Dichter, werden mit linksliberalen Pastoren, Beethoventänzerinnen u. Gesundheitsbetern in wohltuend lächerliche kleine Gemeinschaften eingekerkert. – Niemand darf leugnen, daß jede kleine Wendung dieses ungeheuren Zeitkörpers schon eine Epopoë wäre. – Aber jemandem vorwerfen, daß er an diesem Stoff vorübergeht, ist eine ungeheure Einseitigkeit.

Sie grassiert. Der Dichter unserer Zeit wird immer noch erwartet.

Es sind immer noch die Erholungsästhetiker die da herumspuken.

Wir müssen uns klar sein: sprechen wir von einer Kunst die die Masse zum Gegenstand od. von einer die sie zum Ziel hat. Das ist wie immer eine Gruppe schöner Vorwürfe, aber nur eine Gruppe u. alle diese Reden von «gesunder», «kräftiger», «männlicher» Kunst worauf laufen sie hinaus? Eine Kunst für einzelne als Masse od. *eine* Masse als einzelne?

Und die Antwort ist, die ganze Weltgeschichte kennt nur 2 Typen von Kunstwirkungen. Das fühlbar-nachdenklich Machen, das in einem Theater hundert von der gleichen Sache Ergriffene gegeneinander einsam macht, das ein Buch nicht lieben, aber seitenweise zu verschiedenen Zeiten wieder vornehmen läßt und das Schmückende, Überhöhende, Pathetische, das einen Saal von einander sonst gleichgültigen od. widerwärtigen Menschen in einen Derwischentanz des Beifalls reißt u. durch ein Buch jene Begeisterungsepidemie erzeugt, der eine flauere Stimmung im Nachjahr folgt.

Die Wirkungen dieses zweiten Typus sind suggestive; ein gewisser mittlerer Wert des Werks ist Voraussetzung, wie ja auch im Leben die Menschen von großem persönl Einfluß nicht allzu intelligent sein dürfen. (Geistig u künstlerisch, Inhalt u Medium, Geist u Zauber)

(Und die Bücher, die hoch u. niedrig gefallen? Entweder ist das erste nicht wahr od. sie enthalten Nebeneigenschaften, die es dem «nieder» ermöglichen, sich zu begeistern)

Und eins ist zu bemerken: Bücher von starker Lebendigkeit, Taten von Büchern sind Surrogate oder – sie sind versteckte Nachdenklichkeiten. Gott sein u eine Theodicee schreiben, sind zwei Dinge, die sich gar nicht miteinander vergleichen lassen, u. man kann das zweite vorziehen. (aber wer eine Theodicee schreiben kann, verzichtet auf das erste)

Aber warum schreibt man denn Kunst? Um Dinge noch einmal zu sagen? Es war einmal berechtigt, aber wir sind keine Rhapsoden. Warum beschäftigt man sich nicht mit dem physikalischen Relativitätsprinzip, mit den logisch-mathematischen Paradoxas Couturat's, mit ....?

Weil es Dinge gibt, die sich nicht wissenschaftlich erledigen lassen, die auch nicht mit den

Zwitterreizen des Essays zu fangen sind, weil es Schicksal ist, diese Dinge zu lieben, Dichterschicksal. Gefühle u Gedanken sind unpersönlich u unkünstlerisch, die Art ihrer Verflechtung ist die Persönlichkeit u. ist die Kunst

Der Gedanke des Künstlers ist nicht zielstrebig, wenn man unter Ziel das Urteil mit dem Anspruch auf Wahrheit versteht. Denn auf seinem Gebiet gibt es keine Wahrheit. Von der psychologischen Wahrheit wird zuviel geredet u. von der ethischen nicht einmal dies. Möglichkeiten in Seelen hineinbohren!

Es ist nicht das Programm der Kunst, aber es ist das Programm einer Kunst – u. man muß wissen, wo man stehen will.

Diese Kunst kann jeden Gegenstand aufgreifen; die Epopöe, das Laster, die Tugend – sie charakterisiert sich durch das, wie sie es tut – unbegeistert, in Frage stellend, nachdenklich, aus bislang fremden Elementen auf bauend.

Sie ist nicht die einzige Kunst. Der Begriff «classische Kunst» ist nicht durch Göthe erledigt, Göthe ist: ein paar Versuche dazu. Der Begriff naturalistische Kunst ist nicht wie ein Hund verscharrt, es ist der noch gar nicht gemachte Versuch des wandernden Fixationspunktes, der Uneinheitlichkeit im Verstreuten, der Begriff pathetische Kunst, wird das Studium pathologischer Publikumswirkungen erfordern – ungeheure Arbeitsfelder liegen hier u. sie erfordern nur das eine: daß man alles neu macht, mit allen traditionellen Forderungen bricht, den stets fremden Körper des Gegenstandes untersucht u. je nach Erkenntniskräften ein Stück von ihm losschlägt.

Aller seelische Wagemut liegt heute in den exakten Wissenschaften. Nicht von Göthe, Hebbel, Hölderlin werden wir lernen, sondern von Mach, Lorentz, Einstein, Minkowski, von Couturat, Rüssel, Peano ....

Und im Programm dieser Kunst das Programm eines einzelnen Kunstwerks kann dies sein:

Mathematischen Wagemut, Seelen in Elemente auflösen, unbeschränkte Permutation dieser Elemente, alles hängt dort mit allem zusammen und läßt sich daraus aufbauen. Der Aufbau beweist aber nicht: daraus besteht's, sondern damit hängt es zusammen. Auch in der Darstellung handelt es sich darum nur um eine Aneinanderreihung Vermeintliche Psychologie ist freieres ethisches Denken – man wird sagen, das ist eine unmoralische Kunst und doch nur sie ist eine moralische. Tragen wir eine Weile. Das Bedürfnis nach einem être suprême und Masochismus sind nicht ohne Sachzusammenhang; Frigidität und absolute, unpersönliche Sinnlichkeit, absolute Sinnlichkeit und das Einschüchternde, Knurrende, potenziert Männliche, aber in erster Linie Unmenschliche, – Frigidität u. Unmenschlichkeit sind nicht ohne Zusammenhang.

Bedeutungszusammenhänge sind das, nicht nur psychologische. Drei Arten gibt es: die causal wissenschaftliche, die individuell-psychologische, wo man es an einem Einzelfall Zustandekommen läßt, unverbindlich, stets gedeckt hinter der Singularität des Falls u. die dritte wo man nicht das Zustandekommen sondern die Bedeutungen selbst zeigt u. wo man sie – der Kürze halber – nicht im Einzelfall zeigt, sondern im Abstrakt Allgemeinen.

An diesen beiden letzten Fällen scheiden sich Novelle u Roman; friedlich, technisch. Das zweite ist die Methodik der Novelle. Sicher ist daß die Novelle kein beschnittener Roman sein darf. Sonst wandert man in der Ebene des Fleisches u. die Bedeutungen liegen fern am Horizont, hier in der Ebene der Bedeutungen, an deren Horizont nur ein ferner dünner Dunst dieses fremden Fleisches lagert. Würde man aus jedem Absatz eine Szene machen, – alles wäre so verständlich. Aber muß man denn immer erklären? Vielleicht. Aber niemand darf es einem verübeln, wenn man es einmal nicht tut. Das ist un-unheilige Kunst.

Es wird 1 dimensionale, nicht cubische Kunst.

Der eine Fall ist weniger zu halten als der andere; ich will in ihm Dunst u Nebel wühlen,  
«Menschen, die sich manifestiert haben» Man kann das nicht beweisen, man kann nur hinweisen.

–

Es handelt sich, anders gesagt, um «verbindliche Motivierung» Eine Kunst aus Ekel am immer  
Geübten, welche ästhetische Sittenrichterei, das nicht zu würdigen u. auch im Einzelfall nicht zu  
entschuldigen.

Man kann die Probe machen, jeden Absatz, jeden Satz aufrollen, sich es in Szenen umerfinden, es  
werden gute Szenen sein, den Gedankeninhalt prüfen, er wird unter der Grenze sein, unter der er  
sein will u. er wird sich nicht abstrakt ausdrücken lassen. Oder wird man das wirklich nicht  
verstehen? Statt Mikroskopie Nebelhaftigkeit sehen, Wagnisse mit Verwischtheiten verwechseln?  
Eine Erwartung, die sich ertragen läßt. Und man stellt sich optimistisch das Schicksal eines  
solchen Buches in Dtschld vor.

Grenzüberschreitende Liebe u. Selbstvernichtung

Es ist eine gefährliche Kunst, sie wird das Nächstliegende übersehen, auch das Ganze über den  
Teilen.

Anfang?: man versetze sich in folgende Stimmung:

### Profil eines Programms

Ein Mensch weilt mit der Frau zusammen, die er liebt, und erlebt blitzschnell die Vision, daß sie  
ihn betrügen wird. Nur ein Bruchteil dieser Zeit wird von der Vorstellung des  
Kausalzusammenhanges eingenommen – kombinierte Bruchstücke einer Möglichkeitskette, wie  
sie sich überall rasch erfinden läßt – das Erlebnis ist nicht dieses Belanglose, sondern etwas, das  
sich schwer benennen läßt. Ich versuche zu sagen: Dieser Mann, von dem ich spreche, wird nicht  
darüber erschrecken, daß seine Geliebte ihm untreu sein könnte, sondern darüber, daß sie dabei  
dennoch seine Geliebte gewesen sein wird; es ist die Imagination eines seltsamen  
Gefühlzusammenhanges in ihm. Nicht begreifen und verzeihen, nicht für möglich od.  
wahrscheinlich halten, sondern es ist das *innerliche* Verstehen, ein Betroffenwerden, ein Mit- und  
Einfühlen. Genauer: nicht der Akt des «innerlichen Verstehens», sondern das Produkt [das ihn  
verwirrt] Ich schicke das voraus: wer das versteht, wird verstehen, von welchem Typus ich im  
folgenden spreche

Ohne daß ich mich um die nähere begriffliche Analyse dieses Gebildes bemühe, läßt sich (doch  
weiterhin) bemerken, wie sehr es das Entscheidende auch für die künstlerische Darstellung  
seelischer Vorgänge ist. Denn auch hier kann man – wenigstens innerhalb der Vagheit, in der sich  
die Psychologie des Dichters bewegt – so ziemlich jeden Endzustand aus jedem Anfang ableiten,  
aber was man gewinnt und das Bindende, das man anstrebt, liegen nicht in diesem Schein von  
zwangsmäßigem Nacheinander. Ich meine, die Wege, die in einem Menschen etwa von Liebe zu  
Untreue führen, sind auch ästhetisch interesselos (bieten kein *volles* künstl. Interesse) sofern nicht  
jeder Schritt auf ihnen außer seiner psychologischen Wahrscheinlichkeit noch den Wert einer  
Nachfühlbarkeit, einer Lockung, – eben einen Wert hat. Der Causalzusammenhang erweist sich  
auch in der Kunst nur als der Vorwand, Schritt um Schritt dieses Zusammengehänge  
mitführender Werte auszubreiten. (Auch hier ist das Eigentliche nur das Zusammengehänge



mitführender Werte u. der Kausalzusammenhang erweist sich als der bloße Vorwand es auszubreiten.)

Nehme ich also an, es solle eine Erzählung geschrieben werden, um einen jener seltsamen Gefühlszusammenhänge zu enthalten, so wird auch sie (ihrem innersten Wesen nach) nicht causal sein dürfen, d. h. – in seine beiden Unterabteilungen zerlegt – sie wird sich nicht auf äußere Ereignisse stützen, noch psychologisch sein. Denn die äußeren Ereignisse sowohl wie die psychologischen Vorgänge sind eigentlich nur der unpersönliche Teil des Schicksals. (Psychologie ist das Unindividuelle in der Persönlichkeit.) Genauer erwogen: da sie dieser beiden Dinge nicht entraten kann, wird sie bloß durch irgendetwas ausdrücken müssen, daß sie nicht den Wert auf sie legt.

Die Theorie eines Kunstwerks, sofern jedes Kunstwerk einen ihm eigenen Stil hat, ist notwendig paradox, d. h. auf keinen andern Fall ganz als auf diesen passend. Im allgemeinen ist die Causalität – mag sie auch die untergeordnete Rolle einer bloßen Vermittlung des Wesentlichen haben – durchaus nicht zu vernachlässigen und enthält sogar Komponenten des Wesentlichen selbst.

Stelle ich mich auf den Boden meines alltäglich vernünftigen Nachdenkens, um die beiden Pole: hier das gefestete Glück einer seligen Stunde dort das ihm entgegengesetzte Unglück, die Untreue – mit einander zu verbinden, so sehe ich sofort, es gibt eine Unzahl solcher Zusammenhänge: der Egoismus, der in jeder Liebe Reste von Polygamie beläßt, alles was man unter Frauenpsychologie begreift, (eine süße Empfindung voneinander, im fetten Dunst einer Dinerstunde durch Nebel erlebt – ist mehr Erlebnis, Inhalt) das ganze Bündel von Möglichkeiten für gute u schlechte Dichter – und auch ich würde hier causal ausgehen, würde etwa sagen: das Auftreten des Gefühls ist nach dem Stande unserer Seelenkenntnis nicht zufällig, es ist der maskierte Ausdruck schon vorhandener Bedingungen und würde diese nun durch das Weitere eine nach der anderen aufrollen lassen.

Und ich leugne gar nicht, daß diese Art der Darstellung Vorzüge hat, die sich anders überhaupt nicht erreichen lassen, aber allen diesen Zwischenbrücken fehlt etwas, (etwas, das sie bei jedem Schritt wieder in meine Liebe zurückbiegt, oder haben sie es, so sind sie auch alle nicht mehr causal allein). Um diese weitere Determinante handelt es sich noch und es ist nichts weiteres als der tiefere Grad von «Einfühlung», der schon in der Liebe die Untreue als coexistent fühlbar macht.

Man könnte auch im Gegensatz zur Causalität von Motivation sprechen (dort, wo ich den Wert der Nachfühbarkeit betonte) und die ästhetische Erscheinung des «Mitfühlens» – ohne damit theoretische Vollständigkeit zu beanspruchen – in drei Komponenten zerlegen, die zu ihrer Erzeugung ineinandergreifen.

Es sind erstlich suggestive Wirkungen vorhanden. Man gestatte diesen viel unklar gebrauchten Begriff, der hier aber vermutlich am Platz ist, denn gerade die Wirkung der «Handlung» ruht auf ihm. Dadurch, daß ein Geschehen wie ein tatsächliches erzählt wird, bzw. dadurch daß Tatsachen erzählt werden, wirkt es nicht nur stärker, sondern es gehen auch ganz spezifische Wirkungen von ihm aus. –

Der zweite Teil des Mitfühlens besteht im Verstehen; hier setzen sich die im Hörer das Gelesene begleitenden Gefühlsketten oft aus ganz anderen eigenen Erlebnissen zusammen; mit ihrer Hilfe versteht man, aber eben so wie man ein Fremdes versteht. Während die dritte Komponente der Einfühlung – scheinbar nur ein höherer Grad des Verstehens – die Billigung, das Erschütterterwerden udgl. gerade darauf beruht, daß man das Erzählte wie etwas neues Eigenes

fühlt.

Die Determinante, von der vorhin gesprochen wurde, ist nichts anderes als dieses. Die Motivierung muß bis zu den letzten mir erreichbaren Werten u. Zusammenhängen hinuntergehen.

Man überlege nur einen Augenblick – um das zu verstehen – wieviel gute Bücher in Deutschland geschrieben werden und wie wenige von ihnen die Seele tiefer furchen, als daß nicht nach wenigen Tagen alles wieder glatt wäre. Die Motivation ist nicht hinreichend.

Nun wird man natürlich nicht Metaphysik oder Weltgeschichte spielen wollen (wie Hebbel meinte), das tertium separationis ist die Bedingung, daß man die Dinge, die gesagt werden sollen nicht rein begrifflich ausdrücken kann, sonst wäre alles andere als exakte Darlegung ein Minderes. Es handelt sich nicht um eine andere Methode, sondern um ein anderes Gebiet. Ein solches Gebiet ist aber jene Zone zwischen Verstand u. Gefühl, wo sich die eigentlichen Erweiterungen der Seele abspielen. Eine Verflechtung von Intellektuellem u. Emotionalem. Und damit ist der Beweis gegeben, daß die Art, von der ich spreche, eine künstlerische ist.

Dies ist die Hauptsache und aus ihr sind einige technische Bedingtheiten abzuleiten. Das Zurückdrängen des Causalen wurde schon erwähnt. Mit ihm zusammenhängend ist das Vortreten des Bildlichen. Es muß gar nicht sein. Wie gesagt könnte man sehr wohl das Ganze auch in einem Roman ausbreiten u. in Fleisch einhüllen, aber die Gedanken, die ich entwickelte, be-

M. a W. Das Verstehen eines Menschen heißt, ihn aus Elementen der eigenen Erfahrung aufbauen

Es ist viel wichtiger, daß man lernt Intentionen nachzuspüren, als ob ein Werk gut od. schlecht ist.

Statt ein wertvolles Erlebnis od. einen wertv. Menschen aus bloß geeigneten Elementen aufzubaun, kann man auch die umgekehrte Einstellung haben, ein beliebiges, bloß geeignetes Erlebnis aus wertvollen Elementen aufzubaun. Aus einem M<sup>a</sup> solcher.

Nicht aus den gerade hinreichenden Gründen der Kausalität, sondern aus Motiven. Es geschieht nichts durch Zufall, sondern jeder Gedanke, der ja auch ein psychologisches Ereignis ist, ist doch in erster Linie eine sachliche Notwendigkeit

Genau dies aber ist auch der innerste Strang in der kausalen Darstellung. Denn hier kann man ... ableiten, aber was man gewinnt, das Bindliche, liegt ... Werke auszubreiten. Weiß man das aber, ist es dann nicht gerader, sachlicher, «männlicher» wahrer, einmal ganz darauf zu verzichten und nur diesen Zusammenhang zu geben?! Man wird damit auf Widerstände stoßen.

Man verzichtet damit auf ein wesentliches Hilfsmittel: die Suggestion!

[< ]

### Novelleterlchen

[1912]

Novelle ist: Ein sauber verschnürtes Päckchen mit einer kleinen Überraschung beim Aufmachen. Ein Funkelstein (von Einfall) à jour gefaßt, sagt Federmann. Oder auch: es kommt eine Welle,

verknötet sich, löst sich, verklingt, verschwingt (denn so ist das Leben); das Knötchen bildet das Geschehnis der Novelle.

Aus einer gewissen Geringfügigkeit sucht man einen Kunstwert zu machen, der eine Sonderstellung der Novelle begründen soll. Entweder ist es eine Perspektive, von der man spricht, oder das Glück der Kontur, das Repräsentative eines gut gewählten Augenblicks, alles was auf Zusammenschnürung der Handlung und Fokusstandpunkt zielt, oder scheinbar umgekehrt ein Vermögen des Andeutens, der Irradiation, des Verfließens der Stimmung, dessen Zweck doch der gleiche ist: mit möglichst wenig real gegebener Innerlichkeit die Illusion einer größeren Lebensvertiefung zu schaffen.

Als ob das durch irgend ein ästhetisches Geheimnis möglich wäre! Es hört sich sachlich, recht artistisch-technisch an und hat zur Folge, daß die Novelle eine friedliche Enclave bildet, in der heute noch Schriftsteller von – trotz mancherlei Verdienst – sanftem geistigen Postkutschenrhythmus als Meister gelten. v. Heyse, v. Saar, v. Ebner-Eschenbach als Beispiel. Novelle ist aber ganz gewiß nicht nur etwas für Novellisten (welche Charakteristik eines Malers, wenn man von ihm einfach sagen kann: er ist Aquarellist!), sondern in entscheidender Bedeutung ein Zufall eines Dichters, der auf ein Problem stößt, das aus Gründen – die vorwiegend nur ihn angehen – kein Roman oder Drama werden soll und ihn doch nicht losläßt. Ein schicksalsgebender schmaler Raum also, der nun aufs beste ausgenutzt werden muß. So daß sich zeigt, was darin das Wesentliche sein soll; es handelt sich dann nicht mehr um ein Problem, sondern um das Problematische des Erzählens.

Man muß wissen, wohin man zu blicken hat; was ist uns denn diese Kunst, die wir üben? Sie kämpft in uns um ihre Existenz zwischen der aller Nacherfindung enteilenden Tatsachenfülle der Nachrichtenblätter, Kinos, Reisegelegenheiten, wirklichen Erlebnismöglichkeiten und den gefesteten Lebensaufschlüssen, welche das wissenschaftliche Denken uns manchmal über uns schon gibt. Das Gestalten des Erzählers hat nur Platz als ein Mittleres zwischen Begrifflichkeit und Konkretheit. Die irren, welche «ihren Schriftsteller» auf einen Berg mitnehmen, um ihm näher zu sein (erst recht die, welche schreiben um mitgenommen zu werden) und die, welche bemerken, wie er dort taub verklingt – schwächer als das Fallen eines kleinen Steins in der Einöde – und nun glauben, den Naturburschen Mensch gegen die Künstlichkeit des Dichters ausspielen zu sollen. Es ist das Wesen des Buchs, daß es das Zerstreute und Durcheinander des Lebens um einen Schritt vereinheitlichter, gesiebter, geordneter gibt und also näher dem Begriff; Verlebendigen einer Idee oder Ideisieren einer einstigen Lebendigkeit.

Man erinnert sich, man ordnet Erinnerungen, man erfindet Erinnerungen aus der entstehenden Ordnung heraus. So wohl beginnt es; dann fältelt sich das Gefühl, gleißt aus wie Papier in zu nahem Lampenlicht, ein anderer Gefühlshorizont entsteht als im wirklichen Leben. Durchaus ein un-natürlicher, aber auch keiner der bloßen Scheingefühle, wie ein degradierendes Mißverständnis will, sondern ein seltsames Intermundium des Geistes voll einer bewegsameren Luft des Denkens und Fühlens, dessen Umformung darin und dessen geändertes Verhältnis zur praktischen Wirklichkeit die ästhetische Untersuchung zu beschreiben erst begonnen hat. Irgendwann mag ja vielleicht das Erzählen einfach eines starken begriffsarmen Menschen reaktives Nocheinmalbetasten guter und schrecklicher Geister von Erlebnissen gewesen sein, unter deren Erinnerung sein Gedächtnis sich noch krümmte – Zauber des Aussprechens, Wiederholens, «Besprechens» und dadurch Entkräftens –; heute ist es das dienende Mittel des begriffsstarken Menschen, sich an Gefühlserkenntnisse und Denkerschütterungen heranzuschleichen, die allgemein nicht, sondern nur im Einzelfall –, vielleicht: die nicht mit dem vollen rationalen und bürgerlich geschäftsfähigen Menschen, sondern mit weniger konsolidierten

aber darüber hinausragenden Teilen zu erfassen sind. Jedenfalls zu erfassen sind (nicht zu ahnen, anzudeuten udgl). Die Realität, die man schildert, ist der Vorwand dazu.

Der Unterschied gegen eine beliebte Auffassung, die Schmückung längst öffentlicher, gemeinbesessener Fälle verlangt – wenn man nachdenkt, wird man von dieser Seite pervers, Ästhet oder undichterisch genannt – liegt zu Tage. Unnötig wider ihn zu streiten; er ist kein künstlerischer, sondern ein zoologischer. Wichtiger wäre, Ausläufer dieser Auffassung in Vermummungen festzustellen – wahrhaft nationale Kunst, kultische Kunst nach Griechenmuster, Kunst als Gefühls-Gemeinsprache u. dgl. – aber abseitsführend. Wir haben nötiger, die obere Grenze genau festzuhalten, die gegen zu sehr, zuviel Begriff. Nicht wegen der Gefahr, daß es heute noch jemandem einfallen könnte, die Sätze von den Dreieckswinkeln dichterisch zu beweisen, doch aber weil Fragen, die man ohne Dichtung viel klarer erörtern kann – wie, ob der bedeutende Mensch unsittlich handeln dürfe, oder daß man mit einer Lebenslüge in entscheidenden Dingen nicht existieren dürfe u. dgl. – vielen noch als eine angebrachte Aufgabe der Kunst oder als das Wesentliche an vorhandenen Dichtungen erscheinen. Und doch gehört die Antwort auf sie nur insoweit zur Kunst, als sie sich nicht geben läßt, das heißt, von da ab, wo man mit rein rationalen Überlegungen nicht mehr zu einem entscheidenden ja noch nein kommen kann. Man braucht sich nicht auf die strittige Frage einzulassen, ob das ganze Gebäude unsrer moralischen Werte nicht so sehr von den Einzelfällen abhängt, auf die es angewendet werden soll, daß das Gerüst seiner allgemeinen Regeln und Gesetze wie ein Sieb sei, dessen Brauchbarkeit nicht minder auf den Löchern als auf dem Geflecht beruhe; es genügt, daß es Lebensfragen gibt, welche so sehr von den individuellen Verhältnissen und Gefühlsbedingungen abhängen, daß sie eine allgemeine Entscheidung nicht zulassen. Das Problem ist dann nicht etwa die Opposition des Individuums gegen die sittliche Weltordnung, was zuletzt immer auf ein faules Sympathiekompromiß hinausläuft, sondern ist die sittliche Ordnung selbst in einem allgemeinverbindlich nicht mehr entscheidbaren Fall. Es ist vieldeutig, mit unendlich vielen Lösungen, keine ist die richtige, aber jede muß richtig sein; das Gedankliche in der Kunst ist dadurch begrenzt und begründet.

Es gibt nun – wir kehren zum Ausgangspunkt zurück – viele reizvolle Erzählungen, aber sie fallen aus dem Bewußtsein wieder heraus; sie sind keine einschneidenden Erlebnisse. Woran liegt das?

Vorher eine Zwischenfrage: Genügt nicht so etwas wie Gefühl allein? Man sagt doch, das Gefühl dieses Dichters durchleuchtet ... Das Buch ruht in einem (nun, je nachdem, aber am Ende heißt es stets: wahrhaft dichterischen) Gefühl. –? Gewiß. Nur aber: die Lage wird dadurch nicht im geringsten geändert. Denn was ist in solchem Sinne Gefühl? Starke, bloße Gefühlserlebnisse sind fast so unpersönlich wie Empfindungen. Das Gefühl an und für sich ist an Qualitäten arm, erst der es erlebt, bringt die Eigenheiten hinein. Die paar Unterschiede, die es in der Qualität und Dynamik der Gefühle gibt, sind unbedeutend und man meint sie ja auch gar nicht. Es ist ein schlechter Sprachgebrauch; was man meint, ist ein Ineinandergreifen von Gefühl und Verstand. Es ist das ursprüngliche Erlebnis, innerlich zum Mittel zwischen zwei oder mehreren anderen gemacht, ist das Gefühl, seine intellektuell-emotionale Nachbarschaft und die Verbindungswege. Durch kein anderes Mittel ist das Gefühl (das polypenartige, verzackte, mit tausend Saugnäpfen gewaltig das Weltbild verdrehende) des Franz von Assisi – oh meine Brüder ihr Vögelein! – von dem eines verzückten kleinen Pfarrers zu unterscheiden und die letzte Wehmut, an und für sich betrachtet, um den Entschluß Heinrich Kleist's herum dürfte die gleiche sein wie die eines anonymen Selbstmörders. Wo uns ein Mensch *erschüttert* und *beeinflusst*, geschieht es dadurch, daß sich uns die Gedankengruppen eröffnen, unter denen er seine Erlebnisse zusammenfaßt, und

die Gefühle, wie sie in dieser komplizierten wechselwirkenden Synthese eine überraschende Bedeutung gewinnen.

Und beim erzählten Menschen sollte es anders sein? Woran also liegt es? Ich glaube daran, daß man in unsrer Kunst gerade dort, wo man diese Entscheidung sucht, fast immer nur eine Hypothese findet. Es wird angenommen, z. B. zwei Menschen seien bedeutend und ihre Liebe oder irgend eine andre Beziehung zueinander sei es auch; um diese Annahme herum, die wie ein Hohlgerüst in den Menschen stecken bleibt, wird erst die Durcharbeitung angefangen. Man schildert, wie man glaubt, daß sich jetzt solche Menschen benehmen werden, im Ablauf einer Handlung, innerlich und äußerlich; man gibt damit aber nur die Konsequenzen dessen, was an diesen Menschen das Wesentliche ist, nicht jedoch dieses selbst; es bleibt unterbestimmt wie alles, wo man aus Folgen auf Ursachen schließen muß. Man erlebt damit nur Teile der Peripherie, nicht aber das Zentrum und das Konstruktionsgesetz einer bedeutenden eigenartigen Liebe. Ja noch mehr: man kommt auf diesem Wege nicht einmal an die Bedeutung der schon erzählten Handlungen heran. Denn die Tatsache etwa, daß dann einer dieser beiden Menschen untreu werde, kann ja sogut banal wie erschütternd sein, entscheidend ist bloß, was sie ganz zu innerst mit ihr beginnen; hinter diesen Oberflächen wie Schmerz, Verworrenheit, Schwäche, – oft erst später. Außerhalb dieser Verflechtung ist alles andere, der ganze Rest von Psychologie eines Menschen nur Nebensächliches, wenn es das Geschehnis auch kausal bedingt; es sind fraglose Elemente, die man ja gerade wegen ihrer Häufigkeit und Gleichheit zur Analyse benützt; versuchte man, das Bild eines Menschen aus lauter solchen psychologischen Daten herzustellen, so erhielte man – trotzdem der Nebenreichtum an ihnen das Entzückende, Leichtbewegliche der Darstellung bildet – nur den Aufbau einer Individualität, der aus dem Abbruchmaterial von ungezählten andern aufgerichtet ist.

Ich weiß, daß darin eine gewisse Übertreibung liegt. Man kann viel geben, auch wenn man nur die sinnfällige seelische Oberfläche zeichnet, zu der die Bedeutung wie ein perspektivischer Fluchtpunkt fühlbar wird. Und das bloße Hinstellen von Gestalten, das ist das am Ende Mit ihnen stehen lassen der Gedanken und der Entscheidung ist eine ultima ratio der Kunst. Die Darstellung des wenig gegliederten Gefühls ist von unmittelbarer Schlagkraft, die Eindringlichkeit ist desto größer, je verkörperter das Intellektuelle ist, ein leichter Rest von Abenteurergeschichte ist nicht zu entbehren und gibt, kaum daß wirs wissen, den Seelenschwingungen, in die wir versetzt werden, größere Amplitude. Man darf aber nicht das Moment des Verzichts übersehen, das darin liegt, den Antagonismus des Darstellens gegen das eigentlich Darzustellende, wie er hier betont wurde. Es ist das technische Grundproblem, ihn zu bewältigen. In der Breite des Romans hat es wenig Schwierigkeit. In der schmalen Not der Novelle wird es fast zum Entweder-oder. Ich verzichte auf das logische Glück, allgemeine Sätze nun schrittweise auf diesen Spezialfall anzuwenden: es ist klar, man wird für ihn eine neue Technik finden müssen, von besonderem Ausgleich. Es wäre zunächst genug, wenn man einsehen würde, daß hier eine gesucht werden soll.

[ < ]

**[Von der Möglichkeit einer Ästhetik]**

*[Ohne Titel – vermutlich vor 1914]*

Ich messe der Dichtung eine Wichtigkeit bei, die weit über die Wichtigkeit anderer menschlicher Tätigkeiten emporragt. Sie setzt nicht nur Erkenntnis voraus, sondern setzt die Erkenntnis über sich hinaus fort, in das Grenzgebiet der Ahnung, Mehrdeutigkeit, der Singularitäten, das bloß mit den Mitteln des Verstandes nicht mehr zu fassen ist. Sie hat das gemeinsam mit der Religion, aber um wieviel mehr Zwangsläufigkeit und Enge hat Religion; wie viel weniger Bewegungsfreiheit. Andererseits richtet sich die Dichtung nicht nur auf Erkenntnis, wie das die Wissenschaften tun, sondern auf das einzig und allein Erkennenswerte. Sie beschreibt keine Realität, sondern sie schafft eine Idealität; sie hat ihr Ziel im Jenseits. Sie schafft eine Gütertafel. Sie schafft schlechweg das Gute.

Ich halte Malerei, Bildhauerschaffen, Baukunst kaum für eine Kunst in diesem hohen Sinne und ich meine von der Musik, daß sie es in einigem sogar mehr als die Dichtung sei, aber im Ganzen auch viel weniger.

Diese wenigen Andeutungen werden schon zeigen, daß ich von einem sehr persönlichen, willkürlich und unbegründet scheinenden Standpunkt ausgehe, den weiter auszuführen die anmaßende Überschätzung einer Privatangelegenheit wäre, wenn es mir nicht gelingt, ihn fest zu begründen. Ich will also mit dieser Begründung beginnen. Ich werde zufrieden sein: nicht wenn sie mir gelingt, sondern wenn ich sehe, daß auf dem heute leeren Bauplatz für die begriffliche Konstruktion sich die Umrisse einer Objektivität, eines Werks zu erheben beginnen. Ich werde von meinem subjektiven, naturgemäß persönlich engen [?] (da ich ein schaffender Künstler bin) Standpunkt ausgehen, da hier die Quellen meiner Einfälle liegen u. werde versuchen ihn objektiv zu begründen. Dabei werde ich ihn verändern und erweitern. Abschließen würde ich nie können, denn zweieinhalb Jahrtausende sind die ältesten ästhetischen Untersuchungen alt und die neuesten haben ihnen wenig Wesentliches hinzugefügt.

Ich bezeichne nur als das Ziel dieser Untersuchung, Grundlagen der Kritik zu schaffen. Ich strebe absichtlich nicht das Allgemeine, die Ästhetik an, denn ich fühle mich nur in der Dichtung mit dem Material genügend vertraut und dann steht für mich die Gemeinsamkeit der Kunstgesetze in den verschiedenen Künsten durchaus nicht so fest, wie das, was ich über Dichtung zu sagen habe. Möglichkeit einer Ästhetik ist eine der Fragen dieser Abhandlung, keinesfalls aber ihre Voraussetzung.

Nach einer weitverbreiteten Auffassung ist Ästhetik die Wissenschaft vom Schönen.

Wissenschaft zu sagen, bedeutet, daß das Schöne etwas Erkennbares sei und seine Gesetze in einen systematischen Zusammenhang zu bringen sein müssen.

Da aber das Schöne noch von keinem Ästhetiker erkannt worden, vielmehr der Gegenstand eines beständigen Kampfes der Meinungen geblieben ist, so gibt es folgende Möglichkeiten: 1) Die Formel für den Begriff «Das Schöne» ist noch nicht gefunden, etwa so wie die des Begriffs «Lebens» noch nicht gefunden ist. Das wäre eine normale wissenschaftliche Schwierigkeit.

2) Das Schöne läßt sich nicht erkennen, es ist ein metaphysischer Begriff

3) Das Schöne läßt sich deshalb nicht erkennen, weil es nicht Gegenstand einer Erkenntnis, sondern einer anderen Funktion ist

4) Es existiert nicht.

ad 1) u. 3) Hier muß zwischen deskriptiver und normativer Behandlung unterschieden werden.

a) Deskriptiv lautet die Frage: Gibt es eine bestimmte menschliche

α) Haltung,

β) Reaktion,

die wir als die spezifisch ästhetische ansprechen können?

α): Hieher gehört die Lehre vom Spielcharakter der Kunst, vom Scheincharakter, von der Zwecklosigkeit, dem interesselosen Wohlgefallen, die Überbetonung des Phantasieanteils, die vulgäre Auffassung vom ästhetischen Verhalten zum Leben.

β): Hier wird das psychologische Element zu α) gesucht. zB. Was tritt hinzu, wenn aus der Wahrnehmung einer Farbe, ein Wohlgefallen an ihr wird? Hieher gehört die Arbeitserleichterungstheorie, die Theorie vom physiologischen Charakter der Reaktion die Rede vom ästhetischen Urteil u dgl. mehr.

Wir werden erkennen, daß es solche spezifische Haltungen wie Reaktionen wohl gibt, daß sie aber nur einzelne Seiten des Problems betreffen.

b) Normativ lautet die Aufgabe: Das Schöne zu bestimmen und dadurch einen Maßstab für den Grad seiner angenäherten Realisation im Kunstwerk zu gewinnen.

Diese Aufgabe ist verwandt mit der der Kritik, aber ihre Lösung ist unzureichend.

Ihre Lösung ist induktiv und deduktiv versucht worden.

Induktiv mündete sie zum Teil in die deskriptive Behandlung ein, zum andern Teil führte sie zur Feststellung, daß es *ein* Schönes gar nicht gebe, so wenig wie es eine Moral gibt; das Schöne erschien sozial bedingt und als Norm nur relativ zu gewissen Konventionen oder unter gewissen Bedingungen gültig, z. B. Taines Philosophie der Kunst, historische Analysen überhaupt.

Deduktiv behauptete sie allerdings ihre Position, aber nur durch Anschluß an irgend eine Metaphysik. Zum praktischen Gebrauch in der Kritik also unverwendbar. Historisch ist diese deduktiv-normative Ästhetik, die mit Platons Ideenlehre beginnt, sehr wichtig.

1. Schreiben

2. Land

3. Berlin

Besser so aufbauen:

Normativ – deskriptiv (denn das ist unter dem Gesichtspunkt der Kritik die entscheidende Unterscheidung)

Deskriptive Ästhetik darstellen. Sie ist immer wertvoll, aber nur als Vorstufe sub specie Kritik.

Normativ: wie hier versucht. Resultat: Resultatlosigkeit.

Trotzdem Notwendigkeit normativer Kritik.

Wir werden falsche Strenge vermeiden u. zunächst zu absichtlich lockerer Begriffsbildung übergehen.

Kunst ist das, was wir unter diesem Namen vorfinden

Ästhetik als Wissenschaft vom Schönen.

Das Schöne nicht Gegenstand der Erkenntnis, sondern der Meinung.

[ < ]

## Die Ziele der Dichtkunst Was nicht Ziel der Dichtkunst ist

*[Vermutlich vor 1914]*

Was man in dieser Frage zum Ausgangspunkt wählen soll, sind zwei Tatsachen. 1. Viele Schriftsteller erreichen die bei der Kritik als erstrebenswert geltenden Ziele in glänzender Weise. – 2. Dennoch dem so ist, bleibt man im Gesamten unbefriedigt

Es ist zu wünschen, es sammelte u ordnete jemand der Zeit hat nach diesen zwei Gesichtspunkten sämtliche deutschen Rezensionen deutscher Dichtwerke der letzten zehn Jahre. Ich entbehre dieses statistisch geordnete Material, das ohneweiteres überwältigend sein müßte, ich kann hier nur nach der Erinnerung gehen u. die Erinnerung jedes anrufen, der literarische Rundschauen, Zeitungen u hauptsächlich Waschzettel mit ihren Rezensionssammlungen liest. Man kommt zu dem ... Ergebnis, daß alljährlich in Deutschland so u so viel Bücher in einer neuen Sprache voll dichterischer Schönheit geschaffen werden. So u so viele tief sind, so u so viele Leute in die vorderste Reihe der zeitgenössischen Autoren rücken. Von den Abgründen der Leidenschaft, den geordneten Sphären ruhiger Herrlichkeiten usw. die es bei uns im Dutzend gibt zu schweigen. Die Reagibilität ist zu groß.

Es ist zu bemerken, daß es durchaus nicht alle u. durchaus nicht die gleichen Stimmen sind, die das bezeugen, sondern nur das gleiche das bezeugt wird. (Es gehört das zum Verständnis des Phänomens) Im allgemeinen bewegt jedes gute Buch (u. meistens sind es gute Bücher) nur einen kleinen Kreis. Jeden solchen aber in wenigen verschiedenen Weisen (was zur Komik gehört). Man muß etwa zehn bis zwanzig Rezensionen als Zeugnis gelten lassen, u. man kann dies weil wenig Bücher mehr bekommen. Der darüber hinausgehende Erfolg ist, glaube ich, eine Sache für sich, mit besonderen (psychologischen, pathologischen) Gründen.

Um den großen Erfolg gleich jetzt ... er ist so: Das Buch hat meistens irgendwelche künstlerische Qualitäten, nicht immer vorwiegend solche. Es gefällt zu vielen. Kritiklos. Der Vorgang hat Ähnlichkeit mit dem Wesen geistiger Epidemien. Auch bessere Leute werden mitgerissen, hinterdrein, bei den nächsten Arbeiten, auch ohne Opposition der Kritik kommt ein Rückschlag, eine Flaute (auch dies pathischen Vorgängen ähnlich) Ich möchte behaupten, daß es selten ist, daß ein Buch einem Künstler besser od. schlechter gelingt als seine sonstigen. Die meisten glauben nämlich, das sei die Erklärung. Selten. Ungleiche Produktion als Regel bei einem Künstler setzt eine durchaus nicht häufige Konstitution voraus. Man kann sagen, daß die meisten guten Werke 2–3 Jahre brauchen, in dieser Zeit gleichen sich die kleineren periodischen Schwankungen aus; Künstler mit großen periodischen Schwankungen des Könnens sind aber selten, u. nicht zu häufig ist auch der andere Fall, der des Nichtfertigmachens (für den Eulenberg eintrat) Von diesen zwei Fähnrisen abgesehen, ist gewöhnlich der ganze Künstler in jedem Werk u. es gibt natürlich noch immer die weitesten Abstände des Gelingens, aber es kann kaum einen Irrtum in der Schätzung der dahinterstehenden Persönlichkeit geben:

Die großen kritischen Massenbegeisterungen wie die Verschwendungssucht an Lob im Kleinen sind also beide nicht zu entschuldigen.

Sucht man die Gründe hiefür – nur waren sie lange nicht zu finden. Selbstverständlich gehen sie



darauf zurück, daß kritische Begabung heute so selten ist wie die künstlerische (nicht allzuselten, aber verschwindend) Darüber zu klagen ist unmöglich. Ein zu erforschendes Symptom ist aber, daß die Kritiken meistens schöner sind als die Werke. D. h. daß sie Dinge aussprechen, die die Werke nicht realisieren. Dinge aber, die auch in den Rezensionen bloße Worte sind ohne die Fülle der Vorstellung. Ich greife eine Handvoll zufällig heraus.

Und darum kann man wohl gelten lassen, daß viele scheinbar wertvolle Ziele fordern, aber sie haben nicht das Maß für ihre Erreichung, weil nicht eine wirkliche Vorstellung des Ziels.

[ < ]

### **Über Kritik**

*[Ohne Titel – vermutlich vor 1914]*

Es ist in den seltensten Fällen nützlich festzustellen, ob ein Buch gut oder schlecht ist. Denn ebenso selten ist es eins oder das andere, meist beides. Es hat Sinn für einen großen Künstler, der noch nicht erkannt ist, einzutreten und es hat Sinn eine Scheingröße zu zerfetzen. Es hat Sinn über ein Buch zu schreiben, wenn man etwas daran demonstrieren kann oder wenn der Kritiker einen Temperamentsausbruch vor diesem Buch in sich aufsteigen fühlt. Es hat eigentlich keinen Sinn, Bücher der Reihe nach vorzunehmen, wie sie der Buchhändler auf den Markt wirft, sie zu beschreiben u. mit Hilfe von hochgerechnet 50 konventionellen Wertmaßen zu bewerten. Gerade das tut aber der Durchschnittskritiker. Er ist in seiner soziol. Bedingtheit Journalist, in seiner Aufmachung Aeternist.

Es wäre eine der wichtigsten Aufgaben eines Preisausschreibens, einen feingeistigen genauen Menschen zu bewegen, daß er ein Inventar der Begriffe aufnehme, mit denen unsre Kritik operiert. Ihre völlige Inhaltslosigkeit würde vermutlich schon daraus hervorgehen, daß ihre verschiedenen Nuancen sich gegenseitig bis zur Nichtigkeit aufheben, was sich durch einen umfassenden Vergleich herausstellen müßte. Es ist das nicht zu beweisen, solange man nicht das Material geordnet hat, aber es mache einer den Versuch, alle an einem Tage aufliegenden Kritiken eines bestimmten Journalistenkreises, der etwa von der Aktion über die Neue Rundschau bis zur NFP reichen kann, durchzulesen und er wird an den meisten Tagen über die Übereinstimmung lachen. Sie ist eine des Worts, der Vagheit u. nicht des Begriffs.

Solche Erfahrungen bestimmen mich zu dem Versuch, einen einzelnen kritischen Begriff herauszugreifen u. wenn schon nicht in der angegebenen Weise zu untersuchen, so doch in seinen Haupterscheinungsarten zu betrachten; ich wähle den Begriff des Psychologen in seinen 2 Bewertungsunterschieden als «tiefen» Psychologen u. als Psychologisten.

Es gab eine Zeit, wo jedem Dichter das Prädikat angehängt wurde, ein Psychologe zu sein (der es halbwegs vertrug); Psychologie war Mode. Heute kann man sagen, daß das Prädikat meist als ein Schimpfwort gilt. Ein Psychologe war ein dämonischer Seelenkenner, ein Psychologist ist einer der an den petits faits der Seele sein Genüge findet. Es drückt sich ein Wechsel des Verhaltens zur Causalität darin aus u. soweit ist die Veränderung zeitbedingt u. zeitberechtigt. Es liegt aber auch ein völliges Verkennen der Bedeutung des Psychologischen für die Kunst darin u. die höchst vage Gebrauchnahme rührt von mangelndem Verständnis her.

1. Ist das psychologische Geschehen ein Geschehen wie jedes andere, ein Teil der Fülle der Welt. Es ist an sich interessant. Es ist Wirklichkeit. Seine Betonung hängt mit der Frage des Naturalismus in der Kunst zusammen, die durch falsche Experimente durchaus nicht erledigt ist. Das Hinaufschnellen des Expressionismus ins Vacuum in Ehren: starke geistige Leistungen erfordern breite Basis u. vielfältige Verwurzelung in der Realität.

2. läßt sich dieses Geschehen, das eigentlich eidologisch genannt werden muß (Phänomen ist) psychologisch ordnen. Und da muß man fragen, was denn Psychologie ist? Doch eine Wissenschaft mit bestimmter Methodik, die das innere Geschehen zwar nicht vorwiegend kausal, aber doch nach einer bestimmten Methodik ordnet u. in gegenseitige Beziehung bringt, die mit der Ordnung im Kunstwerk gar nichts gemein hat. Vor allen Dingen: sie strebt nach Wahrheit u. Tatsächlichkeit. Zu unterscheiden von der Psychologie ist die Psychoanalyse. Im Prinzip aber gleich.

3. Betrachten wir einen sogen. psycholog. Roman, der wirklich ein Kunstwerk ist. Streng genommen ist seine Psychologie immer falsch, muß bewußt etwas falsch genommen werden. Sie darf sich nicht in Widerspruch mit der Erfahrung stellen, zumindest nicht ohne Grund. Aber sie ist ungenau.

Man vergegenwärtige sich den Sinn der beiden Sätze:

Erkenne dich selbst um die Welt zu erkennen

und

Alles verstehen, heißt alles verzeihen

Die gleiche Bedeutung, die in ihnen, das sich erkennen u. einen andren verstehen hat, hat die Psychologie im Dichtwerk. Mit der Annahme dieser Behauptung ist die ganze mehr als 10 Jahre alte Diskussion über Wert oder Unwert dieser für dieses erledigt. Ich erkenne die Welt (gemeint ist hier die menschliche, moralische Welt) indem ich mich selbst kenne. Nicht indem ich weiß, was eine Reaktionszeit bedeutet oder ein Scheinbewegungserlebnis, wo für sich die Psychologie interessiert. Nicht indem ich das Schema des von den Psychiatern für den psychiatrischen Gebrauch ausgebildeten Begriffsnetzes darüber breite oder das der Psychoanalyse. Sondern indem ich das Erlebnis aus Motiven rekonstruiere.

Was ist Psych.

Psychol. u Motiv

Motiv, movere, Movens. Jedes, das bewegt.

Opposition geg. Causal.

Opposition geg. Realität

Inkarnation und Motiv.

(Problem des Express.)

P. ist in den Händen der deutschen Kritiker jedenfalls etwas ganz anderes als Leute, die berufsmäßig mit Psych. zu tun haben, darunter verstehn /

Auch die express. Kritik arbeitet mit den Mitteln des Impressionism., der Impression, die referiert wird.

Blei der einzige nicht impress. Kritiker, K. der Impressionist mit immanierender Gesetzlichkeit.

Beitrag zur krit. Ideenbildung

Börsenstimmung, die keine Güter fertigt aber alle paar Jahre eine Hausse mit reziproker Baisse braucht

sowohl pedantisch wie unvollendet

Objekt der Psychol. ist der allgemeine Fall

Objekt der Dichtung der persönliche

Aufgabe der Dichtung: *movere*; etwas davon ist: deuten.

[◀ ]

### **Über den Essay**

*[Ohne Titel – etwa 1914?]*

Für mich knüpfen sich an das Wort Essay Ethik und Ästhetik.

Es soll von *Wage* [?] kommen, wird von den Gelehrten meist nur verwendet, um die leichteren, nicht unter voller Verantwortung geschriebenen Ranken ihres Lebenswerks zu bezeichnen und heißt auch Versuch. In diesem letzten Sinn, den ich aber anders füllen will, kann auch ich es gebrauchen.

Ist Essay: auf einem Gebiet, wo man genau arbeiten kann, etwas mit Nachgelassenem ... Oder: das Strengste des Erreichbaren auf einem Gebiet, wo man eben nicht genau arbeiten kann.

Ich suche das zweite zu beweisen.

Beschreibung des Gebiets: Auf der einen Seite von ihm liegt das Gebiet der Wissenschaft. Auf der andern Seite das Gebiet des Lebens und der Kunst. Man kann es zunächst nicht genauer sagen. Wir müssen daher zuerst fragen, wie das Gebiet der Wissenschaft umgrenzt ist. Für unseren Zweck sagen wir nicht am besten: es schaltet die Subjektivität völlig aus. Völlig ist zuviel gesagt. Denn eine gewisse kalte, rationale Subjektivität bleibt gewahrt; auch gibt es willkürliche und zufällige Momente. Sondern wir sagen besser: seine Ergebnisse sind objektiv. Es ist von dem Kriterium der Wahrheit beherrscht. Dieses ist ein gegenständliches Kriterium, es liegt in der Natur des Gebiets. Es gibt mathematische und logische Wahrheiten. Es gibt Tatsachen und eine Verknüpfung von Tatsachen, die allgemeingültig sind. Die gesetzlich sind oder systematisch. In beiden Fällen – und zugleich ist das der mindeste Anspruch, den wir daran stellen – die eine weitreichende geistige Ordnung zulassen.

Und es gibt Gebiete, die eine solche Ordnung nicht zulassen. Man löse aus den Büchern der Dichter die Menschen los, die sie hineingezaubert haben, und versuche auf diese Gesellschaft die moralischen Gesetze der menschlichen Gesellschaft anzuwenden. Man wird finden, daß jeder Buchmensch aus mehreren Menschen besteht, daß er gut und verwerflich zugleich ist, daß er keinen Charakter hat, inkonsequent ist, nicht kausal handelt: kurz, daß man die moralischen Kräfte, die ihn bewegen, in keiner Weise ordnen und einordnen kann. Man kann diesem Menschen keinen andren Weg weisen als den Zufallsweg der Handlung des Buchs. Die Frage, ob Törless recht oder unrecht hat, Basini zu quälen, ob seine Indifferenz gegen diese Frage weiterhin Zeichen eines Rechts oder Unrechts ist, läßt sich gar nicht beantworten. Die Frage, warum sie sich nicht einmal aufwerfen läßt, ließe sich nur in einem echten Essay beantworten. – Als

Menschen eines Moralkreises, mit Sollen, Pflichten u. Absichten lesen wir ein Gedicht und beim Lesen ändert sich alles das ein wenig in einer Weise, die sich fast nur gefühlhaft festhalten läßt u. sich rasch verliert. – Etwas ähnliches läßt sich von den Erlebnissen sagen, die wir in ungewöhnlichen Augenblicken wie denen der Liebe, eines nicht alltäglichen Zorns u. jeder ungewohnten Beziehung zu Menschen u. Dingen erleiden.

Zwischen diesen beiden Gebieten liegt der Essay. Er hat von der Wissenschaft die Form u. Methode. Von der Kunst die Materie. (Der Ausdruck vom Leben ist nicht richtig, denn er umfaßt auch das Gesetzliche. Das was im Leben der Kunst analog ist, wurde oben mit dem Gebiet des Lebens gemeint) Er sucht eine Ordnung zu schaffen. Er gibt keine Figuren, sondern eine Gedankenverknüpfung also eine logische u. geht von Tatsachen aus, wie die Naturwissenschaft, die er in Beziehung setzt. Nur sind diese Tatsachen nicht allgemein beobachtbar und auch ihre Verknüpfung ist in vielen Fällen nur eine singuläre. Er gibt keine Totallösung, sondern nur eine Reihe von partikularen. Aber er sagt aus und untersucht.

Maet. hat einmal gesagt: er gibt statt einer Wahrheit drei gute Wahrscheinlichkeiten. Wir werden später die Frage aufwerfen, wann eine solche Wahrscheinlichkeit «gut» zu nennen ist. Vorerst wollen wir aber nochmals fragen, wieso es Gebiete gibt, auf denen nicht die Wahrheit herrscht und die Wahrscheinlichkeit mehr als eine Annäherung an die Wahrheit ist.

Es muß in der Natur der Gegenstände liegen. Das in einem erweiterten Sinn Logische bleibt gleich. Bisher ist allerdings der Unterschied gerade in einem solchen der Funktion gesucht worden. Das intuitive Erkennen wurde in einen Gegensatz zu dem gewöhnlichen gestellt und getrachtet, daraus die Dignität der mystischen Erkenntnis abzuleiten. Intuition gibt es auch im rein rationalen Bezirke. Außerdem (?) wird dieser Begriff wissenschaftlich angewendet zur ... Die mystische Funktion ist aber nicht diese Intuition sondern eine weit umfassendere u. begrifflich weniger reine. Der Mensch denkt nicht nur, sondern fühlt, will, empfindet, handelt. Wie es rein automatische Handlungen gibt, ohne Beteiligung des Denkens, so gibt es auch rein rationale Gedanken ohne Beteiligung des Gefühls oder Willens. Und es gibt auch andere. Wenn uns ein Gedanke ergreift, umstürzt usw. so tut er auf dem senti-mentalen Gebiet das, was eine revolutionierende Erkenntnis auf dem rein rationalen tut. Die Tiefe seiner Wirkung ist ein Zeichen wie große Gefühlsmassen in Mitleidenschaft gezogen sind. Massen; denn hier handelt es sich nicht um Gefühle im engeren Sinn des terminus, sondern um Grundgefühle, Gefühlsdispositionen, wie sie die Individualität ausmachen. Es ist das ein noch wenig untersuchtes Gebiet. Aber man kann annehmen, daß hier ein Faktor die allgemeinen emotionalen Charakteristika des Individuums sind, was man das Temperament genannt hat, die Reagibilität, Reizsamkeit usw. eine verhältnismäßig stabile Anlage; ein anderer Faktor die persönlichen, einschließlich der geistigen, Erlebnisse. Diese sind aufbewahrt in einer Summe von Komplexen, durcheinandergewirkt mit Gedankengängen. Die Melancholie ist zwar eine sogen. Gemütskrankheit, aber sie festigt ihre Herrschaft mit Hilfe der durch sie gefärbten Gedankengänge. Der philosophische Pessimismus, der Stoicismus, die epikureische Lebensweisheit sind durchaus nicht nur rationale Gebilde, sondern auch Erlebnisse. Ein rationaler Gedankengang nun kann wahr oder falsch sein, ein sentimentaler auch, aber er «spricht» außerdem «an» oder spricht nicht an. Und es gibt Gedankengänge, die eigentlich nur durch das zweite wirken. Sie sind für einen Menschen ohne Resonanz völlig wirr und unverständlich. Ersichtlich handelt es sich hier aber trotzdem um ein ganz legitimes Verständigungsmittel, wenn auch nicht von bindender Allgemeinheit. Die Zahl solcher Verständigungsarten zwischen Menschen ist überdies größer als angenommen wird (Ehepaare-Schimpansen, Suggestivwirkung des Führers usw). Auch der einzelne Mensch erlebt, daß der gleiche Gedanke das einmal tot für

ihn ist, eine Reihe von Worten, das andermal lebendig.

Dieses plötzliche Lebendigwerden eines Gedankens, dieses blitzartige Umschmelzen eines großen sentimental Komplexes (eindringlichst versinnlicht in der Pauluswerdung des Saulus) durch ihn, so daß man mit einemmal sich selbst und die Welt anders versteht: Das ist die intuitive Erkenntnis im mystischen Sinn.

In kleinerem Maße ist es die ständige Bewegung des essayistischen Denkens. Gefühle, Gedanken, Willenskomplexe sind daran beteiligt. Es sind keine Ausnahmefunktionen, sondern die normalen. Aber der Faden eines Gedankens reißt die andren aus ihrer Lage und ihre – wenn selbst nur virtuellen – Umlagerungen bedingen das Verständnis, das Klingen, die zweite Dimension des Gedankens.

Da der Unterschied nicht in der Funktion liegt, so kann er nur in der Natur des Gebiets begründet sein. Wir wissen um wieviel beschränkter der Kreis unserer Erkenntnis als der unserer Interessen ist.

Wir scheiden nun die mystischen Interessen aus, weil ihr Gegenstand metaphysisch ist und weil sie eine Erkenntnis prä tendieren, während wir für den Essay nur menschliche Umbildung beanspruchen.

Maeterlinck, Emerson, Nietzsche zum Teil Epikur, die Stoiker, unter Abstraktion vom Transzendenten die Mystiker, aber auch Dilthey, Taine, die nomothetische Geschichtsforschung gehören in den Kreis des Essays. Hier liegt der menschliche Ast der Religion.

Wir stehen vor einer Neuteilung der geistigen Tätigkeit. Solche die auf Erkenntnis u. solche, die auf Umbildung des Menschen gerichtet ist. Sentimentale Komplexe kämpfen um die Herrschaft. Leitgedanken der Jahrhunderte oder Generationen. Neue Beziehungen zwischen Menschen tauchen auf.

Nun ist natürlich eine rationale Verarbeitung der verschiedenen Resultate wertvoll. Zumindest eine systematische Ordnung. Sie kämpft bloß mit Schwierigkeiten, die sich nie ganz überwinden lassen wegen der Vieldeutigkeit des Ausdrucks. Geschichte der seelischen Bewegung.

Nachträge:

Hier herrscht das Hegelsche 3-Schema des Begriffsaufstiegs.

Rathenau ist das Beispiel der Entartung eines Essayisten in einen philosoph. Dilettanten.

Ein weiteres Grenzgebiet der Essayistik ist das politische Tagesschrifttum. Es ist seine Exploitation ohne den Schatz zu mehren.

Schleiermacher, Schelling, Hegel, Lassalle.

Der Mangel an Systematik bedingt, daß die Menschen dichten u. wie die Schweine leben. Bedingt Romantik, Expressionismus, Exzentrisches. Aneinander vorbeireden.

[ < ]

**Literarische Chronik**

[Um 1914?]

*Die schreibenden Menschen.* Würde man in Kilometern Zeilenlängen oder Kilogrammen Papier ausdrücken, was allein in Deutschland jährlich veröffentlicht wird, sähe man ohneweiters, daß man es mit einem der seltsamsten sozialen Gebilde zu tun hat. Denn es muß mit dem Leben des Lebens etwas nicht stimmen, wenn die Auswanderung auf das Papier so groß ist. Wäre das gedruckte Wort nur ein Kommunikationsmittel, wie es das Gesprochene ist, bloß mit verlängerter Reichweite, ließe sich das nicht sagen; es würde dem Austausch von Erfahrungen dienen und mit diesen in seiner Zahl gewachsen sein. In Wahrheit ist es aber heute viel mehr zu einem Mittel nicht gerade der Einsamkeit wohl aber der Abschließung in einer Menschengruppe geworden. Selbst wenn man die Bibliographien des wissenschaftlichen Schrifttums durchblättert – von dem man am ehesten nichts als den Zweck der Mitteilung erwarten dürfte – staunt man bald nicht mehr über die Spezialisierung, sondern darüber wie jedes Zweiglein sich zum Mikrokosmos weitet, dessen Literatur kaum mehr zu überblicken ist, und wie sich eine undurchlässige Kugel um die in ihr Ansässigen schließt. Ja es gibt Menschen, die ihr Leben der Literatur des Markensammelns oder der Hundezucht dargebracht haben und am Abend ihres Daseins erschüttert erkennen müssen, daß sie ihre Aufgabe zu weit gesteckt hatten und daß sie sich besser bloß den europäischen Marken oder der Zucht der Jagdhunde gewidmet hätten. Es gibt Zeitschriften für Metalldreher, für Uhr-, Schuh-, Hutmacher und für Feuerwehrmänner. – Das Merkwürdige ist natürlich nicht die sachliche Spezialisiertheit, die ja gegeben ist, sondern die geschlossene menschliche Sphäre, in die man wie aus Versehen eintritt, wenn man solch eine Zeitschrift öffnet. Da kommt plötzlich ganz groß ein Herr Soundso auf einen zu, der in wahrhaft genialer Weise dem amerikanischen Schuh den Weg nach Europa geebnet haben soll, oder ein Herr Anders, der seit zwanzig Jahren nicht nur mit dem reichen Schatz seiner Erfahrung, sondern mit seiner forschenden Männlichkeit seiner idealen Gesinnung und seinem stets regen Standesbewußtsein dem Feuerlöschwesen gedient hat. Und eine technische Zeitschrift existiert, die belletristische Beiträge nur aus dem Ingenieurleben abdruckt. In der Wissenschaft aber ist das Schreibseelische nur weniger komisch und im Grund das Gleiche. Fordert man nicht, daß ein rechter Mann ganz in seinem Beruf aufgehe? Der Europäer war einst Christ oder Jude, heute ist er Neufriesianer, Wirtschaftsgeograph oder Farbenchemiker auch mit der Seele. Die großen Wolken sind zerstäubt und von überallher aus der zersprengten Gefühlsmasse ziehen sich kleine kugelförmige Tröpfchen zusammen. Der Einzelne als Mensch steht heute in einer unerfaßbar großen Gemeinschaft, mit der ihn Beziehungen wie Staatsgefühl, Rassengleichheit, humanitas verbinden, die, von Ausnahmestunden abgesehen, trotz aller gutgemeinten Beteuerungen unempfindbar bleiben. Er fühlt widerwillig, daß er in etwas Übergroßem aufgeht, von dem er an greifbarer Gegenleistung, außer einigen Bequemlichkeiten, gegen die er rasch abstumpft, eigentlich nur die Garantie erhält, daß es ohne Störung auch weiter so bleiben dürfe. Von all den unerhörten Erlebnissen, die er als Kind auf sich warten glaubte, erlebt er nichts oder ein wenig, das zufällig an seinem Lebensstandort vorbeitreibt. Er ist in einem Wald, kann nicht vom Platz und sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht. Er hat daher das Bedürfnis, die unbekannte Weite kleiner zu machen, sich in den Mittelpunkt einer bescheidenen Übersicht zu rücken und alles, was er an Idealismus besitzt, lokalisiert sich. Das Schreiben hat irgendwie auch für diese Gefühlsangelegenheit zu sorgen. Es erwirbt Zugehörigkeit und zeigt Wahlverwandtschaft, man wird irgendwo mit Aufmerksamkeit gehört: Dieses Gefühl haftet neben aller universalen Tendenz der Forschung an ihrem offiziell objektiven Tun so fest wie die Bierabende an den wissenschaftlichen Kongressen. – Besonders aber in der schönen Philosophie und der Dichtung, den beiden Gebieten, für die man angeblich nur Mensch zu sein braucht, breitet sich das im Leben zu kurz und zu schmal Gekommene widerstandslos aus. Es ist nicht anzunehmen, daß die

Menschen so viel zu sagen und zu erzählen haben wie sie in der Literatur tun und prüft man deren Inhalt auf das Mitgeteilte, ist er meist keineswegs so neu, daß er den Zwang einer Aussprache verständlich werden ließe. Man erkennt vielmehr, betrachtet man mit diesem Blicke, im allgemeinen wenig anders als ein beständiges erregtes subjektives Umstellen eines alten Inventars. Nicht fliegt oder schweift (Vorstellung von ehemals!) die Phantasie, sondern Schreiben erscheint, wie wenn ein kleiner Diurnist nach hause kommt und Familienoberhaupt ist; Macht, willkürliche Ordnung, Weltunterwerfung in effigie. My book is my castle; der Schreibende hat immer recht! Es gibt daher für diese Literatur eigentlich auch kein Publikum mehr, sondern nur noch Autoren, die einander zu oder abrücken. Der Leser sucht nicht den Führer, sondern den Gesinnungsgenossen, er ist selbst Autor einer Weltanschauung und anonymen Ästhetik und sieht – gestützt auf den Irrtum, daß alles Kunsturteil ja doch bloß subjectiv sei – in dem andern nur eine Art executives Organ, einen Auslagenarrangeur seines Innern – Die Folge davon ist die außerordentliche Einflußlosigkeit dieser Literatur auf das Ganze u. ihre Herabsetzung zu einer leeren Selbstbestätigung der Autoren. Sieht man sie täglich von unzähligen sonst netten Europäern wie eine harmlose Gewohnheit ohne Leid u zwischen den täglichen Pflichten vollzogen, so wächst die Vorstellung davon zu der einer häßlichen Manie, eines verspäteten Knabenlasters schnurrbärtiger Männer.

Ästhetik als Beschäftigung mit dem Leben.

Üblich: Ästhet = Zieraffe

Ästhetik voll Beschäftigung mit dem Leben.

[ < ]

### **Das Ende des Krieges**

*[Ohne Titel – 1918]*

Der Eintritt des Kriegs unvorbereitet. Alle Voraussetzungen umstürzend. Moralische nicht weniger als nationalökonomische. Alle Zusammenhänge ließen aus; Zusammengehörigkeitsgefühl der Geistigen wie des Proletariats. (Nur der gefährdete Besitz und seine Ideologen – Berl. Tageblatt – zeigten Sorgenfalten) Neue Zusammenhänge waren da. Verschmelzen sehr verschiedenartiger Ichs (Gerda) in der neuen Zusammengehörigkeit, Bergführer und Tourist.

Das Ende des Krieges bereitet sich sehr umständlich vor und die moralische Struktur, welche der Krieg hinterlassen wird, wird schon lange vor seinem Ende sichtbar.

Was mir außer dem neuen Hingabegefühl zu Anfang Eindruck machte, waren die Alldeutschen. Verschränkt als Hetzer, in der inneren Politik wenig sympathisch. Aber wenn etwas die ganze Welt überrascht und auf den Kopf stellt und es hat Leute gegeben, welche, beschimpft und verlacht, das vorausgesagt haben, welche dieses für die anderen Unerwartete immer als einen festen Posten in ihrem Leben geführt haben: – sind das nicht interessante Leute? (Gerda: Wir Deutschen müssen uns stark halten)

Man hat sie im Frieden als präsumptive Kriegsgewinner verdächtigt. Aber waren sie es? Diese Professoren, Beamten Publizisten? Die Landwirte darunter, konnten sie voraussetzen, daß sie es

sein würden?

Friedenspsychose: – Wenn man das Anfangsgefühl als eine Psychose erklärt, dann wäre zu bedenken:

Der lange Krieg hat eklige Erfahrungen gezeitigt. Den Kriegswucher, die rohe Unausgeglichenheit der Lasten, die Kriegsphraseologie. Man hat sich nie vorher so gut kennen gelernt wie im Krieg und ist bis zum bitteren Ekel enttäuscht. Aus dieser Enttäuschung am nächsten Nachbarn flüchtet sich das Gefühl irrsinnigerweise zum Gedanken der Menschheit. (Gerda: Steht Ihnen die Menschheit nicht über der Nation?) Man möchte sich mit dem Feind verbrüdern, weil man sich mit den Brüdern verfeindet. Kann dieser Zusammenhang, diese Erwartung nicht bloß in einem psychotischen Hirn gestiftet werden. (Während man sieht, was die Bolschewiken machen, was Clemenceau tut, Lloyd George der Repington verhaftet)

Massen und Staaten haben ihre eigene Psychologie aber sie haben darin doch viel Gemeinsames mit der Psychologie des Individuums. Was ist der Sinn der Versöhnung nach dem Duell? Kein anderer als der von Buben, die sich müd und weh geprügelt haben. Ist nicht viel davon in der österreichischen Friedenswilligkeit? /So wie sie sich publizistisch äußert/

Geht man aber von einer so grausamen, vernichtenden Sache wie dieser Krieg vernünftigerweise weg wie von einer Prügelei?

Es gibt zwei Möglichkeiten: Machtfrieden oder Auflösung des Staats in einer europäischen oder Weltgemeinschaft. Wenn man ganz beiseiteläßt, was sein «sollte», bleiben immer nur diese beiden Möglichkeiten. Der Staat als Raubtier. Die aggressive Struktur des Staats usw. in Ausführung des alten Aufsatzes. Eine von beiden Möglichkeiten muß man wollen oder man bewirkt Halbheit.

Es ist anzunehmen, daß Cz. viel klüger ist als seine publizistischen Organe und ein genauer Kenner des Staates ist. Man muß trennen zwischen seiner Friedenspolitik, die geschickt ist, wenn sie selbst nichts anderes wäre, und der öffentlichen Friedensmeinung. Diese ist ziellos und unreif und erschwert ihm das Werk. Sie ist zur Verfolgung einer anders denkenden Sekte entartet und lenkt directionslos ein, wenn von den Pressebüros gepfiffen wird. Hätte keine andere Aufgabe als die zwei Willensziele festzuhalten: Machtfrieden oder Bund. Welches von beiden erreichbar und wünschenswerter, ist Sache der genauen Kenntnis. Man kann auch Druck ausüben u. den Frieden wollen, aber dann muß das eine Weltangelegenheit sein u. keine persönliche, sonst ist man klein.

Wenn ein Mensch für die Erreichung eines Ziels jahrelang kaum mehr erträgliche Opfer bringt: hungert, verarmt, seine Familie ruiniert, den Tod wagt, alle geistigen Güter preisgibt: so muß er dieses Ziel erreichen (und im Ziele noch einen gewissen Überschuß an Lebenskraft haben) oder er wird für den Rest seiner Tage mit gebrochenem Rückgrat herumkriechen. Eine dritte Lösung wäre nur die, daß er sein Trachten als verfehlt erkennt und ein besseres neues, mit den verbliebenen Kräften noch erreichbares Ziel erblickt. Man setze statt Mensch das Wort Menschheit und man hat – ohne daß die Giltigkeit dieser Sätze berührt würde – das Problem des Kriegsendes.

Militaristen stehen auf dem Boden des Staates, alles andere ergibt sich konsequent.

Sie sind Skeptiker an [?] der Tugend.

Beweisen, daß die Geschichte ideelle Triebkräfte hat.

Staat u Mann



Dieser Krieg kann tatsächlich nur deshalb nicht enden – weil niemanden der Friede lockt. Dieser scheinbar nur paradoxe und widernatürliche Satz verliert sofort diesen Ausdruck, wenn man bedenkt, daß es sich dabei ja nicht um eine vage Vorstellung von Frieden = Kriegsmüdigkeit handelt (weiche Wiese für müde Wanderer) die jeder möchte, sondern um die zur Auswahl aufgelegten Vorstellungen des Friedens. Tatsächlich war in der sogen. Kriegszielfrage weder der Machtfriede (deutscher Friede aber ebenso englischer, amerikanischer und französischer) eine Marschmelodie für die müden Herzen, noch der Verständigungsfriede mit seinen Kolonien-schiebungen, Wirtschaftsgebieten, Interessenabgrenzungen udgl. Ich bleibe bei der Behauptung, daß wir uns von dem ersehnten Frieden noch keine Vorstellung von genügender Schwungkraft gemacht haben.

Auch muß man, wenn man wissen will, wie man zum Frieden kommt, sich endlich einmal die Frage vorlegen, wie man zum Krieg gekommen ist. Ich glaube, die richtigste Antwort darauf ist: weil wir den Frieden satt hatten. Wir hatten ja doch vor 1914 den Krieg für einen heidnischen Götzen gehalten, an den kein vernünftiger Mensch glaubt, dessen Kult bloß nicht eingestellt wird, um die Tempelindustrie (Eisenwerke, Kanonenfabriken, Schiffswerften, Offiziere, usw) nicht ihres Daseinsgrundes zu berauben. Trotzdem war er nicht nur über Nacht da, sondern begeisterte mit wenigen (durchaus nicht durchwegs besseren) Ausnahmen alle.

Dafür hatte man schon vor dem Krieg eine Erklärung vorgesehen, die durch Suggestion und Massenpsychose. Aber mit nicht größerer Berechtigung als auf jedes leidenschaftliche Erleben hätte man sie hier anwenden können; das seltsame war ja gerade, daß es sich innerlich um keine Verschiebung, Verzerrung und Minderung zu handeln schien, sondern um das Hinzutreten einer neuen Kraft. Man müßte denn rein zur Erklärung sehr unsichere Annahmen über die Massenseele machen, wie die, daß sie einem gewissen zirkulären Irwerden unterworfen sei und in der Zwischenzeit zwischen ihren Erregungszuständen von diesen nicht viel wisse. Wenn eine solche Annahme auch durch die geschichtliche Betrachtung der ewigen und gleichförmigen Periodizität der Kriege verblüffend nahegelegt wird, so fehlt ihr doch zur Denkbareit das Substrat, nämlich die dingliche Realität des Begriffes Massenseele. So bleibt zur Erklärung der Leidenschaft des Kriegsausbruches wirklich nur die Annahme, daß es sich um eine Katastrophe, um die Endexplosion einer europäischen Lage gehandelt hat, die schon lange vorbereitet war und bestand.

Da die Erscheinungen bei Freund und Feind gleich waren, muß die Ursache eine europäische sein. Da es sich nicht um eine einmalige, sondern um eine in der Weltgeschichte regelmäßig wiederkehrende Erscheinung handelt, kann sie keine Gelegenheitsursachen haben, sondern die Ursachen müssen gerade in der Gegend der ewigen Werte und der gleichgebliebenen Daseinsformen liegen. Es folgt schon daraus, daß der Kapitalismus nicht die Ursache des Kriegs sein kann und ebensowenig der Nationalismus, sondern daß diese beiden, gewöhnlich verantwortlich Gemachten, höchstens Zwischenursachen sind oder Vorstadien (wie ein Augenkatarrh mitunter einer Halsentzündung vorausgeht) Das gleiche, was den Krieg verursacht hat, verursacht auch sie, der Mangel eines höheren Lebensinhaltes. Man kann den Krieg auf die Formel bringen: Man stirbt für seine Ideale, weil es sich nicht lohnt für sie zu leben. Oder: Es ist als Idealist leichter zu sterben als zu leben.

Eine ungeheure Flaute lag über Europa und wurde wohl am drückendsten in Deutschland empfunden. Religion tot. Kunst u Wissenschaft eine esoterische Angelegenheit. Philosophie nur als Erkenntniswissenschaft betrieben. Familienleben zum gähnen (aufrichtig gestanden!) Vergnügungen lärmend, wie um sich vor dem Einschlafen zu schützen. Fast jeder Mensch ein Präzisionsarbeiter, der nur ein paar Handgriffe auszuführen weiß. Dabei jeder durch Zeitung,

Eisenbahn in den Mittelpunkt der Erde gesetzt ohne etwas damit anfangen zu können. Politik ein Kleinverschleiß von gewesenen Ideen. Was Lebenswertes gibt es in einem solchen Menschenleben?: Dieser Mensch von 1914 langweilte sich buchstäblich zum Sterben! Deshalb kam der Krieg mit dem Rausch des Abenteuers über ihn, mit dem Glanz ferner unentdeckter Küsten. Deshalb nannten ihn solche, die doch nicht geglaubt hatten, ein religiöses Erlebnis, nannten ihn die Vermauerten ein einigendes Erlebnis. Die im Innersten ungerne ertragene Organisationsform des Lebens zerging, Mensch verschmolz mit Menschen, Unklarheit mit Unklarheit, man kannte, Gott gedankt, keine Parteien mehr und hoffte bald Ich und Du und alle darum herum geknüpften Gebilde auch nicht mehr zu kennen. Es war die Revolution als Ende einer gestockten Evolution.

In Deutschland nahm das eine besondere Form an, die ihrer Wichtigkeit halber auch gesondert genommen werden muß, ich nenne sie mit ihrer kürzesten Formel: M. W. Ich übertreibe nicht: M W ist Religion und Ethos der deutschen Gemeinschaft es ist ihr toll gewordener Imperativ und es ist der Kern ihres Militarismus. In ein menschliches Wort übersetzt heißt dieses Machen wir: Tüchtigkeit. Es ist der einzige ethische Wert, den das neue Deutschland ausgeprägt und jedem Deutschen eingepreßt hat. Es ist ja genug darüber geschrieben worden, über den Einschlag von Amerikanismus, der sich so anzeigt udgl. – ich möchte nur betonen, daß auch die alten deutschen Tugenden der Rechtschaffenheit, der Lebensfreude, des Gemeinsinns, der Kraft usw. verschmolzen darin ruhen. Im Großen Organisation der Industrie und Kaufmannschaft, im Großen und Glänzenden der Militarismus. Wer über dieses Wort nur die Nase rümpft, wird nie verstehen, wieviel roher, klotziger aber wertvoller Idealismus in ihm steckt. Ich gehe noch weiter und halte diese Tüchtigkeit überhaupt für die höchste Leistung, die ein Staat schaffen kann.

Wenn ich Deutschland für einen Augenblick mit den Sensorien eines wohlwollenden feindlichen Ausländers betrachten darf, so würde ich sagen: es ist der wundersamste und zukunftsreichste Ameisenbau, den es gibt, aber der Einzelne darin ist eine graue, reizlose, arbeitsame Ameise, cf. den Engländer, Romanen – Die einzige Menschenschablone von Wert und Reiz, die Deutschland erzeugt hat, ist der Offizier. In ihm hat der Deutsche Haltung. Seine Leistungen sind wunderbar. Er ist wirklich (wissenschaftlich nüchtern gemeint) der Idealtypus des Deutschen.

Und da setzt das Dilemma des Kriegsendes ein. Daß man von uns verlangt, den Militarismus preiszugeben, ist keine Propagandamache, sondern instinktiv ins Wesen treffende Abneigung gegen deutsche Art. Wir sollen das Ideal des Durchschnittsdeutschen preisgeben im Augenblick, wo es die höchsten Proben seiner Tüchtigkeit abgelegt hat? Diese Forderung läuft wirklich auf eine Entmannung hinaus. Und ist ganz sinnlos, denn daß der Militarismus zum deutschen Ideal avancierte, ist, wie wir gesehen haben, kein deutscher Fehler, sondern ein europäischer gewesen.

Seit dem Jahre 1916 möchten alle Staaten den Krieg gerne beenden. Aber die Idee des Kriegsziels fehlt. Es gibt nur zwei Ziele Sieg oder – das Unbekannte. Man hat schon im Jahre 16 den Völkerbund dafür genannt. Ich glaube, daß er der Erwägung wert wäre: Aber nirgends wird dieser Gedanke so schwer Eingang finden wie in Deutschland. / Wenn der Krieg ohne die Verwirklichung einer neuen Idee endigt, so wird ein unerträglicher Druck über Europa lasten bleiben. / \7b Ev. M W u. Militarismus herausnehmen und bei den Widerständen gegen die Völkerbundidee einfügen

Vb. muß durchführbar sein cf Czernin \7d

Die Pazifisten sind schlechte Gegner des Militarismus, weil sie Defaitisten sind. Sie müssen ihn erst verstehen.

[ < ]

## **Psychologie und Literatur**

*[Ohne Titel – um 1920?]*

Seit mehr als 20 Jahren gehört zum Instrumentarium des deutschen Kritikers das Wort Psychologie. Ein Psychologe zu sein, war zuerst ein Allerweltslob und wird im neueren Teil dieser Zeit gewöhnlich – und wie wir sehen werden, liegt darin ein gewisser Fortschritt – als Tadel gebraucht. Klare Begriffe sind mit diesem Wort aber so selten verbunden wie überhaupt mit den Vokabeln der Kritik. Daß Kritiker wie Dichter unter diesen Unklarheiten leiden möge den Beginn einer systematischen Untersuchung trotz des Bewußtseins rechtfertigen, daß die Methode pedantisch u. das Ergebnis unfertig und                    sein wird.

Die jüngste Zeit ausgenommen, wird man wenig Besprechungen von Dramen und Romanen finden, in denen dem Dichter nicht auch ein Zeugnis über seine Psychologie ausgestellt worden wäre, die meist – natürlich weniger das Werk spiegelnd als eine Schwäche des zeitgenössischen Beurteilers – tief, schürfend, abgründig, kennerhaft u. dgl. gefunden wird. Selbst daß das Wort in neuerer Zeit zurücktritt und mehr in die niederen Sphären der Kritik abwandert, beweist – da diese Verdrängung mit neuen Prinzipien zusammenhängt – noch seine unverminderte Wichtigkeit. Psychologisch zu sein, ist heute fast ebenso ein Gravamen wie es früher .. Trotzdem wird man ungemein selten klare Vorstellungen mit dem Worte verknüpft finden.

Es teilt dieses Schicksal mit allen häufig angewandten Worten der Kritik, wie jeder, der sich ehrlich um Kritik bemüht, zugeben wird. Die aus Ablehnung einer ganz untauglich gewesenen ästhetischen Scheingelehrsamkeit entstandene «Subjektivität» des Kritisierens, die selbst im Zeichen des Expressionismus noch mit dem impressionistischen Mittel des persönlichen Eindrucks arbeitet, ist der Ausbildung fester Begriffe wenig günstig gewesen. Man wird mit der Annahme nicht fehlen, daß dies einen großen Teil der Schuld an dem bedauerlichen Chaos der Wertungen trägt, in dem unsere Literatur sich entwickeln muß.

Die unangenehme Inkonsistenz unserer literarischen Meinung, die niemals in Fluß kommt, sondern immer entweder bürgerlich teigig oder

Daß heute die Kritik von einer Dichtung verlangt, daß sie nicht psychologisch sein solle und vor 15 Jahren die Kritik von einer Dichtung das Gegenteil verlangte, ermutigt mich, daran zu erinnern, daß es «psychologische Dichtungen» überhaupt nicht gibt. Es müßten dies ja Dichtungen sein, deren Zweck es wäre, psychologische Erklärungen zu geben; Lehrgedichte. Auch von der Psychologie her zeigt sich die Unmöglichkeit der Gattung. Es gibt eine philosophisch-spekulative Psychologie, es gibt eine Experimentalpsychologie, es gibt eine psychiatrische, eine psychoanalytische Psychologie. Sie alle sind in ihren Methoden u. zum Teil auch in ihren Erkenntniszielen verschieden, ihr Gemeinsames aber ist, daß sie überhaupt Erkenntnis wollen. Sie führen Erscheinungen systematisch auf andre Erscheinungen zurück, sie suchen das verhältnismäßig Allgemeine im Einzelfall. Eine dichterische Psychologie mit dieser Aufgabe – also eine Psycho-logie – hat es nie gegeben. Wohl wurde zur Zeit des naturalistischen Kunstwillens ähnliches angestrebt; deutlicher bei den Franzosen als bei den Deutschen. Es gab den Ehrgeiz (Seitenwirkung des Marxismus) wissenschaftlicher Exaktheit in der Dichtung. Mit

ihrem Ideal eines antipathetischen Desillusionismus und Kynismus war diese Einstellung viel wertvoller als man heute verstehen kann; die Resultate waren allerdings nicht groß oder (wenn man Flaubert hinzurechnen kann) der Theorie untreu geworden. Als ein Mittel galt die Psychologie. Aber was war dies doch, diese Psychologie der Dichter! Vom Standpunkt der Erklärung: Scheinerklärung; Zurückführung der Erscheinung auf persönlich als brauchbar ausgesuchte andre Erscheinungskomplexe. Das einzig Notwendige darin: daß die Erklärung nach einer gewissen Anzahl von Schritten notwendig stecken bleiben mußte. Dichterisch – wie wir sehen werden, vollkommen ausreichend; aber Psychologie war das nicht. – Auch Dostojewski – u. was sich von ihm ableitete – war kein Psychologe. Auch seine Psychologie war falsch, weil er ein großer Dichter war, er bog sie für seinen Zweck zurecht. – Das Umgekehrte allerdings gibt es: psychologische Arbeiten, die wie Dichtungen sind. Es sind Beschreibungen pathologischer Seelenabläufe, die von einer wunderbaren Eindringlichkeit u. so stark gleichnishaft (für den «normalen» Leser) sind, daß der Zusatz von Deutung, der große Dichtungen aus ihnen machen würde, kaum entbehrt wird.

Es ist ein großer Unterschied, ob man – siehe Vorseite: Seitenwirkung des Marxismus – als halbwissenschaftlicher Mensch in der Phantasie von den Vergnügen der Wissenschaft ergriffen wird und einen pseudowissenschaftlichen Roman schreibt (vgl. manche Seiten in Zille Elise, Balzac, Zola) oder ob man wirklich bis ans Ende des Trampulins der Wissenschaft geht und dann erst abspringt. Dieser psychologische Roman ist überhaupt noch nicht geschrieben worden. Er würde vielleicht eine neue Mode begründen. (Könnte sogar eine metaphysische sein: Gesetzesverehrung)

Als Beispiel der antipsychologischen Dichtung eine Erzählung von Edschmid analysieren. Zeigen, was Mangel an Psychologie am Gehalt zerstört. (Aber seine Ziele nicht übersehen!)

Es soll nicht der psychologische Roman verteidigt werden, sondern die Ablehnung der Psychologie angegriffen

[ < ]

### und Nationalismus. Internationalismus

[1919/20]

(Ich mache keine Einleitung; alle Einleitungen führen zu diesem Thema.)

Wir haben heute drei Auffassungen. Die eine kennt nur den Menschen, die zweite nur den Ausgebeuteten und Ausbeuter. Die dritte Beschränktheit ist der Nationalismus.

Ich lese in der Zeitung, was die Italiener in Südtirol tun um das Land zu italianisieren, und erfahre aus Briefen, wie die Tschechen in Deutsch-Tschechoslowakien verfahren. Beides ist mehr, als sich je der «germanische Expansionsdrang» im alten Österreich erlaubt hat. Ich bin empört, es geht mir nahe, ganz ohne daß ich will. Aber was gehen mich eigentlich die dunklen Alpenspießbürger an? Sollte ich sie nicht schadenfroh den Italienern gönnen?

Ich komme darauf, daß «Nation» ein Abstraktum ist. Wir haben nicht einmal die Sprache gemeinsam, denn meine Sprache versteht der Großteil der Nation nicht besser als ich englisch. Ich wirke auch gar nicht auf die Nation. Denn ich werde zwar in Moskau gelesen, aber ganz

gewiß nicht in Weidling am Bach, das nur 4 Gehstunden von meinem Schreibtisch entfernt ist.

Gehen wir noch weiter: Der geistige Mensch wird von seiner Nation mißhandelt. Wilde wurde von den Engländern ins Zuchthaus gesteckt, Flaubert von seiner Nation vor das Zuchtgericht, Dostojewski saß in Sibirien und der Tod Landauers hat dem dummen August im Göthezirkus ... (Spießbürgern, die sich die Göthestadt angezogen haben ..)

Nun haben aber auch die Internationalisten (Sozialisten wie Mensch-Schwärmer) einen merkwürdigen Denkfehler begangen. Sie sahen in ihrer Umgebung, der Mensch ist ein Phrasendrescher, ein Schieber, blind hochmütiger Soldateskier usw. Und sie konnten wissen, daß jenseits der Stacheldrähte das gleiche galt. Aber merkwürdigerweise schlossen sie nicht daraus: desto besser, je mehr von der Sorte vernichtet werden. Das philosophische Argument zugunsten des Kriegs (als einer Ergänzung der unzulänglichen Bazillengeißelung der Menschheit) ließen sie sich entgehen. Sondern sie verherrlichten die Entente, die Drückeberger (unter denen doch wohl höchstens einer <sup>00</sup> ein Idealist war) An diesem verhängnisvollen Denkfehler, der in spießbürgerliche, aber klare Köpfe nicht ein will, kränken wir noch heute und an Noske ist nicht nur Noske schuld, sondern auch die Fälsche der Gegenbewegung.

Der Mensch ist nicht gut, wenn man ihm bloß die verschiedenen Joche des Kaiserismus, Militarismus, Kapitalismus usw. abnimmt. Er ist auch nicht schlecht, sondern er ist eine liquide Masse, die geformt werden muß.

Wieviel folgerichtiger ist Clemenceau! Er spekuliert in Menschheit auf baisse, er glaubt nicht an sie. Er will ein reiches und starkes Frankreich (wenn schon denn schon) und Ludendorff hätte genau so gehandelt. Diese Männer müssen beseitigt werden, wenn man eine neue Welt bauen will, in der alten aber sind sie zur Führung berufen. Es ist sinnlos, sie zu beschimpfen, ihre Gattung zu beschimpfen, und ein Deutschland aufzubauen, das zu ihnen hinführt.

Fragen wir uns: was ist Nation? Und: was ist Mensch?

Nation: Ethnisch D. Geistige Argumente pro: Phraseologie des Wilhelminischen Zeitalters, Argumente contra die von mir angeführten. Wozu noch kommt: das Volk Göthes. Nun, was hat Herr Noske von Göthe? Bleibt noch mein Argument: sprachliche Arbeitsgemeinschaft.

[ < ]

**Der Dichter und diese Zeit**  
**Oder: Der Dichter und seine Zeit**

[Etwa 1921/22]

Ich habe eine Aufschrift gewählt, die heute über Dutzenden von Aufsätzen zu finden ist; sie alle enthalten Klagen darüber, daß unsere Zeit dem Dichter nicht gibt, was ihm zukommt. Zuweilen erhebt sich auch einer meiner Kollegen höchsteigen und weissagt (einer ungläubigen Zeit) aus den Eingeweiden die Einsamkeit des Dichters. Es empfiehlt sich demgegenüber öfter als es geschieht nach deren Gründen zu fragen, weniger nach der Mißlichkeit solcher Zeitläufte.

In der Tat ist das Verhältnis der Gegenwart zum Dichter ein sehr eigentümliches. Man braucht nur 40 Jahre zurückzugreifen und findet, daß selbst der Dichter Sacher-Masoch gefeiert, geliebt

wurde, Locken verteilte, Gast auf adeligen Schlössern war. Heute aber verehrt man in solcher Weise nur reproduktive Musiker und einige unernste Maler. Gerhart Hauptmann aber der ja auch durch Umstände, die außer seiner großen Begabung liegen, zum repräsentativen Mann der deutschen Dichtung bestimmt erscheint, begegnet bei dem geringsten Anlaß einer Ablehnung, als möchte man ihn abschütteln. Das «Buch der Saison», das in der nächsten meist vergessen ist, die Bedeutung, die der äußere Beruf des Schriftstellers neben dem inneren des Dichters erlangt hat, der Zeitschriftenpartikularismus mit seinen Mikroorganisationen des Leserkreises sind andere Symptome (Zeichen), die in dieser Richtung liegen. Aber zugleich wurde nie so oft wie jetzt das Verlangen nach einem «Dichter» laut, den man restlos lieben könne, oder nach einer wahrhaft deutschen Kunst und mit Göthe wird ein bis zur Torheit gesteigerter Totenkult getrieben. (Die Doktoren schleppen alles zusammen, was nur deutsch u. vergangen ist) Frigidität in der Tat u. Maßlosigkeit im Wunsch: kulturelle Pubertät.

Weil man verschwundene Beziehungen zu rekonstruieren trachtet, gibt man sich nicht die Mühe, ein dieser Zeit spezifisches Verhältnis zum Dichter zu erforschen u. zu konsolidieren. In Wahrheit war die Rolle, die Funktion, der soziale Wert der Dichtung eine andere zu jeder Zeit. Die Funktion, die eine Sophokleische Tragödie in ihrem Theater zu vollziehen hatte, war eine andere als die ihrer Nachdichtung von Hofmannsthal oder einer beim Gastmahl vorgetragenen Novelle der ital. Renaissance. Nicht der Geschmack in künstlerischen Dingen wechselt – denn der kann ja als gleicher wiederkehren – (eine Tragödie des Euripides würden wir vielleicht aus den gleichen Gründen schätzen wie die Griechen), sondern das von menschlich wichtigen Dingen, wofür man sich der Kunst bedient.

Zeiten, die überhaupt Marsch in sich hatten, waren nie so fern vom Ideal der humanistischen Persönlichkeit wie unsere. Sie zerfällt in wenige kulturelle Gruppen. Neben den Ständen, die überhaupt nicht in Betracht kommen .... Gelehrtenstand, der seinem Wesen nach eigentlich kunstfeindlich ist. Nie gab es so unkultivierte Oberschichten wie jetzt. Immer hatte die Kunst ein ihr angemessenes – einflußreiches – Publikum. Heute ist die Situation die: Wenige vermögen die Masse daran zu hindern, ihre schlechten Lieblinge groß werden zu lassen – sind aber nicht imstande ihre eigenen Begünstigten völlig durchzusetzen. Und zusammengerechnet, machen die schlechten Künstler hinten herum immer noch die besseren Geschäfte. Das traurige Bild: vorne in den Zeitungen der mitunter ernste Kritiker – hinten der Feuilletonroman. Wie beschämend das für ein starkes Volk ist, wird noch nicht gefühlt. Man sollte sich entscheiden u. in Gottesnamen lieber sagen, daß Kunst für eine vorgeschrittene Zeit überhaupt nichts sei.

Es ist das ökonomische Schicksal der heutigen Kunst auf eine Masse wirken zu müssen. Etwas Inhomogenes, dem nur die Folgen der Massenpsychose gemeinsam sind. Sudermann, Alt Heidelberg, Briefe, die ihn nicht erreichten – waren Erscheinungen. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben, Züge der Massenpsychose, wo sie sich zeigen, zu verfolgen u. niederzutreten. Ihr Erkennungszeichen ist: seelische Bewegung wider besseres Urteil. Affekte, die man nachträglich nicht begreift, weil sie mit dem, was man sonst ist, nicht zusammenhängen. Also eines der gefährlichsten Dinge: der Idealismus. Jener Idealismus ohne Klarheit, der ein diffuses Bewegungsbedürfnis der Seele ist und mit Namen gereizt wird: Göthe, Shakespeare, Vaterland, Volksgesundheit usw. Eine vernünftiger Zensur müßte nicht die unmoralischen, sondern die moralischen Schriften einer strengen Aufsicht unterwerfen. Von seinen Idealen zu sprechen, ist ein Vorrecht, das man nicht jeder Mutter von 5 Kindern einräumen darf. Nicht alles, was notwendig ist, ist ein Ideal. Patriotismus, Straffheit, Ehrlichkeit, Tugend – sind im Ganzen notwendig, aber sie müssen hart u. stumm wie Stein sein, sonst verbreiten sie Leichengeruch. Meiner Ansicht nach ist die Tugend eines Schriftstellers wie Hesse eine solche Leiche u. die

lebende ist nicht weniger kompliziert u unverständlich wie eine Perversität.

Die Unmoral der Kunst: man hat große Konzessionen machen gelernt. Früher war schon ein Ehebruch eine auf anständigem Papier unmögliche Sache; heute regt man sich nur mehr über «Lüsternheiten» u. Geschmacksperversionen auf. Ernste Kunst ist selbstverständlich immer moralisch, weil ja Moralmachen eine ihrer Haupttätigkeiten ist. Aber die moralische Aufgabe des Schriftstellers ist eine andere als die des Laien. Was im Leben gut ist, ist es noch lange nicht in der Kunst. Leben ist etwas Praktisches, ein Kompromiß, etwas, das sich begrifflich gar nicht fassen läßt, durchaus nicht restlos rationalisierbar ist u. darum Gewalt setzen muß, Postulate, Moral. Kunst aber ist etwas theoretisches, d. h. wörtlich übersetzt: Spähendes. Moral ist das Abstraktum des Handelns, Kunst ein Morallaboratorium, an einzelnen Fällen werden hier neue Analysen u. Zusammenfassungen probiert. Sie liefert keine seelischen Kleider, sondern jene Untersuchungen auf Grund deren für spätere Generationen solche gemacht werden. Die Zusammenfassungen von draußen existieren nur als Ausgangspunkt für sie.

In diesem Sinn hat auch ein Gedicht von Baudelaire Moral, u irgendein stilistischer Einfall, ein Witz, durch den plötzlich irgend etwas entwertet wird wie durch eine Verleumdung, jede Form. Auf den Terminus kommt es nicht an, auch ich würde in strengem Zusammenhang nach einer andern Bezeichnung dieses Verhältnisses suchen: Die Hauptsache ist, daß Kunst nichts Ästhetisches ist, als wäre das ein gesondertes Reich, sondern daß sie eine Form zu leben ist, eine *menschliche* Betätigung, Wachsen.

Ich glaube daß Kunst in der Entwicklung ihr Recht verlieren wird, wenn sie nicht so ist. Kunst enthält einen zweiten Faktor, das Intuitive, ungerufen Kommende, Extasierende, das Dastehn der Einfälle mit dem Zwang sie zu manifestieren, ende es wie immer. In ihm hat die Rede von jenem zweiten (unverantwortlichen) Reich der Schönheit ihre stärkste Wurzel. Aber man darf nicht das Entstehen des Werks mit seiner Funktion verwechseln. Auch wissenschaftliche Einfälle kommen ungerufen. Hier ist die emotionale Beteiligung stärker Man glaubt wenn einer dabei stark fühlt u nur ein Dichter ist, werden es andre schon auch stark fühlen. Eine Art Übertragung einer Art (schönheits-) entrückten Zustandes. Oft begegnet man dieser (falschen) Auffassung. Es gibt solche Künstler u. solche Prinzipien u. sie haben schon Gutes geleistet (als Teilerscheinung ist es ja in jedem) – aber das menschlich Wesentliche der Kunst ist es nicht. Es sind Bruchstücke einer Totalwirkung. Ob es vollkommeneren Arten des Schaffens gibt, interessiert uns hier nicht: als Gesamtheit wirken auch solche Bruchstücke mit der gleichen Funktion.

Oder zb. Tolstoi, zb Dostojewski – die Zusammenfassung bleibt uns gleichgültig, das Einzelne ist wunderbar. Wir werden dankbar das Einzelne nehmen u. anders zusammenfassen (Das Einzelne ist: wie ein seltsames Erlebnis, das man einmal gehabt hat. Zusammenfassen ist: die ratio geben, aber auch eine stumm u. eindrucksvoll gewählte Mehrheit solcher Erlebnisse genügt schon) Die Hauptsache ist, daß wir die Einstellung gewinnen: Kunst ist etwas, wobei solches Zusammenfassen Sinn hat, das sich integriert, nicht mit jedem Künstler neu anfängt, – daß eine Art Menschenlehre sich herauskristallisiert. (Nie wird man diese Lehre ohne die Exempel geben können)

[ < ]

**Was ich zu sein glaube**

[Ohne Titel – etwa 1921/22]

Wenn die vollzogene Wahl eines Titels irgendwie Standpunkt ist, von dem aus aufgerollt, Gesichtspunkt von dem aus gesehen wird, so liegt der erste Akzent bei dem Titel dieses Buchs gleichmäßig verteilt auf der Bescheidung Versuch wie auf der Anmaßung einen andren Menschen zu finden.

In der Tat könnte diese Überschrift über allem stehn, was ich überhaupt geschrieben habe. Ich wüßte gar keine andere Entschuldigung dafür, daß man sein Leben am Schreibtisch verbringt und allmählig ein Bettler wird. Es zeigt sich in dem Abschnitt über den Dichter, daß ich mir eine andre Aufgabe überhaupt schwer vorstellen kann. Ich habe sie seit je vertreten u gefordert Es hat sich in meinem Leben gezeigt, daß die Leute mich deshalb gescholten haben und mich einen kranken Menschen, einen Intellektualisten, einen unmoralischen Menschen, einen Wissenschaftler, kurz alles gemeint haben, was ich nicht bin, und sich nur zögernd, unter dem Druck Einzelner, sich bequemen mich für das zu halten, was ich zu sein glaube, und sein will: ein Dichter. Ich glaube deshalb, daß ich ein besonders Anrecht habe, diesen Titel über mein Werk zu setzen. Was man darauf antworten könnte, um mich vor Unbescheidenheit zu warnen, glaube ich auch zu wissen und einiges davon kommt in den Bemerkungen über den Dichter vor

Wenn ich von Versuchen spreche, einen a. M. zu finden und kein Gelingen beanspruche, so meine ich damit mancherlei. Man wird die Ausführung von dem, was mit dem Wort Versuch oder auch Essay gemeint ist, im Buch selbst finden; es ist wesentlich etwas ohne Erfüllung. Sodann will ich mit diesem Titel aber auch unumwunden gestehn, daß ich mir der Unzulänglichkeit meiner Anstrengung und meiner Person vollkommen bewußt bin. Ich wollte aber einfach nicht noch 20 Jahre warten, und es ist unsicher, ob dann Wissen u. Gedankenbesitz Wille, Entfernung von bestimmenden Erlebnissen usw. in einem besseren Verhältnis stünden. Den äußeren Anstoß gab die Aufforderung meine Essays zu veröffentlichen, wozu ich mich nicht entschließen konnte u wofür ich dieses Buch schreibe. Es ist eine Zusammenfassung, Ordnung, um das Wenige ergänzt, was ich im Augenblick hinzufügen kann.

Wenn ich überhaupt etwas Rechtes vertrete, so wird es genügen, die Anregung zu geben.

Aus dem, was ich sagen werde, geht hervor, daß ich für eine Systematik dieser Anregungen die Möglichkeit überhaupt nicht gegeben halte. Ich halte unsre Zeit für einen Übergang, aber der Unterschied zwischen einer Zeit des Übergangs u einer der Erfüllung verschwindet, wenn die erste ihren Zustand kennt u. danach handelt.

[ < ]



## Der deutsche Mensch als Symptom

[1923]

Vor allem an eine Tatsache erinnern: Um 1900 (der letzten geistigen Bewegung in Deutschland von großer lebendiger Kraft) glaubte man an die Zukunft. An eine soziale Zukunft. An eine neue Kunst. Die Jahrhundertwende gab dem den Firnis der Morbidität u. Dekadenz: aber diese beiden negativen Bestimmungen waren nur der Gelegenheitsausdruck für den Willen anders zu sein und es anders zu machen als der vergangene Mensch.

Wenn man betrachtet, was daraus geworden und davon übrig geblieben ist oder wenn man in den alten Jahrgängen der Zeitschriften blättert, die damals «modern» waren, so begreift man kaum, wie eine das wahre Können und Leisten so verhüllende Illusion sich durch Jahre hat halten können.

Wenn man den Versuch macht, diesen Zustand zu analysieren, so findet man alsbald eine große Mannigfaltigkeit sehr verschiedener Komponenten, darunter durchaus widerspruchsvoller. Nietzsche und Carlyle durchkreuzten sich mit dem Sozialismus. Dekadenz mit dem Geist eines Naturheilvereins. Maeterlinck, Emerson und Romantik mit Maschinenanbetung. Ebenso bunt verwoben sich bei uns in Deutschland die fremdnationalen Einflüsse. Eine Analyse ist überaus schwierig; was ich sagen will, erfordert aber auch nur die Heraushebung einzelner Züge.

Geheime Pulsation Oder Kleine Ursachen? 1000 kleine Ursachen aber Gegebenheit einer problematischen Stellung.

Das sind nur die Vorgänge im gärendsten Teil. Die andern sehr verwickelt und durcheinandergeschoben

Klagen u regressive Vorschläge Pos. Symptom

Vor allem: Man glaubte an die Zukunft. Man wollte sie ja herbeiführen. Auch dort, wo man sich mit Wollust der Vorstellung eines begonnenen Untergangs hingab, wollte man dessen Spanne wenigstens zu Dämonien ausnutzen, die heute freilich anmuten wie Peluchmöbel eines verrufenen Abendlokals in nüchternem Vormittagslicht. Man vergleiche damit die Untergangsstimmungen, die auch heute da sind: sie sind grau, aschenhaft, mut- und freudlos dagegen. Lust, Wille, Hoffnung – mit einem Wort ein sthenischer, ein eingebildeter oder wirklicher Kraftzustand unterschied jene Zeit von heute.

Man war zweitens international. Staat, Nation, Rasse, Familie wurden weggeworfen, wenn man sich oft auch gar nicht die Mühe nahm, die Gebärde eigens noch auszuführen. Man war ebenso summarisch irreligiös, da Religion auch etwas war, das hinten in der Vergangenheit lag.

Die Zusammenhänge sind leicht verständlich: Es handelte sich um einen Fortschrittsglauben. Fortschritt ist international. U. zw. handelt es sich nicht bloß um ein historisches Beieinander dieser beiden, sondern um Tatsachen. Der wissenschaftliche Fortschritt ist international, ebenso der künstlerische.

Wissenschaftlich: Franzosen, Engländer, Deutsche. Aufholend Italiener u Amerikaner. Vielleicht sogar Deutschland führend

Künstlerisch: Deutschland hinter Frankreich, Rußland, Skandinavien. Vakuum hinter der abgerissenen Klassik und Romantik. Alles Lebensvolle kam von außerhalb.

Man kann sagen: Geistiges Leben ist international. Nur eine Zeit der Mutlosigkeit, die sich selbst aufgibt, die «bewahren» will die in die Verteidigung gedrängt ist, kann geistig national sein. Eine solche ist wesentlich «konservativ». Wem der Fortschritt am Herzen liegt, der ist international.

Wir wurden später vor die Frage gestellt, ob es überhaupt einen «geistigen Fortschritt» gibt? Man kommt auch ohne Antwort aus, wenn man als das Wesentliche in den aufgezählten Erscheinungen bloß eine gewisse «Gerichtetheit» ansieht. Gefühle, Illusionen, Willen, Gedanken trugen dieses Merkmal der Gerichtetheit, sie waren (scheinbar oder wirklich) parallel eingestellt und wiesen irgendwie in die Zukunft. (Ein Begriff, der mir für die soziologische Analyse geistiger Bewegungen wichtig erscheint)

Hier ist eine Einschaltung nötig.

Das Proletariat und seine Intellektuellen sind auch heute international eingerichtet, und nur die Bourgeoisie ist heute wieder (physikalisch gesprochen:) ungerichtet u. chaotisch.

Außerdem vollzog sich die Erscheinung, an die diese Gedanken anknüpfen nur in einer kleinen Schicht der Bourgeoisie und könnten also von vornherein als unwesentlich abgetan werden.

Aber natürlich hängt die geistige Führung des Proletariats aufs engste mit dieser kleinen Schicht zusammen. Auch Rußland hat anscheinend geistig nichts hervorgebracht, was nicht seine Substanz von da bezöge. Der Proletarier ist entweder Bourgeois oder Antibourgeois. Eine neue Ideologie hat er nicht hervorgebracht, außer der immerhin halben Wahrheit des Marxismus mischt sich in seiner Ideologie der Abhub der Bourgeoisideologien. Ähnlich wie in der Volksbildungsbewegung oder der Schulreform. (Dies sage ich als politischer Anhänger der Proletarierbewegung)

Die Wirkung der dünnen Schicht, von der ich spreche und zu der ich spreche, ist sozial sehr kompliziert und umwegig, aber sie ist da. Es mögen auch von der stupidest durchgesetzten politischen Bewegung schließlich geistige Rückwirkungen ausgehen; das entbindet aber nicht im geringsten von der Aufgabe, es durch geistige Vorarbeit besser zu machen.

Der schmollende Intellektuelle gerade so wie der in die kommunistische Kirche geflüchtete verraten heute ihre Aufgabe.

Man werfe einen Blick auf den Weg von der Hoffnung zur Hoffnungslosigkeit, der zwischen 1890 und 1923 liegt.

Was damals als Richtung erschien, hat sich aufgelöst; ein Strang hat sich aufgedröselt. Es zeigt sich, daß auch damals schon alles vorhanden war, es ist dann nacheinander in Erscheinung getreten und heute ist es gleichzeitig nebeneinander da.

Ich exemplifiziere wieder an der literar. Sphäre: Neben dem Rationalismus war der Irrationalismus da. Idee des Experimentalromans u. S. Fischer Autoren, die das Heil vom Gefühl, vom menschlichen Kurzschluß erwarten. Nietzsche und der Sozialismus. Die materialistische Geschichtsauffassung u. die Ansätze zum Idealismus. Humanismus und Antisemitismus (oder Rassentheorie). Also auch Internationalismus u. Nationalismus. Europäische Kunst und Heimatkunst. Großstadtlyrik und katholische Kirche. Monismus, Freichristentum – Kirche.

Man kann es auch auf Persönlichkeiten rückbeziehen, die selbst wieder Mischungen sind. Ich würde als die einflußreichsten nennen: Nietzsche, Marx, Bergson, Bismarck.

Es folgte auf den Naturalismus die schwache Neuromantik u. der ebenso schwache Neo Idealismus und dann kam der Expressionismus.

Ideenkunst, aber die Ideen waren nicht da, u er vergriff sich in der Wahl der Mittel.

Eine Hauptformel: Rationalismus und Irrationalismus.

Während man um 1900 an die Ankunft eines neuen Menschen glaubte, ist man heute verzweifelt und hoffnungslos. Man hat alle historischen Möglichkeiten und keine gegenwärtige Wirklichkeit.

Ich habe (in dieser Ztschrft. Heft .... und Jahrb. d. M. Ges. Bd ..) zu zeigen versucht, daß die Heftigkeit, mit welcher die Kriegsbegeisterung 1914 die Neue u Alte Welt in Brand steckte, eine Hauptursache in dieser seelischen Verzweiflung hatte. Was bisher an der deutschen geistigen Situation erörtert wurde, war mit Variationen ganz gewiß eine Erscheinung der gesamten weißen Zivilisation. Selbstverständlich gibt es auch andre Gesichtspunkte zu der so komplexen Erscheinung des Kriegs, aber sicher ist dieser ein wichtiger.

Ich habe nun wiederholt versucht, diese Verzweiflung, die sich in den verschiedensten Formen geäußert hat, zu ergründen. Ich möchte als Hauptformel dafür anführen, daß sich europäisches Leben und europäische Ideologie nicht decken.

Man muß sich erst einmal Rechenschaft geben über die Wichtigkeit einer Ideologie. Es kommt jeden Tag der Augenblick, wo der Mensch die Hände in den Schoß legt und dann fällt all sein Tun wie Asche zusammen. Die Arbeit, welche geleistet wird, ist seelisch ganz imaginär. Diese Ideologie ist aber unmöglich. Man sucht – Symptome. Statt darin eins der Zukunft zu sehn

Man hat versucht, die Poesie der Arbeit, des Geldes, des Lärms, der Hast usw. zu entdecken. Das ist vergeblich. Sie sind poetisch nur für den nicht arbeitenden, armen, stillen, nicht mitbewegten Betrachter.

Es wäre andererseits denkbar, daß die Menschen sich sozusagen die Seele abgewöhnen und zu Konstitutionen würden, die zu dem Leben passen. Die Liebe wäre dann Fortpflanzung mit Hilfe eines ebenso unpersönlichen Hautreizes wie Frieren oder Brennen. Es liegt mir nicht daran, mich gegen diese Zukunftsmöglichkeit zu ereifern, aber Tatsache ist, daß wir darunter leiden, daß sie nicht wirklich und trotzdem möglich ist!

Ich glaube, daß der Durchschnittsmensch ein viel eifrigerer Metaphysiker ist, als er zugibt. Eifrig ist wohl nicht das richtige Beiwort, aber ein dumpfes Begleitgefühl der sonderbaren Situation verläßt ihn selten. Der persönliche Tod, die Winzigkeit des Erdkugelchens im Kosmos, das Geheimnis der Persönlichkeit, die Frage des Fortlebens, Sinn und Sinnlosigkeit des Daseins, das sind Fragen, die der Einzelne in den meisten Fällen als ohnedies nicht beantwortbar zeit seines Lebens abweist, und die er dennoch wie Wände eines Raums sein ganzes Leben umschließen fühlt.

Ich glaube auch, daß wenig Menschen ganz unberührt davon bleiben, daß es statt ihres Lebens auch ein anderes gäbe, wo alle Taten aus einem ganz persönlichen Erregungszustand hervorgehn. Wo sie Sinn haben, nicht nur Ursachen. Und wo man, mit einem trivialen Wort, glücklich ist, nicht nur sich nervös plagt.

Diese Haltung den Menschen finden zu lassen, – die Annäherung daran, aus der er sich schließlich individuell zurechtrückt – ist Aufgabe der Ideologie. Seelenführung. Seelenkunde.

Ich habe in dem erwähnten Jahrb.-Aufsatz angedeutet, daß die Nichtdeckung von Ideologie und praktischem Leben von Zeit zu Zeit zu Explosionen (zu «metaphysischem Krach») führen muß.

Nun kenne ich zwar eine ungeheure Literatur, deren Inhalt in Ausdrücken für dieses Mißverhältnis besteht. Sie umfaßt das bekannte Meer von Klagen über unsre Seelenlosigkeit, Mechanisierung, Rechenhaftigkeit, Religionslosigkeit, usw. Aber ich kenne kaum ein vernünftiges Buch, das dieses Problem zunächst einmal als ein Problem, ein neues, und nicht als eine alte Fehllösung auffaßte.

Ganz allgemein wird die Heilung regressiv gesucht. (Nation, Tugend, Religion. Antiwissenschaftlichkeit.) Ganz selten wird ausgesprochen, daß hier ein neues Problem gestellt ist, das seine Lösung *noch* nicht gefunden hat.

Und ebensowenig kenne ich eine produktive Prüfung dessen, was da eigentlich fehlt u. von dessen Fehlen alle Schmerzen kommen: der Seele. (Aber «Seele» nur ein Spezialfall von «Ideologie»)

Acht geben, daß das nicht bloß Schmerzen der Bourgeoisie u ihrer Literatur werden!

Der heutige ideologische Zustand ist individualistisch. Keine herrscht. Eine Unzahl von individuell in Denkerpersönlichkeiten vereinten Ideologien wird individuell ausgelesen.

Darum der chaotische Zustand. Narrenhaus verglichen.

Einige Hilfen:

Anziehungskraft der Kirche. Aber eine Wahrheit kann 2000 Jahre überdauern, nicht aber eine Ideologie!

Nation –

Staat: –

Kommunistische Kirche: –

Blasser philosophischer Idealismus.

Keine kann die geistigen Bedürfnisse fassen, die eben auch im positiven Sinn unfaßlich sind. Ein paar Versuche, eine Philosophie aus der Zeit heraus zu machen, Pragmatismus, Positivismus sind unfruchtbar geblieben.

Geld ist geordnete Ichsucht. Kap.: größte Organisation à l. b.

Die Ichsucht ist so alt wie die menschlichen Verbände. Das Geld der jüngste Versuch ihrer Bindung.

Den Kapitalismus abschaffen heißt, die Ordnung abschaffen. Fordere eine neue Ordnung der Ichsucht. Zu glauben, daß mit dem Kapitalismus die Ichsucht abgeschafft sei, ist Unsinn. Auf diese Weise drücken sich sozialistische Utopisten um ihre Aufgabe herum.

Jede bestehende Ordnung sagt: der Mensch ist gut, der Mensch ist altruistisch. Sie nennt ihre Forderungen gut u. demnach ist der ihnen unterworfenen Mensch *illis ipsis* gut. (Außerdem schichtet sich die neue Ordnung stets über Reste älterer) Man kann sagen: weil die Ordnungen böse sind (nämlich Ausdruck von Gruppenherrschaften), erzeugen sie den guten Menschen. (= der von fremdem Bösem unterworfenen, fügsamen Mensch) (Polarität, Dualität von Gut u Böse)

In einer natürlichen Ordnung muß es der Natur des Menschen gemäß (als ζῶον πολ. und Individualist) ein M<sup>2</sup> von Individuellem zugleich mit einem M<sup>a</sup> an Gemeinsamkeit geben. Eine solche Forderung ist undeutlich bis zum Quatsch; aber wir können auch nicht mehr tun als den gegebenen Zustand in einer vermuteten Richtung variieren. Darüber was gut u böses ist, gehen die Meinungen und Empfindungen so weit auseinander, daß man sie so sehr als möglich gewähren lassen muß. Es gibt keine Weltanschauung. Das stärkste Gefühl ist, daß sie in Bildung begriffen ist, das Gefühl eines Prozesses, man muß mit einem M; an Hinderungen auszukommen trachten.

In solcher Weise muß sich der Kapitalismus mit einer Gesinnung verbinden, welche den Egoismus, die Undisziplin, das omnes contra omnes in sich aufnimmt, in ihr gutes Gewissen aufnimmt.

Heute ist er unsagbar grausam und hat altruistische Phrasen im Mund.

Die Franzosen weisen auf die Schieber bei uns hin, und wir antworten mit nationalen Phrasen usw.

Wenn ich eine Weltanschauung haben will, muß ich die Welt anschauen. Das heißt, ich muß die Tatsachen feststellen. Die kleinste Tatsache aus dem Zusammenhang von Seele u. Blutdrüsengleichgewicht gibt mir mehr Anschauung als ein idealistisches System. Die Tatsachen sind aber nicht abgeschlossen, sondern kaum erst erschlossen – Eine Weltanschauung, die auf Tatsachen wartet, glaubt an den Fortschritt. Sie ist einfach neugierig. Sie ist auch relativ. Positiv skeptisch (nicht ignorabimus). Sinn von: Freie Forschung

Es kann aber gar kein Zweifel bestehn, daß wir durch die Tatsachenwissenschaften zu den uralten metaphysischen Kardinalfragen neue Gesichtspunkte bekommen werden.

Kants Ding an sich hat hier ungeheuer geschadet. Es hat eine Fragestellung als unmöglich erwiesen und man glaubt, daß man nur so fragen kann. Fragestellungen sind elastisch.

Man sagt, die Seele hat keinen Fortschritt. Der Mensch 1923 n. Chr. ist nicht wesentlich anders als der 1923 v. Chr.

Was die Phil. bis heute geleistet hat, war eigentlich nur Aufräumungsarbeit Die Entwicklung seit dem 17. Jhrdt. ist noch wenig in sie eingedrungen entspricht noch nicht der letzten Phase, der Tatsachenwucherung. Beeinflußt war sie schon. Die Phil. ist hinter den Tatsachen zurückgeblieben, das verführt zu dem Glauben, daß Tatsachen antiphilosophisch seien. Sie sind bloß sehr uneinheitlich (Aber gerade das ist ihre Phil.)

Es ist die richtige Philosophie dieser Zeit, daß wir keine Philosophie haben.

Hier Berührung mit dem praktischen Menschen. Er hat das vorweggenommen und, von keiner Philosophie beeinflusst, teilweise ins Verderben gewandt.

Ich berühre (und ich spreche unaufhörlich von den aktuellsten Dingen) einige häufige Typen.

Der Ingenieur ist – was immer übersehen wird – nicht nur Rationalist, sondern Tatsachenmensch. In seiner Tätigkeit ist sehr viel Irrationales. An sich ist die Tatsache überhaupt irrational, sie ist nur ein Regulativ der Rationalität.

Der Kaufmann ist zwar rechnend rational, aber er ist auch Willensmensch und als solcher rechnet er nur mit den verlässlichsten Eigenschaften des Menschen, d. i. seinen niedrigen. Geschäft beruht zum großen Teil auf Zwang. Gleichmacherei u Individualismus.

Darin ist die Übereinstimmung mit dem Politiker gegeben. List und Zwang. Ich höre, was die Männer im franz. Hauptquartier sagen: zivile Proteste! Auf jedem Bahnhof ein paar Mg. in jedem

Ort eine Kompagnie und die Ideale brechen vor den Zwangsmitteln zusammen; in ein paar Monaten sind Ideale da, die sich den Zwangsmitteln unterworfen haben.

Das ist im letzten Grund die Melodie der Menschheit. Den Zwang abschaffen, hieße verweichlichen. Den Menschen zu Großem befähigen, trotzdem er ein Schwein ist, ist die Aufgabe.

Die Angelegenheit hat noch eine wichtige zweite Seite.

Die messende, wägende, nüchterne usw. ist nur die eine der wichtigen Haltungen des Menschen.

Gegenüber von Tatsache, Handel, Gewaltpolitik (u das ist Politik auch dort, wo sie sich der Gewalt der gütigen List bedient) stehen Liebe und Gedicht. Es sind Zustände, welche über die Händel der Welt erheben.

Da man sie für literarische Erfindungen hält, will ich an ihre ehrwürdigen Tanten, die Religionen erinnern. Ich gebe einige Beispiele: ... /aus der Loyola-Einleitung/

Darin ist nichts, was nicht auch profan vorkäme, und also ist im profanen Leben ein Element, das im wichtigsten Sinne religiös ist. Es ist bloß immer mit Kirchenangelegenheiten verquickt worden. Die Religionen könnten ohne dieses Element kaum bestehen, wohl aber kann es dieses Element ohne die Religionen.

In dem Augenblick, wo es ins Spiel kommt, ist unsre Seele im Spiel. Dinge, die dahin gehören, gehen uns in einer ganz andren Weise an als andre.

Unreligiöse Zeiten, wie die Aufklärung, die dieses Element entbehren, sind unerträglich philiströs.

Es reicht von der Mystik bis zu den gewollten Unklarheiten Dostojewskijs.

Es läßt sich historisch in den mannigfaltigsten Formen verfolgen. Ich will einige davon andeuten:

In die Gegenwart reicht es hinein: Emers. Maeterl. Deutsche Romantik

Rückverfolgt bis auf Schule von Chartres; Bedeutsam hier die Parallelität der Situation: Naturwissenschaft ohne Seele. Noch älter griechisch-levantinische Vergangenheit.

Tritt auch auf als Opposition des Individuums gegen den Staat Renaissance, Protestantismus.

Ich kann aber nicht behaupten, daß in der Ordnung dieses Gebiets das Heil liegt. Das ist auch nur eine der Möglichkeiten. Ordnung, welche die Möglichkeiten schützt, ist die Aufgabe.

Menschheitsglaube. Blöde Staats- u Nationalideologien beseitigen. Situation erkennen, nicht hemmen!

## Der deutsche Mensch als Symptom

### I.

Einleitung: Ich glaube, sie tut das zweite (Nation – Seele) nur, weil sie das erste (Ich – Seele) verlernt hat. Ich habe leider nur die eine Antwort: ...

### II.

Dagegen ist der Umstand, daß wir den deutschen Menschen suchen u. nicht finden, ein

europäisches Symptom (Sympt. der weißen Zivilisation)

Man wende nicht ein, die Engländer haben es nicht nötig den englischen Menschen zu suchen und die Franzosen den Franzosen: daß wir es nötig haben, ist ein Vorsprung.

Wir sind vielspältig, die andren homogener? Ich will zeigen, daß gerade die Vielspältigkeit eine Zukunftseigenschaft ist u. daß die andren sie erwerben müssen, wenn sie nicht ganz gottverlassen sind. (Wir können nicht Locke entbehren, weil wir Kant haben. Sie können es vielleicht. Aber beispielsweise schon Bergson ist nicht zu verstehn ohne seine älteren deutschen Verwandten.)

Der deutsche Mensch? Eine Gewissensfrage. Zwischen Ost u West eingeklemmt u. im übrigen unter die Räder der Weltgeschichte geraten, katechisiert man sich heute mit einem Eifer, der an die schönsten Zeiten der religiösen deutschen Renaissance gemahnt.

rat. O.

exp.. O.

Ferner [?] Tatsachen.

Reakt. auf Scholastik als rat. Ok.

Experiment der Jahrhunderte.

(Gott nicht ausgeschlossen aber erst zu erleben)

## I.

Aus reiner Induktion läßt sich keine wissensch. Theorie erbaun.

Sondern Hypothese und Verifikation. Es ist ein Akt des Glaubens, der Phantasie der Annahme sogar im rein Rationalen nötig. (Man darf dieses bekannte Faktum aber nicht so verzerren wie es Sp. getan hat)

Ein viel größerer Umfang des Glaubens, Unterstellens, Vorwegannahmens ist zum privaten und öffentlichen Leben nötig. Man lebt nach Grundsätzen, Richtlinien und Richtbildern, läßt sie durch das Leben modifizieren, wechselt sie auch, aber wenig Menschen bringen neue, u. auch die nur beschränkt, hervor. Das Leben formt sich in bereitstehenden Formen, es ist gesellschaftlich präformiert; das Gefühl der Liebe zB. findet Arten, Abarten, Grade usw. vorbereitet, in die es sich ergießt und in denen es wird. Ohne Leitlinien zerfällt der Mensch

Es hat sich dafür der Ausdruck «Bindung» verbreitet; das Leben ist sozial gebunden und nur beschränkt individuell beweglich. Einem Offizier, einem Farbenstudenten, einem gläubigen Katholiken oder Juden, einem korrekten oder einem moralischen Mann ist in jeder Lebenslage eine viel engere Auswahl der möglichen Reaktionen vorgeschrieben; das sammelt die Kraft

Die hauptsächliche Bindung ist heute der Beruf. Mit der Berufsbezeichnung und einem kleinen Zusatz vermag man heute das Wichtigste über einen Menschen zu sagen. Wenn man erfährt, der Mann sei Richter oder Kaufmann und dazu hört, er sei darin begabt oder unbegabt, vielleicht auch noch, er sei ein «netter» oder ein «kluger» Kerl, so weiß man das meiste von dem, was sich von einem heute lebenden Menschen überhaupt wissen läßt. Das Bewußtsein, ... zu sein, tröstet in den «leeren Stunden» dto. Vergnügen.

Es gibt auch noch einige Berufe für die Feierstunden; es sind alles wirkliche Berufe, die dann auch mit dem Zusatz Amateur vorkommen. zb. Markensammeln, Tennisspielen, Rekorde in den Venusbergen.

Außerhalb dieser Bindungen kann der Mensch nicht den Arm heben oder den Finger bewegen. Er klappt zusammen wie ein ausgeblasener Luftsack oder wenn ihn ein Impuls füllt, so deformiert er sich sofort nach irgend einer Einzelrichtung. Er hat (außerhalb dieser) keine selektiven und leitenden Ideen.

Nun hat die Entwicklung bekanntlich dahin geführt die Bindungen, die vorhanden waren oder vorhanden gewesen sein sollen, zu zerstören. Der Kampf zwischen Kirche und Staat hat damit geendet, daß beide innerlich kraftlos sind, die Stände haben sich ineinandergeschoben usw.

Der Mangel an Glauben ist also gar keine religiöse, sondern eine auch das Profane umfassende Angelegenheit.

Man kann nicht mit Absicht glauben.

Von den neuen Bindungen:

Nation, Staat.

Ideologien: Katholizismus, Marxismus.

Verschiedene Versuche: Moral, Humanität. Vor allen Dingen: (Ideologische Surrogate:) man kann einem Menschen, der nicht gebunden ist, nicht raten: binde dich, und man kann nicht wieder in abgelegte Bindungen hineinkriechen. (Sei nicht rational, sondern gläubig udgl)

Das ist aber im Prinzip eine allgemein menschliche Angelegenheit und keine deutsche.

Ich habe wiederholt den Versuch gemacht, zu einer positiven Bewertung dieses chaotischen Zustands zu raten. Urträume udgl. Eine solche Zeit kann nicht schlecht oder schwach sein. Üblich ist aber, in ihr nur eine Verfallserscheinung zu sehn. Bindungen, Lebensregulative, die dagewesen sein sollen, sind nicht mehr da; der Kapitalismus hat sie aufgelöst; der Mensch rechnet nur noch und seine sogenannten großen wissenschaftlichen Leistungen sind nichts als Ausschreitungen dieses Rechentriebs. Die Kunst wechselt hysterisch udgl.

Hier ev. schon «Tatsachen».

Wenn man diese Erscheinungen zurückblickt, so stößt man auf eine feste Grenze ca 1880–90. Da war die Gegenstimmung, die in den heutigen Zustand überging.

Blickt man weiter zurück, so kommt man an die Zeit des Vernunftglaubens. Man kann sagen: Versuch spekulativer Bewältigung der Lebensprobleme. Vorzeitig u. zusammengebrochen. Zugleich damit aber das Problem Klassik–Empirismus.

Man kann auf diesen unverdauten Zustand das Heutige zurückführen.

Geht man die Linie noch weiter zurück, so stößt man auf den Anfangselan des Empirismus.

Und noch weiter hinten (ich verdanke diesen Hinweis ...): Schule von Chartres.

In dieser die vorbildliche Trennung von Naturwissenschaft und Mystik.

Das Wort Mystik ist geeignet, Anstoß zu erregen. Profane Mystik.

Versuch des Ratioïden und N. r. Rolle der Kunst. Wahres Verhalten zur Kunst.

Korrektive Rolle der Tatsachen. Der heutige Mensch der Tatsachenmensch.

Von da aus gesehn der rechnende, kapitalistische, der böse Mensch. Großorganisation à l. baisse, schöpferisch! Natürliches Korrektiv des gläubigen, sein alter ego, seine Vorläufigkeit.

Bloß übertrieben, pathologisch hypertroph. Durch Abstellung von Organisationsmängeln



abzubaun.

Eine r + nr Epoche wird kommen!

## Der deutsche Mensch als Symptom Aufbau

### I. Das Problem

1. Trügen die folgenden Gedanken einfach die Überschrift D. d. M., so wüßte man im Typus, was von ihnen zu erwarten sei: eine gewisse Auswahl erwünschter oder unerwünschter Eigenschaften würde darin als deutsch behauptet, und eine Reihe mehr oder weniger brillanter Scheinbeweise würde aus ihnen hervorstechende und bekannte Einzelzüge unsres Lebens ableiten.

Daß dem der Zusatz «als Symptom» gegeben wurde, geschah aus zwei einfachen Gründen.

a.

(negativ.) Ich glaube nicht an den Unterschied des deutschen Menschen vom Neger.

α. Rasse.

β. Nation.

γ. Volk.

Nur Ergebnis. Verweisen auf ältere Aufsätze,

b.

(positiv.) Die Begriffe Rasse, Nation, Volk, Kultur enthalten Fragen und nicht Antworten, sie sind nicht soziologische Elemente, sondern komplexe Ergebnisse. Trotzdem beruft man sich auf sie als auf Einheiten. Vakuum. Nation als Erscheinung von ironischer Internationalität. Dies der zweite Grund.

2.

Hier ist also eine Frage gegeben: Man übersehe nicht die Dringlichkeit der Frage.

Früher etwas lächerlich, ist sie heute zu einer wandernden Gewissensfrage geworden. Es ist das beste Symptom, daß die aus ihr sprechende Bereitschaft zu seelischer Einkehr an die Reformation erinnert.

Wo das Gewissen sich beunruhigt fühlt, stehen Impulse miteinander im Widerstreit; es fehlen die ausgleichenden großen Grundhaltungen und Grundsätze.

Der Nationalismus ist nur ein besondrer Fall der forcierten Glaubenssehnsucht, in seiner Verlebendigung von Allgemeinbegriffen verwandt der katholischen Frühscholastik. Faßt man alle zur Romantik, zur Scholastik, zu den platonischen Ideen zurücklaufenden Versuche forc. Glaubenssehnsucht zusammen – (Versuche rückwärts einen Halt zu finden), so kennzeichnet sich unsre Zeit durch geistigen Romantizismus. Ohne daß der Positivismus des Alltags sie ernst nehmen würde; sie sind Literatur. (Auch den Sozialismus nimmt er nur soweit ernst als dieser nicht romantisch, sondern handfeste Interessen vertretend ist)

3.

Nun kann der Einzelne in Gewissenskonflikten wohl Halt finden an den Grundsätzen einer Gemeinschaft. Die in sich geschlossene u. auf sich gestellte Gemeinschaft der Nation hat aber keine solche Anlehnung mehr. Was im deutschen Fall eklatant geworden ist, diese moralische Situation die ihren Halt nicht mehr in sich selbst findet und ihn hinter sich sucht (Rasse, Nation, Religion, alte Einfachheit u Kraft, unverdorrene Güte), ist latent die geistige Situation von ganz Europa. Den deutschen Menschen für ein Symptom betrachten, heißt m. a. W., die Problematik der Zivilisation aufwerfen.

Ich werde versuchen dieses Problem in eine andre Beleuchtung zu stellen als die ist, welche es meistens empfängt.

D. d. M. a. S.

*I. Das Problem.* Die Überschrift, unter der ich den nun folgenden Versuch begann, hieß, als sie noch eine an mich gerichtete Aufforderung war, ursprünglich bloß: der deutsche Mensch. Ich habe ihr bald den Zusatz «als Symptom» gegeben, aus zwei einfachen Gründen.

Der erste ist, daß ich nicht an den deutschen Menschen als etwas glaube, zu glauben vermag, das *wesentlich* verschieden etwa vom amerikanischen Menschen oder vom Neger wäre. Ich wähle das zweite Beispiel absichtlich im weitesten Abstand, denn es handelt sich ja keinesfalls darum, greifbar vorhandene Unterschiede wegzuleugnen, sondern sie richtig zu bewerten. Spricht man aber von wesentlichen Unterschieden, so meint man heute entweder solche der Rasse oder der Kultur. Und nun sind zwar die Unterschiede der Körperphysiognomien in ihren extremen Ausprägungen kraß, rassenbeständige Skelettmerkmale haben sich aber nicht nachweisen lassen, und die vergleichende Psychologie ergibt mehr Übereinstimmung als Verschiedenheit in den Eigenschaften, welche für die seelische Leistung wirklich konstitutiv sind. Die Rassen-«Theorien» die in praktischen und populärwissenschaftlichen Gebilden der Gegenwart eine so große und verhängnisvolle Rolle spielen, werden von den Wissenschaften in deren Gebiet dies schlägt sowohl als unbegründet wie unbegründend abgelehnt.

Wenn aber zur Erklärung der in die Augen fallenden Unterschiede zwischen zwei Völkern die Vererbung nur eine sehr unzulängliche Hilfe gewährte, so kann der Unterschied nur ein im weitesten Sinn sozialer sein. Ist er nicht als Rasse und Volk faßbar, so vielleicht als Kultur und Nation einschließlich des Einflusses. Es ist aber bekannt, daß auch dieser Gedanke vielfach durchkreuzt wird. So stiftete der Beruf, Stand, Klasse sowohl geistig wie körperlich Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten, welche, die nationalen Einheiten durchquerend, internationale Zusammenhänge begründen, die heute wahrscheinlich stärker und natürlicher sind als diese. Man braucht es im Zeitalter des internationalen Proletariats u. Kapitalismus sowie der Trennung zw. den Großstädten u dem übrigen Land wohl nicht weiter auszuführen.

Da also diese Begriffe Rasse und Kultur, Volk und Nation (ja auch der aus der Kulturgeschichte genommene hilflose Hilfsbegriff Epoche) augenfällig auf etwas Reales hinweisen, ebenso augenscheinlich aber nichts fest Faßbares oder gar Einfaches bezeichnen, kann man von ihnen vernünftigermaßen keinen andren Gebrauch machen, als daß man in ihnen Fragen und nicht Antworten sieht, nicht Substrate der Erscheinungen, sondern komplizierte Erscheinungen selbst, nicht soziologische Elemente, sondern Ergebnisse, m. a. W: Produkte und nicht Produzenten. Sofort fällt ein, daß wahrscheinlich kein Mensch anderes meinen wird. Aber weshalb ist dann die Berufung auf das Nationale, sei es als Rasse oder als Kultur, jedenfalls aber als auf eine geheimnisvolle Einheit, heute eine Erscheinung von geradezu ironischer Internationalität? Es ist,

als ob an einem gewissen Punkt die Angst vor einem Vakuum entstünde, in welches diese Reaktion hineinspringt; welcher Art ist es und Herkunft? Dieses ist der zweite Grund, weshalb hier von der Frage nach dem deutschen Menschen als von einem Symptom gesprochen werden soll.

Man übersehe nicht die Dringlichkeit dieser Frage. Wo aber das Gewissen schlägt, dort, kann man schließen, stehen Impulse miteinander im Widerstreit, und es fehlen die großen geistigen Grundhaltungen und Grundsätze, um ihn zu ordnen. Daß dem heute wirklich so sei (im besondern, daß der Krieg – mögen wirtschaftliche und politische Ursachen wie an all dem so auch an ihm den größten Anteil haben – und der Verfall seither sich niemals ohne den Mangel einer seelischen Ordnung hätten derart übermächtig ausbreiten können), wird so allgemein angenommen, daß besondere Hinweise überflüssig sind. Ich weise dennoch auf die Glaubenssehnsucht unsrer Zeit hin, von welcher der Nationalismus bloß ein besonderer Fall ist. Und da nun einmal von den ihm meist zugrundegelegten Rassetheorien die Rede gewesen ist, mag auch gleich ihre eigentümliche geistige Verwandtschaft erwähnt sein.

Kennt man nämlich ein wenig die außerordentlichen Schwierigkeiten, denen die beschr. Naturw. begegnen, wenn sie die fast grenzenlose Nachbarschaft individueller Erscheinungsformen in den klassifikatorischen Schemen von Rasse, Art, Gattung udgl. unterbringen wollen, u weiß man, wie erklärungsbedürftig diese Begriffe selbst sind, so erinnert der bedenkenlose Leichtsinn, in dem mit ihrer Hilfe heute das sehr viel Kompliziertere der sozialen Einzelercheinung erklärt wird, karrierend an die Zeit wo man den Allgemeinbegriffen reale Geltung zusprach und in einer Umkehrung, die nicht ohne Größe ist, aus ihnen die Welt des Einzelnen erklärte.

Diese verzerrte Ähnlichkeit der Denkhaltungen sollte nicht ohne Analogie in der Glaubensinbrunst, wogegen Denken wie Glaube in krassem Gegensatz zu dem oberflächlichen Positivismus stehn, der zum größten Teil unsre betriebsamen Tage ausfüllt u. mit innerer Sicherheit über solche Rückfälle lächelt. Vergleicht man mit ihm die aufgestört bis in die Scholastik oder zu den Platonischen Ideen zurücklaufenden Versuche unsrer Geistigkeit, so kennzeichnet sich unsre Zeit auch in diesem Fall durch einen ungeheuren geistigen Romantizismus, der aus der Gegenwart in alle Vergangenheiten flüchtet, um dort die blaue Blume einer verlorenen Sicherheit zu finden. Aber es wird allgemein darin die Zersetzung eines früheren Zustands gesehn, der fester gewesen sein soll, der Verlust von Dogmen und Richtlinien, die Auflösung von Bindungen, mit einem Wort ein Zerfall, und gerade daß diese mutlose Annahme nicht notwendig ist, wünsche ich zu zeigen. Der heutige Zustand des europäischen Geistes ist meiner Ansicht nach kein Verfall, sondern ein noch nicht vollzogener Übergang, keine Überreife, sondern Unreife.

## II

### Das Theorem der Gestaltlosigkeit

1. Hilfovstellung; zur richtigen Bewertung kultureller Erscheinungen. (Vielleicht hat sie ihre Bedeutung nur in einer Vorstellungskorrektur.
2. Es ist verständlich, denn es ist nur eine Übertragung andern Orts bewährter Denkgewohnheiten, daß auch bestimmte, sich charakteristisch von einander abhebende Zeit- und Kulturabschnitte auf verschiedene Substrate, als die einfachsten Arten von Ursachen zurückgeführt werden; in diesem Sinn spricht man dann von einem ägyptischen, hellenischen, gotischen Menschen, von Nationen, Rassen und geheimnisvollen Epochen oder Kulturen. Es ist das eine sehr beliebt gewordene Art historischer Phrenologie, welche ungefähr besagt: der

diebische Mensch hat in seinem Cerebrum ein physiologisches Substrat des Diebstahls und der ehrliche Mensch einen Organteil der Ehrlichkeit.

Diese Denkweise braucht bloß noch ein wenig übertrieben zu werden, und man hält dort wo wir sind, daß alle 5 Jahre eine neue Generation da ist.

Im Gegensatz dazu ist es an der Zeit, eine andre Grundvorstellung zu entwickeln, welche, extrem gefaßt, folgende Behauptung enthält: Das Substrat, der Mensch, ist überhaupt nur eines und das gleiche durch alle Kulturen und historischen Formen hindurch; wodurch sie und somit auch er sich unterscheiden, kommt von außen und nicht von innen.

Kraß gesagt: würde eine Generation heutiger Europäer im Alter der frühesten Kindheitseindrücke in das ägyptische Jahr 5000 v. Chr. versetzt und dort allen Einwirkungen der Religion, Kunst, Staatsform, Wirtschaftsweise, gesellschaftlichen Tradition usw. m. a. W. dem ganzen organisatorischen u. ausorganisierten Apparat und Inbegriff restlos überlassen, so würde die Weltgeschichte noch einmal beim Jahr 5000 beginnen und sich zunächst eine Zeitlang wiederholen.

3. Abgesehn von extremer Form, schwer zu beweisen. Aber Reihe von indirekten Gründen, die es stützen.

a. Humboldt erzählt ... das erinnert – Zartheit von Bauern – an die Verbreitung solcher paradoxen Gefühlsgemische. Man kann den Standpunkt wechseln und sagen: das Gefühlsgemisch ist gar nicht paradox, sondern normal; nur von der extremen Entwicklung eines Bestandteils aus gesehn, erscheint die extreme Entwicklung eines andren ungeheuerlich.

In der Tat sind ja auch bei uns grausam und zärtlich usw. kaum zu unterscheiden. Große Dichter bestätigen es uns, daß die moralische Persönlichkeit etwas sehr Labiles mit mehr Möglichkeiten ist, als die alltägliche Ruhelagerung vermuten läßt.

b. Auch die wissensch. vergl. Psychologie zeigt, daß die Übergänge zwischen den Typen fließend sind.

Wirklich konstitutive Unterschiede zwischen den Völkern findet sie nicht zb. nicht einmal einen Unterschied der Sinnesschärfe zwischen einem Zivilisations- und einem Jägervolk. (Mehr Übereinstimmung als Verschiedenheit in wirklich konstitutiven Eigenschaften)

c. Temperamentenlehre und andre psychologische Dokumente. Weitgehende Übereinstimmung des Denkens, Kunstwerke, Privatäußerungen, Typik des historischen Geschehens, Strom der Tradition.

d. Welcher Ausschreitungen entgegengesetzter Ausdrücke das gleiche menschliche Material fähig ist, hat Erleben seit 1914 gelehrt. Tatsächlich wird niemand ernstlich glauben, daß der deutsche Republikaner 1923 ein anderer Mensch ist als der deutsche Untertan 1914 oder daß der Franzose, welcher 1923 die ärgsten Ausschreitungen gegen die Zivilisation begeht ein anderer Mensch sei als der von 1914, der für die Zivilisation zu kämpfen glaubte. Man wird nicht einmal sagen dürfen, daß er geschwindelt habe.

4. Was ist also die Ursache so verschiedener menschlicher Erscheinungsformen?

Es wurde schon gesagt, daß sie von außen kommt, aber man darf das nicht im Sinn etwa einer Milieuthorie verstehn, wo eine geografische Schale den in ihr lebenden Menschen formt; das ist ja aus dem gleichen Bedürfnis unzulässiger Vereinfachung erwachsen wie die Rassentheorie.

Man wird aber nahe an die Wahrheit herankommen (ein kleiner Rest mag Anlage und Erbmasse

sein), wenn man als das variativ, die Besonderheiten Bildende die Gesamtheit der Rückwirkungen ansieht, welche der Mensch von dem erfährt, was er selbst geschaffen hat. Das klingt unmöglich oder dumm, die Aktivität so zugunsten der Reaktion zu eliminieren, aber tatsächlich baun doch die Häuser die Häuser und nicht die Menschen; das 100. Haus entsteht weil und wie die 99 Häuser vor ihm entstanden sind und wenn es eine Neuerung ist, so geht diese statt auf ein Haus auf eine literarische Diskussion zurück.

M. a. W. ist das der Gemeinplatz, daß die Entwicklung am Leitfaden der Tradition und in behutsamer Abbiegung der Richtung erfolgt.

Die Gesamtheit der Rückwirkungen, von der die Rede ist, umfaßt natürlich alles die Wirtschaftsformen, die politische Organisation, alle Institutionen, Lebensgewohnheiten, Hilfsmittel, Bücher, Taten, Ereignisse, d. i. das ganze undefinierbare Wechselspiel von Geben und Empfangen zwischen ....., das wir jeder aus unsrer Erfahrung kennen.

Was immer wir tun, tun wir in den Formen unsrer Zeit und von ihr bestimmt. Die humanen Absichten Wilsons nahmen im Frieden von Versailles die Formen der Mentalität des europäischen Staatsapparats an, obgleich sie dadurch in ihr Gegenteil verkehrt wurden, außerdem war aber auch schon ihre Humanität zeitgefärbt.

Wenn man sich dieses Verhältnis unter der Denkform von Ursache-Wirkung-Gegenwirkung vorstellt und nun das zeitlich und logisch letzte Glied zum Prius machen soll, so stößt man natürlich auf einen Widerstand; aber man kann sich damit beruhigen, daß sich die Kategorie der Kausalität in dieser Fassung auch sonst nicht als geeignet erwiesen hat. Unschwieriger ist dieses Verhältnis von Mensch und Umwelt schon, wenn man es sich funktional vorstellt, wobei wir gewohnt sind die Abhängigkeit schon eine gegenseitige ist. Aber am besten, man hält sich ohne Philosophie an das, was man selbst erfahren hat und dies ist etwa so: Versuchen wir von uns abzuziehen, was zeitbedingtes Convenu ist, so bleibt etwas ganz Ungestaltetes, denn auch unser Persönlichstes ist als Abweichung auf das System der Umwelt bezogen. Der Mensch existiert nur in Formen, die ihm von außen geliefert werden. «Er schleift sich an der Welt ab», ist ein viel zu mildes Bild; er preßt sich in ihre Hohlform müßte es heißen. Die gesellschaftliche Organisation gibt dem Einzelnen überhaupt erst die Form des Ausdrucks, und durch den Ausdruck wird erst der Mensch. Die ungeheure Grausamkeit .. unentrinnbar .. Man kann danach messen, wie verhängnisvoll der Irrtum mancher frommen Geister ist, es käme heute mehr auf eine Änderung des Menschen als seiner Organisationsformen an.

Versuchen wir zweitens an einem Bsp. und den Anbruch einer neuen Epoche zu konstruieren. Es gibt sehr viel heimliche Polygamisten unter uns, aber offiziell, auch vor ihrem Gewissen sind viele davon für die Monogamie (nach dem Rezept: Regel mit tolerierter Ausnahme, das unsre ganze Moral beherrscht). Das ist ein schon labiler Zustand und es wäre denkbar, daß [in einer die konservativen Parteien u. die Kirchen schwächenden Situation] plötzlich die Propaganda einiger entschlossener Reformer gegen die Ehe eine Änderung der Gesetze herbeiführen könnte, von der wahrscheinlich die tiefgreifendsten geistigen Neuerungen zu erwarten wären. Es wäre denkbar heißt aber: u. a. müßte [ ], die Emanzipation der Frau müßte vorgeschritten sein, die Sozialdemokratie müßte mit ihrer alten Forderung Ernst machen wollen dies wieder setzt Änderungen der wirtschaftlichen Situation voraus, deren Umfang gar nicht auszudenken ist, ob die Zeitungen die Bewegung im Anfang ersticken oder fördern werden, läßt sich nicht voraussehn: m. a. W. der Beginn der Epoche hängt von 1000 Zufällen ab. Wäre aber alles da, so blieben schließlich vielleicht die geistigen Erneuerungen aus, denn mit «Reformen» wird der Mensch nicht anders außer sie liegen in der Richtung eines breiten Stroms geistiger Energie, der

selbst wieder von 1 Million von Zufällen abhängt.

Ungesetzliche Coinzidenz vieler Tatsachen. Fehlt sie, so ist die Propaganda eine ganz negligible Erscheinung.

5. Diese Ansicht des geschichtlichen Geschehens ist scheinbar antiheroisch; sie ist eine Philosophie des kleinbürgerlichen: Kleine Ursachen große Wirkungen.

In Wahrheit ist die Geschichtsphilosophie der großen Ursachen mit dem schönen Denkpathos nur scheinbar heroisch. Denn sie nimmt die Tatsachen nicht wie sie sind.

Weg der Geschichte nicht der eines Billardballs. Sondern er ähnelt dem Weg der Wolken, der von so viel Umständen beeinflusst ist, daß jederzeit ein neuer ihn ändern kann.

Er ähnelt dem Menschen .. jeder Schritt mit Notwendigkeit, aber ohne Notwendigkeit des Ganzen. (!)

Es zeigt sich: *Wo* bin ich.

Die Heroik ist dann aber darin zu suchen: Gesetze kann man nicht ändern, Situationen ja!

Das Geschaffene hängt von Zufällen an, aber seine Weiterwirkung ist fest.

## II. Das Theorem der menschlichen Gestaltlosigkeit

Scharf gegeneinanderstellen: Verschiedene Substrate als Ursachen. Ein Substrat u jeder Tag, jeder Beschluß als eine Ursache

Ich nehme einige Gedanken dabei zu Hilfe, die – wenn sie richtig sein sollten u. ausgeführt wären – als ein Th. d. m. G. bezeichnet werden könnten.

Ich will behaupten, daß ein Menschenfresser, als Säugling in europäische Umgebung eingepflanzt, wahrscheinlich ein guter Europäer würde, und der zarte Rainer Maria Rilke ein guter Menschenfresser geworden wäre, wenn ihn ein uns ungünstiges Geschick als kleines Kind unter Südseeleute geworfen hätte. Ich glaube das gleiche von einem hellenischen Säugling des 4. Jhrdts. v. Chr., den ein Wunder im Jahre 1923 einer Kindsmutter am Kurfürstendamm untergeschoben hätte oder von einem jungen Engländer der einer ägyptischen Mutter vom Jahr 5000 geschenkt würde. Wie man wohl sieht, läßt sich ein solcher Glaube schwer beweisen, aber dennoch sind Gründe vorhanden, die ihn zu stützen vermöchten.

Ich erinnere mich da an eine reizende kleine Anekdote, die Wilh. v. Humboldt in der unsäglich großen Beschreibung seiner Orinokoreise erzählt. Er hatte irgendwo am Rückweg einen jungen Indianer in seine Dienste genommen, der sich nicht nur als ungewöhnlich klug und anständig bei Wartung schwieriger Instrumente erwies, sondern auch durch sein sanftes und angenehmes Betragen auffiel. Aber als die andren Farbigen scheu von ihm abrückten, weil er bei einer Affenmahlzeit allzu begeistert von den verglichenen Reizen verschiedener gebratener Handflächen gesprochen hatte, stellte es sich heraus, daß der Hergewanderte einem berühmten Menschenfresserstamm angehörte. Ich bin überzeugt, daß auch seine verhängnisvollen gastronomischen Äußerungen, abgesehen von ihrem grausamen Inhalt, durchaus zart und delikate (zurückhaltend) gewesen sind; wenigstens weisen Erinnerungen an Notizen, die ich mir, wenn ich nicht irre, nach Frobenius Afrikabuch gemacht habe, in die gleiche Richtung. Dort ist die Rede von geraubten Kindern, die mit den eigenen Kindern aufgezogen, ja sanft gemästet werden, um eines Tags als Jünglinge bei einem religiösen Opfer zur Speise zu dienen, und man braucht nur an die unter ihnen ungewöhnliche Zartheit, ja Zärtlichkeit zu denken, mit der unsre groben

Bauern ein junges Schwein aufziehen, das sie eines Tags doch schlachten werden, um die Verbreitung solcher scheinbar paradoxen Gefühlsgemische voll zu verstehn. In der Tat sind ja auch in uns grausam und zärtlich, Freundlichkeit und Vorsicht, Ergebenheit und Auflehnung oder hunderte Bestandteile solcher Gefühlspaare kaum sicher von einander zu unterscheiden. Wie die vergleichende Psychologie weiß, sind die Übergänge zwischen den menschlichen Typen fließend, und wie einige Dichter wissen, ist auch die einzelne moralische Persönlichkeit etwas sehr Labiles, das viel mehr Möglichkeiten des Guten und Schlechten hat, als deren alltägliche Ruhelagerung annehmen läßt. Welcher Ausschreitungen in Grausamkeits- wie Eigentumsvergehen nicht nur versteckte Neuropathen, sondern auch gute Durchschnittsmenschen fähig sind, haben uns allen, wie ich glaube, die letzten 9 Jahre unsres Lebens gelehrt.

Man darf es natürlich nicht gleich im Sinn einer alles andere ausschließenden Milieutheorie deuten: aber die Abhängigkeit des Menschen von den Einflüssen seiner Umgebung ist außerordentlich groß. Ich persönlich glaube, daß nur wenige Determinanten in ihm selbst liegen, und es ist nicht möglich, sie heute schon befriedigend heraus zu lösen. Was man die Temperamente nennt – und allerdings weder ausreichend zu klassifizieren, noch zu erklären vermag – liefert eine begrenzte Zahl solcher Grundanlagen, die sich im Zeitlauf der Geschichte gleich blieben, wie die Verwandtschaft der antiken Spekulation darüber mit der heutigen zeigt. Ebenso zeigen Erfindungen der menschlichen Urzeit wie Bogen, Schiff, Wagen, mag man auch lange Entwicklungszeiten annehmen, das Denken in einer außerordentlichen Genialität. Kunstwerke der Steinzeit oder das Privatleben altägyptischer Menschen sprechen unser Gefühl so lebhaft und genau an wie heutige und die Verhaltensweisen, welche sich in den Fakten der Geschichte fortpflanzen, sind verblüffend gleich geblieben. Schließlich zieht ja auch ein sehr bekannter breiter und stetiger Strom von Tradition durch die gesamte abendländische und Teile der morgenländischen Kultur bis in unsere Redensarten oder den Fassadenschmuck unserer Häuser.

Was sich geändert hat und als Unterschied der Zeiten zu Bewußtsein kommt, scheinen also weniger die Menschen zu sein als die unpersönlichsten (oder überpersönlichsten) Produkte ihres gesellschaftlichen Zusammenlebens, und man muß sich klar machen, was das bedeutet, etwa im Unterschied von jenen verfänglichen Redensarten, welche von einem gotischen oder antiken Menschen genauso als Ursache der Gotik oder Antike sprechen wie man die Rasse naiv zur Ursache des Einzelnen verkehrt hat. Ich habe das wahre Verhältnis des Einzelnen zu seinem gesellschaftlichen Ausdruck vor nicht langer Zeit auf die Formel zu bringen versucht: Kleine Amplitude des inneren Wesens selbst bei großer Amplitude der Äußerung. Ohne wegzuleugnen, daß die Menschheit sehr verschiedene Gestaltungen angenommen hat, was zu übersehen blind wäre, ja gerade davon ausgehend, kann man behaupten, daß ihr eben dies fast allzu leicht fällt und daß sie es mit geringer Wesensveränderung tut, wie Wasser unter einem Wind nach allen Richtungen beweglich ist. Kleider machen Leute, und solche Leute machen dann wieder solche Kleider, auch kommt ebenso oft die Reihenfolge umgekehrt: es ist ein durchaus unentwirrbares Wechselspiel des Gebens und Wiederempfangens zwischen Mensch und seiner Welt, Wesentlichkeit und Zufall, Drang und Zwang, Ich und Ausdruck, das die verschiedenen charakteristischen Zeitphysiognomien hervorgebracht hat. Gerade die Ungestalt seiner Anlage nötigt den Menschen, sich in Formen zu passen, Charaktere, Sitten, Moral, Lebensstile und den ganzen Apparat einer Organisation anzunehmen. Man hat bekanntlich gesagt, daß in unsrem Maschinenzeitalter die Maschinen den Menschen regieren, und hat den Greueln des Kriegs und der Politik diese Erklärung gegeben: Das ist sehr wahr; Macht und Ohnmacht vereinen sich darin. Die ungeheure Grausamkeit unsrer politischen und wirtschaftlichen Organisationsform, die den Gefühlen des Einzelnen Gewalt antut, ist so unentrinnbar, weil diese Organisation zur gleichen

Zeit dem Einzelnen überhaupt erst eine Oberfläche u die Möglichkeit eines Ausdrucks gibt. Denn man kann sagen, der Mensch wird erst durch den Ausdruck, und dieser formt sich in den Formen der Gesellschaft. (Es ist eigentlich eine Symbiose.)

Dies ist eine andre Ansicht als jene, welche den Menschen als ein einfaches, determiniertes Kreuzungsprodukt von Rassen oder als Einzelfall von Epochen und Kulturen erklärt. Die Würde der Notwendigkeit, welche die andre so pompös macht, scheint ihr zu fehlen, und eigentlich ist ihr Gesetz der Weltgeschichte nichts anderes als das Staatsprinzip des «*Fortwurstelns*» im alten Österreich. Es ist der *Weg der Geschichte* eben nicht der eines Billardballs, der abgestoßen, eine bestimmbare Bahn durchläuft, sondern er ähnelt dem Weg der Wolken, der zwar auch nach Gesetzen der Physik verläuft, aber ebenso sehr als durch diese beeinflusst wird von etwas, das man wohl nur ein Zusammentreffen von Tatsachen nennen kann; denn überall bläst der Wind von O nach W, weil im O. ein  $M^a$  im W.  $M_i$  des Luftdrucks sich findet, aber daß ein Ort zwischen beiden liegt, daß kein Bergstock in der Nähe die Richtung umlenkt oder sonst konkurrierende Einflüsse sich gelten machen, alle diese Umstände, welche das Wetter bilden, selbst wenn sie sich berechnen lassen, sind in ihrem Zusammentreffen ja eigentlich Tatsachen u. nicht Gesetze. Ebenso ist es, wenn ein Mensch durch Gassen streicht und hier vom Schatten, dort von einer Gruppe, weiterhin von einer seltsamen Verschneidung der Fronten angezogen wird, wenn ein anderer Mensch «zufällig» seinen Weg kreuzt u. ihm etwas mitteilt, was ihn sich für einen bestimmten Weg entscheiden läßt – und er findet sich schließlich an einem Punkt, den er weder kennt, noch erreichen wollte, so geschieht auch jeder Schritt *dieses* Wegs mit Notwendigkeit, aber die Aufeinanderfolge dieser Einzelnotwendigkeiten ist ohne Zusammenhang. Daß ich plötzlich da stehe, wo ich bin, ist eine Tatsache, ein Ergebnis und wenn man es notwendig nennt, weil schließlich alles seine Ursachen hat, so trägt dies den Charakter einer Verwahrung im Namen der Kausalität, aber sie ist recht unnütz, weil wir sie niemals einlösen werden.

Solchen Charakter des Tatsächlichen, Individuellen, Gewordenen, Verlaufenen (auch im zweiten Wortsinn) hat der einzelne Mensch als eine typologische Mischung, haben die historischen Geschehnisse, haben Nationen und Kulturen. Es zeigt sich, daß die Frage des europäischen Menschen: was bin ich? eigentlich heißt: wo bin ich? Es handelt sich nicht um die Phase eines gesetzlichen Prozesses und nicht um ein Schicksal, sondern einfach um eine Situation.

Gesetze vermöchte man nicht zu ändern; Situationen in diesem Sinn aber wohl, mögen noch so viel immanente Gesetze an ihnen mitgewirkt haben.

Betonen, daß die Theor. d. Gestaltlosigkeit eine Philosophie der Niedrigkeit ist. Gegen falsches phil. Pathos, Größe, Erhabenheit! Spengler erscheint erhaben! (Kanarienvogel). Jede Konzeption muß erhaben sein, ist die primäre Forderung dieser Leute.

Ev. Am Ende von III.

Nicht der Staat, sondern der Mensch soll sich ändern!

Aktive u passive Faktoren aus III?

### III. Die Situation unsrer Generation (Unsre Generation u die Gestaltlosigkeit)

Ich will nicht so tun, als zaubere ich eine Taube aus einem Zylinderhut, während ich sie selbst zuvor hineingesteckt habe. Ich bekenne daher, daß alle diese Gedanken nichts sind, als Eindrücke, die mir unser eigenes Leben gemacht hat, wonach ich sie im Lauf verschiedener Bemühungen zu erweitern trachtete. Es ist das ursprüngliche Eindrucksmaterial, von dem ich jetzt sprechen will.



Dem Blick, der Rechenschaft sucht, bietet sich ein erster Halt in der Zeit kurz vor dem Jahr 1900; die Älteren unter uns haben sie miterlebt, die Jüngeren erwachten geistig unter den unmittelbaren Nachwirkungen dieser Zeit.

Sie war eine Zeit großer ethischer und ästhetischer Aktivität. Man glaubte an die Zukunft, an eine soziale Zukunft und an eine neue Kunst. Man gab dem zwar oft den Anschein der Morbidität und Dekadenz: aber diese beiden negativen Bestimmungen waren nur der Gelegenheitsausdruck für den Willen, anders zu sein und es anders zu machen als der vergangene Mensch; man glaubte an die Zukunft, man wollte sie herbeiführen: auch dort, wo man sich mit Wollust der Vorstellung eines mit der Jahrhundertwende beginnenden Zeituntergangs hingab, wollte man dessen Spanne wenigstens zu Dämonien und Immoralismen ausnützen, die heute freilich anmuten wie teuflisch rote Plüschmöbel. Aber was überhaupt heute noch da ist als Erhebung über das Philisterium der Heysezeit verdanken wir fast nur diesen Jahren. Man vergleiche damit die Untergangsstimmungen, wie sie sich heute zeigen: sie sind grau, aschenhaft, mut- und freudlos. Lust, Wille, Hoffnung, ein teils eingebildeter, teils wirklicher Kraftzustand unterschied jene Zeit von heute.

Damals war man auch international u verwarf Staat, Nation, Rasse, Familie, Religion summarisch, weil man sich gegen alle übernommenen Bindungen wehrte. Außerdem glaubte man an den Fortschritt, an geistiges Leben, überhaupt an den Wert des Werks: eine solche Zeit ist immer international gestimmt. Denn das geistige Vorwärtsschreiten der Menschheit hat nun einmal stets seine Schritte auf die verschiedenen Nationen verteilt, und nur eine Zeit der Mutlosigkeit kann geistig national und konservativ sein; sie will bewahren, weil sie die Hoffnung aufgegeben hat. Dies ist das zweite Ergebnis eines Vergleichs. Das gilt von Deutschland wie von Frankreich.

Wenn man aber prüft, was eigentlich geleistet wurde, so zeigt sich vielleicht ein kleiner Überschuß an Talent, aber er fällt nicht ins Gewicht, denn einerseits war die Wirkung der größten Begabungen – Nietzsches zB. damals schon eine Nachwirkung und andererseits arbeiten die gleichen Leute zT. heute noch mit. Über die Einheitlichkeit des Wollens bestanden aber damals die gleichen Illusionen wie später im Expressionismus. Es durchkreuzten einander die widerspruchsvollsten Tendenzen. Der Heroenkult Nietzsches und Carlyles begegnete dem Sozialismus, der in jener Zeit literaturfähiger war als heute. Die Dekadenz hatte zum Gegenpol das Naturburschentum. Die Spätromantik eines Emerson vertrug sich mit der Maschinenanbetung eines jungen Geschlechts. Die Dichtung enthielt Realisten neben Preziosen, Immoralisten neben dem glasstarrten Moralismus Georges, Pantheisten neben dem katholischen Rilke, die Idee eines pseudo-naturwissenschaftlichen Experimentalromans neben einer ausgesprochenen Denkfeindlichkeit, welche sich damit tröstete, daß der Dichter unmittelbar aufs Gefühl wirken müsse u. seine Inspiration unmittelbar vom Gefühl erhalte.

Was seither geschehen ist, war nichts, als daß diese verknäulten Fäden einzeln aus ihrem Bündel herausgefallen sind. Teils ist eine Anzahl durchschnittlich sehr meßbarer und begrenzter geistiger Persönlichkeiten davon übrig geblieben, teils der Reihe nach die Bewegungen der Neuromantik, des Neoidealismus und des Expressionismus. Es waren alle – ohne die letztere gering schätzen zu wollen, die manches Wertvolle hervorgebracht hat, schwächer an Intensität und Ausdehnung als die ursprüngliche Bewegung und enthielten nichts, das nicht – wenn auch schwächer betont – auch in dieser schon vorhanden gewesen wäre.

Wenn man das betrachtet, muß man sagen, daß sich geistig-substantiell sehr wenig geändert hat, wohl aber daß ursprünglich in diesem geistigen Gemenge, bildlich gesprochen, eine Art

Polarisationszustand vorhanden war, eine illusionäre Gleichgerichtetheit, die später ausließ, in den Tagen des Expressionismus durch eine schwächere neue ersetzt wurde, und heute wieder ausgelassen hat, wonach ein «ungerichteter Zustand», ein mutloses Durcheinander übrigbleibt wie zwischen den Eisensplittern eines Feldes, das nicht magnetisiert ist. Ich persönlich glaube, daß nicht viel fehlt, damit wir wieder in den stumpfen Zustand der deutschen Kultur vor 1890 zurücksinken. Es genügt vielleicht ein kurzes Anhalten des politischen und wirtschaftlichen Tiefdrucks; die größten kapitalistischen Erscheinungen machen sich bereits im Bereich des Geistes fühlbar und die kritischen Begriffe wie ideologischen Einstellungen sind stumpf geworden

Man hat die Möglichkeit, an geheime Pulsationen der Entwicklung zu glauben, welche die Schöpfungskraft der Zeiten spannen und entspannen, und die merkwürdige Tatsache erklären sollen, daß die Geburt der großen Geister – zB. die großen deutschen Musiker oder die Meister der ital. Malerei sich in verhältnismäßig schmalen Zeiträumen zusammendrängt (Stendhal). Aber eine solche Erklärung steht wahrscheinlich um nichts hinter der Dunkelheit des Okkultismus zurück. Denn was sollte das Substrat dieser Pulsation sein? Es ist viel natürlicher, wenn man sie als eine jener hochzusammengesetzten sozialen Erscheinungen ansieht, die sich aus tausenderlei Ursachen bilden und lösen, die wir niemals vollständig aufzählen können. Oder als eine natürliche von den Umständen stets unterdrückte Tendenz, die unter günstigen Umständen sich sofort entwickelt? Fragen wir uns doch nach einigen Gründen, die uns noch gegenwärtig sind! Da ist die aufstrebende Wirtschaft eines neuen Reichs, welche kaufmännische Unternehmungslust auch für geistige Gegenstände übrig läßt. Der Anfang einer neuen politischen Entwicklung liegt noch nicht weit zurück, und der Gedanke, daß dazu auch eine neue deutsche Kultur gehöre mag jungen Köpfen nahe sein. Man war in die Reihe der Weltstaaten getreten u. suchte, empfangend aber selbstbewußt, ihren Kulturen das beste zu entnehmen. Es erscheint mir ziemlich müßig noch mehr solcher Gründe aufzuzählen, die mehr oder weniger Extrapolationen aus privaten Erfahrungen auf das Leben eines großen Gesellschaftskörpers darstellen, und nicht recht objektiviert werden können, vor allem aber niemals den Tatbestand ganz decken. Denn wie will man zB. das Dasein im rechten Augenblick eines Theaterleiters wie Brahm erklären? Eines Verlegers wie S. Fischer? Des Bilderhändlers P. Cassirer? Kurz das Dasein des rechten Manns am rechten Orte /Doch: die allgemeine Tatlust bringt mehr Leute in die Höhe; davon bleiben wenige übrig: in andern Zeiten aber gar keine./ Es ergibt sich ein merkwürdiges Dilemma. Jene Bewegung, (Impressionismus, Naturalismus, Moderne) wird zweifellos – ob nun für sich oder als Welle in einer größeren Bewegung mag offen bleiben – der Ehre gewürdigt werden, für ein historisches Ereignis oder Ereignislein zu gelten. In jedem solchen sind nun tausenderlei Funktionen der verschiedensten Wichtigkeitsgrade mit passenden Männern zu besetzen, damit es zustande kommt. Alle diese Funktionen sind schließlich ebenso unerläßlich wie die der repräsentativen Funktionäre, und die Erfahrung zeigt, daß sie auch gar nicht leicht zu besetzen sind. Wo ist die Grenze zwischen den historischen Persönlichkeiten und ihren Umständen? (Man kann schließlich die Frage auch so stellen: Was wäre der große Mann in einer andren Zeit geworden?) Es handelt sich da um eine Koinzidenz, die entweder eine gemeinsame Ursache hat, die wir uns nicht vorstellen können, aber mit so schönen Namen wie Geist einer Epoche belegen, oder um eine aus so vielen Ursachen komplizierte Situation, daß wir sie nicht restlos zerlegen können. Dafür spricht auch ihre Gebrechlichkeit u. ihr rasches Verschwinden. Wir wissen: «es gehört so viel dazu», daß wir es nicht aufzählen können. Schließlich gibt es aber einmalige Ereignisse und Ereignisse in allen Abstufungen vom Einmaligen bis zum gesetzlich Wiederkehrenden.

Es gibt aber auch passive und aktive Faktoren in der Geschichte; was nicht von selbst eintritt, läßt

sich herbeiführen. Was hier überhaupt von dieser Zeit ausgesagt wurde, bezieht sich auf eine dünne Schicht von Menschen und Interessen und rings um sie ist der ganze beharrende Apparat der Einrichtungen u. des Alltagslebens, der wie ein Fossilgestein die Spuren tausend vergangener Leben trägt. In der Existenz eines Clearinghouse stecken große vergangene Auseinandersetzungen um seine Erlaubtheit, Kämpfe wirtschaftlicher und politischer Ideen; ein Gemisch unzähliger Ideologien strahlen die Mauern unsrer Straßen aus: die Bewegung, von der ich spreche, ist nur mit einzelnen Teilen in die Masse gedrungen, nicht mit ihrem besten Kern, und die Masse hat sich über ihr wieder geschlossen, die aktiven Faktoren der Geschichte verändern ein klein wenig die passiven, geben ihre Energie daran aus und sinken in sie hinein. So geht ein polarisierter Geisteszustand in einen diffusen über.

Was wir hier im Kleinen gesehen haben, läßt sich ganz ähnlich an großen Beispielen zeigen, wie etwa dem Werden und Vergehen der Scholastik.

Welche Rolle spielt dabei nun die Ideologie? Ist sie nur ein obenauf schwimmender Kork, an dessen unerklärlicher Bewegung man die noch viel unerklärlichere Bewegung der darunter liegenden Masse ersehen kann, oder kommt ihr eine wichtigere Rolle zu?

(IV: Rolle der Ideologie für das Alltagsleben. Sie zeigt dessen Charakter an u. sie formt ihn. Wenn sie in ihre Bedeutung eingesetzt ist: Um 1900, das war keine Ideologie, wohl aber der Ansatz zu einer; heutiger Zustand

Ideologische Symptome)

#### IV. (a. Rolle der Ideologie für das Leben)

Die Ideologie ist die Seele des Lebens, auch des alltäglichen. Sie zeigt nicht nur seinen Charakter an, sondern sie formt ihn auch. Auch heute noch Trotzdem alle Welt sich über sie lustig macht

Ideologie ist: gedankliche Ordnung der Gefühle; ein objektiver Zusammenhang zwischen ihnen, der den subjektiven erleichtert. Er kann philosophisch oder religiös oder ein traditionelles Gemisch aus beiden sein Diese Definition ist nicht völlig genau, aber sie leistet gute Dienste. Es wäre eine Ordnung der Gefühle denkbar, eine Wohlgefügtheit des seelischen Lebens – wie es Nietzsche zuweilen verlangt hat – aus Tradition und Instinkt, aber ohne stützendes Gedankensystem. Das würde hier auch Ideologie heißen, obgleich es keine mehr wäre. Aber die Erfahrung lehrt, daß es nirgends – weder in der Dimension der Geschichte verfolgt, noch in der der Ethnologie – solche Lebensordnungen gibt, ohne «Lehre». Sie muß nicht systematisch sein; zuweilen ist sie aphoristisch zerbrochen, wie es die Lehre Christi und der chinesischen Weisen war. (Was man in Nahperspektive des gesellschaftlichen Lebens als solche «Blutsicherheit» empfindet, ist nur relativ instinktiv auf dem Grund einer sicheren Bindung durch Gesellschaftsgedanken.)

Ich möchte auf die bedeutende Rolle hinweisen, welche der Ideologie im Leben zukommt.

Aus reiner Induktion, bloß aus den Tatsachen heraus, läßt sich nicht einmal in den rein rationalen Naturwissenschaften eine Theorie erbaun; niemals wird aus den Einzelfällen das allgemeine, regelnde Gesetz gefunden ohne Hilfe eines in entgegengesetzter Richtung verlaufenden Gedankens, der anfangs immer einen Akt des Glaubens, der Phantasie, der Annahme einschließt; hypotheses non fingo war selbst bei Newton ein Irrtum, wie die moderne Raumkritik zeigte. Ein viel größerer Umfang des Glaubens, Unterstellens, vorweg Annehmens ist zum privaten und öffentlichen Leben nötig; ohne dieses könnte der Mensch kaum den Arm heben oder den Finger bewegen, denn das einfachste Leben – der Weg an einem Bettler vorbei, die Freundlichkeit oder

Unfreundlichkeit zu einem Untergebenen, die Wahl eines Vergnügens – ist voll Entschlossen, deren jeder mehr als Jahre erfordern würde, sollte ihn die Vernunft zweifelsfrei begründen. Außerdem kommt ja jeden Tag der Augenblick, wo der Mensch die Hände in den Schoß legen muß, und dann fällt all sein Tun wie Asche in eine bodenlose Leere, würde es nicht zusammengehalten von der Sicherheit, das Rechte getan zu haben und bloß zwischen zwei Füllungen leer zu sein, wie ein Gefäß, mit dem geschöpft wird. Der Mensch ist deshalb auch ein weitaus interessierterer Metaphysiker, als er gemeinhin heute zugibt. Ein dumpfes Begleitgefühl seiner sonderbaren kosmischen Situation verläßt ihn selten. Der Tod, die Winzigkeit der ganzen Erde, das Fragliche der Ichillusion, die mit den Jahren aufdringlicher werdende Sinnlosigkeit des Daseins: das sind Fragen, die der gewöhnliche Mensch mit Spott abweist, und die er dennoch wie die Wände eines schwarzen Raums sein ganzes Leben umschließen fühlt.

Man spricht allgemeiner als von Ideologie von Bindungen, welche das Leben des Menschen halten. Wenn das Leben sozial gebunden und individuell nur beschränkt beweglich ist, ist es erleichtert. Einem gläubigen Katholiken oder Juden, einem Offizier, einem Burschenschafter, einem ehrbaren Kaufmann, einem Mann von Rang ist in jeder Lebenslage eine viel geringere Zahl von Reaktionen möglich als einem freien Geist: Das erspart und sammelt Kraft. Grundsätze, Richtlinien, Vorbilder, Beschränktheiten sind Kraftakkumulatoren. Um zu sehn, wie gestaltlos der Mensch ohne sie wäre, vergegenwärtige man sich bloß einen Vorgang wie den der Liebe; bloß das Ergreifen des Weibchens liegt in ihm selbst bestimmt, aber die ganze Komplikation, die wir Liebe nennen, mit allen ihren Graden, Arten, Ab- und Unterarten ist (u. wenn auch als Widerspruch dagegen) vom sozialen convenu bestimmt; selbst unsre Gefühle formen sich wie Flüssiges in Gefäßen, welche Generationen gebildet haben, und unsre Ungestalt wird von ihnen aufgefangen.

#### *b. Der heutige Zustand:*

Heute ist die hauptsächliche Bindung der Beruf. Mit der Berufsbezeichnung und einem kleinen Zusatz wie begabt oder unbegabt und unterhaltsam oder nicht, anständig oder unanständig ist heute fast alles über einen Menschen gesagt, wozu sein Leben Anlaß bietet. Vielleicht sammelt er in seinen freien Stunden noch Marken, spielt Tennis oder geht hinter Frauen her: aber er betreibt auch das als einen Amateurberuf ebenso methodisch und ausschließlich wie den eigentlichen. Außerhalb dieser Bindungen klappt der Mensch zusammen wie ein ausgeblasener Luftsack oder wenn ihn ein außerhalb liegender Impuls ergreift, so deformiert er sich sofort nach dessen Richtung. Die Hast, die Verkapselung im Beruf, das Gebrüll der Feierstunden überbauen eine tiefe Angst, die sonst da wäre.

Betrachtet man den geistigen Inhalt der Gegenwart, an dem der Einzelne mehr oder weniger Teil hat, aber immer einen sehr gemischten Teil, so zeigt sich ein Gemenge der widerspruchvollsten Gedanken, Gefühle und Richtkräfte. Der ideologische Zustand ist ungeheuer partikularistisch, ja individualistisch. Bestandteile der großen alten Ideologien wie des Christentums oder des Buddhismus wie der Unzahl verschiedener Ideologien, die in einzelnen philosophischen und künstlerischen Persönlichkeiten vereint gewesen sind, fliegen sozusagen in der Luft herum. Keine Ideologie herrscht. Individuelle Teile werden individuell ausgelesen. Man kann es eine unausdrückbare Vielspältigkeit nennen.

#### *c. Die übliche Auslegung:*

Man erklärt dies damit, daß Bindungen, die einst vorhanden waren oder vorhanden gewesen sein sollen, durch die Entwicklung zerstört wurden; so hat der Kampf zwischen Staat und Kirche damit geendet, daß beide innerlich entkräftet wurden und nur noch mit ihren Leichen den Weg

versperren, die Bindungen der Stände haben sich gelockert und ihre Glieder durcheinander geraten lassen, die Wissenschaft hat den Glauben zerstört, der Kapitalismus hat die älteren Formen zersetzt, ohne selbst eine neue noch gebildet zu haben usw. Und endlich war der Krieg der Zusammenbruch dieser unterhöhlten Menschlichkeit. Das alles sind negative Bestimmungen und negativ im Wesen sind auch die Heilmittel, die vorgeschlagen werden.

Bekanntlich ist die Literatur unsrer Zeit voll von ihnen. Es hat sich ein Meer von Klagen über unsre Seelenlosigkeit ergossen, über unsre Mechanisierung, Rechenhaftigkeit, Religionslosigkeit und die Leistungen der Wissenschaft wie der Kunst werden als Ausschreitungen dieser Zustände betrachtet. Der Mensch rechnet nur noch u selbst seine angeblich großen wissenschaftlichen Leistungen seien nichts als Ausschreitungen dieses Rechentriebs. Den Sozialismus ausgenommen, wird die Heilung ganz allgemein regressiv gesucht der Abkehr von der Gegenwart. Dem entbundenen Menschen werden die alten Bindungen empfohlen: Glaube, Vorwissenschaftlichkeit, Einfachheit, Humanität Altruismus, nationale Solidarität, staatsbürgerliche Unterordnung: Preisgabe des kapitalistischen Individualismus und seiner Geistesart. Auch der Sozialismus ist voll davon.

Man glaubt, einen Verfall heilen zu müssen.

*d. Andere Auslegung:*

Ganz selten wird erkannt, daß diese Erscheinungen ein neues Problem darstellen, welches noch keine Lösung hat; ich kenne kaum eine Darstellung, welche diese Problematik der Gegenwart einmal als ein Problem, ein neues auffassen würde und nicht als eine Fehllösung.

Die Vielfältigkeit als Zukunftseigenschaft.

## V. Die Zeit der Tatsachen

Die Ungläubigkeit unsrer Zeit heißt, positiv gefaßt: sie glaubt nur an Tatsachen. Ihre Vorstellung von Wirklichkeit erkennt nur das an, was sozusagen wirklich wirklich ist. Eine inoffizielle Ideologie, die sich herausgebildet hat.

Man hat folgende Leiter des Abstiegs aufgestellt: es habe erst eine Zeit gegeben, die einfach u fest an Gott glaubte. Dann kam eine, die sich ihn durch die Vernunft beweisen mußte. Dann eine, die sich damit begnügte, wenn die Vernunft bloß nichts gegen ihn zu beweisen vermochte. Und endlich unsre, welche an ihn nur glauben würde, wenn sie ihm in einem Laboratorium immer wieder begegnen könnte.

Nun denke man aber an den Okkultismus. Er behauptet ungläubliche Dinge und beweist sie mit Überlegungen, die für den Unterrichteten ebenso ungläublich sind, oder er behauptet ungläubliche Dinge, weil ein kleiner Kreis von Okkultisten sie gesehen hat. Ich nehme an, daß wenig Menschen diesen Dingen Beachtung schenken und man tut es deshalb nicht, weil sie Hirngespinnste sind, aber nicht Tatsachen. Die geistige Entwicklung der weißen Menschheit stellt aber nichts anderes dar als das ganz große Vorbild dieses kleinen Lebensperiments. Es hat sich gezeigt, daß die Überlegungen der Vernunft trügen, sobald ihre Schlingen allzuweit im leeren Denkraum ausgelegt werden, und es stellte sich andererseits ein beträchtlicher Unterschied zwischen beglaubigten Tatsachen und unbeglaubigten heraus. Man hat schlimme Erfahrungen gemacht, bevor man an den Tatsachenglauben geriet.

Ich glaube nur an Tatsachen heißt nichts anderes als: ich will sicher gehn. Der am 21. XII 1613 niedergeschriebene Satz, die Theologie habe zuzusehn, daß sie die Bibel in Übereinstimmung mit

den festgestellten Tatsachen der Naturwissenschaft erkläre, – zog Galilei die Inquisition auf den Hals. (Wann man bei Tatsachen sicher geht, unter welchen Bedingungen sie also wirklich als Tatsachen gelten dürfen, und in welcher Einhüllung von Subjektivitäten sie dennoch Tatsachen bleiben, ist eine Frage der Philosophie, die hier nicht berührt werden soll. Ich möchte bloß nicht verschweigen wie unsinnig der beliebte Vorwurf ist, daß die zeitgenössische wissenschaftliche Phil. sich gerade mit diesem Problem am häufigsten beschäftigt.) Es hat den Anschein, daß das anfangs ein großes Glück war. Was heute Müdigkeit auslöst, hatte damals großen Elan, wie manche historischen Beispiele zeigen; es war ein neuer Geist und nicht Ungeist; man war der Spekulation wohl müde geworden, die neue Richtung der Gedanken löste durchaus nicht die Schwierigkeiten, mit denen man sich abgeplagt hatte, sondern sie schob sie beiseite; die Fragestellung wechselte, zeigte einen Wechsel in der Richtung des Interesses an, und ein ungeheurer Erfolg, der von Anfang an die neuen Fragestellungen zu begleiten begann, zog das Interesse immer weiter mit sich. So begann an der Wende des 16. u 17. Jhdts. die Naturwissenschaft. Man vergesse nicht, daß sie erst 3 Jahrhunderte alt ist, während die Scholastik bis zu ihrer Synthese in Albertus Magnus und Thomas von Aquin 7 Jahrhunderte gebraucht hat.

Man darf sich das selbstverständlich nicht so vorstellen, daß eine neue Geistesart die alte Frage nach Frage ablöst, sondern unter dem Berg und Haufen des Alten entwickelt sich ein Neues, das solange emporwächst, bis die letzten Reste der alten Decke von ihm abfallen. Beim sogenannten Ende der Scholastik ist die neue Denkart noch längst nicht da. Sondern von Descartes bis Fichte, ja bis in unsre Tage hat sich eine Nachwirkung des Alten, wenn selbst nur rein formal in der Existenz u. im Aufbau des großen Denksystems als Zielsetzung, erhalten, während die Naturwissenschaften fühlen müssen, daß ihr eigentliches Lebensbild von der Philosophie nicht gedeckt wird.

Der Vorwurf, daß unsre Zeit unphilosophisch sei, ist orientiert an der alten philosophischen Würde, welche große deduktive Systeme gewohnt war. Man kann alle Systeme der phil. Neuzeit charakterisieren als gewaltige logische Denkbauten auf einem sehr schmalen Fundament von Erfahrung; ohne Rücksicht auf die Entwicklung der Erfahrungswissenschaften ist keines. Wenn man aber ein solches System, eine wahrhafte Weltanschauung gewinnen will, so gehört wohl vorerst dazu, wirklich die Welt angeschaut zu haben, die Tatsachen zu kennen. Die kleinste Tatsache aus dem Zusammenhang zwischen Charakter und Blutdrüsengleichgewicht öffnet mehr Anschauung von der Seele als ein fünfstöckiges idealistisches System. Kants Kritik an dem Ding an sich: richtig, aber in diesem Sinn eine der Fragestellungen, die umgangen werden. Alle diese Tatsachen sind aber nicht abgeschlossen, sondern kaum erst erschlossen. Sie sind in ihrer Gesamtheit für den philosophischen Blick noch sehr uneinheitlich. Die Philosophie ist hinter den Tatsachen ein wenig (!) zurückgeblieben und das verführte zu dem Glauben, daß der auf Tatsachen gerichtete Sinn etwas Antiphilosophisches sei: es ist aber die richtige Philosophie der gegenwärtigen Zeitspanne, daß wir keine Philosophie haben!

Man dürfte das nicht aussprechen, wenn die Hoffnung nicht bestünde, mit der Zeit über kardinale Fragen der Spekulation auf dem Wege der Erfahrung hinauszugelangen, vielleicht um sie herum zu gelangen, sie von neuen Seiten zu sehn und deshalb anders zu fragen zu lernen. Den Problemen des Raums und der Zeit sind von der Psychologie wie von der Mathematik und Physik neue Ansichten abgewonnen worden, die Struktur der Materie wurde in ein Netz neuer Beziehungen aufgelöst, die Probleme des Lebens und der Individualität sind zT aus dem Dunkel gerückt, ja sogar bei einem so spezifisch metaphysischen Problem wie das der Umwandlung der physikalischen Welt in die Psychische ist durch die Anwendung der ursprünglich psychologischen Gestalttheorie auf die Physik, physikalische Chemie und Physiologie mit

außerordentlicher Tragweite eine Lösung angebahnt worden. Es liegt in der Natur der Sache, der Tatsache, daß eine solche Forschung in der Richtung der Weiterentwicklung stets offen bleibt; empirisches Wissen ist unabschließbar. Aber eine der heute erreichten Beherrschung des Physischen angenäherte Beherrschung des Metaphysischen würde ja vielleicht gegenüber der bisher erreichten Vollendung der Philosophie doch einen gewissen Fortschritt bedeuten! Natürlich würden auch weiterhin im Lauf der Zeiten die Systeme einander verdrängen, wie es nicht anders bei den Naturwissenschaften ist, aber sie würden gewaltig fundiert sein und nur wechseln um neuen Gewißheiten den Raum zu schaffen. Das mag eine phantastische Utopie erscheinen, aber ... Daß diese Zeit sich in den Wissenschaften und selbst in der Philosophie angebahnt hat, dafür sprechen mancherlei Zeichen. Diese Erwartung ist der tiefste Sinn der Forderung, daß die Forschung frei bleibe. Und des immanenten Fortschrittsglaubens der Wissensch.

Wir treten freilich heute erst ihre Kinderschuhe aus, wir sind eine Frühzeit.

Es erklärt sich leicht, daß eine Zeit, die das Neue, das sie selbst ist, nicht begriffen hat, schmerzlich glaubt, etwas verloren zu haben, das früher zum Besitz gehörte. Es kommt hinzu, daß gewöhnlich keine so weite Entwicklung überblickt wird, wie sie hier zu zeichnen versucht wurde, sondern nur der Zusammenhang mit dem historisch Nächsten. Dieses wäre aber ein verfrühter Versuch, ganz in der alten spekulativen Weise mit mechanischen Methoden zu philosophieren. Die Populärphilosophie der Vätergeneration war am Darwinismus und an der Atomistik orientiert; abgesehen davon, daß dies selbst ganz ungenügende Lösungsversuche sind und ja nur ein Kämmerchen im Arsenal der Tatsachenwissenschaften füllten, war ihre philosophische Ausbeutung einfach eine Karrikatur. Aber die Reaktion, welche den Versuch nicht als unreif erkennt, sondern schon in seiner Richtung für verderblich hält, schüttete wahrhaft das Kind mit dem Bad aus. Es ist ein Zwischenfall und hat nichts zu bedeuten.

Nicht das, was hier unter Tatsachenphil. gemeint ist, sondern spekulat. Phil., angeregt durch die Entwicklung der Tatsachenwissenschaften.

Wichtiger für uns Deutsche ist die ablehnende Haltung, welche die Klassik dem neuen Geist gegenüber eingenommen hat. Er war ihr in der doppelten Form der Aufklärungsphilosophie und des mit dem phil. Empirismus beginnenden Maschinenzeitalters überliefert. Über die erste ist in diesem Zusammenhang wenig mehr zu sagen, als daß auch sie ein zum Untergang verurteilter Versuch mit noch untauglichen Mitteln gewesen ist, wenngleich die Leistungen im Einzelnen bedeutend waren. Die Göthesche Liebe zum Einzelnen und Greifbaren war die rechte Reaktion auf sie. Nicht so gerechtfertigt erscheint es, daß die Klassik von der Entwicklung des Lebens und Denkens, die sich zu ihrer Zeit schon ganz sichtlich angebahnt hatte, überhaupt keine Kenntnis nahm. Mathematik, englische Philosophie, Nationalökonomie, Webstühle und kaufmännische Einrichtungen erschienen ihr der Beachtung nicht für wert. Es haftet dadurch etwas Kleinstädtisches an diesem in einem feudalen und bürgerlichen Zwergstaat sich erhebenden Hochflug des deutschen Geistes, etwas biedermeierisch Enges. Ev. Trotz Kant, welcher der ungeheure Systematiker dieser Epoche war. Sein Ding an sich eine Felsburg, um welche der Fluß herumströmt. Es ist in der Einheit der großen Leistungen jener großen Männer durchaus kein Fehler, wohl aber ist es einer bei den Schülern der Klassik, die wir allesamt sind, denn was im Gesichtsfeld Göthes eine kleine tote Stelle war, verstellt 100 Jahre später einen wichtigen Ausschnitt des Horizonts.

Zum andern Teil freilich lag jener Ablehnung einfach das damals berechtigte Gefühl zugrunde, daß diese Geistesrichtung und Gedankeneinstellung keine Lebensphilosophie gewährt, während

man doch das Ideal des Humanismus selbst aufgestellt hatte. Wie berechtigt dieses Mißtrauen war, zeigt drastisch, daß heute noch unsre Bildung in «realistische» und «humanistische» Lehranstalten auseinanderklafft, die sich die Bedeutung streitig machen, ohne daß die geringste Synthese gelungen wäre.

Teils aus sich selbst, teils wegen der Nachwirkung des klassischen Widerstandes, teils aus Gründen, die später erst erörtert werden können, hat sich die neue mit dem Kennwort Tatsachengeist versehene Denkhaltung bis heute auf dem Gebiet der Lebensphilosophie als unfruchtbar erwiesen. Unsre Dichter, Künstler, philosophischen Pathetiker sind ihr fremd [?] und sehen an ihr vorbei rückwärts. Ja man kann sagen, daß die unter ihnen, welche den neuen Geist allzu bereitwillig aufgegriffen haben, die schlechteren sind. Die vorbildliche Synthese fehlt. Wie aber soll bei solchem Mißverhalten die Anschauungsweise des wissenschaftlichen Denkens u. praktischen Lebens in die Sphäre der Lebensbetrachtung erhoben werden? Das Zeitalter Gestalt annehmen?

Dieser Zwiespalt (verstärkt durch die immer größere Unübersichtlichkeit zu der sich die politische und geistige Demokratie entwickelt u. den Mangel an Vorkehrungen, um ihm zu begegnen), dieses Nochnichtnehmenkönnen einer letzten Stufe, ist die Hauptursache des uneinheitlichen, zerbrochenen und unzufriedenen geistigen Zustands unsrer Zeit.

## VI Tatsachen und Kapitalismus

Es war von der Entwicklung der Naturwissenschaften, der Maschinen, der Zeitung, der Demokratie die Rede, von der Uneinheitlichkeit der Meinungen, der Atomisierung aller Ideologien: man faßt ... auch ... zusammen: das Wort Zeitalter des Kapitalismus lag nahe. In der Tat sind nicht nur alle diese Erscheinungen, sondern auch alle ihre beklagten Wirkungen unter diesen Begriff zusammenzufassen.

Die Formel dieser Zeit des Kapitalismus, auf die es im Zusammenhang mit den «Tatsachen» ankommt, lautet: das Geld ist das Maß aller Dinge. Ihr negativer Ausdruck heißt: das menschliche Tun trägt kein Maß mehr in sich. Worte über ihre weitreichende Berechtigung sind überflüssig; sie ist oft genug erörtert worden. Ich möchte nur hervorheben, wie sehr heute der «Erfolg» sogar für das «Verständnis» entscheidet, unter besten Menschen. Rückgrat des Wertes Wichtiger erscheint es, das Positive, man zögere nicht zu sagen: das Gute hervorzuheben, das in diesem Zustand liegt. Es ist die kräftigste und elastischste Organisationsform, welche die Menschen bisher erreicht haben.

Es ist in diesem Zusammenhang aber nichts als eine geordnete Ichsucht; die ungeheuerlichste Organisation der Ichsucht nach der Rangordnung der Kräfte Geld zu schaffen. Bei dem Mangel jeder gültigen andren Rangordnung ist es geradezu unentbehrlich. Wo das Geld nicht ordnet – wie etwa in der Beamtenhierarchie oder in der akademischen – dort springen sofort Nepotismus und Protektionswesen ein. Würde heute das Geld abgeschafft, so würde dadurch nicht berührt «die Übermacht dessen, der Vorteile zu vergeben hat». In der Zeit des Umsturzes und Durcheinanders etablierte sich allerorten eine Art Naturalwirtschaft aller erdenklichen Protektionen. Man muß das sagen, weil manche zu glauben scheinen, daß mit dem Geld auch die Ichsucht abgeschafft würde. Sie ist aber so alt und so ewig wie ihr Widerspiel der sozialen Gefühle. Das Geld ist nicht ihre Ursache, sondern ihre Folge; allerdings hat nichts so wie das Geld und seine Gebilde sie ins Ungeheure gesteigert.

Der Zusammenhang mit den «Tatsachen» ist der, daß die Ichsucht die verlässlichste Eigenschaft



des menschlichen Lebens ist. Von unwirksamen Ausnahmen abgesehen ist durch Reizung des Begehrens und Einschüchterung der Mensch zu allem zu bringen. Daß sich mit diesen beiden Eigenschaften verlässlich rechnen läßt, ist mehr als ein Wortspiel. Rechnen setzt feste Größe oder die Umrechenbarkeit auf solche voraus. Rechnen, Messen, Wägen ist nur dort möglich, wo die Gegenstände, an denen das geschieht, sich gleich bleiben, sich nicht zwischen zwei Messungen oder während der Rechnung verändern (wo dies geschieht, ist aller Scharfsinn darauf gerichtet, die Beziehung zu etwas Unveränderlichem zu finden). Gilt mit Annäherung. Zusammenhang mit dem πάντα hier außer acht zu lassen. Die Entwicklung des modernen Naturwissens beruht darauf, daß die Aufmerksamkeit auf feste Funktionsverhältnisse zwischen meßbaren Größen gerichtet wurde (zB zwischen Pendellänge und Schwingungszeit, Fallzeit und Fallhöhe). Richtiger gesagt: Auch die Antike hat nichts anderes, denn von ihrer Statik läßt sich ganz das gleiche sagen. Die moderne Physik ist eine Fortsetzung der antiken. Aber dazwischen lag nicht nur ein Loch der Kontinuität der Tradition, sondern auch ein philosophisches Zwischenspiel. Ich will es an dem Unterschied zweier Begriffsleitern in einem historisch gewordenen Beispiel zeigen, dem des fallenden Körpers. Postantik könnte etwa das Individuum Stein dem Begriff Stein, dieser dem höheren Begriff Körper, dieser dem höheren Materie untergeordnet werden und das Verhalten sollte sich daraus erklären lassen. Naturwissenschaftlich wird nicht das Verhalten des Steins geprüft, sondern eine Einzelheit dieses Verhaltens, das Verhältnis von Zeit und Weg. Indem dieses aber aus der Totalität des individuellen Dings abstrahiert war, zeigte sich sein Zusammenhang mit solchen Abstraktionen aus ganz anderen Dingen. Unähnliche Vorgänge wie das gerade Fallen des Steins und das Kreisen der Planeten erwiesen sich als das Gleiche was allein schon eine ungeheure Erschütterung des Denkens brachte, die elliptische Schwingung der Gestirne trat in Verwandtschaftsbeziehungen zu allen möglichen anderen Schwingungsformen, und es trennten die Abstraktion und die neue Art des Vergleichens das Gewebe der Welt auf, um ganz neue, scheinbar dahinterliegende Verflechtungen von Kette und Einschlag aufzuweisen. Die gleiche Fähigkeit zu abstrahieren, Handlungen für sich, als Mittel zu behandeln, zeigt auch das ethische Verhalten der Gegenwart, wo es sich von der übernommenen christlichen Ethik frei weiß wie im Krieg oder Geschäft.

Diese Abweichung zwischen dem an den Tatsachen orientierten Denken u. dem spekulativen darf aber nicht wegtäuschen daß ihnen beiden das gleiche Streben nach Eindeutigkeit zugrunde liegt, das nur die Methode gewechselt hat. Möglichst eindeutige Signifikation ist das Wesen der Sprache und das innerste Prinzip der sogen. logischen Axiome und Gesetzmäßigkeiten; ebenso macht es aber auch das Wesen dessen aus, was hier in einem erweiterten Sinn Tatsachen genannt wird. Eindeutigkeit, Wiederholbarkeit des Erlebnisses Festigkeit des Gegenstandes sind die Vorbedingungen von Rechnen und Messen wie von denkendem Verhalten überhaupt.

Dieses Bedürfnis nach Eindeutigkeit Wiederholbarkeit u Festigkeit wird auf seelischem Gebiet durch die Gewalt befriedigt, und eine Spezialform dieser Gewalt, eine unerhört geschmeidige, entwickelte und nach vielen Richtungen schöpferische, ist der Kapitalismus. Es wurde hier schon dafür der weitere Begriff einer Ordnung aufgestellt, welche mit der Ichsucht rechnet. Dieses Ordnungsprinzip ist so alt wie die menschlichen Verbände selbst. Wer auf Stein bauen will im Menschen muß sich der Gewalt oder der Begierden bedienen. Dieses mit den schlechten Fähigkeiten des Menschen rechnen ist eine Spekulation à la baisse. Eine Ordnung à l. b. ist dressierte Niedrigkeit. Sie ist die Ordnung der heutigen Welt. Ich lasse dich gewinnen, damit ich mehr gewinne oder ich lasse dich mehr gewinnen, damit ich überhaupt etwas gewinne, diese List eines überlegenen Parasiten ist die Seele der anständigsten Geschäfte, welche abgeschlossen werden. Vorteile gewähren oder ablisten Zahlreich sind jene, welche geradezu auf der Schädigung anderer beruhen. Selbst der bescheidenste, berechtigste Gewinn eines Verkäufers, der

unter Gefahr und Einsatz seiner Existenz Ware herbeigeschafft und sich einen Anspruch erworben hat, – ob er nun Unternehmer oder Lohnsklave ist! – wird eingehoben ohne Rücksicht auf die persönliche Situation dessen, der die Ware braucht, also sie ausnützend, ja das Gegenteil schiene nicht nur, sondern wäre bei der heutigen Lage eine Geistesstörung, welche mit Recht das Kuratel auf sich zieht.

Eine Ursache: Abstraktion. Die andre: Müdigkeit gegenüber den Ideologien.

[«In die Schraube nehmen» «die Schraube anziehen» «Schraubenpolitik kaltblütig fortsetzen» «die Anwendung der starken Methode auch vor zerbrochenen Fensterscheiben nicht zurückscheun»]

Das Gleiche gilt dann auch vom Politiker, ob es sich nun um die innere oder um die äußere Politik handelt. Der Befehlshaber, welcher die Bevölkerung eines Etappenraums mit Drohungen gefügig hält, rechnet mit diesen Menschen nicht anders à l. b. wie der Industriellenverband, der die streikenden Arbeiter aushungert, oder die politische Partei, welche einen Wahlfonds verwendet. Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit den *gleichen* Mitteln und der Friede würde auch nach einer allgemeinen Abrüstung ein bewaffneter Friede bleiben. Das ist der Typus, der erst die Waffen ausliefern läßt u. dann verhandelt u. sich kein gedeihliches Verhältnis anders denken kann als die Hegemonie eines Teils. Er sagt, daß er nur den Tatsachen Rechnung trage und kein Utopist sei.

Man muß diesem Tatsachenmenschen, der mit seinen Mitmenschen nur à l. b. rechnet, gerecht sein. Er ist ein reinlicher, exakter, dem Schwätzen abholder, in all seiner Verwerflichkeit häufig sympathischer Typus. Wenn man dennoch sein Gegner sein will, so ist es das Wichtigste, den Gegensatz zu ihm richtig zu bestimmen.

*Besserer Aufbau:*

1. Verstanden als Zeitalter des Kapitalismus.
2. Das Geld ist das Maß aller Dinge geworden u. diese tragen kein Maß der menschlichen Wertung mehr in sich.

Der grundlegende Zusammenhang des Kapitalismus auf der einen Seite mit der Wissenschaftlichkeit des Zeitalters, auf der andren mit seinen politischen Ausschreitungen ist aber der:

3. Geld ist Konzentration von potentiellen Vor- und Nachteilen, also geordnete Ichsucht. Die Ichsucht ist aber die verlässlichste Tatsache des menschlichen Lebens. Begehren u. Einschüchterung.

4.u.5. ¶7b Diese beiden Mittel entsprechen auf seelischem Gebie dem Bedürfnis nach Eindeutigkeit, Wiederholbarkeit und Festigkeit, das für unser Denken so charakteristisch geworden ist. ¶7d

Was sich ihrer bedient ist die Gewalt u. eine Spezialform der Gewalt ist der Kapitalismus. Er ist die ungeheuerlichste Organisation der Ichsucht.

6. Dieses Ordnungsprinzip ist so alt wie die menschlichen Verbände selbst.

Vorteile gewähren oder ablösen ist die Seele des Geschäfts

Mit Nachteilen drücken, die der äußeren Politik (Zwischen beidem steht die der inneren)

Beide Fälle bedeuten eine Spekulation à l b.

Wenn die Vertreter dieser Anschauung sagen, daß sie nur mit den Tatsachen rechnen und keine Utopisten seien, so sprechen sie

7. damit nur den Geist aus, der unsre Wissenschaft groß gemacht hat. Denn daß sich nur mit Vor- u Nachteilen im menschlichen Leben rechnen läßt ist mehr als ein Wortspiel \7b \7d Eine große Geisteshaltung drückt sich in ihnen aus oder beeinflusst

9. sie. Das alte Ringen nach eindeutiger Ordnung, das schon den soz. Axiomen zugrundeliegt.

Der ethische Zusammenhang mit der Wissenschaft ist aber ein noch viel intimerer. Er ist nicht ohne einen kleinen

8. erkenntniskritischen Exkurs verständlich zu machen. Auflösung in Abstraktionen.

10. Die gleiche Fähigkeit zu abstrahieren im ethischen Verhalten

11. Sätze wie [11] ohne, diese Abstraktionsfähigkeit in ihrer Unmenschlichkeit nicht zu verstehn. Aber die Grausamkeit des ganzen Lebens ohne sie nicht zu verstehn.

12. Man darf dem Tatsachenmenschen nicht ungerecht sein. Er ist ein reinlicher Typus.

Er ist hart (auch gegenüber dem eigenen Volk)

Exponent einer Denkart, die nie erträumte Erfolge heraufgeführt hat.

Es ist seine natürliche Ethik, daß er so handelt, wie er denkt. Und so fühlt wie er denkt. Denn man fühlt, wie man denkt. Und diesem natürlichen Hang stehn nur pulverisierte Ideologien gegenüber, die einander so widersprechen, daß er annimmt, sie können nichts andres tun als schwätzen.

Wenn man sein Gegner sein will, ist es das Wichtigste, den Gegensatz zu ihm richtig zu bestimmen.

## VII Die Gegner der Tatsachen

Es gibt Menschen, welche die Tatsachen leugnen und das Denken nennen. Von ihnen soll nicht erst die Rede sein, obgleich viele Dichter und so recht philosophische Philosophen zu ihnen gehören.

Dann gibt es Menschen, welche die Schuld unsrer Rationalität geben und verlangen, daß wir weniger rational sein sollen. Sie haben verschiedene Argumente.

Weil wir überhaupt immerzu rechnen, rechnen wir auch mit dem Menschen, ist eines davon. Gewiß nicht ganz falsch, aber die Gewalt ist älter als das Rechnen, und ist doch schon ein naives Rechnen mit ihm. Der Sündenfall ist da also zu spät datiert. Dann übersehen sie auch, daß die Tatsachenmenschen, welche ihnen besonders unangenehm sind, der Ingenieur und der Handelsmann, gar nicht so sehr rational im Sinn einer Präponderanz des Intellektuellen sind, wie sie meinen. Man braucht sie bloß mit einem Scholastiker (Hochscholastiker) zu vergleichen. In deren Tätigkeit ist vielmehr sehr viel Irrationales, ja sogar antirational. An sich ist die Tatsache ja überhaupt nicht rational, sie ist nur ein Regulativ der Rationalität und gewöhnlich nur als Serie für diese wichtig. Und der Ingenieur unterscheidet sich oft gerade dadurch vom Theoretiker, daß er das Denken an irgend einem Punkt abbrechen läßt und seine Konstruktion mit einer Annahme, einem Näherungswert, einem Abkürzungsverfahren, das ein Sprung durchs Unbeweisbare ist, macht, und dies sich durch den Erfolg bestätigen läßt. Es unterscheidet die positive Zeit von der Scholastik gerade, daß praktischer, tatsächlicher, nicht so viel gedacht wird; im Vergleich ist

unsre Zeit ebenso eine des Vieldenkens wie eine des Wenigerdenkens. Ähnliches ist vom Kaufmann zu sagen, der Wille, die Entscheidung ist in seiner Tätigkeit ebenso wichtig wie das Berechnen; er ist Tatsachenmensch auch in dem Sinne, daß er Tatsachen schafft. Ein Lebensmoment von ihm ist die Freiheit, die er sich schafft, er der unabhängige Kaufmann, frei von Gedankenstreitigkeiten und den Meinungen aller seiner Mitmenschen, von denen er nicht unmittelbar abhängt (in seinem starken Typus) Wenn er also nicht ganz mit Recht als Vertreter des Rationalismus gilt, so scheint dieser etwas Weiteres zu bedeuten, eine umfassendere menschliche Haltung als das Denken.

Endlich ist die Formulierung als Anti-Rationalismus auch deshalb schief, weil es ohne Rationalität keine Ordnung, keine Sprache, keine Eindeutigkeit und Festigkeit gäbe. Es bliebe nur eine grenzenlose Gefühllichkeit

Von einer anderen Seite her ist der Gegensatz des heutigen Geisteszustands als Liebe und Güte gefordert worden. Mitten im Krieg, mit großer Heftigkeit, wenn auch sehr oberflächlich verstanden, ist diese Forderung der Liebe, der Menschengüte u.dgl. aufgetaucht. Sofern sie ein wiedererweckter Rousseauismus ist – der Mensch ist gut – braucht sie hier, wo die menschliche Gestaltlosigkeit (u. also auch seine moralische) Voraussetzung ist, nicht diskutiert zu werden. Zu warnen ist vor allen, die auf Grund dieser falschen Voraussetzung die Gesellschaft reformieren wollen, denn sie werden ihr Ziel verfehlen.

Dennoch liegt die wahre Gegnerschaft gegen die Tatsachengesinnung nicht weit von dieser letzten Bestimmung. Es gibt einen Zustand des Menschen, welcher dem des Erkennens Rechnens, Zweckens, Schätzens Drückens, Begehrens und der niedrigen Angst als grundverschieden entgegengesetzt ist.

Er ist schwer zu bezeichnen.

In all den Bezeichnungen als Liebe, Güte, Irrationalität, Religiosität, die hier bekämpft wurden, steckt eine Seite der Wahrheit und für die volle Wahrheit steht heute kein Gedanke zur Verfügung.

Ich möchte es einfach den «anderen Zustand» nennen.

Im Gegensatz zu ihm erscheinen Denken und Begehren als eines.

Sucht man diesen Gegensatz nüchtern, denkend zu beschreiben, so möchte man den gewöhnlichen Zustand als eingeengt, zielstrebig bezeichnen; eine Strebe, eine dünne Linie verbindet den Menschen mit seinem Gegenstand und heftet sich an diesen wie an ihn bloß in einem Punkt, während das ganze andere Wesen unberührt davon bleibt; das gilt vom Erkennen wie vom Wollen und tatsächlich sind ja die beiden sehr oft als zwei Seiten des gleichen Übels gemeinsam verurteilt worden.

Daß ein Mensch sich vollkommen verändert, je nachdem man ihn mit Sympathie oder ohne solche betrachtet, ist bekannt, und unsre Wissenschaft kann man geradezu als sympathielose Betrachtung beschreiben, denn das ist ein wesentlicher Kern der Forderung, daß sie nicht phantastisch sei. Man wird da allerdings fragen, ob sich denn wirklich auch leblose Dinge verändern, je nachdem man sie mit oder ohne Liebe betrachtet, und ich möchte diese Frage bejahen. Greift bis ins Rationale. Erkennen–Wiedererinnern Credo ut intelligas (Ans. v. Canterbury). Ein Tonus und Duktus, eine Spannung und Färbung ändert sich an der Außenwelt je nach der Gefühlslage des Betrachters; Erfahrungen des täglichen Lebens wie die Beobachtung von nervösen und mentalen Störungen scheinen es ebenso zu bestätigen wie die Beschreibungen religiöser Zustände, und an sich ist es ja auch nicht sonderlich zu verwundern, daß das Aussehen

der Welt von emotionalen Faktoren abhängt, da dies doch von sensorischen bekannt ist. Diese Abhängigkeit hält sich offenbar in engen Grenzen und gerade weil sie für das praktische Verhalten nicht in Betracht kommt, ist sie wohl auch vom Denken noch wenig berücksichtigt worden.

Wir besitzen sehr viele Beschreibungen von diesem anderen Zustand. Ihnen allen dürfte gemeinsam sein, daß die Grenze zwischen Ich und Nicht-Ich weniger scharf ist als sonst, und eine gewisse Umkehrung des Verhältnisses. (Egoismus u. Messen) Während sich sonst das Ich der Welt bemächtigt, strömt diese in dem andren Zustand in das Ich ein oder vermengt sich mit ihm oder trägt es udgl. (passiv statt aktiv)

Man hat Teil an den Dingen (verstehet ihre Sprache) Das Verstehen in diesem Zustande ist nicht unpersönlich (objektiv), sondern äußerst persönlich wie eine Übereinstimmung zwischen Subjekt und Objekt.

Man weiß in diesem Zustand eigentlich alles voraus, und die Dinge bestätigen es bloß. (Erkennen ist Wiedererkennen)

(aktiv statt passiv Dionysischer Taumel Nietzsches)

Möglich, daß dieses männlich-weibliche Prinzip schon den Mysterien zugrunde liegt.

Ich setze die Beschreibung nicht weiter fort, weil mir die Mittel, sie einigermaßen vollständig zu machen, augenblicklich nicht zur Verfügung stehn. Aber man erkennt in ihr wohl, daß es sich um einen stärkeren Anteil der Subjektivität handelt und dieser unterscheidet sich vom gewöhnlichen Egoismus ähnlich wie sich das messende usw. Verhalten vom andren abhebt. Umfaßt egoistisches wie altruistisches Verhalten. Das Ich ist an sich etwas sehr vag und veränderlich Erlebtes. Man kann vielleicht sagen, daß es bei allen objektiven Verhältnissen in gewissem Sinn ausgeschaltet ist (das ist ja auch der Zweck), und daß es sich dadurch erklärt, daß man diese landläufigen Zustände als eine «Entfremdung» charakterisiert; von starken Willenshandlungen wird man das aber gewiß nicht immer behaupten können. Von Affekten aber doch! Man wird aber vielleicht den bösen Willen vom guten einigermaßen unterscheiden können als einen heißen vom kalten, als einen, der rückwirkend das eigene Ich mit assoziiert, mit leiden läßt, mit umbildet von einem der das entbehrt, als einen Willen, der sein Opfer nicht bloß erkennt, sondern erlebt. Der gute Mensch im andren Sinn, der Liebende ist ja nicht gut aus Gegensatz gegen den Egoismus; denn in jener Welt gibt es diesen gar nicht, der richtig empfangene andere Mensch dient der Erhöhung des eignen. Und ähnliches gilt vom Bösen. Es gibt Böses, das gut ist, so wie es Böses gibt, das böse ist

Versucht man es zusammenzufassen, so kann man schon jetzt sagen:

Daß der Zustand sich sowohl als aktiv wie als passiv charakterisiert; keinesfalls aber als indifferent. (Kontemplativ – dionysisch)

Daß er sowohl eine Steigerung der Subjektivität zeigt wie deren Minderung; in beiden Fällen aber keine Objektivität. Doppelte Subjektivität Vom Bild der Außenwelt her also eine ein oder ausschwingende breite Berührung, der Welt Überwiegen oder Zurücktreten; keinesfalls aber Indifferenz. Der Gegensatz von Objektivität ist Überichhaftigkeit oder Übergegenständlichkeit, aber nicht Subjektivität. Es handelt sich hier um eine andre Einteilung; die zwischen subj.–objekt. entsprang dem rationalen Verhalten, (offenbar um: emotional–rational)

Man kann sagen, es handelt sich ebenso sehr um eine Entdinglichung des Ich wie der Welt.

Es handelt sich um ein anderes Werten. Der Gegensatz egoistisch–altruistisch verliert seine

Bedeutung; ebenso der Gegensatz gut–böse. An ihre Stelle läßt sich das Paar Mehrung–Minderung setzen.

Auch an Stelle dessen, was nützt, tritt das, was mehrt.

Es gehört noch hinzu ein Abfallen alles Kleinlichen.

Im kontemplativen Zweig häufig ein Gefühl des Versinkens, Eingehns, Getragenwerdens.

Es knüpfen sich nun allerdings eine Reihe von Fragen an das bisher Beschriebene:

Ich berühre als erste die Frage: Welche Rolle spielen Gefühle, die wir in unsrer Normalvorstellung haben, in der kontemplativen?

z. B. Liebe. – Ich glaube, daß man richtig psychologisch trennen muß zwischen dem Affekt und dem Ergebnis seines Auftretens in der Gesamtperson, dem affektbetonten Verhalten. Rein affektiv sind eigentlich nur jene Körpergefühle, die wir nach den affizierten Teilen benennen, wie Zahnschmerz oder Rückenschmerz; richtiger gesagt, sind sie eine Legierung von Empfindungen mit Lust oder Unlustgefühlen. Jene Zustände, die von inneren Empfindungen unseres Körpers ausgelöst werden zb. von der Verdauung oder vom Blutkreislauf, begründen eine Gefühls- oder Stimmungslage; sie sind nicht mehr lokalisiert, haben keine Beziehung zum Außen (was wohl den Unterschied ausmacht), dagegen eine desto innigere zum Ich (zb. üble Laune, Verstimmung). Sie übergehen in Zustände, die uns als besondere überhaupt nicht bewußt werden, zb. die durch das Blutdrüsen-Gleichgewicht bedingten persönlichen Dispositionen. Alle diese verschiedenen Gefühlszustände haben eine enge Verbindung sowohl mit dem sensorischen Erleben wie mit dem Willen und dem Denken des Menschen. Die der ersten Gruppe hauptsächlich mit Sensorium und Abwehr oder Verlangen; die der zweiten sind empfindungsgemäß nur getönt und andererseits bestimmen sie eine Art Tonus der Willens- und auch der Denksphäre.

Was nun im Leben Affekte genannt wird – zb. Liebe, Zorn, Haß, Angst, Abscheu, Scham usw. sind offensichtlich Mischungen. Sie sind jenen Gefühls-Empfindungen darin verwandt, daß sie sich ziemlich eindeutig auf ihren Gegenstand beziehen; ein etwas tut weh, und ein etwas wird geliebt oder bereut. Zugleich kennzeichnen sie sich aus verschiedenen Gründen als Körperzustände u. Allgemeingefühle; nicht ein Körperteil, sondern das ganze Ich wird affiziert. Uzw. in einer jedesmal anderen, charakteristischen Weise. Allerdings nicht so scharf unterschieden wie Lust u. Unlust, weshalb eine falsche ältere Psychologie anzunehmen geneigt war, daß es sich überhaupt nur um Lust oder Unlust in Verbindung mit verschiedenen Gegenständen handle. Welche Gefühle sich so als verschiedene unterscheiden lassen und wieviele, ist psychologisch-deskriptiv schwer zu sagen. Sie dürften wohl in ihrem organischen Teil vielfach verwandt u. partiell identisch sein. Biologisch oder soziologisch ist es wohl leichter zu beantworten, indem man annimmt, daß die verschiedenen sozial wichtigen Verhaltensweisen sich auch emotional deutlich charakterisiert haben. Uzw. glaube ich daß hier immer ein älterer Teil der Reaktion mit einem jüngeren legiert. Liebe, Haß, Zorn, Mut, Scham sind schon in primitiven sozialen Verhältnissen aufgetreten (schon beim Tier); es ist anzunehmen, daß ihnen durch die spätere Entwicklung nicht viel hinzugefügt worden ist. Wenn man etwa «Liebe» betrachtet, so läßt sich darin als ein Kern das einfache sexuelle «Begehren» unterscheiden, im Zorn der Vernichtungswille, im Haß der gleiche «Vernichtungswille» u. Vergeltungswille, ebenso im Abscheu ein Kern von «Angst». Man darf annehmen, daß die ursprünglicheren Bestandteile dieser Legierungen am eindeutigsten mit bestimmten Körperzuständen verbunden sind und daß diese Körperzustände in die heute unterschiedenen Hauptgefühle einstrahlen. Was ist es nun, das hinzutritt? Was unterscheidet also etwa den primitivsten Liebesaffekt von dem rein sexuellen Begehren? Offenbar doch die Anwesenheit widerspruchsvoller Affekte. Aber schon im

primitivsten Haß abergläubische Vorstellungen als Bestandteile! Dem Vergewaltigenwollen ist ein Scheuen, ist Zartheit beigemischt, fast möchte man sagen, dem Maskulinen ein Feminines. Kann man nicht bildlich sagen: Maskulin ist die Bewegung des Arms, feminin das in den Arm Fallen. Der Mann ist maskulin mit femininem Einschlag, die Frau feminin mit maskulinem. Der Zorn eines Menschen von heute ist gebremster Vernichtungswille usw. Diese Mischung aus Widersprüchen entsteht dadurch, daß die affizierte Persönlichkeit gleichzeitig verschiedene Dispositionen hat, sie reagiert teils-teils – und scheinbar oder wirklich schmilzt das in den typischen Fällen wieder zu typischen Zuständen und Verhaltensweisen zusammen. Auf einer noch höheren Komplikationsstufe ist dann häufig im Gefühlszustand überhaupt nicht zu unterscheiden, ob er Liebe oder etwas anderes bedeutet. (Dadurch u. a. kann der Gestaltlose so leicht Gestalten annehmen). Die ursprünglichen Verhaltensweisen gehören zu bestimmten sozialen Situationen; mit deren Komplikation haben sich nun nicht etwa Konkurrenzen der Grundgefühle eingestellt, als ob die sich in bestimmten Dosen hätten mischen müssen, sondern dieser ganze Vorgang war aufs engste verschlungen mit der gleichzeitigen Entwicklung der Vorstellungsbildung. So wie auch in die früher genannten Gefühls-«Kerne» schon Vorstellungen eingreifen, denn der Anblick der Geliebten oder des Feindes steigert das Gefühl, so tun sie es erst recht auf den höheren Stufen. Gedanken und Gedankendispositionen bilden untrennbare Bestandteile der höheren Gefühle. Stark fühlen heißt auch heute natürlich noch gewisse emotionale Dispositionen überhaupt besitzen, aber es heißt auch in der Gesamtgeistigkeit weitreichend ergriffen und beeinflusst werden.

Welche Rolle spielen also diese Gefühle in der kontemplativen Einstellung?

Erinnern wir uns, daß sie darin in einem gewissen Sinn durchstrichen sind. An der Liebe wird das Begehren geschwächt sein, dagegen der darumliegende, wogende Kern vergrößert.

Affektverbreitung u. spezifische Verdünnung. Die Geliebten vermählen sich in Gott, wie man früher sagte, oder wie man heute sagen könnte: in der Welt.

Gibt es aber im Zustand der Kontemplation überhaupt Unlustgefühle? Die religiöse Überlieferung berichtet uns von ihnen; aber das ist vielleicht Unlust durch das Nichteintreten der Kontemplation. Gibt es Zorn, Haß, Neid, Scham im Zustand der Kontemplation? Daß man für ihn so oft den Namen Zustand der Liebe gebraucht, zeigt, daß es sie wenigstens gewöhnlich nicht gibt. Deshalb auch das enge historische Beieinander von Kontemplation und Seligkeit.

Niedergeschlagenheit (s. Unlust) gibt es meines Dafürhaltens u. zw. etwa in der Form der Demut (süße Demut) als einen Zustand innerhalb der Kontemplation. Es läßt sich schwer leugnen, daß es mit einem entsprechenden Beiwort auch Zorn geben kann (einen milden, liebenden Zorn) Auch Unglück über Minderung des Zustands durch sich oder den andern. Also ist wohl anzunehmen, daß der Zustand nicht nur einer der Lust ist; er wird vielmehr alles enthalten, was wir etwa mit dem Beiwort «selig» verbinden können. Selige Liebe, seliger Zorn, selige Reue, Scham, Angst

Sicher aber gibt es keinen seligen oder kontemplativen Neid, ebensowenig Haß, Habsucht soziale Unsicherheit, wahrscheinlich auch nicht Reue im gewöhnlichen Sinn von moralischem Gewissen. Eifersucht Fehlende Gefühle.

Es kreuzt hier eine andere Einteilung herein: große Gefühle und kleinliche, – die verwandt damit ist, wahrscheinlich ein Produkt aus kontemplativem u. Normalzustand.

Weshalb fehlen diese Gefühle? Neid ist biologisch betrachtet, verhinderter struggle of life; auch Haß, auch Habsucht, z. T. auch Eifersucht. Man könnte also annehmen: Kampfgefühle fehlen. Dies würde auch das Weibliche in der kontemplativen Liebe des Mannes erklären. Und die Bezeichnung: Zustand der Liebe rechtfertigen.

Es fehlen aber auch Gefühle wie Eitelkeit, alles was unter Niedrigkeit fiele, ein großer Teil der Besitzgefühle, sich lächerlich fühlen udgl. Als was soll man diese zusammenfassen? Man könnte sagen, alles Nagende, die Persönlichkeit Vermindernde, aber auch die aufblähende Eitelkeit: also alles Disproportionierende, eine gewisse Harmonie Störende. (Es ist in einer Gruppe von Beschreibungen viel von «Harmonie» die Rede) (Auch an das Wort «Hochgefühl» sei erinnert) Oder: Minderwertigkeitsgefühle und deren Überkompensation. Demut, Niedergeschlagenheit sind zwar Minderwertigkeitsgefühle, aber, als selig, kompensierte, nicht überkompensierte.

Es fehlen aber auch wie wir gesehn haben, die als soziale Reaktionen auftretenden Gefühle und die in der dinglichen Erkennenshaltung wurzelnden. Eitelkeit, Lächerlichkeit, Besitzgefühle fallen auch hierunter. Der Kontemplative hat kein Gewissen, weil diese Reaktion für ihn, der sich in ständiger ethischer Aktion befindet, gar nicht möglich ist. Man denke an das häufige Prädikat «weitabgewandt». Sagen wir kurz: moralische Gefühle.

Überblickt man diese Überlegung, so sieht man schon hier, daß weder neue Gefühle im Spiel sind, noch besondere Ausfallserscheinungen an grundlegenden Gefühlen, denn Lust wie Unlust sind vorhanden, sthenische wie asthenische Affekte, aber von den biologisch als ursprünglich anzusprechenden Gefühlen fehlen die Kampfgefühle und schwer abzugrenzen davon, fehlen die moralischen Gefühle, die Derivate des Gesellschaftslebens. Die vorhandenen Gefühle haben eine gewisse Verdünnung erlitten, sind aber viel mehr in die ganze Person verbreitet.

Man vergleiche damit die Verschiedenheit im Denken, welche sich darin ausdrückt, daß man im kontemplativen Zustand wohl philosophieren, aber nicht addieren kann. Das deckt sich, wie schon früher gesagt, mit der «Verbreitung» u läßt vermuten, daß das charakteristische emotionale Verhalten stark von dem intellektuellen beeinflusst ist, daß es sich also um die erwähnten Komplikationen höherer Stufe handelt und weniger um eine fundamentale Änderung im Fühlen.

Man könnte freilich auch annehmen, daß das Erkennen fehlt, weil die Kampfeinstellung fehlt und daß deren Fehlen auf einer Gefühlsabnormität ruht. Nun aber darf man nicht vergessen, daß es sich nicht um einen konstitutiven, sondern um transitorische Zustände handelt. Das Verfallen in die Kontemplation mag konstitutionell erleichtert, in manchen Fällen periodisch, in andren durch Krankheiten begünstigt sein, aber man darf nicht übersehn, daß die Fähigkeit zur Kontemplation eine weitverbreitete ist und daß man sich mit Willen so einstellen kann oder anders. Man hat es also anscheinend nicht mit einer Abnormität zu tun, sondern mit einem andren Gebrauch von unsren Fähigkeiten.

Der Kampf zwischen diesen beiden Einstellungen ist wohl so alt wie unsre Geschichte. Es ist im weitesten Sinn der Kampf zwischen Religion und Staat.

## VIII. Profane Religiosität

Was bedeutet der Kampf zwischen diesen beiden Einstellungen?

Das kontemplative Verhalten ist stets mit der Hypothese vom Vorhandensein eines Gottes verquickt worden. Wie sich zeigt, ist es aber unabhängig von dieser Voraussetzung. Auch der irdische, der erotische Stand der Liebe führt viele Menschen, die gar nichts Jenseitiges glauben, weit in dieses Reich hinein. Man hat daher die Pflicht, diesen Zustand als solchen zunächst und unabhängig von der Hypothese zu untersuchen. Gewöhnlich wird man sogar sagen dürfen, daß durch den Ausbau zum Gottesreich, zur Theologie, etwas von der Ordnung gewöhnlicher Reiche und von der Logifizierung der Normalhaltung hereingetragen wird, was sich im Kampf der Mystiker gegen die Theologen wiederholt ausgesprochen hat.



Was bedeutet also der Kampf dieser beiden Einstellungen im Menschen, wenn er mit Gott nichts zu tun hat?

Daß die Normalhaltung die zur Organisation des Gemeinschaftslebens und zur Bewältigung der Welt dienende ist, versteht sich von selbst.

Was bedeutet es nun, sich von der Welt abzuwenden, sich über die Welt zu erheben, dem Kampf zu entsagen, wenn es nicht der Vereinigung mit Gott dient?

Es hat keinen Zweck, denn es hat sich stets einen irrationalen und unerreichbaren gesteckt gehabt.

Es hat keinen Sinn, denn die Theologien gaben ihm nur einen Pseudosinn.

Es ist also ein Drang, ein Bedürfnis, eine unterdrückte Hälfte des Menschen, die sich immer wieder durchzusetzen suchte?

Diese andere Hälfte ist aber biologisch unverständlich denn wenn auch nicht vor Ziel- und Zwecklosigkeit, so würde eine Welt im Zustand der Kontemplation doch aus Wehrlosigkeit zugrunde gehen. Die darüber vorhandenen Theorien sind äußerst einfach: die verlorene Gotteskindschaft, das verlorene Paradies; sie enthalten das Eingeständnis, daß mit irdischen Mitteln der Zustand nicht zu erreichen ist.

Man kann vielleicht die Annahme machen, daß die zwei Grundtriebe jedes Lebewesens sich darin ausdrücken: das Streben nach Nahrung und individueller Erhaltung, das den Kampf einschließt, aber doch auch die Flucht? und der Fortpflanzungstrieb der ohnedies über das Individuum hinweggeht!; das erste schuf sich die rationale Welt, das zweite die Liebe. Aber da die «Liebe» nur periodisch oder beim Menschen fallweise auftritt, schuf sie kein ganzes Weltbild, sondern nur die Ausnahme zum bestehenden. Dies würde befriedigend auch für den Positivisten den Zusammenhang mit Denken usw. aufklären.

### *3 Grundtriebe?*

Aggression

Schutz

Fortpflanzung

Man könnte aber auch ebensogut einen Gegensatz zwischen struggle of life und Ruhen, Verdauen u.dgl. beim Tier-Mensch konstruieren und daraus die Gegensätzlichkeit der beiden Grundhaltungen ableiten.

Es ist ziemlich müßig, weil das Problem noch nicht angepackt ist und es sich nicht voraussagen läßt, welche Zusammenhänge sich bei umfassender und eindringlicher, wenn auch erster Behandlung aufnötigen werden.

Es ist aber nicht überflüssig zu betonen, daß das Problem von dieser Seite auch betrachtet werden muß. Denn fast immer wurden für die Gesichte der Kontemplation die Untersuchungsweisen der Wissenschaft abgelehnt, unter Berufung darauf, daß es sich hier um eine andre (intuitive) Art des Erkennens handle, um ein Schauen u.dgl. Dem mag sein, wie es wolle, so hat sich doch gezeigt, daß von dort her ein fester Zusammenhang dieses Gebietes in sich niemals gewonnen worden ist; über Aufforderung und Programm ist man nie hinausgekommen: dies allein schon rechtfertigt es, einmal auch die andre Betrachtungsweise anzuwenden und es läßt sich vermuten, daß die kontemplative Haltung zwar mit den Mitteln der normalen zu erklären sein wird, nicht aber umgekehrt.

Wahrscheinlich gibt es aber noch eine andre fruchtbare Betrachtungsweise, die sich mehr in der

eigentümlichen Denkart des andren Gebietes selbst hält, nämlich eine vom Wesen der Ideale oder der Idealität ausgehende, auf deren eine bestimmte Auffassung ich schon oft hinzuweisen versucht habe.

Ideale besitzen nämlich auch die seltsame Eigenschaft, daß sie, genau erfüllt, in einen Widersinn umschlagen würden. Ohne weiteres könnte man ja eine Forderung wie «Du sollst nicht töten» bis zum Hungertod befolgen und ich könnte die Formel aufstellen, daß für die richtige Funktion des Geflechts unsrer Ideale wie bei einem Sieb die Löcher ebenso wichtig sind wie das feste Geflecht. Das läßt sich von Moralsätzen jedesmal zeigen, die Ausnahme gehört zur Regel, aber auch was man im eigentlichen Sinn Ideale nennt, die großen Triebvorstellungen des individuellen und sozialen Lebens, enthält ein Unmaß der Forderung, das zum Verderben führen müßte, wenn man es nicht von vornherein uneigentlich nähme.

[ < ]

### Psa-Erz. in SR.

[Um 1924]

Man stelle sich vor:

Eine Villa in Moskau .... Kinder als Pensionäre .... Erzieherinnen, eine wissensch. Leiterin. Der ökon. Effekt dieser Erziehungsmethode, der nicht gerade groß erscheint, ist danach aber nicht zu beurteilen, denn dieses Institut dient nicht nur der Erziehung, sondern auch der Forschung. Die Methode soll ausprobt werden.

Sie hat Aussichten für sich. Psa. als Psychotechnik. Wenn sie mehr ist als ein theoret. Impuls (als solcher unbestritten von größtem Wert.)

Die Gouvernanten mit Tages- Wochen- Monatsjournal bewaffnet. Mit ungouvernementaler Güte. Kein Kind wird gerügt. Aber auch keines gelobt. Persönlich; und was sie anstellen, wird beleuchtet; zur Vermeidung von Unfreiheit und Eitelkeit. Von Überhebung und Duckung.

Was beigebracht wird, sei es eine Fähigkeit oder ein Können, geschieht im Spielernst. Nichts wird verboten; Triebe zu Verbotenem werden nicht zurückgestoßen, sondern abgelenkt.

Bis hierher ist das so wenig spezifisch psa. wie die Sauberkeit u Hygiene und findet sich auch anderswo. Daß man mit der Liebe zu einer Sache fast schon die Sache beigebracht hat, ist ein pädagog. Satz, der bereits sein 1000jähriges Jubiläum gefeiert hat, wengleich das noch keineswegs genügt um befolgt zu werden. Mit der Ablenkung und Umbiegung des Bösen in Gutes hat der ungar. Psychiater L. in einer Wiener Erziehungsberatungsstelle verblüffende praktische Erfolge erzielt, und ich habe mir durch viele Jahre als Dichter sagen lassen müssen, daß meine Figuren abnormal seien, weil ich den Grundsatz der moral. Energieverwandlung ihnen als Sittengesetz gab. (Kein Kritiker hat es bemerkt!)

Besonders psa. wird die Erziehung erst mit der Betonung der infant. Sexualität. Die lieben Kleinen haben es nicht schlecht. Wenn sie onan. sehen ihnen ihre Erzieherinnen freundlich zu. Wenn auf gemeinsamen Spaziergängen ein Kind im Freien «die Kotsäule absetzt», dürfen die andern ihm zusehn, was ihnen allen nach der Theorie große Lust verschafft. Denn das Kind ist

polymorph-pervers und das Arkanum heißt Sublimierung. Eines Tags bekommt der kleine Voyeur u. Schmierant Pinsel u Farbe, damit er sich von den Fäkalien zum Maler läutere u. es gibt kein kindliches Sexualverbrechen, das nicht die Keimkraft einer Tugend enthielte zu der es zu sublimieren die Aufgabe der Erziehung ist.

Ev. Zitat.

Ich bin mir klar darüber, daß dieser Bericht mancher deutschen noch nicht psychoanalytischen Mutter Herz u. Magen umdrehen wird. Indes ändert dies nichts an dem Wahrheitsgehalt dieser Theorien, dessen Dasein heute kein Sachkundiger mehr bestreitet. Bloß ist dieser Wahrheitskern noch unsicher abgegrenzt und von Übertreibungen entstellt.

Läßt man jede Kritik der methodischen Voraussetzungen beiseite u. hält sich nur an die Anwendung der Methode wie sie hier erprobt wurde, so darf man übrigens auch sagen, daß die Ergebnisse noch sehr für die praktische Unsicherheit sprechen. Daß normal veranlagte Kinder im x<sup>ten</sup> Monat nicht mehr Bett nässen .. Fingerlutschen .. läßt sich ohne Wissenschaft auch oder eigentlich rascher erreichen.

In einem sehr lesenswerten Vorwort berichtet die schlichte und gescheite Verfasserin über das Schicksal ihres Forschungsinstituts. Es war erst dem .. unterstellt, der Leiter war ein Psa. u das Institut wurde in großem Maßstab mit reichen Mitteln ausgestaltet. Dann kam ein Vertreter der psafeindlichen psychiatrischen Orthodoxie in Petersburg ans Ruder

[ < ]

### **Charakterologie u. Dichtung**

*[Etwa 1926]*

I. a.

Was der heute schaffende Schriftsteller, wenn er nicht ganz jung ist /ein Schriftst., der heute 40 Jahre alt ist/ am Beginn seiner Laufbahn vorfand:

Die unverwüstliche antike Lehre von den Temperamenten. Zu Vorlesungsleder eingetrocknet; aber sie kann doch nicht so ganz schlecht gewesen sein.

Dann eine wesentlich sittliche u. philosophische (metaphys.) Auffassung des Charakterbegriffs. In der Hauptsache bestimmt durch Kant, Fichte, Hegel.

Dann – nicht zu vergessen! – die Auswirkung dieser Auffassung durch die Einzeldisziplinen, die einen solchen Begriff zerteilen u. auf hundert Wegen zuführen; zb. die Pädagogik u. das Jus.

Um eine Vorstellung von der Tragweite zu geben, will ich einige Beispiele anführen: ...

In der schönen Literatur:

Die heroisch-bürgerliche Auffassung des Problems bei Schiller; einflußreich durch ihre Eindeutigkeit. Einflußreicher als der tiefere, aber nicht so eindeutige Göthe.

Die Charaktere bei Shakespeare. Zu dieser Zeit schon amoralisch empfunden, als Formenreichtum; aber in der offiziellen Interpretation noch stark mit sittlichen Kategorien gefaßt.

Die kauzigen Figuren des Romans. Namentlich des englischen Romans. Sie haben etwas von den Rollen des Theaters. [Diese besitzen ihre eigene Entwicklung], die bis in die Vorantike zurückreicht. Hängt dort aber nicht etwa mit der erwähnten Charakterlehre zusammen, sondern stellen gewisse aufdringliche empirische Charaktertypen dar wie den bramabarsierenden Helden, das Schimpfmaul udgl. [Diese besitzen ihre eigene Entwicklung], die hier nicht verfolgt zu werden braucht. Das bekannte Endergebnis ist der jugendliche Held, der vornehme Vater, der Intrigant, die Salonschlange usw. D. s. Typen, verdichtete Erfahrungen, blaß gewordene Abstraktionen. Aber heute noch mit Gattungskräften geladen.

Ihnen zur Seite stehen die Figuren des Kitschromans. Fast ebenso alt. Das Charakterologische aber auf ein  $M_i$  reduziert. Vom Hellenismus an handelt es sich mehr um typische Schicksale u. die Spekulation auf typische Reaktionen des Lesers als um typische Figuren. Die Naive, der Held, der Intrigant: aber selbst von ihnen ist kaum noch etwas übrig geblieben.

I b.

Dazu kam an neuen Einflüssen:

Der Bruch mit der Rolle auf dem Theater. Ibsen. Der doppelbödige Charakter, – der Zwischencharakter. Entdeckung, daß das Leben nicht der einfachen Typologie entspricht.

Die bösen, gebrochenen, schillernden Figuren des Romans. Bsp. Dostojewskij. Zugleich damit einsetzend eine Wandlung der Moral.

Nietzsche u Schule

Psychoanalyse

Psychologie

Moralische Wandlung als Movens.

Soziologie.

Die schweren Angriffe gegen den Individualismus überhaupt, wie zb. durch den Marxismus.

/Die Führung übergeht auf die Wissenschaft/

/Es wird die Aufgabe berufenerer Vertreter sein, den Stand der Frage darzustellen. Ich will nur über das Verhältnis dieses Stands zur augenblickl. Lit. ein paar Worte hinzufügen/

Sobald man anfängt, irgend ein Ding zu untersuchen, löst es sich in Relationen u Funktionen auf. So ist der naive Begriff des Dings den Wissenschaften ganz verloren gegangen.

So kann auch der Charakter durch den Typus, durch die typologische Mischung verdrängt werden. Heute schon sagt man mir mit den paar Worten asthenischer, schizothymischer Typus mehr als mit einer langen individuellen Beschreibung.

Die Literatur wird um diese Abkürzungen nicht herumkommen.

Die heroische Phase des Individualismus ist vorbei, durchaus nicht der Individualismus selbst.

Die Wissenschaft nimmt ihr Terrain ab, die Psychoanalyse ist nur solange eine finster drohende u lockende Nachbarmacht für den Dichter als er wenig von ihr versteht u sie ein Durcheinander von wissenschaftl. Genialität u. Journalismus bildet. Sobald ein psychol. Gebiet geklärt ist, wird es ebensowenig dichtbar sein wie eine umständliche Beschreibung der Wunder einer Elektrisiermaschine.

Der Vergleich mit dem Verhältnis zu den äußeren Wissenschaften führt aber weiter. Noch so umfassende Gleichungen elektrodynam. Wirbelbewegungen ersetzen nicht die Beschreibung eines Gewitters. Ich meine, man soll das, was übrig bleibt, das Erlebnis nennen. Nicht im impress. Sinn, der von Gesetzen der Erscheinungen nichts wissen will sich u aufs Gemüt beruft. Oder mit der überheblichen leeren Ichgeste von H H Ewers bis Bert Brecht. Auch die Kombinationen der Empfindungen zu Ichen sind typologisch. Mehr als die Individualitäten denken. Dagegen ist das Individuum etwas absolut Einmaliges so wie nur irgendein in Serien erzeugter Schraubenbolzen. Ich kann das nicht mit einem Schlag ausdrücken! So wie es einmalig ist, daß ein Gewitter mich hindert, rechtzeitig irgendwohin zu kommen. Wenn das auch hundertfältig geschieht. Das Typische eines Ereignisses hindert das Einmalige nicht; beides ist an ihm. Wir abstrahieren aus Millionen von Ereignissen hunderte von Gesetzen: umgekehrt geht das so wenig wie Schachspielen durch Permutation oder Wissenschaft durch Perm. des Alphabets. D. i. das Problem, man wird nicht von mir erwarten, daß ich in diesem engen Raum einen Beitrag zu seiner Lösung zu geben versuche. Wir können Tatsachen berechnen nach dem Schema: Wenn – so, aber wir können die Wenn's nicht erschöpfen. Die Abkürzungsformel ›Gott‹ gebraucht: Gott ist unberechenbar; Er ist launisch und unendlich. Oder m. a. W. die Psychologie, Charakterologie, Typologie, Soziologie führt zu einer Vorstellung der menschlichen Existenz im sehr unbekanntem Universum. Aussagen über die Existenz des Menschen; ein heftig agierendes Wesen vor einem ungeheuren, sich langsam erhellenden Hintergrund: d. i. das sich auf diesem Wege anbahnende Gefühl von den Aufgaben der neuen Dichtung.

[ < ]

**Alfred Kerr**

*[April 1928?]*

Kerr ist Dichter. Er hat mehrere Bände Reiseskizzen und Gedichte veröffentlicht, die wunderschöne Sachen enthalten. Sein Standpunkt gegenüber der Dramatik ist: das kann ich auch; er ist ihm unbedingt zu glauben, er würde es wahrscheinlich sogar viel besser können als die meisten, denn er ist gescheiter als sie, geschmackvoller, tiefer, erfahrener aber es wäre möglich, daß es am Akzidentellen fehlt. Aber warum schreibt er nicht? Sein: ich führe mein Theater mit Dichtern auf, ist eine durchsichtige Ausrede. Ihre Heftigkeit läßt schließen

Sein Urteil fundiert ..

Ebenso Seine Sprache ..

Die Dichtung hatte schon oft rebellische Söhne.

Möglich fauler Punkt.

Ev. Dieser Mensch hat eine Seele, das ist alles, man weiß nicht, was das ist.

Nachtrag zu einem Vortrag

Diese Studie wollte ursprünglich ein Bericht über den Lessing-Vortrag werden, den Kerr in Wien gehalten hat. Rezensionen, deren Gegenstand den Rezensenten «fesselt», haben aber eine

Tendenz zum Steckenbleiben; nichts ist angenehmer als über schlechte Stücke zu schreiben, dem zunächst kommt es, für irgend etwas Propaganda zu machen: es gleicht Besuchskarten, auf die man p f. oder ppc schreibt; man kann gar nicht so nichtssagend schreiben, als daß es nicht doch eine gute Tat wäre. Wenn man aber seine Bewunderung ausdrücken und doch Einwände machen will, bleibt man stecken. Was man sagt, stimmt nie, das Phänomen ist immer vielseitiger als die Kritik; es stimmt auch jetzt nicht. Die folgenden Ausführungen zeichnen AK. aus dem Gedächtnis; sie zeichnen ihn falsch, wie ein – nachdem man nun schon stecken geblieben war – kontrollierender Blick in die Schriften AKs. zeigte; dennoch trägt sie das Vertrauen, daß ein viele Jahre altes Verhältnis der Bewunderung u. des Widerspruchs, selbst wenn es auf Widersprüchen ruhen sollte, nicht falsch sein kann. Das Wort mag es widerlegen, so bleibt der Geist. Der Geist mag falsch aufgefaßt sein, so bleibt seine Wirkung. Die ist evident. Sie ist: Zustimmung zu den Voraussetzungen; Ablehnung der Folgerungen (Hptm.)

#### Nachtrag zu einem Vortrag (Alfred Kerr)

Alfred Kerr über Lessing = Lessing unter Alfred Kerr; die Notwendigkeit ist fast mathematisch. Kerr sagte allerdings: historisch. Verdienst des Zeitwandels, welcher, eine doch und im ganzen aufsteigende Linie, den Kritiker mithebt.

Das mit dem Aufsteigen war auch Lessings Überzeugung. Es blieb also eigentlich nur zu sagen, worin das Aufgestiegensein besteht. Kein lebenskundiger Mensch kann darauf eine andre Antwort erwarten als: in Kerr. Ein Schelm ... der mehr gibt als er hat! Wer ist Kerr? Er hat sich indirekt in den vielen Bänden seiner Kritiken beschrieben, und ich will versuchen das Bild aus dem Gedächtnis nachzuzeichnen. Der Vortrag, den er in Wien hielt, schien mir kaum Wesentliches beizutragen. Es war ein sehr gescheiter Barnum & Bailey Vortrag: hier seht ihr Alfred Kerr, den größten Kannibalen (Anthropoetaphagen) aus Berlin West, von einer Seite wo er auch niedlich sein kann. Er hatte wohl an die Stadt Arthur Schnitzlers gedacht. Und vergaß, daß er sich in der Stadt Karl Krausens befand, der das Messer wetzt, wenn ein anderer Ich sagt.

Kerr hat unter seinen Büchern mehrere Bände mit Gedichten und tellurischen Reiseblättern (Motto: Aus dem Dunkel ins Dunkel; dazwischen: verweile Augenblick ..), von denen viele, nach 1500 Jahren philologisch ausgegraben, das Aroma unsrer Epoche köstlich ausströmen würden. Er ist also Inseiter und dem Rang nach im innersten Ring. Das unterschied ihn durch Jahrzehnte von der übrigen deutschen Kritik, welche nie die Dinge, worüber sie schreibt, im eigenen Hirn wachsen gefühlt hat, sondern sie etwa kennt wie eine amerikanische Reisegesellschaft China. Daß er sah, wo die andern die Ränder ihrer Seminarbrillen mit den Konturen des Werks verwechselten, geschah, weil er ein Dichter-Kritiker war.

Dem muß man aber sofort einiges beifügen. Erstens gibt es seither ja viele wenigstens gelegentlich kritisierende Dichter, und die Mehrzahl davon erinnert an zu Kinderfrauen ausgediente alte Ammen, die einen riesigen Busen haben, um das, was sie lieben, daran zu drücken, aber wenig erzieherische Vernunft. Man könnte gewiß auch sagen, daß diese Leute ihre kritischen Fähigkeiten ebensowohl als Dichter vermissen lassen wie als Kritiker, aber man kommt ohne solche Komplikation gerader vorwärts, und fragt besser, was das eigentlich sei, das zur Begabung des Dichters als eine eigne kritische Fähigkeit hinzukommen müsse. Objektive Giltigkeit der Wertung läßt Kerr nicht zu; wie ich glaube, nicht *ganz* mit Recht, aber vielleicht läßt sich das Wesen des Kritikers auch rein im Bereich der Subjektivitäten kennzeichnen; etwa als die Fähigkeit, den vielfältigen Eindrücken das Rückgrat herauszuziehen, die ideelle Axe des Werks; es ist ein Neuaufbau des Werks aus Wesens- und oft auch nur aus seinen

Unwesenselementen um seinen zentralen Axeneindruck /ein geistiges Porträt des Werks, oft seine Karrikatur in Hauptstrichen, die nicht nur solche des Werks, sondern auch des Lebens (der Menschen Welt) sind / Über diese Fähigkeit verfügt Kerr innerhalb einer gewissen Breite blitzschnell und totsicher.

Man darf wegen dieser künstlerischen Leistung nicht übersehen, daß sein Urteil von einem philologisch sehr geschulten Wissen getragen wird. Ebenso ist seine Sprache zweifellos die bizarrste Prosa unter uns Deutschen; ihr Wesen ist der Kreis, die Linie, welche bei kleinstem Umfang den größten Inhalt umspannt, aber diese Kreisform sieht bei ihm manchmal aus, als sei sie von Klee gezeichnet, so scheinbar kraus schieben, stoßen und heben sich zuweilen ihre Worte, daß auch kluge Beobachter – zumalen wenn sie der norddeutschen Elemente darin nicht gewohnt waren – das schon für Manie gehalten haben: dennoch ist es nicht nur die bizarrste und in ihrem Begriffskreis knappste Prosa, sondern gleichzeitig eine durchaus auf den Stein der Sprache gebaute; man kann es aus den vielen unbewußten oder auch den scherzhaften Nachahmungen ersehn, die sie erfuhr, Satzbau und Wortschatz ist rasch gestohlen, aber diesen Bogen des Odysseus auch spannen konnte noch keiner der Freier. Der Anspruch, Dichter zu sein, und als Kritiker eine neue Form dieses, der Verdichter von Dichtung, der scheint also fest gegründet, nicht so ohneweiters die zuweilen daraus gezogene Folgerung, deshalb eine Art Überdichter zu sein; der Schluß post hoc ergo super hoc ist nur der Naivität erlaubt.

Man stößt hier auf die Dschingis-Khan-Gebärde, Geißel der Dichter zu sein, die Kerr nicht selten veröffentlicht; er reitet dann auf dem Dichter herum und schreit: Hopp hopp mein Pferdchen, sieh wie ich dich peitsche u tänzeln mache, scheinlebendiges Roßwürstel / Mißtrauische und Getroffene behaupten, dies sei eher eine Dschingis-Kohn Gebärde, Reklame, Journalismus, Berliner Aufmachung. So einfach liegt die Sache indessen nicht. Die Dichtung hat schon manchen ungebärdigen Sohn gehabt, der aus gekränkter Liebe zum Verräter an ihr wurde, und die nicht immer einwandfreien Dessous der Mama vor dem Volke ausstellte. Allein stets läßt sich da die Kränkung, das Ressentiment, ein gewisser neurasthenischer Komplex durchfühlen, während Kerr vollkommen heiter und gesund ist. Es ist ja möglich, daß auch bei ihm irgendwo der schwache Punkt steckt. Sein Standpunkt gegenüber der Dramatik ist: das kann ich auch; er ist nachgewiesen bei – der Lyrik und kleingerahmten Epik. Es ist trotzdem wahrscheinlich daß er es viel besser kann. Aber vielleicht fehlt ihm – mit eines Dichters Wort gesagt – jenes kleine Quantum Dummheit ... (Schwärmer)

Sieht man seine Kritik in diesem Sinn als eine pervertierte Dichtung an, so ist aber sofort eine neue Ausnahme festzustellen.

Seine Angriffe gegen die Dichtung (der Angriff, der sein Gesamtes in einer Seite ist) sind nicht Ausfluß einer Persönlichkeit, eines Temperaments, eines Privaterlebnisses, wie fast alle Satiren, sondern Ergebnis einer Sache. Er treibt nicht Medisance, sondern er deckt auf; er «formt» nicht, sondern er entdeckt. Dieser Grundzug würde seinen Widerspruch erregen, der den Kritiker in die Form setzt; ich nehme das Plausible an, daß er sich von dieser Seite nicht kennt. Er ist aber gerade darin eine Gestalt seiner Zeit, die er liebt.

Das Anti-poetische, Anti-klimbimliche unsrer Entwicklung. Hievon ging auf mich die stärkste Wirkung aus; ein Desillusionär.

Er sieht also die Dinge, wie sie sind. Nietzsche nennt das undichterisch. Darüber ließe sich streiten. Aber N denkt wohl an den Forschertyp u. von diesem hat sich inzwischen eine neue Abspaltung vollzogen. Der Tatsachensinn ist nicht nur der mit allen geistigen Konvergenzmitteln ins Gesetzmäßige, oft Kleine arbeitende Forscher mit Tatsachensinn, sondern

auch der Matter of facts-Mensch, der Cecil Rhodes mit seinen Abstufungen bis zum Warenhausbesitzer hinab. In diese Gruppe würde ich K. einreihen. Er fragt häufiger: was kostet diese Sache, als welches Gesetz hat sie (Zitat aus Tausch) Von da zu Impress., den er ablehnt, mit dem er aber das Punktuelle der Wertung gemeinsam hat u das Grundgefühl. Von da zu GH.

[ < ]

### Die Krisis des Romans

[1931]

Ich habe diesen Namen gewählt, weil er nicht selten gebraucht wird, glaube aber nicht wie viele andere daran, daß der augenblickliche Zustand der europäischen Sprachen unter krisenhaften Formen etwas Neues hervorbringen will, sondern bin der Meinung, daß die Erscheinungen, die man Krisis nennt, dauernde u stationäre sind, wonach man es also mit einer schlichten Entwicklung zu tun hat statt mit einer Zeugungskatastrophe und Mutation.

Ev. wenn weiter ausgesponnen: Fraglos wäre es eine der dringendsten Aufgaben, den Vorgang des Lesens zu untersuchen. Nicht elementar-psychologisch, sondern als soziales Phänomen.

Denke an:

Die korrumpierten Shakespeare-Texte.

Die erste Bekanntschaft mit Dostoj. Ich habe damals «glühend» über alles weggelesen, was mir nicht sofort einging. Ich habe vieles nicht verstanden, ohne überhaupt zu wissen, ob es Undeutlichkeit der Übersetzung oder meine Schwäche ist.

In Zyklen von wenigen Jahren, deren Größe individuell u. nach Umständen variiert, kann man «neu» lesen. Was geht da vor sich?

Ähnlich die Lektüre Nietzsches in der Jugend.

In der Philosophie kann man sagen: Je bedeutender ein Schüler, desto unähnlicher dem Meister.

Nicht so in den exakten Wissenschaften, wo man das Werk des Meisters weiterführt u. von seinen Methoden lernt.

In dem einen Fall wird immer wieder ein individuelles Ganzes gemacht, in dem andern tritt daneben noch eine Tradition. In dem Verhältnis Individuell/Tradition liegt die Ökonomie der Tätigkeit.

Da das Individualistische der Kunstübung natürlich nicht unbegründet ist, wird man zu dem Problem der notwendigen Ablösung des Individualismus durch den Kollektivismus geführt. Dazu gehört die Rationalisierung ebenso wie der Bolschewismus in weiterem Sinne auch das Vordringen der «Wahrscheinlichkeit» in den Naturwissenschaften, u. auf geistigem Gebiet ist eine Abgrenzung der Möglichkeiten u. Notwendigkeiten nötig, die heute noch ganz durcheinandergeln. (Das wäre also eigentlich Thema eines vorangehenden Aufsatzes!!)

Im Gebiet des Romans äußert es sich u. a. darin, daß man nicht mehr mit naivem Gewissen Einzelschicksale so wichtig nehmen kann wie ehemals. Noch bei Balzac. Bei Zola schon ein Versuch. So gestattet es auch nicht die populär gewordene Psychoanalyse; ob man ihr im



besonderen glaubt oder nicht, hat sie aufs mächtigste dazu beigetragen, daß man hinter den Einzelschicksalen etwas Typisches vermutet.

Das tun aber die anderen Wissenschaften auch, u. so war man früh darauf gekommen, daß wir uns in einem Zeitalter des Wissens befänden, und hat darin nach einer Position für die Kunst gesucht. Die zum großen Teil miserablen Versuche, der Kunst irgendein «Geheimnis» zu vindizieren, sind darauf zurückzuführen.

Man könnte einen Teil des Problems auch in die Frage fassen: Was ist ein Roman?

*Angeregt durch die Kritiken:*

*Man siebt in mir einen Outsider:* Autor, der einige ungewöhnliche Bücher geschrieben hat, die nie ins Volk dringen werden. Bohemia.

*Man hält heute etwas anderes für modern:*

In Berlin u heute wäre ein solcher Mann nicht möglich. Bohemia.

*Man hält ihn für einen Bildungsroman:* (Hier müßte ich Bildungsroman im engeren technischen u im weiteren Sinn unterscheiden)

Mehr als ein Bildungsroman; er ist überhaupt kein Roman, sondern ein Essay von ungeheuren Dimensionen, ein Meisteressay usw. Bohemia.

*Geistiges Abenteuer*

Richtig erkannt Bohemia.

*Zur Frage: Erzählung oder nicht?:*

Wenn jemand buchstabierend oder mit Mühe liest, kommt er nicht dazu, die Gestalt, das Dichterische usw. zu fühlen oder gar zu erfassen.

Jahrhundertlang hat man den Aufschneider geschildert mit seinen erfundenen Abenteuern u Siegen. Tartarin; am knappsten: Nestroy. Bald lag ich unten, bald lag er oben. Stern 454 Die Angst wird vom Kind in den Dienst des Geltungsbewußtseins gestellt, die Gefahren der Gespenster, Tiere usw. werden phantastisch übertrieben, u wenn sich das Kind nun zur Mutter flüchtet, so ist das entschuldigt u. beinahe ehrenvoll. Ev. wirft sich das Kind durch die Angst zum Tyrannen auf (indiv. psych. Auffassung)

Unser Verhältnis zu diesen Erscheinungen ist erklärend geworden u bloß eine neue Variation zu erzählen, kann uns nicht mehr befriedigen. Das ist eine bedeutende Ursache der heutigen Mauserungserscheinungen.

*Aufzeichnungen zur ...*

*Krisis des Romans*

Eine Vorfrage: Ist es anzunehmen, daß etwas im Lauf eines Menschenalters in eine Krise gerät oder plötzlich eine Epoche erlebt, das mehr als ein Jahrtausend überstanden hat, ohne sich in seinem Wesen zu ändern? Es hat im Jahre 500 n Chr. Romane gegeben, u wahrscheinlich haben sie ihre noch viel älteren Vorläufer gehabt, die immer noch als Vorbild unserer Magazins- u Zeitschriftenromane gelten könnten.

Einwand: Trotzdem gibt es einen Wendepunkt: den des Zurücktretens des Epos, den Sieg des

Romans über das Epos. Ist er mit Notwendigkeit verbunden? Wir haben allerdings das Gefühl, daß epische Dichtung nicht zu uns paßt. Aber hängt das nicht vielleicht mit dem Zurücktreten der Lyrik zusammen? Ist das Verlangen nach Lyrik aber wirklich schwächer geworden? Die Auflagen Rilkes u. Werfels. Andererseits: Das «Erzählen» kommt ganz aus der Situation des epischen Vortrags. Das Erzählen ist Bericht. Was läßt man sich gern berichten? Etwas Neues u etwas gern Gehörtes! s. Kinder!

Sollen wir sagen, daß wir die breite Ausgestaltung eines Menschenschicksals nicht mehr vertragen? Zu besingen, wie Herr A. dem Frl. B. einen Kuß gibt sich verlobt u entlobt, setzt sehr viel Bedeutung u Würde dieser kleinen Handlung voraus. Die gehobene Darstellung setzt gehobenes Leben, Wille zu einem solchen voraus. Wir sind prosaisch geworden (Dh. wir sind unbürgerlich geworden. Aber das Kommende wird wieder seine Poesie haben?)

Ich habe die Vorstellung, daß der Mensch im Mittelalter nicht so schnell geschwätzt hat wie heute. Er wird ähnlich gesprochen haben wie unsere Bauern es heute noch tun. Sie bewahren im Oberdeutschen ja auch noch viel von seiner Mundart. Ein Mensch der zögernd, gedrunge u. vokalisch? spricht, hat es verhältnismäßig leicht, in Vers überzugehen. Er spricht in Brocken, wir sprechen rieselnden Sand. Also wäre schon die Sprache prosaischer geworden.

Ein anderer Grund: Erinnerung an den Jugendeindruck, daß man das, was heute wichtig sei, nur in Prosa ausdrücken könne. Prosa ist gelenkiger, biegsamer, eindringlicher u elastischer, denn sie bohrt u. schnell auf das breiteste ins Allgemeine aus. Man darf auch hier hinzufügen, daß die Lebensart prosaischer geworden ist.

Das wäre sozusagen eine Wandlung von innen heraus. Aber es gibt auch Einwirkungen von außen. Wir erleben heute die ungeklärte Beziehung zw. Theater u Film u Tonfilm. Man muß das Lesen auch als eine soziale Erscheinung betrachten. Die Linie: höfischer Barde – Druck – ist zu ergänzen durch die: auf sich zurückgezogener Privatmensch – ins öffentliche getretener Mensch. Das Lesen hat seine feste soziale Funktion verloren. Es ist teils eine Art Laster geworden, ein «Zeitvertreib» (war es allerdings immer), andernteils eine teils künstlich konservierte, teils ganz hohe Beschäftigung.

Man könnte nun sagen: Gilt der völlige Übergang vom Epos zum Roman als erster Schritt, so folge nun der zweite; es kommt nach der Gehobenheit ein zweites Element daran, vielleicht das Grundelement, das des Erzählens.

Äußerlich ist die gegenwärtige Krise des Romans so in Erscheinung getreten.

Wir wollen uns nichts mehr erzählen lassen, betrachten das nur noch als Zeitvertreib. Für das, was bleibt, suchen zwar nicht «wir», aber unsere Fachleute eine neue Gestalt. Das Neue erzählt uns die Zeitung, das gern Gehörte betrachten wir als Kitsch.

Das ist aber nun nicht ganz richtig. Kommunisten u Nationalisten u Katholiken möchten sich sehr gern etwas erzählen lassen. Das Bedürfnis ist sofort wieder da, wo die Ideologie fest ist. Wo der Gegenstand gegeben ist.

Auch ich bin nicht ganz damit einverstanden. Und so komme ich auf die zwei charakteristischsten mir gemachten Einwände: daß ich zuwenig u daß ich zuviel erzähle.

Man kann als die spaltende Frage auch die des philos. Gehalts benutzen. Ich möchte einmal ganz naiv meinen eigenen Werdegang zu Papier bringen.

Reiz des Erzählens vielleicht am stärksten in der Kindheit. Noch einmal! verlangt das Kind. Es scheint leichter zu sagen sein, warum uns das Erzählen widerstrebt, als warum wir es lieben.

Abtrennen muß man eigentlich Versuche wie: Synchronismus, Auflockerung udgl. Da hat sich der Gegenstand des Erzählens geändert. Die Gleichzeitigkeit des Lebens heute u den Helm des ... zur Zeit Homers beschreiben ist zT. das gleiche. (zT. löst der Gegenstand aber auch eine andere Tätigkeit aus)

Ohne Änderung des Gegenstandes drängen aber auch im Erzählen selbst andere Funktionen vor; die Sinngebung des Daseins, die Gestaltung, die Sinngestaltung.

[◁ ]

### Bedenken eines Langsamen N.-R.-Aufsatz

[1933]

Die revolutionäre «Erneuerung des deutschen Geistes», deren Zeugen und Teilnehmer wir sind, läßt zwei Richtungen ihrer Bewegung und Führung unterscheiden. Die eine möchte nach der Eroberung der Macht den Geist zur Mithilfe am inneren Ausbau überreden und verspricht ihm ein goldenes Zeitalter, wenn er sich ihr anschließe, ja sie stellt ihm sogar ein gewisses Mitbestimmungsrecht dabei in Aussicht. Die andere dagegen bezeugt ihm ihr Mißtrauen durch die Erklärung, daß die revolutionäre Methode einstweilen noch aufs Unabsehbare weitergehe und demnächst besonders den Geist in die Arbeit nehmen werde; oder sie versichert ihm auch, daß sie ihn gar nicht brauche, weil ein neuer Geist schon da sei, so daß sich der alte nur noch freiwillig ins Feuer stürzen könne, auf daß er entweder zu Asche verbrenne oder sich bis in die Elemente läutere. Was bis zu dem Augenblick geschehen ist, wo diese Worte niedergeschrieben werden, läßt keinen Zweifel daran, daß das zweite der Marsch ist, das erste der begleitende Gesang. Es kann auch gar nicht anders sein, als daß eine so kraftvoll auftretende Bewegung wie die gegenwärtige von allem fordere, daß es sich ihr völlig angleiche und unterordne. Aber andererseits ist es möglich, daß es der Geist nicht kann, ohne sich selbst aufzugeben. Sicher gibt es da eine Grenze, denn nichts ist unbedingt. Und so ist es eine gute Prüfung für den Geist, daß heute über ihn allenthalben eine Art Sondergerichtsbarkeit verhängt worden ist, die ihn nicht nach seinen eigenen Gesetzen beurteilt, sondern nach dem Gesetz der Bewegung.

Mit einem Opfersinn ohnegleichen hat Deutschland in wenigen Wochen auf Forscher und Gelehrte verzichtet, unter denen sich nicht wenige befinden, die unersetzlich sind, wenn es auf die Kennzeichen ankommt, nach denen sich das geistige Leben durch Jahrhunderte gerichtet hat, und keine Erörterung dieser Lebensbedingungen kann an dem Geschehenen gleichgültig vorbeisehn. Es gibt da keine Wahl. Entweder man sagt: die deutschen Juden haben ehrenvollen Anteil am deutschen Geistesleben, oder man muß sagen: dieses ist so von Grund aus verdorben, daß ihm kein Urteil mehr einwohnt. Denn wenn wir, die selbst lange daran beteiligt sind, unsere Erfahrung befragen, so zeigt sie uns im Kampf des Geistes mit dem Ungeist Menschen jeder Herkunft auf beiden Seiten in entsprechender Zahl, und wir können nicht plötzlich unsere Erfahrung umstoßen. Was geschehen ist, erscheint uns ungerecht; aber selbst wenn wir ihm die Gerechtigkeit zugestehen wollten, müßte uns noch die Form ihres Gebrauchs in einer Weise ungesittet erscheinen, die – sich leider aufs genaueste mit der Verletzung einer Sittlichkeit deckt, die heute außer Kurs gesetzt ist, nämlich der des Humanen. Humanität ist ebenso wie Internationalität, wie Freiheit und Objektivität jetzt ein Wert, der den verdächtig macht, der ihn besitzt, ja wer eine dieser Ideen verteidigt, macht sich der andern verdächtig, denn er zeigt, daß er

nicht die Unteilbarkeit der Verwandlung begriffen hat. Diese Verwandlung setzt eine Totalität an die Stelle einer anderen, und wie sie das letzte Argument gegen jeden einzelnen Einwand abgibt, ist sie auch der Sinn dessen, was in Bausch und Bogen das «verdorbene System» genannt wird. Eine solche Argumentation mag nicht richtig sein, sie mag zur Folge haben, was sie will, auch ist sie der Form nach nicht logisch, doch ficht sie das nicht an, weil sie sich als eine «Umwertung aller Werte» fühlt.

Und dieses Gefühl ist keine Einbildung. Dunkel, aber doch sichtlich, enthält es etwas, das sich ungefähr in den Worten aussprechen läßt, daß das Ganze der Herr seiner Teile sei, daß es ihnen nicht nur vor-, sondern irgendwie auch vorangehe, daß es nicht nur ihr Herr sei, sondern überhaupt erst ihren Sinn vollende. Das war immer eine biologische Auffassung, und aus vielerlei Gründen hat dieser Gedanke, daß jedes Ganze mehr als eine Summe oder ähnlich teilnahmlose Zusammenfassung seiner Teile sei, ja daß sich die Welt ebensowohl aus Ganzheiten wie aus Einzelheiten aufbaue, in der Philosophie unserer Zeit einen breiten Anwendungsbereich gefunden; aber in die Gesellschaft politischer Geschehnisse ist diese werdende und beiweitem noch nicht fertige Erkenntnis erst durch das Unvermögen der Demokratie gekommen, in schwierigen Augenblicken um den unabsehbar gewordenen Kampf aller gegen alle wirklich oder auch nur suggestiv den Ring des Ganzen zu legen. Dieses Unvermögen ist zwar noch nicht allgemein bewiesen, denn die stärkeren Demokratien stehen noch, doch ist der Kollektivismus, die antiindividualistische und antiatomistische Gesamtheitsgesinnung heute schon in verschiedener Form und Stärke über die halbe Welt verbreitet. Das ist auch die wirkliche Aktion in der deutschen Bewegung, die sich dagegen verwahrt, daß ihr neuer Nationalismus als Reaktion nach der Art älterer Verwandter verstanden werde.

Man mache das Gedankenexperiment, ob man sich den Nationalsozialismus politisch durch etwas anderes ersetzt denken könne. Ein Gefühl, das unabhängig von Wünschen und Befürchtungen ist, ja diesen sogar oft zuwiderlaufen wird, antwortet trotzdem in der Regel, daß sich eine solche Veränderung nicht mehr einfach als Wiederkehr des alten oder eines noch älteren Zustands vollziehen könne. Dieses Gefühl ist wohl nicht anders auszulegen, als daß der Nationalsozialismus seine Sendung und Stunde hat, daß er kein Wirbel, sondern eine Stufe der Geschichte ist. Ein solches Gedankenexperiment haben in unseren Tagen sehr viele angestellt, die früher anders dachten. Man beachte aber auch noch etwas anderes: Ist in diesen Wochen nicht moralisch etwas sehr Merkwürdiges geschehn? Die Grundrechte der sittlich selbstverantwortlichen Person, die Freiheit des Meinungsäußerns und -hörens, das Gebäude der unveräußerlichen Überzeugungen ...: alles das zeigte sich Millionen, die daran aufs innigste zu glauben gewohnt waren, mit einem Schlag abgeschafft, – ohne daß sie auch nur einen Finger dafür rührten! Sie hatten geschworen, ihr Leben für ihre Grundsätze zu lassen, und sie rührten kaum einen Finger! Sie fühlten, daß man ihnen den Geist raube, erkannten aber plötzlich, daß ihnen ihr Körper wichtiger sei. In den Tagen, wo das geschah, bot Deutschland zur Hälfte das Bild stürmischer Sieger, zur andern Hälfte das von eingeschüchterten, ratlosen Menschen. Man darf sogar ruhig sagen, von Feiglingen, denn das Problem liegt gerade darin, daß ein großer Teil dieser Feiglinge vorher im Krieg keine Gefahr gescheut hat, sich als Helden zu erweisen. Daraus ist sowohl der Schluß zu ziehen, daß ihm die Heiligtümer, die er diesmal zu verlieren schien, doch nicht mehr heilig waren, wie auch der andere, daß der heutige Mensch unselbständiger ist, als er meint, und erst im Verband zu etwas Festem wird. Beide Schlüsse liegen im Sinn des Nationalsozialismus. Doch ist da keine falsche Mythologie statthaft: es war nicht «das Gestern», das feige kapitulierte und nun beseitigt ist, sondern Menschen taten das, die weiterleben und nun dem neuen Geist die gleiche Aufgabe stellen, die der alte nicht bezwungen hat

## Bedenken eines Langsamen

Betrachtet ein Geistesmann heute (Geistesmann soll auch das Berufs- und Gewohnheitsmäßige bezeichnen, so wie man Kirchenmann neben Geistlicher sagt) die revolutionäre Erneuerung des deutschen Geistes, deren Zeuge und Teilnehmer er ist, so wird er, unterstützt von einem recht natürlichen Selbsterhaltungsbedürfnis, zwei Richtungen dieser Bewegung und ihrer Führung unterscheiden. Die eine möchte nach der Eroberung der Macht den Geist zur Mithilfe am inneren Ausbau überreden und verspricht ihm nicht nur ein goldenes Zeitalter, wenn er sich ihr anschließe, sondern stellt ihm dabei auch ein gewisses Mitbestimmungsrecht in Aussicht; diese beruhigt *und* gewinnt ihn. Die andere dagegen schüchtert ihn ebenso sehr ein und ängstigt ihn, denn sie erklärt, daß die revolutionäre Methode einstweilen noch aufs Unabsehbare weitergehe, daß fürs nächste sogar der Geistesmann selbst in die Arbeit genommen werde, ja daß mit der neuen Politik ein neuer Geist schon da sei und der alte nichts mehr zu tun habe, als sich freiwillig ins Feuer zu stürzen, auf daß er zu Asche verbrenne oder bis in die Elemente sich selbst entläutert werde. Wirklich scheinen diese beiden Bestrebungen im Vorgang der gesellschaftlichen Umformung vorhanden zu sein, ohne daß sie sich deutlich voneinander trennen ließen, und dem entspricht auch die Wirkung. Ein Teil von denen, die noch bis gestern die Würden und Lasten des Geistes getragen haben, befindet sich jenseits der Grenzen, der Mehrzahl, die im Lande ist, haben die Ereignisse offenbar den Atem verschlagen, aber da und dort erheben sich auch schon die Stimmen von Neubekehrten und legen mehr oder minder in Glückstönen Zeugnis davon ab, wie gut es ist, den Anschluß zu finden, sei es selbst im letzten Augenblick. Ich spreche da namentlich vom Schönen Geist, also dem der Künste, aber die gleiche Wirkung der Überraschung, die mit dieser Revolution merkwürdig verbunden ist, läßt sich auch in den anderen Geistesgebieten wahrnehmen, wengleich sie sich je nach deren Art geändert äußert.

Die Geistesmänner haben aber keine Gelegenheit gehabt, oder sie haben sie nicht genutzt, sich rechtzeitig mit dem neuen Geist vertraut zu machen, und das ergibt nun Schwierigkeiten auf beiden Seiten, vor allem natürlich solche auf der ihren. Es wird ihnen vorgeworfen, daß sie geschlafen hätten, als die andren erwachten, und sie können das nicht verstehen, denn unter den vielen Fehlern, die der Zeit nach dem Kriege und den letzten zehn Jahren vor ihm anhafteten, kamen gerade Schläfrigkeit und Unaufmerksamkeit nicht vor. Im Gegenteil, man war eher zugänglich bis zum Übermaß, behende, wendig, stets besorgt, ja nichts zu versäumen, und gerade weil das öffentliche Leben an Charakter und Tiefe eingebüßt hatte, war es nicht leicht gegen irgendetwas ablehnend. Man kann also wohl nur annehmen daß die Geistesmänner mit wachen Augen nichts gesehen haben, als sie das Pech hatten, gerade das zu übersehen, was sich in Zukunft als das Wichtigste herausstellen sollte, und das scheint zunächst so sonderbar zu sein, daß man sich über ungewöhnliche Erklärungen dafür eigentlich nicht wundern dürfte. Die gründlichste von ihnen ist die antisemitische. Sie sagt kurz und bündig, wir Geistesmänner wären so «verjudet» gewesen, daß wir nichts mehr hörten und sahen, was nicht jüdisch gefiltert war. Ich unterstelle nun als wahr, daß es so gewesen sei – denn ich kann hier nicht das Problem des richtigen Ineinanderlebens auch noch hinzunehmen –, aber ich frage mich, wie eine solche Suggestion zustande gekommen sein sollte. Ich zähle uns Geistesmänner durch, die aussondernd, denen ich künstlerische und geistige Bedeutung unerachtet des Umstandes zusprechen muß, ob ich im besondern ihr Freund oder Gegner sei, und finde ungefähr dreimal soviel «Arier» unter ihnen als «Nichtarier». Ich suche die zweifellos überschätzten wie die unterschätzten heraus und finde darunter Angehörige aus beiden Lagern. Ich vergleiche zur Kontrolle das, was bloß literarische Industrie ist, und finde beim Theater ein Übergewicht jüdischer Autoren, beim Roman dagegen die einträgliche, ohne ihr Wissen scheinheilige, ungeheuer verderbliche

Gemütsindustrie, die fast ausschließlich in den Händen von Ariern ist. Sonach sind wir Arier, sowohl auf der Leistungs- wie auf der Unleistungsseite reich vertreten, wobei ich es offen lassen will, ob an der Stelle des Übergangs, wo sich ein anspruchsvolles literarisches Auftreten mit einem geschäftlich-geschäftigen Wesen verbindet, die einen oder die anderen überwiegen; es wäre denkbar, daß die Erscheinungen eines solchen Übergangsbereichs ungebührlich verallgemeinert worden seien. Eine ähnliche Verteilung wie zwischen den Autoren findet sich dann auch zwischen den Verlegern, wenn man die geistig regsamen u. anregenden zusammenzählt, zwar die auch für viel Schlechtes die Trommel gerührt haben, aber doch auch fast allein den Mut und Instinkt hatten, für alles Gute einzutreten. Wer filterte also? Waren die Quellen verdorben, aus denen uns unsere Bildung zufloß? Göthe, Nietzsche, Novalis, Hölderlin, Büchner, Keller, Stifter, Hebbel, d'Annunzio, Flaubert, Stendhal, Balzac, Dickens, Thackeray, Sterne, Swinburne, Verlaine, Baudelaire, Hamsun, Ibsen, Garborg, Jacobsen, Brandes, Dostojewskij, Tolstoj, Gogol ...: diese Großväter des Heute halten noch viel strengeren Verhältniszahlen stand, als der, die augenblicklich gefordert wird! Und dann bleibt nur noch eine letzte mögliche Ursachengruppe geistiger Schädigung übrig: Kritik und Zeitung. Da freilich staubt es, wenn man klopft! Die Buchkritik zu einem großen Teil Literaten überlassen, die sich gegenseitig lobten, oder Anfängern, die mit dem kleinsten Honorar zufrieden waren; die Theaterkritik so, daß man in einer Großstadt wie Berlin acht Zehntel der Kritiker als Ignoranten ansprechen konnte; das Verantwortungsgefühl in Kunstfragen gering; die Aufmerksamkeit träge dem anhaftend, womit kein Risiko mehr verbunden war, oder dem Auffälligen zugeneigt und dem äußerlich Lohnenden; der Unterhaltungsteil von einer Art, die wirklich als Volksvergiftung zu bezeichnen ist: wer wäre nicht geneigt, die unerbittlichsten Änderungen auf diesem Gebiet freudig zu begrüßen?! Und von diesen Werkstätten der öffentlichen Meinung, von dieser Industrialisierung des Geistes (deren Zweigniederlassungen Film und Funk waren) her ließe sich wirklich eine Reform an Haupt und Gliedern anbahnen. Aber nicht nur wenn man der Wahrheit die Ehre geben, sondern auch wenn man erfolgreich zugreifen will, muß man die Wahrheit sagen, und das erfordert zwei Zusätze. Der erste: mochten solche Fehler an der großen freisinnigen Presse auch am deutlichsten in die Augen fallen, so waren sie doch weit schlimmer in den Konzernen der Provinzpresse und in der Parteipresse; man möchte sagen, sie waren dort ruhig und gesetzt schlimm, während sie in den Großstädten zappelig verübt wurden. Und der zweite Zusatz: In diesen Betrieben gab es auf dem Kunstgebiet da und dort Männer, die sich, so gut es ging, ihre Unabhängigkeit wahrten, die mehr mitzuteilen hatten, als es üblich ist, und die Hölle der Öffentlichkeit für uns einigermaßen wohnlich machten, und wenn ich mir die Erinnerung an solche Männer durch den Kopf gehen lasse, wie sie mir begegnet sind, so muß ich sagen, daß unter ihnen wahrscheinlich ziemlich viel Juden waren! Ich sage das einfach nicht aus einer Theorie, sondern aus der miterlebten Erfahrung eines Vierteljahrhunderts deutscher Literatur, und ich möchte hinzufügen, daß der Enthusiasmus und die Eignung einer Persönlichkeit für eine Sache immerhin nicht alltägliche Werte sind und nicht einfach nachwachsen wie die Äste, wenn man den Baum bis auf den Stamm kahl schert.

Ich halte es für eine Pflicht des Anstands das auszusprechen, wenn man es so erlebt hat; dennoch könnte es sein, daß ich mich ihr vielleicht entzöge, zumal in einem Augenblick, wo noch alles, was man sagt, als parteiisch beargwöhnt wird, wäre ich nicht überzeugt, daß der Antisemitismus nicht zufällig im Programm der Bewegung steht, sondern kraft einer Konsequenz, die auch für anderes verbindlich ist, und fürchtete ich nicht für die Kraft der Erneuerungsbewegung, daß sie damit auf ein rotes Tuch zustürzt, statt auf den wirklichen Feind! Ich muß noch weitergehen und mich mit dem Geistesmann, der heute mit seinen humanen Bedenken bereits von gestern zu sein scheint, noch mehr identifizieren, indem ich erkläre, der wahre Grund, warum er das Entstehende

nicht gesehen habe, sei der eigentümlich kryptische Charakter der geistigen Vorbereitung dieser Revolution gewesen. Der französischen sind berühmte Schriftsteller vorgegangen, sie sind nicht erst durch sie berühmt geworden, und eine helle Diskussion bereitete in Adel und Bürgertum die neuen Ideen vor. Das Jahr Achtundvierzig war Geist vom Geiste derer, die es wollten, wie derer, die es nicht wollten. Und auch der Marxismus hat lange vor den marxistischen Revolutionen eine Literatur hervorgebracht, die trotz ihrer Einseitigkeit vieles enthielt, was sich auch unfreiwillige Beachtung erzwang. Dagegen hieße es die dritte deutsche Revolution in den Ursprüngen ihrer Kraft mißzuverstehen, wenn man ihre Vorgeschichte in der deutschen Geistesgeschichte suchte. Dort liegt wohl zum Teil ihr Quellengebiet, aber es zeigt sich nicht als ein Strahl, der mächtig aus dem Stein springt, sondern zunächst als ein Zusammenfließen vieler unauffälliger Gerinne. Man kann bei bestem Willen nicht Chamberlains Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts oder Langbehns Rembrandtdeutschen in einen revolutionären Gegensatz oder in das Verhältnis der Unterdrückung zu der Zeit ihres Erscheinens setzen, die sie eher unverhältnismäßig hoch bewertet hat.

Darum hängt das Geschick Dtschlds. davon ab, daß .. Geist Pol richtiges Verhältnis

Entsteht aber eine Umwertung plötzlich? Es ist nicht sehr wahrscheinlich; die geschichtliche Erfahrung spricht für

5 Überhaupt ist nichts so gefährlich wie die falsche Mythologisierung des Geschehenden. Umwertung *aller* Werte, eine neue Zeit ist angebrochen (oder gar, wie man sagt: aufgebrochen), ein neues Geschlecht ist da, die Geschichte hat gesprochen, der Geist ist geläutert das Volk wird hervorbringen und ähnliches sind lauter gefährliche Mythologisierungen.

Es unterlegt dem Geschehen eine Art Katastrophentheorie, eine Art Übernachtskommen, es unterlegt Erdzeitaltervorstellungen der Entwicklung von 20 Jahren Die Argumentation ist nicht besser als die: Wir wissen noch fast gar nichts davon, wie die Säugetierfauna u. -flora auf die der Insekten gefolgt ist, darum sieht es aus, als ob es wie durch Umzauberung geschehen wäre, u. vielleicht ist es auch wirklich abrupt geschehn, also geschieht alles wirklich Große auf Erden durch plötzliche Verzauberung. Demgegenüber kann man nur darauf hinweisen, daß es diesmal nicht so war, denn wir haben es doch mitangesehen.

6 Umwertungen der Weltanschauung entstehen entweder durch allmähliche Entwicklung oder verhältnismäßig rasch unter einem besonderen Druck; und gewöhnlich wirkt beides ineinander. Man braucht sich ja nur zu fragen, wie man seine eigenen Anschauungen ändert [?]. Und die der Gesamtheit entstehen auch nur in Einzelköpfen u nicht in einem mythischen Gemeinschaftskopf, was scheinbar die wichtigste Tatsache für jede Art kollektivistischer Betrachtung ist, denn es ist bisher noch keiner gelungen, sie richtig zu behandeln, /bewerten/

Die Analogie zwischen dem Einzelerleben u dem der Gesamtheit reicht sehr weit. Das Denken, Fühlen u Wollen eines Ganzen entsteht aus dem der Einzelnen, indem wirken auf deren Seele Vorgänge und Einrichtungen, die selbst wieder in Analogie zu den Vorgängen und Einrichtungen in der Einzelseele stehen /entsprechen/ beinahe nachgebildet sind / Namentlich die Rolle der Ideen ist da und dort die gleiche. Sie haben einerseits die Aufgabe, den Einzelnen wie die Gesamtheit in Übereinstimmung mit der Wirklichkeit zu halten, was sich sowohl in der Logik ausdrückt wie in den Forschungseinrichtungen, die nichts als die kollektive Wahrnehmung u ihre sachliche Verarbeitung darstellen, und andererseits stehen die Ideen in Zusammenhang mit den Affekten deren Vertreter /Spiegelbild/ sie sind, die sie aber auch zu leiten u schließlich zu einer kraftvollen Einheit zusammenzufassen haben, die außen u. innen angeglichen u doch schöpferisch sein soll. Diese flüchtige u summarische Beschreibung genügt, einige Probleme

doch wesentlich anders darzustellen, als sie heute gesehen werden.

/Die Wirkung des Affekts ist es: Nichtpassendes auszuschalten, Passendes anzuziehen. Die Ideenbildung fest u einheitlich zu gestalten. Übereinstimmung mit dem, was heute Gleichschaltung genannt wird./ Die großen sozialen Suggestionen.

Wille endlich als überlegter Wille (sonst ist er = Affektwirkung): Aus den verschiedenen Affektverhalten durch Erfahrung u. Bearbeitung

7 Was die revol. Erneuerung d. deutsch. Geist, genannt wird, ist nicht Faktum Geschehenes, Tat, Begebenheit, Ereignis, sondern Wille.

Faktum ist nur der Affekt u. seine suggestive Wirkung.

Faktum ist der dem Affekt unmittelbar entspringende Wille u. eine Ideologie «die er sich in der Eile geschaffen hat» – wie man sagen könnte, wenn es sich um einen einzelnen Menschen handelte; aber in der Politik ist es nicht anders. Der Tatmensch kommt nicht vom Studierzimmer, er wird immer in einer unfertigen, oft sogar falschen Gedankenrüstung den Kampfplatz betreten. Das gilt namentlich heute, wo kein Einzelner mehr genug von den Kenntnissen u Fähigkeiten aller in sich vereinen kann. Vom Freimut der anderen, von seiner eigenen Lernfähigkeit hängt es ab, wie das Abenteuer ausgeht, das jede entschlossene Politik bedeutet. Wer Wille hat, gekämpft hat u unterlegen ist u gesiegt hat, weiß: daß es immer anders kommt, als man es sich vorher vorgestellt hat. Der Wille eines Geisteskranken vermag sich niemals anzupassen, der Wille eines starken Mannes paßt nicht nur seine Taktik den Widerständen (Umständen) an, sondern manchmal auch seinen Geist. (Operationsziel?) Er wird nicht blasser dadurch u bekommt Stubenfarbe, denn wieder wäre es ein Mißverstehen der Funktion, wenn aus dem Staatsmann ein Staatsphilosoph würde. Zumal der moderne Staatsmann, der meisterhaft mit dem gefährlichen Mittel der größten Suggestionen arbeiten muß, muß umgekehrt auch die Fähigkeit besitzen, die feineren Einwirkungen suggestiv aufzunehmen, die sich nach dem Siege an ihn heranmachen.

8. Auf diese oder ähnliche Weise muß man in dem Willen, der die Herrschaft in Dtschld. angetreten hat, die Gefühlskraft von ihrer gedanklichen Einkleidung trennen. Der treibende Affekt ist auf Kraft, Einigkeit, Größe gerichtet, er will in das deutsche Leben Sinn u Wille bringen, er ist ein Bündel von Affekten, das, was man im Persönlichen einen Charakterzug, eine Charakteranlage nennen könnte. Dieser Affekt ist als Reaktion auf einen ganz bestimmten Zustand aufgetreten, auf den der nationalen Ohnmacht seit dem Kriege, und diesen will er ablösen. Die Ideen, die mit jenem Zustand verbunden waren, müssen darum notwendigerweise auch das erste Angriffsziel seiner Verdrängungstendenz bilden: es sind die Ideen der Demokratie, der Internationalität, des Fortschritts der Objektivität usw, m. a. W. die kulturelle europäische Überlieferung, so wie sie sich in der deutschen Republik (unzureichend) zu verwirklichen versucht hatte. Möglicherweise wäre es richtiger, den Haß gegen die unzureichende Verwirklichung zu richten, aber das psychologisch Nähere ist es, daß sein Gegenstand die Vorstellungen selbst sind. Welches sind aber die Ideen, die an Stelle der verdrängten gesetzt werden? Sie haben die bewundernswerte Einheitlichkeit, die ein starker Affekt dem gesamten Denken verleiht, aber ihren gedanklichen Wert wird jeder, der einen Begriff von den Maßstäben des Denkens besitzt, bestreiten; und zwar nicht etwa darum, weil sie noch zu neu und unbegreiflich wären, sondern im Gegenteil, weil sie eine Kompilation von durchaus bekannten Gedanken sind. Der Affekt ist eben ein Kompilator.

Das ist man auszusprechen verpflichtet, sobald man damit rechnet, daß die Zukunft der Bewegung u. die Zukunft Dtschlds. aufs Unabsehbare miteinander verknüpft sind. Die Rassentheorie, das Kernstück, ist nicht aus der empir. Forschung genommen (Biologie), sondern



aus Lebensbetrachtungen, aus moral. Vorstellungen, die früher eine polit. Prägung erhalten haben. Für die Forschung ist der Rassebegriff etwas äußerst Schwieriges, heute noch nicht genau zu Bestimmendes; für die «Erneuerung» /Bewegung/ ist er Dogma u Axiom. Zu ihm kommt die Verehrung des «Bodens» als Kulturbringer. Es kommt ein romantisches Verhältnis zur Vergangenheit hinzu. Es kommen Gedanken hinzu, mit denen einst der Katholizismus die Reaktion gegen den damals noch gefährlichen Freisinn versehen hat. Es kommen aber auch anti-katholische Überzeugungen hinzu. Von großer Wichtigkeit ist die nur allzu natürliche Abneigung gegen die allzuweite, für das unmittelbare Gefühlsbedürfnis allzu seichte Ausbreitung des Wissens, das heute unübersichtlich geworden ist u. den Menschen auflöst oder schwächt; sie drängt überall auf Einfachheit. Es steckt viel Gesundes in dieser Einfachheit u. manches Richtige in dem u. jenem. Aber bis gestern ist jeder dieser Gedanken noch ein Stück des «Intellektualismus» gewesen, d. h. ein Wort, eine Behauptung in jener Hin- und Herrede, die über dem allzu trockenen Boden des Wissens eine allzufeuchte Atmosphäre bildet. Und die Methode, die diese Elemente reinigen u zusammenfassen sollte, ist ungefähr so, daß man ebensogut eine Weltanschauung auf die Minderwertigkeit der Frau oder auf die Schönheit der Sterne gründen könnte.

9. Es läßt sich schwer vorstellen, daß sich jemand im Augenblick des Erfolgs von einer Auffassung der Dinge trennen soll, der er seinen Erfolg verdankt u. die schon vorher unzählige begeisterte Gesinnungsgenossen zu ihm geführt hat. Ein Politiker, dem halb Deutschland zujubelt u. der die andere Hälfte noch zu seiner Weltanschauung bekehren will, soll zwischen seiner Führerbegabung u. seiner Weltanschauung unterscheiden, er soll einsehen, daß die Ideen, die in der Propaganda gezündet haben, in der Herrschaftszeit Schaden stiften, u. soll bereit sein, eine? ungestalte Gesamtheit des deutschen Geistes als Macht anzuerkennen, er, der in diese Macht doch sogleich eine gewaltige Gasse geschlagen hat? Er wird eher dazu neigen, den Geist als eine hochmütige Fiktion von Tintenspritzern zu empfinden, u. wahrhaftig gibt es viel, was danach aussieht!

Was ist das denn überhaupt, «der Geist»? Es hat darüber immer nur ein sehr lockeres Einverständnis bestanden. Das Höchste hat schon für dumm, das Mittelmäßige sehr oft für bedeutend gegolten. Er besitzt nicht einfach eine Ausweiskarte. Ja, Fragen, die scheinbar ganz einfach sein müßten, gehören zu den schwierigsten wie etwa die, daß ein böses Buch gut sein kann u ein gutartiges schlecht.

Analogie mit Einzelpsyche wieder verwenden!

Behauptung, daß alles Pol. ist, ebenso falsch wie die umgekehrte, daß der Geist in die Pol. soll. Wahrheit macht leicht unmenschlich: Für Ns. sehr wichtig.

### *Rollentausch*

Kann sich eine Erneuerung der Nation ohne Dichter, ohne Philosophen, ohne Gelehrte, ohne Künstler ereignen? Soll sich ein neuer Geist bilden ohne die wichtigsten Teile? Denn es ist doch nicht zu verschweigen, daß sich fast alle, die bis gestern die Würden und Lasten des Geistes getragen haben, dem Heute gegenüber teils feindlich, teils mißtrauisch, teils abwartend verhalten. Die Ausnahmen fallen nicht ins Gewicht, zumal wenn man Lockung u. Bedrohung berücksichtigt, die dem Geist zusetzen. Verstehen sie ihre Zeit nicht oder versteht ihre Zeit sie nicht? Im ganzen liegt Schweigen über dem geistigen Deutschland, während das politische (nicht nur) lebhaft versichert, daß es den Geist erneuert haben (werde, sondern auch, daß es ihn schon ungeheuer erneuert habe, ehe noch der Neubau des Staates über die Grundmauern hinaus ist.) Ja, viele Geistige spähen nach einer politischen Umwandlung aus, die ihnen wieder zu Hilfe

kommen könnte. Es hat eine merkwürdige Vertauschung der Rollen stattgefunden, (u. diese Revolution wird wahrhaftig ihren histor. Platz nicht nur in der politischen, sondern auch in der Geistesgeschichte finden)

### *Die Abhängigkeit des Geistes*

*Korr:*

Ein Gedanke gewinnt. Man kann sich das sozus. experimentell denken:

In der Führung der Bewegung lassen sich zwei geistige Neigungen unterscheiden, wenngleich sie zu einer Einheit verbunden sind: die eine ist konservativ, die andere revolutionär; es möchte die erste nach der Eroberung der Macht den Geist zur Teilnahme überreden, es sagt die zweite zu ihm: wenn Du nicht selbst willst, hast Du ohnehin abgedankt! /Und willst Du nicht mein Bruder sein, so schlag ich Dir den Schädel ein!/ In der Geschichte der Welt finden beide ihre Beispiele. Der Geist läßt sich durch Politik beeinflussen, ja er läßt sich sogar vernichten u. erzeugen: dagegen zu trotzen, hat wenig Zweck, ja es hieße, den Geist nicht kennen; auch das muß man wissen, wenn man Politik ohne Verluste machen will, aber er ist zäh und unbelehrbar u kommt auf Schleichwegen und ungeheuren Umwegen doch wieder zu seiner Vergangenheit zurück:

Der Brand der Alexandrinischen Bibliothek, die Umstürzung der griechischen Bildwerke bilden die vollkommensten Beispiele dafür, wie man den Geist in Einklang mit der allgemeinen Entwicklung bringen kann. Auf seiner hohen Entwicklungsstufe war er abhängig von Einrichtungen, wie es Bibliotheken und Schulen sind; und die Personen, die ihn verkörperten, waren auf Wohlwollen u. Duldung durch die Allgemeinheit angewiesen. Eine Änderung des Zeitwillens (summarisch gesprochen) genügte, alles das wegzufegen. Ein Kind von Geist war da: Unähnlich dem Vater. Merkwürdig pathologisch u. tief im Gesichtsausdruck. 1000 (?) Jahre später zum Mann erwachsen, hätte dieses Kind viel darum gegeben, mehr von seinem Vater zu wissen.

Wollen wir diese «Reue der Jahrhunderte» vermeiden – u. das gilt nicht nur für uns Augenblickliche, denn die Zeit ist voll Ähnlichem – so müssen wir uns halbwegs [?] klarmachen, wie der Geist von seinen eigenen u wie er von den Gesetzen seiner Umwelt abhängt. Wenn man zu berücksichtigen versteht, was nicht übereinstimmt, bleibt es ein ausgezeichneter Vergleich, Vorgänge im Geist der Gesamtheit sich ähnlich persönlicher vorzustellen, ebenso wie das Verhältnis von Geist u Körperlichkeit überhaupt. Das Denken, Fühlen u. Wollen der Nation setzt sich aus dem der Einzelnen zusammen, bestimmt dieses aber auch. Das Verhältnis des Geistes zu seinem Körper: Von Stimmungen u. Gefühlen abhängig, die zT. gar nicht bewußt werden. Kann sie aber auch beeinflussen. /Die Tendenzen des Geistes sind abhängig von denen des Körpers. (? Träge Körper, lebendiger Geist)/ Die Erfahrungen des Geistes, sein Werden aus den Erfahrungen sind in großem Maße unabhängig.

Ich habe bisher den Realitätssinn für das Entwickeltste am heutigen Deutschen gehalten. Dieser ist aber auch ein Romantiker in überraschender Weise.

Die Zweiteilung: Verstand u Wahrnehmung – Triebe u Gefühle. Dazwischen Handeln u Erfahren, mit beidem verknüpft. Das wiederholt sich auch im Großen.

Zu berücksichtigen ist, daß das, was ich da als Affekt behandeln möchte, doch auch schon Geist ist, nämlich Sektengeist.

In einem revolutionären Staatszustand überwiegen Triebe u Gefühle. Wir wissen aus dem Einzelleben, welcher Ausschweifungen sie fähig sind. Wenn ein Ganzes eine einheitliche begünstigende Grundstimmung hat, die Hemmungen geschwächt sind, summieren sie sich mit

der gleichen Rücksichtslosigkeit. Es gibt Manien, Delirien, Zwangsideen. Es gibt wahnsinnige Gemeinschaften von gesunden Bestandteilen. Heilmittel: Ernüchterung durch Schmerz u. Auffangen der Affekte durch eine neue ideologische Statik.

Wie werden Revolutionen stabil, wenn man sie psychologisch betrachtet? Die Widerstände verändern das Programm. Sehr oft wird dieses durch die Widerstände schärfer. Immer wird es verändert. D. h. manche Triebe werden gehemmt, speisen andere u begünstigte. Das Feld zieht sich auseinander. Das gleiche Bild auf seiten der Widerstände. Im Endzustand überwiegt jenachdem der Charakter einer Konstruktion oder der eines Kompromisses.

Auf beiden Seiten überwiegen gegen Ende die elementaren, die dicken Interessen. Das heißt: Revolutionen gehen immer davon aus, den Menschen zu ändern u gerade ihn ändern sie am wenigsten.

u. wir können nicht plötzlich dem nicht mehr traun, was wir immer gesehn haben

Die Politik schreibt dem Geist das Gesetz vor: das ist neu.

Umwertung.

Beschwichtigungshofrat!

Geschehn sie plötzlich?

Mäßigung!

Muß sie einen Zentralwert haben?

Geist!

Menschen jeder Herkunft = veraltetes Fühlen (Aufklärungsphilosophie)

Man muß entw. sagen, deutsche Juden haben den größten Anteil am Geistesleben oder dieses als verdorben bezeichnen

Ihr geistiges Quellgebiet.

Dann daß man alles unter der Perspektive post 14 verstehn muß wird Willensbildung

Verhältnis der Unterdrückung zu einer Zeit setzen, die sie überschätzt

1) Die rev. Beeinflußung .. läßt ihrer Bew. u. Führg ..

Beide Richtungen scheinen aber darin einig zu sein, daß die Pol. das Recht u die Pflicht habe mit dem Geist nach ihren Zwecken umzuspringen. Dem entspricht auch Wirkung

+ Absetzen, Abstoßen

2) Wer abseits bleibt, den erfüllt namentlich der A. mit Besorgnis, nein mit Verzweiflung über Deutschlands Zukunft. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß er nur Agitationsmittel; er ist ein Hauptglaubensstück. Wir fürchten für die Erneuerungsbewegung .. Tisch .. Feind – aber jeder Versuch das zu beweisen, wird damit beantwortet, daß wir unter dem Einfluß der Juden stünden.

Man kann vielleicht heute nur die einfachste Pflicht tun u. auf engstem Gebiet Zeugnis ablegen:

3) Die Darstellung. Es wäre Unendliches zu tun. Aber nicht einfach noch wachsen.

4) Man muß auch das aussprechen, daß die Bewegung nicht geistigen, sondern gemischten Ursprungs ist. Sehr zusammengefaßt.

Auch daß sie alles enthält Daß ihr das Üble zuläuft

Es geht nicht an, zw. Rechts- u Linksschriftstellern zu unterscheiden

5) Man kommt aber bei allen diesen Fragen auf ein heikles Verhältnis des Geistigen zum Politischen Das Pol. ist in diesem Fall ein Willensvorsatz u seine Verwirklichung. Der Geist besitzt keine solche Identitätskarte (Ausweis). Er ist eine lockere Summe, eine keineswegs durchsichtige Integration (Durchdringung) vom Höchsten bis zum Albernsten. In der reinen fühllosen Wissensch. hat er wenigstens das Kriterium der Wahrheit, aber selbst da muß er sich Zurechtweisungen gefallen lassen (Rußland) Im schöngeistigen Gebiet sind gefühlmäßig sichere Fragen wie eklatante Wertlosigkeit theoretisch aufs schwierigste zu beantworten. Ich will versuchen, einige Notizen über das Verhältnis des Geistigen zum Geschehen zu Papier zu bringen. /Die Zukunft hängt von der Erfassung des Geistes durch die Politik ab/ Es wird heute alles in Frage gestellt: Objektivität, Sachlichkeit, Autonomie ..

6) Ich war immer gegen den Aktivismus, d. h. gegen die direkte Einmischung des Geistes in die Politik u Lebensgestaltung. Uzw. aus geistigem Aktivismus. Aus Beurteilung der Aufgabe u Möglichkeit. Eines schickt sich nicht für alle. Man schreibt nicht mit dem Fuß; man steht nicht auf der Hand. Meine politische Voraussicht ist ganz durchschnittlich. Diese Auffassung hatte nun nicht bloß einen Teil der Geistigen gegen sich, sondern heute auch die Politik. Ihr Primat wird gefordert.

7) Wie war es dann aber? Wie sind die Ideen in die Politik gekommen? Im Großen gesehn, aus dem Geist. Der Geist hat die Idee der Freiheit, der Humanität .. er hat auch die der Grausamkeit, des Kampfes .. Dann hat die Politik sie aufgenommen, umgebildet, ihnen entfremdet. Das ist die Autonomie

8) Der Geist hat strenge Gesetze.

Wenn er vieldeutig (morbid) wird, soll es die eindeutige Vieldeutigkeit sein (um die ich mich bemüht habe)

Die Verletzung tötet.

9) Damit soll nicht die umgekehrte Abhängigkeit übersehn sein. Gerade das heutige Beispiel

Als Abschluß käme das Verhältnis von Affekt u Geist. Der Affekt, der sich seinen Geist gebildet hat u nun mit dem größeren in Berührung kommt.

1) Rollentausch.

2) Aufforderung u Pflicht zu sprechen. Kritik zu üben. Ich halte mich keineswegs für den Geeigneten. Aber ich habe das Gefühl, es ist Pflicht. Schweigen, länger, die Quelle von Mißverständnissen.

Oder, und: Ich maße mir kein Mandat an, aber es kann nur nutzen, so einfach wie möglich einige Eindrücke auszusprechen. /Mandat: Ich war nie der Wortführer der andern, aber gewisse Eindrücke sind ganz offenkundig gleich./

3) Vielleicht darf man den ersten /umfassendsten/ als ein maßloses Erstaunen aussprechen.

Offen darlegen unsere bedauernswerte Lage.

Ich halte mich nicht bei denen auf, die jetzt daraufkommen, daß sie immer schon etwas Ähnliches gewollt haben, ich kann mir das ehrlich vorstellen

Aber sie bringen das ganze Chaos ihrer Divergenz in die Bewegung u wichtiger sind die anderen

Lebten wir zur Zeit der franz. Rev., wir kannten Rousseau, ein Teil von uns liebte ihn, ein Teil fände ihn überschätzt. Wir hätten vorher schon durch Galiani u. andere sehen gelernt, was kocht. Wir hätten die phil. Emanzipation nacherlebt. Wir haben die marxistische Rev. miterlebt, ihr teilweises Gelingen, teilweises Versagen. Auch die unter uns, die, wie ich, die materialistische Geschichtsauffassung als einseitig u. darum unrichtig leugneten, haben von ihr doch lernen können. Aber mit den kulturellen Ideen von 1933 haben wir, positiv wie negativ, wenig Berührung. Das ist der Kern der Sache.

4) Haben wir unsere Zeit verschlafen?

Unter den vielen Fehlern der Zeit nach dem Kriege befand sich gerade der nicht. Im Gegenteil: nov. rer. cup. Journalistische Behendigkeit u. Wendigkeit. Der Geist hatte vielleicht keinen Charakter, aber er war doch sehr neugierig.

Könnte ich es vielleicht für meine Person annehmen, so ist es doch i. a. mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit auszuschließen, daß etwas verschlafen worden ist. Nein, mit wachen Augen haben wir nichts gesehen!

5) Bleibt eine zweite Annahme: wir wären so heillos verjudet, daß wir nichts sehen konnten.

Man muß diesen Begriff heute mit der Ehrfurcht behandeln: gebt dem Staate, was des Staates ist. Ich unterstelle also als wahr, daß wir verj. waren. Es hat in der Tat eine zentrale Bedeutung. Was kann das aber nur heißen?

Wir waren von einer Vermittlerschicht (Zeitungen, Rezensenten, Verleger, Freunde) umgeben, die jüdisch filterten. Da wir doch selbst zum großen Teil keine Juden sind.

Sehen wir das einmal etwas genauer an:

Verleger: Wir waren bisher der Meinung, daß es einen engeren Kreis von geistig regsamen u. anregenden Verlegern gab, u. wenn ich ihn überblicke, ohne Namen zu nennen (Fischer j., Insel a, DVA a, Row. V2 2 Cass. j j. Diederichs a, Kiepenh. a G. Müller a, Vlg d. Mar. Ges. a,) so enthielt er mehr Arier als Juden.

Zeitungen: Wir glaubten zu sehen: Auswüchse des Kapitalismus. Den Geist der Geschmacksindustrie (ähnlich wie beim Film) Durch das Kaufmännische mit dem Jüdischen verbunden. Eine Entwertung seiner einstigen Verbindung mit dem Liberalen. Wir waren einer Reform vom Kopf zu den Gliedern nicht abgeneigt. Aber wir sahen das gleiche an großen, rein arischen Provinzkonzernen, nur noch vergrößert. Sie nährten sich von der Mittlerindustrie (Mattern, Feuill. korrespond.)

Enthusiasmus

Provinz u. Großstadt

In diesen Betrieben nun gab es auf dem Kunstgebiet Männer, die sich so gut es ging, ihre Unabhängigkeit wahrten, die Hölle wohnlich machten, u. wenn ich mir ihre Namen durch den Kopf gehen lasse, so finde ich auffallend viel Juden darunter.

Nennt es meinethalben den jüdischen Protest geg. das Judentum. Aber ein so Unentbehrlicher habe habe 4 jüd. Großeltern!

6) /Auch noch unter der Fragestellungen von 5)/

Ich schalte die Frage ein: von wem gewannen wir unsere geistige Bildung? Goethe, Nietzsche, Noval., Hölderlin, Büchner, Keller, d'Annunzio, Flaubert, Stendhal, Balzac, Dickens, Thackeray,

Sterne, Hamsun, Ibsen, Garborg, Jacobsen? Brandes! Dostojewskij, Tolstoj, Gogol ...: kaum ein einziger Jude darunter!

Das Verhältnis dieser Großväter des Heute

7) /sub 5/ Heutige sogen, ältere Generation oder ab 1900 od. die Arrivierten. Th. Mann, H Mann, Hofmannsthal, Schnitzler, Altenberg, Kraus, Hauptmann, Stehr, Wassermann, Hesse, Rilke, George, Roth, Döblin, Mus., Flake, Benn, Brecht, Kaiser, Borchardt Werfel

im Guten u Bösen die Creme de la Creme

11 12 Arier

6 5 Juden

2 Halbjuden

Es entspricht nicht ganz dem heute zugestandenen %satz, aber von einem Überwiegen, einem Bevorzugen ist keine Rede!

8) (sub 5) Philosophie: Unsere Bildung bezogen von:

Kant u Leibniz nicht Spinoza

Bergson – aber s. deutsche Romantik

Husserl

Freud

Cassirer

\7d

aber wir sind weder Phänomenologen noch Psaker.

9) Es ist also nicht einzusehen, auf welche Weise wir verj. sein könnten. Wie immer man den Begriff jüdisch fassen möge, womit ich mich hier nicht beschäftige. Warum haben wir dennoch nichts gesehn? /Weil nichts da war / .. für uns ../ Weil diese Revol. in einer ganz eigenartigen Weise entstanden ist, vom Sektengeist aus, nicht vom allgemeinen, wie übrigens die marxistische auch.

Außer, daß ich es als eine Pflicht des Anstands empfinde ...

Weil die Dinge anders lagen als die Revol. u. zT. auch wir sie uns vorstellten.

Zu einem großen Teil darum auch die geistige Verlegenheit ihr gegenüber. Hier ist das Problem /Aufgabe/ gestellt.

9 *Korr.*) .. ebensowenig .. verjudet, wie daß geschlafen ..

Ich möchte überdies ein Zufallsbeispiel hier einfügen Schlegel. Man erkennt leicht die aktuellen Beziehungen.

Das Vorhandengewesensein vor Judeneinfluß /u übrigens auch System/

Wie immer ... Abschied. Die Dinge liegen anders.

10) Warum also nichts gesehn

Verlegenheit. Aufgabe gestellt.

11) Ich bin ebensowenig darauf vorbereitet zu schreiben wie ein anderer. Es ist nur pflichtschuldiges Bemühen.

Chamberlain. Geistvoll u. unhaltbar.

Der Rembrandtdeutsche. Beide vom «System» begünstigt.

Jünger, Blüher ebenfalls.

Alles Bestandteile der heutigen unbestimmten Mischung. Bis gestern Bestandteile des Intellektualismus.

Was sich bis heute gezeigt hat, wenig wert.

Am besten zu vergleichen mit der Minderwertigkeit der Frau

Astrologie

Gemeinsam mit der Los von Rom Bewegung, also auch antikirchlicher Antisemitismus.

12) Daneben eine wachsende apokryphe Literatur.

Ich bedaure, sie nicht so zu kennen, daß ich sie histor. darstellen könnte, aber was ich schreibe, soll ja auch nur das erklärende /u vermittelnde/ Bekenntnis von Eindrücken sein, u. überdies kann man auch aus Einzelfällen auf das Allgemeine schließen, wenn man die method. Kriterien nicht außer Acht läßt. Mehrere Mischungsbestandteile:

α) Es ist die typische Sektenliteratur. – Fleißig, wissend u. paranoid. Sich übersehen fühlend.

β) Dem andere Gründe als die wirklichen unterschiebend. Religiöse Reaktion auf den Freisinn, die Freimaurer. Fassung des populären Antisem., der eine Reaktion auf die Emanzipation ist. Völkischer Gedanke, in Zusammenhang mit der Politik. Betonung der Rassengemeinschaft, der großen gemeinsamen Vergangenheit, Romantik bei einem abgetrennten Volksteil.:  
Romantisch-historisch Wagner.

γ) Ethnologisch, Rassentheorie. – Nicht von der empirischen Forschung, sondern von moral. Vorstellungen ausgehend. Man kommt ja nicht nur von der Politik zur Rasse, sondern auch von der Biologie. In dieser Zeit bildet sich heraus: der Rassenbegriff als etwas wissensch. höchst Unsicheres, politisch-sektiererisch als sicher Postuliertes /Behandeltes/

Wenn von jahrzehntelanger Unterdrückung der Bewegung gesprochen wird, hier eine Ursache. Aber hätte es anders sein können?

δ) Literar: Man darf nicht vergessen, daß die Periode des siegreichen Liberal, in Deutschland wenig hervorgebracht hat. Nietzsche war ihr Antipode. Hebbel?

Familienblattliteratur.

Die Wende kam von außen, weckte aber kräftige Eigenbewegung.

Damals hatte der Sozialismus eine gewisse Jugendkraft. Wurde völkisch aufgefaßt, repräsentativ dafür Hauptmann. Familienblattliteratur blieb immer erhalten. Blieb numerisch mindestens so einflußreich wie die andere.

In der folgenden Ermüdungszeit Raum gewonnen. Die auch aus pädagogischen, auch aus polit. Quellen kommende Heimatsbewegung.

Die hohe Lit. hat sich nicht durchgesetzt, sie ist nicht vorbildlich geworden. Mit Recht nicht. Die Verhältnisse waren nicht so, wie sie sein sollten.

Infantilität des Kitsches.

Neben einzelnen, teils mit Recht, teils mit Unrecht, allgemein hochgehaltenen Dichtern entstand der sogen. Asphalt u. auf der andern Seite die Scholle.

Man könnte beschreiben:

Asphalt, eine gute liter. Tradition, entartet

Scholle, eine falsche liter. Tradition

mit ehrbarem Willen

Man sieht, daß man nicht einfach das eine geg. das andere ausspielen darf.

13) Zwei Ergebnisse sind hier festzuhalten:

a) Das Primat des Moralischen. Unbedingt erfreulich. In die Erscheinungen des Lebens soll ein Sinn, ein Wille gebracht werden. Anstelle des Freien Marktes, der immer die Ermangelung eines besseren war, soll ein Besseres gesetzt werden. Der Einzelne soll nationale Verantwortung lernen, hoffentlich auch die Nation Verantwortung geg. den Einzelnen

b) Die enge Verbundenheit dieses schönen Antriebs mit sektiererischen Einzelheiten. Wir haben den Antisem. genügend zu sehen bekommen, wir sehen augenblicklich die kulturelle Reinigung einsetzen. Sie ist verbunden mit der Mißachtung wirklicher geistigen Leistungen u. mit der Überschätzung verbands-verbundener geringer Leistung.

14) Man hört die beschwichtigenden Stimmen, dies seien Ausschreitungen, Überschäumen, Mostgährung.

Wenn ich die Vorgeschichte richtig kenne, ist das falsch. Die Bewegung hat nur 2 Möglichkeiten:

Ihrem Glauben untreu werden. Kompromisse eingehn. Kompromisse sind Veränderungen unter dem Diktat des andern.

Ihren Glauben zu ändern oder den deutschen Geist zu zerstören. Das ist eine Veränderung aus eigenem Willen u Erkenntnis. Ein Feldherr paßt nicht nur seine Taktik den Umständen an, sondern auch das Operationsziel.

Ich möchte einige Fragen, die damit Zusammenhängen, zu bedenken geben:

15) Ich sprach bisher von «uns Geistigen», von Geist udgl. u. das soll natürlich mit meiner Selbsteinschätzung nichts zu tun haben. Aber die Frage ist nicht zu umgehen: Gibt es so etwas wie Geist, das verhältnismäßig unabhängig von der Politik u. auch von seinen eigenen (kulturpolit.) Gruppenbildungen ist?

Die Einwände dagegen sind ja schon da: Geist war auch Bonzentum. Und Geist riecht nach Internationalität, während er in Wahrheit nur aus dem Blut u der Volksverbundenheit zu erreichen sei.

Nun, ich bin kein Bonze, ich gehörte zur Opposition. Dennoch möchte ich den Versuch machen, diesen Begriff andeutend auf seine Gesetze zurückzuführen: /einige der Gesetze, die .. zugrunde liegen, hervorzuheben/

16) In einer Nation (im Fall der Lit: Sprachgemeinschaft) ist ein bestimmtes Denken, Fühlen,



Wollen u Handeln vorhanden u macht gemeinsam mit den fest gewordenen Einrichtungen ihren Zustand aus.

Als längst einigermaßen bekannt bezeichnen.

Der Vergleich mit der Einzelpsyche ist nicht bloß eine Metapher.

Die intellektuelle Kontroverse vollzieht sich im Allgemeinen ähnlich wie im Einzelkopf + Einfluß von Institutionen, der befördernd, u U. aber auch verfälschend ist

Das erfolgreiche Handeln wirkt Dispositionen stiftend

Das Fühlen u Wollen, die Affektivität, determiniert im Einzelnen das Denken direkt, in der Allgemeinheit hauptsächlich durch Suggestion.

Möglichste Ausschaltung der Affektivität ist Wissenschaft

Möglichste Einbeziehung der Affektivität ist Dichtung.

17) Ein besonderes Wort verdient die Wahrheit. Sie soll ja nicht relativ sein, das will heute niemand od. höchstens der Lib. Sie soll also den Stimmungen u Strebungen des Geistes entrückt (nicht subjektiv) sein. Das erreicht sie nur durch Übereinstimmung mit der Außenwelt, mit dem größtmöglichen Bereich der Tatsachen.

Also auch nicht durch Übereinstimmung im Volk, sondern mit der Wirklichkeit.

Hier liegt ein Fehler. Eine Romantik udgl.

Es gibt ebensowenig eine nationale Geometrie wie es eine proletarische gibt.

17') Aber Dichtung soll national sein? Indem sich die Dichtung auf der menschl. Wahrheit aufbaut, ist sie mehr als national. Davon [?] später. Vorerst:

18) Wenn die Gefühle u Willen feste sind, hat eine Dichtung Charakter. Aber nicht einmal den: denn Gefühle werden unwahr.

Geist hat sie, wenn sie diesen Charakter /sich unter Wahrung .../ den immerwährend neuen Erkenntnissen, den neuen Lebensformen, anpaßt.

Geist ist ein immerwährender Prozeß, Charakter dessen Masse, Hemmung usw.

Der Geist hat aber noch eine andere Bremse: die Überlieferung. Aber der Geist verändert nicht um des Veränderens willen. Und Kunst ist nicht durchaus nur da, Geist zu haben. Sie ist auch eine individuelle Reaktion. Sie ist von sozialen Konventionen abhängig.

Das sollte keine Definition werden. Man denkt ein Leben lang vergeblich nach. Aber ungefähr worauf es ankommt, läßt sich doch herausstellen.

Und es soll sich zeigen, wie fragil das ist.

*Was hat noch zu kommen?*

Paradoxon: die Tüchtigen ausschalten

Im Widerspruch mit der Wissenschaft, die Wissenschaft ausschalten

\7d

Typische Affekthandlung

Plus der Bewegung: Man kann sich nicht vorstellen, was nach ihr kommen soll.

Plus der Bewegung: Die allgemeine Feigheit u Charakterlosigkeit. Auch der Instanzen.

Der Sportsmann wie der Kirchenmann. Die gleichen Leute, die tapfer sein können. Nichts anderes spricht so dafür, daß der Mensch «gefaßt» werden muß. Die moral. Unbestechlichkeit des Geistes. Er kann zugrundegehn, aber er kann sich nicht ändern. Bsp. des Bolsch. u des Faschism.

Die Weltanschauung des Geistes als falsche Abschwächung zw. den Weltanschauungen. Der Begriff des Humanismus, der Freiheit, der Internationalität u a. in dieser Beleuchtung.

Der induktive geistige Habitus. (Braucht deduktive Elemente)

Was in der Lit. getan werden könnte. (Akad. Rezensionen, Förderung)

Nicht so sehr die Frage beantworten wollen, was Geist ist, als die, in welchem Verhältnis er sich zu den Vorgängen im Ganzen befindet. Ähnlich dem Individuellen. Er hat augenblickliche Aufgaben, zb. im Verhältnis zum Handeln, u dauernde der Entwicklung.

Ev: Wie schwer es wäre als Kulturdiktator.

Charakterschulung nötig, aber nur in Übereinstimmung mit dem Geist möglich.

Das Führerprinzip u. die Kunst aus dem Volk.

So wie sie Vernunft haben, werden sie fühllos; so wie sie heftig fühlen, verlieren sie die Vernunft.

Seit langem abwärts. Herbstregen. Kunst läßt sich nicht kommandieren. Aus dem geistigen Habitus – Induktion. Aber andererseits doch nicht auch nur Partiaillösungen

Läßt sich verändern

Geist ist moralisch.

Geist ist unpolitisch

Merkwürdig konsequentes Paradoxon: Die Juden ausschalten, die etwas leisten.

[ < ]

### Vorrede zu einer zeitgenössischen Aesthetik

*[1933/34 oder später]*

Der Gymnasiast /Schüler/ Princip, der mit seinen Pistolenschüssen die ehrwürdigen Großmächte im Jahr 1914 so aufgeregt hat, daß sie sich aufeinander stürzten, ist ein heimlicher serbischer Dichter gewesen, wovon sich die Großmächte heute noch nicht erholt haben; und der Mann, der es durch seine geistvollen, aber eigensinnigen und etwas einseitigen Anlagen dahin gebracht hat, daß dieser Krieg kein Ende fand, nämlich Georges Clemenceau, hat offenkundig einen Dichter in sich beherbergt, der zu wenig Luft geatmet hatte, etwas giftig geworden war und die Politik

seines Herrn im Sinne seiner Vorurteile beeinflusste. Auch kenne ich aus der Zeit vor seiner Macht einen recht guten Unterhaltungsroman von Mussolini, der in jeder Familie gelesen werden könnte, und dieser erfolgreiche Staatsmann läßt sogar jetzt, unerachtet seines wirklichen Ruhms, ein Theaterstück aufführen, das er gedichtet hat. Wundert es da noch, daß in jedem Zoll ein Künstler ist, wie manche seiner Bewunderer es behaupten! Die deutsche Revolution hat überdies die merkwürdige Erscheinung gezeitigt, daß bald nach ihrem Sieg viele ihrer Führer und Unterführer mit Dramen und Romanen, die man bis dahin nicht gekannt hatte, an die Öffentlichkeit gekommen sind, was einen Einblick ermöglicht, wie ihn bisher noch keine Revolution dargeboten hat. Mit einem Wort, jene heillos blinden Menschen, welche die Poesie verachten, muß man daran erinnern, daß schon Nero Rom angezündet hat, und das nicht bloß getan hat, weil er geisteskrank gewesen ist, wie man es behauptet, sondern vor allem, weil er ein Dichter war. Ihre Achtung vor der Dichtung wird dann steigen, wenn sie bemerken, daß mehr als einmal Amateure der Dichtung, dichtende Dilettanten, aber auch Dichter, die es aus irgendeinem Grund nicht ganz sein konnten, die Welt angezündet haben.

Im Vergleich mit ihnen sind die wirklichen oder voll entwickelten Dichter von großer Ungefährlichkeit und haben außer geistigem Diebstahl, bürgerlichem Konkurs und Verstößen gegen die öffentliche Sittlichkeit nie etwas Ernsthaftes angestellt. Was die Unruhe in weltstörenden Menschen ist, wird bei ihnen zur ruhig brennenden, zur nährenden Herdflamme und mit den Abenteuern ihrer Phantasie bestreiten sie ein geregeltes Ausfuhrgeschäft. Man müßte also die Dichtkunst fördern, wenn man Revolutionen verhindern will, und die einstige revolutionäre Partei Deutschlands, die Sozialdemokratische Partei, hatte das auch in die Praxis eingeführt, indem sie in alle ihre Büchereien zwar gute Romane aufnahm, durch ihre Bibliothekare aber die Arbeiter davor warnen ließ, sie zu lesen, weil sie nichts als Opiate seien, um das revolutionäre Proletariat einzuschläfern. Der Erfolg ist freilich ein unerwarteter gewesen, denn die Partei der streng behüteten Revolutionäre ist dann in Deutschland in der leidenschaftlichsten Weise von einer Partei weggejagt worden, deren Mitglieder ungemein gern Romane lesen, wenn auch nicht gerade die besten, ja sogar selbst welche schreiben.

Wahrscheinlich ist es für Revolutionäre nur gefährlich, daß sie gute Bücher lesen oder schöne Bilder bewundern. Auch die Wissenschaft ist ihnen gefährlich; sie ziehen die Populärwissenschaft vor, wie sie in Bildungsverein zum Vortrag kommt und ihnen einen Ausblick auf die Lösung der Welträtsel gestattet. Die bekannte Behauptung, daß in ruhigen Zeiten die Künste und Wissenschaften blühen, kann offenbar auch umgekehrt werden, und drückt auch dann ein Verhältnis von Ursache und Wirkung aus, denn es ist das Gedeihen der Künste und Wissenschaften, was die Zeiten ruhig macht, indem es ihnen ein Etwas entzieht, dessen Verlust die treibenden Kräfte der Geschichte einschläfert. Schon Nietzsche hat dieses reziproke Verhältnis in der Bemerkung ausgedrückt: «Niemand kann mehr ausgeben, als er hat. Gibt man sich für Macht, Politik, Wirtschaft, Militärinteressen aus – gibt man das Quantum Verstand, Ernst, Wille, Selbstüberwindung, das man ist, nach dieser Seite aus, so fehlt es auf der andern Seite. Die Kultur und der Staat – man betrüge sich hierüber nicht – sind Antagonisten. Kultur-Staat ist bloß eine moderne Idee. Alle großen Zeiten der Kultur sind politische Niedergangszeiten: was groß ist im Sinne der Kultur, war unpolitisch, selbst antipolitisch.» Merkwürdigerweise hat Nietzsche bei der Erwähnung der gemeinsamen Vorräte, aus denen Politik wie Kultur schöpfen, die Phantasie zu nennen vergessen, obwohl gerade sie es ist, was ein Abenteurer, ein Dichter, ein Politiker, ein Historiker, ein Philosoph und ein Soldat gemeinsam haben müssen und auf gegenseitige Unkosten in eine einseitige Form bringen; man könnte sagen, daß ihnen nur noch ein gewisses Maß von Intelligenz ebenso gemeinsam sein muß. Wie ist es aber um ihre Phantasie bestellt, wenn sie dieses Maß nicht erreichen? Haben sie dann auch keine

Phantasie? Haben sie eine dumme? Oder haben sie eine verbrecherische Phantasie? Haben sie die Phantasie schlechter Menschen oder die schlechter Romane?

Nietzsche hat bei seiner Behauptung der Verfall aus Überfeinerung vorgeschwebt, und sie drückt einen Grundsatz der Verteilung geistiger Energien aus, der, nebenbei bemerkt, am anziehendsten in seinen Grenzfällen wäre, da doch im vollkommenen Staat dann für die ringende Musik Beethovens kein Platz mehr wäre, und andererseits aus einem vollendeten Kulturzustande die Politik verschwinden müßte. Kehrt man aber zum Erfahrbaren zurück, so besagt die angeführte Beobachtung nicht mehr, als daß ein Volk nicht zugleich politisch und geistig schöpferisch sein könne, und läßt glücklicherweise dem Unschöpferischen vollsten Spielraum, indem sie nicht das geringste enthält, was dagegen spräche, daß ein Volk gleichzeitig geistig und politisch unschöpferisch sein könnte. Wir wollen also untersuchen, wie sich Kultur und Politik gegenseitig hindern: So könnte heute die Vorrede zu einer Ästhetik beginnen.

[ < ]

# **KRITIK**

inhalt

[ < ]

- ▷ Kritik. Literatur – Theater – Kunst (1912–1930)
- ▷ Referate und Hinweise April – Juli 1923
- ▷ Antworten zu Umfragen 1914–1933
- ▷ Nachträge
- ▷ Kritik-Entwürfe

**Kritik.**  
**Literatur – Theater – Kunst (1912–1930)**

kritik. literatur – theater – kunst (1912–1930)

[< ]

[12-21] [22] [23-30]

**[1912–1921]**

- ▷ Gabriel Schillings Flucht in die Öffentlichkeit
- ▷ Eine dramatische Sendung
- ▷ Die Wallfahrt nach innen
- ▷ Essaybücher
- ▷ Literarische Chronik
- ▷ Literarische Chronik
- ▷ Zusammenhänge?
- ▷ Wiener Theaterereignisse
- ▷ Moskauer Künstlertheater
- ▷ Kunst-Ein- und Ausdrücke
- ▷ Theaterabend
- ▷ «Dantons Tod» von Georg Büchner Zur Aufführung im Deutschen Volkstheater, Wien

- ▷ «Das Frühlingsfest in Florenz» von Forzano
- ▷ Ein Volksstück (Die Rax. Ein Wiener Schauspiel von Hans Stifegger. Uraufführung am Deutschen Volkstheater in Wien)
- ▷ Das Drama eines deutschen Mannes Hans Kohlhase
- ▷ Helden
- ▷ Moissi-Epilog
- ▷ Max Mells neue Bücher
- ▷ Wiener Saisonbeginn
- ▷ Wiener Theatermesse
- ▷ Wiener Theater Das Feine Lustspiel
- ▷ Wiener Theater «Der Meister» von Hermann Bahr
- ▷ Moissi-Gastspiel
- ▷ Der Dichter am Apparat
- ▷ Wege zur Kunstbetrachtung
- ▷ Wiener Nachträge
- ▷ Valutaspekulation oder: Von Molière über Sternheim zu Kaiser
- ▷ Der Komiker
- ▷ Nachwort zum Moskauer Künstlertheater
- ▷ «Madame Legros» anlässlich der Aufführung in Wien

- ▷ Georg Kaiser-Matinee in Wien
- ▷ Jessner und Brand

## **1922**

- ▷ Coriolan in Wien am 1. Jänner im Burgtheater
- ▷ Wiener Theater «Die Ballerina des Königs»
- ▷ Grillparzer-Feier in Wien
- ▷ Wiener Theater
- ▷ Wiener Theater
- ▷ Tilla – Konstantin
- ▷ Schluck und Jau
- ▷ Wiener Theater
- ▷ Wilhelm Schmidtbonn: «Die Schauspieler» (Erstaufführung am Wiener Raimundtheater)
- ▷ In memoriam Antonii Wildgans
- ▷ Die Uraufführung des Ich
- ▷ «Bocksgesang» von Franz Werfel Uraufführung im Wiener Raimundtheater
- ▷ Le Paquebot Tenacity (Erstaufführung am Wiener Burgtheater)
- ▷ Vom Geiste der Bühne
- ▷ Wiener Theater



- ▷ «Vivat academia» von Schönherr (Erstaufführung in Wien)
- ▷ Wiener Theater
- ▷ «Spiegelmensch» von Franz Werfel (Erstaufführung im Wiener Burgtheater)
- ▷ Wiener Theater
- ▷ «Kain» von Anton Wildgans Erstaufführung im Wiener Burgtheater
- ▷ Wiener Pallenberg-Gastspiel
- ▷ Wiener Theaterbericht
- ▷ Evchen Humbrecht oder: Die Kindesmörderin
- ▷ Wiener Frühjahrsausstellungen
- ▷ «Komödie» Theaterausstellung der Wiener Nationalbibliothek
- ▷ Das Licht Erstaufführung im Stadttheater zu Wien
- ▷ Der Wettlauf mit dem Schatten
- ▷ Gastspiele
- ▷ Zwischensaison
- ▷ Mediale Zeichnungen
- ▷ Der Wechsel im Wiener Burgtheater
- ▷ Reinhardts Einzug in Wien
- ▷ Wiener Theater Martin und Kortner

- ▷ Wiener Theater Der Schildpatzkamm
- ▷ Wiener Theater
- ▷ Wiener Theater Der Schatten
- ▷ Das Reinhardt-Gastspiel in Wien
- ▷ Trugschlüsse
- ▷ Wiener Theater Christa, die Tante
- ▷ Die Wilnaer Truppe in Wien

### **[1923–1930]**

- ▷ Russische Kleinkunst
- ▷ Zum Gastspiel des Lessing-Theaters im Neuen Deutschen Theater
- ▷ Eindrücke eines Naiven
- ▷ Die Zeit der Sommerposen
- ▷ Ein wichtiges Buch
- ▷ Bassermann – Solness
- ▷ Moskauer Kunstspiele
- ▷ Hans Kaltneker «Die Schwester»
- ▷ Wertphilosophie eines Outsiders
- ▷ Yvette Guilbert (Gastspiel in den Kammerspielen)

- ▷ «Casanova in Wien»
- ▷ «Die rote Mühle» von Franz Molnár (Deutsche Uraufführung am Burgtheater in Wien)
- ▷ [Ecce poeta]
- ▷ Ernst Tollers Hinkemann Matinee im Wiener Raimundtheater
- ▷ Wiener Kunstausstellungen
- ▷ Doktor Knock von Jules Romains
- ▷ Stücke aus der Zeit Wiener Dramatisches Allerlei
- ▷ Wiener Theater
- ▷ Das neue Theater Reinhardts in Wien
- ▷ Wiener Kunsttagebuch
- ▷ Wiener Theater
- ▷ Das Theater in den Festwochen Gute Hoffnung und Unerlaubter Eingriff
- ▷ Arthur Schnitzlers «Komödie der Verführung»
- ▷ Der Knecht
- ▷ Die heilige Johanna
- ▷ Eine Künstlerphilosophie Ernst Wagners «Verwandlung der Erde»
- ▷ Alfred Döblins Epos
- ▷ Psychologie des Lehrlings Das Buch von Hugo Lukacs
- ▷ Der Schüler Gerber hat absolviert

▷ Sophie Hochstetter: «Louis Ferdinand»

### **Gabriel Schillings Flucht in die Öffentlichkeit**

*[Nach März 1912]*

Gerhart Hauptmann schickt seinem Drama das Wort voraus: «Es ist keine Angelegenheit für das große Publikum, sondern für die reine Passivität und Innerlichkeit eines kleinen Kreises.» Er veröffentlicht es danach in einer vielgelesenen literarischen Zeitschrift, deren leider oft übersehenes Verdienst darin besteht, an der Spitze des kulturellen Fortschritts zu marschieren und ihn dadurch vor einem halbsbrecherischen Tempo zu behüten. Man drückt das Ganze am besten mit den eigenen Worten des Dramas aus: dort stammen wir her – dort gehören wir hin.

Es gibt einen Begriff, der die unmöglichste Synthese bedeutet, die je wurde, das ist der von Menschen, die an Hühneraugen leiden. Er enthält die Atmosphäre eines kleinbürgerlichen Schuhinnern vermischt mit echter Sensibilität. Frauenrechtlerinnen, Gottfried Keller, Werdandibündler, nicht mehr festschließende Theologen, die Gefühlspezies: Opernkomponist, die Mehrzahl unserer heutigen deutschen Erzähler ist unter ihm zusammenzufassen und der Lamprechtsche Begriff der Reizsamkeit dieser Zeit wird durch ihn fast überflüssig. Diesmal hat ihm auch Gerhart Hauptmann – als einer Angelegenheit für die reine Passivität und Innerlichkeit eines kleinen Kreises – mit Deutlichkeit viel Liebes erwiesen.

Man weiß, daß in diesem Stück ein Mensch zwischen zwei Frauen fällt, den Tod vorzieht, «ans Meer eilend», wie das Motto sagt, «weil ein Weib sein Heiligtum betreten habe.» Es ist das Schwanken eines Mannes zwischen zwei Frauen, die ihn beide abstoßen; darin liegt viel selten Gegebenes wie in jeder Umkehrung eines Gemeinplatzes, – der hier wäre: Das Schwanken zwischen zwei Frauen, die anziehen. Es liegt etwas von der Prärieweite des Mannes darin nach dem Passieren der qualvollen Enge der Wunscherfüllung, seiner herrlichen Einsiedlerkraft, während jenseits des Horizonts ein zeitraubend dankbares Geschöpf wartet, – verbunden mit der Schwäche des Lasters, die darin besteht, daß man gar nicht mehr den Genuß sucht, sondern den Rückprallpunkt, den geheimnisvollen Wirbelpunkt an der Grenze der Aufnahmefähigkeit und des Widerstrebens. Oder es könnte auch etwas von den Verstecken hinter einer langen Krankheit sein, der lächerlichen und doch nicht rechtlosen Abneigung eines Untergehenden gegen die Gesundheit und der kaustischen Neigung dieses sich Wegwerfenden zum Vorbeigleiten unfertig bleibender nur ihm entdeckter einmaliger moralischer Gebilde.

Bei Gerhart Hauptmann sind die Kräfte, die diesen Mann nicht aus der Verbindungslinie der beiden Frauen nach einer dritten Richtung hinauslassen (wodurch der Fall zu einem ungesunden wird), sinnliches Unterliegen vor einer und Mitleid mit beiden, dann Zerriebenwerden vom Gekeife und männliche Hilflosigkeit dagegen; Kräfte also aus dem Bezirk der Schwäche; es dämmert über einem auch ohne alles schwanken Charakter etwas wie: männliche Anständigkeit, Sauberkeitsbedürfnis als Schwäche. Jedoch gilt es bei uns schon zu lange für statthafter, Laster zu haben, als aus Lastern geistige Tugenden zu gewinnen: im Mitleid wird nicht die Tugend gezeigt, die darin verborgen sein kann, und das sinnliche Unterliegen bleibt das des

Gelegenheitsverhältnisses, von dem sich auch Tausende welker Gattinnen fristen. Die männliche Stille und Anständigkeit aber vermögen nicht die Bedeutsamkeit zu retten, weil ihr Niveau hier ein bloßes Gegenstück zur feuilletonistischen Weibchenpsychologie bleibt.

So steigt am Ende doch nur der musikalische deutsche Assessor aus allen Leiden; das was auf seiner früheren Stufe unter farbentragenden Studenten als ein leider nervöser aber prächtiger Kamerad gilt, der gefühlvoll ist und gelegentlich wegen eines Frauenzimmers im Ehrenpunkt versagt. Der gesunde, deutsche Mann noch in einer Verfehlung, dem das Leben zugesetzt hat und der druckempfindlich wurde und sterben muß – über dem «edlen, aber furchtbar veränderten Gesicht» – die Leichdornkrone. Er spricht: «Topp Kinder, hier wollen wir lustig sein. Deibel nochmal, tüchtig deutschen Sekt saufen und so tun, als wären wir siebzehn Jahre ...» und ruft, wenn er etwas bemerkt: «Eiapopeia, was raschelt im Stroh!» Er findet von sich: «Man muß brutal sein, man braucht alle Kraft, um so eines gestrigen bleichen Wesens Meister zu sein.» Er sagt: «So! Und jetzt kann man sich endlich in aller Ruhe eine Importe für zehn Pfennig ins Gesicht stecken.» Dann: «Na, Teufel, da will ich mir noch eine anstecken!» Er stellt in der Weise vor: «Ich gestatte mir vorzustellen: Ottfried Mäurer, Frau Hanna Elias, langjährige, brave Freundin meinerseits. Ein Königreich für ein Glas Pilsner Bier, meine Herrschaften,» was an die leichte Art eines Etagenherrn, seine Verlegenheit zu bemänteln, erinnert. Auch macht er den Witz: «Anwesende hoffentlich ausgeschlossen!» Endlich erklärt er: «Das ist unsere separate Klausur hier. Olfers hat sie uns eingeräumt, damit wir nicht immerfort von den Gemeinplätzen der andern Gäste belästigt werden.»

Denn dieser Mensch ist Künstler. Wozu? Es mündet hier eine zweite Linie; gezeichnet durch ein Gegenspielerpaar. Auch die zwei sind Künstler, aber herb, männlich gebaut, und man ahnt, es könnte das Kraft des Empfindens sein ohne Empfindsamkeit, Kunst und Gesundheit als Gegensatz zu allem Verliebtsein ins Kranke und einem über die Nervenstränge schlagenden Literatentum. Es könnte das Problem der nächsten Gesundheit sein. Und da oder dort hebt es sich wunderbar: kranke Stimmungen – die Wirkung einer kleinen Insel, das Machtvollere des Lichts hier, das Ringsum des Meers, diese Überfülle des Natürlichen bis zu Tränen und Tagträumen sich steigernd und doch ganz aufgesogen in klaren eurhythmischen Seelen. Aber das verhuscht angedeutet, und was greifbar bleibt, sind Leute, die nicht zu sehr zeigen wollen, daß sie ihre seelischen Betätigungen ernst nehmen, und das so ausdrücken: «ich will diesen Winter sehr viel Kolophonium für meinen Geigenbogen verbrauchen,» oder auch sagen: «unsereiner kann ohne was Geistiges eben nicht sein,» wenn sie ihr Bedürfnis nach Alkohol meinen.

Hauptmann hätte Beliebige nehmen können, ibsensich nüchtern auf ein Kräftespiel hin ansehen, mit dem Durchströmen manchmal einer deutschen Landschaft, wie es nur er kann. Es wäre ein Stück auf einem andern Standpunkt geworden, mit Personen, die unter den Händen des Dichters verenden wie Meerschweinchen auf der Gottesklinik. Hier aber hat er Künstler gewählt unter einem hohen Geleitwort und scheint in dem Stück, vielleicht in lebensgerechte und beschädigte Exemplare auseinandergelegt, also einiges von den Schwierigkeiten zeigen zu wollen, ein wertvoller Mensch zu sein. Es ereignete sich dabei die Katastrophe, daß er statt standfesten Menschen, Gesunden, die dennoch Aufschwung und Feinheit haben, vorgeblich Feine, Hochgemutmaße gab, die gewöhnlich bleiben, und so ihr Widerspiel. Es ist gleichgültig, ob Hauptmann es nicht anders konnte, denn er kann genug andres. Es ist wahrscheinlich wichtiger, daß auch Ibsen es nie viel anders tat. Der machte Tafeln mit Aufschriften, die die Bedeutung der Menschen ersetzen mußten, und ließ sie von gut alltäglichen Emotionen hin und her bewegen. Es war das Prinzip der Shakespearebühne im Innern. Es hieß bei ihm, dieser Pastor ist ein Mensch der seelischen Vorhut, dieser Baumeister ohne besondere Ideen ist der Baumeister mit der großen

baumeisterlichen Idee. Das Ganze war ein kinematisches Spiel ohne Maße, ein Operieren mit fingierten Großen: man nannte es seinen Symbolismus.

Es ist heute fast schon zu einer nicht mehr bemerkten Tradition geworden. Darum entscheidet sich bei diesem Stück eine Frage der Grundsätze. Was aus der Enveloppe, die man Wirklichkeitsdarstellung nannte, hervorkam, ist eigentlich Ideologie. Die Agentien sind so Ideen, die Menschen sind ganz ans täglich Feste gedrückt und werden wie Steinchen von Strömungen gehoben und versetzt. Die Idee-Indiskretion, die Idee hinter, über dem Stück, statt in den Seelen der Personen kann aber nie distinkt, nie genau, scharf, fein gegeben werden, es bleibt ihr immer etwas von der Unbestimmtheit der Programm-Musik und einer Pantomime in Worten. Mit der Zeit führt die Gewöhnung daran zu einer Abstumpfung der Bedürfnisse. Wenn man Ideen so sehr hinter oder in Menschen versteckt, daß sie nur zweideutig aus Wirkungen auf die alltäglichen Einfälle und Gefühle erschlossen werden können, fehlt der Zwang, die Ideen durchzubilden; man braucht nur die Gesten ihres Vorhandenseins, die aber werden bald ungenau wie Kopien von Kopien. Man fühlt sich anfangs versucht Gerhart Hauptmanns Versagen in diesem Stück mit Flüchtigkeit zu entschuldigen, allmählich aber erkennt man – in der Art ausgedrückt, die dort noch als bedeutsam gelten könnte nicht Zeitmangel, sondern Zeitmängel!

[◀ ]

### **Eine dramatische Sendung**

*[Januar 1913] <sup>(1)</sup>*

Hätte dieser Dichter auch nicht sein Stück eine dramatische Sendung genannt – mit jenem empfindsamen Doppelsinn, der das über eine Gestalt des Spiels sagt und zugleich auf der eigenen Zunge zergehen läßt, – das Wesentliche bliebe für mich ein seltener Seelenzustand; nicht im Dargestellten, sondern des Darbietens:

Wenn ein Theaterenthusiast in die Worte ausbricht, «Cassio, tu Geld in deinen Beutel,» oder: «Von seidnen Fahnen flüsternd überbauscht ...,» empfindet er einen betäubenden Genuß. Er bläht sich den Hals bis in den Leib hinein mit Luft auf und seine Worte haben einen Klang, wie ihn nie Worte – weder eines vernünftigen noch eines kranken Menschen – haben, wenn sie ein Gefühl, einen Willen oder eine Sachlichkeit zwischen dem Sprechenden und der Außenwelt vermitteln. Ihrer Ausdrucksfunktion und natürlichen Möglichkeit sich zu entladen beraubt, in den Sprechenden zurückgeholt, belauscht und echohaft vergrößert, scheinen sie einen blasigen, stofflosen, aber dicht aufschäumenden Gefühlsüberschwang zu erzeugen. Lächerliche Worttrunkenheit, gewiß; aber weiß man, was Bühnenrausch ist, wie weit, wie nahe davon? Man hat sich noch wenig um diese paradoxen Verwandtschaften, um Grenzen und Übergänge gekümmert.

Etwas von dieser Theatralik und rasenden Unnatürlichkeit, die im Dilettanten zur Manie wird, steckt in der keuschesten Bühnendichtung. Strecken, wo der Umweg, aus den Gestalten selbst herausprechen zu lassen, was man doch heimlich in sie hineingelegt hat, nur noch ganz lässig gewahrt wird; wo die Ungeduld des Dichters plötzlich seine Menschen entfleischt und als Sprachrohr für Worte gebraucht, die ihren Sinn kaum noch in irgendeiner vorgetäuschten psychologischen Kausalität finden, sondern in einem frenetischen Gefühl des Ganzen. Es ist, als

ob um die Logik der Absicht herum die erschaffenen Leidenschaften zu einer allgemeinen Erregtheit würden, die weder dem Dichter noch den Gestalten des Spiels mehr angehört, sondern einer seltsamen Zwischenwelt, voll eines bewegsameren, symbolischeren, etwas an die kaum mehr verständlichen Kurzschlüsse zwischen Gefühl und Ausdruck bei manisch Entrückten erinnernden Zustands des Denkens und Fühlens; dessen Erlaubtheit, dessen Bemessung – eine der Pillendreherfragen des Künstlers bleibt.

Einem ganzen Stück unmittelbar von daher das Feuer zu holen, ist für mich das Eigentümlichste Sorges. Seine Bühne ist bald Szene, bald Proszenium, bald – Metaszenium. (Mit einer häufig meisterhaften Ausnützung des Sichtbaren für das Unsichtbare.) Aber auch innerlich sind seine Auftritte gleichsam in Bildflächen aufgebaut, die ganz verschiedenen Abstand haben. Sie liegen seelisch bald in der gewöhnlichen Bühnenwirklichkeit, bald im Dichter, bald an irgendeinem unbestimmbaren Ort dazwischen. Sie folgen nicht in einem Kausal- oder psychologisch erklärbaren Zusammenhang aufeinander, der stellenweise durch Lyrisches, Gesteigertes, Visionäres unterbrochen oder überhöht wäre, sondern dieses ist legitime Fortsetzung, bis es unvermittelt wieder abgelöst wird. Die Handlung, die wie irgendeine begonnen hat, läuft ein Stückchen, versinkt dolinenhaft und plötzlich fliegt sie eine Strecke über den Köpfen; wenn sie sich dann wieder senkt, ist sie um diese weiter.

Ein Sohn tötet – auf inneren Befehl – in Liebe seine Eltern. Es fängt alles bühnennormal an. Innere Gewichte werden aufgewunden. Sie sind erst auf halber Höhe, da beginnt der Vater, der geisteskrank ist, in schönen, gesunden Versen den Wunsch nach Gift zu äußern. Es ist durchaus nicht mehr er, der jetzt spricht, sondern seine lyrische Abkürzung im Dichter, seine Bedeutung für den Sohn nur als Teilklang im ganzen. Ebenso vollzieht sich die Entscheidung, die darauf folgt, nicht in der Seele des Gebetenen, sondern in einer «Gestalt des Dichters», in die er sich in diesem Augenblick verwandelt; die bald er zu sein scheint, ins Ekstatische gehoben, bald nur der lebend gewordene Gefühlsablauf in ihm, bald seine Idee, noch unabgelöst in die Eingebung des Dichters gebettet und leise von da ins andere wechselnd. Solche Übergänge aber gibt es vorher und nachher; großsprüngige und bloße weiche Gleitungen des Tons; manchmal leer lassend, manchmal befremdlich erregend. Das Entscheidende ist, daß alle diese Änderungen nicht eigentlich außen vollzogen werden, – wie ein phantastisches Spiel glatt an dem unbewegt eingestellten Auge vorbeizöge, – sondern an dem Verhältnis von Zuschauer und Stück. Wenn der Held, nachdem er seine Eltern getötet hat, plötzlich bei verfinsteter Bühne eine «Stimme, erzen durch das Dunkel», wird, hat sich nicht er verwandelt, sondern seine Bedeutung, sein Gefühlswert für den Zuschauer, der Standpunkt, das ganze Sehen; was jetzt geschieht, ist die innere Gipfelung des äußeren Geschehens im Zuschauer (oder im Dichter), von einem Bühnenvorgang bloß orchestriert. Dieser fortwährende Wechsel, der nie ganz in einem Bewußtsein der Willkürlichkeit verloren geht, diese innere Zumutung, die nie ganz die Art eines äußeren Ereignisses einbüßt, schafft um Bühne, Dichter und Zuschauer ein trübes, durchzucktes, fortreißendes Wogen. Es ist etwas von den Spitzfindigkeiten der scholastischen Transsubstantiationslehre um dieses Erlebnis, wenn man es zu erklären sucht, aber etwas von verschollenen Auflösungsreizen und überpersönlichem Verströmen, wenn man sich ihm überläßt.

Es stehen auch Stellen in dem Buch, die von einer wundervollen Wirklichkeit sind. Stimmungen einer Familie, Neigung und Scheu rings um einen Geisteskranken. Ineinander von Liebe und daß es das beste wäre, wenn ein Ende käme; Liebesszenen zwischen zusammen gealterten Leuten; väterlicher Terror, noch nach dem Untergang gewohnheitslieb ertragen, mit einem sanft merklichen Nebeneinanderbringen der Gleichheiten von Zerstörung und Aufstieg, Vater und Sohn. Dann eine Szene, voll eines in alle Falten leuchtenden Lichts, wo der Vater einem kleinen

Vogel eine Reißfeder in den Leib sticht, um rote Farbe zu haben; sie ist wie von Hebbel erfunden. Und noch zwischen dem jungen Dichter und seinem Mädchen gibt es Augenblicke, deren Jünglinghaftigkeit mir zwar körperfremd ist, aber in einer hageren Weise ergreift.

Dies alles wird durch das gewaltsame Aufschwingen ringsum in dem Stück und rings um das Stück statt gehoben, eher Verblasen. Man wird das gegenüber genialischen Auslegern festhalten müssen. Durch das ständige Unterbrechen der Realität bleiben schließlich Voraussetzungen unerklärt, ohne die der Sinn nicht feststeht. Die symbolische Zwischenmusik vermag solche Lücken nicht auszufüllen, denn sie ist zu unkontrollierbar und gefühlhaft irrational. So wird es irgendeinem vom Leben blankgewetzten Kopf nicht schwer fallen, Grundlinien dieser Dichtung für Jugendlichkeiten zu erklären. Er braucht nicht unrecht zu haben, denn es kommt wenig darauf an. Das Schweben des Werks zwischen Objektivierung und Gefühlserlebnis macht es wehrlos. Es ist das wahrscheinlich nichts als der notwendige Zustand des Herausholens gewesen, mit dem Versuch, aus seiner Notwendigkeit eine Tugend zu machen; eine Diesmaligkeit, liebenswert in ihrer Kraft. Dampf der Zeugung, in dem Augenblick, wo er überall schon von Kristallen durchzogen ist, entschlossen vor den Scheinwerfer gebracht.

[ < ]

### **Die Wallfahrt nach innen**

*[April 1913] (2)*

Die Metaphysik wächst; weh dem, der Metaphysik birgt!

Literarische Gottessuche auf allen Wegen. Begrifflich allerdings nicht ganz genau genommen, bald ist es Gott, bald die Seele, bald All, Chaos ...: überall aber als das Gemeinsame steigt der neuere innere Mensch religiös erweckt aus der Tinte. Solche Tatsachen müssen angeblickt werden.

Sie sind im Grunde nicht wunderlich. In einer so diesseitig angenehmen, diesseitig so beschäftigten Zeit steckt leicht etwas gutmütige Wehrlosigkeit gegenüber den Vermittlern von Heilslehren. Sie genießen die unverantwortliche Stellung eines Hauskaplans in der Raubfürstenburg; vielleicht sogar etwas wie die Liebe eines schweren Jungen zu seinem Piepmatz. So entsteht der Umfang der Bewegung. Man muß nicht seinethalben glauben, daß wirklich ein stärkeres metaphysisches Bedürfnis herrscht, aber die, in denen es grassiert, werden nachlässiger beaufsichtigt.

Die Gefahr liegt in den geringen Ansprüchen, die man stellt. Man könnte die Vernunft lieben wie ein Enzyklopädist und dennoch der Mystik gewogen sein. Sie hat im Lauf von Urzeiten bis zu den Augen van Goghs, wenn er eine Kaffeekanne oder einen Gartenweg ansah, das Menschliche um mancherlei Grenzerlebnisse erweitert. Diese Erlebnisse sind Realitäten; alles übrige: Hypothesen, die manche dazu nötig hatten, manche nicht. Und wie immer man denken möge: keinesfalls darf das Erlebnishafte hinter den hypothetischen Unerweisbarkeiten zurückstehen. Wo man dies vergißt, wird mystische, religiöse Innerlichkeit zur Verflachung, zum Schlendrian, zu einer Sackgasse für jedes Gefühl, das sonst vielleicht anderswohin gelenkt hätte; so gut wie es die Rührung für die Wertherzeit war und die Liebe zum Mittelalter für die Romantik.



Es gibt in dem Buch Margarete Susmanns Quellstellen des Gefühls: Liebe, deren Frage noch nicht lautet: Liebst du mich? sondern: liebst du? Beängstigungen durch das leer Kosmische ringsherum. Fremdsein manchmal des eigenen Lebens. Gemeinsam sich in einer ungeheuren Einsamkeit finden, als das Wesen der Liebe zwischen Mensch und Mensch. Einsam bleiben in der Gemeinsamkeit, das dieses Wesen nicht minder ist. Und der nachdenksame Satz, daß der Mann sich als der gegeben ist, der sich von sich entfernt; daß sein tiefstes Schicksal die Schicksalslosigkeit sei. Vielleicht manches noch mehr; in dem moospolstrigen Stil des Werks aber versickernd.

Was zusammengefaßt wird, strömt – nicht geradenwegs auf Gott zu; wenn ich recht gehört habe, ist sogar an manchen Stellen von seiner Depossedierung die Rede, – aber in jene sakralen Gefühlssphären hinein, die heute wie der Geruch seines Kleides plötzlich wieder Zurückschlagen, nachdem er vor einer Weile weggegangen ist. Seelenwürde, Aufstieg durch Liebe, Wächtertum, Höhe, Sehnsucht nach dem Ganzen: es ist nicht Gott, aber das verwaiste unverändert religiöse Empfinden auf der Suche nach einem neuen Herrn. Und man fühlt mit einemmal eine Abiturientenangst, vor der Aufgabe, Mensch zu sein.

Die tiefere Rechtfertigung obliegt einer Art metaphysischer Begründung. Wir sind aus dem Stoff der Verwandlungen; jede Form des Lebens hat teil daran. Alles wandelt sich, indem es sich bewahrt; wir sind in dieser Verwandlung gebildet und wenden uns, kraft ihrer Gewalt selbst, gegen sie zurück. In die Welt, das organische Unten verschlungen, verwandelt das Individuum die ihm von daher zuströmende Kraft in eine Welt des Seins. Dieser Drang zum Werden, diese Vereinheitlichung der Urgegensätze schlägt in der Liebe die Augen auf. Und in dieser Art. – Gefühlsher manches noch werthaltig (wackere Männer dreht es im Grab herum, von Heraklit und Platon bis Schwenckfeld und Sebastian Franck), nach der Verstandesseite indiskutabel; ein unentscheidendes Schwanken des Arguments zwischen Begrifflichkeit und Gleichnis. Der Tod, heißt es, sei – dies etwa als Beispiel – der letzte Sieg des blinden Geschehens, zugleich die Ursache der Freiheit des Individuums, denn: ein ewig Lebendes würde sich dem Ablauf des Lebens nicht entgegen wenden, würde mit ihm zusammenfallen ... Man könnte ebensogut das Entgegengesetzte oder ein Drittes erwarten. Solche Gleichnisse spielen mit der Verantwortlichkeit des Begriffs und versäumen darüber, sich als Gefühl zu vertiefen. Sie ahmen Wahrheiten nach, was sie nie werden können, und werden nicht, was sie sein könnten, *Glaubwürdigkeiten*. Und sind so am Ende nicht Holz noch Frucht, sondern Holzfrucht.

Hetta Mayrs «Gleichnisse und Legenden» dagegen sind eigentlich entlaufene Novellen, die den Schleier genommen haben. Wo man ihr Fleisch noch sieht, schimmert es; mitten durch aber sind sie vom Begriff gepfählt, von Feierlichkeit der Auffassung, von Weltheiligkeit.

In einer dieser Erzählungen sieht eine Frau einem brünstigen Schwan zu, während er sein Weibchen jagt, ihre Lippen öffnen sich unwillkürlich bei diesem Schauspiel und im gleichen Augenblick bemerkt sie einen Mann, der sie beobachtet. Zu dieser später frigid-ahnungslos sich prostituierenden Dame sagt ihr Gatte: «Nehmt mich als Absteigequartier, wenn es Euch beliebt zur Erde herabzukommen. Aber ... ich dulde nicht, daß Ihr Euch lagert, wo Ihr gerade aus den Wolken niederfällt.» Zu diesem Gatten, ohne ihn zu kennen, sagt jener erste Mann: «.. von Natur ist sie eine Dirne.» «Habt Ihr» – fragt der Legitime – «die Probe gemacht, Signor?» «Ihr könnt sie nach mir machen. Fixiert sie mit dem Blick und sie folgt Euch, wohin Ihr wollt. Ihr könnt ihr die Kleider abreißen, sie rührt sich nicht. Ich kann die Probe vor Euch wiederholen.» Durch eine andre Erzählung talkt ein lippenleckender Greis und schwatzt Lüsternheiten mit Worten aus dem weichlichen Vorstellungskreis des alten Beichtkinds dahin ... Und mancherlei so.

Das sind Szenen und Gestalten, die von selbst wachsen und nur ein wenig jenes Speichelwässerchens des Erzählers bedürften, das – gewiß – das Sabbrige des epischen Berufs bedeutet, aber doch auch eine seiner Unerläßlichkeiten. Und oft läßt sich – mitten in einer Vortragsweise, die die Worte aufs Eis legt – die Atmosphäre mit kleinen zuckenden Schlägen, mit plötzlich durchbrechenden Wendungen, die fast unpassend scharf und konzentriert sind, wie aus einem Essay, und die Feder gerät – krach, flog der Balken zur Seite! Krach, zerbrach es in der Luft .. – manchmal in eine Entschlossenheit, die schon unerlaubt ist, doch jenen Übermut des Handgelenks verrät, der aus innerem Überschuß mühelos und gern jede Lebendigkeit schaffen würde.

Aber der Ehrgeiz strebt nach einem kürzesten Hereinziehen des Geistigen in die Erzählung. Gleichnisse und Legenden bedeuten nicht bloß einen Titel, sondern eine Aszese. Die Wahl einer Darstellung, die durch untersinnliche Vereinfachtheit die Möglichkeit einer ungewissen Vielbedeutsamkeit erwirbt. Und hier, wo das Buch zur Erfüllung eines guten spirituellen Verlangens auf diesen in unsrer Zeit beliebten Weg gerät, lenkt es in deren Gefühlsallgemeinheiten ein, die es versagen lassen. Es wird zum würdigen Ausdruck edler Ideen. Ob sie auch nur provisorisch Gott heißen, oder Segen der Arbeit, oder Klarheit und Dämon: indem ihre in Wahrheit viel größere Fülle in hieratischer Vereinfachung gezeichnet wird, werden sie dazu. So reihen sich die Geschehnisse in einen Zusammenhang, der meist weder für das Gefühl noch für den Verstand etwas Zwingendes hat. Und es entstehen nicht Legenden von einem neuen Seelenbesitz, sondern Allegorien eines längst alten.

Aber wo man das Fleisch sieht – schimmert es von allen unterwegs verloren gehenden Seelen.

[ < ]

### Essaybücher

*[September 1913] <sup>(3)</sup>*

Man kann im Leben eine spannungsvolle Unsicherheit den Gewißheiten vorziehen, als Denker werden die pikanten Naturen meist üble Figuren. Denn etwas nicht wissen wollen, das feststehen könnte, bloß um einen schönen Gedanken zu haben, ist im Grunde ebenso dickbürgerlich wie Tatsachen um der Ruhe des Gefühls willen zu leugnen. Die geringste mathematische Dissertation ist unbedingt von besserer geistiger Haltung als das willkürliche Werk Schellings oder Euckens etwa oder irgendeines Hirn mit Gefühl Mischers.

Trotzdem ist das Kennzeichen eines Essays, daß sein Innerstes in begriffliches Denken so wenig übersetzbar sei wie ein Gedicht in Prosa. Das hebt ihn über das Populärwissenschaftliche, die blumige Rektoratsrede, über vermischte und kleine und nachgelassene Professorenschriften. Seine Gedanken sitzen unablösbar in einem Mutterboden fest aus Gefühl, Willen, persönlichen Erfahrungen und solchen Verbindungen von Ideenkomplexen, die nur in der seelischen Atmosphäre einer einzigen inneren Situation volles Licht empfangen und geben. Sie beanspruchen gar nicht Allgemeingültigkeit, sondern wirken wie Menschen, die uns ergreifen und entgleiten, ohne daß wir sie rational fixieren könnten, und die uns geistig mit etwas anstecken, das sich nicht beweisen läßt. Sie dürfen auch Widersprüche enthalten; denn was im Essay die Form eines Urteils hat, ist nur eine Momentaufnahme des nicht anders als in

Momentaufnahmen Faßbaren. Sie stehen unter einer biegsameren, dennoch unter keiner weniger strengen Logik.

Das Ziel des wissenschaftlichen Denkens ist das eindeutige Aussprechen und Verknüpfen von Tatsächlichem. Es ist am bewundernswertesten dort, wo es dessen herrliche Härte nackt durchfühlen läßt. Das essayistische Denken darf kein Gegensatz dazu, sondern es soll eine Fortsetzung sein. Berechtigt dort, wo die wissenschaftliche Gründlichkeit keinen Grund findet, der mit der für ihre Anwendung unerläßlichen Festigkeit standhält. Sie verliert dann alle Tugend und wird zur zwecklosen Pedanterie. Man sieht es an den philosophischen Versuchen das wissenschaftlich Systematisierbare aus großen Essayisten begrifflich herauszuziehn; etwa aus Emerson oder Nietzsche. Sie baggern mit großem Apparat nach dem Boden dieses Strömens und fördern einen zerrissenen alten Schuh, ein weggeworfenes Denkgewebe, irgendeine Lächerlichkeit herauf. Wenig erforschte Grenzen der Denkmethodik bestehen da und müssen geachtet werden. Man kann umgekehrt jeden Essay, jede Metaphysik, selbst jede Mystik unter die Frage stellen: was bleibt, wenn man sie ganz wirklichkeitsgrade anblickt? Schrumpfen sie ein oder ist ihre Wirkung unempfindlich dagegen? Spalten sie den Verstand, bewußt, technisch, gemäß der Vielfalt der Sache oder zerspält er wegen der Einfalt des Autors? Ich habe selten gehört, daß man so, nach dem Recht auf die Methode, fragt. Obgleich man in dieser seelisch reformwerkenden Zeit und ihrem kunstgeistigen Denken alle Tage gezwungen wird, sich dümmer zu stellen als man ist, um auf die gewünschte Gefühlshöhe herabzukommen. – Man verzeihe das Schulhafte der Einleitung. Der künstlerisch denkende Mensch ist heute bedroht durch den nicht künstlerisch denkenden Menschen und durch den nicht denkenden Künstler; es wird notwendig werden, sich auf Grenzen, Rechte und Pflichten zu besinnen.

Bahr sagt von Goethe: «... er hat gewußt, daß zu jedem Ja sein Nein gehört und daß sich aus beiden zusammen immer erst die hinter beiden verborgene, in beiden gleiche Wahrheit ergibt». Das ist die Erkenntnistheorie, die sich aus der Denkpraxis des Künstlers folgern läßt und im Umkreis der ihn interessierenden Probleme meist richtig ist. Bahr erweitert sie ins Allgemeine und schließt: Die Wahrheit steht fest, – aber irgendwo drüben und nicht für uns hier. Und er wird manchmal noch zweifelnder. Schreibt mit Pascal, daß unser Leben von der natürlichen Unwissenheit zu der gelehrten gehe. Daß wir immer nur wüßten, daß wir nichts wissen können. Und daß nur eine letzte Wahrheit bleibe, daß es keine Wahrheit gibt. Ich verstehe solche Skepsis. Sie überträgt Erfahrungen eines Teilgebiets auf das Ganze. Und das ist ihr Irrtum.

Das Buch beruft sich für ihn auf mancherlei Philosophien. Der Zweifel am Erkennen ist ja fast so alt wie die Lust daran und die Geschichte unsrer Philosophie ist ein mehr als zweitausendjähriger Kampf zwischen beiden; mit Vordrängen und Zurückweichen. Und wenn es auch manchmal einen Husarenritt gab, herüber oder hinüber auf Tintenfaß und Folianten, und bald alles erkennbar schien, wie den Begriffsgotikern der Scholastik, bald alles unerkennbar, wie dem hold männlichen Epikur oder dem gottselig listigen Bischof Berkeley im Grund blieb es stets ein schiedlicher Kampf um Grenzen, die sich irgendwo hinziehn und die man heute ohne Pathos feststellt und wie es scheint, mit Erfolg. Die radikale Skepsis aber hat wohl nie ein Theoretiker ernstlich geglaubt; es wäre ihm wider die liebe Gewohnheit gewesen. Ihre negative Unbedingtheit war stets nur Gebärde und ihr Wert lag stets in der sehr positiven Gewissensschärfung; nie war sie etwas anderes als eine nicht euklidische Geometrie des Verstandes, *more geometrico* wie jede andre.

Und natürlich meint Bahr, dieser erprobte General aus tausend Disputationen, es nicht anders. Es gibt Stellen in dem Buch, die zu den gezeigten in Widerspruch stehn, und auch die Theoretiker, auf die es sich beruft – Mach, Mauthner, Vaihinger, James und die, welche man in der Schule

Pragmatisten nennt – , sind bei weitem nicht einig und auch nicht eine Entwicklungslinie. Und ganz ernsthaft meint Bahr eigentlich bloß: in gewissen Fragen reiche der Verstand nicht aus, von ihm allein können wir innerlich nicht leben und die Sicherheit einer gefühlhaften Haltung tue uns not. Und das wieder ist sehr richtig.

Er führt Beispiele vor. Aus der Frauenemanzipation. Aus der neuen Theologie, die das Beispiel «zum Anfang eines nicht verschonenden, alles Tun durchdringenden Christentums» gibt. Aus der Sozialdemokratie, in der er die größte religiöse Erscheinung der Zeit sieht und zu deren verlockendster Begründung er sagt, daß der Mensch in der Einsamkeit niemals sich selbst ganz erreichen kann, daß er von der Gemeinschaft mit anderen Empfindungen, Spannungen, Steigerungen empfängt, deren er für sich allein niemals fähig wäre. Daß er, indem er sich hinzugeben scheint, erst völlig zu sich selbst kommt. Und er faßt das Entscheidende von alledem in einen Begriff von Religion zusammen, die der «hat, wer einer höheren Sicherheit des Lebens, als der Verstand geben kann, ganz unmittelbar durch das Gefühl inne wird und ganz unmittelbar des Rechten gewiß ist auch ohne Beweis». Sie ist «das Gefühl, niemals dem Zufall preisgegeben zu sein, immer zum Notwendigen gelenkt zu werden». «Das Bewußtsein einer zuverlässig unser Leben bestimmenden inneren Macht,» die, «während die Vernunft Handlungen höchstens beraten kann, unsre Handlungen von uns verlangt und, wenn wir sie schuldig bleiben, krank und schmerzhaft wird. Man handelt dann nicht aus Grundsätzen, sondern die sind ein bloßer Mitlaut des Handelns.»

In oft überraschenden und ganz eigenartigen Bewegungen des Denkens baut sich ein gemacher Mensch auf, der seine Festigkeit in einer kampffreudigen Güte sucht, im werdenden Tun, im Tun überhaupt, in der Gefühlssicherheit, in einer stillen Stete und dem der sonst leicht so ästhetische liebe Gott eigentlich nur ein standhaftes Gefühl in den Beinen ist. Dieser Mensch ist die Hauptsache des Buchs. Mit Kraft – und mit einer ein wenig kokett frisierten Schlichtheit – setzt Bahr dieses übermütig «gute» Buch gegen das Willenlose der Zeit. Es ist ungewöhnlich interessant wie Egoismus und Sozialismus darin ineinanderlaufen, Streitbarkeit und Dienen am Nächsten und wie auch sonst gerade Heterogenes in einer sehr persönlichen Synthese verschmilzt. Die Theorien sucht Bahr aus, wie sie dazu passen. Und es wäre gleichgültig, wie es mit ihnen steht, wenn sie nicht doch das andre ein wenig beeinflussen. Im eigentlichen Sinn sind sie die Wurzeln zu der Gleichung mit sehr vielen Veränderlichen: Hermann Bahr; darüber hinaus aber haben sie noch, durch die Gelegenheit verführt, eine gewisse Überspitzung. Es liegt eine leise Übertreibung in diesem Buch auf allem, was alogisch ist, und eine leise Untertreibung auf allem, was Verstand ist. Es handelt sich freilich nicht um die Grenzen des Erkennens, sondern um seelische Werte, aber schließlich bestimmt man auch diese falsch, wenn man die Grenzen zu eng sieht. Ich finde, daß Bahr diesmal zu kurz springt und zu bequem ist. Er landet bei Johannes Müller, beim Modernismus, bei Tolstoischem Christentum, bei der Bertha Suttner und sagt manchmal ganz Rousseauisch, es käme die natürliche Sicherheit des Menschen schon zum Vorschein, wenn man ihn nur von dem bösen Verstand befreite.

Man braucht sich dem Wert des einfach gütigen, geschlichteten Menschen nicht zu verschließen; das ist mehr als ein ländliches Gehirnfest. Aber man soll des Glaubens bleiben, daß der Mensch, der ohne Beschränktheit gut ist, leicht mitteilbar, der kommende Allerweltsmensch, eine der schwierigsten Aufgaben und wahrscheinlich überhaupt eine unrichtig gestellte bedeutet. Es ist nicht Zufall, daß Dichter heute den bösen, irgendwie angerissenen Menschen bevorzugen. Er läßt den Ansprüchen an den Entwurf ethischer Möglichkeiten Raum wie ein Kleid, das man an einer Naht aufgetrennt hat. Und was uns im Gegensatz zu ihm als guter, symmetrischer, gesunder Mensch alle Tage heute geboten wird, – auch in der Literatur, die für ernst gilt, – ist zum

Entsetzen billig.

Bahr behauptet mit Recht von unsrer Kunst, daß sie nichts von allem enthalte, was sich in unserer Zeit ereignet; es ereignet sich im Proletariat und den Naturwissenschaften. Aber der revidierte Mensch seines Buches ist zwar wertvoll angelegt, doch verliert er sich unbedenklich in schlechter Gesellschaft. Denn wenn Bahr unter den Naturforschern die aus der Schule Haeckels meint, mit der «Zärtlichkeit, Innigkeit und Seligkeit des Naturempfindens, der Gott überall gegenwärtig und unmittelbar durch Mitleid und Mitlust erreichbar ist,» so führt er irre. Die Lebensstimmung der heutigen Naturwissenschaft ist nicht diese «nicht mehr verstummende Andacht», nachdem man «Gott mit dem Mikroskop erblickt» hat, sondern sie ist Schärfe, Anstrengung und Lust, eine ungeheure Geschwindigkeit zu meistern; ihr Gesicht ist ein zusammengescholzenes Jockeigesicht. Und die er als Beispiele aufstellt, sind – trotz Spezialverdiensten – in ihrer menschlichen Haltung nicht Wissenschaftliche, sondern aufgeritten beiseite Hinkende, die das Tempo nicht ausgehalten haben.

Wir leiden gewiß an einem schlechten Verhältnis zwischen den geistigen Kräften der Gegenwart. Was gelehrt ist, weiß meist wenig von Kunst und die meisten unsrer Künstler stehen inmitten dieser Zeit eines überaus starken, bloß einseitig angewandten Denkens wie indignierte Spaziergänger auf dem Inselperron einer Geschäftsstraße. Sie wissen deren riesige intellektuelle Leidenschaft nicht zu erfassen und zu leiten. Sie sind ihr zwar im Gefühl voraus, können ihr aber rational nicht folgen. Sie wissen tatsächlich nichts Genaueres von den geistigen Energien, die um sie am Werk sind, und ihren tausenden Gebilden. Und weissagen alle Augenblicke aus den Eingeweiden die Not der Zeit, dieser dann unheiligen, nüchternen, unkünstlerischen. Und suchen ihr irgend etwas aufzupressen, das ganz belanglos ist, eine Form, eine große Haltung, immer etwas, das nicht Mittun, sondern etwas Fertiges, Endgültiges, Erlösendes, eine Kunst sein soll. Bahr sagt, sie wüßten die Antwort nicht auf die Fragen der Zeit: aber kommt es nicht daher? Ihren Antworten fehlt ja nicht die innere Sicherheit, sondern jene Unsicherheit, die ein schärfer inquirierender Verstand in sie hineintrüge. Und dafür wird ihnen manches in diesem Buch ein besseres Gewissen borgen. Bahr selbst ist gewiß nicht so, aber seine Laune begönnt versehentlich diese Kleinen.

In jedem einzelnen Buch liegt eine solche Übertreibung. Und die notwendige Ungerechtigkeit der Kritik ist: diese einzelne Phase festzuhalten, als wäre sie endgültig; denn wir wollen arbeiten und nicht gerecht sein. Auf anderes kommt es jedoch an, wenn man statt der einzelnen Schrift das gesamte Wirken eines Mannes betrachtet:

Das Bestrickende an diesen Schriften Franz Bleis ist die Atmosphäre. Wie wenn die Sonne noch unter dem Horizont steht und der ganze Rund leuchtet. Helle Unruhe; kompaßlose Durchdringung mit Licht. Die Gegenstände haben, auch wenn gegen sie polemisiert wird, weil gegen sie polemisiert wird, keine Schattenseite. Solch ein von allen Richtungen schwingendes Leben des Arguments; die Luft strahlt.

Nicht auf die Resultate kommt es an, gegen die man manchmal Einwände fühlt, sondern auf jene Frühstimmung, aus der Welten von Geschöpfen versuchsweise sich erheben und wieder zurücksinken. Man verringert diese Welt, wenn man sie auf Einzelergebnisse festlegt; wenn man sie, mit erhobenen zwei Schwurfingern, in manchem einzelnen festlegt, findet man Ergebnisse, die unvollständig geblieben sind – aus Übermaß der Betrachtung. Wesen des Essayisten.

Es gibt Menschen, die das Frivolität nennen. Es ist ihnen nicht gleichgültig, ob man katholisch oder protestantisch fühlt. Ob man für den Sozialismus eintritt oder an seiner Stelle für etwas Unbekanntes, das vielleicht mit dem Oligarchischen einige Züge gemein hat. Ob man die

frou-froûwe preist oder die exhibitiv Intellektuelle. Für Blei ist das bis zu einem gewissen Grad gleichgültig; die Meinung ist bei ihm nur ein schöpferischer Vorwand für ihre Gründe. Noch bei tiefster Überzeugung wirkt sie wie ein subjektiver Fixationspunkt, eine Gruppierung der aufsteigenden Gedanken: aber nicht weil seine Überzeugung schwach wäre, sondern weil das Leben der Ideen größer ist als jede Überzeugung. So scheint es mir zusammenzuhängen, daß Blei – der im Grunde wie jeder religiös Selbständige ein Protestant ist, dies nur als Beispiel – bloß bösen Spott gegen den Protestantismus zeigt und im Katholizismus Herrlichkeiten aufdeckt, wie in der Abhandlung über die Moral S. J., vor denen sich alle guten Katholiken entsetzen werden. Oder daß dieser leidenschaftlich intellektuelle Künstler für Gott eintritt und die Armen im Geiste und gegen Kenntnisse, Maschinen und alles dampfende Durcheinander dieser phantastischen Kohlenzeit.

Die geistig Ehrbaren haben gewiß darin recht, daß es nicht gleichgültig ist, wie man sich in solchen Lebensfragen verhält, und daß Indifferentismus aus Intellektualität eine verderbliche Haltung wäre. Auch wird, wie die Dinge einmal liegen, der beste Weg vielleicht in manches hineinführen müssen, was hier bekämpft wird. Und sie haben darin recht, daß auch solche anderen Bücher gut sind, die, wenn es gleich immer bloß ein Wochenende ist, doch die Gesinnung sorgsam aufräumen und schlichten, als ob übermorgen nicht wieder die Unordnung einer neuen Arbeitswoche begänne. Aber sie mißverstünden Blei, wenn sie glaubten, daß er dem widerspräche. Und man wird das Wesentliche seiner Leistung nicht erkennen, solange man nicht fühlt, daß es neben den Büchern der sauberen Abrechnung die größeren, rücksichtslosen des wahrhaften «Theorem», des Hinausspähens geben muß. In diesen aber ist es *tatsächlich* gleichgültig, welche Partei genommen wird, weil sie die Parteiungen aufheben wie vorschnelle Entschlüsse. Diese Bücher sind eigentlich ebenso sehr gegen das, was sie lieben, wie gegen das, was sie bekämpfen. Sie haben zuviel Gewissen um Gewißheiten zu ertragen. Sie wählen zwar scheinbar zwischen Gegenwärtigem, in Wahrheit bilden sie an einem neuen Maß.

Das Stete, Ernste und durchaus Widerspruchslose in den Arbeiten Bleis, wovon immer sie handeln, ist ein leidenschaftliches Empfinden für das Spirituelle. Alles andere ist Ausdruck dafür in ungezählten Gestalten. Es wäre unmöglich, ihn hier im einzelnen zu verfolgen; nur in einem Hauptbeispiel sei die Lesart festgestellt: Es erscheint alles Formale bei Blei durchaus als geistiges Moment. – Nichts an ihm hat man so lange nicht verstanden wie dieses. Man hat versucht, ihn für einen Boudoirkatholiken zu halten, einen Papiererotiker, einen Schlecker, der als letzten Reiz das Konventionelle entdeckt, wie ein lüsterner Junggeselle den Sandkuchengeschmack der Ehe. Blei aber zeigt, daß der innerste geistige Gehalt eines Gedichts nur in der einen Weise eben seiner Verse ausgedrückt werden kann, und nichts anderes ist für ihn, was an einem Menschen Form, Haltung, Lebensart, das in keine Sprache Übersetzbare des bloßen Daseins bedeuten: ein letzter, unzerlegbarer Ausdruck des Geistigen. Wenn er einer Frau rät, zeigen Sie nie mehr Intelligenz als Ihre Schönheit ohne Schaden verträgt: meint er damit keine Beschränktheit, Sie sondern Gedanken, die sich von dem Weg zwischen zwei Körpern nicht weit entfernen dürfen, wenn sie nicht die kostbare Strahlung verlieren sollen, die nur sie besitzen. Und wie Stil für den Schreibenden nicht nur eine Bindung ist, sondern späterhin ein fruchtbares Mittel des Erfindens, erscheint ihm die Lebenshaltung einer Gesellschaft in ihrer Wirkung auf den durchschnittlichen Menschen: sie erfindet für ihn, souffliert ihm, zwingt ihn hinauf. Das ist in Wahrheit Bleis vermeintlicher Ästhetizismus und seine Erotik, sein dandyisme, sein Rokoko, seine Neigung zur Moral, seine Gegnerschaft gegen alle Libertinage, sein konservativer Zug. Man sieht, welche Bedeutung diese Vorstellungen hiebei gewinnen. Sie fließen zusammen, die ursprünglichen Grenzen ihrer Begriffe treten zurück und es bleibt bald nur die Fahrt über eine weite unbezwungene Fläche.

Nach den Büchern dieser beiden Kapitäne für große Fahrt sind die Aufsätze Poppenbergs umbushtes Gleiten sanfte Flußufer entlang. Barken gondeln vorbei, Begegnende bleiben zurück, Städtchen grüßen. Man sinnt nach: wie mag hier gelebt werden? Schicksale hinter fremden Mauern, hinter fremden Häuten; man denkt ihnen nach, erbaut seelische Gebilde. Alles mit Streckstühlen auf Deck und Zigarren. Mit dem stillen Verbrennen einer üppig leichten Mahlzeit im Leib gleichsam.

Es bleibt so, auch wenn es über Meere und Jahrhunderte geht. Lebens- und Reisebilder; viele feine Bemerkungen; einige, bei denen man nachdenklich anhalten möchte. Im ganzen doch der Eindruck disziplinierter Genüsse, die die gepflegte Bügelfalte der Beinkleider nicht verderben. Man darf, trotz gleichen Gegenstandes, bei den historischen Miniaturen nicht an die konstruktive Leidenschaft Bleis und bei den Reisebildern nicht an die hurräugige Treffsicherheit Kerrs sich erinnern, die in huschenden Bewegungseindrücken ein idealscharfes Wissen um die seelische Anatomie der Dinge ausdrückt. Dann bleibt ein angenehmes Buch, mit kultivierter, etwas französischer Intellektualität; nicht in den konzentriertesten Stunden eines Schriftstellers geschrieben, den man größerer Anspannungen fähig weiß.

[ < ]

### Literarische Chronik

[Juni 1914]

*Der Landschaftler Paul Zech.*<sup>(4)</sup> Man denke: «Fülle wieder Busch und Tal/ Still mit Nebelglanz.» Danach: «Zwielichtschatten fächern durch das Feld, / Knospen schauen klar und saftzerspellt.» Oder: «Die ganze Landschaft ist so klar zersichtet aufgetan / wie dürres Zittergras vorm Fallen kühler Regen.» – Der Erlebnisschwerpunkt ist näher den Augen gerückt, das Erlebnis hat an Gefühl verloren und ist sensorischer geworden; unterschiedsamer, härter, anstrengender. Wahrnehmender. Teilerscheinung der tiefen Zeitwandlung ist das; nicht unabhängig aber auch von dem fast rührend ausführlichen Kataster der Entzückungen, den der Sehfeldmesserfleiß der inzwischen hochgekommenen Landschaftsmalerei uns überliefert hat.

Gegenständlichkeit ist der häufigste Reiz dieser Gedichte. Sicher gewählter Bildausschnitt, die Gefühlsträger unter den Eindrücken an beherrschender Stelle; manchmal wohl auch Arrangement, meist aber das Ganze mit rundlich scharfen Versscalpellen von den Seh-, Riech- und sonstigen Hautstellen glatt abgelöst und ohne Verluste oder Verschiebungen präpariert. «Und dann strich der Regen, schräg ins Licht gestellt, / rauschend nieder und aus den gefurchten Rillen / sprang es silbersprühend auf, wie von Fontänen.» Oder: «Wipfelschatten schrumpfen dünn zu nichts; / nur wo Strauchwerk sich zum Wall verdichtet, / dunstet Kühle nach, bis sie zersichtet.» – Voll solchem. Man fühlt Dank und Erinnerung. Allerdings ist alles schon einmal dagewesen; vor der Erinnerung; draußen. Der Einwand, daß man es für das gleiche Geld und in derselben Zeit auch durch eine Bahnfahrt erreichen könnte, ist hier nicht sinnlos.

Denn es sind die Wesentlichkeiten des Landes für jedermann; die jeder bemerkt, wenn er es auch nicht mehr als halb weiß. Die das befremdliche Erlebnis, sich auf dem Land zu befinden, aufbaun; dieses amphibische Gefühl; aber Eigentümlichkeiten der Gegenstände bleiben und nichts menschlich Absonderndes ausdrücken. Keiner ist es, den die Erde ausgebrochen hat, der

vor diesem seinem Muttertier erschrickt; freundlich schließt einer Erlebnisse auf, die nur aus Versehen nicht allen offen sind.

Äußeres mit Äußerem verknüpft. Preislied bekannter Dinge. Wo Persönliches durchblickt, wirkt es häufig noch, wie wenn ein Orchester beim Stimmen rasch durch die verschiedensten Melodieanfänge rutscht. Wo es aber wegbleibt, entsteht oft eine außerordentliche Schönheit durch Beobachtung und Konzentration. – Sommermittag im Hafenviertel: «Und Stein wird weich und Wasser hart wie Stein.» Eisenbahnfahrt: Forst «mit Sekundenlücken.» Ernte: «Weißgewappnet stehn die Schnitterinnen.» Vorfrühlingswind: «Und ließ die blauen Schluchzerwellen tanzen.» Das löst sich manchmal ganz von selbst aus der Wirklichkeit; wird schon Magie, Beschwörung; aus Erde und Sputum so unbegreiflich beseligend zusammengestrichen wie die Zaubersalben der Propheten. Schönheit durch die plötzliche Berührung mehrerer voneinander sonst abgeschlossener Vorstellungen; wie unbegreifliche Berührungen auch sonst für Augenblicke zuckend schön sind. Dreht man, um klar zu sehn, das künstliche Verslicht ab und betrachtet die seelische Materie, so erkennt man bloß wieder, was man immer wieder bei fast aller Gedichten erkennt: Verse sind ein Mittel, Dinge wichtig zu nehmen, die man in guter Prosa als selbstverständlich hinnimmt.

Roman und Drama aber sind meistens ein Mittel, Dinge wichtig zu nehmen, die man unter leidlich hochgearteten Menschen als selbstverständlich hinnimmt. Das menschliche Problem der Kunst, das heute heraufzieht.

*Busekow*<sup>(5)</sup> Busekow ist verheiratet und ein Schutzmann; liebt eine von Gott unversehens in seinen Berufskreis geschleuderte Horizontale; wird dadurch ein Held der öffentlichen Sicherheit und Ordnung; und stirbt. Rücke ich diese kleine ausgezeichnet erzählte Geschichte in das Gesamtwerk, so erscheint es mir trotzdem um ein wenig mehr von einem geschaffen, der wie die legitime Gattin seines Busekow und wie Busekow selbst angreiferisch und blitzend wird aus einem gut niedergehaltenen Gefühl der Schwäche. Elisa Busekow, dürr wie die Wüste, von körperlichem Schuldbewußtsein längst schon eingeknickt, wird mit Mimikry-Instinkt zur ehelichen Heimsuchung. Christof Busekow, der Heimgesuchte, ein elend schwelendes Licht zu Hause, wird im Dienst und – siehe! – mit Hilfe seiner Schwachsichtigkeit, denn sie zwingt ihn, flammende Brillen zu tragen, zu einem Feuerrad von Befehlen, Winken und wahren Strahlenschüssen der von ihm stundenweise vertretenen Macht. Wie aber sei der letzte Wert von Sternheims Satire bestimmt? Blühten im «Don Juan», vor der klugen, klappenden Maschinerie des bürgerlichen Heldenlebens nicht noch die Büsche und blühten sie nicht ein wenig wie alle Büsche alle Jahre es tun? Wenn nun Kahlgeschorenheit herrscht und kaltes Lächeln: Verulkt er Dinge, weil er sie nicht ernst nehmen kann oder weil er ernst sie nicht nehmen kann? Wie heute viele. (In der Kunst fischt man im Komischen nämlich leichter als im Trüben.)

Ein Satiriker muß entweder gegen etwas *kämpfen* oder – gegen alles. Nur das zweite kann Sternheims Fall werden. So einen aber muß der Haß jucken und die Liebe kratzen; unerträglich einander steigernd. Er muß – schöpferisch in der Verneinung – dem Dasein bessere Gründe leihn, als es besitzt, um es dann doch zu entwerten. Wohl ist das die Idee, die sich in der Gegeneinandersetzung bürgerliches Heldenleben (wohin auch diese Erzählung gehört) ausdrückt; aber soweit ich sehe, wird eben nur das Bürgerliche Erscheinung, das Heldische blieb nach wie vor fort und an seiner Stelle tröstet – ein Stil. Blitzen aus Schwachsichtigkeit, Fürchterlichkeit aus Furcht, eine Ausgeworfene als Vollenderin eines Hüters der Ordnung, herrliches Schalten eines Polizisten an den blinkenden Knöpfen und Hebeln der Staatsmaschine –: der Witz dieser Antithesen ist nicht sehr in sich gekehrt. Und Gesine trägt ein Blutmal auf der linken Wange. Ich wage nicht mehr, das für einen lieblichen Zufall zu halten, denn links, Blutmal und die



Kometenart ihres Auftauchens zeigen Unglück an, und in der Tat vollzieht sich ja ein Schicksal, das dadurch ironisiert sein könnte. So bis ins Kleinste durchgebildet ist dieser Witz, daß man automatisch weiter schlenkert, wie das nach langem Marsch noch im Bett aus den Beinen aufsteigende Gefühl.

Indes: gerade hier will die Sternheimsche Kunst ins Heroische. Sie ist eine Kunst der Formel. Sie vertieft nicht; weder bis zur Plastik der Figuren, noch durch Interpretation. Sie geht niemals über das hinaus, was Klugheit und Geduld vom Leben erfahren. Sie ist eine Kunst der wenig persönlichen Formel. Aber sie tritt absichtlich noch um einen Schritt zurück und gibt sich als die Kunst der unpersönlichen, – somit der objektiven und ewigen Formel. Zolas war bloß die materielle Objektivität, hier sei die des Geistes. Sie entsteht durch Enthaltensamkeit; Sternheim sucht seinem Schutzmann legendarische Unsterblichkeit zu sichern, indem er ihn gleich als Legende geboren sein läßt. Zola hätte ihn aus tausend wirklichen Busekows oder aus verbürgten Berichten über sie aufgebaut; Sternheim sucht die einfachen und für das Gefühl gültigen Züge zu erdenken, die durch Ausfall und Überdeckung von einer durch viele Seelen fortgepflanzten Überlieferung übrig geblieben sein könnten. Sie sind «verkörpertes» Allgemeindenken, mit der lächelnden Absicht des Dichters dahinter; und Lächeln ist vieldeutig.

Es bleibt bewundernswert, mit wie viel Beherrschung, nachdem er sich nun einmal auf diesen Weg zur Ewigkeit verirrt hat, Sternheim ihn geht. Das Leben seiner Geschöpfe vollzieht sich vollkommen genau in der gewollten Distanz von Wirklichkeit und Bilderbogen. Nicht ein Wort steigt oder fällt heraus. Die Syntax knarrt leise und beständig, daß man nicht einen Augenblick den Charakter einer Maschine vergesse. In dem Mosaik, das sie zusammensetzt, bleiben genau noch die Stoßfugen sichtbar. So spaßig sind die moralischen Gebilde, sagt alles; das Leben ein moralischer Kinematograph, an dem man die Rucke der Kurbel wahrnimmt; du kannst vor- und zurückdrehn. Ich bewundere nicht diese Erkenntnis, aber ernstlich die Art, wie sie ausgedrückt wird. Es ist dies kein artistischer, sondern schon ein menschlicher Reiz. Die außerordentliche Disziplin, die Kälte, die Geometrie, die Nüchternheit dieses Dichters: das ist trocken saubere Menschenart. Ist einer, der in hartem Holz zu sägen liebt und nicht Laubstreu für Lesekühe schneidet.

*Erinnerung an zwei Romane.*<sup>(6)</sup> Was bleibt uns von Büchern? Die Erinnerung. Als mir diese Banalität einfiel, hat sie mich erschüttert. Das, was wir, uns erinnernd, von ihnen sagen können, einen knapp begrenzten Nebel halbheller Unsagbarkeiten darum herum: und dann lebten die Bücher, so gering ist ja die Erinnerung, voll ihrer Aufgabe nur in den Augenblicken des Lesens. Rückte unser Schaffen bedenklich nah dem Kreis jener Ästhetik, die das Kunsterlebnis nur als aktuell kennt, die Kunstwirkung als Kontakt von Werk und Beschauer untersucht, die Wirkung in die zeitliche Ferne nicht einbezieht. Kunst nur als «ästhetische» Frage, als Frage eines spezifischen Erlebnisses anschaut, nicht als menschliche, die sie vor allem bedeutet.

... Was ich in diesem Augenblick vom Raskolnikow weiß, ist das Bewußtsein einer ungeheuren Erschütterung. Nichts sonst. Alles in der Betäubung untergegangen einer durchlesenen Juninacht ... Kerzenlicht flackte. Sternartige Flecken der Erregung spannten sich durch die Wangen. In der zweitwenigsten kleinen Stadt Oberösterreichs; nach jahrelangem Fernsein. Das weiß ich. In einem Hotel am Marktplatz, von wo man als Bübchen, auf einen Stuhl gekniet, auf einen langen rotsamtenen Fensterpolster gestützt, den Fronleichnamsumgang sah. Stehenbleiben, ruckweises Anziehen der Prozession; um den länglichen Marktplatz herum. Schreck vor diesem aufgeregten, wurmartigen Sichgebärden. Fast Angst wie vor einer Übeltat. Lichtgrün aufschreiend im Anblick der jungen Birken, die wie erwachsene Spielschachtelwäldchen bei den Altären aufs Pflaster gestellt sind. Unergründlich vor den kleinen Mädchen, die heute so dumm tun, wie

Konditorhandschrift in weißen Schnüren von Zuckerguß. Unter die umklammerten Wurzeln der Haare verkrochen vor dem Entzücken unten, das wie ein Schwert aus der Scheide fliegt, wider alles Gesetz, wenn die Bürgergarde sich zum Feuern rüstet. Beruhigung endlich; fröhliches Loch, das ein zu spät losgegangener Schuß verlegen wichtig in die Luft rundet. Schwang lange nach und das Buch hatte einen braunen Einband, aber vielleicht irre ich mich und es war aus irgendeiner Leihbibliothek und hatte einen schwarzen, und diese elenden Niedlichkeiten sehe ich im Augenblick, durch eine Entscheidungsnacht durch, die bloß wie ein Loch da ist, durch das die Erinnerung auf Hinterliegendes blickt ... Was bleibt von Kunst? Wir bleiben ... Wenige und ungenaue Einzelheiten; biographische Zufälle des Lesers; Wissen um eine große Erschütterung, die so nie wiederkehrt; alles nicht das Entscheidende. Das Eigentliche: Wir, als Geänderte, bleiben. – Weiß man von seinem Leben Genaueres, bleibt mehr? Irgendwann werden alte Dinge lebendig, wenn ihre Stunde gekommen ist, ... irgendwo findet man Menschen wieder ...

Mir wird bleiben von Franz Jung, was mir jetzt nach drei Wochen geblieben ist: Wirr Verzaustes wie erste Frühlingsluft. Wo die Sträucher nicht aus den Augen blicken können, weil sie so naß sind. Von Mendelssohn das Bedürfnis, manchmal, etwas nachzuschlagen in seinem Buch. Und bei Jung: Nachlesen, wenn mir einmal in meinem Leben solche Menschen begegnen wie die, mit denen auch er nicht fertig wurde. Und bei Mendelssohn: Der Griff einer mehr sanften als starken, aber schon sicheren Hand. – Einer der naivsten künstlerischen Reize, der des Stofflichen, wirkt in Erich von Mendelssohns Romanfragment sehr stark; es handelt im Rahmen einer der «freien Schulgemeinden», die heute «nach neuen, radikalen und noch umstrittenen Grundsätzen gebildet und gelenkt» werden; es ist «Zeitdokument», wie es in der von Thomas Mann geschriebenen Vorrede heißt. Aber da Mendelssohn eine außerordentlich genau modellierte Erinnerung an vorreife geistige Zustände besitzt, wird sein Buch zu einem wichtigen Dokument der Jugend. Und da diese auf eigene innere Verantwortung gestellte Jugend eine ungewöhnlich große moralische Reagibilität besitzt, wird das Buch voll von einer ungeheuren, stillen Lebendigkeit ethischer Reize. – Man kann sie eben so leicht übersehen wie, auf sie eingestellt, in eine Art sichtiger Überreiztheit geraten; das Buch ist leise. Man muß es ein wenig transponieren, absehen von Schulwichtigkeiten, es bleiben dann Arten seelischer Haltung, die auch bei andren Gegenständen möglich sind. Der Wert liegt dann in der Sammlung von Ansätzen zu ungelebten, nie verwendeten Moralien, die alle irgend einmal als gleich möglich vor uns lagen; an denen der Mensch vorbei wächst zu seinem Ethos des Erwachsenen, ohne eigentlich zu wissen, mit welchem Recht. An Weltbildern vorbei, die vielleicht mehr geistiges Glück hätten bereiten können als unser metromanes der «überflüssigen Notwendigkeiten». In wankender Sicherheit horcht man zurück. Das Buch gibt darüber nichts Entscheidendes; die Hand des Dichters ist mehr sanft als stark; aber leise erschütternd.

Während bei Jung das immer wiederkehrende Erlebnis so aussieht: einer geht mit in den Taschen geballten Fäusten durch die Gesellschaft der andren. Er fühlt einen kinderseeleweichen Trotz, der seine Lippen kräuselt; aber außen werden es Schimpfworte. Er trinkt; er wird auf die Straße geworfen. Er *brüllt* Schimpfworte; das heißt innen: bemerkt ihr denn nicht, daß ich etwas Zartes, Schwieriges sage? Niemand will es bemerken. Eine bemerkt es vielleicht. Und jedes Hinauf und Hinab seines Lebens wird dadurch begrenzt, daß er die prügelt.

Seit Prügel bekommen aus einem körperlichen Schmerz durch Veränderung der Moral und des Rechts zu einem seelischen wurde, haben sich viele Dichter mit dieser Vorstellung beschäftigt (wogegen es im Mittelalter als ein Spaß galt). Bei Jung ist – was ich von keinem erinnere – dieser Vorgang Knotenpunkt aller inneren Bewegung. Was er erzählt, ist eine tumultuöse Ohnmacht. Man denke, daß man im Winter mit steifen Fingern einen Knopf schließen soll. Nicht: die Finger

gehören nicht, sondern im Willen selbst spürt man, erwartet man das Ausgleiten. Nach zwei, drei Versuchen beginnt man hilflos zornig zu reißen. Dieses ohnmächtige Ausgleiten statt an eine Handlung gewendet, in das Verhältnis zu einem Menschen verlegt, von dort als Zorn in die Zunge oder in die Hände springend: so hat man den Vorgang. Für den zweiten Menschen, die Frau, ist der schlichteste Ausdruck: ein bockiges Luder. Reizt. Läuft weg, treibt sich herum. Rührt wieder, weil es wie bei Kindern ist, die sich selbst etwas antun, um die Eltern zu strafen. Spricht Unsinn, den sie selbst nicht glaubt, bloß um zu treffen. Hat manchmal Angst vor Schlägen und wenn der Schlag im Gesicht einmal sitzt, schreit sie doch wieder das gleiche. Muß in eine Ecke gepreßt werden, daß ihr der Atem vergeht, wenn sie aufhören soll. Etwas Tierseelisches ist um sie, büffelhaft Unberechenbares; .. und bleibt doch der einzige Mensch, der Kamerad; ohne soviel davon zu haben, daß sie erlösen könnte. – Diese Zustände erscheinen mir ohne viel Kunst gestaltet. Eine gewisse Oberflächlichkeit in der Darstellung von Willensvorgängen ist sogar geblieben, die bloß seltener ist als die gewöhnlich in der Schilderung von Gefühlen und Gedanken übliche. Noch steht kein Ordner dahinter, keiner, der aufschließt. Dennoch fühlt man bei diesem ursprünglichen, durch und durch ehrlichen Buch, daß mehr Kunst wohl bedeutender, aber wahrscheinlich auch ferner, ausgelagter und raffinierter wäre.

*Alfred Wolfenstein.*<sup>(7)</sup> – Diese Lyrik ist keine geordnete Gefühlsangelegenheit, die als Lied aus der Brust bricht, keine Verklärung einer auch ohne sie schon bestehenden Gefühlswelt, sondern Aufbau, neue innere Natur, Gefühlerschaffung bis in die Zuordnung jeder Eigenschaft zu ihrem Hauptwort und manchmal ein Auffliegen des Lebensgesanges aus einer neuen, wundervollen Spannung. – Man darf strenge und anstrengende Reize nicht für unkünstlerisch halten, will man sich ihr nähern. Nicht zufällig sind – als Beispiel sei es gesagt! – diese «gottlosen Jahre» auch Gottlose Verse, sofern Gott in der heutigen Lyrik das repräsentative Vorkommnis für Gefühle ist, die man nicht ausdrücken kann, eine Hypothek auf Dichterisches, ein ungedeckter Scheck; denn Wolfenstein ist einer der seltenen Dichter, die bis auf das letzte Wort in harter Münze zahlen.

Man spürt, daß er manchmal zu diesem Zweck rechnen muß. Manche Gedichte magern plötzlich an einer Stelle ab; es schwappt dann nichts, aber es blüht auch nichts; etwas intellektuell Administratives wirkt scharf durch. Da Menschen, die der Eigenart in den Schönheiten Wolfensteins widerstreben, hier scheinbar eine Bestätigung finden werden und manchmal sogar Groteskscheinendes mit unterläuft, möchte ich bei dieser Gelegenheit sagen, was *prinzipiell* wichtig ist: Daß sich Lyrik von heute überhaupt möglichst abhält von dichterischen Klebemitteln des Versebauens; moralisch ausgedrückt: daß sie moralischer ist; abhold allem Arienhaften bis zur Unmusik, wenn es not tut. In jedem Gedicht gibt es «Quellpunkte» des guten Gewissens, dazwischen schlittert und schaukelt das innere Geschehnis auf den Versmitteln dahin; es ist ein Kennzeichen heute, daß man die Löcher lieber unverputzt läßt, daß man nicht Kurven des bloß rednerischen Ablaufs ausfährt, sondern eine scharfe Ecke macht, wo es sein muß. Es ist sehr deutlich zu beobachten, wie sich bei Wolfenstein Härten, die zunächst unbegreiflich wirken, als sinnliche und begriffliche Gehaltenheiten erweisen, welche den Leser bloß sinnlich nicht binden. Wie immer in Gedichten liegt der erfüllte Sinn zum Teil in Vokalketten, rhythmischen Parallelismen, Beschleunigungen und Verzögerungen oder ähnlichen sinnlichen Mitteln: für mich bleibt das dann Berechnung, die nicht Erlebnis wird; der Dichter tut allerhand Hilfen in die Retorte, schüttelt und es zischt nichts auf, sondern es wolkt ein saurer Niederschlag ins Ohr. Aber dies nur, solange man sich vorwiegend akustisch – und anders betrachtet eben liedlich-liederlich – einstellt; achtet man streng auf den Vorstellungsvorgang und auf die Erfassung des durch *ihn* erregten Gefühls, so übergeht auch die Härte sofort in eine natürliche Bewegung.

Man lasse die Erlaubtheit solcher Stellen in Zweifel oder rechne sie ruhig als Entgleisung eines

bis zum Eigensinn gesteigerten Willens: es kommt nicht in Betracht neben der Fülle ungewöhnlicher Schönheit, die diese Gedichte enthalten. Man könnte für sie keine einzelnen Verse als besondere herausgreifen, weil das Überraschende im Dichten selbst liegt und nicht nur in der Dichtung. Am nächsten käme man ihm mit der Formel eines Pathetikers der (geistigen) Schärfe, für den Analyse nicht Zweck, sondern kaum bewußte Voraussetzung, Möglichkeit des Gefühls ist. Kaum mehr ist als die natürliche Gliederung des Fühlens selbst, das nicht aufweichend in der Seele sitzt wie der Schwamm im Gebälk und nicht aufdringlich vermittelnd zwischen Mensch und Dingen hin- und herläuft, sondern daraus, daß Mensch und Ding oder Mensch und das Ding Erlebnis in ihm einander verlangend genau in die Augen sehn, sich mit einem männlich heftigen Pathos erhebt, das vollständig mitreißt, weil es so vielgliedrig sicher ergreift.

[ < ]

### Literarische Chronik

[August 1914]

*Die Novelle als Problem.* Ein Erlebnis kann einen Menschen zum Mord treiben, ein anderes zu einem Leben fünf Jahre in der Einsamkeit; welches ist stärker? So, ungefähr, unterscheiden sich Novelle und Roman. Eine plötzliche und umgrenzt bleibende geistige Erregung ergibt die Novelle; eine lang hin alles an sich saugende den Roman. Ein bedeutender Dichter wird jederzeit einen bedeutenden Roman schreiben können (und ebenso ein Drama), wenn er über Figuren und eine Erfindung verfügt, die gestatten, daß er seine Art zu denken und fühlen ihnen eindrückt. Denn die Probleme, die er entdeckt, verleihen nur dem mittleren Dichter Bedeutung; ein starker Dichter entwertet alle Probleme, denn seine Welt ist anders und sie werden klein wie Gebirge auf einem Globus. Aber man möchte denken, daß er nur als Ausnahme eine bedeutende Novelle schreiben wird. Denn eine solche ist nicht er, sondern etwas, das über ihn hereinbricht, eine Erschütterung; nichts, wozu man geboren ist, sondern eine Fügung des Geschicks. – In diesem einen Erlebnis vertieft sich plötzlich die Welt oder seine Augen kehren sich um; an diesem einen Beispiel glaubt er zu sehen, wie alles in Wahrheit sei: das ist das Erlebnis der Novelle. *Dieses* Erlebnis ist selten und wer es öfters hervorrufen will, betrügt sich. Die sagen, der Dichter hätte es immer, verwechseln es mit den gewöhnlichen intuitiven Elementen des Schaffens und kennen es überhaupt nicht. Es ist ohne weiters sicher, daß man große innere Umkehrungen nur ein- oder ein paarmal erlebt; die sie alle Monate erlebten (es wären solche Naturen denkbar), hätten ihr Weltbild nicht so fest verankert, daß seine Losreißung von Bedeutung sein könnte.

Die Konstruktion eines solchen Idealfalls der Novelle mag komisch aussehen, da es Novellisten gibt und Novelle ein Handelsartikel ist. Aber es ist selbstverständlich, daß hierbei nur von den äußersten Anforderungen gesprochen wird. Ein Mensch ist vorausgesetzt, der an sein Tun die stärksten Ansprüche stellt; dem Schreiben keine selbstverständliche Lebensäußerung ist, sondern der jedesmal eine besondere Rechtfertigung von sich dafür verlangt, wie für eine leidenschaftliche Handlung, die ihn (vor der Ewigkeit) exponiert. Der nicht gackert, wo sich nur ein Ei in ihm regt, sondern Einfälle für sich behalten kann. Der durchaus nicht nur darauf angewiesen ist, sich auszudichten, sondern auch ein Denker ist und weiß, bei welchen inneren Feldzügen man sich auf die eine, bei welchen auf die andre Waffe stützen muß, und nicht beide

gegeneinander mengt. Und der schließlich mit indianischer Eitelkeit zu tragen vermag, daß vieles ihm nicht zu sagen gelingt und mit ihm zugrunde gehn wird. Dieser Mensch wird freilich sogar selten ein Gedicht machen, seine Phantasie wird nicht strömen wie ein Brunnen auf einem öffentlichen Platz. Er wird fremd bleiben und ein Sonderling; er wird vielleicht gar kein Mensch sein, sondern ein Etwas in mehreren. Wenn Kritik einen Sinn hat, so ist er, diese Möglichkeit nicht zu vergessen und manchmal alles o ja gewiß Schöne zur Seite zu schieben und zu zeigen, daß es nur eine Gasse ist.

Aber selbstverständlich erfordert der normale Betrieb auch eine andre Betrachtung. Dichtungen sind nur in einer Wurzel Utopien, in einer andren aber wirtschaftliche und soziale Produkte. Sie haben nicht nur Pflichten, sondern sind Fakten, und die Pflichten haben sich mit ihnen abzufinden. Man schreibt Dramen, Romane, Novellen und Gedichte, weil es diese Kunstformen nun einmal gibt, weil Nachfrage besteht und weil sie sich zu vielem eignen. Kunstformen kommen auf und vergehn, wie das Versepos; und nur bis zu einem gewissen Grad ist das Ausdruck innerer Notwendigkeiten. In ästhetischen Fragen steckt oft mehr Praxis und gemeine Notwendigkeit als man denkt. Und wie man mit Interesse auf kleine schöne Erlebnisse, auf Tagebuchnotizen, Briefe und Einfälle zurückblickt und wie im Leben nicht nur die größten Spannungen Wert haben, so schreibt man Novellen. Sie sind eine rasche Form des Zugreifens. Und man darf nicht übersehen, daß von den starken Eindrücken der Literatur viele aus solchen Novellen kommen, und muß es ihnen danken. Sie sind oft kleine Romane oder in Bruchstücken skizzierte oder Hinwürfe irgendeiner Art, die nur im wesentlichen ausgeführt sind. Ihr Wesentliches kann in Symptomhandlungen eines Menschen liegen oder in solchen seines Dichters, in Erlebnissen, in der Silhouette eines Charakters oder eines Schicksalsablaufs, die für sich zur Darstellung reizt, und vielen kaum zusammenzählbaren Möglichkeiten. Es kann Wundervolles darunter sein und eben noch Hinlängliches; die kleinste Schönheit legitimiert schließlich auch noch das Ganze. Außer dem Zwang, in beschränktem Raum das Nötige unterzubringen, bedingt kein Prinzip einen einheitlichen Formcharakter der Gattung. Hier lebt das Reich nicht der notwendigen, wohl aber der hinreichenden Gründe. Wie man über die Versuche zu denken hat, statt von der Erlebnisbedeutung, von den ästhetischen Wundern der Novelle zu sprechen, von der Knappheit, dem Glück der Kontur, dem Zwang zur Tatsächlichkeit oder zur Wahl eines repräsentativen Augenblicks und ähnlichem solchen – neben das Menschliche gestellt – künstlerischen Mittler- und Maklerglück, das ihre Stellung bezeichnen soll, braucht nach all dem nicht gesagt zu werden.

*Die «Geschichten» von Robert Walser.* (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig, 1914.) Positiv Gesinnte und Frauen mit starker Caritas werden diese dreißig kleinen Geschichten spielerisch finden. Sie werden ihnen vorwerfen, daß sie keinen Charakter verraten, launenhaft sind, daß sie mit dem Leben tändeln, ja, vielleicht, kein Herz haben und daß sie sich von jener verblüffenden Entschlossenheit, mit der das Unbedeutende, eine Gartenbank etwa, manchmal seinen Platz in der Welt ausfüllt, imponieren lassen. Zusammengefaßt scheint mir, man wird zwar nicht sagen, aber im Untergrund davon belästigt werden, daß sie sittlichen Ernst vermissen lassen. Das ist aber so: Wir haben in vielen Dingen so feste Verhaltensweisen unseres Gefühls, daß wir sie wie in den Dingen selbst gelegen behandeln. Wir finden – ein Fall, der an Walser anknüpft, – einen großen Theaterbrand zum Beispiel nie anders als ein entsetzliches Unglück. Nun könnte ihn jemand als ein prächtiges Unglück empfinden oder als ein wohlverdientes: da wir liberal sind, wollen wir ihn natürlich daran nicht hindern; was wir aber verlangen zu dürfen glauben, sind Gründe. Wenn der nun aber gar kein Bedürfnis nach Gründen hat, sondern er findet das Ganze so einfach ein entzückendes Unglück wie wir es ein entsetzliches finden, dann raten wir zunächst in der Richtung: verderbt, und finden wir da nichts als einen lieben Kerl, so sagen wir, er habe keinen

sittlichen Ernst oder er versündigt sich gegen den Ernst des Gegenstandes. Ja wir verlangen diesen Respekt vor dem Gegenstände nicht nur bei traurigen Anlässen, sondern fordern auch beim Vergnügen einen gewissen Ernst. Von einer Wiese zum Beispiel, daß sie grün sei, muß uns ein Dichter mit solchem Entzücken sagen, daß wir fühlen, wie sich – flugs – sein ganzes Herz mit übergrünt. Oder aber er sage, daß er das nicht kann und daß sie überhaupt nicht grün, sondern ein volkswirtschaftliches Unglück sei, weil wegen der schönen Wiesen der Agrarier die Fabrikarbeiter kein Fleisch essen können. Empfindet er aber bloß, sie sei ganz blödsinnig grün und zum Kugeln – und dies ist wohl das einfachste, was man vor einem schönen Rasen wird behaupten wollen – dann finden wir wahrscheinlich doch, daß irgendwie die Gefühlsansprüche einer Wiese zu nachlässig behandelt werden. Walser nun ist wohl kaum auch nur mit der kleinsten Absicht ein Revolutionär oder ein Abwegiger des Gefühls, sondern eher ein liebenswürdiger, etwas phantastischer Biedermann in den meisten seiner Reaktionen, aber er versündigt sich fortwährend noch gegen den unveräußerlichen Anspruch der Welt- und Innendinge: von uns als real genommen zu werden. Eine Wiese ist bei ihm bald ein wirklicher Gegenstand, bald jedoch nur etwas auf dem Papier. Wenn er schwärmt oder sich entrüstet, läßt er nie aus dem Bewußtsein, daß er es schreibend tut und daß seine Gefühle auf Draht stecken. Er heißt plötzlich seine Figuren schweigen und die Geschichte reden, als wäre sie eine Figur. Marionettenstimmung, romantische Ironie; aber auch etwas in diesem Scherz, das von fern an Morgensterns Gedichte erinnert, wo die Gravität wirklicher Verhältnisse plötzlich an dem Faden einer Wortassoziation weiterzurieseln beginnt; nur daß diese Assoziation bei Walser nie rein verbal, sondern immer auch eine der Bedeutung ist, so daß die Gefühlslinie, der er gerade folgt, sich hebt wie zu einem großen Schwung, ausweicht und befriedigt schaukelnd in der Richtung einer neuen Verlockung weitergeht. Daß das keine Spielerei sei, möchte ich eigentlich gar nicht behaupten, aber es ist jedenfalls – trotz der ungemainen Wortbeherrschung, in die man sich vernarren könnte, – keine schriftstellerische Spielerei, sondern eine menschliche, mit viel Weichheit, Träumerei, Freiheit und dem moralischen Reichtum eines jener scheinbar unnützen, trägen Tage, wo sich unsere festesten Überzeugungen in eine angenehme Gleichgültigkeit lockern.

*Franz Kafka.* Mir scheint trotzdem, daß die Sonderart Walsers eine solche bleiben müßte und nicht geeignet ist, einer literarischen Gattung vorzustehn, und es ist mein Unbehagen bei Kafkas erstem Buch «Betrachtung» (Ernst Rowohlt, Verlag, Leipzig, 1913), daß es wie ein Spezialfall des Typus Walser wirkt, trotzdem es früher erschienen ist als dessen «Geschichten». Auch hier Kontemplation in einer Art, für die ein Dichter vor fünfzig Jahren sicher den Buchtitel Seifenblasen erfunden hätte; es genügt, die spezifische Differenz zu erwähnen und zu sagen, daß hier die gleiche Art der Erfindung in traurig klingt wie dort in lustig, daß dort etwas frisch Barockes ist und hier in absichtlich seitenfüllenden Sätzen eher etwas von der gewissenhaften Melancholie, mit der ein Eisläufer seine langen Schleifen und Figuren ausfährt. Sehr große künstlerische Herrschaft über sich auch hier und vielleicht nur hier ein Hinübertönen dieser kleinen Endlosigkeiten ins Leere, eine demütig erwählte Nichtigkeit, eine freundliche Sanftheit wie in den Stunden eines Selbstmörders zwischen Entschluß und Tat oder wie man dieses Gefühl nennen will, das man sehr verschieden benennen kann, weil es bloß wie ein ganz leiser dunkler Zwischenton mitschwingt; und das sehr reizvoll ist, bloß zu unbestimmt und leise. Es berührt sich mit jener Innerlichkeit des Erlebens, die das andere Buch Kafkas, die Novelle «Der Heizer» (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig, 1913), so entzückend macht. Diese Erzählung ist ganz Zerflattern und ganz Gehaltenheit. Sie ist eigentlich kompositionslos, ohne nennenswerte äußere oder innere Handlung und setzt die Schritte doch so eng und ist so voll Aktivität, daß man fühlt, wie weit und bewegt bei manchen Menschen der Weg von einem ereignislosen Tag zum nächsten ist. Ein

junger Mann fährt von Europa nach Amerika, seiner Familie weg und zu einem märchenhaft unerwarteten, guten und geachteten Onkel hin, unterwegs befreundet er sich mit einem Heizer, nimmt an seinem Schicksal teil, tut lauter unvollendbare Dinge, die von der Welt aus gesehen wie abgerissene Drähte in sie hineinhängen, und denkt lauter Gedanken, die er selbst nicht vollendet; das ist alles. Es ist absichtliche Naivität und hat doch nichts von dem Unangenehmen einer solchen. Denn es ist rechte Naivität, die in der Literatur (genau so wie die falsche; da liegt nicht der Unterschied!) etwas Indirektes, Kompliziertes, Erworbenes ist, eine Sehnsucht, ein Ideal. Aber etwas ist, das Überlegungen vertritt, ein fundiertes, ein Gefühl mit lebendigen Gründen; während die falsche sogenannte echte, die beliebte schlichte Naivität eben dies nicht und darum so wertlos ist. Es gestaltet sich in Kafkas Erzählung ein ursprünglicher Trieb zur Güte aus, kein Ressentiment, sondern etwas von der verschütteten Leidenschaft des Kindesalters für das Gute; jenes Gefühl aufgeregter Kindergebete und etwas von dem unruhigen Eifer sorgfältiger Schularbeiten und viel, wofür man keinen anderen Ausdruck als moralische Zartheit bilden kann. Die Forderungen an das, was man tun soll, werden hier von einem Gewissen gestellt, das nicht von ethischen Grundsätzen getrieben wird, sondern von einer feinen, eindringlichen Reizbarkeit, welche fortwährend kleine Fragen von großer Bedeutung entdeckt und an Fragen, die für andre nur ein glatter, gleichgültiger Block sind, merkwürdige Faltungen sichtbar macht. Und dann steht inmitten von all dem eine Stelle, wo berichtet wird, wie eine ohne Liebe angejahrte Magd unbeholfen verlegen einen kleinen Jungen verführt; ganz kurz, aber von einer solchen Macht in wenigen Strichen, daß der bis dahin vielleicht bloß sanfte Erzähler als sehr bewußter Künstler erscheint, der sich zu kleinen und geringen Empfindungen beugt.

*Von der Schönheit häßlicher Weiherwirtschaft.* Vor Max Brods Novellenbuch (Weiberwirtschaft, Axel Junker, Verlag, Berlin 1913) steht ein Motto, – so von der schönen Gesetzlosigkeit der Frau und dem dummen Emanzipationsunfug; wäre es nur das, so könnte der Fall als erledigt gelten. Max Brod hat im gleichen Jahr ein Buch Aufsätze geschrieben, das «Über die Schönheit häßlicher Bilder» heißt, und am Ende dieses Buchs steht eine erschreckliche Nutzenanwendung auf das, was Brod als die neue arkadische Romantik befunden hat, die «endlich, endlich die Reaktion auf Nietzsche» gebracht habe; wogegen Willi Handl hier nicht mit Unrecht einwandte, daß solche Kunst, wie sie Brod theoretisch voranstellt, ein Fechten vor dem Spiegel wäre. Vorher aber kommen in diesem Buch armselige Dinge durchgeistigt zu Ehren, wie die Malereien auf Seifenkartonen, geschmacklose Zimmer, Aufführungen in Vorstadttheatern, das Panoptikum ... Entzückungen, die für einfache Gemüter berechnet sind und einen seltsamen Lebensreiz ausstrahlen. Man darf nicht sagen: Überkompliziertheit, die das Primitive sucht, – so wenig wie vor den verrenkenden Einwirkungen eines nigger song; eher, daß wir, wenn die Psychoanalytiker recht haben, in unseren Träumen verblüffend naiv sind. Und viel aus dem Kreis dieser seltsamen Reize ist auch in dem Novellenbuch und mehr als von seinem Motto. Eine Nähsschule für Mädchen der besseren Stände ist in dem Buch und ein Hutsalon, den eine frischgeschiedene Frau eröffnet. Unordnung ist darin, Schlamperei, Intrigen, Ahnungslosigkeit von Geld und moralischen Werten, Geschnatter, Eitelkeit, Für- und Gegen- und vor allem Untereinandersein von Frauen; hinter allem, trotz aller Dementi durch die Wirklichkeit, die Vision des anderen Geschlechts, schön wie der Pikbube. Brod reiht unerbittlich gewissenhaft kleine, mit einem sehr lauerten Gefühl beobachtete Züge aneinander; es scheint, dieses Buch sei aus Liebe für einen solchen Lebenswinkel und einem gewissen Erschrecken davor geschrieben. Man denkt an das feindselig-reizvolle Erliegen in der Atmosphäre einer hausbackenen Frau, die dumm sein muß, dickhäutig, ein wenig roh aus geringem Verstand und nicht schön, eher schon ein wenig breit und weich geworden. Man findet sie bei Brod in verschiedenen Varietäten, noch in den lieben kleinen Mädchen, und die Schönheit häßlicher Bilder, ist sie nicht auch ihre? Denn diese ist ja nichts, als

daß etwas, das ursprünglich und ganz einfach schön gefunden wurde, vom «höheren Geschmack» später als häßlich verdrängt, noch später als vagierendes, paradoxes, unklares Gefühl manchmal wiederkehrt. Diese Irritation führt in den Geruch dieser Brodschen Welt hinein und schwingt in dem eigentümlichen Reiz, der dadurch trotz Idyllik und Satire und der umständlich die Satzstufen hinansteigenden Art, die Brod im Erzählen für gut findet, befremdlich schwebend bleibt.

*Geschichten aus zwei Welten von Arthur Holitscher* (S. Fischer, Verlag, Berlin 1914). Diese Novellen haben etwas vom Fenster, welches in das vorübertreibende Leben einen Ausschnitt schneidet, dessen Festigkeit in einem seltsamen Gegensatz zu der hindurch quellenden Bewegung steht. Sie haben einen sicher geführten Aufbau, haben Vortrag, Verve, sind sogar nicht immer wählerisch erzählt, sind von einer äußerst angenehmen Tatsächlichkeit und einem windfrischen Tempo, – aber man darf nicht vergessen, wieviel Beweglichkeit, Treue zum Gegenstand und rasche Bereitschaft dieser Stil stets besitzt – sind so voll beruhigender Wirklichkeit wie ein Gang auf der Straße und sind – fest eingerahmt in die Außenwelt – doch nur ein Loch, durch das man auf etwas viel weniger Sicheres blickt. Das Prinzip dieses Metaszeniums ist die intellektuelle Unauflösbarkeit des Geschehens, ein Überdruck von Ungewißheiten, der sich nicht abstauen läßt, eine vage Resonanz, die nicht weiß, worauf sie antwortet. Ob sich ein Neger und eine philanthropische Miß, die ihn um seine Stellung bringt, ohne Verständnis gegenüberstehn, ein Landstreicher und der Ballfänger der Baseballmannschaft der Universität Berkeley, ein melancholischer Globetrotter und ein geistesgestörtes Mädchen, Reales und Spukhaftes, immer kommt es Holitscher auf die Kontrastierung von zwei Welten an, die ineinander greifen, ohne sich berühren zu können. Ignorabimusstimmung, aber ohne Beklagung. Mir will scheinen, daß er manchmal zu bereitwillig dem bedeutsam Ahnungsvollen diesen Weg freigibt, weil das Geheimnisvolle nur gewinnt, wenn es ein ungläubwilliger Verstand verfolgt und durch Selektion hinaufzuchtet. Es ist dann amüsant zu sehn, wie manchmal eine ganz außerästhetische Frage in den Kern der ästhetischen rückt; so in der Novelle «Das Mädchen am Pier», die zu ihrem ungewissen Ende wahrscheinlich einen anderen Weg nehmen würde, wenn Holitscher den Einfall, daß es sich um eine nervenranke Person handelt, und die natürliche Einstellung dem gegenüber nicht etwas gewaltsam unterdrückte. Die Art aber, wie er, aus den asphaltierten und polizeisicheren Erkenntnis-Straßen, dorthin führt, wo der Weg aufhört, bleibt Leistung auch mit kleinen Erleichterungen. Und manchmal ist sein Ignorabimus gar nicht das, sondern einfach ein Achselzucken, wenn die Erzählung den Bereich der Tragik erreicht; das Leben geht an einer Stelle kaputt und an tausenden weiter; man merkt diese Haltung erst später, sie ist gar nicht unterstrichen und hebt sich doch nachträglich heraus; in solcher Schweigsamkeit liegt sehr viel Respekt eines Dichters vor sich selbst.

[ < ]

### Zusammenhänge?

[30. März 1921]

Erfahrungsgemäß treibt der zu ihnen Verurteilte bald am Strom sogenannter Kunstereignisse melancholisch und mißmutig dahin. Nur zwei von ihnen vermochten in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit über den Augenblick hinaus zu fesseln. Es waren zwei Theaterdurchfälle. Einer traf die Meister der Kritik von Wien, der zweite den Bürgermeister dieser Stadt.



Die Ursache war, daß uns ein Gesetz fehlt, welches vorschreibt, daß man in ernsten Fällen Theaterkritiken am Jahrestag der Aufführung noch einmal schreiben müsse, Buchbesprechungen fünf Jahre nach dem Erscheinen des Buches. Ferners, daß die Kritiker so lange gegeneinander zu polemisieren haben, bis sich aus Willkür und Gestank der subjektiven Reaktion so etwas wie ein fester Niederschlag herausbildet.

Diese Idee ist natürlich nichts für ernsthafte Männer, welche Wichtigeres zu tun haben, als sich mit ästhetischen Fragen abzugeben. Wenn einer schriebe: über die verworrenen Einfälle des hl. Thomas von Aquin wolle er nicht weiter nachdenken, aber manchmal verfüge jener über hübsche Ausdrücke – würden diese ernsthaften Männer es als oberflächlich verurteilen; wenn alle es von einem Dichter sagen, wo es ganz die gleiche religiöse Untiefe bedeuten kann, finden sie nichts dabei. Wenigstens war, von den rühmlichen Ausnahmen abgesehen, so das Urteil der Kritik über die Uraufführung von Paul Claudel, *Der Tausch* im Wiener Burgtheater, soweit Geister, die kurz vorher ihr Tiefstes in der Ballspende des Concordiaballes gegeben hatten, ihre Ablehnung nicht in Ironie kleideten. Man mußte mit Bedauern feststellen, daß sich nicht eine einzige Stimme gegen solches Unverständnis erhob, während es in der dreißig Jahre bergauf liegenden Zeit, als Ibsen ähnlich empfangen wurde, einen Kampf gegeben hatte, dem wir heute noch unser bißchen Kunsternst verdanken.

Ich will weder über das Stück, noch über die Aufführung schreiben, muß aber erwähnen, daß es dieser allerdings mit einem sehr beachtenswerten Einsatz von Energie und Talent beinahe gelungen wäre, den Sinn jenes ganz zu verkehren wie einen Handschuh. Sie versuchte den Tausch nämlich impressionistisch von außen nach innen zu spielen, wie ein Tagesereignis aus den Verzahnungen zufällig aneinander geratener Individuen heraus, statt von innen nach außen statt Claudelisch vom Felsengrund allgemeiner Ideen auszugehen, aus dem die «Ideen» der Einzelpersonen so trocken hervorzunehmen wie Kakteen, die dennoch in den Blättern von unbegreiflicher Fleischlichkeit sind. Nirgends ist dies so sehr sein Stil wie im Tausch. Jede Figur spricht ihren Katechismus und der Tausch in dem aus zwei Dreiecken bestehenden Viereck vollzieht sich nicht zwischen Menschen, sondern zwischen Lebensprinzipien oder moralischen Systemen, nicht wegen individueller Zufälligkeiten, sondern in einer Dialektik der Werte. Fast bleibt es Rezept und Geduldspiel: wenn nicht das Wesentliche mit *solcher* Präzision zusammengeholt wäre, daß sich diese allgemeinen Sätze mit einem Schlag zu konkreten Individuen zusammenschließen in ihren Schicksalen und ihrer lyrischen Emanation. Wer das nicht für möglich hält, erinnere sich, daß Katechismen ja nicht für Leser geschrieben werden, sondern für Menschen, die danach leben sollen; in der richtigen Voraussetzung, daß, wer es tut, ein Mensch nach ihrem Herzen wird.

Je trefflicher die Aufführung war desto weniger vermochte sie das Stück zu seinem inneren Ende zu führen, und ich bin vielleicht eher ein Gegner Claudels als ein Anhänger; aber noch dabei war es wie ein Schlag gegen das Herz. Nur an vielen Kritikern traf es vorbei. Auf der Bühne war eine ungeheure Lebensauseinandersetzung und sie meinten, der Reportage einer sexuellen Angelegenheit beizuwohnen, mit überschüssiger Lyrik. Sie erinnerten sich nicht, daß die Schaubühne eine moralische Anstalt sei. Man muß aber zu ihrer Entschuldigung hinzufügen, daß dies lange vergessen ist und daß selbst unter den heutigen Dichtern es wenige wissen und diese es mit einer moralischen Bedürfnisanstalt zu verwechseln scheinen; wenigstens sind sie seelisch immer in höchster Eile.

Heiterer war das zweite Ereignis, der Reigenpogromskandal. Ich wiederhole nur das Wesentliche. Der apostolische Justitiar Bundesminister Glanz verbietet es, die Aufführungen von Arthur

Schnitzlers Reigen fortzusetzen. Der Archidiakon von St. Marx, Bürgermeister Reumann, erklärt, dies wäre seine Sache und erlaubt, es weiterzuspielen. Bürgermeister Reumann ist vor dem Verdacht, die Dichtung zu fördern, schon durch die literarischen Preise geschützt, welche die Stadt Wien während seiner Amtszeit verliehen hat; da man aber um Gotteswillen nicht glauben soll, daß er sich vergessen habe, beteuert er, nur für den § 7802 der Ministerialverordnung vom Jahre 623 zu stehen und zu fallen. Zwischen den Parteien steht – wie ein eigensinnig unentschlossener Dackel, den es von zwei Seiten lockt: «Komm mit dem Herrl!» – Polizeipräsident Schober, der starke Mann von Österreich. Der eine fordert ihn auf, das Theater zu schließen; der andere, es sich ja nicht einfallen zu lassen. Spannung wie bei einem Straßenereignis, wenn die Ehre der Zuschauer von den Gegnern endlich einmal Tätlichkeiten verlangt. Der immer korrekte Justitiar verweist zur Austragung auf den Verwaltungsgerichtshof, der Archidiakon wendet sich wiederholt an die Umstehenden, ihn doch endlich zurückzuhalten, damit kein Unglück geschehe. Die Unbeweglichkeit der Szene entwickelt sich zum Verkehrshindernis. Zum Glück aber kommt im rechten Moment – demutschnaubend und den Nibelungenschlagring in der Tasche – eine unserer Platten junger Leute christlich-arischer Weltanschauung hinzu, stürmt eines Abends das Theater und macht zu dem etwas gestrigen Reigen einen futuristischen Schluß ganz nach Marinetti mit Stinkeiern, Platzpatronen, aufgedrehten Hydranten und verprügelten Zuschauerinnen, deren Toilette durch Herabreißen der Kleider vollendet wird. Nun kann der Präsident aus Gründen der öffentlichen Sicherheit die weiteren Aufführungen verbieten und was am Verwaltungsgerichtshof noch folgen wird, ist ein theoretisches Nachspiel.

Da sich solche Ereignisse in den letzten drei Jahren allerorten ereignet haben, sind sie nicht unter dem Wiener Gesichtspunkt, sondern unter dem einer sich anscheinend vorbereitenden allgemeinen Prüfung deutscher Polizeipräsidenten zu beurteilen. Bei dieser Wichtigkeit der Angelegenheit möchte ich meine Meinung nicht verhehlen. Der von Berlin (welch' ein Boche!) hat die Aufführungen unter den Schutz der Polizei gestellt, als ob es sich um ein gestörtes Geschäft handelte. Ich glaube, daß er damit das einzige getan hat, was seines Amtes ist. Der Staat hat zur Kunst nur ein einziges Verhältnis zu haben: daß er Einrichtungen schafft, welche sie garantieren. Die Bühne ist eine moralische Anstalt, er hat die Anstalt zu schützen und die Moral ihr zu überlassen. Nimmt man die Kunst ernst, wird sie ernst sein und ich bin der unmodernen Meinung, daß sie dann eine der ernstesten Menschenangelegenheiten sein kann. Wie leicht hätte der Bürgermeister von Wien, – unabhängig davon, ob Schnitzlers Dramatisierung eine Geschmacklosigkeit ist oder nicht, – über diese Dinge so sprechen können, daß man aufgehört hätte, weil noch nirgends eine offizielle Stimme sich zu diesen alten Wahrheiten bekannt hat. Er hätte darauf hinweisen können, daß wenige Schritte weiter tiefste Moral gespielt wird, daß Kunst Ebbe und Flut hat und daß ein gesundes Staatsbürgergefühl sich Respekt auferlegen muß vor Einrichtungen, die größer sind als ihre Grenzen; wie man denn auch in der Kirche nicht lärmern darf, wenn sich ein Prediger im Text vergreift. Er hätte vielleicht auch darauf hinweisen dürfen, daß man die Trübung eines Brunnens nicht dadurch beseitigt, daß man hineinspuckt und daß unsere unter Bergen begrabene Nation die biegsame Kraft geistiger Überlegenheit braucht, um den Weg herauszufinden, und nicht die naive Athletik junger Milch-Eisenbärte.

Darf man aber verlangen, daß Politiker in Beurteilung der Kunst einen Ernst finden, den Kritiker und Künstler zumeist verloren haben?

[ < ]

**Wiener Theaterereignisse**

[30. März 1921]

Wien, 28. März

Uraufführung am Burgtheater; der Schwan, ein Spiel von Franz Molnár.

Ein Bürgerlicher, Prinzenerzieher, wird darin mißbraucht, Schrittmacher eines allzulangsam brautfahrenden Thronfolgers zu werden. Aber nicht vergeblich ist er als Historiker, Astronom und Fechter von gleich großer Bedeutung. Er «gibt's» dem Prinzen. Er «durchbricht» das Zeremoniell. Er ..., aber auch das Prinzeßlein, das sich zur Mitschuldigen des verworfenen Plans hatte machen lassen, durch Flirt mit dem Erzieher den Thronfolger anzustacheln, ist nicht ohne edles Herz. Schwert, Stern, Historia! – sollte da nicht aus dem Spiel Ernst werden? Er tut ihr so leid. Sie schämt sich. Was tun Prinzessinnen in solchem Fall? Sie küssen. Sie erklären: auch in des Fürsten Brust schlägt ein Herz. Man leidet Angst und erwartet vom letzten Akt die demokratische Republik.

Aber man hat damit Molnár unterschätzt. War das Entscheidende bis dahin in der Bedientenoptik des bürgerlichen Herzens vor 1918 zu sehen, zeigt man nun, wer man geworden ist; Abschaffung des Adels verpflichtet (vielleicht auch Wiedereinführung des Königtums in Ungarn): also kann man sich erlauben, das erwachende Herz der Staatsraison zu opfern. Nicht: der unmenschlichen, sondern: einer auch vom überlegenen bürgerlichen Menschenbeobachter lächelnd als notwendig befundenen. Sie kriegen sich nicht und die Marlitt dreht sich im Grab vor Ärger um; aber genau um hundertachtzig Grad.

Dieser Akt ist Molnár am wenigsten gelungen und daher der beste. In dem sonst außerordentlich sicher gepinselten Aquarell setzt er wenige wolkige und leere Flecke, bei denen man sich etwas denken kann, ohne sofort vom Autor eines Schlechtem belehrt zu werden. Es verhält sich ja leider so: beherrscht ein Autor exquisit die Bühne, so wird er requisit von ihr beherrscht; und die Bühne ist das dümmste Gebiet der Dichtung, wenn nicht von ganz Europa. Auch des Schwans so bühhengerechte Grundidee könnte ins Geistige gehoben werden, es fehlen die Ansätze dazu und sogar stellenweises Gelingen nicht in dem Stück; schwerlich würde es aber dabei so bühhengerecht bleiben. Das ist wie im Leben: Zu einem eleganten Körper gehört ein kleiner Kopf und ein bedeutenderer Kopf ist wohl nie auf einem Körper gesessen, der das Entzücken der Schneider bildet.

Der Autorenkreis, für welchen das Burgtheater gewohnt ist zu arbeiten, setzte es in die angenehme Lage, auch den Aufträgen Molnárs in ausgezeichnete Ausführung gerecht zu werden.

Auf der Neuen Wiener Bühne durchlebte man während dessen unter der kommandogewaltigen Spielleitung von G. W. Pabst die letzte Nacht eines zum Tode verurteilten Expressionisten. Töten ist ganz schön; aber als Beilage oder im Anhang zu Verordnung Nr. so und so viel töten und außerhalb von Pflicht und Ordnung ein gutmütiger Mensch sein: ist die Erbsünde. So ungefähr der Grundgedanke.

Dieser Gedanke ist entwicklungsfähig und hat sich neben anderem zum deutschen Zusammenbruch 1918 entwickelt. Bleibt wertvoll, trotzdem er – halb verstanden und halb

ausgeführt – ein großes Volk gelähmt hat. Ist aber auch heute noch kaum mehr als eine Denkwolke. Wer Erweitendes über ihn kennen lernen will, lese den Aufsatz Der Fluch des objektiven Geistes von Walther Strich im Vorjahrgang der Zeitschrift Der Neue Merkur. Der Einakter, von dem ich das sage, heißt Der Henker. Seine Verfasserin Maria Lazar. Es fehlt darin der Kopf schon vor der Hinrichtung.

Aber Maria Lazar hat 1920 im Verlag Tal ein Buch Die Vergiftung erscheinen lassen. Darin ist jugendlicher Ellenbogen, manchesmal rücksichtslos unbefangener Blick, reicher Einfall und behende Kraft im Figuralen. Doch fehlte darin noch fast alles an Persönlichkeit und geistigem Zusammenhalt; ein sehr nervöser Egoimpressionismus ist nicht als Ersatz zu rechnen. Darum ist es ärgerlich, wenn sich die begabte Verfasserin versketscht.

[< ]

### Moskauer Künstlertheater

[24. April 1921]

## I

Prag wird das Glück haben, es wieder spielen zu sehen.

Vor Jahren, in Berlin, war ich dabei, wie diese Künstler Onkel Wanja darstellten, damals noch unter Stanislawski selbst; ich gestehe, daß ich vor dem Wiederzusammentreffen zauderte; Krieg lag dazwischen und was man so Kunst nennt, hatte inzwischen das Gesicht gewechselt; Stanislawski und Nemirowitsch-Dantschenko, die geistigen Beweger dieser Künstlerschar, hat der russische Umsturz in Moskau zurückgehalten, während er einen Teil der Darsteller und Regisseure, der in Denikin's Hände gefallen war, in die Freiheit des Westens vertrieb oder entließ – ich weiß nicht, wie ich es richtiger sage, aber es ist gleich: keinesfalls war zu erwarten, selbst wenn man den Kern der Truppe vor sich hatte, daß er durch diese Entfernung von der Quelle seiner Kraft nicht gelitten haben sollte. Außer es handelt sich um ein Wunder und dies ist keine Schauspielertruppe, sondern eine wandernde menschliche Gemeinschaft, die ihren Gott und ihre Seele unverlierbar mit sich trägt.

Nun, es ist der Kern der Truppe. Und es handelt sich um ein Wunder!

Ich habe das Nachtasyl, die drei Schwestern, die Karamasoff's gesehen, es gehört zu den stärksten Erschütterungen und den tiefsten Augenblicken des Glücks, welche die Kunst, welche das Leben zu geben vermag. Trotzdem ich nicht ein Wort verstand. Es ist die Vollkommenheit des Schauspiels.

Ich will versuchen, einiges festzuhalten und anzudeuten, was ich bemerkte, ohne daß ich behaupten will, man müsse sich gerade daran erinnern und nicht an unerschöpflich viel Anderes; das wirkliche Kunstwerk ist unendlich, sagt Göthe.

Da ist vor allem die Musik der Stimmen. Diese Schauspieler können alle singen, man lernt es bei Stanislawski, bevor man Menschen darstellt. Das ist ein so einfacher und herrlicher Gedanke.

Man macht es ja bei uns auch; – nebenbei. Aber nicht einmal alle Opernsänger intonieren richtig und dabei ist es klar, um wieviel feiner Stimmbänder und Ohr sein müssen, wenn sie die Schwebungen der Sprechenden, oft scheinbar von ganz andrer Sprechenden Seele wiedergeben sollen. Darum fließt das niemals zu Gesang zusammen – als ob man mir Tintenpatzen ins Ohr machte, ist mir das Chorgeplärr der modischen Bühne, diese Verarmung des Geistigen zu Gesang –, sondern bleibt in den tausend Faltungen und rhythmischen Brechungen der Aussprache zwischen menschlichen Wesen. Weil sie singen können, tun sie es nicht, sondern sprechen die traumhaft schönste Prosa, die ich je gehört habe. Und wenn sie einmal wirklich singen, weil es der Dichter wünscht, so gibt es einen Augenblick der Stille – ich weiß nicht, ob tatsächlich im Raum oder bloß in der verzauberten Seele des Zuhörers – während dessen man deutlich zu fühlen meint, daß einem jetzt etwas geschieht, am Rhythmus des Bluts oder noch weiter innen, aber schon haben die Stimmen nichts mehr unter sich und schweben in einem Himmel von Traurigkeit.

Nicht weniger als das Ohr ist das Auge bedacht. Man könnte sich die Ohren zuhalten und nur schauen, ohne zu ermüden. Wie aus der Charakterik der Figur die Gebärden wachsen, Eigenwert werden, ohne die Bescheidenheit des Dienens zu verlieren, Bildhaftigkeit, sich verschlingen und wieder auflösen zu Konfigurationen, welche die Handlung begleiten wie das Flattern des Gewands eines Schreitenden: dies allein ist noch nie dagewesen. Aber es ist bei weitem nicht alles. Ich will als Beispiel nur auf eines hinweisen, die Überlegenheit, mit der sie die Aufmerksamkeit des Zuschauers lenken. Sie bringen es fertig, daß man alles sieht, während man sonst doch immer irgendwo an einem Nagel hängen bleibt und dem Hintergrund nachlaufen muß, wenn man sich zu lange für den Helden interessiert hat, oder den Helden aus den Augen verliert, wenn im Hintergrund eine Uhr schlägt. Bei den Moskauern übersieht man nichts und ihre Regisseure lenken die Aufmerksamkeitsbewegung mit einer so unheimlichen Kunst, daß sie allein schon zum Genuß wird. Es ist eine Kunst der Zeit und Intensitätsabstufungen, die es noch nie gegeben hat.

Ich glaube, sie erreichen es dadurch, daß sie viel aussparen; obgleich man es kaum wahrnimmt. Man meint, ihr Spiel wächst so natürlich aus der Szene empor, wie ein Garten voll den tausend Einfällen des freien Wachstums; in Wahrheit dagegen spielen diese Menschen ungeheuer enthaltsam und überlegt und zeigen statt der vielen Gebärden, welche in Wirklichkeit möglich wären und bei wirklichkeitsbeflissenen Schauspielern übereinanderwuchern, jeweils nur die eine, welche den ganzen Sinn des Augenblicks enthält, weil sie nach allen Dimensionen dieser magischen Regie gesiebt ist. Dadurch gewinnen sie die Zeit, die nötig ist, um die Einzeleffekte zur Symphonie zusammenzufassen, und erreichen etwas, das zehnmal kompressiver ist als Realität. Sie geben den von allen schauspielerischen Nebengeräuschen befreiten reinen Klang, den Klang der Dichtung, und was sie spielen, ist nicht mehr Theater, sondern Kunst.

## II

Es wäre also ein Mißverständnis, ihren Stil für naturalistisch oder impressionistisch zu halten, trotzdem in den Stücken von Gorkij, Tschekow und den Illustrationen zu Dostojewskij die Grundierung nach dieser Richtung verleiten könnte, und zu meinen, daß sie die späte Blüte einer verklungenen Kunstrichtung sind. Was die spielen, – abgesehen davon, daß der Impressionismus genau so ein Asyl für Obdachlose war, wie es der Expressionismus heute ist, – kommt nicht als eine seit zwanzig Jahren vergehende Kunst zu uns, sondern als die Kunst der Zukunft, sofern eine Zukunft dem europäischen Theater überhaupt noch beschieden sein soll.

Um mich in meiner Auffassung zu sichern, habe ich sie aufgesucht und heimtückisch befragt, wofür sie selbst ihren Stil hielten. Sie haben mich, wie ich es erträumt hatte, groß angesehen und antworteten: Wir spielen «Das Leben des Menschen» von Leonid Andrejew zwischen Dekorationen nach Aubrey Beardsley, wir spielen Maeterlinck, wir spielen den Hamlet auf einer Szene von Gordon Craig, Stanislawski spielt in den Moskauer Kammerspielen zwischen stilisierten Dekorationen: Wir spielen jedes Stück aus seinem Wesen heraus. – Ich bin sicher, so wie sie Stücke, die schlechter gespielt Wirklichkeitsstücke sind, ganz leise über den Boden heben, werden sie phantastischen Stücken zu einer verwirrenden Wirklichkeit verhelfen.

Denn sie erschaffen nach dem Geist den Körper des Spiels. Wenn ich recht gehört habe, kommt es vor, daß sie drei Jahre an einem Stück studieren. (Wladimir Nemirowitsch-Dantschenko, der Dichter, wacht über den Geist, Stanislawski zaubert das Korporielle hervor.) Ich fände es jedenfalls ganz natürlich und es sollte eine Lehre sein für unsere Dramatiker, die ihre Stücke in drei Monaten fertig machen. Einfälle kann man ja leicht haben und im Durcheinanderströmen unserer Zeit erlebt eine bewegliche Seele alle möglichen Gestaltungen; steckt sie über diesen astralen Momentanleib mit flüchtigen Stichen ein Kleid (möglichst neu und apart), so ist meist schon das Kunstwerk fertig. Aber ein Werk ist es nicht, im Sinne jener inneren Totalität, die Göthe unendlich und unerschöpflich nennt. Diese entsteht vielmehr nur dann – scheinbar paradoxer Weise – wenn sich die Seele eines Dichters an einem Werk erschöpft hat; so hineingestaltet hat in das Werk, daß sie sich darin fast nicht mehr wiedererkennt, es fast nicht mehr umspannen kann und das Werk mit der grausamen Abgeschlossenheit einer neuen zweiten Natur sich gegenüberstehen fühlt. Und in Wahrheit ist nichts natürlicher als diese scheinbare Paradoxie. Denn wer ein Dichter und kein Schwätzer ist, gestaltet ja doch nicht seine Einfälle, sondern im einzelsten Einfall noch sein Weltbild, seinen Weltwunsch und Weltwillen. Und in dem Maße Kampf und Arbeit seines ganzen Daseins größer sind als der Inhalt irgend eines Augenblicks, werden auch diese größer und beziehungsreicher sein, als es der einzelne Augenblick fassen kann und es wird das gewordene Werk im Augenblick des Fertigseins den Schöpfer überschatten, wie die verzweigte Laubkrone den tragenden Stamm. – Das gehört nun allerdings kaum mehr in eine Zeitung. Und gehört doch hinein. Denn daß diese Strenge fast nie geübt wird, ist einer der Gründe, derethalben unsere Kunstmoden galoppieren wie die Schwindsucht und unser erzogenes Publikum das Rennen der Buchmacher eben auch vom bookmaker-Standpunkt verfolgt.

Ähnliches gilt für den Schauspieler. Nichts ist einfacher für einen Menschen mimetischer Anlage als sich in einen angedeuteten Typus ungefähr einzufühlen und vom rasch gewonnenen Standpunkt der «persönlichen» Auffassung sich in den leeren, unendlichen Raum aller möglichen Gebärden fallen zu lassen. Aber Schauspielkunst, die mehr als verlangweiltes Kino ist, entsteht erst dann, wenn die persönliche Willkür gehemmt wird durch die Verantwortung für die Auslegung eines Gesamtsinnes. Wie es die Moskauer Künstler machen, ist die stärkste Widerlegung, die man finden kann, von all dem üblichen Kritiker- und Schauspielergerede, daß etwas gut Gedichtetes bühnenunwirksam sein könne, oder umgekehrt etwas zwar eine Nichtigkeit sei, aber ein rechtes Bühnenstück; ein Gerede, das mit seinem Fachgemunkel von Aktschlüssen, dramatischem Aufbau und dergleichen teils aus dem germanistischen Seminar, teils vom Operettenmarkt kommt. Sie aber nehmen die geistige Vision des Dichters, die gesehen, gehört, gedacht, gefühlt zugleich, die alles in einem ist und all das nicht voll ist, sondern eben geistig, und arbeiten sie nun aus, nach allen in ihr angedeuteten Dimensionen, bis statt des schattenhaften der volle körperliche Einklang dasteht. Das hat nun allerdings auch eine soziale Seite. Das Repertoire der Moskauer umfaßt nur elf Stücke und ist sonach das einer Stagione. Wenn aber unser stehendes Repertoiretheater nicht mehr die Möglichkeit bietet für die höchste Leistung der

Kunst, so muß es eben verdrängt werden und solche Zukunft ist immer noch tröstlicher als das unheilbare Dahinsiechen der europäischen Bühne an dementia.

Es sieht heute so aus, als brächten die Russen eine fremde Welt mit sich, ruhte über ihrem Spiel der Himmel der Steppe und der weiten, tiefen Heimat. In Wahrheit ist es etwas, das uns auch zu eigen sein könnte, ist es der Kosmos einer gestalteten Dichtung, das Eingordnetsein in seine unüberblickbaren Beziehungen, was die Atmosphäre eines ungeheuren Himmels um sie schließt. Es sind Schauspieler unter ihnen, die zu den größten Darstellern zählen, die es gibt, aber auch diese starken Individualitäten beugen sich vor dem Geist, nein, sie beugen sich zu ihm, wie es der tut, der etwas Zartes aufhebt. Ihr Zusammenspiel ist kein Ballettexerzitium und keine tyrannische Disziplin, sondern das Leben einer geistigen Gemeinde. Es ist eines der erschütterndsten Schauspiele menschlicher Vertiefung. Sie hat auf der Bühne sonst nirgends solchen Ort. Und wohl auch nirgends sonst im Leben von heute.

[ < ]

### **Kunst-Ein- und Ausdrücke**

*[1. Mai 1921]*

Rund um die Kunst; ich habe heute vier Kunstausstellungen hintereinander betrachtet. Es ist, wie wenn man eine feierliche Angelegenheit, etwa ein Leichenbegängnis, gefilmt hätte und dann in Zappeleile abschnurren ließe. Ich verwahre mich also dagegen, daß ich die bildende Kunst nicht feierlich nehme; aber ich empfehle jedem, der sicher sein kann, daß er Kunst auch ernst zu nehmen vermag, sie manchenmal flüchtig zu nehmen. Man sieht dann aus einer zeitlichen Vogelperspektive, Jahrzehnte werden wie ein Tag. Hut ab vor all den großen Künstlern, zu deren Erwähnung es bei dieser Methode nicht kommt; man lasse ihn zuhause und betrete fliegenden Haars die Säle der Kunst.

Hagenbund: Albertina und Nationalbibliothek haben Graphiken aus ihrem Besitz ausgestellt. Es ist keine Systematik, kein Entwicklungsdiagramm, was geboten werden soll; es sind nur Proben aus verschiedenen Zeiten; dennoch strömt die Macht von ihnen aus, das Denken auf Prinzipien der Entwicklung einzustellen. Von Liebermann bis Meidner, von Cézanne bis Barlach, von überallher zu Harta, diese Blätter sind nur vertragene Tropfen eines großen Stroms; dennoch machen sie lebhaft etwas fühlen, dessen Anspruch auf Wahrheit heute täglich wächst: Impressionismus und Expressionismus sind nicht so sehr verschieden, wie sie tun. (Wohl sind ihre großen Vorbildner voneinander verschieden, aber die haben auch ein Recht darauf.)

Ich stürme ins Künstlerhaus und mäßige dort mein Tempo: de mortuis nil nisi bene; ich betrat das Gebäude mit der gesammelten Stimmung eines Friedhofs. Aber ich hatte unterschätzt. Das war nicht der Tod; das hat ihn – samt Auferstehung, jüngstem Gericht und sonstigen dogmatischen Erfordernissen – bereits hinter sich und ist das Paradies. Hier weidet der Löwe friedlich neben dem Lamme.

Mir rannen die Tränen herunter, als ich meine Kindheit wiedersah. Impressionismus, plein air, die Landschaft und der Sonnenstrahl, die Natur und der Luftraum. Er beherrscht, umfängt, durchpfeift, vergewaltigt sie; sie löst sich auf. Der Durchschnittsmaler, welcher in jener Zeit des Naturalismus die Natur anbetete und den Licht-Luftraum schwebte als Immerzuschauer ihrer

Kopulation in einer Art Urlaichstimmung. Siehe Bölsche's etwas unappetitliche unfreiwillige Komik. Und heute hängt das an Wänden, die sich einst eher im Grab, das sie umschlossen, umgedreht hätten, als das zu ertragen! Und da sind auch richtig jene verrucht hingesebelten Porträts, über die man sich einst so entsetzt hätte; etwas nachgedunkelt und traulich geworden ist ihr Schreck neben der Kunsterneuerung, die daneben da und dort schon durch die Wand schlägt, so daß man als Epochenbetrachter sich kaum zur «Kunstschau» in den ersten Stock hinaufzubemühen braucht. Ist man aber bei dieser geschlossenen Gruppe jüngerer Maler oben, die hier eine Gastausstellung gibt, so ist man manchmal doch wieder unten und offenbar gehört dieser schwebende Zustand zu den Freuden des Paradieses.

Der Impressionist hatte die Relation Ding-Licht gemalt; aber da er zugleich ein Naturalist war, glaubte er, daß er die Dinge male. Als dann der Expressionist nicht mehr die Relation, sondern das Ding als unabhängigen Raumwürfel malen wollte und da die Begriffe der Kunstdiskussion immer aus der Opposition gegen das Nächstvorangegangene entsteht, war es natürlich, daß er beanspruchte, die Dinge an sich zu malen; auf der Skala der Wahrheit sind beide Ausdrücke einfach um den gleichen Grad verschoben. Der berühmte sphärische und synthetische Raum war – wenn man ihn aller begrifflichen Mißverständnisse entkleidet – eigentlich nichts als ein kleines Aufklappen der Bildebene gegen die supponierte der Wirklichkeit; man zeigt, daß man nur malt. Ich glaube nicht, daß mehr davon bleiben wird. Was an Behauptungen darüber hinausging, waren Begriffskoliken. Die große Malerei ist taubstumm; was man sich als «abstrakte», «synthetische» und «geistige» Malerei eingebildet hat, ist Rededrangsall eines Taubstummen, der die ungeheuren Vorteile seiner Entrücktheit durchaus nicht begreifen und benützen will.

Aus solchen Gedanken hinausgeworfen wird man, wenn man zwischendurch die Münchener Sezession besucht, die als Gast der Wiener Sezession ausstellt. Das sind Maler, mit deren Namen schon in der Jugend Kühnheit verbunden war, die schon damals viel konnten und zweifellos viel von der seither vorübergeglittenen Zeit für sich festgehalten haben. Dennoch – der Flut ist wie gesagt summarisch schon zuhause abgenommen worden – dennoch bleibt bei zweihundert Kilometern innerer Geschwindigkeit von ihnen nichts als ein erdiges Gleiten von Grau-Grün und Braun in einer Farbensteppe. Kehrt man ins Paradies der Lämmerlöwen zurück, wohin der Löwenanteil wohl doch aus Paris gekommen ist, so merkt man erst, wie sehr sich mit wachsender Entfernung vom Impressionismus die Farben zusammengezogen und gekräftigt haben. Gehauchtes wird zur sonoren Rede. Konturen, ob sie einstens befremdlich waren oder nicht, sind da und man muß schon verbohrt sein, um nicht die kräftig akzentuierte, wohlklingende Sprache der Wände zu hören, wenn ich auch nicht behaupten möchte, daß mich der Inhalt ihrer Rede besonders interessiert.

Dagegen versetzte mich in atemlose Spannung der ausgestellte Vorimpressionismus. Da hängen luft-, licht-, raum- und zeitlose Maler. Grütznerle's, Knaus'chen. Die alte Garde des Künstlerhauses hat sich nicht gescheut, den Vergleich mit der Jugend «auszuhalten». Ist man nicht enorm lebendig, wenn man sich zwanzig Jahre lang zäh überlebt hat? Soll man nicht, zwanzig Jahre nachdem man ins Grab gelegt worden ist, schon etwas Anspruch auf Ewigkeitsblick erheben dürfen? Ich muß sagen: Recht hat die alte Garde gehabt! Oder wenigstens das gleiche Unrecht.

Montesquieu definiert die kleinen Pariser Irrenhäuser seiner Zeit folgendermaßen: «Häuser, worin die Franzosen einige Narren schließen, um sich zu überzeugen, daß die, welche draußen sind, keine seien». Solche Mauern zwischen zwei Irrenhauswelten sind auch die der Kunststrichtungen. Dies- wie jenseits eine gewisse Konsequenz, ein gewisser in sich vollständiger Kosmos. Wo mehr Lärm gemacht wird, dort sind freilich die Gesunden. In sich hat jede Kunst



die gleichen Abstufungen der Ausdruckswerte und Begriffssymbolik. Ich möchte daran erinnern, daß man sich in ein Bulldogg-Gesicht genau so verlieben kann wie in einen Engel; genau so verschauen. Das geschieht dann, wenn man, reglos geworden, dem reglosen Gesicht lang gegenübersteht. Das geschieht in der Kunst, sobald sich Übermut und Überwollen eines neuen Versuchs gebrochen haben und der schäumende Fluß zur Deltalagune wird, bevor ihn das Meer der Geschichte aufnimmt. Ich möchte nicht so verstanden werden, als ob ich die Möglichkeit leugnete, in der Kunst Wertunterschiede zu begründen; ich bin ja immer für sie eingetreten. Und auch nicht, als ob ich den Expressionismus geringschätzte. Man hat mir ja zuerkannt, für ihn onklig-väterliche Gefühle hegen zu dürfen, etwa wie sie dem Orang-Utan gegenüber dem Menschen geziemen. Aber mir scheint, daß in diese Quelle zuviel Wasser gegossen worden ist, um sie zum Strom aufzuschwellen; das gelang auch rasch, aber nun schlägt schon Lagunenluft entgegen.

[ < ]

### **Theaterabend**

*[4. Mai 1921]*

Es gibt zwei Arten von Theaterstücken: solche, welche von Dichtern geschrieben werden, und solche, in denen außerdem ein Dichter ein Theaterstück schreibt. Die ersten sind gewöhnlich schlecht; die zweiten immer. In der Komödie, von der ich erzählen will, schreibt ein Dichter ein Theaterstück.

Ich erinnere mich nicht mehr an die Szenen, die daraus zitiert werden, wohl aber an ihre Artung: «Rollendes Gold, wetterwendisches Glück; was ist Ruhm?!» Oder: «Ich soll von meinem Kinde lassen?! Man mutet mir zu, nicht nur heiliges Mutterglück, sondern auch ...?!»

Nun weiß ich freilich nicht mehr genau, wieweit sich der schaffende Dichter über den geschaffenen lustig macht; ich habe mir aber gemerkt, wie weit er es nicht tut: er läßt von ihm sagen, daß er ein großes Talent sei, das sich nur durch den Erfolg veräußerlicht habe. Also etwa Hans Müller vor der Läuterung. Aus diesem Gedanken rollt, wenn ich recht zu verstehen würdig war, der ernste Sinn der Komödie heraus.

Der enternstete Dichter nämlich trifft auf eine ernste junge Schauspielerin und wird im Innersten von ihr gepackt. Er nimmt seiner Geliebten, dem Bühnenstar – im melancholischen Augenblick, wo sie den Zenith des Ruhms wie den der Liebe überschritten weiß, – die tragende Hauptrolle in seinem Stück weg und gibt sie der aufstrebenden Rivalin. Er entschließt sich sogar zu heiraten, was offenbar bei Dichtern als ebenso ungewöhnlich betrachtet sein will, wie es gewöhnlich ist daß ihnen die Theaterstars die Türen einrennen. Da aber läßt die als Star und Frau zenithübergangene Prima eine Mine springen. Es gibt einen dunklen Punkt; auf der weißen Weste der ernsten jungen Schauspielerin. Sie hat sich ..., hat sie sich ...? Es gibt nämlich noch eine zweite weiße Weste auf diesem sich rasch verdüsternden Hintergrund. Sie gehört zu einem eleganten Frack und dieser zu einem Baron und dieser als Mitinhaber zum Theater. Und als die ernste junge Schauspielerin noch hoffnungslos in der Provinz stack, zog er aus, Talente zu suchen. Was ihr dabei widerfahren ist, vermöchte ich nicht anzugeben. Legte sie ihre Unschuld ab oder verwickelte sie sich in ihre Unschuld? Wenn selbst das erste, so geschah es aus Ehrgeiz,

um zu mildern, daß es aus Sinnlichkeit geschehen sein könnte. So straucheln bedeutende Frauen. Aber was ein erfolgreicher Bühnenautor ist, erträgt selbst das nicht. Als die Primafräule und -stärin die Mine springen läßt, zerspellt es seine Seele. Er hatte geglaubt, in der Brautnacht ein zartes weißes Westengebilde zu finden und muß statt dessen einen verdächtigen dunklen Punkt im Bett gewahren; man freut sich auf die Hochzeitsreise und gleich im ersten Hotel sind Wanzen! Es gibt eine ganz böse Szene während der Uraufführung, er schlägt die Braut. Im Zwischenakt, vor der Entscheidung. Aber das Künstlerische ist nun einmal so wie Eslein streck' dich und Knüppel aus dem Sack: das Leben prügelt und der Künstler läßt Gold der Gefühle fallen; in der Seelennot spielt die ernste junge Schauspielerin erst recht hinreißend. Sie verhilft ihm zu einem Erfolg, aber danach will sie ihn nicht mehr heiraten. Man darf hoffen, daß sie den adeligen Theatergeldgeber heiraten kann, was nach meiner Kenntnis des Wirtschaftslebens vorzuziehen ist; allerdings habe ich Dichter wie diesen noch nie gesehen.

Ich möchte verschweigen, wo dieses Stück gespielt wird, wer es geschrieben hat und wie es heißt; wozu Schwierigkeiten machen. Man soll bloß beachten, was aus einem Satyrstoff werden kann: wie man selbst aus den Disteln des Lebens eine angenehme Speise bereiten kann, wenn – man das rechte Publikum dafür weiß. Der Autor ist ein einwandfreier Kollege vom Feuilleton. Mit einigem Witz im Nebenbei des Daseins und einigem Blick für seine Schwächen. Ohne den Willen, sie zu bekämpfen. Ohne die Anmaßung, besser machen zu wollen. Ein Parsifal, selbst wo er Pittaval betrachtet. Ein reines Rohr, durch das sich jahrelang der öffentliche Geist ergoß.

[ < ]

**«Dantons Tod» von Georg Büchner**  
**Zur Aufführung im Deutschen Volkstheater, Wien**

[22. Mai 1921]

Wie würde ich Büchner spielen, wenn ich Dramaturg des Moskauer Künstlertheaters wäre? Vor allem vom Wort aus. Dieses Wort bei Büchner ist wie ein fieberhafter Ausschlag, der farbige, schöne, unregelmäßige Flecke hervorzaubert, die sich da und dann zu seltsamen Gebilden zusammenschließen. Im Anfang war das Wort: das gilt von der ganzen Epoche. Und vor dem Wort war Shakespeare.

Ich muß einschalten, daß es Alfred Kerr, trotzdem nicht leicht einer an diesen Kritiker heranreicht, einmal beinahe Hals und Kragen gekostet hätte, als er aussprach, Shakespeares Werk sei in weiten Strecken tot für uns heute. Ich muß es wiederholen: in weiten Strecken tot für uns heute. (Wächter des Dramatischen, grimme Seminarier und feuilledonnernde Seminichtarier treffen meistens mit dem Shakespeare daneben, wenn sie ihn gegen uns Heutige schleudern.) Aber das gehört nicht zur Sache.

Zur Sache gehört, daß von den burlesken Figuren, die dieser Vulkan Shakespeare gebar (mehr als von den großen) eine barocke Suada ausgeht, die von unerhörter Ansteckungsfähigkeit ist. Wuchernd wie Warzen. Wie Schwämme. Eine Parasuada, die nicht aus dem Munde wirklicher Menschen kommt, sondern gar nichts braucht, in der Luft entsteht, da ist, wächst ... und auf einmal unter sich Menschen ansetzt. Das Wort als geformte Luft: und zugleich ungeheure schöpferische Macht; dies war für mich immer die verblüffendste der Wirkungen dieses großen

Dichters. Ich habe das Gefühl, wenn ich mein Ohr in dieser Weise auf Shakespeare einstelle, man darf jetzt nicht an die Sache denken, sondern muß irgendwo mit einem Wort einsetzen, dann die Worte gehn lassen, wie man einen Bleistift die Hand hinter sich herziehen läßt, dennoch in einer bestimmten Weise, und dann entsteht die Shakespeare'sche Wortwelt und mit dem Wort die Welt. Gerhart Hauptmann schreibt manchmal, wenn die eigene Stimme nicht da ist, wie ein Medium unter der verbalen Suggestion Shakespeares; ganze Gruppen haben es getan, auf die er von dieser Seite her am stärksten wirkte, so der Sturm und Drang. So auch Georg Büchner.

Deutlich fühlbar im Fragment Woyzek.

In Dantons Tod von etwas durchwachsen, das anderer Herkunft ist; festes gedankliches Knochengebälk. Büchner trug eine Vernunft mit sich ins Grab, die noch jung war, aber von mächtigem Bau. Er starb, kaum 26 Jahre alt, als Privatdozent, ich weiß nicht, ob der Naturwissenschaften oder auch der Philosophie, jedenfalls lebte er mit beiden vertraut im Grenzgebiet beider. Schöngeistigkeit liebte er nicht, sondern Tatsachen: nur das sind die Menschen, welche imstande sind, den schönen Geist zur Tatsache zu machen. Als er starb, waren die beiden Anlagen seines Wesens noch nicht zusammengewachsen, aber sie standen sich schon nahe. Eine zynische Kraftausdrücke fast noch knabenhaft plaudernde Verbalität, die Einfälle in der Luft erstehen läßt, und ein aus der Tiefe nach dem Wort suchender Verstand. Es ist traurig, darüber nachzudenken, welchen Weg die deutsche Dichtung durch ihn hätte nehmen können.

Die beiden Faktoren, welche das Wesen des Dichters ausmachen, sind nämlich durchaus nicht oft vereint. Wir haben Dichter, welche sehr schön Schaum schlagen können mit der Zunge, aber als Lebens-Anschauung haben sie jene verdächtige Tiefe, die bestenfalls ein in Musik gesetztes Konversationslexikon ist, andererseits haben wir auch sehr gebildete Dichter und die sind dann meist ohne Schaum, aber dafür erhaben von Auswüchsen, die sie sich angelesen haben. Dagegen besaß Büchner schon unverkennbar die Fähigkeit, wirkliche, eigene und große, schwere Gedanken plötzlich, überraschend in Leben umzuwandeln, so daß nicht nur seine Menschen sie haben, sondern auch sie die Menschen und so daß diese Gedanken zu dem persönlichen Schicksal dieser Menschen gehören, aber jeder zugleich ein Schritt vorwärts ist im Geiste. Ich führe als Beispiel bloß eine handliche Stelle an:

Danton ist bedroht und der Verteidigung überdrüssig:

*Camille*: «Rasch, Danton, wir haben keine Zeit zu verlieren!»

*Danton* (er kleidet sich um): «Aber die Zeit verliert uns. Das ist sehr langweilig, immer das Hemd zuerst und dann die Hosen drüberzuziehen und des Abends ins Bett und morgens wieder herauszukriechen und einen Fuß immer so vor den andern zu setzen; da ist gar kein Absehens, wie es anders werden soll. Das ist sehr traurig, und daß Millionen es schon so gemacht haben, und daß Millionen es wieder so machen werden, und daß wir noch obendrein aus zwei Hälften bestehen, die beide das nämliche tun, so daß alles doppelt geschieht – das ist sehr traurig.»

Das ist der Überdruß eines Menschen an der Routine der Politik, aber zugleich der Überdruß eines Menschen an der Routine des Menschseins. Niemals finden sich z. B. bei dem repräsentativen deutschen Dichter Gerhart Hauptmann solche Stellen. Wenn dort in einem Herrn Maier das Menschliche gezeigt wird, ist es das Maierische im Menschen.

Ich muß gestehen, daß mir solche Stellen vollkommen genügen, um Büchner für einen großen Dichter zu halten, und da sie dicht genug beieinander stehen, Dantons Tod für ein großes Werk, trotzdem es unreif ist. Es erstaunt mich immer wieder, was Kritiker doch alles daran auszusetzen wissen. Ich bemerke ja auch, daß da mancherlei Geschichtsphilosophie abstrakte erste

Überlegung geblieben ist, sogar bloß Exzerpt, es werden Phrasen dieser Revolutionsmänner aneinandergereiht, ohne daß daraus der Phraseur entsteht, noch sich die Phrasen zu jenem tragischen Phrasenchaos verschlingen, das wir als politisches Schicksal verehren. Beides wäre beim zweiten Schritt möglich. Es kann auch kaum ein Zweifel darüber bestehn, wohinaus Büchner wollte: durchs erste gegen das zweite. Sätze wie:

«Sie wollen meinen Kopf; meinetwegen. Ich bin der Hudeleien überdrüssig.» «Was ist das, das in uns hurt, lügt, stiehlt und mordet? Puppen sind wir, von unbekanntem Gewalten am Draht gezogen; nichts, nichts wir selbst! die Schwerter, mit denen Geister kämpfen – man sieht nur die Hände nicht, wie im Märchen.» «... wir sollten einmal die Masken abnehmen, wir sähen dann, wie in einem Zimmer mit Spiegeln, überall nur den einen uralten, zahllosen, unverwüstlichen Schafskopf, nichts mehr, nichts weniger. Die Unterschiede sind so groß nicht, wir alle sind Schurken und Engel, Dummköpfe und Genies, und zwar alles in einem; die vier Dinge finden Platz genug in dem nämlichen Körper, sie sind nicht so breit, als man sich einbildet –»

Sätze wie diese enthalten den Sinn des Spiels. Hinzunehmen die sanfte Stimme der kleinen Lucile, etwa vor Dantons Hinrichtung:

«Es ist doch was wie Ernst darin. Ich will einmal nachdenken. Ich fange an, so was zu begreifen. Sterben – Sterben –! – Es darf ja alles leben, alles, die kleine Mücke da, der Vogel. Warum denn er nicht? Der Strom des Lebens müßte stocken, wenn nur der eine Tropfen verschüttet würde. Die Erde müßte eine Wunde bekommen von dem Streich.

Es regt sich alles, die Uhren gehen, die Glocken schlagen, die Leute laufen, das Wasser rinnt, und so alles weiter bis da, dahin! Nein, es darf nicht geschehen, nein, ich will mich auf den Boden setzen und schreien, daß erschrocken alles stehn bleibt, alles stockt, sich nichts mehr regt. (Sie setzt sich nieder, verhüllt sich die Augen und stößt einen Schrei aus. Nach einer Pause erhebt sie sich:) Das hilft nichts, da ist noch alles wie sonst; die Häuser, die Gasse, der Wind geht, die Wolken ziehen. – Wir müssen's wohl leiden.»

Gewiß stehen solche Stellen und Szenen, wenn sie auch viele sind, noch vereinzelt in dem Stück; sie bauen es nicht auf, sondern übergießen es bloß mit ihrem Licht und manchmal reicht es vielleicht nicht ganz aus, um von einer zur andern zu finden. Wenn aber daraus gefolgert wird, das Stück sei nicht dramatisch, so ist das einfach Dogmatik. Büchner selbst hat in dem Stück darauf schon die richtige Antwort gegeben, die man in alle Feuilletonredaktionen und Hörsäle hängen sollte:

«Ich sage euch, wenn sie nicht alles in hölzernen Kopien bekommen, verzettelt in Theatern, Konzerten und Kunstausstellungen, so haben sie weder Augen noch Ohren dafür. Schnitzt einer eine Marionette, wo man den Strick hereinhängen sieht, an dem sie gezerrt wird und deren Gelenke bei jedem Schritt in fünfjährigen Jamben krachen – welch ein Charakter, welche Konsequenz! Nimmt einer ein Gefühlchen, eine Sentenz, einen Begriff, und zieht ihm Rock und Hosen an, macht ihm Hände und Füße, färbt ihm das Gesicht und läßt das Ding sich drei Akte hindurch herumquälen, bis es sich zuletzt verheiratet oder sich totschießt – ein Ideal! Fiedelt einer eine Oper, welche das Schweben und Senken im menschlichen Gemüt wiedergibt wie eine Tonpfeife mit Wasser die Nachtigall – ach, die Kunst!

Setzt die Leute aus dem Theater auf die Gasse: ach, die erbärmliche Wirklichkeit! – Sie vergessen ihren Herrgott über seinen schlechten Kopisten. Von der Schöpfung, die glühend, brausend und leuchtend, um und in ihnen, sich jeden Augenblick neu gebiert, hören und sehen sie nichts. Sie gehen ins Theater, lesen Gedichte und Romane, schneiden den Fratzen darin die Gesichter nach und sagen zu Gottes Geschöpfen: wie gewöhnlich!»

Es gibt nur eine Bedingung für das Dramatische: Kunst zu sein. Das ist das Schwere. Trifft einer das und zielt er danach mit den Mitteln der Bühne, so wird er immer ein Recht darauf haben. Unsre Einstellung, daß sich der Dichter nach der Bühne richten soll, ist verkehrt und tödlich; die Bühne hat sich die Aufgaben, welche ihr das Leben erhalten, bei den Dichtern zu holen.

Dantons Tod stellt ihr die Aufgabe, auf die plaidoyerhafte Spannung zu verzichten, mit welcher Handlung und gedichteter Charakter arbeiten. Das Stück ist auf kleinen Kärtchen geschrieben und diese sind so auf dem gemeinsamen Faden gereiht, daß ganz gut ein und das andre den Platz tauschen könnten. Die Aufführung hat nichts besseres zu tun als den Sinn dieser kleinen, akustisch so starken Bilder scharf herauszuarbeiten, Szenen, Gebärde, Wort, Kadenz auf die geistige Dominante abzustimmen, die der Dichter meist deutlich genug merken läßt, und im übrigen die Folge dieser sich ergänzenden und einander entwickelnden Ausschnitte für sich selbst wirken zu lassen. Die Wirkung wird mit Robespierres Worten sein: «Die Nacht schnarcht über der Erde und wälzt sich im wüsten Traum. Gedanken, Wünsche, kaum geahnt, wirr und gestaltlos, die scheu sich vor des Tages Licht verkrochen, empfangen jetzt Form und Gewand und stehlen sich in das stille Haus des Traums. Sie öffnen die Türen, sie sehen aus den Fenstern, sie werden halbwegs Fleisch, die Glieder strecken sich im Schlaf, die Lippen murmeln. – Und ist nicht unser Wachen ein hellerer Traum? sind wir nicht Nachtwandler? ist nicht unser Handeln wie das im Traum, nur deutlicher, durchgeführter? Wer will uns darum schelten? In einer Stunde verrichtet der Geist mehr Taten des Gedankens, als der träge Organismus unsres Leibes in Jahren nachzutun vermag.»

Das setzt freilich eine Dirigierbarkeit des Spiels voraus, über die heute keine deutsche Bühne verfügt. Die Gründe dafür habe ich hier bereits in dem Aufsatz über das Moskauer Künstlertheater angedeutet. Dem Deutschen Volkstheater muß zuerkannt werden, daß es eine interessante und dankenswerte Aufführung gab, die alles herausstellte, was sich mit einem Ensemble spielen läßt, das mit den gleichen Bühnenkünsten hinter dem Vorhang spielt.

Charakteristisch für die Ungenauigkeit des Instruments ist, daß die ziemlich nebensächliche Gerichtssaalszene den stärksten Effekt machte.

[ < ]

**«Das Frühlingsfest in Florenz» von Forzano**

[24. Mai 1921]

Wien, 22. Mai

Una sciochezza, ein Säckelchen. Auf deutsch: ein Schmarrn. Aber mit Kunerol, Eierol, Sacharin und Mehlersatzol gebacken: Ein Theaterstücklein, ein Stücklein Theater. Geölt unwahrscheinlich, angenehm dumm, flink um ein paar Angeln gedreht. Letzter Abkömmling des Boccaccio, Straparola usw., gezeugt mit Ete Petete, der Muse der Wohlanständigkeit. Aus allen diesen Gründen wahrscheinlich deutsche Uraufführung im Burgtheater, das sich unter letzten Direktoren auf Jahre hinaus mit solcher Kunstersatzproduktion versehen hat. Eine im Mittelpunkt des Stückleins stehende, tollende, lachende, schumpfernde Tuchhändlersfrau hat drei Männer, weil sie nun einmal so ist, so sanguinisch. Einen vierten beschließt sie zu haben, weil er ihr imponiert,

einen florentinischen Grafen. Hindernis ist dessen schöne treue Geliebte, denn der Graf hält auf nichts so sehr wie auf Treue, weil der Graf eifersüchtig ist und ihm das schlecht tut. Er kennt die Frauen und fühlt sich sicher.

Hier setzt der Schmerz ein. Die tüchtige kleine Tuchhändlerin sagt ihm: eine treue Frau gibt es nicht. Der Graf meint: Dich. Denn er glaubt, kurz vorher Grund zu dieser Annahme bekommen zu haben. Die Tuchhändlerin darauf: Gib acht! Und wenige Minuten nach Ladenschluß klopft an jedem Fensterladen ein anderer ungeduldiger Liebhaber. Nachdem sie derart ihre Ehre für seine Belehrung preisgegeben hat, ist er für das Weitere zugänglicher geworden und sie kann ihm das bewährte Rezept verordnen; reise ab und kehre am gleichen Tag unerwartet zurück. Gesagt und binnen wenigen Stunden ist das Malheur fertig. Aber nun wendet sich das Spiel, denn der operierte Seelenblinde traut fortan überhaupt keiner Frau mehr, also auch der ihn liebenden Tuchhändlerin erst recht nicht und ergibt sich der Polygamie, weil man von mehr als einer Geliebten gleichzeitig bekanntlich nicht betrogen werden kann; es gibt eben Fälle, wo ein gerechter Mensch nicht von Betrug spricht, sondern von Wiedergutmachung.

Zwischendurch spielt ein zweiter Akt, in dem Stoff zu einer größeren Komödie steckt. Der Verführer der tugendhaften gräflichen Geliebten ist nämlich die verkleidete tüchtige Rivalin. Eine erfahrene Frau, welche weiß, wie man unterliegt, nützt diese Griffe aus, um die immerhin anständigere Nebenbuhlerin zu Fall zu bringen. Daraus könnte eine tief lustige Travestie auch werden. Frau Pünkösdy streifte daran, was bei dem hinderlichen Text viel ist.

[< ]

### **Ein Volksstück**

### **(Die Rax. Ein Wiener Schauspiel von Hans Stifter. Uraufführung am Deutschen Volkstheater in Wien)**

[9. Juni 1921]

Man muß mit reiner Seele von diesem Stück berichten. Kommerzialrat Kufstein betreibt ein anscheinend schwerindustrielles Geschäft, Eisenbahn oder Zubehör, denn es ist die Rede davon, daß die Firma eine Auffahrt auf die Rax bauen könnte. Dann ist es ganz aus mit diesem Berg, der heute schon von lärmend auf Gesellschaftswegen ziehenden Touristen überflutet wird, die im Otthaus champagnisieren, während vor 15 Jahren noch über diesen Wänden einzig und allein die Gemse kreiste und der Adler sang. (Die Rax, ein ausgedehnter, plateauartiger Kalkalpenstock bei Wien, in der Heukuppe sich bis 2009 Meter erhebend. Wegen des Übrigen siehe die Annahme des Arierparagraphen im D. Oe. Alpenverein.) Kommerzialrat Kufstein hat in seinem Privatkontor einen Buchhalter sitzen und ein liebwertes Schreibfräulein.

Man erfährt, daß schon der Vater dieses Schreibfräuleins in der Firma Kufstein gedient hat, ein Herr Edlinger – (Wink für Ausleger: Edlinger, assoziative Ableitung aus Edlach am Fuß der Rax gekreuzt mit Edling, wogegen der Name Kufstein sozialen Hochgebirgscharakter andeutet) – ein Herr Edlinger also, Vater des Fräuleins Annerl, der vor Jahren durch einen Kommerzialrätlich Kufsteinschen Fabriksunfall sein Leben verlor. Als Entschädigung durfte Frl. Annerl schon mit 14 oder 15 Jahren ins Kontor eintreten. So könnte ein herbes Volksstück auch einsetzen.

Man erfährt zweitens, daß Herr Prantl, Buchhalter, ein Mann in den besten Jahren, der gleichfalls

die Ehre des Privatkontors teilt, morgen seinen Raxsonntag hat. Heute nach Geschäftsschluß fährt er mit einem Abendzug nach Payerbach, wandert zu Fuß ins Höllental, die Nacht durch, um im grauen Morgen auf seinem Privatsteig zu seiner Privathöhle aufzusteigen – (Prantl von brandein, der Mann nämlich hat sozialkritische Anlagen). Mit dieser Höhle verhält es sich so: Er hat sie vor Jahren entdeckt. Sie ist unauffindbar und unersteigbar. Er, der Verbitterte, verbringt dort, in Sonne oder Regen liegend, seinen einen Raxsonntag im Monat, hört von der Zickafahrer Alm herüber im Wind die Glocken der Herden läuten und kehrt mit ausgebadeter Seele Montags zurück, nur so dieses Leben tragen könnend. Er ist nämlich wie schon gesagt ein «Herber», gar so scharf, wie Frl. Annerl Edlinger feststellt, die der einzige Mensch ist, den er in seine Höhle mitnehmen würde, wenn Frl. Annerl nicht stimmungsgemäß vorgeschrieben wäre, sich mit einem Sonntagsspaziergang an der Seite des lieben 70jährigen Zimmerherrn ihrer alten Mutter zu bescheiden, der sonst niemand zum Spaziergehen hätte. An dieser Stelle erfährt man die Versicherung, daß es kein herbes Volksstück sein wird.

Eine Absage muß sie auch Herrn Kufstein jun., Mitchef der Firma, zuteil werden lassen, der sie zu einer Sonntagsfahrt in den Roten Stadl oder dergleichen ermuntert; man tut einen reinen Blick in die Seele von Kontoristinnen und dankt Herrn Stiftegger, daß es das auch gibt.

Schon aber knotet sich die Verwicklung. Dr. jur. Kufstein bittet seinen untergebenen Prantl, ihn in seine geheimnisvolle Höhle mitzunehmen. Der weist ihn rüd ab. Einziger Besitz des armen Mannes, alles können Sie sich kaufen, nur das nicht, das just nicht, – sozialkritische Anlage. Zum Glück tötet der Autor da rasch einen unschuldigen Passanten. In ruckweise sich steigender Spannung erfährt man, daß das Auto des Kommerzialrates (dieser samt Chauffeur stürzen aufgeregt herein) einen Menschen überfahren hat, dieser ein Mann war, dieser Mann ein alter Mann war, dieser alte Mann in der X-gasse wohnt und daher, oh Schreck, der gute 70jährige Zimmerherr ist. Es soll ihm zwar nicht viel geschehen sein, aber Frl. Annerl beurlaubt sich erblassend, Kufstein jun. rät Kufstein sen., sofort eine Abfindung zu senden, sich dafür eine Verzichtserklärung auf weitere Ansprüche ausstellen zu lassen und Buchhalter Prantl erhält Auftrag, das sofort in der Wohnung des Verunglückten zu ordnen. Das Ganze geschieht, damit Kufstein jun., allein geblieben, sich auf die Lade stürzen kann, welche in seiner Aufregung Buchhalter Prantl zuzusperren vergaß. Er entreißt ihr die Sehnsucht seines Lebens, den Trost des einsamen Prantl'schen Lebens, die Wegskizze des Aufstiegs zur Höhle. Sagt eine Raxpartie mit Freunden und Freundinnen rasch glücklich ab und stürzt – wie man erraten wird, vorläufig nur davon. Eine solche Szenenführung ist unter den Begriff der dramatischen fahrlässigen Tötung zu zählen.

Es zeigt nämlich der nächste Akt sofort, daß der alte Zimmerherr nicht leicht verletzt, sondern tot ist, und ich finde es etwas frivol, einen alten Mann bloß deshalb umzubringen, weil der Autor zu bequem ist, um einen anderen Übergang zu finden. Der Tod auf der Bühne hängt durch die Gefühle, die er erregen soll, trotz allerlei Abweichungen so eng mit den Gefühlen zusammen, die den wirklichen Tod umgeben, daß vielleicht doch eine nicht so ganz gesunde Fühllosigkeit dazugehört, ihn einfach mit ein paar unüberlegten Federstrichen zu verhängen. Einen ganzen Akt lang liegt dieser ohne Grund vom Autor gemordete Alte auf der Bühne – aber dafür diskret dem direkten Blick entzogen, welche Kompromisse! – und sentimentaler Schabernack wird um ihn herum getrieben, Tränensäcke werden gepreßt und das Herz im Busen gemolken. – Menschen, welche alles, was lebendige Geisteskraft hat in dieser Zeit, von Dostojewskij angefangen, für ungesund erklären, werden das vielleicht volkstümlich und gesund finden. Aber eigentlich ist Geschmacklosigkeit noch keine Quellwasserreinheit.

Das Stück geht dann weiter, Kommerzialrat Kufstein stürzt aufgeregt herein, hat von dem

Abenteuer seines Sohnes gehört, verspricht rasch eine schöne Leich' für den Zimmerherrn, um sich die Teilnahme des Publikums zu sichern, und beschwört Prantl, seinen Sohn einzuholen und zu retten. Prantl, sozialkritisch, weigert sich; der Plan ist ihm gestohlen worden, vor ihm liegt ein Opfer der reichen Leute. Der Vater beschwört ihn trotzdem bei allem heiligen Gefühl – und wieder wäre hier, nicht benützt, ein Ansatz zu sich erhebender Betrachtung der Gefühle – aber Prantl gibt seine revolutionären Anschauungen erst auf, als Annerl flötet: Herr Prantl, so tun Sie es mir zulieb! (Wahre Güte, denn man darf wohl eigene Neigung zu Annerl bei ihm vermuten und sieht nun, was man ahnt, daß nämlich Annerl doch Kufstein jun. liebt, aber wie es sich gehört, heimlich.) Da jedoch sagt er nichts als: «Herr Kommerzialrat, Ihren Wagen! Wenn er noch zu retten ist, so tu' ich's.»

Im nächsten Akt ist das Seil gerissen und Kufstein jun. liegt in der Nähe der Höhle für tot da. Der Retter nähert sich. Ruft ihn ins Leben. Will ihn abtransportieren. Statt dessen verlangt der Sterbende eine lange Unterredung. (Warum nicht, wenn Tristan noch singen kann.) Herzen öffnen sich und schließlich bewegt Prantl seinen Chef, sich von ihm retten zu lassen, durch das Geständnis, daß ihn wieder Frl. Annerl bewogen habe. Ein Todwunder findet dadurch die Kraft zu einer schwierigen Kletterpartie und von der Zickafahner Alm läuten die vorhergesagten Kuhglocken. Das ist für eine Goldgräberstadt Nordwest-Amerikas gestaltet und fand lebhaften Beifall.

Wieder denkt man im letzten Akt: vielleicht kommt es doch noch anders. Man hat vom jungen Herrn nichts gehört, mürrische Stimmung von Büroklaven wie in Akt Eins, ein idiotischer Kassier verrät das Ungeheuere einer beabsichtigten doppelten Monatsgehaltszahlung (einmalig) an Prantl und Annerl für die Rettung, Kufstein jun. erscheint unerwartet selbst und ist ganz der Gebieter von früher, Kufstein sen. erörtert zufrieden die Grabsteinentwürfe für den Alten, dem die Erde so leicht werden möge, wie ihm diese Auslage sein muß, und Frl. Annerl in ihrer volkstümlichen Bescheidenheit findet alle noch viel zu kostbar für einen Mann ihres Kreises. Das ist aber schon – was man noch nicht wissen kann – Vorbereitung einer Schicksalswende; außerdem noch Spiel einer die göttliche Vorsehung lobenden Phantasie mit der Schattenseite des Lebens, die man ja einerseits gar nicht leugnen will, die aber andererseits wohl nicht so schlimm sein wird, denn Optimismus gehört zur seelischen Gesundheit. Und nun kommt unaufhaltsam die Lösung der sozialen Frage. Es überreicht der Kommerzialrat Frl. Annerl den doppelten Monatsgehalt und entläßt sie freundlich aus ihrer Stellung, weil doch unpassend und so, Annerl windet sich unter Tränen davon und Prantl – Prantl sozialkritisch – wirft dem Kommerzialrat sein Geld vor die Füße und kündigt seinerseits. Aber, ich würde mein Geld nicht so wegwerfen, lächelt Kufstein sen. bloß, und ich versteh' nicht recht wie, aber das Ganze war nur eine Prüfung. Prantl muß Annerl zurückholen, samt Mama, die in der Küchenschürze kommt, damit es wie ein rechtes Volksstück wird, wenn der Kommerzialrat sie nun für seinen Sohn um die Hand ihrer Tochter bittet. Kufstein jun. wird Seniorchef, Prantl Mitchef, Kufstein sen. zieht sich von den Geschäften zurück und der Vorhang senkt sich zwischen einem begeisterten Haus und seinem Dichter.

Ich wollte das nur erzählen, damit man weiß, was ein Volksstück ist, das Zeitungen eine tiefe und reine Offenbarung nennen.

Ich füge dem höchstens noch hinzu:

Das «Volkstheater», welches dieses Stück spielt, ist die größte Privatbühne Wiens, die führende.

[◁ ]

**Das Drama eines deutschen Mannes Hans Kohlhasse**



[12. Juni 1921]

Zugleich fast mit der «Rax», über die ich letzthin berichtete, spielte das Deutsche Volkstheater – wie ich wiederhole: die größte und insoweit verantwortlichste Privatbühne Wiens – Hans Kohlhasse, das Drama eines deutschen Mannes, in fünf Aufzügen, von Rudolf Holzer. Rascher Bericht lag mir nicht so am Herzen. Während man bei der Rax brutal schreien möchte, strömt von Kohlhasse jene mehr verinnerlichte Anerkennung aus, bei der man sich höflich die Hand vor den Mund legt. Das Stück behandelt die Legende des Michael Kohlhaas nicht nach der Kleistschen Erzählung, sondern nach der brandenburgischen Originalchronik. Es soll eine alte Jugendarbeit sein und spricht für einen ehrlichen, geschmackvollen, künstlerisch vornehmen, dramatisch unbehilflichen Menschen, der so restlos im schwierig Stofflichen unterging, daß Dichter und Dichtung Null auf Null aufgeh'n; es bleiben weder der Eindruck einer Dichtung, noch der eines Dichters, doch von beiden auch nicht die krasse Unmöglichkeit. Es ist nur bemerkenswert, wie schwer es für eine ehrgeizige Bühne sein muß, künstlerisch bedeutsamere Stücke zu entdecken, die in Wien noch nicht gespielt worden sind, und beweist somit – wenn auch durchaus nicht so direkt und eindringlich wie die «Rax» – das hohe Niveau der Wiener Bühnenkultur. Mehr wäre kaum zu sagen.

Ein Teil der Kritik hat bei diesem Anlaß den Stoff undramatisch genannt und auf das Zeichen hingewiesen, daß selbst Kleist, der doch gewiß Dramatiker war, für ihn epische Fassung wählte. Die Gründe, aus denen ein Dichter für einen Stoff die oder jene Form wählt, reichen aber ins Innerste der Ästhetik und sind schwer zu analysieren; man kann fast sagen, daß es überhaupt keine dramatischen und undramatischen Stoffe gibt, sondern nur solches Verhältnis der Dichter zu ihnen. Ich beispielsweise würde die Legende von Hans Kohlhasse für eminent dramatisch halten. Der Kampf eines Mannes um sein Recht wider die Wohlordnung der Welt, Verehrung, die in Rebellion umschlägt, das stufenweise Hinuntergestürztwerden eines Menschen, dem Schicksal und Mitmensch erst das Bein, dann den Arm, dann den Hals brechen – das sollte nicht dramatisch sein? Auch bei Holzer, dem nicht der Blick für die dramatische Szene fehlt, sondern mehr das Losreißenkönnen des Blickes vom Undramatischen der chronologischen Folge und die Entschlossenheit, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren – findet sich Rohmaterial zu Szenentürmen. Die protestierende Kreatur Kohlhasse kommt Erlösung heischend zu Luther, der eben mit seinen Kindern spielte und daher wenig Verständnis für ihn übrig hat, das blutende Detail zum Weltordner, die Person zum großen Theoretiker der Person – der ungefähr gelehrt hat: Das Urteil über das Werk im Sinne der objektiven Welt, nach den Grundsätzen der objektiven Moral, ist kein Urteil über den Menschen als Person – das sollte keine Szene sein? Und wäre Kohlhasse Kampf gegen die Maschen des Rechts, der Bureaucratie, des Staates, dieser Kampf gegen Maschen eines Netzes, das ihm weniger der Gegner legt als daß es da ist, zum Guten da ist und doch den Guten erwürgen kann, dieses Netzes, an dessen innerster Schlinge der Herrscher sitzt – der, wohlgemerkt, hier die Güte selbst ist – an dessen innerster Schlinge also das Prinzip des Guten wirkt, das dennoch, bis es zum Einzelnen gelangt, Tod und Qual werden kann –: dieses dramatische Symbol sollte undramatisch sein? Ich möchte behaupten, daß es das Drama des menschlichen Organisationsunvermögens ist. Der Mann, der sein Recht nicht läßt, wider eine Welt den Kampf aufnimmt, weil er an das Recht glaubt, verfehmt wird, niedergeworfen wird,

vernichtet wird, er, der Einzelne gegen die Welt: das sollte heute unter Deutschen kein Drama sein?

Aber – es fehlt der Edle und wird bestraft und solange er nicht fehlt, wird ihm sein Recht vorenthalten: was soll er eigentlich tun, ganz naiv gefragt? Ebenso naiv geantwortet: da das Dilemma nicht an ihm liegt, sondern an der Welt, ist sie zu ändern. Aber Kohlhase leidet und bewirkt nicht; trotz aller Rebellion ist er ein passiver Held; er ist ein Stimulans, aber kein Vorbild. Eine dramatische Bearbeitung der alten Legende müßte sich wohl darnach richten. Wo großes Unrecht geschieht, wie es Kohlhase tut und leidet, ist nie weder der Frevler schuld, noch der Rächende unschuldig, sondern schuldig das System, das sie beide umschließt. Daran ist weniger Heroik, aber mehr Katharsis.

[ < ]

### Helden

[15. Juni 1921]

Aus *Wien*, 12. Juni, wird uns geschrieben:

Englisch-bulgarisch-österreichischer literaro-politischer *Zwischenfall in Schönbrunn!* ... Man kennt *Shaws* lustiges scharfes, tiefes und zuweilen auch oberflächliches Stückchen «Arms and the man», in der Übersetzung «Helden». Ich brauche darüber nichts zu wiederholen. Es verspottet die Ideologie des Kriegsruhms und damit ein Stück Staatsideologie. Wenn es heute in Paris gespielt würde, so würden französische Patrioten voraussichtlich gegen seinen «den nationalen Idealismus zersetzenden Geist» protestieren, in Bayern bayrische. In Österreich haben nicht österreichische Patrioten protestiert, sondern bulgarische. Das ist die Komplikation. Ein englischer Dichter hat in einem österreichischen Geschäft einen Bulgaren beleidigt; der Kulturfortschritt, der in solcher Möglichkeit steckt, sich wieder an drittem Ort beleidigen zu können, ist nicht zu übersehen. Die Internationalität von Antipathien ist wenigstens ein erster Schritt!

Das Schönbrunner Schloßtheater, Ableger der Burg, ist ein kleines, entzückendes, krauses Theaterchen, das nur mit Mühe Stücke finden kann, die für seinen Rahmen nicht zu schwer sind, ohne leicht zu sein. So kann man verstehn, daß es auf *Shaws* «Helden» griff, ohne das Gutachten einer interalliierten Kunstkommission einzuholen. Nun ist aber gar nicht zu leugnen, daß das Stück schwere Beleidigungen der Bulgaren enthält, soweit ein Kunstwerk überhaupt etwas andres beleidigen kann als die Kunst. Ein alter bulgarischer Major erklärt beispielsweise das ewige Waschen für unnatürlich, wogegen sich seine Tochter rühmt, es «fast täglich» nötig zu finden: von solcher Art ist mancherlei. Ja, man muß einräumen, trotzdem das englische Drama den Balkanismus in fremdem Auge nur zeigt, um den Balken im eigenen fühlen zu lassen, profitiert es doch viel von jenem etwas fahrlässigen Witz, mit dem jede Nation in ihrer spießbürgerlichen Psychologie gerne die Fehler anderer betrachtet. Ich kann es also auch recht wohl verstehn und verzeihlich finden, daß die in Wien weilende bulgarische Jugend sich beleidigt fühlte. Es soll sogar zwischen der gewarnten bulgarischen Vertretung und der Theaterdirektion – welches Novum in der Geschichte – zu einem Pourparler gekommen sein, das aber den schon in die Aufführung hineinrollenden Thespiskarren nicht mehr zu bremsen vermochte und in einem

Regisseurprolog endete, worin die rein literarischen Absichten des Burgtheaters dem Publikum versichert wurden. Es war das zwar eine Überraschung, daß das Schloßtheater literarischen Ehrgeiz habe, aber sie vermochte trotzdem den Skandal nicht abzuwenden, der während des ersten und zweiten Aktes losbrach. Im Parkett und auf den Galerien verteilte bulgarische Schütznester eröffneten ein Zornfeuer von Pfiffen, Pfuis und protestierenden Zwischenrufen, das nach einiger Dauer einen Gegenangriff der andren Besucher auslöste, die sich in ihren heiligsten, am bezahlten Sitzplatz haftenden Gütern bedroht fühlten, und erst wiederholten glücklichen Flankenangriffen der Polizei gelang es, die widersprechenden Meinungen durch Arretierungen so weit zu lichten, daß man von einer gelungenen Aufführung sprechen konnte. Polizeipräsident Schober feierte damit seinen zweiten Sieg in der Theatergeschichte.

Es ist natürlich eine menschliche Schwäche der jungen Bulgaren gewesen, daß sie die polemische Absicht des Dichters grob und persönlich verstanden; man hätte sie beruhigen und aufklären sollen, statt ihnen ebenso unsinnige Beleidigungen entgegenzurufen. Die Kunst, welche das herrschend Tatsächliche angreift oder verzerrt, um hinter ihm das Höhere zu zeigen, wird heute allenthalben wegen Majestätsbeleidigung eingespießbürgerter Ideale sofort gelyncht. Was die jungen Bulgaren mit Shaw taten, widerfuhr Wedekind, Lautensack, Schnitzler, Sternheim von deutschen Besuchern. Sogar mit geringerem Recht.

Uns das vorzuhalten, ist das Beste, was wir auf den Zwischenfall antworten können, während es dem allgemeinen manifesten Friedenswillen vermutlich in diesem Falle gelingen dürfte, einen neuen Krieg zu verhindern.

[ < ]

### Moissi-Epilog

[19. Juni 1921]

Aus *Wien* wird uns berichtet:

Ich hatte ihn zuletzt vor Jahren gesehen; jung, auf dem Gipfel des Ruhms, er spielte den Gyges. Seine zerschneidende, langsam zerschneidende Art war mir unvergeßlich geblieben. Hebbel kam ihr entgegen, in einem Stück von Shaw zur gleichen Zeit blieb der Eindruck aus. Aber bei Hebbel war das wie ein seelisches Wesen aus lauter trockener Borke, das Satz um Satz und Gebärden von sich wie Rindenstücke abbricht, hinstellt, fallen läßt, nichts als Hülle abschält und trotzdem immer mehr es selbst wird.

In Tolstojs «*Und das Licht leuchtet in der Finsternis*» spielt er den Nikolaj Iwanowitsch Sarynzew; er spielt den Neurastheniker der Güte. Den Mann, der das Unrecht in der Welt nicht ertragen kann und den rechten Entschluß auch nicht. Der seinen Lakaien die Hand drückt und seine Frau – rücksichtslos aus einem Kindsbett ins andere. Auffassungssache. Man könnte auch auf den Mann der inneren Stimme das größere Gewicht legen, auf den geprüften Propheten, auf die Prophetie. Auf den Tolstoj der kommunistischen Legende. Man fühlt aber, daß in dem Stück vieles zu Moissis Auffassung stimmt.

«Und das Licht leuchtet in der Finsternis» macht an Rousseau denken. Ähnlicher moralischer Exhibitionismus, öffentliche Entblößung von Gewissenskämpfen. So lauter Zank zweier innerer

Stimmen, daß die Menschheit zusammenläuft und die Welt stehen bleibt. Solche Naturen sind nicht Ärzte, sondern brüllende Stimmen der wehen Menschheit; ihre Kraft liegt nicht im Zuendekommen mit ihren Ideen, sondern in der Ohnmacht. Deshalb auch die völlige Ablehnung, der Tolstoj bei vielen begegnet, in denen westliche Geistesüberlieferung lebt.

Es ist das Verdienst, so den Blick einzustellen. Vielleicht ginge es auch ohne soviel Züge, die auf den Neuropathen weisen. Aber darüber zu entscheiden, ist nur mehr Moissis Sache.

Er hat eine Gebärde, wo er das Antlitz zum Himmel hebt und die Arme ausbreitet, eine andere, wo er stumpf abbricht: die sind – ja die sind eben seelisch stumpf abgebrochen. Wie eine Kugel in Sand rollt, wie Schläge gegen eine Matratze. Sie mißfielen mir. Aber hinterließen einen Eindruck, der nicht weichen wollte und immer herrischer wurde. Solchen Zwang auszuüben, ist Schauspielkunst.

Hamlet! Er sieht aus wie ein Edelknabe eines gothischen Wandteppichs. Seine Gebärden haben etwas Halberwachtetes, halb – noch Gewebtes. Manchmal flammen sie lebendig auf, züngeln dahin, schlingen feurige Wimpel; danach sinken sie wieder in planen Traum.

Er spielt nicht einen Grübler Hamlet, nicht einen Leitfadian der Metaphysik, auch keinen Ichgespaltenen Will ich oder nicht? Sondern einfach einen adeligen jungen Menschen, der ein Held würde, wenn das Schicksal, das sich auf seine Schultern gelegt hat, nicht zu schwer wäre für seine Jugend. Er hebt die Mutter und muß sie verachten, er verabscheut den Stiefvater, aber deshalb kann man ihn doch nicht sofort töten?! Die Gespensterszene wird natürlich wie eine innere Stimme. Beim Wiedersehen mit den Studiengefährten wird er für einen Augenblick zu einem Jungen. Das alles ist wundervoll einheitlich und hat den Glanz eines großen dunklen Temperaments, das man diesem Hamlet einfach anmerkt. Er beweist sich nicht, er ist; auch ein junger Tiger muß sich nicht erst durch ein Examen im Machiavell ausweisen können.

Als er am Ende hinausgetragen wird, liegt er sichelschmal auf den emporgestemmtten Armen der Mannen Fortinbras, halb Sardelle, halb Damaszenersäbel, noch im Tod jugendlich übertreibend. Wenn ich ein kleines Mädchen wäre, würde ich mich fürchterlich in ihn verlieben.

Das Wesen des großen Schauspielers ist Sein. Durch Beispiel anstecken. Wie die Grazie eines Gecken hundert junge Gecken feinere Bewegungen lehrt. Eine schöne Frau Frauen schön macht. Das Leben schließlich nicht aus Syllogismen besteht, sondern aus Wind, Wolken, Lächeln und Achselzucken. Irrational und beispielhaft.

Freilich wird gerade deshalb Schauspielkunst so leicht leer, Nachahmung von Nachahmungen, ungeistig, gerissen, kunstfeindlich. Sie muß immer wieder von Schauspielern belebt werden, wie Moissi, welche auch die Partitur zu lesen verstehen.

[< ]

### **Max Mells neue Bücher**

[11. Juli 1921]

Für Menschen, welche dem Extremen zuneigen, besitzt der Dichter *Max Mell* fast mehr prinzipiellen als persönlichen Reiz. Denn er hat eigentlich alle die Eigenschaften, welche sie als

philisterhaft bekämpfen, und doch die Fähigkeit, sie zu einer Einheit zu binden, welche zweifellos eine Kunsthöhe erreicht, die nicht vielem zukommt.

Schon äußerlich drückte sich das darin aus, daß er lange Zeit ein Autor des Verlages Staackmann war und doch, als er einmal eine Novelle in der «Neuen Rundschau» veröffentlichte, für einen der besten S. Fischer-Autoren hätte gelten können. Es soll damit nicht gesagt sein, daß dies etwas besseres wäre, sondern nur, daß es eine merkwürdige coincidentia contradictorum bedeutet.

Innerlich: Sein Gefühls- und Gedankenkreis ist etwa jener der christlichen Sittenlehre für Jünglinge und junge Mädchen; hinzugenommen das Bewußtsein, daß es neben dem Prinzip des Lichtes auch das des Dunklen gibt und daß erst ein taktvoller Gebrauch von letzterem die richtige moralische Mischung gibt, in welcher sich der gute Mensch bewähren kann.

Die Art seiner Form ist eher konservativ als neu. Er ist oft entzückend im einzelnen Einfall, in der geistigen und verbalen Wendung. Er gewinnt durch die Unbestechlichkeit seiner Treue, welche sich keine Phrasen erlaubt. Aber er ist nicht einmal ganz unbestechlich, er ist manchenmal sentimental. Zum Beispiel: «Ich hab wem schreiben wollen – Und wüßt' niemand als mich. – Vergraben und verschollen! Die Liebe starb, Gott wich.» – So wenig solche Stellen seine Bedeutung erraten ließen, so sehr sind sie in ihr eingeschlossen und sie soll dadurch nicht als vermindert, sondern nur in ihrer problematischen Natur angezeigt werden.

Man kann ihn sich vielleicht als Idylliker vergegenwärtigen. Seine kleine Erzählung in Versen «Die Osterfeier» ist eine ganz reizende Geschichte, worin junge, ein ganz klein wenig ineinander verliebte Menschen auf die Idee verfallen, zu Ostern an Stelle einer vom Sturm beschädigten Heiligengruppe sich selbst am Kalvarienberg zum lebenden Bild zu stellen, ohne daß es jemand merken soll. In der Ausführung mischen sich heilige und liebliche Einfälle mit Gott strafe mich, Baumbachschen. Auch in den Gedichten mischen sie sich zuweilen.

Vielleicht liegt es im Wesen der idyllischen Natur, daß sie nur durch sehr üble Erfahrungen oder schon durch eine gewisse quietistische Anlage zu erreichen ist.

Die reizendste Vereinigung ist seine Natur mit der ihr widerstrebenden bösen, scharfen Anlage der Zeit in dem unlängst erschienenen Versspiel «Das Wiener Kripperl von 1919» (Wr. Liter. Anstalt 1921) eingegangen. Herbstnachmittagsdunkel im Elendsjahr, Endstation am Rand der Stadt, der 5 2er Wagen (52 Wochen hat das Jahr) wartet, Weiblein und Männlein finden sich ein, Michael ist Wagenführer, Gabriel Schaffner, unterwegs nimmt die Fahrt allerhand traurige Gäste auf und endet an der Marienbrücke, wo sich das sanft-tiefe Spiel als Kripperl auflöst. Hold und tief ist es, wie es der Dichter anfaßt, lieblich und stark, sanft wie die Hänge um Wien und leidend wie diese Stadt. Ohne zu leugnen, daß es dort Schieber gibt, aber auch ohne die Erbarmungswürdigkeit der unschuldig leidenden Lieblichkeit dadurch vermindern zu lassen. Ein wunderbares Herauswachsenlassen des Lyrischen aus dem derben, naturgewachsenen Wiener Gespräch, ganz rührend und ganz unsentimental. In seiner Schlußhoffnung vielleicht etwas dogmatisch, tröstet es, glättet es trotzdem, wiegt mit Worten ein, führt vom verhaltenen Schluchzen bis zum sanften Traumlächeln und ist in aller Anspruchslosigkeit eine der stärksten Leistungen der gegenwärtigen deutschen Dichtung.

Es wird so viel von christlicher Kunst geschwätzt, die gefördert werden sollte; obzwar sich darin gewöhnlich nur eine kunstunverständige Borniertheit breit macht, steckt ja auch etwas Echtes dahinter, und hier wäre nun ein Werk, das – wie man glauben sollte – die Glocken läuten machen müßte. Ich habe nichts davon gehört. Wenn unseren Glaubensgenossen einmal ein Werk geschenkt wird, das ihren Zwecken dienen könnte und ein Kunstwerk ist, so verstehen sie es nicht, weil es ein Kunstwerk ist.

[< ]

## Wiener Saisonbeginn

[6. September 1921]

Wien, 4. September

Freitag, den 2. dieses denkwürdigen Monats wurde in großer Aufmachung die Spielzeit des *Raimund-Theaters* unter der neuen Leitung des betriebsamen früheren Brünner Theaterdirektors *Dr. Beer* eröffnet. Gerhart Hauptmanns persönliches Erscheinen zur Aufführung seines «*Florian Geyer*» konnte zugesichert werden, sämtliche Spitzen des geistigen und politischen Lebens erschienen zumindest als eingeladen, den *Geyer* spielte wirklich Eugen Klopfer vom Berliner Großen Schauspielhaus, den *Rektor Besenmeyer* auf Wunsch des Dichters *Karl Forest*, die Regie führte *Karl Heinz Martin*, dem Programm waren einleitende Worte von *Alfred Polgar* beigegeben. Mit einem Berliner Wort: Es war alles da.

Gespielt wurde Theater mit einem Spalt in der Illusion, es reichte irgendwo nicht ganz aus; die Brandung blieb Badewanne und trotzdem genug Menschen auf der Bühne standen, wußte man – einige sehr starke Augenblicke ausgenommen – immer, wieviel es waren. Zum Teil lag es an den vielen kleinen Rollen des Stücks; wenn sich so ein buntes Püppchen für Bruchteile einer Minute vor die Augen schiebt, muß ein Mensch darin stecken, sonst nützt alle Spielleitung nichts und bleibt Gymnastik. Dann stimmten auch die Hauptdarsteller nicht genug zueinander. *Rektor Besenmeyer* des *Forest* war nicht auf einen andren Ton, sondern auf eine andre Musik gestimmt als der *Geyer*; das waren, oder ich will *Gras wachsen* gehört haben, Bruchstücke aus ganz verschiedenen Ensembles, wenn auch beide starke Leistungen waren. Selbst durch den besten Regisseur ist der Geist eines Stücks nicht zu schaffen, wenn nicht in langer Arbeit vorher der Geist des Theaters geschaffen worden ist, das es spielt. Darum durfte man auch von einem Anfang gar nicht mehr verlangen; er war interessant und energisch, möge *Jehova Dr. Beer* auserwählen, der Hecht im Teich der Wiener Theaterkarpfen zu sein! Als man am Schluß mit verblüffender Deutlichkeit bemerkte, daß *Gerhart Hauptmann* gar nicht anwesend war, sagte man sich: Donnerwetter, welch tüchtige Inszenierung!

[< ]

## Wiener Theatermesse

[8. September 1921]

Wer sich schmeichelt, besser zu sein, ist ein Pharisäer unter den Städten.

Bei der Eröffnung schwebte der Geist über den Wassern. Der Geist war der übliche von Eröffnungsansprachen, aber das Wasser hatte merkwürdigerweise nicht nur Balken, sondern bestand größtenteils aus ihnen: die verfügbare Zeit war zu kurz gewesen, der Wille unnachgiebig,

so wurde eröffnet, daß die Späne flogen. Drei Tage später glitt man schon zwischen Pelzen und Seiden dahin.

Was über das Wasser zu sagen ist, werde ich später nicht verschweigen; über Pelze, Seiden, Batiste, Kleider, Damenhüte sachverständig zu sprechen, müßte man ein tiefer Christ sein, den das mächtig ereifert; ich nahm es offenbar zu sinnlich-sympathisch und habe nun bloß einen zwar ungeheuer angenehmen, aber verschwimmenden Eindruck behalten. Herrliche Damenhüte schaukelten auf ihren Ständern wie Liebesvögel, noch nie berührte Kleider hatten sich verlangend vor den Besucher aus Illinois hingeworfen, unschuldig wie Häslein und so klein wie eine Handfläche hatten sich Hemdchen und Höschen dazwischen zusammengefaltet, kurz: es war alles zu sehen, von der Wiege bis zum Grabe einer Unschuld. Sei umschlungen, deutsche Schaubühne als moralische Anstalt!

Überhaupt ist ganz Wien jetzt eine entzückende Auslage. Der die Sinneslust fliehende Interessent wende sich den Bauplänen zu, den 50teiligen Drehbühnen, den Etagenbühnen, den Theatern der Soundsovieltausend, den sphärischen Horizonten, Beleuchtungsapparaten, den Quoten, Ziffern, Linien, Grund-, Auf- und Querrissen: man kommt wie vom Zahnarzt wieder heraus, rein bis an die Knochen. Nur Remigius Geyling, der Theatermaler und -dekorateur, stellt Szenenmodelle aus, die gefährlich sind. Da ist zum Beispiel ein leeres Zimmer in Gelb und Violett, das alles enthält, was ein neues Drama braucht. Man fühlt im Flug, wie leicht es ist, heute Dichter zu sein, wo die Maler, Schneider und Regisseure so viel können.

Die Buchausstellung erfreut durch das hohe technische Niveau der Wiener Verlage; sie interessiert durch die Beteiligung der Brüder Müller. Robert Müllers – in der «Prager Presse» hat ihn vor nicht langer Zeit Max Krell beschrieben – Lieblingsproblem ist die geistige Beherrschung der Reibungsflächen des Lebens, er ist der beziehungsreichste und nervöseste Beobachter in der deutschen Literatur. Er hat dafür einen Stil geschaffen (in den Romanen «Die Tropen» und «Der Barbar»), den ihm keiner nachmacht. Den amerikanischen Stil, – den es nicht in Amerika, sondern nur im Hinausverlangen des Europäers gibt, aber sagen wir doch lieber, einen deutschen Zukunftsstil; einen heißhungrigen, gierigen, expeditiven, geistige Beziehungen wie Feuer fressenden Stil. Er nimmt alles wahr und brennt allem Wahrnehmbaren eine geistige Formel ins Fleisch. Sie will nicht das Produkt der längsten Überlegung sein, sondern eine Stelle des stärksten Zusammenströmens der dem Leben immanierenden Gedankenreize. Dieser Dichter nun hat sich – da als deutsche Dichter nur Gerhart Hauptmann und die Ullsteinautoren leben können – und wahrscheinlich aus Liebe für die Aktivität des gemeinen Lebens, gemeinsam mit einem kaufmännisch bedeutenden Bruder auf den Buchhandel gestürzt und hier in Wien mit der ganzen Speedigkeit seines Stils eine Art Kommissionsgeschäft gegründet, das amerikanisch anwuchs. Ziel ist, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben und die Zustände der Literatur zu bessern, nicht indem man Zeitschriften gründet, sondern indem man den Betrieb beherrscht und mit seinen eigenen Giften behandelt. Es ist ganz über Wien hinaus für die Literatur das weitaus interessanteste Unternehmen.

Ich finde von da direkt in die Ausstellung zurück durch einige Gänge, welche wahre Schreckenskammern sind, in denen sich ein Teil des Wiener Kunsthandels etabliert hat. Es war ja überhaupt immer merkwürdig an Wien, daß diese Stadt neben Erzeugnissen des feinsten Geschmacks und im Durchschnitt guten Kunstausstellungen barbarisch-rohe Kunstauslagen aufwies. Es ist begreiflich, daß es auf einer auf kaufmännischen Prinzipien aufgebauten Messe nicht zu verhindern ist, daß sich auch das in ihr spiegelt; dennoch wird, wenn es der Leitung in Zukunft ernst mit der europäischen Geltung ist, da Auslese getroffen werden müssen.

Es bleibt über die Kunst des Theaters zu berichten. Sie war nicht da; man hätte keine Zeit gehabt, hieß es, das nächstmal solle das besser werden. Gut. Aber einige Ratschläge seien mir gestattet. Man gehe nicht davon aus, wie es in den Eröffnungsansprachen geschah, der Welt zu versichern, Wien sei eine Theaterstadt, seit je sei Wien für die ganze Welt der Hort alter deutscher Theaterkultur gewesen. Denn das stimmt für die Operette und ist halb wahr für die Oper, aber sonst glaubt es die ganze Welt nicht. Wien ist – ich fasse hier die Erfahrungen eines Jahres Theaterkritik, meines ganzen Lebens und die der Geschichte zusammen – im Verhältnis zu seinen Mitteln immer eine der verrottesten Theaterstädte der deutschen Nation gewesen. Eine Theaterstadt für alles Nebenbei und Hintenherum des Theaters, aber nicht für seine Kunst. Sie ist verrottet, weil sie unvergleichlich mehr sein könnte, diese Stadt, in der Hebbel gelebt hat, aber nicht gewirkt, die Grillparzer verdorren ließ und auch heute noch alles, was Ansatz zu hohem Wuchs zeigt, sorgsam von den Schling- und Schließgewächsen niederdrücken läßt. Heute noch hat das Burgtheater ein Ensemble, das für manche Aufgaben unvergleichlich ist, aber diese Aufgaben liegen im Bereich der klar dahinplätschernden Niedlichkeit und vor größeren Aufgaben versagt es, weil sie nie von ihm verlangt werden. Man sehe den Wochenspielplan während der Messe an, mit dem sich diese Kunststadt legitimiert: Medea, Der Schwan, Der Dieb, Die Flamme, Flamme, Flamme, Die Mary, Mary, Mary, Die Zarin, Zarin, Zarin; Der verjüngte Adolar, Adolar, Adolar und so weiter, nicht zu vergessen Riquette im Bade. Unter 144 Aufführungen finden sich 21, die nicht der niederen Sphäre angehören, und nur deshalb soviel, weil das Raimundtheater seine Anfangsversprechung des Florian Geyer, die soviel wert ist, wie alle Anfangsversprechungen, en suite abgibt. Und unter allen findet sich nicht ein neuer, nicht ein strittiger Dichter, als einziger lebender Dichter kommt außer Hauptmann einmal Schnitzler mit dem «Grünen Kakadu» daran und einmal Schönherr! Hat da das wackere Chat noir nicht recht, wenn es auch für seine kleine Person «Herbstfestspiele im Rahmen der Messe» ankündigt?

Ich wünsche der Theatermesse alles Gedeihen. Sie ist heute schon eine reizende Wiener Angelegenheit und daher sehenswert. Sie wird sich aber nur dann behaupten, wenn sie in Zukunft nicht nur den Zwischenakt pflegt, sondern auch das, wozwischen dieser liegt.

Man begnüge sich also ein andermal nicht damit, der Welt durch den Herrn Burgtheaterdirektor Anton Wildgans – der das zweite Gesicht des janusköpfigen Hans Müller ist – versichern zu lassen, daß Wien schon eine Kunststadt und das von ihm geleitete Institut schon ein Vorbild sei; diese Versicherungen kennt die Welt schon, welche weiß, daß in Wien immer die Hans-Anton obenauf und zufrieden sind. Sondern man frage die paar Menschen, welche nicht auf dem Kompromißwege in die Kunst gekommen sind, wie man Wien wirklich zu einer Kunst- und Theaterstadt machen könnte und was man auf einer Theatermesse dafür zu tun vermöchte. Man wende sich an O. M. Fontana, Robert Müller, Max Mell, Alfred Polgar, Beer-Hofmann, Hofmannsthal und die zwei Dutzend älteren und jüngeren anderen der Literatur und Kunst, und schon an diesem Tag wird man etwas dafür getan haben.

Man kann schließlich schwer Kleider und Hüte herstellen, die noch reizender sind als die in Paris, und Bücher besser drucken als Deutschland. Aber man kann das alles in eine Atmosphäre einbetten, in der es bedeutender erscheint, weil es von Bedeutung umgeben ist. Das ist auch im Schneiderischen und Modistischen das Geheimnis von Paris und es ist nicht unübertrefflich.

[ < ]

**Wiener Theater**  
**Das Feine Lustspiel**



[27. September 1921]

Lag es schon hinter der während der Wiener Theaterausstellung abgegebenen Versicherung, daß man an der Spitze der deutschen Bühnen marschiere, veranlaßte es die rührige Konkurrenz: es gab wirklich eine Erstaufführung im *Burgtheater*. Aus dem großen Bereich neuer deutscher Stücke wurde «*Les noces d'argent*» des Franzosen Paul *Géraldy* gewählt; der deutsche Titel ist «*Hochzeitstage*». Paul *Géraldy* war bisher in Wien unbekannt, ist ein Mann in der zweiten Hälfte der Dreißig, hat zwei Gedichtbände verlegt, deren einer die Auflage von Kellermanns «*Tunnel*» erreichte, sein neuestes, in Paris in Vorbereitung befindliches Stück heißt «*L'amour*», die Liebe, was uns freundlich an unsren Burgtheaterdirektor erinnert und hoffen läßt, daß wir in Österreich einmal wenigstens etwas schon hinter uns haben, was den Franzosen erst bevorsteht, und die «*Hochzeitstage*» waren die erste Novität der französischen Staatsbühne während des Krieges, was ein gutes Zeichen für den deutschen Geschmack ist. Gründe genug, die zu einer Aufführung drängten. Es kommt hinzu, daß man nur einer ehrwürdigen Burgtheatertradition folgt, indem man keine deutschen Stücke spielt, und daß man sich damit gar nicht genug beeilen konnte, denn die Notwendigkeit, sich vor der französischen Kunst zu *beugen*, lag gewissen Wiener Kreisen sozusagen schon auf der *Zunge* (wenn es auch Afterkunst ist): Mit einem Wort, wir haben nach langer Entbehrung wieder das «feine französische Lustspiel».

Wie sieht es aus? Wie ist es inzwischen geworden?

Feuilleton. Aber, alle Achtung, ein Feuilleton, das wir erst in 20 Jahren haben werden. – Und außerdem etwas melancholisch.

Es hat sich was aus den Sphären in die Atmosphäre gesenkt, 40 Jahre Entwicklung seit Ibsen, Nietzsche, Bourget und den hundert anderen Höheren und Geringeren sind endlich an der Grenze der bürgerlichen Praktikabilität angelangt. Dieses Stück erreicht nämlich mit seinen Fundamenten ein ganz beträchtliches Niveau, von dem es sich herunterbaut. Da liegen Ansätze wie der Neunzehnjährige, der in der Familie noch das Kind ist, das junge Stierchen, das andere schon beschnuppert, aber von der Mutterkuh noch ausgezankt wird (wie herzig, sagten ältere Zuhörerinnen), da wird das alte Lied vom Egoismus der Jugend und dem Egoismus der Eltern mit ulkigen Tönen angeschlagen (wie tief, sagten die gleichen), die Hochzeitsfreuden um seine Tochter herum werden recht ironisch gesehen und überhaupt ein Viertelhundert kleiner Konflikte des Familienlebens auf die Spitze genommen, aus deren einigen sich auch zuweilen die sogenannten schweren Konflikte des Lebens entwickeln. Ich habe sie mir leider nicht gemerkt, denn es donnert zwar anfangs ringsum alle Augenblicke, auch flammt hie und da ein Blitz, aber es wird nichts daraus, das Stück klärt auf; klärt sich bis zu jener geradezu unwahrscheinlichen, wie ein Glassturz schützenden Reinheit der Atmosphäre, welche man die absolute tragische Zimmerreinheit des Lustspielverfassers nennen darf; es stirbt ein Mensch darin und zwei werden unglücklich, aber man merkt es in dieser sorgfältig sterilisierten Luft nicht mehr. (Am Ende ist es gar kein Lustspiel?)

Wenn dieses Stück ein klein wenig geschickter wäre (in fünf Jahren wird auch dieser Rest zu Geschicklichkeit geworden sein) könnte es trotzdem ein lockendes Vorbild der ungarischen Lustspielschule abgeben. Der deutschen vielleicht noch nicht.

Im letzten Zwischenakt hörte ich einige lehrreiche Bemerkungen von Hans Müller mit an (die laut abgegeben wurden, denn der Geist Hans Müllers hat etwas im Burgtheater zu sagen) über

das Wesen der Dichtkunst im allgemeinen und in den «Hochzeitstagen». Er begann mit Sardou, der von 500 Stücken nur die zwei ersten Akte las und die anderen zwei zur Übung hinzudichtete, fügte hinzu, daß die deutschen Dichter bis auf ihn das leider versäumten (ich möchte bloß wissen, welcher Kerl alle ersten Akte Hans Müllers gemacht hat?), und entwickelte künstlerisch, was daher im letzten Akt der «Noces d'argent» geschehen müsse. In diesem Akt geschah dann etwas ganz anderes, und eigentlich hat mir das vom ganzen Stück am besten gefallen.

[◁ ]

**Wiener Theater**  
**«Der Meister» von Hermann Bahr**

[28. September 1921]

Man muß es Dr. Beer, dem neuen Direktor des Wiener Raimund-Theaters, lassen, daß er einen sicheren Instinkt für Stücke beweist, welche Erfolg gehabt haben; nach dem Florian Geyer entdeckte er den Meister von Hermann Bahr. (Die Aufführung war übrigens ausgezeichnet, und Eugen Klopfer, der ein bedeutender Florian Geyer war, ist nicht minder einprägsam als Caius Duhr.) Da ich aber nicht auch in den Fehler des Theaters verfallen will, so daß am Ende Hermann Bahr zum drittenmal entdeckt würde, aber aber das Stück mir neu war – Setzer, das sind wirklich zwei aber! – beschränke ich mich auf einige Randbemerkungen.

Dieses Stück ist, ich weiß nicht wann, entstanden, aber noch in der Auswirkung des jungen Bahr, der ein Führer der künstlerischen Jugend war, bevor er sich zur katholischen Kirche bekannte und den Dichter mit Anton Wildgans verwechselte. (Mein herrlichster Tag, schrieb der Alte von Salzburg in seinen meditationes, die den Titel Neues Wiener Journal tragen, als ich dies irae für das Burgtheater gewann, aber man muß hinzufügen, daß er, soweit ich mich zurückerinnere, immer die falschen Leute für echte Dichter erklärt hat und trotzdem ein bedeutender Kritiker voll geistiger Bewegung war!) Sein «Meister» trägt die innere Signatur 1900, fin de siècle, was eine gute Marke war. Man befand sich damals unter der Einwirkung der Franzosen, der Skandinavier, der Russen, Nietzsches und der Stimmung einer Jahrhundertwende zugleich, man war skeptisch alt und zugleich amerikanisch jung, morbid und revolutionär, intellektuell und antirationalistisch, lasterhaft und zugleich fanatisch wahr, kurz, es war eine sehr gute Luft für das Entstehen einer neudeutschen Dichtung, die sich leider nicht einfand. Die Stöße dieser Zeit vibrieren im Meister. Er – der sich als selbstgemachter Mann gegen die Welt der Wissenschaft durchgesetzt hat – nimmt auch die Gefühle nicht ernst, sondern, wie man heute vielleicht sagen würde, als eine psychotechnisch zu regelnde Angelegenheit, er sucht die Tiefe der Beziehung zu einer Lebensgefährtin auf neuen Wegen, indem er das Sinnliche vom Geistigen trennt, aber sie entgleitet ihm dabei nicht bloß mit den Sinnen, sondern auch mit der Seele, die ja bei den meisten Menschen nicht sehr weit von der Haut entfernt ist, und er muß nun selbst die Probe auf seine Theorien bestehn. Das ist wohl die Achse, um welche – außerordentlich plastisch und witzig infiguriert – die Pro und Kontras der Meister Bahr'schen Anschauungen jener Zeit (Anschauungen nämlich, zu denen Bahr sein wertvoll Teil beitrug) verteilt sind und gewogen werden. Da die damals gestellten Lebensaufgaben nie gelöst worden sind, haben sie heute noch Aktualität, und der «Meister» ist nicht nur ein leichtes, gutes und gescheites Stück, sondern eins der wenigen geistig bedeutenden Stücke, die wir aus der Neuzeit haben.

Aber warum ist es eigentlich ein leichtes Stück? Weil es melancholisch macht? Es ist nach einem bekannten Seufzer alles schon dagewesen, es gibt traurige Wissenschaften, wie die Geschichte der Literatur oder der Philosophie, welche in allem Neuen zu zeigen vermögen, daß es eigentlich aus lauter alten Elementen besteht, und was noch melancholischer macht, die genialsten Naturen denken eigentlich immer nur etwas, das zu ihrer Zeit schon in der Luft lag und gewöhnlich auch in mehreren Köpfen zugleich Gewalt gewann. Goethe konnte kaum etwas gesagt haben, was etwa geweckte Sturm- und Drangläufer oder überwertherige Freundeskomplexiane seiner Zeit nicht auch sagten, und es ist eigentlich nur die persönliche Synthese, fast möchte man sagen, es sind nur die Ausfallserscheinungen, welche das Genie machen. Denn es hat die gleichen Leidenschaften und Neigungen, die auch andre haben, die Gedanken sind nie absolut originell und die Nuance der Gedanken ist wieder von den Leidenschaften und Neigungen gefärbt, die es mit andern gemein hat; die Persönlichkeit besteht eigentlich aus Unpersönlichem, aus Allerweltsmaterial und selbst das Baugesetz unterliegt der Typik, so ist es fast ein Unbegreifliches, daß sie überhaupt besteht. Das pflegt traurig zu machen, obgleich es eigentlich auch heiter machen könnte, und das Stück von Bahr wirkt melancholisch, weil es soviel Genie enthält, aber in einer suspendierten, atmosphärischen Form, in einer publizistischen Form, die hin- und herweht und weder zu einer Überzeugung wird, noch Gestalt annimmt. Denn so ausgezeichnet die Gestalten nach außen gestellt sind, hat das Stück keine innere Gestalt, so wenig wie der Pilger Bahr eine Pilgergestalt ist, trotzdem er immer auf der Wanderschaft war.

Man darf aber höchstens sagen: dieses Stück befriedigt Ansprüche nicht, die andre Stücke gar nicht erwecken.

[ < ]

### Moissi-Gastspiel

[5. Oktober 1921]

Als Romeo: Das Natürliche trat ein, er gefiel nicht; aber dieses Natürliche war merkwürdig geworden, erklärungsbedürftig – so sehr bezwang er dennoch die Figur. Er spielte einen südlicheren Bruder seines Hamlet, einen unbesonnenen, mehr selbstsicheren, erotischeren, der ihm trotzdem aus dem Gesicht geschnitten war; die Ähnlichkeit lag nicht im Geist, sondern im Fleisch, in der Stimme, im Unwillkürlichen, in der Aura um die Erscheinung. Der Grundton war dunkel; Untergang und höchste Untergangseligkeit, in der ersten Minute gehnt, da er Julia erblickt, dann nur sich vollziehend; diesem Romeo werden die Gegner von der Moïra in den Degen geschickt, er ist beinahe ein blutiger Pechvogel, und daß er mit Julia eigentlich an einem Mißverständnis stirbt, ist ganz in der Ordnung seiner Anlage. Es wäre also ein Schicksalsdrama, wenn – es eben eines wäre. Aber für solche mit moderner Tinte (wenn auch Marke Hellas) gesättigte Begriffe hatte Shakespeare nicht genug übrig. Es gibt vielleicht Schicksal, es könnte vielleicht auch Schicksalsdramen geben, aber «Romeo und Julia» ist – man kann nicht sagen, keines. Die Auffassung Moissis, am Text kontrolliert, ist nämlich berechtigt; Zug um Zug; nur ist – wie soll man es respektvoll sagen? – also Shakespeare gar nicht der Mann, um eine Gesamtauffassung konsequent durch ein ganzes Stück durchzugestalten (solche Männer sind erst seine literärwissenschaftlichen Ausleger); er läßt sozusagen einen zu geistig Auffassenden sitzen, und so blieb es bei Inseln, in denen Moissi so etwas wie Unentrinnbarkeit, Anheben endlosen

Leids oder halbbewußt gegen sich selbst wütende Männlichkeit wunderbar gestaltete.



Daß er trotzdem – man darf wohl sagen, beinahe langweilt, ist damit noch nicht erklärt. Was ich auch darüber nachdachte, finde ich nichts anderes, als was junge Mädchen im ersten Augenblick wußten: es liegt am Körperlichen.

Moissi ist eine belle laide; selbst die bezaubernde Musik seiner Stimme ist eine Musik des gespalten Schönen. Romeo aber – Romeo ist, kurz gesagt, mit seiner Tragik, seiner Spannung und seiner Verwicklung von der Courths-Mahler erfunden; bloß instrumentiert und mit herrlichen lyrischen Einlagen versehen von Shakespeare. (Wer es nicht glaubt, lese nach. Shakespeare war in den Zwanzigerjahren, als er das schrieb, er entnahm die ganze Anlage und die Figuren bis auf Benvolio einem Epos des Magisters Brooke; dieser entnahm sie italienischen Novellisten; diese – einem griechischen Roman, also wirklich der Courths-Mahler, denn der griechische Roman ist sie.) Romeo ist Enkel von Familienblattahnen und Ahne von Familienblattenkeln, er ist – bis auf die Stellen! – englischer Barockschwulst; er ist gar nicht die große Figur des Stücks, das in der überlieferten Abkürzung fälschlich nach ihm benannt wird, Romeo *und* Julia heißt und Julia heißen sollte, denn sie ist die reiche, genial entworfene Natur: aber er ist die Magie des schönen,

jungen Kerls. Suggestion des gebärdig Ungebärdigen; ein prächtiger, deutscher Junge, für Mandoline gesetzt; er heißt Heinz und man liebt ihn, selbst wenn man ihn nicht für ganz klug hält, obgleich er nicht dumm sein muß. Aber unbedenklich schön muß er in jeder Gebärde sein. Und Moissi ist bedenklich schön. Hier hat die Natur eine Grenze gesetzt, über die der Geist gar nicht oder nur sehr indirekt hinwegkommt; Moissis Niederlage war ehrenvoll; sie vollzieht sich im Leben alle Tage.

Als Danton: Schon als «Dantons Tod» im Frühjahr auf der gleichen Bühne gespielt wurde, habe ich schüchtern der Meinung Ausdruck gegeben, daß dies, wenn auch unfertig, eine große dichterische Vision sei und deshalb eigentlich, vielleicht, sozusagen doch auch vom Gefühl des Dichters aus gespielt werden müßte und nicht nur von dem des Schauspielers aus. Das Dichterische aber sei in diesem Fall weder der Charakter, noch die Handlung, sondern das Wort. Eine fast fieberhaft fluoreszierende Wortphantasie unter der Nachwirkung Shakespeares, dazu plötzliches, stellenweis in Fleisch und Bein Aufleuchten tiefer Gedanken und zugleich ein geisterndes Abschiednehmen von der Erde, «der Überdruß eines Menschen an der Routine der Politik, aber zugleich der Überdruß eines Menschen an der Routine des Menschseins». Man braucht Dichter nicht zu spielen, aber wenn man sie spielt, muß man eben auch sie spielen und nicht Theatererfahrung oder Vorurteile über das Wesen des Dramatischen: in diesem Fall also eine lose Kette flüchtig gemalter Episoden geben, welche unter dem Hauch der Worte zittern. (Ich glaube, daß das Leben des dem Kino erliegenden Theaters davon abhängt, daß es sich auf das Dichterische statt des Theatralischen einstellen lernt; aber es wird lieber sterben.)

Die Regie des Volkstheaters dagegen gab große Oper. Steife Kulissen und beleuchteten Bühnenzauber. Darinnen spielte Moissi den Danton der großen Rede vor dem Konvent. Sie kostete – Büchner den Kopf. Denn dort erwacht in seinem Danton noch einmal der Politiker, der Journalist, der alte Löwe, aber er sinkt damit von der Stufe der großen, geisternden Erdenmüdigkeit, die er bereits erreicht hat, wieder zurück. Dieses Zurückfallen im Augenblick, wo alle und er selbst an ein letztes Ermannen glauben, wäre spielbar, die Kehrseite wäre spielbar: aber Moissi spielte bares Pathos. Darum durfte er zuvor nicht Erdenmüdigkeit spielen, sondern nur zivilen Überdruß; fast einen vertändelten Danton, den Epikuräer, der die sinnlichen Freuden zärtlicher anblickt, so der Abschied naht, um dann noch einmal leuchtend in die Trompete zu stoßen. Es war ein Danton von Richard Schaukal.

Wahrscheinlich aus daher stammenden Geschmacks bedenken lasierte ihn Moissi in den meisten Szenen bloß, statt daß er ihn ganz ausmalte.

(Eines anderen Schauspielers ist bei dieser Aufführung zu gedenken, Hans Zieglers, der einen weichen, weibischen St. Just schuf, indem er eine etwa vierzigjährige, scharmante Frau in Hosen vorgaukelte, aus deren Hermaphrodisik unmerklich und unfehlbar der große, glänzende, vernichtende Hysteriker erwächst.)

Im «Grünen Kakadu»: Sehr schauspielerisch, Schauspieler schauspielernd. Nicht ganz der Vorschrift des Dichters folgend, gröber, aber wirkungsvoller zeichnend. Dann beim Mord stumpf, ohne Pose hockend; das immer wieder verblüffende Zurückbleiben der Wirklichkeit hinter der Einbildung darstellend – etwa das viel simplere Heldenleben des Schützengrabens gegenüber dem heldenhafteren Heldenleben des Kriegspressequartiers. Auch sonst geistreich, aber das Bedenken will nicht schweigen, daß aus dem brillanten kleinen Stück mehr zu holen wäre. Schauspieler und Leidenschaft, das schlug mit einem virtuosen Hieb aus der Figur einen Keil heraus, dessen zwei Schnittflächen man glänzen sah; aber der Stamm fehlte, dieser Henri waren Eigenschaften ohne einen Menschen. Veduten; während Schnitzler eine sehr

vollkommene, nach allen Seiten gerundete kleine Sache geschrieben hat!

Als Othello: Man kann die Othellos kennen lernen, wenn man sich an den Krieg erinnert, die geraden, ehrlichen «Soldatennaturen», die ihr Argwohn und fehlender Zivilverstand zu Bluturteilen und Massenmorden verführte. Solch einen üblichen Othello zu symbolisieren, ist Moissi das erschütternde Gewicht versagt. Man durfte einen Fehlschlag erwarten, einen Federgewicht-Othello als Seitenstück zum Senioren-Romeo. Indes Moissi behalf sich, und sein Ersatz war ein köstliches Geschenk. Er spielte, was Flaubert Afrika nannte: grausame Härte, die kindernah am Märchen ist, einen schmalen Othello mit breiten Lippen; er war ein Kamelreiter, ein schwächlicher Held der biblischen Erzählungen, ein Affe, dem der Gotteskuß der Unschuld noch fühlbarer auf der Stirn brannte als dem europäischen Menschen; von einer Kraft, die, unter einem ungeheuren Himmel unüberwindlich, in schmierigen Einflüsterungen versagt, was Nietzsche eine trockene, glühende Musik nennt; er war ein Wesen, das es nicht gibt, ein Kunst- und Zauberwesen, ein Scheck, ein Fabeltier; hatte einen Stein, ein Stück Glas gefunden, hielt es in der Faust und schaute es immerfort an, wie alle Wunder der Welt: und das war Desdemona.

Das Stück wird – auch dieses Stück aus Novellenwust lose zusammengesteckt – im letzten Akt genial. Wo die Kammerfrau Emilia aus dem bloß verärgert Zungenfertigen außer Rand und Band wächst, Othello zusammenkracht und das Täubchen Desdemona mit dem Flattern der Unschuld den dicken Habicht zum Zustoßen reizt. Hier gilt, was Grillparzer mit sehr gescheiterten Worten sagt: «Shakespeares Wahrheit ist eben eine Wahrheit des Eindrucks und nicht der Zergliederung. Die Prägnanz der Ausführung, die Gewalt seiner Verkörperung ist so übermächtig, daß wir an die Möglichkeiten gar nicht denken, weil die Wirklichkeit vor uns steht. Die Gabe der Darstellung in diesem Grade hat alle Vorrechte der Natur, die wir anerkennen müssen, auch wo wir sie nicht verstehen.» Hier gilt, hier lodert es.

Hier war der Punkt, wo die Enttäuschung lauerte; Moissi umging sie klug; er steigerte nicht ins Vitale, wozu seine Wucht nicht ausgereicht hätte, sondern bremste ab, dämpfte und hob sich unversehens vom Irdischen los ins Entrückte und Entgeisterte. Mochten diesen Othello die Erinnyen jagen: im Augenblick, wo das Fabeltier mit fliegenden Flanken Stillstand und nicht mehr weiter wußte, waren sie eine Meute kläffender Hunde. Es erscheint mir daran gemessen als gleichgültig, ob diese Auffassung zum Richtmaß geeignet ist oder nicht. In bemerkenswertem Gegensatz zu diesem Othello stand der Jago des Herrn Bonn, der im «Florian Geyer» ein trefflicher Tellermann gewesen war, unter der laxen Gastspilleitung aber zu einem teuflischen Jago wurde, der sein Mützchen warf, im Kehlsack gröhlte und alle Künste einer alten, ausgeweiteten Komödiantennatur spielen ließ.

Tolstoi, er ist an allem schuld: Diese Komödie in zwei Szenen ist gemalt mit einem Finger der linken Hand; Arabeske über ein russisches Motiv. Solche Sächelchen haben keinen literarischen Ort, sie schweben im Paradiesesblau des Zufalls. (Wenn sie einer nicht – gemacht hat, der soviel kann wie Tolstoi.)

Darinnen spielt Moissi einen lieben, bescheidenen, jungen Strolch; mit Sinn für Höheres, der bis zu verdrehten Fremdworten reicht und nichts dafür kann, wenn die andere Seite seines Ichs im Zustand der Trunkenheit stiehlt. Er spielt ihn nicht, wie so häufig sonst, als einen alter-Moissi, sondern wie von einem Stern heruntergeschneit, aus dem Himmel gefallen, ein irrationales, seltsames, wundervolles Gebilde der Laune und Eingebung.



[ < ]

### Der Dichter am Apparat

[14. Oktober 1921]

Als ich vernahm, Henri *Barbusse* käme in einigen Tagen nach Wien, habe ich das Telefon in Bewegung gesetzt, weil ich ihn gern im Kreis seiner Freunde darüber sprechen gehört hätte, wie er sich den Ausweg aus diesem traurigen Europa denkt, an dessen Traurigkeit sein früherer Menschheitsoptimismus nicht ganz ohne Mitschuld ist. Ich suchte einen Weg zu ihm und fragte: bei wem wird er wohnen? Nitschewo. Ich fragte: wer könnte mich ihm am besten empfehlen, damit er mich nicht einfach wie einen Ausfrager abspeist? Nitschewo.

Ich wurde ungeduldig und berief mich darauf, daß es doch in Wien einige sogenannte geistige Salons gebe, deren einzige Daseinsberechtigung in einer Art plastischer Fremdenliste bestehe, also müsse auch Barbusse und es frage sich nur, wessen Tee er zu trinken gezwungen werden würde? Nitschewo. Die patentiertesten Ententeenthusiasten aus der Kriegszeit wußten nichts zu

antworten und wie ich so um Barbusse förmlich eine Mauer von Unorientiertheit sich aufrichten fühlte (in der die Telefongeräusche unheimlich rieselten) ahnte ich schon zum erstmal: er kommt nicht in Literatur. – Ich bin heute noch stolz auf dieses selbständige Erraten, auf diesen ersten Flaum keimenden Journalismuses, wenn ich auch am Abend dieses anstrengenden Tags feststellte, daß das, was ich nach bloß eintägiger telefonischer Beschäftigung mit dem Gegenstände schon in seinen großen Zügen erraten hatte, bereits am Morgen mit vielen kleinlichen Einzelheiten in den Zeitungen gestanden war, die ich gewohnheitsmäßig nicht gelesen hatte.

Ich erhob befriedigt, daß sich seine Anwesenheit um den II. Internationalen Kongreß der Kriegsoffer und ehemaligen Kriegsteilnehmer drehe, eine Föderation, welche 17 Organisationen verschiedener Länder umschließt und deren Hauptaufgabe es ist: 1. Die Liga der Kriegsoffer mit den bestehenden Arbeiterorganisationen zu einem System zu vereinigen. 2. Eine neue, nicht barbarische, soziale Weltordnung herbeizuführen. 3. Vorwärtstreibende Macht im Mechanismus der revolutionären Koalition zu sein. 4. Den Kampf gegen den Krieg durch den revolutionären Generalstreik aufzunehmen. Als ich ferners las: Friedrich Adler begrüßte, Henri Barbusse eröffnete, begrüßte meine Wenigkeit diesen Anlaß, um ihre Tätigkeit als Berichtersteller wegen fehlender Ressortzuständigkeit zu beschließen; denn das alles berührt sich ganz mit meiner Meinung, aber was soll man dazu sagen?

Jedoch hinterdrein fiel mir ein: Was wäre geschehen, wenn Barbusse nicht als Weltordnungsagitator, sondern als französischer Literat nach Wien gekommen wäre? Das Achselzucken, das jetzt, zwischen knappe Zeilen eingeklemmt, ihn empfing, wäre zu einem Händezucken des Applauses angeschwollen, die Seiten hätten sich im Ansturm mehr oder minder windiger Berichte gebläht, sein Werk wäre über Gebühr erörtert worden, man hätte genau erfahren, daß Barbusse groß ist und hager, einen langen Hals hat, sich vornüber neigt, wie ein durchgeistigter gallischer Fechtmeister aussieht, unmäßig viel Zigaretten raucht und gut französisch spricht, weshalb er nur zwischen zwei Frauen auftritt, die ihn – ehrfurchtsvoll wie die Frauen der Grablegung den Leib Christi halten – ins Deutsche übertragen, und dieser ganze Turm von Wolken wäre acht Tage später vom Zeitungshimmel weggeblasen gewesen, weil Barbusse abgereist wäre und vielleicht dann gerade Gerhart Hauptmann die Ausfrager im Hotel Imperial seine deutsche Herzensstimme hätte hören lassen.

Barbusse hat also recht, wenn er sich nach einem solideren Apparat für die Wirkung des Geistes umsieht, als es die sogenannte geistige Wirkung ist, und der einzige solche, den es heute gibt, ist die politische Partei. Im gleichen Augenblick aber ist der Dichter Barbusse von der Wirkung ausgeschaltet. Die bürgerliche Öffentlichkeit, welche vorgab, ihn zu ehren, erklärt, daß sie ihn mehr denn je ehre aber nur bis auf diesen einen Punkt, auf den es ihm gerade ankommt, in dem sie ihn für unzurechnungsfähig erklärt und vor dem sie ihre Zeitungsohren verschließt. Es bleibt ihm also nur der Apparat, aber auch dieser hat seine eigene Meinung, die in schwer zustandegekommenen Beschlüssen festgelegt ist und wie alle Konzilsangelegenheiten nur schwierig und nicht ohne Gefahr geändert werden kann. Die eigentliche Kraft des Dichters, welche wahrscheinlich darin bestünde, das noch recht geometrisch kahle Zukunftsweltbild zu einer Menschenwohnung zu gestalten, die Ethik einer Kampforganisation zu einer Ethik auszuweiten, welche auch nach dem Siege, wenn sie sich auf das ganze menschliche Interessengewirr ausdehnen muß, diesem einen freieren Atem zu geben vermöchte, diese gewiß im Dichter vorhandene Kraft der von verzweigtester ethischer Erfahrung getragenen gesellschaftlichen Vision kann auf dem hemmungsreichen Apparat der politischen Partei nicht spielen, ohne sich zu verlieren. So wird voraussichtlich Barbusse eine leuchtende und mit der



Zeit verblässende Aufschrift bleiben oder Parteimann werden, wozu er vielleicht auch die Fähigkeit haben mag, aber es ist nicht die seine als Dichter.

Wenn die Dichter und was sonst verwandten freischöpferischen Geistes ist, mehr sein sollen als Kastraten, eine Art vatikanischen Sängerkhoren, wird man das Problem, den Einfluß ihrer Ideen (die, nebenbei bemerkt, durchaus nicht vollkommen zu sein brauchen, denn ihr Wert liegt im Treibenden) besser ins Werden der Gesellschaft zu leiten als dies heute mit den Mitteln des freien Markts der öffentlichen Meinung oder denen der Parteistellung gelingt, erst als eine Aufgabe empfinden lernen müssen, wie die Reglementierung der Prostitution oder die Unterstützung der Wissenschaft eine ist.

[ < ]

## Wege zur Kunstbetrachtung

[16. Oktober 1921] <sup>(8)</sup>

Unsere Bücher über Kunst sind gewöhnlich sehr geistreich oder sie sind sehr gelehrt; eine Mischung aus beidem sind sie außerordentlich selten. Die Folge davon ist, daß sie auf das Kunstleben entweder einen flüchtigen Einfluß haben oder keinen, und dies wieder ist eine der Ursachen seiner Kurzwelligkeit und seines manisch-depressiven Wechsels: in summa seiner Ähnlichkeit mit dem Börsenterminhandel. Wer mit diesem Zustand zufrieden ist, wird das Buch, das ich hier anzeige, als überflüssig empfinden. Wer es nicht ist, wird diesem Versuch, auf solchem Gebiet eine lebendige und doch dauerhafte Ordnung zu schaffen, mit größtem Interesse zusehn.

Die Grundfrage vor einem Bild, auf deren naive Aufrichtigkeit sich alle andren reduzieren lassen, lautet: Was will, meint, bedeutet es? Natürlich kann das auch eine Gewißheit sein, die sich fraglos eingestellt hat, aber dann kommt die Frage hinterdrein bei der Rechtfertigung des Eindrucks. Die Antwort darauf ist bekanntlich niemals ein restlos rationaler Satz, sondern etwas, das sich nur schwer artikulieren läßt, eine wortlose Affektion, ein Erlebnis; das Bild soll ja eben ein Erlebnis einschließen, das mit Wort und Gedanke nicht einzuschließen ist, die Meinung des Bildes ist es selbst, ist seine Gestalt, und auch einen andren Inhalt hat das Bild nicht, sonst könnte man Bilder reden. Wie bekommt man also dieses *alogisch* Erlebte in die Fassung von Begriffen? Mit andren Worten heißt das: wie wird Kritik überhaupt möglich?

Das ist natürlich eine Frage, die über das Betrachten von Kunstwerken hinausreicht. Man will z. B. einen lebendigen Menschen jemandem erklären, der ihn falsch versteht: er findet sein Lachen anmaßend, wir nervös bescheiden; er findet seinen Blick tückisch, er ist aber nur unsicher; er findet seine Handlung roh, wir sind aber sicher, daß der Mensch einfach von seinem Innern so überwältigt wurde, daß er dafür nur eine ganz trunkene Form fand. Das naive Verfahren in solchen Fällen, die das Leben unaufhörlich bietet, ist die Zerlegung des strittigen Gesamteindrucks in Teile, welche sich mit bekannten Erlebnissen vergleichen und an ihnen so präzisieren lassen, daß ihnen gegenüber keine Meinungsverschiedenheit aufkommen kann; dann schreitet man zurück und sucht zu zeigen, daß nur die eine Gesamtauffassung mit diesen Einzelheiten verträglich ist, die andere aber nicht. – Von diesem instinktiven Verfahren gehen auch die «Wege zur Kunstbetrachtung» aus. Die Gesamtintention des Bildes wird unter der Leitung des ersten Eindrucks in Teilintentionen zerlegt und diese werden am Bild geprüft, ob sie in ihm «erfüllt» sind. Es ist ein versuchsweises Herausinterpretieren der Meinung des Bildes im vollen Sinn des widerspruchsvollen Worts, indem eine Auffassung zunächst schrittweise unterlegt wird, und dann erst gilt, wenn sie nirgends versagt oder zu Widerspruch führt.

Das schließt zwei Voraussetzungen ein. Zunächst, daß es überhaupt Teile (im psychologischen, nicht im räumlichen Sinn) eines Bildes gibt, denen bestimmte Ausdruckswerte so fest zugeordnet sind, daß die persönliche Differenz gegenüber der allgemeinen Übereinstimmung nicht ins Gewicht fällt. Zweitens, daß sich aus diesen Teilen der wesentliche Gehalt des Bildes (natürlich auch nicht additiv, sondern in irgend einer Durchdringung) ergibt. Was das erste betrifft, will ich lieber gleich einige der Teile aufzählen, welche der Autor unterscheidet: es sind dies die linearen, die Farb-, Flächen-, Raum-, Körper- und Gegenstandsbeziehungen, deren unmittelbares isoliertes

sinnliches Erfassen die «Gestalten» ergibt, aus denen sich die Gesamtgestalt des Bildes aufbaut. Mit andren Worten: wenn man nur auf die Farben und Farbbeziehungen im Bilde oder in einem seiner Teile achtet, erlebt man die «Farbgestalt» dieses Teils oder des Ganzen, achtet man nur auf die Richtungen und andre Beziehungen der Flächen, ohne sie als Begrenzungs- und Körperflächen aufzufassen, so erfaßt man die Flächengestalt usw. Diesen Gestalten kommen nun in der Tat bestimmbare und sogar in der Gefühlswirkung übereinstimmende Ausdruckswerte zu. Kargheit, Üppigkeit, Weichheit, Straffheit, Taumeln, Poltern lassen sich beispielsweise sowohl einer Farb- wie einer Körpergestalt zusprechen, und es läßt sich also auch recht wohl sagen, ob eine Auffassung, die etwa unter der Leitung des Farbeindrucks zustande gekommen ist, im Kubischen oder im Gegenständlichen zu Widersprüchen führt.

Die Stärke dieses Verfahrens äußert sich, wie man dadurch schon gesehen haben wird, per exklusionem. Man bekommt zwar sehr wertvolle Einblicke darein, wie sich die Auffassung eines Kunstwerks bildet, die Hauptsache bleibt aber die Prüfung dieser Auffassung durch die Forderung, daß die «ausdeutenden Inhalte», welche sie an das Bild heranbringt, schon im Empfindungsmäßigen gegeben sein müssen. Vorstellungen, welche nur die Phantasie des Betrachters liefert, und Gefühle, die sich an solche knüpfen, gehören nicht mehr zum Bild: das klingt überaus selbstverständlich, wenn man sich aber einen Begriff wie «metaphysischer Vertikalismus der Gotik» ansieht, der von dem angesehenen Haupt einer ganzen Schule von Kunsthistorikern stammt, so begreift man, daß ein Heruntergehn auf das Feste und Einfache zwar eine Lebensfrage der Kritik, aber durchaus nicht leicht ist. Auch solche Begriffe haben natürlich ein reales Substrat, aber ihre weit darüber hinausschweifende Intention ist niemals zu erfüllen und läßt dem willkürlichen Aneinander-vorbeireden, an dem wir so sehr leiden, alle Wege offen. Gerade dieses scheinbar nüchterne Heruntergehen auf das Einfache, Feste und Reale ist ein großes Verdienst Allesch's.

Ich möchte dies noch genauer sagen. Es geschieht dabei im Grunde nichts, was nicht auch sonst Gepflogenheit wäre. Die Schulregeln der Malerateliers und der sich ihrem Ausdruck anschließenden Kritiker, wenn sie von warm und kalt, schwer und luftig, Farbgleichgewicht u. dgl. reden oder Verstöße gegen solche «Gesetze» rügen, tun ja auch nichts, als daß sie die Gesamtwirkung in «Teile» zerlegen; nur sind diese nach technischen, also sehr indirekten Gesichtspunkten gewählt, und wenn sie auch gewiß auf Grund sehr feinsinniger Beobachtungen gebildet sein werden, so sind diese doch gewöhnlich nicht minder unsystematisch. Ich erinnere mich z. B. in einem sehr angesehenen Staatsatelier einen sehr angesehenen expressionistischen Malprofessor Anschauungen über das «Farbhören» vortragen gehört zu haben, deren sich ein älterer Laboratoriumsdienstler in einem psychologischen Institut geschämt hätte. Es liegt also der Wert der «Wege» gerade darin, daß die «Bildteile», aus denen sie den Eindruck aufbauen, wirklich solche sind, über die sich etwas Festes, für große Menschengruppen Gültiges sagen läßt, mit einem andern Wort, daß sie das sind, woraus sich der Bildeindruck psychologisch, d. i. *in Wirklichkeit* aufbaut. Die schichtenweise Zerlegung des Bildes, deren sich der Autor bedient, hat ihren Ursprung in der experimentalpsychologischen Ästhetik; angesichts des Widerstrebens, dem wissenschaftliche Betrachtung heute fast instinktiv in Kunstkreisen begegnet, wäre es vielleicht besser gewesen, diese Zusammenhänge ausführlicher darzulegen; wahrscheinlich ist es deshalb unterblieben, weil sie heute mehr noch aus einer Summe von Einzelerkenntnissen als aus fester Wissensbreite bestehn, so daß vieles dem intellektuellen Takt der Anwendung überlassen bleibt, und weil Allesch's Buch von dieser Seite her überhaupt den ersten Versuch einer zusammenfassenden Anwendung darstellt, bei dem es mehr auf das anwendbare Zusammenfassen als auf das Zusammenfassen alles Anwendbaren ankam.

Es bleibt nun noch die Frage, ob sich die so gewonnenen Begriffe wirklich derart dem Bild anschmiegen lassen, daß sein wesentlicher Gehalt damit erfaßt wird? Die meiner Ansicht nach vorzüglichsten Bildanalysen, welche der Verfasser mit ihrer Hilfe durchführt, geben den besten Beweis dafür. Man darf trotzdem fragen, wie groß die Reichweite solcher Betrachtungsweise ist? – Es ist nicht bloß nicht zu übersehn, sondern durchaus wesentlich, daß Worte wie Straffheit, Aktivität, Weiche, Leere u. dgl. in ihrer Anwendung auf den Ausdruck von Linien, Farben, Flächen und Räumen sehr unbestimmt sind; sie analogisieren den Eindruck mehr, als daß sie ihn bezeichnen, selbst wenn man bei ihrer Auswahl immer auf die engste Umschreibung und auf den tatsächlichen Bericht zustrebt. Es ist zweifellos schwer mit Sicherheit zu sagen, ob etwa eine Linie als kurz und gedrungen oder als straff und gespannt aufgefaßt sein will, wenn man von aller gegenständlichen Bedeutung absieht, und so lehrt auch der Verfasser, daß diese labilen Charaktere gleichsam bloß als Möglichkeiten im optischen Eindruck darinstecken; die einzelne Farbfläche, Linie, Raumform ist vieldeutig, ihre Meinung steht noch nicht fest, sondern wird erst durch die Nachbarschaft und Kombination induziert, wobei man ja bloß an die Erfahrung zu denken braucht, wie sich der Charakter einer Farbe von der Größe und Form der mit ihr bedeckten Fläche beeinflussen läßt. Die Bestimmungsstücke bestimmen sich also gegenseitig, und wenn man auch bei der praktischen Durchführung sieht, daß dabei das Ergebnis immer eindeutiger heraustritt, so läßt sich theoretisch gleichwohl behaupten, daß es in dem ganzen Komplex nicht eine einzige unabhängige Variable gibt, von der aus man die Rechnung auflösen könnte, sondern nur wechselseitige Abhängigkeiten. Was vermeintlich Verifikation ist, könnte also sehr wohl auch bloß addierter Irrtum sein. Aber ganz das Gleiche ließe sich auch in dem anfangs gebrauchten Beispiel der Erkenntnis von Menschen behaupten und doch wird niemand glauben, daß es gar keine Möglichkeit biete, eine von verschiedenen Auffassungen als die ungleich wahrscheinlichere zu erkennen. Auch da ist kein Eindruck ganz klar und sicher, aber sie müssen einander stützen und dann ergibt sich eine gewisse hohe, sozusagen in sich selbst balancierende Wahrscheinlichkeit, welche wir Erkenntnis eines Menschen nennen; freilich wissend, daß dies eigentlich eine Art optimales Mißverstehen ist, in dessen Innerstem ein weicher Kern zurückbleibt, der jederzeit imstande ist, eine ganz neue Auffassung erstehen zu lassen. Menschen lassen sich nur mißverstehn, sei es freundlich oder feindlich, und ich glaube, daß das gleiche auch von ihren Kunstwerken gilt. Ich glaube nicht einmal, daß ein Künstler sein eigenes Werk versteht, wenn es fertig ist. Es kommt vielleicht für die menschliche Entwicklung auch gar nicht darauf an, was der wirkliche Inhalt eines Kunstwerks ist, sondern nur auf das, was dafür gehalten wird; jeder Einzelne, jede Epoche tritt mit andren Schlüsseln heran und erschließt sich etwas anderes, das Kunstwerk ist in dieser Hinsicht ein Ästhetikum an sich, das es so wenig gibt wie das Ding an sich in der Welt der Wirklichkeit.

Entkleidet man dies der Paradoxie, so erscheint das Verstehen des Kunstwerks einfach nicht als ein unendlicher Prozeß, der sich scheinbar mit immer kleineren Abweichungen einem adäquaten Erfassen nähert, sondern als eine Mehrheit solcher Prozesse mit ganz verschiedenem Ergebnis. So allerdings nur in der Rabulistik, die man dann freilich mit gar nicht so sehr zu vergrößernder Strenge des Stirnrunzelns auch gegen die Physik richten könnte. In Wirklichkeit ist Kunstwerk Menschenwerk so gut wie sein Verstehen, und das Menschenmögliche hat keine so große Breite, daß es von einem Werk mehr als wenige mögliche Auffassungen geben könnte, die sich praktisch überdies meist als Seiten einer umfassenderen Totalauffassung erweisen lassen werden. Schließlich würde die Frage, erkenntnistheoretisch verfolgt, in die weitere münden: was ist historische Wirklichkeit? – und bekanntlich schließt auch die Unsicherheit dieser Frage nicht die Unterscheidung verlässlicher und unzuverlässiger historischer Methoden aus. Darin, eine solche schmiegsame und doch widerstandsfähige Methode für die ästhetische Betrachtung zum

erstermal fundiert zu haben, liegt der unvergleichliche Wert der «Wege zur Kunstbetrachtung»; man wird diesem Buch in Einzelheiten widersprechen mögen, niemals aber das damit geschaffene Instrument wieder entbehren wollen, sobald man es in seiner Bedeutung begriffen hat.

[ < ]

### Wiener Nachträge

[21. Oktober 1921]

Auf den umgedichteten Danton des Volkstheaters, über den beim Moissi-Gastspiel berichtet wurde, ist eine Neuauflage des Woyzek im Raimund-Haus gefolgt. Geht es schon an und für sich selten gut aus, wenn man stirbt, so erweist sich das als geradezu gefährlich, wenn man Fragmente hinterläßt. Daß diese Szenen ein gewaltiger «Kerl» hingeworfen hat, wird jeder heraushören, dem nicht die Ohren über den Kopf wachsen; wo hinaus aber Büchner schließlich mit ihnen gekommen wäre, ist einfach nicht zu sagen. Meinem Gefühl nach zu einer skurrilen, phantastischen, quälenden und gequälten Welt, wonach die Szene, da Woyzek mit seinem Freunde Binsen schneidet, den Stimmgabelton enthielte. Die Aufführung, die geboten wurde, war teils E. T. A. Hoffmann, teils von Intelligenzlern gequälte Kreatur Woyzek; in sich konsequent und überraschend ernst durchgearbeitet. Sie wurde, ich weiß nicht warum, von einem Teil der Kritik als expressionistisch beurteilt. Dann könnte man jede durchdachte Bühnenarbeit als expressionistisch bezeichnen; das Gegenteil wäre mir lieber.

Dabei fällt mir ein, daß es auch im Burgtheater etwas Neues gab –: den «Wilhelm Teil» des noch sehr jungen Dichters Friedrich Schiller. Anscheinend ein Expressionist, wenigstens nach dem eigens bestellten Bühnenbild zu urteilen. Der Text freilich ließe mehr an ein Biedermeiermilieu denken, aber ich halte das Bühnenbild für die Hauptsache; wenn man den Geist eines Theaters reformieren will, muß man es machen wie Gott: der hat auch bekanntlich zuerst die Landschaft geschaffen, dann erst den Menschen, und Schiller hat er die Schwindsucht auf den Hals geschickt. Daß er die neuere Geschichte nicht in der Carbonperiode spielen ließ, kommt bloß daher, daß er halt doch kein wahrer Dichter ist.

Auch gemalt ist worden und wurde in den letzten Wochen ausgestellt. Hagenbund, Künstlerhaus und eine Exposition italienischer Maler, die sich Chiaro di Luna nennt. Ergebnis pflichtschuldiger Besichtigung, insgesamt: ein Begriff. Dieser Begriff heißt Malsteller. Der Malsteller. Man weiß, was ein Schriftsteller ist, etwas, das ausgezeichnete Qualitäten haben kann, aber kein Dichter ist; der Unterschied ist einzig und allein, daß der Malsteller an Wänden hängt und öffentlicheres Ärgernis erregt. – Man ist erst lange in Verlegenheit, was man sagen soll. Unter den Italienern sind zum Beispiel ganz ausgezeichnete, kultivierte Arbeiten. Vielleicht aus Gastlichkeit Namen nennen? Zenatello, Sacheri, Pavan, Salviati, Grondona, Baruffi, Rossini, Zanetti, Vianello, Rescallo, Piantini, Gartorelli und die andern von gleichem Niveau, die eine Protestgruppe gegen den Futurismus gebildet haben, so als ob sich bei uns die Autoren von «Westermanns Monatsheften» bis zu denen der «Neuen Rundschau» zu einem Abwehrbund gegen die Ausschreitungen der «jüngsten Lyrik» zusammengeschlossen hätten? Dann muß man aber auch lange beim Künstlerhaus verweilen, das eine Menge Können und Malkultur birgt, und im Hagenbund Wichtiges über Rot, Gelb, Violett, Blau, Grün und Orange sagen. Einfälle, oh,

auch wirkliche Einfälle registrieren, denn es handelt sich ringsum um tüchtige Malerei. Aber was ist Malerei? Es einmal so sehn? Es einmal so synthetisieren? Herrschaft über die Materie? Etwas können? Es ließe sich sehr viel darüber sagen, wie das gemacht ist; aber ich erzähle doch auch nicht, wie das Automobil gemacht wird, ich behandle es als Requisit. Stünde unser Leben fest und bedürfte nur mehr der Pracht und der Repräsentation, so käme es auf deren Handwerksfragen an; aber es ist Zerlegung, Ameisengewimmel, Sichselbstüberlassensein des Einzelnen, Rekord, dabei doch ein heroischer Gesamtklang, aber niemals triumphale Einzugsparade. Was soll uns gute Malerei, wir wollen Bannung des optischen Teils unsrer Existenz! Wir sehen ja die Welt gar nicht, wenn wir sie aber einmal sehen, werden wir so still wie ein Bild. Wenn einer das trifft, lohnt es sich erst, darüber nachzudenken, wie er es macht; vorher ist alles bloß Betriebsamkeit. Auch auf tausend Schriftsteller kommt noch kein Dichter, das heißt kein Künstler.

[ < ]

**Valutaspekulation oder:  
Von Molière über Sternheim zu Kaiser**

[8. November 1921]

Spekulation heißt tiefes Nachdenken. Valutaspekulation: tiefes Nachdenken über das Geld. Fehlte in der versunkenen Welt Molières, die mehr auf scharfes Nachziehen lächerlicher Umrisse eingerichtet war und auf das erste, lachende, dann ernst werdende sich Erkennen einer beginnenden neuen Zivilisation im Spiegel einer alten. Ich weiß nicht, wie Molière zu spielen wäre. Nicht als Vorstellung unsrer Vorstellung von den Vorstellungen jener versunkenen Welt, die mit Vorliebe in der Vorstellung einer noch früher versunkenen lebte, – aber doch irgendwie indirekt, mit Spiegelglanz. In der Bearbeitung von Sternheim ist er in die Luft von «1913» versetzt: ganz direkt und aktualiter. Artikel werden ihm gekappt, Sätze verschraubt, und in die Gänge des alten Syndachsbaus schließt, scharf anschlagend, Sternheim. Harpagon steht unter uns, es handelt sich um unser Leben, die Figur wird zur Symbolik der Zeit, Sternheim'sche Philosophie erfüllt sie, – aber man zieht sich ehrerbietig zurück, man versichert dem größten Dichter, daß ein echter Sternheim doch noch etwas ganz anderes ist als ein demoliërter Harpagon.

Ja, das Geld regiert die Welt: das ist die große Entdeckung Sternheims, die vor ihm nur in Rigoletto ausgesprochen worden ist. Sternheim hat viele andre und witzige Entdeckungen gemacht und außer ihm (aber nach ihm) hat nur Heinrich Mann die Sphäre der Bürgerlichkeit so aufgewühlt wie er, jedoch dreht sich alles bei ihm zwischen den vier Wänden einer eisernen Kasse. Diese ist sein Seelenraum. Er braucht nicht vom Geld zu sprechen und spricht doch davon. Seine Sprache und sein Denken – von Hause aus weder eine sehr starke Sprache, noch ein sehr starkes Denken – nahmen den abstrakten Charakter des Geldes an, hastig, hart, durchtrieben, dürftig und vom Leben verbannt wie Midas. Das kommt daher, daß er erst zwischen Geldmenschen sprechen gelernt hat; als er noch ein Don Juan Dichter war, war er bloß recht begabt, er war damals viel dünner und weiter, zog sich klug zusammen, münzte sich ein, erkannte die Genierolle des Geldes, alle Wünsche und Genüsse der Welt mit einem einfach in der Tasche zu tragenden Apparat ineinander verwandeln zu können, und fand damit seinen Standpunkt im Universum. Vielleicht ist das Universum etwas größer als er; aber er merkt es nicht mehr.

Man verkleinere ihn nicht. Er ist einer jener im Grunde gutartigen Menschen, die sich bissig

stellen; er hat sich eine Igelhaut verschrieben, einen Dämon, weil er sonst mit der Zeit vielleicht zu glatt geworden wäre. Aber seit er besessen ist, hat er Genie entwickelt; das eigensinnigste, trocken berauschte, vertrackteste, das wir haben. Nur darf man seinen geistigen Gehalt, das, was er der Menschheit zu sagen hat, nicht losgelöst von seiner Gesamtverzwicktheit betrachten, und gerade dazu wird man gezwungen, wenn es sich als Anbau wie hier von der Molièreschen Komödie abhebt.

Macht Sternheim Molière kleiner als sie beide sind, so reduziert Pallenberg ihren Harpagon vollends zu einer einzigen Linie auf einem leeren Blatt Papier. Er sieht ungeheuer intensiv aus, er hat drei, vier, fünf meisterhafte Ausdruckswerte für seine Manie, für Angst, Mißtrauen, Greisenliebe, aber im ganzen hebt und senkt sich das Gleiche durch alle drei Akte. Vielleicht ist das Forte des Einsatzes zu stark, um noch viel gliedern zu können, vielleicht ist Pallenberg doch mehr Clown als Schauspieler, vielleicht fordert sein karikaturistischer Stil eine andre Einbettung im Spiel der andren, ein lautloses Traumgleiten, in dessen Mitte dieser Alb sitzt: hier hat «Kritik nach einmal Sehen» ihre Grenze. Von den paar wertvollen Menschen, die Kritiken schreiben, schätzen einige dieses Spiel sehr hoch, ich wäre entzückt von dem, was sie in Pallenberg sehen, sah es aber nicht in Pallenberg selbst.

Ich weiß nicht, habe ich so gut oder so schlecht von Sternheim gesprochen, weil ich zuvor Georg Kaisers «David und Goliath» im gleichen Theater sah? Auch hier Monetomanie, tiefes Nachdenken über das Weltregiment. Es ist ein früher Kaiser, später auf Weltdurchschauung adaptiert. Ein Mann hat die Beiträge für ein Familienlos einkassiert, aber nicht weitergeleitet; das verfallene Los hat den Haupttreffer; er schwindelt weiter und schließlich heiraten alle oder werden auf andre Weise glücklich; als er eingestehn muß, daß er sie betrogen hat, haben sie nichts mehr zu gewinnen. Dazwischen trinkt einer sechs Glas Bier hintereinander aus, um zu charakterisieren, daß er ein königlicher Bierbrauer ist, und ein Kind macht zur Freude aller Mütter im Parkett einen Teppich naß. Es ist weiter nichts hinzuzufügen, als daß Karl Forest einen versponnenen Schwindler meisterhaft erschuf, bei Kaiser ist es nur ein Räsonneur, und daß man die Frühwerke Kaisers lesen soll, wenn man Lust verspürt, ihn für einen der Wenigen zu halten.

[ < ]

### **Der Komiker**

[15. November 1921]

Harpagon, von Pallenberg in Wien gespielt, hatte etwas von einem lebend gewordenen alten Kupferstich, nicht viel mehr als *eine* Ansicht, wenn sie sich auch bewegte und sprach; Argan hatte außerdem Geschehen und Entwicklung. Wenn Pallenberg auf ein paar extemporierte Scherze verzichten wollte, die an Jargonkomik gemahnen, wäre das noch stärker. Mitten in der Grotteske entsteht manchmal eine weiche menschliche Hilflosigkeit und Güte: der eingebildete Kranke. Eingebildete Leiden sind so tief rührend, weil sie fürchterlicher, verderblicher, menschlicher sind als wirkliche. Der eingebildete Kranke medizinierte 1914 nicht nur in Wien, sondern auf der ganzen Welt. Und doch blieb, trotz allem, was berührt wurde, Herr Niggerl ein später Enkel dieses Argan-Pallenberg.

In unseren deutschen Komikern ist etwas von Kurzschuß mit dem Publikum. Die Gestalt wird

übersprungen, die Komik sitzt nicht *an* ihr, sondern schwebt halbenwegs zwischen der Figur des Dichters und den Zuschauern. Im ernsten Genre tut das nur das sentimentale Rührstück und wird durchschaut. Aber in der Komik gilt noch das Gegenstück zur sentimental Direktheit für komisch, und doch gibt es auch in ihr außerhalb des Theaters den Unterschied zwischen dem Humor eines Eckstein und dem eines Thackeray. Die Russen spielen schon rein den zweiten. Unsere Bühnenkomik schwankt meistens, und auch was Pallenberg gab, war bald die Gestalt eines Stückes, bald Clownerie in einer leeren Manege. Er könnte sich darauf berufen, daß dies ganz natürlich ist, da der eingebildete Kranke tatsächlich vom ganzen Stück heute allein noch lebendig ist. Dann kann man das Argument aber auch umdrehn, und sieht eines jener von unserer Bühne gepflegten «Rollenstücke» vor sich, deren überstarker Kultus die deutsche Bühne dem Dichter entfremdet hat zugunsten des Schauspielers, und schließlich nicht einmal zu seinen Gunsten.

[ < ]

### Nachwort zum Moskauer Künstlertheater

[25. November 1921]

Man dürfte erwarten, daß ein solches Dauergastspiel der Moskauer, wie es die Ereignisse erzwingen, entscheidende Wirkungen auf die Entwicklung des deutschen Theaters ausübte; nach allem, was ich über sie gelesen habe, scheint es nicht der Fall zu sein. Das Fremde, Erstaunliche wird – wie es ganz natürlich ist – in die Begriffe der eignen Theatererfahrung gefaßt; sind diese in diesem Zeitpunkt unsicher, von Mißvergnügen angefressen, so kann es geschehen, daß ihre ganze Überalterung und Alterssteife mit einemmal zu Tage tritt, und das ist dann ein entscheidender Tag für die Kultur eines Volkes, denn ganz ohne Zweifel liefert nicht nur das Leben die Vorbilder für das Theater, sondern auch das Theater liefert Vorbilder, welche auf scheinbar ganz entfernten Lebensgebieten, wie in der Politik oder im Geschäft, kopiert werden. Die Behauptung, daß *bestimmte* Erscheinungen des Weltkrieges nicht ohne die Operette denkbar gewesen wären, hat nicht das mindeste Paradoxe an sich, und ich würde mich nachzuweisen getrauen, daß vieles, was seither geschah, trotz aller angeblichen Realpolitik ganz anders aussehen könnte, wenn nicht die überlebte Katastrophentechnik des europäischen Theaters, sein kitschiger Bedarf an Aktschlüssen und Abgängen, seine falsche Heldendynamik und seine lächerlichen Vorstellungen von dem, was handeln heißt und Größe ist, sich in die Köpfe eingefressen hätten.

Trifft eine neue Vorstellung von dem, was Theater sein kann, aber auf die alten Kategorien in einem Augenblick, wo Gedankenlosigkeit, eine unternehmungslustige Zeit und Selbstbehagen den Boden gefrieren ließen, so tritt das ein, was den Moskauern gegenüber anscheinend eingetreten ist. Man lobt sie verstockt, mit den alten, unveränderten Gedanken, fühlt, daß diese Lobgedanken irgendwo nicht decken, und nennt das die Exotik; scheinbar auch mit diesem Wort noch lobend, in Wahrheit aber kaum bewußt eine *reservatio mentalis* hineinlegend. Damit ist das Erlebnis dann zum nur ästhetischen degradiert, und aus einer Lebensangelegenheit zu einer des Gesprächs gemacht. Exotik hieß hier «das Russische» oder auch «ihre realistische Darstellungskunst». Ich habe, was für einen Dichter nicht schwer ist, gleich zu Beginn vor diesen beiden Mißverständnissen gewarnt, mit denen man sich den Weg zum Verständnis versperrt. Was



die Moskauer spielen, ist nicht Realismus, sondern es ist das Bühnenwerk als Kunstwerk, und es ist ebendeshalb nicht russisch, sondern Europa.

Es sollte Europa sein. In der Tat ist aber das europäische Theater einen andren Weg gegangen. Es ist zum Schauspielertheater geworden, wenn es nicht richtiger ist zu sagen, es sei Schauspielertheater geblieben. Denn es war von den beiden Faktoren, die auf der Bühne ineinanderwirken sollen, der Dichtung und dem Schauspieler, immer der zweite stärker und fraß den ersten auf. Schon bei Shakespeare überwiegt quantitativ, an eingeräumter Auslebensbreite, das schauspielerische Moment sehr bedeutend das dichterische, und die deutsche dramatische Literatur hat in ihren höchsten Leistungen für die Bühne fast nicht existiert, weil sie ihr zu wenig «Rollen» zutrug. Nun frage man sich aber einmal, was der Unterschied zwischen einer Figur Goethes oder Hebbels und einer «Rolle» ist, und man wird finden, daß die Rolle dem Schauspieler bloß ein paar der größten seelischen Kategorien, ich möchte sagen, fast nur die Tonart und das forte oder piano vorschreibt, und alles andre seinem Extemporieren überläßt, wogegen ihm die Dichtung noch eine schwere geistige Leistung abfordert, und eine viel genauere Anpassung seiner Augen, Arme und Beine an einen fremden, von langer Hand vorbereiteten Plan verlangt. Es ist also ganz natürlich, wie es geschieht, daß die Schauspieler im allgemeinen die schlechten oder alte, sozusagen herrenlos gewordene Stücke bevorzugen, und die Dichtung scheuen wie der Teufel das Weihwasser. Diese großen Helfer und Mitstreiter der Dichtung haben ein heftiges Mißtrauen und ebensolche Überhebung gegen den Verbündeten. Daß die Theaterdirektoren diesen ihnen geopfert haben, ist bei dem gewöhnlich ziemlich engen und von unmittelbarem Effekt erfüllten Horizont dieser Herren nicht verwunderlich. Die Folge davon wurde eine sehr respektable Höhe der schauspielerischen Einzelleistung, deren sich das deutsche Theater heute erfreut, und ein immer tiefer sinkender Zustand der dramatischen Literatur. Wenn aber von zwei auf Gedeih und Verderb miteinander verbundenen Wesen das eine auf Unkosten des andren sich mästet, so tritt irgendwann der Zeitpunkt ein, wo das Elend dieses andren zum Untergang auch des ersten wird, und wenn die Zeichen nicht trügen, sind wir diesem Zustand schon recht nahe gekommen. Es kann gar keine Frage sein, daß die eigentlichen Lebensimpulse dem Theater von der Dichtung zugeführt werden müssen; da ihnen der Traditionalismus der Bühne und einer sogenannten Dramaturgie den Zutritt erschwert, sind sie seit zwei Generationen vom Theater abgewendet, und die eigentliche künstlerische Entwicklung vollzog sich im Roman. Was dann vom Theater übrig bleibt, wendet sich aber nur noch an ein Publikum, das – und darin liegt eben das Wesen der heutigen Krisis – schließlich, und ganz mit Recht doch lieber ins Kino geht.

Wir haben in der jüngsten Zeit allerdings neben der Form des Schauspielertheaters auch noch die des Regisseurtheaters erlebt, eine Auffassung – mehr die des Regisseurs als die des Dichters – kommandiert die Bühne; der Vorteil steckt darin, daß ein interessantes Arbeiten auch ohne besondere Schauspieler möglich ist, der Nachteil in einer gewissen friderizianischen Exerzierplatzöde, es ist besser für Dichter, denen aufgeholfen werden muß, als für jene, welche dem Theater aufhelfen könnten. Diesen beiden westeuropäischen Formen gegenüber repräsentieren die Moskowiter das Dichtertheater. Während im Westen, wenn man nach längerer Pause wieder vor dem Guckkasten sitzt, das Gefühl, es ist nur Theater, nicht schweigen will, wird hier die Einschränkung zum Glück. Es ist Theater, aber Theater ist nicht ein Lebensersatz für die, welche sich vom Leben erzählen oder etwas vormachen lassen müssen, noch ein gesellschaftliches Vergnügen, sondern Sinngebung, Ausdeutung des Lebens, Menschendienst.

Ich habe auf das Technische, wodurch dieses Erlebnis zustandekommt, schon früher hingewiesen. Man kann das Wesentliche einer Dichtung niemals anders wiedergeben als durch

sie selbst in ihrer ganzen Totalität, sonst wäre sie nichts Lebendiges, sondern ein Produkt jener ausgekühlten Vernunft, mit der wir Mathematik oder Psychologie studieren, niemand ist anders imstande, sie zu erklären, als indem er anhebt, einem Weg von Gedanken und Gefühlen zu folgen, der immer plötzlich irgendwo nicht mehr weiter führt, so daß man stets von neuem anderswo anheben muß. Man kann, wenn man nicht töricht ist, das Wesen von Dichtungen nur umschreiben wollen, allerdings in immer enger sich darum legenden Kreisen. Und ganz das Gleiche gilt für die wirklich angemessene, und das ist die Moskauer Art der Wiedergabe. Die Figuren in einer Dichtung sind immer aufeinander bezogen, keine könnte, wenn sie aus dem Rahmen herausträte, eigentlich für sich aufrecht stehen (unser Startheater weiß nichts davon), jede ist ein Reflex von allen andren. Will sie der Schauspieler wirklich zum Leben erwecken – nicht zu jenem Leben, das im Parkett sitzt, sondern zu ihrem eigenen – so muß sein mimischer Impuls von allen diesen Beziehungen bestimmt sein, er muß seine Einfälle solange variieren, bis sie nicht nur in einer, sondern in jeder dieser Richtungen stimmen, und er wird sie überhaupt erst durch dieses vertiefte Verhältnis des Ganzen anregen lassen. Eine Dichtung enthält einen solchen Reichtum von aufeinander bezogenen, durchaus nicht immer eindeutigen Gedanken und Gefühlen, daß sie immer mehr ist als ihre Interpretation, und gerade dieses nicht mehr Zurückübersetztwerdenkönnen, das Nichtumkehrbare des Prozesses ist es, was dem Kunstwerk sein eigenes Leben gibt, das Organische, Gewordene, Unausdrückbare und die Unerschöpflichkeit seiner Wirkungen. Die Summe dieser geistigen Beziehungen ist ganz unbestimmt, und man kann nicht sagen, wie viele davon die Moskauer in ihr Spiel aufnehmen: Von einem gewissen Reichtum an beginnt sich das Kunstwerk eben wieder zu lösen und atmet. Es ist dann so vieldeutig eindeutig wie das Leben und – die Kunst, welche für jeden, der sie versteht, dennoch eine andere Seite hat, die alle in einer Weise aneinander gebunden sind, für die wir noch keinen Ausdruck besitzen.

Das ist das Geheimnis ihres Spiels, das keine untergeordneten Aufgaben für die Mitwirkenden kennt. Es versagt fühlbar bei undichterischen Stücken, wie die Geigen des Herbstes eines sind, und es ist infolge des Reiselebens und der Trennung von Stanislawski auch durchaus nicht immer auf der gleichen Höhe. Aber man merkt es, dort wo es ausläßt, fast noch deutlicher; es gleitet dann ein wenig in Kleinmalerei oder Stimmungsmache ab, um sich im nächsten Augenblick wieder zu seinem ganzen Zauber zu erheben. Und dieser besteht in dem, was bei uns für den Ruin des Theaters betrachtet wird: daß sich die Bühne von der Dichtung leiten läßt.

[ < ]

#### **«Madame Legros» anlässlich der Aufführung in Wien**

*[4. Dezember 1921]*

Ein Mensch sitzt in der Bastille gefangen, unschuldig, schon dreiundvierzig Jahre lang! Mensch, der Du es hörst, bleibt Dir der Bissen nicht im Hals, der Atem im Zwerchfell stecken? Kannst du heiter sein, Geschäfte machen, andre Neuigkeiten hören? Alle könnens. Eine kann es nicht. Das ist Madame Legros, die Strumpfwirkersfrau. Sie schreit auf. Sie hält jeden an: Mensch, der Du es hörst, usw. Vom Lumpengesindel bis – zur Königin. Schließlich setzt sich die Gute durch, die unbewaffnete Mensch; der Gefangene, Latude, wird befreit. (Das Stück spielt am Polterabend der französischen Revolution.)

Eine kann es nicht: warum könnens alle ändern? Sie haben schöne und respektable Gründe dafür. Man soll sich in undurchsichtige Dinge nicht mischen. Der Mann wird schon irgendetwas angestellt haben. Der König wird schon wissen, warum. Höhere Zwecke kommandieren, der Einzelne muß marschieren und Disziplin halten. Dieses Drama hat schneidende Aktualität. Die Welt ist seit dem Jahre 1914 nicht leer geworden von Unrecht und voll einer ungeheuerhaften Gleichgültigkeit gegen die Bedürfnisse anderer Menschen, solange man nur selbst in der warmen Wolle sitzt. Aber soviel Unrecht es geben mag: ebensoviel schöne und wirklich respektable philosophische Gründe gibt es auch zu seiner Rechtfertigung; es soll keiner sagen, daß einer heute gern Unrecht tut, er tut es, weil man nicht anders kann. Wählerisch in der Frage der Gerechtigkeit werden die Menschen erst, wenn es ihnen selbst schlecht geht. Leben also in der Welt mehrere Millionen Ungeheuer und nur eine Madame Legros? Da diese Frage kaum bejaht werden kann, ist gegen Madame Legros zu schließen, daß das Verhalten der Menschen weniger von ihrer Güte abhängt, als von den Umständen, und daß man daher weniger die Güte in den Menschen zu wecken braucht, als das Bedürfnis, die Umstände zu ändern. Ich wenigstens bin überzeugt, daß auch die Schieber zum großen Teil gute Menschen sind, denen man sehr leicht das Wasser in die Augen treiben kann, und daß sie auch sehr respektable staatsphilosophische Gründe für sich anführen könnten, wenn sie nur sprechen wollten; aber es ist wichtiger, ihnen die Gelegenheit und den Anreiz zum Schieben zu entziehen.

Ich bin also etwas skeptisch gegen das Wirken der Madame Legros, aber *Heinrich Mann* ist es auch. Er zeichnet im weiteren Verlauf die Männin der Tat, welche von ihrem Vollbringen ausgepreßt, von den Zugeständnissen, die sie ihm machen muß, verunreinigt und gebrochen wird, und nach dem Sieg zur Rettung ihrer Menschlichkeit nachtwandlerisch zu Vater Strumpfwirker heimirrt. An die Tolstojanische Predigt hängt sich damit ein Glossarium der Menschenbetrachtung mit mancherlei sanft ironischer, sozialer Philosophie; es ist beinahe etwas widerspruchsvoll, Tolstoj und Schnitzler. Welches von beiden Elementen das stärkere oder das eigentliche ist, wäre schwer zu sagen; in der Aufführung am *Wiener Burgtheater* überwog das Schnitzlersche. Auf der Bühne dehnen sich ja oft Nebensätze des Buches zu ganzen Seiten, und die Figuren müssen, wenn die Regie dem Schauspieler folgt, statt ihn zu biegen, manchmal einen Leib annehmen, der nicht der ursprünglich ihre ist. Aber es gewann die etwas blasse Mannsche Kontrastierung von erweckter Seele und beharrender Ordnung dadurch eine resolute und bühnenfeste Körperlichkeit.

In der Nachwirkung bleibt, zwischen allerhand Gespinnst und trotz mancher Einwände, die sich gemeldet hatten, die starke Gestalt der die Legros spielenden Frau Medelsky; und so ist auch die Wahrheit: in der Wirkung behalten die Menschen Legros recht, ob sie es in den Gründen hatten oder nicht. Denn ohne sie könnte das Gehirn der Menschheit vollendet sein, aber das Herz stünde still.

Die Anekdote ist aus den Frauen der französischen Revolution von Michelet genommen. Ungefähr zur gleichen Zeit hatte sie der damals noch sehr junge Oskar Maurus Fontana zu einem Drama, «Marc», verwandt (Kurt Wolff-Verlag). Die Legros ist dort eine Apothekersfrau aus Travemünde, die einen widerrechtlich für irrsinnig Ingesperrten befreit. Marc ist der Anstaltsbesitzer, halb Rastaquär, halb unfreundlich gesehener Repräsentant mechanistisch rationalistischer Wissenschaft. Der Mythos vom Kampf um einen Unschuldigen steigt nicht so leuchtend gerade empor wie bei Mann, sondern es fließt eine Handlung in mehreren sich verflechtenden Strömen. Im lyrischen Atem glühender als bei Mann, in den Nebenfiguren reicher, in der Auseinandersetzung mit der Welt – überall dort, wo die Figuren an die Lebenswirklichkeit grenzen und von ihr geformt werden sollen wie Land vom Ozean —

jugendlicher und unfertiger. Trotzdem ziehe ich den Schluß in der Gedankenführung Fontanas vor: seine Legros sieht sich am Ende ihrem befreiten Gefangenen gegenüber und – beinahe bereut sie. In dem einen Stück steht die ausdrucksvollste Geste am Anfang, in dem anderen am Ende; es ist schade, daß das blutstarke jugendliche Werk von dem reiferen so verdrängt worden ist, daß man selten davon hört.

[◀ ]

### Georg Kaiser-Matinee in Wien

[23. Dezember 1921]

Ich habe noch nie eine so schlechte Aufführung gesehen wie die des Raimund-Theaters, darin bestehend, daß es regelmäßig an Sonntagvormittagen den Kritiker hindert, sich in die Natur zu ergießen. Es nennt dieses Vergehn wider die Natur Matineen, und ist so naiv zu glauben, daß man trotz Gereiztheit den Dreh nicht merkt. Er besteht darin, daß nach ehrwürdiger Tradition um elf Uhr vormittags Stücke gespielt werden, von denen man aus noch nicht festgestellten astronomischen Ursachen voraussetzt, daß sie um sieben Uhr abends durchfallen würden. Deshalb trägt jede Matinee Dichtung und Direktor den Ruch des Wagnisses und kühner Hoffnung ein. Wie genial ist es daher, einen Dichter wie Georg Kaiser, den man als durchgesetzten Autor beruhigt auch abends spielen könnte, in ein matinales Abenteuer rückzuverwandeln; man hat Ruch des Wagnisses samt Garantieschein, daß es gut endet.

Trotzdem hineingegangen, um Kaiser lesen zu hören, bevor sein Einakter «Juana» gespielt wurde. Es handelt sich beidemale, im Gelesenen – «Friedrich und Anna» – wie im Gespielten um jenen problematischsten Fall des Ehebruchdreiecks, wo alle drei Punkte in einer Linie liegen. Ein junger Gatte erfährt, daß er nicht der erste ist, der Vorbuhler beleidigt ihn sogar, aber; – er vermag es nachzuempfinden. Er weigert sich, den platonischen Dialog, den er eben ergriffen las, in dem Augenblick zu vergessen, wo er ihn auf sein eigenes Schicksal anwenden müßte, er bittet den noch unbekanntem Todfeind zu Gast, und die Entscheidung wird, wie immer sie ausfallen möge, von der Begegnung zweier Seelen abhängen, die etwas Gemeinsames haben, und nicht von einer vieldeutigen Tatsache. So in der mit Spannung entlassenden, ruhig vorgetragenen Szene. In dem Einakter «Juana» kehrt ein verschollener Gatte zurück und findet Freund und Witwe als Paar, aber was sie zusammengeführt hat, ist das liebende Gedächtnis für ihn. Sozusagen vergeßlich aus Unvergeßlichkeit: der Stoff ist heikel komisch, aber gerade dadurch wird der Versuch, ihn tragisch zu biegen, äußerst interessant.

Sobald das Gefühl eines Mannes geruht, sich nicht wie ein Bulle auf die Konkurrenz zu stürzen, sondern den rücksichtsvolleren Weg einschlägt, sich die Sache auch vom Standpunkt der Frau anzuschauen, die man doch angeblich «wie sich selbst» liebt, ist der Gerichtssaalsrubrikon überschritten, jenseits dessen solche Vorfälle mit dem Tod, diesseits dessen sie mit vertiefter Menschlichkeit enden. Die beliebte Gerichtssaalsrubrik «Mord aus Eifersucht» ist nichts als der toll gewordene Familienblattroman, die vollkommene Beziehungslosigkeit nach Abkratzen des Zuckers, weglose Spießbürgerlichkeit, die natürlich keinen Ausweg in der Tragik findet, weil sie nie gelernt hat, daß es in der Seele stets mehrere Wege gibt. Gute Menschen pflegen in solchen Fällen zwei Opfer zu beweinen, den Toten und den Mörder, der ja auch nur in «unseliger Verstrickung» oder in «unseliger Leidenschaft» gehandelt hat. Weisere Menschen sollten für

jeden Mörder aus Eifersucht in der «unseligen Verstrickung», an der er hängen blieb, zwei jener beliebten Schriftsteller aufhängen lassen, an deren Romanen er nichts besseres gelernt hat.

Auf der Bühne ist die Sache komplizierter: die bürgerliche Gesellschaft hat Messer und Pistole zwar schon an den Nagel gehängt, wo es sich um die Wirklichkeit handelt, aber in der Reservation des Theaters hält sie sich solche Fälle der Tragik noch wie die letzten Auerochsen in einem Naturschutzpark. Unser Begriff von Dramatik ist noch wesentlich davon bestimmt, und so ist es zu verstehn, daß Kaiser in «Juana» sich der konventionellen Lösungsform anschließt. Aber er tut es nur scheinbar; er tut es, weil sein starkes Gefühl für dramatischen Umriß, das szenische Bedürfnis nach einem provisorischen Abschluß und vor allem die Härte eines Kontrastes hier ungebrochen aneinandersetzenden Stils nach festestem Rahmen verlangen. Juana, welche zwischen den beiden Gatten steht, tötet sich, weil sie keinen von beiden töten mag, Lösung steht hier nur durchsichtig für Unlösbarkeit, und das Entscheidende geschieht in dem Augenblick, wo sie sich nicht entscheiden kann. Mit diesem Fragezeichen fällt der innere Vorhang, und daß der äußere erst um einige Minuten später sinkt, ist nichts als der rhythmische Ausschwing der Schlußschleife.

[ < ]

### Jessner und Brand

[28. Dezember 1921]

Wien, 26. Dezember

Es ist fast schon wieder verdienstlich geworden, Ibsen zu spielen, und daß unter seinen Stücken die Wahl gerade auf Brand fiel, ist dem Volkstheater in Wien, das im ablaufenden Jahr viele Sünden wider den Geist begangen hat, vom Sündenkonto abzuschreiben. Das Stück ist bemerkenswert jung geworden. Es trat einst hinter die Gesellschaftsdramen zurück; war einst in der Zeit des Wirklichkeitsdrangs mit seinem Gletscherspuk ein wenig außerhalb des Programms, und mit seinem Pastorenkonflikt, seiner Enge und der etwas dürftigen Symbolik auch nicht nach den Wünschen derer, die damals noch zu jung waren, um mitzusprechen, aber schon fühlten, daß Ibsen und Hauptmann nicht die Führer zu jener neuen Zeit sein werden, die jede Jugend vor sich heraufkommen sieht. Ich denke mir, daß auch heute noch sehr jungen Menschen die ideellen Stellvertreterschaften, mit denen Ibsen arbeitet, unerträglich sein müßten; diese Kirche, die heller und freier werden muß, jener Künstler-Schmetterling-Südersehner, die Gletscherhummel Gerd: das hat wohl doch etwas von der oppositionellen Phantasie des Apothekerlehrlings in einer norwegischen Kleinstadt, von den schweren Füßen eines aus der Enge Kommenden, die Ibsen zeit seines Lebens nie ganz los wurde. Man denke an Nietzsche, die Weite und bewegliche Fülle seines Gesichtskreises, die damals gleichzeitig auf die deutsche Jugend wirkten, oder selbst nur an Kierkegaard, und man wird es verstehn. Es verfängt nicht, daß Ibsen wie immer so auch hier im Augenblick, wo er die Behauptung ausspricht, auch die Gegenbehauptung flüstert; ein falscher wie ein wahrer Freund (der berühmte Ibsensche Doppelboden!) raten: Brand, geh fort, Du hast Dir die Aufgabe zu eng gestellt. Du zerbrichst bloß alles! – aber was nützt es? Brand hat sich die Aufgabe gestellt, aus den Menschensteinen eines nordländischen Gletscherschliffs Funken zu schlagen; es wäre denkbar, daß dies das Höchste bedeutet, aber es ist kaum mit einem

Wort von dieser Frage die Rede; wäre es nun das Höchste, so wäre auch ein anderes Stück da, eins der Abkehr von der Weite des Geistes zur bibelmenschlichen Nähe, das Ibsen gar nicht schreiben wollte; wäre es aber nicht das Höchste, nun dann handelt Brand wie Napoleon nicht gehandelt hätte, er übernimmt nicht die Leitung einer Schlacht, sondern setzt sein Leben persönlich in einem Patrouillengefecht ein, er stirbt an einem Fehler und nicht an der Nemesis des Kämpfers im Geiste; es wäre wieder ein anders Stück als das, welches Ibsen schrieb. In dem handelt Brand wie ein Mensch, der mit dem Rücken zur Sonne steht, und Gebärden macht, als stünde sie vor ihm. Er handelt wie ein Mensch, der sich für das Hohe opfert, soll aber gleichzeitig einen Menschen darstellen, der für das Hohe kämpft: diese beiden Menschen würden Entgegengesetztes tun. Der Spezialfall verleugnet sein Wesen und tritt für das Allgemeine auf, aber es stimmt nicht in den Konsequenzen: darin liegt das Unverbindliche all der Ibsenschen Symbolik, die Schwäche seines Theaters, das mit Gleichnissen arbeitet, die an entscheidenden Punkten nicht stimmen, aber eben dadurch gut zwischen den Kulissen aus und eingehn. Ich will, indem ich von einem Prinzip spreche, nicht das Geringste gegen die Größe dieses Mannes sagen, die augenblicklich vielleicht sogar unterschätzt wird; aber gerade weil sich die Gegenwart scheinbar von ihm abwendet, muß die Richtung, in der dies geschehen soll, festgelegt werden: Man verwirft heute im allgemeinen seinen Verismus, das ist die Seite seines Weltbilds, wo er viel gesehen hat, und vergrößert kindlich seine Symbolik, das ist sein Verhältnis zum Geistigen, das von einer geringeren Ausdrucksfähigkeit geschaffene technische Mittel: ich frage, ob dies der Weg zu einer geistigen Kunst ist, den man doch heute gehen möchte?

Die berühmte Ibsensche Tiefe ist heute auch für mittelstarke Augen durchsichtig geworden, aber etwas tritt heraus, das damals weniger sichtbar war: das Drama eines Willens. Größe ist keine Charaktereigenschaft bloß, sondern auch eine des Intellekts, Willenskraft hat fast nur mit Eigenschaften des Gemüts zu tun; deshalb kann sie auch dieser Pfarrer darstellen, ob er nun in Klein-Dingsda oder im Großen wirkt: dieses Symbol sitzt ohne Falte. Es hat eine ungeheure Jugendfrische. Dieser Brand verkohlt alles in seiner Nähe. Kind und Frau sterben an ihm, er selbst führt ein Leben der wachsenden Qual, an dessen Ende das Ziel ferner liegt als bei Beginn, aber durch ihn rast der Geist, welcher die Menschheit emporführt, indem er ihr aus den Kadavern ihrer geopfert Besten eine Treppe baut. Mit einer ungeheuren Bitternis und ungeheuerlichen Erfahrung hat Ibsen dieses Drama der Männlichkeit geschrieben, und es glüht wie ein Block von Eisen in den heutigen Tag.

Der Regie kommt das Verdienst zu, diese Seite des Werks entdeckt zu haben. Durch glückliche Wahl der Darsteller trat das Harte und Vernichtende heraus. Herr Klitsch schlug den ersten Ton stark und strahlend an, und brachte das Verwunderliche zustande, bis zum Ende weder sich noch den Zuhörer zu ermüden, indem er dem Sinn des Dichters sehr genau in den Worten folgte und keine überflüssig naturalistischen Gebärden machte, sondern alles wie in einem Material wiedergab, das um ein kaum Feststellbares härter ist als gewöhnliches Menschenfleisch. Frau Janower war nicht nur Opfer, sondern auch Gefährtin eines solchen. Um diese beiden war die Bildlichkeit der Szene in den stärksten Momenten etwa auf der Höhe eines Kunstwart-Heftes, in den zahlreicheren und schwächeren warb vergeblich um Mitfühlen ein etwas verstaubter Bühnenzauber mit Kartonfelsen, Windmaschine und bewegtem Volk; man hatte den Eindruck, daß hier wohl schon ein Wille zum Anstraffen der Linien gewaltet habe, daß er sich aber unterwegs darauf besann, man dürfe all die Einrichtungen eines wohlfundierten Theaters doch nicht unbenützt lassen. Warum Jessner nicht nach Brand greift, ist mir unverständlich.

Er hatte tags zuvor im Raimundtheater Richard III. inszeniert, mit Kortner in der Hauptrolle. In, ich weiß nicht wie wenig Tagen hatte er aus den noch nicht recht geformten Schauspielern dieses

Hauses ein Ensemble geschaffen, das kaum wiederzuerkennen war, das jedenfalls so noch nie jedem kleinsten Wink mit einer ansteckend leidenschaftlichen Hingabe gefolgt war; bloß als Dirigentenleistung war es schon das Zeichen eines Meisters. Aber es war mehr.

Die Äußerlichkeiten dieses Jessnerschen Richard III. sind:

Großfärbige Flächen, Vorhänge, Mauern. Dadurch bewirkt Ruhen des Auges in einem bequemen Konzentrationszustand, leichtes Dahinfließen der szenischen Verwandlung, Wegschneiden alles ablenkenden naturalistischen Zuviels

Ersatz von Schlachtgetümmel und dergleichen, das auf der Bühne nie recht gerät, durch akustische Reize: Musik, instrumentale sowohl wie halb konsonantisch summende.

Kleine Szenen vor den Vorhang verlegt. Dadurch überraschender, Überfalls artiger Reiz des Ungewohnten; Abwechslung; abermals Abkürzung der tödlichen Pausen. Wiederholt, von Schwachstromdichtern aufgegriffen, wird das vielleicht in fünf Jahren unerträglich sein, hier und jetzt ist es Gewinn. In Anmerkung ist zu sagen, daß natürlich nicht das Vorverlegen dieser Szenen das Neue ist, dieses macht das Burgtheater nach, sondern neu ist der Stil für das Ganze, aus dem es nicht wie anderswo herausfällt.

Wegschneiden alles ablenkenden naturalistischen Zuviels auch in den Gebärden. Große, langsam fließende Gesten; der Sinn wirft Wogen, nicht Kräuselungen. Nicht lebende Bilder, sondern bildhaftes Leben, in einem etwas verlangsamten, aushaltenden Lebensrhythmus. Hier allerdings gemahnte es manchmal auch ein wenig an ein Repertorium der Kunstgeschichte, Grünewaldsche Fingerverschränkungen waren da, waren untilgbar schön, aber doch störend posthum.

Endlich die berühmte Treppe, was ist sie? Für das Auge eine Erholung, Überraschung, das Auftun von Höhe und Tiefe der Bühne, der in der Bühne enthaltene Raum, als Machtmittel entdeckt. Aber in der Hauptsache ist sie die Durchstreichung der Realität. Die Toten in der Schlacht liegen nicht am Anger, der kein Anger ist, sondern nur sein will, dagegen liegen sie auf einer Treppe, die weder eine ist, noch eine sein will, noch etwa ein Symbol des «Leichenbergs», sondern einfach eine stark entfaltende Art der Darbringung. Oben erscheint Richard mit seiner Krone wie eine Kreuzspinne; das ist nun ein Bild, das gar keinen direkten Bezug mehr auf den wirklichen Vorgang der verlorenen Schlacht hat, aber als Ganzes mit dem Ganzen zusammenhängt wie Musik und Wort. Man könnte, erwiese es sich sonst als brauchbar, statt der Treppe auch Schweberecke verwenden und Bewegungskurven, das Entscheidende ist das Zerbrechen der gewohnheitsmäßigen assoziativ geheiligten Zusammenhänge, und das real willkürliche, künstlerisch durch die Wirkung gerechtfertigte Zusammenspannen von Eindrücken verschiedener Herkunft.

Insgesamt ist das Stärkste dieser Regie so etwas wie eine absolute Musik. Eine Phantasiekunst. Übermäßig betonte Teile der Wirklichkeit werden kraft des Diktats oder Rhythmus einer inneren Stimme aneinandergesetzt. Es kommt dabei etwas heraus wie Tanz von Medizinmännern, Rausch, Kult, über der Wirklichkeit stehende Unwirklichkeit. So spielt auch Kortner, er und die Regie waren eins.

Diese Leistungen stehen nicht isoliert, sie sind das vielleicht eindrucksvollste Ergebnis der Vorgänge der letzten zehn Jahre in Dichtung und bildender Kunst; auch ist Jessner kaum ohne Stanislawski denkbar. Trotz aller Wunder wurde ich vorläufig das Mißtrauen nicht los, daß sie vor lebender (nicht bloß jetzt geschriebener) Dichtung hemmend wirken könnten. Diese Art Spiel setzt typisch gewordene Dichtung voraus, wie es Shakespeare ist, wo der Zuschauer den leisesten Wink versteht, oder typisch geborene, wie es der dramatische Expressionismusersatz ist, den

auch die größten Vereinfachungen kaum inhaltsleerer machen können.

Trotzdem ist es neben den Moskauern wahrscheinlich heute die stärkste europäische Theaterleistung, und jene Kritiker haben recht, welche sich von den «Berlinern» nicht ins Wiener Theater dreinreden lassen wollen. Es könnte ihm schaden.

[ < ]

**Coriolan in Wien**  
**am 1. Jänner im Burgtheater**

*[3. Januar 1922]*

Wie neu begann das neue Jahr im Burgtheater: Coriolan! Ich kann ruhig sagen, ich habe in diesem Jahr noch nichts Besseres gesehn.

Und doch waren Verwegenheiten zu bemerken: die Hintergründe waren mit weißer Kreide auf schwarze Leinwand gezeichnet. Dadurch etwas Nazarenisches, oder etwas von Schultafeln, oder etwas vom Mineralienkabinet: es sollte wohl andeuten, diese Welt ist tot, fern, gehaßt wie Schulerinnerungen; ihr entsprungen, lieben wir es, uns wieder in sie zurückzusetzen. Coriolan est mort, vive Coriolan! Ein etwas verwickelter Geschmackseinfall, der aber den Vorteil flüssiger Szenenverwandlungen bot, allerdings mit den Kostümen zusammenstieß, die nicht abstrahiert, sondern normales Theaterrom waren, dem sich die nur einige Kilometer von Rom wohnenden Rivalen in der Garderobe der Wagneroper entgegengesetzten. Man kann sagen, daß sich das Auge unterhalten fühlte.

Auch das Ohr bekam Geist; denn eigentlich ist diese Sprache des Burgtheaters etwas Ähnliches wie das nirgends in der Welt heimische Schwarz-Weiß unergründlich gebrochener Kreidezeichnungen. Das Burgtheater am Weg zu einem neuen, ungeheuer raffinierten Stil?

Es sagt sich ungern Ungünstiges über dieses Theater. Denn trotz allem enthält es edles Material wie wenig zweite. Nur bedarf es einer stärkeren Führerhand als jedes andere und lebendiger Aufgaben. Man muß sich nun klarmachen, welchen Wahnsinn es bedeutet, Coriolan zu spielen. Zwar, der Gegensatz zwischen den Müttern, welche ihre Söhne lieber tot, aber heroisch sehn, und den Gattinnen, welche sie lebendig vorziehn, ist noch ebenso unverbraucht wie der Typus des wackren Menenius, des lebenswürdigen Sanguinikers, der nicht selbst ein Heros ist, aber in seinen Schwächen an allem Großen herzlichen und fördernden Anteil nimmt, die Hauptsachen jedoch sind lang vermodert und von späteren Gebilden aufgesogen: Der Mann, der über alles Geliebte weg seiner Aufgabe nachgeht – nach Brand. Der Mann, der für das Adelige gegen den Pöbel kämpft – nach Nietzsche. Ideen, die künstlich in den Embryonalzustand zurückversetzt werden. Es ist, als ob man aus einem technischen Museum die ersten Automobile holte, bemannte, und nun forderte, daß man ihrem Wettächzen mit atemloser Spannung folge. Was andres erzeugt der Schauspieler in solchem Fall als willkürliche Geräusche? Da aber außerdem in dem Stück einigmal Revolution und eine Mehlkrise vorkommen, vermute ich, daß man es wegen seiner Aktualität gewählt hat. Allerdings auch in Berlin; aber Jessner ist ein Zauberer, der sein besonderes Kunststück mit Entseeltem macht.

[ < ]



## Wiener Theater «Die Ballerina des Königs»

[10. Januar 1922]

Zu den ernstesten Fragen gehört das Vergnügen unserer Zeitgenossen. Ich rüstete eine Expedition in das *Stadttheater* aus, bestehend aus mir und meiner ganzen Geduld, um es an Ort und Stelle zu studieren. Dort spielte die *Konstantin* die Königsballerina in dem bekannten Lustspiel von Presber und Stein.

Nach dem dritten der vier Akte ging ich weg. Ich weiß trotzdem, was im vierten geschah. Er wird etliche Jahre später spielen, und die Tänzerin wie ihr Rex werden angejahrt sein, und es wird nicht alles so geworden sein, wie man es sich damals dachte, als man sich in jugendlichem Selbstvertrauen trennte. Denn die Einfälle richtiger Unterhaltungsautoren sind ja nicht so schwer vorherzuberechnen, wenn man die große Literatur gut genug kennt, um zu erraten, welche Gedankengänge von ihnen ahnungslos parodiert werden könnten.

Ich ging aber nur fort, weil ich am nächsten Morgen zeitig zu tun hatte, und nicht, weil mir etwa die Geduld für den Rest gefehlt hätte. Im Gegenteil, meine Geduld wuchs überraschend von Akt zu Akt.

Als ich den Boxfilm Dempsey-Carpentier sehen wollte, hatte ich einen Film nach der Prosa der Eufemia Adlersfeld-Ballestrem zuvor hinnehmen müssen. Zuerst hatte ich empört auf das ganze Vorhaben verzichten wollen, zuletzt tat es mir fast leid, daß schon der Boxfilm kam, und mich zurückrief. In einem wesenlosen Schein – «Viertelstunden oder Ewigkeiten lang» – unbeschwert von Gedanken, Gefühlen, Wirklichkeit, Verantwortung und Daseinssinn, war ich an dem endlosen Faden einer sanften Riesenspinne dahingeflogen, und es war fast so schön wie das Nirwana. Alles, was ein richtig gehendes Theaterstück kennzeichnet, hat sein genaues Gegenstück in diesen Romanen, die bis vor kurzem noch das Feuilleton sämtlicher Zeitungen beherrschten und unsere Kritiker, welche glauben, weil es Theaterkritiker gibt, müsse es auch so etwas wie ein Theater geben, als eine Sache mit anderen Lebensgesetzen als die der Kunst sonst sind, ahnen wohl gar nicht mehr, daß alle diese spezifisch theatralischen Elemente nichts sind als die adaptierten wohlbekanntes Spinndrüsen der guten alten Eufemia Gräfin Adlersfeld-Ballestrem. Denn der Theaterkritiker ist eine Assimilationserscheinung. Soviel über das Stück. (In dem zuvor ein «Theaterblut» einem großen König «launig die Stunden würzt».)

Dieses Theaterblut gab nun die Konstantin. Sie sah reizend aus und macht von wunderhübschen Frauenbeinen dezent erwünschten Gebrauch. Wenn ich es genau sagen soll: sie spielt das Temperament nicht eigentlich mit Temperament, sondern mit Bühnentemperament. Das heißt, sie turnt mehr das Erotische, als daß sie es fühlt, und im Grunde schimmert ein fröhliches Springinckerl durch, das sich am Mimetus des sinnlichen Wesens belustigt. Dadurch ist ihr Spiel von vornherein als Kategorie von jener Künstlichkeit, die nur in der Theaterkonvention für Natur gilt, und dem Zuschauer Vormacht, daß es ein Lebensgebilde nachmacht, während es eigentlich nur das Niveau des Zuschauers nachmacht, nämlich seine Vorstellung vom Reizenden, Neckischen [?], erlaubt Indezenten und dergleichen. Jene souveräne Unnatur, wie sie Moissi etwa in «Er ist an allem schuld» erreicht, kommt hier nicht in Betracht. Auch nicht die absolute Musik des Stimmchens und Körperchens der Hanako in Geishafiguren. Innerhalb der gewählten

Konvention ist aber die Leistung der Konstantin ungewöhnlich reizvoll und belebt. Und der Geist kann vor einer schönen Schauspielerin eine schwache Stunde erleben, wo er einem alten Blaustrumpf gegenüber im Vollbesitz seiner kritischen Fähigkeiten bleibt.

[ < ]

### Grillparzer-Feier in Wien

[25. Januar 1922]

Daß vor fünfzig Jahren und etlichen Tagen Grillparzer noch lebte, macht vielleicht nicht die Stärke des Eindrucks aus; denn fünfzig Jahre sind für Menschen, die selbst jünger als etwa sechzig sind, keine Vorstellung mehr, fünfzig Jahre sind die Hälfte von Hundert, und hundert sind die graue Vorzeit. Aber daß Grillparzer in den 70er Jahren noch lebte, vermag zu erschüttern, denn die 70er Jahre, das sind durchaus schon wir selbst. Es war jene Zeit der geistigen Reaktion, auf welche die Aktion des Impressionismus gefolgt ist, in deren Auswirkung, wie sich zeigt, der gegenwärtige Augenblick noch immer eine Phase ist, es war jene Zeit, wo zwar das elektrische Licht, die elektrische Bahn, das Fahrrad, das Automobil, die Flugmaschine noch nicht da waren, ohne welche die heute Zwanzigjährigen die Welt sich nicht denken können, wo aber die Welt doch schon sozusagen das Gesicht hatte, in das sie hineinpassen. Und dieser Zeitgenosse Grillparzer war gar kein sehr junger, sondern ein bereits sechsunddreißigjähriger Mann, als er hinter dem Sarge Beethovens einherschritt und die Reden schrieb, die an dessen Grab zum Vortrag kamen, und wenn ich nicht irre, geschah es im gleichen Jahr, daß er Goethe besuchte. Die unter uns übliche Art von Verehrung der großen Toten der Kunst hat vielleicht weil man den lebenden Trägern der Kunst so hilflos und mißtrauisch gegenübersteht die merkwürdige Eigenheit, sie in die Ferne zu rücken und bürgerlich toter zu machen, je mehr sie angeblich geistig noch unter uns leben. Und Angaben über die wahren Zeitverhältnisse, wie sie bei Gedenkfeiern aus den Spalten der Feuilletons quellen, haben dann die merkwürdige Wirkung wie das plötzliche Aufsehen von einem Verkleinerungsglas, durch das man lange gestarrt hat: etwas fremd und fern Gewordenes dringt plötzlich auf den Entsetzten ein und behauptet, seine lebensgroße Umgebung zu sein. Es ließe sich eine tiefe, metaphysisch erschütternde Art solcher Gedenkfeiern denken, wenn wir in einer etwas anderen Welt lebten.

Wie die Dinge liegen, mußte der Tag jedoch bloß durch zahlreiche und durchwegs belehrende Journalartikel gefeiert werden. Eine Huldigung Thomas Manns, der gerade in Wien zu einer Vorlesung anwesend war, ist davon auszunehmen, denn sie beschäftigte sich eigentlich weniger mit Grillparzer als mit dem Zustande Thomas Manns, der zwischen Aufstehn im Hotel und Abgang des Zugs, wie er sagte, nicht in der Lage war, seine Gedanken so zu ordnen, wie er es gewohnt sei, und in der Tat eigentlich nur einige ausgekämmte Haare seiner schönen Prosa auf dem Grab Grillparzers niederlegte. Vielleicht ist auch ein Nachruf Hermann Bahrs hervorzuheben, weil Bahr damit überraschte, Grillparzer darin nicht für das österreichische Barock zu reklamieren. Ansonsten gab es ein Fest für eine Spezialgemeinde durch die Eröffnung der bisher geheim gehaltenen Nachlaßpapiere Grillparzers im Bureau der städtischen Sammlungen, eine Gedenkfeier mit Gesang an der Technischen Hochschule und einen Festabend im Burgtheater, gleichfalls mit Gesangverein, dem Fragment «Esther» und einem Prolog des Direktors Anton Wildgans, der also anhub:

«In Geistes Namen, der uns heut vereint,  
An dieser Arbeitsstätte höchster Kunst,  
Gegrübet seid, ihr Väter dieser Stadt,  
Die dieses edle Fest ins Werk gesetzt!» –

Man fühlte sich durch diesen Makart-Festzug in Worten sinnvoll in die geistige Atmosphäre der 70er Jahre zurückversetzt.

Grillparzers Geltung ist sehr unklar. Thomas Mann, der sich nicht selten und mit großer Ordnungsliebe entzweispaltet, findet die Grillparzersche Form zwar fast klassizistisch-epigonenhaft, aber eben dies wie einen beinahe ironischen Reiz (woraus man vielleicht Verständnis für die Tatsache schöpfen kann, daß Thomas Mann Ginzkey bei dessen fünfzigstem Geburtstag zu feiern vermochte), dagegen nennt Hermann Bahr Grillparzer sehr entschieden den größten deutschen Dramatiker, den er unmittelbar neben Shakespeare stellt. Andre wieder wissen ihn akkurat eine Stufe tiefer als Goethe und Schiller zu stellen, und wieder andre schätzen in ihm einen sehr gescheiten Schriftsteller und Zeitgenossen des etwas jüngeren Heine, die beide geborne Prosaiker waren und die Kunstform der nächsten Zukunft schon in den Nerven trugen, sich aber durch eine traditionelle Vorstellung von Dichtung der eine zur Lyrik, der andre zum pathetischen Kothurn zwingen ließen, wodurch sie in ihrem Lebenswerk taub blieben, und lebensspendend eigentlich nur in ihren Gelegenheitsäußerungen waren. Man vergesse doch nicht, wenn man die Bedeutung Grillparzers bestimmt, daß zu jener Zeit schon Flaubert, Balzac, Dostojewskij schufen, und daß die deutsche Entwicklungslinie bei Grillparzer um eine Phase hinter der der Welt zurück war. So die friedens- und freudenstörenden Widersacher.

Als Grillparzer lebte, wurde er von oben gedrückt und doch auch mit einem hohen Orden und dem Sitz im Herrenhaus ausgezeichnet. Hinter seiner Leiche gingen das Ministerium, die Generäle, das Parlament und die Akademie, aber am Tag des Begräbnisses eines für groß gehaltenen Dichters eine schlechte Vorstellung im Burgtheater ausfallen zu lassen, blieb undenkbar, weil es in die Vorrechte gestorbener Erzherzoge eingegriffen hätte. Das findet man heute kurios. Aber die Unklarheit über die Bedeutung einer Leistung, die angeblich zu den menschlich wichtigsten zählen soll, findet man noch immer nicht kurios. Man findet es nicht kurios, daß die Figuren, die er schuf, von den einen für große Figuren und von den andren für taube Figuren gehalten werden dürfen. Man bemerkt nicht, wie kurios überhaupt schon die Frage ist, ob irgendeiner der drittgrößte deutsche Dichter sei, und wie sehr uns das Verkleinerungschronoskop unsrer Art, künstlerische Leistungen zu betrachten, an der Erkenntnis hindert, daß der Geist der Gegenwart dem brav erhabenen Biedermeier aus der Zeit des guten Kaisers Franz doch eigentlich gefährlich nah geblieben ist. Diesem Monarchen war der Dichter Wurst, und uns ist er Aufschnitt.

[ < ]

**Wiener Theater**

*[Februar 1922]*

Zusammenfassung des Jahres 1921: Wien zeigt in Theaterangelegenheiten zwei bemerkenswerte Eigenheiten; es hält sich für die führende deutsche Theaterstadt, und alles Bedeutsame kam aus Berlin oder Moskau. Wiener Theaterbericht ist also Krankenbericht. Da aber der morbus viennensis des Theaters heute allenthalben grassiert, und Wien den Vorzug des Ursprungs und einen besonders schönen Fall darbietet, kann solchem Bericht Wert zukommen.

Dem zu Trotz waren besonders symptomatische Befunde in der kurzen Zeit des neuen Jahres nicht aufzutreiben.

Im Burgtheater begann dieses neue Jahr am 1. Januar mit Coriolan; man konnte ruhig sagen, daß man während des ganzen Jahres noch keine bessere Aufführung gesehen hatte. Wie verwegen diese Aufführung war: Die Hintergründe hatte man mit weißlicher Kreide auf schwarze Leinwand gezeichnet. Dadurch Nazarenisches entstand, oder etwas von Sgraffito, oder von Schultafeln, oder von Mineralienkabinett. Es sollte wohl andeuten: diese Welt ist tot, fern, gehaßt wie Schulerinnerungen; ihr entsprungen, lieben wir es, uns wieder in sie zurückzusetzen; Coriolan est mort, vive Coriolan! Ein etwas verwickelter Geschmackseinfall, der aber den Vorteil der Sparsamkeit und flüssiger Szenenverwandlungen bot; allerdings mit den Kostümen zusammenstieß, die nicht abstrahiert, sondern normales Theaterrom waren, dem sich die – nur einige Kilometer von Rom wohnenden – Rivalen in der Garderobe der Wagneroper entgegensetzten.

Eigentlich ist auch die Sprache der Burgtheaterschauspieler, wo sie pathetisch wird, etwas Ähnliches wie das nirgends in der Welt Heimischsein gezackter Kreidezeichnungen; Pathos des Gipskabinetts. Trotzdem sagt sich ungern Ungünstiges über dieses Theater, dem an edlem Material wenig andre gleichkommen werden; in wichtigen Konversationsstücken, die den Ehrgeiz der einstigen Hofschauspieler reizten, ist es meisterhaft, ernste Aufgaben sind ihm seit Jahrzehnten nicht mit dem nötigen Ernst auferlegt worden. Auch Coriolan ist keine, an der es sich aufrichten könnte. Zwar der Gegensatz zwischen den Müttern, welche ihre Söhne lieber tot als unheroisch sehn, und den Gattinnen, welche sie lebendig vorziehn, ist noch unverbraucht, und ebenso die Gattung Menenius, der Typ des lebenswürdigen Sanguinikers, der selbst nichts weniger als ein Heroe ist, aber in der Menschlichkeit und Weisheit seiner Schwächen am Großen förderlichen Anteil nimmt wie eine ideale Kindsfrau: die Hauptsachen jedoch sind lang vermodert und von späteren Gebilden aufgesogen. Der Mann, der über alles Geliebte weg hinter seiner Aufgabe dreinrast, – nach Brand? Der Mann, der für das Adelige gegen die Masse kämpft, – nach Nietzsche? Ideen, die künstlich in den Embryonalzustand zurückversetzt werden. Es ist, als ob man aus einem technischen Museum die ersten Automobile holte, bemannte, und nun forderte, daß man ihrem Wettächzen mit atemloser Spannung folge. Was anders erzeugt der Schauspieler in solchem Fall als willkürliche Geräusche? Da aber außerdem in dem Stück einigemal Revolution und eine Mehlknappheit vorkommen, vermute ich, daß man es wegen seiner Aktualität gewählt hat.

Grillparzerfeier: Daß vor fünfzig Jahren und etlichen Tagen Grillparzer noch lebte, macht vielleicht nicht die Stärke des Eindrucks aus; denn fünfzig Jahre sind für Menschen, die selbst jünger als etwa sechzig sind, keine Vorstellung mehr, fünfzig Jahre sind die Hälfte von hundert, und hundert sind die graue Vorzeit. Aber, daß Grillparzer in den 70er Jahren noch lebte, vermag zu erschüttern, denn die 70er Jahre, das sind durchaus schon wir selbst. Es war jene Zeit der geistigen Reaktion, auf welche die Aktion des Impressionismus gefolgt ist, in deren Auswirkung, wie sich zeigt, der gegenwärtige Augenblick noch immer eine Phase ist, es war jene Zeit, wo

zwar das elektrische Licht, die elektrische Bahn, das Fahrrad, das Automobil, die Flugmaschine noch nicht da waren, ohne welche die heute Zwanzigjährigen die Welt sich nicht denken können, wo aber die Welt doch schon sozusagen das Gesicht hatte, in das sie hineinpassen. Und dieser Zeitgenosse Grillparzer war gar kein sehr junger, sondern ein bereits sechsunddreißigjähriger Mann, als er hinter dem Sarge Beethovens einherschritt und die Worte schrieb, die an dessen Grab zum Vortrag kamen, und wenn ich nicht irre, geschah es im gleichen Jahr, daß er Goethe besuchte. Die unter uns übliche Art von Verehrung der großen Toten der Kunst hat – vielleicht weil man der lebenden Kunst so hilflos gegenübersteht – die merkwürdige Eigenheit, sie in die Ferne zu rücken und bürgerlich toter zu machen, je mehr sie angeblich geistig noch unter uns leben. Angaben über die wahren Zeitverhältnisse, wie sie bei Gedenkfeiern aus den Spalten der Feuilletons quellen, haben dann die merkwürdige Wirkung wie das plötzliche Aufsehen von einem Verkleinerungsglas, durch das man lange gestarrt hat: etwas fremd und fern Gewordenes dringt plötzlich auf den Entsetzten ein und behauptet, seine lebensgroße Umgebung zu sein. Es ließe sich eine metaphysisch erschütternde Art solcher Gedenkfeiern denken, wenn wir in einer etwas anderen Welt lebten.

Wie die Dinge liegen, mußte der Tag jedoch bloß durch zahlreiche und durchwegs belehrende Journalartikel gefeiert werden. Eine Huldigung Thomas Manns, der gerade in Wien eine Vorlesung gehalten hatte, ist davon auszunehmen, denn sie beschäftigte sich eigentlich weniger mit Grillparzer als mit dem Zustande Thomas Manns, der zwischen Aufstehen im Hotel und Abgang des Zugs, wie er sagte, nicht in der Lage war, seine Gedanken so zu ordnen, wie er es gewohnt sei, und in der Tat eigentlich nur einige ausgekämmte Haare seiner schönen Prosa auf dem Grab Grillparzers niederlegte. Vielleicht ist auch ein Nachruf Hermann Bahrs hervorzuheben, weil Bahr damit überraschte, Grillparzer darin nicht für das österreichische Barock zu reklamieren. Ansonsten gab es ein Fest für eine Spezialgemeinde durch die Eröffnung der bisher geheimgehaltenen Nachlaßpapiere Grillparzers im Büro der städtischen Sammlungen, und allerhand Gedenkfeiern mit Gesangsvereinen, darunter eine im Burgtheater, der sich das Fragment «Esther» einfügte, und ein Prolog des Direktors Anton Wildgans vorlagerte, der also anhub:

«In Geistes Namen, der uns heut vereint,  
An dieser Arbeitsstätte höchster Kunst,  
Gegrüßet seid, ihr Väter dieser Stadt,  
Die dieses edle Fest ins Werk gesetzt!»

Man fühlte sich durch diesen Makart-Festzug in Worten sinnvoll in die geistige Atmosphäre der 70er Jahre zurückversetzt.

Grillparzers Geltung ist sehr unklar. Thomas Mann, der sein Urteil nicht selten mit großer Ordnungsliebe entzweispaltet, findet die Grillparzersche Form zwar fast klassizistisch-epigonenhaft, aber eben dies wie einen beinahe ironischen Reiz (woraus man vielleicht Verständnis für die Tatsache schöpfen kann, daß Thomas Mann sogar Ginzkey bei dessen fünfzigstem Geburtstag gefeiert hat), dagegen nennt Hermann Bahr Grillparzer sehr entschieden den größten deutschen Dramatiker, den er unmittelbar neben Shakespeare stellt. Andre wieder wissen ihn akkurat *eine* Stufe tiefer als Goethe und Schiller zu stellen, und wieder andre schätzen in ihm einen sehr gescheiterten Schriftsteller und Zeitgenossen des etwas jüngeren Heine, die beide geborene Prosaiker waren und die Kunstform der nächsten Zukunft also schon in den Nerven trugen, sich aber durch eine traditionelle Vorstellung von Dichtung, der eine zur

Lyrik, der andre zum pathetischen Kothurn, zwingen ließen, wodurch sie in ihrem Lebenswerk taub blieben, und lebenspendend eigentlich nur in ihren Gelegenheitsäußerungen waren. Man vergesse doch nicht, wenn man die Bedeutung Grillparzers bestimmt, daß zu jener Zeit schon Flaubert, Balzac, Dostojewski schufen, und daß die deutsche Entwicklungslinie bei der Erscheinung Grillparzer um eine Phase hinter der der Welt zurück war. So die frieden- und freudestörenden Widersacher.

Als Grillparzer lebte, wurde er von oben gedrückt und doch auch mit einem hohen Orden und dem Sitz im Herrenhaus ausgezeichnet. Hinter seiner Leiche gingen das Ministerium, die Generäle, das Parlament und die Akademie, aber wegen des Begräbnisses eines für groß gehaltenen Dichters eine schlechte Vorstellung im Burgtheater ausfallen zu lassen, blieb undenkbar, weil es in die Vorrechte gestorbener Erzherzoge eingegriffen hätte. Das findet man heute kurios. Aber ist die tolerierte Unklarheit über eine Leistung, die angeblich zu den menschlich wichtigsten zählen soll, weniger kurios? Ist die Frage, ob überhaupt irgendeiner der (genau) drittgrößte deutsche Dichter sei, weniger kurios? Am Ende haben wir ebensowenig die richtigen Begriffe, um den Wert eines Dichters zu erfassen, wie der gute Kaiser Franz.

[ < ]

### Wiener Theater

[5. Februar 1922]

«Fräulein Julie», «Der Vater»: Strindberg war ein Vierziger, als er diese beiden Stücke schrieb.

In «Fräulein Julie» durchdringen sich mehrere Dinge. Erstens einmal die Ungeduld eines sechsundzwanzigjährigen Fräuleins, den Diminutiv zu verlieren. Zweitens ein wenig Spleen: wie er aus gesellschaftlicher Verwöhntheit erwächst und manchmal nichts als der zu lang dauernde Kronprinzenzustand einer königlichen Seele, die keine Aufgabe hat. Frau Albach Retty vom Burgtheater fand für dieses beides vorzüglich den Ton. Drittens aber ist darein auch Hysterie aus dem Weiberzwinger Strindbergs gemengt. Viertens eine soziale Betrachtung, bei welcher der Knoten von Kammerdiener, der sich von Fräulein Julie verführen läßt, schlecht wegkommt im Vergleich mit dem nervöseren Geflecht, aus dem Fräuleins Juliens Fehler bestehn. Und fünftens weht durch das einaktige Nachtstück baritonale melancholisch der Kantus: post – animal triste.

Diese fünf Elemente ließ die Regie – von gutem Spiel unterstützt, – ziemlich gleich stark wirken; andre Erlebnisse waren nicht festzustellen. Das Stück schreitet in richtigen Theaterstiefeln, mit kräftigen Theaterschritten bis zum Ende durch Selbstmord, und erlaubt nicht, daß man auf andere Auswege sinnt, der armen Komtesse zu helfen; beispielsweise durch den Rat, mit dem Tod so lang zu warten, bis sich gezeigt hat, ob wirklich andere als moralische Folgen zu erwarten sind, während welcher Zeit sich zuweilen auch die Frage der moralischen ändert. Der sittliche Verfall, dem wir – wie die Angehörigen jeder noch nicht vergangenen guten Zeit – rettungslos anheimgegeben sind, lehnt sich gegen diese römerdramatische Moral auf, an der Lessing noch reine Freude gehabt hätte; das scheint auch Strindberg empfunden zu haben, denn er unterlegt das Ende mit Hysterie und Suggestion, fast unschuldig gerissen malt er dadurch einen grausigen Sketch als Gipfel; auf seiner Höhe erklärt er: letztes Glied einer verdorbenen Kette muß ausgemerzt werden, und bläst als biologischer Fortschrittsmann das Lebenslichtlein aus.

Wie immer erhebt sich das Publikum darnach aus der tragischen Tiefe des Todes, um geläutert zum Nachtmahl zu eilen. Man vergaß über der Entspannung beinahe wieder das Spiel des Kammerdieners Jean, den Herr Heinrich George als Gast mit einer eindringlichen Mischung aus veristischen Elementen und stilsicher übertriebenen gegeben hatte.

Den Rittmeister im «Vater» spielte Paul *Wegener*, den sich die Neue Wiener Bühne aus Berlin verschrieben hatte. Er spielte ihn nervös, leise, gequält, und leise nervös quälend, mit einer Kunst, welche die große Form der Natur hat, nachdem all deren Beiwerk abgeschliffen ist.

Auch in diesem Stück durchdringt einander mehreres. Das Unterliegen eines Manns gegen die unschuldige Tücke der Weibsnatur, als eines Geistigeren, Höheren geringere Standhaftigkeit gegenüber kurzbeinigem Instinkt; und eines schwachen Mannes Unterliegen gegen ein Weib, eines Mannes mit Mutterkomplex und Neurasthenie. Das zweite nimmt dem ersten die Gültigkeit.

Heute zurückblickend, wundert man sich eigentlich gleichermaßen über Nietzsche, der davon sagte: «Es hat mich über alle Maßen überrascht, ein Werk kennen zu lernen, in dem mein eigener Begriff von Liebe – in ihren Mitteln der Krieg, in ihrem Grunde der Todhaß der Geschlechter – auf eine grandiose Weise zum Ausdruck gebracht ist wie über Zola, der in seinem sauersüßen Vorwort zur französischen Ausgabe tadelt, daß die Personen des Stücks «beinahe ideelle Wesen» sind. Es sind gültige Wesen. Aus einem schmalen, aber bis ans Vitalste greifenden Bereich geistiger Erfahrung geholt. Nicht gültig durch den Geist ihres Schöpfers, wohl aber durch seine Leidenschaft, seine Manie, seine Einmaligkeit. Das ist alles merkwürdig theatralisch gemacht und merkwürdig grob behauen, schlau und barbarisch, erschütternd geschrien, und durchaus nicht erschütternd kommentiert, genial und querulierend, unersetzlich und seitabliegend. Vielleicht aber soll man das Letztere nie behaupten.

Zwischen den beiden Strindbergen lagen freundlich die Raschhoffs von *Sudermann*. Ein Akt, worin ein Berliner Kaffeehausmädels von der Tugend einer reinen Frau überwältigt wird, ist lauterster Kitsch, die andren sind gar nicht übel; da so viele Suderkindleins mit Priestermiene dichten dürfen, soll man das sagen. Ein alter Stamm lotst die Kirke seines Stämmplings auf das gemeinsame Gut, um sich den Bazillus in der Nähe zu besehen. Das Ergebnis heißt Wally, dürfte aus der Gegend des alten Kaffee des Westens stammen, und der Alte verliebt sich selbst in sie. Gott ja, diese Verknotung könnte von der Marlitt sein, wenn man sie durch gewaltsame Riechmittel gezwungen hätte, nicht während der Erfindung in Ohnmacht zu entswinden, und das Ende mit Wahrung des reinen Herds, aber auch der Interessen Wallys, hätte sie sogar bewußt machen können; aber die Figuren dieses alten Agrariers und dieses Kaffeehausmädels sind gute Skizzen.

Magda Garden warf die ihre mit «flotten», aber brillant sitzenden Strichen hin, Wegener war ein verdammt gemütlicher Ostelbier, breit auf der Zunge, breit über die Brust, der verdammt ungemütlich werden kann und auch mal ein Glas Wein verträgt, ohne einen zu großen Rausch zu kriegen. Man konnte sich der Sympathie nicht erwehren. Man braucht freilich von so einem nur ein Haar zu sehn und weiß den ganzen Kerl; man hat ihn schon irgendeinmal hundertmal gesehen, und darum heimelt er an; aber Wegener machte daraus doch ein vollkommenes kleines Genrebild. Wohl zwingt der Dichter den Schauspieler oberflächlich zu bleiben, aber eine gut ausgemalte Oberfläche hat schon ihren eigenen Wert, wenn er auch nicht gerade nachhaltig ist.

[ < ]

**Tilla – Konstantin**

[12. Februar 1922]

Dieses Stück «*Tilla*» des Bühnenlieferanten Franz *Herczeg*, dessen Titelrolle die *Konstantin* am Wiener-Stadt-Theater kreiert hat, ist in sieben Szenen trefflich gebaut: es enthält sechs Zwischenakte; in dramatisch sich steigernder Spannung wartet man stets auf den nächsten.

Was es sonst noch enthält, ist Liebe. Nein, Leidenschaft. Nein, Leidenschaft. Leidenschaft.

Wo hat man dieses Register bloß schon erklingen gehört? Es gibt Mädchenpensionate, deren Vorsteherinnen mit dem Taufnamen und Madame angesprochen werden; dort leben arme Biester, die von der Sinnlichkeit ebensowenig wissen wie die Marlitt, nur von der anderen Seite her, und deshalb zur Leidenschaft ein genau ebenso schief sentimentales Verhältnis haben; dort, nirgends anders als dort ist es. Jede hat dort einen, halb imaginären Besucher, den sie Leidenschaftlich liebt. Eine für alle wird durch einen Rest von Selbstachtung korrigiert in die Einbildung alle für Einen. Das Seelische muß aus der Kolportageliteratur entliehen werden, da es an sich selbst verkümmert ist; die physiologischen Kenntnisse sind entwickelter: das Ergebnis ist, ja, die wilde Liebe. Ein Schmierentheater der Liebe, wo mit großer Aufrichtigkeit gespielt wird; aber entsetzlich falsch, denn die Gebärden und Töne der armen Darstellerinnen kommen weniger aus den Sinnen als aus der gereizten Standesehre eines weiblichen Venusfeldwebels.

Herr Franz *Herczeg* dichtete eine *Carmen* und stattete sie ungefähr mit Tönen dieses Erfahrungskreises aus; er hielt sie für eine Gräfin, die von der Leidenschaft der Sinne von einem Mann zum andern getrieben wird, bis sie einer umbringt. Das ist ein ganz Dämonischer, der sich durch berechnendes Umbringen von Frauen bereits zum amerikanischen Milliardär emporgearbeitet hat und unglückseligerweise gerade vor der armen *Tilla* zum erstenmal von der Leidenschaft Mein-Oder die Welt geht unter befallen wird, die andre in den Gymnasiast Jahren abtun, weil sie keine so gigantischen Tatmenschen sind.

Zu Ehren der Frau *Konstantin* muß nachgetragen werden, daß es ähnlich falsche Töne der Leidenschaft, wie die von *Herczeg* produzierten, auch auf dem Theater gibt. Auch da hat man sehr oft mit der Mimik der Leidenschaft zu tun, ohne sie zu empfinden, und es bildet sich ein ziemlich seelenloses *convenu* heraus, das wie alles Unempfundene stark nach der populären Seite übertrieben wird; wer mit Mimen verkehrt hat, wird wissen, daß sie zuweilen auch außer Dienst ihr Gefühl aus diesen Rudimenten speisen; die Narben der vielen Posen jucken die Seele und reizen sie zur Produktion. So war es auch Frau *Konstantin* möglich, ihre *Tilla-Carmen* mit Tönen, ja mit starken modulierten Tönen, gleichsam mit echtster Unnatur auszustatten. Wenn sie sagte: Ich bäte Dich a-an, so zitterte unter dem leichten Brünner Akzent der tragische Glanz, dessen ihre Stimme fähig ist. Leider zwang sie Herr *Herczeg*, viel mehr zu sagen; sie mußte in den dringendsten Augenblicken der Liebe lange *Feuilletons* sprechen, und das schläferete ein wie das sinnlose Hinrollen eines balzenden Kanarienvogels, der nie, nie enden wird.

Noch ist einer Neuerung zu gedenken, in der diesmal Wien eine ganz moderne Theaterstadt ist: es gab einen Toilettenregisseur. Ich weiß nicht ob es ein Herr aus der Konfektion, aus der Kunst oder aus der Journalistik ist, er sorgt dafür, «daß Wiens Kunst auf dem Gebiete der Bekleidung aus allerbesten Quellen dem Stücke zur Verfügung steht»; die Quellen werden dabei nicht verschwiegen. Der Kritiker wird sich in diese neue Aufgabe einzuarbeiten haben; es ist jetzt schon zu sehn, daß er seinen Wortschatz um die Ausdrücke scharmant, mondain, delikat und



apart wird bereichern müssen, er wird lernen, was eine Echarpe, ein ciré Spitzentuch oder ein Tricot Milanese ist, sonst geht es ihm wie mir, der die Bedeutung nicht herausfinden konnte, die ein dunkel-lila Velourchiffon-Vogelmotiv in der Tragödie spielte. Es blieb mir corail Zenana.

[◁ ]

### **Schluck und Jau**

[15. Februar 1922]

In diesem «Capriccio» stehn die zwei Stromerfiguren. Besonders Schluck, das Schluckerchen, das gute, weiche Gaunerchen, der in den Dreck der Straße gefallene Stoff zu einem zumindest akademischen Maler, oder zu einem Anhänger der freien Schulbewegung, oder der Vorsteherin eines Kinderheims. Auch die Eigenart der Schluck mit Jau und Jau mit Schluck verbindenden Beziehung steht. Der eine ist der Starke, der andere der Liebliche; der eine hat einen Kanonenrausch, der andre einen Pistölschwips; der eine braucht ebenso sehr seinen Gläubigen wie der andre seinen Gott; der eine zieht voran, der andre schiebt von hinten. So, wie das alles aussieht, nachdem es auf der Straße gewälzt und in Branntwein geschmort worden ist; die Soziologie hat für dieses merkwürdige, tief bedürftige Verhältnis, aus dem sowohl Opfertaten wie Verbrechen entstehen, die Bezeichnung Incubus und Succubus. Was sonst um die Beiden sich zu Menschen formt, und die humorige Weltmelancholie ist ähnlich, wie wenn man eine Glasscheibe anhaucht.

Man liest oft, es sei ein Werk geschwächter Schöpfungskraft, ein Zwischendurch-Erholungswerk. Die Fabel vom betrunkenen Jau, dem beim Erwachen vorgespiegelt wird, er sei Fürst, ist bekanntlich entnommen. Shakespeare. Aber Shakespeare hat sie wahrscheinlich selbst entnommen, in Italien gibts heute noch solch ein Possenspiel. Und bei den Chinesen malt einer vom anderen ab; durch Jahrhunderte; er gibt nur die Abwandlung die Flexion; dennoch ist die Kunst manchmal erschütternd groß. Vielleicht sogar deshalb. – Aber weiter, auch der Stil ist Shakespeare entnommen, Substanz, Form der Sprache, bis an den Kern, wo aus der Sprache die Sache wächst; es bleibt für die Flexion nur der Platz am Rande. Es ist das selbstverständlich kein Abschreiben, sondern ein Nachschreiben, ein An-Denken, ein ehrendes Andenken. Wahrscheinlich mit der Illusion freier Erfindung; weniger Einzelheit auf Einzelheit bezogen, als die Nachahmung eines Ganzen, eines Tonfalls, einer Art sich zu geben. Der Succubus ahmt den Incubus nach, so wie der Schüler den Meister, eine kleine Dame die große. Aber lernt man denn nicht überhaupt so schreiben? Einen Satz, eine Periode zu gliedern: wie unselbstverständlich ist das doch im Grunde? Wie sehr spielt da Nachahmung mit. Was sind schließlich auch «Stile» und «Richtungen» anderes als das epidemische Auftreten dieses bei Hauptmann verhältnismäßig einsamen Falls?

Solche Fragen sind also nicht einfach. Ich glaube aber nicht, daß die Frage der Grenze, des Ausmaßes das Wichtige ist. Sich hineinversetzen ist die eine Hälfte der Dichtung; welchen Unterschied macht es dabei aus, ob man sich in fremde Menschen hineinversetzt oder in fremde Dichter? Die andere Hälfte ist das Gegenteil: In sich hineinversetzen, Wille, Sinngebung. Diese Hälfte ist bei Hauptmann, dem derzeit repräsentativen Dichter unserer Nation, schwach entwickelt. Das ist das Wichtige.

Die Aufführung war lehrreich: Hans Marr aus Berlin spielte Jau sehr gut. Als Regisseur lieferte er aber eine echte Schauspielerregie der dankbaren Momente. Es blieb nur eine Posse übrig. Gerade dadurch fühlte man aber aus dem, was fehlte, den Wesenskern des Stückes heraus, die schönen epischen Lyrismen kommen ihm am nächsten, in denen der Dichter verliebt sein Jagdkostüm betrachtet.

[< ]

### Wiener Theater

[21. Februar 1922]

Es gibt noch Ereignisse: das *Burgtheater* durfte eine deutsche Uraufführung feiern. Sogar von zwei ungarischen Einaktern, Franz *Molnárs* «*Theater*».

Der eine heißt «Vorspiel zu König Lear», der andre «Der Feldmarschall». Der «witzige und tiefe» ungarische Lustspieldichter zeigt darin, daß er die dunklen Tasten der menschlichen Seele mit gleicher Meisterschaft spielt wie die hellen. Oder Ähnliches.

Es ist später Abend. Die junge Baronin sitzt in einem rosaroten Kleid in der erleuchteten Halle ihres Schlosses. Da meldet der Diener den berühmten Schauspieler an. Sie steht überrascht auf: Ich habe Sie doch erst morgen mit der übrigen Jagdgesellschaft erwartet. «Ja», sagt der berühmte Schauspieler «ich bin gekommen, weil ich sie liebe». (Er sagt das nicht ganz so rasch, sondern der witzige und tiefe Lustspieldichter legt ruhig Pulvergänge und brennende Luntten aus z. B. die eine, daß der Schauspieler schauspielert.) (Aber jetzt noch nicht, und überall, bloß nicht in der Liebe.)

In der stimmungsvollen Schloßhalle schließt sich daran ein längeres und leidenschaftliches Gespräch. Hüten Sie sich, Zuschauer, der Baron ist nebenan. Andre Hauptpunkte: der Baron ist 60 Jahre alt, aber sein Vater ist noch mit, sagen wir, 115 Jahren auf die hohe Tatra gestiegen; er ist außerdem wie von Stahl und verschlossen, nach sechsjähriger Ehe weiß man noch nicht, was er denkt. «Wenn ich Ihre blühende Jugend neben diesem Winter sehe ....»: läßt der witzige und tiefe Lustspieldichter seinen Schauspieler sagen, der immer leidenschaftlicher in die schöne junge Frau dringt (in der stimmungsvollen Schloßhalle) mit ihm zu fliehn. Sie ihrerseits warnt ihn mit der tiefen Aufrichtigkeit einer guten Romanfigur: «Nehmen Sie sich in Acht, ich liebe Sie, ja, aber ich lasse mich nicht von der Glut versengen, ich finde mich doch immer wieder.» Worauf noch von einem Besuch die Rede ist, den sie ihm machte, aber nur genau berechnete 120 Sekunden lang. Wogegen er ihr mit der Geduld der höchsten Leidenschaft einen minutenlang nicht endenwollenden Kuß auf die Lippen drückt. («Sind Sie wahnsinnig?») «Ja ich bin wahnsinnig!»)

Der Schauspieler wird alsdann auf sein Zimmer gebeten. Der Baron tritt kalt und wie von Stahl ein. Das Gespräch, das folgt, ist gleichfalls kalt und wie von Stahl: Warum drei Tassen? So so, hem hem. Er weiß alles, aber er läßt es natürlich nur tropfenweise durch (da er von Stahl ist). Die unverbrennliche Baronin leugnet. Der Baron erklärt gegen ihre früheren Flirts nichts eingewendet zu haben, dieser aber sei ein anständiger Junge, der es aufrichtig meine und deshalb müsse er sterben; in jüngeren Jahren hätte er sich mit ihm duelliert, aber da man mit 60 Jahren das Leben schätzen lerne, werde er ihn umbringen. (Morgen auf der Jagd mit Feldmarschall seinem guten

Gewehr.)

Da der nun in die Halle zurückkehrende Schauspieler aber nicht für die Jagd disponiert ist, sondern mehr für die morgen zuhausebleibende Baronin, und wohl auch aus Verständnis für die Bedürfnisse des Theaters läßt sich der Baron bestimmen, es gleich zu tun. Er holt seine Gewehre, um sie dem Schauspieler zu zeigen. Während er draußen ist, zischt die Baronin: «Fliehen Sie!! Er weiß alles! Ihr Leben steht auf dem Spiel!!» Aber schon ist der Baron wieder da mit den Gewehren und der Schauspieler greift zur Waffe der Schauspielerei.

Zunächst fallen nur Anzüglichkeiten. Vom Kaliber wird versichert, daß es genügt. Von «Feldmarschall» wird erzählt, daß dieses Gewehr eine eigne Seele hat und von selbst losgeht, wo es nottut. Und mittendrin in dem geistigen Ringen beherrschter Männer geht Feldmarschall wirklich los, aber – aber der Schauspieler bleibt regungslos und gefaßt sitzen.

Das geistige Ringen ist dadurch wesentlich komplizierter geworden: Erst ist dem Schauspieler überhaupt nichts geschehen; dann gesteht er der aufgeregten Baronin zu, daß ihn die Kugel gestreift habe, dann vertieft er sich in die Frage, wieviel interessanter es gewesen wäre, wenn der Baron mit Absicht geschossen hätte; dann vertieft er sich soweit, daß er ins Gesicht behauptet: es war so; dann kämpft das freiherrliche Paar Schulter an Schulter gegen ihn und seine beleidigende Annahme, die Baronin verliebt sich in die eiserne Stirn des Gatten, und erst als – endlich alle Illusionen der Liebe entblättert sind, steht der Schauspieler nicht ohne Mühe auf (seine Haltung strafft sich nach einigen Schritten) und erklärt lächelnd, daß er sich bloß erlaubt habe, ein wenig Komödie zu spielen.

Warum? Um der Stärkere zu bleiben. Der eiserne Baron ist außer sich, daß er verspottet wurde. Der Zuschauer leidet Angst, daß er noch einmal schießen könnte. Aber zum Glück ist der Schauspieler auch ohne das auffallend blaß und der inzwischen auf den blinden Alarm gerufene Doktor naht. Der Schauspieler, der sich bei ihm entschuldigt, kann ihm die Mystifikation aus dem unwiderstehlichen Reiz Komödie zu spielen erklären, denn der Arzt sagt: «Ja Meister, ich kenne Sie, ich durfte Sie in der Großstadt oft bewundern.»

Aber als nun der Baron hinausgerufen wird und die Gattin das Alleinsein mit dem Schauspieler meidet, und als der Arzt sich zum Abschied wendet, wendet sich auch das Stück noch zum letzten Mal. «Doktor», sagt der Schauspieler «Ich bin doch verwundet!» Der Arzt ist entsetzt: die Kugel sitzt ganz dicht am Herzen. «Ja» sagt der Held, die fürchterlichen Schmerzen auch jetzt noch bemeisternd, «so sind wir Schauspieler», läßt seinen Koffer holen und fährt mit dem Arzt in die Klinik. Denn wenn ihn die Kugel ins Herz getroffen hätte, wäre es schön gewesen, wenn sie ihn gefehlt hätte, wäre es auch schön gewesen, aber mit der Kugel im Leib davon gehn wie ein getroffenes Tier, das tut der Schauspieler nicht.

Dies war erst das eine der beiden Stücke.

[ < ]

**Wilhelm Schmidtbonn: «Die Schauspieler»**  
**(Erstaufführung am Wiener Raimundtheater)**

[22. Februar 1922]

Eine junge, idealistisch stromernde Schauspielertruppe am Rhein gerät in Geldverlegenheit und kann sich beim Wirt nicht auslösen. Der «Herr zu Pferd» («jung unter weißem Haar») ist den drei Mädchen nachgeritten, nachdem er ihr Bild zufällig in einem Schaufenster der nächsten Stadt sah und in einer Art seelischer Begegnung davon getroffen wurde. Der Herr ist etwas exzentrisch und will den Schauspielern nur helfen, wenn eins der Mädchen bei ihm schläft. Er wäre geradezu ein Schuft, wenn er eine Notlage ausbeutete, um Hilfe nur gegen Prostitution zu gewähren; er ist aber kein Geradezu-Schuft, sondern ein exzentrischer Schuft, und das ist oft – und so auch hier – gar keiner mehr oder doch nur ein sehr relativer. Dieses Motiv eines Lustspiels auch der geistigen Lustbarkeit wird leider durch das Übrige so verdeckt, daß man nicht sicher sein kann, ob es wirklich gemeint ist. Der Herr hat alles, Reichtum, Energie und Weiber, aber er möchte eine Frau finden, die sich ihm für eine Nacht nur aus Güte schenkt, aus Menschlichkeit, Mitleid mit seiner Einsamkeit, ohne daraus die Konsequenz einer verpflichtenden Beziehung zu ziehen. Diese Quadratur des Liebeszirkels, welche eine tiefe eintägige Leidenschaft verlangt, und dieser Mann, der persönlich geliebt sein will, aber unpersönlich allmenschlich bemitleidet, vielleicht aber auch unpersönlich geliebt und persönlich bemitleidet: kommen mir etwas literarisch vor. Es scheint, daß die allzu große Evidenz der Vorzüge der Menschengüte Schmidtbonn da von dem Bedürfnis abgehalten hat, den Fall zu gestalten.

Das Spiel besteht darin, daß sich die drei Schauspielerinnen verbünden, den Sonderling zu narren und ihm das benötigte Geld abzuschmeicheln, wobei dann doch eine aus Mitleid, wie sie die leidende Kreatur in ihm erkennt, der, sagen wir, Menschenliebe für eine Nacht erliegt. Am Morgen will sie der Entzauberte zum Dank heiraten, aber nun hält *sie* sich an das Programm und zieht mit ihrem jungen Schauspieler-Freund davon, der nach einigen Schmerzen in der Hörnergegend ihre lautere Größe anerkennt.

Reizvoll ist eine treue Aufrichtigkeit, mit der das alles, was doch recht bedenklich ist, als lustig erzählt wird. Das Stücklein schwebt dadurch zwischen Sentimentalität und Ironie, ohne eigentlich Ironie in sich zu haben.

Herr *Leopold Kramer* aus Prag feierte als Herr zu Pferd ein Wiedersehen mit einem in vielen Autos gekommenen Publikum und wurde von diesem bejubelt, nein, sogar «akklamiert». Sein Spiel bewegte sich elegant am oberen Rande einer guten Schauspielerleistung, stets nur durch einen kleinen Schritt von der Tiefe getrennt.

[ < ]

### **In memoriam Antonii Wildgans**

[24. Februar 1922]

Ein mitten im Februar ausgebrochener Sommerurlaub ließ erwarten, daß der greise Stamm des Burgtheaters bald ausschlagen und eine neue Krone aufsetzen werde; wenige Tage später, verkündet heute ein halbamtlich duftendes Kommunikäschen den bevorstehenden Abschied des Burgtheaterdirektors Anton Wildgans. Es tut es mit schönen Worten. *Justa funebria*.

Der nicht wieder gutgemachte Fehler war: wenn einem *Dichter* die Leitung des Burgtheaters anvertraut werden soll, für einen solchen Anton Wildgans zu wählen. Der Dichter Wildgans hat, was ihm hier zugestanden sei, Talent; er hat das Talent, Einfälle eines *juste-milieu*-Kopfes in

Verse zu bringen, die nicht durch Gesuchtheit verletzen; er hat auch das Talent, bühnenmäßig zu denken, weil er noch bei großer innerer Aufrichtigkeit ganz aus konventionell überkommenen Bühnenwirkungen zusammengesetzt ist. Er könnte, eine künstliche Naturblume, als schätzbare Bereicherung am Rande jener Literatur blühen, die ohne Stocken als murmelndes Bächlein durch den Tag des Zivilisationsmenschen fließt. Er wurde eine Gefahr in dem Augenblick, wo man ihn für den Dichter selbst zu halten begann. Denn diese juste-milieu-Menschen, die gereimt das aussprechen können, was sich jeder schon gedacht hat, sind immer das, was sich das Publikum aussucht, wenn es sich nun schon einmal einen Dichter erwählen will, damit es sich um zehn andere nicht kümmere. Er ist hier das zweite Gesicht des janusköpfigen Hans Müller genannt worden: es sei heute hinzugefügt, daß er das gefährlichere Gesicht ist, seine Marke ist Unterhaltungsschmerz.

Und daran, daß er von den Staatsvätern wegen dieses seines Werts als Dichter zum Burgtheaterdirektor gekürt worden ist, hat sich nichts geändert; er geht heute, weil er sich mit dem Präsidenten der Staatstheater nicht vertragen hat. Im Gegenteil, er hat, soweit man es beurteilen kann, männlich gehandelt und vom Standpunkt dessen, als der er gewählt worden war, auch richtig, wenn er um die Unabhängigkeit der künstlerischen Leitung kämpfte.

Die Nekrologe rühmen ihm jetzt nach, daß er ein guter Dichter sei, und bloß eben als ein Dichter nicht zur Leitung eines Theaters taugte. Der Urteilslosigkeitsbazillus hat also den Wechsel schon überdauert. Man kann demnach der Zukunft ziemlich ruhig entgegenblicken, sie wird nicht blendend sein.

[ < ]

### Die Uraufführung des Ich

[7. März 1922]

Unter einer «netten Aufführung» versteht man eine eigentlich verabscheuenswerte, der aber soviel ungewollte Komik anhaftet, daß eine gewisse Sympathie entsteht. Also es war eine nette Uraufführung.

Ich will nur den Anfang und das Ende erzählen.

Vater in Kontor. Junger Mensch stürzt herein, hält Hand Tochter an, Vater weigert. Weltanschauungsschwert klirrt an Weltanschauungsschild, aber kurz und gut, er bekommt sie schließlich deshalb nicht, weil reicher Vater vor dem Bankrott steht und sanierenden Schwiegersonn braucht. Tochter verabscheut diesen, aber opfert sich Autorität und Kindesliebe. Weltanschauungsschwert zerbricht an -schild. So der Anfang.

Ein halbes Jahr später ist sie in einem französischen Badeort plötzlich verwitwet, und die Eltern werden zur Leiche erwartet. Junger Mensch stürzt herein; halbes Jahr lang vor Toren, vor erleuchteten Fenstern gewartet, Schatten gesehn, auch Doppelschatten, Fürchterlichstes gesehn in Badekostüm: Gatte Abschiedskuß empfangen vor Hinausschwimmen zum Pier und Versicherung, daß nun nicht länger mehr Weigerung ... (Gatte ist nämlich ertrunken.)

Ja, aber weißt du, warum?! See ging hoch, er schlechter Schwimmer, weit zur Spitze des Piers: ich habe ihn mit Absicht zum Unmöglichen verleitet, ich habe ihn getötet, ich, ich, ich! – Falsch

gerechnet, erwidert junger Mann, ich bin ihm unter dem Wasser nachgeschwommen, habe ihn hinuntergezogen und erwürgt! Dieses Geständnis wird von einem Kriminalkommissar abgehört, den der Dichter im Einvernehmen mit jungem Mensch hinter der Tür postiert; denn junger Mensch ist schon verhaftet, hat keine Hoffnung auf Liebe (siehe Kuß in Badekostüm) und will mit dem Geständnis ein letztes Beisammensein erkaufen. Nun aber sieht er, – oh, oh, zu spät! Bleibt nur noch Abrechnung der Tochter mit Eltern. So war das Ende.

Dazwischen lag die Weltanschauung. Im ersten Akt etwa: Man braucht kein Geld, wenn man sich liebt, sagt das Schwert. Unreifer jugendlicher Standpunkt antwortet der Schild der Weltanschauung, Geld ist der nervus rerum auch der Liebe. Worauf sich das Schwert zu dem Satz hochschwingt: Man wirft uns die Jugend vor, aber die Welt braucht nicht den reifen Menschen, sondern den jungen! Im zweiten Akt, wo das Amazonenschwertchen am Schild der elterlichen Philosophie zerschellt, heißt es: Man soll nicht immer Ich sagen, sondern muß auch das Ihr lernen. Im dritten Akt sieht man, wohin das führt. Eltern sagen immer «alle» und meinen doch nur «ich», neue Jugend aber sagt zwar «ich», doch bereitet ein neues «Wir» vor. Tötet den Lindwurm-Geldgatten, weil er sie eckelt, aber tut sie damit nicht das Rechte, da sie doch auch die Welt von einem Wurm befreit?

Ich denke, daß dieses neu entdeckte Wurmmittel zwar etwas länger hätte überprüft werden sollen, bevor es der Allgemeinheit zugänglich gemacht wurde, aber sonst erinnert es angenehm an die Seelenwanderung, daß neben dem 6. wieder einmal das vierte Gebot auf die Bühne kommt, und ernsthaft erörtert wird, ob eine Vernunftsehe oder eine Leidenschaftsehe das bessere ist. Man sieht förmlich den abendlichen Familientisch vor sich, an dem solche Gespräche zu tausenden zu gedeihen pflegen, und fühlt einen jungen Schiller aufspringen und die Anklage hinausschreien: das Schadchenwesen ist eine Sünde wider den Geist!

Der Fehler ist nur, daß dies nicht zuständig gesehen und geschildert wird, sondern die Seele des Stücks bildet. Es ist das eins der Geheimnisse der Banalität. Sie entsteht in dieser ihrer harmloseren Form durch vorzeitiges Ernstnehmen; wo der Dichter lange noch nur gegenständlich-relativ und lieblos sieht, zerschmilzt das Dichterlein schon mit geschlossenem Aug'. Die weniger harmlose Form ist dann jene, wo das Dichterlein, zu Erfolg gekommen, erklärt, jenseits seines eigenen Schmelzpunkts lägen nur mehr die Ultrastrahlen, und den wirklichen Dichter der Gesuchtheit und geistig überladenen Nichtigkeit bezichtigt. Auf diese Formel ist meistens das Wesen eines «beliebten Bühnenauteurs» wenigstens zum Teil zu bringen; es soll daher nicht länger verheimlicht werden, daß der Verfasser des «Ich», Ernst Lothar mit dem verschwiegenen Nachnamen Müller, der Bruder des Dramatikers Hans Müller ist, der auch einmal jung und ähnlich ideal veranlagt war wie er. Möge ihn Gott trotz dieser erblichen Belastung im Stande seiner expressionistischen Unschuld erhalten!

Diese Angelegenheit hat aber auch eine andere Seite. Angenommen, Ernst Lothar könnte einer uns'rer jungen Dramatiker sein wie der und jener; er sagt Vater, Mutter, junger Mensch so gut wie and're, schneidet die Artikel so gut weg wie sie und gestaltet unmittelbar den Geist, weil dies das einfachste ist: die Zukunft liegt also genau so vor ihm wie vor ihnen; warum machte man sie uns zur Gegenwart? Man bemerkte bei der Uraufführung die Kulisse nicht nur auf der Bühne, Ernst Lothar-Werte wurden lebhaft verlangt und gut aufgenommen, ungebetene Gäste erhoben zwar Widerspruch, aber man konnte feststellen, daß offenbar wenig Gäste ungebeten waren, die Presse am nächsten Tag war im allgemeinen freundlich, und die Uraufführung wird Erstaufführungen nach sich ziehn. Ernst Lothar wird beachtet werden; währenddessen bleiben so und so viele junge Dichter unbeachtet wie zuvor, und wenn man auch gar nicht sagen mag, daß sie verkannte Genies sind, so lehnt sich doch ein Gefühl gegen das soziale Handicap auf.

Schattenseiten des Familienlebens in der Kunst. Man kann nicht einmal dem Theaterdirektor daraus einen Vorwurf machen, zumal er ja nicht nur ein Geschäftsunternehmer ist, sondern sicher ein Stück, bei dem er auf Einfluß und Anhang rechnen kann, auch künstlerisch wertvoller finden wird als ein and'res. Bloß weil Direktor Beer vom Raimund-Theater, wo sich dies alles begab, den kunstgeistigen Theaterleiter prästiert und sich sicher durch diese Uraufführung darin bestärkt fühlen wird, muß festgestellt werden, daß es die einzige Uraufführung ist, die er im Laufe eines Jahres gewagt hat. Man hat lange gezielt, aber es hat sich gut getroffen!

[ < ]

**«Bocksgesang» von Franz Werfel**  
**Uraufführung im Wiener Raimundtheater**

[15. März 1922]

Ein Element des Dichtens ist die Vision, das Gesicht, der Wachtraum, die Passivität, das Überflutetwerden von Lichtern, Schatten, Gestalten des Lebens; der Dichter liegt unter dem Baum des Lebens und plötzlich sieht er das Nicht er Seiende vor sich. Eine Bauernstube hinter der südlichen Donau; halb Herrenhof; eine um hundert Jahre zurückliegende Zeit; halb byzantinische, halb bäurisch steife Pracht der Gewänder, Worte und Gebärden; einen alten Bauerndynasten, in der Jugend über allen Weibern hergewesen, heute noch machtvoll. Der Dichter liegt unter dem Baum des Lebens und sieht das Walten eines Geheimnisses; es schattet, es tigert die Gesichter, es bricht aus, es zischt wie Dampf aus Kesselfugen, die Menschen werden wie Glocken, die von selbst immer wilder zu läuten beginnen. Der Dichter sieht das Nicht er Seiende vor sich, die Schar der Land- und Heimatlosen, von der Ordnung Ausgespienen, an der Schneide von Bitte und Raub stehend, die Land wollen, Brachland, das die Bauern liegen lassen; «ein Stück Land, ei ja, das ist wie Schlaf für die Müdigkeit», sagt das schöne Wort Werfels. Der Dichter sieht das Geheimnis selbst; vielleicht eines panischen Mittags, wenn die Welt in ihrer klaren Reinheit fast dunkel wird, die hartzart gespannte Ordnung des Lichtes kaum mehr zusammenzuhalten scheint; «oh, totenstillen Lärm», sagt Nietzsche. «Die alten haben geglaubt, daß zur sonnigen Mittagsstunde etwas aus der angespannten Natur springen kann, gestaltlos und sichtbar, scheußlich und voller Herrlichkeit, jeglichen Wanderer tötend, den es anfällt, gleichsam die in einen Augenblick zusammengepreßte Vision des Ganzen», sagt Werfel. Dieses letzte Gesicht ist tausendfältig; man weiß nicht, was es ist. Aber auch jenes Walten irgend eines Geheimnisses, diese allgemeine Dynamik des verborgen Unheimlichen, ist oft gestaltet worden; in einer andern Tonart zum Beispiel von Maeterlinck in *L'intruse*. Aber auch das Situative, die Schar der Bettler, der Seher, der aus Amerika Zurückgekehrte, die fiktive südslawische Historie, der Herrenbauer, seine seelische Befreiung durch materielle Vernichtung, auch das existierte schon; in dem schönen kleinen Roman «Erweckung» von Fontana. Ich habe mit Absicht unter den Namen für das visionäre Element der Dichtung auch den der Passivität genannt, das Empfangen. Man muß es aber richtig verstehn: abgesehen von Zufällen, die hineinspielen können, hat Hauptmann nicht selten einen viel tieferen Ehenschluck (und Jau zum Beispiel) in memoriam Shakespeare getan, und Shakespeare seinerseits war geradezu ein Gewohnheitstrinker aus italienischen Novellen; man kann dies nur sehr indirekt als Maß der Originalität verwenden, und nur in Zusammenhang mit anderen als diagnostisches Merkmal.

Denn Sich-hineinversetzen ist die eine Hälfte der Dichtung, die andere Hälfte ist das Gegenteil: In sich hineinversetzen, Wille, Sinngebung. Der Dichter sieht das Nicht-er-Seiende vor sich, in Bruchstücken, Klängen oder Anklängen: was fängt er damit an? Es beginnt die Deutung, Bindung, Ausweitung. Ich will kurz wiederzugeben versuchen, wie das im Bocksgesang ist; hier erst setzt mein Widerspruch ein. Im Haus des Gospodar Milič wohnt also das Geheimnis; nur vier Menschen wissen es, wissen daß das erste Kind des Gospodar als grauenvolle Mißgeburt den Mutterleib verlassen hat und seit dreiundzwanzig Jahren wie ein Tier in einem Stall verborgen gehalten wird: der Gospodar, sein Weib, die alte Amme und der Geburtshelfer. Selbst Mirko, der wohlgeratene zweite Sohn, weiß es nicht, und erst Stanja, die Braut, die alt Sehnsüchtige, unbestimmt Sichere weckt die Frage in ihm. Das Geheimnis ist schon reif, hat die Gewissen so zermartert, daß sie es fast schon von selbst preisgeben in dem Augenblick, wo es ein Zufall entspringen läßt; falls es nicht symbolische Bedeutung hat, daß der just vorbeigekommene Arzt, der Voltairianer, es war, der den Stall zuzuriegeln vergaß. Der Ungestaltete bricht jedenfalls aus, gerät unter die Schar der Unzufriedenen, wird von den rebellischen Studenten zum Schutzgott ausgerufen, es kommt zum Aufstand, beide Parteien werden blutig vernichtet, auch das Tier geht zugrunde, aber die «Sie» des Stücks, Stanja, hat sich vorher von ihm schwängern lassen, sein Keim bleibt erhalten. So endet das Stück in Vernichtung, aus der sich zum Schluß zwei schöne Liebeslieder erheben: Das der einander jenseits des Tods Geweihten, Student und Stanja, und das der beiden Alten, die, von Ehrgeiz und Besitz befreit, erst ihr Glück finden.

Die Geschehnisse folgen kaum wesentlicher begründet aufeinander, als sie hier wiedergegeben wurden, und lese ich das wieder, muß ich sagen, es wäre ein tüchtiges Stück Opernlibretto, mit einem genial sinnfälligen Einsatz am Anfang, aber einer etwas beliebigen Handlungsguirlande als Fortsetzung, wenn nicht Zug um Zug ein tieferer Sinn davon mitbewegt wird. Der Sinn, der im Gestalteten nicht steckt, muß im Mitgestalteten stecken. Um es kurz zu sagen, das Spiel muß ein Symbol sein. Denn Symbol ist etwas, durch das der unausgesprochene Sinn elementar mitgestaltet wird; wogegen Allegorie bloß eine Anspielung auf bekannte Gestalten wäre, wie Mars und Venus auf den Sandsteinbrunnen alter Schloßgärten, und – einigen wir uns: ist es Symbol, so ist es ein Wurf von grandioser Einfachheit gerade in seiner Opernhaftigkeit, ist es am Ende bloß Allegorie, so bleibt es ein Libretto.

Das «Geheimnis» – lautet die schöne symbolische Grundabsicht – das Verheimlichte, die Mißgeburt, die frühe Stufe, ist das Tier im Menschen; aber was ist das Tier? Ist das etwas so Sinnvolles, daß man damit die Krüge einer gleichnishaften Handlung füllen kann? Ich lasse mir nicht einreden, daß mein wohlgerundeter, kluger Freund X. ein Tier in sich trägt. Tierisches gebe ich für uns alle zu, aber Tier ist zunächst – bleibt es bei dieser Stufe der Ausführung – nur eine summarische Allegorie. Natürlich gibt es eine Psychoanalyse; und menschheitlich betrachtet, gibt es Kriege, Revolutionen, Verbrechen und andre Ausbrüche, es gibt Atavismen. «Hörst du Andres, es geht was?! Hohl! Alles hohl! ein Schlund! es schwankt ... Hörst du, es wandert was mit uns, da unten wandert was mit uns!» – sagt der brave Wozzek. Der brave Wozzek mit seiner ahnungsvollen Unwissenheit erschüttert, aber ein Dichter tut es damit noch nicht. Sagt solch einer: das Tier, so muß man danach Tieferes davon wissen oder gesehen haben wie ein Bild im Spiegel seiner Wirkungen, sonst handelt es sich nicht etwa um die unmittelbar ans Gemüt gewandte symbolische Dichtung, sondern im Gegenteil um das Allerrationalste, das Operieren mit einer Allgemeinvorstellung aus der Sphäre der Literatur. Es wurde das Tier gesagt, aber nimmt man alles zusammen, kann man ebensogut sagen das Unfaßbare, das Irrationale, der Antichrist, der ewige Gegensatz zum gefestigten Besitz, das Unterbewußte, das Verdrängte, die Gier, das Chaos und auch alles zusammen, weil es hier alles eines ist. Was spiegelt es denn, wenn Juvan, der intellektuelle Aufrührer, und Mirko, der Bräutigam, im Augenblick, wo die



Schicksalssekunde schlägt, «Cavalleria rusticana» spielen? Was symbolisiert es, wenn Juvan um des «hassend geliebten» Weibes willen am Höhepunkt des Gelingens versagt? («Weil ich gehaßt habe, mußte das Weib mich zerschmettern →») Was sagt das Tier in mir zu der «schwarzen Messe», so den 4. Akt orchestriert? Die Sache ist: wo das Platz hat, hat nichts anderes Platz.

Damit steht nicht in Widerspruch, sondern beweist es, wie das Stück manche Menschen ergreift. Ich habe z. B. folgende Auslegungen gehört: Das Tier, das ist das, was über unsrer Zeit tastet, die Sucht nach dem Zusammenbruch; die Landlosen, das ist die K. P., Juvan, der Student, der das Tier zum Gott ausruft, ist der Intellektuelle, dem es heute schlecht geht und der hinwieder die bürgerliche Gesellschaft haßt, ohne sie zu kennen; die Besitzlosen sind nicht imstande, eine neue Ordnung aufzubauen, sie können nur zerstören, dagegen werden die alten Besitzer geläutert durch den Widerstand, und übrigens ist ja auch das Tier, der Dämon der Revolution aus ihren Landen entsprungen; ja sogar, aus der Verbindung der Bourgeoisie mit dem Kommunismus wird das neue Geschlecht erblühen ... Also ist dieses Drama ein gewaltiges Symbol der Zeit! Das ist alles ein wenig richtig, und man muß es mit dem Werfelwort akzeptieren, nicht der Mörder ist schuld, sondern der Gemordete. Wenn aber einer gar schloß, Werfel sei das stärkste dramatische Talent nach Wildgans, so muß man denn doch sagen, daß es so schlimm natürlich beiweitem nicht ist. Im Bocksgesang ist vieles bedeutsam, ja manches, wie die Figur des Juden, von einer unerwarteten dramatischen Präzision, und selbstverständlich ist bei einem Dichter wie Werfel das schöne Melos auch in der Prosa. Was daneben steht, das Zweite, möchte ich eine Art Bauernkalender des Theaters nennen, ein bedenkenloses Führen von Konturen, die durch Generationen von Künstlern gegangen sind, dann volkstümlich korrumpiert wurden, und dann in dieser Gestalt von einem neuen Künstler bewußt wieder aufgenommen werden; es ist das ein Eklektizismus, der bewußt und artifiziell das macht, was Schönherr und andre Theatraliker unbewußt und deshalb plump machen, und es ist ja möglich, daß es innerhalb dieses Stils vielleicht gar nicht darauf ankommt, woher die Anregungen genommen werden, aber ich glaube auch nicht, daß dabei mehr entstehen kann als: musikalische Stellen von Werfel und Text von Schikaneder.

Werfel führt seit Jahren einen energischen Kampf um vertiefte Bedeutung; er führt ihn meiner Ansicht nach zu klug, zu wenig gegen sich selbst; was nicht zu hindern braucht, daß ihm vielleicht schon diesmal der Erfolg rechtgeben wird.

[ < ]

**Le Paquebot Tenacity**  
**(Erstaufführung am Wiener Burgtheater)**

[18. März 1922]

Der Übersetzer ist Theodor *Däubler*. Der Autor Charles *Vildrac*. Das Burgtheater darf sich einer künstlerischen Tat rühmen.

Vildrac gehört zu jenem anderen Frankreich, das im Krieg die Illusion deutscher Literaten gewesen ist, und das sich nachher als eine Handvoll guter Menschen erwiesen hat, die gar keinen Einfluß besitzen. Romain Rolland schrieb zu dieser Erstaufführung eine Einleitung, die voll Resignation ist. Man erzählt, daß er verfehmt sei, und es sieht fast so aus, als flüchteten sie, müde

der «Menschen», jetzt zu den Tieren der Wildnis. Na ja; also Willkommen!

Ich kenne von Vildrac außer Kleinigkeiten nur dieses Stück, das ihm als große Leistung angerechnet wird; wenn es für die geistige Physiognomie des besten Frankreich als repräsentativ gelten soll, so wäre danach zu sagen: Tschechow, das heißt: eine wissende, stille, verzichtende Kunst, keine titanische. Klarer Blick, Durchschauen, Wehmut, Schluß.

Zwei junge Männer aus der Menschenschicht, die sich anscheinend in ganz Europa ihre Menschlichkeit am reinsten bewahrt hat, aus dem Proletariat, wollen weg aus Frankreich. Kanada! Sie wissen wenig davon, haben sich durch die Versprechungen irgend einer Menschenexportgesellschaft anlocken lassen, besitzen die Selbstvertrauenskraft der Jugend und haben die Nase voll vom Vaterland. Der eine ist der Sanguinische, Energische, Treibende, der andere der Stille, Langsame, Stärkere. (Gewöhnlicher Wille und Herzenswille.)

Sie müssen wegen einer Havarie ihres Bootes in der Hafenstadt warten und verlieben sich beide in die Kellnerin ihres Gasthofs, der Stille gut und gerecht und tief mit ernsten Gesprächen, der andere bloß so in der Art: na, die ist ja zu haben. Und richtig ist sie zu haben. Sein Leichtsinn zieht ihren hervor; sie trinken, wie er es vorhergesagt hat, einmal nach Schluß der Bude zusammen eine Flasche Champagner, und die Verführung macht sich aus dem Stegreif von selbst. Im Leben sind immer die heiteren Naturen, die die Sache nicht zu ernst nehmen und sie dadurch auch dem anderen leicht machen, viel gefährlichere Verführer sogar, als die «dämonischen» Don Juans und nun gar als die wirklich Liebenden: ich glaube, das ist in dieser Art hier zum erstenmal gestaltet worden; «er gibt so viel zu denken», sagt Thérèse lapidar bedauernd vom Ernsten in dem Augenblick, wo sie sich vom Andren nehmen läßt.

Vom Andren, der Lust statt Tiefe gibt; es ist so was wie ein Symbol drum herum. Der Leichtsinige ist ja auch kein schlechter Kerl; er verliebt sich in das reizend verliebte Mädels und geht dem Freund mit ihr durch, der ihnen beiden sehr leid tut. Das Charakteristische ist bloß, daß er nicht nach Kanada geht. Und der Stille, Langsame, Stärkere geht allein – in die Zukunft? Ich glaube, das ist der Sinn. Sonst geht eigentlich nichts in dem Stück vor. Und es ist ein tiefer Sinn: die guten, netten, fröhlich-energischen Menschen machen die Welt nie anders; sie sind und bleiben in ihr zuhause, wie sie war und ist, vor oder nach dem Krieg, – denn vom Krieg ist viel in dem Stück die Rede. Durchschauen, Wehmut; Schluß eine schwache Gebärde gen Kanada.

Rekonstruiert man die Szenenführung, so merkt man erst, wie gut, gerade und dicht dieses Stück gemacht ist. Die Helden sind Typographen, rund um sie Hafendarbeiter und Wirtsleute; man ist unterbewußt ein wenig von dem Inhalt der Hauptgespräche (die keine fremde Menschenart zeichnen, sondern abgeschwächt unsere eigene – Stehkragenproletarier!) gelangweilt, und doch wird man nicht für einen Augenblick losgelassen. Unterstützt wurde der Eindruck durch eine Aufführung, die mit Ausnahme eines Schauspielers außerordentlich einheitlich und gut, ja teilweise meisterhaft war und Möglichkeiten des Burgtheaters zeigte, welche überraschten.

[◀ ]

### Vom Geiste der Bühne

[25. März 1922]

Es gibt eine verbreitete Meinung, das Theater sei für den Schauspieler und die Zuschauer da, der Dichter aber habe nichts zu tun als dem Schauspieler gute Gelegenheiten zu liefern. Die Streicher, Bläser und Zuhörer erklären den Komponisten für nebensächlich.

Das tiefste Argument dafür ist, daß die Theater heute schlechte Geschäfte machen, weil sich die Zuschauer in ihnen langweilen. Man schließt, die Zuschauer langweilen sich, weil sie die Schauspieler nicht genug unterhalten. Endlich, daß die Schauspieler sie nicht genug unterhalten, weil sie selbst nicht in ihrem Element sind.

Welches ist also nun das Element des Schauspielers? Man schließt logisch: das Schau-Spiel. Der Schauspieler muß Gelegenheit finden, sein vehementes Scheinleben auf der Bühne zu entfalten. Er muß sich gebärden, schluchzen, schreien, herumfahren, in fremde Gestalten hinein- und aus seinem bürgerlichen Ich herausfahren können. Er muß gut sein, böse sein, traurig, wild, heroisch, neidig, grausam, edel – alles in einem Ausmaß, das ihm sein privates Leben nicht bietet: er muß wirken können.

Nun sind wir aber im Leben nicht gut, sondern gutmütig. Nicht böse, sondern geschäftstüchtig. Wir sind nicht traurig, sondern schlecht aufgelegt. Nicht wild, sondern nervös oder desequilibriert. Das Element des Schauspielers besteht also aus Elementen, die es nicht gibt. Die Dichter tragen natürlich auch sehr schwer unter diesen alten Vorstellungen, trotzdem sie sich alle Mühe geben, neue zu vermeiden. Es wird immer schwerer so zu tun, als ob man nichts sähe, um ein Seher zu sein. Aber das Leben ist so verwickelt, daß es eigentlich gar keine Verwicklungen mehr hat, und man muß beim Singen wie ein Kanarienvogel die Augen schließen. Wer das vollkommen kann, ist ein «Roller», das heißt einer, der Rollen schreibt; wer es nicht kann, kann ein sehr gescheiter Mensch sein, aber er ist kein Dichter. Denn ein Dichter ergreift nicht das Gemüt, sondern die Vorstellungen, die sich andre vom Gemüt gemacht haben. Mit Hilfe dieser ergriffenen Vorstellungen nämlich ergreift er die Zuschauer und läutert sie zu der Erkenntnis: das habe ich auch schon immer gesagt. Diese Erkenntnis ist der sogenannte ästhetische Genuß. Er beruht, wie man sieht, auf Wahrheit, woher der Satz kommt, daß die künstlerische Wahrheit das oberste Erfordernis ist.

Um auf den Schauspieler zurückzukommen: es ergibt sich, daß er weder sich selbst spielt, noch irgend etwas, das er je frei herumlaufen gesehn hat, sondern Rollen des Dichters, das heißt das, was andre Schauspieler gespielt haben, weil es andre Dichter geschrieben hatten, weil es andre Schauspieler gespielt gehabt hatten. Er spielt Kettenauffassungen und Effektrraditionen. Mir beispielsweise ist nicht klar, wie Hamlet eigentlich ist, und die Bühnenhamlets wissen es natürlich ebensowenig, aber sie haben in den Muskeln und Ohren, wie man ihn gegeben hat und was davon gefiel. Sie ahmen nicht das Leben nach oder die Dichtung, sondern einander und das Publikum. Nun kann man sich wohl denken, daß dabei etwas sehr eigentümliches herauskommen muß. Sie spielen nicht Leidenschaften, sondern Leidenschaften spielende Schauspieler, nicht Menschen, sondern Spiegelmenschen und die Magie eines Panoptikums vom Hörensagen.

[ < ]

**Wiener Theater**

[30. März 1922]

Im Volkstheater gaben sie ein Stück von einem jung verstorbenen Wiener Dichter Hans *Kaltneker*, so jung, daß man wohl kaum noch sagen kann, ob er ein Dichter geworden wäre. Er dachte sich einen Helden aus, der auf Seereisen neben einer fürstlichen Mama aufwächst (die er Madonna nennt) und eine Art Rousseau'sches, aber von exotischer Schwüle und kunsthistorischen Reminiszenzen gesprenkeltes Naturkind ist. Dieser junge Fürst verliebt sich, zurückgekehrt und verwaist, in eine ebenso berühmte wie berüchtigte Sängerin, die ihre Gunst sonst nur für «kühle Smaragde» vergibt, in seinem Fall aber von der ebensowohl berüchtigten wie berühmten einen reinen Leidenschaft erfaßt wird. Unglückseligerweise wohnt er im gleichen Zeitpunkt der Hinrichtung eines Lustmörders bei und wird von der zeitgenössischen Oh-Mensch!-Krankheit befallen, so daß er für den gemordeten Mörder Sühne tun muß. Er tötet zu diesem Zweck die Geliebte, die damit einverstanden ist, wobei für die tieferen Gründe die bekannten Fälle Golgatha und Abraham tötet Isaak etwas herhalten. Die böse Welt dagegen sieht in ihm nur einen Lustmörder, und erst eine Viertelstunde vor seiner eigenen Hinrichtung erklärt ihm ein weiser Dominikaner den ethischen Sachverhalt, wobei er zwar im Willen vernichtet, aber kreatürlich geläutert wird.

Solche Erfindungen werden einst historische Fundgruben sein. Ich halte der Jugend des Dichters alles zugute, sogar die Bildungsgespräche, welche die Leidenschaftlichen jeder andren Betätigung ihrer Leidenschaft vorziehen, wenn man auch mit dem gleichen ernst Zuhören, das dabei enttäuscht wird, die künstlerisch wertvollsten Stücke aufführen könnte; aber die Seele eines Theaterdirektors, welcher diesen ernst Stücken aus dem Weg geht, weil sie eben nicht «Theater» sind, und dann als das eine Stück, das nicht nur Theater sein soll, dieses wählt, ist mir unverständlich.

Ich kann mir nur sagen, so muß man sich die «große Kunst» vorstellen, wenn man sonst «Mama» spielt. Diese Mama ist ein Stück Ehebruchsgeometrie von Verneuil. Nachdem die Ehe schon in allen Richtungen von andren Autoren gebrochen wurde, bleibt nur übrig, daß eine Frau sie bricht, die eigentlich keine Frau ist. Das ist Mama, ein sechszwanzigjähriges Mädchen, das einen Fünfziger geheiratet hat, weil er ihre erste Verlobung in einen Skandal auflöste und zur Sühne selbst einspringen mußte; nun leben sie nebeneinander mit geschlossener Schlafzimmertür. Und der Gatte hat einen etwa achtundzwanzigjährigen Sohn!: das ist – mit Kerr zu sprechen – der «Nagel» des Stücks.

Ich möchte auch weiterhin Kerr zitieren, der Unvergängliches für das Verständnis dieser Art Stücke geleistet hat: der Gatte besitzt nämlich das, was Kerr eine «Puschel» nennt. Das ist nicht etwa ein Verhältnis, sondern «Puschel» ist eine einzige komische Eigentümlichkeit einer Theaterfigur, die nicht etwa ein Mensch ist; die sich vielmehr bloß durch jene Puschel von den übrigen Bewohnern der Erde unterscheidet. Die Puschel ist in seinem Fall die Einbildung, eine Frau renne in ihr Unglück, wenn sie den liebt, den sie sich eben zu lieben anschickt, und er müsse sie davor bewahren. So kam er zu seiner eignen jungfräulichen Frau und kommt, da sie sich ihm verweigert, zu neuen. Vielleicht gibt es so was, aber hier bleibt es Puschel; der Autor beschäftigt sich mehr mit der Verwicklung, und diese besteht darin, daß «Mama», die keine Frau ist, beinahe die Ehe bricht, die keine Ehe ist, mit einem Liebhaber, den sie gar nicht liebt, und daran von ihrem Stiefsohn im Namen der Familienehre gehindert wird, die gar nicht die Familienehre ist, sondern der verwechselte Name für heimliche Liebe. Da ist nun das Stück; da Mama Mädchen ist, läßt sich Papa eine Scheidung begreiflich machen, und die Neuheit ist kreiert. Der Kritiker gibt ihr seinen Segen durch die Formel: Jokaste mit Ödipuschel.

Hie und da leuchtet ein blasser Versuch auf, sich selbst nicht ernst zu nehmen. Ich gönne solche Stücke Frankreich und freue mich, daß sie dort gefallen, und sehe vollkommen ein, daß man sie

auch in Deutschland spielen muß. Nichts dringender als das; aber Herr Ziegler spielte den zum Handkuß (und nicht weiter) gekommenen Liebhaber und schuf einen liebenswürdigen, weichen, optimistischen, korrekten, in all seiner Dummheit gewinnenden galanten Mann mit so meisterlicher Fülle aus den Andeutungen einer «Rolle» heraus, daß man wegen dieses einen Gerechten seinem Direktor verzeiht.

Zurück ins Gebiet der Dichtung führte das Raimund-Theater mit der Erstaufführung von Franz Theodor Csokors «Die rote Straße». Tja; ich möchte von diesem Stück, das an die Verwirrung der höchsten Ideen rührt, das Chaos einer Menschenbrust aufbricht, ein Glutofen ist, und vom Fluch der Geburt bis zur Erscheinung der verstorbenen Eltern und Geliebten an alles rührt, was je das Menschenherz erschüttert hat, eigentlich nur etwas sagen, was bloß von da seinen Ausgang nimmt und kleine prinzipielle Fehler betrifft, durch die sich heute viele Stücke um ihre höchste Wirkung bringen.

Das eine möchte ich Rabengekrächze nennen. Es krächzen nämlich die Raben, um das unheimlich Unterhöhlte einer Landschaftsstimmung zu betonen oder das eines ersten Kusses. Von dieser Wirkung ist auch bei Csokor Mehreres; man umarmet sich unwissentlich auf einer Schädelstätte, man sagt zu sich: «Wahnsinnig? Ja; vielleicht bin ich es auch!», ein schweres Kreuz bricht a tempo über einen Sünder ein, und dergleichen. Geographisch bedingt wäre in solchen Fällen einfach Krähen zu sagen; Krähen, welche nicht krächzen, sondern schreien, und zwar keine poetischen, aber gut beobachtet sehr merkwürdige Vögel sind. So ein Dichter darauf verzichtet, Raben krächzen zu hören und gut achtgibt, was die Krähen tun, wird er zwar keinen poetischen Vogel haben (wie der Berliner sagt), aber wertvolle Dinge erleben.

Das zweite nenne ich: Ideen anbelln. Es ist heute ganz allgemein verbreitet. Wenn ein Hund den Mond anbellt, ist nämlich anzunehmen, daß er Tiefes dabei fühlt; bloß: es teilt sich nicht mit und es bereichert nicht das sonstige Gefühlsleben. Ebenso wie der Mond lösen auch die großen Menschheitsideen Gefühle aus. Seligkeit, Leiden, Liebe, Ewigkeit, Güte, Golgatha, Gier, Blut, Verirrung, Mensch, Chaos, Nichts, Dirne, Geld, Macht und die lange Reihe weiter sind Gegenstände, über die sich sehr Tiefes sagen läßt: bloß, man sagt es noch nicht, indem man die Namen dieser Gegenstände mit Inbrunst ausspricht oder sonst mitteilt, daß man von ihnen heftig erregt sei. Diese bloß evokative Tätigkeit ist objektiv von der des heulenden Hundes nicht unterschieden, wenn sie auch subjektiv auf einem reicheren Geistesleben ruht.

Das dritte wäre aber wohl doch am besten Schwulst zu benennen. Hier verlasse ich die allgemeine Dramaturgie und mache Csokor einen speziellen Vorwurf, indem ich ihm bloß einen Satz Vorhalte: «(Jäh innehaltend): Ruhig endlich! Ruhig! Was kann diese Stunde auch bringen, wovor mich nicht hürnene Schwielen beschützten aus dem Drachensud meiner Einsamkeit?» – gleichzeitig ein Beispiel für die Vereinigung mit Rabengekrächz (hürnene Schwielen) und Ideengebell (meine Einsamkeit).

Ich halte es für Aufgabe der Kritik, die Gefahren eines Dichters zu betonen, solange er sie vielleicht vermeiden könnte (und die Dichtung zu schützen). Der Wille zur Bildformung, die Absicht auf Ernst und Tiefe, die Einstellung auf das Ideelle sind Eigenschaften Csokors, welche durch größere Einfachheit, längeres Ansichhalten, mehr Nüchternheit vor dem Rausch und größere Strenge gegen das Gefühl erst ihren richtigen Inhalt gewinnen würden.

[<]

**«Vivat academia» von Schönherr**  
**(Erstaufführung in Wien)**

[6. April 1922]

Wenn man nicht eigens gereizt wird, schreibt es sich schwer über das Stück.

Eine seit noch nicht vierundzwanzig Stunden Verwitwete schildert das bittere Los des Arztes, das ihr Mann nicht ertrug. Schwarz und wallend steht sie an der Tür und spricht unter anderem: «Es will ja keine Köchin mehr bleiben.» (Weil das Los des Arztes, vom Essen weggerufen zu werden, so schwer ist.) Und daß der Tod ein Selbstmord war, wird mit der edlen Fassung, die der höchste Schmerz fordern darf, durch die Worte ausgedrückt: «... Und der Giftschränk war offen ...!» Das wären so die dunkelsten Stellen des Stücks.

Die hellsten bestehen etwa darin, daß ein armer Student, der bei der Prüfung der Willkür eines Professors zum Opfer gefallen ist und nun ein Jahr länger sich durchhungern muß, nach der ersten Mutlosigkeit zusammenrechnet, worin er sich noch einschränken könnte, nur noch den frugalen Genuß der Pfeife findet, die Pfeife in Scherben schmeißt, um der Versuchung zu entgehen, und die Blätter des Lehrbuchs zusammenklaubt, die er im Zorn in alle Ecken zerstreut hat: das besitzt die vollen fünf Dimensionen der Bühne – Raum, Zeit und Bedeutung, – wenn auch das Bedeutete nicht gerade zum Schwersten gehört.

Zwischen solchen Grenzaugenblicken liegt das Übrige ziemlich unentschieden.

Es werden Mediziner der verschiedenen Weihegrade gezeigt, vom Studenten bis zum gesuchten Professor. Bei einer biederen Zimmervermieterin wohnen zwei, der Student und ein Sekundararzt, der eine bringt es kaum fertig zu leben, der andere bringt es nicht fertig, zu heiraten, wohingegen die biedere Zimmerfrau durch magnetische Heilkuren sich ein Vermögen erwirbt und gern die Mediziner am Betrieb beteiligen würde, verböte es denen nicht die Ehre des Standes und des Geistes: Grundidee zu einem starken satirischen Bau; er wird aber nicht über das hinausgeführt, was man zuweilen auch in Zeitungen von ärztlicher Seite gegen Kurpfuscherei lesen kann.

Oder Ärzte raufen sich wie hungernde Hunde um eine freigewordene Stelle; Not des Ärztestandes: das gleiche.

Oder ein Bäckergezell kriegt die Braut des Arztes: man weiß es.

Oder: Unter den Examinatoren gibt es Quälgeister, und der ringende Jugendidealismus ist ihnen wehrlos ausgeliefert. Man weiß es.

Es lohnt sich, hier einen Augenblick zu verweilen. Was man nämlich nicht weiß, ist, wie sich diese Erscheinungen zu einander verhalten. Die Magnetiseurin lebt von der Dummheit der Welt und der Arzt schlecht von ihrer Gescheitheit. Aber der gelehrte Examinator, der trocken wie ein Marterwerkzeug ist, stößt augenblicklich das Gefühl auf die Seite der Magnetiseursfrau. Wohingegen die gedemütigten, stellengierigen Ärzte das Gefühl wieder in der Richtung des leidenden Geistes ziehen. Hinwieder aber auch eine Handlung beachtet sein will, in der jener die Stelle kriegt, der sie nicht will, und der Würdige sie ausnahmsweise nicht deshalb nicht kriegt, weil er würdig ist, sondern weil er sich von der Verzweiflung zu einer kleinen unwürdigen Schmeichelei hinreißen läßt, die Stelle aber doch nicht wegen dieser Unwürdigkeit nicht kriegt, sondern weil der geschmeichelte Würdenträger ausnahmsweise einmal infolge besonderer

Einwirkungen (die selbst wieder nicht ganz lauterer Herkunft sind) nicht auf den Leim geht: was ein schöner satirischer Einfall ist, aber seinen Ort in einer Satire des Menschlichen hat, in einem kosmischen Galgenhumor und nicht in einer Polemik gegen gesellschaftliche Zustände. Das alles sind Symptome, die nur in einem bestimmten Gesamtbild etwas bedeuten, welches fehlt. Das alles steht nebeneinander, daher zerfällt das Stück in Episoden und hat keine Handlung. Nicht weil es keine Handlung hat, hat es keine Handlung, sondern weil sich unser Tiroler Dichter nicht ganz klar geworden ist, worum es sich handelt.

Man folgt den Episoden, und die Zeit vergeht. Immerhin, sagt man, immerhin ... Wenn sie ganz vergangen sein wird, samt uns, werden das Bildchen zur wirtschaftlichen Geistesgeschichte sein, aus denen man lernen kann. Eine Zeit, die sich mit sich selbst nicht recht auskennt, wird man darin in einer ihr entsprechenden Weise wiedergegeben finden. Auch die Darstellung, welche das *Deutsche Volkstheater* dem gab, war ungefähr schon so lebendig, wie es wir Toten dann sein werden, wenn uns der Ruf des Chronisten aus dem Literaturarchiv erweckt.

[<]

### Wiener Theater

[21. April 1922]

Das *Raimundtheater* brachte *Nestroys* «Liebesgeschichten und Heiratsachen» in einer alten Dekoration, die recht nett war. Es ist erschütternd: man wandert wochenlang durch das Wiener Theaterleben, wie der verirrte Wanderer und sieht, da es ringsum ganz stockfinster ist, daß man immer wieder im Raimundtheater ist.

In *Nestroys* Direktheit, Gedanken aus dem Mund eines Mannes sprechen zu lassen, den er Fett heißt, steckt ein freskohafter Schwung, und in dem schamlos improvisierten Charakter der Stücke eine gewisse geistige Großartigkeit: Dennoch, zwischen erhöhten Punkten schleift dieses Spiel durch breite Niederungen, die unerträglich albern sind. Souveränität, sagen die einen, Schnabel eines in der Entwicklung wie das vormärzliche Wien stecken Gebliebenen, die andren? Wenn man viele Stücke von *Nestroy* hintereinander liest, hat man das entmutigende Gefühl, wie bei der Berührung mit einem untiefen Menschen.

*Tilla Durieux* aus Berlin spielte im Raimundtheater die baskische *Yanette* aus *Brieux* «Roter Robe» ins *Erdberg-Wienerische*, vom Schlag des *Ziegelschlags*. Elementar in der Maske, in den schweren, kräftigen Bewegungen und in erschütternden Ausbrüchen, groß und kühn in der Erfindung (sie hockt sich verblüfft neben dem von ihr Ermordeten nieder, wie es noch nie zu sehen war), hat diese Primitivität doch etwas von den Vorstellungen, die sich raffinierte Menschen vom primitiven ausdenken, ein *Gauguin'sches* *Kunstsalontiroletum*, das festzustellen man sich jedoch beinahe wie einer Undankbarkeit schämt. Es kommt daher, daß die Künstlerin in einer ihr schließlich körperfremden Welt sich unwillkürlich auf wesentliche Merkmale und Hauptpunkte wirft, während das bürgerlich kluge Stück solcher Vehemenz nicht gewachsen ist.

*Ludwig Hardt*, gerühmtester der Rezitatoren, auch aus Berlin, war zu einer Reihe von Vorträgen gekommen. Klein, kühn antikes Profil aus Rom W., eine eher harte und rissige als schöne Stimme (die dennoch, wenn sie ihn karikiert, *Moissis Goldton* wunderbar nachahmt); ist es interessant zu sehen, wie dieser Mann sein Publikum in Hörigkeit versetzt. Sein literarischer

Geschmack war an diesen Abenden gar nicht der beste, Heine und der Gojim-Heine Liliencron dominierten; dennoch folgt man willig einer knabenhaft unbändigen und manchmal auch knabenhaft ungezogenen Freude (köstlich an komischen Stellen) über die Vermittlung wichtiger Botschaften, die unbedingt jetzt zu sagen und mit größter Aufmerksamkeit entgegenzunehmen sind. Hingabe; aber das ist einer jener großen ethischen Faktoren, die das Wesen der Kunst ausmachen.

Hingabe ist auch das Kennwort für das beste und selbstverständlich unbekannteste Theater Wiens, die Jüdische Volksbühne. Ich sah dort Ossip *Dymow's* jiddisch geschriebenes Drama «Der Singer fin sein Trauer», Spielleiter Dr. Siegfried Schmitz, in einer Aufführung, die an wundervoller Abgeschliffenheit den Moskauern ähnelte. Ich werde niemals das rund-eckige versponnene Gesicht Isaak Deutsch's vergessen, der Joschke, den Narren, gab, um den sich in lautlosen Angeln, wie eine zum Zauberwerk gewordene realste Wirklichkeit das Spiel dreht. Formel für diese Moskauer Kunst: es ist ein Naturalismus, aber alles Profane ist von ihm weggenommen. Nein; ist von den Seelen dieser Komödianten weggenommen, während sie spielen.

Wäre ich der Erzbischof von Wien, ich würde die jüdische Volksbühne subventionieren.

[<]

**«Spiegelmensch» von Franz Werfel**  
**(Erstaufführung im Wiener Burgtheater)**

[26. April 1922]

Was die beiden letzten dramatischen Arbeiten Werfels auszeichnet, ist der schwungvoll erfundene Grundeinfall, die sangbare und doch tiefräumige Leitmelodie, die Idee – mit einem Wort, das aber gleichzeitig aus der Sphäre des Geistes wie jener der Bühnenaufsteller sich einstellt. Es ist merkwürdig, daß Ideen, wenn auch viel verleugnet, das Höchste aller großen Dichtungen sind, und «Ideen für ein Stück» das, was Possendichter und Tagesgrößen an die Spitze ihrer Kunst stellen. Es ist merkwürdig, daß weder Goethe, noch Hebbel, noch Büchner, jedoch vielleicht Ibsen solche Ideen für ein Stück hatten, ganz zu schweigen davon, daß die großen Epiker in ihrer höher als das Drama stehenden Kunst sie nicht kennen. Hier ist etwas Fragliches, eine Gefahr eingeschlossen. Ich möchte nicht einer ungelenten und pockennarbigten Kunst das Wort reden, aber andererseits muß man um Gott *dienen* und betört ihn nicht mit einer Arie wie ein Frauenzimmer. Hier liegen Fragen; in der Tat läßt die Erfindung im «Spiegelmensch» unmittelbar nach dem gründenden Einfall, das höhere und das niedere Reich in jedem irdenen Gotteskind als Mensch und Spiegelmensch einander (in rasch und glücklich geformter Plastik) gegenüberzustellen, sofort und dauernd nach; wie durch einen Kurzschluß hat sich in der Titelinitalie die Kraft erschöpft.

Thamal soll in ein imaginäres asiatisches Kloster aufgenommen werden; es wird verkündet, daß der reine und vollkommene Weise die Zeit vernichtet, indem er den Wahn durchschaut, und den Wahn durchschaut, indem er die Menschlichkeit «zerlebt», wobei er drei Stufen der Schau durchschreitet: die erste, wo der Mensch in allem nur sich sieht, die zweite, wo er – sich zerlebend – mit sich entzweit ist, die dritte, wo er befreit und Erlöser ist. Es ist nicht anzunehmen,



daß Werfel an diese Verkündigung ernsthaft glaubt. Man könnte ja auch vermuten, daß es statt drei Stufen der Schau sieben gibt; auch eine erfreut sich großer Beliebtheit. Ebenso läßt sich mancherlei diskutieren, ob man den Wahn zerleben soll oder ob es nicht erhabener ist, ihm die Starre des Gemüts entgegenzusetzen. Auch kann ernstlich darüber gesprochen werden, ob die Wahndurchschauung gerade via Zeitvernichtung mit dem Zerleben oder mit der Starre verträglicher ist: ich vermag aber nicht anzunehmen, daß heute ein Mensch an diese theologischen Unterscheidungen mit dem gleichen Ernst schreitet wie an sein Mittagessen, außer – er hat dafür einen sehr viel größeren Ernst übrig, eine volle Überzeugung. Aus demselben Grund vermag ich mir daher auch nicht vorzustellen, daß ein Dichter ihnen den vollen, zu einem Werk nötigen Ernst entgegenbringt, außer er hat's mit der Theosophie, und nehme daher lieber an, daß Werfel einfach eine Handvoll aus einem psychoanalyto-buddhistischen oder Buddho-Sopenhauer-Freud-Großmannschen Taufbecken geschöpft hat (ein paar Tropfen christlicher Erlösungslehre gingen mit), um sein Werk damit zu besprengen. Es wird also anfangs ein Aufwand getrieben, der weder gedanklich, noch gefühlsnotwendig ist. Wenn man Werfels Entwicklung überblickt, so erscheint als ihm eigentümliches Motiv wohl das der Entzweiung mit sich selbst, welches nach den beiden Seiten, sich in allem gefällig spiegeln und sich nach Erhöhung in einem Erlösertum sehnen, vielfältig ausgestrahlt hat; es war doch aber immer gefühlsmäßig und gesänglich gegeben, und der Versuch, es weltanschauend zu objektivieren, geschieht im Spiegelmensch nicht durch «zerleben», sondern mit einem leichten Arrangeurgriff.

Diese leichtwählende Zufälligkeit des Griffs ist leider symptomatisch. Thamal wird in der Klostersnacht vor der Einkleidung noch einmal in das Leben der Eitelkeit gestürzt und die Leitmelodie, welche seinen und des Stückes Weg auf dieser Purgatoriumsreise begleitet, hat im ganzen nur zwei Töne: Eitelkeit (Werk und Ruhm) und Wunsch, den anderen Menschen zu helfen. Das sind zwar zwei Werfeltöne, aber vielleicht ist es sogar bloß einer, denn der Wunsch, anderen zu helfen, hat auch die eitle Form, sich helfen zu *fühlen*; zu der Breite der ersten Schau, wo der Mensch in allem nur sich sieht, verhält es sich ein wenig wie zum Majaschleier der Schleier eines eitlen Frauchens.

Der Dichter, wenn ihn eine «Schau» plagt, stellt seine Erlebnisse in ihr Licht, und ist sie echt, so verweben sie sich tausendfältig zu einer Landschaft, die sich nicht mehr zerlegen läßt; ist das Licht dieser Schau aber künstlich, so bleiben es die alten Erlebnisse, die einfach nacheinander in den Lichtstrahl geschoben werden, beliebig nummerierte Fakten, wie es die Lebens- und Läuterungsstationen Thamals sind. Da taucht, aus früheren Werken schon bekannt, der «Vater» auf. (Mein Werk erst wird ihn lehren, mich zu schätzen) Die Parabel unkt Unheil, und der Held überwindet Schulbubengefühle durch einen Mord. Nicht der Mörder ist schuld, sondern der Dichter. Sodann wird eine Geliebte mit dem Motiv geworben: «Ich bin groß, sei mit mir groß! Mein Name klimmt, und deiner steigt mit mir.» Sodann wird sie verlassen, weil sie an eben dieser Ballonphantasie hindert. Ein Kind soll abgetrieben werden, um den Eitlen nicht mit Sorgen zu belasten. Eine Tänzerin wird an Stelle der Geliebten engagiert, weil man nur dann ganz unbekümmert glücklich ist, wenn man bezahlt. Und weil das alles doch «Ausweichen, Schuldigwerden, Unbestehn» ist, wird in eine große Tat geflüchtet: «Ich tu's für sie. Und doch nicht ihretwillen. Den Durst nach Wert in mir, ich muß ihn stillen.» Schließlich kommt aber – wie immer im rechten Augenblick – die Polizei; und es beginnt der absteigende Ast. Die Läuterung tritt ein – «Mensch, nur in Trümmern liegend, siehst du Gott» – der tote Papa läßt das verirrte Kindchen heimtragen, Gericht wird gehalten, und alle Sünden wiegen leicht bis auf die eine («Spielhof»): «Dein Same, Mann, war dir nicht heilig!» Worauf sich Thamal zur Befriedigung aller Eugenetiker zum Tode verurteilt und dadurch erlöst. Ähnliches wäre von seinem zweiten Ich, dem Spiegelmenschen zu sagen. So nett der Kerl ist, wie er aus dem Spiegel

springt, und so witzig-sinnlich das optische Nebeneinander der beiden ähnlichen Figuren ist, so wenig Entwicklung gewinnt die Legende von diesem zweiten Ich, die sich auf der einen Seite an Faust und Mephistopheles von Goethe, auf der andren an «Herrn Pepinster und sein Gespenst» von O. A. H. Schmitz anlehnt. Das alles ist sehr zufällig und hat keine Einheit, weder im Geschehen, noch in der Idee, noch in der Person; die einzige Einheit ist eigentlich nur die immer neue Variation der einen Grundidee, die sich mit zufälligen Elementen bindet. Auch der Vers wird davon ergriffen, wie es bei dem nahen Verhältnis von Inhalt und Form nicht anders möglich ist; nicht als ob sehr schöne Stellen nicht auch darunter wären, aber ausgewalzter Serienvers macht sich doch sehr breit: «Oh, überheb' dich nicht und tritt hinab. So jung du bist, ist dein Geruch doch Grab!» Dazu muß man nicht Werfel sein.

Nun hat aber Werfel für alle diese Oberflächlichkeiten eine Dramaturgie verkündet, die sie teils als das Wesen des Theaters überhaupt, teils als das Wesen des von ihm entdeckten magischen Theaters angesehen wissen möchte. Er geht, kurz gesagt, von dem Grundsatz aus, daß man dem Theater Konzessionen machen müsse, Geistiges ihm aufzubürden, sei Muckertum (Goethe, Heibel, Claudel?) und das einzige, was man von ihm fordern dürfe, sei die süße Torheit einer *Laterna magica*. Es ist hier nicht der Ort, um auf diese Theorie einzugehen, die eine richtige und eine falsche Wurzel hat, etwas von echtem Kunsteinfall und etwas von einem Überläufertum, das der Dichtung in den Rücken fällt: wo dies aber geschieht, wird man sich auf den «Spiegelmensch» eher als auf ein Zeugnis gegen diese Theorie berufen können. Denn alle die Laternenbildchen, die er locker – und je weiter hinein desto absichtlicher locker und absichtlicher spielerisch – aneinanderhängt, einen sich nicht zu der erwünschten Magie, sondern mehr zu einer kinohaften Verbundenheit; man folgt ihnen ganz gern und verliert angenehm seine Zeit. Dazu trug die gute, von dem jungen Architekten Täuber entworfene Inszenierung des Burgtheaters das ihre bei, aber am Schluß steht man so auf, wie man sich niedergesetzt hat. Das leichte Spiel von Akrobaten hat einen sehr substantiellen Hintergrund von Mühe und der Unsinn hat immanente Methode; der ernsten Kunst ein Schnippchen zu schlagen, ist genau so ernste Kunst, wie sie zu schaffen, und mit einem Wort, man darf auch bei Spiegelmenschdramen dem Spiegelmenschen nicht das Geringste erlauben.

Die Tänzerin Füsillih tanzte eine Frau Lola Ehre als Gast wie ein Exempel der Tugend. Füsillih schien zuweilen alles verloren zu haben, bis auf die Ehre und man sollte gar nicht glauben, wie recht die Moral hat, wenn sie das schön findet.

[<]

### Wiener Theater

[29. April 1922]

Die Generalstochter Hedda Gabler, als welche Frau *Durieux* ihr Gastspiel fortsetzte, widerspricht wohl etwas den Anlagen dieser Schauspielerin, aber schließlich muß man nicht frigid und stolz und feig aussehen, um mit der Pistole auf Männer zu zielen und *sich* zu treffen, es gibt solche und andere nordische Schwäne, und auch steht es gar nicht so fest, was sich Ibsen dabei gedacht hat. Was Frau *Durieux* spielte, war jene Hedda, welche die kleine Institutsfreundin schreckt und an den Haaren zerrt und das Werk des Geliebten aus Bosheit ins Feuer wirft, wobei diese Bosheit ein Gemisch von Hysterie, Lüsternheit, Feigheit, aber auch von früherer Mädelswildheit,

Ohnmacht einer Eingefangenen und Blindheit einer Kraft ist, die sehend vielleicht etwas wert wäre. Ich glaube, daß auch diese Auslegungsmöglichkeit in dem Stück steckt, wie denn Ibsen verdammt lebendig ist, wenn das Publikum schon nüchtern genug wäre, um ihm aufmerksam zuzuhören, und nicht erst im Zustand der Ernüchterung – von dem Glauben an seine Mystagogie, die er nie besaß. Leider führte Frau Durieux ihre Auffassung nicht restlos durch, sondern war stellenweise recht unbeteiligt; sie spielte dann nicht individuelle Leidenschaft, sondern jene nervöse Ungeduld eines Rennpferdes, welche die Berufsgeste aller weiblichen Bühnensterne ist.

Einen recht interessanten Vergleich offenbarten die Aufführungen von H. *Leiwiks* Milieustück «Schmates» durch die Freie Jüdische *Volksbühne* und Georg *Kaisers* «Kanzlist Krehler» im kleinen *Akademietheater*. Schmates heißt nämlich Abfälle und meint die menschlichen Abfälle des Lebens, die hier unter einem jüdisch-amerikanischen Boß Lumpen sortieren, streiken, unterliegen und hoffnungslos weiter sortieren; in diese schmutzige Melancholie der dunklen Bauchseite des Lebens ist ein still-ernster Jude aus vornehmer Familie hineingestellt, lebensschwach aus Neigung zum Geist und den alten Schriften oder vielleicht auch nur unfähig, den Kampf mit einem Leben wie diesem aufzunehmen, und deshalb bitter bereit, sich als Schmates zu fühlen: ich vermag dem Jiddisch nicht zu folgen, aber es schien so zu sein, und spielte sich in breiter naturalistischer Trauer und stumpfem, achselzuckendem Ausklang ab. Die Art der Darstellung war ausgezeichnet, kleinmalend und ermattend; in charakteristischem Gegensatz zu ihr stand das gegenwartsgeborene Stück von Kaiser. Auch Kanzlist Krehler ist Schmates; während weiß Gott wievieler Dienstjahre hat er die Welt nur am Sonntag gesehen, wo sie größtenteils geschlossen ist, und kann sich von dem Eindruck einer tellurischen Revolution nicht erholen, als er einmal wochentags frei hat, weil seine Tochter am Abend vorher Hochzeit feierte, und erkennen muß, daß seine aus dem Würfel eines Bureaus bestehende Welt sich hinterrücks einer überfließenden Unregelmäßigkeit und wirren Fülle hingibt. Er wird verrückt und mordet. Es ist nicht zu übersehen, daß man das vor zwanzig Jahren auf dem Cello gespielt hätte, wie es Leiwik tut: Kaiser bläst es ironisch auf der Kindertrompete. Die Wirkung ist stärker und essentieller, weil sie keine Zeit auf Nebenschau verbraucht. Aber nach einem ersten Akt, der brillant eingesetzt hat, bricht sie sich dort, wo die Tragik beginnen soll. Krehler ist ein Symbol, er steht da für viele, er hat sich zeitlebens gefragt: wovon lebe ich, und fragt nun plötzlich: wofür lebe ich? An dieser Frage kann man sich sowohl aufrichten wie zugrundegehen; er ist Schmates und geht daher zugrunde, aber dann geht er eben nicht mehr an dieser Frage zugrunde, sondern an seiner Spezialität als Abfall. Es packt ihn Haß wider die Wochentagsvernunft, welche durch seine Frau dargestellt wird, er wird eine Art Amokläufer: so soll es sein, fühlt man den Dichter hinter ihm sagen, aber – es *ist* nicht; ein Einfall hat sich ausgewickelt, kein Sein entwickelt; nach dieser Ecke ist das Drama trotz seiner Lebendigkeit von der Gattung der Lehrgedichte. Das liegt im Stil. Ein Realist würde grusligen Wahnsinn zeichnen oder nachdenklich den ohne Wahnsinn gebrochenen Kanzlisten mit einer Träne weihn. Ein Essentialist –? Ich weiß es nicht; aber es scheint mir, daß der singuläre Fall eines Mordenden sich nicht eignet, um die Essenz eines Durchschnittsdaseins herzugeben, gar wenn die Motive nicht persönlich sein dürfen, sondern abstrakt bleiben sollen. Diesen Knickpunkt, wo im Drama eine neue, besondere Leistung des Dichters hätte einsetzen müssen – am nächsten liegend wohl eine Wendung vom Tragikomischen ins komisch Tragische – umsteuerte auch die Aufführung nicht; vornehmlich durch die Schuld des Hauptdarstellers Forest, der das Heikle seines Auftrags nicht zu fühlen schien und aus einem halb verkaterten, halb visionären Gleichmaß nicht herauszubewegen war, das nur während der ersten fünf Minuten interessierte.

Bis auf diesen kaum vermeidlichen Knacks war die Regie, welche, auf neuem Gebiet debütierend, F. Th. *Csokor* führte, scharf, witzig und restlos erweckend.

[<]

**«Kain» von Anton Wildgans**  
**Erstaufführung im Wiener Burgtheater**

[9. Mai 1922]

Die Vorgänge dieses Stücks sind so aufregend, daß man reichlich Zeit hat, über das Wesen seines Dichters nachzudenken. Das ist sehr unterhaltend, denn sein Erfolg ist ein Stück deutscher Geistesgeschichte.

Ich möchte eigentlich anders beginnen, aber ein Vers des Meisters singt mit im Ohr und will sich nicht von mir trennen. Er lautet: «Es kann der Geist im Fertigen von Schuh'n / Tiefres Genügen finden und Bewenden / Als in des Denkens höchsten Gegenständen.» So nehme ich ihn als Omen und Anfang. In der Tat ließen sich neun Zehntel von des Meisters Wesen aus diesen drei Zeilen ablesen, ohne sich sonst in das Lebenswerk bemühen zu müssen. Man würde einen gewissen, schlechtweg dichterischen Tonfall feststellen, in dem das Ganze klingt, als ob es «von keinem Geringeren als» gesagt wäre, und man muß sich rechtschaffen anstrengen, um sozusagen dahinter zu kommen. Dann freilich bemerkt man das «Fertigen» und das «Bewenden», auch die «Gegenstände» entstammen in solchem Zusammenhang dem Kanzleideutsch. Und natürlich findet dieser Fund nicht damit sein Genüge und Bewenden, daß man feststellt, dem Dichter seien ein paar schlechte Ausdrücke in die Feder gerutscht, sondern man muß fragen: Was ist es für ein Mensch, dem im Augenblick höchsten Gefühls (Gedicht!) Kanzleiausdrücke über die Lippen kommen? Diesen Mensch hat man in diesen drei Zeilen und weiß neun Zehntel von dem, was man noch von ihm zu erwarten hat. Durch solche Einwände läßt sich das deutsche Publikum jedoch keinen Dichter rauben, es erklärt sie als nur ästhetisch, auch als Literateneinwände – als ob der Chemiker nicht an einem Tropfen Bluts das Geschöpf erkennen könnte – und betont großzügig gegenüber der ja vielleicht nicht immer ganz reinen Form die Ewigkeit des Inhalts. In der Tat ist es häufig eine sogenannte ewige Wahrheit, der es widerfährt, von Wildgans ausgesprochen zu werden; in diesem Fall der heute bis in die Volksschulmeisterei vorgedrungene Gedankengang, der sogar schon dem sogenannten Arbeitsunterricht zugrunde liegt, nur: nur ist dieser in hunderttausend Abwandlungen ausgesprochene Gedanke immer richtig gewesen, bis auf diese eine Variante, die ihm der Dichter gegeben hat. Denn selbst die demütigst christliche Werkliebe hat nie behauptet, daß der «Dienst» am Schuh tiefres Genügen gibt als Gottesdienst, sondern nur, daß der Dienst am Werk im Dienste Gottes, dieses für sie höchsten Gedankens, stehen müsse. Es war also dem Dichter vorbehalten, durch die Form, die er einer fast ewigen Wahrheit gab, sie in einem Ausnahmefall falsch zu machen. Ich habe gesagt, daß sein Erfolg ein Abschnitt deutscher Geistesgeschichte ist.

Es liegt also bei diesem Dichter ein gewisser Mangel an etwas vor, das ich nicht nennen möchte. Es äußert sich auch in Versen wie: «Die Menschen wissen nicht, was Freude ist. / Meist ist ihr Freudewähnen Selbstbelügen». Oder: «Wie doch die Menschen sind: sie sorgen, / Was morgen werden wird und übermorgen – / Und ihre Seelen bleiben blind und arm.» – Selbstverständlich äußert es sich auch in den dramatischen Konflikten dieses Dichters und den Lösungen, die er ihnen gibt. Das zu verfolgen würde zu weit führen, aber man kennt es auch den Regiebemerkungen schon an oder soll es lernen. Man frage z. B. eine Frau, wie lange sie

verheiratet sei, und sie möge antworten: «Neun Jahre am heutigen Tag!» Sie wird das gleichgültig antworten oder verliebt oder selig, oder wie immer: aber kann sie «tief» antworten? Bei Wildgans kann sie es. Wenn ein Mann daran laboriert, daß es zweifellos schwer ist, viele Jahre lang bloß an einer Frau Genüge zu haben, so muß er das «aus tiefstem Mannesleid» sprechen oder auch aus «tiefsten Tiefen». Wieder sind das Kleinigkeiten, aber man muß doch zugeben, daß ihr Urheber über Tiefe nicht ganz ausreichend orientiert ist, und ein bedeutender Dichter sollte gerade das sein! Man möge einen höflichen Ausweg suchen, dann betrachte man noch folgende Winzigkeiten: Martin – diese Beispiele sind, wie es sich gebührt, aus dem besten Werk, «Liebe», genommen – wird darin beschrieben als der «Typus des modernen Großstadtmenschen von geistigem Beruf», – gibt es so allgemein diesen Typus? Anna, die eine völlig normale Frau ist, spricht gelegentlich «etwas hysterisch», – aber ist das möglich oder nur eine schlechte Beobachtung in einem wichtigen Moment, wo es darauf ankäme, mit Verständnis zu sehen? Oder Martin «ergreift ihre Hand und küßt sie mit einer gewissen Inbrunst», – aber was ist eine «gewisse» Inbrunst? Es ist das gewisse Ungewisse, mit dem es der Dichter hat. Möge man also höflich sagen: Es fehlt diesem Poeten Besonderheit des Denkens. Er denkt allgemein. So kommt man aus dem falschen Einzelfall einer ewigen Wahrheit zu dem, was allgemein gedacht wird.

Diesem intellektuellen Mangel ist innig gesellt einer auf dem Gebiete des Geschmacks. Er ist dem, der ihn nicht fühlt, natürlich schwerer deutlich zu machen. Aber vielleicht fühlt man ihn doch in Sätzen wie: «Ja, wo steckst du denn, Mensch des Erbarmens?!», oder (bei einem Wiedersehen): «Mensch, Freund, Bruder! Nach fünfzehn Jahren!» – so reden nämlich außer Dichtern nur noch Leute, welche gar keine vom Leben fixierte Ausdrucksweise haben, etwa ältere Gymnasiasten oder Gesellschaftsstücke dichtende Kommis. Hingegen sich, wenn ein Gatte in einer Seelenstunde zu seiner Gattin spricht: «Ich stehe dir ebenso gerne zur Verfügung, plaudern wir ein wenig», in die Grandezza noch etwas Oberlehrerhaftes mischt. (Nebenbei bemerkt, dieses Oberlehrerhafte ist köstlich in einem Gedicht: «Dirnen»: «Auch seid mit Reizen ihr so schlecht gerüstet, / daß es allein brutalstem Trieb gelüftet / Nach eurem Leib, der kalt ist und banal.») Wir haben damit jedoch die Gefühlstöne nicht erschöpft: «im vollen Zuge geistreichen Übermuts» äußert man sich wie folgt: «Ich sagte soeben – oder sagte ich es noch nicht? – daß mir die europäischen Frauen wie Kühe vorkommen, die lieber gemalte Blumen aus Goldrahmen, als frischen süßen Klee von grüner, freier Weide fräßen! Bildlich gesprochen. Sie aber, Madonna, scheinen mir hievon eine löbliche Ausnahme zu bilden». Worauf Madonna «belustigt» erwidert: «Sehr liebenswürdig. Eine Kuh bin ich allerdings nicht.» Raummangel verbietet weitere Beispiele. Aber man muß sich schon jetzt auf das Nachdrücklichste gegen die Behauptung wehren, daß wir Deutschen Klumpfüße haben und Bier zum Frühstück essen. Ein Strahl des Zorns sieht, wenn er aus tiefer, verhaltener, versonnener Stimmung bricht, ungefähr so aus: «Anna: Daran hindert dich ja niemand. Martin: Was heißt, hindern?! Soweit sind wir ja *denn doch* nicht, daß du mich mit physischem Zwange am Verlassen des Hauses hinderst. Aber, was du mit Worten, Mienen, Betonungen leisten kannst, um mir meine Freizügigkeit zu verkümmern, tust du.» So sieht Zorn, so sieht Liebe, so sieht Kraft, so sieht geistreicher Übermut aus. Es sind Bilder aus Th. Th. Heines «Deutschem Familienleben». Aber nicht als Karikatur, sondern als Altarbild geplant.

Sprechen wir von etwas Vorteilhafterem: Er hat den «Griff» des Dramatikers; ohne Zweifel hat ihn Wildgans zuweilen bewiesen; die Zwitterart seines Erfolgs zwischen Gartenlaube und Dichtung, das Gefährliche seines Erfolgs wäre ohne das nicht zu verstehen. Man kann sagen, er hat eine frische Art des Zupackens, einen derben, nicht unsympathischen Hunger nach dem Dramatischen und auch die Kraft, ihn zu stillen. Einmal ist es ihm geglückt in «Liebe», da hat er

– Versiegen der Liebesfähigkeit in der Ehe, erster Fehltritt eines verheirateten Mannes – die Peripherie eines Problems erwischt. Ein andermal – «Dies irae» – war es zwar ein Griff, der Abiturientenkonflikt zwischen Vater, Mutter und Sohn, auch das Schicksal des Rabanser war gut gegriffen, aber unter der Hand wurde es Strindberg. Ein andermal wieder gelingt es, wie bei der Qual, die ein keusches Mädel leidet, wenn der schüchterne Verführer den Moment verpaßt. Aber der Griff kann sich gewöhnlich nicht auswirken, und das liegt eben an dem, was fehlt. Wildgans könnte ein rohes, aber starkes Talent sein; in einer Szene wie der zum Beispiel, wo Rabanser verzweifelt seiner tauben Freundin, die er nicht schmerzen will, Grimassen der Freude Vormacht, während er einer anderen Person den traurigen Inhalt erzählt, mag man darüber im unklaren sein. Das ist zwar ein wenig das Herz, das auch in des Gauklers Brust schlägt, aber immerhin auch ein robuster Sinn für Wirkung, und seine intimere Natur ermißt man erst, wenn man an eine Parallelstelle denkt, wie jene in dem köstlichen Gedicht «Harlekinade»: «... Gewickelt in Lumpen und Fetzen, liegt hinter dem Vorhang ein armes Ding, das mir beinahe zuschanden ging: das ist meine Narrenseele – Verzeiht, wenn sie bisweilen den Spuk überschreit.» Beim Auswirken des Griffs zeigen sich Neigungen, die weder roh, noch stark sind. Sondern:

Sondern es zeigen sich schon im Szenarium Umstände, die der deutsche Theaterbesucher, der heute sich in der Arbeit befindet, beachten möge: Mondschein, Abendsonne, rosa Ampellicht, Vollmondnacht, Mondnacht bilden die Staffage der Zimmer, in denen «Liebe» spielt. Julinacht, Lampenabend, bestirnte Nacht, tiefe Gewitterdämmerung usw. die von «Dies irae». Man sieht, der Dichter läßt sich nichts abgehen. Überall brennen Lampen mit grünen, smaragdgrünen und roten Seiden- oder Papierschirmen; auf den Schreibtischen stehen bronzene Schreibtischgarnituren und «monumentale Tintenfüßer». Unter diesen Umständen wird der feste Griff immer träumerischer, zumal seine Härte durch Neigungen gemildert wird, wie sie folgender blütenlesender Griff ins Gesamtwerk als schon fixierte Vorstellungen erkennen läßt: «Nimm deine Geige, Frau Vergangenheit», «Wäre manchmal gut, wenn Blumen stünden, unter Büchern Blumen, rot wie Sünden», «Feile Fäulnispracht der Dirne», «Sie ist die rote Orgie und das Gebet»; Mohntrank des Vergessens, Gier im Blute, Götzendienst, Narrenlachen, Narrenlied, toter Tand sind häufig wiederkehrende Vorstellungen von höchster Gefühlskraft, und an dramatischen Gipfelpunkten heißt es: «Ein Geiger hat mich betört!» oder «Eine Hure hab ich geküßt», wonach tiefe Stille eintritt, und sogar aus der Unermeßlichkeit des Weltraums ein Akkord einfallen muß. In diesem Vorstellungsleben ist etwas, das der Unmittelbarkeit entgegenwirkt. Aus einer geschickt zugreifenden Hand kann ein berühmter Chirurg werden, aber auch ein guter Raseur. Hier gattet sich mit einem theatralischen Wolfshunger ein Julius Wolff-Geschmack.

Das Wort fiel mir ein, denn in dem oeuvre Wildgans wird viel gegattet, «besamt», Dirnen gleißen, der Föhn bläst unentwegt, Schöße werden aufgesprengt, und sogar Sodomie gibts an einer Stelle. Dieser Zug der Kühnheit würde auch fehlen, wäre er nicht da. Denn gemeinsam mit den allgemeinen Wahrheiten, die bloß das einmal nicht stimmen, dem gekennzeichneten Geschmack, dem Gebrauch stärkster Seelentätigkeiten wie geheimes Grauen, tiefste Erregung, unentrinnbare Stärke, unbeirrbar Bedeutsamkeit und dergleichen Anlässen, die keine sind, dem faustischen, zwischen Bücherwänden Hausen, dem Konflikt zwischen «Geist» und «Sinnen», den Schritt und Tritt begleitenden humanistischen Reminiszenzen der Diktion und dem stets stark betonten hohepriesterlichen Selbstgefühl rundet dieser Hang, auch einmal ein starkes Wort zu wagen, nicht so sehr den an der Familienblattliteratur großgezogenen Affekts- und Intellektsdurchschnitt des Spießbürgers ab, als die Vorstellung, die sich dieser Spießbürger vom Dichter macht. Und deshalb ehrt er ihn. Es ist überflüssig zu sagen, daß ein Dichter der Spießbürger unaufhörlich gegen die Spießbürger wettern muß.

Um zur Aufführung von «Kain» zurückzukehren ist diesmal mit Ausnahme der höchst verkünderischen Geste von allen diesen Mängeln ein ebenso unauffälliges Fehlen festzustellen wie von Vorzügen. Ein Vakuum, von großen Worten ausgefüllt, die selbstverständlich leer sein müssen, und jene Langweile, die der durchschnittliche Besucher ernster Theater für die Bedeutung hält.

[<]

### Wiener Pallenberg-Gastspiel

[10. Mai 1922]

Mit Pallenberg geht es mir so: Komme ich ins Theater, um einen englischen Schmarrn, «Wauwau» geheißen, zu sehn – der übrigens besser, sauberer und bekömmlicher ist als deutsche und französische Artgenossen –, so bin ich natürlich beglückt, auf einen Künstler Pallenberg zu stoßen, der prachtvolle Charaktersilhouetten schneidet und mit allen möglichen menschlichen Einfällen vollkritzelt; komme ich ins Theater, um den Künstler Pallenberg zu sehn, so bleibt immer etwas in mir kalt und ungeweckt, bald stört es mich, daß er den Umriß zu stark betont, wie im Harpagon, bald malt er mir zu vielerlei hinein, wie im Eingebildeten Kranken. Es mag das mit dem Wesen des Bühnenkomikers überhaupt Zusammenhängen. Komik geht wohl fast immer aufs Typische oder aufs lächerlich Einzelne: Keine komische Figur, wie sie auf die Bühne tritt, hat etwas von einem Allgemeinbegriff, der sich während des ganzen Abends nicht ändert; ein komischer Einfall hingegen ist das Vereinsamteste, das es gibt, diese Grimassen, Bewegungen, Situationen reizen uns jede für sich zum lachen, wie gekitzelte Punkte, deren keiner vom andren weiß, so daß wir dabei nicht eigentlich unsrer Haut froh werden, und im Lachen schon der Katzenjammer gähnt. Es ist natürlich auch eine Komik denkbar, die nicht direkt vom Allgemeinbegriff ins ganz Zufällige springt, sondern ein seltsames menschliches Gebilde sachlich aufwirrt in allen seinen Beziehungen, Schritt um Schritt, aber das ist schon fast keine Komik mehr, sondern schon der Ernst des Komischen, demgegenüber die Komik immer etwas verwandt mit der Sentimentalität bleibt, ein Beiseitesprung und direkter Griff an Herz oder Zwerchfell des Zuschauers.

Was ich hier an Pallenberg vermisse, wird von andren als vorhanden behauptet; es gibt eine Trennungslinie, deren Beiderseits von der Subjektivität des Kritikers abhängt, und so falsch es ist – wenn auch beliebt – Kritik überhaupt für etwas Subjektives zu erklären, so wichtig ist es, diese Grenzlinien abzustecken. Ich weise daher mit besonderer Absicht auf ein kleines Buch von Alfred Polgar hin («Max Pallenberg» in der Sammlung «Der Schauspieler» bei Erich Reiß, Berlin), das zu einem in der Wurzel so sehr verwandten wie entgegengesetzten Ergebnis kommt; ich kenne außer dieser nur noch eine Darstellung eines Schauspielers, die mit der Charakteristik so glücklich die Erkenntnis der Bedeutung verbindet, und das ist die kleine Monographie von Alfred Kerr über die Duse. Ich gebe ein Zitat: «Sehet bei Pallenberg, was ein Hut für ein unfäßbar lächerliches Ding ist! Und wie lächerlich ein Rock ist! Und ein Paar Stiefel! Und ein Regenschirm! Und ein Schächtelchen mit kleinen dünnen Hölzern, die man anreibt, damit sie brennen oder nicht brennen! Und ein Sessel mit einer Fläche eigens für den Popo! Und ein Mensch auf dem Sessel, den Leib zweimal im rechten Winkel unbeschreiblich skurril abgebogen! Und eine Nase, aus der Flüssiges in ein Tuch gequetscht wird! Und ein Paar Ohren, rechts und

links symmetrisch so ein verknorpeltes Eirund aus Fleisch an den Schädel gepickt! Und ein Mund mit dem Zungenklöppel drin, der etwas bim-bamt, was die andern in Wut oder Heiterkeit versetzt! Und ein Essender, wie er in ein eigenes auf- und zuklappbares Gesichtsloch hineinstopft und -schüttet! Und ein Herz, das ein paar Jahrzehnte lang auf-zu-auf-zu macht, bis es, unter großem Geschrei und heftiger Augenwasser-Sekretion Umstehender, endlich seine blöde Beschäftigung einstellt, worauf der abgespielte Mechanismus samt Gehäuse in einen Kasten gelegt und wie ein Schatz vergraben wird. Sehet bei Pallenberg, wie höllenabgrundtief-lächerlich es ist, ein Mensch zu sein, so zu sein, da zu sein, zu sein!»

Und noch ein Zitat: «Unsere Schönheit ist die Kurzsichtigkeit, unsre Musik die Schlechthörigkeit der Nachbarn. Pallenberg stellt den Zweibein dar, wie er dem unerbittlich Hellsichtigen, dem unerbittlich Hellhörigen erschiene.»

[<]

### Wiener Theaterbericht

[31. Mai 1922]

Steigt die Sonne im Jahr, neigt sich bekanntlich das Repertoire. In den letzten Wochen war es schon nahezu unter dem H–: lies Horizont.

Nur die tapfere Kleine Jüdische Volksbühne gab sich Mühe. Sie spielte wieder ein im Milieu der jüdisch-amerikanischen Einwanderer sich ereignendes, gewissenhaft melancholisches Stück, Jedem sein Gott von David Pinski, ein Stück, in dem – soweit ich der Sprache folgen konnte – um eine traurige Idee gewissenhaft vier traurige Akte wie schwarze Pfähle eingetrieben werden, vier teerschwarte, unerbittlich gleichartige Pfähle, nach einer gewissenhaft eingehaltenen melancholischen Vorschrift. In solchen naturalistischen Stücken steckt, bei großem Anstand des Charakters, etwas von der geregelten Trauer geschäftsmäßiger Leichenbegleiter.

Sonst war höchstens noch die Kleine Renaissancebühne zu beachten, weil sie, in guten Aufführungen, einen echten und einen falschen Verneuil spielte. Der falsche war natürlich von Verneuil selbst und hieß «Der Unbekannte» (L'inconnu), weil ein nach flüchtiger Bekanntschaft eingeladenen Gast einen Teil der Hausgenossen durch sein leises, undurchsichtiges Benehmen beunruhigt und für einen Verbrecher gehalten wird. Dies auch dem Publikum zu suggerieren, ist das Bemühen der ersten anderthalb Akte, während die andere Hälfte der Verbreitung edelmütiger Gesinnung dient, indem nämlich der Verkannte sich als ein Liebender entpuppt, der eine seelisch mißhandelte Frau von ihrem «banausischen» Gatten befreit. Sind die ersten Akte sichtlich vom Kino beeinflusst, so sind es die letzten unabsichtlich: durchaus der Weg, den die Entwicklung der Nachkriegsdramatik nehmen wird.

Verneuil ist der Nachkriegsersatz des «geistvollen französischen Lustspiels», ohne das die deutschen Theaterdirektoren nicht schlafen könnten: was ein echter Verneuil sein müßte, hat einstens Hermann Bahr gezeigt, von dem «Das Prinzip» auf der gleichen Bühne wieder gespielt wurde. Trotzdem manches, wie die den Kopf am rechten Fleck habende Hausgehilfin, welche sich aus ihrer Sphäre weder durch Organisationsbestrebungen, noch durch eine Mesalliance nach oben herausreißen läßt, – in seinem Witz durch die Zeit etwas beschädigt worden ist und heute als ein schon damals etwas gefälliger Witz entlarvt wird, steckt das Ganze doch voll wirklichen



Geistes und baut sich lachend, leicht wie eine freundliche Küstenlandschaft am Rand eines großen Meeres auf. Da werden Typen der Zeit und Aufgaben der Zeit von einer freundlich boshafte Lehrerhand am Schopf gebeutelt, jeder Augenblick ist lustig und keiner fern von der Nähe des Ernstes. Überraschend zeigt sich, daß wir Deutschen ein ideales Unterhaltungsstück haben können, das in Thematik, Dialog und vergeistigter Technik weit über dem der Franzosen steht.

[<]

### **Evchen Humbrecht oder: Die Kindesmörderin**

[3. Juni 1922]

Ich interessiere mich leidenschaftlich dafür, daß Heinrich Leopold Wagner nach Gerstenberg der älteste der Sturm- und Drang-Dichter war. Er erblickte 1747 die Welt und verließ sie 1779. Er bewarb sich um die Freundschaft Goethes und heiratete eine Witwe, die 18 Jahre älter war als er. Danach ließ er sich in Frankfurt als Rechtsanwalt nieder. Er hat mehreres geschrieben und etwas unvollendet hinterlassen. Welche Chance für etliche oder lebende Schriftsteller, auf die Nachwelt zu kommen.

Der Vater Evchen Humbrechts ist bürgerlicher Fleischhauer, sein Äußeres ist rau, sein Inneres zärtlich. Er hält Evchen in strenger Zucht. Eine liebende und leichtblütigere Mutter lockert sie und läßt sich bereden, Evchen auf einen Ball zu führen. Vom Ball zu einer Bowle in ein intimeres Lokal; sie ahnt nicht, daß es ein verrufenes ist. Sie erhält einen Schlaftrunk und Evchen den ersten Unterricht in der Mutterkunde. Einer von den Leutnants ist der verruchte Bube, der das angezettelt hat, und Evchen hat ihn heimlich geliebt. Aber wie er sieht, welche Stürme von Scham und Reue nun Evchens Brust durchtoben, erleuchtet sich sein von Natur edles Gemüt wieder, und er schwört stehenden Fußes, sie zu heiraten; bloß müssen aus irgendwelchen äußeren Gründen einige Monate vergehen, bevor er sich den Eltern eröffnen kann. Evchen, welches sich und ihn verachten muß, und ihn, ach, doch so sehr liebt, gestattet ihm jetzt, sie auf die Stirn zu küssen, aber sie werden sich nicht sehen, trotzdem er in ihres Vaters Haus einquartiert ist.

An den Monaten hängt die Tragik; mehr als neun dürfen es nicht werden, aber die Natur richtet sich nicht nach den Hindernissen. Der Leutnant ist verreist, um Dinge zu ordnen, die mit seiner Volljährigkeit und Heirat Zusammenhängen, labuntur menses; Evchen ergibt sich der Melancholie. Ein gefälschter Brief kommt, der ihr die Absage bringt; ein treuer Freund schrieb ihn, der den heimlichen Bräutigam vor dem Quittieren des Dienstes bewahren will. Die Bombe platzt, Papa wird fürchterlich, Evchen flieht ins Ungewisse.

Im letzten Akt findet man Evchen nach der Geburt bei einer weisen Frau. Die erzählt ihr gerade die Geschichte vom Evchen Humbert, das in einem Bordell sich verführen ließ und dann ins Wasser ging. Nun weiß Evchen, was es zu tun hat. Es spielt noch einmal pantomimisch mit dem Kind, das nebenan schläft, dann entdeckt es sich der Kostfrau und schickt sie mit einem Abschiedsgruß zum Vater, damit sie sich die Melderprämie verdiene. Biedermeierzeitgemäß müßte nun das arme Mädchen die empfindsam schreckliche Tat vollbringen; aber der zweite Schluß, den Wagner gemacht hat, ist doch versöhnlicher, denn da kam der fürchterliche, weich gewordene Papa, und auch der Bräutigam traf in der gleichen Sekunde ein, und alles wurde

wieder gut. Nur Mama war inzwischen an Gewissensbissen gestorben, was sich auch gehört, da der Tod doch eine notwendige Einrichtung ist, und bei genauer Überlegung war schließlich doch Mama die unbeliebteste Person im Stück.

Die Brüder Rotter hatten mit diesem Stück in Berlin einen Erfolg. Seine Mache ist äußerst geradlinig man sieht den Weg immer vor sich, was – man braucht nur an die Technik des Zeitungsromans zu denken – offenbar starke Wirkung hat; es ist die Übung des Rätselratens mit garantiertem Erfolg, eine Kräftigung des Selbstbewußtseins und allerprimitivste Gymnastik des Gehirns. Solche Publikumsstücke sind immer sehr intellektuell, ja rational, darüber täuscht man sich stets, wenn man Nichtpublikumsautoren vorwirft, daß sie zu zerebral seien; Publikumsstücke sind zerebral für ein nieder entwickeltes Zerebrum. Sie sind rational sogar auf der Gefühlsseite; die hart bestrafte schwache Stunde – wobei die Schwäche noch durch besondere Umstände abgeschwächt wird –, der edelmütige Leichtfertige, das verlassene Mädchen: das sind Typen des Gefühls, und da es Typen sind, fast schon Begriffe. Ein Gefühl in dieses Spiel hineingesetzt, das nicht erwartet wäre, und es würde unverständlich und gesucht wirken! Die kühnste Gefühlserneuerung beschränkt sich auf die einfache arithmetische Permutation, daß einmal der Kuß auf die Stirn nach dem Fall kommt, statt vorher. Dagegen wird reichlich Gelegenheit dem Schauspieler geboten, die allen Zuschauern bekannten Gefühle, Reue, Liebe usw. mit persönlichen Variationen vorzutanzten. Es ist also ein wirkungsvolles Stück.

Daß es diese Wirkung erst in unserer Zeit entfaltet, ist bedenklich. Es verdankt sie sicher nicht den positiven Qualitäten, die es auch hat, einem fast durchaus nüchtern geführten Dialog, einer fast naiv schnurgeraden Abwicklung, und einer merkwürdigen Beimengung von Lessing'scher Magerkeit in die sentimentale Gefühlsküche. Des Plagiats an der Gretchentragödie, deren Plan er von Goethe erfahren hatte, soll man meines Erachtens Wagner nicht bezichtigen, das hieße Goethe verkleinern; Evchen läßt nur merken, wie sehr der gefühlvolle Gretchenstoff in der Luft der Zeit lag Goethe ergriff und Wagner; aber verschieden.

[<]

### Wiener Frühjahrsausstellungen

[8. Juni 1922]

Der Asphalt schmilzt schon in der Sonne wie der weicheste Pfirsich und an den Wänden hängen noch die Frühjahrsausstellungen: wir werden mit den Füßen voran in die Zukunft getragen, wie die Toten. Die Zeit – es schien, daß sie vor- und zurückrinnt. Frühjahrsausstellungen? – Es schien, daß es nur eine einzige und eine Herbstausstellung war.

Es war einmal, daß es in der Malerei die Reihenfolge Urahn, Großmutter, Mutter und Kind gab; man konnte an einem Tag hundert Jahre zurücklegen, wenn man aus dem Künstlerhaus in die Sezession ging. Heute ist das alles eins; im Hagenbund verlegt man das Schwergewicht mehr auf die Fußspitzen, im Künstlerhaus mehr auf die Fersen, das ist der ganze Unterschied. In der Sezession stellt zum Beispiel Zerlacher Porträts aus, die zu den trefflichsten Arbeiten der Neunziger Jahre gehört hätten, Harlfinger sehr schöne Landschaften in einer zwischen Impression und Eingebung liegenden Farbe; aber auch im Künstlerhaus wächst manchmal ein einzelnes Bild durch mehrere Zonen wie eine Landschaft von Kahrer, die aus einem Sandloch,

Bäumen, Wasser und einer Straße besteht, reproduktiv gesehn, gewollt, geglaubt vielleicht, aber während die Augen sich sachlich einrichteten, flog etwas phantastisch Gefiedertes hinter dem Blick vorbei. G. *Schütt* zeigt in der Sezession üppig expressionistische Landschaften, und dafür zeigt *Eck* ebendort an einem Bergsee, wie man aus einem Öldruck ein qualitätsreiches expressionistisches Bild machen kann. Am breitesten mischt sich das natürlich im Künstlerhaus; vom Vorimpressionismus über den Impressionismus zum beginnenden Expressionismus, vom Dunkel über das Licht zur Wiederverdunklung und Sättigung der Farbe gibt es dort alles, mit einigen bekannten Porträtisten des reichen Bürgertums als Nachzüglern, welche noch immer ein modifiziertes englisches Rokoko malen, dem die andren Kunstgruppen nichts an die Seite zu stellen haben. Aber auch im *Hagenbund*, der heute radikalsten Gruppe, ist alles Mischung. Es kreuzen sich kurzpendelnde persönliche Abwandlungen der neuen Farb- und Formprinzipien wie durch *Reinitz* und *Graf* (auch viel Prinzipienfarbe dabei) mit isolierten Formeinfällen wie den seltsam gewinkelten Farbflächen einer Frau mit einem Vogel von *Tischler*, mit der Sinnlosigkeit des Daseins bewegter und ruhiger farbiger Lebewesen in den Jagd- und Naturbildern von *Revy*, kreuzen sich mit dem «Einsehen» von Formen in die Landschaft – Kelchiges, Tulpiges von *Bergen* und *Seen*; Saugendes –, mit Bildnissen, die doch nichts als wieder mit dem Impressionismus rückgekrenzte van Gogherien sind, oder mit den gerade noch entzifferbaren Siegeln seliger Augenblicke, wo ein Künstler das Dasein einiger Geschöpfe am gehobenen Rand einer Stadt in seiner Unwiederholbarkeit wahrnahm. Aber was fühlen nicht alles die Menschen auch in der Sezession und im Künstlerhaus! Man wird undankbar, wenn man so durchströmet. Es ist ein Stern von Farben, Formen, Erlebnissen; überall der gleiche Stern, den man sich an einer Nadel ins Knopfloch stecken könnte. Es wird überall vortrefflich gemalt und zeitgemäß empfunden; wollte man gerecht sein, müßte man streifenweise Namen nennen und Nuancen des Pinsels und der Seele beschreiben. Es sind anscheinend reife Jahre, in denen sich übernommene Impulse auswirken, austurnen, bis in die Fingergelenke disziplinieren, aber keine neuen bilden.

Das Künstlerhaus hatte zuvor eine Gedächtnisausstellung veranstaltet, für *Pettenkofen*. Er lebte vom Mai 1821 bis zum März 1889, von *Piloty* und *Kaulbach* bis zu *Leibl*, und wird eine deutschösterreichische Vorschwalbe des Impressionismus genannt; eine bahnbrechende Natur war er nicht. Die vielen Werke, die man versammelte, lassen den Weg sehn, der von der *Holländerei*, die zur Zeit seiner Jugend in Schwang war, zum Freilicht führte; der Weg ging, wie der *Menzels*, über die malerische Treue. Aus tonigen Frühbildern mit dem ausgewogenen Zwei- oder Dreiklang stärker leuchtender grellerer Farben wird Natur, das Gelb eines Kürbisses, das Blaugrün einer Blattwand, das Rot eines Kittels; und die Dinge, an denen diese Gegenstandsfarben haften, werden nicht mehr hingestellt, weil man dort eine Farbe braucht, sind keine Atelierarrangements, sondern freie, sich selbst bestimmende Dinge der Welt. Noch sind ihre Umrisse nirgends hochimpressionistisch aufgeweicht von der Luft, aber sie stehn in der Luft, weil sie im Freien stehn, und ein vorurteilsloses Auge sie so sieht, wie sie erscheinen. Aber nicht nur weil die Vorurteilslosigkeit, sondern auch weil die Liebe zu ihrer Existenz sie anblickt, zu ihrer tiefebenen, schwermütigen, von Luftmelancholie berauschten.

*Pettenkofen* war österreichischer Offizier. Schon alte Bilder, wo er Szenen aus dem Militärleben malt, die bei andren Anekdoten geworden wären, sind bei ihm Notizen über ein abwechslungsreiches Leben reitender Akzente; noch wo sie bei ihm selbst Anekdoten wurden, sind sie doch wenigstens Geschichten, die sich einer erzählt, dessen Seele selbst im Sattel gegessen ist; und sogar wo er jugendlich sentimental wird – ich spreche immer noch von ganz frühen Bildern – ist diese Sentimentalität Kehrseite der Seele eines jungen Mannes, der in der Weite des Luftozeans, die ihn umgibt, sich noch an nichts die naive Bewunderung des Wilden für die Glasperlen abstoßen konnte.

Vielleicht habe ich eine Schwäche für ihn. Er ist vornehm und sachlich. Er hat manchenmal eine mitreißende Kraft, so in den vielen Skizzen zu einem Gemälde, das eine unheimliche Degenrauferei darstellt, und in einzelnen Partien eines Bilds, das irgend einen Erzherzog bei einem Brückenbau oder -wegriß offiziell festhält, aber sicher eine der ersten Eroberungen des Luftraums durch die Malerei ist. Gewöhnlich ist er jedoch bescheiden und hält sich an kleines Format, fast als fühlte er sich nicht ganz sicher. Die Entwicklung hat nicht an ihn angeknüpft, sondern an den muskulöseren Leibl. Aber gerade ein solcher verschlossener, ganz und gar malerischer Mensch, ohne «Richtung» immer nur der Wahrheit folgend, fast ohne Bewußtsein, jedenfalls ohne Selbstbewußtsein als einer der ersten eine neue Entwicklung anbahnend, die dann scheinbar mit andren beginnt und ihm nur aus Freundlichkeit die Stellung eines Onkelchen überläßt: ein solcher ganz selbständiger, ganz unliterarischer, ganz reiner und deshalb nicht nur bei Lebzeiten sondern noch zur Zeit der posthumen Ehrung eigentlich doch übergangener Künstler ist erschütternd, weil es der Welt weniger an dem Willen als an den Fähigkeiten fehlt, um ihn zu verstehn.

Ist es ungerecht, wenn man ein solches Malerleben Jahr nach Jahr überblickt, erschüttert zu sein, und boshaft zu sein, wenn aus hunderten von Malerleben je ein Tag herausgestanzt neben dem andren hängt, wie in unsren Ausstellungen? Oder ist das so, wie der Mensch liebt, wächst, stirbt und rührend ist, aber wenn ein statistischer Teufel die Hauswände durchsichtig machte und die Millionen mit dem gleichen Kuß und dem gleichen Glas Bier in der gleichen Sekunde zeigte, das Menschsein eine entsetzliche Grotteske würde?

[<]

«Komödie»

Theaterausstellung der Wiener Nationalbibliothek

[10. Juni 1922]

Es ist eine der wichtigsten kulturellen Organisationsfragen, die Reichtümer unsrer großen Büchereien umfassender und durchdringender zu erschließen. Die üblichen Band- und Zettelkataloge genügen mit ihrer alphabetischen Ordnung der Verfasser zwar für den Bibliothekar, aber nicht für den Benutzer, und die sogenannten Sachkataloge mit ihrer Zusammenfassung nach Materien, Stichwortkatalogen und dergleichen erlauben – abgesehen davon, daß sie gerade den größten Büchereien oft fehlen – die Orientierung eigentlich auch nur dem, der sie auf dem durchsuchten Gebiet halbwegs schon besitzt. Der gelehrten, im Gebiet sich gewöhnlich beschränkenden Forschung wird dieser Nachteil weniger fühlbar, als dem sogenannten freien Schriftsteller, welchen menschliche und gesellschaftliche Fragen häufig zu Querzügen durch verschiedene Wissensgebiete zwingen. Die Unmöglichkeit, sich rasch und richtig zu orientieren, liegt auf der Hand, und Oberflächlichkeit ist ihre Folge. Der freie Schriftsteller ist darin aber nur der Exponent des Menschen überhaupt, der sich über seine engste Tätigkeit hinaus ein Urteil über die ihn bewegenden Fragen bilden will. Für ihn, wenn er nicht auf jedem Spezialgebiet und in jeder Bibliotheksabteilung einen wohlwollenden Freund hat, ist nicht gesorgt. In dieser, meiner Ansicht nach über die Zukunft der Demokratie mitentscheidenden Frage, bildet der Bibliotheksdienst natürlich nur einen Ausschnitt; immerhin sind entsprechende Erkenntnisse auf dem Gebiet der Volksbüchereien schon zu verwirklichen gesucht worden, und

auch im Bereich des gelehrten Buchdienstes scheint sich allmählich eine andre Auffassung von den Aufgaben des Bibliothekars, als es die eines registrierenden Kammerdieners der Wissenschaft war, anzubahnen. Nebenbei bemerkt, bietet die Leserberatung auf dem Gebiet der schönen Literatur, wenn man mit dem Grundsatz bricht, daß es hier mehr auf Gelehrtheit als auf lebendige Führung ankommt, fast die einzige Möglichkeit, für den Dichter etwas zu tun, und es durch den Dichter tun zu lassen, etwas, das bisher nicht mehr als eine beschämende Phrase fast aller politischen Parteien gewesen ist.

Unter diesem Gesichtspunkt sind die wiederholten Bestrebungen der Wiener Nationalbibliothek, durch Sonderausstellungen, Führungen, Vorträge und dergleichen dem Publikum Einblick zu gewähren und Anregungen auszuteilen, sehr zu schätzen, wenngleich sie natürlich das weder ersetzen können noch wollen, was Sache großer staatlicher Organisation wäre. Auch die «Theaterausstellung Komödie» ist im wesentlichen der Versuch, durch Zusammenstellung der wichtigsten Besitztümer, die dieses Gebiet berühren – so gut es beim ersten Mal gehen wollte, wurden sie durch Leihgaben ergänzt – nicht nur das Interesse auf Vorhandenes zu lenken, sondern durch dessen Auseinanderbreitung ein Gefühl für die in diesem Material noch schlummernden geistigen Möglichkeiten zu wecken. Ich glaube, daß diese Aufgabe gelöst worden ist; was Ankündigungen darüber hinaus verbreiteten, mag auf Rechnung des zu jeder guten Tat notwendigen Optimismus zählen. Allerdings glaube ich auch, daß diesmal die Wahl doch zu sehr von archivarischem Geschmack geleitet wurde: Erstausgaben von Hans Sachs, das Manuskript seines Mucius Scävola, altenglische Shakespeareausgaben, eine Szene aus Maß für Maß in allen deutschen Übertragungen auf geschlagen und dergleichen sind, wenn sie den größeren Teil des Raumes einnehmen, doch wohl mehr Leckereien für Zungen, welche den Geschmack des Staubes für erhaben zu würdigen wissen. Was sonst da ist, Abbildungen altgriechischer Vasenbilder, Narrenkappen und -stäbe, historische Szenenbilder, Rollenbilder, die letzte Unterschrift Laroches, Akten, Petitionen, Schauspielerphotographien und -daguerreotypien ist, wie schon die Aufzählung zeigt, etwas bunt und mit großen Zwischenräumen zusammengewürfelt.

Dennoch haben diese Arrangements eine gewisse natürliche Kohärenz, und wenigstens in Andeutung ahnt man etwas von dem Weg, den das Theaterspiel in Europa genommen hat. Ums Barock herum verdichten sich die zusammengetragenen Zeichen, sei es durch den größeren Reichtum an vorhanden gewesenem Material, sei es durch den Willen der Veranstalter. Man erlebt an schönen Beispielen die Einwanderung venezianischer und neapolitanischer Masken wieder, spielerisch, graziös und phantastisch, die sich später in Wien zu Hanswurst und Staberl, zu Nestroy und Raimund verformt haben und während dieses Wegs einen einzigen Augenblick der Größe hatten, als unter Leopold I. der unziemlich unbekannte Theatermaler Burnacini Figurinen voll genialer, ausdrucksvoller Phantastik schuf. Bei diesem Mann erfaßt man den Flug, den das Barocktheater hätte nehmen können; aber durchaus nicht genommen hat! Die Bemühungen, uns das Barocktheater, wie es tatsächlich war, als die letzte große Zeit des Theaters aufzureden, sind töricht. Vom Lebensquell des dichterischen Worts sich trennend, war es trotz einer gewissen Scheinblüte des Darstellerischen von Geburt an ein Petrefakt und ist daher auch heute so recht die Wonne mineralischer, wenn auch feingeschliffener Gemüter.

[<]

**Das Licht**

**Erstaufführung im Stadttheater zu Wien**

[21. Juni 1922]

Ein Beweggrund der Aufführung war zweifellos, einen Blinden in den Mittelpunkt der Bühne stellend, das Interesse an der schauspielerischen Leistung auszunützen; schließlich ist das einmal etwas anderes, vier Akte lang ging der beliebte Herr Onno, den man sich beim Volkstheater ausgeborgt hatte, mit dem Stock, in vorgeneigt tastender Haltung und mit dem Gesichtsausdruck eines Horchenden über die Bretter. Er vermochte dadurch während der ersten zehn Minuten starken Reiz auszuüben; für den Rest des Abends mag es Ansichtssache bleiben. Er wurde von Fräulein Nora Gregor in der anmutigsten Weise gestützt; diese junge Schauspielerin ist in dem Stück die Quelle eines einfachen, edlen, durchsichtigen Fließens der sonst nicht immer ganz klaren Geschehnisse. Es könnte aber auch sein, daß das Stück gewählt wurde, weil man sich von der Theaterei abzuwenden wünscht und nach verinnerlichten Werken sucht. Dann hätte man sie allerdings in Deutschland näher gehabt. Da die Wahrheit immer ein Kompromiß ist, wird es die Wahrheit sein, daß man Duhamels Stück in Wien spielte, weil es in Paris mehrere hundert Mal gegeben worden sein soll.

So dürfen einige vorangegangene deutsche Dichter also erwarten, vielleicht von einer aus Frankreich kommenden Welle emporgetragen zu werden, die sie wenigstens als die Nachahmer ihrer französischen Nachfahren gelten lassen wird.

Auf die Priorität ist dabei natürlich nicht Wert zu legen. Deutschland war in den letzten 30 Jahren an Verinnerlichung der Dichtung voraus. Aber diesem literarischen Deutschland voraus waren Maeterlinck und Bergson, ohne die es nicht denkbar ist. Hinwieder es Deutsche gibt, deren Erbe Maeterlinck und Bergson übernommen haben. Hinwieder und hinweiter sich dieses Spiel in infinitum verlängern läßt. Worauf für uns Wert zu legen bleibt, ist nicht daß es Stücke wie «Das Licht» gibt, denn es gibt sie hüben und drüben, sondern daß sie heute in Paris ein Publikum für einen Erfolg finden, während dies bei uns fraglich wäre. Der Gang der menschlichen Entwicklung wird nicht von den schöpferischen Geistern bestimmt, sondern von den andren, die sich gegen sie wehren.

Das Licht von *Duhamel* hat innere Handlung statt äußerer. Es geschieht nichts, als daß ein Mädchen, das einen Blinden liebt, nicht ganz ohne dessen Schuld erblindet, und daß sich zwei Seelen vereinen, nachdem zuvor die eine ängstlich und angezogen die andre umflattert hat. Wenn ich sage, daß dies in der Durchführung etwas von Maeterlinckscher Innigkeit hat, so meine ich damit auch, daß darin über das Blindsein gefühlhaft räsontiert wird, mehr als daß man zwei sehr persönliche Seelen sehn und ihre wie von Gott auserlesene Blindheit erleben würde. Es geschieht eigentlich auch innerlich nicht viel, das mehr als eine Untermalung wäre, wenn auch eine sehr zart, liebevoll und breit ausgesponnene.

Die Bühnendarstellung hätte den Versuch unternehmen können, keine Trennung zwischen den Figuren und diesem Hintergrund aufkommen zu lassen; das Werk hätte dann in einem leis gehobenen, etwas deklamatorischen Stil gespielt werden müssen. Statt dessen wurde es in eine durchaus bürgerliche Geographie versetzt, und die Folge war, daß das Geistige unsichtbar entwich. Es blieben bloß einige handfeste Wirkungen übrig; die schon erwähnte Neuheit des blinden Akteurs, das Irren zweier Blinden in einem Gewitter, ihr symbolisches verirrt an einem Abgrund stehn und dergleichen. Hatte man das Stück gelesen, es ist in einer würdigen Übersetzung im Verlag E. P. Tal, Wien, erschienen, so konnte man durch die Szenen, welche sich

auch in dieser Aufführung erhielten, genau seine Anatomie erkennen; es blieb von seinem schönen, man möchte sagen mädchenhaft weichen Leib wie bei einem Röntgenbild etwas übrig, das mir weniger wie ein innerstes, vom Lebensvorgang zum Knochengestüt der Handlung Verfestigtes vorkam, als wie die Stangen eines außen herum geschnallten Korsetts von Geschehnissen.

[<]

### Der Wettlauf mit dem Schatten

[25.Juni 1922]

In Zeiten der Pleite bevorzugt die Seele das Jenseits; man kann es ihr nicht verdenken. Siehe den okkulten Schwindel in allen Hauptstädten, siehe den Anthroposophenkongreß in Wien und siehe da, auch Wilhelm Scholz, in seinem Stück zeigt er uns einen Romandichter, der die okkulte Kraft hat, daß das, was er, der Weltfremde, in einsamer Stube aussinnt, von lebenden Menschen gelebt werden muß. Es kommt einer herein zu ihm und beklagt sich, daß der Dichter sein Leben der Öffentlichkeit preisgegeben habe; der Dichter besieht sich ihn und muß zugeben, daß er jetzt erst Zug um Zug wisse, wie er sich seinen Helden vorgestellt hat. Sie schließen eine Art Wette ab, ob das auch so weitergehn werde. Die Romanfigur sucht nun die Frau des Dichters zu verführen (die ihn vor seiner Auswanderung nach Amerika geliebt hat), in der begreiflichen Zuversicht, daß der Dichter sich Besseres ausdenken werde, als gerade das. Aber ein unbegreiflicher Zwang lenkt die Handlung des Dichters zu diesem Punkt und unterschiebt ihm bei der Ausführung immer stärker den Gedanken an seine eigene Frau. Zum Schluß gibt es Selbstmord der um ihre Freiheit ringenden gelenkten Figur, der aber eigentlich Gedankenmord durch den inzwischen der Sache daraufgekommenen Dichter ist, und auch eine Komplikation zwischen den Gatten gibt es. Das ist, besonders wenn man es mit allen seinen Details vor sich hat, sehr amüsant erfunden, in der Stimmung eines Einfalls von Poe oder Villiers de l'Isle-Adam, und vermöchte mit durchsichtiger Anspielung auf das Wesen der Kunst zwischen Wirklichkeit und Phantasie zu schweben. Das einzig Unbegreifliche an diesen Geschehnissen – soweit sie nach ihrer Darstellung im Wiener Stadttheater zu beurteilen sind – ist bloß, daß Wilhelm Scholz, der Dichter, ernsthaft an sie zu glauben vorgibt. Wenn ich die Gabe seines Helden habe, ihn mir richtig vorzustellen, so ist er ein ernster Mann mit dunklem Vollbart, der schon manches Nachdenkliche und Stillschöne geschrieben hat. Ich möchte annehmen, daß er sich im Stil vergriffen hat und bloß den märchenhaften oder paradox im Absurden schwebenden Ausdruck verpaßte, den er gebraucht hätte. Es hilft aber nichts, die Vorgänge und die sie begleitenden Worte sind von einem eisernen Vertrauen darauf, daß die Dinge sich in der Wirklichkeit so abspielen können. Es bleibt einem nichts übrig, als einer spukhaften Geschichte gespannt zuzusehen und zu warten, wann sie sich den Hals der Vernunft brechen wird, was nicht geschieht, sich geschmeichelt zu fühlen, daß man sich vom nächsten Christkindel einen Schnuller, den Sherlock Holmes und eine Zauberrute wünschen wird.

[<]

### Gastspiele

[2. Juli 1922]

Moissi im Volkstheater, die Käthe Dorsch in der Josefsstadt, Gülstorff, Carola Tölle und Stahl-Nachbaur auf der Neuen Wiener Bühne: die Preußen san da, und man sieht, was einem in dem närrisch heißen Sommer selbst in Wien passieren kann. Die Preußen sind bekanntlich der Gipfelpunkt der Mechanität und gute Schauspieler gibt es auch in Wien; und zum Teil sind die Preußen sogar in Österreich geboren: aber merkwürdig bleibt, welche Vitalität der Einfälle sie mitbringen, wenn sie aus Preußen und seiner kulturlosesten Stadt Berlin zurückkommen.

Dieser Max Gülstorff gilt in dem glücklichen Berlin als ein guter Schauspieler, hier war er eine individuelle Köstlichkeit. Wie er den Oberlehrer Nast in Hauptmanns Jungfern vom Bischofsberg spielt, ist nicht bloß plastischer, nicht bloß raumzeitlich bewegter, sondern lebender Gulbransson; Wunder nicht nur an Disziplin, sondern auch an Intuition. In der recht blutarmen Grotteske «Der unerbittliche Wachmann» von Courteline macht er aus der typischen Theaterfigur des alten Baron Larade nicht einen alten Beau, sondern einen alten Schönen; der beunruhigende Unterschied ist mit Worten kaum wägbare, man muß ihn gesehen haben. In Tschechows harmlosem Scherz «Ein Heiratsantrag» (mit Hindernissen, die er sich selbst bereitet) formt er weiß, blond und rundlich an seinem Entschluß herum, als einer, der vergeblich eine Statue aus einem Haufen feinsten Mehlstaubs bilden möchte. In «Die Liebe wacht» von Flers und Caillavet – ein zur Niedlichkeit entartetes Menschenstück oder ein beinahe zur Menschlichkeit emporgeartetes Unterhaltungsstück – gibt er den Schlemihl der Liebe mit der sanften Traurigkeit des dritten Mondviertels, das zwischen Vollmondglanz und Sichelschlankeheit so ausdruckslos im Raum hängt. Es fehlt ihm wohl vielleicht ein letztes Stück zum ganzen menschlichen Reichtum – wie schwer ist das übrigens ohne Überhebung des Kritikers zu behaupten! – aber er prägt Gesichte ein.

Carola Tölle, die zugleich mit ihm kam, ist ein Teufelchen von Naive; eine süße deutsche Naive, mit einem Schuß Kornbranntwein oder sonst herzhaft Kratzendem darin und einem Zusatz kinomutiger Gymnastik. So gab sie die jüngste der Schwestern vom Bischofsberg und die Jacqueline in dem Stück von Caillavet und Flers; sie verliert aber in keinem Augenblick des Übermuts das Darstellerische und in den entscheidenden Augenblicken steckt sie ein hold überglücktes Menschengesicht durch den Zirkusreifen. Es ist das Gleiche wie im Wesen der Käthe Dorsch, die als Kiki solange derben und erprobten Bühnenunsinn treibt, bis sie mit den letzten Worten des Stücks die Schande gestehen muß, daß sie noch Jungfrau sei, und – das nun auch künstlerisch jungfräulich tut, in einer Weise, die ein erstesmal ist. (Auch dieses Stück Kiki von André Picard gehört zur französischen Anthropoidenliteratur; sie ist noch nicht menschlich, aber ungleich weniger tierisch als die gleichgeartete deutsche Unterhaltung; was die Dorsch spielt, ein phantastisch verlogenes kreuzbraves Mädel, hat etwas von großem Ernst, der mit dem Schweif wedeln lernen mußte.)

Ernst Stahl-Nachbaur ist ein guter geschmackvoller Schauspieler, der in den Stücken, wo er spielte – auch in Wedekinds Liebestrank, wo er die Hauptrolle spielte – wenig Gelegenheit fand hervortreten. Er führte aber in diesem Schwank (der um so wenig verschieden von den Werken ist, wo sich Wedekind ernst nimmt!) auch die Regie und brachte auf die kleine Renaissancebühne einen Abglanz Jessnerscher Spielleitung. Das Stück besteht aus einer skurrilen Vorstellung von wojwodischem Osten und einigen Wedekindschen Glaubenssätzen über den Wert des Turnens für die Höherzüchtung der Menschheit; aber von einer entsetzlichen Blechmusik eingerahmt,



geschwungen wie knallende Peitschenschnüre, persiflierend bis zur Gegensuggestion, welche das Persiflierte plötzlich begehrenswert macht, hinterließ es einen der stärksten Eindrücke.

So siegte auch darin Berlin. Es wäre ungerecht, nicht hervorzuheben, daß die Leistungen der Wiener Mitspieler überall vorzüglich und gerade bei diesem Zusammenspiel manchmal nicht schwächer waren als die der Gäste. Besonders gilt es vom Doktor Kozakiewicz von Rudolf Aicher, der den Tonfall diskret brach und dadurch diesem Raisonneur, der wie alle Hauptmannschen Raisonneure wenig zu sagen hat, Sprachschwierigkeiten lieh, die den Zuhörer zur entgegenkommenden Ergänzung stimmen, und es gilt von der Zeichnung, die Nikolaus Lovric einer Spielerfigur gab, so daß man nichts Höheres von ihr sagen kann, als daß sie an Dostojewskij erinnerte. Aber der Schwung, der Riß kam von Berlin; das Nichtermattete, der Wille zu Neuem, der Einfall.

[<]

### Zwischensaison

*[13. Juli 1922]*

Es spricht sehr gegen die Gesundheit der Gesundheit, daß die Theater im Sommer ein Sommerrepertoire spielen, aber das ist schwer zu verstehen. Nimmt man an, daß Hitze und Langweile sich gut vertragen, weil man gelernt hat, daß die Südländer trüg in der Sonne liegen, so versteht man nicht, warum die literarischen Stücke im Winter gespielt werden. Man muß also annehmen, daß ein Mensch, der tagsüber fünfunddreißig Kilometer auf dem Busen der Natur zurückgelegt hat, oder sich einige tausendmal zusammenkrümmte, um sich wieder auszuschnellen, was man, wenn es am Wasser geschieht, rudern nennt, oder stundenlang einen Ball, der an ihm vorbeifliegen wollte, daran gehindert hat, um ihm zu beweisen, daß der Mensch nicht minder eigensinnig sein kann, – man muß also annehmen, heißt das, daß ein solcher von der Sonne gedörrter und von Wind und Wasser ausgespülter Mensch auch an geistiger Nahrung folgendes braucht: zweimal in der Woche «Ich bin Papa» oder «Venus oder Abenteuer in Marokko», zweimal in der Woche «Hotel zum Freihafen» oder auch «Die unmoralische Wohnung» oder den «Geldbriefträger», dreimal in der Woche solcher Gesundheit «Börsenfieber», «Lauf doch nicht immer nackt herum», «Die Liebe geht um» und «Schummel macht alles». Aber dann versteht man wieder nicht die doch offenbar sittlichere Wirkung des Wintersportes.

Noch merkwürdiger ist, daß die Schauspieler während dieses angespannten Betriebes gar nicht in Wien sind. Sie gastieren in der vornehm gewordenen ehemaligen Provinz oder im Baltikum oder sitzen in der Sommerfrische. Die Theater spielen ganz allein weiter, so wie sie es im Winter gelernt haben, und treffen es ganz gut, das Wiener Theaterleben täuschend nachzuahmen.

Die Direktoren ruhen sich in dieser Pause von der Anstrengung des abgelaufenen Jahres aus, die zweifellos groß war. Das Nichtstun ist keineswegs ganz einfach, wenn man jeden Abend ein Stück spielen lassen muß. Man muß so tun, als ob man täte, aber wenn man dafür von der einheimischen Kritik auch noch lobend gewürdigt wird, so muß es sehr schwer sein, ernst zu bleiben. Einige Unterstützung gewährt es, daß die angeblich originellen Berliner Theaterleiter auch keine anderen Stücke spielen als die Wiener; wieviel gewissenhafter dabei die Wiener

Direktoren vorgehen, erhellt daraus, daß sie die sorgfältig vorbereitete Erstaufführung nicht früher herausbringen, als die Berliner in ihrer automatischen Weise das Stück schon mindestens hundertmal heruntergespielt haben. Natürlich fallen dabei auch alle jene zweifelhaften Stücke fort, die ihre Aufführung in Berlin nur der literarischen Eitelkeit der Dichter und Direktoren verdanken, ohne wirklich ins Volk gegriffen zu haben. Der Wiener Direktor wählt nur die besten Stoffe, welche auch die schlechtesten Aufführungen vertragen.

Dennoch darf man die beträchtliche Leistungsfähigkeit des Wiener Theaters nicht übersehen. Es fehlt überall bloß der Wille, sie auszunützen. An Ausdehnung gehört der Betrieb hier noch immer zu den mächtigsten, und zuweilen überraschen Aufführungen, die man nicht erwartet hat. Man weiß bloß nie, wo man sie finden wird. Ja, es wird sogar täglich sehr gut gespielt, man weiß bloß nicht wo, und jedes Theater bringt eine sehr gute Aufführung, man weiß bloß nicht, wann. So sah die Saison aus. Man scheidet von ihr mit Bedauern, weil sie im Herbst wahrscheinlich noch nicht zu Ende sein wird.

Inzwischen veröffentlichen die Bühnen Aktionsprogramme für die kommende Saison, in denen friedlich der Löwe neben dem Lamme weidet, und es vollziehen sich Umgruppierungen wie nach jedem siegreichen Feldzugsabschnitte. Ins Stadttheater, zum Zeichen, daß der Angriff der Russen im Vorjahr ein für allemal abgeschlagen ist, wird mit schmetterndem Spiel wieder die Operette einziehen, aber zum Glück kommt auch deutsche Hilfe. Direktor Robert aus Berlin übernimmt mit der Neuen Wiener Bühne das zweite Theater hier, auf das er schon einiges von seinem Berliner Geist zu übertragen vermöchte, und die Holländerbühnen treten in Arbeitsgemeinschaft mit dem Deutschen Volkstheater. Dadurch hat Reinhardt voraussichtlich endlich die rechte Bastion zur Burgtheater-Belagerung, u. wenn das Kriegsvolk der Antisemiten ausrückt, um diese heilige Stätte vor ihm zu schützen, wird die kommende Saison noch reicher an jenen wechselnden Spannungen sein als die abgelaufene, wo man morgens durch eine Nachricht aus der Kanzlei des Burgtheaters erschreckt wurde, daß sich Direktor Wildgans in ein Sanatorium begeben müsse, und abends aufatmend erfuhr, er habe vielmehr ein neues Aktionsprogramm für das Burgtheater entworfen, es sei also sozusagen nichts geschehen.

[<]

### **Mediale Zeichnungen**

*[21. Juli 1922]*

Im Palmenhaus des Wiener Burggartens beherbergt die Malervereinigung «Kunstgenossenschaft» diesmal Zeichnungen, welche spiritistische Medien im Zustand der Aufmerksamkeitsablenkung und im Trance ausgeführt haben, die im Normalzustand des Zeichnens, ja sogar des Lesens und Schreibens unkundig sein sollen. Zwei Vorworte leiten den Katalog dieser – übrigens zum großen Teil aus der Tschechoslowakei stammenden – Zeichnungen ein: ein spiritistisches, das sie okkult bewertet, und eins der Gastgeber, das, von solcher Interpretation höflich abrückend, lediglich das menschliche Interesse dieser Schöpfungen betont, das in der Tat erstaunlich groß ist.

Es ist vollkommen ausgeschlossen, über diese Blätter zu berichten, wie über Malerei sonst, denn sie stellen eine eigene Welt dar, voll eines Reichtums fremder, und dennoch halbvertrauter

Beziehungen, deren Auflösung nur mit den Mitteln mehrerer Wissenschaften und durch langes Studium des Problems möglich wäre. Die Kunstwissenschaft müßte sich mehr denn je mit Psychologie, Psychoanalytik, Psychiatrie, Ethnologie und anderen Helferinnen verbünden, um diese Äußerungen aufzuklären.

Das Bewundernswerteste dieser Ausstellung (die allerdings ohne einen der Aussteller, einen Kohlenarbeiter aus Mähr.-Ostrau, sehr viel von ihrer Bedeutung verloren hätte) ist, wenn man ihren Wert als wissenschaftliches Objekt beiseite läßt, die Unruhe, welche sie der Seele mitteilt. Diese Unruhe besteht für den wissenschaftlich naiven Betrachter in einer Flut und Ebbe von Andeutungen, die sich bald zu voller Verständlichkeit erheben, bald – und das schon im unmittelbar folgenden Augenblick – ins völlig Unzugängliche zurücksinken.

Was die Farben betrifft, so findet man welche, die wie halbausgewaschene Flecke in Seide aussehen, und andere, die unverkennbar aus Erinnerungen an tschechische Bauernmalereien stammen oder aus ganz trivialen Nachwirkungen von Katechismus- und Kartenbildern: freilich psychologisch voll Interesse, als Abspaltungen aus an und für sich schon abgespaltenen erotischen Gefühlen, aber künstlerisch entweder primitiv oder unselbständig und selbst in den vorteilhaftesten Ausnahmefällen höchstens Eindrücke von zarten, natürlichen Farbenspielen unbewußt wiedergebend, wie sie etwa die Anlauffarben erhitzter Metalle hervorrufen. Die Ursache mag einfach in den größeren technischen Schwierigkeiten der Farbe liegen, jedenfalls macht der sich in ihr aussprechende Zustand den Eindruck, zart, unbeholfen und wenig initiativ zu sein.

Weitaus stärker ist der Eindruck des Linearen. Es ist mitunter von einer geradezu satanischen Genauigkeit und unerschöpflich in neuen Einfällen, das einfallslose Element der dünnen geraden Linie zu komplizieren; da finden sich, sobald man sich einfangen läßt, Kreuzungen der feinsten Strahlenbündel, Eckungen und Wiederausstrahlungen, die das Quälendste an Polytonie des Monotonen und die perverseste Hingabe brennender Phantasie an die eisige Kälte des Mittels sind. In anderen Blättern dagegen steigt – um eine Stufe natürlicher – Fruchtiges, Hautiges, Eingefaltetes, Geschlechtliches an die Oberfläche, an einzelnen Stellen so plötzlich herausprallend wie ein Überfall und mit bewunderungswürdiger Kraft dargestellt, aber fast immer listig und ebenso schnell in die Form eines Blattes oder eines Zweigs oder eines Unbestimmten sich zurückziehend, das nun der fleischige Zehenballen einer Frau, aber auch bloß eine harmlose Pflanzenform sein kann. Manchmal kreuzen sich zwei solcher Phantasieströme und man schaukelt ungewiß auf einer Dünung, bis man den Stift von den gleichen unsichtbar bleibenden Kräften weitergetragen fühlt.

Sehr Diesseitiges. Aber gewiß manchmal nicht bloß mit Kunst verwandt, sondern stärkster Expressionismus. Und das sind, die das machen, verbrauchte alte Menschen, Arbeiter und Dienstboten, in deren Seele, sobald sie von ihrer gebückten Stellung erlöst wird, hinter den sonst demütig blinzelnden Augen solche Bilder erwachen. Hat man den Eindruck von überirdischen Kräften? Man hat den traurigen Eindruck von Kräften, die ungenützt in den Boden unserer Erde versickern.

[<]

## Der Wechsel im Wiener Burgtheater

*[9. August 1922]*

Schon im Frühjahr, als die «Informierten» sich eben erst geirrt hatten, weil der Direktor des Burgtheaters trotz aller Voransagen im Sattel blieb, sagten sie voraus, daß er zwischen den Spielzeiten fallen werde. Er stieg freiwillig aus dem Sattel, als der Tag der Prophezeiung kam; ob er zu den Informierten gehört, weiß ich nicht. Jedenfalls hat er noch nie eine während seiner Direktionszeit in ihn gesetzte Hoffnung so genau erfüllt, wie diese.

Sein Abgang bedeutet gleichzeitig einen Wechsel im System: auf den Dichterdirektor folgt der Schauspielerdirektor. Die wertvolle Idee, an die Spitze der Nationalbühne einen Mann von führendem Geist zu stellen, ist im vergangenen Jahr durch eine unglückliche Wahl diskreditiert worden, und um dieser Idee willen ist Wildgans bekämpft worden; dem Schauspieler nachfolger blickt man sine ira et studio, das heißt mit einer gemäßigten Hoffnungslosigkeit, entgegen. Der Name Paulsens ist in den periodischen Direktionskrisen zu oft genannt worden; seit Jahrzehnten scheint die Kombinationsgabe der für die Besetzung Maßgebenden über eine Alternativ-Terne Paulsen-Heine oder eine von einem blinden Waisenknaben zu ziehender Außenseiter nicht hinausgelangt zu sein; das gibt dem neuen Mann etwas von dem fatalen Beigeschmack, den die Ministerpräsidenten im alten Österreich hatten, die von den Zuckungen, in denen sich der Staatskörper wälzte, immer wieder emporgehoben wurden und – etwa fünf an der Zahl – wie die Schaufeln eines Rads unten durch und oben auf kreisten.

Was jedoch Paulsen mitbringt, ist Erfahrung als Darsteller und Regisseur, ein ruhiger Verstand und genaue Kenntnis der ihm anvertrauten Bühne. Es ist daher zu glauben, daß er die inneren Schwierigkeiten, an denen das Burgtheater leidet, wie keine zweite Bühne, und die Aufgaben der Neuorganisation, ohne die es nicht geheilt werden kann, meistern könnte. Ob er darüber hinaus imstande sein wird, der österreichischen Nationalbühne ein Führer zu sein, hängt wohl von Eigenschaften ab, die er noch nicht Gelegenheit hatte, öffentlich zu zeigen.

[<]

### Reinhardts Einzug in Wien

*[16. September 1922]*

Redoutensaal der ehemaligen Hofburg: Gold in Weiß, zeremoniöse Geradlinigkeit, Schwung zweier Treppen am Ende; Gobelins an den Wänden, und herrliche Glastrauben von Lustern. Man glaubt keine Bühne zu sehn, sondern bloß einen Teil des Saales ohne Stühle. Was die Szene braucht, wird auf ein Glockenzeichen von Dienern herbeigetragen, und vor größeren Verwandlungen zieht sich ein Vorhang zusammen, der kaum bis zur halben Höhe des Raums emporreicht. Hier und so hat Max Reinhardt seinen Einzug in Wien gehalten, nachdem ein Jahr lang von seiner Sehnsucht danach die Rede gewesen war, und die verschiedensten Möglichkeiten

ausgesprengt, bekämpft, als sicher hingestellt und doch widerrufen worden sind.

Gespielt wurde Clavigo.

Die Entwicklung dieses Stückleins – das aus fünf Bildern besteht, die sich Akte heißen – läuft zwischen Extremen hin und her, aber immer hübsch geradlinig. Bald ist Clavigo gut, bald treulos. Bald zieht es ihn zu Marien, bald zu allen den andren, die man noch nicht genossen hat. Bald ist er Mensch, bald Genie, das sich über einen Menschen hinwegsetzt. Schwach spürt man Erlebtes dahinter. Stark die Beschäftigung mit Grundsätzen. Es ist etwas Unveränderliches in all der Veränderlichkeit Clavigos: nachdem einmal feststeht, wozwischen er schwankt, schwankt er regelmäßig und ohne Komplikationen. Nicht etwa «Psychologie» vermißt man, sondern eine Mehrfalt an Ethik. Es ist ein frühes Stück; geschrieben mit 25 Jahren; zur Zeit des Werther. Die Synthese von Nachdenklichkeit und Gefühl, welche der folgenden Epoche der Empfindsamkeit ihre fast reformationszeitliche Seelenlebendigkeit schenkte, ist darin noch nicht bis zu Ende vollzogen. Aber es leitete sie ein, und das ist ebensoviel wie vollenden.

Für unser Empfinden hat die Sprache jener Zeit etwas Papierenes und Unnatürliches, man sank sich an den Busen und drückte seine Gefühle in langen Reden aus. Es schien dem jungen Goethe ein natürlicher Ausdruck der Situation zu sein, Carlos und Beaumarchais und Clavigo sagen zu lassen, was er, Goethe, gehörig, angemessen und erschöpfend fand. Wir heute aber, die hinter den Expressionismus geguckt haben, können uns kaum vorstellen, daß sie wirklich so redselig gewesen sind, wie sie schreibselig waren, die Menschen jener Zeit, und in Wahrheit werden sie wohl sehr intellektuell empfunden haben, und ihre Abhandlungen, wenn sie auch nicht immer ausgesprochen wurden, schwangen gewiß stets im Hintergründe ihrer Worte. Hier steht die Regie vor dem Problem. Sie kann entweder die Illusion jener Zeit spielen lassen, Gewesenes mit einem leichten Akzent der Vormaligkeit, oder sie kann in der Illusion jener Zeit spielen lassen, als ob diese langen Reden und dogmatischen Gefühle das Natürliche selbst wären. Das erste würde leise erschütternd daran erinnern, wie die Zeiten ins Grab sinken, und entspräche allein dem wahren Verhältnis zu jener Kunst, aber es würde merkwürdigerweise den meisten als eine artifizielle und historische Auffassung erscheinen, während kein Kenner des Theaters daran zweifeln wird, daß die stärkste Abweichung von unserer Natur, so sie nur nach hinten vollzogen wird, auf dem Theater natürlich oder doch in keiner Weise anstößig wirkt. Es wird also jeder begreifen, daß *Reinhardt*, der das Stück mit seinen besten Berliner Kräften (Moissi, Lossen, Dieterle usw.) besetzt hatte, diesen alten jungen Goethe ohne mit der Wimper zu zucken spielen ließ, als läge nichts dazwischen, und auch daß es gelang. Er setzte eigentlich auf die Unnatur des Schreibstils die zweite Unnatur eines Bühnenstils, sorgfältig sich drehende Bilder, an einem Drahtstiftchen gehaltene Leidenschaften, *Dieterle* in jedem Zoll der ganze französische Konvent, *Moissi* ein mit wunderholdem Gesang begabtes Goldfasanenmännchen, gestufteste Töne und Optik, jede Stofffalte Samt und Brokat zwischen den Zeilen herausgeholt und kunstvoll ausgebreitet. Hochstehende subtile, verzweigt entwickelte Komödie.

Ich glaube deshalb, daß sich den Wienern mit Reinhardt jene Theatersehnsucht erfüllen wird, die sie mit dem kaum noch verstandenen Wort Burgtheater bezeichnen, und daß er in Wien jenen Boden findet, wo seine Kunst sich vollenden wird, die im letzten Ziel, wenn ich sie recht erkenne, eine hochstehende Gesellschaftskunst ist. Es gibt kluge und feine Leute in Wien, die in einer solchen die Spitze des Theaters erblicken. Ich gehöre (mit Respekt) zur andren Partei.

[<]

**Wiener Theater**  
**Martin und Kortner**

[1. Oktober 1922]

Es gibt in diesem Jahr eine Arbeitsgemeinschaft des Volkstheaters mit der Raimundbühne in Wien, Darsteller- und Stücketausch, Zusammenfassung, man scheint hoffen zu dürfen: kräftigeres Leben.

Mit Karlheinz *Martin*, dem Wanderregisseur, der vom Raimund-Theater verpflichtet worden ist, beginnt es. Er hatte schon im Vorjahr an der gleichen Stelle den *Florian Geyer* inszeniert: in bleibender Erinnerung davon das Ende des 1. Aktes, in der Kapitelstube zu Würzburg, da die Messer in die Kirchentür fahren, und aus den blitzenden Klingen, den immer höher übereinanderkollernden Rufen und einer klug vorbereiteten Spannung sich im Nu etwas auftürmt, etwas im Augenblick Ungewisses, aus dem im nächsten Augenblick eine Herzensflamme deutscher Not und Zerschlagenheit bricht.

Dieses Jahr im *Othello* gab es zunächst schiefe Häuserchen mit verdrehten Fenstern, keine Pappendeckelnatur, kein Lohengrinvenedig, sondern planvolle Willkür; bemerkenswert, um wieviel natürlicher sich die in langen Sätzen und Figuren laufende Rede Shakespeares darin ausnimmt. (Rodrigo halb narrenhaft, halb ernst, spukhaft unheimlich vom Regisseur nach Jessnerschem Vorbild zur Steigerung verwendet.) Später läßt die Erfindungsgabe nach, die Szenen auf Cyprien sind nur noch schönliedrig mit breitem Faltenwurf. Fritz *Kortner* (in Wien unter Ausschluß der Öffentlichkeit entdeckt, in Berlin geworden; bei Jessner als Richard III. wie mit Säuren in die Erinnerung geätzt) spielte den Othello. Gläubigkeit, Einfachheit, Stärke, Gefühl der eignen Pracht: vorher; hilfloser Tumult dieser, nicht durch das kleinste bißchen von Lebensverschlagenheit verbundenen Elemente nach der Entdeckung von Desdemonas vermeintem Verrat. Ungewöhnlich nur in der Ausgestaltung dieser Elemente, rührend häßlich und stolz manchmal in einer Gebärde. Zu dieser «Auffassung» kommt aber noch ein zweites, die Stimme. Sie ist bei Kortner wunderbar gegliedert und gegipfelt, aber – um bedeutende Leistungen zu würdigen, muß man auch den Tadel übertreiben! – sie hatte etwas von einer für sich dahingehenden Oratoriumsmusik innerhalb des Dramas, und nicht genug von einer dramatischen; selbstverständlich gab sie nicht bloß Deklamation, aber hatte doch zuweilen etwas von Rezitation, kam in den wunderbar wildesten Schreien aus einem bloß Sprechenden, nicht Handelnden; sie litt nicht, sie tat. Damit ist nicht ein Unvermögen, sondern der Stil berührt; Shakespeare läßt sich nicht naturalisieren ohne Gewalt gegen das deklamatorische Element, das in ihm selbst ist, sein Stil wurde wiederzugeben gesucht durch einen manchmal ehernen Wortgesang und etwas «ausgehaltene», weniger expressive als illustrative Gebärden. Es wurde viel mit Pedale gespielt. Vom Effekt ist aber zu sagen, daß das Menschliche, Irdische dadurch geschwächt ward, ohne daß das Gedichthafte, Absolute, die Bezauberung volle Überzeugungskraft erhalten hätte.

Wesentlich glücklicher verbanden sich diese Elemente zur Aufführung von Wedekinds *Hidalla*. Hier war Kortner als Hetmann halb häßlicher Heros, halb unheimliches Reptil, leidender Geist halb, und halb eines jener unglücklichen, schiefen, fanatischen Wesen aus dem Terrarium unserer Erde, einer jener tausend heimlichen Gegenkaiser und Sektenpäpste, die ein geistiges Symptom unserer Zeit bilden. Wunderbar ging die dünne, grüngoldene wie durchscheinendes Metall gleißende, rührende, kreischende Stimme zusammen mit verzwickelt starren, korkzieherhaften

Gebärden, und die Regie Martins schuf namentlich im Anfang, wo das Stück noch nicht lahmt, lächerlich tiefe geistige Verzerrungen aus allen Schauspielern, unheimliche Entblößungen des Daseins. Durch den Prozeß der Aufnahme in einer neuen Jugend ist das groteske Element in Wedekind stärker hervorgetreten; so wie bei Abraham a Sancta Clara mit den Zeiten die «Bildung» und Philosophie abfiel, aber die wortbildhauerische Derbheit blieb, so bei Wedekind die Groteske. Ich glaube, ihm selbst ist vieles als eine schauervolle heilige Blasphemie erschienen, was er sagte, aber heute wirkt er als Da-da; er hatte immer wiederkehrende, sehr ernst genommene Symbole wie Zirkus, Dirne, Höherzüchtung, und heute wirkt nicht diese Predigt, wohl aber der fanatische, die derbsten Extreme packende unfreiwillige Teil im Genie des Predigers.

[<]

**Wiener Theater**  
**Der Schildpattkamm**

*[8. Oktober 1922]*

Dieser Schildpattkamm, vom Deutschen Volkstheater angenommen, vom Raimundtheater als Frucht der Arbeitsgemeinschaft gespielt, von zwei Theatern also ausgezeichnet, ist sehr interessant – für die Soziologie des Theaters.

Es kommt nichts darin vor, sondern alles kommt nach; nach vielen Vorgängern.

Ein Gatte hat eine reizende Frau, aber er möchte Abwechslung.

Er lernt im Seebad eine entzückende, elegante Frau kennen und merkt nicht, daß sie viel weniger elegant und entzückend ist als seine eigene, sondern nur ein Probierfräulein.

Er wird ertappt und hinters Licht geführt, statt der fremden kommt seine eigene Frau zum Stelldichein im Dunkeln.

Er ist ahnungslos berauscht und muß danach selbstverständlich, aber auch umständlich durchs Fegfeuer aufglimmender Ahnungen. Die Seele dieser Verwicklungen ist ein aufgefundener Schildpattkamm.

Er erkennt schließlich den wahren Wert, bereut, erhält Verzeihung und wird ein braves Männchen.

Neu ist daran nur, daß die Leute anders heißen; davon abgesehn, sind alle Worte, Situationsausdrücke und Ausrufe dieses Stücks schon dagewesen. Sie sind nicht einmal an einen neuen Faden gereiht oder anders geknotet, sondern der alte Allerweltsfaden ist einfach hingelegt und liegt wie er liegt. Dennoch gefiel dieses Stück und wird andere nach sich ziehn, und der Theaterkommandant wird den Dramaturgen zum Kassenrapport zitieren und ihm an diesem Beispiel einschärfen, daß die wahre Kunst nicht nach Brot geht, weshalb man ihr nur solche Opfer bringen darf, von denen ihre Priester leben können.

Es ist also wichtig, sich klar zu machen, woran solch ein Erfolg liegt. Vor allem gerade daran, daß es nicht neu ist. Das alte langweilt nur, wenn es unaufhörlich wiederholt wird; kommt es bloß ein paarmal im Jahr wieder, so sagt der Mensch ah, fühlt sich geschmeichelt, weil er vorausblickt,

und auch angeheimelt, sozusagen geehrt dadurch, daß eine so bekannte Sache nun auch zu ihm kommt. Der Erfolg der Reklame beruht darauf.

Wenn man die Personen eines solchen Stückes anschneidet, so fließt kein Blut, Racine ist weniger abstrakt als diese Stückeschreiber, aber seine Abstraktionen sind auch weniger geläufig als die ihren, und nur daran liegt es. Man rede unsern Dichtern nicht ein, daß sie nicht geistig sein dürfen; das Publikum begnügt sich mit den magersten Andeutungen und den schematischsten Skizzen von Geschehnissen; im Gegenteil, je schematischer sie sind, je rascher es alles selbst weiß, desto lieber ist es ihm.

Was soll man endlich dazu sagen, daß eine Frau die Kenntnis von einem Fehltritt des Gatten dazu benützt, ihm die Bezahlung teurer Kleider abzupressen? Nun, man sagt gar nichts dazu, sondern lacht und findet sie ein reizendes Frauchen, solange das ein Spaß ist, wie man ihn hundertmal gehört hat. In dem Augenblick aber, wo das ein wirklicher Spaß wäre, etwa von Shaw, wäre die Entrüstung da. Denn dann wäre es ja ernst gemeint. In solchen Fällen pflegen dann sogar die Kritiker zu sagen, der Spaß wäre zu intellektuell und hätte kein Gemüt.

Man soll immer dem Publikum recht geben. Das Publikum versteht die leisesten Andeutungen, ist anspruchslos und scheut selbst vor moralischen Wagnissen nicht zurück; es versteht sogar vor Langeweile zu lachen. An ihm liegt es wahrhaftig nicht! Man darf ihm bloß nicht ernst kommen, auch nicht im Spaß, denn es schwänzt die Lebensschule, wenn es ins Theater geht. Das Theater ist die Pause, wo es gröhlt. Vom Ernst hat es im Leben genug. Aber daß man im Ernst vom Leben genug haben kann, in der Lebensschule, ist natürlich ein Fehler der Schule. Das Publikum ist unschuldig, wenigstens von dem Augenblick an, wo es im Theater sitzt. Höchstens in den Zwischenakten, wo es von Devisen, Regierungswechsel, der Tarockpartie oder der Schneiderin spricht, ist es schuld daran, daß ihm der Schildpattkamm gefällt.

[<]

### Wiener Theater

[19. Oktober 1922]

### Das Traumspiel von Strindberg

Das Gastspiel des Berliner Regisseurs Karl Heinz *Martin* hat das Traumspiel wiedergebracht, es wird so bald kein schöneres Stück in Wien gespielt werden, aber die Aufgabe für die Bühne ist fast nicht lösbar, so sehr haftet das Beste im Tonfall des Dichters, der sich schwer erklären läßt. Was der Dichter sagt, bildet da eine Einheit mit dem, was er nicht sagt, aber ein anderer an seiner Stelle gesagt haben würde, die Wechsel von Dur und Moll im Hintergrund der Worte sind von Bedeutung und die Worte gehn nie so fort, wie sie angesetzt haben. Sechzehnteltöne der inneren Sprache entscheiden, Zwischentöne, Untertöne, Mittöne. Gelingt es nicht, diese Tausendfältigkeit mit ihren tausend Falten in die Wirklichkeit zu übertragen, so muß der Spielleiter irgendwo einen Strich ziehn, und *Martin* zog ihn etwa hinter dem Begriff Traumstimmung: was vor diesen Strich fiel, war da. Also langsam Hauchendes, durch Wände Tretendes, plötzlich Dastehendes, nein,



Dagestandenes, aber mit einemmal erst Bemerktes Schräges, Raunendes, Flutendes, sanft Unlogisches, steif Gesperrtes, halb Belichtetes. Um Ordnung zu geben, etwas stärker, als vielleicht gut ist an den Faden der Erzählung von Indras Tochter gereiht, welche Reihung doch eigentlich nur eine schwache Verbeugung Strindbergs vor der Tageslogik ist. Stärker als beim Lesen wurde diese Frauenfigur, die überall dabei ist und in Frau Roma *Bahn* (aus Berlin) noch dazu eine dominierende Darstellerin fand, auf der Bühne zur Trägerin einer Handlung die Strindberg wahrscheinlich gar nicht so sehr gewollt hat. Denn nicht, daß Indras Tochter auf die Erde niedersteigt und nun deren Leiden kennen lernt, ist das Wesen des Traumspiels, und auch nicht die Art und Stationen dieser Leiden der Liebe, des Neides, der Angst und Eifersucht, die, wenn ich sie jetzt auch alle aufzählte, kein Bild geben und sehr oberflächlich zusammengestellt wirken würden, sondern das Wesentliche ist der traumhafte, tiefe Unernst, mit dem das alles behandelt wird. Der Träger der eigentlichen Handlung ist der «Offizier», diese Figur, in der sich Strindberg spiegelt wie in einem zerbrochenen Glas, und diese ist der Chorführer durch den in das Spiel die rührende Hilflosigkeit des erwachsenen Mann-Träumers hineinkommt. Herr *Hadank*, ein aus Deutschland gekommener neuer Schauspieler, gab ihn mit sichtlichem Talent, aber in der ganzen Anlage, wenn ich so sagen darf, aus einem weniger tiefen, gutmütigen Traum heraus als Indras Tochter, und schon diese kleine Verschiebung des Kräfteverhältnisses empfand man, so empfindlich ist – das Stück noch, wenn ihm die Regie alles gibt, was möglich ist.

### Eine verspätete Erstaufführung

*Beer-Hofmanns* fast zwanzig Jahre altes Stück, der viel – bloß in seiner eigenen Heimat nie – gespielte «*Graf von Charolais*» hat ein Geheimnis des Reizes, das sich mit den Jahren vertiefte.

Das Stück stellt seine Figuren so gemächlich auf wie die Bauern zu einer Schachpartie; einen ganzen Akt lang die weißen, im nächsten Akt die schwarzen. Es hat einen blutigen Schluß, der jeden Offizier ermutigen könnte, seine Gattin zu durchbohren, wenn er sie bei einem Fehltritt überrascht. Es leitet den Zuschauer ohne Übergang und unmittelbar aus dem Innern eines glücklichen Ehegemachs vor die Zimmertür eines Absteigquartiers, durch deren dünne Bretter er das Fauchen der Sünde hört. Es setzt Engelhörner auf, in dem doppelten Sinn, daß da ein Engel von einem anderen gehört wird, wie daß man sich zuweilen an Engelhorns Romanbibliothek erinnert fühlt. Und dennoch ist es ein Stück, das man liebt.

In einer Zeit geschrieben, wo andere dem Dialog mit alten Sprachbrocken aufgeholfen und ihn also der Wahrheit genähert hätten oder den Glanz des alten Stoffes wohlgefällig esoterisch zwischen den Fingern hätten gleiten lassen, in einer teils bürgerlichen, teils antiquarischen Zeitstimmung gestaltete es Ideen und gab sich gleichzeitig ganz naiv der Freude an dem schönen Kostüm einer alten Handlung hin. Dieser Hang zur Tiefe wie zur Naivität ist wohl sein Geheimnis. Man denke einmal an ganzseitige Illustrationen in alten Familienblättern, wo Reiter in Lederkollern auf Wache stehn und schöne Frauen mit gerafften Röcken sich über Treppengeländer beugen; das ist wohl Kitsch, aber in jedem Kitsch steckt eine wahre Sehnsucht, die darin bloß verborgen und verzweigt wird und von dieser wahren Sehnsucht und nicht von dem Kitsch fiel ein Tropfen in dieses Stück. Das ist seine Naivität, aber auch sein Mut und sein Ernst. Es sind Stellen darin, wo die Tugend hoch zu Roß sitzt und ein Trompeter ihr voranreitet (z. B. wie es der treue Freund im fünften Akt den Ungetreuen «gibt»), und auch Stellen, die so bedenkenlos auf die Wirkung zielen, wie es sich nur die völlige Reinheit erlauben darf, sie könnten von einem Pointenschinder sein, aber sie sind es eben nicht, sondern ergeben sich ganz natürlich, das heißt wohl, aus einer Natur, der das wirklich Freude macht, und nicht aus einer, die

bloß weiß, daß man damit im Theater andren Freude macht und ihren Beifall erntet.

So ist etwas Herbes, von Nebenrücksichten Lediges in den süßen Stellen dieses Schauspieles, wo ein anderes süßlich wäre, Tugend und Traum, Edles und Gegenwart. Ein Vater liebt so sehr seine Tochter, daß er fühlt, jeder Mann, der sie männlich liebt, wird sie nur wie einen Schluck Wein lieben; ein Sohn trauert um seines Vaters schimpfliches Ende so sehr, ist als Knabe im Sattel aufgewachsen, von dem niederen Gewirr der Welt so fern, daß er nur durch das Ungewöhnliche, Opfer seines Lebens oder ein Wunder aus ihrer ihn ekelnden Verschlingung befreit werden kann; und dieses Wunder tritt ein, kommt eine Treppe herunter im Glanz des Frauenkleides, Himmelsgüte und -fügung strahlt auf, und es könnte nun (das ist das Ende des dritten Aktes) das Triumphspiel der Freude beginnen. Statt dessen vollzieht sich gerade an diesem Unschuldigen das Schicksal, die Frau schenkt sich in einem verwirrten Augenblick einem an der Entbehrung ihrer Liebe leidenden Jugendfreund, einem Leidenschaftlichen nicht bloß Guten, zu spät bricht auch aus der Tugend das Feuer, zu dem sie auflodern kann, das Ende findet Gebrochene, Geschlagene, Unsichere und der Tod besorgt das Fallen des Vorhanges.

Es soll der Kritiker an Werken, die man Dichtung nennen darf, nur mit Vorsicht seinen Witz üben, aber man kann wohl sagen, daß in diesem Schauspiel zwischen dem ersten und zweiten Teil die Verbindung nicht stark genug ist, die süße und die bittere Quelle mischen sich nicht, trotz der fünf Akte. Es bleibt bei einer Gedankenwelt mit einzelnen Provinzen und vielen Fäden, die nicht mit einheitlicher Kraft zu einem letzten Strang gedreht sind. Hier hätte ein Spielleiter durch all die dramaturgischen Hilfen nützen können, von deren Möglichkeit die rein schauspielerische Regie des Burgtheaters leider keine Ahnung zu haben schien. Man sah mehr Fugen, als vielleicht da waren.

[<]

**Wiener Theater**  
**Der Schatten**

[1. November 1922]

Der Dichter heißt Dario *Niccodemi*, das Stück soll im Vorjahr in Italien Erfolg gehabt haben, und die Durieux brachte es mit ihrem Gastspiel zur deutschen Uraufführung nach Wien. Es gibt aber dort wichtigere Dinge, um sie auf Reisen mitzunehmen.

Wenn man gesagt hat, daß eine schöne geliebte Frau jahrelang an Händen und Füßen gelähmt war, wie durch ein Wunder genest, die Genesung solange verheimlicht, bis sie ganz sicher ist, dann den Gatten in seinem Atelier, beim Werk überrascht, um dort im innersten Kreis seines Lebens sich voll Seligkeit wieder in Rechte und Pflichten einzusetzen, und so hat man bereits bei diesem Gedankenstrich das ganze Stück erzählt, denn es ist so sicher wie der Kalender, daß sie dort auf die gesunde Nebenbuhlerin stoßen und kämpfen müssen wird. Es ist schade, daß man immer nur für die Zwangsvorstellungen der Narren sich interessiert; die des gesunden Publikums, wie sie sich in den Stücken äußern, die ihm gefallen, sind nicht weniger automatisch. Ungewiß ließen sie im vorliegenden Fall bloß den Schluß; aber auch nur insofern, als es der freien Erfindung anheimgegeben ist, welche der drei Personen zu unterliegen hat und ob es eine Tragödie oder bloß ein Schauspiel werden soll. Sobald Dario Niccodemi ein kleines Kind

erfunden hatte, was im zweiten Akt geschah, war dargetan, daß die zu spät genesene Gattin das Feld zu räumen hatte, und da es eine Tragödie nicht werden sollte, so resigniert sie im dritten wieder zur Rolle des «Schatten».

Es wäre übrigens nicht ausgeschlossen, in diesem Rahmen ein Menschenstück unterzubringen, auch Goethes Stella, mit dem lange abgeschieden gewesenen Gatten, hat einen verwandten Vorwurf, und vor kurzem hat der Krieg an tausenden von Heimkehrern nicht mit Variationen des Themas gespart. Herr Niccodemi verzichtete jedoch darauf, Schicksale zu zeichnen, und begnügte sich mit einem Geschehnis, was überaus charakteristisch für den heutigen Theaterzustand ist. Das heißt, drei lange Akte lang sagt er dem Publikum nichts als: denkt Euch, wie schrecklich es ist, was ich mir ausgedacht habe, eine Gattin kehrt also zurück usw., und er malt es ihm aus; jetzt strahlt sie ahnungslos, jetzt packt sie der Zweifel, jetzt überwindet sie ihn, jetzt trifft sie der Streich, nein, noch nicht, aber bald – mit einem Wort, er zieht seiner Erfindung gründlich die Würmer aus der Nase und ruft durch diese Gebärden wie ein geschickter Taschenspieler die Illusion hervor, daß sich geradezu ein Drache von Wurm in der von ihm erfundenen Nase befindet.

Das ist der (wahrscheinlich naive und unbewußte) Trick; denn wenn sich ein moralisch vollsinniger Mensch fragt, ob das alles denn wirklich so tragisch sei, so muß er sich antworten, daß es ebenso oft zur Komik führt und gewöhnlich zu einem stumpfen Kompromiß oder zu kleinlich zerreibendem Zank. Ein moralisch vollsinniger Mensch wird also mit seinen Gefühlen zurückhalten, bis er die näheren Umstände kennt, und wird sein Verhalten von dem der Beteiligten abhängen lassen, während ein moralisch schwachsinniger Mensch zu jammern oder zu rasen beginnt, sowie er nur das Stichwort hört und bevor er noch Näheres weiß als das ganz Allgemeine, daß der Vorfall allgemein für schrecklich gehalten wird. So wie Urteil zu Vorurteil, Gefühl zu Sentimentalität, Erlebnis zu Begriff verhält sich der moralische Vollsinn zum Schwachsinn, und – verhält sich auch Dichtung zu Theatralik. Es ist verderblich, den moralischen Schwachsinn nur bei den Kranken und Verkommenen zu suchen, nicht der entartete, sondern der wohlgeratene, jener der Gesunden, Gerechten und Denkfaulen ist der für ein Volk gefährlichere, mit einem Wort jener, den es in seinen Theatern pflegt. Die Stumpfheit und Roheit, die an den Lösungen solcher Konflikte im Leben so häufig wahrzunehmen ist, kommt davon her, daß die Menschen mit der Moral, welche ihnen von der Gesellschaft eingeprägt wird, ja sozusagen nur den moralischen Elementarunterricht erhalten, und die höhere Schule der Dichtung ihnen zeitlebens fehlt, weil sie – solange ihr Leben seinen normalen Gang geht – alles tun, um sie unmöglich zu machen; Theater und Leben sind wechselseitige Symptome, und man muß das Theater dort ernst nehmen, wo es nicht ernst zu nehmen ist.

Je allgemeiner das gilt, desto ungerechter ist es natürlich, es Herrn Niccodemi persönlich vorzuwerfen, und es soll gerne nachgetragen werden, daß sein Stück auch Ansätze tieferer Behandlung enthält, nur daß sie eben, vom Zeitgeschmack beeinflusst, Ansätze bleiben, und daß es überall die angenehme Temperatur geschmackvoller Mäßigung aufweist. Die Frage, warum Frau Durieux, die eine ehrgeizige und bedeutende Schauspielerin ist, dieses Stück mitbrachte, beantwortet sich damit, daß es eine Riesenrolle enthält, eine Orgelrolle mit fast allen Registern der Schauspielerei, Hoffnung, Eifersucht, Enttäuschung, Zorn, gekränkte Liebe, Resignation breiten sich darin wie ein Pfauenrad auseinander. Aber da sie eben nur zu einer Rolle gehören und zu keiner Seele, so besteht nirgends ein rechtes Verhältnis zwischen dem Anlaß und den gezeigten Gemütsbewegungen. Wenn ein Mensch über schlechte Scherze zu herzlich lacht, pflegt man einen respektlosen Schluß auf ihn zu ziehn, und unwillkürlich tut man das auch, wenn einer über falsche Schmerzen weint; die Lust einer Schauspielerin, ihre Künste zu zeigen, in Ehren,

aber drei Stunden lang sich aufs äußerste aufregen und während der ganzen Zeit kein einzigesmal durch den Gedanken gestört werden, daß man Banalitäten des Herzens so breit ausmalt, ja gerade sie als Kostbarkeiten zeigen (die Duse glitt neben, über solchen Rollen hin), ist – etwas wenig.

[<]

### Das Reinhardt-Gastspiel in Wien

[14. November 1922]

Ich habe seinerzeit über den Beginn berichtet; die Entwicklung blieb nachzuholen. Der erste Eindruck – durch Clavigo – war: entfaltend sich drehende Bilder, sorgfältig an einem Drahtstiftchen gehaltene Leidenschaften, auf die Unnatur des gefühlvollen Schreibestils gesetzte Unnatur eines Bühnenstils. Bei großem Respekt, den es einflößte.

In der «*Dame Kobold*» der Hofmannsthalschen Calderonbearbeitung konnte man noch im Zweifel sein. Reizende angezogene Puppen. Eine Puppenhandlung. Spiel mit einem Spiel; Spiel mit der Lebensferne eines Spiels, das einst, als es noch warm war, wahrscheinlich doch durch große Lebensnahe gewirkt hat. Eine justament archivarische Einstellung zur Theaterkunst; lebendige Weisheiten des Wortes gelegentlich eingebettet. Dabei etwas von dem Reiz geschwungener Kirchenfassaden. Von dem Rendezvousreiz abendlichen Barockgemäuers. Reizend eingesalzene Vergangenheit; vom Standpunkt der Kochkunst vollendet, aber vielleicht etwas kalorienarm.

Der Wendepunkt trat für mich ein mit dem dritten der fünf Akte von «*Stella*.» Wie herrlich, wie kühn naiv ist dieses Stück! Etwas breit in der Rede des Gefühls, und anfangs widerstrebt man, wenn Reinhardt alle Goetheschen Ausrufzeichen eigens noch in Gebärden umsetzt: aber wenn Cäcilie ihren ungetreuen Fernando wiedersieht (von Frau *Lossen* unübertrefflich gespielt), in diesem einen menschlichen Augenblicke, der voll einer Unendlichkeit des Leidens und ein Stummwerden rings um das Schicksal zweier Seelen ist, wird die ganze Aufführung bis in die fernsten Spitzen so durchsichtig und gesetzvollendend wie ein Kristall.

Noch einmal: wie kühn naiv ist dieses Stück noch heute. Nicht daß Fernando zwischen Cäcilia und Stella schwankt, ist sein Wesen, sondern, daß er eigentlich gar nicht schwankt und aufrecht, ganz, lodernd bei der einen ist und fast im gleichen Augenblick ebenso bei der andren. Das ist ein Ärgernis nicht nur den guten Christen, sondern auch den Libertins in den Kaffeehäusern, welche über die einfache Division eines Herzens durch zwei längst hinaus sind. Wie aber dieses Herz dabei eines und sich selbst gleich bleibt und wie es mit zwei andren wirklichen und erfüllten Herzens verschmilzt, das ist das Exempel. Es wurde die erste Fassung gespielt, in der beide Frauen beim Mann bleiben; Goethe predigt darin mit glühenden Zungen: seid gut, und es geht; und siehe es ging. («Er fühlte Menschheit! – er glaubte an Menschheit ...») Diese Aufführung war, in der unaufdringlichsten Weise hinter einem vollendeten Stiltheater versteckt und gleichsam in ihm verschwebend, ein moralisches Ereignis.

Wohl ein genügender Grund – wenn ich auch nicht weiß, ob er der entscheidende war – für die derzeit regierende, an moralischen Entscheidungen besonders interessierte christlich-soziale Partei, ihr Organ, «die Reichspost», während der jüngsten Burgtheaterkrise verkünden zu lassen, daß gar nicht daran zu denken sei, Reinhardt an die Spitze dieses künstlerischen Staatsinstituts zu

rufen. Ich weiß nicht, ob er das überhaupt anstrebt, aber er spielte dann mit seinen Schauspielern noch das französische Lustspiel «*Schöne Frauen*», obgleich es ein Schmarrn ist, mit jener unnachahmlichen Vornehmheit, die ein von allen Verehrern gerühmtes Vorrecht des Burgtheaters ist, von dem es nicht immer so vollen Gebrauch macht.

[<]

### Trugschlüsse

[24. November 1922]

Die Theater machen seit Menschengedenken schlechte Geschäfte, weil sich die Zuschauer in ihnen langweilen. Man schließt, die Zuschauer langweilen sich, weil sie die Schauspieler nicht genug unterhalten. Endlich schließt man, die Schauspieler unterhalten sie nicht genug, weil sie selbst nicht in ihrem Element sind.

Welches ist also nun das Element des Schauspielers? Man schließt logisch: das Schau-Spiel. Der Schauspieler will Gelegenheit finden, ein vehementes Scheinleben auf der Bühne zu entfalten. Er will sich gebärden, schluchzen, schreien, herumfahren, in fremde Gestalten hinein- und aus seinem bürgerlichen Ich herausfahren können. Er will gut sein, böse sein, traurig, wild, heroisch, neidig, grausam, edel – alles in einem Ausmaß, das ihm sein privates Leben nicht bietet: er will wirken können.

Nun sind wir aber im Leben nicht gut, sondern gutmütig. Nicht böse, sondern geschäftstüchtig. Wir sind nicht traurig, sondern schlecht aufgelegt. Nicht wild, sondern nervös oder gereizt. Das Element des Schauspielers besteht also aus Elementen, die es nicht gibt. Die Dichter tragen natürlich auch sehr schwer unter diesen alten Vorstellungen, obgleich sie sich alle Mühe geben, neue zu vermeiden. Das Leben, das sie vorfinden, ist so verwickelt, daß es eigentlich gar keine Verwicklungen mehr hat, und man muß beim Besingen wie ein Kanarienvogel die Augen schließen. Wer das vollkommen kann, ist ein «Roller», das heißt einer, der gute Rollen schreibt; wer es nicht vermag, kann ein sehr gescheiter Mensch sein, aber er ist kein Dichter. Denn ein Dichter ergreift nicht das Gemüt, sondern er ergreift die Vorstellungen, die sich andere vom Gemüt gemacht haben, und mit Hilfe dieser ergriffenen Vorstellungen ergreift er erst die Zuschauer und läutert sie zu der Erkenntnis: das habe ich auch schon immer gesagt. Diese Erkenntnis ist der sogenannte ästhetische Genuß. Er beruht, wie man sieht, auf Wahrheit, woher der Satz kommt, daß die künstlerische Wahrheit das oberste Erfordernis ist.

Um auf den Schauspieler zurückzukommen: es ergibt sich, daß er weder sich selbst spielt, noch irgendetwas, das er je frei herumlaufen gesehn hat, sondern Rollen des Dichters, das heißt das, was andere Schauspieler gespielt haben, weil es andere Dichter geschrieben hatten, die es geschrieben haben, weil es andere Schauspieler gespielt gehabt hatten. Man spielt Kettenauffassungen und Effektrationen. Die Schauspieler ahmen nicht das Leben nach oder die Dichtung, sondern einander und das Publikum. Sie spielen nicht Leidenschaften, sondern Leidenschaften spielende Schauspieler, nicht Menschen, sondern Spiegelmenschen und die Magie eines Panoptikums vom Hörensagen. Nun kann man sich wohl denken, daß dabei etwas sehr eigentümliches herauskommen muß.

[<]

Wiener Theater  
Christa, die Tante

[3. Dezember 1922]

Dieses Stück hat erstens den Knopf, der dem Zuschauer über eine Erscheinung der Welt aufgehen soll, die er bisher nicht beachtet hat, obwohl er sie täglich sah. Das ist ein Verdienst. Aber es ist ein Verdienst, das gewöhnlich überschätzt wird. Niemals hört man so leicht etwas ein «tiefes Problem» nennen, als wenn man die Menschen auf etwas aufmerksam macht, das sie wahrhaftig selbst hätten bemerken können. Knöpfe befinden sich an der Oberfläche. Daher sind sie häufig Hindernisse für die Tiefe von Dichtungen. Im vorliegenden Fall der Tante Christa heißt der Knopf: die alten Jungfrauen. Sie leben täglich mit uns, aber man würde sie erst bemerken, wenn sie fehlten. Ich habe einmal über ihre Bedeutung geschrieben, die moralische Gefräßigkeit der Menschheit, welche sich zur Zierde der Tugend Jungfrauen hält, sei um nichts geringer als ihre leibliche, der wir die unerhört grausame Existenz von Kapaunen danken. Mit diesem Satz, es war sogar ein Nebensatz, ist alles gesagt; ein Stück kann ihn nur verbreitern und höchstens verbildlichen. Es kann aus dem Satz nicht mehr herausholen, als darinsteckt. Die alten Jungfern waren nicht immer alt, aber sie waren immer, ach, sie waren immer, immer Jungfrauen! Das steckt darin, und mehr läßt sich heraus nicht holen. Man kann es ausmalen, man kann Musik dazu machen, man kann es mit Tränen beträufeln oder mit Zorn bestrahlen; aber mehr an menschlichem Gehalt, als in dem kleinen Knopf eingeknotet war, wird niemals herauskommen. Ausgenommen bloß den einen Fall, daß die Jungfrau nicht bloß eine Jungfrau, sozusagen nicht bloß ein Gattungsbegriff ist, – wenn es gerade hier so zu sagen erlaubt wäre – sondern auch im besonderen ein menschlich interessanter Fall. Aber dann ist der Knopf eben auch kein Knopf.

Soviel zur allgemeinen deutschen Dramaturgie der Knöpfe, die, nach einem mehr verbreiteten Vorurteil, den wahren Dramatiker zieren sollen.

Aber das Stück «Christa, die Tante» von Rolf *Lauckner*, das seine Wiener Erstaufführung am Raimund-Theater fand, hat mehr als einen solchen Knopf.

Es enthält in neun, bloß am Faden der verrinnenden Lebenszeit einander folgenden Bildern, etwas von dem einsamen Nebeneinandersein von Menschen, die täglich miteinander leben und kaum merken, wie unentrinnbar sie immer fester, jeder an seiner ihm selbst kaum bekannten Bestimmung kleben bleiben. Sitzenbleiben sagt die Sprache von den alten Jungfern, und etwas von Sitzenbleiben ist in jedem Leben; bei den gebornen alten Jungfern ist es bloß hypertrophiert. Christa sitzt schon mit einigen zwanzig Jahren, sie sitzt am Fenster und sieht zu, was auf der Straße andere tun. Sie hört auch zu, wenn – andere Musik machen. Sie ist still, empfindlich, gefügig, unaufdringlich; fast glaubt man, daß ein Schuß Gemeinheit zur Gesundheit gehört, wenn man die glücklich verheiratete Schwester neben ihr sieht, das sind schon Züge, die über die gewöhnliche Altjungfernkunde beträchtlich hinausgreifen.

Später setzen sich die verdrängten Wünsche in Muttergefühle für einen heranwachsenden Neffen um, und aus den mütterlichen Gefühlen brechen in einem überraschenden Augenblick wieder die Wünsche hervor. Grauen der Jugend vor der plötzlich entgleisenden liebevoll verehrten Autorität, Chok der Scham bei der Beschämten, Zurückhaltenden, ein einzigmal vergeblich

Ausgebrochenen; Tante Christa ist verrückt geworden, schreit der Junge, Nervenzusammenbruch kommt über die Tante, und dann, im letzten Bild, kopfwackelndes Gealtertsein. Solche Ereignisse (in einen erfrischenden Realismus gebettet) sind schon mehr als das Geheimnis der alten Mamsell. Solches freundlich Getretenwerden, an Hemmungen würgen, Pech haben, böser als böse erscheinen, wenn man sie einmal abwirft, hat schon mit Jungfräulichkeit nicht mehr ausschließlich, ja nicht einmal mehr mit Sexualität zu tun, sondern ist ein Stück Menschenschicksal.

Es ist schade, daß die Erfindung Lauckners, wo sie nicht in solchen Bildern, sondern in Worten denkt, um etliche Lokomotivkräfte schwächer erscheint. Da findet sich nur ziemlich unpersönliche Lyrik über Frauenlos, Einsamkeit und dergleichen, fast – als wollte der Dichter durchaus einen Knopf aus den widerspenstigen vielen Fäden seiner dramatischen Lebendigkeit machen.

Der Eindruck blieb daher geteilt, was immer vorteilhaft für das Schicksal von Stücken ist, weil die Guten wie die Bösen auf ihre Kosten kommen.

Geteilt war auch der Eindruck der Aufführung. Direktor *Beer*, der Burgtheaterkandidat, sorgte mit magischem Licht, in der Geisterstunde losbrechendem Klavierspiel, stimmungsvoller Zwischenszenenmusik und ähnlichen Mitteln dafür, daß die schwache Stimmungsgeistigkeit des Stückes auf Kosten seiner kräftigen Wirklichkeit recht deutlich dem Zuschauer zu Bewußtsein komme; seine Schauspieler waren aber so leichtsinnig, einfach gut zu spielen, als beschiene sie die Sonne und nicht der Schein tiefer Bedeutsamkeit.

[<]

### Die Wilnaer Truppe in Wien

[8. Dezember 1922]

Die Wirren des Ostens haben eine große Zahl wandernder Theatergesellschaften in die westliche Welt gesetzt, darunter die verschiedenen yiddischen Truppen, deren Sprache eine Mischsprache aus Hebräisch mit deutschen und slawischen Einschlägen ist, also, wenn ich darüber recht berichtet bin – eigentlich eine korrumpierte Sprache, die aber, an alten Überlieferungen und einer neu entstandenen yiddischen Literatur geschult, vollwertig an Klang und Ausdrucksvermögen ist. Die schauspielerische Kultur aller dieser Truppen ist von dem Moskauer Künstlertheater beeinflusst, das ohne Zweifel die höchste Regiekunst Europas besaß, und steht über dem europäischen großstädtischen Durchschnitt; die Literatur, welche sie mitbringen, vermag ich nur nach zwei Fällen zu beurteilen, und die lassen sich nicht vereinen. Die Truppe des Isaac *Deutsch*, die im Vorjahre unter der Leitung dieses außerordentlichen Schauspielers und Regisseurs in Wien spielte, brachte außer einem phantastischen Drama von Ossip *Dymow*, der selbst Leiter eines yiddischen Theaters in Amerika ist, aber dazu auch ein Dichter mit europäischem Namen, nur «Milieustücke» aus jüdisch-amerikanischem Einwandererkreis, die wie eine seltsame Verpflanzung der naturalistischen Problemliteratur anmuteten, die wir vor etwa fünfundzwanzig Jahren in Deutschland hatten. Die Wilnaer Truppe, welche ihm nachgefolgt ist, holt dagegen ihre charakteristischsten Leistungen aus der Umwelt chassidischer Sagen, einer phantastischen Welt, die – soweit es ein der Sprache und dem Milieu fremder Kritiker zu beurteilen vermag – ein

Gemisch der aller Mystik gemeinsamen Vorstellungen mit schweren Träumen und einem etwas negerhaften Geisterglauben ist.

Aber diese Mischwelt von Religion und Aberglaube ist ein guter Boden für schauspielerische Leistungen, welche den Geist traumhaft entführen. Es singt und psalmodiert leise und unaufhörlich in alten Riten zwischen den Kulissen dieser Spiele, hebt sich zu vollem Gesang und versinkt wieder in die halbe Melodie eines Sprechers, so daß man nie weiß, wo die Wirklichkeit aufhört, der Traum, vielleicht auch nur ein fremdes Gebet beginnt, oder schon wieder die gewöhnliche Wirklichkeit weiterläuft: es ist in dieser Kunst ein fortwährendes Passieren nach zwei Richtungen, zwischen Profanem und Religiösem, so wie es auch in den Menschen ist, die sie schildert als Menschen, die in ihrem wohlgefälligen Händlerdasein nicht intimer zuhause sind als in einem übergeordneten Geistesdasein, das sie ebenso sehr zu fürchten, wie zu lieben scheinen.

Die Truppe besitzt in Noe *Nachbusch* einen Sprecher, wie ich noch keinen gehört habe. Vielleicht sollte ich ihn einen Sänger nennen, denn die Grundlage seiner Klanggebilde ist zweifellos eine Tempelliturgie, aber so wie rhythmische Prosa nicht bloß ein Vers minus irgend etwas ist, sondern ein selbständiges Kunstgebilde, ist sein Sprachgesang ein wundersames, aus ihm aufsteigendes, sich in der Einsamkeit wiegendes Gewächs, das in der weiten Welt nirgends sein Vorkommen hat als in ihm. In herrlich starren Masken über die Szene schlurrend, verbreitet dieser Schauspieler eine atemraubende Stille um sich, läßt langsam seine Worte steigen, sich verschlingen und wieder in ein Häuflein Stille zusammensinken. Er tut sonst nichts, und man wird von einem aufregenden Verlangen erfaßt, diesen Wortarchitekten von Klangmärchenschlössern sich an anderen Aufgaben erproben zu sehn, denen er sich aber anscheinend entzieht.

Die zweite schauspielerische Seltenheit dieser Truppe ist Mirjam *Orleska*, die das Schönste ist, was die Bretter seit der Duse getragen haben. Vielleicht ist sie gar nicht im bürgerlichen Sinne schön, aber der Strahl ihres Auges, die Bitte ihrer Hände, die Bewegung ihres jungfräulichen Körpers unterwerfen sich schweigend den ganzen Raum ringsum, wie ein Gott die Erde im Augenblick, wo er sie betritt: man fühlt, daß das alte, mißbrauchte Wort, göttlich schön sein, gar keinen *Grad* der Schönheit ausdrückt, sondern die innerliche Herkunft, wenn man dem Spiel ihrer Liebesdarstellungen folgt. Auch hier ist es schwer, vom Urteil den Eindruck des Exotismus abzuziehn, und man wünscht sich, diese Darstellerin, die ein großer Gewinn der europäischen Bühne sein könnte, einmal in einer westlichen Rolle, vielleicht der Desdemona, zu sehn.

Die übrigen sind gute Schauspieler. Aber sehr gute.

[<]

### Russische Kleinkunst

[23. März 1923]

Lasse an einer wohlvertrauten Sache so und soviel Eigenschaften fehlen und entwickle die übrigen zur höchsten Vollkommenheit, die sich überhaupt erreichen läßt, so entsteht ein Eindruck, der seltsam unterwirklich und zugleich überwirklich ist. Ziehe zum Beispiel von einem Pferd die Lebensgröße ab, die Beweglichkeit, die undefinierbare Essenz des Wirklichseins, und



es bleibt ein kleines braunes Pferdchen aus papier maché, mit einem Schwanenhals, winzigen schwarzen Hufen, graziösen Lederriemchen; es steht hinter der magischen Scheibe eines Konditorladens und strahlt auf unwirklichen Bahnen einen Glanz in die Kinderseele, der später nie wieder erreicht wird. Vielleicht ruht der seltsame Zauber primitiver Skulpturen und Zeichnungen, das Gefallen an Skizzen oder rücksichtslosen Stilisierungen, der überreizte Schmuck unsrer Moden, ja das ganze Wesen der menschlichen Kunst und Künstlichkeit auf nichts als solchen inneren Amalgamen des Unterwirklichen mit dem Überwirklichen.

Mache nun mit einem Kabarettlied das gleiche; lasse das bißchen Sinn, das es zu haben pflegt, gänzlich fehlen und statt seiner mehrere Minuten lang nichts singen als «Ach, das ist das Jägerlein», oder «Occarina-Maccaroni», so gerätst Du an die selbe Grenze. Jenseits ihrer liegt die Idiotie; diesseits aber dreht sich das Jägerlein, blond, gutmütig, rund und grün wie ein bestrahltes Billardbrett um drei singende Bauernmädel, die es mit einer Melodie im Kreis kutschieren, die ihnen aus den Händen und Hüften flattert: und genau zwischen beidem, genau an der Grenze sitzt Du und bist so glücklich traurig, als ob Du im Wasser säßest und Figuren daraus formen wolltest. Indem nämlich in Wahrheit eine außerordentliche künstlerische Phantasie der Bildgestaltung und strenge Kraft der Koordination aller Einzelheiten in diesem Dadaismus sich spiegeln, entsteht ein magischer Stumpfsinn, in welchem sich in wunderbarer Weise Sinn und Unsinn mischen. Es entsteht ein Unsinn höherer Art, der vielleicht doch der letzte Sinn unsres Daseins ist, das ja verdammt einem Da-Da-Sein ähnelt.

Genau genommen, hält sich auf diesem dünn gespannten Seil nur der «Blaue Vogel», die führende der drei russischen Kleinkunsth Bühnen, die sich in Berlin aufgetan haben und als Gäste auch nach Wien gekommen sind; die beiden andern, das «Karussell» und die «Russische Kleinkunst», fallen gelegentlich dies- oder jenseits herunter. Im «Blauen Vogel» ist der Geist Stanislawskis und der Moskauer Schauspielergemeinschaft noch am lebendigsten, für den es keine Nebensachen gab; indem er sich vom Spiel zur Spielerei wendet, ist auch diese nichts mehr, das etwa nur so von der Tafel der Kunst unter den Tisch fiel, sondern wird zu einer nichteuklidischen Vexierwelt, in der man sich neugeboren zurechttastet. Die beiden andern haben das nicht in dem Maße, obgleich das Programm zum großen Teil gemeinsam und die Ausführung staunenswert ist; sie sind nur um eine Nuance gutmütiger in der Auffassung ihrer Aufgabe, nicht salopper, aber weniger spirituell, und die Fabelpracht ihrer Kostüme und singenden Bilder nähert sich dadurch ein wenig dem Begriff eines Künstlerfestzugs; anstelle von Stanislawski ist ein expressionistischer Makart in den schwächeren Augenblicken ihr Demiurg: aber es kommt da auch auf die Überraschung des ersten Eindrucks und die kritische Stimmung des zweiten an, und es handelt sich nicht um Zensuren.

Ein Vorwort, das einem der Programme beigegeben ist, erzählt, daß diese Kleinbühnen aus privaten Unterhaltungen der Schauspieler, Sänger und Tänzer hervorgegangen sind; man braucht nur an das Operettenmischmasch zu denken, das bei uns aus solchen Anlässen erwächst, und gelangt zur kritischen Demut. Allerdings glaube ich nicht, was das Programm sich glauben macht, daß diese Theaterchen entstanden sind, weil die Zeit der großen Theaterkunst vorbei sei, sondern ich glaube, daß sie so vortrefflich nur in einem Volk entstehen konnten, das auch das beste ernste Theater der Gegenwart hervorgebracht hat, und daß sich die russische Kleinkunst von Fritz Grünbaum unterscheidet, weil und wie Dostojewskij von Waldemar Bonsels zu unterscheiden ist.

[<]

**Zum Gastspiel des Lessing-Theaters im Neuen Deutschen Theater**

[13. Juni 1923]

Wie es Euch gefällt? Diese Shakespeare-Inszenierungsfrage, welche das Gastspiel des Berliner Lessing-Theaters nun nach Prag trägt, ist in Wien von der Kritik mit «nicht allzusehr», vom Publikum mit «sehr» beantwortet worden. Ich habe stets beobachtet, daß die Wiener Kritik ein wenig eifersüchtig auf das ist, was aus Berlin kommt, und fürchte bloß, sie wird nicht mehr viel Anlaß dazu finden, wenn sich in Berlin die Theaterverhältnisse weiter so verschlimmern wie in den letzten zwei Jahren. Was Barnowsky mit seinen Schauspielern zeigt, ist aber noch ein Stück des alten Unternehmungsgeistes dieser Theaterstadt, der lieber zu weit ging als zu kurz; es ist nach meinem Gefühl eine reizende und geistvolle Aufführung.

Die Bühne ist sehr flach gehalten, so daß sie aussieht, wie ein rechteckiges Schüsselchen, das man auf die Kante gestellt hat, und die Geschehnisse fallen aus dem Rahmen wie Äpfel aus einer umgekippten Schale. Dieses Gefühl wird unterstützt durch die spielerisch-schönen Bühnenbilder Walser's, deren Perspektive manchmal so rasch in die Höhe steigt, daß man unter dem Eindruck steht, was auf dieser Schräge sich bewegt, ist nicht Mensch, sondern Figur aus einem Bild. Was dadurch erreicht werden will, ähnelt jenen Träumen, wo man nicht vergißt, daß man nur träumt. Keine Tiefe des Bühnenraumes soll den Blick in die Mausefalle der Illusion locken, daß mehr als Komödie, daß ernst und wirklich sei, was zwischen den drei Wänden geschieht; das Gegenteil wird dem Blick eingeblendet, und der Zuschauer erlebt es, anstelle seiner gewohnten fertigen Illusion in die übermütige Bewegung des Theaterspielens hineingezogen zu sein.

Überspitzter, unnaiver Einfall eines übersättigten Theaterbetriebs? Meinethalben, oder sei es sogar gewiß: Aber Shakespeare verulkt in «Wie es Euch gefällt» ein Schäferspiel, das er selbst hineingebaut hat, und vielleicht verulkt er auch die romantische Komödie, die er um dieses herumgebaut hat, und sicher macht er sich mit jeder zweiten Einzelheit über den Geist seiner Zeit lustig, dem er trotzdem eifrig diene: das Ganze als halbe Travestie zu spielen, mit erschrecklich schäferigen Schäfern, wahnsinnigem Liebeswahn und ringelrunden Ringern, dieser «übersättigte» Humor eines Spät-Berliner Theaterdirektors, braucht also von dem doch gewiß noch ursprünglichen Humor des Londoner Dichter-Theaterdirektors gar nicht so fernab zu liegen.

Eine Aufführung solcher Art ist nur möglich, wenn die Darstellerin der Rosalinde ein Springbrunnen des Übermutes ist; der Wiener Erfolg hieß Fräulein Bergner, und sie ist ein zierlicher solcher Strahl, der in graziösen Wendungen mit sich selbst spielt. Ein Knäblein; eine Nachäffung der Mannswelt, geboren im Gelächter einer Mädelsklasse; mit dem gewissen eingeständlichen Seufzerchen am Schluß, daß es ohne wirklichen Mann schließlich doch nicht den rechten Spaß macht. Sie war es, die das Publikum eroberte, obgleich auch die anderen Darsteller das ihre dazu taten. Man konnte sie seit zwei Jahren in Berlin im Aufstieg beobachten, während sie zuvor in Wien unbemerkt geblieben war; in diesem Winter hatte sie mit Fräulein Julie und Königin Christine ihren entscheidenden Erfolg. In der Shakespeareposse lernt man ihre Möglichkeiten nur vom Rand her kennen.

[<]

**Eindrücke eines Naiven**

[14. Juni 1923]

Es war in Berlin; die Wintertheater waren noch nicht eröffnet, die Kinos schnurrten. Was tun? Ich verleugnete mein Leben und ging ins Lichtspiel. Wenn es zwischen Berlin und Charlottenburg, die Entfernung über Eydtkuhnen-Peking-New York genommen, einen Menschen gegeben hatte, der Chaplin noch nicht kannte, so war ich es. Es machte mir Mut, daß inzwischen alles Bedeudende über das Kino schon längst gesagt ist: denn neben dem geschliffenen Geist der Sachverständigen hat sich die Stimme eines, der aus den Wäldern kommt, noch immer gut gemacht. Chaplin hat mich nicht überrascht, das kannte ich schon. Ich habe Chaplins Vater in der Generation meiner Väter in der Operette gesehn. Den wundervollen, den glänzenden, den gewissermaßen vor die Säue gestreuten Physiognomiker, mit dem Hauch von Resignation darüber in aller Zappelerei und Dummheit; den Knock about lange bevor es bei uns Knock abouts gab, – zu dem sich eine von Gott geschaffene Seele galgenhumorig einrollte. Ja, es gab gute Komiker, und alle waren sie Akrobaten; vielleicht ist Chaplin besser, aber mich packt sofort das Gemeinsame, die zum Erfolg des Kinos aufgestiegene Linie. Der verdrehte hurtige Gang, die Beweglichkeit, welche über Schränke steigt, als wären sie Schemel, das Umrennen und Umgeranntwerden, die Ohrfeigen, die Verwechslungen, Fußtritte, Rollen über das Genick, Stürze, Deckensprünge; war das nicht immer ein Lebenselixier des Schauspielers, in dem er erst zu seinem vollen Glück aufblühte? Es ist eine uralte Tradition, die mit Hanswurst und den neapolitanischen Masken begann, wenn es nicht überhaupt die Lebenslinie des Theaters ist. Aus dem Ernst eines Gottesdienstes, zu dem die Entwicklung des europäischen Theaters den Schauspieler halb widerwillig zwang, flüchtete er in die Operette, und wird nun vom Kino explosiv befreit.

Ich sah dann auch einen weiblichen Chaplin, eine amerikanische Schauspielerin; in Röcken scheinbar belanglos, aber sie zog einen alten Herrenanzug an: beim Kragenknopf gibt es die erste Katastrophe. Der Finger greift von oben, der Knopf geht nicht zu; der Finger greift von unten, es schließt sich nicht; aus gehobenen Ellenbogen tauchen beide Hände in den Hals, schlüpfen von unten an ihm empor, winkeln um die Ecke, während sich der Kragenknopf selbstverständlich nicht schließen läßt und so lange nicht, bis das ganze kleine Menschengebilde ein in Krämpfen des Zorns und der Ohnmacht wirbelndes Bündel zusammenprallender und auseinanderrennender Körperteile ist, die sich über, neben, in, unter Betten, Schränken, Ecken und Stühlen treffen, bis – ja nun, bis mit einemmal eben der Knopf geschlossen ist, und eine sanfte Brise den glühenden Zuschauer anweht. Das ist amerikanisch in seinem schauspielerischen Präzisionsstil, aber geboren ist es in einem deutschen Busch, der Wilhelm hieß.

Man zeigte mir zwischendurch auch einen Schauspieler, der in einem Sommertheater, also dreidimensional und leiblich auftrat. Er persiflierte dort einen Faustkampf. Auch er stieg über Tische, Schränke, Rücken und auch er hatte das leise Elegische, das zur Komik des körperlichen Exzesses gehört. Wir waren erst im Augenblick seiner Szene in die Loge getreten und verließen sie mit dem letzten Schlag: so stand er aus einem Nichts herausprojiziert genau so vor uns wie auf der magischen Leinwand, und dennoch blieb er (wenn auch köstlich sanft verdünnt) Limonade. Woran liegt das? Ich glaube, nun vor allem glaube ich allerdings nicht an die dramaturgische Philosophie des Kinos (die allmählich beliebt wird), sondern an seine Technik, und so betrachtet, liegt es wohl an nichts anderem als: Dieser Schauspieler spielt das Gleiche fünfhundertmal, und ich sehe ihn einmal, so daß die Wahrscheinlichkeit, daß ich seine beste

Leistung erwische, ein Fünfhundertstel ist; der Filmregisseur dagegen ließe den gleichen Vorgang, wenn es nottäte, fünfhundertmal kurbeln, und die Wahrscheinlichkeit, daß der Besucher den besten Moment sieht, ist bei ihm unter allen Umständen gleich der Gewißheit. Darin liegt Überlegenheit. Ich hatte mir auch eingebildet, schon schwere Raufereien mitgemacht zu haben, aber eine solche, wie ich sie damals im Kino sah, war nicht darunter: selbst wir Zuschauer flogen durch die Luft, so flogen die im Bilde und so sausend war das Tempo; man konnte in sich selbst nicht mehr unterscheiden, ob man der angegriffene menschliche Eber war oder einer der von ihm durch die Luft geschleuderten Schweißhunde. Eine andre Frage ist es ja, wozu das in uns gut sein mag, mit dem diese Technik spielt? Ich weiß es nicht. Aber es ist da.

Ferner, wozu Worte? Ich sah einen deutschen Film, der einen elenden Kitschroman verkurbelte. Ein solcher Ablauf von Geschehnissen, der Übelkeit verursacht, wenn man sich ihn – lesend – vorstellen muß, wird geschluckt, wenn er vor einen hingestellt wird. Man sitzt ja schließlich auch stundenlang in Straßenbahnwagen, Wartesälen und Zimmern, mit noch viel langweiligeren Geschehnissen vor Augen und hätte schon längst Selbstmord begangen, wenn nicht eben die Augen viel geduldiger, abgehärteter und dankbarer wären als die Ohren; sie amüsieren sich leichter. Und zwischendurch – in diesem Film – zwischendurch, wo ein Mädels einem Mann sagt, komm mit mir ins Wasser oder –, wo ihre Haare im Wind flattern, ihre Finger sich in seine Ärmel krampfen und ihre Augen schreien, das alles auf einer Düne, im steifen Wind, lächerlich groß vor der kleinen Unendlichkeit der unten rollenden See: zwischendurch gehört es zu den Eindrücken, die man nicht vergißt. Es ist vielleicht gar nicht schlecht, wenn man zu der Frage gezwungen wird: wozu eigentlich Worte? Striche man bloß auf dem Theater alle Worte weg, die nicht mehr sagen, als der Zuschauer auf den ersten Blick errät! Die Theater kämen freilich um ihre bestbezahlten Plätze, die Gemeinplätze.

[<]

### **Die Zeit der Sommerpossen**

[7. September 1923]

Wie tugendhaft das Volk trotz allem, was dagegen geschrieben wird, namentlich in den Großstädten, noch ist, kann man an den Theaterstücken erkennen, die es liebt und besucht! In jedem dieser Stücke kommt mindestens ein Ehebruch vor, in vielen ein doppelter, und in den besonders moralischen wird überdies noch der Liebhaber mit dem Gatten betrogen. Die Betten kennen keinen Schlaf, sondern nur unter ihnen versteckte Ehebrecher, die plötzlich niesen oder husten müssen. Ebenso sind die Schränke ihrer natürlichen Bestimmung entzogen, die Kleider aufzunehmen, welche man nicht anhat; vielmehr hat die Frau ihre Kleider vor dem Schrank nicht an, und der Liebhaber steckt im Schrank, aber ohne Kleider.

Man könnte vielleicht auf den Einfall kommen, daß solche Stücke kein Anzeichen von hoher Sittlichkeit seien. Aber das wäre weit gefehlt und ein ganz unverständiger Einwand. Denn der tugendhafte Mensch sieht sich diese Stücke nie allein an. Im Gegenteil, er füllt die Häuser bis oben. Das Geld, das er ganz gewiß lieber zum Besuch eines guten Stückes in einem leeren Haus verwenden würde, opfert er für einen zweiten Sitz, nur um mit diesen gefährlichen Stücken nicht allein zu sein. So wie Schutzleute in unsicheren Gegenden vorsichtshalber zu zweien gehen, nimmt er sogar eine Frau mit. Und sie zieht ein Abendkleid an, und er auch, um ausdrücklich zu

zeigen, daß sie in Gesellschaft sind.

Daß wirklich nur die Angst vor der Unsittlichkeit die Ursache dieser Erscheinungen ist, erkennt man daran, daß der Mensch die Sittlichkeit liebt, wenn er allein ist. Denn dann liest er einen Roman. Und während die beliebtesten Theaterstücke außerordentlich unsittlich sind, sind die beliebtesten Romane außerordentlich tugendhaft. Zum Beispiel die Courths-Mahler oder Agnes Günther. Ein Wolkenbruch von Unanständigkeit macht einen in Wien oder Berlin fabrizierten französischen Schwank höchstens «ein wenig schlüpfrig»; einen Roman würde er aus allen deutschen Familien fortschwemmen. So besteht ein erhebender Unterschied zwischen der Literatur, die man im geheimen liest, und der, die man öffentlich zeigt, und er ist von den Moralisten noch lange nicht genug gewürdigt worden.

Sehr interessant scheint auch sein Grund zu sein. Es erweist sich zunächst, daß die deutschen Romane ernst sind. Sie werden deshalb von Männern nur im Bett gelesen, um besser zu schlafen. (Vermutlich hängt damit auch die bekannte Tatsache zusammen, daß die deutschen Romane hauptsächlich von Frauen gelesen werden.) Die beliebten Unanständigkeiten dagegen sind alle heiter, und dies zeigt eine verbreitete menschliche Seltsamkeit an, denn wie oft erlebt man nicht, daß würdige Männer einander als besondere Delikatesse eine heitere Anekdote mitteilen, die als ernste Erzählung von gleicher Saftigkeit genügen würde, um die Teilnehmer wegen Koprovalie ins Irrenhaus zu bringen? Sie aber teilen fröhlich einen solchen Witz miteinander wie zwei alte Schnepfen einen fetten Wurm, und sagen: Lachen ist harmlos. Das mag sein. Aber ist es nicht überaus seltsam, daß etwas, das im Ernst schlecht ist, im Spaß ein guter Spaß ist?

Der Witz hebt auf, er streicht durch, lehrt die Ästhetik, was man lachend tut, zählt nicht für voll; aufgehoben werden muß aber das Laster, darin sind alle Moralisten einig: deshalb gibt es keine tugendhaften Witze und so viel andere. Es ist ein Zeichen moralischen Dranges, und sie sind oft ausgezeichnet. Menschen ohne Geist, die zeitlebens, mit rechteckigem Verstand nicht begreifen können, wozu man Gedichte macht, da sich alles doch auch einfach sagen läßt, geben zuweilen plötzlich einen unübertrefflichen Unsinn, ein Wortspiel, eine Verdrehung, einen Funken von Genialität von sich, der immer «unpassend» ist. Es scheint, daß sich alles dichterische Genie und alle seelische Erfindungsgabe des Durchschnittsmenschen in dieses Unpassende geflüchtet hat, und das ist, wie man gleich sehen wird, ein Anzeichen hoher Sittlichkeit. Denn die Sittlichkeit ist ihrem Wesen nach dogmatisch; je strenger sie herrscht, desto genauer ist alles und für desto ewigere Zeiten schon ausgerechnet und vorgeschrieben; die Erfindungsgabe wendet sich daher der Unsittlichkeit zu.

Unklar ist bloß, warum sie das besonders gern im Sommer tut.

[<]

### **Ein wichtiges Buch**

[27. Oktober 1923] <sup>(9)</sup>

Auffallend oft wird man angesehen wie ein von Gott erleuchteter Schneider, wenn man sich außerhalb der beteiligten Kreise einfallen läßt, Interesse für die Fragen der Volksbildung zu erwarten; der deutsche Durchschnittsintellektuelle ist geistig zu vornehm für diese Probleme.

Dabei hängt ganz die Zukunft von ihnen ab.

Das gestürzte Reich war in gewissem Sinn eine Oligarchie von Gymnasialabiturienten und Kadettenschülern; sie hielten alle Ämter besetzt und gaben auch unwillkürlich dadurch der Staatsseele die Form der Ausdrucksbewegungen. Außerdem benützten auch alle andren wirkenden Schichten, wie Handel, Technik, Grundbesitz, Berufspolitik, wo sie sich über ihre Sphäre hoben, um zur Gesamtheit zu sprechen, weniger ihren eigenen Erlebnisschatz als die Bildungsvorstellungen des Gymnasiums. So lag eine dünne Schicht wie ein ungeheurer geistiger Filter über dem Volk. Man braucht noch lange kein Freund der bürgerlichen Schulbildung zu sein, um zuzugeben, daß sie die Gesamtphysiognomie ungemein stark beeinflußt, obgleich sie nur einen kleinen Teil der Gesamtheit unmittelbar erfaßt. Daß diese Bildung – durch und durch ein Kompromiß, rückgewandt, träg, vielfältig zerrissen und gekittet – mir sehr minderwertig erscheint, möchte ich nicht näher ausführen, wohl aber betonen, daß schon in den alten Verhältnissen vor dem Krieg ihr uneingeständenes Versagen eine Hauptquelle aller vielbeklagten, sogenannten seelischen Verfallserscheinungen war. Denn seither hat sich daran nichts geändert, obgleich viel schwerere Aufgaben an uns herangetreten sind, und vor allem die der Demokratie und der möglicherweise schon beginnenden Auflösung des bürgerlichen Zeitalters vor uns liegen, welche aber mit Hilfe einer so ungenügenden geistigen Vorbereitung gelöst werden sollen!

So betrachtet, wächst Volksbildung freilich aus dem, was man heute darunter versteht, zu einer das Ganze umfassenden Aufgabe geistiger Organisation und muß – man stoße sich nicht an dem Wort Organisation! – mit jener festen Nüchternheit angefaßt werden, welche alle pathetischen Antriebe schon in sich verarbeitet hat. Leider ist sie in diesen Zustand bei weitem noch nicht hineingewachsen; sie bietet – um es rücksichtslos zu sagen und von rühmlichen Ausnahmen abgesehen – teils das Bild eines Kampfgetümmels auf idealistischen Steckenpferden, teils ist sie unter den Einfluß der marxistischen, klerikalen und völkischen Kriegspressequartiere getaten. Im ersten Fall tummelt sich jener so unangenehme reformerische Idealismus, dessen Charakter weit stärker ist als sein Geist, im zweiten jene vielgegläubte Lüge, daß die Wahrheit von der Weltanschauung abhängt und nicht umgekehrt, was heute schon die lächerlichsten Vereinsgebilde zum Range geistiger Mächte erhöht. Aber vielleicht setzt sich doch einmal die Erkenntnis durch, – da dieses ein wenig lächerliche kleine Chaos nichts als das Spiegelbild des großen ist, in dem wir uns befinden, – daß es für die Zukunft nicht darauf ankommt, irgendeiner Weltanschauung oder besondern Idee zum Sieg zu verhelfen. Denn wenn mehr Weltanschauungen und Ideen in unsere Zeit eingegangen sind, als sie verarbeiten kann, so ist es doch sicher besser, vielspältig als einfältig zu sein, und wir werden uns nicht durch Unterdrückung erleichtern, sondern nur durch Steigerung der aufnehmenden und verarbeitenden Fähigkeiten. Wahrscheinlich ist Bildung nie mehr als in Bildung begriffen, wenigstens in jeder impulsreichen, unstarren Zeit, und drastisch gesprochen, ist es Utopie, in solchem brodelnden Topf ein *bestimmtes* Idealgericht kochen zu wollen, dagegen geistige Vorkehrung, für geräumiges Geschirr und bessere Ausnützung der Brennstoffe zu sorgen. Ist man aber erst einmal so weit, dann ist der Rest in der Hauptsache wirklich nur noch eine im Grunde psychotechnische Frage, wie die Organisation irgend eines Effekts.

Schuld daran, daß dies noch lange dauern oder nie kommen wird, tragen natürlich auch die, welche imstande wären, mit ihren Ideen in diese Bewegung einzugreifen, es aber aus Vornehmheit unterlassen oder weil sie die Gefahr unterschätzen oder weil sie die Geschehnisse nicht kennen. Selbst für Fälle, welche die geistige Arbeit unmittelbar berühren, wie es der Literatur- und Sprachunterricht in den Schulen ist, oder welche empfindlichsten wirtschaftlichen

Einfluß ausüben, wie die Ankäufe der Volksbüchereien, bemerkt man keine Aufmerksamkeit. Ähnlich wie der Urproduzent eines geistigen Werts heute in der wirtschaftlichen Sphäre zwischen den Mächten der Herstellung und des Vertriebs keinen Einfluß hat, kümmert er sich auch in der geistigen Sphäre nicht um den sozialen Apparat, der seine Anregungen aufnimmt. Richtiger gesagt, er steht da hilflos zwischen Mächten, die ihm gar nicht bekannt werden, und wollte er sich einmal um sie kümmern, so würde es ihm heute ergehen wie mit allen Lebenserscheinungen: wenn man nicht selbst restlos an einer von ihnen beteiligt ist, hört man nur verworrenes Geschrei und weiß keinen Weg, um Aufklärung ohne ungebührlichen Zeitaufwand zu finden.

Deshalb ist es von größter Wichtigkeit, daß wenigstens ein Teil solcher Fragen einmal nicht vom Standpunkt des Anwalts betrachtet wird, sondern möglichst überblickend, ordnend, aufklärend und beschreibend, wie es die Arbeit getan hat, welche ich hier anzeige. Sie hat gelehrte Soziologen und praktische Volksbildner zu ihren Verfassern, und in der Instruktion, welche den Mitarbeitern gegeben wurde, heißt es: «Uns kommt es auf die Verdeutlichung der Problematik in richtigen Fragestellungen an, ferner auf die Heraushebung des Wesentlichen aus den Zusammenhängen, seine Zurückführung auf Ursachen und die Verbindung der Tatsachen des Volksbildungswesens mit den anderen Hauptgebieten des Kulturlebens.» Dementsprechend, findet man in ihr wertvoll genaue Begriffsabgrenzungen, wie zum Beispiel gleich des so mannigfach äquivok gebrauchten Begriffs der Bildung selbst durch L. v. Wiese, weitausholende Synthesen, die durch Namen wie den genannten oder Max Scheler verbürgt sind, historische Darlegungen, unter denen der sehr bedeutende Aufsatz «Grundzüge einer Geschichtsphilosophie der Bildung» von Paul Honigsheim herauszuheben ist, weil er in der aufschlußreichsten Weise die geistige Lage unserer Zeit geschichtlich erklärt, aber man findet auch und vor allem umfassenden Überblick über die bestehenden Einrichtungen und Bestrebungen und ihre Zusammenhänge mit Universität, Kirche, Politik, Buch, Theater, Kino, Musik, Museum und so weiter, so daß diese Sammelarbeit neben ihrem soziologischen Ziel es erreicht, eine außerordentlich brauchbare Einführung auf einem Gebiet zu sein, in dem sich der schwierige uneinheitliche Geisteszustand unserer Zeit völlig spiegelt.

Ich glaube, daß hier der erste Schritt in eine Richtung getan ist, die uns helfen kann, und da das Werk, soviel ich erfuhr, in den Kreisen, von denen es handelt, nicht selten als zu trocken und zu wenig idealisch empfunden wurde, fühle ich mich in dieser Hoffnung bestärkt. Solche Bücher, welche das vielfach Verschlungene geistiger Erscheinungen übersichtlich aufbreiten, sind uns auf vielen Gebieten heute nötiger als alles andre, denn die Meinungsbildung leidet an nichts so sehr wie an der unfreiwilligen Isoliertheit und einem geradezu grotesken seelischen Spezialistentum, welches dadurch entsteht, daß kaum einer noch über die Mauern seiner nächsten Nachbarn blicken kann.

[<]

**Bassermann – Solness**

[28. November 1923]

Der Zauber dieses Stückes war – vor 25 Jahren!

Damals rang, aus der Moral eines Spießbürgergeschlechtes, sich der Lebenssinn der Jungen hervor. Gegen Pflichtschablonen wurde das Recht starker, freier Menschen gesetzt. Heute lernen es schon die Mädeln in den Schwarzwald-Schulen. Manches davon ist heute Phrase geworden; anderes gelangte nicht zur Fortsetzung und Reife; im allgemeinen haben sich alte und neue Auffassung dieser Dinge, wie es zu gehen pflegt, verträglich gelagert.

Ein Gesang von jenem Kampf war Baumeister Solness. Ein starker Gesang, mit dem man es – immer in solcher Bewegung – nicht so genau nahm. Heute klingt manches stimmlos. Die große Probe auf die Ideenbeständigkeit – die etwa Goethes Stella heute noch lebendig sein läßt, obgleich die Zeit der Empfindsamkeit, der sie entsprang, längst tot ist – hat Ibsens Stück nicht bestanden. Aber geblieben ist, außer dem Theaterpffikus Ibsen, der Beobachter des vertrackten Lebens, der große Meister des unerbittlichen Beieinanders von Glück und Unglück, Größe und Schwäche im Leben. Der Meister der Züge, fast der Winkelzüge im Gesicht des Menschen.

Bassermann nimmt die Figur des Solness, klug solchem Wandel Rechnung tragend, mehr von dieser Seite. Er verzichtet darauf, das Alpenvereinswunder des Baumeisters zu gestalten, der auf Türme klettert, weil er Sehnsucht nach Höhe hat. Er benützt andere Züge, die der Dichter in diese Figur eingezeichnet hat, und stellt einen Menschen dar, einfach einen Menschen der bürgerlichen Mitte. Zwischen Heiterkeit und Beklemmung, Kraft und Hemmung, Gesundheit und Einbildung, Güte und Größe. Er stellt ihn prachtvoll hin, aus einem Guß, ohne Risse; manchmal (vielleicht) ein wenig gerissen.

Er wurde unterstützt von einem sorgfältigen Zusammenspiel der übrigen Figuren, das sich auf durchaus beachtenswerten Einzelleistungen aller aufbaute. Nur Frau Else Bassermann ist zwar eine geschmackvolle und sicherlich kluge Schauspielerin, aber keine wilde Hilde Wangel. Sie spielte im Lichte ihres Gatten wie der blasse Mond. Wodurch der Sinn des Stückes eine etwas andere Beleuchtung erhielt, als es sich Ibsen dachte.

[<]

### Moskauer Kunstspiele

[1. Dezember 1923]

Gibt es, vom Standpunkt staatsbürgerlicher Erziehung, scheinbar etwas Dümmeres, ja etwas Unsozialeres, als einen Menschen, der sich einsam in der Luft um sich selbst dreht, mit einem Wort, einen Saltomortale schlägt? Betrachtet man aber den Ernst der Vorbereitung, den es erfordert, den vollkommenen Gehorsam aller Muskeln, mit dem es durchgeführt wird, und die Unbeirrbarkeit, mit der ein solcher Mensch seine Lebensaufgabe der fliegenden Purzelbäume verfolgt, so kann man nur sagen: Wohl jedem Volk, dessen ernste Männer so viel Ernst, Können und Hingabe hätten, wie seine Gaukler.

Solche Gaukeleien machen – auf geistigem Gebiet – die russischen Kleinkunsth Bühnen, deren eine sich jetzt in der Riemergasse niedergelassen hat. Sie spielen kleinen Blödsinn mit den Mitteln der Vollkommenheit. Und wenn Beethoven uns fühlen läßt, wie unerreichbar groß die Unendlichkeit für den Menschen ist, muß ein Gassenhauer, richtig gespielt, fühlen lassen, wie unerreichbar albern für die Unendlichkeit der Mensch ist. Es kommt auf das gleiche hinaus. Und sie treffen es. Möchten doch nur alle unsere Regisseure solche Brettl vor der ernsten Stirn tragen, wie das in der



Riemergasse.

[<]

**Hans Kaltneker «Die Schwester»**

[13. Dezember 1923]

Es gibt Leute, welche behaupten, Hans Kaltneker, der vor nicht langer Zeit, 23 Jahre alt, in Wien gestorben ist, sei ein junges Genie gewesen. Seine Bühnenwerke beweisen es nicht. Sie widersprechen dem auch nicht. Sie sind fertiger und hurtiger im Äußern als im Innern; sie sind trotzdem gehemmt von Innerlichkeiten, die keinen Ausdruck finden; sie sind zweifellos begabt und zweifellos ganz unfertig. Wie aber aus unreifen Werken auf Größe und Art der fertigen Begabung zu schließen sei, weiß noch kein Mensch. Die Letzten können da die Ersten werden, und die Ersten die Letzten. Ich finde bloß: Bühnenaufführungen sind ein kostspieliges Mittel zur Unterhaltung der Frage, was aus einem jungen Dichter hätte werden *können*; in einer Stadt, die so wenig Neuaufführungen guter Literatur zuwege bringt wie Wien. Denn einen Maßstab gibt es da allerdings: Wer wissen will, was frühe Reife und nicht bloß Frühreife ist, der denke an den jungen Büchner, der bei seinem Tode auch noch nicht 24 Jahre alt war! Weshalb von einem Wiener Genie weniger verlangen als von einem aus Goddelau in Hessen?

Das Schauspiel (Mysterium in Bildern) «Die Schwester», welches seine Erstaufführung an der Renaissancebühne fand, fängt mit dem Griff einer jungen Faust an: ein Mädchen ist lesbisch und liebt die eigene Schwester; es wird zum Eehindernis, zur Familienschande, wird unverstanden gehaßt, verachtet und aus der Familie gestoßen. Diese Szenen sind kühn, schön und rein; zum ersten Male ist hier auf der Bühne – allerdings nach vielen Vorbildern im Roman – ein Zwiespalt dargestellt, der im Leben zu vielem Unglück führt, und die Handlung entspringt aus der Uranlage von Menschen, in deren anderer Welt sich die moralischen Forderungen der unseren als unduldsame Schulmeister zeigen. Diese Eingangsszenen sind das Stärkste im ganzen Stück; kräftig gepackt, bilden sie leider nur die Einleitung eines Lebenslaufes, der immer unpersönlicher wird. Die Dulderin Ruth wird zunächst heldisch Malerin, gerät dann, enttäuscht von ihrer Begabung, in lasterhafte, abnormale Gesellschaft, rettet sich als Krankenschwester zu den am Geschlecht Leidenden, steckt sich an, wird abermals ausgestoßen und endet als syphilitische, aber zu himmlischer Güte geläuterte Dirne auf einer Polizeistube. Dieser etwas gewaltsame Lebenslauf ist nicht so häufig im Leben als in der Literatur anzutreffen; es ist die zeitgenössische Abwandlung des Gretchenvorbildes, das knallrot geschminkte Gretchen von der Milchstraße. Ich sehe wohl ein, daß die seelische Arbeit des Dichters gerade um diesen Teil sich bemüht, aber je tiefer es mit Ruth bergab (und himmelan) geht, desto lyrischer und zugleich plakathafter wird das Stück. Es beginnt mit dem Griff einer jungen Faust und wird vom Faust eines Mächtigeren zum Ende gelenkt. Worte und Gedanken, die der Junge im Anziehungsbereich des alten Goethe sucht, bleiben desto weißer im Kern, je schwärzer die Umstände werden.

Gespielt ist dies in einer sorgfältigen und vornehmen Weise worden und mit einem solchen, in Wien nicht häufigen Gleichmaß der schauspielerischen Leistungen, daß sich einzelnes weniger nach der Darstellung als nach dem Dargestellten heraushebt. So war Herr Uiberacker ein homosexueller Goliath, in dessen Armen sich ein Weltmeister im Schwergewicht wie ein Backfisch vorkommen muß, Herr Hendrichs gab einen Hausarzt, dessen moralische

Verständnislosigkeit für das seelisch Abnormale ihm eine Laufbahn als Gerichtspsychiater sichern könnte, und Herr Teubler als Vater Ruths trug eine geradezu parteipolitische moralische Gesundheit zur Schau.

Mittelpunkt der Aufführung und des Erfolges war Frau *Roland*. In den großen Ausbrüchen und Anklagen der geschundenen Kreatur wirkte sie auf das Gefühl wohl mehr tragödisch als tragisch, weil kein Schauspieler der Welt es anders machen kann, wenn er kein Wortmaterial zum Gestalten findet, sondern nur musikalisch diktierte Luft. Aber in allen Lagen, wo der Schauspieler vom Dichter unabhängig ist, im Spiel ihrer Hände, das in großer Weise durchdacht war, in der Enttäuschung hilfloser Liebe, im verlassenen Ansiehhalten eines Menschen, der sich nicht aussprechen darf, zeigte sie eine so reife, wohlüberlegte und ausdrucksvolle Bühnenkunst, wie man sie selten zu sehen bekommt.

[<]

### Wertphilosophie eines Outsiders

[18. Dezember 1923]

Dieses Buch<sup>(10)</sup> hat etwas schon in der Vorrede Gewinnendes. Ein angesehener volkswirtschaftlicher Publizist, der längst sicheren Boden unter den Füßen hat, erklärt in ihr, er wolle über Dinge reden, die ihn seit seiner Jugend beschäftigen, weshalb er sie endlich aussprechen muß, ohne auf den unberechenbaren Zeitpunkt zu warten, wo er sie wissenschaftlich rundum geharnischt entlassen könnte.

Solche subjektive Bücher sind immer aufschlußreich, wenn der Verfasser sich auf seinem eigentlichen Geistesgebiet begründete Begriffe und Verhaltensweisen erworben hat und nun darangeht, sie auf ein größeres Gebiet zu übertragen, dem er fremder, aber dadurch auch frischer gegenübersteht. Das Stammgebiet in diesem Fall ist die Volkswirtschaftslehre; das Anwendungsgebiet bezeichne man wohl am besten als eine Lebenslehre, die soziologische, ethische, ästhetische, psychologische, politische Elemente in sich vereint; als Schlüssel zur Verbindungstür zwischen beiden wird der Begriff «Wert» gebraucht, der bekanntlich ebensowohl eine wirtschaftliche wie eine allgemein menschliche und auch philosophische Vorstellung ist.

An sich ist diese Verbindung nicht neu, aber sie wurde früher umgekehrt durchschritten, indem nämlich seit Aristoteles in die allgemeinen Erörterungen über Wertverhältnisse auch die ökonomischen Werte einbezogen wurden, während erst in der Neuzeit der Begriff des wirtschaftlichen Werts gesonderte Behandlung durch die Nationalökonomie erfuhr; und von dieser, inzwischen hochgewachsenen Wissenschaft, zumal den Begriffen ihrer sogenannten österreichischen Schule geht der Verfasser aus, um den Weg zurück zu finden. Soviel ich weiß, ist auch diese Möglichkeit von anderen nicht vernachlässigt worden, aber es hieße nicht nur den Sinn einer Zeitungsbesprechung verletzen, wollte ich Literaturvergleichen durchführen, sondern auch den Sinn des besprochenen Buchs, denn wie es sich gibt, tritt die theoretische Fundierung hinter den Wunsch zurück, aus selbständig aufgenommenen und entwickelten Elementen der wirtschaftlichen Anschauung ein lebendiges Weltbild aufzubauen. Diese Wertphilosophie eines Outsiders wirkt in ihrer aphoristischen Weise lebendiger, als es eine wissenschaftliche Darstellung erreicht, aber da sie eigentlich der einbändige Extrakt eines

mindestens zwölfbändigen Werks ist, muß sie sich naturgemäß darauf beschränken, mehr die Darstellung einer Anschauung zu sein als der Beweis von deren Evidenz.

Ich gestehe, daß ich dieser Anschauung nicht überall beipflichte, aber sie ist immer fesselnd und vor allem hat sie einen, wenn ich so sagen darf, teuflischen Zukunftswert. Es ist nicht zu leugnen, daß in unsrer Zeit, – mag das nun einfach aus dem «Hochkapitalismus» folgen oder noch andre Gründe haben, – die Entwicklung immer mehr dahin geht, daß auch das seelische Leben sich nach dem Erfolg und das ist letzten Endes nach Gesetzen richtet, die den wirtschaftlichen ähnlich, wenn nicht mit ihnen identisch sind. Angebot und Nachfrage, Mehrwert, Grenznutzen, Tausch, Rentabilitätsprinzip u. dgl. lassen sich heute nicht nur auf materielle Güter, sondern zufolge unsrer sozialen Verhältnisse, die jeden Menschen aufs engste mit der Wirtschaft verflechten, zwangslos auch auf die seelischen und «hohen» Güter, auf Liebe, Moral, Ideale, Kunst usw. anwenden. Auch diese sind Werte, die privat und öffentlich bewirtschaftet werden, und es ist die Grenze sehr schwer anzugeben, jenseits deren ein Menscheninneres nicht auf die Wirtschaft horcht, sondern noch auf sein sokratisches Daimonion. Bekanntlich ist in der Philosophie wiederholt der Versuch gemacht worden, die moralischen und sozialen Verhaltensweisen auf einheitliche Grundprinzipien wie Egoismus oder Luststreben zurückzuführen, und jedesmal führte dies in eine gewisse Flachheit, weil der Mensch viel weniger einfach als ein summativer Zusammenhang positiver und negativer Impulse ist. Ich sehe deshalb auch das Wesentliche dieser wertphilosophischen Arbeit nicht in einer Perspektive, die es einmal erlauben könnte, Wirtschaftsprinzipien sozusagen als konstituierende universale Gesetze des inneren und äußeren Daseins nachzuweisen, sondern in dem Beweis, der mit großer Lebenskenntnis geführt ist, daß sie tatsächlich, sei es per fas oder nefas, unsre Kultur beeinflussen. In dem Gedusel, das gewöhnlich um die «höchsten Güter» herrscht, ist es erfrischend, sie mit den Augen und der Weisheit des Kaufmanns anzusehen, der sich nichts vormachen läßt. Die Wertphilosophie leistet damit ihrer Mutter, der Philosophie, jenen wesentlichen Dienst, den Eltern erfahren, wenn sie respektlos vom Auge des Kindes gespiegelt werden, und imstande sind, daraus die Lehren zu ziehen, statt sich in ihrer Autorität gekränkt zu fühlen.

[<]

**Yvette Guilbert**  
**(Gastspiel in den Kammerspielen)**

[22. Dezember 1923]

Was sie heißt, eine Diseuse, kommt vom französischen dire, sagen, das auch vortragen bedeutet, und man hat es mit dem schwerfälligen Wort Vortragskünstlerin ins Deutsche übersetzt. Was sie aber ist, bedeutet nicht Sagen und Aufsagen, sondern eher, die Meinung sagen, «ihnen es sagen», die unten mit den Tellern klapperten und einen Augenblick lang zu essen vergaßen, wenn ihnen der Mund offen stehen blieb. Denn die Guilbert war schon eine europäische Berühmtheit, als sie noch in dunkeln Pariser Tingeltangels auftrat. Das ist es, was sie von ihren gebildeten deutschen Schwestern und Töchtern, den Konzertsprecherinnen und lyrischen Vortragskünstlerinnen unterschied, diesen Konzertflügelrossen und -rößlein germanistischer Bildung. Sie war ein Kampfbrut, und sie kam von unten.

Was sie damals berühmt machte, als sie die «göttliche Yvette» erst wurde, waren Straßengesänge; erfundene versteht sich, denn die Straße hat kein Gedicht, erst der hinuntergestoßene Mensch des beweglicheren Geistes, der Künstler und Bohemien, vermag ihr die aufrührerische Zunge zu lösen. Es war ungefähr die Zeit, wo Aristide Bruant in Zuhälterkneipen vor valutastarkem Publikum jene Bänkellieder vortrug, die auch als Buch sehr berühmt wurden. «Ich weiß nicht, bin ich von Grenelle (von Montmartre oder von La Chapelle), von hier, anderswo oder unten. Ich weiß nur, daß Menschen ohne Eile und Zweck mich eines Morgens haben gefunden, im Straßendreck.» Solche Lieder wirkten, wie wenn man einen Ottakringer Heferlberg plötzlich auf der Anrichte eines vornehmen Stadtrestaurants ausschütten würde, und wenn sie auch vielleicht nicht mehr waren als ein Kitzel, ein angenehmes Staunen vor einer keck frisierten Welt des Lasters und Elends, so trugen sie doch viel bei zu jener Auslüftung der Anschauungen, die etwa seit den neunziger Jahren das sittliche Leben ein wenig lebenswerter gestaltet hat.

Yvette Guilbert trat damals mit rotem Haar, roten Blumen, roten Lippen und schwarzen Augenbrauen vor die Leute, ihr einfaches, tief über der scharf-biegsamen Gestalt ausgeschnittenes Kleid war weiß, sie trug lange schwarze Handschuhe, schwarzen Gürtel und schwarze Schuhe dazu. Ihr Gesicht und ihre Lieder waren häßlich schön. Was die Leute hinriß, war die lächelnde Offenheit, mit der sie die frechsten Verse vortrug, und der Zorn, der zuweilen hinter den gefälligsten blitzte. Es war der Gegensatz zwischen dem, was für nicht schön und nicht moralisch galt, und einer persönlichen Einheit, in der es zu Schönheit und neuem Sinn wurde. Dieser gleiche Gegensatz lag in ihrem großen Mund, der sich zum lieblichsten Ausdrucke falten konnte, und in ihrer Nase, die eigentlich das war, was der Wiener «ein Kipfel» nennt, in den Augenblicken des Zornes aber wahrhaftig wie die kühnere Umkehrung der kühnsten Adlernase erschien. Ich sah sie erst viele Jahre später, als sie schon ganz schwarz gekleidet auftrat. Auch das Programm war nicht mehr das der jungen Guilbert, sie trug schon damals meistens alte Chansons vor, wie heute. Aber die Kraft ihres Wesens war noch damals schon beim ersten Vers fühlbar. Eine klingende Energie, wie wenn erzene Trommeln gerührt würden, stieg zuweilen plötzlich aus lieblicher Schelmerei auf. Das war die Kraft, welche einst aus dem Anstößigen den Anstoß, die Macht des Auftriebs geholt hatte.

Heute lebt sie nach manchen Wanderungen in Brüssel, wo sie vor kurzem eine Schule errichtet hat, in der junge Mädchen für Oper, Drama, Kabarett und Film erzogen werden. Einige von diesen Schülerinnen zeigt sie auch hier, und sie tritt jetzt mit ihnen nicht mehr wie früher auf dem kahlen Podium auf, sondern hat sich die farbige Szene, den Reiz einfacher Hintergründe und bunter Kleider verbündet. Das Halbtheater, das diese jungen Mädchen zeigen, hat manche Verwandtschaft mit der russischen Kleinkunstabühne; auch sie singen kleine kostümierte Lieder mit drolligen Gebärden; vielleicht hat es weniger Geist und etwas mehr natürliche Lieblichkeit. Es scheint, daß die Regiekunst der Guilbert einem losen Strauß aus Feldblumen ähnelt, aber welche große Arbeit sie in Wahrheit einschließt, läßt eine kleine, alten katholischen Kirchen nachempfundene Träumerei erkennen, in welcher die frühgotischen Holzbilder heiliger Jungfrauen singend erwachen; in der Erfindung und Raumgestaltung ohne viel Eigenart, verrät die Durchbildung dieser Szene eine bewundernswerte Strenge und Sorgfalt bis in jede Einzelheit.

Stärker als die Theatermeisterin ist noch immer die Sängerin Guilbert, und eigentlich ist sie eine neue geworden. Sie trägt nur noch «Lieder aus allen Jahrhunderten» vor. Sie ist breit geworden, die Schlanke, und wenn sie auf die Bühne kommt, versteckt sie nicht im geringsten ihr Alter. Was sie singt ist lieblich und gemessen. Das Spiel ist gedämpft und von unvergleichlicher Kunst und Reife. Sie macht ihr Gesicht nicht mit Schminke jung; aber wenn es in Bewegung gerät,

vollzieht sich ein Wunder: indem das Gefühl, das sie darstellt, in einem Reichtum unzähliger Formen darüberzieht, glaubt man plötzlich in das Gesicht einer jungen Frau zu blicken. Die Stadt Brüssel hat dieser großen Künstlerin ein Grundstück für ihre Schule gewidmet, und Kardinal Mercier äußerte sich als Gönner des neuen Unternehmens. Die Guilbert war durch ihr ganzes Leben der Beweis dafür, daß nicht das den Wert des Menschen ausmacht, was er behauptet und tut, sondern, wie er das tut. Es scheint, daß eine Nation, welche die geistvolleren Daseusen großzieht, notwendigerweise auch die geistvolleren Kardinäle gewinnt.

[<]

**«Casanova in Wien»**

[12. Januar 1924]

Casanova war ein berühmter Hochstapler im Umkreis der Liebe und manchmal auch in weiteren Kreisen. Er lebte in der galanten Zeit des Rokoko. Von der folgenden kleinbürgerlich moralischen Epoche wurde sein Gedächtnis als Wüstling geächtet, aber in unserer Zeit werden es immer mehr Leute, die behaupten, daß ein Mensch, der von so vielen Frauen geliebt worden ist, nicht nur ein Ungeheuer gewesen sein kann, und daß ein armer Teufel, der es verstand, im Adel seine Rolle zu spielen, ungewöhnlichere Gaben besessen haben muß, als die Hoch- und Wohlbürtigen. So ist Casanova allgemach zu einer fast symbolischen Figur geworden, aus der man allen Geist und alle Leidenschaft herausliest, die man hineinlegen mag.

Raoul Auernheimer, dessen Verslustspiel «Casanova in Wien» mit freundlichem Beifall im Volkstheater aufgenommen wurde, legt weder Leidenschaft noch Bitterkeit oder Weltspott in diese Figur, sondern einfach theaterreine Liebenswürdigkeit. Sein Casanova ist der des «unwiderruflich allerletzten Abenteurers», der Abenteuerermüde, der das Weinglas sinken läßt und ins Kaffeehäferl der Ehe einläuft. Vom Geiste Wiens bezaubert, heiratet er beinahe eine Kaffeesieders- und Gemeinderatstochter. Um diesen glücklich und ausdrucksvoll gewählten Augenblick seines Lebens sind Lustspielsituationen und -figuren gruppiert, die den großen Vorzug der Erprobtheit haben. Ich halte es in der Tat für einen Vorzug, wenn man sich mit der theatralischen Erfindung nicht anstrengt: Schränke, welche den Liebesver- und entwicklungen dienen, Gatten, die vor dem Schrank strenge Moralgrundsätze äußern, während hinter seiner Tür die Gattin steckt, tölpelhafte Diener vom Land, brave Kaffeesieder in spe, die im rechten Moment verlassene Kaffeesiederstöchter heiraten und dergleichen, bietet den großen Gewinn, daß der Geist des Dichters von Sorge frei bleibt, was erfinde ich um Gottes willen Neues? Es gibt nämlich nichts, was dem Theater mehr geschadet hat als die sogenannten Einfälle der Autoren. Das Neue, das in die Augen springt, ist selten etwas wirklich und innerlich Neues, sondern gewöhnlich ein Auslagenarrangement, und hat jene branchekundige Fingerfertigkeit zu Ansehen gebracht, die heute unsere Bühne beherrscht. Es wäre allerdings zu dieser Askese etwas mehr Übermut nötig gewesen, als der sehr gewissenhaft die alte Theatermechanik bewegende, korrekte, distinguierte, liebenswürdig-steife Schriftsteller Auernheimer seinem Stück mitgab. Schon der Vers, in den er es kleidete, darf keine Entschuldigung für schütterere Konstitution sein; er zerdehnt und ist nur dann ein zusammenhaltender Überwurf, wenn er jenes innere Leben hat, das ihm heute nur wenig Menschen in Deutschland zu geben vermögen.

Alexander Moissi spielte den Casanova, und man durfte von dem Griff nach dieser Rolle alles

erwarten, was enttäuscht wurde. Über Ansätze menschlicher Gestaltung kam dieser große Schauspieler, der auch ein großer Kulissenreißer sein kann, nicht hinaus. Viel schöpferischer ging mit seiner Rolle eines jüngeren Bruders Casanovas Jakob *Feldhammer* um, der Moissi sozusagen Moissi wegspielte; er bedient sich der Mittel, die Moissi gelehrt hat, aber mit einem Reichtum an Einfällen, Überlegung und Liebenswürdigkeit, der dem des Meisters in diesem Fall beträchtlich überlegen war. Entzückende Augen macht Lina *Woiwode* dazu, die das Herz einer großen Dame zwischen den beiden Brüdern teilte; auch Elisabeth *Markus*, Hans *Marr*, Hedwig *Keller*, Cornelius *Kirschner* und die anderen Mitwirkenden gaben mit Geschmack und guter Haltung dem Theater, was des Theaters ist.

[<]

**«Die rote Mühle» von Franz Molnár**  
**(Deutsche Uraufführung am Burgtheater in Wien)**

[2. Februar 1924]

Es gibt Genies des Kofferpackens; sie bringen im gleichen Raum doppelt so viel unter als andere Menschen, und trotzdem liegen die Sachen ungepreßt und natürlich. Auf dem Theater werden sie erfolgreiche Dramatiker. Das ist eine angeborene oder sorgsam erworbene Eigenschaft, die sehr wertvoll ist, aber meist überschätzt wird. Denn es unterscheidet den «Faust» von Molnár, welcher «Die rote Mühle» heißt, von dem Goethes, daß er trotz gleicher Lockerheit der Packung im Gepäcksnetz des Thespiskarrens unterzubringen ist, was Goethe nicht eigentlich gelang.

Ein Magister der Hölle hat in hunderten Millionen Jahren eine Maschine entworfen und gebaut, die es erlaubt, aus jedem Menschen in wenigen Stunden einen hartgesottenen Sünder zu machen, wozu das natürliche Erdenleben immerhin die Jahre von der Kindheit bis zum besten Mannesalter braucht. Hochaufgerichtet, füllt eine riesige Kesselanlage, von einer Schar phantastischer Teufel besetzt, die Bühne aus, mit Feuertüren, Bunkern, Laufstegen, Mannlöchern, Wasserstandsgläsern, Ventilen, Manometern, Röhren, Treppen, Flanschen, Schaltbrettern, Hebeln, Handrädern, Telephonen, Leuchtzeichen und allem ausgerüstet, womit ein trefflicher Theatermaler das zusehende Theaterkind erfreuen kann. Man ist gleich zu Beginn mit im Scherz, wenn die Posten bezogen werden und der Fürst der Hölle durchs Parkett ins Orchester einzieht, um sich diese segensreiche Eingebung der Hölle von ihrem Erfinder erklären zu lassen. Sie wird praktisch vorgeführt. Dies der Rahmen des Spiels.

Von der Theorie der Maschine verrät Molnár nur das eine, daß auch die maschinelle Erzeugung der Schlechtigkeit als erprobtesten Mittels sich des Mitmenschen bedient; nur werden sozusagen konzentrierte Menschen dabei verwendet, ohne Herz, mit zwei Herzen, mehrerlei Nervensystemen, übereinandergelagerten Temperamenten und implantierten Defekten; Kunstgebilde eines höllischen Prosektors, die unter elektrischen Strömen zu leben beginnen. In unheimlichem Zug kommen sie, von Wachen flankiert, über die Bühne und werden in den Ofen geschickt.

Sodann gehört zum Erproben der Maschine aber ein guter Mensch. Schwer zu finden, läßt Molnár wissen, was nicht gerade ein neuer Einfall ist, aber er instrumentiert ihn hübsch; mit einer Brennlupe sucht der Magister den Globus ab, entdeckt irgend eine menschliche Milbe und

unterbreitet der Majestät den Vorschlag, sie vors Allerhöchste Auge heben zu dürfen. Finsternis; Lichttiefe darin; und drei bis vier Bilder des menschlichen Lebens, die sich rasch in Enttäuschung der Alleruntersten Herrschaften auflösen, welche in Billionen Jahren noch nicht solche Sehnsucht nach Tugend empfunden haben. Bis endlich der rechte Mann gefunden ist.

Der wird in den Ofen geholt. Von der Bank (Hausvatergefühle unterm blühenden Apfelbaum, sagt Hebbel) vor der Haustür weg, fünf Minuten nach Aufzählung aller guten Taten, die er an diesem Tag vollbracht hat, und fünf Minuten vor Garsein eines guten und verdienten Gerichts, nach dem ihm seine liebe Frau schon den Mund wässrig gemacht hat. Der ist's; ein Förster; keusch wie der grüne Wald; gläubig wie ein erwachender Ungar; und ehrlich wie ein Singvogel.

Der muß in die Maschine. Gott und die sieben Nothelfer drücken, offenbar schon in Sicherheit des Ausgangs, beide Augen zu. Aber auch der hinfällige menschliche Zuschauer vermag sich das Weitere zu denken. Lebensrutschbahn; Stationen: Schmuck für die liebe Frau mit dem Krautfleisch; irrtümlich erhaltenes Geld, unter erleichternden Umständen nicht zurückerstattet; Auftreten eines weiblichen Dämons. Mima ist es, der Star der Ofentruppe, vorher schon dem Fürst der Hölle in allen Gangarten der hohen Liebesschule vorgeritten. (Eine wahre Harmonikarolle, von winselnder Höhe bis zum tiefsten Grunzen der Hölle, in der Frau Ida Roland ihren Einzug ins Burgtheater durch alle Register feierte.) Mit Mima geht es nun «von Stufe zu Stufe». Außen hinauf, innen hinab. Verstoßung von Weib und Kind, Duell mit einem Gatten. Reichtum. Politische Lügen. Verlust der Manneswürde. Verbrechen unter dem Einfluß der Frau. Mit all dem umspielen die galvanisierten Puppen den Förster. Zum Schluß soll er die Dämonin ermorden, dann gehört er der Hölle ganz. Aber durch einen Kunstfehler fleht sie ihn beim Andenken seiner toten Mutter um Schonung an. Und «ein Sandkorn von Güte», das der Böseste noch bewahrt, klemmt sich bei dieser Erinnerung zwischen die Räder der Maschine: der Mann verzeiht, die Höllenmaschine birst, und der Mensch entrinnt.

Es ist «Faust» und «Göttliche Komödie» im Zeitalter des Kinos. Es wäre nicht unmöglich, die eines Zeitalters der Ironie daraus zu machen. Ansätze sind da. Der Förster ist grün-grün und sein weiblicher Dämon hat Züge einer Lastergans und erotischen Zappellügnerin. Auch das Krautfleisch kommt tragischen Augenblicken in die Quere. Aber das bleiben Gewürze; das Hauptgericht ist tragisch gebacken. Theatrodämonisch; gerade an den Stellen, wo das Schicksal eines Menschen geknetet wird, sitzt nicht ein Korn Ironie. Schwirrende Rufe wie «Mehr Strom, 700 Kalorien, Zeitrad vor oder zurück, 8000 Voltampère» bilden mitunter ganz witzige Querstreifen, aber sie sind kein Ersatz; sie netzen mit Toiletteessig, wo Höllenstein ätzen müßte. Also bleibt eine geschmackvolle Augenerstreuung, ein wirkungsvoll erfundenes und eingerahmtes Kinogramm des Lebens, das alle Wochen wechseln könnte. Es ist anzunehmen, daß dieses Stück auf allen Bühnen Erfolg haben wird, die es technisch ebenso vollkommen herauszubringen vermögen, wie es das Burgtheater tat; und es ist ihm zu wünschen. Denn ein lässiger, angenehmer, geschmackvoller und begabter Plauderer erzählt darin mit vollendeter Sicherheit von tiefen Dingen; kritische Kritiker werden vielleicht von einigen Längen und technischen Mängeln sprechen, aber was wiegt das gegen die Kunst, Dante, Goethe oder Beethoven einem Publikum erträglich zu machen, das durch Lehar verwöhnt ist.

[<]

**[Ecce poeta]**

[12. Februar 1924]

*Ecce poeta.* Es ist nicht nur ein Vortragsabend (veranstaltet von der Humboldt-Hochschule), an dem starke Gedichte mit weniger starken wechseln. Der Dichter Max *Herrmann* ist hier der Mensch, der sagt: das bin ich, und zuerst fast verhalten seine Verse liest. Menschenhaß, noch viel mehr Selbsthaß spricht aus der Qual vieler Gedichte. Einem neuen, demnächst im Verlag «Die Schmiede» erscheinenden Band: «*Im Sterne des Schmerzes*» entstammen «Morgendliche Schuld» und das sehr schöne «Abend im Gebirge», in dem viel Schwingendes ist. – Die dünne, empfindsame Haut des Ausgestoßenen ist der Qual des Verbannten preisgegeben, dem nur der Trost der Nächte bleibt, in denen er sich durch Worte, Klänge, Rhythmen erlöst. Max Herrmann hat das Glück leiser Melodien, die die Gabe haben, fortzuführen. Er weiß um heimlichen Tanz. Er kennt aber auch in dem Gedicht «Rückkehr» die Lust und den Schmerz, von der sicheren Höhe der Einsamkeit in die Häuser und Gassen hineinzuschauen. – Ein Kapitel aus dem Roman «Cajetan Schaltermann» ist wertvoll durch die rückhaltlose Enthüllung der gähnenden Leere des auch heute nur lose zugedeckten seelenlosen Schulbetriebes.

[<]

**Ernst Tollers Hinkemann**  
**Matinee im Wiener Raimundtheater**

[23. Februar 1924]

Als Wilde zum erstenmal wieder Licht und Schatten des freien Tags grell gegeneinandergesetzt erblickte, sinnlos herrliches Schwirren von Rufen an sein Ohr drang, lichtetes Gekrabbel einer trotz allem hellseligen Welt, während das Zuchthaus von Reading noch ganz nah an ihm hing, drehte er sich um, die Qual noch einmal anzusehen. Aber da lagen die Mauern, die ihn gezüchtigt hatten, genau so im Licht wie alles andre und waren ein Teil der schwirrenden Schönheit. Diesen Augenblick hat Wilde niemals zu einem Paradoxon zu formen vermocht, und ich denke mir, daß er an nichts anderem zugrunde ging wie daran, daß sein tänzelndes Denken diesen schlichtesten Widerspruch, der ihm je begegnet war, nicht bewältigen konnte. Ähnliches – aber nicht de profundis hingenommen, sondern angepackt von einem jungen widerstrebenden Geist – ist der Wurzelboden von Tollers Drama «Der deutsche Hinkemann».

Dieser Hinkemann war vor dem Krieg ein gesunder braver Gewerkschafter, ein Arbeiter, der, wie tausend andre, sein Leben in der gläubigen Zuversicht trug, daß, «wie wissenschaftlich bewiesen ist», die materialistische Geschichtsentwicklung eines Tags von selbst, «aus dem Schoße der historischen Entwicklung der Verhältnisse», ein glücklicheres Dasein für alle bringen werde. Er zog dann wie alle in den Krieg, stolz auf sein tapferes Mannstum, das ihn jedem gleichstellte, und kehrte – von einer Kugel kastriert, zu seiner Frau zurück. In diese klar gezeichnete Schlinge schlüpft die Tragödie hinein. Sie ist zunächst die des Kriegskrüppels. Weshalb sie der deutsche Hinkemann heißt, konnte ich nicht herausfinden; ich halte das für eine nachträgliche aufgeklebte Allegorie oder für ein verdrängtes zweites Motiv, das nicht zur Gestaltung kam, aber im Titel sich doch noch sinnlos durchsetzte. Hinkemann hätte auch die Beine verlieren können oder die Augen; an jeder Verstümmelung haftet für den friedlich schnatternden Menschen (verdichtet aber an Anomalien des Geschlechts!) Abstoßendes. Sobald es nicht mehr durch die Opferstimmung



und -verehrung des Kriegs überkompensiert ist, und die Gefühle in ihre gewöhnliche Lage zurückkehren, steigt um die Veränderten, wie um alles Ungewohnte, der Gefühlston des Grauens oder auch der Lächerlichkeit wieder hoch. Die darin liegende Tragik des Verrats oder Posse der Vergeßlichkeit ist nicht deutsch, sondern kulturmenschlich! Toller führt sie legendenhaft einfach durch. In der Frau kämpfen Ekel und Geschlechtstrieb gegen Liebe. Ein Freund des Manns wird Nutzgenießer. Dieweil Hinkemann bei einem Schaubudenbesitzer Ratten und Mäusen die Kehle durchbeißen muß, um Brot zu schaffen (und wenigstens Mann-Ernährer zu sein), vergnügt sich seine Frau mit dem Freund. Sie bereut es später und springt aus dem Fenster, weil er sich nicht mehr von der Einbildung abbringen läßt, sie habe ihn außerdem noch verlacht, als er sich für sie zum Tier erniedrigte. Und Hinkemann läßt das dahintreiben, sie und sich in tödliche Verzweiflung hinein, weil er nicht mehr die Kraft hat, dieses Nebeneinander zu begreifen. Das Vaterland hat ihn als Helden gefeiert, er galt als Prachtkerl, bevor er noch zeigen konnte, daß er wirklich einer ist, aber als ihn etwas ereilte, das so gut ein Heldenschicksal ist wie jedes andere, wurde er lächerlich, und das Vaterland würde seiner Frau gestatten, sich von ihm scheiden zu lassen? Er glaubt noch an den Zukunftsstaat, wo alle ihr Recht finden, auch die Beladenen und Kranken, aber nun er bei Freunden verzweifelt den Glauben zu stützen sucht, ist gerade für seinen Fall kein Platz vorgesehen? Es ist ebenso unverständlich wie, daß seine Frau ihn liebt und ihn verlacht hat. Wie, daß sie ihn doch nicht verlacht hat, aber wenn sie es auch getan hätte, gut sein müßte; denn er braucht ihr ja nur in die Augen zu sehen. «Wo ist der Anfang und wo das Ende? Wer will das bei einem Spinnewebe sagen?» – so verwirrt sich die Welt in seinem Hirn. Das ist nicht mehr die Tragödie des Kriegskrüppels, auch nicht die des Entmannten, sondern es ist das Leid jedes Menschen, wenn er seine Einsamkeit zwischen allen Gefährten merkt, in jedem Augenblick, wo es ums Innerste geht; an einem wirksamen Sonderfall gezeigt. Ein anderer Dichter hat dieses Erlebnis Hinkemanns vor Toller so ausgedrückt, daß jeder «mitten in der Unendlichkeit allein auf seiner eigenen Planke treiben muß», und der von Toller vor sein Buch gesetzte Schicksalsgedanke, daß man zugrundegeht, wenn man die Kraft zu Traum und Einbildung verliert, heißt dort, «die Kraft der Verwandlung verlieren»; aber da die wenigen wirklich tragischen (und nicht einfach meliorationsfähigen) Konflikte immer auf die gleichen Grundwidersprüche unserer bewußten Existenz zurückführen, mögen sie einander leicht ähnlich sein.

Es ist heller Wahnsinn, in einem Stück mit solcher Dominante ein Politikum zu sehen, wie es auch in Wien geschehen ist, wo es im Gegensatz zu Dresden unter dem Schutz der Arbeiterwehr (als Matinee im Raimundtheater) aufgeführt worden ist. Es ist – wenn man schon solche Formeln geben muß – im Kern ein antikollektivistisches, individualistisches Stück, eher ein anarchistisches als ein sozialistisches, und zu innerst nichts von all dem, sondern eben eine Dichtung. Will man durchaus nachrechnen, wie sie Licht und Schatten nach Parteirichtungen verteilt, so sieht man links eher schlechter davonkommen als rechts, die Kritik der Liebe trifft tiefer als die der Gegnerschaft, die sich damit begnügt, «allerlei Typen und Volk der deutschen Straße» zu spiegeln. Aber ich glaube, an dem Stück zeigt sich, daß Dichtung und Politik selbst im gleichen Menschen (mag man noch soviel dagegen sagen) zwei sehr verschiedene Sphären sind; sie mögen bis zum vorletzten Moment der Schöpfung zusammenhängend einander bedingen, dann aber trennt sich die Anschauung von den Anschauungen und fällt oft überraschend anders aus. Es steckt in der künstlerischen Konzeption etwas Objektives, Wahrheitsähnliches, ein aus dem Gegenstand kommender Zwang, der sich durchsetzt, auf welchem Weg immer man herangekommen ist. Die Nutzenanwendung für eine unvoreingenommene Betrachtung von Kunstwerken ergibt sich daraus von selbst.

Rein künstlerisch ist an dem Drama mir das Bemerkenswerteste die überraschende thematische

Vertiefung im Verein mit einem Milieu, das ihr offensichtlich nicht günstig ist. In den Hinkemann selbst ist auch wirklich mehr Gedanke hineingestopft, als ein Mensch mit seinen Voraussetzungen vertragen kann, und das kommt dann bei ihm oft als Papier heraus; auch die anderen Menschen des Spiels sind nicht immer davor gesichert, ein wenig Defreggerisch-schön wie Salonproletarier zu reden, und insgesamt ist mehr überhauchende Seele da als dramatischer Knochen; aber zum erstenmal seit Hauptmann bewegen sich hier überhaupt wieder Menschen auf der Bühne natürlich, die einen großen Teil unseres Volks bilden, und die derbe Figur des Großhahn (von Werner-Kahle in Wien ungemein lebendig gespielt) ist mit einer Kraft der Beobachtung und Zeichnung in das Stück gestellt, die außer Toller und dem alten Hauptmann heute kein zweiter besitzt. Auch manche Szenen sind wie mit der Peitsche geknallt, Schwung, Knall und Sitz; ich persönlich schätze das nicht gerade hoch, weil es zur geistigen Minderwertigkeit unserer Bühne soviel beigetragen hat, aber es gilt als die spezifische dramatische Begabung, und es ist staunenswert, wieviel Inhalt bei Toller in den Oberflächen sitzt. Daß die Figur des Schaubudenbesitzers an Wedekind erinnert (so wie die szenische Rhythmik an Fragmente von Büchner) will gar nichts sagen; solche Figuren sind Gemeingut, es kommt nur darauf an, wozu man sie gebraucht.

[<]

### Wiener Kunstausstellungen

[29. Februar 1924]

Sie haben in der langen Zeit des Kronensturzes, als man sich mit Bildern eindeckte und die neuen Reichen ihre Salons möblieren mußten, den Eindruck völliger Desorganisation gemacht. Den Malern ging es nicht schlecht damals, aber die Ausstellungen hatten die Charakterlosigkeit eines Warenhauses, in dem alle Kunstrichtungen durcheinander feilgeboten wurden. Seit der Sanierung ist das Geschäft wesentlich schlechter, aber man hat zum erstenmal wieder den Eindruck, daß sich der Kunstmarkt nach natürlichen und inneren Gegensätzen gliedert, was den Ansatz neuer Hoffnung bedeutet.

Die Herrn vom «Künstlerhaus» – konservativ, Akademiekunst –, die in der letzten Zeit bedenklich gezeigt hatten, daß die wahre Kunst keine Gegensätze der Richtungen kennt, m. a. W., daß ein Mann ohne Leidenschaft, der etwas gelernt hat, ebensogut einen gemäßigten Expressionismus malen könnte wie jede andere Tradition, besannen sich in einer Gedächtnisausstellung für ihr verewigtes Mitglied *Franz Rumpler* wieder auf ihre dankbare und unentbehrliche Funktion als Stahlkammer des Erworbenen. Ihr Mitglied war ein guter Maler, mit Können, Geschmack und der beliebten «unaufdringlichen Eigenart». Mich fesseln solche Ausstellungen sehr unter dem Gesichtspunkt Lebensverlauf. Die Eigenart ist nicht stark genug, um sich gegen die von außen und anderen kommenden Prinzipien der Gestaltung durchzusetzen, aber sie streckt sich in ihnen zurecht und paßt sie sich an, bis zu jener komplizierten Statik zwischen Vermögen und Wollen, die wir unabhängig vom Niveau als künstlerische Reife empfinden. Es ist eigentlich immer ein Lebensroman und zugleich einer der Zeit, vom Leben selbst geschrieben, das sich dabei zumeist als der Verfasser eines wehmütig resignierten bürgerlichen Schicksalsromans erweist.

In ganzem Sinn historisch war die *Ausstellung mittelalterlicher österreichischer Bildwerke*,

welche im Auftrag der Handesgesellschaft «Treuga» der Kunsthistoriker Franz Kieslinger im schönen Esterhazy-Palais veranstaltete. Es war die erste (leider nur vorübergehend zusammengebrachte) Sammlung österreichischer alter Skulptur, von der man in Laienkreisen kaum mehr als die Schule Michael Pachers und die Werkstätten bei St. Stephan kennt, obgleich sie schon den österreichischen Kunsthistorikern Anlaß zu einem wohlausgebrüteten System von Schlüssel-, Teller-, Knick- usw. Falten geboten hat, das in seinem Verhältnis von Akribie und lebendigem Sinn den tiefen sorgenvollen Runzeln im Gesicht eines Neugeborenen gleicht. Diese österreichische gotische Bildhauerei war teilweise von erstem Rang, aber wohl nirgends, wenn der Ausdruck erlaubt ist, europäische Extraklasse, und ihre Zusammenwürfelung in einem Ausstellungsraum leidet überdies durch die Abtrennung von dem organischen Zusammenhang der Kirche, wo sie Teil einer Gesamtdarstellung war; ihre verzückte Schwingung und Brechung wirkt da, wie die einzeln herausgelösten Stimmen eines Orchesterwerks, ihre Gebärden gelten nicht einander, und das Zusammentreffen, so wie man es mit Wirklichkeitsbewußtsein ansieht, hat in seiner deplacierten Intensität etwas vom Irrenhaus. Dennoch war dieser Wirrwarr weitvertragener Marien und Heiliger nicht nur höchst holdselig, sondern in einer Weise stark, innig und schön, wie sie heute nirgends in einem zu finden ist.

Betrachtet man die Größe und Naivität der Gotik als das Ergebnis einer Gemeinschaft, so ist eine psychologische Parallele zu ihr, mag sie auch noch so armselig sein, gegeben in der Sportleidenschaft unserer Tage, und man vermag den Entwürfen für die Ausschmückung einer Sporthalle, welche der sonst wenig wichtige *österreichische Künstlerbund* seiner Jahresausstellung eingefügt hat, einiges Interesse abzugewinnen. Diese hellen figuralen Wandmalereien vermeiden flächengebunden alle zweckwidrige Stereoskopie und gliedern nicht ohne Geschick in lot- und wagrechten Schichtungen das Bauglied Wand. Was aber im Geleitwort gesagt wird: «Nicht die Höchstleistung, sondern die Schönheit soll das Ziel des Sports sein», und nur die Kunst sei «imstande, dem Sport Mittel und Wege zu weisen» – ist ein humanistischer Rückfall. Denn nicht das Malen ist des Müllers Lust, sondern das Müllern ist des Malers Lust, Kunst ist heute nichts weniger als eine Volksleidenschaft, wohl aber sind es Fußball und Athletik. Die «unschönen» Gebärden eines aus der Hüfte geschwungenen Tennisschlags, der Wälzung über die Sprunglatte des Langstreckenlaufs, das Zappeln zweier Federgewichte sind, als einzelne Gebärden an der (franko Schönheit) überlieferten Gebärdensprache gemessen, genau so grotesk, wie es vor kurzem noch Gotik und Barock waren; aber eingebettet in den Enthusiasmus, den sie erregen, erhalten sie einen ganz anderen, eben ihren sportleidenschaftlichen Ausdruckswert und werden zu Buchstaben in einem neuen Alphabet der Schönheit. So und nicht anders war es auch mit der Technik; ursprünglich hat man auf die Gestänge korinthische Kapitale gesetzt, aber später malte man Menschen so gliedrig, schnittig und bewegt wie Maschinen. Und nicht war (wie man sich glauben machen wollte) diese neue Schönheit etwa schön, weil sie zweckvoll war, sondern einfach nur deshalb, weil die Phantasie von ihren Gegenständen beschäftigt wurde.

Künstlerisch hoch stehen die Ausstellungen des «*Hagenbund*», aber sie sind nicht bewegend; diese Künstlervereinigung, die einst eine «gemäßigte Sezession» darstellte, ist heute eine «geschärfte Sezession», aber das ist derzeit in Wien immer noch rechts vom Radikalismus. Sie umfaßt sehr gute Maler und umschließt viele Nuancen eines zu Würden und Verantwortung gekommenen Expressionismus. Ich möchte den Eindruck, den mir ihre letzten Ausstellungen gleichermaßen machten, am ehesten den einer «blühenden Malgemeinschaft» nennen oder auch Flora eines bestimmten Ausstellungsterrains: man anerkennt den großen Reichtum individueller Formen und Spielarten, aber der Eindruck einer bodengebundenen, bunten, sich selbst abwandelnden Einheit ist stärker. Wenn ich Paris Gütersloh heraushebe, so geschieht es auch nicht wegen seiner malerischen Eigenheit – er ist weder ein Mal-Maler, noch ist seine, vom

sphärischen Zweieck durchwobene Zeichenform eine unabhängige Erfindung, wenngleich Farbe wie Form sehr persönlich variiert sind und einen überaus anregenden Widerspruch von Eigenart und Eklektizismus in sich tragen – sondern weil er Maler und Dichter ist; seine teils hieratisch ornamental, teils spitzpinselig sehende Prosa (die sehr schön ist) wandelt sich in seinen reizvollen kleinen Aquarellen ganz zu optischer Phantasie zurück, zum Augenblicksquerschnitt, aus dem sich das Geschehen ablesen läßt, ohne daß, wenn ich so sagen darf, der kleinste Erzählfaden herausstünde, und über das Bild hinauswiese. Diese Fähigkeit, Erzählungen gewissermaßen schweigsam zu malen – alle anderen Versuche, die ich kenne, sind redselig – gibt Gütersloh eine besondere Stellung.

Wer das Experiment in der Kunst liebt, findet es in der kürzlich eröffneten *Ausstellung russischer Malerin* der Neuen Galerie. *Marc Chagall* allerdings darf heute wohl als anerkannt gelten. Seine hier gezeigten Steinzeichnungen, Meisterwerke der Kleinkunst, geben von den Szenen und Staffagen des Lebens etwa den «Inhalt der Erinnerung eine Viertelstunde später»; das überlastende Detail der Gegenstände und Eigenschaften registrierenden und in Verbindung setzenden gewöhnlichen Betrachtung der Dinge (die auch der Impressionismus, bloß verwischt und überhaucht, wiedergab) ist verronnen, die Erinnerung ist wie ein Gitter mit daranhängenden Stoffresten; aber wir sehen bekanntlich diese Lücken nicht (außer wir examinieren unsere Erinnerung), sondern was geblieben ist, schließt sich zur wohligen Dichte innerer Existenz zusammen: und für diese innere, schon in Vergangenheit und Gefühl gebettete Bildlichkeit hat Chagall den sicheren und unbemühten Ausdruck. Ein paar Plastiken Archipenkos wirken daneben fast modisch geläufig, und die gegenstandsfreien Aquarelle des sanften Kandinsky kommen über die gebatikte Metaphysik seines Lehrers Maeterlinck so wenig hinaus wie sein liebenswürdiges Buch «Über das Geistige in der Kunst». Die «kreisende Angel» im Tor der Kunst, durch das zu schreiten der Bürger in dieser Ausstellung eingeladen ist, bildet aber der «Konstruktivist» *El Lissitzky*, von dem Bühnenentwürfe zu einer (seiner Ansicht nach aber bereits als passivistisch zu bezeichnenden) futuristischen Oper ausgestellt sind. Wenn ich mich recht erinnere, hat da Vinci seinen Schülern geraten, daß sie zuweilen ihre Phantasie an den zufälligen Flecken- und Wolkenbildungen auf Naturgegenständen befruchten sollen: was Lissitzky befolgt, ist die gleiche Anweisung, angewendet auf das Reißbrett des Maschinen- und Hochbauingenieurs oder auch der darstellenden Geometrie. Wer solche Konstruktionszeichnungen kennt, wird sich erinnern, daß sie tatsächlich oft von ganz eigenartiger Phantastik sind, sobald man sie nicht «liest», wie es der Fachmann tut, sondern sie verständnislos als wirre Gebilde des Lebens ansieht. Da die technische Darstellungsart für ihre rationalen Zwecke das gleiche anwendet, was auf dem Gebiet des Gefühls eine «Verdichtung» heißt, nämlich eine Übereinanderlagerung mehrerer Gegenstandsbeziehungen, und solchen Verdichtungen eine eigenartige (auch in der primitiven Symbolik nachgewiesene) Erregungskraft zukommt, läßt sich dieser Zusammenhang verstehen, und er ist es, von dem Lissitzky hauptsächlich Gebrauch macht; die dadurch hervorgerufene Mehrdeutigkeit des Ausdrucks, verbunden mit scheinbar eindeutigster, männlich scharfer Bestimmtheit von Farbe und Form, gibt seinen Phantasien etwas im Sprung Packendes. Allerdings ist diese Blattwirkung (deren Stärke man ermißt, wenn man sich plötzlich vergegenwärtigt, wie weit ab von japanischen Einflüssen sie liegt und wie sehr sie also europäisch ist) eigentlich nur ein Nebeneffekt, denn gedacht sind diese Farbzeichnungen als Anweisungen zu Raumvorgängen und sollen, auf einer Art Semaphorbühne gehißt, uns in eine erregende Welt versetzen. Ich muß gestehen, daß ich den Einfall, eine Masse heutiger Menschen dadurch zu beunruhigen, daß man ihnen die wichtigsten Dämonen ihres Lebens halb in der Form vorführt, die sie wirklich haben, halb in der quellenden, uneingestanden, in der sie die Vorstellung bewahrt, für einen starken Angriff auf die Phantasie

halte, der trotz seiner Bizarrerie und der 95 Prozent Überhebung und Snobismus, die ihm beigemischt sind, Elemente von Volkstümlichkeit in sich enthält.

Abseits von allen diesen Ausstellungen, in der kleinen Kristall-Galerie gezeigt (zwischen wenig repräsentativen Arbeiten von Kubin, Peche, Scheurig und Teschner), führten die kleinen *Wachspuppen* Lotte Pritzels ihr Sonderdasein; man hat es leicht, Beardsley hinter ihrer «verruchten Sündhaftigkeit» festzustellen, und da diese neuestens zur Kirche einlenkt, auch manche andere kunsthistorische Reminiszenz, aber eigentlich steckt in diesen für überfeinert und dekadent geltenden Arbeiten etwas entzückend Naives: das Panoptikum mit seiner uralten Geschichte. Die Zusammenfassung von wächsernen Körpern und wirklichen Kleiderstoffen, Ferne und Nähe, ernster Kunst und puppenhaftem Spiel, Lebendigkeit und Starre in vielfachem Rollenwechsel, wiederholt aufs intensivste das Pygmalionspiel, das in aller bildenden Kunst als Geheimnis steckt. Man muß diese wolkenleichten, federweichen Gliederpuppen in der Hand ruhen lassen dürfen, dann erschrickt man plötzlich vor dem entlasteten Gewicht ihrer künstlerischen Vollendung.

[<]

### Doktor Knock von Jules Romains

[18. März 1924]

Dieses Stück, am *Wiener Volkstheater* meines Wissens zum ersten Male in Deutschland gegeben, war die interessanteste Enttäuschung der letzten Wochen. Soviel ich weiß, ist Romains bisher bei uns nur durch einen schönen Aufsatz bekannt gewesen, den Ferdinand Lion in der «Neuen Rundschau» über seine Ideen geschrieben hatte. Er gehört zu den jüngeren französischen Schriftstellern, wie Duhamel und Vildrac, die sich während des Krieges und teilweise gegen den Krieg durchgesetzt haben; sie zeigen anscheinend eine schwächere Literatur, als ihre etwas hochnäsiger-feierlichen Vorgänger Claudel oder Suarès, aber eine menschlichere, welche die Nase näher der Erde hat und mehr von der wirren, kleinen Vertracktheit des Daseins wittert. Romains' «Doktor Knock, oder der Triumph der Medizin» war ein Pariser Theatererfolg; trotzdem enthält er wirklich Partikel eines neuen Humors. In der Wiener Aufführung kamen sie nicht zur Geltung, und die Folge war, daß die Kritik sie völlig übersah. Sie bemerkte nur Teile eines Lustspiels, die trocken und ungelenker ineinandergriffen, als sie sich in ihrer Verehrung für das eingefahrene französische Lustspiel zu erwarten berechtigt fühlte. Ich möchte deshalb den Geist dieses Stücks ein wenig zerlegen.

Dr. Knock ist ein Mann, der von Medizin sehr wenig versteht, dagegen in den verschiedensten Zweigen einer sehr unregelmäßigen Biographie alles genau kennen gelernt hat, was man im Leben kaufen oder verkaufen kann, und welche Künste man dabei anwendet. Er hat aber so lange kein Glück, bis er der Stimme einer Jugendsehnsucht nachgibt, sich zum Doktor der Heilkunde ernannt und einem ruhebedürftigen alten Landarzt die magere Praxis abkauft, um sie nach seinen zeitgemäßen Erfahrungen zu bewirtschaften, zu veredeln, und im Ertrag zu steigern: da wächst der Erfolg phantastisch an. Der Grundsatz, dem er ihn verdankt, führt die Philosophie ins Gebiet der Medizin ein und heißt: ohne Krankheit gibt es auch keine Gesundheit. Er entwickelt ihn im ersten Akt, und schon der dritte bringt den Sieg dieses Grundsatzes auf der ganzen Linie, indem ein vordem gesundes Departement von fünfzehntausend Seelen nun an Angst vor allen

Krankheiten leidet, aber wirtschaftlich durch großen Umsatz in allem Krankheitszubehör zum Blühen kommt. Zudem überwiegt die Genugtuung, einen Arzt zu besitzen, der alle Übel heilt, die eine Suggestion hervorruft, diese Übel selbst, und man kann wohl sagen, daß die Summe des von Dr. Knock in dieses Departement gesetzten Guten schließlich die des Bösen überwiegt. Es bleibt am Ende gegen ihn nichts einzuwenden, als daß er Grundsätze, welche in Ehren neun Zehntel unseres Lebens regeln, unbefugter Weise auf einen Teil des letzten Zehntels überträgt, wo sie, berechtigter oder unberechtigter Weise, und eben dies ist die Scherzfrage, noch für Humbug gelten.

Man sieht, worin der Geist dieses Stückes trotz gegenständlicher Ähnlichkeiten sich von dem des eingebildeten Kranken unterscheidet. Molière zeichnete in einem Einzelmenschen – dessen Namen Argan man bezeichnenderweise immer wieder vergißt – den unsterblichen Typus des Hypochonders, der junge Franzose von heute dehnt das aber nicht etwa auf eine Massenerscheinung aus (bloß dies hat Shaw, allerdings mit viel mehr Witz und Reife als Romain, getan), sondern statt sich über die Einbildungen lustig zu machen, aus denen der Mensch besteht, nimmt er sie probeweise ernst und baut die Welt komödisch nach ihnen um. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Romain seine Anregung durch die zeitgenössische sogenannte zweite Schule von Nancy erhielt, welche merkwürdige Heilerfolge mit dem einfachen Rezept «bilde dir ein, daß du gesund bist» erzielt, und daß er sie verulken wollte; aber da Einbildung nicht nur die Grundlage körperlicher Gesundheit, sondern als Bedürfniserweckung, Überredung, Imponieren, Reklame zweifellos auch die des gesunden Geschäfts und somit, wenn man will, die unserer Welt ist, geriet seine Ironie in einen weiteren Bereich.

Man kann diesen Unterschied zweier Humore auch so definieren, daß an Stelle eines Genremalenden, eines Einzeltypus, einer Erscheinung karikierenden Humors heute, wenn auch vielleicht rasch vorübergehend, ein sozial-utopischer zu treten anhebt, eine halb ironische Utopie, welche das Dasein aus Zweifel an seiner Güte phantastisch variiert. Der alte Humor machte sich eigentlich immer über etwas Einzelnes lustig, aber im Ganzen blieb das stets eine ernste und ehrbare Angelegenheit; selbst bei einer der ganzen Gesellschaft geltenden Satire, wie es etwa «Vanity fair» ist, war stillschweigende Voraussetzung, daß den geschilderten Verdrehtheiten irgendwo eine bloß vorübergehend verlassene Normallage entspricht. Der in unserer Zeit aufkommende Humor nimmt hingegen gerade das Ganze nicht ernst; richtete sich der erste gegen irgend etwas, so der zweite gegen alles, der erste gegen einen bestimmten Gegenstand, so der zweite gegen den gesamten Raum, den Zeitraum, in dem wir leben. Für den ersten wäre der Schwindler Knock die Hauptsache gewesen, oder die Leichtgläubigkeit seiner Patienten, der zweite schüttelt das Durcheinander der Zeit, welches alles schwindlig und alle leichtgläubig macht. Er nützt den gegenwärtigen Zustand unserer geistigen Atmosphäre aus, um in dieser trüben Kugel den Lebensaufstieg eines Doktor Knock als Niederschlag zu erhalten. Diese Art Witz ist weder eine Erfindung Romain's, noch französisch; in der gegenwärtigen russischen Literatur scheint eine ähnliche Behandlung der Dinge zu beginnen, und auch in Deutschland hat sie schon die Logik der Bühne durchbrochen. Es erscheint mir dies sehr natürlich in einer Zeit, welche die ungeheuerlichsten Energieausbrüche mit einem beispiellosen ideologischen Durcheinander begleitet: es fehlt der feste Punkt, von dem aus sich die Satire gegen den Gegenstand richten kann, sie wird zum atmosphärischen Medium, in dem sich alle Vorgänge lächerlich verknüpfen.

Ich muß nun allerdings gestehen, daß ich das Beispiel des Doktor Knock ein wenig mißbraucht habe, um etwas von allgemeinerer Wichtigkeit daran zu zeigen. Romain läßt eher merken, daß er diese Art Satire meint, als daß er sie durchführt. Nach deutlichen Ansätzen im Beginn und in der

Gesamtanlage lenken der zweite und dritte Akt im Einzelnen mehr auf den sicheren Boden der überlieferten Komik, ohne dort recht zu Hause zu sein, falls nicht vielleicht mit dem Dialog bei der Übersetzung Wesentliches verloren ging.

[<]

Stücke aus der Zeit

Wiener Dramatisches Allerlei

[26. März 1924]

Man darf, um es in seiner ganzen unbehaglichen Breite vor sich zu haben, den Scharm nicht vergessen, mit dem trotz allen schlechten Geschäftsgangs in Wien ein neues, luxuriöses Theater eröffnet worden ist. Diese in der innersten Stadt gelegene Bühne dient dem «vornehmen Amusement», ist für Menschen in Frack und Abendtoilette eingerichtet, der Raum ist von einem guten Innenarchitekten auf tadellosen Sitz und Schnitt gearbeitet, hat Telephonkabinen, Schreibkojen, empfing die Kritiker mit einem Büfett von Rubensscher Fülle, und ich habe eigentlich nur vermißt, daß ein Broad casting in den Dialogpausen und Zwischenakten dem Jockeiklubpublikum die Kurse vermittelte; denn dieses Musenhäuschen führt den literarischen Namen Modernes Theater. Es ist sicher, daß ein solches Bühnchen viel Vergnügen bieten kann, mit «exquisiter» schauspielerischer Anrichtung und einer Regie, die der Überwindung der Schwerkraft ähnlich fähig sein muß wie ein bedeutender Koch. Die Darstellung der Operette «*L'amour masqué*» von *Guity* und *Messenger*, mit der das Theater eröffnet wurde, kam diesem Ideal eines leichten, geschmackvollen und dabei üppigen Vergnügens auch ziemlich nahe. Die Folgen solcher zart-völlerischen Vornehmheit blieben immerhin nicht aus und äußerten sich in der zweiten Eröffnungsvorstellung, mit der das Theaterchen, sich als Sprechbühne einführend, die ernsteren Sphären zu kitzeln suchte. Diese sind ja überhaupt die Schwäche der Vornehmheit und wurden unter dem Titel «*Das Weib ist bitter*» angerufen, woraus sich drei Einakter des Lustspiieldichters Marco *Brociner* entfalteten, welche die Namen *Aspasia*, *Schopenhauers Erlebnis* und *Titi* führten. Sie versammelten die illüstristen Menschen, die ich je auf der Bühne beisammen gesehen habe, *Aristophanes*, *Sokrates*, *Platon*, *Euripides*, *Schopenhauer*, *Byron* usw., und diese alle redeten genau so wie Herr Marco *Brociner*, der ein angesehener Feuilletonist ist, und ließen sich ihm zuliebe (was nicht verwundert, wenn man weiß, welche Gefälligkeiten die Theater in Wien den Kritikern der großen Blätter erweisen) nicht nur in Liebesgeschichten verwickeln, sondern würzten diese auch noch mit Zitaten aus ihren Werken, die man gespenstischerweise am Ende nicht mehr von solchen aus *Brociners* Werken unterscheiden konnte. Das Weib bleibt ewig unberechenbar, äußerte *Euripides*, das ist mir haften geblieben, und ich glaube, als *Schopenhauer* trotzdem von einem Weib sehr enttäuscht wurde, erzählte er, daß er nun die Philosophie des blinden Geschlechtstriebes zu schreiben reif sei. Das war nicht Ulk, sondern Feinsinn; ahnungslos begangen. Zuschauer, welche das Ansinnen, einer Leichenschändung beizuwohnen, entsetzt abweisen würden, nahmen an ihr teil, beruhigt durch vertraute Weisheit, die aus feulletönernem Gefäße dazu floß. Ein Freudensgenosse machte den Spaß, daß, um solchem Schmaus stilgerecht beizuwohnen, der Smoking nicht genüge, sondern ein neues Gesellschaftskleid erfunden werden müßte: der Schmocking.

Es wäre die Welt nicht, was sie ist, dürfte in dem Bericht über sie die «*Denkmalsweihe*» von

*Sudermann* fehlen, doch bringt es in Verlegenheit, ihr Wesen zu erfassen. Ich glaube versichern zu können, es besteht zutiefst darin, daß der Zuschauer vom ersten Akt an weiß, was geschehen wird, und daß eine Explosion mit der zähen Langsamkeit eines Leimaufstrichs uns in ihren Bann zieht. – Es hat eine reiche junge Witwe ihr ganzes Leben zu einer feierlich-harmonischen Grabgruft für ihren verlorenen Gatten hergerichtet, und irgend etwas ist in der Luft, das erraten läßt, just an dem Tage, wo dies Leben durch die Enthüllung eines großen öffentlichen Denkmals gekrönt werden soll, wird es ganz andre Enthüllungen geben, die sie aus ihrer Schwärmerei in sanfte Resignation und von da in eine neue Ehe überleiten. So geschieht es auch mit Hilfe eines edel abgeklärten Kebsweibes des Verstorbenen, der unerklärlichen Sympathie, die ein verheimlichter Sohn als junger Sekretär verbreitet hat, und eines alten Freundes, der zum Heiraten da ist. Man weiß es lang, aber es geschieht dennoch, und das hält unerbittlich auf den Sitzen fest; die Technik eines solchen Sudermanns ist die des Romans in Fortsetzungen. Sozial lehrreich dadurch, daß keineswegs Ansätze zu kräftiger Bewegung fehlen. Die ein kühles Leben nachträglich überkompensierende Witwe ist aus dem Leben gegriffen, und ihr Schwager, des Verstorbenen Bruder, der nach dessen Weib begehrt, obgleich sein eigenes erst sterben wird, hat das interessante Mittelformat eines klubhaft sicheren, prosaisch haltungsvollen Geschäftsmenschen unsrer Tage. Aber aus der Monomanie der Vergangenheit, die im Leben immer eine etwas pathologische Figur ist, macht Sudermann einen glattgemalten Engel, und den Schwager, der sie ruhig heiraten könnte, weil er sie liebt und weder ein Bösewicht, noch ein Böserie ist, sondern durchaus die böse Normalgröße hat, hindert der Dichter daran, da sonst eben das ganze Stück nicht entstünde, dessen Verwicklungen nicht unter der Sonne des gemeinen Lebensverstandes ersprossen sind, sondern unter dem Glasdach eines alten Treibhausgärtners. Merkwürdigerweise war diese Denkmalsweihe dennoch kein Erfolg. Es zeigte sich, daß ein kleines Zuviel an Feuchtigkeit der Luft trocken wirkte und die solcher Kunst sonst so gefügigen Zuhörer kritisch machte. Die neue Zeit will neue Sudermänner, es ist eine Lust, zu leben.

«*Menschen von heute*» heißt ein Schauspiel in drei Akten und einem Vorakt von Paul Wertheimer, der Dichter, Theaterkritiker, Rechtsanwalt und Feuilletonredakteur der Neuen Freien Presse ist, von welchen Tätigkeiten ich die des Rechtsanwalts am meisten schätze. Sie bringt in das Stück einige Szenen, die hinter den Kulissen des Gerichts aufgenommen sind und zeigen, daß jeder Dichter dort am meisten zu geben hat, wo er ein Stück Leben kennt. Sehr viel schwächer sind die ethischen Erörterungen, die sich um die aktuelle Frage des Geburtenzwangs drehen, und nun allerdings zeigen, daß auch zu genaue Kenntnis einen Dichter hindern kann, denn der juristische Zwilling, der die Verantwortung trägt, daß die Welt ein geordnetes Recht habe, macht den Bruder Genius in dieser Frage ein wenig frostig. Im übrigen schöpft das Stück eine starke Wirkung aus Erinnerungen an die in Österreich seit der Sanierung verklungenen Mittelstandsleiden. Unheimlich vollzählig reihen sich die Haferreisflocken an die selbstgedoppelten Schuhe und den zweimal gewendeten Rock, die einen strengen Arzt, der Schwangerschaftseingriffe verpönt, zu Fall bringen. Vorn und hinten ist das mit Versen besetzt, die den Mittelstand und seine Leiden kosmisch auszieren und nicht zum Stil eines guten Bühnenstrapazstückes passen.

Zu den Nachkriegsstücken, welche von der Erinnerung an Überstandenes leben und ihren Aufstieg teilweise einem Abstieg danken, rechne ich auch *Kaisers Gas I und II*, die in einer Aufführung des Wiener Raimund-Theaters, um einen Akt von I gestrichen und zusammengezogen, lebhaft ihr Publikum ergriffen. Man kennt den Inhalt: Soziales Zukunftsbild, völlig verteknikte Erde, symbolisiert in einem Riesenbetrieb, der das Universalkraftgas der Welt, «Gas», erzeugt. Die syndikalisierten Arbeiter nun erst recht Sklaven der Maschine, die für sie Geld heckt. Aber der Dämon Maschine hat die metaphysische Güte, sich nicht länger an die



Naturgesetze zu halten, «Gas» explodiert, die Menschheit ist befreit. Ein Heiland erhebt sich, der sie zur Kleinsiedlungsbewegung überreden will, doch nun folgt sie wieder nicht ihm, sondern dem Ingenieur, der sie «von Explosion zu Explosion» heroisch weiter industrialisieren wird. Krieg kommt, Allmacht des Staats, Rasen der Maschinen, Niederlage, Fron unter fremden Kapitalisten. Neuerlich ist damit die Situation für eine Erlösung – durch Entsagung zur Freiheit! – gegeben, aber auf der andern Seite steht auch schon wieder ein Ingenieurdämon mit der Erfindung eines neuen Gases in der Hand, das siegreichen Freiheitskrieg verheißt. Die Entscheidung der Masse wendet sich zum Krieg; da sprengt der Heiland II die Welt in die Luft. So ungefähr ist es.

Ich weiß, was man daran liebt. Pathos von heute, puffendes Maschinenpathos; aber ich kann mir nicht helfen, ich bin früher selbst an mancher Maschine gestanden, und das Pathos von Gas wirkt auf mich wie das aufgeregte Piff-paff-puff eines Knabenspiels. Prophetie? Anbeter flüstern von der Ruhrbesetzung! Aber vielleicht lief diese Prophetie den Ereignissen voraus, den Stimmen der Literatur kam sie nach, die seit zwanzig Jahren die Zeit angeklagt haben, daß sie von der Mechanik versklavt werde. Geist in geballte Wirklichkeit gepreßt? Wirklichkeit siehe Maschinenpathos, Geist siehe Prophetie; die Gedrängtheit ist die lang schon zu Formeln gewordener Worte, es findet sich nicht ein Gedanke in diesem Stück, der nicht aus der geistigen Konkursmasse unserer Literatur stammte. Ich glaube, daß man das sagen muß: Kaiser ist heute vielleicht der erste Dramatiker in Europa, Exponent der Zeit, dramatischer Journalist, Genie der Oberfläche, Stilführer, was man will, nur eines ist er nicht, wofür man ihn hält: der Dramatiker des Geistes. Seiner figaroschnellen Kunst liegt etwas zugrunde, das ohne Fehl und Arg ist, ein Spieltrieb, ein buntes Baun mit fertigen Geisteswürfelchen, manchmal mehr, manchmal weniger gelungen, immer in amüsanten Linien eine große Allegorie der Zeitgedanken, ähnlich wie die Sandsteinpuppen in alten Schloß-Alleen Graf Maier und Graf Müller als Ares und Herakles abgebildet haben. Je bedeutender diese Allegorien im Formalen sind, desto verheerender wirkt ihr Inhalt; er macht es so leicht, heute sich für einen Geist zu halten wie in der Sandsteinzeit für einen Helden.

[<]

### Wiener Theater

[8. April 1924]

#### Alfred Brust: Die Wölfe

Subpolarzone, Preußen Ost-Ost. Eis kracht wie Flintenschüsse. Dunkle Wälder beginnen; tage-, wochen-, monateweit, reichen sie bis Sibirien, bis China (versichert Brust; ich weiß es nicht). Geister geh'n um, der Langweile, der Lüste und Süchte, der Leere; erotischer Spleen.

Besessen von ihnen ist die schöne Pfarrersfrau Annite. Er, Pfarrer Tolkening – Titelträger einer Trilogie, deren ersten Teil «Die Wölfe» bildet, – füttert zahmes Getier; Hühner, Lämmer und Gänse folgen ihm, wenn er ausgeht, die Menschen preisen ihn, auf hohem Hügel, über weiten Seen steht sein Haus, und am Abend brennt dort die Lampe und ist der ganzen Gegend friedlicher Kompaß. Sie, Pfarrersfrau Tolkening, füttert dagegen eingefangene Wölfe; erst mit totem Fleisch,

dann mit zuckendem, dann mit ihrem verlangenden Leib. Aber der Wolf ist vernünftig, im Verhältnis zu ihr natürlich und frißt sie auf, ohne sich an erotische Komplikationen zu kehren.

Auch ein Waldmensch ist da, der Wölfe erschlägt und Frauen über den Rubikon und wieder zurück trägt. Dann ein ärztlicher Jugendfreund des Pastors mit Schwester, deren beider Hauptfunktion darin besteht, zu versichern, daß es grauenhaft zugeht.

Es ist aber in Wahrheit nicht so schlimm, da der Wolf, wie gesagt, ganz normal veranlagt ist. Auch was der junge Brust in einem Brief, der veröffentlicht worden ist, angekündigt hat, daß in Königsberg oder Riga nach der Uraufführung die Zuschauer wie tot in den Sitzen hingen, dürfte eine Übertreibung sein. Die ganze Angelegenheit hat nicht mehr Realität, als wenn ein Wolfsfell, das morgens und abends als Bettvorleger dient, im Traum ins Bett steigt; solch ein schwer süßer Albtraum (auch in vielen Märchen auskrystallisiert) ist von Brust gestaltet worden, und ein Zeitalter, das die Psychoanalyse hervorgebracht hat, braucht dahinter kein Kapitalverbrechen zu sehen.

Worum es sich eigentlich handelt, spiegelt sich in einem Satz des Stücks: «Je kleiner der Rahmen, desto spannender, ihn auszufüllen!» Mit diesen Worten (nach dem Gehör zitiert) schildert Annite, die böse Pfarrersfrau, sich selbst. In ihnen liegt eine psychopathologische Formel: Das allem Flammenden (ob es Feuer, Laster oder Liebe ist) gemeinsame große Element der Brunst wird, wenn es keinen Stoff findet, daran in die Höhe zu schießen, triebhaft klein. Es geht dann nicht den Weg der Befriedigung, sondern hundert kleine Umwege. Das ist die Formel der kleinen Entartungen, die in der Gefühlsarmut des christlich bürgerlichen Alltags sich entwickeln, der Fetischismen aller Art, der meist mehr oder weniger harmlosen sogenannten Sadismen, all der mannigfaltigen Symbolbefriedigungen, Eigenheiten, Übersensibilitäten und geheim gehaltenen Phantasien, die maskiert ihre Erfüllung suchen. Es ist im Grunde mehr Sozialpathologie als Sexualpathologie daran, und es gibt unter den vielen, die unter ihr leiden, mehr arme Sünder als große. Auch Annite, die Pfarrerin, züngelt wie eine Flamme ohne Luft zwischen dem friedlichen Mobiliar des Pfarrhauses und wetzt sich an den allzustillen Dingen die Augen blutig wie an Gitterstäben. Abenteuerliches Temperament ohne Wirkungskreis, ist sie die typische Sexualintrigantin, welche ihre Umgebung beständig in Unruhe hält und nicht weiß, was sie will.

Für Brust hingegen ist sie eine heroische Sünderin. Es kommt in Dichtungen niemals darauf an, daß sie kausalpsychologisch richtig sind. Aber naiv dürfen sie nicht sein, ahnungslos nicht. Sie dürfen einer Welt nicht Trotz bieten, die gar nicht so ist, wie sie meinen. Man kann natürlich auch gegen alle Erfahrung etwas Abwegiges vergöttern; aber ohne sie entsteht bloß sexuelle Räuberromantik.

Ich bedaure, das sagen zu müssen, denn schön und deutlich spannt Brust den Bogen der Gegensätze im Pfarrhaus und läßt die Stimmen der Wintersymphonie anklingen; es würde ihn auch nichts hindern, diese Stimmen ins Wölfisch-Unheimliche zu steigern und auf Himmel-Hölledistanz zu spannen, wenn es nicht eben falsche Vorstellungen über das Wesen dieser Distanz wären. Was das Stück an Philosophie enthält – und es ist in langen Gesprächen durchtränkt von ihr – kommt auf das angebliche Bedürfnis der Frauen hinaus, geduckt, gezähmt und übermännert zu werden; man darf wohl sagen, es ist banal wie die Philosophie eines Eisenbahngesprächs, Raucherabteil, zwischen zwei Textilstädten über das Thema: Nietzsche sagt, wenn du zu Frauen gehst, vergiß die Peitsche nicht. Möglicherweise ist es aber auch bloß jene Banalität, der ein begabter junger Mensch leicht verfällt, wenn er über Dinge redet, von denen er zu wenig innere Erfahrung hat; wenn ein kräftiger Wurf sein Ziel verfehlt, trifft er

weiter von ihm als ein lahmer. Ein Wirklichkeitsschilderer auch ohne besondere geistige Qualitäten und wenn er nicht ganz begriffe, worum es sich handelt, würde in hundert kleinen beobachteten Zügen eine Ahnung von dem geben, was er gesehen hat, und könnte die Wirkung nicht ganz verfehlen; Brust gibt nicht einmal ein Dutzend solcher Züge (darunter einige sehr schöne), das übrige soll Gestaltung einer Atmosphäre von Beziehungen und Bedeutungen sein und muß von ihrer Bewegung die seine empfangen. Stücke solchen Stils sind gegen das Intellektuelle sehr empfindlich.

Renato Mordo erwarb sich das Verdienst, in einer literarischen Matinee des Modernen Theaters das Wiener Publikum auf Brust hinzuweisen. Er gab ihn mit ruhiger Meisterung aller Mittel zeitgemäßer Regie. Es fehlte nicht an barocken Schraubungen der Körper, auf- und ablaufenden Stimmbewegungen, spukhaftem Schreiten und Aufbäumen, aber auch nicht an klarer Auseinanderlegung. Der Schlauch, in den er die Stürme einfing, hatte kein Loch. Aber die Stürme hatten es, für mein Gefühl, nicht für das des Publikums, das fast ohne Widerspruch (trotz vorangegangener Zensurbedenken) und mit lebhaftem Beifall die Vorführung aufnahm.

Herbert Eulenberg: «Alles um Geld»

Liebenswürdige Komödie, obgleich es ein Trauerspiel ist, in dem von vier Hauptpersonen drei zugrundegehen. Diese Fähigkeit, die Liebenswürdigkeit des Daseins nicht aus den Augen zu verlieren, gleichwohl es schlecht ist und die besten Menschen darin zu kurz kommen, diese ironische Nachlässigkeit, die wie aus Vergeßlichkeit ein Stück Gut im Bösen und Böses im Guten stehen läßt, diese spielende Ambivalenz gehört zu den stärksten Vorzügen Eulenbergs.

Ein Mensch stiehlt einen Halsschmuck und gibt ihn wieder her, weil ein anderer verdächtigt wird; ein Mensch verbrennt einen Brief, weil er nichts Gutes von ihm erwartet, und in dem uneröffneten Brief steckt Geld, das ihn retten könnte: so geht es in der Welt Eulenbergs zu. Oder so: Ein Mensch spricht Worte der einsamsten und tiefsten Verzückung und im nächsten Augenblick muß er mit dem Gerichtsvollzieher sprechen; ein Mensch quält einen andren sein Leben lang, aber gewinnt ihn dabei lieb, sticht ihn heimlich wie eine Fliege, aber surrt voll Hausbehagen. Die Erde ist rund, wenn auf der einen Seite Licht ist, ist auf der anderen Schatten, aber trotz allem hat ihre kugelige Form etwas unleugbar Gemütliches, und einer, der sein Handeln auf ihr nach dem Traumbüchel einrichtet, trägt in Eulenbergs Stück schließlich den Gewinn davon.

Das Wesen eines solchen Stücks liegt in der Helligkeitsverteilung, in der Lufthülle, in der Gleichmütigkeit und Gleichmütterlichkeit der Natur, die einen Scherbenberg so schön machen kann wie das Matterhorn. Die Sprache ist würzig, auf starkem Boden gewachsen, die Einzelheiten sind reizvoll, es ist ein Vergnügen, auch ohne besondere Aussichts- und Zielpunkte zwei Stunden lang zu wandern; auf die Handlung kommt es dabei nicht an, sie könnte auch anders sein. Die Aufgabe, welche das der Spielleitung stellt, ist nicht leicht. Der Theaterbesucher ist seit Menschengedenken dazu erzogen worden, an Stücken die Handlung zu beachten und nicht die Physiognomie der Handlung, er erkennt auch an den Personen nur die groben Kategorien des dramatischen Personals, aber nicht die Unterschiede der Verwendung; früher war der Böhm auf dem Theater immer ein dummer Kerl, und ein Mann mit einem Plaid und einem Perspektiv war ein Engländer, heute bezieht der gebildete Teil des Publikums und der Kritik seine Eindrücke zwar auf Wedekind, Kaiser und Strindberg, aber an der Genauigkeit und Tiefe des Vergleichens hat sich nichts geändert. Der Spielleiter mußte also zunächst den Baum trotz Wäldern sichtbar machen, vermeinte Hauptsachen aus dem Weg und Nebensachen nach vorn schaffen, die Linien

der Charaktere und Handlung etwas brechen, um das schrullige Zickzack ihrer Erlebnisse fühlen zu lassen; Fritz Schrecker, ein als Regisseur noch wenig bekannter Schauspieler, tat dies mit einem bemerkenswert feinen Gefühl für die Akzente der Dichtung, und das «Moderne Theater», jenes reizende Bühnenhäuschen, über dessen nicht ganz geglückte Eröffnung als Prosabühne ich letzthin berichtet habe, fand in dieser Aufführung aufs glücklichste zu sich selbst.

Ferdinand Raimund:  
«Der Alpenkönig und der Menschenfeind»

Im Rappelkopf, dem Menschenfeind, hat Raimund mit schärfstem Auge des Dramatikers einen Typus geschaut, den polternd bösen Menschen, der aber wie ein Säugling nur deshalb schreit, weil ihm selbst irgend etwas irgendwo wehtut; er hat ihn wohl nicht als erster entdeckt, aber er hat ihm weit sichtbaren Ausdruck gegeben, und es würde manches in der Welt besser werden, wenn sich diese gütige Erkenntnis ausdehnte. Was aber macht das «romantisch-komische Original-Zauberspiel» weiter aus solchem Fund? Es geht nicht über die Vorstellung hinaus: besorgte Angehörige tasten auf den Fußspitzen um einen gereizt Fiebernden herum, aber wenn das Fieber ausgetrieben ist, wird auch alles wieder gut sein. Das war die Obrigkeitmoral des Polizeistaats, wo man an den vorsätzlichen Vorsatz glaubte, der einem nur ausgetrieben zu werden braucht, und von seelischen Leiden etwa meinte, wenn man den Leidenden bloß auf die Polizei rief und ihm das Ungehörige seines Zustands recht vor Augen hielte, würde er sich bessern. Von solchen Schicksalsverknüpfungen sind die dramatischen Beziehungen zwischen Raimunds Personen geleitet. Es ist das Märchen von der Unordnung als Störung der prästabilierten Ordnung. Vollends um seine Zauberei heute noch lebend und außerhalb eines Theaters zu sehen, braucht man in Wien bloß in den Wurstlprater zu gehen und dort findet man sie im unterirdischen Schauer der Grottebahn, in den mechanischen Figuren, beim Kalafatti, in dieser sonderbar primitiven Märchenindustrie, welche die vergehende Naivität des Märchens mit dem damals eben heraufgekommenen, gar nicht märchenhaften, aber heute antidiluvial-naiv anmutenden ersten Industrierummel verknüpfte. Auch die Darstellung, welche im Burgtheater Direktor Herterich und Maler Geyling dem bereiteten, hatte viel von dieser mehrfach herumgedrehten Naivität; aber um eine Drehung zu wenig, schien's, denn sie sah die Sache schließlich doch gläubig von unten.

Allerdings war eine Szene in dieser Aufführung mit großer Sicherheit herausgearbeitet, und es ist gerade die Szene des Stücks, welche alle Einwände gegen Raimund zum Schweigen bringt, ich meine die des bekannten Lieds: «So leb denn wohl, du stilles Haus». Urahne, Großmutter, Mutter und Kind, sah man die Familie des Trunkenbolds, Zank, Kampf aller gegen alle, Eintracht nur in der Tracht Prügel. Rappelkopf, der Menschenfeind, kommt, schmeißt einen Beutel Silber hin und sagt: Da, Bagage; das ist überzahlt, was liegt und steht, gehört mir, nehmt und verschwindet! Die Bagage läßt sich schleunigst bestechen, nimmt und verschwindet; Menschen lassen ihr Leben in fröhlichem Eilmarsch im Stich. Aber da, beim Auszug, Bündel geschnürt, kommt das andre, das Lied, das leise, tränenklingelnde! Sentimentalität neben Brutalität des Menschen, nacheinander gezeigt und scheinbar achtlos zu einer Einheit gebunden, geben die wundervolle Szene eines großen Dichters.

Strindberg: «Gespenstersonate»

Wenn Schauspieler Regie führen, kommt der Dichter gewöhnlich zu Schaden, weil sie die fleischige Spielsubstanz lieben und das feinere Bindegewebe zwischen den Personen

wegschneiden. Auch Albert Heine, der einst die Hoffnung des Burgtheaters war und später nur dessen erster Schauspieler wurde, ist als Spielleiter meist ein gelassener Feind der Dichter. Desto wunderbarer und als eine der Überraschungen, die das Theater immer wieder bereitet, mutete eine Aufführung von Strindbergs Gespenstersonate an, die er am Akademietheater leitete. Das bürgerlich Gespenstische dieses Stücks war in Möbeln, Wänden, Beleuchtung, Tönen und Spiel (meisterhaft eingefügt Heine selbst und die schöne Burgschauspielerin Pünkösdy) derart eingefangen, daß es wie ein unter Glasberge versenktes Leben wirkte, ohne sich im geringsten auf einer Abweichung von unser aller Leben ertappen zu lassen, außer daß es in die siebziger Jahre zurückversetzt war, deren trübe Schönheitsbrillen wir kennen, während wir die eigenen noch vor den Augen tragen.

[<]

### **Das neue Theater Reinhardts in Wien**

*[9. April 1924]*

Ein frischer Anstrich hatte die alte Fassade des Theaters in der Josefstadt reizend hervorgehoben. In der schmalen Josefstädterstraße stauten sich die Autos und das Spalier der Gaffer; es war der erste April, und dennoch war das Versprechen, daß an diesem Tage eröffnet werde, keine Lüge. Bei Beginn des Spiels ging der herrliche Gaslüster sanft in die Höhe, und es wurde auf solche Weise Dämmerung im Haus, daß alle Münder O! machten, weil selbst in Börseanerherzen Kindheitserinnerungen an entschwebende Ballons erwachten. Alles war da; die neuen Vierhundert, und der Rest von früher; die Spitzen von Staat und Stadt; die Guirlande der Schönheit; die Sterne der verschiedenen (Finanz-, Kunst-, Wissenschaft-, Theater- usw.) Himmel, wirklicher Geist und jener, der in der Dreieinigkeit von Reichtum, Schönheit und Geist der niemals störende Dritte zu sein sich befleißigt; kurz die Zähler und die Nullen, die hinten an den Ziffern hängen; noch kürzer: Ganz Wien war da; was sich dafür hält, und was sich dazu hält.

Die Bühne, Raum und Nebenräume bilden eine entzückende Empireeinheit, deren Anlage ins Ende des achtzehnten Jahrhunderts zurückreicht; Reinhardt hat daraus eins der schönsten Theater der Welt machen lassen, seiner Schönheit so sehr bewußt, daß es sich erlaubt, nichts zu verbergen, und die Bühne einfach die Fortsetzung des Zuschauerraums ist, mit den gleichen festlichen Wänden, Logen für die Musik und der Illusion hoher Fenster im Hintergrund. Keine andre Welt fängt an der Rampe an, mit dem Aufgehen des Vorhangs wird alles Theater.

In diesem Sinn war auch das Spiel, das Reinhardt den zur Eröffnung geladenen Gästen zeigte, Komödie mit Kratzfuß und schwanken Federn auf dem zum Gruß geschwungenen Hut. Goldoni, «Ein Diener zweier Herrn», war bloß der Vorwand für Gesangs- und Tanzeinlagen, meisterhafte Sprechduette und -Terzette, Improvisationen der Schauspieler, scherzhaft öffentliches Kulissenauf- und -abtakeln und große Hanswurstiaden. Hier wurde nichts vorgemacht, sondern Komödie gespielt; in einem Stil, durch dessen Wahl Reinhardt sich teils vor der Zeit des großen Wiener Barocktheaters verbeugte, teils sie graziös persiflierte. Ein reizender vielstimmiger Prolog von Hofmannsthal faßte das nicht nur als Ouvertüre zusammen, sondern teilte auch die angenehmen kleinen Schauer an das Publikum aus, welche die geheimnisvollen Vorbereitungen eines Orchesters begleiten.

[<]

## Wiener Kunsttagebuch

[2. Mai 1924]

*Ausstellung des Aquarellistenbunds im Künstlerhaus.* Bekanntlich sind es allerdings die Chinesen, welche das erste Anrecht haben, chinesisches zu malen, desto bemerkenswerter ist es, daß es einem europäischen Eklektiker gelingt, sich ihres Naturgefühls so zu bemächtigen, daß er damit sein eigenes Gefühl frei von jeder Affektation ausdrückt; wie es Ferd. *Michl* tut, in einem spiegelnd tiefen Aquarell, das zwei stehende Männer in einer jener chinesischen Landschaften darstellt, welche die Seele aus dem Leib herauslocken. Symptom eines Kulturzustandes von gepflegtester Weglosigkeit.

Was freie Anlehnung heißt, zeigen dagegen Tierbilder von *Jungnickel*. Sie japanisieren nicht nur stark, sondern ostentativ, und dennoch erzwingen sie eine persönliche und europäische Form, die zwanglos die fremde überwächst. Man könnte diese Tierbilder Karikaturen nennen, so tendenziös sind sie, aber es ist hier eine Karikatur im Spiel, welche die Übertreibung ganz aus dem dargestellten Wesen holt, kein über das Tier gestülpter Witz, sondern dessen Selbstoffenbarung ist, die zwar ironisch übertrieben, aber ernst empfangen wurde. Jungnickel ist auch ohne allen Stilismus ein ausgezeichneter Charakteristiker; in scheinbar ganz einfachen menschlichen Porträts, die er gleichzeitig ausstellt.

Im «Hagenbund» als Gäste «*Dürerbund*», später «*Die Unentwegten*». Der Dürerbund hat mit seinem deutschen Namensvetter nichts zu tun und ist die älteste Kunstvereinigung Wiens. Ein beweglicher Alter. Bringt diesmal den starken Mann: Josef *Josephu*, Bildhauer, Ehrenpreis der Stadt Wien, Goldene Bundes-Medaille, einen Schmetteret, Reißer, eine Simsonkraft für Philister; aber jung. Man hat ihm gefährlich früh goldene Mühlräder um den Hals gehängt. Der katholische Bund und die sozialistische Gemeinde: unter Kunst mißverstehen sie das gleiche.

*Die Unentwegten* sind tschechische Maler: B. Hofmann, A. Joseph, J. Capek, Spala, Kremlicka, Zrzavy, Trcka u. a. Teils französischer, teils Wiener Einfluß. Sie zeigen nichts grundsätzlich Neues, auf den ersten Blick mutet ihre Ausstellung als eine Modeschau der letzten fünfzehn Jahre an; etwas unfreiwillig Retrospektives des unwiderruflich allerneuest Gewesenen. Beinahe die gleichen Künstler stellen auch in der Kristallgalerie aus. F. Frinta ist dort zu erwähnen, der vegetative Frauenleiber in amüsante Formen bringt, und L. Simek mit ungemein reichem Bewegungsausdruck in einem Bauerntanzbild. Soweit ich unterrichtet bin, hat man in Deutschland bisher diesen Malern weniger Beachtung geschenkt als im Ausland. Wenn man will, kann man ihre stilistischen Anlehnungen, die bei einzelnen bis an die Kopie reichen, schamlos nennen; aber Schamlosigkeit und Schönheit können eine sehr reizvolle Mischung sein.

In der *Neuen Galerie: Munch*. Werke aus allen Entwicklungsabschnitten. Man erhält eine Vorstellung nicht nur von der bekannten Anregungskraft dieses Mannes (der auf Impressionismus und Expressionismus von großem Einfluß war), sondern auch von seiner verwunderlichen Anregbarkeit. Es sind ihm ja ganz außerordentliche Versuche geglückt, deren Gelingen nur bei größter Kraft der persönlichen Synthese möglich ist, aber daneben hat er fortdauernd Zeiteinflüsse in sich aufgenommen und schwach verarbeitet wieder von sich

gegeben. Oberflächliche und tiefe Arbeiten hat jeder, bei ihm aber sieht das fast nicht wie ein Zustandsunterschied aus, sondern wie der zweier Ichs von ganz verschiedenem Niveau und Format. Günstigste Auslegung: Ausdruck eines pantagruelischen Temperaments.

In der Kunsthandlung *Würthle* der große *Daumier*; Probedrucke; etwa ein Vierzigstel seines zeichnerischen Werks, die Frühzeit vorherrschend. In diesen Satiren auf ein Spießbürgertum, das nicht mehr das unserer Tage ist, fühlt man das Gegenständliche nicht immer mit. Dadurch steht oft die Form ledig da, ohne anekdotischen, nur mit ihrem eignen Ausdruck, und dieser ist manchmal etwas bedeutungsarm.

Als Gast der *Künstlergenossenschaft* hat *Harta* ausgestellt, der vor wenigen Jahren einer der meist genannten Träger des österreichischen Expressionismus gewesen ist; er ist ein Mann von großer Empfänglichkeit und beweglichem Geschick, es scheint aber heute, daß als Graphiker wenig von ihm übrig bleibt, wenn er an keiner Manier Halt sucht, und in seinen Ölbildnissen strebt er skrupellos zu einem gesellschaftlich gemäßigten Mischstil zurück. In den gleichen Räumen veranstaltete die Gesellschaft zur Förderung moderner Kunst eine Ausstellung *Noldes*. Einige «nicht entscheidende» Arbeiten machten mir den stärksten Eindruck; es sind verhältnismäßig naiv gesehene, aber dennoch sehr persönliche Landschaften, welche mit Vernunft von dem Umstand profitieren, daß die Erde größer ist als ein Maler. Die Mehrzahl der ausgestellten Bilder verbiegen jedoch bloß das bürgerliche Gegenstandsbewußtsein in den verschiedensten, nun schon bekannten Weisen oder werfen den allzu kosmetisch gewordenen Farbenkosmos auseinander, ohne indes im Positiven über einen Zustand der Andeutungen und einer Formsprache hinauszugelangen, die so unverbindlich ist wie irgend eine erfundene Spielsprache. Die Frage des menschlichen und des sachlichen Anteils an der Naturgewalt ist durch die optimistische Einseitigkeit des Expressionismus nicht gelöst worden.

In der *Sezession* ist der Winterausstellung die Frühjahrsausstellung gefolgt. In beiden fielen sehr sichere Landschaften von *Harlfinger* dadurch auf, daß sie von einem dominierenden Totaleindruck aus das Bild geben; nicht als ein Nebeneinander gleichmäßig interessebetonter und nur durch Nähe und Ferne abgestufter Eindrücke, wie es der Impressionismus tat, und auch nicht als melodisches Spiel einiger fester Töne, wie heute oft die Landschaft behandelt wird. Sondern so, wie man sie in Wirklichkeit mit dem Schlag des Entzückens erlebt, ehe man noch abgekühlt genug ist, sich in ihr umzusehen; simultan, nicht-homogen, gleichsam aus Wertstufen bestehend; dadurch verschwindet das Subjekt, dem es beliebt, einen Standpunkt in der Natur einzunehmen, und es bleibt eine Ergriffenheit, die sich von der Natur noch nicht losgemacht hat. Auch die sehr starken Gebirgslandschaften von Willy Jaeckel haben diesen Ausdruck von geöffneten Muscheln; ihre betonte Objektivität ist Schale, deren lebendige Ergänzung man noch überall fühlt. Wogegen der Münchner Gast Jul. *Hüther* mit den unbeleuchtet hellen Flächen seiner großen Akte mehr maltechnisch als menschlich fesselt.

[<]

### Wiener Theater

[9. Mai 1924]

Die «Wiener Kammerspiele» sind ein von dem Bühnenschriftsteller Siegfried Geyer, dem Autor

der witzigen «Mary», geleitetes kleines Theater, das zwischen sehr gut gespielten Amüsierstücken manchmal auch der hohen Kunst ein Opfer bringt, von dem sich leben läßt. Diesmal war es – nach vielem sittenpolizeilichen Hin und Her – *Wedekinds «Sonnenspektrum»*. Es wird selten oder nie gegeben, weil es nur aus dem Fragment eines ersten Akts besteht, der zum Inhalt hat, wie eine Vollblutjungfrau, die ihre Ledigkeit nicht mehr ertragen kann, in ein Idealbordell flüchtet, das in der Welt der Wedekindschen Ethik die Rolle eines Seelenklosters spielt. Wedekinds Geist hatte etwas von einem Freidenker- oder Feuerbestattungsverein; aber reizend ausgemalt von der Regie, von den Schauspielerinnen mit Spitzbubenvergnügen gespielt, entfaltete der von ihm erträumte Liebesladen eine geradezu südseehafte Sinnenunschuld. Man kann der Befürchtung der Polizei nicht ganz unrecht geben, daß mancher Bürger, der in diesen Hörselberg geriet, ihn wenn schon nicht als Tannhäuser, so doch als Dannundwannhäuser verlassen haben wird; aber es wird ihm kaum geschadet haben, wenn er hinter dem schmutzigen Stumpfsinn der Gewohnheit einen Schimmer der Möglichkeit von Schönheit und Güte ahnte.

Ob Paul *Claudel* in Deutschland zu spielen sei, darüber kann es verschiedene Meinungen geben. Meine ist, daß es geschehen soll, denn der Erfolg jedes seiner Stücke beweist die Möglichkeit, der Bühne die Darstellung tiefer Leidenschaften und Zusammenhänge zuzumuten, und das ist so antifranzösisch wie antideutsch geworden, da man allerorten den Glauben daran verlernt hat. Angetrieben von Ida Roland, spielte das Burgtheater die «*Mittagswende*» (nicht im großen Haus, sondern auf dem kleinen Akademietheater). Diese Aufführung war – die namentlich im ersten Akt große Leistung der Frau Roland ausgenommen – unzulänglich, weil die Darsteller schon körperlich den ungewöhnlichen und sehr bestimmten sinnlich-geistigen Voraussetzungen nicht entsprachen, welche in diesem Stück an sie gestellt werden. Dennoch erzwang, und dies ist sehr bedeutsam, schon der halbe Inhalt, der auf der Bühne erstand, einen Erfolg, der in vielen Aufführungen anhielt; es ist dies ein guter Beweis gegen jenen Theateraberglauben, welcher meint, daß ein Drama nicht mehr sein dürfe als das wirkungsvolle Plakat einiger Gemeinplätze. In seinen anderen Stücken kommt Claudel das geistige Kostüm des Katholizismus zu Hilfe, indem es Bedeutungen vollendet, die er nur anzudeuten braucht (eine merkwürdige innere Parallele zum äußerlichen Historienstück); in der *Mittagswende* aber trägt fast nur die reine Gegebenheit des Gesprächs die Wirkung. Freilich eines Gesprächs, das Lebensaustausch ist.

Am fünfzigsten Geburtstag des böartigen *Karl Kraus* veranstaltete Berthold Viertel auch in Wien (Neue Wiener Bühne) eine Aufführung der Dichtungen «*Traumspiel*» und «*Traumtheater*» und lud in taktvoll flammender Rede (der ein großer Erfolg später recht gab) zur Feier dieses Satirikers ein, den man totschweigen möchte, während er sich längst schon, köstlich balsamiert, im Königsgrab einer Pyramide von Anhängerschädeln beigesetzt hat. Es ist unmöglich, in einem Theaterbericht, nebenbei, seine Figur zu skizzieren; ich muß mich auf die Feststellung beschränken, daß auch dieser streitbare Geist seine Achillesferse hat, oder wenn ich mich ganz mythologisch ausdrücken darf, daß die Leier, die er im Busen trägt, mit Achillessehnen bespannt ist. Seine mehr mit Beziehungs- als Bedeutungsfülle geladene Sprache deckt vollkommen ihr Gebiet der satirischen Prosa, für das sie geschaffen wurde, verliert ihre persönliche Ausdruckskraft aber in der dichterischen Prosa und im Vers. Seine unbiegsame Moral, als Rückhalt der Angriffe auf dubiose Zeiterscheinungen von höchstem Wert, ist ohne deren Gegendruck ein wenig spießbürgerlich. Sein Wille, Mut und Fanatismus, seine ungeheuer scharfe Witterung für das Unreinliche, die unnachahmliche Art seines Polizeigriffs, seine Fähigkeit, die Zeit als satirische Halbfertigware der Zeitung zu entnehmen und zu vollenden, alle diese Eigenschaften, die in seiner Publizistik zum Gebilde werden, wirken in seiner Dichtung um viele Grade schwächer.



«*Sechs Personen suchen einen Autor*» von Luigi Pirandello ist ein Rahmeneinfall von solchem Reiz, daß der Titel, von wenigen Andeutungen begleitet, schon vor dem Stück durch die Presse halb Europas gegangen ist. Auf das immer populäre Versprechen, das Theater zum Gegenstand des Theaters zu machen, lassen sich in diesem Fall die geistvollsten Überschneidungen von Seelenwelt und Dingwelt mit jener Zwanglosigkeit und Zwangläufigkeit aufgebaut denken, die eben einen guten Bühneneinfall kennzeichnet. Was davon in der Darstellung des Raimundtheaters zu sehen war, machte aber den Eindruck, daß der Genieblitz in eine ziemlich durchschnittsdichterische Seelenatmosphäre gefahren ist. Allerdings entstellte die Aufführung sehr den Text, da sie glaubte, ihn durch lokalkolorierte Theaterscherze aufputzen zu dürfen.

[<]

**Das Theater in den Festwochen**  
**Gute Hoffnung und Unerlaubter Eingriff**

[29. September 1924]

Es gab in dieser ersten Woche des Wiener Kunstfestes einen Theaterskandal, aber er bestand nicht darin, daß zu der vorzüglichen Komödie «Wer weint um Juckenack?» einige «pfui!» riefen, denn jeder Esel hat das Recht zu schreien, und gefährlich wird die Dummheit des Zuschauerraums erst, wenn sie Federn treibt, – sondern es war der Festsandal schon vor seinem Entstehen in Wohlgefallen aufgelöst, und gerade daraus bestand er. Wessen Wohlgefallen hat urbi et orbi, vor Stadt und Welt (die wir uns doch aufhorchend denken wollen, wenn wir ein Riesenkunstfest feiern), als erste österreichische Uraufführung in das Programm Hedwig Rossis «Sieben Jahre und ein Tag» geschmuggelt? Ich will die Antwort geben, aber zuvor eine Frage.

Wie erkennt man einen Dilettanten? Es gibt eine Art zu schreiben, welche für die Zeit um den sechzehnten Geburtstag bezeichnend ist. Jeder kann sich wohl noch ohne viel Mühe daran erinnern: Eine ebenso starke wie undeutliche Affektbewegung, meist melancholischer Gefühlslage, eigentlich mehr ein drängendes Affektbedürfnis als ein Affekt, sucht vergeblich einen Gegenstand. Ebenso ist die Intelligenz schulmäßig schon hoch entwickelt, aber dennoch besteht noch ein völliges Unvermögen, eigene Gedanken zu bilden. Den Grund für beides kann man überall in der Natur beobachten, selbst wenn einer Steine auf einen Haufen wirft; anfangs liegen sie regellos umher und verstreuen sich, aber wenn der Haufen wächst, fallen sie von selbst so, daß sie ihn verbreitern und erhöhen. Genau so verflüchtigen sich in der Jugend die Gefühle und Gedanken, man glaubt unendlich viel zu erleben, aber man macht keine innere Erfahrung, und erst wenn genug vorangegangen ist, beginnen eines Tages die Erlebnisse eine feste und persönliche Form zu gewinnen. Das drängende Affektbedürfnis jedoch kann nicht warten, und solange eigne Erlebnisse noch fehlen, treten daher die sozusagen gattungsmäßig fixierten an ihre Stelle: dunkelste Trauer, höchste Liebe, edelster Edelmut, heroischster Heroismus klammern sich an abstrakte, hölzerne, vorstellungsarme, aber große Namen wie Gott, Leid oder Dirne genauso an wie der unglückselige Frosch in der Brunst, der keine Fröschin findet und lieber verreckt, als daß er den Ast losließe, den er an ihrer Stelle umarmt.

Das sind die Hauptkennzeichen der Pubertäts poesie, und ich hätte sie nicht so ausführlich erwähnt, wenn sie nicht auch die des Dilettanten wären. Das Dilettantische liegt immer in der nächsten Nähe der großen Poesie, und gerade darin besteht seine Gefährlichkeit. Denn auf dieser

infantilen Stufe bleibt die Mehrzahl der Menschen, der Normalmensch stehen, und sie äußert sich, sobald er etwas «poetisch» findet. Ich hoffe, keinen Bankdirektor oder Nationalrat zu beleidigen. Denn was ist ihnen Poesie? Sie haben sich nach einer anderen Seite entwickelt, und das Ganze ist ein kleiner, dunkler Winkel ihrer vergangenen Jugend. Dennoch liegt da eine ungeheure Gefahr. Denn dieser Winkel verbirgt einen Geisteskranken, einen Imbezillen, eine ebenso wichtige Rückfallserscheinung, wie es das Verbrechen ist: den Dilettanten. Man sehe sich die moralischen Phrasen in den Verträgen von Versailles und St. Germain an, man erinnere sich an die auf der Trompete von Säckingen geblasenen deutschen Haßgesänge, man greife eine Hand voll Banalitäten zwischen den Zähnen des politischen Lügenmauls heraus, und man wird sehen, was bei der engen Beziehung zwischen Poesie und Moral nicht anders zu erwarten ist: der literarische Dilettant ist einer der schlimmsten Bazillen im sozialen Körper! Das ist die große, weil symptomatische Bedeutung eines kleinen Ereignisses. Mit dieser mißlungenen Uraufführung eröffnete sich nicht nur ein Theaterfest, sondern auch ein Einblick in einen Geisteszustand.

Wem ist die Schuld zu geben? Dem Leiter des Theaterfestes nicht. Dr. Bach, selbst ein Kritiker von Erfahrung, geht von dem Grundsatz aus, daß die Kunst bei einem solchen Fest nicht in Locken gedreht werden darf wie ein Kinderkopf am Firntag, sondern daß sich das natürlich Gewachsene selbst zeigen soll; man kann anderer Meinung sein, aber auch dann hat diese noch viel für sich. Auch die Dichterin treffen die Vorwürfe nicht; ich bedaure, sie mit ihrem Namen verknüpfen zu müssen, der bis dahin unbekannt und ungescholten war. Ich will ihr – außer der zur Selbstkritik – auch keineswegs die Begabung absprechen, denn so offenkundig raschelt sie als unbeschriebenes (ach, mit Poesie beschriebenes) Blatt am Lebensbaum, daß ich überzeugt bin, es bei der Aufführung ihres Seelen- und Damaskusdramas mit einer ausgegrabenen frühen Mädchendichtung zu tun zu haben, aus der man nicht ohneweiters die Prognose auf späteres ableiten soll. Was soll man auch zum Lied von einem Künstler sagen, der sich «verkauft» hat und nach sieben Jahren plötzlich wieder die Stimme seiner Seele hört? Es ist so rührend schön wie eine Emmenthaler Landschaft mit Alphorn und Abendschatten. Jeder wird mal von so was berührt. Schuld ist in Wahrheit nur die Luft unserer Heimat, in der man es damit zu höherer Entwicklung bringt. Vergesse man nicht, daß in unserer Stadt ein Millenkowich Burgtheaterdirektor war. Daß die Christlichsozialen nur Dilettanten, Leute mit obligatem, statt mit eigenem Empfinden als Dichter gelten lassen, sogar von der katholischen Dichtung der Gegenwart keine Ahnung haben und die Rax des Herrn Stiftegger ganz bestimmt einem flämischen Mysterium vorziehen. Daß wir staatliche Ämter bezahlen, damit sie schlechte Bücher im Volk verbreiten. «Fortschrittliche» Zeitungen besitzen, deren Literaturteil den Entzückungen eines Lesekränzchens gleicht. Und daß all dies viel weniger aus Böswilligkeit geschieht als aus Ahnungslosigkeit davon, daß es anders sein müßte und bei anderen Kulturnationen auch anders ist. Ist es da wirklich ein Wunder, wenn in solchem Raum ohne formende Kraft einmal ein Familiengenie bei guten Familienbeziehungen nach oben durchbrennt und unversehens der Welt als eben entdeckte größte österreichische Dramatikerin, im Rahmen eines nationalen Festes und von großen Zeitungen beglaubigt, dargeboten wird? Es ist so fürchterlich natürlich. Poesie ist bei uns ein Kind, das keiner ernst nimmt, das man sich höchstens mietet, wie die Bettler, um ein wenig zu rühren; dafür sitzt sie mit ihrem ganzen verstockten Kindheitsblödsinn jedem im Herzen. Und wenn dieser einmal entspringt, muß man eigentlich noch froh sein, so er zu keiner schlimmeren Aufführung führt als zu einer Theateraufführung.

Gegensatz: Vorstellung der Freien Schauspieler-Vereinigung im Rahmen des Theaterfestes. Eine Gruppe willensstarker und begabter Darsteller, welche der Ekel vor dem Geschäft mit Brettern, welche keine Welt bedeuten, zusammengeschlossen hat; eine Art Gesellschaft zur Förderung neuer Dramatik oder Freie Bühne, aber aus Schauspielern selbst gebildet. Wenn es ihnen gelingt,

Dichtung statt Theaterstücken zu spielen, werden sie auch ihrer eigenen Kunst den wichtigsten Dienst leisten, den man ihr erweisen kann: den Schauspieler vor schwere neue Aufgaben zu stellen, statt vor die Figuren des üblichen Theaters, die schon so typisch sind wie Schachfiguren. Zum Beginn wurde der «Tote Tag» von Ernst Barlach gewählt unter der Leitung Viktor Blums von Frau Flanz-Landau, Günther Hadank, Wilhelm Klitsch, Aurel Nowotny, Hans Rodenberg und Herbert Waniek mit symphonischer Sorgfalt gespielt. Es blieb zu wünschen: statt der improvisierten Bühne im Großen Konzerthausaal eine wirkliche, die mit allen technischen Schikanen bis an die Zähne bewaffnet ist. Barlachs Drama vom Göttersohn aus Menschenmutter schoß ist dunkelnde lyrische Bewegung, breit kreisend, von Märcheneinfällen durchquert. Hier ist nichts auszulegen und auszuschöpfen, denn wenn der Grund zutage käme, würde er wie der aller allzutiefen Brunnen ein wenig nach Schwefel duften. Hier ist auch nicht dramatische Konsequenz, trotz gewaltiger Gestaltungen, die unter dem Schleier sich heben und verflüchtigen. Hier muß mit technischen Reizen abgelenkt und die Wachsamkeit ein wenig beschäftigt werden, damit das Gedichthafte wirken kann, ohne sich in der Länge der Zeit selbst Schwierigkeiten zu bereiten. Es muß ein Regisseurdrama nebenher gehen. Um so offen zu sein, wie es solche Darsteller verdienen, und so seltsam es ist, dies in Wien aussprechen zu dürfen: etwas mehr theatralisches Gewürz, etwas weniger Treue dem Dichter!

Es wäre unrecht, über grundsätzlich wichtigen Fragen nicht dreier anderer Aufführungen dieser Woche zu gedenken: Renato Mordos sinnvoll deutlicher Inszenierung von Rehfisch' schon erwähneter Komödie «Wer weint um Juckenack». Beers ungemein witzige Wiedergabe von Kaisers «Kolportage» und das Märchenstück «Der Kaiser im Walde», das im Akademietheater gegeben worden ist. Sein Dichter ist der begabte Wienpreisträger Walther Eidlitz, trotzdem muß man leider sagen: es fängt wie im Schwarzwaldmärchen an, geht wie ein Schwarzwaldschulmärchen weiter und entwickelt sich gegen Ende durch alle Klassen hinab.

[<]

### Arthur Schnitzlers «Komödie der Verführung»

[13. Oktober 1924]

Komödie kommt, nach der Hauptversion, von Komos, dem Gesang einer schwärmenden Menge. Komödie der Verführung heißt also ungefähr: die Schwärmerischen, die Schwärmenden, die Hetz, der Schwarm- und Mückentanz um die Lebensmitte, so zwischen Fußsohlen und Scheitel liegt. Schnitzler hat dem immer gern zugeschaut; ein bißchen wehmütig, ein bißchen mitverliebt, sanft versinkend und scharf beobachtend. Ein ins Leben verliebter Zweifler. Sein Weltbild hatte, wie bei allen sanft zweifelnden Menschen (was kannst machen!), nie etwas ganz Geschlossenes, aber da er ein scharfer Beobachter war und das Bild der Welt sich vielleicht wirklich nicht so fest schließen läßt, wie wir wünschen möchten, zog's bei den Lücken aus der Unendlichkeit herein. In diesem Sinn ist Schnitzler Realist; es hatte wenig Sinn – wie es eine nach geistigem Aufbau hungrige jüngere Generation tat –, ihn mit undankbarer Geste der nicht wiederkehrenden Schule der Impressionisten und Naturalisten einzureihen; seine Stärke lag allerdings niemals in der geistigen Komposition und in der Eroberung neuer Ideen, wohl aber lag sie (von dem ungewöhnlichen dramatischen Geschick ganz abgesehen) in klingenden Intervallen und mitschwingenden Zwischentönen; er wird beim Weltgericht zwar nicht als einer der großen

Ankläger, Verteidiger oder Gesetzesschöpfer auferstehen, wohl aber als einer der berühmtesten, Himmel wie Hölle vertretenden Advokaten, der wegen Fehlern im Verfahren die Nichtigkeitsbeschwerde durchsetzt. Es zeigt sich gerade an ihm, daß Stil keine Schulangelegenheit ist, sondern mit dem inneren Aufbau der geistigen Person eines Mannes zusammenhängt.

Dies vorausgeschickt, ergibt sich von selbst, daß ein Ideendrama, das nicht diffuses Licht auffängt, sondern Menschen durch bestimmte geistige Strahlen bewegt, die, nebenbei bemerkt, von ihnen selbst ausgehen müssen, einer gewaltigen Anstrengung, Umstellung und Veränderung bedürfte. Es gehören ideologische Leidenschaft und Konstruktionsfähigkeit dazu; denn hier gilt es nicht nur Personen zu schaffen, sondern auch das Bild, in dem sie stehen, den Rahmen, die Wand, das Haus, ja einen neuen Raum; und nicht nur muß all dies von der Leidenschaft eines Denkers aufgebaut werden, sondern es muß auch wieder durchsichtig und unsichtbar werden, so daß man es nur an der Bewegung der Personen gewahrt, die darin leben und allmählich den Zuschauer das Erkennen lehren. Der letzte, der dies getroffen hat, war Hebbel, wie immer man zum Inhalt seiner Ideen stehen mag; von Ibsen sind wohl die Personen geliebt, aber die Ideen, die sie bewegten, hatten nicht jene persönliche Kraft, die von Wahr, Falsch und vom Wandel der Zeiten ebenso unabhängig macht, wie es die Weltanschauung eines Irren oder eines Genies ist. Die Skepsis würde solche Leistung nicht hindern (wir leben heute in einer Zeit, welche die Skepsis sehr unterschätzt), wohl aber ist es die Besessenheit von der Idee, was Schnitzler nicht liegt. Als er es in der «Komödie der Verführung» unternahm, etwas wie eine Philosophie der Liebe zu gestalten, oder doch etwas, das ohne solche nicht auskommt, begann er mit den Atmosphärien, mit Stimmungszubehör, Lampions in einer Johannisnacht, einem Parkfest in einem der fürstlichen Barockgärten Wiens.

Das ist nun allerdings immer hübsch und dankbar. Paare kommen und gehen, Knoten schlingen und lösen sich, die Natur liegt im Traum, und menschliche Schicksale ziehen durchs künstliche Licht wie über die helle Tafel des Traumbewußtseins. Fehlt eigentlich nur Musik von Offenbach, die auch sehr schön ist; denn mit dieser lockeren Musikalität des Anfangs hängt wohl schon die Notwendigkeit zusammen, den zweiten Akt in drei, wie selbständige Akte nebeneinanderstehende Szenen aufzuklappen, die Durchzugsstationen der im ersten Akt angeknüpften Lebens- und Liebesfäden sind, wonach diese im dritten, äußerst locker gedreht, einzeln aus dem Stück wieder auslaufen. Oder auch zufällig gepaart. Denn die Liebe geht hier im Kreis. Es ist nie der Rechte, den sie trifft, und das Suchen hat kein Ende.

Es ist ein sehr langes Stück, aber das Merkwürdige ist, daß trotzdem das meiste in den Zwischenakten geschieht. Menschen treffen und verabschieden sich in den Szenen, aber in den Zwischenakten verlieben sie sich ineinander, schlafen miteinander, streiten sich miteinander und wechseln einander. Aurelie Gräfin Merkenstein hat vor dem ersten Akt drei Freiern eine Wartezeit auferlegt und sich für einen liebend entschieden; im Akt verkündet sie es, stößt auf tiefe Bedenken und tritt mit einem Vierten, Gelegentlichen eine Spazierfahrt an. Zwischen dem ersten und zweiten Akt wird sie seine Geliebte, zwischen dem zweiten und dritten die eines andern, und erleidet in der gleichen Zwischenzeit den entscheidenden Zusammenbruch, der für den dritten Akt nur den Tod mit dem wiederkehrenden scheuen Geliebten des ersten übrigläßt. Ähnlich treibt es Judith Asrael, die zwischen zweitem und drittem Akt mit Mann Nr. 4 schläft und Freier Nr. 3 zu einer Lebensfahrt einlädt. Auch Seraphine Fenz lernt im ersten Akt kennen, küßt keusch im zweiten und wird trotzdem im folgenden Zwischenakt geschwängert. Nie wird das Aktuelle erlitten, immer das Zwischenaktuelle.

Die Akte selbst bestehen in der Hauptsache aus Vor- und Rückblicken. Es deutet sich darin eine

Philosophie an, etwa des Inhalts, daß der Augenblick nichts ist als der wehmütige Punkt zwischen Verlangen und Erinnern. Daß leidenschaftliches Handeln nichts ist als eine Maske, hinter der der Mensch einsam bleibt. Allerdings; aber diese Bemerkung als gelegentliche Glosse bei Schnitzler oft so reizvoll, ist hier nicht ganz genug. Alle diese Frauen haben eine Philosophie der tiefen Glücksplumser, des gedächtnislos senkrechten Hinein und Hinaus, alle sind sie kleine Katharinen, die ihre Grenadiere zwar nicht köpfen lassen, aber immer schon mit dem linken Fuß aufgestanden sind, wenn sie sich mit dem rechten niederlegen, und die Männer assistieren ihnen dabei. Irgendwo ist das vielleicht hart und zukünftig; aber ungewollt klingt doch das peinliche Sexualnotgeschrei der Gegenwart stark hinein. Es wäre nur anders, wenn die Vor- und Rückblicke, in denen es sich hauptsächlich abspielt, anders wären; aber hier ist es, wo Schnitzler auf eine Grenze stieß, die er nicht überschritt. Alle diese Frauen haben vom Baum der Erkenntnis gegessen und sprechen einen erotischen Kurialstil. Statt zu sagen: es war mir ganz gleich, mit wem ich tanzte, sagen sie: «War es mir nicht gleich, ob mich der oder jener im Kreise schwang?» Und sie sagen: «Wer wartet Dein?» Ihre Zunge hat Holzbeine, daß es ein Jambus ist, und sie reden Seelenwahlprogramme. Auch der Hauptredner Falkenir, der die ewigen Ströme in seinem Innern rauschen hört. Das ist ungemein auffällig bei einem Dichter, der wie Schnitzler ein Meister des epigrammatisch zugespitzten Worts ist, und läßt sich nur dadurch erklären, daß diese geistvollen Gestalten von realistischen Lebenskommentaren hier auf das ihm fremdere Gebiet der absoluten Gestaltung aus der Idee herausgeraten sind. Wenn man bedenkt, wie beispielsweise bei Büchner selbst in unfertigen Entwürfen die Leidenschaft der Idee durch den Wuchs des Ganzen schießt und die Worte hervortreibt wie die Blätter an einem Baum, so daß fast jedes einzelne die Eigenart des Ganzen ausspricht, erkennt man an der Sprache der «Komödie der Verführung» sofort, daß ihre geistigen Wurzeln nicht genug in die Tiefe griffen und nicht dicht genug verzweigt. Die Gestalten treten nicht aus dem Gedankenkonzept heraus, sondern bleiben halb darin eingewickelt, aber da kein Mensch Schnitzler die Fähigkeit absprechen kann, Menschen zu zeichnen, muß die Schuld wohl am Konzept liegen.

Der Aufführung war vor allem die heikle Aufgabe gestellt, dem Stück ein wenig den Kopf abzuhacken, bis auf den Wirbel – des Geschehens. Durch rasch flatterndes Tempo. So geschwind muß es sein, daß der Zuhörer mit den Ohren blinzeln lernt und weniger die zufälligen Äußerungen der Personen hört als ihre bleibenden Grundnoten, die vom Dichter deutlich hineingelegt worden sind.

Statt dessen gab es im Burgtheater auf schöner Szene einen feierlichen Rede- und Affektaustausch, aus dem nur Herr Aslan hervorragte. Herr Günther, der den Max gab, einen Verführer aus der Anatolsphäre, den Mann der rechten Zeit und der weichen Hand, den zärtlichen Accoucheur der Frauenseele, der jede Frau gewinnt und wieder verliert, hatte nur im ersten Akt den vollen Reiz.

Was Schnitzler bedeutet, wird im Modernen Theater lebendig, wo die «Komödie der Worte» gespielt wird. Entzückend klar umrissen, technisch sicher, klug, witzig, mit feinen Fältchen und dennoch starken Linien füllen dort die drei Einakter Stunde des Erkennens, Das Bacchusfest und Große Szene einen Abend mit leichter Schwere. Arnold Korff zeigt seine große Darstellungskraft frei von allen Unarten des Reiseschauspielers und in Alice Rhode scheint eine noch unbekannte Begabung für Wien gewonnen worden zu sein.

[<]

**Der Knecht**

[20. Oktober 1924]

Gegrüßt sei mir das Land der Mostschädel, ob der Enns, wo die Knechte Jacken mit braunen und violetten Würfeln tragen, das Messer im Lederarsch steckt, und die Kriminalstatistik am Sonntag einen fröhlichen Aufschwung zeigt, aber die Wiesen voll Himmelsschlüsseln sind, der Boden in sacht-grünen Stufen dahinsteigt, rotweiße Hagrosen an der Brust und mit blauen Waldbüscheln obenauf geschmückt. Bald rauft der Most, bald seimt er.

Irgendeine große Schönheit steckt in diesem Land, aber sie kommt nicht weiter und kratzt sich am Schädel. Die Sonne blinkt in der Pflugschar, die Kuh brüllt, die Magd geht, ein Apfel fällt vom Baum. Nebeneinander stehen und geschehen die Dinge, die in ihrer Einfachheit die tiefsten sind, aber das ewige Wort, das sie schon auf der Zunge tragen, schicken sie mit zusammengepreßten Lippen wieder den Hals hinab. Der Bauer schlägt wochentags ein Kreuz darüber und geht Sonntags in die Kirche. Nicht ganz so leicht hat es der Zerebralhans und Zereprahlhans von Städter. Denn in der Kirche steh'n die Madonna und der heilige Florian mit blau-rottem Holzkleid, gesunden Bäckchen auf den Wangen und recht viel Gold an sich, bäuerlich geschmalzen und täppisch zart, Bauernbarock nennts der Gebildete, und die Geschichte wiederholt sich; Roheit und Seimigkeit, Dumpfheit und Helle pressen seltsam unschlüssig das Herz.

Ich kenne von Richard Billinger, Preisträger zu Ehren der Stadt Wien, nur das schöne Bändchen Gedichte, das «Über die Äcker» heißt und bei Rowohlt erschienen ist. Das hat viel davon. Knüttelverse, zwischen denen man wie zwischen Holzprügeln einer Brücke in die Tiefe schaut. Langsames Weisen auf ein Ding nach dem andern, so unbegreiflich sie dasteh'n. Schweigsamkeit. Seltsame Gepreßtheit. Manchmal wird's ihm zu fad, und er hört überhaupt ganz auf. Aber wo ein Wort hinfällt, quillt Rausch auf. Solche Dichtung wächst nicht aus der Heimat wie Stelzhamer oder Stifter: sondern sie kehrt zu ihr zurück; aus der Stadt, von der Universität, von Spital, Bordell, Literatur, Telephon, sagt aber kein Wort davon, sondern sieht sich die Dinge an, die unter diesem Blick sachte zu traumwandeln beginnen. Billinger scheint – fern oder nah – mit den großen, betrunkenen Tippelbrüdern der Weltliteratur verwandt zu sein, denen wir die schönste Lyrik danken.

Über sein Drama «Der Knecht» ist aber weniger zu sagen. Der Inhalt ist die crude Geschichte von der Häuslerstochter, die den armen Knecht liebt, und nacheinander mit dem Förster und dem Großbauern geht, die sie heiraten wollen; den Förster erschießt der Knecht, den alten Bauern erwürgt sie selbst; dann finden sich zwei ausgebrochene Urtiere. Diese beiden Hauptcharaktere sind wohl kaum artikulierter als dumpfes Gepolter. Tragisch, wie wenn ein schwerer Schrank umfällt; bum! Es gibt einen Riesenwuchs, der mit dem Zwergwuchs physiologisch verwandt ist. Aber wahrscheinlich kam's dem Dichter auch gar nicht darauf an.

Worauf es ihm wahrscheinlich ankam, ist folgendes: eine Moritat. Bauernkalendermäßig illustriert. Denn das bis zur Einfalt Innige und das bis zur Innigkeit Einfältige sind fast das gleiche. Was dann noch fehlen mag, leistet die Musik des Worts. So nahm's auch der Bühnenarchitekt Erwin Lang und setzte auf das schwarz abgeblendete Podium des Großen Konzerthaussaals ein sauberreizendes Wetterhäuschen. Schwieriger war es für die Spielleitung, zu entscheiden, was darin geschehen soll. Da die Figuren nicht leben (sondern das Wort), muß man ihnen auch den Schein nehmen, darauf Anspruch zu erheben; nicht begleiten Worte ihr Tun,

wie es sonst wohl gewöhnlich ist, sondern ihr Tun begleitet Worte, und sie sind mehr Figurinen als Figuren. Ich bin weit davon entfernt, wie es ein Vorurteil will, das für nicht bühnenmöglich zu halten; aber der technische Ausdruck dafür, der die normale, kausale Illusion der Bühne durchstreichen und eine neue an ihre Stelle setzen muß, ist noch nicht gefunden, außer in ganz kleinen Dimensionen wie beim «Blauen Vogel» oder den singenden Holzskulpturen der Yvette Guilbert. Aurel Nowotny zeigte als Spielleiter eine zu weiche Hand für diese harte Aufgabe. Jeder der Darsteller machte die Sache ein wenig anders. Ein auf schwere Materie gespielter Knecht. Ein Farbstich von Förster. Ein Shakespearescher Komparativ von Schaf. Eine Dalcrossige Dern. Eine expressionistische Nachbarin. Eine töricht leidenschaftliche Magd. Sie waren alle in ihrer Art ausgezeichnet, die Damen und Herren Danegger, Flanz-Landau, Gibiser, Höllering, Klitsch, Markus, Mayer, Nowotny, Pünkösdy, Ranzenhofer, Rodenberg, Schreiber, Sering und Waniek, aber diese Arten waren um prinzipielle Schattierungen auseinander. Die Freie Schauspieler-Vereinigung verdiente trotzdem den Erfolg, den sie sich, dem Dichter und dem Theaterfest errang. Sie ist der wertvollste Ansatz zu Neuem; bis heute fehlt ihr nur eines: der Spielkapitän.

Man sagt, daß der Roman «Ssanin» von Mihail Artzibaschew zur Vorbereitung der revolutionären Stimmungen in Rußland vieles beigetragen habe. Er befreite die Natur unter dem Gürtel von Vorurteilen über dem Halskragen. Er ist heute noch in manchem von einer verblüffenden Vorurteilslosigkeit. In manchem anderen aber blind geworden, wie nicht ganz echtes Metall. Er blieb unter der Linie der großen russischen Romane, sein geistiger Inhalt ist aber gegenwärtiger als der ihre. Dramatisiert man einen solchen Roman, so kann man von der ganzen Atmosphäre nur drei, vier Blitzschläge geben und das darunter aufzuckende Bild der Menschen. Es ließe sich machen; fauststärker und fingerzarter, als es die Bearbeiter Benno Vigny und Maurice Hirschmann getan haben. Die erhaltenen Bruchstücke klaffen, und manches hätte sich halten lassen, was verloren ging. Es ist keine sehr geschickte, aber eine sehr anständige Arbeit, und wenn man ein Thesenstück sehen will, das bewegt ist, hübsch ist und in den Thesen, die Herr Beregi-Ssanin vertritt, sehr zeitgemäß, so findet man im Stadttheater diese durchaus nicht wertlose Unterhaltung. In Frau Magda Sonja aber trifft man eine Schauspielerin, deren am Film geschultes Mienen- und Körperspiel überraschend bildhaft und lebendig wirkt.

[<]

### **Die heilige Johanna**

[27. Oktober 1924]

Shaw hat die notwendige Institution «Erste Hilfeleistung für Kritiker» erfunden; der Name steht über dem Vorwort zu «Major Barbara», aber alle seine Vorreden dienen ausführlich diesem Zweck, auch die zur «Heiligen Johanna», deren siebzig Seiten mit mehr Nutzen gelesen werden als alles, was noch Kritiker, oder auch ich selbst, in diesem Stück entdecken mögen. Weshalb ist aber der Kritiker ein besonders hilfsbedürftiger Mensch? Diese Frage führt uns mitten in das Leben der Heiligen.

Der Kritiker ist nämlich weder ein besonders böser, noch ein besonders dummer Mensch, obgleich dies naive oder beleidigte Leute von ihm voraussetzen. Sie befinden sich in einem Irrtum. Viele Kritiker überraschen selbst den Kenner immer wieder durch die Güte, mit der sie

der geistigen Mittelmäßigkeit begegnen und diese für ein tiefes Talent, wenn nicht für ein Genie erklären, sobald sie sich der kleinen Mühe unterzieht, in einer wirksamen theatralischen Form Ideen auszusprechen, welche schon einigermaßen geläufig sind. Es würde ohne diese Güte einer späteren Zeit völlig unverständlich bleiben müssen und ein schlechtes Licht auf die unsere werfen, wenn es herauskommt, was alles unter uns für groß gegolten hat, ohne Unterschied, ob diese Parolen vom konservativen oder vom radikalen Flügel oder vom geschäftstüchtigen Pürzel der Theaterjustiz ausgegeben worden sind. Auch sind die meisten Kritiker, wie gesagt, durchaus nicht dumm. Ich würde Menschen, welche schlecht von der Kritik denken, bloß wünschen, daß sie die Versammlung in einer großen Generalprobe oder Premiere betrachten könnten; sie würden belehrt sein durch die Fülle bedeutender und ausdrucksvoller Köpfe, die jedem Barreau, jeder Generalversammlung und jedem Ministerium zur Zierde gereichen könnten, und ich bin überzeugt, daß ein großer Teil unserer Kritiker seinen Beruf verfehlt hat. Er urteilt auch dementsprechend verfehlt, aber immer gut, klug und kenntnisreich, und es gibt nur einen einzigen Fall, wo er radikal dumm und böse wird: das ist, sobald er auf etwas im Wesen Neues stößt. Selbst die letzten zwanzig Jahre literarischer Entwicklung, welche einen Typus Dichter ausgebildet haben, der als Märtyrer der Idee mit fehlenden Satzgliedern das Publikum gruseln macht, haben den Kritiker zwar wohlwollend oder spöttelnd an den literarischen Berufsrevolutionär gewöhnt, werden ihn aber niemals hindern, jede irgendwie wirklich selbständige und aus der Unart ebenso wie aus der Art schlagende Erscheinung unerbittlich zu verfolgen. Das – ich will gar nicht das immer etwas fragwürdige Wort Neue gebrauchen, sondern schon das Selbständige erregt, ihm völlig unbewußt und in einer unbegreiflichen Weise, zugleich seine Überlegenheit wie seine Abneigung. Es äußert sich darin, daß er nachzuweisen sucht, es sei schon dagewesen, und es eilfertig aus dem ihm Bekannten zusammensetzt; er wird also heute alles, was in einem starken Gegensatz zu Wedekind, Kaiser, Sternheim und anderen ihm bekannten Erscheinungen steht, unbefangen als ihre Nachahmung erklären oder, soweit ihm dies nicht mit der erwünschten Überlegenheit gelingt, verwirft er die Erscheinung, ohne sich zu erinnern, daß er vor fünfundzwanzig und weniger Jahren mit Wedekind usw. ebenso verfahren ist.

Aber ist das im Grunde etwas, das sich vom allgemein Menschlichen unterscheidet? Würde nicht nur jeder Esel, sondern jeder sich mit Recht für erfahren haltende Mensch, der aber noch kein Zebra gesehen hat, behaupten, dieses sei eine schwarz-weiß angestrichene, ehrgeizige Nachahmung eines Esels? Der Kritiker ist also in der Tat durchaus kein Ausnahmenschon und seine besondere Fehlbarkeit erklärt sich nur daraus, daß er ein Amt trägt, das ihn zuweilen in Berührung mit ungewöhnlichen Erscheinungen bringt. Es macht keinen Unterschied, ob es sich um Dichter, Heilige oder andere Unternehmer handelt: beim Zusammenstoß des Bürokratismus mit der irregulären Erscheinung vollzieht sich immer das gleiche. Der Bürokrat schlägt im Vorakt nach, und man kann alles von ihm erreichen, wenn man auf diese Gewohnheit eingeht, aber er vernichtet jeden als unerträglich, der auf nichts als seine eigene Eingebung gestützt zu ihm kommt.

Und dies – sagt Shaw – ist das Verhältnis des (immer etwas irregulären) Heiligen zur Kirche aus der Bürokratie des Glaubens. Seine Jungfrau von Orleans hat drei Haupttätigkeiten, sie ist die erste Nationalistin, zwar nicht die erste, aber eine der nachdrücklichsten Frauenrechtlerinnen und der erste Protestant. Ihren Nationalismus begnügt er sich zu konstatieren, er spielt im Stück ungefähr die Rolle «Herr Siegfried Löwy schreibt uns», ihr ehrgeiziges Jungmädeltum wird Anlaß zu den schönsten schildernden Einfällen Shaw'schen Humors; aber ihr Protestantismus als General, Diplomat und Heilige, mit einem – bei Shaw gleichbedeutenden – Wort das Ungewöhnliche und Autochthone ihrer Begabung wie ihres Selbstbewußtseins im



Zusammenprall mit der Ordnung, ist das innerste Konzept des Stücks. Man könnte es auf die Formel bringen: Es verhält sich die Inquisition zu Johanna so wie jede Bureaukratie zu ihren Protestanten; also auch die der Kritik, was wahrscheinlich den Weg darstellt, auf dem Shaw zu seinen Erkenntnissen gelangt ist, aber nun beiseite bleiben mag, da es sich um größere Unzulänglichkeiten handelt. Denn nimmt man den Begriff der Bureaukratie genügend weit, so wird er identisch mit den allgemeinen Beharrungskräften, und es zeigt sich, daß er eine unentrinnbare Erscheinung ist, weil er alles Antigeniale, aber Ordentliche der Menschheit zusammenfaßt, ohne welches das Geniale, Persönliche, Ketzerische gar nicht die Form fände, als deren Gegensatz es sich bildet. In diese, in gewissem Sinn ebenso komische wie tragische Situation ist die Heilige Johanna gestellt, und Shaw hat sie, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, bloß deshalb nicht wie seine Vorgänger opernhafth-heroisch gezeichnet, weil sie erst interessant wird durch ihre Gegenkräfte, die im Plan der Welt fast ebenso wichtig sind wie sie.

Im Volkstheater waren sie es nicht; die Streichungen waren gegen den Strich, die Vertretung der gewaltigen Kirche und Feudalität des 15. Jahrhunderts war zwar ausgezeichneten Darstellern anvertraut, wirkte aber nicht mit dem rechten alten Gewicht; das muß gesagt werden, weil es das Wesen des Stückes berührt. Die Gegenleistung war ein bewundernswerter Schwung, eine Steigerung des Zusammenspiels und etwas wie ein fühlbar erhöhter Wille auf der Bühne, zu dem jeder beitrug. Diese Spielführung Karl Heinz Martins ist außerordentlich sehenswert und gehört in der Szene am Hofe zu den schönsten und originellsten Regieleistungen, die es überhaupt gibt.

Frau Steinsieck als Johanna machte den Eindruck, mit dieser äußerst schwierig zusammengesetzten Figur noch nicht fertig zu sein; sie überraschte anfangs geradezu durch die Einfachheit, in der dennoch alle Farben spielten, wurde aber später immer eigenschaftsärmer. Die Überlegenheit des Minderwertigen, welche Shaw so köstlich in die Figur des Dauphin gelegt hat, fand in Herrn Edthofer einen tiefdrolligen und hinreißenden Vertreter.

[<]

**Eine Künstlerphilosophie**  
**Ernst Wagners «Verwandlung der Erde»**

[3. April 1927]

Man wird dieses Buch von *Ernst Wagner*, betitelt «*Verwandlung der Erde. Kunstwerk und Menschentum*» (Verlag Eugen Diederichs, Jena) im Jahre 1975 oder 2570 als einen Vorläufer betrachten, und ich hoffe bei aller Anerkennung, als keinen besonders glücklichen. Denn es gehört einer Geistesströmung an, deren Dasein und Drängen nicht geleugnet werden kann; ich spreche von dem, was man in antik-christlicher Einkleidung Mystik nennt. Man darf diese Einkleidung nicht mit dem Kern verwechseln. Zum Beispiel wenn Goethe vom «Ein- und Ausatmen der Welt» spricht («in der wir leben, weben und sind»), so ist das ein Erlebnis aus dem uralten Kreis der chinesischen Weistümer, welches er wiedererweckt; wenn er die Vorstellung des «sich innigst auflösen» gebraucht, so tut er das mit Worten, die auch ein griechischer Mysterios aussprechen konnte; und wenn Manto im «Faust» sagt, «Ich harre, mich umkreist die Zeit», so endet diese Reihe bei Bergson. Das sind aber – was man im Einzelfall wohl glauben könnte – keineswegs bloß zufällige metaphorische Übereinstimmungen. Die ganze Geistesgeschichte der Menschheit ist vielmehr voll von solchen einander ähnlichen Bruchstücken, die auf ein Erleben

der Welt hindeuten, das anders als unser gewöhnliches und taghelles ist; zu glauben, daß es nur ein ekstatisches sei, hält vor den Zeugnissen nicht stand, ebensowenig kann man es als ausdrücklich religiös bezeichnen, aber was es sei, wissen wir auch nicht. Ein fremdes und geheimnisvolles Ich hat uns seine Spuren in Religionen, Philosophien, Dichtungen und Visionen hinterlassen, und man sollte meinen, daß es eine wichtige Aufgabe sein müßte, mit förmlich paläontologischer Rekonstruktionsmethode herauszubringen, was es eigentlich ist. Statt dessen hat man vor kurzem in hellem Verstandesstolz noch darüber gelächelt, und seit kurzem ist das Gegenteil geradezu Mode geworden; nun ist Mystik etwas, das einem in vielen Büchern vorgesetzt wird, als wäre es, wenn man bloß kein verkalkter Rationalist sei, das Selbstverständlichste von der Welt. Die Folge ist, daß man die gottseligen Herren Autoren beneidet und sich eingeschüchert Jack London zuwendet.

Unter diesem heute ganz allgemeinen Fehler hat auch die Arbeit von Wagner zu leiden. Sie bedeutet den Versuch eines bildenden Künstlers, hinter den Strittigkeiten des Metiers das Wesentliche und Wesenhafte aufzufinden, und die Richtung des Suchens dürfte auch die rechte sein, denn die Welt des Künstlers ist den Grunderlebnissen der Mystik nach Abzug aller theologischen Zutaten gewiß nicht unähnlich. Ein anderes Verdienst des Buches besteht darin, daß es aus dem historischen Material eine von Verstand und Geschmack geleitete Auswahl seinen eigenen Ausführungen zugrunde legt. Diese selbst aber leiden zu sehr durch Mangel an Kritik. Sie setzen ein Publikum voraus, das von der Wahrheit der Astrologie nicht minder überzeugt ist wie von der Notwendigkeit geistiger Erneuerung, und verderben durch solche Zumutungen den gar nicht geringen Erkenntnisgehalt, der ihnen in anderer Weise eignet. Man bedauert dies um so mehr, als nach Loslösung solcher Elemente des Aberwissens das Buch zwar seine Systematik verliert, aber ein Mensch übrigbleibt, von dessen innerem Weg man vieles lernen kann.

[<]

## Alfred Döblins Epos

[10. Juni 1927]

Einen sagenhaft gestalteten indischen Fürsten und Feldherrn, Manas<sup>(11)</sup>, lähmt mitten im Sieg der Anblick des Todes und Leidens mit einem leisen Schlag. Alle Wünsche erstarren zu dem dunklen einen, das Totenreich zu betreten, dem kein Geborener entgeht. Der bittere Geschmack der Melancholie weicht nicht mehr von seiner Zunge. Er zwingt seinen Erzieher Puto, den Dämonenbezwinger und Gewaltigen vom Berge Schiwas, ihn zu führen. Das Totenfeld liegt in den Hängen des Himalaya zu Füßen der Götter. Die Seelen der Abgeschiedenen führen dort ein grausig ohnmächtiges Dasein und werden wie Schneeflocken von Dämonen gejagt. Als dieses Erlebnis Manas überwältigt, werden er und sein Führer von den Dämonen überlistet. Manas stirbt und bleibt in den Schrecken des Todseins zurück. Aber Sawitri, seine Lieblingsfrau, statt sich auf dem Scheiterhaufen verbrennen zu lassen, macht sich auf die Suche nach ihm. Die Abenteuer ihres Weges füllen das zweite Buch des Epos. Schließlich gibt sie dem Geliebten das Leben wieder, selbst aber geht sie zu den Göttern ein; denn sie ist eine Göttliche, vom Berge Schiwas nur zur Wanderung fortgewesen, und ein Teil ihrer Kraft bleibt durch das Einigungsgeheimnis der Liebe in Manas zurück. Wiedergeboren, ist er nun selbst ein Halbgott; Dämonengenosse, geschwollen von Leben, das über Grauen und Tod gesiegt hat, rast er in die weiche Lauheit des Daseins hinein, fegt hochmütig, was ihm begegnet, über den Haufen und überwindet Götter. Er ist jetzt in einem Zustand gesteigerter Aktivität, wie wir ihn nur aus den Irrenhäusern kennen; Grenze, höchste Gipflung des Tatwillens, senkrecht über dem Abgrund der Sinnlosigkeit. Aber zum Schluß wird er noch einmal überwunden, jedoch diesmal nicht wieder von Schmerz, List oder einem anderen Erlebnis aus der Reihe derer, die unser Gefühl verkleinern, sondern von Schiwa selbst, dem blumen-füßigen Weiterschütterer, dem blauhalsigen Bogenschützen und Tänzer. Irgendwie: nicht besiegt, sondern überwunden; ich lasse beiseite, was das bedeuten mag, denn nicht das Intellektuelle und seine Auslegungsmöglichkeiten erscheinen mir als das Bedeutsame an diesem Buch, sondern der aus allen Hemmungen gerissene Schwung der Antriebe, die große Woge der zwischen manischer Überhobenheit und tiefer Depression liegenden Grundgefühle unserer Existenz, die hindurchströmt und eine Fülle von Erlebnissen rücksichtslos mit sich reißt.

Man muß sich vorstellen, was bei einem solchen Werk allein schon der Vorsatz bedeutet. Ich möchte das darin liegende Problem mit ein paar Worten erklären. Die Überzeugung, das Epos als besondere Kunstform sei heute im letzten Abwelken, hat gute Gründe für sich; die Nachahmungen der mittelalterlichen Verserzählung, welche vor der Zeit des Realismus die deutsche Bürgerstube entzückten, bedeuteten einen äußersten Tiefpunkt, und wenn trotzdem seither noch bedeutende Dichter, ohne für den Vers geboren zu sein, und nur in einer besonderen inneren Konstellation, Epen geschrieben haben, so war dies deutlich als eine Ausnahme zu erkennen. Entweder drückte sich darin ein spielendes Behagen aus, das sich der archaisierenden Form etwa so bediente, wie man sich eine unendlich lange Zigarre anzündet, um das Tempo der Gedanken zur Träumerei zu verlangsamen, oder es drückte sich ein romantisches Unbehagen aus, dem das Wort des Dichters nicht weit genug von den Worten der Welt wegliegen konnte, die ja manchen Priestern der reinen Dichtung als rettungslos profaniert erscheint. Die wirkliche Führung ist lange schon an den Roman übergegangen, und wenn man sich da, die Produkte der

Verlagsindustrie beiseite lassend, an die großen Beispiele hält, so sieht man eine Entwicklung, die sich nicht nur vom Epos entfernt, sondern sogar schon vom Epischen, das heißt jenen mit der Vergangenheit gemeinsamen Elementen, welchen der Roman es verdankt, daß er für eine Art ziviler Form der epischen Dichtung gilt. Denn episch im eigentlichen oder alten Sinn sind im Roman nur noch das Breite, Malende, Verweilende, Fädenspinnde und jenes schwer zu beschreibende «Leserische an sich», das durch eine eigentümliche Betäubung, Ablendung, Einengung und Entrückung den Leser vorübergehend zwingen kann, auf alle geistigen Fähigkeiten, die ihn im Leben auszeichnen, zu verzichten und atemlos einer unter Umständen völlig albernem Geschichte zu folgen. So paradox es ist, sind, wörtlich genommen, heute weit mehr schlechte Romane epische Dichtungen zu nennen, als gute. Das Intelligenterere, Umfassendere, Biagsamere, Schnellere, die Fähigkeit, große Bilder zu gestalten, ohne auf das scharfe Licht der Wahrheit zu verzichten, mit einem Wort, das Eigentliche, die größere und zeitgemäÙere geistige Begabtheit, welche den Roman vor den anderen Formen der Dichtung auszeichnet, ist in diesem Sinne unepisch. Zumindest ist der Roman heute schon dadurch in eine innere Krisis gebracht worden, die den Fachleuten bekannt ist, aber auch im Publikum sich äußert als eine mehr oder weniger eingestandene Abneigung gegen das Lange und Dicke der Erzählerei, für das der zeitgenössische Mensch nicht mehr genug Zeit zu haben behauptet, als eine Abneigung gegen die dünne Substanz des erfundenen Lebens, vergleicht man es mit der gedrängten Wirklichkeit, und gegen die naive Selbstgefälligkeit der Erzähler, welche sich noch immer breit wie die Kinderfrauen niederlassen, während die Kinder doch längst nicht mehr die Geduld und Gläubigkeit ihrer Großeltern besitzen. Ich will keineswegs behaupten, daß alle diese Reaktionserscheinungen schon die rechte Form gefunden haben, aber sie beweisen, daß das Epische heute äußerst problematisch geworden ist.

Nicht minder das Mythologische. Noch stehen in den Gärten die Sandsteinpuppen mit Schwert und Bogen, welche unsere Ureltern errichtet haben, aber sie muten sinnlos an, wie verlassene Spielsachen. Unsere Zeit kennt die Mythen dank ihren Forschungen weit besser, als sie früher gekannt wurden, aber sie behandelt sie wie schöne prähistorische Scherben, die ins Museum gehören. Kein Gedanke daran, daß aus diesen unzähligen Resten von Menschheitsträumen, die von der Wachheit des Denkens überwunden und zerschlagen worden sind, jemals wieder ein Ganzes werden könnte, daß sie Neues ansetzen könnten; sie mögen im einzelnen reizvolle Erinnerungen bedeuten, aber im ganzen glauben wir zu fühlen, daß sie einer zurückgelassenen Bewußtseinsstufe angehören. Es ist nichts so bezeichnend für den Zustand unseres Bewußtseins, wie die Spaltung seiner Neigungen zwischen Musik und Prosa; während die Dichtung sich immer mehr zu Prosa konzentriert und ihre alten Zaubermittel nur noch in der Pillenform des lyrischen Gedichts zur Anwendung bringt, hat sich das Bedürfnis nach Zauber, Entrückung, großer Phrase und religiöser Bewegtheit die Wolkenburg der Musik geschaffen. Diese seelische Doppelexistenz, welche wir zwischen einem zu unlyrischen und einem zu lyrischen, gar nicht mehr an die Wahrheiten der Wirklichkeit gebundenen Zustand führen, ist eine der Ursachen, warum die Künste heute als so artifiziell und das Leben als so mechanisch, das heißt, beide nicht die volle Menschenseele angehend, empfunden werden. Wenn so aber unser Zustand ist, dann ist vielleicht das Bedürfnis nach Mythik, sicher aber nicht das nach Epik – im verloren gegangenen Sinn der Erhebung des Lebens ins Gesanghafte – erledigt, sondern es ist bloß beiseite gedrängt oder vernachlässigt, und kurz gesagt, es gibt nicht viele Fragen, welche für die Dichtung so wichtig sind, wie diese, auf welche Weise man ihr den Rausch, die Götter, den Vers, das ÜberlebensgroÙe wiedergeben könnte, ohne gipserne Monumentalität und ohne die erreichte Helle unseres Geistes künstlich zu verfinstern. Mit einem Wort, unser Roman hat das Epos so gründlich überwunden, daß sich an der Spitze der Entwicklung bereits wieder das Bedürfnis nach

einer Gegenschwingung merken läßt, was durchaus nicht das gleiche ist wie eine Umkehr.

Es ist also weder Laune, noch Zufall, sondern außerordentlich bezeichnend für die nervöse Intensität Döblins, daß er sich als erster in diesen Schwung eingelassen hat, und das sogleich ohne jeden Vorbehalt. Es gibt wahrscheinlich auch andere Möglichkeiten, die sich näher an die heutige Erzählungsform halten könnten, aber es ist sicher die kühnste und den radikalsten Entschluß erfordernde, einfach zur früheren Verserzählung zurückzukehren, um dieser uralten heiligen Schildkröte die Gangart der Gegenwart aufzuzwingen. Man kann nicht sagen, daß er sehr glimpflich dabei verfährt – pietätvolle Bewahrer und Liebhaber der himmlisch strengen Formen werden schauernd ihr Haupt verhüllen –, aber es geschieht mit einer bewundernswerten Rücksichtslosigkeit, die bis ins kleinste einen großen Zug hat. Die Verse dieser Dichtung sind am besten rhythmisch gebrochene Vorstellungen zu nennen. «Dschag Newas die Insel. – Der Palast des Maharadscha. – Säulenhallen, Kuppeln, Galerien. – Der alte König schlief nicht. – Unter einer Tamarinde saß er. Die Wasseramsel sang herüber.» Wenn man dieses ganz einfache Beispiel betrachtet, so sieht man, daß es weder freier Rhythmus, noch rhythmische Prosa, sondern ganz gewöhnliche Prosa ist, die außer Interpunktionszeichen noch den Zeilenbruch als die Gliederungsmittel verwendet, und zwar so, daß die Zeile die einzelnen Vorstellungen oder zusammengehörenden Vorstellunggruppen je in einen längeren oder kürzeren Atemzug faßt und voneinander abhebt. Diese Phrasierung lagert sich über die schwächere der Interpunktion darüber; das geschieht natürlich auch bei jeder anderen Art von Vers, ist dort aber mehr oder weniger an ein Schema gebunden, während hier die intellektuelle Hemmung und Einschränkung, die sich bei längerem Schreiben in festen Maßen immer fühlbar macht, fast gänzlich wegfällt, und der Ausdruck ausschließlich dem Diktat des geistigen und Vorstellungsbedürfnisses folgt. Dieser Vers läßt sich zum tagebuchartigen Referat abschwächen, wo Notizen einfach asyntaktisch nebeneinander stehen; er läßt sich aber auch in der natürlichsten Art dramatisch steigern, wobei eine Sprache des Schluchzens, der Aufgeregtheit, der Kinder und in höchster Hebung eine geradezu manisch gesteigerte Sprache entsteht. Ich setze ein Beispiel hierher, das verschiedene Grade ausdrückt: «Und Manas, Helm abgeworfen, Kettenpanzer am Boden: / <Wie lange soll ich stehn, / Wie lange soll ich stehn am Fenster, / Wie lange soll ich stehn an diesem Fenster, / Wie lange soll ich stehn an diesem blassen, gläsernen, verhaßten Fenster, / Und euch muß ich anhören, / Anhören Stunde um Stunde um Stunden / <Manas, unsere Freude! Zwei Tage singen wir für dich, / So lange warten wir.> / <Euch anhören, die mich berauschen wollen, verzaubern wollen, / Nicht mehr verzaubern sollen.>»

Man sieht auch an diesem Beispiel schon weitere Mittel der Steigerung. Das auffallendste darunter – und in gewissem Sinne alle anderen umfassend – ist das der ungleichen Wiederholung. Assonanzen und Alliterationen – wie «Rieselrasselrauscht», «gurrendes Zackel-zucken», oder «... Wolken gewallt ..., wallende Wolken gerollt» – wechseln mit direkten, das psychologische Gewicht mehrmals hintereinander auflegenden Wiederholungen, wie «Du wirst dein Blut und Blut fühlen», oder «Nie und nimmer, nimmer und niemals»; manchmal schleppt die Rede voll «und» und erhält von dieser Retardierung ein Tempo wie von einer über den Boden geschleiften Kette; manchmal werden vier zu ersteigende Berge durch viermal hintereinander dastehendes Berg ausgedrückt, unverarbeitet, genau so, wie sie in Wirklichkeit dastehen für einen verzweifelnden Blick; manchmal haben diese Wiederholungen die Hartnäckigkeit nicht abzuschüttelnder Ideen: manchmal kehren ganze Abschnitte wieder, immer neu eingeschnitten wie im Film oder wie ein musikalisches Leitmotiv; manchmal wiederholt sich die gleiche Zeile in den verschiedensten Verkettungen, unerwartet, widerspenstig, so, daß es oft kein europäisches Kunstmittel mehr zu sein scheint, sondern der Gesang eines Wahnsinnigen, der sich seine Worte auf den Schädel trommelt, oder die religiöse Verzückung eines Kannibalen. Das ist nicht immer

geschmackvoll, aber immer ist diese geschundene und geschleifte Sprache den inneren Vorgängen näher als eine mit schön geschminkter Haut. Auch die vielen onomatopoetischen Ausdrücke, die zur Anwendung kommen, sind nicht geschmackvoll; diese unmittelbare Lautmalerei ist an ihren schwächeren Stellen ungefähr so, wie wenn ein sehr lebhafter Erwachsener Kindern eine aufregende Geschichte Vormacht (pelle-pelle, tapp-tapp, sum-sum saus, surre-saus, ei-eiah, girre-girre, usw.), an den starken Stellen aber ist sie so, wie wenn in einem sehr drängenden Zustand unsere Gedanken in Illusionen übergehen und die Worte Körper bekommen: auch Halluzinationen sind nicht geschmackvoll, aber es sind Zustände äußerster Intensität! Und da kann man, glaube ich wohl, daran erinnern, daß diese geheime Übereinstimmung zwischen Lautbild und bezeichnetem Gegenstand zum Urzauber der Sprache gehört, ebenso wie die Beeinflussung der Atemkurve und das Geheimnis der ungleichen Wiederholung zu Rhythmus und Reim gehören. Denn nebenbei bemerkt, wir achten etwas zu sehr auf den Gleichklang und das Gleichmaß in diesen; ihre Wirkung ruht aber ebenso sehr auf dem Ungleichen, dem nur ungefähr Übereinstimmenden, der nicht identischen, sondern bloß analogen akustischen Wiederholung, in merkwürdiger Übereinstimmung mit dem Umstand, daß die inhaltliche Analogie, der Vergleich, die Ineinssetzung nur teilweise gleicher Vorstellungen die Hauptmittel des bildhaften, gedichthaften und dichterischen Denkens sind, im Unterschied vom genauen Denken des Wissens. In unseren guten Versen ist das alles schon sehr abgeschliffen, aber was Döblin schreibt, ist eine Art Urvers, roh und leidenschaftlich, dabei eine ganz un stabile, fortwährende Mischung und Entmischung, und wieder wie zum erstenmal aus dem Gefüge der Prosa hervorgezaubert. Diese Leistung ist so gewagt wie gelungen, so außerordentlich wie überraschend.

In ihr liegt das Problem des Buches und für den, der sich nicht überzeugen läßt, das Problematische. Alles übrige wird kaum einen Widerstand finden. Der Realismus, mit dem Menschliches, Ober- und Untermenschliches, Götter, Tote, Dämonen, wirkliche und unwirkliche Begebenheiten beschrieben werden, ist so genau wie eine Beobachtung und so grausam wie die Tatsache, daß alles Fleisch sein Totengerippe in sich trägt; gegen- und übereinander mit den lyrischen Schönheiten, durch die Döblin überrascht, türmen sich diese unerbittlichen Beschreibungen zu einem wild geschmückten Turm auf. Die Begebnisse, manchmal wie für die Abenteuerlust von Knaben berechnet, sind selbst an solchen Stellen so, wie wenn ein Riese in einem Kindersteinbaukasten wühlt. An anderen Stellen werden sie durch die außerordentliche Fähigkeit Döblins, sich in einen fremden, phantastischen Kulturkreis einzufühlen, zu mächtigen Bildern und Stilisierungen. An nicht wenigen Stellen aber werden ganz große, mythisch entfesselte Schilderungen daraus, wie sie in der ruhigeren Beleuchtung eines Romans und seiner engeren Gebundenheit an das Gegenwartsfühlen gar nicht möglich wären. In solchen Partien bereichert das Buch unsere Literatur nicht um etwas Einzelnes, sondern um ein ganzes Gebiet. Ich möchte zur Illustration da nur auf eines hinweisen, die Beschreibung des Gottes Schiwa. Es ist schwer einen Gott zu schildern, und noch dazu einen, der ein Gott mit einem mächtigen Bauch, feisten Wangen, fettig verschmiertem Gesicht, Schlangen in den Haaren, drei Augen, vier Armen, und dergleichen ist, so daß ihn unsere Missionare einen scheußlichen Götzen nennen dürften. Dennoch ist er – der Blauhalsige, der Blumenfüßige – der Welterschütterer durch Liebe, um ihn weht immer Wärme, die Berge wallen unter ihm wie weiche Tierfelle, die Schneefelder schmelzen, wenn er sie betritt, und Döblin bringt es zustande, aus diesem für uns paradox gemischten Götterwesen einen wirklichen Gott zu machen, einen, dessen Nähe mit der Süße spricht, «um deretwillen man lebt».

Ich weiß nicht, welchen Einfluß dieses Buch gewinnen wird und ob es die Widerstände, die ihm zweifellos nicht erspart bleiben werden, überwinden kann. Deshalb möchte ich nicht

austrompeten, daß da etwas geschaffen worden ist, das auf den Entwicklungsgang unserer Dichtung von großem Einfluß sein wird. Aber auch wenn ich es mir kühl überlege, traue ich mich zu behaupten, daß dieses Werk von größtem Einfluß sein sollte!

[<]

**Psychologie des Lehrlings**  
**Das Buch von Hugo Lukacs**

[30. Mai 1928]

Psychologie ist eine Wissenschaft, in der es so gut wie keine Gesetze gibt, wohl aber eine außerordentliche Fülle von Erscheinungen und Zusammenhängen; mit anderen Worten, die systematische Durchforschung dieses Gebiets hat sich im einzelnen als äußerst fruchtbar erwiesen, aber was sich noch keineswegs erkennen läßt, ist das zusammenfassende System. Es gibt vielmehr mindestens ein Dutzend Psychologien, die nicht etwa bloß Schulen, sondern vorläufig noch unverbundene Forschungseinrichtungen darstellen.

Bei der Anwendung einer solchen Wissenschaft – also in der angewandten Psychologie, die in den letzten Jahrzehnten angefangen hat, von sich reden zu machen, – kommt es deshalb noch so sehr auf das persönliche Feingefühl an wie vor ungefähr einem Menschenalter in den Ingenieurwissenschaften, wo ein guter Techniker trotz aller Mathematik, Physik und Chemie das Gefühl für die richtigen Dimensionierungen noch in den Fingerspitzen haben mußte. Ich erwähne das, weil der Autor der kleinen Broschüre, die ich hier anzeige – sie ist im Verlage der Wiener Arbeiterkammer erschienen – ein bekannter Psychiater, der schon vor einigen Jahren eine Reihe von Aufsätzen über außerordentliche Erfolge in der Erziehung von solchen Kindern veröffentlichen konnte, denen gegenüber scheinbar jeder erzieherische Einfluß ohnmächtig war. Die von ihm dabei benützte Methode ruht im großen ganzen auf den zuerst von Alfred Adler entwickelten theoretischen Vorstellungen der Individualpsychologie, und das gilt auch von der vorliegenden Studie. Die systematische Erforschung der Gefühle, des Charakters der alltäglichen Konflikte und dergleichen, ist ja überhaupt erst durch die Psychoanalyse und die Individualpsychologie erschlossen worden, und weil der gegenwärtige theoretische Zustand der Psychologie kaum schon für eine Orthodoxie reif ist, wählen viele Praktiker die Leitvorstellungen fakultativ je nach der Aufgabe, die sie vor sich haben. Außerdem ist aber auch zu sagen, daß die Annahmen der Individualpsychologie über den Ablauf des seelischen Geschehens, wenn man allzu scharfe theoretische Zuspitzungen beiseite läßt, sehr gut mit den Anschauungen übereinstimmen, zu denen man von verschiedenen psychologischen Richtungen her gekommen ist.

Was in der Auffassung durch Lukacs besonders stark hervortritt, ist ein sozialpädagogischer oder ethisch-konstruktiver Zug, der sich indirekt, aber sehr bedeutsam mit den Folgerungen berührt, die ungefähr schon seit Dostojewskijs Zeit aus der Schilderung des Lebens in der Dichtung zu ziehen gewesen wären. In der Tat hat die Vorliebe, welche die Literatur seither für die «ungesunden» Figuren zweifellos bekundet hat, keinen tieferen Grund als den, daß die Verwandtschaft, welche das Gefühl des Dichters zwischen dem sozial Guten und Bösen herausfindet, nichts anderes bedeutet, als daß diese Extreme im tieferen Wesen bloß verschiedene Werte der gleichen Funktionen darstellen. Diese Überzeugung von der Übergänglichkeit der

menschlichen Erscheinungen ineinander, die tiefere Verwandtschaft der moralischen Gegensätze kann man geradezu als ein Kennzeichen der zeitgenössischen Literatur im Unterschied zu früheren Zeiten ansprechen. Es ist zuerst als ein Gefühl von der «Doppelbodigkeit» der Moral, auch als Verherrlichung der «Dekadenz» und ähnliches in Erscheinung getreten und bildete mehr oder weniger bewußt eine Komponente in den «Auflösungstendenzen» des Impressionismus. Der zweite Schritt, der noch vollendet werden muß, besteht in einer neuen moralischen Zusammenfassung dessen, was als Auflösung der alten Moral begonnen hat. Es ist heute schon eine Binsenwahrheit des Alltags, daß Menschen und Taten je nach den Umständen gut oder schlecht, nützlich oder schädlich und sogar gesund oder krank sind; was aber vorläufig noch fehlt, ist eine funktionale Moral, welche das überlebte, starre moralische Schwarz-Weiß-Denken ebenso wie das aus ihm folgende ewig unsaubere Paktieren der Praxis durch feste Abhängigkeitsbeziehungen ersetzt.

Gerade zur Erfassung solcher Abhängigkeiten haben die Grundbegriffe der Individualpsychologie Wesentliches beigetragen. Es sind Funktionsbegriffe, oder leicht funktional umzudeutende Begriffe, die aus der Betrachtung des zweckhaften Charakters alles seelischen Geschehens hervorgegangen sind, aber auch ohne diese Voraussetzung ihre Bedeutung behalten. Um praktisch zu sprechen, bestand der überaus starke Eindruck, den man seinerzeit aus den Ergebnissen der Behandlung schwer erziehbarer Kinder durch Lukacs empfangen konnte, gerade darin, daß das unsoziale und unmoralische Verhalten dieser kleinen Unmenschen nicht nur als die Funktion bestimmter Umstände nachgewiesen wurde, sondern auch durch verhältnismäßig leicht durchzuführende Eingriffe und Beeinflussungen bis ins Gegenteil abzuändern war. Ich habe mich damals, weil mich die soziale Bedeutung daran interessierte, mit dem Verfasser in Verbindung gesetzt und seither oft Gelegenheit gehabt, seine Erfolge zu studieren. Wie gesagt, hängt auf psychologischem Gebiet heute noch sehr viel von dem persönlichen wissenschaftlichen Taktgefühl ab, und wo es sich um ärztliche Aufgaben handelt, noch von anderen Eigenschaften; wenn diese Bedingungen vereint sind, dann umfaßt das Gebiet dessen, was mit Erfolg in Angriff genommen werden kann, aber so ziemlich alles, was sonst zu den gewöhnlichen und ungewöhnlichen katastrophalen Konflikten des Lebens führt.

Versagen im Beruf, in der Ehe, Unglück mit den Kindern, verbrecherische Neigungen, Perversionen zu den schweren Neurosen usw., alles das mit scheinbar unverbesserlichen körperlichen Erscheinungen ausgestattet oder scheinbar nur aus moralischen oder geistigen Fehlleistungen bestehend, die nicht nach dem Arzt verlangen, kurz das ganze große und kleine Arsenal der Lebensleiden und -entgleisungen, stellt sich in der Tat in vielen Fällen sozusagen nur als ein paar kleine Fehler der Lebenstechnik heraus, die sich «ausgewachsen» haben und auf die mildeste Weise der Welt, durch eine Reihe von Unterredungen, die kaum mehr Intimität fordern wie eine freundschaftliche Konversation, dann allerdings auch durch fortgesetzte Übung wieder zu beseitigen und aufzulösen sind. Diese Technik ist eigentlich nichts anderes als eine Art ärztlich geleiteter Lebensschule, aber ich glaube sagen zu können, daß es mit ihrer Hilfe in erstaunlicher Weise gelingt, dem Schicksal buchstäblich an den Leib zu rücken.

In der «Psychologie des Lehrlings» erhält man von alledem naturgemäß nur einen ganz kleinen Ausschnitt; es ist aber wichtig, die Übertragung auf solche soziale Probleme zu beginnen, und das des Lehrlings ist eines der dringendsten. Im allgemeinen kennt man davon nicht mehr als die Schusterbubenwitze der Vorgeneration oder höchstens eine oder die andere mißliebige Nachricht darüber, daß sich «schon» diese jungen Burschen politisch «radikalisieren» und durch die Demokratie ihrem unschuldigen Kindheitszustand entrissen werden. Wie dieser aber in Wahrheit aussieht und unter welchen Bedingungen er verläuft, ist ungemein wichtig zu erforschen, denn



unter diesen Bedingungen wächst der Nachwuchs des Proletariats und des untersten bürgerlichen Mittelstandes heran, dem wenige Jahre später großer politischer Einfluß zufällt.

[<]

### **Der Schüler Gerber hat absolviert**

[11. Mai 1930]

Ist es schon ein etwas fadenscheiniger Trost, daß man angeblich nicht für die Schule, sondern fürs Leben lerne, so ist es vollends trostlos, wenn sich einer wegen eines Schulkonflikts töten muß, statt eines Lebenskonflikts. Denn etwas Schattenhaftes, als ob sich Tote noch einmal töten würden, hängt an diesen Selbstmorden der noch nicht ganz Geborenen, von denen uns die Zeitungen mit großer Regelmäßigkeit berichten. Trotz großer Bewegtheit haben solche Tragödien keinen rechten Inhalt; das gibt ihnen ihre Ausnahmestellung und verleiht der Rührung, die gewöhnlich von ihnen ausgeht, eine merkwürdige Eigenart. So fühlt man es im Leben, und wenn in der Erzählung eines bisher unbekanntes Schriftstellers diese besondere Art von Tragik einen angemessenen Ausdruck findet, so ist das kein geringes Verdienst.

Der Schüler Gerber (Roman von *Friedrich Torberg*, Zsolnay Verlag, Berlin. 380 Seiten. Geb. M 6.50), vorher ungleichmäßig in seinen Leistungen, aber bei Lehrer und Mitschülern im Ruf stehend, etwas Ungewöhnliches zu sein, und auch in seinem eigenen Gefühl von dieser Zuversicht genährt, stößt in der obersten Klasse auf einen Lehrer, der die Absicht hat, ihn zu disziplinieren, und die Folge ist, daß Gerber in wenigen Monaten von ihm zermürbt wird und am Tag der Reifeprüfung Selbstmord begeht. Dieser Konflikt ist in seiner Anlage, wie man wohl sagen darf, der heute übliche zwischen einem Lehrer, der den Vater-Teufel abgeben muß, und einem Schüler, der sich wider ihn auflehnt und den Allround-Menschen darstellt, der gleichfalls heute in Mode ist. Namentlich der Lehrsadist dürfte in den Maßen seiner Gemeinheit etwas überlebensgroß ausgefallen sein; ich will damit nicht behaupten, daß es ihn nicht geben könne, aber die Wahrheit ist, daß es heute, wenigstens an den österreichischen Schulen, die den Schauplatz bilden, verschwindend wenig solcher Tyrannen gibt und sehr viele Lehrer, die vor den gesellschaftlichen Beziehungen ihrer völkisch, christlich und sozialistisch organisierten Schüler mehr Furcht haben als die Schüler vor ihnen. Ist die dämonische Rolle, die der Autor dem Lehrer Kupfer zuspricht, aber einmal angenommen und damit das Grundmaß der Darstellung in modern vergrößertem Maßstab gegeben, so ist durchaus nichts Ungerechtes und perspektivisch Verzogenes mehr in diesem Buch, auch nichts von auftrumpfender Jugendlichkeit, die schon so verdrießlich geworden ist; im Gegenteil, es herrscht darin jene Gerechtigkeit, die sich nicht aus moralischen Erwägungen, sondern unmittelbar daraus ergibt, daß eine gestaltungsreiche Darstellung keine Einseitigkeiten duldet. Man fühlt, daß auch die Grausamkeit Gründe hat, in denen sie dunkelweich wurzelt, die Niedrigkeit eine zu klein geratene Höhe ist, die quälerische Disziplin ein Zerrbild, aber damit doch auch ein Bild wichtiger Forderungen bedeutet. Und wie man das fühlt, ungeachtet der Abneigung, mit der die Figur eines Präzeptors zweifellos gezeichnet ist, so treten zart aus der Bedeutung, die der Dichter der Gestalt des Schülers beimißt, auch die Stigmata des Neunzehnjährigen hervor, in dessen Seele Genie und Talent eigentlich noch substanzlos sind und unentschieden zögern, ob sie sich für Skilaufen oder Philosophie entscheiden sollen. Man glaubt der Begabung dieses jungen Menschen, ohne daß sie entwickelt

ist, und das ist ein sehr schönes Zeichen für die Begabung der Darstellung.

Am stärksten tritt diese aber nicht in den Figuren hervor, sondern in der Gestaltung der Schul- und Prüfungsatmosphäre, die alle umfängt. Man bekommt die Qual der geistigen Belastung zu spüren, der kein Lebenszweck entspricht; man fühlt das Weltferne des Schulzimmers, wo Druck und Gegendruck ausarten; man macht die frühen Versuche junger Menschen mit, die sich unter einer aufgepackten Last, die sinnlos auf sie wirkt, aufrichten möchten, und wenn die Maturapsychose Lehrer wie Schüler ergreift, wird das Ganze, über die Schule hinausgreifend, beinahe zu einem Bild aller auf Zwang gegründeten Verhältnisse.

Wenn ich recht unterrichtet bin, ist Friedrich Torberg noch ein junger Mann, und es ist sein erstes Prosawerk, das diese beachtenswerten Leistungen enthält.

[<]

### **Sophie Hochstetter: «Louis Ferdinand»**

*[2. November 1930]*

Das Verlangen des heutigen Lesers nach historischer Lektüre ist ungeheuer. Aber zugleich hat die Fülle der geschichtlichen Biographien, der politischen Bekenntnisbücher und Memoiren ihn kritisch gemacht. So hat denn der freischaffende historische Romancier mehr zu geben als Akta und Reportage, um zu fesseln. Trotz des herrlichen Stoffes ist es Sophie Hochstetter in ihrem bei Koehler und Amelang, Leipzig, erschienenen Roman «Louis Ferdinand, Prinz von Preußen» nicht gelungen, mehr als ein Panoptikum zu errichten. So fehlt es bei ihr neben dem Titelhelden nicht an «Berühmtheiten», aber wie immer sie heißen: Gneisenau oder Goethe, Luise oder Rahel, es bleiben – Namen. Zudem wirkt ein betont neuzeitlicher Sprachslang peinlich. Alle paar Seiten kehrt das Modische «eingestellt» in den grotesksten Verbindungen wieder und auch das Verlegenheitswort «irgendwie» feiert ein hohes Jubiläum. In den Gestalten blaß, im Sprachlichen nachlässig, vermag dieser Roman nicht zu interessieren. Das entscheidende Buch über Louis Ferdinand ist noch ungeschrieben. Es wäre Not, daß es einen Autornamen vom Range Friedrich Gundolfs trüge.

[<]

### **Referate und Hinweise April – Juli 1923**

referate und hinweise april – juli 1923

[<]

▷ Kulturchronik Philosophie

- ▷ Kulturchronik aus dem Reiche der Technik
- ▷ Kulturchronik aus der neueren Medizinischen Literatur
- ▷ [Tagesbericht]
- ▷ Kulturchronik aus dem Reiche der Technik Schiffbau
- ▷ [Tagesbericht]
- ▷ Kulturchronik Astronomie
- ▷ Kulturchronik aus der Begabungs- und Vererbungsforschung
- ▷ Kulturchronik Wirtschaftsfragen

**Kulturchronik**  
**Philosophie**

[13. April 1923]

*Die Philosophie der vitalistischen Biologie* findet eine kurze, das Wesentliche herauskehrende Darstellung durch H. André in einem Aufsatz des Jahrbuchs der Görres-Gesellschaft, 35 Bd. 4. Heft. Der Verfasser schließt sich der von Rádl in der bekannten «Geschichte der biologischen Theorien» ausgesprochenen richtigen Meinung an, daß die scharfe Abschwenkung der neuzeitlichen Philosophie von der Tradition der Scholastik der Ausbildung biologischer Begriffe geschadet habe, und sucht die Gründe dieser Wandlung zu entkräften. Bekanntlich operierte die scholastische Metaphysik in Anschluß an den sehr interessanten, aber schwer zu fassenden Aristotelischen Entelechiebegriff mit «inneren Ursachen», auch «Formularursachen» genannt, die ihrem Wesen nach ideell sein sollten und heute noch in der katholisch-dogmatischen Philosophie eine große Rolle spielen. So spricht auch ein Naturforscher der Übergangszeit, nämlich Kepler in seinem *Mysterium cosmographicum* noch von den «führenden Intelligenzen der Gestirne», welche deren Umschwung leiten und erhalten; später aber, als er diese Kräfte quantitativ fixierte, was seine Weltleistung war, erschienen ihm die inneren Ursachen als überflüssig. In dieser Richtung seiner zweiten Phase ist dann die Naturwissenschaft weitergegangen bis zu ihren ungeheuren Erfolgen und hat die Philosophie mit sich gezogen. Heute ist eine gewisse Reaktion dagegen in Bewegung, welche die «mechanische Naturwissenschaft» hauptsächlich der «Entinnerlichung» anklagt; sie hat mannigfaltige Ursachen, und eine darunter bilden die Schwierigkeiten, welche einer befriedigenden Erklärung der Erscheinungen in lebenden Substanzen mit den aus der leblosen Natur gewonnenen physikalischen und chemischen

Vorstellungen entgegenstehn. Es haben daher namhafte Biologen auf Anschauungen zurückgegriffen, welche dem erwähnten Begriff der Entelechie wieder nahekommen (indem sie meinen, nicht ohne eine besondere Lebenskraft auslangen zu können) und insofern eine Renaissance der scholastischen Begriffswelt begünstigen. André in dem erwähnten Aufsatz gibt, hauptsächlich in Anlehnung an Hans Driesch's Philosophie des Organischen, eine Übersicht der hierfür maßgebenden Gründe. Das Argument, der Organismus lasse sich nicht nach Art einer Maschine verstehen, steht dabei im Mittelpunkt und wird an verschiedenen Beispielen erläutert, wobei allerdings ständig und mit Unrecht als Prototyp der nichtvitalistischen Naturerklärung die «Maschine» herhalten muß. So fühlt man sich, wenn es z. B. beim Hervorgehen normaler Larven aus künstlich deformierten Keimen heißt: «Diese Raumanordnung kann beliebig gestört und dem Gesamtsystem können beliebige Teile genommen werden, ohne daß die Harmonie der Gesamtleistung beeinträchtigt wird,» was dem unbelebten Geschehen mangeln soll, geradenwegs an die neuen Vorstellungen vom anorganischen Geschehen erinnert, die W. Köhler in seinem Buch «Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustand» entwickelt hat, ohne das geringste Bedürfnis nach Annahme einer besonderen inneren Ursache.

*Taine's ästhetische Anschauungen* untersuchte Alois Lampl in einer jetzt (27. Bd., Heft 1 und 2) abgeschlossenen Arbeit im «Archiv für systematische Philosophie». Er kommt zu dem Schluß, daß Taines begriffliches Instrumentarium zwar nicht hinreicht, um den vollen Gehalt der historisch gegebenen Kunstleistungen zu erfassen, daß ihm aber wegen seiner Gedankenfülle, Voraussetzungslosigkeit und analytischen Biogsamkeit größere Bedeutung für die Ästhetik zukommt, als derzeit angenommen wird. Indem Lampl die Taine'schen, oft ja nur implicite gegebenen Gedanken methodisch zusammenstellt, erlebt man allerdings manches auch mit Staunen, das vordem entgehen konnte. So sieht man, wie unkünstlerisch moralisierend der geistvolle Taine zuweilen auch sein konnte, an seiner Bewertung der dargestellten Charaktere für den «Rang» des Kunstwerks, wobei z. B. Hamlet und Othello bloß als Mischstufen höheren und mittleren Wertes erklärt werden, weil der des Gleichgewichts beraubte Typus «unvollkommen» ist im Vergleich mit den «vollkommenen Bildern der Unschuld, der Tugend usw.» Ebenso lehrhaft unbegründet, im Vergleich mit der modernen Behandlung dieses Problems, ist der «Übereinstimmungsgrad der Wirkungen», den Taine bereits als Rangskriterium heranzieht, und der «Wichtigkeitsgrad des Charakters» mündet in seiner Stufung von individuellen, epochalen, Volks-, Rassen- und Zivilisationscharakter in Begriffe, deren Dunkelheit sie zu Erhellungszwecken wenig eignet. Der Kritik, die Lampl an diesen Bildungen übt, folgt man mit Gewinn; seine eigenen positiven Feststellungen – z. B. ein sich selbst widersprechender Charakter erscheine in der Dichtung unwahr, auch wenn wir uns bewußt sind, daß es im Leben solche Widersprüche gibt – sind manchmal etwas akademisch.

*Psychologische Theorien in Frankreich.* Wer sich einen Überblick über den Stand der psychologischen Anschauungen im zeitgenössischen Frankreich bilden will, der findet ihn in der «Revue Philosophique», Januar- und Februarheft 1923, wo G. Dumas ein «*Avant propos d'un traité de psychologie*» veröffentlicht. Das Buch, zu dem diese Vorrede gehört, interessiert besonders durch die Berücksichtigung der Zusammenhänge mit der Physiologie, Psychiatrie, allgemeinen Biologie, Soziologie und Philosophie und ist in seinen einzelnen Teilen von 25 Autoren bearbeitet worden, welche die verschiedensten theoretischen Anschauungen vertreten, von denen Dumas die Zusammenstellung gibt. Assozialismus, Rationalismus, Bergsonianismus, Synthetismus sind Begriffe, denen man in der deutschen Psychologie teils selten, teils ohne die scharfe Zuspitzung begegnet, die sie in ihrem originalen Zusammenhang gewinnen.

[<]

**Kulturchronik**  
**aus dem Reiche der Technik**

[20. April 1923]

*Das «Klopfen» der Verbrennungsmotoren.* Dieses bekannte, dem Automobilfahrer nie ganz geheure Geräusch ist wiederholt auf seine Ursachen untersucht worden, ohne daß diese als ganz aufgeklärt gelten könnten. Neuerlich haben drei amerikanische Ingenieure diese Frage geprüft und ihre Ergebnisse in *The Journal of Industrial and Engineering Chemistry* und in *Automotive Industrie* veröffentlicht. Auch darnach bleibt die Frage offen, ob das «Klopfen» auf Selbstzündung des Verbrennungsgemisches im Zylinder oder auf dem Auftreten von Zündwellen von besonders hoher Geschwindigkeit und hohem Druck beruht. Praktisch ergab sich jedoch, daß Zusätze bestimmter Stoffe zum Verbrennungsgemisch das Klopfen sofort verschwinden machen. Als besonders geeignet erwiesen sich gewisse alkoholische Metallverbindungen; außer ihnen sind aber auch Stickstoffverbindungen, am besten Amine, als Schutzmittel gegen das Klopfen verwendbar.

*Der deutsche Schiffsbau* ist durch die Friedensverträge und die chronische Wirtschaftskrise vor ganz neue Arbeitsbedingungen gestellt worden. Die Weltflotte verfügt gegenwärtig über einen Überschuß an Frachtraum, die Herstellungskosten sind ungeheuer gestiegen, die Fertigpreise im Verhältnis dazu zurückgeblieben. Die Wirtschaftlichkeit ist daher zur Kernfrage des Schiffbaues geworden. Die Zeitschrift des Vereines deutscher Ingenieure widmet ihr Heft der Untersuchung dieser Verhältnisse, und es ist ihren Darlegungen zu entnehmen, daß der von Amerika inaugurierte Schiffsbau inzwischen auch in Deutschland mit Erfolg aufgenommen worden ist; daneben wird dem für bestimmte Linien zugeschnittenen Einzelschiff Aufmerksamkeit gewidmet, und besondere Berücksichtigung findet bei allen Bauten der zeitgemäße starke Andrang zur 3. Klasse, die mit verhältnismäßig großem Komfort ausgerüstet wird.

*Armierte Betonkonstruktionen* erobern sich wegen ihrer außerordentlichen Eigenschaften immer weitere Anwendungsgebiete. Neuestens haben die Immunität des Betons gegen den Schweißschneidebrenner und das Gekreisch, das er beim Anbohren verursacht, dazu geführt, daß man ihn zur Konstruktion einbruchssicherer Kassen verwendet. Bekannt ist seit einiger Zeit seine Verwendung im Großschiffbau; wie die *Detroiter Zeitschrift «Concrete»* mitteilt, werden von amerikanischen Firmen aber auch schon Ruderboote aus Beton mit eingelegtem Armaturdrahtnetz erzeugt, und ein deutsches Unternehmen verfertigt Badewannen aus Beton, die nur 1 Zentimeter Wandstärke haben.

*Brandversuche mit Tragsäulen* sind nach deutschem Vorgang neuestens in Amerika durchgeführt worden, über deren Ergebnisse die Zeitschrift *«Beton und Eisen»* (Heft 2 und 3) auf Grund der originalen Veröffentlichungen berichtet. Die Versuche erstreckten sich auf flußeiserne Säulen (aus einfachen Profilstäben sowie genietet), stehend und liegend gegossene Gußeisensäulen, mit Beton gefüllte Stahlrohre, Holzsäulen, teilweise mit Beton geschützte Eisensäulen, Eisenbetonsäulen und allseitig mit Beton oder Terrakotta oder Gips geschützte Eisensäulen. Die Versuchskörper wurden in eine Presse eingebaut, mit der ihnen entsprechenden Nutzlast belastet und standen in einem Gasofen, dessen Temperatur nach fünf Minuten 540 Grad Celsius, nach

acht Stunden 1200 Grad Celsius betrug. Die Temperatur der Säulen bleibt dabei hinter der des Ofens zurück, und bei den ungeschützten Säulen ist diese Differenz geringer als bei den geschützten. Nach 30 Minuten war zum Beispiel die Gastemperatur ungefähr 800 bis 850 Grad und die der gußeisernen Säulen 620 bis 680 Grad: kurz danach erfolgte die Zerstörung. Flußeisensäulen hatten nach zehn Minuten 500 Grad und knickten ein, denn ihre Widerstandsfähigkeit nimmt schon bei 400 Grad Celsius beträchtlich ab. In betongeschützten Säulen stieg die Temperatur des Kerns dagegen erst nach vier Stunden über 100 Grad, und diese Säulen hielten acht Stunden stand; auch eine mit Gipssteinen umkleidete Säule widerstand 4 3/4 Stunden.

*Die Längsbewegung des Flugzeuges* behandelt vom Standpunkt der Schwingungslehre E. Everling in der Zeitschrift für technische Physik (1923, Heft 3). Nach Ableitung und Erörterung der verschiedenen Schwingungsgleichungen werden die Bewegungsgleichungen des Flugzeuges auf ein System von vier Differentialgleichungen erster Ordnung umgeformt. An den gebräuchlichen Flugzeugtypen wird eine langsame, schwach gedämpfte Längsbewegung und eine schnelle, rasch abklingende Drehung theoretisch nachgewiesen.

*Die Geschwindigkeit von Luftfahrzeugen* ist noch schwerer richtig zu bestimmen wie die der gleichfalls nach allen drei Richtungen des Raumes beweglichen Tauchboote. In der Zeitschrift für Flugtechnik und Motorluftschiffahrt (14. Jhrg. Heft 3 und 4) gibt H. Koppe eine kritische Übersicht der verschiedenen Messungsverfahren. Den höchsten Anforderungen entspricht die Lichtbildmessung; sie ermöglicht es, aus einer einzigen Aufnahme, die mit einer Meßkammer aus einem Luftfahrzeug gemacht wird, dessen Standort und – wenn die Kammer fest eingebaut war – die Neigung mit großer Genauigkeit zu ermitteln. Voraussetzung ist allerdings, daß die Erdaufnahme drei Punkte mit bekannten Koordinaten enthält.

*Die Maßeinheiten im Mineralölhandel* sind nicht nur den Verbrauchern, sondern oft auch den Händlern unklar. Wir entnehmen daher die folgende Übersicht der Zeitschrift des Vereines Deutscher Ingenieure: 1. In Amerika werden i. a. Mineralöle in Cents für die amerikanische Gallone gehandelt, und es ist nach der Festsetzung des Office of Standard Weights and Measures eine solche Gallone ungefähr 3,8 Liter, was der alten englischen «Winchester Gallone» entspricht. 2. In England werden sie heute in Pence für die englische Gallone gehandelt, und es ist nach der Festsetzung des British Standard Dpt. eine englische Gallone ungefähr 4,5 Liter. 3. Das amerikanische Barrel ist die Handelseinheit für bestimmte Mineralöle, zum Beispiel Rohöl, Bunkeröl und besonders Petroleum. Es ist ein amerikan. Barrel ungefähr gleich 159 Liter oder 42 amerikan. Gallonen. Daneben wird aber das Barrel Petroleum auch zu 40 Gallonen gerechnet, und manche Fässer sind im Handel, zum Beispiel für Gasolin und Kerosen, die statt ein Barrels 50 Gallonen fassen. 4. Das englische Barrel ist i. a. gleich 42 englischen Gallonen oder ungefähr 183 Liter. (Außerdem gibt es noch ein Barrel zu 36 Gallonen, das aber für Mineralöle nicht in Betracht kommt.) Wie man sieht, ist diese Übersicht recht unübersichtlich und empfiehlt Vorsicht beim Vergleich von Mengen und Preisangeboten.

[<]

**Kulturchronik**  
**aus der neueren Medizinischen Literatur**

[11. Mai 1923]

*Die Biochemie des menschlichen Leibes* wird in der kleinen, für Laien berechneten Broschüre «Der Mensch und die Hefe» von Prof. W. Küster anregend behandelt. (Biochemische Tagesfragen, Bd. 1, Stuttgart, Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft.) Durch einen Vergleich der chemischen Verhältnisse im Menschen mit denen der Hefe werden eine Menge interessanter Übereinstimmungen abgeleitet und Einblick in das von der Chemie teilweise gelichtete Dunkel unsrer Lebensvorgänge geboten. Leitspruch könnte das Wort Brillat Savarins sein, «das Schicksal der Nationen hängt von ihrer Ernährung ab,» da unter diesem Gesichtspunkt die Hefe untersucht und als hochwertiges Nahrungsmittel in verschiedener Verwendungsmöglichkeit dargestellt wird. Anregende Aufklärung über das Wesen der sozusagen populär gewordenen «Vitamine», über den Wertunterschied vollständiger und unvollständiger Eiweißarten, über die durch fortwährenden Maisgenuß verursachte Pellagrakrankheit und ihre Bekämpfung, über die Wichtigkeit der Passage pflanzlicher Rohstoffe durch einen tierischen Leib als Vorstufe der menschlichen Ernährung und vieles andere liegt dabei am Wege. Vielleicht regt es manchen, der seit der Schule der Wissenschaft aus dem Wege geht, doch an, wenn er sich vorstellt, daß ein Blutkörperchen des Menschen nur den 13,5millionsten Teil eines Kubikmillimeters groß ist und trotzdem Platz für 5600 Milliarden Wasserstoffmolekeln bieten könnte, oder wenn er einmal darüber nachdenkt, daß Goethe zu ungefähr 70 Prozent aus gemeinem Wasser bestanden hat, wie es nämlich bei uns allen der Fall ist.

[<]

### **Tagesbericht**

[15. Mai 1923]

*Der Nervenchock* von Granateinschlägen Verschütteter oder sonst zu nah Darangekommener war eine Erscheinung, an die sich wohl noch jeder erinnern wird, der den Krieg mitgemacht hat. Das Laienurteil – für Leiden, die man sich nicht vorstellen kann, immer etwas unduldsam – war anfangs nicht weit davon, solche Erscheinungen mit Furchtsamkeit zu verwechseln; später, als man ihre Häufigkeit kannte und wußte, daß sie auch tapfere nicht verschonten, tat man sie mit dem Wort Neurasthenie ab und verband auch da noch mit ihnen die Vorstellung einer persönlichen, nämlich nervösen Schwäche. Was diese Auffassung nährte, war der Umstand, daß in diesen Fällen jede manifeste Verletzung und organische Störung fehlten. Die Zeit, welche seither vergangen ist, hat aber gelehrt, daß sich in vielen Fällen hinter dem Bild einer bloß funktionellen Störung, wie es sich damals auch dem Arzt darbot, doch organische Störungen verborgen haben, deren Wirkungen anfangs von der Neurose überdeckt waren, aber im Lauf der Jahre deutlicher hervorgetreten sind. Man muß in solchen Fällen annehmen, daß entweder neben der Neurose anatomische Veränderungen des Zentralnervensystems entstanden, die in der Folge progredierte, oder daß die physikalische Erschütterung des Zentralnervensystems, welche als Ursache dieser organischen Veränderungen angenommen werden muß, zugleich die der Neurose war.

[<]

### **Kulturchronik**

aus dem Reiche der Technik  
Schiffbau

[24. Mai 1923]

*Hochsee-Motorsegler.* Man hat schon vor dem Kriege versucht, für gewisse Zwecke der Hochseeschifffahrt wieder auf das Segelschiff zurückzugreifen; der Anreiz dazu bestand in der Kohlenersparnis, war aber in den meisten Fällen nicht groß genug, um die Nachteile des Seglers auszugleichen, die wirtschaftlich vor allem in der längeren und unbestimmten Reisedauer bestehen. Durch die Veränderungen der Wirtschaftsverhältnisse ist dieser Anreiz heute größer geworden, und außerdem ist die Technik auf dem Wege, durch den Bau von Segelschiffen mit Hilfsmotor einen Schiffstyp zu schaffen, welcher die Nachteile des reinen Seglers vermeidet. Die lange und unberechenbare Reisedauer des Seglers hat – wie wir einer Arbeit des bekannten Schiffbau-Fachmanns R. Erbach entnehmen – ihre Hauptursache darin, daß der Segler über verhältnismäßig kleine Gebiete schwacher oder widriger Winde nicht hinauskommt. Gibt man ihm für die Durchquerung der «Stillegürtel» einen Hilfsmotor, so kann dieser natürlich viel schwächer sein als eine normale Schiffsmaschine. Schwieriger ist es in Zonen widriger Winde. Eine Dampfmaschine, die da ihren Zweck erfüllt, müßte ziemlich groß sein und viel Kohle mitführen, auch ist sie nicht rasch in Betrieb zu setzen, denn das Anheizen der Kessel erfordert viel Zeit. Versuche, Segler mit Dampfmaschinen auszurüsten, haben sich deshalb nicht bewährt. Günstig gestalteten sich die Verhältnisse erst mit der Verwendung von Ölmotoren als Schiffsmaschinen; leider war zu diesem Zeitpunkt die Groß-Segelschifffahrt fast schon ausgestorben, sodaß sie heute neu geschaffen werden muß. Es ist daher wichtig, sich sämtliche Vorteile des Motorseglers zu vergegenwärtigen. Ein großer Vorzug liegt darin, daß der Motor gestattet, Lage und Kurs des Schiffes zu verbessern. Der Kapitän eines Schiffes, dessen Manövrierfähigkeit gesichert ist, kann Kurse gehen, die er ohne Motor nicht riskieren dürfte, und überhaupt hat ein erfahrener Kapitän durch den Motor viel mehr Ausnutzungsmöglichkeiten der meteorologischen Lage. Er kann z. B. vor Wetterumschlägen mit Sicherheit darauf rechnen, bestimmte Punkte noch zu erreichen, während der Kapitän eines reinen Seglers viel vorsichtiger disponieren muß. So ist es vorgekommen, daß der Motorsegler vor dem reinen Segler mehrere Wochen gewann, weil er in der kurzen Pause zwischen zwei Stürmen aus dem Schutzhafen in den Bestimmungshafen lief, was der reine Segler nicht wagen durfte; ebenso kann der Motorsegler in der Flaute, welche dem Sturm vorangeht, unter Landschutz fahren oder sich aus gefährlichem Küstenbereich retten. Gerät das Schiff trotzdem in schweres Wetter, so können nur wenig Segel gefahren werden, und die Manövrierfähigkeit wird dadurch gering, was eine Hauptgefahr bildet; der Motor kann durch Wiederherstellung der Manövrierfähigkeit wichtige Dienste in dieser Situation leisten. Weniger vitale, aber ökonomisch sehr wichtige Dienste leistet er in Kanälen und Hafeneinfahrten, indem er den Schlepper erspart, und beim Kreuzen in engen Fahrwassern gestattet er ein besseres Wenden, was sehr wichtig ist, weil reine Segler dabei beinahe den ganzen zurückgelegten «nützlichen Weg» wieder verlieren. Man wendet gegen den Motor hauptsächlich ein, daß auch er nur in verhältnismäßig wenig Fällen erlaubt, unmittelbar gegen widrigen Wind anzufahren und das zeitraubende Aufkreuzen sich zu ersparen; das ist richtig, aber die Mitverwendung des Motors verbessert sehr die Kreuzeigenschaften des Seglers, der viel steiler aufkreuzen kann, und der Effekt dieser mittelbaren Hilfe ist sehr groß. Da der



Motor nur fallweise verwendet wird, kann er überdies groß sein, ohne unökonomisch zu werden. Es ist zu erwarten, daß der Schiffbau sich des Typs der Motorsegler annehmen und damit Segelschiffe schaffen wird, die auch in allen anderen Einrichtungen (Ballast, Laden, Löschen) wieder auf der Höhe zeitgemäßer Konstruktionen stehen.

*Außenbordmotoren* sind in Amerika weit verbreitet, neuerdings aber, wie wir der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure entnehmen, auch bei der deutschen Küstenfischerei in Gebrauch. Man kann sie auf gewöhnliche Boote aufmontieren, so wie man an gewöhnlichen Fahrrädern, die keine Motorräder sind, solche Hilfsmotoren anbringt. Es geschieht entweder mittschiffs in einem Schacht oder hinten an Stelle des Steuers. Die Motoren haben eine Stärke von 1 1/4-6 PS. und sind gewöhnlich Zweizylindermaschinen, weil solche das Boot weniger erschüttern. Um rasch angebracht und entfernt werden zu können, wird die Motoranlage so konstruiert, daß sie ein festes Ganzes bildet. Eine solche Anlage von 5 PS. wiegt rund 80 Kg. und dient für starke Boote im Küstenverkehr; eine 2 PS.-Anlage wiegt rund 35 Kg. und kann von einem einzigen Mann angebracht werden. Gesteuert wird mit Hilfe der Anlage selbst. Die Geschwindigkeit, welche solche Boote erreichen können, ist sehr beträchtlich.

*Das Flettneruder.* Es ist beinahe eine für die Entwicklung des Schiffbaus charakteristische Vorstellung geworden, daß allmählich anstelle des ursprünglichen Steuerruders mit Handbaum das Steuerrad trat und dieses wieder bei wachsender Größe der Bauten durch die Steuermaschine verdrängt wurde, welche das schwere Ruder mit Maschinenkraft bewegt, während der Steuermann sozusagen nur eine technische Befehlsvorrichtung vor sich hat. Manchmal kehrt die technische Entwicklung aber scheinbar auf einen früheren Punkt zurück, nur geschieht dies dann nicht wie bei einem Kreis, sondern wie bei einer Schraubenlinie, – um einen ganzen Gang höher, und so ereignet es sich jetzt, daß der Konstrukteur von großen Überseeschiffen wieder auf das Ruderrad zurückgreifen kann. Der Ausgangspunkt dieser Entwicklung liegt bezeichnenderweise in der Flugschiffahrt, auf technisch neuestem Gebiet; die Flettner'sche Steuerung ist während des Kriegs an Großflugzeugen erprobt und wegen ihrer leichten Handhabung eingeführt worden. Sie besteht darin, daß die Ruderfläche an ihrem Ende eine zweite kleinere Ruderfläche besitzt, welche von Hand aus betätigt wird; diese stellt durch die dabei erzeugten Strömungsverhältnisse die bedeutend größere Hauptruderfläche selbsttätig ein, wobei der Gesamtkraftaufwand sehr viel geringer ist als bei einer einheitlichen Ruderfläche gleicher Größe. Man kann sagen, daß durch diese geistvolle Konstruktion der Natur ein großer Teil von ihrem Widerstande abgelistet worden ist, und das mußte sich bei den größeren Widerständen des Wassers noch fühlbarer machen, als in der Luft. Die Hamburger Schiffbautechnische Versuchsanstalt nahm daher Versuche auf, die zu dem Ergebnis führten, daß Norddeutscher Lloyd wie Hamburg-Amerika-Linie das Flettneruder für ihre Neubauten annahmen und im April d. J. das erste damit ausgestattete Schiff, das 8800 To. Motorschiff «Odenwald» der Hamburg-Amerika-Linie seine Ausreise antrat. Das eigentliche Ruder ist bei diesem Neubau am Ende der Ruderfläche um eine senkrechte Achse drehbar angeordnet und braucht ungefähr nur 1/20 des Kraftaufwandes eines gewöhnlichen Steuers. Diese Leistung ist so gering, daß das Flettner-Ruder durch ein Handrad bewegt werden kann und die elektrische oder durch Dampf betriebene Rudermaschine nicht mehr nötig ist. Es ist auch möglich, daß das neue Ruder infolge der günstigen Verhältnisse des Ruderdrucks bei gleicher Betriebssicherheit schwächerdimensioniert werden kann, woraus ein weiterer Vorteil erwächse, denn die bisherige Ruderanlage ist nicht immer leicht unterzubringen und bereitet gerade bei schlanken und schnellen Schiffen Schwierigkeiten.

[<]

**[Tagesbericht]**

[30. Mai 1923]

*Scheinbar schwere Tuberkulose*, ohne daß im Auswurf Tuberkelbazillen nachweisbar sind, ist nicht ganz selten. Es handelt sich dabei um nicht-tuberkulöse chronische infiltrative Lungenprozesse, über die Wilh. Neumann in der «Wiener Klinischen Wochenschrift» interessante Mitteilungen macht. Aus einer größeren Zahl von Fällen werden darin zwei vorgeführt, welche das vollständige Bild schwerster tuberkulöser Erkrankung der Lunge bieten, nur ließen sich auch bei sorgfältigster Sputumuntersuchung keine Bazillen nachweisen. Neumann fordert, daß man in solchem Falle den ganzen Gedankengang von der ursprünglichen Diagnose, mag sie noch so augenscheinlich sein, losmachen und durch alle nur möglichen Untersuchungsmethoden die unbekanntenen Ursachen des Infiltrationsprozesses aufklären müsse. In den beiden vorgetragenen Fällen war es das einmale Lues, die sich einfach durch Wassermannreaktion feststellen ließ, im zweiten Fall konnte erst nach vieler Mühe ein Fadenpilz als Ursache der schweren Erscheinungen festgestellt werden. Beide Fälle heilten trotz jahrealten Siechtums bei neuer Behandlung rasch, während sie sonst voraussichtlich bald zum Tode geführt hätten.

[<]

**Kulturchronik**

**Astronomie**

[19. Juni 1923]

*Neue Katalogisierung.* Auf der Tagung der Astronomischen Gesellschaft im August 1921 ist eine Kommission zur Beratung der Frage einer Wiederholung der A. G.-Kataloge eingesetzt worden: diese unterbreitet jetzt in den Astronomischen Nachrichten Nr. 5211 ihre Vorschläge der astronomischen Öffentlichkeit. Es ist zunächst eine Wiederholung der Kataloge für den nördlichen Himmel in Aussicht genommen, welche unter weitgehender Benützung der Photographie stattfinden soll.

*Wasserstoff-Emissionslinien* in den Spektren von B-Sternen hat man bisher niemals auftauchen, sondern nur verschwinden sehen. Wie eine Notiz im Harvard Bull, mitteilt, ist jetzt zum erstenmal auch der umgekehrte Fall beobachtet worden. Aufnahmen des Sternes H. R. 4830 aus den Jahren 1906 und 1908 zeigten die betreffenden Spektrallinien des Wasserstoffs nur andeutungsweise, während bei einer Wiederholung der Beobachtungen im Jahre 1922 ganz starke helle Linien vorhanden waren.

*Wie alt ist die Sonne?* Diese Frage hat – wie die Naturwissenschaftliche Umschau der Chemiker-Zeitung berichtet – Prof. Nernst in einem Vortrag: «Zur Energiebilanz des Weltalls» zu beantworten gesucht. Helmholtz hatte die Zeit, die seit Entstehung des Sonnenballs verflossen ist, auf ungefähr 10 Millionen Jahre geschätzt. Schon der Geograph Penck hatte diese Schätzung,

indem er die Ablagerungen in unseren Flüssen betrachtete, für viel zu niedrig erachtet. Außerdem hatte Helmholtz auch die große Bedeutung der radioaktiven Erscheinungen für die Energie-Entwicklung noch nicht berücksichtigen können. Wir besitzen heute in der Umwandlung des Urans zum Blei gewisse Anhaltspunkte, um das Alter unserer Erde zu schätzen, und dieser radioaktive Zerfall ist eine kosmische Uhr von bemerkenswerter Präzision. Es läßt sich von ihr ablesen, daß die Erde eine feste Rinde seit mindestens 150 Millionen Jahren trägt, und danach kann man die untere Grenze des Sonnenalters auf ungefähr 2000 Millionen Jahre berechnen; die obere Grenze schätzt Nernst aus dem Umstand, daß eine Materie, die Energie abgibt, auch an Masse abnimmt, und aus den für uns meßbaren ausgestrahlten Energiemengen auf 3 Milliarden Jahre. Vorsichtige Naturen werden wissen wollen, wie lange noch die Sonne als heißer Stern an unserem Fixsternsystem leuchten kann, das ja auch nicht länger das unsere sein wird. Ihnen gibt Prof. Nernst die – je nach Anlage – Beruhigung oder Beunruhigung, daß er diese Dauer auf 400 Millionen Jahre schätzt. Den Höhepunkt ihres Daseins hätte danach unsere Welt schon lange erreicht und müßte sich eigentlich beeilen, um in die Jahre der Weisheit zu kommen.

*Die Entstehung der Mondkrater* hat bisher verschiedene Erklärungsversuche gefunden, die jedoch alle in irgend einer Hinsicht nicht befriedigen. Nach der «Gezeitentheorie» werden periodische Überflutungen der Mondoberfläche durch Magma angenommen; dem widerspricht jedoch das Ansehen der Mondlandschaft, das auf gewaltsame Ursachen hinweist. Auch die «Vulkantheorie» mußte aber aufgegeben werden, weil die Mondkrater gegenüber irdischen Vulkanen zu große Verschiedenheiten aufweisen. Die «Blasentheorie» erklärte die Ringgebirge als Spuren großer geplatzter Magmablasen; das würde jedoch Blasen von unwahrscheinlich großen Dimensionen voraussetzen. Die von A. Wegener aufgestellte «Aufsturztheorie» nimmt als Ursache der Mondgebirge den Aufsturz kosmischer Massen auf die Mondoberfläche an, zu einer Zeit, wo diese noch plastisch war. Diese letzte Theorie hat vor den anderen einen Vorrang dadurch, daß es in der Tat gelang, durch Versuche an zähflüssigen Stoffen ganz ähnliche Ringgebilde zu erhalten, die unter geeigneten Umständen sogar den «Zentralzapfen» aufweisen. Die Ähnlichkeit mit den Mondgebirgen ist überraschend, und diese wären danach nichts als erstarrte Wellen, gewissermaßen Wellen, die in der Zähigkeit des Stoffes stecken blieben, nachdem der plötzliche Impuls vorbei war, den ihnen ein aufschlagender Körper so erteilt hatte wie ein Stein, der ins Wasser fällt. Schwierigkeiten bereitet dabei jedoch die Frage, was auf den Mond aufgestürzt sei, und das heißt, da hierfür wohl nur Meteoriten in Betracht kommen, die weitere, in welcher Weise ihr Aufschlag zu erklären sei, denn sie landeten nirgends tangential, sondern kamen sämtlich in der Richtung gegen den Mondmittelpunkt, was aus astrophysikalischen Gründen nicht glaubhaft erscheint. Nun hat aber G. Dahmer in einer im Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie veröffentlichten Arbeit gezeigt, daß die gleichen Erscheinungen von Wellen, die ein Druckzentrum aussendet, nicht nur durch einen Stoß von außen, sondern auch durch einen Stoß von innen hervorgerufen werden können, und er begründet damit eine «Dampfstoßtheorie», welche sehr viel für sich hat. Eine entweichende Dampfblase zieht die ihr nächstliegenden Teile der Mondoberfläche zu einem kurzen konischen Schlauch hoch, der nach Beendigung der Eruption zu einem Zapfen zusammensinkt, welcher den Zentralberg des Ringwellengebirges bildet, dieses selbst jedoch entstellt – in Abweichung von der Blasentheorie – durch eine von diesem Erschütterungsmittelpunkt ausgehende Flutwelle. Je nach dem Zähigkeitsgrad des Magmas lassen sich nach dieser Modellhypothese tatsächlich die verschiedenen Gebilde der Mondoberfläche ableiten.

*Eine Ableitung der Planetenbewegung aus der Elektrizitätslehre* rechnet L. Décombe in den Comptes rendus der Pariser Akademie durch. Er geht dabei von dem Gedanken aus, daß die Schwerkraft, wenn sie elektrischen Ursprungs ist, der Anziehung fiktiver elektrischer Ladungen

gleichgesetzt werden könne, die von den Massenelementen der verschiedenen Körper getragen werden. Aus dieser Voraussetzung berechnet er die von der Sonne auf einen Planeten bestimmter Größe und Dielektrizitätskonstante ausgeübte Kraft, und aus dieser die Perihelverschiebung im Jahrhundert; die Anwendung der Berechnung wird am Planeten Merkur erprobt.

[<]

**Kulturchronik**  
**aus der Begabungs- und Vererbungsforschung**

[21. Juni 1923]

*Eine interessante psychologische Studie* liefert E. R. Jaensch in der Zeitschrift für Psychologie, Bd. 91, Heft 1 und 2, indem er an einem großen völkerkundlichen Material – hauptsächlich dem berühmten Buch «Das Denken der Naturvölker» von Lévy-Bruhl entnommen – seine bekannte Entdeckung der «eidetischen Anlage» junger Menschen (deren Tragweite allerdings von andren Psychologen bestritten wird) als den typischen Zustand der Naturvölker nachzuweisen sucht. Von der bekannten Parallele zwischen Gattungs- und Individualentwicklung Gebrauch machend, wäre damit ein weiterer Beweis für den Aufbau der Wahrnehmungswelt im Jugendalter geliefert, wo nach Jaensch dem begrifflichen Denken ein lebendigeres in vorwiegend optischen und akustischen «Anschauungsbildern» vorangeht. Aus den vielen Beispielen sei das enorme Gedächtnis der Primitiven für Texte erwähnt, die sie oft in vergessenen Sprachen und in solcher Länge auswendig können, daß die Rezitation mehr als fünf Nächte erfordert; die gleiche Fähigkeit findet sich bei Menschen unsrer Kultur, wenn sie Eidetiker sind, das heißt, sich die ursprüngliche Anlage bewahrt haben, den Text von einem spontan auftretenden Anschauungsbild ablesen zu können, statt ihn sich in der normalen Weise gedächtnismäßig einprägen zu müssen. Auf die gleiche Weise erklärt Jaensch auch das enorme Ortsgedächtnis der Wilden. Einen weiteren Beweis für seine Theorie sieht er in der Sprache des Primitiven, die in gewissem Sinn nicht ärmer, sondern wortreicher und grammatisch komplizierter ist als die des Kulturmenschen. Für jede anschaulich verschiedene Situation besteht darin ein eigenes Wort oder eine besondere Form; so berichtet Livingstone in seinem Reisewerk über 20 Ausdrücke bei dem gleichen Stamm für die verschiedenen Gangarten, in der Klamathsprache hat die Bewegung verschiedene Ausdrücke je nach ihrer Richtung, man sagt auch nicht «dieser» oder «jener», sondern gebraucht ganz verschiedene Worte, je nachdem ob «er» anwesend, nah, fern, noch sichtbar oder abwesend ist, und die Abiponai machen solchen Unterschied auch, je nachdem «er» sitzt, liegt oder steht; werden solche Sprachen älter, so schmilzt ihr Vorrat an solchen relativen Synonymen ein und die Bedeutung der Worte wird allgemeiner und abstrakter: eben dieser Übergang vom Anschaulichen zum Unanschaulichen ist aber auch mit dem Erwerben des begrifflichen Denkens verbunden. Die für den Europäer schwer verständliche Identifikation von Bildern mit den Gegenständen, die sie darstellen, welche im Leben der Primitiven so oft bemerkt wurde, hat eine Analogie bei Eidetikern in den gleitenden Übergängen, die zwischen Anschauungsbild und Wahrnehmung bestehn, als ob die Scheidung zwischen Ich und Nichtich weniger scharf vollzogen wäre. Manche Versuchspersonen sagen auch aus, daß ihre Anschauungsbilder von einem Erlebnis begleitet sind, das sie als «nicht optisch», aber dennoch «anschaulich» beschreiben; es ist als ob das «innere Wesen» der Dinge darin «unmittelbar erlebt» würde. Die Beziehung zur Intuition, zur

Wesensschau der europäischen Mystik liegt nahe; andererseits findet Jaensch hier auch einen Zusammenhang mit der «mystischen Partizipation» im Sinne Lévy-Bruhls gegeben, das ist zum Beispiel jener für unser Bewußtsein kaum nachziehbaren Identifikation, in welcher die brasilianischen Bororós ohne jede Mitbeziehung von Irrealität erklären, sie seien rote Papageien. Es scheint, daß diese vielbemerkte und weitverbreitete Gleichsetzung mit dem Totemtier sich auf solche anschaulich vermeinte Wesensidentitäten zurückführen läßt. Lévy-Bruhl, welcher Anhänger der soziologischen Betrachtungsweise ist, erklärt solche Erscheinungen als «Kollektivvorstellungen», die durch das geistige Zusammenleben bedingt sind; Jaensch läßt nur eine Formung vorhandener individueller Anlagen durch die Gesellschaft gelten und nimmt an, daß es eidetische sind.

[<]

**Kulturchronik**  
**Wirtschaftsfragen**

[5. Juli 1923]

### Teuerungszeiten

Teuerungszeiten und ihr Gegenteil, die Zeiten starker, anhaltender Preissenkungen in den für die allgemeine Lebenshaltung wichtigsten Produkten, haben trotz allem an ihre Aufklärung verwendeten Scharfsinn für das Bewußtsein der meisten von ihnen betroffenen Menschen etwas von unaufhaltsam hereinbrechenden Naturgewalten an sich. Das gilt selbst für die wissenschaftliche Betrachtung insofern, als sie leichter hinterdrein zu erklären, als in allen Einzelheiten vorherzusehen sind.

Es ist dabei eine Erscheinung, die sich seit der französischen Revolution zweimal wiederholt hat, daß auf Zeiten mit unerhört hohen Preisen nach einer gewissen Übergangsperiode unerhört billige Zeiten folgen. Revolution und Kriege sowie die französische Hochschutzzollpolitik hatten eine Zeit lang anhaltender Teuerung, besonders des Getreides, hervorgerufen, der Friede von 1815 brachte allmählichen Wandel, und 1820 erreichten die Preise einen seit mehr als fünfzig Jahren nicht gesehenen Tiefstand, der bis ans Ende der vierziger Jahre dauerte. Hier setzte die zweite Periode hoher Preise ein, die ihren Höhepunkt 1873 erreichte, wonach sich die Preise ungefähr auf das Niveau der fünfziger und sechziger Jahre senkten und stabil hielten, bis im Jahre 1882 der zweite ausgesprochene Abstieg begann. Er dauerte bis ans Ende der neunziger Jahre und drückte schwer auf die Landwirtschaft. Der dritte, nicht abgeschlossene Zyklus begann mit einer Übergangszeit langsamer Preiserholung, die rund bis 1900 dauerte, von wo ab eine wachsende Verteuerung des Lebens einsetzte, die je nach den Artikeln 10 bis 85 Prozent betrug und bei Ausbruch des Weltkrieges ihren Abschluß noch nicht gefunden hatte.

Die Ursachen dieser Wellenbewegungen sind sehr mannigfaltig. Störungen durch Revolution und Kriege wurden schon genannt, als Hauptursache kam die Angliederung neuer Territorien an den Weltverkehr hinzu (Erschließung neuer Bergwerke, Äcker, Weiden, Plantagen, Verbilligung der Technik und des Verkehrs). Wenn man die Getreideproduktion betrachtet, die für viele andere Produkte maßgeblich ist, braucht man sich bloß die folgenden Umstände zu vergegenwärtigen,

um die großen Umwälzungen zu verstehen: Die Kornkammer Europas war früher Deutschland und ist zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf 8 bis 9 Prozent der Welternte herabgedrückt worden. Die Vereinigten Staaten führten in den vierziger Jahren noch Mehl aus Europa ein. Ende der achtziger Jahre deckten sie schon mehr als die Hälfte des englischen Importes. Gleichzeitig trat auch Ostindien als starker Getreidelieferant auf, nach 1890 kam Argentinien, Mitte der 90er Jahre das durch Eisenbahnbauten erschlossene Rußland, im 20. Jahrhundert Kanada hinzu. Waren dies preissenkende Faktoren, so wirkten andere dem entgegen, z. B. hörte in Amerika, als die Weizenpreise 1882 zu sinken begannen, die Erschließung neuen Farmlandes auf, ja es wurden sogar Äcker in Weiden umgewandelt, und das gleiche wiederholte sich in Argentinien und Sibirien; in gleicher Richtung wirkten Mißernten und steigender Eigenbedarf der Produktionsländer. Wie verwickelt die Verhältnisse oft liegen, erhellt aus dem Beispiel der Jahre 1893 und 1894, wo der Kornpreis in Europa noch besonders durch die Unterwertigkeit der argentinischen und russischen Währung gedrückt wurde; als diese beiden Länder im neuen Jahrhundert die Goldparität herstellten, bedeutete es daher eine Preiserhöhung.

Sucht man diese Erfahrungen auf die Zukunft anzuwenden, so wird man, wie es K. Walternath in der «Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft» versucht hat, für den jetzigen Zustand wohl verantwortlich machen müssen, daß im Krieg durch Erhöhung der Seefracht, Lohnsteigerungen und Reizpreise ein unnatürliches Ansteigen hervorgerufen worden ist, dem ein Sturz der Preise folgen mußte, seit bei übermäßig gesteigerter transatlantischer Kornproduktion der freie Handel wieder eintrat, die Seeverversicherungen auf den Vorkriegsstand und die Frachtraten fast ebenso tief sanken. Sollte in absehbarer Zeit der Wiedereintritt Rußlands als Kornversorger in die Weltwirtschaft erfolgen, so würde nach dem genannten Autor eine Preisdepression, ähnlich der von 1820, zu erwarten sein.

### Beruf und Erwerb

Beruf und Erwerb werden heute vielfach in Statistik, Recht und Soziologie als synonym gebraucht, obgleich sie dies – wie F. K. Mann in einem Aufsatz der Kölner Vierteljahrshefte für Sozialwissenschaften eingehend darlegt – keineswegs ihrem Wesen nach sind.

Während Erwerb zur Wirtschaft gehört und etwa als eine auf Beschaffung und Mehrung von Sachgütern und Geld gerichtete wirtschaftliche Tätigkeit definiert werden kann, die individualistisch-egoistischen Antrieben folgt und geradezu eine prästabilierte Disharmonie voraussetzt, in der einer auf Kosten des anderen gewinnt, ist Beruf im Sinne von Berufung und Berufensein zu verstehen. Er entspricht den Fähigkeiten und gliedert sie ins soziale Ganze ein, setzt daher dessen sinnvollen Zweckzusammenhang voraus. Dem ähnlich lehrt es z. B. die christliche Sozialethik seit der Herrschaft des Thomismus, welcher vom «Beruf innerhalb des Ganzen» spricht, während vordem die Paulinische altkirchliche Lehre forderte, daß der Christ in dem Stande bleibe, zu dem er berufen sei, und dort die christlichen Tugenden bewähre.

Das Werden der kapitalistischen Gesellschaft hat diese alten Unterschiede verwischt. Die Berufe sind längst ganz oder teilweise dem Erwerbprinzip unterworfen worden, ja es haben sich Beruf und Erwerb stellenweise so durchdrungen, daß sie sozusagen am anderen Ende herauskommen, z. B. bei den Mennoniten und Quäkern, wo Wirtschaft und Verdienen als heiliges *Amt* gelten, oder in den Warnungen von Ärztekammern, das gewerbliche Motiv nicht zu stark hervortreten zu lassen. Vielfach wird allerdings auch das wahre Verhältnis durch Mittelglieder noch verschleiert; z. B. gehören Verleger, Theaterdirektoren und Impressarii der Erwerbssphäre an, durch ihre Vermittlung aber auch der «berufene» Künstler, wobei es gleichgültig ist, ob er von ihnen

ausgebeutet wird oder nicht.

Es wird aber in vielen solcher Fälle schwierig sein, nicht auch dem Manne des Erwerbes gewisse Kriterien des Berufes zuzugestehen, ebenso wie die Abtrennung des mit dem Berufe häufig verknüpften Nebenerwerbes, z. B. Praxis medizinischer Forscher, in einer Zeit nicht leicht ist, wo nach einer Statistik des Landesverbandes preußischer Privatdozenten nur 19 Prozent seiner Mitglieder sich ohne Nebenerwerb ihrem Berufe widmen können. Der Unterscheidung kommt daher weniger praktischer Wert zu als der, auf eine Problematik aufmerksam zu machen, die in der Praxis leicht übersehen wird. So ist es beispielsweise wohl nicht mehr möglich, über die 14.000 Berufsbezeichnungen der deutschen Berufszählung von 1907 noch hinauszugehen, ebensowenig kann man auf das halbe Dutzend der alten Schemata zurückgehen und so wird man bei fortschreitender Differenzierung die ganze Frage wohl unter neuen Gesichtspunkten ansehen müssen. Zu welchen sonderbaren Ergebnissen das Festhalten am Berufsgedanken in einer nach Erwerbsinteressen gegliederten Gesellschaft führen kann, vermag man der Vorstellung zu entnehmen, daß heute Goethe im Hauptberuf Staatsbeamter und Spinoza Glasschleifer wäre, oder dem tatsächlichen Kuriosum, daß das Personal der Gestüte und Rennställe bei seiner gewerkschaftlichen Organisation in Deutschland unter die Transportarbeiter eingereiht wurde.

[<]

### **Antworten zu Umfragen 1914–1933**

antworten zu umfragen 1914–1933

[<]

- ▷ Schriftsteller Verleger und Publikum Eine Rundfrage Zehnjahreskatalog Georg Müller Verlag München
- ▷ Noch einmal Theaterkrisis und Theatergesundung
- ▷ [Bemerkenswerte Bücher] Almanach auf das Jahr 1925 mit den dreihundertfünfundsechzig Geschenkbüchern überreicht von der Hellerschen Buchhandlung (Wien I)
- ▷ Die Dichter an der Arbeit [Eine Rundfrage der «Bühne»]
- ▷ Zu Thomas Manns 50. Geburtstag [Eine Glückwunschadresse des Berliner Tageblatt]
- ▷ Wohin geht das heutige Burgtheater Ihrer Meinung nach? Wohin sollte es Ihrer Meinung nach gehen? Eine Rundfrage des «Tag»
- ▷ Kino oder Theater [Eine Umfrage der Magdeburgischen Zeitung]

- ▷ Braucht Österreich die Koalition? Eine Enquete der «Wiener Allgemeinen Zeitung»
- ▷ Sudetendeutsche Schriftsteller in ihren Sommersitzen [Umfrage Deutsche Zeitung Bohemia Prag]
- ▷ Welches Buch hat in der letzten Zeit den stärksten Eindruck auf Sie gemacht? Eine Rundfrage der Wiener Allgemeinen Zeitung
- ▷ Knut Hamsun zum siebenzigsten Geburtstag [Eine Glückwunschadresse der Wiener Allgemeinen Zeitung]
- ▷ Die besten Bücher des Jahres [Eine Umfrage der Wochenschrift «das Tagebuch» (Berlin)]
- ▷ Der Kampf um das billige Buch [Eine Umfrage der Zeitung «Der Wiener Tag»]
- ▷ Richard Wagner und die Gegenwart [eine Umfrage der Wochenzeitung «Die Literarische Welt» (Berlin)]
- ▷ Von kommenden Büchern
- ▷ Die besten Bücher des Jahres [eine Umfrage der Literarischen Buchhandlung Dr. Martin Flinker für die Auslese 1935/36. Ein Neuer Ratgeber für Bücherfreunde]
- ▷ Gibt es eine österreichische Literatur? [eine Umfrage in Dr. Martin Flinker's Buch-Ratgeber 1936]
- ▷ Welche Bücher haben auf Sie in letzter Zeit den stärksten Eindruck gemacht? [Eine Umfrage in Dr. Martin Flinker's Buch-Ratgeber 1937]
- ▷ «My Debt to Books» A Group of Writers' Confessions [Eine Umfrage des International Literary Quarterly Books Abroad (Oklahoma) Spring 1939]

**Schriftsteller Verleger und Publikum Eine Rundfrage**  
**Zehnjahreskatalog Georg Müller Verlag München**

[1914]



Robert Musil

Ein vom Publikum favorisierter Schriftsteller hat heute durchschnittlich das Einkommen eines Hoteldirektors, in ganz seltenen Fällen das eines nicht sehr gutgestellten Bankdirektors. Ein vom Publikum nicht favorisierter Schriftsteller hat das Einkommen eines Liftboys, in ganz seltenen Fällen das eines Bankdieners. Häufig bloß das eines Volontärs. Schuld an diesen Zuständen will niemand haben, nicht der Schriftsteller, nicht der Verleger und nicht das Publikum. Wie alle weitgreifenden wirtschaftlichen Konstellationen sind sie unpersönlich oder überpersönlich. Daß sie von größtem Einfluß auf das künstlerische Schaffen sind, ist sicher. Daß sie geändert werden müssen, ist sicher. Wie – darüber habe ich nicht nur kein Urteil, sondern kann auch keines mit Überzeugung äußern, weil ich auf Reisen bin und das redlich übertreibungslose Leben eines Nichtschriftstellers führe.

Lavarone, im August 1913.

[<]

### Noch einmal Theaterkrise und Theatergesundung

[27. April 1924]

[Zu der Umfrage der Wiener Zeitung «Der Tag» (20. April 1924): Die Krise und die Gesundung des Theaters. Nach Gesprächen mit den Direktoren Franz Herterich (Burgtheater), Alfred Bernau (Deutsches Volkstheater), Josef Jarno (Lustspieltheater), Siegfried Geyer (Kammerspiele und Neue Wiener Bühne) und dem Präsidenten des Bühnenvereines Ludwig Stärk/

Wir haben in unserer Ausgabe vom letzten Sonntag die Ansichten der Wiener Theaterleiter über diese Frage gebracht und halten es für wichtig, sie durch ein Urteil aus Schriftstellerkreisen zu ergänzen. Robert *Musil*, an den wir uns gewendet haben, äußerte sich folgendermaßen:

Persönlich, gestehe ich, wenig Interesse an der Frage zu haben, ob das heutige Wiener Theater oder sogar das deutsche «untergeht» oder «gesundet». Ich vermute, daß sich eins vom andern kaum unterscheiden lassen würde. In der letzten Zeit, wo so vieles untergegangen ist, hat sich gezeigt, daß Leichen ein sehr zähes Leben haben, und im Wiedergesunden hat sich ein behutsames Geschick entwickelt, es durch geistige Aufregungen nicht zu stören. Ich bin deshalb überzeugt, auch wenn ein Weltuntergang und -neuaufbau käme, würden alle Direktoren angesichts der unbegrenzten Möglichkeiten versichern: wie schön «wäre» es, wenn nur endlich einmal wieder künstlerisch gearbeitet werden «könnte». Aber Direktor Bernau würde auch dann die «Wohnungsnot» davon abhalten, denn voraussichtlich würde sie auf einem neuen Planeten noch größer sein als auf dem alten. Direktor Beer würde sich umsehen, wo Dr. Bach geblieben ist, und Direktor Herterich – doch davon gesondert. Ich vermag es auch keinem übel zu nehmen. Die Leidenschaft künstlerischer Arbeit ist heute so selten, wird so wenig gewürdigt und in ihren Bedingungen verstanden, daß es frivol wäre, sie bei Theaterdirektoren zu suchen, welche ein – nun sagen wir, ein hoch-entwickeltes wirtschaftliches Verantwortungsgefühl haben müssen.

Es ist deshalb ein guter, wenn auch überraschender Einfall (denn wir pflegen in Lebensfragen des Theaters hinter den Garderobefrauen zu rangieren) von Ihnen, sich damit an einen Schriftsteller

zu wenden. Ich kann Ihnen auch tatsächlich sagen, worin die Krankheit des Theaters besteht: es ist überflüssig und seiner selbst überdrüssig. Könnte es sonst von einer vorübergehenden Absatzstockung oder unerwarteten Schwankung des Francs ins Verderben gestürzt werden, die – man braucht noch nicht an Carpentier zu denken – dem Fußballspiel nicht im geringsten schaden? Daß etwas überflüssig ist, steht nicht in Widerspruch damit, daß es in Palästen wohnt, tausende Menschen wirtschaftlich von ihm abhängen, und daß in der Öffentlichkeit unaufhörlich damit wichtig getan wird. Es ließe sich auf viele hochgeachtete Einrichtungen hinweisen, bei denen das genau so ist; die Schalen des Lebens bleiben immer länger als das Leben, das darin wohnte. Gesellschafter, Direktoren, Schauspieler, Regisseure, Personal, Theaterredakteure, Kritiker, Feuilletonisten, Reporter, Photographen, Zeichner, illustrierte Wochenschriften und Gott weiß wer, haben ein Interesse daran, mit nie erlahmendem Eifer vom Theater zu reden, als ob es von allgemeiner Wichtigkeit wäre.

Es würden ja auch ganz verzweifelte Schwierigkeiten entstehen, wenn das keine Lüge wäre. Denken Sie, die Massen hätten, nachdem man sie vorgebildet und den Spielplan umgeändert hat, am Theater solches Interesse wie am Fußball oder am Kino. Man müßte einfach unsere Theater niederreißen und neue bauen, in denen man auch für billiges Geld einen Sitz bekommt, auf dem man sich weder den Hals verdreht, noch die Bühne wie unter einem Verkleinerungsglas sieht. Man müßte die Spielzeit so verlegen, daß auch ein Mensch ohne Auto weder mit hungrigem Magen im Theater sitzen muß, noch am nächsten Morgen unausgeschlafen in seinen Beruf geht. Von der Anpassung des Theaters an lebendige, allgemeine Interessen und der allgemeinen Interessen an den rascheren Fortschritt der Kunst ganz zu schweigen. Natürlich gibt es keinen Menschen, der etwas, das so viele und eingreifende Änderungen erfordert, nicht für eine Utopie hielte. Dann ist aber auch die Wiedererweckung des Theaters zum Leben eine Utopie. Undurchführbar ist sie trotzdem nicht.

Um ernst zu sprechen: Unser Theater ist höfischer Herkunft; später, dem Hof nachgeahmt, wurde es eine festliche Einrichtung der bürgerlichen «Gesellschaft». Außerdem diente es der «Bildung». Das Höfische ist heute verschwunden, und das Ideal der bürgerlichen liberalen Bildung im Verblassen. Dadurch ist die soziale Grundlage des Theaters unsicher geworden, und das ist seine Krisis; sie ist bloß eine Teilerscheinung einer viel größeren. Selbstverständlich kann das Theater, unabhängig davon, etwas sehr Hohes bedeuten und tut dies auch heute noch zuweilen, aber seine materielle Existenz verdankte es nicht seinem geistigen, sondern seinem gesellschaftlichen Wert, inbegriffen das Vorurteil, daß man ins Theater gehen müsse. Mit dem bürgerlichen Kapitalismus bildete sich dann der Begriff eines sogenannten höheren Vergnügens daraus, jene Brühe, in der Operetten und Tragödien schwimmen, die immer noch eine gewisse erhebende Wirkung hat, aber einen deutlich säuerlichen Geschmack annahm. Es besteht ja nirgends ein Zweifel darüber, daß die Direktoren heute den Untergang der Kulturmission des Theaters nur deshalb prophezeien, weil sie augenblicklich schlechte Geschäfte machen; sie werden wieder bessere machen, auch das Niveau des Theaters kann sich wieder heben, so wie es zwischen 1900 und 1914 in Deutschland relativ hoch war, und dennoch wird das Theater sich in seinem Daueruntergang weiter häuslich einrichten müssen. Denn es ist ein ungemein kostspieliger Apparat und muß seinen Zweck ganz erfüllen, wenn es rentabel bleiben soll. Sich dem Wechsel des Vergnügensbedürfnisses anzupassen, ist es viel zu schwerfällig; es bleibt dem Theater gar nichts anderes als das Entgegengesetzte übrig, es muß die Bedürfnisse immer wieder in seine eigene Richtung biegen und kulturell ungemein aktiv sein oder es wird immer passiver werden.

Kehren wir noch einmal zur Utopie zurück. Zeitfragen könnten im Theater auf brennen. Junge Menschen könnten Erleuchtung ihrer Seele finden. Sie könnten zumindest Vorbilder des äußeren

Seins in den Schauspielern entdecken, was sie heute im Kino tun. Ein mächtiger Geistesstrom könnte das Theater ins Leben einbeziehen. Es wäre dann wirklich eine moralische Anstalt, nicht in dem immerhin etwas polizeifrommen Sinn, den Schiller dem noch gegeben hat, sondern eine Schöpfungsstätte und eine der wichtigsten Keimzellen der ewig nötigen gesellschaftlichen Erneuerung. Was heute dazu fehlt, ist beinahe alles. Ich möchte hier bloß auf die Kritik hinweisen. Wir haben natürlich auch vorzügliche Kritiker mit persönlicher Anschauung dieser Probleme, analysieren Sie aber die Durchschnittsmaßstäbe der Kritik, so sind es nichts als Anweisungen, Menschen wach zu erhalten, die einzuschlafen drohen. Das nennt man dann Spannung, Handlung, Eindringlichkeit, Aufbau, Bühnensicherheit und dergleichen, aber im Grunde sind es nur Rezepte, ein konventionelles Vergnügen erträglich zu machen, bei dem man sich sonst sehr leicht langweilt. Nach ungefähr zweijähriger kritischer Tätigkeit konnte ich an mir selbst feststellen, daß ich die deutschen dramaturgischen Gesetze zu verstehen beginne, als es mir unerträglich zu werden anfing, mehrere Abende der Woche im Theater zu verbringen. Sehr selten werden Sie bei uns die Erörterung der geistigen Bedeutung eines Theaterstücks finden, eine Diskussion seiner Gedanken oder Leidenschaften, dagegen sehr betont die Auffassung, daß die dramatische Dichtung für das Theater geschrieben wird und in das Theater mündet. Dadurch gerät sie natürlich in den Gespensterbezirk einer Ästhetik ohne Lebensgrundlage. Auch werden Sie den Durchschnittskritiker immer in Erinnerungen finden; er ist ein rückgewandter Mann, dessen Gedächtnis viele Figuren und Stücke aufbewahrt, zu deren Ordnung – da das Interesse für geistige Ordnung fehlt – es die sinnfälligsten Erscheinungen benützt. Es ist daher immer auf äußere Ähnlichkeit gerichtet und nennt das Bühnenerfahrung. Shakespeare wäre bei solchen Kritikern niemals über einen Plagiator der italienischen Novellisten hinausgekommen, und die Bühnendichtung unserer Tage müßte überdick auftragen, damit sie sich als neu ausgeben könnte.

Das Interesse für die schauspielerische Leistung allein (es ist in Wien übrigens merklich abgeflaut) kann niemals das Theater dauernd tragen. Ich schätze die Kunst des Schauspielers sehr hoch, aber ohne Befruchtung durch die Literatur, und zwar die zeitgenössische, muß mit der Zeit jene Erstarrung in sie kommen, die nichts als ein Phrasendreschen mit Ausdrucksgebärden ist. Das große Können der Schauspieler unserer Tage hindert zu bemerken, daß dieser Zustand schon sehr nahe ist. Aber wir sehen im Theater eine Unmenge entzückender und im Augenblick vielleicht auch erschütternder Schauspielerei, und dennoch bleibt ein schales, ein Schalengefühl vom Ganzen, eine innerliche Hohlheit.

Die Schauspieler geben gern den Dichtern die Schuld daran, daß sie nichts zu spielen bekommen, teilweise mit Recht! Aber weshalb hat das Theater nicht mehr oder bessere Dichter? Der Beruf mit allen seinen Hindernissen und seiner halben Wirkung ist nicht anziehend für ehrgeizige junge Menschen, und begabte Menschen sind gewöhnlich ehrgeizig. Muß ein solcher heute nicht unbedingt, so handelt er klüger, Bankbeamter oder Journalist zu werden; es ist also kein Wunder, daß für die Kunst fast nur die Debilen übrig bleiben, die nicht anders können, weil sie nichts anderes können, und subalterne Geschäftsritter. Wendet sich aber ein wertvoller Mensch ihr zu, so wählt er gewöhnlich den Roman und nicht das Theater. Es ist eine unserer komischen Lügen, daß in der Dichtung die Dramatik sozusagen offiziell immer noch die erste Stelle innehat, obgleich seit fast hundert Jahren der Schwerpunkt der europäischen Dichtung im Roman liegt. Die Bühnendichtung verschwindet neben der seelischen Bewegung, die in dieser Zeit durch den europäischen Roman zog.

Es bleibt mir also gar nichts anderes übrig, als am Ende die Theaterdirektoren gegen meinen eigenen Zweifel in Schutz zu nehmen. Es handelt sich um eine komplizierte kulturelle Verfallserscheinung, um einen Zustand mit vielen Symptomen, die alle aufeinander einwirken,

und von denen keines ursprünglicher ist als das andere, weil alle zusammen nur eine Teilerscheinung in einem gesellschaftlichen Prozeß bilden. Das Theater stirbt; vielleicht; es hat viel gesündigt, aber trotzdem stirbt es wie ein Kind in der Mutter und mit ihr. Hermann Bahr hat seinerzeit seine Erfahrungen mit der «Moderne» zu einer ausgezeichneten Wahrheit geformt; er sagte, ein Volk bekommt nicht eher seine Dichter, als es seine Dichtung hat. Das heißt, zuerst muß die Atmosphäre geschaffen werden, dann kann etwas darin gedeihen, und so ist es auch mit dem Theater. Was alles geschehen müßte – in Volksschule und Universität, Privatleben und öffentlichem –, damit es wieder lebt, ist nicht aufzuzählen. Einstweilen kämpft man, so gut man kann. Irgend etwas wird dabei schon herauskommen. Und vieles ist ja noch da.

Ein besonderes Wort möchte ich nur zu den Äußerungen unseres Staatstheaterleiters sagen. Denn wenn irgend eine Bühne im «Strom der Entwicklung» schwimmen und nicht bloß treiben kann, so ist es seine. Deshalb hat mich seine Auffassung befremdet. Seine Definition der Bedeutung des Theaters in krisenhaften Zeiten als Ablenkungs- und Beruhigungsmittel ist gewiß kriegsgeschichtlich neu, aber mit seiner Behauptung «an bemerkenswerten jüngeren dichterischen Kräften Österreichs bringen die zahllosen, dem Burgtheater eingereichten Stücke nichts; es bleibt immer nur noch die übliche heimische Produktion: Schnitzler, Schönherr, Hofmannsthal» vermag ich mich nicht zu befreunden. Es beunruhigt daran, daß man nicht weiß, ob Direktor Herterich meint, daß die bemerkenswerte jüngere Produktion dem Burgtheater eingereicht werden müsse, oder ob er meint, daß die jüngere Produktion nicht bemerkenswert sei. Allerdings wäre auf beides das gleiche zu erwidern: daß ein Direktor eben bemerken können muß. Das ist eine seiner wesentlichen Eigenschaften. Dazu hat er außer dem großen Feierkasten, wo er meinethalben Klassiker wie Pierre Frondaie oder Molnár spielen kann, die kleinen Bühnen, die er sonst besseren Zwecken entzieht. Ich könnte Herrn Herterich auf der Stelle ein halbes Dutzend österreichischer Dichter nennen, deren dramatische Produktion höher steht, als mindestens zwei Drittel der vom Burgtheater neuaufgeführten Stücke, davon zu schweigen, daß es eine etwas doppelunsinnige Heimschutzpolitik wäre, nicht bloß die jüngeren Österreicher nicht zu spielen, sondern ihretwegen auch die jüngeren Deutschen auszuschließen. Ich hoffe, Herr Herterich hat bloß noch nicht Zeit gehabt, sich mit der erhöhten literarischen Verantwortung, die er als Burgtheaterdirektor trägt, vertraut zu machen, und glaubt wirklich, was er sagt, denn sonst wäre die Ausrede auf Hofmannsthal und Schnitzler sehr übel. Auch diese hätten es nicht so leicht bis zur «üblichen heimischen Produktion» gebracht (wozu ich ihnen übrigens nicht gern gratulieren würde), wenn sie in einer Zeit jung gewesen wären, die sich mit Herterich «nicht verpflichtet» gefühlt hätte, «Experimente mit jungen neuen Dichtern zu machen».

[<]

### **[Bemerkenswerte Bücher]**

**Almanach auf das Jahr 1925 mit den dreihundertfünfundsechzig Geschenkbüchern überreicht von der Hellerschen Buchhandlung (Wien I)**

Ich nenne lieber einige Bücher; aus verschiedenen Gebieten; denn Eindrücke sind durchaus nicht immer vergleichbar:

Den im Verlag Die Schmiede erschienenen Gedichtband *Sprung auf die Straße* von *Victor Wittner*. Neuer Mann; Österreicher. Es sind Bildchen der Großstadtstraße, aus dem sechsten Stockwerk eines vielfenstrigen Hauskäfigs gesehen. Von einem, der hinabspringen möchte; um dabei zu sein, aber auch aus Gott weiß, welchen Gründen.

Die bei Günther Langes erschienene Erzählung *Oskar Maurus Fontanas Die Insel Elephantine*. Sie behandelt bildhaft, in einem Hotel am Nil, einen Niederbruch der Zivilisation im Zusammenstoß mit Naturkräften. Sie ist eine Parabel und das Entscheidende an ihr ist «der unendlich ferne Punkt», zu dem hin jede Parabel deutet und sich wendet, was wir in der Geometrie gelernt, aber im Leben vergessen haben. Pessimismus und Erlösung, Zivilisation und Natur, unheilbare Widersprüche mögen sich dort schließen, das Buch selbst hat keinen Schluß: es flieht etwas hindurch, hinterläßt als Zeichen den wie aus Vogelfedern gewebten Stil des Dichters.

Eine bei E. Reiß erschienene Feuilletonsammlung *Der rasende Reporter*, weil der «Tagesschriftsteller» *Egon Erwin Kisch* kein durchgefallener, sondern ein aus der Ewigkeitsschule davongelaufener Dichter ist. Er wurde lieber Pilot, U-Bootsmann, Reporter bei Mördern, Henkern, Diplomaten, Taschenspielern und Hochöfen; alles nur für einen Tag oder ein Feuilleton, ungeduldig, witzig, essentiell; der Leser, der die Nase in dieses Buch steckt, sieht durch ein Periskop Gebiete der Welt (samt Beleuchtung), die er sonst nie kennenlernen könnte; diese Art Reportage ist eine Zeitnotwendigkeit.

*Das Kuriositäten-Kabinett der Literatur*, bei Paul Steegemann erschienen. Nicht nur weil diese Essays Führer der zu wenig bekannten amüsanten oder wertvollen Erscheinungen der Weltliteratur sind. Oder weil *Franz Blei*, ihr Dichter, einer der gescheitesten und belesensten europäischen Schriftsteller ist. Sondern auch, weil er einer der größten Kritiker ist, der sein Geschäft leider nie anders ausübt als im Vorübergehen mit ein paar Bemerkungen.

Den *Fall Elli Link* von *Alfred Döblin*, welcher in des Verlags Die Schmiede Sammlung «Außenseiter der Gesellschaft», erschienen ist, weil Döblin hier nackter, als es in der Dichtung üblich ist, seine geistige Arbeit zeigt. Dieser im jüngeren Deutschland ganz vorne stehende, in Wien merkwürdig wenig bekannte Dichter ist Arzt, und seine Psychologie ist stark psychoanalytisch gefärbt. Doch kann man menschenpsychologisch zwar zerlegen, unmöglich ist es, sie aus solchen Elementen aufzubauen; es bleibt etwas übrig, das Ungesetzliche, Tatsächliche, die Art der Mischung, das Schicksal, das Zufällige und eben deshalb Individuelle: dafür hat Döblin in dieser kleinen Arbeit ganz sachlich und unsentimental ergreifende Ausdrucksmöglichkeiten gefunden.

Nachtrag: Die bedeutende Dramaturgie des Films *Der sichtbare Mensch* von *Béla Balázs*, Deutschösterr. Verlag, habe ich nur deshalb aufzuzählen vergessen, weil ich gerade einen großen Essay über sie schreibe.

[<]

**Die Dichter an der Arbeit**  
**[Eine Rundfrage der «Bühne»]**

[2. April 1925]

In Beantwortung Ihrer Anfrage erlaube ich mir Ihnen mitzuteilen, daß ich einen Roman «Die Zwillingsschwester» schreibe, welcher im Herbst bei E. Rowohlt in Berlin erscheinen wird.

[<]

**Zu Thomas Manns 50. Geburtstag**

**[Eine Glückwunschadresse des Berliner Tageblatt]**

*[7. Juni 1925]*

Darf ich die Kraft Ihres Werkes eine Gewissenskraft nennen? Ich weiß wohl, daß sein unnachahmlicher Reiz nur durch den Besitz vieler anderen und darunter nicht zuletzt – nach Ihrem eigenen Zeugnis – vieler widerspruchsvollen Eigenschaften zu erklären ist. Aber wie aus Widersprüchen am Ende von selbst ein Ganzes, etwas Unteilbares, Einiges und Glanzvolles wird, wenn eine zarte Geduld jeden Widerspruch achtsam in die Hand nimmt, und eine harte Geduld, welche warten kann, keinen zu früh losläßt: schon dieses eine schöpferische Geheimnis Ihrer Kunst rechtfertigt die Liebe einer Nation.

[<]

**Wohin geht das heutige Burgtheater Ihrer Meinung nach?**

**Wohin sollte es Ihrer Meinung nach gehen?**

**Eine Rundfrage des «Tag»**

*[4. April 1926]*

Ihre zwei Fragen erinnern mich an die Geschichte der Türkei. Am 14. Jänner 1853 ist das Osmanische Reich zum erstenmal mit einem an Altersschwäche leidenden Kranken verglichen worden, bald darauf mit einem sterbenden Mann, danach ist sechzig Jahre lang mit ungeduldigem Bedauern vom kranken Mann gesprochen worden, aber heute lebt dieser historische Kranke, soviel man hört, wie ein frischer Jüngling. Als Ersatz haben wir das Burgtheater bekommen. Darum läßt sich ihm eine schöne Zukunft keineswegs noch absprechen.

Aber ich bin außerstande, ihm einen Weg dahin vorherzusagen. Ich habe, offen gestanden, zu lange nicht über die Zukunft des Burgtheaters nachgedacht. Gern bin ich bereit, zu glauben, daß sie aufs engste mit der geistigen und wirtschaftlichen Zukunft Österreichs Zusammenhängen wird; ebenso daß unser Burgtheater einen unverlierbaren Besitz, ein Wahrzeichen, ein unveräußerliches Kulturerbe usw. bedeutet. Wie alle, denen es auf die Erhaltung des wahrhaft Dauernden ankommt, sehe ich mit Beruhigung, daß Sultan Abdul Herterich es ebensogut wie sein Vorgänger Abdul Hamid versteht, die rivalisierenden Mächte durch kleine Gefälligkeiten zu versöhnen und so die Lage vor entscheidenden Veränderungen zu bewahren.

[<]

**Kino oder Theater**

**[Eine Umfrage der Magdeburgischen Zeitung]**

*[25. Dezember 1926]*

## Das neue Drama und das neue Theater

In der Entwicklung des europäischen Geistes und Gefühls spielt das Theater seit den Tagen der deutschen Klassik keine Rolle mehr. Man kann davon diese oder jene Ausnahme zulassen: aber man braucht nur den einen Namen Nietzsche zu nennen oder die große glänzende, über ganz Europa verzweigte Kette von Namen, die zwischen Stendhal und Hamsun keine Unterbrechung erleidet, um zu wissen, daß auf die neue oder werdende «Bildung» des Menschen Roman und Essay, ja auch die Lyrik einen weit mächtigeren und ursprünglicheren Einfluß ausübten als das Theater.

Der Grund dürfte darin liegen, daß keine Kunstform außer der fast abgestorbenen des Vers-Epos dem Geist so wenig Bewegungsfreiheit läßt wie das Drama und sich so schlecht unserer Art des Denkens und der Moral anpassen läßt, die man aus jedem Lehrbuch der Physik besser lernen kann, als aus der dramatischen Ernte von zehn zeitgenössischen Jahren. Das Theater ist ein ebenso großartiger wie schwerfälliger Apparat, mit den widersprechendsten daran hängenden Interessen und einem einschüchternden wirtschaftlichen Risiko; daraus folgt, daß es bis zur Erstarrung konservativ ist. Man kann ruhig behaupten, daß neun Zehntel der Gesichtspunkte, welche von Theaterdirektoren, Theaterschriftstellern, Theaterkritikern und Schauspielern pompös als «Gesetze der Bühnenwirkung» ausgegeben werden, nichts sind als eine Dramaturgie des Zuschneiderns geistiger Stoffe zu konfektionsmäßiger Absatzfähigkeit.

Viele unserer Zeitgenossen haben sich gegen diese Geistlosigkeit der Bühne aufgelehnt; die Folge war ungefähr, daß man alle Teile einer Bühnenaufführung entdeckte und der Reihe nach zur Hauptsache machte. Das Theater des Schauspielers, das Theater des Regisseurs, das Theater der akustischen Form und das des optischen Rhythmus, das Theater des vitalisierten Bühnenraums und viele andere sind uns, wenn auch oft nur in der Theorie, geschenkt worden. Gewöhnlich meint man diese Bestrebungen, wenn man vom *neuen Theater* spricht. Sie haben manches Wertvolle gelehrt, aber ungefähr so einseitig, wie es die Behauptung ist, daß man einen Schnupfenkranken ins Feuer werfen soll, der ja auch ein richtiger Gedanke zugrunde liegt.

Die Erlebnisse unserer Sinne sind nämlich beinahe ebenso konservativ wie die Theaterdirektoren. Was auf den *Blick und Klang* (selbst wenn es nicht der erste Blick ist) verstanden werden soll, darf sich vom bereits Bekannten nicht zu weit entfernen. So unvergleichlich sich das Unsagbare zuweilen in einer Gebärde, einer Konfiguration, einem Gefühlsbild oder einem Geschehnis ausdrücken kann, so geschieht das doch immer nur in der unmittelbaren Nachbarschaft des Wortes, gleichsam als etwas Schwebendes, um dessen festen Sinn, der das eigentliche Element der Menschlichkeit ist. Darum sind allzu radikale Reformversuche nicht nur wegen ihrer «Kühnheit» zum Scheitern verurteilt, sondern leider auch mit ziemlich viel innerer Banalität behaftet.

Ähnliches gilt auch von der «unmittelbaren Sprache» der Gefühle, Leidenschaften und Geschehnisse auf dem Theater. Ein hartnäckiges Vorurteil will, daß sich der Geist und das Denken der Menschen auf der Bühne in ihnen spiegele, aber nicht unmittelbar ausgedrückt werden dürfe. Glücklicherweise hat der Film in der Phase, wo er die Sprechbühne nachahmte, ein solches Phrasendreschen mit Ausdrucksgebärden hervorgebracht, daß die Meinung, Leidenschaften und Geschehnisse sprächen für sich selbst und man brauche sie nur auf den Draht zu binden, davon unterhöhlt wurde. Sie sprechen wohl, aber sie sagen wenig. Auch im persönlichen Leben ist das *äußere* Verhalten des Gemüts nicht mehr als eine vorläufige und

ausdrucksarme Übersetzung des *inneren*, und das Wesen des Menschen liegt nicht in seinen Erlebnissen und Gefühlen, sondern in der zähen, stillen Auseinander- und Ineinssetzung mit ihnen.

Der Geist hat allerdings die unangenehme Eigenschaft, daß er nicht für das Theater auf die Welt gekommen ist, sondern auch für andere Aufgaben. Er hat seine eigenen Ereignisse. Manchmal aber läßt sich eines mit den Mitteln des Theaters oder gar nur mit ihnen ausdrücken: dann entsteht ein «neues Drama». Gewiß ist damit nicht behauptet, daß das Theater nur für den Geist da sei; trotzdem wird man nicht übersehen, daß durch seine so rigorose Forderung der Theaterbetrieb, die Dramatik als konzessioniertes Gewerbe, gestört würden. Ich würde darauf antworten, daß auch die Kirche nicht aus lauter Heiligen besteht; aber welche sonderbare Eigenschaft von ihr wäre es, wenn sie die Heiligen nur als unangenehme Überraschungen betrachten würde?

[<]

**Braucht Österreich die Koalition?**  
**Eine Enquete der «Wiener Allgemeinen Zeitung»**

[1. Januar 1928]

Robert Musil  
Schriftsteller  
(Aus einem Gespräch)

«Ich verstehe wenig von politischen Fragen und kann mich über den politisch-wirtschaftlichen Teil des Problems in der Diskussion nicht äußern.»

«Eine Koalition zwischen der führenden bürgerlichen Partei und der Sozialdemokratie würde doch auch kulturelle Wirkung haben?»

«Gewiß. Aber da möchte ich doch bemerken, daß meiner Ansicht nach das kulturelle Interesse an einem vernünftigen Ausgleich mehr auf Seite des Bürgertums als auf Seite der Arbeiterschaft liegt.

Das Bürgertum hat sich seit dem Umsturz gegen alles gesperrt, was mit dem politischen Aufstieg der Arbeiterklasse zusammenhängt. So weit es dabei nicht dem Durcheinander nationalistischer Schwärmereien verfallen ist, hat es sich ziemlich rückhaltlos der entschlossenen Führung durch Kapitalismus und Klerikalismus anvertraut. Dadurch hat sich auf kulturellem Gebiet der paradoxe Zustand ergeben, daß die Verteidigung und Weiterbildung des freigeistigen, humanen, ursprünglich bürgerlichen Ideenkreises heute von der Sozialdemokratie – vielfach gegen den Widerstand der Bürgerlichen – besorgt wird.»

«Müßte nicht gerade darin die Sozialdemokratie einen gewissen Vorteil finden, sobald die wirtschaftlich-politische Spannung gemildert ist?»

«Vielleicht. Jedoch auch die Gefahr auf kulturellem Gebiet ist bei einer Koalition für die Sozialdemokratie größer. Die Sozialdemokratie ist gegenwärtig der politisch schwächere Teil,



und die bei einer Koalition unvermeidlichen Zugeständnisse wird sie aus begreiflichen Gründen möglichst auf dem Gebiete der kulturellen Fragen bringen. Auf der anderen Seite ist zwar nicht die geistige Einheitlichkeit, wohl aber die kulturelle Disziplin bedeutend größer, weil die geistliche Führung in Kulturfragen mit Recht Lebensfragen sieht und sich von ihnen nichts abringen läßt. Man muß es dem katholischen Klerikalismus lassen, daß er heute die geschlossenste geistige Bewegung in der abendländischen Welt darstellt.»

«Was ist Ihre Meinung über jene radikale Gruppe in der Sozialdemokratie, die eine Neugestaltung der Gesellschaft auf rein marxistischer Basis anstrebt und jede Verbindung mit dem bürgerlichen Ideenkreis streng ablehnt?»

«Diese Richtung ist gefühlsmäßig berechtigt als interne Reaktion auf gewisse Kompromißlichkeiten. Sie entspringt der Anziehungskraft Rußlands und der Angst vor dem inneren Schicksal des Liberalismus. Der Sozialismus, in beispiellos kurzer Zeit aus einer Sekte zur Weltmacht geworden, hat heute schon uneingestandenermaßen ein gutes Stück bürgerlicher Ideologie im Leibe und wird noch mehr davon aufnehmen, denn jeder neue geistige Zustand verfährt so mit dem, den er verdrängen will. Das ist die natürliche Entwicklung. Jede Bewegung entfernt sich dabei mehr oder weniger von ihrer ursprünglichen Ideenbasis. Ich bestreite nicht, daß darin große Schwächemomente liegen; aber wenn der Sozialismus den Weg der friedlichen Erörterung wählt, sind sie unvermeidlich. Die Hauptsache ist, daß fortwährend ernste ideologische Arbeit geleistet wird; dann vermeidet man das geistige Zerrinnen, wie es dem Liberalismus widerfahren ist, und das orthodoxe Erstarren.

Daraus läßt sich aber gar nichts für das politisch-taktische Verhalten folgern, außer, daß es heute um diesen Prozeß schlecht stünde, wenn er davon abhängig wäre. Man kann höchstens sagen, daß man doppelt auf ihn achten muß, wenn man aus der stimmungsmäßig günstigen Atmosphäre der Opposition in die der Kompromisse übergeht.»

[<]

**Sudetendeutsche Schriftsteller in ihren Sommersitzen**  
**[Umfrage Deutsche Zeitung Bohemia Prag]**

*[26. August 1928]*

Ich verbringe den Sommer in Ötz. Hauptsächlich auf meinem Zimmer im guten alten Posthotel Kaßl, nebensächlich auf den Bergen. Denn ich muß leider einen zweibändigen Roman zu Ende führen, der im Frühjahr erscheinen soll und «Der Mann ohne Eigenschaften» heißt.

[<]

**Welches Buch hat in der letzten Zeit den stärksten Eindruck auf Sie gemacht?**  
**Eine Rundfrage der Wiener Allgemeinen Zeitung**

*[25. Dezember 1928]*

William Beebe: *Das Arcturus-Abenteuer*. Tiefsee-Expedition der New-Yorker Zoologischen Gesellschaft



[<]

**Knut Hamsun zum siebzigsten Geburtstag**  
**[Eine Glückwunschadresse der Wiener Allgemeinen Zeitung]**

[30. Juli 1929]

Gruß an Hamsun  
Von



Verehrter Herr Hamsun. – Wenn ich denke, daß ich nichts von Ihnen gelesen hätte, und nicht mit siebzehn oder zwanzig Jahren den Pan, die Mysterien, den Hunger, so wüßte ich nicht, daß es den Wald gibt, das Meer und das herbe Salz auf den Lippen von Menschen. Ich würde ihre Wahrnehmung in mir unterdrückt haben. Denn Sie werden sich als Fremder kaum vorstellen können, wie unangenehm die Natur in Deutschland durch die Literatur gemacht wird. Sie aber haben sie für uns geistfähig gemacht, und es ist nicht ein Stengelchen dabei verloren gegangen. Und ich erinnere mich an die große seelische Bewegtheit in Ihren Büchern, die selbst in langen Gesprächen so natürlich ist wie die Bewegung von Kornfeldern im Wind. Ich bin Ihnen nicht nur ein unbekannter, sondern wenn Sie mich kennen würden, wäre ich Ihnen wahrscheinlich auch ein fremder Mensch; aber nehmen Sie meinen ehrerbietigen Gruß entgegen, wie wenn Ihnen einer aus der wenig bekannten und abliegenden Gegend östlich von Neu-Seeland schriebe, daß Sie

auch dort geliebt und bewundert werden.

[<]

**Die besten Bücher des Jahres**

**[Eine Umfrage der Wochenschrift «das Tagebuch» (Berlin)]**

[13. Dezember 1930]

Ich habe in diesem Jahr nur wenig lesen können.

Nachzutragen war *Alfred Döblins* unübertreffliche Menschenschilderung «*Berlin Alexanderplatz*», zu deren Lob heute wohl nichts mehr gesagt zu werden braucht. *Oskar Loerkes* Gedichte «*Atem der Erde*», melodiös-melodisch, von dunklem Licht erhellt, eigentümlich formlos-formstreu, rufen die jetzt fast vergessene Wahrheit wieder wach, daß die Quelle aller Dichtung einer Zeit im Gedicht liegt! *Ernst von Salomons* Buch «*Die Geächteten*» überrascht durch die Begabung des Verfassers und packt auf das lebhafteste. Denn aus seinen jungen Menschen, die fast von ganz Deutschland moralisch geächtet worden sind, spricht eine mächtige moralische Energie, der bloß die richtige Fassung gefehlt hat. Die beiden Bücher von *Franz Blei*: «*Formen der Liebe*» und «*Erzählung eines Lebens*», die heuer erschienen sind, zeigen diesen umfassendsten und dabei liebenswürdigsten Geist teils im Werden, teils im fertigen Zustand einer Anschauung von Leben und Literatur. Man nimmt Franz Blei zu leicht! Die Spannweite seiner Betrachtung, die Bedeutung seiner Schlüsse und die Schärfe seiner Formulierungen machen ihn wertvoll für alle, die eine Begründung und Vertiefung ihres Geschmacks, ihrer Gefühle und ihres Urteils suchen. *Ernest Hemingways* Erzählung «*In einem anderen Land*», Erlebnisse eines amerikanischen Kriegsfreiwilligen an und hinter der italienischen Front, sind nicht nur eine entzückende, kraftvoll-leichte, stellenweise erschütternde Lektüre, sondern auch künstlerisch sehr bemerkenswert. Durch die Fähigkeit des Verfassers, Gespräche zwischen Liebenden so wiederzugeben, wie sie wirklich stattfinden, also reichlich albern, aber darunter das Leuchten zu lassen, was die Liebenden dabei fühlen und zu sagen meinen, so daß der Leser zugleich eine leichte ironische Berührung und eine tiefe Lebenswärme fühlt.

[<]

**Der Kampf um das billige Buch**

**[Eine Umfrage der Zeitung «Der Wiener Tag»]**

[25. Dezember 1930]

Ich fühle mich nicht zuständig, die von Ihnen gestellte Frage kaufmännisch zu beantworten und weiß nur soviel, daß auch im Kreis der nicht konservativen Verleger die Ansichten geteilt sind. Für den Autor ist es nicht nur entscheidend, daß sich mit dem stärkeren Absatz sein Wirkungskreis vergrößert, sondern ebenso wichtig ist für ihn das zu erwartende Verhältnis zwischen dem Absatz des guten und des schlechten Buches bei gleicher Billigkeit, denn dieses

bestimmt seine Wirkungschance. Ich kenne billige und teure gute Bücher, in der Mehrzahl werden sie beide gleich selten gekauft, und es ist zu erwarten, daß sich in den nächsten Jahren das Geschmacksniveau noch weiter senkt. Dann aber ist zu befürchten, daß bei einer Senkung des Bücherpreises der gute Autor noch unmöglicher wird, als er es heute schon ist, denn man kann ein Lesepublikum, das so schlecht unterrichtet ist wie das deutsche, bei weitem nicht so schnell in seinem Verhalten heben, wie man Preise senken kann.

[<]

**Richard Wagner und die Gegenwart**  
**Seine Umfrage der Wochenzeitung «Die Literarische Welt» (Berlin)**

*[10. Februar 1933]*

In Beantwortung Ihrer Rundfrage muß ich leider erwidern, daß ich den literarischen Einfluß Wagners auf mich gleich null erachte, abgesehen von den geistigen Atmosphären.

[<]

**Von kommenden Büchern**

*[Umfrage in Dr. Martin Flinker's Neuer Buch-Ratgeber 1935]*

Ich arbeite an keinem neuen, sondern an meinem alten Werk «Der Mann ohne Eigenschaften», bei dessen Beendigung große äußere Schwierigkeiten zu überwinden sind. Über das, was ich nebenbei vorbereite, möchte ich mich heute noch nicht aussprechen; aber vielleicht kann ich Ihnen mit ein paar Worten über den kommenden Schlußband meines Buches dienen.

Es wird nicht überflüssig sein zu bemerken, daß dieser nicht ein dritter Band sein wird, sondern ein zweiter Teil des zweiten Bandes; denn zu meiner Verwunderung ist das beim Erscheinen des sogenannten zweiten Bandes vielen entgangen. Der vollständige zweite wird ein wenig stärker sein als der erste Band, und erst durch ihn wird die Konstruktion und Absicht des Ganzen sichtbar werden.

Von den Problemen dieser Arbeit vermag ich leider nicht in Kürze zu sprechen. Gibt es heute überhaupt Probleme? Man hat manchmal den Eindruck des Gegenteils. Das einzige, worauf ich mich verlasse, daß ich nicht ganz in die Irre gehe, ist die lange Dauer meiner Arbeit; da sie mit ihren Anfängen bis in die Zeit vor 1914 reicht, sind meine Probleme so oft überholt worden, daß sie eine gewisse Beständigkeit entwickelt haben.

[<]

**Die besten Bücher des Jahres**  
**Seine Umfrage der Literarischen Buchhandlung Dr. Martin Flinker für die Auslese 1935/36.**  
**Ein Neuer Ratgeber für Bücherfreunde**

Ich glaube, Sie kennen meine Bedenken gegen den Wert der «Weihnachtsrundfrage», und da es sich so trifft, daß von mir selbst unter dem Titel «Nachlaß zu Lebzeiten» ein kleines Buch noch in diesem Jahr erscheint (beim Humanitas-Verlag in Zürich), ziehe ich es vor, Ihnen daraus einige Zeilen zur Verfügung zu stellen, die meine Beziehungen zu Rundfragen andeuten.

«Können Sie angeben, was ein Dichter ist? Man sollte einmal diese Frage ausschreiben wie eines der geistigen Turniere, wo um die Frage gekämpft wird: «Wer hat Herrn Stein ermordet? (In dem Roman, dessen Veröffentlichung morgen in unserer Unterhaltungsbeilage beginnt.)» Oder: «Was hat Römisch drei zu tun, wenn Römisch eins anders ausspielt, als auf dem letzten Bridgekongreß empfohlen worden ist?» Es ist aber nicht zu erwarten, daß eine Zeitung ohneweiters auf diesen Vorschlag einginge, und wenn sie es täte, so würde sie ihm eine ansprechendere Form geben. Zumindest die: «Wer ist Ihr Lieblingsdichter?» Aber auch die Fragen: «Wen halten Sie gegenwärtig für den größten Dichter?» und: «Welches ist das beste Buch dieses Jahres (auch: Monats) gewesen?» scheinen sich durch ihre anregende Wirkung zu empfehlen.

Daraus erfährt der Mensch von Zeit zu Zeit, welche Arten von Dichtern es gibt, und es sind immer größte, bedeutendste, echtste, anerkannteste und gelesenste. Aber was der Dichter ohne Beiwage sei, wann ein schlicht schreibendes Geschöpf Dichter sei, und wann nicht, diese Frage ist seit Menschengedenken überhaupt nicht gestellt worden.»

[<]

**Gibt es eine österreichische Literatur?**

**[eine Umfrage in Dr. Martin Flinker's Buch-Ratgeber 1936]**

*Frage:* Kann man von einer spezifisch österreichischen Literatur sprechen?

*Antwort:* Ja, aber mit Maß. Die Weimar zum Olymp gemacht haben, sind, den Großherzog ausgenommen, Ortsfremde gewesen.

*Frage:* Welche Bücher österreichischer Autoren halten Sie für die wichtigsten und bedeutendsten?

*Antwort:* Ich glaube, Chesterton war es, der gesagt hat, daß die Summe und der Durchschnitt der Urteile von zwölf auserlesenen Geistern genau soviel wert sind wie die Urteile von zwölf Dummköpfen. Er hat das schon von Geschworenengerichten behauptet: wie selten mag die Wahrheit erst sein, wo Verschworene zu Gericht sitzen, wie das bei Literaturmanifestationen doch die Regel ist!

[<]

**Welche Bücher haben auf Sie in letzter Zeit den stärksten Eindruck gemacht?**

**[Eine Umfrage in Dr. Martin Flinker's Buch-Ratgeber 1937]**

Madame Curie hat zusammen mit ihrem Gatten Pierre das Radium entdeckt, sie haben als die ersten seine Eigenschaften erforscht und von diesen Arbeiten, die nach Pierre Curies frühem Tode von Marie allein weitergeführt worden sind, ist die Entwicklung ausgegangen, darin sich

während der letzten vierzig Jahre Physik und Chemie von Grund auf geändert haben.

Frau Curie ist also etwas ungemein Seltenes, eine geniale Gelehrte gewesen, etwas, das kennenzulernen, ja auch nur sich vorstellen zu können, unserer Neugierde gewöhnlich verwehrt ist, und die Zulassung verschafft uns das Buch «Madame Curie», geschrieben von ihrer Tochter Eve Curie, übersetzt von Maria Giustiniani, erschienen im Verlag Bermann-Fischer, Wien.

Zu seiner großen Überraschung wird der Leser nicht nur Zuseher, auf welche Weise sich eine sehr große Intelligenz entfaltet und ihr Schicksal findet, sondern auch eine überaus reizvolle und verborgen leidenschaftliche Natur kennenlernen. Wer über Mitteilungen nachzudenken versteht, kann in dieser Lebensbeschreibung außerdem sehr viele und auch unerwartete Erfahrungen über das Genie, seine Ethik und seine Lebensbedingungen erwerben, und das in zweifacher Ausführung, denn auch Pierre Curie ist ein Auserwählter gewesen.

Die Art der Darstellung ist frisch und anspruchslos und hat das Verdienst, den Stoff unauffällig so zu ordnen, wie sie ihn haben will. Nichts liegt mir so ferne, wie die Frage zu beantworten, welches das beste Buch eines Kalenderjahres sei; aber ich wünsche zu sagen, daß dies ein ungewöhnliches Buch ist.

[<]

**«My Debt to Books»**

**A Group of Writers' Confessions**

**[Eine Umfrage des International Literary Quarterly Books Abroad (Oklahoma) Spring 1939]**

It is harder than one might suppose to answer your obliging letter. I fear that I wrote with more conviction between my fifth and my seventeenth year than I have done since, and what made an author of me in those days is no longer able to stir the divine spark. In the period from my seventeenth to my twentieth year, the period of the «Modems» in Germany, the literary atmosphere stimulated me more than any individual books; and even at that time I was developing my style perhaps even more under scientific than belletristic influences. Still, I feel that I should name several books from the belletristic field which I manhandled in my youth with some profit in the direction of added selfknowledge: Maeterlinck, *Sagesse et destinée*; Emerson, *Essays*; Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse* and *Genealogie der Moral*; Novalis, a selection of his *Aphorismen*; D'Annunzio, *Piacere*; Jacobsen, *Niels Lyhne* and *Maria Grubbe*; Tolstoi, *Resurrection* (I must add that *Piacere*, rich as it is in beauties, influenced me more through its faults). And I should add Altenberg, *Wie ich es sehe*, and possibly certain of the earlier works of Schnitzler.

[<]

**Nachträge**

nachträge

[<]

- ▷ § 297 – Unzucht zwischen Männern? [Zu einer Enquête von Richard Linsert]
- ▷ [Antworten an «Nowy Mir»] [Zu einer Umfrage der Sowjetischen Literaturzeitschrift Bei Schriftstellern in Westeuropa]
- ▷ Wünsche an die Mode im Ball-Almanach des Vereins «Berliner Presse»

**§ 297 – Unzucht zwischen Männern?**  
**[Zu einer Enquête von Richard Linsert]**

[1929]

Zu der Frage der männlichen Prostitution muß ich vorausschicken, daß ich die einschlägige Materie nach ihrem gegenwärtigen Wissensstand leider nicht genügend kenne, um jenes Gefühl der Sicherheit zu haben, ohne das man nicht urteilen soll. Der Behelf, den Sie mir liebenswürdig übersandt haben, hat mich sehr interessiert, konnte mir aber auch nicht in allem helfen. Um mein Hauptbedenken kurz zusammenzufassen, muß ich sagen, daß unsere Strafgesetze voll von ungeheuerlichen Atavismen sind – z. B. Blutschande, Bigamie, verminderte Zurechnungsfähigkeit, Meineid, Gotteslästerung usw., in den gegenwärtigen Fassungen –, und daß es mir widerstrebt, statt eines Generalangriffes, eine Einzelheit anzugreifen, besonders eine, die mir fraglicher erscheint als manche andere. Ich halte eine Eindämmung der Homosexualität, aus Überlegungen, die mir zu weit führen würden, für wünschenswert, obgleich ich keineswegs den großen sittlichen Wert dieser Gefühlsweise bestreite, wie er etwa, um ein gegenwärtiges Beispiel zu nehmen, in Gide's Falschmünzern zutage tritt. Ich bin auch ganz der Meinung, daß für diese Eindämmung Strafsanktionen ein sehr ungeeignetes und rohes Mittel sind. Aber haben wir ein besseres? Nein, denn wir haben überhaupt kein zweites, außer dem «öffentlichen Geist», der unselbständig wie ein Kind ist. Einzig und allein sexuelle Vergehen freizugeben, erscheint mir sentimental und ablenkend von der heute schon reifen Aufgabe, alle Vergehen als persönliche oder soziale Funktionsstörungen zu behandeln und zu beheben.

Um praktisch zu sprechen: Ich würde einen Aufruf, der für die männliche Prostitution Straffreiheit fordert, nicht unterschreiben, außer man kann ihn ausdrücklich als ersten Schritt zu umfassender Remedur ansehen. Dagegen bin ich natürlich jederzeit bereit, mich einer Aktion für ausgiebige Herabsetzung der Strafart und des Strafmaßes für dieses Delikt anzuschließen.

Ich war gezwungen, diese Ausführungen in großer Eile zu schreiben, obgleich ich mich gerne ausführlicher ausgedrückt hätte. Ich bitte Sie jedenfalls, versichert zu sein, daß ich Ihren Bestrebungen das größte Interesse entgegenbringe und den bezeichneten Standpunkt keineswegs im Gefühl seiner Unübertrefflichkeit einnehme, sondern mich gerne belehren lassen werde, wenn Sie mir aus Ihrer weit größeren Erfahrung in diesen Fragen Gesichtspunkte geben, die ich nicht kenne.

[<]

**[Antworten an «Nowy Mir»]**

**[Zu einer Umfrage der Sowjetischen Literaturzeitschrift Bei Schriftstellern in Westeuropa]**

[1930]

Ich bin Ihnen dankbar für Ihre Aufmerksamkeit. Meinerseits schicke ich Antworten, die wegen der Eile vielleicht nicht ganz gut geraten sind.

Worüber arbeiten Sie augenblicklich?

Gegenwärtig beende ich einen Roman, der die Ereignisse der Jahre 1913 und 1914 schildert. In ihm will ich bekannte Fehler der europäischen Ideologie bloßlegen, Fehler, die bisher nicht behoben sind. Ausgehend von dem Prinzip, wonach zwar die Ideen die Geschichte bestimmen, aber neue Ideen den Leuten nicht einfallen wollen, tragen Fabel und Stil dieses Romans ironisch-phantastischen Charakter. Außerdem versuche ich die Abenteuer eines Individuums zu beschreiben, das die Vorzüge des wissenschaftlichen Denkens dermaßen fesseln, daß es auf dieses Denken nicht verzichtet, obwohl es sittlich dazu verpflichtet ist. Je abstrakter seine Ideen letzten Endes werden, desto ungewöhnlicher wird es selbst.

Meine nächste größere Arbeit wird, wahrscheinlich, eine satirisch-utopische Schilderung der modernen abendländischen Kultur sein.

Wie ist Ihr Verhältnis zur sowjetischen Literatur?

Aus Ihrer neueren Belletristik kenne ich, bedauerlicherweise, nur Gorki, den ich, selbstverständlich, hochschätze. Ich hoffe Versäumtes bald nachzuholen, aber augenblicklich kann ich keine Antwort auf Ihre Frage geben.

Worin unterscheidet sich sowjetische Literatur von der alten russischen und modernen europäischen Literatur?

Auch darüber kann ich nicht meine Meinung äußern, da ich, wie gesagt, Ihre Literatur nicht kenne.

Worin besteht, Ihrer Meinung nach, der Einfluß der Großen Oktoberrevolution auf die westliche Kultur?

Ich meine, daß die Revolution eine große geistige Stütze ist für uns alle, die da hoffen, daß aus dem Menschen, wenigstens in irgendeiner Hinsicht, noch etwas Gutes werden kann. Ich fühle, daß man zu Ihnen in die Schule gehen muß, um Ihre neue Weltanschauung zu studieren. Ich glaube auch, diese wird sich immer weiter entwickeln. Was die unmittelbare Wirkung der russischen Politik auf das Schaffen europäischer Schriftsteller betrifft, so scheint es mir, als ob unter diesem Einfluß bei uns bisher vorwiegend Tendenzliteratur entstanden ist, die patriotische Heimatliteratur nur ideell überragt, nicht aber in der künstlerischen Ausdrucksweise.

Halten Sie es für wünschenswert und für notwendig, daß das künstlerische Schaffen der



Schriftsteller sich unabhängig von den sozial-wirtschaftlichen Faktoren entwickelt?

Ich bin nicht überzeugt, daß ich Ihre Frage richtig verstanden habe, und darum gebe ich zwei Antworten:

- a) ich halte es für wünschenswert, daß die geistige, schöpferische Tätigkeit von jeglicher Bewertung auf dem wirtschaftlichen Markt befreit werden soll;
- b) ich bin überzeugt, daß die wirtschaftliche und gesellschaftliche Ordnung einen starken Einfluß auf dichterisches Schaffen ausübt, nicht nur materiell, sondern auch ideell – sowohl in der Problemstellung, wie in der Problembehandlung. Andererseits gibt es in der Kunst Probleme des Inhalts und der Form, die seit dem 6. Jahrhundert v. u. Z. sich immer erneuert haben. In ihrer Abhängigkeit von der Gesellschaftsordnung befindet sich die Kunst irgendwo in der Mitte.

Ich bitte um Nachsicht für die Oberflächlichkeit meiner Urteile.

In aufrichtiger Ergebenheit  
Ihr Robert Musil

[<]

**Wünsche an die Mode im Ball-Almanach des Vereins «Berliner Presse»**

[31. Januar 1931]

Ich wünsche mir, wenn schon gewünscht werden soll, daß einmal *Groß* und das nächste Mal *Klein* Mode werde, und möchte gern erleben, wie man das machen wird.

[<]

**Kritik-Entwürfe**

kritik-entwürfe

[<]

- ▷ Mogens
- ▷ Der Unbestechliche v H v H (Uraufführung im Wr R Th.)
- ▷ Paula Grogger, Das Grimmingtor

▷ Martha Ostenso, Der Ruf der Wildgänse, Übertragen a. d. Amerikanischen von A. Wiesner-Gmeyner Rikola Verlag.

### Mogens

[Etwa 1905]

In der Handlung liegt die Wirkung nicht, denn diese ist eigentlich unbedeutend und das gleiche muß man von den Charakteren sagen. Mogens Natur- u. Eigenmensch ganz ähnlich wie der Leutnant im Pan. Kamilla sehr familienblattpflanzlich und Thora eigentlich nur eine Kamilla rediviva. Fürs Gesamte könnte ja gerade darin eine besondere Wirkung liegen, ein tieferer Blick ins Tragikomische: nicht nur folgt auf alles «Unerhörte» ein Verflachen, Verruhigen, sondern wir sind sogar imstande, nach einiger Zeit dasselbe «Unerhörte» mit einigen Variationen nochmals zu erleben, wir bekommen nach Kamilla I eine Gehirnhautentzündung und sind bis Kamilla II kommt, wieder frisch wie die fünfte Morgenstunde. Aber Jacobsen nimmt dies nicht auf, drückt es nicht heraus, man kann es sich höchstens so nebenbei denken (dasselbe in Marie Grubbe). Es läge etwas von der Vergeßlichkeit der Stuten und Tiere in Liebesdingen darin. Noch ein zweites arbeitet er nicht heraus. In der Brandscene, hier Mogens, dort Kamilla in einem zusammenbrechenden Haus zwischen ihnen die glühende Luft. Er setzt an, wie wenn er das «Unwirkliche», das Nebenreich beschreiben wollte: Die Hitze zieht die Haut im Gesicht stramm, das Haar kraust sich, etwas Schweres streicht über die Schulter u. drückt auf den Boden nieder, der Balken. Das Atmen wird schwer. Die Schläfen pochen, ein Wasserstrahl plätschert gegen die Wand, nur ein Wunsch: die kalten, kalten Tropfen, die dahin und dorthin springen, möchten auch ihn treffen. Er sieht auf dem Boden von Kamillas Stube sich etwas weißes bewegen (etwas weißes). «Sie lag auf ihren Knien und hielt, während sie sich in den Hüften wiegte, eine Hand an jeder Seite des Kopfes. Sie stand gerade und steif, die Arme hingen schlaff herab und der Kopf wackelte gleichsam auf dem Halse; ganz, ganz langsam sank ihr Oberkörper nach vorn, ihr langes schönes Haar fegte über den Boden; ein kurzes starkes Aufflackern und es war hin; im nächsten Nu stürzte sie hinab in die Flammen.» – Es ist glänzend erzählt, die Bedeutung liegt drinnen, aber J. denkt nicht daran. Draußen ist die gewohnte Welt in vollster «zweiter Entelechie», in höchster Potenz und innen ist etwas, das sein Heimatrecht schon wo anders hat. Es ist ein philosophischer Gegensatz.

Worin liegt trotzdem die Schönheit? Scheinbar in der Technik des Erzählens, im Nebenbei. Als Typus ist diese Novelle aber eigentlich nur ein beschnittener Roman. Ein Mann lernt ein Mädchen kennen, gewinnt es, verliert es, flackert, qualmt und leuchtet schließlich bei einer anderen wieder als reine Flamme. Davon ausgewählte Szenen. Vier Szenen der werdenden Beziehungen. Eine Szene des Miteinanders (mehr noch aber um Mogens in Gegensatz zu den Literarischen zu zeigen). Dann die Katastrophe. Eine Szene wieder von wegen der Moral, zugleich mit Andeutungen von Mogens Schicksal, dann eine Szene: es ist ja alles nur Unrast. Das Übrige dann nur lose geheftet (nicht vorbildlich). Der Cynismus dem Verhältnis gegenüber und die Eindrucksfähigkeit vor Thora zu unvermittelt nebeneinander. Es dürfte wohl ein bei der Novelle gebliebener Roman sein. Die polemische Unterstreichung Mogens contra Feinsir [?.?] scheint mir überdies störend.

Die Schönheit muß also in anderen Teilen der Technik liegen.

Zunächst darin, daß J. objectiv, d. h. erzählend und nicht reflektierend und resümierend charakterisiert. [Sodann, daß er geschickt mit sicheren Schlagern arbeitet (Schlager, weil sie vielleicht doch zu viel Eigeninteresse haben, an sich aber höchste Kunst). Schlager sind die Naturbeschreibungen, die er überall einschleibt.]

*Schon die erste Szene.* Eine Landschaft, ein Mensch in dieser Landschaft tut dies und jenes. Es beginnt zu regnen, der Mensch tut dies und jenes. Ein Mädchen tut etwas (ihm Zusehen). Die beiden Menschen tun etwas (Davonlaufen, Nachlaufen, Verstecken, Angst bekommen).

*Statt zu sagen, ein Mensch war in der und der Stimmung:* Man schildert die Herbstlandschaft. Und zwar sie schon nicht nach ihrem Stimmungsgehalt sondern nach dem Tatsächlichen. Also nicht: es war einer jener Herbsttage, welche so sind wie .., oder einer jener Herbsttage, welche in uns ... sondern: Der Wald war viel größer, man konnte zwischen die Stämme weit hineinsehen usw. Dann war auch dies dabei, daß alles miteinander bald vorüber sein würde. *Darum* gingen der Justizrat und seine Tochter zum See hinab, während der Wagen beim Gemeindevogt hielt. Man gibt also ganz kurz eine menschliche Relation zu dem Geschilderten an und sagt dann: *Darum* tat A. dies und das. Man könnte eventuell auch sagen: «in dieser Stimmung», «mit diesen Gedanken», .. aber «darum» ist stärker, weil es wiederum weniger subjektiv ist, den Menschen hineinstellt statt herausstellt.

*Statt zu sagen, der Justizrat war ein etwas drolliger älterer Herr, der Rousseau liebte:* «Der Justizrat war ein Freund der Natur; die Natur war ganz besonders, die Natur war eine von den schönsten Zieraten des Daseins. Der Justizrat protegierte die Natur; er verteidigte sie gegen das Künstliche; Gärten waren nichts anderes als verdorbene Natur, doch Gärten mit Stil darin, das war wahnwitzige Natur; es gab keinen Stil in der Natur; der liebe Gott hatte wohlweislich die Natur natürlich gemacht, nichts weiter als natürlich. Die Natur war das Ungebundene, das Unverdorbene; aber durch den Sündenfall war die Civilisation über die Menschen gekommen; nun war die Civilisation eine Notwendigkeit geworden; aber es würde besser sein, wenn sie es nicht wäre; der Naturzustand war etwas ganz anderes, ganz was anderes .. Nein; der Naturzustand war nun einmal eine Perle, förmlich eine Perle.» /Nebstbei wird hier vorbereitet, daß der Justizrat rasch an Mogens Gefallen findet. Im Übrigen könnte man in solchen associativen Abläufen auch noch den intellectuellen Typus schärfer herausheben./

*Naturalismus und mehr.* «... diese Art Bücher sind nie von jemand. Vigoleis mit dem Goldrad ist auch von keinem, und ebensowenig Schütz Bryde.» «Ich habe nie vorher diese Titel gehört.» «O setzen Sie sich ein bischen mehr auf diese Seite, sonst können wir nicht ins Gleichgewicht kommen .. Nein; das ist ganz wahrscheinlich; es sind auch gar keine feinen Bücher; es sind solche, die man auf den Märkten von Drehorgelweibern kauft.» – Das eingeflochtene «Oh setzen Sie sich ein bischen mehr auf diese Seite» macht 1. die Situation gegenwärtiger, aktueller 2. erzielt es größere epische Breite, mehr Plastik. 3. aber könnte man es auch dazu benutzen um durch das Aufdecken dessen, wie sich in die wichtigsten Gedankenentstehungen durch die ganz gewöhnlichen Bedürfnisse verursachte Gedanken querverflechten, eine erschütternde Wirkung zu erzielen.

*Irradiierende Stellen* «Höre Kamilla!» sagte der Justizrat, der draußen gewesen war, um die Haustür abzusperrern, «sag mir», sprach er, indem er mit dem Bart seines Schlüssels seine Handlampe löschte, «hieß die Rose, die sie bei Karlens hatten, Pompadour oder Maintenon?» «Cendrillon», versetzte die Tochter. «Ganz richtig; so hieß sie auch; – na – wir müssen wohl schauen, daß wir zur Ruhe kommen; gute Nacht, mein Kind; gute Nacht und schlafe wohl.» – 1.

ein intellektueller Habitus, dieses bequeme sich Akkomodieren – ganz richtig Cendrillon .. 2. durch dieses Zeichnen kleiner Gewohnheiten, den Schlüssel mit dem Bart löschen udgl. hat man das Gefühl, es geht immer so zu, man spürt, so gehen sie Tag um Tag zur Ruhe – epische Breite – Irradiation. (Gut zu verwenden, wenn man das gegen das gewohnte Verbrecherische einer Aventure entgegensetzen will)

[<]

**Der Unbestechliche v H v H**  
**(Uraufführung im Wr R Th.)**

*[Mitte März 1923]*

Das bedeutsam Lustige dieses Stücks besteht darin, daß das Wesen einer wichtigen Erscheinung nicht in der Perspektive ihres eigenen Ernstes gezeigt wird, sondern in der Verzerrung die alle ihre Verhältnisse durch das Medium einer lächerlichen Figur erhalten. Der moralische Rigorist, der Unbestechliche Hofmannsthals ist kein Savonarola oder Calvin, sondern der herrschaftliche Diener Theodor, gerufen Franz, welcher Geistlicher geworden wäre, wenn ihn wirtschaftl. Zwang nicht zum Dienen bestimmt hätte. Nun lebt er die Bedürfnisse eines großen finsternen Mannes, Bedürfnisse, die im Lauf der Jahrtausende (so) viel Heil und Unheil über die Welt gebracht haben, im engen Rahmen einer Domestikenexistenz vor den Augen des Zuschauers aus und wirkt in einer erschütternden Weise komisch.

Dieser Tric ist nicht neu, er liegt außer anderen Vorläufern auch dem Sancho Pansa zugrunde, ja man darf wohl sagen, daß er zum Wesen der Komödie großen Stils überhaupt gehört, deren Beziehungsreichtum fast immer darin beruht, daß sie eine vom Mutwillen des Dichters umgestülpte Tragödie ist. Es ist H. aber gelungen, in dem alten Instrument des Zerrspiegels eine neue Gestalt aufzufangen, welche es verdient, nicht wieder vergessen zu werden.

Er hat diese Figur in ein absichtlich harmloses Lustspiel hineingestellt, das von der Bekehrung eines untreu bedürftigen Gatten zu seiner lieben kleinen Frau handelt, wahrscheinlich damit sie sich von diesem blassen in den Wasserfarben des harmlosen alten Lustspiels gemalten Hintergrund dominierend abhebt, nur um den Unernst des Komödischen noch mehr zu heben. Ich finde, daß der Dichter darin ein wenig zu weit gegangen ist; das mag aber auch bloß daher kommen, daß die zweite Axe des Stücks, die Figur des «Herrn» mit weniger Reichtum ausgestattet ist als die des Dieners. H. hat sich dazu einen Romane schreibenden Aristokraten ausersehen und zweifellos könnte diese Figur des Menschen, der mitten im wirklichen Besitz seine Zuflucht zum geschriebenen Papiererleben nehmen muß, das Tantalusseitenstück der komischen Traurigkeit des Erreichens zur traurigen Komik des Verlangens im Diener abgeben. Mein Eindruck ist, daß H. der Notwendigkeit u innern Not dieser Figur zu wenig nachging und sie zu sehr in die Harmlosigkeit des Lustspielgrundtons aufgehen ließ, wobei auch die Handlung, die sich hauptsächlich um die 2 Figuren dreht, in den Bereich des harmlos Uninteressanten gezogen wird.

Allerdings kann auch die geniale Darstellung, die M P. dieser gen. Schausp. dem Stück viel von seinem eigenen Geist gab, verschiebend gewirkt haben, indem sie alles Interesse auf diesen zog. Pallenberg gab ihm einen leisen wie von vielen in deutscher Umgebung verbrachten Jahren

verschlissenen tschechischen Akzent und setzte schon dadurch um ihn eine Atmosphäre des unausgelebten Protestes und verschlossenen Eigensinns, in die er hineinbaute, unerschöpflich an Einzelzügen, was er an verschlossenem Eigensinn der Einsamkeit, heimlichem Glück u Unglück eines Sittenrichters, der einmal im Leben endlich zum Richten kommt, Besserwisserei, Fanatismus, u dem irrsinnigen so wichtigen Glücksbedürfnis der Menschen, die Welt einmal nach sich auszudenken

[<]

### Paula Grogger, Das Grimmingtor

[1926] <sup>(12)</sup>

Die Mundart, welche die Handel-Mazzetti in ihren Romanen benutzt, ist die des unteren, jene der Grogger die des oberen Ennstals, beide Mundarten sind miteinander verwandt, beide rund, knapp, voll und reich an schönen Altertümern. Paula Grogger verwendet die ihre mit Hochdeutsch versetzt, wovon dieses überall, verbal und syntaktisch, eine leichte kräftige Tönung trägt und auf diese Weise kommt ein (was bei Mundartbüchern wichtig ist!) sehr lesbares Gemisch zuwege, das dennoch den Reiz des Besonderen hat; es bildet einen ausgezeichneten Untergrund für die gesättigten, sozusagen hundertprozentigen Dialektstellen, die meist im Gespräch vorkommen oder als besonders schöne Wendungen und Worte in reiner, dunkler schwerzarter Mundart herausgehoben werden. Dieses Sprachvermögen und Sprachbehandeln ist das Stärkste an Paula Grogger und macht ihr Buch ohne Zweifel bemerkenswert.

Weniger eindeutig sind die anderen Eigenschaften dieses Romans, der eine bäuerlich-halbbürgerliche Familienchronik in Breite und Tiefe darstellt. Geschichten wie die, wo der Stralzenbua, ohne es zu ahnen, im gleichen Wagen mit dem guten Erzherzog Johann fährt, könnten ein Schullesebuch zieren, an anderen Stellen wird dagegen Bauernart mit einer trockenen Liebe, Kraft und Kargheit geschildert, die an einer Frau überraschen. Die Landschaft ist schön im einzelnen, aber überreich bedacht, von einem allzu photochemisch treuen Herzen aufgenommen, das nichts unterdrückt; man fühlt keine andere Eigenart als die einer bestimmten geliebten Landschaft, und solcher kleiner geliebten Landschaften gibt es in der Welt Millionen, dagegen die Zahl der Dichter weit geringer ist, so daß die treue Liebe zur Natur und die begabteste Abschilderung offenbar noch nicht genügen. Deshalb bleibt neben der Sprache das bedeutendste in diesem Roman der Versuch, das Bäuerliche in seinem Weltgefühl und seiner Meditation zu zeigen; Paula Grogger zeigt sich dabei des Ausdrucks von Gedanken fähig, die nicht jedem leicht fallen, und ihr Buch geht an manchen Stellen bis an eine Tiefe, zu der in wunderlichem Gegensatz die geringe Tiefe anderer Stellen steht, zumal solcher, wo von der Welt außerhalb des Ennstals die Rede ist. Es könnte sein, daß dieser Roman in Schichten und Schüben geschrieben worden ist, von einem jungen Menschen, der sich in dieser Zeit entwickelt hat, oder von einem Menschen, dem es an Hilfen des Urteils fehlt; dann wäre er sehr hoffnungsvoll anzusehen. Jedenfalls ist er von einer Frau geschrieben, die «echte Erzählergabe» besitzt; – aber eben darin steckt eine gewisse Gefahr, daß über kurz oder lang «ein neues Buch unserer begabten heimischen Erzählerin» erscheint statt des zweiten Buchs einer Dichterin.

[<]

**Martha Ostenso, Der Ruf der Wildgänse.**  
**Übertragen a. d. Amerikanischen von A. Wiesner-Gmeyner Rikola Verlag.**

[1926]

«MO wurde für diesen Roman mit dem Großen Preis von 15000 Dollar ausgezeichnet. Nicht ein einziges von den eingegangenen 1500 Manuskripten konnte mit ihrem Buch wetteifern ...»

Wenn ich in einem Roman lese, daß ein Mann schwarze Augenbrauen hat, die über dem mächtigen Nasenrücken zusammengewachsen sind, dann weiß ich, daß er ein Bösewicht ist. Würde ich bloß hören daß sein Oberkörper riesenhaft, aber seine Beine kurz sind, so könnte ich auch eine gutmütige Nebenfigur erwarten; sobald aber die Augenbrauen dazukommen wird es der Held, u. wie gesagt, ein böser Held.

Ich weiß ferner, daß ich einen Roman vor mir habe, der angelsächsischer Herkunft ist. Denn dieses Attribut findet sich zwar auch an deutschen Bösewichten früherer Jahrzehnte, aber es ist dorthin aus der englischen Erzählung gekommen. Ein Südländer würde kaum einen bedeutungsvollen Charakterzug darin sehn. Man darf hinzufügen: Ein Schriftsteller, der von alten angelesenen Überlieferungen frei ist, auch nicht.

Es wäre ungerecht, dabei stehen zu bleiben, daß man an einer Einzelheit die Schablone entdeckt. Die Gerechtigkeit verlangt zu sagen, daß dieser Bösebold überhaupt eine gewisse Familientradition hat. Am Theater nennt man so etwas (wie ich einem Aufsatz von Bernh. Diebold entnahm) den perfect character. Der Bösebold als perf. char, ist eine stabilisierte Mischung aus Intrigant u Held zu ungefähr gleichen Teilen. Er weist vielleicht auf Shakespeares Einfluß und Richard III zurück. Er kommt in älteren engl. Romanen auch als Liebhaber vor. Ich möchte fast vermuten, daß er ein gruseliger Wunschtraum angelsächsischer Mädchen ist, welche des common sense u. der tugendhaften, am Ende heiratenden Jungen müde sind, welche den Lebensstil im offiziellen Bild beherrschen. Wenigstens erinnere ich mich, die aufregendste Darstellung dieser Männerrolle seit Shakespeare in dem Buch eines ganz jungen f 1848 engl. Mädchens das freilich heute schon eine bejahrte Tote ist gelesen zu haben, in der Erzählung ... Wuthering heights von .. Ellis Bell, der genialeren Schwester der seinerzeit in Dtschld. mit der Waisen von Lowood von Birch-Pfeiffer weltbekannten ... Currer Bell

M. O's. Kaleb hat außer zusammengewachsenen Augenbrauen, mächtigen Schultern u kurzen Beinen eine sanfte Stimme, die wie eine Katze schnurrt, kleine blitzende Augen und ein bittend geduldiges Wesen, das so lange mit dem Finger sanft auf die gleiche Stelle tippt, bis es der stärkste Mensch nicht länger aushält. So quält sein Wille seine Umgebung zu Tode u wenn einer verreckt, glaubt er von einer «kleinen Meinungsverschiedenheit» sprechen zu können. Er ist, um abermals auf das Typische zurückzugehn, ein «Schleicher», ein russisch angefärbter «Düsterer», – ein lispelnder Sadist eine oft dagewesene Grundfigur minus dem Frömmelnden, was hier wenn auch nicht fehlt so doch nicht hervorsteht. Aus anderen Bereichen kommt hinzu, daß auch er der Bösewicht ein im Grunde Leidender ist; das versteht sich seit Dostoj. von selbst. Sein Leid: irgend eine frühe Liebeszurücksetzung die er durch seine Frau erfahren hat, er trägt den Wurm der eigenen Unliebenswertheit in der Brust. Als Ersatz dafür die leidenschaftliche Hingabe an den Besitz von Macht und Erde. Ich glaube, man nennt das eine sine [?] sex. Minusvariante u.

das andere ist jener Erdgeiz, ohne den heute im Litbereich zw. Hamsun u Schönherr kein Bauer denkbar ist. Ich will diese Andeutungen von der Hauptfigur nicht auf die anderen Figuren ausdehnen, auf das schwarzhaarig-herzstarke beinahe brechende [?] Mädels, auf das sweet heart von amerik .. – es wäre aber ohneweiters möglich

Ich merke allgemein an: Je perfekter perfects char.-s sind, desto sicherer spricht Kritik von erschütterndem Gemälde, eiserner Faust, Urinstinkten u. neuer, selten dagewesener Begabung. Man könnte definieren: für starke Neuschöpfung gelten in der deutsch. Lit. i a. nicht zu große, lebhaft Variation/en/ des tiefst Bekannten. Namentlich das Theater lebt von Münchhausens «neu tönendem» Posthorn.

Man könnte freilich auch in solcher Anlehnung ans Typologische ein starkes Werk schaffen. Ich sehe aber in nichts einen Grund für die Annahme, daß dies hier geschehen ist. Der individuelle Beitrag ist zu klein gegenüber dem (wenn auch gut durcheinander gerührten) typischen. Der Aneinanderprall Stadt-Land, der als Problem einen Vorzug dieses Buchs bedeutet, erreicht nicht die nötige Bedeutung, weil seine Exponenten die Lehrerin – aber auch der von ihr ausgehende Geist überhaupt ganz belanglos bleibt

u Kaleb

weil fremde Elemente aus ganz anderen Problemkreisen für ihn das Wort führen.

Dessen ungeachtet ist der Ruf der Wildgänse ein sehr begabtes, fesselndes, angenehm zu lesendes Buch. Für uns ist darin besonders beachtenswert das darin geschilderte Bauernleben unter Wellblechdächern, diese Prärie, die nicht wenig aussieht wie der große Müllhaufen, den die Großstädte an ihrem Rand vor sich herschieben, u. die ehrliche Beschreibung einer quälenden Arbeit, wenn sie auch ihr Schönes hat. Zum Unterschied von der politischen Romantik, mit der bei uns der Bauernstand umgeben wird.

[<]

# **DER MANN OHNE EIGENSCHAFTEN**

der mann ohne eigenschaften

[<]

[I1] [I2] [II1] [N] [F]

## **ERSTES BUCH**

- ▷ Erster Teil – Eine Art Einleitung
- ▷ 1. Woraus bemerkenswerter Weise nichts hervorgeht
- ▷ 2. Haus und Wohnung des Mannes ohne Eigenschaften
- ▷ 3. Auch ein Mann ohne Eigenschaften hat einen Vater mit Eigenschaften
- ▷ 4. Wenn es Wirklichkeitssinn gibt, muß es auch Möglichkeitssinn gehen
- ▷ 5. Ulrich
- ▷ 6. Leona oder eine perspektivische Verschiebung
- ▷ 7. In einem Zustand von Schwäche zieht sich Ulrich eine neue Geliebte zu
- ▷ 8. Kakanien
- ▷ 9. Erster von drei Versuchen, ein bedeutender Mann zu werden
- ▷ 10. Der zweite Versuch. Ansätze zu einer Moral des Mannes ohne Eigenschaften
- ▷ 11. Der wichtigste Versuch



- ▷ 12. Die Dame, deren Liebe Ulrich nach einem Gespräch über Sport und Mystik gewonnen hat
- ▷ 13. Ein geniales Rennpferd reift die Erkenntnis, ein Mann ohne Eigenschaften zu sein
- ▷ 14. Jugendfreunde
- ▷ 15. Geistiger Umsturz
- ▷ 16. Eine geheimnisvolle Zeitkrankheit
- ▷ 17. Wirkung eines Mannes ohne Eigenschaften auf einen Mann mit Eigenschaften
- ▷ 18. Moosbrugger
- ▷ 19. Briefliche Ermahnung und Gelegenheit, Eigenschaften zu erwerben Konkurrenz zweier Thronbesteigungen
- ▷ Zweiter Teil – Seinesgleichen geschieht
- ▷ 20. Berührung der Wirklichkeit Ungeachtet des Fehlens von Eigenschaften benimmt sich Ulrich tatkräftig und feurig
- ▷ 21. Die wahre Erfindung der Parallelaktion durch Graf Leinsdorf
- ▷ 22. Die Parallelaktion steht in Gestalt einer einflußreichen Dame von unbeschreiblicher geistiger Anmut bereit, Ulrich zu verschlingen
- ▷ 23. Erste Einmischung eines großen Mannes
- ▷ 24. Besitz und Bildung; Diotimas Freundschaft mit Graf Leinsdorf und das Amt, berühmte Gäste in Einheit mit der Seele zu bringen
- ▷ 25. Leiden einer verheirateten Seele
- ▷ 26. Die Vereinigung von Seele und Wirtschaft. Der Mann, der das kann, will den Barockzauber alter österreichischer Kultur genießen Der Parallelaktion wird dadurch eine Idee geboren
- ▷ 27. Wesen und Inhalt einer großen Idee

- ▷ 28. Ein Kapitel, das jeder überschlagen kann, der von der Beschäftigung mit Gedanken keine besondere Meinung hat
- ▷ 29. Erklärung und Unterbrechungen eines normalen Bewußtseinszustandes
- ▷ 30. Ulrich hört Stimmen
- ▷ 31. Wem gibst du recht?
- ▷ 32. Die vergessene, überaus wichtige Geschichte mit der Gattin eines Majors
- ▷ 33. Bruch mit Bonadea
- ▷ 34. Ein heißer Strahl und erkaltete Wände
- ▷ 35. Direktor Leo Fischel und das Prinzip des unzureichenden Grundes
- ▷ 36. Dank des genannten Prinzips besteht die Parallelaktion greifbar, ehe man weiß, was sie ist
- ▷ 37. Ein Publizist bereitet Graf Leinsdorf durch die Erfindung «Österreichisches Jahr» große Unannehmlichkeiten; Se. Erlaucht verlangt heftig nach Ulrich
- ▷ 38. Clarisse und ihre Dämonen
- ▷ 39. Ein Mann ohne Eigenschaften besteht aus Eigenschaften ohne Mann
- ▷ 40. Ein Mann mit allen Eigenschaften, aber sie sind ihm gleichgültig Ein Fürst des Geistes wird verhaftet, und die Parallelaktion erhält ihren Ehrensekretär
- ▷ 41. Rachel und Diotima
- ▷ 42. Die große Sitzung
- ▷ 43. Erste Begegnung Ulrichs mit dem großen Mann In der Weltgeschichte geschieht nichts Unvernünftiges, aber Diotima stellt die Behauptung auf, das wahre Österreich sei die ganze Welt
- ▷ 44. Fortgang und Schluß der großen Sitzung Ulrich findet an Rachel Wohlgefallen Rachel an

Soliman Die Parallelaktion erhält eine feste Organisation

- ▷ 45. Schweigende Begegnung zweier Berggipfel
- ▷ 46. Ideale und Moral sind das beste Mittel, um das große Loch zu füllen, das man Seele nennt
- ▷ 47. Was alle getrennt sind, ist Arnheim in einer Person
- ▷ 48. Die drei Ursachen von Arnheims Berühmtheit und das Geheimnis des Ganzen
- ▷ 49. Beginnende Gegensätze zwischen alter und neuer Diplomatie
- ▷ 50. Weitere Entwicklung. Sektionschef Tuzzi beschließt, sich über die Person Arnheims Klarheit zu verschaffen
- ▷ 51. Das Haus Fischel
- ▷ 52. Sektionschef Tuzzi stellt eine Lücke im Betrieb seines Ministeriums fest
- ▷ 53. Man führt Moosbrugger in ein neues Gefängnis
- ▷ 54. Ulrich zeigt sich im Gespräch mit Walter und Clarisse reaktionär
- ▷ 55. Soliman und Arnheim
- ▷ 56. Lebhaftige Arbeit in den Ausschüssen der Parallelaktion Clarisse schreibt an Se. Erlaucht und schlägt ein Nietzsche-Jahr vor
- ▷ 57. Großer Aufschwung. Diotima macht sonderbare Erfahrungen mit dem Wesen großer Ideen
- ▷ 58. Die Parallelaktion erregt Bedenken. In der Geschichte der Menschheit gibt es aber kein freiwilliges Zurück
- ▷ 59. Moosbrugger denkt nach
- ▷ 60. Ausflug ins logisch-sittliche Reich
- ▷ 61. Das Ideal der drei Abhandlungen oder die Utopie des exakten Lebens

- ▷ 62. Auch die Erde, namentlich aber Ulrich, huldigt der Utopie des Essayismus
- ▷ 63. Bonadea hat eine Vision
- ▷ 64. General Stumm von Bordwehr besucht Diotima
- ▷ 65. Aus den Gesprächen Arnheims und Diotimas
- ▷ 66. Zwischen Ulrich und Arnheim ist einiges nicht in Ordnung
- ▷ 67. Diotima und Ulrich
- ▷ 68. Eine Abschweifung: Müssen Menschen mit ihrem Körper übereinstimmen?
- ▷ 69. Diotima und Ulrich. Fortsetzung
- ▷ 70. Clarisse besucht Ulrich, um ihm eine Geschichte zu erzählen
- ▷ 71. Der Ausschuß zur Fassung eines leitenden Beschlusses in bezug auf das Siebzigjährige Regierungsjubiläum Sr. Majestät beginnt zu tagen
- ▷ 72. Das In den Bart Lächeln der Wissenschaft oder Erste ausführliche Begegnung mit dem Bösen
- ▷ 73. Leo Fischels Tochter Gerda
- ▷ 74. Das 4. Jahrhundert v. Chr. gegen das Jahr 1797 Ulrich erhält abermals einen Brief seines Vaters
- ▷ 75. General Stumm von Bordwehr betrachtet Besuche bei Diotima als eine schöne Abwechslung in den dienstlichen Obliegenheiten
- ▷ 76. Graf Leinsdorf zeigt sich zurückhaltend
- ▷ 77. Arnheim als Freund der Journalisten
- ▷ 78. Verwandlungen Diotimas

- ▷ 79. Soliman liebt
- ▷ 80. Man lernt General Stumm kennen, der überraschend auf dem Konzil erscheint
- ▷ 81. Graf Leinsdorf äußert sich über Realpolitik Ulrich gründet Vereine
- ▷ 82. Clarisse verlangt ein Ulrich-Jahr
- ▷ 83. Seinesgleichen geschieht oder warum erfindet man nicht Geschichte?
- ▷ 84. Behauptung, daß auch das gewöhnliche Lehen von utopischer Natur ist
- ▷ 85. General Stumms Bemühung, Ordnung in den Zivilverstand zu bringen
- ▷ 86. Der Königskaufmann und die Interessenfusion Seele-Geschäft Auch: Alle Wege zum Geist, gehen von der Seele aus, aber keiner führt zurück
- ▷ 87. Moosbrugger tanzt
- ▷ 88. Die Verbindung mit großen Dingen
- ▷ 89. Man muß mit seiner Zeit gehn
- ▷ 90. Die Entthronung der Ideokratie
- ▷ 91. Spekulation in Geist à la baisse und à la hausse
- ▷ 92. Aus den Lebensregeln reicher Leute
- ▷ 93. Dem Zivilverstand ist auch auf dem Weg der Körperkultur schwer beizukommen
- ▷ 94. Diotimas Nächte
- ▷ 95. Der Großschriftsteller, Rückansicht
- ▷ 96. Der Großschriftsteller, Vorderansicht

- ▷ 97. Clarissens geheimnisvolle Kräfte und Aufgaben
- ▷ 98. Aus einem Staat, der an einem Sprachfehler zugrundegegangen ist
- ▷ 99. Von der Halbklugheit und ihrer fruchtbaren anderen Hälfte; von der Ähnlichkeit zweier Zeitalter, von dem liebenswerten Wesen Tante Janes und dem Unfug, den man neue Zeit nennt
- ▷ 100. General Stumm dringt in die Staatsbibliothek ein und sammelt Erfahrungen über Bibliothekare, Bibliotheksdiener und geistige Ordnung
- ▷ 101. Die feindlichen Verwandten
- ▷ 102. Kampf und Liebe im Hause Fischel
- ▷ 103. Die Versuchung
- ▷ 104. Rachel und Soliman auf dem Kriegspfad
- ▷ 105. Hohe Liebende haben nichts zu lachen
- ▷ 106. Glaubt der moderne Mensch an Gott oder an den Chef der Weltfirma? Arnheims Unentschlossenheit
- ▷ 107. Graf Leinsdorf erzielt einen unerwarteten politischen Erfolg
- ▷ 108. Die unerlösten Nationen und General Stamms Gedanken über die Wortgruppe Erlösen
- ▷ 109. Bonadea, Kakanien; Systeme des Glücks und Gleichgewichts
- ▷ 110. Moosbruggers Auflösung und Aufbewahrung
- ▷ 111. Es gibt für Juristen keine halbverrückten Menschen
- ▷ 112. Arnheim versetzt seinen Vater Samuel unter die Götter und faßt den Beschluß, sich Ulrichs zu bemächtigen Soliman möchte über seinen königlichen Vater Näheres erfahren
- ▷ 113. Ulrich unterhält sich mit Hans Sepp und Gerda in der Mischsprache des Grenzgebiets zwischen Über- und Untervernunft

- ▷ 114. Die Verhältnisse spitzen sich zu. Arnheim ist sehr huldvoll zu General Stumm. Diotima trifft Anstalten, sich ins Grenzenlose zu begeben. Ulrich phantasiert von der Möglichkeit, so zu leben, wie man liest
- ▷ 115. Die Spitze deiner Brust ist wie ein Mohnblatt
- ▷ 116. Die beiden Bäume des Lebens und die Forderung eines Generalsekretariats der Genauigkeit und Seele
- ▷ 117. Rachels schwarzer Tag
- ▷ 118. So töte ihn doch!
- ▷ 119. Kontermine und Verführung
- ▷ 120. Die Parallelaktion erregt Aufruhr
- ▷ 121. Die Aussprache
- ▷ 122. Heimweg
- ▷ 123. Die Umkehrung

## **ZWEITES BUCH**

- ▷ Dritter Teil – Ins Tausendjährige Reich (Die Verbrecher)
- ▷ 1. Die vergessene Schwester
- ▷ 2. Vertrauen
- ▷ 3. Morgen in einem Trauerhaus
- ▷ 4. Ich hatt' einen Kameraden
- ▷ 5. Sie tun Unrecht

- ▷ 6. Der alte Herr bekommt endlich Ruhe
- ▷ 7. Ein Brief von Clarisse trifft ein
- ▷ 8. Familie zu zweien
- ▷ 9. Agathe, wenn sie nicht mit Ulrich sprechen kann
- ▷ 10. Weiterer Verlauf des Ausflugs auf die Schwedenschanze. Die Moral des nächsten Schritts
- ▷ 11. Heilige Gespräche. Beginn
- ▷ 12. Heilige Gespräche. Wechseltvoller Fortgang
- ▷ 13. Ulrich kehrt zurück und wird durch den General von allem unterrichtet, was er versäumt hat
- ▷ 14. Neues bei Walter und Clarisse. Ein Schausteller und seine Zuschauer
- ▷ 15. Das Testament
- ▷ 16. Wiedersehen mit Diotimas diplomatischem Gatten
- ▷ 17. Diotima hat ihre Lektüre gewechselt
- ▷ 18. Schwierigkeiten eines Moralisten beim Schreiben eines Briefs
- ▷ 19. Vorwärts zu Moosbrugger
- ▷ 20. Graf Leinsdorf zweifelt an Besitz und Bildung
- ▷ 21. Wirf alles, was du hast, ins Feuer, bis zu den Schuhen
- ▷ 22. Von der Koniatowski'schen Kritik des Danielli'schen Satzes zum Sündenfall. Vom Sündenfall zum Gefühlsrätsel der Schwester
- ▷ 23. Bonadea oder der Rückfall



- ▷ 24. Agathe ist wirklich da
- ▷ 25. Die Siamesischen Zwillinge
- ▷ 26. Frühling im Gemüsegarten
- ▷ 27. Agathe wird alsbald durch General Stumm für die Gesellschaft entdeckt
- ▷ 28. Zu viel Heiterkeit
- ▷ 29. Professor Hagauer greift zur Feder
- ▷ 30. Ulrich und Agathe suchen nachträglich einen Grund
- ▷ 31. Agathe möchte Selbstmord begehn und macht eine Herrenbekanntschaft
- ▷ 32. Der General bringt Ulrich und Clarisse inzwischen ins Irrenhaus
- ▷ 33. Die Irren begrüßen Clarisse
- ▷ 34. Ein großes Ereignis ist im Entstehen. Graf Leinsdorf und der Inn
- ▷ 35. Ein großes Ereignis ist im Entstehen. Regierungsrat Meseritscher
- ▷ 36. Ein großes Ereignis ist im Entstehen. Wobei man Bekannte trifft
- ▷ 37. Ein Vergleich
- ▷ 38. Ein großes Ereignis ist im Entstehen. Aber man hat es nicht gemerkt

**[Schluss des Dritten Teils und Vierter Teil (Aus dem Nachlass)]**

- ▷ 39. Nach der Begegnung
- ▷ 40. Der Tugut

- ▷ 41. Die Geschwister am nächsten Morgen
- ▷ 42. Auf der Himmelsleiter in eine fremde Wohnung
- ▷ 43. Der Tugut und der Tunichtgut Aber auch Agathe
- ▷ 44. Eine gewaltige Aussprache
- ▷ 45. Beginn einer Reihe wundersamer Erlebnisse
- ▷ 46. Mondstrahlen bei Tage
- ▷ 47. Wandel unter Menschen
- ▷ 48. Eine auf das Bedeutende gerichtete Gesinnung und beginnendes Gespräch darüber
- ▷ 49. General von Stumm über die Genialität
- ▷ 50. Genialität als Frage
- ▷ 51. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst
- ▷ 52. Gespräche über Liebe
- ▷ 53. Schwierigkeiten, wo sie nicht gesucht werden
- ▷ 54. Es ist nicht einfach zu lieben
- ▷ 55. Atemzüge eines Sommertags (Fragment)
- ▷ 56. Das Sternbild der Geschwister oder Die Ungetrennten und Nichtvereinten
- ▷ 57. Sonderaufgabe eines Gartengitters
- ▷ 58. Die Sonne scheint auf Gerechte und Ungerechte
- ▷ 59. Versuche, ein Scheusal zu lieben

- ▷ 60. Nachdenken
- ▷ 61. Frühspaziergang
- ▷ 62. General von Stumm und Clarisse
- ▷ 63. Laubumkränzter Waffenstillstand zwischen Walter und Clarisse
- ▷ 64. Ein Blatt Papier. Ulrichs Tagebuch
- ▷ 65. Eine Eintragung. Entwurf zur Utopie des motivierten Lebens
- ▷ 66. Das Ende der Eintragung. Lebende Gedanken
- ▷ 67. General von Stumm läßt eine Bombe fallen Weltfriedenskongreß
- ▷ 68. Beschreibung einer kakanischen Stadt
- ▷ 69. Agathe findet Ulrichs Tagebuch
- ▷ 70. Große Veränderungen
- ▷ 71. Agathe stößt zu ihrem Mißvergnügen auf einen geschichtlichen Abriß der Gefühlspsychologie
- ▷ 72. Die Referate D und L
- ▷ 73. Naive Beschreibung, wie sich ein Gefühl bildet
- ▷ 74. Fühlen und Verhalten Die Unsicherheit des Gefühls
- ▷ 75. Zurück zur Wirklichkeit. Oder Der Tugut singt
- ▷ 76. Die Wirklichkeit und die Ekstase
- ▷ 77. Ulrich und die zwei Welten des Gefühls

- ▷ 78. Nachtgespräch
- ▷ 79. Unterhaltungen mit Schmeißer
- ▷ 80. Für und In
- ▷ 81. Warum die Menschen nicht gut, schön und wahrhaftig sind, sondern es lieber sein wollen
- ▷ 82. Schmeißer und Meingast
- ▷ 83. Warum Ulrich unpolitisch ist
- ▷ 84. Agathe bei Lindner
- ▷ 85. Traum
- ▷ 86. Zu viel Süße oder Die drei Schwestern
- ▷ 87. Schuß als Heilmittel gegen Selbstmordideen
- ▷ 88. Beim Rechtsanwalt
- ▷ 89. Hermaphrodit
- ▷ 90. Peter und Agathe
- ▷ 91. Krisis und Entscheidung
- ▷ 92. Moosbrugger im Irrenhaus. Eine Kartenpartie
- ▷ 93. Clarisse und Friedenthal
- ▷ 94. Die Reise ins Paradies
- ▷ 95. Nach dem Besuch bei Moosbrugger
- ▷ 96. Clarisse besucht Walter im «Atelier»

- ▷ 97. Walter bei Ulrich
- ▷ 98. Waldszene. Ulrich und Clarisse
- ▷ 99. Werden eines Tatmenschen
- ▷ 100. Werden eines Tatmenschen. Fortsetzung
- ▷ 101. Ulrich hört Musik
- ▷ 102. Gerda
- ▷ 103. Clarisse verführt Ulrich
- ▷ 104. Ulrich bereitet die Entführung Moosbruggers vor
- ▷ 105. Walter ruft Ulrich an. Clarisse verstört
- ▷ 106. Rachels Reue
- ▷ 107. Clarisse bei Rachel
- ▷ 108. Moosbrugger und Rachel
- ▷ 109. Generaldirektor Fischel
- ▷ 110. Politisch unverlässlich. Was auch mitbedeutend sein soll
- ▷ 111. Leo Fischel interveniert bei Diotima
- ▷ 112. Clarisse läßt müde ab. Im Sanatorium
- ▷ 113. Auf nach Siena!
- ▷ 114. Clarisse in Rom

- ▷ 115. Im Bereich eines Tatmenschen gibt es auch Selbstmord oder Mord
- ▷ 116. Die Insel der Gesundheit
- ▷ 117. Die Insel der Gesundheit. Die Unsicherheit
- ▷ 118. Abrechnung Walters mit Ulrich
- ▷ 119. Generaldirektor Fischel. Begegnung im Zug
- ▷ 120. Gartenfest
- ▷ 121. Der Grieche
- ▷ 122. Clarisse in Venedig
- ▷ 123. Nach der Internierung Clarisse als geknickter Prometheus
- ▷ 124. Gerdas Rückkehr
- ▷ 125. Eine Einschaltung über Kakanien. Der Herd des Weltkriegs ist auch der Geburtsort des Dichters Feuermaul
- ▷ 126. Der Tischler
- ▷ 127. Studie zur Schluß-Sitzung und anschließendem Ulrich-Agathe
- ▷ 128. Die Utopie der induktiven Gesinnung oder des gegebenen sozialen Zustands

### **Anhang – Nachgelassene Fragmente**

- ▷ 1. [Zum «Problemaufbau»]
- ▷ 2. [Frühe Studien und «Ideenblätter»]
- ▷ 3. [Zum Anfang]

- ▷ 4. [Gedanken zu einem «Vorwort»]
- ▷ 5. [Aus einem Notizbuch (1932)]
- ▷ 6. [Eine verschobene Vorrede]
- ▷ 7. Selbstanzeige
- ▷ 8. [Zum Nachwort (und Zwischenwort)]
- ▷ 9. Vermächtnis
- ▷ 10. Ich kann nicht weiter
- ▷ 11. Vermächtnis [II]
- ▷ 12. Vermächtnis [III]
- ▷ 13. Ulrichs Nachwort. Schlußwort

# ERSTES BUCH

*[Rowohlt Verlag, Berlin 1930]*

## Erster Teil – Eine Art Einleitung

### 1

Woraus bemerkenswerter Weise nichts hervorgeht

Über dem Atlantik befand sich ein barometrisches Minimum; es wanderte ostwärts, einem über Rußland lagernden Maximum zu, und verriet noch nicht die Neigung, diesem nördlich auszuweichen. Die Isothermen und Isotheren taten ihre Schuldigkeit. Die Lufttemperatur stand in einem ordnungsgemäßen Verhältnis zur mittleren Jahrestemperatur, zur Temperatur des kältesten wie des wärmsten Monats und zur aperiodischen monatlichen Temperaturschwankung. Der Auf- und Untergang der Sonne, des Mondes, der Lichtwechsel des Mondes, der Venus, des Saturnrings und viele andere bedeutsame Erscheinungen entsprachen ihrer Voraussage in den astronomischen Jahrbüchern. Der Wasserdampf in der Luft hatte seine höchste Spannkraft, und die Feuchtigkeit der Luft war gering. Mit einem Wort, das das Tatsächliche recht gut bezeichnet, wenn es auch etwas altmodisch ist: Es war ein schöner Augusttag des Jahres 1913.

Autos schossen aus schmalen, tiefen Straßen in die Seichtigkeit heller Plätze. Fußgängerdunkelheit bildete wolkige Schnüre. Wo kräftigere Striche der Geschwindigkeit quer durch ihre lockere Eile fuhren, verdickten sie sich, rieselten nachher rascher und hatten nach wenigen Schwingungen wieder ihren gleichmäßigen Puls. Hunderte Töne waren zu einem drahtigen Geräusch ineinander verwunden, aus dem einzelne Spitzen vorstanden, längs dessen schneidige Kanten liefen und sich wieder einebneten, von dem klare Töne absplitterten und verflogen. An diesem Geräusch, ohne daß sich seine Besonderheit beschreiben ließe, würde ein Mensch nach jahrelanger Abwesenheit mit geschlossenen Augen erkannt haben, daß er sich in der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien befinde. Städte lassen sich an ihrem Gang erkennen wie Menschen. Die Augen öffnend, würde er das gleiche an der Art bemerken, wie die Bewegung in den Straßen schwingt, bei weitem früher als er es durch irgendeine bezeichnende Einzelheit herausfände. Und wenn er sich, das zu können, nur einbilden sollte, schadet es auch nichts. Die Überschätzung der Frage, wo man sich befinde, stammt aus der Hordenzeit, wo man sich die Futterplätze merken mußte. Es wäre wichtig, zu wissen, warum man sich bei einer roten Nase ganz ungenau damit begnügt, sie sei rot, und nie danach fragt, welches besondere Rot sie habe, obgleich sich das durch die Wellenlänge auf Mikromillimeter genau ausdrücken ließe; wogegen man bei etwas so viel Verwickelterem, wie es eine Stadt ist, in der man sich aufhält, immer durchaus genau wissen möchte, welche besondere Stadt das sei. Es lenkt von Wichtigerem



ab.

Es soll also auf den Namen der Stadt kein besonderer Wert gelegt werden. Wie alle großen Städte bestand sie aus Unregelmäßigkeit, Wechsel, Vorgehen, Nichtschritt halten, Zusammenstoßen von Dingen und Angelegenheiten, bodenlosen Punkten der Stille dazwischen, aus Bahnen und Ungebahntem, aus einem großen rhythmischen Schlag und der ewigen Verstimmung und Verschiebung aller Rhythmen gegeneinander, und glich im ganzen einer kochenden Blase, die in einem Gefäß ruht, das aus dem dauerhaften Stoff von Häusern, Gesetzen, Verordnungen und geschichtlichen Überlieferungen besteht. Die beiden Menschen, die darin eine breite, belebte Straße hinaufgingen, hatten natürlich gar nicht diesen Eindruck. Sie gehörten ersichtlich einer bevorzugten Gesellschaftsschicht an, waren vornehm in Kleidung, Haltung und in der Art, wie sie miteinander sprachen, trugen die Anfangsbuchstaben ihrer Namen bedeutsam auf ihre Wäsche gestickt, und ebenso, das heißt nicht nach außen gekehrt, wohl aber in der feinen Unterwäsche ihres Bewußtseins, wußten sie, wer sie seien und daß sie sich in einer Haupt- und Residenzstadt auf ihrem Platze befanden. Angenommen, sie würden Arnheim und Ermelinda Tuzzi heißen, was aber nicht stimmt, denn Frau Tuzzi befand sich im August in Begleitung ihres Gatten in Bad Aussee und Dr. Arnheim noch in Konstantinopel, so steht man vor dem Rätsel, wer sie seien. Lebhaftige Menschen empfinden solche Rätsel sehr oft in den Straßen. Sie lösen sich in bemerkenswerter Weise dadurch auf, daß man sie vergißt, falls man sich nicht während der nächsten fünfzig Schritte erinnern kann, wo man die beiden schon gesehen hat. Diese beiden hielten nun plötzlich ihren Schritt an, weil sie vor sich einen Auflauf bemerkten. Schon einen Augenblick vorher war etwas aus der Reihe gesprungen, eine quer schlagende Bewegung; etwas hatte sich gedreht, war seitwärts gerutscht, ein schwerer, jäh gebremster Lastwagen war es, wie sich jetzt zeigte, wo er, mit einem Rad auf der Bordschwelle, gestrandet dastand. Wie die Bienen um das Flugloch hatten sich im Nu Menschen um einen kleinen Fleck angesetzt, den sie in ihrer Mitte freiließen. Von seinem Wagen herabgekommen, stand der Lenker darin, grau wie Packpapier, und erklärte mit groben Gebärden den Unglücksfall. Die Blicke der Hinzukommenden richteten sich auf ihn und sanken dann vorsichtig in die Tiefe des Lochs, wo man einen Mann, der wie tot dalag, an die Schwelle des Gehsteigs gebettet hatte. Er war durch seine eigene Unachtsamkeit zu Schaden gekommen, wie allgemein zugegeben wurde. Abwechselnd knieten Leute bei ihm nieder, um etwas mit ihm anzufangen; man öffnete seinen Rock und schloß ihn wieder, man versuchte ihn aufzurichten oder im Gegenteil, ihn wieder hinzulegen; eigentlich wollte niemand etwas anderes damit, als die Zeit ausfüllen, bis mit der Rettungsgesellschaft sachkundige und befugte Hilfe käme.

Auch die Dame und ihr Begleiter waren herantreten und hatten, über Köpfe und gebeugte Rücken hinweg, den Daliegenden betrachtet. Dann traten sie zurück und zögerten. Die Dame fühlte etwas Unangenehmes in der Herz-Magengrube, das sie berechtigt war für Mitleid zu halten; es war ein unentschlossenes, lähmendes Gefühl. Der Herr sagte nach einigem Schweigen zu ihr: «Diese schweren Kraftwagen, wie sie hier verwendet werden, haben einen zu langen Bremsweg.» Die Dame fühlte sich dadurch erleichtert und dankte mit einem aufmerksamen Blick. Sie hatte dieses Wort wohl schon manchmal gehört, aber sie wußte nicht, was ein Bremsweg sei, und wollte es auch nicht wissen; es genügte ihr, daß damit dieser gräßliche Vorfall in irgend eine Ordnung zu bringen war und zu einem technischen Problem wurde, das sie nicht mehr unmittelbar anging. Man hörte jetzt auch schon die Pfeife eines Rettungswagens schrillen, und die Schnelligkeit seines Eintreffens erfüllte alle Wartenden mit Genugtuung. Bewundernswert sind diese sozialen Einrichtungen. Man hob den Verunglückten auf eine Tragbahre und schob ihn mit dieser in den Wagen. Männer in einer Art Uniform waren um ihn bemüht, und das Innere des Fuhrwerks, das der Blick erhaschte, sah so sauber und regelmäßig

wie ein Krankensaal aus. Man ging fast mit dem berechtigten Eindruck davon, daß sich ein gesetzliches und ordnungsmäßiges Ereignis vollzogen habe. «Nach den amerikanischen Statistiken», so bemerkte der Herr, «werden dort jährlich durch Autos 190000 Personen getötet und 450000 verletzt.»

«Meinen Sie, daß er tot ist?» fragte seine Begleiterin und hatte noch immer das unberechtigte Gefühl, etwas Besonderes erlebt zu haben.

«Ich hoffe, er lebt» erwiderte der Herr. «Als man ihn in den Wagen hob, sah es ganz so aus.»

[<]

2

## Haus und Wohnung des Mannes ohne Eigenschaften

Die Straße, in der sich dieser kleine Unglücksfall ereignet hatte, war einer jener langen, gewundenen Verkehrsflüsse, die strahlenförmig am Kern der Stadt entspringen, die äußeren Bezirke durchziehen und in die Vorstädte münden. Sollte ihm das elegante Paar noch eine Weile weiter gefolgt sein, so würde es etwas gesehen haben, das ihm gewiß gefallen hätte. Das war ein teilweise noch erhalten gebliebener Garten aus dem achtzehnten oder gar aus dem siebzehnten Jahrhundert, und wenn man an seinem schmiedeeisernen Gitter vorbeikam, so erblickte man zwischen Bäumen, auf sorgfältig geschorenem Rasen etwas wie ein kurzflügeliges Schloßchen, ein Jagd- oder Liebesschloßchen vergangener Zeiten. Genau gesagt, seine Traggewölbe waren aus dem siebzehnten Jahrhundert, der Park und der Oberstock trugen das Ansehen des achtzehnten Jahrhunderts, die Fassade war im neunzehnten Jahrhundert erneuert und etwas verdorben worden, das Ganze hatte also einen etwas verwackelten Sinn, so wie übereinander photographierte Bilder; aber es war so, daß man unfehlbar stehen blieb und «Ah!» sagte. Und wenn das Weiße, Niedliche, Schöne seine Fenster geöffnet hatte, blickte man in die vornehme Stille der Bücherwände einer Gelehrtenwohnung.

Diese Wohnung und dieses Haus gehörten dem Mann ohne Eigenschaften.

Er stand hinter einem der Fenster, sah durch den zartgrünen Filter der Gartenluft auf die bräunliche Straße und zählte mit der Uhr seit zehn Minuten die Autos, die Wagen, die Trambahnen und die von der Entfernung ausgewaschenen Gesichter der Fußgänger, die das Netz des Blicks mit quirlender Eile füllten; er schätzte die Geschwindigkeiten, die Winkel, die lebendigen Kräfte vorüberbewegter Massen, die das Auge blitzschnell nach sich ziehen, festhalten, loslassen, die während einer Zeit, für die es kein Maß gibt, die Aufmerksamkeit zwingen, sich gegen sie zu stemmen, abzureißen, zum nächsten zu springen und sich diesem nachzuwerfen; kurz, er steckte, nachdem er eine Weile im Kopf gerechnet hatte, lachend die Uhr in die Tasche und stellte fest, daß er Unsinn getrieben habe. – Könnte man die Sprünge der Aufmerksamkeit messen, die Leistungen der Augenmuskeln, die Pendelbewegungen der Seele und alle die Anstrengungen, die ein Mensch vollbringen muß, um sich im Fluß einer Straße aufrecht zu halten, es käme vermutlich – so hatte er gedacht und spielend das Unmögliche zu berechnen versucht – eine Größe heraus, mit der verglichen die Kraft, die Atlas braucht, um die Welt zu stemmen, gering ist, und man könnte ermessen, welche ungeheure Leistung heute schon ein Mensch vollbringt, der gar nichts tut.

Denn der Mann ohne Eigenschaften war augenblicklich ein solcher Mensch.

Und einer der tut?

«Man kann zwei Schlüsse daraus ziehen» sagte er sich.

Die Muskelleistung eines Bürgers, der ruhig einen Tag lang seines Weges geht, ist bedeutend größer als die eines Athleten, der einmal im Tag ein ungeheures Gewicht stemmt; das ist physiologisch nachgewiesen worden, und also setzen wohl auch die kleinen Alltagsleistungen in ihrer gesellschaftlichen Summe und durch ihre Eignung für diese Summierung viel mehr Energie in die Welt als die heroischen Taten; ja die heroische Leistung erscheint geradezu winzig, wie ein Sandkorn, das mit ungeheurer Illusion auf einen Berg gelegt wird. Dieser Gedanke gefiel ihm.

Aber es muß hinzugefügt werden, daß er ihm nicht etwa deshalb gefiel, weil er das bürgerliche Leben liebte; im Gegenteil, es beliebte ihm bloß, seinen Neigungen, die einstmal anders gewesen waren, Schwierigkeiten zu bereiten. Vielleicht ist es gerade der Spießbürger, der den Beginn eines ungeheuren neuen, kollektiven, ameisenhaften Heldentums vorausahnt? Man wird es rationalisiertes Heldentum nennen und sehr schön finden. Wer kann das heute schon wissen? Solcher unbeantworteter Fragen von größter Wichtigkeit gab es aber damals hunderte. Sie lagen in der Luft, sie brannten unter den Füßen. Die Zeit bewegte sich. Leute, die damals noch nicht gelebt haben, werden es nicht glauben wollen, aber schon damals bewegte sich die Zeit so schnell wie ein Reitkamel; und nicht erst heute. Man wußte bloß nicht, wohin. Man konnte auch nicht recht unterscheiden, was oben und unten war, was vor und zurück ging. «Man kann tun, was man will;» sagte sich der Mann ohne Eigenschaften achzelzuckend «es kommt in diesem Gefühl von Kräften nicht im geringsten darauf an!» Er wandte sich ab wie ein Mensch, der verzichten gelernt hat, ja fast wie ein kranker Mensch, der jede starke Berührung scheut, und als er, sein angrenzendes Ankleidezimmer durchschreitend, an einem Boxball, der dort hing, vorbeikam, gab er diesem einen so schnellen und heftigen Schlag, wie es in Stimmungen der Ergebenheit oder Zuständen der Schwäche nicht gerade üblich ist.

[<]

3

Auch ein Mann ohne Eigenschaften hat einen Vater mit Eigenschaften

Der Mann ohne Eigenschaften hatte, als er vor einiger Zeit aus dem Ausland zurückkehrte, eigentlich nur aus Übermut und weil er die gewöhnlichen Wohnungen verabscheute, dieses Schloßchen gemietet, das einst ein vor den Toren liegender Sommersitz gewesen war, der seine Bestimmung verlor, als die Großstadt über ihn wuchs, und zuletzt nicht mehr als ein brachliegendes, auf das Steigen der Bodenpreise wartendes Grundstück darstellte, das von niemand bewohnt wurde. Der Pachtzins war dementsprechend gering, aber unerwartet viel Geld hatte das Weitere gekostet, alles wieder in Stand setzen zu lassen und mit den Ansprüchen der Gegenwart zu verbinden; das war ein Abenteuer geworden, dessen Ausgang ihn zwang, sich an die Hilfe seines Vaters zu wenden, was ihm keineswegs angenehm war, denn er liebte seine Unabhängigkeit. Er war zweiunddreißig Jahre alt, und sein Vater neunundsechzig.

Der alte Herr war entsetzt. Nicht eigentlich wegen des Überfalls, wiewohl auch deswegen, denn er verabscheute die Unüberlegtheit; noch wegen der Kontribution, die er leisten mußte,

denn im Grunde billigte er es, daß sein Sohn ein Bedürfnis nach Häuslichkeit und eigener Ordnung kundgegeben hatte. Aber die Aneignung eines Gebäudes, das man, und sei es auch nur im Diminutiv, nicht umhin konnte als ein Schloß zu bezeichnen, verletzte sein Gefühl und ängstigte es als eine unheilverheißende Anmaßung.

Er selbst hatte als Hauslehrer in hochgräflichen Häusern begonnen; als Student und fortfahrend noch als junger Rechtsanwaltsgehilfe und eigentlich ohne Not, denn schon sein Vater war ein wohlhabender Mann gewesen. – Als er später Universitätsdozent und Professor wurde, fühlte er sich aber dafür belohnt, denn die sorgfältige Pflege dieser Beziehungen brachte es nun mit sich, daß er allmählich zum Rechtskonsulenten fast des gesamten Feudaladels seiner Heimat aufrückte, obgleich er eines Nebenberufs nun erst recht nicht mehr bedurfte. Ja, lange nachdem das Vermögen, welches er damit erwarb, schon den Vergleich mit der Morgengabe einer rheinischen Industriellenfamilie aushielt, die seines Sohnes frühverstorbene Mutter in die Ehe gebracht hatte, schlofen diese in der Jugend erworbenen und im Mannesalter befestigten Beziehungen nicht ein. Obgleich sich der zu Ehren gekommene Gelehrte nun vom eigentlichen Rechtsgeschäft zurückzog und nur gelegentlich noch eine hochbezahlte Gutachtertätigkeit ausübte, wurden doch noch alle Ereignisse, die den Kreis seiner ehemaligen Gönner angingen, in eigenen Aufzeichnungen sorgfältig gebucht, mit großer Genauigkeit von den Vätern auf die Söhne und Enkel übertragen, und es ging keine Auszeichnung, keine Hochzeit, kein Geburts- oder Namenstag ohne ein Schreiben vorüber, das den Empfänger in einer zarten Mischung von Ehrerbietung und gemeinsamen Erinnerungen beglückwünschte. Ebenso pünktlich liefen darauf auch jedesmal kurze Antwortschreiben ein, die dem lieben Freund und geschätzten Gelehrten dankten. So kannte sein Sohn dieses aristokratische Talent eines fast unbewußt, aber sicher wägenden Hochmuts von Jugend auf, welches das Maß einer Freundlichkeit gerade richtig bemißt, und die Unterwürfigkeit eines immerhin zum geistigen Adel gehörenden Menschen vor den Besitzern von Pferden, Äckern und Traditionen hatte ihn immer gereizt. Es war aber nicht Berechnung, was seinen Vater dagegen unempfindlich machte; ganz aus Naturtrieb legte er auf solche Weise eine große Laufbahn hinter sich, er wurde nicht nur Professor, Mitglied von Akademien und vielen wissenschaftlichen und staatlichen Ausschüssen, sondern auch Ritter, Komtur, ja sogar Großkreuz hoher Orden, Se. Majestät erhob ihn schließlich in den erblichen Adelsstand und hatte ihn schon vorher zum Mitglied des Herrenhauses ernannt. Dort hatte sich der Ausgezeichnete dem freisinnigen bürgerlichen Flügel angeschlossen, der zu dem hochadeligen manchmal im Gegensatz stand, aber bezeichnenderweise nahm es ihm keiner von seinen adeligen Gönnern übel oder wunderte sich auch nur darüber; man hatte niemals etwas anderes als den Geist des aufstrebenden Bürgertums in ihm gesehn. Der alte Herr nahm eifrig an den Facharbeiten der Gesetzgebung teil, und selbst wenn ihn eine Kampfabstimmung auf der bürgerlichen Seite sah, empfand man auf der anderen Seite keinen Groll darüber, sondern hatte eher das Gefühl, daß er nicht eingeladen worden sei. Er tat in der Politik nichts anderes, als was schon seinerzeit sein Amt gewesen war, ein überlegenes und zuweilen sanft verbesserndes Wissen mit dem Eindruck zu vereinen, daß man sich auf seine persönliche Ergebenheit trotzdem verlassen könne, und hatte es, wie sein Sohn behauptete, ohne wesentliche Veränderung vom Hauslehrer zum Herrenhauslehrer gebracht.

Als er die Geschichte mit dem Schloß erfuhr, erschien sie ihm als die Verletzung einer gesetzlich nicht umschriebenen, aber desto achtsamer zu respektierenden Grenze, und er machte seinem Sohne Vorwürfe, die noch bitterer waren als die vielen Vorwürfe, die er ihm im Lauf der Zeiten schon gemacht hatte, ja geradezu wie die Prophezeiung eines bösen Endes klangen, das nun begonnen habe. Das Grundgefühl seines Lebens war beleidigt. Wie bei vielen Männern, die etwas Bedeutendes erreichen, bestand es, fern von Eigennutz, aus einer tiefen Liebe für das

sozusagen allgemein und überpersönlich Nützliche, mit anderen Worten aus einer ehrlichen Verehrung für das, worauf man seinen Vorteil baut, nicht weil man ihn baut, sondern in Harmonie und gleichzeitig damit und aus allgemeinen Gründen. Das ist von großer Wichtigkeit; schon ein edler Hund sucht seinen Platz unter dem Eßtisch, unbeirrt von Fußstößen, nicht etwa aus hündischer Niedrigkeit, sondern aus Anhänglichkeit und Treue, und gar die kalt berechnenden Menschen haben im Leben nicht halb soviel Erfolg wie die richtig gemischten Gemüter, die für Menschen und Verhältnisse, die ihnen Vorteil bringen, wirklich tief zu empfinden vermögen.

[<]

4

Wenn es Wirklichkeitssinn gibt, muß es auch Möglichkeitssinn geben

Wenn man gut durch geöffnete Türen kommen will, muß man die Tatsache achten, daß sie einen festen Rahmen haben: dieser Grundsatz, nach dem der alte Professor immer gelebt hatte, ist einfach eine Forderung des Wirklichkeitssinns. Wenn es aber Wirklichkeitssinn gibt, und niemand wird bezweifeln, daß er seine Daseinsberechtigung hat, dann muß es auch etwas geben, das man Möglichkeitssinn nennen kann.

Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müßte geschehn; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, daß es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist. Man sieht, daß die Folgen solcher schöpferischen Anlage bemerkenswert sein können, und bedauerlicherweise lassen sie nicht selten das, was die Menschen bewundern, falsch erscheinen und das, was sie verbieten, als erlaubt oder wohl auch beides als gleichgültig. Solche Möglichkeitsmenschen leben, wie man sagt, in einem feineren Gespinnst, in einem Gespinnst von Dunst, Einbildung, Träumerei und Konjunktiven; Kindern, die diesen Hang haben, treibt man ihn nachdrücklich aus und nennt solche Menschen vor ihnen Phantasten, Träumer, Schwächlinge und Besserwisser oder Krittler.

Wenn man sie loben will, nennt man diese Narren auch Idealisten, aber offenbar ist mit alledem nur ihre schwache Spielart erfaßt, welche die Wirklichkeit nicht begreifen kann oder ihr wehleidig ausweicht, wo also das Fehlen des Wirklichkeitssinns wirklich einen Mangel bedeutet. Das Mögliche umfaßt jedoch nicht nur die Träume nervenschwacher Personen, sondern auch die noch nicht erwachten Absichten Gottes. Ein mögliches Erlebnis oder eine mögliche Wahrheit sind nicht gleich wirklichem Erlebnis und wirklicher Wahrheit weniger dem Werte des Wirklichseins, sondern sie haben, wenigstens nach Ansicht ihrer Anhänger, etwas sehr Göttliches in sich, ein Feuer, einen Flug, einen Bauwillen und bewußten Utopismus, der die Wirklichkeit nicht scheut, wohl aber als Aufgabe und Erfindung behandelt. Schließlich ist die Erde gar nicht alt und war scheinbar noch nie so recht in gesegneten Umständen. Wenn man nun in bequemer Weise die Menschen des Wirklichkeits- und des Möglichkeitssinns voneinander unterscheiden will, so braucht man bloß an einen bestimmten Geldbetrag zu denken. Alles, was zum Beispiel tausend Mark an Möglichkeiten überhaupt enthalten, enthalten sie doch ohne Zweifel, ob man sie besitzt oder nicht; die Tatsache, daß Herr Ich oder Herr Du sie besitzen, fügt ihnen so wenig

etwas hinzu wie einer Rose oder einer Frau. Aber ein Narr steckt sie in den Strumpf, sagen die Wirklichkeitsmenschen, und ein Tüchtiger schafft etwas mit ihnen; sogar der Schönheit einer Frau wird unleugbar von dem, der sie besitzt, etwas hinzugefügt oder genommen. Es ist die Wirklichkeit, welche die Möglichkeiten weckt, und nichts wäre so verkehrt, wie das zu leugnen. Trotzdem werden es in der Summe oder im Durchschnitt immer die gleichen Möglichkeiten bleiben, die sich wiederholen, so lange bis ein Mensch kommt, dem eine wirkliche Sache nicht mehr bedeutet als eine gedachte. Er ist es, der den neuen Möglichkeiten erst ihren Sinn und ihre Bestimmung gibt, und er erweckt sie.

Ein solcher Mann ist aber keineswegs eine sehr eindeutige Angelegenheit. Da seine Ideen, soweit sie nicht müßige Hirngespinnste bedeuten, nichts als noch nicht geborene Wirklichkeiten sind, hat natürlich auch er Wirklichkeitssinn; aber es ist ein Sinn für die mögliche Wirklichkeit und kommt viel langsamer ans Ziel als der den meisten Menschen eignende Sinn für ihre wirklichen Möglichkeiten. Er will gleichsam den Wald, und der andere die Bäume; und Wald, das ist etwas schwer Ausdrückbares, wogegen Bäume soundsoviel Festmeter bestimmter Qualität bedeuten. Oder vielleicht sagt man es anders besser, und der Mann mit gewöhnlichem Wirklichkeitssinn gleicht einem Fisch, der nach der Angel schnappt und die Schnur nicht sieht, während der Mann mit jenem Wirklichkeitssinn, den man auch Möglichkeitssinn nennen kann, eine Schnur durchs Wasser zieht und keine Ahnung hat, ob ein Köder daran sitzt. Einer außerordentlichen Gleichgültigkeit für das auf den Köder beißende Leben steht bei ihm die Gefahr gegenüber, völlig spleenige Dinge zu treiben. Ein unpraktischer Mann – und so erscheint er nicht nur, sondern ist er auch bleibt unzuverlässig und unberechenbar im Verkehr mit Menschen. Er wird Handlungen begehen, die ihm etwas anderes bedeuten als anderen, aber beruhigt sich über alles, sobald es sich in einer außerordentlichen Idee zusammenfassen läßt. Und zudem ist er heute von Folgerichtigkeit noch weit entfernt. Es ist etwa sehr leicht möglich, daß ihm ein Verbrechen, bei dem ein anderer zu Schaden kommt, bloß als eine soziale Fehlleistung erscheint, an der nicht der Verbrecher die Schuld trägt, sondern die Einrichtung der Gesellschaft. Fraglich ist es dagegen, ob ihm eine Ohrfeige, die er selbst empfängt, als eine Schmach der Gesellschaft oder wenigstens so unpersönlich wie der Biß eines Hundes vorkommen werde; wahrscheinlich wird er da zuerst die Ohrfeige erwidern und danach die Auffassung haben, daß er das nicht hätte tun sollen. Und vollends, wenn man ihm eine Geliebte fortnimmt, wird er heute noch nicht ganz von der Wirklichkeit dieses Vorganges absehen und sich mit einem überraschenden, neuen Gefühl entschädigen können. Diese Entwicklung ist zurzeit noch im Fluß und bedeutet für den einzelnen Menschen sowohl eine Schwäche wie eine Kraft.

Und da der Besitz von Eigenschaften eine gewisse Freude an ihrer Wirklichkeit voraussetzt, erlaubt das den Ausblick darauf, wie es jemand, der auch sich selbst gegenüber keinen Wirklichkeitssinn aufbringt, unversehens widerfahren kann, daß er sich eines Tages als ein Mann ohne Eigenschaften vorkommt.

[<]

5

Ulrich

Der Mann ohne Eigenschaften, von dem hier erzählt wird, hieß Ulrich, und Ulrich – es ist nicht angenehm, jemand immerzu beim Taufnamen zu nennen, den man erst so flüchtig kennt! aber

sein Familienname soll aus Rücksicht auf seinen Vater verschwiegen werden – hatte die erste Probe seiner Sinnesart schon an der Grenze des Knaben- und Jünglingsalters in einem Schulaufsatz abgelegt, der einen patriotischen Gedanken zur Aufgabe hatte. Patriotismus war in Österreich ein ganz besonderer Gegenstand. Denn deutsche Kinder lernten einfach die Kriege der österreichischen Kinder verachten, und man brachte ihnen bei, daß die französischen Kinder die Enkel von entnervten Wüstlingen seien, die zu Tausenden davonlaufen, wenn ein deutscher Landwehrmann auf sie zugeht, der einen großen Vollbart hat. Und mit vertauschten Rollen sowie wünschenswerten Änderungen lernten ganz das gleiche die auch oft siegreich gewesenen französischen, russischen und englischen Kinder. Nun sind Kinder Aufschneider, lieben das Spiel Räuber und Gendarm und sind jederzeit bereit, die Familie Y aus der Großen X-gasse, wenn sie ihr zufällig angehören, für die größte Familie der Welt zu halten. Sie sind also leicht für den Patriotismus zu gewinnen. In Österreich aber war das ein wenig verwickelter. Denn die Österreicher hatten in allen Kriegen ihrer Geschichte zwar auch gesiegt, aber nach den meisten dieser Kriege hatten sie irgend etwas abtreten müssen. Das weckt das Denken, und Ulrich schrieb in seinem Aufsätze über die Vaterlandsliebe, daß ein ernster Vaterlandsfreund sein Vaterland niemals das beste finden dürfe; ja mit einem Blitz, der ihn besonders schön dünkte, obgleich er mehr von seinem Glanz geblendet wurde, als daß er sah, was darin vorging, hatte er diesem verdächtigen Satz noch den zweiten hinzugefügt, daß wahrscheinlich auch Gott von seiner Welt am liebsten im Coniunctivus potentialis spreche (hic dixerit quispiam = hier könnte einer einwenden ...), denn Gott macht die Welt und denkt dabei, es könnte ebensogut anders sein. – Er war sehr stolz auf diesen Satz gewesen, aber er hatte sich vielleicht nicht verständlich genug ausgedrückt, denn es entstand große Aufregung darüber, und man hätte ihn beinahe aus der Schule entfernt, wengleich man zu keinem Entschluß kam, weil man sich nicht entscheiden konnte, ob seine vermessene Bemerkung als Lästerung des Vaterlands oder als Gotteslästerung aufzufassen sei. Er wurde damals in dem vornehmen Gymnasium der Theresianischen Ritterakademie erzogen, das die edelsten Stützen des Staates lieferte, und sein Vater, erbost über die Beschämung, die ihm sein weit vom Stamme gefallener Apfel bereitete, schickte Ulrich in die Fremde fort, in ein kleines belgisches Erziehungsinstitut, das in einer unbekanntenen Stadt lag und, mit kluger kaufmännischer Betriebsamkeit verwaltet, bei billigen Preisen einen großen Umsatz an entgleisten Schülern hatte. Dort lernte Ulrich, seine Mißachtung der Ideale anderer international zu erweitern.

Seither waren sechzehn oder siebzehn Jahre vergangen, wie die Wolken am Himmel treiben. Ulrich bereute sie weder, noch war er auf sie stolz, er sah ihnen in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahr einfach erstaunt nach. Er war inzwischen da und dort gewesen, manchmal auch kurze Zeit in der Heimat, und hatte überall Wertvolles und Nutzloses getrieben. Es ist schon angedeutet worden, daß er Mathematiker war, und mehr braucht davon noch nicht gesagt zu werden, denn in jedem Beruf, wenn man ihn nicht für Geld, sondern um der Liebe willen ausübt, kommt ein Augenblick, wo die ansteigenden Jahre ins Nichts zu führen scheinen. Nachdem dieser Augenblick längere Zeit angedauert hatte, erinnerte sich Ulrich, daß man der Heimat die geheimnisvolle Fälligkeit zuschreibe, das Sinnen wurzelständig und bodenecht zu machen, und er ließ sich in ihr mit dem Gefühl eines Wanderers nieder, der sich für die Ewigkeit auf eine Bank setzt, obgleich er ahnt, daß er sofort wieder aufstehen wird.

Als er dabei sein Haus bestellte, wie es die Bibel nennt, machte er eine Erfahrung, auf die er eigentlich nur gewartet hatte. Er hatte sich in die angenehme Lage versetzt, sein verwaorlostes kleines Besitztum nach Belieben vom Ei an neu herrichten zu müssen. Von der stilreinen Rekonstruktion bis zur vollkommenen Rücksichtslosigkeit standen ihm dafür alle Grundsätze zur Verfügung, und ebenso boten sich seinem Geist alle Stile, von den Assyern bis zum Kubismus

an. Was sollte er wählen? Der moderne Mensch wird in der Klinik geboren und stirbt in der Klinik: also soll er auch wie in einer Klinik wohnen! – Diese Forderung hatte soeben ein führender Baukünstler aufgestellt, und ein anderer Reformers der Inneneinrichtung verlangte verschiebbare Wände der Wohnungen, mit der Begründung, daß der Mensch dem Menschen zusammenlebend vertrauen lernen müsse und nicht sich separatistisch abschließen dürfe. Es hatte damals gerade eine neue Zeit begonnen (denn das tut sie in jedem Augenblick), und eine neue Zeit braucht einen neuen Stil. Zu Ulrichs Glück besaß das Schloßhäuschen, so wie er es vorfand, bereits drei Stile übereinander, so daß man wirklich nicht alles damit vornehmen konnte, was verlangt wurde; dennoch fühlte er sich von der Verantwortung, sich ein Haus einrichten zu dürfen, gewaltig aufgerüttelt, und die Drohung «Sage mir, wie du wohnst, und ich sage dir, wer du bist», die er wiederholt in Kunstzeitschriften gelesen hatte, schwebte über seinem Haupt. Nach eingehender Beschäftigung mit diesen Zeitschriften kam er zu der Entscheidung, daß er den Ausbau seiner Persönlichkeit doch lieber selbst in die Hand nehmen wolle, und begann seine zukünftigen Möbel eigenhändig zu entwerfen. Aber wenn er sich soeben eine wuchtige Eindrucksform ausgedacht hatte, fiel ihm ein, daß man an ihre Stelle doch ebensogut eine technisch-schmalkräftige Zweckform setzen könnte, und wenn er eine von Kraft ausgezehnte Eisenbetonform entwarf, erinnerte er sich an die mährhaft mageren Formen eines dreizehnjährigen Mädchens und begann zu träumen, statt sich zu entschließen.

Es war das – in einer Angelegenheit, die ihm im Ernst nicht besonders nahe ging – die bekannte Zusammenhanglosigkeit der Einfälle und ihre Ausbreitung ohne Mittelpunkt, die für die Gegenwart kennzeichnend ist und deren merkwürdige Arithmetik ausmacht, die vom Hundertsten ins Tausendste kommt, ohne eine Einheit zu haben. Schließlich dachte er sich überhaupt nur noch unausführbare Zimmer aus, Drehzimmer, kaleidoskopische Einrichtungen, Umstellvorrichtungen für die Seele, und seine Einfälle wurden immer inhaltsloser. Da war er endlich auf dem Punkt, zu dem es ihn hinzog. Sein Vater würde es ungefähr so ausgedrückt haben: Wen man tun ließe, was er wolle, der könnte sich bald vor Verwirrung den Kopf einrennen. Oder auch so: Wer sich erfüllen kann, was er mag, weiß bald nicht mehr, was er wünschen soll. Ulrich wiederholte sich das mit großem Genuß. Diese Altvordernweisheit kam ihm als ein außerordentlich neuer Gedanke vor. Es muß der Mensch in seinen Möglichkeiten, Plänen und Gefühlen zuerst durch Vorurteile, Überlieferungen, Schwierigkeiten und Beschränkungen jeder Art eingeeengt werden wie ein Narr in seiner Zwangsjacke, und erst dann hat, was er hervorzubringen vermag, vielleicht Wert, Gewachsenheit und Bestand; – es ist in der Tat kaum abzusehen, was dieser Gedanke bedeutet! Nun, der Mann ohne Eigenschaften, der in seine Heimat zurückgekehrt war, tat auch den zweiten Schritt, um sich von außen, durch die Lebensumstände bilden zu lassen, er überließ an diesem Punkt seiner Überlegungen die Einrichtung seines Hauses einfach dem Genie seiner Lieferanten, in der sicheren Überzeugung, daß sie für Überlieferung, Vorurteile und Beschränktheit schon sorgen würden. Er selbst frischte nur die alten Linien auf, die von früher da waren, die dunklen Hirschgeweihe unter den weißen Wölbungen der kleinen Halle oder die steife Decke des Salons, und tat im übrigen alles hinzu, was ihm zweckhaft und bequem vorkam.

Als alles fertig war, durfte er den Kopf schütteln und sich fragen: dies ist also das Leben, das meines werden soll? – Es war ein entzückendes kleines Palais, was er da besaß; fast mußte man es so nennen, denn es war ganz so, wie man sich seinesgleichen denkt, eine geschmackvolle Residenz für einen Residenten, wie ihn sich Möbel-, Teppich- und Installationsfirmen vorgestellt hatten, die auf ihrem Gebiete führen. Es fehlte nur, daß dieses reizende Uhrwerk nicht aufgezogen war; denn dann wären Equipagen mit hohen Würdenträgern und vornehmen Damen die Auffahrt emporgerollt, Lakaien wären von den Trittbrettern gesprungen und hätten Ulrich mißtrauisch gefragt: «Guter Mann, wo ist Euer Herr?»



Er war vom Mond zurückgekehrt und hatte sich sofort wieder wie am Mond eingerichtet.

[<]

6

### Leona oder eine perspektivische Verschiebung

Wenn man sein Haus bestellt hat, soll man auch ein Weib freien. Ulrichs Freundin in jenen Tagen hieß Leontine und war Liedersängerin in einem kleinen Varieté; sie war groß, schlank und voll, aufreizend leblos, und er nannte sie Leona.

Sie war ihm aufgefallen durch das feuchte Dunkel ihrer Augen, durch einen schmerzlich leidenschaftlichen Ausdruck ihres regelmäßigen, schönen, langen Gesichts und durch die gefühlvollen Lieder, die sie an Stelle von unzüchtigen sang. Alle diese altmodischen kleinen Gesänge hatten Liebe, Leid, Treue, Verlassenheit, Waldesrauschen und Forellenblinken zum Inhalt. Leona stand groß und bis in die Knochen verlassen auf der kleinen Bühne und sang sie mit der Stimme einer Hausfrau geduldig ins Publikum, und wenn dazwischen doch kleine sittliche Gewagtheiten unterliefen, so wirkten sie um so gespenstischer, als dieses Mädchen die tragischen wie die neckischen Gefühle des Herzens mit den gleichen mühsam buchstabierten Gebärden unterstützte. Ulrich fühlte sich sofort an alte Photographien oder an schöne Frauen in verschollenen Jahrgängen deutscher Familienblätter erinnert, und während er sich in das Gesicht dieser Frau hineindachte, bemerkte er darin eine ganze Menge kleiner Züge, die gar nicht wirklich sein konnten und doch dieses Gesicht ausmachten. Es gibt natürlich zu allen Zeiten alle Arten von Antlitzen; aber je eine wird vom Zeitgeschmack emporgehoben und zu Glück und Schönheit gemacht, während alle anderen Gesichter sich dann diesem anzugleichen suchen; und selbst häßlichen gelingt das ungefähr, mit Hilfe von Frisur und Mode, und nur jenen zu seltsamen Erfolgen geborenen Gesichtern gelingt es niemals, in denen sich das königliche und vertriebene Schönheitsideal einer früheren Zeit ohne Zugeständnisse ausspricht. Solche Gesichter wandern wie Leichen früherer Gelüste in der großen Wesenlosigkeit des Liebesbetriebs, und den Männern, die in die weite Langweile von Leontinens Gesang gafften und nicht wußten, was ihnen geschah, bewegten ganz andre Gefühle die Nasenflügel als vor den kleinen frechen Chanteusen mit den Tangofrisuren. Da beschloß Ulrich, sie Leona zu nennen, und ihr Besitz erschien ihm begehrenswert wie der eines vom Kürschner ausgestopften großen Löwenfells.

Nachdem aber ihre Bekanntschaft begonnen hatte, entwickelte Leona noch eine unzeitgemäße Eigenschaft, sie war in ungeheurem Maße gefräßig, und das ist ein Laster, dessen große Ausbildung längst aus der Mode gekommen ist. Es war seinem Entstehen nach die endlich befreite Sehnsucht, die sie als armes Kind nach kostbaren Leckerbissen gelitten hatte; nun besaß es die Kraft eines Ideals, das endlich seinen Käfig zerbrochen und die Herrschaft an sich gerissen hat. Ihr Vater schien ein ehrbarer kleiner Bürger gewesen zu sein, der sie jedesmal schlug, wenn sie mit Verehrern ging; sie aber tat es aus keinem anderen Grund, als weil sie für ihr Leben gern in dem Vorgarten einer kleinen Konditorei saß und vornehm auf die Vorübergehenden blickend in ihrem Eis löffelte. Denn daß sie unsinnlich gewesen sei, hätte man zwar nicht behaupten können, aber sofern es erlaubt ist, wäre zu sagen, daß sie wie in allem so auch darin geradezu faul und arbeitsscheu war. In ihrem ausgedehnten Körper brauchte jeder Reiz wunderbar lange, bis er das Gehirn erreichte, und es geschah, daß mitten am Tag ihre Augen ohne Grund zu zergehen begannen, während sie in der Nacht unbeweglich auf einen Punkt der Zimmerdecke gerichtet

waren, als ob sie dort eine Fliege beobachteten. Ebenso konnte sie manchmal mitten in voller Stille über einen Scherz zu lachen beginnen, der ihr da erst aufging, während sie ihn einige Tage zuvor ruhig angehört hatte, ohne ihn zu verstehen. Wenn sie keinen besonderen Grund zum Gegenteil hatte, war sie darum auch durchaus anständig. Auf welche Weise sie überhaupt zu ihrem Beruf gekommen war, war niemals aus ihr herauszubringen. Anscheinend wußte sie es selbst nicht mehr genau. Es zeigte sich bloß, daß sie die Tätigkeit einer Liedersängerin für einen notwendigen Teil des Lebens hielt und alles Große, was sie von Kunst und Künstlern je gehört hatte, damit verband, so daß es ihr durchaus richtig, erzieherisch und vornehm vorkam, allabendlich auf eine kleine, von Zigarrendunst umwölkte Bühne hinauszutreten und Lieder vorzutragen, deren ergreifende Geltung eine feststehende Sache war. Natürlich scheute sie dabei, wie es sein muß, um das Anständige zu beleben, auch keineswegs vor einer gelegentlich eingestreuten Unanständigkeit zurück, aber sie war fest überzeugt, daß die erste Sängerin der kaiserlichen Oper genau das gleiche tue wie sie.

Freilich, wenn man es durchaus Prostitution nennen will, wenn ein Mensch nicht, wie es üblich ist, seine ganze Person für Geld hergibt, sondern nur seinen Körper, so betrieb Leona gelegentlich Prostitution. Aber wenn man durch neun Jahre, wie sie seit ihrem sechzehnten Jahr, die Kleinheit der Taggelder kennt, die in den untersten Singhöllen gezahlt werden, die Preise der Toiletten und der Wäsche im Kopf hat, die Abzüge, den Geiz und die Willkür der Besitzer, die Perzente von Speis und Trank aufgemunterter Gäste und von der Zimmerrechnung des benachbarten Hotels, täglich damit zu tun hat, Zank darüber hat und kaufmännisch abrechnet, so wird das, was den Laien als Ausschweifung erfreut, zu einem Beruf, der voll Logik, Sachlichkeit und Standesgesetzen ist. Gerade Prostitution ist ja eine Angelegenheit, bei der es einen großen Unterschied macht, ob man sie von oben sieht oder von unten betrachtet.

Aber wenn Leona auch eine vollkommen sachliche Auffassung der sexuellen Frage besaß, so hatte sie doch auch ihre Romantik. Nur hatte sich bei ihr alles Überschwengliche, Eitle, Verschwenderische, hatten sich die Gefühle des Stolzes, des Neides, der Wollust, des Ehrgeizes, der Hingabe, kurz die Triebkräfte der Persönlichkeit und des gesellschaftlichen Aufstiegs durch ein Naturspiel nicht mit dem sogenannten Herzen verbunden, sondern mit dem tractus abdominalis, den Eßvorgängen, mit denen sie übrigens in früheren Zeiten regelmäßig in Verbindung gestanden sind, was man noch heute an Primitiven oder an breit prassenden Bauern beobachten kann, die Vornehmheit und allerhand anderes, was den Menschen auszeichnet, durch ein Festmahl auszudrücken vermögen, bei dem man sich feierlich und mit allen Begleiterscheinungen überißt. An den Tischen ihres Tingeltangels tat Leona ihre Pflicht; aber wovon sie träumte, war ein Kavalier, der sie durch ein Verhältnis auf Engagementsdauer dessen entthob und ihr gestattete, in vornehmer Haltung vor einer vornehmen Speisekarte in einem vornehmen Restaurant zu sitzen. Sie hätte dann am liebsten von allen vorhandenen Speisen auf einmal gegessen, und es bereitete ihr eine schmerzhaft widerspruchsvolle Genugtuung, gleichzeitig zeigen zu dürfen, daß sie wisse, wie man auswählen müsse und ein auserlesenes Menü zusammenstellt. Erst bei den kleinen Nachgerichten konnte sie ihre Phantasie gehen lassen, und gewöhnlich wurde in umgekehrter Reihenfolge ein ausgebreitetes zweites Abendbrot daraus. Leona stellte durch schwarzen Kaffee und anregende Mengen von Getränken ihre Aufnahmefähigkeit wieder her und reizte sich durch Überraschungen, bis ihre Leidenschaft gestillt war. Dann war ihr Leib so voll vornehmer Sachen, daß er kaum noch zusammenhielt. Sie blickte träg strahlend um sich, und obgleich sie niemals sehr gesprächig war, schloß sie in diesem Zustand gerne rückschauende Betrachtungen an die Kostbarkeiten an, die sie verspeist hatte. Wenn sie Polmone à la Torlogna oder Äpfel à la Melville sagte, streute sie es hin, wie ein anderer gesucht beiläufig erwähnt, daß er mit dem Fürsten oder dem Lord gleichen Namens gesprochen

habe.

Weil das öffentliche Auftreten mit Leona nicht gerade nach Ulrichs Geschmack war, verlegte er ihre Fütterung gewöhnlich in sein Haus, wo sie den Hirschgeweihen und Stilmöbeln zuspeisen mochte. Sie aber sah sich dadurch um die gesellschaftliche Genugtuung gebracht, und wenn der Mann ohne Eigenschaften durch die unerhörtesten Gerichte, die ein Garkoch liefern kann, sie zu einsamer Unmäßigkeit reizte, empfand sie sich genau so mißbraucht wie eine Frau, die bemerkt, daß sie nicht um ihrer Seele willen geliebt wird. Sie war schön und eine Sängerin, sie brauchte sich nicht zu verstecken, und jeden Abend hingen an ihr die Begierden einiger Dutzend Männer, die ihr recht gegeben hätten. Dieser Mensch aber, obgleich er mit ihr allein sein wollte, brachte es nicht einmal fertig, ihr zu sagen: Jesus Maria, Leona, dein A... macht mich selig! und sich den Schnurrbart vor Appetit zu lecken, wenn er sie bloß ansah, wie sie es von ihren Kavalieren gewohnt war. Leona verachtete ihn ein bißchen, obgleich sie natürlich treu an ihm festhielt, und Ulrich wußte das. Er wußte übrigens wohl, was sich in Leonas Gesellschaft gehörte, aber die Zeit, wo er so etwas noch über die Lippen gebracht hätte und seine Lippen noch einen Schnurrbart trugen, lag zu weit zurück. Und wenn man etwas nicht mehr zuwege bringt, das man früher gekonnt hat, es mag noch so dumm gewesen sein, so ist das doch genau so, wie wenn der Schlagfluß in die Hand und in das Bein gefahren ist. Die Augäpfel schlotterten ihm, wenn er seine Freundin ansah, der Speise und Trank zu Kopf gestiegen waren. Man konnte ihre Schönheit vorsichtig von ihr abheben. Es war die Schönheit der Herzogin, die Scheffels Ekkehard über die Schwelle des Klosters getragen hat, die Schönheit der Ritterin mit dem Falken am Handschuh, die Schönheit der sagenumwobenen Kaiserin Elisabeth mit dem schweren Kranz von Haar, ein Entzücken für Leute, die alle schon tot waren. Und um es genau zu sagen, sie erinnerte auch an die göttliche Juno, aber nicht an die ewige und unvergängliche, sondern an das, was eine vergangene oder vergehende Zeit junonisch nannte. So war der Traum des Seins nur lose über die Materie gestülpt. Leona aber wußte, daß man für eine vornehme Einladung auch dann etwas schuldig ist, wenn sich der Gastgeber nichts wünscht, und daß man sich nicht bloß anglotzen lassen dürfe; so stand sie denn, sobald sie dessen wieder fähig war, auf und begann gelassen, aber mit lautem Vortrag zu singen. Ihrem Freund kamen solche Abende vor wie ein herausgerissenes Blatt, belebt von allerhand Einfällen und Gedanken, aber mumifiziert, wie es alles aus dem Zusammenhang Gerissene wird, und voll von jener Tyrannis des nun ewig so Stehenbleibenden, die den unheimlichen Reiz lebender Bilder ausmacht, als hätte das Leben plötzlich ein Schlafmittel erhalten, und nun steht es da, steif, voll Verbindung in sich, scharf begrenzt und doch ungeheuer sinnlos im Ganzen.

[<]

7

In einem Zustand von Schwäche zieht sich Ulrich eine neue Geliebte zu

Eines Morgens kam Ulrich nachhaus und war übel zugerichtet. Seine Kleider hingen zerrissen von ihm, er mußte feuchte Bauschen auf den zerschundenen Kopf legen, seine Uhr und seine Brieftasche fehlten. Er wußte nicht, ob die drei Männer, mit denen er in Streit geraten war, sie geraubt hatten oder ob sie ihm während der kurzen Zeit, wo er bewußtlos auf dem Pflaster lag, von einem stillen Menschenfreund gestohlen worden waren. Er legte sich zu Bett, und indes die matten Glieder sich wieder behutsam getragen und umhüllt fühlten, überlegte er noch einmal

dieses Abenteuer.

Die drei Köpfe waren plötzlich vor ihm gestanden; er mochte in der spät-einsamen Straße einen der Männer gestreift haben, denn seine Gedanken waren zerstreut und mit etwas anderem beschäftigt gewesen, aber diese Gesichter waren schon vorbereitet auf Zorn und traten verzerrt in den Kreis der Laterne. Da hatte er einen Fehler begangen. Er hätte sofort zurückprallen müssen, als fürchte er sich, und dabei fest mit dem Rücken gegen den Kerl stoßen, der hinter ihn getreten war, oder mit dem Ellenbogen gegen seinen Magen, und noch im selben Augenblick trachten müssen, zu entweichen, denn gegen drei starke Männer gibt es kein Kämpfen. Statt dessen hatte er einen Augenblick gezögert. Das machte das Alter; seine zweiunddreißig Jahre; Feindseligkeit und Liebe brauchen da schon etwas mehr Zeit. Er wollte nicht glauben, daß die drei Antlitze, die ihn mit einemmal in der Nacht mit Zorn und Verachtung anblickten, es nur auf sein Geld abgesehen hatten, sondern gab sich dem Gefühl hin, daß da Haß gegen ihn zusammengeströmt und zu Gestalten geworden war; und während die Strolche ihn schon mit gemeinen Worten beschimpften, freute ihn der Gedanke, daß es vielleicht gar keine Strolche seien, sondern Bürger wie er, bloß etwas angetrunken und von Hemmungen befreit, die an seiner vorübergleitenden Erscheinung hängengeblieben waren und einen Haß auf ihn entluden, der für ihn und für jeden fremden Menschen stets vorbereitet ist wie das Gewitter in der Atmosphäre. Denn etwas Ähnliches fühlte auch er mitunter. Ungemein viele Menschen fühlen sich heute in bedauerlichem Gegensatz stehen zu ungemein viel anderen Menschen. Es ist ein Grundzug der Kultur, daß der Mensch dem außerhalb seines eigenen Kreises lebenden Menschen aufs tiefste mißtraut, also daß nicht nur ein Germane einen Juden, sondern auch ein Fußballspieler einen Klavierspieler für ein unbegreifliches und minderwertiges Wesen hält. Schließlich besteht ja das Ding nur durch seine Grenzen und damit durch einen gewissermaßen feindseligen Akt gegen seine Umgebung; ohne den Papst hätte es keinen Luther gegeben und ohne die Heiden keinen Papst, darum ist es nicht von der Hand zu weisen, daß die tiefste Anlehnung des Menschen an seinen Mitmenschen in dessen Ablehnung besteht. Das dachte er natürlich nicht so ausführlich; aber er kannte diesen Zustand einer ungewissen, atmosphärischen Feindseligkeit, von dem in unserem Menschenalter die Luft voll ist, und wenn sich das einmal plötzlich in drei unbekanntem, nachher wieder auf ewig verschwindenden Männern zusammenzieht, um wie Donner und Blitz auszuschlagen, so ist das fast eine Erleichterung.

Immerhin schien er doch angesichts dreier Strolche etwas zu viel gedacht zu haben. Denn als ihn nun der erste ansprang, flog er zwar zurück, da ihm Ulrich mit einem Schlag aufs Kinn zuvorgekommen war, aber der zweite, der blitzschnell danach hätte erledigt werden müssen, würde von der Faust nur noch gestreift, denn inzwischen hatte ein Hieb von hinten mit einem schweren Gegenstand Ulrichs Kopf beinahe zersprengt. Er brach ins Knie, wurde angefaßt, kam mit jenem fast unnatürlichen Klarwerden des Körpers, das gewöhnlich dem ersten Zusammenbruch folgt, noch einmal hoch, schlug in die Wirrnis fremder Körper und wurde von immer größer werdenden Fäusten niedergehämmt.

Da nun der Fehler festgestellt war, den er begangen hatte, und nur auf sportlichem Gebiet lag, eben so, wie es vorkommt, daß man einmal zu kurz springt, schlief Ulrich, der noch immer vorzügliche Nerven besaß, ruhig ein, genau mit dem gleichen Entzücken an den entschwebenden Spiralen des Bewußtseinsverfalls, das er im Hintergrunde schon während seiner Niederlage empfunden hatte.

Als er wieder erwachte, überzeugte er sich, daß seine Verletzungen nicht bedeutend waren, und dachte noch einmal über sein Erlebnis nach. Eine Schlägerei hinterläßt immer einen unangenehmen Nachgeschmack, sozusagen von voreiliger Vertraulichkeit, und unabhängig

davon, daß er der Angegriffene war, hatte Ulrich das Gefühl, sich unpassend betragen zu haben. Aber unpassend wozu?! Dicht neben den Straßen, wo alle dreihundert Schritte ein Schutzmann den geringsten Verstoß gegen die Ordnung ahndet, liegen andere, die die gleiche Kraft und Gesinnung fordern wie ein Urwald. Die Menschheit erzeugt Bibeln und Gewehre, Tuberkulose und Tuberkulin. Sie ist demokratisch mit Königen und Adel; baut Kirchen und gegen die Kirchen wieder Universitäten; macht Klöster zu Kasernen, aber teilt den Kasernen Feldgeistliche zu. Natürlich liefert sie auch den Strolchen mit Blei gefüllte Gummischläuche in die Hand, um den Leib eines Mitmenschen damit krankzuschlagen, und stellt für den einsamen und mißhandelten Leib hinterdrein Daunenbetten bereit, wie es eines war, das in diesem Augenblick Ulrich umgab, als wäre es mit lauter Hochachtung und Rücksicht gefüllt. Es ist das die bekannte Sache mit den Widersprüchen, der Inkonsequenz und Unvollkommenheit des Lebens. Man lächelt oder seufzt dazu. Aber so war nun Ulrich gerade nicht. Er haßte diese Mischung aus Verzicht und Affenliebe im Verhalten zum Leben, die sich dessen Widersprüche und Halbheiten gefallen läßt wie eine eingejungferte Tante die Flegeleien eines jungen Neffen. Nur sprang er auch nicht gleich aus seinem Bett, wenn es sich zeigte, daß das Verweilen darin aus der Unordnung der Menschheitsangelegenheiten Vorteil zog, denn in mancherlei Sinn ist es ein voreiliger Ausgleich mit dem Gewissen auf Kosten der Sache, ein Kurzschluß, ein Ausweichen ins Private, wenn man für seine Person das Schlechte meidet und das Gute tut, statt sich um die Ordnung des Ganzen zu bemühen. Ja es kam Ulrich nach seiner unfreiwilligen Erfahrung sogar vor, daß es verzweifelt wenig Wert habe, wenn da die Gewehre, dort die Könige abgeschafft werden und irgendein kleiner oder großer Fortschritt die Dummheit und Schlechtigkeit vermindert; denn das Maß der Widerwärtigkeiten und Schlechtigkeiten wird augenblicklich wieder durch neue aufgefüllt, als glitte das eine Bein der Welt immer zurück, wenn sich das andere vorschiebt. Davon müßte man die Ursache und den Geheimmechanismus erkennen! Das wäre natürlich ungleich wichtiger, als nach veraltenden Grundsätzen ein guter Mensch zu sein, und so zog es Ulrich in der Moral mehr zum Generalstabsdienst als zum alltäglichen Heldentum des Guttuns.

Er vergegenwärtigte sich jetzt noch einmal auch die Fortsetzung seines nächtlichen Abenteuers. Denn als er nach der unglücklich verlaufenen Schlägerei wieder zu sich gekommen war, hatte ein Mietwagen nahe am Gehsteig haltgemacht, der Lenker suchte den verwundeten Fremdling an den Schultern emporzurichten, und eine Dame beugte sich mit engelhaftem Gesichtsausdruck über ihn. In solchen Augenblicken tief emporsteigenden Bewußtseins sieht man alles wie in der Welt der Kinderbücher; aber bald hatte diese Ohnmacht der Wirklichkeit Platz gemacht, die Gegenwart einer um ihn bemühten Frau blies Ulrich an, seicht und erweckend wie Kölnisch-Wasser, so daß er allsogleich auch wußte, er könne nicht viel Schaden genommen haben, und in guter Art auf die Beine zu kommen suchte. Es gelang ihm nicht gleich ganz so, wie er es wünschte, und die Dame bot sich besorgt an, ihn irgendwohin zu fahren, damit er Hilfe fände. Ulrich bat, nach Hause gebracht zu werden, und da er wahrhaftig noch verwirrt und hilflos erschien, gewährte es ihm die Dame. Im Wagen hatte er dann rasch zu sich selbst gefunden. Er fühlte etwas mütterlich Sinnliches neben sich, eine zarte Wolke von hilfsbereitem Idealismus, in deren Wärme sich jetzt die kleinen Eiskristalle des Zweifels und der Angst vor einer unüberlegten Handlung zu bilden begannen, während er wieder Mann wurde, und sie füllten die Luft mit der Weichheit eines Schneefalls. Er erzählte sein Erlebnis, und die schöne Frau, die bloß um weniges jünger als er, also vielleicht dreißig Jahre alt zu sein schien, klagte die Roheit der Menschen an und fand ihn entsetzlich bedauernswert.

Natürlich begann nun er das Geschehene lebhaft zu verteidigen und erklärte der überraschten mütterlichen Schönheit an seiner Seite, daß man solche Kampferlebnisse nicht nach dem Erfolg beurteilen dürfe. Ihr Reiz liegt auch wirklich darin, daß man in einem kleinsten Zeitraum, mit

einer im bürgerlichen Leben sonst nirgendwo vorkommenden Schnelligkeit und von kaum wahrnehmbaren Zeichen geleitet, so viele, verschiedene, kraftvolle und dennoch aufs genaueste einander zugeordnete Bewegungen ausführen muß, daß es ganz unmöglich wird, sie mit dem Bewußtsein zu beaufsichtigen. Im Gegenteil, jeder Sportsmann weiß, daß man schon einige Tage vor dem Wettkampf das Training einstellen muß, und das geschieht aus keinem anderen Grund, als damit Muskeln und Nerven untereinander die letzte Verabredung treffen können, ohne daß Wille, Absicht und Bewußtsein dabei sein oder gar dareinreden dürfen. Im Augenblick der Tat sei es dann auch immer so, beschrieb Ulrich: die Muskeln und Nerven springen und fechten mit dem Ich; dieses aber, das Körperganze, die Seele, der Wille, diese ganze, zivilrechtlich gegen die Umwelt abgegrenzte Haupt- und Gesamtperson wird von ihnen nur so obenauf mitgenommen, wie Europa, die auf dem Stier sitzt, und wenn dem einmal nicht so sei, wenn unglücklicherweise auch nur der kleinste Lichtstrahl von Überlegung in dieses Dunkel falle, dann mißlinge regelmäßig das Unternehmen. – Ulrich hatte sich in Eifer geredet. Das sei im Grunde, – behauptete er nun – er meine, dieses Erlebnis der fast völligen Entrückung oder Durchbrechung der bewußten Person sei im Grunde verwandt mit verlorengegangenen Erlebnissen, die den Mystikern aller Religionen bekannt gewesen seien, und es sei sonach gewissermaßen ein zeitgenössischer Ersatz ewiger Bedürfnisse, und wenn auch ein schlechter, so immerhin einer; und das Boxen oder ähnliche Sportarten, die das in ein vernünftiges System bringen, seien also eine Art von Theologie, wenn man auch nicht verlangen könne, daß das schon allgemein eingesehen werde.

Ulrich hatte sich wohl auch ein wenig aus dem eitlen Wunsch so lebhaft an seine Gefährtin gewandt, sie die klägliche Lage, in der sie ihn gefunden hatte, vergessen zu machen. Es war unter diesen Umständen schwer für sie, zu unterscheiden, ob er ernst spreche oder spotte. Jedenfalls konnte es ihr im Grunde durchaus natürlich erscheinen, daß er die Theologie durch den Sport zu erklären suchte, was vielleicht sogar interessant war, da der Sport etwas Zeitgemäßes ist, die Theologie dagegen etwas, wovon man gar nichts weiß, obgleich es doch unleugbar wirklich noch immer viele Kirchen gibt. Und wie dem auch sei, sie fand, daß ein glücklicher Zufall sie einen sehr geistvollen Mann hatte retten lassen, und zwischendurch fragte sie sich allerdings auch, ob er nicht etwa eine Gehirnerschütterung erlitten habe.

Ulrich, der nun etwas Verständliches sagen wollte, benützte die Gelegenheit, um beiläufig darauf hinzuweisen, daß ja auch die Liebe zu den religiösen und gefährlichen Erlebnissen gehöre, weil sie den Menschen aus den Armen der Vernunft hebe und ihn in einen wahrhaft grundlos schwebenden Zustand versetze.

Ja, – sagte die Dame – aber Sport sei doch roh.

Gewiß, – beeilte sich Ulrich, es zuzugeben – Sport sei roh. Man könne sagen, der Niederschlag eines feinst verteilten, allgemeinen Hasses, der in Kampfspielen abgeleitet wird. Man behaupte natürlich das Gegenteil, Sport verbinde, mache zu Kameraden und dergleichen; aber das beweise im Grunde nur, daß Roheit und Liebe nicht weiter von einander entfernt seien als der eine Flügel eines großen bunten stummen Vogels vom andern.

Er hatte den Ton auf die Flügel und den bunten, stummen Vogel gelegt, – ein Gedanke ohne rechten Sinn, aber voll von einem wenig jener ungeheuren Sinnlichkeit, mit der das Leben in seinem maßlosen Leib alle nebenbuhlerischen Gegensätze gleichzeitig befriedigt; er bemerkte nun, daß seine Nachbarin das nicht im geringsten verstand, dennoch war der weiche Schneefall, den sie im Wagen verbreitete, noch dichter geworden. Da wandte er sich ihr ganz zu und fragte, ob sie vielleicht eine Abneigung habe, von solchen körperlichen Fragen zu sprechen? Das

körperliche Treiben komme ja wirklich schon zu sehr in Mode, und im Grunde schließe es ein grauenvolles Gefühl ein, weil der Körper, wenn er ganz scharf trainiert sei, das Übergewicht habe und auf jeden Reiz ohne zu fragen, mit seinen automatisch eingeschliffenen Bewegungen so sicher antworte, daß dem Besitzer nur noch das unheimliche Gefühl des Nachsehens bleibt, während ihm sein Charakter mit irgendeinem Körperteil gleichsam durchgeht.

Es schien in der Tat, daß diese Frage die junge Frau tief berührte; sie zeigte sich erregt von diesen Worten, atmete lebhaft und rückte vorsichtig ein wenig ab. Ein ähnlicher Mechanismus wie der soeben beschriebene, ein Hochatmen, ein Erröten der Haut, Klopfen des Herzens, und vielleicht noch einiges andere schien in ihr in Bewegung gekommen zu sein. Aber gerade da hatte der Wagen vor Ulrichs Wohnung gehalten. Er konnte nur noch lächelnd um die Adresse seiner Retterin bitten, damit er ihr seinen Dank abstatte, aber zu seinem Erstaunen wurde ihm diese Gunst nicht gewährt. Also schlug das schwarze, schmiedeeiserne Gitter hinter einem verwunderten Fremdling zu. Vermutlich waren danach noch die Bäume eines alten Parks hoch und dunkel in dem Licht elektrischer Lampen aufgewachsen, Fenster entbrannt, und die niederen Flügel eines boudoirhaft kleinen Schloßchens über kurz geschorenem, smaragdhaftem Rasen hatten sich ausgebreitet, man hatte ein wenig von den Wänden gesehen, die mit Bildern und bunten Bücherreihen bedeckt waren, und der verabschiedete Wagengefährte wurde von einem unerwartet schönen Dasein aufgenommen.

So hatte es sich ereignet, und während Ulrich noch überlegte, wie unangenehm es gewesen wäre, wenn er seine Zeit wieder für eines dieser Liebesabenteuer hätte hergeben müssen, deren er längst satt war, wurde ihm eine Dame gemeldet, die ihren Namen nicht nennen wollte und tief verschleiert bei ihm eintrat. Es war sie selbst, die ihren Namen und ihre Wohnung nicht genannt hatte, aber auf diese romantisch-charitative Weise unter dem Vorwand, sich um sein Befinden zu sorgen, das Abenteuer eigenmächtig fortsetzte.

Zwei Wochen später war Bonadea schon seit vierzehn Tagen seine Geliebte.

[<]

8

## Kakanien

In dem Alter, wo man noch alle Schneider- und Barbierangelegenheiten wichtig nimmt und gerne in den Spiegel blickt, stellt man sich oft auch einen Ort vor, wo man sein Leben zubringen möchte, oder wenigstens einen Ort, wo es Stil hat, zu verweilen, selbst wenn man fühlt, daß man für seine Person nicht gerade gern dort wäre. Eine solche soziale Zwangsvorstellung ist nun schon seit langem eine Art überamerikanische Stadt, wo alles mit der Stoppuhr in der Hand eilt oder stillsteht. Luft und Erde bilden einen Ameisenbau, von den Stockwerken der Verkehrsstraßen durchzogen. Luftzüge, Erdzüge, Untererdzüge, Rohrpostmenschensendungen, Kraftwagenketten rasen horizontal, Schnellaufzüge pumpen vertikal Menschenmassen von einer Verkehrsebene in die andre; man springt an den Knotenpunkten von einem Bewegungsapparat in den andern, wird von deren Rhythmus, der zwischen zwei losdonnernden Geschwindigkeiten eine Synkope, eine Pause, eine kleine Kluft von zwanzig Sekunden macht, ohne Überlegung angesaugt und hineingerissen, spricht hastig in den Intervallen dieses allgemeinen Rhythmus miteinander ein paar Worte. Fragen und Antworten klinken ineinander wie Maschinenglieder,

jeder Mensch hat nur ganz bestimmte Aufgaben, die Berufe sind an bestimmten Orten in Gruppen zusammengezogen, man ißt während der Bewegung, die Vergnügungen sind in andern Stadtteilen zusammengezogen, und wieder anderswo stehen die Türme, wo man Frau, Familie, Grammophon und Seele findet. Spannung und Entspannung, Tätigkeit und Liebe werden zeitlich genau getrennt und nach gründlicher Laboratoriumserfahrung ausgewogen. Stößt man bei irgendeiner dieser Tätigkeiten auf Schwierigkeit, so läßt man die Sache einfach stehen; denn man findet eine andre Sache oder gelegentlich einen besseren Weg, oder ein anderer findet den Weg, den man verfehlt hat; das schadet gar nichts, während durch nichts so viel von der gemeinsamen Kraft verschleudert wird wie durch die Anmaßung, daß man berufen sei, ein bestimmtes persönliches Ziel nicht locker zu lassen. In einem von Kräften durchflossenen Gemeinwesen führt jeder Weg an ein gutes Ziel, wenn man nicht zu lange zaudert und überlegt. Die Ziele sind kurz gesteckt; aber auch das Leben ist kurz, man gewinnt ihm so ein Maximum des Erreichens ab, und mehr braucht der Mensch nicht zu seinem Glück, denn was man erreicht, formt die Seele, während das, was man ohne Erfüllung will, sie nur verbiegt; für das Glück kommt es sehr wenig auf das an, was man will, sondern nur darauf, daß man es erreicht. Außerdem lehrt die Zoologie, daß aus einer Summe von reduzierten Individuen sehr wohl ein geniales Ganzes bestehen kann.

Es ist gar nicht sicher, daß es so kommen muß, aber solche Vorstellungen gehören zu den Reiseträumen, in denen sich das Gefühl der rastlosen Bewegung spiegelt, die uns mit sich führt. Sie sind oberflächlich, unruhig und kurz. Weiß Gott, was wirklich werden wird. Man sollte meinen, daß wir in jeder Minute den Anfang in der Hand haben und einen Plan für uns alle machen müßten. Wenn uns die Sache mit den Geschwindigkeiten nicht gefällt, so machen wir doch eine andre! Zum Beispiel eine ganz langsame, mit einem schleierig wallenden, meerschneckenhaft geheimnisvollen Glück und dem tiefen Kuhblick, von dem schon die Griechen geschwärmt haben. Aber so ist es ganz und gar nicht. Die Sache hat uns in der Hand. Man fährt Tag und Nacht in ihr und tut auch noch alles andre darin; man rasiert sich, man ißt, man liebt, man liest Bücher, man übt seinen Beruf aus, als ob die vier Wände stillstünden, und das Unheimliche ist bloß, daß die Wände fahren, ohne daß man es merkt, und ihre Schienen vorauswerfen, wie lange, tastend gekrümmte Fäden, ohne daß man weiß wohin. Und überdies will man ja womöglich selbst noch zu den Kräften gehören, die den Zug der Zeit bestimmen. Das ist eine sehr unklare Rolle, und es kommt vor, wenn man nach längerer Pause hinaussieht, daß sich die Landschaft geändert hat; was da vorbeifliegt, fliegt vorbei, weil es nicht anders sein kann, aber bei aller Ergebenheit gewinnt ein unangenehmes Gefühl immer mehr Gewalt, als ob man über das Ziel hinausgefahren oder auf eine falsche Strecke geraten wäre. Und eines Tages ist das stürmische Bedürfnis da: Aussteigen! Abspringen! Ein Heimweh nach Aufgehaltenwerden, Nichtsichentwickeln, Steckenbleiben, Zurückkehren zu einem Punkt, der vor der falschen Abzweigung liegt! Und in der guten alten Zeit, als es das Kaisertum Österreich noch gab, konnte man in einem solchen Falle den Zug der Zeit verlassen, sich in einen gewöhnlichen Zug einer gewöhnlichen Eisenbahn setzen und in die Heimat zurückfahren.

Dort, in Kakanien, diesem seither untergegangenen, unverstandenen Staat, der in so vielem ohne Anerkennung vorbildlich gewesen ist, gab es auch Tempo, aber nicht zuviel Tempo. So oft man in der Fremde an dieses Land dachte, schwebte vor den Augen die Erinnerung an die weißen, breiten, wohlhabenden Straßen aus der Zeit der Fußmärsche und Extraposten, die es nach allen Richtungen wie Flüsse der Ordnung, wie Bänder aus heilem Soldatenzwillich durchzogen und die Länder mit dem papierweißen Arm der Verwaltung umschlangen. Und was für Länder! Gletscher und Meer, Karst und böhmische Kornfelder gab es dort, Nächte an der Adria, zirpend von Grillenunruhe, und slowakische Dörfer, wo der Rauch aus den Kaminen wie aus aufgestülpten Nasenlöchern stieg und das Dorf zwischen zwei kleinen Hügeln kauerte, als hätte die Erde ein



wenig die Lippen geöffnet, um ihr Kind dazwischen zu wärmen. Natürlich rollten auf diesen Straßen auch Automobile; aber nicht zuviel Automobile! Man bereitete die Eroberung der Luft vor, auch hier; aber nicht zu intensiv. Man ließ hie und da ein Schiff nach Südamerika oder Ostasien fahren; aber nicht zu oft. Man hatte keinen Weltwirtschafts- und Weltmachtehrgeiz; man saß im Mittelpunkt Europas, wo die alten Weltachsen sich schneiden; die Worte Kolonie und Übersee hörte man an wie etwas noch gänzlich Unerprobtes und Fernes. Man entfaltete Luxus; aber beileibe nicht so überfeinert wie die Franzosen. Man trieb Sport; aber nicht so närrisch wie die Angelsachsen. Man gab Unsummen für das Heer aus; aber doch nur gerade so viel, daß man sicher die zweitschwächste der Großmächte blieb. Auch die Hauptstadt war um einiges kleiner als alle andern größten Städte der Welt, aber doch um ein Erkleckliches größer, als es bloß Großstädte sind. Und verwaltet wurde dieses Land in einer aufgeklärten, wenig fühlbaren, alle Spitzen vorsichtig beschneidenden Weise von der besten Bürokratie Europas, der man nur einen Fehler nachsagen konnte: sie empfand Genie und geniale Unternehmungssucht an Privatpersonen, die nicht durch hohe Geburt oder einen Staatsauftrag dazu privilegiert waren, als vorlautes Benehmen und Anmaßung. Aber wer ließe sich gerne von Unbefugten dreinreden! Und in Kakanien wurde überdies immer nur ein Genie für einen Lümmel gehalten, aber niemals, wie es anderswo vorkam, schon der Lümmel für ein Genie.

Überhaupt, wie vieles Merkwürdige ließe sich über dieses versunkene Kakanien sagen! Es war zum Beispiel kaiserlich-königlich und war kaiserlich und königlich; eines der beiden Zeichen k. k. oder k. u. k. trug dort jede Sache und Person, aber es bedurfte trotzdem einer Geheimwissenschaft, um immer sicher unterscheiden zu können, welche Einrichtungen und Menschen k. k. und welche k. u. k. zu rufen waren. Es nannte sich schriftlich Österreichisch-Ungarische Monarchie und ließ sich mündlich Österreich rufen; mit einem Namen also, den es mit feierlichem Staatsschwur abgelegt hatte, aber in allen Gefühlsangelegenheiten beibehielt, zum Zeichen, daß Gefühle ebenso wichtig sind wie Staatsrecht und Vorschriften nicht den wirklichen Lebensernst bedeuten. Es war nach seiner Verfassung liberal, aber es wurde klerikal regiert. Es wurde klerikal regiert, aber man lebte freisinnig. Vor dem Gesetz waren alle Bürger gleich, aber nicht alle waren eben Bürger. Man hatte ein Parlament, welches so gewaltigen Gebrauch von seiner Freiheit machte, daß man es gewöhnlich geschlossen hielt; aber man hatte auch einen Notstandsparagraphen, mit dessen Hilfe man ohne das Parlament auskam, und jedesmal, wenn alles sich schon über den Absolutismus freute, ordnete die Krone an, daß nun doch wieder parlamentarisch regiert werden müsse. Solcher Geschehnisse gab es viele in diesem Staat, und zu ihnen gehörten auch jene nationalen Kämpfe, die mit Recht die Neugierde Europas auf sich zogen und heute ganz falsch dargestellt werden. Sie waren so heftig, daß ihretwegen die Staatsmaschine mehrmals im Jahr stockte und stillstand, aber in den Zwischenzeiten und Staatspausen kam man ausgezeichnet miteinander aus und tat, als ob nichts gewesen wäre. Und es war auch nichts Wirkliches gewesen. Es hatte sich bloß die Abneigung jedes Menschen gegen die Bestrebungen jedes andern Menschen, in der wir heute alle einig sind, in diesem Staat schon früh, und man kann sagen, zu einem sublimierten Zeremoniell ausgebildet, das noch große Folgen hätte haben können, wenn seine Entwicklung nicht durch eine Katastrophe vor der Zeit unterbrochen worden wäre.

Denn nicht nur die Abneigung gegen den Mitbürger war dort bis zum Gemeinschaftsgefühl gesteigert, sondern es nahm auch das Mißtrauen gegen die eigene Person und deren Schicksal den Charakter tiefer Selbstgewißheit an. Man handelte in diesem Land – und mitunter bis zu den höchsten Graden der Leidenschaft und ihren Folgen immer anders, als man dachte, oder dachte anders, als man handelte. Unkundige Beobachter haben das für Liebenswürdigkeit oder gar für Schwäche des ihrer Meinung nach österreichischen Charakters gehalten. Aber das war falsch;

und es ist immer falsch, die Erscheinungen in einem Land einfach mit dem Charakter seiner Bewohner zu erklären. Denn ein Landesbewohner hat mindestens neun Charaktere, einen Berufs-, einen National-, einen Staats-, einen Klassen-, einen geographischen, einen Geschlechts-, einen bewußten, einen unbewußten und vielleicht auch noch einen privaten Charakter; er vereinigt sie in sich, aber sie lösen ihn auf, und er ist eigentlich nichts als eine kleine, von diesen vielen Rinnsalen ausgewaschene Mulde, in die sie hineinsickern und aus der sie wieder austreten, um mit andern Bächlein eine andre Mulde zu füllen. Deshalb hat jeder Erdbewohner auch noch einen zehnten Charakter, und dieser ist nichts als die passive Phantasie unausgefüllter Räume; er gestattet dem Menschen alles, nur nicht das eine: das ernst zu nehmen, was seine mindestens neun andern Charaktere tun und was mit ihnen geschieht; also mit andern Worten, gerade das nicht, was ihn ausfüllen sollte. Dieser, wie man zugeben muß, schwer zu beschreibende Raum ist in Italien anders gefärbt und geformt als in England, weil das, was sich von ihm abhebt, andre Farbe und Form hat, und ist doch da und dort der gleiche, eben ein leerer, unsichtbarer Raum, in dem die Wirklichkeit darinsteht wie eine von der Phantasie verlassene kleine Steinbaukastenstadt.

Soweit das nun überhaupt allen Augen sichtbar werden kann, war es in Kakanien geschehen, und darin war Kakanien, ohne daß die Welt es schon wußte, der fortgeschrittenste Staat; es war der Staat, der sich selbst irgendwie nur noch mitmachte, man war negativ frei darin, ständig im Gefühl der unzureichenden Gründe der eigenen Existenz und von der großen Phantasie des Nichtgeschehenen oder doch nicht unwiderruflich Geschehenen wie von dem Hauch der Ozeane umspült, denen die Menschheit entstieg.

Es ist passiert, sagte man dort, wenn andre Leute anderswo glaubten, es sei wunder was geschehen; das war ein eigenartiges, nirgendwo sonst im Deutschen oder einer andern Sprache vorkommendes Wort, in dessen Hauch Tatsachen und Schicksalsschläge so leicht wurden wie Flaumfedern und Gedanken. Ja, es war, trotz vielem, was dagegen spricht, Kakanien vielleicht doch ein Land für Genies; und wahrscheinlich ist es daran auch zugrunde gegangen.

[<]

**2**

Erster von drei Versuchen, ein bedeutender Mann zu werden

Dieser Mann, der zurückgekehrt war, konnte sich keiner Zeit seines Lebens erinnern, die nicht von dem Willen beseelt gewesen wäre, ein bedeutender Mensch zu werden; mit diesem Wunsch schien Ulrich geboren worden zu sein. Es ist wahr, daß sich in einem solchen Verlangen auch Eitelkeit und Dummheit verraten können; trotzdem ist es nicht weniger wahr, daß es ein sehr schönes und richtiges Begehren ist, ohne das es wahrscheinlich nicht viele bedeutende Menschen gäbe. Das Fatale daran war bloß, daß er weder wußte, wie man einer wird, noch was ein bedeutender Mensch ist. In seiner Schulzeit hatte er Napoleon dafür gehalten; teils geschah es wegen der natürlichen Bewunderung der Jugend für das Verbrecherische, teils weil die Lehrpersonen ausdrücklich auf diesen Tyrannen, der Europa auf den Kopf zu stellen versuchte, als den gewaltigsten Übeltäter der Geschichte hinwiesen. Die Folge war, daß Ulrich, sobald er der Schule entrann, Fähnrich in einem Reiterregiment wurde. Wahrscheinlich hätte er damals, nach den Gründen dieser Berufswahl gefragt, schon nicht mehr geantwortet: um Tyrann zu werden; aber solche Wünsche sind Jesuiten; Napoleons Genie hatte sich erst zu entwickeln

begonnen, nachdem er General geworden war, und wie hätte Ulrich als Fähnrich seinen Oberst von der Notwendigkeit dieser Bedingung überzeugen sollen?! Schon beim Eskadronsexerzieren zeigte es sich nicht selten, daß der Oberst anderer Meinung war als er. Trotzdem würde Ulrich den Exerzierplatz, auf dessen friedlicher Flur Anmaßung von Berufung nicht zu unterscheiden ist, nicht verflucht haben, wäre er nicht so ehrgeizig gewesen. Auf pazifistische Redensarten wie «Volkserziehung in Waffen» legte er damals nicht den geringsten Wert, sondern ließ sich von einer leidenschaftlichen Erinnerung an heroische Zustände des Herrentums, der Gewalt und des Stolzes erfüllen. Er ritt Rennen, duellierte sich und unterschied nur drei Arten von Menschen: Offiziere, Frauen und Zivilisten; letztere eine körperlich unentwickelte, geistig verächtliche Klasse, der von den Offizieren die Frauen und Töchter abgejagt wurden. Er gab sich einem großartigen Pessimismus hin: es schien ihm, daß der Soldatenberuf ein scharfes und glühendes Instrument ist, müsse man mit diesem Instrument die Welt zu ihrem Heil auch brennen und schneiden.

Er hatte zwar das Glück, daß ihm nichts dabei geschah, aber eines Tages machte er eine Erfahrung. Er hatte in einer Gesellschaft mit einem bekannten Finanzmann eine kleine Mißhelligkeit, die er in seiner großartigen Weise erledigen wollte, aber es zeigte sich, daß auch im Zivil Männer vorhanden sind, die ihre weiblichen Familienangehörigen zu schützen wissen. Der Finanzier hatte eine Unterredung mit dem Kriegsminister, den er persönlich kannte, und die Folge war, daß Ulrich eine längere Aussprache mit seinem Obersten hatte, in der ihm der Unterschied zwischen einem Erzherzog und einem einfachen Offizier klargemacht wurde. Von da an freute ihn der Beruf des Kriegers nicht mehr. Er hatte erwartet, sich auf einer Bühne welterschütternder Abenteuer zu befinden, deren Held er sein werde, und sah mit einemmal einen betrunkenen jungen Mann auf einem leeren weiten Platz randalieren, dem nur die Steine antworteten. Als er das begriff, nahm er Abschied von dieser undankbaren Laufbahn, in der er es soeben bis zum Leutnant gebracht hatte, und verließ den Dienst.

[<]

10

Der zweite Versuch. Ansätze zu einer Moral des Mannes ohne Eigenschaften

Aber Ulrich wechselte nur das Pferd, als er von der Kavallerie zur Technik überging; das neue Pferd hatte Stahlglieder und lief zehnmal so schnell.

In Goethes Welt ist das Klappern der Webstühle noch eine Störung gewesen, in der Zeit Ulrichs begann man das Lied der Maschinensäle, Niethämmer und Fabriksirenen schon zu entdecken. Man darf freilich nicht glauben, die Menschen hätten bald bemerkt, daß ein Wolkenkratzer größer sei als ein Mann zu Pferd; im Gegenteil, noch heute, wenn sie etwas Besonderes von sich hermachen wollen, setzen sie sich nicht auf den Wolkenkratzer, sondern aufs hohe Roß, sind geschwind wie der Wind und scharfsichtig, nicht wie ein Riesenrefraktor, sondern wie ein Adler. Ihr Gefühl hat noch nicht gelernt, sich ihres Verstandes zu bedienen, und zwischen diesen beiden liegt ein Unterschied der Entwicklung, der fast so groß ist wie der zwischen dem Blinddarm und der Großhirnrinde. Es bedeutet also kein gar kleines Glück, wenn man daraufkommt, wie es Ulrich schon nach Abbruch seiner Flegeljahre geschah, daß der Mensch in allem, was ihm für das Höhere gilt, sich weit altmodischer benimmt, als es seine Maschinen sind.

Ulrich war, als er die Lehrsäle der Mechanik betrat, vom ersten Augenblick an fieberhaft befangen. Wozu braucht man noch den Apollon von Belvedere, wenn man die neuen Formen eines Turbodynamo oder das Gliederspiel einer Dampfmaschinensteuerung vor Augen hat! Wen soll das tausendjährige Gerede darüber, was gut und böse sei, fesseln, wenn sich herausgestellt hat, daß das gar keine «Konstanten» sind, sondern «Funktionswerte», so daß die Güte der Werke von den geschichtlichen Umständen abhängt und die Güte der Menschen von dem psychotechnischen Geschick, mit dem man ihre Eigenschaften auswertet! Die Welt ist einfach komisch, wenn man sie vom technischen Standpunkt ansieht; unpraktisch in allen Beziehungen der Menschen zueinander, im höchsten Grade unökonomisch und unexakt in ihren Methoden; und wer gewohnt ist, seine Angelegenheiten mit dem Rechenschieber zu erledigen, kann einfach die gute Hälfte aller menschlichen Behauptungen nicht ernst nehmen. Der Rechenschieber, das sind zwei unerhört scharfsinnig verflochtene Systeme von Zahlen und Strichen; der Rechenschieber, das sind zwei weiß lackierte, ineinander gleitende Stäbchen von flach trapezförmigem Querschnitt, mit deren Hilfe man die verwickeltsten Aufgaben im Nu lösen kann, ohne einen Gedanken nutzlos zu verlieren; der Rechenschieber, das ist ein kleines Symbol, das man in der Brusttasche trägt und als einen harten weißen Strich über dem Herzen fühlt: wenn man einen Rechenschieber besitzt, und jemand kommt mit großen Behauptungen oder großen Gefühlen, so sagt man: Bitte einen Augenblick, wir wollen vorerst die Fehlergrenzen und den wahrscheinlichsten Wert von alledem berechnen!

Das war zweifellos eine kraftvolle Vorstellung vom Ingenieurwesen. Sie bildete den Rahmen eines reizvollen zukünftigen Selbstbildnisses, das einen Mann mit entschlossenen Zügen zeigte, der eine Shagpipe zwischen den Zähnen hält, eine Sportmütze aufhat und in herrlichen Reitstiefeln zwischen Kapstadt und Kanada unterwegs ist, um gewaltige Entwürfe für sein Geschäftshaus zu verwirklichen. Zwischendurch hat man immer noch Zeit, gelegentlich aus dem technischen Denken einen Ratschlag für die Einrichtung und Lenkung der Welt zu nehmen oder Sprüche zu formen wie den von Emerson, der über jeder Werkstätte hängen sollte: «Die Menschen wandeln auf Erden als Weissagungen der Zukunft, und alle ihre Taten sind Versuche und Proben, denn jede Tat kann durch die nächste übertroffen werden!» – Genau genommen war dieser Satz sogar von Ulrich und aus mehreren Sätzen von Emerson zusammengestellt.

Es ist schwer zu sagen, warum Ingenieure nicht ganz so sind, wie es dem entsprechen würde. Warum tragen sie beispielsweise so oft eine Uhrkette, die in einseitigem, steilem Bogen von der Westentasche zu einem hochgelegenen Knopf führt, oder lassen sie über dem Bauch eine Hebung und zwei Senkungen bilden, als befände sie sich in einem Gedicht? Warum gefällt es ihnen, Busennadeln mit Hirschzähnen oder kleinen Hufeisen in ihre Halsbinden zu stecken? Warum sind ihre Anzüge so konstruiert wie die Anfänge des Automobils? Warum endlich sprechen sie selten von etwas anderem als ihrem Beruf; und wenn sie es doch tun, warum haben sie dann eine besondere, steife, beziehungslose, äußere Art zu sprechen, die nach innen nicht tiefer als bis zum Kehledeckel reicht? Bei weitem gilt das natürlich nicht von allen, aber es gilt von vielen, und die, welche Ulrich kennen lernte, als er zum erstenmal den Dienst in einem Fabrikbüro antrat, waren so, und die, die er beim zweitenmal kennen lernte, waren auch so. Sie zeigten sich als Männer, die mit ihren Reißbrettern fest verbunden waren, ihren Beruf liebten und in ihm eine bewundernswerte Tüchtigkeit besaßen; aber den Vorschlag, die Kühnheit ihrer Gedanken statt auf ihre Maschinen auf sich selbst anzuwenden, würden sie ähnlich empfunden haben wie die Zumutung, von einem Hammer den widernatürlichen Gebrauch eines Mörders zu machen.

So endete schnell der zweite und reifere Versuch, den Ulrich unternommen hatte, um auf dem Wege der Technik ein ungewöhnlicher Mann zu werden.

## Der wichtigste Versuch

Über die Zeit bis dahin vermochte Ulrich heute den Kopf zu schütteln, wie wenn man ihm von seiner Seelenwanderung erzählen würde; über den dritten seiner Versuche nicht. Es läßt sich verstehen, daß ein Ingenieur in seiner Besonderheit aufgeht, statt in die Freiheit und Weite der Gedankenwelt zu münden, obgleich seine Maschinen bis an die Enden der Erde geliefert werden; denn er braucht ebensowenig fähig zu sein, das Kühne und Neue der Seele seiner Technik auf seine Privatseele zu übertragen, wie eine Maschine imstande ist, die ihr zugrunde liegenden Infinitesimalgleichungen auf sich selbst anzuwenden. Von der Mathematik aber läßt sich das nicht sagen; da ist die neue Denklehre selbst, der Geist selbst, liegen die Quellen der Zeit und der Ursprung einer ungeheuerlichen Umgestaltung.

Wenn es die Verwirklichung von Urträumen ist, fliegen zu können und mit den Fischen zu reisen, sich unter den Leibern von Bergriesen durchzubohren, mit göttlichen Geschwindigkeiten Botschaften zu senden, das Unsichtbare und Ferne zu sehen und sprechen zu hören, Tote sprechen zu hören, sich in wundertätigen Genesungsschlaf versenken zu lassen, mit lebenden Augen erblicken zu können, wie man zwanzig Jahre nach seinem Tode aussehen wird, in flimmernden Nächten tausend Dinge über und unter dieser Welt zu wissen, die früher niemand gewußt hat, wenn Licht, Wärme, Kraft, Genuß, Bequemlichkeit Urträume der Menschheit sind, – dann ist die heutige Forschung nicht nur Wissenschaft, sondern ein Zauber, eine Zeremonie von höchster Herzens- und Hirnkraft, vor der Gott eine Falte seines Mantels nach der anderen öffnet, eine Religion, deren Dogmatik von der harten, mutigen, beweglichen, messerkühlen und -scharfen Denklehre der Mathematik durchdrungen und getragen wird.

Allerdings, es ist nicht zu leugnen, daß alle diese Urträume nach Meinung der Nichtmathematiker mit einemmal in einer ganz anderen Weise verwirklicht waren, als man sich das ursprünglich vorgestellt hatte. Münchhausens Posthorn war schöner als die fabriksmäßige Stimmkonserve, der Siebenmeilenstiefel schöner als ein Kraftwagen, Laurins Reich schöner als ein Eisenbahntunnel, die Zauberwurzel schöner als ein Bildtelegramm, vom Herz seiner Mutter zu essen und die Vögel zu verstehn, schöner als eine tierpsychologische Studie über die Ausdrucksbewegungen der Vogelstimme. Man hat Wirklichkeit gewonnen und Traum verloren. Man liegt nicht mehr unter einem Baum und guckt zwischen der großen und der zweiten Zehe hindurch in den Himmel, sondern man schafft; man darf auch nicht hungrig und verträumt sein, wenn man tüchtig sein will, sondern muß Beefsteak essen und sich rühren. Genau so ist es, wie wenn die alte untüchtige Menschheit auf einem Ameisenhaufen eingeschlafen wäre, und als die neue erwachte, waren ihr die Ameisen ins Blut gekrochen, und sie muß seither die gewaltigsten Bewegungen ausführen, ohne dieses lausige Gefühl von tierischer Arbeitsamkeit abschütteln zu können. Man braucht wirklich nicht viel darüber zu reden, es ist den meisten Menschen heute ohnehin klar, daß die Mathematik wie ein Dämon in alle Anwendungen unseres Lebens gefahren ist. Vielleicht glauben nicht alle diese Menschen an die Geschichte vom Teufel, dem man seine Seele verkaufen kann; aber alle Leute, die von der Seele etwas verstehen müssen, weil sie als Geistliche, Historiker und Künstler gute Einkünfte daraus beziehen, bezeugen es, daß sie von der Mathematik ruiniert worden sei und daß die Mathematik die Quelle eines bösen Verstandes bilde, der den Menschen

zwar zum Herrn der Erde, aber zum Sklaven der Maschine mache. Die innere Dürre, die ungeheuerliche Mischung von Schärfe im Einzelnen und Gleichgültigkeit im Ganzen, das ungeheure Verlassensein des Menschen in einer Wüste von Einzelheiten, seine Unruhe, Bosheit, Herzensgleichgültigkeit ohnegleichen, Geldsucht, Kälte und Gewalttätigkeit, wie sie unsre Zeit kennzeichnen, sollen nach diesen Berichten einzig und allein die Folge der Verluste sein, die ein logisch scharfes Denken der Seele zufügt! Und so hat es auch schon damals, als Ulrich Mathematiker wurde, Leute gegeben, die den Zusammenbruch der europäischen Kultur voraussagten, weil kein Glaube, keine Liebe, keine Einfalt, keine Güte mehr im Menschen wohne, und bezeichnenderweise sind sie alle in ihrer Jugend- und Schulzeit schlechte Mathematiker gewesen. Damit war später für sie bewiesen, daß die Mathematik, Mutter der exakten Naturwissenschaft, Großmutter der Technik, auch Erzmutter jenes Geistes ist, aus dem schließlich Giftgase und Kampfflieger aufgestiegen sind.

In Unkenntnis dieser Gefahren lebten eigentlich nur die Mathematiker selbst und ihre Schüler, die Naturforscher, die von alledem so wenig in ihrer Seele verspürten wie Rennfahrer, die fleißig darauf los treten und nichts in der Welt bemerken wie das Hinterrad ihres Vordermanns. Von Ulrich dagegen konnte man mit Sicherheit das eine sagen, daß er die Mathematik liebte, wegen der Menschen, die sie nicht ausstehen mochten. Er war weniger wissenschaftlich als menschlich verliebt in die Wissenschaft. Er sah, daß sie in allen Fragen, wo sie sich für zuständig hält, anders denkt als gewöhnliche Menschen. Wenn man statt wissenschaftlicher Anschauungen Lebensanschauung setzen würde, statt Hypothese Versuch und statt Wahrheit Tat, so gäbe es kein Lebenswerk eines ansehnlichen Naturforschers oder Mathematikers, das an Mut und Umsturzkraft nicht die größten Taten der Geschichte weit übertreffen würde. Der Mann war noch nicht auf der Welt, der zu seinen Gläubigen hätte sagen können: Stehlt, mordet, treibt Unzucht – unsere Lehre ist so stark, daß sie aus der Jauche eurer Sünden schäumend helle Bergwässer macht; aber in der Wissenschaft kommt es alle paar Jahre vor, daß etwas, das bis dahin als Fehler galt, plötzlich alle Anschauungen umkehrt oder daß ein unscheinbarer und verachteter Gedanke zum Herrscher über ein neues Gedankenreich wird, und solche Vorkommnisse sind dort nicht bloß Umstürze, sondern führen wie eine Himmelsleiter in die Höhe. Es geht in der Wissenschaft so stark und unbekümmert und herrlich zu wie in einem Märchen. Und Ulrich fühlte: die Menschen wissen das bloß nicht; sie haben keine Ahnung, wie man schon denken kann; wenn man sie neu denken lehren könnte, würden sie auch anders leben.

Nun wird man sich freilich fragen, ob es denn auf der Welt so verkehrt zugehe, daß sie immerdar umgedreht werden müsse? Aber darauf hat die Welt längst selbst zwei Antworten gegeben. Denn seit sie besteht, sind die meisten Menschen in ihrer Jugend für das Umdrehen gewesen. Sie haben es lächerlich empfunden, daß die Älteren am Bestehenden hingen und mit dem Herzen dachten, einem Stück Fleisch, statt mit dem Gehirn. Diese jüngeren Menschen haben immer bemerkt, daß die moralische Dummheit der Älteren ebenso ein Mangel an neuer Verbindungsfähigkeit ist wie die gewöhnliche intellektuelle Dummheit, und die ihnen selbst natürliche Moral ist eine der Leistung, des Heroismus und der Veränderung gewesen. Dennoch haben sie, sobald sie in die Jahre der Verwirklichung gekommen sind, nichts mehr davon gewußt und noch weniger wissen wollen. Darum werden auch viele, denen Mathematik oder Naturwissenschaft einen Beruf bedeuten, es als einen Mißbrauch empfinden, sich aus solchen Gründen wie Ulrich für eine Wissenschaft zu entscheiden.

Trotzdem hatte er nun aber in diesem dritten Beruf, seit er ihn vor Jahren ergriffen hatte, nach fachmännischem Urteil gar nicht wenig geleistet.

Die Dame, deren Liebe Ulrich nach einem Gespräch über Sport und Mystik gewonnen hat

Es stellte sich heraus, daß auch Bonadea nach großen Ideen strebte.

Bonadea war die Dame, die Ulrich in seiner unglücklichen Boxnacht gerettet und am folgenden Morgen tiefverschleiert besucht hatte. Er hatte sie Bonadea getauft, die gute Göttin, weil sie so in sein Leben getreten war, und auch nach einer Göttin der Keuschheit, die im alten Rom einen Tempel besessen hat, der durch eine seltsame Umkehrung zum Mittelpunkt aller Ausschweifungen geworden ist. Sie wußte das nicht. Der klangvolle Name, den ihr Ulrich beigelegt hatte, gefiel ihr, und sie trug ihn bei ihren Besuchen wie ein prächtig gesticktes Hauskleid. «Ich bin also deine gute Göttin?» fragte sie – «deine Bona Dea?» und die richtige Aussprache dieser beiden Worte erforderte es, daß sie ihm dabei die Arme um den Hals legte und ihn mit leicht zurückgeneigtem Kopf gefühlvoll anblickte.

Sie war die Gattin eines angesehenen Mannes und die zärtliche Mutter zweier schönen Knaben. Ihr Lieblingsbegriff war «hochanständig»; sie wandte ihn auf Menschen, Dienstboten, Geschäfte und Gefühle an, wenn sie etwas Gutes von ihnen sagen wollte. Sie war imstande, «das Wahre, Gute und Schöne» so oft und natürlich auszusprechen, wie ein anderer Donnerstag sagt. Was ihr Ideenbedürfnis am tiefsten befriedigte, war die Vorstellung einer stillen, idealen Lebensführung in einem Kreis, den Gatte und Kinder bilden, während tief darunter das dunkle Reich «Führe mich nicht in Versuchung» schwebt und mit seinen Schauern das strahlende Glück zum sanften Lampenschein dämpft. Sie hatte nur einen Fehler, den, daß sie in einem ganz ungewöhnlichen Maß schon durch den Anblick von Männern erregbar war. Sie war durchaus nicht lüstern; sie war sinnlich, wie andere Menschen andere Leiden haben, zum Beispiel an den Händen schwitzen oder leicht die Farbe wechseln, es war ihr scheinbar angeboren, und sie konnte niemals dagegen aufkommen. Als sie Ulrich unter so romanhaften, die Phantasie außerordentlich erregenden Umständen kennengelernt hatte, war sie vom ersten Augenblick an zur Beute einer Leidenschaft bestimmt gewesen, die als Mitgefühl begann, nach kurzem, aber heftigem Kampfe in verbotene Heimlichkeiten überging und sich als ein Wechselspiel von Bissen der Sünde und der Reue fortsetzte.

Aber Ulrich war in ihrem Leben der weiß Gott wievielte Fall. Männer pflegen solche liebensüchtige Frauen, sobald sie den Zusammenhang heraus haben, meist nicht viel besser zu behandeln als Idioten, die man mit den dümmsten Mitteln verleiten kann, immer wieder über das gleiche zu stolpern. Denn die zarteren Gefühle der männlichen Hingabe sind ungefähr so wie das Knurren eines Jaguars über einem Stück Fleisch, und eine Störung darin wird sehr übelgenommen. Das hatte zur Folge, daß Bonadea oft ein Doppelleben führte wie nur irgend ein achtbarer Tagesbürger, der in den dunklen Zwischenräumen seines Bewußtseins Eisenbahndieb ist, und diese stille, stattliche Frau wurde, sobald sie niemand in Armen hielt, bedrückt von der Selbstverachtung, die durch die Lügen und Entehrungen hervorgerufen wurde, denen sie sich aussetzte, um in Armen gehalten zu werden. Wurden ihre Sinne erregt, so war sie melancholisch und gut, ja sie gewann in ihrer Mischung von Begeisterung und Tränen, von brutaler Natürlichkeit und unweigerlich kommender Reue, in dem Ausreißen ihrer Manie vor der schon drohend wartenden Depression einen Reiz, der ähnlich aufregend war wie das ununterbrochene Wirbeln einer dunkel umflorten Trommel. Aber in dem anfallfreien Intervall, in der Reue

zwischen zwei Schwächen, die sie ihre Hilflosigkeit fühlen machte, war sie voll ehrbarer Ansprüche, die den Umgang mit ihr nicht einfach gestalteten. Man mußte wahr und gut sein, mitfühlend mit allem Unglück, das Kaiserhaus lieben, alles Geachtete achten und sich moralisch so zartfühlend benehmen wie an einem Krankenlager.

Geschah es nicht, so änderte auch das nichts am Lauf der Dinge. Sie hatte zur Entschuldigung dafür das Märchen erfunden, daß sie von ihrem Gatten in den unschuldigen ersten Jahren der Ehe in ihren bedauerlichen Zustand gebracht worden sei. Dieser Gatte, der erheblich älter und körperlich größer war als sie, erschien als ein rücksichtsloses Untier, und schon in den ersten Stunden ihrer neuen Liebe hatte sie auch zu Ulrich traurig bedeutsam davon gesprochen. Erst einiges später kam er darauf, daß dieser Mann ein bekannter und angesehener Jurist war, mit werktätigen Fähigkeiten in der Ausübung seines Berufs, harmlos tötender Jagdliebhaber dazu und gern gesehener Gast an verschiedenen Stammtischen von Jägern und Rechtskundigen, wo von Männerfragen gesprochen wurde statt von Kunst und Liebe. Die einzige Verfehlung dieses etwas namenlosen, gutmütigen und lebensfrohen Mannes bestand darin, daß er mit seiner Gattin verheiratet war und sich dadurch öfter als andere Männer in jenem Verhältnis zu ihr befand, das man in der Sprache der Delikte ein Gelegenheitsverhältnis nennt. Die seelische Wirkung jahrelangen einem Menschen Willfahrens, dessen Frau sie mehr aus Klugheit als aus Herzensverlangen geworden war, hatte in Bonadea die Täuschung ausgebildet, daß sie körperlich übererregbar sei, und hatte diese Einbildung beinahe unabhängig von ihrem Bewußtsein gemacht. Ein ihr selbst unbegreiflicher innerer Zwang kettete sie an diesen durch die Umstände begünstigten Mann; sie verachtete ihn wegen ihrer eigenen Willensschwäche und fühlte sich schwach, um ihn verachten zu können; sie betrog ihn, um ihm zu entfliehen, sprach aber dabei in den unpassendsten Augenblicken von ihm oder den Kindern, die sie von ihm hatte, und war niemals imstande, sich ganz von ihm loszumachen. Gleich vielen unglücklichen Frauen empfing sie schließlich ihre Haltung in einem sonst recht schwankenden Lebensraum von der Abneigung gegen ihren fest dastehenden Gatten und übertrug ihren Konflikt mit ihm in jedes neue Erlebnis, das sie von ihm erlösen sollte.

Es blieb kaum etwas anderes übrig, um ihre Klagen schweigen zu machen, als sie schleunigst aus dem Zustand der Depression in den der Manie zu versetzen. Dann sprach sie dem, der das tat und ihre Schwäche mißbrauchte, jede vornehme Gesinnung ab, aber ihr Leiden legte ihr einen Schleier nasser Zärtlichkeit über die Augen, wenn sie, wie sie das mit wissenschaftlichem Abstand auszudrücken pflegte, zu diesem Manne «inklinierte».

[<]

**13**

Ein geniales Rennpferd reift die Erkenntnis, ein Mann ohne Eigenschaften zu sein

Es ist nicht unwesentlich, daß sich Ulrich sagen durfte, in seiner Wissenschaft nicht wenig geleistet zu haben. Seine Arbeiten hatten ihm auch Anerkennung eingebracht. Bewunderung wäre zu viel verlangt gewesen, denn selbst im Reiche der Wahrheit hegt man Bewunderung nur für ältere Gelehrte, von denen es abhängt, ob man die Habilitation und Professur erreicht oder nicht. Genau gesprochen, er war das geblieben, was man eine Hoffnung nennt, und Hoffnungen nennt man in der Republik der Geister die Republikaner, das sind jene Menschen, die sich einbilden, man dürfe seine ganze Kraft der Sache widmen, statt einen großen Teil von ihr auf das äußere



Vorwärtskommen zu verwenden; sie vergessen, daß die Leistung des Einzelnen gering, das Vorwärtskommen dagegen ein Wunsch aller ist, und vernachlässigen die soziale Pflicht des Strebens, bei der man als ein Streber beginnen muß, damit man in den Jahren des Erfolgs eine Stütze und Strebe abgeben kann, an deren Gunst sich andere emporarbeiten.

Und eines Tages hörte Ulrich auch auf, eine Hoffnung sein zu wollen. Es hatte damals schon die Zeit begonnen, wo man von Genies des Fußballrasens oder des Boxrings zu sprechen anhub, aber auf mindestens zehn geniale Entdecker, Tenöre oder Schriftsteller entfiel in den Zeitungsberichten noch nicht mehr als höchstens ein genialer Centrehalf oder großer Taktiker des Tennissports. Der neue Geist fühlte sich noch nicht ganz sicher. Aber gerade da las Ulrich irgendwo, wie eine vorverwehte Sommerreife, plötzlich das Wort «das geniale Rennpferd». Es stand in einem Bericht über einen aufsehenerregenden Rennbahnerfolg, und der Schreiber war sich der ganzen Größe des Einfalls vielleicht gar nicht bewußt gewesen, den ihm der Geist der Gemeinschaft in die Feder geschoben hatte. Ulrich aber begriff mit einemmal, in welchem unentrinnbaren Zusammenhang seine ganze Laufbahn mit diesem Genie der Rennpferde stehe. Denn das Pferd ist seit je das heilige Tier der Kavallerie gewesen, und in seiner Kasernenjugend hatte Ulrich kaum von anderem sprechen hören als von Pferden und Weibern und war dem entflohn, um ein bedeutender Mensch zu werden, und als er sich nun nach wechsellvollen Anstrengungen der Höhe seiner Bestrebungen vielleicht hätte nahefühlen können, begrüßte ihn von dort das Pferd, das ihm zuvorgekommen war.

Das hat wohl gewiß zeitlich seine Berechtigung, denn es ist noch gar nicht lange her, daß man sich unter einem bewunderungswürdigen männlichen Geist ein Wesen vorgestellt hat, dessen Mut sittlicher Mut, dessen Kraft die Kraft einer Überzeugung, dessen Festigkeit die des Herzens und der Tugend gewesen ist, das Schnelligkeit für etwas Knabenhaftes, Finten für etwas Unerlaubtes, Beweglichkeit und Schwung für etwas der Würde Zuwiderlaufendes gehalten hat. Zum Schluß ist dieses Wesen allerdings nicht mehr lebendig, sondern nur noch in den Lehrkörpern von Gymnasien und in allerhand schriftlichen Äußerungen vorgekommen, es war zu einem ideologischen Gespenst geworden, und das Leben mußte sich ein neues Bild der Männlichkeit suchen. Da es sich danach umsah, machte es aber die Entdeckung, daß die Griffe und Listen, die ein erfinderischer Kopf in einem logischen Kalkül anwendet, wirklich nicht sehr verschieden von den Kampfgriffen eines hart geschulten Körpers sind, und es gibt eine allgemeine seelische Kampfkraft, die von Schwierigkeiten und Unwahrscheinlichkeiten kalt und klug gemacht wird, ob sie nun die dem Angriff zugängliche Seite einer Aufgabe oder eines körperlichen Feindes zu erraten gewohnt ist. Sollte man einen großen Geist und einen Boxlandesmeister psychotechnisch analysieren, so würden in der Tat ihre Schlaueit, ihr Mut, ihre Genauigkeit und Kombinatorik sowie die Geschwindigkeit der Reaktionen auf dem Gebiet, das ihnen wichtig ist, wahrscheinlich die gleichen sein, ja sie würden sich in den Tugenden und Fähigkeiten, die ihren besonderen Erfolg ausmachen, voraussichtlich auch von einem berühmten Hürdenpferd nicht unterscheiden, denn man darf nicht unterschätzen, wieviele bedeutende Eigenschaften ins Spiel gesetzt werden, wenn man über eine Hecke springt. Nun haben aber noch dazu ein Pferd und ein Boxmeister vor einem großen Geist voraus, daß sich ihre Leistung und Bedeutung einwandfrei messen läßt und der Beste unter ihnen auch wirklich als der Beste erkannt wird, und auf diese Weise sind der Sport und die Sachlichkeit verdienstermaßen an die Reihe gekommen, die veralteten Begriffe von Genie und menschlicher Größe zu verdrängen.

Was Ulrich angeht, muß man sogar sagen, daß er in dieser Sache seiner Zeit um einige Jahre voraus gewesen ist. Denn gerade in dieser Art, bei der man seinen Rekord um einen Sieg, einen Zentimeter oder ein Kilogramm vermehrt, hatte er die Wissenschaft betrieben. Sein Geist sollte

sich als scharf und stark beweisen und hatte die Arbeit der Starken geleistet. Diese Lust an der Kraft des Geistes war eine Erwartung, ein kriegerisches Spiel, eine Art unbestimmten herrischen Anspruchs an die Zukunft. Es erschien ihm ungewiß, was er mit dieser Kraft zu Ende führen werde: man konnte alles mit ihr machen und nichts, ein Erlöser der Welt werden oder ein Verbrecher. Und so ist ja wohl ungefähr auch allgemein die seelische Lage beschaffen, aus deren Vorhandensein die Welt der Maschinen und Entdeckungen immer neuen Nachschub erhält. Ulrich hatte die Wissenschaft als eine Vorbereitung, Abhärtung und Art von Training betrachtet. Wenn es sich ergab, daß dieses Denken zu trocken, scharf, eng und ohne Ausblick war, so mußte man es eben so hinnehmen wie den Ausdruck von Entbehrung und Anspannung, der bei großen Körper- und Willensleistungen auf einem Gesicht liegt. Er hatte jahrelang die geistige Entbehrung geliebt. Er haßte die Menschen, die nicht nach dem Nietzsche-Wort «um der Wahrheit willen an der Seele Hunger leiden» können; die Umkehrenden, Verzagten, Weichlichen, die ihre Seele mit Feseleien von der Seele trösten und sie, weil ihr der Verstand angeblich Steine statt Brot gibt, mit religiösen, philosophischen und erdichteten Gefühlen ernähren, die wie in Milch aufgeweichte Semmeln sind. Seine Meinung war, man befinde sich in diesem Jahrhundert mit allem Menschlichen auf einer Expedition, der Stolz verlange, daß man allem unnützen Fragen ein «Noch nicht» entgegensetze und ein Leben mit Interimsgrundsätzen, aber im Bewußtsein eines Ziels führe, das später Kommende erreichen werden. Die Wahrheit ist, daß die Wissenschaft einen Begriff der harten, nüchternen geistigen Kraft entwickelt hat, der die alten metaphysischen und moralischen Vorstellungen des Menschengeschlechtes einfach unerträglich macht, obgleich er an ihre Stelle nur die Hoffnung setzen kann, daß ein ferner Tag kommen wird, wo eine Rasse geistiger Eroberer in die Täler der seelischen Fruchtbarkeit niedersteigt.

Das geht aber nur so lange gut, wie man nicht gezwungen wird, den Blick aus seherischer Ferne auf gegenwärtige Nähe zu richten, und den Satz lesen muß, daß inzwischen ein Rennpferd genial geworden ist. Am nächsten Morgen stand Ulrich mit dem linken Fuß auf und fischte mit dem rechten unentschlossen nach dem Morgenpantoffel. Das war in einer anderen Stadt und Straße gewesen als der, wo er jetzt wohnte, aber erst vor wenigen Wochen. Auf dem braunen Asphaltglanz unter seinem Fenster schossen schon die Autos vorbei; die Reinheit der Morgenluft fing an, sich mit der Säuerlichkeit des Tags zu füllen, und es erschien ihm unaussprechlich unsinnig, nun in dem milchfarbenen Licht, das durch die Vorhänge fiel, damit zu beginnen, daß er wie gewöhnlich seinen nackten Körper nach vorn und hinten biege, ihn mit den Bauchmuskeln von der Erde aufhebe und wieder hinlege und schließlich die Fäuste gegen einen Boxball prasseln lasse, wie es so viele Menschen zu der gleichen Stunde tun, ehe sie in ihr Büro gehen. Eine Stunde täglich, das ist ein Zwölftel des bewußten Lebens, und sie genügt, um einen geübten Leib in dem Zustand eines Panthers zu erhalten, der jedes Abenteuers gewärtig ist; aber sie wird hingegeben für eine sinnlose Erwartung, denn niemals kommen die Abenteuer, die einer solchen Vorbereitung würdig wären. Ganz das gleiche ist mit der Liebe der Fall, auf die der Mensch in der ungeheuerlichsten Weise vorbereitet wird, und schließlich entdeckte Ulrich noch, daß er auch in der Wissenschaft einem Manne glich, der eine Bergkette nach der anderen überstiegen hat, ohne ein Ziel zu sehen. Er besaß Bruchstücke einer neuen Art zu denken wie zu fühlen, aber der anfänglich so starke Anblick des Neuen hatte sich in immer zahlreicher werdende Einzelheiten verloren, und wenn er geglaubt hatte, von der Lebensquelle zu trinken, so hatte er jetzt fast alle seine Erwartungen ausgetrunken. Da hörte er mitten in einer großen und aussichtsreichen Arbeit auf. Seine Fachgenossen kamen ihm zum Teil wie unerbittlich verfolgungssüchtige Staatsanwälte und Sicherheitschefs der Logik vor, zum Teil wie Opiatiker und Esser einer seltsam bleichen Droge, die ihnen die Welt mit der Vision von Zahlen und dinglosen Verhältnissen bevölkerte:

«Bei allen Heiligen!» dachte er «ich habe doch nie die Absicht gehabt, mein ganzes Leben lang Mathematiker zu sein?»

Aber welche Absicht hatte er eigentlich gehabt? In diesem Augenblick hätte er sich nur noch der Philosophie zuwenden können. Aber die Philosophie in diesem Zustand, worin sie sich damals befand, erinnerte ihn an die Geschichte der Dido, wo eine Ochsenhaut auf Riemen geschnitten wird, während es sehr ungewiß blieb, ob man auch wirklich ein Königreich damit umspannt; und was sich von Neuem ansetzte, war von ähnlicher Art wie das, was er selbst getrieben hatte, und vermochte ihn nicht zu verlocken. Er konnte nur sagen, daß er sich von dem, was er eigentlich hatte sein wollen, weiter entfernt fühlte als in seiner Jugend, falls es ihm nicht überhaupt ganz und gar unbekannt geblieben war. In wundervoller Schärfe sah er, mit Ausnahme des Geldverdienens, das er nicht nötig hatte, alle von seiner Zeit begünstigten Fähigkeiten und Eigenschaften in sich, aber die Möglichkeit ihrer Anwendung war ihm abhandengekommen; und da es schließlich, wenn schon Fußballspieler und Pferde Genie haben, nur noch der Gebrauch sein kann, den man von ihm macht, was einem für die Rettung der Eigenheit übrigbleibt, beschloß er, sich ein Jahr Urlaub von seinem Leben zu nehmen, um eine angemessene Anwendung seiner Fähigkeiten zu suchen.

[<]

14

## Jugendfreunde

Ulrich war seit seiner Rückkehr schon einigemal bei seinen Freunden Walter und Clarisse gewesen, denn diese beiden waren trotz des Sommers nicht verreist, und er hatte sie mehrere Jahre lang nicht gesehen. Jedesmal, wenn er ankam, spielten sie Klavier. Sie fanden es selbstverständlich, ihn in einem solchen Augenblick nicht zu bemerken, ehe das Stück zu Ende war. Es war diesmal Beethovens Jubellied der Freude; die Millionen sanken, wie es Nietzsche beschreibt, schauervoll in den Staub, die feindlichen Abgrenzungen zerbrachen, das Evangelium der Weltenharmonie versöhnte, vereinigte die Getrennten; sie hatten das Gehen und Sprechen verlernt und waren auf dem Wege, tanzend in die Lüfte emporzufliegen. Die Gesichter waren gefleckt, die Körper verbogen, die Köpfe hackten ruckweise auf und nieder, gespreizte Klauen schlugen in die sich aufbäumende Tonmasse. Unermeßliches geschah; eine undeutlich umgrenzte, mit heißem Empfinden gefüllte Blase schwoll bis zum Platzen an, und von den erregten Fingerspitzen, den nervösen Runzeln der Stirn, den Zuckungen des Leibs strahlte immer neues Gefühl in den ungeheuren Privataufruhr. Wie oft hatte sich das wohl schon wiederholt?

Ulrich hatte dieses stets offene Klavier mit den gefletschten Zähnen nie leiden mögen, diesen breitmäuligen, kurzbeinigen, aus Teckel und Bulldogg gekreuzten Götzen, der sich das Leben seiner Freunde unterworfen hatte, bis zu den Bildern an der Wand und den spindeldürren Entwürfen der Kunstfabrikmöbel; selbst die Tatsache, daß es kein Hausmädchen gab, sondern nur eine Zugeherin, die kochte und fegte, gehörte dazu. Hinter den Fenstern dieses Haushalts stiegen die Weinberge mit Gruppen alter Bäume und schiefen Häuschen zu den geschwungenen Wäldern an, aber in der Nähe war alles unordentlich, kahl, vereinzelt und verätzt, wie es ringsum ist, wo sich die Ränder großer Städte ins Land vorschieben. Zwischen solcher Nähe und holder Ferne den Bogen spannte das Instrument; schwarz schimmernd sandte es Feuersäulen von Sanftheit und Heroik zu den Wänden hinaus, wenn sie auch, zu feinsten Tonasche zerrieben,

schon wenige hundert Schritte weiter niederfielen, ohne auch nur den Hügel mit den Kiefern zu erreichen, wo die Schenke in der Hälfte des Wegs stand, der zum Wald führte. Jedoch die Wohnung vermochte das Klavier dröhnen zu machen und war eins jener Megaphone, durch welche die Seele ins All schreit wie ein brünstiger Hirsch, dem nichts antwortet als der wetteifernde gleiche Ruf tausend anderer einsam ins All röhrender Seelen. Ulrichs starke Stellung in diesem Haus beruhte darauf, daß er Musik für eine Ohnmacht des Willens und Zerrüttung des Geistes erklärte und geringschätzig von ihr sprach, als er es meinte; denn für Walter und Clarisse war sie zu jener Zeit höchste Hoffnung und Angst. Sie verachteten ihn teils dafür, teils verehrten sie ihn wie einen bösen Geist.

Als diesmal das Spiel endete, blieb Walter weich, ausgelaufen und verloren auf seinem halb umgedrehten Schemel vor dem Klavier sitzen, Clarisse aber stand auf und begrüßte lebhaft den Eindringling. In ihren Händen und ihrem Gesicht zuckte noch die elektrische Ladung des Spiels, ihr Lächeln zwängte sich zwischen einer Spannung von Begeisterung und Ekel durch.

«Froschkönig!» sagte sie, und ihr Kopf deutete hinter sich auf die Musik oder Walter. Ulrich fühlte die federnde Kraft des Bandes zwischen sich und ihr wieder gespannt. Sie hatte ihm bei seinem letzten Besuch von einem furchtbaren Traum erzählt; ein schlüpfriges Geschöpf wollte sie im Schlaf überwältigen, es war bauchig-weich, zärtlich und grauenvoll, und dieser große Frosch bedeutete Walters Musik. Die beiden Freunde wahrten vor Ulrich nicht viel Geheimnisse. Kaum hatte Clarisse ihn nun begrüßt, so wandte sie sich auch schon wieder von ihm ab, kehrte rasch zu Walter zurück, stieß abermals ihren Kriegsruf Froschkönig aus, den Walter, wie es schien, nicht begriff, und riß ihn mit ihren noch von der Musik zuckenden Händen schmerzlich und schmerzend wild an den Haaren. Ihr Gatte machte ein liebenswürdig verdutztes Gesicht und kehrte um einen Schritt näher aus der schlüpfrigen Leere der Musik zurück.

Dann gingen Clarisse und Ulrich ohne ihn im schrägen Pfeilregen der Abendsonne spazieren; er blieb am Klavier zurück. Clarisse sagte: «Sich etwas Schädliches verbieten können, ist die Probe der Lebenskraft! Den Erschöpften lockt das Schädliche! – Was meinst du dazu? Nietzsche behauptet, daß es ein Zeichen von Schwäche ist, wenn sich ein Künstler zuviel mit der Moral seiner Kunst beschäftigt?» Sie hatte sich auf einen kleinen Erdhügel gesetzt.

Ulrich zuckte die Achseln. Als Clarisse vor drei Jahren seinen Jugendfreund heiratete, war sie zweiundzwanzig Jahre alt gewesen, und er selbst hatte ihr zur Hochzeit die Werke Nietzsches geschenkt. «Wenn ich Walter wäre, würde ich Nietzsche zum Duell herausfordern» antwortete er lächelnd.

Clarissens schlanker, in zarten Linien unter dem Kleid schwebender Rücken spannte sich wie ein Bogen, und auch ihr Gesicht war gewaltsam gespannt; sie hielt es von dem des Freundes ängstlich abgewandt.

«Du bist noch immer mädchen- und heldenhaft zugleich ...» fügte Ulrich hinzu; es war eine Frage oder auch keine, ein wenig Scherz, aber auch ein wenig zärtliche Verwunderung; Clarisse verstand nicht ganz, was er meinte, aber die beiden Worte, die er schon einmal gebraucht hatte, bohrten sich in sie wie ein Brandpfeil in ein Strohdach.

Hie und da kam eine Welle planlos aufgewühlter Töne zu ihnen herüber. Ulrich wußte, daß sie sich Walter wochenlang verweigerte, wenn er Wagner spielte. Trotzdem spielte er Wagner; mit schlechtem Gewissen; wie ein Knabenlaster.

Clarisse hätte gerne Ulrich gefragt, wie viel er davon wisse; Walter konnte nie etwas für sich behalten; aber sie schämte sich zu fragen. Nun hatte sich auch Ulrich auf einen kleinen Erdhügel

in ihre Nähe gesetzt, und endlich sagte sie etwas ganz anderes. «Du liebst Walter nicht» sagte sie. «Du bist in Wahrheit nicht sein Freund.» Es klang herausfordernd, aber sie lachte dazu.

Ulrich gab eine unerwartete Antwort. «Wir sind eben Jugendfreunde. Du bist noch ein Kind gewesen, Clarisse, als wir uns schon in dem unverkennbaren Verhältnis einer ausgehenden Jugendfreundschaft befanden. Wir haben uns vor unzählig vielen Jahren gegenseitig bewundert, und jetzt mißtrauen wir einander mit inniger Kenntnis. Jeder möchte sich von dem peinlichen Eindruck befreien, daß er den anderen einst mit sich selbst verwechselt hat, und so leisten wir uns den Dienst unbestechlicher Zerrspiegel.»

«Du glaubst also nicht,» sagte Clarisse «daß er doch noch etwas erreichen wird?»

«Es gibt kein zweites solches Beispiel der Unentrinnbarkeit wie das, das ein begabter junger Mensch bietet, wenn er sich zu einem gewöhnlichen alten Menschen einengt; ohne Schlag des Schicksals, nur durch die Einschrumpfung, die ihm vorher bestimmt war!»

Clarisse schloß die Lippen fest aufeinander. Das alte Jugendübereinkommen zwischen ihnen, daß Überzeugung vor Rücksicht gehe, preßte ihr das Herz hoch, aber es schmerzte. Musik! Immerzu wühlten die Klänge herüber. Sie horchte hin. Jetzt, während des Schweigens, hörte man deutlich das Kochen des Klaviers. Wenn man nicht aufpaßte, schien es wie «wabernde Lohe» aus den Erdhügeln aufzusteigen.

Es wäre schwer zu sagen gewesen, was Walter wirklich war. Er war ein angenehmer Mensch mit sprechenden, gehaltvollen Augen, noch heute, soviel stand fest, obgleich er das vierunddreißigste Jahr schon überschritten hatte, und seit einiger Zeit war er in irgendeinem Kunstamt angestellt. Sein Vater hatte ihm diese bequeme Beamtenstellung verschafft und die Drohung damit verknüpft, daß er ihm seine Geldunterstützung entziehen werde, wenn er sie nicht annehme. Denn eigentlich war Walter Maler; er hatte gleichzeitig mit dem Kunstgeschichtsstudium an der Universität in einer Malklasse der Staatsakademie gearbeitet und später eine Zeitlang in einem Atelier gewohnt. Auch als er mit Clarisse in dieses Haus unter dem freien Himmel gezogen war, er hatte sie kurz vorher geheiratet, war er Maler gewesen; aber jetzt, so schien es, war er wieder Musiker und im Lauf seiner zehnjährigen Liebeszeit war er bald das eine, bald das andere gewesen, dazu noch Dichter, hatte eine literarische Zeitschrift herausgegeben, war, um heiraten zu können, Angestellter eines Bühnenvertriebs geworden, hatte nach wenigen Wochen auf seine Absicht verzichtet, war, um heiraten zu können, nach einiger Zeit Theaterkapellmeister geworden, hatte nach einem halben Jahr auch diese Unmöglichkeit durchschaut, war Zeichenlehrer, Musikkritiker, Einsiedler und manches andere gewesen, bis sein Vater und sein zukünftiger Schwiegervater trotz aller Weitherzigkeit das nicht mehr ertrugen. Solche älteren Leute pflegten zu behaupten, daß es ihm einfach an Willen fehle; aber da hätte man ebensogut behaupten können, daß er sein Leben lang nur ein vielseitiger Dilettant gewesen sei, und das Merkwürdige war doch gerade, daß sich immer auch Fachleute in der Musik, der Malerei oder dem Schrifttum gefunden hatten, die über Walters Zukunft begeisterte Urteile abgaben. In Ulrichs Leben, zum Gegenbeispiel, obgleich er einiges fertiggebracht hatte, dessen Wert sich nicht bestreiten ließ, hatte es sich niemals ereignet, daß ein Mensch zu ihm gekommen wäre und gesagt hätte: Sie sind der Mann, den ich immer gesucht habe und auf den meine Freunde warten! In Walters Leben war das alle Vierteljahr vorgekommen. Und wenn das auch nicht gerade die maßgeblichsten Beurteiler gewesen sind, so waren alle doch Leute, die über irgendeinen Einfluß, einen aussichtsreichen Vorschlag, begonnene Unternehmen, Stellungen, Freundschaften und Förderung verfügten, die sie dem von ihnen entdeckten Walter zur Verfügung stellten, dessen Leben gerade dadurch einen so reichen Zickzacklauf nehmen konnte. Irgendetwas schwebte über

ihm, das mehr zu bedeuten schien als eine bestimmte Leistung. Vielleicht war das eine eigene Begabung, für eine große Begabung zu gelten. Und wenn das Dilettantismus sein sollte, dann beruht das Geistesleben der deutschen Nation zu einem großen Teil auf Dilettantismus, denn diese Begabung gibt es in allen Abstufungen, bis zu den wirklich sehr begabten Menschen hinauf, denn erst bei diesen dürfte sie allem Anschein nach gewöhnlich fehlen.

Und selbst die Begabung, das zu durchschauen, hatte Walter. Obgleich er natürlich wie jedermann bereit war, an seine Erfolge als ein persönliches Verdienst zu glauben, hatte ihn doch sein Vorzug, daß er von jedem Glückszufall mit solcher Leichtigkeit emporgehoben wurde, seit je wie ein beängstigendes Mindergewicht beunruhigt, und so oft er seine Tätigkeiten und menschlichen Verbindungen wechselte, geschah es nicht bloß aus Unbeständigkeit, sondern in großen inneren Anfechtungen und von einer Angst gehetzt, er müsse um der Reinheit des inneren Sinnes willen weiterwandern, ehe er dort Boden fasse, wo sich das Trügerische schon andeute. Sein Lebensweg war eine Kette von erschütternden Erlebnissen, aus denen der heroische Kampf einer Seele hervorging, die allen Halbheiten widerstand und keine Ahnung davon hatte, daß sie damit der eigenen diene. Denn während er um die Moral seines geistigen Tuns litt und kämpfte, wie es einem Genie zukommt, und den vollen Einsatz für seine Begabung erlegte, die nicht zu Großem genügte, hatte ihn sein Schicksal still innen im Kreis zum Nichts zurückgeführt. Er hatte endlich den Platz erreicht, wo ihn nichts mehr hinderte; der stille, zurückgezogene, gegen alle Unreinlichkeiten des Kunstmarkts geschützte Dienst in seiner halbgelehrten Stellung ließ ihm reichlich Unabhängigkeit und Zeit, um ganz seinem inneren Ruf zu lauschen, der Besitz der Geliebten nahm die Dornen von seinem Herz, das Haus «am Rande der Einsamkeit», das er mit ihr nach seiner Heirat bezog, war wie geschaffen zur Schöpfung: aber, als nichts mehr da war, was überwunden werden mußte, geschah das Unerwartete, die Werke, welche die Größe seiner Gesinnung so lange versprochen hatte, blieben aus. Walter schien nicht mehr arbeiten zu können; er verbarg und vernichtete; er sperrte sich jeden Morgen oder nachmittags, wenn er heimkam, stundenlang ein, machte stundenweite Spaziergänge mit dem geschlossenen Skizzenbuch, aber das wenige, was dabei entstand, hielt er zurück oder vernichtete es. Er hatte hundert verschiedene Gründe dafür. Im ganzen begannen sich aber auch seine Anschauungen in dieser Zeit auffallend zu verändern. Er sprach nicht mehr von «Zeitkunst» und «Zukunftskunst», Vorstellungen, die für Clarisse seit ihrem fünfzehnten Jahre mit ihm verbunden waren, sondern zog irgendwo einen Strich – in der Musik etwa bei Bach, in der Dichtung bei Stifter, in der Malerei bei Ingres abschließend – und erklärte, daß alles, was später gekommen sei, überladen, entartet, überspitzt und abwärtsgerichtet wäre; ja es geschah immer heftiger, daß er behauptete, in einer derart in ihren geistigen Wurzeln vergifteten Zeit, wie es die gegenwärtige sei, müsse sich eine reine Begabung der Schöpfung überhaupt enthalten. Aber das Verräterische war, obgleich solche strenge Meinung aus seinem Munde kam, daß aus seinem Zimmer, sobald er sich einsperrte, immer öfter die Klänge Wagners zu dringen begannen, das heißt einer Musik, die er Clarisse in früheren Jahren als das Musterbeispiel einer philiströs überladenen, entarteten Zeit verachten gelehrt hatte, der er aber jetzt selbst wie einem dick gebrauten, heißen, betäubenden Getränk erlag.

Clarisse wehrte sich dagegen. Sie haßte Wagner schon wegen seiner Samtjacke und seines Barettts. Sie war die Tochter eines Malers, dessen Bühnenentwürfe in der weiten Welt berühmt waren. Sie hatte ihre Kindheit in einem Reich von Kulissenluft und Farbengeruch verbracht, zwischen drei verschiedenen Kunstjargons, denen des Schauspiels, der Oper und des Malerateliers, umgeben von Samt, Teppichen, Genie, Pantherfellen, Bibelots, Pfauenwedeln, Truhen und Lauten. Sie verabscheute darum aus ihrer ganzen Seele alle Wollust der Kunst und fühlte sich zu allem Mager-Strengen hingezogen, ob es nun die Metageometrie der atonalen

neuen Tondichtung war oder der enthäutete, wie ein Muskelpräparat klar gewordene Wille klassischer Formen. In ihre jungfräuliche Gefangenschaft hatte Walter die erste Botschaft davon gebracht. «Lichtprinz» hatte sie ihn genannt, und schon als sie ein Kind war, hatten Walter und sie einander zugeschworen, nicht zu heiraten, ehe er ein König geworden sei. Die Geschichte seiner Veränderungen und Unternehmungen war zugleich eine Geschichte unermeßlicher Leiden und Entzückungen, deren Kampfpreis sie gebildet hatte. Clarisse war nicht so begabt wie Walter, das hatte sie immer gefühlt. Aber sie hielt Genie für eine Frage des Willens. Mit wilder Energie hatte sie sich das Studium der Musik anzueignen gesucht; es war nicht unmöglich, daß sie überhaupt nicht musikalisch war, aber sie besaß zehn sehnige Klavierfinger und Entschlossenheit; sie übte tagelang und trieb ihre Finger wie zehn magere Ochsen an, die etwas übermächtig Schweres aus dem Grund reißen sollen. In der gleichen Weise betrieb sie die Malerei. Sie hatte Walter seit ihrem fünfzehnten Jahr für ein Genie gehalten, weil sie stets die Absicht gehabt hatte, nur ein Genie zu heiraten. Sie erlaubte ihm nicht, keines zu sein. Und als sie sein Versagen merkte, wehrte sie sich wild gegen diese erstickende, langsame Veränderung in ihrer Lebensatmosphäre. Gerade da hätte nun Walter menschliche Wärme gebraucht, und er drängte, wenn ihn seine Ohnmacht quälte, zu ihr wie ein Kind, das Milch und Schlaf sucht, aber Clarissens kleiner, nervöser Leib war nicht mütterlich. Sie kam sich von einem Parasiten mißbraucht vor, der sich in ihr einnisten wollte, und sie verweigerte sich. Sie verhöhnte die wallende Waschküchenwärme, in der er Trost suchte. Es kann sein, daß das grausam war. Aber sie wollte die Gefährtin eines großen Menschen sein und rang mit dem Schicksal.

Ulrich hatte Clarisse eine Zigarette angeboten. Was hätte er noch sagen sollen, nachdem er so rücksichtslos gesagt hatte, was er dachte. Der Rauch ihrer Zigaretten, der den Strahlen der Abendsonne nachzog, vereinigte sich in einiger Entfernung von ihnen.

«Wieviel weiß Ulrich davon?» dachte Clarisse auf ihrem Erdhügel. «Ach, was könnte er überhaupt von solchen Kämpfen begreifen!» Sie erinnerte sich daran, wie Walters Gesicht zerfiel, schmerzhaft bis zur Nichtigkeit, wenn die Leiden der Musik und Sinnlichkeit ihn bedrängten und ihr Widerstand keinen Ausweg freigab; nein – nahm sie an – von diesem Ungeheuren eines Liebesspiels wie auf dem Himalaja, aufgebaut aus Liebe, Verachtung, Angst und den Pflichten der Höhe, wußte Ulrich nichts. Sie hatte keine sehr günstige Meinung von Mathematik, und niemals hatte sie ihn für ebenso begabt gehalten wie Walter. Er war gescheit, er war logisch, er wußte viel; aber ist das mehr als Barbarei? Er hatte allerdings früher unvergleichlich besser Tennis gespielt als Walter, und sie konnte sich erinnern, bei seinen rücksichtslosen Schlägen manchmal so heftig empfunden zu haben, der wird erreichen, was er will, wie sie es nie vor Walters Malerei, Musik oder Gedanken empfand. Und sie dachte: «Vielleicht weiß er doch alles von uns und sagt nichts!?» Schließlich hatte er ja vorhin ganz deutlich auf ihre Heldenhaftigkeit angespielt. Dieses Schweigen zwischen ihnen war nun ungemein spannend.

Aber Ulrich dachte: «Wie nett war Clarisse doch vor zehn Jahren gewesen; dieses halbe Kind mit seiner Feuersbrunst des Glaubens an die Zukunft von uns dreien.» Und unangenehm war sie ihm eigentlich nur ein einzigesmal geworden, damals, als Walter und sie geheiratet hatten; da hatte sie jene unangenehme Selbstsucht zu zweien gezeigt, die junge, in ihren Mann ehrgeizig verliebte Frauen für andere Männer oft so unerträglich macht. «Inzwischen ist das viel besser geworden» dachte er.

## Geistiger Umsturz

Walter und er waren jung gewesen in der heute verschollenen Zeit kurz nach der letzten Jahrhundertwende, als viele Leute sich einbildeten, daß auch das Jahrhundert jung sei.

Das damals zu Grabe gegangene hatte sich in seiner zweiten Hälfte nicht gerade ausgezeichnet. Es war klug im Technischen, Kaufmännischen und in der Forschung gewesen, aber außerhalb dieser Brennpunkte seiner Energie war es still und verlogen wie ein Sumpf. Es hatte gemalt wie die Alten, gedichtet wie Goethe und Schiller und seine Häuser im Stil der Gotik und Renaissance gebaut. Die Forderung des Idealen waltete in der Art eines Polizeipräsidiiums über allen Äußerungen des Lebens. Aber vermöge jenes geheimen Gesetzes, das dem Menschen keine Nachahmung erlaubt, ohne sie mit einer Übertreibung zu verknüpfen, wurde damals alles so kunstgerecht gemacht, wie es die bewunderten Vorbilder niemals zustandegebracht hätten, wovon man ja noch heute die Spuren in den Straßen und Museen sehen kann, und, ob das nun damit zusammenhängt oder nicht, die ebenso keuschen wie scheuen Frauen jener Zeit mußten Kleider von den Ohren bis zum Erdboden tragen, aber einen schwellenden Busen und ein üppiges Gesäß aufweisen. Im übrigen kennt man aus allerlei Gründen von keiner gewesenen Zeit so wenig wie von solchen drei bis fünf Jahrzehnten, die zwischen dem eigenen zwanzigsten Jahr und dem zwanzigsten Lebensjahr der Väter liegen. Es kann deshalb nützen, sich auch daran erinnern zu lassen, daß in schlechten Zeiten die schrecklichsten Häuser und Gedichte nach genau ebenso schönen Grundsätzen gemacht werden wie in den besten; daß alle Leute die daran beteiligt sind, die Erfolge eines vorangegangenen guten Abschnitts zu zerstören, das Gefühl haben, sie zu verbessern; und daß sich die blutlosen jungen Leute einer solchen Zeit auf ihr junges Blut genau so viel einbilden wie die neuen Leute in allen anderen Zeiten.

Und es ist jedesmal wie ein Wunder, wenn nach einer solchen flach dahinsinkenden Zeit plötzlich ein kleiner Anstieg der Seele kommt, wie es damals geschah. Aus dem ölglaten Geist der zwei letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts hatte sich plötzlich in ganz Europa ein beflügelndes Fieber erhoben. Niemand wußte genau, was im Werden war; niemand vermochte zu sagen, ob es eine neue Kunst, ein neuer Mensch, eine neue Moral oder vielleicht eine Umschichtung der Gesellschaft sein sollte. Darum sagte jeder davon, was ihm paßte. Aber überall standen Menschen auf, um gegen das Alte zu kämpfen. Allenthalben war plötzlich der rechte Mann zur Stelle; und was so wichtig ist, Männer mit praktischer Unternehmungslust fanden sich mit den geistig Unternehmungslustigen zusammen. Es entwickelten sich Begabungen, die früher erstickt worden waren oder am öffentlichen Leben gar nicht teilgenommen hatten. Sie waren so verschieden wie nur möglich, und die Gegensätze ihrer Ziele waren unübertrefflich. Es wurde der Übermensch geliebt, und es wurde der Untermensch geliebt; es wurden die Gesundheit und die Sonne angebetet, und es wurde die Zärtlichkeit brustkranker Mädchen angebetet; man begeisterte sich für das Heldenglaubensbekenntnis und für das soziale Allemannsglaubensbekenntnis; man war gläubig und skeptisch, naturalistisch und preziös, robust und morbid; man träumte von alten Schloßalleen, herbstlichen Gärten, gläsernen Weihern, Edelsteinen, Haschisch, Krankheit, Dämonien, aber auch von Prärien, gewaltigen Horizonten, von Schmiede- und Walzwerken, nackten Kämpfern, Aufständen der Arbeitssklaven, menschlichen Urpaaren und Zertrümmerung der Gesellschaft. Dies waren freilich Widersprüche und höchst verschiedene Schlachtrufe, aber sie hatten einen gemeinsamen Atem; würde man jene Zeit zerlegt haben, so würde ein Unsinn herausgekommen sein wie ein eckiger Kreis, der aus hölzernem Eisen bestehen will, aber in



Wirklichkeit war alles zu einem schimmernden Sinn verschmolzen. Diese Illusion, die ihre Verkörperung in dem magischen Datum der Jahrhundertwende fand, war so stark, daß sich die einen begeistert auf das neue, noch unbenutzte Jahrhundert stürzten, indes die anderen sich noch schnell im alten wie in einem Hause gehen ließen, aus dem man ohnehin auszieht, ohne daß sie diese beiden Verhaltensweisen als sehr unterschiedlich gefühlt hätten.

Wenn man nicht will, braucht man also diese vergangene «Bewegung» nicht zu überschätzen. Sie vollzog sich ohnehin nur in jener dünnen, unbeständigen Menschenschicht der Intellektuellen, die von den heute Gott sei Dank wieder obenauf gekommenen Menschen mit unzerreißbarer Weltanschauung, trotz aller Unterschiede dieser Weltanschauung, einmütig verachtet wird, und wirkte nicht in die Menge. Aber immerhin, wenn es auch kein geschichtliches Ereignis geworden ist, ein Ereignislein war es doch, und die beiden Freunde Walter und Ulrich hatten, als sie jung waren, gerade noch einen Schimmer davon erlebt. Durch das Gewirr von Glauben ging damals etwas hindurch, wie wenn viele Bäume sich in *einem* Wind beugen, ein Sekten- und Besserergeist, das selige Gewissen eines Auf- und Anbruchs, eine kleine Wiedergeburt und Reformation, wie nur die besten Zeiten es kennen, und wenn man damals in die Welt eintrat, fühlte man schon an der ersten Ecke den Hauch des Geistes um die Wangen.

[<]

16

### Eine geheimnisvolle Zeitkrankheit

Da waren sie also wirklich vor gar nicht so langer Zeit zwei junge Männer gewesen, – dachte Ulrich, als er wieder allein war – denen die größten Erkenntnisse seltsamerweise nicht nur zuerst und vor allen anderen Menschen einfielen, sondern noch dazu gleichzeitig, denn der eine brauchte nur den Mund zu öffnen, um etwas Neues zu sagen, so machte der andere schon die gleiche ungeheure Entdeckung. Es ist etwas Sonderbares um Jugendfreundschaften; sie sind wie ein Ei, das seine herrliche Vogelzukunft schon im Dotter fühlt, aber gegen die Welt kehrt es noch nichts heraus als eine etwas ausdruckslose Eilinie, die man von keiner anderen unterscheiden kann. Er sah deutlich das Knaben- und Studentenzimmer vor sich, wo sie einander trafen, wenn er von seinen ersten Ausflügen in die Welt für ein paar Wochen zurückgekehrt war. Walters mit Zeichnungen, Notizen und Notenblättern bedeckten Schreibtisch, der den Glanz der Zukunft eines berühmten Mannes vorausstrahlte, und das schmale Büchergestell gegenüber, an dem Walter zuweilen im Eifer wie Sebastian am Pfahle stand, Lampenlicht auf dem schönen Haar, das Ulrich immer heimlich bewundert hatte. Nietzsche, Altenberg, Dostojewski oder wen immer sie gerade gelesen hatten, mußten sich bescheiden, auf der Erde oder dem Bett liegen zu bleiben, wenn sie nicht mehr gebraucht wurden und der Strom des Gesprächs die kleinliche Störung, sie ordentlich zurückzustellen, nicht duldeten. Die Überhebung der Jugend, der die größten Geister gerade gut genug sind, um sich ihrer nach Belieben zu bedienen, kam ihm in diesem Augenblick wunderlich hold vor.

Er suchte sich an die Gespräche zu erinnern. Sie waren wie Traum, wenn man im Erwachen noch die letzten Gedanken des Schlafs erwischt. Und er dachte mit einem leichten Staunen: wenn wir damals Behauptungen aufstellten, so hatten sie auch noch einen anderen Zweck als den, richtig zu sein; eben den, uns zu behaupten! – So viel stärker war in der Jugend der Trieb, selbst zu leuchten, als der, im Lichte zu sehen; er fühlte die Erinnerung an dieses wie auf Strahlen

schwebende Gefühl der Jugend als einen schmerzlichen Verlust.

Es kam Ulrich vor, daß er beim Beginn der Mannesjahre in ein allgemeines Abflauen geraten war, das trotz gelegentlicher, rasch sich beruhigender Wirbel zu einem immer lustloseren, wirren Pulsschlag verrann. Es ließ sich kaum sagen, worin diese Veränderung bestand. Gab es mit einemmal weniger bedeutende Männer? Keineswegs! Und überdies, es kommt auf sie gar nicht an; die Höhe einer Zeit hängt nicht von ihnen ab, zum Beispiel hat weder die Ungeistigkeit der Menschen der Sechziger- und Achtzigerjahre das Werden Hebbels und Nietzsches zu unterdrücken vermocht, noch einer von diesen die Ungeistigkeit seiner Zeitgenossen. Stockte das allgemeine Leben? Nein; es war mächtiger geworden! Gab es mehr lähmende Widersprüche als früher? Es konnte kaum mehr davon geben! Waren früher keine Verkehrtheiten begangen worden? In Mengen! Unter uns gesagt: Man warf sich für schwache Männer ins Zeug und ließ starke unbeachtet; es kam vor, daß Dummköpfe eine Führer- und große Begabungen eine Sonderlingsrolle spielten; der deutsche Mensch las unbekümmert um alle Geburtswehen, die er als dekadente und krankhafte Übertreibungen bezeichnete, seine Familienzeitschriften weiter und besuchte in unvergleichlich größeren Mengen die Glaspaläste und Künstlerhäuser als die Sezessionen; die Politik schon gar kehrte sich nicht im geringsten an die Anschauungen der neuen Männer und ihrer Zeitschriften, und die öffentlichen Einrichtungen blieben gegen das Neue wie von einem Pestkordon umzogen. – Könnte man nicht geradezu sagen, daß seither alles besser geworden sei? Menschen, die früher bloß an der Spitze kleiner Sekten gestanden haben, sind inzwischen alte Berühmtheiten geworden; Verleger und Kunsthändler reich; Neues wird immer weiter gegründet; alle Welt besucht sowohl die Glaspaläste wie die Sezessionen und die Sezessionen der Sezessionen; die Familienzeitschriften haben sich die Haare kurz schneiden lassen; die Staatsmänner zeigen sich gern in den Künsten der Kultur beschlagen, und die Zeitungen machen Literaturgeschichte. Was ist also abhanden gekommen?

Etwas Unwägbares. Ein Vorzeichen. Eine Illusion. Wie wenn ein Magnet die Eisenspäne losläßt und sie wieder durcheinandergeraten. Wie wenn Fäden aus einem Knäuel herausfallen. Wie wenn ein Zug sich gelockert hat. Wie wenn ein Orchester falsch zu spielen anfängt. Es hätten sich schlechterdings keine Einzelheiten nachweisen lassen, die nicht auch früher möglich gewesen wären, aber alle Verhältnisse hatten sich ein wenig verschoben. Vorstellungen, deren Geltung früher mager gewesen war, wurden dick. Personen ernteten Ruhm, die man früher nicht für voll genommen hätte. Schroffes milderte sich, Getrenntes lief wieder zusammen, Unabhängige zollten dem Beifall Zugeständnisse, der schon gebildete Geschmack erlitt von neuem Unsicherheiten. Die scharfen Grenzen hatten sich allenthalben verwischt, und irgendeine neue, nicht zu beschreibende Fähigkeit, sich zu versippen, hob neue Menschen und Vorstellungen empor. Die waren nicht schlecht, gewiß nicht; nein, es war nur ein wenig zu viel Schlechtes ins Gute gemengt, Irrtum in die Wahrheit, Anpassung in die Bedeutung. Es schien geradezu einen bevorzugten Prozentsatz dieser Mischung zu geben, der in der Welt am weitesten kam; eine kleine, eben ausreichende Beimengung von Surrogat, die das Genie erst genial und das Talent als Hoffnung erscheinen ließ, so wie ein gewisser Zusatz von Feigen- oder Zichorienkaffee nach Ansicht mancher Leute dem Kaffee erst die rechte gehaltvolle Kaffeehaftigkeit verleiht, und mit einemmal waren alle bevorzugten und wichtigen Stellungen des Geistes von solchen Menschen besetzt, und alle Entscheidungen fielen in ihrem Sinne. Man kann nichts dafür verantwortlich machen. Man kann auch nicht sagen, wie alles so geworden ist. Man kann weder gegen Personen noch gegen Ideen oder bestimmte Erscheinungen kämpfen. Es fehlt nicht an Begabung noch an gutem Willen, ja nicht einmal an Charakteren. Es fehlt bloß ebensogut an allem wie an nichts; es ist, als ob sich das Blut oder die Luft verändert hätte, eine geheimnisvolle Krankheit hat den kleinen Ansatz zu Genialem der früheren Zeit verzehrt, aber alles funkelt von Neuheit, und zum

Schluß weiß man nicht mehr, ob wirklich die Welt schlechter geworden sei oder man selbst bloß älter. Dann ist endgültig eine neue Zeit gekommen.

So hatte sich also die Zeit geändert, wie ein Tag, der strahlend blau beginnt und sich sacht verschleiert, und hatte nicht die Freundlichkeit besessen, auf Ulrich zu warten. Er vergalt es seiner Zeit damit, daß er die Ursache der geheimnisvollen Veränderungen, die ihre Krankheit bildeten, indem sie das Genie aufzehrten, für ganz gewöhnliche Dummheit hielt. Durchaus nicht in einem beleidigenden Sinn. Denn wenn die Dummheit nicht von innen dem Talent zum Verwechseln ähnlich sähe, wenn sie außen nicht als Fortschritt, Genie, Hoffnung, Verbesserung erscheinen könnte, würde wohl niemand dumm sein wollen, und es würde keine Dummheit geben. Zumindest wäre es sehr leicht, sie zu bekämpfen. Aber sie hat leider etwas ungemein Gewinnendes und Natürliches. Wenn man zum Beispiel findet, daß ein Öldruck eine kunstvollere Leistung sei als ein handgemaltes Ölbild, so steckt eben auch eine Wahrheit darin, und sie ist sicherer zu beweisen als die, daß van Gogh ein großer Künstler war. Ebenso ist es sehr leicht und lohnend, als Dramatiker kräftiger als Shakespeare oder als Erzähler ausgeglichener als Goethe zu sein, und ein rechter Gemeinplatz hat immerdar mehr Menschlichkeit in sich als eine neue Entdeckung. Es gibt schlechterdings keinen bedeutenden Gedanken, den die Dummheit nicht anzuwenden verstünde, sie ist allseitig beweglich und kann alle Kleider der Wahrheit anziehen. Die Wahrheit dagegen hat jeweils nur ein Kleid und einen Weg und ist immer im Nachteil.

Nach einer Weile hatte Ulrich aber in Verbindung damit einen wunderlichen Einfall. Er stellte sich vor, der große Kirchenphilosoph Thomas von Aquino, gestorben 1274, nachdem er die Gedanken seiner Zeit unsäglich mühevoll in beste Ordnung gebracht hatte, wäre damit noch gründlicher in die Tiefe gegangen und soeben erst fertig geworden; nun trat er, durch besondere Gnade jung geblieben, mit vielen Folianten unter dem Arm aus seiner rundbogigen Haustür, und eine Elektrische sauste ihm an der Nase vorbei. Das verständnislose Staunen des Doctor universalis, wie die Vergangenheit den berühmten Thomas genannt hat, belustigte ihn. Ein Motorradfahrer kam die leere Straße entlang, oarmig, obeinig donnerte er die Perspektive herauf. Sein Gesicht hatte den Ernst eines mit ungeheurer Wichtigkeit brüllenden Kindes. Ulrich erinnerte sich dabei an das Bild einer berühmten Tennisspielerin, das er vor einigen Tagen in einer Zeitschrift gesehen hatte; sie stand auf der Zehenspitze, hatte das Bein bis über das Strumpfband entblößt und schleuderte das andere Bein gegen ihren Kopf, während sie mit dem Schläger hoch ausholte, um einen Ball zu nehmen; dazu machte sie das Gesicht einer englischen Gouvernante. In dem gleichen Heft war eine Schwimmerin abgebildet, wie sie sich nach dem Wettkampf massieren ließ; zu Füßen und zu Häupten stand ihr je eine ernst zusehende Frauensperson in Straßenkleidung, während sie nackt auf einem Bett am Rücken lag, ein Knie in einer Stellung der Hingabe hochgezogen, und der Masseur daneben hatte die Hände darauf ruhen, trug einen Ärztekittel und blickte aus der Aufnahme heraus, als wäre dieses Frauenfleisch enthäutet und hinge auf einem Haken. Solche Dinge begann man damals zu sehen, und irgendwie muß man sie anerkennen, so wie man die Hochbauten anerkennt und die Elektrizität. «Man kann seiner eignen Zeit nicht böse sein, ohne selbst Schaden zu nehmen» fühlte Ulrich. Er war auch jederzeit bereit, alle diese Gestaltungen des Lebendigen zu lieben. Was er niemals zustande brachte, war bloß, sie restlos, so wie es das soziale Wohlgefühl erfordert, zu lieben; seit langem blieb ein Hauch von Abneigung über allem liegen, was er trieb und erlebte, ein Schatten von Ohnmacht und Einsamkeit, eine universale Abneigung, zu der er die ergänzende Neigung nicht finden konnte. Es war ihm zuweilen geradeso zumute, als wäre er mit einer Begabung geboren, für die es gegenwärtig kein Ziel gab.

[<]

## Wirkung eines Mannes ohne Eigenschaften auf einen Mann mit Eigenschaften

Während Ulrich sich mit Clarisse unterhielt, hatten die beiden nicht bemerkt, daß die Musik hinter ihnen zeitweilig aussetzte. Walter trat dann ans Fenster. Er konnte die beiden nicht sehen, aber er fühlte, daß sie knapp vor der Grenze seines Gesichtsfelds standen. Eifersucht quälte ihn. Gemeiner Rausch schwer sinnlicher Musik lockte ihn zurück. Das Klavier in seinem Rücken stand offen wie ein Bett, das ein Schläfer zerwühlt hat, der nicht aufwachen mag, um der Wirklichkeit nicht ins Gesicht sehen zu müssen. Die Eifersucht eines Gelähmten, der die Gesunden schreiten fühlt, peinigte ihn, und er brachte es nicht über sich, sich ihnen anzuschließen; denn sein Schmerz bot keine Möglichkeit, sich gegen sie zu verteidigen.

Wenn Walter sich morgens erhob und ins Büro eilen mußte, wenn er tagsüber mit Menschen sprach und wenn er nachmittags zwischen ihnen nach Hause fuhr, fühlte er, daß er ein bedeutender Mensch sei und zu Besonderem berufen. Er glaubte dann alles anders zu sehen; ihn konnte das ergreifen, woran andere achtlos vorbeigingen, und wo andere achtlos nach einem Ding griffen, dort war für ihn schon die Bewegung des eigenen Arms voll geistiger Abenteuer oder in sich selbst verliebter Lähmung. Er war empfindsam, und sein Gefühl war immer bewegt von Grübeleien, Gruben, wogenden Tälern und Bergen; er war niemals gleichgültig, sondern sah in allem ein Glück oder ein Unglück und hatte dadurch stets die Gelegenheit zu lebhaften Gedanken. Solche Menschen üben eine ungewöhnliche Anziehung auf andere aus, weil sich die moralische Bewegung, in der sie sich unausgesetzt befinden, diesen mitteilt; in ihren Gesprächen nimmt alles eine persönliche Bedeutung an, und weil man sich im Verkehr mit ihnen unausgesetzt mit sich selbst beschäftigen darf, bereiten sie ein Vergnügen, das man sonst nur gegen Honorar bei einem Psychoanalytiker oder Individualpsychologen gewinnt, noch dazu mit dem Unterschied, daß man sich dort krank fühlt, während Walter den Menschen dazu verhalf, sich aus Gründen, die ihnen bisher entgangen waren, sehr wichtig vorzukommen. Mit dieser Eigenschaft, geistige Selbstbeschäftigung zu verbreiten, hatte er auch Clarisse erobert und mit der Zeit alle Mitbewerber aus dem Feld geschlagen; er konnte, weil ihm alles zu ethischer Bewegung wurde, überzeugend von der Unmoral des Ornaments, der Hygiene der glatten Form und dem Bierdunst der Wagnermusik sprechen, wie es dem neuen Kunstgeschmack entsprach, und selbst seinen zukünftigen Schwiegerpapa, der ein Malergehirn wie ein Pfauenrad hatte, setzte er damit in Schrecken. Es stand also außer Zweifel, daß Walter auf Erfolge zurückblicken durfte.

Trotzdem, sobald er voll von Eindrücken und Plänen, die vielleicht so reif und neu waren wie nie vorher, zu Hause anlangte, ging jetzt eine entmutigende Veränderung mit ihm vor. Er brauchte nur eine Leinwand auf die Staffelei zu stellen oder ein Papier auf den Tisch zu legen, so war dies das Zeichen einer fürchterlichen Flucht aus seinem Herzen. Sein Kopf blieb klar, und der Plan darin schwebte gleichsam in einer sehr durchsichtigen und deutlichen Luft, ja der Plan spaltete sich und wurde zu zwei oder mehr Plänen, die um den Vorrang hätten streiten können; aber die Verbindung vom Kopf zu den ersten Bewegungen, die zur Ausführung notwendig gewesen wären, war wie abgeschnitten. Walter konnte sich nicht entschließen, auch nur einen Finger zu rühren. Er stand einfach nicht von dem Platz auf, wo er gerade saß, und seine Gedanken glitten an der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, wie Schnee ab, der im Augenblick des Falls zergeht. Er wußte nicht, wovon die Zeit ausgefüllt wurde, aber ehe er sich dessen versah, ward es Abend,

und da er nach einigen solchen Erfahrungen schon mit der Angst vor ihnen nach Hause kam, fingen ganze Wochenreihen zu gleiten an und vergingen wie ein wüster Halbschlaf. Durch Aussichtslosigkeit in allen seinen Entscheidungen und Bewegungen verlangsamt, litt er an bitterer Traurigkeit, und seine Unfähigkeit wurde zu einem Schmerz, der oft wie Nasenbluten hinter seiner Stirne saß, sobald er sich entschließen wollte, etwas zu unternehmen. Walter war furchtsam, und die Erscheinungen, die er an sich wahrnahm, hinderten ihn nicht nur an der Arbeit, sondern sie ängstigten ihn auch sehr; denn sie waren scheinbar so unabhängig von seinem Willen, daß sie oft auf ihn den Eindruck eines beginnenden geistigen Verfalls machten.

Aber während sein Zustand im Lauf des letzten Jahres immer schlimmer geworden war, hatte er zugleich eine wunderbare Hilfe an einem Gedanken gefunden, den er früher nie genug geschätzt hatte. Dieser Gedanke war kein anderer als der, daß das Europa, in dem er zu leben gezwungen war, rettungslos entartet sei. In Zeitaltern, denen es äußerlich gut geht, während sie innerlich jenes Zurücksinken durchmachen, das wahrscheinlich jede Angelegenheit und darum auch die geistige Entwicklung erfährt, wenn man ihr nicht besondere Anstrengungen und neue Ideen zuwendet, müßte es wohl eigentlich die nächstliegende Frage sein, was man dagegen unternehmen könne; aber das Gewirr von klug, dumm, gemein, schön ist gerade in solchen Zeiten so dicht und verwickelt, daß es offenbar vielen Menschen einfacher erscheint, an ein Geheimnis zu glauben, weshalb sie einen unaufhaltsamen Niedergang von irgendetwas verkünden, das sich dem genauen Urteil entzieht und von feierlicher Unschärfe ist. Es ist dabei im Grunde ganz gleich, ob das die Rasse, die Pflanzenrohkost oder die Seele sein soll; denn wie bei jedem gesunden Pessimismus kommt es nur darauf an, daß man etwas Unentrinnbares hat, woran man sich halten kann. Auch Walter, obgleich er in besseren Jahren über solche Lehren zu lachen vermocht hatte, kam, als er es selbst mit ihnen zu versuchen begann, bald auf ihre großen Vorteile. War bis dahin *er* arbeitsunfähig gewesen und hatte sich schlecht gefühlt, so war jetzt die *Zeit* unfähig und er gesund. Sein Leben, das zu nichts geführt hatte, fand mit einemmal eine ungeheure Erklärung, eine Rechtfertigung in säkularen Ausmaßen, die seiner würdig war; ja es nahm geradezu die Art eines großen Opfers an, wenn er den Stift oder die Feder in die Hand nahm und wieder weglegte.

Jedoch hatte Walter noch mit sich zu kämpfen, und Clarisse quälte ihn. Für zeitkritische Gespräche war sie nicht zu haben; sie glaubte schnurstracks an das Genie. Was das sei, wußte sie nicht; aber ihr ganzer Körper begann zu zittern und sich zu spannen, wenn davon die Rede war; man fühlt es oder man fühlt es nicht, das war ihr einziges Beweisstück. Immer blieb sie das kleine, grausame, fünfzehnjährige Mädchen für ihn. Niemals hatte sie sein Fühlen ganz verstanden oder hatte er sie beherrschen können. Aber so kalt und hart, wie sie war, und dann wieder so begeistert, mit ihrem substanzlos flammenden Willen, besaß sie eine geheimnisvolle Fähigkeit, auf ihn einzuwirken, als ob Stöße durch sie hindurch aus einer Richtung kämen, die in den drei Dimensionen des Raums nicht unterzubringen war. Es grenzte manchmal ans Unheimliche. Namentlich wenn sie gemeinsam musizierten, fühlte er das. Clarissens Spiel war hart und farblos, einem ihm fremden Gesetz der Erregung gehorchend; wenn die Körper bis zum Durchschimmern der Seele glühten, kam es erschreckend zu ihm herüber. Etwas Unbestimmbares riß sich dann los in ihr und drohte mit ihrem Geist davonzufliegen. Es kam aus einem geheimen Hohlraum in ihrem Wesen, den man ängstlich verschlossen halten mußte: er wußte nicht, woran er das fühlte und was es war; aber es peinigte ihn mit einer unaussprechlichen Angst und dem Bedürfnis, etwas Entscheidendes dagegen zu tun, was er nicht vermochte, denn niemand außer ihm bemerkte etwas davon.

Es war ihm halbklar bewußt, während er durch das Fenster Clarisse zurückkehren sah, daß er

dem Bedürfnis, schlecht von Ulrich zu sprechen, wieder nicht werde widerstehen können. Ulrich war zur Unzeit zurückgekommen. Er schädigte Clarisse. Er verschlimmerte ruchlos in ihr, woran Walter sich nicht zu rühren getraute, die Kaverne des Unheils, das Arme, Kranke, unselig Genialische in Clarisse, den geheimen leeren Raum, wo es an Ketten riß, die eines Tags ganz nachlassen konnten. Nun stand sie barhaupt vor ihm, eben eingetreten, den Gartenhut in der Hand, und er sah sie an. Ihre Augen waren spöttisch, klar, zärtlich; vielleicht ein wenig zu klar. Zuweilen hatte er das Gefühl, daß sie einfach eine Kraft besitze, die ihm fehle. Wie einen Stachel, der ihn nicht zur Ruhe kommen lassen sollte, hatte er sie schon als Kind empfunden, und offenbar hatte er sie selbst nie anders gewollt; das war vielleicht das Geheimnis seines Lebens, das die beiden anderen nicht verstanden.

«Tief sind unsere Schmerzen!» dachte er. «Ich glaube, daß es nicht oft vorkommt, daß zwei einander so tief lieben, wie wir es tun müssen.» Und er fing ohne Übergang zu sprechen an: «Ich will nicht wissen, was dir Ulo erzählt hat; aber ich kann dir sagen, seine Kraft, die du anstaunst, ist nichts als Leere!» Clarisse sah das Klavier an und lächelte; er hatte sich unwillkürlich wieder neben dem offenen Flügel niedergesetzt. Er fuhr fort: «Es muß leicht sein, heroisch zu empfinden, wenn man von Natur unempfindlich ist, und in Kilometern zu denken, wenn man gar nicht weiß, welche Fülle jeder Millimeter verbergen kann!» Sie sagten zuweilen Ulo von ihm, wie sie es in seiner Jugendzeit getan hatten, und er liebte sie deshalb, wie man seiner Amme eine lächelnde Ehrfurcht bewahrt. «Er ist steckengeblieben!» setzte Walter hinzu. «Das bemerkst du nicht; aber du brauchst nicht zu glauben, daß ich ihn nicht kenne!»

Clarisse zweifelte.

Walter sagte heftig: «Heute ist alles Zerfall! Ein bodenloser Abgrund von Intelligenz! Er hat auch Intelligenz, das gebe ich dir zu; aber von der Macht einer ganzen Seele weiß er nichts. Was Goethe Persönlichkeit nennt, was Goethe bewegliche Ordnung nennt, davon ahnt ihm nicht einmal etwas. «Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung →»

Der Vers schwebte in Wellen von den Lippen. Clarisse staunte die Lippen freundlich an, wie wenn sie ein nettes Spielzeug hätten abfliegen lassen. Dann erinnerte sie sich und schaltete als kleines Hausmütterchen ein: «Willst du Bier?» – «Ja? Warum nicht? Ich trinke doch immer eins.»

«Aber ich habe keines im Haus!»

«Schade, daß du mich gefragt hast» seufzte Walter. «Ich hätte vielleicht gar nicht daran gedacht.»

Damit war die Frage für Clarisse erledigt. Aber Walter war nun aus dem Gleichgewicht geraten; er fand nicht mehr die rechte Fortsetzung. «Erinnerst du dich noch an unser Gespräch vom Künstler?» fragte er unsicher.

«Welches?»

«Das vor ein paar Tagen. Ich habe dir erklärt, was ein lebendiges Formprinzip in einem Menschen bedeutet. Erinnerst du dich nicht, wie ich zu dem Schluß gekommen bin, daß früher statt Tod und logischer Mechanisierung Blut und Weisheit geherrscht haben?»

«Nein.»

Walter war gehemmt, suchte, schwankte. Auf einmal platzte er los: «Er ist ein Mann ohne Eigenschaften!»

«Was ist das?» fragte Clarisse kichernd.

«Nichts. Eben nichts ist das!»

Aber Clarisse war durch das Wort neugierig geworden.

«Das gibt es heute in Millionen» behauptete Walter. «Das ist der Menschenschlag, den die Gegenwart hervorgebracht hat!» Das unversehens gekommene Wort hatte ihm selbst gefallen; als begänne er ein Gedicht, trieb ihn das Wort vorwärts, ehe er den Sinn hatte. «Sieh ihn dir an! Wofür würdest du ihn halten? Sieht er aus wie ein Arzt, wie ein Kaufmann, ein Maler oder ein Diplomat?»

«Das ist er doch auch nicht» meinte Clarisse nüchtern.

«Nun, sieht er vielleicht wie ein Mathematiker aus?!»

«Das weiß ich nicht; ich weiß doch nicht, wie ein Mathematiker aussehen soll!»

«Da sagst du etwas, das sehr richtig ist! Ein Mathematiker sieht nach gar nichts aus; das heißt, er wird so allgemein intelligent aussehen, daß es keinen einzigen bestimmten Inhalt hat! Mit Ausnahme der römisch-katholischen Geistlichen sieht heute überhaupt niemand mehr so aus, wie er sollte, weil wir unseren Kopf noch unpersönlicher gebrauchen als unsere Hände; aber Mathematik, das ist der Gipfel, das weiß bereits so wenig von sich selbst, wie die Menschen, wenn sie sich dereinst statt von Fleisch und Brot von Kraftpillen nähren werden, noch von Wiesen und jungen Kälbern und Hühnern wissen dürften!» – Clarisse hatte inzwischen das einfache Abendbrot auf den Tisch gestellt, und Walter hatte sich schon tüchtig damit beschäftigt; vielleicht hatte ihm das diesen Vergleich eingegeben. Clarisse sah seinen Lippen zu. Sie erinnerten sie an seine verstorbene Mutter, es waren kräftig weibliche Lippen, die das Essen wie eine Hausarbeit betrieben und ein kleines geschnittenes Bärtchen obenauf trugen. Seine Augen glänzten wie frisch ausgeschälte Kastanien, auch wenn er nur ein Stück Käse in der Schüssel suchte. Obgleich er klein und eher weichlich als zart gebaut war, machte er Eindruck und gehörte zu den Menschen, die immer gut beleuchtet erscheinen. Er fuhr nun in seinem Gespräch weiter fort: «Du kannst keinen Beruf aus seiner Erscheinung erraten, und doch sieht er auch nicht wie ein Mann aus, der keinen Beruf hat. Und nun überleg dir einmal, wie er ist: Er weiß immer, was er zu tun hat; er kann einer Frau in die Augen schauen; er kann in jedem Augenblick tüchtig über alles nachdenken; er kann boxen. Er ist begabt, willenskräftig, vorurteilslos, mutig, ausdauernd, draufgängerisch, besonnen – ich will das gar nicht im einzelnen prüfen, er mag alle diese Eigenschaften haben. Denn er hat sie doch nicht! Sie haben das aus ihm gemacht, was er ist, und seinen Weg bestimmt, und sie gehören doch nicht zu ihm. Wenn er zornig ist, lacht etwas in ihm. Wenn er traurig ist, bereitet er etwas vor. Wenn er von etwas gerührt wird, lehnt er es ab. Jede schlechte Handlung wird ihm in irgendeiner Beziehung gut erscheinen. Immer wird für ihn erst ein möglicher Zusammenhang entscheiden, wofür er eine Sache hält. Nichts ist für ihn fest. Alles ist verwandlungsfähig, Teil in einem Ganzen, in unzähligen Ganzen, die vermutlich zu einem Überganzen gehören, das er aber nicht im geringsten kennt. So ist jede seiner Antworten eine Teilantwort, jedes seiner Gefühle nur eine Ansicht, und es kommt ihm bei nichts darauf an, was es ist, sondern nur auf irgendein danebenlaufendes <wie es ist>, irgendeine Zutat, kommt es ihm immer an. Ich weiß nicht, ob ich mich dir verständlich machen kann?»

«Doch» sagte Clarisse. «Aber ich finde das sehr nett von ihm.»

Walter hatte unwillkürlich mit Zeichen wachsender Abneigung gesprochen; das alte Knabengefühl des schwächeren Freunds vergrößerte seine Eifersucht. Denn obwohl er überzeugt war, daß Ulrich außer ein paar nackten Verstandesproben nie etwas geleistet habe, wurde er

heimlich den Eindruck nicht los, ihm immer körperlich unterlegen gewesen zu sein. Das Bild, das er entwarf, befreite ihn wie das Gelingen eines Kunstwerks; nicht er stellte es aus sich hinaus, sondern an das geheimnisvolle Gelingen eines Anfangs geknüpft, hatte sich außen Wort an Wort gesetzt, und in seinem Inneren löste sich dabei etwas auf, das ihm nicht bewußt wurde. Als er fertig war, hatte er erkannt, daß Ulrich nichts ausdrückte als dieses aufgelöste Wesen, das alle Erscheinungen heute haben.

«Dir gefällt das?» fragte er nun, schmerzlich überrascht. «Das darfst du nicht im Ernst sagen!»

Clarisse kaute Brot mit weichem Käse; sie konnte nur mit den Augen lächeln.

«Ach,» sagte Walter «so ähnlich haben wir vielleicht früher auch gedacht. Aber man darf darin doch nicht mehr als eine Vorstufe sehen! So ein Mensch ist doch kein Mensch!»

Nun war Clarisse fertig. «Das sagt er doch selbst!» behauptete sie.

«Was sagt er selbst?!»

«Ach, weiß ich's!? Daß heute alles aufgelöst ist. Er sagt, alles ist jetzt steckengeblieben, nicht nur er. Aber er nimmt es nicht so übel wie du. Er hat mir einmal eine lange Geschichte erzählt: Wenn man das Wesen von tausend Menschen zerlegt, so stößt man auf zwei Dutzend Eigenschaften, Empfindungen, Ablaufarten, Aufbauformen und so weiter, aus denen sie alle bestehn. Und wenn man unseren Leib zerlegt, so findet man nur Wasser und einige Dutzend Stoffhäufchen, die darauf herumschwimmen. Das Wasser steigt in uns genau so wie in die Bäume, und es bildet die Tierleiber, wie es die Wolken bildet. Ich finde das hübsch. Man weiß dann bloß nicht recht, was man zu sich sagen soll. Und was man tun soll.» Clarisse kicherte. «Ich habe ihm darauf erzählt, daß du tagelang fischen gehst, wenn du frei hast, und am Wasser Hegst.»

«Nun, und» Ich möchte wissen, ob er das auch nur zehn Minuten aushielte? Aber *Menschen*» sagte Walter fest «tun das seit zehntausend Jahren, starren den Himmel an, spüren die Erdwärme und zerlegen das so wenig wie man seine Mutter zerlegt!»

Clarisse mußte wieder kichern. «Er sagt, das hat sich seither sehr verwickelt. So wie wir auf dem Wasser schwimmen, schwimmen wir auch in einem Meer von Feuer, einem Sturm von Elektrizität, einem Himmel von Magnetismus, einem Sumpf von Wärme und so weiter. Alles aber unfühlbar. Zum Schluß bleiben überhaupt nur Formeln übrig. Und was die menschlich bedeuten, kann man nicht recht ausdrücken; das ist das Ganze. Ich habe schon vergessen, was ich im Lyzeum gelernt habe; aber irgendwie stimmt es wohl. Und wenn einer heute, sagt er, so wie der heilige Franziskus oder du zu den Vögeln Bruder sagen wolle, dann dürfe er sich's nicht bloß so angenehm machen, sondern müsse sich auch entschließen können, in den Ofen zu fahren, durch die Leitungsstange einer Elektrischen in die Erde zu springen oder durch eine Abwaschvorrichtung in den Kanal zu pritscheln.»

«Ja, ja!» unterbrach Walter diesen Bericht. «Erst werden aus den vier Elementen einige Dutzend, und zum Schluß schwimmen wir bloß noch auf Beziehungen, auf Vorgängen, auf einem Spülicht von Vorgängen und Formeln, auf irgendetwas, wovon man weder weiß, ob es ein Ding, ein Vorgang, ein Gedankengespenst oder ein Ebengottweißwas ist! Dann besteht zwischen einer Sonne und einem Zündholz kein Unterschied mehr, und zwischen dem Mund als dem einen Ende des Verdauungskanals und seinem anderen Ende auch keiner! Die gleiche Sache hat hundert Seiten, die Seite hundert Beziehungen, und an jeder hängen andere Gefühle. Das Menschenhirn hat dann glücklich die Dinge geteilt; aber die Dinge haben das Menschenherz geteilt!» Er war aufgesprungen; aber er blieb hinter dem Tisch stehen. «Clarisse!» sagte er. «Er ist eine Gefahr für dich! Schau, Clarisse, jeder Mensch braucht heute nichts so nötig wie Einfachheit, Erdnähe,



Gesundheit – und ja, ganz gewiß, da kannst du sagen, was du willst auch ein Kind, weil ein Kind es ist, was einen fest an den Boden bindet. Was dir Ulo erzählt, ist alles unmenschlich. Ich versichere dir, ich habe den Mut, wenn ich nach Hause komme, einfach mit dir Kaffee zu trinken, den Vögeln zuzuhören, ein bißchen spazierenzugehn, mit den Nachbarn ein paar Worte zu wechseln und den Tag ruhig ausklingen zu lassen: Das ist Menschenleben!»

Die Zärtlichkeit dieser Vorstellungen hatte ihn langsam ihr näher geführt; aber sowie Vatergefühle von fern ihre sanfte Baßstimme erhoben, wurde Clarisse störrisch. Ihr Gesicht verstummte, während er sich ihr näherte, und nahm eine Verteidigungsstellung an.

Als er bei ihr angelangt war, strömte er eine warme Sanftheit aus wie ein guter Bauernofen. Clarisse schwankte einen Augenblick in ihren Strömen. Dann sagte sie: «Nix, mein Lieber!» Sie raffte ein Stück Käse und Brot vom Tisch und küßte ihn rasch auf die Stirn.

«Ich geh nachschaun, ob keine Nachtfalter da sind.»

«Aber Clarisse,» bat Walter «in dieser Jahreszeit gibt es doch keine Schmetterlinge mehr.»

«Ach, das kann man nicht wissen!»

Es blieb von ihr nur das Lachen im Zimmer zurück. Mit ihrem Stück Brot und Käse streifte sie über die Wiesen; die Gegend war sicher, und sie brauchte keine Begleitung. Walters Zärtlichkeit sank zusammen wie ein vom Feuer zur Unzeit weggerissener Auflauf. Er seufzte tief auf. Dann setzte er sich zögernd wieder ans Klavier und schlug einige Tasten an. Ob er es wollte oder nicht, es wurden Phantasien über Motive aus Wagneropern daraus, und in dem Geplätscher dieser zuchtlos quellenden Substanz, die er sich einst in den Zeiten des Hochmuts versagt hatte, schilften und gurgelten seine Finger durch die Tonflut. Mochte man es weithin hören! Sein Rückenmark wurde von der Narkose dieser Musik gelähmt und sein Schicksal erleichtert.

[<]

**18**

Moosbrugger

Zu dieser Zeit beschäftigte der Fall Moosbrugger die Öffentlichkeit.

Moosbrugger war ein Zimmermann, ein großer, breitschultriger Mensch ohne überflüssiges Fett, mit einem Kopfhaar wie braunes Lammsfell und gutmütig starken Pranken. Gutmütige Kraft und der Wille zum Rechten sprachen auch aus seinem Gesicht, und hätte man sie nicht gesehen, so hätte man sie doch gerochen, an dem derben, biederem, trockenen Werktagsgeruch, der zu dem Vierunddreißigjährigen gehörte und vom Umgang mit Holz und einer Arbeit kam, die ebensoviel Bedachtsamkeit wie Anstrengung fordert.

Man blieb wie eingewurzelt stehn, wenn man diesem von Gott mit allen Zeichen der Güte gesegneten Gesicht zum erstenmal begegnete, denn Moosbrugger war gewöhnlich von zwei bewaffneten Justizsoldaten begleitet und hatte die eng aneinandergebundenen Hände vor dem Leib, an einem starken stählernen Kettchen, dessen Knebel einer seiner Begleiter hielt.

Wenn er bemerkte, daß man ihn ansah, zog über sein breites, gutmütiges Gesicht mit dem ungepflegten Haar und dem Schnurrbart samt dazugehöriger Fliege ein Lächeln; er hatte einen

kurzen schwarzen Rock mit hellgrauen Beinkleidern an, seine Haltung war breitbeinig und militärisch, aber dieses Lächeln war es, was die Berichterstatter des Gerichtssaals am meisten beschäftigt hatte. Es mochte ein verlegenes Lächeln sein oder ein verschlagenes, ein ironisches, heimtückisches, schmerzliches, irres, blutrünstiges, unheimliches –: sie tasteten ersichtlich nach widersprechenden Ausdrücken und schienen in diesem Lächeln verzweifelt etwas zu suchen, das sie offenbar in der ganzen redlichen Erscheinung sonst nirgends fanden.

Denn Moosbrugger hatte eine Frauensperson, eine Prostituierte niedersten Ranges, in grauerregender Weise getötet. Die Berichterstatter hatten genau eine vom Kehlkopf bis zum Genick reichende Halswunde, ebenso die zwei Stichwunden in der Brust, welche das Herz durchbohrten, die zwei in der linken Seite des Rückens und das Abschneiden der Brüste beschrieben, die man fast abheben konnte; sie hatten ihren Abscheu davor ausgedrückt, aber sie hörten nicht auf, bevor sie fünfunddreißig Stiche im Bauch gezählt und die fast vom Nabel bis zum Kreuzbein reichende Schnittwunde erklärt hatten, die sich in einer Unzahl kleinerer den Rücken hinauf fortsetzte, während der Hals Würgespuren trug. Sie fanden von solchen Schrecknissen den Weg zu Moosbruggers gutmütigem Gesicht nicht zurück, obgleich sie selbst gutmütige Menschen waren und trotzdem das Geschehene sachlich, fachkundig und sichtlich in atemloser Spannung beschrieben. Selbst von der nächstliegenden Erklärung, daß man einen Geisteskranken vor sich habe – denn Moosbrugger war wegen ähnlicher Verbrechen schon einigemal in Irrenhäusern gewesen – machten sie wenig Gebrauch, obgleich ein guter Berichterstatter sich heute in solchen Fragen trefflich auskennt; es sah so aus, als sträubten sie sich vorläufig noch, auf den Bösewicht zu verzichten und das Geschehnis aus der eigenen Welt in die der Kranken zu entlassen, worin sie mit den Psychiatern übereinstimmten, die ihn schon ebenso oft für gesund wie für unzurechnungsfähig erklärt hatten. Und es ereignete sich des weiteren auch das Merkwürdige, daß die krankhaften Ausschreitungen Moosbruggers, als sie noch kaum bekannt geworden waren, schon von tausenden Menschen, welche die Sensationsgier der Zeitungen tadeln, als «endlich einmal etwas Interessantes» empfunden wurden; von eiligen Beamten wie von vierzehnjährigen Söhnen und durch Haussorgen umwölkten Gattinnen. Man seufzte zwar über eine solche Ausgeburt, aber man wurde von ihr innerlicher beschäftigt als vom eigenen Lebensberuf. Ja, es mochte sich ereignen, daß in diesen Tagen beim Zubettgehen ein korrekter Herr Sektionschef oder ein Bankprokurist zu seiner schläfrigen Gattin sagte: «Was würdest du jetzt anfangen, wenn ich ein Moosbrugger wäre ...»

Ulrich war, als sein Blick auf dieses Gesicht mit den Zeichen der Gotteskindschaft über Handschellen traf, rasch umgekehrt, hatte einem Wachsoldaten des nahegelegenen Landesgerichts einige Zigaretten geschenkt und nach dem Konvoi gefragt, der erst vor kurzem das Tor verlassen haben mußte; so erfuhr er –: doch so muß derartiges sich wohl früher abgespielt haben, da man es oft in dieser Weise berichtet findet, und Ulrich glaubte beinahe selbst daran, aber die zeitgenössische Wahrheit war, daß er alles bloß in der Zeitung gelesen hatte. Es dauerte noch lange, ehe er Moosbrugger persönlich kennenlernte, und ihn vorher leibhaftig zu sehn, gelang ihm nur einmal während der Verhandlung. Die Wahrscheinlichkeit, etwas Ungewöhnliches durch die Zeitung zu erfahren, ist weit größer als die, es zu erleben; mit anderen Worten, im Abstrakten ereignet sich heute das Wesentlichere, und das Belanglosere im Wirklichen.

Was Ulrich auf diesem Wege von der Geschichte Moosbruggers erfuhr, war ungefähr das Folgende:

Moosbrugger war als Junge ein armer Teufel gewesen, ein Hüterbub in einer Gemeinde, die so klein war, daß sie nicht einmal eine Dorfstraße hatte, und er war so arm, daß er niemals mit

einem Mädels sprach. Er konnte Mädels immer nur sehn; auch später in der Lehre und dann gar auf den Wanderungen. Nun braucht man sich ja bloß vorzustellen, was das heißt. Etwas, wonach man so natürlich begehrt wie nach Brot oder Wasser, darf man immer nur sehn. Man begehrt es nach einiger Zeit unnatürlich. Es geht vorüber, die Röcke schwanken um seine Waden. Es steigt über einen Zaun und wird bis zum Knie sichtbar. Man blickt ihm in die Augen, und sie werden undurchsichtig. Man hört es lachen, dreht sich rasch um und sieht in ein Gesicht, das so reglos rund wie ein Erdloch ist, in das eben eine Maus schlüpfte.

Man könnte also verstehn, daß Moosbrugger schon nach dem ersten Mädchenmord sich damit verantwortete, daß er stets von Geistern verfolgt werde, die ihn bei Tag und Nacht riefen. Sie warfen ihn aus dem Bett, wenn er schlief, und störten ihn bei der Arbeit; dann hörte er sie tags und nachts miteinander sprechen und streiten. Das war keine Geisteskrankheit, und Moosbrugger mochte es nicht leiden, wenn man derart davon sprach; er putzte es freilich selbst manchmal mit Erinnerungen an geistliche Reden auf oder legte es nach den Ratschlägen des Simulierens an, die man in den Gefängnissen erhält, aber das Material dazu war immer bereit; bloß etwas verblaßt, wenn man nicht gerade darauf achtete.

So war es auch auf den Wanderschaften gewesen. Im Winter ist für einen Zimmermann schwer Arbeit zu finden, und Moosbrugger lag oft wochenlang auf der Straße. Nun ist man tageweit gewandert, gelangt in den Ort und findet kein Unterkommen. Muß bis spät in die Nacht weitermarschieren. Für eine Mahlzeit hat man kein Geld, so trinkt man Schnaps, bis hinter den Augen zwei Kerzen leuchten und der Körper allein geht. In der «Station» will man nicht um ein Nachtlager bitten, trotz der warmen Suppe, teils wegen des Ungeziefers und teils wegen der kränkenden Schererei; so bittelt man lieber ein paar Kreuzer zusammen und kriecht einem Bauern ins Heu. Ohne ihn zu bitten, natürlich, denn was soll man erst lang fragen und sich doch nur beleidigen lassen. Am Morgen gibt das freilich oft Streit und Anzeigen wegen Gewalttätigkeit, Vagabundage und Bettelei, und schließlich ergibt es einen immer dicker werdenden Bund solcher Vorstrafen, den jeder neue Richter wichtigtuerisch aufmacht, als ob Moosbrugger darin erklärt wäre.

Und wer denkt daran, was es heißt, sich tage- und wochenlang nicht richtig waschen zu können. Die Haut wird so steif, daß sie nur grobe Bewegungen erlaubt, selbst wenn man zärtliche machen wollte, und unter einer solchen Kruste erstarrt die lebendige Seele. Der Verstand mag weniger davon berührt werden, das Notwendige wird man ganz vernünftig tun; er mag eben wie ein kleines Licht in einem riesigen wandelnden Leuchtturm brennen, der voll zerstampfter Regenwürmer oder Heuschrecken ist, aber alles Persönliche ist darin zerquetscht, und es wandelt nur die gärende organische Substanz. Dann begegneten dem wandernden Moosbrugger, wenn er durch die Dörfer kam oder auch auf der einsamen Straße, ganze Prozessionen von Frauen. Jetzt eine, und eine halbe Stunde später zwar erst wieder eine Frau, aber wenn sie selbst in so großen Zwischenräumen kamen und gar nichts miteinander zu tun hatten, im ganzen waren es doch Prozessionen. Sie gingen von einem Dorf zum andern oder hatten nur soeben vors Haus gesehn, sie trugen dicke Tücher oder Jacken, die in einer steifen Schlangenlinie um die Hüften standen, sie traten in warme Stuben ein oder trieben ihre Kinder vor sich her oder waren auf der Straße so allein, daß man sie mit einem Stein hätte werfen können wie eine Krähe. Moosbrugger behauptete, daß er kein Lustmörder sein könne, weil ihn immer nur Gefühle der Abneigung gegen diese Frauenspersonen beseelt hätten, und das erscheint nicht unwahrscheinlich, denn man will doch auch eine Katze verstehn, die vor einem Bauer sitzt, in dem ein dicker blonder Kanarienvogel auf und nieder hüpfte; oder eine Maus schlägt, ausläßt, wieder schlägt, nur um sie noch einmal fliehen zu sehn; und was ist ein Hund, der einem rollenden Rad nachläuft, nur noch

im Spiel beißend, er, der Freund des Menschen?: da ist im Verhalten zum Lebendigen, Bewegten, stumm vor sich hin Rollenden oder Huschenden eine geheime Abneigung gegen das sich seiner selbst freuende Mitgeschöpf berührt. Und was sollte man schließlich machen, wenn sie schrie? Man könnte nur zur Besinnung kommen oder, wenn man das eben nicht kann, ihr Gesicht zu Boden drücken und Erde ihr in den Mund stopfen.

Moosbrugger war nur ein Zimmermannsgeselle, ein ganz einsamer Mensch, und obgleich er auf allen Plätzen, wo er arbeitete, von den Kameraden gut gelitten war, hatte er keinen Freund. Der stärkste Trieb wendete von Zeit zu Zeit sein Wesen grausam nach außen; aber vielleicht hatte ihm wirklich, wie er sagte, nur die Erziehung und die Gelegenheit gefehlt, um etwas anderes daraus zu machen, einen Massenwürgengel oder Theaterbrandstifter, einen großen Anarchisten; denn die Anarchisten, die sich in Geheimbünden zusammentun, nannte er mit Verachtung die falschen. Er war ersichtlich krank; aber wenn auch offenbar seine krankhafte Natur den Grund für sein Verhalten abgab, die ihn von den anderen Menschen absonderte, ihm kam das wie ein stärkeres und höheres Gefühl von seinem Ich vor. Sein ganzes Leben war ein zum Lachen und Entsetzen unbeholfener Kampf, um Geltung dafür zu erzwingen. Er hatte schon als Bursche einem Brotherrn die Finger gebrochen, als dieser ihn züchtigen wollte. Einem andern verschwand er mit Geld; aus notwendiger Gerechtigkeit, wie er sagte. Er hielt es auf keinem Platz lange aus; solange er in seiner wortkarg mit freundlicher Ruhe und riesigen Schultern arbeitenden Art, wie es anfangs immer geschah, die Leute in Scheu hielt, blieb er; sobald sie vertraulich und respektlos mit ihm umzugehen begannen, als hätten sie ihn nun erkannt, packte er sich fort, denn ein unheimliches Gefühl ergriff ihn dann, so als wäre er nicht fest in seiner Haut. Einmal hatte er es zu spät getan; da verschworen sich vier Maurer auf einem Bau, ihn ihre Überlegenheit fühlen zu lassen und vom obersten Stockwerk das Gerüst hinunterzustürzen; er hörte sie schon hinter seinem Rücken kichern und herankommen, da warf er sich mit seiner unermesslichen ganzen Kraft auf sie, stürzte den einen zwei Treppen hinab und zerschnitt zwei andren alle Sehnen des Arms. Daß er dafür bestraft wurde, hatte sein Gemüt erschüttert, wie er sagte. Er wanderte aus. In die Türkei; und wieder zurück, denn die Welt hielt überall gegen ihn zusammen; kein Zauberwort kam gegen diese Verschwörung auf und keine Güte.

Solche Worte hatte er in den Irrenhäusern und Gefängnissen eifrig gelernt; französische und lateinische Scherben, die er an den unpassendsten Stellen in seine Reden steckte, seit er herausbekommen hatte, daß es der Besitz dieser Sprachen war, was den Herrschenden das Recht gab, über sein Schicksal zu «befinden». Aus dem gleichen Grund bemühte er sich auch in Verhandlungen, ein gewähltes Hochdeutsch zu sprechen, sagte etwa, «das muß als Grundlage meiner Brutalität dienen» oder «ich hatte sie mir noch grausamer vorgestellt, als ich derlei Weiber sonst einschätze»; wenn er aber sah, daß auch das den Eindruck verfehlte, schwang er sich nicht selten zu einer großen schauspielerischen Pose auf und erklärte sich höhnisch als «theoretischen Anarchisten», der sich von den Sozialdemokraten jederzeit retten lassen könnte, wenn er von diesen ärgsten jüdischen Ausbeutern des arbeitenden, unwissenden Volks etwas geschenkt nehmen wollte: Da hatte auch er eine «Wissenschaft», ein Gebiet, auf das ihm die gelehrte Anmaßung seiner Richter nicht folgen konnte.

Gewöhnlich trug ihm das die Gerichtssaalzensur der «bemerkenswerten Intelligenz», ehrenvolle Beachtung während der Verhandlung und strengere Strafen ein, aber im Grunde empfand seine geschmeichelte Eitelkeit diese Verhandlungen als die Ehrenzeiten seines Lebens. Deshalb haßte er auch niemand so inbrünstig wie die Psychiater, die glaubten, sein ganzes schwieriges Wesen mit ein paar Fremdworten abtun zu können, als wäre es für sie eine alltägliche Sache. Wie immer in solchen Fällen, schwankten unter dem Druck der sich ihnen überordnenden juristischen

Vorstellungswelt die medizinischen Gutachten über seinen Geisteszustand, und Moosbrugger ließ sich keine dieser Gelegenheiten entgehen, um in öffentlicher Verhandlung seine Überlegenheit über die Psychiater zu beweisen und sie als aufgeblasene Tröpfe und Schwindler zu entlarven, die ganz unwissend seien und ihn, wenn er simuliere, ins Irrenhaus aufnehmen müßten, statt ihn ins Zuchthaus zu schicken, wohin er gehöre. Denn er leugnete seine Taten nicht, er wollte sie als Unglücksfälle einer großen Lebensauffassung verstanden wissen. Die kichernden Weiber waren vor allem gegen ihn verschworen; sie hatten alle ihre Schürzenbuben, und das gerade Wort eines ernstesten Mannes achteten sie für nichts, wenn nicht gar für eine Beleidigung. Er ging ihnen aus dem Weg, solange er konnte, um sich nicht reizen zu lassen; aber nicht allzeit war das möglich. Es kommen Tage, wo man als Mann ganz dumm im Kopf wird und nichts mehr anpacken kann, weil die Hände vor Unruhe schwitzen. Und muß man dann nachgeben, so kann man sicher sein, daß schon beim ersten Schritt, fern über den Weg wie eine Vorpatrouille, welche die andren geschickt haben, solch ein wandelndes Gift kreuzt, eine Betrügerin, die den Mann heimlich auslacht, während sie ihn schwächt und ihm ihr Theater vormacht, wenn sie nicht noch viel Schlimmeres ihm in ihrer Gewissenlosigkeit antut!

Und so war das Ende jener Nacht gekommen, einer teilnahmslos durchzechten Nacht mit viel Lärm zur Beschwichtigung der inneren Unruhe. Es kann, auch ohne daß man betrunken ist, die Welt unsicher sein. Die Straßenwände wanken wie Kulissen, hinter denen etwas auf das Stichwort wartet, um herauszutreten. Am Rand der Stadt wird es ruhiger, wo man ins freie, vom Mond erhellte Feld kommt. Dort mußte Moosbrugger umkehren, um in einem Bogen nach Haus zu finden, und da, bei der eisernen Brücke, sprach ihn das Mädchen an. Es war so ein Mädchen, wie sie sich unten in den Auen an Männer vermieten, ein stellenloses, davongelaufenes Dienstmädchen, eine kleine Person, von der man nur zwei lockende Mauseugen unter dem Kopftuch sah. Moosbrugger wies sie ab und beschleunigte seinen Gang; aber sie bettelte, daß er sie mit nach Haus nehmen möge. Moosbrugger ging; gradaus, um die Ecke, schließlich hilflos hin und her; er machte große Schritte, und sie lief neben ihm; er blieb stehn, und sie stand wie ein Schatten. Er zog sie hinter sich drein, das war es. Da machte er noch einen Versuch, sie zu verscheuchen; er drehte sich um und spuckte ihr zweimal ins Gesicht. Aber es half nicht; sie war unverwundbar.

Das geschah in dem stundenweiten Park, den sie an seiner schmalsten Stelle durchqueren mußten. Da wurde es zunächst Moosbrugger gewiß, daß ein Beschützer des Mädchens in der Nähe sein müsse; denn woher hätte sie sonst den Mut nehmen können, ihm trotz seines Unwillens zu folgen? Er griff nach dem Steckmesser in die Hosentasche, denn man wollte ihn zum besten haben; vielleicht wieder über ihn herfallen; immer steckt ja hinter den Weibern der andere Mann, der einen verhöhnt. Überhaupt, kam sie ihm nicht wie ein verkleideter Mann vor? Er sah Schatten sich bewegen und hörte das Holz knacken, während die Schleicherin neben ihm wie eine ganz weit ausschwingende Uhr immer wieder nach einer Weile ihre Bitte wiederholte; aber es war nichts zu finden, worauf sich seine Riesenkraft hätte stürzen können, und er begann sich vor diesem unheimlichen Nichtgeschehen zu fürchten.

Als sie in die erste, noch sehr düstere Straße kamen, stand ihm der Schweiß auf der Stirn, und er zitterte. Er sah nicht zur Seite und wandte sich in ein Kaffeehaus, das noch offenstand. Er stürzte einen schwarzen Kaffee und drei Kognaks hinunter und durfte ruhig sitzen, vielleicht eine Viertelstunde lang; als er aber zahlte, war wieder der Gedanke da, was er beginnen werde, wenn sie nun draußen gewartet habe? Es gibt solche Gedanken, die wie Bindfaden sind und sich in endlosen Schlingen um Arme und Beine legen. Und als er kaum ein paar Schritte in die dunkle Straße getan hatte, fühlte er das Mädchen an seiner Seite. Sie war jetzt gar nicht mehr demütig,

sondern frech und sicher; sie bat auch nicht mehr, sondern schwieg nur. Da erkannte er, daß er niemals von ihr loskommen werde, weil er es selbst war, der sie hinter sich herzog. Ein weinerlicher Ekel füllte seinen Hals aus. Er ging, und das, halb hinter ihm, war wiederum er. Genau so, wie er auch immer Prozessionen begegnet war. Er hatte sich einmal einen großen Holzsplitter selbst aus dem Bein geschnitten, weil er zu ungeduldig war, um auf den Arzt zu warten; ganz ähnlich fühlte er jetzt wieder sein Messer, lang und hart lag es in seiner Tasche.

Aber Moosbrugger verfiel mit einer geradezu überirdischen Anstrengung seiner Moral auf noch einen Ausweg. Hinter der Planke, längs der jetzt der Weg führte, lag ein Sportplatz; da war man ganz ungesehen, und er bog ein. In dem engen Kassenhäuschen legte er sich nieder und drängte den Kopf in die Ecke, wo es am dunkelsten war; das weiche verfluchte zweite Ich legte sich neben ihn. Er tat deshalb so, als ob er gleich einschlief, um später davonschleichen zu können. Aber als er leise, mit den Füßen voran, hinaus kroch, war es wieder da und schlang die Arme um seinen Hals. Da fühlte er etwas Hartes in ihrer oder seiner Tasche; er zerrte es hervor. Er wußte nicht recht, war es eine Schere oder ein Messer; er stach damit zu. Sie hatte behauptet, es sei nur eine Schere, aber es war sein Messer. Sie fiel mit dem Kopf in das Häuschen; er schleppte sie ein Stück heraus, auf die weiche Erde, und stach so lange auf sie ein, bis er sie ganz von sich losgetrennt hatte. Dann stand er vielleicht noch eine Viertelstunde bei ihr und betrachtete sie, während die Nacht wieder ruhiger und wundersam glatt wurde. Nun konnte sie keinen Mann mehr beleidigen und sich an ihn hängen. Schließlich trug er die Leiche über die Straße und legte sie vor ein Gebüsch, damit sie leichter gefunden und bestattet werden könne, wie er behauptete, denn nun konnte sie ja nichts mehr dafür.

In der Verhandlung bereitete Moosbrugger seinem Verteidiger die unvorhersehbarsten Schwierigkeiten. Er saß breit wie ein Zuschauer auf seiner Bank, rief dem Staatsanwalt Bravo zu, wenn dieser etwas für seine Gemeingefährlichkeit vorbrachte, das ihm seiner würdig erschien, und teilte lobende Zensuren an Zeugen aus, die erklärten, niemals etwas an ihm bemerkt zu haben, was auf Unzurechnungsfähigkeit schließen ließe. «Sie sind ein drolliger Kauz» schmeichelte ihm von Zeit zu Zeit der die Verhandlung leitende Richter und zog gewissenhaft die Schlingen zusammen, die sich der Angeklagte gelegt hatte. Dann stand Moosbrugger einen Augenblick lang erstaunt wie ein in der Arena gehetzter Stier, ließ die Augen wandern und merkte an den Gesichtern der Umsitzenden, was er nicht verstehen konnte, daß er sich abermals eine Lage tiefer in seine Schuld hineingearbeitet hatte.

Es zog Ulrich besonders an, daß seiner Verteidigung offenbar ein schattenhaft kenntlicher Plan zugrunde lag. Er war weder mit der Absicht ausgegangen zu töten, noch durfte er seiner Würde halber krank sein; von Lust konnte überhaupt nicht gesprochen werden, sondern nur von Ekel und Verachtung; also mußte die Tat ein Totschlag sein, zu dem ihn das verdächtige Benehmen des Weibes, «dieser Karikatur eines Weibes», wie er sich ausdrückte, verleitet hatte. Wenn man ihn recht verstand, verlangte er sogar, daß man seinen Mord für ein politisches Verbrechen ansehe, und machte manchmal den Eindruck, daß er gar nicht für sich, sondern für diese Rechtskonstruktion kämpfe. Die Taktik, die der Richter dagegen anwandte, war die übliche, in allem nur die plump listigen Anstrengungen eines Mörders zu sehn, der sich seiner Verantwortung entziehen will. «Warum haben Sie sich die blutigen Hände abgewischt? – Warum haben Sie das Messer weggeworfen? – Warum haben Sie nach der Tat frische Kleider und Wäsche angezogen? – Weil es Sonntag war? Nicht, weil sie blutig waren? – Weshalb sind Sie zu einer Unterhaltung gegangen? Die Tat hat Sie also nicht gehindert, das zu tun? Haben Sie überhaupt Reue empfunden?» Ulrich verstand gut die tiefe Entsagung, mit der Moosbrugger in solchen Augenblicken seine unzureichende Erziehung anklagte, die ihn verhinderte, dieses aus

Unverständnis geflochtene Netz aufzuknoten, was aber in der Sprache des Richters mit strafendem Nachdruck hieß: «Sie wissen immer anderen die Schuld zu geben!» Dieser Richter faßte alles in eins zusammen, ausgehend von den Polizeiberichten und der Landstreicherei, und gab es als Schuld Moosbrugger; für den aber bestand es aus lauter einzelnen Vorfällen, die nichts miteinander zu tun hatten und jeder eine andere Ursache besaßen, die außerhalb Moosbruggers und irgendwo im Ganzen der Welt lag. In den Augen des Richters gingen seine Taten von ihm aus, in den seinen waren sie auf ihn zugekommen wie Vögel, die herbeifliegen. Für den Richter war Moosbrugger ein besonderer Fall; für sich war er eine Welt, und es ist sehr schwer, etwas Überzeugendes über eine Welt zu sagen. Es waren zwei Taktiken, die miteinander kämpften, zwei Einheiten und Folgerichtigkeiten; aber Moosbrugger hatte den ungünstigeren Stand, denn seine seltsamen Schattengründe hätte auch ein Klügerer nicht ausdrücken können. Sie kamen unmittelbar aus dem verwirrt Einsamen seines Lebens, und während alle anderen Leben hundertfach bestehen – in der gleichen Weise gesehn von denen, die sie führen, wie von allen anderen, die sie bestätigen – war sein wahres Leben nur für ihn vorhanden. Es war ein Hauch, der sich immerfort deformiert und die Gestalt wechselt. Freilich hätte er seine Richter fragen können, ob ihr Leben denn im Wesen anders sei? Aber so etwas dachte er gar nicht. Vor der Justiz lag alles, was nacheinander so natürlich gewesen war, sinnlos nebeneinander in ihm, und er bemühte sich mit den größten Anstrengungen, einen Sinn hineinzubringen, der der Würde seiner vornehmen Gegner in nichts nachstehen sollte. Der Richter wirkte beinahe gütig in seinem Bemühen, ihn dabei zu unterstützen und ihm Begriffe zur Verfügung zu stellen, selbst wenn es solche waren, die Moosbrugger den fürchterlichsten Folgen auslieferten.

Es war wie der Kampf eines Schattens mit der Wand, und zum Schluß flackerte Moosbruggers Schatten nur noch gräßlich. Bei dieser letzten Verhandlung war Ulrich dabei. Als der Vorsitzende das Gutachten vorlas, das ihn als verantwortlich erklärte, erhob sich Moosbrugger und tat dem Gerichtshof kund: «Ich bin damit zufrieden und habe meinen Zweck erreicht.» Spöttischer Unglaube in den Augen rings umher antwortete ihm, und er fügte zornig hinzu: «Dadurch, daß ich die Anklage erzwungen habe, bin ich mit dem Beweisverfahren zufrieden!» Der Vorsitzende, der jetzt ganz Strenge und Strafe geworden war, verwies es ihm mit der Bemerkung, daß es dem Gerichtshof nicht auf seine Zufriedenheit ankomme. Dann las er ihm das Todesurteil vor, genau so, als ob der Unsinn, den Moosbrugger zum Vergnügen aller Anwesenden während der ganzen Verhandlung gesprochen hatte, nun auch einmal ernst beantwortet werden müßte. Da sagte Moosbrugger nichts, damit es nicht wie ein Schreck aussehe. Dann wurde die Verhandlung geschlossen, und alles war vorbei. Da aber wankte doch sein Geist; er wich zurück, ohnmächtig gegen den Hochmut der Verständnislosen; er drehte sich um, den schon die Justizsoldaten hinausführten, kämpfte um Worte, reckte die Hände empor und rief mit einer Stimme, welche die Stöße seiner Wächter abschüttelte: «Ich bin damit zufrieden, wenn ich Ihnen auch gestehen muß, daß Sie einen Irrsinnigen verurteilt haben!»

Das war eine Inkonsequenz; aber Ulrich saß atemlos. Das war deutlich Irrsinn, und ebenso deutlich bloß ein verzerrter Zusammenhang unsrer eignen Elemente des Seins. Zerstückt und durchdunkelt war es; aber Ulrich fiel irgendwie ein: wenn die Menschheit als Ganzes träumen könnte, müßte Moosbrugger entstehn. Er ernüchterte sich erst, als der «elende Hanswurst von Verteidiger», wie ihn Moosbruggers Undank einmal im Lauf der Verhandlung genannt hatte, wegen irgendwelcher Einzelheiten die Nichtigkeitsbeschwerde anmeldete, während ihrer beider riesiger Klient abgeführt wurde.

[<]

## Briefliche Ermahnung und Gelegenheit, Eigenschaften zu erwerben Konkurrenz zweier Thronbesteigungen

In solcher Weise verging die Zeit, da empfing Ulrich einen Brief seines Vaters. «Mein lieber Sohn! Es sind nunmehr wieder Monate verflossen, ohne daß Deinen spärlichen Nachrichten zu entnehmen gewesen wäre, daß Du auf Deiner Laufbahn den geringsten Schritt vorwärts getan oder einen solchen vorbereitet hättest.

Ich will freudig anerkennen, daß mir im Laufe der letzten Jahre von mehreren geschätzten Seiten die Genugtuung zuteil geworden ist, Deine Leistungen loben und auf Grund ihrer Dir eine aussichtsreiche Zukunft zusprechen zu hören. Aber einerseits Dein, allerdings nicht von mir, ererbter Hang, zwar, wenn Dich eine Aufgabe lockt, die ersten Schritte stürmisch zurückzulegen, dann aber gleichsam ganz zu vergessen, was Du Dir und denen schuldest, die ihre Hoffnungen auf Dich gesetzt haben, andererseits der Umstand, daß ich Deinen Nachrichten auch nicht das geringste Zeichen zu entnehmen vermag, das auf einen Plan für Dein weiteres Verhalten schließen ließe, erfüllen mich mit schwerer Sorge.

Nicht nur bist Du in einem Alter, wo andere Männer sich schon eine feste Stellung im Leben geschaffen haben, sondern ich kann jederzeit sterben, und das Vermögen, das ich Dir und Deiner Schwester zu gleichen Teilen hinterlassen werde, wird zwar nicht gering sein, unter heutigen Verhältnissen aber doch nicht so groß, daß sein Besitz allein Dir eine gesellschaftliche Position sichern könnte, die Du Dir also vielmehr selbst endlich schaffen mußt. Der Gedanke, daß Du seit Deinem Doktorat nur ganz ungefähr von Plänen sprichst, die sich auf verschiedensten Gebieten bewegen sollen und die Du in Deiner gewohnten Art vielleicht stark überschätzt, nie aber von einer Befriedigung schreibst, die Dir ein Lehrauftrag gewähren würde, noch von einer Fühlungnahme wegen solcher Pläne mit irgendeiner Universität, noch sonst von Fühlung mit maßgebenden Kreisen, das ist es, was mich zuweilen mit schwerer Sorge erfüllt. Ich kann gewiß nicht in den Verdacht kommen, daß ich die wissenschaftliche Selbständigkeit herabsetzen will, der ich vor siebenundvierzig Jahren in meinem Dir bekannten, jetzt in 12. Auflage erscheinenden Werk «Die Zurechnungslehre des Samuel Pufendorf und die moderne Jurisprudenz», die wahren Zusammenhänge ans Licht setzend, als erster mit den diesbezüglichen Vorurteilen der älteren Strafrechtsschule gebrochen habe, allein ebensowenig vermag ich nach den Erfahrungen eines arbeitsreichen Lebens anzuerkennen, daß man sich nur auf sich selbst stelle und die wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen vernachlässige, welche der Arbeit des Einzelnen erst den Rückhalt leihen, durch welchen sie in einen fruchtbaren und förderlichen Zusammenhang gerät.

Ich hoffe deshalb zuversichtlich, baldigst von Dir zu hören und die Aufwendungen, welche ich für Dein Vorwärtskommen gemacht habe, dadurch belohnt zu finden, daß Du solche Beziehungen nun nach Deiner Rückkehr in die Heimat anknüpfest und nicht länger vernachlässigst. Ich habe auch in diesem Sinne an meinen langjährigen wahren Freund und Schützer, den ehemaligen Präsidenten der Rechnungskammer und jetzigen Vorsitzenden der Allerhöchsten Familiengerichtspartikularität beim Hofmarschallamt, Exzellenz Grafen Stallburg, geschrieben und ihn gebeten, Deine Bitte, die Du ihm demnächst vortragen wirst, wohlwollend entgegenzunehmen. Mein hochgestellter Freund hatte auch bereits die Güte, mir umgehend zu antworten, und Du hast das Glück, daß er Dich nicht nur empfangen wird, sondern Deinem, ihm



von mir geschilderten Werdegang warmes Interesse entgegenbringt. Hiemit ist, soweit es in meiner Kraft und in meinem Ermessen steht und vorausgesetzt, daß Du es verstehst, Seine Exzellenz für Dich einzunehmen und gleichzeitig die Anschauungen der maßgebenden akademischen Kreise über Dich zu befestigen, Deine Zukunft gesichert.

Was die Bitte betrifft, die Du gewiß gerne Seiner Exzellenz vortragen wirst, sobald Du weißt, worum es sich handelt, so ist ihr Gegenstand der folgende:

In Deutschland soll im Jahre 1918, u. zw. in den Tagen um den 15. VI. herum, eine große, der Welt die Größe und Macht Deutschlands ins Gedächtnis prägende Feier des dann eingetretenen 30jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Wilhelms II. stattfinden; obwohl es bis dahin noch mehrere Jahre sind, weiß man doch aus verlässlicher Quelle, daß heute schon Vorbereitungen dazu getroffen werden, wenn auch selbstverständlich vorläufig ganz inoffiziell. Nun weißt Du wohl auch, daß in dem gleichen Jahre unser verehrungswürdiger Kaiser das 70jährige Jubiläum Seiner Thronbesteigung feiert und daß dieses Datum auf den 2. Dezember fällt. Bei der Bescheidenheit, die wir Österreicher allzusehr in allen Fragen haben, die unser eigenes Vaterland betreffen, steht zu befürchten, daß wir, ich muß schon sagen, wieder einmal ein Königgrätz erleben, das heißt, daß uns die Deutschen mit ihrer auf Effekt geschulten Methodik zuvorkommen werden, so wie sie damals das Zündnadelgewehr eingeführt hatten, bevor wir an eine Überraschung dachten.

Glücklicherweise wurde meine Befürchtung, die ich eben äußerte, von anderen patriotischen Persönlichkeiten mit guten Beziehungen schon vorweggenommen, und ich kann Dir verraten, daß in Wien eine Aktion im Gange ist, um das Eintreffen dieser Befürchtung zu verhindern und das volle Gewicht eines 70jährigen, segens- und sorgenreichen Jubiläums gegenüber einem bloß 30jährigen zur Geltung zu bringen. Da der 2. XII. natürlich durch nichts vor den 15. VI. gerückt werden könnte, ist man auf den glücklichen Gedanken verfallen, das ganze Jahr 1918 zu einem Jubiläumsjahr unseres Friedenskaisers auszugestalten. Ich bin darüber allerdings nur soweit unterrichtet, als die Körperschaften, denen ich angehöre, Gelegenheit hatten, zu der Anregung Stellung zu nehmen, das Nähere wirst Du selbst erfahren, sobald Du Dich bei Gf. Stallburg meldest, der Dir im vorbereitenden Komitee eine Deine Jugend ehrende Stellung zugedacht hat.

Desgleichen muß ich Dir nahelegen, die Beziehungen zu der Familie des Sektionschefs Tuzzi vom Ministerium des Äußeren und des Kaiserlichen Hauses, die ich Dir schon so lange empfohlen habe, nicht länger in der gleichen, für mich geradezu peinlichen Weise nicht aufzunehmen, sondern sofort seiner Gattin, welche, wie Du weißt, die Tochter eines Vetters der Frau meines verstorbenen Bruders und sonach Deine Kusine ist, Deine Aufwartung zu machen, denn, wie man mir sagt, nimmt sie eine hervorragende Stellung in dem Projekt ein, von dem ich Dir soeben schrieb, und mein verehrter Freund, Graf Stallburg, hatte bereits die überaus große Güte, ihr Deinen Besuch in Aussicht zu stellen, weshalb Du keinen Augenblick zögern darfst, das zu erfüllen.

Von mir ist nichts weiter zu berichten; die Arbeit an der Neuauflage meines besagten Buchs nimmt außer den Vorlesungen meine ganze Zeit in Anspruch und den Rest von Arbeitskraft, über den man im Alter noch verfügt. Man muß seine Zeit gut ausnützen, denn sie ist kurz.

Von Deiner Schwester höre ich nur, daß sie gesund ist; sie hat einen tüchtigen und braven Mann, wenn sie auch niemals eingestehen wird, daß sie mit ihrem Lose zufrieden ist und sich darin glücklich fühlt.

Es segnet Dich Dein Dich liebender

Vater.»

[<]

## Zweiter Teil – Seinesgleichen geschieht

### 20

Berührung der Wirklichkeit Ungeachtet des Fehlens von Eigenschaften benimmt sich Ulrich tatkräftig und feurig

Daß Ulrich sich wirklich entschloß, dem Grafen Stallburg seine Aufwartung zu machen, hatte unter verschiedenen Gründen nicht zuletzt den, daß er neugierig geworden war.

Graf Stallburg amtierte in der kaiserlichen und königlichen Hofburg, und der Kaiser und König von Kakanien war ein sagenhafter alter Herr. Seither sind ja viele Bücher über ihn geschrieben worden, und man weiß genau, was er getan, verhindert oder unterlassen hat, aber damals, im letzten Jahrzehnt von seinem und Kakanien's Leben, gerieten jüngere Menschen, die mit dem Stand der Wissenschaften und Künste vertraut waren, manchmal in Zweifel, ob es ihn überhaupt gebe. Die Zahl der Bilder, die man von ihm sah, war fast ebenso groß wie die Einwohnerzahl seiner Reiche; an seinem Geburtstag wurde ebensoviel gegessen und getrunken wie an dem des Erlösers, auf den Bergen flammten die Feuer, und die Stimmen von Millionen Menschen versicherten, daß sie ihn wie einen Vater liebten; endlich war ein zu seinen Ehren klingendes Lied das einzige Gebilde der Dichtkunst und Musik, von dem jeder Kakanier eine Zeile kannte: aber diese Popularität und Publizität war so über-überzeugend, daß es mit dem Glauben an ihn leicht ebenso hätte bestellt sein können wie mit Sternen, die man sieht, obgleich es sie seit Tausenden von Jahren nicht mehr gibt.

Das erste, was nun geschah, als Ulrich zur kaiserlichen Hofburg fuhr, war, daß der Wagen, der ihn dahin bringen sollte, schon im äußeren Burghof anhielt, und es begehrte der Kutscher abgelohnt zu werden, indem er behauptete, daß er zwar durchfahren, aber im inneren Hof nicht stehenbleiben dürfe. Ulrich ärgerte sich über den Kutscher, den er für einen Schwindler oder einen Hasenfuß hielt, und suchte ihn anzutreiben; aber er verblieb ohnmächtig gegenüber dessen ängstlicher Weigerung, und plötzlich fühlte er in ihr die Ausstrahlung einer Gewalt, die mächtiger war als er. Als er den inneren Hof betrat, fielen ihm darauf die zahlreichen roten, blauen, weißen und gelben Röcke, Hosen und Helmbüsche sehr in die Augen, die dort steif in der Sonne standen wie Vögel auf einer Sandbank. Er hatte bis dahin «Die Majestät» für eine bedeutungslose Redewendung gehalten, die man eben noch beibehalten hat, geradeso wie man ein Atheist sein kann und doch «Grüß Gott» sagt; nun aber strich sein Blick an hohen Mauern empor, und er sah eine Insel grau, abgeschlossen und bewaffnet daliegen, an der die Schnelligkeit der Stadt ahnungslos vorbeischoß.

Er wurde, nachdem er sein Begehren angemeldet hatte, über Treppen und Gänge, durch Zimmer und Säle geführt. Obgleich er sehr gut gekleidet war, fühlte er sich dabei von jedem Blick, dem er begegnete, vollkommen richtig eingeschätzt. Kein Mensch schien hier daran zu denken, geistige Vornehmheit mit wirklicher zu verwechseln, und es verblieb Ulrich keine andere Genugtuung als die durch ironischen Protest und bürgerliche Kritik. Er stellte fest, daß er durch ein großes Gehäuse mit wenig Inhalt gehe; die Säle waren fast unmöbliert, aber dieser leere Geschmack

hatte nicht die Bitterkeit eines großen Stils; er kam an einer lockeren Folge einzelner Gardisten und Diener vorbei, die einen mehr unbeholfenen als prunkvollen Schutz bildeten, den ein halbes Dutzend gut bezahlter und ausgebildeter Detektive wirkungsvoller besorgt hätte; und vollends die wie Bankboten grau bekleidete und bekappte Dienerart, die sich zwischen den Lakaien und Garden umtrieb, ließ ihn an einen Rechtsanwalt oder Zahnarzt denken, der Büro und Privatwohnung nicht genügend trennt. «Man fühlt deutlich hindurch,» dachte er «wie das als Pracht dereinst biedermeierische Menschen eingeschüchtert haben mag, aber heute hält es nicht einmal den Vergleich mit der Schönheit und Annehmlichkeit eines Hotels aus und gibt sich darum recht schlau als vornehme Zurückhaltung und Steifheit.»

Als er aber beim Grafen Stallburg eintrat, empfing ihn Se. Exzellenz in einem großen hohlen Prisma von bester Proportion, in dessen Mitte der unscheinbare, kahlköpfige Mann, leicht vorgeneigt und oranghaft geknickt in den Beinen, in einer Weise vor ihm stand, wie eine hohe Hofcharge aus vornehmer Familie unmöglich durch sich selbst aussehen konnte, sondern nur in Nachahmung von irgend etwas. Die Schultern hingen ihm vor, und die Lippe herunter; er glich einem alten Amtsdieners oder einem braven Rechnungsbeamten. Und plötzlich bestand kein Zweifel mehr, an wen er erinnerte; Graf Stallburg wurde durchsichtig, und Ulrich begriff, daß ein Mann, der seit siebzig Jahren der Allerhöchste Mittelpunkt höchster Macht ist, eine gewisse Genugtuung darin finden muß, hinter sich selbst zurückzutreten und dreinzuschauen wie der subalternste seiner Untertanen, wonach es einfach zu gutem Benehmen in der Nähe dieser Allerhöchsten Person und zur selbstverständlichen Form der Diskretion wird, nicht persönlicher auszusehen als sie. Dies scheint der Sinn dessen gewesen zu sein, daß sich die Könige so gern auch die ersten Diener ihres Staates nannten, und mit einem raschen Blick überzeugte sich Ulrich, daß Se. Exzellenz wirklich jenen eisgrauen, kurzen, am Kinn ausrasierten Backenbart trug, den alle Amtsdieners und Eisenbahnportiers in Kakanien besaßen. Man hatte geglaubt, daß sie in ihrem Aussehen ihrem Kaiser und Könige nachstrebten, aber das tiefere Bedürfnis beruht in solchen Fällen auf Gegenseitigkeit.

Ulrich hatte Zeit, sich das zu überlegen, weil er eine Weile warten mußte, ehe Se. Exzellenz ihn ansprach. Der schauspielerische Verkleidungs- und Verwandlungsurtrieb, der zu den Lüsten des Lebens gehört, bot sich ihm ohne den geringsten Beigeschmack, ja wohl ganz ohne Ahnung von Schauspielerei dar; so stark, daß ihm die bürgerliche Gepflogenheit, Theater zu bauen und aus dem Schauspiel eine Kunst zu machen, die man stundenweise mietet, neben dieser unbewußten dauernden Kunst der Selbstdarstellung als etwas ganz und gar Unnatürliches, Spätes und Entzweigespaltenes vorkam. Und als Se. Exzellenz endlich eine Lippe von der anderen gehoben hatte und zu ihm sagte: «Ihr lieber Vater ...» und schon steckenblieb, in der Stimme aber doch etwas lag, was die bemerkenswert schönen gelblichen Hände wahrnehmen machte und etwas wie eine gespannte Moralität rings um die ganze Erscheinung, fand Ulrich das reizend und beging einen Fehler, den geistige Menschen leicht begehn. Denn Se. Exzellenz fragte ihn dann, was er sei, und sagte: «So, sehr interessant, an welcher Schule?» als Ulrich Mathematiker geantwortet hatte; und als Ulrich versicherte, daß er mit Schule nichts zu tun habe, sagte Se. Exzellenz: «So, sehr interessant, ich verstehe, Wissenschaft, Universität.» Und das kam Ulrich so vertraut und ordentlich genau so vor, wie man sich ein feines Konversationsstück vorstellt, daß er sich unversehens benahm, als sei er hier zu Hause, und seinen Gedanken folgte, statt dem gesellschaftlichen Gebot der Lage. Es fiel ihm plötzlich Moosbrugger ein. Hier war die Macht der Begnadigung ja in der Nähe, und nichts erschien ihm einfacher als der Versuch, ob man von ihr Gebrauch machen könnte. «Exzellenz,» fragte er «darf ich mich bei dieser günstigen Gelegenheit für einen Mann verwenden, der mit Unrecht zum Tod verurteilt worden ist?»

Bei dieser Frage riß Exzellenz Stallburg die Augen auf.

«Einen Lustmörder, allerdings,» gestand Ulrich zu, aber in diesem Augenblick sah er selbst ein, daß er sich unmöglich benahm. «Ein geisteskranker natürlich» suchte er sich rasch zu verbessern, und «Exzellenz wissen, daß unsere Gesetzgebung aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts in diesem Punkt rückständig ist», hätte er beinahe hinzugefügt, aber er mußte schlucken und saß fest. Es war eine Entgleisung, diesem Mann eine Erörterung zuzumuten, wie sie Leute, denen an geistigen Umtrieben gelegen ist, oft ganz zwecklos auf sich nehmen. So ein paar Worte, richtig eingestreut, können fruchtbar wie lockere Gartenerde sein, aber an diesem Ort wirkten sie wie ein Häuflein Erde, das einer versehentlich an den Schuhen ins Zimmer getragen hat. Aber nun, da Graf Stallburg seine Verlegenheit bemerkte, bewies er ihm wahrhaft großes Wohlwollen. «Ja, ja, ich erinnere mich,» sagte er, nachdem Ulrich den Namen genannt hatte, mit einiger Überwindung «und Sie sagen also, daß das ein Geisteskranker sei, und möchten diesem Menschen helfen?»

«Er kann nichts dafür.»

«Ja, das sind immer besonders unangenehme Fälle.» Graf Stallburg schien sehr unter ihren Schwierigkeiten zu leiden. Er sah Ulrich hoffnungslos an und fragte ihn, als sei doch nichts anderes zu erwarten, ob Moosbrugger schon endgültig abgeurteilt sei. Ulrich mußte verneinen. «Ach, nun sehen Sie,» fuhr er erleichtert fort «dann hat es ja noch Zeit», und er begann von «Papa» zu sprechen, den Fall Moosbrugger in freundlicher Unklarheit zurücklassend.

Ulrich war durch seine Entgleisung einen Augenblick geistesungegenwärtig geworden, aber merkwürdigerweise hatte dieser Fehler auf Exzellenz keinen schlechten Eindruck gemacht. Graf Stallburg war zwar anfangs beinahe sprachlos gewesen, so als ob man in seiner Gegenwart den Rock ausgezogen hätte; dann aber kam ihm diese Unmittelbarkeit an einem so gut empfohlenen Mann tatkräftig und feurig vor, und er war froh, diese zwei Worte gefunden zu haben, denn er war des Willens, sich einen guten Eindruck zu bilden. Er schrieb sie («Wir dürfen hoffen, einen tatkräftigen und feurigen Helfer gefunden zu haben») sogleich in das Einführungsschreiben, das er an die Hauptperson der großen vaterländischen Aktion aufsetzte. Als Ulrich einige Augenblicke später dieses Schreiben empfing, kam er sich wie ein Kind vor, das man verabschiedet, indem man ihm ein Stückchen Schokolade ins Händchen preßt. Er hielt nun etwas zwischen den Fingern und nahm Weisungen für einen weiteren Besuch entgegen, die ebensogut ein Auftrag wie eine Bitte sein konnten, ohne daß sich eine Gelegenheit bot, Einspruch dagegen zu erheben. «Das ist ja ein Mißverständnis, ich habe doch nicht im mindesten die Absicht gehabt →» hätte er sagen mögen; aber da war er schon auf dem Weg, zurück durch die großen Gänge und Säle. Er blieb plötzlich stehen und dachte: «Das hat mich ja wie einen Kork gehoben und irgendwo abgesetzt, wohin ich gar nicht wollte!» Er betrachtete neugierig die hinterlistige Einfachheit der Einrichtung. Er durfte sich ruhig sagen, sie mache auch jetzt keinen Eindruck auf ihn; das war bloß eine nicht weggeräumte Welt. Aber welche starke, sonderbare Eigenschaft hatte sie ihn doch fühlen lassen? Zum Teufel, man konnte es kaum anders ausdrücken; sie war einfach überraschend wirklich.

[<]

21

Die wahre Erfindung der Parallelaktion durch Graf Leinsdorf

Die wahrhaft treibende Kraft der großen patriotischen Aktion – die von nun an, der Abkürzung wegen und weil sie «das volle Gewicht eines 70jährigen segens- und sorgenreichen Jubiläums gegenüber einem bloß 30jährigen zur Geltung zu bringen» hatte, auch die Parallelaktion genannt werden soll – war aber nicht Graf Stallburg, sondern dessen Freund, Se. Erlaucht Graf Leinsdorf. In dem schönen, hochfenstrigen Arbeitszimmer dieses großen Herrn – inmitten vielfacher Schichten von Stille, Devotion, Goldtressen und Feierlichkeit des Ruhms – stand zu der Zeit, wo Ulrich seinen Besuch in der Hofburg machte, der Sekretär mit einem Buch in der Hand und las Sr. Erlaucht eine Stelle daraus vor, die zu finden er beauftragt gewesen war. Es war diesmal etwas aus Joh. Gottl. Fichte, das er in den «Reden an die deutsche Nation» aufgetrieben hatte und für sehr geeignet hielt. «Zur Befreiung von der Erbsünde der Trägheit» las er vor «und ihrem Gefolge, der Feigheit und Falschheit, bedürfen die Menschen der Vorbilder, die ihnen das Rätsel der Freiheit vorkonstruieren, wie ihnen solche in den Religionsstiftern erstanden sind. Die notwendige Verständigung über sittliche Überzeugung geschieht in der Kirche, deren Symbole nicht als Lehrstücke, sondern nur als Lehrmittel für die Verkündigung der ewigen Wahrheiten anzusehen sind.» Er hatte die Worte *Trägheit*, *vorkonstruieren* und *Kirche* betont, Se. Erlaucht hatte wohlwollend zugehört, ließ sich das Buch zeigen, aber schüttelte dann den Kopf. «Nein,» sagte der reichsunmittelbare Graf «das Buch wäre schon gut, aber diese protestantische Stelle mit der Kirche geht nicht!» – Der Sekretär sah bitter drein wie ein kleiner Beamter, der sich das Konzept eines Akts zum fünftenmal vom Vorstand zurückweisen lassen muß, und wandte vorsichtig ein: «Der Eindruck Fichtes auf nationale Kreise würde aber vorzüglich sein?» – «Ich glaube,» entgegnete Se. Erlaucht «daß wir vorläufig darauf verzichten müssen.» Mit dem zuklappenden Buch klappte auch sein Gesicht zu, mit dem wortlos befehlenden Gesicht klappte auch der Sekretär zu einer ergebenen Verbeugung zusammen und nahm Fichte in Empfang, um ihn abzuservieren und nebenan in der Bibliothek zwischen allen andren philosophischen Systemen der Welt wieder einzureihen; man kocht nicht selbst, sondern läßt das durch seine Leute besorgen.

«Es bleibt also,» sagte Graf Leinsdorf «vorderhand bei den vier Punkten: Friedenskaiser, europäischer Markstein, wahres Österreich und Besitz und Bildung. Danach müssen Sie das Rundschreiben abfassen.» Se. Erlaucht hatte in diesem Augenblick einen politischen Gedanken gehabt, und in Worte gebracht bedeutete er ungefähr: Sie werden von selbst kommen! Er meinte jene Kreise seines Vaterlands, die sich weniger diesem angehören fühlten als der deutschen Nation. Sie waren ihm unangenehm. Hätte sein Sekretär ein passenderes Zitat gefunden, um ihrem Empfinden zu schmeicheln (denn dazu war Joh. Gottl. Fichte ausgewählt worden), so wäre die Stelle auch niedergeschrieben worden; aber im Augenblick, wo eine störende Einzelheit das hinderte, atmete Graf Leinsdorf befreit auf.

Se. Erlaucht war der Erfinder der großen vaterländischen Aktion. Ihm war, als die aufregende Nachricht aus Deutschland kam, zuerst das Wort Friedenskaiser eingefallen. Es hatte sich sofort damit die Vorstellung eines 88jährigen Herrschers verknüpft, eines wahren Vaters seiner Völker, und einer 70jährigen ununterbrochenen Regierung. Diese beiden Vorstellungen trugen wohl natürlich die ihm vertrauten Züge seines kaiserlichen Herrn, aber die Glorie, die auf ihnen lag, war nicht die der Majestät, sondern der stolzen Tatsache, daß sein Vaterland den ältesten und am längsten regierenden Herrscher der Welt besaß. Unverständige könnten sich nun versucht fühlen, darin bloß die Freude an einer Rarität zu erblicken (etwa wie wenn Graf Leinsdorf den Besitz der viel selteneren quergestreiften Sahara mit Wasserzeichen und einem fehlenden Zahn höher gestellt hätte als den eines Greco, was er auch in Wahrheit tat, wenngleich er beide besaß und die berühmte Bildersammlung seines Hauses nicht ganz außer acht ließ), aber sie verstehen eben nicht, welche bereichernde Kraft ein Gleichnis selbst noch vor dem größten Reichtum voraus hat.

In diesem Gleichnis von dem alten Herrscher lag für Graf Leinsdorf zugleich sein Vaterland, das er liebte, und die Welt, der es ein Vorbild sein sollte. Große und schmerzliche Hoffnungen bewegten Graf Leinsdorf. Er hätte nicht sagen können: war es mehr Schmerz über sein Vaterland, das er nicht ganz den Ehrenplatz «in der Familie der Völker» einnehmen sah, der ihm gebührte, oder war, was ihn bewegte, Eifersucht auf Preußen, das Österreich von diesem Platz hinabgestoßen hatte (im Jahre 1866, durch Heim-Tücke!), oder erfüllten ihn einfach Stolz auf den Adel eines alten Staats und das Verlangen, ihn vorbildlich zu beweisen; denn die Völker Europas trieben nach seiner Meinung alle im Strudel einer materialistischen Demokratie dahin, und es schwebte ihm ein erhabenes Symbol vor, das ihnen zugleich Mahnung und Zeichen der Einkehr sein sollte. Es war ihm klar, daß etwas geschehen müsse, was Österreich allen voranstellen sollte, damit diese «glanzvolle Lebenskundgebung Österreichs» für die ganze Welt «ein Markstein» sei, somit ihr diene, ihr eigenes wahres Wesen wiederzufinden, und daß dies alles mit dem Besitz eines 88jährigen Friedenskaisers verknüpft war. Mehr oder Genaueres wußte Graf Leinsdorf in der Tat noch nicht. Aber es war sicher, daß ihn ein großer Gedanke ergriffen hatte. Nicht nur entflammte dieser seine Leidenschaft – wogegen ein streng und verantwortlich erzogener Christ immerhin hätte mißtrauisch bleiben müssen –, sondern mit heller Evidenz ergoß sich dieser Gedanke unmittelbar in so erhabene und strahlende Vorstellungen wie die des Herrschers, des Vaterlands und des Weltglücks. Und was diesem Gedanken noch an Dunkel anhaftete, vermochte Se. Erlaucht nicht zu beunruhigen. Se. Erlaucht kannte sehr wohl die theologische Lehre von der *contemplatio in caligine divina*, der Beschauung im göttlichen Dunkel, das in sich unendlich klar ist, aber für den menschlichen Intellekt Blendung und Finsternis; und im übrigen war es seine Lebensüberzeugung, daß ein Mann, der Großes tut, gewöhnlich nicht weiß warum – sagt doch schon Cromwell: «Ein Mann kommt nie weiter, als wenn er nicht weiß, wohin er geht!» Graf Leinsdorf gab sich also befriedigt dem Genuß seines Gleichnisses hin, dessen Unsicherheit ihn, wie er fühlte, kräftiger erregte als Sicherheiten.

Von Gleichnissen abgesehn, hatten seine politischen Anschauungen aber eine außerordentliche Festigkeit und jene Freiheit eines großen Charakters, die nur durch die vollkommene Abwesenheit von Zweifeln ermöglicht wird. Er war als Majoratsherr Mitglied des Herrenhauses, aber weder politisch aktiv, noch bekleidete er ein Amt am Hofe oder im Staate; er war «nichts als Patriot». Aber gerade dadurch und durch seinen unabhängigen Reichtum war er zum Mittelpunkt aller anderen Patrioten geworden, die mit Besorgnis die Entwicklung des Reichs und der Menschheit verfolgten. Die ethische Verpflichtung, nicht ein gleichgültiger Zuschauer zu sein, sondern der Entwicklung «von oben helfend die Hand zu bieten», durchdrang sein Leben. Er war vom «Volk» überzeugt, daß es «gut» sei; da nicht nur seine vielen Beamten, Angestellten und Diener von ihm abhingen, sondern in ihrem wirtschaftlichen Bestehen zahllose Menschen, hatte er es nie anders kennengelernt, ausgenommen die Sonn- und Feiertage, wo es als freundlich buntes Gewimmel aus den Kulissen quillt wie ein Opernchor. Was nicht zu dieser Vorstellung stimmte, führte er deshalb auf «hetzerische Elemente» zurück; es war für ihn das Werk verantwortungsloser, unreifer und sensationssüchtiger Individuen. Religiös und feudal erzogen, niemals im Verkehr mit bürgerlichen Menschen dem Widerspruch ausgesetzt, nicht unbelesen, aber durch die Nachwirkung der geistlichen Pädagogik, die seine Jugend behütet hatte, zeitlebens gehindert, in einem Buch etwas anderes zu erkennen als Übereinstimmung oder irrende Abweichung von seinen eigenen Grundsätzen, kannte er das Weltbild zeitgemäßer Menschen nur aus den Parlaments- und Zeitungskämpfen; und da er genug Wissen besaß, um die vielen Oberflächlichkeiten in diesen zu erkennen, wurde er täglich in seinem Vorurteil bestärkt, daß die wahre, tiefer verstandene bürgerliche Welt nichts anderes sei, als was er selbst meine. Überhaupt war der Zusatz «der wahre» zu politischen Gesinnungen eine seiner Hilfen, um sich in einer von

Gott geschaffenen, aber ihn zu oft verleugnenden Welt zurechtzufinden. Er war fest überzeugt, daß sogar der wahre Sozialismus mit seiner Auffassung übereinstimme; ja es war von Anfang an seine persönlichste Idee, die er sogar sich selbst noch teilweise verbarg, eine Brücke zu schlagen, auf der die Sozialisten in sein Lager marschieren sollten. Es ist ja klar, daß den Armen zu helfen eine ritterliche Aufgabe ist und daß für den wahren Hochadel eigentlich kein so großer Unterschied zwischen einem bürgerlichen Fabrikanten und seinem Arbeiter bestehen kann; «wir alle sind ja im Innersten Sozialisten» war ein Lieblingsauspruch von ihm und hieß ungefähr so viel und nicht mehr, wie daß es im Jenseits keine sozialen Unterschiede gibt. In der Welt hielt er sie aber für notwendige Tatsachen und erwartete von der Arbeiterschaft, wenn man ihr bloß in den Fragen des materiellen Wohlbefindens entgegenkomme, daß sie von unvernünftigen, in sie hineingetragenen Schlagworten abstehn und die natürliche Weltordnung einsehn werde, wo jeder in dem ihm bestimmten Kreis Pflicht und Gedeihen findet. Der wahre Adelige erschien ihm darum so wichtig wie der wahre Handwerker, und die Lösung der politischen und wirtschaftlichen Fragen lief für ihn eigentlich auf eine harmonische Vision hinaus, die er Vaterland nannte.

Se. Erlaucht hätte nicht anzugeben vermocht, was davon er während der Viertelstunde seit dem Abgang seines Sekretärs gedacht hatte. Vielleicht alles. Der mittelgroße, etwa sechzigjährige Mann saß reglos vor seinem Schreibtisch, die Hände im Schoß verschränkt, und wußte nicht, daß er lächelte. Er trug einen niederen Kragen, weil er Anlage zu einem Blähals hatte, und einen Knebelbart entweder aus dem gleichen Grund oder weil er damit ein wenig an die Bilder böhmischer Aristokraten aus der Zeit Wallensteins erinnerte. Ein hohes Zimmer stand um ihn, und dieses war wieder von den großen, leeren Räumen des Vorzimmers und der Bibliothek umgeben, um welche, Schale über Schale, weitere Räume, Stille, Devotion, Feierlichkeit und der Kranz zweier geschwungenen Steintreppen sich legten; wo diese in die Einfahrt mündeten, stand in schwerem, tressenbeladenem Mantel, seinen Stab in der Hand, der große Türhüter, er sah durch das Loch des Torbogens in die helle Flüssigkeit des Tags, und die Fußgänger schwammen vorbei wie in einem Goldfischglas. An der Grenze dieser beiden Welten zogen sich die spielerischen Ranken einer Rokokofassade hoch, die unter den Kunstgelehrten nicht nur wegen ihrer Schönheit berühmt war, sondern auch weil sie höher war als breit; sie gilt heute als der erste Versuch, die Haut eines breit bequemen Landschlößchens über das auf bürgerlich beengtem Grundriß hochgeratene Gerüst des Stadthauses zu spannen, und damit als einer der wichtigsten Übergänge von der feudalen Grundherrlichkeit zum Stil der bürgerlichen Demokratie. Hier ging die Existenz der Leinsdorfs kunstbücherlich beglaubigt in den Weltgeist über. Wer das aber nicht wußte, sah so wenig davon wie der vorüberschießende Wassertropfen von der Wand seines Kanals; er bemerkte nur das weiche grauliche Torloch in der sonst festen Straße, eine überraschende, fast erregende Vertiefung, in deren Höhle das Gold der Tressen und des großen Knopfes am Türhüterstab erglänzten. Bei schönem Wetter kam dieser Türhüter vor die Einfahrt; dann stand er dort wie ein bunter, weit sichtbarer Edelstein, in eine Häuserflucht eingesprengt, die in niemandes Bewußtsein tritt, obgleich es erst ihre Wände sind, die das zahl- und namenlos vorbeitreibende Gewimmel zur Ordnung einer Straße erheben. Es ist zu wetten, daß ein großer Teil des «Volks», über dessen Ordnung Graf Leinsdorf besorgt und unablässig wachte, mit seinem Namen, wenn er fiel, nichts als die Erinnerung an diesen Türsteher verband.

Aber Se. Erlaucht hätte darin keine Zurücksetzung erblickt; eher dürfte ihm schon der Besitz derartiger Türhüter als die «wahre Selbstlosigkeit» vorgekommen sein, die einem vornehmen Mann ansteht.

[<]



Die Parallelaktion steht in Gestalt einer einflußreichen Dame von unbeschreiblicher geistiger Anmut bereit, Ulrich zu verschlingen

Diesen Grafen Leinsdorf hatte Ulrich nach dem Wunsch des Grafen Stallburg aufsuchen sollen, aber er hatte beschlossen, es nicht zu tun; dagegen nahm er sich vor, seiner «großen Kusine» den ihm von seinem Vater empfohlenen Besuch zu machen, weil ihm daran gelegen war, sie einmal mit eigenen Augen zu sehn. Er kannte sie nicht, aber er hatte schon seit einiger Zeit eine ganz besondere Abneigung gegen sie, weil es wiederholt vorkam, daß ihm Leute, die von seiner Verwandtschaft wußten und es gut mit ihm meinten, rieten: «Diese Frau müßten gerade Sie kennenlernen!» Es geschah immer mit jener besonderen Betonung des Sie, die gerade den Angeredeten als ausnehmend geeignet zum Verständnis eines solchen Juwels hervorheben will und ebensogut eine aufrichtige Schmeichelei bedeuten kann wie ein Versteck für die Überzeugung, daß man der rechte Narr für eine solche Bekanntschaft sei. Er hatte sich deshalb schon oft nach den besondern Eigenschaften dieser Frau erkundigt, aber niemals darauf befriedigende Antwort erhalten. Es hieß entweder: «Sie hat eine unbeschreibliche geistige Anmut» oder: «Sie ist unsere schönste und gescheiteste Frau», und manche sagen einfach: «Sie ist eine ideale Frau!» – «Wie alt ist denn diese Person?» fragte Ulrich, aber niemand wußte es, und gewöhnlich war der Befragte darüber erstaunt, daß er selbst noch nicht darauf gekommen sei, sich das zu fragen. «Und wer ist denn nun eigentlich ihr Geliebter?» fragte Ulrich schließlich ungeduldig. «Ein Verhältnis?» Der nicht unerfahrene junge Mann, zu dem er so sprach, staunte. «Sie haben ganz recht. Kein Mensch käme auf diese Vermutung.» «Also eine geistige Schönheit,» sagte sich Ulrich; «eine zweite Diotima.» Und von diesem Tag an nannte er sie in Gedanken so, nach jener berühmten Dozentin der Liebe.

In Wirklichkeit hieß sie aber Ermelinda Tuzzi und in Wahrheit sogar nur Hermine. Nun ist Ermelinda zwar nicht einmal die Übersetzung von Hermine, aber sie hatte das Recht auf diesen schönen Namen doch eines Tags durch intuitive Eingebung erworben, indem er plötzlich als höhere Wahrheit vor ihrem geistigen Ohre stand, wenngleich ihr Gatte auch weiterhin Hans und nicht Giovanni hieß und trotz seines Familiennamens die italienische Sprache erst auf der Konsularakademie erlernt hatte. Gegen diesen Sektionschef Tuzzi besaß Ulrich kein geringeres Vorurteil wie gegen seine Gattin. Er war in einem Ministerium, das als Ministerium des Äußern und des Kaiserlichen Hauses noch viel feudaler war als die anderen Regierungsbüros, der einzige bürgerliche Beamte in maßgebender Stellung, leitete darin die einflußreichste Sektion, galt als die rechte Hand, gerüchtweise sogar als der Kopf seiner Minister und gehörte zu den wenigen Männern, die auf die Geschicke Europas Einfluß hatten. Wenn aber in so stolzer Umgebung ein Bürgerlicher zu solcher Stellung aufsteigt, darf man füglich einen Schluß auf Eigenschaften ziehen, die in einer vorteilhaften Weise persönliche Unentbehrlichkeit mit bescheidenem Zurücktretenkönnen vereinen müssen, und Ulrich war nicht weit davon entfernt, sich den einflußreichen Sektionschef als eine Art properen Kavalleriewachtmeister vorzustellen, der hochadelige Einjährige kommandieren muß. Dazu paßte als Ergänzung eine Lebensgefährtin, die er sich, trotz der Anpreisungen ihrer Schönheit, nicht mehr jung, ehrgeizig und mit einem bürgerlichen Korsett von Bildung dachte.

Aber Ulrich wurde heftig überrascht. Als er ihr seine Aufwartung machte, empfing ihn Diotima

mit dem nachsichtigen Lächeln der bedeutenden Frau, die weiß, daß sie auch schön ist, und den oberflächlichen Männern verzeihen muß, daß sie daran immer zuerst denken.

«Ich habe Sie schon erwartet» sagte sie, und Ulrich wußte nicht recht, war das liebenswürdig oder tadelnd. Die Hand, welche sie ihm reichte, war fett und gewichtslos.

Er hielt sie einen Augenblick zu lang fest, seine Gedanken vermochten sich nicht gleich von dieser Hand zu trennen. Wie ein dickes Blütenblatt lag sie in der seinen; die spitzen Nägel wie Flügeldecken, schienen imstande zu sein, mit ihr jeden Augenblick ins Unwahrscheinliche davonzufliegen. Die Überspanntheit der Frauenhand hatte ihn überwältigt, eines im Grunde ziemlich schamlos menschlichen Organs, das wie eine Hundeschnauze alles betastet, aber öffentlich der Sitz von Treue, Adel und Zartheit ist. Während dieser Sekunden stellte er fest, daß Diotimas Hals mehrere Wülste trug, von zartester Haut überzogen; ihr Haar war zu einem griechischen Knoten geschlungen, der starr abstand und in seiner Vollkommenheit einem Wespennest glich. Ulrich fühlte sich von etwas Feindseligem bedrängt, einer Lust, diese lächelnde Frau zu empören, aber er konnte sich der Schönheit Diotimas nicht ganz entziehen.

Auch Diotima sah ihn lange und beinahe prüfend an. Sie hatte manches von diesem Vetter gehört, das für ihr Ohr eine leichte Schattierung von privatem Skandal besaß, und außerdem war dieser Mann mit ihr verwandt. Ulrich nahm wahr, daß auch sie sich dem körperlichen Eindruck nicht ganz entziehen konnte, den er auf sie machte. Er war ihn gewohnt. Er war glatt rasiert, groß, durchgebildet und biegsam muskulös, sein Gesicht war hell und undurchsichtig; mit einem Wort, er kam sich manchmal selbst wie ein Vorurteil vor, das sich die meisten Frauen von einem eindrucksvollen noch jungen Mann bilden, und hatte bloß nicht immer die Kraft, sie rechtzeitig davon abzubringen. Diotima aber wehrte sich dagegen, indem sie ihn geistig bemitleidete. Ulrich konnte beobachten, daß sie dauernd seine Erscheinung betrachtete und offenbar nicht ungefällige Gefühle dabei hatte, während sie sich vielleicht sagte, daß die edlen Eigenschaften, die er so sinnfällig zu besitzen schien, durch ein schlechtes Leben unterdrückt sein mußten und gerettet werden konnten. Von ihrem Aussehen ging, obgleich sie nicht viel jünger als Ulrich und körperlich in aufgeschlossener Vollblüte war, geistig etwas unerschlossen Jungfräuliches aus, das einen sonderbaren Gegensatz zu ihrem Selbstbewußtsein bildete. So betrachteten sie einander noch, während sie schon sprachen.

Diotima begann damit, daß sie die Parallelaktion für eine geradezu nie wiederkehrende Gelegenheit erklärte, das zu verwirklichen, was man für das Wichtigste und Größte halte. «Wir müssen und wollen eine ganz große Idee verwirklichen. Wir haben die Gelegenheit und dürfen uns ihr nicht entziehn!»

Ulrich fragte naiv: «Denken Sie an etwas Bestimmtes?»

Nein, Diotima dachte nicht an etwas Bestimmtes. Wie hätte sie das auch tun können! Niemand, der vom Größten und Wichtigsten der Welt spricht, meint, daß es das wirklich gebe. Aber welcher sonderbaren Eigenschaft der Welt kommt das gleich? Alles läuft darauf hinaus, daß das eine größer, wichtiger oder auch schöner oder trauriger ist als das andere, also auf eine Rangordnung und einen Komparativ, und dazu gibt es nun keine Spitze und keinen Superlativ? Macht man jedoch jemand, der gerade vom Wichtigsten und Größten sprechen will, darauf aufmerksam, so faßt er das Mißtrauen, es mit einem gefühllosen und unidealistischen Menschen zu tun zu haben. So ging es Diotima, und so hatte Ulrich gesprochen.

Diotima fand, als eine Frau, deren Geist bewundert wurde, Ulrichs Einwand respektlos. Sie lächelte nach einer Weile und antwortete: «Es gibt so viel Großes und Gutes, was noch nicht verwirklicht ist, daß die Wahl nicht leicht fallen wird. Aber wir werden Ausschüsse aus allen

Kreisen der Bevölkerung einsetzen, die uns behilflich sein sollen. Oder glauben Sie nicht, Herr von ..., daß es einen ungeheuren Vorzug bedeutet, eine Nation, ja eigentlich die ganze Welt bei einer solchen Gelegenheit dazu aufrufen zu dürfen, daß sie sich inmitten eines materialistischen Treibens auf das Geistige besinne? Sie sollen nicht annehmen, daß wir etwas im längst verbrauchten Sinn Patriotisches anstreben.»

Ulrich wich mit einem Scherz aus.

Diotima lachte nicht; sie lächelte bloß. Sie war geistreiche Männer gewohnt; aber diese waren auch sonst noch etwas. Paradoxe als solche erschienen ihr unreif und erregten das Bedürfnis, ihren Verwandten auf den Ernst der Wirklichkeit hinzuweisen, welcher dem großen patriotischen Unternehmen sowohl Würde wie Verantwortung lieh. Sie sprach nun in einem anderen Ton, abschließend und eröffnend; Ulrich suchte unwillkürlich zwischen ihren Worten nach jenen schwarz-gelben Bindfäden, mit denen in den Ministerien die Aktenblätter durchschossen und aneinandergeheftet werden. Es kamen aber keineswegs nur regierungsfähige, sondern auch geistige Kennerworte aus Diotimas Mund, wie «seelenlose, bloß von Logik und Psychologie beherrschte Zeit» oder «Gegenwart und Ewigkeit», und plötzlich war dazwischen auch von Berlin und dem «Schatz von Gefühl» die Rede, den das Österreichertum im Gegensatz zu Preußen noch bewahre.

Ulrich machte einigemal den Versuch, diese geistige Thronrede zu stören; aber augenblicklich wölkte Sakristeigeruch des hohen Bürokratismus über die Unterbrechung hin, ihre Taktlosigkeit zart verhüllend. Ulrich staunte. Er erhob sich, sein erster Besuch war offenbar zu Ende.

In diesen Augenblicken des Rückzugs behandelte ihn Diotima mit jener sanften, vorsichtshalber und ostensibel ein wenig übertriebenen Zuvorkommenheit, die sie ihrem Mann abgelernt hatte; der machte von ihr im Verkehr mit jungen Adelligen Gebrauch, die seine Untergebenen waren, aber eines Tags seine Minister sein konnten. Es lag etwas von der überheblichen Unsicherheit des Geistes gegenüber roherer Lebenskraft in der Art, wie sie ihn zum Wiederkommen aufforderte. Als er ihre milde, gewichtlose Hand wieder in der seinen hielt, sahen sie einander in die Augen. Ulrich hatte den bestimmten Eindruck, daß sie auserwählt seien, einander große Unannehmlichkeiten durch Liebe zu bereiten.

«Wahrhaftig,» dachte er «eine Hydra von Schönheit!» Er hatte die Absicht, die große vaterländische Aktion vergeblich auf sich warten zu lassen, aber sie schien in Diotima Gestalt angenommen zu haben und war bereit, ihn zu verschlingen. Es war ein halb spaßiger Eindruck; trotz seiner Jahre und Erfahrung kam er sich wie ein schädlicher kleiner Wurm vor, den ein großes Huhn aufmerksam betrachtet. «Um Gotteswillen,» dachte Ulrich «nur nicht von dieser Seelenriesin sich zu kleinen Schandtaten herausfordern lassen!» Er hatte von seinem Verhältnis zu Bonadea genug und machte sich äußerste Zurückhaltung zur Pflicht.

Beim Verlassen der Wohnung tröstete ihn ein Eindruck, den er schon beim Kommen angenehm empfunden hatte. Ein kleines Stubenmädchen mit träumerischen Augen geleitete ihn. Im Dunkel des Vorzimmers waren ihre Augen wie ein schwarzer Schmetterling gewesen, als sie zum erstenmal an ihm emporflatterten; jetzt beim Fortgehn sanken sie durch das Dunkel wie schwarze Schneeflocken. Etwas Arabisch- oder Algerisch-Jüdisches, eine Vorstellung, die er nicht deutlich in sich aufgenommen hatte, war so unbeachtet lieblich um diese Kleine, daß Ulrich auch jetzt vergaß, sich das Mädchen genau anzusehn; erst als er sich auf der Straße befand, fühlte er, daß nach Diotimas Gegenwart der Anblick dieser kleinen Person etwas ungemein Lebendiges und Erfrischendes gewesen war.

## Erste Einmischung eines großen Mannes

Diotima und ihr Stubenmädchen blieben nach Ulrichs Fortgang in einer leisen Angeregtheit zurück. Aber während es der kleinen schwarzen Eidechse jedesmal, wenn sie einen vornehmen Besucher hinausbegleitete, zumute war, als ob sie blitzschnell an einer großen schimmernden Mauer hinauf huschen dürfte, behandelte Diotima die Erinnerung an Ulrich mit der Gewissenhaftigkeit einer Frau, die es nicht ungern sieht, unrecht berührt zu werden, weil sie in sich die Macht sanfter Zurechtweisung fühlt. Ulrich wußte nicht, daß am gleichen Tag ein anderer Mann in ihr Leben getreten war, der sich unter ihr wie ein riesiger Aussichtsberg emporhob.

Dr. Paul Arnheim hatte ihr kurz nach seinem Eintreffen seine Aufwartung gemacht.

Er war unermeßlich reich. Sein Vater war der mächtigste Beherrscher des «eisernen Deutschland», und sogar Sektionschef Tuzzi hatte sich zu diesem Wortspiel herbeigelassen; Tuzzis Grundsatz war, daß man im Ausdruck sparsam sein müsse und Wortspiele, wenn man ihrer auch im geistvollen Gespräch nicht ganz entbehren könne, niemals zu gut sein dürfen, weil das bürgerlich sei. Er selbst hatte seiner Gattin empfohlen, den Besuch mit Auszeichnung zu behandeln; denn wenn diese Art Leute im Deutschen Reich auch noch nicht obenaufwaren und an Einfluß bei Hof nicht mit den Krupps verglichen werden konnten, so konnte dies seiner Ansicht nach immerhin morgen der Fall sein, und er fügte den Inhalt eines intimen Gerüchts hinzu, wonach dieser Sohn – der übrigens schon weit über Vierzig war – durchaus nicht bloß nach der Stellung seines Vaters strebe, sondern, auf den Zug der Zeit und seine internationalen Beziehungen gestützt, sich auf eine Reichministerschaft vorbereite. Nach der Meinung des Sektionschefs Tuzzi war dies freilich ganz und gar ausgeschlossen, außer es ginge ein Weltuntergang voran.

Er ahnte nicht, welchen Sturm er damit in der Phantasie seiner Gattin erregte. Es gehörte selbstverständlich zu den Überzeugungen ihres Kreises, «Händler» nicht allzu hoch zu schätzen, aber wie alle Menschen bürgerlicher Gesinnung, bewunderte sie Reichtum in einer Tiefe des Herzens, die von Überzeugungen ganz unabhängig ist, und die persönliche Begegnung mit einem so über die Maßen reichen Mann wirkte auf sie wie goldene Engelsfittiche, die sich zu ihr niedergelassen hatten. Ermelinda Tuzzi war seit dem Aufstieg ihres Gatten den Verkehr mit Ruhm und Reichtum wohl nicht ungewohnt; aber Ruhm, durch geistige Leistungen erworben, zerfließt merkwürdig rasch, sobald man mit seinen Trägern verkehrt, und feudaler Reichtum hat entweder die Form törichter Schulden junger Attachés oder er ist an einen überlieferten Lebensstil gebunden, ohne je das Übersäumende frei aufgehäufter Geldberge zu gewinnen und den sprühend ausgeschütteten Schauer des Goldes, mit dem große Banken oder Weltindustrien ihre Geschäfte besorgen. Das einzige, was Diotima vom Bankwesen wußte, war, daß selbst mittlere Angestellte auf Dienstreisen in der ersten Klasse fahren, während sie immer zweiter reisen mußte, wenn sie sich nicht in Gesellschaft ihres Mannes befand, und sie hatte sich danach eine Vorstellung von dem Luxus gemacht, der die obersten Despoten eines solchen orientalischen Betriebs umgeben müsse.

Ihre kleine Zofe Rachel – es versteht sich von selbst, daß Diotima, wenn sie sie rief, diesen Namen französisch aussprach – hatte traumhafte Dinge gehört. Das mindeste, was sie zu erzählen wußte, war, daß der Nabob mit seinem eigenen Zuge angekommen sei, ein ganzes Hotel gemietet habe und einen kleinen Negersklaven mit sich führe. Die Wahrheit war wesentlich bescheidener; schon deshalb, weil Paul Arnheim sich niemals auffällig benahm. Nur der Mohrenknabe war Wirklichkeit. Ihn hatte Arnheim vor Jahren auf einer Reise im äußersten Süden Italiens aus einer Truppe von Tänzern herausgegriffen und zu sich genommen, in einer Mischung des Wunsches, sich selbst zu schmücken, mit der Anwandlung, eine Kreatur aus der Tiefe zu heben und, indem er ihr das Leben des Geistes erschloß, an ihr Gottes Werk zu tun. Er hatte aber später bald die Lust daran verloren und verwendete den Kleinen, der jetzt sechzehn Jahre alt war, nur noch als Bedienten, während er ihm vor dem vierzehnten Jahr Stendhal und Dumas zu lesen gegeben hatte. Aber obgleich die Gerüchte, die ihre Zofe nach Hause gebracht hatte, so kindlich in ihrer Übertreibung waren, daß Diotima lächeln mußte, ließ sie sich doch alles Wort für Wort wiederholen, denn sie fand es so unverdorben, wie das nur in dieser einzigen Großstadt vorkommen konnte, die «bis zur Unschuld kulturvoll» war. Und der Mohrenjunge ergriff merkwürdigerweise sogar ihre eigene Phantasie.

Sie war die älteste von den drei Töchtern eines Mittelschullehrers gewesen, der kein Vermögen besaß, so daß ihr Gatte für sie schon als gute Partie gegolten hatte, als er noch nichts als einen unbekanntenen bürgerlichen Vizekonsul darstellte. Sie hatte in ihrer Mädchenzeit nichts gehabt als ihren Stolz, und da dieser hinwieder nichts hatte, worauf er stolz sein konnte, war er eigentlich nur eine eingerollte Korrektheit mit ausgestreckten Taststacheln der Empfindsamkeit gewesen. Aber auch eine solche verbirgt manchmal Ehrgeiz und Träumerei und kann eine unberechenbare Kraft sein. Hatte Diotima anfangs die Aussicht auf ferne Verwicklungen in fernen Ländern gelockt, so kam bald die Enttäuschung; denn das bildete nach wenigen Jahren nur noch Freundinnen gegenüber, die sie um ihren Hauch von Exotik beneideten, einen diskret benützten Vorteil und vermochte nicht die Erkenntnis zurückzudämmen, daß in den Hauptdingen das Leben auf den Missionen das mit dem andren Gepäck von zu Hause mitgebrachte Leben bleibt. Diotimas Ehrgeiz war lange Zeit nahe daran gewesen, in der vornehmen Aussichtslosigkeit der fünften Rangklasse zu enden, ehe durch einen Zufall plötzlich der Aufstieg ihres Mannes damit begann, daß ein wohlwollender und «fortschrittlich» gesinnter Minister sich den Bürgerlichen in die Präsidialkanzlei der Zentralstelle holte. In dieser Stellung kamen nun viele Leute zu Tuzzi, die etwas von ihm wollten, und von diesem Augenblick an belebte sich auch in Diotima fast zu ihrem eigenen Erstaunen ein Schatz von Erinnerungen an «geistige Schönheit und Größe», den sie sich angeblich im kulturvollen Elternhaus und in den Zentren der Welt, in Wahrheit aber wohl auf der höheren Töchterschule als vorzügliches Lernkind angeeignet hatte, und sie fing an, ihn vorsichtig zu verwerten. Der nüchterne, aber ungemein verlässliche Verstand ihres Mannes hatte die Aufmerksamkeit unwillkürlich auch auf sie gelenkt, und sie handelte nun vollkommen arglos wie ein feuchtes Schwämmchen, welches das wieder von sich gibt, was es ohne besondere Verwendung in sich aufgespeichert hat, indem sie, sobald sie wahrnahm, daß man ihre geistigen Vorzüge bemerkte, mit großer Freude kleine «hochgeistige» Ideen an passenden Plätzen in ihre Unterhaltung einflocht. Und allmählich, während ihr Mann weiter emporstieg, fanden sich immer mehr Leute ein, die seine Nähe suchten, und ihr Haus wurde zu einem «Salon», der in dem Ruf stand, daß «Gesellschaft und Geist» dort einander begegneten. Jetzt, im Verkehr mit Menschen, die auf verschiedenen Gebieten etwas bedeuteten, begann Diotima auch ernstlich sich selbst zu entdecken. Ihre Korrektheit, die noch immer aufpaßte wie in der Schule, das Gelernte gut behielt und es zu einer freundlichen Einheit verknüpfte, wurde geradezu von selbst zu Geist, einfach durch Erweiterung, und das Haus Tuzzi gewann eine anerkannte Stellung.

Besitz und Bildung; Diotimas Freundschaft mit Graf Leinsdorf und das Amt, berühmte Gäste in Einheit mit der Seele zu bringen

Zu einem feststehenden Begriff wurde es aber erst durch die Freundschaft Diotimas mit Sr. Erlaucht dem Grafen Leinsdorf.

Von den Körperteilen, nach denen Freundschaften benannt werden, lag der gräflich Leinsdorfsche an einem solchen Ort zwischen Kopf und Herz, daß man Diotima nicht anders als seine Busenfreundin nennen dürfte, wenn dieses Wort noch gebräuchlich wäre. Se. Erlaucht verehrte Diotimas Geist und Schönheit, ohne sich unerlaubte Absichten zu gestatten. Durch sein Wohlwollen gewann Diotimas Salon nicht nur eine unerschütterliche Stellung, sondern erfüllte, wie er sich auszudrücken pflegte, ein Amt.

Für seine Person war Se. Erlaucht der reichsunmittelbare Graf «nichts als Patriot». Aber der Staat besteht nicht nur aus der Krone und dem Volk, dazwischen die Verwaltung, sondern es gibt in ihm außerdem noch eins: den Gedanken, die Moral, die Idee! – So religiös Se. Erlaucht war, so wenig verschloß er sich, als ein von Verantwortung durchdrungener Geist, der überdies auf seinen Gütern Fabriken betrieb, der Erkenntnis, daß sich heute der Geist in vielem der Bevormundung durch die Kirche entzogen habe. Denn er konnte sich nicht vorstellen, wie zum Beispiel eine Fabrik, eine Börsenbewegung in Getreide oder eine Zuckerkampagne nach religiösen Grundsätzen zu leiten wären, während andererseits ohne Börse und Industrie ein moderner Großgrundbesitz rationell nicht zu denken ist; und wenn Se. Erlaucht den Vortrag seines Wirtschaftsdirektors empfing, der ihm zeigte, daß in Verbindung mit einer ausländischen Spekulantengruppe ein Geschäft besser zu machen sei als an der Seite des heimischen Grundadels, so mußte Se. Erlaucht sich in den meisten Fällen für das erste entscheiden, denn die sachlichen Zusammenhänge haben ihre eigene Vernunft, der man sich nicht einfach nach Gefühl entgegenstellen kann, wenn man als Leiter einer großen Wirtschaft die Verantwortung nicht für sich allein, sondern auch für ungezählte andere Existenzen trägt. Es gibt etwas wie ein fachliches Gewissen, das unter Umständen dem religiösen widerspricht, und Graf Leinsdorf war überzeugt, daß selbst der Kardinal Erzbischof dabei nicht anders handeln könnte als er. Freilich war Graf Leinsdorf auch jederzeit bereit, dies in öffentlicher Herrenhaussitzung zu bedauern und die Hoffnung auszusprechen, daß das Leben zu der Einfachheit, Natürlichkeit, Übernatürlichkeit, Gesundheit und Notwendigkeit der christlichen Grundsätze wieder zurückfinden werde. Das war, sobald er zu solchen Ausführungen den Mund öffnete, wie wenn man einen Kontaktstöpsel herausgezogen hätte, und er floß in einem anderen Stromkreis. Übrigens geht es den meisten Menschen so, wenn sie sich öffentlich äußern; und wenn jemand Sr. Erlaucht vorgeworfen hätte, daß er für seine Person das tue, was er in der Öffentlichkeit bekämpfe, so würde Graf Leinsdorf es mit heiliger Überzeugung als das demagogische Gerede von wieglerischen Elementen gebrandmarkt haben, die von der ausgebreiteten Verantwortlichkeit des Lebens keine Ahnung besäßen. Trotzdem erkannte er selbst, daß eine Verbindung zwischen den ewigen Wahrheiten und den Geschäften, die so viel verwickelter sind als die schöne Einfachheit der Überlieferung, eine Angelegenheit von größter Wichtigkeit darstelle, und er hatte auch erkannt, daß sie nirgends anders zu suchen sei als in der vertieften bürgerlichen Bildung; mit ihren großen Gedanken und

Idealen auf den Gebieten des Rechts, der Pflicht, des Sittlichen und des Schönen reichte sie bis zu den Tageskämpfen und täglichen Widersprüchen und erschien ihm wie eine Brücke aus lebendem Pflanzengewirr. Man konnte zwar nicht so fest und sicher auf ihr fußen wie auf den Dogmen der Kirche, aber es war nicht weniger notwendig und verantwortungsvoll, und aus diesem Grunde war Graf Leinsdorf nicht nur ein religiöser, sondern auch ein leidenschaftlicher ziviler Idealist.

Diesen Überzeugungen Sr. Erlaucht entsprach in seiner Zusammensetzung der Salon Diotimas. Diotimas Gesellschaften waren berühmt dafür, daß man dort an großen Tagen auf Menschen stieß, mit denen man kein Wort wechseln konnte, weil sie in irgendeinem Fach zu bekannt waren, um mit ihnen über die letzten Neuigkeiten zu sprechen, während man den Namen des Wissensbezirks, in dem ihr Weltruhm lag, in vielen Fällen noch nie gehört hatte. Es gab da Kenzinisten und Kanisisten, es konnte vorkommen, daß ein Grammatiker des Bo auf einen Partigenforscher, ein Tokontologe auf einen Quantentheoretiker stieß, abzusehen von den Vertretern neuer Richtungen in Kunst und Dichtung, die jedes Jahr die Bezeichnung wechselten und neben ihren arrivierten Fachgenossen in beschränktem Maße dort verkehren durften. Im allgemeinen war dieser Verkehr so eingerichtet, daß alles durcheinander kam und sich harmonisch mischte; nur die jungen Geister hielt Diotima gewöhnlich durch gesonderte Einladungen abseits und seltene oder besondere Gäste verstand sie unauffällig zu bevorzugen und einzurahmen. Was das Haus Diotimas vor allen ähnlichen auszeichnete, war übrigens, wenn man so sagen darf, gerade das Laienelement; jenes Element der praktisch angewandten Ideen, das sich – um mit Diotima zu sprechen – einst um den Kern der Gotteswissenschaften als ein Volk von gläubig Schaffenden verteilte, eigentlich als eine Gemeinschaft von lauter Laienbrüdern und -schwestern, kurz gesagt, das Element der Tat; – und heute, wo die Gotteswissenschaften durch Nationalökonomie und Physik verdrängt worden sind und Diotimas Verzeichnis einzuladender Verweser des Geistes auf Erden mit der Zeit an den Catalogue of Scientific Papers der British Royal Society heranwuchs, bestanden die Laienbrüder und -schwestern dementsprechend aus Bankdirektoren, Technikern, Politikern, Ministerialräten und den Damen wie Herrn der hohen und der ihr angeschlossenen Gesellschaft. Besonders die Frauen ließ Diotima sich angelegen sein, aber sie bevorzugte dabei die «Damen» vor den «Intellektuellen». «Das Leben ist heute viel zu sehr von Wissen belastet,» pflegte sie zu sagen «als daß wir auf die <ungebrochene Frau> verzichten dürften.» Sie war überzeugt, daß nur die ungebrochene Frau noch jene Schicksalsmacht besitze, die den Intellekt mit Seinskräften zu umschlingen vermöge, was dieser ihrer Ansicht nach zu seiner Erlösung offenbar sehr nötig hatte. Diese Auffassung von der umschlingenden Frau und der Kraft des Seins wurde ihr übrigens auch von dem männlichen jungen Adel, der bei ihr verkehrte, weil es als Gepflogenheit galt und Sektionschef Tuzzi nicht unbeliebt war, hoch angerechnet; denn das unzersplitterte Sein ist nun einmal etwas für den Adel, und im besonderen war das Haus Tuzzi, wo man sich paarweise in Gespräche vertiefen durfte, ohne aufzufallen, für liebende Zusammenkünfte und lange Aussprachen, ohne daß Diotima das ahnte, noch viel beliebter als eine Kirche.

Se. Erlaucht Graf Leinsdorf umfaßte diese zwei in sich so vielfältigen Elemente, die sich bei Diotima mischten, wenn er sie nicht gerade die «wahre Vornehmheit» nannte, mit der Bezeichnung «Besitz und Bildung»; noch lieber verwandte er aber für sie jene Vorstellung «Amt», die in seinem Denken einen bevorzugten Platz einnahm. Er vertrat die Auffassung, daß jede Leistung – nicht nur die eines Beamten, sondern ebensogut die eines Fabrikarbeiters oder eines Konzertsängers – ein Amt darstelle. «Jeder Mensch» pflegte er zu sagen «besitzt ein Amt im Staate; der Arbeiter, der Fürst, der Handwerker sind Beamte!»; es war dies ein Ausfluß seines stets und unter allen Umständen sachlichen Denkens, das keine Protektion kannte, und in seinen

Augen erfüllten auch die Herrn und Damen der obersten Gesellschaft, indem sie mit den Erforschern der Boghazkoitexte oder der Plättchenfrage plauderten und sich die anwesenden Gattinnen der Hochfinanz ansahen, ein wichtiges, wenn auch nicht genau zu umschreibendes Amt. Dieser Begriff Amt ersetzte ihm das, was Diotima als die seit dem Mittelalter abhanden gekommene religiöse Einheit des menschlichen Tuns bezeichnete.

Und im Grunde entspringt auch wirklich alle solche gewaltsame Geselligkeit wie die bei ihr, wenn sie nicht ganz naiv und roh ist, dem Bedürfnis, eine menschliche Einheit vorzutauschen, welche die so sehr verschiedenen menschlichen Betätigungen umfassen soll und niemals vorhanden ist. Diese Täuschung nannte Diotima Kultur und gewöhnlich mit einem besonderen Zusatz die alte österreichische Kultur. Seit ihr Ehrgeiz durch Erweiterung zu Geist geworden war, hatte sie dieses Wort immer häufiger gebrauchen gelernt. Sie verstand darunter: Die schönen Bilder von Velasquez und Rubens, die in den Hofmuseen hingen. Die Tatsache, daß Beethoven sozusagen ein Österreicher gewesen ist. Mozart, Haydn, den Stefansdom, das Burgtheater. Das von Traditionen schwere höfische Zeremoniell. Den ersten Bezirk, wo sich die elegantesten Kleider- und Wäschegegeschäfte eines Fünffzigmillionenreichs zusammengedrängt hatten. Die diskrete Art hoher Beamter. Die Wiener Küche. Den Adel, der sich nächst dem englischen für den vornehmsten hielt, und seine alten Paläste. Den, manchmal von echter, meist von falscher Schöngestigkeit durchsetzten Ton der Gesellschaft. Sie verstand auch die Tatsache darunter, daß ihr in diesem Lande ein so großer Herr wie Graf Leinsdorf seine Aufmerksamkeit schenkte und seine eigenen kulturellen Bestrebungen in ihr Haus verlegte. Sie wußte nicht, daß Se. Erlaucht das auch deshalb tat, weil es ihm unpassend erschien, sein eigenes Palais einer Neuerung zu öffnen, über die man leicht die Aufsicht verliert. Graf Leinsdorf war oft heimlich entsetzt über die Freiheit und Nachsicht, mit der seine schöne Freundin von menschlichen Leidenschaften und den Verwirrungen sprach, die sie anrichten, oder von revolutionären Ideen. Aber Diotima bemerkte es nicht. Sie hielt eine Trennung ein, zwischen sozusagen amtlicher Unkeuschheit und privater Keuschheit, wie eine Ärztin oder eine soziale Fürsorgerin; sie war empfindlich wie an einer verletzten Stelle, wenn ein Wort ihr persönlich zu nahe kam, aber unpersönlich sprach sie über alles und konnte dabei nur fühlen, daß Graf Leinsdorf sich von dieser Mischung sehr angezogen zeige.

Allein, das Leben baut nichts auf, wozu es nicht die Steine anderswo ausbricht. Zu Diotimas schmerzlicher Überraschung war ein sehr kleiner, träumerisch süßer Mandelkern von Phantasie, den ihr Dasein einst einschloß, als es sonst noch gar nichts enthielt, der auch noch dagewesen war, als sie sich den wie ein lederner Reisekoffer mit zwei dunklen Augen aussehenden Vizekonsul Tuzzi zu heiraten entschloß, in den Jahren des Erfolgs verschwunden. Freilich war vieles von dem, was sie unter alter österreichischer Kultur verstand, wie Haydn oder die Habsburger, einst nur eine lästige Lernaufgabe gewesen, während mitten dazwischen sich leben zu wissen ihr jetzt ein bezaubernder Reiz erschien, der ebenso heroisch ist wie das hochsommerliche Summen der Bienen; aber mit der Zeit wurde das nicht nur eintönig, sondern auch anstrengend und sogar hoffnungslos. Es ging Diotima mit ihren berühmten Gästen nicht anders wie dem Grafen Leinsdorf mit seinen Bankverbindungen; man mochte noch so sehr wünschen, sie in Einheit mit der Seele zu bringen, es gelang nicht. Von Automobilen und Röntgenstrahlen kann man ja sprechen, das löst noch Gefühle aus, aber was sollte man mit allen unzähligen anderen Erfindungen und Entdeckungen, die heute jeder Tag hervorbringt, anderes anfangen, als ganz im allgemeinen die menschliche Erfindungsgabe zu bewundern, was auf die Dauer recht schleppend wirkt! Se. Erlaucht kam gelegentlich und sprach mit einem Politiker oder ließ sich einen neuen Gast vorstellen, er hatte es leicht, von vertiefter Bildung zu schwärmen; wenn man aber so eingehend mit ihr zu tun hatte wie Diotima, zeigte es sich, daß nicht die Tiefe,



sondern ihre Breite das Unüberwindliche war. Sogar die dem Menschen unmittelbar nahegehenden Fragen wie die edle Einfachheit Griechenlands oder der Sinn der Propheten lösten sich, wenn man mit Kennern sprach, in eine unüberblickbare Vielfältigkeit von Zweifeln und Möglichkeiten auf. Diotima machte die Erfahrung, daß sich auch die berühmten Gäste an ihren Abenden immer paarweise unterhielten, weil ein Mensch schon damals höchstens noch mit einem zweiten Menschen sachlich und vernünftig sprechen konnte, und sie konnte es eigentlich mit keinem. Damit hatte Diotima aber an sich das bekannte Leiden des zeitgenössischen Menschen entdeckt, das man Zivilisation nennt. Es ist ein hinderlicher Zustand, voll von Seife, drahtlosen Wellen, der anmaßenden Zeichensprache mathematischer und chemischer Formeln, Nationalökonomie, experimenteller Forschung und der Unfähigkeit zu einem einfachen, aber gehobenen Beisammensein der Menschen. Und auch das Verhältnis des ihr selbst innewohnenden Geistesadels zum gesellschaftlichen Adel, das Diotima große Vorsicht auferlegte und trotz aller Erfolge manche Enttäuschung eintrug, erschien ihr mit der Zeit immer mehr so beschaffen zu sein, wie es kein Kultur-, sondern nur ein Zivilisationszeitalter kennzeichnet.

Zivilisation war demnach alles, was ihr Geist nicht beherrschen konnte. Und darum war es seit langem und vor allem auch ihr Mann.

[<]  
25

### Leiden einer verheirateten Seele

Sie las in ihrem Leiden viel und entdeckte, daß ihr etwas verlorengegangen war, von dessen Besitz sie vordem nicht viel gewußt hatte: eine Seele.

Was ist das? – Es ist negativ leicht bestimmt: es ist eben das, was sich verkriecht, wenn man von algebraischen Reihen hört.

Aber positiv? Es scheint, daß es sich da allen Bemühungen, die es fassen wollen, erfolgreich entzieht. Es mag sein, daß einstmals etwas Ursprüngliches in Diotima gewesen war, eine ahnungsvolle Empfindsamkeit, damals eingerollt in das dünnegebürstete Kleid ihrer Korrektheit, was sie jetzt Seele nannte und in der gebatikten Metaphysik Maeterlincks wiederfand, in Novalis, vor allem aber in der namenlosen Welle von Dünnromantik und Gottessehnsucht, die das Maschinenzeitalter als Äußerung des geistigen und künstlerischen Protestes gegen sich selbst eine Weile lang ausgespritzt hat. Es mag auch sein, daß dieses Ursprüngliche in Diotima als ein Etwas von Stille, Zärtlichkeit, Andacht und Güte genauer zu bestimmen war, das nie einen rechten Weg gefunden hatte und beim Bleigießen, welches das Schicksal mit uns veranstaltet, in die komische Form ihres Idealismus geraten war. Vielleicht war es Phantasie; vielleicht eine Ahnung von der instinktiven vegetativen Arbeit, die täglich unter der Decke des Leibes vor sich geht, über der der seelenvolle Ausdruck einer schönen Frau uns anblickt; vielleicht kamen bloß unbezeichnenbare Stunden, wo sie sich weit und warm fühlte, die Empfindungen beseelter zu sein schienen als gewöhnlich, wo Ehrgeiz und Wille schwiegen, eine leise Lebensberauschung und Lebensfülle sie ergriff, die Gedanken sich weit weg von der Oberfläche nach der Tiefe richteten, selbst wenn sie nur dem Geringsten galten, und die Weltereignisse fern lagen wie Lärm vor einem Garten. Diotima meinte dann unmittelbar das Wahre in sich zu sehen, ohne sich darum zu bemühen; zarte Erlebnisse, die noch keine Namen trugen, hoben ihre Schleier; und sie fühlte sich

– um nur einiges aus den vielen Beschreibungen anzuführen, die sie in der Literatur dafür vorfand – harmonisch, human, religiös, nah einer Ursprungstiefe, die alles heilig macht, was aus ihr aufsteigt, und alles sündhaft sein läßt, was nicht aus ihrer Quelle kommt: Aber wenn das auch alles recht schön zu denken war, über solche Ahnungen und Andeutungen eines besonderen Zustands kam nicht nur Diotima niemals hinaus, sondern ebensowenig taten es die zu Rate gezogenen prophetischen Bücher, die von dem Gleichen in den gleichen, geheimnisvollen und ungenauen Worten sprachen. Es blieb Diotima nichts übrig, als daß sie auch daran die Schuld einem Zivilisationszeitalter zuschrieb, worin der Zugang zur Seele eben verschüttet worden ist.

Wahrscheinlich war, was sie Seele nannte, nichts als ein kleines Kapital von Liebesfähigkeit, das sie zur Zeit ihrer Heirat besessen hatte; Sektionschef Tuzzi bot nicht die rechte Anlagemöglichkeit dafür. Seine Überlegenheit über Diotima war anfangs und durch lange Zeit die des älteren Mannes gewesen; später kam noch die des erfolgreichen Mannes in geheimnisvoller Stellung dazu, der seiner Frau wenig Einblick in sich gewährt und den Nichtigkeiten, die sie treibt, mit Wohlwollen zusieht. Und von der Zeit der Bräutigamszärtlichkeiten abgesehen, war Sektionschef Tuzzi immer ein Nützlichkeits- und Verstandesmensch gewesen, den sein Gleichgewicht niemals verließ. Dennoch umgaben ihn die gut sitzende Ruhe seiner Handlungen und seines Anzugs, der, man könnte sagen, höflich ernste Geruch seines Körpers und Bartes, der vorsichtig feste Bariton, in dem er sprach, mit einem Hauch, der die Seele des Mädchens Diotima ähnlich erregte wie die Nähe des Herrn die des Jagdhunds, der die Schnauze auf sein Knie legt. Und so wie dieser gefühlhaft umfriedet hindreintrabt, hatte auch Diotima unter ernster, sachlicher Führung die unendliche Landschaft der Liebe betreten.

Sektionschef Tuzzi bevorzugte darin die geraden Wege. Seine Lebensgewohnheiten waren die eines ehrgeizigen Arbeiters. Er stand früh am Morgen auf, um entweder auszureiten oder, noch lieber, eine Stunde spazierenzugehen, was nicht nur der Erhaltung der Elastizität diente, sondern auch eine pedantisch einfache Gewohnheit darstellte, die, unerschütterlich durchgeführt, vorzüglich zum Bild verantwortungsvoller Leistungen paßt. Und daß er abends, wenn sie nicht eingeladen waren oder Gäste hatten, sich alsbald in sein Arbeitszimmer zurückzog, versteht sich von selbst, denn er war gezwungen, sein großes sachliches Wissen auf jener Höhe zu halten, in der seine Überlegenheit über die adeligen Kollegen und Vorgesetzten bestand. Ein solches Leben setzt feste Schranken und ordnet die Liebe der übrigen Tätigkeit ein. Wie alle Männer, deren Phantasie nicht vom Erotischen versehrt wird, war Tuzzi in seiner Junggesellenzeit – wenn er sich auch hie und da des diplomatischen Rufes halber in Gesellschaft seiner Freunde mit kleinen Theaterchoristinnen gezeigt hatte – ein ruhiger Bordellbesucher gewesen und übertrug den regelmäßigen Atemzug dieser Gewohnheit auch in die Ehe. Diotima lernte deshalb die Liebe als etwas Heftiges, Anfallweises, kurz Angebundenenes kennen, das von einer noch stärkeren Gewalt nur einmal in jeder Woche losgelassen wurde. Diese Veränderung des Wesens zweier Menschen, die auf die Minute begann, um wenige Minuten später in ein kurzes Gespräch über nachzutragende Tagesereignisse und dann in planen Schlaf überzugehen, etwas, wovon man in der Zwischenzeit nie oder höchstens in Andeutungen und Anspielungen sprach (etwa so, daß man über die «patrie honteuse» des Körpers einen diplomatischen Scherz macht), hatte jedoch unerwartete und widerspruchsvolle Folgen für sie.

Einesteils wurde es die Ursache ihrer übermäßig angeschwollenen Idealität; jener offiziösen, nach außen gewandten Persönlichkeit, deren Liebeskraft, deren seelisches Verlangen sich auf alles Große und Edle ausdehnte, das in ihrem Umkreis sichtbar wurde, und so innig sich daran verteilte und damit verband, daß Diotima jenen die Männerbegriffe verwirrenden Eindruck einer

mächtig glühenden, aber platonischen Liebessonne hervorrief, durch dessen Schilderung Ulrich auf ihre Bekanntschaft neugierig geworden war. Andererseits aber hatte sich der breite Rhythmus ehelicher Berührung rein physiologisch in ihr zu einer Gewohnheit entwickelt, die ihre Bahnung für sich besaß und sich ohne Verbindung mit den höheren Teilen ihres Wesens wie der Hunger eines Knechts meldete, dessen Mahlzeiten spärlich, aber kräftig sind. Mit der Zeit, als kleine Härchen aus Diotimas Oberlippe brachen und in ihr mädchenhaftes Wesen sich die männliche Selbständigkeit der gereiften weiblichen Person mischte, kam ihr das als Schrecken zu Bewußtsein. Sie liebte ihren Gatten, aber es mengte sich ein wachsendes Maß Abscheu darein, ja eine fürchterliche Beleidigung der Seele, die man schließlich nur den Empfindungen vergleichen konnte, die der in seine großen Unternehmungen vertiefte Archimedes gehabt haben würde, wenn ihn der fremde Soldat nicht erschlagen, sondern ihm ein sexuelles Ansinnen gestellt hätte. Und da ihr Gatte das weder merkte, noch ebenso darüber gedacht haben würde, ihr Körper aber sie gegen ihren Willen schließlich doch jedesmal an ihn verriet, fühlte sie sich einer Zwangsherrschaft unterworfen; es war wohl eine, die nicht für untugendhaft gilt, aber ihr Ablauf war genau so quälend, wie sie sich das Auftreten eines Tics oder die Unentrinnbarkeit des Lasters vorstellte. Nun wäre Diotima dadurch vielleicht nur ein wenig schwermütig und noch mehr ideal geworden, aber das fiel unglücklicherweise gerade in die Zeit, wo auch ihr Salon begann, ihr seelische Schwierigkeiten zu bereiten. Sektionschef Tuzzi förderte sehr natürlich die geistigen Bestrebungen seiner Frau, da er bald erkannt hatte, welcher Vorteil für seine eigene Stellung sich mit ihnen verband, aber er hatte niemals Teil an ihnen genommen, und man kann wohl auch sagen, er nahm sie nicht ernst; denn ernst nahm dieser erfahrene Mann nur die Macht, die Pflicht, hohe Abkunft und in einigem Abstand davon die Vernunft. Er warnte sogar Diotima wiederholt davor, in ihre schöngeistigen Regierungsgeschäfte zu viel Ehrgeiz zu setzen, denn wenn Kultur auch sozusagen das Salz in der Speise des Lebens sei, so liebe feine Gesellschaft doch nicht eine allzu gesalzene Küche; er sagte das ganz ohne Ironie, denn es war seine Überzeugung, aber Diotima fühlte sich gering geschätzt. Sie fühlte beständig ein Lächeln in der Schwebel, mit dem ihr Gatte ihre idealen Bestrebungen begleitete; und ob er sich zu Hause befand oder nicht, und ob dieses Lächeln falls er wirklich lächelte, was keineswegs immer sicher war – in besonderer Weise ihr galt oder nur zu dem Gesichtsausdruck eines Mannes gehörte, der von Berufswegen jederzeit überlegen aussehen muß, es wurde ihr mit der Zeit immer unerträglicher, ohne daß sie sich von dem infamen Schein von Berechtigung zu befreien vermochte, den es sich anmaßte. Diotima gab zuweilen einer materialistischen Geschichtsperiode die Schuld daran, die aus der Welt ein böses, zweckloses Spiel gemacht hat, zwischen dessen Atheismus, Sozialismus und Positivismus ein seelenvoller Mensch nicht die Freiheit findet, sich zu seinem wahren Wesen zu erheben; aber auch das nützte nicht oft.

So waren die Verhältnisse im Hause Tuzzi beschaffen, als die große patriotische Aktion die Ereignisse beschleunigte. Seit Graf Leinsdorf, um den Adel nicht zu exponieren, deren Mittelpunkt in das Haus seiner Freundin verlegt hatte, waltete dort eine unausgesprochene Verantwortung, denn Diotima war entschlossen, jetzt oder nie ihrem Gatten zu beweisen, daß ihr Salon kein Spielzeug sei. Sie Erlaucht hatte ihr anvertraut, daß die große patriotische Aktion eine krönende Idee brauche, und es war ihr brennender Ehrgeiz, sie zu finden. Die Vorstellung, mit den Mitteln eines ganzen Reichs und vor den aufmerksamen Augen der Welt etwas verwirklichen zu müssen, was einer der größten Kulturinhalte sein sollte, oder bescheidener eingeschränkt, vielleicht etwas, das die österreichische Kultur in ihrem innersten Wesen zeigen sollte, – diese Vorstellung wirkte auf Diotima, als ob die Türe ihres Salons aufgesprungen wäre und an die Schwelle schlüge wie eine Fortsetzung seines Fußbodens das unendliche Meer. – Es ließ sich nicht leugnen, daß das erste, was sie dabei empfand, eine unermessliche, augenblicklich sich

öffnende Leere war.

Erste Eindrücke haben so oft etwas Richtiges an sich! Diotima war sicher, daß etwas Unvergleichliches geschehen werde, und rief ihre vielen Ideale auf; sie mobilisierte das Pathos ihrer Geschichtsstunden als kleines Mädchen, wo sie mit Reichen und Jahrhunderten rechnen gelernt hatte; sie tat überhaupt alles, was man in einer solchen Lage tun muß, aber nachdem einige Wochen in dieser Weise vergangen waren, mußte sie beobachten, daß ihr keineswegs etwas eingefallen war. Es wäre Haß gewesen, was Diotima in diesem Augenblick gegen ihren Gatten empfand, wenn sie des Hasses – einer niederen Regung! – überhaupt fähig gewesen wäre; deshalb wurde es Schwermut, und ein bis dahin unbekannter «Groll gegen alles» stieg in ihr auf.

Das war der Zeitpunkt, wo Dr. Arnheim in Begleitung seines kleinen Negers eintraf und Diotima kurz darauf seinen bedeutungsvollen Besuch empfing.

[<]

26

Die Vereinigung von Seele und Wirtschaft. Der Mann, der das kann, will den Barockzauber alter österreichischer Kultur genießen Der Parallelaktion wird dadurch eine Idee geboren

Diotima kannte keine unrechten Gedanken, aber wahrscheinlich verbarg sich an diesem Tag vielerlei hinter dem unschuldigen kleinen Mohrenknaben, mit dem sie sich beschäftigte, nachdem sie ihre Zofe «Rachelle» aus dem Zimmer geschickt hatte. Sie hatte deren Erzählung noch einmal freundlich angehört, seit Ulrich das Haus seiner Großen Kusine verlassen hatte, und die schöne, gereifte Frau fühlte sich jung und wie mit einem klingelnden Spielzeug beschäftigt. Einst hatte sich der Adel, hatte die Vornehmheit sich Mohren gehalten; es fielen ihr reizende Bilder ein, von Schlittenfahrten mit bewimpelten Pferden, federgeschmückten Lakaien und reifgepuderten Bäumen; aber diese phantasievolle Seite der Vornehmheit war längst eingegangen. «Das Gesellschaftsleben ist heute seelenlos geworden» dachte sie. Es war etwas in ihrem Herzen, das für den kühnen Außenseiter Partei nahm, der es noch wagte, sich einen Mohren zu halten, für den inkorrekt vornehmen Bürgerlichen, den Eindringling, der die erbgessene Macht beschämte, wie der gelehrte griechische Sklave einst seine römischen Herren beschämt hat. Ihr von vielerlei Rücksichten krummgeschlossenes Selbstbewußtsein desertierte ihm als Schwestergeist entgegen, und dieses im Vergleich mit allen ihren anderen sehr natürliche Gefühl ließ sie sogar darüber hinwegsehen, daß Dr. Arnheim – wenn sich auch die Gerüchte widersprachen und verlässliche Nachrichten noch nicht vorlagen – von jüdischer Abstammung sein sollte: von seinem Vater wurde das nämlich mit Sicherheit erzählt, nur die Mutter war schon so lange tot, daß eine Weile vergehen mußte, ehe man Genaueres erfuhr. Es wäre übrigens möglich gewesen, daß ein gewisser grausamer Welterschmerz in Diotimas Herz gar nicht nach einem Dementi verlangte.

Vorsichtig hatte Diotima ihren Gedanken erlaubt, den Mohren zu verlassen und sich seinem Herrn zu nähern. Dr. Paul Arnheim war nicht nur ein reicher Mann, sondern er war auch ein bedeutender Geist. Sein Ruhm ging darüber hinaus, daß er der Erbe weltumspannender Geschäfte war, und er hatte in seinen Mußestunden Bücher geschrieben, die in vorgeschrittenen Kreisen als außerordentlich galten. Die Menschen, die solche rein geistigen Kreise bilden, sind über Geld und bürgerliche Auszeichnung erhaben; aber man darf nicht vergessen, daß es gerade darum für sie etwas besonders Hinreißendes hat, wenn ein reicher Mann sich zu ihresgleichen macht, und

Arnheim verkündete in seinen Programmen und Büchern noch dazu nichts Geringeres als gerade die Vereinigung von Seele und Wirtschaft oder von Idee und Macht. Die empfindsamen, mit der feinsten Witterung für das Kommende begabten Geister verbreiteten die Meldung, daß er diese beiden, in der Welt gewöhnlich getrennten Pole in sich vereine, und begünstigten das Gerücht, daß eine moderne Kraft auf dem Wege und berufen sei, einstmals noch die Geschicke des Reichs und wer weiß vielleicht der Welt zum Besseren zu lenken. Denn daß die Grundsätze und Verfahren der alten Politik und Diplomatie Europa in den Graben kutschierten, war ein seit langem allgemein verbreitetes Gefühl, und überhaupt hatte damals in allem schon die Periode der Abkehr von den Fachleuten begonnen.

Auch Diotimas Zustand ließ sich als Auflehnung gegen die Denkweise der älteren Diplomatenschule ausdrücken; darum begriff sie sogleich die wundersame Ähnlichkeit, die zwischen ihrer und der Stellung dieses genialen Außenseiters bestand. Der berühmte Mann hatte ihr überdies, sobald es nur anging, seine Aufwartung gemacht, ihr Haus war bei weitem das erste, dem diese Auszeichnung widerfuhr, und das Einführungsschreiben einer gemeinsamen Freundin sprach von der alten Kultur der Habsburgerstadt und ihrer Menschen, die der Arbeitsame zwischen unvermeidlichen Geschäften zu genießen hoffte; Diotima fühlte sich ausgezeichnet wie ein Schriftsteller, der zum erstenmal in die Sprache eines fremden Landes übersetzt wird, als sie daraus entnahm, daß dieser berühmte Ausländer den Ruf ihres Geistes kannte. Sie bemerkte, daß er nicht im geringsten jüdisch aussah, sondern ein vornehm bedachter Mann von phönikisch-antikem Typus war. Aber auch Arnheim wurde entzückt, als er in Diotima eine Frau antraf, die nicht nur seine Bücher gelesen hatte, sondern als eine von leichter Korpulenz bekleidete Antike auch seinem Schönheitsideal entsprach, das hellenisch war, mit einem bißchen mehr Fleisch, damit das Klassische nicht so starr ist. Es blieb Diotima bald nicht verborgen, daß der Eindruck, den sie in einem Gespräch von zwanzig Minuten Dauer auf einen Mann mit wirklichen Weltbeziehungen zu machen imstande war, gründlich alle Zweifel zerstreute, durch die ihr eigener, doch wohl in etwas veralteten diplomatischen Methoden befangener Mann ihre Bedeutung beleidigte.

Mit sanftem Behagen wiederholte sie sich dieses Gespräch. Es hatte noch kaum begonnen, als Arnheim schon sagte, er sei in diese alte Stadt nur gekommen, um sich im Barockzauber alter österreichischer Kultur ein wenig vom Rechnen, vom Materialismus, von der öden Vernunft eines heute schaffenden Zivilisationsmenschen zu erholen.

Es sei eine so heitere Seelenhaftigkeit in dieser Stadt – hatte Diotima erwidert, und sie war es zufrieden.

«Ja,» hatte er gesagt «wir haben keine inneren Stimmen mehr; wir wissen heute zuviel, der Verstand tyrannisiert unser Leben.»

Da hatte sie geantwortet: «Ich verkehre gern mit Frauen; weil sie nichts wissen und ungebrochen sind.» Und Arnheim hatte gesagt: «Trotzdem versteht eine schöne Frau weit mehr als ein Mann, der trotz Logik und Psychologie gar nichts vom Leben weiß.» Und da hatte sie ihm nun erzählt, daß ein ähnliches Problem wie die Befreiung der Seele von der Zivilisation, nur ins Große und Staatliche projiziert, hier die maßgebenden Kreise beschäftige; «man müßte →» hatte sie gesagt, und Arnheim unterbrach sie: Das sei ganz wundervoll; «neue Ideen oder, wenn es erlaubt sei zu sagen (hier seufzte er leicht), überhaupt erst Ideen in Machtsphären zu tragen!» Und Diotima war fortgefahren: Man wolle Komitees aus allen Kreisen der Bevölkerung bilden, um diese Ideen zu ermitteln. – Aber eben da hatte Arnheim etwas ungemein Wichtiges, in einem solchen Ton freundschaftlicher Wärme und Achtung hatte er es gesagt, daß sich die Warnung Diotima tief

einprägte: Nicht leicht, hatte er ausgerufen, werde auf diese Weise etwas Großes zustande kommen; nicht eine Demokratie von Ausschüssen, sondern nur einzelne starke Menschen, mit Erfahrung sowohl in der Wirklichkeit wie im Gebiet der Ideen, würden die Aktion lenken können! –

Bis hierher hatte sich Diotima das Gespräch wörtlich wiederholt, aber an diesem Punkt löste es sich in Glanz auf; sie konnte sich nicht mehr erinnern, was sie selbst erwidert habe. Ein unbestimmtes, spannendes Glücks- und Erwartungsgefühl hatte sie die ganze Zeit über immer höher gehoben; nun glich ihr Geist einem ausgekommenen, kleinen, bunten Kinderballon, der herrlich leuchtend hoch oben gegen die Sonne schwebt. Und im nächsten Augenblick zerplatzte er.

Da war der großen Parallelaktion eine Idee geboren, die ihr bis dahin gefehlt hatte.

[<]

27

## Wesen und Inhalt einer großen Idee

Es wäre leicht zu sagen, worin diese Idee bestand, aber in seiner Bedeutung könnte es kein Mensch beschreiben! Denn das ist es, was eine ergreifende große Idee von einer gewöhnlichen, vielleicht sogar unbegreiflich gewöhnlichen und verkehrten unterscheidet, daß sie sich in einer Art Schmelzzustand befindet, durch den das Ich in unendliche Weiten gerät und umgekehrt die Weiten der Welten in das Ich eintreten, wobei man nicht mehr erkennen kann, was zum eigenen und was zum Unendlichen gehört. Deshalb bestehen ergreifende große Ideen aus einem Leib, welcher wie der des Menschen kompakt, aber hinfällig ist, und aus einer ewigen Seele, die ihre Bedeutung ausmacht, aber nicht kompakt ist, sondern bei jedem Versuch, sie mit kalten Worten anzufassen, sich in nichts auflöst.

Dies vorausgeschickt, muß gesagt werden, daß Diotimas große Idee in nichts anderem bestand, als daß der Preuße Arnheim die geistige Leitung der großen österreichischen Aktion übernehmen müsse, obgleich diese eine Eifersuchtsspitze gegen Preußen-Deutschland besaß. Aber das ist nur der tote Wortleib der Idee, und wer ihn unbegreiflich oder lächerlich findet, mißhandelt einen Leichnam. Was dagegen die Seele dieser Idee angeht, muß gesagt werden, daß es eine keusche und erlaubte war, und für alle Fälle hing Diotima ihrem Beschluß sozusagen noch ein Kodizill für Ulrich an. Sie wußte nicht, daß auch ihr Vetter – wenngleich auf einem weit tieferen Plan als Arnheim und durch dessen Wirkung verdeckt – ihr Eindruck gemacht hatte, und sie hätte sich wahrscheinlich verachtet, wenn ihr das klar gewesen wäre; aber instinktiv hatte sie trotzdem eine Gegenmaßnahme getroffen, indem sie ihn vor ihrem Bewußtsein für «unreif» erklärte, obgleich Ulrich älter war als sie selbst. Sie hatte sich vorgenommen, ihn zu bemitleiden, und das erleichterte die Überzeugung, daß es eine Pflicht sei, Arnheim statt seiner für die Führung der verantwortungsvollen Aktion zu erwählen; aber andererseits, nachdem sie diesen Entschluß geboren hatte, meldete sich auch die weibliche Vorstellung, daß der Zurückgesetzte nun ihrer Hilfe bedürftig und würdig sei. Fehlte ihm irgend etwas, so konnte er es auf keine Weise besser erwerben als durch eine Mitverwendung in der großen Aktion, die ihm Gelegenheit bot, viel in ihrer und Arnheims Nähe zu weilen. Also beschloß Diotima auch noch dies, aber das waren allerdings bloß ergänzende Überlegungen.

Ein Kapitel, das jeder überschlagen kann, der von der Beschäftigung mit Gedanken keine besondere Meinung hat

Ulrich saß inzwischen zu Hause an seinem Schreibtisch und arbeitete. Er hatte die Untersuchung hervorgeholt, die er vor Wochen, als er den Entschluß zur Rückkehr faßte, mitten abgebrochen hatte; er wollte sie nicht zu Ende führen, es machte ihm bloß Vergnügen, daß er alles das noch immer zuwege brachte. Das Wetter war schön, aber er hatte in den letzten Tagen nur für kurze Wege das Haus verlassen, er ging nicht einmal in den Garten hinaus, er hatte die Vorhänge zugezogen und arbeitete im gedämpften Licht wie ein Akrobat, der in einem halbdunklen Zirkus, ehe noch die Zuschauer zugelassen sind, einem Parkett von Kennern gefährliche neue Sprünge vorführt. Die Genauigkeit, Kraft und Sicherheit dieses Denkens, die nirgends im Leben ihresgleichen hat, erfüllte ihn fast mit Schwermut.

Er schob das mit Formeln und Zeichen bedeckte Papier nun zurück und hatte zuletzt eine Zustandsgleichung des Wassers daraufgeschrieben, als physikalisches Beispiel, um einen neuen mathematischen Vorgang anzuwenden, den er beschrieb; aber seine Gedanken waren wohl schon vor einer Weile abgeschweift.

«Habe ich nicht Clarisse etwas vom Wasser erzählt?» fragte er sich, vermochte jedoch nicht, sich deutlich zu erinnern. Doch das war auch gleichgültig, und seine Gedanken breiteten sich nachlässig aus.

Es ist leider in der schönen Literatur nichts so schwer wiederzugeben wie ein denkender Mensch. Ein großer Entdecker hat, als man ihn einmal befragte, wie er es anstelle, daß ihm so viel Neues eingefallen sei, darauf geantwortet: indem ich unablässig daran dachte. Und in der Tat, man darf wohl sagen, daß sich die unerwarteten Einfälle durch nichts anderes einstellen, als daß man sie erwartet. Sie sind zu einem nicht kleinen Teil ein Erfolg des Charakters, beständiger Neigungen, ausdauernden Ehrgeizes und unablässiger Beschäftigung. Wie langweilig muß solche Beständigkeit sein! In anderer Hinsicht wieder vollzieht sich die Lösung einer geistigen Aufgabe nicht viel anders, wie wenn ein Hund, der einen Stock im Maul trägt, durch eine schmale Tür will; er dreht dann den Kopf solange links und rechts, bis der Stock hindurchrutscht, und ganz ähnlich tun wir's, bloß mit dem Unterschied, daß wir nicht ganz wahllos darauf los versuchen, sondern schon durch Erfahrung ungefähr wissen, wie man es zu machen hat. Und wenn ein kluger Kopf natürlich auch weit mehr Geschick und Erfahrung in den Drehungen hat als ein dummer, so kommt das Durchrutschen doch auch für ihn überraschend, es ist mit einemmal da, und man kann ganz deutlich ein leicht verdutztes Gefühl darüber in sich wahrnehmen, daß sich die Gedanken selbst gemacht haben, statt auf ihren Urheber zu warten. Dieses verdutzte Gefühl nennen viele Leute heutigentags Intuition, nachdem man es früher auch Inspiration genannt hat, und glauben etwas Überpersönliches darin sehen zu müssen; es ist aber nur etwas Unpersönliches, nämlich die Affinität und Zusammengehörigkeit der Sachen selbst, die in einem Kopf zusammentreffen.

Je besser der Kopf, desto weniger ist dabei von ihm wahrzunehmen. Darum ist das Denken, solange es nicht fertig ist, eigentlich ein ganz jämmerlicher Zustand, ähnlich einer Kolik

sämtlicher Gehirnwindungen, und wenn es fertig ist, hat es schon nicht mehr die Form des Gedankens, in der man es erlebt, sondern bereits die des Gedachten, und das ist leider eine unpersönliche, denn der Gedanke ist dann nach außen gewandt und für die Mitteilung an die Welt hergerichtet. Man kann sozusagen, wenn ein Mensch denkt, nicht den Moment zwischen dem Persönlichen und dem Unpersönlichen erwischen, und darum ist offenbar das Denken eine solche Verlegenheit für die Schriftsteller, daß sie es gern vermeiden.

Der Mann ohne Eigenschaften dachte aber nun einmal nach. Man ziehe den Schluß daraus, daß dies wenigstens zum Teil keine persönliche Angelegenheit war. Was ist es dann? Aus- und eingehende Welt? Seiten der Welt, die sich in einem Kopf zusammenbilden. Es war ihm durchaus nichts Wichtiges eingefallen; nachdem er sich mit dem Wasser als Beispiel beschäftigt hatte, war ihm nichts eingefallen, als daß Wasser ein Wesen, dreimal so groß wie das Land ist, selbst wenn man bloß das berücksichtigt, was jeder als Wasser erkennt, Fluß, Meer, See, Quelle. Man hat lange geglaubt, es sei verwandt mit der Luft. Der große Newton hat das getan und ist in den meisten anderen seiner Gedanken trotzdem noch wie von heute. Nach der Meinung der Griechen waren die Welt und das Leben aus dem Wasser hervorgegangen. Es war ein Gott; Okeanos. Später erfand man Nixen, Elfen, Undinen, Nymphen. Man hat Tempel und Orakel an seinen Ufern gegründet. Man hat aber auch die Dome von Hildesheim, Paderborn, Bremen über Quellen gebaut, und siehe, diese Dome stehen doch noch? Und man tauft auch noch mit Wasser? Und gibt es nicht Wasserfreunde und Naturheilapostel, deren Seele so etwas eigenartig grabhaft Gesundes hat? Da war also in der Welt eine Stelle wie ein verwischter Punkt oder niedergetretenes Gras. Und natürlich hatte der Mann ohne Eigenschaften auch das neuzeitliche Wissen irgendwo im Bewußtsein, ob er daran gerade dachte oder nicht. Und da ist nun Wasser eine farblose, nur in dicken Schichten blaue, geruch- und geschmacklose Flüssigkeit, was man so oft in der Schule aufgesagt hat, daß man es nie wieder vergessen kann, obgleich physiologisch auch Bakterien, Pflanzenstoffe, Luft, Eisen, schwefelsaurer und doppelkohlen-saurer Kalk dazugehören und das Urbild aller Flüssigkeiten physikalisch im Grunde gar keine Flüssigkeit, sondern je nachdem ein fester Körper, eine Flüssigkeit oder ein Gas ist. Schließlich löst sich das Ganze in Systeme von Formeln auf, die untereinander irgendwie zusammenhängen, und es gibt in der weiten Welt nur einige Dutzend Menschen, die selbst von einem so einfachen Ding, wie es Wasser ist, das gleiche denken; alle anderen reden davon in Sprachen, die zwischen heute und einigen tausend Jahren früher irgendwo zu Hause sind. Man muß also sagen, daß ein Mensch, wenn er nur ein bißchen nachdenkt, gewissermaßen in recht unordentliche Gesellschaft gerät!

Und nun erinnerte sich Ulrich auch, daß er alles das wirklich Clarisse erzählt hatte, und sie war ungebildet wie ein kleines Tier, aber ungeachtet allen Aberglaubens, aus dem sie bestand, fühlte man undeutlich eine Einheit mit ihr. Es gab ihm einen Stich wie eine warme Nadel.

Er ärgerte sich.

Die bekannte, von den Ärzten entdeckte Fähigkeit der Gedanken, tief wuchernden, krankhaft verfilzten Hader, der aus dumpfen Bezirken des Ich entsteht, aufzulösen und zu zerstreuen, beruht wahrscheinlich auf nichts anderem als ihrer sozialen und außenweltlichen, das Einzelgeschöpf mit anderen Menschen und Dingen verknüpfenden Wesensart; aber leider scheint das, was ihnen ihre Heilkraft gibt, das gleiche zu sein, was ihre persönliche Erlebnishaftigkeit vermindert. Die beiläufige Erwähnung eines Haares auf einer Nase wiegt mehr als der bedeutendste Gedanke, und Taten, Gefühle und Empfindungen vermitteln bei ihrer Wiederholung den Eindruck, einem Vorgang, einem mehr oder weniger großen persönlichen Geschehnis beigewohnt zu haben, mögen sie noch so gewöhnlich und unpersönlich sein.



«Dumm,» dachte Ulrich «aber es ist so.» Er erinnerte sich an jenen dumm-tiefen, erregenden, unmittelbar das Ich berührenden Eindruck, den man hat, wenn man an seiner Haut riecht. Er stand auf und zog die Vorhänge seines Fensters beiseite.

Die Rinde der Bäume war noch vom Morgen feucht. Draußen auf der Straße lag veilchenblauer Benzindunst. Die Sonne schien hinein, und die Menschen bewegten sich lebhaft. Es war ein Asphaltfrühling, ein jahreszeitenloser Frühlingstag im Herbst, wie ihn die Städte hervorzaubern.

[<]

29

### Erklärung und Unterbrechungen eines normalen Bewußtseinszustandes

Ulrich hatte mit Bonadea ein Zeichen verabredet, daß er allein zu Hause sei. Er war immer allein, aber er gab das Zeichen nicht. Er mußte schon lange gewärtig sein, daß Bonadea ungerufen mit Hut und Schleier eintrete. Denn Bonadea war über die Maßen eifersüchtig. Und wenn sie einen Mann aufsuchte – und sei es auch nur, um ihm zu sagen, daß sie ihn verachte, – kam sie immer voll innerer Schwäche an, denn die Eindrücke des Wegs und die Blicke der Männer, denen sie begegnete, schaukelten in ihr wie leichte Seekrankheit. Wenn der Mann dies aber erriet und geraden Wegs auf sie zusteuerte, obgleich er sich so lange Zeit lieblos nicht um sie gekümmert hatte, so war sie verletzt, zankte mit ihm, schob mit tadelnden Bemerkungen hinaus, was sie selbst kaum noch erwarten konnte, und hatte etwas von einer durch die Flügel geschossenen Ente, die ins Meer der Liebe gefallen ist und sich durch Schwimmen retten will.

Und mit einemmal saß also Bonadea wirklich hier, weinte und fühlte sich mißbraucht.

In solchen Augenblicken, wo sie sich über ihren Liebhaber ärgerte, bat sie ihrem Gatten leidenschaftlich ihre Fehlritte ab. Nach einer guten alten Regel der untreuen Frauen, die sie anwenden, damit sie sich nicht durch ein unbedachtes Wort verraten können, hatte sie ihm von dem interessanten Gelehrten erzählt, den sie manchmal in der Familie einer Freundin treffe, aber nicht einlade, weil er gesellschaftlich zu verwöhnt sei, um aus eigenem in ihr Haus zu kommen, und sie sich nicht genug aus ihm mache, um ihn trotzdem aufzufordern. Die halbe Wahrheit, die darin lag, erleichterte ihr das Lügen, und die andere Hälfte nahm sie ihren Liebhabern übel. – Was solle ihr Mann denken, fragte sie, wenn sie nun mit einemmal den Verkehr mit der vorgeschobenen Freundin wieder einschränke?! Wie solle sie ihm solche Schwankungen der Sympathie verständlich machen?! Sie schätze die Wahrheit hoch, weil sie alle Ideale hochschätze, und Ulrich entehre sie, indem er sie zwingt, weiter davon abzuweichen als nötig!

Sie machte ihm einen leidenschaftlichen Auftritt, und als er vorbei war, stürzten Vorwürfe, Beteuerungen, Küsse in das dadurch entstandene Vakuum. Als auch die vorbei waren, war nichts geschehn; zurückquellendes Tagesgerede füllte die Leere aus, und die Zeit setzte Bläschen an wie ein Glas schalen Wassers.

«Wie viel schöner ist sie, wenn sie wild wird,» überlegte Ulrich «und wie mechanisch hat sich dann wieder alles vollzogen.» Ihr Anblick hatte ihn ergriffen und zu Zärtlichkeiten verführt; jetzt, nachdem es geschehen war, fühlte er wieder, wie wenig es ihn anging. Das unglaublich Schnelle solcher Veränderungen, die einen gesunden Menschen in einen schäumenden Narren verwandeln, wurde überaus deutlich daran. Es kam ihm aber vor, daß diese Liebesverwandlung des

Bewußtseins nur ein besonderer Fall von etwas weit Allgemeinerem sei; denn auch ein Theaterabend, ein Konzert, ein Gottesdienst, alle Äußerungen des Inneren sind heute solche rasch wieder aufgelöste Inseln eines zweiten Bewußtseinszustands, der in den gewöhnlichen zeitweilig eingeschoben wird.

«Vor kurzem habe ich doch noch gearbeitet,» dachte er «und vorher war ich auf der Straße und habe Papier gekauft. Ich grüßte einen Herrn, den ich aus der Physikalischen Gesellschaft kenne. Ich habe mit ihm vor kurzer Zeit eine ernste Aussprache gehabt. Und jetzt, wenn Bonadea sich etwas beeilen wollte, könnte ich in den Büchern dort, die ich durch den Türspalt sehe, etwas nachschlagen. Zwischendurch sind wir aber durch eine Wolke des Irrsinns geflogen, und nicht weniger unheimlich ist es, wie sich jetzt die soliden Erlebnisse über dieser verschwindenden Lücke wieder schließen und sich in ihrer Zähigkeit zeigen.»

Aber Bonadea beeilte sich nicht, und Ulrich mußte an etwas anderes denken. Sein Jugendfreund Walter, dieser etwas wunderlich gewordene Gatte der kleinen Clarisse, hatte einmal von ihm behauptet: «Ulrich tut mit der größten Energie immer nur das, was er nicht für notwendig hält!» Es fiel ihm gerade in diesem Augenblick ein; «das könnte man heute von uns allen sagen» dachte er. Er erinnerte sich recht gut: Ein Holzbalkon lief um das Sommerhaus. Ulrich war Gast von Clarissens Eltern; es war wenige Tage vor der Hochzeit, und Walter war auf ihn eifersüchtig. Walter konnte wundervoll eifersüchtig sein. Ulrich stand außen im Sonnenschein, als Clarisse und Walter das hinter dem Balkon liegende Zimmer betraten. Er belauschte sie, ohne sich zu verstecken. Übrigens erinnerte er sich heute nur noch an jenen einen Satz. Und dann an das Bild; die Schattentiefe des Zimmers hing wie ein faltiger, wenig geöffneter Beutel an der grellen Besontheit der Außenmauer. In den Falten dieses Beutels erschienen Walter und Clarisse; Walters Gesicht war schmerzlich in die Länge gezogen und sah aus, als ob es lange, gelbe Zähne hätte. Man könnte auch sagen, ein Paar langer, gelber Zähne lag in einem mit schwarzem Samt ausgeschlagenen Kästchen, und diese zwei Menschen standen geisternd dabei. Die Eifersucht war natürlich Unsinn; Ulrich hatte keine Lust auf Frauen seiner Freunde. Aber Walter hatte immer eine ganz besondere Fähigkeit besessen, heftig zu erleben. Er kam nie zu dem, was er wollte, weil er so viel empfand. Er schien einen sehr melodischen Schallverstärker für das kleine Glück und Unglück in sich zu tragen. Er gab stets kleine Gefühlsmünze in Gold und Silber aus, während Ulrich mehr im großen operierte, mit Gedankenschecks sozusagen, auf denen gewaltige Ziffern standen; aber schließlich war das nur Papier. Wenn Ulrich sich Walter recht bezeichnend vorstellen wollte, lag er an einem Waldrand. Er hatte dann kurze Hosen an und merkwürdigerweise schwarze Strümpfe. Er hatte nicht die Beine eines Mannes, weder die kräftig muskulösen noch die dürr sehnigen, sondern die eines Mädchens; eines nicht sehr schönen Mädchens, mit sanften unschönen Beinen. Die Hände unter den Kopf gelegt, schaute er hinaus in die Landschaft, und der Himmel wußte, daß man ihn dann störte. Ulrich erinnerte sich nicht, Walter bei einer bestimmten Gelegenheit, die sich einprägte, so gesehen zu haben; dieses Bild prägte sich vielmehr heraus, wie ein zusammenschließendes Siegel, nach anderthalb Jahrzehnten. Und von der Erinnerung, daß Walter damals auf ihn eifersüchtig gewesen sei, ging eine sehr angenehme Erregung aus. Alles das hatte sich eben zu einer Zeit ereignet, wo man noch Freude an sich hatte. Und Ulrich dachte: «Ich war jetzt schon einigemal bei ihnen, ohne daß Walter meine Besuche erwidert hat. Aber ich könnte trotzdem heute abend wieder hinausfahren; was braucht mich das zu kümmern!»

Er nahm sich vor, wenn Bonadea endlich mit dem Ankleiden fertig sein werde, ihnen Nachricht zu schicken, in Bonadeas Gegenwart war so etwas nicht ratsam, wegen des langweiligen Kreuzverhörs, das unweigerlich folgte.

Und da Gedanken schnell sind und Bonadea noch lange nicht fertig war, fiel ihm eben noch etwas ein. Diesmal war es eine kleine Theorie; sie war einfach, einleuchtend und vertrieb ihm die Zeit. «Ein junger Mensch, wenn er geistig bewegt ist,» sagte Ulrich zu sich, und meinte damit wahrscheinlich noch seinen Jugendfreund Walter, «sendet unaufhörlich Ideen in allen Richtungen aus. Aber nur das, was auf die Resonanz der Umgebung trifft, strahlt wieder auf ihn zurück und verdichtet sich, während alle anderen Ausschickungen sich im Raum verstreuen und verlorengelangen!» Ulrich nahm ohne weiteres an, daß ein Mensch, der Geist hat, jede Art davon besitzt, so daß Geist ursprünglicher wäre als Eigenschaften; er selbst war ein Mensch mit vielen Gegensätzen und stellte sich vor, daß alle Eigenschaften, die in der Menschheit je zum Ausdruck gekommen sind, ziemlich nah beieinander in dem Geist jedes Menschen ruhen, wenn er überhaupt Geist hat. Das mag nicht ganz richtig sein, aber was wir vom Entstehen des Guten wie des Bösen wissen, stimmt noch am ehesten dazu, daß jeder zwar seine innere Größennummer hat, aber in dieser Größe die verschiedensten Kleider ausfüllen kann, wenn sie ihm das Schicksal bereit hält. Und so kam Ulrich auch das, was er soeben gedacht hatte, nicht ganz bedeutungslos vor. Denn wenn sich im Lauf der Zeit die gewöhnlichen und unpersönlichen Einfälle ganz von selbst verstärken und die ungewöhnlichen verlieren, so daß fast jeder mit der Sicherheit, die ein mechanischer Zusammenhang hat, immer mittelmäßiger wird, so erklärt das ja, warum trotz der tausendfältigen Möglichkeiten, die wir vor uns hätten, der gewöhnliche Mensch nun einmal der gewöhnliche ist! Und es erklärt auch, daß es selbst unter den bevorzugten Menschen, die sich durchsetzen und zu Anerkennung kommen, eine gewisse Mischung gibt, die ungefähr 51% Tiefe und 49% Seichtheit hat und den meisten Erfolg findet, und das erschien Ulrich schon seit langem so verwickelt sinnlos und unerträglich traurig, daß er gerne weiter darüber nachgedacht haben würde.

Er wurde davon gestört, daß Bonadea noch immer kein Zeichen ihres Fertigseins gab; vorsichtig durch die Türe spähend, gewahrte er, daß sie sich im Ankleiden unterbrochen hatte. Sie fand Zerstretheit, wenn es sich um die letzten Tropfen der Köstlichkeit des Beisammenseins handelte, unfein; gekränkt von seinem Schweigen, wartete sie ab, was er tun werde. Sie hatte ein Buch genommen, und glücklicherweise enthielt es schöne Abbildungen aus der Geschichte der Kunst.

Ulrich fühlte sich, als er wieder seine Betrachtungen aufnahm, durch dieses Warten gereizt und geriet in eine unbestimmte Ungeduld.

[<]  
**30**

Ulrich hört Stimmen

Und plötzlich zogen sich seine Gedanken zusammen, und als ob er durch einen entstandenen Riß blickte, sah er Christian Moosbrugger, den Zimmermann, und seine Richter.

Quälend lächerlich für einen Menschen, der nicht so denkt, sprach der Richter: «Warum haben Sie sich die blutigen Hände abgewischt? – Warum haben Sie das Messer weggeworfen? – Warum haben Sie nach der Tat frische Kleider und Wäsche angezogen? – Weil es Sonntag war? Nicht, weil sie blutig waren? – Weshalb sind Sie am Abend darauf zu einer Tanzunterhaltung gegangen? Die Tat hat Sie also nicht gehindert, das zu tun? Haben Sie überhaupt keine Reue

empfunden?»

In Moosbrugger erwacht ein Flackern: alte Zuchthaus Erfahrung, man müsse Reue heucheln. Das Flackern verzieht Moosbruggers Mund, und er spricht: «Gewiß!»

«Bei der Polizei haben Sie aber gesagt: Ich empfinde keine Reue, sondern nur Haß und Wut bis zum Paroxysmus!» hakt der Richter sofort ein.

«Möglich,» sagt Moosbrugger, wieder fest werdend und vornehm. «Möglich, daß ich damals keine anderen Empfindungen hatte.»

«Sie sind ein großer, starker Mann,» fällt der Staatsanwalt ein «wie konnten Sie sich vor der Hedwig fürchten!»

«Herr Gerichtsrat,» antwortet Moosbrugger lächelnd «sie war schmeichelhaft geworden. Ich stellte sie mir noch grausamer vor, als ich derlei Weiber sonst einschätze. Ich sehe wohl kräftig aus, bin es auch →»

«Nun also,» brummt der Vorsitzende, im Akt blätternd.

«Aber in gewissen Situationen,» sagt Moosbrugger laut «bin ich ängstlich und sogar feig.»

Die Augen des Vorsitzenden schnellen aus dem Akt; wie zwei Vögel einen Ast, verlassen sie den Satz, auf dem sie soeben gesessen haben. «Damals, als Sie mit Ihren Kollegen auf dem Bau Streit bekommen haben, sind Sie aber gar nicht feig gewesen!» sagt der Vorsitzende. «Den einen haben Sie zwei Stock tief hinunter geworfen und die andern mit dem Messer →»

«Herr Präsident,» ruft Moosbrugger mit gefährlicher Stimme «ich stehe heute noch auf dem Standpunkt →»

Der Vorsitzende winkt ab.

«Unrecht,» sagt Moosbrugger «das muß als Grundlage meiner Brutalität dienen. Ich bin als naiver Mensch vor Gericht gestanden und habe gedacht, die Herren Richter werden ohnehin alles wissen. Aber man hat mich enttäuscht!»

Das Gesicht des Richters steckt längst wieder im Akt.

Der Staatsanwalt lächelt und sagt freundlich: «Aber die Hedwig war doch ein ganz harmloses Mädchen!»

«*Mir* erschien sie nicht so!» erwidert Moosbrugger, immer noch aufgebracht.

«*Mir* scheint,» schließt der Vorsitzende mit Nachdruck «daß Sie immer anderen die Schuld zu geben wissen!»

«Also warum haben Sie auf sie losgestochen?» fängt der Staatsanwalt freundlich von vorne an.

[<]

**31**

Wem gibst du recht?

Das war aus der Verhandlung, der Ulrich beigewohnt hatte, oder bloß aus den Berichten, die er

gelesen hatte? Er erinnerte sich jetzt so lebhaft, als würde er diese Stimme hören. Er hatte noch nie in seinem Leben <Stimmen gehört>; bei Gott, so war er nicht. Aber wenn man sie hört, so senkt sich das etwa so herab wie die Ruhe eines Schneefalls. Mit einemmal stehen Wände da, von der Erde bis in den Himmel; wo früher Luft gewesen ist, schreitet man durch weiche dicke Mauern, und alle Stimmen, die im Käfig der Luft von einer Stelle zur anderen gehüpft sind, gehen nun frei in den bis ins innerste zusammengewachsenen weißen Wänden.

Er war wohl überreizt von der Arbeit und Langweile, da kommt so etwas manchmal vor; aber er fand es gar nicht übel, Stimmen zu hören. Und plötzlich sagte er halblaut: „Man hat eine zweite Heimat, in der alles, was man tut, unschuldig ist.“

Bonadea nestelte an einer Schnur. Sie war inzwischen in sein Zimmer hereingekommen. Das Gespräch mißfiel ihr, sie fand es undelikat; den Namen des Mädchenmörders, von dem man so viel in den Zeitungen gelesen hatte, hatte sie längst wieder vergessen, und er näherte sich nur widerstrebend ihrer Erinnerung, als Ulrich von ihm zu sprechen anhub.

«Aber wenn Moosbrugger,» sagte er nach einer Weile «diesen beunruhigenden Eindruck von Unschuld hervorrufen kann, so kann das doch erst recht diese arme, verwahrloste, frierende Person mit den Mausaugen unter dem Kopftuch, diese Hedwig, die um Aufenthalt in seinem Zimmer gebettelt hat und deshalb von ihm getötet worden ist?»

«Laß doch!» schlug Bonadea vor und hob die weißen Schultern. Denn als Ulrich dem Gespräch diese Wendung gab, war es gerade in dem boshaft gewählten Augenblick geschehen, wo die halb hochgezogenen Kleider seiner gekränkten und nach Versöhnung durstenden Freundin, nachdem sie ins Zimmer gekommen war, von neuem am Teppich den kleinen, reizend mythologischen Schaumkrater bildeten, aus dem Aphrodite hervorsteigt. Bonadea war darum bereit, Moosbrugger zu verabscheuen und über sein Opfer mit einem flüchtigen Schauer hinwegzukommen. Aber Ulrich ließ es nicht zu und malte ihr kräftig das Schicksal aus, das Moosbrugger bevorstand. «Zwei Männer werden ihm die Schlinge um den Hals legen, ohne daß sie im geringsten böse Gefühle gegen ihn hegen, sondern bloß weil sie dafür bezahlt sind. Vielleicht hundert Menschen werden zusehen, teils weil es ihr Dienst verlangt, teils weil ein jeder gern einmal im Leben eine Hinrichtung gesehen haben will. Ein feierlicher Herr in Zylinder, Frack und schwarzen Handschuhen zieht die Schlinge an, und im gleichen Augenblick hängen sich seine zwei Gehilfen an die zwei Beine Moosbruggers, damit das Genick bricht. Dann legt der Herr mit dem schwarzen Handschuh die Hand auf Moosbruggers Herz und prüft mit der sorgenden Miene eines Arztes, ob es noch lebt; denn wenn es noch lebt, wird das Ganze etwas ungeduldiger und weniger feierlich noch einmal wiederholt. Bist du nun eigentlich für Moosbrugger oder gegen ihn?» fragte Ulrich.

Bonadea hatte langsam und schmerzlich wie ein zur Unzeit Geweckter <die Stimmung> verloren, – so pflegte sie ihre Anfälle von Ehebruch zu nennen. Jetzt mußte sie sich setzen, nachdem ihre Hände eine Weile lang unentschlossen die sinkenden Kleider und das geöffnete Mieder gehalten hatten. Wie jede Frau in ähnlicher Lage hatte sie das feste Vertrauen in eine öffentliche Ordnung, die so gerecht sei, daß man, ohne an sie denken zu müssen, seinen privaten Angelegenheiten nachgehen könne; nun, wo sie an das Gegenteil gemahnt wurde, stand aber rasch die mitleidige Parteinahme für Moosbrugger, das Opfer, in ihr fest, mit Ausschaltung jedes Gedankens an Moosbrugger, den Schuldigen.

«Du bist also,» behauptete Ulrich «jedesmal für das Opfer und gegen die Tat.»

Bonadea äußerte das naheliegende Gefühl, daß ein solches Gespräch in einer solchen Lage ungehörig sei.

«Aber wenn sich dein Urteil so konsequent gegen die Tat richtet,» antwortete Ulrich, statt sich sofort zu entschuldigen, «wie willst du dann deine Ehebrüche rechtfertigen, Bonadea?!»

Besonders die Mehrzahl war undelikat! Bonadea schwieg, setzte sich mit verächtlicher Miene in einen der weichen Armstühle und sah gekränkt zu der Schnittlinie von Wand und Zimmerdecke empor.

[<]

32

Die vergessene, überaus wichtige Geschichte mit der Gattin eines Majors

Es ist nicht angezeigt, sich einem aufgelegten Narren verwandt zu fühlen, und Ulrich tat das auch nicht. Aber warum behauptete der eine Sachverständige, Moosbrugger sei ein Narr, und der andere, er sei keiner? Woher hatten die Berichterstatter die flinke Sachlichkeit genommen, mit der sie die Arbeit seines Messers beschrieben? Und durch welche Eigenschaften erregte Moosbrugger jenes Aufsehen und Gruseln, das für die Hälfte der zwei Millionen Menschen, die in dieser Stadt wohnten, ungefähr so viel war wie ein Streit in der Familie oder eine zurückgehende Verlobung; ungemein persönlich aufregend, sonst ruhende Gebiete der Seele packend, während sein Fall in den Provinzstädten schon eine gleichgültigere Neuigkeit bedeutete und in Berlin oder Breslau gar nichts mehr, wo man von Zeit zu Zeit seine eigenen, die Moosbruggers der eigenen Familie hatte? Dieses fürchterliche Spiel der Gesellschaft mit ihren Opfern beschäftigte Ulrich. Er fühlte es in sich selbst wiederholt. Kein Wille zuckte in ihm, weder um Moosbrugger zu befreien, noch um der Gerechtigkeit beizuspringen, und das Gefühl sträubte sich wie das Haar einer Katze. Moosbrugger ging ihn durch etwas Unbekanntes näher an als sein eigenes Leben, das er führte; er ergriff ihn wie ein dunkles Gedicht, worin alles ein wenig verzerrt und verschoben ist und einen zerstückt in der Tiefe des Gemüts treibenden Sinn offenbart.

«Schauerromantik!» warf er sich ein. Das Schaurige oder Unerlaubte in der zugelassenen Gestalt von Träumen und Neurosen zu bewundern, schien ihm recht zu den Menschen der Bürgerzeit zu passen. «Entweder oder!» dachte er. «Entweder du gefällst mir oder nicht! Entweder ich verteidige dich in all deiner Scheusäligkeit, oder ich sollte mich ins Gesicht schlagen, weil ich mit ihr spiele!» Und schließlich wäre sogar auch ein kühles, aber tatkräftiges Bedauern wohl am Platz; es ließe sich heute schon eine Menge tun, um solche Vorkommnisse und Gestalten zu verhüten, wenn die Gesellschaft nur die Hälfte der moralischen Anstrengung selbst aufwenden wollte, die sie von solchen Opfern verlangt. Aber dann ergab sich auch noch eine ganz andere Seite, von der sich die Angelegenheit betrachten ließ, und merkwürdige Erinnerungen stiegen in Ulrich auf.

Niemals ist unser Urteil über eine Tat ein Urteil über jene Seite der Tat, die Gott lohnt oder straft; das hat, sonderbar genug, Luther gesagt. Wahrscheinlich unter dem Einfluß eines der Mystiker, mit denen er eine Zeitlang befreundet war. Sicher hätte es auch mancher andere Gläubige sagen können. Sie waren, im bürgerlichen Sinn, alle Immoralisten. Sie unterschieden zwischen den Sünden und der Seele, die trotz der Sünden unbefleckt bleiben kann, fast ähnlich wie Machiavell zwischen dem Zweck und den Mitteln unterscheidet. Das «menschliche Herz» war ihnen «genommen». «Auch in Christus war ein äußerer und ein innerer Mensch, und alles, was er in

Bezug auf äußere Dinge tat, tat er vom äußeren Menschen aus, und stand dabei der innere Mensch in unbeweglicher Abgeschiedenheit» sagt Eckehart. Solche Heilige und Gläubige wären am Ende imstande gewesen, sogar Moosbrugger freizusprechen!? Wohl ist die Menschheit fortgeschritten seither; aber wenn sie Moosbrugger auch töten wird, hat sie doch noch die Schwäche, jene Männer zu verehren, die ihn, wer weiß, freigesprochen haben würden.

Und nun kam Ulrich ein Satz in Erinnerung, dem eine Welle von Unbehagen voranging. Dieser Satz lautete: «Die Seele des Sodomiten könnte mitten durch die Menge gehn, ohne etwas zu ahnen, und in ihren Augen läge das durchsichtige Lächeln eines Kindes; denn alles hängt von einem unsichtbaren Prinzip ab». Das war nicht viel anders als die ersten Sätze, aber es strömte in seiner kleinen Übertriebenheit den süß schwächlichen Geruch der Verdorbenheit aus. Und wie es sich zeigte, gehörte ein Raum zu diesem Satz, ein Zimmer mit gelben französischen Broschüren auf den Tischen, mit Vorhängen aus geknüpften Glasstäbchen anstelle der Türen, – und ein Gefühl entstand in der Brust, wie wenn eine Hand in eine geöffnete Hühnerleiche greift, um das Herz herauszuziehen: Denn diesen Satz hatte Diotima bei seinem Besuch von sich gegeben. Er stammte noch dazu von einem zeitgenössischen Schriftsteller, den Ulrich in jungen Jahren geliebt, aber seither für einen Salonphilosophen halten gelernt hatte, und Sätze wie dieser schmecken so schlecht wie Brot, auf das Parfüm ausgegossen wurde, so daß man jahrzehntelang mit alledem nichts mehr zu tun haben mag.

Aber so lebhaft auch die Abneigung war, die dadurch in Ulrich erregt wurde, kam es ihm in diesem Augenblick doch schmachvoll vor, daß er sich sein Leben lang hatte abhalten lassen, zu den anderen, den echten Sätzen jener geheimnisvollen Sprache zurückzukehren. Denn er hatte ein besonderes, ein unmittelbares Verständnis für sie, eher noch eine Vertrautheit zu nennen, die das Verstehen übersprang; doch ohne daß er sich je hätte entschließen können, sich ganz zu ihnen zu bekennen. Sie lagen – solche Sätze, die ihn mit einem Laut von Geschwisterlichkeit ansprachen; mit einer weich dunklen Innerlichkeit, die entgegengesetzt war dem befehlshaberischen Ton der mathematischen und wissenschaftlichen Sprache, ohne daß man aber sagen konnte, worin sie bestehe – wie Inseln zwischen seiner Beschäftigung, ohne Zusammenhang und selten aufgesucht; überblickte er sie aber, soweit er sie kennengelernt hatte, so kam es ihm vor, daß man ihren Zusammenhang spürte, wie wenn diese Inseln, nur wenig voneinander getrennt, einer Küste vorgelagert wären, die sich hinter ihnen verbarg, oder die Reste eines Festlands darstellten, das vor Urzeiten zugrunde gegangen ist. Er fühlte das Weiche von Meer, Nebel und niedrigen schwarzen Landrücken, die in gelbgrauem Licht schlafen. Er erinnerte sich an eine kleine Seereise, eine Flucht nach dem Muster «Reisen Sie», «Bringen Sie sich auf andere Gedanken», und wußte genau, welches sonderbare, lächerlich verzauberte Erlebnis sich durch seine abschreckende Kraft ein für allemal vor alle ähnlichen geschoben hatte. Einen Augenblick lang klopfte das Herz eines Zwanzigjährigen in seiner Brust, deren behaarte Haut sich mit den Jahren seither verdickt und vergrößert hatte. Das Klopfen eines zwanzigjährigen Herzens in seiner zweiunddreißigjährigen Brust kam ihm vor wie der unsittliche Kuß, den ein Jüngling einem Mann gibt. Trotzdem wich er diesmal der Erinnerung nicht aus. Es war die Erinnerung an eine sonderbar ausgegangene Leidenschaft, die er als Zwanzigjähriger für eine Frau empfunden hatte, die an Jahren und vornehmlich nach dem Grad ihrer häuslichen Abgerührtheit beträchtlich älter war als er.

Bezeichnenderweise erinnerte er sich nur ungenau an ihr Aussehen; eine steife Photographie und das Gedächtnis der Stunden, wo er allein war und an sie dachte, nahm die Stelle der unmittelbaren Erinnerungen an Gesicht, Kleider, Bewegungen und Stimme dieser Frau ein. Ihre Welt war ihm inzwischen so fremd geworden, daß ihn die Aussage, sie sei die Frau eines Majors

gewesen, ergötzlich unglaublich anmutete. «Nun wird sie wohl schon längst eine Frau Oberst außer Dienst sein» dachte er. Es war im Regiment erzählt worden, daß sie eine ausgebildete Künstlerin sei, eine Klaviervirtuosin, davon aber auf Wunsch ihrer Familie nie öffentlich Gebrauch gemacht habe, und später wurde dies durch ihre Heirat ohnehin unmöglich. Wirklich spielte sie bei Regimentsfesten sehr schön Klavier, mit dem Strahlenglanz einer gut vergoldeten Sonne, die über Schluchten des Gemüts schwebt, und Ulrich hatte sich von Beginn an weniger in die sinnliche Anwesenheit dieser Frau verliebt als in ihren Begriff. Der Leutnant, der damals seinen Namen trug, war nicht schüchtern; sein Blick hatte sich schon an kleinem Weibszug geübt und sogar bei mancher ehrbaren Frau den leicht ausgetretenen Diebspfad erspäht, der zu ihr führte. Aber die «große Liebe», das war für diese zwanzigjährigen Offiziere, wenn sie überhaupt Verlangen danach hatten, etwas anderes, das war ein Begriff; er lag außerhalb der Reichweite ihrer Unternehmungen und war so arm an Erfahrungsinhalt und eben darum auch so blendend leer, wie es nur ganz große Begriffe sind. Und als Ulrich zum erstenmal in seinem Leben die Möglichkeit in sich sah, diesen Begriff anzuwenden, mußte es darum auch geschehen; der Frau Major fiel hierbei keine andere Rolle zu wie die des letzten Anlasses, der einer Krankheit zum Ausbruch verhilft. Ulrich wurde liebeskrank. Und da echte Liebeskrankheit kein Verlangen nach Besitz ist, sondern ein sanftes Sichentschleiern der Welt, um deswillen man gern auf den Besitz der Geliebten verzichtet, erklärte der Leutnant der Frau Major die Welt auf eine so ungewohnte und ausdauernde Weise, wie sie es noch nicht gehört hatte. Gestirne, Bakterien, Balzac und Nietzsche wirbelten in einem Trichter von Gedanken, dessen Spitze sie mit wachsender Deutlichkeit auf gewisse, nach der damaligen Zeitmode dem Anstand verwehrte Unterschiede gerichtet fühlte, die ihren Leib von dem Leib des Leutnants trennten. Sie wurde verwirrt durch diese eindringliche Beziehung der Liebe zu Fragen, die ihres Dafürhaltens bis dahin noch nie mit Liebe zu tun gehabt hatten; auf einem Spazierritt überließ sie Ulrich, als sie neben ihren Pferden gingen, einen Augenblick ihre Hand und bemerkte mit Schrecken, daß die Hand wie ohnmächtig in der seinen liegen blieb. In der nächsten Sekunde flammte von ihren Handgelenken bis zu den Knien ein Feuer, und ein Blitz fällte die beiden Menschen, so daß sie fast auf den Wegrain gestürzt wären, in dessen Moos sie nun zu sitzen kamen, sich leidenschaftlich küßten und schließlich verlegen wurden, weil die Liebe so groß und ungewöhnlich war, daß ihnen zu ihrer Überraschung nichts anderes zu sprechen und zu tun einfiel, als man bei solchen Umarmungen gewöhnt ist. Die Pferde, die ungeduldig wurden, befreiten endlich die beiden Liebenden aus dieser Lage.

Die Liebe der Frau Major und des zu jungen Leutnants blieb auch in ihrem ganzen Ablauf kurz und unwirklich. Sie staunten beide, sie preßten sich noch einigemal aneinander, sie fühlten beide, daß etwas nicht in Ordnung sei und sie auch dann nicht bei ihren Umarmungen Leib an Leib kommen lassen würde, wenn sie sich aller Hindernisse der Kleidung und Sitte entledigten. Die Frau Major wollte sich einer Leidenschaft nicht verweigern, über die sie kein Urteil zu haben fühlte, aber heimlich pochten Vorwürfe in ihr, wegen ihres Gatten und des Altersunterschieds, und als ihr Ulrich mit dürftig erfundenen Begründungen eines Tages mitteilte, daß er einen langen Urlaub antreten müsse, atmete die Offiziersfrau unter ihren Tränen auf. Ulrich aber hatte damals schon keinen anderen Wunsch mehr, als vor lauter Liebe so rasch und weit wie möglich aus der Nähe des Ursprungs dieser Liebe zu kommen. Er reiste blindlings darauflos, bis eine Küste dem Schienenweg ein Ende machte, ließ sich noch von einem Boot auf die nächste Insel übersetzen, die er sah, und hier, an einem unbekanntem Zufallsort blieb er, notdürftig behaust und gepflegt, und schrieb gleich in der ersten Nacht den ersten einer Reihe langer Briefe an die Geliebte, die er niemals absandte.

Diese nachts stillen Briefe, die sein Denken auch bei Tag erfüllten, hatte er später verloren; und das



war wohl auch ihre Bestimmung. Er hatte anfangs darin noch viel von seiner Liebe und allerhand durch sie eingegebenen Gedanken geschrieben, aber bald wurde das immer mehr durch die Landschaft verdrängt. Die Sonne hob ihn morgens aus dem Schlaf, und wenn die Fischer auf dem Wasser, die Weiber und Kinder bei den Häusern waren, so schienen er und ein die Büsche und Steinrücken zwischen den beiden kleinen Ortschaften der Insel abweidender Esel die einzigen höheren Lebewesen zu sein, die es auf diesem abenteuerlich vorgeschobenen Stück Erde gab. Er tat es seinem Gefährten gleich und stieg auf einen der Steinriegel oder er legte sich am Inselrand zwischen die Gesellschaft von Meer, Fels und Himmel. Das ist nicht anmaßend gesagt, denn der Größenunterschied verlor sich, so wie sich übrigens auch der Unterschied zwischen Geist, tierischer und toter Natur in solchem Beisammensein verlor und jede Art Unterschied zwischen den Dingen geringer wurde. Um das ganz nüchtern auszudrücken, diese Unterschiede werden sich wohl weder verloren noch verringert haben, aber die Bedeutung fiel von ihnen ab, man war «keinen Scheidungen des Menschentums mehr Untertan», genau so wie es die von der Mystik der Liebe ergriffenen Gottgläubigen beschrieben haben, von denen der junge Reiterleutnant damals nicht das geringste wußte. Er dachte auch nicht über diese Erscheinungen nach – wie man sonst, einem Jäger auf der Wildspur gleich, einer Beobachtung nachspürt und hinter ihr dreindenkt –, ja er nahm sie wohl nicht einmal wahr, sondern er nahm sie in sich. Er versank in der Landschaft, obgleich das ebensogut ein unaussprechliches Getragenwerden war, und wenn die Welt seine Augen überschritt, so schlug ihr Sinn von innen an ihn in lautlosen Wellen. Er war ins Herz der Welt geraten; von ihm zu der weit entfernten Geliebten war es ebenso weit wie zum nächsten Baum; Ingefühl verband die Wesen ohne Raum, ähnlich wie im Traum zwei Wesen einander durchschreiten können, ohne sich zu vermischen, und änderte alle ihre Beziehungen. Der Zustand hatte aber sonst nichts mit Traum gemeinsam. Er war klar und übertoll von klaren Gedanken; bloß bewegte sich nichts in ihm nach Ursache, Zweck und körperlichem Begehren, sondern alles breitete sich in immer erneuten Kreisen aus, wie wenn ein Strahl ohne Ende in ein Wasserbecken fällt. Und eben das war es, was er auch in seinen Briefen beschrieb, und sonst nichts. Es war eine völlig veränderte Gestalt des Lebens; nicht in den Brennpunkt der gewöhnlichen Aufmerksamkeit gestellt, von der Schärfe befreit und so gesehen, eher ein wenig zerstreut und verschwommen war alles, was zu ihr gehörte; aber offenbar wurde es von anderen Zentren aus wieder mit zarter Sicherheit und Klarheit erfüllt. Denn alle Fragen und Vorkommnisse des Lebens nahmen eine unvergleichliche Milde, Weichheit und Ruhe an und zugleich eine gänzlich veränderte Bedeutung. Lief da zum Beispiel ein Käfer an der Hand des Denkenden vorbei, so war das nicht ein Näherkommen, Vorbeigehn und Entfernen, und es war nicht Käfer und Mensch, sondern es war ein unbeschreiblich das Herz rührendes Geschehen, ja nicht einmal ein Geschehen, sondern obgleich es geschah, ein Zustand. Und mit Hilfe solcher stillen Erfahrungen erhielt alles, was sonst das gewöhnliche Leben ausmacht, eine umstürzende Bedeutung, wo immer Ulrich damit zu tun bekam. Auch seine Liebe zu der Frau Major nahm in diesem Zustand rasch die ihr vorherbestimmte Gestalt an. Er suchte sich manchmal die Frau, an die er unablässig dachte, vorzustellen und sich einzubilden, was sie im gleichen Augenblick tun möge, worin er durch seine genaue Kenntnis ihrer Lebensumstände mächtig unterstützt wurde; aber sowie es gelang und er die Geliebte vor Augen sah, wurde sein so unendlich helllichtig gewordenes Gefühl blind, und er mußte sich bemühen, ihr Bild rasch wieder auf die selige Gewißheit des Irgendwo-für-ihn-daseins einer großen Geliebten zu ermäßigen. Es dauerte nicht lange, da war sie ganz zum unpersönlichen Kraftzentrum, zum versenkten Dynamo seiner Erleuchtungsanlage geworden, und er schrieb ihr einen letzten Brief, worin er ihr auseinandersetzte, daß das große Zu-Liebe-leben eigentlich gar nichts mit Besitz und dem Wunsche Seimein zu tun habe, die aus der Sphäre des Sparens, Aneignens und der Freßsucht stammten. Das war der einzige Brief, den er abschickte, und ungefähr der Höhepunkt seiner Liebeskrankheit gewesen, auf den bald deren

Ende und plötzlicher Abbruch folgte.

[<]

33

## Bruch mit Bonadea

Bonadea hatte sich inzwischen, da sie nicht dauernd gegen die Zimmerdecke schauen konnte, am Diwan auf den Rücken gestreckt, ihr zarter mütterlicher Bauch atmete im weißen Batist unbeengt von Schnürleib und Bunden; sie nannte diese Lage: Nachdenken. Es fuhr ihr durch den Sinn, daß ihr Mann nicht nur Richter, sondern auch Jäger sei und zuweilen mit funkelnden Augen vom Raubzeug spreche, welches das Wild verfolge; es schien ihr, daß daraus etwas sowohl zugunsten Moosbruggers wie auch seiner Richter folgen müsse. Andererseits wünschte sie aber nicht, ihren Mann von ihrem Geliebten ins Unrecht setzen zu lassen, außer in dem einen Punkt der Liebe; ihr Familiengefühl forderte, den Hausvorstand würdig und geachtet zu sehn. So kam sie zu keinem Entschluß. Und während dieser Gegensatz wie zwei ungestalt ineinander fließende Wolkenzüge ihren Horizont schläfrig verfinsterte, genoß Ulrich die Freiheit, seinen Gedanken nachzuhängen. Das hatte nun freilich etwas lang gedauert, und weil Bonadea nichts eingefallen war, das der Angelegenheit eine Wendung hätte geben können, kehrte ihr Gram darüber, daß Ulrich sie achtlos beleidigt habe, wieder zurück, und die Zeit, die er verstreichen ließ, ohne es gutzumachen, begann erregend auf ihr zu lasten. «Du findest also, daß ich Unrecht tue, wenn ich dich besuche?» Diese Frage richtete sie schließlich langsam und betont an ihn, traurig, aber mit gesammeltem Kampfwillen.

Ulrich schwieg und zuckte die Achseln; er wußte längst nicht mehr, wovon sie sprach, aber er fand es unmöglich, sie in diesem Augenblick zu ertragen.

«Du bist wirklich imstande, *mir* Vorwürfe zu machen, wegen unserer Leidenschaft??»

«An jeder solchen Frage hängen so viel Antworten, wie Bienen in einem Stock sind» antwortete Ulrich. «Die ganze seelische Unordnung der Menschheit, mit ihren niemals erledigten Fragen, hängt in einer ekelhaften Weise an jeder einzelnen.» Damit sagte er nun freilich nichts anderes, als er an diesem Tage schon einigemal gedacht hatte; aber Bonadea bezog die seelische Unordnung auf sich und fand, daß dies zuviel sei. Sie hätte gerne die Vorhänge wieder zugezogen, um auf solche Weise diesen Zwist aus der Welt zu schaffen, aber ebenso gerne hätte sie vor Schmerz geheult. Und sie glaubte mit einemmal zu verstehen, daß Ulrich ihrer überdrüssig geworden sei. Dank ihrer Natur hatte sie bis dahin ihre Geliebten nie anders verloren als in der Art, wie man etwas verlegt und aus den Augen verliert, wenn man selbst von etwas Neuem angezogen wird; oder in jener anderen, daß sie sich ebenso schnell von ihnen getrennt wie mit ihnen vereinigt sah, was bei allem persönlichen Ärger doch etwas von dem Walten einer höheren Kraft hatte. Ihr erstes Gefühl war darum, bei dem ruhigen Widerstand Ulrichs, alt geworden zu sein. Ihre hilflose und obszöne Lage, halb entblößt auf einem Diwan allen Beleidigungen preisgegeben zu sein, beschämte sie. Sie richtete sich ohne Besinnen auf und ergriff ihre Kleider. Aber das Raschelnde, Rauschende der seidenen Kelche, in die sie zurückschlüpfte, bewog Ulrich nicht zur Reue. Der stechende Schmerz der Ohnmacht saß über Bonadeas Augen. «Er ist roh, er hat mich mit Absicht verletzt!» wiederholte sie sich. «Er rührt sich nicht!» stellte sie fest. Und mit jedem Band, das sie knüpfte, und jedem Haken, den sie

schloß, sank sie tiefer in den abgrundscharzen Brunnen dieses lang vergessenen Kinderschmerzes, verlassen zu sein. Finsternis zog ringsum auf; Ulrichs Gesicht war wie in letztem Licht zu sehen, hart und roh setzte es sich gegen das Dunkel des Kummers durch. «Wie habe ich dieses Gesicht nur lieben können?!» fragte sich Bonadea; aber zugleich krampfte ihr der Satz: «Auf ewig verloren!» die ganze Brust zusammen.

Ulrich, der ihren Beschluß, nicht wiederzukehren, ahnend erriet, hinderte ihn nicht. Bonadea strich nun mit kräftiger Bewegung das Haar vor dem Spiegel zurecht, dann setzte sie den Hut auf und band den Schleier. Jetzt war, da der Schleier vor dem Gesicht saß, alles vorbei; das war feierlich wie ein Todesurteil oder wie wenn ein Reisekoffer ins Schloß schnappt. Er sollte sie nicht mehr küssen und nicht ahnen, daß er die letzte Gelegenheit, es zu dürfen, versäume!

Sie wäre ihm deshalb beinahe vor Mitleid um den Hals gefallen und hätte sich daran ausgeweint.

[<]

34

Ein heißer Strahl und erkaltete Wände

Als Ulrich Bonadea hinunterbegleitet hatte und wieder allein war, hatte er keine Lust mehr, weiterzuarbeiten. Er ging auf die Straße hinaus, mit dem Vorsatz, Walter und Clarisse einen Boten mit einigen Zeilen zu schicken und ihnen seinen Besuch für den Abend anzukündigen. Als er die kleine Halle durchschritt, bemerkte er an der Wand ein Hirschgeweih, das hatte eine ähnliche Bewegung in sich wie Bonadea, während sie vor dem Spiegel den Schleier gebunden hatte; nur lächelte es nicht verzichtend vor sich hin. Er blickte umher, seine Umgebung betrachtend. Alle diese Olinien, Kreuzlinien, Geraden, Schwünge und Geflechte, aus denen sich eine Wohnungseinrichtung zusammensetzt und die sich um ihn angehäuften hatten, waren weder Natur noch innere Notwendigkeit, sondern starrten bis ins Einzelne von barocker Überüppigkeit. Der Strom und Herzschlag, der beständig durch alle Dinge unserer Umgebung fließt, hatte einen Augenblick ausgesetzt. Ich bin nur zufällig, feixte die Notwendigkeit; ich sehe nicht wesentlich anders aus als das Gesicht eines Lupuskranken, wenn man mich ohne Vorurteil betrachtet, gestand die Schönheit. Im Grunde gehörte gar nicht viel dazu; ein Firnis war abgefallen, eine Suggestion hatte sich gelöst, ein Zug von Gewohnheit, Erwartung und Spannung war abgerissen, ein fließendes, geheimes Gleichgewicht zwischen Gefühl und Welt war eine Sekunde lang beunruhigt worden. Alles, was man fühlt und tut, geschieht irgendwie <in der Richtung des Lebens>, und die kleinste Bewegung aus dieser Richtung hinaus ist schwer oder erschreckend. Das ist schon genau so, wenn man einfach nur geht: man hebt den Schwerpunkt, schiebt ihn vor und läßt ihn fallen; aber eine Kleinigkeit daran verändert, ein bißchen Scheu vor diesem Sich-in-die-Zukunft-Fallenlassen oder bloß Verwunderung darüber – und man kann nicht mehr aufrecht stehn! Man darf nicht darüber nachdenken. Und Ulrich fiel ein, daß alle Augenblicke, die in seinem Leben etwas Entscheidendes bedeuteten, ein ähnliches Gefühl hinterlassen hatten wie dieser.

Er winkte einem Dienstmann und übergab ihm sein Schreiben. Es war ungefähr vier Uhr Nachmittag, und er beschloß, den Weg ganz langsam zu Fuß zurückzulegen. Der Spätfrühling-Herbsttag beseligte ihn. Die Luft gor. Die Gesichter der Menschen hatten etwas von schwimmendem Schaum. Nach der eintönigen Anspannung seiner Gedanken in den letzten

Tagen, fühlte er sich aus einem Kerker in ein weiches Bad versetzt. Er bemühte sich, freundlich und nachgiebig zu gehen. In einem gymnastisch durchgebildeten Körper liegt soviel Bereitschaft zu Bewegung und Kampf, daß es ihn heute unangenehm anmutete wie das Gesicht eines alten Komödianten, das voll oft gespielter unwahrer Leidenschaften ist. In der gleichen Weise hatte das Streben nach Wahrheit sein Inneres mit Bewegungsformen des Geistes angefüllt, es in gut gegeneinander exerzierende Gruppen von Gedanken zerlegt und ihm einen, streng genommen, unwahren und komödienhaften Ausdruck gegeben, den alles, sogar die Aufrichtigkeit selbst, in dem Augenblick annimmt, wo sie zur Gewohnheit wird. So dachte Ulrich. Er floß wie eine Welle durch die Wellenbrüder, wenn man so sagen darf; und warum sollte man es nicht dürfen, wenn ein Mensch, der sich einsam abgearbeitet hat, in die Gemeinschaft zurückkehrt und das Glück empfindet, in der gleichen Richtung zu fließen wie sie!

In einem solchen Augenblick mag nichts so fern liegen wie die Vorstellung, daß das Leben, das sie führen, und das sie führt, die Menschen nicht viel, nicht innerlich angeht. Dennoch weiß das jeder Mensch, solange er jung ist. Ulrich erinnerte sich, wie ein solcher Tag in diesen Straßen vor einem oder anderthalb Jahrzehnten für ihn ausgesehen hatte. Da war alles noch einmal so herrlich, und doch war ganz deutlich in diesem siedenden Begehren eine quälende Ahnung des Gefangenwerdens; ein beunruhigendes Gefühl: alles, was ich zu erreichen meine, erreicht mich; eine nagende Vermutung, daß in dieser Welt die unwahren, achtlosen und persönlich unwichtigen Äußerungen kräftiger widerhallen werden als die eigensten und eigentlichen. Diese Schönheit? – hat man gedacht – ganz gut, aber ist es die meine? Ist denn die Wahrheit, die ich kennenlerne, meine Wahrheit? Die Ziele, die Stimmen, die Wirklichkeit, all dieses Verführerische, das lockt und leitet, dem man folgt und worein man sich stürzt: – ist es denn die wirkliche Wirklichkeit, oder zeigt sich von der noch nicht mehr als ein Hauch, der ungreifbar auf der dargebotenen Wirklichkeit ruht?! Es sind die fertigen Einteilungen und Formen des Lebens, was sich dem Mißtrauen so spürbar macht, das Seinesgleichen, dieses von Geschlechtern schon Vorgebildete, die fertige Sprache nicht nur der Zunge, sondern auch der Empfindungen und Gefühle. Ulrich war vor einer Kirche stehengeblieben. Du lieber Himmel, wenn da im Schatten eine riesige Matrone gesessen wäre, mit großem, in Treppen fallendem Bauch, den Rücken an die Häuserwände gelehnt, und oben, in tausend Falten, auf Wärschen und Pickeln, den Sonnenuntergang im Gesicht: hätte er es nicht ebensogut schön finden können? O Himmel, wie schön war es ja! Man will sich dem doch keineswegs entziehen, daß man mit der Pflicht ins Leben gesetzt worden ist, das zu bewundern; aber wie gesagt, es wäre auch nicht unmöglich, die breiten, ruhig hängenden Formen und das Filigran des Faltenwerks an einer ehrwürdigen Matrone schön zu finden, es ist bloß einfacher, zu sagen, sie sei alt. Und dieser Übergang vom Alt- zum Schönfinden der Welt ist ungefähr der gleiche wie jener von der Gesinnung der jungen Menschen zu der höheren Moral der Erwachsenen, die so lange ein lächerliches Lehrstück bleibt, bis man sie mit einemmal selbst hat. Es waren nur Sekunden, die Ulrich vor dieser Kirche stand, aber sie wuchsen in die Tiefe und preßten sein Herz mit dem ganzen Urwiderstand, den man ursprünglich gegen diese zu Millionen Zentnern Stein verhärtete Welt, gegen diese erstarrte Mondlandschaft des Gefühls hat, in die man willenlos hineingesetzt wurde.

Es mag sein, daß es den meisten Menschen eine Annehmlichkeit und Unterstützung bedeutet, die Welt bis auf ein paar persönliche Kleinigkeiten fertig vorzufinden, und es soll in keiner Weise in Zweifel gezogen werden, daß das im Ganzen Beharrende nicht nur konservativ, sondern auch das Fundament aller Fortschritte und Revolutionen ist, obgleich von einem tiefen, schattenhaften Unbehagen gesprochen werden muß, das auf eigene Faust lebende Menschen dabei empfinden. Es drang Ulrich, während er mit vollem Verständnis für die architektonische Feinheit das heilige Bauwerk betrachtete, überraschend lebhaft ins Bewußtsein, daß man genau so leicht Menschen

fressen könnte, wie solche Sehenswürdigkeiten zu bauen oder stehen zu lassen. Die Häuser daneben, die Himmelsdecke darüber, überhaupt eine unaussprechliche Übereinstimmung in allen Linien und Räumen, die den Blick aufnehmen und leiteten, das Aussehen und der Ausdruck der Leute, die unten vorbeigingen, ihre Bücher und ihre Moral, die Bäume auf der Straße ... : das alles ist ja manchmal so steif wie spanische Wände und so hart wie der geschnittene Stempel einer Presse und so – man kann gar nicht anders sagen als vollständig, so vollständig und fertig, daß man ein überflüssiger Nebel daneben ist, ein ausgestoßener kleiner Atemzug, um den sich Gott weiter nicht kümmert. In diesem Augenblick wünschte er es sich, ein Mann ohne Eigenschaften zu sein. Aber so ganz unähnlich ist das wohl überhaupt bei niemandem. Im Grunde wissen in den Jahren der Lebensmitte wenig Menschen mehr, wie sie eigentlich zu sich selbst gekommen sind, zu ihren Vergnügungen, ihrer Weltanschauung, ihrer Frau, ihrem Charakter, Beruf und ihren Erfolgen, aber sie haben das Gefühl, daß sich nun nicht mehr viel ändern kann. Es ließe sich sogar behaupten, daß sie betrogen worden seien, denn man kann nirgends einen zureichenden Grund dafür entdecken, daß alles gerade so kam, wie es gekommen ist; es hätte auch anders kommen können; die Ereignisse sind ja zum wenigsten von ihnen selbst ausgegangen, meistens hingen sie von allerhand Umständen ab, von der Laune, dem Leben, dem Tod ganz anderer Menschen, und sind gleichsam bloß im gegebenen Zeitpunkt auf sie zugeeilt. So lag in der Jugend das Leben noch wie ein unerschöpflicher Morgen vor ihnen, nach allen Seiten voll von Möglichkeiten und Nichts, und schon am Mittag ist mit einemmal etwas da, das beanspruchen darf, nun ihr Leben zu sein, und das ist im ganzen doch so überraschend, wie wenn eines Tags plötzlich ein Mensch dasitzt, mit dem man zwanzig Jahre lang korrespondiert hat, ohne ihn zu kennen, und man hat ihn sich ganz anders vorgestellt. Noch viel sonderbarer aber ist es, daß die meisten Menschen das gar nicht bemerken; sie adoptieren den Mann, der zu ihnen gekommen ist, dessen Leben sich in sie eingelebt hat, seine Erlebnisse erscheinen ihnen jetzt als der Ausdruck ihrer Eigenschaften, und sein Schicksal ist ihr Verdienst oder Unglück. Es ist etwas mit ihnen umgegangen wie ein Fliegenpapier mit einer Fliege, es hat sie da an einem Härchen, dort in ihrer Bewegung festgehalten und hat sie allmählich eingewickelt, bis sie in einem dicken Überzug begraben liegen, der ihrer ursprünglichen Form nur ganz entfernt entspricht. Und sie denken dann nur noch unklar an die Jugend, wo etwas wie eine Gegenkraft in ihnen gewesen ist. Diese andere Kraft zerrt und schwirrt, sie will nirgends bleiben und löst einen Sturm von ziellosen Fluchtbewegungen aus; der Spott der Jugend, ihre Auflehnung gegen das Bestehende, die Bereitschaft der Jugend zu allem, was heroisch ist, zu Selbstaufopferung und Verbrechen, ihr feuriger Ernst und ihre Unbeständigkeit, – alles das bedeutet nichts als ihre Fluchtbewegungen. Im Grunde drücken diese bloß aus, daß nichts von allem, was der junge Mensch unternimmt, aus dem Innern heraus notwendig und eindeutig erscheint, wenn sie es auch in der Weise ausdrücken, als ob alles, worauf er sich gerade stürzt, überaus unaufschiebbar und notwendig wäre. Irgend jemand erfindet einen schönen neuen Gestus, einen äußeren oder einen inneren – Wie übersetzt man das? Eine Lebensgebärde? Eine Form, in die das Innere strömt wie das Gas in einen Glasballon? Einen Ausdruck des Indrucks? Eine Technik des Seins? Es kann ein neuer Schnurrbart sein oder ein neuer Gedanke. Es ist Schauspielerei, aber hat wie alle Schauspielerei natürlich einen Sinn – und augenblicklich stürzen, wie die Spatzen von den Dächern, wenn man Futter streut, die jungen Seelen darauf zu. Man braucht es sich ja bloß vorzustellen: wenn außen eine schwere Welt auf Zunge, Händen und Augen liegt, der erkaltete Mond aus Erde, Häusern, Sitten, Bildern und Büchern, – und innen ist nichts wie ein haltlos beweglicher Nebel: welches Glück es bedeuten muß, sobald einer einen Ausdruck vormacht, in dem man sich selbst zu erkennen vermeint. Ist irgend etwas natürlicher, als daß jeder leidenschaftliche Mensch sich noch vor den gewöhnlichen Menschen dieser neuen Form bemächtigt?! Sie schenkt ihm den Augenblick des Seins, des Spannungsgleichgewichtes zwischen innen und außen, zwischen

Zerpreßtwerden und Zerfliegen. Auf nichts anderem beruht – dachte Ulrich, und natürlich berührte ihn alles das auch persönlich; er hatte die Hände in den Taschen, und sein Gesicht sah so still und schlafend glücklich aus, als stürbe er in den Sonnenstrahlen, die hineinwirbelten, einen milden Erfrierungstod – auf nichts anderem, dachte er, beruht also auch die immerwährende Erscheinung, die man neue Generation, Väter und Söhne, geistige Umwälzung, Stilwechsel, Entwicklung, Mode und Erneuerung nennt. Was diese Renoviersucht des Daseins zu einem Perpetuum mobile macht, ist nichts als das Ungemach, daß zwischen dem nebelhaften eigenen und dem schon zur fremden Schale erstarrten Ich der Vorgänger wieder nur ein Schein-Ich, eine ungefähr passende Gruppenseele eingeschoben wird. Und wenn man bloß ein bißchen achtgibt, kann man wohl immer in der soeben eingetroffenen letzten Zukunft schon die kommende Alte Zeit sehen. Die neuen Ideen sind dann bloß um dreißig Jahre älter, aber befriedigt und ein wenig fettüberpolstert oder überlebt, so ähnlich wie man neben den schimmernden Gesichtszügen eines Mädchens das erloschene Gesicht der Mutter erblickt; oder sie haben keinen Erfolg gehabt, sind abgezehrt und zu einem Reformvorschlag eingeschrumpft, den ein alter Narr verficht, der von seinen fünfzig Bewunderern der große Soundso genannt wird.

Er blieb nun wieder stehen, diesmal auf einem Platz, wo er einige Häuser erkannte und sich an die öffentlichen Kämpfe und geistigen Aufregungen erinnerte, die ihr Entstehen begleitet hatten. Er gedachte seiner Jugendfreunde; alle waren sie seine Jugendfreunde gewesen, ob er sie persönlich kannte oder nur dem Namen nach, ob sie so alt waren wie er oder älter, die Rebellen, die neue Dinge und Menschen auf die Welt bringen wollten, und ob das hier war oder über alle Orte verstreut, die er kennengelernt hatte. Jetzt standen diese Häuser wie brave Tanten mit altmodischen Hüten in dem Spätnachmittagslicht, das schon zu verblassen begann, ganz nett und belanglos und alles andere eher als aufregend. Es lockte, zu lächeln. Aber die Leute, die diese anspruchslos gewordenen Reste zurückgelassen hatten, waren inzwischen Professoren, Berühmtheiten und Namen, ein bekannter Teil der bekannten fortschrittlichen Entwicklung geworden, sie waren auf einem mehr oder weniger kurzen Weg aus dem Nebel ins Erstarren gelangt, und deshalb wird die Geschichte von ihnen gelegentlich der Schilderung ihres Jahrhunderts einst melden: Anwesend waren ...

[<]

35

## Direktor Leo Fischel und das Prinzip des unzureichenden Grundes

In diesem Augenblick wurde Ulrich durch einen Bekannten unterbrochen, der ihn unversehens ansprach. Dieser Bekannte hatte am gleichen Tag in seiner Aktenmappe, als er sie morgens vor dem Verlassen der Wohnung öffnete, in einem abseitigen Fach, unangenehm überrascht, ein Rundschreiben des Grafen Leinsdorf entdeckt, das er schon des längeren zu beantworten vergessen hatte, weil sein gesunder Geschäftssinn vaterländischen Aktionen, die von hohen Kreisen ausgingen, abhold war. «Faule Sache» hatte er wohl seinerzeit zu sich gesagt; beileibe sollte es das nicht sein, was er darüber öffentlich gesagt haben wollte, aber da, wie Gedächtnisse schon einmal sind, hatte ihm das seine einen üblen Streich gespielt, indem es sich nach dem gefühlhaften ersten inoffiziellen Auftrag richtete und die Sache nachlässig fallen ließ, statt die überlegte Entscheidung abzuwarten. Und deshalb stand in der Zuschrift, als er sie wieder öffnete, etwas, das ihm äußerst peinlich war, obgleich er es früher gar nicht beachtet hatte; es war

eigentlich nur ein Ausdruck, zwei kleine Worte waren es, die sich in dem Sendschreiben an den verschiedensten Stellen wiederfanden, aber dieses Wortpaar hatte den stattlichen Mann, mit seiner Mappe in der Hand, vor dem Fortgehn mehrere Minuten Unentschlossenheit gekostet, und es hieß: der wahre.

Direktor Fischel – denn so hieß er, Direktor Leo Fischel von der Lloyd-Bank, eigentlich nur Prokurist mit dem Titel Direktor, – Ulrich durfte sich seinen jüngeren Freund aus früheren Zeiten nennen und war bei seinem letzten Aufenthalt mit seiner Tochter Gerda recht befreundet gewesen, hatte sie aber seit seiner Rückkehr nur ein einzigesmal besucht – Direktor Fischel kannte Se. Erlaucht als einen Mann, der sein Geld arbeiten ließ und mit den Methoden der Zeit Schritt hielt, ja er «erkannte ihn», wie der Geschäftsausdruck lautet, in dem Augenblick, wo er die Eintragungen in seinem Gedächtnis prüfte, «für» einen Mann von großer Wichtigkeit, denn die Lloyd-Bank war eines jener Institute, durch die Graf Leinsdorf seine Börsenaufträge besorgen ließ. Leo Fischel konnte darum die Nachlässigkeit nicht begreifen, mit der er eine so bewegliche Einladung behandelt hatte, wie es die war, in der Se. Erlaucht einen auserlesenen Kreis von Menschen aufforderte, sich zu einem großen und gemeinsamen Werk bereit zu halten. Er selbst war eigentlich nur durch ganz besondere, später zu erwähnende Umstände in diesen Kreis einbezogen worden und alles das war der Grund, warum er, Ulrichs kaum ansichtig geworden, sich auf ihn gestürzt hatte; er hatte erfahren, daß Ulrich mit der Sache, und noch dazu in «prominenter Weise», zu tun habe, – was eine jener unbegreiflichen, aber nicht seltenen Gerüchtsbildungen war, die das Richtige treffen, ehe es noch richtig ist, – und setzte ihm nun wie ein Terzerol die drei Fragen vor die Brust, was er sich eigentlich unter «wahrer Vaterlandsliebe», «wahrem Fortschritt» und «wahrem Österreich» vorstelle?

Dieser, aus seiner Stimmung aufgeschreckt und doch diese fortsetzend, antwortete in der Art, wie er mit Fischel immer verkehrt hatte: «Das PDUG.»

«Das –?» Direktor Fischel buchstabierte es harmlos nach und dachte diesmal an keinen Scherz, denn solche Abkürzungen, obgleich sie damals noch nicht so zahlreich waren wie heute, kannte man von Kartellen und Spitzenverbänden, und sie strömten Vertrauen aus. Aber dann sagte er doch: «Machen Sie, bitte, keine Witze; ich bin in Eile und muß zu einer Sitzung.»

«Das Prinzip des unzureichenden Grundes!» wiederholte Ulrich. «Sie sind doch Philosoph und werden wissen, was man unter dem Prinzip des zureichenden Grundes versteht. Nur bei sich selbst macht der Mensch davon eine Ausnahme; in unserem wirklichen, ich meine damit unserem persönlichen Leben und in unserem öffentlich-geschichtlichen geschieht immer das, was eigentlich keinen rechten Grund hat.»

Leo Fischel schwankte, ob er widersprechen solle oder nicht; Direktor Leo Fischel von der Lloyd-Bank philosophierte gern, es gibt noch solche Menschen in den praktischen Berufen, aber er war wirklich in Eile; darum erwiderte er: «Sie wollen mich nicht verstehn. Ich weiß, was Fortschritt ist, ich weiß was Österreich ist, und ich weiß wahrscheinlich auch, was Vaterlandsliebe ist. Aber vielleicht vermag ich mir, was wahre Vaterlandsliebe, wahres Österreich und wahrer Fortschritt ist, nicht ganz richtig vorzustellen. Und um das frage ich Sie!»

«Gut; wissen Sie, was ein Enzym oder was ein Katalysator ist?»

Leo Fischel hob nur abwehrend die Hand.

«Das trägt materiell nichts bei, aber es setzt die Geschehnisse in Gang. Sie müssen aus der Geschichte wissen, daß es den wahren Glauben, die wahre Sittlichkeit und die wahre Philosophie niemals gegeben hat; dennoch haben die Kriege, Gemeinheiten und Gehässigkeiten, die

ihretwegen entfesselt worden sind, die Welt fruchtbar umgestaltet.»

«Ein andermal!» beteuerte Fischel und versuchte, den Aufrichtigen zu spielen. «Hören Sie einfach, ich habe damit an der Börse zu tun und möchte wirklich gerne die eigentlichen Absichten des Grafen Leinsdorf kennen; worauf hat er es mit diesem Zusatz <wahr> abgesehen?»

«Ich schwöre Ihnen,» erwiderte Ulrich ernst «daß weder ich noch irgend jemand weiß, was der, die, das Wahre ist; aber ich kann Ihnen versichern, daß es im Begriff steht, verwirklicht zu werden!»

«Sie sind ein Zyniker!» erklärte Direktor Fischel und eilte davon, war aber nach dem ersten Schritt noch einmal umgekehrt und hatte sich verbessert: «Ich habe erst unlängst zu Gerda gesagt, daß Sie einen großartigen Diplomaten hätten abgeben können. Ich hoffe, Sie besuchen uns bald wieder.»

[<]

36

Dank des genannten Prinzips besteht die Parallelaktion greifbar, ehe man weiß, was sie ist

Direktor Leo Fischel von der Lloyd-Bank glaubte, wie es alle Bankdirektoren vor dem Kriege taten, an den Fortschritt. Als ein Mann, der in seinem Fach tüchtig war, wußte er natürlich, daß man nur dort, wo man sich wirklich sehr genau auskennt, eine Überzeugung haben kann, auf die man selbst setzen möchte; die ungeheure Ausbreitung der Tätigkeiten läßt ihre Bildung anderswo nicht zu. Darum haben die tüchtigen und arbeitsamen Menschen, außer auf ihrem engsten Fachgebiet, keine Überzeugung, die sie nicht sofort preisgeben würden, wenn sie einen äußeren Druck dagegen spüren; man könnte geradezu sagen, sie sehen sich aus Gewissenhaftigkeit gezwungen, anders zu handeln, als sie denken. Direktor Fischel zum Beispiel stellte sich unter wahrer Vaterlandsliebe und wahrem Österreich überhaupt nichts vor, vom wahren Fortschritt dagegen hatte er eine persönliche Meinung, und diese war gewiß anders als die des Grafen Leinsdorf; aufgebraucht von Lombarden und Effekten oder was immer er unter sich hatte, einmal jede Woche einen Sitz in der Oper als einzige Erholung, glaubte er an einen Fortschritt des Ganzen, der irgendwie dem Bild der fortschreitenden Rentabilität seiner Bank ähneln mußte. Aber als Graf Leinsdorf auch das besser zu wissen vorgab und auf das Gewissen Leo Fischels zu wirken begann, fühlte dieser, «daß man doch nie wissen könne» (außer eben in Lombarden und Effekten), und da man zwar nicht weiß, es aber andererseits auch nicht verfehlen möchte, nahm er sich vor, bei seinem Generaldirektor ganz nebenbei anzufragen, was dieser von der Angelegenheit halte.

Als er das aber tat, hatte der Generaldirektor aus ganz ähnlichen Gründen darüber schon mit dem Gouverneur der Staatsbank gesprochen und war voll im Bilde. Denn nicht nur der Generaldirektor der Lloyd-, sondern selbstverständlich auch der Gouverneur der Staatsbank hatte vom Grafen Leinsdorf eine Einladung erhalten, und Leo Fischel, der nur ein Abteilungsleiter war, verdankte die seine überhaupt bloß den Familienbeziehungen seiner Frau, die aus der hohen Bürokratie stammte und diesen Zusammenhang niemals vergaß, weder in ihren gesellschaftlichen Beziehungen noch in ihren häuslichen Streitigkeiten mit Leo. Deshalb begnügte er sich, als er mit seinem Vorgesetzten von der Parallelaktion sprach, vielsagend den Kopf zu wiegen, was «große Sache» hieß, dereinst aber auch «faule Sache» geheißen haben konnte; das mochte unter keinen



Umständen schaden, aber wegen seiner Frau hätte es Fischel wohl mehr gefreut, wenn sich die Sache als faul herausgestellt hätte.

Vorläufig hatte v. Meier-Ballot, der Gouverneur, der vom Generaldirektor zu Rate gezogen worden, jedoch selbst den besten Eindruck. Als er die «Anregung» des Grafen Leinsdorf empfing, trat er vor den Spiegel – natürlich, wenn auch nicht deshalb – und es blickte ihm daraus über Frack und Ordenskettchen das wohlgeordnete Gesicht eines bürgerlichen Ministers entgegen, in dem sich von der Härte des Gelds höchstens ganz hinten in den Augen noch etwas hielt, und seine Finger hingen wie Fahnen in der Windstille von seinen Händen herab, als hätten sie nie im Leben die hastigen Rechenbewegungen eines Banklehrlings ausführen müssen. Dieser bürokratisch überzüchtete Hochfinanzier, der mit den hungrigen, frei streifenden wilden Hunden des Börsenspiels kaum noch etwas gemeinsam hatte, sah unbestimmte, aber angenehm temperierte Möglichkeiten vor sich und hatte noch am gleichen Abend Gelegenheit, sich in dieser Auffassung zu bestärken, da er im Industriellenklub mit den früheren Ministern von Holtzkopf und Baron Wisnieszky sprach.

Diese beiden Herren waren unterrichtete, vornehme und zurückhaltende Männer in irgendwelchen hohen Stellungen, auf die man sie zur Seite gesetzt hatte, als die kurze Übergangsregierung zwischen zwei politischen Krisen, der sie angehört hatten, wieder überflüssig geworden war; es waren Männer, die ihr Leben im Dienst des Staats und der Krone hingebracht hatten, ohne hervortreten zu wollen, außer wenn ihr Allerhöchster Herr es ihnen befahl. Sie wußten von dem Gerücht, daß die große Aktion eine feine Spitze gegen Deutschland erhalten werde. Es bildete ihre Überzeugung nach wie vor dem Scheitern ihrer Mission, daß die beklagenswerten Erscheinungen, die das politische Leben der Doppelmonarchie damals schon zu einem Ansteckungsherd für Europa machten, außerordentlich verwickelt seien. Aber ebenso, wie sie sich verpflichtet gefühlt hatten, diese Schwierigkeiten für lösbar zu halten, als der Befehl dazu an sie erging, wollten sie auch jetzt es nicht für ausgeschlossen erklären, daß mit Mitteln, wie sie Graf Leinsdorf anregte, etwas zu erreichen sei; namentlich fühlten sie, daß ein «Markstein», eine «glanzvolle Lebenskundgebung», ein «machtvolles Auftreten nach außen, das auch auf die Verhältnisse im Innern aufrichtend wirkt» so zutreffend von Graf Leinsdorf formulierte Wünsche seien, daß man sich ihnen ebensowenig entziehen konnte, wie wenn verlangt worden wäre, jeder solle sich melden, der das Gute will.

Möglich wäre es immerhin, daß Holtzkopf und Wisnieszky als Männer, die in öffentlichen Geschäften Kenntnis und Erfahrung besaßen, mancherlei Bedenken empfunden hatten, zumal sie annehmen durften, daß sie selbst zu irgendeiner Rolle in der weiteren Entwicklung dieser Aktion ausersehen seien. Aber Menschen ebener Erde haben es leicht, kritisch zu sein und etwas abzulehnen, das ihnen nicht paßt; wenn man sich jedoch in seiner Lebensgondel dreitausend Meter hoch befindet, so steigt man nicht einfach aus, auch wenn man nicht mit allem einverstanden sein sollte. Und da man in diesen Kreisen wirklich loyal ist und, in Gegensatz zum vorhin erwähnten bürgerlichen Lebensgedränge, nicht gerne anders handeln will, als man denkt, so muß man sich in vielen Fällen damit begnügen, nicht allzu eingehend über eine Sache nachzudenken. Der Gouverneur v. Meier-Ballot wurde darum in seinem günstigen Eindruck von der Sache durch die Ausführungen der beiden Herrn noch bestärkt; und wenn er auch für seine Person und durch seinen Beruf zu einer gewissen Vorsicht neigte, so reichte das Gehörte doch zu der Entscheidung hin, daß man es mit einer Angelegenheit zu tun habe, deren weiterer Entwicklung man – sowohl jedenfalls wie abwartend – beiwohnen werde.

Indes bestand die Parallelaktion eigentlich damals noch gar nicht, und worin sie bestehen werde, wußte selbst Graf Leinsdorf noch nicht. Wie sich mit Sicherheit sagen läßt, war das einzige

Bestimmte, was ihm bis zu jenem Zeitpunkt eingefallen war, eine Reihe von Namen.

Aber auch das ist ungemein viel. Denn so bestand in diesem Zeitpunkt, ohne daß irgend jemand eine sachliche Vorstellung zu haben brauchte, schon ein Netz von Bereitschaft, das einen großen Zusammenhang umspannte; und man darf wohl behaupten, daß dies die richtige Reihenfolge ist. Denn erst mußten Messer und Gabel erfunden werden, und dann lernte die Menschheit anständig essen; so erklärte es Graf Leinsdorf.

[<]

37

Ein Publizist bereitet Graf Leinsdorf durch die Erfindung «Österreichisches Jahr» große Unannehmlichkeiten; Se. Erlaucht verlangt heftig nach Ulrich

Graf Leinsdorf hatte zwar nach vielen Seiten Aufforderungen verschickt, die «den Gedanken erwecken» sollten, aber er wäre vielleicht doch nicht so schnell vorwärtsgekommen, wenn nicht ein einflußreicher Publizist, der in Erfahrung gebracht hatte, es liege etwas in der Luft, rasch in seinem Blatt zwei große Aufsätze veröffentlicht hätte, in denen er als seine Anregung alles das aussprach, was seiner Vermutung nach im Werden war. Er wußte nicht viel – denn wo hätte er es erfahren sollen? – aber man merkte es nicht, ja gerade das gab seinen beiden Aufsätzen erst die Möglichkeit hinreißender Wirkung. Er war eigentlich der Erfinder der Vorstellung «Österreichisches Jahr», über die er seine Spalten schrieb, ohne selbst sagen zu können, was damit gemeint war, aber in immer neuen Sätzen, so daß dieses Wort wie in einem Traum sich mit anderen Worten verband und wandelte und eine ungeheure Begeisterung auslöste. Graf Leinsdorf war anfangs entsetzt, aber mit Unrecht. Man kann an dem Wort Österreichisches Jahr ermessen, was ein publizistisches Genie bedeutet, denn dieses Wort hatte der rechte Instinkt erfunden. Es ließ Regungen ertönen, die bei der Vorstellung eines österreichischen Jahrhunderts stumm geblieben wären, während die Aufforderung, ein solches herbeizuführen, bei vernünftigen Menschen sogar für einen Einfall gegolten haben würde, den niemand ernst nimmt. Warum das so ist, es wäre schwer zu sagen. Vielleicht beflügelte eine gewisse Ungenauigkeit und Gleichnishaftigkeit, bei der man weniger an die Wirklichkeit denkt als sonst, nicht nur das Gefühl des Grafen Leinsdorf. Denn Ungenauigkeit hat eine erhebende und vergrößernde Kraft.

Es scheint, daß der brave, praktische Wirklichkeitsmensch die Wirklichkeit nirgends restlos liebt und ernst nimmt. Als Kind kriecht er unter den Tisch, um das Zimmer der Eltern, wenn sie nicht zu Hause sind, durch diesen genial einfachen Trick abenteuerlich zu machen; er sehnt sich als Knabe nach der Uhr; als Jüngling mit der goldenen Uhr nach der zu ihr passenden Frau; als Mann mit Uhr und Frau nach der gehobenen Stellung; und wenn er glücklich diesen kleinen Kreis von Wünschen zustande gebracht hat und ruhig darin hin und her schwingt wie ein Pendel, scheint sich dennoch sein Vorrat unbefriedigter Träume um nichts verringert zu haben. Denn wenn er sich erheben will, so gebraucht er dann ein Gleichnis. Offenbar weil ihm Schnee zuweilen unangenehm ist, vergleicht er ihn mit schimmernden Frauenbrüsten, und sobald ihn die Brüste seiner Frau zu langweilen beginnen, vergleicht er sie mit schimmerndem Schnee; er wäre entsetzt, wenn ihre Schnäbel sich eines Tags als hornige Taubenschnäbel herausstellen würden oder als eingesetzte Korallen, aber poetisch erregt es ihn. Er ist imstande, alles zu allem zu machen – Schnee zu Haut, Haut zu Blüten, Blüten zu Zucker, Zucker zu Puder, und Puder wieder zu Schneegeriesel –, denn es kommt ihm anscheinend nur darauf an, etwas zu dem zu machen,

was es nicht ist, was wohl ein Beweis dafür ist, daß er es nirgends lange aushält, wo immer er sich befinde. Vollends aber kein richtiger Kakanier hielt es innerlich in Kakanien aus. Wenn man von ihm nun ein österreichisches Jahrhundert gefordert hätte, so wäre ihm das wie eine Höllenstrafe vorgekommen, die er sich und der Welt mit lächerlich freiwilliger Anstrengung auferlegen sollte. Ganz etwas anderes dagegen war ein Österreichisches Jahr. Das hieß, wir wollen einmal zeigen, was wir eigentlich sein könnten; aber sozusagen auf Widerruf und höchstens ein Jahr lang. Man konnte sich darunter denken, was man wollte, es war ja nicht für die Ewigkeit, und das griff ans Herz, man wußte nicht wie. Es machte die tiefste Liebe zum Vaterland lebendig.

So kam es, daß Graf Leinsdorf einen ungeahnten Erfolg hatte. Auch er hatte ja seine Idee ursprünglich als ein solches Gleichnis empfangen, aber außerdem war ihm eine Reihe von Namen eingefallen, und seine moralische Natur strebte über den Zustand der Unfestheit hinaus; er besaß eine ausgeprägte Vorstellung davon, daß man die Phantasie des Volks, oder wie er nun zu einem ihm ergebenen Journalisten sagte, die Phantasie des Publikums auf ein Ziel lenken müsse, das klar, gesund, vernünftig und in Übereinstimmung mit den wahren Zielen der Menschheit und des Vaterlands sei. Dieser Journalist schrieb, angeeifert von dem Erfolg seines Berufsgenossen, das sogleich nieder, und da er vor seinem Vorgänger voraus hatte, es aus «authentischer Quelle» zu wissen, so lag es in der Technik seines Berufs, daß er sich in großen Lettern auf diese «Informationen aus einflußreichen Kreisen» berief; und gerade das war es auch, was Graf Leinsdorf von ihm erwartet hatte, denn Se. Erlaucht legte großen Wert darauf, kein Ideologe, sondern ein erfahrener Realpolitiker zu sein, und wollte einen feinen Strich zwischen dem Österreichischen Jahr eines genialen publizistischen Kopfes und der Bedachtsamkeit verantwortlicher Kreise gezogen wissen. Er bediente sich zu diesem Zweck der Technik des sonst von ihm nicht gerne als Vorbild angesehenen Bismarcks, die wahren Absichten Zeitungsschreibern in den Mund zu legen, um sie je nach dem Gebot der Stunde bekennen oder verleugnen zu können.

Aber während Graf Leinsdorf mit solcher Klugheit handelte, hatte er eines nicht bedacht. Denn nicht nur ein Mann wie er sah das Wahre, das uns not tut, sondern auch unzählige andere Menschen wännen sich in seinem Besitz. Man kann das geradezu als eine Verhärtungsform des vorerwähnten Zustandes bezeichnen, in welchem man noch Gleichnisse macht. Irgendwann schwindet die Lust auch an ihnen dahin, und viele von den Menschen, in denen dann ein Vorrat von endgültig unbefriedigten Träumen zurückbleibt, schaffen sich da einen Punkt an, auf den sie heimlich starren, als ob dort eine Welt beginnen müßte, die man ihnen schuldig geblieben sei. Binnen kürzester Zeit, nachdem er seine Zeitungsnachricht ausgesandt hatte, glaubte Se. Erlaucht schon zu bemerken, daß alle Menschen, die kein Geld haben, dafür einen unangenehmen Sektierer in sich tragen. Dieser eigensinnige Mensch im Menschen geht morgens mit ins Büro und vermag überhaupt in keiner wirksamen Weise gegen den Weltlauf zu protestieren, aber er wendet statt dessen zeit seines Lebens die Augen nicht mehr von einem heimlichen Punkt ab, den kein anderer bemerken will, obgleich dort doch offenbar das ganze Unglück der Welt anhebt, die ihren Erlöser nicht erkennt. Solche fixierte Punkte, in denen das Gleichgewichtszentrum einer Person mit dem Gleichgewichtszentrum der Welt übereinfällt, sind zum Beispiel ein Spucknapf, der sich durch einen einfachen Griff schließen läßt, oder die Abschaffung der Salzfässer in den Gasthäusern, in die man mit den Messern fährt, wodurch mit einem Schlag die Verbreitung der die Menschheit geißelnden Tuberkulose verhindert würde, oder die Einführung des Kurzschriftsystems Öhl, das durch seine unvergleichliche Zeitersparnis gleich auch die soziale Frage löst, oder die Bekehrung zu einer naturgemäßen, der herrschenden Verwüstung Einhalt gebietenden Lebensweise, aber auch eine metapsychische Theorie der Himmelsbewegungen, die

Vereinfachung des Verwaltungsapparats und eine Reform des Sexuallebens. Wollen die Umstände dem Menschen wohl, so hilft er sich, indem er eines Tags über seinen Punkt ein Buch verfaßt oder eine Broschüre oder wenigstens einen Zeitungsartikel und seinen Protest dadurch gewissermaßen bei den Akten der Menschheit zu Protokoll gibt, was ungeheuer beruhigt, selbst wenn es von niemand gelesen wird; gewöhnlich aber lockt es einige Leute an, die dem Verfasser versichern, daß er ein neuer Kopernikus sei, wonach sie sich ihm als unverständene Newtons vorstellen. Diese Gepflogenheit, sich gegenseitig die Punkte aus dem Fell zu suchen, ist sehr wohltuend und weitverbreitet, aber ihre Wirkung ist nicht dauerhaft, weil die Beteiligten sich nach einer Weile verzanken und wieder ganz allein bleiben; doch kommt es auch vor, daß einer oder der andere einen kleinen Kreis von Bewunderern um sich sammelt, die mit vereinter Kraft den Himmel anklagen, der seinen gesalbten Sohn nicht genügend unterstütze. Und fällt dann plötzlich ein Hoffnungsstrahl aus großer Höhe auf solche Punktehäufchen – wie es geschah, als Graf Leinsdorf öffentlich äußern ließ, daß ein Österreichisches Jahr, wenn es ein solches wirklich geben werde, was damit noch nicht gesagt sein sollte, jedenfalls in Übereinstimmung mit den wahren Zielen des Daseins stehen müßte – so nehmen sie das auf wie die Heiligen, denen Gott eine Erscheinung schickt.

Graf Leinsdorf hatte gedacht, daß sein Werk eine machtvolle, aus der Mitte des Volkes selbst aufsteigende Kundgebung werden sollte. Er hatte dabei an die Universität, an die Geistlichkeit, an einige Namen, die niemals in den Berichten über charitative Veranstaltungen fehlen, ja sogar an die Zeitungen selbst gedacht; er rechnete mit den patriotischen Parteien, mit dem «gesunden Sinn» des Bürgertums, das an Kaisers Geburtstag die Fahnen herausstreckt, und mit der Beihilfe der Hochfinanz, ja er rechnete auch mit der Politik, denn er hoffte insgeheim, durch sein großes Werk gerade sie überflüssig zu machen, indem er sie auf den gemeinsamen Nenner Vaterland brachte, den er später durch Land zu dividieren beabsichtigte, um den väterlichen Herrscher als einzigen Rest übrig zu behalten; aber an eines hatte Se. Erlaucht eben nicht gedacht, und er wurde überrascht von dem weit verbreiteten Weltverbesserungsbedürfnis, das von der Wärme einer großen Gelegenheit ausgebrütet wird wie Insekteneier bei einem Brand. Damit hatte Se. Erlaucht nicht gerechnet; er hatte sehr viel Patriotismus erwartet, aber er war nicht vorbereitet auf Erfindungen, Theorien, Weltsysteme und Menschen, die von ihm die Erlösung aus geistigen Kerkern verlangten. Sie belagerten sein Palais, priesen die Parallelaktion als eine Möglichkeit, der Wahrheit endlich zum Durchbruch zu verhelfen, und Graf Leinsdorf wußte nicht, was er mit ihnen beginnen sollte. Im Bewußtsein seiner gesellschaftlichen Stellung konnte er sich doch nicht mit allen diesen Leuten an einen Tisch setzen, als ein von gespannter Moralität erfüllter Geist wollte er sich ihnen aber auch nicht entziehen, und da seine Bildung politisch und philosophisch, aber durchaus nicht naturwissenschaftlich und technologisch war, wurde er in keiner Weise klug daraus, ob an diesen Vorschlägen etwas daran sei oder nicht.

In dieser Lage sehnte er sich immer heftiger nach Ulrich, der ihm gerade als der Mann empfohlen worden war, den er gebraucht hätte, denn sein Sekretär oder überhaupt jeder gewöhnliche Sekretär war solchen Anforderungen natürlich nicht gewachsen. Er betete sogar einmal, als er sich sehr über seinen Angestellten geärgert hatte, zu Gott – obgleich er sich am nächsten Tag dessen schämte –, daß Ulrich doch endlich zu ihm kommen möge. Und als dies nicht geschah, machte sich Se. Erlaucht systematisch selbst auf die Suche. Er ließ im Adreßbuch nachschlagen, aber Ulrich war darin noch nicht enthalten. Er begab sich sodann zu seiner Freundin Diotima, die gewöhnlich Rat wußte, und tatsächlich hatte die Bewundernswerte Ulrich auch schon gesprochen, aber sie hatte vergessen, sich seine Wohnung angeben zu lassen, oder schützte das vor, denn sie wollte die Gelegenheit benützen, um Sr. Erlaucht einen neuen und viel besseren Vorschlag für die Sekretärstelle der großen Aktion zu unterbreiten. Aber Graf Leinsdorf war sehr

aufgeregt und erklärte auf das bestimmteste, daß er sich an Ulrich bereits gewöhnt habe, einen Preußen nicht brauchen könne, auch einen Reformpreußen nicht, und überhaupt von noch mehr Komplikationen nichts wissen wolle. Er war bestürzt, als seine Freundin sich danach gekränkt zeigte, und bekam dadurch einen selbständigen Einfall; er erklärte ihr, daß er nun geradeswegs zu seinem Freund, dem Polizeipräsidenten, fahren werde, der schließlich doch die Adresse eines jeden Staatsbürgers herausbringen müsse.

[<]

**38**

### Clarisse und ihre Dämonen

Als Ulrichs Brief eintraf, spielten Walter und Clarisse wieder so heftig Klavier, daß die dünnbeinigen Kunstfabrikmöbel tanzten und die Dante Gabriel Rosetti-Stiche an den Wänden zitterten. Dem alten Dienstmann, der Haus und Wohnung offen gefunden hatte, ohne angehalten zu werden, schlug Blitz und Donner ins Gesicht, als er bis in den Wohnraum vordrang, und der heilige Lärm, in den er hineingeraten war, preßte ihn ehrfürchtig an die Wand. Clarisse war es, welche die weiterdrängende musikalische Erregung schließlich in zwei gewaltigen Schlägen entlud und ihn befreite. Während sie den Brief las, wand sich der unterbrochene Erguß noch aus Walters Händen; eine Melodie lief zuckend wie ein Storch und breitete dann die Flügel. Clarisse beobachtete das mißtrauisch, während sie Ulrichs Schreiben entzifferte.

Als sie ihm das Kommen des Freundes ankündigte, sagte Walter: «Schade!»

Sie setzte sich wieder neben ihn auf den kleinen drehbaren Klavierstuhl, und ein Lächeln, das Walter aus irgendeinem Grund als grausam empfand, spaltete ihre Lippen, die sinnlich aussahen. Es war der Augenblick, wo die Spieler ihr Blut anhalten, um es in gleichem Rhythmus loslassen zu können, und die Augenachsen ihnen wie vier gleichgerichtete lange Stiele aus dem Kopf stehn, während sie mit der Sitzfläche gespannt das Stühlchen festhalten, das auf dem langen Hals seiner Holzschraube immer wackeln will.

Im nächsten Augenblick waren Clarisse und Walter wie zwei nebeneinander dahinschießende Lokomotiven losgelassen. Das Stück, das sie spielten, flog wie blitzende Schienenstränge auf ihre Augen zu, verschwand in der donnernden Maschine und lag als klingende, gehörte, in wunderbarer Weise gegenwärtig bleibende Landschaft hinter ihnen. Während dieser rasenden Fahrt wurde das Gefühl dieser beiden Menschen zu einem einzigen zusammengepreßt; Gehör, Blut, Muskeln wurden willenlos von dem gleichen Erlebnis hingerissen; schimmernde, sich neigende, sich biegende Tonwände zwangen ihre Körper in das gleiche Geleis, bogen sie gemeinsam, weiteten und verengten die Brust im gleichen Atemzug. Auf den Bruchteil einer Sekunde genau, flogen Heiterkeit, Trauer, Zorn und Angst, Lieben und Hassen, Begehren und Überdruß durch Walter und Clarisse hindurch. Es war ein Einswerden, ähnlich dem in einem großen Schreck, wo hunderte Menschen, die eben noch in allem verschieden gewesen sind, die gleichen rudernden Fluchtbewegungen ausführen, die gleichen sinnlosen Schreie ausstoßen, in der gleichen Weise Mund und Augen aufreißen, von einer zwecklosen Gewalt gemeinsam vor- und zurückgerissen werden, links und rechts gerissen werden, brüllen, zucken, wirren und zittern. Aber es hatte nicht die gleiche, stumpfe, übermächtige Gewalt, wie sie das Leben hat, wo solches Geschehen sich nicht so leicht ereignet, dafür aber alles Persönliche widerstandslos auslöscht.

Der Zorn, die Liebe, das Glück, die Heiterkeit und Trauer, die Clarisse und Walter im Flug durchlebten, waren keine vollen Gefühle, sondern nicht viel mehr als das zum Rasen erregte körperliche Gehäuse davon. Sie saßen steif und entrückt auf ihren Sesselchen, waren auf nichts und in nichts und über nichts oder jeder auf, in und über etwas anderes zornig, verliebt und traurig, dachten Verschiedenes und meinten jeder das Seine; der Befehl der Musik vereinigte sie in höchster Leidenschaft und ließ ihnen zugleich etwas Abwesendes wie im Zwangsschlaf der Hypnose.

Jeder dieser beiden Menschen spürte es in seiner Weise. Walter war glücklich und erregt. Er hielt, wie das die meisten musikalischen Menschen tun, diese wogenden Wallungen und gefühlsartigen Bewegungen des Inneren, das heißt den wolkig aufgerührten körperlichen Untergrund der Seele für die einfache, alle Menschen verbindende Sprache des Ewigen. Es entzückte ihn, Clarisse mit dem starken Arm des Urgefühls an sich zu pressen. Er war an diesem Tag früher aus seinem Büro nach Hause gekommen als sonst. Er hatte mit der Katalogisierung von Kunstwerken zu tun gehabt, die noch die Form großer, ungebrochener Zeiten trugen und eine geheimnisvolle Willenskraft ausströmten. Clarisse war ihm freundlich begegnet, sie war nun in der ungeheuren Welt der Musik fest an ihn gebunden. Es trug alles an diesem Tag ein geheimes Gelingen in sich, einen lautlosen Marsch, wie wenn Götter auf dem Wege sind. «Vielleicht ist heute der Tag?» dachte Walter. Er wollte Clarisse ja nicht durch Zwang zu sich zurückbringen, sondern zu innerst aus ihr selbst sollte die Erkenntnis aufsteigen und sie sanft zu ihm herüberneigen.

Das Klavier hämmerte schimmernde Notenköpfe in eine Wand aus Luft. Obgleich dieser Vorgang in seinem Ursprung ganz und gar wirklich war, verschwanden die Mauern des Zimmers, und es erhob sich an ihrer Stelle das goldene Gewände der Musik, dieser geheimnisvolle Raum, in dem Ich und Welt, Wahrnehmung und Gefühl, Innen und Außen auf das Unbestimmteste ineinanderstürzen, während er selbst ganz und gar aus Empfindung, Bestimmtheit, Genauigkeit, ja aus einer Hierarchie des Glanzes geordneter Einzelheiten besteht. An diesen sinnlichen Einzelheiten waren die Fäden des Gefühls befestigt, die sich aus dem wogenden Dunst der Seelen spannen; und dieser Dunst spiegelte sich in der Präzision der Wände und kam sich selbst deutlich vor. Wie puppige Kokons hingen die Seelen der beiden Menschen in den Fäden und Strahlen. Je dicker eingewickelt und breiter ausgestrahlt sie wurden, desto wohliger fühlte sich Walter, und seine Träume nahmen so sehr die Gestalt eines kleinen Kindes an, daß er hie und da begann, die Töne falsch und zu gefühlig zu betonen.

Aber ehe das kam und bewirkte, daß ein durch den goldenen Nebel schlagender Funke gewöhnlichen Gefühls die beiden wieder in irdische Beziehung zu einander brachte, waren Clarissens Gedanken von den seinen schon der Art nach so verschieden, wie es zwei Menschen nur zuwege bringen können, die mit zwillingshaften Gebärden der Verzweiflung und Seligkeit nebeneinander hinstürmen. In flatternden Nebeln sprangen Bilder auf, verschmolzen, überzogen einander, verschwanden, das war Clarissens Denken; sie hatte darin eine eigene Art; oft waren mehrere Gedanken gleichzeitig ineinander da, oft gar keiner, aber dann konnte man die Gedanken wie Dämonen hinter der Bühne stehen fühlen, und das zeitliche Nacheinander der Erlebnisse, das anderen Menschen eine richtige Stütze abgibt, wurde in Clarisse zu einem Schleier, der seine Falten bald dicht übereinander warf, bald in einen kaum noch sichtbaren Hauch auflöste.

Drei Personen waren diesmal um Clarisse; Walter, Ulrich und der Frauenmörder Moosbrugger.

Von Moosbrugger hatte ihr Ulrich erzählt.

Anziehung und Abstoßung mischten sich darin zu einem sonderbaren Bann.

Clarisse nagte an der Wurzel der Liebe. Zwiespältig ist sie, mit Kuß und Biß, mit Aneinanderhängen der Blicke und gequältem Wegdrehen des Auges im letzten Augenblick. «Drängt das gute Miteinanderauskommen zum Haß?» fragte sie sich. «Will das anständige Leben die Roheit? Bedarf das Friedliche der Grausamkeit? Verlangt die Ordnung nach Zerrissenwerden?» Das war es, und war es nicht, was Moosbrugger erregte. Unter dem Donner der Musik schwebte ein Weltbrand um sie, ein noch nicht ausgebrochener Weltbrand; innerlich am Gebälk fressend. Aber so wie in einem Gleichnis, wo die Dinge die gleichen sind, dawider aber auch ganz verschieden sind, und aus der Ungleichnis des Gleichen wie aus der Gleichnis des Ungleichen zwei Rauchsäulen aufsteigen, mit dem märchenhaften Geruch von Bratäpfeln und ins Feuer gestreuten Fichtenzweigen, war es auch.

«Man dürfte nie zu spielen aufhören» sagte sich Clarisse und begann mit raschem Herumwerfen der Notenblätter das Stück von vorne, als es zu Ende war. Walter lächelte befangen und folgte ihr.

«Was macht Ulrich eigentlich mit der Mathematik?» fragte sie ihn.

Walter zuckte im Spiel die Schultern, als steuerte er einen Rennwagen.

«Man müßte weiter und weiter spielen, bis zum Ende» dachte Clarisse. «Wenn man bis ans Lebensende ununterbrochen spielen könnte, was wäre dann Moosbrugger? Schauerlich? Ein Narr? Ein schwarzer Vogel des Himmels?» Sie wußte es nicht.

Sie wußte überhaupt nichts. Eines Tags – sie hätte auf den Tag ausrechnen können, wann das geschah, – war sie aus dem Schlaf der Kindheit erwacht, und da war auch schon die Überzeugung fertig gewesen, daß sie berufen sei, etwas auszurichten, eine besondere Rolle zu spielen, vielleicht sogar zu etwas Großem ausersehen sei. Sie wußte damals noch gar nichts von der Welt. Sie glaubte auch nichts von dem, was man ihr darüber erzählte, die Eltern, der ältere Bruder: das waren klappernde Worte, ganz gut und ganz schön, aber man konnte sich nicht aneignen, was sie sagten; man konnte einfach nicht, so wenig wie ein chemischer Körper einen anderen aufnimmt, der ihm nicht «eignet». Dann kam Walter, das war der Tag; von diesem Tag an war alles «eigen». Walter trug einen kleinen Schnurrbart, ein Bürstchen; er sagte: Fräulein; mit einemmal war die Welt keine wüste, regellose, zerbrochene Fläche mehr, sondern ein schimmernder Kreis, Walter ein Mittelpunkt, sie ein Mittelpunkt, zwei in einen zusammenfallende Mittelpunkte waren sie. Erde, Häuser, abgefallene und nicht weggefegte Blätter, schmerzende Luftlinien (sie erinnerte sich an den Augenblick, als einen der quälendsten der Kindheit, wo sie mit ihrem Vater auf einer «Aussicht» stand und er, der Maler, sich eine Endlosigkeit lang daran entzückte, während sie der Blick in die Welt längs dieser langen Luftlinien bloß schmerzte, als ob sie mit dem Finger über eine Linealkante fahren müßte): aus solchen Dingen hatte früher das Dasein bestanden und war nun mit einemmal ihr zu eigen geworden, wie Fleisch von ihrem Fleische.

Sie wußte nun, daß sie etwas Titanenhaftes tun werde; was es sein würde, vermochte sie noch nicht zu sagen, aber einstweilen empfand sie es am heftigsten bei Musik und hoffte dann, daß Walter ein noch größeres Genie sein werde als Nietzsche; von Ulrich zu schweigen, der später auftauchte und ihr bloß Nietzsches Werke geschenkt hatte.

Von da an war es vorwärts gegangen. Wie rasch, war nun gar nicht mehr zu sagen. Wie schlecht hatte sie früher Klavier gespielt, wie wenig von Musik verstanden; jetzt spielte sie besser als Walter. Und wieviel Bücher hatte sie gelesen! Woher waren sie alle gekommen? Sie sah das vor sich wie schwarze Vögel, die in Scharen um ein kleines Mädchen flattern, das im Schnee steht. Aber etwas später sah sie eine schwarze Wand und weiße Flecken darin; schwarz war alles, was sie nicht kannte, und obgleich das Weiße zu kleinen und größeren Inseln zusammenlief, blieb das

Schwarze unverändert unendlich. Von diesem Schwarz ging Angst und Aufregung aus. «Es ist der Teufel?» dachte sie. «Ist der Teufel Moosbrugger geworden?» dachte sie. Zwischen den weißen Flecken bemerkte sie jetzt dünne graue Wege: so war sie in ihrem Leben von einem zum anderen gekommen; das waren Geschehnisse; Abreisen, Ankünfte, erregte Aussprachen, Kampf mit den Eltern, die Heirat, das Haus, unerhörtes Ringen mit Walter. Die dünnen grauen Wege schlängelten sich. «Schlangen!» dachte Clarisse «Schlingen!» Diese Geschehnisse umschlangen sie, hielten sie fest, ließen sie nicht dorthin kommen, wohin sie wollte, waren schlüpfrig und machten sie unversehens an einen Punkt schießen, den sie nicht wünschte.

Schlangen, Schlingen, schlüpfrig: so lief das Leben. Ihre Gedanken fingen an zu laufen wie das Leben. Die Spitzen ihrer Finger tauchten in den Sturzbach der Musik. Im Bachbett der Musik kamen Schlangen und Schlingen herunter. Da tat sich rettend wie eine stille Bucht das Gefängnis auf, in dem Moosbrugger verborgengehalten wurde. Clarissens Gedanken traten schauernd in seine Zelle ein. «Man muß bis zum Ende Musik machen!» wiederholte sie sich aufmunternd, aber ihr Herz zitterte heftig. Als es sich beruhigt hatte, war die ganze Zelle mit ihrem Ich angefüllt. Das war ein so mildes Gefühl wie eine Wundsalbe, aber als sie es für immer festhalten wollte, fing es sich zu öffnen an und auseinanderzuschieben wie ein Märchen oder ein Traum.

Moosbrugger saß mit aufgestütztem Haupt, und sie löste seine Fesseln. Während sich ihre Finger bewegten, kam Kraft, Mut, Tugend, Güte, Schönheit, Reichtum in die Zelle, wie ein Wind, durch ihre Finger gerufen, der von verschiedenen Wiesen kommt. «Es ist ganz gleichgültig, warum ich das tun mag,» fühlte Clarisse «wichtig ist nur, daß ich es jetzt tue!» Sie legte ihm ihre Hände, einen Teil ihres eigenen Körpers, auf die Augen, und als sie die Finger wegzog, war Moosbrugger ein schöner Jüngling geworden, und sie selbst stand als eine wunderbar schöne Frau neben ihm, deren Körper so süß und weich war wie Südwein und gar nicht widerspenstig, wie es der Körper der kleinen Clarisse sonst war. «Es ist unsre Unschuldsgestalt!» stellte sie in einer tief unten denkenden Schicht ihres Bewußtseins fest.

Aber warum war Walter nicht so?! Aufsteigend aus der Tiefe des Musiktraums, erinnerte sie sich, wie kindisch sie noch war, als sie Walter schon liebte, mit ihren fünfzehn Jahren damals, und ihn durch Mut, Stärke und Güte aus allen Gefahren retten wollte, die sein Genie bedrohten. Und wie schön es war, wenn Walter überall diese tiefen seelischen Gefahren erblickte! Und sie fragte sich, ob alles das nur kindisch gewesen sei? Die Heirat hatte es mit einem störenden Licht überstrahlt. Es war plötzlich eine große Verlegenheit für die Liebe aus dieser Heirat entstanden. Obgleich diese letzte Zeit natürlich auch wunderbar war, vielleicht inhaltsreicher und dingvoller als die vorangegangenen, war doch der Riesenbrand, das über den Himmel Hinflackernde zu den Schwierigkeiten eines Herdfeuers geworden, das nicht recht brennen will. Clarisse war nicht ganz sicher, ob ihre Kämpfe mit Walter wirklich noch groß waren. Und das Leben lief wie diese Musik, die unter den Händen verschwand. Im Nu würde es vorüber sein! Heillose Angst kam allmählich über Clarisse. Und in diesem Augenblick bemerkte sie, wie Walters Spiel unsicher wurde. Wie große Regentropfen klatschte sein Gefühl in die Tasten. Sie erriet sofort, woran er dachte: das Kind. Sie wußte, daß er sie mit einem Kind an sich anbinden wollte. Das war ihr Streit alle Tage. Und die Musik hielt keinen Augenblick still, die Musik kannte kein Nein. Wie ein Netz, dessen Umgarnung sie nicht bemerkt hatte, zog sich das rasend schnell zusammen.

Da sprang Clarisse mitten im Spiel auf und schlug das Klavier zu, so daß Walter kaum die Finger retten konnte.

Oh, tat es weh! Noch ganz erschrocken, begriff er alles. Das war Ulrichs Kommen, das Clarisse bloß schon durch die Ankündigung in exzessive Gemütsstimmung brachte! Er schädigte sie, indem er brutal das aufregte, was Walter selbst sich kaum anzurühren getraute, das unselig



Genialische in Clarisse, die geheime Kaverne, wo etwas Unheilvolles an Ketten riß, die eines Tages nachlassen konnten.

Er rührte sich nicht und sah Clarisse bloß fassungslos an.

Und Clarisse gab keine Erklärungen, stand da und atmete heftig.

Ganz und gar liebe sie Ulrich nicht, versicherte sie, nachdem Walter gesprochen. Wenn sie ihn lieben würde, würde sie es sofort sagen. Aber sie fühle sich angesteckt durch ihn wie ein Licht. Sie fühle sich wieder etwas mehr leuchten und gelten, wenn er in der Nähe sei. Wogegen Walter nur jederzeit die Fensterladen schließen möchte. Und was sie fühle, ginge keinen an, Ulrich nicht und Walter nicht!

Aber Walter glaubte doch, zwischen Zorn und Entrüstung, die aus ihren Worten atmeten, ein betäubendes tödliches Körnchen von etwas duften zu fühlen, das nicht Zorn war.

Es war Abend geworden. Das Zimmer war schwarz. Das Klavier war schwarz. Die Schatten zweier sich liebenden Menschen waren schwarz. Clarissens Auge leuchtete im Dunkel, angesteckt wie ein Licht, und in dem vor Schmerz unruhigen Munde Walters schimmerte der Schmelz auf einem Zahn wie Elfenbein. Es schien, mochten draußen in der Welt auch die größten Staatsaktionen vor sich gehn, und trotz seiner Unannehmlichkeiten, einer der Augenblicke zu sein, um deretwillen Gott die Erde geschaffen hat.

[<]

39

Ein Mann ohne Eigenschaften besteht aus Eigenschaften ohne Mann

Allein Ulrich kam an diesem Abend nicht. Nachdem ihn Direktor Fischel eilig verlassen hatte, beschäftigte ihn wieder die Frage seiner Jugend, warum alle uneigentlichen und im höheren Sinn unwahren Äußerungen von der Welt so unheimlich begünstigt werden. «Man kommt gerade dann immer einen Schritt vorwärts, wenn man lügt» dachte er; «das hätte ich ihm auch noch sagen sollen.»

Ulrich war ein leidenschaftlicher Mensch, aber man darf dabei unter Leidenschaft nicht das verstehen, was man im einzelnen die Leidenschaften nennt. Es mußte wohl etwas gegeben haben, das ihn immer wieder in diese hineingetrieben hatte, und das war vielleicht Leidenschaft, aber im Zustand der Erregung und der erregten Handlungen selbst war sein Verhalten zugleich leidenschaftlich und teilnahmslos. Er hatte so ziemlich alles mitgemacht, was es gibt, und fühlte, daß er sich noch jetzt jederzeit in etwas hineinstürzen könnte, das ihm gar nichts zu bedeuten brauchte, wenn es bloß seinen Aktionstrieb reizte. Mit wenig Übertreibung durfte er darum von seinem Leben sagen, daß sich alles darin so vollzogen habe, wie wenn es mehr zueinander gehörte als zu ihm. Auf A war immer B gefolgt, ob das nun im Kampf oder in der Liebe geschah. Und so mußte er wohl auch glauben, daß die persönlichen Eigenschaften, die er dabei erwarb, mehr zueinander als zu ihm gehörten, ja jede einzelne von ihnen hatte, wenn er sich genau prüfte, mit ihm nicht inniger zu tun als mit anderen Menschen, die sie auch besitzen mochten.

Aber ohne Zweifel wird man trotzdem durch sie bestimmt und besteht aus ihnen, auch wenn man mit ihnen nicht einerlei ist, und so kommt man sich manchmal im ruhenden Verhalten genau so

fremd vor wie im bewegten. Wenn Ulrich hätte sagen sollen, wie er eigentlich sei, er wäre in Verlegenheit geraten, denn er hatte sich so wie viele Menschen noch nie anders geprüft als an einer Aufgabe und im Verhältnis zu ihr. Sein Selbstbewußtsein war weder beschädigt worden, noch war es verzärtelt und eitel, und es kannte nicht das Bedürfnis nach jener Wiederinstandsetzung und Ölung, die man Gewissenserforschung nennt. War er ein starker Mensch? Das wußte er nicht; darüber befand er sich vielleicht in einem verhängnisvollen Irrtum. Aber sicher war er immer ein Mensch gewesen, der seiner Kraft vertraute. Auch jetzt zweifelte er nicht daran, daß dieser Unterschied zwischen dem Haben der eigenen Erlebnisse und Eigenschaften und ihrem Fremdbleiben nur ein Haltungsunterschied sei, in gewissem Sinn ein Willensbeschluß oder ein gewählter Grad zwischen Allgemeinheit und Personhaftigkeit, auf dem man lebt. Ganz einfach gesprochen, man kann sich zu den Dingen, die einem widerfahren oder die man tut, mehr allgemein oder mehr persönlich verhalten. Man kann einen Schlag außer als Schmerz auch als Kränkung empfinden, wodurch er unerträglich wächst; aber man kann ihn auch sportlich aufnehmen, als ein Hindernis, von dem man sich weder einschüchtern noch in blinden Zorn bringen lassen darf, und dann kommt es nicht selten vor, daß man ihn überhaupt nicht bemerkt. In diesem zweiten Fall ist aber nichts anderes geschehen, als daß man ihn in einen allgemeinen Zusammenhang, nämlich den der Kampfhandlung, eingeordnet hat, wobei sich sein Wesen abhängig von der Aufgabe erwies, die er zu erfüllen hat. Und gerade diese Erscheinung, daß ein Erlebnis seine Bedeutung, ja seinen Inhalt erst durch seine Stellung in einer Kette folgerichtiger Handlungen erhält, zeigt jeder Mensch, der es nicht als ein nur persönliches Geschehnis, sondern als eine Herausforderung seiner geistigen Kraft ansieht. Auch er wird, was er tut, dann schwächer empfinden; aber wunderlicherweise nennt man das, was man beim Boxen als überlegene Geisteskraft empfindet, nur kalt und gefühllos, sobald es bei Menschen, die nicht boxen können, aus Neigung zu einer geistigen Lebenshaltung entsteht. Es sind da eben noch allerhand Unterscheidungen gebräuchlich, um je nach der Lage ein allgemeines oder ein persönliches Verhalten anzuwenden und zu fordern. Einem Mörder wird es, wenn er sachlich vorgeht, als besondere Roheit ausgelegt; einem Professor, der in den Armen seiner Gattin an einer Aufgabe weiterrechnet, als knöcherne Trockenheit; einem Politiker, der über vernichtete Menschen in die Höhe steigt, je nach dem Erfolg als Gemeinheit oder Größe; von Soldaten, Henkern und Chirurgen dagegen fordert man geradezu diese Unerschütterlichkeit, die man an anderen verurteilt. Ohne daß man sich weiter auf die Moral dieser Beispiele einzulassen brauchte, fällt die Unsicherheit auf, mit der jedesmal ein Kompromiß zwischen sachlich richtigem und persönlich richtigem Verhalten geschlossen wird.

Diese Unsicherheit gab der persönlichen Frage Ulrichs einen weiten Hintergrund. Man ist früher mit besserem Gewissen Person gewesen als heute. Die Menschen glichen den Halmen im Getreide; sie wurden von Gott, Hagel, Feuersbrunst, Pestilenz und Krieg wahrscheinlich heftiger hin und her bewegt als jetzt, aber im ganzen, stadtweise, landstrichweise, als Feld, und was für den einzelnen Halm außerdem noch an persönlicher Bewegung übrig blieb, das ließ sich verantworten und war eine klar abgegrenzte Sache. Heute dagegen hat die Verantwortung ihren Schwerpunkt nicht im Menschen, sondern in den Sachzusammenhängen. Hat man nicht bemerkt, daß sich die Erlebnisse vom Menschen unabhängig gemacht haben? Sie sind aufs Theater gegangen; in die Bücher, in die Berichte der Forschungsstätten und Forschungsreisen, in die Gesinnungs- und Religionsgemeinschaften, die bestimmte Arten des Erlebens auf Kosten der anderen ausbilden wie in einem sozialen Experimentalversuch, und sofern die Erlebnisse sich nicht gerade in der Arbeit befinden, liegen sie einfach in der Luft; wer kann da heute noch sagen, daß sein Zorn wirklich sein Zorn sei, wo ihm so viele Leute dreinreden und es besser verstehen als er?! Es ist eine Welt von Eigenschaften ohne Mann entstanden, von Erlebnissen ohne den, der

sie erlebt, und es sieht beinahe aus, als ob im Idealfall der Mensch überhaupt nichts mehr privat erleben werde und die freundliche Schwere der persönlichen Verantwortung sich in ein Formelsystem von möglichen Bedeutungen auflösen solle. Wahrscheinlich ist die Auflösung des anthropozentrischen Verhaltens, das den Menschen so lange Zeit für den Mittelpunkt des Weltalls gehalten hat, aber nun schon seit Jahrhunderten im Schwinden ist, endlich beim Ich selbst angelangt; denn der Glaube, am Erleben sei das wichtigste, daß man es erlebe, und am Tun, daß man es tue, fängt an, den meisten Menschen als eine Naivität zu erscheinen. Es gibt wohl noch Leute, die ganz persönlich leben; sie sagen «Wir waren gestern bei dem und dem» oder «Wir machen heute das und das», und ohne daß es sonst noch Inhalt und Bedeutung zu haben brauchte, freuen sie sich darüber. Sie lieben alles, was mit ihren Fingern in Berührung tritt, und sind so rein Privatperson, wie das nur möglich ist; die Welt wird Privatwelt, sobald sie mit ihnen zu tun bekommt, und leuchtet wie ein Regenbogen. Vielleicht sind sie sehr glücklich; aber diese Art Leute erscheint den anderen gewöhnlich schon absurd, obgleich es noch keineswegs sicher ist, warum. – Und mit einemmal mußte sich Ulrich angesichts dieser Bedenken lächelnd eingestehn, daß er mit alledem ja doch ein Charakter sei, auch ohne einen zu haben.

[<]

40

Ein Mann mit allen Eigenschaften, aber sie sind ihm gleichgültig Ein Fürst des Geistes wird verhaftet, und die Parallelaktion erhält ihren Ehrensekretär

Es ist nicht schwer, diesen zweiunddreißigjährigen Mann Ulrich in seinen Grundzügen zu beschreiben, auch wenn er von sich selbst nur weiß, daß er es gleich nah und weit zu allen Eigenschaften hätte und daß sie ihm alle, ob sie nun die seinen geworden sind oder nicht, in einer sonderbaren Weise gleichgültig sind. Mit der seelischen Beweglichkeit, die einfach eine sehr mannigfaltige Anlage zur Voraussetzung hat, verbindet sich bei ihm noch eine gewisse Angriffslust. Er ist ein männlicher Kopf. Er ist nicht empfindsam für andere Menschen und hat sich selten in sie hinein versetzt, außer um sie für seine Zwecke kennen zu lernen. Er achtet Rechte nicht, wenn er nicht den achtet, der sie besitzt, und das geschieht selten. Denn es hat sich mit der Zeit eine gewisse Bereitschaft zur Verneinung in ihm entwickelt; eine biegsame Dialektik des Gefühls, die ihn leicht dazu verleitet, in etwas, das allgemein gut geheißen wird, einen Schaden zu entdecken, dagegen etwas Verbotenes zu verteidigen und Pflichten mit dem Unwillen abzulehnen, der aus dem Willen zur Schaffung eigener Pflichten hervorgeht. Trotz dieses Willens überläßt er aber seine moralische Führung, mit gewissen Ausnahmen, die er sich gestattet, einfach jenem ritterlichen Anstand, der in der bürgerlichen Gesellschaft so ziemlich alle Männer leitet, solange sie in geordneten Verhältnissen leben, und führt auf diese Weise mit dem Hochmut, der Rücksichtslosigkeit und Nachlässigkeit eines Menschen, der zu seiner Tat berufen ist, das Leben eines anderen Menschen, der von seinen Neigungen und Fähigkeiten einen mehr oder weniger gewöhnlichen, nützlichen und sozialen Gebrauch macht. Er war es gewohnt, sich aus natürlichem Trieb und ohne Eitelkeit für das Werkzeug zu einem nicht unbedeutenden Zweck zu halten, den er schon noch rechtzeitig zu erfahren gedachte, und selbst jetzt, in diesem begonnenen Jahr der suchenden Unruhe, nachdem er das steuerlose Treiben seines Lebens eingesehen hatte, stellte sich bald wieder das Gefühl ein, auf dem Wege zu sein, und er gab sich mit seinem Plan gar keine besondere Mühe. Es ist nicht ganz leicht, in einer solchen Natur die sie

treibende Leidenschaft zu erkennen; Anlage und Umstände haben sie vieldeutig geformt, ihr Schicksal ist noch durch keinen wirklich harten Gegendruck entblößt worden, die Hauptsache ist aber, daß ihr zur Entscheidung noch etwas fehlt, das ihr unbekannt ist. Ulrich ist ein Mensch, der von irgend etwas gezwungen wird, gegen sich selbst zu leben, obgleich er sich scheinbar ohne Zwang gehen läßt.

Der Vergleich der Welt mit einem Laboratorium hatte in ihm nun eine alte Vorstellung wiedererweckt. So wie eine große Versuchsstätte, wo die besten Arten, Mensch zu sein, durchgeprobt und neue entdeckt werden müßten, hatte er sich früher oft das Leben gedacht, wenn es ihm gefallen sollte. Daß das Gesamtlaboratorium etwas planlos arbeitete und daß die Leiter und die Theoretiker des Ganzen fehlten, gehörte auf ein anderes Blatt. Man konnte ja wohl sagen, daß er selbst so etwas wie ein Fürst und Herr des Geistes hätte werden wollen: Wer allerdings nicht?! Es ist so natürlich, daß der Geist als das Höchste und über allem Herrschende gilt. Es wird gelehrt. Was kann, schmückt sich mit Geist, verbrämt sich. Geist ist, in Verbindung mit irgendetwas, das Verbreitetste, das es gibt. Der Geist der Treue, der Geist der Liebe, ein männlicher Geist, ein gebildeter Geist, der größte Geist der Gegenwart, wir wollen den Geist dieser und jener Sache hochhalten, und wir wollen im Geiste unserer Bewegung handeln: wie fest und unanstößig klingt das bis in die untersten Stufen. Alles übrige, das alltägliche Verbrechen oder die emsige Erwerbsgier, erscheint daneben als das Uneingestandene, der Schmutz, den Gott aus seinen Zehennägeln entfernt.

Aber wenn Geist allein dasteht, als nacktes Hauptwort, kahl wie ein Gespenst, dem man ein Leintuch borgen möchte, – wie ist es dann? Man kann die Dichter lesen, die Philosophen studieren, Bilder kaufen und nächteweise Gespräche führen: aber ist es Geist, was man dabei gewinnt? Angenommen, man gewönne ihn: aber besitzt man ihn dann? Dieser Geist ist so fest verbunden mit der zufälligen Gestalt seines Auftretens! Er geht durch den Menschen, der ihn aufnehmen möchte, hindurch und läßt nur ein wenig Erschütterung zurück. Was fangen wir mit all dem Geist an? Er wird auf Massen von Papier, Stein, Leinwand in geradezu astronomischen Ausmaßen immer von neuem erzeugt, wird ebenso unablässig unter riesenhaftem Verbrauch von nervöser Energie aufgenommen und genossen: Aber was geschieht dann mit ihm? Verschwindet er wie ein Trugbild? Löst er sich in Partikel auf? Entzieht er sich dem irdischen Gesetz der Erhaltung? Die Staubteilchen, die in uns hinabsinken und langsam zur Ruhe kommen, stehen in keinem Verhältnis zu dem Aufwand. Wohin, wo, was ist er? Vielleicht würde es, wenn man mehr davon wüßte, beklommen still werden um dieses Hauptwort Geist?!

Es war Abend geworden; Häuser, wie aus dem Raum gebrochen, Asphalt, Stahlschienen bildeten die erkaltende Muschel Stadt. Die Muttermuschel, voll kindlicher, freudiger, zorniger Menschenbewegung. Wo jeder Tropf als Tröpfchen anfängt, das sprüht und spritzt; mit einem Explosiönchen beginnt, von den Wänden aufgefangen und abgekühlt wird, milder, unbeweglicher wird, zärtlich an der Schale der Muttermuschel hängen bleibt und schließlich zu einem Körnchen an ihrer Wand erstarrt. «Warum» dachte Ulrich plötzlich «bin ich nicht Pilger geworden?» Reine, unbedingte Lebensweise, zehend frisch wie ganz klare Luft, lag vor seinen Sinnen; wer das Leben nicht bejahen will, sollte wenigstens das Nein des Heiligen sagen: und doch war es einfach unmöglich, ernsthaft daran zu denken. Ebensowenig konnte er Abenteurer werden, obgleich da das Leben etwas von einer immerwährenden Brautzeit haben mochte und seine Glieder wie sein Mut diese Lust spürten. Er hatte weder Dichter werden können noch einer von den Enttäuschten, die nur an Geld und Gewalt glauben, obgleich er zu allem eine Anlage hatte. Er vergaß sein Alter, er stellte sich vor, er wäre zwanzig: trotzdem war es innerlich ebenso entschieden, daß er davon nichts werden konnte; zu allem, was es gab, zog ihn etwas hin, und etwas Stärkeres ließ

ihn nicht dazu kommen. Warum lebte er also unklar und unentschieden? Ohne Zweifel, – sagte er sich – was ihn in eine abgeschiedene und unbenannte Daseinsform bannte, war nichts als der Zwang zu jenem Lösen und Binden der Welt, das man mit einem Wort, dem man nicht gerne allein begegnet, Geist nennt. Und Ulrich wußte selbst nicht warum, aber er wurde mit einemmal traurig und dachte: «Ich liebe mich einfach selbst nicht.» In dem erfrorenen, versteinten Körper der Stadt fühlte er ganz zu innerst sein Herz schlagen. Da war etwas in ihm, das hatte nirgends bleiben wollen, hatte sich die Wände der Welt entlang gefühlt und gedacht, es gibt ja noch Millionen anderer Wände; dieser langsam erkaltende, lächerliche Tropfen Ich, der sein Feuer, den winzigen Glutkern nicht abgeben wollte.

Der Geist hat erfahren, daß Schönheit gut, schlecht, dumm oder bezaubernd macht. Er zerlegt ein Schaf und einen Büßer und findet in beiden Demut und Geduld. Er untersucht einen Stoff und erkennt, daß er in großen Mengen ein Gift, in kleineren ein Genußmittel sei. Er weiß, daß die Schleimhaut der Lippen mit der Schleimhaut des Darms verwandt ist, weiß aber auch, daß die Demut dieser Lippen mit der Demut alles Heiligen verwandt ist. Er bringt durcheinander, löst auf und hängt neu zusammen. Gut und böse, oben und unten sind für ihn nicht skeptisch-relative Vorstellungen, wohl aber Glieder einer Funktion, Werte, die von dem Zusammenhang abhängen, in dem sie sich befinden. Er hat es den Jahrhunderten abgelernt, daß Laster zu Tugenden und Tugenden zu Lastern werden können, und hält es im Grunde bloß für eine Ungeschicklichkeit, wenn man es noch nicht fertigbringt, in der Zeit eines Lebens aus einem Verbrecher einen nützlichen Menschen zu machen. Er anerkennt nichts Unerlaubtes und nichts Erlaubtes, denn alles kann eine Eigenschaft haben, durch die es eines Tages teil hat an einem großen, neuen Zusammenhang. Er haßt heimlich wie den Tod alles, was so tut, als stünde es ein für allemal fest, die großen Ideale und Gesetze und ihren kleinen versteinten Abdruck, den gefriedeten Charakter. Er hält kein Ding für fest, kein Ich, keine Ordnung; weil unsre Kenntnisse sich mit jedem Tag ändern können, glaubt er an keine Bindung, und alles besitzt den Wert, den es hat, nur bis zum nächsten Akt der Schöpfung, wie ein Gesicht, zu dem man spricht, während es sich mit den Worten verändert.

So ist der Geist der große Jenachdem-Macher, aber er selbst ist nirgends zu fassen, und fast könnte man glauben, daß von seiner Wirkung nichts als Zerfall übrigbleibe. Jeder Fortschritt ist ein Gewinn im Einzelnen und eine Trennung im Ganzen; es ist das ein Zuwachs an Macht, der in einen fortschreitenden Zuwachs an Ohnmacht mündet, und man kann nicht davon lassen. Ulrich fühlte sich an diesen fast stündlich wachsenden Leib von Tatsachen und Entdeckungen erinnert, aus dem der Geist heute herausblicken muß, wenn er irgendeine Frage genau betrachten will. Dieser Körper wächst dem Inneren davon. Unzählige Auffassungen, Meinungen, ordnende Gedanken aller Zonen und Zeiten, aller Formen gesunder und kranker, wacher und träumender Hirne durchziehen ihn zwar wie Tausende kleiner empfindlicher Nervenstränge, aber der Strahlpunkt, wo sie sich vereinen, fehlt. Der Mensch fühlt die Gefahr nahe, wo er das Schicksal jener Riesentierrassen der Vorzeit wiederholen wird, die an ihrer Größe zugrundegegangen sind; aber er kann nicht ablassen. – Dadurch wurde nun Ulrich wieder an jene recht fragwürdige Vorstellung erinnert, die er lange Zeit geglaubt und selbst heute noch nicht ganz in sich ausgemerzt hatte, daß die Welt am besten von einem Senat der Wissenden und Vorgeschrittenen gelenkt würde. Es ist ja sehr natürlich, zu denken, daß der Mensch, der sich von fachlich gebildeten Ärzten behandeln läßt, wenn er krank ist, und nicht von Schafhirten, keinen Grund hat, wenn er gesund ist, sich von hirtentümlichen Schwätzern behandeln zu lassen, wie er es in seinen öffentlichen Angelegenheiten tut, und junge Menschen, denen an den wesenhaften Inhalten des Lebens gelegen ist, halten darum anfangs alles auf der Welt, was weder wahr, noch gut, noch schön ist, also zum Beispiel auch eine Finanzbehörde oder eben eine

Parlamentsdebatte, für nebensächlich; wenigstens waren sie damals so, denn heute sollen sie ja dank der politischen und wirtschaftlichen Erziehung anders sein. Aber auch damals lernte man, wenn man älter wurde und bei längerer Bekanntschaft mit der Räucherkerze des Geistes, in der die Welt ihren geschäftlichen Speck selcht, sich der Wirklichkeit anzupassen, und der endgültige Zustand eines geistig angebildeten Menschen war ungefähr der, daß er sich auf sein «Fach» beschränkte und für den Rest seines Lebens die Überzeugung mitnahm, das Ganze sollte ja vielleicht anders sein, aber es habe gar keinen Zweck, darüber nachzudenken. So ungefähr sieht das innere Gleichgewicht der Menschen aus, die geistig etwas leisten. Und mit einemmal stellte sich Ulrich das Ganze komischer Weise in der Frage dar, ob es nicht am Ende, da es doch sicher genug Geist gebe, bloß daran fehle, daß der Geist selbst keinen Geist habe?

Er wollte darüber lachen. Er war ja selbst einer von diesen Verzichtenden. Aber enttäuschter, noch lebendiger Ehrgeiz fuhr durch ihn wie ein Schwert. Zwei Ulriche gingen in diesem Augenblick. Der eine sah sich lächelnd um und dachte: «Da habe ich also einmal eine Rolle spielen wollen, zwischen solchen Kulissen wie diesen. Ich bin eines Tages erwacht, nicht weich wie in Mutters Körbchen, sondern mit der harten Überzeugung, etwas ausrichten zu müssen. Man hat mir Stichworte gegeben, und ich habe gefühlt, sie gehen mich nichts an. Wie von flimmerndem Lampenfieber war damals alles mit meinen eigenen Vorsätzen und Erwartungen ausgefüllt gewesen. Unmerklich hat sich aber inzwischen der Boden gedreht, ich bin ein Stück meines Weges voran gekommen und stehe vielleicht schon beim Ausgang. Über kurz wird es mich hinausgedreht haben, und ich werde von meiner großen Rolle gerade gesagt haben: «Die Pferde sind gesattelt.» Möge euch alle der Teufel holen!» Aber während der eine mit diesen Gedanken lächelnd durch den schwebenden Abend ging, hielt der andre die Fäuste geballt, in Schmerz und Zorn; er war der weniger sichtbare, und woran er dachte, war, eine Beschwörungsformel zu finden, einen Griff, den man vielleicht packen könnte, den eigentlichen Geist des Geistes, das fehlende, vielleicht nur kleine Stück, das den zerbrochenen Kreis schließt. Dieser zweite Ulrich fand keine Worte zu seiner Verfügung. Worte springen wie die Affen von Baum zu Baum, aber in dem dunklen Bereich, wo man wurzelt, entbehrt man ihrer freundlichen Vermittlung. Der Boden strömte unter seinen Füßen. Er konnte die Augen kaum öffnen. Kann ein Gefühl blasen wie ein Sturm und doch ganz und gar kein stürmisches Gefühl sein? Wenn man von einem Sturm des Gefühls spricht, meint man einen, wo die Rinde des Menschen ächzt und die Äste des Menschen fliegen, als sollten sie abbrechen. Das aber war ein Sturm bei ganz ruhig bleibender Oberfläche. Nur beinahe ein Zustand der Bekehrung, der Umkehrung; keine Miene verschob sich von ihrem Platz, aber innen schien kein Atom an seiner Stelle zu bleiben. Ulrichs Sinne waren klar, doch wurde jeder begegnende Mensch vom Auge anders als sonst aufgenommen, und jeder Ton vom Ohr. Man konnte nicht sagen schärfer; eigentlich auch nicht tiefer, noch weicher, nicht natürlicher oder unnatürlicher. Ulrich konnte gar nichts sagen, aber er dachte in diesem Augenblick an das sonderbare Erlebnis «Geist» wie an eine Geliebte, von der man zeitlebens betrogen wird, ohne sie weniger zu lieben, und es verband ihn mit allem, was ihm begegnete. Denn wenn man liebt, ist alles Liebe, auch wenn es Schmerz und Abscheu ist. Der kleine Zweig am Baum und die blasse Fensterscheibe im Abendlicht wurden zu einem tief ins eigene Wesen versenkten Erlebnis, das sich kaum mit Worten aussprechen ließ. Die Dinge schienen nicht aus Holz und Stein, sondern aus einer grandiosen und unendlich zarten Immoralität zu bestehen, die in dem Augenblick, wo sie sich mit ihm berührte, zu tiefer moralischer Erschütterung wurde.

Das hatte die Dauer eines Lächelns, und eben dachte Ulrich: «Nun will ich einmal da bleiben, wohin es mich getragen hat», als es das Unglück wollte, daß diese Spannung an einem Hindernis zerschellte.

Was nun geschah, stammt in der Tat aus einer völlig anderen Welt, als es die war, in der Ulrich soeben noch Baum und Stein wie eine empfindsame Fortsetzung seines eigenen Leibes erlebt hatte.

Denn ein Arbeiterblatt hatte, wie Graf Leinsdorf das nennen würde, destruktiven Speichel über die Große Idee ergossen, indem es behauptete, daß diese sich bloß als eine neue Sensation der Herrschenden an den letzten Lustmord reihe, und ein braver Arbeiter, der ein wenig viel getrunken hatte, fühlte sich dadurch gereizt. Er war an zwei Bürger gestreift, die sich mit den Geschäften des Tages zufrieden fühlten und im Bewußtsein, daß gute Gesinnung sich jederzeit zeigen dürfe, ziemlich laut ihr Einverständnis mit der vaterländischen Aktion austauschten, von der sie in ihrer Zeitung gelesen hatten. Es entstand ein Wortwechsel, und weil die Nähe eines Schutzmanns die Gutgesinnten ebenso ermutigte, wie sie den Angreifer reizte, nahm dieser Auftritt immer heftigere Formen an. Der Schutzmann betrachtete ihn erst über die Schulter, später von vorn und dann aus der Nähe; er wohnte ihm beobachtend bei wie ein hervorstehender Ausläufer des eisernen Hebelwerks Staat, der in Knöpfen und andren Metallteilen endet. Nun hat der ständige Lebensaufenthalt in einem wohlgeordneten Staat aber durchaus etwas Gespenstisches; man kann weder auf die Straße treten, noch ein Glas Wasser trinken oder die Elektrische besteigen, ohne die ausgewogenen Hebel eines riesigen Apparats von Gesetzen und Beziehungen zu berühren, sie in Bewegung zu setzen oder sich von ihnen in der Ruhe seines Daseins erhalten zu lassen; man kennt die wenigsten von ihnen, die tief ins Innere greifen, während sie auf der anderen Seite sich in ein Netzwerk verlieren, dessen ganze Zusammensetzung überhaupt noch kein Mensch entwirrt hat; man leugnet sie deshalb, so wie der Staatsbürger die Luft leugnet und von ihr behauptet, daß sie die Leere sei, aber scheinbar liegt gerade darin, daß alles Geleugnete, alles Farb-, Geruch-, Geschmack-, Gewicht- und Sittenlose wie Wasser, Luft, Raum, Geld und Dahingehn der Zeit in Wahrheit das Wichtigste ist, eine gewisse Geisterhaftigkeit des Lebens; es kann den Menschen zuweilen eine Panik erfassen wie im willenlosen Traum, ein Bewegungssturm tollen Umsichschlagens wie ein Tier, das in den unverständlichen Mechanismus eines Netzes geraten ist. Eine solche Wirkung übten die Knöpfe des Schutzmanns auf den Arbeiter aus, und in diesem Augenblick schritt das Staatsorgan, das sich nicht in der gebührenden Weise geachtet fühlte, zur Verhaftung.

Sie verlief nicht ohne Widerstand und wiederholte Kundgebungen aufrührerischer Gesinnung. Das erregte Aufsehen schmeichelte dem Betrunkenen, und eine bis dahin verheimlichte völlige Abneigung gegen das Mitgeschöpf zeigte sich entfesselt. Ein leidenschaftlicher Kampf um Geltung begann. Ein höheres Gefühl von seinem Ich setzte sich mit einem unheimlichen Gefühl auseinander, als wäre er nicht fest in seiner Haut. Auch die Welt war nicht fest; sie war ein unsicherer Hauch, der sich immerzu deformierte und die Gestalt wechselte. Häuser standen schief aus dem Raum gebrochen; lächerliche, wimmelnde, doch geschwisterliche Tröpfe waren dazwischen die Menschen. Ich bin berufen, bei ihnen Ordnung zu machen, fühlte der ungewöhnlich Betrunkene. Der ganze Schauplatz war von etwas Flimmerndem ausgefüllt, irgendein Stück Weg des Geschehens kam klar auf ihn zu, aber dann drehten sich wieder die Wände. Die Augenachsen standen wie Stiele aus dem Kopf, während die Fußsohlen die Erde festhielten. Ein wundersames Strömen aus dem Mund hatte begonnen; Worte kamen aus dem Inneren herauf, von denen nicht zu begreifen war, wie sie vorher hineingekommen waren, möglicherweise waren es Schimpfworte. Das ließ sich nicht so genau unterscheiden. Außen und Innen stürzten ineinander. Der Zorn war kein innerer Zorn, sondern bloß das bis zum Rasen erregte leibliche Gehäuse des Zorns, und das Gesicht eines Schutzmanns näherte sich ganz langsam einer geballten Faust, bis es blutete.

Aber auch der Schutzmann hatte sich inzwischen verdreifacht; mit den hinzueilenden Sicherheitsbeamten waren Menschen zusammengelaufen, der Betrunkene hatte sich zur Erde geworfen und wollte sich nicht festnehmen lassen. Da beging Ulrich eine Unvorsichtigkeit. Er hatte aus dem Auflauf das Wort «Majestätsbeleidigung» vernommen und bemerkte nun, daß dieser Mensch in seinem Zustand nicht imstande sei, eine Beleidigung zu begehen, und daß man ihn schlafen schicken solle. Er dachte sich nicht viel dabei, aber er kam an die Unrechten. Der Mann schrie nun, daß ihn sowohl Ulrich wie die Majestät ...! und ein Schutzmann, der die Schuld an diesem Rückfall offenbar der Einmischung zuschrieb, forderte Ulrich barsch auf, sich weiterzusehen. Nun war es dieser aber ungewohnt, den Staat anders zu betrachten als ein Hotel, in dem man Anspruch auf höfliche Bedienung hat, und verbat sich den Ton, in dem man zu ihm sprach, was unerwarteterweise die Schutzmannschaft zu der Einsicht brachte, daß ein Betrunkener für die Anwesenheit von drei Schutzleuten nicht genüge, so daß sie Ulrich gleich auch mitnahmen.

Die Hand eines Uniformierten umspannte seinen Arm. Sein Arm war beiweitem stärker als diese beleidigende Umklammerung, aber er durfte sie nicht sprengen, wenn er sich nicht in einen aussichtslosen Boxkampf mit der bewaffneten Staatsgewalt einlassen wollte, so daß ihm schließlich nichts übrigblieb, als höflich darum zu ersuchen, daß man ihn freiwillig mitgehen lasse. Die Wachstube befand sich im Gebäude eines Polizeikommissariats, und als er sie betrat, fühlte sich Ulrich durch Boden und Wände an eine Kaserne erinnert; der gleiche düstere Kampf zwischen hartnäckig hineingetragenem Schmutz und groben Reinigungsmitteln erfüllte sie. Als nächstes bemerkte er darin das eingesetzte Symbol ziviler Herrschaft, zwei Schreibtische mit einer Balustrade, an der einige Säulchen fehlten; Schreibkisten eigentlich, mit zerrissenem und verbranntem Tuchbelag, auf ganz niedrigen, kugeligen Füßen ruhend und zur Zeit Kaiser Ferdinands mit gelbbraunem Lack poliert, von dem nur noch die letzten Blätter am Holz hingen. Als drittes erfüllte das dicke Gefühl den Raum, daß man hier zu warten habe, ohne fragen zu dürfen. Sein Schutzmann stand, nachdem er den Grund der Verhaftung gemeldet hatte, wie eine Säule neben Ulrich, Ulrich versuchte, sofort irgendeine Aufklärung zu geben, der Wachtmeister und Befehlshaber dieser Festung hob ein Auge von einem Aktenbogen, auf dem er schon geschrieben hatte, als das Geleite eingetreten war, musterte Ulrich, dann senkte sich das Auge wieder, und der Beamte fuhr wortlos fort, auf seinem Aktenbogen zu schreiben. Ulrich hatte den Eindruck der Unendlichkeit. Dann schob der Wachtmeister den Bogen zur Seite, griff ein Buch vom Bord, trug etwas ein, streute Sand darauf, legte das Buch zurück, nahm ein anderes, trug ein, streute, zog ein Aktenbündel aus einem Stoß ähnlicher hervor und setzte seine Tätigkeit an diesem fort. Ulrich hatte den Eindruck, daß eine zweite Unendlichkeit abrollte, während deren die Gestirne regelmäßig kreisten, ohne daß er auf der Welt sei.

Aus der Kanzlei führte eine geöffnete Türe in einen Gang, an dem die Kotten lagen. Dorthin hatte man sogleich Ulrichs Schützling geführt, und da man weiter nichts von ihm hörte, mochte ihm sein Rausch wohl die Segnung des Schlafs geschenkt haben; aber unheimliche andere Vorgänge waren zu spüren. Der Flur mit den Zellen mußte noch einen zweiten Eingang besitzen; Ulrich hörte wiederholt schweres Kommen und Gehn, Türeenschlagen, unterdrückte Stimmen, und mit einemmal, als wieder ein Mensch eingeliefert wurde, hob sich eine solche Stimme, und Ulrich hörte sie verzweifelt flehen: «Wenn Sie auch nur einen Funken menschlichen Gefühls haben, verhaften Sie mich nicht!» Die Worte kippten über, und er klang merkwürdig unangebracht, fast zum Lachen, dieser Weckruf an einen Funktionär, er solle Gefühl haben, da doch Funktionen nur sachlich vollzogen werden. Der Wachtmeister hob für einen Augenblick den Kopf, ohne ganz von seinen Akten zu lassen. Ulrich hörte das heftige Scharren vieler Füße, deren Körper offenbar stumm einen widerstrebenden Körper drängten. Dann taumelte allein der Laut zweier Füße wie



nach einem Stoß. Dann schlug eine Tür heftig ins Schloß, ein Riegel klirrte, der Mann in Uniform am Schreibtisch hatte schon wieder den Kopf gebeugt, und in der Luft lag das Schweigen eines Punktes, der an der richtigen Stelle hinter einen Satz gesetzt worden ist.

Aber Ulrich schien sich in der Annahme, daß er selbst für den Kosmos der Polizei noch nicht erschaffen sei, geirrt zu haben, denn mit dem nächsten Heben des Kopfes blickte der Wachtmeister nun ihn an, die zuletzt geschriebenen Zeilen blieben feucht glänzen, ohne daß sie gelöscht wurden, und der Fall Ulrich zeigte sich mit einemmal als schon seit längerer Zeit ins hieramtliche Dasein getreten. Name? Alter? Beruf? Wohnung? ...: Ulrich wurde befragt.

Er glaubte, in eine Maschine geraten zu sein, die ihn in unpersönliche, allgemeine Bestandteile zergliederte, ehe von seiner Schuld oder Unschuld auch nur die Rede war. Sein Name, diese zwei vorstellungsärmsten, aber gefühlsreichsten Worte der Sprache, sagte hier gar nichts. Seine Arbeiten, die ihm in der wissenschaftlichen Welt, die doch sonst für solid gilt, Ehre eingetragen hätten, waren in dieser Welt hier nicht vorhanden; er wurde nicht ein einziges Mal nach ihnen gefragt. Sein Gesicht galt nur als Signalement; er hatte den Eindruck, nie früher bedacht zu haben, daß seine Augen graue Augen waren, eines von den vorhandenen vier, amtlich zugelassenen Augenpaaren, das es in Millionen Stücken gab; seine Haare waren blond, seine Gestalt groß, sein Gesicht oval, und besondere Kennzeichen hatte er keine, obgleich er selbst eine andere Meinung davon besaß. Nach seinem Gefühl war er groß, seine Schultern waren breit, sein Brustkorb saß wie ein gewölbtes Segel am Mast, und die Gelenke seines Körpers schlossen wie schmale Stahlglieder die Muskeln ab, sobald er sich ärgerte, stritt oder Bonadea sich an ihn schmiegte; er war dagegen schmal, zart, dunkel und weich wie eine im Wasser schwebende Meduse, sobald er ein Buch las, das ihn ergriff, oder von einem Atem der heimatlosen großen Liebe gestreift wurde, deren In-der-Welt-Sein er niemals hatte begreifen können. Er besaß darum selbst in diesem Augenblick noch Sinn für die statistische Entzauberung seiner Person, und das von dem Polizeiorgan auf ihn angewandte Maß- und Beschreibungsverfahren begeisterte ihn wie ein vom Satan erfundenes Liebesgedicht. Das Wunderbarste daran war, daß die Polizei einen Menschen nicht nur so zergliedern kann, daß von ihm nichts übrigbleibt, sondern daß sie ihn aus diesen nichtigen Bestandteilen auch wieder unverwechselbar zusammensetzt und an ihnen erkennt. Es ist für diese Leistung nur nötig, daß etwas Unwägbares hinzutritt, daß sie Verdacht nennt.

Ulrich begriff mit einemmal, daß er sich nur durch kälteste Klugheit aus der Lage ziehen könne, in die er durch seine Torheit geraten war. Man befragte ihn weiter. Er stellte sich vor, welche Wirkung es haben würde, wenn er, nach seiner Wohnung gefragt, antworten wollte, meine Wohnung ist die einer mir fremden Person? Oder auf die Frage, warum er getan habe, was er getan hatte, erwiderte, er tue immer etwas anderes als das, worauf es ihm wirklich ankomme? Aber nach außen gab er brav Straße und Hausnummer an und versuchte eine entschuldigende Darstellung seines Verhaltens zu erfinden. Die innere Autorität des Geistes war dabei in einer äußerst peinlichen Weise ohnmächtig gegenüber der äußeren Autorität des Wachtmeisters. Endlich erspähte er trotzdem eine rettende Wendung. Noch als er, nach seinem Beruf gefragt, «privat» angab – Privatgelehrter hätte er nicht über die Lippen gebracht – hatte er einen Blick auf sich ruhen gefühlt, der genau so dreinsah, als ob er «obdachlos» gesagt hätte; aber als nun bei der Abgabe des Nationales sein Vater darankam und es in Erscheinung trat, daß er Mitglied des Herrenhauses sei, da wurde das ein anderer Blick. Er war noch immer mißtrauisch, aber irgendetwas gab Ulrich sofort ein Gefühl, wie wenn ein von Meereswogen hin und her gewalzter Mann mit der großen Zehe festen Grund streift. Mit rasch erwachender Geistesgegenwart nützte er es aus. Er schwächte augenblicklich alles ab, was er schon zugegeben hatte, setzte der

Autorität von Ohren, die sich im Eideszustand des Dienstes befunden hatten, das nachdrückliche Verlangen entgegen, vom Kommissär selbst vernommen zu werden, und als dies bloß Lächeln hervorrief, log er – in glücklich gefundener Natürlichkeit, sehr nebenbei und bereit, die Behauptung sogleich wieder zu verreden, falls man ihm aus ihr die Schlinge eines genaue Angaben heischenden Fragezeichens drehen sollte – daß er der Freund des Grafen Leinsdorf und Sekretär der großen patriotischen Aktion sei, von der man in den Zeitungen wohl gelesen haben werde. Er konnte sogleich bemerken, daß er damit jene ernstere Nachdenklichkeit über sein Wesen erregte, die ihm bisher versagt geblieben war, und hielt seinen Vorteil fest. Die Folge war, daß der Wachtmeister ihn erzürnt musterte, weil er weder die Verantwortung übernehmen wollte, diesen Fang länger zurückzubehalten, noch ihn laufen zu lassen; und weil um diese Stunde kein höherer Beamter im Hause war, verfiel er auf einen Ausweg, der dem einfachen Wachtmeister ein schönes Zeugnis darüber ausstellte, daß er von der Art, wie seine vorgesetzten Konzeptsbeamten unangenehme Akten behandelten, etwas gelernt hatte. Er setzte eine wichtige Miene auf und äußerte ernste Vermutungen, daß sich Ulrich nicht nur der Wachbeleidigung und Störung einer Amtshandlung schuldig gemacht habe, sondern gerade wenn man die Stellung bedenke, die er einzunehmen behaupte, auch unaufgeklärter, vielleicht politischer Umtriebe verdächtig sei, weshalb er sich damit vertraut zu machen habe, der politischen Abteilung des Polizeipräsidiiums übergeben zu werden.

So fuhr Ulrich wenige Minuten später in einem Wagen, den man ihm verstattet hatte, durch die Nacht dahin, einen wenig zu Gespräch geneigten Zivilschutzmann an seiner Seite. Als sie sich dem Polizeipräsidium näherten, sah der Verhaftete die Fenster des ersten Stockwerks festlich erleuchtet, denn es fand eine wichtige Sitzung beim obersten Chef noch zu später Stunde statt, das Haus war kein finsterner Stall, sondern glich einem Ministerium, und er atmete bereits eine vertrautere Luft. Er bemerkte auch bald, daß der Beamte vom Nachtdienst, dem er vorgeführt wurde, rasch den Unsinn erkannte, den das gereizte periphere Organ mit seiner Anzeige angerichtet hatte; dennoch schien es ihm ungemein unangezeigt zu sein, einen Menschen aus den Fängen der Gerechtigkeit zu entlassen, der die Unbekümmertheit besessen hatte, selbst in sie hineinzurennen. Auch der Beamte des Präsidiiums trug in seinem Gesicht eine eiserne Maschine und versicherte dem Gefangenen, daß seine Unüberlegtheit es äußerst schwer erscheinen lasse, eine Enthftung zu verantworten. Dieser hatte schon zweimal alles vorgebracht, was so günstig auf den Wachtmeister gewirkt hatte, aber dem höher stehenden Beamten gegenüber blieb das vergeblich, und Ulrich wollte seine Sache schon verlorengeden, als mit einemmal in das Gesicht seines Richters eine merkwürdige, fast glückliche Veränderung kam. Er betrachtete die Anzeige noch einmal genau, ließ sich Ulrichs Namen noch einmal vorsprechen, versicherte sich seiner Adresse und ersuchte ihn höflich, einen Augenblick zu warten, während er das Zimmer verließ. Es dauerte zehn Minuten, bis er wie ein Mensch wiederkam, der sich an etwas Angenehmes erinnert hat, und den Arrestanten nun schon auffallend höflich einlud, ihm zu folgen. An der Türe eines der erleuchteten Zimmer im oberen Stockwerk sagte er nichts weiter als «Der Herr Polizeipräsident wünscht Sie selbst zu sprechen», und im nächsten Augenblick stand Ulrich vor einem aus dem benachbarten Sitzungssaal gekommenen Herrn mit dem geteilten Backenbart, den er nun schon kannte. Er war entschlossen, seine Anwesenheit als einen Mißgriff des Reviers mit sanftem Vorwurf zu erklären, aber der Präsident kam ihm zuvor und begrüßte ihn mit den Worten: «Ein Mißverständnis, lieber Doktor, der Herr Kommissär hat mir schon alles erzählt. Trotzdem müssen wir Sie in eine kleine Strafe nehmen, denn → Er sah ihn bei diesen Worten schelmisch an (soweit schelmisch von einem höchsten Polizeibeamten überhaupt gesagt werden darf), als wolle er ihn selbst das Rätsel erraten lassen.

Ulrich erriet es jedoch durchaus nicht.

«Seine Erlaucht!» half der Präsident.

«Seine Erlaucht Graf Leinsdorf» fügte er hinzu «hat sich erst vor wenigen Stunden bei mir auf das lebhafteste nach Ihnen erkundigt.»

Ulrich begriff erst zur Hälfte. «Sie stehn nicht im Adreßbuch, Herr Doktor!» erläuterte der Präsident mit scherzhaftem Vorwurf, als wäre nur das Ulrichs Verbrechen.

Ulrich verbeugte sich, gemessen lächelnd.

«Ich nehme an, daß Sie morgen Seiner Erlaucht in einer Angelegenheit von großer öffentlicher Wichtigkeit Ihren Besuch machen müssen, und bringe es nicht über mich, Sie durch Einkerkering daran zu hindern.» So schloß der Herr der eisernen Maschine seinen kleinen Scherz.

Man darf annehmen, daß der Präsident die Verhaftung in jedem anderen Falle auch als unrecht empfunden hätte und daß der Kommissär, der sich zufällig des Zusammenhangs entsann, in dem Ulrichs Name wenige Stunden früher zum erstenmal in diesem Hause aufgetaucht war, dem Präsident den Vorfall genau so dargestellt hatte, wie ihn der Präsident zu diesem Zweck sehen mußte, so daß niemand willkürlich in den Lauf der Dinge eingegriffen hatte. Se. Erlaucht erfuhr übrigens niemals diesen Zusammenhang. Ulrich fühlte sich verpflichtet, ihm an dem Tag, der auf diesen Majestätsbeleidigungsabend folgte, seine Aufwartung zu machen, und wurde bei dieser Gelegenheit sofort ehrenamtlicher Sekretär der großen patriotischen Aktion. Graf Leinsdorf, wenn er den Zusammenhang gewußt hätte, würde nichts anderes gesagt haben können, als es sei wie durch ein Wunder geschehn.

[<]

## Rachel und Diotima

Kurz darauf fand bei Diotima die erste große Sitzung der vaterländischen Aktion statt.

Das Speisezimmer neben dem Salon war in ein Beratungszimmer umgewandelt worden. Der Eßtisch stand, auseinandergezogen und mit grünem Tuch beschlagen, in der Mitte des Raums. Bogen beinweißen Ministerpapiers und Bleistifte verschiedener Härte lagen vor jedem Platz. Die Anrichte war entfernt. Die Ecken des Raumes standen leer und streng. Die Wände waren ehrfürchtig kahl, bis auf ein Bild Seiner Majestät, das Diotima hingehängt hatte, und jenes einer Dame mit Schnürleib, das Herr Tuzzi als Konsul einst von irgendwo heimgebracht hatte, obgleich es ebensogut als das Bild einer Ahnin gelten durfte. Am liebsten hätte Diotima noch ein Kruzifix an das Kopfende des Tisches gestellt, aber Sektionschef Tuzzi hatte sie ausgelacht, ehe er aus Taktrücksichten an diesem Tag sein Haus verließ.

Denn die Parallelaktion sollte ganz privat beginnen. Keine Minister oder Amtsgrößen erschienen; auch jeder Politiker fehlte; das war Absicht; es sollten anfangs im engsten Kreis nur selbstlose Diener des Gedankens versammelt werden. Der Gouverneur der Staatsbank, die Herren von Holtzkopf und Baron Wisnieccky, einzelne Damen des hohen Adels, bekannte Personen des bürgerlichen Wohlfahrtswesens und getreu dem gräflich Leinsdorfschen Grundsatz «Besitz und Bildung» Vertreter der Hochschulen, der Kunstvereinigungen, der Industrie, des bodenständigen Hausbesitzes und der Kirche wurden erwartet. Die Regierungsstellen hatten unauffällige junge Beamte mit ihrer Vertretung beauftragt, die gesellschaftlich in diesen Kreis paßten und das Vertrauen ihrer Chefs genossen. Diese Zusammensetzung entsprach den Wünschen des Grafen Leinsdorf, der ja an eine ohne Zwang aus der Mitte des Volks aufsteigende Kundgebung dachte, aber nach dem Erlebnis mit den Punkten es doch auch als große Beruhigung empfand, zu wissen, mit wem man es dabei zu tun habe.

Die kleine Kammerzofe Rachel (ihr Name wurde von ihrer Herrin etwas frei als Rachelle ins Französische übersetzt) war schon seit sechs Uhr morgens auf den Beinen. Sie hatte den großen Eßtisch aufgeschlagen, zwei Kartentische daran geschoben, grünes Tuch aufgespannt, staubte nun besonders gut ab und vollzog jede dieser lästigen Tätigkeiten in heller Begeisterung. Am Abend vorher hatte Diotima zu ihr gesagt «Morgen wird bei uns vielleicht Weltgeschichte gemacht!» und Rachel brannte am ganzen Körper vor Glück, Hausgenossin eines solchen Ereignisses zu sein, was sehr für dieses Ereignis sprach, denn Rachels Körper unter dem schwarzen Kleidchen war entzückend wie Meißner Porzellan.

Rachel war neunzehn Jahre alt und glaubte an Wunder. Sie war in einer häßlichen Hütte in Galizien geboren worden, wo an dem Türpfosten der Thorastreifen hing und der Fußboden Spalten hatte, durch die Erde heraufquoll. Sie war verflucht und zur Türe hinausgestoßen worden. Die Mutter hatte eine hilflose Miene dazu gemacht, und die Geschwister hatten mit ängstlichen Gesichtern gegrinst. Sie war bettelnd auf den Knien gelegen, und die Scham hatte ihr das Herz gewürgt, aber nichts hatte ihr geholfen. Ein gewissenloser Bursche hatte sie verführt; sie wußte nicht mehr, wie; sie hatte bei fremden Leuten gebären müssen und dann das Land verlassen. Und Rachel war gereist; unter dem schmutzigen Holzkasten, in dem sie fuhr, rollte die Verzweiflung mit; leergeweint, sah sie die Hauptstadt, zu der sie, von irgendeinem Instinkt getrieben, flüchtete,

nur wie eine große Feuerwand vor sich, in die sie sich stürzen wollte, um zu sterben. Aber, o echtes Wunder, diese Wand teilte sich und nahm sie auf; seither war Rachel nie anders zumute gewesen, als lebte sie im Innern einer goldenen Flamme. Der Zufall hatte sie in das Haus Diotimas geführt, und diese hatte es sehr natürlich gefunden, daß man aus einem galizischen Elternhaus entliefe, wenn man dadurch zu ihr gekommen war. Sie erzählte der Kleinen, nachdem sie vertraut geworden waren, zuweilen von den berühmten und hochgestellten Menschen, die in dem Hause verkehrten, wo «Rachelle» die Ehre genoß, dienen zu dürfen; und selbst von der Parallelaktion hatte sie ihr schon einiges anvertraut, weil es eine Freude war, sich an Rachels Augensternen zu weiden, die bei jeder Mitteilung flammten und goldenen Spiegeln glichen, die das Bild der Herrin strahlend zurückwarfen.

Denn die kleine Rachel war zwar wegen eines gewissenlosen Burschen von ihrem Vater verflucht worden, aber sie war trotzdem ein ehrbares Mädchen und liebte einfach alles an Diotima: das weiche, dunkle Haar, das sie morgens und abends bürsten durfte, die Kleider, in die sie hineinhalf, die chinesischen Lackarbeiten und geschnitzten indischen Tischchen, die umherliegenden fremdsprachigen Bücher, von denen sie kein Wort verstand, sie liebte auch Herrn Tuzzi und neuestens den Nabob, der schon am zweiten Tag nach seiner Ankunft – sie machte den ersten daraus – ihre gnädige Frau besucht hatte; Rachel hatte ihn im Vorzimmer in so heller Begeisterung angestarrt wie den Heiland der Christen, der aus seinem goldenen Schrank gestiegen ist, und das einzige, was sie verdroß, war, daß er seinen Soliman nicht mitgebracht hatte, um ihrer Herrin aufzuwarten.

Aber heute, in der Nachbarschaft eines solchen Weltereignisses, war sie überzeugt, daß sich auch für sie etwas ereignen müsse, und sie nahm an, daß diesmal wahrscheinlich Soliman in Gesellschaft seines Herrn kommen werde, wie es die Feierlichkeit des Geschehens erforderte. Diese Erwartung war jedoch keineswegs die Hauptsache, sondern nur die gehörige Verwicklung, der Knoten oder die Intrige, die in keinem der Romane fehlten, mit denen Rachel sich erzog. Denn Rachel durfte die Romane lesen, welche Diotima weglegte, so wie sie auch die Wäsche für sich zurechtschneiden durfte, welche Diotima nicht mehr trug. Rachel schneiderte und las geläufig, das war ihr jüdisches Erbgut, aber wenn sie einen Roman in der Hand hatte, den ihr Diotima als großes Kunstwerk bezeichnete, – und solche las sie am liebsten –, dann verstand sie die Geschehnisse natürlich nur so, wie man einem lebhaften Vorgang aus großer Entfernung oder in einem fremden Land zusieht; sie wurde von der ihr unverständlichen Bewegung beschäftigt, ja ergriffen, ohne etwas dareinreden zu können, und das liebte sie überaus. Wenn man sie über die Straße schickte oder vornehmer Besuch ins Haus kam, genoß sie in der gleichen Weise die große und aufregende Gebärde einer Kaiserstadt, eine weit über allen Begriff gehende Fülle von glänzenden Einzelheiten, an denen sie einfach dadurch teil hatte, daß sie sich auf einem bevorzugten Platz in ihrer Mitte befand. Sie wollte das gar nicht besser verstehen; ihre elementare jüdische Vorbildung, die klugen Sprüche ihres Elternhauses hatte sie aus Zorn vergessen und bedurfte ihrer so wenig, wie eine Blume Löffel und Gabel braucht, um sich mit den Säften des Bodens und der Luft zu nähren.

So nahm sie jetzt noch einmal alle Bleistifte zusammen und steckte ihre gleißenden Spitzen vorsichtig in die kleine Maschine, die an der Tischecke stand und so vollkommen das Holz schälte, wenn man an ihrer Kurbel drehte, daß bei der Wiederholung des Vorgangs nicht ein Fäserchen mehr abfiel; dann legte sie die Bleistifte wieder zu den samtweichen Papierbogen zurück, drei von verschiedener Art neben jeden, und dachte daran, daß diese vollkommene Maschine, die sie bedienen durfte, aus dem Ministerium des Äußern und des kaiserlichen Hauses stammte, denn ein Diener hatte sie gestern am Abend von dort gebracht und auch die Bleistifte

und das Papier. Es war inzwischen sieben Uhr geworden; Rachel warf schnell einen Generalsblick über alle Einzelheiten der Ordnung und eilte aus dem Zimmer, um Diotima zu wecken, denn eine Viertelstunde nach zehn Uhr war schon die Sitzung angesetzt, und Diotima war nach dem Weggang des Herrn noch ein wenig im Bett geblieben.

Diese Morgen mit Diotima waren eine besondere Freude Rachels. Das Wort Liebe bezeichnet das nicht; eher das Wort Verehrung, wenn man es sich in seinem ganzen Sinn vergegenwärtigt, wo die übertragene Ehre einen Menschen dermaßen durchdringt, daß er bis ins Innerste von ihr erfüllt und geradezu von seinem eigenen Platz in sich weggedrängt wird. Rachel besaß seit ihrem heimatlichen Abenteuer ein kleines Mädchen, das jetzt anderthalb Jahre alt war, und führte einer Pflegemutter pünktlich an jedem ersten Sonntag im Monat einen großen Teil ihres Lohnes ab, wobei sie dann auch ihre Tochter sah; aber obwohl sie ihre Pflicht als Mutter nicht versäumte, erblickte sie darin nur eine in der Vergangenheit verwirkte Strafe, und ihre Empfindungen waren wieder die eines Mädchens geworden, dessen keuscher Körper noch nicht von der Liebe geöffnet ist. Sie trat an Diotimas Bett, und ihr Auge glitt, anbetend wie ein Bergsteiger den Schneegipfel erblickt, der aus dem Morgendunkel ins erste Blau steigt, über deren Schulter, ehe sie die perlmutterzarte Wärme der Haut mit den Fingern berührte. Dann kostete sie von dem fein verwickelten Geruch der Hand, die schläfrig unter der Decke hervorkam, um sich küssen zu lassen, und nach Schmuckwässern des Vortags roch, aber auch nach den Dünsten der Nachtruhe; hielt den Morgenpantoffel dem suchenden nackten Fuß entgegen und empfing den erwachenden Blick. Es wäre aber die sinnliche Berührung mit dem großartigen Frauenkörper beiweitem nicht so schön für sie gewesen, würde sie nicht völlig durchstrahlt worden sein von der moralischen Bedeutung Diotimas.

«Hast du für Seine Erlaucht den Stuhl mit den Armlehnen hingestellt? An meinen Platz die kleine silberne Glocke? Auf den Platz des Schriftführers zwölf Bogen Papier gelegt? Und sechs Bleistifte, Rachele, sechs, nicht bloß drei, am Platz des Schriftführers?» sagte Diotima diesmal. Rachel zählte bei jeder dieser Fragen innerlich noch einmal an den Fingern alles ab, was sie getan hatte, und erschrak heftig vor Ehrgeiz, als stünde ein Leben auf dem Spiel. Ihre Herrin hatte einen Morgenrock umgeworfen und begab sich ins Beratungszimmer. Ihre Art, «Rachele» zu erziehen, bestand darin, daß sie diese bei allem, was sie tat oder unterließ, daran erinnerte, man dürfe es nie bloß als seine persönliche Angelegenheit betrachten, sondern müsse an die allgemeine Bedeutung denken. Zerschlug Rachel ein Glas, so erfuhr «Rachele», daß der Schaden an sich ganz bedeutungslos sei, daß aber das durchsichtige Glas ein Symbol der alltäglichen kleinen Pflichten bedeute, die das Auge kaum noch wahrnehme, weil es sich gerne auf Höheres richte, denen man indes gerade darum besondere Aufmerksamkeit widmen müsse –; und Rachel konnten bei solcher ministeriell höflichen Behandlung die Tränen in die Augen treten, vor Reue und Glück, während sie die Scherben zusammenfegte. Die Köchinnen, von denen Diotima korrektes Denken und Erkenntnis begangener Fehler verlangte, hatten schon oft gewechselt, seit Rachel im Dienst war, aber Rachel liebte diese wundervollen Phrasen von ganzem Herzen, so wie sie den Kaiser, die Begräbnisse und die strahlenden Kerzen im Dunkel der katholischen Kirchen liebte. Hie und da log sie, um sich aus einer Patsche zu ziehen, aber sie kam sich danach sehr schlecht vor; ja sie liebte vielleicht sogar kleine Lügen, weil sie dabei im Vergleich mit Diotima ihre ganze Schlechtigkeit fühlte, gestattete sich das aber gewöhnlich nur dann, wenn sie etwas Falsches heimlich schnell noch in Wahrheit umwandeln zu können hoffte.

Wenn ein Mensch zu einem anderen derart in allem und jedem aufblickt, kommt es vor, daß ihm sein Körper geradezu entzogen wird und wie ein kleiner Meteorit in die Sonne des anderen Körpers stürzt. Diotima hatte nichts auszusetzen gefunden und ihre kleine Dienerin freundlich auf

die Schulter geklopft; dann begaben sie sich in die Badestube und begannen die Toilette für den großen Tag. Wenn Rachel das warme Wasser mischte, Seife schäumen ließ oder mit dem Frottiertuch Diotimas Körper so dreist abtrocknen durfte, als wäre es ihr eigener Körper, so machte ihr das viel mehr Vergnügen, als wenn es wirklich bloß ihr eigener Körper gewesen wäre. Der kam ihr nichtig und vertrauensunwürdig vor, es lag ihr ferne, auch nur vergleichsweise an ihn zu denken, ihr war, wenn sie die statuenhafte Fülle Diotimas berührte, zumute wie einem Bauernlümmel von Rekrut, der einem strahlend schönen Regiment angehört.

So wurde Diotima für den großen Tag gewappnet.

[<]

42

## Die große Sitzung

Als die letzte Minute zur bestimmten Stunde hinüberschwang, erschien Graf Leinsdorf in Begleitung Ulrichs. Rachel, die schon glühte, weil bis dahin ununterbrochen Gäste gekommen waren, denen sie öffnen und aus den Kleidern helfen mußte, erkannte diesen sofort wieder und nahm befriedigt zur Kenntnis, daß auch er kein beliebiger Besucher gewesen sei, sondern ein Mann, den bedeutungsvolle Zusammenhänge in das Haus ihrer Herrin geführt hatten, wie sich jetzt zeigte, da er in Gesellschaft Sr. Erlaucht wiederkam. Sie flatterte an die Zimmertüre, die sie feierlich öffnete, und hockte sich danach vor dem Schlüsselloch hin, um zu erfahren, was nun vor sich gehen werde. Es war ein breites Schlüsselloch, und sie sah das rasierte Kinn des Gouverneurs, die violette Halsbinde des Prälaten Nedomansky sowie die goldene Säbelquaste des Generals Stumm von Bordwehr, den das Kriegsministerium entsandt hatte, obgleich es eigentlich nicht eingeladen worden war; es hatte trotzdem in einer Zuschrift an den Grafen Leinsdorf erklärt, daß es bei einer so «hochpatriotischen Angelegenheit» nicht fehlen wolle, wenn es auch mit ihrem Ursprung und zu gewärtigenden Verlauf nicht unmittelbar zu tun habe. Das hatte Diotima aber vergessen, Rachel mitzuteilen, und so war diese durch die Anwesenheit eines Offiziers bei der Besprechung sehr erregt, konnte aber vorläufig von den Dingen, die im Zimmer vor sich gingen, nichts weiter herausbringen.

Diotima hatte unterdessen Se. Erlaucht empfangen und für Ulrich nicht viel Aufmerksamkeit gezeigt, denn sie stellte die Anwesenden vor und präsentierte Sr. Erlaucht als ersten Dr. Paul Arnheim, wobei sie erklärte, daß ein glücklicher Zufall diesen berühmten Freund ihres Hauses hergeführt habe, und wenn er auch als Ausländer nicht beanspruchen dürfe, in aller Form an den Sitzungen teilzunehmen, so bäte sie doch, ihn ihr persönlich als Ratgeber zu lassen; denn – und hier fügte sie sofort eine sanfte Drohung an – seine großen Erfahrungen und Beziehungen auf international kulturellem Gebiet und in den Zusammenhängen dieser Fragen mit denen der Wirtschaft seien für sie eine unschätzbare Stütze, und sie habe bisher allein darüber berichten müssen und würde wohl auch in Zukunft nicht so bald ersetzt werden können und sei sich trotzdem ihrer ungenügenden Kraft nur zu sehr bewußt.

Graf Leinsdorf sah sich überfallen und mußte sich zum erstenmal seit dem Beginn ihrer Beziehungen über eine Taktlosigkeit seiner bürgerlichen Freundin wundern. Auch Arnheim fühlte sich betreten, wie ein Souverän, dessen Einzug nicht gebührend geordnet worden ist, denn er war fest überzeugt gewesen, daß Graf Leinsdorf von seiner Einladung wisse und sie gebilligt

habe. Aber Diotima, deren Gesicht in diesem Augenblick rot und eigensinnig aussah, ließ nicht locker, und wie alle Frauen, die in Fragen der Ehemoral ein zu reines Gewissen haben, vermochte sie eine unausstehliche weibliche Zudringlichkeit zu entwickeln, wenn es sich um eine ehrbare Angelegenheit handelte.

Sie war damals bereits verliebt in Arnheim, der in der Zwischenzeit einigemal bei ihr gewesen war, aber in ihrer Unerfahrenheit hatte sie keine Ahnung von der Natur ihres Gefühls. Sie besprachen miteinander, was eine Seele bewegt, die zwischen Fußsohle und Haarwurzel das Fleisch adelt und die wirren Eindrücke der Zivilisation in harmonische Geistesschwingungen verwandelt. Aber auch das war schon viel, und weil Diotima an Vorsicht gewöhnt und zeitlebens bedacht gewesen war, sich niemals bloßzustellen, kam ihr diese Vertraulichkeit zu plötzlich vor, und sie mußte sehr große Gefühle mobilisieren, geradezu schlechthin große, und wo findet man die am ehesten? Dort, wohin alle Welt sie verlegt: im historischen Geschehen. Die Parallelaktion war für Diotima und Arnheim sozusagen die Verkehrsinsel in ihrem anschwellenden seelischen Verkehr; sie betrachteten es als ein besonderes Schicksal, was sie in einem so wichtigen Augenblick zusammengeführt hatte, und es gab zwischen ihnen nicht die kleinste Meinungsverschiedenheit darüber, daß das große vaterländische Unternehmen eine ungeheure Gelegenheit und Verantwortung für geistige Menschen sei. Auch Arnheim sagte das, obschon er niemals anzufügen vergaß, daß es dabei in erster Linie auf starke, im Wirtschaftlichen ebenso wie im Bereich der Ideen erfahrene Menschen ankäme und dann erst auf den Umfang der Organisation. So hatte sich in Diotima die Parallelaktion untrennbar mit Arnheim verknotet, und die Vorstellungsleere, die anfangs mit diesem Unternehmen verbunden gewesen war, hatte einer reichen Fülle Platz gemacht. Es rechtfertigte sich die Erwartung, daß der Schatz von Gefühl, der im Österreichertum ruhe, durch preußische Gedankenzucht gekräftigt werden könne, auf das glücklichste, und so stark waren diese Eindrücke, daß die korrekte Frau kein Empfinden für den Gewaltstreich hatte, den sie unternahm, als sie Arnheim einlud, der gründenden Sitzung beizuwohnen. Nun war es zu spät, um sich eines anderen zu besinnen; aber Arnheim, der diesen Zusammenhang ahnend begriff, fand in ihm etwas wesentlich Versöhnliches, so unwillig ihn auch die Lage machte, in die er gebracht worden war, und Se. Erlaucht war im Grunde seiner Freundin viel zu wohlgesinnt, um seinem Erstaunen einen schärferen als den unwillkürlichen Ausdruck zu geben; er schwieg zu Diotimas Erklärung, und nach einer peinlichen kleinen Pause reichte er Dr. Arnheim liebenswürdig die Hand, wobei er ihn in der höflichsten und schmeichelhaftesten Weise so willkommen hieß, wie er es war. Von den andern Anwesenden hatten wohl die meisten den kleinen Auftritt bemerkt, und sie wunderten sich auch, soweit sie wußten, wer er war, über Arnheims Gegenwart, aber unter wohlgezogenen Menschen setzt man voraus, daß alles einen guten Grund habe, und es gilt als schlechte Lebensart, neugierig nach ihm zu forschen.

Inzwischen hatte Diotima ihre bildhafte Ruhe wiedergefunden, eröffnete nach einigen Augenblicken die Sitzung und bat Se. Erlaucht, ihrem Hause die Ehre anzutun, darin den Vorsitz zu übernehmen.

Se. Erlaucht hielt eine Ansprache. Er hatte sie schon tagelang vorbereitet, und der Charakter seines Denkens war ein viel zu fester, als daß er vermocht hätte, im letzten Augenblick daran etwas zu ändern; er konnte nur gerade noch die unverhohlenen Anspielungen auf das preußische Zündnadelsystem (das im Jahre sechsundsechzig den österreichischen Vorderladern heimtückisch zugekommen war) mildern. «Was uns zusammengeführt hat,» sagte Graf Leinsdorf «ist die Übereinstimmung darin, daß eine machtvolle, aus der Mitte des Volks aufsteigende Kundgebung nicht dem Zufall überlassen bleiben darf, sondern eine weit



vorausblickende und von einer Stelle, die einen weiten Überblick hat, also von oben kommende Einflußnahme erfordert. Seine Majestät, unser geliebter Kaiser und Herr, wird im Jahre 1918 das hochseltene Fest seiner 70jährigen segensreichen Thronbesteigung feiern; so Gott will in jener Rüstigkeit und Frische, die wir an ihm zu bewundern gewohnt sind. Wir sind sicher, daß dieses Fest von den dankbaren Völkern Österreichs in einer Weise begangen werden wird, die der Welt nicht nur unsere tiefe Liebe zeigen soll, sondern auch, daß die österreichisch-ungarische Monarchie fest wie ein Felsen um ihren Herrscher geschart steht.» Hier schwankte Graf Leinsdorf, ob er etwas von den Zerfallserscheinungen erwähnen solle, denen dieser Fels selbst bei einer gemeinsamen Feier des Kaisers und Königs ausgesetzt war; denn man mußte dabei mit dem Widerstande Ungarns rechnen, das nur einen König anerkannte. Se. Erlaucht hatte darum ursprünglich von zwei Felsen sprechen wollen, die fest geschart standen. Aber auch das drückte sein österreichisch-ungarisches Staatsgefühl noch nicht richtig aus.

Dieses österreichisch-ungarische Staatsgefühl war ein so sonderbar gebautes Wesen, daß es fast vergeblich erscheinen muß, es einem zu erklären, der es nicht selbst erlebt hat. Es bestand nicht etwa aus einem österreichischen und einem ungarischen Teil, die sich, wie man dann glauben könnte, ergänzten, sondern es bestand aus einem Ganzen und einem Teil, nämlich aus einem ungarischen und einem österreichisch-ungarischen Staatsgefühl, und dieses zweite war in Österreich zu Hause, wodurch das österreichische Staatsgefühl eigentlich vaterlandslos war. Der Österreicher kam nur in Ungarn vor, und dort als Abneigung; daheim nannte er sich einen Staatsangehörigen der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie, was das gleiche bedeutet wie einen Österreicher mehr einem Ungarn weniger diesen Ungarn, und er tat das nicht etwa mit Begeisterung, sondern einer Idee zuliebe, die ihm zuwider war, denn er konnte die Ungarn ebensowenig leiden wie die Ungarn ihn, wodurch der Zusammenhang noch verwickelter wurde. Viele nannten sich deshalb einfach einen Tschechen, Polen, Slowenen oder Deutschen, und damit begannen jener weitere Zerfall und jene bekannten «unliebsamen Erscheinungen innerpolitischer Natur», wie sie Graf Leinsdorf nannte, die nach ihm «das Werk unverantwortlicher, unreifer, sensationslüsterner Elemente» waren, die in der politisch zu wenig geschulten Masse der Bewohner nicht die nötige Zurückweisung fanden. Nach diesen Andeutungen, über deren Gegenstand seither viele kenntnisreiche und gescheite Bücher geschrieben worden sind, wird man gerne die Versicherung entgegennehmen, daß weder an dieser Stelle noch in der Folge der glaubwürdige Versuch unternommen werden wird, ein Historienbild zu malen und mit der Wirklichkeit in Wettbewerb zu treten. Es genügt vollauf, wenn man bemerkt, daß die Geheimnisse des Dualismus (so lautete der Fachausdruck) mindestens ebenso schwer einzusehen waren wie die der Trinität; denn mehr oder minder überall gleicht der historische Prozeß einem juridischen mit hundert Klauseln, Anhängseln, Vergleichen und Verwahrungen, und nur darauf sollte die Aufmerksamkeit gelenkt werden. Ahnungslos lebt und stirbt der gewöhnliche Mensch zwischen ihnen, aber ganz und gar zu seinem Heil, denn wenn er sich darüber Rechenschaft geben wollte, in was für einen Prozeß, mit welchen Anwälten, Spesen und Motiven er verstrickt ist, könnte ihn wahrscheinlich in jedem Staat der Verfolgungswahnsinn packen. Das Verständnis der Wirklichkeit ist ausschließlich eine Sache für den historisch-politischen Denker. Für ihn folgt die Gegenwart auf die Schlacht bei Mohács oder bei Lietzen wie der Braten auf die Suppe, er kennt alle Protokolle und hat in jedem Augenblick das Gefühl einer prozessual begründeten Notwendigkeit; und ist er gar wie Graf Leinsdorf ein aristokratischer politisch-historisch geschulter Denker, dessen Großväter, Schwert- und Spindelmagen selbst an den Vorverhandlungen mitwirkten, so ist das Ergebnis für ihn glatt wie eine aufsteigende Linie zu überblicken.

Darum hatte sich Se. Erlaucht Graf Leinsdorf vor der Sitzung gesagt: «Wir dürfen nicht

vergessen, daß der hochherzige Entschluß Sr. Majestät, dem Volk ein gewisses Mitbestimmungsrecht in seinen Angelegenheiten zu schenken, noch nicht so lange her ist, daß auch schon überall jene politische Reife hätte eintreten können, welche in jeder Hinsicht des von höchster Stelle großmütig entgegengebrachten Vertrauens würdig erscheint. Man wird also nicht, wie das mißgünstige Ausland, in solchen an sich verdammungswürdigen Erscheinungen, wie wir sie leider mitmachen, ein greisenhaftes Zeichen der Auflösung zu erblicken haben, sondern weit eher ein Zeichen noch nicht reifer, darum unverwüstlicher Jugendkraft des österreichischen Volks!» Und daran hatte er auch in der Sitzung mahnen wollen, aber weil Arnheim dabei war, sagte er nicht alles, was er sich ausgedacht hatte, sondern begnügte sich mit einem an die Unkenntnis des Auslandes von den wahren österreichischen Verhältnissen und die Überschätzung gewisser unliebsamer Erscheinungen gerichteten Wink. «Denn» so schloß Se. Erlaucht «wenn wir einen nicht zu übersehenden Hinweis auf unsere Kraft und Einigkeit wünschen, so tun wir dies durchaus auch im internationalen Interesse, da ein glückliches Verhältnis innerhalb der europäischen Staatenfamilie auf gegenseitigem Respekt und Achtung vor der Macht des anderen beruht.» Er wiederholte dann nur noch einmal, daß eine solche urwüchsige Kraftleistung wirklich aus der Mitte des Volks kommen und deshalb von oben geleitet werden müsse, wozu die Wege zu finden, eben diese Versammlung berufen sei. Wenn man sich erinnert, daß dem Grafen Leinsdorf vor kurzem noch nicht mehr als eine Reihe von Namen eingefallen war, wozu er von außen bloß den Gedanken eines österreichischen Jahrs empfing, so wird man einen großen Fortschritt verzeichnen, obgleich Se. Erlaucht nicht einmal alles aussprach, was er gedacht hatte.

Nach dieser Rede ergriff Diotima das Wort, um die Absichten des Vorsitzenden zu erläutern. Die große patriotische Aktion, erklärte sie, müsse ein großes Ziel finden, das, wie Se. Erlaucht gesagt habe, aus der Mitte des Volks aufsteigt. «Wir, die heute zum erstenmal Versammelten, fühlen uns nicht berufen, dieses Ziel schon festzusetzen, sondern wir sind vorerst nur zusammengetreten, damit wir eine Organisation schaffen, welche die Bildung von Vorschlägen, die zu diesem Ziel führen, in die Wege leiten soll.» Mit diesen Worten eröffnete sie die Diskussion.

Zunächst trat Schweigen ein. Sperre Vögel von verschiedener Herkunft und Sprache, die nicht wissen, was ihnen bevorsteht, in einen gemeinsamen Käfig, dann schweigen sie im ersten Augenblick genau so.

Endlich erbat sich ein Professor das Wort; Ulrich kannte ihn nicht, Se. Erlaucht hatte diesen Herrn wohl im letzten Augenblick durch seinen Privatsekretär einladen lassen. Er sprach vom Weg der Geschichte. Wenn wir vor uns blicken – sagte er –: eine undurchsichtige Wand! Wenn wir links und rechts blicken: ein Übermaß wichtiger Geschehnisse, ohne erkennbare Richtung! Er führe bloß einiges an: Den augenblicklichen Konflikt mit Montenegro. Die schweren Kämpfe, welche die Spanier in Marokko zu bestehen hätten. Die Obstruktion der Ukrainer im österreichischen Reichsrat. Wenn man aber zurückblickt, ist wie durch eine wunderbare Fügung alles Ordnung und Ziel geworden ... Darum, wenn er so sagen dürfe: wir erleben in jedem Augenblick das Geheimnis einer wunderbaren Führung. Und er begrüße es als einen großen Gedanken, einem Volk sozusagen die Augen dafür zu öffnen, es einen bewußten Blick in die Vorsehung tun zu lassen, indem man es auffordert, in einem bestimmten Fall von besonderer Erhabenheit ... Nur das habe er sagen wollen. Es sei nämlich so, wie man ja auch in der zeitgenössischen Pädagogik den Schüler mit dem Lehrer gemeinsam arbeiten lasse, statt ihm fertige Ergebnisse vorzusetzen.

Die Versammlung sah versteint vor sich hin, freundlich auf das grüne Tischtuch; selbst der Prälat, der den Erzbischof vertrat, hatte bei dieser geistlichen Laienleistung nur die gleiche

höflich abwartende Haltung wie die Ministerialen bewahrt, ohne die kleinste Kundgebung herzlicher Übereinstimmung seinem Gesicht entschlüpfen zu lassen. Man schien ein Gefühl zu haben, wie wenn unerwartet auf der Straße jemand laut und zu allen zu sprechen beginnt; alle, auch die, welche eben an gar nichts dachten, fühlen dann plötzlich, daß sie zu ernsten, sachlichen Zwecken unterwegs sind oder daß mit der Straße Mißbrauch getrieben wird. Der Professor hatte, während er sprach, mit Befangenheit zu kämpfen gehabt, gegen die er seine Worte abgerissen und bescheiden durchpreßte, als verschlüge ihm Wind den Atem; nun aber wartete er, ob ihm Antwort werde, und zog diese Wartehaltung auf dem Gesicht nicht ohne Würde wieder ein.

Es wirkte auf alle gleich einer Rettung, als sich nach diesem Zwischenfall der Vertreter der kaiserlichen Zivilkanzlei rasch zum Wort meldete und der Versammlung eine Übersicht der Stiftungen und Widmungen gab, die im Jubiläumsjahr aus Allerhöchster Privatschatulle zu gewärtigen sein würden. Es begann mit der Zuwendung für den Bau einer Wallfahrtskirche und einer Stiftung zur Unterstützung unbemittelter Kooperatoren, dann marschierten die Veteranenvereine Erzherzog Karl und Radetzky, die Kriegerwitwen und -waisen aus den Feldzügen 66 und 78 auf, es kamen ein Fonds zur Unterstützung ausgedienter Unteroffiziere und die Akademie der Wissenschaften, und so ging es weiter; diese Listen hatten nichts Aufregendes an sich, sondern ihren festen Ablauf und gewohnten Platz bei allen öffentlichen Äußerungen des Allerhöchsten Wohlwollens. Als sie herabgelassen waren, stand denn auch gleich eine Frau Fabrikant Weghuber auf, die eine um das Wohltätigkeitswesen sehr verdiente Dame war, völlig unzugänglich der Vorstellung, daß es etwas Wichtigeres geben könne als die Gegenstände ihrer Sorgen, und sie trat mit dem Vorschlag einer «Groß-Österreichischen-Franz-Josefs-Suppenanstalt» an die Versammlung heran, die mit Zustimmung zuhörte. Nur bemerkte der Vertreter des Ministeriums für Kultus und Unterricht, daß auch bei seiner Behörde eine gewissermaßen ähnliche Anregung eingelaufen sei, nämlich ein Monumentalwerk «Kaiser Franz Josef I. und seine Zeit» herauszugeben. Aber nach diesem glücklichen Anlauf trat wieder Schweigen ein, und die meisten der Anwesenden fühlten sich in eine peinliche Lage gebracht.

Wenn man sie am Herweg gefragt hätte, ob sie wüßten, was geschichtliche, große oder dergleichen Ereignisse seien, würden sie das gewiß bejaht haben, doch gegenüber der gespannten Zumutung, ein solches Ereignis zu erfinden, war ihnen allmählich flau zumute geworden, und es regte sich so etwas wie das Murren einer sehr natürlichen Natur in ihnen.

In diesem gefährlichen Augenblick unterbrach die taksichere Diotima, die Erfrischungen vorbereitet hatte, die Sitzung.

[<]

43

Erste Begegnung Ulrichs mit dem großen Mann In der Weltgeschichte geschieht nichts Unvernünftiges, aber Diotima stellt die Behauptung auf, das wahre Österreich sei die ganze Welt

In der Pause bemerkte Arnheim: Je umfassender die Organisation sei, desto weiter würden die Vorschläge auseinander gehen. Dies sei ein Kennzeichen der nur auf den Verstand aufgebauten gegenwärtigen Entwicklung. Aber gerade deshalb stelle es einen ungeheuren Vorsatz dar, ein ganzes Volk zu zwingen, daß es sich auf den Willen, die Eingebung und das Wesentliche

besinne, welches tiefer als der Verstand liege. Ulrich antwortete mit der Frage, ob er denn glaube, daß aus dieser Aktion etwas entstehen werde?

«Ohne Zweifel;» erwiderte Arnheim «große Geschehnisse sind immer der Ausdruck einer allgemeinen Lage!» Diese sei heute gegeben; und schon die Tatsache, daß eine Zusammenkunft wie die heutige irgendwo möglich gewesen sei, beweise ihre tiefe Notwendigkeit.

Da sei aber etwas schwer zu Unterscheidendes dabei, meinte Ulrich. «Etwa angenommen, der Komponist des letzten Operettenwelterfolgs wäre ein Intrigant und würde sich zum Weltpräsidenten aufwerfen, was doch bei seiner ungeheuren Beliebtheit im Bereich des Möglichen läge: wäre dies nun ein Sprung in der Geschichte oder ein Ausdruck der geistigen Lage?»

«Das ist ganz unmöglich!» sagte Dr. Arnheim ernst. «Ein solcher Komponist kann weder ein Intrigant noch ein Politiker sein; es ließe sich sein komisch-musikalisches Genie sonst nicht begreifen, und in der Weltgeschichte geschieht nichts Unvernünftiges.»

«In der Welt aber doch so viel?»

«In der Weltgeschichte niemals!»

Arnheim war sichtlich nervös. In der Nähe standen Diotima und Graf Leinsdorf in lebhaft leisem Gespräch. Se. Erlaucht hatte der Freundin nun doch sein Erstaunen darüber ausgedrückt, bei diesem ausnehmend österreichischen Anlaß einen Preußen zu treffen. Er hielt es schon aus Taktgründen für gänzlich ausgeschlossen, daß ein Staatsfremder in der Parallelaktion eine führende Rolle spielen könne, obgleich Diotima auf den vorzüglichen und beruhigenden Eindruck hinwies, den solche Freiheit von politischem Eigennutz auf das Ausland ausüben müsse. Da änderte sie aber ihre Kampfweise und vergrößerte überraschend ihren Plan. Sie sprach vom Takt der Frau, der eine Gefühlssicherheit sei und sich zu innerst an die Vorurteile der Gesellschaft nicht kehre. Se. Erlaucht solle nur einmal auf diese Stimme hören. Arnheim sei ein Europäer, ein in ganz Europa bekannter Geist; und gerade weil er kein Österreicher sei, beweise man durch seine Teilnahme, daß der Geist als solcher in Österreich eine Heimat habe, und plötzlich stellte sie die Behauptung auf, das wahre Österreich sei die ganze Welt. Die Welt, erläuterte sie, werde nicht eher Beruhigung finden, als die Nationen in ihr so in höherer Einheit leben wie die österreichischen Stämme in ihrem Vaterland. Ein Größer-Österreich, ein Weltösterreich, darauf habe sie in diesem glücklichen Augenblick Se. Erlaucht gebracht, das sei die krönende Idee, die der Parallelaktion bisher gefehlt habe. – Hinreißend, pazifistisch gebietend stand die schöne Diotima vor ihrem erlauchten Freund. Graf Leinsdorf konnte sich noch nicht entschließen, seine Einwände aufzugeben, aber er bewunderte wieder einmal den flammenden Idealismus und die Weite des Blicks dieser Frau und erwog, ob es nicht doch vorteilhafter wäre, Arnheim ins Gespräch zu ziehen, als gleich auf so folgenschwere Anregungen zu antworten.

Arnheim war unruhig, weil er dieses Gespräch witterte, ohne es beeinflussen zu können. Er und Ulrich wurden von Neugierigen umgeben, welche die Person des Krösus angezogen hatte, und Ulrich sagte gerade: «Es gibt mehrere tausend Berufe, in denen die Menschen aufgehen; dort steckt ihre Klugheit. Wenn man aber das allgemein Menschliche und allen Gemeinsame von ihnen verlangt, so kann eigentlich nur dreierlei übrigbleiben: die Dummheit, das Geld oder höchstens ein wenig religiöse Erinnerung!» «Ganz richtig, die Religion!» schaltete Arnheim nachdrücklich ein und fragte Ulrich, ob er denn glaube, daß sie schon völlig und bis auf die Wurzeln verschwunden sei? – Er hatte das Wort Religion so laut betont, daß Graf Leinsdorf es hören mußte.

Se. Erlaucht schien inzwischen mit Diotima einen Ausgleich geschlossen zu haben, denn geführt von der Freundin näherte er sich jetzt der Gruppe, die sich taktvoll auflöste, und sprach Dr. Arnheim an.

Ulrich sah sich mit einemmal allein und konnte die Lippen nagen.

Er begann – weiß Gott wieso, um sich die Zeit zu vertreiben oder um nicht so verlassen dazustehn – an die Wagenfahrt zu dieser Zusammenkunft zu denken. Graf Leinsdorf, der ihn mit sich genommen hatte, besaß als moderner Geist Kraftwagen, aber da er zugleich am Überlieferten festhielt, benützte er zuweilen auch ein Gespann zweier prächtigen Braunen, das er samt Kutscher und Kalesche beibehielt, und als der Haushofmeister seine Befehle einholte, hatte Se. Erlaucht es angemessen gefunden, zur gründenden Sitzung der Parallelaktion mit solchen zwei schönen, fast schon historischen Geschöpfen zu fahren. «Das ist der Pepi, und das ist der Hans», erläuterte Graf Leinsdorf unterwegs; man sah die tanzenden braunen Hügel der Kruppen und zuweilen einen der nickenden Köpfe, der im Rhythmus zur Seite blickte, daß der Schaum vom Maul flog. Es war schwer zu begreifen, was in den Tieren vor sich ging; es war ein schöner Vormittag, und sie liefen. Vielleicht sind Futter und Laufen die einzigen großen Pferdeleidenschaften, wenn man berücksichtigt, daß Pepi und Hans verschnitten waren und die Liebe nicht als greifbares Verlangen kannten, sondern nur als einen Hauch und Schmelz, der ihr Weltbild zuweilen mit dünn leuchtenden Wolken überzog. Die Leidenschaft des Futters war in einer marmornen Krippe mit köstlichen Haferkörnern aufbewahrt, in einer Raufe mit grünem Heu, dem Schnurren der Stallhalfter am Ring; und in dem Brodgeruch des warmen Stalls zusammengezogen., durch. dessen würzigen, glatten Duft wie Nadeln das ammoniakhaltige starke Ichgefühl drang: hier sind Pferde! Etwas anderes mochte es um das Laufen sein. Da ist die arme Seele noch mit dem Rudel verknüpft, wo voran in den Leithengst oder in alle auf einmal von irgendwoher eine Bewegung kommt und die Schar Sonne und Wind entgensprengt; denn wenn das Tier einsam ist und ihm alle vier Weiten des Raums offen stehn, so läuft oft ein irrsinniges Zittern durch seinen Schädel, und es stürmt ziellos fort, stürzt sich in eine schreckliche Freiheit, die in einer Richtung so leer ist wie in der anderen, bis es vor Ratlosigkeit still steht und mit einer Schüssel Hafer zurückzulocken ist. Pepi und Hans waren wohleingefahrene Pferde; sie griffen aus, schlugen die sonnenbeschienene, von Häusern eingezäunte Straße mit den Hufen; die Menschen waren ein graues Gewimmel für sie, das weder Freude noch Schreck verbreitete; die bunten Auslagen der Geschäfte, die in leuchtenden Farben prangenden Frauen – Wiesenstücke, die nicht genießbar sind; die Hüte, Krawatten, Bücher, Brillanten längs der Straße: eine Einöde. Nur die zwei Trauminseln von Stall und Traben hoben sich daraus, und zuweilen erschranken Hans und Pepi wie im Traum oder Spiel vor einem Schatten, drängten an die Deichsel, ließen sich von einem flachen Peitschenschlag wieder erfrischen und lehnten sich dankbar in die Zügel.

Und plötzlich hatte sich Graf Leinsdorf in den Polstern aufgerichtet und Ulrich gefragt: «Der Stallburg hat mir erzählt, Herr Doktor, daß Sie sich für einen Menschen verwenden?» Ulrich fand in der Überraschung gar nicht gleich den rechten Zusammenhang, und Leinsdorf fuhr fort: «Sehr schön von Ihnen. Ich weiß alles. Ich meine, es wird sich nicht viel tun lassen, das ist ja ein schrecklicher Kerl; aber das unfaßbar Persönliche und Gnadenbedürftige, das jeder Christenmensch in sich hat, zeigt sich oft gerade an so einem Subjekt, und wenn man selbst etwas Großes unternehmen will, soll man am demütigsten der Hilflosen gedenken. Vielleicht kann man ihn noch einmal ärztlich untersuchen lassen.» Nachdem Graf Leinsdorf im Rütteln des Wagens diese lange Rede aufgerichtet von sich gegeben hatte, ließ er sich wieder in die Polster zurückfallen und fügte hinzu: «Aber wir dürfen nicht vergessen, daß wir jetzt im Augenblick alle unsere Kraft einem geschichtlichen Ereignis schuldig sind!»

Ulrich fühlte eigentlich ein wenig Neigung für diesen naiven alten Aristokraten, der noch immer im Gespräch mit Diotima und Arnheim stand, und fast etwas Eifersucht. Denn die Unterhaltung schien sehr angeregt zu verlaufen; Diotima lächelte, Graf Leinsdorf hielt bestürzt die Augen offen, um folgen zu können, und Arnheim führte in vornehmer Ruhe das Wort. Ulrich fing den Ausdruck auf: «Gedanken in Machtsphären tragen». Er mochte Arnheim nicht ausstehen, schlechtweg als Daseinsform nicht, grundsätzlich, das Muster Arnheim. Diese Verbindung von Geist, Geschäft, Wohlleben und Belesenheit war ihm im höchsten Grade unerträglich. Er war überzeugt, daß Arnheim schon am Abend vorher alles darauf angelegt hatte, um am Morgen zu dieser Sitzung weder als erster noch als letzter einzutreffen; aber daß er trotzdem bestimmt, ehe er aufbrach, nicht nach der Uhr gesehen hatte, sondern vielleicht zum letztenmal, bevor er sich zum Frühstück niedersetzte und den Vortrag seines Sekretärs empfing, der ihm die Post überreichte: da hatte er die Zeit, die zur Verfügung stand, in die innere Tätigkeit verwandelt, die er bis zum Aufbruch leisten wollte, und wenn er sich dieser Tätigkeit dann mit Unbefangenheit überließ, war er sicher, daß sie genau die Zeit ausfüllen werde, denn das Richtige und seine Zeit hängen durch geheimnisvolle Kraft zusammen wie eine Plastik und der Raum, in den sie gehört, oder ein Speerschütze und das Ziel, das er trifft, ohne hinzusehen. Ulrich hatte schon viel von Arnheim gehört und manches gelesen. In einem seiner Bücher stand, daß ein Mann, der seinen Anzug im Spiegel überwache, zu einer ungebrochenen Handlungsweise nicht fähig sei. Denn der Spiegel, ursprünglich zur Freude geschaffen, so führte er aus, sei zu einem Instrument der Angst geworden, wie die Uhr, die ein Ersatz dafür ist, daß unsere Tätigkeiten sich nicht mehr natürlich ablösen.

Ulrich mußte sich ablenken, um nicht ungezogen auf die benachbarte Gruppe zu starren, und seine Augen blieben auf dem kleinen Stubenmädchen ruhen, das zwischen den plaudernden Gruppen hindurchstrich und mit ehrfürchtigem Augenaufschlag Erfrischungen anbot. Aber die kleine Rachel bemerkte ihn nicht; sie hatte ihn vergessen und verabsäumte sogar, mit ihrem Brett zu ihm zu kommen. Sie hatte sich Arnheim genähert und bot ihm ihre Erfrischungen an wie einem Gott; sie hätte ihm am liebsten die kurze, ruhige Hand geküßt, als diese nach der Limonade griff und das Glas zerstreut festhielt, ohne daß der Nabob trank. Nachdem dieser Höhepunkt überschritten war, tat sie ihre Pflicht wie ein verwirrter kleiner Automat und strebte schleunigst aus dem Zimmer der Weltgeschichte, wo alles voll Beinen und Gespräch war, wieder ins Vorzimmer hinaus.

[<]

44

Fortgang und Schluß der großen Sitzung Ulrich findet an Rachel Wohlgefallen Rachel an Soliman Die Parallelaktion erhält eine feste Organisation

Ulrich liebte diese Art Mädchen, die ehrgeizig sind, sich gut benehmen und in ihrer wohlgezogenen Einschüchterung Fruchtbäumchen gleichen, deren süße Reife eines Tages einem jungen Schlaraffenkavalier in den Mund fällt, wenn er geruht, die Lippen zu öffnen. «Sie müssen tapfer und abgehärtet sein wie die Steinzeitweiber, die nachts das Lager teilten und tagsüber auf den Märschen Waffen und Hausrat ihres Kriegers trugen « dachte er, obwohl er selbst, außer im fernen ersten Voralter der erwachenden Männlichkeit, niemals auf solchem Kriegspfad gewandelt war. Seufzend nahm er Platz, denn die Beratung hatte wieder begonnen.

In der Erinnerung fiel ihm auf, daß das schwarz-weiße Ornat, in das man diese Mädchen steckt, die gleichen Farben habe wie das der Nonnen; er bemerkte es zum erstenmal, und er wunderte sich darüber. Aber da sprach schon die göttliche Diotima und erklärte: Die Parallelaktion müsse in einem großen Zeichen gipfeln. Das heiße, sie könne nicht jedes beliebige weithin sichtbare Ziel haben, und wenn es noch so patriotisch wäre. Sondern dieses Ziel müsse das Herz der Welt ergreifen. Es dürfe nicht nur praktisch, es müsse eine Dichtung sein. Es müsse ein Markstein sein. Es müsse ein Spiegel sein, in den die Welt blicke und erröte. Nicht nur erröte, sondern wie im Märchen ihr wahres Antlitz erschaut habe und nicht mehr vergessen könne. Se. Erlaucht habe dafür die Anregung «Friedenskaiser» gegeben.

Dies vorausgeschickt, lasse sich nicht verkennen, daß die bisher erörterten Vorschläge dem nicht entsprächen. Wenn sie im ersten Teile der Sitzung Symbole gesagt habe, so meine sie natürlich nicht Suppenanstalten, sondern es handle sich um nichts Geringeres, als jene menschliche Einheit wiederzufinden, welche durch die so sehr verschieden gewordenen menschlichen Interessen verlorengegangen sei. Da dränge sich freilich die Frage auf, ob die gegenwärtige Zeit und die Völker von heute überhaupt solcher ganz großer gemeinsamer Ideen noch fähig seien? Alles sei ja vortrefflich, was vorgeschlagen worden, aber es gehe weit auseinander, worin sich schon zeige, daß keiner dieser Vorschläge die vereinheitlichende Kraft besitze, auf die es ankomme!

Ulrich beobachtete Arnheim, während Diotima sprach. Aber es waren nicht Einzelheiten der Physiognomie, woran sein Unwille hängen blieb, sondern das Ganze schlechtweg. Obgleich diese Einzelheiten – der phönikisch harte Herrenkaufmannsschädel, das scharfe, aber wie aus etwas zu wenig Material und darum flach gebildete Gesicht, die englische Herrenschniderruhe der Figur, und an der zweiten Stelle, wo der Mensch aus dem Anzug hervorsieht, die etwas zu kurzfingerigen Hände – genügend bemerkenswert waren. Das gute Verhältnis, in dem alles zueinander stand, war es, was Ulrich reizte. Diese Sicherheit besaßen auch Arnheims Bücher; die Welt war in Ordnung, sobald sie Arnheim betrachtet hatte. In Ulrich erwachte eine Gassenjungenlust, mit Steinen oder Straßendreck nach diesem in Vollkommenheit und Reichtum aufgewachsenen Menschen zu werfen, während er zusah, mit welcher Aufmerksamkeit der sich anstellte, um den albernem Vorgängen zu folgen, denen sie beiwohnen mußten; er trank sie förmlich wie ein Kenner, dessen Gesicht ausdrückt: ich will nicht zuviel sagen, aber das ist ganz edles Gewächs!

Diotima war inzwischen zu Ende gekommen. Gleich nach der Pause, als sie sich wieder hingesetzt hatten, war allen Anwesenden anzusehen gewesen, daß sie überzeugt waren, nun werde ein Ergebnis gefunden werden. Keiner hatte inzwischen darüber nachgedacht, aber alle nahmen die Haltung ein, in der man etwas Wichtiges erwartet. Und nun schloß Diotima: – Wenn sich also die Frage aufdränge, ob die gegenwärtige Zeit und die heutigen Völker überhaupt noch ganz großer gemeinsamer Ideen fähig seien, so müsse und dürfe man hinzufügen: der erlösenden Kraft! Denn um eine Erlösung handle es sich. Um einen erlösenden Aufschwung. Kurz gesagt; wenn man sich ihn auch noch nicht genau vorstellen könne. Er müsse aus der Gesamtheit kommen oder er werde überhaupt nicht kommen. Deshalb erlaube sie sich, nach Rücksprache mit Sr. Erlaucht, folgenden, die heutige Sitzung abschließenden Vorschlag zu erstatten: Se. Erlaucht habe mit Recht bemerkt, daß eigentlich schon die hohen Ministerien eine Einteilung der Welt nach ihren Hauptgesichtspunkten wie Religion und Unterricht, Handel, Industrie, Recht und so weiter darstellen. Wenn man deshalb beschließen wolle, Ausschüsse einzusetzen, an deren Spitze je ein Beauftragter dieser Regierungsstellen stehe, und an seine Seite Vertreter der ressortzuständigen Körperschaften und Volksteile wähle, so werde man einen Aufbau schaffen, welcher die hauptsächlichlichen moralischen Kräfte der Welt schon geordnet enthalte, durch den sie einströmen und in dem sie gesiebt werden können. Die letzte Zusammenfassung würde dann im

Hauptausschuß erfolgen, und dieser Bau müsse nur noch durch einige besondere Ausschüsse und Unterausschüsse wie ein Propagandakomitee, einen Ausschuß zur Beschaffung von Geldmitteln und dergleichen ergänzt werden, wobei sie sich persönlich die Gründung eines geistigen Ausschusses zur weiteren Bearbeitung der grundlegenden Ideen, natürlich im Einvernehmen mit allen anderen Ausschüssen, vorbehalten möchte.

Wieder schwiegen alle, aber diesmal erleichtert. Graf Leinsdorf nickte mehrmals mit dem Kopf. Jemand fragte zur Ergänzung des Verständnisses, wie in die so gedachte Aktion das vornehmlich Österreichische hineinkommen werde?

Zur Antwort erhob sich der General Stumm von Bordwehr, während alle Redner vor ihm sitzend gesprochen hatten. Er wisse wohl, – sagte er – dem Soldaten sei im Beratungszimmer eine bescheidene Rolle angewiesen. Wenn er dennoch spreche, so geschehe es nicht, um sich in die unübertreffliche Kritik der bisher aufgetauchten Vorschläge zu mengen, die alle vortrefflich waren. Dennoch möchte er zum Schlusse folgenden Gedanken einer wohlwollenden Prüfung anheimstellen. Die geplante Kundgebung solle nach außen wirken. Was nach außen wirke, sei aber die Macht eines Volks. Auch sei die Lage in der europäischen Staatenfamilie derart, wie Se. Erlaucht gesagt habe, daß eine solche Kundgebung gewiß nicht zwecklos wäre. Der Gedanke des Staats sei nun einmal der der Macht, wie Treitschke sage; Staat sei die Macht, sich im Völkerkampf zu erhalten. Er rühre nur an eine bekannte Wunde, wenn er an den unbefriedigenden Zustand erinnere, in dem sich durch die Teilnahmslosigkeit des Parlaments der Ausbau unserer Artillerie und jener der Marine befinde. Er gebe darum zu bedenken, wenn kein anderes Ziel gefunden werden sollte, was ja noch ausstehe, daß dann eine breite, volkstümliche Teilnahme an den Fragen des Heeres und seiner Bewaffnung ein sehr würdiges Ziel wäre. Si vis pacem para bellum! Die Kraft, die man im Frieden entfalte, halte den Krieg fern oder kürze ihn zumindest ab. Er könne also wohl versichern, daß eine solche Maßnahme auch völkerversöhnend zu wirken vermöge und eine ausdrucksvolle Kundgebung friedlicher Gesinnung darstellen würde.

In diesem Augenblick war etwas Merkwürdiges im Zimmer. Die meisten der Anwesenden hatten anfangs den Eindruck gehabt, daß diese Rede nicht zu der eigentlichen Aufgabe ihres Beisammenseins passe, aber als sich der General akustisch immer weiter verbreitete, hörte sich das an wie der beruhigende Marschtritt geordneter Bataillone. Der ursprüngliche Sinn der Parallelaktion «Besser als Preußen» erhob sich schüchtern, als bliese ferne eine Regimentskapelle den Marsch vom Prinz Eugenius, der gegen die Türken zog, oder das Gott erhalte ... Allerdings wenn da Se. Erlaucht, was er jedoch ganz und gar nicht beabsichtigte, aufgestanden wäre, um vorzuschlagen, daß man den preußischen Bruder Arnheim an die Spitze der Regimentskapelle stellen solle, so würde man in dem ungewissen inneren Hebezustand, in dem man sich befand, geglaubt haben, Heil dir im Siegerkranz zu hören, und hätte kaum etwas dagegen einwenden können.

Am Schlüsselloch signalisierte «Rachelle»: «Jetzt sprechen sie von Krieg!»

Ein wenig war es nämlich auch deshalb geschehen, daß sie am Ende der Pause ins Vorzimmer zurückgestrebt hatte, weil Arnheim diesmal wirklich seinen Soliman nach sich gezogen hatte. Da das Wetter sich verschlechterte, war der kleine Mohr seinem Herrn mit einem Mantel gefolgt. Er hatte eine freche kleine Schnauze gemacht, als ihm Rachel öffnete, denn er war ein verdorbener junger Berliner, den die Frauen in einer Weise verwöhnten, mit der er noch nicht das Rechte anzufangen wußte. Aber Rachel hatte gedacht, daß man mit ihm in der Mohrensprache reden müsse, und war einfach nicht auf den Einfall gekommen, es deutsch zu versuchen; sie hatte, da sie sich unbedingt verständigen mußte, rundweg den Arm um die Schulter des sechzehnjährigen



Jungen gelegt, auf die Küche gezeigt, ihm einen Stuhl hingestellt und an Kuchen und Getränken herangeschoben, was in der Nähe war. Sie hatte so etwas noch nie in ihrem Leben unternommen, und als sie sich vom Tisch aufrichtete, hatte ihr Herz geklopft, wie wenn in einem Mörser Zucker zerstoßen wird.

«Wie heißen Sie?» fragte Soliman; da sprach er deutsch!

«Rachelle!» hatte Rachel gesagt und war davongelaufen.

Soliman hatte sich inzwischen in der Küche Kuchen, Wein und Brötchen schmecken lassen, eine Zigarette angezündet und ein Gespräch mit der Köchin begonnen. Als Rachel vom Servieren zurückkehrte, gab ihr das einen Stich. Sie sagte: «Da drinnen wird jetzt gleich wieder etwas sehr Wichtiges beraten werden!» Aber auf Soliman machte das keinen Eindruck, und die Köchin, die eine ältere Person war, lachte. «Daraus kann auch ein Krieg werden!» hatte Rachel erregt hinzugefügt, und als höchste Steigerung kam nun ihre Meldung vom Schlüsselloch, daß es fast schon soweit sei.

Soliman horchte auf. «Sind österreichische Generale dabei?» fragte er.

«Sehen Sie selbst!» sagte Rachel. «Einer ist schon da»; und sie gingen miteinander zum Schlüsselloch.

Da fiel denn der Blick bald auf ein weißes Papier, bald auf eine Nase, bald ging ein großer Schatten vorbei, bald glänzte ein Ring auf. Das Leben zerfiel in helle Einzelheit; man sah grünes Tuch sich wie einen Rasen erstrecken; eine weiße Hand ruhte ohne Gegend, irgendwo, wächsern wie in einem Panoptikum; und wenn man ganz schief durchblickte, konnte man in einer Ecke die goldene Säbelquaste des Generals glimmen sehn. Selbst der verwöhnte Soliman zeigte sich ergriffen. Märchenhaft und unheimlich schwoll das Leben an, durch einen Türspalt und eine Einbildung gesehen. Die gebückte Haltung machte das Blut in den Ohren sausen, und die Stimmen hinter der Tür polterten bald wie Felsblöcke, bald glitten sie wie auf geseiften Bohlen. Rachel richtete sich langsam auf. Der Boden schien sich unter ihren Füßen zu heben, und der Geist des Ereignisses umschloß sie, als ob sie den Kopf unter eines jener schwarzen Tücher gesteckt hätte, welche die Zauberer und Photographen benutzen. Dann richtete sich auch Soliman auf, und das Blut senkte sich zitternd aus ihren Köpfen. Der kleine Neger lächelte, und hinter den blauen Lippen schimmerte ein scharlachrotes Zahnfleisch.

Während diese Sekunde im Vorzimmer zwischen den an den Wänden hängenden Überkleidern einflußreicher Personen langsam wie auf der Trompete geblasen dahinging, wurde im Zimmer innen alles zum Beschluß erhoben, nachdem Graf Leinsdorf dort ausgesprochen hatte, daß man den hochwichtigen Anregungen des Herrn Generals großen Dank schulde, aber vorerst noch nicht ins Meritorische eingehen, sondern nur das Organisatorisch-Grundlegende beschließen wolle. Dazu war aber, außer der Anpassung des Plans an die Welt nach den Hauptgesichtspunkten der Ministerien, nur noch eine Schlußresolution vonnöten, die zum Inhalt hatte, daß die Anwesenden einstimmig übereingekommen seien, sobald sich durch ihre Aktion der Wunsch des Volks herausgestellt haben werde, diesen Sr. Majestät mit der untertänigsten Bitte zu unterbreiten, über die bis dahin bereitzustellenden Mittel zu seiner materiellen Durchführung aus Allerhöchster Gnade frei zu verfügen. – Dies hatte den Vorteil, daß das Volk in die Lage kam, sich selbst, aber doch durch Vermittlung des Allerhöchsten Willens sein als würdigst erkanntes Ziel zu setzen, und war auf besonderen Wunsch Sr. Erlaucht beschlossen worden, denn obgleich es sich dabei nur um eine Formfrage handelte, fand er es wichtig, daß das Volk nichts aus sich allein und ohne den zweiten konstitutionellen Faktor tue; auch nicht diesen ehren.

Die übrigen Teilnehmer würden es nicht so genau genommen haben, aber eben deshalb wandten sie auch nichts dagegen ein. Und daß die Sitzung mit einer Resolution schloß, war in Ordnung. Denn ob man bei einer Rauferei mit dem Messer den Schlußpunkt setzt oder am Ende eines Musikstücks alle zehn Finger ein paarmal gleichzeitig in die Tasten schlägt, oder ob der Tänzer sich vor seiner Dame verbeugt, oder ob man eine Resolution beschließt: es wäre eine unheimliche Welt, wenn die Geschehnisse sich einfach davonschlichen und nicht am Ende noch einmal gehörig versichern würden, daß sie geschehen seien; und darum tut man es.

[<]

45

### Schweigende Begegnung zweier Berggipfel

Als die Sitzung zu Ende war, hatte Dr. Arnheim unauffällig so manövriert, daß er als letzter zurückblieb, die Anregung dazu war von Diotima ausgegangen; Sektionschef Tuzzi hielt eine Respektsfrist ein, um sicher nicht vor dem Ende der Sitzung in sein Haus zurückzukehren.

In diesen Minuten zwischen dem Weggang der Gäste und der Festigung der zurückbleibenden Lage, während des Wegs von einem Zimmer ins andre, der von kleinen, in die Quere laufenden Anordnungen, Überlegungen und der Unruhe unterbrochen wurde, die ein davonziehendes großes Ereignis hinter sich läßt, war Arnheim lächelnd Diotima mit den Blicken gefolgt. Diotima fühlte, daß ihre Wohnung sich in zitternder Bewegung befand; alle Dinge, die wegen des Ereignisses ihren Platz hatten verlassen müssen, kehrten nun nacheinander zurück, es war, wie wenn eine große Welle aus unzähligen kleinen Grübchen und Gräben wieder über den Sand abrinnt. Und während Arnheim in vornehmem Schweigen wartete, bis sie und diese Bewegung um sie wieder zur Ruhe gekommen seien, erinnerte sich Diotima, daß, so viel Menschen auch schon bei ihr verkehrt hatten, noch nie ein Mann mit ihr so häuslich allein gewesen war, daß man das stumme Leben der leeren Wohnung spürte, außer Sektionschef Tuzzi. Und plötzlich wurde ihre Keuschheit durch eine ganz ungewohnte Vorstellung verwirrt; ihre leer gewordene Wohnung, in der auch ihr Mann fehlte, kam ihr wie eine Hose vor, in die Arnheim hineingefahren war. Es gibt solche Augenblicke, sie können wie Ausgeburten der Nacht dem keuschesten Menschen widerfahren, und der wunderbare Traum einer Liebe, wo Seele und Leib ganz eins sind, erstrahlte in Diotima.

Arnheim ahnte nichts davon. Seine Hose stellte eine einwandfreie senkrechte Linie auf das spiegelnde Parkett, sein Cut, seine Binde, sein ruhig lächelnder vornehmer Kopf redeten nicht, so vollkommen waren sie. Er hatte eigentlich den Plan gehabt, Diotima Vorwürfe wegen des Zwischenfalls bei seinem Kommen zu machen und Vorsorge für die Zukunft zu treffen; aber es gab in diesem Augenblick etwas, das diesen Mann, der mit amerikanischen Geldmagnaten als seinesgleichen verkehrte und von Kaisern und Königen empfangen worden war, diesen Nabob, der jede Frau mit Platin aufwiegen konnte, statt dessen gebannt auf Diotima starren ließ, die in Wahrheit Ermelinda oder gar nur Hermine Tuzzi hieß und bloß die Frau eines hohen Beamten war. Für dieses Etwas muß hier wieder einmal das Wort Seele gebraucht werden.

Es ist das ein Wort, das schon des öfteren, aber nicht gerade in den klarsten Beziehungen aufgetreten ist. Zum Beispiel als das, was der heutigen Zeit verlorengegangen ist oder sich nicht mit der Zivilisation vereinen läßt; als das, was in Widerstreit mit körperlichen Trieben und

ehelichen Gewohnheiten steht; als das, was von einem Mörder nicht nur unwillig erregt wurde; als das, was durch die Parallelaktion befreit werden sollte; als religiöse Betrachtung und *contemplatio in caligine divina* beim Grafen Leinsdorf; als Liebe zu Gleichnissen bei vielen Menschen, und so fort. Von allen Eigentümlichkeiten dieses Wortes Seele ist aber die merkwürdigste, daß junge Menschen es nicht aussprechen können, ohne zu lachen. Selbst Diotima und Arnheim scheuten sich, es ohne Verbindung zu gebrauchen; denn eine große, edle, feige, kühne, niedrige Seele zu haben, das läßt sich noch behaupten, aber schlechtweg zu sagen, meine Seele, das bringt man nicht über sich. Es ist ein ausgeprägtes Wort für ältere Leute, und das ist nur so zu verstehen, daß man annimmt, es müsse sich im Laufe des Lebens irgend etwas immer fühlbarer machen, für das man dringend einen Namen braucht, ohne ihn zu finden, bis man schließlich den ursprünglich verschmähten dafür widerstrebend in Gebrauch nimmt.

Wie soll man es also beschreiben? Man kann stehn oder gehn, wie man will, das Wesentliche ist nicht, was man vor sich hat, sieht, hört, will, angreift, bewältigt. Es hegt als Horizont, als Halbkreis voraus; aber die Enden dieses Halbkreises verbindet eine Sehne, und die Ebene dieser Sehne geht mitten durch die Welt hindurch. Vorn sehen das Gesicht und die Hände aus ihr heraus, laufen die Empfindungen und Bestrebungen vor ihr her, und niemand bezweifelt: was man da tut, ist immer vernünftig oder wenigstens leidenschaftlich; das heißt, die Verhältnisse außen verlangen in einer Weise unsere Handlungen, die jedermann begreiflich ist, oder wenn wir, von Leidenschaft befangen, Unbegreifliches tun, so hat schließlich auch das seine Weise und Art. Aber so vollständig dabei alles verständlich und in sich geschlossen erscheint, wird es doch von einem dunklen Gefühl begleitet, daß es bloß etwas Halbes sei. Es fehlt etwas am Gleichgewicht, und der Mensch dringt vor, um nicht zu wanken, wie es ein Seilläufer tut. Und da er durchs Leben dringt und Gelebtes hinter sich läßt, bilden das noch zu Lebende und das Gelebte eine Wand, und sein Weg gleicht schließlich dem eines Wurms im Holz, der sich beliebig winden, ja auch zurückwenden kann, aber immer den leeren Raum hinter sich läßt. Und an diesem entsetzlichen Gefühl eines blinden, abgeschnittenen Raums hinter allem Ausgefüllten, an dieser Hälfte, die immer noch fehlt, wenn auch alles schon ein Ganzes ist, bemerkt man schließlich das, was man die Seele nennt.

Man denkt, ahnt, fühlt sie natürlich allezeit hinzu; in den verschiedensten Arten von Ersätzen und je nach Temperament. In der Jugend als ein deutliches Gefühl der Unsicherheit bei allem, was man tut, ob es wohl auch das rechte sei. Im Alter als Staunen darüber, wie wenig man von dem getan hat, was man eigentlich vorhatte. Dazwischen als Trost, daß man ein verfluchter, tüchtiger, braver Kerl sei, wenn auch nicht alles im einzelnen zu rechtfertigen ist, was man tut; oder daß ja auch die Welt nicht so sei, wie sie sollte, so daß am Ende alles, was man verfehlt hat, noch einen gerechten Ausgleich darstellt; und schließlich denken manche Leute sogar über alles hinaus an einen Gott, der das ihnen fehlende Stück in der Tasche trägt. Eine besondere Stellung nimmt dabei nur die Liebe ein; in diesem Ausnahmefall wächst nämlich die zweite Hälfte zu. Der geliebte Mensch scheint dort zu stehen, wo sonst stets etwas fehlt. Die Seelen vereinigen sich sozusagen *dos à dos* und machen sich dabei überflüssig. Weshalb die meisten Menschen nach dem Vorübergehen der einen großen Jugendliebe das Fehlen der Seele nicht mehr empfinden, und diese sogenannte Torheit eine dankbare soziale Aufgabe erfüllt.

Weder Diotima noch Arnheim hatten geliebt. Von Diotima weiß man es, aber auch der große Finanzmann besaß eine in erweitertem Sinn keusche Seele. Er hatte immer Angst gehabt, daß die Gefühle, die er in Frauen erregte, nicht ihm, sondern seinem Geld gelten könnten, und lebte deshalb nur mit Frauen, denen auch er nicht Gefühle, sondern Geld gab. Er hatte niemals einen Freund besessen, weil er sich fürchtete, mißbraucht zu werden, sondern nur Geschäftsfreunde,

auch wenn der geschäftliche Austausch ein geistiger war. So war er durchtrieben von Lebenserfahrung, doch unberührt und in der Gefahr des Alleinbleibens, als ihm Diotima begegnete, die das Schicksal für ihn bestimmt hatte. Die geheimnisvollen Kräfte in ihnen stießen aufeinander. Es läßt sich das nur mit dem Streichen der Passatwinde vergleichen, dem Golfstrom, den vulkanischen Zitterwellen der Erdrinde; Kräfte, ungeheuer denen des Menschen überlegen, den Sternen verwandt, setzten sich in Bewegung, vom einen zum anderen, über die Grenzen der Stunde und des Tags hinaus; unermeßliche Ströme. Es ist in solchen Augenblicken ganz gleichgültig, was gesprochen wird. Aus der senkrechten Bügelfalte empor, schien Arnheims Leib in der Gotteseinsamkeit der Bergriesen dazustehn; durch die Welle des Tals mit ihm vereint, stand auf der anderen Seite einsamkeitsüberglänzt Diotima, in ihrem Kleid der damaligen Mode, das an den Oberarmen kleine Puffen bildete, über dem Magen den Busen in eine kunstvoll gefaltete Weite auflöste und unter der Kniekehle sich wieder an die Wade legte. Die Glasschnüre der Türbehänge spiegelten wie Weiher, die Lanzen und Pfeile an den Wänden zitterten ihre gefiederte und tödliche Leidenschaft aus, und die gelben Calman-Lévy-Bänder auf den Tischen schwiegen wie Zitronenhaine. Wir übergehen mit Ehrfurcht, was anfangs gesprochen wurde.

[<]

46

Ideale und Moral sind das beste Mittel, um das große Loch zu füllen, das man Seele nennt

Arnheim schüttelte als erster den Zauberbann ab. Denn längeres Verweilen in einem solchen Zustand war nach seiner Ansicht nicht möglich, ohne daß man entweder zu einem dumpfen, inhaltslosen, ruhseligen Brüten hinabsinkt oder der Andacht ein festes Gerüst von Gedanken und Überzeugungen unterschiebt, das ihr aber nicht mehr ganz wesensgleich ist.

Ein solches Mittel, das die Seele zwar tötet, aber dann gleichsam in kleinen Konserven zum allgemeinen Gebrauch aufbewahrt, ist seit je ihre Verbindung mit der Vernunft, den Überzeugungen und dem praktischen Handeln gewesen, wie sie alle Moralen, Philosophien und Religionen erfolgreich durchgeführt haben. Weiß Gott, wie gesagt, was überhaupt eine Seele ist! Es kann gar kein Zweifel daran bestehen, daß der glühende Wunsch, nur auf sie zu hören, einen unermeßlichen Spielraum, eine wahre Anarchie übrig läßt, und man hat Beispiele dafür, daß sozusagen chemisch reine Seelen geradezu Verbrechen begehn. Sobald dagegen eine Seele Moral hat oder Religion, Philosophie, vertiefte bürgerliche Bildung und Ideale auf den Gebieten der Pflicht und des Schönen, ist ihr ein System von Vorschriften, Bedingungen und Durchführungsbestimmungen geschenkt, das sie auszufüllen hat, ehe sie daran denken darf, eine beachtenswerte Seele zu sein, und ihre Glut wird wie die eines Hochofens in schöne Sandrechtecke geleitet. Es bleiben dann im Grunde nur noch logische Fragen der Auslegung übrig, von der Art, ob eine Handlung unter dieses oder jenes Gebot fällt, und es hat die Seele die ruhige Übersichtlichkeit eines Feldes nach geschlagener Schlacht, wo die Toten still liegen und man sofort bemerken kann, wo ein Stückchen Leben sich noch erhebt oder stöhnt. Darum vollzieht der Mensch, so rasch er kann, diesen Übergang. Wenn ihn Glaubenssorgen quälen, wie es zuweilen in der Jugend vorkommt, geht er alsbald zu Verfolgung Ungläubiger über; wenn ihn die Liebe verstört, macht er aus ihr die Ehe; und wenn ihn irgendeine andere Begeisterung überwältigt, entzieht er sich der Unmöglichkeit, dauernd in ihrem Feuer zu leben, dadurch, daß er für dieses Feuer zu leben beginnt. Das heißt, er füllt die vielen Augenblicke seines Tags, von

denen jeder einen Inhalt und Antrieb braucht, an Stelle seines Idealzustands mit der Tätigkeit für seinen Idealzustand, das heißt mit den vielen Mitteln zum Zweck, Hindernissen und Zwischenfällen aus, die ihm sicher verbürgen, daß er ihn niemals zu erreichen braucht. Denn dauernd vermögen bloß Narren, Geistesgestörte und Menschen mit fixen Ideen, im Feuer der Beseeltheit auszuharren; der gesunde Mensch muß sich damit begnügen, die Erklärung abzugeben, daß ihm ohne eine Flocke dieses geheimnisvollen Feuers das Leben nicht lebenswert vorkäme.

Arnheims Dasein war von Tätigkeit ausgefüllt; er war ein Mann der Wirklichkeit und hatte mit wohlwollendem Lächeln und nicht ohne Gefühl für die gute gesellschaftliche Haltung der Altösterreicher zugehört, wie man in der Sitzung, deren Zeuge er war, von einer Kaiser-Franz-Joseph-Suppenanstalt und dem Zusammenhang zwischen Pflichtgefühl und Militärmärschen gesprochen hatte; er war weit davon entfernt, sich darüber lustig zu machen, wie es Ulrich getan hatte, denn er war überzeugt, daß es weit weniger Mut und Überlegenheit anzeige, großen Gedanken zu folgen, als in solchen alltäglichen und etwas lächerlichen Gemütern von gutem Aussehen den rührenden Kern von Idealismus gelten zu lassen.

Als aber mitten darin Diotima, diese Antike mit einem wienerischen Plus, das Wort Welt-Österreich ausgesprochen hatte, ein Wort, das so heiß und fast auch so menschlich unverständlich war wie eine Flamme, da hatte ihn etwas ergriffen.

Man erzählte eine Geschichte von ihm. Er besaß in seinem Berliner Wohnhaus einen Saal, der ganz voll mit barocken und gotischen Skulpturen war. Nun bildet aber die katholische Kirche (und Arnheim hatte große Liebe zu ihr) ihre Heiligen und die Bannerträger des Guten meistens in sehr beglückten, ja verzückten Stellungen ab. Da starben Heilige in allen Lagen, und die Seele rang die Körper wie ein Stück Wäsche, aus dem man das Wasser preßt. Die wie Säbel gekreuzten Gebärden der Arme und der verwundenen Hälse, losgelöst aus ihrer ursprünglichen Umgebung und in einem fremden Zimmer vereinigt, machten den Eindruck einer Katatonikerversammlung in einem Irrenhaus. Diese Sammlung wurde sehr geschätzt und führte viele Kunstgelehrte zu Arnheim, mit denen er sich gebildet unterhielt, aber er setzte sich auch oft allein und einsam in seinen Saal, und dann war ihm ganz anders zumute; ein schreckartiges Staunen war in ihm wie vor einer halb irrsinnigen Welt. Er fühlte, wie in der Moral ursprünglich ein unsägliches Feuer geglüht hat, bei dessen Anblick selbst ein Geist wie er nicht viel mehr tun konnte, als in die ausgebrannten Kohlen starren. Diese dunkle Erscheinung von dem, was alle Religionen und Mythen durch die Erzählung ausdrücken, daß die Gesetze uranfänglich dem Menschen von den Göttern geschenkt worden seien, die Ahnung also eines Frühzustands der Seele, der nicht ganz geheuerlich und doch den Göttern lebenswert gewesen sein mußte, bildete dann einen seltsamen Rand von Unruhe um sein sonst so selbstgefällig ausgebreitetes Denken. Und Arnheim besaß einen Gärtnergehilfen, einen tiefschlichten Menschen, wie er das nannte, mit dem er sich oft über das Leben der Blumen unterhielt, weil man von so einem Mann mehr lernen kann als von Gelehrten. Bis Arnheim eines Tages entdeckte, daß dieser Gehilfe ihn bestahl. Man kann sagen, er trug geradezu verzweifelt alles weg, was er erreichen konnte, und sparte den Erlös auf, um sich selbständig zu machen, das war der einzige Gedanke, der ihn Tag und Nacht besaß; aber einmal verschwand auch eine kleine Skulptur, und die zu Hilfe genommene Polizei deckte den Zusammenhang auf. An dem Abend, wo Arnheim von dieser Entdeckung benachrichtigt wurde, ließ er den Mann rufen und machte ihm die ganze Nacht lang Vorwürfe wegen der Irrwege seines leidenschaftlichen Erwerbtriebs. Man erzählte, daß er selbst dabei sehr aufgeregt gewesen sei und zeitweise nahe daran, in einem dunklen Nebenzimmer zu weinen. Denn er beneidete diesen Mann, aus Ursachen, die er sich nicht erklären konnte, und am nächsten Morgen ließ er ihn von

der Polizei abführen.

Diese Geschichte wurde von nahen Freunden Arnheims bestätigt, und ähnlich war ihm auch diesmal zumute gewesen, als er mit Diotima allein in einem Zimmer stand und etwas wie das lautlose Lodern der Welt um die vier Wände fühlte.

[<]

47

Was alle getrennt sind, ist Arnheim in einer Person

In den folgenden Wochen nahm der Salon Diotimas einen gewaltigen neuen Aufschwung. Man kam hin, um das Neueste von der Parallelaktion zu erfahren und um den neuen Mann zu sehen, von dem es hieß, daß sich Diotima ihn verschrieben habe, einen deutschen Nabob, einen reichen Juden, einen Sonderling, der Gedichte schrieb, den Kohlenpreis diktierte und der persönliche Freund des deutschen Kaisers war. Nicht nur Damen und Herren aus den Kreisen des Grafen Leinsdorf erschienen und aus der Diplomatie, sondern auch das bürgerliche Wirtschafts- und Geistesleben zeigte sich in erhöhtem Maße angezogen. So stießen Spezialisten der Ewesprache und Komponisten aufeinander, die voneinander noch nie einen Ton gehört hatten, Webstühle und Beichtstühle, Menschen, die bei dem Worte Kurs an den Rennkurs, Börsenkurs oder Seminarkurs dachten.

Nun ereignete sich aber etwas noch nie Dagewesenes: es gab einen Mann, der mit jedem in seiner Sprache reden konnte, und das war Arnheim.

Er hielt sich von den offiziellen Sitzungen, nach dem peinlichen Eindruck, den er am Beginn der ersten empfangen hatte, weiterhin fern, aber er nahm auch nicht immer an den Gesellschaften teil, denn er war viel von der Stadt abwesend. Von der Sekretärstelle war selbstverständlich nicht mehr die Rede; er selbst hatte Diotima auseinandergesetzt, daß sich dieser Einfall nicht schicken würde, auch für ihn nicht, und Diotima konnte zwar Ulrich nicht ansehen, ohne ihn als einen Usurpator zu empfinden, aber sie fügte sich dem Urteil Arnheims. Er kam und ging; während drei oder fünf Tage wie nichts verflossen, kehrte er aus Paris, Rom, Berlin zurück; was sich bei Diotima ereignete, war nur ein kleiner Ausschnitt aus seinem Leben. Aber er bevorzugte ihn und war mit ganzer Person in ihm anwesend.

Daß er mit Großindustriellen über die Industrie und mit Bankleuten über die Wirtschaft zu sprechen vermochte, war verständlich; aber er war imstande, ebenso unumschränkt über Molekularphysik, Mystik oder Taubenschießen zu plaudern. Er war ein außerordentlicher Redner; wenn er einmal angefangen hatte, hörte er so wenig auf, wie man ein Buch abschließen kann, ehe darin alles gesagt ist, was zum Wort drängt; aber er hatte eine still vornehme, fließende Art zu sprechen, eine Art, die fast traurig über sich selbst war, wie ein von dunklen Büschen eingesäumter Bach, und das gab dem Vielreden gleichsam etwas Notwendiges. Seine Belesenheit und sein Gedächtnis hatten wirklich einen ungewöhnlichen Umfang; er vermochte Kennern die feinsten Stichworte ihres Wissensgebiets zu bringen, kannte aber ebensogut jede wichtige Person aus dem englischen, dem französischen oder japanischen Adel und wußte auf Renn- und Golfplätzen nicht nur in Europa, sondern auch in Australien und Amerika Bescheid. So verließen selbst die Gemsjäger, Pferdehändler und Stammlogenbesitzer der Hoftheater, die gekommen waren, um einen verrückten reichen Juden zu sehn (halt auch so was Neiches – hieß das in ihrer

Mundart), Diotimas Haus mit einem achtungsvollen Kopfschütteln.

Se. Erlaucht nahm einmal Ulrich beiseite und sagte zu ihm: «Wissen Sie, der Hochadel hat in den letzten hundert Jahren Pech mit seinen Hauslehrern gehabt! Früher sind das Menschen gewesen, von denen ein großer Teil nachher in das Konversationslexikon gekommen ist; und diese Hofmeister haben wieder Musik- und Zeichenlehrer mit sich gebracht, die zum Dank dafür Sachen gemacht haben, die man heute unsre alte Kultur nennt. Aber seit es die neue und allgemeine Schule gibt und Leute aus meinen Kreisen, entschuldigen Sie, den Dokortitel erwerben, sind irgendwie die Hauslehrer schlecht geworden. Unsere Jugend hat ja ganz recht, wenn sie Fasanen und Säue schießt, reitet und sich hübsche Frauenzimmer aussucht, – dagegen ist wenig zu sagen, wenn man jung ist; aber früher haben eben die Hauslehrer einen Teil dieser Jugendkraft darauf gelenkt, daß man den Geist und die Kunst ebenso hegen muß wie die Fasanen, und das fehlt heute.» Es war das Sr. Erlaucht eben so eingefallen, und es fielen ihm manchmal solche Dinge ein; plötzlich wandte er sich ganz zu Ulrich und schloß: «Sehen Sie, das ist das verhängnisvolle Jahr Achtundvierzig, welches das Bürgertum vom Adel zu beider Schaden getrennt hat!» Er blickte besorgt in die Gesellschaft. Er ärgerte sich jedesmal, wenn in den Oppositionsreden des Parlaments die Wortführer mit der bürgerlichen Kultur protzten, und würde es gerne gesehen haben, wenn die wahre bürgerliche Kultur beim Adel zu finden gewesen wäre; der arme Adel aber konnte nichts an ihr finden, sie war eine für ihn unsichtbare Waffe, mit der man ihn schlug, und da er im Lauf dieser Entwicklung immer mehr an Macht verloren hatte, kam man schließlich zu Diotima und besah sich die Sache. So empfand es Graf Leinsdorf manchmal mit bekümmertem Herzen, wenn er den Betrieb beobachtete; er würde gewünscht haben, daß man das Amt, zu dem in diesem Hause Gelegenheit gegeben war, ernster genommen hätte. «Erlaucht, dem Bürgertum geht es heute mit den Intellektuellen genau so, wie es seinerzeit dem Hochadel mit seinen Hofmeistern gegangen ist!» suchte ihn Ulrich zu trösten. «Das sind ihm fremde Leute. Bitte, sehn Sie sich an, wie alle diesen Doktor Arnheim bestaunen.»

Aber Graf Leinsdorf hatte ohnedies die ganze Zeit über nur auf Arnheim gesehn. «Das ist übrigens schon kein Geist mehr,» ging Ulrich auf dieses Staunen ein «das ist ein Phänomen wie ein Regenbogen, den man beim Fuß fassen und ganz richtig betasten kann. Er spricht von Liebe und Wirtschaft, von Chemie und Kajakfahrten, er ist ein Gelehrter, ein Gutsbesitzer und ein Börsenmann; mit einem Wort, was wir alle getrennt sind, das ist er in einer Person, und da staunen wir eben. Erlaucht schütteln den Kopf; Aber ich bin überzeugt, die Wolke des sogenannten Fortschritts der Zeit, in die niemand hineinsieht, hat ihn uns aufs Parkett gestellt.»

«Ich habe nicht über Sie den Kopf geschüttelt,» berichtigte Se. Erlaucht «ich habe an den Doktor Arnheim gedacht. Alles in allem muß man zugeben, daß er eine interessante Persönlichkeit ist.»

[<]

48

Die drei Ursachen von Arnheims Berühmtheit und das Geheimnis des Ganzen

Aber alles das war nur die gewöhnliche Wirkung der Person Dr. Arnheims.

Er war ein Mann großen Formats.

Seine Tätigkeit breitete sich über Kontinente der Erde wie des Wissens aus. Er kannte alles: die

Philosophen, die Wirtschaft, die Musik, die Welt, den Sport. Er drückte sich geläufig in fünf Sprachen aus. Die berühmtesten Künstler der Welt waren seine Freunde, und die Kunst von morgen kaufte er am Halm, zu noch nicht hinaufgesetzten Preisen. Er verkehrte am kaiserlichen Hof und unterhielt sich mit Arbeitern. Er besaß eine Villa in modernstem Stil, die in allen Zeitschriften für zeitgenössische Baukunst abgebildet wurde, und ein wackliges altes Schloß irgendwo in der kargsten adeligen Mark, das geradezu wie die morsche Wiege des preußischen Gedankens aussah.

Solche Ausbreitung und Aufnahmefähigkeit ist selten von eigenen Leistungen begleitet; aber auch darin machte Arnheim eine Ausnahme. Er zog sich ein- oder zweimal im Jahr auf sein Landgut zurück und schrieb dort die Erfahrungen seines geistigen Lebens nieder. Diese Bücher und Abhandlungen, deren er nun schon eine stattliche Reihe verfaßt hatte, waren sehr gesucht, erreichten hohe Auflagen und wurden in viele Sprachen übersetzt; denn zu einem kranken Arzt hat man kein Vertrauen, was aber einer zu sagen hat, der es verstanden hat, für sich selbst zu sorgen, daran muß doch wohl mancherlei Wahres sein. Dies war die erste Quelle seiner Berühmtheit.

Die zweite entsprang dem Wesen der Wissenschaft. Die Wissenschaft steht bei uns in hohem Ansehen, und mit Recht; aber wenn es auch sicher ein Menschenleben ganz ausfüllt, wenn man sich der Erforschung der Nierentätigkeit widmet, so gibt es doch Augenblicke dabei, wo man sich veranlaßt sieht, humanistische Augenblicke will dies sagen, an den Zusammenhang der Nieren mit dem Volksganzen zu erinnern. Darum wird in Deutschland so viel Goethe zitiert. Will ein Akademiker aber ganz besonders zeigen, daß er nicht nur Gelehrsamkeit, sondern auch lebendigen, zukunftsfrohen Geist besitzt, so weist er sich am besten durch den Hinweis auf Schriften aus, deren Bekanntschaft nicht nur Ehre macht, sondern noch mehr Ehre verspricht, wie ein Papier, das im Steigen ist, und in solchen Fällen erfreuten sich Zitate aus Paul Arnheim zunehmender Beliebtheit. Die Ausflüge in die Gebiete der Wissenschaften, die er unternahm, um seine allgemeinen Auffassungen zu stützen, genügten freilich nicht immer den strengsten Anforderungen. Sie zeigten wohl ein spielendes Verfügen über eine große Belesenheit, aber der Fachmann fand unweigerlich in ihnen jene kleinen Unrichtigkeiten und Mißverständnisse, an denen man eine Dilettantenarbeit so genau erkennen kann, wie sich schon an der Naht ein Kleid, das von einer Hausschneiderin gemacht ist, von einem unterscheiden läßt, das aus einem richtigen Atelier stammt. Nur darf man durchaus nicht glauben, daß das Fachleute hinderte, Arnheim zu bewundern. Sie lächelten selbstgefällig; er imponierte ihnen als etwas ganz Neuzeitliches, als ein Mann, von dem alle Zeitungen sprachen, ein Wirtschaftskönig, seine Leistungen waren, mit den geistigen Leistungen älterer Könige verglichen, immerhin überragend, und wenn sie bemerken durften, daß sie auf ihrem eigenen Gebiet doch noch etwas beträchtlich anderes darstellten als er, so erwiesen sie sich dafür dankbar, indem sie ihn einen geistvollen Mann nannten, einen genialen oder ganz einfach einen universalen, was unter Fachleuten soviel sagt, wie wenn man unter Männern von einer Frau erklärt, daß sie eine Schönheit für den Frauengeschmack sei.

Die dritte Quelle von Arnheims Berühmtheit lag in der Wirtschaft. Es erging ihm nicht schlecht mit ihren alten, seebefahrenen Kapitänen; wenn er ein großes Geschäft mit ihnen zu vereinbaren hatte, legte er selbst die gerissensten hinein. Sie hielten zwar nicht viel von ihm als Kaufmann und nannten ihn den «Kronprinzen», zum Unterschied von seinem Vater, dessen kurze, dicke Zunge nicht beweglich zu reden vermochte, aber dafür im weitesten Umkreis und an den feinsten Anzeichen herausschmeckte, was ein Geschäft war. Diesen fürchteten sie und verehrten ihn; wenn sie aber von den philosophischen Forderungen hörten, die der Kronprinz an ihren Stand



stellte und sogar in die sachlichsten Unterredungen verflocht, so lächelten sie. Er war berüchtigt dafür, daß er in Verwaltungsratsitzungen die Dichter zitierte und darauf bestand, daß die Wirtschaft etwas sei, das man von den anderen menschlichen Tätigkeiten nicht absondern könne und nur im großen Zusammenhang aller Fragen des nationalen, des geistigen, ja selbst des innerlichsten Lebens behandeln dürfe. Aber immerhin, wenn sie auch dazu lächelten, konnten sie doch nicht ganz übersehen, daß Arnheim junior gerade mit diesen Zutaten zum Geschäft die öffentliche Meinung in steigendem Maße beschäftigte. Bald im wirtschaftlichen, bald im politischen oder im kulturellen Teil der großen Blätter aller Nationen erschien eine Nachricht über ihn, die Würdigung einer Arbeit aus seiner Feder, der Bericht über eine bemerkenswerte Rede, die er irgendwo gehalten hatte, die Mitteilung von seinem Empfang durch irgendeinen Herrscher oder Kunstverein, und es gab in dem sonst in der Stille und hinter doppelt verschlossenen Türen wirkenden Kreis der Großunternehmer bald keinen Mann, von dem draußen so viel die Rede gewesen wäre, wie von ihm. Und man darf nicht glauben, daß die Herren Präsidenten, Aufsichtsräte, Generaldirektoren und Direktoren der Banken, Hütten, Konzerne, Bergwerke und Schiffahrtsgesellschaften in ihrem Innern die böswilligen Menschen seien, als die sie oft hingestellt werden. Abgesehen von ihrem sehr entwickelten Familiensinn, ist die innere Vernunft ihres Lebens die des Geldes, und das ist eine Vernunft mit sehr gesunden Zähnen und schlichtem Magen. Sie alle waren überzeugt, daß die Welt viel besser wäre, wenn man sie einfach dem freien Spiel von Angebot und Nachfrage überließe, statt Panzerschiffen, Bajonetten, Majestäten und wirtschaftsunkundigen Diplomaten; bloß weil die Welt ist, wie sie ist, und einem alten Vorurteil zuliebe ein Leben, das zuerst dem eigenen und dadurch erst dem allgemeinen Vorteil dient, tiefer bewertet wird als Ritterlichkeit und Staatsgesinnung, und Staatsaufträge moralisch höher stehen als private, waren sie die letzten, nicht damit zu rechnen, und machten sich bekanntlich die Vorteile, die bewaffnete Zollverhandlungen oder gegen Streikende eingesetztes Militär dem öffentlichen Wohl bieten, kräftig zunutze. Auf diesem Wege führt aber das Geschäft zur Philosophie, denn ohne Philosophie wagen heute nur noch Verbrecher anderen Menschen zu schaden, und so gewöhnten sie sich daran, in Arnheim junior eine Art vatikanischen Vertreters ihrer Angelegenheiten zu erblicken. Bei aller Ironie, die sie für seine Neigungen bereit hatten, war es ihnen angenehm, an ihm einen Mann zu besitzen, der ihre Bedürfnisse auf einer Bischofsversammlung ebensogut zu vertreten vermochte wie auf einem Soziologenkongreß; ja er gewann schließlich einen ähnlichen Einfluß auf sie, wie ihn eine schöne und schöngestige Gattin ausübt, welche die ewige Kontortätigkeit schmält, aber dem Geschäft nützt, weil sie von allen bewundert wird. Nun braucht man sich dazu nur noch die Wirkung Maeterlinckscher oder Bergsonscher Philosophie, angewendet auf die Fragen von Kohlenpreis und Kartellierungspolitik vorzustellen, um zu ermessen, wie niederdrückend bald in Paris, bald in Petersburg oder Kapstadt der jüngere Arnheim auf Industriellenversammlungen und in Direktionsbüros wirken konnte, sobald er dahin als der Gesandte seines Vaters kam und von Anfang bis zu Ende angehört werden mußte. Die Erfolge für das Geschäft waren ebenso bedeutend wie geheimnisvoll, und aus alledem entstand das bekannte Gerücht von des Mannes überragender Bedeutung und seiner glücklichen Hand.

So könnte noch mancherlei von Arnheims Erfolg erzählt werden. Von den Diplomaten, welche das ihnen wesensfremde, aber wichtige Gebiet der Wirtschaft mit der Vorsicht von Männern behandelten, die einen nicht ganz verlässlichen Elefanten zu pflegen haben, während er mit ihm in der Sorglosigkeit des eingeborenen Wärters umging. Von den Künstlern, denen er selten nützte, ungeachtet dessen sie doch das Gefühl hatten, mit einem Mäzen zu verkehren. Endlich von den Journalisten, die sogar den ersten Anspruch hätten, daß man von ihnen erzähle, weil sie es waren, die durch ihre Bewunderung Arnheim erst zu einem großen Mann machten, ohne den verkehrten

Zusammenhang zu bemerken; denn man hatte ihnen einen Floh ins Ohr gesetzt, und sie glaubten das Gras der Zeit wachsen zu hören. Die Grundgestalt seines Erfolgs war überall die gleiche; umgeben von dem Zauberschein seines Reichtums und dem Gerücht seiner Bedeutung, mußte er immer mit Menschen verkehren, die ihn auf ihrem Gebiet überragten, aber er gefiel ihnen als Fachfremder mit überraschenden Kenntnissen von ihrem Fach und schüchterte sie ein, indem er in seiner Person Beziehungen ihrer Welt zu anderen Welten darstellte, von denen sie keine Ahnung hatten. So war es ihm zur Natur geworden, einer Gesellschaft von Spezialmenschen gegenüber als Ganzes und ein Ganzer zu wirken. Zuweilen schwebte ihm eine Art Weimarer oder Florentiner Zeitalter der Industrie und des Handels vor, die Führerschaft starker, den Wohlstand mehrender Persönlichkeiten, die befähigt sein mußten, die Einzelleistungen der Technik, Wissenschaft und Künste in sich zu vereinen und von hohem Standpunkt zu lenken. Die Fähigkeit dazu fühlte er in sich. Er besaß das Talent, niemals in etwas Nachweisbarem und Einzelnem überlegen zu sein, wohl aber durch ein fließendes und jeden Augenblick sich aus sich selbst erneuerndes Gleichgewicht in jeder Lage obenauf zu kommen, was vielleicht wirklich die Grundfähigkeit eines Politikers ist, aber Arnheim war außerdem überzeugt, daß es ein tiefes Geheimnis sei. Er nannte es «das Geheimnis des Ganzen». Denn auch die Schönheit eines Menschen besteht beinahe in nichts Einzelnem und Nachweisbarem, sondern in jenem zauberhaften Etwas, das sich sogar kleine Häßlichkeiten dienstbar macht; und genau so sind die tiefe Güte und Liebe, die Würde und Größe eines Wesens fast unabhängig von dem, was es tut, ja sie sind imstande, alles, was es tut, zu adeln. Auf geheimnisvolle Weise geht im Leben das Ganze vor den Einzelheiten. Mögen also immerhin kleine Leute aus ihren Tugenden und Fehlern bestehn, so verleiht der große Mensch seinen Eigenschaften erst ihren Rang; und wenn es das Geheimnis seines Erfolges ist, daß dieser aus keinem seiner Verdienste und keiner seiner Eigenschaften recht verstanden werden kann, so ist eben dieses Vorhandensein einer Kraft, die mehr ist als jede ihrer Äußerungen, das Geheimnis, auf dem alles Große im Leben ruht. So hatte es Arnheim in einem seiner Bücher beschrieben, und als er dies niederschrieb, glaubte er beinahe, das Überirdische an der Mantelfalte gefaßt zu haben, und ließ das auch im Text durchblicken.

[<]

49

## Beginnende Gegensätze zwischen alter und neuer Diplomatie

Der Verkehr mit Personen, deren Sonderfach der Geburtsadel war, machte darin keine Ausnahme. Arnheim dämpfte seine eigene Vornehmheit ab und beschränkte sich so bescheiden auf Geistesadel, der seine Vorzüge und Grenzen kennt, daß nach einer Weile die Träger hochadeliger Namen neben ihm wirkten, als hätten sie vom Tragen dieser Last einen gekrümmten Arbeiterrücken. Wer das am schärfsten beobachtete, war Diotima. Sie erkannte das Geheimnis des Ganzen mit dem Verstand eines Künstlers, der seinen Lebenstraum in einer Weise verwirklicht sieht, die jedes Bessermachen ausschließt.

Sie war nun wieder völlig mit ihrem Salon ausgesöhnt. Arnheim warnte vor Überschätzung der äußeren Organisation; grobe materielle Interessen würden sich der reinen Absicht bemächtigen; er legte mehr Wert auf den Salon.

Sektionschef Tuzzi sprach dagegen die Befürchtung aus, daß man auf diesem Wege über einen Abgrund von Reden nicht hinauskommen werde.

Er hatte ein Bein über das andere geschlagen und die stark geäderten, mageren dunklen Hände davor gekreuzt; er sah mit seinem Bärtchen und den südländischen Augen neben dem in einem tadellosen Anzug aus weichem Stoff aufgerichtet dasitzenden Arnheim aus wie ein levantinischer Taschendieb neben einem Bremenser Handelsherrn. Es stießen da zwei Vornehmheiten aufeinander, und die österreichische, die sich, einem vielfach zusammengesetzten Hochgeschmack entsprechend, gerne mit einem Stich ins Nachlässige gab, hielt sich keineswegs für die geringere. Sektionschef Tuzzi hatte eine nette Art, sich nach den Fortschritten der Parallelaktion zu erkundigen, als ob er nicht selbst und unmittelbar wissen dürfte, was in seinem Hause vorgehe. «Wir wären froh, wenn wir möglichst bald erfahren könnten, was geplant wird» sagte er und blickte seine Gattin und Arnheim mit einem freundlichen Lächeln an, das ausdrücken sollte, ich bin in diesem Fall ja hier ein Fremder. Danach erzählte er, daß das gemeinsame Werk seiner Frau und Sr. Erlaucht den Amtsstellen schon schwere Sorgen bereite. Der Minister hatte während des letzten Vortrags bei Sr. Majestät vorgefühlt, welche äußeren Kundgebungen aus Anlaß des Jubiläums unter Umständen auf Allerhöchste Billigung rechnen dürften, namentlich, wie weit an Allerhöchster Stelle der Plan genehm sein möchte, dem Zuge der Zeit vorgreifend, sich an die Spitze einer internationalen pazifistischen Aktion zu stellen; – denn das wäre die einzige Möglichkeit, erläuterte Tuzzi, wenn man den bei Sr. Erlaucht aufgetauchten Gedanken eines Weltösterreich politisch fassen wolle. Aber Se. Majestät in Allerhöchst Ihrer weltbekannten Gewissenhaftigkeit und Zurückhaltung, erzählte er weiter, hätte sofort mit der energischen Bemerkung abgewehrt: «Ah, i mag mi net vordrängen lassen»; und nun wisse man nicht, ob es sich dabei um eine ausgesprochen entgegenstehende Allerhöchste Willensmeinung handle oder nicht.

Tuzzi verfuhr so in einer zarten Weise unart mit den kleinen Geheimnissen seines Berufs, wie es ein Mann tut, der gleichzeitig größere gut zu bewahren weiß. Er schloß damit, daß die Gesandtschaften jetzt die Stimmung der fremden Höfe zu ergründen hätten, weil man der Stimmung des eigenen nicht sicher sei und doch irgendwo einen festen Punkt gewinnen müsse. Denn am Ende wären rein handwerklich ja viele Möglichkeiten gegeben, von der Einberufung einer allgemeinen Friedenskonferenz, über eine Zwanzig-Herrscher-Zusammenkunft, bis hinab zur Ausstattung des Haager Palastes mit Wandgemälden österreichischer Künstler oder einer Stiftung für die Kinder und Waisen der Hausangestellten im Haag. Er knüpfte die Frage daran, wie man am preußischen Hofe über das Jubiläumsjahr denke. – Arnheim erklärte, darüber nicht unterrichtet zu sein. Der österreichische Zynismus stieß ihn ab; der er selbst so elegant zu plaudern wußte, fühlte sich in Tuzzis Nachbarschaft zugeknöpft wie ein Mann, der zu betonen wünscht, daß es kalt und ernst zu werden hat, sobald von Staatsgeschäften die Rede ist. Dergestalt stellten sich zwei gegensätzliche Vornehmheiten, Staats- und Lebensstile, nicht ganz ohne nebenbuhlerische Absicht vor Diotima dar. Aber stelle einen Windhund neben einen Mops, eine Weide neben eine Pappel, ein Weinglas auf einen Sturzacker oder ein Porträt statt in eine Kunsthandlung in ein Segelboot, kurz, bringe zwei hochgezüchtete und ausgeprägte Formen des Lebens nebeneinander, so entsteht zwischen ihnen beiden eine Leere, eine Aufhebung, eine ganz bössartige Lächerlichkeit ohne Boden. Das fühlte Diotima in ihren Augen und Ohren, ohne es zu verstehen, und gab erschreckt dem Gespräch eine Wendung, indem sie mit großer Entschiedenheit ihrem Mann erklärte, sie beabsichtige, mit der Parallelaktion in erster Linie etwas geistig Großes zu erreichen, und werde nur die Bedürfnisse wirklich moderner Menschen in deren Führung einströmen lassen!

Arnheim empfand es dankbar, daß dem Gedanken seine Würde wieder zurückgegeben sei, denn gerade weil er sich gegen gewisse Augenblicke des Versinkens wehren mußte, wünschte er mit den Ereignissen, die sein Beisammensein mit Diotima in großer Weise rechtfertigten, so wenig zu

spaßen wie ein Ertrinkender mit seinem Schwimmgürtel. Aber zu seiner eigenen Überraschung fragte er Diotima nicht ohne Zweifel in der Stimme, wen sie dann wohl in die geistige Spitzengruppe der Parallelaktion wählen wolle?

Diotima war dies natürlich noch ganz unklar; die Tage des Beisammenseins mit Arnheim hatten ihr eine solche Fülle von Anregungen und Ideen geschenkt, daß sie nicht dazu gekommen war, bestimmte Ergebnisse auszuwählen. Wohl hatte Arnheim einigemal ihr gegenüber wiederholt, daß es nicht auf die Demokratie der Ausschüsse, sondern auf starke und umfassende Persönlichkeiten ankomme, aber dabei hatte sie einfach das Gefühl gehabt: du und ich, – wenn auch noch keineswegs den Entschluß, ja nicht einmal die Einsicht; nun war es wahrscheinlich gerade das, woran sie durch den Pessimismus, der in Arnheims Stimme lag, erinnert wurde, denn sie antwortete: «Gibt es denn heute überhaupt etwas, das man ganz wichtig und groß nennen kann, um es mit aller Kraft zu verwirklichen?!»

«Es ist das Kennzeichen einer Zeit, welche die innere Sicherheit gesunder Zeiten verloren hat,» bemerkte Arnheim darauf «daß sich in ihr nur schwer etwas als das Wichtigste und Größte herausbildet.»

Sektionschef Tuzzi hatte die Augen zu einem Stäubchen auf seiner Hose niedergeschlagen, so daß man sein Lächeln als Zustimmung deuten konnte.

«In der Tat, was sollte es sein?» fuhr Arnheim prüfend fort. «Die Religion?»

Sektionschef Tuzzi richtete nun sein Lächeln empor; Arnheim hatte das Wort zwar nicht so nachdrücklich und zweifelsfrei ausgesprochen wie seinerzeit in Nachbarschaft Sr. Erlaucht, aber immerhin mit wohlklingendem Ernst.

Diotima verwahrte sich gegen das Lächeln ihres Gatten und warf ein: «Warum nicht? Auch die Religion!»

«Gewiß, aber da wir einen praktischen Entschluß fassen müssen: Haben Sie je daran gedacht, einen Bischof in den Ausschuß zu wählen, der für die Aktion ein zeitgemäßes Ziel finden soll? Gott ist im tiefsten unmodern: Wir vermögen nicht, ihn uns in Frack, glattrasiert und mit einem Scheitel vorzustellen, sondern tun es nach Patriarchenart. Und was ist außer der Religion vorhanden? Die Nation? Der Staat?»

Hier freute sich Diotima, weil Tuzzi gewöhnlich den Staat als eine männliche Angelegenheit behandelte, über die man mit Frauen nicht spricht. Jetzt schwieg er aber und tat nur so in den Augen, als ob darüber doch noch einiges mehr zu sagen wäre.

«Die Wissenschaft?» fragte Arnheim weiter; «die Kultur? Bleibt die Kunst. Wahrhaftig, sie wäre es, die am ersten die Einheit des Daseins und seine innere Ordnung spiegeln müßte. Aber wir kennen doch das Bild, das sie heute bietet. Allgemeine Zerrissenheit; Extreme ohne Zusammenhang. Dem neuen, mechanisierten Gesellschafts- und Gefühlsleben haben bereits im Anfang Stendhal, Balzac und Flaubert die Epopöe geschaffen, das Dämonium der Unterschichten haben Dostojewski, Strindberg und Freud aufgedeckt: wir heute Lebenden haben das tiefe Gefühl, daß in alledem nichts mehr für uns zu tun übrig ist.»

Hier schaltete Sektionschef Tuzzi ein, daß er den Homer vornehme, wenn er etwas Gediegenes lesen wolle, oder den Peter Rosegger.

Arnheim griff die Anregung auf. «Sie müßten noch die Bibel hinzunehmen. Mit Bibel, Homer und Rosegger oder Reuter läßt es sich auskommen! Und da sind wir auch in der innersten Zone des Problems! Angenommen, wir hätten einen neuen Homer: Fragen wir uns mit letzter

Aufrichtigkeit, ob wir überhaupt fähig wären, ihm zuzuhören? Ich glaube, wir müssen das verneinen. Wir haben ihn nicht, weil wir ihn nicht brauchen!» Arnheim saß nun im Sattel und ritt. «Wenn wir ihn brauchen würden, würden wir ihn haben! Denn letzten Endes geschieht in der Weltgeschichte nichts Negatives. Was kann es darum bedeuten, daß wir alles wahrhaft Große und Wesentliche in die Vergangenheit verlegen? Homer und Christus sind nicht wieder erreicht, geschweige denn übertroffen worden; es gibt nichts Schöneres als das Hohelied; Gotik und Renaissance stehn vor der Neuzeit wie ein Gebirgsland vor dem Eingang einer Ebene; wo sind heute große Herrschergestalten?! Wie kurzatmig erscheint selbst die Tat Napoleons neben der der Pharaonen, das Werk Kants neben dem Buddhas, das Goethes neben dem Homers! Aber schließlich leben wir und müssen für etwas leben: welchen Schluß haben wir also daraus zu ziehen? Keinen anderen, als daß → Hier brach Arnheim jedoch ab und versicherte, daß er zaudere, es auszusprechen: denn es bliebe nur der Schluß übrig, daß alles, was man wichtig nehme und für groß halte, nichts mit dem zu tun habe, was die innerste Kraft unseres Lebens sei.

«Und diese wäre?» fragte Sektionschef Tuzzi; dagegen, daß man das meiste viel zu wichtig nehme, hatte er wenig einzuwenden.

«Kein Mensch kann das heute sagen,» erwiderte Arnheim. «Die Zivilisationsfrage ist nur mit dem Herzen zu lösen. Durch das Auftreten einer neuen Person. Durch das innere Gesicht und den reinen Willen. Der Verstand hat nichts anderes zuwege gebracht, als die große Vergangenheit bis zum Liberalismus abzuschwächen. Aber vielleicht sehen wir nicht weit genug und rechnen mit zu kleinen Maßen; jeder Augenblick kann der einer Weltwende sein!»

Diotima hatte einwenden wollen, daß dann für die Parallelaktion überhaupt nichts mehr übrig bleibe. Aber merkwürdigerweise wurde sie von Arnheims dunklen Gesichtern hingerissen. Vielleicht war ein Rest von «lästigen Lernaufgaben» in ihr zurückgeblieben und beschwerte sie, wenn sie immer wieder die neuesten Bücher lesen und über die neuesten Bilder reden mußte; der Pessimismus der Kunst gegenüber befreite sie von vielen Schönheiten, die ihr im Grunde gar nicht gefallen hatten; jener gegenüber der Wissenschaft erleichterte ihre Angst vor der Zivilisation, dem Übermaß des Wissenswürdigen und Einflußreichen. So war Arnheims hoffnungsloses Urteil über die Zeit für sie eine Wohltat, die sie mit einemmal spürte. Und angenehm fuhr ihr der Gedanke durchs Herz, daß Arnheims Melancholie irgendwie mit ihr zusammenhänge.

[<]

**50**

Weitere Entwicklung. Sektionschef Tuzzi beschließt, sich über die Person Arnheims Klarheit zu verschaffen

Diotima hatte recht geraten. Seit dem Augenblick, wo Arnheim bemerkt hatte, daß der Busen dieser wundervollen Frau, die seine Bücher über die Seele gelesen hatte, von einer Macht gehoben und bewegt wurde, die man nicht mißverstehen konnte, war er einer Verzagtheit verfallen, die ihm sonst fremd war. Um es kurz und nach seiner eigenen Erkenntnis auszudrücken, es war die Verzagtheit des Moralisten, dem auf einmal und unerwartet der Himmel auf Erden begegnet, und will man ihm das nachempfinden, so braucht man sich bloß vorzustellen, wie es wäre, wenn rings um uns nichts als diese stille blaue Pfütze mit

schwimmenden weichen, weißen Federballen läge.

An sich betrachtet, ist der moralische Mensch lächerlich und unangenehm, wie der Geruch jener ergebenen armen Leute lehrt, die nichts ihr eigen nennen als ihre Moral; die Moral braucht große Aufgaben, von denen sie ihre Bedeutung empfängt, und darum hatte Arnheim die Ergänzung seiner zur Moral neigenden Natur immer im Weltgeschehen gesucht, in der Weltgeschichte, in der ideologischen Durchdringung seiner Tätigkeit. Das war seine Lieblingsvorstellung, Gedanken in Machtsphären zu tragen und Geschäfte nur in Zusammenhang mit geistigen Fragen zu behandeln. Er nahm gern Vergleiche für sich aus der Geschichte, um sie mit neuem Leben zu füllen; die Rolle der Finanz in der Gegenwart schien ihm jener der katholischen Kirche ähnlich zu sein, als einer aus dem Hintergrund wirkenden, im Verkehr mit den herrschenden Gewalten unnachgiebig-nachgiebigen Macht, und er betrachtete sich zuweilen in seiner Tätigkeit wie einen Kardinal. Aber diesmal war er doch eigentlich mehr aus Laune gereist; und wenn er auch ganz absichtslos selbst eine Reise aus Laune nicht unternahm, so konnte er sich doch nicht entsinnen, wie der Plan dazu, übrigens ein bedeutsamer Plan, ursprünglich in ihm entstanden sei. Es waltete etwas von unvorhergesehener Eingebung und plötzlichem Entschluß über seiner Fahrt, und es war wahrscheinlich dieser kleine Umstand von Freiheit, der es bewirkte, daß eine Urlaubsreise nach Bombay schwerlich einen exotischeren Eindruck auf ihn gemacht haben würde, als es die abseitige deutsche Großstadt tat, in die er geraten war. Der in Preußen völlig unmögliche Gedanke, daß er eingeladen wurde, um in der Parallelaktion eine Rolle zu spielen, hatte das übrige dazu getan und stimmte ihn phantasievoll unlogisch wie ein Traum, dessen Widersinn seiner praktischen Klugheit nicht entging, ohne daß diese jedoch imstande gewesen wäre, den Reiz des Märchenhaften zu durchbrechen. Er hätte den Zweck seines Kommens wahrscheinlich viel einfacher und auf geraden Wegen auch erreichen können, aber er betrachtete es wie einen Erholungsurlaub von der Vernunft, immer wieder hierher zurückzukehren, und wurde von seinem Geschäftsgeist für solchen Märchenwandel dadurch bestraft, daß er den schwarzen Sittenpunkt, den er sich selbst hätte geben müssen, als graue Färbung ins Allgemeine verrieb.

Zu einer so weitgehenden Betrachtung in Dunkel wie jenesmal in Gegenwart Tuzzis kam es allerdings kein zweites Mal; schon deshalb nicht, weil sich Sektionschef Tuzzi gewöhnlich nur flüchtig zeigte, und Arnheim seine Worte auf die verschiedensten Personen verteilen mußte, die er in diesem schönen Land erstaunlich aufnahmefähig fand. Er nannte in Gegenwart Sr. Erlaucht Kritik unfruchtbar und die Jetztzeit entgöttert, wobei er nochmals zu verstehen gab, daß der Mensch aus solcher negativen Existenz nur durch das Herz erlöst werden könne, und für Diotima die Behauptung anschoß, einzig der kulturvolle Süden Deutschlands könnte noch imstande sein, das deutsche Wesen und so vielleicht auch die Welt von den Ausschreitungen des Rationalismus und Rechentriebs zu befreien. Er sprach, umgeben von Damen, über die notwendige Organisierung der inneren Zartheit, um die Menschheit vor Wettrüsten und Seelenlosigkeit zu retten. Er erläuterte einem Kreis von schaffenden Männern das Hölderlin-Wort, daß es in Deutschland keine Menschen mehr gebe, sondern nur noch Berufe. «Und niemand kann in seinem Beruf ohne Gefühl für eine höhere Einheit etwas leisten; am wenigsten der Finanzmann!» schloß er diese Ausführung.

Man hörte ihm gerne zu, weil es schön war, daß ein Mann, der so viele Gedanken hatte, auch Geld besaß; und der Umstand, daß jeder, der ihn sprach, mit dem Eindruck davonging, ein Unternehmen wie die Parallelaktion sei eine höchst verdächtige, mit den gefährlichsten geistigen Widersprüchen behaftete Angelegenheit, bestärkte alle in dem Eindruck, daß niemand anderer sich so gut dazu eignen würde wie er, die Führung in diesem Abenteuer zu übernehmen.

Allein Sektionschef Tuzzi wäre nicht in aller Stille einer der führenden Diplomaten seines Landes

gewesen, wenn er von der gründlichen Anwesenheit Arnheims in seinem Hause nichts bemerkt hätte; er konnte bloß in keiner Weise klug daraus werden. Aber er zeigte es nicht, weil ein Diplomat niemals seine Gedanken zeigt. Dieser Fremde war ihm im höchsten Grade unangenehm, persönlich, aber sozusagen auch grundsätzlich; und daß er offenkundig den Salon seiner Frau zum Operationsfeld für irgendwelche geheime Absichten erwählt hatte, empfand Tuzzi als eine Herausforderung. Er glaubte nicht einen Augenblick den Versicherungen Diotimas, daß der Nabob die Kaiserstadt an der Donau nur darum so oft aufsuche, weil sich sein Geist inmitten ihrer alten Kultur am wohlsten fühle, stand jedoch zunächst vor einer Aufgabe, für deren Lösung ihm jeder Anhaltspunkt fehlte, denn ein solcher Mensch war ihm in seinen amtlichen Beziehungen noch nicht vorgekommen.

Und seit ihm Diotima ihren Plan auseinandergesetzt hatte, Arnheim eine führende Stellung in der Parallelaktion einzuräumen, und sich über den Widerstand Sr. Erlaucht beklagte, war Tuzzi ernstlich betroffen. Er hielt weder von der Parallelaktion noch vom Grafen Leinsdorf etwas, aber er hatte den Einfall seiner Frau politisch so überraschend taktlos gefunden, daß ihm in diesem Augenblick zumute war, es stürze die langjährige männliche Erziehungsarbeit, die er sich schmeicheln durfte geleistet zu haben, wie ein Kartenhaus zusammen. Sogar dieses Gleichnis hatte Sektionschef Tuzzi in seinem Inneren gebraucht, obwohl er sich sonst niemals Gleichnisse gestattete, weil sie zu literarisch sind und nach schlechter gesellschaftlicher Haltung riechen; diesmal aber war ihm ganz erschüttert dabei zumute.

Diotima verbesserte allerdings in der Folge ihre Stellung wieder durch ihren Eigensinn. Sie war sanft ausfällig geworden und hatte von einer neuen Art Menschen erzählt, welche die geistige Verantwortung für den Weltlauf nicht mehr untätig den Berufslenkern überlassen könne. Dann hatte sie vom Takt der Frau gesprochen, der zuweilen eine Sehergabe sein könne und den Blick möglicherweise in weitere Fernen lenke als die tägliche Berufsarbeit. Schließlich sagte sie, Arnheim sei ein Europäer, ein in ganz Europa bekannter Geist, die Leitung der Staatsgeschäfte in Europa geschehe zu wenig europäisch und viel zu ungeistig, und die Welt werde nicht Frieden finden, ehe ein weltösterreichischer Geist sie so durchwehe, wie die alte österreichische Kultur sich um die verschiedensprachigen Stämme auf dem Boden der Monarchie schlinge. – Sie hatte noch nie sich so entschieden der Überlegenheit ihres Mannes entgegenzusetzen gewagt, aber Sektionschef Tuzzi wurde dadurch vorübergehend wieder beruhigt, denn er hatte die Bestrebungen seiner Gattin nie für wichtiger als Schneiderfragen angesehen, war glücklich, wenn andere sie bewunderten, und betrachtete nun auch diese Angelegenheit milder und ungefähr so, wie wenn eine farbenfreudige Frau einmal ein zu buntes Band ausgewählt hätte. Er beschränkte sich darauf, ihr mit ernster Höflichkeit die Gründe zu wiederholen, die es in der Männerwelt ausgeschlossen erscheinen ließen, einem Preußen vor aller Augen die Entscheidung österreichischer Angelegenheiten anzuvertrauen, räumte aber im übrigen ein, daß es Vorteile bieten möge, sich mit einem Mann in so eigenartiger Stellung zu befreunden, und versicherte Diotima, daß sie seine Bedenken mißdeuten würde, wenn sie aus ihnen schließen wollte, daß es ihm nicht angenehm sei, Arnheim so oft wie möglich in ihrer Gesellschaft zu sehn. Er hoffte bei sich, daß sich auf diesem Wege die Gelegenheit, dem Fremden eine Falle zu stellen, schon finden werde.

Erst als Tuzzi mitansehen mußte, wie Arnheim überall Erfolg hatte, kam er wieder darauf zurück, daß Diotima sich allzu engagiert mit diesem Manne zeige, aber er erfuhr nun abermals, daß sie seinen Willen nicht wie sonst achtete, ihm widersprach und seine Besorgnisse für Hirngespinnste erklärte. Er beschloß, als Mann nicht gegen die Dialektik einer Frau zu streiten, sondern die Stunde abzuwarten, wo seine Voraussicht von selbst triumphieren werde; da ereignete es sich

jedoch, daß er einen gewaltigen Antrieb erhielt. Denn eines Nachts beunruhigte ihn etwas, das ihm wie ein unendlich fernes Weinen vorkam; es störte ihn anfangs kaum, er begriff es einfach nicht, aber von Zeit zu Zeit verringerte sich die seelische Entfernung um einen Sprung, und mit einemmal war die bedrohliche Unruhe dicht an seinen Ohren, und er fuhr so jäh aus dem Schlaf, daß er sich im Bett aufsetzte. Diotima lag zur Seite gewandt und gab kein Zeichen, aber er fühlte an irgendetwas, daß sie wache. Er rief sie leise beim Namen, wiederholte diese Frage und versuchte mit zärtlichen Fingern ihre weiße Schulter zu sich zu drehen. Aber wie er drehte, und ihr Gesicht im Dunkel über der Schulter aufging, sah es ihn böse an, drückte Trotz aus und hatte geweint. Leider hatte sein fester Schlaf Tuzzi inzwischen wieder halb überwältigt, zog ihn eigensinnig von hinten zurück zu den Polstern, und Diotimas Gesicht schwebte nur noch wie eine schmerzende helle Verzerrung vor ihm, die er in keiner Weise mehr begriff. «Was ist denn?» brummte er im leisen Baß des Einschlafens und erhielt eine klare, gereizte, unangenehme Antwort ins Ohr geprägt, die in seine Schlaftrunkenheit fiel und darin liegen blieb wie eine blinkende Münze im Wasser. «Du schläfst so unruhig, daß niemand neben dir schlafen kann!» hatte Diotima hart und deutlich gesagt; sein Ohr hatte es aufgenommen, aber damit war Tuzzi vom Wachen auch schon abgeschieden, ohne auf den Vorwurf weiter eingehen zu können.

Er fühlte bloß, daß ihm schweres Unrecht geschehen sei. Ruhig zu schlafen, gehörte nach seiner Ansicht zu den Haupttugenden eines Diplomaten, denn es war eine Bedingung jedes Erfolgs. Man durfte ihn da nicht antasten, und er empfand sich durch Diotimas Bemerkung ernstlich in Frage gestellt. Er begriff, daß Veränderungen mit ihr vorgegangen seien. Es fiel ihm zwar nicht einmal im Schlaf ein, seine Frau greifbarer Untreue zu verdächtigen, dennoch stand es keinen Augenblick in Zweifel für ihn, daß das persönliche Unbehagen, das ihm zugefügt worden, mit Arnheim zusammenhängen müsse. Er schlief sozusagen zornig bis zum Morgen durch und wachte mit dem festen Entschluß auf, um diese störende Person Klarheit zu schaffen.

[<]

51

## Das Haus Fischel

Direktor Fischel von der Lloyd-Bank war jener Bankdirektor, oder richtiger gesagt Bankprokurist mit dem Titel Direktor, der eine Einladung des Grafen Leinsdorf aus zunächst unbegreiflichen Gründen zu beantworten vergessen hatte und danach nicht wieder eingeladen wurde. Und auch jene erste Aufforderung hatte er nur den Beziehungen seiner Gattin Klementine verdankt. Klementine Fischel stammte aus einer alten Beamtenfamilie, ihr Vater war Präsident des Obersten Rechnungshofes gewesen, ihr Großvater Kameralrat, und drei ihrer Brüder nahmen hohe Stellungen in verschiedenen Ministerien ein. Sie hatte vor vierundzwanzig Jahren Leo aus zwei Gründen geheiratet; erstens weil hohe Beamtenfamilien manchmal mehr Kinder als Vermögen besitzen, zweitens aber auch aus Romantik, weil ihr im Gegensatz zu der peinlich sparsamen Begrenztheit ihres Elternhauses das Bankwesen als ein freigeistiger, zeitgemäßer Beruf erschienen war und ein gebildeter Mensch im neunzehnten Jahrhundert den Wert eines anderen Menschen nicht danach beurteilt, ob er Jude oder Katholik ist; ja, wie es damals war, empfand sie nahezu etwas besonders Gebildetes dabei, sich über das naive antisemitische Vorurteil des gewöhnlichen Volks hinwegzusetzen.

Die Arme mußte später erleben, daß in ganz Europa ein Geist des Nationalismus emporkam und



mit ihm auch eine Welle der Judenangriffe hochstieg, die ihren Mann sozusagen in ihren Armen aus einem geachteten Freigeist in den Ätzgeist eines bodenfremden Abstämmllings verwandelte. Anfangs hatte sie sich dagegen mit dem ganzen Ingrimme eines «groß denkenden Herzens» aufgelehnt, aber mit den Jahren wurde sie von der naiv grausamen, immer weiter um sich greifenden Feindseligkeit zermüht und von dem allgemeinen Vorurteil eingeschüchtert. Ja, sie mußte es sogar erleben, daß sie vor sich selbst bei den Gegensätzen, die sich zwischen ihr und ihrem Mann allmählich immer heftiger auftraten, – als er aus Gründen, über die er niemals richtig Auskunft geben wollte, über die Stufe eines Prokuristen nicht wegstieg und alle Aussicht verlor, jemals wirklicher Bankdirektor zu werden – manches, was sie verletzte, achselzuckend damit erklärte, daß Leos Charakter eben doch dem ihren fremd sei, wenn sie auch gegen Außenstehende die Grundsätze ihrer Jugend niemals preisgab.

Diese Gegensätze bestanden freilich im Grunde aus nichts anderem als dem Mangel an Übereinstimmung; wie in vielen Ehen ein sozusagen natürliches Unglück an die Oberfläche kommt, sobald sie aufhören, verblendet glücklich zu sein. Seit die Laufbahn Leos zögernd auf dem Posten eines Börsendisponenten stecken geblieben war, vermochte Klementine nicht mehr, gewisse seiner Eigenheiten damit zu entschuldigen, daß er eben nicht in einem spiegelstillen alten Ministerialbüro, sondern am «sausenden Webstuhl der Zeit» sitze, und wer weiß, ob sie ihn nicht gerade wegen dieses Goethezitats geheiratet hatte?! Sein ausrasierter Backenbart, der sie seinerzeit gemeinsam mit dem auf der Mitte der Nase thronenden Kneifer an einen englischen Lord mit Favorits erinnert hatte, mahnte sie jetzt an einen Börsenmakler, und einzelne Angewohnheiten in Gebärde und Redeweise begannen ihr geradezu unerträglich zu werden. Klementine versuchte anfangs, ihren Gatten zu verbessern, aber sie stieß dabei auf außergewöhnliche Schwierigkeiten, denn es zeigte sich, daß nirgends in der Welt ein Maß dafür vorhanden ist, ob ein Backenbart rechtmäßig an einen Lord oder an einen Makler erinnert und ein Kneifer einen Platz auf der Nase hat, der zusammen mit einer Handbewegung Enthusiasmus oder Zynismus ausdrückt. Außerdem war aber Leo Fischel auch gar nicht der Mann, der sich hätte verbessern lassen. Er erklärte die Bemängelungen, die das christlich-germanische Schönheitsideal eines Ministerialrats aus ihm machen wollten, für gesellschaftliche Faxen und lehnte ihre Erörterung als eines vernünftigen Mannes unwürdig ab, denn je mehr seine Gattin an Einzelheiten Anstoß nahm, desto mehr betonte er die großen Richtlinien der Vernunft. Dadurch verwandelte sich das Haus Fischel allmählich in den Kampfplatz zweier Weltanschauungen.

Der Lloyd-Bank-Direktor Fischel philosophierte gern, aber nur zehn Minuten täglich. Er liebte es, das menschliche Dasein als vernünftig begründet zu erkennen, glaubte an seine geistige Rentabilität, die er sich gemäß der wohlgegliederten Ordnung einer Großbank vorstellte, und nahm täglich mit Gefallen zur Kenntnis, was er von neuen Fortschritten in der Zeitung las. Dieser Glaube an die unerschütterlichen Richtlinien der Vernunft und des Fortschritts hatte es ihm lange Zeit ermöglicht, über die Ausstellungen seiner Frau mit einem Achselzucken oder einer schneidenden Antwort hinwegzugehen. Aber da es das Unglück gewollt hatte, daß sich im Verlauf dieser Ehe die Zeitstimmung von den alten, Leo Fischel günstigen Grundsätzen des Liberalismus, den großen Richtbildern der Freigeistigkeit, der Menschenwürde und des Freihandels abwandte, und Vernunft und Fortschritt in der abendländischen Welt durch Rassentheorien und Straßenschlagworte verdrängt wurden, so blieb auch er nicht unberührt davon. Er hatte diese Entwicklung anfangs schlechtweg geleugnet, genau so wie Graf Leinsdorf gewisse «unliebsame Erscheinungen öffentlicher Natur» zu leugnen pflegte; er wartete darauf, daß sie von selbst verschwinden würden, und dieses Warten ist der erste, kaum noch fühlbare Grad der Tortur des Ärgers, die das Leben über Menschen mit aufrechter Gesinnung verhängt. Der zweite Grad heißt gewöhnlich, und hieß darum auch bei Fischel so, das «Gift». Das Gift ist das tropfenweise

Auftreten neuer Anschauungen in Moral, Kunst, Politik, Familie, Zeitungen, Büchern und Verkehr, das bereits von einem ohnmächtigen Gefühl der Unwiderruflichkeit begleitet wird und von empörter Leugnung, die eine gewisse Anerkennung des Vorhandenseins nicht vermeiden kann. Direktor Fischel blieb aber auch der dritte und letzte Grad nicht erspart, wo die einzelnen Schauer und Strähnen des Neuen zu einem dauernden Regen zusammengeronnen sind, und mit der Zeit wird das zu einer der entsetzlichsten Martern, die ein Mensch erleben kann, der täglich nur zehn Minuten Zeit für Philosophie hat.

Leo lernte kennen, in wieviel Dingen der Mensch verschiedene Meinungen haben kann. Der Trieb, recht zu haben, ein Bedürfnis, das fast gleichbedeutend mit Menschenwürde ist, begann im Hause Fischel Ausschreitungen zu feiern. Dieser Trieb hat in Jahrtausenden Tausende bewundernswerter Philosophien, Kunstwerke, Bücher, Taten und Parteigängerschaften hervorgebracht, und wenn dieser bewundernswerte, aber auch fanatische und ungeheure, mit der menschlichen Natur geborene Trieb sich mit zehn Minuten Lebensphilosophie oder Aussprache über die grundsätzlichen Fragen des Hauswesens begnügen muß, so ist es unvermeidlich, daß er wie ein Tropfen glühenden Bleis in ungezählte Spitzen und Zacken zerplatzt, die auf das schmerzhafteste verwunden können. Er zersprang an der Frage, ob ein Hausmädchen zu entlassen sei oder nicht, und ob Zahnstocher auf den Tisch gehören oder nicht; aber woran immer er zersprang, besaß er die Fähigkeit, sich sofort zu zwei, an Einzelheiten unerschöpflich reichen, Weltanschauungen zu ergänzen.

Das ging bei Tage an, denn da war Direktor Fischel in seinem Büro, in der Nacht aber war er Mensch, und das verschlimmerte ungemein das Verhältnis zwischen ihm und Klementine. Im Grunde kann sich ein Mensch bei der heutigen Kompliziertheit aller Dinge doch nur auf einem Gebiet voll auskennen, und das waren bei ihm Lombarden und Effekten, weshalb er nachts zu einer gewissen Nachgiebigkeit neigte. Klementine dagegen blieb auch dann spitz und unnachgiebig, denn sie war in der pflichtbewußten, beständigen Atmosphäre eines Beamtenhauses aufgewachsen, und dazu duldet ihr Standesbewußtsein nicht getrennte Schlafräume, um die ohnehin unzureichende Wohnung nicht noch mehr zu verkleinern. Gemeinsame Schlafräume aber bringen einen Mann, wenn sie verfinstert sind, in die Lage eines Schauspielers, der vor einem unsichtbaren Parkett die dankbare, aber schon sehr abgespielte Rolle eines Helden darstellen muß, der einen fauchenden Löwen vorzaubert. Seit Jahren hatte sich Leos dunkler Zuschauerraum dabei weder den leisesten Applaus noch das geringste Zeichen von Ablehnung entschlüpfen lassen, und man darf sagen, daß das die stärksten Nerven erschüttern konnte. Am Morgen, beim Frühstück, das nach ehrbarer Überlieferung gemeinsam eingenommen wurde, war Klementine steif wie eine gefrorene Leiche und Leo zuckend von Empfindlichkeit. Selbst ihre Tochter Gerda merkte jedesmal etwas davon und malte sich voll Grauen und bitterem Widerwillen das Eheleben als einen Katzenkampf in nächtlicher Dunkelheit aus.

Gerda war dreiundzwanzig Jahre alt und bildete das bevorzugte Kampfobjekt zwischen ihren beiden Erzeugern. Leo Fischel fand, daß es für sie an der Zeit wäre, ihn an eine günstige Heirat denken zu lassen. Gerda dagegen sagte: «Du bist altmodisch, lieber Papa» und hatte ihre Freunde in einem Schwarm christlich-germanischer Altersgenossen gewählt, die nicht die geringste Aussicht auf Versorgung boten, dafür aber das Kapital verachteten und lehrten, daß noch nie ein Jude die Fähigkeit bewiesen habe, ein großes Menschheitssymbol aufzustellen. Leo Fischel nannte sie antisemitische Lümmel und wollte ihnen das Haus verbieten, aber Gerda sagte: «Das verstehst du nicht, Papa, das ist doch bloß symbolisch», und Gerda war nervös und blutarm und regte sich gleich so sehr auf, wenn man nicht vorsichtig mit ihr umging. So duldet Fischel

diesen Verkehr, wie einst Odysseus die Freier der Penelope in seinem Hause hatte dulden müssen, denn Gerda war der Lichtstrahl in seinem Leben; aber er duldete nicht schweigend, denn das lag nicht in seiner Natur. Er glaubte selbst zu wissen, was Moral und große Ideen seien, und er sagte es bei jeder Gelegenheit, um auf Gerda einen günstigen Einfluß zu nehmen. Und Gerda antwortete jedesmal: «Ja, du hättest unbedingt recht, Papa, wenn man diese Sache nicht von Grund aus anders ansehen müßte, als du es noch tust!» Und was tat Klementine, wenn Gerda so sprach? Nichts! Sie schwieg mit einem ergebenen Gesicht dazu, aber Leo konnte sicher sein, daß sie hinter seinem Rücken Gerdas Willen unterstützen würde, als ob *sie* wüßte, was Symbole seien! Leo Fischel hatte stets jede Ursache zu der Annahme gehabt, daß sein guter jüdischer Kopf dem seiner Gattin überlegen sei, und nichts empörte ihn so sehr wie die Beobachtung, daß sie aus Gerdas Verrücktheit Nutzen zog. Warum sollte ausgerechnet er plötzlich nicht mehr imstande sein, modern zu denken? Das war ein System! Er erinnerte sich dann der Nacht. Das war schon nicht mehr Ehrabschneidung; das war die Ehre mit der Wurzel abgraben! In der Nacht hat der Mensch nur ein Nachthemd an, und darunter kommt gleich der Charakter. Keine Fachkenntnisse und -klugheit schützen ihn. Man setzt seine ganze Person ein. Nichts sonst. Was sollte es also heißen, daß Klementine, wenn von christlich-germanischer Auffassung die Rede war, ein Gesicht machte, als ob er ein Wilder wäre?

Nun ist der Mensch ein Wesen, das Verdächtigungen so wenig verträgt wie ein Seidenpapier den Regen. Seit Klementine Leo nicht mehr schön fand, fand sie ihn unerträglich, und seit Leo sich von Klementine angezweifelt fühlte, erspähte er bei jedem Anlaß eine Verschwörung in seinem Haus. Dabei waren Klementine und Leo, wie alle Welt, der das durch Sitte und Literatur eingeredet wird, in dem Vorurteil befangen, daß sie durch ihre Leidenschaften, Charaktere, Schicksale und Handlungen voneinander abhingen. In Wahrheit besteht aber natürlich das Dasein mehr als zur Hälfte nicht aus Handlungen, sondern aus Abhandlungen, deren Meinung man in sich aufnimmt, aus Dafürhalten mit entgegengesprechendem Dagegenhalten und aus der aufgestapelten Unpersönlichkeit dessen, was man gehört hat und weiß. Das Schicksal dieser beiden Gatten hing zum größeren Teil von einer trüben, zähen, ungeordneten Schichtung von Gedanken ab, die gar nicht ihrer, sondern der öffentlichen Meinung angehörten und sich mit dieser verändert hatten, ohne daß sie sich davor bewahren konnten. Neben dieser Abhängigkeit war die persönliche von einander nur ein winziger Teil, ein irrsinnig überschätzter Rückstand. Und während sie sich einredeten, ein Privatleben zu haben, und gegenseitig ihren Charakter und Willen in Frage stellten, lag die verzweifelte Schwierigkeit in der Unwirklichkeit dieses Streites, die sie durch alle möglichen Verdrießlichkeiten verdeckten.

Es war das Unglück Leo Fischels, daß er weder Karten spielte, noch Vergnügen daran fand, hübsche Mädchen auszuführen, sondern, ermüdet von seinem Dienst, an einem ausgeprägten Familiensinn litt, wogegen seine Gattin, die nichts zu tun hatte, als Tag und Nacht den Schoß dieser Familie zu bilden, durch keinerlei romantische Vorstellungen davon mehr beirrt wurde. Es befiel Leo Fischel manchmal ein Erstickungsgefühl, das, nirgends greifbar, von allen Seiten auf ihn eindrang. Er war eine tüchtige kleine Zelle im sozialen Körper, die brav ihre Pflicht tat, aber von überall vergiftete Säfte erhielt. Und obgleich das weit über seinen Bedarf an Philosophie hinausging, so begann er, von seiner Lebensgefährtin im Stich gelassen, als alternder Mensch, der keinen Grund einsah, von der vernünftigen Mode seiner Jugend abzulassen, die tiefe Nichtigkeit des seelischen Lebens zu ahnen, seine Gestaltlosigkeit, die ewig die Gestalten wechselt, die langsame, aber ruhelose Umwälzung, die immer alles mit sich dreht.

An einem solchen Morgen, wo sein Denken durch Familienfragen beansprucht war, hatte Fischel vergessen, die Zuschrift Sr. Erlaucht zu beantworten, und an vielen folgenden Morgen bekam er

Schilderungen von den Vorgängen im Kreise der Sektionschefsgattin Tuzzi, die es sehr bedauerlich erscheinen ließen, daß eine solche Gelegenheit für Gerda, in die beste Gesellschaft zu kommen, nicht wahrgenommen worden sei. Fischel selbst hatte kein ganz reines Gewissen, da ja doch sein eigener Generaldirektor und der Gouverneur der Staatsbank hingingen, aber bekanntlich weist man Vorwürfe umso heftiger zurück, je stärker man selbst zwischen Schuld und Unschuld gespannt ist. Aber jedesmal, wenn Fischel sich mit der Überlegenheit des schaffenden Mannes über diese patriotische Angelegenheit lustig zu machen suchte, wurde ihm erklärt, daß ein auf der Zeithöhe stehender Finanzmann wie Paul Arnheim eben schon anders denke. Es war zum Staunen, wie viel Klementine und auch Gerda – die ansonsten den Wünschen ihrer Mutter natürlich widersprach – von diesem Manne in Erfahrung gebracht hatten, und da man auch auf der Börse mancherlei Verwunderliches von ihm redete, so fühlte sich Fischel in die Verteidigung gedrängt, denn er konnte einfach nicht mit und vermochte auch nicht, von einem Mann mit solchen Geschäftsverbindungen zu behaupten, daß man ihn nicht ernst nehmen dürfe.

Wenn Fischel sich aber in die Verteidigung gedrängt fühlte, so nahm das sachgemäß die Form der Kontertermine an, das heißt, er schwieg so undurchsichtig wie möglich zu allen Anspielungen, die sich auf das Haus Tuzzi, Arnheim, die Parallelaktion und sein eigenes Versagen bezogen, zog Erkundigungen über den Aufenthalt Arnheims ein und wartete heimlich auf ein Ereignis, das die innere Hohlheit von alledem mit einem Schlage offenbaren und den hohen Familienkurs dieser Angelegenheit zerschmettern sollte.

[<]

52

Sektionschef Tuzzi stellt eine Lücke im Betrieb seines Ministeriums fest

Sektionschef Tuzzi hatte nach seinem Entschluß, Klarheit um die Person Dr. Arnheims zu schaffen, bald die Genugtuung, im Aufbau des seine Sorge bildenden Ministeriums des Äußern und des Kaiserlichen Hauses eine wesentliche Lücke zu entdecken: es war auf Personen wie Arnheim nicht eingerichtet. Er selbst las von schöngeistigen Büchern außer Memoirenwerken nur die Bibel, Homer und Rosegger und darauf tat er sich etwas zugute, weil es ihn vor Zersplitterung bewahrte; aber daß auch im ganzen Auswärtigen Amt kein Mann zu finden war, der ein Buch von Arnheim gelesen hatte, erkannte er als einen Fehler. Sektionschef Tuzzi besaß das Recht, die übrigen leitenden Beamten zu sich rufen lassen zu können, aber am Morgen nach jener von Tränen beunruhigten Nacht hatte er sich zum Chef des Pressedepartements hinbegeben, geleitet von einem Gefühl, daß man nicht gut dem Anlaß, der ihn eine Aussprache suchen hieß, schon volle Amtswürde zubilligen könne. Der Chef des Pressedepartements bewunderte Sektionschef Tuzzi wegen der Fülle persönlicher Einzelheiten, die dieser von Arnheim wußte, gab zu, für seine Person den Namen auch schon oft gehört zu haben, verwahrte sich aber gleich gegen die Vermutung, daß der Mann aktenmäßig in seinem Departement vorkomme, da er seines Erinnerens niemals den Gegenstand, einer amtlichen Relation gebildet habe und die Bearbeitung des Zeitungsmaterials sich begreiflicherweise nicht auf die Lebensäußerungen von Privatpersonen erstreckte. Tuzzi räumte ein, daß etwas anderes keinesfalls zu erwarten wäre, machte aber die Bemerkung, daß die Grenze zwischen amtlicher und privater Bedeutung von Personen und Erscheinungen heute nicht immer klar zu bestimmen sei, was der Chef des Pressedepartements sehr scharf gesehen fand, worauf sich die beiden Sektionschefs in der Auffassung einigten, einen

sehr interessanten Mangel des Systems vor sich zu haben.

Es war offenbar ein Vormittag, an dem Europa ein wenig Ruhe hatte, denn die beiden Sektionschefs ließen den Kanzleidirektor kommen und ein Faszikel anlegen, das mit Arnheim, Dr. Paul, zu überschreiben war, wenn es auch vorläufig noch leer blieb. Nach dem Kanzleidirektor kamen die Leiter des Aktenarchivs und des Archivs für Zeitungsausschnitte an die Reihe, die sofort aus dem Kopf und strahlend vor Tüchtigkeit zu sagen wußten, daß in ihren Registern ein Arnheim nicht vorkomme. Endlich ließ man noch die Amtsjournalisten holen, die täglich die Blätter zu bearbeiten und den Chefs die Auszüge vorzulegen hatten, und sie alle machten ein bedeutsames Gesicht, als sie nach Arnheim gefragt wurden, und versicherten, daß er in ihren Blättern sehr oft und mit günstigster Betonung genannt werde, vermochten jedoch nichts über den Inhalt seiner Schriften mitzuteilen, weil seine Tätigkeit, wie sie sofort zu sagen wußten, nicht in den Aufgabenkreis der amtlichen Berichterstattung einbezogen sei. Das tadellose Funktionieren der Maschinerie des Auswärtigen Amtes erwies sich, sowie man nur auf den Knopf drückte, und alle Beamten verließen das Zimmer mit dem Gefühl, ihre Verlässlichkeit in gutem Licht gezeigt zu haben. «Es ist genau so, wie ich es Ihnen gesagt habe,» der Chef des Pressedepartements wandte sich befriedigt an Tuzzi «kein Mensch weiß etwas.»

Die beiden Sektionschefs hatten die Berichte mit würdigem Lächeln angehört, saßen – von der Umgebung gleichsam für die Ewigkeit präpariert, wie die Fliege im Bernstein – in prächtigen Lederstühlen, auf dem weichen roten Teppich, hinter den dunkelroten hohen Fenstervorhängen des weiß-goldenen Zimmers, das noch aus Maria Theresias Zeiten stammte, und erkannten, daß die Lücke im System, die sie nun wenigstens entdeckt hatten, schwer zu schließen sein würde. «Im Departement,» rühmte dessen Chef «wird jede öffentliche Äußerung bearbeitet; aber irgendwelche Ufer muß man dem Begriff der Öffentlichkeit lassen. Ich kann mich verbürgen, daß jeder Zwischenruf, den ein Abgeordneter in irgend einem Landtag im laufenden Jahr gemacht hat, binnen zehn Minuten in unseren Archiven zu finden ist, und jeder Zwischenruf der letzten zehn Jahre, sofern er sich auf die Außenpolitik bezieht, in längstens einer halben Stunde. Das gilt auch von jedem politischen Zeitungsartikel; meine Herren arbeiten gewissenhaft. Aber das sind greifbare, sozusagen verantwortliche Äußerungen, die in Zusammenhang mit festen Verhältnissen, Mächten und Begriffen stehn. Und wenn ich mich rein fachlich frage, unter welchem Stichwort der Beamte, der die Auszüge oder den Katalog macht, einen Essay von jemand eintragen soll, der nur für seine Person ... also wen soll ich da nennen?»

Tuzzi nannte hilfreich den Namen eines der jüngsten Schriftsteller, die bei Diotima verkehrten.

Der Chef des Pressedepartements blickte schwerhörig und beunruhigt zu ihm auf. «Also sagen wir den; aber wo ist die Grenze zu ziehen zwischen dem, was man beachtet, und dem, was man übergeht? Es hat sogar auch schon politische Gedichte gegeben. Soll man da jeden Verslrmacher –? Oder soll man vielleicht nur Burgtheaterautoren –?»

Die beiden Herrn lachten.

«Wie will man überhaupt genau herausziehn, was solche Leute meinen, und wenn sie der Schiller und Goethe wären?! Einen höheren Sinn hat es natürlich immer, aber so für praktische Zwecke widersprechen sie sich bei jedem zweiten Wort.»

Es war den beiden Herrn inzwischen klar geworden, daß sie Gefahr liefen, sich um etwas «Unmögliches» zu bemühen, das Wort auch mit jenem Geschmack von gesellschaftlicher Lächerlichkeit genommen, für den Diplomaten ein so feines Empfinden haben. «Man kann dem Ministerium nicht einen ganzen Stab von Buch- und Theaterkritikern angliedern,» stellte Tuzzi lächelnd fest «aber andererseits, wenn man einmal darauf aufmerksam wird, ist nicht zu leugnen,

daß solche Leute auf die Bildung der in der Welt herrschenden Anschauungen nicht ohne Einfluß sind und auf diesem Wege auch in die Politik wirken.»

«In keinem Auswärtigen Amt der Welt macht man das» kam ihm der Pressechef zu Hilfe.

«Gewiß. Aber steter Tropfen höhlt den Stein.» Tuzzi fand, daß dieses Zitat sehr gut eine gewisse Gefahr ausdrücke. «Irgend etwas Organisatorisches sollte man vielleicht doch versuchen?»

«Ich weiß nicht, ich habe Widerstände» meinte der andere Sektionschef.

«Ich natürlich auch!» fügte Tuzzi hinzu. Er hatte gegen Ende dieser Unterredung ein peinliches Empfinden wie bei belegter Zunge und vermochte nicht recht zu unterscheiden, ob es Unsinn sei, wovon er geredet habe, oder ob es sich nicht doch noch als eine Folge des Scharfsinns herausstellen werde, für den er berühmt war. Auch der Chef des Pressedepartements vermochte das nicht zu trennen, und deshalb versicherten die beiden Herren einander, daß sie über diese Frage später noch einmal sprechen wollten.

Der Chef des Pressedepartements gab den Auftrag, die gesamten Werke Arnheims für die Amtsbibliothek zu bestellen, damit die Sache doch auch einen gewissen Abschluß habe, und Sektionschef Tuzzi begab sich in eine politische Abteilung, wo er ersuchte, die Botschaft in Berlin mit einem eingehenden Bericht über die Person Arnheims zu betrauen. Es war dies das einzige, was ihm im Augenblick zu tun übrig blieb, und ehe dieser Bericht eintraf, hatte er nur seine Frau, um sich über Arnheim zu unterrichten, was ihm gänzlich unangenehm geworden war. Er erinnerte sich an den Ausspruch Voltaires, daß die Menschen die Worte nur anwenden, um ihre Gedanken zu verbergen, und der Gedanken sich nur bedienen, um ihre Ungerechtigkeiten zu begründen. Gewiß, das war immer Diplomatie gewesen. Aber daß ein Mensch soviel sprach und schrieb wie Arnheim, um seine wahren Absichten hinter Worten zu verbergen, das beunruhigte ihn als etwas Neues, hinter das er kommen mußte.

[<]

**53**

Man führt Moosbrugger in ein neues Gefängnis

Der Prostituiertenmörder Christian Moosbrugger war, wenige Tage nachdem in den Zeitungen die Berichte über die gegen ihn geführte Verhandlung zu erscheinen aufgehört hatten, vergessen worden, und die Erregung der Öffentlichkeit hatte sich anderen Gegenständen zugewandt. Nur ein Kreis von Sachverständigen beschäftigte sich noch weiter mit ihm. Sein Verteidiger hatte die Nichtigkeitsbeschwerde angemeldet, eine neue Überprüfung seines Geisteszustandes verlangt und sonst noch einiges getan; die Hinrichtung war auf unbestimmte Zeit verschoben worden, und man führte Moosbrugger in ein anderes Gefängnis.

Die Vorsicht, die dabei angewandt wurde, schmeichelte ihm; geladene Gewehre, viele Personen, Eisenschellen an Arm und Bein: man erwies ihm Aufmerksamkeit, man hatte Furcht vor ihm, und Moosbrugger liebte das. Als er in den Zellenwagen stieg, blickte er nach Bewunderung aus und warf ein Auge in den erstaunten Blick der Vorübergehenden. Kalter Wind, der die Straße herabblies, spielte in seinen Locken, die Luft zehrte an ihm. Zwei Sekunden lang; dann schob ein Justizsoldat an seinem Hintern, um ihn in den Wagen zu bringen.

Moosbrugger war eitel; er liebte es nicht, so geschoben zu werden; er fürchtete, daß ihn die Wache stoßen, anschreien oder über ihn lachen könnte; der gefesselte Riese wagte keinen seiner Führer anzusehen und rutschte freiwillig bis an die Vorderwand des Wagens.

Er fürchtete sich aber nicht vor dem Tod. Man muß im Leben vieles aushalten, das bestimmt weher tut als das Aufhängen, und ob man ein paar Jahre mehr oder weniger lebt, darauf kommt es schon gar nicht an. Der passive Stolz eines Mannes, der viel eingesperrt worden ist, verbot ihm, sich vor der Strafe zu fürchten; aber er hing auch sonst nicht am Leben. Was hätte er daran lieben sollen? Doch nicht den Frühlingswind oder die weiten Landstraßen oder die Sonne? Das macht nur müde, heiß und staubig. Niemand liebt das, der es wirklich kennt. «Erzählen können,» dachte Moosbrugger «gestern habe ich dort an der Ecke in dem Wirtshaus einen ausgezeichneten Schweinsbraten gegessen!» Das war schon mehr. Aber auch darauf konnte man verzichten. Was ihn gefreut hätte, wäre eine Befriedigung seines Ehrgeizes gewesen, der immer nur dummen Beleidigungen begegnet war. Ein wirres Geholper kam aus den Rädern durch die Bank in seinen Körper; hinter den Gitterstäben in der Türe Hefen die Pflastersteine zurück, Lastfuhrwerke blieben zurück, zuweilen torkelten Männer, Frauen oder Kinder quer durch die Stäbe, von weit hinten schob sich ein Fiaker heran, wuchs, kam näher, begann Leben zu sprühen wie ein Schmiedeblock Funken, die Pferdeköpfe schienen die Türe durchstoßen zu wollen, dann lief das Geklapper der Hufe und der weiche Laut der Gummireifen hinter der Wand vorbei. Moosbrugger drehte den Kopf langsam zurück und sah wieder die Decke an, wo sie vor ihm an die Seitenwand stieß. Der Lärm draußen rauschte, schmetterte; war wie ein Tuch gespannt, über das hie und da der Schatten irgendeines Vorgangs huschte. Moosbrugger empfand diese Fahrt als Abwechslung, ohne auf ihren Inhalt viel zu achten. Zwischen zwei dunklen, ruhenden Gefängniszeiten schoß eine Viertelstunde undurchsichtig weiß schäumender Zeit. So hatte er auch seine Freiheit immer empfunden. Nicht eigens schön. «Die Geschichte mit der letzten Mahlzeit,» dachte er «dem Gefängnisgeistlichen, den Henkern und der Viertelstunde, bis alles aus ist, wird nicht viel anders sein; sie wird auch auf ihren Rädern vorwärts tanzen, man wird fortwährend zu tun haben wie jetzt, um bei den Stößen nicht von der Bank zu rutschen, und wird nicht viel sehen und hören, weil lauter Leute um einen herumspringen. Es wird schon das Gescheiteste sein, wenn man endlich von allem Ruhe hat!»

Die Überlegenheit eines Mannes, der sich von dem Wunsch zu leben befreit hat, ist sehr groß. Moosbrugger erinnerte sich an den Kommissär, der ihn als erster bei der Polizei einvernommen hatte. Das war ein feiner Mann gewesen, der leise sprach. «Schaun Sie, Herr Moosbrugger,» hatte er gesagt «ich bitte Sie einfach inständig: gönnen Sie mir doch den Erfolg!» Und Moosbrugger hatte erwidert: «Gut, wenn Sie den Erfolg haben wollen, so machen wir jetzt Protokoll.» Der Richter hatte das später nicht glauben wollen, aber der Kommissär hatte es vor Gericht bestätigt. «Wenn Sie schon nicht aus eigenem Ihr Gewissen erleichtern wollen, so schenken Sie mir doch die persönliche Genugtuung, daß Sie es mir zuliebe tun»: Das hatte der Kommissär vor dem ganzen Gericht wiederholt, sogar der Vorsitzende hatte freundlich geschmunzelt, und Moosbrugger hatte sich erhoben. «Meine volle Hochachtung vor dieser Aussage des Herrn Polizeikommissärs!» hatte er laut verkündet und mit einer eleganten Verbeugung hinzugefügt: «Obwohl der Herr Kommissär mich mit den Worten entlassen haben: <Wir sehen uns wohl nie wieder>, so habe ich doch die Ehre und das Vergnügen, den Herrn Kommissär heute wiederzusehn.» Das Lächeln des Einverständnisses mit sich selbst verklärte Moosbruggers Gesicht, und er vergaß die Soldaten, die ihm gegenüber saßen und geradeso wie er von den Stößen des Wagens hin und her geschleudert wurden.

Ulrich zeigt sich im Gespräch mit Walter und Clarisse reaktionär

Clarisse sagte zu Ulrich: «Man muß für Moosbrugger etwas tun, dieser Mörder ist musikalisch!»

Ulrich hatte endlich an einem freien Nachmittag den Besuch nachgeholt, der durch seine Verhaftung so folgeschwer verhindert worden war.

Clarisse hielt den Rand seines Rocks in Brusthöhe gefaßt; Walter stand mit einem nicht ganz aufrichtigen Gesicht daneben.

«Wie meinst du das: musikalisch?» fragte Ulrich lächelnd.

Clarisse machte ein lustig beschämtes Gesicht. Unwillkürlich. Als drängte Scham bei allen Zügen heraus, und sie mußte das Gesicht lustig spannen, um sie zurück zu halten. Sie ließ ihn los. «Nun eben so» sagte sie. «Du bist doch jetzt ein einflußreicher Mann geworden!» Es war nicht immer klug aus ihr zu werden.

Der Winter hatte schon einmal begonnen und dann wieder aufgehört. Hier, außer der Stadt, gab es noch Schnee; weiße Felder und dazwischen wie dunkles Wasser die schwarze Erde. Die Sonne übergieß alles gleichmäßig. Clarisse hatte eine orangefarbene Jacke an und eine blaue Wollmütze. Sie gingen zu dritt spazieren, und Ulrich mußte ihr inmitten der wüst aufgebrochenen Natur die Schriften Arnheims erklären. Es war darin von algebraischen Reihen die Rede und von Benzolringen, von der materialistischen Geschichtsauffassung und der universalistischen, von Brückenträgern, der Entwicklung der Musik, dem Geist des Kraftwagens, Hata 606, der Relativitätstheorie, der Bohrschen Atomistik, dem autogenen Schweißverfahren, der Flora des Himalaja, der Psychoanalyse, der Individualpsychologie, der Experimentalpsychologie, der physiologischen Psychologie, der Sozialpsychologie und allen anderen Errungenschaften, die eine an ihnen reich gewordene Zeit verhindern, gute, ganze und einheitliche Menschen hervorzubringen. Aber alles das kam in einer sehr beruhigenden Weise in den Schriften Arnheims vor, denn er versicherte, daß alles, was man nicht verstehe, nur eine Ausschreitung unfruchtbarer Verstandeskkräfte bedeute, während das Wahre immer das Einfache, die menschliche Würde und der Instinkt für übermenschliche Wahrheiten sei, den jeder erwerben könne, wenn er einfach lebe und mit den Sternen im Bunde sei. «Viele behaupten heute etwas Ähnliches,» erläuterte Ulrich «aber Arnheim glaubt man es, weil man sich ihn als einen großen, reichen Mann vorstellen darf, der bestimmt alles genau kennt, wovon er spricht, selbst am Himalaja war, Kraftwagen besitzt und Benzolringe trägt, so viele er will!»

Clarisse wollte wissen, wie Benzolringe aussehen; eine unklare Erinnerung an Karneolringe leitete sie.

«Du bist trotzdem reizend, Clarisse!» meinte Ulrich.

«Gott sei Dank, braucht sie nicht jeden chemischen Unsinn zu verstehn!» verteidigte sie Walter; dann aber begann er die Schriften Arnheims zu verteidigen, die er gelesen hatte. Er wolle nicht sagen, daß Arnheim das Beste sei, was man sich vorzustellen vermöge, aber immerhin sei er das Beste, was die Gegenwart hervorgebracht habe; das sei neuer Geist! Zwar einwandfreie Wissenschaft, aber zugleich auch über das Wissen hinaus! So ging der Spaziergang vorbei. Das



Endergebnis für alle waren nasse Füße, ein gereiztes Gehirn, als ob die dünnen, in der Wintersonne glänzenden nackten Baumäste als Splitter in der Netzhaut stecken geblieben wären, der gemeine Wunsch nach heißem Kaffee und das Gefühl menschlicher Verlorenheit.

Verdampfender Schnee stieg von den Schuhen auf, Clarisse freute sich, weil die Stube schmutzig wurde, und Walter hielt die weiblich kräftigen Lippen die ganze Zeit über geschürzt, weil er Streit suchte. Ulrich erzählte von der Parallelaktion. Bei Arnheim kamen sie wieder in Streit.

«Ich werde dir sagen, was ich gegen ihn habe» wiederholte Ulrich. «Der wissenschaftliche Mensch ist heute eine ganz unvermeidliche Sache; man kann nicht nicht wissen wollen! Und zu keiner Zeit ist der Unterschied zwischen der Erfahrung eines Fachmanns und der eines Laien so groß gewesen wie in der jetzigen. An dem Können eines Masseurs oder eines Klavierspielers merkt es jeder; man schickt heute kein Pferd mehr ohne besondere Vorbereitung auf die Rennbahn. Bloß in den Fragen des Menschseins glaubt sich noch jeder zur Entscheidung berufen, und ein altes Vorurteil behauptet, daß man als Mensch geboren wird und stirbt! Weiß ich aber, daß die Frauen vor fünftausend Jahren wörtlich die gleichen Briefe an ihre Liebhaber geschrieben haben wie heute, so kann ich doch keinen solchen Brief mehr lesen, ohne mich zu fragen, ob es nicht einmal anders werden sollte!»

Clarisse zeigte sich zum Einverständnis geneigt. Walter dagegen lächelte wie ein Fakir, der mit keiner Wimper zucken will, wenn man ihm eine Hutnadel durch die Wangen stößt.

«Das heißt also nichts anderes, als daß du dich bis auf weiteres weigerst, ein Mensch zu sein!» warf er ein.

«Ungefähr. Es haftet ein unangenehmes Gefühl von Dilettantismus daran!»

«Aber ich will dir noch etwas ganz anderes zugeben» fuhr Ulrich nach einiger Überlegung fort. «Die Fachleute werden niemals fertig. Nicht nur sind sie heute unfertig; sondern sie vermögen sich die Vollendung ihrer Tätigkeit überhaupt nicht auszudenken. Vielleicht nicht einmal zu wünschen. Kann man sich zum Beispiel vorstellen, daß der Mensch noch eine Seele haben wird, sobald er sie biologisch und psychologisch völlig zu begreifen und behandeln gelernt hat? Trotzdem streben wir diesen Zustand an! Das ist es. Das Wissen ist ein Verhalten, eine Leidenschaft. Im Grunde ein unerlaubtes Verhalten; denn wie die Trunksucht, die Geschlechtssucht und die Gewaltsucht, so bildet auch der Zwang, wissen zu müssen, einen Charakter aus, der nicht im Gleichgewicht ist. Es ist gar nicht richtig, daß der Forscher der Wahrheit nachstellt, sie stellt ihm nach. Er erleidet sie. Das Wahre ist wahr, und die Tatsache ist wirklich, ohne sich um ihn zu kümmern: er hat bloß die Leidenschaft dafür, die Trunksucht am Tatsächlichen, die seinen Charakter zeichnet, und schert sich den Teufel darum, ob ein Ganzes, Menschliches, Vollkommenes oder was überhaupt aus seinen Feststellungen wird. Das ist ein widerspruchsvolles, ein leidendes und dabei ungeheuer tatkräftiges Wesen!»

«Und?» fragte Walter.

«Was: und?»

«Du willst doch nicht behaupten, daß man es dabei bewenden lassen kann?!»

«Ich möchte es dabei bewenden lassen» sagte Ulrich ruhig. «Unsere Anschauung von unserer Umgebung, aber auch von uns selbst, ändert sich mit jedem Tag. Wir leben in einer Durchgangszeit. Vielleicht dauert sie, wenn wir unsere tiefsten Aufgaben nicht besser anpacken als bisher, bis zum Ende des Planeten. Trotzdem soll man, wenn man ins Dunkel gestellt ist, nicht wie ein Kind aus Angst zu singen beginnen. Ein solcher Gesang aus Angst ist es aber, wenn man

so tut, als wüßte man, wie man sich hienieden zu benehmen hat; da kannst du grundstürzend brüllen, es ist doch nur Angst! Übrigens bin ich überzeugt: Wir galoppieren! Wir sind noch weit von den Zielen entfernt, sie rücken nicht näher, wir sehen sie überhaupt nicht, wir werden uns noch oft verreiten und die Pferde wechseln müssen; aber eines Tags – übermorgen oder in zweitausend Jahren – wird der Horizont zu fließen beginnen und uns brausend entgegenstürzen!»

Es war dämmerig geworden. «Niemand kann mir ins Gesicht sehn» dachte Ulrich. «Ich weiß nicht einmal selbst, ob ich lüge.» Er sprach, wie man in einem Augenblick, der seiner selbst nicht gewiß ist, das Ergebnis jahrzehntelanger Gewißheit zusammenfaßt. Er erinnerte sich daran, daß doch dieser Jugendtraum längst hohl geworden war, den er Walter vorhielt. Er wollte nicht mehr weiter reden.

«Und wir sollen» erwiderte Walter mit Schärfe «auf jeden Sinn des Lebens verzichten?!»

Ulrich fragte ihn, wozu er eigentlich einen Sinn brauche? Es ginge doch auch so, meinte er.

Clarisse kicherte. Sie meinte es nicht böse, die Frage war ihr so spaßhaft vorgekommen.

Walter zündete Licht an, denn es schien ihm nicht nötig zu sein, daß Ulrich vor Clarisse den Vorteil des dunklen Mannes ausnütze. Ärgerliche Blendung überschüttete die drei.

Ulrich erläuterte verstockt: «Was man im Leben braucht, ist bloß die Überzeugung, daß das Geschäft besser geht als das des Nachbarn. Das heißt: deine Bilder, meine Mathematik, irgendjemandes Kinder und Frau; alles das, was einem Menschen versichert, daß er zwar in keiner Weise etwas Ungewöhnliches ist, aber in dieser Weise, keinerlei etwas Ungewöhnliches zu sein, doch nicht so leicht seinesgleichen hat!»

Walter hatte sich noch nicht wieder hingesezt. Unruhe war in ihm. Triumph. Er rief aus: «Weißt du, was du da sagst? Fortwursteln! Du bist einfach ein Österreicher. Du lehrst die österreichische Staatsphilosophie des Fortwurstelns!»

«Das ist vielleicht nicht so übel, wie du denkst» gab Ulrich zur Antwort. «Man kann aus einem leidenschaftlichen Bedürfnis nach Schärfe und Genauigkeit oder Schönheit dahin kommen, daß einem Fortwursteln besser gefällt als alle Anstrengungen in neuem Geiste! Ich wünsche dir dazu Glück, daß du Österreichs Weltsendung entdeckt hast.»

Walter wollte erwidern. Aber es zeigte sich, daß das Gefühl, das ihn in die Höhe getrieben hatte, nicht nur Triumph war, sondern – wie sagt man es? – auch der Wunsch, einen Augenblick hinauszugehen. Er schwankte zwischen den zwei Wünschen. Aber beides ließ sich nicht vereinen, und sein Blick glitt von Ulrichs Augen ab auf den Weg zur Türe.

Als sie allein waren, sagte Clarisse: «Dieser Mörder ist musikalisch. Das heißt –» sie hielt ein, dann fuhr sie geheimnisvoll fort: «Man kann gar nichts sagen, aber du mußt etwas für ihn tun.»

«Was soll ich denn tun?»

«Ihn befreien.»

«Du träumst wohl?»

«Du meinst doch alles gar nicht so, wie du es zu Walter sagst?!» fragte Clarisse, und ihre Augen schienen ihn zu einer Antwort zu drängen, deren Inhalt er nicht erraten konnte.

«Ich weiß nicht, was du willst?» sagte er.

Clarisse sah ihm eigensinnig auf die Lippen; dann wiederholte sie: «Du solltest trotzdem das tun, was ich gesagt habe; du würdest verwandelt werden.»

Ulrich betrachtete sie. Er begriff nicht recht. Er mußte etwas überhört haben; einen Vergleich oder irgendein Wiewenn, das ihrer Rede Sinn gab. Es klang sehr sonderbar, sie ohne diesen Sinn so natürlich sprechen zu hören, als handelte es sich um eine gewöhnliche Erfahrung, die sie gemacht habe.

Aber da kehrte Walter zurück. «Ich kann dir ja zugeben –» begann er. Die Unterbrechung hatte das Gespräch entschärft.

Er saß wieder auf seinem Stühlchen am Klavier und sah befriedigt seine Schuhe an, an denen Erde haftete. Er dachte: «Warum haftet an Ulrichs Schuh keine Erde? Sie ist die letzte Rettung des europäischen Menschen.»

Ulrich aber sah die Beine über Walters Schuhen an; sie staken in schwarzen Strümpfen aus Baumwolle und hatten die unschöne Form weicher Mädchenbeine. «Man muß es schätzen, wenn ein Mann heute noch das Bestreben hat, etwas Ganzes zu sein» sagte Walter.

«Das gibt es nicht mehr» meinte Ulrich. «Du brauchst bloß in eine Zeitung hineinzusehen. Sie ist von einer unermesslichen Undurchsichtigkeit erfüllt. Da ist die Rede von so viel Dingen, daß es das Denkvermögen eines Leibniz überschritte. Aber man merkt es nicht einmal; man ist anders geworden. Es steht nicht mehr ein ganzer Mensch einer ganzen Welt gegenüber, sondern ein menschliches Etwas bewegt sich in einer allgemeinen Nährflüssigkeit.»

«Sehr richtig» sagte Walter sofort. «Es gibt eben keine ganze Bildung mehr im Goetheschen Sinn. Aber darum gibt es heute auch zu jedem Gedanken einen Gegengedanken und zu jeder Neigung gleich die entgegengesetzte. Jede Tat und ihr Gegenteil finden heute im Intellekt die scharfsinnigsten Gründe, mit denen man sie sowohl verteidigen wie verurteilen kann. Ich begreife nicht, wie du das in Schutz nehmen magst!»

Ulrich zuckte die Achseln.

«Man muß sich ganz zurückziehn» sagte Walter leise.

«Es geht doch auch so» erwiderte ihm der Freund. «Vielleicht sind wir auf dem Weg zum Ameisenstaat oder irgend einer anderen unchristlichen Aufteilung der Leistungen.» Ulrich bemerkte bei sich, daß man ebensogut übereinstimmen könne wie sich streiten. In der Höflichkeit lag die Verachtung so klar wie ein Leckerbissen in Aspik. Er wußte, daß auch seine letzten Worte Walter ärgern mußten, aber er begann sich danach zu sehnen, einmal mit einem Menschen zu sprechen, mit dem er ganz übereinstimmen könnte. Solche Gespräche hatte es zwischen Walter und ihm einst gegeben. Da werden die Worte von einer geheimen Kraft aus der Brust geholt, und keines verfehlt sein Ziel. Wenn man dagegen mit Abneigung spricht, steigen sie wie Nebel von einer Eisfläche auf. Er sah Walter ohne Groll an. Er war sicher, daß auch der das Gefühl hatte, sich durch dieses Gespräch, je weiter es gehe, desto mehr in seiner inneren Meinung zu verunstalten, aber die Schuld daran ihm beimaß. «Alles, was man denkt, ist entweder Zuneigung oder Abneigung!» dachte Ulrich. Das kam ihm in diesem Augenblick so lebhaft als richtig vor, daß er es wie einen körperlichen Zwang empfand, ähnlich dem berührenden Schwanken eng aneinandergeschlossener Menschen. Er sah sich nach Clarisse um.

Aber Clarisse hörte scheinbar schon seit längerem nicht mehr zu; sie hatte irgendwann die Zeitung aufgenommen, die vor ihr auf dem Tisch gelegen war; dann hatte sie in sich geforscht, warum ihr das ein so tiefes Vergnügen mache. Sie fühlte die unermessliche Undurchsichtigkeit, von der Ulrich gesprochen hatte, vor den Augen und die Zeitung zwischen den Händen. Die Arme entfalteten die Dunkelheit und öffneten sich selbst. Die Arme bildeten mit dem Stamm des Leibes zwei Kreuzbalken, und dazwischen hing die Zeitung. Das war das Vergnügen, aber die

Worte, mit denen es zu beschreiben ist, kamen nicht in Clarisse vor. Sie wußte bloß, daß sie auf die Zeitung sah, ohne zu lesen, und daß ihr vorkam, in Ulrich stecke etwas barbarisch Geheimnisvolles, eine ihr selbst verwandte Kraft, ohne daß ihr etwas Genaueres darüber einfiel. Ihre Lippen hatten sich zwar geöffnet, als ob sie lächeln würde, aber es geschah ohne Bewußtsein, nur in lose erstarrter Spannung.

Walter fuhr leise fort: «Du hast recht, wenn du sagst, daß heute nichts mehr ernst, vernünftig oder auch nur durchschaubar ist; aber warum willst du nicht verstehen, daß gerade die steigende Vernünftigkeit, die das Ganze durchseucht, schuld daran ist. In alle Gehirne hat sich das Verlangen gelegt, immer vernünftiger zu werden, mehr denn je das Leben zu rationalisieren und zu spezialisieren, und zugleich das Unvermögen, sich denken zu können, was aus uns werden soll, wenn wir alles erkennen, zerteilen, typisieren, in Maschinen verwandeln und normen. Es kann so nicht weitergehn.»

«Mein Gott,» antwortete Ulrich gleichmütig «der Christ der Mönchszeiten hat gläubig sein müssen, obwohl er sich nur einen Himmel denken konnte, der mit seinen Wolken und Harfen etwas langweilig war; und wir fürchten uns vor dem Himmel der Vernunft, der uns an die Lineale, geraden Bänke und entsetzlichen Kreidefiguren der Schulzeit erinnert.»

«Ich habe das Gefühl, daß eine zügellose Ausschreitung der Phantastik die Folge sein wird» fügte Walter nachdenklich hinzu. Es war eine kleine Feigheit und List in dieser Rede. Er dachte an das geheimnisvolle Widervernünftige in Clarisse, und während er von der Vernunft sprach, die es zu Ausschreitungen treibe, dachte er an Ulrich. Die beiden andern nahmen es nicht wahr, und das gab ihm den Schmerz und den Triumph des Unverstandenen. Er hätte Ulrich am liebsten gebeten, solange er in der Stadt weile, sein Haus nicht mehr zu betreten, wenn es nur, ohne einen Aufstand bei Clarisse zu erregen, möglich gewesen wäre.

So sahen die beiden Männer Clarisse schweigend zu.

Clarisse bemerkte plötzlich, daß sie nicht mehr stritten, rieb sich die Augen und blinzelte Ulrich und Walter freundlich an, die, von gelbem Licht bestrahlt, wie in einem Glasschrank vor den abendblauen Fensterscheiben saßen.

[<]

**55**

## Soliman und Arnheim

Der Mädchenmörder Christian Moosbrugger besaß aber noch eine zweite Freundin. Die Frage seiner Schuld oder seines Leidens hatte vor einigen Wochen ihr Herz so lebhaft ergriffen wie das vieler anderer, und sie hatte eine Auffassung des Falls, die von der gerichtlichen etwas abwich. Der Name Christian Moosbrugger gefiel ihr wohl, und sie stellte sich darunter einen einsamen, hochgewachsenen Mann vor, der an einer moosüberwachsenen Mühle saß und dem Donnern des Wassers lauschte. Sie war fest überzeugt, daß sich auf eine ganz unerwartete Weise die Beschuldigungen aufklären würden, die man gegen ihn erhob. Wenn sie in der Küche oder im Speisezimmer mit ihrer Näharbeit saß, kam es vor, daß Moosbrugger, nachdem er seine Ketten abgeschüttelt hatte, neben sie trat, und dann spannen sich ganz wilde Phantasien an. Es war in ihnen keineswegs ausgeschlossen, daß Christian, wenn er sie, Rachel, rechtzeitig kennen gelernt

hätte, seine Laufbahn als Mädchenmörder aufgegeben und sich als ein Räuberhauptmann von ungeheurer Zukunft entpuppt haben würde.

Dieser arme Mann in seinem Kerker ahnte das Herz nicht, das, über Diotimas auszubessernde Wäsche gebeugt, für ihn klopfte. Es war gar nicht weit von der Wohnung des Sektionschefs Tuzzi zum Landesgericht. Von einem Dach zum anderen würde ein Adler nur wenige Flügelschläge gebraucht haben; aber der modernen Seele, die Ozeane und Kontinente spielend überbrückt, ist nichts so unmöglich, wie die Verbindung zu den Seelen zu finden, die um die nächste Ecke wohnen.

So hatten sich die magnetischen Ströme wieder aufgelöst, und Rachel liebte seit einiger Zeit die Parallelaktion statt Moosbrugger. Selbst wenn in den Zimmern drinnen die Dinge nicht ganz so in Gang kamen, wie sie sollten, ging in den Vorzimmern ungemein viel vor sich. Rachel, die früher immer Muße gefunden hatte, die Zeitungen zu lesen, die von der Herrschaft in die Küche gelangten, kam nicht mehr dazu, seit sie von früh bis spät als kleine Schildwache vor der Parallelaktion stand. Sie liebte Diotima, Sektionschef Tuzzi, Se. Erlaucht Graf Leinsdorf, den Nabob, und seit sie bemerkt hatte, daß er eine Rolle in diesem Haus zu spielen beginne, auch Ulrich; so liebt ein Hund die Freunde seines Hauses mit einem Gefühl und doch verschiedenen Gerüchen, die aufregende Abwechslung bedeuten. Aber Rachel war klug. An Ulrich zum Beispiel bemerkte sie recht wohl, daß er immer ein wenig in Gegensatz zu den anderen stand, und ihre Phantasie hatte begonnen, ihm eine besondere und noch nicht aufgeklärte Rolle in der Parallelaktion zuzuschreiben. Er sah sie immer freundlich an, und die kleine Rachel nahm wahr, daß er sie besonders lange dann betrachtete, wenn er glaubte, daß sie es nicht sehe. Sie hielt es für gewiß, daß er etwas von ihr wüschte; mochte es nur kommen; ihr weißes Fellchen zog sich erwartungsvoll zusammen, und aus ihren schönen schwarzen Augen schoß hie und da eine ganz kleine goldene Spitze zu ihm hinüber! Ulrich fühlte das Knistern dieser kleinen Person, ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können, während sie um die statiösen Möbel und Besucher herumstrich, und es bot ihm einige Zerstreung.

Er verdankte seinen Platz in Rachels Aufmerksamkeit nicht zum geringsten geheimnisvollen Vorzimmorgesprächen, durch die Arnheims beherrschende Stellung ins Wanken geraten war; denn dieser strahlende Mann hatte, ohne es zu wissen, außer ihm und Tuzzi noch einen dritten Feind in seinem kleinen Diener Soliman. Dieser Mohrenknabe war die funkelnde Schließe in dem Zaubergürtel, den die Parallelaktion um Rachel gelegt hatte. Ein komischer Kleiner, der hinter seinem Herrn aus dem Märchenland in die Straße gekommen war, wo Rachel diente, war er von ihr einfach als der unmittelbar für sie bestimmte Teil des Märchens in Besitz genommen worden; so war es sozial vorgesehen; der Nabob war die Sonne und gehörte Diotima, Soliman gehörte Rachel, und war ein in der Sonne leuchtender, entzückend bunter Scherben, den sie für sich aufhob. Aber das war nicht ganz des Knaben Meinung. Er stand, trotz seiner körperlichen Kleinheit, schon zwischen dem sechzehnten und dem siebzehnten Jahr und war ein Wesen voll Romantik, Bosheit und persönlichen Ansprüchen. Arnheim hatte ihn einst im Süden Italiens aus einer Truppe von Tänzern herausgeholt und zu sich genommen; der sonderbar zappelige Kleine, mit der Melancholie seines Affenblicks, hatte ihm ans Herz gegriffen, und der reiche Mann beschloß, ihm ein höheres Leben zu eröffnen. Es war dies eine Sehnsucht nach inniger, treuer Gesellschaft, wie sie den Einsamen nicht selten als Schwäche anwandelte, die er aber gewöhnlich hinter vermehrter Tätigkeit verbarg, und er hatte Soliman bis zu dessen vierzehntem Jahr ungefähr so unachtsam als gleichgestellt behandelt, wie man früher in reichen Häusern die Milchgeschwister der eigenen Kinder aufzog, die an allen Spielen und Vergnügungen teilhaben dürfen, ehe der Augenblick kommt, wo man herauskehren muß, daß die Milch einer Mutterbrust

mit Geringerem säugt als die der Ammenbrust. Soliman hatte Tag und Nacht, am Schreibtisch oder während stundenlanger Gespräche mit berühmten Besuchern zu Füßen, hinter dem Rücken oder auf den Knien seines Herrn gekauert. Er hatte Scott, Shakespeare und Dumas gelesen, wenn gerade Scott, Shakespeare und Dumas auf den Tischen herumlagen, und hatte am Handwörterbuch der Geisteswissenschaften buchstabieren gelernt. Er aß die Bonbons seines Herrn und begann frühzeitig, wenn es niemand sah, auch seine Zigaretten zu rauchen. Ein eigener Lehrer kam und gab ihm – etwas unregelmäßig wegen der vielen Reisen – Elementarunterricht. Bei alledem hatte sich Soliman fürchterlich gelangweilt und nichts so sehr geliebt wie die Aufgaben eines Kammerdieners, an denen er gleichfalls teilhaben durfte, denn das war eine wirkliche und erwachsene Tätigkeit, die seinem Tatendrang schmeichelte. Aber eines Tags, und es war noch nicht lange her, hatte ihn sein Herr zu sich rufen lassen und ihm freundlich erklärt, daß er nicht ganz das gehalten habe, was er sich von ihm versprochen hätte, daß er nun kein Kind mehr sei und daß Arnheim, der Herr, die Verantwortung dafür trage, daß aus Soliman, dem kleinen Diener, ein ordentlicher Mensch werde; weshalb er beschlossen habe, ihn von nun an genau als das zu behandeln, was er einst sein müsse, so daß er sich noch rechtzeitig daran gewöhnen könne. Viele erfolgreiche Männer – fügte Arnheim hinzu – hätten als Stiefelputzer und Tellerwäscher angefangen, worin gerade ihre Kraft gelegen habe, denn das Wichtigste sei, daß man von allem Anfang an alles ganz tue.

Diese Stunde, wo er von einem unbestimmten Luxusgeschöpf zum Diener mit freier Station und kleinem Salär befördert worden war, richtete in Solimans Herzen eine Verwüstung an, von der Arnheim nichts ahnte. Soliman hatte die Eröffnungen, die ihm Arnheim machte, überhaupt nicht verstanden, wohl aber hatte er sie mit dem Gefühl erraten und haßte seinen Herrn seit der Veränderung, die mit ihm vollzogen worden war. Er verzichtete auch weiterhin keineswegs auf Bücher, Bonbons und Zigaretten, aber während er sich früher bloß genommen hatte, was ihn freute, bestahl er Arnheim nun mit vollem Bewußtsein und konnte sich an diesem Rachegefühl so wenig genügen, daß er manchmal auch einfach Dinge zerbrach, versteckte oder wegwarf, die zur Verwunderung Arnheims, der sich dunkel an sie zu erinnern glaubte, nie wieder zum Vorschein kamen. Während sich Soliman derart wie ein Kobold rächte, nahm er sich aber in seinen dienstlichen Obliegenheiten und im gefälligen Auftreten ungemein zusammen. Er war nach wie vor eine Sensation bei allen Köchinnen, Stubenmädchen, Hotelangestellten und weiblichen Besuchern, wurde von ihren Blicken und ihrem Lächeln verwöhnt, von Gassenbuben spöttisch begafft und blieb es gewohnt, sich als eine fesselnde und wichtige Persönlichkeit zu fühlen, auch wenn er unterdrückt wurde. Selbst sein Herr schenkte ihm noch zuweilen einen zufriedenen und geschmeichelten Blick oder ein freundliches und weises Wort, man lobte ihn allgemein als anstellig, gefälligen Jungen, und wenn es sich gerade so traf, daß Soliman kurz vorher etwas besonders Verwerfliches auf sein Gewissen geladen hatte, so genoß er dienstwillig grinsend seine Überlegenheit wie eine verschluckte Kugel glühend kalten Eises.

Das Vertrauen dieses Jungen hatte Rachel in dem Augenblick gewonnen, wo sie ihm mitteilte, daß in ihrem Hause vielleicht ein Krieg vorbereitet werde, und seither mußte sie die schändlichsten Eröffnungen über ihren Abgott Arnheim von ihm entgegennehmen. Trotz all seiner Blasiertheit sah Solimans Phantasie aus wie ein Nadelkissen voll Schwertern und Dolchen, und in allem, was er Rachel von Arnheim erzählte, donnerte es von Roßhufen, und es schwankten Fackeln und Strickleitern. Er vertraute ihr an, daß er gar nicht Soliman heiße, und nannte ihr einen langen, sonderbar klingenden Namen, den er so schnell aussprach, daß sie sich ihn niemals merken konnte. Später fügte er das Geheimnis hinzu, daß er der Sohn eines Negerfürsten und seinem Vater, der tausende Krieger, Rinder, Sklaven und Edelsteine besitze, als Kind gestohlen worden sei; Arnheim habe ihn gekauft, um ihn dereinst dem Fürsten furchtbar teuer wieder zu

verkaufen, aber er wolle fliehen und habe es bisher bloß deshalb nicht tun können, weil sein Vater so weit weg wohne.

Rachel war nicht so dumm, diesen Geschichten zu glauben; aber sie glaubte ihnen, weil ihr in der Parallelaktion kein Maß des Unglaublichen groß genug war. Sie würde auch gerne Soliman verboten haben, so von Arnheim zu sprechen; aber sie mußte es sich an einem mit Grauen vermengten Mißtrauen gegen seine Vermessenheit genug sein lassen, denn irgendwie fühlte sie die Behauptung, daß seinem Herrn nicht zu trauen sei, trotz aller Zweifel als eine ungeheure, herannahende, spannende Verwicklung in der Parallelaktion.

Es waren Gewitterwolken, hinter denen der hochgewachsene Mann in der moosbewachsenen Mühle verschwand, und ein fahles Licht sammelte sich in den faltigen Grimassen von Solimans kleinem Affengesicht.

[<]

56

Lebhafte Arbeit in den Ausschüssen der Parallelaktion Clarisse schreibt an Se. Erlaucht und schlägt ein Nietzsche-Jahr vor

Zu dieser Zeit mußte Ulrich zwei- bis dreimal in jeder Woche Se. Erlaucht besuchen. Er fand ein hohes, schlankes, schon als Raum entzückendes Zimmer für sich bereit. Am Fenster stand ein großer Maria-Theresia-Schreibtisch. An der Wand hing ein dunkles Bild, mit verschlossen leuchtenden roten, blauen und gelben Flecken darin, das irgendwelche Reiter darstellte, die anderen, gestürzten Reitern Lanzen in die Weichteile bohrten; und an der gegenüberliegenden Wand befand sich eine vereinsamte Dame, deren Weichteile sorgfältig durch ein goldgesticktes Wespenkorsett geschützt waren. Es war nicht einzusehen, warum man sie ganz allein an diese Wand verbannt hatte, denn sie hatte offenbar der Familie Leinsdorf angehört, und ihr junges gepudertes Gesicht sah dem des Grafen so ähnlich wie eine Fußstapfe in trockenem Schnee einer Fußstapfe in nasser Lehmerde. Ulrich hatte übrigens wenig Gelegenheit, das Gesicht des Grafen Leinsdorf zu betrachten. Der äußere Verlauf der Parallelaktion hatte seit der letzten Sitzung einen solchen Aufschwung genommen, daß Se. Erlaucht niemals dazukam, sich den großen Gedanken zu widmen, sondern seine Zeit mit dem Durchlesen von Eingaben, mit Besuchern, Unterredungen und Ausfahrten verbringen mußte. So hatte er schon eine Aussprache mit dem Ministerpräsidenten, eine Unterredung mit dem Erzbischof, eine Besprechung in der Hofkanzlei gehabt und einigemal im Herrenhaus mit den Mitgliedern des Hochadels und der Nobelbourgeoisie Fühlung genommen. Ulrich war diesen Erörterungen nicht zugezogen worden und erfuhr nur soviel, daß man auf allen Seiten mit starken politischen Widerständen der Gegenseite rechne, weshalb alle diese Stellen erklärten, die Parallelaktion desto kräftiger unterstützen zu können, je weniger sie darin genannt würden, und sich vorläufig nur durch Beobachter in den Ausschüssen vertreten ließen.

Erfreulicherweise machten diese Ausschüsse von Woche zu Woche große Fortschritte. Sie hatten, wie es in der gründenden Sitzung beschlossen worden war, die Welt nach den großen Gesichtspunkten der Religion, des Unterrichts, des Handels, der Landwirtschaft und so weiter eingeteilt, in jedem Ausschuß saß schon ein Vertreter des entsprechenden Ministeriums, und alle Ausschüsse widmeten sich bereits ihrer Aufgabe, daß jeder Ausschuß im Einvernehmen mit allen

anderen Ausschüssen auf die Vertreter der ressortzuständigen Körperschaften und Volksteile warte, um deren Wünsche, Anregungen und Bitten zu erfassen und dem Hauptausschuß zuzuleiten. Auf diese Weise hoffte man, ihm die «hauptsächlichsten» moralischen Kräfte des Landes geordnet und zusammengefaßt zuströmen zu lassen, und hatte schon die Genugtuung, daß dieser schriftliche Verkehr anwuchs. Die Zuschriften der Ausschüsse an den Hauptausschuß konnten sich bereits nach kurzer Zeit auf andere Zuschriften berufen, die dem Hauptausschuß bereits geschickt worden waren, und begannen mit einem Satz zu beginnen, der von einem zum andern Mal wichtiger wurde und mit den Worten anfang: «Unter Bezugnahme auf diesstellige Zahl Nummer soundsoviel, beziehungsweise Nummer soundso, gebrochen durch römisch ...», worauf wieder eine Zahl folgte; und alle diese Zahlen wurden mit jeder Zuschrift größer. Das hatte schon etwas von gesundem Wachstum an sich, und dazu kam, daß auch die Gesandtschaften auf halbamtlichem Wege über den Eindruck zu berichten begannen, den die Kraftäußerung des österreichischen Patriotismus auf das Ausland mache; daß bereits die fremden Gesandten vorsichtig Gelegenheit suchten, um sich Auskunft zu holen; daß aufmerksam gewordene Volksabgeordnete sich nach den Absichten erkundigten; und die private Tatkraft sich in den Anfragen von Geschäftshäusern zu äußern begann, die sich die Freiheit nahmen, Anregungen zu unterbreiten, oder um einen festen Anhaltspunkt für die Verbindung ihrer Firma mit dem Patriotismus ersuchten. Ein Apparat war da, und weil er da war, mußte er arbeiten, und weil er arbeitete, begann er zu laufen, und wenn ein Automobil in einem weiten Feld zu laufen beginnt, und es säße selbst niemand am Steuer, so wird es doch einen bestimmten, sogar sehr eindrucksvollen und besonderen Weg zurücklegen.

Auf diese Weise entstand also ein mächtiger Vortrieb, und Graf Leinsdorf bekam ihn zu fühlen. Er setzte seinen Kneifer auf und las alle Zuschriften mit großem Ernst vom Anfang bis zum Ende. Dies waren nicht mehr die Vorschläge und Wünsche unbekannter leidenschaftlicher Personen, die ihn anfangs überschwemmt hatten, ehe die Angelegenheit in eine geregelte Bahn gebracht worden war, und selbst wenn diese Eingaben oder Anfragen aus dem Schoß des Volkes kamen, so waren sie von den Vorständen alpiner Genossenschaften unterzeichnet, von Freidenkerbünden, Jungfrauenkongregationen, gewerblichen Vereinen, Geselligkeitsbünden, Bürgerklubs und anderen jener groben Grüppchen, die dem Übergang vom Individualismus zum Kollektivismus vorauslaufen wie Kehrlichthäufchen einem wirbelnden Wind. Und wenn Se. Erlaucht auch nicht mit allem einverstanden war, was von ihm verlangt wurde, so stellte er doch im ganzen einen wesentlichen Fortschritt fest. Er setzte seinen Kneifer ab, reichte die Zuschrift dem Ministerialrat oder Sekretär zurück, der sie ihm übergeben hatte, und nickte befriedigt, ohne ein Wort zu äußern; er hatte das Gefühl, daß die Parallelaktion auf einem guten und ordentlichen Wege sei, und der wahre Weg werde sich schon finden.

Der Ministerialrat, der die Zuschrift wieder übernahm, legte sie gewöhnlich auf einen Stapel anderer Zuschriften, und wenn die letzte oben lag, las er in den Augen Sr. Erlaucht. Dann pflgte der Mund Sr. Erlaucht zu sprechen: «Das ist alles ausgezeichnet, aber man kann nicht ja und nicht nein sagen, solange wir über den Mittelpunkt unserer Ziele nichts Grundsätzliches wissen.» Das aber war es, was der Ministerialrat schon bei jeder vorangegangenen Zuschrift in den Augen Sr. Erlaucht gelesen hatte, und es bildete genau auch seine eigene Meinung, und er hielt einen goldgefaßten Taschenbleistift in der Hand, mit dem er schon an das Ende einer jeden Zuschrift die Zauberformel «Ass.» geschrieben hatte. Diese Zauberformel Ass., die in den kakanischen Ämtern in Gebrauch war, hieß «Asserviert», auf deutsch soviel wie «Zu späterer Entscheidung aufgehoben», und war ein Vorbild der Umsicht, die nichts verloren gehen läßt und nichts übereilt. Asserviert wurde zum Beispiel die Bitte des kleinen Beamten um eine außergewöhnliche Wöchnerinnenbeihilfe so lange, bis das Kind erwachsen und selbständig erwerbsfähig war, aus



keinem anderen Grunde als dem, daß die Materie bis dahin vielleicht gesetzlich geregelt sein konnte und das Herz der Vorgesetzten vorher die Bitte nicht abschlagen wollte; asserviert wurde aber auch die Eingabe einer einflußreichen Person oder Amtsstelle, die man durch Ablehnung nicht kränken durfte, obgleich man wußte, daß eine andere einflußreiche Stelle gegen ihre Eingabe war, und grundsätzlich wurde alles, was zum erstenmal an ein Amt herantrat, solange asserviert, bis ihm ein ähnlicher Fall voranging.

Aber es wäre ganz falsch, sich über diese Gewohnheit der Ämter lustig zu machen, denn außerhalb der Büros wird noch viel mehr asserviert. Wie wenig will es sogar bedeuten, daß in den Thronschwüren der Könige noch immer das Versprechen vorkommt, die Türken oder die Heiden zu bekriegen, wenn man bedenkt, daß in der Geschichte der Menschheit noch nie ein Satz ganz durchstrichen oder ganz zu Ende geschrieben worden ist, woraus zuweilen jenes verwirrende Tempo des Fortschritts entsteht, das täuschend einem geflügelten Ochsengleich. Dabei geht in den Ämtern doch wenigstens einiges verloren, in der Welt aber nichts. So ist Asservation eine der Grundformeln unseres Lebensgebäudes. Wenn Sr. Erlaucht aber etwas besonders dringend erschien, so mußte er eine andere Methode wählen. Er schickte dann die Anregung zunächst zum Hof, an seinen Freund Graf Stallburg, mit der Anfrage, ob man sie als «vorläufig definitiv», wie er das nannte, in Aussicht nehmen dürfe. Nach einiger Zeit kam dann jedesmal die Antwort zurück, daß in diesem Punkte eine Allerhöchste Willensmeinung derzeit nicht übermittelt werden könne, vielmehr es erwünscht erscheine, sich zunächst die öffentliche Meinung selbst bilden zu lassen, und je nach der Aufnahme, die der Vorschlag in ihr finde, und sonstigen sich herausstellen sollenden Erfordernissen ihn später wieder in Erwägung zu ziehn. Der Akt, zu dem die Anregung damit geworden war, ging dann an die ressortzuständige Ministerialstelle und kam von dort mit dem Vermerk zurück, daß man sich hieramts zur alleinigen Entscheidung nicht für zuständig erachte, und wenn das geschehen war, merkte sich Graf Leinsdorf vor, in einer der nächsten Sitzungen des Hauptausschusses zu beantragen, daß ein interministerieller Unterausschuß zum Studium der Angelegenheit eingesetzt werde.

Unerbittlich entschieden war er nur in dem einen Fall, wo ein Schriftstück einlief, das weder die Unterschrift eines Vereinsvorstandes noch einer staatlich anerkannten kirchlichen, wissenschaftlichen oder künstlerischen Korporation trug. Ein solcher Brief kam in diesen Tagen von Clarisse, worin sie sich auf Ulrich berief und vorschlug, ein österreichisches Nietzsche-Jahr zu veranstalten, wobei man gleichzeitig für den Frauenmörder Moosbrugger etwas tun müsse; als Frau fühle sie sich berufen, das vorzuschlagen, schrieb sie, und dann wegen der bedeutungsvollen Übereinstimmung, die darin bestehe, daß Nietzsche geisteskrank gewesen sei und Moosbrugger es auch sei. Ulrich konnte seinen Ärger kaum unter einem Scherz verbergen, als Graf Leinsdorf ihm diesen Brief zeigte, den er schon an der eigenartig unreifen, aber von dicken Balkenstrichen und Unterstreichungen durchkreuzten Schrift erkannte. Jedoch Graf Leinsdorf, als er seine Verlegenheit wahrzunehmen glaubte, sagte ernst und gütig: «Das ist nicht uninteressant. Es ist, ich möchte sagen, feurig und tatkräftig; aber wir müssen leider alle solche Einzelvorschläge ad acta legen, sonst kommen wir zu keinem Ziel. Vielleicht übergeben Sie diesen Brief, da Sie die Dame, die ihn schreibt, doch persönlich zu kennen scheinen, Ihrer Frau Kusine?»

[<]

57

Großer Aufschwung. Diotima macht sonderbare Erfahrungen mit dem Wesen großer Ideen

Ulrich steckte den Brief zu sich, um ihn verschwinden zu lassen, aber es wäre auch gar nicht leicht gewesen, mit Diotima darüber zu sprechen, denn diese fühlte sich, seit der Artikel über das Österreichische Jahr erschienen war, von einem ganz ungeordneten Aufschwung erfaßt. Nicht nur übergab ihr Ulrich, wenn möglich ungelesen, alle Akten, die er von Graf Leinsdorf erhielt, sondern auch die Post brachte täglich Stöße von Zuschriften und Zeitungsausschnitten, die Buchhändler schickten ihr gewaltige Mengen von Büchern zur Ansicht, der Verkehr in ihrem Hause schwoll an, wie die See schwillt, wenn Wind und Mond vereint an ihr saugen, auch das Telefon kam keinen Augenblick zur Ruhe, und wenn die kleine Rachel nicht mit dem Eifer eines Erzengels am Apparat amtiert und die meisten Auskünfte selbst erteilt hätte, weil sie einsah, daß man ihre Herrin nicht unausgesetzt bemühen könne, so wäre Diotima unter der Last der Anforderungen zusammengebrochen.

Dieser Nervenzusammenbruch, der niemals eintrat und immer zitternd in ihrem Körper pochte, schenkte Diotima aber nun ein Glück, das sie noch nicht gekannt hatte. Es war ein Schauern, ein Überrieseltwerden von Bedeutsamkeit, ein Knistern wie das des Drucks in einem Stein, der im Scheitel des Weltgebäudes sitzt, ein Prickeln wie das Gefühl des Nichts, wenn man auf einer weithin alles überragenden Bergspitze steht. Mit einem Wort, es war das Gefühl der Position, das der Tochter eines bescheidenen Mittelschullehrers und jungen Gattin eines bürgerlichen Vizekonsuls, die sie ungeachtet ihres Aufstiegs in den frischesten Teilen ihres Wesens bisher doch wohl geblieben war, mit einemmal zu Bewußtsein kam. – Ein solches Gefühl der Position gehört zu den unbemerkten, aber grundwichtigen Zuständen des Daseins so wie das Nichtbemerken der Erddrehung oder des persönlichen Anteils, den wir zu unseren Wahrnehmungen beisteuern. Der Mensch trägt den größten Teil seiner Eitelkeit, da man ihn gelehrt hat, daß er ihn nicht im Herzen tragen dürfe, unter den Füßen, indem er auf dem Boden eines großen Vaterlandes, einer Religion oder einer Einkommensteuerstufe wandelt, und in Ermangelung solcher Position genügt ihm sogar, was jeder haben kann, sich auf der augenblicklich höchsten Spitze der aus dem Nichts aufgestiegenen Zeitsäule zu befinden, das heißt, gerade jetzt zu leben, wo alle Früheren zu Staub geworden sind und keine Späteren noch da sind. Steigt diese Eitelkeit aber, die gewöhnlich unbewußt ist, aus irgendwelchen Ursachen mit einemmal von den Füßen in den Kopf, so kann das eine gelinde Verrücktheit erzeugen, ähnlich der jener Jungfrauen, die glauben, mit der Weltkugel schwanger zu gehn. Sogar Sektionschef Tuzzi erwies Diotima jetzt die Ehre, sich bei ihr nach den Vorgängen zu erkundigen und sie manchmal zu bitten, diesen und jenen kleinen Auftrag zu übernehmen, wobei das Lächeln, mit dem er sonst über ihren Salon zu sprechen pflegte, einem würdigen Ernst gewichen war. Man wußte noch immer nicht, wie weit an Allerhöchster Stelle etwa der Plan genehm sein würde, sich an die Spitze einer internationalen pazifistischen Kundgebung gestellt zu sehen, aber er knüpfte an diese Möglichkeit wiederholt die besorgte Bitte, daß sich Diotima auf außenpolitischem Gebiet nicht in das Geringste einlassen möge, ohne ihn vorher um Rat zu fragen. Er gab sogar auf der Stelle den Ratschlag, daß man, wenn ernstlich irgendwann die Anregung einer internationalen Friedensaktion auftauchen sollte, sofort dafür Sorge tragen müßte, daß nicht politische Verwicklungen aus ihr entstünden. Man brauche eine so schöne Idee keinesfalls abzulehnen, erklärte er seiner Gattin, selbst dann nicht, wenn die Möglichkeit bestehen sollte, sie zu verwirklichen, aber es sei unbedingt nötig, sich von Anfang an alle Durchführungs- und Rückzugsmöglichkeiten offenzuhalten. Er legte Diotima sodann die Unterschiede zwischen einer Abrüstung, einer Friedenskonferenz, einer Herrscherzusammenkunft bis hinab zu jener schon erwähnten Stiftung zur Ausstattung des Haager Friedenspalastes mit Wandgemälden heimischer Künstler dar und hatte noch nie so sachlich mit seiner Ehefrau gesprochen. Er kehrte sogar

zuweilen, mit der Ledermappe im Arm, noch einmal ins Schlafzimmer zurück, um seine Darlegungen zu ergänzen, etwa wenn er beizufügen vergessen hatte, daß er persönlich alles, was mit dem Namen Weltösterreich zusammenhänge, selbstverständlich nur in Verbindung mit einem pazifistischen oder humanitären Unternehmen für möglich halte, wenn man nicht für gefährlich unberechenbar gelten solle, oder ähnliches.

Diotima antwortete mit geduldigem Lächeln: «Ich werde mich bemühen, deinen Wünschen Rechnung zu tragen, aber du darfst dir von der Bedeutung der Außenpolitik für uns keine übertriebenen Vorstellungen machen. Es ist ein geradezu erlösender Aufschwung im Innern da und kommt aus der anonymen Tiefe des Volks; du weißt nicht, von wieviel Bitten und Vorschlägen ich täglich überschwemmt werde.»

Sie war bewundernswert; denn sie hatte, ohne es sich merken zu lassen, mit gewaltigen Schwierigkeiten zu kämpfen. In den Beratungen des großen, nach den Gesichtspunkten der Religion, der Gerechtigkeit, der Landwirtschaft, des Unterrichts und so weiter aufgebauten Zentralausschusses begegneten alle höheren Anregungen jener eisigen und ängstlichen Zurückhaltung, welche Diotima gar wohl von ihrem Mann kannte, als er noch nicht so aufmerksam geworden war; und sie fühlte sich manchmal ganz mutlos vor Ungeduld und konnte sich nicht verhehlen, daß dieser Widerstand der trägen Welt schwer zu brechen sein werde. So klar für sie selbst das österreichische Jahr als weltösterreichisches Jahr dastand und die österreichischen Nationen als das Vorbild der Nationen der Welt darstellen sollte, wozu eigentlich nichts anderes nötig war, wie zu beweisen, daß der Geist in Österreich seine wahre Heimat habe, so deutlich zeigte es sich, daß dies für die Köpfe der Schwerfälligen noch eines besonderen Inhalts bedurfte und durch einen Einfall ergänzt werden mußte, der durch seine mehr sinnfällige als allgemeine Natur dem Verständnis entgegenkam. Und Diotima studierte stundenlang in vielen Büchern, um eine Idee zu finden, die das leiste, und natürlich sollte es in besonderer Weise auch eine symbolisch österreichische Idee sein; aber Diotima machte sonderbare Erfahrungen mit dem Wesen großer Ideen.

Es zeigte sich, daß sie in einer großen Zeit lebte, denn die Zeit war voll von großen Ideen; aber man sollte nicht glauben, wie schwierig es ist, das Größte und Wichtigste davon zu verwirklichen, sobald alle Bedingungen dafür gegeben sind, bis auf die eine, was man dafür halten soll! Jedesmal, wenn Diotima sich beinahe schon für eine solche Idee entschieden hatte, mußte sie bemerken, daß es auch etwas Großes wäre, das Gegenteil davon zu verwirklichen. So ist es nun einmal, und sie konnte nichts dafür. Ideale haben merkwürdige Eigenschaften und darunter auch die, daß sie in ihren Widersinn umschlagen, wenn man sie genau befolgen will. Da waren zum Beispiel Tolstoi und die Berta Suttner – zwei Schriftsteller, von deren Ideen man damals ungefähr gleichviel hörte –, aber wie kann sich, dachte Diotima, die Menschheit ohne Gewalt auch nur Brathühner verschaffen? Und was fängt man mit den Soldaten an, wenn man, wie jene es verlangten, nicht töten soll? Sie werden erwerbslos, die Armen, und die Verbrecher haben goldene Zeiten. Solche Anträge lagen aber vor, und man hörte, daß schon Unterschriften gesammelt würden. Diotima hätte sich ein Leben ohne ewige Wahrheiten niemals vorzustellen vermocht, aber nun bemerkte sie zu ihrer Verwunderung, daß es jede ewige Wahrheit doppelt und mehrfach gibt. Darum hat der vernünftige Mensch, und das war in diesem Fall Sektionschef Tuzzi, der dadurch sogar eine gewisse Ehrenrettung erfuhr, ein tief eingewurzeltetes Mißtrauen gegen ewige Wahrheiten; er wird zwar niemals bestreiten, daß sie unentbehrlich seien, aber er ist überzeugt, daß Menschen, die sie wörtlich nehmen, verrückt sind. Nach seiner Einsicht – die er seiner Gattin hilfreich darbot –, enthalten die menschlichen Ideale ein Unmaß der Forderung, das ins Verderben führen muß, wenn man es nicht schon von vornherein nicht ganz ernst nimmt. Als

den besten Beweis dafür führte Tuzzi an, daß solche Worte wie Ideal und ewige Wahrheit in Büros, wo es sich um ernste Dinge handelt, überhaupt nicht vorkommen; einem Referenten, der es sich einfallen ließe, sie in einem Akt anzuwenden, würde augenblicklich nahegelegt werden, sich zur Erlangung eines Erholungsurlaubes amtsärztlich untersuchen zu lassen. Aber Diotima, wenn sie ihm auch wehmütig zuhörte, schöpfte aus solchen Stunden der Schwäche am Ende doch wieder neue Kraft, sich in ihre Studien zu stürzen.

Sogar Graf Leinsdorf war überrascht von ihrer geistigen Energie, als er endlich die Zeit fand, zu einer Rücksprache zu erscheinen. Se. Erlaucht wollte eine aus der Mitte des Volkes aufsteigende Kundgebung. Er wünschte aufrichtig, den Volkswillen zu erkunden und durch vorsichtig von oben kommende Einflußnahme zu läutern, denn er wollte ihn dereinst Sr. Majestät nicht als eine Gabe des Byzantinismus, sondern als Zeichen der Selbstbesinnung der im Strudel der Demokratie treibenden Völker unterbreiten. Diotima wußte, daß Se. Erlaucht noch immer an dem Gedanken «Friedenskaiser» festhielt und an einer glanzvollen Kundgebung des wahren Österreich, wenn er auch den Vorschlag Weltösterreich nicht grundsätzlich ablehnte, sofern nur darin das Gefühl einer um ihren Patriarchen gescharten Völkerfamilie richtig zum Ausdruck komme. Von dieser Familie nahm Se. Erlaucht allerdings unter der Hand und stillschweigend Preußen aus, obgleich er gegen die Person des Dr. Arnheim nichts einzuwenden fand und sie sogar ausdrücklich als eine interessante Person bezeichnet hatte. «Wir wollen ja sicher nichts im verbrauchten Sinn Patriotisches haben,» mahnte er «wir müssen die Nation, die Welt aufrütteln. Ich finde die Idee, ein österreichisches Jahr zu machen, recht schön und habe ja eigentlich selbst zu den Journalisten gesagt, daß man die Phantasie des Publikums auf ein solches Ziel lenken müsse. Aber haben Sie sich schon einmal überlegt, meine Liebe, wenn es bei diesem Österreichischen Jahr bleibt, was wir in diesem Jahr machen sollen? Sehen Sie, das ist es! Das muß man auch wissen. Man muß da ein bißchen von oben nachhelfen, sonst gewinnen die unreifen Elemente die Oberhand. Und ich finde absolut nicht Zeit, mir etwas einfallen zu lassen!»

Diotima fand Se. Erlaucht sorgenvoll und erwiderte lebhaft: «Die Aktion muß in einem großen Zeichen gipfeln oder gar nicht! Das ist gewiß. Sie muß das Herz der Welt ergreifen, erfordert aber auch eine von oben kommende Einflußnahme. Das ist nicht zu bestreiten. Das österreichische Jahr ist ein ausgezeichnete Vorschlag, aber meiner Meinung nach wäre ein Weltjahr noch schöner; ein weltösterreichisches Jahr, wo der europäische Geist in Österreich seine wahre Heimat erblicken könnte!»

«Vorsichtig! Vorsichtig!» warnte Graf Leinsdorf, der von der geistigen Kühnheit seiner Freundin schon oft erschreckt worden war. «Ihre Ideen sind vielleicht immer ein klein wenig zu groß, Diotima! Sie haben das ja schon einmal gesagt, aber man kann nicht vorsichtig genug sein! Was haben Sie sich also ausgedacht, das wir in diesem Weltjahr tun sollen?»

Mit dieser Frage hatte Graf Leinsdorf aber, von jener Geradheit geleitet, die sein Denken so charaktervoll machte, genau den schmerzhaftesten Punkt in Diotima berührt. «Erlaucht,» sagte sie nach einigem Zögern «das ist die schwierigste Frage der Welt, auf die Sie eine Antwort von mir wollen. Ich beabsichtige, so bald als möglich einen Kreis der bedeutendsten Männer einzuladen, Dichter und Denker, und ich will die Anregungen dieser Versammlung abwarten, ehe ich etwas sage.»

«So ist es recht!» rief Se. Erlaucht aus, sofort für das Abwarten gewonnen. «So ist es recht! Man kann nicht vorsichtig genug sein! Wenn Sie wüßten, was ich jetzt alle Tage zu hören bekomme!»

[<]

Die Parallelaktion erregt Bedenken. In der Geschichte der Menschheit gibt es aber kein freiwilliges Zurück

Einmal hatte Se. Erlaucht auch Zeit, mit Ulrich eingehender zu sprechen. «Mir ist dieser Doktor Arnheim nicht sehr angenehm» vertraute er ihm an. «Gewiß, ein überaus geistvoller Mann, man kann sich über Ihre Kusine nicht wundern; aber schließlich ein Preuße. Er schaut so zu. Wissen Sie, wie ich ein kleiner Bub war, im Jahr fünfundsechzig, da hat mein seliger Vater auf Schloß Chrudim einen Jagdgast gehabt, der hat auch immer so zugeschaut, und ein Jahr danach hat sich herausgestellt, daß kein Mensch wußte, wer ihn eigentlich bei uns eingeführt hatte, und daß er ein preußischer Generalstabsmajor gewesen ist! Ich will damit selbstverständlich gar nichts gesagt haben, aber es ist mir nicht angenehm, daß der Arnheim alles von uns weiß.»

«Erlaucht,» sagte Ulrich «ich bin froh, daß Sie mir Gelegenheit geben, mich auszusprechen. Es ist Zeit, daß etwas geschieht; ich mache Erfahrungen, die mich nachdenklich stimmen und für einen ausländischen Beobachter nicht geeignet sind. Die Parallelaktion sollte doch alle Leute glücklich erregen, das beabsichtigen Erlaucht doch auch?»

«Na, ja, natürlich!»

«Aber das Gegenteil gelingt!» rief Ulrich aus. «Ich habe den Eindruck, daß sie alle gebildeten Leute auffallend bedenklich und traurig macht!»

Se. Erlaucht schüttelte den Kopf und drehte einen Daumen um den anderen, wie er es immer tat, wenn sich sein Gemüt nachdenklich verfinsterte. In der Tat hatte auch er schon Erfahrungen gemacht, die ähnlich denen waren, die ihm Ulrich nun berichtete.

«Seit es bekanntgeworden ist, daß ich mit der Parallelaktion etwas zu tun habe,» erzählte dieser «vergehen nicht drei Minuten, wenn ich mit jemand zusammenkomme, der mit mir ein wenig allgemeiner sprechen will, ohne daß er mir sagt: «Was wollen Sie eigentlich mit der Parallelaktion erreichen? Es gibt ja heute doch keine großen Leistungen und keine großen Männer mehr!»

«Ja, damit meinen sie bloß sich selber nicht!» warf Se. Erlaucht ein. «Ich kenne das, ich bekomme es auch zu hören. Die Großindustriellen schimpfen auf die Politik, die ihnen nicht genug Schutzzölle abwirft, und die Politiker schimpfen auf die Industrie, die zu wenig Wahlgelder hergibt.»

«Sehr richtig!» nahm Ulrich seine Darlegung wieder auf. «Ganz bestimmt glauben die Chirurgen, daß die Chirurgie seit den Tagen Billroths Fortschritte gemacht hat; sie sagen bloß, daß die übrige Medizin und die ganze Naturforschung der Chirurgie zu wenig nützt. Ich möchte sogar behaupten, wenn Erlaucht es mir gestatten, daß auch die Theologen überzeugt sind, die Theologie sei heute irgendwie weiter als zu Christi Zeit →»

Graf Leinsdorf hob in nachsichtiger Abwehr die Hand.

«Also ich bitte um Entschuldigung, wenn ich etwas Unpassendes gesagt habe, es hätte auch gar nicht sein müssen; denn das, worauf ich hinaus will, scheint etwas ganz Allgemeines zu bedeuten. Die Chirurgen, habe ich gesagt, behaupten, daß die Naturforschung nicht ganz das hält, was man von ihr verlangen müßte. Spricht man dagegen mit einem Naturforscher über die

Gegenwart, so klagt er darüber, daß er im allgemeinen gern seinen Blick ein bißchen erheben möchte, sich aber im Theater langweilt und keinen Roman findet, der ihn unterhält und anregt. Spricht man mit einem Dichter, so sagt dieser, es gibt keinen Glauben. Und spricht man, da ich die Theologen jetzt auslassen will, mit einem Maler, so kann man ziemlich sicher sein, er wird behaupten, daß die Maler in einer Zeit mit so miserabler Dichtung und Philosophie nicht ihr Bestes geben können. Die Reihenfolge, in der das einer auf den anderen schiebt, ist natürlich nicht immer die gleiche, aber jedesmal hat es etwas vom Schwarzen Peter, wenn Erlaucht das kennen oder vom Gevatter, leih mir die Scher an sich; und die Regel, die dem zugrunde liegt, oder das Gesetz kann ich nicht herausbringen! Ich fürchte, man muß sagen, daß ein jeder Mensch im besonderen und mit sich gerade noch zufrieden ist, aber im allgemeinen ist ihm aus irgend einem universalen Grund in seiner Haut nicht wohl, und es scheint, daß die Parallelaktion dazu bestimmt ist, das an den Tag zu bringen.»

«Du lieber Gott,» antwortete Se. Erlaucht auf diese Ausführungen, ohne daß recht klar wurde, was er damit meine «nichts als Undankbarkeit!»

«Ich habe übrigens» fuhr Ulrich fort «schon zwei Mappen voll schriftlicher Anträge allgemeiner Natur, die Ew. Erlaucht zurückzustellen ich noch nicht Gelegenheit fand. Ich habe eine davon mit der Überschrift <Zurück zu ...!> versehen. Merkwürdig viele Menschen teilen uns nämlich mit, daß die Welt in früheren Zeiten auf einem besseren Punkt gewesen sei als jetzt, zu dem sie die Parallelaktion bloß zurückzuführen brauchte. Wenn ich von dem selbstverständlichen Verlangen Zurück zum Glauben absehe, so ist noch ein Zurück zum Barock, zur Gotik, zum Naturzustand, zu Goethe vertreten, zum deutschen Recht, zur Sittenreinheit und etliches andere.»

«Hm ja; aber vielleicht ist ein wahrer Gedanke darunter, und man sollte ihn nicht entmutigen?» meinte Graf Leinsdorf.

«Das wäre möglich; aber wie soll man antworten? Ihr Geschätztes vom Soundsovielten reiflich erwogen, halten wir derzeit den Zeitpunkt noch nicht geeignet ...? Oder: Mit Interesse gelesen, bitten wir Sie um detaillierte Bekanntgabe Ihrer Wünsche für Wiedereinrichtung der Welt in Barock, Gotik, und so weiter?»

Ulrich lächelte, aber Graf Leinsdorf fand, daß er in diesem Augenblick ein wenig zu heiter sei, und drehte abwehrend, mit gesammelter Kraft einen Daumen um den anderen. Sein Gesicht mit dem Knebelbart erinnerte, in der Härte, die es annahm, an die Zeit Wallensteins, und dann tat er eine Äußerung, die sehr bemerkenswert war. «Lieber Doktor,» sagte er «in der Geschichte der Menschheit gibt es kein freiwilliges Zurück!»

Diese Äußerung überraschte vor allen Dingen Graf Leinsdorf selbst, denn er hatte eigentlich etwas ganz anderes sagen wollen. Er war konservativ, ärgerte sich über Ulrich und hatte bemerken wollen, daß das Bürgertum den universalen Geist der katholischen Kirche verschmähete und nun an den Folgen leide. Auch wäre es nahegelegen, die Zeiten des absoluten Zentralismus zu preisen, wo die Welt noch von verantwortungsbewußten Personen nach einheitlichen Gesichtspunkten geleitet worden ist. Aber mit einemmal war ihm, während er noch nach Worten suchte, eingefallen, daß er wirklich unangenehm überrascht sein würde, wenn er eines Morgens ohne warmes Bad und Eisenbahn aufwachen müßte und statt der Morgenblätter bloß ein kaiserlicher Ausrufer durch die Straßen ritte. Graf Leinsdorf dachte also «Was einmal war, wird niemals wieder in der gleichen Weise sein», und während er das dachte, war er sehr erstaunt. Denn angenommen, daß es in der Geschichte kein freiwilliges Zurück gebe, so glich die Menschheit einem Mann, den ein unheimlicher Wandertrieb vorwärtsführt, für den es keine Rückkehr gibt und kein Erreichen, und das war ein sehr bemerkenswerter Zustand.

Nun besaß zwar Se. Erlaucht eine außerordentliche Fähigkeit, zwei Gedanken, die einander widersprechen konnten, mit glücklicher Hand so auseinander zu halten, daß sie in seinem Bewußtsein nie zusammentrafen, aber diesen Gedanken, der gegen alle seine Grundsätze gerichtet war, hätte er ablehnen müssen. Allein er hatte eine gewisse Neigung für Ulrich gefaßt, und soweit ihm seine Pflichten Zeit ließen, bereitete es ihm großes Vergnügen, diesem geistig regsamen und ihm so gut empfohlenen Mann, der bloß als Bürgerlicher ein wenig abseits von den wirklich großen Fragen stand, politische Gegenstände streng logisch zu erklären. Wenn man aber einmal mit Logik beginnt, wo ein Gedanke von selbst aus dem vorangehenden folgt, weiß man zum Schluß nie, wie das endet. Graf Leinsdorf nahm darum seine Äußerung nicht zurück, sondern sah Ulrich bloß eindringlich schweigend an.

Ulrich nahm noch eine zweite Mappe zur Hand und benützte die Pause, um beide Mappen Sr. Erlaucht zu übergeben. «Der zweiten habe ich die Überschrift <Vorwärts zu ...!> geben müssen» begann er zu erläutern, aber Se. Erlaucht fuhr auf und fand, daß seine Zeit schon abgelaufen sei. Er bat dringend, die Fortsetzung für ein andermal zu lassen, wenn mehr Zeit zum Nachdenken bleibe. «Ihre Kusine wird übrigens eine Gesellschaft der bedeutendsten Köpfe für diese Zwecke einladen» erzählte er, schon im Stehen. «Gehn Sie hin; gehen Sie, bitte, gewiß hin; ich weiß nicht, ob es mir selbst erlaubt sein wird, dabei zu sein!»

Ulrich packte die Mappen ein, und Graf Leinsdorf kehrte sich im Dunkel des Türrahmens noch einmal um. «Ein großer Versuch macht natürlich alle Leute verzagt; aber wir werden sie schon aufrütteln!» Sein Pflichtgefühl ließ es nicht zu, Ulrich ohne Trost zurückzulassen.

[<]

59

### Moosbrugger denkt nach

Inzwischen hatte sich Moosbrugger in seinem neuen Gefängnis eingerichtet, so gut es ging. Kaum hatte sich das Tor geschlossen, so war er angebrüllt worden. Man hatte ihm, als er aufbeehrte, mit Prügeln gedroht, wenn er sich recht erinnerte. Man hatte ihn in eine Einzelzelle gesteckt. Beim Spaziergang im Hof waren seine Hände gefesselt, und die Augen der Wärter hingen an ihm. Er war geschoren worden, ungeachtet seine Verurteilung noch nicht rechtskräftig war, angeblich, um ihn zu messen. Man hatte ihn mit einer stinkenden Schmierseife abgerieben, unter dem Vorwand einer Desinfektion. Er war ein alter Reisender, er wußte, daß nichts von alledem erlaubt war, aber hinter dem Eisentor ist es nicht einfach, in Ehren zu bestehn. Sie machten mit ihm, was sie wollten. Er ließ sich dem Gefängnisleiter vorführen und beschwerte sich. Der Vorstand mußte zugeben, daß einiges nicht der Vorschrift entspreche, aber es sei keine Strafe, sagte er, sondern Vorsicht. Moosbrugger beklagte sich bei dem Anstaltsgeistlichen; aber der war ein guter Greis, dessen freundliche Seelsorge die veraltete Schwäche hatte, daß sie vor Sexualverbrechen versagte. Er verabscheute sie mit dem Unverständnis eines Körpers, der nicht einmal ihren Rand gestreift hat, und erschrak sogar darüber, daß Moosbrugger mit seinem ehrlichen Aussehen die Schwäche des persönlichen Mitleids in ihm erregte; er wies ihn an den Anstaltsarzt, während er selbst, wie in allen solchen Fällen, nur eine große Bitte zum Schöpfer sandte, die auf keine Einzelheiten einging und so allgemein von Verwirrungen des Irdischen sprach, daß im Augenblick des Gebets Moosbrugger ebenso inbegriffen war wie die Freidenker und Atheisten. Der Gefängnisarzt aber meinte zu Moosbrugger, alles, worüber er sich beklage,

sei doch gar nicht so schlimm, gab ihm einen behaglichen Klaps und ließ sich durch nichts bewegen, auf seine Beschwerden einzugehn, denn wenn Moosbrugger recht verstand, sei das überflüssig, solange die Frage, ob er krank sei oder simuliere, keine Antwort durch die Fakultät gefunden habe. Ergrimmt ahnte Moosbrugger, daß jeder von denen sprach, wie es ihm paßte, und daß es dieses Sprechen war, was ihnen die Kraft gab, mit ihm umzugehn, wie sie wollten. Er hatte das Gefühl einfacher Leute, daß man den Gebildeten die Zunge abschneiden sollte. Er blickte in das Doktorsgesicht mit den Schmissen, in das von innen ausgetrocknete geistliche Gesicht, in das streng aufgeräumte Kanzleigesicht des Verwalters, sah jedes in einer anderen Weise in das seine schau, und etwas für ihn Unerreichbares, aber ihnen Gemeinsames lag in diesen Gesichtern, das lebenslang sein Feind gewesen war.

Die zusammenziehende Kraft, die draußen jeden Menschen mit seinem Eigendünkel mühsam zwischen all das andere Fleisch preßt, war unter dem Dach des Strafhauses, trotz aller Disziplin um ein wenig schlaffer, wo alles auf Warten lebte und die lebendige Beziehung der Menschen zueinander, selbst wenn sie grob und heftig war, von einem Schatten der Unwirklichkeit ausgehöhlt wurde. Moosbrugger reagierte auf die Entspannung nach dem Kampf der Verhandlungen mit dem gesamten starken Körper. Er kam sich vor wie ein lockerer Zahn. Die Haut juckte ihn. Er fühlte sich angesteckt und elend. Es war eine wehleidige, zart nervöse Überempfindlichkeit, wie sie ihn manchmal befiel; die Frau, die unter der Erde lag und ihm das eingebrockt hatte, erschien ihm als ein derbes böses Weibsstück gegenüber einem Kind, wenn er sie mit sich verglich. Trotzdem war Moosbrugger im ganzen nicht unzufrieden; er konnte an vielem bemerken, daß er hier eine wichtige Person sei, und das schmeichelte ihm. Sogar die Fürsorge, die allen Sträflingen unterschiedslos zuteil wurde, bereitete ihm Genugtuung. Der Staat mußte sie nähren, baden, kleiden und sich um ihre Arbeit, Gesundheit, ihre Bücher und ihren Gesang kümmern, seit sie sich etwas hatten zuschulden kommen lassen, während er das vordem niemals getan hatte. Moosbrugger genoß diese Achtsamkeit, wenn sie auch streng war, wie ein Kind, dem es gelungen ist, seine Mutter zu zwingen, sich zornig mit ihm zu beschäftigen; aber er wünschte nicht, daß sie lange dauere; die Vorstellung, daß er zu lebenslanglichem Zuchthaus begnadigt oder wieder einer Irrenanstalt übergeben werden könnte, erregte jenen Widerstand in ihm, den wir fühlen, wenn uns alle Anstrengungen, unserem Leben zu entkommen, immer wieder in die gleichen, verhaßten Lebenslagen zurückführen. Er wußte, daß sein Verteidiger sich um die Wiederaufnahme des Verfahrens bemühte und daß er noch einmal untersucht werden sollte, aber er nahm sich vor, rechtzeitig dagegen aufzutreten und darauf zu bestehen, daß man ihn töte.

Daß sein Abschied seiner würdig sein müsse, stand für ihn fest, denn sein Leben war ein Kampf um sein Recht gewesen. In der Einzelzelle dachte Moosbrugger darüber nach, was sein Recht sei. Das konnte er nicht sagen. Aber es war das, was man ihm sein Leben lang vorenthalten hatte. In dem Augenblick, wo er daran dachte, schwoll sein Gefühl an. Seine Zunge wölbte sich und setzte zu einer Bewegung an wie ein Hengst im spanischen Schritt; so vornehm wollte sie es betonen. «Recht,» dachte er außerordentlich langsam, um diesen Begriff zu bestimmen, und dachte so, als ob er mit jemand spräche, «das ist, wenn man nicht unrecht tut oder so, nicht wahr?» – und plötzlich fiel ihm ein: «Recht ist Jus.» So war es; sein Recht war sein Jus! Er sah sein Holzlager an, um sich darauf zu setzen, drehte sich umständlich um, rückte vergebens an der am Boden festgeschraubten Pritsche und ließ sich zögernd nieder. Sein Jus hatte man ihm vorenthalten! Er erinnerte sich an die Meisterin, die er mit sechzehn Jahren hatte. Er hatte geträumt, daß ihn etwas Kaltes am Bauch anblase, dann war es in seinem Leib verschwunden, er hatte geschrien, war aus dem Bett gefallen, und am nächsten Morgen hatte er sich am ganzen Körper zerschlagen gefühlt. Nun hatten ihm aber andere Lehrburschen einmal gesagt, wenn man einer Frau die Faust so zeige, daß der Daumen zwischen dem Mittel- und dem Zeigefinger ein wenig hervorschaut, so



könne sie nicht widerstehn. Es war ihm wirr zumut; sie wollten es alle schon erprobt haben, aber wenn er daran dachte, so ging der Boden unter den Füßen fort oder sein Kopf fing an, anders am Hals zu sitzen, als er es gewohnt war, kurz es ging etwas mit ihm vor, das um Haaresbreite von der natürlichen Ordnung abrückte und nicht ganz sicher war. «Meisterin,» sagte er «ich möchte Ihnen etwas Liebes tun ...» Sie waren allein, da sah sie ihm in die Augen, mußte darin etwas gelesen haben und erwiderte: «Scher dich nur aus der Küche!» Darauf hielt er ihr die Faust mit dem hindurchgesteckten Daumen entgegen. Der Zauber wirkte aber nur halb; die Meisterin wurde blutrot und schlug ihn so schnell, daß er nicht davonkommen konnte, mit dem Holzlöffel, den sie in der Hand hielt, über das Gesicht; er begriff es erst, als ihm das Blut über die Lippen zu rinnen begann. Aber an diesen Augenblick erinnerte er sich nun genau, denn das Blut kehrte mit einemmal um, floß aufwärts und stieg über die Augen hinaus; er stürzte sich auf das mächtige Frauenzimmer, das ihn so schändlich beleidigt hatte, der Meister kam herbei, und was von da an geschah, bis zu dem Augenblick, wo er mit wankenden Beinen auf der Straße stand und seine Sachen ihm nachgeworfen wurden, war, als ob man ein großes rotes Tuch in Fetzen risse. So hatte man sein Jus verhöhnt und geschlagen, und er begann wieder zu wandern. Findet man das Jus auf der Straße?! Alle Weiber waren schon das Jus von irgendwem, und alle Äpfel und Schlafstätten; und die Gendarmen und Bezirksrichter waren schlimmer als die Hunde.

Aber was das eigentlich war, woran ihn die Leute immer zu packen bekamen und weshalb sie ihn in die Gefängnisse und Irrenanstalten warfen, das konnte Moosbrugger niemals recht herauskriegen. Er stierte lange zu Boden und angestrengt in die Ecken seiner Zelle; ihm war zumute wie jemand, dem ein Schlüssel auf die Erde gefallen ist. Aber er konnte ihn nicht finden; der Boden und die Ecken wurden wieder taghell grau und nüchtern, nachdem sie soeben noch wie ein Traumboden gewesen waren, wo plötzlich ein Ding oder ein Mensch aufwächst, wenn ein Wort hinfällt. Moosbrugger nahm seine ganze Logik zusammen. Genau zu erinnern vermochte er sich nur an alle Orte, wo das begann. Er hätte sie aufzuzählen und zu beschreiben vermögen. Einmal war es in Linz und ein andermal in Braila gewesen. Jahre lagen dazwischen. Und zuletzt hier in der Stadt. Er sah jeden Stein vor sich. So deutlich, wie Steine es gewöhnlich gar nicht sind. Er erinnerte sich auch an die schlechte Laune, die das jedesmal begleitete. Als ob er Gift statt Blut in den Adern hätte, konnte man sagen, oder so ähnlich. Er arbeitete zum Beispiel im Freien, und Frauen gingen vorbei; er mochte sie nicht ansehen, weil sie ihn störten, aber immerzu gingen neue vorbei; da folgten ihnen dann schließlich seine Augen mit Abscheu, und das war wieder so, dieses langsame Hin- und Herdrehen der Augen, wie wenn sie innen in Pech oder erstarrendem Zement rühren würden. Dann merkte er, daß sein Denken anfang schwer zu werden. Er dachte ohnehin langsam, die Worte bereiteten ihm Mühe, er hatte nie genug Worte, und zuweilen, wenn er mit jemand sprach, kam es vor, daß der ihn plötzlich erstaunt ansah und nicht begriff, wieviel ein einzelnes Wort sagte, wenn Moosbrugger es langsam hervorbrachte. Er beneidete alle Menschen, die schon in der Jugend gelernt hatten, leicht zu sprechen; ihm klebten die Worte zu Trotz gerade in den Zeiten, wo er sie am dringendsten brauchte, wie Gummi am Gaumen fest, und es verging dann manchmal eine unermeßliche Weile, ehe er eine Silbe losriß und wieder vorwärtskam. Die Erklärung war nicht abzuweisen, daß das schon keine natürliche Ursache mehr habe. Wenn er aber bei Gericht sagte, es seien die Freimaurer oder die Jesuiten oder die Sozialisten, die ihn auf diese Weise verfolgten, so verstand ihn kein Mensch. Die Juristen konnten zwar besser reden als er und hielten ihm alles mögliche entgegen, aber von den wirklichen Zusammenhängen hatten sie keine Ahnung.

Und wenn das einige Zeit gedauert hatte, so bekam Moosbrugger Angst. Versuche einer, sich mit gefesselten Händen auf die Straße zu stellen und abzuwarten, wie sich die Leute benehmen! Das Bewußtsein, daß seine Zunge oder etwas, das noch weiter drinnen in ihm sich befand, wie mit

Leim gefesselt sei, bereitete ihm eine klägliche Unsicherheit, die zu verbergen er sich tagelang Mühe geben mußte. Aber dann kam plötzlich eine scharfe, man könnte fast auch sagen lautlose Grenze. Mit einemmal war ein kalter Hauch da. Oder in der Luft tauchte ganz nah vor ihm eine große Kugel auf und flog in seine Brust. Und im gleichen Augenblick fühlte er etwas an sich, in seinen Augen, auf den Lippen oder in den Gesichtsmuskeln; in die ganze Umgebung kam ein Schwinden, ein Schwärzen, und während sich die Häuser auf die Bäume legten, huschten aus dem Gebüsch vielleicht ein paar rasch davonspringende Katzen hervor. Es dauerte nur eine Sekunde, und dann war dieser Zustand vorbei.

Und damit begann eigentlich erst die Zeit, von der sie alle etwas erfahren wollten und immerzu redeten. Sie machten ihm die unnütze Einwürfe, und leider konnte er sich selbst an seine Erlebnisse nur unscharf und dem Sinn nach erinnern. Denn diese Zeiten waren ganz Sinn! Sie dauerten manchmal Minuten, manchmal hielten sie aber auch tagelang an, und manchmal gingen sie in andere, ähnliche über, die monatelang dauern konnten. Um mit diesen zu beginnen, weil sie die einfacheren sind, die auch ein Richter nach Moosbrugger's Meinung begreifen konnte, so hörte er dann Stimmen oder Musik oder ein Wehen und Summen, auch Sausen und Rasseln oder Schießen, Donnern, Lachen, Rufen, Sprechen und Flüstern. Das kam von überall her; es saß in den Wänden, in der Luft, in den Kleidern und in seinem Körper. Er hatte den Eindruck, daß er es im Körper mit sich trage, solange es schwieg; und sobald es ausgekommen war, verbarg es sich in der Umgebung, aber auch nie sehr weit von ihm. Wenn er arbeitete, so sprachen die Stimmen meist in sehr abgerissenen Worten und kurzen Sätzen auf ihn ein, sie beschimpften und kritisierten ihn, und wenn er etwas dachte, so sprachen sie es aus, ehe er selbst dazu kam, oder sagten boshaft das Gegenteil von dem, was er wollte. Moosbrugger konnte nur darüber lachen, daß man ihn deshalb für krank erklären wollte; er selbst behandelte diese Stimmen und Gesichter nicht anders wie die Affen. Es unterhielt ihn, zu hören und zu sehen, was sie trieben; das war unvergleichlich schöner als die zähen, schweren Gedanken, die er selbst hatte; wenn sie ihn aber sehr ärgerten, so geriet er in Zorn, das war schließlich nur natürlich. Da er auf alle Worte, die man für ihn verwendete, stets sehr gut aufgepaßt hatte, wußte Moosbrugger, daß man das Halluzinieren nennt, und war einverstanden damit, daß er diese Eigenschaft Halluzinieren vor anderen voraus habe, die es nicht können; denn er sah auch vieles, was andere nicht sehen, schöne Landschaften und höllische Tiere, aber er fand die Wichtigkeit, die man dem beilegte, sehr übertrieben, und wenn ihm der Aufenthalt in den Irrenanstalten zu unangenehm wurde, so behauptete er ohne weiteres, daß er nur schwinde. Die Klugköpfe fragten ihn, wie laut es sei; diese Frage hatte wenig Vernunft: natürlich war es manchmal so laut wie ein Donnerschlag, was er hörte, und manchmal war es das leiseste Flüstern. Auch die Schmerzen, die ihn zuweilen quälten, konnten unerträglich sein oder bloß so leicht wie eine Einbildung. Das war nicht das Wichtige. Oft hätte er nicht genau beschreiben können, was er sah, hörte und spürte; dennoch wußte er, was es war. Es war manchmal sehr undeutlich; die Gesichter kamen von außen, aber ein Schimmer von Beobachtung sagte ihm zugleich, daß sie trotzdem von ihm selbst kämen. Das Wichtige war, daß es gar nichts Wichtiges bedeutet, ob etwas draußen ist oder innen; in seinem Zustand war das wie helles Wasser zu beiden Seiten einer durchsichtigen Glaswand.

Und in seinen großen Zeiten beachtete Moosbrugger gar nicht die Stimmen und Gesichter, sondern er dachte. Er nannte das so, weil ihm dieses Wort immer Eindruck gemacht hatte. Er dachte besser als andere, denn er dachte außen und innen. Es wurde gegen seinen Willen in ihm gedacht. Er sagte, Gedanken würden ihm gemacht. Und ohne daß er seine langsame männliche Bedächtigkeit verlor, erregten ihn auch die geringsten Nebensachen, wie es einer Frau geschieht, wenn ihr die Milch in den Brüsten steht. Sein Denken floß dann wie ein von Hunderten springender Bäche getränkter Bach durch eine fette Wiese. Moosbrugger hatte nun den Kopf

sinken lassen und sah auf das Holz zwischen seinen Fingern. «Da sagen hier die Leute zu einem Eichhörnchen Eichkatze!» fiel ihm ein; «aber es sollte bloß einmal einer versuchen, mit dem richtigen Ernst auf der Zunge und im Gesicht ‹Die Eichenkatze› zu sagen! Alle würden aufschauen, wie wenn mitten im furzenden Plänklerfeuer eines Manöverangriffs ein scharfer Schuß fällt! In Hessen sagen sie dagegen Baumfuchs. Ein weitgewandter Mensch weiß so etwas.» Und da taten die Psychiater wunder wie neugierig, wenn sie Moosbrugger das gemalte Bild eines Eichhörnchens zeigten, und er darauf antwortete: «Das ist halt ein Fuchs oder vielleicht ist es ein Hase; es kann auch eine Katz sein oder so.» Sie fragten ihn dann jedesmal recht schnell: «Wieviel ist vierzehn mehr vierzehn?» Und er antwortete ihnen bedächtig: «So ungefähr achtundzwanzig bis vierzig.» Dieses «Ungefähr» bereitete ihnen Schwierigkeiten, über die Moosbrugger schmunzelte. Denn es ist ganz einfach; er weiß auch, daß man bei achtundzwanzig anlangt, wenn man von der Vierzehn um vierzehn weitergeht, aber wer sagt denn, daß man dort stehen bleiben muß!»! Moosbruggers Blick schweift noch um ein Stück weiter, wie der eines Mannes, der einen in den Himmel gezeichneten Hügelkamm erreicht hat und nun sieht, daß es ähnliche Hügelkämme dahinter noch mehrere gibt. Und wenn ein Eichkatze keine Katze ist und kein Fuchs und statt eines Horns Zähne hat wie der Hase, den der Fuchs frißt, so braucht man die Sache nicht so genau zu nehmen, aber sie ist in irgend einer Weise aus alledem zusammengenäht und läuft über die Bäume. Nach Moosbruggers Erfahrung und Überzeugung konnte man kein Ding für sich herausgreifen, weil eins am anderen hing. Und es war in seinem Leben auch schon vorgekommen, daß er zu einem Mädchen sagte: «Ihr lieber Rosenmund!», aber plötzlich ließ das Wort in den Nähten nach, und es entstand etwas sehr Peinliches: das Gesicht wurde grau, ähnlich wie Erde, über der Nebel liegt, und auf einem langen Stamm stand eine Rose hervor; dann war die Versuchung, ein Messer zu nehmen und sie abzuschneiden oder ihr einen Schlag zu versetzen, damit sie sich wieder ins Gesicht zurückziehe, ungeheuer groß. Gewiß, Moosbrugger nahm nicht immer gleich das Messer; er tat das nur, wenn er nicht mehr anders fertig wurde. Gewöhnlich wendete er eben seine ganze Riesenkraft an, um die Welt zusammenzuhalten.

Er konnte bei guter Laune einem Mann ins Gesicht schauen und bemerkte darin sein eigenes Gesicht, wie es zwischen Fischchen und hellen Steinen aus einem seichten Bach zurückblickt; in schlechter Laune brauchte er aber nur flüchtig das Gesicht eines Mannes zu prüfen und erkannte, daß es derselbe Mann war, mit dem er noch überall Streit bekommen hatte, wie sehr sich der auch jedesmal anders verstellte. Was will man ihm einwenden?! Wir alle haben fast immer mit dem gleichen Mann Streit. Wenn man untersuchen würde, wer die Menschen sind, an denen wir so unsinnig hängen bleiben, so müßte sich zeigen, es ist der Mann mit dem Schlüsselbart, zu dem wir das Schloß haben. Und in der Liebe? Wieviel Menschen sehen tagaus, tagein in das gleiche geliebte Gesicht, aber wissen, wenn sie die Augen schließen, nicht zu sagen, wie es aussieht. Oder auch ohne Liebe und Haß: welchen Veränderungen sind die Dinge unaufhörlich je nach Gewohnheit, Laune und Standpunkt ausgesetzt! Wie oft brennt Freude ab, und es kommt ein unzerstörbarer Kern von Trauer hervor?! Wie oft schlägt ein Mensch gleichmütig auf einen anderen ein, aber könnte ihn ebenso in Ruhe lassen. Das Leben bildet eine Oberfläche, die so tut, als ob sie so sein müßte, wie sie ist, aber unter ihrer Haut treiben und drängen die Dinge. Moosbrugger stand immer mit den Beinen auf zwei Schollen und hielt sie zusammen, vernünftig bemüht, alles zu vermeiden, was ihn verwirren konnte; aber manchmal brach ihm ein Wort im Munde auf, und welche Revolution und welcher Traum der Dinge quoll dann aus so einem erkalteten, ausgeglühten Doppelwort wie Eichkätzchen oder Rosenlippe!

Wie er da auf seiner Bank in der Zelle saß, die zugleich sein Bett und sein Tisch war, beklagte er seine Erziehung, die ihn nicht gelehrt hatte, seine Erfahrungen so auszudrücken, wie es sein

müßte. Die kleine Person mit den Mauseugen, die ihm noch jetzt, wo sie schon lang unter der Erde lag, soviel Unannehmlichkeiten bereitete, ärgerte ihn. Alle waren auf ihrer Seite. Er stand schwerfällig auf. Er fühlte sich morsch wie verkohltes Holz. Er hatte wieder Hunger; die Anstaltskost war zu gering für den gewaltigen Mann, und er besaß kein Geld, um sie zu verbessern. In einem solchen Zustand konnte er sich unmöglich auf alles besinnen, was man von ihm wissen wollte. Es war eben so eine Veränderung gekommen, tagelang, wochenlang, wie der März kommt oder der April, und obenauf war dann die Geschichte geschehn. Er wußte auch nicht mehr von ihr, als im Polizeiprotokoll stand, und wußte nicht einmal, wie das dort hineingekommen war. Die Gründe, die Überlegungen, an die er sich erinnerte, die hatte er ohnedies schon in der Verhandlung gesagt; aber was wirklich geschehen war, das kam ihm so vor, als ob er plötzlich fließend etwas in einer fremden Sprache gesprochen hätte, das ihn sehr glücklich gemacht hatte, das er aber nicht mehr wiederholen konnte.

«Soll das alles nur so bald wie möglich ein Ende nehmen!» dachte Moosbrugger.

[<]

**60**

### Ausflug ins logisch-sittliche Reich

Was über Moosbrugger von Rechts wegen zu sagen war, das hätte man in einem Satz vorbringen können. Moosbrugger war einer jener Grenzfälle, die aus der Jurisprudenz und Gerichtsmedizin auch den Laien als die Fälle der verminderten Zurechnungsfähigkeit bekannt sind. Bezeichnend für diese Unglücklichen ist es, daß sie nicht nur eine minderwertige Gesundheit, sondern auch eine minderwertige Krankheit haben. Die Natur hat eine merkwürdige Vorliebe dafür, solche Personen in Hülle und Fülle hervorzubringen; *natura non fecit saltus*, sie macht keinen Sprung, sie liebt die Übergänge und hält auch im großen die Welt in einem Übergangszustand zwischen Schwachsinn und Gesundheit. Aber die Jurisprudenz nimmt nicht Notiz davon. Sie sagt: *non datur tertium sive medium inter duo contradictoria*, zu deutsch: der Mensch ist entweder imstande, rechtswidrig zu handeln, oder er ist es nicht, denn zwischen zwei Gegensätzen gibt es nichts Drittes und Mittleres. Durch diese Fähigkeit wird er strafbar, durch diese seine Eigenschaft der Strafbarkeit wird er Rechtsperson, und als Rechtsperson hat er teil an der überpersönlichen Wohltat des Rechts. Wer das nicht gleich versteht, der denke an die Kavallerie. Wenn ein Pferd sich bei jedem Versuch, es zu reiten, wie toll benimmt, so wird es mit besonderer Sorgfalt gewartet, bekommt die weichsten Bandagen, die besten Reiter, das ausgewählteste Futter und die geduldigste Behandlung. Wenn sich dagegen ein Reiter etwas zuschulden kommen läßt, so steckt man ihn in einen von Flöhen besetzten Käfig, entzieht ihm das Essen und gibt ihm Eisenschellen. Die Begründung dieses Unterschieds hegt darin, daß das Pferd bloß dem tierisch empirischen Reich angehört, während der Dragoner an dem logisch-sittlichen teilhat. In diesem Sinne zeichnet es den Menschen vor dem Tiere, und man darf hinzufügen, auch vor dem Geisteskranken aus, daß er nach seinen geistigen und sittlichen Eigenschaften imstande ist, rechtswidrig zu handeln und ein Verbrechen zu begehn; und da also erst die Strafbarkeit jene Eigenschaft ist, die ihn zum sittlichen Menschen erhebt, wird es verständlich, daß der Jurist eisern an ihr festhalten muß.

Leider tritt noch hinzu, daß die Gerichtspsychiater, die berufen wären, sich dem entgegenzusetzen, gewöhnlich viel ängstlicher in ihrem Beruf sind als die Juristen; sie erklären nur solche Personen für wirklich krank, die sie nicht heilen können, was eine bescheidene

Übertreibung ist, denn sie können die anderen auch nicht heilen. Sie unterscheiden zwischen unheilbaren Geisteskrankheiten, zwischen solchen, die mit Gottes Hilfe nach einiger Zeit von selbst besser werden, und endlich solchen, die der Arzt zwar auch nicht heilen kann, wohl aber der Patient vermeiden könnte, vorausgesetzt natürlich, daß durch höhere Fügung rechtzeitig die richtigen Einflüsse und Überlegungen auf ihn einwirken. Diese zweite und dritte Gruppe liefert jene nur minderwertigen Kranken, die der Engel der Medizin zwar als Kranke behandelt, wenn sie zu ihm in die Privatpraxis kommen, die er aber schüchtern dem Engel des Rechts überläßt, wenn er mit ihnen in der Gerichtspraxis zusammenstößt.

Ein solcher Fall war Moosbrugger. Man hatte ihn während seines von den Verbrechen eines unheimlichen Blutrausches unterbrochenen ehrlichen Lebens ebenso oft in Irrenhäusern zurückgehalten wie entlassen, und er hatte als Paralytiker, Paranoiker, Epileptiker und zirkulär Irrer gegolten, ehe ihm in der letzten Verhandlung zwei besonders gewissenhafte Gerichtsärzte seine Gesundheit wieder zurückgaben. Natürlich befand sich damals in dem großen, menschen erfüllten Saal keine einzige Person, sie inbegriffen, die nicht davon überzeugt gewesen wäre, daß Moosbrugger in irgendeiner Weise krank sei; aber es war keine Weise, die den vom Gesetz gestellten Bedingungen entsprach und von gewissenhaften Gehirnen anerkannt werden durfte. Denn wenn man teilweise krank ist, ist man nach Ansicht der Rechtslehrer auch teilweise gesund; ist man aber teilweise gesund, so ist man wenigstens teilweise zurechnungsfähig; und ist man teilweise zurechnungsfähig, so ist man es ganz; denn Zurechnungsfähigkeit ist, wie sie sagen, der Zustand des Menschen, in dem er die Kraft besitzt, unabhängig von jeder ihn zwingenden Notwendigkeit sich aus sich selbst für einen bestimmten Zweck zu bestimmen, und eine solche Bestimmtheit kann man nicht gleichzeitig besitzen und entbehren.

Zwar schließt das nicht aus, daß es Personen gibt, deren Zustände und Anlagen es ihnen erschweren, «unsittlichen Antrieben» zu widerstehn und den «Ausschlag zum Guten» zu finden, wie die Juristen das nennen, und eine solche Person, in der Umstände, die einen anderen noch gar nicht berühren, schon den «Entschluß» zu einer Straftat hervorrufen, war Moosbrugger. Aber erstens waren seine Geistes- und Verstandeskräfte nach Ansicht des Gerichts soweit unbeschädigt, daß bei ihrer Anwendung die Tat ebensogut unausgeführt hätte bleiben können, und es bestand sonach kein Grund, ihn von dem sittlichen Gut der Verantwortung auszuschließen. Zweitens fordert es eine geordnete Rechtspflege, daß jede schuldige Handlung bestraft wird, wenn sie mit Wissen und Willen vollendet wurde. Und drittens nimmt die juristische Logik an, daß in allen Geisteskranken – mit Ausnahme jener ganz unglücklichen, welche die Zunge herausstrecken, wenn man sie fragt, wieviel sieben mal sieben ist, oder «Ich» sagen, wenn sie den Namen Sr. Kaiser- und Königlichen Majestät angeben sollen – ein Minimum von Unterscheidungs- und Selbstbestimmungsfähigkeit noch vorhanden sei, und es hätte bloß einer besonderen Anspannung der Intelligenz und Willenskraft bedurft, um den verbrecherischen Charakter der Tat zu erkennen und den verbrecherischen Antrieben zu widerstehn. Das ist aber wohl das mindeste, was man von so gefährlichen Personen verlangen darf.

Gerichtshöfe gleichen Kellern, in denen die Weisheit der Vorvordern in Flaschen liegt; man öffnet diese und möchte darüber weinen, wie ungenießbar der höchste, ausgegorenste Grad menschlicher Genauigkeitsanstrengung wird, ehe er vollkommen ist. Dennoch scheint er unabgehärtete Personen zu berauschen. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß der Engel der Medizin, wenn er längere Zeit den Ausführungen der Juristen zugehört hat, sehr oft seine eigene Sendung vergißt. Er schlägt dann klirrend die Flügel zusammen und benimmt sich im Gerichtssaal wie ein Reserveengel der Jurisprudenz.



## Das Ideal der drei Abhandlungen oder die Utopie des exakten Lebens

Auf diese Weise war Moosbrugger zu seinem Todesurteil gekommen und verdankte es nur dem Einfluß des Grafen Leinsdorf und dessen freundlicher Gesinnung für Ulrich, daß Aussicht bestand, sein Geisteszustand werde noch einmal geprüft werden. Ulrich hatte jedoch damals keineswegs die Absicht, für Moosbruggers Schicksal auch im weiteren Verlauf zu sorgen. Die entmutigende Mischung von Grausamkeit und Erleiden, die das Wesen solcher Menschen ist, war ihm ebenso unangenehm wie die Mischung von Genauigkeit und Fahrlässigkeit, die das Merkmal der Urteile bildet, die man über sie zu fällen pflegt. Er wußte genau, was er von ihm zu denken hatte, wenn er den Fall nüchtern ansah, und welche Maßnahmen man mit solchen Menschen versuchen könnte, die weder ins Gefängnis noch in die Freiheit gehören und für die auch die Irrenanstalten nicht ausreichen. Es war ihm aber ebenso gegenwärtig, daß Tausende anderer Menschen das auch wußten, daß von ihnen jede solche Frage unablässig erörtert und nach den Seiten gewendet wird, an denen sie besonderen Anteil nehmen, und daß der Staat schließlich Moosbrugger umbringen wird, weil das in einem solchen Zustand der Unfertigkeit einfach das Klarste, Billigste und Sicherste ist. Es mag ein rohes Verhalten sein, sich damit abzufinden, aber auch die schnellen Verkehrsmittel fordern mehr Opfer als alle Tiger Indiens, und offenbar befähigt uns die rücksichtslose, gewissenlose und fahrlässige Gesinnung, in der wir das ertragen, auf der anderen Seite zu den Erfolgen, die uns nicht abzusprechen sind.

Ihren bedeutendsten Ausdruck gewinnt diese Geistesverfassung, die für das Nächste so scharfsichtig und für das Ganze so blind ist, in einem Ideal, das man das Ideal eines Lebenswerks nennen könnte, das aus nicht mehr als drei Abhandlungen besteht. Es gibt geistige Tätigkeiten, wo nicht die großen Bücher, sondern die kleinen Abhandlungen den Stolz eines Mannes ausmachen. Wenn jemand beispielsweise entdeckte, daß die Steine unter bisher noch nicht beobachteten Umständen zu sprechen vermögen, er würde nur wenige Seiten zur Darstellung und Erklärung einer so umwälzenden Erscheinung brauchen. Über die gute Gesinnung dagegen kann man immer wieder ein Buch schreiben, und das ist durchaus nicht bloß eine gelehrte Angelegenheit, denn es bedeutet eine Methode, bei der man mit den wichtigsten Lebensfragen niemals ins klare kommt. Man könnte die menschlichen Tätigkeiten nach der Zahl der Worte einteilen, die sie nötig haben; je mehr von diesen, desto schlechter ist es um ihren Charakter bestellt. Alle Erkenntnisse, durch die unsere Gattung von der Fellkleidung zum Menschenflug geführt worden ist, würden samt ihren Beweisen in fertigem Zustand nicht mehr als eine Handbibliothek füllen; wogegen ein Bücherschrank von der Größe der Erde beiweitem nicht genügen möchte, um alles übrige aufzunehmen, ganz abgesehen von der sehr umfangreichen Diskussion, die nicht mit der Feder, sondern mit Schwert und Ketten geführt worden ist. Der Gedanke hegt nahe, daß wir unser menschliches Geschäft äußerst unrationell betreiben, wenn wir es nicht nach der Art der Wissenschaften anfassen, die in ihrer Weise so beispielgebend vorangegangen sind.

Das ist auch wirklich die Stimmung und Bereitschaft eines Zeitalters – einer Anzahl von Jahren, kaum von Jahrzehnten – gewesen, von der Ulrich noch etwas miterlebt hatte. Man dachte damals daran aber dieses «man» ist mit Willen eine ungenaue Angabe; man könnte nicht sagen, wer und wieviele so dachten, immerhin, es lag in der Luft –, daß man vielleicht exakt leben könnte. Man

wird heute fragen, was das heiße? Die Antwort wäre wohl die, daß man sich ein Lebenswerk ebensogut wie aus drei Abhandlungen auch aus drei Gedichten oder Handlungen bestehend denken kann, in denen die persönliche Leistungsfähigkeit auf das äußerste gesteigert ist. Es hieße also ungefähr soviel wie schweigen, wo man nichts zu sagen hat; nur das Nötige tun, wo man nichts Besonderes zu bestellen hat; und was das Wichtigste ist, gefühllos bleiben, wo man nicht das unbeschreibliche Gefühl hat, die Arme auszubreiten und von einer Welle der Schöpfung gehoben zu werden! Man wird bemerken, daß damit der größere Teil unseres seelischen Lebens aufhören müßte, aber das wäre ja vielleicht auch kein so schmerzlicher Schaden. Die These, daß der große Umsatz an Seife von großer Reinlichkeit zeugt, braucht nicht für die Moral zu gelten, wo der neuere Satz richtiger ist, daß ein ausgeprägter Waschzwang auf nicht ganz saubere innere Verhältnisse hindeutet. Es würde ein nützlicher Versuch sein, wenn man den Verbrauch an Moral, der (welcher Art sie auch sei) alles Tun begleitet, einmal auf das äußerste einschränken und sich damit begnügen wollte, moralisch nur in den Ausnahmefällen zu sein, wo es dafür steht, aber in allen anderen über sein Tun nicht anders zu denken wie über die notwendige Normung von Bleistiften oder Schrauben. Es würde dann allerdings nicht viel Gutes geschehn, aber einiges Besseres; es würde kein Talent übrigbleiben, sondern nur das Genie; es würden aus dem Bild des Lebens die faden Abzugsbilder verschwinden, die aus der blassen Ähnlichkeit entstehen, welche die Handlungen mit den Tugenden haben, und an ihre Stelle deren berausches Einssein in der Heiligkeit treten. Mit einem Wort, es würde von jedem Zentner Moral ein Milligramm einer Essenz übrigbleiben, die noch in einem Millionstelgramm zauberhaft beglückend ist.

Aber man wird einwenden, daß dies ja eine Utopie sei! Gewiß, es ist eine. Utopien bedeuten ungefähr so viel wie Möglichkeiten; darin, daß eine Möglichkeit nicht Wirklichkeit ist, drückt sich nichts anderes aus, als daß die Umstände, mit denen sie gegenwärtig verflochten ist, sie daran hindern, denn andernfalls wäre sie ja nur eine Unmöglichkeit; löst man sie nun aus ihrer Bindung und gewährt ihr Entwicklung, so entsteht die Utopie. Es ist ein ähnlicher Vorgang, wie wenn ein Forscher die Veränderung eines Elements in einer zusammengesetzten Erscheinung betrachtet und daraus seine Folgerungen zieht; Utopie bedeutet das Experiment, worin die mögliche Veränderung eines Elements und die Wirkungen beobachtet werden, die sie in jener zusammengesetzten Erscheinung hervorrufen würde, die wir Leben nennen. Ist nun das beobachtete Element die Exaktheit selbst, hebt man es heraus und läßt es sich entwickeln, betrachtet man es als Denkgewohnheit und Lebenshaltung und läßt es seine beispielgebende Kraft auf alles auswirken, was mit ihm in Berührung kommt, so wird man zu einem Menschen geführt, in dem eine paradoxe Verbindung von Genauigkeit und Unbestimmtheit stattfindet. Er besitzt jene unbestechliche gewollte Kaltblütigkeit, die das Temperament der Exaktheit darstellt; über diese Eigenschaft hinaus ist aber alles andere unbestimmt. Die festen Verhältnisse des Inneren, welche durch eine Moral gewährleistet werden, haben für einen Mann wenig Wert, dessen Phantasie auf Veränderungen gerichtet ist; und vollends wenn die Forderung genauester und größter Erfüllung vom intellektuellen Gebiet auf das der Leidenschaften übertragen wird, zeigt sich, wie angedeutet worden, das verwunderliche Ergebnis, daß die Leidenschaften verschwinden und an ihrer Stelle etwas Urfeuerhnliches von Güte zum Vorschein kommt. – Das ist die Utopie der Exaktheit. Man wird nicht wissen, wie dieser Mensch seinen Tag zubringen soll, da er doch nicht beständig im Akt der Schöpfung schweben kann und das Herdfeuer eingeschränkter Empfindungen einer imaginären Feuersbrunst geopfert haben wird? Aber dieser exakte Mensch ist heute vorhanden! Als Mensch im Menschen lebt er nicht nur im Forscher, sondern auch im Kaufmann, im Organisator, im Sportsmann, im Techniker; wenn auch vorläufig nur während jener Haupttageszeiten, die sie nicht ihr Leben, sondern ihren Beruf nennen. Denn er, der alles so gründlich und vorurteilslos nimmt, verabscheut nichts so sehr wie die Idee, sich



selbst gründlich zu nehmen, und es läßt sich leider kaum zweifeln, daß er die Utopie seiner selbst als einen unsittlichen Versuch, begangen an ernsthaft beschäftigten Personen, ansehen würde.

Darum war Ulrich in der Frage, ob man der mächtigsten Gruppe innerer Leistungen die übrigen anpassen solle oder nicht, mit anderen Worten, ob man zu etwas, das mit uns geschieht und geschehen ist, ein Ziel und einen Sinn finden kann, sein Leben lang immer ziemlich allein geblieben.

[<]

62

Auch die Erde, namentlich aber Ulrich, huldigt der Utopie des Essayismus

Genauigkeit, als menschliche Haltung, verlangt auch ein genaues Tun und Sein. Sie verlangt Tun und Sein im Sinne eines maximalen Anspruchs. Allein hier ist eine Unterscheidung zu machen.

Denn in Wirklichkeit gibt es ja nicht nur die phantastische Genauigkeit (die es in Wirklichkeit noch gar nicht gibt), sondern auch eine pedantische, und diese beiden unterscheiden sich dadurch, daß sich die phantastische an die Tatsachen hält und die pedantische an Phantasiegebilde. Die Genauigkeit zum Beispiel, mit der der sonderbare Geist Moosbruggers in ein System von zweitausendjährigen Rechtsbegriffen gebracht wurde, glich den pedantischen Anstrengungen eines Narren, der einen freifliegenden Vogel mit einer Nadel aufspießen will, aber sie kümmerte sich ganz und gar nicht um die Tatsachen, sondern um den phantastischen Begriff des Rechtsguts. Die Genauigkeit dagegen, die die Psychiater in ihrem Verhalten zu der großen Frage, ob man Moosbrugger zum Tode verurteilen dürfe oder nicht, an den Tag legten, war ganz und gar exakt, denn sie traute sich nicht mehr zu sagen, als daß sein Krankheitsbild keinem bisher beobachteten Krankheitsbild genau entspreche, und überließ die weitere Entscheidung den Juristen. Es ist ein Bild des Lebens, das der Gerichtssaal bei dieser Gelegenheit bot, denn alle die lebhaften Menschen des Lebens, die es gänzlich unmöglich fänden, einen Kraftwagen zu benutzen, der älter als fünf Jahre ist, oder eine Krankheit nach den Grundsätzen behandeln zu lassen, die vor zehn Jahren die besten waren, die überdies ihre ganze Zeit freiwillig-unfreiwillig der Förderung solcher Erfindungen widmen und davon eingenommen sind, alles zu rationalisieren, was in ihren Bereich kommt, überlassen die Fragen der Schönheit, der Gerechtigkeit, der Liebe und des Glaubens, kurz alle Fragen der Humanität, soweit sie nicht geschäftliche Beteiligung daran haben, am liebsten ihren Frauen, und solange diese noch nicht ganz dazu genügen, einer Abart von Männern, die ihnen von Kelch und Schwert des Lebens in tausendjährigen Wendungen erzählen, denen sie leichtsinnig, verdrossen und skeptisch zuhören, ohne daran zu glauben und ohne an die Möglichkeit zu denken, daß man es auch anders machen könnte. Es gibt also in Wirklichkeit zwei Geistesverfassungen, die einander nicht nur bekämpfen, sondern die gewöhnlich, was schlimmer ist, nebeneinander bestehen, ohne ein Wort zu wechseln, außer daß sie sich gegenseitig versichern, sie seien beide wünschenswert, jede auf ihrem Platz. Die eine begnügt sich damit, genau zu sein, und hält sich an die Tatsachen; die andere begnügt sich nicht damit, sondern schaut immer auf das Ganze und leitet ihre Erkenntnisse von sogenannten ewigen und großen Wahrheiten her. Die eine gewinnt dabei an Erfolg, und die andere an Umfang und Würde. Es ist klar, daß ein Pessimist auch sagen könnte, die Ergebnisse der einen seien nichts wert und die der anderen nicht wahr. Denn was fängt man am Jüngsten Tag, wenn die menschlichen Werke gewogen werden, mit drei Abhandlungen über die

Ameisensäure an, und wenn es ihrer dreißig wären?! Andererseits, was weiß man vom Jüngsten Tag, wenn man nicht einmal weiß, was alles bis dahin aus der Ameisensäure werden kann?!

Zwischen den beiden Polen dieses Weder-Noch pendelte die Entwicklung, als es rund länger als achtzehn und noch keine zwanzig Jahrhunderte her war, seit die Menschheit zum erstenmal erfuhr, daß es am Ende aller Tage ein solches geistiges Gericht geben werde. Es entspricht der Erfahrung, daß dabei auf eine Richtung immer die entgegengesetzte folgt. Und obgleich es denkbar und wünschbar wäre, daß eine solche Umkehr sich wie ein Schraubengang vollzöge, der bei jedem Richtungswechsel höher steigt, gewinnt aus unbekanntem Gründen die Entwicklung dabei selten mehr, als sie durch Umweg und Zerstörung verliert. Dr. Paul Arnheim hatte also ganz recht, als er zu Ulrich sagte, die Weltgeschichte gestatte niemals etwas Negatives; die Weltgeschichte ist optimistisch, sie entscheidet sich immer mit Begeisterung für das eine und erst nachher für sein Gegenteil! So folgte auch auf die ersten Phantasien der Exaktheit keineswegs der Versuch, sie zu verwirklichen, sondern man überließ sie dem flügellosen Gebrauch der Ingenieure und Gelehrten und wandte sich wieder der würdigeren und umfangreicheren Geistesverfassung zu.

Ulrich konnte sich noch gut erinnern, wie das Unsichere wieder zu Ansehen gekommen war. Immer mehr hatten sich Äußerungen gehäuft, wo Menschen, die ein etwas unsicheres Metier betrieben, Dichter, Kritiker, Frauen und die den Beruf einer neuen Generation Ausübenden, Klage erhoben, daß das pure Wissen einem unseligen Etwas gleiche, das alles hohe Menschenwerk zerreiße, ohne es je wieder zusammensetzen zu können, und sie verlangten einen neuen Menschheitsglauben, Rückkehr zu den inneren Urtümern, geistigen Aufschwung und allerlei von solcher Art. Er hatte anfangs naiver Weise angenommen, das seien Leute, die sich aufgeritten haben und hinkend vom Pferd steigen, schreiend, daß man sie mit Seele einschmiere; aber er mußte allmählich erkennen, daß der sich wiederholende Ruf, der ihm anfangs so komisch erschienen war, einen breiten Widerhall fand; das Wissen fing an, unzeitgemäß zu werden, der unscharfe Typus Mensch, der die Gegenwart beherrscht, hatte sich durchzusetzen begonnen.

Ulrich hatte sich dagegen aufgelehnt, das ernst zu nehmen, und bildete nun seine geistigen Neigungen auf eigene Art weiter.

Aus der frühesten Zeit des ersten Selbstbewußtseins der Jugend, die später wieder anzublicken oft so rührend und erschütternd ist, waren heute noch allerhand einst geliebte Vorstellungen in seiner Erinnerung vorhanden, und darunter das Wort «hypothetisch leben». Es drückte noch immer den Mut und die unfreiwillige Unkenntnis des Lebens aus, wo jeder Schritt ein Wagnis ohne Erfahrung ist, und den Wunsch nach großen Zusammenhängen und den Hauch der Widerrufflichkeit, den ein junger Mensch fühlt, wenn er zögernd ins Leben tritt. Ulrich dachte, daß davon eigentlich nichts zurückzunehmen sei. Ein spannendes Gefühl, zu irgendetwas ausersehen zu sein, ist das Schöne und einzig Gewisse in dem, dessen Blick zum erstenmal die Welt mustert. Er kann, wenn er seine Empfindungen überwacht, zu nichts ohne Vorbehalt ja sagen; er sucht die mögliche Geliebte, aber weiß nicht, ob es die richtige ist; er ist imstande zu töten, ohne sicher zu sein, daß er es tun muß. Der Wille seiner eigenen Natur, sich zu entwickeln, verbietet ihm, an das Vollendete zu glauben; aber alles, was ihm entgegentritt, tut so, als ob es vollendet wäre. Er ahnt: diese Ordnung ist nicht so fest, wie sie sich gibt; kein Ding, kein Ich, keine Form, kein Grundsatz sind sicher, alles ist in einer unsichtbaren, aber niemals ruhenden Wandlung begriffen, im Unfesten liegt mehr von der Zukunft als im Festen, und die Gegenwart ist nichts als eine Hypothese, über die man noch nicht hinausgekommen ist. Was sollte er da Besseres tun können, als sich von der Welt freizuhalten, in jenem guten Sinn, den ein Forscher Tatsachen gegenüber bewahrt, die ihn verführen wollen, voreilig an sie zu glauben! Darum zögert

er, aus sich etwas zu machen; ein Charakter, Beruf, eine feste Wesensart, das sind für ihn Vorstellungen, in denen sich schon das Gerippe durchzeichnet, das zuletzt von ihm übrig bleiben soll. Er sucht sich anders zu verstehen; mit einer Neigung zu allem, was ihn innerlich mehrt, und sei es auch moralisch oder intellektuell verboten, fühlt er sich wie einen Schritt, der nach allen Seiten frei ist, aber von einem Gleichgewicht zum nächsten und immer vorwärts führt. Und meint er einmal, den echten Einfall zu haben, so nimmt er wahr, daß ein Tropfen unsagbarer Glut in die Welt gefallen ist, deren Leuchten die Erde anders aussehen macht.

In Ulrich war später, bei gemehrtem geistigen Vermögen, daraus eine Vorstellung geworden, die er nun nicht mehr mit dem unsicheren Wort Hypothese, sondern aus bestimmten Gründen mit dem eigentümlichen Begriff eines Essays verband. Ungefähr wie ein Essay in der Folge seiner Abschnitte ein Ding von vielen Seiten nimmt, ohne es ganz zu erfassen, – denn ein ganz erfaßtes Ding verliert mit einem Male seinen Umfang und schmilzt zu einem Begriff ein – glaubte er, Welt und eigenes Leben am richtigsten ansehen und behandeln zu können. Der Wert einer Handlung oder einer Eigenschaft, ja sogar deren Wesen und Natur erschienen ihm abhängig von den Umständen, die sie umgaben, von den Zielen, denen sie dienten, mit einem Wort, von dem bald so, bald anders beschaffenen Ganzen, dem sie angehörten. Das ist übrigens nur die einfache Beschreibung der Tatsache, daß uns ein Mord als ein Verbrechen oder als eine heroische Tat erscheinen kann und die Stunde der Liebe als die Feder, die aus dem Flügel eines Engels oder einer Gans gefallen ist. Aber Ulrich verallgemeinerte sie. Dann fanden alle moralischen Ereignisse in einem Kraftfeld statt, dessen Konstellation sie mit Sinn belud, und sie enthielten das Gute und das Böse wie ein Atom chemische Verbindungsmöglichkeiten enthält. Sie waren gewissermaßen das, was sie wurden, und so wie das eine Wort Hart, je nachdem, ob die Härte mit Liebe, Roheit, Eifer oder Strenge zusammenhängt, vier ganz verschiedene Wesenheiten bezeichnet, erschienen ihm alle moralischen Geschehnisse in ihrer Bedeutung als die abhängige Funktion anderer. Es entstand auf diese Weise ein unendliches System von Zusammenhängen, in dem es unabhängige Bedeutungen, wie sie das gewöhnliche Leben in einer groben ersten Annäherung den Handlungen und Eigenschaften zuschreibt, überhaupt nicht mehr gab; das scheinbare Feste wurde darin zum durchlässigen Vorwand für viele andere Bedeutungen, das Geschehende zum Symbol von etwas, das vielleicht nicht geschah, aber hindurch gefühlt wurde, und der Mensch als Inbegriff seiner Möglichkeiten, der potentielle Mensch, das ungeschriebene Gedicht seines Daseins trat dem Menschen als Niederschrift, als Wirklichkeit und Charakter entgegen. Im Grunde fühlte sich Ulrich nach dieser Anschauung jeder Tugend und jeder Schlechtigkeit fähig, und daß Tugenden wie Laster in einer ausgeglichenen Gesellschaftsordnung allgemein, wenn auch uneingestanden, als gleich lästig empfunden werden, bewies ihm gerade das, was in der Natur allenthalben geschieht, daß jedes Kräftespiel mit der Zeit einem Mittelwert und Mittelzustand, einem Ausgleich und einer Erstarrung zustrebt. Die Moral im gewöhnlichen Sinn war für Ulrich nicht mehr als die Altersform eines Kräftesystems, das nicht ohne Verlust an ethischer Kraft mit ihr verwechselt werden darf.

Es mag sein, daß sich auch in diesen Anschauungen eine gewisse Lebensunsicherheit ausdrückte; allein Unsicherheit ist mitunter nichts als das Ungenügen an den gewöhnlichen Sicherungen, und im übrigen darf wohl daran erinnert werden, daß selbst eine so erfahrene Person, wie es die Menschheit ist, scheinbar nach ganz ähnlichen Grundsätzen handelt. Sie widerruft auf die Dauer alles, was sie getan hat, und setzt anderes an seine Stelle, auch ihr verwandeln sich im Lauf der Zeit Verbrechen in Tugenden und umgekehrt, sie baut große geistige Zusammenhänge aller Geschehnisse auf und läßt sie nach einigen Menschenaltern wieder einstürzen; nur geschieht das nacheinander, statt in einem einheitlichen Lebensgefühl, und die Kette ihrer Versuche läßt keine Steigerung erkennen, während ein bewußter menschlicher Essayismus ungefähr die Aufgabe

vorfände, diesen fahrlässigen Bewußtseinszustand der Welt in einen Willen zu verwandeln. Und viele einzelne Entwicklungslinien weisen dahin, daß dies bald geschehen könnte. Die Gehilfin in einem Krankenhaus, die, blütenweiß gekleidet, den Kot eines Patienten in einem weißen Porzellanschüsselchen mit helfenden Säuren zu einem purpurfarbenen Aufstrich verreibt, dessen richtige Farbe ihre Aufmerksamkeit belohnt, befindet sich schon jetzt, auch wenn sie es nicht weiß, in einer wandelbareren Welt als die junge Dame, die vor dem gleichen Gegenstand auf der Straße erschauert. Der Verbrecher, der in das moralische Kraftfeld seiner Tat geraten ist, bewegt sich nur noch wie ein Schwimmer, der mit einem reißenden Strom mitmuß, und jede Mutter, deren Kind einmal hineingerissen worden ist, weiß das; man hat es ihr bisher bloß nicht geglaubt, weil man keinen Platz für diesen Glauben hatte. Die Psychiatrie nennt die große Heiterkeit eine heitere Verstimmung, als ob sie heitere Unlust wäre, und hat erkennen lassen, daß alle großen Steigerungen, die der Keuschheit wie der Sinnlichkeit, der Gewissenhaftigkeit wie des Leichtsinns, der Grausamkeit wie des Mitleidens ins Krankhafte münden; wie wenig würde da noch das gesunde Leben bedeuten, wenn es nur einen mittleren Zustand zwischen zwei Übertreibungen zum Ziel hätte! Wie dürftig wäre es schon, wenn sein Ideal wirklich nichts anderes als die Leugnung der Übertreibung seiner Ideale wäre?! Solche Erkenntnisse führen also dazu, in der moralischen Norm nicht länger die Ruhe starrer Satzungen zu sehen, sondern ein bewegliches Gleichgewicht, das in jedem Augenblick Leistungen zu seiner Erneuerung fordert. Man beginnt, es immer mehr als beschränkt zu empfinden, unwillkürlich erworbene Wiederholungsdispositionen einem Menschen als Charakter zuzuschreiben und dann seinen Charakter für die Wiederholungen verantwortlich zu machen. Man lernt das Wechselspiel zwischen Innen und Außen erkennen, und gerade durch das Verständnis für das Unpersönliche am Menschen ist man dem Persönlichen auf neue Spuren gekommen, auf gewisse einfache Grundverhaltensweisen, einen Ichbautrieb, der wie der Nestbautrieb der Vögel aus vieler Art Stoff nach ein paar Verfahren sein Ich aufrichtet. Man ist bereits so nahe daran, durch bestimmte Einflüsse allerhand entartete Zustände verbauen zu können wie einen Wildbach, daß es beinahe nur noch auf eine soziale Fahrlässigkeit hinausläuft oder auf einen Rest von Ungeschicklichkeit, wenn man aus Verbrechern nicht rechtzeitig Erzengel macht. Und so ließe sich sehr vieles anführen, Zerstreutes, einander noch nicht nahe Gekommenes, was zusammenwirkt, daß man der groben Annäherungen müde wird, die unter einfacheren Bedingungen für ihre Anwendung entstanden sind, und allmählich die Nötigung erlebt, eine Moral, die seit zweitausend Jahren immer nur im kleinen dem wechselnden Geschmack angepaßt worden ist, in den Grundlagen der Form zu verändern und gegen eine andere einzutauschen, die sich der Beweglichkeit der Tatsachen genauer anschmiegt.

Nach Ulrichs Überzeugung fehlte dazu eigentlich nur noch die Formel; jener Ausdruck, den das Ziel einer Bewegung, noch ehe es erreicht ist, in irgendeinem glücklichen Augenblick finden muß, damit das letzte Stück des Wegs zurückgelegt werden kann, und es ist das immer ein gewagter, nach dem Stande der Dinge noch nicht zu rechtfertigender Ausdruck, eine Verbindung von exakt und nichtexakt, von Genauigkeit und Leidenschaft. Aber es war gerade in den Jahren, die ihn hätten aneifern sollen, mit ihm etwas Merkwürdiges vor sich gegangen. Er war kein Philosoph. Philosophen sind Gewalttäter, die keine Armee zur Verfügung haben und sich deshalb die Welt in der Weise unterwerfen, daß sie sie in ein System sperren. Wahrscheinlich ist das auch der Grund dafür, daß es in den Zeiten der Tyrannis große philosophische Naturen gegeben hat, während es in den Zeiten der fortgeschrittenen Zivilisation und Demokratie nicht gelingt, eine überzeugende Philosophie hervorzubringen, wenigstens soweit sich das nach dem Bedauern beurteilen läßt, das man allgemein darüber äußern hört. Darum wird heute in kurzen Stücken erschreckend viel philosophiert, so daß es gerade nur noch die Kaufläden gibt, wo man ohne

Weltanschauung etwas bekommt, während gegen große Stücke Philosophie ein ausgesprochenes Mißtrauen herrscht. Man hält sie einfach für unmöglich, und auch Ulrich war keineswegs frei davon, ja er dachte nach seinen wissenschaftlichen Erfahrungen etwas spöttisch über sie. Das gab die Richtung für sein Verhalten, so daß er immer wieder von dem, was er sah, zum Nachdenken aufgefordert wurde und doch mit einer gewissen Scheu vor zuviel Denken behaftet war. Aber was sein Verhalten schließlich entschied, war noch etwas anderes. Es gab etwas in Ulrichs Wesen, das in einer zerstreuten, lähmenden, entwaffnenden Weise gegen das logische Ordnen, gegen den eindeutigen Willen, gegen die bestimmt gerichteten Antriebe des Ehrgeizes wirkte, und auch das hing mit dem seinerzeit von ihm gewählten Namen Essayismus zusammen, wenn es auch gerade die Bestandteile enthielt, die er mit der Zeit und mit unbewußter Sorgfalt aus diesem Begriff ausgeschaltet hatte. Die Übersetzung des Wortes Essay als Versuch, wie sie gegeben worden ist, enthält nur ungenau die wesentlichste Anspielung auf das literarische Vorbild; denn ein Essay ist nicht der vor- oder nebenläufige Ausdruck einer Überzeugung, die bei besserer Gelegenheit zur Wahrheit erhoben, ebensogut aber auch als Irrtum erkannt werden könnte (von solcher Art sind bloß die Aufsätze und Abhandlungen, die gelehrte Personen als «Abfälle ihrer Werkstätte» zum besten geben); sondern ein Essay ist die einmalige und unabänderliche Gestalt, die das innere Leben eines Menschen in einem entscheidenden Gedanken annimmt. Nichts ist dem fremder als die Unverantwortlichkeit und Halfertigkeit der Einfälle, die man Subjektivität nennt, aber auch wahr und falsch, klug und unklug sind keine Begriffe, die sich auf solche Gedanken anwenden lassen, die dennoch Gesetzen unterstehen, die nicht weniger streng sind, als sie zart und unaussprechlich erscheinen. Es hat nicht wenige solcher Essayisten und Meister des innerlich schwebenden Lebens gegeben, aber es würde keinen Zweck haben, sie zu nennen; ihr Reich liegt zwischen Religion und Wissen, zwischen Beispiel und Lehre, zwischen amor intellectualis und Gedicht, sie sind Heilige mit und ohne Religion, und manchmal sind sie auch einfach Männer, die sich in einem Abenteuer verirrt haben.

Nichts ist übrigens bezeichnender als die unfreiwillige Erfahrung, die man mit gelehrten und vernünftigen Versuchen macht, solche große Essayisten auszulegen, die Lebenslehre, so wie sie ist, in ein Lebenswissen umzuwandeln und der Bewegung der Bewegten einen «Inhalt» abzugewinnen; es bleibt von allem ungefähr so viel übrig wie von dem zarten Farbenleib einer Meduse, nachdem man sie aus dem Wasser gehoben und in Sand gelegt hat. Die Lehre der Ergriffenen zerfällt in der Vernunft der Unergriffenen zu Staub, Widerspruch und Unsinn, und doch darf man sie nicht eigentlich zart und lebensunbeständig nennen, da man sonst auch einen Elefanten zu zart nennen müßte, um in einem luftleeren, seinen Lebensbedürfnissen nicht entsprechenden Raum auszudauern. Es wäre sehr zu beklagen, wenn diese Beschreibungen den Eindruck eines Geheimnisses hervorriefen oder auch nur den einer Musik, in der die Harfenklänge und seufzerhaften Glissandi überwiegen. Das Gegenteil ist wahr, und die ihnen zugrunde Hegende Frage stellte sich Ulrich durchaus nicht nur als Ahnung dar, sondern auch ganz nüchtern in der folgenden Form: Ein Mann, der die Wahrheit will, wird Gelehrter; ein Mann, der seine Subjektivität spielen lassen will, wird vielleicht Schriftsteller; was aber soll ein Mann tun, der etwas will, das dazwischen liegt? Solche Beispiele, die «dazwischen» liegen, liefert aber jeder moralische Satz, etwa gleich der bekannte und einfache: Du sollst nicht töten. Man sieht auf den ersten Blick, daß er weder eine Wahrheit ist noch eine Subjektivität. Man weiß, daß wir uns in mancher Hinsicht streng an ihn halten, in anderer Hinsicht sind gewisse und sehr zahlreiche, jedoch genau begrenzte Ausnahmen zugelassen, aber in einer sehr großen Zahl von Fällen dritter Art, so in der Phantasie, in den Wünschen, in den Theaterstücken oder beim Genuß der Zeitungsnachrichten, schweifen wir ganz ungerregelt zwischen Abscheu und Verlockung. Man nennt etwas, das weder eine Wahrheit noch eine Subjektivität ist, zuweilen eine

Forderung. Man hat diese Forderung an den Dogmen der Religion und an denen des Gesetzes befestigt und ihr dadurch den Charakter einer abgeleiteten Wahrheit gegeben, aber die Romanschriftsteller erzählen uns von den Ausnahmen, angefangen beim Opfer Abrahams bis zur jüngsten schönen Frau, die ihren Geliebten niedergeschossen hat, und lösen es wieder in Subjektivität auf. Man kann sich also entweder an den Pflöcken festhalten oder zwischen ihnen von der breiten Welle hin und her tragen lassen; aber mit welchem Gefühl!? Das Gefühl des Menschen für diesen Satz ist ein Gemisch von vernageltem Gehorchen (einschließlich der «gesunden Natur», die sich sträubt, an so etwas auch nur zu denken, aber, durch Alkohol oder Leidenschaft nur ein wenig von ihrem Platz verrückt, es sofort tut) und gedankenlosem Plätschern in einer Woge voll Möglichkeiten. Soll dieser Satz wirklich nur so verstanden werden? Ulrich fühlte, daß ein Mann, der etwas mit ganzer Seele tun möchte, auf diese Weise weder weiß, ob er es tun, noch ob er es unterlassen soll. Und ihm ahnte doch, daß man es aus dem ganzen Wesen heraus tun oder lassen könnte. Ein Einfall oder ein Verbot sagten ihm gar nichts. Die Anknüpfung an ein Gesetz nach oben oder innen erregte die Kritik seines Verstandes, ja mehr als das, es lag auch eine Entwertung in diesem Bedürfnis, den seiner selbst gewissen Augenblick durch eine Abstammung zu nobilitieren. Bei alledem blieb seine Brust stumm, und nur sein Kopf sprach; aber er fühlte, daß in einer anderen Weise seine Entscheidung übereinfallen könnte mit seinem Glück. Er könnte glücklich sein, weil er nicht tötet, oder glücklich sein, weil er tötet, aber er könnte niemals der gleichgültige Eintreiber einer an ihn gestellten Forderung sein. Das, was er in diesem Augenblick empfand, war kein Gebot, es war ein Gebiet, das er betreten hatte. Er begriff, daß alles darin schon entschieden sei und den Sinn besänftigt wie Muttermilch. Aber es war kein Denken mehr, was ihm das sagte, und auch kein Fühlen in der gewöhnlichen, wie in Stücke gebrochenen Weise; es war ein «ganz Begreifen» und doch auch wieder nur so, wie wenn der Wind eine Botschaft fern herüberträgt, und sie kam ihm weder wahr noch falsch, weder vernünftig noch widervernünftig vor, sondern ergriff ihn, als wäre ihm eine leise selige Übertreibung in die Brust gefallen.

Und so wenig man aus den echten Teilen eines Essays eine Wahrheit machen kann, vermag man aus einem solchen Zustand eine Überzeugung zu gewinnen; wenigstens nicht, ohne ihn aufzugeben, so wie ein Liebender die Liebe verlassen muß, um sie zu beschreiben. Die grenzenlose Rührung, die ihn zuweilen untätig bewegte, widersprach dem Tätigkeitstrieb Ulrichs, der auf Grenzen und Formen drang. Nun ist es ja wahrscheinlich richtig und natürlich, erst wissen zu wollen, ehe man das Gefühl sprechen läßt, und unwillkürlich stellte er sich vor, was er dereinst finden wollte, werde, wenn es auch nicht Wahrheit sei, dieser doch an Festigkeit nichts nachgeben; aber in seinem besonderen Fall ähnelte er dadurch einem Mann, der sich ein Rüstzeug zusammenstellt, indes ihm darüber die Absicht erstirbt. Wann immer man ihn bei der Abfassung mathematischer und mathematisch-logischer Abhandlungen oder bei der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften gefragt hätte, welches Ziel ihm vorschwebte, so würde er geantwortet haben, daß nur eine Frage das Denken wirklich lohne, und das sei die des rechten Lebens. Aber wenn man eine Forderung lange Zeit erhebt, ohne daß mit ihr etwas geschieht, schläft das Gehirn genau so ein, wie der Arm einschläft, wenn er lange Zeit etwas hochhält, und unsere Gedanken können ebensowenig dauernd stehen bleiben wie Soldaten im Sommer auf einer Parade; wenn sie zu lange warten müssen, fallen sie einfach ohnmächtig um. Da Ulrich ungefähr in seinem sechsundzwanzigsten Jahr den Entwurf seiner Lebensauffassung abgeschlossen hatte, kam sie ihm in seinem zweiunddreißigsten Jahr nicht mehr ganz aufrichtig vor. Er hatte seine Gedanken nicht weitergebildet, und abgesehen von einem ungewissen und spannenden Gefühl, wie man es bei geschlossenen Augen hat, wenn man etwas erwartet, zeigte sich in ihm auch nicht viel von persönlicher Bewegung, seit die Tage der zitternden ersten

Erkenntnisse vorbei waren. Wahrscheinlich war es trotzdem eine unterirdische Bewegung von solcher Art, was ihn mit der Zeit in der wissenschaftlichen Arbeit verlangsamte und daran hinderte, in sie seinen ganzen Willen zu setzen. Er geriet durch sie in einen eigentümlichen Zwiespalt. Man darf nicht vergessen, daß die exakte Geistesverfassung im Grunde gottgläubiger ist als die schöngeistige; denn sie unterwürfe sich «Ihm», sobald er geruht, sich ihr unter den Bedingungen zu zeigen, die sie für die Anerkennung seiner Tatsächlichkeit vorschreibt, wogegen unsere schönen Geister, wenn Er sich äußerte, nur fänden, daß sein Talent nicht ursprünglich und sein Weltbild nicht verständlich genug seien, um ihn auf eine Stufe mit wirklich gottbegnadeten Begabungen zu stellen. So leicht wie irgendwer von dieser Gattung konnte sich Ulrich also nicht unbestimmten Ahnungen hingeben, aber andererseits konnte er sich ebensowenig verhehlen, daß er in lauter Exaktheit jahrelang bloß gegen sich selbst gelebt habe, und er wünschte, daß etwas Unvorhergesehenes mit ihm geschehen möge, denn als er das tat, was er etwas spöttisch seinen «Urlaub vom Leben» nannte, besaß er in der einen wie in der anderen Richtung nichts, was ihm Frieden gab.

Vielleicht könnte man zu seiner Entschuldigung anführen, daß das Leben in gewissen Jahren unglaublich schnell entflieht. Aber der Tag, wo man beginnen muß, seinen letzten Willen zu leben, ehe man dessen Rest hinterläßt, hegt weit voran und läßt sich nicht verschieben. Das war ihm drohend klar geworden, seit fast ein halbes Jahr vergangen war, ohne daß sich etwas änderte. Während er sich in der kleinen und närrischen Tätigkeit, die er übernommen hatte, hin und her bewegen ließ, sprach, gerne zuviel sprach, mit der verzweifelten Beharrlichkeit eines Fischers lebte, der seine Netze in einen leeren Fluß senkt, indes er nichts tat, was der Person entsprach, die er immerhin bedeutete, und es mit Absicht nicht tat, wartete er. Er wartete hinter seiner Person, sofern dieses Wort den von Welt und Lebenslauf geformten Teil eines Menschen bezeichnet, und seine ruhige, dahinter abgedämmte Verzweiflung stieg mit jedem Tag höher. Er befand sich in dem schlimmsten Notstand seines Lebens und verachtete sich für seine Unterlassungen. Sind große Prüfungen das Vorrecht großer Naturen? Er hätte gerne daran geglaubt, aber es ist nicht richtig, denn auch die simpelsten nervösen Naturen haben ihre Krisen. So blieb ihm eigentlich nur in der großen Erschütterung jener Rest von Unerschütterlichkeit übrig, den alle Helden und Verbrecher besitzen, es ist nicht Mut, es ist nicht Wille, es ist keine Zuversicht, sondern einfach ein zähes Festhalten an sich, das sich so schwer austreiben läßt wie das Leben aus einer Katze, selbst wenn sie von den Hunden schon ganz zerfleischt ist.

Will man sich vorstellen, wie solch ein Mensch lebt, wenn er allein ist, so kann höchstens erzählt werden, daß in der Nacht die erhellten Fensterscheiben ins Zimmer schauen, und die Gedanken, nachdem sie gebraucht sind, herumsitzen wie die Klienten im Vorzimmer eines Anwalts, mit dem sie nicht zufrieden sind. Oder vielleicht, daß Ulrich einmal in solcher Nacht die Fenster öffnete und in die schlanken kahlen Baumstämme blickte, deren Windungen zwischen den Schneedecken der Wipfel und des Bodens seltsam schwarz und glatt dastanden, und plötzlich Lust bekam, im Schlafanzug, wie er war, in den Garten hinunterzugehn; er wollte die Kälte in den Haaren fühlen. Als er unten war, schaltete er das Licht aus, um nicht vor der erleuchteten Türe zu stehn, und nur aus seinem Arbeitszimmer ragte ein Lichtdach in den Schatten hinein. Ein Weg führte zum Gittertor, das auf die Straße mündete, ein zweiter kreuzte ihn dunkel deutlich. Ulrich ging langsam auf diesen zu. Und dann erinnerte ihn die zwischen den Baumkronen emporragende Dunkelheit plötzlich phantastisch an die riesige Gestalt Moosbruggers, und die nackten Bäume kamen ihm merkwürdig körperlich vor; häßlich und naß wie Würmer und trotzdem so, daß man sie umarmen und mit Tränen im Gesicht an ihnen niedersinken mochte. Aber er tat es nicht. Die Sentimentalität der Regung stieß ihn im gleichen Augenblick zurück, wo sie ihn berührte. Durch den Milchschaum des Nebels kamen vor dem Gitter des Gartens in diesem Augenblick verspätete

Fußgänger vorbei, und er hätte ihnen wohl wie ein Narr erscheinen können, wie sich sein Bild, in rotem Schlafanzug zwischen schwarzen Stämmen, nun von diesen loslöste; aber er trat fest auf den Weg und ging verhältnismäßig zufrieden in sein Haus zurück, denn wenn etwas für ihn aufbewahrt war, so mußte es etwas ganz anderes sein.

[<]

**63**

## Bonadea hat eine Vision

Als Ulrich an dem Morgen, der auf diese Nacht folgte, spät und sehr zerschlagen aufstand, wurde ihm der Besuch Bonadeas gemeldet; es war zum erstenmal seit ihrem Zerwürfnis, daß sie sich wieder sehen sollten.

Bonadea hatte in der Zeit der Trennung viel geweint. Bonadea hatte sich während dieser Zeit oft mißbraucht gefühlt. Sie hatte oft gewirbelt wie eine umflorte Trommel. Sie hatte viele Abenteuer gehabt und viele Enttäuschungen. Und obgleich die Erinnerung an Ulrich bei jedem Abenteuer in einen tiefen Brunnen versank, stieg sie nach jeder Enttäuschung daraus wieder auf; ohnmächtig und vorwurfsvoll wie der verlassene Schmerz in einem Kindergesicht. Bonadea hatte ihrem Freund schon hundertmal im stillen ihre Eifersucht abgebeten, ihren «bösen Stolz gestraft», wie sie es nannte, und endlich entschloß sie sich, ihm einen Friedensschluß anzutragen.

Sie war liebenswürdig, melancholisch und schön, als sie vor ihm saß, und fühlte sich im Magen elend. Er stand «wie ein Jüngling» vor ihr. Seine Haut marmorn poliert von großen Vorgängen und Diplomatie, die sie ihm zutraute. Sie hatte noch nie bemerkt, wie kräftig und entschlossen sein Gesicht aussehe. Sie hätte gerne mit ganzer Person kapituliert, aber sie traute sich nicht, so weit zu gehen, und er machte keine Miene, sie dazu einzuladen. Diese Kälte war unsagbar traurig für sie, aber groß wie eine Statue. Bonadea nahm unvermutet seine herabhängende Hand und küßte sie. Ulrich strich ihr nachdenklich über das Haar. Ihre Beine wurden auf die weiblichste Weise von der Welt schwach, und sie wollte in die Knie sinken. Da drückte sie Ulrich sanft in den Stuhl, brachte Whisky mit Soda und zündete eine Zigarette an.

«Eine Dame trinkt nicht am Vormittag Whisky!» protestierte Bonadea; einen Augenblick lang fand sie wieder die Kraft zum Gekränktheit, und ihr Herz stieg bis in den Kopf, denn es schien ihr, daß die Selbstverständlichkeit, mit der ihr Ulrich ein so derbes und, wie sie dachte, zügelloses Getränk anbot, eine lieblose Anspielung enthalte.

Aber Ulrich sagte freundlich: «Es wird dir gut tun; alle Frauen, die große Politik gemacht haben, haben auch Whisky getrunken.» Denn Bonadea hatte, um sich bei Ulrich wieder einzuführen, gesagt, daß sie die große patriotische Aktion bewundere und gerne dabei mithelfen möchte.

Das war ihr Plan. Sie glaubte immer mehreres gleichzeitig, und halbe Wahrheiten erleichterten ihr das Lügen.

Der Whisky war dünngoldig und wärmte wie Maisonne.

Bonadea hatte das Gefühl, siebzig Jahre alt zu sein und vor einem Haus auf einer Gartenbank zu sitzen. Sie wurde alt. Ihre Kinder wuchsen heran. Der Älteste war jetzt schon zwölf Jahre. Es war ohne Zweifel schändlich, einem Mann, den man nicht einmal genau kannte, in eine Wohnung zu



folgen, bloß weil er Augen hatte, mit denen er einen ansah wie ein Mann hinter einem Fenster. Man unterscheidet ganz gut, dachte sie, Einzelheiten an diesem Menschen, die einem mißfallen und eine Warnung sein könnten; man könnte überhaupt – wenn einen nur etwas in solchen Augenblicken anhalten würde! – schamübergossen und vielleicht sogar zornflammend abbrechen; aber weil es nicht geschieht, wächst dieser Mann immer leidenschaftlicher in seine Rolle hinein. Und man selbst fühlt sich dabei ganz deutlich wie eine von künstlichem Licht angestrahlte Kulisse; es sind Bühnenaugen, ein Bühnenschnurrbart, sich öffnende Kostümknöpfe, was man vor sich hat, und die Augenblicke vom Betreten des Zimmers bis zur entsetzlichen ersten wieder nüchternen Bewegung spielen sich in einem Bewußtsein ab, das aus dem Kopf hinausgetreten ist und die Zimmerwände mit einer Tapete des Wahns überzieht. Bonadea gebrauchte nicht ganz die gleichen Worte, dachte es überhaupt nur teilweise in Worten, aber während sie es sich zu vergegenwärtigen trachtete, fühlte sie sich sofort wieder dieser Veränderung des Bewußtseins ausgeliefert. «Wer das beschreiben könnte, wäre ein großer Künstler; nein, er wäre ein Pornograph!» dachte sie, während sie Ulrich ansah. Denn die guten Vorsätze und den besten Willen zur Anständigkeit verlor sie auch während solcher Zustände keinen Augenblick; sie standen dann draußen und warteten und hatten zu dieser von den Begierden veränderten Welt bloß kein Wort zu sagen. Wenn Bonadeas Vernunft wiederkehrte, war das ihre größte Qual. Die Bewußtseinsveränderung durch den Geschlechtsrausch, über die andere Menschen als etwas Natürliches hinwegsehen, nahm bei ihr durch die Tiefe und Plötzlichkeit des Rausches wie auch der Reue eine Stärke an, die sie beängstigte, sobald sie wieder in den Friedenskreis der Familie zurückgekehrt war. Sie kam sich dann wie eine Wahnsinnige vor. Sie traute sich kaum, ihre Kinder anzusehen, aus Angst, sie mit ihrem verdorbenen Blick zu schädigen. Und sie zuckte zusammen, wenn ihr Mann sie etwas freundlicher anschaute, und fürchtete sich vor der Zwanglosigkeit des Alleinseins. Darum war in den Wochen der Trennung der Plan in ihr gereift, keinen anderen Geliebten mehr zu haben als Ulrich; er sollte ihr Halt geben und sie vor fremden Ausschreitungen bewahren. «Wie habe ich mir nur erlauben können, ihn zu tadeln,» dachte sie jetzt, wo sie zum erstenmal wieder vor ihm saß, «er ist so viel vollkommener als ich», und sie schrieb ihm das Verdienst zu, daß sie in der Zeit seiner Umarmungen ein gebesserter Mensch gewesen sei, und dachte wohl auch daran, daß er sie bei der nächsten Wohltätigkeitsveranstaltung in seinen neuen Gesellschaftskreis einführen müsse. Bonadea legte lautlos einen Fahnenschwur ab und bekam Tränen der Rührung in die Augen, während sie alles das bedachte.

Aber Ulrich trank mit der Langsamkeit eines Mannes, der einen schweren Entschluß bekräftigen muß, seinen Whisky aus. – Es sei im Augenblick noch nicht möglich, sie bei Diotima einzuführen, erklärte er ihr.

Bonadea wollte selbstverständlich genau Bescheid haben, warum es nicht möglich sei; und dann wollte sie genau wissen, wann es möglich sein werde.

Ulrich mußte ihr auseinandersetzen, daß sie weder in der Kunst, noch in der Wissenschaft, noch im Wohlfahrtswesen hervorgetreten sei, und daß es darum sehr lange dauern werde, ehe er Diotima die Notwendigkeit ihrer Mitwirkung begreiflich machen könne.

Nun war aber Bonadea in der Zwischenzeit von eigentümlichen Gefühlen für Diotima erfüllt worden. Sie hatte genug von deren Tugenden gehört, um nicht eifersüchtig zu sein; vielmehr beneidete und bewunderte sie diese Frau, die ihren Geliebten an sich fesselte, ohne ihm unsittliche Zugeständnisse zu machen. Sie schrieb die statuenhafte Gelassenheit, die sie an Ulrich zu bemerken glaubte, diesem Einfluß zu. Sich selbst nannte sie «leidenschaftlich», worunter sie ebensowohl ihre Ehrlosigkeit wie eine immerhin ehrenvolle Entschuldigung für diese verstand;

aber sie bewunderte kühle Frauen mit dem gleichen Empfinden, wie unglückliche Besitzer ewig feuchter Hände ihre Hand in eine besondere trockene und schöne Hand legen. «Sie ist es!» dachte sie. «Sie hat Ulrich so verändert!» Ein harter Bohrer in ihrem Herzen, ein süßer Bohrer in ihren Knien: diese beiden sich gleichzeitig und gegeneinander drehenden Bohrer machten Bonadea beinahe ohnmächtig, als sie bei Ulrich Widerstand fand. Sie spielte ihren letzten Trumpf aus: Moosbrugger!

Es war ihr durch schmerzliches Nachdenken klargeworden, daß Ulrich eine eigentümliche Vorliebe für diese fürchterliche Erscheinung habe. Sie selbst widerte die «rohe Sinnlichkeit», die sich ihrer Überzeugung nach in Moosbruggers Taten ausdrückte, einfach mit Abscheu an; sie empfand in dieser Frage, natürlich ohne davon zu wissen, genau so wie die Prostituierten, die mit ganz ungemischtem Gefühl und ohne alle bürgerliche Romantik in einem Lustmörder einfach eine Gefährdung ihres Berufs erblickten. Aber sie brauchte, einschließlich ihrer unvermeidlichen Verfehlungen, eine ordentliche und wahre Welt, und Moosbrugger sollte ihr zu deren Wiederherstellung dienen. Da Ulrich eine Schwäche für ihn, und sie einen Gatten hatte, der Richter war und dienliche Auskunft zu geben vermochte, war in ihrer Verlassenheit ganz von selbst der Gedanke gereift, ihre Schwäche mit Ulrichs Schwäche durch die Vermittlung ihres Gatten zu vereinen, und diese sehnsüchtige Vorstellung hatte die tröstende Kraft einer vom Rechtsgefühl gesegneten Sinnlichkeit. Aber als sie sich ihrem guten Gatten damit näherte, war dieser über ihre juristische Entbranntheit erstaunt, obwohl er wußte, daß sie sich leicht für alles menschlich Gute und Hohe begeistere; und da er nicht nur Richter, sondern auch Jäger war, antwortete er gutmütig abweisend, daß es einzig das Richtige sei, das Raubzeug allerorten ohne viel Sentimentalität auszurotten, und Heß sich auf weitere Auskünfte nicht ein. Bei einem zweiten Versuch, den sie einige Zeit später unternahm, erfuhr Bonadea von ihm nur die zusätzliche Meinung, daß er das Gebären für Frauensache, das Töten aber für eine Männerangelegenheit halte, und da sie sich in dieser gefährlichen Frage nicht durch zu große Beflissenheit verdächtigen durfte, war ihr damit der Weg des Rechts vorläufig verschlossen. So war sie auf den Weg der Gnade gelangt, der einzig übrig blieb, wenn sie zu Ulrichs Freude etwas für Moosbrugger ausrichten sollte, und dieser Weg führte, man kann nicht einmal sagen überraschenderweise, eher anziehenderweise, über Diotima.

Sie sah sich im Geiste als Diotimas Freundin und erfüllte sich den Wunsch, die bewunderte Rivalin um der unaufschieblichen Sache willen kennenlernen zu müssen, selbst wenn sie zu stolz sein sollte, es aus persönlichem Bedürfnis zu tun. Sie hatte sich vorgenommen, sie für Moosbrugger zu gewinnen, was Ulrich, wie sie gleich erraten hatte, offenbar nicht gelang, und ihre Phantasie malte es ihr in schönen Bildern aus. Die marmorne große Diotima legte ihren Arm um die warme, sündengebeugte Schulter Bonadeas, und Bonadea erwartete für sich ungefähr die Rolle, dieses himmlisch unberührte Herz mit einem Tropfen Hinfälligkeit zu salben. Dies war der Plan, den sie ihrem verlorenen Freund auseinandersetzte.

Aber Ulrich war an diesem Tag für den Gedanken, Moosbrugger zu retten, in keiner Weise zu gewinnen. Er kannte die edlen Gefühle Bonadeas und wußte, wie leicht bei ihr aus dem Aufflammen einer einzelnen schönen Regung die Panik einer den ganzen Körper ergreifenden Feuersbrunst wurde. Er erklärte ihr, daß er nicht im geringsten die Absicht habe, sich in das Verfahren einzumengen, das man Moosbrugger mache.

Bonadea sah ihn mit gekränkten schönen Augen an, in denen das Wasser über dem Eis schwamm wie an der Grenze zwischen Frühjahr und Winter.

Nun hatte Ulrich niemals ganz eine gewisse Dankbarkeit für ihre kindisch schöne erste

Begegnung in jener Nacht verloren, wo er ohnmächtig auf dem Pflaster lag, Bonadea zu seinen Häupten hockte und die unsichere, abenteuerliche Unbestimmtheit der Welt, der Jugend und der Gefühle aus den Augen dieser jungen Frau in sein erwachendes Bewußtsein träufelte. Er suchte also die kränkende Abweisung zu lindern und in ein längeres Gespräch aufzulösen. «Nimm an,» schlug er vor «du gehst nachts durch einen weiten Park, und es machen sich zwei Strolche an dich heran: würdest du daran denken, daß es bedauernswerte Menschen sind, an deren Roheit die Gesellschaft schuld hat?»

«Aber ich gehe nie nachts durch einen Park» erwiderte Bonadea sofort.

«Aber wenn ein Schutzmann daherkäme, würdest du die zwei doch verhaften lassen?»

«Ich würde ihn ersuchen, mich zu schützen!»

«Das heißt doch, daß er sie verhaftet?!»

«Das weiß ich nicht, was er dann mit ihnen tut. Übrigens ist Moosbrugger kein Strolch.»

«Also dann nimm an, er arbeite als Tischler in deiner Wohnung. Du bist mit ihm allein im Haus, und er fängt an, so hin und her rutschende Augen zu machen.»

Bonadea verwahrte sich. «Das ist doch abscheulich, was du von mir verlangst!»

«Sicher» sagte Ulrich. «Aber ich will dir ja zeigen, daß solche leicht aus dem Gleichgewicht geratende Menschen äußerst unangenehm sind. Unparteilichkeit darf man sich ihnen gegenüber eigentlich nur erlauben, wenn die Schläge ein anderer kriegt. Dann allerdings fordern sie unsere äußerste Zartheit heraus und sind die Opfer einer Gesellschaftsordnung oder des Schicksals. Du mußt zugeben, daß niemand für seine Fehler kann, wenn man sie mit seinen eigenen Augen betrachtet; sie sind für ihn im schlimmsten Fall Irrtümer oder schlechte Eigenschaften an einem Ganzen, das ihrethalben nicht weniger gut wird, und natürlich hat er vollkommen recht!»

Bonadea hatte etwas an ihrem Strumpf zu richten und fühlte sich gezwungen, Ulrich mit etwas zurückgeneigtem Kopf dabei anzusehen, so daß sich am Knie, unbeaufsichtigt von ihrem Auge, ein gegensatzreiches Leben von spitzen Säumen, glattem Strumpf, gespannten Fingern und sanft entspanntem Perlenschmelz der Haut entwickelte.

Ulrich zündete sich rasch eine Zigarette an und fuhr fort: «Der Mensch ist nicht gut, sondern er ist immer gut; das ist ein gewaltiger Unterschied, verstehst du? Man lächelt über diese Sophistik der Eigenliebe, aber man sollte aus ihr die Folgerung ableiten, daß der Mensch überhaupt nichts Böses tun kann; er kann nur böse wirken. Mit dieser Erkenntnis wären wir am rechten Ausgangspunkt einer sozialen Moral.»

Bonadea streifte mit einem Seufzer ihren Rock wieder an die rechte Stelle zurück, richtete sich auf und suchte sich mit einem Schluck von dem matten Goldfeuer zu beruhigen.

«Und nun will ich dir erklären,» setzte Ulrich lächelnd hinzu «warum man für Moosbrugger wohl allerhand fühlen, aber trotzdem nichts tun kann. Im Grunde gleichen alle diese Fälle einem herausstehenden Fadenende, und wenn man daran zieht, beginnt sich das ganze Gesellschaftsgewebe aufzutrennen. Ich werde dir das zunächst an rein verstandesmäßigen Fragen zeigen.»

Bonadea verlor auf unaufgeklärte Weise einen Schuh. Ulrich bückte sich danach, und der Fuß kam mit den warmen Zehen dem Schuh in seiner Hand entgegen wie ein kleines Kind. «Laß nur, laß, ich mache es selbst!» sagte Bonadea, während sie ihm den Fuß hinhielt.

«Da sind zuerst die psychiatrisch-juridischen Fragen» erklärte Ulrich unerbittlich weiter, während

ihm aus dem Bein der Hauch der verminderten Zurechnungsfähigkeit in die Nase stieg. «Diese Fragen, von denen wir wissen, daß die Ärzte beinahe jetzt schon so weit sind, daß sie die meisten solcher Verbrechen verhindern könnten, wenn wir nur die dazu benötigten Geldmittel aufwenden wollten. Das ist also nur noch eine soziale Frage.»

«Ach, weißt du, die laß!» bat Bonadea, als er nun schon zum zweitenmal sozial sagte. «Wenn davon gesprochen wird, geh ich zu Hause aus dem Zimmer; das langweilt mich zu Tod.»

«Nun gut,» lenkte Ulrich ein «ich habe sagen wollen, wie die Technik aus Kadavern, Unrat, Bruch und Giften längst schon nützliche Dinge bereitet, könnte dies fast auch schon der psychologischen Technik gelingen. Aber die Welt läßt sich mit der Lösung dieser Fragen unmäßig viel Zeit. Der Staat gibt Geld für jede Dummheit her, für die Lösung der wichtigsten moralischen Fragen hat er aber nicht einen Kreuzer übrig. Das liegt in seiner Natur, denn der Staat ist das dümmste und boshafte Menschenwesen, das es gibt.»

Er sagte es mit Überzeugung; aber Bonadea suchte ihn zum Kern der Sache zurückzubringen. «Liebster,» sagte sie schmachend «es ist doch gerade das Beste für Moosbrugger, daß er unverantwortlich ist!?»

«Es wäre wahrscheinlich wichtiger, etliche Verantwortliche umzubringen, als einen Unverantwortlichen vor dem Umgebrachtwerden zu schützen!» wehrte Ulrich ab.

Er ging jetzt nahe vor ihr auf und ab. Bonadea fand ihn revolutionär und zündend; es gelang ihr, seine Hand einzufangen, und sie legte sie sich auf den Busen.

«Gut,» sagte er «ich werde dir jetzt die gefühlsmäßigen Fragen erklären.»

Bonadea entfaltete seine Finger und breitete seine Hand auf ihrer Brust aus. Der begleitende Blick würde ein steinernes Herz gerührt haben; Ulrich glaubte in den nächsten Augenblicken zwei Herzen in der Brust zu fühlen, wie in einem Uhrmacherladen die Uhrschläge durcheinanderwimmeln. Mit dem Aufgebot aller Willenskraft brachte er die Brust in Ordnung und sagte sanft: «Nein, Bonadea!»

Bonadea war nun den Tränen nahe, und Ulrich redete ihr zu. «Ist es denn nicht widerspruchsvoll, daß du dich wegen dieser einen Sache aufregst, weil ich dir zufällig davon erzählt habe, während du von den Millionen ebenso großer Ungerechtigkeiten, die täglich geschehn, nichts merkst?»

«Aber das hat doch damit gar nichts zu tun» verwarnte sich Bonadea. «Das eine weiß ich nun eben! Und ich wäre ein schlechter Mensch, wenn ich ruhig bliebe!»

Ulrich meinte, daß man ruhig zu bleiben habe; geradezu stürmisch ruhig, – fügte er hinzu. Er hatte sich losgemacht und in einiger Entfernung vor Bonadea niedergesetzt. «Alles geschieht heute <inzwischen> und <einstweilen>», bemerkte er «das muß so sein. Denn wir werden von der Gewissenhaftigkeit unseres Verstandes zu einer entsetzlichen Gewissenlosigkeit unseres Gemüts gezwungen.» Nun hatte er auch sich noch einmal Whisky eingeschenkt und die Beine auf den Diwan gezogen. Er fing an, müde zu werden. «Jeder Mensch denkt ursprünglich über das ganze Leben nach,» erklärte er «aber je genauer er nachdenkt, desto mehr engt sich das ein. Wenn er reif ist, hast du einen Menschen vor dir, der sich auf einem bestimmten Quadratmillimeter so gut auskennt wie in der ganzen Welt höchstens zwei Dutzend anderer Menschen, der genau sieht, wie alle Menschen, die sich nicht so genau auskennen, Unsinn über seine Angelegenheit reden, und sich doch nicht rühren darf, denn wenn er seinen Platz nur um einen Mikromillimeter verläßt, redet er selbst Unsinn.» Seine Müdigkeit war jetzt dünngolden wie das Getränk, das am Tisch stand. «Auch ich rede also schon eine halbe Stunde lang Unsinn» dachte er; aber dieser

herabgeminderte Zustand war angenehm. Er fürchtete bloß das eine, daß Bonadea auf den Einfall kommen könnte, sich zu ihm zu setzen. Dagegen gab es nur ein Mittel: reden. Er hatte den Kopf aufgestützt und lag ausgestreckt da wie die Grabfiguren in der Mediceerkapelle. Mit einemmal fiel ihm das ein, und wirklich, während er diese Stellung einnahm, floß Großartigkeit durch seinen Körper, ein Schweben in ihrer Ruhe, und er kam sich gewaltiger vor, als er war; zum erstenmal glaubte er, aus der Ferne, diese Kunstwerke zu verstehen, die er bis dahin nur wie fremde Dinge angesehen hatte. Und statt zu reden, schwieg er. Auch Bonadea fühlte etwas. Es war ein «Augenblick», wie man das nennt, was man nicht bezeichnen kann. Etwas schauspielerisch Gehobenes vereinigte die beiden, die plötzlich stumm wurden.

«Was ist von mir übrig geblieben?» dachte Ulrich bitter. «Vielleicht ein Mensch, der tapfer und unverkäuflich ist und sich einbildet, daß er um der Freiheit des Inneren willen nur wenige äußere Gesetze achtet. Aber diese Freiheit des Inneren besteht darin, daß man sich alles denken kann, daß man in jeder menschlichen Lage weiß, warum man sich nicht an sie zu binden braucht, und niemals weiß, wovon man sich binden lassen möchte!» In diesem wenig glücklichen Augenblick, wo sich die sonderbare kleine Gefühlswelle, die ihn für eine Sekunde gefaßt hatte, wieder auflöste, wäre er bereit gewesen, zuzugeben, daß er nichts besitze als eine Fähigkeit, an jeder Sache zwei Seiten zu entdecken, jene moralische Ambivalenz, die fast alle seine Zeitgenossen auszeichnete und die Anlage seiner Generation bildete oder auch deren Schicksal. Seine Beziehungen zur Welt waren blaß, schattenhaft und verneinend geworden. Welches Recht hatte er, Bonadea schlecht zu behandeln? Es war immer das gleiche ärgerliche Gespräch, das sich zwischen ihnen wiederholte. Es entstand aus der inneren Akustik der Leere, in der ein Schuß doppelt so laut widerhallt und nicht aufhört zu rollen; es beschwerte ihn, daß er zu ihr gar nicht mehr anders sprechen konnte als in dieser Art, für deren besondere Qual, die sie beiden bereitete, ihm der halbsinnig hübsche Name Barock der Leere einfiel. Und er richtete sich auf, um ihr etwas Liebenswürdigen zu sagen. «Mir ist jetzt etwas aufgefallen» wandte er sich an Bonadea, die noch immer in würdiger Weise dasaß. «Es ist eine komische Sache. Ein merkwürdiger Unterschied: Der zurechnungsfähige Mensch kann immer auch anders, der unzurechnungsfähige nie!»

Bonadea erwiderte etwas sehr Bedeutendes. «Ach du!» erwiderte sie. Das war die einzige Unterbrechung, und das Schweigen schloß sich wieder.

Wenn Ulrich in ihrer Gegenwart von allgemeinen Dingen sprach, so mochte sie es nicht. Sie fühlte sich mit Recht bei allen ihren Fehlritten doch immer inmitten einer Menge ihr ähnlicher Menschen und hatte ein richtiges Empfinden für das Ungesellige, Übertriebene und Einsame seiner Art, sie mit Gedanken, statt mit Gefühlen zu bewirten. Immerhin hatten sich in ihr dabei Verbrechen, Liebe und Traurigkeit jetzt zu einem Ideenkreis vereint, der höchst gefährlich war. Ulrich kam ihr nun beiweitem nicht mehr so einschüchternd und vollkommen vor wie beim Beginn des Wiedersehens; aber zur Entschädigung hatte er etwas Knabenhaftes gewonnen, das ihren Idealismus aufregte wie ein Kind, das sich an etwas nicht vorbeitrat, um seiner Mutter ans Herz zu eilen. Sie empfand schon die längste Zeit eine aufgelockerte, nicht in Rand noch in Band gefaßte Zärtlichkeit für ihn. Aber seit Ulrich ihre erste Andeutung davon abgewiesen hatte, legte sie sich gewaltsam Zurückhaltung auf. Sie hatte die Erinnerung, wie sie bei ihrem letzten Besuch hier entkleidet und hilflos auf seinem Diwan gelegen war, noch nicht verwunden und hatte sich vorgenommen, wenn es sein müßte, lieber mit Hut und Schleier bis zum Ende auf ihrem Stuhl sitzen zu bleiben, damit er verstehen lerne, daß er jemand vor sich habe, der sich nötigenfalls ebenso zu beherrschen wisse wie die Rivalin Diotima. Bonadea vermißte immer zu der großen Erregung, in die sie durch die Nähe eines Liebhabers geriet, die große Idee; freilich ist das etwas,

das man leider vom ganzen Leben sagen könnte, das viel Erregung und wenig Sinn hat, aber Bonadea wußte das nicht, und sie suchte irgendeine Idee zu äußern. An denen Ulrichs fehlte ihr die Würde, die sie nötig hatte, und es ist wahrscheinlich, daß sie eine schönere und gefühlvollere suchte. Aber ideales Zögern und gemeine Anziehung, Anziehung und eine schreckliche Angst, vorzeitig angezogen zu werden, mischten sich dabei mit dem Antrieb des Schweigens, in dem die versagten Handlungen zuckten, und der Erinnerung an die große Ruhe, die sie für eine Sekunde mit ihrem Geliebten verbunden hatte. Schließlich war das so, wie wenn ein Regen in der Luft hängt und es kann nicht regnen: eine Benommenheit, die sich über die ganze Haut ausbreitete und Bonadea mit der Vorstellung schreckte, sie könnte die Beherrschung verlieren ohne es zu merken.

Und plötzlich zuckte eine körperliche Illusion daraus hervor, ein Floh. Bonadea wußte nicht, ob er Wirklichkeit oder Einbildung war. Sie fühlte einen Schauer im Gehirn, einen unglaublichen Eindruck, als ob sich dort eine Vorstellung aus der schattenhaften Gebundenheit der übrigen losgemacht hätte, aber doch nur eine Einbildung wäre; und zugleich einen unbezweifelbaren, wirklichkeitstreuen Schauer auf der Haut. Sie hielt den Atem an. Wenn etwas, tripp trapp, die Treppe heraufkommt, und man weiß, die Treppe ist leer, und doch hört man ganz deutlich tripp trapp, ist es so. Bonadea begriff wie von einem Blitz erhellt, daß das eine unfreiwillige Fortsetzung des verlorenen Schuhs sei. Es bedeutete ein verzweifelttes Auskunftsmittel für eine Dame. Dennoch fühlte sie in dem Augenblick, wo sie den Spuk bannen wollte, einen heftigen Stich. Sie kreischte leise auf, bekam hochrote Wangen und forderte Ulrich auf, ihr suchen zu helfen. Ein Floh bevorzugt die gleichen Gegenden wie ein Liebhaber; der Strumpf wurde bis zum Schuh untersucht, die Bluse mußte an der Brust geöffnet werden. Bonadea erklärte, daß er von der Straßenbahn käme oder von Ulrich gekommen sei. Aber er war nicht zu finden und hatte keine Spuren hinterlassen.

«Ich weiß nicht, was das war!» sagte Bonadea.

Ulrich lächelte unerwartet freundlich.

Da fing Bonadea wie ein kleines Mädchen, das sich schlecht aufgeführt hat, zu weinen an.

[<]

**64**

## General Stumm von Bordwehr besucht Diotima

General Stumm von Bordwehr hatte Diotima seine Aufwartung gemacht. Das war jener Offizier, den das Kriegsministerium in die große gründende Sitzung entsandt hatte, wo er eine Rede hielt, die auf alle Eindruck machte, ohne aber hindern zu können, daß bei der Aufstellung der Ausschüsse für das große Friedenswerk, die nach dem Muster der Ministerien geschah, das Ministerium des Krieges aus naheliegenden Gründen übergangen wurde. – Er war ein nicht sehr stattlicher General mit einem kleinen Bauch und einer kleinen Lippenbürste an der Stelle des Schnurrbarts. Sein Gesicht war rund und hatte etwas von Familienkreis bei Abwesenheit jedes Vermögens über das in der Heiratsvorschrift für Truppenoffiziere geforderte hinaus. Er sagte zu Diotima, dem Soldaten sei im Beratungszimmer eine bescheidene Rolle angemessen. Es verstehe sich überdies aus politischen Rücksichten von selbst, daß das Kriegsministerium bei der Bildung der Ausschüsse nicht berücksichtigt werden konnte. Dennoch wage er zu behaupten, die geplante

Aktion solle nach außen wirken, was aber nach außen wirke, sei die Macht eines Volks. Er wiederholte, daß der berühmte Philosoph Treitschke gesagt habe, Staat sei die Macht, sich im Völkerkampf zu erhalten. Die Kraft, die man im Frieden entfalte, halte den Krieg fern oder kürze seine Grausamkeit zumindest ab. Er sprach noch eine Viertelstunde lang, bediente sich einiger klassischer Zitate, an die er sich, wie er hinzufügte, noch aus der Gymnasialzeit mit Vorliebe erinnerte, und behauptete, daß diese Jahre des humanistischen Studiums die schönsten seines Lebens gewesen seien; suchte Diotima fühlen zu lassen, daß er sie bewundere und von der Art, wie sie die große Sitzung geleitet habe, entzückt gewesen sei; wollte nur noch einmal wiederholen, daß recht verstanden ein Ausbau der Wehrmacht, die hinter der anderer Großstaaten weit zurückstehe, die ausdrucksvollste Bekundung friedlicher Gesinnung bedeuten könnte, und erklärte im übrigen, vertrauensvoll zu erwarten, daß eine breite, volkstümliche Teilnahme an den Fragen des Heeres von selbst kommen werde.

Dieser liebenswürdige General versetzte Diotima in tödlichen Schreck. Es gab damals in Kakanien Familien, wo Offiziere verkehrten, weil ihre Töchter Offiziere heirateten, und Familien, deren Töchter Offiziere nicht heirateten, entweder weil kein Geld für die Heiratskaution vorhanden war oder aus Grundsatz, so daß dort auch keine Offiziere verkehrten; Diotimas Familie hatte aus beiden Gründen zu der zweiten Sorte gehört, und die Folge war, daß die gewissenhaft schöne Frau eine Vorstellung vom Militär mit ins Leben nahm, ungefähr so wie die Vorstellung eines mit bunten Lappen behängten Todes. Sie erwiderte, es gebe so viel Großes und Gutes auf der Welt, daß die Wahl nicht leicht falle. Es sei ein großer Vorzug, inmitten eines materialistischen Treibens der Welt ein großes Zeichen geben zu dürfen, aber auch eine schwere Pflicht. Und schließlich solle die Kundgebung aus der Mitte des Volkes selbst aufsteigen, weshalb sie ihre eigenen Wünsche ein wenig zurückstellen müsse. Sie setzte ihre Worte sorgfältig, wie mit schwarzgelben Bindfäden geheftet, und verbrannte sanfte Räucherwerksworte der hohen Bürokratie auf ihren Lippen.

Aber als der General sich verabschiedet hatte, brach das Innere der hohen Frau ohnmächtig zusammen. Wenn sie eines so niederen Gefühls wie Hasses fähig gewesen wäre, würde sie diesen rundlichen kleinen Mann mit den schwänzelnden Augen und den Goldknöpfen am Bauch gehaßt haben, aber da ihr das unmöglich blieb, empfand sie eine dumpfe Beleidigung und konnte sich nicht sagen, warum. Sie öffnete trotz der Winterkälte die Fenster und rauschte mehrmals im Zimmer auf und ab. Als sie die Fenster wieder schloß, hatte sie Tränen in den Augen. Sie war sehr erstaunt. Das geschah nun schon zum zweitenmal, daß sie grundlos weinte. Sie erinnerte sich an die Nacht, wo sie an der Seite ihres Gatten Tränen vergossen hatte, ohne eine Erklärung dafür zu besitzen. Diesmal war das lediglich Nervöse des Vorgangs, dem kein Inhalt entsprach, noch deutlicher; dieser dicke Offizier trieb ihr die Tränen aus den Augen wie eine Zwiebel, ohne daß ein vernünftiges Gefühl mitsprach. Mit Recht wurde sie davon beunruhigt; eine ahnungsvolle Angst sagte ihr, daß irgendein unsichtbarer Wolf um ihre Hürden schleiche und daß es hoch an der Zeit sei, ihn durch die Macht der Idee zu bannen. Auf diese Weise kam es, daß sie sich nach dem Besuch des Generals vornahm, mit größter Beschleunigung die in Aussicht genommene Versammlung großer Geister zustandezubringen, die ihr behilflich sein sollte, der patriotischen Aktion einen Inhalt zu sichern.

[<]

## Aus den Gesprächen Arnheims und Diotimas

Es erleichterte Diotimas Herz, daß Arnheim gerade von einer Reise zurückgekehrt war und ihr zur Verfügung stand.

«Ich habe erst vor einigen Tagen mit Ihrem Vetter ein Gespräch über Generäle gehabt» erwiderte er sofort und machte diese Mitteilung mit der Miene eines Mannes, der einen bedenklichen Zusammenhang andeutet, ohne angeben zu wollen, worum es sich handle. Diotima empfing den Eindruck, daß ihr widerspruchsvoller, von der großen Idee der Aktion wenig begeisterter Vetter auch noch die unklaren Gefahren begünstige, die vom General ausgingen, und Arnheim fuhr fort:

«Ich möchte es in Gegenwart Ihres Veters nicht dem Spott aussetzen,» mit diesen Worten leitete er eine neue Wendung ein «aber es liegt mir daran, Sie etwas fühlen zu lassen, worauf Sie als Fernestehende kaum von selbst kommen könnten: den Zusammenhang zwischen Geschäft und Dichtung. Ich meine natürlich das Geschäft im großen, das Weltgeschäft, wie ich es durch die Stelle, auf der ich geboren, zu betreiben bestimmt worden bin; es ist verwandt mit der Dichtung, es besitzt irrationale, ja geradezu mystische Seiten; ich möchte sogar sagen, besonders das Geschäft besitzt sie. Sehen Sie wohl, das Geld ist eine außerordentlich unduldsame Macht.»

«In allem, was Menschen mit dem Einsatz ihrer ganzen Person betreiben, liegt wahrscheinlich eine gewisse Unduldsamkeit» antwortete Diotima, die noch dem unvollendeten ersten Teil des Gesprächs nachhing, mit einigem Zögern.

«Besonders im Geld!» sagte Arnheim rasch. «Törichte Menschen bilden sich ein, Geld zu besitzen sei Genuß! Es ist in Wahrheit eine unheimliche Verantwortung. Ich will nicht von den zahllosen Existenzen sprechen, die von mir abhängen, so daß ich für sie fast das Schicksal vertrete; lassen Sie mich bloß davon sprechen, daß mein Großvater mit einem Müllabfuhrgeschäft in einer rheinischen Mittelstadt begonnen hat.»

Bei diesen Worten fühlte Diotima wirklich einen plötzlichen Schauer, der ihr wie wirtschaftlicher Imperialismus vorkam; es war das aber eine Verwechslung, denn sie entbehrte nicht ganz der Vorurteile ihres Gesellschaftskreises, und da sie bei Müllabfuhrgeschäft in der Sprechweise ihrer Heimat an den Mistbauer gedacht hatte, machte sie das mutige Bekenntnis ihres Freundes erröten.

«In diesem Veredlungsverkehr für Abfälle» fuhr der Bekenner fort «hat mein Großvater den Grund zum Einfluß der Arnheims gelegt. Aber noch mein Vater erscheint als Selfmademan, wenn man bedenkt, daß er in vierzig Jahren diese Firma zum Welthaus ausgeweitet hat. Er hat nicht mehr als zwei Klassen einer Handelsschule durchgemacht, aber durchschaut mit einem Blick die verwickeltesten Weltverhältnisse und weiß alles, was er zu wissen braucht, früher als es andere Leute wissen. Ich habe Nationalökonomie und alle erdenklichen Wissenschaften studiert, aber ihm sind sie ganz unbekannt, und man kann in keiner Weise erklären, wie er das macht, aber es mißlingt ihm nie das geringste. Das ist das Geheimnis des kraftvollen, einfachen, großen und gesunden Lebens!»

Arnheims Stimme, wie er von seinem Vater sprach, hatte einen ungewöhnlichen, ehrfürchtigen Ton angenommen, als hätte ihre dozierende Ruhe irgendwo einen kleinen Sprung. Es fiel Diotima umsomehr auf, als ihr Ulrich erzählt hatte, daß man den alten Arnheim einfach als einen kleinen, breitschultrigen Kerl schildere, mit einem knochigen Gesicht und einer Knopfnase, der immer einen weit offenen Schwalbenschwanz trage und mit seinem Aktienbesitz so zäh und umsichtig verfare wie ein Schachspieler mit seinen Bauern. Und ohne ihre Antwort abzuwarten,



fuhr Arnheim nach einer kleinen Pause fort: «Wenn ein Geschäft eine Ausbreitung erreicht wie die ganz wenigen, von denen ich hier spreche, so gibt es kaum eine Angelegenheit des Lebens, mit der es nicht verflochten wäre. Es ist ein Kosmos im kleinen. Sie würden staunen, wenn Sie wüßten, welche scheinbar ganz unkommerziellen Fragen, künstlerische, moralische, politische, ich zuweilen in den Unterredungen mit dem Seniorchef zur Sprache bringen muß. Aber die Firma schießt nicht mehr so in die Höhe wie in den Anfangszeiten, die ich die heroischen nennen möchte. Es gibt auch für Geschäfte trotz allen Wohlergehens eine geheimnisvolle Grenze des Wachstums wie für alles Organische. Haben Sie sich schon einmal gefragt, warum über Elefantengröße heute kein Tier mehr hinauswächst? Sie finden das gleiche Geheimnis in der Geschichte der Kunst und in den sonderbaren Beziehungen des Lebens von Völkern, Kulturen und Zeiten.»

Diotima bereute jetzt, daß sie vor dem Veredelungsverkehr für Abfälle zurückgeschauert war, und fühlte sich verwirrt.

«Von solchen Geheimnissen ist das Leben voll. Es gibt etwas, wogegen aller Verstand ohnmächtig ist. Mein Vater ist damit im Bunde. Aber ein Mensch wie Ihr Vetter,» sagte Arnheim «ein Aktivist, der immer den Kopf voll davon hat, wie die Dinge anders und besser zu machen wären, hat kein Empfinden dafür.»

Diotima drückte, als Ulrichs Name noch einmal vorkam, durch ein Lächeln aus, daß ein Mann wie ihr Vetter keineswegs Anspruch habe, auf sie Einfluß auszuüben. Die gleichmäßige, etwas gelbliche Haut Arnheims, die im Gesicht so glatt wie eine Birne war, hatte sich über die Wangen hinaus gerötet. Er hatte einem wunderlichen Bedürfnis nachgegeben, das Diotima seit längerer Zeit in ihm erregte, sich ihr bis ins letzte Unbekannte ungeschützt anzuvertrauen. Nun schloß er sich wieder ein, nahm ein Buch vom Tisch, las seinen Titel, ohne ihn zu entziffern, legte es ungeduldig zurück und sagte mit seiner gewöhnlichen Stimme, die auf Diotima in diesem Augenblick so erschütternd wirkte wie die Bewegung eines Menschen, der seine Kleider an sich nimmt, woran sie erkannte, daß er nackt gewesen war: «Ich bin weit abgekommen. Was ich Ihnen über den General zu sagen habe, ist, daß Sie nichts Besseres tun können, als so bald wie möglich Ihren Plan zu verwirklichen und durch den Einfluß humanen Geistes und seiner anerkannten Vertreter unsere Aktion zu heben. Aber Sie brauchen auch den General nicht grundsätzlich abzulehnen. Er ist vielleicht persönlich guten Willens, und Sie kennen ja meinen Grundsatz, daß man der Gelegenheit, Geist in eine Sphäre bloßer Macht zu tragen, niemals aus dem Wege gehen soll.»

Diotima ergriff seine Hand und faßte diese Unterredung in den Abschied zusammen: «Ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit!»

Arnheim ließ die milde Hand einen Augenblick lang unentschlossen in der seinen ruhn und starrte nachdenklich darauf, als hätte er etwas zu sagen vergessen.

[<]

**66**

Zwischen Ulrich und Arnheim ist einiges nicht in Ordnung

Ihr Vetter machte sich damals nicht selten das Vergnügen, Diotima die dienstlichen Erfahrungen

zu beschreiben, die er an der Seite Sr. Erlaucht sammelte, und legte besonders Wert darauf, ihr immer wieder die Mappen mit den Vorschlägen zu zeigen, die bei Graf Leinsdorf einliefen.

«Mächtige Kusine,» berichtete er, mit einem dicken Aktenstoß in der Hand, «ich kann mir allein nicht mehr helfen; die ganze Welt scheint von uns Verbesserungen zu erwarten, und die eine Hälfte von ihnen beginnt mit den Worten <Los von ...>, während die andere Hälfte mit den Worten <Vorwärts zu ...> beginnt! Ich habe hier Aufforderungen, die von Los von Rom bis Vorwärts zur Gemüsekultur reichen. Wofür wollen Sie sich entscheiden?»

Es war nicht leicht, in die Wünsche, welche die Mitwelt an Graf Leinsdorf richtete, Ordnung zu bringen, aber zwei Gruppen hoben sich aus den Zuschriften durch ihren Umfang hervor. Die eine machte für den Mißstand der Zeit eine bestimmte Einzelheit verantwortlich und verlangte ihre Beseitigung, und solche Einzelheiten waren nichts Geringeres als die Juden oder die römische Kirche, der Sozialismus oder der Kapitalismus, die mechanistische Denkweise oder die Vernachlässigung der technischen Entwicklung, die Rassenmischung oder die Rassenentmischung, der Großgrundbesitz oder die Großstädte, die Intellektualisierung oder der ungenügende Volksunterricht. Die andere Gruppe dagegen bezeichnete ein vorausliegendes Ziel, das zu erreichen vollkommen genügen würde, und sie unterschieden sich, diese erstrebenswerten Ziele der zweiten, von den zerstörungswerten Einzelheiten der ersten Gruppe gewöhnlich durch nichts als durch das Gefühlsvorzeichen des Ausdrucks, offenbar, weil es in der Welt eben kritische und bejahende Naturen gibt. So ließen denn die Zuschriften der zweiten Gruppe etwa mit freudiger Verneinung verlauten, daß man mit dem lächerlichen Kultus der Künste endlich brechen möge, weil das Leben ein größerer Dichter sei als alle Skribenten, und forderten Sammlungen von Gerichtssaalberichten und Reisebeschreibungen zu allgemeinem Gebrauch; wogegen im gleichen Fall die Zuschriften der ersten Gruppe mit freudiger Bejahung behaupteten, daß das Gipfelgefühl der Bergfahrer über alle Erhebungen der Kunst, Philosophie und Religion humusreiche, weshalb man statt dieser lieber Alpenvereine fördern solle. In solcher doppelwegigen Weise wurde Verlangsamung des Zeitempos ebenso gefordert wie ein Preisausschreiben für das beste Feuilleton, weil das Leben unerträglich oder köstlich kurz sei, und man wünschte die Befreiung der Menschheit durch und von Gartensiedlungen, Entsklavung der Frau, Tanz, Sport oder Wohnkultur ebenso wie durch unzählig anderes von unzählig anderem.

Ulrich klappte die Mappe zu und begann ein Privatgespräch. «Mächtige Kusine,» sagte er «es ist eine verwunderliche Erscheinung, daß die eine Hälfte das Heil in der Zukunft sucht und die andere in der Vergangenheit. Ich weiß nicht, was man daraus schließen soll. Se. Erlaucht würde sagen, daß die Gegenwart heillos ist.»

«Beabsichtigt Erlaucht etwas Kirchliches?» fragte Diotima.

«Er hat sich augenblicklich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß es in der Geschichte der Menschheit kein freiwilliges Zurück gibt. Aber das Erschwerende ist, daß wir ja auch kein brauchbares Vorwärts haben. Gestatten Sie mir, es als eine merkwürdige Lage zu bezeichnen, wenn es weder vorwärts noch zurück geht und der gegenwärtige Augenblick auch als unerträglich empfunden wird.»

Diotima verschanzte sich, wenn Ulrich so sprach, in ihrem hohen Körper wie in einem Turm, der im Reisehandbuch drei Sterne hat.

«Glauben Sie, gnädige Frau, daß irgendein Mensch, der heute für oder gegen eine Sache kämpft,» fragte Ulrich «wenn er morgen durch ein Wunder zum unumschränkten Beherrscher der Welt gemacht würde, noch am gleichen Tag das täte, was er sein Leben lang gefordert hat? Ich

bin überzeugt, er würde sich einige Tage Aufschub gönnen.»

Da Ulrich danach eine kleine Pause machte, wandte sich ihm Diotima überraschend zu, ohne zu antworten, und fragte streng: «Aus welchem Grund haben Sie dem General Aussichten auf unsere Aktion gemacht?»

«Welchem General?»

«Dem General von Stumm!»

«Das ist der runde, kleine General aus der großen ersten Sitzung? Ich? Ich habe ihn seither nicht einmal gesehen, geschweige denn ihm etwas in Aussicht gestellt!»

Ulrichs Erstaunen war überzeugend und heischte eine Erklärung. Aber da auch ein Mann wie Arnheim nicht die Unwahrheit sprechen konnte, mußte ein Mißverständnis vorliegen, und Diotima erläuterte, worauf sich ihre Annahme stütze.

«Ich soll also mit Arnheim über General von Stumm gesprochen haben? Auch das niemals!» versicherte Ulrich. «Ich habe mit Arnheim geben Sie mir, bitte, einen Augenblick Zeit» – er dachte nach, und mit einemmal lachte er. «Das wäre ja sehr schmeichelhaft, wenn Arnheim solches Gewicht auf jedes meiner Worte legen sollte! Ich habe mich in der letzten Zeit mehrmals mit ihm unterhalten, wenn Sie unsere Gegensätze so nennen wollen, und einmal habe ich dabei in der Tat auch von einem General gesprochen, aber von keinem bestimmten und nur nebenbei als Beispiel. Ich habe behauptet, daß ein General, der aus einem strategischen Grund Bataillone in den sicheren Untergang schickt, ein Mörder ist, wenn man ihn in Zusammenhang damit bringt, daß das tausende Söhne von Müttern sind; daß er aber sofort etwas anderes wird, wenn man ihn mit anderen Gedanken in Zusammenhang bringt, zum Beispiel mit der Notwendigkeit von Opfern oder der Gleichgültigkeit des kurzen Lebens. Ich habe auch eine Menge anderer Beispiele benützt. Aber hier müssen Sie mir eine Abschweifung gestatten. Aus sehr naheliegenden Gründen behandelt jede Generation das Leben, das sie vorfindet, als fest gegeben, bis auf das wenige, an dessen Veränderung sie interessiert ist. Das ist nützlich, aber falsch. Die Welt könnte ja in jedem Augenblick auch nach allen Richtungen verändert werden oder doch nach jeder beliebigen; es liegt ihr sozusagen in den Gliedern. Es wäre darum eine eigenartige Weise zu leben, wenn man einmal versuchen würde, sich nicht so zu benehmen wie ein bestimmter Mensch in einer bestimmten Welt, in der, möchte ich sagen, nur ein paar Knöpfe zu verschieben sind, was man Entwicklung nennt; sondern von vornherein so wie ein zum Verändern geborener Mensch, der von einer zum Verändern geschaffenen Welt eingeschlossen wird, also ungefähr so wie ein Wassertröpfchen in einer Wolke. Verachten Sie mich, weil ich wieder undeutlich bin?»

«Ich verachte Sie nicht, aber ich kann Sie nicht verstehn» befahl Diotima; «erzählen Sie mir doch das ganze Gespräch!»

«Nun, Arnheim hat es hervorgerufen; er hat mich angehalten und förmlich zum Gespräch gestellt» begann Ulrich. ««Wir Kaufleute» hat er mit einem sehr elementischen Lächeln zu mir gesagt, das zu der ruhigen Haltung, die er sonst beobachtet, etwas in Widerspruch stand, aber doch sehr hoheitsvoll war, «wir Kaufleute rechnen nicht, wie Sie vielleicht glauben könnten. Sondern wir – ich meine natürlich die führenden Leute; die kleinen mögen immerhin unausgesetzt rechnen – lernen unsere wirklich erfolgreichen Einfälle als etwas betrachten, das jeder Berechnung spottet, ähnlich wie es der persönliche Erfolg des Politikers und schließlich auch der des Künstlers tut.» Dann hat er mich gebeten, was er jetzt sagen werde, mit der Nachsicht zu beurteilen, die etwas Irrationales beanspruchen dürfe. Er mache sich seit dem ersten Tag, wo er mich gesehen habe, gewisse Gedanken über mich, hat er mir anvertraut, und Sie,

gnädigste Kusine, sollen ihm allerdings auch manches von mir erzählt haben, aber er hätte es gar nicht erst zu hören brauchen, versicherte er, und er hat mir erklärt, daß ich merkwürdigerweise einen ganz abstrakten, begrifflichen Beruf erwählt habe, denn so sehr ich auch dafür begabt sein könne, ginge ich doch irre, indem ich Wissenschaftler sei, und meine wesentliche Begabung liege, wenn mich das auch wundern möge: im Gebiet des Handelns und der persönlichen Wirkung!»

«So?» sagte Diotima.

«Ich bin ganz Ihrer Meinung» beeilte sich Ulrich zu erwidern. «Ich bin für nichts unbegabter wie für mich selbst.»

«Sie spötteln immer, statt sich dem Leben zu widmen» meinte Diotima, die sich über ihn noch wegen der Mappen ärgerte.

«Arnheim behauptet das Gegenteil. Ich habe das Bedürfnis, aus meinem Denken zu gründliche Schlüsse auf das Leben zu ziehn, behauptet er.»

«Sie spötteln und sind negativistisch; Sie sind immer auf dem Sprung ins Unmögliche und weichen jeder wirklichen Entscheidung aus!» bestimmte Diotima.

«Es ist einfach meine Überzeugung,» erwiderte Ulrich «daß Denken eine Einrichtung für sich ist, und das wirkliche Leben eine andere. Denn der Stufenunterschied zwischen den beiden ist gegenwärtig zu groß. Unser Gehirn ist einige tausend Jahre alt, aber wenn es alles nur halb zu Ende gedacht und zur anderen Hälfte vergessen hätte, so wäre sein getreues Abbild die Wirklichkeit. Man kann ihr nur die geistige Teilnahme verweigern.»

«Heißt das nicht, sich die Aufgabe allzu leicht machen?» fragte Diotima ohne beleidigende Absicht, nur so, wie ein Berg auf einen kleinen Bach zu seinen Füßen blickt. «Arnheim liebt auch die Theorien, aber ich glaube, daß er sich wenig durchgehen läßt, ohne es auf alle Zusammenhänge zu prüfen: Meinen Sie nicht, daß es der Sinn alles Denkens ist, gedrängte Anwendungsfähigkeit zu sein ...?»

«Nein» sagte Ulrich. «Ich möchte hören, was Ihnen Arnheim darauf geantwortet hat?»

«Er hat mir gesagt, daß der Geist heute ein machtloser Zuschauer der wirklichen Entwicklung ist, weil er den großen Aufgaben, die das Leben stellt, aus dem Weg geht. Er hat mich aufgefordert, zu betrachten, wovon die Künste handeln, welche Kleinlichkeiten die Kirchen erfüllen, wie eng selbst das Blickfeld der Gelehrsamkeit ist! Und ich sollte daran denken, daß währenddessen die Erde buchstäblich aufgeteilt werde. Dann erklärte er mir, daß er gerade davon zu mir habe reden wollen!»

«Und was haben Sie erwidert?» fragte Diotima gespannt, denn sie glaubte zu erraten, daß Arnheim ihrem Vetter wegen dessen teilnahmslosen Verhaltens zu den Fragen der Parallelaktion habe Vorwürfe machen wollen.

«Ich habe ihm erwidert, daß mich das Verwirklichen jederzeit weniger anzieht als das Nichtverwirklichte, und ich meine damit nicht etwa nur das der Zukunft, sondern ebenso sehr das Vergangene und Verpaßte. Es kommt mir vor, daß es unsere Geschichte ist, jedesmal wenn wir von einer Idee einiges wenigstens verwirklicht haben, in der Freude darüber den größeren Rest von ihr unvollendet stehen zu lassen. Großartige Einrichtungen sind gewöhnlich verpatzte Ideenentwürfe; übrigens auch großartige Personen: das habe ich ihm gesagt. Es war gewissermaßen ein Unterschied in der Richtung der Betrachtung».

«Das war streitsüchtig von Ihnen!» sagte Diotima gekränkt.

«Er hat mir dafür mitgeteilt, wie ich ihm vorkomme, wenn ich die Tatkraft verleugne um irgendeiner ausständigen gedanklichen Generalregelung willen. Wollen Sie es hören? Wie ein Mann, der sich neben ein für ihn vorbereitetes Bett auf die Erde legt. Es sei Energievergeudung, also selbst etwas physikalisch Unmoralisches, hat er persönlich für mich hinzugefügt. Er hat mir zugesetzt, doch zu verstehen, daß geistige Ziele von großem Ausmaß nur mit Benützung der heute bestehenden wirtschaftlichen, politischen und nicht zuletzt geistigen Machtverhältnisse zu erreichen seien. Er für seine Person halte es für ethischer, sich ihrer zu bedienen, als sie zu vernachlässigen. Er hat mir sehr zugesetzt. Er hat mich einen sehr aktiven Menschen in Abwehrstellung, in verkrampfter Abwehrstellung genannt. Ich glaube, er hat irgendeinen nicht ganz geheuerlichen Grund, warum er meine Achtung gewinnen will!»

«Er will Ihnen nützen!» rief Diotima strafend aus.

«O nein» meinte Ulrich. «Ich bin vielleicht nur ein kleiner Kiesel, und er ist wie eine prächtige bauchige Glaskugel. Aber ich habe den Eindruck, daß er Angst vor mir hat.»

Diotima antwortete nichts darauf. Das, was Ulrich sprach, mochte anmaßend sein, aber es war ihr eingefallen, daß das Gespräch, das er wiedergegeben hatte, keineswegs ganz so war, wie es nach dem Eindruck, den Arnheim in ihr hervorgerufen hatte, hätte sein müssen. Das beunruhigte sie sogar. Obgleich sie Arnheim eines intriganten Zuges ganz unfähig hielt, gewann Ulrich doch an Vertrauen, und sie richtete die Frage an ihn, was also er in der Angelegenheit des Generals Stumm raten würde.

«Fernhalten!» gab Ulrich zur Antwort, und Diotima konnte sich nicht den Vorwurf ersparen, daß ihr das gut gefiel.

[<]

67

## Diotima und Ulrich

Das Verhältnis Diotimas zu Ulrich hatte sich in dieser Zeit durch das zur Gewohnheit gewordene Beisammensein sehr gebessert. Sie mußten oft gemeinsam ausfahren, um Besuche zu machen, und er kam mehrmals wöchentlich und nicht selten unangekündigt und zu ungebräuchlichen Zeiten zu ihr. Es war ihnen beiden unter diesen Umständen bequem, aus ihrem verwandtschaftlichen Verhältnis Nutzen zu ziehen und die strengen gesellschaftlichen Vorschriften häuslich zu mildern. Diotima empfing ihn nicht immer im Salon und vom Haarknoten bis zum Rocksäum in Vollendung gepanzert, sondern zuweilen in leichter häuslicher Auflösung, wenn das auch bloß eine sehr vorsichtige Auflösung bedeutete. Es war eine Art Zusammengehörigkeit zwischen ihnen entstanden, die hauptsächlich in der Form des Verkehrs lag; aber Formen haben eine Wirkung nach innen, und die Gefühle, aus denen sie gebildet sind, können durch sie auch geweckt werden.

Ulrich fühlte zuweilen mit aller Eindringlichkeit, daß Diotima sehr schön sei. Sie kam ihm dann wie ein junges, hohes, volles Rind von guter Rasse vor, sicher wandelnd und mit tiefem Blick die trockenen Gräser betrachtend, die es ausrupfte. Er sah sie also auch dann nicht ohne jene Bosheit und Ironie an, die sich durch Vergleiche aus dem Tierreich an Diotimas Geistesadel rächte und aus einem tiefen Zürnen kam; es galt weniger diesem törichten Musterkind als der Schule, in der

seine Leistungen Erfolg hatten. «Wie angenehm könnte sie sein,» dachte er «wenn sie ungebildet, nachlässig und so gutmütig wäre, wie es ein großgestalteter warmer weiblicher Körper immer ist, wenn er sich keine besonderen Ideen einbildet!» Die berühmte Gattin des vielberaunten Sektionschefs Tuzzi verflüchtigte sich sodann aus ihrem Körper, und es blieb nur dieser selbst übrig wie ein Traum, der samt Polstern, Bett und Träumendem zu einer weißen Wolke wird, die mit ihrer Zärtlichkeit ganz allein auf der Welt ist. Kehrete Ulrich aber von einem solchen Ausflug der Einbildungskraft zurück, so sah er einen strebsamen bürgerlichen Geist vor sich, der Verkehr mit adeligen Gedanken suchte. Körperliche Verwandtschaft bei starkem Wesensgegensatz beunruhigt übrigens, und es genügt dazu auch schon die Vorstellung der Verwandtschaft, das Selbstbewußtsein; Geschwister können sich manchmal in einer Weise nicht ausstehen, die weit über alles hinausreicht, was daran gerechtfertigt sein könnte, und bloß davon kommt, daß sie einander schon durch ihr Dasein in Zweifel ziehen und eine leise verzerrende Spiegel Wirkung aufeinander haben. Es genügte manchmal, daß Diotima ungefähr ebenso groß war wie Ulrich, um den Gedanken zu wecken, daß sie mit ihm verwandt sei, und ihn Abneigung gegen ihren Körper fühlen zu machen. Er hatte ihr da, wenn auch mit einigen Veränderungen, eine Aufgabe übertragen, die sonst sein Jugendfreund Walter innehatte; eigentlich die, seinen Stolz zu demütigen und zu reizen, ähnlich wie uns alte unangenehme Bilder, in denen wir uns wiedersehen, vor uns demütigen und zugleich in unserem Stolz herausfordern. Es ging daraus hervor, daß auch in dem Mißtrauen, das Ulrich Diotima schenkte, etwas Bindendes und Zusammenschließendes, kurz ein Hauch echter Neigung vorhanden sein mußte, so wie die einstige herzliche Zugehörigkeit zu Walter sich noch in der Form des Mißtrauens fortfristete.

Das befremdete Ulrich, da er doch Diotima nicht mochte, lange Zeit sehr, ohne daß er dahinter kommen konnte. Sie machten manchmal gemeinsame kleine Ausflüge; mit Tuzzis Unterstützung wurde das gute Wetter benützt, um Arnheim trotz der ungünstigen Jahreszeit «die Schönheiten der Umgebung Wiens» zu zeigen – Diotima gebrauchte niemals einen anderen Ausdruck dafür als dieses Klischee –, und Ulrich hatte sich in der Rolle einer älteren Verwandten, die den Ehrenschatz besorgt, jedesmal mitgenommen gesehen, da Sektionschef Tuzzi nicht abkömmlich war, und später hatte es sich herausgestellt, daß Ulrich mit Diotima auch allein fuhr, wenn Arnheim verreist war. Dieser hatte für solche Ausflüge, wie dann auch für die unmittelbaren Zwecke der Aktion, Wagen zur Verfügung gestellt, so viel man brauchte, denn das Fuhrwerk Sr. Erlaucht war in seiner Wappengeschmücktheit zu stadtbekannt und auffällig; es waren übrigens auch nicht Arnheims eigene Wagen, da reiche Leute immer andere finden, die sich ein Vergnügen daraus machen, ihnen gefällig zu sein.

Solche Ausfahrten dienten nicht nur dem Vergnügen, sondern hatten auch den Zweck, um die Teilnahme einflußreicher oder wohlhabender Personen an dem vaterländischen Unternehmen zu werben, und fanden noch öfter in der städtischen Bannmeile statt als über Land. Die beiden Verwandten sahen gemeinsam viel Schönes; Maria-Theresien-Möbel, Barockpaläste, Menschen, die sich noch auf den Händen ihrer Dienerschaft durch die Welt tragen ließen, neuzeitliche Häuser mit großen Zimmerfluchten, Bankpaläste und die Mischung spanischer Strenge mit den Lebensgewohnheiten des Mittelstands in den Wohnungen hoher Staatsdiener. Im ganzen waren es, was den Adel anging, die Reste einer großen Lebenshaltung ohne fließendes Wasser, und in den Häusern und Konferenzzimmern des bürgerlichen Reichtums wiederholte sich diese als hygienisch verbesserte, geschmackvollere, aber blässere Kopie. Eine Herrenkaste bleibt immer ein wenig barbarisch: Schlacken und Reste, die das Weiterglimmen der Zeit nicht verbrannt hatte, waren in den adeligen Schlössern liegen geblieben, wo sie lagen, knapp neben Prunkstiegen trat der Fuß auf Dielen aus weichem Holz, und abscheuliche neue Möbel standen unbekümmert zwischen wundervollen alten Stücken. Die Klasse der Emporgekommenen dagegen, verliebt in

die imposanten und großen Momente ihrer Vorgänger, hatte unwillkürlich eine wählerische und verfeinernde Auslese getroffen. War ein Schloß in bürgerlichem Besitz, so zeigte es sich nicht nur wie ein Familienstück von Kronleuchter, durch das man elektrische Drähte gezogen hat, mit moderner Bequemlichkeit versehen, sondern auch in der Einrichtung war weniger Schönes ausgeschieden und Wertvolles dazu gesammelt worden, entweder nach eigener Wahl oder nach dem unwidersprechlichen Rat von Sachverständigen. Am eindringlichsten zeigte sich diese Verfeinerung übrigens nicht einmal in Schlössern, sondern in den Stadtwohnungen, die zeitgemäß mit dem unpersönlichen Prunk eines Ozeandampfers eingerichtet waren, aber in diesem Lande verfeinerten gesellschaftlichen Ehrgeizes durch einen unwiedergeblichen Hauch, ein kaum merkliches Auseinandergestelltsein der Möbel oder die beherrschende Stellung eines Bildes an einer Wand, das zart deutliche Echo einer großen Verklungenheit bewahrten.

Diotima war entzückt von so viel «Kultur»; sie hatte immer gewußt, daß ihre Heimat solche Schätze berge, aber das Ausmaß überraschte selbst sie. Sie wurden bei Landbesuchen gemeinsam eingeladen, und es fiel Ulrich auf, daß er Obst nicht selten ungeschält aus der Hand essen sah oder ähnliches, während in Großbürgerhäusern das Zeremoniell von Messer und Gabel strenge gewahrt wurde; die gleiche Beobachtung ließ sich auch an der Unterhaltung anstellen, die von vollendeter Distinktion fast nur in Bürgerhäusern war, wogegen in Adelskreisen die bekannte zwanglose, an Kutscher erinnernde Redeweise überwog. Diotima verteidigte das mit Schwärmerei gegen ihren Vetter. Bürgerliche Edelsitze, gab sie zu, seien mit mehr Hygiene und größerer Intelligenz eingerichtet. In den adeligen Landschlössern friere man im Winter; schmale, ausgetretene Treppen seien keine Seltenheit, und muffige, niedrige Schlafräume fänden sich neben prunkvollen Empfangszimmern. Es gebe auch keinen Speisenaufzug und kein Dienerbad. Aber gerade das sei nun einmal in gewissem Sinn das Heroische, das Ererbte und großartig Nachlässige! schloß sie entzückt.

Ulrich benützte solche Ausfahrten, um dem Gefühl nachzuforschen, das ihn Diotima verband. Aber da alles dabei voll von Abschweifungen war, muß man ihnen ein wenig folgen, ehe man an das Entscheidende herankommt:

Damals trugen die Frauen Kleider, die vom Hals bis zu den Knöcheln geschlossen waren, und den Männern, obgleich sie noch heute ähnliche Kleider tragen wie damals, waren sie zu jener Zeit angemessener, denn sie stellten noch in lebendigem Zusammenhang die tadellose Geschlossenheit und strenge Zurückhaltung nach außen dar, die als Zeichen des Mannes von Welt galt. Die wasserhelle Aufrichtigkeit, sich nackt zur Schau zu stellen, würde selbst einem Menschen, der wenig Vorurteile hatte und in der Würdigung des entkleideten Leibes von keinerlei Scham behindert wurde, damals als ein Rückfall ins Tierische erschienen sein, nicht wegen der Nacktheit, sondern wegen des Verzichtes auf das zivilisierte Liebesmittel der Bekleidung. Ja eigentlich hätte man zu jener Zeit wohl gesagt, unter das Tierische; denn ein dreijähriges Pferd von guter Zucht und ein spielender Windhund sind viel ausdrucksvoller in ihrer Nacktheit, als es ein menschlicher Leib erreichen kann. Dagegen können sie keine Kleider tragen; sie haben nur eine Haut, die Menschen aber hatten damals noch viele Häute. Mit dem großen Kleid, seinen Rüschen, Puffen, Glocken, Glockenfällen, Spitzen und Raffungen hatten sie sich eine Oberfläche geschaffen, die fünfmal so groß war wie die ursprüngliche und einen faltenreichen, schwer zugänglichen, mit erotischer Spannung geladenen Kelch bildete, der in seinem Inneren das schmale weiße Tier verbarg, das sich suchen ließ und fürchterlich begehrenswert machte. Es war das vorgezeichnete Verfahren, das die Natur selbst anwendet, wenn sie ihre Geschöpfe Bälge sträuben oder Wolken von Dunkelheit ausspritzen heißt, um in Liebe und Schreck die nüchternen Vorgänge, auf die es dabei ankommt, bis zur unirdischen

Torheit zu steigern.

Diotima fühlte sich zum erstenmal in ihrem Leben von diesem Spiel, wenn auch in dezentester Weise, tiefer berührt. Koketterie war ihr nicht fremd, denn sie gehörte zu den gesellschaftlichen Aufgaben, die eine Dame beherrschen muß; auch war es ihr nie entgangen, wenn die Blicke junger Männer dabei etwas anderes als Ehrfurcht für sie ausdrückten, ja sie hatte das sogar gern, weil es sie die Macht sanfter weiblicher Zurechtweisung fühlen ließ, wenn sie den wie die Hörner eines Stiers auf sie gerichteten Blick eines Mannes zwang, sich idealen Ablenkungen zuzuwenden, die ihr Mund äußerte. Aber Ulrich, gedeckt durch die verwandtschaftliche Nähe und die Selbstlosigkeit seiner Mithilfe an der Parallelaktion, beschützt auch durch das zu seinen Gunsten errichtete Kodizill, erlaubte sich Freiheiten, die das verästelte Geflecht ihres Idealismus senkrecht durchdrangen. So war es einmal bei einer Ausfahrt über Land vorgekommen, daß der Wagen an entzückenden Tälern vorbeirollte, zwischen denen von dunklen Fichtenwäldern bedeckte Berghänge nahe an die Straße herantraten, und Diotima mit den Versen «Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben ...?» darauf hindeutete; sie zitierte diese Verse selbstverständlich als Gedicht, ohne den dazugehörigen Gesang auch nur anzudeuten, denn das wäre ihr verbraucht und nichtssagend erschienen. Aber Ulrich erwiderte: «Die Niederösterreichische Bodenbank. Das wissen Sie nicht, Kusine, daß alle Wälder hier der Bodenbank gehören? Und der Meister, den Sie loben wollen, ist ein bei ihr angestellter Forstmeister. Die Natur hier ist ein planmäßiges Produkt der Forstindustrie; ein reihenweise gesetzter Speicher der Zellulosefabrikation, was man ihr auch ohne weiteres ansehen kann.» Von dieser Art waren sehr oft seine Antworten. Wenn sie von Schönheit sprach, sprach er von einem Fettgewebe, das die Haut stützt. Wenn sie von Liebe sprach, sprach er von der Jahreskurve, die das automatische Steigen und Sinken der Geburtenziffer anzeigt. Wenn sie von den großen Gestalten der Kunst sprach, fing er mit der Kette der Entlehnungen an, die diese Gestalten untereinander verbindet. Es kam eigentlich immer so, daß Diotima zu sprechen begann, als ob Gott den Menschen am siebenten Tage als Perle in die Weltmuschel hineingesetzt hätte, worauf er daran erinnerte, daß der Mensch ein Häuflein von Pünktchen auf der äußersten Rinde eines Zwergglobus sei. Es war nicht ganz einfach zu durchschauen, was Ulrich damit wollte; offenbar galt es jener Sphäre des Großen, der sie sich verbunden fühlte, und Diotima empfand es vor allem als kränkende Besserwisseri. Sie konnte nicht vertragen, daß ihr Vetter, der nun einmal für sie ein Schreckenskind war, etwas besser wissen wolle als sie, und seine materialistischen Einwände, von denen sie nichts verstand, weil er sie aus der niederen Zivilisation des Rechnens und der Genauigkeit holte, ärgerten sie gröblich. – «Es gibt gottlob noch Menschen,» erwiderte sie ihm einmal scharf «die trotz großer Erfahrungen an das Einfache zu glauben vermögen!» «Zum Beispiel Ihr Gatte» antwortete Ulrich. «Ich wollte Ihnen schon lange sagen, daß ich ihn bei weitem Arnheim vorziehe!»

Sie hatten damals die Gewohnheit angenommen, ihre Gedanken oft in der Form auszutauschen, daß sie über Arnheim sprachen. Denn wie allen Verliebten, bereitete es Diotima Vergnügen, von dem Gegenstand ihrer Liebe zu reden, ohne sich, wie sie wenigstens glaubte, dabei zu verraten; und weil Ulrich das so unausstehlich fand, wie es für jeden Mann ist, der keine hintergründige Absicht mit seinem eigenen Zurücktreten verbindet, kam es bei solchen Gelegenheiten oft vor, daß er Ausfälle gegen Arnheim machte. Ihn mit diesem verbindend, war ein Verhältnis eigener Art entstanden. Sie begegneten einander, wenn Arnheim nicht verreist war, fast täglich. Ulrich wußte, daß Sektionschef Tuzzi den Fremden beargwöhnte, so wie er selbst dessen Wirkung auf Diotima vom ersten Tag an hatte beobachten können. Zwischen diesen beiden schien es etwas Unrechtes freilich noch nicht zu geben, sofern ein Dritter das beurteilen kann, der in dieser Mutmaßung sehr dadurch bestärkt wurde, daß es unausstehlich viel Rechtes zwischen dem



Liebespaar gab, das offenbar den höchsten Vorbildern platonischer Seelengemeinschaft naheiferte. Dabei bekundete Arnheim eine auffallende Neigung, den Vetter seiner Freundin (oder vielleicht doch Geliebten? – fragte sich Ulrich; für das Wahrscheinlichste hielt er etwas wie Geliebte mehr Freundin, geteilt durch zwei) in das vertrauliche Verhältnis einzubeziehen. Er richtete oft sein Wort an Ulrich in der Weise eines älteren Freundes, die durch den Altersunterschied erlaubt war, aber durch den Unterschied der Stellung einen unangenehmen Zug von Herablassung gewann. Ulrich erwiderte das auch fast immer abweisend und in ziemlich herausfordernder Art, so als wüßte er nicht im geringsten den Verkehr mit einem Mann zu schätzen, der sich, statt mit ihm, mit Königen und Kanzlern über seine Ideen unterhalten konnte. Er widersprach ihm unhöflich oft und ungeziemend ironisch und ärgerte sich selbst über diesen Mangel an Haltung, den er besser durch das Vergnügen schweigender Beobachtung ersetzt hätte. Aber es geschah zu seinem eigenen Erstaunen, daß er sich durch Arnheim so heftig gereizt fühlte. Er sah den von der Gunst der Verhältnisse gemästeten, vorbildlichen Einzelfall einer geistigen Entwicklung in ihm, die er haßte. Denn dieser berühmte Schriftsteller war klug genug, um die fragwürdige Lage zu begreifen, in die sich der Mensch gebracht hat, seit er sein Bild nicht mehr im Spiegel der Bäche sucht, sondern in den scharfen Bruchflächen seiner Intelligenz; aber dieser schreibende Eisenkönig gab die Schuld daran dem Auftreten der Intelligenz und nicht ihrer Unvollkommenheit. Es lag ein Schwindel in dieser Vereinigung von Kohlenpreis und Seele, die zugleich eine zweckdienliche Trennung dessen war, was Arnheim mit hellem Wissen tat, von dem, was er in dämmeriger Ahnung redete und schrieb. Dazu kam, um noch mehr Unbehagen in Ulrich zu erregen, etwas, das ihm neu war, die Verbindung von Geist mit Reichtum; denn wenn Arnheim annähernd wie ein Spezialist über irgendeine Einzelfrage sprach, um dann plötzlich mit einer lässigen Gebärde die Einzelheiten im Licht eines «großen Gedankens» verschwinden zu lassen, so mochte das wohl einem nicht unberechtigten Bedürfnis entspringen, aber zugleich erinnerte dieses freie Verfügen nach zwei Richtungen an den reichen Mann, der sich alles leistet, was gut und teuer ist. Er war geistreich in einer immer ein wenig an das Verfahren des wirklichen Reichtums gemahnenden Bedeutung. Und vielleicht war es auch das noch nicht, was Ulrich am meisten reizte, dem berühmten Mann Schwierigkeiten zu bereiten, sondern das war vielleicht die Neigung, die dessen Geist zu einer würdigen Hof- und Haushaltung bekundete, die von selbst zur Verbindung mit den besten Marken des Herkömmlichen wie des Ungewöhnlichen führt; denn im Spiegel ihrer genießerischen Kennerschaft sah Ulrich die affektierte Fratze, die das Gesicht der Zeit ist, wenn man daraus die wenigen wirklich starken Züge der Leidenschaft und des Denkens entfernt, und fand darüber kaum Gelegenheit, auf den Mann besser einzugehen, dem man wahrscheinlich auch allerlei Verdienste nachsagen konnte. Es war natürlich ein völlig sinnloser Kampf, den er da führte, in einer Umgebung, die Arnheim von vornherein rechtgab, und für eine Sache, die gar keine Wichtigkeit besaß; bestenfalls hätte man sagen können, daß diese Sinnlosigkeit den Sinn restloser Selbstverschwendung hatte. Es war aber auch ein ganz aussichtsloser Kampf, denn wenn es Ulrich wirklich einmal gelang, seinen Gegner zu verwunden, so mußte er erkennen, daß er die falsche Seite getroffen hatte; gleich einem geflügelten Wesen erhob sich dann, wenn der Geistmensch Arnheim besiegt am Boden zu liegen schien, der Wirklichkeitsmensch Arnheim mit einem nachsichtigen Lächeln und eilte von solcher Gespräche müßigem Wesen zu Taten nach Bagdad oder Madrid.

Diese Unverwundbarkeit ermöglichte es ihm, der Ungezogenheit des jüngeren Mannes jene freundschaftliche Kameradschaft entgegenzusetzen, über deren Ursprung dieser mit sich nicht ins reine kam. Allerdings war Ulrich selbst daran gelegen, seinen Gegner nicht zu sehr herabzusetzen, denn er hatte sich vorgenommen, nicht so leicht wieder eines der halben und unwürdigen Abenteuer zu beginnen, an denen seine Vergangenheit viel zu reich war, und die

Fortschritte, die er zwischen Arnheim und Diotima bemerkte, schenkten diesem Vorsatz eine große Sicherheit. Er richtete die Spitzen seiner Angriffe darum gewöhnlich so ein wie die eines Floretts, die biegsam nachgeben und von einer den Stoß freundschaftlich abschwächenden kleinen Hülle umgeben sind. Diesen Vergleich hatte übrigens Diotima gefunden. Es erging ihr verwunderlich mit ihrem Vetter. Sein offenes Gesicht mit der klaren Stirn, seine ruhig atmende Brust, die freie Beweglichkeit in allen seinen Gliedern verrieten ihr, daß böartige, hämische, umgebogen-wollüstige Bedürfnisse in diesem Körper nicht zu Hause sein konnten; sie war ja auch nicht ganz ohne Stolz auf solche gute Erscheinung eines Mitglieds ihrer Familie und hatte gleich bei Beginn ihrer Bekanntschaft den Entschluß gefaßt, ihn unter ihre Leitung zu nehmen. Hätte er nun schwarze Haare, eine schiefe Schulter, unreine Haut und eine niedere Stirn gehabt, so würde sie gesagt haben, daß seine Anschauungen dazu stimmten; wie er aber in Wirklichkeit aussah, fiel ihr nur eine gewisse Nichtübereinstimmung mit seinen Ansichten auf und machte sich als unerklärliche Beunruhigung fühlbar. Die Tastfäden ihrer berühmten Intuition fahndeten vergeblich nach der Ursache, aber dieses Fahnden bereitete ihr am anderen Fadenende Vergnügen. In gewissem Sinn, natürlich nicht in einem ganz ernstern, unterhielt sie sich sogar mit Ulrich zuweilen lieber als mit Arnheim. Ihr Überlegenheitsbedürfnis fand an ihm mehr Befriedigung, sie hatte sich sicherer in der Hand, und was sie für seine Frivolität, Verstiegenheit oder nicht erlangte Reife hielt, gab ihr eine gewisse Genugtuung, die den täglich gefährlicher werdenden Idealismus ausglich, den sie in ihren Gefühlen für Arnheim unberechenbar anwachsen sah. Seele ist eine furchtbar schwere Angelegenheit und demzufolge Materialismus eine heitere. Die Regelung ihrer Beziehungen zu Arnheim strengte sie manchmal ebensosehr an wie ihr Salon, und die Geringschätzung für Ulrich erleichterte ihr das Leben. Sie begriff sich nicht, stellte aber diese Einwirkung fest, und das ermöglichte es ihr, wenn sie ihrem Vetter wegen einer seiner Bemerkungen zürnte, ihm einen Blick von der Seite zu senden, der nur ein winziges Lächeln im Augenwinkel war, indes das Auge idealistisch ungerührt, ja sogar ein bißchen verächtlich geradeaus blickte.

Jedenfalls, was immer auch die Gründe gewesen sein mögen, verhielten sich Diotima und Arnheim so zu Ulrich wie zwei Kämpfende, die sich an einem Dritten anhalten, den sie in wechselnder Angst zwischen sich schieben, und solche Lage war für ihn nicht ungefährlich, denn durch Diotima wurde dabei die Frage lebendig: Müssen Menschen mit ihrem Körper übereinstimmen oder nicht?

[<]

**68**

Eine Abschweifung: Müssen Menschen mit ihrem Körper übereinstimmen?

Unabhängig von dem, wovon die Gesichter sprachen, schaukelte die Bewegung des Wagens auf ihren langen Fahrten die beiden Verwandten, so daß sich die Kleider berührten, ein wenig übereinanderschoben und wieder voneinander entfernten; man konnte es nur an den Schultern erkennen, weil das andere von einer gemeinsamen Decke verhüllt war, aber die Körper empfanden dieses von den Kleidern gedämpfte Berühren so zart verschwommen, wie man die Dinge in einer Mondnacht sieht. Ulrich war für dieses Kunstspiel der Liebe nicht unempfänglich, ohne es sonderlich ernst zu nehmen. Das überfeinerte Übertragen des Begehrens vom Leib auf die Kleidung, von der Umarmung auf die Widerstände oder mit einem Wort vom Ziel auf den

Weg kam seiner Natur entgegen; sie wurde durch ihre Sinnlichkeit zur Frau hingetrieben, aber durch ihre höheren Kräfte von dem fremden, nicht zu ihr passenden Menschen zurückgehalten, den sie plötzlich unerbittlich deutlich vor sich sah, so daß sie sich immer in lebhaften Widersprüchen zwischen Neigung und Abneigung befand. Aber das heißt, daß die hohe Schönheit des Leibes, die menschliche, der Augenblick, wo die Melodie des Geistes aus dem Instrument der Natur aufsteigt, oder jener andere Augenblick, wo der Körper wie ein Kelch ist, den ein mystischer Trank erfüllt, ihm zeit seines Lebens fremd geblieben war, wenn man von den Träumen absieht, die der Frau Major geglöhnt und solche Neigungen für die längste Zeit in ihm abgeschafft hatten.

Alle seine Beziehungen zu Frauen waren seither unrecht gewesen, und bei einigem guten Willen auf beiden Seiten geht das leider sehr einfach. Da gibt es ein Schema von Gefühlen, Handlungen und Verwicklungen, das Mann und Frau, sobald sie nur den ersten Gedanken daran wenden, bereit finden, sich ihrer zu bemächtigen, und es ist ein im inneren Sinn verkehrter Ablauf, bei dem die letzten Geschehnisse voran sich drängen, kein Strömen von der Quelle mehr; das reine Gefallen zweier Menschen aneinander, dieses schlichte und tiefste der Liebesgefühle, das der natürliche Ursprung aller anderen ist, kommt bei dieser psychischen Verkehrung überhaupt nicht mehr vor. So erinnerte sich auch Ulrich nicht selten bei seinen Fahrten mit Diotima an ihren Abschied bei seinem ersten Besuch. Er hatte damals ihre milde Hand in der seinen gehalten, eine künstlich und edel vervollkommnete Hand ohne Schwere, und sie hatten einander dabei in die Augen gesehen; sie hatten sicher beide Abneigung gefühlt, aber daran gedacht, daß sie einander doch bis zum Verhauchen durchdringen könnten. Etwas von dieser Vision war zwischen ihnen stehen geblieben. So wenden oben zwei Köpfe einander eine entsetzliche Kälte zu, während unten die Körper widerstandslos und glühend ineinanderfließen. Es liegt etwas böseartig Mythisches darin, wie in einem zweiköpfigen Gott oder dem Pferdefuß des Teufels, und hatte Ulrich in seiner Jugend, als er es öfter erlebte, viel irre geführt, aber mit den Jahren hatte sich erwiesen, daß es nichts sei als ein sehr bürgerliches Reizmittel der Liebe, ganz im gleichen Sinn wie der Ersatz der Nacktheit durch das Entkleidete. An nichts entzündet sich die bürgerliche Liebe so sehr wie an der schmeichelhaften Erfahrung, daß man die Kraft besitzt, einen Menschen in ein Entzücken zu jagen, worin er sich so toll benimmt, daß man geradezu zum Mörder werden müßte, wenn man auf zweite Weise die Ursache solcher Veränderungen werden wollte. – Und wahrhaftig, daß es solche Veränderungen zivilisierter Menschen gibt, daß solche Wirkung von uns ausgeht!: liegt nicht diese Frage und Verwunderung in den kühnen und verglasten Augen allerer, die an der einsamen Insel der Wollust anlegen, wo sie Mörder, Schicksal und Gott sind und auf äußerst bequeme Weise den höchsten ihnen erreichbaren Grad von Irrationalität und Abenteuerlichkeit erleben?

Die Abneigung, die er mit der Zeit gegen diese Art Liebe erwarb, erstreckte sich schließlich auch auf seinen eigenen Körper, der das Zustandekommen solcher verkehrten Verbindungen immer begünstigt hatte, indem er den Frauen eine gangbare Männlichkeit vorspiegelte, für die Ulrich zu viel Geist und innere Widersprüche besaß. Er war mitunter geradezu auf seine Erscheinung wie auf einen mit billigen und nicht ganz lauterem Mitteln arbeitenden Rivalen eifersüchtig, worin Widerspruch zutage trat, der auch in anderen vorhanden ist, die ihn nicht fühlen. Denn er war es selbst, der diesen Körper mit athletischen Übungen pflegte und ihm die Gestalt, den Ausdruck, die Handlungsbereitschaft gab, deren Wirkung nach innen nicht zu gering ist, als daß man sie mit dem Einfluß eines ewig lächelnden oder eines ewig ernsten Gesichtes auf die Gemütsstimmung vergleichen könnte; und merkwürdigerweise hat die Mehrzahl der Menschen entweder einen verwahrlosten, von Zufällen geformten und entstellten Körper, der zu ihrem Geist und Wesen in fast keinen Beziehungen zu stehen scheint, oder einen von der Maske des Sports bedeckten, die

ihm das Aussehen der Stunden gibt, wo er sich auf Urlaub von sich selbst befindet. Denn das sind die Stunden, wo der Mensch einen nachlässig aus den Journalen der schönen und großen Welt aufgenommenen Wachtraum des Aussehenwollens weiterspinnnt. Alle diese gebräunten und muskulösen Tennisspieler, Reiter und Wagenlenker, die nach höchsten Rekorden aussehen, obgleich sie gewöhnlich ihre Sache bloß gut beherrschen, diese Damen in großer Kleidung oder Entkleidung sind Tagesträumer und unterscheiden sich von den gewöhnlichen Wachträumern nur dadurch, daß ihr Traum nicht im Gehirn bleibt, sondern gemeinsam in freier Luft, als ein Gebilde der Massenseele körperlich, dramatisch, man möchte in Erinnerung an mehr als zweifelhafte okkulte Phänomene sagen, ideoplastisch gestaltet wird. Aber sie haben mit den gewöhnlichen Spinnern von Phantasien ganz und gar eine gewisse Seichtheit ihres Traums gemeinsam, sowohl was seine Nähe am Erwachen angeht wie seinen Inhalt. Das Problem der Gesamtphysiognomie scheint sich heute noch zu verstecken; obgleich man aus Schrift, Stimme, Schlafstellung und Gott weiß was Schlüsse auf das Wesen von Menschen zu ziehen gelernt hat, die manchmal sogar überraschend richtig sind, hat man für den Körper als Ganzes nur Modevorbilder, nach denen er sich gestaltet, oder höchstens eine Art moralischer Naturheilphilosophie.

Aber ist das der Körper unseres Geistes, unserer Ideen, Ahnungen und Pläne oder – die hübschen inbegriffen – der unserer Torheiten? Daß Ulrich diese Torheiten geliebt hatte und zum Teil noch besaß, hinderte ihn nicht, sich in dem von ihnen geschaffenen Körper nicht zu Hause zu fühlen.

[<]

69

Diotima und Ulrich. Fortsetzung

Und vornehmlich war es Diotima, die dieses Gefühl, daß die Oberfläche und die Tiefe seiner Lebensgestalt nicht eins seien, auf eine neue Weise in ihm bestärkte. Auf den Fahrten mit ihr, die zuweilen wie Fahrten durch den Mondschein waren, wo sich die Schönheit dieser jungen Frau von ihrer ganzen Person löste und wie ein Traumgespinnst für Augenblicke seine Augen bedeckte, kam es deutlich zum Ausbruch. Er wußte wohl, daß Diotima alles, was er sagte, mit dem verglich, was allgemein – wenn auch auf einer gewissen Höhe der Allgemeinheit gesagt wird, und es war ihm angenehm, daß sie es «unreif» fand, so daß er beständig wie vor einem verkehrt auf ihn gerichteten Fernglas dasaß. Er wurde immer kleiner und glaubte, wenn er mit ihr sprach, oder war wenigstens nicht weit davon es zu glauben, in seinen eigenen Worten, wenn er den Anwalt des Bösen und Nüchternen machte, die Gespräche seiner letzten Schulzeit zu hören, wo er mit seinen Kameraden just deshalb von allen Übeltätern und Unholden der Weltgeschichte geschwärmt hatte, weil sie von den Lehrern mit idealistischem Abscheu so bezeichnet wurden. Und wenn ihn Diotima mit Unwillen ansah, wurde er noch einmal kleiner und langte von der Moral des Heroismus und Expansionsdrangs bei der trotzig verlogenen, roh und unsicher ausschweifenden der Flegeljahre an, – natürlich nur sehr bildlich gesprochen, wie man in einer Gebärde, einem Wort eine entfernte Ähnlichkeit mit Gebärden oder Worten entdecken kann, die man längst abgelegt hat, ja sogar mit Gebärden, die man nur geträumt oder unwillig an anderen gesehen hat; aber immerhin, in seiner Lust, bei Diotima Anstoß zu erregen, klang das mit. Der Geist dieser Frau, die ohne ihren Geist so schön gewesen wäre, erregte ein unmenschliches Gefühl, vielleicht eine Furcht vor Geist in ihm, eine Abneigung gegen alle großen Dinge, ein Gefühl, das ganz schwach, kaum unterscheidbar war, – und vielleicht war schon Gefühl ein viel

zu anspruchsvoller Ausdruck für solchen hingebenen Hauch! Aber wenn man es in Worte vergrößerte, hätten die etwa so lauten müssen, daß er zuweilen nicht bloß den Idealismus dieser Frau, sondern den ganzen Idealismus der Welt, in seiner Verzweigkeit und Ausbreitung, körperlich vor sich sah, eine Handbreit über dem griechischen Scheitel schwebend; gerade daß es nicht des Teufels Hörner waren! Dann wurde er noch einmal kleiner und kehrte, weiter bildlich gesprochen, in die leidenschaftliche erste Moral der Kindheit zurück, in deren Auge Verlockung und Schreck ist wie im Blick einer Gazelle. Die zärtlichen Empfindungen dieser Zeit können in einem einzigen Augenblick der Hingabe die ganze, da noch kleine Welt entflammen, denn sie haben weder einen Zweck noch eine Möglichkeit, irgend etwas zu bewirken, und sind ganz und gar grenzenloses Feuer; es paßte schlecht zu Ulrich, aber nach diesen Gefühlen der Kindheit, die er sich kaum noch vorstellen konnte, weil sie mit den Bedingungen, unter denen ein Erwachsener lebt, so wenig mehr gemein haben, sehnte er sich schließlich in Gesellschaft Diotimas.

Und einmal fehlte nicht viel daran, daß er es ihr eingestanden hätte. Sie hatten auf einer Fahrt den Wagen verlassen und gingen zu Fuß in ein kleines Tal hinein, das wie eine Flußmündung aus Wiesen mit bewaldeten Steilufeln war und ein krummes Dreieck bildete, in dessen Mitte ein geschlängelter, von leichtem Frost erstarrter Bach lag. Die Hänge waren teilweise abgeholzt, mit einzelnen stehen gelassenen Bäumen, die auf den Kahlschlägen und Hügelkämmen wie eingepflanzte Federwimpel aussahen. Diese Landschaft hatte sie zum Gehen verlockt; es war einer jener rührenden schneefreien Tage, die mitten im Winter wie ein verblaßtes, aus der Mode gekommenes Sommerkleid anzusehen sind. Diotima fragte plötzlich ihren Vetter: «Warum nennt Sie Arnheim eigentlich einen Aktivisten? Er sagt, Sie hätten immer den Kopf voll davon, wie die Dinge anders und besser zu machen wären.» Sie hatte sich mit einemmal erinnert, daß ihr Gespräch mit Arnheim über Ulrich und den General geendet hatte, ohne einen Abschluß zu finden. «Ich verstehe das nicht,» fuhr sie fort «denn mir kommt vor, daß Sie selten etwas ernst meinen. Aber ich muß Sie fragen, da wir eine verantwortungsvolle Aufgabe gemeinsam haben! Erinnern Sie sich noch an unser letztes Gespräch? Sie haben da etwas gesagt, Sie haben behauptet, niemand würde, wenn er alle Macht hätte, das verwirklichen, was er will. Ich möchte jetzt wissen, wie Sie das gemeint haben. War denn das nicht ein entsetzlicher Gedanke?»

Ulrich schwieg zunächst. Und während dieser Stille, nachdem sie ihre Rede so keck wie möglich vorgebracht hatte, wurde ihr klar, wie lebhaft sie die unerlaubte Frage beschäftigte, ob Arnheim und sie das verwirklichen würden, was sie jeder im geheimen wollten. Sie glaubte plötzlich, daß sie sich vor Ulrich verraten habe. Sie wurde rot, suchte es zu verhindern, wurde noch röter und trachtete, mit möglichst unbeteiligtem Ausdruck über das Tal von ihm fortzublicken.

Ulrich hatte den Vorgang beobachtet. «Ich fürchte sehr, daß der einzige Grund, warum mich Arnheim, wie Sie sagen, einen Aktivisten nennt, der ist, daß er meinen Einfluß im Hause Tuzzi überschätzt» erwiderte er. «Sie wissen selbst, wie wenig Sie auf meine Worte geben. Aber in dem Augenblick jetzt, wo Sie mich gefragt haben, ist mir klar geworden, welchen Einfluß ich auf Sie haben sollte. Darf ich es Ihnen sagen, ohne daß Sie mich sofort wieder tadeln?»

Diotima nickte stumm, zum Zeichen des Einverständnisses, und suchte sich hinter dem Anschein der Zerstretheit wieder zu sammeln.

«Ich habe also behauptet,» begann Ulrich «niemand würde, auch wenn er könnte, verwirklichen, was er will. Erinnern Sie sich an unsere Mappen voll Vorschläge? Und nun frage ich Sie: Würde irgendeiner nicht in Verlegenheit geraten, wenn plötzlich das geschehen sollte, was er sein Leben lang leidenschaftlich gefordert hat? Wenn zum Beispiel plötzlich über die Katholiken das Gottesreich hereinbräche oder über die Sozialisten der Zukunftsstaat? Aber vielleicht beweist das

nichts; man gewöhnt sich an das Fordern und ist nicht gleich darauf gefaßt, ans Verwirklichen zu kommen; vielleicht werden das viele nur natürlich finden. Ich frage also weiter: Ohne Zweifel hält ein Musiker die Musik für das Wichtigste, und ein Maler das Malen; wahrscheinlich sogar ein Betonfachmann das Bauen von Betonhäusern. Glauben Sie, daß der eine sich darum den lieben Gott als einen Spezialfachmann für Eisenbeton vorstellen wird und die anderen eine gemalte oder auf dem Flügelhorn geblasene Welt der wirklichen vorziehen? Sie werden diese Frage für unsinnig halten, aber der ganze Ernst liegt darin, daß man doch dieses Unsinnige verlangen müßte!

Und jetzt glauben Sie, bitte, nicht,» wandte er sich ihr vollkommen ernst zu «daß ich damit nichts anderes sagen will, als daß jeden das schwer zu Verwirklichende reizt und daß er das verschmäht, was er wirklich haben kann. Ich will sagen: daß in der Wirklichkeit ein unsinniges Verlangen nach Unwirklichkeit steckt!»

Er hatte Diotima weit in das kleine Tal hineingeführt, ohne auf sie Rücksicht zu nehmen; der Boden war, vielleicht durch Schnee, der von den Hängen absickerte, je höher hinauf, desto nasser geworden, und sie mußten von einem der kleinen Graspolster auf den nächsten hüpfen, was die Rede gliederte und es Ulrich ermöglichte, sie immer wieder sprunghaft fortzusetzen. Es gab darum auch so viele naheliegende Einwände gegen das, was er sagte, daß Diotima sich für keinen entscheiden konnte. Sie hatte sich die Füße naß gemacht und blieb verführt und ängstlich, mit etwas gehobenen Röcken auf einer Erdscholle stehn. Ulrich wandte sich zurück und lachte: «Sie haben etwas ungemein Gefährliches begonnen, große Kusine. Die Menschen sind unendlich froh, wenn man sie so läßt, daß sie ihre Ideen nicht verwirklichen können!»

«Und was würden denn Sie tun,» fragte Diotima ärgerlich «wenn Sie einen Tag lang das Weltregiment hätten??»

«Es würde mir wohl nichts übrigbleiben, als die Wirklichkeit abzuschaffen!»

«Ich würde wirklich wissen wollen, wie Sie das anfangen!»

«Das weiß ich auch nicht. Ich weiß nicht einmal genau, was ich damit meine. Wir überschätzen maßlos das Gegenwärtige, das Gefühl der Gegenwart, das, was da ist; ich meine, so wie Sie jetzt mit mir in diesem Tale da sind, als ob man uns in einen Korb gesteckt hätte, und der Deckel des Augenblicks ist daraufgefallen. Wir überschätzen das. Wir werden es uns merken. Wir werden vielleicht noch nach einem Jahr erzählen können, wie wir da gestanden haben. Aber das, was uns wahrhaft bewegt, mich wenigstens, steht – vorsichtig gesprochen; ich will keine Erklärung und keinen Namen dafür suchen! – immer in einem gewissen Gegensatz zu dieser Weise des Erlebens. Es ist verdrängt von Gegenwart; das kann in dieser Weise nicht gegenwärtig werden!»

Was Ulrich da sagte, klang in der Talenge laut und verworren. Diotima fühlte sich mit einemmal unheimlich und trachtete zum Wagen zurück. Aber Ulrich hielt sie auf und zeigte ihr die Landschaft. «Das war vor etlichen tausend Jahren ein Gletscher. Auch die Welt ist nicht mit ganzer Seele das, was sie augenblicklich zu sein vorgibt» erklärte er. «Dieses rundliche Wesen hat einen hysterischen Charakter. Heute spielt es die nährende bürgerliche Mutter. Damals war die Welt frigid und eisig wie ein böses Mädchen. Und noch einige tausend Jahre früher hat sie sich mit heißen Farrenwäldern, glühenden Sümpfen und dämonischen Tieren üppig aufgeführt. Man kann nicht sagen, daß sie eine Entwicklung zur Vollkommenheit durchgemacht hat, noch was ihr wahrer Zustand ist. Und das gleiche gilt von ihrer Tochter, der Menschheit. Stellen Sie sich bloß die Kleider vor, in denen im Laufe der Zeit Menschen hier gestanden haben, wo wir jetzt stehen. In Begriffen eines Narrenhauses ausgedrückt, gleicht das alles lang andauernden Zwangsvorstellungen mit plötzlich einsetzender Ideenflucht, nach deren Ablauf eine

neue Lebensvorstellung da ist. Sie sehen also wohl, die Wirklichkeit schafft sich selbst ab!)

«Ich möchte Ihnen noch etwas sagen» fing Ulrich nach einer Weile von vorne an. «Das Gefühl, einen festen Boden unter den Füßen und eine feste Haut um mich zu haben, das den meisten Menschen so natürlich erscheint, ist bei mir nicht sehr stark entwickelt. Denken Sie doch einmal daran, wie Sie ein Kind waren: ganz weiche Glut. Und dann ein Backfisch, dem die Sehnsucht auf den Lippen brannte. In mir wenigstens lehnt sich etwas dagegen auf, daß das sogenannte reife Mannesalter der Gipfel solcher Entwicklung sein soll. In gewissem Sinn ja und in gewissem Sinn nicht. Wenn ich die libellenartige Myrmeleonina, die Ameisenjungfer wäre, würde mir furchtbar davor grauen, daß ich ein Jahr vorher der breite, graue, rückwärtslaufende Myrmeleon, der Ameisenlöwe war, der am Rand der Wälder eingegraben unter der Spitze eines Sandtrichters lebt und mit seiner unsichtbaren Zange Ameisen um die Taille faßt, nachdem er sie vorher durch eine geheimnisvolle Beschießung mit Sandkörnern erschöpft hat. Und zuweilen graut mir wirklich ganz ähnlich vor meiner Jugend, auch «wenn ich damals eine Libelle gewesen und jetzt ein Untier sein sollte.» Er wußte selbst nicht recht, was er wollte. Er hatte mit Myrmeleon und Myrmeleonina ein wenig die gebildete Allwissenheit Arnheims nachgeäfft. Er hatte es aber auf den Lippen, zu sagen: «Schenken Sie mir eine Umarmung, rein aus Liebenswürdigkeit. Wir sind verwandt; nicht ganz getrennt, keineswegs ganz eins; jedenfalls der äußerste Gegensatz zu einer würdigen und strengen Beziehung.»

Aber Ulrich irrte. Diotima gehörte zu den Menschen, die mit sich zufrieden sind und darum ihre Altersstufen wie eine Treppe ansehen, die von unten nach oben führt. Was Ulrich sagte, war ihr also gänzlich unverständlich, zumal da sie ja das nicht wußte, was zu sagen er unterlassen hatte; aber sie waren mittlerweile beim Wagen angelangt, so daß sie sich ruhig fühlte und nun seine Rede wieder als das ihr bekannte, zwischen Unterhaltung und Ärgernis schwankende Gerede hinnahm, dem sie nicht mehr als einen Augenwinkel schenkte. Er hatte in Wahrheit in diesem Augenblick ganz und gar keinen Einfluß auf sie, außer dem der Ernüchterung. Eine zarte Wolke von Befangenheit, aufgestiegen aus irgendeinem Winkel ihres Herzens, hatte sich in trockene Leere aufgelöst. Vielleicht zum erstenmal erblickte sie klar und hart die Tatsache, daß ihre Beziehungen zu Arnheim sie über kurz oder lang vor eine Entscheidung stellen mußten, die ihr ganzes Leben verändern konnte. Man hätte nicht sagen können, daß sie das jetzt glücklich machte; aber es hatte die Schwere eines wirklich dastehenden Gebirges. Eine Schwäche war vorbei. Jenes «Nicht tun, was man möchte» hatte für einen Augenblick einen ganz unsinnigen Glanz gehabt, den sie nicht mehr begriff.

«Arnheim ist ganz und gar das Gegenteil von mir; er überschätzt das Glück, das Zeit und Raum haben, wenn sie mit ihm zum gegenwärtigen Augenblick zusammentreffen, beständig!» seufzte Ulrich lächelnd, in dem ordentlichen Bedürfnis, was er geäußert hatte, zu einem Ende zu führen; aber von der Kindheit sprach auch er nicht mehr, und so kam es nicht dazu, daß ihn Diotima als gefühlvoll kennen lernte.

[<]

**70**

Clarisse besucht Ulrich, um ihm eine Geschichte zu erzählen

Die Neueinrichtung alter Schlösser bildete die besondere Fähigkeit des bekannten Malers van

Heimond, dessen genialstes Werk seine Tochter Clarisse war, und eines Tages trat diese unerwartet bei Ulrich ein.

«Papa schickt mich,» teilte sie mit «ich soll nachsehn, ob du deine großartigen aristokratischen Beziehungen nicht auch ein wenig für ihn ausnützen könntest!» Sie sah sich neugierig im Zimmer um, warf sich in einen Stuhl und ihren Hut auf einen anderen. Dann reichte sie Ulrich die Hand.

«Dein Papa überschätzt mich» wollte er sagen, aber sie schnitt ihm das Wort ab.

«Ach, Unsinn! Du weißt doch, der Alte braucht immer Geld. Das Geschäft geht nicht mehr so wie früher!» Sie lachte. «Sehr elegant hast du's. Hübsch!» Sie musterte abermals die Umgebung und sah dann Ulrich an; ihre ganze Haltung hatte etwas von der lebenswürdigen Unsicherheit eines Hündchens, das sein böses Gewissen im Fell juckt. «Na!» sagte sie. «Also wenn du kannst, wirst du's tun! Wenn nicht, dann nicht! Ich hab es ihm natürlich versprochen. Aber ich bin aus einem anderen Grund gekommen; er hat mich mit seinem Anliegen auf eine Idee gebracht. Bei uns liegt nämlich etwas in der Familie. Ich möchte einmal hören, was du dazu sagst.» Mund und Augen zögerten und zuckten einen Augenblick, dann setzte sie mit einem Ruck über das Anfangshindernis. «Kannst du dir etwas vorstellen, wenn ich Schönheitsarzt sage? Ein Maler ist ein Schönheitsarzt.»

Ulrich begriff; er kannte das Haus ihrer Eltern.

«Also dunkel, vornehm, prächtig, üppig, gepolstert, bewimpelt und bewedelt!» fuhr sie fort. «Papa ist Maler, der Maler ist eine Art Schönheitsarzt, und mit uns zu verkehren, hat in der Gesellschaft immer für ebenso schick gegolten wie eine Badereise anzutreten. Du verstehst. Und eine Haupteinnahme Papas bildet seit je die Einrichtung von Palästen und Landschlössern. Du kennst die Pachhofens?»

Das war eine Patrizierfamilie, aber Ulrich kannte sie nicht; bloß ein Fräulein Pachhofen hatte er vor Jahren in Clarissens Gesellschaft einmal angetroffen.

«Das war meine Freundin» erklärte Clarisse. «Sie war damals siebzehn und ich fünfzehn; Papa sollte das Schloß einrichten und umbauen.»

«Nun ja, natürlich, das Pachhofensche. Wir waren alle eingeladen. Auch Walter war zum erstenmal mit uns. Und Meingast.»

«Meingast?» Ulrich wußte nicht, wer Meingast sei.

«Aber ja, du kennst ihn doch auch? Meingast, der dann in die Schweiz gegangen ist. Damals war er noch nicht Philosoph, sondern Hahn in allen Familien, die Töchter hatten.»

«Ich habe ihn nie persönlich gekannt;» stellte Ulrich fest «aber jetzt weiß ich wohl, wer er ist.»

«Also gut,» – Clarisse rechnete angestrengt im Kopf «warte: Walter war damals dreiundzwanzig Jahre alt und Meingast etwas älter. Ich glaube, Walter hat im geheimen mächtig Papa bewundert. Er war zum erstenmal auf einem Schloß eingeladen. Papa hatte oft so etwas wie einen inneren Königsmantel. Ich glaube, Walter war anfangs mehr in Papa verliebt als in mich. Und Lucy →»

«Um Gottes willen, langsam, Clarisse!» bat Ulrich. «Ich glaube, ich habe den Zusammenhang verloren.»

«Lucy» sagte Clarisse «ist doch Fräulein Pachhofen, die Tochter der Pachhofens, bei denen wir alle eingeladen waren. Verstehst du es jetzt? Also nun verstehst du; wenn Papa Lucy in Samt oder Brokat wickelte und mit einer langen Schleppe auf eins ihrer Pferde setzte, so bildete sie



sich ein, er sei ein Tizian oder ein Tintoretto. Sie waren ganz ineinander verschossen.»

«Also Papa in Lucy, und Walter in Papa?»

«So warte doch nur! Damals gab es den Impressionismus. Papa malte altmodisch-musikalisch, wie er es noch heute tut, braune Soße mit Pfauenschwänzen. Aber Walter war für freie Luft, klarlinige englische Gebrauchsformen, das Neue und Ehrliche. Papa mochte ihn insgeheim so wenig ausstehen wie eine protestantische Predigt; er mochte übrigens auch Meingast nicht ausstehen, aber er hatte zwei Töchter zu verheiraten, hatte immer mehr Geld ausgegeben als eingenommen und war duldsam gegen die Seele der zwei jungen Männer. Walter dagegen liebte heimlich Papa, das habe ich schon gesagt; aber er mußte ihn öffentlich verachten, wegen der neuen Kunstrichtung, und Lucy hat überhaupt nie etwas von Kunst verstanden, aber sie hatte Angst, sich vor Walter zu blamieren, und befürchtete, daß Papa, wenn Walter recht behalte, bloß als ein komischer alter Mann erscheinen würde. Bist du jetzt im Bild?»

Ulrich wollte zu diesem Zweck noch wissen, wo Mama gewesen sei.

«Mama war natürlich auch da. Sie stritten wie immer alle Tage, nicht mehr und nicht weniger. Du verstehst, daß unter diesen Umständen Walter eine begünstigte Position hatte. Er wurde eine Art Schnittpunkt von uns allen, Papa fürchtete sich vor ihm, Mama hetzte ihn auf, und ich fing an, mich in ihn zu verlieben. Lucy aber tat ihm schön. So hatte Walter eine gewisse Macht über Papa, und er begann, sie mit vorsichtiger Wollust auszukosten. Ich meine, damals ist ihm seine eigene Bedeutung aufgegangen; ohne Papa und mich wäre er nichts geworden. Verstehst du diese Zusammenhänge?»

Ulrich glaubte diese Frage bejahen zu können.

«Aber ich wollte etwas anderes erzählen!» versicherte Clarisse. Sie überlegte und sagte nach einer Weile: «Warte! Denk zunächst nur an mich und Lucy: Das war ein aufregend verworrenes Verhältnis! Ich habe natürlich Angst um Vater gehabt, der in seiner Verliebtheit Miene machte, die ganze Familie zu ruinieren. Und dabei wollte ich doch natürlich auch wissen, wie so etwas eigentlich vor sich geht. Sie waren beide ganz toll. In Lucy mischte sich selbstverständlich die Freundschaft für mich mit dem Gefühl, daß sie den Mann zum Geliebten hatte, zu dem ich noch gehorsam Papa sagen mußte. Sie bildete sich nicht wenig darauf ein, aber schämte sich auch heftig vor mir. Ich glaube, das alte Schloß hatte seit seiner Erbauung noch keine solchen Komplikationen beherbergt! Den ganzen Tag über trieb sich Lucy, wo sie nur konnte, mit Papa herum, und nachts kam sie zu mir in den Turm beichten. Ich schlief nämlich im Turm, und wir brannten fast die ganze Nacht Licht.»

«Wie weit hat sich denn Lucy mit deinem Vater eingelassen?»

«Das war das einzige, was ich nie erfahren konnte. Aber denk dir solche Sommernächte! Die Eulen haben gewimmert, die Nacht hat gestöhnt, und wenn es uns zu unheimlich wurde, haben wir uns beide in mein Bett gelegt, um dort weiter zu erzählen. Wir konnten uns die Sache nicht anders vorstellen, als daß ein Mann, den eine so unselige Leidenschaft erfaßt hat, sich erschießen müsse. Eigentlich warteten wir alle Tage darauf →»

«Ich habe doch den Eindruck,» unterbrach Ulrich «daß zwischen ihnen nicht viel vorgefallen war.»

«Ich glaube auch: nicht alles. Aber doch manches. Du wirst gleich sehen. Lucy hat nämlich plötzlich das Schloß verlassen müssen, weil ihr Vater unerwartet ankam und sie zu einer Spanienreise abholte. Da hättest du nun Papa sehen sollen, wie er allein blieb! Ich glaube, es

fehlte manchmal nicht viel dazu, daß er Mama erwürgt hätte. Mit einer zusammenlegbaren Staffelei, die er hinter den Sattel schnallte, ist er von morgens bis abends umhergeritten, ohne einen Strich zu malen, und wenn er zu Hause blieb, rührte er auch keinen Pinsel an. Du mußt wissen, daß er sonst wie eine Maschine malt, aber damals traf ich ihn oft, wie er in einem der großen, leeren Säle hinter einem Buch saß und hatte es nicht geöffnet. So hat er manchmal stundenlang gebrütet, dann ist er aufgestanden, und in einem anderen Zimmer oder im Garten war es das gleiche; mitunter den ganzen Tag lang. Schließlich war er ein alter Mann, und die Jugend hatte ihn im Stich gelassen; nicht, das läßt sich begreifen?! Und ich denke mir, das Bild, wie er Lucy und mich oft gesehen hat, als zwei Freundinnen, die einander den Arm um den Leib legen und vertraut miteinander plaudern, muß in ihm damals aufgegangen sein, – wie ein wilder Samen. Vielleicht hat er auch davon gewußt, daß Lucy immer zu mir in den Turm gekommen ist. Kurz, einmal, so gegen elf Uhr nachts, alle Lichter waren im Schloß schon ausgelöscht, war er da! Du, das war etwas!» Clarisse wurde jetzt lebhaft von der Bedeutung ihrer eigenen Geschichte hingerissen. «Du hörst dieses Tasten und Scharren auf der Treppe und weißt nicht, was das ist; hörst dann das ungeschickte Drücken an der Klinke und das abenteuerliche Aufgehen der Tür ...»

«Warum hast du nicht um Hilfe gerufen?»

«Das ist das Sonderbare. Ich habe vom ersten Ton an gewußt, wer er ist. Er muß reglos in der Tür stehen geblieben sein, denn man hörte eine ganze Weile nichts. Er war wahrscheinlich auch erschrocken. Dann zog er vorsichtig die Tür zu und hat mich leise angerufen. Ich bin wie durch alle Sphären gesaust. Ich habe ihm keineswegs antworten wollen, aber das ist das Sonderbare: ganz aus mir heraus, als wäre ich ein tiefer Raum, ist ein Laut gekommen, der wie ein Winseln war. Kennst du das?»

«Nein. Erzähl weiter!»

«Nun einfach, und im nächsten Augenblick hat er sich mit unendlicher Verzweiflung an mir festgehalten; er ist beinahe auf mein Bett gefallen, und sein Kopf ist neben dem meinen in den Polstern gelegen.»

«Tränen?»

«Zuckende Trockenheit! Ein alter, verlassener Körper! Ich habe das augenblicklich verstanden. Oh, ich sage dir, wenn man später sagen könnte, was man in solchen Augenblicken gedacht hat, das wäre etwas ganz Großes! Ich glaube, daß ihn wegen des Versäumten tolle Wut gegen alle Sittsamkeit gepackt hatte. Ich merke also mit einemmal, daß er wieder aufwacht, und weiß sofort, obgleich es stockfinster war, daß er jetzt ganz zusammengekrampft ist von rücksichtslosem Hunger nach mir. Ich weiß, jetzt gibt es keine Schonung und Rücksicht; seit meinem Stöhnen war es noch immer ganz still; mein Körper war glühend trocken, und seiner war wie ein Papier, das man an den Rand des Feuers legt. Ordentlich leicht ist er geworden; ich habe gefühlt, wie sein Arm sich an meinem Körper hinabschlängelt und von meiner Schulter loslöst. Und da wollte ich dich etwas fragen. Deshalb bin ich gekommen –»

Clarisse unterbrach sich.

«Was? Du hast doch nichts gefragt!» half ihr Ulrich nach kurzer Pause.

«Nein. Ich muß vorher noch etwas anderes sagen: Ich habe mich bei dem Gedanken, daß er meine Reglosigkeit für ein Zeichen des Einverständnisses halten müsse, verabscheut; aber ich bin ganz ratlos liegengeblieben, eine steinerne Angst hat auf mir gelastet. Wie denkst du darüber?»

«Ich kann da gar nichts sagen.»

«Mit einer Hand hat er mich immerzu im Gesicht gestreichelt, die andere ist gewandert. Zitternd, mit gespielter Harmlosigkeit, weißt du, über meine Brust wie ein Kuß hinweg, dann, als wartete sie und lauschte auf Antwort. Und zuletzt wollte sie – nun du verstehst wohl, und sein Gesicht suchte zugleich das meine. Aber da habe ich mich doch mit letzter Kraft ihm entwunden und zur Seite gedreht; und wieder ist dabei dieser Laut, den ich sonst nicht an mir kenne, so zwischen Bitte und Stöhnen liegt er, aus meiner Brust gekommen. Ich habe nämlich ein Muttermal, ein schwarzes Medaillon –»

«Und wie hat sich dein Vater verhalten?» unterbrach sie Ulrich kühl.

Aber Clarisse ließ sich nicht unterbrechen. «Hier!» Sie lächelte gespannt und zeigte durch das Kleid eine Stelle einwärts der Hüfte. «Bis hierher ist er gekommen, hier ist das Medaillon. Dieses Medaillon besitzt eine wunderbare Kraft oder es hat damit eine sonderbare Bewandnis!»

Das Blut strömte ihr plötzlich ins Gesicht. Ulrichs Schweigen ernüchterte sie und löste den Gedanken, der sie gefangen gehalten. Sie lächelte verlegen und schloß mit raschen Worten: «Mein Vater? Er hat sich augenblicklich aufgerichtet. Ich habe nicht sehen können, was in seinem Gesicht vorging; ich denke, es wird wohl Verlegenheit gewesen sein. Vielleicht Dankbarkeit. Ich hatte ihn doch im letzten Augenblick erlöst. Du mußt denken: ein alter Mann, und ein junges Mädchen hat die Kraft dazu! Ich muß ihm merkwürdig vorgekommen sein, denn er hat mir ganz zart die Hand gedrückt und mit der anderen zweimal über den Kopf gestreichelt, dann ist er fortgegangen, ohne etwas zu sagen. Also du wirst für ihn tun, was du kannst?! Schließlich mußte ich dir das aber auch erklären.»

Knapp und korrekt, in einem Schneiderkleid, das sie nur trug, wenn sie in die Stadt kam, stand sie da, um fortzugehen, und streckte die Hand zum Gruß aus.

[<]

71

Der Ausschuß zur Fassung eines leitenden Beschlusses in bezug auf das Siebzigjährige Regierungsjubiläum Sr. Majestät beginnt zu tagen

Von ihrem Brief an Graf Leinsdorf und von ihrer Aufforderung, daß Ulrich Moosbrugger retten solle, hatte Clarisse kein Wort gesagt; sie schien das alles vergessen zu haben. Aber auch Ulrich kam nicht so bald dazu, sich wieder daran zu erinnern. Denn endlich war Diotima mit allen Vorbereitungen so weit, daß innerhalb der «Enquete zur Fassung eines leitenden Beschlusses und Feststellung der Wünsche der beteiligten Kreise der Bevölkerung in bezug auf das Siebzigjährige Regierungsjubiläum Sr. Majestät» der besondere «Ausschuß zur Fassung eines leitenden Beschlusses in bezug auf das Siebzigjährige Regierungsjubiläum Sr. Majestät» einberufen werden konnte, dessen Leitung Diotima sich persönlich vorbehalten hatte. Se. Erlaucht hatte selbst die Einladung verfaßt, Tuzzi hatte sie korrigiert, und Arnheim hatte seine Verbesserungen von Diotima zu sehen bekommen, ehe sie genehmigt wurden. Trotzdem kam alles darin vor, was den Geist Sr. Erlaucht beschäftigte. «Was uns zu dieser Zusammenkunft führt,» – stand in dem Schreiben – «ist die Übereinstimmung in der Frage, daß eine machtvolle, aus der Mitte des Volks aufsteigende Kundgebung nicht dem Zufall überlassen bleiben dürfe, sondern eine weit vorausblickende und von einer Stelle, die einen weiten Überblick hat, also von oben kommende Einflußnahme erfordere.» Es folgten dann das «hochseltene Fest der Siebzigjährigen

segsreichen Thronbesteigung», die «dankbar gescharten» Völker, der Friedenskaiser, die mangelnde politische Reife, das weltösterreichische Jahr, und schließlich kam die Mahnung an «Besitz und Bildung», das alles zu einer glanzvollen Kundgebung des «wahren» Österreichertums zu gestalten, aber recht vorsichtig zu erwägen.

Aus Diotimas Listen waren die Gruppen Kunst, Literatur und Wissenschaft herausgehoben und durch umfassende Bemühungen sorgfältig ergänzt worden, während andererseits von den Personen, die dem Ereignis beiwohnen durften, ohne daß man Tätigkeit von ihnen erwartete, nach strengster Siebung nur eine ganz kleine Anzahl übrig geblieben war; dennoch hob sich die Zahl der Eingeladenen so hoch, daß von einem regelrechten Tafeln am grünen Tisch nicht die Rede sein konnte und die lockere Form von Empfangabenden mit kaltem Büfett gewählt werden mußte. Man saß und stand, wie man es möglich machen konnte, und Diotimas Räume glichen einem geistigen Heerlager, das mit belegten Broten, Torten, Weinen, Likören und Tee in solchen Maßen gepflegt wurde, wie sie nur durch besondere budgetäre Zugeständnisse möglich wurden, die Herr Tuzzi seiner Gattin gemacht hatte; widerspruchslos, wie hinzugefügt werden muß, woraus sich schließen läßt, daß er darauf aus war, sich neuer, geistiger diplomatischer Methoden zu bedienen.

Die gesellschaftliche Bewältigung dieses Auflaufs stellte große Anforderungen an Diotima, und sie würde vielleicht an manchem Anstoß genommen haben, hätte ihr Kopf nicht einer prächtigen Fruchtschale geglichen, aus deren Überfülle die Worte beständig über den Rand fielen; Worte, mit denen die Hausfrau jeden Erschienenen begrüßte und durch genaue Kenntnis seines letzten Werks entzückte. Die Vorbereitungen dazu waren außerordentlich gewesen und konnten nur mit Hilfe Arnheims bewältigt werden, der ihr seinen Privatsekretär zur Verfügung gestellt hatte, um das Material zu ordnen und auszugsweise die wichtigsten Angaben zu sammeln. Die wundervolle Schlacke dieses Feuereifers bildete eine große Bibliothek, die aus den Mitteln angeschafft worden, die Graf Leinsdorf für den Anfang der Parallelaktion ausgeworfen hatte, und gemeinsam mit den eigenen Büchern Diotimas wurde sie als einziger Schmuck im letzten der ausgeräumten Zimmer aufgestellt, dessen blumige Tapete, soweit sie überhaupt noch zu sehen war, das Boudoir verriet, ein Zusammenhang, der zu schmeichelhaftem Nachdenken über die Bewohnerin anregte. Diese Bibliothek erwies sich aber auch noch in anderer Weise als vorteilhafte Anlage; denn jeder der Geladenen steuerte, nachdem er Diotimas huldvolle Begrüßung in Empfang genommen, unschlüssig durch die Zimmer und wurde dabei unfehlbar von der am Ende befindlichen Bücherwand angezogen, sobald er ihrer ansichtig wurde; es hob und senkte sich immer eine Schar von Rücken musternd vor ihr, wie die Bienen vor einer Blumenhecke, und wenn die Ursache auch nur jene edle Neugier war, die jeder Schaffende für Büchersammlungen hegt, so drang doch süße Befriedigung ins Mark, wenn der Schauende endlich seine eigenen Werke entdeckte, und das patriotische Unternehmen hatte seinen Nutzen davon.

In der geistigen Leitung der Versammlung ließ Diotima zunächst schöne Willkür walten, wenn sie auch Wert darauflegte, namentlich den Dichtern gleich zu versichern, daß alles Leben im Grunde auf einer inneren Dichtung ruhe, sogar das Geschäftsleben, wenn man es «großzügig ansehe». Es wunderte keinen, nur stellte es sich heraus, daß die meisten der durch solche Ansprachen Ausgezeichneten in der Überzeugung erschienen waren, man habe sie eingeladen, damit sie selbst kurz, das heißt in etwa fünf bis fünfundvierzig Minuten, der Parallelaktion einen Rat geben sollten, den befolgend, sie nicht mehr fehlgehen könne, mochten auch spätere Redner die Zeit mit zwecklosen und falschen Vorschlägen vergeuden. Diotima geriet anfangs geradezu in eine weinerliche Gemütsstimmung dadurch und konnte ihre unbefangene Haltung nur mühsam bewahren, denn es kam ihr vor, daß jeder etwas anderes sage, ohne daß sie imstande sei, es auf

einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Sie hatte noch keine Erfahrung in solchen Konzentrationsgraden des schönen Geistes, und da ein so universales Zusammentreffen großer Männer auch nicht so leicht ein zweitesmal vorkommt, ließ es sich nur Schritt um Schritt, ordentlich mühsam und methodisch begreifen. Es gibt übrigens in der Welt viele Dinge, die einzeln für den Menschen etwas ganz anderes bedeuten als beisammen; zum Beispiel Wasser ist in zu großen Mengen ein genau um den Unterschied zwischen Trinken und Ertrinken geringeres Vergnügen als in kleinen, und um Gifte, Vergnügungen, Muße, Klavierspiel, Ideale ist es ähnlich bestellt, ja wahrscheinlich um alles, so daß es ganz und gar von dem Grad seiner Dichtigkeit und anderen Umständen abhängt, was etwas ist. Hinzugefügt werden muß also bloß, daß auch das Genie keine Ausnahme davon macht, damit man in den folgenden Eindrücken nicht etwa eine Herabsetzung der großen Persönlichkeiten erblickt, die sich in selbstloser Weise Diotima zur Verfügung gestellt hatten.

Denn man konnte gleich bei diesem ersten Zusammentreffen den Eindruck gewinnen, daß sich jeder große Geist in einer äußerst unsicheren Lage fühle, sobald er den Schutz seines Gipfelhorstes verläßt und sich auf gemeinem Boden verständigen soll. Die außerordentliche Rede, die gleichsam wie ein Himmelsvorgang über Diotima hinwegging, solange sie sich mit einem der Gewaltigen im Gespräch allein befand, machte, wenn ein Dritter oder Vierter hinzutrat und nun mehrere Reden in Widerspruch zueinander gerieten, einem peinlichen Unvermögen, zur Ordnung zu gelangen, Platz, und wer sich nicht vor solchen Vergleichen scheut, konnte das Bild eines Schwans empfangen, der sich nach stolzem Flug auf der Erde weiter bewegt. Jedoch nach längerer Bekanntschaft läßt sich auch das sehr gut verstehen. Das Leben großer Geister beruht heute auf einem «Man weiß nicht wozu». Sie genießen große Verehrung, die sich an ihrem fünfzigsten bis hundertsten Geburtstag äußert oder beim Fest des zehnjährigen Bestehens einer landwirtschaftlichen Hochschule, die sich mit Ehrendoktoren schmückt, aber auch sonst bei verschiedenen Gelegenheiten, wo man von deutschem Geistesgut reden muß. Wir haben in unserer Geschichte große Männer gehabt und betrachten das als eine zu uns gehörende Einrichtung, geradeso wie die Gefängnisse oder das Militär; man muß, wenn sie da ist, auch jemand hineinstecken. Also nimmt man, mit einem gewissen Automatismus, der solchen sozialen Bedürfnissen eignet, immer den dazu, der gerade an der Reihe ist, und erweist ihm die Ehren, die zur Verleihung reif sind. Aber diese Verehrung ist nicht ganz reell; auf ihrem Grunde gähnt die allgemein bekannte Überzeugung, daß eigentlich doch kein einziger sie verdient, und es läßt sich schwer unterscheiden, ob sich der Mund aus Begeisterung oder zum Gähnen öffnet. Es hat etwas von Totenverehrung an sich, wenn heute ein Mann genial genannt wird, mit dem stillschweigenden Zusatz, daß es das gar nicht mehr gibt, und hat etwas von jener hysterischen Liebe, die ein großes Spektakel aus keiner anderen Ursache aufführt, als weil ihr eigentlich das Gefühl fehlt.

Ein solcher Zustand ist begreiflicherweise nicht angenehm für empfindsame Geister, und sie suchen sich seiner auf verschiedene Art zu entledigen. Die einen werden aus Verzweiflung wohlhabend, indem sie den Bedarf benützen lernen, der nun einmal nicht nur nach großen Geistern, sondern auch nach wilden Männern, geistvollen Romanciers, schwellenden Naturkindern und Führern der neuen Generation besteht; die anderen tragen eine unsichtbare Königskrone auf dem Haupte, die sie unter gar keinen Umständen ablegen, und versichern erbittert bescheiden, daß sie über den Wert des von ihnen Geschaffenen erst in drei bis zehn Jahrhunderten urteilen lassen wollen; alle aber empfinden es als eine furchtbare Tragik des deutschen Volks, daß die wirklich Großen niemals sein lebender Kulturbesitz werden, da sie ihm zu weit voraus sind. Es muß jedoch betont werden, daß bis hierher von den sogenannten schönen Geistern gesprochen worden ist, denn es gibt in den Beziehungen des Geistes zur Welt einen sehr

bemerkenswerten Unterschied. Während der schöne Geist in der gleichen Weise wie Goethe und Michelangelo, Napoleon und Luther bewundert sein will, weiß heute kaum noch irgendwer den Namen des Mannes, der den Menschen den unsagbaren Segen der Narkose geschenkt hat, niemand forscht im Leben von Gauß, Euler oder Maxwell nach einer Frau von Stein, und die wenigsten kümmert es, wo Lavoisier und Cardanus geboren wurden und gestorben sind. Statt dessen lernt man, wie ihre Gedanken und Erfindungen durch die Gedanken und Erfindungen anderer, ebenso uninteressanter Personen weiter entwickelt worden sind, und beschäftigt sich unausgesetzt mit ihrer Leistung, die in anderen weiterlebt, nachdem das kurze Feuer der Person längst schon abgebrannt ist. Man staunt im ersten Augenblick, wenn man wahrnimmt, wie scharf dieser Unterschied zwei Weisen menschlichen Verhaltens voneinander abteilt, aber alsbald melden sich die Gegenbeispiele, und er will als die natürlichste aller Grenzen erscheinen. Vertraute Gewohnheit versichert uns, es sei die Grenze zwischen Person und Arbeit, zwischen Größe des Menschen und der einer Sache, zwischen Bildung und Wissen, Humanität und Natur. Arbeit und industriöses Genie vermehren nicht die moralische Größe, das Mannsein unter den Augen des Himmels, die unzerlegbare Lehre des Lebens, die sich nur in Beispielen weitererbt, von Staatsmännern, Helden, Heiligen, Sängern, allerdings auch von Filmschauspielern; eben jene große, irrationale Macht, an der sich auch der Dichter teilhaben fühlt, solange er an sein Wort glaubt und daran festhält, daß aus ihm, je nach seinen Lebensverhältnissen, die Stimme des Inneren, des Blutes, des Herzens, der Nation, Europas oder der Menschheit spricht. Es ist das geheimnisvolle Ganze, als dessen Werkzeug er sich fühlt, während die anderen bloß im Begreiflichen wühlen, und an diese Sendung muß man glauben, ehe man sie sehen lernen kann! Was uns dessen versichert, ist zweifellos eine Stimme der Wahrheit, aber bleibt nicht eine Sonderbarkeit an dieser Wahrheit hängen? Denn dort, wo man weniger auf die Person als auf die Sache sieht, ist merkwürdigerweise immer von frischem eine neue Person da, die die Sache vorwärts führt; wogegen sich dort, wo man auf die Person achtet, nach Erreichung einer gewissen Höhe das Gefühl einstellt, es sei keine ausreichende Person mehr da und das wahrhaft Große gehöre der Vergangenheit an!?

Sie waren lauter Ganze, die sich bei Diotima versammelt hatten, und das war viel auf einmal. Dichten und Denken, jedem Menschen so natürlich wie einer jungen Ente das Schwimmen, sie übten es als Beruf aus und trafen es ja auch wirklich besser als andere. Aber wozu? Ihr Tun war schön, war groß, war einmalig, aber so viel Einmaligkeit war wie Friedhofstimmung und gesammelter Hauch der Vergänglichkeit, ohne geraden Sinn und Zweck, Herkunft und Fortsetzung. Unzählige Erinnerungen an Erlebnisse, Myriaden einander kreuzender Schwingungen des Geistes waren in diesen Köpfen versammelt, die wie die Nadeln eines Teppichwirkers in einem Gewebe staken, das sich rings um sie, vor ihnen und nach ihnen ohne Naht und Rand ausbreitete, und sie wirkten an irgendeiner Stelle ein Muster, das sich ähnlich anderswo wiederholte und doch ein wenig verschieden war. Aber ist es der richtige Gebrauch von sich, einen solchen kleinen Fleck auf die Ewigkeit zu setzen?!

Es wäre wahrscheinlich viel zuviel gesagt, daß Diotima das begriffen haben sollte, aber den Gräberwind über den Gefilden des Geistes fühlte sie und sank, je weiter dieser erste Tag zu Ende ging, in eine desto tiefere Mutlosigkeit. Zu ihrem Glück erinnerte sie sich dabei an eine gewisse Hoffnungslosigkeit, der Arnheim bei einer anderen Gelegenheit, damals nicht ganz verständlich für sie, als von ähnlichen Fragen die Rede war, Ausdruck gegeben hatte; ihr Freund war verreist, aber sie dachte daran, daß er sie davor gewarnt hatte, zu große Hoffnungen auf diese Zusammenkunft zu setzen. Und so war es eigentlich diese Arnheimsche Schwermut, in die sie hineinsank, was ihr am Ende doch noch ein schönes, fast sinnlich trauriges und schmeichelndes Vergnügen bereitete. «Ist es nicht im tiefsten» fragte sie sich, seiner Voraussage nachgrübelnd,

«der Pessimismus, den allemal Menschen der Tat empfinden, wenn sie mit Menschen der Worte in Berührung kommen?!»

[<]

72

Das In den Bart Lächeln der Wissenschaft oder Erste ausführliche Begegnung mit dem Bösen

Es müssen nun ein paar Worte über ein Lächeln folgen, noch dazu ein Männerlächeln, und es war ein Bart dabei, geschaffen für die männliche Tätigkeit des In den Bart Lächelns; es handelt sich um das Lächeln der Gelehrten, die der Einladung Diotimas Folge geleistet hatten und den berühmten Schöngeistern zuhörten. Obgleich sie lächelten, darf man beileibe nicht glauben, daß sie es ironisch taten. Im Gegenteil, es war ihr Ausdruck der Ehrerbietung und Inkompetenz, wovon ja schon die Rede gewesen. Aber man darf sich auch dadurch nicht täuschen lassen. In ihrem Bewußtsein stimmte das, jedoch in ihrem Unterbewußtsein, um dieses gebräuchliche Wort zu benützen, oder richtiger gesagt, in ihrem Gesamtzustand waren es Menschen, in denen ein Hang zum Bösen rumorte wie das Feuer unter einem Kessel.

Das sieht nun natürlich wie eine paradoxe Bemerkung aus, und ein o. ö. Universitätsprofessor, in dessen Angesicht man sie aufstellen wollte, würde vermutlich entgegenen, daß er schlicht der Wahrheit und dem Fortschritt diene und sonst von nichts wisse; denn das ist seine Berufsideologie. Aber alle Berufsideologien sind edel, und die Jäger zum Beispiel sind weit davon entfernt, sich die Fleischer des Waldes zu nennen, nennen sich vielmehr den weidgerechten Freund der Tiere und der Natur, ebenso wie die Kaufleute den Grundsatz des ehrbaren Nutzens hegen und die Diebe den Gott der Kaufleute, nämlich den vornehmen und völkerverbindend internationalen Merkur, auch den ihren nennen. Auf die Darstellung einer Tätigkeit im Bewußtsein derer, die sie ausüben, ist also nicht allzuviel zu geben.

Fragt man sich unbefangen, wie die Wissenschaft ihre heutige Gestalt bekommen hat – was an und für sich wichtig ist, da sie uns ja beherrscht und nicht einmal ein Analphabet vor ihr sicher ist, denn er lernt es, mit unzähligen gelehrt geborenen Dingen zusammenzuleben –, so erhält man schon ein anderes Bild. Nach glaubwürdigen Überlieferungen hat das im sechzehnten Jahrhundert, einem Zeitalter stärkster seelischer Bewegtheit, damit begonnen, daß man nicht länger, wie es bis dahin durch zwei Jahrtausende religiöser und philosophischer Spekulation geschehen war, in die Geheimnisse der Natur einzudringen versuchte, sondern sich in einer Weise, die nicht anders als oberflächlich genannt werden kann, mit der Erforschung ihrer Oberfläche begnügte. Der große Galileo Galilei, der dabei immer als erster genannt wird, räumte zum Beispiel mit der Frage auf, aus welchem in ihrem Wesen liegenden Grund die Natur eine Scheu vor leeren Räumen habe, so daß sie einen fallenden Körper solange Raum um Raum durchdringen und ausfüllen lasse, bis er endlich auf festem Boden anlange, und begnügte sich mit einer viel gemeineren Feststellung: er ergründete einfach, wie schnell ein solcher Körper fällt, welche Wege er zurücklegt, Zeiten verbraucht und welche Geschwindigkeitszuwüchse er erfährt. Die katholische Kirche hat einen schweren Fehler begangen, indem sie diesen Mann mit dem Tode bedrohte und zum Widerruf zwang, statt ihn ohne viel Federlesens umzubringen; denn aus seiner und seiner Geistesverwandten Art, die Dinge anzusehen, sind danach – binnen kürzester Zeit, wenn man historische Zeitmaße anlegt, – die Eisenbahnfahrpläne, die Arbeitsmaschinen, die physiologische Psychologie und die moralische Verderbnis der Gegenwart entstanden, gegen die

sie nicht mehr aufkommen kann. Sie hat diesen Fehler wahrscheinlich aus zu großer Klugheit begangen, denn Galilei war ja nicht nur der Entdecker des Fallgesetzes und der Erdbewegung, sondern auch ein Erfinder, für den sich, wie man heute sagen würde, das Großkapital interessierte, und außerdem war er nicht der einzige, der damals von dem neuen Geist ergriffen wurde; im Gegenteil, die historischen Berichte zeigen, daß sich die Nüchternheit, von der er beseelt war, weit und ungestüm wie eine Ansteckung ausbreitete, und so anstößig das heute klingt, jemand von Nüchternheit beseelt zu nennen, wo wir davon schon zu viel zu haben glauben, damals muß das Erwachen aus der Metaphysik zur harten Betrachtung der Dinge nach allerhand Zeugnissen geradezu ein Rausch und Feuer der Nüchternheit gewesen sein! Aber wenn man sich fragt, was der Menschheit nun eigentlich eingefallen sei, sich so zu verändern, so ist die Antwort, sie tat damit nichts anderes, als jedes vernünftige Kind tut, wenn es zu früh versucht hat, zu laufen; sie setzte sich auf die Erde und berührte diese mit einem verlässlichen und wenig edlen Körperteil, es muß gesagt werden: sie tat es mit eben jenem, auf dem man sitzt. Denn das Merkwürdige ist, daß sich die Erde dafür so ungemein empfänglich gezeigt hat und seit dieser Berührung sich Erfindungen, Bequemlichkeiten und Erkenntnisse in einer Fülle entlocken läßt, die ans Wunder grenzt.

Man könnte nach dieser Vorgeschichte nicht ganz mit Unrecht meinen, es sei das Wunder des Antichrist, in dem wir uns mitten darin befinden; denn das gebrauchte Berührungsgleichnis ist nicht nur in der Richtung der Verlässlichkeit zu deuten, sondern ebenso sehr in der Richtung des Anstandslosen und Verpönten. Und wirklich haben, ehe geistige Menschen ihre Lust an den Tatsachen entdeckten, nur Krieger, Jäger und Kaufleute, gerade also listige und gewalttätige Naturen, diese besessen. Im Kampf ums Leben gibt es keine denkerischen Sentimentalitäten, sondern nur den Wunsch, den Gegner auf dem kürzesten und tatsächlichen Wege umzubringen, da ist jedermann Posivist; und ebenso wenig wäre es im Geschäft eine Tugend, sich etwas vormachen zu lassen, statt aufs Feste zu gehn, wobei der Gewinn letzten Endes eine psychologische und den Umständen entspringende Überwältigung des anderen bedeutet. Sieht man andererseits zu, welche Eigenschaften es sind, die zu Entdeckungen führen, so gewahrt man Freiheit von übernommener Rücksicht und Hemmung, Mut, ebensoviel Unternehmungs- wie Zerstörungslust, Ausschluß moralischer Überlegungen, geduldiges Feilschen um den kleinsten Vorteil, zähes Warten auf dem Weg zum Ziel, falls es sein muß, und eine Verehrung für Maß und Zahl, die der schärfste Ausdruck des Mißtrauens gegen alles Ungewisse ist; mit anderen Worten, man erblickt nichts anderes als eben die alten Jäger-, Soldaten- und Händlerlaster, die hier bloß ins Geistige übertragen und in Tugenden umgedeutet worden sind. Und sie sind damit zwar dem Streben nach persönlichem und verhältnismäßig gemeinem Vorteil entrückt, aber das Element des Urbösen, wie man es nennen könnte, ist ihnen auch bei dieser Verwandlung nicht verlorengegangen, denn es ist scheinbar unzerstörbar und ewig, wenigstens so ewig wie alles menschlich Hohe, da es in nichts geringerem und anderem als der Lust besteht, dieser Höhe ein Bein zu stellen und sie auf die Nase fallen zu sehn. Wer kennt nicht die boshafte Verlockung, die bei der Betrachtung eines schönglasierten üppigen Topfes in dem Gedanken liegt, daß man ihn mit *einem* Stockhieb in hundert Scherben schlagen könnte? Zum Heroismus der Bitterkeit gesteigert, daß man sich im Leben auf nichts verlassen könne, als was niet- und nagelfest sei, ist sie ein in die Nüchternheit der Wissenschaft eingeschlossenes Grundgefühl, und wenn man es aus Achtbarkeit nicht den Teufel nennen will, so ist doch zumindest ein leichter Geruch von verbranntem Pferdehaar daran.

Man kann gleich mit der eigenartigen Vorliebe beginnen, die das wissenschaftliche Denken für mechanische, statistische, materielle Erklärungen hat, denen gleichsam das Herz ausgestochen ist. Die Güte nur für eine besondere Form des Egoismus anzusehen; Gemütsbewegungen in



Zusammenhang mit inneren Ausscheidungen zu bringen; festzustellen, daß der Mensch zu acht oder neun Zehnteln aus Wasser besteht; die berühmte sittliche Freiheit des Charakters als ein automatisch entstandenes Gedankenanhängsel des Freihandels zu erklären; Schönheit auf gute Verdauung und ordentliche Fettgewebe zurückzuführen; Zeugung und Selbstmord auf Jahreskurven zu bringen, die das, was freieste Entscheidung zu sein scheint, als zwangsmäßig zeigen; Rausch und Geisteskrankheit als verwandt zu empfinden; After und Mund als das rektale und orale Ende derselben Sache einander gleichzustellen –: derartige Vorstellungen, die im Zauberkunststück der menschlichen Illusionen gewissermaßen den Trick bloßlegen, finden immer eine Art günstiger Vormeinung, um für besonders wissenschaftlich zu gelten. Es ist allerdings die Wahrheit, was man da liebt; aber rings um diese blanke Liebe liegt eine Vorliebe für Desillusion, Zwang, Unerbittlichkeit, kalte Abschreckung und trockene Zurechtweisung, eine hämische Vorliebe oder wenigstens eine unfreiwillige Gefühlsausstrahlung von solcher Art.

Mit einem anderen Wort, die Stimme der Wahrheit hat ein verdächtiges Nebengeräusch, aber die am nächsten Beteiligten wollen nichts davon hören. Nun, die Psychologie kennt heute viele solcher unterdrückten Nebengeräusche, und sie hat auch den Rat bereit, daß man sie hervorholen und sich so deutlich wie möglich machen solle, um ihre schädlichen Wirkungen zu verhindern. Wie wäre es also, wenn man die Probe machen wollte und sich versucht fühlte, den zweideutigen Geschmack an der Wahrheit und ihren boshaften Nebenstimmen des Menschengehässigen und Höllenhundsmäßigen offen zur Schau zu tragen, ihn gleichsam vertrauend ins Leben zu wenden? Nun, es käme ungefähr jener Mangel an Idealismus heraus, der unter dem Titel einer Utopie des exakten Lebens schon beschrieben worden ist, eine Gesinnung auf Versuch und Widerruf, aber dem eisernen Kriegsgesetz der geistigen Eroberung unterstehend. Dieses Verhalten zur Lebensgestaltung ist nun freilich keineswegs pflegend und befriedend; es würde das Lebenswürdige keineswegs nur mit Ehrfurcht ansehen, sondern eher wie eine Demarkationslinie, die der Kampf um die innere Wahrheit beständig verschiebt. Es würde an der Heiligkeit des Augenblickszustandes der Welt zweifeln, aber nicht aus Skepsis, sondern in der Gesinnung des Steigens, wo der Fuß, der fest steht, jederzeit auch der tiefere ist. Und in dem Feuer einer solchen Ecclesia militans, welche die Lehre haßt um des noch nicht Geoffenbarten willen und Gesetz und Gültiges beiseite schiebt im Namen einer anspruchsvollen Liebe zu ihrer nächsten Gestalt, würde der Teufel wieder zu Gott zurückfinden, oder, einfacher gesprochen, die Wahrheit wäre dort wieder die Schwester der Tugend und müßte nicht mehr gegen sie die versteckten Bosheiten verüben, welche eine junge Nichte gegen eine altjüngferliche Tante ausheckt.

Alles das nimmt nun, mehr oder weniger bewußt, ein junger Mensch in den Lehrsälen des Wissens in sich auf, und er lernt dazu die Elemente einer großen konstruktiven Gesinnung kennen, die das Entfernte wie einen fallenden Stein und einen kreisenden Stern spielend zusammenbringt und etwas, das scheinbar eins und unteilig ist, wie das Entstehen einer einfachen Handlung aus den Zentren des Bewußtseins, in Ströme zerlegt, deren innere Quellen um Jahrtausende voneinander verschieden sind. Wollte sich aber jemand einfallen lassen, von so erworbener Gesinnung außerhalb der Grenzen besonderer Fachaufgaben Gebrauch zu machen, so würde ihm alsbald begreiflich gemacht werden, daß die Bedürfnisse des Lebens andere seien als die des Denkens. Im Leben spielt sich ungefähr von allem, was der ausgebildete Geist gewohnt ist, das Gegenteil ab. Die natürlichen Unterschiede und Gemeinsamkeiten werden hier sehr hoch geschätzt; das Bestehende, mag es sein, wie es will, wird bis zu einem gewissen Grad als natürlich empfunden und nicht gern angetastet; die notwendig werdenden Veränderungen vollziehen sich nur zögernd und gleichsam in einem hin und her walzenden Vorgang. Und wenn jemand etwa aus reiner vegetarischer Gesinnung zu einer Kuh Sie sagen würde (in richtiger Erwägung des Umstandes, daß man sich gegen ein Wesen, dem man du sagt, viel leichter

rücksichtslos benimmt), so würde man ihn einen Gecken, wenn nicht einen Narren schelten; aber nicht wegen seiner tierfreundlichen oder vegetarischen Gesinnung, die man hoch human findet, sondern wegen ihrer unmittelbaren Übertragung in die Wirklichkeit. Mit einem Wort, zwischen Geist und Leben besteht ein verwickelter Ausgleich, bei dem der Geist höchstens ein Halb vom Tausend seiner Forderungen ausbezahlt erhält und dafür mit dem Titel eines Ehrengläubigers geschmückt wird.

Ist aber der Geist, in der mächtigen Gestalt, die er zuletzt gefunden hat, wie vorhin angenommen worden, selbst ein sehr männlicher Heiliger mit kriegerischen und jägerischen Nebenuntugenden, so wäre aus den geschilderten Umständen zu schließen, daß die in ihm steckende Neigung zum Lästerlichen nirgends in ihrer immerhin großartigen Gänze herauskömme, noch die Gelegenheit finde, sich an der Wirklichkeit zu läutern, und darum auf allerhand recht sonderbaren, unkontrollierten Wegen anzutreffen sein dürfte, auf denen sie der unfruchtbaren Eingeschlossenheit entschlüpft. Es mag nun offen bleiben, ob bis hierher alles ein Spiel mit Einbildungen gewesen sei oder nicht; so läßt sich doch nicht leugnen, daß diese letzte Vermutung ihre eigenartige Bestätigung hat. Es gibt eine namenlose Lebensstimmung, die nicht gerade wenig Menschen heute im Blut liegt, ein Gewärtigsein des Böseren, eine Tumultbereitschaft, ein Mißtrauen gegen alles, was man verehrt. Es gibt Menschen, die über die Ideallosigkeit der Jugend klagen, aber in dem Augenblick, wo sie handeln müssen, sich ganz von selbst nicht anders entscheiden wie jemand, der aus gesündestem Mißtrauen gegen die Idee deren sanfte Kraft durch die Wirkung irgendeines Knüttels verstärkt. Gibt es, anders gesagt, irgendeinen frommen Zweck, der sich nicht mit ein klein wenig Korruption und Berechnung der niederen menschlichen Eigenschaften ausstatten müßte, um in dieser Welt für ernst und ernst gemeint zu gelten? Worte wie: binden, zwingen, in die Schraube nehmen, vor zerbrochenen Fensterscheiben nicht zurückscheuen, starke Methode, haben einen angenehmen Klang von Verlässlichkeit. Vorstellungen von der Art, daß der größte Geist, in einen Kasernhof gesteckt, binnen acht Tagen vor der Stimme eines Feldwebels springen lernt, oder daß ein Leutnant und acht Mann genügen, um jedes Rednerparlament der Welt zu verhaften, haben zwar erst später ihren klassischen Ausdruck in der Entdeckung gefunden, daß man mit einigen Löffeln Rhizinusöl, die man einem Idealisten einflößt, die unbeugsamsten Überzeugungen lächerlich machen kann, aber sie hatten schon lange, obgleich sie mit Entrüstung verfehmt wurden, den wilden Auftrieb unheimlicher Träume. Es ist nun einmal so, daß zumindest der zweite Gedanke eines jeden Menschen, der vor eine überwältigende Erscheinung gestellt wird, und sei es auch, daß sie ihn durch ihre Schönheit überwältige, heute der ist: du wirst mir nichts vormachen, ich werde dich schon kleinkriegen! Und diese Verkleinerungswut einer nicht nur mit allen Hunden gehetzten, sondern auch hetzenden Zeit ist wohl kaum noch die dem Leben natürliche Zweiteilung in Rohes und Hohes, weit eher ein selbstquälerischer Zug des Geistes, eine unaussprechliche Lust an dem Schauspiel, daß sich das Gute erniedrigen und wunderbar einfach zerstören lasse. Es sieht einem leidenschaftlichen Sich-selbst-Lügen-strafen-Wollen nicht unähnlich, und vielleicht ist es gar nicht das Trostloseste, an eine Zeit zu glauben, die mit dem Steiß voraus zur Welt gekommen ist und von des Schöpfers Händen bloß gewendet zu werden braucht.

Es wird also ein Männerlächeln vielerlei von solcher Art ausdrücken, auch wenn es sich der Selbstbeobachtung entzieht oder überhaupt noch nie durchs Bewußtsein gegangen ist, und so beschaffen war das Lächeln, mit dem sich die meisten der eingeladenen berühmten Fachleute in die lobenswerten Bestrebungen Diotimas fügten. Es stieg als Kitzel an den Beinen empor, die nicht recht wußten, wohin sie sich hier wenden sollten, und landete als wohlwollendes Staunen im Gesicht. Man war froh, wenn man einen Bekannten oder näheren Kollegen sah und ansprechen konnte. Man hatte das Gefühl, daß man beim Nachhausegehn, nach Verlassen des

Tors ein paarmal probeweise fest auftreten werde. Aber ganz schön war die Veranstaltung doch. Solche allgemeinen Unternehmungen sind freilich etwas, das nie einen rechten Inhalt gewinnt, wie überhaupt alle allgemeinsten und höchsten Vorstellungen; schon Hund können Sie sich nicht vorstellen, das ist nur eine Anweisung auf bestimmte Hunde und Hundeeigenschaften, und Patriotismus oder die schönste vaterländischste Idee können Sie sich erst recht nicht vorstellen. Aber wenn das auch keinen Inhalt hat, einen Sinn hat es ja doch, und es ist sicher gut, von Zeit zu Zeit diesen Sinn zu wecken! So sprachen die meisten zueinander, allerdings mehr im schweigsam Unbewußten; Diotima aber, die noch immer im Haupteingangszimmer stand und Nachzügler durch eine Anrede auszeichnete, hörte erstaunt und undeutlich, daß sich rings um sie lebhaft Gespräche anknüpften, aus denen, wenn nicht alles täuschte, nicht selten sogar Erörterungen über den Unterschied von böhmisch und bayrisch Bier oder über Verlegerhonorare an ihr Ohr schlugen.

Es war schade, daß sie ihrer Gesellschaft nicht auch von der Straße aus zusehen konnte. Von dort sah sie wunderbar aus. Das Licht schimmerte hell durch die Vorhänge der hohen Fensterfront, vermehrt durch den Schein der Autorität und Vornehmheit, den die wartenden Wagen dazutaten, und durch die Blicke der Gaffer, die im Vorbeigehen stehenblieben und eine Weile hinaufsahen, ohne daß sie recht wußten, warum. Es hätte Diotima gefreut, wenn sie das wahrgenommen haben würde. Es standen immer Leute in der Halbhelle, die das Fest auf die Straße streute, und hinter ihren Rücken begann die große Dunkelheit, die in einiger Entfernung rasch undurchdringlich wurde.

[<]

73

Leo Fischels Tochter Gerda

In diesem Getriebe fand Ulrich lange nicht Zeit, das Versprechen, das er Direktor Fischel gegeben hatte, einzulösen und dessen Familie zu besuchen. Ja, recht gesagt, er fand die Zeit überhaupt nicht, ehe ihn nicht ein unerwartetes Ereignis traf; es war der Besuch von Fischels Gattin Klementine.

Sie hatte sich telefonisch angemeldet, und Ulrich sah ihr nicht ohne Besorgnis entgegen. Er hatte in ihrem Haus zuletzt vor drei Jahren verkehrt, als er einige Monate in dieser Stadt zubrachte; diesmal war er aber bloß ein einzigesmal dahin gekommen, weil er eine vergangene Liebelei nicht aufrühren wollte und Angst vor der mütterlichen Enttäuschung Frau Klementinens hatte. Allein Klementine Fischel war eine Frau mit «großdenkendem Herzen», und in den täglichen Kleinkämpfen mit ihrem Gatten Leo hatte sie so wenig Gelegenheit, davon Gebrauch zu machen, daß für besondere Fälle, die leider selten eintraten, eine geradezu heldenhafte Gefühlshöhe zu ihrer Verfügung stand. Immerhin war die magere Frau mit dem strengen, etwas vergrämten Gesicht ein wenig verlegen, als sie sich Ulrich gegenüber befand und ihn um eine Unterredung unter vier Augen bat, obgleich sie ohnedies allein waren. – Aber er sei der einzige, auf dessen Meinung Gerda noch hören würde, sagte sie, und er möge ihre Bitte nicht mißverstehen, fügte sie nachträglich hinzu.

Ulrich kannte die Verhältnisse im Hause Fischel. Nicht nur lagen Vater und Mutter beständig im Krieg, auch Gerda, die schon dreiundzwanzigjährige Tochter, hatte sich mit einem Schwarm

sonderbarer junger Leute umgeben, die den zähneknirschenden Papa Leo sehr gegen seinen Willen zum Mäzen und Förderer ihres «Neugeistes» machten, da man nirgends so bequem zusammenkommen konnte wie bei ihm. – Gerda sei so nervös und blutarm und rege sich gleich so fürchterlich auf, wenn man versuche, diesen Verkehr einzuschränken, – berichtete Frau Klementine – und es seien schließlich bloß dumme Jungen ohne Lebensart, aber ihr geflissentlich zur Schau getragener mystischer Antisemitismus sei nicht nur taktlos, sondern auch ein Zeichen von innerer Roheit. – Nein, fügte sie hinzu, sie wolle nicht über den Antisemitismus klagen, der sei eine Zeiterscheinung, und darin müsse man nun einmal resigniert sein; man könne sogar zugeben, daß in mancher Hinsicht etwas daran sein möge. – Klementine machte eine Pause und würde mit dem Taschentuch eine Träne getrocknet haben, hätte sie nicht einen Schleier getragen; aber so unterließ sie es, die Träne zu weinen, und begnügte sich, ihr weißes Tüchlein aus dem Handtäschchen bloß hervorzuziehn.

«Sie wissen, wie Gerda ist;» sagte sie «ein schönes und begabtes Mädchen, aber →»

«Ein bißchen brüsk» ergänzte Ulrich.

«Ja, Gott sei es geklagt, immer extrem.»

«Und also noch immer germanisch?»

Klementine sprach von den Gefühlen von Eltern. «Den Gang einer Mutter» nannte sie etwas pathetisch ihren Besuch, der den Nebenzweck hatte, Ulrich wieder für ihr Haus zu gewinnen, nachdem er in der Parallelaktion, wie man hörte, so große Erfolge hatte. «Ich möchte mich selbst strafen,» fuhr sie weiter fort «weil ich diesen Verkehr gegen Leos Willen in den letzten Jahren unterstützt habe. Ich fand nichts daran; diese jungen Leute sind in ihrer Art Idealisten; und wenn man unbefangen ist, muß man auch einmal ein verletzendes Wort vertragen können. Aber Leo – Sie wissen ja, wie er ist – regt sich über den Antisemitismus auf, ob dieser nun bloß mystisch und symbolisch ist oder nicht.»

«Und Gerda in ihrer freien, deutsch blonden Art will das Problem nicht anerkennen?» ergänzte Ulrich.

«Sie ist darin so, wie ich selbst in meiner Jugend gewesen bin. Glauben Sie übrigens, daß Hans Sepp eine Zukunft in sich hat?»

«Ist Gerda mit ihm verlobt?» fragte Ulrich vorsichtig.

«Dieser Junge bietet doch nicht die geringste Aussicht auf Versorgung!» seufzte Klementine.

«Wie kann man da von Verlobung reden; aber als ihm Leo das Haus verbot, aß Gerda drei Wochen lang so wenig, daß sie bis auf die Knochen abgemagert ist.» Und plötzlich sagte sie zornig: «Wissen Sie, mir kommt das wie eine Hypnose vor, wie eine geistige Infektion! Ja, Gerda kommt mir manchmal wie hypnotisiert vor! Der Junge setzt in unserem Haus unaufhörlich seine Weltanschauung auseinander, und Gerda bemerkt nicht die fortgesetzte Beleidigung ihrer Eltern, die darin liegt, obgleich sie sonst immer ein gutes und herzliches Kind gewesen ist. Wenn ich ihr aber etwas sage, so antwortet sie: «Du bist altmodisch, Mama». Ich dachte mir – Sie sind der einzige, auf den sie etwas gibt, und Leo hält so viel von Ihnen! – könnten Sie nicht einmal zu uns kommen und Gerda ein wenig die Augen für die Unreife von Hans und seinen Gefährten öffnen?»

Da Klementine sehr korrekt und das ein Gewaltstreich war, mußte sie sehr ernste Sorgen haben. Trotz allen Zwistes fühlte sie in dieser Lage etwas wie eine solidarische Gesamthaftung mit ihrem Gatten. Ulrich hob besorgt die Augenbrauen.

«Ich fürchte, Gerda wird sagen, daß auch ich altmodisch sei. Diese neuen jungen Leute hören nicht auf uns ältere, und das sind Prinzipienfragen.»

«Ich dachte schon, daß es Gerda vielleicht am ehesten auf andere Gedanken bringen würde, wenn Sie irgend eine Aufgabe für sie in dieser großen Aktion hätten, von der man so viel spricht» flocht Klementine ein, und Ulrich zog es vor, ihr eilig seinen Besuch zuzusagen, aber zu versichern, daß die Parallelaktion für eine solche Verwendung noch lange nicht reif genug sei.

Als ihn Gerda einige Tage später eintreten sah, bekam sie kreisrunde rote Flecken auf den Wangen, aber sie schüttelte ihm kräftig die Hand. Sie war eines jener reizend zielbewußten heutigen Mädchen, die auf der Stelle Omnibusschaffner würden, wenn eine allgemeine Idee dies verlangte.

Ulrich hatte sich in der Annahme, daß er sie allein antreffen würde, nicht getäuscht; Mama besorgte um diese Stunde Einkäufe, und Papa war noch im Büro. Und Ulrich hatte kaum die ersten Schritte ins Zimmer getan, als ihn alles zum Verwechseln an einen Tag ihres früheren Beisammenseins erinnerte. Das Jahr war damals allerdings schon um etliche Wochen weiter voran gewesen; es war Frühling gewesen, aber einer jener stechend heißen Tage, die dem Sommer zuweilen wie Glutflocken voranfliegen und von den noch nicht abgehärteten Körpern schlecht ertragen werden. Gerdas Gesicht sah angegriffen und schmal aus. Sie war weiß gekleidet und roch weiß wie auf der Wiese getrocknetes Leinen. Die Markisen waren in allen Zimmern herabgelassen, und die ganze Wohnung war voll widerspenstigen Halblichts und Wärmepfeilen, die mit abgebrochenen Spitzen durch das sackgraue Hindernis drangen. Ulrich hatte von Gerda das Gefühl, sie bestehe durch und durch aus solchen frischgewaschenen Leinenkulissen, wie es ihr Kleid war. Es war ein völlig sachliches Gefühl, und er hätte ruhig eine nach der anderen von ihr wegheben können, ohne im geringsten dazu eines verliebten Antriebs zu bedürfen. Und eben dieses Gefühl hatte er auch jetzt wieder. Es war eine scheinbar ganz natürliche, aber zwecklose Vertraulichkeit, und sie fürchteten sich beide davor.

«Warum sind Sie so lang nicht bei uns gewesen?» fragte Gerda.

Ulrich sagte ihr geradezu, daß er den Eindruck gewonnen hätte, ihre Eltern wünschten keinen so intimen Verkehr ohne das Ziel einer Heirat.

«Ach, Mama,» sagte Gerda «Mama ist lächerlich. Wir dürfen also nicht Freunde sein, ohne daß man gleich daran denkt?! Aber Papa wünscht, daß Sie häufiger kommen; Sie sollen doch bei dieser großen Geschichte etwas Wichtiges geworden sein?»

Sie sprach das ganz offen aus, diese Dummheit der alten Leute; von dem natürlichen Bündnis überzeugt, das sie beide dagegen vereinte.

«Ich werde kommen,» entgegnete Ulrich «aber nun sagen Sie mir, Gerda, wohin wird uns das führen?»

Die Sache war die, daß sie einander nicht liebten. Sie hatten früher oft gemeinsam Tennis gespielt oder sich in Gesellschaft getroffen, waren miteinander gegangen, hatten Anteil aneinander genommen und auf diese Weise unmerklich die Grenze überschritten, die einen vertrauten Menschen, dem man sich zeigt, wie man in seiner Gefühlsunordnung ist, von allen unterscheidet, vor denen man sich fein macht. Sie waren unversehens so vertraut geworden wie zwei, die sich schon lange lieben, ja fast schon nicht mehr lieben, aber hatten sich dabei die Liebe erlassen. Sie zankten einander aus, so daß man glauben konnte, sie möchten einander nicht, aber das war zugleich Hindernis und Verbindung. Sie wußten, daß nur ein kleiner Funke fehlte, um daraus ein Feuer anzurichten. Wäre der Altersunterschied zwischen ihnen geringer oder Gerda eine

verheiratete Frau gewesen, so wäre wahrscheinlich aus der Gelegenheit der Dieb und aus dem Diebstahl wenigstens nachträglich eine Leidenschaft geworden, denn man redet sich in die Liebe hinein wie in den Zorn, wenn man ihre Gebärden macht. Aber gerade weil sie das wußten, taten sie es nicht. Gerda war Mädchen geblieben und ärgerte sich leidenschaftlich darüber.

Statt auf Ulrichs Frage zu antworten, hatte sie sich im Zimmer zu schaffen gemacht, und plötzlich stand er neben ihr. Das war sehr unüberlegt, denn man kann nicht in so einem Augenblick nah einem Mädchen stehn und von einer Sache zu reden beginnen. Sie folgten dem Weg des geringsten Widerstandes, wie ein Bach, der, Hindernissen ausweichend, eine Wiese hinabfließt, und Ulrich legte seinen Arm um Gerdas Hüfte, mit den Spitzen der Finger bis an die Linie gelangend, der, abwärts schießend, das innere Band des Strumpfhalters zu folgen pflegt. Er wandte sich Gerdas Gesicht zu, das verstört und verschwitzt dreinsah, und küßte sie auf die Lippen. Dann standen sie da, ohne sich loslösen oder vereinigen zu können. Seine Fingerspitzen gerieten an das breite Gummiband ihres Strumpfhalters und ließen es leise einigemal gegen ihr Bein schlagen. Nun riß er sich los und wiederholte achselzuckend seine Frage: «Wohin soll uns das führen, Gerda?!»

Gerda kämpfte ihre Aufregung nieder und sagte: «Muß es denn so sein?!»

Sie klingelte und ließ eine Erfrischung bringen; sie setzte das Haus in Betrieb.

«Erzählen Sie mir etwas von Hans!» bat Ulrich sanft, als sie saßen und ein neues Gespräch beginnen mußten. Gerda, die ihre Fassung noch nicht ganz wiedergefunden hatte, antwortete erst nicht, aber nach einer Weile sagte sie: «Sie sind ein eitler Mensch, Sie werden uns Jüngere nie verstehen!»

«Bange machen gilt nicht!» entgegnete Ulrich ableitend. «Ich glaube, Gerda, daß ich die Wissenschaft jetzt aufgebe. Ich gehe also zur neuen Generation über. Genügt es Ihnen, wenn ich beschwöre, daß das Wissen mit der Habsucht verwandt ist; einen schäbigen Spartrieb darstellt; ein überheblicher innerer Kapitalismus ist? Ich habe mehr Gefühl in mir, als Sie glauben. Aber ich möchte Sie vor allen Redereien beschützen, die bloß Worte sind!»

«Sie müssen Hans besser kennenlernen» erwiderte Gerda matt, aber fügte dann plötzlich heftig an: «Übrigens werden Sie es doch nie verstehn, daß man mit anderen Menschen zu einer Gemeinschaft ohne Selbstsucht verschmelzen kann!»

«Kommt Hans noch immer so oft zu Ihnen?» beharrte Ulrich vorsichtig. Gerda zuckte die Achseln.

Ihre klugen Eltern hatten Hans Sepp nicht das Haus verboten, sondern ihm einige Tage im Monat eingeräumt. Dafür mußte Hans Sepp, der Student, der nichts war und noch keine Aussicht hatte, etwas zu werden, ihnen sein Ehrenwort geben, fortan Gerda zu nichts Unrechtem zu verleiten und die Propaganda der deutschen mystischen Tat einzustellen. Sie hofften, ihm damit den Zauber des Verbotenen zu nehmen. Und Hans Sepp hatte in seiner Keuschheit (denn nur Sinnlichkeit will Besitz, ist aber jüdisch-kapitalistisch) das abverlangte Ehrenwort ruhig gegeben, worunter er jedoch nicht verstand, daß er heimlich öfter ins Haus kommen oder glühende Reden, begeisterte Händedrücke und selbst Küsse unterlassen werde, was alles noch zum natürlichen Leben befreundeter Seelen gehört; sondern nur die Propaganda für ein priester- und staatsloses Bündnis, die er bis dahin theoretisch betrieben hatte. Er hatte sein Ehrenwort umso lieber gegeben, als er die seelische Reife für die Tatum seiner Grundsätze bei sich und Gerda noch nicht für gekommen erachtete und ein Riegel gegen die Einflüsterungen der niederen Natur ganz nach seinem Sinne war.

Aber die beiden jungen Leute litten natürlich unter diesem Zwang, der ihnen von außen eine Grenze setzte, ehe sie noch die innere, eigene gefunden hatten. Namentlich Gerda hätte sich diesen Eingriff ihrer Eltern nicht gefallen lassen, wäre sie nicht selbst unsicher gewesen; aber umso bitterer empfand sie ihn. Sie liebte ihren jungen Freund eigentlich nicht sehr; weit mehr war es der Gegensatz zu ihren Eltern, den sie in Anhänglichkeit an ihn übersetzte. Wäre Gerda einige Jahre später geboren worden, so wäre ihr Papa einer der reichsten Männer der Stadt gewesen, wenn auch gerade dann kein besonders gut angesehener, und ihre Mutter würde ihn wieder bewundert haben, ehe Gerda in die Lage hätte kommen können, die Streitigkeiten zwischen ihren Erzeugern als Zwiespalt in sich selbst zu empfinden. Sie würde sich dann wahrscheinlich mit Stolz als ein Rassenmischwesen gefühlt haben; wie die Verhältnisse aber in Wirklichkeit waren, lehnte sie sich gegen ihre Eltern und deren Lebensprobleme auf, wollte nicht von ihnen erblich belastet sein und war blond, frei, deutsch und kraftvoll, als hätte sie mit ihnen nichts zu tun. Das besaß, so gut es aussah, den Nachteil, daß sie nie dazu gekommen war, den Wurm, der an ihr fraß, ans Licht zu befördern. In ihrer häuslichen Umgebung wurde die Tatsache, daß es Nationalismus und Rassenideologie gebe, obgleich diese halb Europa in hysterische Gedanken verwickelten und sich gerade innerhalb der Fischelschen Mauern alles um sie drehte, als nicht vorhanden behandelt. Was Gerda davon wußte, war von außen, in den dunklen Formen des Gerüchts, als Andeutung und Übertreibung zu ihr gedrungen. Der Widerspruch, der darin lag, daß ihre Eltern sonst von allem, was viele Leute sagten, einen starken Eindruck empfingen, in diesem Fall aber eine sonderbare Ausnahme machten, hatte sich ihr früh eingepreßt; und weil ihr ein bestimmter und nüchterner Sinn in dieser gespenstischen Frage abging, setzte sie mit ihr namentlich in den Jahren der Halbreife alles in Verbindung, was ihr in ihrem Elternhaus unangenehm und unheimlich war.

Eines Tages lernte sie den christgermanischen Kreis junger Leute kennen, dem Hans Sepp angehörte, und fühlte sich mit einemmal in ihrer wahren Heimat. Es wäre schwer zu sagen, woran diese jungen Menschen glaubten; sie bildeten eine jener unzähligen kleinen, unabgegrenzten freien Geistessekten, von denen die deutsche Jugend seit dem Zerfall des humanistischen Ideals wimmelt. Sie waren keine Rasseantisemiten, sondern Gegner der «jüdischen Gesinnung», worunter sie Kapitalismus und Sozialismus, Wissenschaft, Vernunft, Elternmacht und -anmaßung, Rechnen, Psychologie und Skepsis verstanden. Ihr Hauptlehrstück war das «Symbol»; soweit Ulrich folgen konnte, und er hatte ja einiges Verständnis für derlei Dinge, nannten sie Symbol die großen Gebilde der Gnade, durch die das Verwirrte und Verzweigte des Lebens, wie Hans Sepp sagte, klar und groß wird, die den Lärm der Sinne verdrängen und die Stirn in den Strömen der Jenseitigkeit netzen. Den Isenheimer Altar, die ägyptischen Pyramiden und Novalis nannten sie so; Beethoven und Stefan George ließen sie als Andeutungen gelten, und was ein Symbol, in nüchternen Worten ausgedrückt, sei, das sagten sie nicht, erstens weil sich Symbole in nüchternen Worten nicht ausdrücken lassen, zweitens weil Arier nicht nüchtern sein dürfen, weshalb ihnen im letzten Jahrhundert nur Andeutungen von Symbolen gelungen sind, und drittens weil es eben Jahrhunderte gibt, die den menschenfernen Augenblick der Gnade im menschenfernen Menschen nur noch spärlich hervorbringen.

Gerda, die ein kluges Mädchen war, empfand heimlich nicht wenig Mißtrauen gegen diese übertriebenen Anschauungen, aber sie mißtraute auch diesem Mißtrauen, in dem sie ein Erbteil der elterlichen Vernunft zu erkennen glaubte. So unabhängig sie sich gab, war sie ängstlich bemüht, ihren Eltern nicht zu gehorchen, und litt unter der Bangigkeit, daß ihre Abstammung sie hindern könnte, Hansens Gedanken zu folgen. Sie regte sich gegen die Tabugrenzen der Moral des sogenannten guten Hauses, den anmaßenden und erstickenden Eingriff des elterlichen Verfügungsrechts in die Persönlichkeit aus dem Innersten auf, indessen Hans, der aus «gar

keinem Haus» stammte, wie ihre Mutter das ausdrückte, weit weniger litt; er hatte sich aus dem Kreis der Gefährten als der «Seelenführer» Gerdas herausgeschält, sprach leidenschaftlich mit der gleichaltrigen Freundin und versuchte, sie mit seinen von Küssen begleiteten großen Auseinandersetzungen in die «Region der Unbedingtheit» zu entrücken, aber praktisch fand er sich mit der Bedingtheit des Hauses Fischel ganz geschickt ab, sofern man ihm nur erlaubte, es «aus Gesinnung» abzulehnen, was freilich fortwährend Anlaß zu Krach mit Papa Leo gab.

«Liebe Gerda,» sagte Ulrich nach einer Weile «Ihre Freunde quälen Sie mit Ihrem Vater und sind die schrecklichsten Erpresser, die ich kenne!»

Gerda wurde blaß und rot. «Sie selbst sind kein junger Mensch mehr,» entgegnete sie «Sie denken anders als wir!» Sie wußte, daß sie Ulrichs Eitelkeit getroffen hatte, und fügte versöhnlich hinzu: «Ich stelle mir unter Liebe überhaupt nicht riesig viel vor. Vielleicht verliere ich meine Zeit mit Hans, wie Sie sagen; vielleicht muß ich überhaupt verzichten und werde nie jemand so gern haben, daß ich ihm jede Falte meiner Seele im Denken und Fühlen, im Arbeiten und Träumen öffnen kann: Ich stelle es mir nicht einmal so schrecklich vor!»

«Sie sind so altklug, Gerda, wenn Sie wie Ihre Freunde reden!» unterbrach sie Ulrich.

Gerda wurde heftig. «Wenn ich mit meinen Freunden rede,» rief sie aus «so gehen die Gedanken von einem zum andern, und wir wissen, daß wir in unserem Volk leben und sprechen: verstehen Sie das denn überhaupt? Wir stehen zwischen ungezählten Artgenossen und fühlen sie; das ist in einer Weise sinnkörperlich, die Sie bestimmt – nein, die Sie sich bestimmt nicht einmal vorstellen können; weil Sie immer nur nach *einem* Menschen begehrt haben; Sie denken wie ein Raubtier!»

Warum wie ein Raubtier? Der Satz, wie er in der Luft war, verräterisch, kam ihr selbst unsinnig vor, und sie schämte sich ihrer Augen, die sich, angstvoll aufgerissen, auf Ulrich richteten.

«Ich will nicht darauf antworten» sagte Ulrich sanft. «Ich will Ihnen, um das Gespräch zu ändern, lieber eine Geschichte erzählen. Kennen Sie» – und er zog sie mit seiner Hand, in der das Gelenk der ihren verschwand wie ein Kind zwischen Bergfelsen, näher an sich heran – «die aufregende Geschichte vom Mondeinfang? Sie wissen doch, daß unsere Erde früher mehrere Monde hatte? Und es gibt eine Theorie, die viele Anhänger besitzt, nach der solche Monde nicht das sind, wofür wir sie halten, erkaltete Himmelskörper, ähnlich der Erde selbst, sondern große, durch den Weltraum eilende Eiskugeln, die der Erde zu nahe gekommen sind und von ihr festgehalten werden. Unser Mond wäre die letzte davon. Sehen Sie ihn sich doch einmal an!» Gerda war ihm gefolgt und suchte im Sonnenhimmel den bleichen Mond. «Sieht er nicht aus wie eine Eisscheibe?» fragte Ulrich. «Das ist nicht Beleuchtung! Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, wie es kommt, daß der Mann im Mond uns immer die gleiche Ansicht zukehrt? Er dreht sich nämlich nicht mehr, unser letzter Mond, er ist schon festgehalten! Sehen Sie, wenn der Mond einmal in die Gewalt der Erde gekommen ist, so kreist er ja nicht nur um sie, sondern sie zieht ihn auch immer näher an sich. Wir bemerken es bloß nicht, weil dieses Heranschrauben Jahrhunderttausende dauert oder noch länger. Aber es ist nicht wegzuleugnen, und in der Geschichte der Erde müssen Jahrtausende vorgekommen sein, wo die Monde vor diesem von ihr ganz nah herangezogen worden waren und mit einer ungeheuren Geschwindigkeit um die Erde rasten. Und so wie heute der Mond eine Flutwelle nach sich zieht, die einen Meter oder zwei hoch ist, so schleifte er damals einen Wasser- und Schlammberg so hoch wie ein Gebirge in taumelnder Fahrt um die Erde. Man kann sich eigentlich die Angst kaum vorstellen, in der durch solche Jahrtausende Geschlecht um Geschlecht auf der wahnsinnigen Erde gelebt haben muß →»

«Hat es denn damals schon Menschen gegeben?» fragte Gerda.



«Gewiß. Denn zum Schluß zerreißt solch ein Eismond, prasselt nieder, und die Flut, die er unter seiner Bahn berghoch zusammengezogen hat, fllt zurück und schlgt mit einer ungeheuren Welle über der ganzen Kugel zusammen, ehe sie sich wieder von neuem verteilt: Das ist nichts anderes als die Sintflut, was so viel heißt wie große allgemeine Überschwemmung! Wie könnten alle Sagen das so übereinstimmend überliefern, wenn die Menschen es nicht wirklich mitgemacht hätten? Und da wir einen Mond noch haben, werden solche Jahrtausende auch noch einmal wiederkommen. Es ist ein sonderbarer Gedanke ...»

Gerda blickte atemlos zum Fenster hinaus auf den Mond; sie hatte ihre Hand noch immer in der seinen liegen, der Mond lag als blasser, hblicher Fleck im Himmel, und gerade dieses unscheinbare Dasein gab dem phantastischen Weltabenteurer, als dessen Opfer sie in irgendeiner Gefhlsverbindung sich selbst empfand, schlichte Alltagswahrheit.

«Diese Geschichte ist aber gar nicht wahr» sagte Ulrich. «Die Sachverständigen nennen es eine verrückte Theorie, und in Wirklichkeit kommt der Mond auch nicht der Erde näher, sondern ist sogar um zweiunddreißig Kilometer weiter von ihr entfernt, als es rechnungsgem sein sollte, wenn ich mich recht erinnere.»

«Warum haben Sie mir dann diese Geschichte erzählt?» fragte Gerda und versuchte ihre Hand aus der seinen zu ziehn. Ihre Auflehnung hatte jedoch alle Kraft verloren; es ging ihr immer so, wenn sie mit einem Mann sprach, der keineswegs dümmer war als Hans, aber Ansichten ohne Übertreibung hatte, geputzte Fingernägel und gekmmtes Haar. Ulrich beobachtete den feinen schwarzen Flaum, der auf Gerdas blonder Haut als Widerspruch hervorbrach; das vielfältig Zusammengesetzte armer Menschen von heute schien mit diesen Härchen aus dem Leib zu sprossen. «Ich weiß es nicht» antwortete er. «Soll ich wiederkommen?»

Gerda ließ die Aufregung ihrer freigewordenen Hand an verschiedenen kleinen Gegenständen aus, die sie hin und her rückte, und erwiderte nichts.

«Ich komme also bald wieder» versprach Ulrich, obgleich das vor diesem Wiedersehn nicht seine Absicht gewesen war.

[<]  
74

Das 4. Jahrhundert v. Chr. gegen das Jahr 1797 Ulrich erhält abermals einen Brief seines Vaters

Es hatte sich rasch das Gerücht verbreitet, daß die Zusammenkünfte bei Diotima ein außerordentlicher Erfolg seien. In dieser Zeit erhielt Ulrich einen ungewnlich langen Brief seines Vaters, dem ein dickes Konvolut von Broschüren und Seperatabdrucken beigelossen war. In dem Brief stand ungefähr: «Mein lieber Sohn! Dein längeres Schweigen ... Ich habe dennoch von dritter Seite mit Vergnügen gehört, daß meine Bemühungen um Dich ... mein wohlmeinender Freund Graf Stallburg ... Se. Erlaucht Graf Leinsdorf ... Unsere Verwandte, die Gattin des Sektionschefs Tuzzi ... Wofür ich Dich jetzt ersuchen muß in Deinem neuen Kreis Deinen ganzen Einfluß einzusetzen, ist das Folgende:

Die Welt zerrisse, wenn alles als wahr gelten dürfte, was dafür gehalten wird, und jeder Wille als erlaubt, der sich selbst so vorkommt. Es ist darum unser aller Pflicht, die eine Wahrheit und den rechten Willen festzustellen und, soweit uns dies gelungen ist, mit unerbittlichem

Pflichtbewußtsein darüber zu wachen, daß es auch in der klaren Form wissenschaftlicher Anschauung niedergelegt werde. Du magst daraus entnehmen, was es bedeutet, wenn ich Dir mitteile, daß in Laienkreisen, aber leider vielfach auch in solchen der Wissenschaft, welche den Einflüsterungen einer verworrenen Zeit erliegen, schon seit langem eine höchst gefährliche Bewegung im Gang ist, um bei der Neufassung unseres Strafrechts gewisse vermeintliche Verbesserungen und Milderungen zu erzielen. Ich muß vorausschicken, daß schon seit einigen Jahren zum Zweck dieser Neufassung ein vom Minister einberufener Ausschuß von bekannten Sachverständigen besteht, dem ich anzugehören die Ehre habe, ebenso wie mein Universitätskollege Professor Schwung, an den Du Dich vielleicht von früher, aus einer Zeit erinnerst, wo ich ihn noch nicht durchschaut hatte, so daß er durch lange Jahre als mein bester Freund gelten durfte. Was nun die Milderungen betrifft, von denen ich gesprochen habe, so habe ich einstweilen in der Form des Gerüchts erfahren – was aber auch an und für sich leider nur allzu wahrscheinlich ist –, daß im bevorstehenden Jubiläumsjahr unseres ehrwürdigen und milden Herrschers, sozusagen also unter Ausnützung aller Stimmungen der Großmut, besondere Anstrengungen zu erwarten sein werden, um jener unheilvollen Verweichlichung der Rechtspflege bei uns Eingang zu verschaffen. Dem einen Riegel vorzuschieben, sind selbstverständlich Professor Schwung und ich gleich fest entschlossen.

Ich will darauf Rücksicht nehmen, daß Du juridisch nicht gebildet bist, aber soviel wird Dir bekannt sein, daß die beliebteste Einbruchspforte dieser sich fälschlich Humanität nennenden Rechtsunsicherheit die Bestrebung bildet, den die Strafe ausschließenden Begriff der Unzurechnungsfähigkeit in der unklaren Form einer verminderten Zurechnungsfähigkeit auch auf jene zahlreichen Individuen auszudehnen, die weder geisteskrank, noch moralisch normal sind und das Heer jener Minderwertigen, moralisch Schwachsinnigen bilden, von dem unsere Kultur leider immer mehr verseucht wird. Du wirst Dir selbst sagen, daß der Begriff einer solchen verminderten Zurechnungsfähigkeit – wenn sich das überhaupt einen Begriff nennen läßt, was ich bestreite! – aufs engste mit der Fassung zusammenhängen muß, die wir den Vorstellungen der vollen Zurechnungsfähigkeit bzw. Unzurechnungsfähigkeit geben, und ich komme damit auf den eigentlichen Gegenstand meiner Mitteilung.

Anschließend an schon vorhandene Gesetzesfassungen und in Erwägung der angeführten Umstände habe ich nämlich in dem vorerwähnten vorberatenden Ausschuß vorgeschlagen, dem betr. § 318 des künftigen Strafrechts die folgende Fassung zu geben:

«Eine strafbare Handlung ist dann nicht vorhanden, wenn der Täter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustand von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistestätigkeit befand, so daß → und Professor Schwung unterbreitete einen Vorschlag, der genau mit den gleichen Worten anfing.

Dann aber fuhr der seine mit den Worten fort: «– so daß seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war», während der meine den Wortlaut haben sollte: «– so daß er nicht die Fähigkeit besaß, das Unrecht seiner Handlung einzusehen.» – Ich muß gestehn, daß ich die boshafte Absicht dieses Widerspruchs anfangs selbst gar nicht bemerkt hatte. Ich habe persönlich immer die Auffassung vertreten, daß der Wille sich bei fortschreitender Verstandes- und Vernunftentwicklung das Begehren bzw. den Trieb in Gestalt der Überlegung und des daraus folgenden Entschlusses unterwirft. Ein gewolltes ist somit immer ein mit dem Denken verknüpftes, kein instinktmäßiges Handeln. Insoweit der Mensch seinen Willen kürt, ist er frei; wenn er menschliche Begehren hat, d. h. Begehren, die seinem sinnlichen Organismus entsprechen, also sein Denken gestört ist, so ist er unfrei. Das Wollen ist eben nichts Zufälliges, sondern notwendig aus unserem Ich folgende Selbstbestimmung, und also ist der Wille im

Denken bestimmt, und wenn das Denken gestört ist, so ist der Wille nicht mehr Wille, sondern der Mensch handelt nur aus der Natur seines Begehrens! – Es ist mir aber natürlich bekannt, daß in der Literatur auch die gegenteilige Ansicht vertreten wird, derzufolge das Denken im Wollen bestimmt sein solle. Es ist das eine Auffassung, die unter den modernen Juristen allerdings erst seit dem Jahre 1797 ihre Anhänger hat, wogegen die von mir adoptierte seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. allen Angriffen widerstanden hat, aber ich wollte mein Entgegenkommen beweisen und schlug deshalb eine beide Vorschläge vereinigende Fassung vor, die dann also gelautet hätte:

«Eine strafbare Handlung ist dann nicht vorhanden, wenn der Täter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustand von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistestätigkeit befand, so daß er nicht die Fähigkeit besaß, das Unrecht seiner Handlung einzusehn, und seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war.»

Da aber zeigte sich nun Professor Schwung in seiner wahren Natur! Er mißachtete mein Entgegenkommen und behauptete anmaßend, daß das «und» in diesem Satze durch ein «oder» ersetzt werden müsse. Du verstehst die Absicht. Das ist es doch gerade, was den Denker vom Laien abhebt, daß er ein Oder unterscheidet, wo dieser einfach ein Und setzt, und Schwung machte den Versuch, mich oberflächlichen Denkens zu bezichtigen, indem er meine sich in dem «und» ausdrückende Verständigungsbereitschaft, welche beide Fassungen in eine ziehen wollte, dem Verdacht preisgab, ich hätte die Größe des zu überbrückenden Gegensatzes nicht in ihrer ganzen Tragweite erfaßt!

Es versteht sich von selbst, daß ich ihm von diesem Augenblick an mit aller Härte entgegengetreten bin.

Ich habe meinen Vermittlungsvorschlag zurückgezogen und mich gezwungen gefühlt, ohne Abweichungen auf der Annahme meiner ersten Fassung zu beharren; Schwung aber trachtet mit perfidem Raffinement seither, mir Schwierigkeiten zu bereiten. So wendet er ein, daß nach meinem Vorschlag, der die Fähigkeit, das Unrecht einzusehn, zur Grundlage nimmt, eine Person, welche, wie es vorkommt, an besonders gearteten Wahnvorstellungen leidet, sonst aber gesund ist, nur dann wegen Geisteskrankheit freigesprochen werden dürfte, wenn sie nachweisen ließe, daß sie infolge ihrer besonderen Wahnvorstellungen das Vorhandensein von Umständen annahm, welche ihre Handlung rechtfertigen oder deren Strafbarkeit aufheben würden, so daß sie sich also in einer wenn auch falsch vorgestellten Welt doch korrekt benommen hätte. Das ist aber ein ganz nichtiger Einwand, denn wenn auch die empirische Logik Personen kennt, die teils krank und teils gesund sind, die Logik des Rechts darf in Betreff derselbigen Tat niemals ein Mischverhältnis zweier Rechtszustände zugeben, für sie sind die Personen entweder zurechnungsfähig, oder sie sind es nicht, und wir dürfen annehmen, daß auch in Personen, welche an besonders gearteten Wahnvorstellungen leiden, die Fähigkeit, das Rechte vom Unrechten zu unterscheiden, i. a. erhalten ist. Wenn sie ihnen in einem besonderen Fall durch Wahnvorstellungen verschleiert wurde, so hätte es eben nur einer besonderen Anspannung ihrer Intelligenz bedurft, um das in Übereinstimmung mit ihrem übrigen Ich zu bringen, und es ist gar kein Grund vorhanden, darin eine besondere Schwierigkeit zu sehen.

Ich habe denn auch Professor Schwung sofort entgegnet, daß, wenn die Zustände der Zurechnungsfähigkeit und Unzurechnungsfähigkeit logisch nicht gleichzeitig zu bestehen vermögen, man bei solchen Individuen annehmen müsse, daß sie in schnellem Wechsel aufeinander folgen, woraus dann gerade für seine Theorie die Schwierigkeit entsteht, für die einzelne Tat die Frage zu beantworten, aus welchem dieser wechselnden Zustände sie hervorgegangen sei; denn zu diesem Behufe müßte man alle Ursachen anführen, die auf den

Angeklagten seit seiner Geburt eingewirkt haben, und alle Ursachen, welche auf seine Vorfahren gewirkt haben, die ihn mit ihren guten und schlechten Eigenschaften belasten. – Du wirst es nun kaum glauben, aber Schwung hatte in der Tat die Stirn, mir zu erwidern, daß dies ganz recht so sei, denn die Logik des Rechts dürfe in Betreff derselbigen Tat niemals ein Mischungsverhältnis zweier Rechtszustände zulassen, und darum müsse auch in Bezug auf jedes einzelne Wollen entschieden werden, ob es dem Inculpanten nach seiner psychischen Entwicklung möglich gewesen sei, das Wollen zu beherrschen oder nicht. Wir wüßten, findet er gut zu behaupten, mit weit mehr Deutlichkeit, daß unser Wille frei sei, als daß alles, was geschieht, eine Ursache habe, und solange wir im Grunde frei seien, seien wir es auch den einzelnen Gründen nach, weshalb man annehmen müsse, daß es in solchem Fall nur einer besonderen Anspannung der Willenskraft bedürfe, um den ursächlich bedingten verbrecherischen Antrieben zu widerstehn.»

An dieser Stelle unterbrach Ulrich die weitere Erforschung der Pläne seines Vaters und wog nachdenklich die am Rand zitierten vielen Beilagen des Briefs in der Hand. Er warf nur noch einen Blick auf das Ende des Schreibens und unterrichtete sich, daß sein Vater von ihm eine «objektive Beeinflussung» der Grafen Leinsdorf und Stallburg erwartete und den nachdrücklichen Rat gab, in den zuständigen Ausschüssen der Parallelaktion rechtzeitig auf die Gefahren hinzuweisen, die für den Geist des Staatsganzen entstehen könnten, wenn im Jubiläumjahr eine so wichtige Frage eine falsche Fassung und Lösung erhalte.

[<]

75

General Stumm von Bordwehr betrachtet Besuche bei Diotima als eine schöne Abwechslung in den dienstlichen Obliegenheiten

Der kleine, dicke General hatte Diotima abermals seine Aufwartung gemacht. – Obgleich dem Soldaten im Beratungszimmer eine bescheidene Rolle angemessen sei, hatte er begonnen, wage er doch zu prophezeien, daß Staat die Macht sei, sich im Völkerkampf zu behaupten, und daß die militärische Kraft, die man im Frieden entfalte, den Krieg fernhalte. Aber Diotima war ihm sofort ins Wort gefallen. «Herr General!» sagte sie, zitternd vor Zorn «Alles Leben ruht auf Friedenskräften; selbst das Geschäftsleben, wenn man es richtig zu betrachten weiß, ist eine Dichtung.» Der kleine General sah sie einen Augenblick lang bestürzt an, rückte sich aber sogleich im Sattel zurecht. «Exzellenz» pflichtete er bei – und um diese Anrede zu verstehen, muß daran erinnert werden, daß Diotimas Gatte Sektionschef war, daß in Kakanien ein Sektionschef den gleichen Rang hatte wie ein Divisionskommandeur, daß aber nur die Divisionskommandeure ein Anrecht auf die Ansprache Exzellenz besaßen und daß auch ihnen dieses Anrecht nur im dienstlichen Verkehr zukam; da aber der Soldatenberuf ein ritterlicher ist, hätte man darin nicht vorwärtskommen können, wenn man sie nicht auch außer Dienst mit Exzellenz angesprochen hätte, und im Geiste ritterlichen Strebens redete man ihre Gattinnen gleich auch mit Exzellenz an, ohne lang über die Frage nachzudenken, wann sich diese im Dienst befanden –: so verwickelte Zusammenhänge durcheilte der kleine General im Fluge, um Diotima gleich mit dem ersten Wort seiner unbedingten Zustimmung und Ergebenheit zu versichern, und sagte also: «Exzellenz nehmen mir das Wort aus dem Munde. Das Kriegsministerium hat selbstverständlich bei der Bildung der Komitees aus politischen Gründen nicht berücksichtigt werden können, aber wir haben gehört, daß die große Bewegung ein pazifistisches Ziel erhalten

soll – eine internationale Friedensaktion, sagt man, oder die Stiftung von heimischen Wandgemälden für den Haager Palast? – und ich kann Exzellenz versichern, wie ungeheuer sympathisch uns das ist. Man macht sich ja gewöhnlich falsche Vorstellungen vom Militär; natürlich, ich will nicht behaupten, daß sich ein junger Leutnant nicht den Krieg wünsche, aber alle verantwortlichen Stellen sind aufs tiefste überzeugt, daß man die Sphäre der Gewalt, die wir nun einmal leider darstellen, mit den Segnungen des Geistes verbinden müsse, genau so, wie Exzellenz es eben gesagt haben.»

Er grub ein kleines Bürstchen aus der Hosentasche und fuhr damit einigemal über seinem kleinen Bart hin und her; es war das eine schlechte Angewohnheit aus seiner Kadettenzeit, wo der Bart noch die ungeduldig erwartete große Lebenshoffnung bildet, und er wußte es gar nicht. Mit seinen großen braunen Augen starrte er Diotima ins Gesicht und suchte die Wirkung seiner Worte abzulesen. Diotima zeigte sich besänftigt, wenn sie es auch niemals in seiner Gegenwart gänzlich war, und geruhte, dem General Aufschlüsse über das zu geben, was seit der großen Sitzung vor sich gegangen war. Der General zeigte sich namentlich von dem großen Konzil begeistert, gab seiner Bewunderung für Arnheim Ausdruck und sprach die Überzeugung aus, daß eine solche Zusammenkunft hervorragend segensreich wirken müsse. «Es gibt ja viele Menschen, die gar nicht wissen, wie wenig Ordnung der Geist hat!» führte er aus. «Ich bin sogar, wenn Exzellenz gestatten, überzeugt, daß die meisten Menschen glauben, täglich einen Fortschritt der allgemeinen Ordnung zu erleben. Sie sehen alles voll von Ordnung; die Fabriken, die Büros, die Eisenbahnfahrpläne und Unterrichtsanstalten, – ich darf da wohl auch mit Stolz unsere Kasernen erwähnen, die mit bescheidenen Mitteln geradezu an die Disziplin eines guten Musikorchesters erinnern –, und man kann hinschaun, wo man will, so sieht man eine Ordnung, eine Geh-, Fahr-, Steuer-, Kirchen-, Geschäfts-, Rang-, Ball-, Sittenordnung und so weiter. Also ich bin überzeugt, daß fast jeder Mensch heute unser Zeitalter für das geordnetste hält, was es je gegeben hat. Haben Exzellenz nicht auch, so im Innersten, dieses Gefühl? Ich wenigstens hab' es. Also ich, wenn ich nicht sehr aufpasse, habe ich sofort das Gefühl, daß der Geist der Neuzeit eben in dieser größeren Ordnung liegt und daß die Reiche von Ninive und Rom an irgendeiner Schlamperei zugrunde gegangen sein müssen. Ich glaube, die meisten Menschen empfinden so und setzen stillschweigend voraus, daß die Vergangenheit zur Strafe vergangen ist, für irgendetwas, das nicht in Ordnung war. Aber diese Vorstellung ist ja freilich eine Täuschung, der sich gebildete Menschen nicht hingeben sollten. Und darin liegt leider die Notwendigkeit der Macht und des Soldatenberufs!»

Der General empfand tiefe Befriedigung darüber, mit dieser geistvollen jungen Frau so zu plaudern; da hatte er einmal eine schöne Abwechslung in den dienstlichen Obliegenheiten. Aber Diotima wußte nicht, was sie ihm antworten sollte; aufs Geratewohl wiederholte sie: «Wir hoffen ja wirklich die bedeutendsten Männer zu versammeln, aber die Aufgabe bleibt auch dann noch schwer. Sie machen sich keine Vorstellung davon, wie mannigfaltig die Anregungen sind, die man empfängt, und man möchte doch das Beste wählen. Aber Sie haben Ordnung gesagt, Herr General: Niemals wird man durch Ordnung, durch nüchternes Abwägen, Vergleichen und Prüfen ans Ziel kommen; die Lösung muß ein Blitz, ein Feuer, eine Intuition, eine Synthese sein! Wenn man die Geschichte der Menschheit betrachtet, so ist sie keine logische Entwicklung, wohl aber erinnert sie mit ihren plötzlichen Eingebungen, deren Sinn sich erst nachträglich herausstellt, an eine Dichtung!»

«Halten zugute, Exzellenz,» erwiderte der General «der Soldat versteht wenig von Dichtung; aber wenn jemand einer Bewegung Blitz und Feuer schenken kann, so sind es Exzellenz, das versteht ein alter Offizier!»

Graf Leinsdorf zeigt sich zurückhaltend

So weit war der dicke General ja ganz urban, wenn er auch seine Besuche machte, ohne aufgefordert worden zu sein, und Diotima hatte ihm mehr anvertraut, als sie wollte. Was ihn trotzdem mit Schreck umgab und sie nachträglich ihre Liebenswürdigkeit wieder bedauern hieß, war eigentlich nicht er selbst, sondern, wie Diotima es sich erklärte, ihr alter Freund Graf Leinsdorf. War Se. Erlaucht eifersüchtig? Und wenn, auf wen? Leinsdorf zeigte sich dem Konzil, obgleich er es jedesmal mit kurzer Anwesenheit beehrte, nicht so günstig, wie Diotima erwartet hatte. Se. Erlaucht hatte eine ausgesprochene Abneigung gegen etwas, das er Nur-Literatur nannte. Es war das eine Vorstellung, die sich für ihn mit Juden, Zeitungen, sensationssüchtigen Buchhändlern und dem liberalen, ohnmächtig schwätzenden, für Geld produzierenden Geist des Bürgertums verband, und das Wort Nur-Literatur war geradezu ein neuer Ausdruck von ihm geworden. Jedesmal, wenn Ulrich Anstalten traf, ihm die mit der Post eingelaufenen Vorschläge vorzulesen, worunter sich alle die Anregungen befanden, die Welt vorwärts oder zurück zu bewegen, wehrte er jetzt mit den Worten ab, die jedermann gebraucht, wenn er neben seinen eigenen Absichten auch noch die Absichten aller anderen Menschen erfährt, er sagte: «Nein, nein, ich habe heute etwas Wichtiges vor, und das da ist ja doch nur Literatur!» Er dachte dann an Felder, Bauern, kleine Landkirchen und jene fest von Gott wie die Garben auf einem geschnittenen Feld gebundene Ordnung, die so schön, gesund und lohnend ist, wenn sie auf den Gütern auch zuweilen Schnapsbrennereien zuläßt, um der Entwicklung Rechnung zu tragen. Hat man aber diese ruhige Weite des Blicks, so erscheinen in ihr Schützenvereine und Molkereigenossenschaften, mögen sie noch so abseits zu Hause sein, als ein Stück fester Ordnung und Bindung; und sollten sie sich veranlaßt sehen, auf weltanschaulicher Grundlage eine Forderung zu stellen, so hat diese, wie man sagen könnte, den Vorrang eines grundbücherlich eingetragenen Geistesbesitzes vor den Forderungen, die der Geist irgendeines Privatmannes aufstellt. So kam es, daß Graf Leinsdorf, wenn Diotima mit ihm ernst über das reden wollte, was sie von den großen Geistern in Erfahrung gebracht hatte, gewöhnlich die Eingabe irgendeines Vereines von fünf Dummköpfen in der Hand hatte oder aus der Tasche zog und die Behauptung aufstellte, dieses Papier wiege in der Welt der realen Sorgen schwerer als die Einfälle von Genies.

Das war ein ähnlicher Geist wie der, den Sektionschef Tuzzi an den Archiven seines Ministeriums rühmte, die es ausschlossen, das Konzil amtlich als vorhanden anzusehen, dagegen jeden Flohstich des kleinsten Provinzboten blutig ernst nahmen; und Diotima hatte in solchen Sorgen niemand, dem sie sich anvertrauen konnte, außer Arnheim. Aber gerade Arnheim nahm Se. Erlaucht in Schutz. Er war es, der ihr die ruhige Weite des Blicks dieses Grandseigneurs auseinandersetzte, als sie sich über die Vorliebe beklagte, die Graf Leinsdorf für Standschützen und Molkereigenossenschaften an den Tag lege. «Se. Erlaucht glaubt an die richtunggebende Kraft des Bodens und der Zeit» erläuterte er ernst. «Glauben Sie mir, das kommt vom Landbesitz. Der Boden entkompliziert, so wie er das Wasser reinigt. Selbst ich auf meinem sehr bescheidenen Gut verspüre bei jedem Aufenthalt diese Wirkung. Das wirkliche Leben macht einfach.» Und nach einigem Zögern fügte er hinzu: «Se. Erlaucht ist in seiner großlinigen

Lebensgestaltung auch äußerst tolerant, um nicht zu sagen, waghalsig duldsam → Da diese Seite an ihrem erlauchten Gönner Diotima neu war, blickte sie lebhaft auf. «Ich möchte nicht mit Sicherheit behaupten,» fuhr Arnheim mit unbestimmtem Nachdruck fort «daß Graf Leinsdorf bemerkt, wie sehr Ihr Vetter als Sekretär sein Vertrauen mißbraucht, natürlich nur gesinnungsmäßig, will ich gleich hinzufügen, durch seine Skepsis gegen hohe Pläne und spöttische Sabotage. Ich würde befürchten, daß sein Einfluß auf Graf Leinsdorf kein günstiger sei; wenn nicht dieser wahre Pair eben so sicher eingefügt wäre in die großen überlieferten Gefühle und Ideen, auf denen das wirkliche Leben ruht, daß er sich dieses Vertrauen wahrscheinlich gestatten kann.»

Das war eine starke und verdiente Äußerung über Ulrich, aber Diotima achtete nicht so sehr darauf, weil ihr der andere Teil von Arnheims Auffassung Eindruck machte, gleichsam Güter nicht wie ein Gutsbesitzer zu besitzen, sondern wie eine seelische Massage; sie fand das großartig und sann dem Gedanken nach, sich als Gattin auf einem solchen Gut zu denken. «Ich bewundere manchmal,» sagte sie «mit wieviel Nachsicht Sie über Se. Erlaucht urteilen! Das ist doch schließlich ein versinkender Geschichtsabschnitt?» «Ja, gewiß;» erwiderte Arnheim «aber die einfachen Tugenden, Mut, Ritterlichkeit und Selbstzucht, welche diese Kaste vorbildlich entwickelt hat, werden immer ihren Wert behalten. Mit einem Wort, der Herr! Ich habe dem Element des Herrn auch im Geschäftsleben immer größeren Wert beilegen gelernt.»

«Dann wäre der Herr am Ende beinahe das gleiche wie das Gedicht?» fragte Diotima nachdenklich.

«Sie haben ein wunderbares Wort gesagt!» bekräftigte ihr Freund. «Es ist das Geheimnis des kraftvollen Lebens. Man kann mit dem Verstand allein weder moralisch sein, noch Politik machen. Der Verstand reicht nicht aus, die entscheidenden Dinge vollziehen sich über ihn hinweg. Menschen, die Großes erreichten, haben immer die Musik, das Gedicht, die Form, Zucht, Religion und Ritterlichkeit geliebt. Ja ich möchte sogar behaupten, daß nur Menschen, die das tun, Glück haben! Denn das sind die sogenannten Imponderabilien, die den Herrn, den Mann ausmachen, und noch was in der Bewunderung des Volks für den Schauspieler mitschwingt, ist ein unverständener Rest davon. Aber um auf Ihren Vetter zurückzukommen: Es ist natürlich nicht einfach so, daß man anfängt, konservativ zu werden, wenn man zu bequem für Ausschweifungen geworden ist; sondern, wenn wir auch alle als Revolutionäre geboren werden, eines Tages bemerkt man, daß ein einfach guter Mensch, wie immer seine Intelligenz zu bewerten sein möge, ein verlässlicher, heiterer, tapferer, treuer Mensch also, nicht nur einen unerhörten Genuß bereitet, sondern auch der wirkliche Erdstoff ist, in dem das Leben ruht. Das ist eine Altvordenweisheit, aber sie bedeutet den entscheidenden Wechsel des Geschmacks, der in der Jugend natürlich auf das Exotische gerichtet ist, zum Geschmack des Mannes. Ich bewundere in vielem Ihren Vetter, oder wenn das zu viel gesagt sein sollte, denn man kann wenig von dem verantworten, was er spricht, so möchte ich beinahe sagen, ich liebe ihn, denn er hat etwas außerordentlich Freies und Unabhängiges neben vielem, was innerlich steif und sonderbar ist; eben diese Mischung von Freiheit und innerer Steifigkeit macht übrigens vielleicht seinen Reiz aus, aber er ist ein gefährlicher Mensch, mit seiner infantilen moralischen Exotik und seinem ausgebildeten Verstand, der immer ein Abenteuer sucht, ohne zu wissen, was ihn eigentlich dazu treibt.»

[<]

## Arnheim als Freund der Journalisten

Diotima hatte wiederholt Gelegenheit, die Imponderabilien der Haltung an Arnheim zu beobachten.

So wurden zum Beispiel auf seinen Rat den Tagungen des «Konzils» (wie Sektionschef Tuzzi etwas spöttisch den «Ausschuß zur Fassung eines leitenden Beschlusses in Bezug auf das siebenzigjährige Regierungsjubiläum Sr. Majestät» getauft hatte) manchmal auch die Repräsentanten großer Zeitungen zugezogen, und Arnheim erfreute sich, obgleich er nur als Gast ohne Amt anwesend war, einer Aufmerksamkeit bei ihnen, vor der alle andere Berühmtheit zurücktrat. Denn aus irgendeinem imponderablen Grund sind ja die Zeitungen nicht Laboratorien und Versuchsstätten des Geistes, was sie zum allgemeinen Segen sein könnten, sondern gewöhnlich Magazine und Börsen. Es würde Platon – um ihn als Beispiel zu nehmen, weil man ihn neben einem Dutzend anderer den größten Denker nennt, – ganz bestimmt, wenn er noch lebte, entzückt sein von einem Zeitungsbetrieb, wo jeden Tag eine neue Idee erschaffen, ausgewechselt, verfeinert werden kann, wo von allen Enden der Welt, mit einer Geschwindigkeit, die er nie erlebt hat, die Nachrichten zusammenströmen und ein Stab von Demiurgen bereit ist, sie augenblicklich auf ihren Gehalt an Geist und Wirklichkeit zu prüfen. Er würde in einer Zeitungsredaktion jenen Topos uranios, den himmlischen Ort der Ideen vermutet haben, dessen Vorhandensein er so eindringlich beschrieben hat, daß noch heute alle besseren Menschen, wenn sie zu ihren Kindern oder Angestellten sprechen, Idealisten sind. Und natürlich würde Platon, wenn er heute plötzlich in einer Redaktion vorspräche und nachwies, daß er wirklich jener große Schriftsteller sei, der vor mehr als zweitausend Jahren gestorben ist, damit ungeheures Aufsehen erregen und die lohnendsten Anträge erhalten. Wäre er dann imstande, binnen drei Wochen einen Band philosophischer Reisebriefe zu schreiben und einige tausend seiner bekannten Kurzgeschichten, vielleicht auch eines oder das andere seiner älteren Werke zu verfilmen, so würde es ihm sicher auf längere Zeit ganz gut gehen. Sobald jedoch die Aktualität seiner Wiederkehr vorbei wäre und Herr Platon wollte dann noch eine seiner bekannten Ideen, die sich niemals ganz durchsetzen konnten, verwirklichen, so würde ihn der Chefredakteur nur noch auffordern, zuweilen für die Unterhaltungsbeilage des Blattes ein hübsches Feuilleton, darüber zu schreiben (aber möglichst locker und flott, nicht so schwer im Stil, mit Rücksicht auf den Leserkreis), und der Feuilletonredakteur würde hinzufügen, daß er einen solchen Beitrag leider höchstens einmal im Monat unterbringen könne, weil doch noch so viele andere Talente zu berücksichtigen seien. Und beide Herren besäßen danach das Gefühl, sehr viel für einen Mann getan zu haben, der zwar der Nestor der europäischen Publizisten ist, aber doch etwas überholt und an Gegenwartswert keineswegs einem Mann wie etwa Paul Arnheim gleichzustellen sei.

Was nun Arnheim angeht, so würde er zwar niemals dem beipflichten, weil seine Ehrfurcht vor allem Großen dadurch verletzt würde, aber in mancher Hinsicht fände er es doch sehr begreiflich. Heute, wo alles Mögliche durcheinander geredet wird, wo Propheten und Schwindler die gleichen Redensarten gebrauchen, bis auf kleine Unterschiede, denen nachzuspüren kein beschäftigter Mensch die Zeit hat, wo die Redaktionen fortwährend damit belästigt werden, daß irgendwer ein Genie sei, ist es sehr schwer, den Wert des Menschen oder einer Idee richtig zu erkennen; man kann sich eigentlich nur auf das Gehör verlassen, um zu erkennen, wann das Gemurmel, Raunen und Scharren vor der Redaktionstür laut genug ist, um als Stimme der Allgemeinheit eingelassen zu werden. Von diesem Augenblick an tritt dann allerdings das Genie in einen anderen Zustand ein. Es ist nicht mehr bloß eine windige Angelegenheit der Buch- oder Theaterkritik, deren Widersprüche ein Leser, wie ihn sich die Zeitung wünscht, so wenig ernst



nimmt wie das Gerede von Kindern, sondern es erhält den Rang einer Tatsache, mit allen Folgen, die das hat.

Törichte Eiferer übersehen das verzweifelte Bedürfnis nach Idealismus, das dahinter steckt. Die Welt des Schreibens und Schreibenmüssens ist voll von großen Worten und Begriffen, die ihre Gegenstände verloren haben. Die Attribute großer Männer und Begeisterungen leben länger als ihre Anlässe, und darum bleiben eine Menge Attribute übrig. Sie sind irgendeinmal von einem bedeutenden Mann für einen anderen bedeutenden Mann geprägt worden, aber diese Männer sind längst tot, und die überlebenden Begriffe müssen angewendet werden. Deshalb wird immerzu zu den Beiwörtern der Mann gesucht. Die «gewaltige Fülle» Shakespeares, die «Universalität» Goethes, die «psychologische Tiefe» Dostojewskis und alle die anderen Vorstellungen, die eine lange literarische Entwicklung hinterlassen hat, hängen zu Hunderten in den Köpfen der Schreibenden umher, und aus reiner Absatzstockung nennen diese heute schon einen Tennisstrategen abgründig oder einen Modedichter groß. Man begreift, daß sie dann dankbar sind, wenn sie ihre vorrätigen Worte ohne Verlust an den Mann bringen können. Aber es muß ein Mann sein, dessen Bedeutung bereits eine Tatsache ist, so daß man es versteht, daß die Worte an ihm Platz finden, wenn es auch gar nicht darauf ankommt, wo. Und ein solcher Mann war Arnheim; denn Arnheim war Arnheim, an Arnheim war Arnheim daran, als Erbe seines Vaters war er schon als Ereignis geboren worden, und es konnte keine Zweifel an der Aktualität dessen geben, was er sagte. Er brauchte sich nur der kleinen Anstrengung zu unterziehen, irgend etwas zu äußern, das man mit gutem Willen bedeutend finden konnte. Und Arnheim selbst faßte das auch in einen richtigen Grundsatz. «Ein großer Teil der wirklichen Bedeutung eines Mannes liegt darin, sich seinen Zeitgenossen verständlich machen zu können» pflegte er zu sagen.

Er kam also auch diesmal ausgezeichnet mit den Zeitungen aus, die sich seiner bemächtigten. Er lächelte bloß über ehrgeizige Finanzleute oder Politiker, die am liebsten ganze Wälder von Blättern aufkaufen möchten; dieser Versuch, die öffentliche Meinung zu beeinflussen, erschien ihm so ungeschlacht und verzagt, wie wenn ein Mann einer Frau Geld für ihre Liebe anträgt, obgleich er alles doch viel billiger dadurch haben kann, daß er ihre Phantasie erregt. Er hatte den Journalisten, die ihn über das Konzil befragten, geantwortet, daß schon die Tatsache dieser Zusammenkunft ihre tiefe Notwendigkeit beweise, denn in der Weltgeschichte geschehe nichts Unvernünftiges, und damit hatte er so ausgezeichnet ihre Berufsstimmung getroffen, daß dieser Ausspruch in mehreren Zeitungen wiedergegeben wurde. Es war, wenn man ihn näher betrachtet, auch wirklich ein guter Satz. Denn Menschen, die alles, was geschieht, wichtig nehmen, müßte übel werden, wenn sie nicht die Überzeugung hätten, daß nichts Unvernünftiges geschieht; aber andererseits würden sie sich, wie bekannt, auch lieber in die Zunge beißen, als etwas zu wichtig zu nehmen, und sei es gerade das Bedeutende selbst. Die leichte Prise von Pessimismus, die in Arnheims Äußerung lag, trug viel dazu bei, dem Unternehmen reelle Würdigkeit zu geben, und nun konnte auch der Umstand, daß er ein Landfremder war, als Teilnahme des gesamten Auslandes an ungeheuer interessanten geistigen Vorgängen in Österreich gedeutet werden.

Die anderen Berühmtheiten, die am Konzil teilnahmen, hatten nicht die gleiche unbewußte Gabe, der Presse zu gefallen, aber sie bemerkten die Wirkung; und da Berühmtheiten im allgemeinen wenig voneinander wissen und sich im Ewigkeitszug, der sie alle miteinander führt, meist nur im Speisewagen zu Gesicht bekommen, wirkte die besondere öffentliche Geltung, die Arnheim fand, ohne Nachprüfung auch auf sie ein, und obgleich er sich den Sitzungen aller bestellten Ausschüsse nach wie vor fernhielt, fiel ihm im Konzil ganz von selbst die Rolle eines Mittelpunktes zu. Je mehr diese Zusammenkunft fortschritt, desto deutlicher stellte es sich heraus, daß er ihre eigentliche Sensation war, obgleich er im Grunde nichts dafür tat,

ausgenommen vielleicht, daß er auch im Verkehr mit den berühmten Mitteilnehmern ein Urteil an den Tag legte, das man als bekennensfreudigen Pessimismus in dem Sinne deuten konnte, daß wohl kaum etwas von dem Konzil zu erwarten sei, andererseits aber eine so edle Aufgabe für sich allein schon alle vertrauende Hingabe erfordere, über die man verfüge. Ein solcher zarter Pessimismus erwirbt auch unter großen Geistern Vertrauen; denn aus irgendwelchen Gründen ist die Vorstellung, daß der Geist heute überhaupt niemals wirklichen Erfolg hat, sympathischer als die, daß der Geist eines der Kollegen diesen Erfolg haben sollte, und man konnte Arnheims zurückhaltendes Urteil über das Konzil als eine Anpassung an diese Chance auffassen.

[<]

## Verwandlungen Diotimas

Die Gefühle Diotimas hatten nicht ganz die gleiche geradlinig aufsteigende Entwicklung wie der Erfolg Arnheims.

Es kam vor, daß sie inmitten einer Gesellschaft und ihrer in allen Zimmern kahl geräumten und verwandelten Wohnung in einem geträumten Land zu erwachen glaubte. Sie stand dann von Raum und Menschen umgeben, das Licht des Kronleuchters floß über ihr Haar und von da über Schultern und Hüften hinab, so daß sie seine hellen Fluten zu fühlen meinte, und sie war ganz Statue, Brunnenfigur hätte sie sein können, im Mittelpunkt eines Weltmittelpunkts, von höchster geistiger Anmut überströmt. Sie hielt diese Lage für eine nie wiederkehrende Gelegenheit, alles das zu verwirklichen, woran man im Lauf des Lebens als das Wichtigste und Größte geglaubt hat, und machte sich wenig mehr daraus, daß sie sich nichts Bestimmtes dabei denken konnte. Die ganze Wohnung, die Anwesenheit der Menschen darin, der ganze Abend umgab sie wie ein Kleid, das innen gelbseiden ist; sie fühlte es ihrer Haut zugekehrt, aber sie sah es nicht. Von Zeit zu Zeit wandte sich ihr Blick Arnheim zu, der gewöhnlich anderswo in einer Gruppe von Männern stand und redete; aber dann bemerkte sie, daß ihr Blick schon die ganze Zeit auf ihm geruht hatte, und es war nur ihr Erwachen, das sich ihm nachwandte. Es ruhten, wenn man so sagen darf, auch ohne daß sie hinsah, die äußersten Flügelspitzen ihrer Seele immer auf seinem Gesicht und meldeten, was darin vorging.

Und um bei Federn zu bleiben, wäre hinzuzufügen, daß etwas Geträumtes auch in seiner Erscheinung war, etwa ein Händler mit goldenen Engelsflügeln, der sich in die Versammlung herabgelassen hatte. Das Klirren von Expreß- und Luxuszügen, das Surren von Autos, die Stille von Jagdhütten, das Klatschen von Jachtsegeln war in diesen unsichtbaren, zusammengefalteten, bei einer erklärenden Gebärde seines Arms leise rauschenden Fittichen, mit denen ihr Gefühl ihn ausstattete. Arnheim war nach wie vor oft auf Reisen abwesend, und seine Gegenwart hatte dadurch immer etwas über den Augenblick und die lokalen Ereignisse Hinausreichendes, die für Diotima schon so wichtig waren. Sie wußte, daß ein geheimes Kommen und Gehen von Depeschen, Besuchern und Abgesandten des eigenen Geschäftes, während er hier war, stattfand. Sie hatte allmählich eine Vorstellung und vielleicht sogar eine übertriebene von der Bedeutung eines Welthauses und seiner Verflochtenheit mit den Vorgängen des großen Lebens erlangt. Arnheim erzählte zuweilen atemraubend interessant von den Beziehungen des internationalen Kapitals, Überseegeschäften und politischen Zusammenhängen; ganz neue Horizonte, zum erstenmal überhaupt Horizonte, taten sich vor Diotima auf, man brauchte ihn etwa nur ein einzigesmal über den französisch-deutschen Gegensatz sprechen gehört zu haben, von dem Diotima nicht viel mehr wußte, als daß beinahe alle Personen ihrer Umgebung eine leichte Abneigung gegen Deutschland, gemischt mit einer gewissen lästigen Bruderverpflichtung, hatten: in seiner Darstellung wurde es ein gallisch-keltisch-ostisch-thyreologisches Problem, verbunden mit dem der lothringischen Kohlengruben und weiterhin dem der mexikanischen Ölfelder und dem Gegensatz zwischen Englisch- und Lateinamerika. Von solchen Zusammenhängen hatte Sektionschef Tuzzi keine Ahnung oder zeigte sie wenigstens nicht. Er begnügte sich damit, Diotima von Zeit zu Zeit erneut darauf aufmerksam zu machen, daß seiner Ansicht nach Arnheims Anwesenheit und Bevorzugung ihres Hauses keinesfalls ohne die Annahme

verborgener Zwecke zu verstehen sei, aber über deren mögliche Natur schwieg er und wußte selbst nichts davon.

So fühlte seine Gattin eindrucksvoll die Überlegenheit neuer Menschen über die Methoden veralteter Diplomatie. Sie hatte den Augenblick, wo sie den Entschluß faßte, Arnheim an die Spitze der Parallelaktion zu bringen, nicht vergessen. Es war die erste große Idee ihres Lebens gewesen, und sie hatte sich dabei in einem wunderlichen Zustand befunden; es war eine Art Traum- und Schmelzzustand über sie gekommen, die Idee war in so wunderbare Weiten geraten, und alles, was die Welt Diotimas bis dahin ausgemacht hatte, war dieser Idee entgegen geschmolzen. Was man davon in Worte zu fassen vermochte, bedeutete ja recht wenig; ein Glitzern war es, ein Flimmern, eine eigentümliche Leere und Ideenflucht, und man konnte sogar ruhig zugeben, – dachte Diotima – daß der darin enthaltene Kern, eben der, Arnheim an die Spitze der neuartigen patriotischen Aktion zu bringen, unmöglich gewesen sei. Arnheim war Ausländer, das blieb richtig. So unmittelbar, wie sie ihn Graf Leinsdorf und ihrem Gatten vorgetragen hatte, war dieser Einfall also nicht zu verwirklichen. Aber trotzdem war alles so gekommen, wie es ihr in diesem Zustande eingegeben worden war. Denn auch alle anderen Anstrengungen, der Aktion einen wirklich erhebenden Inhalt zu geben, waren bisher vergeblich geblieben; die große erste Sitzung, die Arbeiten der Ausschüsse, selbst dieser Privatkongreß, vor dem Arnheim übrigens, einer merkwürdigen Ironie des Schicksals gehorchend, gewarnt hatte, hatten bisher nichts anderes hervorgebracht als – Arnheim, um den man sich drängte, der unaufhörlich sprechen mußte und den geheimen Mittelpunkt aller Hoffnungen bildete. Das war der neue Typus Mensch, der berufen ist, die alten Mächte in der Lenkung der Geschicke abzulösen. Sie durfte sich schmeicheln, daß sie es gewesen war, die ihn sofort entdeckt, mit ihm über das Eindringen des neuen Menschen in die Sphären der Macht gesprochen und ihm geholfen hatte, gegen den Widerstand aller anderen hier seinen Weg zu gehen. Sollte also Arnheim wirklich dabei noch etwas Besonderes im Schilde geführt haben, wie Sektionschef Tuzzi vermutete, so wäre Diotima auch dann beinahe von vornherein entschlossen gewesen, ihn mit allen Mitteln zu unterstützen, denn eine große Stunde verträgt keine kleinliche Prüfung, und sie fühlte deutlich, daß sich ihr Leben auf einem Gipfel befand.

Von den Unglücksvögeln und Glückspilzen abgesehen, leben alle Menschen gleich schlecht, aber sie leben es in verschiedenen Etagen. Diese Selbstgefühlslage der Etage ist für den Menschen heute, der ja im allgemeinen wenig Ausblick auf den Sinn seines Lebens hat, ein überaus anstrengenswerter Ersatz. In großen Fällen kann sie sich zu einem Höhen- und Machtrausch steigern, so wie es Leute gibt, die in einem hohen Stockwerk schwindlig werden, auch wenn sie sich bei geschlossenen Fenstern in der Zimmermitte stehen wissen. Wenn Diotima bedachte, daß einer der einflußreichsten Männer Europas gemeinsam mit ihr daran arbeite, Geist in Machtsphären zu tragen, und wie sie beide geradezu durch Fügung des Schicksals zusammengeführt worden seien und was vor sich ging, auch wenn in dem hohen Stockwerk eines weltösterreichischen Menschheitswerks an diesem Tag gerade nichts Besonderes vorging: wenn sie das bedachte, so glichen die Verknüpfungen ihrer Gedanken alsbald Knoten, die sich zu Schlingen aufgelöst haben, die Denkgeschwindigkeit nahm zu, der Ablauf war erleichtert, ein eigentümliches Gefühl des Glücks und Gelingens begleitete ihre Einfälle, und ein Zustand des Zuströmens brachte ihr Einsichten, die sie selbst überraschten. Ihr Selbstbewußtsein war gesteigert; Erfolge, an die zu glauben sie früher nicht gewagt hätte, lagen in greifbarer Nähe, sie fühlte sich heiterer, als sie es gewohnt war, manchmal fielen ihr sogar gewagte Scherze ein, und etwas, das sie in ihrem ganzen Leben noch nie an sich beobachtet hatte, Wellen von Fröhlichkeit, ja Ausgelassenheit gingen durch sie. Sie fühlte sich wie in einem Turmzimmer mit vielen Fenstern. Aber das hatte auch sein Unheimliches an sich. Sie wurde von einem unbestimmten,

allgemeinen, unsäglichen Wohlgefühl geplagt, das nach irgendwelchen Handlungen drängte, nach einem allseitigen Handeln, von dem sie sich keine Vorstellung zu machen vermochte. Man könnte fast sagen, die Drehung des Globus unter ihren Füßen kam ihr plötzlich zu Bewußtsein, und sie wurde sie nicht los; oder diese heftigen Vorgänge ohne greifbaren Inhalt waren so hemmend wie ein vor den Beinen herspringender Hund, den niemand kommen gesehen hat. Diotima ängstigte sich darum zuweilen vor der Veränderung, die ohne ihre ausdrückliche Genehmigung mit ihr vor sich gegangen war, und alles in allem glich ihr Zustand am ehesten jenem hellen nervösen Grau, das die Farbe des zarten, von aller Schwere befreiten Himmels in der mutlosen Stunde der größten Hitze ist.

Diotimas Streben nach dem Ideal machte dabei eine wichtige Wandlung durch. Dieses Streben war nie ganz sicher von der korrekten Bewunderung großer Dinge zu unterscheiden gewesen, es war ein vornehmer Idealismus, eine dezente Gehobenheit, und da man in den gegenwärtigen robusteren Zeiten kaum noch weiß, was das ist, mag einiges davon in Kürze noch einmal beschrieben werden. Er war nicht sachlich, dieser Idealismus, weil Sachlichkeit handwerksmäßig und Handwerk immer unsauber ist; er hatte vielmehr etwas von der Blumenmalerei von Erzherzoginnen, denen andere Modelle als Blumen unangemessen waren, und ganz bezeichnend für diesen Idealismus war der Begriff Kultur, er fühlte sich kulturvoll. Man konnte ihn aber auch harmonisch nennen, weil er alle Unausgeglichenheit verabscheute und die Aufgabe der Bildung darin sah, die leider in der Welt vorhandenen rohen Gegensätze in Harmonie miteinander zu bringen; mit einem Wort, er war vielleicht gar nicht so sehr verschieden von dem, was man noch heute – allerdings nur dort, wo man an der großen bürgerlichen Überlieferung festhält, – unter einem gediegenen und sauberen Idealismus versteht, der ja sehr zwischen Gegenständen unterscheidet, die seiner würdig, und solchen, die es nicht sind, und aus Gründen der höheren Humanität keineswegs an die Überzeugung der Heiligen (und der Ärzte und Ingenieure) glaubt, daß auch in den moralischen Abfällen unausgenützte himmlische Heizkraft stecke. Wenn man Diotima früher aus dem Schlaf geweckt und gefragt hätte, was sie wolle, so hätte sie, ohne sich besinnen zu müssen, geantwortet, die Liebeskraft einer lebendigen Seele habe das Bedürfnis, sich aller Welt mitzuteilen; aber nach einigem Wachsein hätte sie es durch die Bemerkung eingeschränkt, daß man in der heutigen Welt, wie sie durch Überwuchern von Zivilisation und Verstand geworden sei, allerdings selbst bei den höchsten Naturen vorsichtigerweise nur noch von einem der Liebeskraft analogen Streben sprechen könne. Und sie hätte es wirklich so gemeint. Es gibt noch heute Tausende solcher Menschen, die den Verstäubern von Liebeskraft gleichen. Wenn Diotima sich zum Lesen ihrer Bücher hinsetzte, so strich sie das schöne Haar aus der Stirn, was ihr ein logisches Ansehen gab, und sie las mit Verantwortungsbewußtsein und in dem Bestreben, sich aus dem, was sie Kultur nannte, eine Hilfe in der nicht leichten gesellschaftlichen Lage zu bilden, in der sie sich befand; so lebte sie auch, sie verteilte sich in kleinen Tröpfchen feinsten Liebe an alle Dinge, die es verdienten, schlug sich als Hauch, in einiger Entfernung von sich selbst an diesen nieder, und für sie selbst blieb eigentlich nur die leere Flasche des Körpers zurück, die zum Hausstand des Sektionschefs Tuzzi gehörte. Das hatte vor dem Eintreffen Arnheims zuletzt zu Anwandlungen schwerer Melancholie geführt, als Diotima noch allein zwischen ihrem Gatten und der größten Ausstrahlung ihres Lebens, der Parallelaktion, gestanden war, seither hatte sich aber ihr Zustand in einer sehr natürlichen Weise neu gruppiert. Die Liebeskraft hatte sich kräftig zusammengezogen und war sozusagen in den Körper zurückgekehrt, und aus dem «analogen» Streben war ein sehr selbstisches und eindeutiges geworden. Jene, zuerst von ihrem Vetter hervorgerufene Vorstellung, daß sie sich im Vorzustand einer Tat befinde und daß etwas, das sie sich noch nicht vorstellen wollte, im Begriffe sei, zwischen ihr und Arnheim zu geschehen, besaß einen so viel höheren Konzentrationsgrad als alle

Vorstellungen, die sie bisher beschäftigt hatten, daß sie nicht anders empfand, als wäre sie vom Traum zum Wachen übergegangen. Auch eine Leere, wie sie diesem Übergang im ersten Augenblick eigentümlich ist, war dadurch in Diotima entstanden, und sie vermochte sich aus Beschreibungen zu erinnern, daß das ein Zeichen beginnender großer Leidenschaften sei. Sie glaubte vieles, was Arnheim in letzter Zeit gesprochen hatte, in diesem Sinn verstehen zu können. Seine Berichte über seine Stellung, über die für sein Leben nötigen Tugenden und Pflichten waren Vorbereitungen auf etwas Unabwendbares, und Diotima fühlte, alles betrachtend, was bisher ihr Ideal gewesen war, den geistigen Pessimismus der Tat, so wie ein Mensch, dessen Koffer gepackt sind, einen letzten Blick auf die schon halb entseelten Räume wirft, die ihn jahrelang beherbergt haben. Unerwarteterweise hatte das zur Folge, daß Diotimas Seele, vorübergehend ohne Aufsicht der höheren Kräfte, sich wie ein ausgelassener Schuljunge benahm, der so lange umhertollt, bis ihn die Traurigkeit seiner sinnlosen Freiheit befällt, und durch diesen merkwürdigen Umstand trat in ihren Beziehungen zu ihrem Gatten, trotz zunehmender Abwendung für kurze Zeit etwas ein, das, wenn nicht einem Spätliebesfrühling, so doch einer Mischung aus allen Jahreszeiten der Liebe befremdlich ähnlich sah.

Der kleine Sektionschef mit dem angenehmen Geruch einer braunen, trockenen Haut begriff nicht, was vor sich ging. Es war ihm einigemal aufgefallen, daß seine Frau während der Anwesenheit der Gäste einen eigenartig verträumten, in sich gekehrten, fernen und hochnervösen Eindruck mache, wirklich nervös und irgendwie hoch abwesend zugleich; aber wenn sie allein waren, und er, etwas eingeschüchtert und befremdet, sich ihr näherte, um sie danach zu fragen, fiel sie ihm in unbegründeter Heiterkeit plötzlich um den Hals und drückte ein außerordentlich heißes Lippenpaar auf seine Stirn, das ihn an die Brennschere des Friseurs erinnerte, wenn sie beim Bartkräuseln zu nahe an die Haut kommt. Sie war unangenehm, solche unerwartete Zärtlichkeit, und er wischte sie heimlich wieder fort, wenn Diotima nicht hinsah. Wollte aber einmal er sie in seine Arme schließen, oder hatte er sie geschlossen, was noch ärgerlicher war, so warf sie ihm erregt vor, daß er sie nie geliebt habe, sondern nur wie ein Tier über sie herfalle. Nun gehörte ja ein gewisses Maß von Empfindlichkeit und Launen ganz zu dem Bilde, das er sich seit seiner Jugend von einer begehrenswerten, das Wesen des Mannes ergänzenden Frau gemacht hatte, und die durchgegeistigte Anmut, mit der Diotima eine Tasse Tee reichte, ein neues Buch in die Hand nahm oder über irgendeine Frage urteilte, von der sie nach der Überzeugung ihres Gatten unmöglich etwas verstehen konnte, hatte ihn immer durch ihre vollendete Form entzückt. Das wirkte auf ihn wie eine unaufdringliche Tafelmusik, etwas, das er ungemein liebte; aber freilich war Tuzzi auch ganz der Meinung, daß die Loslösung der Musik vom Essen (oder vom Kirchengang) und das Bestreben, sie für sich zu betreiben, schon eine bürgerliche Aufgeblasenheit sei, wenngleich er wußte, daß man es nicht laut sagen dürfe, und sich außerdem nie mit solchen Gedanken ausführlich abgab. Was sollte er also tun, wenn Diotima bald ihn umarmte, bald gereizt behauptete, daß an seiner Seite ein seelenvoller Mensch nicht die Freiheit finde, sich zu seinem wahren Wesen zu erheben? Was war auf Forderungen zu erwidern wie diese, mehr an die Tiefen des inneren Schönheitsmeeres zu denken, als sich mit ihrem Körper zu beschäftigen? Er sollte sich plötzlich den Unterschied zwischen einem Erotiker, in dem der Geist der Liebe, unbelastet von Begehrlichkeit, frei schwebt, und einem Sexualiker klarmachen. Es waren das nun freilich Leseklugheiten, über die man lachen könnte; wenn sie aber von einer Frau vorgetragen werden, die sich dabei entkleidet, – mit solchen Belehrungen auf den Lippen! – dachte Tuzzi, so werden sie zu Kränkungen. Denn es entging ihm nicht, daß Diotimas Unterkleidung Fortschritte zu einem gewissen mondänen Leichtsinn gemacht hatte. Sie hatte sich ja immer mit Sorgfalt und Überlegung angezogen, da ihre gesellschaftliche Stellung sowohl erforderte, daß sie elegant sei, wie daß sie den großen Damen keine Konkurrenz mache; aber bei

den zwischen ehrbarer Unzerreißbarkeit und dem Spinnengewebe der Lüsterheit liegenden Abstufungen der Wäsche machte sie jetzt Zugeständnisse an die Schönheit, die sie vordem als unwürdig einer intelligenten Frau bezeichnet hätte. Bemerkte es jedoch Giovanni (Tuzzi hieß Hans, aber er wurde aus Stilgründen zu seinem Nachnamen passend umgetauft), so errötete sie bis an die Schultern und erzählte etwas von der Frau von Stein, welche sogar einem Goethe keine Zugeständnisse gemacht hätte! Sektionschef Tuzzi sollte also nicht mehr, wenn er die Zeit für gekommen hielt, aus dem Umgang mit wichtigen, dem Privaten unzugänglichen Staatsgeschäften sich loslösen und die Entspannung im Schoß des Hauses finden, sondern er fühlte sich Diotima ausgeliefert, und was sich sauber getrennt hatte, Anspannung des Geistes und erholendes Sichergehen des Körpers, sollte geradezu wieder in die anstrengende und ein wenig lächerliche werbende Einheit der Bräutigamszeit gebracht werden, wie bei einem Birkhahn oder einem versemachenden Jüngling.

Man sagt kaum zuviel mit der Behauptung, daß er zuweilen in seinem Innersten geradezu Ekel davor hatte, und in Zusammenhang damit tat ihm der öffentliche Erfolg, den seine Gattin um diese Zeit fand, beinahe weh. Diotima hatte die allgemeine Stimmung für sich, und das war etwas, das Sektionschef Tuzzi unter allen Umständen so achtete, daß er sich fürchtete, verständnislos zu erscheinen, wenn er mit Machtworten oder zu scharfem Spott gegen die ihm unbegreiflichen Launen Diotimas aufträte. Es wurde ihm allmählich klar, daß es ein peinigendes und sorgfältig zu verbergendes Leiden ist, der Gatte einer bedeutenden Frau zu sein, ja in gewissem Sinne ähnlich der Entmannung durch einen Unglücksfall. Er verwandte große Sorgfalt darauf, es sich nicht merken zu lassen, kam und ging, in eine Wolke liebenswürdig amtlicher Undurchsichtigkeit gehüllt, lautlos und unauffällig, wenn bei Diotima Besuch war oder Besprechungen stattfanden, gab gelegentlich höflich zweckdienliche oder auch tröstlich ironische Bemerkungen dazu, schien sein Dasein in einer abgeschlossenen freundlichen Nachbarwelt zu verbringen, schien immer im Einverständnis mit Diotima zu sein, hatte sogar unter vier Augen immer noch von Zeit zu Zeit einen kleinen Auftrag für sie, begünstigte öffentlich den Verkehr Arnheims in seinem Hause, und in den Stunden, die ihm die wichtigen Sorgen seines Dienstes freiließen, studierte er Arnheims Schriften und haßte Männer, die schreiben, als die Ursache seiner Leiden.

Denn das war eine Frage, zu der sich die Hauptfrage, aus welchem Grunde Arnheim in seinem Hause verkehre, jetzt zuweilen zuspitzte: Warum schrieb Arnheim? Schreiben ist eine besondere Form des Schwätzens, und schwätzende Männer waren Tuzzi unausstehlich. Er hatte dann das lebhafteste Bedürfnis, die Kinnbacken aufeinander zu pressen und durch die geschlossenen Zähne zu spucken wie ein Matrose. Davon gab es natürlich Ausnahmen, die er gelten ließ. Er kannte einige höhere Beamte, die nach ihrer Pensionierung ihre Erinnerungen verfaßt hatten, und auch solche, die zuweilen in den Zeitungen schrieben; Tuzzi erklärte es damit, daß ein Beamter nur schreibt, wenn er unzufrieden oder wenn er ein Jude ist, denn Juden waren nach seiner Überzeugung ehrgeizig und unzufrieden. Sodann hatten große Männer der Praxis Bücher über ihre Erfahrungen geschrieben; aber an ihrem Lebensabend und in Amerika oder höchstens in England. Ferner war Tuzzi ja überhaupt literarisch gebildet und bevorzugte wie alle Diplomaten Memoiren, aus denen man geistvolle Aussprüche und Menschenkenntnis lernen konnte; aber irgendetwas sollte es doch bedeuten, daß solche heute nicht mehr geschrieben werden, und wahrscheinlich handelt es sich da um ein veraltetes Bedürfnis, das einer Zeit neuer Sachlichkeit nicht mehr angemessen ist. Endlich schreibt man auch, weil das ein Beruf ist; das anerkannte Tuzzi voll und ganz, wenn man genügend damit verdient oder unter den nun einmal irgendwie gegebenen Begriff Dichter fällt; er fühlte sich sogar ziemlich geehrt, die Spitzen dieses Berufs bei sich zu sehen, zu dem er bisher die vom Reptilfonds des Auswärtigen Amtes genährten

Schriftsteller gerechnet hatte, aber ohne viel nachzudenken, hätte er auch die Ilias und die Bergpredigt, die er doch beide sehr verehrte, zu diesen Leistungen gezählt, deren Entstehen aus freiwillig oder abhängig ausgeübtem Beruf zu erklären ist. Bloß wie ein Mann gleich Arnheim, der das in gar keiner Weise nötig hatte, dazu kam, so viel zu schreiben, das war etwas, hinter dem Tuzzi jetzt erst recht etwas vermutete, dem er in keiner Weise nähergekommen war.

[<]

79

Soliman liebt

Soliman, der kleine Negerklave, oder auch Negerfürst, hatte Rachel, der kleinen Zofe oder auch Freundin Diotimas während dieser Zeit die Überzeugung beigebracht, daß sie die Vorgänge im Hause überwachen müßten, um einem dunklen Plane Arnheims vorzubeugen, wenn der Augenblick gekommen sein werde. Genauer gesagt, er hatte sie zwar nicht überzeugt, aber sie paßten beide wie Verschwörer auf und lauschten jedesmal an der Türe, wenn Besuch da war. Soliman erzählte fürchterlich viel von hin und her reisenden Kurieren und geheimnisvollen Personen, die im Hotel bei seinem Herrn ein und aus gingen, und erklärte sich bereit, einen afrikanischen Fürsteneid darauf abzulegen, daß er die geheime Bedeutung entdecken werde; der afrikanische Fürsteneid bestand darin, daß Rachel ihre Hand zwischen den Knöpfen seiner Joppe und seines Hemdes auf seine nackte Brust legen sollte, während er die Beteuerung aussprechen und mit seiner eigenen Hand Rachel das gleiche tun würde wie sie ihm; aber Rachel wollte nicht. Immerhin, die kleine Rachel, die ihre Herrin an- und auskleiden und für sie telefonieren durfte, durch deren Hände jeden Morgen und Abend Diotimas schwarzes Haar floß, während durch ihre Ohren goldene Reden flossen, diese kleine Ehrgeizige, die auf der Spitze einer Säule gelebt hatte, seit es die Parallelaktion gab, und täglich in den Strömen der Anbetung zitterte, die von ihren Augen zu der gottgleichen Frau aufstiegen, fand seit einiger Zeit ihr Vergnügen daran, diese Frau schlicht und einfach auszuspähen.

Durch offene Türen aus Nebenzimmern oder durch den zögernd geschlossenen Spalt einer Türe oder schlechtweg während sie langsam irgend etwas in ihrer Nähe verrichtete, belauschte sie Diotima und Arnheim, Tuzzi und Ulrich und nahm Blicke, Seufzer, Handküsse, Worte, Lachen, Bewegungen in ihre Obhut, die wie die Schnitzel eines zerrissenen Dokuments waren, das sie nicht zusammensetzen konnte. Aber namentlich die kleine Öffnung des Schlüssellochs zeigte ein Vermögen, das Rachel merkwürdig genug an die lang vergessene Zeit erinnerte, wo sie ihre Ehre verlor. Weit drang der Blick ins Innere der Zimmer; in flächenhafte Teile aufgelöst, schwammen die Personen darin, und die Stimmen waren nicht mehr in den schmalen Rand der Worte gefaßt, sondern wucherten als sinnloser Klang; Scheu, Verehrung und Bewunderung, durch die Rachel an diese Personen geknüpft war, wurden dann von einer wilden Auflösung zerrissen, und das war aufregend, wie wenn ein Geliebter mit seinem ganzen Wesen plötzlich so tief in die Geliebte eindringt, daß es finster wird vor den Augen und hinter dem geschlossenen Vorhang der Haut das Licht aufflammt. Die kleine Rachel kauerte vor dem Schlüsselloch, ihr schwarzes Kleid spannte sich um Knie, Hals und Schultern, Soliman kauerte in seiner Livree neben ihr wie eine heiße Tasse Schokolade in einer dunkelgrünen Schale, und zuweilen hielt er sich mit einer schnellen, einen Augenblick ruhenden, dann sich bis auf die Fingerspitzen und zärtlich zögernd schließlich auch diese loslösenden Bewegung der Hand an Rachels Schulter, Knie oder Rock fest, wenn er



das Gleichgewicht verlor. Er mußte kichern, und Rachel legte ihre kleinen weichen Finger auf die prallen Polster seiner Lippen.

Soliman fand übrigens das Konzil nicht interessant, im Gegensatz zu Rachel, und drückte sich von der Aufgabe, gemeinsam mit ihr die Gäste zu bedienen, wie er nur konnte. Er zog es vor, mitzukommen, wenn Arnheim allein Besuch machte. Dann mußte er freilich in der Küche sitzen und warten, bis Rachel wieder frei war, und die Köchin, die sich am ersten Tag mit ihm so gut unterhalten hatte, wurde ärgerlich, weil er seither beinahe stumm geworden war. Aber Rachel hatte niemals Zeit, lange in der Küche zu sitzen, und wenn sie wieder ging, erwies die Köchin, die ein Mädchen in den Dreißig war, Soliman mütterliche Freundlichkeiten. Er duldete sie eine kleine Weile mit seinem hochmütigsten Schokoladengesicht, dann pflegte er aufzustehn und so zu tun, wie wenn er etwas vergessen hätte oder suchte, richtete nachdenklich seine Augen zur Decke, stellte sich mit dem Rücken zur Tür und fing an rückwärts zu gehn, geradeso, als ob er dadurch bloß besser die Decke sehen wollte; die Köchin erkannte dieses ungeschickte Theater schon, sobald er nur aufstand und das Weiße der Augen herauskugelte, aber aus Ärger und Eifersucht tat sie so, als ob sie sich nichts dabei dächte, und Soliman gab sich schließlich auch gar nicht mehr viel Mühe mit der Darstellung, die bereits wie eine abgekürzte Formel war, bis zu dem Augenblick, wo er auf der Schwelle der hellen Küche stand und mit möglichst unbefangenen Gesicht noch eine kleine Weile zögerte. Die Köchin sah nun just nicht hin. Soliman glitt wie ein dunkles Bild in dunkles Wasser mit dem Rücken voran ins finstere Vorzimmer, lauschte überflüssigerweise noch eine Sekunde und begann dann plötzlich mit phantastischen Sprüngen auf Rachels Spur durch das fremde Haus zu setzen.

Sektionschef Tuzzi war niemals daheim, und vor Arnheim und Diotima fürchtete sich Soliman nicht, weil er wußte, daß sie nur füreinander Ohren hatten. Er hatte sogar einigemal den Versuch unternommen, etwas umzuwerfen, und war nicht bemerkt worden. Er war Herr in allen Zimmern wie ein Hirsch im Walde. Das Blut drängte wie ein Geweih mit achtzehn dolchscharfen Sprossen aus seinem Kopf. Die Spitzen dieses Geweihs streiften Wände und Decke. Es war Haussitte, daß in allen Zimmern, wenn sie augenblicklich nicht benützt wurden, die Vorhänge zugezogen wurden, damit die Farben der Möbel nicht unter der Sonne litten, und Soliman ruderte durch das Halbdunkel wie durch Blätterdickicht. Es machte ihm Freude, das mit übertriebenen Bewegungen auszuführen. Sein Trachten war Gewalt. Dieser von der Neugierde der Frauen verwöhnte Knabe hatte in Wahrheit noch nie mit einer Frau verkehrt, sondern nur die Laster der europäischen Knaben kennen gelernt, und seine Begierden waren noch so ungesänftigt von Erfahrung, so ungezügelt und nach allen Seiten brennend, daß seine Lust nicht wußte, ob sie sich in Rachels Blut, in ihren Küssen oder in einem Erstarren aller Adern in seinem Leib stillen sollte, sobald er die Geliebte erblickte.

Wo immer sich Rachel auch verbarg, tauchte er plötzlich auf und lächelte über seine gelungene List. Er schnitt ihr den Weg ab, und weder das Arbeitszimmer des Herrn noch Diotimas Schlafzimmer war ihm heilig; er kam hinter Vorhängen, Schreibtisch, Schränken und Betten hervor, und Rachel brach jedesmal beinahe das Herz ab, über solche Keckheit und beschworene Gefahr, sobald sich irgendwo das Halbdunkel zu einem schwarzen Gesicht verdichtete, aus dem zwei weiße Zahnreihen aufleuchteten. Aber sobald Soliman der wirklichen Rachel gegenüberstand, überwältigte ihn die Sitte. Dieses Mädchen war so viel älter als er und so schön wie ein zartes Herrenhemd, das man bei bestem Willen nicht gleich verderben kann, wenn es frisch aus der Wäsche kommt, und überhaupt einfach so wirklich, daß alle Phantasien in ihrer Gegenwart erblichen. Sie machte ihm Vorwürfe wegen seines ungezogenen Benehmens und pries Diotima, Arnheim und die Ehre, an der Parallelaktion mitwirken zu dürfen; Soliman aber hatte

immer kleine Geschenke für sie bei sich und brachte ihr bald eine Blume mit, die er aus dem Strauß rupfte, den sein Herr Diotima übersandte, bald eine Zigarette, die er zu Hause gestohlen hatte, oder eine Handvoll Bonbons, die er im Vorbeigehen aus einer Schale raubte; er preßte dann bloß Rachels Finger und führte ihre Hand, während er ihr das Präsent überreichte, an sein Herz, das in seinem schwarzen Körper wie eine rote Fackel in dunkler Nacht brannte.

Und einmal war Soliman sogar in Rachels Kammer gedrungen, wohin sie sich auf strengen Befehl Diotimas, die tags vorher während Arnheims Anwesenheit durch eine Unruhe im Vorzimmer gestört worden war, mit einer Näharbeit hatte zurückziehen müssen. Sie hatte sich, ehe sie ihren Hausarrest antrat, schnell nach ihm umgesehen, ohne ihn zu finden, und als sie traurig in ihre kleine Stube trat, saß er leuchtend auf ihrem Bett und sah ihr entgegen. Rachel zögerte, die Tür zu schließen, aber Soliman sprang auf und tat es. Dann kramte er in seinen Taschen, zog etwas hervor, blies es sauber und näherte sich dem Mädchen wie ein heißes Bügeleisen.

«Gib deine Hand!» befahl er.

Rachel hielt sie ihm hin. Er hatte ein paar bunte Hemdknöpfe in der seinen und machte den Versuch, sie in die Stulpe von Rachels Ärmel einzusetzen. Rachel dachte, es sei Glas.

«Edelsteine!» erläuterte er stolz.

Das Mädchen, dem bei diesem Wort Böses ahnte, zog rasch den Arm an sich. Sie dachte sich nichts Bestimmtes; der Sohn eines Mohrenfürsten mochte, auch wenn er gestohlen worden war, heimlich im Hemd eingenäht noch einige Edelsteine besitzen, darüber weiß man nichts Sicheres; aber sie fürchtete sich unwillkürlich vor diesen Knöpfen, als ob ihr Soliman Gift hinhielte, und mit einemmal kamen ihr alle Blumen und Bonbons, die er ihr schon geschenkt hatte, recht sonderbar vor. Sie preßte die Hände an den Leib und sah Soliman entgeistert an. Sie fühlte, daß sie ihm ernste Worte sagen mußte; sie war älter als er und diente bei einer gütigen Herrschaft. Aber es fielen ihr in diesem Augenblick nur solche Sprüche ein wie «Ehrlich währt am längsten» oder «Üb immer Treu und Redlichkeit». Sie wurde bleich; das erschien ihr zu einfach. Sie hatte ihre Lebensweisheit im Elternhaus empfangen, und das war eine strenge Weisheit, so schön und einfach wie alter Hausrat, aber man konnte nicht viel damit anfangen, denn bei solchen Sprüchen kam immer nur ein Satz und dann gleich der Schlußpunkt. Und sie schämte sich in diesem Augenblick solcher Kinderweisheit, wie man sich alter, abgetragener Sachen schämt. Daß die alte Truhe, die auf dem Boden armer Leute steht, nach hundert Jahren eine Zierde im Salon der reichen wird, wußte sie nicht, und wie alle ehrlichen einfachen Leute bewunderte sie einen neuen Rohrstuhl. Darum suchte sie in ihrem Gedächtnis nach Ergebnissen ihres neuen Lebens. Aber so vieler wunderbaren Liebes- und Schreckensszenen sie sich auch aus den Büchern erinnerte, die sie von Diotima bekommen hatte, keine war gerade so, wie sie es hier gebraucht hätte, alle die schönen Worte und Gefühle hatten ihre eigenen Situationen und paßten so wenig in die ihre wie ein Schlüssel in ein fremdes Schloß. Das gleiche begab sich mit den herrlichen Aussprüchen und Ermahnungen, die sie von Diotima empfangen hatte. Rachel fühlte einen glühenden Nebel kreisen und war den Tränen nahe. Endlich sagte sie heftig: «Ich bestehle nicht meine Herrschaft!»

«Warum nicht?» Soliman zeigte die Zähne.

«Ich tue es nicht!»

«Ich habe nicht gestohlen. Das gehört mir!» rief Soliman aus.

«Eine gute Herrschaft sorgt für uns Arme» fühlte Rachel. Liebe zu Diotima fühlte sie.

Grenzenlose Achtung vor Arnheim. Tiefen Abscheu vor jenen wiegelnden und wühlenden Menschen, die eine gute Polizei subversive Elemente nennt; – aber sie hatte für alles das nicht die Worte. Wie ein riesiger, mit Heu und Frucht überladener Wagen, an dem Bremse und Hemmschuh versagen, kam dieser ganze Ballen von Gefühl in ihr ins Rollen.

«Das ist mein! Nimm es!» wiederholte Soliman, der wieder nach Rachels Hand griff. Sie riß den Arm zurück, er wollte ihn festhalten, geriet allmählich in Wut, und als er nahe daran war, loslassen zu müssen, weil seine Knabekraft gegen Rachels Widerstand nicht ausreichte, die sich mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers aus dem Griff seiner Hände zog, beugte er sich besinnungslos nieder und biß wie ein Tier in den Arm des Mädchens.

Rachel schrie auf, mußte den Schrei zurückhalten und stieß Soliman ins Gesicht.

Aber in diesem Augenblick standen ihm schon die Tränen in den Augen, er warf sich auf die Knie, preßte seine Lippen an Rachels Kleid und weinte so leidenschaftlich, daß Rachel fühlte, wie die heiße Nässe bis auf ihre Schenkel drang.

Sie blieb ohnmächtig vor dem Knienden stehn, der sich an ihren Rock klammerte und den Kopf an ihrem Leib vergrub. Sie hatte noch nie im Leben ein solches Gefühl kennengelernt und strich Soliman leise mit den Fingern durch den weichen Draht seiner Haarbüschel.

[<]

**80**

Man lernt General Stumm kennen, der überraschend auf dem Konzil erscheint

Eine merkwürdige Bereicherung hatte inzwischen das Konzil erfahren: Trotz der strengen Sichtung derer, die aufgefordert wurden, war eines Abends der General aufgetaucht und hatte sich bei Diotima aufs höchste für die Ehre bedankt, die ihm ihre Einladung erweise. Dem Soldaten sei im Beratungszimmer eine bescheidene Rolle angewiesen, erklärte er, aber einer so hervorragenden Zusammenkunft auch nur als stummer Zuhörer beiwohnen zu dürfen, sei seit seiner Jugend seine persönliche Sehnsucht gewesen. Diotima sah sich schweigend über seinen Kopf hinweg um und suchte nach dem Schuldigen; Arnheim sprach wie ein Staatsmann mit einem anderen zu Sr. Erlaucht, Ulrich sah unsäglich gelangweilt aufs Büfett und schien die dort stehenden Torten zu zählen; die Front gewohnten Anblicks war lückenlos geschlossen und gewährte dem Eindringen eines so ungewöhnlichen Argwohns nicht den kleinsten Raum. Andererseits wußte aber Diotima nichts so genau, wie daß sie selbst den General nicht eingeladen habe, außer sie müßte annehmen, daß sie nachtwandle oder Anfälle von Bewußtseinsabwesenheit habe. Es war ein unheimlicher Augenblick. Da stand der kleine General und hatte unzweifelhaft eine Einladung in der Brusttasche seines vergißmeinnichtfarbenen Waffenrocks, denn ein so freches Wagnis, wie es sein Kommen sonst gewesen wäre, war einem Mann in seiner Stellung nicht zuzumuten; andererseits stand dort im Bücherzimmer Diotimas graziöser Schreibtisch, und in seiner Lade lagen versperrt die überschüssigen gedruckten Einladungskarten, zu denen kaum jemand außer Diotima Zugang hatte. Tuzzi? – fuhr ihr durch den Kopf; allein auch das hatte wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Es blieb ein sozusagen spiritistisches Rätsel, wie die Einladung und der General zusammengekommen seien, und da Diotima in persönlichen Angelegenheiten leicht geneigt war, an überirdische Kräfte zu glauben, fühlte sie einen Schauer vom Scheitel bis zu den Sohlen. Es blieb ihr aber nichts übrig, als den General willkommen zu

heißen.

Übrigens hatte auch er sich ein wenig über die Einladung gewundert; ihr nachträgliches Eintreffen hatte ihn überrascht, weil Diotima bei seinen zwei Besuchen sich doch leider nicht das geringste von solcher Absicht hatte anmerken lassen, und es war ihm aufgefallen, daß die, offenbar von Miethand geschriebene, Adresse in der Bezeichnung und Anrede seines Ranges und Amtes Unrichtigkeiten aufwies, die einer Dame in Diotimas gesellschaftlicher Stellung nicht entsprochen hätten. Aber der General war ein fröhlicher Mensch und kam nicht so leicht darauf, sich etwas Ungewöhnliches zu denken, geschweige denn etwas Überirdisches. Er nahm an, daß da irgend ein kleines Versehen unterlaufen sei, was ihn nicht hindern sollte, seinen Erfolg zu genießen.

Denn Generalmajor Stumm von Bordwehr, Leiter der Abteilung für Militär-Bildungs- und Erziehungswesen im Kriegsministerium, freute sich ehrlich über den dienstlichen Auftrag, den er ergattert hatte. Als seinerzeit die gründende große Sitzung der Parallelaktion bevorgestanden war, hatte ihn der Chef der Präsidialsektion zu sich rufen lassen und zu ihm gesagt: «Du Stumm, du bist ja so ein Gelehrter, wir schreiben dir einen Einführungsbrief, und du gehst hin. Schau ein bisschen zu und erzähl uns, was sie eigentlich vorhaben.» Und er hatte nachträglich beteuern können, was er wollte; daß es ihm nicht möglich gewesen war, in der Parallelaktion Fuß zu fassen, bedeutete einen Rußfleck auf seinem Qualifikationsbogen, den er durch seine Besuche bei Diotima vergeblich auszuwischen suchte. Darum war er spornstreichs zur Präsidialsektion gelaufen, als dann doch die Einladung kam, und hatte, zierlich und etwas nachlässig frech unter seinem Bauch ein Bein vor das andere stellend, aber atemlos gemeldet, daß das von ihm eingeleitete und erwartete Ereignis nun natürlich doch eingetreten sei.

«Na also,» sagte Feldmarschalleutnant Frost von Aufbruch darauf, «ich hab es auch nicht anders erwartet.» Er bot Stumm Platz und eine Zigarette an, stellte das Lichtsignal vor der Tür auf «Eintrittsverbot, wichtige Konferenz» und gab Stumm nun seinen Auftrag bekannt, der im wesentlichen auf Beobachten und Berichten hinauslief. «Verstehst du, wir wollen ja nichts besonderes, aber du gehst so oft, als du kannst, hin und zeigst, daß wir da sind; daß wir nicht in den Komitees drin sind, ist ja vielleicht soweit in Ordnung, aber daß wir nicht dabei sein sollten, wenn für den Geburtstag unseres Allerhöchsten Kriegsherrn sozusagen über ein geistiges Geschenk beraten wird, dafür gibt es keinen Grund. Darum hab ich auch gerade dich Sr. Exzellenz dem Herrn Minister vorgeschlagen, da kann niemand etwas dagegen sagen; also Servus, mach deine Sach' gut!» Feldmarschalleutnant Frost von Aufbruch nickte freundlich, und General Stumm von Bordwehr vergaß, daß der Soldat keine Gemütsbewegungen zeigen sollte, schlug die Sporen, man könnte fast sagen, von Herzen kommend, zusammen und sagte: «Danke dir gehorsamst, Exzellenz!»

Wenn es Zivilisten gibt, die kriegerisch sind, weshalb sollte es dann nicht Offiziere geben, die die Künste des Friedens lieben?, Kakanien hatte von ihnen eine Menge. Sie malten, sammelten Käfer, legten Briefmarkenalbums an oder studierten Weltgeschichte. Die vielen Zwerggarnisonen und der Umstand, daß es dem Offizier verboten war, mit geistigen Leistungen ohne Approbation der Oberen an die Öffentlichkeit zu treten, gaben ihren Bestrebungen gewöhnlich etwas besonders Persönliches, und auch General Stumm hatte in früheren Jahren solchen Liebhabereien gefrönt. Er hatte ursprünglich bei der Kavallerie gedient, aber er war ein untauglicher Reiter; seine kleinen Hände und Beine eigneten sich nicht zur Umklammerung und Zügelung eines so törichten Tiers, wie es das Pferd ist, und es fehlte ihm auch der befehlshaberische Sinn in solchem Maße, daß seine Vorgesetzten zu jener Zeit von ihm zu behaupten pflegten, er sei, wenn man eine Eskadron im Kasernhof mit den Köpfen, statt, wie es gewöhnlich geschieht, mit den

Schwänzen zur Stallwand aufstelle, schon nicht mehr imstande, sie aus dem Kaserntor zu führen. Zur Rache hatte der kleine Stumm sich damals einen Vollbart wachsen lassen, schwarzbraun und rund geschnitten; er war der einzige Offizier in des Kaisers Kavallerie, der einen Vollbart trug, aber ausdrücklich verboten war es nicht. Und er hatte angefangen, wissenschaftlich Taschenmesser zu sammeln; zu einer Waffensammlung reichte sein Einkommen nicht, aber Messer, nach ihrer Bauart, mit und ohne Korkzieher und Nagelfeile geordnet, und nach den Stählen, der Herkunft, dem Material der Schale und so weiter, besaß er bald eine Menge, und hohe Kasten mit vielen flachen Schubfächern und beschriebenen Zetteln standen in seinem Zimmer, was ihn in den Ruf der Gelehrsamkeit brachte. Auch Gedichte konnte er machen, hatte schon als Militärzögling in Religion und Deutschaufsatz immer «vorzüglich» gehabt, und eines Tages ließ ihn der Oberst in die Regimentskanzlei holen. «Ein brauchbarer Kavallerieoffizier werden Sie nie werden» sprach er zu ihm. «Wenn ich einen Säugling aufs Pferd setze und vor die Front stelle, kann er sich auch nicht anders benehmen wie Sie. Aber das Regiment hat schon lange niemand auf der Kriegsschule gehabt, und du könntest dich melden, Stumm!»

So kam Stumm zu zwei herrlichen Jahren an der Generalstabsschule in der Hauptstadt. Er ließ dort auch geistig die Schärfe vermissen, die man zum Reiten braucht, aber er machte alle Militärkonzerte mit, besuchte die Museen und sammelte Theaterzettel. Er faßte den Plan, zum Zivil überzutreten, aber er wußte nicht, wie er ihn durchführen solle. Das Schlußergebnis war, daß er für den Generalstabsdienst weder für geeignet noch für ausgesprochen ungenügend befunden wurde; er galt für ungeschickt und unambitiös, aber für einen Philosophen, wurde auf weitere zwei Jahre probeweise dem Generalstab beim Kommando einer Infanterietruppendivision zugeteilt und gehörte nach Ablauf dieser Zeit als Rittmeister zur großen Zahl derer, die als Notreserve des Generalstabs niemals wieder von der Truppe fortkommen, außer es treten ganz ungewöhnliche Verhältnisse ein. Rittmeister Stumm diente jetzt bei einem anderen Regiment, galt nun auch für militärisch gelehrt, aber die Sache mit dem Säugling und den praktischen Fähigkeiten hatten auch seine neuen Vorgesetzten bald heraus. Er machte die Laufbahn eines Märtyrers durch, bis zum Rang eines Oberstleutnants, aber schon als Major träumte er nur noch von einem langen Urlaub auf Wartegebühr, um den Zeitpunkt zu erreichen, wo er als Oberst ad honores, das heißt mit dem Titel und der Uniform, wenn auch ohne den Ruhesold eines Obersten, in Pension geschickt würde. Er wollte nichts mehr von Beförderung wissen, die bei der Truppe nach der Rangliste vorrückte wie eine unsagbar langsame Uhr; nichts mehr von den Vormittagen, wo man noch bei aufsteigender Sonne, von oben bis unten beschimpft, vom Exerzierplatz zurückkehrt und mit bestaubten Reitstiefeln das Kasino betritt, um die Leere des Tags, der noch so lang sein wird, um leere Weinflaschen zu vermehren; nichts mehr von ärarischer Geselligkeit, Regimentsgeschichten und jenen Regimentsdianen, die ihr Leben an der Seite ihrer Männer verbringen, deren Rangstufenleiter auf einer silbern genauen, unerbittlich zart gerade noch hörbaren Tonleiter wiederholend; und nichts wollte er von jenen Nächten wissen, wo Staub, Wein, Langeweile, Weite durchrittener Äcker und Zwang des ewigen Gesprächsgegenstandes Pferd verheiratete wie unverheiratete Herrn in jene fensterverhängte Geselligkeit trieben, wo man Weiber auf den Kopf stellte, um ihnen Champagner in die Röcke zu gießen, und vom Universaljuden der verdammten galizischen Garnisonnester, der wie ein kleines, schiefes Warenhaus war, wo man von der Liebe bis zur Sattelseife alles auf Kredit und Zins bekam, Mädchen anschleppen ließ, die vor Respekt, Angst und Neugierde zitterten. Seinen einzigen Trost in diesen Zeiten bildete das umsichtige Weitersammeln von Messern und Korkziehern, und auch von diesen brachte viele der Jude dem meschuggenen Oberstleutnant ins Haus und putzte sie am Ärmel ab, bevor er sie auf den Tisch legte, mit einem ehrfürchtigen Gesicht, wie wenn es prähistorische Gräberfunde wären.

Die unerwartete Wendung war eingetreten, als sich ein Jahrgangskamerad aus der Kriegsschule an Stumm erinnert hatte und seine Kommandierung ins Kriegsministerium vorschlug, wo man in der Abteilung für Bildungswesen einen Gehilfen für den Leiter suchte, der hervorragenden Zivilverstand haben sollte. Zwei Jahre später hatte man Stumm, der inzwischen Oberst geworden war, schon die Abteilung anvertraut. Er war ein anderer, seit er statt des heiligen Tiers der Kavallerie einen Sessel unter sich hatte. Er wurde General und konnte sich ziemlich sicher fühlen, auch noch Feldmarschalleutnant zu werden. Er hatte sich seinen Bart natürlich schon lange vorher abnehmen lassen, aber nun wuchs ihm mit zunehmendem Alter eine Stirn, und seine Neigung zu Rundlichkeit gab seiner Erscheinung eine gewisse universale Bildung. Er wurde auch glücklich, und das Glück vervielfacht erst recht die Leistungsfähigkeit. Er hatte in große Verhältnisse gehört, und es zeigte sich in allem. Im Kleid einer ungewöhnlich angezogenen Frau, in den kühnen Geschmacklosigkeiten des damals neuen Wiener Baustiles, im hingebreiteten Bunten eines großen Gemüsemarkts, in der graubraun asphaltigen Luft der Straßen, diesem weichen Luftasphalt, voll von Miasmen, Gerüchen und Wohlgerüchen, im Lärm, der für Sekunden zerbarst, um ein einzelnes Geräusch herauszulassen, in der unzähligen Vielfältigkeit der Zivilisten und selbst in den kleinen weißen Tischen der Restaurants, die so unerhört individuell sind, wenn sie auch unleugbar alle gleich aussehen, in alledem war ein Glück, das wie Sporenklingeln im Kopf tönte. Es war ein Glück, wie es zivile Menschen nur bei einer Bahnfahrt ins Freie finden; man weiß nicht wie, aber man wird den Tag grün, glücklich und von irgend etwas überwölbt verbringen. In diesem Gefühl lag die eigene Bedeutsamkeit eingeschlossen, die des Kriegsministeriums, der Bildung, die Bedeutsamkeit jedes anderen Menschen, und alles so stark, daß Stumm, seit er hier war, noch kein einzigesmal daran gedacht hatte, wieder die Museen oder ein Theater zu besuchen. Es war das eben etwas, das selten zu Bewußtsein kommt, aber alles durchdrang, von den Generalsborten bis zu den Stimmen der Turmglocken, und ebensoviel wie eine Musik bedeutet, ohne die der Tanz des Lebens augenblicklich stillstehen würde.

Der Teufel, er war seinen Weg gegangen! So dachte Stumm von sich selbst, wie er nun zu allem Überfluß auch noch hier, in solcher berühmten Versammlung des Geistes, inmitten der Zimmer stand. – Nun stand er da! Er war die einzige Uniform in dieser durchgeistigten Umgebung! Und es kam noch etwas hinzu, um ihn staunen zu machen. Man stelle sich die himmelblaue Weltkugel vor, ein wenig ins Vergißmeinnichtblau des Stummschen Waffenrocks aufgehellt und ganz und gar bestehend aus Glück, aus Bedeutsamkeit, aus dem geheimnisvollen Gehirnphosphor innerer Erleuchtung, inmitten dieser Kugel aber das Herz des Generals und auf diesem Herzen, wie Maria auf dem Kopf der Schlange stehend, eine göttliche Frau, deren Lächeln mit allen Dingen verwoben und die geheime Schwere aller Dinge ist: so erreicht man ungefähr den Eindruck, den Diotima seit der ersten Stunde, wo ihr Bild seine sich langsam bewegenden Augen gefüllt hatte, auf Stumm von Bordwehr machte. General Stumm liebte eigentlich Frauen ebensowenig wie Pferde. Seine rundlichen, etwas kurzen Beine hatten sich im Sattel heimatlos gefühlt, und wenn er dann auch noch in der dienstfreien Zeit von Pferden sprechen mußte, hatte ihm nachts geträumt, er sei bis auf die Knochen aufgeritten und könne nicht absteigen; ebenso hatte seine Bequemlichkeit aber auch seit je Liebesausschreitungen mißbilligt, und da ihn schon der Dienst genügend ermüdete, brauchte er seine Kräfte nicht durch nächtliche Ventile ausströmen zu lassen. Gewiß war er seinerzeit auch nicht ein Spaßverderber gewesen, aber wenn er seine Abende nicht mit seinen Messern, sondern mit seinen Kameraden verbrachte, so griff er gewöhnlich zu einem weisen Auskunftsmittel, denn sein Sinn für körperliche Harmonie hatte ihn bald gelehrt, daß man sich durch das exzessive Stadium rasch in das schläfrige durchtrinken könne, und das war ihm viel bequemer gewesen als die Gefahren und Enttäuschungen der Liebe. Als er später heiratete und über kurz zwei Kinder samt ihrer ehrgeizigen Mutter zu erhalten hatte,

kam ihm erst ganz zu Bewußtsein, wie vernünftig seine Lebensgewohnheiten früher gewesen waren, ehe er der Verführung zu ehelichen erlegen war, wozu ihn zweifellos nur das etwas Unmilitärische verleitet hatte, das der Vorstellung eines verheirateten Kriegers anhängt. Seit dieser Zeit entwickelte sich lebhaft ein außereheliches Weibesideal in ihm, das er offenbar unbewußt auch vorher schon in sich getragen hatte, und es bestand in einer milden Schwärmerei für Frauen, die ihn einschüchterten und dadurch jeder Bemühung enthoben. Wenn er die Frauenbildnisse ansah, die er in seiner Junggesellenzeit aus illustrierten Zeitschriften geschnitten hatte – aber es war das immer nur ein Nebenzweig seiner Sammeltätigkeit gewesen –, so hatten sie alle diesen Zug; aber er hatte es früher nicht gewußt, und zu überwältigender Schwärmerei wurde es erst durch seine Begegnung mit Diotima. Ganz abgesehen von dem Eindruck ihrer Schönheit, hatte er zu allem Anfang schon, als er hörte, daß sie eine zweite Diotima sei, im Konversationslexikon nachschlagen müssen, was überhaupt eine Diotima bedeute; dann verstand er die Bezeichnung nicht ganz und bemerkte nur so viel, daß sie mit dem großen Kreis der zivilen Bildung zusammenhänge, von der er leider trotz seiner Stellung noch immer viel zu wenig wisse, und die geistige Übermacht der Welt verschmolz mit der körperlichen Anmut dieser Frau. Heute, wo die Beziehungen der Geschlechter so vereinfacht sind, muß man wohl betonen, daß dies das Höchste ist, was ein Mann erleben kann. General Stumms Arme fühlten sich in Gedanken viel zu kurz, um die hohe Fülle Diotimas zu umspannen, während sein Geist im gleichen Augenblick der Welt und ihrer Kultur gegenüber das gleiche erlebte, so daß in alle Geschehnisse eine sanfte Liebe kam und in des Generals rundlichen Leib etwas wie die schwebende Rundheit der Weltkugel.

Es war diese Schwärmerei, die Stumm von Bordwehr, kurze Zeit nachdem ihn Diotima aus ihrer Nähe entlassen hatte, wieder dahin zurückführte. Er stellte sich nahe der bewunderten Frau auf, zumal er niemanden anderen kannte, und lauschte auf ihre Gespräche. Er hätte sich am liebsten Notizen gemacht, denn er hätte es nicht für möglich gehalten, mit solchem geistigen Reichtum lächelnd wie mit einer Perlenkette zu spielen, wäre er nicht Ohrenzeuge der Gespräche gewesen, mit denen Diotima die verschiedensten Berühmtheiten begrüßte. Erst ihr Blick, nachdem sie sich einigemal ungnädig zur Seite gedreht hatte, führte ihm das für einen General Unpassende seines Lauschens zu Gemüt und scheuchte ihn fort. Er strich ein paarmal einsam durch die übervolle Wohnung, trank ein Glas Wein und wollte sich gerade an einer Zimmerwand eine dekorative Stellung suchen, da entdeckte er Ulrich, den er schon bei der ersten Sitzung gesehen hatte, und der Augenblick erleuchtete sein Gedächtnis, denn Ulrich war ein einfallsreicher, unruhiger Leutnant in einer der beiden Schwadronen gewesen, die General Stumm seinerzeit als Oberstleutnant sanft geleitet hatte. «Ein ähnlicher Mensch wie ich,» dachte Stumm «und er hat es schon in jungen Jahren zu dieser hohen Stellung gebracht!» Er steuerte auf ihn los, und nachdem sie ihr Wiedererkennen bekräftigt und eine Weile über die eingetretenen Veränderungen geplaudert hatten, wies Stumm auf die Versammlung ringsum und meinte: «Eine hervorragende Gelegenheit für mich, die wichtigsten Zivilfragen der Welt kennen zu lernen!»

«Du wirst staunen, Herr General» antwortete ihm Ulrich.

Der General, der einen Bundesgenossen suchte, schüttelte ihm warm die Hand: «Du warst Leutnant im neunten Ulanenregiment,» sagte er bedeutungsvoll «und es wird einmal eine große Ehre für uns gewesen sein, wenn es die anderen jetzt auch noch nicht so begreifen wie ich!»

[<]

Graf Leinsdorf äußert sich über Realpolitik Ulrich gründet Vereine

Während am Konzil sich noch nicht der kleinste Ansatz zu einem Ergebnis bemerken ließ, machte die Parallelaktion im Graf Leinsdorfschen Palais heftige Fortschritte. Dort liefen die Fäden der Wirklichkeit zusammen, und Ulrich kam zweimal wöchentlich hin.

Nichts setzte ihn so in Erstaunen wie die Zahl der Vereine, die es gibt. Es meldeten sich Land- und Wasser-, Mäßigkeits- und Trinkvereine, kurz Vereine und Gegenvereine. Diese Vereine forderten die Bestrebungen ihrer Mitglieder und störten die der anderen. Es machte den Eindruck, daß jeder Mensch mindestens einem Vereine angehöre. «Erlaucht,» sagte Ulrich erstaunt «das kann man nicht mehr Vereinsmeierei nennen, wie man es arglos gewohnt ist; das ist der ungeheuerliche Zustand, daß in der Art von Ordnungsstaat, die wir erfunden haben, jeder Mensch noch einer Räuberbande angehört ...!»

Graf Leinsdorf hatte aber eine Vorliebe für Vereine. «Bedenken Sie,» erwiderte er «daß die Ideologenpolitik noch nie zu etwas Gutem geführt hat; wir müssen Realpolitik machen. Ich stehe nicht an, die allzu geistigen Bestrebungen in der Umgebung Ihrer Kusine sogar für eine gewisse Gefahr zu halten!»

«Wollen mir Erlaucht Richtlinien geben?» bat der andere.

Graf Leinsdorf sah ihn an. Er überlegte, ob das, was er eröffnen wollte, für den unerfahrenen jüngeren Mann nicht doch zu kühn sei. Aber dann entschloß er sich. «Ja, sehen Sie,» begann er vorsichtig «ich werde Ihnen jetzt etwas sagen, was Sie vielleicht noch nicht wissen, weil Sie jung sind; Realpolitik heißt: Gerade das nicht tun, was man gern möchte; dagegen kann man die Menschen gewinnen, indem man ihnen kleine Wünsche erfüllt!»

Sein Zuhörer glotzte Graf Leinsdorf fassungslos an, der geschmeichelt lächelte.

«Also nicht wahr,» erläuterte er «ich habe doch soeben gesagt, die Realpolitik darf sich nicht von der Macht der Idee, sondern sie muß sich vom praktischen Bedürfnis leiten lassen. Die schönen Ideen würde natürlich jeder gerne verwirklichen, das versteht sich doch ganz von selbst. Also soll man gerade das nicht tun, was man gern möchte! Das hat schon Kant gesagt.»

«Wahrhaftig!» rief der also Belehrt überrascht. «Aber ein Ziel muß man doch haben?!»

«Ein Ziel? Bismarck wollte den preußischen König groß sehen: das war sein Ziel. Er hat nicht von Anfang an gewußt, daß er dazu Österreich und Frankreich bekriegen und das Deutsche Reich gründen werde.»

«Erlaucht wollen also sagen, daß wir Österreich groß und mächtig wünschen sollen und weiter nichts?»

«Wir haben noch vier Jahre Zeit. In diesen vier Jahren kann sich alles Mögliche ergeben. Man kann ein Volk auf die Beine stellen, aber gehen muß es dann selbst. Verstehen Sie mich? Auf die Beine stellen, das müssen wir tun! Die Beine eines Volkes sind aber seine festen Einrichtungen, seine Parteien, seine Vereine und so weiter und nicht das, was geredet wird!»

«Erlaucht! Das ist ja, wenn es auch nicht ganz so klingt, ein wahrhaft demokratischer Gedanke!»

«Na ja, aristokratisch ist er vielleicht auch, obwohl meine Standesgenossen mich nicht verstehn. Der alte Hennenstein und der Majoratsherr Türckheim haben mir geantwortet, daß bei dem Ganzen doch bloß eine Schweinerei herauskommen wird. Bauen wir also vorsichtig auf. Wir



müssen klein aufbauen, seien Sie nett zu den Leuten, die zu uns kommen.»

Ulrich wies darum in der nächsten Zeit niemand ab. So kam ein Mann zu ihm und erzählte ihm lange vom Markensammeln. Erstens sei es international verbindend; zweitens befriedige es das Streben nach Besitz und Geltung, von dem sich nicht leugnen lasse, daß es die Grundlage der Gesellschaft bilde; drittens verlange es nicht nur Kenntnisse, sondern auch geradezu künstlerische Entschlüsse. Ulrich sah sich den Mann an, sein Äußeres war verhärtet und ärmlich; er aber schien die Frage dieses Blickes aufzufangen zu haben, denn er entgegnete, Marken seien auch ein wertvoller Handelsartikel, man dürfe das nicht unterschätzen, Millionenumsätze würden darin gemacht; zu den großen Markenbörsen reisten Händler und Sammler aus aller Herren Ländern. Man könnte reich werden. Aber er sei für seine Person Idealist; er bilde eine besondere Sammlung, für die derzeit niemand Interesse habe, zur Vollendung aus. Er wolle bloß, daß im Jubiläumsjahr eine große Markenausstellung eröffnet werde, in der er sein Sondergebiet den Menschen schon zu Bewußtsein bringen würde!

Ein anderer kam ihm nach und erzählte folgendes: Wenn er durch die Straßen gehe – noch viel aufregender sei es aber, wenn man auf der Elektrischen fährt –, zähle er schon seit Jahren an den großen lateinischen Buchstaben der Geschäftsschilder die Balken (A bestehe zum Beispiel aus dreien, M aus vieren) und dividiere ihre Zahl durch die Anzahl der Buchstaben. Bisher sei das durchschnittliche Ergebnis gleichbleibend zweieinhalb gewesen; ersichtlich sei dies aber keineswegs unverbrüchlich und könne sich mit jeder neuen Straße ändern: so wird man von großer Sorge bei Abweichungen, von großer Freude beim Zutreffen erfüllt, was den läuternden Wirkungen ähne, die man der Tragödie zuschreibt. Wenn man dagegen die Buchstaben selbst zähle, so sei, wovon sich der Herr nur überzeugen möge, die Teilbarkeit durch drei ein großer Glücksfall, weshalb die meisten Aufschriften geradezu ein Gefühl der Nichtbefriedigung hinterlassen, das man deutlich bemerkt, bis auf jene, die aus Massenbuchstaben, das heißt aus solchen mit vier Balken, bestehn, zum Beispiel WEM, die unter allen Umständen ganz besonders glücklich machen. Was folge daraus, fragte der Besucher. Nichts anderes, als daß das Ministerium für Volksgesundheit eine Verordnung herausgeben müsse, die bei Firmenbezeichnungen die Wahl von vierbalkigen Buchstabenfolgen begünstige und die Verwendung einbalkiger wie O, S, I, C möglichst unterdrücke, denn sie machten durch ihre Unergiebigkeit traurig!

Ulrich sah sich den Menschen an und wahrte Raum zwischen sich und ihm; aber jener machte eigentlich nicht den Eindruck eines Geisteskranken, sondern war ein den «besseren Ständen» angehöriger Mann von einigen dreißig Jahren, der intelligent und freundlich dreinsah. Er erklärte ruhig weiter, daß Kopfrechnen eine unentbehrliche Fähigkeit in allen Berufen sei, daß es der modernen Pädagogik entspreche, den Unterricht in die Form eines Spiels zu kleiden, daß die Statistik schon oft tiefe Zusammenhänge viel früher sichtbar gemacht habe, als man ihre Erklärung besaß, daß der tiefe Schaden, den die Lesebildung anrichte, bekannt sei und daß schließlich die große Erregung, die seine Feststellungen bisher noch jedem bereitet hätten, der sich entschloß, sie zu wiederholen, für sich selbst spräche. Wenn das Ministerium für Volksgesundheit veranlaßt würde, sich seiner Entdeckung zu bemächtigen, so würden andere Staaten bald nachfolgen, und das Jubiläumsjahr könnte sich zu einem Segen der Menschheit gestalten.

Ulrich gab allen solchen Leuten den Rat: «Gründen Sie einen Verein; Sie haben dazu fast noch vier Jahre Zeit, und wenn es Ihnen gelingt, wird sich Se. Erlaucht gewiß mit seinem ganzen Einfluß für Sie einsetzen!»

Die meisten hatten aber schon einen Verein, und da war die Sache anders. Verhältnismäßig einfach, wenn ein Fußballverein anregte, seinem Rechtsaußen den Professortitel zu verleihen, um die Wichtigkeit der neuzeitlichen Körperkultur zu dokumentieren; denn da konnte man immerhin Entgegenkommen in Aussicht stellen. Schwierig jedoch in Fällen wie dem folgenden, wo der Besuch eines etwa fünfzigjährigen Mannes zu empfangen war, der sich als Kanzleioberoffizial vorstellte; seine Stirn hatte das Leuchten von Märtyrerstirnen, und er erklärte, der Gründer und Obmann des Stenographievereins «Öhl» zu sein, der sich erlaube, das Interesse des Sekretärs der großen patriotischen Aktion auf das Kurzschriftsystem «Öhl» zu lenken.

Das Kurzschriftssystem Öhl, führte er aus, sei eine österreichische Erfindung, woraus sich wohl zur Genüge erkläre, daß es keine Verbreitung und Förderung finde. Er frage den Herrn, ob er Stenograph sei; was dieser verneinte, und also wurden ihm die geistigen Vorzüge einer Kurzschrift auseinandergesetzt. Zeitersparnis, Ersparnis geistiger Energie; was er wohl glaube, welche Menge geistiger Arbeitsleistung täglich an diese Häkelchen, Weitschweifigkeiten, Ungenauigkeiten, verwirrenden Wiederholungen ähnlicher Teilbilder, Vermengung von wirklich ausdrückenden, signifikanten Schriftbestandteilen mit lediglich floskelhaften und persönlich willkürlichen verschwendet werde? – Ulrich lernte zu seinem Erstaunen einen Mann kennen, der die scheinbar harmlose Alltagsschrift mit einem unerbittlichen Haß verfolgte. Vom Standpunkt der Ersparnis geistiger Arbeit war die Kurzschrift eine Lebensfrage der sich im Zeichen der Hast vorwärtsentwickelnden Menschheit. Aber auch vom Standpunkt der Moral zeigte sich die Frage Kurz oder Lang von entscheidender Bedeutung. Die Langohr-Schrift, wie man sie nach des Oberoffizials bitterem Ausdruck wegen ihrer sinnlosen Schlingen füglich nennen dürfte, verleite zur Ungenauigkeit, Willkür, Verschwendungssucht und nachlässigem Zeitgebrauch, wogegen die Kurzschrift zu Präzision, Willensanspannung und männlicher Haltung erziehe. Die Kurzschrift lehre das Notwendige tun und dem Unnötigen, nicht zum Zweck Dienenden, sich entziehen. Ob der Herr nicht glaube, daß hierin ein Stück praktischer Moral stecke, das zumal für den Österreicher von größter Bedeutung wäre? Aber auch vom ästhetischen Standpunkt dürfe man die Frage behandeln. Ob Weitschweifigkeit nicht mit Recht als häßlich gelte? Ob der Ausdruck höchster Zweckmäßigkeit nicht schon von den großen Klassikern für einen wesentlichen Bestandteil des Schönen erklärt worden sei? Aber auch vom Standpunkt der Volksgesundheit – fuhr der Oberoffizial fort – sei es von hervorragender Wichtigkeit, die Zeit gebückten Über-dem-Schreibtisch-Sitzens abzukürzen. Nachdem dergestalt die Frage der Kurzschrift zu des Zuhörers Erstaunen auch noch von anderen Wissenschaften her erörtert war, ging sein Besuch erst dazu über, ihm die unendliche Überlegenheit des Systems Öhl über alle andern Systeme darzulegen. Er zeigte ihm, daß nach sämtlichen dargelegten Gesichtspunkten jedes andere Kurzschriftsystem nur ein Verrat am Gedanken der Kurzschrift sei. Und dann entwickelte er die Geschichte seiner Leiden. Es waren da die älteren, mächtigeren Systeme, die bereits Zeit gefunden hatten, sich mit allen möglichen materiellen Interessen zu verbinden. Die Handelsschulen lehrten das System Vogelbauch und setzten jeder Änderung ihren Widerstand entgegen, dem sich – dem Gesetz der Trägheit folgend – die Kaufmannschaft natürlich anschließe. Die Zeitungen, die an den Anzeigen der Handelsschulen, wie man sehen könne, eine Menge Geld verdienen, verschließen sich allen Reformvorschlägen. Und das Unterrichtsministerium? Dies sei geradezu Hohn! – sagte Herr Öhl. Vor fünf Jahren, als die obligatorische Einführung des Stenographieunterrichts an den Mittelschulen beschlossen worden sei, wurde vom Unterrichtsministerium eine Enquete zur Beratung des zu erwählenden Systems eingesetzt, und natürlich befanden sich in dieser Enquete die Vertreter der Handelsschulen, des Kaufmannsstandes, der Parlamentsstenographen, die mit den Zeitungsberichterstatern verwachsen sind, und sonst niemand! Es sei klar, daß das System Vogelbauch zur Annahme

gelangen solle. Der Stenographieverein Öhl habe vor diesem Verbrechen an kostbarem Volksgut gewarnt und dagegen protestiert! Aber seine Vertreter würden im Ministerium nicht einmal mehr empfangen!

Solche Fälle meldete Ulrich Sr. Erlaucht. «Öhl?» fragte Graf Leinsdorf. «Und Beamter ist er?» Se. Erlaucht rieb sich lange die Nase, aber kam zu keinem Entschluß. «Vielleicht sollten Sie mit seinem vorgesetzten Hofrat sprechen, ob etwas an ihm ist ...?» meinte er nach einer Weile, aber er war in schöpferischer Laune und widerrief es wieder. «Nein, wissen Sie was, wir wollen lieber einen Akt machen; sollen sie sich äußern!» Und er fügte etwas Vertrauliches hinzu, das dem ändern Einblick gewähren sollte. «Man kann ja bei allen diesen Sachen nicht wissen,» sagte er «ob sie Unsinn sind. Aber sehen Sie, Doktor, etwas Wichtiges entsteht regelmäßig gerade daraus, daß man es wichtig nimmt! Ich seh das wieder an dem Dr. Arnheim, dem die Zeitungen nachlaufen. Die Zeitungen könnten ja auch etwas anderes tun. Aber wenn sie das tun, dann wird der Dr. Arnheim eben wichtig. Sie sagen, der Öhl hat einen Verein? Das beweist natürlich auch nichts. Aber andererseits, wie gesagt, man soll modern denken; und wenn viele Leute für etwas sind, kann man schon ziemlich sicher sein, daß etwas daraus wird!»

[<]

82

Clarisse verlangt ein Ulrich-Jahr

Ihr Freund machte ihr gewiß aus keinem anderen Grund seinen Besuch, als weil er Clarisse noch den Kopf wegen des Briefes zurechtsetzen mußte, den sie an Graf Leinsdorf geschrieben hatte; als sie zuletzt bei ihm war, hatte er es völlig vergessen. Dennoch fiel ihm während der Fahrt ein, daß Walter bestimmt eifersüchtig auf ihn sei und dieser Besuch seine Gefühle erregen würde, sobald er davon erführe; aber Walter konnte einfach nichts dagegen unternehmen, und diese Lage, in der sich die Mehrzahl der Männer befindet, war ja eigentlich recht komisch: sie haben erst nach Büroschluß Zeit, wenn sie eifersüchtig sind, über ihre Frauen zu wachen.

Die Stunde, zu der sich Ulrich entschlossen hatte hinauszufahren, machte es nicht wahrscheinlich, daß er Walter zu Hause antreffen würde. Es war sehr früh am Nachmittag. Er hatte sich telefonisch angemeldet. Die Fenster schienen keine Vorhänge zu haben, so stark drang durch die Scheiben das Weiß der Schneeflächen herein. In diesem gnadenlosen Licht, das alle Gegenstände umzingelte, stand Clarisse und sah von der Zimmermitte aus lachend ihrem Freund entgegen. Wo sich die flache Wölbung ihres schmalen Körpers gegen das Fenster bog, leuchtete sie in starken Farben, während die Schattenseite blaubrauner Nebel war, aus dem Stirn, Nase und Kinn wie ein Schneeegrat hervorsprangen, dessen Schärfe Wind und Sonne verwischen. Sie erinnerte weniger an einen Menschen als an die Begegnung von Eis und Licht in der gespenstischen Einsamkeit des Hochgebirgswinters. Ulrich begriff ein wenig von dem Zauber, den sie in manchen Augenblicken auf Walter ausüben mußte, und seine geteilten Empfindungen für den Jugendfreund wichen für kurze Zeit dem Einblick in das Schaubild, das zwei Menschen einander darboten, deren Leben er vielleicht doch kaum kannte.

«Ich weiß nicht, ob du Walter von dem Brief erzählt hast, den du an Graf Leinsdorf geschrieben hast,» begann er «aber ich bin gekommen, um dich allein zu sprechen und zu warnen, damit du solche Unternehmungen künftig unterläßt.» Clarisse schob zwei Stühle zusammen und nötigte

ihn zu sitzen. «Sprich nicht mit Walter davon,» bat sie «aber sag mir, was du dagegen hast. Du meinst doch das Nietzsche-Jahr? Was hat dein Graf dazu gesagt?»

«Was denkst du wohl, daß er dazu gesagt haben könnte?! Die Verbindung, in die du das mit Moosbrugger gebracht hast, war doch geradezu irrsinnig. Und ohnedies hätte er den Brief wohl auch fortgeworfen.»

«So?» Clarisse war sehr enttäuscht. Dann erklärte sie: «Zum Glück hast doch auch du etwas dreinzureden!»

«Ich habe dir schon gesagt, daß du einfach verrückt bist!»

Clarisse lächelte und nahm das als Schmeichelei auf. Sie legte dem Freund die Hand auf den Arm und fragte: «Das österreichische Jahr hältst du doch für einen Unsinn?»

«Natürlich.»

«Ein Nietzsche-Jahr wäre aber etwas Gutes; warum soll man nun etwas bloß deshalb nicht wollen dürfen, weil es auch nach unseren Begriffen gut wäre?!»

«Wie denkst du dir denn eigentlich ein Nietzsche-Jahr?» fragte er.

«Das ist deine Sache!»

«Du bist lustig!»

«Gar nicht. Sag mir, warum es dir lustig vorkommt, das zu verwirklichen, was dir geistig ernst ist?!»

«Das will ich gern tun» erwiderte Ulrich und machte sich von ihrer Hand los. «Es muß ja nicht gerade Nietzsche sein, es könnte sich um Christus oder Buddha auch handeln.»

«Oder um dich. Denk dir doch ein Ulrich-Jahr aus!» Sie sagte das genau so ruhig, wie sie ihn aufgefordert hatte, er möge Moosbrugger befreien. Aber diesmal war er nicht zerstreut, sondern blickte ihr ins Gesicht, während er ihre Worte hörte. In dem Gesicht war nur das gewöhnliche Lächeln Clarissens, das unfreiwillig immer wie eine kleine, lustige, von der Anstrengung emporgepreßte Grimasse hervorkam.

«Also gut,» dachte er «sie meint es nicht schlimm.»

Aber Clarisse näherte sich ihm wieder. «Warum machst du kein Dein-Jahr? Du hättest doch jetzt vielleicht die Macht dazu. Du darfst, das habe ich dir schon gesagt, Walter nichts davon erzählen und auch nichts von dem Moosbrugger-Brief. Überhaupt nicht, daß ich mit dir darüber spreche! Aber glaube mir, dieser Mörder ist musikalisch; er kann bloß nicht komponieren. Hast du noch nie beobachtet, daß jeder Mensch im Mittelpunkt einer Himmelskugel steht? Wenn er von seinem Platz weggeht, geht sie mit. So muß man Musik machen; ohne Gewissen, einfach wie die Himmelskugel, unter der man steht! ...»

«Und etwas Ähnliches sollte ich mir als mein Jahr ausdenken, glaubst du?»

«Nein» erwiderte Clarisse auf alle Fälle. Ihre schmalen Lippen wollten etwas sagen, schwiegen aber, und die Flamme schoß stumm bei den Augen heraus. Man konnte nicht sagen, was in solchen Augenblicken von ihr ausging. Es brannte, wie wenn man etwas Glühendem zu nahe gekommen wäre. Nun lächelte sie, aber dieses Lächeln kräuselte sich auf ihren Lippen wie zurückgebliebene Asche, nachdem der Vorgang in ihren Augen erloschen war.

«Gerade so etwas könnte ich mir aber äußerstenfalls noch ausdenken» wiederholte Ulrich. «Nur

fürchte ich, du meinst, ich soll einen Staatsstreich machen?!»

Clarisse überlegte. «Also sagen wir, ein Buddha-Jahr» meinte sie, ohne auf seinen Einwand einzugehen. «Ich weiß nicht, was Buddha verlangt hat; nur so ungefähr; aber nehmen wir's einfach an, und wenn man es nun für bedeutend hält, dann sollte man es eben ausführen! Denn entweder verdient etwas, daß man daran glaubt, oder nicht.»

«Na schön, gib acht: Du hast Nietzsche-Jahr gesagt. Aber was hat denn Nietzsche eigentlich verlangt?»

Clarisse dachte nach. «Nun, ich meine natürlich nicht ein Nietzschedenkmal oder eine Nietzschestraße» sagte sie verlegen. «Aber man müßte die Menschen dahin bringen, zu leben, wie —»

«Wie er es verlangt hat?!» unterbrach er sie. «Aber was hat er verlangt?»

Clarisse versuchte zu antworten, wartete, schließlich erwiderte sie: «Na ja, das weißt du doch selbst ...»

«Gar nichts weiß ich» neckte er. «Aber eines will ich dir sagen: Man kann die Forderungen der Kaiser-Franz-Josef-Jubiläums-Suppenanstalt oder die des Schutzverbandes der Hauskatzenbesitzer verwirklichen, aber gute Gedanken kann man so wenig verwirklichen wie Musik! Was das bedeutet? Ich weiß es nicht. Aber es ist so.»

Er hatte jetzt endlich auf dem kleinen Sofa Platz gefunden, hinter dem Tischchen; dieser Platz war widerstandsfähiger als der auf dem Stühlchen. In der leeren Zimmermitte, gleichsam am anderen Ufer einer die Tischplatte verlängernden Luftspiegelung, stand noch immer Clarisse und sprach. Ihr schmaler Körper redete und dachte leise mit; sie empfand eigentlich alles, was sie sagen wollte, zuerst mit dem ganzen Körper und hatte beständig das Bedürfnis, mit ihm etwas zu tun. Ihr Freund hatte ihren Körper immer für hart und knabenhaft gehalten, aber jetzt, in dieser weichen Bewegtheit aufgeschlossenen Beinen kam ihm Clarisse mit einemmal wie eine javanische Tänzerin vor. Und plötzlich dachte er, es würde ihn nicht wundern, wenn sie in Trance fiele. Oder war er selbst in Trance? Er hielt eine lange Rede. «Du möchtest nach deiner Idee leben» hatte er begonnen «und möchtest wissen, wie man das kann. Aber eine Idee, das ist das Paradoxeste von der Welt. Das Fleisch verbindet sich mit Ideen wie ein Fetisch. Es wird zauberhaft, wenn eine Idee dabei ist. Eine gemeine Ohrfeige kann durch die Idee von Ehre, Strafe und dergleichen tödlich werden. Und doch können sich Ideen niemals in dem Zustand, wo sie am stärksten sind, erhalten; sie gleichen jenen Stoffen, die sich sofort an der Luft in eine dauerhaftere andere, aber verdorbene Form umsetzen. Das hast du oft mitgemacht. Denn eine Idee: das bist du; in einem bestimmten Zustand. Irgendetwas haucht dich an; wie wenn in das Rauschen von Saiten plötzlich ein Ton kommt; es steht etwas vor dir wie eine Luftspiegelung; aus dem Gewirr deiner Seele hat sich ein unendlicher Zug geformt, und alle Schönheiten der Welt scheinen an seinem Wege zu stehn. Das bewirkt oft eine einzige Idee. Aber nach einer Weile wird sie allen anderen Ideen, die du schon gehabt hast, ähnlich, sie ordnet sich ihnen unter, sie wird ein Teil deiner Anschauungen und deines Charakters, deiner Grundsätze oder deiner Stimmungen, sie hat die Flügel verloren und eine geheimnislose Festigkeit angenommen.»

Clarisse erwiderte: «Walter ist eifersüchtig auf dich. Nicht etwa meinetwegen. Sondern weil du so aussiehst, als ob du das tun könntest, was er gern möchte. Verstehst du? Es ist etwas an dir, das ihn sich wegnimmt. Ich weiß nicht, wie ich das ausdrücken soll.»

Sie sah ihn prüfend an.

Diese beiden Reden flochten sich ineinander.

Walter war immer das zärtliche Lieblingskind des Lebens gewesen, er saß ihm auf dem Schoß. Mochte ihm geschehen, was immer, er verwandelte es in zärtliche Lebendigkeit. Walter war immer der gewesen, der mehr erlebte. «Aber Mehrerleben ist eines der frühesten und feinsten Zeichen, an denen man den Durchschnittsmenschen erkennt» dachte Ulrich; «Zusammenhänge nehmen dem Erlebnis die persönliche Giftigkeit oder Süße!» So ungefähr war es. – Und diese Versicherung selbst, daß es so wäre, war ein Zusammenhang, und man bekam keinen Kuß und keinen Abschied dafür. Und trotzdem war Walter auf ihn eifersüchtig? Es freute ihn.

«Ich habe zu ihm gesagt, daß er dich töten soll» berichtete Clarisse.

«Was?»

«Umbringen, habe ich gesagt. Wenn an dir nicht so viel daran sein sollte, wie du dir einbildest, oder wenn er besser wäre als du und nur dadurch zur Ruhe kommen könnte, wäre das doch ganz richtig gedacht? Und außerdem kannst du dich ja wehren.»

«Das gibst du nicht schlecht ...!» antwortete Ulrich unsicher.

«Nun, wir haben ja nur so gesprochen. Was meinst du übrigens!? Walter sagt, man darf so etwas nicht einmal denken.»

«Doch; denken schon» erwiderte er zögernd und sah sich Clarisse genau an. Sie hatte einen eigentümlichen Reiz. Kann man sagen, als stünde sie neben sich? Sie war abwesend und anwesend, beides dicht nebeneinander.

«Ach was, denken!» unterbrach sie ihn. Sie sprach gegen die Wand, vor der er saß, als wäre ihr Auge auf einen Punkt dazwischen gerichtet. «Du bist ebenso passiv wie Walter!» Auch dieses Wort lag zwischen zwei Entfernungen; es nahm Distanz wie eine Beleidigung und versöhnte doch durch eine vertrauliche Nähe, die es voraussetzte. «Ich sage dagegen: Wenn man etwas denken kann, dann soll man es auch tun können» wiederholte sie trocken.

Dann verließ sie ihren Platz, ging zum Fenster und verschränkte die Hände am Rücken. Ulrich stand rasch auf, ging ihr nach und legte den Arm um ihre Schulter. «Kleine Clarisse, du bist soeben recht sonderbar gewesen. Aber ich muß ein gutes Wort für mich einlegen; ich gehe dich doch eigentlich nichts an, möchte ich meinen» sagte er.

Clarisse starrte zum Fenster hinaus. Aber jetzt scharf; sie faßte irgend etwas draußen ins Auge, um sich daran einen Halt zu sichern. Sie hatte den Eindruck, ihre Gedanken wären außerhalb gewesen und nun wieder zurückgekehrt. Diese Empfindung, wobei sie wie ein Raum war, in dem man noch fühlt, daß soeben die Türe geschlossen worden, war ihr nicht neu. Sie hatte zuweilen Tage und Wochen, da alles, was sie umgab, lichter und leichter war als sonst, so als müßte es nicht viel Mühe machen, hineinzuschlüpfen und außer sich in der Welt spazieren zu gehn; ebenso wie danach wieder schwere Zeiten kamen, in denen sie sich wie eingekerkert fühlte, gewöhnlich dauerten diese zweiten ja nur kurz, aber sie fürchtete sie wie eine Strafe, weil dann alles eng und traurig wurde. Und im gegenwärtigen Augenblick, der sich durch seine klare, nüchterne Ruhe auszeichnete, war ihr unsicher zumute; sie wußte nicht mehr recht, was sie eben noch gewollt hatte, und solche bleierne Klarheit und scheinbar stille Beherrschtheit leitete oft die Zeit der Strafe ein. Clarisse spannte sich an und hatte das Empfinden, wenn sie das Gespräch überzeugend fortführen könnte, sich damit selbst in Sicherheit zu bringen. «Sag nicht Kleine zu mir,» schmolte sie «sonst bringe ich dich am Ende selbst um!» Das kam ihr jetzt wie reiner Spaß heraus, es war also gelungen. Sie drehte vorsichtig den Kopf, um ihn anzugucken. «Ich habe

mich natürlich nur so ausgedrückt,» fuhr sie fort «aber du mußt verstehn, daß ich etwas meine. Wo waren wir stehengeblieben? Du hast gesagt, man kann nicht nach einer Idee leben. Ihr habt nicht die rechte Energie, weder du noch Walter!»

«Passivist hast du mich schrecklicher Weise genannt. Aber es gibt zwei Arten davon. Einen passiven Passivismus, das ist der von Walter; und einen aktiven!»

«Was ist das, ein aktiver Passivismus?» fragte Clarisse neugierig.

«Das Warten eines Gefangenen auf die Gelegenheit des Ausbruchs.»

«Bah!» sagte Clarisse. «Ausreden!»

«Nun ja,» räumte er ein «vielleicht.»

Clarisse hielt noch immer die Hände hinter dem Rücken verschränkt und hatte die Beine auseinandergestellt, wie in Reitstiefeln. «Weißt du, was Nietzsche sagt? Sicher wissen wollen, ist so wie sicher gehn wollen, eine Feigheit. Man muß irgendwo anfangen, seine Sache zu machen, nicht nur davon zu reden! Ich habe gerade von dir erwartet, daß du einmal etwas Besonderes unternimmst!»

Sie hatte plötzlich einen Knopf an seiner Weste zu fassen bekommen und drehte daran, das Gesicht zu ihm emporgerichtet. Unwillkürlich legte er seine Hand über die ihre, um seinen Knopf zu schützen.

«Ich habe mir etwas lange überlegt» fuhr sie zögernd fort: «die ganz große Gemeinheit entsteht heutzutage nicht dadurch, daß man sie tut, sondern dadurch, daß man sie gewähren läßt. Sie wächst ins Leere.» Sie sah ihn nach dieser Leistung an. Dann fuhr sie heftig fort: «Gewährenlassen ist zehnmal gefährlicher als Tun! Verstehst du mich?» Sie kämpfte mit sich, ob sie das noch genauer beschreiben sollte. Aber sie fügte hinzu: «Nicht wahr, du verstehst mich ausgezeichnet, mein Lieber? Du sagst zwar immer, daß man alles gehen lassen soll, wie es geht. Aber ich weiß schon, wie du es meinst! Ich habe mir schon manchmal gedacht, du bist der Teufel!» Dieser Satz war Clarisse nun wieder wie eine Eidechse aus dem Mund geschlüpft. Sie erschrak. Sie hatte ja ursprünglich nur an Walters Bitten wegen eines Kinds gedacht. Ihr Freund bemerkte ein Zucken in ihren Augen, die ihn begehrlieh anblickten. Aber ihr emporgerichtetes Gesicht war von etwas überströmt. Nicht von etwas Schönerem, sondern eher von etwas Häßlich-Rührendem. Wie es ein gewaltiger Schweißausbruch wäre, hinter dem ein Gesicht schwimmt. Aber es war unkörperlich, rein imaginär. Er fühlte sich wider Willen angesteckt und in eine leichte Gedankenabwesenheit versetzt. Er konnte diesem abersinnigen Reden keinen rechten Widerstand mehr entgegenstellen und packte Clarisse schließlich bei der Hand, setzte sie aufs Sofa und sich neben sie.

«Jetzt werde ich dir also erzählen, warum ich nichts tue» begann er und schwieg.

Clarisse, die im Augenblick der Berührung wieder zu ihrem gewöhnlichen Wesen zurückgefunden hatte, munterte ihn auf.

«Man kann nichts tun, weil – aber das wirst du doch nicht verstehn –» holte er aus, zog eine Zigarette hervor und widmete sich dem Anzünden.

«He?» half Clarisse. «Was willst du sagen?» Aber er schwieg weiter. Da schob sie den Arm hinter seinen Rücken und rüttelte ihn wie ein Knabe, der seine Kraft zeigt. Es war das Nette an ihr, daß man gar nichts zu sagen brauchte, bloß die Gebärde des Außerordentlichen genügte schon, um sie in Einbildung zu versetzen. «Du bist ein großer Verbrecher!» rief sie dazu und

versuchte vergeblich, ihm weh zu tun.

In diesem Augenblick wurden sie jedoch durch die Rückkehr Walters unangenehm unterbrochen.

[<]

83

Seinesgleichen geschieht oder warum erfindet man nicht Geschichte?

Was hätte Ulrich eigentlich Clarisse sagen können?

Er hatte es verschwiegen, weil sie in ihm eine eigentümliche Lust erregt hatte, das Wort Gott auszusprechen. Er hatte etwa sagen wollen: Gott meint die Welt keineswegs wörtlich; sie ist ein Bild, eine Analogie, eine Redewendung, deren er sich aus irgendwelchen Gründen bedienen muß, und natürlich immer unzureichend; wir dürfen ihn nicht beim Wort nehmen, wir selbst müssen die Lösung herausbekommen, die er uns aufgibt. Er fragte sich, ob Clarisse einverstanden gewesen wäre, das wie ein Indianer- oder Räuberspiel aufzufassen? Sicher. Wenn einer voranginge, sie würde sich an seine Seite drücken wie eine Wölfin und scharf aufpassen.

Aber er hatte noch etwas auf der Zunge gehabt; etwas von mathematischen Aufgaben, die keine allgemeine Lösung zulassen, wohl aber Einzellösungen, durch deren Kombination man sich der allgemeinen Lösung nähert. Er hätte hinzufügen können, daß er die Aufgabe des menschlichen Lebens für eine solche ansah. Was man ein Zeitalter nennt – ohne zu wissen, ob man Jahrhunderte, Jahrtausende oder die Spanne zwischen Schule und Enkelkind darunter verstehen soll –, dieser breite, unregelmäßige Fluß von Zuständen würde dann ungefähr ebensoviel bedeuten wie ein planloses Nacheinander von ungenügenden und einzeln genommen falschen Lösungsversuchen, aus denen, erst wenn die Menschheit sie zusammenzufassen verstünde, die richtige und totale Lösung hervorgehen könnte.

In der Straßenbahn erinnerte er sich auf dem Heimweg daran; einige Leute fuhren mit ihm der Stadt zu, und er schämte sich ein wenig vor diesen Menschen solcher Gedanken. Man konnte es ihnen ansehen, daß sie von bestimmten Beschäftigungen zurückkamen oder sich zu bestimmten Vergnügungen begaben, ja man sah es schon ihrer Kleidung an, was sie hinter sich oder vorhatten. Er betrachtete seine Nachbarin; sie war sicher Frau, Mutter, gegen vierzig Jahre alt, sehr wahrscheinlich die Gattin eines akademischen Beamten und hatte ein kleines Opernglas im Schoß liegen. Er kam sich mit seinen Gedanken neben ihr wie ein spielender Knabe vor; sogar wie ein nicht ganz anständig spielender Knabe.

Denn ein Gedanke, der nicht einen praktischen Zweck hat, ist wohl eine nicht sehr anständige heimliche Beschäftigung; namentlich aber solche Gedanken, die ungeheure Stelzschritte machen und die Erfahrung nur mit winzigen Sohlen berühren, sind unordentlicher Entstehung verdächtig. Früher hat man ja wohl von Gedankenflug gesprochen, und zur Zeit Schillers wäre ein Mann mit solchen hochgemuten Fragen im Busen sehr angesehen gewesen; heute dagegen hat man das Gefühl, daß mit so einem Menschen etwas nicht in Ordnung sei, wenn das nicht gerade zufällig sein Beruf ist und seine Einkommensquelle. Man hat die Sache offenbar anders verteilt. Man hat gewisse Fragen den Menschen aus dem Herzen genommen. Man hat für hochfliegende Gedanken eine Art Geflügelfarm geschaffen, die man Philosophie, Theologie oder Literatur nennt, und dort vermehren sie sich in ihrer Weise immer unübersichtlicher, und das ist ganz recht so, denn kein



Mensch braucht sich bei dieser Ausbreitung mehr vorzuwerfen, daß er sich nicht persönlich um sie kümmern kann. Ulrich in seiner Achtung vor Fachlichkeit und Spezialistentum, war im Grunde entschlossen, nichts gegen eine solche Teilung der Tätigkeiten einzuwenden. Aber er gestattete sich immerhin noch selbst zu denken, obgleich er kein Berufsphilosoph war, und augenblicklich malte er sich aus, daß das auf den Weg zum Bienenstaat führen werde. Die Königin wird Eier legen, die Drohnen werden ein der Wollust und dem Geist gewidmetes Leben führen, und die Spezialisten werden arbeiten. Auch eine solche Menschheit ist denkbar; die Gesamtleistung möchte vielleicht sogar gesteigert werden. Jetzt hat jeder Mensch sozusagen noch die ganze Menschheit in sich, aber das ist offenkundig schon zuviel geworden und bewährt sich gar nicht mehr; so daß das Humane fast schon der reinste Schwindel ist. Es käme für den Erfolg vielleicht darauf an, bei der Zerteilung neue Vorkehrungen zu treffen, damit in einer besonderen jener Arbeitergruppen auch eine geistige Synthese entsteht. Denn ohne Geist –? Ulrich wollte sagen, daß es ihn nicht freuen würde. Aber das war natürlich ein Vorurteil. Man weiß ja nicht, worauf es ankommt. Er rückte sich zurecht und betrachtete sein Gesicht in der seinem Sitz gegenüber befindlichen Glasscheibe, um sich abzulenken. Aber da schwebte nun sein Kopf in dem flüssigen Glas nach einer Weile wunderbar eindringlich zwischen Innen und Außen und verlangte nach irgendeiner Ergänzung.

War eigentlich Balkankrieg oder nicht? Irgendeine Intervention fand wohl statt; aber ob das Krieg war, er wußte es nicht genau. Es bewegten so viele Dinge die Menschheit. Der Höhenflugrekord war wieder gehoben worden; eine stolze Sache. Wenn er sich nicht irrte, stand er jetzt auf 3700 Meter, und der Mann hieß Jouhoux. Ein Negerboxer hatte den weißen Champion geschlagen und die Weltmeisterschaft erobert; Johnson hieß er. Der Präsident von Frankreich fuhr nach Rußland; man sprach von Gefährdung des Weltfriedens. Ein neuentdeckter Tenor verdiente in Südamerika Summen, die selbst in Nordamerika noch nie dagewesen waren. Ein fürchterliches Erdbeben hatte Japan heimgesucht; die armen Japaner. Mit einem Wort, es geschah viel, es war eine bewegte Zeit, die um Ende 1913 und Anfang 1914. Aber auch die Zeit zwei oder fünf Jahre vorher war eine bewegte Zeit gewesen, jeder Tag hatte seine Erregungen gehabt, und trotzdem ließ sich nur noch schwach oder gar nicht erinnern, was damals eigentlich los gewesen war. Man konnte es abkürzen. Das neue Heilmittel gegen die Lues machte –; in der Erforschung des Pflanzenstoffwechsels wurden –; die Eroberung des Südpols schien –; die Steinachexperimente erregten –; man konnte auf diese Weise gut die Hälfte der Bestimmtheit weglassen, es machte nicht viel aus. Welche sonderbare Angelegenheit ist doch Geschichte! Es ließ sich mit Sicherheit von dem und jenem Geschehnis behaupten, daß es seinen Platz in ihr inzwischen schon gefunden hatte oder bestimmt noch finden werde; aber ob dieses Geschehnis überhaupt stattgefunden hatte, das war nicht sicher. Denn zum Stattfinden gehört doch auch, daß etwas in einem bestimmten Jahr und nicht in einem anderen oder gar nicht stattfindet; und es gehört dazu, daß es selbst stattfindet und nicht am Ende bloß etwas Ähnliches oder seinesgleichen. Gerade das ist es aber, was kein Mensch von der Geschichte behaupten kann, außer er hat es aufgeschrieben, wie es die Zeitungen tun, oder es handelt sich um Berufs- und Vermögensangelegenheiten, denn in wieviel Jahren man pensionsberechtigt sein wird oder wann man eine bestimmte Summe besitzen wird oder ausgegeben hat, das ist natürlich wichtig, und in solchem Zusammenhang können auch Kriege zu Denkwürdigkeiten werden. Sie sieht unsicher und verfilzt aus, unsere Geschichte, wenn man sie in der Nähe betrachtet, wie ein nur halb festgetretener Morast, und schließlich läuft dann sonderbarerweise doch ein Weg über sie hin, eben jener «Weg der Geschichte», von dem niemand weiß, woher er gekommen ist. Dieses Der Geschichte zum Stoff Dienen war etwas, das Ulrich empörte. Die leuchtende, schaukelnde Schachtel, in der er fuhr, kam ihm wie eine Maschine vor, in der einige hundert Kilogramm

Menschen hin und her geschüttelt wurden, um Zukunft aus ihnen zu machen. Vor hundert Jahren sind sie mit ähnlichen Gesichtern in einer Postkutsche gesessen, und in hundert Jahren wird weiß Gott was mit ihnen los sein, aber sie werden als neue Menschen in neuen Zukunftsapparaten genau so dasitzen, – fühlte er und empörte sich gegen dieses wehrlose Hinnehmen von Veränderungen und Zuständen, die hilflose Zeitgenossenschaft, das planlos ergebene, eigentlich menschenunwürdige Mitmachen der Jahrhunderte, so als ob er sich plötzlich gegen den Hut auflehnte, den er, sonderbar genug geformt, auf dem Kopf sitzen hatte.

Unwillkürlich erhob er sich und legte den Rest des Weges zu Fuß zurück. In dem größeren Menschenbehältnis der Stadt, worin er sich nun befand, beruhigte sich sein Unbehagen wieder zur Heiterkeit. Es war ein verrückter Einfall der kleinen Clarisse, daß sie ein Geistesjahr machen wollte. Er richtete seine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt. Warum war das so unsinnig? Man konnte übrigens ebensogut fragen, warum Diotimas vaterländische Aktion unsinnig sei?

Antwort Nummer eins: Weil Weltgeschichte zweifellos ebenso entsteht wie alle anderen Geschichten. Es fällt den Autoren nichts Neues ein, und sie schreiben einer vom anderen ab. Das ist der Grund, warum alle Politiker Geschichte studieren, statt Biologie oder dergleichen. Soviel von den Autoren.

Nummer zwei: Größtenteils entsteht Geschichte aber ohne Autoren. Sie entsteht nicht von einem Zentrum her, sondern von der Peripherie. Aus kleinen Ursachen. Wahrscheinlich gehört gar nicht so viel dazu, wie man glaubt, um aus dem gotischen Menschen oder dem antiken Griechen den modernen Zivilisationsmenschen zu machen. Denn das menschliche Wesen ist ebenso leicht der Menschenfresserei fähig wie der Kritik der reinen Vernunft; es kann mit den gleichen Überzeugungen und Eigenschaften beides schaffen, wenn die Umstände danach sind, und sehr großen äußeren Unterschieden entsprechen dabei sehr kleine innere.

Abschweifung Nummer eins: Ulrich erinnerte sich einer ähnlichen Erfahrung aus seiner Militärzeit: Die Eskadron reitet in Zweierreihen, und man läßt «Befehl weitersagen» üben, wobei ein leise gesprochener Befehl von Mann zu Mann weitergegeben wird; befiehlt man nun vorne: «Der Wachtmeister soll vorreiten», so kommt hinten heraus: «Acht Reiter sollen sofort erschossen werden» oder so ähnlich. Auf die gleiche Weise entsteht auch Weltgeschichte.

Antwort Nummer drei: Würde man darum eine Generation heutiger Europäer im Alter der frühesten Kindheit in das ägyptische Jahr 5000 v. Chr. versetzen und dort lassen, so würde die Weltgeschichte noch einmal beim Jahr 5000 beginnen, sich zunächst eine Weile lang wiederholen und dann aus Gründen, die kein Mensch errät, allmählich abzuweichen beginnen.

Abschweifung zwei: Das Gesetz der Weltgeschichte – fiel ihm dabei ein – ist nichts anderes als der Staatsgrundsatz des «Fortwurstelns» im alten Kakanien. Kakanien war ein ungeheuer kluger Staat.

Abschweifung drei oder Antwort Nummer vier? Der Weg der Geschichte ist also nicht der eines Billardballs, der, einmal abgestoßen, eine bestimmte Bahn durchläuft, sondern er ähnelt dem Weg der Wolken, ähnelt dem Weg eines durch die Gassen Streichenden, der hier von einem Schatten, dort von einer Menschengruppe oder einer seltsamen Verschneidung von Häuserfronten abgelenkt wird und schließlich an eine Stelle gerät, die er weder gekannt hat, noch erreichen wollte. Es liegt im Verlauf der Weltgeschichte ein gewisses Sich-Verlaufen. Die Gegenwart ist immer wie das letzte Haus einer Stadt, das irgendwie nicht mehr ganz zu den Stadthäusern gehört. Jede Generation fragt erstaunt, wer bin ich und was waren meine Vorgänger? Sie sollte lieber fragen, wo bin ich, und voraussetzen, daß ihre Vorgänger nicht anderswie, sondern bloß anderswo waren; damit wäre schon einiges gewonnen – dachte er.

Er war es selbst, der seinen Antworten und Abschweifungen bisher diese Nummern gegeben hatte, und er hatte dazu bald in ein vorübergehendes Gesicht gesehn, bald in eine Geschäftsauslage, um die Gedanken nicht ganz von sich fortlaufen zu lassen; aber nun hatte er sich trotzdem dabei ein wenig vergangen und mußte einen Augenblick anhalten, um zu begreifen, wo er war, und den nächsten Weg nach Hause zu finden. Ehe er ihn einschlug, bemühte er sich, seine Frage sich noch einmal genau zurechtzulegen. Die kleine verrückte Clarisse hatte also ganz recht, man sollte Geschichte machen, man müßte sie erfinden, wenn er es auch vor ihr bestritten hatte; aber warum tut man es nicht? In diesem Augenblick fiel ihm als Antwort nichts als Direktor Fischel von der Lloyd-Bank ein, sein Freund Leo Fischel, mit dem er in früheren Jahren hie und da im Sommer vor einem Kaffeehaus gesessen war; denn der würde ihm in diesem Augenblick, wenn er dieses Gespräch mit ihm statt als Selbstgespräch geführt hätte, in seiner Weise geantwortet haben: «Ihre Sorgen in meinem Kopf!» Ulrich war ihm dankbar für diese erfrischende Antwort, die er gegeben haben würde. «Lieber Fischel,» erwiderte er sofort in Gedanken «das ist nicht so einfach. Ich sage Geschichte, aber ich meine, wenn Sie sich erinnern, unser Leben. Und ich habe doch schon von Anfang an zugegeben, daß es etwas sehr Anstößiges ist, wenn ich frage: Warum macht der Mensch nicht Geschichte, das heißt, warum greift er aktiv Geschichte nur wie ein Tier an, wenn er verwundet ist, wenn es hinter ihm brennt, warum macht er, mit einem Wort, nur im Notfall Geschichte? Also warum klingt das anstößig? Was haben wir dagegen, obgleich es doch ebensoviel heißt wie daß der Mensch das Menschenleben nicht einfach gehen lassen sollte, wie es geht?»

«Man weiß doch,» würde Direktor Fischel entgegnen «wie das geschieht. Man muß froh sein, wenn die Politiker und die Geistlichen und die großen Herren, die nichts zu tun haben, und alle anderen Menschen, die mit einer fixen Idee herumrennen, das tägliche Leben nicht stören. Und im übrigen hat man die Bildung. Würden sich bloß heute nicht so viele Menschen ungebildet betragen!» Und Direktor Fischel hat natürlich recht. Man muß froh sein, wenn man sich in Lombarden und Effekten genügend auskennt und andere Leute nicht zuviel in Geschichte machen, weil sie sich in ihr auszukennen behaupten. Man könnte, Gott bewahre, nicht ohne Ideen leben, aber das Richtige ist ein gewisses Gleichgewicht zwischen ihnen, eine balance of power, ein bewaffneter Ideenfriede, wo von keiner Seite viel geschehen kann. Er hatte als Beruhigungsmittel die Bildung. Das ist ein Grundgefühl der Zivilisation. Und doch ist nun einmal auch das Gegengefühl vorhanden und wird immer lebendiger, daß sich die Zeit der heroisch-politischen Geschichte, die vom Zufall und seinen Rittern gemacht wird, zum Teil überlebt hat und durch eine planmäßige Lösung, an der alle beteiligt sind, die es angeht, ersetzt werden muß.

Aber da endete das Ulrich-Jahr damit, daß Ulrich inzwischen zu Hause angelangt war.

[<]

84

Behauptung, daß auch das gewöhnliche Lehen von utopischer Natur ist

Er fand dort den üblichen Haufen von Schriftstücken vor, den ihm Graf Leinsdorf schickte. Ein Industrieller hatte einen Preis in ungewöhnlicher Höhe für die beste Leistung in der militärischen Erziehung der zivilen Jugend in Aussicht gestellt. Das Erzbischöfliche Ordinariat nahm Stellung zu dem Vorschlag einer großen Waisenhausstiftung und erklärte, gegen jede konfessionelle

Vermischung Bedenken erheben zu müssen. Das Komitee für Kultus und Unterricht berichtete über den Erfolg der definitiv vorläufig hinausgegebenen Anregung eines großen Friedenskaiser-und-Völker-Österreichs-Denkmal in der Nähe der Residenz; nach Fühlungnahme mit dem k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht und Befragung der führenden Künstlervereinigungen, Ingenieur- und Architektenvereine hatten sich derartige Meinungsverschiedenheiten ergeben, daß sich das Komitee in die Lage versetzt sah, unbeschadet später sich herausstellen sollender Erfordernisse, falls der Zentralausschuß zustimme, einen Wettbewerb um die beste Idee eines Wettbewerbs in Hinsicht auf das eventuell zu errichtende Denkmal auszuschreiben. Die Hofkanzlei schickte dem Zentralausschuß nach genommener Einsicht die vor drei Wochen zur Einsichtnahme vorgelegten Vorschläge zurück und erklärte, eine Allerhöchste Willensmeinung derzeit dazu nicht übermitteln zu können, aber es als erwünscht zu erachten, auch in diesen Punkten die öffentliche Meinung zunächst noch sich selbst bilden zu lassen. Das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht erklärte auf dortortige Zuschrift Nummer soundsoviel, eine besondere Förderung des Stenographievereins Öhl nicht befürworten zu können; der Volksgesundheitsverein «Balkenbuchstabe» zeigte seine Bildung an und ersuchte um eine Geldzuwendung.

Und in solcher Art ging es weiter. Ulrich schob das Paket wirklicher Welt zurück und überlegte eine Weile. Plötzlich stand er auf, ließ sich Hut und Rock geben und sagte an, daß er in einer oder anderthalb Stunden wieder zu Hause sein werde. Er rief einen Wagen an und kehrte zu Clarisse zurück.

Es war finster geworden, das Haus warf nur aus einem Fenster ein wenig Licht auf die Straße, die Fußstapfen bildeten hartgefrorene Löcher, in denen man stolperte, das Tor war geschlossen, und der Besuch kam unerwartet, so daß Rufen, Klopfen und In die Hände Klatschen durch die längste Zeit unverstanden blieb. Als Ulrich endlich im Zimmer stand, schien es nicht das Zimmer zu sein, das er doch soeben erst verlassen hatte, sondern eine fremde, erstaunte Welt, mit einem für das einfache Beisammensein zweier Menschen gedeckten Tisch, Stühlen, auf deren jedem etwas lag, das sich dort häuslich gemacht hatte, und Wänden, die sich mit einem gewissen Widerstand dem Eindringling öffneten.

Clarisse hatte einen einfachen wollenen Schlafrock an und lachte. Walter, der den Spätling eingeholt hatte, blinzelte und versorgte den großen Hausschlüssel in einer Tischlade. Ulrich sagte ohne Umschweife: «Ich bin umgekehrt, weil ich Clarisse noch eine Antwort schulde.» Dann begann er in der Mitte, wo seine Unterhaltung durch Walter unterbrochen worden war. Nach einer Weile waren Zimmer, Haus, Zeitgefühl verschwunden, und das Gespräch hing irgendwo über dem blauen Raum im Netz der Sterne. Ulrich entwickelte das Programm, Ideengeschichte statt Weltgeschichte zu leben. Der Unterschied, schickte er voraus, läge zunächst weniger in dem, was geschähe, als in der Bedeutung, die man ihm gäbe, in der Absicht, die man mit ihm verbände, in dem System, das das einzelne Geschehnis umfinge. Das jetzt geltende System sei das der Wirklichkeit und gleiche einem schlechten Theaterstück. Man sage nicht umsonst Welttheater, denn es erstehen immer die gleichen Rollen, Verwicklungen und Fabeln im Leben. Man liebt, weil und wie es die Liebe gibt; man ist stolz wie die Indianer, die Spanier, die Jungfrauen oder der Löwe; man mordet sogar in neunzig von hundert Fällen nur deshalb, weil es für tragisch und großartig gehalten wird. Vollends die erfolgreichen politischen Gestalter der Wirklichkeit haben, von den ganz großen Ausnahmen abgesehen, viel mit den Schreibern von Kassenstücken gemein; die lebhaften Vorgänge, die sie erzeugen, langweilen durch ihren Mangel an Geist und Neuheit, bringen uns aber gerade dadurch in jenen widerstandslosen schläfrigen Zustand, worin wir uns jede Veränderung gefallen lassen. So betrachtet, entsteht Geschichte aus

der ideellen Routine und aus dem ideell Gleichgültigen, und die Wirklichkeit entsteht vornehmlich daraus, daß nichts für die Ideen geschieht. Man könne es kurz so zusammenfassen, behauptete er, daß es uns zu wenig darauf ankäme, was geschehe, und zuviel darauf, wem, wo und wann es geschehe, so daß uns nicht der Geist der Geschehnisse, sondern ihre Fabel, nicht die Erschließung neuen Lebensgehalts, sondern die Verteilung des schon vorhandenen wichtig seien, genau so, wie es wirklich dem Unterschied von guten und bloß erfolgreichen Stücken entspreche. Daraus ergebe sich aber als das wahre Gegenteil, daß man zuerst die Haltung der persönlichen Habgier gegenüber den Erlebnissen aufgeben müßte. Man müßte die also weniger wie persönlich und wirklich und mehr wie allgemein und gedacht oder persönlich so frei ansehen, als ob sie gemalt oder gesungen wären. Man dürfe ihnen nicht die Wendung zu sich geben, sondern müßte sie nach oben und außen wenden. Und wenn das persönlich gälte, so müßte außerdem kollektiv etwas geschehen, was Ulrich nicht recht beschreiben konnte und eine Art Keltern und Kellern und Eindicken des geistigen Saftes nannte, ohne das sich der Einzelne natürlich nur ohnmächtig und seinem Gutdünken überlassen fühlen könne. Und während er so sprach, erinnerte er sich an den Augenblick, wo er zu Diotima gesagt hatte, man müsse die Wirklichkeit abschaffen.

Es verstand sich wohl beinahe von selbst, daß Walter alles das zunächst für eine ganz und gar gewöhnliche Behauptung erklärte. Als ob nicht die ganze Welt, Literatur, Kunst, Wissenschaft, Religion ohnehin «kellern und keltern» würde! Als ob irgendein Gebildeter den Wert der Ideen bestritte oder nicht auf Geist, Schönheit und Güte achtete! Als ob alle Erziehung etwas anderes als Einführung in ein System des Geistes wäre!

Ulrich verdeutlichte sich mit dem Hinweis darauf, daß Erziehung bloß eine Einführung in das jeweils Gegenwärtige und Herrschende bedeute, das aus planlosen Vorkehrungen entstanden sei, weshalb man, um Geist zu gewinnen, vor allem erst überzeugt sein müsse, noch keinen zu haben! Eine ganz und gar offene, moralisch im Großen experimentierende und dichtende Gesinnung nannte er das.

Nun erklärte es Walter für eine unmögliche Behauptung. «Wie pikant du es hinstellst» sagte er; «als ob wir überhaupt die Wahl hätten, Ideen zu leben oder unser Leben zu leben! Aber am Ende kennst du vielleicht das Zitat: «Ich bin kein ausgeklügeltes Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch»? Warum gehst du nicht noch weiter? Warum verlangst du nicht gleich, daß wir um unserer Ideen willen unseren Bauch abschaffen? Ich aber erwidere dir: «Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht!» Daß wir den Arm ausstrecken und zurückziehen, nicht wissen, ob wir uns rechts oder links wenden sollen, daß wir aus Gewohnheiten, Vorurteilen und Erde bestehn und dennoch nach Kräften unseren Weg gehen: gerade das macht das Humane aus! Man braucht also, was du sagst, nur ein wenig an der Wirklichkeit zu messen, so zeigt es sich bestenfalls als Literatur!»

Ulrich räumte ein: «Wenn du mir erlaubst, darunter auch alle anderen Künste zu verstehen, die Lebenslehren, Religionen und so weiter, dann will ich allerdings etwas dem Ähnliches behaupten, daß unser Dasein ganz und gar aus Literatur bestehen sollte!»

«Ach? Du nennst die Güte des Erlösers oder das Leben Napoleons Literatur?!» rief Walter aus. Aber dann fiel ihm etwas Besseres ein, er wandte sich mit der Ruhe, die ein guter Trumpf gibt, seinem Freunde zu und erklärte: «Du bist ein Mensch, der das Büchsgemüse für den Sinn des frischen Gemüses erklärt!»

»Du hast gewiß recht. Du könntest auch sagen, ich sei einer, der nur mit Salz kochen will« gab Ulrich ruhig zu. Er wollte nun nicht mehr darüber reden.

Hier mengte sich aber Clarisse ein und wandte sich an Walter. «Ich weiß nicht, warum du ihm

widersprichst! Hast du nicht selbst jedesmal, wenn mit uns etwas Besonderes los war, gesagt: Das sollte man jetzt auf einer Bühne allen Leuten vorspielen können, damit sie es sehen und verstehen müßten! – Eigentlich müßte man singen!» wandte sie sich zustimmend an Ulrich. «Singen müßte man sich!»

Sie war aufgestanden und in den kleinen Kreis getreten, den die Stühle bildeten. Ihre Haltung war eine etwas ungeschickte Selbstdarstellung ihrer Wünsche, als wollte sie sich zu einem Tanz anschicken; und Ulrich, der gegen geschmacklose Entblößungen des Gemüts empfindlich war, erinnerte sich in diesem Augenblick daran, daß die meisten Menschen, also um es rund heraus zu sagen, die Durchschnittsmenschen, deren Geist gereizt ist, ohne etwas schaffen zu können, diesen Wunsch hegen, sich darstellen zu dürfen. Sie sind es ja auch, in denen so leicht «Unaussprechliches» vorgeht, wahrhaft ein Leibwort und der nebelhafte Untergrund, worauf das, was sie aussprechen, ungewiß vergrößert erscheint, so daß sie nie seinen richtigen Wert erkennen. Um dem ein Ende zu machen, sagte er: «Ich habe das nicht gemeint; aber Clarisse hat recht: Das Theater beweist, daß heftige persönliche Erlebniszustände einem unpersönlichen Zweck, einem Bedeutungs- und Bildzusammenhang dienen können, der sie halb und halb von der Person lostrennt.»

«Ich verstehe Ulrich sehr gut!» fiel Clarisse wieder ein. «Ich kann mich nicht erinnern, daß mir je etwas eine besondere Freude gemacht hätte, weil es mir persönlich widerfahren ist; wenn es nur überhaupt geschah! Musik willst du doch auch nicht <haben>», wandte sie sich an ihren Gatten «es gibt kein anderes Glück, als daß sie da ist. Man zieht die Erlebnisse an sich und breitet sie im gleichen Zug wieder aus, man will sich, aber man will sich doch nicht als Krämer seiner selbst!»

Walter griff sich an die Schläfen; um Clarissens willen ging er aber zu einer neuen Widerlegung über. Er bemühte sich, seine Worte wie einen ruhigen kalten Strahl kommen zu lassen. «Wenn du den Wert eines Verhaltens nur in das Aussenden geistiger Kraft verlegst,» wandte er sich an Ulrich «so möchte ich dich jetzt etwas fragen: Das wäre doch nur möglich in einem Leben, das keinen anderen Zweck hätte, als das Erzeugen geistiger Kraft und Macht?»

«Es ist das Leben, das alle vorhandenen Staaten anzustreben behaupten!» entgegnete dieser.

«In einem solchen Staat würden die Menschen also nach großen Empfindungen und Ideen leben, nach Philosophien und Romanen?» fuhr Walter fort. «Ich frage dich nun weiter: Würden sie so leben, daß große Philosophie und Dichtung *entstünde*, oder so, daß alles, was sie lebten, sozusagen schon Philosophie und Dichtung in Fleisch und Blut *wäre*? Ich zweifle ja nicht, was du meinst, denn das erste wäre nichts anderes, als man ohnehin heute unter einem Kulturstaat versteht; aber da du das zweite meinst, so übersiehst du, daß Philosophie und Dichtung dort recht überflüssig wären. Abgesehen davon, daß man sich dein Leben nach der Art der Kunst, oder wie du es nennen willst, überhaupt nicht vorstellen kann, bedeutet es also nichts anderes als das Ende der Kunst!» So schloß er und spielte mit Rücksicht auf Clarisse diesen Trumpf mit Nachdruck aus.

Es wirkte. Sogar Ulrich brauchte eine Weile, bis er sich gefaßt hatte. Aber dann lachte er und fragte: «Weißt du denn nicht, daß jedes vollkommene Leben das Ende der Kunst wäre? Mir scheint, du bist doch selbst auf dem Wege, um der Vollkommenheit deines Lebens willen mit der Kunst Schluß zu machen?»

Er meinte es nicht böse, aber Clarisse horchte auf.

Und Ulrich fuhr fort: «Jedes große Buch atmet diesen Geist aus, der die Schicksale einzelner Personen liebt, weil sie sich mit den Formen nicht vertragen, die ihnen die Gesamtheit aufnötigen

will. Es führt zu Entscheidungen, die sich nicht entscheiden lassen; man kann nur ihr Leben wiedergeben. Zieh den Sinn aus allen Dichtungen, und du wirst eine zwar nicht vollständige, aber erfahrungsmäßige und endlose Leugnung in Einzelbeispielen aller gültigen Regeln, Grundsätze und Vorschriften erhalten, auf denen die Gesellschaft ruht, die diese Dichtungen liebt! Vollends ein Gedicht mit seinem Geheimnis schneidet ja den Sinn der Welt, wie er an tausenden alltäglichen Worten hängt, mitten durch und macht ihn zu einem davonfliegenden Ballon. Wenn man das, wie es üblich ist, Schönheit nennt, so sollte Schönheit ein unsagbar rücksichtsloser und grausamerer Umsturz sein, als es je eine politische Revolution gewesen ist!»

Walter war bis in die Lippen blaß geworden. Diese Auffassung der Kunst als eine Lebensverneinung, als einen Widerspruch zum Leben haßte er. Das war in seinen Augen Boheme, Rest eines veralteten Wunsches, den «Bürger» zu ärgern. Die ironische Selbstverständlichkeit, daß es in einer vollendeten Welt keine Schönheit mehr geben könne, weil sie dort zur Überflüssigkeit wird, bemerkte er darin; aber die unausgesprochene Frage seines Freundes hörte er nicht. Denn die Einseitigkeit in dem, was er behauptete, lag auch für Ulrich klar zu Tage. Er hätte ebensogut das Gegenteil davon sagen können, daß Kunst Leugnung sei, denn Kunst ist Liebe; indem sie liebt, macht sie schön, und es gibt vielleicht auf der ganzen Welt kein anderes Mittel, ein Ding oder Wesen schön zu machen, als es zu lieben. Und nur weil auch unsere Liebe bloß aus Stücken besteht, ist die Schönheit so etwas wie Steigerung und Gegensatz. Und es gibt nur das Meer der Liebe, worin die einer Steigerung nicht mehr fähige Vorstellung der Vollkommenheit und die auf Steigerung beruhende der Schönheit eins sind! Wieder einmal hatten Ulrichs Gedanken das «Reich» gestreift, und er hielt unwillig ein. Auch Walter hatte sich inzwischen gesammelt, und nachdem er die Andeutung seines Freundes, man sollte ungefähr so leben, wie man lese, zuerst für eine gewöhnliche und sodann für eine unmögliche Behauptung erklärt hatte, ging er nun dazu über, sie als eine sündhafte und gemeine zu beweisen.

«Wenn ein Mensch» begann er in der gleichen kunstvoll zurückhaltenden Weise wie zuvor «nur deinen Vorschlag zur Grundlage seines Lebens nähme, so müßte er ungefähr – um von anderen Unmöglichkeiten zu schweigen – alles das gut heißen, was eine schöne Idee in ihm anregt; ja sogar alles das, was die Möglichkeit in sich trägt, unter eine solche gefaßt zu werden. Das würde natürlich den allgemeinen Verfall bedeuten, aber da dir diese Seite voraussichtlich gleichgültig ist – oder vielleicht denkst du an jene ungewissen allgemeinen Vorkehrungen, von denen du nichts Näheres gesagt hast, – so möchte ich bloß Auskunft über die persönlichen Folgen. Mir scheint es nicht anders möglich zu sein, als daß ein solcher Mensch dann in allen Fällen, wo er nicht gerade der Dichter seines Lebens ist, schlimmer als ein Tier daran wäre; wenn ihm keine Idee einfiel, würde ihm auch keine Entscheidung einfallen, er wäre einfach für einen großen Teil des Lebens seinen Trieben, Launen, den gewöhnlichen Allerweltsleidenschaften, mit einem Wort, dem Allerunpersönlichsten ausgeliefert, woraus ein Mensch nur besteht, und müßte sozusagen, solange die Obstruktion der oberen Leitung andauert, standhaft mit sich machen lassen, was ihm gerade einfällt!?»

«Er müßte sich dann weigern, etwas zu tun!» antwortete statt Ulrichs Clarisse. «Das ist der aktive Passivismus, dessen man unter Umständen fähig sein muß!»

Walter brachte nicht den Mut auf, sie anzublicken. Die Fähigkeit der Weigerung spielte ja unter ihnen eine große Rolle; Clarisse, im langen, die Füße bedeckenden Nachthemd wie ein kleiner Engel anzusehen, stand aufgesprungen im Bett und deklamierte mit blitzenden Zähnen frei nach Nietzsche. «Wie ein Senkblei werfe ich meine Frage in deine Seele! Du wünschst dir Kind und Ehe, aber ich frage dich: Bist du der Mensch, der ein Kind sich wünschen darf?! Bist du der Siegreiche, der Gebieter deiner Tugenden? Oder reden aus dir Tier und Notdurft ...!?!»; im

Halbdunkel des Schlafzimmers war das ganz grausig anzusehen gewesen, während Walter sie vergeblich in die Polster herab zu locken versuchte. Und nun würde sie in Zukunft also über ein neues Schlagwort verfügen; aktiver Passivismus, dessen man gegebenenfalls fähig sein müsse, das klang ganz nach einem Mann ohne Eigenschaften; vertraute sie sich ihm an? bestärkte er sie am Ende in ihren Eigenheiten? Diese Fragen krümmten sich wie Würmer in Walters Brust, und es wurde ihm beinahe übel. Er wurde jetzt aschfahl, und aus seinem Gesicht wich alle Spannung, so daß es sich kraftlos runzelte.

Ulrich bemerkte es und fragte ihn teilnehmend, ob ihm etwas fehle?

Mit Mühe sagte Walter nein und brachteforsch lächelnd hervor, daß er seinen Unsinn nur zu Ende führen möge.

«Ach Gott im Himmel,» räumte Ulrich nachgiebig ein «du hast ja nicht unrecht. Aber sehr oft haben wir aus einer Art Sportgeist Nachsicht mit Handlungen, die uns selbst schaden, wenn der Gegner sie in einer hübschen Weise durchführt; der Wert der Durchführung konkurriert dann mit dem Wert des Schadens. Sehr oft haben wir auch eine Idee, nach der wir ein Stück weit handeln, aber bald springen Gewohnheit, Beharrung, Nutzen, Einflüsterung für sie ein, weil es nicht anders geht. Ich habe also vielleicht einen Zustand beschrieben, der in keiner Weise bis zu Ende durchführbar ist, aber eines muß man ihm lassen: er ist ganz und gar der bestehende Zustand, in dem wir leben.»

Walter hatte sich wieder beruhigt. «Wenn man die Wahrheit umkehrt, kann man immer etwas sagen, das ebenso wahr wie verkehrt ist» meinte er sanft, ohne zu verbergen, daß ein weiterer Streit keinen Wert mehr für ihn habe. «Es sieht dir ähnlich, von etwas zu behaupten, es sei unmöglich, aber wirklich.»

Allein Clarisse rieb sich sehr energisch die Nase. «Ich finde das doch sehr wichtig,» sagte sie «daß in uns allen etwas Unmögliches ist. Es erklärt so vieles. Ich habe, wie ich zuhörte, den Eindruck gehabt, wenn man uns aufschneiden könnte, so würde unser ganzes Leben vielleicht wie ein Ring aussehen, bloß so rund um etwas.» Sie hatte schon vorher ihren Ehering abgezogen und guckte nun durch seine Öffnung gegen die belichtete Wand. «Ich meine, in seiner Mitte ist doch nichts, und doch sieht er genau so aus, als ob es ihm nur darauf ankäme. Ulrich kann das eben auch nicht gleich vollkommen ausdrücken!»

So endete diese Diskussion leider doch noch mit einem Schmerz für Walter.

[<]

**85**

General Stumms Bemühung, Ordnung in den Zivilverstand zu bringen

Ulrich mochte ungefähr eine Stunde länger fortgeblieben sein, als er es beim Weggehen angegeben hatte, und als er heimkehrte, wurde ihm gemeldet, daß ein Offizier schon lange auf ihn warte. Er traf oben zu seiner Überraschung General von Stumm an, der ihn in alter Kameradschaftlichkeit begrüßte. «Lieber Freund,» rief ihm dieser entgegen «du mußt entschuldigen, daß ich dich noch so spät überfalle, aber ich habe vom Dienst nicht früher abkommen können und sitze überdies schon zwei Stunden hier zwischen deiner Büchersammlung, die ordentlich zum Fürchten ist!» Es stellte sich nach einigem Austausch von



Höflichkeiten heraus, daß Stumm durch ein dringendes Anliegen hergeführt worden. Er hatte ein Bein unternehmend über das andere geschlagen, was bei seiner Statur ein wenig Mühe machte, streckte den Arm mit der kleinen Hand aus und erklärte: «Dringend? Ich pflege meinen Referenten, wenn sie mir einen dringenden Akt bringen, zu sagen: Dringend ist nichts auf der Welt außer dem Weg zu einem gewissen Locus. Aber im Ernst gesprochen ist das, was mich zu dir führt, hervorragend wichtig. Ich habe dir schon gesagt, daß ich das Haus deiner Kusine als eine besondere Gelegenheit für mich betrachte, die wichtigsten Zivilfragen der Welt kennenzulernen. Schließlich ist das einmal etwas Nicht-Ärarisches, und ich kann dir versichern, daß es mir kolossal imponiert. Aber andererseits sind wir Militärs, auch wenn wir unsere Schwächen haben, lange nicht so dumm, wie man allgemein glaubt. Ich hoffe, du wirst mir zugeben, daß wir, wenn wir einmal etwas machen, es gründlich und ordentlich tun. Also du gibst es zu? Das habe ich mir auch erwartet, und dann kann ich offen mit dir reden, wenn ich dir trotzdem gestehe, daß ich mich für unseren militärischen Geist schäme. Schäme, habe ich gesagt! Ich bin heute neben dem Feldbischof wohl der Mann in der Armee, der am meisten mit dem Geist zu tun hat. Aber ich kann dir sagen, wenn man unseren militärischen Geist genau anschaut, so hervorragend er ist, er schaut aus wie ein Früherbericht. Du weißt hoffentlich noch, was ein Früherbericht ist? Also nicht wahr, da schreibt der Inspektionsoffizier hinein, soviel Mann sind da und Pferde, soviel Mann und Pferde sind nicht da, sie sind krank oder dergleichen, der Ulan Leitomischl ist über die Zeit ausgeblieben und so weiter. Aber warum soviel Mann und Pferde da oder krank sind und so weiter, das schreibt er nicht hinein. Und gerade das ist es, was man immer wissen müßte, wenn man mit Herren vom Zivil zu tun hat. Die Rede des Soldaten ist kurz, einfach und sachlich, aber ich habe sehr oft mit Herren von den Zivilministerien zu konferieren, und dann fragen sie bei jeder Gelegenheit, warum das sein soll, was ich vorschlage, und berufen sich auf Rücksichten und Zusammenhänge höherer Natur. Also ich hab – du gibst mir dein Ehrenwort, daß das, was jetzt kommt, unter uns bleibt! – meinem Chef, dem Exzellenz Frost vorgeschlagen oder richtiger gesagt, ich will ihn mehr damit überraschen, daß ich die Gelegenheit bei deiner Kusine benutze, um diese Rücksichten und Zusammenhänge höherer Natur einmal ordentlich kennen zu lernen und, wenn ich so sagen darf, ohne unbescheiden zu sein, für den militärischen Geist heranzuziehen. Schließlich haben wir beim Militär Ärzte, Tierärzte, Apotheker, Geistliche, Auditoren, Intendanten, Ingenieure und Kapellmeister: aber eine zentrale Stelle für den Zivilgeist fehlt noch.»

Ulrich bemerkte jetzt erst, daß Stumm von Bordwehr eine Dienstmappe mitgebracht hatte; sie lehnte zu Füßen des Schreibtisches und war eine jener großen, an einem starken Riemen um die Schultern zu tragenden Rindsledertaschen, die dem Verbringen von Akten in den weitläufigen Baulichkeiten der Ministerien und über die Straße von einer Dienststelle zur anderen dienen. Offenbar war der General mit einer Ordonnanz gekommen, die unten wartete, ohne daß Ulrich sie bemerkt hatte, denn Stumm zog nur mit Mühe die schwere Tasche an seine Knie und ließ das kleine Stahlschloß aufspringen, das ungeheuer kriegstechnisch aussah. «Ich bin nicht müßig gegangen, seit ich eurem Unternehmen beiwohne,» lächelte er, indes sich sein hellblauer Rock beim Bücken an den Goldknöpfen spannte «aber verstehst du, da gibt es Sachen, mit denen ich nicht ganz zurechtkomme.» Er fingerte aus der Mappe eine ganze Anzahl loser, mit sonderbaren Aufzeichnungen und Strichen bedeckter Blätter hervor. «Deine Kusine,» erläuterte er «ich habe mich einmal eingehend mit deiner Kusine darüber besprochen, sie möchte begreiflicherweise, daß aus ihren Bemühungen, unserem Allerhöchsten Herrn ein geistiges Denkmal zu setzen, eine Idee hervorgeht, die gleichsam die rangshöchste unter allen Ideen darstellt, die man heute hat; aber ich habe jetzt schon bemerkt, so sehr ich alle diese Leute bewundern muß, die sie dazu eingeladen hat, daß das verteuflerte Schwierigkeiten bereitet. Sagt der eine das, so behauptet der

andere das Gegenteil – ist dir das nicht auch schon aufgefallen? – aber was mir wenigstens noch weit schlimmer vorkommt: der Zivilgeist scheint das zu sein, was man bei einem Pferd einen schlechten Fresser nennt. Du erinnerst dich doch noch? So einer Bestie kannst du die doppelte Futterration geben, sie wird trotzdem nicht dicker! Oder sagen wir halt,» verbesserte er sich auf einen kurzen Widerspruch des Hausherrn «meinetwegen kannst du auch sagen, daß er mit jedem Tag dicker wird, aber die Knochen wachsen ihm nicht, und das Fell bleibt glanzlos; was er kriegt, ist nur ein Grasbauch. Also das interessiert mich, weißt du, und ich habe mir vorgenommen, mich um diese Frage zu kümmern, warum da eigentlich keine Ordnung hineinzubringen ist.»

Stumm reichte seinem ehemaligen Leutnant lächelnd das erste der Blätter hin. «Man mag gegen uns sagen, was man will,» erläuterte er «aber auf Ordnung haben wir uns beim Militär immer verstanden. Hier das ist die Konsignation der Hauptideen, die ich aus den Teilnehmern an den Versammlungen bei deiner Kusine herausbekommen habe. Du siehst, wenn man ihn unter vier Augen fragt, hält eigentlich jeder etwas anderes für das Wichtigste.» Ulrich betrachtete das Blatt mit Staunen. Es war nach der Art eines Meldezettels oder eben der militärischen Verzeichnisse durch Kreuz- und Querlinien in Felder geteilt, deren Eintragungen aus Worten bestanden, die einer solchen Anlage einigermaßen widerstrebten, denn er las in ärarischer Schönschrift die Namen Jesus Christus; Buddha, Gautama auch Siddharta; Laotse; Luther, Martin; Goethe, Wolfgang; Ganghofer, Ludwig; Chamberlain und viele weitere, die offenbar noch auf einem anderen Blatt ihre Fortsetzung fanden; sodann in einer zweiten Spalte die Worte Christentum, Imperialismus, Jahrhundert des Verkehrs und so weiter, an die sich in anderen Spalten andere Wortsäulen schlossen.

«Ich könnte es auch das Grundbuchsblatt der modernen Kultur nennen,» erläuterte Stumm «denn wir haben das dann erweitert, und es enthält jetzt die Namen der Ideen und ihrer Urheber, von denen wir in den letzten fünfundzwanzig Jahren bewegt worden sind. Ich habe keine Ahnung davon gehabt, was das für eine Mühe macht!» Da Ulrich wissen wollte, wie er dieses Verzeichnis zustandegebracht, erklärte er gerne den Vorgang nach seinem System. «Ich habe einen Hauptmann, zwei Leutnants und fünf Unteroffiziere dazu gebraucht, um das in so kurzer Zeit fertigzustellen! Wenn wir ganz modern hätten sein dürfen, so würden wir ja an alle Regimente die Frage geschickt haben (Wen halten Sie für den größten Menschen?), wie man das heute macht, bei den Rundfragen der Zeitungen und dergleichen, weißt du, zugleich mit dem Befehl, das prozentuelle Abstimmungsergebnis anher zu melden; aber beim Militär geht so etwas nicht, weil natürlich kein Truppenkörper etwas anderes melden darf als Se. Majestät. Ich hab dann daran gedacht, erheben zu lassen, welche Bücher am meisten gelesen werden und die höchsten Auflagen haben, aber da hat sich gleich herausgestellt, daß das außer der Bibel die Neujahrsbüchel der Post mit den Tarifen und alten Witzen sind, die jeder Adressat für sein Trinkgeld von seinem Briefträger bekommt, was uns wieder darauf aufmerksam gemacht hat, wie schwierig der Zivilgeist ist, denn im allgemeinen gelten ja doch die Bücher für die besten, die sich für jeden Leser eignen, oder es muß wenigstens, hat man mir gesagt, ein Autor in Deutschland sehr viele Gleichgesinnte haben, damit er für einen ungewöhnlichen Geist gilt. Also, diesen Weg haben wir auch nicht einschlagen können, und wie es schließlich gemacht worden ist, das kann ich dir im Augenblick nicht sagen, das war eine Idee des Korporals Hirsch, gemeinsam mit dem Leutnant Melichar, aber es ist uns gelungen.»

General Stumm legte das Blatt beiseite und nahm mit einer bedeutende Enttäuschungen ankündigenden Miene ein anderes vor. Er hatte nach vollzogener Bestandaufnahme des mitteleuropäischen Ideenvorrats nicht nur zu seinem Bedauern festgestellt, daß er aus lauter Gegensätzen bestehe, sondern auch zu seinem Erstaunen gefunden, daß diese Gegensätze bei

genauerer Beschäftigung mit ihnen ineinander überzugehen anfangen. «Daß mir von den berühmten Leuten bei deiner Kusine jeder etwas anderes sagt, wenn ich ihn um Belehrung bitte, daran habe ich mich schon gewöhnt» meinte er; «aber daß es mir, wenn ich längere Zeit mit ihnen gesprochen habe, trotzdem vorkommt, als ob sie alle das gleiche sagen würden, das ist es, was ich in keiner Weise kapieren kann, und vielleicht reicht mein Kommißverstand einfach nicht dafür aus!» Wovon General Stumms Verstand in solcher Weise geängstigt wurde, war keine Kleinigkeit und hätte eigentlich nicht nur dem Kriegsministerium überlassen bleiben dürfen, obgleich sich zeigen ließe, daß es zum Kriege allerhand beste Beziehungen unterhält. Dem gegenwärtigen Zeitalter sind eine Anzahl großer Ideen geschenkt worden und zu jeder Idee durch eine besondere Güte des Schicksals gleich auch ihre Gegenidee, so daß Individualismus und Kollektivismus, Nationalismus und Internationalismus, Sozialismus und Kapitalismus, Imperialismus und Pazifismus, Rationalismus und Aberglaube gleich gut darin zu Hause sind, wozu sich noch die unverbrauchten Reste unzähliger anderer Gegensätze von gleichem oder geringerem Gegenwartswert gesellen. Das scheint schon so natürlich zu sein, wie daß es Tag und Nacht, heiß und kalt, Liebe und Haß und zu jedem Beugemuskel im menschlichen Körper den widersprechend gesinnten Streckmuskel gibt, und General Stumm wäre ebensowenig wie irgendwer auf den Einfall gekommen, darin etwas Ungewöhnliches zu bemerken, wenn nicht sein Ehrgeiz durch seine Liebe zu Diotima in dieses Abenteuer gestürzt worden wäre. Denn die Liebe begnügt sich nicht damit, daß die Einheit der Natur auf Gegensätzen ruht, sondern sie will in ihrem Verlangen nach zärtlicher Gesinnung eine Einheit ohne Widersprüche, und so hatte der General auf alle mögliche Weise versucht, diese Einheit herzustellen. «Ich habe hier» erzählte er Ulrich, indem er gleichzeitig die dazugehörigen Blätter vorwies «ein Verzeichnis der Ideenbefehlshaber anlegen lassen, das heißt, es enthält alle Namen, welche in letzter Zeit sozusagen größere Heereskörper von Ideen zum Siege geführt haben; hier dieses andere ist eine Ordre de bataille; das da ein Aufmarschplan; dieses ein Versuch, die Depots oder Waffenplätze festzulegen, aus denen der Nachschub an Gedanken kommt. Aber du bemerkst wohl – ich habe es in der Zeichnung auch deutlich hervorheben lassen –, wenn du eine der heute im Gefecht stehenden Gedankengruppen betrachtest, daß sie ihren Nachschub an Kombattanten und Ideenmaterial nicht nur aus ihrem eigenen Depot, sondern auch aus dem ihres Gegners bezieht; du siehst, daß sie ihre Front fortwährend verändert und ganz unbegründet plötzlich mit verkehrter Front, gegen ihre eigene Etappe kämpft; du siehst andersherum, daß die Ideen ununterbrochen überlaufen, hin und zurück, so daß du sie bald in der einen, bald in der anderen Schlachtlinie findest: Mit einem Wort, man kann weder einen ordentlichen Etappenplan, noch eine Demarkationslinie, noch sonst etwas aufstellen, und das Ganze ist, mit Respekt zu sagen – woran ich aber andererseits doch wieder nicht glauben kann! – das, was bei uns jeder Vorgesetzte einen Sauhaufen nennen würde!» Stumm ließ einige Dutzend Blätter auf einmal in Ulrichs Hand gleiten. Sie waren bedeckt mit Aufmarschplänen, Bahnlinien, Straßennetzen, Portéeskizzen, Truppenzeichen, Kommandostandorten, Kreisen, Rechtecken, schraffierten Räumen; wie bei einem regelrechten Generalstabselaborat liefen rote, grüne, gelbe, blaue Linien hindurch, und Fähnchen verschiedenster Art und Bedeutung, wie sie ein Jahr später so volkstümlich werden sollten, waren hineingemalt. «Es nützt alles nichts!» seufzte Stumm. «Ich habe die Darstellungsart gewechselt und der Sache militärgeographisch statt strategisch beizukommen versucht, in der Hoffnung, auf diese Weise wenigstens einen festgegliederten Operationsraum zu gewinnen, aber es hat ebensowenig geholfen. Da hast du die oro- und hydrographischen Darstellungsversuche!» Ulrich sah Berggipfel markiert, von denen Verzweigungen ausliefen, die sich an anderer Stelle wieder massierten, Quellen, Flußnetze und Seen. «Ich habe» sagte der General, und in seinem lebenslustigen Auge glomm etwas Gereiztes oder Gehetztes auf, «noch die verschiedensten Versuche angestellt, das Ganze in eine Einheit zu bringen: aber weißt du, wie

es ist?! So wie wenn man in Galizien zweiter Klasse reist und sich Filzläuse holt! Es ist das dreckigste Gefühl von Ohnmacht, das ich kenne. Wenn man sich lange zwischen Ideen aufgehalten hat, juckt es einen am ganzen Körper, und man bekommt noch nicht Ruhe, wenn man sich bis aufs Blut kratzt!»

Der Jüngere mußte über diese kräftige Darstellung lachen. Aber der General bat: «Nein, lach nicht! Ich habe mir gedacht: Du bist ein hervorragender Zivillist geworden; in deiner Stellung wirst du die Sache verstehen, aber du wirst auch mich verstehen. Ich bin zu dir gekommen, damit du mir hilfst. Ich habe viel zu viel Respekt vor allem, was Geist ist, als daß ich glauben könnte, daß ich im Recht bin!»

«Du nimmst das Denken viel zu ernst, Herr Oberstleutnant» tröstete ihn Ulrich. Er hatte unwillkürlich Oberstleutnant gesagt und entschuldigte sich: «Du hast mich so angenehm in die Vergangenheit zurückversetzt, General Stumm, wo du mich manchmal im Kasino zum Philosophieren in eine Ecke kommandiert hast. Aber ich wiederhole dir, man darf das Denken nicht so ernst nehmen, wie du es augenblicklich tust.»

«Nicht ernst nehmen?!» stöhnte Stumm. «Aber ich kann nicht mehr leben ohne eine höhere Ordnung in meinem Kopf! Verstehst du das nicht? Mich schaudert einfach, wenn ich mich daran erinnere, wie lange ich ohne sie auf dem Exerzierplatz und in der Kaserne, zwischen Offizierswitzen und Weibergeschichten gelebt habe!»

Sie setzten sich zu Tisch; Ulrich war gerührt von den kindlichen Einfällen, die der General mit Mannesmut ausführte, und der unverwüstlichen Jugendlichkeit, die ein rechtzeitiger Aufenthalt in kleinen Garnisonen verleiht. Er hatte den Genossen versunkener Jahre eingeladen, sein Abendbrot mit ihm zu teilen, und der General stand so sehr unter dem Eindruck des Wunsches, an seinen Geheimnissen teilzuhaben, daß er jedes Scheibchen Wurst mit Aufmerksamkeit auf die Gabel nahm. – «Deine Kusine» sagte er und hob das Weinglas «ist die bewundernswerteste Frau, die ich kenne. Man sagt mit Recht, daß sie eine zweite Diotima sei, ich habe so etwas noch nie gesehen. Weißt du, meine Frau, du kennst sie nicht, ich kann in keiner Weise klagen, und Kinder haben wir auch: aber so ein Weib wie Diotima, das ist doch ganz etwas anderes! Wenn Empfang ist, stelle ich mich manchmal hinter sie: Eine imponierend weibliche Fülle! Und dabei spricht sie auf der vorderen Seite mit irgendeinem hervorragenden Zivillisten gleichzeitig so gelehrt, daß ich mir am liebsten Notizen machen möchte! Und der Sektionschef, mit dem sie verheiratet ist, weiß absolut nicht, was er an ihr hat. Ich bitte um Verzeihung, wenn dir dieser Tuzzi vielleicht besonders sympathisch sein sollte, aber ich kann ihn nicht ausstehn! Der schleicht bloß herum und lächelt, als ob er wüßte, wo Bartel den Most holt, und es uns nicht verraten wollte. Und das soll er mir nicht vormachen, denn bei aller meiner Verehrung für das Zivil, die Regierungsbeamten nehmen darin den letzten Platz ein; die sind nichts als eine Art ziviles Militär, die mit uns bei jeder Gelegenheit um den Vorrang streiten und dabei eine so unverschämte Höflichkeit haben wie eine Katz, wenn sie auf einem Baum sitzt und einen Hund anschaut. Da ist der Dr. Arnheim ein anderes Kaliber» plauderte Stumm weiter; «vielleicht auch eingebildet, aber solche Überlegenheit muß man eben anerkennen.» Er hatte offenbar ein wenig rasch getrunken, nach dem vielen Sprechen, denn er wurde behaglich und vertraulich. «Ich weiß nicht, was das ist,» fuhr er fort «wahrscheinlich verstehe ich es nicht, weil man heute selbst schon einen so komplizierten Intellekt hat, aber obgleich ich doch selbst deine Kusine bewundere, als ob ich – also ich muß geradezu sagen, als ob ich einen zu großen Bissen im Hals stecken hätte! – so ist es mir doch auch eine Erleichterung, daß sie in den Arnheim verliebt ist.»

«Wie? Du bist sicher, daß sie miteinander etwas haben?» Ulrich hatte das etwas lebhaft gefragt,

obgleich es ihm eigentlich nicht nahegehen sollte; Stumm glotzte ihn mit seinen kurzsichtigen, von der Erregung noch getrüben Augen mißtrauisch an und setzte seinen Zwicker auf. «Ich habe nicht behauptet, daß er sie gehabt hat» entgegnete er in unverblümter Offiziersweise, steckte seinen Zwicker wieder ein und fügte ganz unsoldatisch hinzu: «Ich würde aber auch nichts dagegen haben; hol mich der Teufel, ich habe dir schon gesagt, daß man in dieser Gesellschaft einen komplizierten Intellekt bekommt; ich bin gewiß kein Buserant, aber wenn ich mir die Zärtlichkeit vorstelle, die Diotima diesem Mann schenken könnte, dann fühle auch ich Zärtlichkeiten für ihn, und umgekehrt ist mir, als ob es meine eigenen Küsse wären, die er Diotima gibt.»

«Er gibt ihr Küsse?»

«Aber das weiß ich doch nicht, ich spioniere ihnen ja nicht nach. Ich denk mir nur so, wenn. Ich versteh mich eben selbst nicht. Übrigens habe ich schon einmal gesehn, wie er ihre Hand gefangen hat, als sie geglaubt haben, daß niemand zusieht, und da sind sie eine Weile so still gewesen, wie wenn «Kniel nieder zum Gebet, Tschako ab!» kommandiert worden wäre, und dann hat sie ihn ganz leise etwas gebeten, und er hat etwas darauf geantwortet, was ich mir beides wörtlich gemerkt habe, weil es so schwer verständlich ist; nämlich sie hat gesagt: «Ach, wenn man nur den erlösenden Gedanken fände!» und er hat geantwortet: «Nur ein reiner, ungebrochener Liebesgedanke kann uns die Erlösung bringen!» Offenbar hatte er das zu persönlich aufgefaßt, denn sie hat bestimmt den erlösenden Gedanken gemeint, den sie für ihr großes Unternehmen braucht –: Was lachst du? Tu dir nur keinen Zwang an, ich habe nun einmal immer schon meine Eigenheiten gehabt, und jetzt habe ich mir in den Kopf gesetzt, ihr zu helfen! Das muß sich machen lassen; es gibt so viele Gedanken, und einer muß schließlich der erlösende sein! Du mußt mir bloß an die Hand gehn!»

«Lieber General,» wiederholte Ulrich «ich kann dir bloß noch einmal sagen, du nimmst das Denken zu ernst. Aber da du Wert darauf legst, kann ich dir ja zu erklären versuchen, wie ein Zivilist denkt, so gut ich es vermag.» Sie waren an die Zigarren gelangt, und er begann: «Du bist erstens auf einem falschen Weg, General; der Geist ist nicht im Zivil zu finden, und das Körperliche beim Militär, wie du glaubst, sondern es verhält sich genau umgekehrt! Denn Geist ist Ordnung, und wo gibt es mehr Ordnung als beim Militär? Alle Halskragen haben dort eine Höhe von vier Zentimetern, die Zahl der Knöpfe ist genau festgesetzt, und selbst in den träumereichsten Nächten stehen die Betten schnurgerade an den Wänden! Die Aufstellung einer Eskadron in entwickelter Linie, die Massierung eines Regiments, die rechte Lage einer Kopfriemenschnalle sind also geistige Güter von hoher Bedeutung, oder es gibt geistige Güter überhaupt nicht!»

«Halte deine Großmutter zum Narren!» knurrte der General vorsichtig, der im Zweifel war, ob er seinen Ohren oder dem genossenen Wein nicht trauen sollte.

«Du bist vorschnell» beharrte Ulrich. «Wissenschaft ist nur dort möglich, wo sich die Geschehnisse wiederholen oder doch kontrollieren lassen, und wo gäbe es mehr Wiederholung und Kontrolle als beim Militär? Ein Würfel wäre kein Würfel, wenn er nicht um neun Uhr so rechteckig wäre wie um sieben. Die Gesetze der Planetenbahnen sind eine Art Schießvorschrift. Und wir könnten uns überhaupt von nichts einen Begriff oder ein Urteil machen, wenn alles nur einmal vorüberhuschte. Was etwas gelten soll und einen Namen tragen, das muß sich wiederholen lassen, muß in vielen Exemplaren vorhanden sein, und wenn du noch nie den Mond gesehen hättest, würdest du ihn für eine Taschenlampe halten; nebenbei bemerkt, die große Verlegenheit, die Gott der Wissenschaft bereitet, besteht darin, daß er nur ein einzigesmal

gesehen worden ist, und das bei Erschaffung der Welt, ehe noch geschulte Beobachter da waren.»

Man muß sich in Stumm von Bordwehr versetzen; seit der Kadettenschule war ihm alles vorgeschrieben worden, von der Form der Kappe bis zum Heiratskonsens, und er verspürte wenig Neigung, seinen Geist solchen Erklärungen zu öffnen. – «Lieber Freund,» entgegnete er tückisch «das mag alles sein, aber es geht mich eigentlich nichts an; du machst ja ganz gute Witze, wenn du sagst, daß wir beim Militär die Wissenschaft erfunden haben, aber ich rede nicht von der Wissenschaft, sondern, wie deine Kusine sagt, von der Seele, und wenn sie von der Seele spricht, dann möchte ich mich am liebsten nackt ausziehen, so wenig paßt das zu einer Uniform!»

«Lieber Stumm,» fuhr Ulrich unbeirrt fort «sehr viele Menschen werfen der Wissenschaft vor, daß sie seelenlos und mechanisch sei und auch alles, was sie berühre, dazu mache; aber wunderlicherweise bemerken sie nicht, daß in den Angelegenheiten des Gemüts eine noch weit ärgere Regelmäßigkeit steckt als in denen des Verstandes! Denn wann ist ein Gefühl recht natürlich und einfach? Wenn sein Auftreten bei allen Menschen in gleicher Lage geradezu automatisch zu erwarten ist! Wie könnte man von allen Menschen Tugend verlangen, wenn eine tugendhafte Handlung nicht eine solche wäre, die sich beliebig oft wiederholen ließe?! Ich könnte dir noch viele andere solche Beispiele nennen, und wenn du vor dieser öden Regelmäßigkeit in die dunkelste Tiefe deines Wesens fliehst, wo die unbeaufsichtigten Bewegungen zuhause sind, in diese feuchte Kreaturtiefe, die uns vor dem Verdunsten am Verstande schützt, was findest du? Reize und Reflexbahnen, Einbahnung von Gewohnheiten und Geschicklichkeiten, Wiederholung, Fixierung, Einschleifung, Serie, Monotonie! Das ist Uniform, Kaserne, Reglement, lieber Stumm, und es hat die zivile Seele merkwürdige Verwandtschaft mit dem Militär. Man könnte sagen, daß sie sich an dieses Vorbild, an das sie nie ganz heranreicht, anklammert, wo sie nur kann. Und wo ihr das nicht möglich ist, ist sie wie ein Kind, das man allein gelassen hat. Nimm bloß die Schönheit einer Frau zum Beispiel: was dich an Schönheit überrascht und überwältigt, wovon du glaubst, daß du es zum erstenmal in deinem Leben erblickst, das hast du innerlich längst schon gekannt und gesucht, davon war immer ein Vorglanz in deinen Augen, der jetzt bloß zur vollen Tageshelle verstärkt wird; dagegen, wenn es sich wirklich um Liebe auf den ersten Blick, um Schönheit handelt, die du noch nie wahrgenommen hast, so weißt du einfach nicht, was du damit anfangen sollst; dem ist nichts Ähnliches vorgegangen, du weißt keinen Namen dafür, du hast kein Gefühl als Antwort, du bist einfach grenzenlos verwirrt, geblendet, in ein blindes Staunen, in einen trottelhaften Stumpfsinn versetzt, der mit Glück kaum noch etwas gemeinsam zu haben scheint →»

Hier unterbrach der General lebhaft seinen Freund. Er hatte ihm bisher mit jener Geübtheit zugehört, die man auf dem Exerzierplatz an dem Tadel und den Belehrungen seiner Vorgesetzten erwirbt, die man nötigenfalls wiederholen können muß und doch nicht in sich aufnehmen darf, weil man sonst ebensogut auf einem ungesattelten Igel nachhause reiten könnte; jetzt hatte ihn aber Ulrich getroffen, und er rief heftig aus: «Der Wahrheit die Ehre, das beschreibst du hervorragend richtig! Wenn ich mich so recht in die Bewunderung für deine Kusine versenke, so löst sich alles in mir in nichts auf. Und wenn ich mich ganz angestrengt zusammennehme, damit mir endlich eine Idee einfallt, mit der ich ihr nützen könnte, so entsteht ebenfalls eine äußerst unangenehme Leere in mir; trottelhaft darf man das wohl nicht nennen, aber sehr ähnlich ist es bestimmt. Und du meinst also, wenn ich dich recht verstanden habe, daß wir Militärs ganz ordentlich denken; daß der Zivilverstand – also daß wir sein Vorbild sein sollen, das muß ich ablehnen, das ist wohl nur ein Witz von dir! – aber daß wir den gleichen Verstand haben, das denk ich mir auch manchmal; und was darüber hinausgeht, meinst du, also alle diese Dinge, die uns Soldaten so ungemein zivilistisch vorkommen, wie Seele, Tugend, Innigkeit, Gemüt – der

Arnheim kann unglaublich geläufig damit umgehen, aber du meinst, daß das zwar Geist ist, ja natürlich, du sagst ja wohl, daß gerade das diese sogenannten Rücksichten höherer Natur sind, aber du sagst eben auch, daß man ganz blöd davon wird, und das stimmt alles ausgezeichnet, aber schließlich ist der Zivilgeist doch der überlegene, und das willst du doch gewiß nicht bestreiten, und jetzt frage ich dich, wie stimmt denn das?»

«Ich habe vorhin erstens gesagt, und das hast du vergessen; ich habe erstens gesagt, daß der Geist beim Militär zu Hause ist, und nun sage ich zweitens: beim Zivil das Körperliche →»

«Aber das ist doch Unsinn?» lehnte sich Stumm mißtrauisch auf. Die körperliche Überlegenheit des Militärs war ein Dogma genau so wie die Überzeugung, daß der Stand des Offiziers dem Thron am nächsten stehe; und wenn sich Stumm auch nie für einen Athleten gehalten hatte, so meldete sich in dem Augenblick, wo man daran zu zweifeln schien, doch die Gewißheit, daß ein Zivilbauch, bei gleichem Vorhandensein, noch um einiges weicher sein müsse als der seine.

«Nicht mehr oder weniger Unsinn als alles andere» verteidigte sich Ulrich. «Aber du mußt mich ausreden lassen. Siehst du, es mögen ungefähr hundert Jahre her sein, da haben die führenden Köpfe des deutschen Zivils geglaubt, daß der denkende Bürger die Gesetze der Welt an seinem Schreibtisch sitzend aus seinem Kopf herleiten werde, so wie man die Sätze von den Dreiecken beweisen kann; und der Denker war damals ein Mann in Nankinghosen, der das Haar aus der Stirn schleuderte und noch nicht die Petroleumlampe, geschweige denn die Elektrizität oder ein Phonogramm kannte. Diese Überhebung ist uns seither gründlich ausgetrieben worden; wir haben in diesen hundert Jahren uns und die Natur und alles sehr viel besser kennen gelernt, aber der Erfolg ist sozusagen, daß man alles, was man an Ordnung im einzelnen gewinnt, am Ganzen wieder verliert, so daß wir immer mehr Ordnungen und immer weniger Ordnung haben.»

«Das stimmt zu meinen Untersuchungen» bestätigte Stumm.

«Bloß ist man nicht so eifrig wie du, eine Zusammenfassung zu suchen» fuhr Ulrich fort. «Nach den vergangenen Anstrengungen sind wir in einen Zeitabschnitt des Zurücksinkens geraten. Stell dir bloß vor, wie das heute vor sich geht: Wenn ein bedeutender Mann eine Idee in die Welt setzt, so wird sie sogleich von einem Verteilungsvorgang ergriffen, der aus Zuneigung und Abneigung besteht; zunächst reißen die Bewunderer große Fetzen daraus, so wie sie ihnen passen, und verzerren ihren Meister wie die Füchse das Aas, dann vernichten die Gegner die schwachen Stellen, und über kurz bleibt von keiner Leistung mehr übrig als ein Aphorismenvorrat, aus dem sich Freund und Feind, wie es ihnen paßt, bedienen. Die Folge ist eine allgemeine Vieldeutigkeit. Es gibt kein Ja, an dem nicht ein Nein hinge. Du kannst tun, was du willst, so findest du zwanzig der schönsten Ideen, die dafür, und wenn du willst, zwanzig, die dagegen sind. Man könnte fast schon glauben, es ist wie in der Liebe und im Haß und beim Hunger, wo der Geschmack verschieden sein muß, damit jeder zum Seinen kommt.»

«Ausgezeichnet!» rief Stumm, wieder gewonnen, aus. «Etwas Ähnliches habe ich selbst schon Diotima gesagt! Aber bedenkst du nicht, daß man in dieser Unordnung die Rechtfertigung des Militärs sehen müßte, und ich schäme mich doch, auch nur einen Augenblick daran zu glauben!»

«Ich würde dir raten,» meinte Ulrich «Diotima den Tip zu geben, daß Gott, aus Gründen, die uns noch unbekannt sind, ein Zeitalter der Körperkultur heraufzuführen scheint; denn das einzige, was den Ideen einigermaßen Halt gibt, ist der Körper, zu dem sie gehören, und dabei hättest du als Offizier überdies einen gewissen Vorsprung.»

Der kleine, dicke General zuckte zurück. «Ich bin, was Körperkultur betrifft, nicht schöner wie ein geschälter Pfirsich» sagte er nach einer Weile mit einer bitteren Genugtuung. «Und ich muß

dir auch sagen,» fügte er hinzu «daß ich an Diotima nur auf eine ordentliche Weise denke und auf ebensolche Art vor ihr zu bestehen wünsche.»

«Schade,» meinte Ulrich «deine Absicht wäre eines Napoleon würdig, aber du wirst kein geeignetes Jahrhundert dafür vorfinden!»

Der General steckte den Spott mit der Würde ein, die ihm der Gedanke verlieh, für die Dame seines Herzens zu leiden, und sagte nach einigem Nachdenken: «Ich danke dir jedenfalls für deine interessanten Ratschläge.»

[<]

**86**

Der Königskaufmann und die Interessenfusion Seele-Geschäft Auch: Alle Wege zum Geist, gehen von der Seele aus, aber keiner führt zurück

Zu dieser Zeit, wo des Generals Liebe vor seiner Bewunderung für Diotima und Arnheim zurücktrat, hätte Arnheim längst schon den Beschluß gefaßt haben müssen, nicht mehr wiederzukehren. Statt dessen traf er Anstalten zu längerem Aufenthalt; er behielt die Zimmer, die er im Hotel bewohnte, dauernd bei, und sein bewegtes Leben machte den Eindruck, stillzustehen.

Die Welt wurde damals von allerlei erschüttert, und wer gegen das Ende des Jahres neunzehnhundertdreizehn gute Nachrichten besaß, hatte das Bild eines kochenden Vulkans, wenn auch die von der friedlichen Arbeit ausgehende Suggestion, dieser könne niemals wieder ausbrechen, allgemein war. Sie war nicht allgemein gleich stark. Die Fenster des schönen alten Palais am Ballhausplatz, wo Sektionschef Tuzzi waltete, warfen oft noch spät abends Licht in die kahlen Bäume des gegenüberliegenden Gartens, und gebildete Bummler, wenn sie nachts vorbeikamen, faßte Schauer an. Denn so wie der heilige Josef den gewöhnlichen Zimmermann Josef durchdringt, durchdrang der Name «der Ballhausplatz» den dort stehenden Palast mit dem Geheimnis, eine des halben Dutzends mysteriöser Küchen zu sein, wo hinter verhängten Fenstern das Geschick der Menschheit bereitet wurde. Dr. Arnheim war von diesen Vorgängen ziemlich gut unterrichtet. Er erhielt chiffrierte Depeschen und von Zeit zu Zeit den Besuch eines seiner Beamten, der mit persönlichen Informationen aus der Zentrale kam, die Fenster seiner Hotelwohnung waren auch oft in Front erleuchtet, und ein einbildungskräftiger Beobachter hätte glauben können, hier nächtige eine zweite, eine Gegenregierung, eine moderne apokryphe Kampfanlage der wirtschaftlichen Diplomatie.

Übrigens vernachlässigte es Arnheim niemals, einen solchen Eindruck selbst hervorzurufen; denn ohne die Suggestionen der Äußerlichkeit ist der Mensch nur eine süße wässrige Frucht ohne Schale. Schon beim Frühstück, das er aus diesem Grunde nicht allein, sondern in dem allen zugänglichen Raum des Hotels einnahm, gab er mit der Regierungsgeübtheit des erfahrenen Herrschers und der höflich stillen Haltung des Mannes, der sich beobachtet weiß, die Tagesanordnungen seinem Sekretär, der sie stenographisch festhielt; keine von ihnen hätte genügt, um Arnheim Freude zu bereiten, aber indem sie den Platz in seinem Bewußtsein nicht nur untereinander teilten, sondern darin auch noch durch die Reize des Frühstücks eingeschränkt wurden, hoben sie sich in die Höhe. Wahrscheinlich braucht menschliche Begabung – und das war einer seiner Lieblingsgedanken – überhaupt eine gewisse Einengung, um sich entfalten zu können; der wirklich fruchtbare Streifen zwischen übermütiger Gedankenfreiheit und mutloser



Gedankenflucht ist, wie jeder Kenner des Lebens weiß, überaus schmal. Außerdem war er aber auch noch davon überzeugt, daß es sehr darauf ankomme, wer einen Gedanken habe; denn man weiß, daß neue und bedeutende Gedanken selten einen einzigen Finder haben, und andererseits bringt das Gehirn, eines Menschen, der zu denken gewohnt ist, unaufhörlich Gedanken von verschiedenem Wert hervor: den Abschluß, die wirksame, erfolgreiche Form müssen Einfälle darum immer von außen erhalten, nicht nur aus dem Denken, sondern aus den ganzen Lebensumständen der Person. Eine Frage des Sekretärs, ein Blick auf einen Nebentisch, der Gruß eines Eintretenden, irgendetwas von dieser Art erinnerte Arnheim jedesmal im rechten Augenblick an die Notwendigkeit, aus sich eine eindrucksvolle Erscheinung zu machen, und diese Einheit der Erscheinung übertrug sich denn auch sogleich auf sein Denken. Er hatte diese Lebenserfahrung in die zu seinen Bedürfnissen passende Überzeugung gefaßt, daß der denkende Mensch immer zugleich auch ein handelnder sein müsse.

Trotz solcher Überzeugung maß er aber seiner augenblicklichen Tätigkeit keine sehr große Bedeutung bei; wenngleich er damit ein Ziel verfolgte, das unter Umständen überraschend lohnend sein konnte, fürchtete er, daß er seinem Aufenthalt Opfer an Zeit bringe, die nicht zu rechtfertigen seien. Er rief sich wiederholt die alte kühle Weisheit «Divide et impera» ins Gedächtnis: sie gilt von jedem Verkehr mit Menschen und Dingen und fordert eine gewisse Entwertung jeder einzelnen Beziehung durch die Gesamtheit aller, denn das Geheimnis der Stimmung, in der man erfolgreich handeln will, ist das gleiche wie das des Mannes, den viele Frauen lieben, während er keine ausschließlich bevorzugt. Doch nützte das nichts; sein Gedächtnis stellte ihm die Forderungen vor, welche die Welt einem zu großer Tätigkeit geborenen Mann auferlegt, er konnte sich aber, nach vielfach wiederholter Befragung seines Inneren, trotzdem nicht dem Ergebnis verschließen, daß er liebte. Und das war eine sonderbare Sache, denn ein Herz, das gegen fünfzig Jahre alt ist, ist ein zäher Muskel, der sich nicht mehr so einfach ausdehnen mag wie der eines Zwanzigjährigen in der Zeit der Liebesblüte, und es bereitete ihm beträchtliche Unannehmlichkeiten.

Er stellte zunächst mit Besorgnis fest, daß seine ausgebreiteten Weltinteressen wie eine der Wurzel beraubte Blume abwelkten und unbedeutende Eindrücke des Alltags, bis zu einem Sperling am Fenster oder zum freundlichen Lächeln eines Kellners hinunter, geradezu aufblühten. An seinen moralischen Begriffen, die sonst ein großes System des Rechthabens darstellten, dem nichts entschlüpfte, bemerkte er, daß sie beziehungsärmer wurden, dagegen etwas Körperliches ansetzten. Man konnte es Hingabe nennen, aber das war gleich ein Wort, das sonst einen viel weiteren und jedenfalls auch anderen Sinn hatte, denn ohne sie kommt man nirgends aus; Hingabe an eine Pflicht, an einen Höheren oder Führer, auch die an das Leben selbst, in seinem Reichtum und seiner Mannigfaltigkeit, war sonst, als männliche Tugend verstanden, für ihn der Inbegriff eines aufrechten Verhaltens gewesen, das bei aller Aufgeschlossenheit mehr Zurückhaltung als Hinausgabe enthielt. Und gleiches ließe sich von der Treue sagen, die, auf eine Frau beschränkt, einen engen Beigeschmack hat; von Ritterlichkeit und Sanftmut, Selbstlosigkeit und Zartgefühl, alles Tugenden, die wohl gewöhnlich in Verbindung mit der Frau vorgestellt werden, aber dabei ihren besten Reichtum verlieren, so daß sich schwer sagen läßt, ob auch das Erlebnis der Liebe nur zu ihr, wie Wasser an die tiefste und gewöhnlich nicht einwandfreie Stelle zusammenströmt oder ob das Erlebnis der Frauenliebe die vulkanische Stelle ist, von deren Wärme alles lebt, was auf der Erdoberfläche blüht. Ein sehr hoher Grad von männlicher Eitelkeit fühlt sich darum in der Gesellschaft von Männern wohler als in der von Frauen, und wenn Arnheim seinen in die Sphären der Macht getragenen Ideenreichtum mit dem durch Diotima bewirkten Zustand der Glückseligkeit verglich, so konnte er sich des Eindrucks einer rückläufigen Bewegung, die mit ihm vor sich gegangen sei, durchaus nicht erwehren.

Er hatte zuweilen das Bedürfnis nach Umarmungen und Küssen wie ein Knabe, der sich, wenn sein Wunsch nicht erfüllt wird, leidenschaftlich zu Füßen der Versagenden stürzt, oder er ertappte sich bei dem Verlangen, zu schluchzen, Worte hervorzustoßen, welche die Welt herausfordern sollten, und schließlich gar die Geliebte auf seinen eigenen Händen zu entführen. Nun weiß man ja wohl, daß am verantwortungslosen Rand der bewußten Person, von wo die Märchen und Gedichte kommen, auch allerhand kindische Erinnerungen zu Hause sind und sichtbar werden, wenn ausnahmsweise der leichte Rausch einer Ermüdung, das fessellose Spiel des Alkohols oder irgendeine Erschütterung diese Bezirke durchhellen; und leibhaftiger als solche Schemen waren auch Arnheims Anwandlungen nicht, so daß er nicht Ursache gehabt hätte, sich über sie aufzuregen (und durch solche Erregung die ursprüngliche gewichtig zu verstärken), wenn ihn diese infantilen Rückwandlungen aufdringlich davon überzeugt hätten, daß sein Seelenleben voll von verblaßten Moralpräparaten sei. Das Allgemeingültige, das er immer seinen Handlungen zu geben bestrebt war, als ein vor ganz Europa lebender Mensch, zeigte sich ihm mit einemmal als etwas Uninnerliches. Vielleicht ist das nur natürlich, wenn etwas für alle gelten soll; das Befremdliche war aber die Umkehrung dieses Schlusses, die sich Arnheim gleichfalls aufdrängte, denn wenn das Allgemeingültige uninnerlich ist, dann ist umgekehrt der innere Mensch das Ungültige, und so verfolgte Arnheim jetzt nicht nur auf Schritt und Tritt der Drang, irgend etwas unrichtig Schmetterndes, unvernünftig Illegitimes zu tun, sondern auch noch die Belästigung, daß dies im Sinne irgendeiner Übertreibung das Richtige wäre. Seit er das Feuer wieder kennengelernt hatte, das ihm die Zunge verdorrte, überwältigte ihn das Gefühl, er habe einen Weg, den er ursprünglich gegangen, vergessen, und die gesamte Ideologie eines großen Mannes, die ihn erfüllte, sei nur der Notersatz für etwas, das ihm verlorengegangen war.

Auf diese Weise erinnerte er sich in natürlicher Folge seiner Kindheit. Auf seinen Jugendbildnissen hatte er große, schwarze, runde Augen, wie man den Knaben Jesus malt, wenn er im Tempel mit den Schriftgelehrten disputiert, und er sah alle Erzieherinnen und Erzieher in einem Kreis um sich versammelt stehn und sich über seine Geistesgaben wundern, denn er war ein kluges Kind gewesen und hatte immer kluge Erzieher gehabt. Er hatte sich aber auch als glühendes, gefühlvolles Kind bewährt, das kein Unrecht leiden konnte; da er selbst viel zu behütet gewesen, als daß ihm eins hätte geschehen können, nahm er sich auf der Straße fremden Unrechts an und warf sich seinetwillen in Kämpfe. Das war eine sehr bedeutende Leistung, wenn berücksichtigt wird, wie sehr man ihn daran hinderte, so daß niemals mehr als eine Minute verstrich, ohne daß jemand herbeistürzte, um ihn von seinem Gegner zu trennen. Und weil auf diese Weise solche Kämpfe gerade lange genug dauerten, um die eine oder andere schmerzliche Erfahrung zu sammeln, aber rechtzeitig genug unterbrochen wurden, um in ihm den Eindruck ungebeugter Tapferkeit zu hinterlassen, dachte Arnheim noch heute mit Einverständnis an sie zurück, und die Herreneigenschaft vor nichts zurückscheuenden Mutes übergang später auf seine Bücher und Überzeugungen, wie es ein Mensch braucht, der seinen Zeitgenossen zu sagen hat, wie sie sich zu verhalten haben, um würdig und glücklich zu sein.

Dieser Zustand seiner Kinderzeit war ihm also verhältnismäßig lebhaft erhalten geblieben, aber ein anderer, der sich etwas später und teilweise als die umbildende Fortsetzung eingestellt hatte, zeigte sich dem Betrachter entschlafen oder, richtiger gesagt, versteint, wenn man erlaubt, dabei unter Steinen Brillanten zu verstehen. Es war der, nun in der Berührung mit Diotima zu neuem Leben aufschreckende der Liebe, und das Bezeichnende war, daß ihn Arnheim in seiner Jünglingszeit ursprünglich ganz ohne Frauen, überhaupt ohne bestimmte Personen, kennengelernt hatte, und daran war etwas Verwirrendes, womit er sein Leben lang nicht fertig geworden, obgleich er im Lauf der Zeit die modernsten Erklärungen dafür kennenlernte. «Was er meinte, war vielleicht nur das unbegreiflich Hergekommenes von etwas noch Abwesendem, wie jene

seltenen Mienen in Gesichtern, die gar nicht mit diesen, sondern mit irgendwelchen anderen, plötzlich jenseits alles Gesehenen vermuteten Gesichtern zusammenhängen, waren kleine Melodien mitten in Geräuschen, Gefühle in Menschen, ja es gab in ihm Gefühle, die, wenn seine Worte sie suchten, noch gar keine Gefühle waren, sondern nur, als hätte sich etwas in ihm verlängert, mit den Spitzen sich schon hineintauchend, benetzend, wie die Dinge manchmal sich verlängern, an fieberhellen Frühlingstagen, wenn ihre Schatten über sie hinaus kriechen und so still und nach einer Richtung bewegt stehen wie Spiegelbilder im Bach.» So hatte es, freilich viel später und mit anderem Akzent, ein Dichter ausgedrückt, den Arnheim schätzte, weil es für ein Zeichen von Eingeweihtheit galt, von diesem, dem Gesicht des Publikums entzogenen, heimlichen Mann zu wissen; ohne daß er ihn übrigens selbst verstand, denn Arnheim verband solche Andeutungen mit den Reden vom Erwachen einer neuen Seele, wie sie zu seiner Jugendzeit im Schwange gewesen waren, oder mit den langen mageren Mädchenkörpern, die man damals im Bilde liebte und durch ein Lippenpaar auszeichnete, das wie ein fleischiger Blütenkelch aussah.

Damals, es war um das Jahr achtzehnhundertsiebenundachtzig – «du lieber Gott, also fast vor einem Menschenalter!» dachte Arnheim zeigten seine eigenen Photographien einen modernen, «neuen» Menschen, wie man das zu jener Zeit nannte, das heißt, er trug auf ihnen eine hochgeschlossene schwarze Atlasweste und eine breite Kragenbinde aus schwerer Seide, die an die Mode der Biedermeierzeit anknüpfte, der Absicht nach aber an Baudelaire erinnern sollte, was durch eine Orchidee unterstützt wurde, die als neue Erfindung zauberhaft böse in einem Knopfloch stak, wenn Arnheim jun. zu Tafel geht und seine junge Person in einer Gesellschaft von robusten Kaufleuten und Freunden seines Vaters durchsetzen mußte. An Werktagen dagegen zeigten die Bilder gerne einen Zollstab als Schmuck, der aus einem weichen englischen Strapazanzug guckte, zu dem recht komisch, aber die Bedeutung des Kopfes erhöhend, ein viel zu hoher steifer Stehkragen getragen wurde. So hatte Arnheim ausgesehen und vermochte noch heute nicht, seinem Abbild ein gewisses Maß von Wohlwollen zu versagen. Er spielte gut und mit dem Eifer einer noch ungewöhnlichen Leidenschaft Tennis, das man in jener ersten Zeit auf Grasplätzen betrieb; besuchte zum Staunen seines Vaters und allen sichtbar Arbeiterversammlungen, denn er hatte während eines Studienjahrs in Zürich die anstößige Bekanntschaft der sozialistischen Ideen gemacht; bedachte sich aber auch nicht, andern Tags rücksichtslos zu Pferd durch ein Arbeiterdorf zu sprengen. Kurz, alles das war ein Wirbel von widerspruchsvollen, aber neuen geistigen Elementen gewesen, welche die bezaubernde Einbildung erweckten, zur rechten Zeit geboren worden zu sein, die so wichtig ist, wenngleich man später natürlich erkennt, daß ihr Wert nicht gerade in ihrer Seltenheit liegt. Ja Arnheim war, späterhin immer mehr Raum konservativen Erkenntnissen gebend, sogar im Zweifel, ob dieses sich beständig erneuernde Gefühl, der zuletzt Gekommene zu sein, nicht eine Verschwendung der Natur darstelle; er gab es jedoch nicht preis, weil er nur sehr ungern überhaupt etwas preisgab, was er einmal besessen, und sein sammelndes Wesen sorgfältig alles in sich aufbewahrt hatte, was es damals gegeben. Nur kam ihm heute vor, so abgerundet und mannigfaltig sein Leben sich ihm auch darstellte, es hätte darin von allem doch gerade das eine ihn ganz anders nachwirkend ergriffen, was zuerst unter allem als das Unwirklichste erschienen war: eben jener romantisch ahnungsvolle Zustand, der ihm eingeflüstert hatte, nicht nur der lebhaft bewegten Welt, sondern noch einer anderen anzugehören, die wie ein angehaltener Atem in ihr schwebte.

Diese schwärmerische Ahnung, die ihm nun durch Diotima wieder in ihrer ganzen Ursprünglichkeit gegenwärtig war, gebot jeder Tätigkeit und Regsamkeit Stille, der Tumult der jugendlichen Widersprüche und die hoffnungsvollen wechselnden Aussichten machten dem Tagtraum Platz, daß alle Worte, Geschehnisse und Forderungen in ihrer von der Oberfläche

abgewandten Tiefe ein und dasselbe seien. In solchen Augenblicken schwieg selbst der Ehrgeiz, die Ereignisse der Wirklichkeit waren fern wie der Lärm vor einem Garten, ihn dünkte, die Seele sei aus ihren Ufern getreten und nun erst wahrhaft anwesend. Man kann nicht lebhaft genug versichern, daß dies keine Philosophie war, sondern ein ebenso körperhaftes Erlebnis, wie wenn man den vom Tageshimmel überstrahlten Mond stumm im Vormittagslicht hängen sieht. In diesem Zustand speiste zwar schon der junge Paul Arnheim beherrscht in einem vornehmen Restaurant, ging sorgfältig gekleidet in jede Gesellschaft und tat überall das, was zu tun war; aber man konnte sagen, daß es dabei von ihm zu ihm ebensoweit war wie zum nächsten Menschen oder Ding, daß die Außenwelt nicht an seiner Haut aufhörte und die Innenwelt nicht bloß durch das Fenster der Überlegung hinausleuchtete, sondern daß sie beide sich zu einer ungeteilten Abgeschiedenheit und Anwesenheit vereinten, die so mild, ruhig und hoch war wie ein traumloser Schlaf. In moralischer Beziehung zeigte sich dann eine wahrhaft große Gleichgültigkeit und Gleichwertigkeit; es war nichts klein und nichts groß, ein Gedicht und ein Kuß auf eine Frauenhand wogen ebensoviel wie ein mehrbändiges Werk oder eine politische Großtat, und alles Böse war so sinnlos, wie im Grund auch alles Gute in diesem Umfangesein von der zärtlichen Urverwandtschaft aller Wesen überflüssig wurde. Arnheim benahm sich also ganz wie gewöhnlich, nur schien es in einer ungreifbaren Bedeutung zu geschehen, hinter deren zitternder Flamme der innere Mensch unbeweglich stand und dem äußeren zusah, der vor ihr einen Apfel aß oder sich vom Schneider gerade einen Anzug anmessen ließ.

War das nun eine Einbildung oder der Schatten einer Wirklichkeit, die man niemals ganz verstehen wird? Es kann darauf nur erwidert werden, daß alle Religionen in gewissen Zuständen ihrer Entwicklung behauptet haben, es sei Wirklichkeit, desgleichen alle Liebenden, alle Romantiker und alle Menschen, die eine Neigung für den Mond haben, den Frühling und das selige Sterben der ersten Herbsttage. In der Folge verliert sich das aber wieder; es verflüchtigt sich oder trocknet ein, das läßt sich nicht unterscheiden, jedoch eines Tags stellt man fest, daß anderes an seiner Stelle da ist, und man vergißt es so rasch, wie man nur unwirkliche Erlebnisse, Träume oder Einbildungen vergißt. Da dieses Ur- und Weltliebeselebnis zumeist gleichzeitig mit der ersten persönlichen Verliebtheit aufzutreten pflegt, glaubt man überdies später auch beruhigt zu wissen, wie es einzuschätzen sei, und rechnet es zu den Torheiten, die man sich nur vor Erlangen des politischen Wahlrechts gestatten darf. So war dies also beschaffen, aber da es sich bei Arnheim niemals mit einer Frau verbunden hatte, konnte es auch nicht in der natürlichen Weise mit ihr aus seinem Herzen verschwinden; dafür wurde es von den Eindrücken überdeckt, die sein Wesen erfuhr, sobald er nach Vollendung seiner Studien- und Freizeit in die Geschäfte seines Vaters eintrat. Da er nichts halb tat, entdeckte er dort alsbald, daß das schaffende und recht beschaffene Leben bei weitem ein größeres Gedicht sei als alle, die Dichter in ihren Schreibstuben ersannen, und das war nun etwas ganz anderes.

Dabei zeigte sich zum erstenmal seine Begabung zur Vorbildlichkeit. Denn das Gedicht des Lebens hat vor allen übrigen Gedichten voraus, daß es gleichsam in großen Buchstaben gesetzt ist, wie immer sein Inhalt sonst beschaffen sein möge. Um den kleinsten Volontär, der in einem Weltgeschäft tätig ist, kreist die Welt, und Erdteile gucken ihm über die Schulter, so daß nichts, was er tut, ohne Bedeutung ist; um den einsamen Verfasser in seinem Zimmer kreisen dagegen höchstens die Fliegen, er mag sich anstrengen, wie er will. Das ist so einleuchtend, daß vielen Menschen in dem Augenblick, wo sie anfangen, in Lebensmaterial zu schaffen, alles, was sie früher bewegt hat, «nur Literatur» zu sein scheint, das heißt, es übt bestenfalls eine schwächliche und verworrene, meistens aber eine widerspruchsvolle, sich selbst aufhebende Wirkung aus, die in gar keinem Verhältnis zu dem Aufheben steht, das man von ihrer Veranstaltung macht. Nicht ganz so ging das natürlich bei Arnheim vor sich, der weder die schönen Regungen der Kunst

verleugnete, noch irgendetwas, das ihn einmal heftig bewegt hatte, als Torheit oder Einbildung anzusehen vermochte; sobald er die Überlegenheit seiner männlichen Verhältnisse über die träumerisch jugendlichen erkannte, ging er daran, unter Führung der neuen Manneserkenntnisse eine Verschmelzung beider Erlebnisgruppen zu bewerkstelligen. Tatsächlich tat er damit eben das, was alle die vielen und die Mehrzahl der Gebildeten ausmachenden Menschen tun, die nach dem Eintritt ins Erwerbsleben ihre früheren Interessen nicht ganz verleugnen wollen, ja im Gegenteil jetzt erst ein ruhiges, reifes Verhältnis zu den schwärmerischen Antrieben ihrer Jugend finden. Die Entdeckung des großen Gedichtes des Lebens, an dem sie sich mitarbeiten wissen, schenkt ihnen den Mut des Dilettanten wieder, den sie zur Zeit, wo sie ihre eigenen Gedichte verbrannten, verloren hatten; sie dürfen sich, am Leben dichtend, wahrhaft als *geborene* Fachleute ansehen und gehen daran, ihr tägliches Tun mit geistiger Verantwortung zu durchdringen, fühlen sich vor tausend kleine Entscheidungen gestellt, damit es sittlich und schön sei, nehmen sich an der Vorstellung ein Muster, daß Goethe so gelebt habe, und erklären, daß sie ohne Musik, ohne Natur, ohne Betrachtung des unschuldigen Spiels von Kindern und Tieren und ohne ein gutes Buch das Leben nicht freuen würde. Dieser so durchseelte Mittelstand ist unter Deutschen noch immer der Hauptkonsument der Künste und aller nicht zu schwierigen Literatur, aber seine Mitglieder sehen auf Kunst und Literatur, die ihnen früher als Vollendung ihrer Wünsche vorgekommen waren, begreiflicherweise und wenigstens mit einem Auge so herab wie auf eine Frühstufe – wenn diese auch in ihrer Art vollendeter ist, als es ihnen gegönnt war, – oder sie halten davon, was etwa ein Eisenblechfabrikant von einem Gipsfigurenbildhauer halten müßte, wenn er die Schwäche besäße, dessen Produkte schön zu finden.

Diesem Mittelstand der Bildung glich nun Arnheim wie eine prächtige gefüllte Gartennelke einer dürrtigen, am Wegrand entstandenen Steinnelke. Niemals kam für ihn geistiger Umsturz, grundsätzliche Neuerung in Frage, sondern stets nur Verflechtung ins Bestehende, Besitzergreifung, sanfte Korrektur, moralische Neubelebung des verblaßten Privilegs der in Geltung befindlichen Mächte. Er war kein Snob, kein Anbeter des ihm überlegenen Teils der Vornehmen; bei Hof eingeführt und in Berührung mit dem Hochadel wie mit den Spitzen der Bürokratie getreten, suchte er sich keineswegs dieser Umgebung als Nachahmer, sondern nur als Liebhaber konservativ feudaler Lebensgewohnheiten anzupassen, der seine bürgerliche, sozusagen Frankfurterisch-Goethesche Herkunft weder vergißt, noch vergessen machen will. Aber mit dieser Leistung war seine Gegenstellung erschöpft, und ein größerer Gegensatz wäre ihm schon lebensungerecht erschienen. Er war wohl innerlich überzeugt, daß die schaffenden Menschen – und an ihrer Spitze, sie zu einem neuen Zeitalter zusammenfassend, die das Leben lenkenden Kaufleute – berufen seien, die alten Mächte des Seins irgendwann in der Herrschaft abzulösen, und das gab ihm einen gewissen stillen Hochmut, dem die seither eingetretene Entwicklung das Zeugnis der Berechtigung ausgestellt hat; aber wenn man diesen Herrschaftsanspruch des Geldes auch als gegeben voraussetzt, so war doch noch die Frage offen, die angestrebte Macht richtig anzuwenden. Die Vorgänger der Bankdirektoren und Großindustriellen hatten es leicht, sie waren Ritter und machten aus ihren Gegnern Hirschsuppe, wofür sie die Waffen des Geistes dem Klerus überließen; der zeitgenössische Mensch dagegen besitzt zwar im Geld, wie Arnheim es verstand, die heute sicherste Methode der Behandlung aller Beziehungen, aber wenn sie auch hart und genau wie ein Fallbeil sein kann, kann sie auch so empfindlich wie ein Rheumatiker sein – man denke bloß an das Ziehen und Lahmen in den Kursen beim geringsten Anlaß! – und hängt auf das zarteste mit allem zusammen, was von ihr beherrscht wird. Durch dieses zarte Zusammenhängen aller Lebensgebilde, das nur blinder Ideologenhochmut vergessen kann, kam Arnheim dazu, im königlichen Kaufmann die Synthese von Umsturz und Beharren, Macht und bürgerlicher Zivilisiertheit, vernünftigem Wagnis und

charaktervollem Wissen zu erblicken, zuinnerst aber eine Symbolgestalt der sich vorbereitenden Demokratie; durch rastlose und strenge Arbeit an seiner eigenen Persönlichkeit, geistige Organisation der ihm zugänglichen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenhänge und durch Gedanken über Führung und Aufbau des ganzen Staates wollte er einer neuen Zeit in die Arme wirken, wo die durch Geschick und Natur ungleichen Gesellschaftskräfte richtig und fruchtbar geordnet sind und das Ideal an den notwendigerweise einschränkenden Realitäten nicht zerbricht, sondern sich reinigt und befestigt. Um das mit sachlichem Anklang auszudrücken, hatte er also die Interessenfusion Seele-Geschäft durch Ausbildung der Dachvorstellung Königs-Kaufmann zur Durchführung gebracht, und das Gefühl der Liebe, das ihn einstens empfinden geheißt, alles sei im Grunde nur eines, lag jetzt als Kern in seiner Überzeugung von Einheit und Harmonie der Kultur und der menschlichen Interessen.

Ungefähr zu dieser Zeit begann Arnheim auch seine Schriften zu veröffentlichen, und das Wort Seele tauchte in ihnen auf. Man kann vermuten, daß er es wie eine Methode, einen Vorsprung, als Königswort gebrauchte, denn sicher ist, daß Fürsten und Generale keine Seele haben, und von Finanzleuten war er der erste. Gewiß ist auch, daß dabei ein Bedürfnis eine Rolle spielte, sich gegen seine sehr vernünftige engere Umwelt, namentlich gegen die im Geschäftlichen überlegene Fühernatur seines Vaters, neben dem er allmählich die Figur des alternden Kronprinzen zu spielen begann, in einer dem Geschäftsverstande unzugänglichen Weise zu verteidigen. Und ebenso gewiß ist es, daß sein Ehrgeiz, alles Wissenswerte zu beherrschen, – ein Hang zur Polyhistorie, dem in solchem Ausmaße, wie es seinem Bedürfnis entsprach, kein Mensch gewachsen wäre – in der Seele ein Mittel fand, um alles, was sein Verstand nicht beherrschen konnte, zu entwerten. Denn er war darin nicht anders wie sein ganzes Zeitalter, das nicht aus religiöser Bestimmung eine starke religiöse Neigung neu entwickelt hat, sondern nur, wie es scheint, aus einer weiblich reizbaren Auflehnung gegen Geld, Wissen und Rechnen, denen es leidenschaftlich unterliegt. Aber fraglich und ungewiß war es, ob Arnheim, wenn er von Seele sprach, selbst an sie glaubte und dem Besitz einer Seele die gleiche Wirklichkeit zuschrieb wie seinem Aktienbesitz. Er benützte sie als einen Ausdruck für etwas, wofür er keinen anderen hatte. Hingerissen von seinem Bedürfnis – denn er war ein Redner, der nicht leicht einen anderen zu Worte kommen ließ; späterhin, nachdem er von dem Eindruck, den er in anderen zu erregen fähig war, Kenntnis genommen hatte, auch immer häufiger in seinen Schriften – brachte er die Rede auf sie, als wäre ihr Dasein so sicher anzunehmen, wie man das des Rückens voraussetzt, obgleich man ihn nicht sieht. Es faßte ihn eine wahre Leidenschaft, in dieser Weise von etwas Ungewissem und Ahnungsvollem zu schreiben, das in das Allzugewisse der Weltgeschäfte verflochten ist wie ein tiefes Schweigen in lebhaftes Worte; er leugnete nicht den Nutzen des Wissens, ja im Gegenteil, er machte selbst Eindruck durch sein emsiges Zusammentragen, wie es nur ein Mann vermag, dem dazu alle Mittel zu Gebote stehn, aber nachdem er diesen Eindruck gemacht hatte, erklärte er, daß sich über dem Bereich des Scharfsinns und der Genauigkeit ein Reich der Weisheit befinde, das nur noch seherisch erkannt werden könne; er beschrieb den Willen, der Staaten und Weltgeschäfte gründet, um verstehen zu lassen, daß er bei aller Größe nichts sei wie ein Arm, der von einem im Unsichtbaren schlagenden Herzen bewegt werden muß; er erklärte, seinen Zuhörern die Fortschritte der Technik oder den Wert der Tugenden in der allgewöhnlichsten Weise, wie es jeder Bürger sich vorstellt, um aber hinzuzufügen, daß solcher Gebrauch der Natur- und Geisteskräfte doch nur verhängnisvolle Unkenntnis bleibe, wenn man nicht ahne, daß sie die Erregungen eines Ozeans sind, der tief unter ihnen liege und von den Wellen kaum geritzt werde. Und er trug solche Äußerungen im Stil von Erlassen des Statthalters einer vertriebenen Königin vor, der seine Weisungen von ihr persönlich empfangen hat und die Welt nach ihnen ordnet.

Vielleicht war dieses Ordnen seine eigentliche und heftigste Leidenschaft, ein Machtdrang, der weit alles überschritt, was selbst ein Mensch in seiner Stellung sich gewähren konnte, und unmittelbar dazu führte, daß der in den Bezirken der Wirklichkeit so mächtige Mann mindestens einmal im Jahr sich auf sein Schloß in der Mark zurückziehen und seinem Sekretär ein Buch ins Stenogramm diktieren mußte. Jene sonderbare Ahnung, die zuerst und am lebhaftesten in seinen schwärmerischen Jugendstunden hervorgekommen war, hatte sich diesen Weg gebahnt, aber sie suchte ihn zuweilen auch noch unmittelbar, wenngleich mit geschwundener Kraft, heim. Inmitten der Weltgeschäfte befahl es ihn dann wie eine süße Lähmung und Klostersehnsucht, die ihm zuflüsterte, daß alle Widersprüche, alle großen Ideen, alle Welterfahrungen und -anstrengungen nicht nur so Eines seien, wie man es ungenau als Kultur und Humanität versteht, sondern auch in einer wild-wörtlichen und flimmernd untätigen Bedeutung, so wie man an einem kränkelnd schönen Tag die Hände kreuzen, über Fluß und Wiesen hinschauen und nimmer sich lösen mag. In diesem Sinne war sein Schreiben ein Kompromiß. Und weil es nur eine Seele gibt und diese nicht greifbar, sondern im Exil und von dort sich nur auf eine einzige, so merkwürdig undeutliche oder vieldeutige Weise meldend, dagegen unzählige, schlechthin unendlich viele, und alle Fragen der Welt, auf die man diese königliche Botschaft anwenden kann, so entstand mit den Jahren jene ernste Verlegenheit für ihn, in die alle Legitimisten und Propheten geraten, wenn es zu lange dauert. Arnheim brauchte sich nur in der Einsamkeit zum Schreiben hinzusetzen, so führte die Feder geradezu mit gespenstischer Ergiebigkeit seine Gedanken von der Seele zu den Problemen des Geistes, der Tugenden, der Wissenschaft und der Politik, die, aus unsichtbarer Quelle bestrahlt, in einer deutlichen und magisch einheitlichen Beleuchtung erschienen. Dieser Ausdehnungsdrang hatte Berausches, dafür war er aber an jene Spaltung des Bewußtseins gebunden, die bei vielen die Voraussetzung der schriftlichen Schöpfung ist, indem der Geist alles ausschaltet und vergißt, was ihm nicht ins Konzept paßt; im Angesicht eines Unterredners sprechend und durch dessen Person den Beziehungen der Erde verbunden, würde sich Arnheim niemals so weit ausgelassen haben, aber über ein Papier gebeugt, das bereitlag, seine Anschauung widerzuspiegeln, ließ er es sich mit Freuden an einem gleichnishaften Ausdruck von Überzeugungen genug sein, die nur zum geringsten Teil fest, zum größeren ein Nebel von Worten waren, dessen einziger, übrigens nicht unbeträchtlicher Wirklichkeitsanspruch darin bestand, daß er unwillkürlich an immer den gleichen Stellen aufstieg.

Wer ihn deshalb tadeln möchte, sollte bedenken, daß eine doppelte geistige Persönlichkeit zu besitzen, schon längst nicht mehr ein Kunststück ist, das nur Narren fertigbringen, sondern daß im Tempo der Gegenwart die Möglichkeit politischer Einsicht, die Fähigkeit, einen Zeitungsartikel zu schreiben, die Kraft, an neue Richtungen in Kunst und Literatur zu glauben, und unzähliges andere ganz und gar auf der Begabung gegründet ist, für bestimmte Stunden gegen seine Überzeugung überzeugt zu sein, von dem vollen Bewußtseinsinhalt einen Teil abzuspalten und diesen zu einem neuen Vollüberzeugtsein auszubreiten. Es bedeutete auf diese Weise noch einen Vorzug, daß Arnheim ganz ehrlich niemals von dem überzeugt war, was er sagte. Als er sich auf der Höhe der Mannesjahre befand, hatte er sich zu allem und jedem, was es gab, geäußert, besaß ausgebreitete Überzeugungen und sah keine Grenze, an der er hätte aufhören müssen, auch in Zukunft neue, harmonisch aus den alten entwickelte Überzeugungen zu gewinnen, wenn er in der gleichen Weise weiter fortfuhr. Einem so wirksam denkenden Mann, der in anderen Bewußtseinszuständen Rentabilitätsberechnungen und Bilanzen durchsah, konnte es nicht entgehen, daß das ein Tun ohne Ränder und Lauf war, wenn es sich auch schier unerschöpflich ausbreitete; es fand seine einzige Umgrenzung in der Einheit seiner Person, und obgleich Arnheim viel Selbstgefühl vertrug, war das doch für seinen Verstand kein befriedigender Zustand. Er schob wohl die Ursache auf den irrationalen Rest, den das Leben dem

unterrichteten Betrachter allerorten zeigt; er suchte sich auch achselzuckend damit zu beruhigen, daß in der gegenwärtigen Zeit alles ins Uferlose gehe, und da niemand sich ganz über die Schwächen seines Jahrhunderts hinausheben kann, erspähte er darin sogar eine wertvolle Möglichkeit, die allen großen Männern eigene Tugend der Bescheidenheit zu üben, indem er neidlos Erscheinungen wie einen Homer oder Buddha, weil sie in günstigeren Zeitaltern gelebt hatten, über sich setzte: aber mit der Zeit, wo sein literarischer Erfolg auf die Höhe kam, ohne daß sich in seinem Kronprinzenleben Entscheidendes geändert hatte, wuchs jener irrationale Rest, wuchsen der Mangel greifbarer Ergebnisse und das Mißbehagen, sein Ziel verfehlt und seinen ersten Willen vergessen zu haben, drückend an. Er überblickte sein Werk, und wenn er auch mit ihm zufrieden sein durfte, so glaubte er sich nun doch manchmal durch alle diese Gedanken bloß einem sehnsüchtig nachwirkenden Ursprung wie durch eine Mauer von Brillanten entrückt zu sehen, die täglich dicker wurde.

Es war ihm von solcher Art gerade in der letzten Zeit etwas Unangenehmes widerfahren, das ihn tief berührt hatte. Er hatte die Muße, die er sich jetzt öfter als sonst gönnte, dazu benützt, seinem Sekretär einen Aufsatz über die Übereinstimmung von Staatsbauten und Staatsauffassung in die Maschine zu diktieren, und hatte einen Satz «Wir sehen das Schweigen der Mauern, wenn wir diesen Bau betrachten» nach dem Worte Schweigen unterbrochen, um für einen Augenblick das Bild der römischen Cancellaria zu genießen, das soeben ungerufen vor seinem inneren Gesicht aufgestiegen war; aber als er wieder ins Manuskript blickte, bemerkte er, daß der Sekretär, gewohnheitsmäßig voraneilend, schon niedergeschrieben hatte: «Wir sehen das Schweigen der Seele, wenn →». An diesem Tag diktierte Arnheim nicht weiter, und am folgenden ließ er den Satz streichen.

Was wog nun gegen Erlebnisse von solcher Ausdehnung und Tiefe des Hintergrunds das etwas gewöhnliche der körperlich an eine Frau geknüpften Liebe? Arnheim mußte sich leider gestehen, daß es genau so viel wog wie die sein Leben zusammenfassende Erkenntnis, daß alle Wege zum Geist von der Seele ausgehen, aber keiner zurückführt! Gewiß hatten sich schon viele Frauen naher Beziehungen zu ihm glücklich geschätzt, aber wenn es nicht parasitäre Naturen waren, so waren es tätige, studierte Frauen und Künstlerinnen, denn mit der ausgehaltenen und der selbst erwerbenden Gattung Frau konnte man sich auf Grund klarer Verhältnisse verständigen; die moralischen Bedürfnisse seiner Natur hatten ihn immer in Beziehungen geführt, wo der Instinkt und die ihn begleitenden unvermeidlichen Auseinandersetzungen mit Frauen an der Vernunft einen gewissen Halt hatten. Aber Diotima war das erste Weib, das sein hintermoralisches, geheimeres Leben ergriff, und er sah sie deshalb manchesmal geradezu mit Scheelsucht an. Sie war schließlich nichts als eine Beamtingattin, von bestem Stil zwar, aber doch ohne jene höchste menschliche Bildung, die nur die Macht verleihen kann, und er hätte Anspruch auf ein Mädchen aus der amerikanischen Hochfinanz oder dem englischen Hochadel besessen, wenn er sich ganz binden wollte. Er hatte Augenblicke, wo ein ganz ursprünglicher Unterschied der Kinderstube, ein grausam naiver Kinderhochmut oder das Entsetzen des gepflegten Kindes, das zum erstenmal in die öffentliche Schule geführt wird, in ihm zum Vorschein kam, so daß ihm seine wachsende Verliebtheit wie eine drohende Schande erschien. Und wenn er in solchen Augenblicken seine Geschäfte mit einer eisigen Überlegenheit aufnahm, wie sie nur ein abgestorbener und zurückgekehrter Geist hat, so erschien ihm die kühle, von nichts zu verunreinigende Vernunft des Geldes im Vergleich mit der Liebe als eine außerordentlich saubere Macht.

Aber das bedeutete nichts, als daß für ihn die Zeit gekommen war, wo der Gefangene nicht begreift, wie er sich die Freiheit hat rauben lassen können, ohne sie bis auf den Tod zu verteidigen. Denn wenn Diotima sagte: «Was sind Weltereignisse? Un peu de bruit autour de



notre âme ...!» – so fühlte er das Gebäude seines Lebens erzittern.

[<]

87

Moosbrugger tanzt

Moosbrugger saß indessen noch immer in einer Untersuchungszelle des Landesgerichts. Sein Verteidiger hatte frischen Wind in die Segel bekommen und bemühte sich bei den Behörden, die Causa nicht so rasch zum letzten Federstrich kommen zu lassen.

Moosbrugger lächelte dazu. Er lächelte aus Langweile.

Die Langweile wiegte seine Gedanken. Gewöhnlich löscht sie sie ja aus; aber die seinen wiegte sie; diesmal; es war ein Zustand, wie wenn ein Schauspieler in der Garderobe sitzt und auf seinen Auftritt wartet.

Wenn Moosbrugger einen großen Säbel gehabt hätte, würde er ihn jetzt genommen und dem Stuhl den Kopf abgeschlagen haben. Er würde dem Tisch den Kopf abgeschlagen haben und dem Fenster, dem Kübel und der Türe. Er würde dann allem, dem er den Kopf abschlug, seinen eigenen aufgesetzt haben, denn es gab in dieser Zelle nur seinen eigenen Kopf, und das war schön. Er konnte sich ihn vorstellen, wie er auf den Dingen saß, mit dem breiten Schädel, dem Haar, das sich wie ein Fell vom Scheitel in die Stirn zog. Er hatte die Dinge dann gern.

Wenn der Raum nur größer gewesen wäre und das Essen besser!

Er war recht froh, daß er keine Menschen sehen konnte. Menschen waren für ihn schwer erträglich. Sie hatten oft eine Art, auszuspucken oder die Schulter hochzuziehen, daß man ganz hoffnungslos wurde und sie mit der Faust in den Rücken stoßen mochte, so als ob man ein Loch durch die Wand schlagen müßte. Moosbrugger glaubte nicht an Gott, sondern an seine persönliche Vernunft. Die ewigen Wahrheiten hießen bei ihm verächtlich: der Richter, der Pfaffe, der Gendarm. Er mußte sich seine Sache allein machen, und da hat man schon manchmal den Eindruck, daß einem alle den Weg verstellen! Er sah vor sich, was er oft gesehen: die Tintenfässer, das grüne Tuch, die Bleistifte, dann das Kaiserbildnis an der Wand und wie sie alle dasaßen; in seiner Anordnung kam ihm das wie ein Schnappeisen vor, zugedeckt mit dem Gefühl, es muß so sein, statt mit Gras und Blättern. Dann fiel ihm gewöhnlich ein, wie draußen ein Busch an einem Flußknie stand, das Kreischen eines Schöpfbrunnens, Bruchstücke durcheinandergeratender Gegenden, ein endloser Vorrat an Erinnerungen, von denen er gar nicht gewußt hatte, daß sie ihm ihrerzeit gefällig gewesen waren. Und er träumte: «Ich könnte ihnen etwas erzählen!» Wie ein junger Mensch träumt. Und den hatte man so oft eingesperrt, daß er nie alt wurde. «Das nächste Mal werde ich mir das genauer anschauen müssen,» dachte Moosbrugger «sonst verstehen sie mich ja doch nicht.» Und dann lächelte er streng und sprach wie ein Vater über sich mit den Richtern, der von seinem Sohn sagt: er taugt nichts, sperrt ihn nur tüchtig ein, vielleicht nimmt er sich dann zusammen!

Natürlich ärgerte er sich jetzt zuweilen über die Anordnungen im Gefängnis. Oder es tat ihm etwas weh. Aber dann konnte er sich dem Gefängnisarzt vorführen lassen oder dem Direktor, und so kam alles doch wieder in eine gewisse Ordnung und Ruhe, wie das Wasser über einer toten Ratte, die hineingefallen ist. Freilich stellte er sich das nicht gerade unter diesem Bild vor; aber

einen Eindruck, wie ein großes, spiegelndes Wasser ausgebreitet zu sein, das durch nichts zu stören ist, den hatte er jetzt fast immer, wenn er auch die Worte dafür nicht hatte.

Die Worte, die er hatte, waren: – Hmhm, soso.

Der Tisch war Moosbrugger.

Der Stuhl war Moosbrugger.

Das vergitterte Fenster und die verschlossene Tür war er selbst.

Er meinte das keineswegs verrückt und ungewöhnlich. Die Gummibänder waren einfach weg. Hinter jedem Ding oder Geschöpf, wenn es einem anderen ganz nah kommen möchte, ist ein Gummiband, das sich spannt. Sonst könnten ja auch am Ende die Dinge durcheinander hindurchgehen. Und in jeder Bewegung ist ein Gummiband, das einen nie ganz das tun läßt, was man möchte. Diese Gummibänder waren nun mit einemmal fort. Oder war es bloß das hinderliche Gefühl wie von Gummibändern?

Das kann man wohl nicht so genau unterscheiden? «Zum Beispiel, Frauen halten ihre Strümpfe mit Gummibändern. Da hat man's!» – dachte Moosbrugger. «Sie tragen wie ein Amulett Gummibänder ums Bein. Unter den Kitteln. Wie die Ringe, mit denen man die Obstbäume beschmiert, damit die Würmer nicht hinaufsteigen.»

Aber das sei nur nebenbei erwähnt. Damit man nicht glaube, Moosbrugger hätte das Bedürfnis gehabt, zu allem Bruder zu sagen. So war er nun nicht gerade. Er war bloß innen und außen.

Er beherrschte jetzt alles und herrschte es an. Er brachte alles in Ordnung, ehe man ihn tötete. Er konnte denken, woran er wollte, augenblicklich war es so fügsam wie ein gut erzogener Hund, zu dem man «Kusch!» sagt. Er hatte, obgleich er eingesperrt war, ein ungeheures Gefühl der Macht.

Pünktlich kam die Suppe. Pünktlich wurde er geweckt und spazierengeführt. Alles in der Zelle war pünktlich streng und unverrückbar. Das kam ihm manchmal ganz unglaublich vor. In einer merkwürdigen Umkehrung hatte er den Eindruck, diese Ordnung gehe von ihm aus, obwohl er wußte, daß sie ihm auferlegt war.

Andere Leute haben solche Erlebnisse, wenn sie im Sommerschatten einer Hecke liegen, die Bienen summen, die Sonne klein und hart durch den milchhellen Himmel zieht; die Welt dreht sich dann wie ein mechanisches Spielwerk um solche Leute. In Moosbrugger besorgte das schon der geometrische Anblick, den ihm seine Zelle bot.

Er bemerkte dabei, daß er sich wie verrückt nach gutem Essen sehnte; er träumte davon, und bei Tag lagen die Umrisse eines guten Tellers Schweinsbraten mit fast unheimlicher Beständigkeit vor seinem Auge, sobald sein Geist von anderen Beschäftigungen zurückkehrte. «Zwei Teller!» befahl Moosbrugger dann. «Oder drei!» Er dachte es so stark und die Vorstellung gierig vergrößernd, daß ihm augenblicklich voll und übel wurde, er überfraß sich im Gedanken. «Warum» überlegte er kopfwiegend «folgt so schnell auf daß man essen möchte, daß man schon zu platzen glaubt?» Zwischen Essen und Platzen liegen alle Genüsse der Welt; ach, was für eine Welt, man könnte an hundert Beispielen nachweisen, wie schmal dieser Raum ist! Nur eines davon: Eine Frau, die man nicht hat, ist so, wie wenn der Mond nachts immer höher steigt und saugt und saugt am Herzen; wenn man sie aber gehabt hat, möchte man mit dem Stiefel in ihrem Gesicht herumtreten. Warum ist das so? Er erinnerte sich, daß er oft danach gefragt worden war. Also man konnte antworten, Frauen sind Frauen und Männer; weil die ihnen nachrennen. Aber auch das wollten die, die ihn fragten, nie recht verstehn. Sie wollten wissen, warum er sich einbilde, daß die Leute gegen ihn verschworen seien. Als ob nicht sogar sein eigener Körper mit

ihnen konspiriert hätte! Bei Frauen ist das ja ganz klar. Aber auch mit Männern verstand sich sein Körper besser als er selbst; ein Wort gibt das andere, man weiß, was sich gehört, man dreht sich den ganzen Tag einer um den anderen, und im Nu ist man über den schmalen Streif hinaus, wo man ungefährlich miteinander verkehrt: wenn ihm das aber sein Körper zugezogen hatte, dann sollte er ihn nur auch davon befreien! Soweit sich Moosbrugger erinnerte, war er ärgerlich gewesen oder hatte Furcht gehabt, und seine Brust mit den Armen stürzte sich vor wie ein großer Hund, dem das befohlen worden ist. Weiter konnte es Moosbrugger auch nicht verstehen; der Raum zwischen Freundlichkeit und Genughaben ist eben schmal, und wenn es einmal so anfängt, dann wird es rasch entsetzlich eng.

Er erinnerte sich sehr gut, daß die Leute, die sich in Fremdworten ausdrücken können und immerzu über ihn zu Gericht saßen, ihm oft vorgehalten hatten: «Aber deswegen bringt man einen anderen doch nicht gleich um?!» Moosbrugger zuckte die Achseln. Es sind schon Leute wegen ein paar Kreuzern umgebracht worden oder für nichts, weil ein anderer es sich gerade so eingebildet hat. Aber er hielt auf sich, er war nicht so einer. Der Vorwurf hatte ihm mit der Zeit Eindruck gemacht; er würde gerne gewußt haben, warum ihm von Zeit zu Zeit so eng wurde oder wie man das nennen soll, so daß er sich mit Gewalt Platz schaffen mußte, damit ihm das Blut wieder aus dem Kopf rinnen konnte. Er dachte nach. Aber war es nicht mit dem Nachdenken selbst gerade so? Wenn eine gute Zeit dafür begann, hätte er vor Vergnügen nur lächeln mögen. Da juckten nicht mehr die Gedanken unter dem Schädel, sondern plötzlich war nur noch ein einziger Gedanke da. Der Unterschied war so groß wie zwischen dem Watscheln eines kleinen Kindes und dem Tanz eines schönen Weibsbilds. Einfach wie behext. Eine Ziehharmonika wird gespielt, ein Licht steht auf dem Tisch, Schmetterlinge kommen aus der Sommernacht geflogen: so fielen jetzt alle Einfälle in das Licht des einen, oder Moosbrugger packte sie, wenn sie heran kamen, mit seinen großen Fingern und zerdrückte sie, und einen Augenblick lang waren sie dazwischen abenteuerlich wie kleine Drachen anzuschauen. Ein Tropfen von Moosbruggers Blut war in die Welt gefallen. Man konnte das nicht sehen, weil es finster war, aber er fühlte, was im Unsichtbaren vor sich ging. Wirres richtete sich dort draußen gleich. Krauses wurde glatt. Ein lautloser Tanz löste das unerträgliche Surren ab, mit dem ihn die Welt sonst oft quälte. Alles, was geschah, war jetzt schön; so wie ein häßliches Mädels schön wird, wenn es nicht mehr allein dasteht, sondern von anderen an der Hand gefaßt wird, von einem Reigen mitgedreht wird und das Gesicht eine Treppe hinaufgerichtet hat, von der schon andere herunterblicken. Das war sonderbar, und wenn Moosbrugger die Augen öffnete und sich die Leute ansah, die in einem solchen Augenblick, wo ihm alles tanzend gehorchte, gerade, in seiner Nähe waren, so kamen auch sie ihm schön vor. Dann waren sie nicht gegen ihn verschworen, bildeten keine Mauer, und es zeigte sich, daß es nur die Anstrengung war, ihn übertrumpfen zu wollen, was das Gesicht von Menschen und Dingen wie eine Last verzerrte. Und dann tanzte Moosbrugger vor ihnen. Tanzte würdig unsichtbar, er, der im Leben mit niemand tanzte, von einer Musik bewegt, die immer mehr zu Einkehr und Schlaf wurde, zum Schoß der Gottesmutter und schließlich zur Ruhe Gottes selbst, zu einem wunderbar unglaubwürdigen und tödlich gelösten Zustand; tanzte tagelang, ohne daß es jemand sah, bis alles außen, aus ihm heraus war, steif und fein wie ein Spinnwebgewebe, das der Frost unbrauchbar gemacht hat, an den Dingen hing.

Wenn man das nicht mitgemacht hat, wie will man dann über das andere urteilen?! Nach den leichten Tagen und Wochen, wo Moosbrugger fast aus seiner Haut schlüpfen konnte, kamen immer wieder die langen Zeiten der Einkerkung. Die Staatskerker waren nichts dagegen. Wenn er dann denken wollte, zog sich alles bitter leer in ihm zusammen. Die Arbeiterheime und Volksbildungsvereine, wo man ihm sagen wollte, wie er denken sollte, haßte er; der sich noch erinnerte, wie die Gedanken große Stelzschritte in ihm machen konnten! Auf Bleisohlen

schleppte er sich dann durch die Welt, in der Hoffnung, einen Ort zu finden, wo es wieder anders werden sollte.

Heute konnte er dieser Hoffnung nur noch herablassend nachlächeln. Es war ihm niemals gelungen, die Mitte zwischen seinen zwei Zuständen zu finden, bei der er vielleicht hätte bleiben können. Er hatte genug davon. Er lächelte großartig dem Tod entgegen.

Viel hatte er übrigens gesehn. Bayern und Österreich bis in die Türkei hinunter. Und viel war geschahn, was er in den Zeitungen gelesen hatte, solange er lebte. Es war eine bewegte Zeit, im ganzen. Und im geheimen war er eigentlich recht stolz, darin gelebt zu haben. Wenn man es so bedachte, im einzelnen war es ja eine verworrene und öde Angelegenheit, aber schließlich lief sein Weg mitten durch, und hinterdrein konnte man ihn ganz deutlich sehn, von der Geburt bis zum Tode. Moosbrugger hatte keineswegs das Gefühl, daß man ihn hinrichten werde; er richtete sich selbst, mit Hilfe der anderen Leute hin: so sah er das, was kommen mußte. Und alles war doch irgendwie zusammengefaßt zu einem Ganzen: die Landstraßen, die Städte, die Gendarmen und die Vögel, die Toten und sein Tod. Er selbst verstand es nicht ganz, und die anderen noch weniger, wenn sie auch mehr darüber reden konnten.

Er spuckte aus und dachte an den Himmel, der wie eine blau überzogene Mausefalle aussieht. «In der Slowakei machen sie solche runden, hohen Mausefallen», dachte er.

[<]

**88**

## Die Verbindung mit großen Dingen

Es wäre schon längst eines Umstands zu erwähnen gewesen, der in verschiedenen Verbindungen gestreift worden ist; die Formel für ihn mag etwa lauten: Es gibt nichts, was dem Geist so gefährlich wäre wie seine Verbindung mit großen Dingen.

Ein Mensch wandert durch einen Wald, besteigt einen Berg und sieht die Welt unter sich ausgebreitet, betrachtet sein Kind, das man ihm zum erstenmal in die Arme legt, oder genießt das Glück, irgendeine Lage einzunehmen, die allgemein beneidet wird; wir fragen: was mag dabei in ihm vorgehen? Sicher ist es, so kommt es ihm vor, sehr Vieles, Tiefes und Wichtiges; nur hat er nicht die Geistesgegenwart, es sozusagen beim Wort zu nehmen. Das Bewundernswerte vor und außer ihm, das ihn wie ein magnetisches Gehäuse einschließt, zieht seine Gedanken aus ihm heraus. Da stecken seine Blicke in tausend Einzelheiten, aber ihm ist heimlich zumute, als hätte er all seine Munition verschossen. Draußen überzieht die durchseelte, durchsonnte, vertiefte oder große Stunde die Welt mit einem galvanischen Silber bis in alle Blättchen und Äderchen; an ihrem anderen, persönlichen Ende aber macht sich bald ein gewisser, innerer Stoffmangel merklich, es entsteht dort sozusagen ein großes, leeres, rundes «O». Dieser Zustand ist das klassische Symptom der Berührung mit allem Ewigen und Großen wie des Verweilens auf den Höhepunkten der Menschheit und Natur. Personen, welche die Gesellschaft großer Dinge bevorzugen – und dazu gehören vornehmlich auch die großen Seelen, für die es überhaupt keine kleinen Dinge gibt, – wird unwillkürlich das Innere zu einer ausgedehnten Oberflächlichkeit herausgezogen.

Man könnte die Gefahr der Verbindung mit großen Dingen darum auch als ein Gesetz von der

Erhaltung der geistigen Materie bezeichnen, und es scheint ziemlich allgemein zu gelten. Die Reden hochgestellter, im Großen wirkender Personen sind gewöhnlich inhaltsloser als unsere eigenen. Gedanken, die in einer besonders nahen Beziehung zu besonders würdigen Gegenständen stehen, sehen gewöhnlich so aus, daß sie ohne diese Begünstigung für sehr zurückgeblieben gehalten würden. Die uns teuersten Aufgaben, die der Nation, des Friedens, der Menschheit, der Tugend und ähnlich teure tragen auf ihrem Rücken die billigste Geistesflora. Das wäre eine sehr verkehrte Welt; aber wenn man annimmt, daß die Behandlung eines Themas desto unbedeutender sein darf, je bedeutender dieses Thema selbst ist, dann ist es eine Welt der Ordnung.

Allein, dieses Gesetz, das so viel zum Verständnis des europäischen Geisteslebens beizutragen vermag, liegt nicht immer gleich klar zu Tage, und in Zeiten des Übergangs von einer Gruppe großer Gegenstände zu einer neuen kann der den Dienst der großen Gegenstände suchende Geist sogar umstürzlerisch aussehen, obgleich er nur die Livree wechselt. Ein solcher Übergang war schon damals zu bemerken, als die Menschen, von denen hier berichtet wird, ihre Sorgen und Triumphe hatten. So gab es zum Beispiel schon Bücher, um mit einem Gegenstand zu beginnen, an dem Arnheim besonders viel gelegen war, die in sehr großen Auflagen verkauft wurden, aber man erwies ihnen noch nicht den größten Respekt, obgleich bereits großer Respekt nur Büchern von einer gewissen Auflagenhöhe aufwärts erwiesen wurde. Es gab einflußreiche Industrien, wie die des Fußballspiels oder des Tennis, aber man zögerte noch, ihnen an den technischen Hochschulen Lehrstühle aufzustellen. Alles in allem: ob nun der selige Raufbold und Admiral Drake seinerzeit die Kartoffel aus Amerika eingeführt hat, womit das Ende der regelmäßigen Hungersnöte in Europa begann, oder ob das der weniger selige, sehr gebildete und ebenso rauflustige Admiral Raleigh getan hat oder ob es namenlose spanische Soldaten gewesen sind oder gar der brave Gauner und Sklavenhändler Hawkins – lange Zeit ist es niemand eingefallen, wegen der Kartoffeln diese Männer für bedeutender zu halten als etwa den Physiker Al Schîrasî, von dem man nur weiß, daß er den Regenbogen richtig erklärt hat; aber mit dem bürgerlichen Zeitalter hatte eine Umwertung im Range solcher Leistungen begonnen, und zur Zeit Arnheims war sie schon weit gediehen und wurde nur noch durch ältere Vorurteile gehemmt. Die Quantität der Wirkung und Wirkung der Quantität, als neuer, sonnenklarer Gegenstand der Verehrung, kämpfte noch mit einer veraltenden und erblindeten adeligen Verehrung der großen Qualität, aber in der Vorstellungswelt waren schon die tollsten Kompromisse daraus entstanden, wie gleich die Vorstellung des großen Geistes selbst, die so, wie wir sie im letzten Menschenalter kennen gelernt haben, eine Synthese von eigener und Kartoffelbedeutung sein mußte, denn man wartete auf einen Mann, der die Einsamkeit des Genies haben sollte, aber dabei doch die Gemeinverständlichkeit einer Nachtigall.

Es war schwer, vorher zu sagen, was auf diese Weise herauskommen werde, da man die Gefahr der Verbindung mit großen Dingen gewöhnlich erst durchschaut, wenn die Größe dieser Dinge schon halb vorbei ist. Nichts ist einfacher, als über den Amtsdienner zu lächeln, der im Namen Sr. Majestät die erschienenen Parteien herablassend behandelt hat, aber ob der Mann, der im Namen des Morgen das Heute emporführend behandelt, ein Amtsdienner ist oder nicht, das weiß man gewöhnlich nicht, ehe übermorgen ist. Die Gefahr der Verbindung mit großen Dingen hat die sehr unangenehme Eigenschaft, daß die Dinge wechseln, aber die Gefahr immer gleich bleibt.

[<]

Man muß mit seiner Zeit gehn

Dr. Arnheim hatte den angemeldeten Besuch zweier leitenden Beamten seiner Firma erhalten und lange konferiert; im Salon lagen am Morgen, unaufgeräumt und des Sekretärs harrend, die Akten und Berechnungen umher. Arnheim mußte Beschlüsse fassen, die Delegaten sollten einen Nachmittagszug zur Rückkehr benützen, und er genoß heute wie immer solche Umstände, denn sie gewährleisteten unter allen Bedingungen eine gewisse Spannung. «In zehn Jahren» überlegte er «wird die Technik so weit sein, daß die Firma ihre eigenen Reiseflugzeuge hat; dann werde ich auch aus einer Sommerfrische im Himalaja meine Leute dirigieren können.» Da er seine Beschlüsse schon über Nacht gefaßt und sie bei Tageslicht nur noch einmal zu prüfen und gut zu heißen hatte, war er in diesem Augenblick frei; er hatte sich das Frühstück aufs Zimmer kommen lassen und gab sich bei der Morgenzigarre geistiger Entspannung hin, indem er nun der Zusammenkunft bei Diotima gedachte, die er am Abend vorher etwas vorzeitig hatte verlassen müssen.

Es war diesmal eine höchst unterhaltsame Gesellschaft gewesen; sehr viele der Besucher unter dreißig, höchstens fünfunddreißig Jahre alt, fast noch Boheme, aber doch schon bekannt und von den Zeitungen zur Kenntnis genommen; nicht nur Einheimische, sondern auch Gäste aus aller Welt, die von der Kunde angezogen worden, daß in Kakanien eine Frau aus den höchsten Kreisen dem Geiste eine Gasse in die Welt bahne. Zuweilen hatte man fast den Eindruck von einem Kaffeehaus, und Arnheim lächelte, wenn er Diotimas gedachte, die sich in ihren eigenen vier Wänden zu fürchten schien; aber im ganzen war es doch sehr anregend und jedenfalls ein außerordentliches Experiment gewesen, wie ihm vorkam. Seine Freundin hatte, enttäuscht von den ergebnislosen Zusammenkünften der ganz großen Männer, einen entschlossenen Versuch gemacht, den neuesten Geist in die Parallelaktion einströmen zu lassen, und Arnheims Verbindungen waren ihr dabei zunutze gewesen. Er schüttelte bloß den Kopf, wenn er sich an die Gespräche erinnerte, die er hatte anhören müssen; reichlich verrückt fand er sie, aber «man muß der Jugend nachgeben,» sagte er zu sich «man wird unmöglich, wenn man sie einfach ablehnt.» Er fühlte sich also, wenn man so sagen darf, ernsthaft belustigt davon, denn es war ein bißchen viel auf einmal gewesen.

Was sollte nur gleich der Teufel holen? Das Erlebnis. Jenes persönliche Erlebnis meinten sie, von dessen Erdwärme und Wirklichkeitsnähe fünfzehn Jahre zuvor der Impressionismus wie von einer Wunderpflanze geschwärmt hatte. Weichlich und kopflos nannten sie jetzt den Impressionismus. Sie verlangten Beherrschung der Sinnlichkeit und geistige Synthese!

Und Synthese, das war wohl im ganzen der Gegensatz zu Skepsis, Psychologie, Untersuchen und Zerlegen, den literarischen Neigungen der Väterzeit?

Soweit man verstand, meinten sie es nicht sehr philosophisch; eher war es das Bedürfnis junger Knochen und Muskeln nach ungehinderter Bewegung, was sie unter Synthese verstanden, ein Springen und Tanzen, bei dem man sich jede Störung durch Kritik verbietet. Wenn es ihnen paßte, standen sie nicht an, auch die Synthese zum Teufel zu wünschen, gleich mitsamt der Analyse und dem gesamten Denken. Dann behaupteten sie, daß der Geist vom Saft des Erlebens emporgetrieben werden müsse. Gewöhnlich waren es natürlich Mitglieder einer anderen Gruppe, die das behaupteten; aber manchmal waren es auch im Eifer die gleichen.

Was sie für famose Worte hatten! Das intellektuelle Temperament forderten sie. Den rapiden Denkstil, der der Welt an die Brust springt. Das zugespitzte Hirn des kosmischen Menschen. Was

hatte er denn sonst noch gehört?

Die Neugestaltung des Menschen auf Grund eines amerikanischen Weltarbeitsplans, durch das Medium der mechanisierten Kraft.

Den Lyrismus, verbunden mit dem eindringlichsten Dramatismus des Lebens.

Den Technismus; einen Geist, der des Zeitalters der Maschine würdig ist.

Blériot – hatte einer ausgerufen – schweben soeben über dem Ärmelkanal mit fünfzig Kilometern Stundengeschwindigkeit! Dieses Fünfzig-Kilometer-Gedicht müßte man schreiben und die ganze andere, mulmige Literatur auf den Mist schicken!

Den Akzelerismus forderten sie, das ist die maximale Steigerung der Erlebensgeschwindigkeit auf Grund sportlicher Biomechanik und zirkusspringerischer Präzision!

Die photogenische Erneuerung durch den Film.

Dann hatte einer gesagt, der Mensch sei ein geheimnisvoller Innenraum, weswegen man ihm durch Kegel, Kugel, Zylinder und Kubus Beziehung zum Kosmos geben müsse. Aber auch das Gegenteil, die dieser Meinung zugrundeliegende individualistische Kunstauffassung gehe zu Ende, wurde behauptet; man müsse dem kommenden Menschen durch Volksbauten und Siedlungen neues Wohngefühl geben. Und während sich so eine individualistische und eine soziale Partei gebildet hatte, warf eine dritte ein, nur religiöse Künstler seien im wahren Sinn soziale. Darauf forderte eine Gruppe neuer Architekten die Führung für sich, denn das Ziel der Architektur sei eben Religion; außerdem mit der Nebenwirkung der Vaterlandsliebe und Bodenständigkeit. Die religiöse Gruppe, verstärkt durch die kubische, wandte ein, die Kunst sei keine abhängige, sondern eine zentrale Angelegenheit, Erfüllung kosmischer Gesetze; im weiteren Verlauf wurde aber die religiöse Gruppe von der kubischen wieder verlassen, die sich nun mit den Architekten zu der Behauptung verband, Beziehung zum Kosmos gebe man eben doch am besten durch Raumformen, die das Individuelle gültig und typisch machen. Der Satz fiel, man müsse sich in die Seele des Menschen hineinschaun und sie dann dreidimensional bannen. Dann stellte jemand streitbar und wirkungsvoll die Frage, was man denn nun eigentlich glaube: ob zehntausend hungernde Menschen wichtiger seien oder ein Kunstwerk?! In der Tat, da sie fast alle in irgendeiner Art Künstler waren, vertraten sie die Meinung, daß die seelische Genesung der Menschheit nur in der Kunst zu holen sei, und hatten sich bloß über die Natur dieser Genesung und die Ansprüche, die man ihrerwillen an die Parallelaktion stellen solle, nicht zu einigen vermocht. Nun aber kam die ursprüngliche soziale Gruppe wieder in Führung und entfaltete neue Stimmen. Aus der Frage, ob ein Kunstwerk oder die Not zehntausender Menschen wichtiger sei, wurde die Frage, ob zehntausend Kunstwerke die Not eines einzigen Menschen aufwiegen? Ganz robuste Künstler verlangten, daß der Künstler sich nicht so wichtig nehmen dürfe; fort mit seiner Selbstverherrlichung, er werde hungrig und sozial, war ihre Forderung! Das Leben sei das größte und einzige Kunstwerk, sagte jemand. Eine Kraftstimme warf ein: Nicht Kunst macht einig, sondern Hunger! Eine Kompromißstimme erinnerte daran, daß das beste Mittel gegen die Selbstüberschätzung in der Kunst eine gesunde handwerkliche Basis sei. Und nach dieser Kompromißmeinung benützte jemand die aus Übermüdung oder gegenseitigem Ekel entstandene Pause und fragte wieder ruhig, ob man denn glaube, irgend etwas ausrichten zu können, solange nicht einmal der Kontakt zwischen Mensch und Raum hergestellt sei?! Dies war zum Signal geworden, daß sich nun auch wieder der Technismus, der Akzelerismus und so weiter zum Worte meldeten, und die Debatte ging noch lange hin und her. Schließlich einigte man sich aber, weil man nach Hause gehen und doch auch ein Ergebnis haben wollte; man stimmte sich darum gegenseitig in einer Behauptung zu, die ungefähr so aussah: Die gegenwärtige Zeit sei

erwartungsvoll, ungeduldig, ungebändig und unglücklich; der Messias, auf den sie hoffe und warte, sei aber noch nicht in Sicht.

Arnheim überlegte einen Augenblick.

Es hatte sich beständig um ihn ein Kreis versammelt gehalten; wenn sich vom Umfang Menschen, die schlecht hörten oder schlecht zur Geltung kamen, ablösten, so setzten sich sofort neue an ihrer Stelle an; er war entschieden zum Mittelpunkt auch dieser neuen Versammlung geworden, selbst wenn das in der etwas unmanierlichen Debatte nicht immer zum Ausdruck kam. Er kannte sich in dem, was sie beschäftigte, ja auch schon seit langem aus. Er wußte von den Beziehungen im Kubus; er hatte Gartensiedlungen für seine Angestellten angelegt; die Maschinen mit ihrer Vernunft und ihrem Tempo waren ihm vertraut; er verstand von der Einschau in die Seele zu reden und in der beginnenden Filmindustrie hatte er Geld stehn. Den Inhalt dieser Auseinandersetzung wieder herstellend, erinnerte er sich überdies, daß sie bei weitem nicht so geordnet verlaufen sei, wie sein Gedächtnis es unwillkürlich darstellte. Solche Gespräche haben einen eigentümlichen Gang, als ob man die Parteien mit verbundenen Augen in einem Vieleck aufstellte und mit einem Stock bewaffnet gerade vorgehen hieße; es ist ein wirres und ermüdendes Schauspiel ohne Logik. Aber ist es nicht ein Abbild des Ganges der Dinge im Großen: Auch der erfolgt nicht aus den Verböten und Gesetzen der Logik, denen höchstens die Wirksamkeit einer Polizei zukommt, sondern aus den ungeordneten Triebkräften des Geistes. So fragte sich Arnheim, wenn er sich an die Aufmerksamkeit erinnerte, die er empfangen hatte, und er fand, daß man auch sagen könne, die neue Art zu denken gliche dem freien Assoziieren bei gelockerter Vernunft, das unleugbar sehr anregend sei.

Er zündete sich ausnahmsweise eine zweite Zigarre an, obgleich er sich solche sinnlichen Schwächen sonst nicht gestattete. Und während er noch das Streichholz vorhielt und seine Gesichtsmuskeln für die ersten Saugebewegungen brauchte, mußte er plötzlich lächeln, weil er sich an den kleinen General erinnerte, der ihn während der Gesellschaft angesprochen hatte. Da die Arnheims eine Kanonen- und Panzerplattenfabrik besaßen und für den Ernstfall auf ungeheure Munitionserzeugung eingerichtet waren, hatte er ihn sehr gut verstanden, als der etwas komische, aber sympathische General (er sprach ganz anders als preußische Generale; schlapper, natürlich, aber man könnte doch auch sagen, von einer alten Kultur gesegnet! Freilich müßte man nun wohl schon hinzufügen: von einer untergehenden Kultur) sich vertraulich zu ihm – und seufzend, geradezu philosophisch! – über die Gespräche äußerte, die an diesem Abend ringsum geführt wurden und zum Teil wenigstens, wie man zugeben mußte, auch einen radikal pazifistischen Charakter hatten.

Der General, als der einzige Offizier, fühlte sich offenbar nicht ganz am Platze und beklagte sich über die Wandelbarkeit der öffentlichen Meinung, weil einige Ausführungen über die Heiligkeit des Menschenlebens Beifall fanden. «Ich verstehe diese Leute nicht», mit solchen Worten hatte er sich an Arnheim gewandt und ihn, als einen international hervorragenden Geist um Aufklärung gebeten. «Ich verstehe nicht, warum diese neuen Leute mit solcher Unkenntnis von <Blutgeneralen> sprechen? Ich habe das Gefühl, daß ich die älteren Herren, die sonst hierher kommen, ganz gut verstehe, obgleich sie doch gewiß auch ganz und gar unmilitärisch sind. Zum Beispiel wenn der berühmte Dichter – ich weiß nicht, wie er heißt, dieser große ältere Herr mit Bauch, der die Verse über die griechischen Götter, die Sterne und die ewigen Menschengefühle gemacht haben soll; die Dame des Hauses hat mir gesagt, er soll wirklich ein Dichter sein, in einer Zeit, die sonst höchstens Intelligenz hervorbringt – also wie gesagt, ich habe nichts von ihm gelesen, aber ich würde ihn bestimmt verstehn, wenn seine Bedeutung wirklich in der Hauptsache darin liegt, daß er sich mit nichts Kleinem abgibt, denn schließlich nennen wir beim Militär das



einen Strategen. Der Feldwebel, wenn Sie mir dieses untergeordnete Beispiel gestatten, muß sich natürlich um das Wohlergehen jedes einzelnen Mannes in seiner Kompanie kümmern; der Strategie dagegen rechnet mit dem Menschentausend als kleinster Einheit und muß auch zehn solcher Einheiten auf einmal opfern können, wenn es ein höherer Zweck verlangt. Ich finde, daß es keine Logik hat, wenn man das in dem einen Fall einen Blutgeneral und in dem andern eine ewige Gesinnung nennt, und bitte Sie, es mir zu erklären, wenn das möglich ist!«

Arnheims sonderbare Lage in dieser Stadt und Gesellschaft hatte eine gewisse, sonst sorgsam zurückgehaltene Lust zu Spott in ihm geweckt. Er wußte, wen der kleine Herr meinte, wenn er es auch nicht zu erkennen gab; außerdem kam es auch nicht darauf an, er selbst hätte ihm noch einige andere Spielarten von dieser großen Sorte anführen können. Sie hatten an diesem Abend schlechte Figur gemacht, das war nicht zu übersehen.

Arnheim hielt, unangenehm einen Augenblick nachdenkend, den Rauch der Zigarre zwischen den geöffneten Lippen zurück. Seine eigene Lage war in diesem Kreis auch keine ganz leichte gewesen. Er hatte trotz aller Geltung manche böse Bemerkung zu hören bekommen, als wäre sie gegen ihn selbst gerichtet, und was verdammt wurde, war oft nicht weniger als das, was er in seiner Jugend geliebt hatte, gerade so wie diese jungen Leute nun die Ideen ihrer Generation liebten. Er erlebte es als ein sehr eigentümliches Gefühl, man könnte es beinahe unheimlich nennen, von jungen Leuten geehrt zu werden, die im gleichen Atem eine Vergangenheit, an der er selbst heimlich beteiligt war, rücksichtslos verhöhnten; Arnheim verspürte dabei Elastizität, Verwandlungsfähigkeit, Unternehmungslust in sich, fast könnte man sagen, die kühne Rücksichtslosigkeit eines gut verborgenen schlechten Gewissens. Er überlegte blitzschnell, was ihn von dieser neuen Generation trennte. Die jungen Leute widersprachen einander in allem und jedem, eindeutig gemeinsam war ihnen nur, daß es der Objektivität, der geistigen Verantwortung, der ausgeglichenen Person zu Leibe ging.

Ein besonderer Umstand erlaubte Arnheim, beinahe etwas wie Schadenfreude dabei zu empfinden. Die Überschätzung gewisser seiner Altersgenossen, an denen das Persönliche in einer besonders großen Weise hervortrat, war ihm immer schon unsympatisch gewesen. Namen nannte ein so vornehmer Gegner wie er natürlich nicht einmal in Gedanken, aber er wußte genau, an wen er dachte. «Ein nüchterner, modester Junge, lüstern nach illustrierter Lust» – um mit Heine zu sprechen, den Arnheim in verborgener Weise liebte und in diesem Augenblick zu sich zitierte. «Man muß seine Bestrebungen rühmen und seinen Fleiß in der Poesie ... die bittere Mühe, die unsägliche Beharrlichkeit, die ingrimmigen Anstrengungen, womit er seine Verse ausarbeitet ...» «Die Musen sind ihm nicht hold, aber er hat den Genius der Sprache in der Hand» «Den beängstigenden Zwang, den er sich antun muß, nennt er eine große Tat in Worten». Arnheim besaß ein vortreffliches Gedächtnis und konnte seitenlang auswendig zitieren. Er schweifte ab. Er bewunderte, wie Heine, einen Mann seiner eigenen Zeit bekämpfend, Erscheinungen da vorweggenommen hatte, die jetzt erst in vollem Ansehen standen, und es regte ihn zu eigenen Leistungen an, als er sich nun dem zweiten Vertreter großer deutscher idealistischer Gesinnung, dem Dichter des Generals zuwandte. Das war nach dem mageren der fette Geistesschlag. Sein feierlicher Idealismus entsprach jenen großen tiefen Blasinstrumenten in den Orchestern, welche in die Höhe gestellten Lokomotivkesseln gleichen und ein ungefüges Grollen und Schollern hervorbringen. Sie decken mit einem Ton tausend Möglichkeiten zu. Sie pusten große Pakete voll der ewigen Gefühle aus. Wer in einer von diesen Arten in Versen zu blasen vermag, – dachte Arnheim nicht ganz ohne Bitterkeit – gilt bei uns heute für einen Dichter, im Unterschied vom Literaten. Warum also wirklich nicht gleich für einen General? Solche Leute stehen doch mit dem Tod auf bestem Fuß und brauchen beständig einige Tausend Verstorbener, um den

Augenblick des Lebens mit Würde zu genießen.

Aber da hatte jemand behauptet, daß sogar des Generals Hund, der in einer Rosennacht den Mond anheult, zur Rede gestellt, antworten könnte: Was wollt ihr, es ist ja doch der Mond, und es sind die ewigen Gefühle meiner Rasse; genau wie einer der Herrn, die dafür berühmt seien! Ja, er könnte eigens noch hinzufügen, daß sein Gefühl ohne Zweifel erlebnisstark sei, sein Ausdruck reich bewegt und doch so einfach, daß ihn das Publikum verstehe, und was seine Gedanken anlange, so treten sie wohl hinter sein Gefühl zurück, aber das entspreche ganz und gar den geltenden Forderungen und sei in der Literatur noch nie ein Hindernis gewesen.

Arnheim hielt, unangenehm betroffen, den Rauch seiner Zigarre noch einmal zwischen den Lippen zurück, die als halbaufgezogene Grenzschraken zwischen Person und Außenwelt einen Augenblick offen blieben. Er hatte einige von diesen besonders reinen Dichtern, weil es sich so gehört, bei jeder Gelegenheit gelobt und bei einigen Gelegenheiten auch mit Geld unterstützt; aber eigentlich mochte er sie, wie er jetzt bemerkte, samt ihren aufgeblasenen Versen nicht ausstehn. «Diese heraldischen Herrschaften, die sich nicht einmal selbst erhalten können,» dachte er «gehören im Grunde genommen in einen Naturschutzpark, gemeinsam mit den letzten Wisenten und Adlern!» Und da es also, wie der verflossene Abend gezeigt hatte, unzeitgemäß war, sie zu unterstützen, schloß Arnheims Überlegung nicht ohne Gewinn für ihn.

[<]

**90**

## Die Entthronung der Ideokratie

Es ist wahrscheinlich eine gut begründete Erscheinung, daß in Zeiten, deren Geist einem Warenmarkt gleicht, für den richtigen Gegensatz dazu Dichter gelten, die gar nichts mit ihrer Zeit zu tun haben. Sie beschmutzen sich nicht mit zeitgenössischen Gedanken, liefern sozusagen reine Dichtung und sprechen in ausgestorbenen Mundarten der Größe zu ihren Gläubigen, als wären sie soeben bloß zu vorübergehendem Erdaufenthalt aus der Ewigkeit zurückgekommen, genau so wie ein Mann, der vor drei Jahren nach Amerika ging und bei seinem Besuch in der Heimat schon gebrochen deutsch spricht. Diese Erscheinung ist ungefähr die gleiche, als ob man über ein hohles Loch zum Ausgleich eine hohle Kuppel setzen würde, und da die erhabene Hohlheit die gewöhnliche nur vergrößert, ist schließlich nichts natürlicher, als daß auf eine Zeit dieser Personenverehrung eine andere folgt, die sich von dem ganzen Wesen, das mit Verantwortung und Größe getrieben wird, gründlich abwendet.

Arnheim versuchte vorsichtig, probeweise und im behaglichen Gefühl, persönlich gegen Schaden versichert zu sein, sich in diese seiner Vermutung nach kommende Entwicklung hineinzufinden. Das war allerdings keine Kleinigkeit. Er dachte dabei an alles, was er in den letzten Jahren in Amerika und Europa gesehen hatte; an die neue Tanzleidenschaft, ob nun Beethoven tiefgetantzt wurde oder neue Sinnlichkeit rhythmisch; an die Malerei, wo ein Höchstmaß von geistigen Beziehungen durch ein Mindestmaß von Linien und Farben ausgedrückt werden sollte; an den Film, wo eine Gebärde, in ihrer Bedeutung aller Welt bekannt, durch eine kleine Neuheit in ihrer Erscheinung alle Welt hinriß; und schließlich einfach an den gewöhnlichen Menschen, wie er damals schon, vom Sport überzeugt, mit den Mitteln eines strampelnden Kindes sich des großen Busens der Natur zu bemächtigen glaubte. Das Auffällige aller dieser Erscheinungen ist ein

gewisser Hang zur Allegorie, wenn man darunter eine geistige Beziehung versteht, wo alles mehr bedeutet, als ihm redlich zukommt. Denn so wie ein Helm und ein paar gekreuzte Schwerter die Gesellschaft des Barock an alle Götter und ihre Geschichten erinnerten und nicht ein Herr von Hinz die Komtesse Kunz küßte, sondern ein Kriegsgott die Göttin der Keuschheit, erleben Hinz und Kunz heute, wenn sie sich knutschen, das Zeittempo oder irgendetwas aus der Kollektion von zehn Dutzend neuer Mustervorstellungen, die nun freilich nicht mehr einen über Taxusalleen schwebenden Olymp bilden, sondern das ganze moderne Durcheinander selbst. Im Kino, auf dem Theater, auf der Tanzbühne, im Konzert, in Auto, Flugzeug, Wasser, Sonne, Schneiderwerkstätten und Kaufmannsbüros entsteht fortwährend eine ungeheure Oberfläche, die aus Ein- und Ausdrücken, Gebärden, Gehaben und Erlebnissen besteht. In einzelnen und Äußeren sehr gestaltet, gleicht dieses Geschehen einem lebhaft kreisenden Körper, wo alles an die Oberfläche drängt und sich dort untereinander verbindet, während das Innere ungestalt, wallend und drängend zurückbleibt. Und wenn Arnheim um einige Jahre vorauszublicken vermocht hätte, so würde er schon gesehen haben, daß neunzehnhundertzwanzig Jahre christlicher Moral, Millionen Toter eines erschütternden Kriegs und ein deutscher Wald von Poesien, der über dem weiblichen Schamgefühl gerauscht hatte, es auch nicht um eine Stunde zu verzögern vermochten, als eines Tages die Frauenröcke und -haare kürzer zu werden begannen und die Mädchen Europas aus tausendjährigen Verboten sich für eine Weile nackt herausschälten wie die Bananen. Auch andere Veränderungen würde er gesehen haben, die er kaum für möglich gehalten hätte, und es kommt nicht darauf an, was davon dauern oder wieder verschwinden wird, sofern man bedenkt, welche großen und wahrscheinlich vergeblichen Anstrengungen es erfordert hätte, solche Revolutionen der Lebensumstände auf dem verantwortungsreichen Weg der geistigen Entwicklung über Philosophen, Maler und Dichter herbeizuführen, statt des Wegs über Schneider, Modegeschehnisse und Zufälle; denn man kann daraus ermessen, welche Schöpfungskraft der Oberfläche, verglichen mit dem unfruchtbaren Eigensinn des Gehirns, zukommt.

Das ist die Entthronung der Ideokratie, des Gehirns, die Verlegung des Geistes an die Peripherie, die letzte Problematik, wie es Arnheim vorkam. Freilich ist das Leben diesen Weg immer gegangen, es hat den Menschen beständig von außen nach innen umgebaut; aber früher mit dem Unterschied, daß man sich verpflichtet fühlte, von innen nach außen auch etwas hervorzubringen. Selbst der Hund des Generals, an den er sich in diesem Augenblick freundlich erinnerte, würde niemals imstande sein, eine andere Entwicklung zu begreifen, denn diesen treuen Begleiter des Menschen hat noch der stabile, gehorsame Mann des vorigen Jahrhunderts nach seinem Ebenbild geformt; aber sein Vetter, der wilde Steppenbahn, der stundenlang tanzt, verstünde schon alles. Wenn er die Federn sträubt und mit den Zehen scharrt, entsteht wahrscheinlich mehr Seele, als wenn ein Gelehrter an seinem Schreibtisch einen Gedanken mit dem nächsten verbindet. Denn letzten Endes kommen alle Gedanken aus den Gelenken, Muskeln, Drüsen, Augen, Ohren und den schattenhaften Gesamteindrücken, die der Hautsack, zu dem sie gehören, von sich im ganzen hat. Die vergangenen Jahrhunderte haben vielleicht einen schweren Irrtum begangen, indem sie auf Verstand und Vernunft, auf Überzeugung, Begriff und Charakter zu viel Wert legten; es war so, wie wenn man Registratur und Archiv für den wichtigsten Teil eines Amtes halten wollte, weil sie ihr Büro in der Zentrale haben, obgleich sie nur Hilfsämter sind, die ihre Weisungen von außen empfangen.

Und plötzlich fand Arnheim, möglicherweise angeregt von leichten Auflösungserscheinungen, welche die Liebe in ihm hervorrief, die Gegend, wo der erlösende und diese Verwicklungen ordnende Gedanke zu suchen sei: er hing irgendwie in sympathischer Weise mit der Vorstellung gesteigerten Umsatzes zusammen. Ein gesteigerter Umsatz an Gedanken und Erlebnissen ließ

sich dieser neuen Zeit nicht absprechen und mußte schon als natürliche Folge aus der Vermeidung zeitraubender geistiger Verarbeitung entstehen. Er dachte sich das Zeitgehirn durch Angebot und Nachfrage ersetzt, den umständlichen Denker durch den regelnden Kaufmann, und er genoß unwillkürlich das ergreifende Schauspiel einer ungeheuren Produktion von Erlebnissen, die sich frei verbinden und lösen, einer Art nervösen Puddings, der bei jeder Erschütterung in allen Teilen zitterte, eines riesigen Tam-Tams, das ungeheuer dröhnte, wenn man es auch nur im leisesten berührte. Daß diese Bilder nicht ganz zueinander stimmten, war schon die Folge einer träumerischen Verfassung, in die sie Arnheim versetzten; denn es schien ihm, daß man gerade ein solches Leben auch einem Traum vergleichen könnte, wo man gleichzeitig draußen bei den wunderlichsten Geschehnissen ist und still innen in der Mitte liegt, mit einem verdünnten Ich, durch dessen Vakuum alle Gefühle wie blaue Glühbirnen strahlen. Es denkt das Leben um den Menschen herum und stiftet tanzend für ihn die Verbindungen, die er mühsam und lange nicht so kaleidoskopartig zusammenstoppelt, wenn er sich dazu der Vernunft bedient. Also sann Arnheim als Kaufmann und zugleich bis in die zwanzig Spitzen seiner Finger und Zehen erregt über den freien geistig-körperlichen Verkehr einer bevorstehenden Zeit, und es erschien ihm nicht ausgeschlossen, daß etwas Kollektives, Panlogisches im Entstehen sei und daß man sich, den veralteten Individualismus verlassend, mit der ganzen Überlegenheit und Erfindungsgabe der weißen Rasse auf dem Rückweg zu einer Reform des Paradieses befinde, um in die ländliche Zurückgebliebenheit des Gartens Eden ein abwechslungsreiches modernes Programm zu bringen.

Nur eines wirkte störend. Denn so wie man im Traum die Fähigkeit hat, daß man in ein Geschehen ein unerklärliches, die ganze Person durchschneidendes Gefühl hineinlegt, so hat man die gleiche Fälligkeit auch im Wachen, aber nur, wenn man fünfzehn oder sechzehn Jahre alt ist und auf die Schule geht. Auch dann sind bekanntlich große Wallungen im Menschen, antreibendes Drängen und ungestaltetes Erleben; die Gefühle sind sehr bewegt, aber noch nicht sehr gesondert, Liebe und Zorn, Menschenglück und -hohn, kurz alle moralischen Abstrakta sind zuckende Geschehnisse, die bald die ganze Welt bedecken, bald in nichts zusammenschrumpfen; Traurigkeit, Zärtlichkeit, Größe und Edelmut wölben leere hohe Himmel. Und was geschieht? Von außen, aus der gegliederten Welt kommt eine fertige Form – ein Wort, ein Vers, ein dämonisches Lachen, kommen Napoleon, Cäsar, Christus oder vielleicht auch nur die Trän' am Elterngrab – und es entsteht in blitzartiger Verbindung das Werk. Dieses Primanerwerk ist, was man allzuleicht übersieht, Zug um Zug ein vollendeter Ausdruck des Gefühls, die genaueste Deckung von Absicht und Erfüllung, und das vollkommene Hineingehn der Erlebnisse eines jungen Mannes in das Leben des großen Napoleon. Es scheint jedoch die Verbindung vom Großen zum Kleinen irgendwie nicht umkehrbar zu sein. Man erlebt es sowohl in Träumen wie in der Jugend, wenn man eine große Rede gehalten hat und beim Aufwachen unseligerweise noch die letzten Worte erhascht, daß diese eigentlich gar nicht so ungewöhnlich schön sind, wie es einem geschienen hat. Man kommt sich dann nicht ganz so schwerlos schillernd vor wie der tanzende Hahn, sondern hat bloß mit sehr viel Gefühl den Mond angeheult wie der mehrfach zur Würdigung gelangte Foxtrot des Herrn Generals.

Also konnte da doch nicht alles stimmen; – überlegte Arnheim, sich ermunternd – aber freilich muß man allen Ernstes mit seiner Zeit gehn, fügte er wachsam hinzu; denn was lag ihm schließlich näher, als diesen bewährten Fabrikationsgrundsatz auch auf die Herstellung des Lebens anzuwenden?

[<]

## Spekulation in Geist à la baisse und à la hausse

Die Zusammenkünfte nahmen bei Tuzzis jetzt ihren regelmäßigen und gedrängten Fortgang. Sektionschef Tuzzi sprach auf dem «Konzil» den «Vetter» an. «Wissen Sie, daß es das alles schon einmal gegeben hat?»

Er wies mit den Augen auf den brodelnden Menscheninhalt seiner ihm entfremdeten Wohnung. «In den Anfängen des Christentums; in den Jahrhunderten um Christi Geburt. In dem christlich-levantinisch-hellenistisch-jüdischen Glutkessel hatten sich damals unzählige Sekten gebildet.» Und er begann aufzuzählen: «Die Adamiten, Kainiten, Ebioniten, Kollyridianer, Archontiker, Eukratiten, Ophiten ...»; mit einer merkwürdigen, hastigen Langsamkeit, wie sie entsteht, wenn jemand eilende Geläufigkeit seines Tuns mäßigend verbergen will, führte er eine lange Liste früh- und vorchristlicher religiöser Bünde an; es erweckte den Eindruck, er wünsche den Vetter seiner Frau behutsam verstehen zu lassen, daß er mehr von den Vorgängen in seinem Hause wisse, als er aus besonderen Gründen zu zeigen pflege.

Er fuhr dann fort, unter Erläuterung der genannten Namen zu erzählen, daß sich die eine Sekte gegen die Ehe stellte, weil sie Keuschheit forderte, indes die andere Keuschheit forderte, aber komischerweise dieses Ziel durch Riten der Ausschweifung zu erreichen wünschte. Die Angehörigen der einen verstümmelten sich, weil sie das Frauenfleisch für eine Erfindung des Teufels hielten, bei anderen kamen in den Kirchenversammlungen Mann und Weib nackt zusammen. Gläubige Grübler, die zu dem Schluß gelangten, daß die Schlange, die im Paradies Eva verführt habe, eine göttliche Person gewesen sei, trieben Sodomie; und andere duldeten keine Jungfrauen, weil nach ihrer wissenschaftlichen Überzeugung die Gottesmutter außer Jesus noch andere Kinder geboren haben sollte, so daß Jungfräulichkeit ein gefährlicher Irrtum wäre. Immer taten die einen etwas, wovon die anderen das Gegenteil taten, und beide ungefähr aus den gleichen Gründen und Überzeugungen. – Tuzzi erzählte es mit dem Ernst, der historischen Vorkommnissen gebührt, auch wenn sie sonderbar sind, und einem Unterton von Herrenwitzen. Sie standen an der Wand; der Sektionschef warf mit einem kleinen ärgerlichen Lächeln seinen Zigarettenrest in eine Aschenschale, blickte noch immer zerstreut ins Gewühl und schloß, als hätte er genau nur soviel sagen wollen, wie die Dauer einer Zigarette es verlange, mit den Worten: «Ich finde, daß der Zustand der Meinungsverschiedenheiten und subjektiven Auffassungen, der damals geherrscht hat, nicht wenig an die Streitigkeiten unserer Literaten erinnert. Sie werden morgen verweht sein. Wenn nicht durch verschiedene geschichtliche Umstände zur rechten Zeit ein geistliches Beamtensystem mit politischer Wirksamkeit entstanden wäre, so würde heute vom christlichen Glauben kaum eine Spur übrig sein ...»

Ulrich pflichtete bei. «Ordnungsmäßig von der Gemeinde bezahlte Glaubensbeamte lassen mit den Amtsvorschriften nicht spaßen. Ich meine überhaupt, daß wir gegen unsere gemeinen Eigenschaften ungerecht sind; ohne ihre Verlässlichkeit könnte niemals Geschichte entstehn, denn die geistigen Anstrengungen bleiben ewig strittig und windig.»

Der Sektionschef sah mißtrauisch auf und dann gleich wieder weg. Äußerungen dieser Art waren ihm zu ungebunden. Dennoch gab er sich zu diesem Vetter seiner Frau, obgleich er ihn erst seit kurzem kannte, auffallend freundschaftlich und verwandt. Er kam und ging und erweckte den

Anschein, inmitten dessen, was sich in seinem Hause zutrug, in einer anderen, abgeschlossenen Welt zu leben, deren höhere Bedeutung er jedem Einblick entzog; zuweilen schien er aber doch nicht länger widerstehen zu können und mußte sich jemandem für einen Augenblick, wenn auch undeutlich zeigen, und es war dann jedesmal der Vetter, mit dem er ein Gespräch anknüpfte. Es war das eine menschliche Folge des Entzuges an Anerkennung, den er im Verhältnis zu seiner Gattin trotz gelegentlicher Zärtlichkeitsanfälle erdulden mußte. Diotima küßte ihn dann wie ein kleines Mädchen; ein Mädchen vielleicht von vierzehn Jahren, wenn es einen noch kleineren Knaben aus weiß Gott welcher Affektation mit Küssen bedeckt. Unwillkürlich zog sich Tuzzis Oberlippe unter dem gekräuselten Bärtchen schamvoll ein. Die neuen Verhältnisse, die in seinem Hause entstanden waren, brachten seine Frau und ihn in unmögliche Lagen. Er hatte Diotimas Klage über sein Schnarchen keineswegs vergessen, er hatte inzwischen auch Arnheims Schriften gelesen und war bereit, darüber zu sprechen; manches konnte er anerkennen, sehr vieles als unrichtig bezeichnen, und einiges verstand er nicht, mit jener sicheren Ruhe, die voraussetzt, daß das der Schaden des Autors sei: aber er war immer gewohnt gewesen, in solchen Fragen einfach das geachtete Urteil des erfahrenen Mannes abzugeben, und die jetzt vorhandene Aussicht darauf, daß ihm Diotima jedesmal widersprechen würde, die Notwendigkeit also, sich gemeinsam mit ihr auf diese weichliche Diskussion einlassen zu müssen, empfand er als eine so unrechte Veränderung seines Privatlebens, daß er sich nicht zu einer Aussprache entschließen konnte und in halbbewußten Wünschen sogar vorgezogen hätte, sich mit Arnheim zu schießen. Tuzzi zog plötzlich seine schönen, braunen Augen ärgerlich zusammen und sagte sich, daß er strenger auf seine Stimmungen achtgeben müsse. Der Vetter neben ihm (seiner Ansicht nach durchaus kein Mann, mit dem man sich zu sehr liieren durfte!) erinnerte ihn eigentlich nur durch die kaum von einem wirklichen Gehalt erfüllte Gedankenbindung der Verwandtschaftlichkeit an seine Frau; auch hatte er seit langem schon bemerkt, daß Arnheim diesen jüngeren Mann in einer gewissen, vorsichtigen Weise verwöhnte, wogegen der sich deutliche Abneigung anmerken ließ: das waren zwei wirklich nicht inhaltsreiche Beobachtungen, und doch genügten sie, um Tuzzi mit einer unerklärlichen Zuneigung zu beunruhigen. Er öffnete seine braunen Augen und sah eine Weile groß wie ein Uhu in das Zimmer, ohne etwas sehen zu wollen.

Der Vetter seiner Frau sah übrigens gerade so wie er in gelangweilter Vertraulichkeit vor sich hin und hatte die Pause des Gesprächs nicht einmal bemerkt. Tuzzi empfand, daß man etwas sagen müsse; er fühlte sich unsicher, so als ob einen Menschen, der an Einbildungen leidet, das Schweigen verraten könnte. «Sie denken gerne schlecht von allem,» bemerkte er lächelnd, als hätte der Ausspruch über die Glaubensbeamten bis jetzt vor seinem Ohr auf Eintritt warten müssen «und meine Frau tut wohl nicht unrecht, bei aller verwandtschaftlicher Sympathie Ihre Mithilfe etwas zu fürchten. Wenn ich so sagen darf, neigen Ihre Gedanken über den Mitmenschen zur Spekulation à la baisse.»

«Das ist ein ausgezeichnete Ausdruck,» gab Ulrich erfreut zurück «wenn ich mich auch bescheiden muß, ihm nicht zu genügen! Denn es ist die Weltgeschichte, die immer à la baisse oder à la hausse in Menschen spekuliert hat; auf Baisse-Weise durch List und Gewalt, à la hausse ungefähr so, wie es Ihre Frau Gemahlin hier versucht, durch den Glauben an die Kraft der Ideen. Auch Dr. Arnheim ist, soweit man seinen Worten trauen kann, ein Haussier. Dagegen müssen Sie als berufsmäßiger Baissier in diesem Chor der Engel Empfindungen haben, die ich gerne kennen würde.»

Er musterte den Sektionschef mit Teilnahme. Tuzzi zog seine Zigarettendose aus der Tasche und zuckte die Schultern. «Warum glauben Sie, daß ich anders darüber denken soll, als meine Frau?» antwortete er. Er wollte die persönliche Wendung des Gesprächs ablehnen, hatte sie aber durch

seine Antwort verstärkt; der andere bemerkte es glücklicherweise nicht und fuhr fort: «Wir sind eine Masse, die jede Form annimmt, in die sie auf die eine oder die andere Weise hineingerät!»

«Das ist mir zu hoch» erwiderte Tuzzi ausweichend.

Ulrich freute sich darüber. Das war Gegensatz zu ihm selbst; er genoß es ordentlich, mit einem Mann zu sprechen, der auf geistige Reizung nicht antwortete, sondern kein anderes Mittel der Abwehr hatte oder gebrauchen wollte, als gleich seine ganze Person vorzuschützen. Seine ursprüngliche Abneigung gegen Tuzzi hatte sich unter dem Druck der viel größeren Abneigung gegen das Getue in dessen Haus längst umgekehrt; er verstand bloß nicht, warum Tuzzi dieses duldete, und machte sich allerhand Vermutungen darüber. Er lernte ihn nur sehr langsam und wie ein Tier, das man beobachtet, von außen kennen, ohne den erleichternden Einblick, den das Wort in Menschen gewährt, die aus offenem Bedürfnis reden. Zuerst hatte ihm das gedörrte Aussehen des knapp mittelgroßen Mannes gefallen, und das dunkle, starke, viel unsichere Gefühl verratende Auge, das nicht im geringsten ein Beamtenauge war, aber auch in keiner Weise zu Tuzzis gegenwärtiger Person stimmte, wie sie sich in den Gesprächen zeigte; außer man nahm an, was ja nicht selten vorkommt, daß es ein Knabenaug war, das zwischen den andersgearteten Manneszügen durchblickte, wie ein Fenster, das zu einem unbenutzten, abgesperrten und längst vergessenen Teil des Inneren führt. Das nächste, was dem Vetter auffiel, war dann Tuzzis Körpergeruch gewesen; es war ein Geruch an ihm wie von China oder von trockenen Holzschachteln oder ein Gemisch der Wirkungen von Sonne, See, Exotik, Hartleibigkeit und den diskreten Spuren des Raseurs. Dieser Geruch machte ihn nachdenklich; er hatte nur zwei Menschen mit persönlichem Geruch in seiner Bekanntschaft, diesen und Moosbrugger; wenn er sich Tuzzis scharfzartes Aroma vergegenwärtigte und zugleich an Diotima dachte, über deren großer Oberfläche ein dünner Pudergeruch lag, der nichts zu verdecken schien, so kam man zu Gegensätzen der Leidenschaft, denen das etwas komische wirkliche Zusammenleben dieser beiden Personen in keiner Weise zu entsprechen schien. Ulrich mußte seine Gedanken zurückholen, bis sie wieder jener Distanz von den Dingen entsprachen, die man zulässig nennt, ehe er auf Tuzzis ablehnende Antwort erwidern konnte.

«Es ist anmaßend von mir,» begann er von neuem in jenem leicht gelangweilten, aber entschlossenen Ton, der gesellschaftlich das Bedauern ausdrückt, auch den anderen langweilen zu müssen, weil die Lage, in der sie sich augenblicklich befänden, nichts Besseres gestatte «es ist sicher anmaßend, wenn ich vor Ihnen zu definieren versuche, was Diplomatie sei; aber ich wünsche verbessert zu werden. Ich versuche also zu sagen: Diplomatie nimmt an, daß eine verlässliche Ordnung nur durch Benützung der Lügenhaftigkeit, der Feigheit, des Kannibalismus, kurz der soliden Niedrigkeiten der Menschheit erreichbar sei; sie ist Idealismus à la baisse, um Ihren trefflichen Ausdruck noch einmal zu gebrauchen. Und ich finde, daß dies bezaubernd melancholisch ist, weil es eben voraussetzt, daß die Unzuverlässigkeit unserer höheren Kräfte uns den Weg zum Menschenfressen ebenso gangbar macht wie den zur Kritik der reinen Vernunft.»

«Sie denken leider» verwehrte sich der Sektionschef «romantisch von der Diplomatie und verwechseln wie so viele Menschen Politik mit Intrige. Das mochte zur Not stimmen, als sie noch von fürstlichen Amateuren gemacht wurde; aber es stimmt nicht in einer Zeit, wo alles von bürgerlichen Rücksichten abhängt. Wir sind nicht melancholisch, sondern optimistisch. Wir müssen an eine gute Zukunft glauben, sonst können wir vor unserem Gewissen nicht bestehn, das doch keineswegs anders geartet ist als das anderer Menschen. Wenn Sie durchaus das Wort Menschenfresserei gebrauchen wollen, so kann ich nur sagen, daß es das Verdienst der Diplomatie ist, die Welt vom Menschenfressen abzuhalten; um das zu können, muß man aber an etwas Höheres glauben.»

«Woran glauben Sie?» unterbrach ihn der Vetter ohne Umschweife.

«Aber nun wissen Sie!» sagte Tuzzi. «Ich bin doch kein Knabe mehr, daß ich darauf so ohne weiteres antworten könnte! Ich habe nur sagen wollen, je mehr sich ein Diplomat mit den geistigen Strömungen seiner Zeit zu identifizieren weiß, desto leichter wird ihm sein Beruf fallen. Und umgekehrt hat sich in den letzten Menschenaltern gezeigt, daß man desto mehr Diplomatie braucht, je größer die Fortschritte des Geistes auf allen Seiten sind; aber das ist doch schließlich natürlich!»»

«Natürlich!» Aber damit sagen Sie ja das gleiche wie ich!» rief Ulrich so lebhaft aus, wie es das Bild zweier sich mäßig unterhaltender Herren, das sie abgeben wollten, nur gestattete. «Ich habe mit Bedauern hervorgehoben, daß das Geistige und Gute ohne Mithilfe des Bösen und Materiellen nicht dauernd existenzfähig sei, und Sie antworten mir ungefähr, je mehr Geist vorhanden, desto mehr Vorsicht nötig. Sagen wir also: Man kann den Menschen als einen gemeinen Kerl behandeln und auf diese Weise nicht ganz zu allem bringen; man kann ihn aber auch begeistern und damit nicht ganz zu allem bringend Zwischen beiden Methoden schwanken wir darum, beide Methoden mischen wir; das ist das Ganze. Mir scheint, daß ich mich einer viel weitergehenden Übereinstimmung mit Ihnen erfreue, als Sie zugeben wollen.»

Sektionschef Tuzzi drehte sich dem unbequemen Frager zu; ein kleines Lächeln hob sein Bärtchen, seine glänzenden Augen blickten mit einem spöttisch nachgiebigen Ausdruck; er wünschte, diese Art von Gespräch zu beenden, sie war unsicher wie Glatteis und zwecklos kindisch, wie das Schlittern von Knaben auf Glatteis. «Schauen Sie, Sie werden das wahrscheinlich für eine Barbarei halten,» erwiderte er «aber ich werde es Ihnen erklären: Philosophieren sollten eigentlich nur Professoren dürfen! Ich nehme unsere anerkannten großen Philosophen davon natürlich aus, die schätze ich sehr hoch und habe sie sämtlich gelesen; aber die sind sozusagen nun einmal da. Und unsere Professoren sind angestellt dafür, da ist es ein Beruf und braucht weiter nichts auf sich zu haben; schließlich braucht man auch die Lehrer, damit die Sache nicht ausstirbt. Aber sonst hat die alt-österreichische Maxime, daß der Staatsbürger nicht über alles nachdenken soll, schon recht gehabt. Es kommt selten etwas Gutes dabei heraus, und es hat leicht etwas von Anmaßung.»

Der Sektionschef drehte sich eine Papyros und schwieg; er hatte weiter kein Bedürfnis, seine «Barbarei» zu entschuldigen. Ulrich sah seinen schlanken, braunhäutigen Fingern zu und war entzückt von der unverschämten Halbdummheit, die Tuzzi zum besten gegeben hatte. «Sie haben den gleichen, sehr modernen Grundsatz ausgesprochen, wie ihn seit Jahrtausenden die Kirchen gegenüber ihren Mitgliedern anwenden und neuerdings der Sozialismus» bemerkte er höflich. Tuzzi sah flüchtig auf, um zu erkennen, was der Vetter mit seiner Zusammenstellung meine. Dann erwartete er, daß dieser wieder eine lange Überlegung loslassen werde, und ärgerte sich im voraus über solche ewige geistige Indiskretion. Aber der Vetter tat nichts, als daß er den vormärzlich gesinnten Mann neben sich wohlgefällig betrachtete. Er nahm schon seit langem an, daß Tuzzi Gründe habe, die Beziehungen seiner Frau zu Arnheim innerhalb gewisser Grenzen gewähren zu lassen, und hätte gerne erfahren, was er dadurch zu erreichen wünschte? Es blieb ungewiß. Vielleicht verhielt sich Tuzzi nur so, wie die Banken von der Parallelation dachten, von der sie sich bisher nach Möglichkeit zurückhielten, ohne jedoch ganz darauf zu verzichten, wenigstens einen Finger der Hand mit im Spiel zu haben, und bemerkte dabei Diotimas zweiten Liebesfrühling nicht, obgleich dieser doch so sichtbar wurde. Es war kaum anzunehmen. Ulrich fand Vergnügen daran, die tiefen Falten und Risse in dem Gesicht seines Nachbarn zu betrachten und der harten Modelung der Kiefermuskeln zuzusehn, wenn die Zähne in die Zigarettenspitze bissen. Dieser Mensch erweckte in ihm eine Vorstellung reiner Männlichkeit. Er war des vielen



Redens mit sich selbst ein wenig überdrüssig, und das Vergnügen, sich einen wortkargen Menschen auszumalen, war ihm sehr angenehm. Er stellte sich vor, daß Tuzzi gewiß schon als Knabe andere Knaben nicht habe leiden können, wenn sie viel redeten; aus denen entstehen später die schöngestigen Männer, während die Knaben, die lieber zwischen den Zähnen durchspucken, als daß sie den Mund öffneten, Männer werden, die nicht gerne etwas Unnützes denken und in der Tat, in der Intrige, im einfachen Ertragen oder Abwehren eine Entschädigung für den unentbehrlichen Zustand des Fühlens und Denkens suchen, der sie irgendwie so sehr beschämt, daß sie Gedanken und Gefühle am liebsten nur benützen, um andere Menschen irrezuführen. Natürlich würde Tuzzi, wenn man ihm gegenüber eine derartige Bemerkung gemacht hätte, sie gradeso zurückgewiesen haben wie eine zu gefühlvolle; denn es war sein Grundsatz, nur keine Übertreibungen und Ungewöhnlichkeiten zuzulassen, weder in der einen noch in der anderen Richtung. Man durfte überhaupt mit ihm so wenig über das sprechen, was er als Person sehr gut darstellte, wie man einen Musiker, Schauspieler oder Tänzer fragen darf, was er eigentlich meint, und Ulrich hätte in diesem Augenblick am liebsten dem Sektionschef auf die Schulter geklopft oder wäre ihm sanft in die Haare gefahren, um auf wortlos pantomimischem Wege das Einverständnis zwischen ihnen spielen zu lassen.

Was sich Ulrich nicht richtig vorstellte, war bloß das eine, daß Tuzzi nicht nur als Knabe, sondern auch jetzt in diesem Augenblick das Bedürfnis empfand, zwischen seinen Zähnen in männlichem Strahl hindurch zu spucken. Denn er spürte etwas von dem ungewissen Wohlwollen an seiner Seite, und die Situation war ihm unbehaglich. Er wußte selbst, daß sich in der Äußerung über Philosophie, die er abgegeben hatte, für einen fremden Hörer allerhand mischte, das nicht gerade willkommen war, und der Teufel mußte ihn geritten haben, daß er dem «Vetter» (denn aus irgendwelchen Gründen nannte er Ulrich immer nur so) diesen burschikosen Beweis seines Zutrauens gab. Er mochte schwätzende Männer nicht leiden und fragte sich bestürzt, ob er am Ende, ohne es zu wissen, diesen als Bundesgenossen bei seiner Frau gewinnen wollte; seine Haut wurde bei diesem Gedanken schamdunkel, denn solche Hilfe lehnte er ab, und unwillkürlich trat er mit einigen, schlecht durch einen zufälligen Vorwand maskierten Schritten weiter von Ulrich fort.

Aber dann überlegte er es sich anders, kehrte zurück und fragte: «Haben Sie eigentlich schon einmal darüber nachgedacht, warum sich Dr. Arnheim so lange bei uns aufhält?» Er bildete sich plötzlich ein, durch eine solche Frage am besten zu zeigen, daß er jede Verbindung mit seiner Frau als ausgeschlossen behandle.

Der Vetter sah ihn unverschämt fassungslos an. Die richtige Antwort lag so nahe, daß es schwer war, eine andere zu finden. «Meinen Sie,» fragte er stockend «daß es wirklich einen besonderen Grund hat? Also dann doch nur einen geschäftlichen?»

«Ich vermag nichts zu behaupten» gab Tuzzi zur Antwort, der sich nun wieder als Diplomat fühlte. «Aber kann es einen anderen Grund geben?»

«Natürlich kann es eigentlich keinen anderen Grund geben» räumte Ulrich höflich ein. «Sie haben eine ausgezeichnete Beobachtung gemacht. Ich muß gestehn, daß ich mir überhaupt nichts dabei gedacht habe; ich nahm ungefähr an, daß es mit seinen literarischen Neigungen zusammenhänge. Übrigens wäre das doch wohl auch möglich.»

Der Sektionschef gönnte dem bloß ein zerstreutes Lächeln. «Dann müßten Sie mir erklären, aus welchem Grunde ein Mann wie Arnheim literarische Neigungen besitzt?» fragte er; aber er bereute es augenblicklich, denn der Vetter holte schon wieder zu einer breiten Antwort aus. «Ist Ihnen noch nicht aufgefallen,» sagte er «daß heutzutage merkwürdig viel Menschen auf der

Straße mit sich selbst reden?»

Tuzzi zuckte gleichgültig die Achseln.

«Etwas stimmt mit ihnen nicht. Sie können offenbar ihre Erlebnisse nicht ganz erleben oder in sich einleben und müssen Reste davon abgeben. Und so, denke ich mir, entsteht auch ein übertriebenes Bedürfnis, zu schreiben. Vielleicht sieht man das nicht so deutlich am Schreiben selbst, denn da kommt je nach Talent und Übung etwas zustande, das weit über seinen Ursprung hinauswächst, aber am Lesen ist es ganz unzweideutig kenntlich; beinahe kein Mensch liest heute noch, jeder benützt den Schriftsteller nur, um in der Form von Zustimmung oder Ablehnung auf eine perverse Weise seinen eigenen Überschuß an ihm abzustreifen.»

«Sie meinen also, daß in Arnheims Leben etwas nicht stimmt?» fragte Tuzzi nun doch mit Aufmerksamkeit. «Ich habe in der letzten Zeit seine Bücher gelesen, rein aus Neugierde, weil ihm viele Leute so große politische Chancen geben; ich muß aber gestehn, daß ich weder ihre Notwendigkeit noch ihren Zweck einsehe.»

«Man könnte die Frage viel allgemeiner stellen» meinte der Vetter. «Wenn ein Mensch so reich an Geld und Einfluß ist, daß er alles wirklich haben kann, warum schreibt er dann? Eigentlich müßte ich ganz naiv fragen, warum alle Berufserzähler schreiben? Sie erzählen etwas, das es nicht gegeben hat: so, als ob es das gegeben hätte. Das ist offenbar. Aber bewundern sie nun das Leben wie die Schnorrer den reichen Mann, die sich nicht genug tun können, davon zu erzählen, wie wenig es ihm auf sie ankommt? Oder käuen sie wiederholend wieder? Oder treiben sie Glücksdiebstahl, indem sie etwas, das sie in Wirklichkeit nicht erreichen oder nicht ertragen können, in der Phantasie herstellen?»

«Haben Sie selbst nie geschrieben?» unterbrach ihn Tuzzi.

«Zu meiner Beunruhigung nie. Denn ich bin keineswegs so glücklich, daß ich es nicht tun müßte. Ich habe mir vorgenommen, wenn ich nicht bald das Bedürfnis danach empfinden sollte, mich wegen ganz und gar abnormer Veranlagung zu töten!»

Er sagte das mit einer so ernsten Liebenswürdigkeit, daß sich dieser Scherz aus dem Fluß des Gesprächs, ohne daß er es wollte, heraushob, wie ein überströmter Stein auftaucht.

Tuzzi bemerkte es, und sein Taktgefühl ließ ihn rasch den Zusammenhang wiederherstellen. «Also alles in allem» stellte er fest «sagen Sie damit das gleiche wie ich, wenn ich behaupte, daß Beamte erst zu schreiben anfangen, wenn sie in Pension gehn. Aber wie stimmt das auf Dr. Arnheim?»

Der Vetter schwieg.

«Wissen Sie, daß Arnheim vollkommen pessimistisch und gar nicht *à la hausse* von dem Unternehmen hier denkt, an dem er sich so aufopfernd beteiligt?!» sagte Tuzzi plötzlich mit gesenkter Stimme. Er hatte sich mit einemmal erinnert, wie sich Arnheim ganz zu Beginn im Gespräch mit ihm und seiner Gattin sehr zweifelnd über die Aussichten der Parallelaktion ausgelassen hatte, und daß ihm das nach so langer Zeit gerade in diesem Augenblick einfiel, kam ihm, er wußte selbst nicht wie, aber es kam ihm als ein Erfolg seiner Diplomatie vor, obwohl er über die Gründe von Arnheims Aufenthalt bisher so gut wie noch nichts hatte in Erfahrung bringen können.

Der Vetter machte in der Tat ein überraschtes Gesicht.

Vielleicht nur aus Liebenswürdigkeit, weil er noch schweigen wollte. Aber jedenfalls behielten

beide Herrn auf diese Weise, als sie unmittelbar danach durch Gäste, die sich ihnen näherten, getrennt wurden, den Eindruck eines anregenden Gesprächs.

[<]

92

### Aus den Lebensregeln reicher Leute

Soviel Aufmerksamkeit und Bewunderung, wie Arnheim sie fand, hätte einen anderen Mann vielleicht mißtrauisch und unsicher gemacht; er hätte sich einbilden können, sie seinem Gelde zu verdanken. Aber Arnheim hielt Mißtrauen für ein Zeichen von unadeliger Gesinnung, das sich ein Mann auf seiner Höhe nur auf Grund eindeutiger kaufmännischer Auskünfte gestatten dürfe, und außerdem war er überzeugt, daß Reichtum eine Charaktereigenschaft sei. Jeder reiche Mann betrachtet Reichtum als eine Charaktereigenschaft. Jeder arme Mann gleichfalls. Alle Welt ist stillschweigend davon überzeugt. Nur die Logik macht einige Schwierigkeiten, indem sie behauptet, daß Geldbesitz vielleicht gewisse Eigenschaften verleihen, aber niemals selbst eine menschliche Eigenschaft sein könne. Der Augenschein straft das Lügen. Jede menschliche Nase riecht unweigerlich sofort den zarten Hauch von Unabhängigkeit, Gewohnheit, zu befehlen, Gewohnheit, überall das Beste für sich zu wählen, leichter Weltverachtung und beständig bewußter Machtverantwortung, der von einem großen und sicheren Einkommen aufsteigt. Man sieht es der Erscheinung eines solchen Menschen an, daß sie von einer Auslese der Weltkräfte genährt und täglich erneuert wird. Das Geld zirkuliert in seiner Oberfläche wie der Saft in einer Blüte; da gibt es kein Verleihen von Eigenschaften, kein Erwerben von Gewohnheiten, nichts Mittelbares und aus zweiter Hand Empfangenes: zerstöre Bankkonto und Kredit, und der reiche Mann hat nicht bloß kein Geld mehr, sondern er ist am Tag, wo er es begriffen hat, eine abgewelkte Blume. Mit der gleichen Unmittelbarkeit wie früher die Eigenschaft seines Reichseins bemerkt jetzt jeder die unbeschreibliche Eigenschaft des Nichts an ihm, die wie eine brenzliche Wolke von Unsicherheit, Unverläßlichkeit, Untüchtigkeit und Armut riecht. Reichtum ist also eine persönliche, einfache, nicht ohne Zerstörung zerlegbare Eigenschaft.

Aber Wirkung und Beziehungen dieser seltenen Eigenschaft sind außerordentlich verwickelt und erfordern große seelische Kraft, um sie zu beherrschen. Nur Leute, die kein Geld haben, stellen sich Reichtum wie einen Traum vor; Menschen, die ihn besitzen, beteuern dagegen bei jeder Gelegenheit, wo sie mit Leuten zusammentreffen, die ihn nicht besitzen, welche Unannehmlichkeit er bedeute. Arnheim hatte zum Beispiel oft darüber nachgedacht, daß ihn doch eigentlich jeder technische oder kaufmännische Abteilungsleiter seines Hauses an besonderem Können beträchtlich übertreffe, und er mußte es sich jedesmal versichern, daß, von einem genügend hohen Standpunkt betrachtet, Gedanken, Wissen, Treue, Talent, Umsicht und dergleichen als Eigenschaften erscheinen, die man kaufen kann, weil sie in Hülle und Fülle vorhanden sind, wogegen die Fähigkeit, sich ihrer zu bedienen, Eigenschaften voraussetzt, welche nur die wenigen besitzen, die eben schon auf der Höhe geboren und aufgewachsen sind. Eine andere, nicht geringere Schwierigkeit für reiche Leute ist die, daß alle Leute Geld von ihnen wollen. Geld spielt keine Rolle; das ist richtig, und einige tausend oder zehntausend Mark sind etwas, dessen Dasein oder Fehlen ein reicher Mann nicht empfindet. Reiche Leute versichern dann auch mit Vorliebe bei jeder Gelegenheit, daß das Geld am Werte eines Menschen nichts ändere; sie wollen damit sagen, daß sie auch ohne Geld soviel wert wären wie jetzt, und sind

immer gekränkt, wenn ein anderer sie mißversteht. Leider widerfährt ihnen das gerade im Verkehr mit geistvollen Menschen nicht selten. Solche besitzen merkwürdig oft kein Geld, sondern nur Pläne und Begabung, aber sie fühlen sich dadurch in ihrem Wert nicht gemindert, und nichts scheint ihnen näher zu liegen, als einen reichen Freund, für den das Geld keine Rolle spielt, zu bitten, daß er sie aus seinem Überfluß zu irgendeinem guten Zweck unterstütze. Sie begreifen nicht, daß der reiche Mann sie mit seinen Ideen unterstützen möchte, mit seinem Können und seiner persönlichen Anziehungskraft. Man bringt ihn auf diese Weise außerdem in einen Gegensatz zu der Natur des Geldes, denn diese will die Vermehrung genau so, wie die Natur des Tieres die Fortpflanzung anstrebt. Man kann Geld in schlechte Anlagen stecken, dann geht es auf dem Feld der Geldehre zugrunde; man kann damit einen neuen Wagen kaufen, obgleich der alte noch so gut wie neu ist, in Begleitung seiner Polopferde in den teuersten Hotels der Weltkurorte absteigen, Renn- und Kunstpreise stiften oder für hundert Gäste an einem Abend soviel ausgeben, daß davon hundert Familien ein Jahr lang leben könnten: mit alledem wirft man das Geld wie ein Sämann zum Fenster; hinaus, und es kommt vermehrt bei der Tür wieder herein. Es aber im stillen für Zwecke und Menschen verschenken, die ihm nichts nützen, das läßt sich nur mit einem Meuchelmord am Geld vergleichen. Es kann sein, daß diese Zwecke gut und diese Menschen unvergleichlich sind; dann soll man sie mit allen Mitteln fördern, nur nicht mit Geldmitteln. Das war ein Grundsatz Arnheims, und seine beharrliche Anwendung hatte ihm den Ruf eingebracht, an der geistigen Entwicklung der Zeit schöpferisch und tätig Anteil zu haben.

Arnheim konnte auch von sich sagen, daß er wie ein Sozialist denke, und viele reiche Leute denken wie Sozialisten. Sie haben nichts dagegen, daß es ein Naturgesetz der Gesellschaft sei, dem sie ihr Kapitel verdanken, und sind fest überzeugt, daß es der Mensch ist, der dem Besitz seine Bedeutung leiht, und nicht der Besitz dem Menschen. Sie diskutieren ruhig darüber, daß in der Zukunft der Besitz aufhöre, wenn sie nicht mehr da sind, und werden in der Meinung, daß sie einen sozialen Charakter besäßen, noch dadurch bestärkt, daß nicht selten charaktervolle Sozialisten, in überzeugter Erwartung des ohnehin unausbleiblichen Umsturzes, bis dahin lieber bei reichen Leuten verkehren als bei armen. Man könnte auf diese Weise lange fortfahren, wenn man alle Beziehungen des Geldes schildern wollte, die Arnheim bemeisterte. Die wirtschaftliche ist eben keine Tätigkeit, die sich von den übrigen geistigen Tätigkeiten absondern ließe, und es war wohl natürlich, daß er seinen geistigen und künstlerischen Freunden, wenn sie ihn dringend darum baten, außer Ratschlägen auch Geld gab; aber er gab ihnen nicht immer und niemals viel. Sie versicherten ihm, daß sie auf der ganzen Welt nur ihn darum zu bitten vermöchten, weil er allein auch die dazu nötigen geistigen Eigenschaften besäße, und er glaubte es ihnen, denn er war überzeugt, daß das Bedürfnis nach Kapital alle menschlichen Beziehungen durchdringe und so natürlich sei wie das Bedürfnis nach Atemluft, während er andererseits auch ihrer Auffassung, daß das Geld eine spirituelle Macht sei, entgegenkam, indem er diese nur mit feinfühligem Zurückhaltung anwandte.

Und weshalb wird man überhaupt bewundert und geliebt? Ist das nicht ein schwer zu ergründendes Mysterium, rund und zart wie ein Ei? Wird man wahrer geliebt, wenn es wegen eines Schnurrbarts geschieht, als wenn es wegen eines Automobils geschieht? Ist die Liebe, die man erregt, weil man ein sonnengebräunter Sohn des Südens ist, persönlicher als die, die man dadurch erregt, daß man ein Sohn eines der größten Unternehmer ist? Arnheim trug in jener Zeit, wo fast alle modischen Männer sich glatt rasieren ließen, genau so wie früher einen kleinen, spitzen Kinn- und einen kurz geschorenen Schnurrbart: dieses kleine, fremd ansitzende und doch zu ihm gehörende Gefühl in seinem Gesicht erinnerte ihn, aus Gründen, die ihm selbst nicht klar waren, wenn er allzu selbstvergessen vor eifrigen Zuhörern sprach, in einer angenehmen Weise an sein Geld.

Dem Zivilverstand ist auch auf dem Weg der Körperkultur schwer beizukommen

Der General saß schon lange Zeit auf einem der Stühle, die man rings um den geistigen Turnierplatz an die Wand gerückt hatte, sein «Gönner», wie er Ulrich gern nannte, neben ihm, und zwischen beiden war ein Stuhl frei, auf dem zwei labende Kelchgläser standen, die sie am Büfett erbeutet hatten. Des Generals hellblauer Rock hatte sich im Sitzen emporgeschoben und bildete über dem Bauch Runzeln wie eine besorgte Stirn. Die beiden Männer schwiegen und hörten einem Gespräch zu, das vor ihnen geführt wurde. «Beauprés Spiel» sagte jemand «muß man genial nennen; ich habe ihn im Sommer hier und im Winter zuvor an der Riviera spielen gesehen. Wenn er einen Fehler macht, hilft ihm das Glück. Er macht sogar oft Fehler, sein Spiel widerspricht im Aufbau einem realen Tenniswissen; aber dieser gottbegnadete Mensch steht außerhalb normaler Tennisgesetze.»

«Ich ziehe wissenschaftliches Tennis dem intuitiven vor,» wurde eingewendet «Braddock zum Beispiel. Vielleicht gibt es keine Vollkommenheit, aber Braddock ist nahe dabei.»

Der erste Redner entgegnete: «Das Genie Beauprés, sein planloses, geniales Durcheinander ist auf dem Höhepunkt, wenn das Wissen versagt!»

Ein dritter Mann: «Genie ist vielleicht doch etwas zu viel gesagt.»

«Wie wollen Sie es nennen? Es ist das Genie, das einem Mann im unwahrscheinlichsten Moment die richtige Art der Ballbehandlung eingibt!»

«Ich würde auch sagen,» half der Braddockianer «Persönlichkeit muß sich zeigen, ob ein Tennisschläger in der Hand gehalten wird oder Völkerschicksale.»

«Nein, nein; Genie ist zuviel!» verwarnte sich der Dritte.

Der Vierte war ein Musiker. Er sagte: «Sie haben ganz unrecht. Sie übersehen das reale Denken, das im Sport liegt, weil Sie offenbar noch an die Überschätzung des logisch-systematischen gewöhnt sind. Das ist ungefähr ebenso veraltet wie das Vorurteil, daß Musik eine Gefühlsbereicherung sei und der Sport eine Willensschule. Aber reine Bewegungsleistung ist so magisch, daß der Mensch sie nicht ungeschützt vertragen kann; das sehen Sie im Kino, wenn die Musik fehlt. Und Musik ist innere Bewegung, sie fördert die Bewegungsphantasie. Wenn man das Magische an der Musik erfaßt hat, wird man sich nicht eine Sekunde bedenken, dem Sport Genie zuzusprechen; nur Wissenschaft hat kein Genie, das ist Gehirnakrobatik!»

«Also habe ich recht,» sagte der Anhänger Beauprés «wenn ich Braddocks wissenschaftlichem Spiel das Genie abspreche.»

«Sie übersehen,» verteidigte diesen sein Anhänger «daß man da von einer neuen Belebung des Begriffes Wissenschaft ausgehen muß!»

«Welcher von beiden schlägt eigentlich den anderen?» fragte jemand.

Niemand wußte es; beide hatten einander schon öfters besiegt, aber niemand hatte die genauen Zahlen im Kopf.

«Fragen wir Arnheim» schlug jemand vor.

Die Gruppe löste sich auf. Das Schweigen auf den drei Stühlen dauerte an. Endlich sagte General Stumm nachdenklich: «Entschuldige, ich habe die ganze Zeit zugehört, aber alles das könnte man doch auch von einem siegreichen General sagen, die Musik ausgenommen? Warum finden Sie es eigentlich an einem Tennisspieler genial und an einem General barbarisch?» Er hatte, seit ihm sein Gönner den Rat gab, es bei Diotima mit Körperkultur zu versuchen, verschiedene Male darüber nachgedacht, wie er diesen hoffnungsvollen Zugang zu den Zivilideen, trotz seiner ursprünglichen Abneigung dagegen, doch benutzen könnte, aber die Schwierigkeiten waren, wie er leider jedesmal wahrnehmen mußte, auch in dieser Richtung ungewöhnlich groß.

[<]

94

## Diotimas Nächte

Diotima wunderte sich darüber, daß Arnheim alle diese Leute sichtlich mit Wohlgefallen ertrug, denn der Zustand ihrer Gefühle entsprach allzu sehr dem, was sie einigemale mit den Worten ausgedrückt hatte, Weltgeschäfte seien nicht mehr als un peu de bruit autour de notre âme.

Es wurde ihr manchmal wirr zumute, wenn sie um sich sah und ihr Haus voll vom Adel der Welt und des Geistes erblickte. Von der Geschichte ihres Lebens war nur der äußerste Gegensatz zwischen Tiefe und Höhe übrig geblieben, ihre Lage als Mädchen, voll banger Mittelstandsbeengtheit, und jetzt der die Seele blendende Erfolg. Und sie fühlte die Forderung, obgleich sie schon aufschwindelnd schmalere Stufe stand, den Fuß noch einmal zu heben, in der Erwartung, daß es noch höher gehe. Die Unsicherheit zog sie an. Sie rang mit dem Beschluß, in ein Leben einzutreten, wo Tätigkeit, Geist, Seele und Traum eins sind. Sie machte sich im Grunde keine Sorgen mehr darüber, daß sich keine krönende Idee der Parallelaktion zeigen wollte; auch Weltösterreich war ihr gleichgültiger geworden; selbst das Erlebnis, daß es zu jedem großen Entwurf des menschlichen Geistes einen Gegenentwurf gibt, hatte keine Schrecken mehr für sie. Der Gang der Dinge ist dort, wo sie wichtig sind, nicht logisch; eher erinnert er an Blitz und Feuer, und sie hatte sich daran gewöhnt, daß sie sich über die Größe, von der sie sich umgeben fühlte, nichts denken konnte. Am liebsten hätte sie ihre Aktion stehen gelassen und Arnheim geheiratet, so wie für ein kleines Mädchen alle Schwierigkeiten gut sind, wenn es sie fallen läßt und an die Brust des Vaters stürzt. Aber das unsagbare äußere Wachstum ihrer Tätigkeit hielt sie fest. Sie fand nicht die Zeit, sich zu entscheiden. Die äußere Verknüpfung der Geschehnisse und die innere liefen als zwei unabhängige Reihen nebeneinander weiter, mit vergeblichen Versuchen, sie zu verbinden. Es war das gleiche wie in ihrer Ehe, die sogar scheinbar glücklicher als früher weiterlief, indes sich alles Seelische in Auflösung befand.

Ihrem Charakter nach hätte Diotima offen mit ihrem Gatten reden müssen; aber es gab nichts, was sie ihm sagen konnte. Liebt sie Arnheim? Ihrer Beziehung zu ihm konnte man so viele Namen geben, daß dieser sehr triviale ausnahmsweise auch unter ihren Gedanken vorkam. Sie hatten sich noch nicht einmal geküßt, und äußerste Umarmungen der Seelen würde Tuzzi nicht verstehen, auch wenn sie ihm gebeichtet würden. Diotima wunderte sich zuweilen selbst darüber, daß nicht mehr Erzählbares zwischen ihr und Arnheim vor sich ging. Aber sie hatte niemals die Gewohnheit des braven, jungen Mädchens, das zu älteren Männern ehrgeizig aufblickt, ganz

abgelegt, und sie hätte sich eher noch mit ihrem Vetter, der ihr jünger vorkam, als sie es selbst war, und von ihr ein wenig verachtet wurde, wenn nicht handgreifliche, so doch erzählerisch greifbare Vorgänge vorstellen können als mit dem Mann, den sie liebte und der es so sehr zu würdigen wußte, wenn sie ihre Gefühle in allgemeine Betrachtungen von großer geistiger Höhe auflöste. Diotima wußte, daß man in grundstürzende Veränderungen der Lebensumstände hineintaumeln und zwischen seinen neuen vier Wänden erwachen muß, ohne sich recht erinnern zu können, wie man hineingekommen ist, aber fühlte sich Einflüssen ausgesetzt, die sie wachsam erhielten. Sie war nicht ganz frei von der Abneigung, die der Durchschnittsösterreicher ihrer Zeit gegen den deutschen Bruder empfand. Diese Abneigung entsprach in ihrer klassischen, inzwischen selten gewordenen Form ungefähr einer Vorstellung, die arglos die verehrten Köpfe Goethes und Schillers auf einen Leib setzte, der mit klibbrigen Puddings und Tunken ernährt wurde und etwas von deren unmenschlicher Innerlichkeit hatte. Und so groß Arnheims Erfolg in ihrem Kreise war, entging ihr nicht, daß sich nach der ersten Zeit der Überraschung auch Widerstände regten, die nirgends Form annahmen oder zu Tage traten, aber sie doch raunend unsicher machten und ihr den Unterschied zu Bewußtsein brachten, der zwischen ihrer eigenen Haltung und der Zurückhaltung mancher Personen bestand, nach denen sie ihr Benehmen sonst zu richten gewohnt war. Nun sind völkische Abneigungen gewöhnlich nichts anderes als Abneigung gegen sich selbst, tief aus der Dämmerung eigener Widersprüche geholt und an ein geeignetes Opfer geheftet, ein seit den Urzeiten bewährtes Verfahren, wo der Mediziner mit einem Stäbchen, das er zum Sitz des Dämons erklärte, die Krankheit aus dem Leib des Kranken gezogen hat. Daß ihr Geliebter ein Preuße war, verwirrte Diotimas Herz zu allem anderen also auch noch mit Schrecknissen, von denen sie sich keine rechte Vorstellung machen konnte, und es war wohl nicht ganz unberechtigt, wenn sie diesen unentschlossenen Zustand, der sich so deutlich von der einfachen Derbheit des Ehelebens unterschied, Leidenschaft nannte.

Diotima hatte schlaflose Nächte; in diesen Nächten schwankte sie zwischen einem preußischen Industriechef und einem österreichischen Sektionschef. In der Verklärung des Halbtraums zog Arnheims großes, durchglänztetes Leben an ihr vorüber. Sie flog an der Seite des geliebten Mannes durch einen Himmel neuer Ehrungen, aber dieser Himmel hatte ein unangenehmes Preußischblau. In der schwarzen Nacht lag der gelbe Körper des Sektionschefs Tuzzi inzwischen noch neben dem ihren. Sie ahnte es bloß, wie ein schwarzgelbes Symbol alter kakanischer Kultur, wenn er von solcher auch nur wenig besaß. Die Barockfassade am Palast des Grafen Leinsdorf, ihres erlauchten Freundes, war dahinter, die Nähe Beethovens, Mozarts, Haydns, des Prinzen Eugen schwebte wie Heimweh darum, das sich schon vor der Flucht wieder zurücksehnt. Diotima konnte sich zu dem Schritt aus dieser Welt hinaus nicht ohneweiters entschließen, obgleich sie ihren Gatten deshalb beinahe haßte. In ihrem schönen, großen Leib saß die Seele hilflos wie in einem weiten blühenden Land.

«Ich darf nicht ungerecht sein» sprach Diotima zu sich. «Der Amts- und Berufsmensch ist wohl nicht mehr wach und weit und empfangend, aber in seiner Jugend hätte er vielleicht doch die Möglichkeit dazu gehabt.» Sie erinnerte sich an Stunden aus der Bräutigamszeit, obgleich Sektionschef Tuzzi schon damals kein Jüngling mehr gewesen war. «Er hat durch Fleiß und Pflichttreue seine Stellung und Persönlichkeit errungen» dachte sie gutmütig; «er ahnt doch selbst nicht, daß dies auf Kosten des Lebens seiner Persönlichkeit geschehen ist.»

Seit ihrem gesellschaftlichen Sieg dachte sie nachsichtiger von ihrem Gatten, und ihre Gedanken machten darum noch ein Zugeständnis. «Niemand ist reiner Verstandes- und Nützlichkeitsmensch; jeder begann damit, daß er mit einer lebenden Seele lebte» überlegte sie. «Aber der Alltag versandet ihn, die gewöhnlichen Leidenschaften ziehen über ihn hin wie ein

Brand, und die kalte Welt ruft in ihm jene Kälte hervor, in der seine Seele dahinsiecht.» Vielleicht war sie zu bescheiden gewesen, um ihm das rechtzeitig mit Strenge vorzuhalten. Es war so traurig. Es kam ihr vor, daß sie niemals den Mut finden werde, Sektionschef Tuzzi in den Skandal einer Scheidung zu verwickeln, der ihn, mit seinem Amt verflochten wie er war, aufs tiefste erschüttern mußte.

«Dann lieber Ehebruch!» sagte sie sich plötzlich.

Ehebruch, diesen Gedanken hatte Diotima seit einiger Zeit gefaßt.

Es ist ein unfruchtbarer Begriff, seine Pflicht dort zu tun, wohin man gestellt worden ist; man verausgabt Kraftsummen um nichts; die wahre Pflicht ist es, seinen Platz zu wählen und die Verhältnisse bewußt zu gestalten! Wenn sie sich schon dazu verurteilte, an der Seite ihres Gatten auszuharren, so gab es doch ein unnützes und ein fruchtbares Unglück, und sie hatte die Pflicht, sich zu entscheiden. Allerdings, Diotima hatte bisher noch nie über jenes peinlich Kokottenhafte und unschön Leichtsinnige hinwegkommen können, das an allen Ehebruchsschilderungen haftete, die sie kannte. Sie vermochte sich selbst in einer solchen Lage nicht recht vorzustellen. Die Klinke eines Absteigequartiers zu berühren, erschien ihr wie das Tauchen in einen Pfuhl. Mit rauschenden Röcken fremde Stiegen hinaufzuhuschen: eine gewisse moralische Geruhsamkeit ihres Körpers wehrte sich dagegen. In Eile gegebene Küsse widersprachen ihrer Natur genau so wie flüchtig flatternde Liebesworte. Eher war sie für Katastrophen. Letzte Gänge, in der Kehle ersterbende Abschiedsworte, tiefe Konflikte zwischen der Pflicht der Geliebten und der Mutter, das entsprach viel besser ihrer Anlage. Aber sie besaß wegen der Sparsamkeit ihres Gatten keine Kinder, und die Tragödie sollte gerade vermieden werden. So entschloß sie sich, wenn es so weit käme, für Renaissancemuster. Eine Liebe, die mit dem Dolch im Herzen lebt. Das konnte sie sich nicht genau vorstellen, aber es war zweifellos etwas Aufrechtes; mit geborstenen Säulen, über denen Wolken fliegen, als Hintergrund. Schuld und Überwindung des Schuldgefühls, Lust, gesühnt durch Leid, zitterte in diesem Bild und erfüllte Diotima mit einer unerhörten Steigerung und Andacht. «Wo ein Mensch seine höchsten Möglichkeiten findet und seine reichste Kraftentfaltung erfährt, dort gehört er auch hin,» dachte sie «denn dort nützt er zugleich der tiefsten Lebenssteigerung des Ganzen!»

Sie sah, so gut es die Nacht erlaubte, ihren Gatten an. Wie das Auge die ultravioletten Strahlen des Spektrums nicht wahrnimmt, würde dieser Intelligenzmensch gewisse seelische Wirklichkeiten überhaupt nicht bemerken!

Sektionschef Tuzzi atmete ahnungslos, ruhig und eingewiegt von dem Gedanken, daß während seiner verdienten Geistesabwesenheit von acht Stunden in Europa nichts von Wichtigkeit vor sich gehen könne. Dieser Frieden verfehlte nicht, auch auf Diotima Eindruck zu machen, und nicht nur einmal erwog sie dann den Gedanken: Entsagung! Abschied von Arnheim, große, edle Worte des Leids, himmelstürmender Verzicht, Beethovensches Scheiden: der kräftige Muskel ihres Herzens spannte sich unter solchen Anforderungen. Zitternde, herbstlich glänzende Gespräche, voll von der Wehmut ferner blauer Berge, erfüllten die Zukunft. Aber Entsagen und eheliches Doppelbett?! Diotima fuhr in den Polstern empor, ihr schwarzes Haar ringelte sich wild. Sektionschef Tuzzis Schlaf war jetzt nicht mehr jener der Unschuld, sondern der der Schlange, die ein Kaninchen in ihrem Leibe hat. Es fehlte nicht viel, so hätte Diotima ihn geweckt und ihm angesichts dieser neuen Frage ins Gesicht geschrien, daß sie ihn verlassen müsse, müsse, wolle!! Eine solche Flucht in eine hysterische Szene wäre in ihrer zwiespältigen Lage gut zu verstehen gewesen; aber ihr Leib war zu gesund dazu, sie fühlte, daß er einfach nicht mit äußerstem Entsetzen auf Tuzzis Nähe antwortete. Vor diesem fehlenden Entsetzen fühlte sie ein trockenes



Grauen. Tränen versuchten dann vergeblich, über ihre Wange zu rinnen, aber merkwürdigerweise bedeutete ihr gerade in diesem Zustand der Gedanke an Ulrich einen gewissen Trost. Sie dachte in dieser Zeit sonst nie an ihn, aber seine wunderlichen Äußerungen, er möchte die Wirklichkeit abschaffen und Arnheim überschätze sie, hatten einen unverständlichen Nebenton, einen schwebenden, über den Diotima seinerzeit weggehört hatte, der aber in diesen Nächten wieder zum Vorschein kam. «Das heißt doch nichts anderes, als daß man sich nicht zu sehr um das kümmern soll, was geschehen wird» sagte sie sich ärgerlich; «es ist das Gewöhnlichste von der Welt!» Und während sie diesen Gedanken so schlecht und einfach übersetzte, wußte sie, daß sie etwas daran nicht verstand, und gerade davon ging die Beruhigung aus, die wie ein Schlafpulver war, das ihre Verzweiflung samt dem Bewußtsein lähmte. Die Zeit huschte wie ein dunkler Strich davon, sie fühlte getröstet, daß man irgendwie ihren Mangel an anhaltender Verzweiflung auch anerkennenswert finden könne, aber es wurde ihr nicht mehr klar.

In der Nacht fließen die Gedanken bald im Hellen, bald durch Schlaf, wie Wasser im Karst, und wenn sie nach einer Weile wieder ruhig zum Vorschein kamen, hatte Diotima den Eindruck, sie habe das vorangegangene Schäumen bloß geträumt. Der kochende kleine Fluß, der hinter dem dunklen Gebirgsstock lag, war nicht der gleiche wie der stille Strom, in den Diotima schließlich hineinglitt. Zorn, Abscheu, Mut, Angst waren verronnen, es durfte solche Gefühle nicht geben, es gab sie nicht: in den Kämpfen der Seelen hat niemand Schuld! Auch Ulrich war dann wieder vergessen. Denn es waren nun bloß noch die letzten Geheimnisse, das ewige Sehnen der Seele vorhanden. Ihre Sittlichkeit liegt nicht in dem, was man tut. Sie liegt nicht in den Bewegungen des Bewußtseins noch in denen der Leidenschaft. Auch die Leidenschaften sind nur un peu de bruit autour de notre âme. Man kann Königreiche gewinnen oder verlieren, aber die Seele rührt sich nicht, und man kann nichts tun, um sein Schicksal zu erreichen, aber zuweilen wächst es aus der Tiefe des Wesens, still und täglich, wie der Gesang der Sphären. Diotima lag dann so wach wie zu keiner anderen Stunde, aber voll Vertrauen. Diese Gedanken, mit ihrem dem Auge entzogenen Schlußpunkt, hatten den Vorzug, sie selbst in den schlaflosesten Nächten nach ganz kurzer Weile einzuschläfern. Wie eine samtene Vision spürte sie ihre Liebe in das unendliche Dunkel übergehen, das über die Sterne hinausreicht, untrennbar von ihr, untrennbar von Paul Arnheim, durch keine Pläne und Absichten zu berühren. Sie fand kaum noch Zeit, nach dem Glas Zuckerwasser zu greifen, das sie zur Bekämpfung ihrer Schlaflosigkeit auf dem Nachttischlein stehen hatte, aber immer erst in diesem letzten Augenblick benutzte, weil sie es in denen der Aufregung vergaß. Der leise Laut des Trinkens perlte wie das Flüstern von Liebenden hinter einer Wand neben dem Schlaf ihres Gatten, der nichts davon hörte; dann legte sich Diotima andächtig in die Polster zurück und versank in das Schweigen des Seins.

[<]

95

Der Großschriftsteller, Rückansicht

Es ist fast zu bekannt, um davon zu sprechen: Seit ihre berühmten Gäste sich davon überzeugt hatten, daß der Ernst des Unternehmens keine großen Anstrengungen von ihnen fordere, gaben sie sich als Menschen, und Diotima, die ihr Haus von Lärm und Geist erfüllt sah, war enttäuscht. Sie kannte als eine hohe Seele das Gesetz der Vorsicht nicht, wonach man sich als Privatmann entgegengesetzt benimmt wie in seinem Beruf. Sie wußte nicht, daß Politiker, nachdem sie sich

im Sitzungssaal Spitzbuben und Betrüger genannt haben, im Erfrischungssaal freundlich nebeneinander frühstücken. Daß Richter, die als Juristen einen Unglücklichen zu schwerer Strafe verurteilt haben, ihm nach Schluß der Verhandlung als Menschen teilnehmend die Hand drücken, wußte sie wohl, aber sie hatte nie daran etwas auszusetzen gefunden. Daß Tänzerinnen außerhalb ihres zweideutigen Berufs oft einen hausmütterlich einwandfreien Lebenswandel führen, hatte sie manchmal erzählen gehört und fand es sogar rührend. Auch erschien es ihr als schönes Sinnbild, daß Fürsten zu Zeiten die Krone ablegen, um nichts als Mensch zu sein. Aber als sie wahrnahm, daß auch Fürsten des Geistes sich inkognito ergehen, kam ihr dieses Doppelverhalten sonderbar vor. Welche Leidenschaft ist es und welches Gesetz liegt dieser allgemeinen Neigung zugrunde und bewirkt, daß Männer außerhalb des Berufs sich nichts wissen machen von den Männern, die sie innerhalb des Berufs sind? Sie sehen nach Schluß ihrer Arbeit, wenn sie aufgeräumt sind, genau so aus wie ein aufgeräumtes Büro, wo das Schreibzeug in den Laden verwahrt ist und die Sessel auf den Tischen stehn. Sie bestehen aus zwei Männern, und man weiß nicht, ob sie nun eigentlich am Abend oder am Morgen zu sich zurückkehren?

So sehr es ihr darum schmeichelte, daß ihr Seelengeliebter allen Männern gefiel, die sie um sich versammelt hatte, und namentlich mit den jüngsten unternehmend verkehrte, entmutigte es sie doch zuweilen, ihn in diese Betriebsamkeit verflochten zu sehn, und sie fand, daß sich ein Geistesfürst weder den Verkehr mit dem gewöhnlichen Geistesadel so angelegen sein lassen dürfte, noch dem beweglichen Markten der Gedanken zugänglich sein sollte.

Die Ursache lag darin, daß Arnheim kein Geistesfürst war, sondern ein Großschriftsteller.

Der Großschriftsteller ist der Nachfolger des Geistesfürsten und entspricht in der geistigen Welt dem Ersatz der Fürsten durch die reichen Leute, der sich in der politischen Welt vollzogen hat. So wie der Geistesfürst zur Zeit der Fürsten, gehört der Großschriftsteller zur Zeit des Großkampftages und des Großkaufhauses. Er ist eine besondere Form der Verbindung des Geistes mit großen Dingen. Das mindeste, was man von einem Großschriftsteller verlangt, ist darum, daß er einen Kraftwagen besitzt. Er muß viel reisen, von Ministern empfangen werden, Vorträge halten; den Chefs der öffentlichen Meinung den Eindruck machen, daß er eine nicht zu unterschätzende Gewissensmacht darstelle; er ist charge d'affaires des Geistes der Nation, wenn es gilt, im Ausland Humanität zu beweisen; empfängt, wenn er zu Hause ist, notable Gäste und hat bei alledem noch an sein Geschäft zu denken, das er mit der Geschmeidigkeit eines Zirkuskünstlers machen muß, dem man die Anstrengung nicht anmerken darf. Denn der Großschriftsteller ist keineswegs einfach das gleiche wie ein Schriftsteller, der viel Geld verdient. Das «gelesenste Buch» des Jahres oder Monats braucht er niemals selbst zu schreiben, es genügt, daß er gegen diese Art der Bewertung nichts einzuwenden hat. Denn er sitzt in allen Preisgerichten, unterzeichnet alle Aufrufe, schreibt alle Vorworte, hält alle Geburtstagsreden, äußert sich zu allen wichtigen Ereignissen und wird überall gerufen, wo es zu zeigen gilt, wie weit man es gebracht hat. Denn der Großschriftsteller vertritt bei allen seinen Tätigkeiten niemals die ganze Nation, sondern gerade nur ihren fortschrittlichen Teil, die große, beinahe schon in der Mehrheit befindliche Auserlesenheit, und das umgibt ihn mit einer bleibenden geistigen Spannung. Es ist natürlich das Leben in seiner heutigen Ausbildung, das zur Großindustrie des Geistes führt, so wie es umgekehrt die Industrie zum Geist, zur Politik, zur Beherrschung des öffentlichen Gewissens drängt; in der Mitte berühren sich beide Erscheinungen. Darum weist die Rolle des Großschriftstellers auch nicht etwa auf eine bestimmte Person hin, sondern stellt eine Figur am gesellschaftlichen Schachbrett dar, mit einer Spielregel und Obliegenheit, wie sie die Zeit ausgebildet hat. Die des Guten beflissenen Menschen dieser Zeit stehen auf dem Standpunkt, daß es ihnen wenig nützt, wenn irgendwer Geist habe (es ist davon so viel vorhanden, daß es auf

etwas mehr oder weniger nicht ankommt, jedenfalls glaubt jeder für seine Person genug zu haben), sondern daß man den Ungeist bekämpfen müsse, wozu es nötig ist, daß der Geist gezeigt, gesehen, zur Wirkung gebracht werde, und weil sich dazu ein Großschriftsteller besser eignet als selbst ein größerer Schriftsteller, den vielleicht nicht mehr so viele verstehen könnten, trägt man nach Kräften dazu bei, daß die Größe recht ins Große gerät.

Wenn man das so versteht, war Arnheim daraus, daß er eine der ersten, probeweisen, wenn auch schon sehr vollkommenen Verkörperungen dieser Verhältnisse bedeutete, kein schwerer Vorwurf zu machen, doch gehörte immerhin eine gewisse Anlage dazu. Denn die meisten Schriftsteller würden gerne Großschriftsteller sein, wenn sie es nur könnten, aber das ist so wie mit den Bergen: zwischen Graz und Sankt Pölten gibt es viele, die genau so auszusehen vermöchten wie der Monte Rosa, bloß stehen sie zu niedrig. Die unerläßlichste Voraussetzung, um ein Großschriftsteller zu werden, bleibt also die, daß man Bücher oder Theaterstücke schreibt, die sich für hoch und niedrig eignen. Man muß wirken, ehe man das Gute wirken kann; dieser Grundsatz ist der Boden eines jeden Großschriftstellerdaseins. Und das ist ein wundersames, gegen die Versuchungen der Einsamkeit gerichtetes Prinzip, geradezu das Goethesche Prinzip des Wirkens, daß man sich nur in der freundlichen Welt regen müsse, so komme dann alles andere von selbst. Denn wenn ein Schriftsteller einmal zu wirken anfängt, so tritt eine bedeutsame Wandlung in seinem Leben ein. Sein Verleger hört auf, zu bemerken, daß ein Kaufmann, der Verleger werde, einem tragischen Idealisten gleiche, weil er doch mit Tuch oder unverdorbenem Papier ganz anders verdienen könnte. Die Kritik entdeckt in ihm einen würdigen Gegenstand für ihr Schaffen, denn Kritiker sind sehr oft keine bösen Menschen, sondern, dank den ungünstigen Zeitumständen, gewesene Lyriker, die ihr Herz an etwas hängen müssen, um sich aussprechen zu können; sie sind Kriegs- oder Liebeslyriker, je nach dem inneren Erträgnis, das sie günstig anbringen müssen, und es ist begreiflich, daß sie dazu lieber das Buch eines Großschriftstellers als das eines gewöhnlichen Schriftstellers wählen. Nun hat natürlich jeder Mensch nur eine begrenzte Arbeitsfähigkeit, deren beste Ergebnisse verteilen sich leicht auf die jährlichen Neuerscheinungen aus Großschriftstellerfedern, und so werden diese zu Sparkassen des nationalen Geisteswohlstandes, indem jede von ihnen kritische Interpretationen nach sich zieht, die keineswegs nur Auslegungen, vielmehr geradezu Einlagen sind, während für alles übrige entsprechend wenig übrig bleibt. Ins Größte wächst das aber erst durch die Essayisten, Biographen und Schnellhistoriker, die ihr Bedürfnis an einem großen Mann verrichten. Mit Respekt zu sagen, Hunde ziehen zu ihren recht gemeinen Zwecken eine belebte Ecke einem einsamen Felsen vor; wie sollten da nicht Menschen, die den höheren Drang haben, ihren Namen öffentlich zu hinterlassen, einen Fels wählen, der offenkundig einsam ist?! Ehe er sich dessen versieht, ist so der Großschriftsteller kein Wesen mehr für sich allein, sondern eine Symbiose, das Ergebnis nationaler Arbeitsgemeinschaft im zartesten Sinn und erlebt die schönste Versicherung, die das Dasein zu geben vermag, daß sein Gedeihen mit dem Gedeihen zahlloser anderer Menschen auf das innigste verflochten ist.

Und wahrscheinlich ist das der Grund, warum man oft als einen allgemeinen Zug im Charakter der Großschriftsteller auch ein ausgeprägtes Wohlverhaltensgefühl findet. Von den kämpferischen Mitteln des Schreibens machen sie nur Gebrauch, wenn sie ihre Geltung bedroht fühlen; in allen übrigen Fällen zeichnet sich ihr Verhalten durch Ausgeglichenheit und Wohlwollen aus. Sie sind vollendet tolerant gegen Nichtigkeiten, die zu ihrem Lobe gesagt werden. Sie lassen sich nicht leicht dazu herab, andere Autoren zu besprechen; aber wenn sie es tun, dann schmeicheln sie selten einem Mann von hohem Rang, sondern ziehen es vor, eines jener unaufdringlichen Talente zu ermuntern, die aus neunundvierzig Prozent Begabung und einundfünfzig Prozent Unbegabung bestehen und vermöge dieser Mischung so geschickt zu

allem sind, wo man eine Kraft braucht, aber ein starker Mann schaden könnte, daß über kurz oder lang ein jedes von ihnen einen einflußreichen Posten in der Literatur hat. Aber ist damit diese Beschreibung nicht schon über das hinausgegangen, was nur dem Großschriftsteller eigentümlich ist? Ein gutes Sprichwort sagt, wo Tauben sind, fliegen Tauben zu, und man macht sich schwer eine Vorstellung davon, wie bewegt es heutzutage schon um einen gewöhnlichen Schriftsteller zugeht, lange ehe er Großschriftsteller, schon wenn er Buchbesprecher, Feuilletonredakteur, Funkverweser, Filmmixer oder Herausgeber eines Literaturblättchens ist; manche von ihnen gleichen jenen kleinen Eselchen und Schweinchen aus Gummi, die hinten ein Loch haben, wo man sie aufbläst. Wenn man die Großschriftsteller solche Umstände sorgsam erwägen und sie bemüht sieht, daraus das Bild eines tüchtigen Volks zu machen, das seine Großen ehrt, muß man es ihnen nicht danken? Sie veredeln das Leben, wie es ist, durch ihre Teilnahme. Man versuche, sich das Gegenteil vorzustellen, einen schreibenden Mann, der alles das nicht täte. Er müßte herzliche Einladungen ablehnen, Menschen zurückstoßen, Lob nicht wie ein Belobter, sondern wie ein Richter bewerten, natürliche Gegebenheiten zerreißen, große Wirkungsmöglichkeiten als verdächtig behandeln, nur weil sie groß sind, und hätte als Gegengabe nichts zu bieten als schwer ausdrückbare, schwer zu bewertende Vorgänge in seinem Kopf und die Leistung eines Schriftstellers, worauf ein Zeitalter, das schon Großschriftsteller besitzt, wirklich nicht viel Wert zu legen braucht! Würde ein solcher Mann nicht außerhalb der Gemeinschaft stehen und sich mit allen Folgen, die das hat, der Wirklichkeit entziehen müssen?! – Es war jedenfalls die Meinung Arnheims.

[<]

**96**

### Der Großschriftsteller, Vorderansicht

Die eigentliche Schwierigkeit im Dasein eines Großschriftstellers entsteht erst dadurch, daß man im geistigen Leben zwar kaufmännisch handelt, aber aus alter Überlieferung idealistisch spricht, und diese Verbindung von Handel und Idealismus war es auch, die in Arnheims Lebensbemühungen eine entscheidende Stelle innehatte.

Man findet solche unzeitgemäße Verbindungen heute überall. Während zum Beispiel die Toten schon im Benzintrab auf den Friedhof befördert werden, verzichtet man doch nicht darauf, bei einer schönen Kraftleiche oben auf dem Wagendeckel einen Helm und zwei gekreuzte Ritterschwerter anzubringen, und so ist es auf allen Gebieten; die menschliche Entwicklung ist ein lang auseinandergzogener Zug, und so, wie man sich vor ungefähr zwei Menschenaltern noch in Geschäftsbriefen mit blauen Redebüchlein geschmückt hat, könnte man heute schon alle Beziehungen von der Liebe bis zur reinen Logik in der Sprache von Angebot und Nachfrage, Deckung und Eskompte ausdrücken, jedenfalls ebenso gut, wie man sie psychologisch oder religiös ausdrücken kann, aber man tut es doch nicht. Der Grund liegt darin, daß die neue Sprache noch zu unsicher ist. Der ehrgeizige Geldmann ist heute in einer schwierigen Lage. Wenn er den älteren Mächten des Seins ebenbürtig sein will, so muß er seine Tätigkeit an große Ideen knüpfen; große Gedanken, die widerspruchslos geglaubt würden, gibt es aber heute nicht mehr, denn diese skeptische Gegenwart glaubt weder an Gott noch an die Humanität, weder an Kronen noch an Sittlichkeit – oder sie glaubt an alles zusammen, was auf das gleiche hinauskommt. Also mußte der Kaufmann, der des Großen so wenig entbehren will wie eines Kompasses, den

demokratischen Kunstgriff anwenden, die unmeßbare Wirkung der Größe durch die meßbare Größe der Wirkung zu ersetzen. Groß ist nun, was für groß gilt; allein das heißt, daß letzten Endes auch das groß ist, was durch tüchtige Reklame dafür ausgeschrien wird, und es ist nicht jedermann gegeben, diesen innersten Kern der Zeit ohne Beschwerne zu schlucken, und Arnheim hatte viele Versuche darüber angestellt, wie das zu machen sei.

Ein gebildeter Mann kann da zum Beispiel an das Verhältnis von Forschung und Kirche im Mittelalter denken. Es mußte sich dazumal der Philosoph mit der Kirche vertragen, wenn er Erfolg haben und das Denken seiner Zeitgenossen beeinflussen wollte, und billiges Freidenkertum könnte darum meinen, daß diese Fesseln seinen Aufstieg zur Größe behindert hätten; aber das Gegenteil war der Fall, Nach der Kundigen Meinung ist bloß eine unvergleichliche gotische Schönheit des Denkens daraus entstanden, und wenn man solche Rücksicht ohne Schaden des Geistes auf die Kirche hatte nehmen können, weshalb sollte man sie nicht auch auf die Reklame nehmen dürfen? Kann, wer wirken will, nicht auch unter dieser Bedingung wirken? Arnheim war überzeugt, daß es ein Zeichen von Größe ist, an seiner eigenen Zeit nicht zuviel Kritik zu üben! Der beste Reiter mit dem besten Pferd kommt, wenn er mit ihm hadert, schlechter über ein Hindernis als ein Reiter, der sich den Bewegungen seines Kleppers anpaßt.

Ein anderes Beispiel: Goethe! – Er war ein Genie, wie die Erde leicht kein zweites hervorbringen mag, aber er war auch der geadelte Sohn einer deutschen Kaufmannsfamilie und, so wie ihn Arnheim empfand, der allererste Großschriftsteller, den diese Nation hervorgebracht hat. Arnheim nahm sich an ihm in vielem ein Beispiel. Seine Lieblingsgeschichte war aber die bekannte Affäre, wie Goethe, obgleich er heimlich mit ihm sympathisierte, den armen Johann Gottlieb Fichte im Stich ließ, als er in Jena als Philosophieprofessor gemäßregelt wurde, weil er sich «mit Großheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig» über Gott und göttliche Dinge geäußert hatte und in seiner Verteidigung «leidenschaftlich zu Werke ging», statt sich «auf das Gelindeste» herauszuhelfen, wie der weltfähige Dichter-Meister in seinen Memoiren bemerkt. Arnheim würde sich nun nicht nur gerade so verhalten haben wie Goethe, sondern er würde, unter Berufung auf ihn, sogar die Welt zu überzeugen versucht haben, daß es einzig das Goethesche und Bedeutsame sei. Er hätte sich kaum mit der Wahrheit begnügt, daß man merkwürdigerweise wirklich mehr Sympathie empfindet, wenn ein großer Mann etwas Schlechtes tut, als wenn ein weniger großer sich recht betragt, sondern würde dazu übergegangen sein, daß der bedingungslose Kampf für seine Überzeugung sowohl unfruchtbar wie auch ein Verhalten ohne Tiefe und historische Ironie sei, und was diese letztere angeht, so würde er sie eben auch die Goethesche genannt haben, das heißt die Ironie des ernsten Sich-in-die-Umstände-Bequemens, mit handelndem Humor, dem die Distanz der Zeit recht gibt. Wenn man bedenkt, daß heute, nach knapp zwei Menschenaltern, das Unrecht, das dem wackeren, aufrechten und etwas übertriebenen Fichte widerfuhr, längst eine Privatangelegenheit geworden ist, die seiner Bedeutung nichts hinzutut, hingegen die Bedeutung Goethes, obgleich er sich schlecht betrug, auf die Dauer nichts Wesentliches verlor, so muß man zugeben, daß die Weisheit der Zeit tatsächlich mit der Weisheit Arnheims übereinstimmte.

Ein drittes Beispiel, das zugleich – Arnheim war immer von guten Beispielen umgeben – den tiefen Sinn der beiden ersten eröffnet: Napoleon. Heine schildert ihn in den Reisebildern in einer so sehr mit Arnheims Begriffen übereinstimmenden Weise, daß man es am besten in seinen eigenen Worten wiedergibt, die dieser auswendig wußte. «Ein solcher Geist» sagte Heine, also von Napoleon sprechend, aber er hätte es ebensogut auf Goethe anwenden können, dessen diplomatische Natur er stets mit dem Scharfsinn des Liebhabers verteidigte, der sich heimlich mit

dem Gegenstand seiner Bewunderung nicht einverstanden weiß, «ein solcher Geist ist es, worauf Kant hindeutet, wenn er sagt, daß wir uns einen Verstand denken können, der nicht wie der unsrige, sondern intuitiv ist. Was wir durch langsames analytisches Nachdenken und lange Schlußfolgen erkennen, das hatte jener Geist im selben Moment angeschaut und tief begriffen. Daher sein Talent, die Zeit, die Gegenwart zu verstehen, ihren Geist zu cajoliren, ihn nie zu beleidigen und immer zu benutzen. – Da aber dieser Geist der Zeit nicht bloß revolutionär ist, sondern durch den Zusammenfluß beider Ansichten, der revolutionären und contrerevolutionären, gebildet worden, so handelte Napoleon nie ganz revolutionär und nie ganz contrerevolutionär, sondern immer im Sinne beider Ansichten, beider Principien, beider Bestrebungen, die in ihm ihre Vereinigung fanden, und demnach handelte er beständig naturgemäß, einfach, groß, nie krampfhaft barsch, immer ruhig milde. Daher intriguierte er nie im Einzelnen, und seine Schläge geschahen immer durch seine Kunst, die Massen zu begreifen und zu lenken. – Zur verwickelten, langsamen Intrigue neigen sich kleine analytische Geister, hingegen synthetische, intuitive Geister wissen auf wunderbar geniale Weise die Mittel, die ihnen die Gegenwart bietet, so zu verbinden, daß sie dieselben zu ihrem Zweck schnell benutzen können.»

Heine dürfte das vielleicht ein wenig anders gemeint haben, als sein Bewunderer Arnheim es auffaßte, aber dieser fühlte sich geradezu durch seine Worte mitbeschrieben.

[<]

97

## Clarissens geheimnisvolle Kräfte und Aufgaben

Clarisse im Zimmer; Walter war ihr abhanden gekommen, sie hat einen Apfel und ihren Schlafrock. Das sind, Apfel und Schlafrock, die zwei Quellen, aus denen ein unbeachteter, dünner Strahl von Wirklichkeit in ihr Bewußtsein fließt. Warum erschien ihr Moosbrugger musikalisch? Sie wußte es nicht. Vielleicht sind alle Mörder musikalisch. Sie weiß, daß sie einen Brief an Se. Erlaucht Graf Leinsdorf geschrieben hat, wegen dieser Frage; sie erinnert sich auch ungefähr an den Inhalt, doch hat sie keinen Zugang dazu.

Aber der Mann ohne Eigenschaften war unmusikalisch?

Da ihr keine rechte Antwort einfiel, ließ sie diesen Gedanken stehn und ging weiter.

Nach einer Weile fiel ihr jedoch ein: Ulrich ist der Mann ohne Eigenschaften. Ein Mann ohne Eigenschaften kann natürlich auch nicht musikalisch sein. Er kann aber auch nicht unmusikalisch sein?

Sie ging weiter.

Er hatte von ihr gesagt: Du bist mädchen- und heldenhaft.

Sie wiederholte: «mädchen- und heldenhaft!» Die Wärme stieg ihr in die Wangen. Es erwuchs daraus eine Pflicht, die ihr nicht klar wurde.

Ihre Gedanken drängten in zwei Richtungen, wie bei einem Handgemenge. Sie fühlte sich angezogen und abgestoßen, wußte aber nicht, wohin und wovon; schließlich lockte sie eine leise Zärtlichkeit, die davon, sie wußte nicht wie, übrig geblieben war, Walter suchen zu gehn. Sie stand auf und legte den Apfel weg.

Es tat ihr leid, daß sie Walter immer quälte. Sie war erst fünfzehn Jahre alt gewesen, da hatte sie schon bemerkt, daß sie ihn zu quälen vermochte. Sie brauchte bloß entschieden auszurufen, etwas sei in Wahrheit nicht so, wie er behauptete, da zuckte er zusammen, und wenn es noch so richtig war, was er gesagt hatte! Sie wußte, daß er sich vor ihr fürchtete. Er fürchtete, daß sie verrückt werden könnte. Er hatte es sich einmal entschlüpfen lassen, schnell wieder verredet; sie aber wußte seither, daß er daran dachte. Sie fand das sehr schön. Nietzsche sagt: «Gibt es einen Pessimismus der Stärke? Eine intellektuelle Vorneigung für das Harte, Schauerliche, Böse? Eine Tiefe des widermoralischen Hangs? Das Verlangen nach dem Furchtbaren als dem würdigen Feind?» – Solche Worte bereiteten ihr, wenn sie sie dachte, eine sinnliche Erregung im Mund, die so sanft und stark wie Milch war, sie konnte kaum schlucken.

Sie dachte an das Kind, das Walter von ihr wollte. Auch davor fürchtete er sich. Begreiflich, wenn er glaubte, daß sie einmal verrückt werden könnte. Es gab ihr Zärtlichkeit für ihn, auch wenn sie sich heftig weigerte. Sie hatte aber vergessen, daß sie Walter suchen wollte. Es ging jetzt etwas in ihrem Körper vor. Die Brüste füllten sich, durch die Adern an Armen und Beinen rollte ein dickerer Blutstrom, sie spürte ein unbestimmtes Drängen gegen Blase und Darm. Ihr schmaler Körper wurde nach innen tief, empfindlich, lebendig, fremd, eins nach dem andern; ein Kind lag licht und lächelnd in ihrem Arm; von ihren Schultern strahlte das Goldkleid der Gottesmutter zu Boden, und die Gemeinde sang. Es war außer ihr, der Herr war der Welt geboren!

Aber kaum war das vor sich gegangen, so schnellte ihr Körper über dem klaffenden Bild wieder zusammen, wie Holz einen Keil aus sich herausschleudert; sie war schlank, bei sich, ekelte sich, fühlte eine grausame Heiterkeit. So einfach wollte sie es Walter nicht machen. «Ich will, daß dein Sieg und deine Freiheit sich nach einem Kinde sehnen!» sagte sie sich vor. «Lebendige Denkmäler sollst du über dich selbst hinausbauen. Aber erst mußt du mir selber gebaut sein an Leib und Seele!» Clarisse lächelte; es war ihr Lächeln, das so schmal züngelte wie ein Feuer, das mit einem großen Stein zugedeckt ist.

Dann fiel ihr ein, daß ihr Vater sich vor Walter gefürchtet hatte. Sie begab sich um Jahre zurück. Das war sie gewohnt; Walter und sie fragten einander gern: erinnerst du dich? und dann floß vergangenes Licht zauberhaft aus der Weite zurück auf die Gegenwart. Es ist das schön, sie hatten es gern. Es ist vielleicht das gleiche, wie wenn man unlustig stundenlang gegangen ist und kehrt sich um, und die ganze durchwanderte Leere hegt, mit einemmal in Fernsicht verwandelt, als schöne Befriedigung da; aber so faßten sie es nie auf, sondern nahmen ihre Erinnerungen sehr wichtig. Darum kam es ihr auch ungemein anregend und verwickelt vor, daß ihr Vater, der alternde Maler, damals Gewaltperson für sie, sich vor Walter, der ihm die neue Zeit ins Haus gebracht hatte, fürchtete, während Walter sich vor ihr fürchtete. Es war dem ähnlich, wenn sie den Arm um ihre Freundin Lucy Pachhofen legte, «Papa» sagen mußte und dabei wußte, daß Papa Lucys Geliebter war, denn das ereignete sich in der gleichen Zeit.

Clarisse schoß nun wieder die Hitze in die Wangen. Es beschäftigte sie auf das lebhafteste, sich das eigenartige Winseln zu vergegenwärtigen, dieses fremde Winseln, von dem sie ihrem Freund erzählt hatte. Sie nahm einen Spiegel und suchte das Gesicht mit den angstvoll zusammengepreßten Lippen wiederzufinden, das sie in jener Nacht gemacht haben mußte, wo ihr Vater an ihr Bett kam. Es gelang ihr nicht, den Laut hervorzubringen, der sich unter der Versuchung aus ihrer Brust gelöst hatte. Sie überlegte, daß dieser Laut heute noch genau so in ihrer Brust drinnen sein müsse wie damals. Es war ein Laut ohne Schonung und Rücksicht; aber er war niemals wieder zur Oberfläche emporgekommen. Sie legte den Spiegel weg und sah sich vorsichtig um, das Bewußtsein, daß sie allein sei, mit tastendem Auge bekräftigend. Dann suchte

sie, mit den Fingerspitzen durch ihr Kleid fühlend, das samtschwarze Muttermal, mit dem es eine so sonderbare Bewandnis hatte. In der Gegend der Leistenbeuge, halb versteckt im Schenkelschluß und am Rande der Haare, die dort ein wenig unregelmäßig auswichen, lag es; sie ließ ihre Hand darauf ruhen, wehrte jeden Gedanken ab und lauerte auf die Veränderung, die vor sich gehen sollte. Sofort spürte sie diese. Es war nicht das weiche Strömen der Wollust, sondern ihr Arm wurde steif, starr wie ein Männerarm; sie hatte den Eindruck, wenn sie ihn einmal richtig heben würde, könnte sie alles mit ihm niederschmettern! Sie nannte diese Stelle an ihrem Leib das Auge des Teufels. An dieser Stelle war ihr Vater umgekehrt. Das Auge des Teufels hatte einen Blick, der durch die Kleider drang; dieser Blick «faßte» die Männer «ins Auge», zog sie gebannt an, aber erlaubte ihnen nicht, sich zu rühren, solange Clarisse wollte. Clarisse dachte manche Worte in Anführungszeichen, herausgehoben, so wie sie beim Schreiben manche Worte mit dicken Tintenbalken unterfuhr; solche herausgehobenen Worte hatten dann einen gespannten Sinn, ähnlich gespannt, wie es ihr Arm war; wer hat je daran gedacht, daß man mit dem Auge wirklich etwas fassen könne? Aber sie war der erste Mensch, der dieses Wort in der Hand hielt wie einen Stein, den man auf ein Ziel schleudern kann. Es war ein Teil der schmetternden Kraft ihres Arms. Und über all dem hatte sie das Winseln, worüber sie nachdenken wollte, vergessen und dachte an ihre jüngere Schwester Marion. Mit vier Jahren hatte man Marion nachts die Hände festbinden müssen, weil sie sonst ahnungslos, aus bloßer Freude am Angenehmen, unter die Decke gingen, wie zwei junge Bären in einen Honigbaum. Und später hatte sie, Clarisse, einmal Walter von Marion wegreißen müssen. Die Sinnlichkeit ging in ihrer Familie um, wie der Wein unter Weinbauern. Es war ein Schicksal. Sie trug schwere Last. Aber trotzdem gingen ihre Gedanken nun in der Vergangenheit spazieren, die Spannung im Arm löste sich zu einem natürlichen Zustand auf, und ihre Hand blieb vergessen im Schoß liegen. Sie sagte damals noch Sie zu Walter. Sie verdankte ihm eigentlich sehr viel. Er brachte die Botschaft, daß es neue Menschen gebe, die nur kühle, klare Möbel vertrügen und Bilder in ihre Zimmer hängten, auf denen die Wahrheit dargestellt sei. Er las ihr vor: Peter Altenberg, kleine Geschichten von kleinen Mädchen, die zwischen liebestollen Tulpenbeeten Reifen werfen und Augen besitzen, die so hell-süß unschuldig sind wie Marons glacés; und Clarisse wußte von diesem Augenblick an, daß ihre schlanken Beine, die ihr noch kindisch vorgekommen waren, ebensoviel bedeuteten wie ein Scherzo von «ich weiß nicht wem».

Sie lebten gerade alle in einem Sommerquartier, ein großer Kreis, mehrere Familien aus der Bekanntschaft hatten Villen an einem See gemietet, und alle Schlafzimmer waren doppelt besetzt mit Freunden und Freundinnen, die man eingeladen hatte. Clarisse schlief mit Marion, und um elf Uhr kam manchmal Dr. Meingast auf einer heimlichen Mondscheinrunde zu ihnen ins Zimmer, um zu plaudern, der jetzt in der Schweiz ein berühmter Mann war und damals den Vergnügungsmeister und Abgott aller Mütter abgab. Wie alt war sie damals? Fünfzehn oder sechzehn Jahre oder zwischen vierzehn und fünfzehn, als sein Schüler Georg Gröschl mitkam, der nur um wenig älter war als Marion und Clarisse? Und Dr. Meingast war an jenem Abend zerstreut, hielt bloß eine kurze Rede über Mondstrahlen, empfindungslos schlafende Eltern und neue Menschen, verschwand plötzlich und schien nur gekommen zu sein, um den stämmigen kleinen Georg, der sein Bewunderer war, bei den Mädchen zurückzulassen. Georg sagte nun nichts, fühlte sich wahrscheinlich eingeschüchtert, und die beiden Mädchen, die bis dahin Meingast geantwortet hatten, schwiegen auch. Aber dann biß wohl Georg im Dunkel die Zähne zusammen und trat an Marions Bett. Das Zimmer war von außen ein wenig erleuchtet, aber in den Ecken, wo die Betten standen, ragten undurchdringliche Schattenmassen, und Clarisse konnte nicht ausnehmen, was geschah; sie gewahrte nur, daß Georg aufrecht neben dem Bett zu stehen schien und auf Marion hinabsah, jedoch kehrte er Clarisse den Rücken zu, und Marion gab



keinen Laut von sich, so als wäre sie nicht im Zimmer. Das dauerte sehr lange. Schließlich aber löste sich, während Marion sich so wenig wie vorher regte, Georg wie ein Mörder aus dem Schatten los, wurde in der mond hellen Zimmermitte einen Augenblick lang an Schulter und Seite bleich sichtbar und kam zu Clarisse, die sich rasch wieder niedergelegt und die Decke bis ans Kinn gezogen hatte. Sie wußte, nun würde sich das Heimliche wiederholen, das bei Marion geschehen war, und war starr vor Erwartung, indes Georg stumm neben ihrem Bett stand und, wie es ihr schien, die Lippen unheimlich fest aufeinander preßte. Endlich kam seine Hand, wie eine Schlange, und machte sich an Clarisse zu schaffen. Was er sonst tat, blieb ihr unklar; sie hatte keine Vorstellung davon und konnte das wenige, was sie trotz ihrer Erregung von seinen Bewegungen wahrnahm, nicht zusammenreimen. Sie selbst empfand da gar keine Wollust, die kam erst später, im Augenblick war nur eine starke, namenlose, ängstliche Aufregung vorhanden; sie verhielt sich still wie ein zitternder Stein in einer Brücke, über die endlos langsam ein schweres Fuhrwerk rollt, vermochte nichts zu sagen und ließ alles mit sich geschehen. Nachdem Georg sie losgelassen hatte, verschwand er ohne Abschied, und keine der beiden Schwestern wußte sicher, ob der anderen das gleiche widerfahren war wie ihr selbst; sie hatten einander ebensowenig zu Hilfe gerufen wie zur Teilnahme eingeladen, und es vergingen Jahre, ehe sie das erste Wort über den Vorfall wechselten.

Clarisse hatte wieder ihren Apfel gefunden, benagte ihn und zerkaute kleine Stückchen. Georg hatte sich nie verraten oder zu dem Geschehenen bekannt, außer daß er vielleicht in der allerersten Zeit hie und da steinern bedeutungsvolle Augen machte; er war heute ein aussichtsvoller und eleganter Regierungsjurist, und Marion war verheiratet. Mit Dr. Meingast aber war mehr vor sich gegangen; er hatte den Zyniker abgelegt, als er ins Ausland ging, wurde, was man außerhalb der Universitäten einen berühmten Philosophen nennt, hielt beständig eine Schar von Schülern und Schülerinnen um sich versammelt und hatte Walter und Clarisse vor kurzem einen Brief geschrieben, worin er ankündigte, daß er demnächst die Heimat besuchen wolle, um dort eine Weile ungestört von seinen Anhängern arbeiten zu können; er hatte auch angefragt, ob sie ihn bei sich aufzunehmen vermöchten, da er gehört habe, daß sie «an der Grenze von Natur und Großstadt» lebten. Und vielleicht war das überhaupt der Ursprung aller Wege, die Clarissens Gedanken an diesem Tage gingen. «O Gott, war jene Zeit sonderbar!» dachte sie. Und nun wußte sie auch das: es war der Sommer vor dem Sommer mit Lucy gewesen. Meingast küßte sie damals, wann es ihm beliebte. «Sie erlauben, daß ich Sie jetzt küsse!» sagte er höflich, ehe er es tat, und er küßte auch alle ihre Freundinnen, und Clarisse wußte sogar von einer, deren Rock sie seither nicht anschauen konnte, ohne an scheinheilig niedergeschlagene Augen denken zu müssen. Meingast hatte es ihr selbst erzählt, und Clarisse – sie war damals doch erst fünfzehn Jahre alt gewesen! – sagte zu dem völlig erwachsenen Dr. Meingast, wenn er ihr seine Abenteuer mit ihren Freundinnen berichtete: «Sie sind ein Schwein!» Es bereitete ihr ein Vergnügen, das wie Stiefel und Sporn war, dieses niedrige Wort zu gebrauchen und ihn zu beschimpfen; aber sie hatte trotzdem Angst davor, daß sie am Ende auch nicht widerstehen könnte, und wenn er sie um einen Kuß bat, getraute sie sich nicht zu widersprechen, weil sie sich fürchtete, einen blöden Eindruck zu machen.

Als ihr aber Walter zum erstenmal einen Kuß gab, sagte sie sehr ernst: «Ich habe Mama versprochen, so etwas nie zu tun.» Das war eben der Unterschied; Walter sprach so schön wie das Evangelium, und er sprach sehr viel, Kunst und Philosophie umgaben ihn wie eine weite Wolkenschar den Mond. Er las ihr vor. Aber in der Hauptsache sah er sie bloß immerzu an, sie unter allen ihren Freundinnen, darin bestand anfangs ihre Beziehung, und das war eben so, wie wenn der Mond herschaut, man faltet die Hände. Wirklich ging ihre Beziehung zueinander dann auch durch Händedrucke weiter; stille Händedrucke, jetzt ohne Worte, in denen eine einzigartig

bindende Kraft lag. Clarisse fühlte ihren ganzen Körper gereinigt durch seine Hand; gab er ihr diese einmal zerstreut und kühl, so war sie unglücklich. «Du weißt nicht, was ich daran hab!» bat sie ihn. Sie sagten sich doch schon heimlich Du, damals. Er entwickelte in ihr das Verständnis für Berge und Käfer, während sie bisher in der Natur nur eine Landschaft gesehen hatte, die Papa oder einer seiner Kollegen malte und verkaufte. Ihre Kritik an der Familie war urplötzlich erwacht; sie fühlte sich neu und anders. Nun erinnerte sich Clarisse auch genau, wie sich die Sache mit dem Scherzo verhielt: «Ihre Beine, Fräulein Clarisse,» sagte Walter «haben mit wirklicher Kunst mehr zu tun als alle Bilder, die Ihr Papa malt!» Es gab ein Klavier in der Sommerfrische, und sie spielten vierhändig. Clarisse lernte von ihm; sie wollte über ihre Freundinnen und ihre Familie hinauskommen; niemand begriff, wie man an schönen Sommertagen Klavier spielen könne, statt zu rudern oder ins Bad zu kommen, sie aber hatte ihre Hoffnung an Walter geknüpft, sie hatte sich sofort und schon damals vorgenommen, «Sein Weib» zu werden, ihn zu heiraten, und wenn er sie wegen eines Spielfehlers anherrschte, so kochte alles in ihr, doch die Lust überwog. Und Walter herrschte sie wirklich manchmal an, denn der Geist kennt keine Zugeständnisse; aber nur am Klavier. Außerhalb der Musik kam es noch vor, daß sie von Meingast geküßt wurde, und bei einer Mondscheinfahrt, wo Walter ruderte, legte sie ganz aus eigenem ihren Kopf an Meingasts Brust, der neben ihr am Steuerplatz saß. Meingast war unheimlich geschickt in solchen Dingen, sie wußte nicht, was daraus werden sollte; als Walter sie dagegen das zweitemal, nach der Klavierstunde, im letzten Augenblick, als sie schon in der Tür standen, von hinten faßte und abküßte, hatte sie nur das ganz unangenehme Empfinden, keine Luft zu bekommen, und entwand sich ihm ungestüm; trotzdem stand es in ihr fest, was immer mit dem anderen noch kommen möge, diesen dürfe sie nicht loslassen!

Es geht ja sonderbar zu in solchen Dingen; Dr. Meingasts Atem hatte etwas, worin der Widerstand schmolz, etwas wie reine leichte Luft, in der man sich glücklich fühlt, ohne sie zu merken, wogegen Walter, der immer, wie Clarisse längst wußte, an zögernder Verdauung litt, genau so, wie seine Entschlüsse zögernd waren, auch etwas Gestocktes im Atem hatte, teils war dieser zu heiß, teils brandig und lähmend. Solches Körperlich-Geistige hatte von Anfang an seltsam mitgespielt, und Clarisse wunderte sich auch gar nicht darüber, denn nichts erschien gerade ihr natürlicher als dieses, was Nietzsche sagt, daß der Körper eines Menschen seine Seele ist. Ihre Beine hatten nicht mehr Genie als ihr Kopf, sie hatten genau das gleiche, sie waren es selbst; ihre Hand, von Walter berührt, setzte augenblicklich einen Strom von Vorsätzen und Versicherungen in Bewegung, der vom Scheitel bis zur Sohle floß, aber keine Worte mit sich führte; und ihre Jugend, sobald sie nur einmal zum Selbstbewußtsein geführt worden war, lehnte sich gegen die Überzeugungen und anderen Torheiten ihrer Eltern einfach mit der Frische eines harten Körpers auf, der alle Gefühle verachtet, die im entferntesten an üppige Ehebetten und türkische Prunkteppiche erinnern, wie sie bei der sittenstrengen Vorgeneration so beliebt waren. Und darum spielte das Körperliche auch weiterhin eine Rolle, die sie anders ansah, als es andere vielleicht tun werden. Aber hier gebot Clarisse ihren Erinnerungen halt; oder eigentlich war es nicht ganz so, vielmehr setzten sie ihre Erinnerungen mit einemmal und ganz ohne Landungsstoß wieder in der Gegenwart ab. Denn alles das und was noch folgte, hatte sie ihrem Freund ohne Eigenschaften mitteilen wollen. Vielleicht nahm Meingast augenblicklich einen zu großen Raum darin ein, denn er war ja bald nach jenem bewegten Sommer verschwunden, in die Fremde geflüchtet, jene ungeheure Verwandlung hatte in ihm begonnen, die aus dem leichtfertigen Lebemann einen berühmten Denker machte, und Clarisse hatte ihn seither nur flüchtig wiedergesehen, ohne daß sie dabei der Vergangenheit gedachten. Aber wie sie es bei sich betrachtete, war ihr der Anteil klar, den sie an seiner Verwandlung hatte. Es war noch viel zwischen ihr und ihm in den Wochen vor seinem Verschwinden geschehn; ohne Walter und unter

eifersüchtiger Teilnahme Walters, Walter verdrängend, Walter anspornend und hochtreibend, geistige Gewitter, noch verrücktere Stunden, wie sie vor einem Gewitter Mann und Frau von Sinnen bringen, und ausgetobte Stunden, die alle Leidenschaft ausgeschieden haben und wie Wiesengrün nach Regen in der reinen Luft der Freundschaft liegen. Clarisse hatte mancherlei über sich ergehen lassen müssen und nicht ungern ergehen lassen, aber das neugierige Kind hatte sich in seiner Art hinterdrein gewehrt, indem es dem zügellosen Freund seine Meinung sagte, und weil Meingast schon in der letzten Zeit, ehe er fortging, freundschaftlich ernster geworden war, fast edel- und schwermütig im Wettkampf mit Walter, war sie heute fest davon überzeugt, daß sie alles, was sein Wesen trübte, ehe er in die Schweiz ging, auf sich gezogen und es ihm dadurch ermöglicht hatte, sich so unerwartet zu verwandeln. In dieser Auffassung wurde sie durch das bestärkt, was sich anschließend zwischen ihr und Walter vollzogen hatte; Clarisse konnte diese lange vergangenen Jahre und Monate nicht mehr genau auseinanderhalten, aber es war schließlich auch gleich, wann das eine oder das andere geschehen war, im ganzen war nach der widerstrebensvollen Annäherung an Walter dann eine schwärmerische Zeit, mit Spaziergängen und Geständnissen und geistiger Besitzergreifung gekommen, die zugleich von jenen unzähligen kleinen, unendlich qualseligen Ausschweifungen ausgefüllt war, zu denen zwei Liebende hingerissen werden, denen noch ebensoviel zum ganz entschlossenen Mut fehlt, wie ihnen von der Keuschheit schon abhanden gekommen ist. Das war nicht anders, als ob ihnen Meingast seine Sünden zurückgelassen hätte, damit sie in einem höheren Sinn noch einmal durchlebt und bis zum höchsten Sinn zerlebt würden, und sie faßten es beide so auf. Und heute, wo Clarisse sich so wenig aus Walters Liebe machte, daß sie oft von ihr angewidert wurde, sah sie es noch deutlicher, daß der Rausch des Liebesdurstes, der sie in solchem Ausmaß toll gemacht hatte, nichts gewesen sein konnte als eine Inkarnation, was, wie sie wußte, Einfleischung hieß, von etwas Unfleischlichem, einem Sinn, einer Aufgabe, einem Schicksal, wie sie für Auserwählte zwischen den Sternen vorbereitet werden.

Sie schämte sich nicht, sie hätte eher weinen mögen, wenn sie Damals und Jetzt verglich; aber Clarisse konnte auch niemals weinen, sondern sie preßte die Lippen aufeinander, und es wurde etwas daraus, das ihrem Lächeln ähnlich sah. Ihr Arm, geküßt bis zur Achselhöhle, ihr Bein, bewacht von dem Auge des Teufels, ihr biegsamer Leib, tausendfach gedreht vom Verschmachten des Geliebten und wie ein Seil sich zurückdrehend, bewahrten das wunderbare Begleitgefühl der Liebe: in allen Gebärden, die man tut, von geheimnisvoller Wichtigkeit zu sein. Clarisse saß da und kam sich wie eine Schauspielerin in der Pause vor. Allerdings wußte sie nicht, was kommen sollte; aber sie war überzeugt, daß es die unendliche Aufgabe aller Liebenden sei, sich als das zu erhalten, was man füreinander in den höchsten Augenblicken gewesen ist. Und ihr Arm war da, ihre Beine waren da, ihr Kopf saß auf dem Leib, mit einer unheimlichen Bereitschaft, als erster das Zeichen wahrzunehmen, das nicht ausbleiben konnte. Es ist vielleicht schwer zu begreifen, was Clarisse meinte, aber ihr bereitete es keine Mühe. Sie hat einen Brief an den Grafen Leinsdorf geschrieben, mit der Forderung eines Nietzsche-Jahrs und zugleich der Befreiung des Frauenmörders und vielleicht seiner öffentlichen Ausstellung, zur Erinnerung an die Passionswege derer, die die verstreuten Sünden aller auf sich vereinigen müssen; und nun weiß sie auch, warum sie es getan hat. Man muß das erste Wort sprechen. Wahrscheinlich hat sie sich nicht gut ausgedrückt, aber das tut nichts; die Hauptsache ist, daß man beginnt und mit dem Dulden und Gewährenlassen Schluß macht. Es ist historisch bewiesen, daß die Welt von Zeit zu Zeit – dahinter klang das Wort «Aeon zu Aeon», wie zwei Glocken, die man nicht sieht, obgleich sie nahe sind – solcher Menschen bedarf, die nicht mitwirken und mitlügen können und dadurch unliebsames Aufsehen erregen. Soweit war die Sache klar.

Und es ist auch klar, daß Menschen, die unliebsames Aufsehen erregen, den Druck der Welt zu

spüren bekommen. Clarisse weiß, daß die großen aus der Menschheit hervorgegangenen Genies fast immer zu leiden hatten, und sie wundert sich nicht darüber, daß manche Tage und Wochen in ihrem Leben unter einem bleiernen Druck stehen, so als ob eine schwere Platte darüberhin gezogen würde; aber es ging noch jedesmal vorbei, und alle Menschen sind so, die Kirche hat in ihrer Weisheit sogar Trauerzeiten eingeführt, um die Trauer zusammenzuziehn und zu verhindern, daß halbe Jahrhunderte von Mutlosigkeit und Gefühllosigkeit überflutet werden, was auch schon vorgekommen ist. Schwieriger sind in Clarissens Leben gewisse andere Augenblicke zu behandeln, allzu befreite und gegendrucklose, wo manchmal ein Wort genügt, um sie gleichsam aus den Schienen springen zu machen; sie ist dann außer sich, sie kann nicht angeben, wo; aber keineswegs ist sie abwesend, im Gegenteil, man könnte eher sagen, sie sei inwesend, in einem tieferen Raum, der in einer den gewöhnlichen Vorstellungen unfaßbaren Weise in dem Raum steckt, den ihr Körper in der Welt einnimmt; aber wozu Worte für etwas suchen, das nicht an der Straße der Worte liegt, sie landet nach einer Weile ohnedies wieder bei den anderen und ist nur noch ein wenig hell gekitzelt im Kopf, so wie nach Nasenbluten. Clarisse versteht, daß das gefährliche Augenblicke sind, die sie manchmal erlebt. Es sind offenbar Vorbereitungen und Proben. Sie besaß ohnehin die Gewohnheit, mehreres zugleich zu denken, so wie sich ein Fächer auf- und zuschiebt, und eines halb neben, halb unter dem anderen ist, und wenn das zu verwirrt wird, ist das Bedürfnis begreiflich, daß man mit einem Ruck hinausschlüpfen möchte; das hätten viele Leute, nur treffen sie es eben nicht.

Clarisse erlebt also Vorbereitungen und Vorboten so, wie andere Leute sich etwas auf ihr Geständnis oder ihre eiserne Verdauung zugute tun; sie könnten Glassplitter essen, sagen sie. Clarisse hat aber schon einigemal bewiesen, daß sie wirklich etwas auf sich nehmen kann; ihre Kraft hat sich an ihrem Vater gezeigt, an Meingast, an Georg Gröschl, und mit Walter waren noch Anstrengungen nötig, da waren die Dinge, wenn auch stockend, noch in Fluß; aber Clarisse hatte seit einiger Zeit die Absicht, ihre Kraft an dem Mann ohne Eigenschaften zu beweisen. Sie hätte nicht genau angeben können, seit wann; es hing mit diesem Namen zusammen, den Walter aufgebracht und Ulrich gebilligt hatte; vorher, das mußte sie sagen, in den früheren Jahren, hatte sie ihm nie ernste Beachtung geschenkt, wenn sie auch ganz gute Freunde waren. Aber «Mann ohne Eigenschaften», das erinnerte sie zum Beispiel an Klavierspielen, das heißt an alle diese Melancholien, Freudensprünge, Zornausbrüche, die man dabei durchrast, ohne daß es doch ganz wirkliche Leidenschaften wären. Damit fühlte sie sich verwandt. Von da ging es ganz ohne Umwege zu der Behauptung, daß man sich alles zu tun weigern müsse, was nicht mit ganzer Seele geschieht, und damit war sie mitten in der aufgewühlten tiefen Wirklichkeit ihrer Ehe. Ein Mann ohne Eigenschaften sagt nicht Nein zum Leben, er sagt Noch nicht! und spart sich auf; das hatte sie mit dem ganzen Körper verstanden. Vielleicht war es der Sinn aller der Augenblicke, wo sie aus sich hinaustrat, daß sie Gottesmutter werden sollte. Sie erinnerte sich an das Gesicht, das sie, es war noch keine Viertelstunde her, heimgesucht hatte. «Vielleicht kann jede Mutter Gottesmutter werden,» dachte sie «wenn sie nicht gewähren läßt, nicht lügt noch wirkt, sondern das, was zutiefst in ihr ist, als Kind außer sich bringt! Vorausgesetzt, daß sie für sich selbst nichts erreicht!» fügte sie traurig hinzu. Denn der Gedanke bereitete ihr keineswegs reine Annehmlichkeit, sondern erfüllte sie mit der zwischen Qual und Seligkeit geteilten Empfindung, für etwas geopfert zu werden. War jedoch ihre Vision so gewesen, wie wenn in den Zweigen eines Baumes zwischen Blättern, die mit einemmal wie Kerzen flackern, ein Bild hervorträte, während gleich nachher das Holz wieder zusammenschlug, so blieb jetzt ihre Stimmung andauernd verändert. Ein Zufall schenkte ihr im nächsten Augenblick die für jeden anderen Menschen bedeutungslose Entdeckung, daß das Wort Mutter in dem Wort Muttermal enthalten sei; für sie bedeutete das so viel, als ob ihr Schicksal plötzlich in den Sternen geschrieben stünde.

Der wundervolle Gedanke, daß die Frau den Mann sowohl als Mutter wie als Geliebte in sich aufnehmen müsse, machte sie weich und aufgereggt. Sie wußte nicht, wie er dahergekommen sei, aber er schmolz ihre Widerstände und gab ihr doch Macht.

Aber sie traute dem Mann ohne Eigenschaften noch keineswegs. Er meinte vieles nicht so, wie er es sagte. Wenn er behauptete, daß man seine Gedanken nicht ausführen könne oder daß er nichts ganz ernst nehme, so war das nur ein Versteck, das verstand sie deutlich; sie hatten einander ausgewittert und erkannten sich an Zeichen, während Walter meinte, Clarisse sei zuweilen verrückt! Und doch war in Ulrich etwas bitter Böses, teuflisch dem Schlendergang der Welt Anhängendes. Man mußte ihn lösen. Sie mußte ihn holen.

Sie hatte zu Walter gesagt: Töte ihn. Es hatte nicht viel bedeutet, sie hatte nicht recht gewußt, was sie damit meinte; aber es hieß soviel wie, es müsse etwas getan werden, um ihn aus sich herauszureißen, und man dürfe vor nichts haltmachen.

Sie mußte mit ihm ringen.

Sie lachte, sie rieb ihre Nase. Sie ging im Dunkeln hin und her. Es mußte mit der Parallelaktion etwas geschehen. Was, wußte sie nicht.

[<]

98

Aus einem Staat, der an einem Sprachfehler zugrundegegangen ist

Der Zug der Zeit ist ein Zug, der seine Schienen vor sich herrollt. Der Fluß der Zeit ist ein Fluß, der seine Ufer mitführt. Der Mitreisende bewegt sich zwischen festen Wänden auf festem Boden; aber Boden und Wände werden von den Bewegungen der Reisenden unmerklich auf das lebhafteste mitbewegt. Es war ein unschätzbares Glück für Clarissens Seelenruhe, daß unter ihren Gedanken dieser noch nicht vorgekommen war.

Aber auch Graf Leinsdorf war gegen ihn geschützt. Er war gegen ihn durch die Überzeugung geschützt, daß er Realpolitik mache.

Die Tage schaukelten und bildeten Wochen. Die Wochen blieben nicht stehn, sondern verkränzten sich. Es geschah unaufhörlich etwas. Und wenn unaufhörlich etwas geschieht, hat man leicht den Eindruck, daß man etwas Reales bewirkt. So sollten die Prunkgemächer des Leinsdorfschen Palais dem Publikum bei einem großen Fest zugunsten lungenleidender Kinder geöffnet werden, und diesem Ereignis liefen eingehende Unterredungen zwischen Sr. Erlaucht und deren Hausverwalter voraus, in denen bestimmte Tage genannt wurden, an denen bestimmte Leistungen vollzogen sein mußten. Die Polizei veranstaltete in der gleichen Zeit eine Jubiläumsausstellung, zu deren Eröffnung die ganze Gesellschaft erschien, und der Polizeipräsident hatte persönlich bei Sr. Erlaucht vorgesprochen, um ihm die Einladung zu überbringen, und als Graf Leinsdorf eintraf und empfangen wurde, erkannte der Polizeipräsident den «freiwilligen Helfer und Ehrensekretär» an seiner Seite, der mit ihm überflüssigerweise noch einmal bekannt gemacht wurde, was dem Präsidenten Gelegenheit gab, sein sagenhaftes Personengedächtnis zu zeigen, denn er stand im Ruf, jeden zehnten Staatsbürger persönlich zu kennen oder mindestens über ihn unterrichtet zu sein. Auch Diotima kam in Begleitung ihres Gemahls, und alle, die erschienen waren, warteten auf ein Mitglied des Kaiserhauses, dem ein

Teil von ihnen vorgestellt wurde, und es gab nur eine Stimme, daß die Ausstellung sehr gelungen und fesselnd sei. Sie bestand aus dem innigen Ineinander von Bildern, die an den Wänden hingen, und Erinnerungsgegenständen an große Verbrechen, die in Glasschränken und -pulten aufgestellt waren. Zu diesen gehörten Einbruchsgerät, Fälscherwerkstätten, verlorene Knöpfe, die auf Spuren geführt hatten, und das tragische Werkzeug bekannter Mörder samt den dazugehörigen Legenden, während die Bilder an den Wänden, im Gegensatz zu diesem Schreckensarsenal, erbauliche Vorwürfe aus dem Leben der Polizei darstellten. Da waren der brave Wachmann zu sehen, der das alte Mütterchen über die Straße geleitet, der ernste Wachmann vor der vom Fluß angeschwemmten Leiche, der tapfere Wachmann, der sich scheuenden Pferden in die Zügel wirft, eine «Allegorie der Sicherheitsbehörde als Hüterin der Stadt», das verirrte Kind zwischen den mütterlichen Schutzleuten auf der Wachstube, der brennende Wachmann, der auf seinen Armen ein Mädchen aus Feuersnot trägt, und dann noch viele solcher Bilder wie «Erste Hilfe», «Auf einsamem Posten», nebst den Photographien wackerer Schutzleute, bis auf das Dienstjahr 1869 zurück, den Beschreibungen ihrer Lebensläufe und eingerahmten Gedichten, die das Wirken der Polizei oder einzelner ihrer Funktionäre verherrlichten. Ihr höchster Vorgesetzter, der Chef jenes Ministeriums, das in Kakanien den psychologischen Titel «für innere Angelegenheiten» führte, wies in seiner Eröffnungsansprache auf diese Darstellungen hin, die den Geist der Polizei als etwas wahrhaft Volkstümliches zeigten, und nannte die Bewunderung für solchen Geist der Hilfsbereitschaft und Strenge einen Jungbrunnen der Moral, in einer Zeit, wo Kunst und Leben nur zu sehr zum feigen Kultus sinnlicher Sorglosigkeit neigen. Diotima, die neben Graf Leinsdorf stand, fühlte sich in ihren Bestrebungen zur Förderung moderner Kunst beunruhigt und verwandte Sorgfalt darauf, mit einem sanften, aber unnachgiebigen Gesicht in die Luft zu blicken, um dieses verbindliche Element fühlen zu lassen, daß es in Kakanien auch andere Köpfe gebe als den dieses Ministers. Und ihr Vetter, der sie während der Rede mit den achtbaren Gedanken eines Ehrensekretärs der Parallelaktion aus einiger Entfernung beobachtete, fühlte plötzlich in der dichtgedrängten Menge eine vorsichtig leichte Hand auf seinem Arm ruhen und erkannte zu seiner Überraschung Bonadea an seiner Seite, die mit ihrem Gatten, dem hohen Gerichtsbeamten, zu der Eröffnung gekommen war und den Augenblick, wo sich alle Häuse dem Minister und dem vor ihm stehenden Erzherzog zuwandten, benutzte, um sich ihrem ungetreuen Freund zu nähern. Diesem kühnen Angriff war langes Planen vorangegangen; unglücklich getroffen durch die Abwendung ihres Geliebten, in einem Augenblick, wo sie von dem schwermütigen Bedürfnis erfaßt worden war, die flatterhafte Fahne ihrer Lust, bildlich gesprochen, auch am freien Ende festzubinden, hatte sich ihr Denken in den letzten Wochen nur mit seiner Wiedergewinnung beschäftigt. Er wich ihr aus, und Aussprachen, gewaltsam erzwungen, setzten sie nur in den Nachteil des Verlangenden gegenüber dem, der lieber allein bleiben möchte; so hatte sie sich vorgenommen, ihren Eintritt in den Kreis zu erzwingen, wo ihr Geliebter täglich verkehrte, und aufgehoben in dieser Absicht war die zweite, die fachlichen Beziehungen, die ihr Gatte zu dem scheußlichen Mörder Moosbrugger hatte, und die Absicht ihres Freundes, das Schicksal dieses Mörders auf irgendeine Weise zu erleichtern, für sich, zur inneren Anknüpfung nach beiden Seiten, zu benutzen. Sie hatte darum ihrem Gemahl zuletzt nicht wenig mit der Anteilnahme zugesetzt, die einflußreiche Kreise an der Fürsorge für kriminelle Geistesranke nahmen, und als die Schaffung der Polizeiausstellung und deren festliche Eröffnung bekannt wurde, ihn bewogen, sie dahin mitzunehmen, denn ihr Instinkt sagte ihr, daß dies die lange gesuchte Wohltätigkeitsveranstaltung sei, bei der sie Diotima kennenlernen werde. Als der Minister seine Ansprache geschlossen hatte und die Gesellschaft sich in Umlauf setzte, wich sie nicht von der Seite ihres bestürzten Geliebten und begann in seiner Begleitung die fürchterlichen blutbefleckten Werkzeuge zu besichtigen, trotz ihres fast unüberwindlichen Abscheus vor ihnen. «Du hast gesagt, daß man das alles

verhindern könnte, wenn man nur wollte» lispelte sie und erinnerte ihn damit wie ein gutes Kind, das seine Aufmerksamkeit zeigen will, an ihre letzte eingehendere Aussprache über diesen Gegenstand. Etwas später lächelte sie, ließ sich vom Gedränge eng an ihn heben und benutzte diesen Augenblick, um ihm zuzuflüstern: «Du hast einmal gesagt, daß jeder Mensch unter den richtigen Umständen zu jeder Schwäche fähig ist!» Ulrich sah sich durch diese nachdrückliche Art, neben ihm zu gehen, in große Verlegenheit gebracht, und weil seine Geliebte trotz der Ablenkungsversuche, an denen er es nicht fehlen ließ, auf Diotimas Nähe hinsteuerte und er ihr nicht gut vor allen Leuten auch noch ernsthafte Vorhaltungen dagegen machen konnte, wußte er, daß ihm an diesem Tag nichts anderes übrigbleiben werde, als die Bekanntschaft zwischen den beiden Frauen zu stiften, der er sich bisher widersetzt hatte. Sie standen schon dicht neben einer Gruppe, deren Mittelpunkt Diotima und Se. Erlaucht waren, als Bonadea ganz laut vor einer der Vitrinen ausrief: «Sehen Sie doch, da liegt Moosbruggers Messer!» In der Tat, es lag da, und Bonadea sah es begeistert an, so als ob sie in einer Lade Großmamas ersten Kotillonorden entdeckt hätte; da entschloß sich ihr Freund hastig und bat unter einem schicklichen Vorwand seine Kusine um die Gunst, sie mit einer Dame bekannt zu machen dürfen, die sich das wünsche und ihm als eine leidenschaftliche Verehrerin aller guten, wahren und schönen Bestrebungen bekannt sei.

Man konnte also nicht gerade sagen, daß im Schaukeln der Tage und Wochen wenig vor sich ging, und die Polizeiausstellung, mitsamt allem, was sich an sie knüpfte, war ja eigentlich das wenigste davon. In England zum Beispiel hatte man etwas weit Großartigeres, wovon man sich hier in der Gesellschaft viel erzählte; ein Puppenhaus, das der Königin geschenkt worden, von einem berühmten Architekten erbaut, mit einem Speisesaal von einem Meter Länge, worin Miniaturporträts von berühmten modernen Malern hingen, Stuben, in denen warmes und kaltes Wasser aus Hähnen floß, und einer Bibliothek, mit einem kleinen Buch, das ganz aus Gold war, worein die Königin die Photographien der königlichen Familie klebte, einem mikroskopisch gedruckten Eisenbahn- und Schiffskursbuch und an die zweihundert winzigen Bändchen, in die berühmte Autoren mit eigener Hand Gedichte und Geschichten für die Königin geschrieben hatten. Diotima besaß das zweibändige englische, soeben erschienene Prachtwerk darüber, das alles Sehenswerte in kostbaren Abbildungen wiedergab, und sie verdankte dieser Ausgabe eine verstärkte Beteiligung der höchsten Gesellschaftskreise an ihrem Salon. Aber auch sonst ereignete sich unaufhörlich allerlei, wofür man nicht schnell die Worte fand, so daß es wie ein Trommelwirbel in der Seele einem Etwas voranging, das hinter der Ecke noch nicht sichtbar war. Da streikten kaiserlich königliche Telegraphenbeamte zum erstenmal und auf eine außerordentlich beunruhigende Weise, die den Namen Passive Resistenz bekam und aus nichts anderem bestand, als daß sie alle ihre dienstlichen Vorschriften mit dem pünktlichsten Gewissen beobachteten; es zeigte sich, daß die genaue Befolgung des Gesetzes rascher alle Arbeit zum Stillstand brachte, als es die zügelloseste Anarchie vermocht hätte. Gemeinsam mit dem Hauptmann von Köpenick in Preußen, der sich, wie heute noch erinnerlich, durch eine beim Trödler gekaufte Uniform zum Offizier gemacht hatte, auf der Straße eine Patrouille anhielt und mit ihrer und des königlich preußischen Gehorsams Hilfe eine städtische Kasse aushob, war die Passive Resistenz etwas, das den Mund kitzelte, aber zugleich in unterirdischer Weise die Ideen ins Schwanken brachte, auf die sich die Mißbilligung stützte, die man aussprechen wollte. Man las gleichzeitig unter den Neuigkeiten, daß die Regierung Sr. Majestät mit der Regierung einer anderen Majestät einen Vertrag eingegangen sei, der Sicherung des Friedens, wirtschaftliche Hebung, herzliche Zusammenarbeit und Achtung vor den Rechten aller zum Inhalt habe, aber auch Maßnahmen für den Fall, daß diese bedroht seien oder bedroht werden könnten. Sektionschef Tuzzis vorgesezter Minister hatte wenige Tage darauf eine Rede gehalten, worin er

die dringende Notwendigkeit eines engen Zusammenhaltens der drei kontinentalen Kaiserreiche bewies, die an der modernen sozialen Entwicklung nicht vorbeisehen dürften, sondern im gemeinsamen Interesse der Dynastien gegen soziale Neubildungen Front machen müßten; Italien war in ein bewaffnetes Unternehmen in Libyen verwickelt; Deutschland und England hatten eine Bagdadfrage; Kakanien traf im Süden gewisse militärische Vorbereitungen, um der Welt zu zeigen, daß es Serbiens Ausdehnung ans Meer nicht erlauben, sondern nur eine Eisenbahnverbindung gestatten werde; und ebenbürtig mit allen Ereignissen von solcher Art, gestand die weltberühmte schwedische Schauspielerin Fräulein Vogelsang, daß sie noch nie so gut geschlafen habe wie diese erste Nacht nach ihrem Eintreffen in Kakanien und sich über den Schutzmann gefreut habe, der sie vor der Begeisterung der Menge rettete, aber dann selbst um die Erlaubnis bat; ihre Hand mit seinen beiden Händen dankbar drücken zu dürfen. Damit wären also die Gedanken wieder bei der Polizeiausstellung angelangt. Es geschah viel, und man merkte es auch. Man fand es gut, wenn man es selbst tat, und war bedenklich, wenn es andere taten. Im einzelnen konnte es jeder Schuljunge verstehen, aber im ganzen wußte niemand recht, was eigentlich vor sich ging, bis auf wenige Personen, und die waren nicht sicher, ob sie es wußten. Einige Zeit später hätte alles auch in geänderter oder umgekehrter Reihenfolge gekommen sein können, und man hätte keinen Unterschied gefunden, mit Ausnahme gewisser Veränderungen, die auf die Dauer der Zeit eben unbegreiflicher Weise zurückbleiben und die Schleimspuren der historischen Schnecke bilden.

Es ist verständlich, daß eine fremde Gesandtschaft unter solchen Umständen vor einer schweren Aufgabe steht, wenn sie herausbringen möchte, was eigentlich vor sich geht. Die diplomatischen Vertreter hätten ihre Klugheit gerne aus Graf Leinsdorf geschöpft, aber Se. Erlaucht bereitete ihnen Schwierigkeiten. Er fand täglich von neuem in seinem Wirken jene Befriedigung, die feste Gediegenheit zu verleihen vermag, und sein Gesicht zeigte den fremden Beobachtern die strahlende Ruhe in Ordnung fortschreitender Vorgänge. Stelle Eins schrieb, Stelle Zwei antwortete; wenn Stelle Zwei geantwortet hatte, mußte man Stelle Eins davon Mitteilung machen, und am besten war es, man regte eine mündliche Aussprache an; wenn Stelle Eins und Zwei sich geeinigt hatten, wurde festgestellt, daß nichts veranlaßt werden könne; so gab es unaufhörlich etwas zu tun. Es gab außerdem unzählig viele Nebenrücksichten zu beachten. Man arbeitete ja mit allen verschiedenen Ministerien Hand in Hand; man wollte die Kirche nicht verletzen; man mußte gewissen Personen und gesellschaftlichen Beziehungen Rechnung tragen; mit einem Wort, auch an Tagen, wo man nichts besonderes tat, durfte man so vieles nicht tun, daß man den Eindruck großer Tätigkeit hatte. Se. Erlaucht wußte das richtig zu schätzen. «Je höher ein Mann vom Schicksal gestellt wird,» pflegte er zu sagen «desto deutlicher erkennt er, daß es nur auf wenige, einfache Grundsätze, aber auf festen Willen und ein planmäßiges Tun ankommt.» Und einmal ließ er sich seinem «jungen Freund» gegenüber auch näher über diese Erfahrung aus. Er knüpfte an die deutschen Einheitsbestrebungen an und gab zu, daß zwischen Achtzehnhundertachtundvierzig und -sechsendsechzig eine Menge der gescheitesten Leute in die Politik dareingeredet hätten; «aber dann» fuhr er fort «ist dieser Bismarck gekommen, und das eine Gute hat er jedenfalls gehabt, daß er gezeigt hat, wie man Politik machen muß: Nicht mit Reden und Gescheitheit! Trotz seiner Schattenseiten hat er erreicht, daß seit seiner Zeit, so weit die deutsche Zunge reicht, jeder Mensch weiß, daß in der Politik von Gescheitheit und Reden nichts zu erhoffen ist, sondern nur von schweigender Überlegung und Tat!» Ähnliche Äußerungen tat Graf Leinsdorf auch auf dem Konzil, und die Vertreter der auswärtigen Mächte, die dort zuweilen ihre Beobachter hatten, fanden es schwer, sich von seinen Absichten ein zutreffendes Bild zu machen. Man maß der Teilnahme Arnheims Wichtigkeit bei so wie der Stellung des Sektionschefs Tuzzi und schloß im allgemeinen daraus, daß unter diesen beiden



Männern und dem Grafen Leinsdorf ein geheimes Einvernehmen bestehe, dessen politisches Ziel vorläufig hinter lebhaften Ablenkungen der Aufmerksamkeit verborgen werde, die Frau Sektionschef Tuzzi durch ihre pankulturellen Bestrebungen liefere. Bedenkt man diesen Erfolg, durch den Graf Leinsdorf, ohne sich auch nur im geringsten anzustrengen, sogar gewiegte Beobachter in ihrer Neugierde täuschte, so läßt sich ihm jene realpolitische Begabung, die er zu besitzen glaubte, keineswegs absprechen.

Aber auch die Herren, die bei festlichen Anlässen goldgesticktes Laubwerk und ähnliche Bukolika auf den Fräcken tragen, hielten sich an die realpolitischen Vorurteile ihres Metiers, und da sie auf der Suche in den Hintergründen der Parallelaktion keine greiflichen Erscheinungen fanden, richteten sie bald ihr Augenmerk auf das, was die Ursache der meisten ungeklärten Erscheinungen in Kakanien war und «die nicht erlösten Nationen» genannt wurde. Man tut heute so, als ob der Nationalismus lediglich eine Erfindung der Armeelieferanten wäre, aber man sollte es auch einmal mit einer erweiterten Erklärung versuchen, und zu einer solchen lieferte Kakanien einen wichtigen Beitrag. Die Bewohner dieser kaiserlich und königlichen kaiserlich königlichen Doppelmonarchie fanden sich vor eine schwere Aufgabe gestellt; sie hatten sich als kaiserlich und königlich österreichisch-ungarische Patrioten zu fühlen, zugleich aber auch als königlich ungarische oder kaiserlich königlich österreichische. Ihr begreiflicher Wahlspruch angesichts solcher Schwierigkeiten war «Mit vereinten Kräften!» Das hieß *viribus unitis*. Die Österreicher brauchten aber dazu weit größere Kräfte als die Ungarn. Denn die Ungarn waren zuerst und zuletzt nur Ungarn, und bloß nebenbei galten sie bei anderen Leuten, die ihre Sprache nicht verstanden, auch für Österreich-Ungarn; die Österreicher dagegen waren zuerst und ursprünglich nichts und sollten sich nach Ansicht ihrer Oberen gleich als Österreich-Ungarn oder Österreicher-Ungarn fühlen, – es gab nicht einmal ein richtiges Wort dafür. Es gab auch Österreich nicht. Die beiden Teile Ungarn und Österreich paßten zu einander wie eine rot-weiß-grüne Jacke zu einer schwarz-gelben Hose; die Jacke war ein Stück für sich, die Hose aber war der Rest eines nicht mehr bestehenden schwarz-gelben Anzugs, der im Jahre achtzehnhundertsiebenundsechzig zertrennt worden war. Die Hose Österreich hieß seither in der amtlichen Sprache «Die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder», was natürlich gar nichts bedeutete und ein Name aus Namen war, denn auch diese Königreiche, zum Beispiel die ganz Shakespeareschen Königreiche Lodomerien und Illyrien gab es längst nicht mehr und hatte es schon damals nicht mehr gegeben, als noch ein ganzer schwarz-gelber Anzug vorhanden war. Fragte man darum einen Österreicher, was er sei, so konnte er natürlich nicht antworten: Ich bin einer aus den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern, die es nicht gibt, – und er zog es schon aus diesem Grunde vor, zu sagen: Ich bin ein Pole, Tscheche, Italiener, Friauler, Ladin, Slowene, Kroat, Serbe, Slowake, Ruthene oder Wallache, und das war der sogenannte Nationalismus. Man stelle sich ein Eichhörnchen vor, das nicht weiß, ob es ein Eichhorn oder eine Eichkatze ist, ein Wesen, das keinen Begriff von sich hat, so wird man verstehen, daß es unter Umständen vor seinem eigenen Schwanz eine heillose Angst bekommen kann; in solchem Verhältnis zu einander befanden sich aber die Kakanier und betrachteten sich mit dem panischen Schreck von Gliedern, die einander mit vereinten Kräften hindern, etwas zu sein. Seit Bestehen der Erde ist noch kein Wesen an einem Sprachfehler gestorben, aber man muß wohl hinzufügen, der österreichischen und ungarischen österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie widerfuhr es trotzdem, daß sie an ihrer Unaussprechlichkeit zugrunde gegangen ist.

Es ist für den Fremden nicht ohne Wert, zu erfahren, in welcher Weise ein gewiegter und hochstehender Kakanier wie Graf Leinsdorf sich mit diesen Schwierigkeiten abfand. Er trennte zunächst in seinem wachenden Geist sorgfältig Ungarn ab, von dem er als weiser Diplomat niemals sprach, so wie man von einem Sohn, der sich gegen den Willen der Eltern selbständig

gemacht hat, niemals spricht, wenn man auch hofft, daß es ihm noch einmal schlecht gehen werde; das Übrigbleibende aber bezeichnete er als die Nationalitäten oder auch als die österreichischen Stämme. Es war das eine sehr feinsinnige Erfindung. Se. Erlaucht hatte Staatsrecht studiert und dort als eine ziemlich über die ganze Welt verbreitete Definition gefunden, daß ein Volk nur dann Anspruch habe, für eine Nation zu gelten, wenn es eine eigene Staatsform besitze, und daraus folgte für ihn, daß die kakanischen Nationen eben höchstens Nationalitäten seien. Andererseits wußte Graf Leinsdorf, daß der Mensch erst in dem ihm übergeordneten Gemeinschaftsleben einer Nation seine volle und wahre Bestimmung finden könne, und weil er das niemand vorenthalten wissen wollte, schloß er daraus auf die Notwendigkeit, den Nationalitäten und Stämmen einen Staat überzuordnen. Er glaubte überdies an eine göttliche Ordnung, wenn diese auch für das menschliche Auge nicht jederzeit durchsichtig sei, und in den revolutionär modernen Stunden, die er manchmal hatte, war er sogar zu dem Gedanken imstande, daß die in der Neuzeit so sehr bekräftigte Idee des Staats vielleicht nichts anderes sein könnte als die von Gott eingesetzte Idee der Majestät, in einer eben erst beginnenden verjüngten Erscheinungsform. Wie dem immer sei – als Realpolitiker lehnte er zu weit getriebenes Denken ab und hätte sich auch mit Diotimas Auffassung abgefunden, daß die Idee des kakanischen Staats die gleiche sei wie die des Weltfriedens –, die Hauptsache war, daß es einen kakanischen Staat nun einmal gab, wenn auch ohne richtigen Namen, und daß ein kakanisches Staatsvolk dazu erfunden werden mußte. Er pflegte das durch das Beispiel zu verdeutlichen, daß niemand ein Schüler sei, der nicht in eine Schule gehe, daß die Schule aber eine Schule bleibe, auch wenn sie leer stehe. Je mehr sich die Völkerschaften gegen die kakanische Schule sträubten, die aus ihnen ein Volk machen sollte, desto notwendiger erschien ihm gegebenermaßen die Schule. Sie betonten kräftig, daß sie Nationen seien, verlangten verlorengegangene historische Rechte zurück, liebäugelten mit Stammesbrüdern und -verwandten jenseits der Grenzen und nannten das Reich ganz öffentlich ein Gefängnis, aus dem sie erlöst sein wollten. Graf Leinsdorf dagegen nannte sie desto beschwichtiger Stämme; er betonte ebenso sehr wie sie selbst das Unfertige ihres Zustandes, nur wollte er ihn ergänzen, indem er aus den Stämmen das österreichische Staatsvolk erzeugte, und was nicht zu seinem Plan paßte oder gar zu aufgewiegelt war, erklärte er sich in der an ihm schon bekannten Weise als Folgen noch nicht überwundener Unreife und hielt dafür, daß gegen solches am besten eine weise Mischung aus kluger Nachgiebigkeit und strafender Milde anzuwenden sei.

Als Graf Leinsdorf die Parallelaktion ins Leben rief, galt diese darum bei den Nationalitäten sofort als ein geheimnisvoller pangermanischer Anschlag, und die Anteilnahme, die Se. Erlaucht der Polizeiausstellung bezeigte, wurde in Zusammenhang mit der politischen Polizei gebracht und als Bekräftigung einer Sinnesverwandtschaft gedeutet. Alles das wußten die fremden Beobachter und hatten so viele schreckliche Dinge über die Parallelaktion gehört, wie sie nur wollten. Sie hatten sie im Sinn, während man ihnen vom Empfang der Schauspielerin Vogelsang, vom Puppenhaus der Königin und den streikenden Beamten erzählte oder sie nach ihrer Auffassung der jüngst veröffentlichten Staatsverträge fragte; und obzwar man das Wort vom Geist der Strenge, das der Minister in seiner Ansprache gebraucht hatte, als eine Ankündigung auffassen konnte, wenn man wollte, hatten sie wohl den Eindruck, daß an der Eröffnung der vielberedeten Polizeiausstellung bei unvoreingenommener Prüfung nicht das geringste zu bemerken sei, worüber etwas zu bemerken wäre, aber sie hatten doch auch den Eindruck wie alle anderen, daß etwas Allgemeines und Ungewisses vor sich gehe, das sich der Prüfung augenblicklich noch entziehe.

Von der Halbklugheit und ihrer fruchtbaren anderen Hälfte;  
von der Ähnlichkeit zweier Zeitalter,  
von dem liebenswerten Wesen Tante Janes  
und dem Unfug, den man neue Zeit nennt

Es war jedoch auch unmöglich, von den Vorgängen in den Sitzungen des Konzils eine geordnete Auffassung zu gewinnen. Im allgemeinen war man damals unter vorgeschrittenen Leuten für aktiven Geist; man hatte die Pflicht der Hirnmenschen erkannt, die Führung der Bauchmenschen an sich zu reißen. Außerdem gab es etwas, was man Expressionismus nannte; man konnte nicht genau angeben, was das sei, aber es war, wie das Wort sagte, eine Hinauspressung; vielleicht von konstruktiven Visionen, jedoch waren diese, mit der künstlerischen Überlieferung verglichen, auch destruktiv, darum kann man sie auch einfach struktiv nennen, es verpflichtet zu nichts, und eine struktive Weltauffassung, das klingt ganz respektabel. Es ist jedoch nicht alles. Man war damals tag- und weltzugewandt von innen nach außen, aber auch schon von außen nach innen; das Intellektuelle und der Individualismus galten bereits für überlebt und egozentrisch, die Liebe war wieder einmal unten durch, und man stand im Begriff, die gesunde Massenwirkung der Kitschkunst neu zu entdecken, wenn sie in die Seelen gereinigter Tatmenschen fällt. «Man ist» wechselt, wie es scheint, ebenso schnell wie «Man trägt» und hat mit ihm gemeinsam, daß niemand, wahrscheinlich nicht einmal die an der Mode beteiligten Geschäftsleute, das eigentliche Geheimnis dieses «Man» kennt. Wer sich dagegen auflehnte, würde jedoch unfehlbar den etwas lächerlichen Eindruck eines Mannes machen, der zwischen die Pole einer Paradiesmaschine geraten ist und gewaltig zuckt und rüttelt, ohne daß man seinen Gegner wahrnehmen kann. Denn der Gegner ist nicht durch die Leute gegeben, welche die vorhandene Geschäftslage mit schnellem Witz ausnützen, sondern ihn bildet die flüssig-luftartige Unfestheit des allgemeinen Zustandes selbst, sein Zusammenströmen aus unzähligen Gebieten, seine unbegrenzte Verbindungs- und Wandlungsfähigkeit, wozu auf seiten der Empfänger noch der Mangel oder das Versagen von geltenden, haltenden und ordnenden Grundsätzen kommt.

In diesem Wechsel der Erscheinungen Halt finden zu wollen, ist so schwer wie ein Nagel in einen Brunnenstrahl zu schlagen; dennoch gibt es etwas darin, das sich gleich zu bleiben scheint. Denn was geschieht zum Beispiel, wenn die bewegliche Art Mensch einen Tennisspieler genial nennt? Sie läßt etwas aus. Wenn sie ein Rennpferd genial nennt? Sie läßt noch etwas mehr aus. Sie läßt etwas aus, ob sie einen Fußballspieler wissenschaftlich, einen Fechter geistvoll nennt, oder ob sie von der tragischen Niederlage eines Boxers spricht; sie läßt überhaupt immer etwas aus. Sie übertreibt; aber es ist die Ungenauigkeit, welche die Übertreibung verursacht, so wie in einer kleinen Stadt die Ungenauigkeit der Vorstellungen die Ursache davon ist, daß man den Sohn des Kaufhausbesitzers für einen Weltmann hält. Irgendetwas wird schon daran stimmen; und warum sollten nicht auch die Überraschungen eines Champions an die eines Genies und seine Überlegungen an die eines erfahrenen Forschers erinnern? Irgendetwas anderes und noch dazu weit mehr stimmt natürlich nicht; aber dieser Rest wird im Gebrauch gar nicht oder nur unwillig empfunden. Er gilt für unsicher; er wird übergangen und ausgelassen, und es ist wahrscheinlich weniger ihr Begriff von Genie, den diese Zeit hat, wenn sie ein Rennpferd oder einen Tennisspieler genial nennt, als ihr Mißtrauen gegen die ganze höhere Sphäre.

Hier wäre nun der Ort, um von Tante Jane zu reden, an die sich Ulrich dadurch erinnerte, daß er

in alten Familienalben blätterte, die ihm Diotima geliehen hatte, und die Gesichter darin mit den Gesichtern verglich, die er in ihrem Hause sah. Denn als Knabe hatte Ulrich oft lange Zeit bei einer Großtante zugebracht, und deren Freundin war Tante Jane vor undenklichen Zeiten geworden. Sie war ursprünglich auch keine Tante; sie war als Klavierlehrerin der Kinder ins Haus gekommen und da hatte sie nicht gerade viel Ehre aufgesteckt, wohl aber viel Liebe gewonnen, denn ihr Grundsatz war, daß es wenig Sinn habe, Klavieraufgaben zu üben, wenn man doch nicht für die Musik geboren sei, wie sie sagte. Ihre Freude war größer, wenn die Kinder auf Bäume kletterten, und auf diese Weise wurde sie ebensowohl Tante zweier Generationen wie durch die rückwirkende Kraft der Jahre die Jugendfreundin ihrer enttäuschten Brotgeberin.

«Ja, der Mucki!» konnte Tante Jane zum Beispiel voll zeitunlöslichen Gefühls, mit einer solchen Nachsicht und Bewunderung für den kleinen Onkel Nepomuk sagen, der damals schon vierzig Jahre alt war, daß ihre Stimme heute noch für den, der sie einmal gehört hatte, lebte. Diese Stimme von Tante Jane war wie mit Mehl bestäubt gewesen; geradezu wie wenn man den nackten Arm in ganz feines Mehl getaucht hätte. Eine belegte, eine mild panierte Stimme; es kam davon, daß sie sehr viel schwarzen Kaffee trank und dazu lange, dünne, schwere Virginiazigarren rauchte, die zusammen mit dem Alter ihre Zähne schwarz und klein gemacht hatten. Sah man ihr ins Gesicht, so konnte man übrigens auch glauben, daß der Klang ihrer Stimme mit den unzählbaren kleinen feinen Strichen zusammenhängen müsse, von denen ihre Haut wie eine Radierung überzogen war. Ihr Gesicht war lang und sanft, und es hatte sich für die späteren Generationen niemals geändert, so wenig wie irgend etwas anderes an Tante Jane. Sie trug nur ein einziges Kleid durchs Leben, wenn es auch, wie das immerhin wahrscheinlich zu sein scheint, mehrfach vorhanden war; es war ein enges Futteral aus rilliger schwarzer Seide, das bis zum Boden reichte, keinerlei körperlichen Ausschweifungen huldigte und mit vielen kleinen schwarzen Knöpfen zu schließen ging wie die Soutane eines Priesters. Oben kam knapp ein niederer steifer Stehkragen daraus hervor, mit umgebrochenen Ecken, zwischen denen die Gurgel in der fleischlosen Haut des Halses bei jedem Zug an der Zigarre tätige Rinnen bildete; die engen Ärmel wurden von steifen, weißen Stulpen abgeschlossen, und das Dach bestand aus einer rötlichblonden, ein wenig gekräuselten Männerperücke, die in der Mitte gescheitelt war. Mit den Jahren wurde in diesem Scheitel ein wenig die Leinwand sichtbar, aber rührender waren noch die beiden Stellen, wo man die greisen Schläfen neben dem farbigen Haar sah, als einziges Zeichen davon, daß Tante Jane während ihres Lebens nicht immer gleich alt geblieben war.

Man könnte glauben, daß sie die männliche Frauenart um viele Jahrzehnte vorweggenommen hatte, die seither in Mode gekommen ist; aber dem war doch nicht so, denn in ihrer männlichen Brust ruhte ein sehr weibliches Herz. Man konnte auch glauben, daß sie einmal eine sehr berühmte Pianistin gewesen sei, die später den Zusammenhang mit ihrer Zeit verloren hatte, denn so sah sie aus; aber auch das war nicht so, sie war nie mehr als eine Klavierlehrerin gewesen, und der Männerkopf wie die Soutane kamen nur davon, daß Tante Jane als Mädchen für Franz Liszt geschwärmt hatte, dem sie während kurzer Zeit einigemal in Gesellschaft begegnet war, und auf irgendeine Weise hatte da ihr Name seine englische Form angenommen. Denn dieser Begegnung hielt sie die Treue, wie ein verliebter Ritter die Farben seiner Dame bis ins Greisenalter trägt, ohne je mehr begehrt zu haben; und an Tante Jane war das rührende, als wenn sie die Uniform ihrer eigenen Ruhmestage in Pension weiter getragen hätte. Auch das Geheimnis ihres Lebens, das man in der Familie den Herangewachsenen nur nach ernster Ermahnung zur Achtung wie bei einer Jünglingsweihe weitergab, hatte etwas von dieser Art. Jane war kein junges Mädchen mehr gewesen (denn eine anspruchsvolle Seele wählt lange), als sie den Mann fand, den sie liebte und gegen den Willen ihrer Angehörigen heiratete, und dieser Mann war natürlich ein Künstler gewesen, wenn auch durch schnödes Mißgeschick provinztädtischer Verhältnisse nur

Photograph. Aber er machte schon nach kurzer Ehe Schulden wie ein Genie und trank leidenschaftlich. Tante Jane entbehrte für ihn, sie holte ihn aus dem Wirtshaus zu den Göttern zurück, sie weinte heimlich und vor ihm, zu seinen Knien. Er sah wie ein Genie aus, mit mächtigem Mund und stolzem Haar, und wenn Tante Jane die Fähigkeit besessen hätte, die Leidenschaft ihrer Verzweiflung auf ihn zu übertragen, so wäre er mit dem Unglück seiner Laster groß wie Lord Byron gewesen. Aber der Photograph machte der Übertragung von Gefühlen Schwierigkeiten, er verließ Jane nach einem Jahr mit ihrer bäurischen Magd, die er geschwängert hatte, und starb bald darauf ziemlich verkommen. Jane schnitt eine Locke von seinem gewaltigen Haupt und bewahrte sie auf; sie nahm das uneheliche Kind, das er hinterließ, an eigen Statt und zog es unter Opfern groß; sie sprach selten von dieser vergangenen Zeit, denn man kann vom Leben, wenn es gewaltig ist, nicht auch noch fordern, daß es gut sein soll.

In Tante Janes Leben war also nicht gar wenig romantische Unnatur. Aber später, als der Photograph in seiner irdischen Unvollkommenheit schon längst keinen Zauber mehr auf sie ausübte, war gewissermaßen auch die unvollkommene Substanz ihrer Liebe zu ihm verwest, und die ewige Form der Liebe und Begeisterung blieb übrig; es wirkte in weiter Ferne dieses Erlebnis kaum anders, als es ein wirklich gewaltiges getan hätte. So aber war Tante Jane überhaupt. Ihr geistiger Inhalt war vermutlich nicht groß, aber seine seelische Form war so schön. Ihre Gebärde war heroisch, und solche Gebärden sind nur unangenehm, solange sie falsche Inhalte haben; wenn sie ganz leer sind, werden sie wieder wie Flammenspiel und Glaube. Tante Jane lebte nur von Tee, schwarzem Kaffee und zwei Tassen Fleischbrühe täglich, aber auf den Straßen der kleinen Stadt blieben die Leute nicht stehen und sahen ihr nach, wenn sie in ihrer schwarzen Soutane vorbeikam, weil man wußte, daß sie ein ordentlicher Mensch war; ja mehr als das, man hatte eine gewisse Ehrfurcht vor ihr, weil sie ein ordentlicher Mensch war und sich trotzdem die Fähigkeit bewahrt hatte, so auszusehen, wie es ihr offenbar ums Herz war, wenn man gleich nichts Näheres davon wußte.

Das wäre also wohl die Geschichte von Tante Jane, die längst in hohem Alter gestorben ist, und die Großtante ist tot, und Onkel Nepomuk ist tot, und warum haben sie eigentlich alle gelebt? fragte sich Ulrich. Aber er würde zu dieser Zeit etwas darum gegeben haben, wenn er noch einmal mit Tante Jane hätte sprechen dürfen. Er blätterte in den dicken, alten Alben mit Lichtbildern seiner Familie, die irgendwie zu Diotima gekommen waren, und je näher er den Anfängen dieser neuen Bildkunst zu blätterte, desto stolzer, kam ihm vor, hatten sich die Menschen ihr dargeboten. Sie setzten, wie man sah, den Fuß auf Felsblöcke aus Karton, die von Efeu aus Papier umspinnen waren; wenn sie Offiziere waren, stellten sie die Beine auseinander und den Säbel dazwischen; wenn sie Mädchen waren, legten sie die Hände in den Schoß und öffneten weit die Augen; wenn sie freie Männer waren, stiegen ihre Hosen in kühner Romantik, ohne Bügelfalte, gleich gekräuseltem Rauch von der Erde auf, und ihre Röcke hatten einen runden Schwung, etwas Stürmisches, das die steife Würde des bürgerlichen Gehrocks verdrängt hatte. Das mag so zwischen achtzehnhundertsechzig und -siebzig gewesen sein, nachdem die Anfänge des Verfahrens überwunden waren. Die Revolution der Vierzigerjahre lag als wüste Zeit längst zurück, und es gab neue Lebensinhalte, man weiß heute nicht mehr recht, welche; auch die Tränen, Umarmungen und Geständnisse, in denen das neue Bürgertum zu Beginn seiner Zeit seine Seele gesucht hatte, gab es nicht mehr; aber wie eine Welle auf Sand ausläuft, war dieser Edelmut nun bei den Kleidern angelangt und einer gewissen privaten Schwunghaftigkeit, wofür es wohl ein besseres Wort geben mag, von dem aber vorläufig nur die Photographien da sind. Das war die Zeit, wo die Photographen Samtjoppen und Knebelbärte trugen und wie die Maler aussahen, und die Maler große Kartons entwarfen, auf denen sie kompagnieweise mit bedeutsamen Figuren exerzierten; und den Privatmenschen schien es zu dieser Zeit gerade an der

Zeit zu sein, daß auch für sie ein Verewigungsverfahren erfunden wurde. Es bleibt nur noch hinzuzufügen, daß sich nicht leicht Menschen einer anderen Zeit so genialisch und großartig gefühlt haben wie gerade die Menschen dieser Zeit, unter denen es so wenig ungewöhnliche Menschen gab – oder es gelang ihnen so selten, zwischen den anderen hochzukommen wie noch nie.

Und oft frug sich Ulrich dabei, ob es einen Zusammenhang gebe zwischen dieser Zeit, wo sich ein Photograph für genial halten konnte, weil er trank, einen offenen Halskragen trug und den seelischen Adel, den er besaß, mit Hilfe des modernsten Verfahrens auch an allen Zeitgenossen nachwies, die sich vor sein Objektiv stellten, und einer gewissen anderen Zeit, wo man nur noch Rennpferde, wegen ihrer alles übersteigenden Fähigkeit, sich zu strecken und zusammenzuziehen, aufrichtig für genial hält. Sie sehen verschieden aus; die Gegenwart sieht stolz auf die Vergangenheit herab, und wenn die Vergangenheit zufällig später gekommen wäre, so würde sie stolz auf die Gegenwart herabsehen, aber in der Hauptsache kommen beide auf etwas sehr Ähnliches hinaus, denn es spielen da wie dort Ungenauigkeit und Auslassung der entscheidenden Unterschiede die größte Rolle. Es wird ein Teil des Großen für das Ganze genommen, eine entfernte Analogie für die Erfüllung der Wahrheit, und der leergewordene Balg eines großen Worts wird nach der Mode des Tags ausgestopft. Das geht großartig, wenn es auch nicht lange hält. Die Menschen, die in Diotimas Salon sprachen, hatten in nichts ganz unrecht, weil ihre Begriffe so unscharf waren wie Gestalten in einer Waschküche. «Diese Begriffe, in denen das Leben hängt wie der Adler in seinen Schwingen!» dachte Ulrich. «Diese unzähligen moralischen und künstlerischen Begriffe des Lebens, die ihrem Wesen nach so zart sind wie harte Gebirge in undeutlicher Ferne!» Auf ihren Zungen vermehrten sie sich durch Drehung, und man konnte von keiner ihrer Ideen eine Weile sprechen, ohne unversehens schon in die nächste zu geraten.

Diese Art Menschen hat sich zu allen Zeiten die neue Zeit genannt. Es ist das ein Wort wie ein Sack, in dem man die Winde des Aeolus fangen möchte; dieses Wort ist die beständige Entschuldigung dafür, die Dinge nicht in Ordnung zu bringen, das heißt, nicht in ihre eigene, eine sachliche Ordnung, sondern in den eingebildeten Zusammenhang eines Undings. Und doch liegt ein Bekenntnis darin. Die Überzeugung, daß sie die Aufgabe hätten, Ordnung in die Welt zu tragen, lebte in der sonderbarsten Weise in diesen Menschen. Wenn man das, was sie zu diesem Zweck unternahmen, Halbklugheit nennen wollte, so wäre bemerkenswert, daß gerade die andere, ungenannte, oder, um sie zu nennen, die dumme, niemals genaue und richtige Hälfte dieses Halbklugseins eine unerschöpfliche Erneuerungskraft und Fruchtbarkeit besaß. Es war Leben in ihr, Wandelbarkeit, Ruhelosigkeit, Standpunktwechsel. Aber sie spürten wohl selbst, wie das war. Es rüttelte an ihnen, es blies durch ihren Kopf, sie gehörten einem nervösen Zeitalter an, und es stimmte etwas nicht, jeder hielt sich für klug, aber alle zusammen fühlten sich unfruchtbar. Hatten sie noch dazu Talent und ihre Ungenauigkeit schloß das ja keineswegs aus – so war es in ihrem Kopf, als ob man das Wetter und die Wolken, die Eisenbahnen, Telegraphendrähte, Bäume und Tiere und das ganze bewegte Bild unserer lieben Welt durch ein schmales, verkrustetes Fenster sähe; und keiner merkte es so leicht an seinem eigenen, aber jeder am Fenster des andren.

Ulrich hatte sich einmal den Scherz gemacht, von ihnen genaue Angaben über das zu verlangen, was sie meinten; sie sahen ihn darauf mißbilligend an, nannten sein Begehren mechanische Lebensauffassung und Skepsis und stellten die Behauptung auf, daß das Komplizierteste nur auf das einfachste gelöst werden dürfe, so daß die neue Zeit, sobald sie sich erst aus der Gegenwart herauslöst habe, ganz einfach ausschauen werde. Ulrich machte, im Gegensatz zu Arnheim, gar

keinen Eindruck auf sie, und Tante Jane würde ihm das Gesicht gestreichelt und gesagt haben: «Ich verstehe sie sehr gut; du störst sie mit deinem Ernst.»

[<]

**100**

General Stumm dringt in die Staatsbibliothek ein und sammelt Erfahrungen über Bibliothekare, Bibliotheksdiener und geistige Ordnung

General Stumm hatte den Mißerfolg seines «Kameraden» beobachtet und machte Miene, ihn zu trösten. «Was ist das für ein zweckloses Durcheinanderreden!» tadelte er die Konzillente entrüstet, und nach einer Weile, obzwar er keine Aufmunterung fand, begann er, sich aufgeregt und doch mit einem gewissen Behagen zu eröffnen. «Du erinnerst dich,» sagte er «daß ich mir in den Kopf gesetzt habe, den erlösenden Gedanken, den Diotima sucht, ihr zu Füßen zu legen. Es gibt, wie sich zeigt, sehr viele bedeutende Gedanken, aber einer muß schließlich der bedeutendste sein; das ist doch nur logisch? Es handelt sich also bloß darum, Ordnung in sie zu bringen. Du hast selbst gesagt, daß das ein Entschluß ist, der eines Napoleon würdig wäre. Erinnerst du dich? Dann hast du mir noch eine Reihe ausgezeichneter Ratschläge gegeben, wie es von dir nicht anders zu erwarten war, aber es ist nicht dazu gekommen, daß ich sie benütze. Also, um es kurz zu sagen, ich habe die Sache selbst in die Hand genommen!»

Er trug eine Hornbrille, die er jetzt statt des Kneifers aus der Tasche zog und auf die Nase setzte, wenn er eine Person oder eine Sache scharf ins Auge fassen wollte.

Eine der wichtigsten Bedingungen der Feldherrnkunst ist es, sich über die Stärke des Gegners Klarheit zu verschaffen. «Ich habe mir also» erzählte der General «einen Eintrittsschein in unsere weltberühmte Hofbibliothek besorgen lassen und bin unter Führung eines Bibliothekars, der sich mir liebenswürdig zur Verfügung stellte, als ich ihm sagte, wer ich bin, in die feindlichen Linien eingedrungen. Wir sind den kolossalen Bücherschatz abgescritten, und ich kann sagen, es hat mich weiter nicht erschüttert, diese Bücherreihen sind nicht schlimmer als eine Garnisonsparade. Nur habe ich nach einer Weile anfangen müssen, im Kopf zu rechnen, und das hatte ein unerwartetes Ergebnis. Siehst du, ich hatte mir vorher gedacht, wenn ich jeden Tag da ein Buch lese, so müßte das zwar sehr anstrengend sein, aber irgendwann müßte ich damit zu Ende kommen und dürfte dann eine gewisse Position im Geistesleben beanspruchen, selbst wenn ich ein oder das andere auslasse. Aber was glaubst du, antwortete mir der Bibliothekar, wie unser Spaziergang kein Ende nimmt und ich ihn frage, wieviel Bände denn eigentlich diese verrückte Bibliothek enthält? Dreieinhalb Millionen Bände, antwortet er!! Wir sind da, wie er das sagte, ungefähr beim siebenhunderttausendsten Buch gewesen, aber ich habe von dem Augenblick an ununterbrochen gerechnet; – ich will es dir ersparen, ich habe es im Ministerium noch einmal mit Bleistift und Papier nachgerechnet: Zehntausend Jahre würde ich auf diese Weise gebraucht haben, um mich mit meinem Vorsatz durchzusetzen!

In diesem Augenblick sind mir die Beine auf der Stelle stecken geblieben, und die Welt ist mir wie ein einziger Schwindel vorgekommen. Ich versichere dir noch jetzt, wo ich mich beruhigt habe: da stimmt etwas ganz grundlegend nicht!

Du kannst sagen, man braucht nicht alle Bücher zu lesen. Ich werde dir darauf erwidern: Man braucht auch im Krieg nicht jeden einzelnen Soldaten zu töten, und doch ist jeder notwendig! Du

wirst mir sagen: Auch jedes Buch ist notwendig. Aber siehst du, da stimmt schon etwas nicht, denn das ist nicht wahr; ich habe den Bibliothekar gefragt!

Lieber Freund, ich habe mir einfach gedacht, dieser Mensch lebt doch zwischen diesen Millionen Büchern, kennt jedes, weiß von jedem, wo es steht: der müßte mir also helfen können. Natürlich habe ich ihn nicht ohne weiteres fragen wollen: wie finde ich den schönsten Gedanken von der Welt? Das würde ja geradezu wie der Anfang von einem Märchen klingen, und so schlaue bin ich schon, daß ich das merke, und überdies habe ich Märchenerzählen schon als Kind nicht leiden können; aber was willst du tun, irgend etwas Ähnliches mußte ich ihn schließlich fragen!

Andererseits hat mir mein Gefühl für das Schickliche auch verboten, ihm die Wahrheit zu sagen, etwa meinem Anliegen Auskünfte über unsere Aktion vorzuschicken und den Mann zu bitten, mich auf die Spur des würdigsten Ziels für sie zu setzen; dazu habe ich mich nicht ermächtigt gesehen. Also, ich hab schließlich eine kleine List angewendet. ‹Ach – habe ich ganz harmlos zu sagen angefangen – ‹ach, ich habe mich zu unterrichten vergessen, wie Sie es eigentlich beginnen, in diesem unendlichen Bücherschatz immer das richtige Buch zu finden?!› – weißt du, genau so habe ich das gesagt, wie ich mir dachte, daß Diotima es sagen würde, und für ein paar Kreuzer Bewunderung für ihn habe ich auch in den Ton gelegt, damit er mir auf den Leim geht.

Und richtig fragt er mich sehr gehonigelt und diensteifrig, was der Herr General denn zu wissen wünschen. Nun, das hat mich ein wenig in Verlegenheit gebracht. – ‹Oh, sehr vieles› – sage ich gedehnt.

‹Ich meine, mit welcher Frage oder welchem Autor beschäftigen Sie sich? Kriegsgeschichtliches?› sagte er.

‹Nein, gewiß nicht; eher Friedensgeschichtliches.›

‹Historisch? Oder aktuelle pazifistische Literatur?›

Nein, sage ich, das ließe sich durchaus nicht so einfach sagen. Zum Beispiel eine Zusammenstellung aller großen Menschheitsgedanken, ob es das gibt, frag ich ihn listig; du erinnerst dich ja, was ich auf dem Gebiet schon hab arbeiten lassen.

Er schweigt. ‹Oder ein Buch über die Verwirklichung des Wichtigsten?› sag ich.

‹Also eine theologische Ethik?› meint er.

‹Es kann auch eine theologische Ethik sein, aber es muß darin auch etwas über die alte österreichische Kultur und über Grillparzer vorkommen verlange ich. Weißt du, es muß offenbar in meinen Augen ein solcher Wissensdurst gebrannt haben, daß der Kerl plötzlich Angst bekommen hat, er könnte bis auf den Grund ausgetrunken werden; ich sage noch etwas von etwas wie von Eisenbahnfahrplänen, die es gestatten müssen, zwischen den Gedanken jede beliebige Verbindung und jeden Anschluß herzustellen, da wird er geradezu unheimlich höflich und bietet mir an, mich ins Katalogzimmer zu führen und dort allein zu lassen, obgleich das eigentlich verboten ist, weil es nur von den Bibliothekaren benützt werden darf. Da war ich dann also wirklich im Allerheiligsten der Bibliothek. Ich kann dir sagen, ich habe die Empfindung gehabt, in das Innere eines Schädels eingetreten zu sein; rings herum nichts wie diese Regale mit ihren Bücherzellen, und überall Leitern zum Herumsteigen, und auf den Gestellen und den Tischen nichts wie Kataloge und Bibliographien, so der ganze Succus des Wissens, und nirgends ein vernünftiges Buch zum Lesen, sondern nur Bücher über Bücher: es hat ordentlich nach Gehirnphosphor gerochen, und ich bilde mir nichts ein, wenn ich sage, daß ich den Eindruck hatte, etwas erreicht zu haben! Aber natürlich war mir, wie der Mann mich allein lassen will, auch ganz sonderbar zumute, ich möchte sagen, unheimlich; andächtig und unheimlich. Er fährt



wie ein Affe eine Leiter hinauf und auf einen Band los, förmlich von unten gezielt, gerade auf diesen einen, holt ihn mir herunter, sagt: ‹Herr General, hier habe ich für Sie eine Bibliographie der Bibliographien› – du weißt, was das ist? – also das alphabetische Verzeichnis der alphabetischen Verzeichnisse der Titel jener Bücher und Arbeiten, die sich in den letzten fünf Jahren mit den Fortschritten der ethischen Fragen, ausschließlich der Moralthologie und der schönen Literatur, beschäftigt haben – oder so ähnlich erklärt er es mir und will verschwinden. Aber ich packe ihn noch rechtzeitig an seinem Jackett und halte mich an ihm fest. ‹Herr Bibliothekar,› rufe ich aus ‹Sie dürfen mich nicht verlassen, ohne mir das Geheimnis verraten zu haben, wie Sie sich in diesem› – also ich habe unvorsichtigerweise Tollhaus gesagt, denn so war mir plötzlich zumute geworden – ‹wie Sie sich›, sage ich also, ‹in diesem Tollhaus von Büchern selbst zurechtfinden.› Er muß mich mißverstanden haben; nachträglich ist mir eingefallen, daß man behauptet, Wahnsinnige sollen mit Vorliebe anderen Menschen vorwerfen, daß sie wahnsinnig seien; jedenfalls hat er immerzu auf meinen Säbel geschaut und war nicht zu halten. Und dann hat er mir einen ordentlichen Schrecken eingejagt. Wie ich ihn nicht gleich loslasse, richtet er sich plötzlich auf, er ist förmlich aus seinen schwankenden Hosen herausgewachsen, und sagt mit einer Stimme, die jedes Wort bedeutungsvoll gedehnt hat, als ob er jetzt das Geheimnis dieser Wände aussprechen müßte: ‹Herr General,› sagt er ‹Sie wollen wissen, wieso ich jedes Buch kenne? Das kann ich Ihnen nun allerdings sagen: Weil ich keines lese!›

Weißt du, das war mir nun beinahe wirklich zu viel! Aber er hat es mir, wie er meine Bestürzung gesehen hat, auseinandergesetzt. Es ist das Geheimnis aller guten Bibliothekare, daß sie von der ihnen anvertrauten Literatur niemals mehr als die Büchertitel und das Inhaltsverzeichnis lesen. ‹Wer sich auf den Inhalt einläßt, ist als Bibliothekar verloren!› hat er mich belehrt. ‹Er wird niemals einen Überblick gewinnen!›

Ich frage ihn atemlos: ‹Sie lesen also niemals eines von den Büchern?›

‹Nie; mit Ausnahme der Kataloge.›

‹Aber Sie sind doch Doktor?›

‹Gewiß. Sogar Universitätsdozent; Privatdozent für Bibliothekswesen. Die Bibliothekswissenschaft ist eine Wissenschaft auch allein und für sich› erklärte er. ‹Wieviele Systeme, glauben Sie, Herr General,› fragt er ‹gibt es, nach denen man Bücher aufstellt, konserviert, ihre Titel ordnet, die Druckfehler und falschen Angaben auf ihren Titelseiten richtigstellt und so weiter?›

Ich muß dir gestehn, wie er mich danach allein gelassen hat, hat es nur zweierlei gegeben, was ich gern getan hätte: entweder in Tränen ausbrechen oder mir eine Zigarette anzünden; aber beides war mir an diesem Ort nicht gestattet! Und was glaubst du, ist geschehen?› fuhr der General vergnügt fort. ‹Wie ich so verdutzt dastehe, nähert sich mir ein alter Diener, der uns wahrscheinlich schon beobachtet hatte, und er schlurft ein paarmal höflich um mich herum und bleibt dann auch stehn, schaut mich an und fängt mit einer Stimme zu sprechen an, die entweder vom Bücherstaub oder vom Trinkgeldgeschmack ganz mild war. ‹Was brauchen der Herr General?› fragt er mich. Ich wehre ab, aber der Alte fährt fort: ‹Es kommen oft Herren von der Kriegsschule zu uns: der Herr General brauchen mir nur zu sagen, für welches Thema Herr General augenblicklich Interesse haben? Julius Caesar, Prinz Eugen, Graf Daun? Oder soll es etwas Modernes sein? Wehrgesetz? Budgetverhandlungen?› Ich versichere dir, der Mann hat so vernünftig gesprochen und hat so viel gewußt, was in den Büchern drinsteht, daß ich ihm ein Trinkgeld gegeben und ihn gefragt habe, wie er das macht. Also was glaubst du? Er erzählt mir wieder, daß die Kriegsschüler, wenn sie eine schriftliche Aufgabe haben, manchmal zu ihm

kommen und Bücher verlangen; <und dann schimpfen sie halt oft ein bißl, wenn ich ihnen die Bücher bring,> fährt er fort, <was das für ein Unsinn ist, den sie lernen müssen, und dabei erfährt unsereiner allerhand. Oder es kommt der Herr Abgeordnete, der den Bericht über das Schulbudget abzufassen hat, und fragt mich, was der Herr Abgeordnete, der den Bericht im vergangenen Jahr abgefaßt hat, dazu für Unterlagen benutzt hat. Oder es kommt der Herr Prälat, der schon seit fünfzehn Jahren über bestimmte Käfer schreibt, oder einer von den Herrn Universitätsprofessoren beschwert sich, daß er schon drei Wochen lang ein bestimmtes Buch verlangt, ohne daß er es bekommt, und da müssen alle Nachbarregale durchsucht werden, ob es nicht versteckt worden ist, bis sich herausstellt, daß er es schon seit zwei Jahren bei sich zu Haus und nicht zurückgegeben hat. Und das geht jetzt schon so fast vierzig Jahre; da merkt man sich ganz von selbst, was der Mensch will und was er dazu liest.>

<Na,> sag ich ihm <mein Lieber, was ich zu lesen suche, das kann ich Ihnen trotzdem nicht ganz so einfach auseinandersetzen!>

Und was glaubst du, antwortet er mir? Er schaut mich bescheiden an, nickt und sagt: <Ich bitte gehorsamst, Herr General, das kommt natürlich vor. Erst unlängst hat eine Dame mit mir gesprochen, die genau das gleiche gesagt hat; vielleicht kennen sie Herr General, es ist die Frau Gemahlin vom Herrn Sektionschef Tuzzi aus dem Ministerium des Äußern?>

Also was sagst du? Ich denke, mich trifft der Schlag! Und wie der Alte das merkt, bringt er mir richtig alle Bücher herbei, die sich Diotima dort reservieren läßt, und wenn ich jetzt in die Bibliothek komme, ist das geradezu wie eine heimliche geistige Hochzeit, und hie und da mach ich vorsichtig mit dem Blei an den Rand einer Seite ein Zeichen oder ein Wort und weiß, daß sie es am nächsten Tag finden wird, ohne eine Ahnung zu haben, wer da in ihrem Kopf drinnen ist, wenn sie darüber nachdenkt, was das heißen soll!>

Der General machte eine selige Pause. Aber danach riß er sich zusammen, bitterer Ernst strömte in sein Gesicht, und er fuhr von neuem fort: «Nimm dich jetzt, so gut du kannst, einen Augenblick zusammen, ich will dich etwas fragen. Wir alle sind doch überzeugt, daß unser Zeitalter so ziemlich das geordnetste ist, das es je gegeben hat. Ich habe das zwar einmal vor Diotima als ein Vorurteil bezeichnet, aber natürlich habe ich dieses Vorurteil selbst. Und nun habe ich sehen müssen, daß die einzigen Menschen, die eine wirklich verläßliche geistige Ordnung besitzen, die Bibliotheksdienner sind, und frage dich – nein, ich frage dich nicht; wir haben ja schon seinerzeit darüber gesprochen, und ich habe seit meinen letzten Erfahrungen natürlich von neuem darüber nachgedacht und ich sage dir: Stell dir vor, du trinkst Schnaps, ja? Gut in gewissen Lagen. Aber du trinkst noch und noch und noch Schnaps; kannst du mir folgen? So bekommst du zuerst einen Rausch, später das Delirium tremens und schließlich den Ehrenkondukt, und der Kurat spricht irgendetwas von eiserner Pflichterfüllung an deinem Grab. Hast du dir das vorgestellt? Also, wenn du dir das vorgestellt hast, da ist ja weiter nichts dabei, so stell dir jetzt Wasser vor. Und stell dir vor, du mußt immer mehr davon trinken, so bist du schließlich ertrunken. Und stell dir Essen vor bis zur Darmverschlingung. Und jetzt die Heilmittel, Chinin oder Arsen oder Opium. Wozu? wirst du fragen. Aber lieber Kamerad, jetzt mache ich dir erst den hervorragendsten Vorschlag: Stell dir Ordnung vor. Oder stell dir lieber zuerst einen großen Gedanken vor, dann einen noch größeren, dann einen, der noch größer ist, und dann immer einen noch größeren; und nach diesem Muster stell dir auch immer mehr Ordnung in deinem Kopf vor. Zuerst ist das so nett wie das Zimmer eines alten Fräuleins und so sauber wie ein ärarischer Pferdestall; dann großartig wie eine Brigade in entwickelter Linie; dann toll, wie wenn man nachts aus dem Kasino kommt und zu den Sternen <Ganze Welt, habt acht; rechts schaut!> hinauf kommandiert. Oder sagen wir, im Anfang ist Ordnung so, wie wenn ein Rekrut

mit den Beinen stottert und du bringst ihm das Gehen bei; dann so, wie wenn du im Traum außer der Tour zum Kriegsminister avancierst; aber jetzt stell dir bloß eine ganze, universale, eine Menschheitsordnung, mit einem Wort eine vollkommene zivilistische Ordnung vor: so behaupte ich, das ist der Kältetod, die Leichenstarre, eine Mondlandschaft, eine geometrische Epidemie!

Ich habe mich mit meinem Bibliotheksdiener darüber unterhalten. Er hat mir vorgeschlagen, daß ich Kant lesen soll oder so etwas dergleichen, über die Grenzen der Begriffe und des Erkenntnisvermögens. Aber ich will eigentlich nichts mehr lesen. Ich habe so etwas Komisches im Gefühl: ein Verständnis dafür, warum wir beim Militär, die wir die größte Ordnung haben, gleichzeitig bereit sein müssen, in jedem Augenblick unser Leben hinzugeben. Ich kann nicht ausdrücken, warum. Irgendwie geht Ordnung in das Bedürfnis nach Totschlag über. Und ich bin jetzt ehrlich besorgt, daß deine Kusine mit ihren Bestrebungen am Ende noch etwas anrichtet, das ihr sehr schaden kann, während ich ihr weniger helfen kann als je! Kannst du mir folgen? Was so die Wissenschaft und Kunst nebenbei leistet, an großen und bewundernswerten Gedanken, das natürlich in Ehren, dagegen will ich nichts gesagt haben!»

[<]

**101**

## Die feindlichen Verwandten

Auch Diotima sprach in dieser Zeit wieder einmal ihren Vetter an. Es war hinter den Wirbeln, die sich zäh und unablässig durch ihre Zimmer drehten, eines Abends eine Lagune von Stille an der Wand entstanden, wo er auf einem Bänkchen saß, und Diotima kam wie eine ermüdete Tänzerin und setzte sich neben ihn. Das war lange nicht geschehen. Seit jenen Spazierfahrten und als ob es ihre Folge gewesen wäre, hatte sie den «außerdienstlichen» Verkehr mit ihm gemieden.

Diotimas Gesicht war von Hitze oder Ermüdung leicht gefleckt.

Sie stützte die Hände auf die Bank, sagte «Wie geht es Ihnen?» und sonst nichts, obgleich sie doch unbedingt anderes hätte sagen müssen, und blickte mit etwas geneigtem Kopf geradeaus. Es erweckte den Eindruck, daß sie stark «angeschlagen» sei, so es erlaubt ist, das boxerisch auszudrücken. Sie verwandte nicht einmal Sorgfalt darauf, daß ihr Kleid gute Figur machte, wie sie da hockte.

Ihr Vetter dachte an zerzaustes Haar, einen Bauernkittel und blanke Beine. Es blieb, wenn man den falschen Putz von ihr herunterschlug, ein kräftiges und schönes Stück Mensch übrig, und er mußte sich zurückhalten, um nicht einfach ihre Hand in seine Faust zu nehmen, wie es die Bauern tun.

«Arnheim macht Sie also nicht glücklich» stellte er ruhig fest.

Sie hätte diese Zumutung vielleicht zurückweisen sollen, fühlte sich aber recht sonderbar bewegt und schwieg; erst nach einer Weile entgegnete sie: «Seine Freundschaft macht mich sehr glücklich.»

«Ich hatte den Eindruck, daß Sie seine Freundschaft etwas quält.»

«Oh, was Sie sagen!?» Diotima richtete sich auf und war wieder Dame. «Wissen Sie, wer mich quält?» fragte sie und war bemüht, den Ton einer leichten Unterhaltung zu finden. «Ihr Freund,

der General! Was will dieser Mensch? Warum kommt er her? Warum starrt er mich immer an?»

«Er liebt Sie!» entgegnete der Vetter.

Diotima lachte nervös. Sie setzte fort: «Wissen Sie, daß ich vom Kopf bis zum Fuß erschauere, wenn ich ihn sehe? Er erinnert mich an den Tod!»

«Ein ungewöhnlich lebensfreundlich aussehender Tod, wenn man ihn unbefangen betrachtet!»

«Ich bin offenbar nicht unbefangen. Ich kann es mir nicht erklären. Aber mich ergreift eine Panik, wenn er mich anspricht und mir auseinandersetzt, daß ich *hervorragende* Ideen bei einer *hervorragenden* Gelegenheit *hervorragend* mache. Mich beschleicht eine unbeschreibliche, unbegreifliche, traumhafte Angst!»

«Vor ihm?»

«Wovor sonst?! Er ist eine Hyäne!»

Der Vetter mußte lachen. Sie schmähte hemmungslos wie ein Kind weiter. «Er schleicht herum und wartet, bis unsere schönen Bemühungen tot zusammenbrechen werden!»

«Und wahrscheinlich ist es das, was Sie fürchten! Große Kusine, erinnern Sie sich daran, daß ich Ihnen diesen Zusammenbruch seit je vorhergesagt habe? Er ist unvermeidlich; Sie müssen sich auf ihn gefaßt machen!»

Diotima sah Ulrich hoheitsvoll an. Sie erinnerte sich recht gut; mehr als das, sie erinnerte sich in diesem Augenblick an die Worte, die sie zu ihm gesagt hatte, als er seinen ersten Besuch machte, und diese waren wohlgeeignet, sie jetzt zu schmerzen. Sie hatte ihm vorgehalten, daß es ein großer Vorzug sei, eine Nation, ja eigentlich die Welt aufrufen zu dürfen, damit sie sich inmitten der Materie auf den Geist besinne. Sie hatte nichts Verbrauchtes, Altgeistiges gewollt; dennoch war der Blick, mit dem sie heute ihren Vetter ansah, eher schon überhoben zu nennen, als noch überheblich. Sie hatte ein Weltjahr erwogen, einen Aufschwung, einen krönenden Kulturinhalt gesucht; sie war bald nahe daran gewesen, bald wieder weit weg; sie hatte viel geschwankt und viel gelitten; die letzten Monate kamen ihr vor, wie eine lange Überfahrt, wo man von Wogen ungeheuer gehoben und fallen gelassen wird, die sich in gleicher Weise wiederholen, so daß sie, was früher oder später war, kaum noch unterscheiden konnte. Nun saß sie hier, wie ein Mensch, der nach ungeheuren Anstrengungen auf einer Bank sitzt, die sich, Gott sei Dank, nicht bewegt, und augenblicklich nichts tun will, als etwa dem Rauch seiner Pfeife nachzuschauen; ja so lebhaft beherrschte eine solche Stimmung Diotima, daß sie selbst diesen Vergleich wählte, der an einen alten Mann im Spätsonnenschein erinnerte. Sie kam sich wie ein Mensch vor, der große, leidenschaftliche Kämpfe hinter sich hat. Mit einer müden Stimme sprach sie zu ihrem Vetter: «Ich habe sehr viel mitgemacht; ich habe mich sehr verändert.»

«Wird es mir zugute kommen?» fragte der.

Diotima schüttelte den Kopf und lächelte, ohne ihn anzusehn.

«Dann will ich Ihnen verraten, daß Arnheim hinter dem General steckt, nicht ich; Sie haben ja doch die Schuld an seinem Vorhandensein allezeit nur mir gegeben!» sagte Ulrich plötzlich.

«Erinnern Sie sich aber, was ich Ihnen geantwortet habe, als Sie mich deshalb zur Rede stellten?»

Diotima erinnerte sich. Fernhalten, hatte der Vetter gesagt. Aber Arnheim, der hatte gesagt, sie solle den General nur freundlich aufnehmen! Sie fühlte in diesem Augenblick etwas, das ließ sich nicht beschreiben; so, als ob sie in einer Wolke säße, die ihr rasch über die Augen stieg. Aber gleich war das Bänkchen unter ihr wieder hart und fest, und sie sagte: «Ich weiß nicht, wie dieser

General zu uns gekommen ist, ich selbst habe ihn nicht eingeladen. Und Doktor Arnheim, den ich gefragt habe, weiß selbstverständlich auch nichts davon. Es muß irgendein Versehen unterlaufen sein.»

Der Vetter lenkte nur wenig ein. «Ich kenne den General von früher, aber wir haben uns zum erstenmal wieder bei Ihnen gesehn» erklärte er. «Es ist natürlich sehr wahrscheinlich, daß er hier im Auftrag des Kriegsministeriums ein wenig herumspioniert, aber er möchte Ihnen auch ehrlich helfen. Und ich habe es aus seinem Mund, daß sich Arnheim auffallend viel Mühe mit ihm gibt!»

«Weil Arnheim an allem Teil nimmt!» entgegnete Diotima. «Er hat mir geraten, den General nicht zurückzustoßen, da er an seinen guten Willen glaubt und in seiner einflußreichen Stellung eine Gelegenheit sieht, unseren Bestrebungen zu nützen.»

Ulrich schüttelte heftig den Kopf. «Hören Sie sich das Gegacker rings um ihn an!» sagte er so unvermittelt, daß die Umstehenden es hören konnten und die Hausfrau in Verlegenheit geriet. «Er läßt es sich gefallen, weil er reich ist. Er hat Geld, gibt allen recht und weiß, daß sie freiwillig Reklame für ihn machen!»

«Warum sollte er das denn tun?!» erwiderte Diotima ablehnend.

«Weil er eitel ist!» fuhr Ulrich fort. «Maßlos eitel! Ich weiß nicht, wie ich Ihnen den ganzen Inhalt dieser Behauptung begreiflich machen soll. Es gibt eine Eitelkeit im biblischen Sinn: man macht aus der Leere eine Schelle! Eitel ist ein Mensch, der sich beneidenswert vorkommt, wenn zu seiner Linken der Mond über Asien aufgeht, während zu seiner Rechten Europa im Sonnenuntergang verdämmt; so hat er mir einmal eine Reise über das Marmarameer beschrieben! Wahrscheinlich geht der Mond hinter dem Blumentopf eines verliebten kleinen Mädchens schöner auf als über Asien!» Diotima suchte nach einem Platz, wo man nicht von den Leuten, die herumstreiften, gehört würde. Sie sagte leise: «Sie sind durch seinen Erfolg gereizt» und leitete ihn durch die Zimmer; dann richtete sie es mit einer klugen Bewegung so ein, daß sie unauffällig durch die Tür schritten und ins Vorzimmer traten. Alle anderen Räume waren von Gästen besetzt. «Warum» hub sie dort an «sind Sie ihm feindlich gesinnt? Sie bringen mich dadurch in Schwierigkeiten.»

«Ich bringe Sie in Schwierigkeiten?» fragte Ulrich erstaunt.

«Es könnte mich doch vielleicht verlangen, mich mit Ihnen auszusprechen? Aber solange Sie sich so verhalten, darf ich Ihnen nichts anvertraun!»

Sie war in der Mitte des Vorzimmers stehengeblieben. «Bitte vertrauen Sie mir ruhig an, was Sie zu sagen haben» bat Ulrich. «Sie haben sich ineinander verliebt, das weiß ich. Wird er Sie heiraten?»

«Er hat es mir angetragen» erwiderte Diotima, ohne Rücksicht auf den unsicheren Platz, wo sie sich befanden. Sie war von ihren eigenen Gefühlen überwältigt und stieß sich nicht an ihres Veters unziemlicher Gradheit.

«Und Sie?» fragte dieser.

Sie wurde rot wie ein ausgefragtes Schulkind. «Oh, das ist eine Frage voll schwerer Verantwortung!» entgegnete sie zögernd. «Man darf sich zu keiner Ungerechtigkeit hinreißen lassen. Bei wirklich großen Erlebnissen kommt es auch nicht so sehr darauf an, was man tut!»

Diese Worte waren Ulrich unverständlich, da er die Nächte nicht kannte, in denen Diotima die Stimme der Leidenschaft überwand und bis zur reglosen Gerechtigkeit der Seelen gelangte, deren

Liebe wie ein nach zwei Seiten ausgerichteter Waggelbalken schwebt. Darum hatte er den Eindruck, daß es vorläufig besser sei, den schnurgeraden Weg der Aussprache zu verlassen, und er sagte: «Ich möchte über mein Verhältnis zu Arnheim gern mit Ihnen sprechen, weil es mir unter diesen Umständen leid tut, daß Sie den Eindruck von Feindseligkeit haben. Ich glaube Arnheim gut zu verstehen. Sie müssen sich vorstellen: Was sich in Ihrem Haus vollzieht, ich will es nach Ihrem Wunsch eine Synthese nennen, das hat er schon unzähligmale mitgemacht. Die geistige Bewegung, wo sie in der Form von Überzeugungen auftritt, tritt sogleich auch in der Form entgegengesetzter Überzeugungen auf. Und wo sie sich in einer sogenannten großen geistigen Persönlichkeit verkörpert, dort fühlt sie sich so unsicher wie in einer ins Wasser geworfenen Pappschachtel, sobald dieser Persönlichkeit nicht freiwillig von allen Seiten Bewunderung erwiesen wird. Wir sind, wenigstens in Deutschland, von der Liebe zu anerkannten Persönlichkeiten wie die Betrunknen gerührt, die einem neuen Mann um den Hals fallen und ihn aus ebenso dunklen Gründen nach einer Weile umstoßen. Ich kann mir also lebhaft vorstellen, was Arnheim empfindet: Es muß wie eine Seekrankheit sein; und wenn er sich in solcher Umgebung erinnert, was man mit Reichtum, durch geschickte Anwendung, ausrichten kann, so hat er nach langer Wasserreise zum erstenmal wieder festen Boden unter den Füßen. Er wird bemerken, wie Vorschlag, Anregung, Wunsch, Bereitwilligkeit, Leistung in die Nähe des Reichtums streben, und das ist durchaus ein Abbild des Geistes selbst. Denn auch Gedanken, die Macht gewinnen wollen, hängen sich an Gedanken, die schon Macht haben. Ich weiß nicht, wie ich das ausdrücken soll; der Unterschied zwischen einem strebenden und einem streberischen Gedanken läßt sich kaum fassen. Ist aber diese falsche Verknüpfung mit dem Großen einmal anstelle der weltlichen Armut und Reinheit des Geistes getreten, so drängt sich, und natürlich mit Recht, auch das für groß Geltende und schließlich das ein, was durch Reklame für groß gilt und durch kaufmännisches Geschick. Dann haben Sie Arnheim in aller Unschuld und Schuld!»

«Sie denken sehr heilig heute!» erwiderte Diotima spitz.

«Ich gebe zu, daß er mich wenig angeht; aber die Art und Weise, wie er die gemischten Wirkungen der äußeren und inneren Größe hinnimmt und eine vorbildliche Humanität daraus machen möchte, könnte mich allerdings zu wilder Heiligkeit reizen!»

«Oh, wie Sie irren!» unterbrach ihn nun Diotima heftig. «Sie stellen sich einen blasierten reichen Mann vor. Aber für Arnheim ist Reichtum eine unglaublich durchdringende Verantwortung. Er sorgt sich um sein Geschäft, wie es ein anderer um einen Menschen täte, der ihm anvertraut ist. Und Wirken ist für ihn eine tiefe Notwendigkeit; er begegnet der Welt freundlich, weil man sich regen muß, um, wie er sagt, geregt zu werden! Oder sagt das Goethe? Er hat es mir einmal eingehend auseinandergesetzt. Er steht auf dem Standpunkt, daß man Gutes erst dann zu wirken beginnen könne, wenn man überhaupt zu wirken begonnen hat; denn ich gestehe, daß auch ich manchmal den Eindruck hatte, er lasse sich zu sehr mit jedermann ein.»

Sie waren unter diesen Worten in dem leeren Vorzimmer auf und ab gegangen, wo nur Spiegel und Kleider hingen. Jetzt blieb Diotima stehn und legte die Hand auf den Arm ihres Veters.

«Dieser in jeder Weise vom Schicksal ausgezeichnete Mensch» sagte sie «hat den bescheidenen Grundsatz, daß der Einzelne nicht stärker ist als ein verlassener Kranker! Können Sie ihm nicht beipflichten: Wenn ein Mensch einsam ist, so gerät er in tausend Übertreibungen!» Sie blickte zu Boden, als ob sie dort etwas suchte, während sie den Blick ihres Veters auf ihren gesenkten Augenlidern ruhen fühlte. «Oh, ich könnte von mir selbst sprechen, ich bin in der letzten Zeit sehr einsam gewesen» fuhr sie fort «aber ich sehe es auch an Ihnen. Sie sind verbittert und nicht glücklich. Sie stehen in einem Mißverhältnis zu Ihrer Umgebung, das man an allen Ihren Ansichten merkt. Ein eifersüchtiges Naturell, stellen Sie sich allem entgegen. Ich will Ihnen offen

gestehn, daß sich Arnheim bei mir darüber beklagt hat, daß Sie seine Freundschaft zurückweisen.»

«Er hat Ihnen erzählt, daß er meine Freundschaft wünscht? Da lügt er!»

Diotima sah auf und lachte. «Gleich sind Sie wieder übertrieben! Beide wünschen wir Ihre Freundschaft. Vielleicht gerade deshalb, weil Sie so sind. Aber da muß ich etwas weiter ausholen; Arnheim hat folgende Beispiele dafür gebraucht: → Sie zögerte einen Augenblick, dann verbesserte sie sich: «Nein, es würde zu weit führen. Also kurz: Arnheim sagt, man müsse die Mittel gebrauchen, die einem seine Zeit an die Hand gebe; man soll sogar immer im Sinne zweier Ansichten handeln, nie ganz revolutionär und nie ganz gegenrevolutionär, nie völlig liebend, noch völlig hassend, nie einem Hang folgend, sondern alles entfaltend, was man in sich hat: Das ist aber nicht klug, wie Sie es ihm zumuten, sondern das Zeichen einer umfassenden, Oberflächenunterschiede durchstoßenden synthetisch-einfachen Natur, einer Herrennatur!»

«Und was hat das mit mir zu tun?» fragte Ulrich.

Der Einwand hatte die Wirkung, daß er die Erinnerung an ein Gespräch über Scholastik, Kirche, Goethe und Napoleon und den Nebel von Bildung zerriß, der sich um Diotimas Kopf verdickt hatte, und sie sah sich plötzlich sehr deutlich neben ihrem Vetter auf dem länglichen Schuhkasten sitzen, auf den sie ihn im Eifer niedergezogen hatte; sein Rücken wich eigensinnig den hinter ihm hängenden fremden Mänteln aus, während sich ihr Haar darinnen verwirrt hatte und gerichtet werden mußte. Indes sie es tat, antwortete sie: «Sie sind doch das Gegenteil davon! Sie möchten die Welt nach Ihrem Ebenbild umschaffen! Sie machen immer irgendwie passive Resistenz, wie dieses schreckliche Wort lautet!» Sie war sehr glücklich darüber, daß sie ihm so ausgiebig ihre Meinung sagen konnte. Aber sie durften nicht da sitzen bleiben, wo sie saßen, das überlegte sie zwischendurch, denn jeden Augenblick konnten Gäste aufbrechen oder aus anderen Gründen ins Vorzimmer kommen. «Sie sind voll Kritik, ich erinnere mich nicht, daß Sie je etwas gut gefunden hätten» fuhr sie fort; «aus Opposition loben Sie alles, was heute unerträglich ist. Wenn man angesichts der toten Wüste unserer entgötterten Zeit sich ein wenig Gefühl und Intuition retten möchte, kann man sicher sein, daß Sie das Spezialistentum, die Unordnung, das negative Sein schwärmerisch verteidigen!» Sie stand dabei lächelnd auf und gab ihm zu verstehen, daß sie einen anderen Platz suchen müßten. Sie konnten nur in die Zimmer zurückkehren oder, wenn sie das Gespräch fortsetzen wollten, sich vor den anderen verstecken; das Tuzzische Schlafzimmer wäre wohl durch eine Tapetentür auch von dieser Seite zu erreichen gewesen, aber es kam Diotima doch zu vertraut vor, ihren Vetter dorthin zu führen, zumal beim Ausräumen der Wohnung für den Empfang jedesmal eine unberechenbare Unordnung in diesem Raum angehäuft wurde, und so blieben als Zuflucht nur die beiden Mägdekammern übrig. Der Gedanke, daß es eine lustige Mischung von Zigeunerei und Aufsichtspflicht sei, Rachels Zimmer, das sie sonst nie betrat, einmal unerwartet zu besichtigen, entschied. Im Gehen und während sie den Vorschlag entschuldigte und dann in der Kammer sprach sie weiter auf Ulrich ein: «Man gewinnt den Eindruck, daß Sie Arnheim bei jeder Gelegenheit konterminieren wollen. Ihr Widerspruch schmerzt ihn. Er ist ein großer Fall des heutigen Menschen. Er hat und braucht darum den Anschluß an die Wirklichkeit. Sie sind dagegen immer auf dem Sprung ins Unmögliche. Er ist Bejahung und ganz ausgeglichen; Sie sind eigentlich asozial. Er strebt nach Einheit, ist bis in die Fingernägel um Entscheidung bemüht; Sie setzen eine formlose Gesinnung dagegen. Er hat Sinn für Gewordenes; Sie aber? Was tun Sie? Sie tun, als ob die Welt erst morgen anfangen sollte. So sprechen Sie doch?! Vom ersten Tag an, gleich als ich Ihnen sagte, daß uns eine Gelegenheit geboten sei, Großes zu tun, haben Sie sich so gegeben. Und wenn man diese Gelegenheit als ein Schicksal ansieht und im entscheidenden Augenblick zusammengeführt worden ist und

sozusagen mit schweigend fragendem Auge auf Antwort wartet, gebärden Sie sich recht wie ein böser Junge, der stören will!» Sie hatte das Bedürfnis, durch gescheite Worte die verfängliche Situation in dieser Kammer zu unterdrücken, und indem sie ihren Vetter etwas übertrieben auszankte, gewann sie Mut zu dieser Situation.

«Und wenn ich so bin, wozu können Sie mich verwenden?» fragte Ulrich. Er saß auf Rachels, der kleinen Zofe, kleinem Eisenbett, und Diotima saß auf dem kleinen Strohstuhl, eine Armlänge vor ihm. Aber da erhielt er von Diotima eine bewundernswerte Antwort. «Wenn ich mich einmal vor Ihnen» sagte sie unvermittelt «ganz gemein und schlecht benehmen könnte, würden Sie sicher wundervoll wie ein Erzengel sein!» Sie erschrak selbst darüber. Sie hatte bloß seine Widerspruchslust bezeichnen und den Scherz machen wollen, daß er gut und lieb sein würde, wenn man es nicht verdiente; aber unbewußt war dabei eine Quelle aufgesprungen und hatte Worte zum Vorschein gebracht, die ihr, nachdem sie ausgesprochen waren, sofort etwas sinnlos vorkamen und doch überraschenderweise ihr und ihrer Beziehung zu diesem Vetter anzugehören schienen.

Dieser fühlte es; er sah sie schweigend an, und nach einer Pause erwiderte er mit der Frage: «Sind Sie sehr, sind Sie maßlos in ihn verliebt?»

Diotima blickte zu Boden. «Was gebrauchen Sie für ungehörige Worte! Ich bin doch kein Backfisch, der sich verschossen hat!»

Aber ihr Vetter beharrte. «Ich frage aus einem Grund, den ich ungefähr angeben kann: ich will wissen, ob Sie schon das Verlangen kennen gelernt haben, daß alle Menschen – ich denke dabei auch an die ärgsten Scheusale, die nebenan in Ihrem Zimmer sind – sich nackt ausziehen, einander die Arme um die Schultern schlingen und statt zu reden singen möchten; Sie aber müßten sodann von einem zum andern gehen und ihn schwesterlich auf die Lippen küssen. Wenn Sie es für zu anstößig halten, kann ich vielleicht Nachthemden zugestehen.»

Diotima erwiderte auf jeden Fall: «Sie geben sich mit netten Vorstellungen ab!»

«Aber sehen Sie, ich, ich kenne dieses Verlangen, wenn es auch lange her ist! Es hat doch sehr angesehene Leute gegeben, die behauptet haben, so sollte es eigentlich auf der Welt zugehen!»

«Dann sind Sie selbst schuld, wenn Sie es nicht tun!» fiel ihm Diotima ins Wort. «Man braucht es außerdem nicht so lächerlich auszumalen!» Sie hatte sich daran erinnert, daß ihr Abenteuer mit Arnheim unbezeichnenbar sei und das Verlangen nach einem Leben weckte, wo die sozialen Unterschiede verschwinden und Tätigkeit, Seele, Geist und Traum eines sein sollten.

Ulrich erwiderte nichts. Er bot seiner Kusine eine Zigarette an. Sie nahm sie. Wie die Duftwolken das «enge Kämmerlein» füllten, überlegte Diotima, was sich Rachel denken werde, wenn sie die verhauchten Spuren dieses Besuchs finden wird. Sollte man lüften? Oder am kommenden Morgen der Kleinen Aufklärung geben? Merkwürdigerweise bewog sie gerade der Gedanke an Rachel zum Bleiben; sie war schon nahe daran gewesen, das allzu sonderbar werdende Beisammensein aufzuheben, aber die Vorrechte geistiger Überlegenheit und der für ihre Zofe unerklärliche Zigarettenduft eines geheimnisvollen Besuchs wurden irgendwie das gleiche und bereiteten ihr Vergnügen.

Ihr Vetter betrachtete sie. Es wunderte ihn, daß er so zu ihr gesprochen hatte, aber er fuhr fort; er sehnte sich nach Gesellschaft. «Ich will Ihnen sagen,» nahm er wieder das Wort «unter welchen Bedingungen ich so seraphisch sein könnte; denn seraphisch ist wohl kein zu großer Ausdruck dafür, daß man seinen Nebenmenschen nicht bloß körperlich erträgt, sondern sich ihm sozusagen bis unter den psychologischen Lendenschurz auch anfühlen kann, ohne einen Schauer zu



empfinden.»

«Ausgenommen, er ist eine Frau!» schaltete Diotima in Erinnerung des üblen Rufes ein, den ihr Vater in der Familie genoß.

«Auch das nicht ausgenommen!»

«Sie haben recht! Was ich den Menschen in der Frau lieben nenne, kommt ungeheuer selten vor!» Ulrich hatte nach Diotimas Auffassung seit einiger Zeit die Eigenschaft, daß seine Ansichten den ihren nahe kamen, aber es blieb doch immer verfehlt und nicht ganz ausreichend, was er sagte.

«Ich will es Ihnen ernst beschreiben» sagte er diesmal hartnäckig. Er saß vorgebeugt, hatte die Unterarme auf die muskulösen Schenkel gelegt und blickte finster zu Boden. «Wir sagen heute noch: ich liebe diese Frau, und ich hasse jenen Menschen, statt zu sagen, sie ziehen mich an oder stoßen mich ab. Und um einen Schritt genauer müßte man hinzufügen, daß ich es bin, der in ihnen die Fähigkeit erweckt, mich anzuziehen oder abzustoßen. Und noch um einen Schritt genauer müßte man dem hinzufügen, daß sie in mir die Eigenschaften hervorkehren, die dazu gehören. Und so weiter; man kann nicht sagen, wo da der erste Schritt geschieht, denn das ist eine gegenseitige, eine funktionale Abhängigkeit so wie zwischen zwei elastischen Bällen oder zwei geladenen Stromkreisen. Und wir wissen natürlich längst, daß wir auch so fühlen müßten, aber wir ziehen es noch immer beiweitem vor, die Ursache und Ur-Sache in den Kraftfeldern des Gefühls zu sein, die uns umgeben; selbst wenn unsereiner zugibt, er mache einen anderen nach, drückt er es so aus, als ob das eine aktive Leistung wäre! Darum habe ich Sie gefragt und frage Sie noch einmal, ob Sie schon je maßlos verliebt oder zornig oder verzweifelt gewesen sind. Denn dann begreift man bei einiger Beobachtungsgabe ganz genau, daß es einem mitten in der höchsten Erregung seiner selbst nicht anders geht wie einer Biene am Fenster oder einem Infusorium in vergiftetem Wasser: man erleidet einen Bewegungsturm, man fährt blind nach allen Seiten, man schlägt hundertmal gegen das Undurchdringliche und einmal, wenn man Glück hat, durch eine Pforte ins Freie, was man sich natürlich hinterdrein, in erstarrtem Bewußtseinszustand, als planvolle Handlung auslegt.»

«Ich muß Ihnen einwenden,» bemerkte Diotima «daß das eine trostlose und unwürdige Auffassung von Gefühlen wäre, die das ganze Leben eines Menschen zu entscheiden vermögen.»

«Es schwebt Ihnen vielleicht die alte, langweilig gewordene Streitfrage vor, ob der Mensch Herr seiner selbst sei oder nicht» entgegnete Ulrich, rasch aufblickend. «Wenn alles eine Ursache hat, dann kann man für nichts, und dergleichen? Ich muß Ihnen gestehn, daß mich das in meinem ganzen Leben nicht eine Viertelstunde lang interessiert hat. Es ist die Fragestellung einer Zeit, die unmerklich überholt worden ist; sie kommt von der Theologie, und außer Juristen, die noch sehr viel Theologie und Ketzerverbrennung in der Nase haben, fragen nach Ursachen heute nur noch Familienmitglieder, die sagen: Du bist die Ursache meiner schlaflosen Nächte, oder: der Kurssturz in Getreide war die Ursache seines Unglücks. Aber fragen Sie einen Verbrecher, nachdem Sie sein Gewissen aufgerüttelt haben, wie er dazu gekommen ist! Er weiß es nicht; auch dann nicht, wenn sein Bewußtsein nicht während eines einzigen Augenblicks der Tat abwesend war!»

Diotima richtete sich höher auf. «Warum sprechen Sie so oft von Verbrechern? Sie lieben das Verbrechen besonders. Das muß doch etwas bedeuten?»

«Nein» entgegnete der Vetter. «Es bedeutet nichts. Höchstens eine gewisse Angeregtheit. Das gewöhnliche Leben ist ein Mittelzustand aus allen uns möglichen Verbrechen. Aber da wir schon

das Wort Theologie gebraucht haben, möchte ich Sie etwas fragen.»

«Gewiß wieder, ob ich schon einmal maßlos verliebt oder eifersüchtig war!?»

«Nein. Überlegen Sie einmal: Wenn Gott alles vorher bestimmt und weiß, wie kann der Mensch sündigen? So wurde ja früher gefragt, und sehen Sie, es ist noch immer eine ganz moderne Fragestellung. Eine ungemein intrigante Vorstellung von Gott hatte man sich da gemacht. Man beleidigt ihn mit seinem Einverständnis, er zwingt den Menschen zu einer Verfehlung, die er ihm übelnehmen wird; er weiß es ja nicht nur vorher – für solche resignierte Liebe hätten wir immer Beispiele –, sondern er veranlaßt es! In einer ähnlichen Lage zu einander befinden wir uns heute alle. Das Ich verliert die Bedeutung, die es bisher gehabt hat, als ein Souverän, der Regierungsakte erläßt; wir lernen sein gesetzmäßiges Werden verstehen, den Einfluß seiner Umgebung, die Typen seines Aufbaus, sein Verschwinden in den Augenblicken der höchsten Tätigkeit, mit einem Wort, die Gesetze, die seine Bildung und sein Verhalten regeln. Bedenken Sie: die Gesetze der Persönlichkeit, Kusine! Es ist das wie ein gewerkschaftlicher Zusammenschluß der einsamen Giftschlangen oder eine Handelskammer für Räuber! Denn da Gesetze wohl das Unpersönlichste sind, was es auf der Welt gibt, wird die Persönlichkeit bald nicht mehr sein als ein imaginärer Treffpunkt des Unpersönlichen, und es wird schwerhalten, für sie jenen ehrenvollen Standpunkt zu finden, den Sie nicht entbehren mögen ...»

So sprach ihr Vetter, und Diotima wandte gelegentlich ein: «Aber lieber Freund, man soll doch alles gerade so persönlich tun wie nur möglich!» – Schließlich sagte sie: «Sie sind wirklich sehr theologisch heute; von dieser Seite habe ich Sie ja gar nicht gekannt!» Sie saß wieder wie eine ermüdete Tänzerin da. Ein kräftiges und schönes Stück Weib; irgendwie fühlte sie das selbst in ihren Gliedern. Sie hatte ihren Vetter wochenlang gemieden, vielleicht waren es sogar schon Monate. Aber sie mochte den Gleichaltrigen. Er sah lustig aus, im Frack, in der schwach beleuchteten Kammer, schwarz und weiß wie ein Ordensritter; dieses Schwarz und Weiß hatte etwas von der Leidenschaft eines Kreuzes. Sie sah sich in der bescheidenen Kammer um, die Parallelaktion war weit, große leidenschaftliche Kämpfe lagen hinter ihr, dieses Zimmer war einfach wie die Pflicht, gemildert durch Palmkätzchen und unbeschriebene ausgemalte Ansichtskarten in den Spiegelecken; zwischen diesen, von der Pracht der Großstadt umkränzt, erschien also Rachels Gesicht, wenn die Kleine sich im Spiegel betrachtete. Wo wusch sie sich eigentlich? In jenem schmalen Kästchen mußte, wenn man es aufklappte, eine Blechschüssel stehn – erinnerte sich Diotima, und dann dachte sie: dieser Mann will und will nicht.

Sie sah ihn ruhig an, eine freundliche Zuhörerin. «Will mich Arnheim wirklich heiraten?» fragte sie sich. Er hat es gesagt. Aber er hat dann weiter nicht darauf gedrungen. Er hat so viel anderes zu reden. Aber auch ihr Vetter hätte eigentlich, statt von abliegenden Dingen zu reden, fragen müssen: Wie steht es also? Warum frug er nicht?! Es kam ihr vor, daß er sie verstehen mußte, wenn sie ihm ausführlich von ihren inneren Kämpfen erzählte. «Wird es mir zugute kommen?» hatte er gewohnheitsgemäß gefragt, als sie ihm erzählte, daß sie sich geändert habe. Frech! Diotima lächelte.

Diese beiden Männer waren im Grunde gemeinsam recht sonderbar. Warum war ihr Vetter auf Arnheim so schlecht zu sprechen? Sie wußte, daß Arnheim seine Freundschaft suchte; aber auch Ulrich, nach seinen eigenen heftigen Bemerkungen zu schließen, wurde von Arnheim beschäftigt. «Und wie er ihn mißversteht,» dachte sie noch einmal «man kann nicht dagegen aufkommen!» Übrigens lehnte sich jetzt nicht nur ihre Seele gegen ihren an Sektionschef Tuzzi verheirateten Körper auf, sondern zuweilen lehnte sich auch ihr Körper gegen die Seele auf, die durch Arnheims zögernde und übersteigernde Liebe am Rand einer Wüste schmachtete, über der

vielleicht nur eine täuschende Spiegelung der Sehnsucht zitterte. Sie hätte ihr Leid und ihre Schwäche mit ihrem Vetter teilen mögen; die entschlossene Einseitigkeit, die er gewöhnlich an den Tag legte, gefiel ihr. Arnheims ausgeglichene Vielseitigkeit war ja gewiß höher zu stellen, aber Ulrich würde im Augenblick einer Entscheidung nicht so schwanken, trotz seiner Theorien, die alles am liebsten ins völlig Unbestimmte aufgelöst hätten. Das fühlte sie und wußte nicht, woran; wahrscheinlich gehörte es zu dem, was sie von Anfang ihrer Bekanntschaft an für ihn gefühlt hatte. Wenn ihr in diesem Augenblick Arnheim als eine ungeheure Anstrengung, eine königliche Bürde ihrer Seele vorkam, eine Bürde, die ihre Seele nach allen Richtungen überragte, so schien ihr alles, was Ulrich sagte, einzig und allein die Wirkung zu haben, daß man über hunderterlei Beziehungen die der Verantwortung verlor und in einen verdächtigen Zustand der Freiheit geriet. Sie hatte plötzlich das Bedürfnis, sich schwerer zu machen, als sie war; und nicht recht zu sagen wodurch, aber es erinnerte sie gleichzeitig daran, wie sie als Mädchen einmal einen kleinen Knaben auf ihren Armen aus einer Gefahr getragen, und er hatte sie eigensinnig mit den Knien immerzu gegen den Bauch gestoßen, um sich dagegen zu wehren. Die Kraft dieser Erinnerung, die ihr so unvorhergesehen eingefallen war, als wäre sie durch den Schornstein in das einsame kleine Zimmer gefahren, brachte sie ganz aus dem Gleichgewicht. «Maßlos?» dachte sie. Warum frug er sie immerzu danach? Als ob sie nicht maßlos sein könnte?! Sie hatte vergessen, ihm zuzuhören, sie wußte nicht, ob es am Platz sei oder nicht, sie unterbrach ihn einfach, schob alles fort, was er sprach, und gab ihm auf alles und ein für allemal und lachend (nur daß ihr vorkam, sie lache, war in der plötzlichen planlosen Aufregung nicht ganz verläßlich) die Antwort: «Aber ich bin ja maßlos verliebt!»

Ulrich lächelte ihr ins Gesicht. «Das können Sie gar nicht» sagte er.

Sie war aufgestanden, hatte die Hände am Haar, sah ihn mit erstaunt stehenbleibenden Augen an.

«Um maßlos zu sein,» erklärte er ruhig «muß man ganz genau und sachlich sein. Zwei Ich, die es wissen, wie fraglich Ich heute ist, halten sich aneinander, so stelle ich mir das vor, wenn es durchaus Liebe sein muß, und nicht bloß eine übliche Betätigung; sie sind so ineinander verkettet, daß eines die Ursache des anderen ist, wenn sie fühlen, ins Große verändert zu werden, und treiben wie ein Schleier. Da ist es ungeheuer schwer, keine falschen Bewegungen zu machen, selbst wenn man eine Zeitlang schon die richtigen hat. Es ist einfach schwer, in der Welt das Richtige zu fühlen! Ganz entgegen einem allgemeinen Vorurteil, gehört beinahe Pedanterie dazu. Übrigens habe ich Ihnen gerade das sagen wollen. Sie haben mir sehr geschmeichelt, Diotima, als Sie mir die Möglichkeit eines Erzengels zusprachen; bei aller Bescheidenheit, wie Sie gleich sehen werden. Denn nur wenn Menschen ganz sachlich wären – und das ist ja beinahe dasselbe wie unpersönlich –, dann wären sie auch ganz Liebe. Weil sie nur dann auch ganz Empfindung und Gefühl und Gedanke wären; und alle Elemente, die den Menschen bilden, sind zärtlich, denn sie streben zueinander, nur der Mensch selbst ist es nicht. Maßlos verliebt sein, ist also etwas, das Sie vielleicht gar nicht möchten ...!»

Er hatte versucht, das möglichst unfeierlich zu sagen; er zündete sich zur Regelung des Gesichtsausdrucks sogar eine neue Zigarette an, und auch Diotima nahm aus Verlegenheit eine, die er ihr anbot. Sie machte eine spaßhaft trotzig Miene und blies den Rauch in die Luft, um ihre Unabhängigkeit zu zeigen, denn sie hatte ihn nicht ganz verstanden. Aber in seiner Gänze als Geschehnis wirkte es doch lebhaft auf sie, daß ihr Vetter alles das mit einemmal gerade in dieser Kammer, wo sie allein waren, zu ihr sagte und sich dabei nicht die kleinste gewöhnliche Mühe gab, ihre Hand zu fassen oder ihr Haar zu berühren, obgleich sie die Anziehung, die die Körper aufeinander in dieser Enge ausübten, wie einen magnetischen Strom spürten. – Wenn sie sich nun ...? dachte sie. – Aber was konnte man überhaupt in dieser Kammer tun? Sie sah sich um. Wie

eine Dirne benehmen? Aber wie macht man das? Wenn sie flennen würde? Flennen, das war ein Schulmadelwort, das ihr plötzlich einfiel. Wenn sie plötzlich täte, was er verlangt, sich ausziehen, den Arm um seine Schulter legen und singen, was singen? Harfe spielen? Sie sah ihn lächelnd an. Er kam ihr wie ein ungezogener Bruder vor, in dessen Gesellschaft man treiben könnte, was man wollte. Auch Ulrich lächelte. Aber sein Lächeln war wie ein blindes Fenster; denn nachdem er der Verführung unterlegen war, dieses Gespräch mit Diotima zu führen, fühlte er sich bloß davon beschämt. Dennoch ahnte ihr dabei etwas von der Möglichkeit, diesen Mann zu lieben; es kam ihr so vor, wie ihrer Ansicht nach die moderne Musik war, ganz unbefriedigend, aber voll einer aufregenden Andersartigkeit. Und obgleich sie annahm, daß sie natürlich mehr davon ahne als er selbst, begannen, wie sie vor ihm stand, ihre Beine heimlich zu glühen, so daß sie mit einer Miene, als ob das Gespräch schon zu lange gedauert hätte, ihrem Vetter etwas plötzlich sagte: «Lieber Freund, wir tun etwas ganz Unmögliches; bleiben Sie noch einen Augenblick hier allein, ich werde vorausgehen, um mich wieder unseren Gästen zu zeigen.»

[<]

**102**

## Kampf und Liebe im Hause Fischel

Gerda wartete vergeblich auf Ulrichs Besuch. Die Wahrheit war, er hatte dieses Versprechen vergessen oder erinnerte sich in Augenblicken daran, wo er anderes vorhatte.

«Laß ihn!» sagte Frau Klementine, wenn Direktor Fischel murrte. «Früher waren wir ihm gut genug, und jetzt ist er wahrscheinlich anmaßend geworden. Wenn du ihn aufsuchst, machst du es noch schlechter; du bist viel zu ungeschickt dazu.»

Gerda sehnte sich nach dem älteren Freund. Sie wünschte ihn herbei und wußte, daß sie ihn fortwünschen würde, wenn er käme. Sie hatte trotz ihrer dreiundzwanzig Jahre noch nichts erlebt, außer einem Herrn Glanz, der sich, von ihrem Vater unterstützt, vorsichtig um sie bewarb, und ihren christ-germanischen Freunden, die ihr manchmal nicht wie Männer, sondern wie Schulbuben vorkamen. «Warum kommt er nie?» frug sie sich, wenn sie an Ulrich dachte. Es galt im Kreis ihrer Freunde für sicher, daß die Parallelaktion den Ausbruch einer geistigen Vernichtung des deutschen Volks bedeute, und sie schämte sich seiner Beteiligung; sie würde gerne gehört haben, wie er selbst darüber denke, und hoffte, daß er Gründe habe, die ihn entlasteten.

Ihre Mutter sagte zu ihrem Vater: «Du hast den Anschluß an diese Sache versäumt. Es wäre für Gerda gut gewesen und hätte sie auf andere Gedanken gebracht; eine Menge Leute verkehren bei Tuzzis.» Es war herausgekommen, daß er die Einladung Sr. Erlaucht zu beantworten verabsäumt hatte. Er hatte zu leiden.

Die jungen Leute, die Gerda ihre Freundgeister nannte, hatten sich in seinem Haus festgesetzt wie die Freier der Penelope und berieten darin, was ein junger und deutscher Mensch angesichts der Parallelaktion zu tun habe. «Ein Finanzmann muß unter Umständen den Sinn eines Mäzens zeigen!» verlangte Frau Klementine von ihm, wenn er heftig beteuerte, daß er Hans Sepp, den «Seelenführer» Gerdas, nicht für sein gutes Geld seinerzeit als Hauslehrer aufgenommen habe, damit nun das daraus entstünde! – Denn so war es: Hans Sepp, der Student, der nicht die geringste Aussicht auf eine Versorgung bot, war als Lehrer ins Haus gekommen und hatte sich

durch nichts als die darin herrschenden Gegensätze zum Tyrannen aufgeworfen; nun beriet er mit seinen Freunden, die Gerdas Freunde geworden waren, bei Fischels, wie man den deutschen Adel retten solle, der bei Diotima (von der es hieß, daß sie keinen Unterschied zwischen rasseeigenen und rassefremden Personen mache) in die Netze des Judengeistes fiel. Und wenn das auch in Leo Fischels Gegenwart gewöhnlich nur mit einer gewissen schonenden Sachlichkeit erörtert wurde, zeitigte es noch genug Worte und Grundsätze, die ihm auf die Nerven fielen. Man beunruhigte sich darüber, daß in einem Jahrhundert, dem es nicht gegeben sei, große Symbole hervorzubringen, ein solcher Versuch gemacht werde, der zur vollendeten Katastrophe führen müsse, und die Worte hochbedeutsam, Empormenschlichung und freie Menschbarkeit machten allein schon den Zwicker auf Fischels Nase erzittern, jedesmal wenn er sie hörte. In seinem Hause wuchsen Begriffe wie Lebensdenkkunst, geistiges Wuchsbild und Tatschwebung. Er kam darauf, daß alle vierzehn Tage bei ihm eine «Läuterungsstunde» abgehalten wurde. Er drang auf Aufklärung. Es stellte sich heraus, daß dabei gemeinsam Stefan George gelesen wurde. Leo Fischel suchte vergeblich in seinem alten Konversationslexikon, wer das sei. Was ihn, den alten Liberalen, aber am meisten ärgerte, war, daß diese Grünschnäbel, wenn sie von der Parallelaktion sprachen, alle beteiligten Ministerialreferenten, Bankpräsidenten und Gelehrten «aufgestutzte Menschlein» nannten; daß sie blasiert behaupteten, es gebe heutzutage keine großen Ideen mehr oder es sei niemand mehr da, der sie verstünde; daß sie sogar die Humanität für eine Phrase erklärten und nur noch die Nation oder, wie sie es nannten, das Volkstum und Brauchtum für etwas Wirkliches gelten ließen.

«Ich kann mir unter Menschheit nichts vorstellen, Papa» erwiderte Gerda, wenn er ihr Vorhaltungen machte, «das hat heute keinen Inhalt mehr; aber meine Nation, das ist körperlich!»

«Deine Nation!» begann dann Leo Fischel und wollte etwas von den großen Propheten sagen und von seinem eigenen Vater, der Rechtsanwalt in Triest gewesen war.

«Ich weiß» unterbrach ihn Gerda. «Aber meine Nation ist die geistige; von der spreche ich.»

«Ich werde dich solange in dein Zimmer sperren, bis du Vernunft annimmst!» sagte dann Papa Leo. «Und deinen Freunden werde ich das Haus verbieten. Das sind undisziplinierte Menschen, die sich unausgesetzt mit ihrem Gewissen beschäftigen, statt zu arbeiten!»

«Ich weiß, Papa,» erwiderte Gerda «wie du denkst. Ihr älteren Menschen glaubt, daß ihr uns entwürdigen dürft, weil Ihr uns ernährt. Ihr seid patriarchalische Kapitalisten.»

Solche Gespräche ereigneten sich durch väterliche Sorge nicht selten.

«Und wovon wolltest du leben, wenn ich nicht Kapitalist wäre?!» fragte der Herr des Hauses.

«Ich kann nicht alles wissen» schnitt Gerda gewöhnlich eine solche Erweiterung des Gespräches ab. «Aber ich weiß, daß Wissenschaftler, Erzieher, Seelsorger, Politiker und andere Werkmenschen schon daran sind, neue Glaubenswerte zu schaffen!»

Vielleicht bemühte sich Direktor Fischel noch, ironisch zu fragen «Diese Seelsorger und Politiker seid Ihr wohl selbst?!» aber er tat es nur, um das letzte Wort zu behalten; er war am Ende immer froh, daß Gerda nicht merkte, wie sehr ihm etwas, das unvernünftig war, schon durch Gewohnheit die Befürchtung nahelegte, daß er werde nachgeben müssen. Es kam so weit, daß er am Schluß solcher Unterredungen einigemal sogar die Ordnung der Parallelaktion vorsichtig zu loben anfang, als Gegensatz zu den wilden Gegenbemühungen in seinem, Haus; aber es geschah nur, wenn Klementine nicht in Hörweite war.

Was Gerdas Widerstand gegen die Ermahnungen ihres Vaters einen stillen Märtyrereigensinn

verlieh und auch von Leo und Klementine verwirrt empfunden wurde, war ein durch dieses Haus schwebender Hauch von unschuldiger Wollust. Es wurde unter den jungen Menschen über vielerlei gesprochen, wovon die Eltern erbittert schwiegen. Selbst was sie nationales Gefühl nannten, diese Verschmelzung ihrer Ichs, die sich immerzu stritten, in eine erträumte Einigkeit, die bei ihnen germanische Christbürgergemeinschaft hieß, hatte im Gegensatz zu den wurmenden Liebesbeziehungen der Älteren etwas von geflügeltem Eros an sich. Sie verachteten altklug die «Gier», die «aufgestutzte Lüge des plumpen Daseinsgenusses», wie sie es nannten, aber von Übersinnlichkeit und Inbrunst sprachen sie so viel, daß in der Seele des betroffenen Zuhörers unwillkürlich und durch Kontrast ein zartes Gedenken an Sinnlichkeit und Brunst entstand, und sogar Leo Fischel mußte zugeben, daß der rückhaltlose Eifer, mit dem sie sprachen, zuweilen den Zuhörer die «Wurzeln ihrer Ideen bis in die Beine fühlen mache, was er jedoch tadelte, denn er verlangte, daß man angesichts großer Ideen ein Aufschauen empfinden müsse.

Klementine dagegen sagte: «Du solltest nicht einfach alles von dir weisen, Leo!»

«Wie können sie behaupten: Besitz entgeistigt!» fing er dann mit ihr zu streiten an. «Bin ich entgeistigt?! Vielleicht bist du es schon zur Hälfte, weil du ihre Redereien ernst nimmst!»

«Das verstehst du nicht, Leo; sie meinen es christlich, sie wollen an diesem Leben vorbei, zu einem höheren Leben auf Erden gelangen.»

«Das ist nicht christlich, sondern verdreht!» verwarhte sich Leo.

«Die wahre Wirklichkeit sehen am Ende vielleicht doch nicht die Realisten, sondern die, welche nach innen schauen» meinte Klementine.

«Ich lache!» behauptete Fischel. Aber er irrte sich, er weinte; innerlich, vor Unmacht, der geistigen Veränderungen in seiner Umgebung Herr zu werden.

Direktor Fischel empfand jetzt öfter als früher das Bedürfnis nach frischer Luft; nach Schluß der Arbeit drängte es ihn nicht, nach Hause zu eilen, und wenn er noch bei Tag aus seinem Büro kam, liebte er es, sich ein wenig in einem der Stadtgärten herumzutreiben, obgleich es Winter war. Er hatte noch aus seiner Praktikantenzeit eine Vorliebe für diese Gärten. Aus einem Grund, den er nicht einsehen konnte, hatte die Stadtverwaltung im Spätherbst die eisernen Klappstühle darin neu anstreichen lassen; nun standen sie frischgrün, aneinander gelehnt auf den schneeweißen Wegen und erregten die Phantasie mit Frühlingsfarben. Leo Fischel ließ sich zuweilen auf einem solchen Stuhl nieder, ganz allein und eingemummt, am Rand eines Spielplatzes oder einer Promenade, und sah den Kinderfräulein zu, die sich mit ihren Pflöglingen in der Sonne ein Ansehen von Wintergesundheit gaben. Sie spielten Diavolo oder warfen kleine Schneebälle, und die kleinen Mädchen machten große Frauenaugen; – ach, – dachte Fischel – es sind gerade jene Augen, die im Antlitz einer erwachsenen schönen Frau den herrlichen Eindruck hervorrufen, daß sie Kinderaugen habe. Es tat ihm wohl, den kleinen spielenden Mädchen zuzusehen, in deren Augen die Liebe noch im Märchenteich schwamm, aus dem sie später der Storch holt; und zuweilen auch den Erzieherinnen. In seinen jungen Jahren hatte er oft diesen Anblick genossen, als er noch *vor* der Auslagenscheibe des Lebens stand und kein Geld besaß, um einzutreten, sondern nur darüber nachdenken durfte, was ihm sein Schicksal später bescheren würde. Es sei kläglich genug ausgefallen, fand er und glaubte einen Augenblick voll der Spannung der Jugend wieder zwischen weißem Krokus und grünem Gras zu sitzen. Kehrete danach sein Wirklichkeitsbewußtsein zu der Feststellung von Schnee und grünem Eisenlack zurück, so dachte er, merkwürdig genug, jedesmal an sein Einkommen; Geld gibt Unabhängigkeit, aber derzeit ging sein Gehalt ganz für die Bedürfnisse der Familie und die von der Vernunft geforderten Rücklagen auf; man mußte also wohl – überlegte er – neben seinem

Dienst noch irgendetwas anderes tun, um sich unabhängig zu machen, vielleicht die Kenntnis der Börse ausnutzen, die man besitzt, so wie es die Hauptdirektoren taten. Solche Gedanken nahen Leo aber nur, wenn er den spielenden Mädchen zusah, und er wies sie zurück, weil er keineswegs das zur Spekulation nötige Temperament in sich fühlte. Er war Prokurist, trug bloß den Titel Direktor, hatte keine Aussicht, darüber hinauszukommen, und schüchterte sich sofort geflissentlich mit dem Gedanken ein, daß ein solcher armer Arbeitsrücken wie der seine schon zu gebückt sei, um sich frei aufzurichten. Er wußte nicht, daß er das bloß dachte, um zwischen sich und den schönen Kindern und Kinderfräulein, die in diesen Gartenaugenblicken die Stelle der Lebenslockung bei ihm vertraten, ein unübersteigliches Hindernis aufzurichten; denn er war, selbst in der mißmutigen Stimmung, die ihn abhielt, nach Hause zu gehn, ein unverbesserlicher Familienmensch und würde alles darum gegeben haben, wenn er bloß den Höllenkreis daheim in einen um Gottvater-Titulardirektor schwebenden Kreis von Engeln hätte verwandeln können.

Auch Ulrich hatte die Gärten gern und kreuzte sie, wenn sein Weg es erlaubte; so kam es, daß er in dieser Zeit wieder mit Fischel zusammenstieß, und diesem fiel augenblicklich alles ein, was er wegen der Parallelaktion zu Hause schon erlitten hatte. Er äußerte sich unbefriedigt darüber, daß sein junger Freund die Einladungen seiner alten Freunde nicht besser schätze, was er sich um so viel ehrlicher einreden konnte, als auch flüchtige Freundschaften mit der Zeit ebenso zu alten werden wie die lebhaftesten.

Der alte junge Freund behauptete, daß es ihm wirklich die größte Freude bereite, Fischel wiederzusehen, und klagte über seine lächerliche Tätigkeit, die ihn bisher daran verhindert habe.

Fischel klagte über schlechte Zeitentwicklung und schweres Geschäft. Überhaupt Lockerung der Moral. Es sei alles so materiell und überhastet.

«Und ich dachte gerade, daß ich Sie beneiden könnte!» gab Ulrich zurück. «Der Beruf des Kaufmanns muß doch ein wahres Sanatorium der Seele sein! Zumindest ist er der einzige Beruf mit einer ideell sauberen Grundlage!»

«Das ist er!» bekräftigte Fischel. «Der Kaufmann dient dem menschlichen Fortschritt und begnügt sich mit einem erlaubten Nutzen. Er hat es dabei genau so schlecht wie jeder andere!» fügte er dunkel melancholisch hinzu.

Ulrich hatte sich bereit erklärt, ihn nach Hause zu begleiten.

Als sie dort eintrafen, fanden sie schon eine aufs äußerste gespannte Stimmung vor.

Alle Freunde hatten sich eingefunden, und es war eine große Wortschlacht im Gange. Diese jungen Leute besuchten noch das Gymnasium oder sie waren in den ersten Semestern der Hochschulen, einige von ihnen hatten auch eine Anstellung als Kaufleute. Wie ihr Kreis sich zusammengeschlossen hatte, wußten sie selbst nicht mehr. Von Mann zu Mann. Die einen hatten sich in nationalen Studentenverbindungen kennengelernt, andere in sozialistischen oder in der katholischen Jugendbewegung, dritte in einer Wandervogelhorde.

Man geht nicht ganz fehl, wenn man annimmt, daß das einzige ihnen allen Gemeinsame Leo Fischel war. Eine geistige Bewegung braucht, wenn sie dauern soll, einen Körper, und das war die Fischelsche Wohnung, samt Verpflegung und einer gewissen Regelung des Verkehrs durch Frau Klementine. Zu dieser Wohnung gehörte Gerda, zu Gerda gehörte Hans Sepp, und Hans Sepp, der Student mit dem unreinen Teint und der umso reineren Seele, war zwar nicht der Führer, weil die jungen Leute keinen Führer anerkannten, aber er war die stärkste Leidenschaft unter ihnen. Gelegentlich kamen sie wohl auch anderswo zusammen, und es hospitierten dann auch andere Frauen als Gerda; aber so, wie geschildert, war der Kern der Bewegung beschaffen.

Trotz alledem war es so merkwürdig, woher der Geist dieser jungen Leute kam, wie es das Auftreten einer neuen Krankheit oder das einer langen Trefferreihe im Glücksspiel ist. Als die Sonne des alten europäischen Idealismus zu verlöschen begann und der weiße Geist sich verdunkelte, wurden viele Fackeln von Hand zu Hand gereicht – Ideenfackeln; weiß Gott, wo sie gestohlen oder erfunden worden waren! – und bildeten da und dort den auf und nieder tanzenden Feuersee einer kleinen Geistesgemeinschaft. So war in den letzten Jahren, ehe der große Krieg die Folgerung daraus zog, unter jungen Menschen auch viel von Liebe und Gemeinschaft die Rede, und besonders die jungen Antisemiten im Haus des Bankdirektors Fischel standen im Zeichen alles umfassender Liebe und Gemeinschaft. Wahre Gemeinschaft ist das Wirken eines inneren Gesetzes, und das tiefste, einfachste, vollkommenste und erste ist das Gesetz der Liebe. Wie schon bemerkt worden, nicht Liebe im niederen, sinnlichen Sinn; denn körperlicher Besitz ist eine mammonistische Erfindung und wirkt nur trennend und entsinnend. Und natürlich kann man auch nicht jeden Menschen lieben. Aber vor eines jeden Charakter kann man Achtung haben, sofern er als wahrhafter Mensch strebt, unter strengster eigener Verantwortlichkeit. So stritten sie im Namen der Liebe gemeinsam über alles.

An diesem Tag aber hatte sich eine einige Front gegen Frau Klementine gebildet, die sich so gern noch einmal jung fühlte und innerlich zugab, daß die eheliche Liebe wirklich viel mit dem Zinsendienst eines Kapitals gemeinsam habe, aber keineswegs erlauben wollte, daß man über die Parallelaktion aburteile, weil die Arier nur dann fähig seien, Symbole zu schaffen, wenn sie rein unter sich sind. Frau Klementine hielt nur noch mit Mühe an sich, und Gerda hatte kreisrunde rote Flecken unter den Backen, vor Wut über ihre Mutter, die nicht zu bewegen war, das Zimmer zu verlassen. Als Leo Fischel mit Ulrich die Wohnung betreten hatte, machte sie Hans Sepp heimlich bittende Zeichen, daß er abrechnen möge, und Hans sagte versöhnlich: «Menschen unserer Zeit gelingt es überhaupt nicht, etwas Großes zu schaffen!» womit er die Sache auf eine unpersönliche Formel gebracht zu haben glaubte, an die man schon gewöhnt war.

In diesem Augenblick mischte sich aber Ulrich unglücklicherweise in das Gespräch und fragte Hans, mit ein wenig Bosheit gegen Fischel, ob er denn in gar keiner Weise an einen Fortschritt glaube?

«Fortschritt?!» antwortete Hans Sepp von oben. «Vergleichen Sie bloß, was für Menschen vor hundert Jahren dagewesen sind, ehe es zum Fortschritt kam: Beethoven! Goethe! Napoleon! Heibel!»

«Hm,» meinte Ulrich «der letzte war vor hundert Jahren gerade ein Säugling.»

«Zahlengenaugigkeit verachten die jungen Herrschaften!» erklärte Direktor Fischel vergnügt. Ulrich ging nicht darauf ein; er wußte, daß Hans Sepp ihn eifersüchtig verachte, aber er selbst hatte mancherlei für die wunderlichen Freunde Gerdas übrig. Er setzte sich darum in den Kreis und fuhr fort: «Wir machen in den einzelnen Zweigen des menschlichen Könnens unleugbar so viele Fortschritte, daß wir ordentlich das Gefühl haben, ihnen nicht nachkommen zu können; wäre es nicht möglich, daß daraus auch das Gefühl entsteht, wir erlebten keinen Fortschritt? Schließlich ist Fortschritt doch das, was sich aus allen Anstrengungen gemeinsam ergibt, und man kann eigentlich von vornherein sagen, der wirkliche Fortschritt wird immer gerade das sein, was keiner wollte.»

Hans Sepps dunkler Schopf richtete sich wie ein zitterndes Horn gegen ihn. «Da sagen Sie es doch selbst: Was keiner wollte! Ein gackerndes Hin und Her; hundert Wege, aber kein Weg! Gedanken also, aber keine Seele! Und kein Charakter! Der Satz springt aus der Seite, das Wort springt aus dem Satz, das Ganze ist kein Ganzes mehr – sagt schon Nietzsche; ganz abgesehen



davon, daß Nietzsches Ichsucht auch ein Daseinsunwert ist! Nennen Sie mir einen einzigen festen, letzten Wert, nach dem zum Beispiel Sie sich in Ihrem Leben richten!»

«Ausgerechnet sofort!» protestierte Direktor Fischel; aber Ulrich fragte Hans: «Sind Sie wirklich niemals imstande, ohne einen letzten Wert zu leben?»

«Nein» sagte Hans. «Aber ich gebe Ihnen zu, daß ich deshalb unglücklich sein muß.»

«Der Teufel soll Sie holen!» lachte Ulrich. «Alles, was wir können, beruht darauf, daß wir nicht allzu streng sind und auf die höchste Erkenntnis warten; das Mittelalter hat das getan und ist unwissend geblieben.»

«Das ist sehr die Frage» antwortete Hans Sepp. «Ich behaupte, daß *wir* unwissend sind!»

«Aber Sie müssen zugeben, daß unsere Unwissenheit offenbar eine äußerst glückliche und abwechslungsreiche ist.»

Aus dem Hintergrund brummte eine gelassene Stimme: «Abwechslungsreich! Wissen! Relativer Fortschritt! Das sind Begriffe der mechanischen Denkweise einer vom Kapitalismus zerfaserten Zeit! Mehr brauche ich Ihnen nicht zu sagen →»

Auch Leo Fischel brummte; soviel zu verstehen war, fand er, daß Ulrich mit diesen respektlosen Jungen sich viel zu sehr einlasse; er verschanzte sich hinter einer Zeitung, die er aus der Tasche zog.

Aber Ulrich machte es nun einmal Vergnügen. «Ist das moderne Bürgerhaus mit Sechszimmerwohnung, Dienstbotenbad, Vacuum Cleaner und so weiter, wenn man es mit den alten Häusern vergleicht, die hohe Zimmer, dicke Mauern und schöne Gewölbe haben, ein Fortschritt oder nicht?» fragte er.

«Nein!» schrie Hans Sepp.

«Ist das Flugzeug ein Fortschritt gegenüber der Postkutsche?»

«Ja!» schrie Direktor Fischel.

«Die Kraftmaschine gegenüber der Handarbeit?»

«Handarbeit!» schrie Hans, «Maschine!» Leo.

«Ich denke» sagte Ulrich «jeder Fortschritt ist zugleich ein Rückschritt. Es gibt Fortschritt immer nur in einem bestimmten Sinn. Und da unser Leben im Ganzen keinen Sinn hat, hat es im Ganzen auch keinen Fortschritt.»

Leo Fischel ließ die Zeitung sinken: «Halten Sie es für besser, in sechs Tagen über den Atlantik zu fahren oder sechs Wochen dazu zu brauchen?!»

«Ich würde wahrscheinlich sagen, es sei unbedingt ein Fortschritt, beides zu können. Unsere jungen Christen bestreiten jedoch auch das.»

Der Kreis blieb reglos wie ein gespannter Bogen. Ulrich hatte das Gespräch gelähmt, aber nicht die Angriffslust. Er fuhr ruhig fort: «Aber man kann auch das Umgekehrte sagen: Wenn unser Leben Fortschritte im einzelnen hat, hat es Sinn im einzelnen. Wenn es aber einmal einen Sinn gehabt hat, zum Beispiel den Göttern Menschen zu opfern oder Hexen zu verbrennen oder das Haar zu pudern, dann bleibt das doch ein sinnvolles Lebensgefühl, auch wenn hygienischere Sitten und Humanität Fortschritte sind. Der Fehler ist, daß der Fortschritt immer mit dem alten Sinn aufräumen will.»

«Sie wollen vielleicht sagen,» fragte Fischel «daß wir wieder zu den Menschenopfern zurückkehren sollen, nachdem wir ihre verabscheuenswürdige Finsternis glücklich überwunden haben?!»

«Finsternis ist gar nicht so sicher zu behaupten!» antwortete Hans Sepp an Ulrichs Stelle. «Wenn Sie einen unschuldigen Hasen verschlingen, ist das finster; wenn aber ein Kannibale unter religiösen Zeremonien ehrfürchtig einen Stammesfremden verspeist, wissen wir einfach nicht, was in ihm vorgeht!»

«Es muß wirklich an überwundenen Zeiten etwas daran gewesen sein,» schloß sich ihm Ulrich an «sonst wären doch nicht so viele nette Menschen einst mit ihnen einverstanden gewesen. Vielleicht ließe sich das für uns ausnützen, ohne große Opfer zu bringen? Und vielleicht opfern wir heute gerade deshalb noch viele Menschen, weil wir uns die Frage der richtigen Überwindung früherer Menschheitseinfälle nie deutlich gestellt haben!? Es sind das schwer auszudrückende und undurchsichtige Beziehungen.»

«Aber für Ihre Denkweise bleibt das Wunschziel trotzdem immer nur eine Summe oder eine Bilanz!» platzte da Hans Sepp, nun gegen Ulrich, heraus. «Sie glauben geradeso an den bürgerlichen Fortschritt wie Direktor Fischel, nur drücken Sie das möglichst verwickelt und pervers aus, damit man Ihnen nicht daraufkommen soll!» Hans hatte die Meinung seiner Freunde ausgesprochen. Ulrich suchte Gerdas Gesicht. Er wollte nachlässig seine Gedanken noch einmal aufnehmen, ohne zu beachten, daß Fischel und die jungen Leute ebenso bereit waren, sich auf ihn wie aufeinander zu stürzen.

«Aber Sie streben doch ein Ziel an, Hans?» sagte er von neuem.

«Es strebt. In mir. Durch mich», erwiderte Hans Sepp kurz.

«Und wird es das erreichen?» Leo Fischel hatte sich zu dieser spöttischen Frage hinreißen lassen und trat damit, wie es alle bis auf ihn selbst verstanden, Ulrich zur Seite.

«Das weiß ich nicht!» antwortete Hans finster.

«Sie sollten Ihre Examen machen: das wäre ein Fortschritt!» Leo Fischel hatte es sich nicht versagen können, auch das zu bemerken, so sehr war er gereizt; aber nicht minder durch seinen Freund wie durch die unreifen Buben.

In diesem Augenblick flog das Zimmer in die Luft. Frau Klementine warf ihrem Gatten einen beschwörenden Blick zu; Gerda suchte Hans zuvorzukommen, und Hans rang nach Worten, die sich schließlich wieder auf Ulrich entluden: «Seien Sie sicher,» rief er ihm zu «im Grunde denken auch Sie nicht einen einzigen Gedanken, den nicht Direktor Fischel denken könnte!»

Damit stürzte er hinaus, und seine Freunde drängten mit zorniger Verbeugung hinter ihm drein. Direktor Fischel, von Klementine mit Blicken gestoßen, tat so, als ob er sich nachträglich seiner Hausherrnpflicht besänne, und verzog sich brummig ins Vorzimmer, um den jungen Leuten noch ein gutes Wort zu geben. Im Zimmer waren nur Gerda, Ulrich und Frau Klementine zurückgeblieben, die einigemal beruhigt atmete, weil die Luft nun geklärt war. Dann stand sie auf, und Ulrich fand sich zu seiner Überraschung mit Gerda allein.

[<]

## Die Versuchung

Gerda war sichtbar erregt, als sie allein zurückblieben. Er faßte ihre Hand; ihr Arm begann zu zittern, und sie machte sich los. «Sie wissen nicht,» sagte sie «was das für Hans bedeutet: ein Ziel! Sie spötteln darüber; das ist freilich billig. Ich glaube, Ihre Gedanken sind noch unflätiger geworden!» Sie hatte nach einem möglichst starken Wort gesucht und erschrak nun darüber. Ulrich trachtete danach, wieder ihre Hand zu fangen; sie zog den Arm an sich. «Wir wollen eben nicht bloß so!» stieß sie hervor; sie stieß diese Worte mit heftiger Verachtung aus, aber ihr Körper schwankte.

«Ich weiß» spottete Ulrich; «alles, was zwischen euch geschieht, soll den höchsten Ansprüchen genügen. Das ist es gerade, was mich zu einem Verhalten hinreißt, das Sie so freundlich kennzeichnen. Und Sie glauben nicht, wie gern ich früher anders mit Ihnen gesprochen habe!»

«Sie sind nie anders gewesen!» erwiderte Gerda rasch.

«Ich bin immer schwankend gewesen» sagte Ulrich einfach und forschte in ihrem Gesicht. «Macht es Ihnen Vergnügen, wenn ich Ihnen ein wenig von den Vorgängen bei meiner Kusine erzähle?»

In Gerdas Augen war etwas zu bemerken, das sich von der Ungewißheit, in die sie Ulrichs Nähe versetzte, deutlich abhob; denn sie erwartete brennend diese Mitteilung, um sie Hans weiterzugeben, und suchte es zu verbergen. Mit einiger Genugtuung fing ihr Freund das auf, und so wie ein Tier, das dicke Luft wittert, instinktiv die Fährte wechselt, begann er mit etwas anderem. «Erinnern Sie sich noch an die Geschichte vom Mond, die ich Ihnen erzählt habe?» fragte er sie: «Ich möchte Ihnen erst einmal etwas Ähnliches anvertrauen.»

«Sie werden mich wieder anlügen!» versetzte Gerda.

«Soweit es möglich ist, nicht! Sie erinnern sich wohl aus den Kollegs, die Sie gehört haben, wie es in der Welt zugeht, wenn man wissen möchte, ob etwas ein Gesetz ist oder nicht? Entweder man hat von vornherein seine Gründe, daß es eines sei, wie zum Beispiel in der Physik oder Chemie, und wenn die Beobachtungen auch nie den gesuchten Wert ergeben, so liegen sie doch in einer bestimmten Weise um ihn herum und man berechnet ihn daraus. Oder man hat diese Gründe nicht, wie so oft im Leben, und steht vor einer Erscheinung, von der man nicht recht weiß, ob sie Gesetz oder Zufall ist, dann wird die Sache menschlich spannend. Denn dann macht man zunächst aus seinem Haufen von Beobachtungen einen Zahlenhaufen; man macht Abschnitte – welche Zahlen liegen zwischen diesem und jenem, dem nächsten und dem übernächsten Wert? und so weiter – und bildet daraus Verteilungsreihen; es zeigt sich, daß die Häufigkeit des Vorkommens eine systematische Zu- oder Abnahme hat oder nicht; man erhält eine stationäre Reihe oder eine Verteilungsfunktion, man berechnet das Maß der Schwankung, die mittlere Abweichung, das Maß der Abweichung von einem beliebigen Wert, den Zentralwert, den Normalwert, den Durchschnittswert, die Dispersion und so weiter und untersucht mit allen solchen Begriffen das gegebene Vorkommen.»

Ulrich erzählte das in einem ruhig erklärenden Ton, und es hätte sich schwer unterscheiden lassen, ob er sich selbst erst besinnen wollte oder ob es ihm Spaß machte, Gerda mit Wissenschaft zu hypnotisieren. Gerda hatte sich von ihm entfernt; vornübergebeugt, saß sie in einem Fauteuil, hatte eine Anstrengungsfalte zwischen den Augenbrauen und blickte zur Erde. Wenn jemand so sachlich sprach und sich an den Ehrgeiz ihres Verstandes wandte, wurde ihr Unmut eingeschüchtert; sie fühlte die einfache Sicherheit, die er ihr verliehen hatte,

dahinschwenden. Sie war durch ein Realgymnasium und einige Semester der Universität gegangen; sie hatte eine Unmenge neuen Wissens berührt, das nicht mehr in den alten Fassungen des klassischen und humanistischen Geistes unterzubringen war; in vielen jungen Leuten hinterläßt solcher Bildungsgang heute das Gefühl, daß er gänzlich ohnmächtig sei, während vor ihnen die neue Zeit wie eine neue Welt liegt, deren Boden mit den alten Werkzeugen nicht bearbeitet werden kann. Sie wußte nicht, wohin das führe, was Ulrich sprach; sie glaubte ihm, weil sie ihn liebte, und glaubte ihm nicht, weil sie um zehn Jahre jünger war als er und einer anderen Generation angehörte, die sich unverbraucht dünkte, und beides verrann in einer höchst unbestimmten Weise ineinander, indes er ihr weiter erzählte. «Und nun gibt es» fuhr er fort «Beobachtungen, die aufs Haar so aussehen wie ein Naturgesetz, doch ohne daß ihnen etwas zugrundeläge, was wir als ein solches ansehen könnten. Die Regelmäßigkeit statistischer Zahlenfolgen ist bisweilen ebenso groß wie die von Gesetzen. Sie kennen sicher diese Beispiele aus irgendeiner Vorlesung über Gesellschaftslehre. Etwa die Statistik der Ehescheidungen in Amerika. Oder das Verhältnis zwischen Knaben- und Mädchengeburten, das ja eine der konstantesten Verhältniszahlen ist. Und dann wissen Sie, daß sich jedes Jahr eine ziemlich gleichbleibende Zahl von Stellungspflichtigen durch Selbstverstümmelung dem Militärdienst zu entziehen sucht. Oder daß jedes Jahr ungefähr der gleiche Bruchteil der europäischen Menschheit Selbstmord begeht. Auch Diebstahl, Notzucht und, soviel ich weiß, Bankrott haben alljährlich ungefähr die gleiche Häufigkeit ...»

Hier machte Gerda Widerstand einen Durchbruchversuch. «Wollen Sie mir etwa den Fortschritt erklären?!» rief sie aus und bemühte sich, in diese Ahnung recht viel Hohn zu legen.

«Aber natürlich ja!» erwiderte Ulrich, ohne sich unterbrechen zu lassen. «Man nennt das etwas schleierhaft das Gesetz der großen Zahlen. Meint ungefähr, der eine bringt sich aus diesem, der andere aus jenem Grunde um, aber bei einer sehr großen Anzahl hebt sich das Zufällige und Persönliche dieser Gründe auf, und es bleibt – ja, aber was bleibt übrig? Das ist es, was ich Sie fragen will. Denn es bleibt, wie Sie sehen, das übrig, was jeder von uns als Laie ganz glatt den Durchschnitt nennt und wovon man also durchaus nicht recht weiß, was es ist. Lassen Sie mich hinzufügen, daß man dieses Gesetz der großen Zahlen logisch und formal zu erklären versucht hat, sozusagen als eine Selbstverständlichkeit; man hat im Gegensatz dazu auch behauptet, daß solche Regelmäßigkeit von Erscheinungen, die untereinander nicht ursächlich verknüpft seien, auf die gewöhnliche Weise des Denkens überhaupt nicht erklärt werden könne; und man hat, noch neben vielen anderen Analysen des Phänomens, die Behauptung aufgestellt, daß es sich dabei nicht nur um einzelne Ereignisse handle, sondern auch um unbekannte Gesetze der Gesamtheit. Ich will Ihnen mit den Einzelheiten nicht zusetzen, habe sie auch selbst nicht mehr gegenwärtig, aber ohne Zweifel wäre es mir persönlich sehr wichtig, zu wissen, ob dahinter unverstandene Gesetze der Gemeinschaft stecken oder ob einfach durch Ironie der Natur das Besondere daraus entsteht, daß nichts Besonderes geschieht, und der höchste Sinn sich als etwas erweist, das durch den Durchschnitt der tiefsten Sinnlosigkeit erreichbar ist. Es müßte das eine wie das andere Wissen auf unser Lebensgefühl doch einen entscheidenden Einfluß haben! Denn wie dem auch sei, jedenfalls ruht auf diesem Gesetz der großen Zahl die ganze Möglichkeit eines geordneten Lebens; und gäbe es dieses Ausgleichsgesetz nicht, so würde in einem Jahr nichts geschehen, während im nächsten nichts sicher wäre, Hungersnöte würden mit Überfluß wechseln, Kinder würden fehlen oder zu viele sein, und die Menschheit würde zwischen ihren himmlischen und höllischen Möglichkeiten von einer Seite zur andern flattern wie kleine Vögel, wenn man sich ihrem Käfig nähert.»

«Ist das alles wahr?» fragte Gerda zögernd.

«Das müssen Sie doch selbst wissen.»

«Natürlich; im einzelnen weiß ich auch manches davon. Aber ob Sie das vorhin, als alle stritten, gemeint haben, weiß ich nicht. Was Sie über den Fortschritt sagten, klang bloß so, als ob Sie alle ärgern wollten.»

«Das denken Sie immer. Aber was wissen wir über das, was unser Fortschritt ist; gar nichts! Es gibt viele Möglichkeiten, wie es sein könnte, und ich habe eben noch eine genannt.»

«Wie es sein könnte! So denken Sie immer; nie werden Sie die Frage zu beantworten suchen, wie es sein müßte!»

«Ihr seid so vorschnell. Immer muß ein Ziel, ein Ideal, ein Programm da sein, ein Absolutes. Und was am Ende herauskommt, ist ja doch ein Kompromiß, ein Durchschnitt! Wollen Sie nicht zugeben, daß es auf die Dauer ermüdend und lächerlich ist, immer das Äußerste zu tun und wollen, nur damit etwas Mittleres hervorkommt?»

Im Grunde war es das gleiche Gespräch wie das mit Diotima; nur das Äußere war verschieden, aber dahinter hätte man aus dem einen in das andere fortfahren können. So offensichtlich gleichgültig war es auch, welche Frau da saß; ein Körper, der, in ein schon vorhandenes geistiges Kraftfeld eingesetzt, bestimmte Vorgänge in Gang brachte! Ulrich betrachtete Gerda, die ihm auf seine letzte Frage keine Antwort gab. Mager saß sie da, eine kleine Unmutsfalte zwischen den Augen. Auch der Brustansatz, den man im Blusenausschnitt sah, bildete eine hohle senkrechte Falte. Arme und Beine waren lang und zart. Schlaffer Frühling, durchglüht von vorzeitiger Sommerstrenge; diesen Eindruck empfing er, zugleich mit dem ganzen Anprall des Eigensinns, der in so einem jungen Körper eingesperrt ist. Eine sonderbare Vermengung von Abneigung und Gefäßtheit bemächtigte sich seiner, denn er hatte plötzlich das Gefühl, daß er näher an einer Entscheidung stehe, als er denke, und daß dieses junge Mädchen berufen sei, daran mitzuwirken. Unwillkürlich begann er nun wirklich von den Eindrücken zu erzählen, die er durch die sogenannte Jugend in der Parallelaktion empfangen hatte, und schloß mit Worten, die Gerda überraschten. «Sie sind auch dort sehr radikal und sie mögen mich dort auch nicht. Ich vergelte es aber mit gleichem, denn in meiner Art bin ich auch radikal, und ich kann jede Art Unordnung eher ausstehen als die geistige. Ich möchte Einfälle nicht nur entfaltet sehen, sondern auch zusammengebracht. Ich möchte nicht nur die Oszillation, sondern auch die Dichte der Idee. Das ist es, was Sie, unentbehrliche Freundin, mit den Worten tadeln, daß ich immer nur erzähle, was sein könnte, statt dessen, was sein müßte. Ich verwechsle diese beiden nicht. Und wahrscheinlich ist das die unzeitgemäßeste Eigenschaft, die man haben kann, denn nichts ist heute so fremd, wie es Strenge und Gefühlsleben einander sind, und unsere mechanische Genauigkeit hat es leider so weit gebracht, daß ihr als die richtige Ergänzung die lebendige Ungenauigkeit erscheint. Warum wollen Sie mich nicht verstehen? Wahrscheinlich sind Sie gänzlich unfähig dazu, und es ist lasterhaft von mir, daß ich mir die Mühe nehme, Ihren zeitgemäßen Kopf zu verwirren. Aber wahrhaftig, Gerda, manchmal frage ich mich, ob ich nicht unrecht habe. Vielleicht tun gerade jene, die ich nicht leiden kann, das, was ich einmal gewollt habe. Sie tun es vielleicht falsch, sie tun es hirnos, einer rennt dahin, der andere dorthin, jeder mit einem Gedanken im Schnabel, den er für den einzigen auf der Welt hält; jeder von ihnen kommt sich furchtbar klug vor, und alle zusammen glauben sie, daß die Zeit zur Unfruchtbarkeit verdammt ist. Aber vielleicht ist es umgekehrt, und jeder von ihnen ist dumm, aber alle zusammen sind sie fruchtbar? Es scheint, daß jede Wahrheit heute in zwei einander entgegengesetzte Unwahrheiten zerlegt auf die Welt kommt, und es kann auch das eine Art sein, zu einem überpersönlichen Ergebnis zu gelangen! Der Ausgleich, die Summe der Versuche entsteht dann nicht mehr im Individuum, das

unerträglich einseitig wird, aber das Ganze ist wie eine Experimentalgemeinschaft. Mit einem Wort, seien Sie nachsichtig mit einem alten Mann, den seine Einsamkeit manchmal zu Ausschreitungen veranlaßt!»

«Was haben Sie mir nicht schon alles erzählt!» erwiderte Gerda darauf finster. «Warum schreiben Sie nicht ein Buch über Ihre Anschauungen, Sie könnten vielleicht sich und uns damit helfen?»

«Aber wie komme ich denn dazu, ein Buch schreiben zu müssen?!» meinte Ulrich. «Mich hat doch eine Mutter geboren und kein Tintenfaß!»

Gerda überlegte, ob ein Buch von Ulrich jemandem wirklich helfen könnte? Wie alle jungen Leute aus ihrer Freundschaft überschätzte sie die Kraft des Buchs. Es war völlig still geworden in der Wohnung, seit die beiden schwiegen; es schien, daß das Ehepaar Fischel hinter den empörten Gästen das Haus verlassen hatte. Und Gerda spürte den Druck der Nähe des mächtigeren Manneskörpers, sie spürte ihn immer, gegen alle ihre Überzeugungen, wenn sie allein waren; sie lehnte sich dagegen auf und begann zu zittern. Ulrich bemerkte es, stand auf, legte seine Hand auf Gerdas schwache Schulter und sagte zu ihr: «Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Gerda. Nehmen wir an, daß es im Moralischen genau so zugehe wie in der kinetischen Gastheorie: alles fliegt regellos durcheinander, jedes macht, was es will, aber wenn man berechnet, was sozusagen keinen Grund hat, daraus zu entstehen, so ist es gerade das, was wirklich entsteht! Es gibt merkwürdige Übereinstimmungen! Nehmen wir also auch an, eine bestimmte Menge von Ideen fliegt in der Gegenwart durcheinander; sie ergibt irgendeinen wahrscheinlichsten Mittelwert; der verschiebt sich ganz langsam und automatisch, und das ist der sogenannte Fortschritt oder der geschichtliche Zustand; das Wichtigste aber ist, daß es dabei auf unsere persönliche, einzelne Bewegung gar nicht ankommt, wir können rechts oder links, hoch oder tief denken und handeln, neu oder alt, unberechenbar oder überlegt: es ist für den Mittelwert ganz gleichgültig, und Gott und Welt kommt es nur auf ihn an, nicht auf uns!»

Er machte unter diesen Worten Miene, sie in seine Arme zu schließen, obgleich er fühlte, daß es ihn Überwindung koste.

Gerda wurde zornig. «Zuerst fangen Sie immer nachdenklich an,» rief sie aus «und dann kommt das ganz gewöhnliche Gegockel eines Hahns heraus!» Ihr Gesicht war heiß und hatte kreisrunde Flecke, ihre Lippen schienen zu schwitzen, aber irgend etwas war an ihrer Empörung schön. «Gerade das, was Sie daraus machen, ist es, was wir nicht wollen!» Da konnte Ulrich nicht der Versuchung widerstehen, sie leise zu fragen: «Besitz tötet?»

«Ich will nicht mit Ihnen darüber sprechen!» gab Gerda ebenso leise zurück.

«Es ist das gleiche, ob es der Besitz eines Menschen oder einer Sache ist» fuhr Ulrich fort. «Ich weiß das auch. Gerda, ich verstehe Sie und Hans besser, als Sie glauben. Was wollen Sie also und Hans? Sagen Sie es mir.»

«Sehen Sie: nichts!» rief Gerda triumphierend aus. «Man kann es nicht sagen. Auch Papa sagt immerzu: «Mach dir doch klar, was du willst. Du wirst sehen, daß es Unsinn ist». Alles ist Unsinn, wenn man es sich klar macht! Wenn wir vernünftig sind, kommen wir nie über Gemeinplätze hinaus! Jetzt werden Sie wieder etwas einwenden, in Ihrem Rationalismus!»

Ulrich schüttelte den Kopf. «Und was ist eigentlich mit der Demonstration gegen Graf Leinsdorf?» fragte er sanft, als ob das noch dazugehören würde.

«Ah, Sie spionieren!» rief Gerda aus.

«Nehmen Sie an, daß ich spioniere, aber sagen Sie es mir, Gerda. Meinethalben können Sie gern auch das noch annehmen.»

Gerda wurde verlegen. «Nichts Besonderes. Nun eben irgend eine Demonstration der deutschen Jugend. Vielleicht Vorbeizug, Schmährufe. Die Parallelaktion ist eine Schmähhlichkeit!»

«Weshalb?»

Gerda zuckte die Achseln.

«Setzen Sie sich doch wieder!» bat Ulrich. «Sie überschätzen das. Lassen Sie uns einmal ruhig reden.»

Gerda gehorchte. «Hören Sie einmal zu, ob ich Ihre Lage begreife:» fuhr Ulrich fort. «Sie sagen also, daß Besitz töte. Sie denken dabei zuerst an Geld und an Ihre Eltern. Es sind natürlich getötete Seelen →»

Gerda machte eine hochmütige Bewegung.

«Also sprechen wir statt von Geld gleich von jeder Art Besitz. Der Mensch, der sich besitzt; der Mensch, der seine Überzeugungen besitzt; der Mensch, der sich besitzen läßt, von einem anderen oder von seinen eigenen Leidenschaften oder bloß von seinen Gewohnheiten oder von seinen Erfolgen; der Mensch, der etwas erobern will; der Mensch, der überhaupt etwas will: alles das lehnen Sie ab? Sie wollen Wanderer sein. Schweifende Wanderer, hat Hans es einmal genannt, wenn ich nicht irre. Zu einem anderen Sinn und Sein? Stimmt das?»

«Alles, was Sie sagen, stimmt entsetzlich gut; die Intelligenz kann die Seele nachmachen!»

«Und die Intelligenz gehört zur Gruppe des Besitzes? Sie mißt, sie wägt, sie teilt, sie sammelt wie ein alter Bankier? Aber habe ich Ihnen denn nicht heute eine Menge Geschichten erzählt, an denen bemerkenswert viel von unserer Seele hängt?»

«Das ist eine kalte Seele!»

«Sie haben vollkommen recht, Gerda. Nun brauche ich Ihnen also bloß zu sagen, warum ich auf Seiten der kalten Seelen oder sogar der Bankiers stehe.»

«Weil Sie feig sind!» Ulrich bemerkte, daß sie im Sprechen die Zähne entblöbte wie ein kleines Tier in Todesangst.

«In Gottes Namen, ja» erwiderte er. «Aber Sie trauen mir, wenn schon nichts anderes, so doch das eine zu, daß ich Manns genug wäre, um an einem Blitzableiter, selbst am kleinsten MauerGESIMS auszubrechen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß alle Fluchtversuche doch wieder zu Papa zurückführen!»

Gerda weigerte sich, dieses Gespräch mit Ulrich zu führen, seit ein ähnliches zwischen ihnen stattgefunden hatte; die Gefühle, von denen darin die Rede war, gehörten nur ihr und Hans, und sie fürchtete mehr noch als Ulrichs Spott seine Zustimmung, die sie wehrlos ihm ausgeliefert haben würde, ehe sie noch wüßte, ob er glaube oder lästere. Von dem Augenblick an, wo sie vorhin von seinen schwermütigen Worten überrascht worden war, deren Folgen sie nun dulden mußte, konnte man deutlich bemerken, wie heftig sie innerlich schwankte. Aber auch für Ulrich hatte es damit eine ähnliche Bewandnis. Eine verderbte Freude an seiner Macht über das Mädchen lag ihm ganz ferne; er nahm Gerda nicht ernst, und da dies eine geistige Abneigung einschloß, sagte er ihr gewöhnlich Unangenehmes, aber seit einiger Zeit wurde er, je lebhafter er ihr gegenüber den Anwalt der Welt abgab, desto wunderlicher von dem Wunsch angezogen, sich ihr anzuvertrauen und ihr sein Inneres gleichsam ohne Arg und ohne Schönheit zu zeigen, oder

das ihre anzuschauen, als wäre es so nackt wie eine Wegschnecke. Nachdenklich sah er ihr darum ins Gesicht und sagte: «Ich könnte mein Auge zwischen Ihren Wangen ruhen lassen, wie die Wolken im Himmel ruhn. Ich weiß nicht, ob die Wolken im Himmel gerne ruhen, aber am Ende weiß ich ebensoviel wie alle Hanse von den Augenblicken, wo uns Gott wie einen Handschuh packt und ganz langsam über seinen Fingern umstülpt! Ihr macht es euch zu leicht; ihr spürt ein Negativ zu der positiven Welt, in der wir leben, und behauptet kurz, die positive Welt gehöre den Eltern und Älteren, die Welt des schattenhaften Negativs der neuen Jugend. Ich will nun nicht gerade der Spion Ihrer Eltern sein, liebe Gerda, aber ich gebe Ihnen zu bedenken, daß bei der Wahl zwischen einem Bankier und einem Engel die reellere Natur des Bankierberufs auch etwas zu bedeuten hat!»

«Wollen Sie Tee?!» sagte Gerda scharf. «Darf ich Ihnen unser Haus behaglich machen? Sie sollen die tadellose Tochter meiner Eltern vor sich haben.» Sie hatte sich wieder zusammengenommen.

«Nehmen wir an, Sie werden Hans heiraten.»

«Aber ich will ihn gar nicht heiraten!»

«Irgendein Ziel muß man haben; Sie können nicht auf die Dauer von dem Gegensatz zu Ihren Eltern leben.»

«Ich werde einmal aus dem Haus gehn, selbständig sein, und wir werden Freunde bleiben!»

«Ich bitte Sie aber, liebe Gerda, nehmen wir an, daß Sie mit Hans verheiratet sein werden oder etwas Ähnliches; es läßt sich bestimmt nicht vermeiden, wenn alles so weitergeht. Und nun machen Sie sich einen Plan, wie Sie sich in weltabgewandtem Zustand morgens die Zähne putzen und Hans eine Steuervorschreibung empfangen wird.»

«Muß ich das wissen?»

«Ihr Papa würde Ja sagen, wenn er von weltabgekehrten Zuständen eine Ahnung hätte; die gewöhnlichen Menschen verstehen es leider, die ungewöhnlichen Erlebnisse in ihrem Lebensschiff so tief am Kiel zu verstauen, daß sie sie niemals bemerken. Aber nehmen wir eine einfachere Frage: Werden Sie von Hans verlangen, daß er Ihnen treu sei? Treue gehört zum Komplex des Besitzes! Ihnen müßte es recht sein, wenn Hans an einer anderen Frau seine Seele steigert. Ja Sie müßten das, nach den Gesetzen, die Sie ahnen, sogar als eine Bereicherung Ihres eigenen Zustandes empfinden!»

«Glauben Sie nur nicht,» antwortete Gerda «daß wir über solche Fragen nicht selbst sprechen! Man kann nicht mit einem Schritt ein neuer Mensch sein; aber es ist sehr bürgerlich, daraus einen Gegengrund zu machen!»

«Ihr Vater verlangt eigentlich etwas ganz anderes von Ihnen, als Sie glauben. Er behauptet nicht einmal, daß er in diesen Fragen gescheiter sei als Sie und Hans; er sagt einfach, daß er nicht verstehe, was Sie tun. Aber er weiß, daß Gewalt eine sehr vernünftige Sache ist; er glaubt daran, daß sie mehr Vernunft hat als Sie und er und Hans zusammen. Wenn er Hans nun Geld böte, damit er ohne alle Sorgen seine Studien endlich vollende? Ihm nach einer Probezeit wenn nicht die Heirat so doch den Wegfall eines grundsätzlichen Nein verspräche? Und nur die Bedingung daran knüpfte, daß bis zum Schluß der Probezeit jeder Verkehr zwischen Ihnen unterbleibe, ganz und gar jeder, also auch der, den Sie jetzt haben?!»

«Und dazu haben Sie sich hergegeben?!»



«Ich habe Ihnen Ihren Papa erklären wollen. Er ist eine finstere Gottheit von unheimlicher Überlegenheit. Er glaubt, daß Geld Hans dorthin bringen würde, wo er ihn haben will, zur Vernunft der Wirklichkeit. Ein Hans mit einem umgrenzten Monatseinkommen könnte nach seiner Meinung unmöglich mehr grenzenlos töricht sein. Aber vielleicht ist Ihr Papa ein Phantast. Ich bewundere ihn, so wie ich Kompromisse, Durchschnitte, Trockenheit, tote Zahlen bewundere. Ich glaube nicht an den Teufel, aber wenn ich es täte, würde ich ihn mir als den Trainer vorstellen, der den Himmel zu Rekordleistungen hetzt. Und ich habe ihm versprochen, Ihnen so zuzusetzen, daß von Ihren Einbildungen nichts übrig bleibt, wenn nicht – eben Wirklichkeit.»

Ulrich hatte keineswegs ein gutes Gewissen bei diesen Worten. Gerda stand flammend vor ihm, in ihren Augen waren Tränen und Zorn hintereinander geschichtet. Mit einemmal war freie Bahn für sie und Hans geschaffen. Aber hatte Ulrich sie verraten, oder wollte er ihnen helfen? Sie wußte es nicht, und beides zeigte sich geeignet, sie ebenso unglücklich wie glücklich zu machen. In ihrer Verwirrung mißtraute sie ihm und empfand mit Leidenschaft, daß er ein ihr im Heiligsten verwandter Mensch sei, der es bloß nicht zeigen wolle.

Er fügte hinzu: «Ihr Vater wünscht natürlich heimlich, daß ich mich inzwischen um Sie bewerben und Sie auf andere Gedanken bringen solle.»

«Das ist ausgeschlossen!» stieß Gerda mühsam hervor.

«Das ist zwischen uns wohl ausgeschlossen» wiederholte Ulrich sanft. «Aber so wie bisher kann es auch nicht weitergehn. Ich bin schon zu weit vorgebeugt.» Er versuchte zu lächeln; er war sich dabei im höchsten Grade widerwärtig. Er wollte wirklich alles das nicht. Er fühlte die Unentschlossenheit dieser Seele und verachtete sich, weil sie in ihm Grausamkeit erregte.

Und in der gleichen Sekunde sah ihn Gerda mit entsetzten Augen an. Sie war plötzlich so schön wie ein Feuer, dem man zu nah gekommen ist; fast ohne Gestalt, nur eine Wärme, die den Willen lähmt.

«Sie sollten einmal zu mir kommen!» schlug er vor. «Hier kann man nicht so sprechen, wie man will.» Die Leere der männlichen Rücksichtslosigkeit strömte ihm durch die Augen.

«Nein» wehrte Gerda ab. Aber sie wandte den Blick ab, und traurig sah Ulrich – als ob sie durch dieses Wegdrehen der Augen erst wieder vor ihm emporgehoben würde – die schwer atmende, nicht schöne und nicht häßliche Figur des jungen Mädchens vor sich stehn. Er seufzte tief und durchaus aufrichtig.

[<]

## Rachel und Soliman auf dem Kriegspfad

Zwischen den hohen Aufgaben des Hauses Tuzzi und der Fülle von Gedanken, die sich dort versammelten, wirkte ein schlüpfender, beweglicher, begeisterter, undeutscher Mensch. Und doch war diese kleine Kammerzofe Rachel wie die Mozartische Musik zu einer Kammerzofe. Sie öffnete den Eingang und stand mit halb ausgebreiteten Armen bereit, den Überrock in Empfang zu nehmen. Ulrich hätte dabei manchesmal gerne gewußt, ob sie von seiner Zugehörigkeit zum Hause Tuzzi überhaupt Kenntnis genommen, und suchte ihr in die Augen zu sehn, aber Rachels Augen wichen entweder seitwärts aus oder hielten seinem Blick wie zwei blinde Samtstückchen stand. Er glaubte sich zu erinnern, daß ihr Blick, als er ihm zum erstenmal begegnete, anders gewesen sei, und beobachtete einigemal, daß bei solcher Gelegenheit ein Augenpaar aus einer dunklen Ecke des Vorzimmers wie zwei große weiße Schneckenhäuser auf Rachel zuwanderte; dies waren Solimans Augen, aber die Frage, ob vielleicht dieser Junge die Ursache von Rachels Zurückhaltung sei, wurde unschlüssig dadurch beantwortet, daß Rachel dessen Blick ebensowenig erwiderte und sich still zurückzog, sobald der Besucher gemeldet war.

Die Wahrheit war romantischer, als Neugierde es ahnen konnte. Seit es Solimans eigensinnigen Verdächtigungen gelungen war, Arnheims strahlende Erscheinung in dunkle Machenschaften zu verwickeln, und auch Rachels kindliche Bewunderung für Diotima unter dieser Veränderung gelitten hatte, sammelte sich alles, was sie an leidenschaftlichem Verlangen nach guter Aufführung und dienender Liebe in sich trug, auf Ulrich. Da sie, von Soliman überzeugt, daß man die Vorgänge in diesem Haus überwachen müsse, fleißig an den Türen und während der Bedienung lauschte, auch manches Gespräch zwischen Sektionschef Tuzzi und seiner Gemahlin behorcht hatte, war ihr die Stellung, halb feindlich, halb geliebt, die Ulrich zwischen Diotima und Arnheim innehatte, nicht fremd geblieben und entsprach ganz ihrem eigenen, zwischen Auflehnung und Reue schwankenden Gefühl für die ahnungslose Herrin. Sie erinnerte sich nun auch sehr gut, schon lange bemerkt zu haben, daß Ulrich von ihr etwas wünsche. Es kam ihr nicht in den Sinn, daß sie ihm gefallen könnte. Sie hoffte wohl beständig – seit sie verstoßen war und ihren Leuten in Galizien zeigen wollte, wie weit sie es trotzdem bringen werde – auf einen Haupttreffer, eine unerwartete Erbschaft, auf die Entdeckung, daß sie das weggelegte Kind vornehmer Leute sei, auf die Gelegenheit, einem Fürsten das Leben zu retten, – aber auf die einfache Möglichkeit, daß sie einem Herrn, der bei ihrer Herrin verkehrte, gefallen, von ihm zur Geliebten gemacht oder gar geheiratet werden könnte, war sie niemals gekommen. Sie hielt sich darum bloß bereit, Ulrich einen großen Dienst zu erweisen. Sie und Soliman waren es gewesen, die dem General eine Einladung geschickt hatten, nachdem es zu ihrer Kenntnis gekommen war, daß Ulrich mit ihm befreundet sei; allerdings geschah es auch deshalb, weil man die Dinge ins Rollen bringen mußte und ein General nach der ganzen Vorgeschichte als eine dazu sehr geeignete Persönlichkeit erschien. Aber weil Rachel in einem verborgenen, hausgeisterhaften Einvernehmen mit Ulrich handelte, war es nicht zu vermeiden, daß zwischen ihr und ihm, dessen Bewegungen sie neugierig überwachte, jene überwältigende Übereinstimmung entstand, durch die alle heimlich beobachteten Bewegungen seiner Lippen, Augen und Finger zu Schauspielern wurden, an denen sie mit der Leidenschaft des Menschen hing, der sein unscheinbares Sein auf eine große Bühne gestellt sieht. Und je nachdrücklicher sie bemerkte, daß diese Wechselbeziehung ihren Busen nicht weniger heftig preßte, als es ein enges Kleid tut, wenn man

vor einem Schlüsselloch hockt, desto verworfener kam sie sich vor, weil sie Solimans gleichzeitigem dunklen Werben nicht fester widerstand; das war der Ulrich so unbekanntes Grund, warum sie seiner Neugierde mit der ehrfürchtigen Leidenschaft begegnete, sich als ein wohlherzogenes, musterhaftes Dienstmädchen zu zeigen.

Ulrich fragte sich vergebens, warum dieses von der Natur zu zärtlichem Spiel geschaffene Geschöpf so keusch sei, daß man fast an die frigide Aufsässigkeit glauben mußte, die bei zierlichen Frauen nicht ganz selten zu finden ist. Er wurde allerdings anderen Sinnes und vielleicht auch ein wenig enttäuscht, als er eines Tages einen überraschenden Auftritt beobachtete. Arnheim war eben gekommen, Soliman hatte sich im Vorzimmer hingekauert und Rachel zog sich so schnell wie immer zurück, aber Ulrich benutzte den durch Arnheims Eintritt hervorgerufenen Augenblick der Unruhe, um zurückzukehren und ein Taschentuch aus seinem Mantel zu holen. Das Licht war wieder abgelöscht worden, aber Soliman war noch da und erkannte nicht, daß Ulrich, vom Schatten ihres Rahmens ausgelöscht, die Tür nur zur Täuschung öffnete und zuzog, als hätte er das Vorzimmer schon wieder verlassen. Er erhob sich vorsichtig und zog umständlich unter seiner Joppe eine große Blume hervor. Es war eine schöne, weiße Schwertlilie, und Soliman betrachtete sie, dann setzte er sich auf den Zehenspitzen, an der Küche vorbei, in Bewegung. Ulrich, der ja wußte, wo Rachels Kammer lag, folgte leise und sah, was geschah. Soliman hielt vor der Türe, preßte die Blume dort an die Lippen und steckte sie dann an die Schnalle, indem er hastig den Stengel zweimal darum bog und sein Ende ins Schlüsselloch zwängte.

Es war schwer gewesen, diese Lilie unterwegs unbemerkt aus dem Strauß zu ziehen und für Rachel zu verbergen, und Rachel wußte solche Aufmerksamkeiten zu würdigen. Erwischtwerden und Entlassung, das wäre für sie gleichbedeutend gewesen mit Tod und Jüngstem Gericht: darum war es ihr wohl lästig, daß sie überall, wo sie stand und ging, vor Soliman auf der Hut sein mußte, und es machte ihr wenig Vergnügen, wenn er sie aus einem Versteck hervor plötzlich ins Bein kniff, ohne daß sie schreien durfte; aber es blieb nicht ohne Eindruck auf sie, daß ein Wesen ihr unter Gefahren Aufmerksamkeiten darbrachte, jeden Schritt von ihr mit der größten Aufopferung ausspionierte und in schwierigen Lagen ihren Charakter erprobte. Dieser kleine Affe brachte eine Beschleunigung in die Sache, die ihr unsinnig und gefährlich vorkam; so fühlte es Rachel, und zuweilen hatte sie ganz gegen ihre Grundsätze und zwischen all den zerzausten Erwartungen, die ihren Kopf füllten, das sündige Verlangen, was Wichtiges auch in weiterer Ferne kommen möge, erst einmal recht ausgiebig die dicken, überall auf sie wartenden, zu ihrem, des Dienstmädchens Dienst geschaffenen Lippen des Mohrenkönigssohnes zu benutzen.

Eines Tags richtete Soliman die Frage an sie, ob sie Mut habe. Arnheim war in Gesellschaft Diotimas und einiger ihrer Freunde zwei Tage im Gebirge und hatte ihn nicht mitgenommen. Die Köchin hatte vierundzwanzig Stunden Urlaub, und Sektionschef Tuzzi speiste im Gasthause. Rachel hatte Soliman von den Zigarettenspuren erzählt, die sie in ihrem Zimmer vorgefunden, und Diotimas Frage, was die Kleine wohl davon denken werde, wurde von dieser und ihm einträchtig durch die Vermutung beantwortet, daß am Konzil etwas im Gange sei, das auch von ihnen erhöhte Tätigkeit irgendeiner Art verlange. Als Soliman fragte, ob sie Mut habe, hatte er angekündigt, seinem Herrn die Urkunden entwenden zu wollen, die seine hohe Geburt beweisen sollten. Rachel glaubte nicht an diese Zeugnisse, aber alle die lockenden Verwicklungen ringsum hatten in ihr das unabweisliche Bedürfnis hervorgerufen, es müsse etwas geschehen. Es wurde zwischen ihnen ausgemacht, daß sie ihr weißes Häubchen und die Zofenschürze anbehalten solle, wenn Soliman sie abhole und ins Hotel begleite, damit es aussehe, als werde sie von ihrer Herrschaft mit einem Auftrag geschickt. Als sie nun auf die Straße traten, stieg hinter dem

Spitzenlatz des Schürzchens zunächst eine so schwelende Hitze auf, daß die Augen vor Rauch nichts sahen, aber Soliman hielt kühn einen Wagen an; er besaß in letzter Zeit viel Geld, da Arnheim oft sehr zerstreut war. Nun faßte auch Rachel Mut und stieg vor aller Welt in den Wagen, als ob es ihr Auftrag und Beruf wäre, mit einem kleinen Neger spazierenzufahren. Die vormittägigen Straßen flogen blank vorbei, mit den eleganten Nichtstuern, denen diese Straßen rechtmäßig gehörten, während Rachel wieder aufgeregt war wie bei einem Diebstahl. Sie versuchte, sich ebenso richtig im Wagen anzulehnen, wie sie es an Diotima beobachtet hatte; aber oben und unten, wo sie die Polster berührte, drang eine wirre wiegende Bewegung in sie ein. Der Wagen war geschlossen, und Soliman benützte ihre zurückgelehnte Lage, um die breiten Stempelkissen seines Mundes auf ihre Lippen zu drücken; man konnte es wohl durch die Fenster beobachten, aber der Wagen flog dahin, und eine Empfindung, die an leichtes Kochen einer duftenden Flüssigkeit erinnerte, ergoß sich aus den schaukelnden Polstern in Rachels Rücken.

Der Mohr ließ es sich auch nicht nehmen, vor dem Hotel aufzufahren. Die Hausknechte in schwarzen Seidenärmeln und grünen Schürzen grinsten, als Rachel aus dem Wagen stieg, der Portier spähte durch die Glastür, während Soliman zahlte, und Rachel glaubte, daß das Pflaster unter ihren Füßen nachgebe. Aber dann kam ihr doch vor, daß Soliman in dem Hotel großen Einfluß besitzen müsse, denn niemand hielt sie an, während sie durch die riesige Säulenhalle schritten. In der Halle saßen einzelne Herrn und folgten Rachel aus den Klubsesseln mit ihren Blicken; sie schämte sich nun wieder sehr, aber dann stieg sie die Treppe hinauf, und schon bemerkte sie die vielen Stubenmädchen, die ebenso schwarz wie sie, mit weißen Häubchen, nur etwas weniger zierlich gekleidet waren, und da wurde ihr nicht anders zumute wie einem Forscher, der durch eine unbekannte, vielleicht gefährliche Insel irrt und zum erstenmal auf Menschen stößt.

Danach sah Rachel zum erstenmal in ihrem Leben die Wohnräume eines vornehmen Hotels. Soliman schloß zunächst alle Türen ab; dann fühlte er sich bemüßigt, seine Freundin abermals zu küssen. Die Küsse, die in letzter Zeit zwischen Rachel und Soliman gewechselt wurden, hatten etwas von der Glut der Kinderküsse; sie waren eher Bekräftigungen, als daß sie gefährliche Schwächungen gewesen wären, und auch jetzt erschien Soliman beim ersten Alleinsein in einem verschlossenen Zimmer nichts so dringend, wie daß er dieses Zimmer noch romantischer verschließe. Er ließ die Fensterladen fallen und verstopfte die nach außen führenden Schlüssellöcher. Auch Rachel war von diesen Vorbereitungen zu aufgeregt, um an anderes zu denken als an ihren Mut und die Schande einer möglichen Entdeckung.

Sodann wurde sie von Soliman zu den Schränken und Koffern Arnheims geführt, und alle waren offen, bis auf einen. Es war also klar, daß nur in diesem das Geheimnis verborgen sein könne. Der Mohr zog die Schlüssel der offenen Koffer ab und erprobte sie. Keiner sperrte. Dabei plapperte Soliman unaufhörlich; sein ganzer Vorrat an Kamelen, Prinzen, geheimnisvollen Kurieren und Verdächtigungen Arnheims kam ihm aus dem Mund. Er borgte sich von Rachel eine Haarnadel aus und versuchte, daraus einen Dietrich zu formen. Als es vergeblich blieb, riß er alle Schlüssel aus den Schränken und Kommoden, breitete sie vor seinen Knien aus, hockte nachdenklich vor ihnen und ließ eine Pause eintreten, um einen neuen Entschluß zu fassen. «Da siehst du, wie er sich vor mir versteckt!» sprach er zu Rachel, seine Stirn reibend. «Aber ich kann dir ja ebensogut zuerst auch alles andere zeigen.»

Er breitete also den verwirrenden Reichtum von Arnheims Koffern und Schränken einfach vor Rachel aus, die auf dem Boden kauerte und neugierig, die Hände zwischen die Knie geklemmt, auf diese Gebilde starrte. Die intime Garderobe eines von den feinsten Genüssen verwöhnten Mannes war etwas, das sie noch nicht gesehen hatte. Ihr gnädiger Herr war gewiß nicht schlecht

gekleidet, aber er hatte weder Geld für die verfeinertsten Erfindungen der Kleider- und Wäschemacher, Haus- und Reiseluxuserzeuger noch ein Bedürfnis danach, und selbst die gnädige Frau besaß bei weitem keine so verwöhnten, damenhaft zarten und schwierig zu gebrauchenden Dinge wie dieser unermesslich reiche Mann. Etwas von Rachels schauerlicher Achtung vor dem Nabob erwachte wieder in ihr, und Soliman brüstete sich mit dem gewaltigen Eindruck, den er durch den Besitz seines Herrn erregte, riß alles hervor, ließ alle Apparate spielen und erklärte eifrig alle Geheimnisse. Rachel wurde allmählich müde, als sich ihr plötzlich eine sonderbare Wahrnehmung aufdrängte. Sie erinnerte sich genau, daß seit einiger Zeit doch auch in Diotimas Wäsche und Hausrat ähnliche Dinge auftauchten. Sie waren nicht so zahlreich und kostbar wie diese hier, aber wenn man sie mit der früheren klösterlichen Einfachheit verglich, so waren sie entschieden dem gegenwärtigen Anblick verwandter als der strengen Vergangenheit. In diesem Augenblick ergriff die schändliche Vermutung von Rachel Besitz, daß der Zusammenhang zwischen ihrer Herrin und Arnheim ein weniger geistiger sein könnte, als sie geglaubt habe.

Sie wurde bis an die Haarwurzeln rot.

Ihre Gedanken hatten dieses Gebiet nicht berührt, seit sie bei Diotima in Dienst war. Die Pracht des Körpers ihrer Herrin hatten ihre Augen geschluckt, ohne Gedanken über die Verwendung dieser Pracht daran zu knüpfen, wie ein Pulver samt dem Papier. Ihre Genugtuung, in der Gemeinschaft hoher Menschen zu leben, war so groß gewesen, daß in der ganzen Zeit für die so leicht zu verführende Rachel ein Mann überhaupt nicht als wirkliches andersgeschlechtliches Wesen in Frage kam, sondern nur als romantisch und romanhaft anders. Sie war in ihrem Edelmut kindlicher geworden, wurde durch ihn gleichsam wieder in die Zeit vor der Geschlechtsreife zurückversetzt, wo man so selbstlos für fremde Größe glüht, und nur dadurch war es auch zu erklären, daß die Flausen Solimans, über die eine Köchin verächtlich lachen durfte, bei ihr auf Nachgiebigkeit und berauschte Schwäche stießen. Aber als Rachel nun so auf der Erde kauerte und den Gedanken an ein ehebrecherisches Verhältnis zwischen Arnheim und Diotima gleichsam an den Tag gelegt vor sich sah, vollzog sich in ihr die lang schon angebahnte Umwälzung eines Erwachens aus einem unnatürlichen Seelenzustand in den mißtrauischen Fleischeszustand der Welt.

Sie war mit einem Schlag gänzlich unromantisch, etwas ärgerlich und ein herzhafter Körper, der meinte, daß auch ein Dienstmädchen einmal zu seinem Recht kommen könne. Soliman hockte neben ihr vor seinem Warenlager, hatte alles zusammengeholt, was sie besonders bewundert hatte, und versuchte, als Geschenk in Rachels Schürzentasche zu stopfen, was davon nicht zu groß war. Nun sprang er auf und bearbeitete mit einem Taschenmesser rasch noch einmal den versperrten Koffer. Er erklärte wild, auf das Scheckbuch seines Herrn – denn in Geldsachen kannte sich der närrische Teufel recht unkindlich aus – ein großes Reisegeld beheben zu wollen, ehe Arnheim zurückkehre, und mit Rachel zu fliehn, aber zuvor müsse er seine Papiere erlangen.

Rachel, kniend, stand auf, entleerte ihre Taschen entschlossen von allen hineingestopften Geschenken und sagte: «Schwatz nicht! Ich habe keine Zeit mehr; wieviel Uhr ist es?» Ihre Stimme war tiefer geworden. Sie strich die Schürze glatt und rückte das Häubchen zurecht; Soliman fühlte sofort, daß sie ihm das Spiel hinwarf und mit einemmal älter als er war. Aber ehe er sich widersetzen konnte, gab Rachel ihm den Abschiedskuß. Ihre Lippen zitterten nicht wie sonst, sondern preßten sich in die saftige Frucht seines Gesichts, wobei sie den Kopf des kleineren Solimans zurückbog und so lange festhielt, daß er halb erstickte. Soliman zappelte, und als er losgelassen wurde, war ihm zumute, als hätte ihn ein stärkerer Knabe unter Wasser getaucht, und er wollte im ersten Augenblick nichts als Rache für diese unangenehme Unbill. Aber Rachel war durch die Tür entschlüpft, und der Blick, der sie allein noch einholte, war zwar

am Beginn zornig wie ein an der Spitze brennender Pfeil, aber brannte dann gegen das Ende zu sanfter Asche, und Soliman hob das Eigentum seines Herrn vom Boden auf, um es zurückzulegen, und war ein junger Mann geworden, der etwas zu gewinnen wünschte, das keineswegs unerreichbar war.

[<]

**105**

Hohe Liebende haben nichts zu lachen

Arnheim war im Anschluß an den Gebirgsausflug länger verreist gewesen als sonst. Dieser Gebrauch des Wortes «verreist», den er selbst unwillkürlich angenommen hatte, ist sonderbar, wenn man richtig sagen müßte «zu Hause gewesen». Arnheim fühlte aus solcherlei vielen Gründen, daß es dringend notwendig werde, zu einer Entscheidung zu kommen. Er wurde von unangenehmen Tagträumen verfolgt, wie es sein strenger Kopf noch nie erlebt hatte. Namentlich einer war hartnäckig; er sah sich mit Diotima auf einem hohen Kirchturm stehn, das Land lag einen Augenblick lang grün zu ihren Füßen, und dann sprangen sie hinab. Abends ohne alle Ritterlichkeit in das Tuzzi'sche Schlafzimmer einzudringen und den Sektionschef niederzuschießen, war offenbar das gleiche. Er hätte ihn auch im Duell niederstrecken können, aber es erschien ihm weniger natürlich; diese Phantasie war schon durch zuviel Wirklichkeitszeremonien beschwert, und je mehr Arnheim sich der Wirklichkeit näherte, desto unangenehmer wuchsen die Widerstände. Schließlich hätte man ja auch sozusagen frei und offen bei Tuzzi um die Hand seiner Gattin anhalten können. Aber was würde der dazu sagen? Das hieß bereits, sich in eine Lage voll der Möglichkeiten begeben, sich lächerlich zu machen. Und gesetzt den Fall, Tuzzi betrüge sich sogar human und der Skandal bliebe aufs kleinste beschränkt, – ja selbst wenn man annahm, es würde überhaupt keinen Skandal geben, da Scheidungen damals schon anfangen auch in der besten Gesellschaft geduldet zu werden, – so bliebe noch bestehen, daß ein alter Junggeselle sich durch eine späte Heirat stets ein wenig lächerlich macht, ungefähr so wie ein Ehepaar, das zu seiner silbernen Hochzeit noch ein Kind bekommt. Und wenn Arnheim schon so etwas tun wollte, so würde die Verantwortung gegenüber dem Geschäft zumindest verlangt haben, daß er eine große amerikanische Witwe oder eine dem Hofe nahestehende Adelige heirate und nicht die geschiedene Frau eines bürgerlichen Beamten. Für ihn war jede Handlung, auch die sinnliche, von Verantwortung durchdrungen. In einer Zeit, wo so wenig Verantwortung herrscht für das, was man tut oder denkt, wie in der gegenwärtigen, war es keineswegs nur persönlicher Ehrgeiz, was solche Einwände machte, sondern geradezu ein überpersönliches Bedürfnis, die in den Händen der Arnheims gewachsene Macht (dieses Gebilde, das ursprünglich aus dem Drang nach Geld entstanden, dann aber längst ihm entwachsen war, seine eigene Vernunft, seinen eigenen Willen hatte, sich vergrößern, festigen mußte, erkranken konnte, rostete, wenn es rastete!) in Einklang mit den Mächten und Rangordnungen des Daseins zu bringen, woraus er auch von Diotima, soviel er wußte, nie ein Hehl gemacht hatte. Freilich vermochte ein Arnheim es sich zu erlauben, sogar eine Ziegenhirtin zu heiraten; aber er vermochte es sich nur persönlich zu erlauben, und darüber hinaus blieb es immer noch der Verrat einer Sache an eine persönliche Schwäche.

Es war trotzdem richtig, daß er Diotima vorgeschlagen hatte, sie zu heiraten. Er hatte es schon deshalb getan, weil er den Situationen des Ehebruchs vorbeugen wollte, die mit einer großen,

gewissenhaften Lebenshaltung unverträglich sind. Diotima hatte ihm dankbar die Hand gedrückt und mit einem an die besten kunsthistorischen Vorbilder gemahnenden Lächeln auf seinen Antrag erwidert: «Niemand lieben wir die, welche wir umarmen, am tiefsten ...!» Nach dieser Antwort, die so vieldeutig war wie das lockende Gelb im Schoß der strengen Lilie, hatte es Arnheim an Entschlossenheit gefehlt, auf seine Bitte zurückzukommen. Aber es entstanden an ihrer Stelle Gespräche allgemeiner Natur, in denen die Worte Scheidung, Heirat, Ehebruch und ähnliche einen merkwürdigen Drang bewiesen, in Erscheinung zu treten. So hatten Arnheim und Diotima wiederholt ein profundes Gespräch über die Behandlung des Ehebruchs in der zeitgenössischen Literatur, und Diotima fand, daß dieses Problem durchwegs ohne Empfinden für den großen Sinn von Zucht, Versagen, heldischer Askese, rein sensualistisch behandelt werde, was leider genau auch die Meinung war, die Arnheim davon hatte, so daß ihm nur hinzuzufügen blieb, daß der Sinn für das tiefe moralische Geheimnis der Person heute fast allgemein verlorengegangen sei. Dieses Geheimnis besteht darin, daß man sich nicht alles gestatten darf. Eine Zeit, in der alles erlaubt ist, hat noch jedesmal die in ihr gelebt haben unglücklich gemacht. Zucht, Enthaltensamkeit, Ritterlichkeit, Musik, die Sitte, das Gedicht, die Form, das Verbot, alles das hat keinen tieferen Zweck, als dem Leben eine eingeschränkte und bestimmte Gestalt zu verleihen. Es gibt kein grenzenloses Glück. Es gibt kein großes Glück ohne große Verbote. Selbst im Geschäft darf man nicht jedem Vorteil nachlaufen, sonst kommt man zu nichts. Die Grenze ist das Geheimnis der Erscheinung, das Geheimnis der Kraft, des Glücks, des Glaubens und der Aufgabe, sich als winziger Mensch in einem Universum zu behaupten. So führte es Arnheim aus, und Diotima konnte ihm nur beipflichten. Es war in gewissem Sinn eine bedauerliche Folge solcher Erkenntnisse, daß durch sie der Begriff der Legitimität eine Bedeutungsfülle erhielt, die er für gewöhnliche Wesen allgemein nicht mehr besitzt. Jedoch große Seelen haben ein Bedürfnis nach Legitimität. Man ahnt in erhabenen Stunden die senkrechte Strenge des Alls. Und der Kaufmann, obgleich er die Welt beherrscht, achtet Königtum, Adel und Geistlichkeit als Träger des Irrationalen. Denn das Legitime ist einfach, wie alles Große einfach ist und keines Verstandes bedarf. Homer war einfach. Christus war einfach. Es kommen die großen Geister immer wieder auf einfache Grundsätze, ja man muß den Mut haben, zu sagen, auf moralische Gemeinplätze zurück, und alles in allem ist es darum für niemand so schwer wie für wahrhaft freie Seelen, gegen das Herkommen zu handeln.

Solche Erkenntnisse, so wahr sie sind, sind nicht dem Vorsatz günstig, in eine fremde Ehe einzudringen. So befanden sich die beiden in der Lage von Menschen, die eine herrliche Brücke verbindet, in deren Mitte ein Loch von wenigen Metern das Zusammenkommen verhindert. Arnheim bedauerte es auf das innigste, nicht einen Funken jener Begehrlichkeit zu besitzen, die in allen Dingen die gleiche ist und einen Menschen ebenso in ein unüberlegtes Geschäft wie in eine unüberlegte Liebe hineinreißt, und begann in diesem Bedauern ausführlich von der Begehrlichkeit zu sprechen. Begehrlichkeit ist, um ihm zu folgen, genau das Gefühl, das der Kultur des Verstandes in unserem Zeitalter entspricht. Kein anderes Gefühl richtet sich so eindeutig auf seinen Zweck wie dieses. Es haftet wie ein eingeschossener Pfeil und schwirrt nicht wie ein Vogelschwarm in immer erneute Weite. Es verarmt die Seele, so wie sie das Rechnen und die Mechanik und die Brutalität verarmen. Also sprach Arnheim mißbilligend von der Begehrlichkeit und fühlte sie indes wie einen geblendeten Sklaven im Kellergeschoß rumoren.

Diotima versuchte es anders. Sie streckte dem Freund die Hand entgegen und bat «Lassen Sie uns schweigen! Das Wort vermag Großes, aber es gibt Größeres! Die wahre Wahrheit zwischen zwei Menschen kann nicht ausgesprochen werden. Sobald wir sprechen, schließen sich Türen; das Wort dient mehr den unwirklichen Mitteilungen, man spricht in den Stunden, wo man nicht lebt ...»

Arnheim pflichtete bei. «Sie haben recht, das selbstbewußte Wort gibt den unsichtbaren Bewegungen unseres Innern eine willkürliche und arme Form!»

«Sprechen Sie nicht!» wiederholte Diotima und legte die Hand auf seinen Arm. «Ich habe das Gefühl, daß wir einander einen Augenblick des Lebens schenken, indem wir schweigen.» Nach einer Weile zog sie die Hand wieder zurück und seufzte: «Es gibt Minuten, in denen alle verborgenen Edelsteine der Seele offenliegen!»

«Es wird vielleicht eine Zeit kommen,» ergänzte Arnheim «und es sind viele Anzeichen vorhanden, daß sie schon nahe ist, wo die Seelen sich ohne Vermittlung der Sinne erblicken werden. Die Seelen vereinen sich, wenn sich die Lippen trennen!»

Diotimas Lippen schürzten sich und bildeten die Andeutung einer kleinen schiefen Röhre, wie sie ein Schmetterling in die Blüten senkt. Sie war geistig schwer berauscht. Es ist ja wahrscheinlich eine Eigenschaft der Liebe wie aller erhöhten Zustände ein leichter Beziehungswahn; überall, wohin Worte fielen, leuchtete ein vielbedeutender Sinn auf, trat wie ein verschleierter Gott hervor und löste sich in Schweigen auf. Diotima kannte dieses Phänomen aus einsamen gehobenen Stunden, aber nie vorher hatte es sich so bis zur Grenze des gerade noch erträglichen geistigen Glückes gesteigert; es war eine Anarchie der Überfülle in ihr, eine Leichtbeweglichkeit des Göttlichen wie auf Schlittschuhen, und ihr war einigemal zumute, als müßte sie ohnmächtig hinschlagen.

Arnheim fing sie mit großen Sätzen auf. Er schuf Verzögerungen und Atempausen. Dann schwankte wieder das ausgespannte Netz bedeutender Gedanken unter ihnen.

Die Qual in diesem ausgebreiteten Glück war, daß es keine Konzentration zuließ. Es gingen immer erneut zitternde Wellen von ihm aus und weiteten sich zu Kreisen, aber sie preßten sich nicht zur strömenden Handlung aneinander. Diotima war doch schon so weit, daß sie es wenigstens im Geiste zuweilen für zartfühlend und überlegen gehalten hatte, die Fährnis des Ehebruchs der groben Katastrophe einer Zerschmetterung von Lebensläufen vorzuziehen, und Arnheim hatte sich moralisch längst entschieden, dieses Opfer nicht anzunehmen und sie zu heiraten; sie konnten sich also auf die eine oder andere Weise jede Sekunde bekommen, das wußten sie beide, aber sie wußten nicht, wie sie es wollen sollten, denn das Glück riß ihre dazu geschaffenen Seelen in eine solche feierliche Höhe, daß sie dort eine Angst vor unschönen Bewegungen litten, wie sie an Menschen, die eine Wolke unter den Füßen haben, ganz natürlich ist.

So hatte ihrer beider Geist von allem Großen und Schönen, was das Leben vor ihnen ausschüttete, niemals etwas unausgeschlürft gelassen, aber in der höchsten Steigerung geschah dem ein sonderbarer Abbruch. Die Wünsche und Eitelkeiten, die sonst ihr Dasein ausgefüllt hatten, lagen unter ihnen wie die Spielzeughäuselchen und -höfchen im Talgrund, mit Gegacker, Gebelle und allen Aufregungen von der Stille verschluckt. Was übrig blieb, war Schweigen, Leere und Tiefe.

«Sollten wir auserwählt sein?» dachte Diotima, indem sie sich auf der so beschaffenen höchsten Höhe des Gefühls umsah und etwas Martervolles und Unvorstellbares ahnte. Geringere Grade hatte sie nicht nur selbst erlebt, sondern auch ein unverlässlicher Mann wie ihr Vetter wußte von ihnen zu sprechen, und es war neuerlich viel über sie geschrieben worden. Aber wenn die Berichte nicht trogen, gab es alle tausende Jahr Zeiten, wo die Seele dem Erwachen näher ist als sonst und sich gleichsam durch einzelne Individuen in die Wirklichkeit gebiert, denen sie ganz andere Prüfungen auferlegt als Lesen und Reden. In diesem Zusammenhang fiel ihr sogar plötzlich das geheimnisvolle Auftauchen des Generals wieder ein, der nicht eingeladen worden



war. Und sie sagte ganz leise zu ihrem nach neuen Worten suchenden Freund, indes die Erregung einen zitternden Bogen zwischen ihnen wölbte: «Verstand ist nicht das einzige Verständigungsmittel zwischen zwei Menschen!»

Und Arnheim erwiderte: «Nein.» Sein Blick traf wagerecht wie ein Sonnenuntergangsstrahl in ihr Auge. «Sie haben es schon vorhin gesagt. Die wahre Wahrheit zwischen zwei Menschen kann nicht ausgesprochen werden; jede Anstrengung wird ihr zum Hindernis!»

[<]

**106**

Glaubt der moderne Mensch an Gott oder an den Chef der Weltfirma? Arnheims Unentschlossenheit

Arnheim allein. Er steht nachdenklich am Fenster seiner Hotelwohnung und sieht auf die entlaubten Baumkronen hinab, die ein Gitter von Strichen flechten, unter dem die Menschen bunt und dunkel die zwei sich aneinander reibenden Schlangen des Korsos bilden, der um diese Stunde begonnen hat. Ein ärgerliches Lächeln spaltete die Lippen des großen Mannes.

Es hatte ihm bisher noch nie Schwierigkeiten bereitet, das zu kennzeichnen, was er für seelenlos hielt. Was wäre heute nicht seelenlos? Die einzelnen Ausnahmen konnte man leicht als solche erkennen. Arnheim hörte fern in der Erinnerung einen Kammermusikabend; es waren Freunde bei ihm auf dem Schloß in der Mark, die preußischen Linden dufteten, die Freunde waren junge Musiker, denen es recht schlecht ging, trotzdem spielten sie ihre Begeisterung in den Abend hinein; das war seelenvoll. Oder ein anderer Fall: Er hatte sich vor kurzem geweigert, einen Beitrag, den er eine Zeitlang für einen bestimmten Künstler ausgeworfen hatte, weiter zu bezahlen. Er hatte erwartet, daß dieser Künstler böse auf ihn sein und sich im Stich gelassen fühlen werde, ehe es ihm gelungen sei, sich durchzusetzen; man mußte ihm sagen, daß es auch noch andere Künstler gebe, die der Unterstützung bedürften, und ähnliches, was unangenehm war. Statt dessen hatte dieser Mann Arnheim, als er ihn jetzt auf seiner letzten Reise traf, bloß hart ins Auge gesehen, seine Hand ergriffen und erklärt: «Sie haben mich in eine schwere Lage gebracht, aber ich bin überzeugt, ein Mensch wie Sie tut nichts ohne tiefen Grund!» Das war Mannessele, und Arnheim war nicht abgeneigt, ein andermal wieder etwas für diesen Mann zu tun.

So besteht in vielen Einzelheiten selbst heute noch Seele; es war Arnheim immer wichtig erschienen. Wenn man aber mit ihr unmittelbar und bedingungslos in Verkehr treten muß, bedeutet sie eine ernste Gefahr für die Aufrichtigkeit. War wirklich eine Zeit im Kommen, wo sich die Seelen ohne Vermittlung der Sinne berühren? Hatte es irgend ein Ziel von Rang und Bedeutung der Wirklichkeitsziele, so miteinander zu verkehren, wie es inneres Drängen ihm und seiner wunderbaren Freundin in der letzten Zeit abnötigte? Er glaubte nicht einen Augenblick lang mit wachem Bewußtsein daran, trotzdem war es ihm klar, daß er diesem Glauben Diotimas Vorschub leistete.

Arnheim befand sich in einem eigenartigen Zwiespalt. Der sittliche Reichtum ist nah verschwistert mit dem geldlichen; das war ihm wohlbekannt, und es läßt sich leicht erkennen, warum es so ist. Denn Moral ersetzt die Seele durch Logik; wenn eine Seele Moral hat, dann gibt es für sie eigentlich keine moralischen Fragen mehr, sondern nur noch logische; sie fragt sich, ob

das, was sie tun will, unter dieses oder jenes Gebot fällt, ob ihre Absicht so oder anders auszulegen sei, und ähnliches mehr, was alles so ist, wie wenn ein wild daherstürmender Menschenhaufen turnerisch diszipliniert wird und auf einen Wink Ausfall rechts, Arme Seitstoßen und tiefe Kniebeuge macht. Logik setzt aber wiederholbare Erlebnisse voraus; es ist klar, wo die Geschehnisse wechseln würden wie ein Wirbel, in dem nichts wiederkehrt, könnten wir niemals die tiefe Erkenntnis aussprechen, daß A gleich A sei, oder daß größer nicht kleiner sei, sondern wir würden einfach träumen; ein Zustand, den jeder Denker verabscheut. Und so gilt das gleiche von der Moral, und wenn es nichts gäbe, das sich wiederholen ließe, dann ließe sich uns auch nichts vorschreiben, und ohne den Menschen etwas vorschreiben zu dürfen, würde die Moral gar kein Vergnügen bereiten. Diese Eigenschaft der Wiederholbarkeit, die der Moral und dem Verstande eignet, haftet aber am Geld im allerhöchsten Maße; es besteht geradezu aus dieser Eigenschaft und zerlegt, solange es wertbeständig ist, alle Genüsse der Welt in jene kleinen Bauklötze der Kaufkraft, aus denen man sich zusammenfügen kann, was man will. Darum ist das Geld moralisch und vernünftig; und da bekanntlich nicht auch umgekehrt jeder moralische und vernünftige Mensch Geld hat, läßt sich schließen, daß diese Eigenschaften ursprünglich beim Geld liegen, oder wenigstens, daß Geld die Krönung eines moralischen und vernünftigen Daseins ist.

Nun gewiß, Arnheim dachte nicht genau auf diese Weise, daß etwa Bildung und Religion die natürliche Folge des Besitzes seien, sondern er nahm an, daß der Besitz zu ihnen verpflichte; aber daß die geistigen Mächte nicht immer genug von den wirkenden Mächten des Seins verstünden und von einem Rest von Lebensfremdheit selten ganz loszusprechen seien, das hob er gern hervor und er, der Mann mit dem Überblick, kam noch zu ganz anderen Erkenntnissen. Denn jedes Abwägen, jedes In-Rechnung-Stellen und Bemessen setzt auch voraus, daß sich der zu ermessende Gegenstand nicht während der Überlegung ändert; und wo dies dennoch geschieht, muß aller Scharfsinn darauf angewendet werden, selbst noch in der Veränderung etwas Unveränderliches zu finden, und so ist das Geld allen Geisteskräften artverwandt, und nach seinem Muster zerlegen die Gelehrten die Welt in Atome, Gesetze, Hypothesen und wunderliche Rechenzeichen, und die Techniker bauen aus diesen Fiktionen eine Welt neuer Dinge auf. Das war dem über das Wesen der ihm dienenden Kräfte gut unterrichteten Besitzer einer Riesenindustrie so geläufig, wie es einem durchschnittlich deutschen Romanleser die moralischen Vorstellungen der Bibel sind.

Dieses Bedürfnis nach Eindeutigkeit, Wiederholbarkeit und Festigkeit, das die Voraussetzung für den Erfolg des Denkens und Planens bildet, – so dachte Arnheim, auf die Straße hinunterblickend, weiter – wird nun auf seelischem Gebiet immer durch eine Form der Gewalt befriedigt. Wer auf Stein bauen will im Menschen, darf sich nur der niedrigen Eigenschaften und Leidenschaften bedienen, denn bloß was aufs engste mit der Ichsucht zusammenhängt, hat Bestand und kann überall in Rechnung gestellt werden; die höheren Absichten sind unverläßlich, widerspruchsvoll und flüchtig wie der Wind. Der Mann, der wußte, daß man Reiche über kurz oder lang ebenso werde regieren müssen wie Fabriken, sah auf das Gewimmel von Uniformen, stolzen und lauseigroßen Gesichtern unter sich mit einem Lächeln, worin sich Überlegenheit und Wehmut mischten. Es konnte kein Zweifel darüber bestehen: Wenn Gott heute zurückkehrte, um das Tausendjährige Reich unter uns aufzurichten, es würde kein einziger praktischer und erfahrener Mann dem Vertrauen entgegenbringen, solange nicht neben dem Jüngsten Gericht auch für einen Strafvollzug mit festen Gefängnissen Vorsorge getroffen wäre, für Polizei, Gendarmerie, Militär, Hochverratsparagrafen, Regierungsstellen und was sonst noch dazu gehört, um die unberechenbaren Leistungen der Seele auf die zwei Grundtatsachen einzuschränken, daß der zukünftige Himmelsbewohner nur durch Einschüchterung und Anziehen

der Schrauben oder durch Bestechung seines Begehrens, mit einem Wort, nur durch die «starke Methode» verlässlich zu allem zu bringen ist, was man von ihm haben will.

Dann aber träte Paul Arnheim vor und spräche zum Herrn: «Herr, wozu?! Die Ichsucht ist die verlässlichste Eigenschaft des menschlichen Lebens. Der Politiker, der Soldat und der König haben mit ihrer Hilfe deine Welt durch List und Zwang geordnet. Das ist die Melodie der Menschheit; Du und ich müssen es zugeben. Den Zwang abschaffen, hieße die Ordnung verweichlichen; den Menschen zum Großen befähigen, obgleich er ein Bastard ist, das erst ist unsere Aufgabe!» Dabei würde Arnheim bescheiden zum Herrn lächeln, in ruhiger Haltung, damit man nicht vergesse, wie wichtig es für jeden Menschen bleibt, demütig die großen Geheimnisse anzuerkennen. Und dann würde er seine Rede fortsetzen. «Aber ist das Geld nicht eine ebenso sichere Methode der Behandlung menschlicher Beziehungen wie die Gewalt und erlaubt uns, auf ihre naive Anwendung zu verzichten? Es ist vergeistigte Gewalt, eine geschmeidige, hochentwickelte und schöpferische Spezialform der Gewalt. Beruht nicht das Geschäft auf List und Zwang, auf Übervorteilung und Ausnützung, nur sind diese zivilisiert, ganz in das Innere des Menschen verlegt, ja geradezu in das Aussehen seiner Freiheit gekleidet? Der Kapitalismus, als Organisation der Ichsucht nach der Rangordnung der Kräfte, sich Geld zu verschaffen, ist geradezu die größte und dabei noch humanste Ordnung, die wir zu Deiner Ehre haben ausbilden können; ein genaueres Maß trägt das menschliche Tun nicht in sich!» Und Arnheim hätte dem Herrn geraten, das Tausendjährige Reich nach kaufmännischen Grundsätzen einzurichten und seine Verwaltung einem Großkaufmann zu übertragen, der natürlich auch philosophische Weltbildung haben müßte. Denn was schließlich das rein Religiöse betrifft, so hat es nun einmal immer zu leiden gehabt, und verglichen mit der Existenzunsicherheit in Kriegezeiten, würde selbst ihm eine kaufmännische Leitung immer noch große Vorteile bieten.

So also hätte Arnheim gesprochen, denn eine tiefe Stimme sagte ihm deutlich, daß man auf das Geld ebensowenig verzichten könne wie auf Vernunft und Moral. Eine andere, ebenso tiefe Stimme sagte ihm aber ebenso deutlich, daß man auf Vernunft, Moral und das ganze rationalisierte Dasein kühn verzichten sollte. Und gerade in den schwindelnden Augenblicken, wo er kein anderes Bedürfnis kannte, als einem irrenden Satelliten gleich in die Sonnenmasse Diotimas zu stürzen, war diese Stimme fast die mächtigere. Es erschien ihm dann das Wachsen der Gedanken so fremd und uninnerlich wie das der Nägel und Haare. Ein moralisches Leben kam ihm als etwas Totes vor, und eine verborgene Abneigung gegen Moral und Ordnung machte ihn erröten. Es erging Arnheim nicht anders wie seinem ganzen Zeitalter. Dieses betet das Geld, die Ordnung, das Wissen, Rechnen, Messen und Wägen, alles in allem also den Geist des Geldes und seiner Verwandten an und beklagt das zugleich. Während es in seinen Arbeitsstunden hämmert und rechnet und sich außerhalb ihrer so benimmt wie eine Horde Kinder, die von dem Zwang des «Also was machen wir jetzt?», der am Grunde einen bitteren Ekelgeschmack hat, aus einer Übertriebenheit in die nächste gejagt wird, wird es eine innere Mahnung zur Umkehr nicht los. Auf diese wendet es das Prinzip der Arbeitsteilung an, indem es für solche Ahnung und innere Klage besondere Intellektuelle, Beichtende und Beichtiger der Zeit besitzt, Ablaßzettelexistenzen, literarische Bußprediger und Verkünder, die vorhanden zu wissen sehr viel wert ist, wenn man persönlich nicht in die Lage kommt, sich nach ihnen zu halten; und nicht viel anderes als die gleiche Art moralischen Lösegelds bedeuten auch die Phrasen und Geldmittel, die der Staat alljährlich in Kultureinrichtungen versenkt, die keinen Boden haben.

Diese Arbeitsteilung fand sich auch in Arnheim selbst. Wenn er in einem seiner Direktionsbüros saß und eine Absatzberechnung prüfte, würde er sich geschämt haben, anders zu denken als kaufmännisch und technisch; sobald aber nicht mehr das Geld der Firma auf dem Spiel stand,

würde er sich geschämt haben, nicht umgekehrt zu denken und die Forderung aufzustellen, daß der Mensch eines anderen Aufstiegs fähig gemacht werden müsse, als auf dem Irrweg der Regelmäßigkeit, Vorschrift, Maßeinheit und dergleichen, dessen Ergebnisse so völlig uninnerlich und im letzten Grunde unwesentlich sind. Es ist keine Frage, daß man diesen anderen Weg Religion nennt; er hatte Bücher darüber geschrieben. In diesen Büchern hatte er es auch Mythos genannt, Rückkehr zur Einfachheit, Reich der Seele, die Vergeistigung der Wirtschaft, das Wesen der Tat und dergleichen, denn es hatte viele Seiten; genau genommen, hatte es gerade ebensoviel Seiten, wie er an sich bemerkte, wenn er sich selbstlos mit sich beschäftigte, wie es ein Mann tun muß, der große Aufgaben vor sich sieht. Aber offenbar war es sein Schicksal, daß diese Arbeitsteilung in der Stunde der Entscheidung zusammenbrach. In dem Augenblick, wo er sich in die Flamme seines Gefühls werfen wollte oder das Bedürfnis hatte, so groß und ungeteilt zu sein wie die Figuren der Urzeiten, so unbekümmert, wie es nur der wahrhaft adelige Mensch vermag, so restlos religiös, wie es das innig erfaßte Wesen der Liebe verlangt, in dem Augenblick also, wo er sich ohne Rücksicht auf seine Bekleider und Zukunft Diotima zu Füßen stürzen wollte, gebot ihm eine Stimme Einhalt. Es war die zur Unzeit erwachte Stimme der Vernunft oder, wie er sich ärgerlich sagte, des Rechnens und Scharrens, die sich der großen Lebensgestaltung, dem Geheimnis des Gefühls heute allenthalben entgegenstellt. Er haßte sie und wußte im gleichen Augenblick, daß sie nicht unrecht hatte. Denn angenommen, man dürfte Honigmond sagen: welche Form des Lebens mit Diotima sollte sich dann wohl nach Ablauf der Honigmonde herausbilden? Er würde zu seinen Geschäften zurückkehren und gemeinsam mit ihr die übrigen Lebensaufgaben bewältigen. Das Jahr würde wechseln zwischen Finanzoperationen und Ausruhen in der Natur, im tierischen und vegetativen Teil des eigenen Seins. Es wäre vielleicht eine große, wahrhaft humane Vermählung von Tätigkeit und Ruhe, menschlicher Notdurft und Schönheit möglich. Das war sehr gut, das schwebte ihm wohl auch als Ziel vor, und nach Arnheims Ansicht besaß niemand die Kraft zu großen Finanzoperationen, der nicht das völlige Entspannen und Einsinken kannte, das wunschlose, gewissermaßen nur mit einem Lendenschurz bekleidet abseits der Welt Liegen: aber eine wilde stumme Befriedigung wütete in Arnheim, denn alles das stand in Widerspruch zu dem Anfangs- und Endgefühl, das Diotima in ihm erregte. Täglich, wenn er sie wieder sah, diese Antike mit etwas mehr modern gefälliger Rundung, stürzte er in Verwirrung, fühlte er ein Wegschmelzen seiner Kräfte, ein Unvermögen, dieses ausgewogene, in sich ruhende, harmonisch kreisende Wesen in seinem Inneren unterzubringen. Das war ganz und gar kein hochhumanes oder auch nur humanes Gefühl mehr. Die ganze Leere der Ewigkeit lag in diesem Zustand. Er starrte in die Schönheit seiner Geliebten mit einem Blick, der sie schon seit tausend Jahren gesucht zu haben schien und nun, wo er sie antraf, plötzlich beschäftigungslos wurde, was ein Unvermögen ergab, das unverkennbar die Züge eines Stupors, eines beinahe idiotischen Staunens an sich trug. Das Gefühl lieferte bereits keine Antwort mehr auf dieses Übermaß der Forderung, das eigentlich mit nichts anderem mehr zu vergleichen war als dem Wunsch, sich aus einer Kanone gemeinsam in den Weltraum schießen zu lassen!

Die taktvolle Diotima fand auch dafür das richtige Wort. Sie erinnerte einmal in solchem Augenblick daran, daß schon der große Dostojewski einen Zusammenhang zwischen Liebe, Idiotie und innerer Heiligkeit festgestellt habe, unerachtet dessen aber Menschen von heute, die nicht sein gläubiges Rußland hinter sich haben, wohl erst einer besonderen Erlösung bedürften, um diesen Gedanken verwirklichen zu können.

Dieses Wort war Arnheim aus dem Herzen gesprochen.

Der Augenblick, wo es gesagt wurde, war einer jener voll von Überichhaftigkeit und zugleich Übergegenständlichkeit, die wie eine verstopfte Trompete, auf der man keinen Ton hervorbringt,

das Blut in den Kopf treiben; nichts war daran unwichtig, von der kleinsten Tasse auf einem Wandbord, die sich van Goghisch im Raum durchsetzte, bis zu den Menschenleibern, die sich, vom Unsagbaren geschwollen und zugespitzt, in ihn zu pressen schienen.

Erschrocken sagte Diotima: «Ich möchte jetzt am liebsten scherzen; Humor ist so schön, er schwebt frei von aller Begehrlichkeit über den Erscheinungen!»

Arnheim lächelte dazu. Er war aufgestanden und hatte begonnen, sich im Zimmer Bewegung zu machen. «Wenn ich sie in Stücke risse, wenn ich zu brüllen und zu tanzen anfinde; wenn ich mir in den Hals griffe, um in der Brust mein Herz für sie zu fangen: würde dann vielleicht ein Wunder geschehn?» fragte er sich. Aber in dem Maße der Abkühlung hatte er eingehalten.

Dieser Auftritt war ihm jetzt wieder lebhaft gegenwärtig geworden. Eisig ruhte sein Blick noch einmal auf der Straße zu seinen Füßen. «Es müßte wahrhaftig das Wunder einer Erlösung vorhergehn,» sagte er sich «andere Menschen müßten die Erde bevölkern, ehe man an die Verwirklichung solcher Dinge denken dürfte.» Er gab sich nicht mehr die Mühe, zu enträtseln, wie und wovon man erlösen müßte; es hätte jedenfalls alles anders sein müssen. Er ging an seinen Schreibtisch zurück, den er vor einer halben Stunde verlassen hatte, zu seinen Briefen und Depeschen, und schellte Soliman, um seinen Sekretär holen zu lassen.

Und während er auf diesen wartete und seine Gedanken schon die ersten Sätze eines Wirtschaftsdiktats rundeten, kristallisierte sich das Erlebte in ihm zu einer schönen und beziehungsreichen moralischen Form. «Ein seiner Verantwortung bewußter Mann» sagte sich Arnheim überzeugt «darf schließlich auch, wenn er Seele schenkt, nur die Zinsen zum Opfer bringen und niemals das Kapital!»

[<]

107

Graf Leinsdorf erzielt einen unerwarteten politischen Erfolg

Wenn Seine Erlaucht von einer europäischen Staatenfamilie sprach, die sich jubelnd um den greisen Kaiser-Patriarchen scharen sollte, so nahm er immer und stillschweigend Preußen aus. Vielleicht geschah dies jetzt sogar noch inniger als früher, denn Graf Leinsdorf fühlte sich durch den Eindruck, den Dr. Paul Arnheim machte, unleugbar gestört; so oft er zu seiner Freundin Diotima kam, traf er entweder diesen Mann oder dessen Spuren an und wußte ebensowenig wie Sektionschef Tuzzi, wie ihm geschah. Diotima bemerkte jetzt, was früher nie geschehen war, jedesmal, wenn sie ihn seelenvoll anblickte, die geschwollenen Adern an Händen und Hals Sr. Erlaucht und die helltabakfarbene, den Geruch alternder Männer ausströmende Haut, und wenn sie es dem großen Herrn an Verehrung auch nicht fehlen ließ, so hatte sich in den Strahlen ihrer Gunst doch etwas verändert wie Sommersonne zu Wintersonne. Graf Leinsdorf neigte weder zu Phantasien noch zur Musik, aber seit er Dr. Arnheim hinnehmen mußte, geschah es merkwürdig oft, daß er in den Ohren ein leichtes Klingen wie von Pauken und Tschinellen eines österreichischen Militärmarsches spürte oder daß ihn, wenn er die Augen schloß, in ihrem Dunkel ein Wallen beunruhigte, das von schwarz-gelben Fahnen kam, die sich dort haufenweise bewegten. Und solche patriotischen Visionen schienen auch andere Freunde des Hauses Tuzzi heimzusuchen. Wenigstens sprach man überall, wohin er hörte, zwar mit größter Achtung von Deutschland, aber wenn er es zu verstehen gab, daß die große patriotische Aktion vielleicht doch

im Lauf der Ereignisse eine kleine Spitze gegen das Bruderreich annehmen könnte, wurde diese Achtung durch ein herzliches Lächeln verschönt.

Se. Erlaucht war da in seinem Bezirk auf ein wichtiges Phänomen gestoßen. Es gibt gewisse Familiengefühle, die besonders heftig sind, und dazu gehörte die vor dem Krieg in der europäischen Staatenfamilie allgemein verbreitet gewesene Abneigung gegen Deutschland. Vielleicht war Deutschland geistig das am wenigsten einheitliche Land, wo jeder etwas für seine Abneigung finden konnte; es war das Land, dessen alte Kultur am ehesten unter die Räder der neuen Zeit geraten und zu großartigen Worten für Talmi und Kommerz zerschnitten worden war; es war außerdem streitsüchtig, beutegierig, prahlerisch und gefährlich unzurechnungsfähig wie jede erregte große Masse: aber alles das war schließlich nur europäisch, und es hätte den Europäern höchstens ein wenig zu europäisch sein können. Es scheint einfach, daß es Wesen geben muß, Unwunschtbilder, an denen sich die Unlust, Unstimmigkeit, gleichsam der Rückstand einer schlackenden Verbrennung anhäuft, den das Leben heute zurückläßt. Aus dem Kannsein entsteht zur namenlosen Überraschung aller Beteiligten plötzlich das Ist, und was bei diesem höchst ungeordneten Vorgang wegfällt, nicht stimmt, überschüssig ist und den Geist nicht befriedigt, scheint jenen atmosphärisch verteilten, zwischen allen Geschöpfen schwingenden Haß zu bilden, der für die gegenwärtige Zivilisation so kennzeichnend ist und die vermißte Zufriedenheit mit dem eigenen Tun durch die leicht erreichbare Unzufriedenheit mit dem der anderen ersetzt. Der Versuch, diese Unlust in besonderen Wesen zusammenzufassen, ist bloß etwas, das zum ältesten psychotechnischen Besitzstand des Lebens gehört. So zog der Zauberer den sorgsam vorbereiteten Fetisch aus dem Leib des Kranken, und so verlegt der gute Christ seine Fehler in den guten Juden und behauptet, daß er durch ihn zu Reklame, Zinsen, Zeitungen und ähnlichem verleitet worden sei; man hat im Lauf der Zeiten den Donner, die Hexen, die Sozialisten, die Intellektuellen und die Generale verantwortlich gemacht, und in den letzten Zeiten vor dem Krieg ist auch, aus Sondergründen, die daneben ganz verschwinden, eines der großartigsten und beliebtesten Mittel in diesem wunderlichen Vorgang Preußen-Deutschland gewesen. Der Welt ist eben nicht nur Gott abhanden gekommen, sondern auch der Teufel. So wie sie das Böse in Unwunschtbilder verlegt, verlegt sie das Gute in Wunschbilder, die sie dafür verehrt, daß sie das tun, was man in eigener Person untunlich findet. Man läßt andere Leute sich anstrengen, während man auf einem Sitzplatz zuschaut, das ist der Sport; man läßt Leute die einseitigsten Übertreibungen reden, das ist der Idealismus; man schüttelt das Böse ab und die davon bespritzt werden, das sind die Unwunschtbilder. So findet alles seinen Ort in der Welt und seine Ordnung; aber diese Technik der Heiligenverehrung und Sündenbockmast durch Entäußerung ist nicht ungefährlich, denn sie füllt die Welt mit den Spannungen aller unausgetragenen inneren Kämpfe. Man schlägt sich tot oder verbrüdernd sich und kann nicht recht wissen, ob man es in vollem Ernst tut, weil man ja einen Teil von sich außer sich hat, und es scheinen sich alle Geschehnisse halb vor oder hinter der Wirklichkeit als eine Spiegelfechterei des Hasses und der Liebe zu vollziehen. Der alte Dämonenglaube, der für alles Gute und Böse, das man zu spüren bekam, himmlisch-höllische Geister verantwortlich machte, hat viel besser, genauer und sauberer gearbeitet, und man kann nur hoffen, daß wir mit fortschreitender Entwicklung der Psychotechnik wieder zu ihm zurückkehren werden.

Besonders Kakanien war für den Umgang mit Wunsch- und Unwunschtbildern ein ungemein geeignetes Land; das Leben hatte dort ohnehin etwas Unwirkliches, und es erschien gerade den geistig vornehmsten Kakaniern, die sich als die Erben und Träger der berühmten, von Beethoven bis zur Operette führenden kakanischen Kultur fühlten, als ganz natürlich, daß man mit den Reichsdeutschen verbündet und verbrüdernd war und sie nicht ausstehen konnte. Man gönnte ihnen eine kleine Zurechtweisung und war, wenn man an ihre Erfolge dachte, immer ein wenig

bekümmert über die heimatlichen Zustände. Diese heimatlichen Zustände bestanden aber in der Hauptsache darin, daß Kakanien, ein Staat, der ursprünglich so gut wie jeder und besser als mancher andere gewesen war, im Lauf der Jahrhunderte ein wenig die Lust an sich selbst verloren hatte. Es konnte im Verlaufe der Parallelaktion schon einigemal bemerkt werden, daß Weltgeschichte gemacht wird wie andere Geschichten auch; das heißt, den Autoren fällt selten etwas Neues ein und sie schreiben, was die Verwicklungen und die Ideen angeht, gerne voneinander ab. Dazu gehört aber noch etwas, was bisher nicht erwähnt worden, und das ist nichts anderes als die Freude an der Geschichte; es gehört jene den Autoren so geläufige Überzeugung hinzu, daß man eine gute Geschichte mache, die Leidenschaft des Autors, die seine Ohren glühend verlängert und jede Kritik einfach wegschmilzt. Graf Leinsdorf besaß diese Überzeugung und Leidenschaft, und auch in seiner Freundschaft war sie noch zu finden, aber im weiteren Kakanien hatte sie sich verloren, und man hatte sich längst nach einem Ersatz umgesehn. Es war dort an Stelle der Geschichte Kakaniens die der Nation getreten, an der man dichtete, und man bearbeitete sie ganz in jenem europäischen Geschmack, der sich an historischen Romanen und Kostümdramen erbaut. So ereignete sich das Merkwürdige und vielleicht doch noch nicht richtig Gewürdigte, daß Menschen, die irgendeine ganz gewöhnliche Angelegenheit miteinander zu erledigen hatten, wie die Errichtung einer Schule oder die Besetzung eines Bahnhofsvorstandpostens, dabei auf das Jahr 1600 oder 400 zu sprechen kamen, darüber stritten, welcher Bewerber vorzuziehen sei, wenn man die Besiedlung der Voralpen in der Völkerwanderung sowie die Schlachten der Gegenreformation berücksichtige, und daß sie diese Auseinandersetzungen mit jenen Vorstellungen von Edelsinn und Schurkerei, Heimat, Treue und Männerkraft ausstatteten, die ungefähr der überall vorherrschenden Art von Belesenheit entsprechen. Graf Leinsdorf, welcher der Literatur kein Gewicht beimaß, kam nicht aus dem Staunen darüber heraus, zumal wenn er bedachte, wie gut es im Grunde allen Bauern, Handwerkern und Städtern ging, die ihm auf seinen Reisen in seinen von Deutschen und Tschechen besiedelten böhmischen Gutsbereichen unter die Augen kamen, und er führte es darum auf ein besonderes Virus zurück, auf verabscheuungswürdige Verhetzung, daß sie von Zeit zu Zeit in stürmische Unzufriedenheit gegen einander und die Weisheit der Regierung ausbrachen, was umso unbegreiflicher erschien, als sie in den großen Zwischenzeiten solcher Anfälle und wenn sie eben nicht an ihre Ideale erinnert wurden, friedlich und zufrieden mit jedermann auskamen.

Die dagegen angewandte Politik des Staats, eben jene bekannte Nationalitätenpolitik Kakaniens, lief aber darauf hinaus, daß in ungefähr halbjährlichem Wechsel die Regierung bald strafend gegen irgendeine unbotmäßige Nationalität vorging, bald weise vor ihr zurückging, und wie in einem Schenkelglas die eine Hälfte steigt, wenn die andere sinkt, entsprach dem das Verhalten gegen die deutsche «Nationalität». Diese hatte in Kakanien eine besondere Rolle inne, denn sie hatte in ihrer Masse eigentlich immer nur das eine gewollt, daß der Staat stark sei. Sie hatte am längsten den Glauben festgehalten, daß die kakanische Geschichte doch irgendeinen Sinn haben müsse, und erst allmählich, als sie begriff, daß man in Kakanien als Hochverräter anfangen und als Minister enden, aber auch umgekehrt seine Ministerlaufbahn wieder als Hochverräter fortsetzen könne, begann auch sie sich als unterdrückte Nation zu fühlen. Vielleicht hat es Ähnliches nicht nur in Kakanien gegeben, aber das diesem Staat Eigentümliche war, daß es dort keinerlei Revolutionen und Umstürze dazu bedurfte, weil alles mit der Zeit anfang, in einer natürlichen, ruhig pendelnden Entwicklung vor sich zu gehen, einfach kraft der Unsicherheit der Begriffe, und zum Schluß gab es in Kakanien nur noch unterdrückte Nationen und einen obersten Kreis von Personen, die die eigentlichen Unterdrücker waren und sich maßlos von den Unterdrückten gefoppt und geplagt fühlten. In diesem Kreis war man tief bekümmert darüber,

daß nichts geschehe, sozusagen über einen Mangel an Geschichte, und war fest überzeugt, daß endlich einmal etwas geschehen müßte. Und wenn es sich gegen Deutschland richtete, wie das die Parallelaktion mit sich bringen zu wollen schien, so hielt man es nicht einmal für unwillkommen, denn erstens fühlte man sich durch die Brüder im Reich immer etwas beschämt und zweitens fühlte man doch in den regierenden Kreisen selbst deutsch und konnte die überparteiliche Aufgabe Kakanians gar nicht besser hervorkehren als auf solche selbstlose Weise.

Es war also vollauf begreiflich, daß Se. Erlaucht unter diesen Umständen nicht im entferntesten auf den Einfall kam, sein Unternehmen für pangermanisch zu halten. Aber, daß es dafür galt, ging daraus hervor, daß unter den «ressortzuständigen Volksteilen», deren Wünsche von den Ausschüssen der Parallelaktion erfaßt werden sollten, die slawischen Stämme mit der Zeit zu fehlen begannen, und die fremden Botschafter hörten allmählich so schreckliche Nachrichten über Arnheim, Sektionschef Tuzzi und einen deutschen Anschlag gegen das Slawentum, daß davon in der gedämpften Form des Gerüchts auch Sr. Erlaucht etwas zu Ohren kam, und es bestätigte seine Befürchtung, daß man sich auch an Tagen, wo nichts Besonderes geschehe, dadurch daß man vieles nicht tun dürfe, in schwieriger Tätigkeit befinde. Aber da er Realpolitiker war, zögerte er nicht mit einem Gegenzug, und leider unterlief ihm dabei eine so großzügige Berechnung, daß sie anfangs den Anschein eines staatskünstlerischen Fehlers annahm. Die Spitze des Propagandakomitees – das war jener Ausschuß, dessen Aufgabe es bildete, die Parallelaktion volkstümlich zu machen war nämlich damals noch nicht besetzt, und Graf Leinsdorf faßte den Entschluß, Baron Wisnieccky dafür zu erwählen, wobei er seine Überlegung eigens darauf aufbaute, daß Wisnieccky, der vor etlichen Jahren Minister gewesen war, einem Kabinett angehört hatte, das von den deutschen Parteien gestürzt wurde und in dem Rufe stand, eine hinterhältige deutschfeindliche Politik getrieben zu haben. Denn Se. Erlaucht hatte da einen eigenen Plan. Es war schon beim Beginn der Parallelaktion einer seiner Gedanken gewesen, gerade jenen Teil der Kakanier deutschen Stammes für sie zu gewinnen, der sich weniger dem Vaterlande als der deutschen Nation zugetan fühlte. Mochten die anderen «Stämme» Kakanien, wie es geschah, als ein Gefängnis bezeichnen und ihre Liebe für Frankreich, Italien und Rußland noch so öffentlich ausdrücken, so waren das doch sozusagen entlegene Schwärmereien, und kein ernster Politiker durfte sie auf eine Stufe stellen mit der Begeisterung gewisser Deutscher für das Deutsche Reich, das Kakanien geographisch umklammerte und ihm bis vor einem Menschenalter einheitlich verbunden gewesen war. Diesen deutschen Abtrünnigen, deren Treiben in Graf Leinsdorf, weil er selbst ein Deutscher war, die schmerzlichsten von allen Gefühlen hervorrief, hatte sein bekanntes Diktum gegolten: «Sie werden von selbst kommen!» Es war inzwischen zu dem Rang einer politischen Prophezeiung aufgestiegen, auf die man in der vaterländischen Aktion baute, und hatte ungefähr den Inhalt, daß man zuerst die «anderen österreichischen Stämme» für den Patriotismus gewinnen müsse, denn wenn nur dies erst einmal gelungen sei, würden sich auch alle deutschen Kreise zum Mithalten gezwungen sehen, da es bekanntlich weit schwerer ist, sich von etwas auszuschließen, als alle tun, als sich zu weigern, den Anfang zu machen. Also führte der Weg zu den Deutschen zunächst gegen die Deutschen und zur Bevorzugung der anderen Nationen; das hatte Graf Leinsdorf schon lange erkannt, aber als die Stunde der Tat kam, führte er es auch durch, und gerade das war es, was ihn Exzellenz Wisnieccky an die Spitze des Propagandakomitees stellen ließ, der nach Leinsdorfs Urteil Pole von Geburt, aber Kakanier von Gesinnung war.

Es wäre schwer zu entscheiden, ob Se. Erlaucht sich bewußt war, daß diese Wahl sich gegen den deutschen Gedanken richtete, wie man es ihm nachträglich vorwarf; immerhin ist es wahrscheinlich, daß er angenommen haben wird, mit ihr dem wahren deutschen Gedanken zu dienen. Allein die Folge war, daß augenblicklich nun auch in deutschen Kreisen ein lebhaftes



Treiben gegen die Parallelaktion einsetzte, so daß diese am Ende auf der einen Seite für einen deutschfeindlichen Anschlag angesehen und offen bekämpft wurde, während sie auf der anderen für einen pangermanischen galt und unter vorsichtigen Ausreden von Anfang an gemieden worden war. Solcher unerwartete Erfolg entging auch Sr. Erlaucht nicht und erregte allerorten lebhaftes Besorgnis. Jedoch wurde Graf Leinsdorf von solcher Heimsuchung auch außerordentlich gestrafft; sowohl von Diotima wie von anderen Führern wiederholt ängstlich befragt, zeigte er den Kleinmütigen ein undurchdringliches, aber pflichttreues Gesicht und entgegnete ihnen das Folgende: «Es ist uns dieser Versuch nicht gleich ganz aufs erste geglückt, aber wer etwas Großes will, darf sich nicht vom Augenblickserfolg abhängig machen; jedenfalls ist das Interesse an der Parallelaktion gestiegen, und das andere wird sich, wenn man nur fest beharrt, schon finden!»

[<]

**108**

## Die unerlösten Nationen und General Stammers Gedanken über die Wortgruppe Erlösen

So viele Worte in einer großen Stadt in jedem Augenblick gesprochen werden, um die persönlichen Wünsche ihrer Bewohner auszudrücken, eines ist niemals darunter: das Wort «erlösen». Man darf annehmen, daß alle anderen, die leidenschaftlichsten Worte und die Ausdrücke verwickeltester, ja sogar deutlich als Ausnahme gekennzeichnete Beziehungen, in vielen Duplikaten gleichzeitig geschrien und geflüstert werden, zum Beispiel «Sie sind der größte Gauner, der mir je untergekommen ist» oder «So ergreifend schön wie Sie ist keine zweite Frau»; so daß sich diese höchstpersönlichen Erlebnisse geradezu durch schöne statistische Kurven in ihrer Massenverteilung über die ganze Stadt darstellen ließen. Niemals aber sagt ein lebendiger Mensch zu einem anderen «Du kannst mich erlösen!» oder «Sei mein Erlöser!» Man kann ihn an einen Baum binden und hungern lassen; man kann ihn nach monatelangem vergeblichem Werben zusammen mit seiner Geliebten auf einer unbewohnten Insel aussetzen; man kann ihn Wechsel fälschen und einen Retter finden lassen: alle Worte der Welt werden sich in seinem Mund überstürzen, aber bestimmt wird er nicht, solange er wahrhaft bewegt ist, erlösen, Erlöser oder Erlösung sagen, obgleich sprachlich gar nichts dagegen einzuwenden wäre.

Trotzdem nannten sich die unter Kakaniens Krone vereinigten Völker unerlöste Nationen!

General Stumm von Bordwehr überlegte. Durch seine Stellung im Kriegsministerium besaß er genügende Kenntnisse von den nationalen Schwierigkeiten, an denen Kakanien litt, denn das Militär bekam bei den Budgetverhandlungen die daraus folgende schwankende und von hunderterlei Rücksichten beeinflusste Politik zu allererst zu fühlen, und erst vor kurzem hatte man zum blassen Ärger des Ministers eine dringliche Militärvorlage zurückziehen müssen, weil eine unerlöste Nation für die Bewilligung der dazu nötigen Mittel nationale Zugeständnisse verlangt hatte, welche die Regierung unmöglich gewähren konnte, ohne das Erlösungsbedürfnis anderer Nationen zu überreizen. So blieb Kakanien ungeschützt gegen den äußeren Feind; denn in Frage stand eine große Artilleriesvorlage, um die völlig veralteten Geschütze des Heeres, die sich an Tragweite zu den Geschützen anderer Staaten wie ein Messer zu einer Lanze verhielten, durch neue Geschütze zu ersetzen, die sich zu denen der anderen nun wie eine Lanze zu einem Messer verhalten sollten, und das war wieder einmal für unabsehbare Zeit verhindert worden. Es ließe sich nicht sagen, daß General von Stumm deshalb Selbstmordstimmungen gehabt hätte, aber

mächtige Verstimmungen können sich ja zunächst auch in vielen, scheinbar zerstreuten Kleinigkeiten äußern, und es hing gewiß mit der Wehr- und Waffenlosigkeit Kakaniens zusammen, zu der es durch seinen unleidlichen inneren Hader verurteilt wurde, daß Stumm über das Unerlöste und das Erlösen nachdachte, zumal er auch in seiner halbzivilen Tätigkeit bei Diotima das Wort Erlösung seit einiger Zeit bis zur Unausstehlichkeit zu hören bekam.

Seine erste Ansicht war, daß es einfach zu der sprachwissenschaftlich nicht ganz durchleuchteten Gruppe der «geschwollenen Worte» gehöre. Das sagte ihm sein natürlicher Soldatensinn; aber abgesehen davon, daß dieser durch Diotima verwirrt worden, – denn Stumm hatte doch das Wort Erlösen zum erstenmal aus ihrem Mund gehört und war sehr entzückt gewesen, und heute noch war das Wort von dieser Seite her, trotz der Artillerievorlage, von einem holden Zauber umweht, so daß also des Generals erste Ansicht eigentlich schon die zweite seines Lebens war! – schien die Theorie der Wortgeschwulst auch aus einem anderen Grund nicht zu stimmen: man brauchte die Individuen der Wortgruppe Erlösen ja bloß mit einem kleinen, liebenswürdigen Mangel an Ernst auszustatten, so kamen sie augenblicklich spielend über die Zunge. «Du hast mich wirklich erlöst!» oder dergleichen: wer hätte das nicht schon gesagt, sofern dem bloß zehn Minuten ungeduldigen Wartens oder eine andere Unannehmlichkeit von eben so kleinem Format vorangegangen ist? Und dadurch wurde dem General klar, daß es gar nicht so sehr die Worte sind, woran der gesunde Sinn Anstoß nimmt, als der durch sie unglaublich versicherte Ernst des Zustandes. Und wirklich, wenn Stumm sich fragte, wo er, außer bei Diotima und in der Politik, schon von Erlösen habe reden hören, so war das in Kirchen und Kaffeehäusern geschehn, in Kunstzeitschriften und in den Büchern von Arnheim, die er mit Bewunderung gelesen hatte. Es wurde ihm auf diese Art deutlich, daß es nicht ein natürliches, einfaches und menschliches Geschehen ist, was mit solchen Worten ausgedrückt wird, sondern irgendeine abstrakte und allgemeine Verwicklung; Erlösen und nach Erlösung Bangen ist auf jede Weise anscheinend etwas, das nur einem Geist von einem anderen Geist angetan werden kann.

Der General nickte mit dem Kopf vor Staunen über die fesselnden Einblicke, zu denen ihn seine dienstliche Aufgabe führte. Er stellte die elektrisch betriebene rund geschliffene Glasscheibe über der Türe seines Büros auf Rot, zum Zeichen, daß er eine wichtige Konferenz habe, und während seine Offiziere mit ihren Aktenmappen seufzend vor der Schwelle kehrtmachten, fuhr er in seinen Überlegungen fort. Die geistigen Menschen, die er jetzt auf allen seinen Wegen traf, waren nicht befriedigt. Sie hatten an allem etwas auszusetzen, überall geschah ihnen zuwenig oder zuviel, niemals schienen in ihren Augen die Dinge zu stimmen. Nachgerade waren sie ihm zuwider geworden. Sie glichen den unglücklichen empfindlichen Leuten, die immer dort sitzen, wo es zieht. Sie schimpften auf die Überwissenschaftlichkeit und auf die Unwissenheit, auf die Roheit und auf die Überfeinerung, auf die Streitsucht und auf die Gleichgültigkeit: wohin ihre Blicke sich richteten, überall war ein Spalt offen! Ihre Gedanken kamen niemals zur Ruhe und gewahrten den ewig wandernden Rest aller Dinge, der nirgends in Ordnung kommt. So waren sie schließlich überzeugt, daß die Zeit, in der sie lebten, zu seelischer Unfruchtbarkeit bestimmt sei und nur durch ein besonderes Ereignis oder einen ganz besonderen Menschen davon erlöst werden könne. Auf diese Weise entstand damals unter den sogenannten intellektuellen Menschen die Beliebtheit der Wortgruppe Erlösung. Man war überzeugt, daß es nicht mehr weitergehe, wenn nicht bald ein Messias komme. Das war je nachdem ein Messias der Medizin, der die Heilkunde von den gelehrten Untersuchungen erlösen sollte, während deren die Menschen ohne Hilfe krank werden und sterben; oder ein Messias der Dichtung, der imstande sein sollte, ein Drama zu schreiben, das Millionen Menschen in die Theater reißen und dabei von voraussetzungslosester geistiger Hoheit sein sollte: und außer dieser Überzeugung, daß eigentlich jede einzelne menschliche Tätigkeit nur durch einen besonderen Messias sich selbst wieder

zurückgegeben werden könne, gab es natürlich auch noch das einfache und in jeder Weise unzerfaserte Verlangen nach einem Messias der starken Hand für das Ganze. So war es eine recht messianische Zeit, die damals kurz vor dem großen Kriege, und wenn selbst ganze Nationen erlöst werden wollten, so bedeutete das eigentlich nichts Besonderes und Ungewöhnliches.

Freilich schien es dem General, daß dies ebensowenig wörtlich zu nehmen sei wie alles andere, was gesprochen wurde. «Wenn heute der Erlöser zurückkehren möchte,» sagte er sich «so würden sie seine Regierung ebenso stürzen wie jede andere!» Nach seiner persönlichen Erfahrung vermutete er, daß dies davon komme, daß die Leute zuviel Bücher und Zeitungsartikel schrieben. «Wie gescheit ist die militärische Vorschrift,» dachte er «die es den Offizieren verbietet, Bücher zu schreiben ohne besondere Erlaubnis ihrer Obrigkeit.» Er erschrak ein wenig darüber, eine so heftige Loyalitätsanwandlung hatte er schon lange nicht erlebt. Ohne Zweifel, er selbst dachte zuviel! Das kam von der Berührung mit dem zivilistischen Geist; der zivilistische Geist hatte den Vorteil, eine feste Weltanschauung zu besitzen, offensichtlich verloren. Das erkannte der General deutlich, und dadurch zeigte sich ihm das ganze Gerede vom Erlösen jetzt auch noch von einer anderen Seite. General Stumms Geist wanderte zu den Erinnerungen an empfangene Religions- und Geschichtsstunden zurück, um diesen neuen Zusammenhang aufzuklären; es läßt sich schwer sagen, was er sich dabei dachte, aber wenn man es aus ihm herausgehoben und sorgfältig geglättet hätte, würde es wohl ungefähr so ausgesehen haben: Um mit dem kirchlichen Teil kurz zu beginnen, solange man an Religion glaubte, konnte man einen guten Christen oder frommen Juden hinunterstürzen, von welchem Stockwerk der Hoffnung oder des Wohlergehens man wollte, er fiel immer sozusagen auf die Füße seiner Seele. Das kam davon, daß alle Religionen in der Erläuterung des Lebens, die sie dem Menschen schenkten, einen irrationalen, unberechenbaren Rest vorgesehen hatten, den sie Gottes Unerforschlichkeit nannten; ging dem Sterblichen die Rechnung nicht auf, so brauchte er sich bloß an diesen Rest zu erinnern, und sein Geist konnte sich befriedigt die Hände reiben. Dieses Auf die Füße Fallen und Sich die Hände Reiben nennt man Weltanschauung, und das hat der zeitgenössische Mensch verlernt. Er muß sich entweder des Nachdenkens über sein Leben ganz entschlagen, woran sich viele genugtun, oder er gerät in jenen sonderbaren Zwiespalt, daß er denken muß und scheinbar doch nie recht damit zum Ende der Zufriedenheit gelangen kann. Dieser Zwiespalt hat im Lauf der Zeiten ebenso oft die Form eines vollständigen Unglaubens angenommen wie die der erneuten vollständigen Unterwerfung unter den Glauben, und seine heute häufigste Form ist wohl die, daß man überzeugt ist, ohne Geist gebe es kein rechtes menschliches Leben, mit zuviel Geist gebe es aber auch keines. Auf dieser Überzeugung ruht ganz und gar unsere Kultur. Sie achtet streng darauf, Geldmittel für Lehr- und Forschungsstätten bereitzustellen, aber ja nicht zu große Geldmittel, sondern solche, die in einem angemessenen Kleinheitsverhältnis zu den Beträgen stehn, die sie für Vergnügungen, Automobile und Waffen ausgibt. Sie schafft auf allen Wegen freie Bahn dem Tüchtigen, aber sorgt vorsichtig dafür, daß er auch der Geschäftstüchtige sei. Sie anerkennt nach einigem Widerstand jede Idee, aber das kommt dann von selbst auch deren Gegenidee zugute. Das sieht so aus wie eine ungeheure Schwäche und Nachlässigkeit; aber es ist wohl auch ein ganz bewußtes Bemühen, den Geist wissen zu lassen, daß Geist nicht alles sei, denn würde auch nur ein einziges Mal mit einer der Ideen, die unser Leben bewegen, restlos, so daß von der Gegenidee nichts übrig bleibt, Ernst gemacht, unsere Kultur wäre wohl nicht mehr unsere Kultur!

Der General hatte eine dicke, kleine Kinderfaust; er ballte sie und klatschte wie mit einem gefütterten Handschuh auf die Platte seines Schreibtisches, während ihm sein Gefühl die Unentbehrlichkeit einer starken Faust bestätigte. Als Offizier besaß er eine Weltanschauung! Der irrationale Rest darin hieß Ehre, Gehorsam, Allerhöchster Kriegsherr, Dienstreglement III. Teil,

und als Zusammenfassung von alledem bestand er in der Überzeugung, daß der Krieg nichts ist wie die Fortsetzung des Friedens mit stärkeren Mitteln, eine kraftvolle Art der Ordnung, ohne die die Welt nicht mehr bestehen kann. Die Gebärde, mit der der General auf seinen Tisch geklatscht hatte, wäre ein wenig lächerlich gewesen, wenn eine Faust bloß etwas Athletisches und nicht auch etwas Geistiges, eine Art unentbehrlicher Ergänzung des Geistes bedeuten würde. Stumm von Bordwehr hatte das Zivilistische schon ein wenig satt. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß die Bibliotheksdiener die einzigen Menschen sind, die einen verläßlichen Überblick über den Zivilverstand besitzen. Er hatte die Paradoxie des Übermaßes der Ordnung entdeckt, daß ihre Vollendung unvermeidlicherweise Untätigkeit nach sich ziehen müßte. Er hatte etwas Komisches im Gefühl, wie eine Erklärung dafür, warum beim Militär die größte Ordnung und gleichzeitig die Bereitschaft zur Lebenshingabe zu finden sei. Er hatte herausbekommen, daß durch irgendeinen unaussprechlichen Zusammenhang Ordnung zu einem Bedürfnis nach Totschlag führe. Er sagte sich besorgt, daß er in diesem Tempo nicht weiterarbeiten dürfe! «Und was ist denn überhaupt Geist?!» fragte sich der General rebellisch. «Er geht doch nicht um Mitternacht in einem weißen Hemd um; was sollte er also anderes sein als eine gewisse Ordnung, die wir unseren Eindrücken und Erlebnissen geben?! Aber dann,» schloß er entschieden, mit einem beglückenden Einfall «wenn Geist nichts ist als geordnetes Erleben, dann braucht man ihn in einer ordentlichen Welt überhaupt nicht!»

Aufatmend stellte Stumm von Bordwehr das Konferenzsignal auf Frei, trat vor den Spiegel und strich seine Haare glatt, um vor dem Eintritt seiner Untergebenen alle Spuren von Gemütsbewegung zu beseitigen.

[<]

**109**

Bonadea, Kakanien; Systeme des Glücks und Gleichgewichts

Wenn es in Kakanien jemand gab, der von Politik nichts verstand, noch wissen wollte, so war dies Bonadea; und doch bestand zwischen ihr und den unerlösten Nationen ein Zusammenhang: Bonadea (nicht zu verwechseln mit Diotima; Bonadea, die gute Göttin, Göttin der Keuschheit, deren Tempel durch Verkettung des Schicksals zum Schauplatz von Ausschweifungen geworden war, Gattin eines Landesgerichtspräsidenten oder dergleichen und unglückliche Geliebte eines Mannes, der ihrer weder würdig noch genügend bedürftig war) besaß ein System, und die Politik in Kakanien besaß keines.

Bonadeas System hatte bisher in einem Doppelleben bestanden. Sie stillte ihren Ehrgeiz in einem gehoben zu nennenden Familienkreis und empfing auch in ihrem gesellschaftlichen Verkehr die Genugtuung, für eine hochgebildete und distinguierte Dame zu gelten; gewissen Verlockungen, denen ihr Geist ausgesetzt war, gab sie aber mit der Ausrede nach, daß sie das Opfer einer überreizten Konstitution sei, oder auch, daß sie ein Herz habe, welches zu Torheiten verleite, denn Torheiten des Herzens sind ähnlich ehrenvoll wie romantisch-politische Verbrechen, selbst wenn ihre Begleitumstände nicht ganz einwandfrei sein sollten. Das Herz spielte dabei die gleiche Rolle wie Ehre, Gehorsam und des Dienstreglements III. Teil im Leben des Generals oder wie der irrationale Rest in jedem geordneten Lebensverhalten, der zuletzt alles in Ordnung bringt, was der Verstand nicht dahin zu bringen vermag.

Dieses System hatte aber mit einem Fehler gearbeitet; es teilte Bonadeas Leben in zwei Zustände, zwischen denen sich der Übergang nicht ohne schwere Verluste vollzog. Denn so beredsam das Herz vor einem Fehltritt sein konnte, so mutlos war es nachher, und seine Besitzerin wurde immerwährend zwischen manisch moussierenden und tintenschwarz ausfließenden Seelenzuständen hin und her bewegt, die sich nur selten ausglich. Immerhin war es ein System; das heißt, es war kein sich selbst überlassenes Spiel der Triebe – etwa so, wie man einmal vor Zeiten das Leben als eine automatische Bilanz von Lust und Unlust, mit einem gewissen Schlußsaldo an Lust hat verstehen wollen –, sondern es enthielt beträchtliche geistige Vorkehrungen, um diese Bilanz zu fälschen.

Jeder Mensch hat eine solche Methode, die Bilanz seiner Eindrücke zu seinen Gunsten umzudeuten, so daß gewissermaßen das tägliche Existenzminimum an Lust daraus hervorgeht, das in gewöhnlichen Zeiten genügt. Seine Lebenslust kann dabei auch aus Unlust bestehen, solche Materialunterschiede spielen keine Rolle, denn bekanntlich gibt es ebenso glückliche Melancholiker wie es Trauermärsche gibt, die um nichts schwerer in ihrem Element schweben wie ein Tanz in dem seinen. Wahrscheinlich läßt sich sogar auch umgekehrt behaupten, daß viele fröhliche Menschen nicht um das geringste glücklicher sind als traurige, denn Glück strengt genau so an wie Unglück; das ist ungefähr so wie Fliegen nach dem Prinzip Leichter – oder Schwerer als die Luft. Aber ein anderer Einwand liegt nahe; denn hätte dann nicht die alte Weisheit der Wohlhabenden recht, daß kein Armer sie zu beneiden brauche, da es ja lediglich eine Einbildung sei, daß ihn ihr Geld glücklicher machen würde? Es würde ihn bloß vor die Aufgabe stellen, statt seines Lebenssystems ein anderes auszubilden, dessen Lusthaushalt bestenfalls doch nur mit dem kleinen Glücksüberschuß abschließen könnte, den er ohnedies hat. Theoretisch bedeutet das, daß die Familie ohne Obdach, wenn sie in einer eisigen Winternacht nicht erfroren ist, bei den ersten Strahlen der Morgensonne ebenso glücklich ist wie der reiche Mann, der aus dem warmen Bett heraus muß; und praktisch kommt es darauf hinaus, daß jeder Mensch geduldig wie ein Esel das trägt, was ihm aufgepackt ist, denn ein Esel, der um eine Kleinigkeit stärker ist als seine Last, ist glücklich. Und in der Tat, das ist die verlässlichste Definition von persönlichem Glück, zu der man gelangen kann, solange man nur einen Esel allein betrachtet. In Wahrheit ist aber das persönliche Glück (oder Gleichgewicht, Zufriedenheit oder wie immer man das automatische innerste Ziel der Person nennen mag) nur soweit in sich selbst abgeschlossen, wie es ein Stein in einer Mauer oder ein Tropfen in einem Fluß ist, durch den die Kräfte und Spannungen des Ganzen gehn. Was ein Mensch selbst tut und empfindet, ist geringfügig, im Vergleich mit allem, wovon er voraussetzen muß, daß es andere für ihn in ordentlicher Weise tun und empfinden. Kein Mensch lebt nur sein eigenes Gleichgewicht, sondern jeder stützt sich auf das der Schichten, die ihn umfassen, und so spielt in die kleine Lustfabrik der Person ein höchst verwickelter moralischer Kredit hinein, von dem noch zu sprechen sein wird, weil er nicht weniger zur seelischen Bilanz der Gesamtheit wie zu der des Einzelnen gehört.

Seit Bonadeas Anstrengungen, ihren Geliebten wiederzugewinnen, keinen Erfolg hatten und sie glauben machten, daß Diotimas Geist und Tatkraft ihr Ulrich geraubt hätten, war sie maßlos eifersüchtig auf diese Frau, hatte aber, wie das schwachen Menschen leicht widerfährt, in der Bewunderung für sie eine gewisse Erklärung und Entschädigung gefunden, die ihr für den Verlust zum Teil Genüge tat; in diesem Zustand befand sie sich nun schon geraume Weile und hatte es durchgesetzt, daß sie hie und da unter dem Vorwand bescheidener Beiträge zur Parallelaktion von Diotima empfangen worden war, ohne daß sie jedoch in den Verkehr des Hauses einbezogen wurde, und sie bildete sich ein, daß zwischen Diotima und Ulrich darüber ein gewisses Einvernehmen bestehen müsse. So litt sie unter der Grausamkeit der beiden, und da sie

sie auch liebte, entstand in ihr die Illusion einer unvergleichlichen Reinheit und Selbstlosigkeit ihres Empfindens. Des Morgens, wenn ihr Mann die Wohnung verlassen hatte, worauf sie ungeduldig wartete, setzte sie sich sehr oft vor den Spiegel wie ein Vogel, der sein Gefieder zurechtschüttelt. Sie band, brannte und wand dann ihr Haar, bis es eine Form annahm, die Diotimas griechischem Knoten nicht unähnlich sah. Sie strich und bürstete kleine Locken hervor, und wenn das Ganze auch ein wenig lächerlich wurde, sie bemerkte es nicht, denn aus dem Spiegel lächelte ihr ein Antlitz entgegen, das in seiner allgemeinen Gestaltung nun von ferne an die Göttliche erinnerte. Die Sicherheit und Schönheit eines Wesens, das von ihr bewundert wurde, und sein Glück stiegen dann in den kleinen, seichten, warmen Wellen einer geheimnisvollen, wenn auch noch nicht tief vollzogenen Vereinigung in ihr empor, gleichwie man am Rand eines großen Meeres sitzt und die Füße ins Wasser stellt. Dieses einer religiösen Verehrung ähnliche Verhalten – denn von den Göttermasken, in die der Mensch in ursprünglichen Zuständen mit seinem ganzen Körper hineinkriecht, bis zu den Zeremonien der Zivilisation hat solches das Fleisch ergreifende Glück der gläubigen Nachahmung niemals seine Bedeutung ganz ausgespielt! – wurde über Bonadea noch dadurch mächtig, daß sie Kleider und Äußerlichkeiten mit einer Art Zwang liebte. Wenn Bonadea sich in einem neuen Kleid im Spiegel betrachtete, so hätte sie sich niemals vorzustellen vermocht, daß eine Zeit kommen könne, wo man etwa, statt Schinkenärmeln, gekräuselten Stirnlöckchen und langen Glockenröcken, Knieröckchen und Knabenhaar tragen werde. Sie hätte die Möglichkeit auch nicht bestritten, denn ihr Gehirn wäre einfach nicht imstande gewesen, eine solche Vorstellung aufzunehmen. Sie hatte sich immer so gekleidet, wie man als vornehme Frau aussehen mußte, und empfand jedes Halbjahr vor der neuen Mode eine Ehrfurcht wie vor der Ewigkeit. Hätte man ihrer Überlegungsfähigkeit das Zugeständnis der Vergänglichkeit abgezwungen, so hätte auch das ihre Ehrfurcht nicht im geringsten vermindert. Sie nahm den Zwang der Welt rein in sich auf, und die Zeiten, wo man die Besuchskarten an einer Ecke umbog oder seinen Freunden Neujahrswünsche ins Haus schickte oder auf dem Ball die Handschuhe abstreifte, lagen in den Zeiten, wo man das nicht tat, so weit hinter ihr wie für jeden andern Zeitgenossen die Zeit vor hundert Jahren, nämlich ganz und gar im Unvorstellbaren, Unmöglichen und Überholten. Darum war es auch in solchem Grade komisch, Bonadea ohne Kleider zu sehn; sie war dann gänzlich auch jedes ideellen Schutzes entkleidet und die nackte Beute eines unerbittlichen Zwangs, der so unmenschlich wie ein Erdbeben über sie herfiel.

Dieser periodische Untergang ihrer Kultur in den Umschwüngen einer dumpfen Stoffwelt hatte sich aber jetzt verloren, und seit Bonadea so geheimnisreiche Sorgfalt auf ihr Aussehen verwandte, lebte sie, was seit ihrem zwanzigsten Jahr nicht mehr geschehen war, den illegitimen Teil ihres Lebens als Witwe. Wohl kann man es als eine allgemeine Erfahrung hinnehmen, daß Frauen, die übergroße Sorgfalt auf ihr Aussehen verwenden, verhältnismäßig tugendhaft sind, denn das Mittel verdrängt dann den Zweck, genau so wie große Sporthelden oft schlechte Liebhaber abgeben, gar zu martialisch aussehende Offiziere schlechte Soldaten und besonders durchgeistigte Männerköpfe manchmal sogar Dummköpfe sind; aber bei Bonadea handelte es sich nicht nur um diese Frage der Energieverteilung, sondern sie hatte sich mit einer ganz überraschenden Überergiebigkeit ihrem neuen Leben zugewandt. Sie zog mit der Liebe eines Malers ihre Augenbrauen nach, emaillierte sich ein wenig an Stirn und Wangen, so daß diese aus dem Naturalismus zu jener leichten Überhöhung und Entfernung von der Wirklichkeit gelangten, die dem sakralen Stil eigentümlich ist, der Körper wurde im weichen Korsett zurechtgerüttelt, und für die großen Brüste, die ihr sonst immer etwas hinderlich und beschämend, weil allzu weiblich vorgekommen waren, empfand sie mit einemmal eine schwesterliche Liebe. Ihr Gatte war nicht wenig erstaunt, wenn er sie mit dem Finger am Hals kitzelte und zur Antwort bekam:

«Zerstöre doch nicht meine Frisur!» oder wenn er fragte: «Willst du mir denn nicht die Hand geben?!» und sie antwortete: «Unmöglich, ich habe mein neues Kleid an!» Aber die Kraft der Sünde hatte sich gleichsam aus den Scharnieren gelöst, in denen sie der Körper gefangen hält, und wanderte wie ein frühlingshaftes Gestirn in der verklärten neuen Welt einer Bonadea umher, die sich unter dieser ungewohnten und mild verdünnten Art der Bestrahlung von ihrer «Überreizung» befreit fühlte, als ob ein Schorf von ihr abgefallen wäre. Zum erstenmal, seit sie verheiratet waren, fragte sich ihr Ehemann mißtrauisch, ob nicht ein Dritter seinen häuslichen Frieden störe.

Was sich damit ereignet hatte, war aber nichts anderes als eine Erscheinung aus dem Bereich der Lebenssysteme. Kleider, aus dem Fluidum der Gegenwart herausgehoben und in ihrem ungeheuerlichen Dasein auf einer menschlichen Gestalt als Form an sich betrachtet, sind seltsame Röhren und Wucherungen, würdig der Gesellschaft eines Nasenpfeils und durch die Lippen gezogenen Rings; aber wie hinreißend werden sie, wenn man sie samt den Eigenschaften sieht, die sie ihrem Besitzer leihen! Dann geschieht nicht weniger, als wenn in einen krausen Linienzug auf einem Stück Papier der Sinn eines großen Worts hineinfährt. Man stelle sich vor, die unsichtbare Güte und Auserlesenheit eines Menschen tauche plötzlich als ein dottrig goldener, vollmondgroß schwebender Heiligenschein hinter seinem Scheitelwirbel auf, wie es auf frommen, alten Bildern zu sehen ist, während er am Korso spazierengeht oder bei einem Tee soeben Sandwiches auf seinen Teller legt: es wäre ohne Zweifel eines der ungeheuersten und erschütterndsten Erlebnisse; und solche Kraft, das Unsichtbare, ja sogar das gar nicht Vorhandene sichtbar zu machen, beweist ein gut gemachtes Kleidungsstück alle Tage!

Solche Gegenstände gleichen Schuldnern, die den Wert, den wir ihnen leihen, mit phantastischen Zinsen zurückzahlen, und eigentlich gibt es nichts als Schuldnerdinge. Denn jene Eigenschaft der Kleidungsstücke besitzen auch Überzeugungen, Vorurteile, Theorien, Hoffnungen, der Glaube an irgendetwas, Gedanken, ja selbst die Gedankenlosigkeit besitzt sie, sofern sie nur kraft ihrer selbst von ihrer Richtigkeit durchdrungen ist. Sie alle dienen, indem sie uns das Vermögen leihen, das wir ihnen borgen, dem Zweck, die Welt in ein Licht zu stellen, dessen Schein von uns ausgeht, und im Grunde ist nichts anderes als dies die Aufgabe, für die jeder sein besonderes System hat. Mit großer und mannigfaltiger Kunst erzeugen wir eine Verblendung, mit deren Hilfe wir es zuwege bringen, neben den ungeheuerlichsten Dingen zu leben und dabei völlig ruhig zu bleiben, weil wir diese ausgefrorenen Grimassen des Weltalls als einen Tisch oder einen Stuhl, ein Schreien oder einen ausgestreckten Arm, eine Geschwindigkeit oder ein gebratenes Huhn erkennen. Wir sind imstande, zwischen einem offenen Himmelsabgrund über unserem Kopf und einem leicht zugedeckten Himmelsabgrund unter den Füßen, uns auf der Erde so ungestört zu fühlen wie in einem geschlossenen Zimmer. Wir wissen, daß sich das Leben ebenso in die unmenschlichen Weiten des Raums wie in die unmenschlichen Engen der Atomwelt verliert, aber dazwischen behandeln wir eine Schicht von Gebilden als die Dinge der Welt, ohne uns im geringsten davon anfechten zu lassen, daß das bloß die Bevorzugung der Eindrücke bedeutet, die wir aus einer gewissen mittleren Entfernung empfangen. Ein solches Verhalten liegt beträchtlich unter der Höhe unseres Verstandes, aber gerade das beweist, daß unser Gefühl stark daran teil hat. Und in der Tat, die wichtigsten geistigen Vorkehrungen der Menschheit dienen der Erhaltung eines beständigen Gemütszustands, und alle Gefühle, alle Leidenschaften der Welt sind ein Nichts gegenüber der ungeheuren, aber völlig unbewußten Anstrengung, welche die Menschheit macht, um sich ihre gehobene Gemütsruhe zu bewahren! Es lohnt sich scheinbar kaum, davon zu reden, so klaglos wirkt es. Aber wenn man näher hinsieht, ist es doch ein äußerst künstlicher Bewußtseinszustand, der dem Menschen den aufrechten Gang zwischen kreisenden Gestirnen verleiht und ihm erlaubt, inmitten der fast unendlichen Unbekanntheit der Welt würdevoll die

Hand zwischen den zweiten und dritten Rockknopf zu stecken. Und um das zuwege zu bringen, gebraucht nicht nur jeder Mensch seine Kunstgriffe, der Idiot ebensogut wie der Weise, sondern diese persönlichen Systeme von Kunstgriffen sind auch noch kunstvoll eingebaut in die moralischen und intellektuellen Gleichgewichtsvorkehrungen der Gesellschaft und Gesamtheit, die im Größeren dem gleichen Zweck dienen. Dieses Ineinandergreifen ist ähnlich dem der großen Natur, wo alle Kraftfelder des Kosmos in das der Erde hineinwirken, ohne daß man es merkt, weil das irdische Geschehen eben das Ergebnis ist; und die dadurch bewirkte geistige Entlastung ist so groß, daß sich die Weisesten genau so wie die kleinen Mädchen, die nichts wissen, in ungestörtem Zustande sehr klug und gut vorkommen.

Aber von Zeit zu Zeit, nach solchen Zufriedenheitszuständen, die man in gewissem Sinn auch Zwangszustände des Fühlens und Wollens nennen könnte, scheint das Gegenteil über uns zu kommen oder, um es gleichfalls in Begriffen eines Narrenhauses auszudrücken, es setzt dann plötzlich auf der Erde eine gewaltige Ideenflucht ein, nach deren Ablauf das ganze Menschenleben um neue Mittelpunkte und Achsen gelagert ist. Die tiefer als der Anlaß reichende Ursache aller großen Revolutionen liegt nicht in der angehäuften Unzuträglichkeit, sondern in der Abnützung des Zusammenhalts, der die künstliche Zufriedenheit der Seelen gestützt hat. Man könnte darauf am besten den Ausspruch eines berühmten Frühscholastikers anwenden, der lateinisch «Credo, ut intelligam» lautet und etwas frei sich etwa so ins zeitgenössische Deutsche übersetzen läßt: Herr, o mein Gott, gewähre meinem Geist einen Produktionskredit! Denn wahrscheinlich ist jedes menschliche Credo nur ein Sonderfall des Kredits überhaupt. In der Liebe wie im Geschäft, in der Wissenschaft wie beim Weitsprung muß man glauben, ehe man gewinnen und erreichen kann, und wie sollte das nicht vom Leben im ganzen gelten?! Seine Ordnung mag noch so begründet sein, ein Stück freiwilligen Glaubens an diese Ordnung ist immer darunter, ja es bezeichnet wie bei einer Pflanze die Stelle, wo der Trieb angesetzt hat, und ist dieser Glaube verbraucht, für den es keine Rechenschaft und Deckung gibt, so folgt bald der Zusammenbruch; es stürzen Zeitalter und Reiche nicht anders zusammen wie Geschäfte, wenn ihnen der Kredit verlorengeht. Und damit wäre diese grundsätzliche Betrachtung des seelischen Gleichgewichts von dem schönen Beispiel Bonadeas zu dem traurigen Kakaniens gelangt. Denn Kakaniens war das erste Land im gegenwärtigen Entwicklungsabschnitt, dem Gott den Kredit, die Lebenslust, den Glauben an sich selbst und die Fähigkeit aller Kulturstaaten entzog, die nützliche Einbildung zu verbreiten, daß sie eine Aufgabe hätten. Es war ein kluges Land und beherbergte kultivierte Menschen; wie alle kultivierten Menschen an allen Orten der Erde liefen diese zwischen einer ungeheuren Aufregung von Geräusch, Geschwindigkeit, Neuerung, Streitfall und allem, was sonst noch zur optisch-akustischen Landschaft unseres Lebens gehört, in einer unentschiedenen Gemütslage umher; wie alle anderen Menschen lasen und hörten sie täglich einige Dutzend Nachrichten, die ihnen die Haare sträubten, und waren bereit, sich über sie zu erregen, ja sogar einzugreifen, aber es kam nicht dazu, denn einige Augenblicke später war der Reiz schon durch neuere aus dem Bewußtsein verdrängt; wie alle anderen fühlten sie sich von Mord, Totschlag, Leidenschaft, Opfermut, Größe umgeben, die sich irgendwie in dem Knäuel ereigneten, der um sie gebildet war, aber sie konnten zu diesen Abenteuern nicht hingelangen, weil sie in einem Büro oder einer anderen Berufsanstalt gefangen saßen, und wenn sie gegen Abend freikamen, so explodierte ihre Spannung, mit der sie nichts mehr anzufangen wußten, in Vergnügungen, die ihnen kein Vergnügen bereiteten. Und eines kam gerade bei den Kultivierten, wenn sie sich nicht so ausschließlich der Liebe widmeten wie Bonadea, noch hinzu: Sie hatten nicht mehr die Gabe des Kredits und nicht die des Betrugs. Sie wußten nicht mehr, wo kam ihr Lächeln, ihr Seufzer, ihr Gedanke hin? Wozu hatten sie gedacht und gelächelt? Ihre Ansichten waren Zufälle, ihre Neigungen waren längst da, irgendwie hing alles als Schema in der Luft, in



das man hineinlief, und sie konnten nichts von ganzem Herzen tun oder lassen, weil es kein Gesetz ihrer Einheit gab. Auf solche Weise war der Kultivierte der Mensch, der fühlte, daß irgendeine Schuld immer höher steige, daß er sie nie mehr werde abtragen können, er war der Mann, der den unausweichlichen Konkurs sah und entweder die Zeit anklagte, in der er zu leben verurteilt sei, obgleich er genau so gerne in ihr lebte wie nur irgendwer, oder sich mit dem Mut eines, der nichts zu verlieren hatte, auf jede Idee stürzte, die ihm eine Änderung versprach.

Das war nun freilich in der ganzen Welt so, aber als Gott Kakanien den Kredit entzog, tat er das Besondere, daß er die Schwierigkeiten der Kultur ganzen Völkern zu verstehen gab. Wie Bakterien waren sie dort in ihrem Boden gesessen, ohne sich wegen der ordentlichen Rundung des Himmels oder Ähnlichem Sorgen zu machen, aber auf einmal wurde es ihnen eng. Der Mensch weiß gewöhnlich nicht, daß er glauben muß, mehr zu sein, um das sein zu können, was er ist; aber er muß es doch irgendwie über und um sich spüren, und zuweilen kann er es auch plötzlich entbehren. Dann fehlt ihm etwas Imaginäres. Es war durchaus nichts in Kakanien geschehen, und früher hätte man gedacht, das sei eben die alte, unauffällige kakanische Kultur, aber dieses Nichts war jetzt so beunruhigend wie Nichtschlafenkönnen oder Nichtverstehenkönnen. Und darum hatten es die Intellektuellen leicht, nachdem sie sich eingeredet hatten, das werde in einer nationalen Kultur anders sein, auch die kakanischen Völker davon zu überzeugen. Das war nun eine Art Religionsersatz oder ein Ersatz für den guten Kaiser in Wien oder einfach eine Erklärung der unverständlichen Tatsache, daß die Woche sieben Tage hat. Denn es gibt viele unerklärliche Dinge, aber wenn man seine Nationalhymne singt, so fühlt man sie nicht. Natürlich wäre das der Augenblick gewesen, wo ein guter Kakanier auf die Frage, was er sei, auch mit Begeisterung hätte antworten können: «Nichts!» Denn das heißt Etwas, dem wieder freie Hand gegeben ist, aus einem Kakanier alles zu machen, was noch nicht da war! Aber die Kakanier waren keine so trotzig Menschen und begnügten sich mit der Hälfte, indem sich jede Nation bloß bemühte, mit der anderen das zu machen, was ihr gut schien. Natürlich kann man sich dabei schwer Schmerzen vergegenwärtigen, die man nicht selbst hat. Und man ist durch zwei Jahrtausende altruistischer Erziehung so selbstlos geworden, daß man auch dann, wenn es mir oder dir schlecht gehen soll, immer für den anderen ist. Trotzdem darf man sich unter dem berühmten kakanischen Nationalismus nicht etwas besonders Wildes vorstellen. Er war mehr ein geschichtlicher als ein wirklicher Vorgang. Die Menschen dort hatten einander recht gern; sie schlugen sich zwar die Köpfe ein und bespionierten einander, aber das taten sie nur aus Rücksichten höherer Kultur, wie es ja auch sonst vorkommt, daß ein Mensch, der unter vier Augen einer Fliege nicht weh tun mag, unter dem Bild des Gekreuzigten im Richtsaal einen Menschen zum Tode verurteilt. Und man darf wohl sagen: Jedesmal, wenn ihre höheren Ichs eine Pause machten, atmeten die Kakanier auf und fühlten sich als brave Eßwerkzeuge, zu denen sie gleich allen Menschen geschaffen waren, sehr erstaunt über ihre Erfahrungen als Werkzeuge der Geschichte.

[<]

**110**

Moosbruggers Auflösung und Aufbewahrung

Moosbrugger saß noch immer im Gefängnis und wartete auf die Wiederholung seiner Untersuchung durch die Irrenärzte. Das ergab eine geschlossene Menge von Tagen. Der einzelne

trat wohl hervor, wenn er da war, aber er sank schon gegen Abend wieder in die Menge zurück. Moosbrugger kam wohl mit Sträflingen, Aufsehern, Gängen, Höfen, mit einem kleinen Stück blauen Himmels, mit ein paar Wolken, die dieses Stück durchquerten, mit Speisen, Wasser und hie und da mit einem Vorgesetzten in Berührung, der nach ihm sah, aber diese Eindrücke waren zu schwach, um sich dauernd durchzusetzen. Er hatte weder Uhr noch Sonne, weder Arbeit noch Zeit. Er war immer hungrig. Er war immer müde, von dem Herumirren auf seinen sechs Quadratmetern, das müder macht als das Herumirren über Meilen. Er langweilte sich bei allem, was er tat, als ob er einen Topf mit Papp umrühren müßte. Wenn er aber das Ganze überdachte, dann kam es ihm so vor, als ob Tag und Nacht, Essen und wieder Essen, Visite und Kontrolle unaufhörlich und rasch hintereinander drein schnurrten, und er unterhielt sich damit. Seine Lebensuhr war in Unordnung geraten; man konnte sie vor- und zurückdrehen. Er mochte das gern; es paßte zu ihm. Weit Zurückliegendes und Frisches wurde nicht länger künstlich auseinandergehalten, sondern wenn es das gleiche war, dann hörte das, was man «zu verschiedener Zeit» nennt, auf, daran zu haften wie ein roter Faden, den man aus Verlegenheit einem Zwilling um den Hals binden muß. Das Unwesentliche verschwand aus seinem Leben. Wenn er über dieses Leben nachdachte, so sprach er innerlich langsam mit sich selbst und legte dabei auf die Nebensilben das gleiche Gewicht wie auf die Hauptsilben; das war ein ganz anderer Gesang des Lebens als der, den man alle Tage hört. Er blieb oft bei einem Wort eine lange Weile stehn, und wenn er es schließlich verließ, ohne recht zu wissen wie, kam ihm das Wort nach einiger Zeit mit einemmal wieder anderswo entgegen. Er lachte vor Vergnügen, weil niemand wußte, was ihm begegnete. Es ist schwer, einen Ausdruck für diese Einheit seines Wesens zu finden, die er in manchen Stunden erlangte. Man kann sich wohl leicht vorstellen, daß das Leben eines Menschen wie ein Bach dahinfließt; aber die Bewegung, die Moosbrugger in dem seinen wahrnahm, floß wie ein Bach durch ein großes stehendes Wasser. Vorwärts treibend, verflocht sie sich auch rückwärts, und der eigentliche Lauf des Lebens verschwand fast darin. Er selbst hatte einmal in einem halbwichigen Traum davon die Empfindung, daß er den Moosbrugger des Lebens wie einen schlechten Rock am Leib getragen hätte, aus dem jetzt, wenn er ihn zuweilen etwas öffnete, in wälder großen Seidenwellen das wunderbarste Futter quoll.

Er wollte nicht mehr wissen, was draußen vor sich ging. Irgendwo war Krieg. Irgendwo war eine große Hochzeit. Der König von Beludschistan kommt jetzt an – dachte er. Überall exerzierten die Soldaten, wandelten die Huren, standen die Zimmerleute in den Dachstühlen. In den Wirtshäusern von Stuttgart quoll das Bier aus den gleichen krummen gelben Hähnen wie in Belgrad. Wenn man wandert, fragt einen überall der Gendarm nach den Papieren. Überall drücken sie einem einen Stempel hinein. Überall gibt es entweder Wanzen oder keine. Arbeit oder nicht. Die Weiber sind alle gleich. Die Ärzte in den Spitälern sind alle gleich. Wenn man abends von der Arbeit kommt, sind die Menschen auf den Straßen und tun nichts. Immer und überall ist es das gleiche; es fällt den Leuten nichts ein. Als der erste Aeroplan durch den blauen Himmel über Moosbruggers Kopf flog, das war schön gewesen; aber dann kam ein solches Flugzeug nach dem andern, und eines sah wie das andere aus. Das war ein anderes Einerlei als das der Wunder seiner Gedanken. Er begriff nicht, wie es zuwege kam, und es war ihm überall im Weg gewesen! Er schüttelte den Kopf. «Hol der Teufel» dachte er «diese Welt!» Oder mochte der Henker ihn holen, er verlor nicht viel dabei ...

Trotzdem ging er zuweilen wie in Gedanken zur Tür und versuchte leise an der Stelle herum, wo außen das Schloß saß. Dann sah vom Gang durch die Guckscheibe ein Auge herein, und eine böse Stimme folgte, die ihn schalt. Vor solchen Beleidigungen wich Moosbrugger rasch in die Zelle zurück, und es geschah dann, daß er sich eingesperrt und beraubt fühlte. Vier Wände und eine eiserne Tür sind nichts Besonderes, wenn man aus und ein geht. An einem Gitter vor einem

fremden Fenster ist auch nicht viel daran, und daß eine Pritsche oder ein Holztisch ihren festen Standplatz haben, ist nur in Ordnung. In dem Augenblick aber, wo man damit nicht mehr umgehen kann, wie man will, entsteht eben etwas, das ganz unsinnig ist. Diese Dinge, vom Menschen gemacht, Diener, Sklaven, von denen man nicht einmal weiß, wie sie aussehen, werden frech. Sie gebieten Halt. Wenn Moosbrugger bemerkte, wie die Dinge mit ihm herumbefahlen, hatte er nicht übel Lust, sie auseinanderzureißen, und mußte sich mühevoll überzeugen, daß ein Kampf mit diesen Dienern der Justiz seiner nicht würdig sei. Aber das Zucken in seinen Händen war so stark, daß er sich fürchtete, krank zu werden.

Man hatte sechs Quadratmeter der weiten Welt ausgewählt, und Moosbrugger ging darauf hin und her. Das Denken der gesunden, nicht eingesperrten Menschen glich übrigens sehr dem seinen. Obgleich sie vor kurzem noch lebhaft von ihm beschäftigt worden waren, hatten sie ihn rasch vergessen. Er war auf seinen Platz gebracht worden wie ein Nagel, der in die Wand geschlagen wird; wenn er einmal darin steckt, nimmt ihn niemand mehr wahr. Andere Moosbruggers kamen an die Reihe; sie waren nicht er, sie waren nicht einmal die gleichen, aber sie leisteten den gleichen Dienst. Es war ein Sexualverbrechen gewesen, eine dunkle Geschichte, ein grauenhafter Mord, die Tat eines Wahnsinnigen, die Tat eines nur halb Unzurechnungsfähigen, eine Begegnung, vor der sich eigentlich jeder Mensch in acht nehmen müßte, ein befriedigendes Zugreifen des Kriminaldienstes und der Justiz ...: solche allgemeinen, inhaltsarmen Begriffe und Erinnerungsbereitschaften spannen den leergesogenen Vorfall an irgendeiner Stelle ihres weiten Netzes ein. Man vergaß Moosbruggers Namen, man vergaß die Einzelheiten. Er war «ein Eichhörnchen, ein Hase oder ein Fuchs» geworden, die genauere Unterscheidung hatte ihren Wert verloren; das Bewußtsein der Öffentlichkeit bewahrte keinen bestimmten Begriff von ihm, sondern nur die matten, weiten Felder sich vermengender allgemeiner Begriffe, die so waren wie die graue Helle in einem Fernglas, das auf eine zu große Entfernung eingestellt ist. Diese Zusammenhangsschwäche, die Grausamkeit eines Denkens, das mit den ihm genehmen Begriffen schaltet, ohne sich um das Gewicht von Leid und Leben zu kümmern, das jede Entscheidung schwer macht: solches hatte die Seele der Allgemeinheit mit der seinen gemeinsam; aber was in seinem Narrengehirn Traum war, Märchen, schadhafte oder sonderbare Stelle im Spiegel des Bewußtseins, die das Bild der Welt nicht zurückwarf, sondern das Licht hindurchließ, das fehlte ihr, oder es war höchstens da und dort in einem einzelnen Menschen und seiner unklaren Erregung etwas davon enthalten.

Und was sich genau auf Moosbrugger bezog, auf diesen und keinen anderen Moosbrugger, den man auf bestimmten sechs Quadratmetern der Welt einstweilen untergebracht hatte, seine Ernährung, Überwachung, aktenmäßige Behandlung, Weiterbeförderung zum Zuchthausleben oder zum Tode, war einer verhältnismäßig kleinen Gruppe von Menschen übertragen, die sich ganz anders verhielt. Hier spähten Augen mißtrauisch in Ausübung ihres Dienstes, rügten Stimmen den geringsten Verstoß. Nie traten weniger als zwei Wächter bei ihm ein. Fesseln wurden ihm angelegt, wenn er über die Gänge geführt wurde. Man handelte da unter dem Einfluß einer Angst und Vorsicht, die sich dem bestimmten Moosbrugger in diesem kleinen Bezirk anhängte, aber irgendwie in seltsamem Widerspruch zu der Behandlung stand, die er im allgemeinen erfuhr. Er beschwerte sich oft über diese Vorsicht. Aber dann machte der Aufseher, der Direktor, der Arzt, der Pfaffe, wer immer seine Proteste hörte, ein unzugängliches Gesicht und antwortete ihm, seine Behandlung entspräche der Vorschrift. So war die Vorschrift nun der Ersatz für die verlorene Teilnahme der Welt, und Moosbrugger dachte: «Du hast einen langen Strick um den Hals und kannst nicht sehen, wer daran zieht.» Er war gleichsam um eine Ecke herum an der Außenwelt angebunden. Leute, die zum größeren Teil gar nicht an ihn dachten, ja nicht einmal etwas von ihm wußten oder für die er höchstens so viel bedeutete wie eine

gewöhnliche Henne auf einer gewöhnlichen Dorfstraße für einen Universitätsprofessor der Zoologie, wirkten zusammen, um das Schicksal zu bereiten, das er unkörperlich an sich zerren fühlte. Ein Bürofräulein schrieb an einem Zusatz zu seinem Akt. Ein Registratur behandelte diesen nach kunstvollen Gedächtnisregeln. Ein Ministerialrat bereitete die neueste Weisung für den Strafvollzug vor. Einige Psychiater führten einen Fachstreit über die Abgrenzung bloß psychopathischer Veranlagung von bestimmten Fällen der Epilepsie und ihrer Vermischung mit anderen Krankheitsbildern. Juristen schrieben über das Verhältnis der Milderungs- zu den Minderungsgründen. Ein Bischof sprach sich gegen die allgemeine Lockerung der Sitten aus, und ein Jagdpächter klagte Bonadeas gerechtem Gatten das Überhandnehmen der Füchse, wodurch in diesem hohen Funktionär die Stimmung zugunsten der Unbeugsamkeit von Rechtsgrundsätzen verstärkt wurde.

Aus solchen unpersönlichen Geschehnissen setzt sich in einer Weise das persönliche Geschehen zusammen, die vorläufig unbeschreiblich ist. Und wenn man Moosbruggers Fall alles individuell Romantischen entkleidete, das nur ihn und die paar Menschen anging, die er ermordet hatte, so blieb von ihm nicht mehr als ungefähr das übrig, was sich in dem Verzeichnis von zitierten Schriften ausdrückte, das Ulrichs Vater einer jüngsten Zuschrift an seinen Sohn beigelegt hatte. Ein solches Verzeichnis sieht folgendermaßen aus: AH. – AMP. – AAC. – AKA. – AP. – ASZ. – BKL. – BGK. – BUD. – CN. – DTJ. – DJZ. – FBgM. – GA. – GS. – JKV. – KBSA. – MMW. – NG. – PNW. – R. – VSgM. – WMW. – ZGS. – ZMB. – ZP. – ZSS. – Addickes a. a. O. – Aschaffenburg a. a. O. – Beling a. a. O. usw. usw. – oder in Worte übersetzt: Annales d'Hygiène Publique et de Médecine légale, hgb. v. Brouardel, Paris; Annales Médico-Psychologiques, hgb. v. Ritti ... usw. usw. in kürzesten Abkürzungen eine Seite lang. Die Wahrheit ist eben kein Kristall, den man in die Tasche stecken kann, sondern eine unendliche Flüssigkeit, in die man hineinfällt. Man denke sich an jede dieser Abkürzungen einige Hundert oder Dutzend Druckseiten geknüpft, an jede Seite einen Mann mit zehn Fingern, der sie schreibt, an jeden Finger zehn Schüler und zehn Gegner, an jeden Schüler und Gegner zehn Finger, und an jeden Finger den zehnten Teil einer persönlichen Idee, so gewinnt man eine kleine Vorstellung von ihr. Ohne sie kann selbst der bekannte Sperling nicht vom Dach fallen. Sonne, Wind, Nahrung haben ihn hingeführt, Krankheit, Hunger, Kälte oder eine Katze ihn getötet; aber alles das hätte nicht ohne biologische, psychologische, meteorologische, physikalische, chemische, soziale usw. Gesetze geschehen können, und es ist eine rechte Beruhigung, wenn man solche Gesetze bloß sucht, statt daß man sie, wie in der Moral und Rechtsgelehrtheit, selbst erzeugt. Was übrigens Moosbrugger persönlich angeht, so hatte er, wie man weiß, großen Respekt vor dem menschlichen Wissen, von dem er einen leider nur so kleinen Teil besaß, aber er würde seine Lage niemals ganz begriffen haben, auch wenn er sie gekannt hätte. Er ahnte sie dunkel. Sein Zustand kam ihm unfest vor. Sein mächtiger Körper hielt nicht ganz zu. Der Himmel schaute zuweilen in den Schädel hinein. So, wie es früher oft auf den Wanderungen gewesen war. Und niemals, wenn sie jetzt auch zuweilen geradezu unangenehm war, verließ ihn eine gewisse wichtige Gehobenheit, die ihm durch die Kerkermauern aus der ganzen Welt zuströmte. So saß er als die wilde, eingespernte Möglichkeit einer gefürchteten Handlung wie eine unbewohnte Koralleninsel inmitten eines unendlichen Meeres von Abhandlungen, das ihn unsichtbar umgab.

[<]

Es gibt für Juristen keine halbverrückten Menschen

Immerhin, ein Verbrecher läßt es sich oft sehr leicht werden, im Vergleich mit der anstrengenden Denkarbeit, zu der er die Gelehrten nötigt. Der Inculpant macht es sich einfach zunutze, daß die Übergänge von der Gesundheit zur Krankheit in der Natur gleitend sind; wogegen der Jurist in solchem Fall behaupten muß, daß «sich die Bejahungs- und Verneinungsgründe in bezug auf die freie Selbstbestimmung oder die Einsicht in den verbrecherischen Charakter der Tat derart durchkreuzen und aufheben, daß nach allen Denkregeln nur ein problematisches Urteil herauskommt». Denn der Jurist hält sich aus logischen Gründen vor Augen, daß man «in betreff derselbigen Tat niemals ein Mischungsverhältnis zweier Zustände zugeben dürfe», und er läßt nicht zu, daß sich «das Prinzip der sittlichen Freiheit im Verhältnis zu den körperlich bedingten Seelenzuständen in die nebelhafte Unbestimmtheit des Erfahrungsdenkens auflöse». Er holt seine Begriffe nicht aus der Natur, sondern durchdringt die Natur mit der Flamme des Denkens und dem Schwert des Sittengesetzes. Und daran hatte sich in dem vom Justizministerium zur Erneuerung des Strafgesetzbuches einberufenen Ausschuß, dem Ulrichs Vater angehörte, ein Streit entzündet; aber es hatte etlicher Zeit und einiger Mahnungen, die ihn zur Erfüllung kindlicher Pflicht antrieben, bedurft, ehe sich Ulrich die Darstellung seines Vaters samt allen Beilagen ganz zu eigen machte.

Sein «Dich liebender Vater» – denn als solcher unterschrieb er sich noch auf den bittersten Briefen – hatte die Behauptung und Forderung aufgestellt, daß eine teilweise kranke Person nur dann freizusprechen sei, wenn sich nachweisen lasse, daß unter ihren Wahnvorstellungen solche vorgekommen seien, die – wenn sie keine Wahnvorstellungen wären – die Handlung rechtfertigen oder ihre Strafbarkeit aufheben würden. Professor Schwung dagegen – vielleicht, weil er seit vierzig Jahren der Freund und Kollege des alten Herrn war, was schließlich doch einmal zu einem heftigen Gegensatz führen muß – hatte die Behauptung und Forderung aufgestellt, daß ein solches Individuum, worin die Zustände der Zurechnungsfähigkeit und Unzurechnungsfähigkeit, da sie juridisch nicht nebeneinander zu bestehen vermögen, nur in schnellem Wechsel aufeinander folgen können, bloß dann freizusprechen sei, wenn sich in bezug auf das einzelne Wollen nachweisen lasse, daß es dem Inculpanten gerade im Augenblick dieses Wollens unmöglich gewesen sei, es zu beherrschen. Dies war der Ausgangstatbestand. Es ist für den Laien leicht zu erkennen, daß es dem Verbrecher dabei nicht weniger schwierig sein mag, keinen Augenblick gesunden Willens in der Sekunde der Tat zu übersehen, wie keine Vorstellung, die vielleicht seine Strafbarkeit begründen könnte; aber die Aufgabe der Rechtspflege ist es ja nicht, dem Denken und sittlichen Handeln ein Faulbett zu bieten! Und weil beide Gelehrte von der Würde des Rechts in gleichem Maße überzeugt waren und keiner die Mehrheit des Ausschusses auf seine Seite bringen konnte, warfen sie einander zuerst Irrtum, dann aber in rascher Aufeinanderfolge Unlogik, gewolltes Mißverstehen und mangelnde Idealität vor. Sie taten dies zuerst im Schoß des unentschlossenen Ausschusses; dann aber, als darüber die Sitzungen zu stocken begannen, vertagt werden mußten und endlich gar lange aussetzten, schrieb Ulrichs Vater zwei Broschüren «§ 318 StGB. und der wahre Geist des Rechts» sowie «§ 318 StGB. und die getrübtten Quellen der Rechtsfindung», und Professor Schwung kritisierte sie in der Zeitschrift «Die gelehrte Juristenwelt», die Ulrich gleichfalls unter den Beilagen vorfand.

Es kamen in diesen Streitschriften viele Und und Oder vor, denn es mußte die Frage «bereinigt» werden, ob man die beiden Auffassungen durch ein Und verbinden könne oder durch ein Oder trennen müsse. Und als nach langer Pause der Ausschuß wieder einen Schoß bildete, hatte sich in diesem bereits eine Und- und eine Oderpartei getrennt. Außerdem gab es aber auch eine Partei,

die sich für den einfachen Vorschlag einsetzte, das Maß der Zurechnung und Zurechnungsfähigkeit im gleichen Verhältnis steigen und fallen zu lassen, wie die Größe des Aufwands an psychischer Kraft steige und falle, die unter den gegebenen Krankheitsumständen zur Selbstbeherrschung hinreichen würde. Dieser Partei stand eine vierte entgegen, die darauf beharrte, daß vorerst voll und ganz entschieden werden müsse, ob ein Täter überhaupt zurechnungsfähig sei; denn die Verminderung der Zurechnungsfähigkeit setze begrifflich das Vorhandensein der Zurechnungsfähigkeit voraus, und sei der Täter in einem Teil zurechnungsfähig, so müsse er voll und ganz bestraft werden, weil man diesen Teil anders nicht strafrechtlich erfassen könne. Gegen diese Partei wandte sich eine neue, die das Prinzip zwar zugab, aber hervorhob, daß die Natur sich nicht daran halte, die auch halbverrückte Menschen erzeuge; weshalb man diesen die Wohltat des Rechts nur in der Form zuwenden könne, daß man zwar von einer Minderung ihrer Schuld absehe, aber den Umständen durch eine Milderung der Strafe Rechnung trage. So bildete sich auch noch eine Zurechnungsfähigkeitspartei und eine Zurechnungspartei, und als auch diese sich genügend geteilt hatten, wurden erst die Gesichtspunkte frei, über deren Anwendung man sich noch nicht entzweit hatte. Natürlich macht kein Fachmann heute seine Streitigkeiten von den Streitigkeiten der Philosophie und Theologie abhängig, aber als Perspektiven, das heißt so leer wie der Raum und doch wie er die Dinge zusammenschiebend, mengen sich diese beiden Nebenbuhlerinnen um die letzte Weisheit überall in die Fachoptik ein. Und so bildete schließlich hier auch noch die sorgsam umgangene Frage, ob man jeden Menschen für sittlich frei ansehen dürfe, mit einem Wort die gute alte Frage der Willensfreiheit ein perspektivisches Zentrum aller Meinungsverschiedenheiten, obgleich sie außerhalb ihrer Erörterung lag. Denn ist der Mensch sittlich frei, so muß man durch die Strafe einen praktischen Zwang auf ihn ausüben, an den man theoretisch nicht glaubt; sieht man ihn aber nicht für frei an, sondern hält ihn für das Stelldichein unabänderlich verknüpfter Naturvorgänge, so kann man zwar durch die Strafe eine wirksame Unlusttendenz in ihm erregen, aber man darf ihm nicht sittlich anrechnen, was er tut. Wegen dieser Frage entstand also noch eine neue Partei, die vorschlug, den Täter in zwei Teile zu teilen; einen zoologisch-psychologischen, der den Richter nichts angehe, und einen juridischen, der zwar nur eine Konstruktion, aber rechtlich frei sei. Glücklicherweise beschränkte sich das auf die Theorie.

Es ist schwer, der Gerechtigkeit in Kürze Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Kommission bestand aus ungefähr zwanzig Gelehrten, denen es möglich war, einige tausend Standpunkte zueinander einzunehmen, wie sich leicht nachrechnen läßt. Die Gesetze, die verbessert werden sollten, standen seit dem Jahre 1852 in Anwendung, es handelte sich also überdies um eine sehr dauerhafte Sache, die man nicht leichtfertig durch eine andere ersetzen darf. Und überhaupt kann die ruhende Einrichtung des Rechts nicht allen Gedankensprüngen der jeweilig herrschenden Geistesmode folgen, – wie ein Teilnehmer richtig bemerkte. Mit welcher Gewissenhaftigkeit gearbeitet werden mußte, geht am besten daraus hervor, daß nach statistischen Erhebungen ungefähr siebenzig vom Hundert aller Menschen, die zu unserem Schaden Verbrechen begehn, die Sicherheit haben, den Einrichtungen unserer Gerechtigkeit zu entschlüpfen; es ist naheliegend, daß man über das eingefangene Viertel um so genauer nachdenken muß! Natürlich mag alles das seither ein wenig besser geworden sein, und es wäre außerdem falsch, die eigentliche Absicht dieser Berichterstattung in einer Verspottung der Eisblumen zu sehn, die der Verstand in den Köpfen der Rechtsklugen zur schönsten Blüte treibt, worüber sich schon viele Menschen mit Tauwetter im Kopf lustig gemacht haben; im Gegenteil, es waren männliche Strenge, Hochmut, moralische Gesundheit, Unangefochtenheit und Bequemlichkeit, also lauter Eigenschaften des Gemüts und zu einem großen Teil Tugenden, die wir, wie man sagt, hoffentlich nie verlieren werden, was die gelehrten Teilnehmer hinderte, ihre Verstandeskkräfte vorurteilslos zu

gebrauchen. Sie behandelten den Knaben Mensch nach der Art älterer Schulpräzeptoren als einen ihrer Obhut Anvertrauten, der nur aufmerksam und willig zu sein braucht, um gut durchzukommen, und was dies bewirkte, war nichts als das vormärzliche politische Gefühl des vor dem ihren vergangenen Menschenalters. Gewiß, die psychologischen Kenntnisse dieser Juristen waren etwa um fünfzig Jahre zurückgeblieben, aber das kommt leicht vor, wo man ein Stück seines eigenen Wissensfelds mit des Nachbars Gerät bearbeiten muß, und wird bei günstiger Gelegenheit auch rasch wieder nachgeholt; was jedoch beständig hinter seiner Zeit zurückbleibt, weil es sich noch dazu auf seine Beständigkeit etwas einbildet, ist das Herz des Menschen, und zwar besonders des gründlichen Menschen. Nie ist der Verstand so dürr, hart und verzwickelt, wie wenn er eine kleine alte Herzschwäche hat!

Diese führte schließlich zu einem leidenschaftlichen Ausbruch. Als die Kämpfe alle Teilnehmer genügend geschwächt und das Fortschreiten der Arbeit gehindert hatten, mehrten sich die Stimmen, die ein Übereinkommen vorschlugen, das ungefähr so aussehen sollte, wie alle Formeln aussehen, wenn ein nicht zu schließender Gegensatz mit einem schönen Satz verklebt werden soll. Es bestand Geneigtheit, sich auf jene bekannte Definition zu einigen, nach der man zurechnungsfähig jene Verbrecher nennt, die nach ihren geistigen und sittlichen Eigenschaften eben fähig seien, ein Verbrechen zu begehen; das heißt, beileibe nicht ohne diese Eigenschaften, was eine außerordentliche Definition ist, die den Vorteil bietet, daß sie den Verbrechern sehr viel Arbeit macht und geradezu erlauben würde, das Recht auf die Zuchthauskleidung mit dem Dokortitel zu verbinden. Da aber vollzog Ulrichs Vater, angesichts der drohenden Milde des Jubiläumsjahrs und einer Definition, die so rund wie ein Ei war, das er für eine gegen ihn geschleuderte Handgranate hielt, das, was er seine Aufsehen erregende Wendung zur sozialen Schule nannte. Die soziale Auffassung sagt uns, daß der verbrecherisch «Entartete» überhaupt nicht moralisierend, sondern nur nach seiner Schädlichkeit für die menschliche Gesellschaft zu beurteilen sei. Daraus folgt, daß er desto zurechnungsfähiger sein muß, je schädlicher er ist; und daraus folgt weiter auf zwingend logischem Wege, daß die scheinbar unschuldigsten Verbrecher, nämlich die geistig kranken, die vermöge ihrer Natur dem verbessernden Einfluß der Strafe am wenigsten zugänglich sind, mit den härtesten Strafen bedroht werden müssen und jedenfalls mit härteren als Gesunde, damit die Abschreckungskraft gleich groß sei. Man durfte billig erwarten, daß Kollege Schwung nun weit und breit nichts finden werde, um es gegen diese soziale Auffassung einzuwenden. Und so schien es auch zu sein, aber eben darum griff er zu Mitteln, die den unmittelbaren Anlaß für Ulrichs Vater bildeten, den Weg des Rechts, der in neuen endlosen Streitigkeiten im Ausschuß zu versanden drohte, auch seinerseits zu verlassen und sich an seinen Sohn zu wenden, um die Verbindung mit hohen und höchsten Kreisen, in die er ihn gesetzt hatte, nun für die Sache des Guten auszunützen. Denn was Kollege Schwung getan hatte, bestand darin, daß er statt jedes Versuchs einer sachlichen Widerlegung sich sofort böse an das Wort «sozial» geklammert hatte und dieses in einer neuen Publikation als «materialistisch» und «preußischen Staatsgeist» verdächtigte.

«Mein lieber Sohn,» schrieb Ulrichs Vater «ich habe zwar sogleich auf die romanische und somit ganz und gar nicht preußische Herkunft der Gedanken der sozialen Rechtsschule hingewiesen, aber das wird gegenüber dieser Denunziation und Verleumdung möglicherweise vergeblich bleiben, die mit infernalischer Gehässigkeit auf den höheren Orts abstoßen müßenden Eindruck spekuliert, der sich mit den Vorstellungen Materialismus und Preußen nur zu leicht verbindet. Das sind keine Vorwürfe mehr, gegen die man sich verteidigen kann, sondern ist die Ausstreuung eines derart unqualifizierbaren Gerüchts, daß man es höheren Orts kaum prüfen wird und die Notwendigkeit, sich damit überhaupt befassen zu müssen, dem unschuldigen Opfer ebenso verübeln kann wie dem gewissenlosen Denunzianten. Der ich im Leben stets alle Hintertreppen

verschmäht habe, sehe mich also gezwungen, Dich aufzufordern ...» Und so weiter schloß dieser Brief.

[<]

112

Arnheim versetzt seinen Vater Samuel unter die Götter und faßt den Beschluß, sich Ulrichs zu bemächtigen Soliman möchte über seinen königlichen Vater Näheres erfahren

Arnheim hatte geschellt und ließ Soliman suchen. Es war lange nicht mehr vorgekommen, daß er das Bedürfnis empfand, sich mit ihm zu unterhalten, und der Schlingel trieb sich augenblicklich irgendwo im Hotel umher.

Es war Ulrichs Widerspruch endlich gelungen, Arnheim zu verletzen.

Natürlich war es Arnheim niemals entgangen, daß Ulrich gegen ihn arbeite. Ulrich arbeitete selbstlos; er wirkte wie Wasser auf Feuer, Salz auf Zucker; er trachtete Arnheim um die Wirkung zu bringen, beinahe ohne es zu wollen. Arnheim war sicher, daß Ulrich sogar das Vertrauen Diotimas mißbrauchte, um heimlich über ihn ungünstige oder spöttische Bemerkungen zu machen.

Er gestand sich ein, daß ihm etwas Ähnliches lange nicht widerfahren sei. Die gewöhnliche Methode seiner Erfolge versagte dagegen. Denn die Wirkung eines großen und ganzen Mannes ist wie die der Schönheit; sie verträgt so wenig eine Leugnung, wie man einen Ballon anbohren darf oder einer Statue einen Hut auf den Kopf setzen. Eine schöne Frau wird häßlich, wenn sie nicht gefällt, und ein großer Mann, wenn man ihn nicht beachtet, wird vielleicht etwas Größeres, aber er hört auf, ein großer Mann zu sein. Das gestand sich Arnheim nun allerdings nicht mit diesen Worten ein, aber er dachte: «Ich vertrage keinen Widerspruch, weil nur der Verstand durch Widerspruch gedeiht, und wenn jemand nur Verstand hat, so verachte ich ihn!»

Arnheim nahm an, daß es ihm nicht schwer fallen würde, seinen Gegner auf irgendeine Weise unschädlich zu machen. Aber er wollte Ulrich gewinnen, beeinflussen, erziehen und seine Bewunderung erzwingen. Um sich das zu erleichtern, hatte er sich eingeredet, daß er ihn mit einem tiefen und widerspruchsvollen Gefallen liebe, und hätte nicht gewußt, womit er es begründen solle. Er hatte von Ulrich nichts zu fürchten und nichts zu erwarten; an Graf Leinsdorf und Sektionschef Tuzzi besaß Arnheim ohnehin keinen Freund, das wußte er, und im übrigen gingen die Dinge, wenn auch etwas langsam, den Gang, den er wünschte. Die Gegenwirkung Ulrichs verschwand vor der Wirkung Arnheims und blieb gleichsam ein unirdischer Einspruch; das einzige, was sie zu vermögen schien, bestand vielleicht darin, daß sie die Entscheidung Diotimas hinausschob, indem sie die Entschlossenheit der wunderbaren Frau ein klein wenig lähmte. Arnheim hatte es vorsichtig bloßgelegt und mußte nun darüber lächeln. Geschah das wehmütig oder boshaft? – solche Unterschiede haben in solchen Fällen nichts auf sich; er hielt es für gerecht, daß seines Gegners Verstandeskritik und Widerspruch, ohne es zu wissen, in seinem Dienst arbeiten mußten; es war ein Sieg der tieferen Sache, eine der wunderbar klaren, sich selbst lösenden Verwicklungen des Lebens. Arnheim fühlte, daß dies die Schicksalschlinge war, die ihn mit dem jüngeren Mann verband und ihn zu Zugeständnissen verleitete, die jener nicht verstand. Denn Ulrich war der Werbung nicht zugänglich; er war wie ein Narr unempfindlich gegen soziale Vorteile und schien das Freundschaftsangebot entweder nicht zu bemerken oder



nicht zu würdigen.

Es gab etwas, das Arnheim Ulrichs Witz nannte. Zum Teil meinte er damit diese Unfähigkeit eines geistvollen Mannes, die Vorteile zu erkennen, die das Leben bietet, und seinen Geist den großen Gegenständen und Gelegenheiten anzupassen, die ihm Würde und Standfestigkeit verleihen könnten. Ulrich zeigte die lächerliche gegenteilige Gesinnung, das Leben müsse sich dem Geist anpassen. Arnheim sah ihn vor sich; ebenso groß wie er selbst, jünger, ohne die Weichheiten, die er an seinem eigenen Körper sich nicht verbergen konnte; etwas bedingungslos Unabhängiges war im Gesicht; er führte es, nicht ganz ohne Neid, auf den Abkömmling asketischer Gelehrtengelechter zurück, denn so stellte er sich Ulrichs Herkunft vor. Unbesorgter um Geld und Wirkung war dieses Gesicht, als eine aufstrebende Dynastie von Veredlungsverkehrfachleuten es ihren Nachkommen gestattet! Aber in diesem Gesicht fehlte etwas. Das Leben fehlte darin, die Spuren des Lebens fehlten erschrecklich! Es war das in dem Augenblick, wo Arnheim es überdeutlich vor sich sah, ein so beunruhigender Eindruck, daß er daran seine ganze Neigung für Ulrich wiedererkannte; fast hätte man diesem Gesicht ein Unheil vorhersagen können. Er grübelte diesem zwiespältigen Empfinden von Neid und Sorge nach; es war eine traurige Genugtuung, wie sie jemand empfinden mag, der sich selbst mit Feigheit in Sicherheit gebracht hat, und plötzlich warf eine heftige Aufwallung von Neid und Mißbilligung den Gedanken empor, den er unbewußt gesucht und gemieden hatte. Es war ihm eingefallen, Ulrich wäre wohl ein Mann, der nicht nur die Zinsen, sondern das ganze Kapital seiner Seele zum Opfer bringen würde, wenn die Umstände es von ihm verlangten! Ja, das war es, was Arnheim merkwürdigerweise auch unter Ulrichs Witz verstand. Es wurde ihm in diesem Augenblick, wo er sich der von ihm selbst geprägten Worte entsann, vollkommen klar: die Vorstellung, ein Mann könnte sich von seiner Leidenschaft gleichsam über den atembaren Raum hinausreißen lassen, kam ihm wie ein Witz vor!

Als sich Soliman ins Zimmer schlich und vor seinem Herrn stehenblieb, hatte dieser größtenteils vergessen, weswegen er ihn kommen geheißsen, aber er spürte die Beruhigung, die von einem lebendigen und ergebenen Wesen ausging. Er schritt mit verschlossener Miene im Zimmer auf und ab, und die schwarze Scheibe des Gesichts drehte sich ihm nach. «Setz dich» befahl Arnheim, blieb in der Ecke so, wie er sich auf dem Absatz gewendet hatte, stehen und begann: «Der große Goethe gibt an einer Stelle des Wilhelm Meister mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit eine Vorschrift des richtigen Lebens, sie heißt: <Denken, um zu tun; tun, um zu denken!> Verstehst du das? Nein, das kannst du wohl doch nicht verstehn ...» beantwortete er sich diese Frage selbst und verstummte wieder. «Es ist ein Rezept, das alle Weisheit des Lebens enthält,» dachte er «und der mein Gegner sein möchte, kennt davon nur die eine Hälfte, Denken!» Es war ihm eingefallen, daß man auch das noch unter «bloß Witz haben» verstehen könne. Er erkannte die Schwäche Ulrichs. Witz kommt von wissen, eine sprachliche Weisheit, denn sie bezeichnet die intellektuelle Herkunft dieser Eigenschaft, ihre gespenstische, gefühlsarme Natur; der Witzige ist immer vorwitzig, er setzt sich über die gegebenen Grenzen hinweg, an denen der voll Fühlende haltmacht. So war die Angelegenheit mit Diotima und der Kapitalssubstanz der Seele unter einen erfreulicheren Gesichtspunkt gebracht, und zu Soliman sagte Arnheim, indes er das dachte: «Es ist eine Vorschrift, die alle Weisheit des Lebens enthält, und ihretwegen habe ich dir die Bücher entzogen und halte dich zur Arbeit an!»

Soliman erwiderte nichts und machte ein tiefernstes Gesicht.

«Du hast einigemal meinen Vater gesehn,» fragte Arnheim plötzlich «erinnerst du dich an ihn?»

Soliman fand es angebracht, das Weiße seiner Augen hervorzukugeln, und Arnheim sagte

nachdenklich: «Siehst du, mein Vater liest fast niemals Bücher. Was meinst du, wie alt mein Vater ist?» Er wartete die Antwort wieder nicht ab und setzte selbst hinzu: «Er ist schon über siebzig Jahre alt und hat seine Hand noch überall, wo für unser Haus etwas auf dem Spiel steht!» Dann ging Arnheim wieder schweigend auf und ab. Er empfand ein unbezwingliches Bedürfnis, über seinen Vater zu reden, aber er konnte nicht alles sagen, was er dachte. Niemand wußte besser als er, daß auch seinem Vater zuweilen Geschäfte fehlschlügen; aber niemand hätte es ihm geglaubt, denn sobald jemand im Rufe steht, ein Napoleon zu sein, gewinnt er auch seine verlorenen Schlachten. Es hatte für Arnheim darum nie eine andere Möglichkeit gegeben, sich neben seinem Vater zu behaupten, als die von ihm gewählte, Geist, Politik und Gesellschaft in den Dienst des Geschäftes zu stellen. Den alten Arnheim schien es auch zu freuen, daß der junge Arnheim so viel wußte und konnte; aber wenn eine wichtige Frage zu entscheiden war, und man hatte sie tagelang produktions- und finanztechnisch, geist- und wirtschaftspolitisch erörtert und dargelegt, so dankte er, befahl nicht selten das Gegenteil von dem, was man ihm vorschlug, und hatte auf alle Einwendungen, die man ihm machte, nur ein hilflos eigensinniges Lächeln zur Antwort. Oft schüttelten sogar die Direktoren die Köpfe darüber, aber über kurz oder lang stellte es sich jedesmal heraus, daß der Alte auf die eine oder andere Weise recht hatte. Es war ungefähr so, wie wenn ein alter Jäger oder Bergführer eine Konferenz von Meteorologen anhören mußte und sich dann schließlich doch nach den Weissagungen seines Rheumatismus entscheidet; und im Grunde war das gar nicht verwunderlich, denn der Rheumatismus ist nun einmal noch in mancher Frage sicherer als die Wissenschaft, und es kommt auch nicht ausschließlich auf die Genauigkeit der Voraussicht an, weil die Dinge doch immer anders kommen, als man es sich vorgestellt hat, und die Hauptsache ist, daß man sich schlau und zäh mit ihrer Widerspenstigkeit abfindet. Es hätte Arnheim also eigentlich nicht schwerfallen dürfen, zu verstehen, daß ein alter Praktikus eine Menge weiß und kann, was sich theoretisch nicht vorhersehen läßt, aber es kam trotzdem ein folgenschwerer Tag, wo er entdeckte, daß der alte Samuel Arnheim Intuition habe.

«Weißt du, was Intuition ist?» fragte Arnheim aus seinen Gedanken heraus, als tastete er nach dem Schatten einer Entschuldigung für sein Verlangen, davon zu reden. Soliman blinzelte angestrengt, wie er es tat, wenn er wegen eines Auftrags verhört wurde, den er vergessen hatte, und Arnheim verbesserte sich abermals rasch. «Ich bin sehr nervös heute,» sagte er «du kannst das natürlich nicht wissen! Aber gib acht auf das, was ich dir jetzt sagen werde: Geld erwerben bringt uns, wie du dir denken kannst, in Lagen, die nicht immer vornehm sind. Diese ewigen Bemühungen, zu rechnen und aus allem einen Vorteil zu ziehen, widersprechen der großen Lebensgestaltung, wie sie glücklichere Zeitalter haben ausbilden dürfen. Man hat aus dem Mord die adelige Tugend der Tapferkeit machen können, aber es erscheint mir fraglich, ob mit dem Rechnen etwas Ähnliches gelingen wird; es ist keine rechte Güte darin, keine Würde, keine tiefe Natur, das Geld macht alles zum Begriff, es ist unangenehm rational; wenn ich Geld sehe, muß ich, ob du es verstehst oder nicht, jedesmal an ungläubig prüfende Finger, viel Geschrei und viel Verstand denken, Vorstellungen, die mir gleichermaßen unerträglich sind.» Er brach ab und versank wieder ins Alleinsein. Er erinnerte sich an seine Verwandten, wie sie ihm, als er ein Kind war, über den Kopf strichen und dabei sagten, daß er ein gutes Köpfchen hätte. Ein Rechenköpfchen. Er haßte diese Gesinnung! In den blanken Goldstücken spiegelte sich die Vernunft einer Familie, die sich emporgearbeitet hatte! Er würde es verachtet haben, sich seiner Familie zu schämen, im Gegenteil, er beharrte gerade in den höchsten Kreisen vornehm bescheiden auf seiner Herkunft; aber die Vernunft seiner Familie fürchtete er, als wäre sie wie allzu lebhaftes Sprechen und flatternde Gebärden eine Familienschwäche, die ihn auf den Höhen der Menschheit unmöglich mache.

Wahrscheinlich hatte seine Verehrung für das Irrationale hier ihren Ursprung. Der Adel war

irrational: fast klang das wie ein Scherz über Mängel adeligen Verstandes, aber Arnheim wußte, wie er es meinte. Er brauchte bloß daran zu denken, wie er als Jude nicht Reserveoffizier geworden war; da er als Arnheim aber auch nicht die geringe Stellung eines Unteroffiziers einnehmen konnte, hatte man ihn kurzerhand für untauglich zum Soldaten erklärt, und noch heute lehnte er es ab, darin nur den Mangel an Verständigkeit zu erblicken, ohne die mit ihm verknüpfte Ehrenhaftigkeit zu würdigen. Diese Erinnerung gab ihm den Anlaß, seine Rede an Soliman um einige Sätze zu bereichern. «Es ist möglich» fuhr er dort fort, wo er stehen geblieben war, denn trotz aller Abneigung dagegen war er bis in die Abschweifungen hinein methodisch, «es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß Adel nicht immer gerade das bezeichnet hat, was wir heute eine adelige Gesinnung nennen. Um die Ländermassen zusammenzubekommen, auf denen sich später seine Vornehmheit aufbaute, wird er nicht weniger berechnend und beflissen gewesen sein, als es heute ein Kaufmann ist, ja möglicherweise vollzieht sich das Geschäft des Kaufmanns sogar ehrlicher. Aber im Boden liegt eine Kraft, verstehst du, ich meine, in der Ackerscholle lag sie, in der Jagd, im Krieg, im Glauben an den Himmel und im Bauernhaften, mit einem Wort in dem körperlichen Leben dieser Menschen, die weniger ihren Kopf regten als ihre Arme und Beine, in der Nähe der Natur lag die Kraft, die sie schließlich würdig, vornehm und allem Gemeinen abgeneigt gemacht hat.»

Er überlegte, ob er sich durch seine Stimmung nicht habe verleiten lassen, zuviel zu sagen. Wenn Soliman den Sinn nicht verstand, war dieser Junge imstande, durch die Worte seines Herrn seine Ehrerbietung vor dem Adel herabmindern zu lassen. Aber da geschah etwas Unerwartetes. Soliman war schon eine Weile unruhig hin und her gerutscht, und nun unterbrach er seinen Herrn mit einer Frage. «Bitte,» fragte Soliman «mein Vater ist ein König?»

Arnheim sah ihn verblüfft an. «Ich weiß nichts davon» antwortete er halb streng, halb belustigt. Aber während er in Solimans ernstes, fast zorniges Gesicht blickte, gewann etwas wie Rührung Macht über ihn. Er liebte es, daß dieser Junge alles ernst nahm; «er ist ganz witzlos» dachte er «und eigentlich voll Tragik»; irgendwie schien ihm Witzlosigkeit mit Schwere und Erfülltheit eines Lebens das gleiche zu sein. Mit sanfter Belehrung gab er dem Knaben weiter Antwort: «Es spricht wenig dafür, daß dein Vater ein König sei, ich glaube eher, er wird irgendeinen untergeordneten Beruf ausgeübt haben, denn ich habe dich in einer Truppe von Gauklern in einer Küstenstadt gefunden.»

«Was habe ich gekostet?» unterbrach Soliman forschend.

«Aber mein Lieber, wie kann ich das heute noch wissen! Keinesfalls viel, nehme ich an. Gewiß nicht viel! Aber was kümmert dich alles das? Wir werden geboren, um uns unser Königreich selbst zu schaffen! Ich werde dich vielleicht nächstes Jahr einen Handelskurs mitmachen lassen, und danach könntest du als Lehrling in irgendeinem unserer Büros beginnen. Es wird natürlich von dir abhängen, was du erreichst, aber ich werde ein Auge auf dir haben. Du könntest zum Beispiel später unsere Interessen dort vertreten, wo die Farbigen schon etwas mitzureden haben; man müßte da natürlich sehr vorsichtig vorgehen, aber immerhin könnte sich aus der Tatsache, daß du ein schwarzer Mann bist, mancher Vorteil für dich ergeben. In der Tätigkeit würdest du auch erst ganz erkennen, wieviel dir die Jahre genützt haben, die du unter meiner unmittelbaren Aufsicht zugebracht hast, und das eine kann ich dir jetzt schon sagen: du gehörst einer Rasse an, die noch etwas vom Adel der Natur besitzt. In den mittelalterlichen Rittersagen haben schwarze Könige immer eine ehrenvolle Rolle gespielt. Wenn du das in dir pflegst, was geistig adelig ist, deine Würde, deine Güte, Offenheit, den Mut zur Wahrheit und den noch größeren Mut, dich der Unduldsamkeit, Eifersucht, Mißgunst und der kleinen nervösen Gehässigkeit zu enthalten, von denen die meisten Menschen heute gezeichnet sind, wenn du das zustande bringst, wirst du sicher

auch deinen Weg als Kaufmann gehen, denn es ist unsere Aufgabe, der Welt nicht nur Waren zu bringen, sondern auch eine bessere Form des Lebens.»

Da Arnheim lange nicht so vertraut mit Soliman gesprochen hatte, fühlte er, daß es ihn vor einem Zuhörer lächerlich machen würde, aber es war keiner da, und überdies war das, was er sagte, nur die Decklage tieferer Gedankenverbindungen, die er für sich behielt. So bewegte sich gleich das, was er von adeliger Gesinnung und dem Werden des Adels vorbrachte, weiter innen genau in der entgegengesetzten Richtung zu der seiner Worte. Da drängte sich ihm der Gedanke auf, daß noch niemals seit Bestehen der Welt etwas aus geistiger Reinheit und guter Gesinnung allein entstanden sei, sondern alles nur aus Gemeinheit, die sich mit der Zeit die Hörner ablauft, und am Schluß entsteht sogar die große und reine Gesinnung aus ihr! Ganz offenbar, dachte er, ruht das Werden der Adelsgeschlechter ebensowenig wie das einer Müllabfuhr zum weltumspannenden Wirtschaftskonzern nur auf Beziehungen, deren Zusammenhang mit einer erhöhten Humanität sicher ist, und doch ist aus dem einen die silberne Kultur des Dixhuitième und aus dem anderen war Arnheim entstanden. Das Leben stellte ihm somit eindeutig eine Aufgabe, die er am richtigsten in die tief zwiespältige Frage fassen zu können glaubte: welches Maß von Gemeinheit ist notwendig und zulässig, um Größe der Gesinnung zu schaffen? – In einer anderen Schicht hatten seine Gedanken aber inzwischen von Zeit zu Zeit das weiter verfolgt, was er Soliman über Intuition und Rationalismus gesagt hatte, und mit großer Lebhaftigkeit erinnerte sich Arnheim plötzlich daran, wie er zum erstenmal seinem Vater erklärt hatte, daß dieser seine Geschäfte durch Intuition mache. Intuition zu haben, war damals bei allen Leuten an der Zeit, die ihr Tun mit der Vernunft nicht recht verantworten konnten; es spielte ungefähr die gleiche Rolle, die es augenblicklich innehat, Tempo zu besitzen. Alles, was man falsch machte oder was einem zu innerst nicht restlos gelang, wurde dadurch gerechtfertigt, daß es für die Intuition oder durch sie geschaffen sei, und man benutzte Intuition sowohl zum Kochen wie zum Bücherschreiben; aber dem alten Arnheim war nichts davon bekannt, und er ließ sich wahrhaftig verleiten, überrascht zu seinem Sohn aufzublicken. Es war das ein großes Frohlocken für diesen gewesen.

«Gelderwerben» sagte er «zwingt uns zu einem Denken, das nicht immer vornehm ist. Dabei ist es wahrscheinlich, daß wir großen Geschäftsleute dazu berufen sind, bei der nächsten Wendung der Geschichte die Führung der Massen zu übernehmen, ohne daß wir wissen, ob wir seelisch dazu imstande sein werden! Wenn es aber etwas auf der Welt gibt, das mir dazu Mut machen kann, so bist du es, denn du hast eine Gabe des Gesichts und Willens, wie sie in den alten großen Zeiten die Könige und Propheten besessen haben, die noch von Gott geleitet wurden. Wie du ein Geschäft anpackst, ist ein Geheimnis, und ich möchte sagen, alle Geheimnisse, die sich der Berechnung entziehen, sind vom gleichen Rang, ob es das Geheimnis des Mutes, der Erfindung oder das der Sterne ist!» Kränkend deutlich sah Arnheim vor sich, wie des alten Arnheim Blick, der zu ihm erhoben gewesen war, nach seinen ersten Sätzen sich wieder in die Zeitung senkte, aus der er sich nicht mehr erheben sollte, so oft der Sohn auch von Geschäften und Intuition sprach. Dieses Verhältnis zwischen Vater und Sohn hatte immer bestanden, und in einer dritten Gedankenschicht, gleichsam in der Leinwand dieser Erinnerungsbilder, kontrollierte es Arnheim auch jetzt. Er sah in der überlegenen Geschäftsbegabung seines Vaters, die ihn beständig bedrückte, etwas wie eine Urkraft, die dem komplizierteren Sohn unerreichbar bleiben mußte, womit er das Vorbild aus dem Bereich vergeblicher Anstrengungen entrückte und sich gleichzeitig einen Adelsbrief seiner Abstammung schuf. Er kam durch diesen Doppelkunstgriff gut davon. Das Geld wurde zu einer überpersönlichen, mythischen Macht, der nur die Ursprünglichsten ganz gewachsen sind, und er versetzte seinen Urahn unter die Götter, genau so, wie es die alten Krieger getan hatten, denen ihr mythischer Vorfahr trotz allen Schauers wahrscheinlich auch ein wenig primitiv vorgekommen sein dürfte im Vergleich mit ihnen selbst.

In einer vierten Schicht wußte er aber nichts von dem Lächeln, das über dieser dritten lag, und dachte ganz den gleichen Gedanken noch einmal ernst, indem er sich die Rolle überlegte, die er auf Erden noch zu spielen hoffte. Solche Schichten des Denkens sind natürlich nicht wörtlich zu verstehen, als wären sie wie verschiedene Tiefen und Böden übereinander gelagert, sondern sie sind nichts als ein Ausdruck für die durchlässige, aus verschiedenen Richtungen flutende Bewegung des Denkens, wenn sie unter der Wirkung starker Gefühlsgegensätze steht. Zeit seines Lebens hatte Arnheim ja auch eine fast krankhaft empfindliche Abneigung gegen «Witz und Ironie besessen, die wahrscheinlich von einer nicht gerade geringen ererbten Anlage zu beiden herrührte. Er hatte sie unterdrückt, weil sie ihm immer für den Inbegriff des Unadeligen und pöbelhaft Intellektuellen gegolten hatte, aber gerade jetzt, wo seine Gefühle am adeligsten und geradezu intelligenzfeindlich waren, meldete sie sich im Verhältnis zu Diotima, und wenn seine Empfindungen gleichsam schon auf den Zehen standen, lockte ihn oft die höllische Möglichkeit, durch einen jener treffsicheren Witze über die Liebe, die er nicht selten aus dem Munde untergeordneter oder roher Personen gehört hatte, seiner erhabenen Gemütsbewegung zu enttrinnen. Und durch alle diese Schichten emportauchend, blickte er mit einemmal erstaunt in das finster aufmerksame Gesicht Solimans, das wie ein schwarzer Boxball aussah, auf den unverständliche Lebensweisheit niedergeprasselt war. «Welch lächerliche Lage, der ich mich aussetze!» dachte Arnheim.

Solimans Körper schien bei wachen Augen auf dem Stuhl eingeschlafen zu sein, als sein Herr diese einseitige Unterredung beendete; die Augen setzten sich in Bewegung, aber der Körper wollte sich nicht rühren, als wartete er noch auf das erweckende Wort. Arnheim bemerkte es, und das gierige Verlangen, Genaueres darüber zu erfahren, durch welche Intrigen aus einem Königssohn ein Diener werde, sprach zu ihm aus dem Blick des Schwarzen. Dieser wie mit Krallen hervorgreifende Blick bewirkte es, daß er sich im gleichen Augenblick an jenen Gärtnergehilfen erinnerte, der seine Sammlungen bestohlen hatte, und er sagte sich seufzend, daß ihm der einfache Erwerbstrieb wohl immer fehlen werde. Es kam ihm plötzlich vor, daß dieser Einfall auch seine Beziehungen zu Diotima mit einem einzigen Wort kennzeichne. Schmerzlich bewegt, fühlte er sich auf der Höhe seines Lebens von allem, was er berührt hatte, durch einen kalten Schatten getrennt. Es war das kein einfacher Gedanke für einen Mann, der soeben erst den Grundsatz ausgesprochen hatte, man müsse denken, um zu tun, und immer bestrebt gewesen war, sich alles Große anzueignen und allem Kleinen seine eigene Bedeutung einzuprägen. Aber der Schatten hatte sich zwischen ihn und die Gegenstände seines Verlangens trotz des Willens gelegt, an dem er es nie hatte fehlen lassen, und zu seiner Überraschung glaubte Arnheim mit Sicherheit zu erkennen, daß er mit jenen lichtartigen Schauern zusammenhing, die seine Jugend umschleiert hatten; geradeso, als ob durch falsche Behandlung aus ihnen eine hauchdünne Eisschicht entstanden wäre. Nur die Frage, warum diese nicht einmal vor dem weltabgewandten Herzen Diotimas schmolz, vermochte er sich nicht zu beantworten; aber wie ein sehr unangenehmer Schmerz, der bloß auf eine Berührung gewartet hat, fiel ihm da wieder Ulrich ein. Arnheim wußte mit einemmal, daß auf dem Leben dieses Mannes der gleiche Schatten lag wie auf dem seinen, dort aber eine andere Wirkung hatte! Man stellt unter den Leidenschaften der Menschen die eines Mannes, den das Wesen eines anderen Mannes eifersüchtig reizt, selten auf den richtigen Platz, der ihr nach ihrer Stärke gebührt, und die Entdeckung, daß sein ohnmächtiger Ärger über Ulrich in einem tieferen Grunde der feindlichen Begegnung zweier Brüder ähnele, die sich nicht erkannt haben, war ein sehr starkes und zugleich wohlthuendes Gefühl. Neugierig musterte Arnheim ihrer beider Wesen in dieser Vergleichung. Der grobe Erwerbstrieb für die Vorteile des Lebens fehlte Ulrich noch mehr als ihm, und der sublimen Erwerbstrieb, der Wunsch, sich die Würden und Wichtigkeiten des Daseins zu eigen zu machen, fehlte ihm in einer geradezu

ärgerlichen Weise. Dieser Mensch war ohne Bedürfnis nach Gewicht und Substanz des Lebens. Sein sachlicher Eifer, der nicht zu bestreiten war, eiferte nicht nach dem Besitz der Sache; Arnheim würde sich geradezu an seine Angestellten erinnert gefühlt haben, wenn die Selbstlosigkeit ihrer Berufshaltung in Ulrichs Anwendung nicht etwas ungemein Hochmütiges an sich gehabt hätte. Man konnte eher sagen, ein Besessener, der kein Besitzender sein will. Man konnte vielleicht auch den Gedanken an einen Streiter in freiwilliger Armut bilden. Auch schien es möglich zu sein, von einem ganz und gar theoretischen Menschen zu sprechen; nur stimmte das wieder nicht, weil man ihn eigentlich überhaupt nicht einen theoretischen Menschen nennen konnte. Arnheim erinnerte sich da, ihm einmal ausdrücklich erklärt zu haben, daß seine denkerischen Fähigkeiten hinter seinen praktischen zurückstünden. Sah man ihn aber praktisch an, so war dieser Mensch völlig unmöglich. So dachte Arnheim hin und her, wie es nicht zum erstenmal geschah, aber trotz der Zweifel an sich selbst, die ihn heute beherrschten, war es ihm unmöglich, in irgendeiner einzelnen Frage Ulrich den Vorrang einzuräumen, und er kam zu dem Schluß, der entscheidende Unterschied bestehe am wahrscheinlichsten darin, daß Ulrich etwas abgehe. Dennoch war an diesem Menschen im ganzen etwas Unverbrauchtes und Freies, und Arnheim gestand sich zögernd ein, daß es ihn geradezu an das «Geheimnis des Ganzen» erinnere, das er selbst besaß und durch diesen anderen in Frage gestellt fühlte. Wie wäre es sonst, wenn es sich bloß um das dem messenden Verstand Zugängliche gehandelt haben würde, auch möglich gewesen, das gleiche unbehagliche Gefühl «Witz» auf einen solchen Unwirklichkeitsmenschen anzuwenden, das Arnheim an einem allzu genauen Kenner der Wirklichkeit, wie es sein Vater war, fürchten gelernt hatte! «Diesem Menschen fehlt also im ganzen etwas!» dachte Arnheim, aber als wäre dies nur die andere Seite dieser Gewißheit, fiel ihm fast im gleichen Augenblick und ganz ohne seinen Willen ein: «Dieser Mann hat Seele!»

Dieser Mann besaß noch unverbrauchte Seele: da es sich um eine intuitive Eingebung handelte, hätte Arnheim nicht genau angeben können, was er damit meinte; aber irgendwie war es so, daß jeder Mensch, wie er wußte, seine Seele mit der Zeit in Verstand, Moral und große Ideen auflöst, was ein unwiderruflicher Vorgang ist; und bei seinem Freundfeind war der nicht bis zu Ende geraten, so daß etwas übrig blieb, dessen zweideutigen Reiz man nicht recht bezeichnen konnte, aber daran erkannte, daß dieses Etwas ungewöhnliche Verbindungen mit Elementen aus der Sphäre des Seelenlosen, Rationalen und Mechanischen einging, die sich nicht mehr recht zu den Kulturinhalten zählen ließen. Arnheim hatte, während er das alles überlegte und sogleich der Ausdrucksweise seiner philosophischen Werke anpaßte, übrigens nicht einen Augenblick Zeit gehabt, etwas davon Ulrich als ein Verdienst, und sei es auch nur dessen einziges, zugute zu schreiben, so stark war der Eindruck, eine Entdeckung gemacht zu haben; er selbst war es, der diese Vorstellungen schuf, und kam sich wie der Meister vor, der in einer noch ungehobenen Stimme den möglichen Glanz entdeckt. Seine Gedanken kühlten sich erst an Solimans Gesicht ab, der ihn offenbar schon lange angestarrt hatte und nun die Gelegenheit gekommen glaubte, weiter zu fragen. Das Bewußtsein, daß es nicht jedermann gegeben sei, seine Erkenntnisse mit Hilfe eines solchen kleinen stummen Halbwilden zu fassen, erhöhte Arnheims Glück, der einzige zu sein, der seines Widersachers Geheimnis kannte, obgleich da manches noch nicht klar und in den Folgen zu erkennen war, die es haben werde. Er fühlte bloß die Liebe, die ein Wucherer für sein Opfer empfindet, in dem er sein Kapital stecken hat. Und vielleicht war es da Solimans Anblick, der ihm plötzlich den Vorsatz eingab, diesen Mann, der ihm das anders verkörperte Abenteuer seiner selbst zu sein schien, um jeden Preis an sich zu ziehen, und sei es, daß er ihn dazu an Sohnes Statt annehmen müßte! Er lächelte über diese voreilige Bekräftigung einer Absicht, deren Gestalt erst ausreifen mußte, und schnitt Soliman, dessen Gesicht vor tragischer Wissensbegierde zuckte, gleichzeitig das Wort mit der Eröffnung ab: «Ich habe jetzt genug, und

du mußt die Blumen zu Frau Tuzzi tragen, die ich bestellt habe. Wenn du noch etwas zu fragen hast, so können wir ja vielleicht ein andermal daran denken.»

[<]

**113**

Ulrich unterhält sich mit Hans Sepp und Gerda in der Mischsprache des Grenzgebiets zwischen Über- und Untervernunft

Ulrich wußte wahrhaftig nicht, was er tun sollte, um den Wunsch seines Vaters zu erfüllen, der von ihm verlangte, daß er einer persönlichen Rücksprache mit Sr. Erlaucht und anderen hohen Patrioten aus Begeisterung für die soziale Schule vorarbeite, und so suchte er Gerda auf, um das gründlich zu vergessen. Er traf Hans bei ihr an, und Hans ging sofort zum Angriff über. «Sie haben Direktor Fischel in Schutz genommen?»

Ulrich antwortete mit der ausweichenden Gegenfrage, ob ihm Gerda davon erzählt habe»

Ja; Gerda hatte ihm erzählt.

«Was weiter? Wollen Sie hören, weshalb?»

«Ich bitte darum!» verlangte Hans.

«Das ist nicht so einfach, lieber Hans.»

«Sagen Sie nicht (lieber Hans)!»

«Also dann, liebe Gerda,» er wandte sich an sie «es ist gar nicht einfach. Ich habe schon so furchtbar viel davon gesprochen, daß ich dachte, Sie verstünden mich?»

«Ich verstehe Sie auch, aber ich glaube Ihnen nicht» antwortete Gerda, bemühte sich jedoch, durch die Art, wie sie es sagte und ihn dabei ansah, ihrer Kampfstellung an der Seite Hansens etwas für Ulrich Versöhnendes zu geben.

«Wir glauben Ihnen nicht,» unterbrach Hans sofort diese freundlichere Gestaltung des Gesprächs «daß Sie das ernst meinen können; Sie haben sich das irgendwie angeeignet!»

«Was?! Sie meinen doch das, was man ... nicht recht ausdrücken kann?» fragte Ulrich, der sofort begriff, daß sich Hansens Unverschämtheit auf das bezog, was er mit Gerda unter vier Augen gesprochen hatte.

«Oh, man kann es sehr gut ausdrücken, wenn man es ernst meint!»

«Mir will es nicht gelingen. Aber ich kann Ihnen eine Geschichte erzählen.»

«Schon wieder eine Geschichte! Sie erzählen, scheint es, Geschichten wie der Vater Homer!» rief Hans noch unverschämter und selbstbewußter aus. Gerda sah ihn bittend an. Aber Ulrich ließ es sich nicht anfechten und fuhr fort: «Ich war einmal sehr verliebt; ich mag ungefähr ebenso alt gewesen sein, wie Sie es jetzt sind. Ich war eigentlich in meine Liebe damals verliebt, in meinen veränderten Zustand, weniger in die Frau, die dazu gehörte; damals habe ich alles das kennen gelernt, woraus Sie, Ihre Freunde und Gerda Ihre großen Geheimnisse machen. Das ist die Geschichte, die ich Ihnen erzählen wollte.»

Die beiden «waren davon verblüfft, daß die Geschichte so kurz ausfiel. Gerda fragte zögernd: «Sie waren einmal sehr verliebt ...?» und ärgerte sich im gleichen Augenblick darüber, daß sie so vor Hans mit der gruseligen Neugier eines jungen Mädchens fragte.

Aber Hans unterbrach. «Was sollen wir von solchen Sachen überhaupt sprechen! Erzählen Sie uns lieber, was Ihre, in die Hände geistiger Bankerottierer gefallene Kusine treibt?»

«Sie sucht eine Idee, in der sich der Geist unserer Heimat vor aller Welt herrlich darstellen soll. Wollen Sie ihr nicht mit einem Vorschlag zu Hilfe kommen? Ich bin durchaus bereit, den Vermittler zu machen» erwiderte Ulrich.

Hans lachte höhnisch auf. «Warum tun Sie, als wüßten Sie nicht, daß wir dieses Unternehmen stören werden!»

«Ja warum sind Sie eigentlich so sehr dagegen aufgebracht?»

«Weil es eine große, gegen das deutsche Wesen in diesem Staat geplante Niedertracht darstellt!» sagte Hans. «Wissen Sie wirklich nicht, daß eine aussichtsreiche Gegenbewegung im Werden ist? Man hat den deutschen Nationalverband auf die Absichten Ihres Grafen Leinsdorf aufmerksam gemacht. Die Turnerschaft hat gegen die Verletzung des deutschen Geistes bereits Verwahrung eingelegt. Das Kartell waffentragender Verbindungen an den österreichischen Hochschulen wird dieser Tage gegen die angedrohte Verslawung Stellung nehmen, und der Bund deutscher Jugend, dem ich angehöre, wird nicht ruhen, selbst wenn wir auf die Straße gehen müßten!» Hans hatte sich aufgerichtet und erzählte das einigermäßen mit Stolz. Trotzdem fügte er hinzu: «Aber auf alles das kommt es ja freilich nicht an! Diese Leute überschätzen die äußeren Bedingungen. Das Entscheidende ist, daß hier überhaupt nichts gelingen kann!»

Ulrich fragte nach dem Grund. – Die großen Rassen hätten sich alle schon zu Beginn ihren Mythos geschaffen; ob es etwa einen österreichischen Mythos gebe? fragte Hans dem entgegen. Eine österreichische Urreligion? ein Epos? Weder die katholische noch die evangelische Religion sei hier entstanden; die Buchdruckerkunst und die Überlieferungen der Malerei seien aus Deutschland gekommen; das Herrscherhaus habe die Schweiz, Spanien, Luxemburg geliefert; die Technik England und Deutschland; die schönsten Städte, Wien, Prag, Salzburg, seien von Italienern und Deutschen erbaut, das Militärwesen nach dem Muster Napoleons eingerichtet worden: Ein solcher Staat solle nichts Eigenes unternehmen wollen; für ihn gebe es überhaupt nur eine Rettung und das sei der Anschluß an Deutschland. – «So nun wissen Sie wohl alles, was Sie von uns hatten erfahren wollen!» schloß Hans.

Gerda war es nicht klar, ob sie auf ihn stolz sein oder sich schämen sollte. Ihre Neigung für Ulrich war in der letzten Zeit wieder lebhaft erwacht, wenn auch der so menschliche Wunsch, selbst eine Rolle zu spielen, durch den jüngeren Freund viel besser befriedigt wurde. Das Merkwürdige war, daß dieses junge Mädchen von den zwei einander widersprechenden Neigungen verwirrt wurde, ein altes Fräulein zu werden und sich Ulrich hinzugeben. Diese zweite Neigung war die natürliche Folge der Liebe, die sie schon seit Jahren empfand, einer Liebe allerdings, die nicht zum Flammen kam, sondern mutlos in ihr glühte; und ihre Empfindungen waren denen der Liebe zu einem Unwürdigen ähnlich, wo die beleidigte Seele von einem verächtlichen Hang nach körperlicher Unterwerfung geplagt wird. In seltsamem Gegensatz dazu, aber vielleicht doch einfach und natürlich als eine Sehnsucht nach Frieden damit zusammenhängend, befand sich die Ahnung, daß sie niemals heiraten und am Ende aller Träume ein einsam ruhig tätiges Leben führen werde. Es war das kein aus Überzeugungen geborener Wunsch, denn Gerda sah, was sie anging, nicht klar; eher eine der Ahnungen, wie sie unser Leib mitunter weit früher hat als unser Verstand. Auch der Einfluß, den Hans auf sie ausübte, hing damit zusammen. Hans war ein



unscheinbarer Junge, knochig, ohne groß oder kräftig zu sein, wischte sich seine Hände im Haar oder an den Kleidern ab und sah bei jeder Gelegenheit in einen kleinen, runden, blechgefaßten Taschenspiegel, weil ihn auf seiner ungepflegten Gesichtshaut immer irgendeine Pustel beunruhigte. Aber genau so stellte sich Gerda die ersten römischen Christen vor, die sich, den Verfolgungen trotzend, unter der Erde in den Katakomben zusammenfanden; den Taschenspiegel wahrscheinlich ausgenommen. Genau so, hieß ja auch nicht Übereinstimmung in allen Einzelheiten, wohl aber in einem allgemeinen Grund- und Schreckensgefühl, das sie mit den Vorstellungen von Christentum verband; die gebadeten und gesalbten Heiden hatten ihr immer besser gefallen, aber sich zu den Christen zu bekennen, bedeutete ein Opfer, das man seinem Charakter schuldig war. Die höheren Erfordernisse hatten damit für Gerda einen muffigen leichten Abscheugeruch gewonnen, und dieser war sehr geeignet, sich mit der mystischen Gesinnung zu verbinden, deren Gefilde Hans vor ihr eröffnete.

Ulrich kannte diese Gesinnung sehr gut. Man muß es vielleicht dem Spiritismus danken, daß er durch seine komischen, an den Geist verstorbener Köchinnen erinnernden Rapporte aus dem Jenseits das grobe metaphysische Bedürfnis befriedigt, das wenn nicht Gott, so wenigstens die Geister wie eine Speise löffeln will, die im Dunkel eiskalt den Hals hinunterrinnt. In älteren Zeiten bildete dieses Bedürfnis, mit Gott oder seinen Gefährten persönlich in Berührung zu kommen, was angeblich im Zustand der Ekstase geschah, trotz seiner zarten und teilweise wunderbaren Ausgestaltung doch eine Vermengung grob irdischen Verhaltens mit den Erlebnissen eines äußerst ungewöhnlichen und unbestimmbaren Ahnungszustandes. Das Metaphysische war das in diesen Zustand hineingelegte Physische, ein Abbild irdischer Wünsche, denn man glaubte in ihm das zu sehen, wovon die zeitgemäßen Vorstellungen lebhaft erwarten machten, daß man es sehen könne. Nun sind es aber gerade die Vorstellungen der Intelligenz, was sich mit den Zeiten ändert und unglaubwürdig wird; wenn jemand heute erzählen wollte, Gott habe mit ihm gesprochen, habe ihn schmerzhaft an den Haaren gepackt und zu sich emporgezogen oder sei in einer nicht recht begreiflichen, aber lebhaft süßen Weise in seine Brust hineingeschlüpft, so würde diesen bestimmten Vorstellungen, in die er sein Erlebnis kleidet, niemand glauben, am wenigsten natürlich die amtlichen Gottesmänner, weil sie als Kinder eines vernünftigen Zeitalters eine recht menschliche Angst davor haben, von exaltierten und hysterischen Anhängern bloßgestellt zu werden. Das hat zur Folge, daß man entweder Erlebnisse, die im Mittelalter wie im antiken Heidentum zahlreich und deutlich vorhanden gewesen sind, für Einbildungen und Krankheitserscheinungen halten muß oder vor die Vermutung gestellt wird, daß in ihnen etwas enthalten sei, was unabhängig von der mythischen Verbindung ist, in die man es bisher immer gebracht hat; ein reiner Erlebniskern, der auch nach strengen Erfahrungsgrundsätzen glaubwürdig sein müßte und dann selbstverständlich eine überaus wichtige Angelegenheit bedeuten würde, bei weitem ehe man an die zweite Frage kommt, welche Schlüsse daraus auf unsere Beziehungen zur Überwelt zu ziehen seien. Und während der in die Ordnung der theologischen Vernunft gebrachte Glaube überall einen argen Kampf mit Zweifel und Widerspruch der heute herrschenden Vernunft zu bestehen hat, scheint es, daß sich in der Tat das nackte, aller überkommenen begrifflichen Glaubenshüllen entschälte, von den alten religiösen Vorstellungen losgelöste, vielleicht kaum noch ausschließlich religiös zu nennende Grunderlebnis des mystischen Erfasstwerdens ungeheuer ausgebreitet hat, und es bildet die Seele jener vielförmigen irrationalen Bewegung, die wie ein Nachtvogel, der sich in den Tag verloren hat, durch unsre Zeit geistert. Ein skurriles Teilchen dieser mannigfachen Bewegung war auch der Kreis und Wirbel, in dem Hans Sepp seine Rolle spielte. Wenn man die Ideen zusammenzählte – was man aber nach den dort geltenden Grundanschauungen nicht dürfte, denn diese waren Zahl und Maß abgeneigt – die einander in dieser Gesellschaft ablösten, so würde

man die schüchterne erste und durchaus platonische Forderung der Probe- und Kameradschaftsehe, ja der Polygamie und Polyandrie angetroffen haben; dann weiter in Kunstfragen die ungegenständliche, auf das Allgemeingültige und Ewige gerichtete Gesinnung, die sich damals unter dem Namen Expressionismus von der groben Erscheinung und Hülle, der «platten Außenschau» verächtlich abwendete, deren getreue Abschilderung unbegreiflicherweise ein Menschenalter zuvor für revolutionär gegolten hatte; verträglich vereint mit dieser abstrakten Absicht, ohne viel äußere Umstände unmittelbar eine «Wesenschau» des Geistes und der Welt hinzubildern, fand sich aber auch die konkreteste und beschränkste vor, nämlich die der Heimatkunst, wozu diese jungen Leute sich durch ihre deutschen Seelen und deren dienende Ehrfurcht verpflichtet glaubten; und so würde man in bunter Reihe noch die herrlichsten auf den Wegen der Zeit aufgeklauten Halme und Gräser gefunden haben, aus denen sich dem Geist ein Nest bauen läßt, worunter aber namentlich üppige Vorstellungen von Recht, Pflicht und schöpferischer Kraft der Jugend eine so große Rolle spielten, daß sie eingehender zu erwähnen sind. Die Gegenwart kenne, hieß es, kein Recht der Jugend, denn bis zu seiner Volljährigkeit sei der Mensch so gut wie rechtlos. Vater, Mutter, Vormund könnten ihn kleiden, herbergen, nähren, wie sie wollten, züchtigen und nach Hans Seppens Ansicht zugrunde richten, soweit sie nur eine ferne Paraphengrenze nicht überschritten, die dem Kinde höchstens eine Art Tierschutz gewährt. Es gehöre den Eltern wie der Sklave dem Herrn und sei durch seine wirtschaftliche Abhängigkeit Eigentum, Objekt des Kapitalismus. Dieser «Kapitalismus am Kinde», dessen Darstellung Hans ursprünglich irgendwo erwähnt gefunden, dann aber selbst ausgebildet hatte, war das erste, was er seiner erstaunten und bisher zu Hause recht wohlgeborgen gewesenen Schülerin Gerda beibrachte. Das Christentum habe nur das Joch des Weibes gemildert, nicht das der Tochter; die Tochter vegetiere, denn sie werde dem Leben mit Gewalt entfremdet: nach dieser Vorbereitung lehrte er sie das Recht des Kindes, seine Erziehung nach den Gesetzen seines eigenen Wesens aufzubauen. Das Kind sei schöpferisch, weil es Wachstum sei und sich selbst schaffe. Es sei königlich, weil es der Welt seine Vorstellungen, Gefühle und Phantasien vorschreibe. Es wolle von der zufälligen fertigen Welt nichts wissen, sondern baue seine eigene Welt der Ideale. Es habe seine eigene Sexualität. Die Erwachsenen begehen eine barbarische Sünde, indem sie das Schöpfertum des Kindes durch den Raub seiner Welt zerstören, unter herangebrachtem, totem Wissensstoff ersticken und auf bestimmte, ihm fremde Ziele abrichten. Das Kind sei unzweckhaft, sein Schaffen Spiel und zärtliches Wachsen; es nehme, wenn man es nicht durch Gewalt stört, nichts an, als was es wahrhaft in sich hineinnimmt: jeder Gegenstand, den es berührt, lebe, das Kind sei Welt, Kosmos, es sehe das Letzte, Absolute, wenn es das auch nicht ausdrücken kann; aber man töte das Kind, indem man es Zwecke begreifen lehre und es an das gemeine Jedesmalige feßle, das man lügnerischerweise das Wirkliche nennt! – So Hans Sepp. Er war, als er diese Lehre in das Haus Fischel einzupflanzen begann, schon einundzwanzig Jahre alt gewesen, und Gerda nicht jünger. Außerdem besaß Hans längst keinen Vater mehr und war mit seiner Mutter, die ein kleines Geschäft betrieb, von dem sie ihn und seine Geschwister ernährte, jederzeit herzbefreiend grob, so daß ein unmittelbarer Anlaß zu einer solchen Philosophie der Unterdrückten für die armen Kinder eigentlich nicht bestand.

Gerda schwankte denn auch bei deren Aufnahme zwischen einem sanften pädagogischen Hang, zukünftige Menschen zu erziehen, und der unmittelbar kämpferischen Ausnützung im Verhalten zu Leo und Klementine. Hans Sepp dagegen behandelte es viel grundsätzlicher und gab die Losung aus: «Wir alle sollten Kinder sein!» Daß er so hartnäckig an der Kampfstellung des Kindes festhielt, mochte seine Ursache in frühen Selbstständigkeitsbedürfnissen haben; in der Hauptsache kam es aber davon, daß die Sprache der Jugendbewegung, die damals in Schwang gekommen, die erste Sprache war, die seiner Seele zum Wort verhalf und, wie es eine rechte

Sprache tun muß, von einem Wort zum andern führte und in jedem mehr sagte, als man eigentlich wußte. So entfaltete auch der Satz, wir alle sollten Kinder sein, die wichtigsten Erkenntnisse. Denn das Kind soll nicht sein Wesen verkehren und ablegen, um Vater und Mutter zu werden; es geschieht das nur, um «Bürger» zu sein, Sklave der Welt, gebunden und «gezweckt». So ist es recht das Bürgerliche, was alt macht, und das Kind wehrt sich dagegen, zum Bürger gemacht zu werden: wodurch die Schwierigkeit, daß man sich nicht mit einundzwanzig Jahren wie ein Kind haben dürfe, weggeblasen ist, denn dieser Kampf dauert von der Geburt bis zum Greisenalter und findet seine Beendigung erst in der Zerstörung der bürgerlichen Welt durch die Welt der Liebe. Das war sozusagen die höhere Stufe von Hans Seppens Lehre, und alles das hatte Ulrich im Lauf der Zeit von Gerda erfahren.

Er war es, der einen Zusammenhang zwischen dem, was diese jungen Leute ihre Liebe, mit einem anderen Wort auch die Gemeinschaft nannten, und den Folgen eines sonderbaren, wildreligiösen, unmythologisch mythischen oder vielleicht doch nur einfach verliebten Zustands entdeckt hatte, der ihm naheging, ohne daß sie es wußten, weil er sich darauf beschränkte, seine Spuren in ihnen lächerlich zu machen. In dieser Weise ging er auch jetzt auf Hans ein und fragte ihn unmittelbar, warum er nicht den Versuch machen wolle, die Parallelaktion zur Förderung der «Gemeinschaft der vollendet Ichlosen» zu benutzen?

«Weil das nicht angeht!» erwiderte Hans.

Es ergab sich daraus ein Gespräch zwischen den beiden, das auf einen Fernstehenden einen sonderbaren Eindruck gemacht haben mußte, nicht unähnlich der Unterhaltung in einem Verbrecherjargon, obwohl dieser kein anderer war als eben die Mischsprache weltlich-geistlicher Verliebtheit. Es ist darum vorzuziehen, diese Unterredung mehr dem Sinn nach wiederzugeben als in ihrem Wortlaut: die Gemeinschaft der vollendet Ichlosen, das war ein von Hans entdecktes Wort, es ist aber trotzdem zu verstehen, denn je selbstloser sich ein Mensch fühlt, desto heller und stärker werden die Dinge der Welt, je leichter er sich macht, desto mehr fühlt er sich gehoben, und Erfahrungen von solcher Art kennt wohl jeder; man darf sie bloß nicht mit Fröhlichkeit, Heiterkeit, Sorglosigkeit oder dergleichen verwechseln, denn das sind nur ihre Ersätze für den niederen Gebrauch, wenn nicht gar für den verdorbenen. Vielleicht sollte man den echten Zustand überhaupt nicht Gehobenheit nennen, sondern Entpanzerung; Entpanzerung des Ich, so erklärte es Hans. Man müsse zwischen zwei Umwallungen des Menschen trennen. Die eine wird schon dann jedesmal überstiegen, wenn er etwas Gutes und Uneigennütziges tut, aber das ist nur die kleine Mauer. Die große besteht in der Selbsthaftigkeit noch des selbstlosesten Menschen; das ist schlechtweg die Erbsünde; jeder Sinneseindruck, jedes Gefühl, selbst das der Hingabe, ist in unserer Ausführung mehr ein Nehmen als ein Geben, und diesem Panzer von Durchtränkung mit Eigensucht kann man kaum in irgendeiner Weise entinnen. Hans zählte auf: So ist Wissen nichts als An-Eignung einer fremden Sache; man tötet, zerreißt und verdaut sie wie ein Tier. Begriff das reglos gewordene Getötete. Überzeugung, die nicht mehr veränderliche erkaltete Beziehung. Forschung gleich Fest-Stellen. Charakter gleich Trägheit, sich zu wandeln. Kenntnis eines Menschen soviel wie nicht mehr von ihm bewegt werden. Einsicht eine Sicht. Wahrheit der erfolgreiche Versuch, sachlich und unmenschlich zu denken. In allen diesen Beziehungen ist Tötung, Frost, ein Verlangen nach Eigentum und Erstarren und ein Gemisch von Eigensucht mit einer sachlichen, feigen, heimtückischen, unechten Selbstlosigkeit! «Und wann wäre» fragte Hans, obgleich er nur die unschuldige Gerda kannte, «die Liebe selbst etwas anderes als der Wunsch nach Besitz oder Hingabe auf Gegenrechnung?!»

Ulrich stimmte diesen nicht ganz einheitlichen Behauptungen vorsichtig und abändernd bei. Es sei richtig, daß auch das Erleiden und Sichentäußern einen Sparpfennig für uns selbst übriglasse;

ein blasser, sozusagen grammatikalischer Schatten von Egoismus bleibe auf allem Tun haften, solange es keine Prädikate ohne Subjekt gebe.

Aber Hans lehnte heftig ab. Er und seine Freunde stritten, wie man leben solle. Manchmal nahmen sie an, daß jeder zunächst für sich und dann erst für alle leben müsse; ein andermal waren sie überzeugt, daß jeder ganz wahrhaft nur einen Freund haben könne, aber dieser doch wieder einen anderen Freund brauche, wonach sich ihnen die Gemeinschaft als eine Seelenverbindung im Kreis, nach Art des Farbenspektrums oder anderer gliedweisen Verkettungen darstellte; am liebsten aber glaubten sie daran, daß es ein seelisches, von der Ichsucht bloß überschattetes Gesetz des Gemeinschaftssinns gebe, eine innere, ungeheure, noch nicht ausgenützte Lebensquelle, der sie abenteuerliche Möglichkeiten zuschrieben. Nicht ungewisser kann sich der Baum, im Walde kämpfend und vom Wald gehegt, vorkommen, als empfängliche Menschen heute die dunkle Wärme der Masse, ihre Bewegungskraft, die molekular unsichtbaren Vorgänge ihres unbewußten Zusammenhaltens empfinden, die sie bei jedem Atemzug daran erinnern, daß der Größte wie der Kleinste nicht allein sei; so erging es auch Ulrich; er sah wohl klar, daß der gezähmte Egoismus, aus dem sich das Leben aufbaut, ein geordnetes Gefüge ergibt, wogegen der Atem der Gemeinsamkeit nur ein Inbegriff unklarer Zusammenhänge bleibt, und er war für seine Person sogar ein zur Absonderung neigender Mensch, aber es ging ihm eigentümlich nahe, wenn die jungen Freunde Gerdas ihre ausschweifende Behauptung von der großen Mauer aufstellten, die überstiegen werden müsse.

Hans spulte, bald leiernd, bald stoßend, die Augen, ohne zu sehen, vorausgerichtet, seine Glaubenssätze ab. Eine unnatürliche Trennung laufe durch die Schöpfung und teile sie wie einen Apfel, dessen beide Hälften daran austrocknen. Man müsse sich darum auf künstliche und widernatürliche Weise heute aneignen, womit man vordem eins war. Man könne aber diese Trennung aufheben, durch irgendein Sichöffnen, ein geändertes Verhalten, denn je mehr jemand sich vergessen, auslöschen, von sich abrücken könne, desto mehr Kraft für die Gemeinschaft werde in ihm frei, so als würde sie aus einer falschen Verbindung befreit; und zugleich müsse er, je mehr er sich der Gemeinschaft nähere, desto eigener werden; denn folgte man Hans, so erfuhr man auch, daß der Grad der wahren Originalität nicht im eitlen Besonderssein beschlossen liege, sondern durch das Sichöffnen entstehe, in steigende Grade des Teilnehmens und der Hingabe hinein, vielleicht bis zu dem höchsten Grad einer Gemeinschaft der ganz von der Welt aufgenommenen, vollendet Ichlosen, den man auf diese Weise zu erreichen vermöchte!

Diese scheinbar durch nichts auszufüllenden Sätze ließen Ulrich träumen, wie man ihnen einen wirklichen Inhalt geben könnte, aber er fragte Hans bloß kühl, wie er es mit diesem Sichöffnen und dergleichen wohl in der Ausführung anstellen möchte?

Hans hatte dafür unermeßliche Worte; das transzendente an Stelle des Sinnenichs, das gotische Ich an Stelle des naturalistischen, das Reich der Wesenheit an Stelle der Erscheinung, das unbedingte Erlebnis und ähnliche gewaltige Substantiva, die er seinem Inbegriff unbeschreiblicher Erfahrungen unterschob, wie das, nebenbei bemerkt, zum Schaden der Sache und Erhöhen ihrer Würde eine verbreitete Gepflogenheit ist. Und weil sich der Zustand, der ihm zuweilen, vielleicht auch oft vorschwebte, niemals länger als über Augenblicke kurzen sich Versinnens halten ließ, tat er auch noch das übrige, zu behaupten, das Jenseitige offenbare sich eben heute nicht deutlicher als sprunghaft, in überkörperlicher, begreiflicher Weise schwer festzuhaltender Schauung, deren Niederschlag höchstens «große Kunstwerke seien; er kam auf sein Lieblingswort Symbol für diese und andere übernatürlich aufgerichtete Zeichen des Lebens zu sprechen und schließlich auf das germanische, den Trägern versprengten Germanenbluts zugeeignete Erlebnis, solches zu schaffen und schauen; auf diese Weise einer sublimen Variante

nach dem Muster «Gute alte Zeit» gelang es ihm, bequem zu erklären, daß das dauernde Ergreifen des Wesenhaften der Vergangenheit angehöre und der Gegenwart entzogen sei, und die Auseinandersetzung war ja gerade von dieser Behauptung ausgegangen.

Ulrich war ärgerlich über dieses abergläubische Geschwätz. Es war lange Zeit für ihn eine unentschiedene Frage gewesen, wodurch Hans eigentlich Gerda anziehe. Sie saß blaß dabei, ohne an dem Gespräch tätigen Anteil zu nehmen. Hans Sepp hatte eine große Theorie der Liebe, und wahrscheinlich fand sie darin den tieferen Sinn ihrer selbst. Ulrich lenkte nun das Gespräch weiter, indem er behauptete – mit allerhand Verwahrungen dagegen, daß man sich überhaupt auf derlei Gespräche einlassen solle! – die höchste Steigerung, die ein Mensch fühle, entstünde weder in dem gewöhnlichen egoistischen Verhalten, wo man sich alles aneigne, was einem begegne, noch, wie die Freunde behaupteten, in dem, was man Steigerung des Ich durch Eröffnung und Abgabe nennen könne, sondern sei eigentlich ein ruhender Zustand, in dem sich nie etwas ändere, wie ein stehendes Wasser.

Gerda belebte sich und fragte, wie er das meine.

Ulrich antwortete ihr darauf, daß Hans die ganze Zeit über, wenn auch zum Teil in sehr gewaltsamen Einkleidungen, von nichts als Liebe gesprochen habe; von der Heiligenliebe, der Einsiedlerliebe, der aus den Ufern der Wünsche getretenen Liebe, die immer als eine Auflösung, Auflockerung, ja als eine Verkehrung aller weltlichen Beziehungen beschrieben worden sei und jedenfalls nicht bloß ein Gefühl, sondern eine Veränderung des Denkens und der Sinne bedeute.

Gerda sah ihn an, als wolle sie prüfen, ob er, mit seinem das ihre übersteigenden Wissen, auch das irgendwie in Erfahrung gebracht habe, oder ob von diesem heimlich geliebten Menschen, wie er hier, ohne sich viel merken zu lassen, neben ihr saß, jene seltsame Ausschickung ausgehe, die zwei Wesen bei getrennten Körpern vereint.

Ulrich fühlte die Probe. Ihm war zumute, wie wenn er in einer fremden Sprache reden würde, in der er geläufig weitersprechen konnte, aber äußerlich, ohne daß die Worte in ihm Wurzeln hatten. «Man versteht in diesem Zustand,» sagte er «wo man aus den Grenzen tritt, die dem Verhalten sonst gezogen sind, alles, weil die Seele nur das annimmt, was zu ihr gehört; in gewissem Sinn weiß sie alles schon vorher, was sie erfahren wird. Liebende können sich keine Neuigkeiten sagen; es gibt auch kein Erkennen für sie. Denn der Liebende erkennt von dem Menschen, den er liebt, nichts, als daß er in einer unbeschreiblichen Weise durch ihn in innere Tätigkeit versetzt wird. Und einen Menschen erkennen, den er nicht liebt, heißt für ihn, jenen in die Liebe einbeziehen wie eine tote Mauer, auf der das Licht der Sonne liegt. Und ein lebloses Ding erkennen, heißt nicht, seine Eigenschaften eine nach der anderen auszuspähen, sondern es heißt, daß ein Schleier fällt oder eine Grenze aufgehoben wird, die der wahrnehmbaren Welt nicht angehören. Auch das Leblose tritt, unbekannt wie es ist, aber voll Vertrauen, in die Kameradschaft der Liebenden ein. Die Natur und der eigentümliche Geist der Liebenden blicken einander in die Augen; es sind das zwei Richtungen der gleichen Handlung, es ist ein Fließen in zwei Richtungen und ein Brennen von zwei Enden. Und einen Menschen oder ein Ding ohne Beziehung zu sich zu erkennen, das ist dann überhaupt nicht möglich; denn Kenntnis nehmen, das nimmt etwas von den Dingen, sie behalten ihre Gestalt, aber scheinen darin zu Asche zu zerfallen, es verdunstet etwas von ihnen, und es bleiben nur ihre Mumien. Darum gibt es auch keine Wahrheit für Liebende; sie wäre eine Sackgasse, ein Ende, der Tod des Gedankens, der, solange er lebt, dem atmenden Rand einer Flamme gleicht, daran Licht und Dunkel Brust an Brust hegen. Wie kann etwas Einzelnes einleuchten, wo alles leuchtet?! Wozu das Almosen der Sicherheit und Eindeutigkeit, wo alles eine Überfülle ist? Und wie kann man noch etwas für sich

allein begehren, sei es auch gerade das Geliebte selbst, wenn man erlebt hat, wie Liebende nicht mehr sich selbst hören, sondern allem, was ihnen, den vieräugig Verflochtenen, entgegenkommt, sich schenken müssen?»

Man vermag, wenn man diese Sprache beherrscht, in ihrer Anwendung mühelos fortzufahren. Man geht wie mit einem Licht in der Hand, dessen zarter Strahl auf eine Beziehung des Lebens nach der anderen fällt, und alle sehen sie aus, als wären sie in ihrer gewöhnlichen Erscheinung, die sie im festen Alletaglicht haben, nur rohe Mißverständnisse gewesen. Wie unmöglich erscheint zum Beispiel sogleich die Gebärde des Wortes «besitzen», wenn man sie auf Liebende anwendet! Aber verrät es schöner anmutende Wünsche, daß man Grundsätze be-sitzen möchte? die Achtung seiner Kinder? Gedanken? sich selbst? Diese plumpe Angriffsgebärde eines schweren Tiers, das seine Beute mit dem ganzen Körper niederdrückt, ist jedoch berechtigterweise der Grund- und Leibausdruck des Kapitalismus, und so zeigt sich darin der Zusammenhang zwischen den Besitzenden des bürgerlichen Lebens und den Besitzern von Erkenntnissen und Fertigkeiten, zu denen es seine Denker und Künstler gemacht hat, während abseits Liebe und Askese als ein einsames Geschwisterpaar stehen. Und sind diese Geschwister, wenn sie beisammen stehn, nicht ziellos und zwecklos, im Gegensatz zu den Zielen und Zwecken des Lebens? Es stammen aber die Namen Ziel und Zweck aus der Sprache der Schützen: Bedeutet also ziellos und zwecklos in seinem ursprünglichen Zusammenhang nicht soviel wie kein Tötender sein? So kommt man bloß dadurch, daß man die Spur der Sprache verfolgt – eine verwischte, aber verräterische Spur! – schon darauf, wie sich allerorten der roh veränderte Sinn an die Stelle von bedachtsameren Beziehungen gedrängt hat, die ganz verlorengegangen sind. Es ist das wie ein überall zu fühlender, nirgends zu fassender Zusammenhang; Ulrich verzichtete darauf, ihm noch weiter redend zu folgen, aber es war Hans nicht zu verdenken, daß er glaubte, wenn man irgendwo anziehe, müsse sich das ganze Gewebe umstülpen, bloß sei die Ahnung der richtigen Stelle verlorengegangen. Er hatte Ulrich wiederholt unterbrochen und ergänzt. «Wenn Sie diese Erlebnisse als Forscher betrachten wollen, werden Sie nichts anderes darin sehen als ein Bankbeamter! Alle empirischen Erklärungen sind nur scheinbare und führen aus dem Kreis der niederen, sinnlich faßbaren Erkenntnisse nicht hinaus! Ihr Wissenwollen möchte die Welt auf nichts anderes als ein mechanisches Daumdrehen sogenannter Naturkräfte zurückführen!» Von solcher Art waren seine Einwände; Einwürfe. Er war bald grob, bald flammend. Er fühlte, daß er seine Sache schlecht vorgetragen habe, und machte es der Anwesenheit dieses fremden Mannes zum Vorwurf, der ein Alleinsein mit Gerda verhinderte, denn, Auge in Auge mit ihr, wären die gleichen Worte ganz anders, schimmernden Wassern, kreisenden Falken gleich in die Höhe gestiegen, das wußte er; er fühlte, daß er eigentlich einen großen Tag hatte. Zugleich war er sehr erstaunt und böse darüber, Ulrich so leicht und eingehend an seiner Stelle sprechen zu hören. Ulrich sprach in Wahrheit keineswegs wie ein exakter Forscher, sondern redete weit mehr, als er verantworten wollte, und hatte trotzdem nicht den Eindruck, etwas zu sagen, was er nicht glaube. Ihn beflügelte eine unterdrückte Wut darüber. Es gehört eine sonderbar gehobene, leicht brennende Stimmung dazu, so zu sprechen, und die Ulrichs befand sich zwischen ihr und dem Anblick Hans', mit seinem fett gestäubten Haar, der schlecht gepflegten Haut, den häßlich eindringlichen Bewegungen, dem Wortschwall, in dessen Geifer doch ein Schleier von etwas Innerstem hing, das wie vom Herzen gezogene Haut war; aber streng genommen, hatte sich Ulrich sein ganzes Leben lang zwischen zwei solchen Eindrücken von dieser Sache befunden, er war seit je imstande gewesen, so geläufig darüber zu sprechen, wie er es heute tat, und halb daran zu glauben, doch war er über diese spielerische Fertigkeit nie hinausgegangen, weil er nicht an ihren Inhalt glaubte, aufweiche Weise auch jetzt Lust und Unlust des Gesprächs miteinander Schritt hielten.

Aber Gerda achtete nicht auf die spöttischen Einwände, die er deshalb zuweilen wie ein Parodist einflocht, sondern stand nur unter dem Eindruck, daß er jetzt sich selbst geöffnet habe. Sie sah ihn beinahe ängstlich an. «Er ist viel weicher, als er es zugibt» dachte sie, wenn er sprach, und ein Gefühl wie von einem kleinen Kind, das an der Brust tastet, machte sie wehrlos. Ulrich fing ihren Bück auf. Er wußte fast alles, was zwischen ihr und Hans vor sich ging, weil sie davon geängstigt wurde und das Bedürfnis hatte, sich wenigstens in andeutenden Erzählungen davon zu befreien, die Ulrich leicht zu ergänzen vermochte. Sie sahen in der Besitzergreifung, die jungen Liebenden sonst als Ziel gilt, den Anfang des seelischen Kapitalismus, den sie verabscheuten, und glaubten die Leidenschaft der Körper zu verachten, verachteten aber auch die Besinnung, die ihnen als bürgerliches Ideal für verdächtig galt. So entstand ein un- und halbkörperliches Ineinanderverschlungensein; sie suchten einander zu bejahen, wie sie das nannten, und fühlten die zitternd zarte Vereinigung der Wesen, die daraus entsteht, daß man einander betrachtet, sich in das unsichtbare Wellenspiel hinter Brust und Stirn des anderen gleiten läßt und in dem Augenblick, wo man sich zu verstehen glaubt, fühlt, daß man gegenseitig sich in sich trägt und eins ist. In Stunden, die nicht ganz so hochgemut waren, begnügten sie sich jedoch auch mit gewöhnlicher Bewunderung für einander; sie erinnerten sich dann gegenseitig bloß an berühmte Bilder oder Szenen und staunten, wenn sie sich küßten, daß – um ein stolzes Wort zu wiederholen – Jahrtausende auf sie herabsahen. Denn sie küßten einander; sie erklärten in der Liebe das grobe Gefühl des sich im Körper krümmenden Ichs zwar für ebenso niedrig wie ein Magenkrümmen, aber ihre Glieder kümmerten sich nicht ganz um die Anschauungen der Seelen und preßten sich auf eigene Verantwortung aneinander. Sie waren nachher jedesmal beide ganz verstört. Ihre zarte Philosophie hielt vor dem Bewußtsein, daß niemand in der Nähe sei, dem Dämmern der Zimmer, der rasend wachsenden Anziehungskraft zusammengeschiegter Körper nicht stand, und namentlich Gerda, als Mädchen die ältere von beiden, empfand dann das Verlangen nach vollendeter Umarmung so arglos stark, wie ein Baum empfinden könnte, den irgendetwas hindert, im Frühling zu blühen. Diese halben Umarmungen, so salzlos wie Kinderküsse und ohne Grenzen wie die Liebkosungen von Greisen, ließen sie jedesmal zerschmettert zurück. Hans fügte sich besser darein, denn er sah es, so wie es vorbei war, als eine Prüfung auf die Gesinnung an. «Uns ist es nicht gegeben, Besitzende zu sein,» lehrte er «wir sind Wanderer, die von Stufe zu Stufe schreiten»; und wenn er bemerkte, wie Gerda vor Unbefriedigung am ganzen Leibe zitterte, so stand er nicht an, ihr das als Schwäche, wenn nicht gar als einen Rest ungermanischer Abkunft anzurechnen, und kam sich wie der gottgefällige Adam vor, dessen Männerherz abermals von seiner gewesenen Rippe dem Glauben entfremdet werden soll. Gerda verachtete ihn dann. Und wahrscheinlich war das der Grund, warum sie Ulrich wenigstens früher so viel wie möglich davon erzählt hatte. Sie ahnte, ein Mann würde mehr und weniger tun als Hans, der sein tränenüberströmtes Gesicht, nachdem er sie beleidigt hatte, wie ein Kind zwischen ihren Beinen verbarg; und ebenso stolz auf ihre Erlebnisse wie ihrer überdrüssig, bot sie Ulrich davon Kenntnis an, in der ängstlichen Hoffnung, er werde mit seinen Worten diese qualvolle Schönheit zerstören.

Ulrich sprach jedoch selten so zu ihr, wie sie es erwartete, sondern kühlte sie gewöhnlich spöttisch ab, denn obgleich ihm Gerda deshalb ihr Vertrauen verweigerte, wußte er gut, daß sie sich ihm gegenüber in einem dauernden Verlangen nach Ergebenheit befand und weder Hans noch sonst wer solche Macht über ihr Gemüt hatte, wie er sie hätte haben können. Er entschuldigte sich damit, daß jeder andere wirkliche Mann an seiner Stelle, nach dem unklaren Schmutzfink Hans, auch als Erlösung auf sie wirken mußte. Aber während er alles das überlegte und mit einemal versammelt gegenwärtig fühlte, hatte sich Hans besonnen und versuchte, noch einmal zum Angriff überzugehen. «Alles in allem» sagte er «haben Sie den größten Fehler

begangen, den man überhaupt begehen kann, indem Sie versuchen, es in Begriffen auszudrücken, was einen Gedanken zuweilen um ein Etwas über die Begriffe hebt; aber das ist wohl der Unterschied zwischen einem Herrn von der Gelehrsamkeit und uns. Erst muß man es leben lernen, und dann lernt man es vielleicht denken!» fügte er stolz hinzu, und als Ulrich lächelte, fuhr es wie der strafende Blitz aus ihm: «Jesus war mit zwölf Jahren sehend und hat nicht erst das Doktorat gemacht!»

Ulrich ließ sich dadurch, mit einem Verstoß gegen die Pflicht der Verschwiegenheit, dazu hinreißen, ihm einen Rat zu geben, der Kenntnisse verriet, in deren Besitz er nur durch Gerda gekommen sein konnte. Denn er entgegnete ihm: «Ich weiß nicht, warum Sie nicht, wenn Sie es leben wollen, damit bis zu Ende gehn. Ich würde Gerda in die Arme schließen, alle Bedenken meiner Vernunft entfernen und die Arme so lange geschlossen halten, bis unsere Körper entweder zu Asche zerfallen oder der Verwandlung des Sinns folgen und sich in sich selbst umkehren, wie wir uns das eben nicht vorstellen können!»

Hans, dem die Eifersucht einen Stich gab, sah nicht ihn, sondern Gerda an. Gerda wurde blaß und verlegen. Die Worte «Ich würde Gerda in meine Arme schließen und festhalten» hatten auf sie den Eindruck eines geheimen Versprechens gemacht. Es war ihr in diesem Augenblick ganz gleichgültig, wie man sich das «andere Leben» am folgerichtigsten vorstelle, und sie war sicher: wenn Ulrich richtig wollte, er würde alles so ausführen, wie es sein müßte. Hans, zornig über den Verrat Gerdas, den er fühlte, bestritt, daß das gelingen müsse, wovon Ulrich rede; die Zeit sei nicht geeignet, und die ersten Seelen müßten genau so wie die ersten Flugzeuge von einem Berg abfliegen und nicht von einer Talzeit. Vielleicht müsse erst ein Mensch kommen, der die anderen aus ihrer Verfangenheit erlöse, ehe das Höchste gelingen könne! Es erschien ihm nicht ausgemacht, daß keinesfalls er dieser Erlöser sein könnte, aber das war seine Sache, und davon abgesehen, bestritt er, daß der gegenwärtige Tiefstand imstande sei, einen hervorzubringen.

Nun sagte Ulrich etwas davon, wieviele Erlöser es heute schon gebe. Jeder bessere Vereinsobmann gelte für einen solchen! Er war überzeugt, wenn selbst Christus wiederkäme, er träfe es schlechter an als ehedem; die sittlich gesinnten Zeitungen und Buchgemeinschaften würden seinen Ton zu wenig gemütvoll finden, und die große Weltpresse würde sich ihm kaum öffnen! – Alles war somit wieder wie am Beginn, das Gespräch war in die Lage seines Anfangs zurückgekehrt, und Gerda sank in sich zusammen.

Aber eines war anders, Ulrich hatte sich, ohne es zu zeigen, ein wenig verfangen. Seine Gedanken waren nicht bei seinen Worten. Er sah Gerda an. Ihr Körper war scharf, ihre Haut ermüdet und trüb. Die altjüngferliche Überhauchtheit ihres Wesens wurde ihm mit einemmal deutlich, obgleich sie wahrscheinlich immer die Hauptrolle in der Hemmung gespielt hatte, die ihn mit diesem jungen Mädchen, das ihn liebte, nicht eins werden Heß. Darauf wirkte ja offenbar auch Hans mit dem Halbkörperlichen seiner Gemeinschaftsahnungen ein, die gleichfalls etwas der altjüngferlichen Gefühlslage nicht ganz Fernliegendes an sich haben mochten. Gerda mißfiel Ulrich, und doch hatte er das Verlangen, das Gespräch mit ihr fortzusetzen. Das erinnerte ihn daran, daß er sie eingeladen habe, ihn zu besuchen. Sie hatte durch nichts erkennen lassen, ob sie diesen Vorschlag vergessen habe oder noch daran denke, und er fand keine Gelegenheit mehr, sie heimlich danach zu fragen. Es ließ ein unruhiges Bedauern in ihm zurück und eine Erleichterung, wie wenn man eine Gefahr an sich vorbeigehen fühlt, die man zu spät erkannt hat.



Die Verhältnisse spitzen sich zu. Arnheim ist sehr huldvoll zu General Stumm. Diotima trifft Anstalten, sich ins Grenzenlose zu begeben. Ulrich phantasiert von der Möglichkeit, so zu leben, wie man liest

Seine Erlaucht hatte dringend gewünscht, daß sich Diotima über den berühmten Makart-Festzug unterrichte, der in den Siebzigerjahren ganz Österreich in Begeisterung vereint hatte; er erinnerte sich noch genau an die teppichbehängten Wagen, die schwer beschirrten Pferde, die Trompeter und den Stolz, den die Leute über ihre mittelalterliche Tracht empfanden, die sie dem Alltagsleben entriß. So kam es, daß Diotima, Arnheim und Ulrich aus der Hofbibliothek traten, die sie nach zeitgenössischen Darstellungen durchsucht hatten. Wie es Diotima lippenrumpfend Sr. Erlaucht vorausgesagt hatte, war das Ergebnis ein unmögliches; mit solchem Seelenplunder konnte man die Menschen nicht mehr ihrem Alltagsleben entreißen, und die schöne Frau verkündete ihren Begleitern das Bedürfnis, sich des hellen Sonnenscheins und des Jahres 1914 zu freuen, das in weiter Entfernung von jener vermoderten Zeit schon seit etlichen «Wochen begonnen hatte. Diotima hatte auf der Treppe erklärt, daß sie zu Fuß nach Hause zu gehen wünsche, sie waren aber kaum ans Licht getreten, so stießen sie auf den General, der zum Tor der Bibliothek hinein wollte und sich, weil er nicht wenig stolz war, bei solcher wissenschaftlichen Tätigkeit angetroffen zu werden; sofort bereit erklärte, umzukehren und das Gefolge Diotimas auf dem Heimweg um seine Person zu vermehren. Darum fand Diotima schon nach einigen Schritten heraus, daß sie müde sei, und wünschte einen Wagen. Es kam aber nicht gleich ein freies Fuhrwerk vorbei, und so standen sie alle auf dem Platz vor der Bibliothek, der ein trogförmiges Rechteck bildete, dessen drei Seiten von herrlichen alten Wänden begrenzt wurden, während auf der vierten, vor einem langgestreckten niederen Palais, die wie eine Eisbahn schimmernde Asphaltstraße mit Autos und Gespannen vorbeischoß, von denen keines den Winken und Zeichen folgte, die sie wie Schiffbrüchige abgaben, bis sie es müde wurden oder vergaßen und nur zeitweilig noch ermattend wiederholten.

Arnheim trug persönlich ein großes Buch unter dem Arm. Es war das eine Gebärde, die ihn freute; herablassend und achtungsvoll zugleich vor dem Geist. Er sprach angeregt mit dem General. «Ich freue mich, auch in ihnen einen Bibliotheksbesucher anzutreffen; man soll von Zeit zu Zeit den Geist in seinem eigenen Hause aufsuchen,» erläuterte er, «aber das ist heutzutage unter Männern von Stellung eine Seltenheit geworden!»

General Stumm erwiderte, daß er mit dieser Bibliothek sehr vertraut sei.

Arnheim fand es anerkennenswert. «Es gibt jetzt fast nur noch Schriftsteller und keine Menschen mehr, die Bücher lesen» fuhr er fort. «Haben Sie sich, Herr General, schon einmal gefragt, wieviel Bücher jährlich gedruckt werden? Ich glaube mich zu erinnern, daß es über hundert Bücher täglich allein in Deutschland sind. Und mehr als tausend Zeitschriften werden jährlich gegründet! Jeder schreibt; jeder bedient sich jedes Gedankens als seines eigenen, wenn es ihm paßt; niemand denkt an eine Verantwortung für das Ganze! Seit die Kirche ihren Einfluß verloren hat, gibt es keine Autorität mehr in unserem Chaos. Es gibt kein Bildungsvorbild und keine Bildungsidee. Es ist unter diesen Umständen nur natürlich, daß Gefühle und Moral ohne Anker gleiten und der festeste Mensch zu wanken beginnt!»

Dem General wurde trocken im Munde. Man konnte nicht sagen, daß Dr. Arnheim eigentlich zu ihm sprach; er war ein Mann, der auf einem Platz stand und laut dachte. Der General erinnerte

sich, daß viele Menschen auf der Straße mit sich sprechen, während sie irgendwohin eilen; richtiger gesagt, viele Zivilisten, denn einen Soldaten würde man einsperren und einen Offizier auf die psychiatrische Station schicken. Es machte auf Stumm einen peinlichen Eindruck, sozusagen mitten in der Haupt- und Residenzstadt öffentlich zu philosophieren. Außer den beiden Männern stand nur noch ein stummer Mann auf dem Platz in der Sonne, und dieser war aus Erz und stand auf einem großen Stein; der General erinnerte sich nicht, wen er darstellte, und bemerkte ihn jetzt überhaupt zum erstenmal. Arnheim, der darauf aufmerksam wurde, erkundigte sich, wer das sei. Der General entschuldigte sich. «Und man hat ihn hierher gestellt, damit wir ihn verehren!» bemerkte der Gewaltige. «Aber so ist es wohl! Wir bewegen uns ja in jeder Minute zwischen Einrichtungen, Fragen und Forderungen, von denen wir nur das letzte Stück kennen, so daß die Gegenwart unaufhörlich in die Vergangenheit greift; wir brechen, wenn Sie mir erlauben, es so zu sagen, bis über die Knie in unterkellerte Zeit ein und empfinden das als höchste Gegenwart!»

Arnheim lächelte, er machte Konversation. Seine Lippen spielten in der Sonne unaufhörlich auf und ab, in den Augen wechselten die Lichter wie auf einem signalisierenden Dampfer. Stumm wurde unheimlich zumut; er fand es schwer, seine Aufmerksamkeit bei so zahlreichen und ungewöhnlichen Wendungen immer von neuem zu erkennen zu geben, während er vor allen Leuten auf der Präsentierplatte von Platz in Uniform stand. In den Ritzen zwischen den Pflastersteinen wuchs Gras; es war vom Vorjahr und sah unwahrscheinlich frisch aus, wie eine Leiche, die im Schnee gelegen hat; es war überhaupt außerordentlich merkwürdig und störend, daß da zwischen Steinen Gras wuchs, wenn man bedachte, daß wenige Schritte davon entfernt der Asphalt von Autos zeitgemäß blank geputzt wurde. Der General begann unter der ängstlichen Eingebung zu leiden, es könnte sich, wenn er noch lange zuhören müsse, ereignen, daß er sich auf die Knie werfe und vor allen Leuten Gras fresse. Es war ihm unklar, warum; aber er sah sich Schutz suchend nach Ulrich und Diotima um.

Diese hatten sich in einen dünnen Schattenschleier gerettet, der um eine Mauerecke spann, und man hörte nur ihre unverständlich leisen Stimmen in einem Streit, der zwischen ihnen entbrannt war.

«Das ist eine trostlose Auffassung!» sagte Diotima.

«Was?» fragte Ulrich, mehr mechanisch als neugierig.

«Es gibt im Leben doch auch Individualitäten!»

Ulrich bemühte sich, ihr von der Seite ins Auge zu sehn. «Du lieber Himmel,» meinte er «wir haben davon schon gesprochen!»

«Sie haben kein Herz! Sonst könnten Sie nicht immer so sprechen!» Sie sagte es sanft. Von den Steinplatten stieg die erwärmte Bodenluft längs ihrer Beine hoch, die von den langen Röcken, unnahbar und für die Welt nicht vorhanden, wie die Beine einer Statue umschlossen wurden. Kein Zeichen verriet, daß sie etwas bemerkte. Es war eine Zärtlichkeit, zu der kein Mensch und Mann gehörte. Ihre Augen wurden blaß. Es mochte das aber vielleicht bloß der Eindruck ihrer Zurückhaltung sein, in einer Lage, wo sie den Bücken der Vorübergehenden ausgesetzt war. Sie wandte sich Ulrich zu und sagte mit Mühe: «Wenn eine Frau zwischen Pflicht und Leidenschaft wählen muß, worauf sollte sie sich denn stützen, wenn nicht auf ihren Charakter?!»

«Sie müssen nicht wählen!» entgegnete Ulrich.

«Sie erlauben sich zu viel; ich habe nicht von mir gesprochen!» flüsterte seine Kusine.

Da er darauf nichts erwiderte, blickten sie eine Weile gemeinsam und feindlich über den Platz. Dann fragte Diotima: «Halten Sie es für möglich, daß das, was wir unsere Seele nennen, aus dem Schatten hervortreten könnte, in dem es sich gewöhnlich befindet?»

Ulrich sah sie verblüfft an.

«In besonderen und bevorzugten Menschen» ergänzte sie.

«Sie suchen am Ende Rapporte?» fragte er ungläubig. «Hat Sie Arnheim mit einem Medium zusammengebracht?»

Diotima war enttäuscht. «Ich hätte nicht erwartet, daß Sie mich so mißverstehen werden!» warf sie ihm vor. «Wenn ich aus dem Schatten hervortreten gesagt habe, so meinte ich, aus der Uneigentlichkeit, aus dieser schimmernden Verstecktheit, in der wir das Ungewöhnliche manchmal empfinden. Es ist wie ein Netz ausgebreitet, das uns quält, weil es weder hält, noch losläßt. Glauben Sie nicht, daß es Zeiten gegeben hat, wo das anders war» Das Innere trat stärker hervor; einzelne Menschen gingen einen erleuchteten Weg; mit einem Wort, sie gingen, wie man früher gesagt hat, den heiligen Weg, und Wunder wurden Wirklichkeit, weil sie nichts sind als eine immer vorhandene andere Art von Wirklichkeit!»

Diotima staunte über die Sicherheit, mit der sich das auch ohne besondere Stimmung, gleichsam wirklichkeitsfest aussprechen ließ. Ulrich wütete im geheimen, aber eigentlich war er tief erschrocken. So weit ist es also gekommen, daß dieses Riesenhuhn genau so redet wie ich? fragte er sich. Er sah Diotimas und seine Seele wieder in der Gestalt eines großen Huhns vor sich, das einen kleinen Wurm aufpickt. Uralter Kinderschreck vor der Großen Frau griff nach ihm, vermischt mit einer anderen merkwürdigen Empfindung; er fand es angenehm, von der dummen Übereinstimmung mit einem ihm verwandten Menschen gleichsam seelisch aufgezehrt zu werden. Die Übereinstimmung war natürlich nur Zufall und Unsinn; er glaubte weder an die Magie der Verwandtschaft noch an die Möglichkeit, daß er seine Kusine, und sei es im trübsten Rausch, ernst nehmen könnte. Aber in der letzten Zeit gingen Veränderungen mit ihm vor sich; er erweichte, seine innere Form, die immer die des Angriffs gewesen war, ließ nach und zeigte Neigung, umzuschlagen und in das Verlangen nach Zärtlichkeit, Traum, Verwandtschaft oder weiß Gott was überzugehen, was sich auch so ausdrückte, daß die Gegenstimmung, die damit im Kampf lag, eine Stimmung des bösen Willens, manchmal unvermittelt aus ihm hervorbrach.

Darum spottete er auch jetzt über seine Kusine. «Ich halte es für Ihre Pflicht, wenn Sie das glauben, entweder öffentlich oder im geheimen, aber so rasch wie möglich Arnheims <voll und ganz>-Geliebte zu werden!» sagte er ihr.

«Bitte, schweigen Sie! Davon zu sprechen, habe ich Ihnen kein Recht gegeben!» wies das Diotima zurück.

«Ich muß davon sprechen! Es ist mir bis vor kurzem unklar gewesen, welche Beziehungen zwischen Ihnen und Arnheim eigentlich bestehen. Aber ich sehe jetzt klar, und Sie kommen mir vor wie ein Mensch, der ernstlich zum Mond fliegen will; ich hätte Ihnen soviel Verrücktheit gar nicht zugetraut.»

«Ich habe Ihnen gesagt, daß ich maßlos zu sein vermag!» Diotima suchte kühn in die Luft zu blicken, aber die Sonne zog ihr Pupille und Lid zu einem beinahe lustigen Ausdruck zusammen.

«Das sind Delirien des Liebeshungers,» sagte Ulrich «die mit der Sättigung vergehen.» Er fragte sich, was Arnheim mit seiner Kusine vorhaben möge. Bereute er seinen Antrag und versuchte, den Rückzug durch eine Komödie zu decken? Aber da wäre es einfacher gewesen, abzureisen

und nicht mehr wiederzukehren; die dazu nötige Rücksichtslosigkeit müßte ein Mann, der lebenslang mit Geschäften zu tun gehabt hat, doch leicht aufbringen können? Er erinnerte sich, an Arnheim gewisse Zeichen beobachtet zu haben, die bei einem älteren Mann auf Leidenschaft hindeuten; das Gesicht war manchmal graugelb, schlaff, müde, man blickte hinein wie in ein Zimmer, wo das Bett um die Mittagsstunde noch nicht gemacht ist. Er erriet, daß dies am ehesten durch die Zerstörung zu erklären sei, die zwei ungefähr gleich starke Leidenschaften anrichten, wenn sie ergebnislos um die Vorherrschaft kämpfen. Aber da er sich die Machtleidenschaft in dem Ausmaß, wie sie Arnheim beherrschte, nicht vorstellen konnte, begriff er auch nicht die Stärke der Vorkehrungen, welche die Liebe dagegen traf. «Sie sind ein sonderbarer Mensch!» sagte Diotima. «Immer anders, als man es erwarten dürfte! Haben Sie nicht selbst von der seraphischen Liebe zu mir gesprochen?»

«Und Sie glauben, daß man das wirklich tun kann?» fragte Ulrich zerstreut.

«Natürlich kann man es nicht so tun, wie Sie es beschrieben haben!»

«Also Arnheim liebt Sie seraphisch!» Ulrich begann leise zu lachen.

«Lachen Sie doch nicht!» bat Diotima ärgerlich; fast zischte sie ein wenig.

«Sie wissen ja nicht, warum ich lache» entschuldigte er sich. «Ich lache, wie man so sagt, erregt. Sie und Arnheim sind feinfühligere Menschen; Sie lieben Gedichte; ich bin vollkommen davon überzeugt, daß Sie manchmal von einem Hauch gestreift werden; einem Hauch von irgendetwas: es fragt sich eben, was das ist. Und nun wollen Sie dem in aller Gründlichkeit, deren Ihr Idealismus fähig ist, an den Leib rücken?!»

«Fordern Sie denn nicht immer, daß man genau und gründlich sein muß?!» gab Diotima zurück.

Ulrich war ein wenig verblüfft. «Sie sind verrückt!» sagte er. «Entschuldigen Sie das Wort, Sie sind verrückt! Und Sie dürfen das nicht sein!»

Arnheim hatte unterdessen dem General mitgeteilt, daß sich die Welt seit zwei Menschenaltern in der größten Umwälzung befinde: die Seele gehe zu Ende.

Dem General gab es einen Stich. Du lieber Himmel, das war ja nun wieder etwas Neues! Um die Wahrheit zu sagen, er hatte bis zu dieser Stunde trotz Diotima gedacht, daß es das «die Seele» überhaupt nicht gebe; in der Kadettenschule und beim Regiment hatte man auf solches Pfaffengerede geblasen. Da aber ein Kanonen- und Panzerplattenfabrikant so ruhig davon sprach, wie wenn er es in der Nähe stehen sähe, begannen des Generals Augen zu jucken und kugelten düster in der durchsichtigen Luft umher.

Aber Arnheim ließ sich nicht um Erklärungen bitten; die Worte flössen ihm von den Lippen, durch die blaß rosa Spalte zwischen einem kurz geschnittenen Schnurr- und Spitzbart hervor. Wie er sagte, war die Seele schon seit dem Zerfall der Kirche, also ungefähr im Beginn der bürgerlichen Kultur, in einen Prozeß der Einschrumpfung und Alterung geraten. Sie hat seither Gott verloren, die festen Werte und Ideale, und heute sei der Mensch schon so weit, daß er ohne Moral, ohne Grundsätze, ja eigentlich ohne Erlebnisse lebe.

Der General begriff nicht recht, warum man keine Erlebnisse haben sollte, wenn man keine Moral habe. Aber Arnheim schlug den großen Schweinslederband auf, den er in der Hand trug; er enthielt den kostbaren Nachdruck einer Handschrift, die außer Haus nicht einmal einem so ungewöhnlichen Sterblichen wie ihm mitgegeben werden konnte. Der General sah einen Engel, dessen wagrechte Flügel über zwei Seiten gingen, inmitten eines Blattes stehn, das sonst noch von dunkler Erde, goldenem Himmel und sonderbaren, wie Wolken gelagerten Farben bedeckt

war; er blickte auf das Abbild einer der ergreifendsten und herrlichsten frühmittelalterlichen Malereien, aber da er das nicht wußte und sich auf Geflügeljagd und ihre Darstellungen vortrefflich verstand, kam ihm bloß vor, daß ein Wesen mit Flügeln und langem Hals, das weder ein Mensch noch eine Schnepfe ist, eine Verirrung bedeuten müsse, auf die ihn sein Begleiter aufmerksam machen wolle.

Indes, Arnheim wies mit dem Finger darauf und sagte nachdenklich: «Da sehen Sie vor sich, was die Schöpferin der österreichischen Aktion der Welt wiedergeben möchte ...!»

«So, so?!» antwortete Stumm. Er hatte das also offenbar unterschätzt und mußte sich nun vorsichtig äußern.

«Diese Größe des Ausdrucks, bei vollkommener Einfachheit,» fuhr Arnheim fort «führt deutlich vor Augen, was unserer Zeit verlorengegangen ist. Was bedeutet dagegen unsere Wissenschaft? Bruchwerk! Unsere Kunst? Extreme, ohne einen vermittelnden Körper! Das Geheimnis der Einheit fehlt unserem Geist, und sehen Sie, darum ergreift mich dieser österreichische Plan, der Welt ein vereinigendes Beispiel, einen gemeinsamen Gedanken zu schenken, wenn ich ihn auch nicht für ganz durchführbar halte. Ich bin Deutscher. In der ganzen Welt ist heute alles laut und plump; aber in Deutschland ist es noch lauter. In allen Ländern plagen sich die Menschen von früh bis spät, ob sie nun arbeiten oder sich vergnügen; aber bei uns stehen sie noch früher auf und gehen noch später zu Bett. In aller Welt hat der Geist des Rechnens und der Gewalt den Zusammenhang mit der Seele verloren; aber wir in Deutschland haben die meisten Kaufleute und das stärkste Militär.» Er blickte entzückt rund um den Platz. «In Österreich ist alles das noch nicht so entwickelt. Hier gibt es noch Vergangenheit, und die Menschen haben sich etwas von der ursprünglichen Intuition bewahrt. Wenn sie überhaupt noch möglich ist, so könnte nur von hier die Erlösung des deutschen Wesens vom Rationalismus ausgehen. Aber ich fürchte,» fügte er seufzend hinzu «es wird schwerlich gelingen. Eine große Idee findet heute zu viel Widerstände; große Ideen sind nur noch dazu gut, einander am Mißbrauch zu hindern, wir leben sozusagen im Zustand eines mit Ideen bewaffneten Moralfriedens.»

Er lächelte über seinen Scherz. Und dann fiel ihm noch etwas ein: «Sehen Sie, der Unterschied zwischen Deutschland und Österreich, von dem wir soeben gesprochen haben, erinnert mich immer ans Billardspiel: Auch beim Billard verfehlt man alles, wenn man es mit Berechnung machen will, statt mit dem Gefühl!»

Der General hatte erraten, daß er sich durch den Ausdruck bewaffneter Moralfriede geschmeichelt fühlen sollte, und er wünschte seine Aufmerksamkeit zu beweisen. Vom Billardspiel verstand er etwas; «ich bitte,» sagte er darum «ich spiele Karambol und Kegel, aber ich habe noch nie davon gehört, daß es einen Unterschied zwischen der deutschen und der österreichischen Spieltechnik gibt»

Arnheim schloß die Augen und dachte nach. «Ich selbst spiele nie Billard,» sagte er dann «aber ich weiß, daß man den Ball hoch oder tief, rechts oder links nehmen kann; man kann den zweiten Ball voll treffen oder streifen; man kann stark oder schwach stoßen; die «Fälsche» stärker oder schwächer wählen; und sicher gibt es noch viele solcher Möglichkeiten. Ich kann mir nun jedes dieser Elemente beliebig abgestuft denken, so gibt es also nahezu unendlich viele Kombinationsmöglichkeiten. Wollte ich sie theoretisch ermitteln, so müßte ich außer den Gesetzen der Mathematik und der Mechanik starrer Körper auch die der Elastizitätslehre berücksichtigen; ich müßte die Koeffizienten des Materials kennen; den Temperatureinfluß; ich müßte die feinsten Maßmethoden für die Koordination und Abstufung meiner motorischen

Impulse besitzen; meine Distanzschätzung müßte genau wie ein Nonius sein; mein kombinatorisches Vermögen schneller und sicherer als ein Rechenschieber; zu schweigen von der Fehlerrechnung, der Streubreite und dem Umstand, daß das zu erreichende Ziel der richtigen Koinzidenz der beiden Bälle selbst kein eindeutiges ist, sondern eine um einen Mittelwert gelagerte Gruppe von eben noch genügenden Tatbeständen darstellt.»

Arnheim sprach langsam und zur Aufmerksamkeit zwingend, wie wenn aus einem Tropffläschchen etwas in ein Glas gegossen wird; er erließ seinem Gegenüber nicht eine einzige Einzelheit.

«Sie sehen also wohl,» fuhr er fort «daß ich lauter Eigenschaften haben und Dinge tun müßte, die ich unmöglich haben und tun kann. Sie sind sicher Mathematiker genug, um beurteilen zu können, welche lebenslängliche Aufgabe es wäre, wenn man auf diese Weise auch nur den Verlauf eines einfachen Karambolstoßes berechnen wollte; der Verstand läßt uns einfach im Stich! Trotzdem trete ich, mit einer Zigarette im Munde, einer Melodie im Sinn, sozusagen den Hut auf dem Kopf, an das Brett heran, gebe mir kaum die Mühe, die Situation zu betrachten, stoße zu und löse die Aufgabe! Herr General, das gleiche geschieht im Leben unzähligemal! Sie sind nicht nur Österreicher, sondern auch Offizier, Sie müssen mich verstehen: Politik, Ehre, Krieg, Kunst, die entscheidenden Vorgänge des Lebens vollziehen sich jenseits des Verstandes. Die Größe des Menschen wurzelt im Irrationalen. Auch wir Kaufleute rechnen nicht, wie Sie vielleicht glauben möchten: sondern wir – ich meine natürlich die führenden Leute; die kleinen mögen immerhin mit ihren Pfennigen rechnen – lernen unsere wirklich erfolgreichen Einfälle als ein Geheimnis betrachten, das jeder Berechnung spottet. Wer nicht das Gefühl liebt, die Moral, die Religion, die Musik, Gedichte, Form, Zucht, Ritterlichkeit, Freimut, Offenheit, Duldsamkeit –: glauben Sie mir, der wird auch nie ein Kaufmann von großem Ausmaß. Darum habe ich immer den Kriegerstand bewundert; besonders den österreichischen, der auf uralten Überlieferungen ruht, und ich freue mich sehr, weil Sie der gnädigen Frau zur Seite stehen. Es beruhigt mich. Ihr Einfluß ist neben dem unseres jüngeren Freundes überaus wichtig. Alle großen Dinge beruhen auf den gleichen Eigenschaften; große Pflichten sind ein Segen, Herr General!»

Er schüttelte unwillkürlich Stumms Hand und sagte noch: «Die wenigsten Menschen wissen, daß das wirklich Große immer unbegründet ist; ich meine: alles Starke ist einfach!» Stumm von Bordwehr war der Atem gestockt; er glaubte, kaum ein Wort zu begreifen, und fühlte das Bedürfnis, in die Bibliothek zurückzustürzen und stundenlang über alle diese Gesichtspunkte nachzulesen, durch deren Eröffnung der große Mann ihm offensichtlich schmeicheln wollte. Zum Schluß aber trat unter diesem Frühlingssturm in seinem Kopf mit einemmal eine überraschende Klarheit auf. «Zum Teufel, der will ja irgend etwas von dir!» sagte er sich. Er blickte auf. Arnheim hielt noch immer das Buch in beiden Händen, aber traf nun ernstlich Anstalten, einen Wagen herbeizuwinken; sein Gesicht war angeregt und leicht gerötet, wie es das eines Mannes ist, der soeben mit einem anderen Gedanken getauscht hat. Der General schwieg, so wie man aus Achtung schweigt, nachdem ein großes Wort gefallen ist; wenn Arnheim von ihm etwas wollte, dann konnte doch auch der General Stumm zum Vorteil des Allerhöchsten Dienstes von Arnheim etwas wollen. Dieser Gedanke eröffnete solche Möglichkeiten, daß Stumm fürs erste verzichtete, darüber nachzudenken, ob alles wirklich richtig sei. Aber wenn der Engel in dem Buch plötzlich seine gemalten Flügel gehoben hätte, um den klugen General Stumm ein wenig darunter bücken zu lassen, dieser hätte sich nicht verwirrter und glücklicher fühlen können!

In der Ecke Diotimas und Ulrichs war inzwischen folgende Frage gestellt worden: Soll eine Frau in der schwierigen Lage Diotimas entsagen, sich zu einem Ehebruch hinreißen lassen oder ein Drittes und Gemischtes tun, wobei die Frau vielleicht körperlich dem einen, seelisch dem anderen

Mann angehören würde, vielleicht auch körperlich niemandem; von diesem dritten Zustand war eben sozusagen kein Text vorhanden, sondern nur das hohe Klingen einer Musik. Und Diotima hielt auch noch immer streng darauf, daß sie durchaus nicht von sich selbst, sondern von «einer Frau» spreche; zornbereit hinderte ihr Blick Ulrich jedesmal, wenn seine Worte die beiden in eins setzen wollten.

Also sprach auch er auf Umwegen. «Haben Sie schon je einen Hund gesehen?» fragte er. «Das glauben Sie bloß! Sie haben immer nur etwas gesehen, das Ihnen mit mehr oder weniger Recht als ein Hund vorkam. Es hat nicht alle Hundeeigenschaften, und irgendetwas Persönliches hat es, das wieder kein anderer Hund hat. Wie sollen wir da je im Leben «das Richtige» tun? Wir können nur etwas tun, das niemals das Richtige und immer mehr und weniger als etwas Richtiges ist.

Und ist schon jemals ein Ziegel so vom Dach gefallen, wie es das Gesetz vorschreibt? Niemals! Nicht einmal im Laboratorium zeigen sich die Dinge so, wie sie sein sollen. Sie weichen regellos nach allen Richtungen davon ab, und es ist einigermaßen eine Fiktion, daß wir das als Fehler der Ausführung ansehen und in ihrer Mitte einen wahren Wert vermuten.

Oder man findet gewisse Steine und nennt sie wegen der ihnen gemeinsamen Eigenschaften Diamant. Aber der eine Stein ist aus Afrika und der andere aus Asien. Den einen gräbt ein Neger aus der Erde, den anderen ein Asiate. Vielleicht ist dieser Unterschied so wichtig, daß er das Gemeinsame aufheben kann? In der Gleichung «Diamant plus Umstände bleibt Diamant» ist der Gebrauchswert des Diamanten so groß, daß der der Umstände daneben verschwindet; es lassen sich aber seelische Umstände denken, in denen sich das umgekehrt verhält.

Alles hat teil am Allgemeinen, und noch dazu ist es besonders. Alles ist wahr, und noch dazu ist es wild und mit nichts vergleichbar. Das kommt mir so vor, als ob das Persönliche eines beliebigen Geschöpfes gerade das wäre, was mit nichts anderem übereinstimmt. Ich habe Ihnen früher einmal gesagt, daß in der Welt desto weniger Persönliches übrigbleibt, je mehr Wahres wir entdecken, denn es besteht schon lange ein Kampf gegen das Individuelle, dem immer mehr Boden abgenommen wird. Ich weiß nicht, was zum Schluß von uns übrig bleiben wird, wenn alles rationalisiert ist. Vielleicht nichts, aber vielleicht gehen wir dann, wenn die falsche Bedeutung, die wir der Persönlichkeit geben, verschwindet, in eine neue ein wie in das herrlichste Abenteuer.

Wie wollen Sie sich also entscheiden? Soll «eine Frau» nach dem Gesetz handeln? Dann kann sie sich gleich nach dem bürgerlichen Gesetz richten. Moral ist ein durchaus berechtigter Durchschnitts- und Kollektivwert, den man wörtlich und ohne Seitensprünge zu befolgen hat, wo man ihn anerkennt. Einzelfälle aber sind nicht moralisch zu entscheiden, sie haben genau so wenig Moral, genau so viel sie von der Unerschöpflichkeit der Welt besitzen!»

«Sie haben eine Rede gehalten!» sagte Diotima. Sie fühlte eine gewisse Befriedigung über die Höhe dieser an sie gestellten Zumutungen, wünschte aber ihre Überlegenheit dadurch zu zeigen, daß sie nicht ebenso ins Blaue rede. «Was soll also eine Frau in jener Lage, von der wir gesprochen haben, im wirklichen Leben tun?» fragte sie.

«Gewährenlassen!» erwiderte Ulrich.

«Wen?»

«Was kommt! Ihren Mann, ihren Geliebten, ihre Entsagung, ihre Gemische.»

«Haben Sie wirklich eine Vorstellung davon, was das bedeutet?» fragte Diotima, die sich schmerzlich daran erinnert fühlte, wie dem hohen Vorsatz, Arnheim vielleicht zu entsagen, durch

die einfache Tatsache, daß sie mit Tuzzi in einem Raum schlief, allnächtlich die Flügel gestutzt wurden. Von diesem Gedanken mußte ihr Vetter etwas aufgefangen haben, denn er fragte kurzweg: «Wollen Sie es mit mir versuchen?»

«Mit Ihnen?» antwortete Diotima gedehnt; sie suchte sich durch harmlosen Spott zu schützen: «Wollen Sie mir vielleicht ein Offert darüber machen, wie Sie sich das eigentlich vorstellen?»

«Ohne weiteres!» erbot sich Ulrich ernst. «Sie lesen doch sehr viel, nicht wahr?»

«Gewiß.»

«Was tun Sie da? Ich will gleich die Antwort geben: Ihre Auffassung läßt aus, was Ihnen nicht paßt. Das gleiche hat schon der Autor getan. Ebenso lassen Sie im Traum oder in der Phantasie aus. Ich stelle also fest: Schönheit oder Erregung kommt in die Welt, indem man fortläßt. Offenbar ist unsere Haltung inmitten der Wirklichkeit ein Kompromiß, ein mittlerer Zustand, worin sich die Gefühle gegenseitig an ihrer leidenschaftlichen Entfaltung hindern und ein wenig zu Grau mischen. Kinder, denen diese Haltung noch fehlt, sind darum glücklicher und unglücklicher als Erwachsene. Und ich will gleich hinzufügen, auch die Dummen lassen aus; Dummheit macht ja glücklich. Ich schlage also als erstes vor: Versuchen wir einander zu lieben, als ob Sie und ich die Figuren eines Dichters wären, die sich auf den Seiten eines Buchs begegnen. Lassen wir also jedenfalls das ganze Fettgerüst fort, das die Wirklichkeit rund macht.»

Diotima drängte es, Einwände zu machen; sie wünschte jetzt das Gespräch aus dem allzu Persönlichen hinauszulenken, und zudem wollte sie zeigen, daß sie von den berührten Fragen etwas verstünde. «Sehr schön,» antwortete sie «aber man behauptet, daß die Kunst eine Erholung von der Wirklichkeit sei, mit dem Zweck, erfrischt zu dieser zurückzukehren!»

«Und ich bin so unverständlich,» erwiderte ihr Vetter «daß ich behaupte, es dürfe keine <Erholungen> geben! Welch ein Leben, das man zeitweilig mit Erholungen durchlöchern muß! Würden wir in ein Bild Löcher stoßen, weil es zu schöne Ansprüche an uns stellt?! Sind in der ewigen Seligkeit etwa Urlaubswochen vorgesehen? Ich gestehe Ihnen, daß mir sogar die Vorstellung des Schlafs manchmal unangenehm ist.»

«Oh, da sehen Sie,» unterbrach ihn Diotima, die sich des Beispiels bemächtigte «wie unnatürlich das ist, was Sie sagen! Ein Mensch, ohne das Bedürfnis nach Ruhe und Aussetzen! Kein Beispiel beleuchtet den Unterschied zwischen Ihnen und Arnheim so gut wie dieses! Auf der einen Seite ein Geist, der den Schatten der Dinge nicht kennt, und auf der anderen einer, der sich aus der vollen Menschlichkeit, mit Schatten und Sonnenschein entwickelt!»

«Ohne Zweifel übertreibe ich» gestand Ulrich ungerührt ein; «Sie werden es noch klarer erkennen, wenn wir im einzelnen darauf eingehen. Lassen Sie uns etwa an große Schriftsteller denken. Man kann sein Leben nach ihnen richten, aber man kann nicht Leben aus ihnen keltern. Sie haben das, was sie bewegte, so fest gestaltet, daß es bis in die Zwischenräume der Zeilen wie gepreßtes Metall dasteht. Aber was haben sie eigentlich gesagt? Kein Mensch weiß es. Sie selbst haben es niemals ganz in einem gewußt. Sie sind wie ein Feld, über dem die Bienen fliegen; zugleich sind sie selbst ein Hin- und Herfliegen. Ihre Gedanken und Gefühle haben alle Grade des Übergangs zwischen Wahrheiten oder auch Irrtümern, die sich zur Not nachweisen ließen, und wandelbaren Wesen, die sich uns eigenmächtig nähern oder entziehen, wenn wir sie beobachten wollen.

Es ist unmöglich, den Gedanken eines Buchs aus der Seite zu lösen, die ihn umgibt. Er winkt uns wie das Gesicht eines Menschen, das in einer Kette anderer an uns vorbeigerissen wird und für kurze Weile bedeutungsvoll auftaucht. Ich übertreibe wohl wieder ein wenig; aber nun möchte



ich Sie fragen: was geschieht denn in unserem Leben anderes als das, was ich beschrieben habe? Ich will schweigen von den genauen, meß- und definierbaren Eindrücken, aber alle anderen Begriffe, auf die wir unser Leben stützen, sind nichts als erstarren gelassene Gleichnisse. Zwischen wieviel Vorstellungen schwankt und schwebt nicht schon ein so einfacher Begriff wie der von der Männlichkeit! Das ist wie ein Hauch, der mit jedem Atemzug seine Gestalt ändert, und nichts ist fest, kein Eindruck und keine Ordnung. Wenn wir also, wie ich gesagt habe, in der Dichtung einfach auslassen, was uns nicht paßt, so tun wir damit nichts anderes, als daß wir den ursprünglichen Zustand des Lebens wiederherstellen.»

«Lieber Freund,» sagte Diotima «mir kommen diese Erwägungen gegenstandslos vor.» Ulrich hatte einen Augenblick innegehalten und dahinein fielen diese Worte.

«Ja, es scheint. Ich hoffe, daß ich nicht zu laut gesprochen habe» entgegnete er.

«Sie haben schnell, leise und lang gesprochen», ergänzte sie ein wenig spöttisch. «Aber Sie haben trotzdem kein Wort von dem gesprochen, was Sie sagen wollten. Wissen Sie, was Sie mir wieder erklärt haben? Daß man die Wirklichkeit abschaffen müßte! Ich gestehe Ihnen, daß ich diese Bemerkung, als ich sie zum erstenmal, ich glaube bei einem unserer Ausflüge, von Ihnen hörte, lange nicht habe vergessen können; ich weiß nicht, warum. Aber wie Sie es anstellen wollen, haben Sie leider wieder nicht gesagt!»

«Es ist klar, daß ich dann mindestens noch einmal so lange sprechen müßte. Aber erwarten Sie denn, daß es einfach sein würde? Wenn ich nicht irre, haben Sie davon gesprochen, daß Sie mit Arnheim in eine Art Heiligkeit davonfliegen möchten. Sie stellen sich das also als eine zweite Art Wirklichkeit vor. Was ich gesagt habe, heißt aber, man muß sich wieder der Unwirklichkeit bemächtigen; die Wirklichkeit hat keinen Sinn mehr!»

«Oh, da würde aber Arnheim kaum einverstanden sein!» meinte Diotima.

«Natürlich nicht; das ist ja der Gegensatz zwischen uns. Er möchte dem Umstand, daß er ißt, trinkt, schläft, der große Arnheim ist und nicht weiß, ob er Sie heiraten soll oder nicht, einen Sinn geben, und dazu hat er seit je alle Schätze des Geistes gesammelt.» Ulrich machte plötzlich eine Pause, die in Schweigen überging.

Nach einer Weile fragte er verändert: «Können Sie mir sagen, warum ich gerade mit Ihnen dieses Gespräch führe? Ich erinnere mich in diesem Augenblick an meine Kindheit. Ich war, was Sie nicht glauben werden, ein gutes Kind; so weich wie Luft in einer warmen Mondnacht. Ich konnte grenzenlos verliebt in einen Hund oder in ein Messer sein →» Er führte auch diesen Satz nicht zu Ende.

Diotima sah ihn zweifelnd an. Sie erinnerte sich wieder daran, wie sehr er seinerzeit für die «Genauigkeit des Gefühls» gewesen war, während er heute dagegen sprach. Er hatte sogar einmal Arnheim ungenügende Reinheit des Sinns vorgeworfen und sprach heute für Gewährenlassen. Und es beunruhigte sie, daß Ulrich für «Gefühle ohne Urlaub» war, während Arnheim zweideutig gesagt hatte, man solle nie ganz hassen oder *ganz lieben*! Sie fühlte sich mit diesem Gedanken sehr unsicher.

«Glauben Sie denn wirklich, daß es ein grenzenloses Empfinden gibt?» fragte Ulrich.

«Oh, es gibt grenzenloses Gefühl!» erwiderte Diotima und hatte wieder festen Boden unter den Füßen.

«Sehen Sie, ich glaube nicht recht daran» meinte Ulrich zerstreut. «Sonderbarerweise sprechen wir oft davon, aber es ist gerade das, was wir lebenslang vermeiden, als ob wir darin ertrinken

könnten.» Er bemerkte, daß Diotima nicht zuhörte, sondern unruhig zu Arnheim hinübersah, dessen Augen einen Wagen suchten.

«Ich fürchte,» sagte sie «wir müssen ihn von dem General erlösen.»

«Ich werde einen Wagen anhalten und den General auf mich nehmen « bot sich Ulrich an, und in dem Augenblick, wo er ging, legte Diotima die Hand auf seinen Arm und sagte, um ihn freundlich für seine Anstrengungen zu belohnen, mit sanfter Zustimmung: «Jedes andere Gefühl als das grenzenlose ist wertlos.»

[<]

**115**

Die Spitze deiner Brust ist wie ein Mohnblatt

Nach dem Gesetz, daß auf Zeiten großer Festigkeit stürmische Umlagerungen folgen, erlitt auch Bonadea einen Rückfall. Ihre Annäherungsversuche an Diotima waren vergeblich geblieben, und es wurde nichts aus der schönen Absicht, Ulrich dadurch zu strafen, daß sich die beiden Nebenbuhlerinnen befreundeten und ihn beiseite stehen ließen, – eine Phantasie, der sie viele Träume gewidmet hatte. Sie mußte sich herabwürdigen, wieder an die Tür ihres Geliebten zu klopfen, aber dieser schien es so eingerichtet zu haben, daß sie unaufhörlich gestört wurden, und an seiner leidenschaftslosen Freundlichkeit zerrannen die Erzählungen, durch die sie ihm erklären wollte, warum sie wieder da sei, ohne daß er es verdiene. Das Verlangen, ihm dafür einen fürchterlichen Auftritt zu machen, bedrängte sie sehr, aber andererseits verbot ihr das ihre tugendhafte Haltung, so daß sie mit der Zeit große Abneigung gegen die Vorzüge empfand, die sie sich auferlegt hatte. In den Nächten saß der dicke Kopf, den unbefriedigte Wollust erzeugt, auf ihren Schultern wie eine Kokosnuß, deren affenhaarige Schale durch einen Irrtum der Natur nach innen gewachsen ist, und schließlich wurde sie so voll ohnmächtigen Zorns wie ein Trinker, dem man die Flasche entzogen hat. Sie schimpfte bei sich auf Diotima, die sie eine Schwindlerin, ein unerträgliches Frauenzimmer nannte, und ihre Phantasie versah die edel-frauliche Hoheit, deren Zauber Diotimas Geheimnis war, mit sachkundigen Anmerkungen. Die Nachahmung dieses Aussehens, die ihr solches Glück bereitet hatte, wurde Bonadea nun zum Gefängnis, aus dem sie in wüste Freiheit ausbrach; Brennschere und Spiegel verloren ihre Macht, ein Idealbild aus ihr zu schaffen, und damit fiel auch der künstliche Bewußtseinszustand zusammen, worin sie sich befunden hatte. Sogar der Schlaf, dessen sich Bonadea trotz ihrer Lebenskonflikte immer köstlich erfreut hatte, ließ jetzt abends manchmal ein wenig auf sich warten, was ihr so neu war, daß es ihr wie krankhafte Schlaflosigkeit vorkam; und in diesem Zustand fühlte sie, was alle Menschen fühlen, wenn sie ernsthaft krank sind, daß der Geist flieht und den Körper wie einen Verwundeten im Stich läßt. Wenn Bonadea in ihren Anfechtungen wie in glühendem Sand lag, kamen ihr alle klugen Redereien, die sie an Diotima bewundert hatte, meilenweit entfernt vor, und sie verachtete sie ehrlich.

Da sie sich nicht entschließen konnte, Ulrich noch einmal aufzusuchen, ersann sie abermals einen Plan, um ihn für natürliche Empfindungen zurückzugewinnen, und zuerst war das Ende davon fertig: Bonadea wird bei Diotima eindringen, wenn Ulrich bei der Verführerin ist. Die Unterredungen bei Diotima waren ja ersichtlich nur Vorwände, um miteinander schönzutun, statt wirklich etwas fürs Allgemeine zu leisten. Bonadea dagegen wird etwas fürs Allgemeine tun, und

schon war damit auch der Anfang ihres Plans fertig: denn niemand kümmert sich mehr um Moosbrugger, und dieser geht zugrunde, während die anderen große Worte machen! Bonadea war nicht einen Augenblick erstaunt darüber, daß Moosbrugger wieder zum Retter in ihrer Not werden sollte. Sie würde ihn entsetzlich gefunden haben, wenn sie über ihn nachgedacht hätte; aber sie dachte nur: «Wenn Ulrich schon solche Teilnahme für ihn hat, dann soll er ihn auch nicht vergessen!» Bei weiterer Beschäftigung mit ihrem Plan fielen ihr sodann noch zwei Einzelheiten ein: Sie erinnerte sich, daß Ulrich im Gespräch über diesen Mörder behauptet habe, man besitze eine zweite Seele, die immer unschuldig sei, und ein zurechnungsfähiger Mensch könne immer auch anders, der unzurechnungsfähige aber nie; sie zog irgendetwas Ähnliches daraus wie den Schluß, daß sie unzurechnungsfähig sein wolle und dann unschuldig sein werde, ein Zustand, der auch Ulrich abging und ihm zu seinem Heil zu bringen war. – So gut gekleidet, als wolle sie in Gesellschaft, streifte sie, um das auszuführen, durch mehrere Abende vor den Fenstern Diotimas umher und brauchte nicht lange zu warten, bis diese, zum Zeichen innerer Tätigkeit, über die ganze Front erleuchtet waren. Ihrem Mann hatte sie erzählt, daß sie eingeladen sei, aber niemals lange bleibe; und während weniger Tage, wo es ihr noch an Mut fehlte, entstand durch dieses Lügen, durch dieses abendliche Auf- und Abgehen vor einem Haus, wohin sie nicht gehörte, ein wachsender Auftrieb, der sie bald die Treppen hinan führen sollte. Sie konnte von Bekannten gesehen, von ihrem zufällig vorbeikommenden Gatten beobachtet werden; sie konnte dem Hausmeister auffallen, ein Schutzmann vermochte auf den Einfall zu kommen, sie auszufragen; je öfter sich ihr Spaziergang wiederholte, desto größer erschienen ihr diese Gefahren, und desto wahrscheinlicher wurde es, daß sich einmal ein Zwischenfall ereignen werde, wenn sie noch lange zögere. Nun, Bonadea war nicht gerade selten in Tore gehuscht oder auf Wegen gegangen, wo sie nicht gesehen werden wollte, aber da hatte sie wie einen Schutzengel das Bewußtsein auf ihrer Seite gehabt, es gehöre unvermeidlich zu dem, was sie erreichen wolle, während sie diesmal in ein Haus eindringen sollte, wo sie nicht erwartet wurde und das, was ihr bevorstand, ungewiß war; es wurde ihr zumute wie einer Attentäterin, die sich die ganze Sache anfangs nicht so genau vorgestellt hat, aber durch die Nachhilfe der Umstände in den Zustand gehoben wird, wo der Knall einer Pistole, das Blitzen durch die Luft fliegender Salzsäuretropfen kaum mehr eine Erhöhung bedeutet.

Bonadea hatte keine solchen Absichten, aber sie befand sich in ähnlicher Abgeschlossenheit des Geistes, als sie endlich wirklich die Klingel drückte und eintrat. Die kleine Rachel hatte sich unauffällig Ulrich genähert und ihm gemeldet, daß man ihn draußen zu sprechen wünsche, ohne zu verraten, daß «man» eine fremde, tief verschleierte Dame sei, und als sie hinter ihm die Türe des Salons schloß, schlug Bonadea den Schleier von ihrem Antlitz zurück. Sie war in diesem Augenblick fest davon überzeugt, daß Moosbruggers Schicksal keinen Aufschub mehr dulde, und empfing Ulrich nicht wie eine von Eifersucht geplagte Geliebte, sondern atemlos wie ein Marathonläufer. Mühelos erlog sie die Ergänzung, daß ihr Mann ihr gestern mitgeteilt habe, an Moosbrugger werde bald nichts mehr zu retten sein. «Ich hasse nichts so sehr» schloß sie «wie diese obszöne Art von Mördern; aber ich habe mich trotzdem der Wahrscheinlichkeit ausgesetzt, hier als Eindringling empfunden zu werden, weil du jetzt sogleich zu der Dame des Hauses und den einflußreichsten Gästen zurückgehen und deine Angelegenheit zur Sprache bringen muß, wenn du noch etwas erreichen willst!» Sie wußte nicht, was sie erwartete. Daß Ulrich gerührt danken, daß er Diotima heraufrufen, daß Diotima sich mit ihr und ihm in ein abgelegenes Zimmer zurückziehen werde? Daß Diotima vielleicht schon durch den Laut der Stimmen ins Vorzimmer gelockt werde, wobei sie ihr wohl zu verstehen geben wollte, daß sie, Bonadea, nicht die Unberufenste sei, um sich Ulrichs edler Gefühle anzunehmen! Ihre Augen blitzten feucht, und ihre Hände zitterten. Sie sprach laut. Ulrich befand sich in großer Verlegenheit und lächelte

andauernd, als verzweifelt Mittel, um sie zu beruhigen und Zeit für die Überlegung zu gewinnen, wie er sie davon überzeugen könne, daß sie so rasch wie möglich fortgehen müsse. Die Lage war schwierig und hätte vielleicht auch mit einem Schrei- oder Weinkampf Bonadeas enden können, wenn nicht Rachel zu Hilfe gekommen wäre. Die kleine Rachel hatte die ganze Zeit mit glänzenden, weit aufgerissenen Augen nicht weit von den beiden gestanden. Sie hatte gleich einen abenteuerlichen Zusammenhang erraten, wie die fremde schöne, am ganzen Körper unruhige Dame Ulrich zu sprechen verlangt hatte. Sie hörte das Gespräch zum größeren Teil mit an, und der Name Moosbruggers fiel mit seinen Silben in ihr Ohr wie Schüsse. Die von Kummer, Verlangen und Eifersucht in mächtige Schwingungen versetzte Damenstimme riß sie mit, obgleich sie diese Gefühle nicht verstand. Sie erriet, daß diese Frau die Geliebte Ulrichs sei, und war augenblicklich doppelt so stark in ihn verliebt als sonst. Sie fühlte sich zu einer Tat hingerissen, so als ob aus ganzer Brust gesungen würde und sie müßte einstimmen. Und so öffnete sie mit einem um Verschwiegenheit bittenden Blick eine Tür und lud die beiden ein, in das einzige von der Gesellschaft nicht benützte Zimmer einzutreten. Es war die erste offenkundige Untreue gegen ihre Herrin, die sie beging, denn sie konnte nicht im Zweifel sein, wie eine Entdeckung aufgenommen werden würde; aber die Welt war so schön, und herrliche Aufregung ist ein so unordentlicher Zustand, daß sie nicht dazu kam, sich das zu überlegen.

Als das Licht aufflammte und Bonadeas Augen allmählich sahen, wo sie sich befand, hätten ihre Beine beinahe die Kraft verloren, sie zu tragen, und die Röte der Eifersucht stieg ihr in die Wangen, denn es war Diotimas Schlafzimmer, worin sie sich umsah; Strümpfe, Haarbürsten und vieles andere lag umher, was zurückbleibt, wenn eine Frau sich eilig von Kopf zu Fuß für eine Gesellschaft umkleidet und das Mädchen keine Zeit mehr hat aufzuräumen oder das unterläßt, wie in diesem Fall, weil am nächsten Morgen ohnehin alles gründlich gemacht werden soll; denn an den großen Festabenden mußte auch das Schlafzimmer als Möbelspeicher erhalten, um die übrigen Räume zu entleeren. Die Luft roch nach diesen eng aneinandergerückten Möbeln, nach Puder, Seife und Essenzen. «Die Kleine hat eine Dummheit gemacht; wir können hier nicht bleiben!» sagte Ulrich lachend. «Überhaupt, du hättest nicht kommen sollen, es läßt sich ja doch nichts für Moosbrugger tun.»

«Ich hätte mich nicht herbemühen sollen, sagst du?» wiederholte Bonadea fast stimmlos. Ihre Augen irrten umher. Wie wäre das Mädchen, fragte sie sich gequält, auf den Einfall gekommen, Ulrich ins Innerste des Hauses zu führen, wenn es das nicht gewöhnt wäre?! Sie brachte es aber nicht über sich, ihm diesen Beweis vorzuhalten, sondern sagte lieber mit tonlosem Vorwurf: «Du bringst es über dich, ruhig zu schlafen, wenn solches Unrecht geschieht? Ich schlafe nächtelang nicht, und darum habe ich mich entschlossen, dich zu suchen!» Sie hatte dem Zimmer den Rücken gekehrt, stand am Fenster und starrte in die spiegelnde Undurchsichtigkeit, die von außen an ihre Augen herantrat. Das mochten Baumkronen sein, oder die Tiefe eines Hofes. Soweit, um zu wissen, daß dieses Zimmer nicht auf die Straße sehe, kannte sie sich trotz ihrer Aufregung in der Örtlichkeit aus; man mochte von anderen Fenstern hereinblicken können, und wenn sie sich vergegenwärtigte, daß sie nun also gemeinsam mit ihrem ungetreuen Geliebten, bei aufgezogenen Vorhängen vom Licht bestrahlt, vor einem unbekanntem dunkeln Zuschauerraum im Schlafzimmer ihrer Nebenbuhlerin stehe, so erregte sie das sehr. Sie hatte den Hut abgenommen und den Mantel zurückgeschlagen, ihre Stirn und die warmen Spitzen ihrer Brüste berührten die kalten Fensterscheiben; Zärtlichkeit und Tränen feuchteten ihre Augen. Sie machte sich langsam los und wandte sich wieder ihrem Freund zu, aber etwas von dem weichen, nachgiebigen Schwarz, in das sie gebückt hatte, blieb in ihren Augen, die jetzt eine unbewußte Tiefe hatten. «Ulrich!» sagte sie eindringlich «Du bist nicht schlecht! Du stellst dich nur so! Du machst dir Schwierigkeiten, gut zu sein, so viel du nur kannst!»

Die Lage wurde durch diese unverhältnismäßig klugen «Worte Bonadeas von neuem gefährlich; das war einmal nicht die lächerliche Sehnsucht solcher von ihrem Körper beherrschten Frau nach Trost in geistiger Vornehmheit; sondern da sprach die Schönheit dieses Körpers selbst ihr Recht auf die sanfte Würde der Liebe aus. Er trat neben sie und legte ihr den Arm um die Schulter; sie hatten sich wieder dem Dunkel zugekehrt und sahen gemeinsam hinaus. In der scheinbar unbegrenzten Finsternis hatte sich ein wenig Licht, das aus dem Haus kam, aufgelöst, und das sah aus, wie wenn dicker Nebel die Luft mit seiner Weichheit ausfüllte. Aus irgendeinem Grund hatte Ulrich auf das stärkste den Eindruck, in eine mildkalte Octobernacht hinauszustarren, obgleich es Spätwinter war, und es kam ihm vor, die Stadt sei in sie eingehüllt wie in eine ungeheure Woldecke. Dann fiel ihm ein, daß man ebensogut von einer Woldecke sagen könnte, sie sei wie eine Octobernacht. Er spürte eine sanfte Unsicherheit auf der Haut und zog Bonadea fester an sich.

«Wirst du jetzt hineingehen?» fragte Bonadea.

«Und das Unrecht verhindern, das Moosbrugger zugefügt werden soll? Nein; ich weiß ja nicht einmal, ob ihm wirklich Unrecht geschieht! Was weiß ich von ihm? Ich habe ihn einmal in einer Verhandlung flüchtig gesehen, und einiges andere, das über ihn geschrieben worden ist, habe ich gelesen. Es ist so, wie wenn ich von der Spitze deiner Brust geträumt hätte, sie sei wie ein Mohnblatt. Darf ich darum schon glauben, daß sie wirklich eines ist?»

Er dachte nach. Auch Bonadea dachte nach. Er dachte: «Es ist doch wirklich so, daß ein Mensch, auch nüchtern betrachtet, für den andern nicht viel mehr bedeutet als eine Reihe Gleichnisse.» Bonadea, nachdenkend, kam zu dem Ergebnis: «Komm, gehen wir fort!»

«Das ist unmöglich,» gab Ulrich zur Antwort «man würde fragen, wo ich geblieben sei, und wenn etwas von deinem Besuch durchsickern sollte, so würde das übles Aufsehen erregen.»

Schweigen, Hinaussehen und etwas, das ebensogut Octobernacht, Jännernacht, Wolltuch, Schmerz oder Glück sein konnte, ohne daß sie es unterschieden, vereinigte die beiden wieder.

«Warum tust du nie das Nächstliegende?» fragte Bonadea.

Er erinnerte sich mit einemmal an einen Traum, den er in der letzten Zeit gehabt haben mußte. Er gehörte zu den Menschen, die selten träumen oder sich wenigstens nie des Träumens entsinnen, und es berührte ihn seltsam, wie sich diese Erinnerung unversehens öffnete und ihn einließ. Er hatte mehrmals vergeblich versucht, einen steilen Berghang zu überqueren, und war jedesmal von heftigen Schwindelgefühlen zurückgetrieben worden. Ohne weitere Erklärung wußte er jetzt, daß sich dieses Erlebnis auf Moosbrugger bezog, der aber nirgends darin vorkam. Es bedeutete auch, wie ein Traumbild oft mehrfachen Sinn hat, in körperlicher Weise die vergeblichen Versuche seines Geistes, die sich in letzter Zeit immer wieder in seinen Gesprächen und Beziehungen geäußert hatten und ganz einem Gehen ohne Weg glichen, das über irgendeinen Punkt nicht hinauskommt. Er mußte über die ungekünstelte Handfestigkeit lächeln, mit der sein Traum das dargestellt hatte: glatter Stein und abrutschende Erde, da und dort ein einzelner Baum als Halt oder Ziel und dazu das ungestüme Wachsen des Höhenunterschieds im Gehen. Er hatte es mit dem gleichen Mißerfolg höher und tiefer versucht, und es wurde ihm schon übel von Schwindel, als er jemand, der mit ihm ging, erklärte, wir lassen es sein, ganz unten in der Talsohle führt ohnehin der bequeme allgemeine Weg! Das war deutlich! Es kam Ulrich übrigens vor, daß die Person in seiner Gesellschaft ganz gut Bonadea gewesen sein konnte. Vielleicht hatte er wirklich auch davon geträumt, daß die Spitze ihrer Brust wie ein Mohnblatt sei; etwas Unzusammenhängendes, das für das suchende Gefühl recht wohl breite Zackigkeit, dunkel malvenfarbiges Blaurot sein konnte, löste sich aus einem noch nicht erhellten Winkel des

Traumbilds wie ein Nebel.

In diesem Augenblick trat jene Helle des Bewußtseins ein, wo man mit einem Blick seine Kulissen sieht, samt allem, was sich dazwischen abspielt, auch wenn man diesen Eindruck bei weitem nicht darlegen kann. Die Beziehung, die zwischen einem Traum und dem was er ausdrückt, besteht, war ihm bekannt, denn es ist keine andere als die der Analogie, des Gleichnisses, die ihn schon des öfteren beschäftigt hatte. Ein Gleichnis enthält eine Wahrheit und eine Unwahrheit, für das Gefühl unlöslich miteinander verbunden. Nimmt man es, wie es ist, und gestaltet es mit den Sinnen, nach Art der Wirklichkeit aus, so entstehen Traum und Kunst, aber zwischen diesen und dem wirklichen, vollen Leben steht eine Glaswand. Nimmt man es mit dem Verstand und trennt das nicht Stimmende vom genau Übereinstimmenden ab, so entsteht Wahrheit und Wissen, aber man zerstört das Gefühl. Nach Art jener Bakterienstämme, die etwas Organisches in zwei Teile spalten, zerlebt der Menschenstamm den ursprünglichen Lebenszustand des Gleichnisses in die feste Materie der Wirklichkeit und Wahrheit und in die glasige Atmosphäre von Ahnung, Glaube und Künstlichkeit. Es scheint, daß es dazwischen keine dritte Möglichkeit gibt; aber wie oft endet etwas Ungewisses erwünscht, wenn man ohne viel Überlegen damit beginnt! Ulrich hatte das Gefühl, in dem Gassengewirr, durch das ihn seine Gedanken und Stimmungen so oft geführt hatten, jetzt auf dem Hauptplatz zu stehen, von dem alles ausläuft. Und er hatte von alledem ein wenig zu Bonadea gesagt, als Antwort auf die Frage, warum er nie das Nächstliegende tue. Sie verstand es wohl nicht, aber sie hatte entschieden einen großen Tag; sie dachte eine Weile nach, schob ihren Arm fester in den Ulrichs und antwortete zusammenfassend: «Im Traum denkst du doch auch nicht, sondern du erlebst irgendeine Geschichte!» Das war beinahe wahr. Er drückte ihr die Hand. Sie hatte plötzlich wieder Tränen in den Augen. Ganz langsam rannen sie ihr ins Gesicht, und von der in ihrem Salz gebadeten Haut stieg der unbezeichnenbare Duft der Liebe auf. Ulrich atmete ihn ein und fühlte große Sehnsucht nach diesem Schlüpfrig-Schleirigen, nach Nachgeben und Vergessen. Aber er nahm sich zusammen und führte sie zärtlich zur Türe zurück. Er war in diesem Augenblick sicher, daß er noch etwas vor sich habe und es nicht in halben Neigungen vertändeln dürfe. «Du mußt jetzt fortgehn,» sagte er leise «und sei mir nicht böse, ich weiß nicht, wann wir uns wiedersehen können, ich habe jetzt viel mit mir selbst zu tun!»

Und das Wunder geschah, Bonadea setzte dem keinen Widerstand entgegen und sagte nichts Ärgerlich-Hoheitsvolles. Sie war nicht mehr eifersüchtig. Sie fühlte, daß sie eine Geschichte erlebe. Sie hätte ihn in ihre Arme hüllen mögen; ihr ahnte, man müsse ihn auf die Erde hinabziehn; sie hätte am liebsten ein schützendes Kreuz auf seiner Stirn gemacht, wie sie es bei ihren Kindern tat. Und das kam ihr so schön vor, daß es ihr nicht einfiel, darin ein Ende zu sehn. Sie setzte den Hut auf und küßte ihn, und dann küßte sie ihn noch einmal durch den Schleier, dessen Fäden davon heiß wie glühende Gitterstäbe wurden.

Mit Hilfe des Mädchens, das an der Türe gewacht und gelauscht hatte, gelang es, Bonadea unbemerkt verschwinden zu lassen, obgleich im Hause schon der allgemeine Aufbruch begonnen hatte. Ulrich drückte Rachel dafür ein größeres Geldgeschenk in die Hand und sagte einige lobende Worte über ihre Geistesgegenwart; Rachel war von beidem so begeistert, daß ihre Finger, ohne es zu merken, mit dem Geld die längste Zeit über auch seine Hand festhielten, bis er lachen mußte und die nun plötzlich von ihrem Blut Übergossene freundlich auf die Schulter klopfte.

[<]

Die beiden Bäume des Lebens und die Forderung eines Generalsekretariats der Genauigkeit und Seele

Es waren an diesem Abend nicht mehr soviel Gäste im Hause Tuzzi gewesen wie früher, die Beteiligung an der Parallelaktion ließ nach, und die, welche gekommen waren, entfernten sich früher als sonst. Selbst das Erscheinen Sr. Erlaucht im letzten Augenblick – der übrigens einen besorgten, umwölkten Eindruck machte und schlechter Laune war, weil er bestürzende Nachrichten über die nationalistischen Umtriebe gegen sein Werk empfangen hatte – vermochte dieses Abbröckeln nicht aufzuhalten. Man zögerte ein wenig, in der Erwartung, daß sein Kommen vielleicht besondere Neuigkeiten bedeute, aber als er nichts davon bemerken Heß und sich um die Anwesenden wenig kümmerte, verzogen sich auch die Letzten. Darum bemerkte Ulrich mit Schreck, als er wieder auftauchte, daß die Zimmer fast leer waren, und kurze Zeit danach befand sich der «engste Kreis» allein in den verlassenen Räumen, bloß durch Sektionschef Tuzzi erweitert, der inzwischen nach Hause gekommen war.

Se. Erlaucht wiederholte: «Man kann von einem achtundachtzig jährigen Friedensherrscher auch Symbol sagen; darin liegt ein großer Gedanke; aber man muß dem auch einen politischen Inhalt geben! Es ist ja ganz natürlich, daß sonst das Interesse nachläßt. Das heißt, was an mir liegt, sehen Sie, habe ich ja getan; die Deutschnationalen sind wütend wegen dem Wisnieccky, weil sie sagen, daß er ein Slawophile ist, und die Slawen sind auch wütend, weil sie sagen, daß er in seiner Ministerzeit ein Wolf im Schafspelz gewesen ist: aber daraus geht bloß hervor, daß er eine echt patriotische, über den Parteien stehende Persönlichkeit ist, und ich halt an ihm fest! Dagegen muß das jetzt auch raschestens nach der Kulturseite ergänzt werden, damit die Leute etwas Positives haben. Unsere Enquete in bezug auf die Feststellung der Wünsche der beteiligten Kreise der Bevölkerung kommt viel zu langsam vorwärts. Ein Österreichisches Jahr oder ein Weltjahr ist ja sehr schön, aber ich möchte sagen, alles, was ein Symbol ist, muß nach und nach etwas Wahres werden; das heißt, solange es ein Symbol ist, lasse ich mein Gemüt davon erregen und weiß noch gar nichts, aber später wende ich mich von dem Spiegel des Gemüts ab und tue etwas ganz anderes, was inzwischen meine Billigung gefunden hat. Ist es verständlich, was ich damit ausdrücken will? Unsere liebe gnädige Frau gibt sich die erdenklichste Mühe, und es wird hier schon monatelang über die wirklich wissenswertesten Sachen geredet, aber die Beteiligung läßt trotzdem nach, und ich habe das Gefühl, daß wir uns bald für etwas entschließen werden müssen; ich weiß nicht für was, vielleicht für einen zweiten Turm an der Stephanskirche oder für eine kaiser- und königliche Kolonie in Afrika, das ist ziemlich gleichgültig. Denn ich bin überzeugt, daß dann vielleicht im letzten Moment noch etwas ganz anderes daraus wird: die Hauptsache ist, daß man die Erfindungsgabe der Beteiligten sozusagen rechtzeitig ins Geschirr nehmen muß, damit sie sich nicht verliert!»

Graf Leinsdorf hatte das Gefühl, nützlich gesprochen zu haben. Zur Erwiderung nahm für die anderen Arnheim das Wort. «Was Sie über die Notwendigkeit sagen, in gewissen Augenblicken das Nachdenken durch ein Handeln zu befruchten, und sei es auch nur ein vorläufiges, ist außerordentlich lebenswahr! Und in diesem Zusammenhang ist es tatsächlich von Bedeutung, daß in dem geistigen Kreis, der hier zusammenkommt, seit einiger Zeit eine veränderte Stimmung herrscht. Die Unübersichtlichkeit, unter der man anfänglich litt, ist verschwunden; es

tauchen beinahe keine neuen Vorschläge mehr auf, und die älteren finden kaum noch Erwähnung, jedenfalls keine persistierende Verteidigung. Es macht den Eindruck, daß auf allen Seiten das Bewußtsein erwacht ist, durch die Annahme der Einladung die Verpflichtung auf sich genommen zu haben, zu einer Übereinstimmung zu kommen, so daß nun jeder einigermaßen annehmbare Vorschlag Aussicht hätte, allgemein gebilligt zu werden.»

«Lieber Doktor, wie ist das bei uns?» wandte sich Se. Erlaucht an Ulrich, den er inzwischen bemerkt hatte. «Tritt da auch schon eine Klärung ein?»

Ulrich mußte es verneinen. Der schriftliche Meinungsaustausch läßt sich viel genußvoller in die Länge ziehn als der persönliche, und auch der Einlauf an Verbesserungsvorschlägen schwoll nicht ab; so gründete er noch immer Vereine und wies sie im Namen Sr. Erlaucht an die verschiedenen Ministerien, deren Bereitwilligkeit, sich mit ihnen zu beschäftigen, in letzter Zeit allerdings merklich nachgelassen hatte. Das berichtete er.

«Kein Wunder!» meinte Se. Erlaucht, zu den Anwesenden gewandt. «Es steckt unglaublich viel Staatsgesinnung in unserem Volk; aber man müßte so gebildet sein wie ein Konversationslexikon, um sie nach allen Richtungen befriedigen zu können, in denen sie sich äußert. Es wird den Ministern einfach zuviel, und das beweist auch, daß der Zeitpunkt kommt, wo wir von oben eingreifen müssen.»

«In diesem Zusammenhang» nahm Arnheim abermals das Wort «dürfte es Ew. Erlaucht bemerkenswert erscheinen, daß Herr General von Stumm zuletzt in steigendem Maße die Aufmerksamkeit der Konferenzteilnehmer erregt hat.»

Graf Leinsdorf sah zum erstenmal den General an. «Womit denn?» fragte er und gab sich gar keine Mühe, die Unhöflichkeit dieser Frage zu verbergen.

«Aber das ist mir nur peinlich! Das war ganz und gar nicht meine Absicht!» wehrte Stumm von Bordwehr schamhaft ab. «Dem Soldaten ist im Konferenzzimmer nur eine bescheidene Aufgabe angemessen, und ich halte etwas auf dieses Wort. Aber Erlaucht erinnern sich, daß ich gleich in der ersten Sitzung und sozusagen nur in Erfüllung meiner soldatischen Pflicht, darum gebeten habe, daß der Ausschuß zur Fassung einer besonderen Idee, wenn ihm nichts anderes einfällt, daran denken möge, daß unsere Artillerie keine modernen Geschütze hat und daß auch unsere Marine keine Schiffe hat, das heißt, nicht genug Schiffe für die Aufgaben einer etwa bevorstehenden Landesverteidigung ...»

«Und –?» unterbrach Se. Erlaucht und richtete einen erstaunt fragenden Blick auf Diotima, der unverhohlen sein Mißvergnügen zu erkennen gab.

Diotima hob die schönen Schultern und ließ sie entsagungsvoll sinken; sie hatte sich fast schon daran gewöhnt, daß der runde kleine General, von unbegreiflichen helfenden Kräften gelenkt, wie ein Angsttraum überall auftauchte, wohin sie sich wandte.

«Und da sind» fuhr Stumm von Bordwehr eilends fort, um nicht von seiner Bescheidenheit angesichts des Erfolges überwältigt zu werden «eben in der letzten Zeit Stimmen laut geworden, die das befürworten würden, wenn jemand mit einem solchen Vorschlag den Anfang machen wollte. Man hat eben gesagt, daß das Heer und die Marine ein gemeinsamer Gedanke wäre und ein großer Gedanke ja schließlich auch, und wahrscheinlich würde man auch Sr. Majestät eine Freude damit bereiten. Und die Preußen würden Augen machen ich bitte um Entschuldigung, Herr von Arnheim!»

«Ach nein, die Preußen würden keine betroffenen Augen machen» wehrte Arnheim lächelnd ab.



«Im übrigen versteht es sich von selbst, daß ich, wenn von solchen österreichischen Angelegenheiten die Rede ist, gar nicht anwesend bin und nur mit äußerster Bescheidenheit von der Erlaubnis Gebrauch mache, trotzdem zuhören zu dürfen.»

«Also jedenfalls,» schloß der General «es sind in der Tat Stimmen laut geworden, die es als das Einfachste bezeichnet haben, wenn man nicht mehr lang hin und her reden würde, sondern sich für ein militärisches Vorhaben entschlösse. Ich persönlich möchte ja meinen, daß man das noch mit einer zweiten, vielleicht irgendeiner großen Zivilidee verbinden könnte; aber wie gesagt, der Soldat soll nicht dreinreden, und die Stimmen, die gesagt haben, daß durch das zivile Nachdenken doch nichts Besseres herauskommen wird, sind gerade von höchster geistiger Seite laut geworden.»

Se. Erlaucht hatte zuletzt mit reglos geöffneten Augen zugehört, und nur unwillkürliche Ansätze zum Daumendrehen, deren er sich nicht enthalten konnte, verrieten die angestrengte und peinliche Arbeit seines Inneren.

Sektionschef Tuzzi, den man nicht gewohnt war zu hören, schaltete langsam und leise ein: «Ich glaube nicht, daß der Minister des Äußeren etwas dagegen einzuwenden hätte!»

«Ach, die Ressorts haben sich wohl schon verständigt?!» fragte Graf Leinsdorf ironisch und gereizt. Tuzzi gab mit liebenswürdigem Gleichmut zur Antwort: «Erlaucht scherzen über die Ressorts. Das Kriegsministerium würde eher die Weltabrüstung begrüßen, als sich mit dem Ministerium des Äußeren ins Einvernehmen zu setzen!» Und dann erzählte er weiter: «Erlaucht kennen doch die Geschichte von den Befestigungsanlagen in Südtirol, die in den letzten zehn Jahren auf Betreiben des Generalstabschefs hergestellt worden sind? Sie sollen tadellos und das Neueste in der Ausführung sein. Natürlich hat man sie auch mit elektrisch geladenen Hindernissen und großen Scheinwerferanlagen ausgestattet, und zu deren Belieferung mit Strom sind sogar versenkbare Dieselmotoren eingebaut worden; man kann nicht sagen, daß wir hinter irgendwas zurückstehn. Das Unglück ist nur, daß die Motoren durch die Artillerieabteilung bestellt worden sind, und das Brennmaterial liefert die Bauabteilung des Kriegsministeriums; das ist so nach der Vorschrift, und darum kann man die Anlagen nicht in Betrieb setzen, weil sich die beiden Abteilungen nicht darüber einigen können, ob das Zündholz, das man beim Anlaufenlassen braucht, als Brennmaterial aufzufassen und von der Bauabteilung beizustellen ist, oder ob es als Motorzubehör aufzufassen ist und in den Wirkungsbereich der Artillerie gehört.»

«Reizend!» sagte Arnheim, obgleich er wußte, daß Tuzzi den Dieselmotor mit einem Gasmotor verwechselte und selbst bei einem solchen Zündflammen längst nicht mehr verwendet wurden; es war eine jener Geschichten, wie sie in den Büros kreisen, voll von liebenswürdiger Selbstironie, und der Sektionschef hatte sie mit einer Stimme vorgetragen, die dem Malheur, das sie berichtete, erfreut nachging. Alle lächelten oder lachten, General Stumm war am fröhlichsten. «Daran sind aber nur die Herren von der Zivilregierung schuld» spann er den Scherz weiter; «denn wenn wir etwas anschaffen, wofür im Budget nicht die richtige Deckung ist, so sagt uns das Finanzministerium sofort, daß wir von einer konstitutionellen Regierungsweise nichts verstehen. Sollte darum, was Gott verhüten möge, vor Ablauf des Budgetjahres ein Krieg ausbrechen, so müßten wir gleich am ersten Mobilisierungstag bei Sonnenaufgang die Festungskommandanten telegraphisch ermächtigen, Zündhölzer einzukaufen, und wenn ihnen das in ihren Bergnestern nicht gelingt, bleibt nichts anderes übrig, als daß sie den Krieg mit den Streichhölzern ihrer Offiziersdiener führen!»

Der General hatte das wohl doch zu breit ausgesponnen; durch das dünne Gewebe des Scherzes setzte sich mit einemmal wieder der bedrohliche Ernst des Zustandes durch, in dem sich die

Parallelaktion befand. Se. Erlaucht sagte nachdenklich: «Im Lauf der Zeit ...», besann sich aber dann darauf, daß es klüger ist, in schwierigen Lagen die anderen reden zu lassen, und führte den Satz nicht zu Ende. Die sechs Menschen schwiegen einen Augenblick, als stünden sie um ein Brunnenloch und blickten hinein.

Diotima sagte: «Nein, das ist unmöglich!»

«Was?» fragten die Blicke aller.

«Damit würden wir das tun, was man Deutschland vorwirft: Aufrüsten!» beendete sie ihren Satz. Ihre Seele hatte die Anekdoten überhört oder vergessen und war noch bei des Generals Erfolg stehen geblieben.

«Aber was soll geschehen?» fragte Graf Leinsdorf dankbar und bekümmert. «Wir müssen doch wenigstens etwas Vorläufiges finden!»

«Deutschland ist ein verhältnismäßig naives, von Kraft strotzendes Land» sagte Arnheim, als müßte er dem Vorwurf seiner Freundin mit einer Entschuldigung begegnen. «Man hat ihm das Schießpulver und den Schnaps gebracht.»

Tuzzi lächelte zu diesem Gleichnis, das ihm mehr als kühn vorkam.

«Es läßt sich nicht leugnen, daß Deutschland in den Kreisen, die von unserer Aktion erfaßt werden sollen, einer wachsenden Abneigung begegnet.» Graf Leinsdorf Heß sich die Gelegenheit nicht entgehen, diese Bemerkung einzuflechten. «Leider sogar auch in den Kreisen, die schon erfaßt sind!» fügte er miraculös hinzu.

Er war überrascht, als ihm Arnheim erklärte, daß ihn das nicht Wundere. «Wir Deutschen» entgegnete dieser «sind ein unseliges Volk; wir wohnen nicht nur im Herzen Europas, sondern wir leiden auch als dieses Herz ...»

«Herz?» fragte Se. Erlaucht unwillkürlich. Er hätte Gehirn statt Herz erwartet und würde das auch lieber zugestanden haben. Aber Arnheim beharrte auf Herz. «Erinnern Sie sich,» fragte er «daß vor nicht langer Zeit die Gemeindeverwaltung von Prag eine große Bestellung nach Frankreich vergehen hat, obgleich wir selbstverständlich auch ein Angebot gemacht hatten und besser und billiger geliefert hätten. Das ist einfach gefühlsmäßige Abneigung. Und ich muß sagen, daß ich sie vollkommen begreife.»

Ehe er noch weiterreden konnte, meldete sich erfreut Stumm von Bordwehr zum Wort und erklärte das. «In der ganzen Welt plagen sich die Menschen, aber in Deutschland noch mehr» sagte er. «In der ganzen Welt machen sie heute Lärm, aber in Deutschland am meisten. Überall hat das Geschäft den Zusammenhang mit der tausendjährigen Kultur verloren, aber im Reich am ärgsten. Überall steckt man die beste Jugend natürlich in die Kasernen, aber die Deutschen haben noch mehr Kasernen als alle anderen. Und darum ist es in gewissem Sinn für uns eine Bruderpflicht,» schloß er «nicht zu weit hinter Deutschland zurückzustehen. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich paradox sein sollte, aber der Intellekt hat eben heute solche Verwicklungen!»

Arnheim nickte zustimmend. «Vielleicht ist Amerika noch schlimmer als wir,» fügte er hinzu, «aber es ist das wenigstens völlig naiv, ohne unsere geistige Zerrissenheit. Wir sind in jeder Hinsicht das Volk der Mitte, wo alle Motive der Welt sich kreuzen. Bei uns ist die Synthese am dringendsten. Wir wissen es. Wir haben eine Art Sündenbewußtsein. Aber indem ich das gleich zu Anfang vorausgeschickt habe, verlangt die Gerechtigkeit auch das Zugeständnis, daß wir für die anderen leiden, ihre Fehler gleichsam als Vorbild auf uns nehmen, in gewissem Sinn für die

Welt gelästert oder gekreuzigt werden, oder wie man das ausdrücken will. Und eine Umkehr Deutschlands wäre wohl das Bedeutendste, was sich ereignen könnte. Ich vermute, daß in der geteilten und, wie es scheint, etwas leidenschaftlichen Stellungnahme gegen uns, von der Sie sprachen, eine Ahnung davon enthalten ist!»

Nun mischte sich auch Ulrich ein. «Die Herren unterschätzen die deutschlandfreundlichen Strömungen. Ich habe verläßlich die Nachricht, daß in allernächster Zeit eine heftige Kundgebung gegen unsere Aktion losbrechen wird, weil sie in heimatlichen Kreisen für deutschfeindlich gilt. Erlaucht werden das Volk von Wien auf der Straße sehn. Man wird gegen die Berufung des Baron Wisnieccky auftreten. Man nimmt an, daß die Herren Tuzzi und Arnheim in heimlichem Einvernehmen stehen, Erlaucht aber den deutschen Einfluß auf die Parallelaktion durchkreuzen.»

Graf Leinsdorfs Blick hatte jetzt etwas von der Ruhe eines Frosches und der Gereiztheit eines Stiers. Tuzzis Auge hob sich langsam und warm und heftete sich fragend an Ulrich. Arnheim lachte herzlich und stand auf; er hätte gewünscht, den Sektionschef höflich humoristisch ansehen zu können, um sich auf solche Weise wegen der ihnen gemeinsam zugemuteten Absurdität zu entschuldigen, aber da er seiner nicht habhaft werden konnte, wandte er sich an Diotima. Tuzzi hatte Ulrich inzwischen am Arm genommen und fragte ihn, wo er seine Neuigkeit her habe. Ulrich erwiderte, daß sie kein Geheimnis sei, sondern ein öffentlich verbreitetes und vielfach geglaubtes Gerücht, das er in einem Privathaus erfahren habe. Tuzzi näherte ihm sein Gesicht und zwang ihn, das seine aus dem Kreis zu beugen; so geschützt, flüsterte er ihm plötzlich zu: «Sie wissen noch immer nichts warum Arnheim hier ist? Er ist ein intimer Freund von Fürst Mosjoutoff und Persona grata beim Zaren. Steht in Verbindung mit Rußland und soll die hiesige Aktion pazifistisch beeinflussen. Alles inoffiziell, sozusagen private Initiative der russischen Majestät. Ideologische Angelegenheit. Etwas für Sie, mein Freund!» schloß er spöttisch; «Leinsdorf hat keine Ahnung davon!»

Sektionschef Tuzzi hatte diese Nachricht durch seinen amtlichen Apparat erfahren. Er glaubte sie, weil er Pazifismus für eine Bewegung hielt, die gut zu der Gesinnung einer schönen Frau paßte und es erklärte, daß Diotima von Arnheim entflammt war und Arnheim sich mehr in seinem Hause aufhielt als anderswo. Er war vorher nahe daran gewesen, eifersüchtig zu werden. Er hielt «geistige» Neigungen nur bis zu einem gewissen Grad für möglich, aber es widerstrebte ihm, listige Mittel anzuwenden, um herauszubekommen, ob dieser Grad noch gewahrt sei, darum hatte er sich gezwungen, seiner Frau zu vertrauen; aber wenn sich darin das Gefühl für eine männlich-vorbildliche Haltung auch stärker erwies als die Geschlechtsgefühle, so erregten diese immerhin noch genug Eifersucht in ihm, um ihm zum erstenmal klarzumachen, daß ein Mann mit Beruf niemals die Zeit hat, seine Frau zu überwachen, wenn er die Aufgaben seines Lebens nicht vernachlässigen will. Er sagte sich zwar, wenn schon ein Lokomotivführer keine Frau auf der Maschine haben dürfe, so dürfe noch viel weniger ein Mann, der ein Reich lenkt, eifersüchtig sein, aber die edle Unwissenheit, in der er auf diese Weise verblieb, paßte wieder nicht zur Diplomatie und raubte Tuzzi etwas von seiner beruflichen Sicherheit. Darum fand er sein volles Selbstvertrauen mit großer Dankbarkeit wieder, als sich alles, was ihn beunruhigte, harmlos aufzuklären schien. Nun kam es ihm sogar wie eine kleine Strafe für seine Frau vor, daß er alles von Arnheim schon wußte, während sie noch nichts als den Menschen in diesem sah und nicht ahnte, daß er ein Sendling des Zaren sei; Tuzzi bat sie wieder mit großem Vergnügen um kleine Aufklärungen, die sie gnädig-ungeduldig übernahm, und er hatte sich eine ganze Reihe von scheinbar harmlosen Fragen ausgedacht, aus deren Beantwortung er seine Schlüsse ziehen wollte. Gerne würde der Gatte auch dem «Vetter» einiges davon erzählt haben und erwog gerade, wie er

es tun könne, ohne seine eigene Frau bloßzustellen, als Graf Leinsdorf die Leitung des Gesprächs wieder in die Hand nahm. Er war als einziger sitzen geblieben, und niemand hatte beobachtet, was in ihm vorgegangen war, seit sich die Schwierigkeiten gehäuft hatten. Sein Kämpferwille schien sich aber gesammelt zu haben, er drehte seinen Wallensteinbart und sagte langsam und fest: «Es muß etwas geschehn!»

«Erlaucht haben einen Beschluß gefaßt» fragte man ihn.

«Es ist mir nichts eingefallen» erwiderte er schlicht; «aber trotzdem muß etwas geschehn!» Und saß da wie ein Mann, der sich nicht wegrühren wird, ehe sein Wille erfüllt ist.

Es ging eine Kraft davon aus, so daß jeder die leere Anstrengung, etwas zu finden, in sich schlottern fühlte wie einen Pfennig, der sich in der Sparbüchse verloren hat und trotz allen Schüttelns nicht aus dem Schlitz heraus will.

Arnheim sagte: «Ach, man darf sich doch nicht nach solchen Vorkommnissen richten!»

Leinsdorf antwortete nicht.

Es wurde noch einmal die ganze Geschichte der Vorschläge wiederholt, die der Parallelaktion einen Inhalt hätten geben sollen.

Graf Leinsdorf antwortete darauf wie ein Pendel, das jedesmal eine andere Lage hat und immer wieder den gleichen Weg zurücklegt: «Das erlaubt die Rücksicht auf die Kirche nicht. Das erlaubt die Rücksicht auf die Freidenker nicht. Dagegen hat sich der Zentralverein der Architekten gewehrt. Dagegen hat das Finanzministerium Bedenken.» Es ging ohne Ende in der gleichen Weise weiter.

Ulrich, der sich nicht daran beteiligte, fand sich in einem Zustand, als ob die fünf Personen, die da sprachen, soeben aus einer flüssigen Trübung herauskristallisiert wären, die seine Sinne seit Monaten umfassen gehalten hatte. Was sollte es heißen, daß er zu Diotima gesagt hatte, man müsse sich der Unwirklichkeit bemächtigen, oder ein andermal, man solle die Wirklichkeit abschaffen?! Da saß sie nun, hatte solche Sätze in der Erinnerung und mochte allerhand von ihm denken. Und wie war er dazu gekommen, ihr zu erzählen, daß man wie eine Figur auf einer Buchseite leben sollte? Er nahm an, daß sie das längst schon Arnheim weitererzählt haben werde!

Er nahm aber auch an, daß er so gut wie jeder andere Mensch wisse, wieviel Uhr es sei oder was ein Regenschirm koste! Wenn er trotzdem in diesem Augenblick seinen Standpunkt zwischen sich und den anderen hatte, gleich weit von da und dort, so war dies nicht in die Form einer Wunderlichkeit gekleidet, wie sie ein gedämpfter und abwesender Bewußtseinszustand mit sich bringen mag, sondern er empfand im Gegenteil wieder jene in sein Leben eindringende Helle, die er schon zuvor in Bonadeas Gegenwart wahrgenommen hatte. Er erinnerte sich, wie er, vor gar nicht langer Zeit, im Herbst mit Tuzzis auf der Rennbahn gewesen war, als es einen Zwischenfall mit großen verdächtigen Wettverlusten gab und aus friedlichen Zuschauermassen im Nu eine See wurde, die in den Platz flutete und nicht nur alles, was in ihrem Bereich war, zerstörte, sondern auch die Kassen plünderte, ehe sie sich unter dem Einfluß der Polizei wieder zu einer Versammlung von Menschen zurückbildete, die einem harmlosen und gewohnten Vergnügen beiwohnen wollen. Angesichts solcher Geschehnisse war es lächerlich, an Gleichnisse und verschwimmende Grenzformen zu denken, die möglicher- oder auch unmöglicherweise das Leben annehmen könnte. Ulrich fühlte ein unbeschädigtes Verständnis dafür in sich, daß das Leben ein derber und notvoller Zustand sei, worin man nicht zu viel an das Morgen denken dürfe, weil man genug Mühe mit dem Heute hat. Wie könnte man übersehen, daß die Menschenwelt nichts Schwebendes ist, sondern nach gedrungerster Festigkeit verlangt, weil sie bei jeder

Unregelmäßigkeit fürchten muß, gleich ganz aus den Fugen zu gehn! Ja noch mehr, wie könnte ein guter Beobachter nicht anerkennen, daß dieses Lebensgemisch von Sorgen, Trieben und Ideen, das die Ideen höchstens zu seiner Rechtfertigung mißbraucht oder als Reizmittel benützt, gerade so wie es ist, formend und bindend auf sie wirkt, die ihre natürliche Bewegung und Begrenzung davon erhalten! Man preßt wohl den Wein aus den Trauben, aber wieviel schöner, als es ein Teich voll Wein wäre, ist der Weinberg mitsamt seiner ungenießbaren, rohen Erde und seinen unübersehbar flimmernden Pflockreihen aus totem Holz! «Mit einem Wort, die Schöpfung» dachte er «ist nicht einer Theorie zuliebe entstanden, sondern» und er wollte sagen aus Gewalt, doch da sprang ein anderes Wort ein, als er erwartet hatte, und sein Gedanke ging so zu Ende: «sondern sie entsteht aus Gewalt und Liebe, und die übliche Verbindung zwischen diesen beiden ist falsch!»

In diesem Augenblick waren Gewalt und Liebe für Ulrich wieder nicht ganz die gewöhnlichen Begriffe. Alles, was er an Neigung zum Bösen und Harten besaß, lag in dem Wort Gewalt, es bedeutete den Ausfluß jedes ungläubigen, sachlichen und wachen Verhaltens; hatte doch eine gewisse harte, kalte Gewalttätigkeit auch bis in seine Berufsneigungen hineingespielt, so daß er vielleicht nicht ganz ohne eine Absicht auf das Grausame Mathematiker geworden war. Das hing zusammen wie das Dickicht eines Baums, das den Stamm selbst verdeckt. Und wenn man von Liebe nicht bloß im üblichen Sinn spricht, sondern sich bei ihrem Namen nach einem Zustand sehnt, der bis in die Atome des Körpers anders ist als der Zustand der Liebesarmut; oder wenn man fühlt, daß man ebensogut jede Eigenschaft an sich hat wie keine; oder wenn man unter dem Eindruck steht, daß nur Seinesgleichen geschieht, weil das Leben – zum Platzen voll Einbildung auf sein Hier und Jetzt, letzten Endes aber ein sehr ungewisser, ja ausgesprochen unwirklicher Zustand! – sich in die paar Dutzend Kuchenformen stürzt, aus denen die Wirklichkeit besteht; oder daß an allen Kreisen, in denen wir uns drehen, ein Stück fehlt; daß von allen Systemen, die wir errichtet haben, keines das Geheimnis der Ruhe besitzt: so hängt auch das, so verschieden es aussieht, zusammen wie die Äste eines Baums, die nach allen Seiten den Stamm verbergen.

In diesen beiden Bäumen wuchs getrennt sein Leben. Er konnte nicht sagen, wann es in das Zeichen des Baums des harten Gewirrs getreten war, aber früh war das geschehen, denn schon seine unreifen napoleonischen Pläne zeigten den Mann, der das Leben als eine Aufgabe für seine Tätigkeit und Sendung ansah. Dieser Drang zum Angriff auf das Leben und zur Herrschaft darüber war jederzeit deutlich zu bemerken gewesen, mochte er sich als Ablehnung bestehender oder als wechselndes Streben nach neuer Ordnung, als logisches, als moralisches oder sogar bloß als das Verlangen nach athletischer Vorbereitung des Körpers dargestellt haben. Und alles, was Ulrich im Lauf der Zeit Essayismus und Möglichkeitssinn und phantastische, im Gegensatz zur pedantischen Genauigkeit genannt hatte, die Forderungen, daß man Geschichte erfinden müßte, daß man Ideen-, statt Weltgeschichte leben sollte, daß man sich dessen, was sich nie ganz verwirklichen läßt, zu bemächtigen und am Ende vielleicht so zu leben hätte, als wäre man kein Mensch, sondern bloß eine Gestalt in einem Buch, von der alles Unwesentliche fortgelassen ist, damit sich das übrige magisch zusammenschließe, – alle diese, in ihrer ungewöhnlichen Zuspitzung wirklichkeitsfeindlichen Fassungen, die seine Gedanken angenommen hatten, besaßen das Gemeinsame, daß sie auf die Wirklichkeit mit einer unverkennbaren schonungslosen Leidenschaft einwirken wollten.

Schwieriger zu erkennen, weil schatten- und traumhafter, waren die Zusammenhänge im anderen Baum, in dessen Bild sich sein Leben darstellte. Ursprüngliche Erinnerung an ein kindhaftes Verhältnis zur Welt, an Vertrauen und Hingabe mochte den Grund bilden; in der Ahnung, einmal als weite Erde gesehen zu haben, was sonst nur den Topf füllt, aus dem die kümmerlichen

Gewächse der Moral sprießen, hatte das weitergelebt. Ohne Zweifel bildete jene leider etwas lächerliche Geschichte mit der Frau Major den einzigen Versuch zu voller Ausbildung, der auf der sanften Schattenseite seines Wesens entstanden war, und bezeichnete zugleich den Beginn eines Rückschlags, der nicht mehr endete. Blätter und Zweige des Baums trieben seither auf der Oberfläche umher, aber dieser selbst blieb verschwunden, und es ließ sich nur an solchen Zeichen erkennen, daß er doch noch vorhanden war. Am deutlichsten hatte sich diese untätige Hälfte seines Wesens vielleicht in der unwillkürlichen Überzeugung von der bloß vorläufigen Nützlichkeit der tätigen und rührigen Hälfte ausgeprägt, den sie wie einen Schatten auf diese warf. Bei allem, was er unternahm – körperliche Leidenschaften ebenso darunter verstanden wie geistige –, war er sich schließlich wie der Gefangene von Vorbereitungen vorgekommen, die nicht zu ihrem eigentlichen Ende kamen, und im Verlauf der Jahre war seinem Leben darüber das Gefühl der Notwendigkeit ausgegangen wie das Öl in einer Lampe. Seine Entwicklung hatte sich offenbar in zwei Bahnen zerlegt, eine am Tag liegende und eine dunkel abgesperrte, und der ihn umlagernde Zustand eines moralischen Stillstands, der ihn seit langem und vielleicht mehr als nötig bedrückt hatte, konnte von nichts anderem als davon kommen, daß es ihm niemals gelungen war, diese beiden Bahnen zu vereinen.

Nun erkannte Ulrich, in der Erinnerung daran, daß sich ihm ihre unmögliche Verbindung zuletzt in dem gespannten Verhältnis von Literatur und Wirklichkeit, Gleichnis und Wahrheit dargestellt hatte, mit einemmal, daß alles das bei weitem mehr bedeutete als nur eine zufällige Eingebung in einem der wie ziellose Wege verschlungenen Gespräche, die er in der letzten Zeit mit den unpassendsten Personen geführt hatte. Denn so weit die menschliche Geschichte zurückreicht, lassen sich diese beiden Grundverhaltensweisen des Gleichnisses und der Eindeutigkeit unterscheiden. Eindeutigkeit ist das Gesetz des wachen Denkens und Handelns, das ebenso in einem zwingenden Schluß der Logik wie in dem Gehirn eines Erpressers waltet, der sein Opfer Schritt um Schritt vor sich her drängt, und sie entspringt der Notdurft des Lebens, die zum Untergang führen würde, wenn sich die Verhältnisse nicht eindeutig gestalten ließen. Das Gleichnis dagegen ist die Verbindung der Vorstellungen, die im Traum herrscht, es ist die gleitende Logik der Seele, der die Verwandtschaft der Dinge in den Ahnungen der Kunst und Religion entspricht; aber auch was es an gewöhnlicher Neigung und Abneigung, Übereinstimmung und Ablehnung, Bewunderung, Unterordnung, Führerschaft, Nachahmung und ihren Gegenerscheinungen im Leben gibt, diese vielfältigen Beziehungen des Menschen zu sich und der Natur, die noch nicht rein sachlich sind und es vielleicht auch nie sein werden, lassen sich nicht anders begreifen als in Gleichnissen. Ohne Zweifel ist das, was man die höhere Humanität nennt, nichts als ein Versuch, diese beiden großen Lebenshälften des Gleichnisses und der Wahrheit miteinander zu verschmelzen, indem man sie zuvor vorsichtig trennt. Hat man aber an einem Gleichnis alles, was vielleicht wahr sein könnte, von dem getrennt, was nur Schaum ist, so hat man gewöhnlich ein wenig Wahrheit gewonnen und den ganzen Wert des Gleichnisses zerstört; diese Trennung mag darum in der geistigen Entwicklung unvermeidlich gewesen sein, doch hatte sie die gleiche Wirkung wie das Einkochen und Eindicken eines Stoffes, dessen innerste Kräfte und Geister sich während dieses Vorgangs als Dampfwolke davonmachen. Es läßt sich heute manchmal nicht der Eindruck abweisen, daß die Begriffe und Regeln des moralischen Lebens nur ausgekochte Gleichnisse sind, um die ein unerträglich fetter Küchendampf von Humanität wallt, und wenn hier eine Abschweifung erlaubt ist, so kann es nur die sein, daß dieser undeutlich über alles ausgebreitete Eindruck auch das zur Folge hatte, was die Gegenwart ehrlich ihre Verehrung des Gemeinen nennen sollte. Denn man lügt heute weniger aus Schwäche als aus der Überzeugung, daß ein Mann, der das Leben meistert, lügen können muß. Man ist gewalttätig, weil die Eindeutigkeit der Gewalt nach langem ergebnislosen Reden wie eine Erlösung wirkt.

Man vereinigt sich zu Gruppen, weil Gehorsam alles das zu tun erlaubt, was man aus eigener Überzeugung längst nicht mehr vermöchte, und die Feindseligkeit dieser Gruppen schenkt den Menschen die nimmer ruhende Gegenseitigkeit der Blutrache, während die Liebe sehr bald zum Einschlafen käme. Das hat mit der Frage, ob die Menschen gut oder böse seien, weit weniger zu tun als damit, daß sie die Verbindung von Höhe und Niederung verloren haben. Und nur eine widerspruchsvolle andere Folge dieses Auseinanderfallens ist auch der überladene geistige Schmuck, mit dem sich das Mißtrauen gegen den Geist heute behängt. Die Kuppelung von Weltanschauung mit Tätigkeiten, die nur wenig von ihr vertragen, wie die Politik; die allgemeine Sucht, aus jedem Gesichtspunkt gleich einen Standpunkt zu machen und jeden Standpunkt für einen Gesichtspunkt zu halten; das Bedürfnis von Eiferern jeder Abschattung, die eine Erkenntnis, die ihnen zuteil geworden ist, rundum wie in einem Spiegelkabinett zu wiederholen: alle diese so landläufigen Erscheinungen bedeuten nicht, was sie sein möchten, ein Streben nach Humanität, sondern deren Ausfall. Im ganzen entsteht so der Eindruck, daß aus allen menschlichen Beziehungen erst wieder die falsch darin sitzende Seele völlig entfernt werden müßte; und in dem Augenblick, wo Ulrich dies dachte, fühlte er, daß sein Leben, wenn es überhaupt Sinn besaß, keinen anderen hatte als diesen, daß sich die beiden Grundsphären der Menschlichkeit darin selbst zerlegt zeigten und einander in der Wirkung entgegenstanden. Solche Menschen werden offenbar heute geboren, aber sie bleiben noch allein, und allein war er nicht imstande, das Auseinandergefallene von neuem zusammenzubringen. Er gab sich keiner Täuschung über den Wert seiner Gedankenexperimente hin; wohl mochten sie niemals ohne Folgerichtigkeit Gedanke an Gedanke fügen, aber es geschah doch so, als würde Leiter auf Leiter gestellt, und die Spitze schwankte schließlich, in einer Höhe, die weit entfernt vom natürlichen Leben war. Er empfand tiefe Abneigung dagegen.

Und vielleicht aus diesem Grund geschah es, daß er plötzlich Tuzzi ansah. Tuzzi sprach. Als öffnete sich sein Ohr den ersten Lauten des Morgens, hörte ihn Ulrich sagen: «Ich vermag nicht zu beurteilen, ob große menschliche und künstlerische Leistungen heute nicht vorhanden seien, wie Sie sagen; aber das eine darf ich behaupten, daß nirgends die Außenpolitik so schwierig ist wie bei uns. Es läßt sich einigermäßen voraussehen, daß die Politik der Franzosen auch im Jubiläumsjahr von den Gedanken der Revanche und des Kolonialbesitzes geleitet sein wird, die der Engländer von ihrem Bauernschach auf dem Weltbrett, wie man die Art ihres Vorgehens genannt hat, endlich die der Deutschen von dem, was sie in einer nicht immer eindeutigen Weise ihren Platz an der Sonne nennen: aber unsere alte Monarchie ist bedürfnislos, und darum weiß kein Mensch vorher, zu welchen Auffassungen wir bis dahin gezwungen werden können!» Es schien, daß Tuzzi bremsen und warnen wollte. Er redete offenbar ohne ironische Absicht; das Aroma der Ironie ging lediglich von der naiven Sachlichkeit aus, in deren trockener Schale er die Überzeugung darbot, daß weltliche Bedürfnislosigkeit eine große Gefahr sei. Ulrich fühlte sich davon ermuntert, als ob er auf eine Kaffeebohne gebissen hätte. Inzwischen hatte sich Tuzzi in seiner warnenden Absicht aber noch versteift und führte seine Rede zu Ende. «Wer darf sich heute,» fragte er «denn überhaupt trauen, große politische Ideen zu verwirklichen?! Er müßte ein Stück Verbrecher und Bankerotteur in sich haben! Das wollen Sie doch nicht? Diplomatie ist dazu da, um zu konservieren.»

«Das Konservieren führt zum Krieg» erwiderte Arnheim.

«Das kann schon sein» meinte Tuzzi. «Wahrscheinlich bleibt es das einzige, was man tun kann, daß man den Augenblick, wo man hineingeführt wird, günstig wählt! Erinnern Sie sich an die Geschichte Alexanders des Zweiten? Sein Vater Nikolai war ein Despot, aber er ist eines natürlichen Todes gestorben; Alexander dagegen war ein hochherziger Herrscher, der seine

Regierung sogleich mit liberalen Reformen begann; die Folge war, daß aus dem russischen Liberalismus der russische Radikalismus geworden ist und Alexander nach drei vergeblichen Mordversuchen einem vierten zum Opfer fiel.»

Ulrich sah Diotima an. Aufgerichtet, aufmerksam, ernst und üppig saß sie da und bekräftigte die Worte ihres Gatten. «Das ist richtig. Ich habe vom geistigen Radikalismus auch bei unseren Bestrebungen den Eindruck gewonnen: wenn man ihm einen Finger reicht, will er gleich die ganze Hand.»

Tuzzi lächelte; es kam ihm vor, er habe einen kleinen Sieg über Arnheim davongetragen.

Arnheim saß ungerührt dabei, die Lippen wie eine aufgesprungene Knospe atmend geöffnet. Wie ein verschlossener Turm des Fleisches sah Diotima über ein tiefes Tal zu ihm hinüber.

Der General putzte seine Hornbrille.

Ulrich sagte langsam: «Das kommt nur davon, daß die Bemühungen aller, die sich berufen fühlen, den Sinn des Lebens wiederherzustellen, heute das eine gemeinsam haben, daß sie dort, wo man nicht bloß persönliche Ansichten, sondern Wahrheiten gewinnen könnte, das Denken verachten; dafür legen sie sich dort, wo es auf die Unerschöpflichkeit der Ansichten ankommt, auf Schnellbegriffe und Halbwahrheiten fest!»

Niemand antwortete darauf. Warum hätte auch jemand antworten sollen? Was man so spricht, sind doch nur Worte. Das Tatsächliche war, daß sie zu sechs Personen in einem Zimmer saßen und eine wichtige Unterredung hatten; was sie dabei redeten und auch was sie nicht redeten, gar aber Gefühl, Ahnung, Möglichkeit war in dieser Tatsächlichkeit eingeschlossen, ohne ihr gleichgestellt zu sein, es war etwa so darin eingeschlossen, wie es die dunklen Bewegungen von Leber und Magen in einer angekleideten Person sind, die soeben ihre Unterschrift unter eine wichtige Urkunde setzt. Und diese Rangordnung durfte man nicht verletzen, darin bestand die Wirklichkeit!

Ulrichs alter Freund Stumm war jetzt mit der Klärung seiner Brille fertig, setzte sie auf und sah ihn an.

Obgleich Ulrich mit allen diesen Personen immer nur gespielt zu haben glaubte, fühlte er sich mit einemmal sehr verlassen zwischen ihnen. Er erinnerte sich, vor einigen Wochen oder Monaten etwas Ähnliches gefühlt zu haben wie in diesem Augenblick: Widerstreben eines kleinen entlassenen Atemzuges der Schöpfung gegen die versteinerte Mondlandschaft, in die er hineingerät; und es wollte ihm scheinen, daß alle entscheidenden Augenblicke seines Lebens von einem solchen Eindruck des Staunens und der Einsamkeit begleitet worden waren. Aber war es dieses Mal Angst, was ihn dabei belästigte? Er vermochte sich über sein Gefühl nicht klarzuwerden; es sagte ihm ungefähr, daß er sich noch nie im Leben wahrhaft entschieden habe und es bald werde tun müssen, aber das dachte er nicht in angemessenen Worten, sondern fühlte es eben nur in seinem Unbehagen, als wollte ihn etwas von diesen Menschen, zwischen denen er saß, wegreißen, und obwohl sie ihm doch ganz gleichgültig waren, stemmte sich sein Wille plötzlich mit Armen und Beinen dagegen!

Graf Leinsdorf, den das Schweigen, das inzwischen eingetreten war, an die Pflichten eines Realpolitikers erinnert hatte, sagte mahnend: «Also was soll geschehn? Wir müssen doch wenigstens vorläufig irgend etwas Entscheidendes tun, um den Gefahren für unsere Aktion vorzubeugen!»

Da unternahm Ulrich einen unsinnigen Versuch. «Erlaucht,» sagte er «es gibt nur eine einzige



Aufgabe für die Parallelaktion: den Anfang einer geistigen Generalinventur zu bilden! Wir müssen ungefähr das tun, was notwendig wäre, wenn ins Jahr 1918 der Jüngste Tag fiel, der alte Geist abgeschlossen werden und ein höherer beginnen sollte. Gründen Sie im Namen Seiner Majestät ein Erdensekretariat der Genauigkeit und Seele; alle anderen Aufgaben sind vorher unlösbar oder nur Scheinaufgaben!» Und Ulrich fügte einiges von dem hinzu, was ihn in den Minuten seiner Versunkenheit beschäftigt hatte.

Während er so sprach, schien es ihm, daß allen nicht nur die Augen aus den Höhlen traten, sondern vor Überraschung sogar die ganzen Oberkörper aus den Sitzflächen; man erwartete, daß nach dem Hausherrn nun er eine Anekdote zum besten geben wolle, und als der Witz nicht kam, saß er wie ein kleines Kind zwischen schiefen Türmen, die sein einfältiges Spiel etwas beleidigt betrachten. Nur Graf Leinsdorf machte ein freundliches Gesicht. «Das ist schon ganz recht,» meinte er erstaunt «aber wir haben doch die Pflicht, über die Andeutungen hinauszugelangen, bis wir was Wahres haben, und Besitz und Bildung haben uns da eben gründlich im Stich gelassen!»

Arnheim glaubte, den adeligen Herrn davor bewahren zu müssen, daß er auf Ulrichs Scherze hereinfalle. «Unser Freund wird von einer bestimmten Idee verfolgt» erläuterte er; «er glaubt daran, daß es eine Art synthetischer Erzeugung des richtigen Lebens gibt, so wie man einen synthetischen Kautschuk oder Stickstoff herstellen kann. Aber der menschliche Geist» – er wandte sich mit seinem ritterlich vollkommensten Lächeln Ulrich zu – «hat leider die Beschränkung, daß sich seine Lebensformen nicht wie die Versuchsmäuse im Laboratorium züchten lassen, sondern daß ein großer Kornboden höchstens ausreicht, um ein paar Mausfamilien zu tragen!» Er entschuldigte sich noch bei den übrigen für diesen gewagten Vergleich; aber er war zufrieden mit ihm, weil er etwas zu Graf Leinsdorf passendes Landwirtschaftlich-Grundadeliges hatte und doch den Unterschied zwischen Gedanken mit und ohne Verantwortlichkeit für die Ausführung lebhaft ausdrückte.

Aber Se. Erlaucht schüttelte ärgerlich den Kopf. «Ich versteh den Herrn Doktor schon ganz gut» meinte er. «Früher sind die Menschen in die Verhältnisse, die sie vorgefunden haben, hineingewachsen, und das war eine verlässliche Art, in der sie zu sich gekommen sind; aber heute, bei der Durcheinanderschüttelung, wo alles von Grund und Boden gelöst wird, müßte man schon sozusagen auch bei der Erzeugung der Seele die Überlieferung des Handwerks durch die Intelligenz der Fabrik ersetzen.» Es war dies eine jener bemerkenswerten Antworten, die dem hohen Herrn zuweilen überraschend unterliefen; denn er hatte während der ganzen Zeit, ehe er das sagte, Ulrich nur mit einem fassungslosen Ausdruck angestarrt.

«Aber alles das, was der Herr Doktor sagt, ist doch ganz undurchführbar!» stellte Arnheim mit Nachdruck fest.

«Aber warum nicht gar!» meinte Graf Leinsdorf kurz und kampflustig.

Diotima legte sich ins Mittel. «Aber Erlaucht,» sagte sie, als bäte sie ihn um etwas, das man nicht aussprechen will, nämlich zur Vernunft zu kommen, «alles, was mein Vetter sagt, haben wir doch schon längst versucht! Was sollten denn diese anstrengenden großen Besprechungen wie die heutige anderes sein?!» «Ja?» erwiderte die gereizte Erlaucht. «Und ich habe mir gleich gedacht, daß bei diesen gescheitern Männern nichts herauskommen wird! Diese Psychoanalyse und Relativitätstheorie, und wie das Zeug alles heißt, das ist ja alles nur Eitelkeit! Jeder möchte sich die Welt auf eine besondere Weise zurechtlegen! Ich sage Ihnen, der Herr Doktor hat sich vielleicht nicht ganz einwandfrei ausgedrückt, aber im Grund hat er ganz recht! Immer wird etwas Neues gemacht, kaum daß eine neue Zeit angefangen hat, und nie kommt etwas G'scheites heraus!» Die Nervosität, die der verfehlt Verlauf der Parallelaktion hervorrief, war

durchgebrochen. Graf Leinsdorf drehte jetzt statt des Bartes gereizt einen Daumen um den anderen, ohne es zu gewahren. Vielleicht war auch die Abneigung gegen Arnheim durchgebrochen. Denn als Ulrich angefangen hatte von Seele zu sprechen, war Graf Leinsdorf sehr verwundert gewesen, aber was er dann hörte, gefiel ihm ganz gut. «Daß solche Leute wie der Arnheim so viel von ihr reden,» dachte er «ist ja doch nur Pflanz; das braucht man nicht, dafür ist schon die Religion da.» Aber auch Arnheim war bis in die Lippen blaß geworden. In einem solchen Ton wie jetzt mit ihm hatte Graf Leinsdorf bisher nur zum General gesprochen. Er war nicht der Mann, sich das bieten zu lassen! Aber unwillkürlich hatte die Entschiedenheit, mit der Se. Erlaucht an die Seite Ulrichs getreten war, Eindruck auf ihn gemacht und rief nun wieder seine eigenen schmerzlichen Empfindungen für diesen wach. Es verwirrte ihn, daß er sich mit Ulrich aussprechen wollte und doch nicht die Gelegenheit dazu gefunden hatte, ehe es nun zu einem Zusammenstoß vor allen kommen mußte; und gerade auf diese Weise geschah es, daß er sich nicht gegen Graf Leinsdorf wandte, den er einfach beiseite ließ, sondern mit allen Zeichen heftiger körperlicher Erregung, die man an ihm nicht zu sehen gewohnt war, das Wort an Ulrich richtete. «Glauben Sie denn selbst an alles, was Sie gesagt haben?!» fragte er streng und alle Rücksicht der Höflichkeit übergehend. «Glauben Sie an die Durchführbarkeit? Sind Sie wirklich der Meinung, daß man bloß nach *«Gesetzen der Analogie»* leben könne? Was würden Sie also tun, wenn Ihnen nun Seine Erlaucht völlig freie Hand ließe?! Sagen Sie es doch, ich bitte Sie eindringlich darum!»

Der Augenblick war peinlich. Diotima fiel merkwürdigerweise eine Geschichte ein, die sie vor einigen Tagen in der Zeitung gelesen hatte. Eine Frau war zu einer furchtbaren Strafe verurteilt worden, weil sie ihrem Geliebten die Gelegenheit geboten hatte, ihren alten Mann umzubringen, der seit Jahren die Ehe nicht mehr «vollzog» und doch in keine Trennung willigte. Dieser Vorfall hatte durch seine fast medizinische Körperlichkeit und eine gewisse gegensätzliche Anziehung ihre Aufmerksamkeit erregt; wie die Verhältnisse lagen, war alles so verständlich, daß man keine der Personen als schuldig empfand, in ihrer beschränkten Möglichkeit, sich zu helfen, sondern irgendwie ein widernatürliches Ganzes, das solche Zustände schuf. Sie begriff nicht, warum sie gerade jetzt daran denken mußte. Aber sie dachte auch daran, daß Ulrich in der letzten Zeit zu ihr viel «Schwankendes und Schwebendes» gesprochen habe, und ärgerte sich, weil er immer gleich eine Unverschämtheit damit verband. Und sie selbst hatte davon gesprochen, daß in bevorzugten Menschen die Seele aus ihrer Uneigentlichkeit hervortreten vermöchte, und darum kam ihr vor, daß ihr Vetter genau so unsicher sei wie sie selbst und vielleicht ebenso leidenschaftlich. Und das alles war in ihrem Kopf oder in ihrem Busen, dem verlassenen Sitz der gräflich Leinsdorfischen Freundschaft, augenblicklich mit der Geschichte der verurteilten Frau in einer Weise verflochten, daß sie mit geöffneten Lippen dasaß und das Gefühl hatte, es werde etwas Furchtbares geschehen, wenn man Arnheim und Ulrich gewähren lasse, aber vielleicht erst recht, wenn man nicht gewähren lasse und sich einmenge.

Ulrich aber hatte, während Arnheim ihn angriff, Sektionschef Tuzzi angesehen. Tuzzi verbarg nur mit Mühe eine fröhliche Neugierde zwischen den braunen Falten seines Gesichts. Nun komme ja, wie es scheine, das Getue in seinem Hause an seinen eigenen Gegensätzen zum Zerspringen, dachte er. Er hatte auch für Ulrich kein Mitgefühl; was dieser Mensch redete, ging ihm ganz gegen die Natur, denn er war überzeugt, daß der Wert eines Mannes im Willen Hege, oder im Beruf, und jedenfalls nicht in Gefühlen und Gedanken, und schon gar über Gleichnisse solchen Unsinn zu sprechen, fand er geradezu unanständig. Vielleicht ahnte Ulrich etwas davon, denn es fiel ihm ein, daß er Tuzzi einmal angekündigt habe, er werde sich töten, wenn das Jahr seines Lebensurlaubs ohne Ergebnis verstreiche; er hatte das nicht gerade mit diesen Worten gesagt, aber immerhin peinlich deutlich, und fühlte sich beschämt. Und wieder hatte er den nicht recht

begründeten Eindruck, eine Entscheidung sei nahe. Er dachte in diesem Augenblick an Gerda Fischel und erkannte die Gefahr, daß sie zu ihm kommen und das letzte Gespräch fortsetzen werde. Es wurde ihm plötzlich klar, daß sie, wenn er auch nur damit gespielt hatte, schon bis an die äußerste Grenze der Worte gekommen seien, und von da weiter gab es nur noch einen Schritt: auf die schwebenden Wünsche des Mädchens liebevoll einzugehen, sich geistig zu entgürten, die «zweite Umwallung» zu übersteigen. Aber das war verrückt, und er war überzeugt, daß es ihm immer unmöglich sein werde, mit Gerda so weit zu gehen, und daß er sich überhaupt nur deshalb mit ihr eingelassen habe, weil er bei ihr sicher war. Er befand sich in einem eigentümlichen Zustand nüchterner, gereizter Gehobenheit, sah darin Arnheims erregtes Gesicht, faßte auf, wie ihm dieser noch vorwarf, daß er keine «Wirklichkeitsgesinnung» habe und daß – «verzeihen Sie, solche krasse Entweder-Oder allzu jugendlich» – seien, hatte aber völlig das Bedürfnis, darauf zu antworten, verloren. Er sah nach seiner Uhr, lächelte beschwichtigend und bemerkte, daß es sehr spät geworden sei und zu spät um zu erwidern.

Damit hatte er zum erstenmal wieder Verbindung mit den anderen gefunden. Sektionschef Tuzzi stand sogar auf und bemäntelte diese Ungezogenheit nachträglich nur flüchtig, indem er irgendetwas tat. Auch Graf Leinsdorf hatte sich inzwischen beruhigt; es hätte ihn gefreut, wenn Ulrich imstande gewesen wäre, den «Preußen» abblitzen zu lassen, aber da es nicht geschah, war er es auch so zufrieden. «Wenn einem jemand gefällt, dann gefällt er einem eben!» dachte er. «Da kann der andere noch so gescheit reden!» Und in einer kühnen, aber unbewußten Annäherung an Arnheim und dessen «Geheimnis des Ganzen» fügte er, während er Ulrichs im Augenblick durchaus nicht geistreichen Gesichtsausdruck betrachtete, aufgeräumt hinzu: «Beinahe möchte man ja sagen, daß ein netter, sympathischer Mensch überhaupt, nichts ganz Dummes reden oder tun kann!»

Man brach schleunig auf. Der General versorgte seine Hornbrille in der Revolvertasche seiner Hose, nachdem er vergeblich versucht hatte, sie in die Schöße seines Waffenrocks zu schieben, denn er hatte für dieses zivile Instrument der Weisheit noch keinen passenden Platz gefunden. «Das ist der bewaffnete Ideenfriede!» sagte er dabei, auf den allgemeinen und raschen Aufbruch anspielend, spießgesellenhaft und vergnügt zu Tuzzi.

Nur Graf Leinsdorf hielt die Davonstrebenden noch einmal gewissenhaft zurück. «Also worauf haben wir uns nun schließlich geeinigt?» fragte er, und als niemand eine Antwort fand, fügte er beruhigend hinzu: «Na, wir werden es ja schließlich noch sehn!»

[<]

117

## Rachels schwarzer Tag

Das Erwachen des Mannes und der Beschluß, Rachel zu verführen, hatten Soliman kalt gemacht wie das Wild den Jäger oder das Schlachtthier den Fleischer, aber er wußte nicht, wie er sein Ziel erreichen könne, in welcher Weise dabei vorzugehen sei und welche Umstände des Beisammenseins genügten; mit einem Wort, der Wille des Mannes ließ ihn die ganze Schwäche des Knaben fühlen. Auch Rachel wußte, was kommen mußte, und seit sie Ulrichs Hand vergeblich in der ihren gehalten und das Abenteuer mit Bonadea bestanden hatte, war sie aus Rand und Band oder sozusagen von großer erotischer Zerstretheit, die wie ein Blumenregen

auch auf Soliman fiel. Allein die Verhältnisse waren ihnen nicht günstig und schufen Verzögerungen; die Köchin war erkrankt, und Rachel mußte ihren Ausgang opfern, der Verkehr im Haus gab zu tun, und Arnheim war zwar oft bei Diotima, aber vielleicht hatte man beschlossen, auf die Kleinen mehr achtzugeben, denn er brachte nur selten seinen Soliman mit, und wenn es geschah, so sahen sie sich nur für Minuten und in Gegenwart ihrer Herrschaften, mit unschuldigen und finsternen Gesichtern, die sie machen mußten.

In dieser Zeit wurden sie beinahe böse aufeinander, weil jeder den anderen die Pein fühlen ließ, an einer zu kurzen Kette zuhängen. Soliman verleitete der drängende Trieb überdies zu gewaltsamen Ausfällen; er plante, nachts aus dem Hotel durchzugehen, und damit es sein Herr nicht erführe, stahl er ein Bettuch und versuchte, mit Schneiden und Drehn eine Strickleiter daraus zu machen, es gelang aber nicht, und er ließ das mißbrauchte Laken in einem Lichtschacht verschwinden. Dann überlegte er lange vergeblich, wie man nachts an den Figuren und Gesimsen einer Hauswand hinab- und emporklettern könnte, und sah tagsüber auf seinen Wegen von der Architektur der ihrethalben berühmten Stadt nichts als die touristischen Vorteile und Schwierigkeiten; Rachel aber, der er kurz und flüsternd diese Pläne und ihre Hindernisse anvertraute, glaubte, wenn sie abends ihr Licht auslöschte, nicht selten zu Füßen der Mauer den schwarzen Vollmond seines Gesichts auftauchen zu sehn oder hörte ein zirpendes Rufen, dem sie schüchtern Antwort gab, weit aus dem Fenster ihrer Kammer in die leere Nacht gebeugt, ehe sie eben deren Leere einsehen mußte. Sie war aber nicht mehr ungehalten über diese romantischen Störungen, sondern gab sich ihnen mit schmachtender Trauer hin. Dieses Schmachten galt eigentlich Ulrich, und Soliman war der Mann, den man nicht liebt, dessen ungeachtet man sich ihm hingeben wird, worüber sich Rachel durchaus nicht im Zweifel befand; denn daß man sie mit ihm nicht zusammenkommen ließ, daß sie in letzter Zeit ihre Stimmen kaum laut hörten und Ungunst ihrer Oberen über sie gemeinsam hereingebrochen war, wirkte ähnlich, wie eine Nacht voll Ungewißheit, Unheimlichkeiten und Seufzern auf Liebende wirkt, und sammelte ihre glühenden Vorstellungen wie ein Brennglas, unter dessen Strahl man weniger eine angenehme Wärme fühlt, als daß man es nicht länger aushält.

Und hierin war Rachel, die sich nicht mit Strickleitern und Kletterträumen ablenkte, die Praktischere. Aus der Nebelgestalt einer Entführung auf Lebensdauer war bald eine heimlich zu verschaffende Nacht und aus der Nacht, da auch sie unerreichbar blieb, eine unbewachte Viertelstunde geworden; und schließlich dachten weder Diotima noch Graf Leinsdorf oder Arnheim daran, wenn ihr «Amt» sie bewog, nach großen und erfolglosen Versammlungen des Geistes besorgte Überlegungen des Ergebnisses auszutauschen, die sie oft noch eine Stunde lang, bar jedes anderen Bedürfnisses, festhielten, daß eine solche Stunde aus vier Viertelstunden besteht. Aber Rachel hatte das berechnet, und weil die Köchin noch immer nicht ganz auf dem Posten war und die Erlaubnis besaß, sich früh zur Ruhe zu begeben, genoß ihre jüngere Kollegin den Vorzug, so viel zu tun zu haben, daß man nie wissen konnte, wo sie sich gerade aufhielt, und wurde im Zimmerdienst während dieser Zeit nach Möglichkeit geschont. Zur Probe – immerhin bloß so, wie Personen, die zu feig zum Selbstmord sind, so lange vorgespiegelte Versuche unternehmen, bis ihnen einer aus Versehen gelingt – hatte sie schon einige Male Soliman eingeschmuggelt, der mit einer dienstbeflissenen Ausrede für den Fall seiner Entdeckung ausgerüstet war, und hatte ihm zu verstehen gegeben, daß dieser Weg in ihre Kammer auch möglich wäre, und nicht nur der an der Hauswand empor. Über gemeinsames Gähnen im Vorzimmer und lauschende Beobachtung der Lage war das junge Liebespaar aber noch nicht hinausgekommen, bis eines Abends, wo die Stimmen im Zimmer so gleichmäßig einander folgten wie die Töne beim Dreschen, Soliman mit einer wunderschönen Romanphrase erklärte, daß er sich nicht mehr länger zu gedulden vermöge.

Auch in der Kammer war es noch er, der den Riegel vorschob; aber dann trauten sie sich nicht, Licht zu machen, und standen zuerst blind vor einander, irgendwie zugleich mit dem Augenlicht aller Sinne beraubt, wie Statuen in einem dunklen Park. Soliman dachte wohl daran, Rachels Hand zu pressen oder sie ins Bein zu zwicken, damit sie aufschrie, denn so beschaffen waren bisher seine männlichen Siege gewesen, aber er mußte sich Zwang auferlegen, denn sie durften keinen Lärm machen, und als er doch schüchtern einen kleinen rohen Versuch unternahm, strömte aus Rachel bloß ungeduldige Gleichgültigkeit zu ihm zurück. Denn Rachel spürte die Hand des Geschicks, die sie im Kreuz anfaßte und vorwärts schob, während ihr Nase und Stirn eiskalt wurden, als wäre sie schon jetzt von allen ihren Einbildungen verlassen. Da fühlte sich auch Soliman gänzlich von sich verlassen und bis in die Knochen ungeschickt, und es ließ sich nicht absehen, wie das dunkle voreinander Stehen ein Ende finden sollte. Schließlich mußte eben die edle, aber etwas erfahrenere Rachel doch den Verführer machen. Und dabei kam ihr der Groll zu Hilfe, den sie gegen Diotima an Stelle der früheren Liebe empfand, denn seit sie sich nicht mehr damit begnügte, Teilhaberin an den hohen Entzückungen ihrer Herrin zu sein, und ihr eigenes Liebesgeschäft betrieb, hatte sie sich sehr verändert. Sie log nicht nur, um ihre Zusammenkünfte mit Soliman zu decken, sondern sie riß auch beim Frisieren mit dem Kamm an Diotimas Haar, um sich für die Aufmerksamkeit zu rächen, mit der ihre Unschuld bewacht wurde. Am meisten aber ärgerte sie nun, was sie früher am höchsten begeistert hatte, daß sie die Hemden, Hosen und Strümpfe tragen mußte, die ihr Diotima schenkte, wenn sie ausgedient hatten, denn wenn sie auch das Weißzeug auf ein Drittel seines Umfangs zusammenschneiderte und gänzlich neu gestaltete, kam sie sich darin eingekerkert vor und fühlte das Joch der Sitte am nackten Leib. Gerade das gab ihr aber diesmal den erfinderischen Gedanken ein, dessen sie in ihrer Lage Not hatte. Denn sie hatte Soliman ja schon früher von den Veränderungen erzählt, die sich an der Wäsche ihrer Herrin seit geraumer Zeit bemerken ließen, und brauchte sie ihm bloß zu zeigen, um eine Anknüpfung zu finden, die politisch dringend nötig war. «Du kannst daran sehen, wie schlecht sie sind» sagte sie, indem sie Soliman im Dunkel den weißen Mondlichtsaum ihrer Höschen sehen ließ, «und wenn sie etwas miteinander haben, so betrügen sie den Herrn sicher auch in der Geschichte mit dem Krieg, der bei uns vorbereitet wird!» Und als der Knabe vorsichtig die zarten und gefährlichen Hosen betastete, fügte sie etwas atemlos hinzu: «Ich wette, Soliman, daß deine Hosen so schwarz wie du sind; so hab ich es immer gehört!» Und Soliman grub beleidigt, aber sanft seine Nägel in ihr Bein, und Rachel mußte eine Bewegung zu ihm machen, um sich zu befreien, und mußte noch dies und jenes sagen oder tun, was keinen rechten Erfolg hatte, aber schließlich gebrauchte sie ihre spitzen kleinen Zähne und behandelte Solimans Gesicht, das sich kindisch an das ihre preßte und bei jeder Bewegung diesem knabenhaft von neuem in den Weg sprang, wie einen großen Apfel. Und da vergaß sie, sich dieser Anstrengungen, und Soliman vergaß, sich seiner Ungeschicklichkeit zu schämen, und durch das Dunkel sauste der schwebende Sturm der Liebe.

Hart setzte er die Liebenden zur Erde, als er sie losließ; er verschwand durch die Wände, und das Dunkel zwischen ihnen war wie ein Stück Kohle, an dem sich die Sünder schwarz gemacht hatten. Sie wußten nicht, wie spät es sei, überschätzten die verflossene Zeit und fürchteten sich. Rachels zaghafter letzter Kuß schmeckte Soliman wie eine Belästigung; er wünschte Licht zu machen und benahm sich wie ein Einbrecher, der die Beute hat und nun alle Kräfte darauf richtet, gut davonzukommen. Rachel, die verschämt und schnell ihre Kleidung in Ordnung gebracht hatte, sah ihn mit einem Blick an, der kein Ziel und keinen Boden hatte. Über die Augen hing ihr das wirre Haar, und hinter den Augen begegneten ihr zum erstenmal wieder alle die weiten Bilder ihrer Ehrliche, die sie bis zu diesem Augenblick vergessen hatte. Sie hatte sich außer allen möglichen eigenen Tugenden einen schönen, reichen und abenteuerlichen Geliebten gewünscht,

und da stand Soliman, nicht sehr ordentlich angezogen, erschreckend häßlich, und sie glaubte von allem, was er ihr erzählt hatte, kein Wort. Vielleicht hätte sie sein dickes, gespanntes Gesicht im Dunkel ganz gerne noch eine Weile in ihren Armen gehalten, ehe sie sich voneinander lösten; aber nun, wo Licht brannte, war er ihr neuer Geliebter und weiter nichts, eingeschrumpft aus tausend Männern zu einem etwas lächerlichen kleinen Wicht und dem einen, der alle anderen ausschließt. Rachel aber war wieder ein Dienstmädchen, das sich verführen hatte lassen und sich nun sehr vor einem Kind fürchtete, durch das dies an den Tag käme. Sie war bloß zu eingeschüchtert von dieser Verwandlung, um zu seufzen. Sie half Soliman beim Ankleiden, denn der Junge hatte in der Verwirrung seinen engen Rock mit den vielen Knöpfen abgeworfen, aber sie half ihm nicht aus Zärtlichkeit, sondern damit sie rascher hinunterkämen. Es kam ihr alles furchtbar überzahlt vor, und eine Entdeckung wäre nicht zu ertragen gewesen. Immerhin, als sie fertig waren, drehte sich Soliman ihr zu und wieherte ein großartiges Lächeln, denn schließlich war er doch sehr stolz; und Rachel nahm rasch eine Streichholzschachtel an sich, löschte das Licht, schob leise den Riegel zurück, und ehe sie die Türe öffnete, flüsterte sie ihm zu: «Du mußt mir noch einen Kuß geben!» Denn so gehörte es sich, aber es schmeckte beiden, als hätten sie Zahnpulver auf den Lippen.

Als sie im Vorzimmer ankamen, waren sie sehr erstaunt, daß es noch zur rechten Zeit geschah und die Gespräche hinter der Türe genau so weiterliefen wie vorher; als die Gäste aufbrachen, war Soliman verschwunden, und eine halbe Stunde später kämmte Rachel das Haar ihrer Herrin mit großer Sorgfalt und beinahe mit der alten demütigen Liebe.

«Ich freue mich, daß meine Ermahnungen bei dir Erfolg gehabt haben!» lobte Diotima, und sie, die in so vielen Fragen zu keiner rechten Zufriedenheit kam, klopfte ihre kleine Dienerin freundlich auf die Hand.

[<]

**118**

So töte ihn doch!

Walter hatte an Stelle seines Büroanzugs einen besseren angelegt und band seine Krawatte vor Clarissens Toilettenspiegel, der trotz der im neuen Geschmack sich krümmenden Umrahmung ein verzerrtes, untiefes Bild aus dem billigen, wahrscheinlich blasigen Glas zurückwarf. «Ganz recht haben sie», sagte er ärgerlich «diese berühmte Aktion ist nur ein Schwindel!»

«Was haben sie schon davon, daß sie schreien?!» meinte Clarisse.

«Was hat man überhaupt heute vom Leben! Wenn sie auf die Straße gehn, so bilden sie wenigstens einen Zug; einer spürt den Körper des anderen! Wenigstens denken sie nicht und schreiben sie nicht: daraus wird schon irgend etwas werden!»

«Und du meinst wirklich, daß die Aktion diese Empörung verdient?»

Walter zuckte die Achseln. «Hast du nicht in der Zeitung von der Resolution der deutschen Vertrauensmänner gelesen, die dem Ministerpräsidenten überbracht worden ist? Kränkungen und Benachteiligungen der deutschen Bevölkerung und so weiter? Und den höhnischen Beschluß des Tschechenklubs? Oder gar die kleine Nachricht, daß die polnischen Abgeordneten in ihre Wahlbezirke abgereist sind: wenn man zwischen den Zeilen zu lesen versteht, sagt die das

meiste, denn die Polen, von denen immer die Entscheidung abhängt, lassen die Regierung in Stich! Die Lage ist gespannt. Es war nicht an der Zeit, durch eine gemeinsame patriotische Aktion alle zu reizen!»

«Wie ich heute morgen in der Stadt war,» erzählte Clarisse «habe ich berittene Polizei marschieren gesehen; ein ganzes Regiment; eine Frau hat mir erzählt, daß sie irgendwo versteckt werden!»

«Natürlich. Auch das Militär steht in den Kasernen bereit.»

«Glaubst du, daß es zu etwas kommt?!»

«Das kann man doch nicht wissen!»

«Sie reiten dann in die Leute hinein? Eigentlich ist das scheußlich, wenn man sich vorstellt, daß man lauter Pferdeleiber zwischen sich hat!»

Walter hatte seine Krawatte noch einmal aufgeknüpft und band sie von neuem. «Hast du schon einmal so etwas mitgemacht?» fragte Clarisse.

«Wie ich Student war.»

«Und seither nicht?»

Walter schüttelte verneinend den Kopf.

«Du hast vorhin gesagt, daß Ulrich schuld ist, wenn es zu etwas kommt?» suchte sich Clarisse noch einmal zu vergewissern.

«Das habe ich nicht gesagt!» verwehrte sich Walter. «Ihm sind politische Ereignisse leider gleichgültig. Ich habe nur gesagt, es sieht ihm ähnlich, so etwas leichtfertig heraufzubeschwören; er verkehrt in dem Kreis, der die Schuld trägt!»

«Ich möchte mit in die Stadt kommen!» eröffnete Clarisse.

«Keinesfalls! Es würde dich zu sehr aufregen!» Walter erwiderte das sehr entschieden; er hatte im Büro allenthalben erfahren, was man von der Demonstration erwartete, und wollte Clarisse davon fernhalten. Denn das war nichts für sie, die Hysterie, die von einer großen Menge aufsteigt; man mußte Clarisse behandeln wie eine Schwangere. Er verschluckte sich beinahe an diesem Wort, das in die spröde Reizbarkeit seiner sich ihm verschließenden Geliebten unversehens die törichte Wärme der Schwangerschaft brachte. «Aber solche Zusammenhänge, die über die gewöhnlichen Begriffe hinausgehen, gibt es!» sagte er sich nicht ganz ohne Stolz und bot Clarisse an: «Wenn es dir lieber ist, bleibe auch ich zu Hause.»

«Nein,» erwiderte sie «wenigstens sollst du dabei sein.»

Sie wollte allein bleiben. Als ihr Walter von der bevorstehenden Kundgebung erzählt und beschrieben hatte, wie so etwas aussehe, hatte sie eine Schlange vor Augen gehabt, mit lauter Schuppen, die sich jede einzeln bewegen. Sie wünschte sich selbst von diesem Anblick zu überzeugen, ohne vorher noch viel zu reden.

Walter legte den Arm um sie. «Ich bleibe auch zu Hause?» wiederholte er fragend.

Clarisse streifte den Arm ab, holte ein Buch von der Wand und beachtete ihn nicht. Es war ein Band ihres Nietzsche. Aber Walter, statt sie nun zu verlassen, bat: «Laß mich doch sehn, was dich beschäftigt!»

Es ging schon gegen den Spätnachmittag. Ein unbestimmtes Vorgefühl von Frühling war in der

Wohnung; als hörte man Vogelstimmen, durch Glas und Mauern gedämpft; Blumenduft stieg trügerisch auf, aus dem Geruch des Bodenlacks, der Stoffbezüge und geputzten Messingklinken. Walter streckte den Arm nach dem Buch aus. Clarisse umschloß das Buch mit beiden Händen und hielt ihren Finger in die aufgeschlagenen Seiten.

Und nun spielte sich eines jener «fürchterlichen» Erlebnisse ab, an denen diese Ehe so reich war. Alle hatten sie die gleiche Vorlage: In einem Theater möge die Bühne erlöschen und zwei einander gegenüberliegende Logen aufleuchten; in diesen befinden sich Walter auf der einen, Clarisse auf der anderen Seite, ausgezeichnet unter allen Weibern und Männern, zwischen ihnen der tiefe schwarze Abgrund, der von unsichtbaren Menschen warm ist; nun öffnet Clarisse den Mund, und dann antwortet Walter, und alles lauscht atemlos, denn es ist ein Schau- und Klangspiel, wie noch keines menschlichem Vermögen gelungen ist. – So geschah es also auch jetzt, während Walter bittend den Arm ausstreckte und Clarisse, einige Schritte von ihm entfernt, den Finger fest in das aufgeblätterte Buch klemmte. Sie hatte aufs Geratewohl jene schöne Stelle getroffen, wo der Meister von der Verarmung durch den Verfall des Willens spricht, die sich in allen Gebilden des Lebens in einem Wuchern der Einzelheiten auf Unkosten des Ganzen äußert. «Das Leben in die kleinsten Gebilde zurückgedrängt, der Rest arm an Leben»: diesen Satz hatte sie noch im Gedächtnis und sonst von dem größeren Ganzen, das sie in dem Augenblick überflogen hatte, ehe Walter sie darin wieder störte, nur ungefähr die Richtung, wo der Sinn lag; und da machte sie nun trotz der Ungunst des Augenblicks eine große Entdeckung. Denn der Meister sprach an dieser Stelle zwar von allen Künsten, ja sogar von allen Formen des Menschenlebens, aber er benutzte nur Beispiele der Literatur; und da Clarisse das Allgemeine nicht verstand, entdeckte sie, daß Nietzsche nicht die ganze Tragweite seiner Gedanken erfaßt habe, denn sie galten auch für Musik!! Sie hörte dabei ihres Gatten krankes Klavierspiel, als klänge es leibhaft neben ihr, sein gefühlovollcs Hängenbleiben, das stockende Austreten der Töne, sobald seine Gedanken zu ihr herüber schweiften und, mit einer anderen Stelle des Meisters zu sprechen, «der moralische Nebenhang» den «Künstler» in ihm überwältigte. Clarisse verstand es zu hören, wenn Walter sie stumm beehrte, und sie konnte die Musik sehen, wenn sie aus seinem Gesicht entwich. Dann leuchteten in diesem nur die Lippen, und er sah aus, als hätte er sich in den Finger geschnitten und würde ohnmächtig. Und so sah er auch jetzt aus, während er, nervös lächelnd, den Arm ausgestreckt hatte. So viel hatte Nietzsche natürlich nicht wissen können, doch war es wie ein Zeichen, daß sie der Zufall gerade eine Stelle hatte aufschlagen lassen, die daran rührte, und indem sie alles das auf einmal sah, hörte und begriff, schlug der Blitz der Erfindung in sie, und sie stand auf einem hohen Berg namens Nietzsche, der Walter unter sich begraben hatte, ihr aber gerade nur unter die Fußsohlen reichte! Die «angewandte Philosophie und Dichtung» der meisten Menschen, die weder schöpferisch noch dem Geist unzugänglich sind, besteht aus solchen schimmernden Verschmelzungen einer kleinen persönlichen Abänderung mit einem großen fremden Gedanken.

Walter war inzwischen aufgestanden und näherte sich nun Clarisse. Er war entschlossen, die Demonstration, an der er hatte teilnehmen wollen, fahrenzulassen und bei ihr zu bleiben. Er sah sie bei seiner Annäherung widerwillig an die Wand gelehnt dastehen, und diese geflissentlich zur Schau getragene Gebärde einer Frau, die vor einem Mann zurückweicht, übertrug leider nicht ihren Abscheu auf ihn, sondern weckte die männlichen Vorstellungen, die als Ursache dazu gepaßt haben würden. Denn ein Mann muß imstande sein, zu befehlen und seinen Willen einem Widerstrebenden aufzunötigen, und plötzlich bedeutete Walter dieses Bedürfnis, sich als Mann zu bewähren, gerade so viel, wie den Kampf gegen die versprengten Reste des aus seiner Jugend übriggebliebenen Aberglaubens zu führen, daß man etwas Besonderes sein müsse. «Man muß nichts Besonderes sein!» sagte er sich trotzig. Es erschien ihm als eine Feigheit, diese Einbildung



nicht entbehren zu können. «Wir alle haben Exzesse in uns» dachte er wegwerfend. «Wir haben das Kranke, das Schaurige, das Einsame, das Bösertige in uns; jeder von uns könnte etwas, das nur er könnte: das bedeutet noch gar nichts!» Es erbitterte ihn der Wahn, daß man die Aufgabe haben solle, das Ungewöhnliche zu entwickeln, statt diese leicht verderblichen Auswüchse zurückzunehmen, organisch einzuschmelzen und das leicht allzu ruhig werdende bürgerliche Blut ein wenig mit ihnen aufzufrischen. So dachte er und wartete auf den Tag, wo ihm Musik und Malen nicht mehr bedeuten sollten als eine edle Art, sich zu vergnügen. Daß er sich ein Kind wünschte, gehörte zu diesen neuen Aufgaben; das Verlangen, das ihn in seiner Jugend beherrscht hatte, ein Titan und Feuerbringer zu werden, zeitigte es nun als letzte Folge, daß er den Glauben, man müsse zuvor wie alle werden, mit einiger Übertreibung aufnahm; er schämte sich zu dieser Zeit, weil er kein Kind besaß, er hätte fünf Kinder gewollt, wenn das Clarisse und sein Einkommen gestattet haben würden, denn es drängte ihn, die Mitte eines warmen Lebenskreises zu sein, und er wünschte sich, den großen das Leben tragenden Menschendurchschnitt an Durchschnittlichkeit noch zu übertreffen, unerachtet des Widerspruchs, der gerade in diesem Verlangen liegt.

Aber mochte es sein, daß er zu viel nachgedacht oder geschlafen hatte, ehe er sich zum Ausgehen herrichtete und dieses Gespräch begann, er hatte jetzt heiße Wangen, und wie sich zeigte, begriff Clarisse gleich, warum er sich ihrem Buch näherte, und diese Feinheit der beiderseitigen Abstimmung trotz der schmerzlichen Zeichen von Abneigung bewegte ihn sofort geheimnisvoll, so daß die Brutalität darunter zu leiden hatte und seine Einfachheit wieder in Stücke ging. «Warum willst du mir nicht zeigen, was du gelesen hast? Laß uns doch sprechen!» begehrte er eingeschüchtert.

«Man kann nicht <sprechen>!» zischte Clarisse.

«Wie du überspannt bist!» rief Walter aus. Er wollte ihr das Buch aufgeschlagen entwinden. Clarisse hielt es eigensinnig an sich. Aber nachdem sie eine Weile miteinander gerungen hatten, fiel Walter ein: «Was will ich denn eigentlich von dem Buch!?» und er ließ Clarisse los. Damit wäre die Angelegenheit nun eigentlich zu Ende gewesen, wenn sich Clarisse nicht in dem Augenblick, wo sie wieder frei war, erst recht so heftig gegen die Wand gepreßt hätte, als müßte sie sich, um drohender Gewalt auszuweichen, rückwärts durch eine steife Hecke drücken. Sie fand keinen Atem, war bleich und schrie ihm heiser zu: «Statt selbst etwas zu leisten, möchtest du dich in einem Kind fortsetzen!»

Wie giftiges Feuer würgte ihr Mund ihm diesen Satz entgegen, und nun keuchte auch Walter unwillkürlich von neuem sein «Laß uns sprechen!»

«Ich will nicht sprechen, du bist mir widerwärtig!!» antwortete Clarisse, plötzlich wieder in vollem Besitz ihrer Stimmittel und diese so zielbewußt ausnützend, als fiele eine schwere Porzellanschüssel genau zwischen ihren und Walters Füßen zur Erde. Walter trat einen Schritt zurück und sah sie überrascht an.

Clarisse meinte es nicht so böse. Sie hatte bloß Angst, daß sie doch einmal aus Gutmütigkeit oder aus Nachlässigkeit nachgeben könnte; dann würde Walter sie sofort mit Wickelbändern an sich schnüren, und das durfte am wenigsten jetzt geschehen, wo sie die ganze Frage zur Entscheidung bringen wollte. Die Ereignisse hatten sich «zugespitzt»; dieses Wort fühlte sie dick unterstrichen in ihrem Kopf, das Walter gebraucht hatte, um ihr zu erklären, warum die Leute auf die Straße gingen; denn Ulrich, der mit Nietzsche dadurch zusammenhing, daß er ihr seine Werke zur Hochzeit geschenkt hatte, befand sich auf der anderen Seite, gegen die sich die Spitze richtete, falls es losging; und Nietzsche hatte ihr soeben ein Zeichen gegeben, und wenn sie sich dabei auf

einem «hohen Berg» stehen sah, was ist ein hoher Berg anderes als hoch zugespitzte Erde?! Das waren also ganz sonderbare Zusammenhänge, die wohl kaum noch ein Mensch enträtselt haben konnte und sie kamen sogar Clarisse nicht klar vor; aber gerade darum wollte sie allein sein und Walter aus dem Haus scheuchen. Der wilde Haß, der in diesem Augenblick aus ihrem Gesicht loderte, war kein ungemischter und ernster, sondern nur ein körperlich rasender bei ungewisser Beteiligung der Person, ein «Klavierzorn», wie er auch Walter geläufig war, und so kam es, daß auch er, nachdem er seine Frau schon eine Weile verdutzt angestarrt hatte, plötzlich von nachgeholter Blässe überzogen wurde, die Zähne bleckte und als Antwort darauf, daß er ihr widerwärtig sei, ausrief: «Hüte dich vor dem Genie! Gerade du hüte dich!»

Er schrie noch heftiger, als sie es getan hatte, und die dunkle Prophezeiung kam ihm selbst schauerlich vor, denn sie hatte sich, stärker als er selbst, einfach einen Weg durch seine Kehle gebrochen, und er sah plötzlich alles schwarz im Zimmer, als wäre eine Sonnenfinsternis eingetreten.

Auch auf Clarisse hatte es Eindruck gemacht. Sie schwieg mit einemmal. Es bedeutet ein Affekt, der so stark ist wie eine Sonnenverfinsterung, auch gewiß keine einfache Sache, und wie immer er zustande gekommen sein mochte, so war mitten darin ganz unversehens Walters Eifersucht auf Ulrich mit einem Schlag zerborsten. Warum er ihn dabei ein Genie nannte? Es hieß wohl ungefähr soviel wie Überhebung, die nicht weiß, wie bald sie zerschellen soll. Walter sah mit einemmal alte Bilder vor sich: Ulrich, in Uniform nachhause kommend, der Barbar, der schon Geschichten mit wirklichen Frauen hatte, als Walter, obwohl er älter war, noch Gedichte auf Steinstatuen in Parken machte. Später: Ulrich, neue Nachrichten vom Geist der Genauigkeit, der Geschwindigkeit, des Stahls nachhause bringend; aber für den Humanisten Walter war auch das der Einbruch einer Barbarenhorde. Immer hatte Walter gegenüber dem jüngeren Freund das geheime Unbehagen des körperlich und auch an Unternehmungskraft Schwächeren empfunden, aber zugleich in sich den Geist gesehen und in jenem nur den rohen Willen. Und immer bestand zwischen ihnen, diese Auffassung bestärkend, das Verhältnis: Walter vom Schönen oder Guten bewegt, Ulrich kopfschüttelnd. Solche Eindrücke bleiben. Wenn es Walter gelungen wäre, die aufgeschlagene Stelle zu sehen, um die er mit Clarisse kämpfte, so würde er in der darin beschriebenen Zersetzung, die den Lebenswillen vom Ganzen in die Einzelheiten verdrängt, keineswegs einen Tadel seiner eigenen künstlerischen Grübelsucht erkannt haben, wie Clarisse es verstand, sondern er würde überzeugt gewesen sein, daß dies eine ausgezeichnete Beschreibung seines Freundes Ulrich sei, angefangen von der Überwertung der Einzelheiten, wie sie dem modernen Erfahrungsaberglauben eigentümlich ist, bis zu der Fortsetzung dieses barbarischen Zerfalls in das Ich hinein, was er einen Mann ohne Eigenschaften oder Eigenschaften ohne Mann genannt hatte, während Ulrich in seinem Größenwahn diese Bezeichnung noch dazu gut hieß. Alles das meinte Walter mit dem Schmähruf Genie; denn wenn sich irgendwer eine einsame Individualität nennen durfte, so meinte er das selbst zu sein, und doch hatte er das aufgegeben, um zur natürlichen menschlichen Aufgabe zurückzulenken, und fühlte sich seinem Freund darin um ein ganzes Zeitalter voraus. Aber während Clarisse auf seine Schmähung schwieg, dachte er: «Wenn sie jetzt nur ein einziges Wort zu Ulrichs Gunsten erwidert, so ertrage ich es nicht!» und der Haß schüttelte ihn, als täte das der Arm Ulrichs.

In seiner übermäßigen Erregung spürte er, wie er seinen Hut an sich reißen und forteilen würde. Er stürzte durch Gassen, ohne sie wahrzunehmen. Die Häuser bogen sich in seiner Vorstellung ordentlich im Wind zur Seite. Erst nach einer Weile verlangsamte sich sein Schritt, und nun sah er den Menschen ins Gesicht, an denen er vorbeikam. Diese Gesichter, die freundlich in das seine blickten, beruhigten ihn. Und nun setzte er auch, soweit sein Bewußtsein außerhalb dieses

Phantasieerlebnisses geblieben war, dazu an, Clarisse zu erzählen, was er meine. Aber die Worte glänzten ihm in den Augen statt im Munde. Wie soll man auch das Glück beschreiben, zwischen Menschen und Brüdern zu sein! Clarisse würde sagen, es fehle ihm an Eigenheit. Aber Clarissens steiles Selbstbewußtsein hatte etwas Unmenschliches, und den überheblichen Forderungen, die es an ihn stellte, wollte er nicht mehr genügen! Er empfand das schmerzlichste Verlangen, mit ihr in eine Ordnung eingeschlossen zu sein, statt im offenen Irrwahn der Liebe und persönlichen Gesetzlosigkeit zu treiben. «Man muß unter allem, was man ist und tut, und sogar dann, wenn man sich im Gegensatz zu anderen befindet, eine Grundbewegung zu ihnen hin vorhanden fühlen»: ungefähr so hätte er ihr entgegen mögen. Denn Walter hatte immer Glück gehabt mit Menschen; selbst im Streit wurden sie von ihm angezogen, und er von ihnen, und so war die etwas flache Meinung, daß der Menschengemeinschaft eine ausgleichende, das Tüchtige belohnende Kraft innewohne, die sich schließlich immer durchzusetzen verstehe, in seinem Leben zu einer stehenden Überzeugung geworden. Es fiel ihm ein, daß es Menschen gibt, die Vögel anlocken; die Vögel fliegen gern zu ihnen hin, und solche Menschen haben oft selbst etwas Vogelhaftes in ihrem Ausdruck. Es war überhaupt seine Überzeugung, daß jeder Mensch ein Tier habe, mit dem er auf unerklärliche Weise zusammenhänge. Diese Theorie hatte er einmal ausgedacht; sie war nicht wissenschaftlich, aber er glaubte, daß musikalische Menschen vieles ahnen, was über der Wissenschaft liegt, und schon seit seiner Kindheit stand es fest, daß sein Tier Fische seien. Fische hatten ihn immer heftig angezogen, vermischt mit Grauen, und zu Beginn eines Ferienaufenthalts hielt er es stets wie toll mit ihnen; er konnte dann stundenlang am Wasser stehn, sie aus ihrem Element herausangeln und ihre Leichen neben sich ins Gras legen, bis das plötzlich mit einem Widerwillen abschloß, der an Entsetzen streifte. Und Fische in der Küche gehörten zu seinen frühesten Leidenschaften. Die Gerippe der Ausgeweideten wurden in einen Weidling getan, ein nachenförmiges Küchengerät, grün-weiß glasiert, wie Gras und Wolken, und halb mit Wasser gefüllt, worin die Skelette aus irgendeinem mit den Gesetzen des Küchenreichs zusammenhängenden Grund liegen blieben, bis die Mahlzeit fertig bereitet war und sie auf den Mist wanderten; zu diesem Gefäß zog es geheimnisvoll den Knaben, der stundenlang unter kindlichen Vorwänden dahin zurückkehrte und, wenn er rundweg befragt wurde, die Sprache verlor. Heute würde er vielleicht zur Antwort geben können, daß der Zauber der Fische darin bestehe, daß sie nicht zwei Elementen angehören, sondern ganz in einem ruhn. Er sah sie wieder vor sich, wie er sie oft im tiefen Wasserspiegel gesehen, und sie bewegten sich nicht so wie er selbst über einem Boden hin, an dessen Grenze gegen ein leeres Zweites (weder da, noch dort daheim! dachte Walter, den Gedanken kreuz und quer spinnend; einer Erde angehörig, mit der man gerade nur die kleine Fläche der Füße gemeinsam hat, und mit dem ganzen Körper in eine Luft ragend, in der man fallen würde und die man von ihrem Platz drängt!), sondern der Boden der Fische, ihre Luft, ihr Trank, ihre Speise, ihr Schreck vor Feinden, der schattenhafte Zug ihrer Liebe und ihr Grab schlossen sie ein; sie bewegten sich in dem, wovon sie bewegt wurden, wie es der Mensch nur im Traum erlebt oder vielleicht in dem sehnsüchtigen Verlangen, die schützende Zärtlichkeit des Mutterleibs wiederzufinden, woran zu glauben damals gerade Mode zu werden anfang. Aber warum tötete er dann die Fische und riß sie heraus? Es bereitete ihm einen unaussprechlichen, heiligen Genuß! Und er wollte nicht wissen, warum; er, Walter, der Rätselvolle! Aber Clarisse hatte einmal Fische einfach Wasserbourgeois genannt?! Er zuckte beleidigt zusammen. Und während er – in dem erdachten Zustand, worin er sich befand und eben auch alles das dachte – durch die Straßen eilte und den Menschen, die ihm begegneten, in die Gesichter sah, war gutes Fischwetter geworden; es regnete zwar noch nicht gerade, aber Nässe fiel, und die Gehsteige und Fahrbahnen waren, wie er jetzt erst bemerkte, schon seit einer Weile dunkelbraun. Nun sahen die Menschen, die sich darauf bewegten, schwarz gekleidet aus und sie trugen steife Hüte, aber keine Kragen; Walter nahm es ohne Verwunderung hin; jedenfalls waren

sie keine Bourgeois, sondern kamen anscheinend aus einer Fabrik, gingen in lockeren Gruppen, und andere Menschen, die noch nicht Feierabend machten, schoben sich so wie er hastiger zwischen ihnen vor, und er wurde sehr glücklich, bloß die nackten Hälse erinnerten ihn an etwas, das ihn störte und nicht ganz geheuer war. Und plötzlich quoll Regen aus dem Bild; ein Stieben von Menschen begann, etwas Aufgeschlitztes war in der Luft, Weißblinkendes; Fische fielen; und über alles hin zog ein zitternder, zärtlicher, scheinbar gar nicht dazugehörender Ruf einer einzelnen Stimme, die einen kleinen Hund bei seinem Namen lockte.

Diese letzten Veränderungen waren so unabhängig von ihm, daß sie ihn selbst überraschten. Er hatte nicht wahrgenommen, daß seine Gedanken träumten und mit unfaßbarer Geschwindigkeit auf Bildern dahintrieben. Er starrte auf und sah in das Gesicht seiner jungen Frau, das noch immer von Abneigung verzerrt war. Er fühlte sich sehr unsicher. Er erinnerte sich, daß er einen Vorwurf ausführlich hatte darlegen wollen; sein Mund stand noch offen. Aber er wußte nicht: waren seither Minuten vergangen, Sekunden oder nur Tausendstel von Sekunden? Es wärmte ihn dabei ein wenig Stolz, so wie nach einem eiskalten Bad die Haut von zweideutigen Schauern überhaucht wird; und das sagte ungefähr: «Seht ihr, wessen ich fähig bin!» Nicht weniger empfand er sich aber im gleichen Augenblick von diesem Durchbruch des Unterirdischen beschämt; hatte er doch soeben noch davon sprechen wollen, daß das Eingeeordnete, Selbstbeherrschte und sich im großen Kreis Bescheidende geistig weit höher stehe als das Abnorme, und nun lagen seine Überzeugungen mit den Wurzeln nach oben, und der Schlamm des Lebensvulkans klebte an ihnen! Darum war das stärkste Gefühl seit seinem Erwachen eigentlich Schreck. Es erschien ihm gewiß, daß ihm etwas Schreckliches bevorstehe. Diese Angst hatte keinen vernünftigen Inhalt; noch halb bildhaft denkend, hatte er bloß die Vorstellung, daß Clarisse und Ulrich bemüht seien, ihn aus seinem Bild herauszureißen. Er nahm seine Gedanken zusammen, um dieses Wachträumen abzuschütteln, und wollte etwas sagen, was der durch seine Heftigkeit gelähmten Unterredung zu einem vernünftigen Fortgang verhelfen sollte; er hatte auch schon irgend etwas auf der Zunge, aber eine Ahnung, daß sich seine Worte verspätet hätten, daß inzwischen schon anderes gesprochen worden sei und vor sich gegangen sei, ohne daß er davon wisse, hielt ihn zurück, und plötzlich hörte er, in der Zeit nachrückend, wie Clarisse zu ihm sagte: «Wenn du Ulrich töten willst, so töte ihn doch! Du hast zuviel Gewissen; ein Künstler kann gute Musik nur ohne Gewissen machen!»

Walter wollte es die längste Zeit nicht verstehen. Manchmal begreift man ja etwas erst dadurch, daß man selbst eine Antwort darauf gibt, und er zögerte, eine Antwort zu geben, weil er fürchten mußte, seine Abwesenheit zu verraten. Und in dieser Unsicherheit begriff er oder ließ sich die Überzeugung aufnötigen, daß Clarisse wirklich das ausgesprochen habe, was den Ursprung der beängstigenden Gedankenflucht bildete, die er soeben erlebt hatte. Sie hatte recht, daß Walter, wäre ihm jeder Wunsch erlaubt gewesen, oft keinen anderen gehabt hätte, als Ulrich tot zu sehen. So etwas kommt in Freundschaften, die sich nicht so rasch aufzulösen pflegen, wie es die Liebe tut, nicht ganz selten vor, wenn sie heftig an den Wert der Person rühren. Und es war nicht sehr blutig gemeint; denn in dem Augenblick, wo er sich vorstellte, daß Ulrich tot wäre, kam sofort die alte Jugendliebe für den verlorenen Freund wenigstens teilweise wieder zum Vorschein; und so, wie im Theater die bürgerliche Hemmung vor der Untat durch ein großes künstliches Gefühl aufgehoben wird, hatte er beinahe den Eindruck, daß bei dem Gedanken einer tragischen Lösung auch dem in der Rolle des Opfers Gedachten etwas Schönes geschehe. Er fühlte sich sehr gehoben, obgleich er furchtsam war und kein Blut sehen konnte. Und obgleich er ehrlich wünschte, daß Ulrichs Hochmut einmal zusammenbrechen möge, hätte er nicht einmal dazu etwas getan. Aber Gedanken haben ja ursprünglich keine Logik, wie sehr man sie ihnen auch zuschreiben mag; erst der phantasielose Widerstand der Wirklichkeit bringt die Achtsamkeit auf

die Widersprüche in das Gedicht Mensch. Vielleicht hatte also auch Clarisse recht, wenn sie behauptete, daß ein Zuviel an bürgerlichem Gewissen für den Künstler hinderlich sein kann. Und alles war das zugleich in Walter, der seine Frau unschlüssig und widerstrebend anblickte.

Aber Clarisse wiederholte eifrig: «Wenn er dich an deinem Werk hindert, so darfst du ihn aus dem Weg räumen!» Sie schien das anregend und unterhaltsam zu finden.

Walter wollte die Hände nach ihr ausstrecken. Seine Arme waren wie eingeklemmt, aber er kam ihr wohl doch dabei nahe; «Nietzsche und Christus sind an ihrer Halbheit zugrunde gegangen!» flüsterte sie ihm ins Ohr. Alles das war unsinnig. Wie brachte sie da Christus herein?! Was sollte es heißen, daß Christus an Halbheit zugrunde gegangen sei?! Solche Vergleiche waren nur peinlich. Doch fühlte Walter noch immer etwas unbeschreiblich Anstiftendes von der Bewegung dieser Lippen ausgehen; offenbar wurde sein eigener, hart erarbeiteter Entschluß, sich der Menschenmehrheit anzuschließen, von dem unterdrückten heftigen Bedürfnis nach einer Ausnahmestellung stets angefochten. Er faßte Clarisse so fest an, wie es nur seine Kraft erlaubte, und hinderte sie, sich zu bewegen. Ihre Augen standen als zwei Scheibchen vor den seinen. «Ich weiß nicht, wie dir solche Gedanken einfallen können!» sagte er einigemal hintereinander, erhielt aber keine Antwort. Und ohne es zu wollen, mußte er sie dabei an sich gezogen haben, denn Clarisse spreizte die Nägel ihrer zehn Finger wie ein Vogel gegen sein Gesicht, so daß es sich dem ihren nicht weiter nähern konnte. «Sie ist wahnsinnig!» fühlte Walter. Aber er konnte sie nicht loslassen. Eine Häßlichkeit, die gar nicht zu verstehen war, lag über ihrem Gesicht. Er hatte noch nie einen Wahnsinnigen gesehen; aber so, dachte er, müßten sie aussehen.

Und plötzlich stöhnte er auf: «Du liebst ihn?!» Es war dies wohl weder eine sonderlich originelle noch eine Bemerkung, die zum erstenmal zwischen ihnen umkämpft wurde; aber um nicht glauben zu müssen, daß Clarisse krank sei, wollte er lieber hinnehmen, daß sie Ulrich liebe, und dieser Opfermut war wahrscheinlich nicht ganz unbeeinflußt davon, daß ihm Clarisse, deren schmallippige Frührenaissanceschönheit er bisher immer bewundert hatte, zum ersten Mal häßlich vorkam, und diese Häßlichkeit hing vielleicht wieder damit zusammen, daß ihr Gesicht nicht mehr von der Liebe zu ihm zärtlich beschützt, sondern von der rohen Liebe des Nebenbuhlers aufgedeckt wurde. Für Verwicklungen war damit reichlich gesorgt, und sie zitterten ihm zwischen Herz und Auge, als etwas Neuartiges, das ebensoviel allgemeine wie private Bedeutung hatte; aber daß er, den Satz «du liebst ihn» aussprechend, ganz unmenschlich stöhnte, geschah vielleicht, weil er von Clarissens Verrücktheit schon angesteckt war, und es setzte ihn ein wenig in Schrecken.

Clarisse hatte sich sachte losgemacht, näherte sich ihm jedoch noch einmal freiwillig und gab einigemal, als sänge sie etwas, zur Antwort: «Ich will kein Kind von dir; ich will kein Kind von dir!» Dabei küßte sie ihn flüchtig und rasch hintereinander.

Dann war sie fort.

Hatte sie wirklich auch gesagt: «Er will ein Kind von mir?» Walter konnte sich nicht mit Sicherheit erinnern, daß sie es gesagt hätte, aber er hörte gleichsam die Möglichkeit. Er stand eifersüchtig vor dem Klavier und fühlte sich einseitig von etwas Warmem und etwas Kaltem angeweht. Waren es die Ströme des Genies und des Irrsinns? Oder die der Nachgiebigkeit und des Hasses? Oder die der Liebe und des Geistes? Er konnte sich vorstellen, daß er Clarisse den Weg freigeben und sein Herz auf diesen Weg legen könnte, damit sie darüber gehe, und er konnte sich vorstellen, daß er mit gewaltigen Worten sie und Ulrich vernichten könnte. Er war unschlüssig, ob er zu Ulrich eilen oder seine Symphonie zu schreiben beginnen sollte, aus der in diesem Augenblick der ewige Kampf zwischen Erde und Sternen werden konnte, oder ob es gut

wäre, vorher seine Erregung ein wenig im Nixenteich der verbotenen Wagnermusik abzukühlen. Der unausdrückbare Zustand, worin er sich befunden hatte, begann sich allmählich in diese Überlegungen aufzulösen. Er öffnete das Klavier, zündete sich eine Zigarette an, und während sich seine Gedanken immer breiter zerstreuten, fingen seine Finger auf den Tasten die wogende Rückenmarksmusik des sächsischen Zauberers an. Und nachdem diese langsame Entladung eine Weile gedauert hatte, war es ihm ganz klar geworden, daß seine Frau und er sich in einem unzurechnungsfähigen Zustand befunden hatten; aber trotz des peinlichen Eindrucks, den ihm das bereitete, wußte er, daß es so bald danach noch vergeblich wäre, Clarisse suchen zu gehn, um ihr das begreiflich zu machen. Und plötzlich zog es ihn unter die Menschen. Er stülpte den Hut auf und ging in die Stadt, um seine ursprüngliche Absicht zu verwirklichen und sich in die allgemeine Erregung zu mengen, falls es ihm gelingen sollte, diese zu finden. Er hatte unterwegs ganz den Eindruck, daß er eine dämonische Truppenmacht in sich führe, als deren Kapitän er zu den anderen stoßen werde. Aber schon in der Elektrischen sah das Leben ganz gewöhnlich aus; daß sich Ulrich auf der Gegenseite befinden müsse, daß vielleicht das Palais des Grafen Leinsdorf gestürmt werden könnte, daß Ulrich etwa an einer Laterne hing, von stürmenden Füßen zertrampelt wurde, ein andermal dagegen von Walter beschützt und zitternd gerettet wurde, das waren höchstens ganz flüchtige Tagschatten auf dem hellen Ordnungszustand der Fahrt mit festem Preis, Haltestellen und warnenden Glockenzeichen, dem sich Walter, nun wieder ruhiger atmend, verwandt fühlte.

[<]

**119**

## Kontermine und Verführung

Damals sah es aus, als drängten die Geschehnisse einem Ausgang zu, und auch für Direktor Leo Fischel, der in Sachen Arnheim geduldig in der Kontermine ausgeharrt hatte, kam die Stunde der Genugtuung. Leider war um diese Zeit Frau Klementine gerade nicht zu Hause, und so mußte er sich damit begnügen, ein über Börsenvorgänge gewöhnlich gut unterrichtetes Mittagblatt in der Hand haltend, bei seiner Tochter Gerda einzutreten; er setzte sich in einen bequemen Stuhl, deutete auf eine kleine Zeitungsnachricht und fragte behaglich: «Weißt du jetzt, mein Kind, weshalb der gedankentiefe Finanzmann in unserer Mitte weilt?»

Er nannte Arnheim zu Hause niemals anders, um zu zeigen, daß er sich als seriöser Geschäftsmann aus der Bewunderung der Frauen seiner Familie für den reichen Schwätzer nichts mache. Und wenn auch nicht der Haß Hellsichtigkeit verleiht, so hat doch ein Börsengerücht nicht selten recht, und Fischels Abneigung gegen den Mann ließ ihn das halb Ausgesprochene sofort richtig ergänzen. «Nun, weißt du?» wiederholte er und suchte das Auge seiner Tochter in den Triumphstrahl seines Blicks zu zwingen. «Die galizischen Ölfelder möchte er unter die Kontrolle seines Konzerns bringen!»

Damit stand Fischel wieder auf, packte seine Zeitung zusammen, wie man einen Hund am Genick faßt, und verließ das Zimmer, weil ihm eingefallen war, einige Leute telefonisch anzurufen, um ganz sicher zu gehen. Er hatte das Gefühl, sich das, was er soeben gelesen hatte, immer schon gedacht zu haben (wie man sieht, ist die Wirkung von Börsennotizen also die gleiche wie die der schönen Literatur), und war mit Arnheim zufrieden, als ob einem so vernünftigen Mann doch nichts anderes zuzutrauen gewesen wäre, worüber er völlig vergaß, daß

er ihn bis dahin bloß für einen Schwätzer gehalten hatte. Er wollte sich keine Mühe geben, Gerda die Bedeutung seiner Mitteilung auseinander zu setzen; jedes weitere Wort hätte der Sprache der Tatsachen nur Abbruch getan. «Die galizischen Ölfelder möchte er unter die Kontrolle seines Konzerns bringen!» mit dem Gewicht dieses schlichten Satzes auf der Zunge zog er sich zurück und dachte sich bloß noch: «Wer es aushalten kann, zu warten, der gewinnt immer!» was eine alte Börsenregel ist, die wie alle Wahrheiten der Börse die ewigen Wahrheiten auf das richtigste ergänzt.

Kaum war er draußen, zeigte sich die ungestüme Wirkung auf Gerda; sie hatte bis dahin ihrem Vater nicht das Vergnügen bereitet, sich getroffen oder auch nur überrascht zu zeigen, aber nun riß sie eilig einen Schrank auf, nahm Mantel und Hut heraus, richtete Haar und Kleid vor dem Spiegel, blieb vor dem Spiegel sitzen und besah zweifelnd ihr Gesicht. Sie hatte den Entschluß gefaßt, zu Ulrich zu laufen. Das war in dem Augenblick geschehen, wo ihr bei der Mitteilung ihres Vaters einfiel, diese Nachricht müsse doch gerade Ulrich so rasch wie möglich erfahren, denn es war ihr genug über die Verhältnisse in der Umgebung Diotimas bekannt, um erkennen zu können, wie wichtig die Neuigkeit ihres Vaters für ihn sei. Und in dem Augenblick, wo sie das beschloß, war ihr zumute, als ob in ihre Empfindungen die Bewegung einer Masse käme, die lange gezögert hat; sie hatte sich bis dahin so zu tun gezwungen, als hätte sie Ulrichs Einladung, ihn zu besuchen, vergessen, aber kaum lösten sich in der dunklen Masse ihrer Empfindungen die ersten nun langsam von der Stelle, so kam in die weiter entfernten schon ein unaufhaltsames Laufen und Drängen, und sie konnte sich nicht entschließen, aber der Beschluß war fertig, ohne sich um sie zu kümmern.

«Er liebt mich nicht!» sagte sie sich, während sie ihr Gesicht im Spiegel betrachtete, das in den letzten Tagen noch schärfer geworden war. «Er kann mich auch nicht lieben, wenn ich so aussehe!» dachte sie dabei matt. Und fügte im gleichen Augenblick trotzig hinzu: «Er ist es nicht wert! Ich habe mir alles nur eingeredet!»

Völlige Mutlosigkeit befahl sie. Die Vorgänge der letzten Zeit hatten an ihr gezehrt. Ihr Verhältnis zu Ulrich kam ihr so vor, als hätten sie durch Jahre mit aller Aufmerksamkeit etwas verwickelt gemacht, das ganz einfach sei. Und Hans rieb mit seinen kindischen Zärtlichkeiten ihre Nerven auf; sie behandelte ihn mit Heftigkeit und zuletzt manchmal mit Verachtung, aber Hans antwortete mit noch größerer Heftigkeit, wie ein Knabe, der droht, sich ein Leid anzutun, und wenn sie ihn beruhigen mußte, wurde sie wieder von ihm umarmt und schattenhaft berührt, wovon ihre Schultern mager wurden und ihre Haut die Frische verlor. Mit allen diesen Qualen hatte Gerda abgeschlossen, als sie ihren Schrank öffnete, um den Hut herauszunehmen, und die Angst vor dem Spiegel endete damit, daß sie rasch wieder aufstand und fortstürzte, ohne im geringsten von dieser Angst befreit zu sein.

Als Ulrich sie eintreten sah, wußte er alles; noch dazu hatte sie einen Schleier vorgebunden, wie ihn Bonadea bei ihren Besuchen zu tragen pflegte. Sie zitterte am ganzen Leibe und suchte das durch eine künstlich unbefangene Haltung zu verbergen, die närrisch steif wirkte.

«Ich komme zu dir, weil ich soeben von meinem Vater etwas sehr Wichtiges erfahren habe» sagte sie.

«Zu sonderbar!» dachte Ulrich. «Nun spricht sie mich mit einemmal Du an!» Dieses gewaltsame Du brachte ihn in Wut, und um sich das nicht merken zu lassen, suchte er es sich damit zu erklären, daß Gerdas übertriebenes Gebaren sicherlich ihrem Besuch die Merkmale eines Verhängnisses, ja überhaupt die besondere Bedeutung nehmen solle, um ihn wie ein vernünftiges, bloß etwas verspätetes Ereignis hinzustellen, woraus von allem das Gegenteil zu schließen war,

so daß die Vorsätze des Mädchens offenbar bis ans letzte reichten. «Wir sagen uns doch schon lange du und mit Worten bloß deshalb nicht, weil wir uns immer ausgewichen sind!» erläuterte Gerda, die sich ihren Auftritt unterwegs überlegt hatte und auf das Erstaunen vorbereitet war, das er erregen werde.

Aber Ulrich verfuhr kurz, indem er den Arm um ihre Schulter legte und sie küßte. Gerda gab nach wie eine weiche Kerze. Ihr Atem, ihre Finger, die nach ihm griffen, waren die von Bewußtlosen. In diesem Augenblick kam die Grausamkeit des Verführers über ihn, der sich unwiderstehlich von der Unentschlossenheit einer Seele angezogen fühlt, die von ihrem eigenen Körper mitgeschleift wird wie ein Gefangener in den Armen seiner Häscher. Vom Winternachmittag drängte bei den Fenstern matter Schein in das dunkelnde Zimmer, und in einem dieser hellen Ausschnitte stand er und hielt das Mädchen in seinem Arm; der Kopf hob sich gelb und scharf von dem weichen Kissen des Lichts ab, und die Farbe des Gesichts war ölig, so daß Gerda in diesem Augenblick beinahe wie eine Tote aussah. Er küßte sie langsam überall hin auf die freie Fläche zwischen Kopfhaar und Kleid und mußte dabei einen leichten Widerwillen überwinden, bis auf die Berührung ihrer Lippen, die den seinen in einer Weise entgegenkamen, die ihn an die schwachen Ärmchen gemahnte, mit denen ein Kind den Nacken eines Erwachsenen umschlingt. Er dachte an das schöne Gesicht Bonadeas, das unter dem Griff der Leidenschaft an eine Taube erinnerte, deren Federn sich in den Fängen eines Raubvogels sträuben, und an Diotimas statuenhafte Huld, die er nicht genossen hatte; statt der Schönheit, die ihm diese beiden Frauen schenken wollten, lag nun seltsamerweise Gerdas inbrünstig verzerrtes, hilflos häßliches Gesicht unter seinem Blick.

Gerda verharrte indes nicht lange in dieser wachen Ohnmacht. Sie hatte geglaubt, nur für die Dauer eines Blicks die Augen zu schließen, und während Ulrich ihr Gesicht küßte, kam ihr das vor, wie die Sterne in der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit stehen, so daß sie keinen Eindruck von Dauer und Grenzen dieses Vorganges hatte, aber bei dem ersten Nachlassen seiner Bemühung wachte sie auf und stellte sich wieder selbständig auf die Beine. Es waren die ersten Küsse wirklicher, nicht bloß gespielter und eingebildeter Leidenschaft gewesen, die sie soeben gegeben und, wie sie fühlte, auch empfangen hatte, und der Widerhall in ihrem Körper war so ungeheuer, als ob sie schon dieser Augenblick zur Frau gemacht hätte. Mit diesem Vorgang verhält es sich aber ähnlich wie mit dem Zahnausreißen: obgleich nachher weniger des Körpers vorhanden ist als vorher, hat man doch das Gefühl größerer Vollständigkeit, weil ein Anlaß der Beunruhigung endgültig beseitigt ist; und nachdem ihr Zustand daran angeklungen hatte, richtete sich Gerda voll frischer Entschiedenheit auf. «Du hast noch gar nicht gefragt, was ich dir zu sagen gekommen bin!» erklärte sie ihrem Freund.

«Daß du mich liebst!» entgegnete Ulrich etwas kleinlaut.

«Nein, daß dein Freund Arnheim deine Kusine betrügt; er spielt den Verliebten, aber er hat ganz andere Absichten!» Und Gerda erzählte ihm die Entdeckung ihres Papas.

Auf Ulrich machte diese Mitteilung in ihrer Einfachheit einen tiefen Eindruck. Er fühlte die Verpflichtung, Diotima zu warnen, die mit ausgebreitetem seelischen Gefieder in eine lächerliche Enttäuschung hineinsegelte. Denn trotz der boshaften Genugtuung, mit der er dieses Bild ausgestaltete, fühlte er, daß er Mitleid mit seiner schönen Kusine hatte. Mächtig überwogen wurde dieses aber von der herzlichen Anerkennung für Papa Fischel, und obgleich Ulrich nahe daran war, ihm großen Kummer zu bereiten, bewunderte er ehrlich seinen verlässlichen altmodischen, mit schönen Überzeugungen ausgeschmückten Geschäftsverstand, dem die einfachste Aufklärung der Geheimnisse eines neumodischen großen Geistes geglückt war.



Ulrichs Stimmung war dadurch sehr von den zarten Forderungen abgewichen, die Gerdas Anwesenheit an ihn stellte. Es wunderte ihn, daß er noch vor wenigen Tagen imstande gewesen sei, an die Möglichkeit zu denken, daß er diesem Mädchen sein Herz öffnen könnte; «die zweite Umwallung übersteigen,» dachte er «nennt Hans diese lästerliche Vorstellung zweier liebessüchtigen Engel!» und genoß in Gedanken, als strich er mit den Fingern darüber hin, die wundervoll glatte, harte Oberfläche der nüchternen Gestalt, die das Leben heutzutage durch die verständigen Bemühungen Leo Fischels und seiner Gesinnungsgenossen empfängt. So war der Satz «Dein Papa ist wundervoll!» das einzige, was er erwiderte.

Gerda, die von der Wichtigkeit ihrer Nachricht durchdrungen war, hatte anderes erwartet; sie wußte nicht, was sie von der Wirkung ihrer Mitteilung verlangte, aber ungefähr war es so wie der Augenblick, wenn in einem Orchester alle Instrumente blasen und schwingen, und die Gleichgültigkeit, die ihr Ulrich plötzlich entgegenzusetzen schien, erinnerte sie wieder schmerzlich daran, daß er sich immer ihr gegenüber zum Anwalt des Durchschnittlichen, Gewöhnlichen und Ernüchternden aufgeworfen habe. Denn hatte sie sich inzwischen eingeredet, daß dies bloß eine stachlige Form der Liebesannäherung bedeute, wofür sie in ihrer Mädchenseele ja selbst das Vorbild fand, so sagte ihr jetzt – «wo sie sich doch schon liebten», wie die etwas kindliche Formel dafür in ihrem Inneren lautete – eine verzweifelte warnende Klarheit, daß der Mann, dem sie alles hingebte, sie nicht ernst genug nehme. Von der Sicherheit, die sie gewonnen hatte, verlor sich darüber wieder ein guter Teil, aber andernteils war ihr dieses «Nicht ernst genommen werden» wunderbar angenehm; es nahm alle Anstrengungen fort, die das Verhältnis mit Hans zu seiner Aufrechterhaltung forderte, und wenn Ulrich ihren Vater lobte, so begriff sie zwar nicht, wie er dies tun könne, aber fühlte eine ungewisse Ordnung wieder hergestellt, die sie dadurch verletzt hatte, daß sie Papa Leo wegen Hansen kränkte. Dieses sanfte Gefühl einer etwas ungewöhnlichen Rückkehr in den Schoß der Familie, die sie durch ihren Fehltritt feierte, lenkte sie so sehr ab, daß sie Ulrichs Arm zarten Widerstand entgegengesetzte und zu ihrem Freund die Worte sprach: «Wir wollen uns zuerst menschlich zusammenfinden; das übrige wird sich schon noch ergeben!» Diese Worte entstammten einem Programm der «Tatgemeinschaft» und waren augenblicklich das letzte, was von Hans Sepp und seinem Kreise übrig blieb.

Ulrich aber hatte ihr seinen Arm wieder um die Schulter gelegt, weil er seit der Mitteilung über Arnheim fühlte, daß etwas Wichtiges vor ihm liege, aber zuvor dieses Beisammensein mit Gerda zu einem Ende geführt werden müsse. Er empfand nichts anderes dabei, als daß es außerordentlich unangenehm sei, alles das durchführen zu müssen, was dazu gehöre, und darum schlang er den zurückgewiesenen Arm sogleich noch einmal um sie, aber diesmal mit jener stummen Sprache, die ohne Gewalt und eindringlicher als Worte ankündigt, daß jeder weitere Widerstand vergeblich sei. Gerda fühlte die Männlichkeit, die aus diesem Arm auf sie wirkte, den Rücken hinab; sie hatte den Kopf gesenkt und blickte eigensinnig in ihren Schoß, als hielte sie dort wie in einer Schürze die Gedanken beisammen, durch deren Hilfe sie mit Ulrich «menschlich zusammenfinden» wolle, ehe das geschehen dürfe, was erst die Krönung sein sollte; aber es kam ihr vor, daß ihr Gesicht immer blöder und leerer werde, und wie eine leere Schale schwebte es schließlich empor und lag mit den Augen unter den Augen des Verführers.

Er beugte sich hinab und bedeckte es mit den rücksichtslosen Küssen, die das Fleisch in Bewegung setzen. Gerda stand willenlos auf und ließ sich führen. Es waren ungefähr zehn Schritte, die sie bis in Ulrichs Schlafzimmer zurückzulegen hatten, und das Mädchen stützte sich auf, wie ein schwer Verwundeter oder Kranker. Fremd kam ein Fuß vor den anderen, obgleich sie sich nicht schleppen ließ, sondern freiwillig ging. Eine solche Leere trotz solcher Erregung hatte

Gerda noch nicht erlebt; sie meinte, ihr Blut habe sie verlassen, es war ihr eiskalt, sie kam an einem Spiegel vorbei, der ihr Bild in viel zu großer Entfernung zu zeigen schien, trotzdem bemerkte sie darin, daß ihr Gesicht kupferrot war, mit blassen Flecken. Und plötzlich, so wie bei Unglücksfällen der Blick oft eine überempfindliche Aufnahmefähigkeit für alles Gleichzeitige hat, sah sie das geschlossene Männerschlafzimmer mit allen seinen Einzelheiten rings um sich. Es fiel ihr ein, daß sie mit mehr Klugheit und Berechnung vielleicht als Frau hätte hier einziehen können; es würde sie sehr glücklich gemacht haben, aber sie suchte nach Worten, um zu sagen, daß sie keinen Vorteil wolle, sondern nur sich schenken; diese Worte fand sie nicht, sagte zu sich: «Es muß sein!» und öffnete den Kragen ihres Kleides.

Ulrich hatte sie losgelassen; er brachte es nicht über sich, den zarten Beistand der Liebe beim Entkleiden zu leisten, stand abseits und warf seine eigenen Kleider ab. Gerda gewahrte den schlank aufgerichteten mächtigen Körper des Mannes in seinem Gleichgewicht von Gewalttätigkeit und Schönheit. Erschreckt wurde sie gewahr, daß sich ihr eigener Körper, obgleich sie noch in Unterkleidern dastand, mit einer Gänsehaut überzog. Wieder suchte sie nach Worten, die ihr helfen sollten; sie stand allzu jämmerlich da! Was sie sagen wollte, sollte Ulrich in der Weise zu ihrem Geliebten machen, die ihr vorschwebte, in einer unendlich süßen Auflösung, die zu erreichen man gar nicht tun mußte, was sie zu tun im Begriffe stand. Es war ebenso wundervoll wie undeutlich. Sie sah sich einen Augenblick lang mit ihm in einem grenzenlosen Feld von Kerzen stehen, die wie Reihen Stiefmütterchen im Boden staken und auf ein einziges Zeichen zu ihren Füßen aufflammten. Aber da sie kein Wort davon hervorbringen konnte, fühlte sie sich bestürzend häßlich und erbärmlich, ihre Arme zitterten, sie war nicht imstande, sich zu Ende zu entkleiden, und ihre blutlosen Lippen schlossen sich fest aneinander, um nicht unheimlich wortleere Bewegungen auszuführen.

Bei diesem Stand der Dinge trat Ulrich, der ihre Qual und die Gefahr bemerkte, daß alles zunichte werden könnte, was mit so viel Überwindung bis hierher gefördert worden war, auf sie zu und löste ihr Achselband. Gerda schlüpfte wie ein Knabe ins Bett. Ulrich sah einen Augenblick lang die Bewegung eines nackten jungen Menschen; es hatte mit Liebe nicht mehr zu tun wie das Aufblinken eines Fisches. Er glaubte zu erraten, daß Gerda sich entschlossen habe, ein Geschehnis so rasch wie möglich zu überstehen, das nicht mehr zu vermeiden war, und noch nie war es ihm so klar geworden wie in der Sekunde, wo er ihr folgte, wie sehr das leidenschaftliche Eindringen in einen fremden Körper eine Fortsetzung der kindischen Neigung für heimliche und verbrecherische Verstecke ist. Seine Hände stießen auf die noch immer von Angst gerauhte Haut des Mädchens, und er selbst fühlte sich erschreckt statt hingezogen. Er mochte diesen Körper nicht, der halb schon schlaff und halb noch unreif war; was er tat, kam ihm völlig sinnlos vor, und er würde am liebsten die Flucht aus dem Bett ergriffen haben, die zu verhindern er alles an Gedanken aufbieten mußte, was sich dazu eignete. So kam es, daß er sich in verzweifelter Eile alles einredete, was es heute an allgemeinen Gründen gibt, um sich ohne Ernst, ohne Glauben, ohne Rücksicht und ohne Befriedigung zu betragen; und er fand darin, daß er sich dem ohne Widerstand überließ, zwar nicht die Ergriffenheit der Liebe, wohl aber eine halb verrückte, an ein Gemetzel, einen Lustmord, oder wenn es das geben kann, einen Lustselbstmord erinnernde Ergriffenheit von den Dämonen der Leere, die hinter allen Bildern des Lebens zuhause sind.

Seine Lage erinnerte ihn mit einemmal durch einen unklaren Zusammenhang an seinen nächtlichen Kampf mit den Strolchen, und er wollte diesmal schneller sein, aber im gleichen Augenblick begann etwas Entsetzliches. Gerda hatte alles, was sie überhaupt in sich erreichen konnte, zu Willen gemacht und dazu verwendet, die schämliche Angst niederzuhalten, die sie

litt; es war ihr zumute, als sollte sie hingerichtet werden, und in dem Augenblick, wo sie Ulrich in ungewohnter Nacktheit neben sich spürte und von seinen Händen berührt wurde, schleuderte ihr Körper allen ihren Willen von sich. Irgendwo tief in ihrer Brust fühlte sie noch immer unsagbare Freundschaft, einen zitternd zarten Wunsch, Ulrich zu umarmen, sein Haar zu küssen, seiner Stimme mit ihren Lippen zu folgen, und hatte die Vorstellung, wenn sie sein wahres Wesen berühre, werde sie daran zergehen wie ein wenig Schnee in einer warmen Hand; aber das war ein Ulrich, der, wie gewöhnlich gekleidet, sich in den bekannten Räumen ihres Elternhauses bewegte, und nicht dieser nackte Mann, dessen Feindseligkeit sie erriet und der ihr Opfer nicht ernst nahm, obgleich er ihr keine Besinnung ließ. Und auf einmal bemerkte Gerda, daß sie schrie. Wie ein Wölkchen, wie eine Seifenblase hing ein Schrei in der Luft, und andere folgten ihm. Es waren kleine Schreie, aus der Brust gestoßen, als ringe sie mit etwas, ein Wimmern, aus dem sich helle I-Laute rundeten und lösten. Ihre Lippen krümmten sich beweglich und waren naß wie in tödlicher Wollust, sie wollte aufspringen, konnte sich aber nicht erheben. Ihre Augen gehorchten ihr nicht und führten Zeichen aus, die sie ihnen nicht erlaubt hatte. Gerda flehte um Schonung, wie es ein Kind tut, das eine Strafe empfangen soll oder zum Arzt geführt wird und keinen Schritt weiter tun kann, weil es völlig von Schreien zerrissen und gekrümmt wird. Sie hatte die Hände an die Brüste gezogen und bedrohte Ulrich mit den Nägeln, während sie ihre langen Schenkel krampfhaft zugreift. Diese Empörung ihres Körpers gegen sie selbst war schrecklich. Sie hatte ganz und gar das Gefühl von Theater dabei, aber saß auch allein und verlassen in dem dunklen Zuschauerraum und konnte nicht aufhalten, daß heftig und unter Schreien ihr Schicksal gespielt wurde, ja daß sie unwillkürlich mitspielte.

Ulrich starrte voll Grauen in die kleinen Pupillen der verschleierten Augen, aus denen der Blick merkwürdig steif hervorkam, und betrachtete entgeistert die seltsamen Bewegungen, in denen sich Wunsch und Verbot, Seele und Seelenlosigkeit in einer unausdrückbaren Weise verschränkten. Flüchtig fiel der Eindruck der blassen blonden Haut in sein Auge, mit den schwarzen Härchen, die dort, wo sie sich zu Flächen verdichteten, rot wurden. Es war ihm langsam klar geworden, daß er einen hysterischen Anfall vor sich habe, aber er wußte nicht, was er dagegen tun solle. Er fürchtete sich davor, daß die furchtbar peinigen Schreie noch lauter werden könnten. Er erinnerte sich, daß ein heftiges Anbrüllen imstande sein sollte, einen solchen Anfall zu brechen, vielleicht auch ein plötzlicher Schlag. Das ungreifbare Etwas an Vermeidlichkeit, das mit dem Entsetzlichen verbunden war, hieß ihn daran denken, daß ein jüngerer Mann vielleicht versuchen würde, noch weiter auf Gerda einzudringen. «Vielleicht käme man so darüber weg» dachte er. «Vielleicht darf man ihr gerade nicht nachgeben, nachdem sich die dumme Gans einmal zu weit eingelassen hat!» Er tat nichts davon, aber solche ärgerlichen Gedanken fuhren kreuz und quer, denn er flüsterte unwillkürlich und unaufhörlich Gerda tröstliche Worte zu, versprach, daß er ihr nichts tun werde, erklärte, daß ihr noch nichts geschehen sei, bat sie um Verzeihung, und diese im Grauen zusammengefeigte Wortspreu kam ihm so lächerlich und unwürdig vor, daß er sich dabei gegen die Versuchung wehren mußte, einfach einen Arm voll Polster zu nehmen und mit ihnen diesen Mund zu ersticken, dessen Laute nicht aufzuhalten waren.

Endlich ließ aber der Anfall von selbst nach, und der Körper beruhigte sich. Die Augen des Mädchens wurden feucht, es setzte sich im Bett auf, die kleinen Brüste hingen matt an seinem vom Bewußtsein noch nicht wieder beaufsichtigten Leib, und Ulrich fühlte aufatmend noch einmal die ganze Abneigung gegen das Unmenschliche, nur Körperliche des Erlebnisses, das er hatte überstehen müssen. Dann kehrte das gewöhnliche Bewußtsein in Gerda zurück; in ihren Augen öffnete sich etwas, so wie einer die Augen schon eine Weile aufgeschlagen hat, ehe er aus dem Schlaf erwacht, sie starrte noch eine Sekunde verständnislos geradeaus, dann bemerkte sie,

daß sie nackt dasitze, blickte Ulrich an, und das Blut schlug ihr in Wellen ins Gesicht zurück. Ulrich wußte nichts Besseres, als noch einmal alles zu wiederholen, was er ihr schon zugeflüstert hatte; er legte den Arm um ihre Schulter, zog sie tröstend an seine Brust und bat sie, sich nichts aus dem Geschehenen zu machen. Gerda war nun wieder in die Lage zurückgekehrt, in der sie von ihrem Anfall überrascht worden war, aber merkwürdig blaß und verlassen kam ihr alles vor; das aufgeschlagene Bett, ihr entblößter Körper in den Armen eines eifrig flüsternden Mannes und die Gefühle, die sie hierher geführt hatten: sie wußte wohl, was es bedeuten wollte, aber sie wußte auch, daß inzwischen etwas Gräßliches geschehen war, woran sie sich nur widerwillig und gedämpft erinnerte, und obgleich es ihr nicht entging, daß die Stimme Ulrichs jetzt zärtlicher klang, bezog sie das darauf, daß sie nun für ihn eine Kranke sei, und dachte, daß er sie krank gemacht habe, aber es kam ihr alles gleichgültig vor, und sie hatte keinen anderen Wunsch als, ohne ein Wort sagen zu müssen, nicht mehr da zu sein. Sie senkte den Kopf und drängte Ulrich von sich, tastete nach ihrem Hemd und zog es sich wie ein Kind über den Kopf oder wie ein Mensch, dem es auf sich nicht mehr ankommt. Ulrich half ihr dabei. Er zog ihr sogar selbst die Strümpfe über die Beine, und auch er hatte den Eindruck, ein Kind anzuziehen. Gerda wankte, als sie zum erstenmal wieder auf den Füßen stand. Ihre Erinnerung sagte ihr, mit welchen Gefühlen sie das Elternhaus verlassen hatte, in das sie nun zurückkehrte. Sie fühlte, daß sie die Probe nicht bestanden habe, und war tief unglücklich und beschämt. Sie erwiderte kein Wort auf alles, was Ulrich sagte. Ganz weit von allem Gegenwärtigen kam ihr ins Gedächtnis, daß er einmal im Scherz von sich den Ausspruch getan habe, die Einsamkeit verleite ihn zu Ausschreitungen. Sie war ihm nicht böse. Sie wollte bloß niemals wieder hören, was er sagte. Er erbot sich, einen Wagen zu holen, sie schüttelte nur den Kopf, zog den Hut über die verwirrten Haare und verließ ihn, ohne ihn anzusehen. Wie er sie fortgehen sah, ihren Schleier jetzt in der Hand, hatte Ulrich das Gefühl, wie ein Junge dabeizustehn; denn er hätte sie wohl in diesem Zustand nicht von sich lassen dürfen, aber es fiel ihm nichts ein, womit er sie zurückhalten konnte, und er selbst war, da er ihr helfen müssen, nur halb angekleidet, was auch dem Ernst, in dem er zurückblieb, etwas Unfertiges gab, als müßte er sich erst ganz ankleiden, um sich über das, was mit seiner Person zu geschehen habe, entscheiden zu können.

[<]

120

### Die Parallelaktion erregt Aufruhr

Als Walter die innere Stadt betrat, lag etwas in der Luft. Die Leute gingen nicht anders als sonst, und die Wagen und Bahnen fuhren wie immer; vielleicht war da oder dort eine ungewöhnliche Bewegung zu sehen, aber sie löste sich wieder auf, ehe man sie recht wahrnehmen konnte: trotzdem schien alles mit einem kleinen Merkzeichen versehen zu sein, dessen Spitze in eine bestimmte Richtung wies, und kaum war Walter einige Schritte gegangen, so fühlte er dieses Zeichen auch an sich. Er folgte der Richtung und hatte das Empfinden, daß der Beamte des Kunstdepartements, der er war, aber auch der kämpfende Maler und Musiker, ja sogar der gequälte Gatte Clarissens einer Person Platz machten, die sich in keinem dieser bestimmten Zustände befand; auch die Straßen gerieten mit ihrer Tätigkeit und ihren putzübersäten, großtuenden Häusern in einen ähnlichen «Vorzustand», wie er das bei sich nannte, denn es machte ungefähr den Eindruck einer kristallinen Form auf ihn, deren Flächen in einer Flüssigkeit

nachzugeben beginnen und in einen älteren Zustand zurückfallen. So altgesinnt er war, wenn es künftige Neuerungen abzulehnen galt, so gern war er bereit, für sich selbst das Gegenwärtige zu verurteilen, und die Auflösung der Ordnung, die er spürte, regte ihn günstig an. Die Menschen, denen er in großen Mengen begegnete, erinnerten ihn an seinen Traum; der Eindruck einer beweglichen Eile ging von ihnen aus, und eine Zusammengehörigkeit, die ihm weit ursprünglicher vorkam, als es die gewöhnliche, durch Verstand, Moral und kluge Sicherungen besorgte ist, machte eine freie, lockere Gemeinschaft aus ihnen. Er dachte an einen großen Blumenstrauß, von dem man die Bindfäden genommen hat, so daß er sich öffnet, ohne doch auseinander zu fallen; und er dachte an einen Körper, von dem man die Kleidung entfernt hat, so daß die lächelnde Nacktheit hervorkommt, die keine Worte hat, noch braucht. Als er aber, rascher ausschreitend, bald auf einen großen Trupp bereitgehaltener Polizei stieß, machte auch das keine Störung aus, und der Anblick entzückte ihn wie ein Feldlager, das den Alarm erwartet und mit seinen vielen roten Halskragen, abgessenen Reitern und der Bewegung einzelner Mannschaften, die ihr Einrücken oder Abgehen meldeten, seine Sinne kriegerisch aufregte.

Hinter dieser Absperrungslinie fiel Walter, obgleich sie sich noch nicht geschlossen hatte, sofort das dunklere Straßenbild auf; man sah fast keine Frauen auf den Wegen, und auch die bunten Uniformen müßiggängerischer Offiziere, die sonst diese Gassen belebten, schien die herrschende Ungewißheit eingeschluckt zu haben. Gleich ihm selbst strebten aber viele Leute stadteinwärts, und der Eindruck, den ihre Bewegung machte, war nun ein anderer; er erinnerte an Spreu und Abschnitzel, die ein starker Windstoß hinter sich her zieht. Er sah auch bald die ersten Gruppen, die sich aus ihnen bildeten und, wie es schien, nicht nur von Neugierde, sondern ebensosehr von der Unentschlossenheit zusammengehalten wurden, ob man dem ungewöhnlichen Reiz weiter folgen oder umkehren solle. Auf seine Fragen erhielt Walter verschiedene Antworten. Die einen, an die er sich wandte, erwiderten, daß eine große Kundgebung der Staatstreue im Gange sei, die anderen glaubten gehört zu haben, daß sich die Kundgebung gegen gewisse allzu betriebsame Patrioten richte, und ebenso geteilt waren die Meinungen in der Frage, ob die alle beherrschende Erregung eine Erregung des deutschen Volkes über die Nachgiebigkeit der Regierung sei, welche die slawischen Wünsche begünstige, was die meisten glaubten, oder ob die Erregung regierungsfreundlich sei und zu einem Aufmarsch aller gutgesinnten Kakanier gegen die unaufhörlichen Unruhen auffordere. Es waren Mitläufer wie er, und Walter erfuhr nichts, was er nicht schon in seinem Büro erzählen gehört hätte, aber ein Hang zu schwätzen, über den er nicht Herr wurde, hieß ihn immer weiter fragen. Und ob ihm die Leute, denen er sich anschloß, mitteilten, daß sie selbst nicht wüßten, was los sei, oder ob sie lachten und über ihre eigene Neugierde spotteten, so hörte er doch, je weiter er kam, desto einmütiger den ernststen Nachsatz, daß irgend etwas endlich einmal geschehen müsse, wenn sich auch niemand freiwillig bereit fand, ihm zu erklären, was. Und je weiter er auf diese Weise kam, desto öfter bemerkte er auf den Gesichtern, in die er blickte, etwas unvernünftig Überströmendes und über die Vernunft Wegströmendes, es schien wahrhaftig schon gleichgültig zu sein, was dort geschah, wohin es alle zog, und zu genügen, daß es etwas Ungewöhnliches sei, um sie außer sich zu bringen; und obwohl dieses «Außer sich geraten» nur in jenem abgeschwächten Wortsinn zu verstehen war, der eine sehr gewöhnliche leichte Erregung bedeutet, spürte man doch darin eine ferne Verwandtschaft mit vergessenen Zuständen der Verzückung und Verklärung, gleichsam eine wachsende unbewußte Bereitschaft, aus Kleidern und Haut zu fahren.

Und Walter ordnete sich, Vermutungen austauschend und Dinge redend, die wenig zu ihm paßten, den anderen ein, die sich aus abbröckelnden Gruppen Wartender und halbschlüssig Weitergehenden zu einem Zug formten, der sich gegen den vermuteten Schauplatz bewegte und ohne bestimmte Absicht zusehends an Dichte und innerer Kraft gewann. Aber noch hatten alle

diese Empfindungen etwas von Kaninchen, die um den Bau huschen und in jedem Augenblick bereit sind, darin zu verschwinden, als sich von der Spitze des ungeordneten Zugs, die man nicht sehen konnte, bis zu seinem Ende eine bestimmtere Erregung fortpflanzte. Ein Trupp Studenten oder anderer junger Leute, der bereits irgendwas getan hatte und «aus der Schlacht» kam, war dort zu der großen Menge gestoßen; man hörte etwas, das man nicht verstand, verstümmelte Botschaften und Wellen stummer Erregung liefen von vorne nach hinten, und die Leute empfanden, je nach ihrer Natur und nach dem, was sie auffaßten, Empörung oder Angst, Rauflust oder einen sittlichen Befehl und drängten nun in einem Zustand vorwärts, worin sie von solchen recht gewöhnlichen Vorstellungen geleitet wurden, die in jedem anders aussahen, aber trotz ihrer das Bewußtsein beherrschenden Stellung so wenig bedeuteten, daß sie sich zu einer allen gemeinsamen lebendigen Kraft vereinten, die mehr auf die Muskeln einwirkte als auf den Kopf. Auch Walter, der sich jetzt mitten im Zug befand, wurde davon angesteckt und geriet alsbald in eine aufgeregte und leere Verfassung, die mit dem Beginn eines Rausches Ähnlichkeit hatte. Man weiß nicht recht, wie diese Veränderung entsteht, die aus eigenwilligen Menschen in gewissen Augenblicken eine einwillige Masse macht, die der größten Überschwenglichkeit im Guten wie im Bösen fähig und der Überlegung unfähig ist, auch wenn die Menschen, aus denen sie besteht, zumeist ihr Leben lang nichts so gepflegt haben wie Maß und Besonnenheit. Wahrscheinlich springt die auf Entspannung drängende Erregung einer Menge, die keinen Ausweg für ihre Gefühle hat, auf jede Bahn über, die sich unversehens öffnet, und voraussichtlich werden es unter allen die Erregbarsten, Empfindlichsten und Widerstandsunfähigsten sein, das heißt aber auch die Extremen, zu plötzlicher Gewalttat oder rührseligem Edelmut Fähigen, die das Beispiel geben und den Weg öffnen; sie bedeuten in der Masse die Punkte des geringsten Widerstandes, aber der Schrei, der mehr durch sie hinausstößt, als daß er von ihnen ausgestoßen würde, der Stein, der ihnen in die Hand kommt, das Gefühl, in das sie ausbrechen, legen den Weg frei, auf dem die anderen, die ihre Erregung aneinander bis zur Unerträglichkeit gesteigert haben, besinnungslos nachdrängen, und sie geben den Handlungen ihrer Umgebung die Form der Massenhandlung, die von allen halb als Zwang und halb als Befreiung empfunden wird.

An diesen Erregungen, die man ebensogut schon an den Zuschauern jedes Wettkampfes oder den Zuhörern einer Rede beobachten kann, ist übrigens die Psychologie ihrer Entladung lange nicht so bedeutsam wie die Frage, aus welchen Ursachen die Bereitschaft zu ihnen entsteht, denn wäre der Sinn des Lebens in Ordnung, würde es auch seine Sinnlosigkeit sein und müßte nicht die Begleiterscheinungen des Schwachsinnigen haben. Das wußte nun Walter so gut wie nicht leicht ein anderer und hatte nicht wenig Verbesserungsvorschläge in sich, die dabei alle hervorkamen, so daß er sich mit einem schalen, üblen Gefühl fortwährend gegen die Mitgerissenheit wehrte, die ihn trotzdem begeisterte. In einem Augenblick sich lichtenden Bewußtseins dachte er dabei an Clarisse. «Gut, daß sie nicht hier ist,» dachte er «sie würde diesem Druck nicht standhalten!» Aber ein stechender Schmerz schloß ihn im selben Augenblick von der Fortsetzung dieses Gedankens aus; er hatte sich an den überaus deutlichen Eindruck des Wahnsinns erinnert, den sie auf ihn gemacht hatte. Er dachte «vielleicht bin ich selbst wahnsinnig, weil ich es so lange nicht bemerkt habe!» Er dachte «ich werde es bald sein, wenn ich immer mit ihr lebe!» Er dachte «ich glaube es nicht!» Er dachte «aber es ist ganz sicher!» Er dachte «ihr geliebtes Gesicht ist zwischen meinen Händen zu einer Fratze erstarrt!» Aber richtig konnte er alles das nicht mehr denken, denn Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit blendeten sein Bewußtsein. Er fühlte bloß, daß es trotz dieses Schmerzes unvergleichlich schöner sei, Clarisse zu lieben, als hier mitzulaufen, und drückte sich, der Angst ausweichend, tiefer in die Reihe hinein, worin er marschierte.

Auf einem anderen Wege als er hatte indessen Ulrich das Palais des Grafen Leinsdorf erreicht.

Als er ins Tor bog, stand in der Einfahrt ein Doppelposten, und im Hof lagerte ein starkes Polizeipikett. Se. Erlaucht begrüßte ihn gefaßt und zeigte sich bereits davon unterrichtet, daß er zum Ziel des Volksunwillens geworden sei. «Ich muß etwas zurücknehmen» sagte er. «Ich habe zu Ihnen einmal gesagt, daß man ziemlich sicher sein kann, wenn viele Leute für etwas sind, daß auch etwas Brauchbares daraus wird. Das hat natürlich Ausnahmen!»

Der Majordomus kam kurz nach Ulrich herauf und überbrachte die inzwischen unten eingelaufene Meldung, daß sich der Zug der Menge dem Palais näherte, woran seine umsichtige Besorgnis die Frage knüpfte, ob Tor und Fensterläden geschlossen werden sollten. Se. Erlaucht schüttelte das Haupt. «Was fällt Ihnen denn ein!» entschied er leutselig. «Darüber täten sich die nur freuen, weil es so aussehen möchte, als ob wir Angst hätten. Und außerdem sind ja alle die Wächter da, die uns die Polizei geschickt hat!» Zu Ulrich aber wandte er sich und sagte im Ton moralischer Kränkung: «Sollen sie uns nur die Fenster einschlagen! Ich hab es ja gesagt, daß bei den gescheiten Männern nichts herauskommen wird!» Ein tiefer Groll schien in ihm zu arbeiten, den er unter würdiger Ruhe verbarg.

Ulrich war ans Fenster getreten, als der Zug aufzog. An den Straßenrändern schritten Schutzleute mit und stoben Unbeteiligte wie eine Wolke aus dem Weg, die der geschlossene Marschtritt aufwirbelte. Weiterhin stand da und dort schon eingekeiltes Fuhrwerk fest, um das der gebieterische Strom in unabsehbaren schwarzen Wellen floß, auf denen man den aufgelösten Gischt der hellen Gesichter tanzen fühlte. Als die Spitze der Marschierenden des Palais ansichtig wurde, schien es, daß irgend ein Befehl die Schritte mäßige, eine Stauwelle lief nach hinten, die anrückenden Reihen keilten sich ineinander, und es entstand ein Bild, das einen Augenblick lang an einen Muskel erinnerte, der sich vor dem Schlag verdickt. Im nächsten Augenblick sauste dieser Schlag durch die Luft und sah wunderlich genug aus, denn er bestand aus einem Schrei der Entrüstung; von dem man früher die aufgerissenen Münder sah, als man den Laut hörte. Schlag um Schlag klappten die Gesichter in dem Augenblick auf, wo sie auf den Plan traten, und da das Geschrei der weiter Entfernten von dem der inzwischen nahe Gekommenen übertönt wurde, konnte man bei fern gerichtetem Blick dieses stumme Schauspiel sich immer wiederholen sehn.

«Der Rachen des Volks!» sagte Graf Leinsdorf, der für einen Augenblick hinter Ulrich getreten war, mit großem Ernst, als ob das ein so feststehendes Wort wäre wie das tägliche Brot. «Aber was schreien sie eigentlich? Ich kann es bei dem Lärm nicht verstehen.»

Ulrich meinte, daß sie hauptsächlich «Pfui!» schrien.

«Ja, aber ist noch etwas dabei?»

Ulrich sagte ihm nicht, daß unter den dunkel tanzenden Lauten des Pfui nicht selten der langgezogene helle Ruf «Nieder mit Leinsdorf!» zu hören «war; er glaubte sogar einigemale unter abwechselndem «Heil» auf Deutschland auch ein «Hoch Arnheim!» vernommen zu haben, war da aber selbst seiner Sache nicht sicher, weil das kräftige Fensterglas den Schall undeutlich machte.

Ulrich war sogleich, nachdem Gerda davongelaufen war, hieher gegangen, denn er fühlte das Bedürfnis, wenigstens Graf Leinsdorf mitzuteilen, was ihm zu Ohren gekommen war und Arnheim über Erwarten bloßstellte; aber er hatte davon bisher noch nichts über die Lippen gebracht. Er sah in die dunkle Bewegung unter dem Fenster, und eine Erinnerung an seine Offizierszeit erfüllte ihn mit Verachtung, denn er sagte zu sich: «Mit einer Kompagnie Soldaten würde man diesen Platz leerfegen!» Er sah es beinahe vor sich, als wären die drohenden Mäuler ein einziger geifernder Mund, in dessen Furchtbarkeit sich plötzlich der Schreck schlich; die Ränder wurden schlaff und verzagt, die Lippen sanken zögernd über die Zähne; und mit

einemmal verwandelte seine Phantasie die drohende schwarze Menge in stiebendes Hühnervolk, zwischen das der Hund gefahren ist! Das geschah in ihm, als ob sich alles Böse noch einmal hart zusammengekrampft hätte, aber die alte Genugtuung, das Zurückweichen des sittlich bewegten vor dem empfindungslos gewalttätigen Menschen zu beobachten, war wie immer eine zweischneidige Empfindung.

«Was haben Sie denn?» fragte Graf Leinsdorf, der hinter Ulrich hin und her ging und durch eine sonderbare Bewegung wirklich den Eindruck empfing, es habe sich dieser an einer scharfen Schneide wehgetan, wozu weit und breit keine Möglichkeit vorhanden war; und als er keine Antwort erhielt, blieb er stehen, schüttelte den Kopf und sagte: «Wir dürfen schließlich nicht vergessen, daß der hochherzige Entschluß, durch den Seine Majestät dem Volk ein gewisses Mitbestimmungsrecht in seinen Angelegenheiten geschenkt hat, noch nicht so lange her ist; da läßt es sich begreifen, daß noch nicht überall eine politische Reife eingetreten ist, wie sie des von höchster Seite großmütig entgegengebrachten Vertrauens in jeder Hinsicht würdig wäre! Ich glaube, daß ich das gleich in der ersten Sitzung gesagt habe!»

Bei dieser Anrede verzichtete Ulrich auf den Wunsch, Se. Erlaucht oder Diotima von den Ränken Arnheims zu verständigen; trotz aller Gegnerschaft fühlte er sich ihm näher verwandt als den anderen, und die Erinnerung, daß er selbst sich über Gerda hergemacht habe wie ein großer Hund über einen heulenden kleinen –: er wurde jetzt gewahr, daß sie ihn seither unaufhörlich gequält hatte, aber sie ließ darin nach, sobald er an die Niedertracht dachte, die sich Arnheim gegen Diotima herausnahm. Der Geschichte mit dem schreienden Körper, der zwei ungeduldig wartenden Seelen ein Theater vorgemacht hatte, konnte man, wenn man wollte, sogar eine komische Seite abgewinnen; und die Leute hier unten, auf die Ulrich noch immer gebannt hinabsah, ohne sich um Graf Leinsdorf zu kümmern, führten ja auch nur eine Komödie auf! Das war es, was ihn daran fesselte. Sie wollten ganz gewiß niemand angreifen und zerreißen, obgleich sie so aussahen. Sie zeigten sich überaus ernstlich erzürnt, aber das war nicht der Ernst, der feuernenden Gewehren entgegentreibt; es war nicht einmal der Ernst der Feuerwehr! «Nein, was sie treiben,» dachte er «ist eher eine kultische Handlung, ein geweihtes Spiel mit beleidigten tiefsten Empfindungen, irgend ein zivilisiert-unzivilisierter Rest von Gemeinschaftshandlungen, die der einzelne nicht bis ins letzte genau zu nehmen braucht!» Er beneidete sie. «Wie angenehm sind sie sogar jetzt noch, wo sie sich möglichst unangenehm zu machen suchen!» dachte er. Der Schutz vor Einsamkeit, den eine Menge gewährt, strahlte von unten herauf, und daß er selbst ohne ihn hier oben stehen mußte – was er einen Augenblick lang so lebhaft empfand, als sähe er sein Bild hinter Glas, wie es in die Hauswand gefügt war, von der Straße aus – kam ihm als der Ausdruck seines Schicksals vor. Dieses Schicksal, fühlte er, wäre ein besseres gewesen, wenn er jetzt in Zorn geraten oder an Graf Leinsdorfs Stelle die bereitgehaltene Wache alarmieren würde, um sich ein andermal mit den gleichen Leuten freundlich einzuzuwissen; denn wer mit seinen Zeitgenossen Karten spielt, handelt, streitet und Vergnügungen teilt, der darf gelegentlich auch auf sie schießen lassen, ohne daß dies aus der Art schlagen würde. Es gibt eine gewisse Verträglichkeit mit dem Leben, die jeden Menschen das Seine tun läßt, ohne sich um ihn zu kümmern, und unter der gleichen Bedingung jedem das Ihre antut: daran dachte Ulrich. Und das ist vielleicht eine etwas sonderbare Regel, aber nicht weniger sicher als ein Naturtrieb, denn von ihr geht offenbar die vertrauliche Witterung der menschlichen Wohlgeratenheit aus, und wer diese Fähigkeit des Kompromisses nicht hat, einsam, rücksichtslos und ernst ist, der beunruhigt die anderen in jener ungefährlichen, aber ekelerregenden Weise, wie es eine Raupe tut. Er fühlte sich in diesem Augenblick ganz von der tiefen Abneigung gegen die Unnatürlichkeit eines einsamen Menschen und seine Gedankenexperimente bedrückt, die der bewegte Anblick einer von natürlichen und gemeinsamen Empfindungen aufgewühlten Menge erregen kann.



Die Demonstration hatte inzwischen an Heftigkeit zugenommen. Graf Leinsdorf ging im Hintergrund des Zimmers aufgeregt hin und her und warf von Zeit zu Zeit einen Blick durch das zweite Fenster. Er schien sehr zu leiden, obgleich er es nicht zeigen wollte; seine hervorstehenden Augen staken wie zwei harte Steinkugeln in den weichen Furchen seines Gesichts, und die hinter dem Rücken verschränkten Arme dehnte er manchmal wie in schweren Anfechtungen. Plötzlich erkannte Ulrich, daß man ihn selbst, der dauernd am Fenster stand, für den Grafen halte. Aller Blicke zielten von unten in sein Gesicht, und Stöße wurden mit Nachdruck gegen ihn geschwungen. Wenige Schritte weiter, wo der Weg abbog und den Eindruck machte, in der Kulissee zu verschwinden, schminkten sich die meisten schon ab; es wäre unsinnig gewesen, ohne Zuschauer weiter zu drohen, und auf eine Weise, die ihnen ganz natürlich vorkam, verschwand im selben Augenblick die Erregung aus ihrem Gesicht, ja es gab nicht wenige, die lachten und sich fröhlich zeigten wie auf einem Ausflug. Und auch Ulrich, der das beobachtete, lachte, aber die, welche nachkamen, meinten, das sei der lachende Graf, und ihr Zorn steigerte sich furchtbar, und Ulrich lachte nun erst gar über das ganze Gesicht.

Aber plötzlich brach er mit Ekel ab. Und während sein Auge noch abwechselnd in die drohenden Mäuler und nach den heiteren Gesichtern sah und die Seele sich weigerte, diese Eindrücke weiterfort aufzunehmen, ging mit ihm eine seltsame Veränderung vor. «Ich kann dieses Leben nicht mehr mitmachen, und ich kann mich nicht mehr dagegen auflehnen!» fühlte er; aber zugleich fühlte er hinter sich das Zimmer, mit den großen Bildern an der Wand, dem langen Empireschreibtisch, den steifen Senkrechten der Klingelzüge und Fensterbehänge. Und das hatte nun selbst etwas von einer kleinen Bühne, an deren Ausschnitt er vorne stand, draußen zog das Geschehen auf der größeren Bühne vorbei, und diese beiden Bühnen hatten eine eigentümliche Art, sich ohne Rücksicht darauf, daß er zwischen ihnen stand, zu vereinen. Dann zog sich der Eindruck des Zimmers, das er hinter seinem Rücken wußte, zusammen und stülpte sich hinaus, wobei er durch ihn hindurch- oder wie etwas sehr Weiches rings um ihn vorbeiströmte. «Eine sonderbare räumliche Inversion!» dachte Ulrich. Die Menschen zogen hinter ihm vorbei, er war durch sie hindurch an ein Nichts gelangt; vielleicht zogen sie aber auch vor und hinter ihm dahin, und er wurde von ihnen umspült wie ein Stein von den veränderlich-gleichen Wellen des Baches: es war ein Vorgang, der sich nur halb begreifen ließ, und was Ulrich besonders daran auffiel, war das Glasige, Leere und Ruhselige des Zustands, worin er sich befand. «Kann man denn aus seinem Raum hinaus, in einen verborgenen zweiten?» dachte er, denn es war ihm geradeso zumute, als hätte ihn der Zufall durch eine geheime Verbindungstür geführt.

Er schüttelte diese Träume mit einer so heftigen Bewegung des ganzen Körpers ab, daß Graf Leinsdorf erstaunt stehen blieb. «Was haben Sie denn heute?!» fragte Se. Erlaucht. «Sie lassen sich das zu nahe gehn! Ich bleibe dabei: Wir müssen die Deutschen über die Nichtdeutschen gewinnen, ob es schmerzt oder nicht!» – Bei dieser Ansprache konnte Ulrich wenigstens wieder lächeln und sah das mit vielen Falten und Hügelu geprägte Gesicht des Grafen dankbar vor sich. Es gibt einen besonderen Augenblick, wenn man mit dem Flugzeug landet; der Boden tritt rund und üppig aus der kartenhaften Flachheit hervor, zu der er durch Stunden vermindert war, und die alte Bedeutung, welche die irdischen Dinge wieder erlangen, scheint aus dem Boden zu wachsen: daran sah sich Ulrich erinnert. Aber unbegreiflicherweise schoß ihm im selben Augenblick der Beschluß durch den Kopf, ein Verbrechen zu begehn, oder vielleicht war es auch nur ein gestaltloser Einfall, denn er verband gar keine Vorstellung damit. Möglich, daß es mit Moosbrugger zusammenhing, denn er würde gerne diesem Narren geholfen haben, den das Schicksal so zufällig mit ihm zusammengeführt hatte, wie zwei Menschen auf die gleiche Bank in einem Park zu sitzen kommen. Aber eigentlich fand er in diesem «Verbrechen» nur das Bedürfnis, sich auszuschließen oder das Leben, das man verträglich zwischen den anderen führt,

zu verlassen. Was man staats- oder menschenfeindliche Gesinnung nennt, dieses tausendfältig begründete und verdiente Gefühl, es entstand nicht, es wurde von nichts bewiesen, es war einfach da, und Ulrich erinnerte sich, daß es ihn durch sein ganzes Leben begleitet hatte, aber selten in solcher Stärke. Man darf wohl sagen, daß bisher bei allen Umwälzungen auf der Erde immer der geistige Mensch zu Schaden gekommen ist; sie beginnen mit dem Versprechen, eine neue Kultur herbeizuführen, räumen mit dem, was die Seele bis dahin erreicht hat, auf wie mit feindlichem Besitz und werden von der nächsten Umwälzung überholt, ehe sie die alte Höhe überschreiten konnten. So ist das, was man die Kulturperioden nennt, nichts als eine lange Reihe von Umkehrzeichen gescheiterter Unternehmungen, und der Gedanke, sich außer diese Reihe zu stellen, war für Ulrich nichts Neues! Neu daran waren nur die sich verstärkenden Merkmale eines Beschlusses, ja geradezu einer Tat, die schon im Entstehen zu sein schien. Er bemühte sich nicht im geringsten, dieser Vorstellung einen Inhalt zu geben; das Gefühl, nun werde nicht wieder etwas Allgemeines und Theoretisches folgen, wie er dessen schon müde war, sondern er müsse etwas Persönliches und Tätiges unternehmen, woran er mit Blut, Armen und Beinen teilhabe, füllte ihn für einige Augenblicke ganz aus. Er wußte, daß er in dem Augenblick dieses sonderbaren «Verbrechens», das sein Bewußtsein noch nicht erfaßt hatte, der Welt nicht mehr die Stirn bieten könnte, aber Gott weiß, warum das eine leidenschaftlich zärtliche Empfindung war; sie verband sich mit der wunderlichen Raumerinnerung der Vermischung des Geschehens vor und hinter den Fenstern, deren schwächeres Echo er in jedem Augenblick wieder wachrufen konnte, zu einem dunkel erregenden Verhältnis zur Welt, das Ulrich, wenn er Zeit gehabt hätte, darüber länger nachzudenken, vielleicht auf die sagenhafte Wollust der Helden geführt hätte, die von den Göttinnen, um die sie warben, verschlungen wurden.

Aber er wurde statt dessen von Graf Leinsdorf unterbrochen, der währenddem seinen eigenen Kampf ausgekämpft hatte. «Ich muß hier ausharren, um dieser Empörung die Stirn zu bieten,» begann Se. Erlaucht «darum kann ich nicht fort! Aber Sie, mein Lieber, müßten eigentlich jetzt so schnell wie möglich zu Ihrer Kusine gehen, ehe sie noch über die Vorgänge erschrickt und vielleicht einem unserer Journalisten eine Äußerung gibt, die augenblicklich nicht am Platz ist! Sagen Sie ihr vielleicht →» er dachte noch einmal nach, bevor er einen Beschluß faßte – «Ja, ich denke, Sie sagen ihr am besten: Jedes starke Heilmittel hat starke Wirkungen! Und sagen Sie ihr: Wer das Leben bessern will, darf sich in kritischen Lagen nicht scheuen, zu brennen oder zu schneiden!» Er dachte noch einmal nach; er sah dabei beunruhigend entschlossen aus, und sein Kinnbart stieg und senkte sich lotrecht, wenn er beinahe schon etwas sagte, es sich aber doch noch einmal überlegte. Aber schließlich brach etwas von seiner natürlichen Güte durch, und er fuhr fort: «Sie müssen ihr aber auch auseinandersetzen, daß sie sich gar nicht ängstigen soll! Man braucht sich vor den wilden Männern nämlich nie zu fürchten. Je mehr wirklich in ihnen steckt, desto eher bequemen sie sich den wirklichen Verhältnissen an, wenn man ihnen Gelegenheit dazu gibt. Ich weiß nicht, ob Ihnen das auch schon aufgefallen ist, aber es hat noch nie eine Opposition gegeben, die nicht aufgehört hätte, Opposition zu machen, wenn sie ans Ruder gekommen ist; das ist nämlich nicht bloß so, wie man glauben könnte, daß es sich von selbst versteht, sondern das ist etwas sehr Wichtiges, denn daraus entsteht, wenn ich mich so ausdrücken darf, das Tatsächliche, Verlässliche und Kontinuierliche in der Politik!»

[<]

## Die Aussprache

Als Ulrich bei Diotima eintraf, meldete ihm Rachel beim Öffnen, daß die gnädige Frau nicht zu Hause, aber Dr. Arnheim hier sei und auf sie warte. Ulrich erklärte, daß er eintreten wolle, ohne zu bemerken, daß bei seinem Anblick seiner reuigen kleinen Freundin das Blut ins Gesicht geschlagen war.

Auf der Straße flutete noch Unruhe hin und her, und Arnheim, der am Fenster gestanden hatte, kam ihm von dort entgegen, um ihn zu begrüßen. Der unerwartete Zufall dieses zögernd gesuchten Zusammentreffens belebte sein Gesicht, aber er wollte vorsichtig sein und fand nicht den gewünschten Anfang. Auch Ulrich konnte sich nicht entschließen, gleich mit den galizischen Öllagern zu beginnen, und so schwiegen die beiden Männer bald nach den ersten Begrüßungsworten und traten schließlich gemeinsam ans Fenster, wo sie stumm auf die Erregung in der Tiefe hinabsahen.

Nach einer Weile sagte Arnheim: «Ich kann Sie nicht verstehen; ist es nicht tausendmal wichtiger, sich mit dem Leben abzugeben, als zu schreiben?!»

«Ich schreibe ja nichts» erwiderte Ulrich knapp.

«Daran tun Sie recht!» – Arnheim paßte sich der Antwort an – «Das Schreiben ist, so wie die Perle, eine Krankheit. Sehen Sie –:» Er wies mit zweien seiner gepflegten Finger auf die Straße, eine Bewegung, die trotz ihrer Schnelligkeit ein wenig vom päpstlichen Segen an sich hatte. «Da kommen die Leute einzeln und in Rudeln, und von Zeit zu Zeit wird von innen ein Mund aufgerissen und schreit! Ein andermal würde der Mann schreiben; da haben Sie recht!»

«Aber Sie sind doch selbst ein berühmter Schriftsteller?!»

«Oh, das will nichts bedeuten!» – Aber nach dieser Antwort, die in liebenswürdiger Weise alles offen ließ, wandte sich Arnheim Ulrich zu, indem er sich ihm ausführlich in ganzer Breite zudrehte und, Brust an Brust vor ihm stehend, die Worte weit auseinanderlegend, sagte: «Darf ich Sie etwas fragen?»

Es war natürlich unmöglich, darauf nein zu sagen; aber da Ulrich unwillkürlich ein wenig abgerückt war, wirkte diese rhetorische Höflichkeit wie eine Seilschlinge, die ihn wieder heranholte. «Ich hoffe,» begann Arnheim «daß Sie unseren letzten kleinen Zusammenstoß nicht übel vermerkt, sondern der Teilnahme zugute gehalten haben, die ich Ihren Anschauungen entgegenbringe, auch wenn sie, was ja nicht selten geschieht, den meinen zu widersprechen scheinen. Dann darf ich Sie also fragen, ob Sie wirklich daran festhalten, daß – ich möchte es gerne zusammenfassend sagen: – daß man mit einem eingeschränkten Realgewissen leben soll? Drücke ich mich richtig aus?»

Das Lächeln, womit Ulrich antwortete, sagte: ich weiß es nicht und warte ab, was du noch sagen wirst.

«Sie haben von einem gleichsam in Schweben zu lassenden Leben gesprochen, nach der Art von Gleichnissen, die unentschieden zwischen zwei Welten zu Hause sind? Sie haben außerdem zu Ihrer Frau Kusine verschiedenes gesagt, was außerordentlich fesselnd ist. Es wäre sehr kränkend für mich, wenn Sie mich etwa für einen preußischen Geschäfts- Militaristen hielten, der für derlei kein Verständnis hat. Aber Sie sagen zum Beispiel, es sei nur der gleichgültige Teil unser selbst, woraus unsere Wirklichkeit und Geschichte entstehe; ich verstehe das etwa so, daß man die Formen und Typen des Geschehens erneuern müßte und daß es bis dahin Ihrer Meinung nach

einigermaßen gleichgültig sei, was gerade Hinz und Kunz widerfahre?»

«Ich meine,» schaltete Ulrich vorsichtig und widerstrebend ein «es erinnert an einen Stoff, der in tausenden Ballen technisch sehr vollendet erzeugt wird, aber nach alten Mustern, um deren Entwicklung sich niemand kümmert.»

«Mit anderen Worten,» fiel Arnheim ein «ich verstehe Ihre Behauptung so, daß der gegenwärtige, zweifellos unbefriedigende Weltzustand davon komme, daß die Führer glauben, Weltgeschichte machen zu müssen, statt alle Kraft des Menschen darauf zu richten, die Sphäre der Macht mit Ideen zu durchdringen. Man könnte es vielleicht noch richtiger mit einem Fabrikanten vergleichen, der darauf los produziert und sich nur nach dem Markt richtet, statt diesen zu regulieren! Sie sehen also, daß mich Ihre Gedanken sehr nahe berühren. Aber Sie müssen gerade deshalb verstehen, daß diese Gedanken auf mich als einen Mann, der unaufhörlich Entscheidungen treffen muß, von denen ausgedehnte Betriebe in Bewegung erhalten werden, mitunter auch geradezu ungeheuerlich wirken! Zum Beispiel, wenn Sie eben den Verzicht auf die Realbedeutung unseres Tuns fordern; auf den <vorläufig definitiven> Charakter unserer Handlungen, wie unser Freund Leinsdorf so entzückend sagt, dessenungeachtet man wirklich nicht ganz darauf verzichten kann!»

«Ich verlange gar nichts» sagte Ulrich.

«Oh, Sie verlangen wohl mehr! Sie verlangen das Bewußtsein des Versuchs!» Arnheim sagte es mit Lebhaftigkeit und Wärme. «Die verantwortlichen Führer sollen daran glauben, daß sie nicht Geschichte zu machen, sondern Versuchsprotokolle auszufüllen haben, die weiteren Versuchen zur Grundlage dienen können! Ich bin entzückt von diesem Einfall; aber wie sieht es zum Beispiel mit Kriegen und Revolutionen aus? Kann man die Toten wieder aufwecken, wenn der Versuch durchgeführt ist und vom Arbeitsplan abgesetzt wird?!»

Ulrich unterlag nun doch dem Reiz des Sprechens, der nicht viel anders zur Fortsetzung anstachelt wie der des Rauchens, und entgegnete, daß man wahrscheinlich alles, um es fördern zu können, in vollem Ernst anpacken müsse, auch wenn man wisse, daß fünfzig Jahre nach seiner Durchführung noch jeder Versuch der Mühe nicht wert war. Aber dieser <perforierte Ernst> sei auch sonst nichts Ungewöhnliches; man setze oft genug sein Leben im Spiel und für nichts ein. Psychologisch würde ein Leben auf Versuch also nichts Unmögliches bedeuten; was fehle, sei bloß der Wille, eine in gewissem Sinne unbegrenzte Verantwortung zu übernehmen. «Darin liegt der entscheidende Unterschied» schloß er. «Früher hat man gleichsam deduktiv empfunden, von bestimmten Voraussetzungen ausgehend, und diese Zeit ist vorbei; heute lebt man ohne leitende Idee, aber auch ohne das Verfahren einer bewußten Induktion, man versucht darauf los wie ein Affe!»

«Ausgezeichnet!» gab Arnheim freiwillig zu. «Aber nun verzeihen Sie mir noch eine letzte Frage: Sie empfinden, wie mir Ihre Kusine wiederholt gesagt hat, lebhaft Teilnahme für einen krankhaft-gefährlichen Menschen. Ich verstehe das, nebenbei bemerkt, sehr gut. Auch gibt es noch kein rechtes Verfahren mit solchen Leuten, und das Verhalten der menschlichen Gesellschaft ist ihnen gegenüber schändlich fahrlässig. Aber wie die Verhältnisse nun einmal liegen und nur die Wahl lassen, daß dieser Mensch entweder unschuldig getötet wird oder Unschuldige tötet: Würden Sie ihn in der Nacht vor seiner Hinrichtung ent schlüpfen lassen, wenn Sie die Macht dazu hätten?»

«Nein!» sagte Ulrich.

«Nein? Wirklich nein?!» fragte Arnheim, plötzlich sehr lebhaft.

«Ich weiß es nicht. Ich glaube nein. Ich könnte mich natürlich darauf ausreden, daß ich in einer falsch eingerichteten Welt gar nicht so handeln darf, wie es mir recht vorkommt; aber ich will Ihnen einfach zugeben, daß ich nicht weiß, was ich zu tun hätte.»

«Dieser Mann ist zweifellos unschädlich zu machen» sagte Arnheim nachdenklich. «Er ist aber in den Zeiten seiner Anfälle ein Sitz des Dämonischen, das in allen starken Jahrhunderten dem Göttlichen verwandt empfunden worden ist. Früher hätte man den Mann, wenn seine Anfälle kamen, in die Wüste geschickt; er würde dann vielleicht auch gemordet haben, aber in einer großen Vision, wie Abraham den Isaak schlachten wollte! Das ist es! Wir wissen heute nichts mehr damit anzufangen, und wir meinen nichts mehr ehrlich!»

Vielleicht hatte sich Arnheim zu diesen letzten Worten hinreißen lassen und wußte selbst nicht genau, was er damit sagen wollte; daß Ulrich nicht so viel «Seele und Torheit» aufbrachte, um die Frage, ob er Moosbrugger retten würde, ohne Hemmung zu bejahen, hatte seinen eigenen Ehrgeiz aufgestachelte. Aber Ulrich, obwohl er diese Wendung des Gesprächs fast als ein Zeichen empfand, das ihn unerwartet an seinen «Beschluß» im Leinsdorfschen Palais erinnerte, ärgerte sich über die verschwenderische Ausschmückung, die Arnheim dem Gedanken an Moosbrugger gab, und beides ließ ihn gespannt trocken fragen: «Würden Sie ihn befreien?»

«Nein» erwiderte Arnheim lächelnd; «aber ich wollte Ihnen einen anderen Vorschlag machen.» Und ohne ihm Zeit zum Widerstand zu lassen, fuhr er fort: «Ich will Ihnen schon lange diesen Vorschlag machen, damit Sie Ihr Mißtrauen gegen mich aufgeben, das mich, offen gestanden, kränkt; ich möchte Sie sogar für mich gewinnen! Haben Sie eine Vorstellung davon, wie ein großes Wirtschaftsunternehmen innen aussieht? Es hat zwei Spitzen: die Geschäftsleitung und den Verwaltungsrat; über diesen beiden gewöhnlich noch eine dritte, das Exekutivkomitee, wie Sie es hiezulande nennen, das aus Teilen von beiden besteht und täglich oder beinahe täglich zusammentritt. Der Verwaltungsrat ist selbstverständlich mit Vertrauensleuten der Aktienmajorität besetzt → Er gönnte Ulrich jetzt erst eine Pause, und sie war so, als prüfe er ihn, ob ihm nicht schon bisher etwas aufgefallen sei. «Ich sagte, die Aktienmajorität entsende ihre Vertrauensleute in Verwaltungsrat und Exekutivkomitee» half er nach: «Stellen Sie sich unter dieser Majorität etwas Bestimmtes vor?»

Ulrich tat es nicht; er besaß nur eine unbestimmte Sammelvorstellung vom Geldwesen, die Beamte, Schalter, Kupons und urkundenähnliche Papiere enthielt.

Arnheim half abermals nach. «Haben Sie schon jemals einen Verwaltungsrat gewählt? Sie haben es nie getan!» – setzte er gleich selbst hinzu – «Und es hätte auch keinen Sinn, daran zu denken, denn Sie werden nie die Aktienmajorität eines Unternehmens besitzen!» Er sagte das so bestimmt, daß sich Ulrich fast durch den Mangel einer so wichtigen Eigenschaft hätte beschämt fühlen können; und es war auch ein echt Arnheimscher Einfall, mit einem einzigen Schritt und ohne Mühe von den Dämonen zu den Verwaltungsräten überzugehen. Er fuhr lächelnd fort: «Ich habe Ihnen eine Person bisher nicht genannt, und es ist in gewissem Sinn die wichtigste! Ich habe <die Aktienmajorität> gesagt, das klingt wie eine harmlose Vielheit: dennoch ist das fast immer eine einzelne Person, ein ungenannter und der großen Öffentlichkeit unbekannter Hauptanteilbesitzer, der von jenen verdeckt wird, die er an seiner Statt vorschickt!»

Nun dämmerte es Ulrich natürlich, daß dies Dinge seien, von denen man jeden Tag in der Zeitung lesen könne; aber Arnheim verstand es immerhin, ihnen Spannung zu geben. Neugierig fragte er ihn, wer die Aktienmajorität der Lloyd-Bank besitze.

«Das weiß man nicht» erwiderte Arnheim ruhig. «Richtiger gesagt, Eingeweihte wissen es natürlich, aber es ist nicht üblich, davon zu sprechen. Lassen Sie mich lieber auf den Kern dieser

Dinge kommen: Überall, wo zwei solche Kräfte da sind, ein Auftraggeber auf der einen, eine Verwaltung auf der anderen Seite, entsteht von selbst die Erscheinung, daß jedes mögliche Mehrungsmittel ausgenutzt wird, ob es nun moralisch und schön ist oder nicht. Ich sage wirklich <von selbst>, denn diese Erscheinung ist in hohem Grade unabhängig vom Persönlichen. Der Auftraggeber kommt nicht unmittelbar in Berührung mit der Ausführung, und die Organe der Verwaltung sind dadurch gedeckt, daß sie nicht aus persönlichen Gründen, sondern als Beamte handeln. Dieses Verhältnis finden Sie heute allenthalben und durchaus nicht nur im Geldwesen. Sie können versichert sein, daß unser Freund Tuzzi in größter Gewissensruhe das Zeichen zu einem Krieg geben würde, selbst wenn er persönlich nicht einen alten Hund totschießen könnte, und ihren Freund Moosbrugger werden Tausende zum Tode befördern, weil sie es bis auf drei nicht mit leiblicher Hand zu tun brauchen! Durch diese zur Virtuosität ausgebildete <Indirektheit> wird heute das gute Gewissen jedes Einzelnen wie der ganzen Gesellschaft gesichert; der Knopf, auf den man drückt, ist immer weiß und schön, und was am anderen Ende der Leitung geschieht, geht andere Leute an, die für ihre Person wieder nicht drücken. Finden Sie es abscheuliche So lassen wir Tausende sterben oder vegetieren, bewegen Berge von Leid, richten damit aber auch etwas aus! Ich möchte beinahe behaupten, daß sich darin, in der Form der sozialen Arbeitsteilung, nichts anderes ausdrückt als die alte Zweiteilung des menschlichen Gewissens in gebilligten Zweck und in Kauf genommene Mittel, wenn auch in einer grandiosen und gefährlichen Weise.»

Ulrich hatte zu Arnheims Frage, ob er das verabscheue, die Achseln gezuckt. Die Teilung des moralischen Bewußtseins, von der Arnheim sprach, diese fürchterlichste Erscheinung des heutigen Lebens, hat es immer gegeben, aber sie ist zu ihrem grauenvollen guten Gewissen erst als eine Folge der allgemeinen Arbeitsteilung gelangt, und als solche besitzt sie auch etwas von deren großartiger Unvermeidlichkeit. Es widerstrebte Ulrich, sich schlechtweg über sie zu entrüsten, und erregte zum Trotz das komische und angenehme Gefühl in ihm, das eine Hundertkilometersgeschwindigkeit bereitet, wenn ein bestaubter Moralist am Wege steht und schimpft. Als Arnheim schwieg, sagte er darum zuerst: «Jede Form der Arbeitsteilung läßt sich entwickeln. Die Frage, die Sie mir stellen dürfen, ist also nicht, ob ich <abscheulich finde>, sondern ob ich glaube, daß man zu würdigeren Zuständen gelangen könne, ohne umkehren zu müssen!

«Ihre Generalinventur!» schaltete Arnheim ein. «Wir haben die Teilung der Tätigkeiten ausgezeichnet organisiert, dabei aber die Instanzen für die Zusammenfassung vernachlässigt; wir zerstören die Moral und die Seele fortwährend nach den neuesten Patenten und glauben sie mit den alten Hausmitteln der religiösen und philosophischen Überlieferung zusammenhalten zu können! Ich spotte nicht gerne in dieser Weise» verbesserte er sich «und halte Witz ganz allgemein für etwas sehr Zweideutiges; aber ich habe den Vorschlag, den Sie in unserer Gegenwart Graf Leinsdorf gemacht haben, daß man das Gewissen neu organisieren solle, auch niemals bloß für einen Scherz gehalten!»

«Es war einer» erwiderte Ulrich schroff. «Ich glaube nicht an die Möglichkeit. Eher bilde ich mir noch ein, daß der Teufel die europäische Welt aufgebaut hat und Gott seinen Konkurrenten zeigen lassen will, was er kann!»

«Eine hübsche Idee!» sagte Arnheim. «Aber warum haben Sie sich dann über mich geärgert, als ich Ihnen nicht glauben wollte?»

Ulrich antwortete nicht.

«Was Sie soeben sagten, steht auch in Widerspruch zu der sehr unternehmenden Äußerung über

das Verfahren, wie wir uns einem richtigen Leben nähern könnten, die Sie eine Weile früher getan haben» fuhr Arnheim still und hartnäckig fort. «Überhaupt fällt mir auf, ganz abgesehen davon, ob ich Ihnen im einzelnen zustimmen kann oder nicht, wie sehr sich in Ihnen tätige Neigungen und Gleichgültigkeit mischen.»

Als Ulrich auch darauf eine Antwort nicht nötig fand, sagte Arnheim so höflich, wie es einer Ungezogenheit gegenüber das Richtige ist: «Ich habe nur Ihre Aufmerksamkeit darauf lenken wollen, wie sehr man sich heute bei wirtschaftlichen Entscheidungen, von denen ohnehin beinahe alles abhängt, auch noch die moralische Verantwortung selbst zurechtlegen muß und wie fesselnd sie dadurch werden.» Es lag ein leichter werbender Nachdruck selbst in dieser zurechtweisenden Bescheidenheit.

«Verzeihen Sie» entgegnete Ulrich; «ich habe über Ihre Worte nachgedacht.» Und als täte er es noch, fügte er hinzu: «Ich wüßte gerne, ob Sie es auch für eine zeitgemäße Indirektheit und Bewußtseinsteilung halten, wenn man der Seele einer Frau mystische Gefühle einflößt, während man es für das Vernünftigste hält, ihrem Gatten ihren Körper zu überlassen?»

Arnheim verfärbte sich ein wenig bei diesen Worten, aber er verlor nicht die Beherrschung der Lage. Er erwiderte ruhig: «Ich weiß nicht mit Sicherheit, was Sie meinen. Aber wenn Sie von einer Frau sprechen würden, die Sie lieben, könnten Sie das nicht sagen, denn die Gestalt der Wirklichkeit ist immer reicher als die Linienführung der Grundsätze.» – Er war vom Fenster weggegangen und lud Ulrich zum Sitzen ein. «Sie geben sich nicht leicht gefangen!» – fuhr er in einem Ton fort, der sowohl von Anerkennung wie von Bedauern etwas hatte – «Aber ich weiß, daß ich für Sie mehr ein feindliches Prinzip als einen persönlichen Gegner bedeute. Und die, welche für ihre Person die erbittertsten Gegner des Kapitalismus sind, sind im Geschäft nicht selten seine besten Diener; ich darf mich sogar ein wenig selbst dazu rechnen, sonst würde ich mir nicht erlauben, Ihnen das zu sagen. Unbedingte und leidenschaftliche Menschen sind, wenn sie einmal die Notwendigkeit eines Zugeständnisses eingesehen haben, gewöhnlich seine begabtesten Verfechter. Ich will darum meinen Vorsatz unter allen Umständen zu Ende führen und schlage Ihnen vor: Treten Sie in die Unternehmungen meiner Firma ein.»

Er machte absichtlich nicht viel Aufhebens von diesem Vorschlag, im Gegenteil, er schien die billige Wirkung der Überraschung, deren er freilich sicher war, durch unbetontes und schnelles Sprechen mildern zu wollen; Ulrichs erstaunten Blick in keiner Weise erwidern, zählte er nun gleichsam die Einzelheiten auf, die dann zu erledigen wären, wenn das einträte, wozu er im Augenblick keineswegs persönlich Stellung nehmen wollte. «Sie würden natürlich anfangs nicht die Ausbildung haben,» sagte er sanft «um eine leitende Stellung übernehmen zu können, und wahrscheinlich hätten Sie dazu auch noch gar nicht Lust; ich würde Ihnen darum eine Stellung an meiner Seite anbieten, nennen wir sie Generalsekretär, eine Stellung, die ich eigens für Sie schaffen möchte. Ich hoffe, daß ich Sie damit nicht beleidige, denn ich denke mir diesen Posten durchaus nicht mit einem bestechenden Gehalt ausgestattet; wohl aber sollten Sie in Ihrer Tätigkeit die Möglichkeit finden, sich mit der Zeit jedes Einkommen zu verschaffen, das Ihnen wünschenswert erscheint, und ich bin überzeugt, daß Sie mich nach Ablauf eines Jahres ganz anders verstehen werden als jetzt.»

Als Arnheim diese Rede schloß, fühlte er doch, daß er erregt war. Eigentlich wunderte er sich in diesem Augenblick darüber, daß er Ulrich nun wirklich ein solches Angebot gemacht habe, durch dessen Zurückweisung er nur bloßgestellt werden konnte, ohne daß mit der Annahme ein erfreulicher Zweck verbunden war. Denn die Vorstellung, dieser vor ihm befindliche Mensch könne zu etwas imstande sein, was er selbst nicht zuwegebringe, war im Verlauf des Gesprächs

geschwunden, und das Bedürfnis, diesen Mann zu verführen und in seine Macht zu bringen, war unsinnig geworden, seitdem es sich Luft gemacht hatte. Daß er sich vor etwas gefürchtet hatte, was er dieses Mannes «Witz» nannte, erschien ihm unnatürlich. Er, Arnheim, war ein großer Herr, und für einen solchen hat das Leben einfach zu sein! Er verträgt sich mit allem anderen Großen, soweit ihm das erlaubt ist, lehnt sich nicht abenteuerlicherweise gegen alles auf und zieht nicht alles in Zweifel, das wäre gegen seine Natur; auf der anderen Seite aber gibt es natürlich die schönen und zweifelhaften Dinge, und man zieht so viel von ihnen heran, als es möglich ist. Noch nie glaubte Arnheim so stark wie in diesem Augenblick die Sicherheit der westlichen Kultur empfunden zu haben, die ein wundervolles Geflecht von Kräften und Hemmungen ist! Wenn Ulrich das nicht einsah, so war er nichts als ein Abenteurer, und daß er sich durch ihn beinahe zu dem Gedanken hatte verleiten lassen –: hier versagten aber Arnheim die Worte trotz ihrer stummen Verborgenheit; er brachte es nicht fertig, sich die Vorstellung deutlich ausgliedern zu lassen, daß er daran gedacht habe, Ulrich an Sohnes Statt an sich zu ziehen. Es wäre gar nicht viel dabei gewesen, ein Gedanke schließlich wie unzählige andere, die man nicht zu verantworten braucht, und wahrscheinlich von irgendeiner Lebenstrauer eingegeben, wie sie am Grunde jedes tätigen Lebens zurückbleibt, weil man nie das findet, womit man zufrieden ist; und vielleicht hatte er den Gedanken überhaupt nicht in dieser anfechtbaren Form gehabt, sondern nur etwas empfunden, dem man diese Form hätte geben können: trotzdem wollte er sich nicht daran erinnern und hatte bloß schreiend deutlich die Vorstellung im Kopf, wenn man Ulrichs Jahre von den seinen abziehe, bleibe kein so großer Unterschied übrig, und dahinter allerdings die schattenhaftere zweite, daß ihm Ulrich als Warnung vor Diotima dienen sollte! Er erinnerte sich, schon öfters sein Verhältnis zu Ulrich so empfunden zu haben wie einen Nebenkrater, an dem man die Unheimlichkeit der Vorgänge erkennt, die sich im Hauptkrater vorbereiten, und es beunruhigte ihn einigermaßen, daß es hier nun zum Ausbruch gekommen war, denn die Worte waren ausgeflossen und bahnten sich ihren Weg ins Leben. «Was soll geschehn,» fuhr es Arnheim durch den Kopf «wenn dieser Mensch annimmt?!» In solcher Weise näherten sich die gespannten Augenblicke ihrem Ende, in denen ein Arnheim auf die Entscheidung eines jüngeren Mannes warten mußte, dem er nur durch seine Einbildung Bedeutung geliehen hatte. Er saß sehr steif da, mit feindlich geöffneten Lippen, und dachte: «Es wird sich schon irgendwie regeln lassen, falls es sich nicht noch vermeiden läßt.»

Während Gefühl und Überlegung diesen Weg zurücklegten, stand jedoch die Lage nicht still, sondern es folgten Frage und Antwort geläufig aufeinander.

«Und welchen Eigenschaften» fragte Ulrich trocken «verdanke ich diesen Vorschlag, der kaufmännisch wohl kaum zu rechtfertigen ist?»

«Sie irren in dieser Frage immer wieder» entgegnete Arnheim. «Dort, wo ich stehe, sucht man die kaufmännische Rechtfertigung nicht in Heller und Pfennig; was ich an Ihnen verlieren könnte, spielt keine Rolle gegenüber dem, was ich zu gewinnen hoffe!»

«Sie machen mich aufs äußerste neugierig» meinte Ulrich; «daß ich ein Gewinn sein solle, wird mir sehr selten gesagt. Ein kleiner hätte ich vielleicht für meine Wissenschaft werden können, aber selbst da habe ich, wie Sie wissen, enttäuscht.»

«Darüber, daß Sie ungewöhnlich viel Verstand besitzen,» antwortete Arnheim (immer noch in dem Ton stiller Unerschütterlichkeit, an dem er äußerlich festhielt) «sind Sie mit sich selbst im reinen; das brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Aber es wäre sogar möglich, daß wir schärfere und verlässlichere Intelligenzen in unseren Betrieben hätten. Es ist dagegen Ihr Charakter, es sind Ihre menschlichen Eigenschaften, was ich aus bestimmten Gründen dauernd an meiner Seite haben



möchte.»

«Meine Eigenschaften?» Ulrich mußte lächeln. «Wissen Sie, daß mich meine Freunde einen Mann nennen, der keine Eigenschaften hat?»

Arnheim ließ sich eine kleine Gebärde der Ungeduld entschlüpfen, die ungefähr besagte: «Erzählen Sie mir nichts von sich, was ich längst besser weiß!» In diesem Zucken, das über sein Gesicht bis in die Schulter lief, setzte sich seine Unzufriedenheit durch, während die Worte noch nach Plan und Vorsatz weiterliefen. Ulrich fing diesen Ausdruck auf, und so leicht war er durch Arnheim zu reizen, daß er dem Gespräch nun doch die bisher vermiedene Wendung zu voller Offenheit gab. Sie waren indes wieder aufgestanden, er trat einige Schritte von seinem Gegenüber weg, um die Wirkung besser beobachten zu können, und sagte: «Sie haben mir so viele bedeutsame Fragen gestellt, daß auch ich etwas wissen möchte, ehe ich mich entscheide.» Und auf eine einladende Bewegung Arnheims fuhr er klar und sachlich fort: «Man hat mir erzählt, daß Ihre Teilnahme an allem, was mit der hier im Gang befindlichen <Aktion> zusammenhängt – und sowohl Frau Tuzzi wie meine Wenigkeit wären da nur ein Zusatz! – der Erwerbung von großen Teilen der galizischen Ölfelder dienen soll?»

Arnheim war, soviel man in dem schon schlecht gewordenen Licht sehen konnte, bleich geworden und ging langsam auf Ulrich zu. Dieser hatte den Eindruck, sich gegen eine Unhöflichkeit vorsehen zu müssen, und bedauerte, durch seine unvorsichtige Geradheit dem anderen die Möglichkeit gegeben zu haben, eine Fortsetzung des Gesprächs in dem Augenblick abzulehnen, wo sie ihm unangenehm werden mußte: Er sagte darum so liebenswürdig wie möglich: «Ich wünsche Sie natürlich nicht zu beleidigen, aber unsere Aussprache würde nie ihre volle Bedeutung gewinnen, wenn wir sie nicht rücksichtslos führten!»

Diese paar Worte und die Zeit für das kurze Stück Wegs genügten, um Arnheim seine Fassung wiederfinden zu lassen; er trat mit einer lächelnden Bewegung an Ulrich heran, legte ihm die Hand, ja eigentlich den Arm auf die Schulter und sagte vorwurfsvoll: «Wie können Sie einem solchen Börsengerücht aufsitzen!»

«Ich habe es nicht als Gerücht, sondern von jemand erfahren, der gut unterrichtet ist.»

«Ja, ich habe auch schon davon gehört, daß man das erzählt: wie konnten Sie es nur glauben! Natürlich bin ich nicht bloß zu meinem Vergnügen hier; ich kann es mir leider niemals erlauben, daß die Geschäfte ganz ruhen. Und ich will auch nicht leugnen, mit einigen Personen über diese Öllager gesprochen zu haben, wiewohl ich Sie bitten muß, über dieses Zugeständnis Schweigen zu bewahren. Aber alles das ist doch nicht das Wesentliche!»

«Meine Kusine» fuhr Ulrich fort «ahnt von Ihrem Petroleum nicht das geringste. Sie hat von ihrem Gatten den Auftrag empfangen, Sie ein wenig über den Zweck Ihres Aufenthaltes auszuhorchen, weil man Sie hier für eine Vertrauensperson des Zaren hält; aber ich bin überzeugt, daß sie diese diplomatische Mission nicht gut ausführt, denn sie ist sicher, einzig und allein selbst der Zweck Ihrer Anwesenheit zu sein!»

«Seien Sie doch nicht so undelikat!» Arnheims Arm gab Ulrichs Schulter eine freundschaftliche leichte Bewegung. «Nebenbedeutungen laufen vielleicht immer und überall mit; aber Sie haben soeben, trotz der vermeintlichen Satire, mit der ungezogenen Aufrichtigkeit eines Schuljungen darüber gesprochen!»

Dieser Arm auf seiner Schulter machte Ulrich unsicher. Es war eine lächerliche und unangenehme Empfindung, sich umarmt zu fühlen, ja man konnte sie geradezu jämmerlich nennen; aber Ulrich hatte lange Zeit keinen Freund besessen, und vielleicht war es darum auch

ein wenig verwirrend. Er würde diesen Arm gern abgestreift haben, und unwillkürlich bemühte er sich darum; aber Arnheim nahm die kleinen Zeichen von Unwillkommenheit wahr und mußte sich anstrengen, um das nicht merken zu lassen, und aus Höflichkeit, weil er Arnheims schwierige Lage mitfühlte, hielt Ulrich still und ertrug die Berührung, die nun immer sonderbarer auf ihn zu wirken begann, wie ein schweres Gewicht, das in einen locker aufgeschütteten Damm einsinkt und ihn entzweireißt. Diesen Wall von Einsamkeit hatte Ulrich, ohne daß er es wollte, um sich aufgerichtet, und nun drang durch eine Bresche das Leben ein, der Puls eines anderen Menschen, und es war ein dummes Gefühl, lächerlich, aber doch ein wenig aufregend.

Er dachte an Gerda. erinnerte sich, wie schon sein Jugendfreund Walter das Verlangen in ihm erregt hatte, einmal wieder und so zügellos ganz mit einem Menschen übereinstimmen zu können, als ob es in der weiten Welt keine anderen Unterschiede gäbe als die der Zu- und Abneigung. Jetzt, wo es zu spät war, stieg das Verlangen danach wieder in ihm auf, in silbernen Wellen, schien es, wie die Weite eines Stroms hinab die Wellen von Wasser, Luft und Licht zu einem einzigen Silber werden, und so betörend, daß er sich hüten mußte, dem nachzugeben und in seiner zweideutigen Lage ein Mißverständnis hervorzurufen. Aber als sich seine Muskeln steiften, erinnerte er sich, daß Bonadea zu ihm gesagt hatte: «Ulrich, du bist nicht schlecht, du machst dir bloß Schwierigkeiten, gut zu sein!» – Bonadea, die an jenem Tag so erstaunlich klug gewesen war und auch noch das gesagt hatte: «Im Traum denkst du doch auch nicht, da erlebst du!» Und er hatte gesagt: «Ich war ein Kind, so weich wie Luft in einer Mondnacht ...», und erinnerte sich jetzt, daß ihm dabei eigentlich ein anderes Bild vorgeschwebt hatte: die Spitze eines brennenden Magnesiumlichts; denn so wie diese sprühend zu Licht zerrissen wird, glaubte er sein Herz zu kennen, aber das war lange her, und er hatte sich nicht recht getraut, diesen Vergleich auszusprechen, und war dem anderen erlegen; überdies nicht im Gespräch mit Bonadea, sondern mit Diotima, wie ihm soeben einfiel. «Die Unterschiede des Lebens hegen an den Wurzeln sehr nahe beisammen», fühlte er und sah sich den Mann an, der ihm aus nicht sehr durchsichtigen Gründen angetragen hatte, sein Freund zu werden.

Arnheim hatte seinen Arm zurückgezogen. Sie standen jetzt wieder in der Fensternische, wo sie das Gespräch begonnen hatten; unten auf der Straße brannten bereits friedlich die Lampen, aber man spürte die auswirkende Bewegung der Vorgänge, die stattgefunden hatten. Zeitweilig kamen noch zusammengeballte Rudel von Menschen vorbei, sprachen hitzig, und dann und wann sprang auch noch ein Mund auf und stieß eine Drohung aus oder irgendein fackelndes «Huhuh!», dem Lachen folgte. Man empfing den Eindruck eines Zustands von Halbbewußtsein. Und im Licht dieser unruhigen Straße, zwischen den lotrecht herabfallenden Vorhängen, die das gedunkelte Bild des Zimmers umrahmten, sah er die Figur Arnheims und fühlte er seine eigene dastehen, zur Hälfte hell, zur Hälfte schwarz und von dieser Doppelbeleuchtung leidenschaftlich zugescharft. Ulrich erinnerte sich der Heilrufe auf Arnheim, die er gehört zu haben glaubte, und mochte jener mit diesen Vorgängen zusammenhängen oder nicht, in der cäsarischen Ruhe, die er, nachdenklich auf die Straße blickend, zur Schau trug, wirkte er wie die beherrschende Figur in diesem Augenblicksgemälde und schien seine eigene Gegenwart darin auch bei jedem Blick zu fühlen. Man begriff neben ihm, was Selbstbewußtsein heißt: Das Bewußtsein vermag nicht, das Wimmelnde, Leuchtende der Welt in Ordnung zu bringen, denn je schärfer es ist, desto grenzenloser wird, wenigstens vorläufig, die Welt; das Selbstbewußtsein aber tritt hinein wie ein Regisseur und macht eine künstliche Einheit des Glücks daraus. Ulrich beneidete diesen Mann um sein Glück. Es schien ihm in diesem Augenblick nichts leichter zu sein, als an ihm ein Verbrechen zu begehen, denn mit seinem Bedürfnis nach Bildhaftigkeit lockte dieser Mann auch diese alten Texte auf die Szene! «Nimm einen Dolch und erfülle sein Schicksal!»: Ulrich hatte diese Worte ganz mit schlechtem schauspielerischen Tonfall im Ohr, aber unwillkürlich richtete

er es so ein, daß er mit dem halben Körper hinter Arnheim zu stehen kam. Er sah die dunkle, breite Fläche des Halses und der Schultern vor sich. Namentlich der Hals reizte ihn. Seine Hand suchte in den Taschen der rechten Körperseite nach dem Federmesser. Er hob sich auf die Fußspitzen und senkte seinen Blick an Arnheim vorbei noch einmal in die Straße. Im Halbdunkel draußen wurden die Menschen wie Sand von einer Welle angeschleppt, die ihre Körper bewegte. Irgend etwas mußte ja wohl aus dieser Kundgebung folgen, und so schickte die Zukunft eine Welle voraus, und es fand eine Art überpersönlicher schöpferischer Durchdringung der Menschen statt, aber es war wie immer eine höchst ungenaue und fahrlässige: so ähnlich empfand Ulrich, was er sah, und wurde eine kurze Weile davon festgehalten, aber er war es bis zu Ekelgefühlen müde, daran Kritik zu üben. Er ließ sich vorsichtig wieder auf die Sohlen sinken, schämte sich der Gedankenspielerei, die ihn diesen Weg vorher in entgegengesetzter Richtung hatte zurücklegen lassen, ohne das aber sonderlich wichtig zu nehmen, und fühlte eine große Verlockung, Arnheim auf die Schulter zu tippen und ihm zu sagen: «Ich danke Ihnen, ich habe es satt, ich will etwas Neues versuchen, und ich nehme Ihren Vorschlag an!»

Da Ulrich aber auch das nicht wirklich tat, kamen die beiden Männer über die Antwort auf Arnheims Anfrage hinweg. Arnheim nahm das Gespräch an einer früheren Stelle wieder auf: «Besuchen Sie manchmal den Film? Sie sollten es tun!» sagte er. «Vielleicht hat er in seiner gegenwärtigen Form noch keine ganz große Zukunft, aber lassen Sie sich erst größere kommerzielle Interessen – etwa elektrochemische oder solche der Farbenindustrie – damit verknüpfen, so werden Sie in einigen Jahrzehnten eine Entwicklung sehn, die durch nichts aufzuhalten ist. Dann setzt der Vorgang ein, wo jedes Mehrungs- und Steigerungsmittel herhalten muß, und was immer unsere Dichter oder Ästhetiker sich einbilden werden, entstehen wird eine Kunst der A. E. G. oder der Deutschen Farbwerke. Es ist entsetzlich, mein Lieber! Schreiben Sie? Nein, ich habe Sie das bereits vorhin gefragt. Aber warum schreiben Sie nicht? Sie haben recht. Der künftige Dichter und Philosoph wird über das Laufbrett der Journalistik kommen! Ist Ihnen noch nicht aufgefallen, daß unsere Journalisten immer besser und unsere Dichter immer schlechter werden? Ohne Frage ist das eine gesetzmäßige Entwicklung; es ist etwas im Gange, und ich bin auch gar nicht im Zweifel, was das ist: das Zeitalter der großen Individualitäten geht zu Ende!» Er beugte sich vor. «Ich kann nicht ausnehmen, welches Gesicht Sie dazu machen; ich habe schlechtes Büchsenlicht!» Er lachte ein wenig. «Sie haben eine Generalinventur des Geistes gefordert: Glauben Sie daran? Glauben Sie denn, daß das Leben vom Geist regulierbar ist?! Sie haben natürlich nein gesagt: Aber ich glaube Ihnen nicht, denn Sie sind ein Mensch, der den Teufel umarmen würde, weil er der Mann ohnegleichen ist!»

«Woraus ist das?» fragte Ulrich.

«Aus der unterdrückten Vorrede zu den Räubern.»

«Natürlich aus der unterdrückten,» dachte Ulrich «wie denn aus einer gewöhnlichen!»

«Geister, die das abscheuliche Laster reizet, um der Größe willen, die ihm anhängt» zitierte Arnheim aus seinem umfassenden Gedächtnis weiter. Er fühlte, daß er wieder Herr der Lage sei und Ulrich, aus welchen Gründen immer, nachgegeben habe; es war nicht mehr feindliche Härte neben ihm, man brauchte auch nicht mehr von dem Antrag zu sprechen, das war in einer glücklichen Weise vorbeigegangen; aber so wie ein Ringkämpfer das Ermatten des Gegners errät und da sein ganzes Gewicht einsetzt, fühlte er das Bedürfnis, die volle Schwere jenes Antrags nachwirken zu lassen, und fuhr fort: «Ich glaube, daß Sie mich jetzt besser verstehen werden als anfangs. Ich gestehe Ihnen also offen, daß ich mich zuweilen allein fühle. Wenn die Leute «neu» sind, denken sie zu wirtschaftlich; wenn die Wirtschaftsfamilien aber die zweite oder dritte

Generation bilden, verlieren sie die Phantasie. Sie bringen dann nur noch einwandfreie Verwalter hervor, Schlösser, Jagden, Offiziere und adelige Schwiegersöhne. Ich kenne diese Leute in der ganzen Welt; es sind kluge und feine Menschen darunter, aber sie sind nicht fähig, auch nur einen Gedanken hervorzubringen, der mit diesem letzten Unruhig-, Unabhängig- und vielleicht Unglücklichsein zusammenhängt, das ich durch das Schillerzitat gekennzeichnet habe.»

«Ich kann leider das Gespräch nicht fortsetzen» erwiderte Ulrich. «Frau Tuzzi dürfte den Wiedereintritt der Ruhe in einem befreundeten Haus abwarten, aber ich muß fort, Sie trauen mir also zu, daß ich, ohne von Wirtschaft etwas zu verstehen, diese Unruhe besitze, die ihr so förderlich ist, indem sie ihr das allzu Wirtschaftliche nimmt?» Er hatte Licht gemacht, um sich zu verabschieden, und wartete auf Antwort. Arnheim legte ihm in majestätischer Freundlichkeit den Arm auf die Schulter, eine Gebärde, die sich nun schon bewährt zu haben schien, und erwiderte: «Verzeihen Sie mir, wenn ich vielleicht etwas viel gesagt habe, es war eine Stimmung der Einsamkeit! Die Wirtschaft kommt zur Macht, und was fangen wir mit der Macht an, fragt man sich manchmal! Nehmen Sie es mir nicht übel!»

«Aber im Gegenteil!» versicherte Ulrich. «Ich habe mir vorgenommen, Ihren Vorschlag ernst zu überlegen!» – Er sagte das schnell, und man konnte diese Hast als Erregung deuten. Darum blieb Arnheim, der noch auf Diotima wartete, etwas verduzt zurück und fürchtete, daß es gar nicht so einfach sein werde, Ulrich auf eine ehrenvolle Weise von diesem Vorschlag wieder abzubringen.

[<]

122

## Heimweg

Ulrich ging zu Fuß nach Hause. Es war eine schöne, aber dunkle Nacht. Die Häuser bildeten hoch und geschlossen den sonderbaren oben offenen Raum Straße, über dem in der Luft irgend etwas, Finsternis, Wind oder Wolken, vor sich ging. Der Weg war so menschenleer, als ob die frühere Unruhe nun einen tiefen Schlummer hinterlassen hätte. Wenn Ulrich einem Fußgänger begegnete, so kam der Schall der Schritte durch lange Zeit allein auf ihn zu wie eine gewichtige Anmeldung. Man konnte das Gefühl von Geschehen haben in dieser Nacht wie in einem Theater. Man fühlte, daß man eine Erscheinung in dieser Welt war; etwas, das größer wirkt, als es ist; das hallt und, wenn es an beleuchteten Flächen vorbeikommt, seinen Schatten zur Begleitung hat wie einen mächtig zuckenden Narren, der sich aufrichtet und im nächsten Augenblick wieder demütig an die Fersen kriecht. «Wie glücklich kann man sein!» dachte er.

Er durchschritt einen Torbogen in einem etwa zehn Schritte lang neben der Straße laufenden steinernen Gang, der von ihr durch dicke Gewölbepfeiler getrennt war; Dunkelheit sprang aus Ecken, Überfall und Totschlag fackelten in dem halberleuchteten Durchlaß: heftiges, altertümlich und blutig feierliches Glück faßte die Seele an. Vielleicht war dies zu viel; Ulrich stellte sich plötzlich vor, mit wieviel Selbstgenuß und innerer «Regie» Arnheim jetzt an seiner Stelle hier gehen würde. Er hatte keine Freude mehr an seinem Schatten und Hall, und die geisternde Musik in den Mauern war erloschen. Er wußte, daß er Arnheims Antrag nicht annehmen werde; aber er kam sich jetzt nur noch wie ein durch die Galerie des Lebens irrendes Gespenst vor, das voll Bestürzung den Rahmen nicht finden kann, in den es hineinschlüpfen soll, und war ordentlich froh, als sein Weg bald in eine weniger drückende und großartige Gegend gelangte.

Breite Straßen und Plätze öffneten sich dunkel, und gewöhnliche Häuser, mit Lichtstockwerken friedlich bestirnt, hatten weiter nichts Zauberhaftes an sich. Ins Freie tretend, nahm er von diesem Frieden Witterung, und ohne daß er recht wußte warum, erinnerte er sich an einige Kinderbildnisse, die er vor einiger Zeit wiedergesehen hatte: sie zeigten ihn in Gesellschaft seiner früh verstorbenen Mutter, und mit Fremdheit hatte er auf ihnen einen kleinen Knaben erblickt, den eine altmodisch gekleidete, schöne Frau glücklich anlächelte. Die äußerst eindringliche Vorstellung eines braven, liebevollen, klugen kleinen Jungen, die man sich von ihm gemacht hatte; Hoffnungen, die ganz und gar noch nicht seine eigenen waren; ungewisse Erwartungen einer ehrenvollen erwünschten Zukunft, die wie die offenen Flügel eines goldenen Netzes nach ihm langten –: obgleich alles das seinerzeit unsichtbar gewesen war, hatte es sich nach Jahrzehnten doch sehr deutlich den alten Platten ablesen lassen, und mitten aus dieser sichtbaren Unsichtbarkeit, die so leicht hätte Wirklichkeit werden können, blickte ihm sein weiches, leeres Kindergesicht mit dem etwas verstörten Ausdruck des Stillhaltens entgegen. Er hatte keine Spur von Neigung für diesen Knaben gefühlt, und wenn er auch auf seine schöne Mutter einigen Stolz setzte, hatte das Ganze doch vor allem den Eindruck auf ihn gemacht, einem großen Schreck entronnen zu sein.

Wer diesen Eindruck erlebt hat, daß ihm seine Person, in einen gewordenen Augenblick der Selbstzufriedenheit gehüllt, aus alten Bildern entgegenblickte, als wäre ein Bindemittel ausgetrocknet oder abgefallen, wird das Gefühl verstehen, mit dem er sich die Frage vorlegte, wie dieses Bindemittel denn eigentlich beschaffen sei, daß es bei anderen nicht versage. Er befand sich nun in einer der Baumanlagen, die als ein unterbrochener Ring der Linie folgen, wo früher die Wälle waren, und hätte sie mit wenigen Schritten durchqueren können, aber der große Streif Himmels, der sich der Länge nach über den Bäumen dehnte, verlockte ihn, abzubiegen und seiner Richtung zu folgen, wobei er sich dem überaus privat wirkenden Lichterkranz, der die winterlichen Anlagen, die er durchschritt, himmlisch zurückgezogen umschwebte, immerfort zu nähern schien, ohne ihm näher zu kommen. «Es ist eine Art perspektivischer Verkürzung des Verstandes,» sagte er sich «was diesen allabendlichen Frieden zustandebringt, der in seiner Erstreckung von einem zum andern Tag das dauernde Gefühl eines mit sich selbst einverstandenen Lebens ergibt. Denn der Menge nach ist es ja bei weitem nicht die Hauptvoraussetzung des Glücks, Widersprüche zu lösen, sondern sie verschwinden zu machen, wie sich in einer langen Allee die Lücken schließen, und so, wie sich allenthalben die sichtbaren Verhältnisse für das Auge verschieben, daß ein von ihm beherrschtes Bild entsteht, worin das Dringende und Nahe groß erscheint, weiter weg aber selbst das Ungeheuerliche klein, Lücken sich schließen und endlich das Ganze eine ordentliche glatte Rundung erfährt, tun es eben auch die unsichtbaren Verhältnisse und werden von Verstand und Gefühl derart verschoben, daß unbewußt etwas entsteht, worin man sich Herr im Hause fühlt. Diese Leistung ist es also,» sagte sich Ulrich «die ich nicht in wünschenswerter Weise vollbringe.»

Er blieb einen Augenblick vor einer breiten Pfütze stehen, die seinen Weg sperrte. Vielleicht war es diese Lache zu seinen Füßen, und vielleicht waren es auch die besenkahlen Bäume zu seinen Seiten, was in diesem Augenblick plötzlich Straße und Dorf hervorzauberte und die zwischen Erfüllung und Vergeblichkeit liegende Eintönigkeit der Seele in ihm weckte, die dem Land eigentümlich ist und ihn seit jener ersten «Reise-Flucht» in seiner Jugend mehr als einmal zu einer Wiederholung gelockt hatte. «Es wird alles so einfach!» fühlte er. «Die Gefühle schläfern; die Gedanken lösen sich voneinander wie Wolken nach bösem Wetter, und mit einemmal bricht ein leerer schöner Himmel aus der Seele! Nun mag angesichts dieses Himmels eine Kuh mitten am Weg strahlen: es ist eine Eindringlichkeit des Geschehens, als ob sonst nichts auf der Welt wäre! Eine Wolke mag, hindurchwandernd, das gleiche über der ganzen Gegend tun: das Gras

wird dunkel, und eine Weile später blitzt das Gras ringsum vor Nässe, sonst ist nichts geschehn, aber das ist eine Fahrt wie von einer Küste eines Meeres zur andern! Ein alter Mann verliert seinen letzten Zahn: und dieses kleine Ereignis bedeutet einen Einschnitt im Leben aller seiner Nachbarn, woran sie ihre Erinnerungen knüpfen können! Und so singen die Vögel alle Abende um das Dorf und immer in der gleichen Weise, wenn hinter der sinkenden Sonne die Stille kommt, aber es ist jedesmal ein neues Ereignis, als wäre die Welt noch keine sieben Tage alt! Am Land kommen die Götter noch zu den Menschen,» dachte er «man ist jemand und erlebt etwas, aber in der Stadt, wo es tausendmal so viel Erlebnisse gibt, ist man nicht mehr imstande, sie in Beziehung zu sich zu bringen: und so beginnt ja wohl das berüchtigte Abstraktwerden des Lebens.»

Aber indem er das dachte, wußte er auch, daß es die Macht des Menschen tausendfach ausdehnt, und wenn es selbst im einzelnen ihn zehnfach verdünnt, ihn im ganzen noch hundertfach vergrößert, und ein Rücktausch kam für ihn nicht ernsthaft in Frage. Und als einer jener scheinbar abseitigen und abstrakten Gedanken, die in seinem Leben oft so unmittelbare Bedeutung gewannen, fiel ihm ein, daß das Gesetz dieses Lebens, nach dem man sich, überlastet und von Einfalt träumend, sehnt, kein anderes sei als das der erzählerischen Ordnung! Jener einfachen Ordnung, die darin besteht, daß man sagen kann: «Als das geschehen war, hat sich jenes ereignet!» Es ist die einfache Reihenfolge, die Abbildung der überwältigenden Mannigfaltigkeit des Lebens in einer eindimensionalen, wie ein Mathematiker sagen würde, was uns beruhigt; die Aufreihung alles dessen, was in Raum und Zeit geschehen ist, auf einen Faden, eben jenen berühmten «Faden der Erzählung», aus dem nun also auch der Lebensfaden besteht. Wohl dem, der sagen kann «als», «ehe» und «nachdem»! Es mag ihm Schlechtes widerfahren sein, oder er mag sich in Schmerzen gewunden haben: sobald er imstande ist, die Ereignisse in der Reihenfolge ihres zeitlichen Ablaufes wiederzugeben, wird ihm so wohl, als schiene ihm die Sonne auf den Magen. Das ist es, was sich der Roman künstlich zunutze gemacht hat: der Wanderer mag bei strömendem Regen die Landstraße reiten oder bei zwanzig Grad Kälte mit den Füßen im Schnee knirschen, dem Leser wird behaglich zumute, und das wäre schwer zu begreifen, wenn dieser ewige Kunstgriff der Epik, mit dem schon die Kinderfrauen ihre Kleinen beruhigen, diese bewährteste «perspektivische Verkürzung des Verstandes» nicht schon zum Leben selbst gehörte. Die meisten Menschen sind im Grundverhältnis zu sich selbst Erzähler. Sie lieben nicht die Lyrik, oder nur für Augenblicke, und wenn in den Faden des Lebens auch ein wenig «weil» und «damit» hineingeknüpft wird, so verabscheuen sie doch alle Besinnung, die darüber hinausgreift: sie lieben das ordentliche Nacheinander von Tatsachen, weil es einer Notwendigkeit gleichsieht, und fühlen sich durch den Eindruck, daß ihr Leben einen «Lauf» habe, irgendwie im Chaos geborgen. Und Ulrich bemerkte nun, daß ihm dieses primitive Epische abhanden gekommen sei, woran das private Leben noch festhält, obgleich öffentlich alles schon unerzählerisch geworden ist und nicht einem «Faden» mehr folgt, sondern sich in einer unendlich verwobenen Fläche ausbreitet.

Als er sich mit dieser Erkenntnis wieder in Bewegung setzte, erinnerte er sich allerdings, daß Goethe in einer Kunstbetrachtung geschrieben hat: «Der Mensch ist kein lehrendes, er ist ein lebendes, handelndes und wirkendes Wesen!» Er zuckte respektvoll die Achseln. «Höchstens so, wie ein Schauspieler das Bewußtsein für Kulisse und Schminke verliert und zu handeln meint, darf der Mensch heute den unsicheren Hintergrund von Lehre vergessen, von dem alle seine Tätigkeiten abhängen!» dachte er. Aber dieser Gedanke an Goethe war wohl ein wenig mit dem an Arnheim vermischt gewesen, der jenen beständig als Eidhelfer mißbrauchte, denn Ulrich fühlte sich im gleichen Augenblick unangenehm an die ungewöhnliche Unsicherheit erinnert, die der Arm dieses Mannes in ihm erweckt hatte, als er auf seiner Schulter lag. Er war inzwischen

unter den Bäumen hervor an den Rand des Straßenzuges gekommen und suchte nach einem Weg, der ihn in die Richtung seiner Wohnung leiten sollte. Nach den Namen der Gassen spähend, wäre er aber beinahe in einen Schatten hineingerannt, der sich löste, und er mußte hastig seinen Schritt hemmen, um die Prostituierte nicht umzustoßen, die ihm in den Weg getreten war. Da stand sie nun und lächelte, statt ihren Ärger darüber zu zeigen, daß er sie fast wie ein Büffel überrannt hatte, und Ulrich fühlte plötzlich, daß dieses geschäftsmäßige Lächeln in der Nacht eine kleine Wärme verbreitete. Sie sagte einige Worte; sie sprach ihn mit den abgegriffenen Worten an, die locken wollen und wie der schmutzige Rest von allen Männern sind. «Komm mit mir, Kleiner!» sagte sie oder etwas Ähnliches. Ihre Schultern fielen wie die eines Kindes ab, unter dem Hut quoll ein wenig blondes Haar hervor, und im Laternenschein war von ihrem Gesicht etwas Blasses, unregelmäßig Liebliches zu sehen; unter der Nachtbemalung mochte die Haut eines noch jungen Mädchens mit vielen Sommersprossen verborgen sein. Sie sah zu ihm empor und war viel kleiner als Ulrich, trotzdem sagte sie noch einmal «Kleiner» zu ihm und fand in ihrer Teilnahmslosigkeit nichts Unpassendes an dieser Lautverbindung, die sie hunderte Male an einem Abend von sich gab.

Ulrich fühlte sich davon gerührt. Er schob sie nicht zur Seite, sondern blieb stehen und ließ sie ihren Antrag wiederholen, als hätte er schlecht gehört. Da hatte er unerwartet eine Freundin gefunden, die sich ihm für eine kleine Vergütung ganz zur Verfügung stellte; sie wird sich bemühen, liebenswürdig zu sein und alles zu vermeiden, was ihm mißfallen könnte; sie wird, wenn er ihr ein Zeichen des Einverständnisses gibt, ihren Arm in seinen legen, mit einem zarten Zutrauen und einem leichten Zögern, wie es nur entsteht, wenn Vertraute nach unverschuldeter Trennung sich zum ersten Male wiedersehen; und wenn er ihr ein Mehrfaches ihres gewöhnlichen Preises verspricht und gleich auf den Tisch legt, damit sie nicht ans Geld zu denken braucht, sondern sich in dem sorglos gefälligen Zustand findet, den ein gutes Geschäft hinterläßt, so wird sich zeigen, daß auch die reine Gleichgültigkeit an dem Vorzug aller reinen Empfindungen teilhat, frei von persönlicher Anmaßung zu sein und ohne die eitle Verwirrung der Gefühlsansprüche zu dienen: halb ernst, halb scherzhaft ging ihm das durch den Kopf, und er brachte es nicht über sich, die kleine Person ganz zu enttäuschen, die darauf wartete, daß er in das Geschäft einschlage. Er bemerkte, daß es ihn nach ihrer Zuneigung verlange; aber ungeschickt genug, statt einfach ein paar Worte in ihrer Berufssprache mit ihr zu wechseln, griff er in die Tasche, drückte eine Geldnote, die ungefähr dem Werte eines Besuchs entsprach, dem Mädchen in die Hand und ging weiter. Einen Augenblick lang hatte er dabei die Hand, die sich merkwürdigerweise überrascht wehrte, fest in der seinen gehalten und ein einziges, freundliches Wort gesagt. Dann ließ er die Erbötige in der Überzeugung zurück, daß sie nun zu ihren Kolleginnen gehen werde, die nebenan im Dunkel wisperten, und das Geld zeigen und schließlich durch irgendeinen Spott dem Luft machen werde, worüber sie sich keine rechte Meinung bilden konnte.

Diese Begegnung blieb noch eine Weile lebendig, als wäre sie ein zartes Idyll von einer Minute Dauer gewesen. Er täuschte sich nicht über die rohe Armut seiner flüchtigen Freundin. Aber wenn er sich vorstellte, wie sie den Blick ein wenig verrenken und einen jener kleinen, ungeschickt gemachten Seufzer ausstoßen würde, die sie im rechten Augenblick anzubringen gelernt hat, so strömte diese tief gemeine, völlig unbegabte Schauspielerei für einen ausgemachten Betrag doch auch etwas Rührendes aus, er wußte nicht warum; vielleicht deshalb, weil es die menschliche Komödie auf der Schmiere gespielt war. Und schon während Ulrich mit dem Mädchen sprach, hatte ihn eine sehr naheliegende Gedankenverbindung an Moosbrugger erinnert. Moosbrugger, der krankhafte Komödiant, der Prostituiertenjäger und -vertilger, der durch jene Unglücksnacht genau so gegangen war wie er heute. Als die kulissenhafte

Unsicherheit der Straßenwände einen Augenblick stillhielt, war er auf das unbekannte Wesen gestoßen, das ihn in der Mordnacht bei der Brücke erwartete. Welch wunderbares Erkennen mußte das gewesen sein, vom Kopf bis zu den Sohlen: Ulrich glaubte einen Augenblick es sich vorstellen zu können! Er fühlte, daß ihn etwas hochhob, wie das eine Welle tut. Er verlor das Gleichgewicht, aber er brauchte es nicht, dahingetragen in der Bewegung. Sein Herz zog sich zusammen, aber das Vorstellen verwirrte sich dabei in einer unbegrenzten Erweiterung und hörte alsbald in einer Art fast entmachtender Wollust auf. Er suchte sich zu ernüchtern. Er hatte offenbar so lange an einem Leben ohne innere Einheit festgehalten, daß er nun sogar einen Geisteskranken um seine Zwangsvorstellungen und den Glauben an seine Rolle beneidete! Aber Moosbrugger lockte ja nicht nur ihn, sondern alle anderen Menschen auch? Er hörte in sich Arnheims Stimme fragen: «Würden Sie ihn befreien?» Und sich antworten: «Nein. Wahrscheinlich nein.» – «Tausendmal nein!» fügte er hinzu und fühlte trotzdem wie eine Blendung das Bild eines Handelns, worin das Zugreifen, wie es aus höchster Erregung folgt, und das Ergriffenwerden in einem unbeschreiblichen gemeinsamen Zustande eins wurden, der Lust von Zwang, Sinn von Notwendigkeit, höchste Tätigkeit von seligem Empfangen nicht unterscheiden ließ. Flüchtig erinnerte er sich an die Auffassung, daß solche Unglücksgeschöpfe die Verkörperung unterdrückter Triebe seien, an denen alle teilhaben, die Fleischwerdung ihrer Gedankenmorde und Phantasieschändungen: So mochten dann die, die daran glaubten, in ihrer Art mit ihm fertig werden und ihn zur Wiederherstellung ihrer Moral justifizieren, nachdem sie sich an ihm gesättigt hatten! Sein Zwiespalt war ein anderer und gerade der, daß er nichts unterdrückte und dabei sehen mußte, daß ihn aus dem Bild eines Mörders nichts Fremderes anblickte als aus anderen Bildern der Welt, die alle so waren wie seine eigenen alten Bilder: halb gewordener Sinn, halb wieder hervorquellender Unsinn! Ein entsprungenes Gleichnis der Ordnung: das war Moosbrugger für ihn! Und plötzlich sagte Ulrich: «Alles das –!» und machte eine Bewegung, als würde er etwas mit dem Handrücken zur Seite schleudern. Er hatte es nicht zu sich gesagt, er hatte es laut gesagt, schloß jäh die Lippen und führte den Satz nur stumm zu Ende: «Alles das muß entschieden werden!» Er wollte nicht mehr im einzelnen wissen, was «alles das» sei; «alles das» war, was ihn beschäftigt und gequält und manchmal auch beseligt hatte, seit er seinen «Urlaub» genommen, und in Fesseln gelegt wie einen Träumenden, in dem alles möglich ist bis auf das eine, aufzustehn und sich zu bewegen; alles das führte auf Unmöglichkeiten, vom ersten Tag bis zu den letzten Minuten dieses Nachhausewegs! Und Ulrich fühlte, daß er nun endlich entweder für ein erreichbares Ziel wie jeder andere leben oder mit diesen «Unmöglichkeiten» Ernst machen müsse, und da er nun in die Umgebung seiner Wohnung gelangt war, durchheulte er die letzte Gasse mit dem sonderbaren Gefühl, daß ihm etwas nahe bevorstehe. Es war ein beflügelndes, zu einer Tat strömendes, aber inhaltleeres und dadurch wieder eigenartig freies Gefühl.

Vielleicht wäre es ebenso vorbeigegangen wie viele andere; aber als er in die Straße einbog, worin er wohnte, bemerkte er nach wenigen Schritten, daß die Fenster seines Hauses erleuchtet waren, und kurze Zeit später, als er vor dem Gittertor seines Gartens stand, war das unbezweifelbare Gewißheit. Sein alter Diener hatte gebeten, die heutige Nacht außer Haus bei Verwandten in einer anderen Gegend zubringen zu dürfen, er selbst war seit dem Erlebnis mit Gerda, das sich noch in Tageshelle abgespielt hatte, nicht zu Hause gewesen, die Gärtnersleute, die er im Unterstock beherbergte, betraten niemals seine Räume: aber überall brannte Licht, es schienen fremde Leute bei ihm zu sein, Einbrecher, die er überraschte. Ulrich war so verwirrt und hatte so wenig die Absicht, sich diesem ungewöhnlichen Gefühl zu entziehen, daß er ohne Zögern auf sein Haus zuschritt. Er erwartete nichts Bestimmtes. Er sah Schatten an den Fenstern, die auf einen einzelnen Menschen schließen ließen, der sich hinter diesen bewegte; es mochten aber auch



mehrere sein, und es fragte sich, ob man auf ihn schießen werde, wenn er sein Haus betrete, oder ob er sich selbst schußfertig machen solle. In einem anderen Zustande würde Ulrich wahrscheinlich einen Schutzmann geholt oder wenigstens die Lage erkundet haben, ehe er sich zu etwas entschloß, aber er wollte allein mit diesem Erlebnis sein und holte nicht einmal die Pistole hervor, die er seit jener Nacht, wo er von Strolchen niedergeschlagen worden, manchmal bei sich trug. Er wollte –: das wußte er nicht, es sollte sich zeigen!

Aber als er die Haustür aufstieß, zeigte sich, daß der mit so unklaren Gefühlen erwartete Einbrecher bloß Clarisse war.

[<]

123

## Die Umkehrung

Vielleicht hatte bei Ulrichs Verhalten von Anfang an die Überzeugung mitgespielt, es werde sich alles harmlos aufklären, jene Ungeneigtheit, an das Schlimmste zu glauben, mit der man immer in Gefahren geht; aber als ihm in der Halle unerwartet sein alter Diener entgegentrat, hätte er ihn beinahe niedergeschlagen. Weil er es glücklicherweise im letzten Augenblick unterließ, erfuhr er durch ihn, daß ein Telegramm gekommen sei, das Clarisse in Empfang genommen habe, und daß die gnädige junge Frau schon vor etwa einer Stunde gekommen sei, gerade als der Alte weggehen wollte, und sich nicht habe abweisen lassen, so daß er es vorgezogen habe, auch für seine Person im Haus zu bleiben und für heute auf seinen Urlaub zu verzichten, denn der gnädige Herr möge ihm die Bemerkung verzeihen, aber die junge Dame habe auf ihn einen sehr aufgeregten Eindruck gemacht.

Als Ulrich ihm gedankt hatte und seine Wohnung betrat, lag Clarisse auf einem Diwan, etwas zur Seite gedreht und die Beine an den Leib gezogen; ihre taillenlos schlanke Figur, der knabenartig frisierte Kopf mit dem langen lieblichen Gesicht, das ihm, auf den Arm gestützt, entgensah, als er die Tür öffnete, waren überaus verführerisch. Er erzählte ihr, daß er sie für einen Einbrecher gehalten habe. Clarisse bekam Augen, die wie das Schnellfeuer eines Brownings waren. «Vielleicht bin ich einer!» erwiderte sie. «Der alte Schlaukopf, der dich bedient, hat mich um keinen Preis bleiben lassen wollen; ich habe ihn schlafen geschickt, aber ich weiß, daß er sich unten irgendwo versteckt hat! Schön hast du's hier!» Dabei reichte sie ihm die Depesche, ohne aufzustehen. «Ich habe einmal sehen wollen, wie du nach Hause kommst, wenn du glaubst, daß du allein bist» fuhr sie fort. «Walter ist in einem Konzert. Er kommt erst nach Mitternacht zurück. Ich habe ihm aber nicht gesagt, daß ich zu dir gehe.»

Ulrich riß die Depesche auf und las sie, während er nur mit halbem Ohr hörte, was Clarisse sagte; er wurde überraschend bleich und las ungläubig noch einmal den sonderbaren Wortlaut. Er hatte schon seit einiger Zeit, obgleich er verschiedene Anfragen seines Vaters wegen der Parallelaktion und der verminderten Zurechnungsfähigkeit zu beantworten verabsäumt hatte, kein Mahnschreiben erhalten, ohne daß es ihm aufgefallen wäre; nun meldete ihm das Telegramm in einer ausführlichen, aus halb unterdrückten Vorwürfen und voller Todesfeierlichkeit wunderlich gemischten Weise, die sein Vater offenbar selbst noch auf das genaueste geregelt und aufgesetzt hatte, das Ableben seines Erzeugers. Sie hatten wenig Neigung füreinander besessen, ja es war Ulrich der Gedanke an seinen Vater beinahe immer unangenehm gewesen, trotzdem dachte er,

während er den schnurrig-unheimlichen Text ein zweites Mal las: «Ich bin nun ganz allein auf der Welt!» Es war nicht so recht der wörtliche und schlecht zu dem nun beendeten Verhältnis passende Sinn dieser Worte, was er meinte; eher fühlte er sich verwundert aufsteigen, als wäre ein Ankertau zerrissen, oder fühlte einen sich nun ganz herstellenden Zustand der Landesfremdheit in einer Welt, der er durch seinen Vater noch verbunden gewesen war.

«Mein Vater ist gestorben!» sagte er zu Clarisse und hob mit einiger unwillkürlicher Feierlichkeit die Hand mit der Depesche.

«Ach!» antwortete Clarisse. «Ich gratuliere!» Und nach einer kleinen, besinnlichen Pause fügte sie hinzu: «Da wirst du jetzt wohl sehr reich»» Sie sah sich neugierig um.

«Ich glaube nicht, daß er mehr als wohlhabend war» erwiderte Ulrich ablehnend. «Ich lebte hier über seine Verhältnisse.»

Clarisse bestätigte die Zurechtweisung mit einem ganz kleinen Lächeln, einer Art Kratzfuß von Lächeln; viele ihrer ausdrücklichen Bewegungen waren so hastig und auf kleinstem Raum übertrieben wie die Verbeugung eines Knaben, der einer gesellschaftlichen Verpflichtung seinen Erziehungstribut entrichten muß. Sie blieb allein im Zimmer zurück, da sich Ulrich für einige Augenblicke entschuldigte, um die Anordnungen für seine Abreise zu treffen. Als sie nach dem heftigen Auftritt, den sie miteinander gehabt, Walter verlassen hatte, war sie nicht weit gegangen, denn vor der Türe ihrer Wohnung führte eine selten benutzte Stiege zum Boden hinauf, und dort war sie, in ein Tuch gehüllt, sitzen geblieben, bis sie ihren Gatten das Haus verlassen hörte. Sie wußte irgendetwas von Schnürböden in Theatern; dort oben, von wo die Seile laufen, saß sie also, während Walter seinen Abgang über die Treppe hatte. Sie malte sich aus, daß die Schauspielerinnen in ihren Spielpausen, wo sie nichts zu tun hatten, in Tücher geschlagen in dem Gebälk über der Bühne sitzen und zusehen; sie war jetzt auch eine solche Schauspielerin und hatte alle Vorgänge unter sich zu Füßen. Darin kam wieder ihr alter Lieblingsgedanke hervor, daß das Leben eine schauspielerische Aufgabe sei. Man braucht es gewiß nicht mit der Vernunft zu begreifen – dachte sie; was weiß man denn überhaupt davon, selbst wenn einer mehr wußte als sie. Aber man muß den richtigen Instinkt für das Leben haben, wie ein Sturmvogel! Man muß seine Arme – und das hieß nun bei ihr: seine Worte, seine Küsse, seine Tränen – ausspannen wie Flügel! In dieser Vorstellung fand sie einen Ersatz dafür, daß sie nicht mehr an Walters Zukunft glauben konnte. Sie sah das steile Treppenhaus hinunter, das Walter hinabgestiegen war, breitete die Arme aus und hielt sie in dieser Lage erhoben, so lange sie vermochte: vielleicht konnte sie ihm dadurch helfen! «Steil aufwärts und steil abwärts sind in ihrer Stärke feindlich verwandt und gehören zusammen!» dachte sie. «Jubelnde Weltschräge» nannte sie ihre ausgebreiteten Arme und den Blick in die Tiefe. Sie ließ den Vorsatz fahren, heimlich den Kundgebungen in der Stadt zuzusehen; was ging sie die «Herde» an, das ungeheure Drama der einzelnen hatte begonnen.

So war Clarisse zu Ulrich gegangen. Sie hatte unterwegs manchmal ihr listiges Lächeln gezeigt, wenn sie daran dachte, daß Walter sie für verrückt halte, sobald sie etwas von ihrer höheren Einsicht in ihrer beider Zustand merken ließ. Es schmeichelte ihr, daß er sich davor fürchtete, ein Kind von ihr zu bekommen, und es doch kaum erwarten konnte; sie verstand unter «verrückt» etwa so viel wie einem Wetterleuchten ähnlich zu sein oder sich in einem solchen hohen Zustand von Gesundheit zu befinden, daß es andere erschreckt, und es war eine Eigenschaft, die sich in ihrer Ehe entwickelt hatte, Schritt um Schritt, so wie ihre Überlegenheit und beherrschende Stellung wuchs. Immerhin wußte sie aber, daß sie manchmal den anderen unverständlich war, und als Ulrich wieder eintrat, hatte sie das Gefühl, ihm etwas sagen zu müssen, wie es sich bei einem Ereignis gehörte, das in sein Leben so tief einschnitt. Sie sprang rasch von ihrem Diwan

auf, durchschritt einigemal das Zimmer und die angrenzenden Räume und sagte dann: «Also mein herzlichstes Beileid, alter Junge!»

Ulrich sah sie erstaunt an, obwohl er diesen Ton schon an ihr kannte, wenn sie nervös war. «Sie hat dann manchmal etwas so unvermittelt Konventionelles,» dachte er «wie wenn in ein Buch versehentlich eine Seite aus einem anderen eingebunden ist.» Sie hatte ihm ihren Satz nicht etwa mit dem üblichen Ausdruck zugerufen, sondern von der Seite, über die Schulter weg, und das verstärkte diese Wirkung, daß man nicht einen falschen Ton zu hören glaubte, sondern einen verwechselten Text, und den nicht ganz geheuren Eindruck empfind, sie selbst bestehe aus mehreren solcher Textlagen. Sie blieb jetzt, da Ulrich nicht antwortete, vor ihm stehen und sagte: «Ich muß mit dir reden!»

«Ich möchte dir gerne eine Erfrischung anbieten» sagte Ulrich.

Clarisse bewegte nur zum Zeichen der Ablehnung die aufgerichtete Hand in Schulterhöhe rasch hin und her. Sie nahm ihre Gedanken zusammen und begann: «Walter will durchaus ein Kind von mir. Verstehst du das?» Sie schien auf eine Antwort zu warten.

Was hätte Ulrich erwidern sollen»

«Ich will aber nicht!» rief sie heftig aus.

«Sei doch nicht gleich böse» meinte Ulrich. «Wenn du nicht willst, kann es ohnehin nicht geschehn.»

«Aber daran geht er zugrunde!»

«Leute, die jederzeit zu sterben meinen, leben lang! Du und ich werden längst verhutzelt sein, aber Walter wird noch unter weißem Haar und als Direktor seines Archivs ein Jünglingsgesicht haben!»

Clarisse drehte sich nachdenklich auf dem Absatz herum und ging von Ulrich fort; in einiger Entfernung nahm sie wieder Stellung und «faßte» ihn «ins Auge». «Weißt du, wie ein Regenschirm aussieht, nachdem man den Stock herausgezogen hat? Walter fällt zusammen, wenn ich mich abwende. Ich bin sein Stock, er ist –» «Der Schirm» hatte sie sagen wollen, aber es fiel ihr eine wesentliche Verbesserung ein; «er ist mein Schirm-Herr» sagte sie. «Er glaubt mich beschirmen zu müssen. Erst möchte er mich dazu mit einem schweren Bauch sehen. Dann wird er mir zureden, daß eine natürliche Mutter ihr Kind selbst stillt. Dann wird er dieses Kind in seinem Sinn erziehen wollen. Das weißt du doch selbst. Er will sich einfach Rechte aneignen und mit einer großartigen Ausrede Spießbürger aus uns beiden machen. Aber wenn ich weiter, so wie ich es bisher getan habe, nein sage, dann ist es aus mit ihm! Ich bin einfach alles für ihn!»

Ulrich lächelte ungläubig zu dieser umfassenden Behauptung.

«Er will dich töten!» fügte Clarisse rasch hinzu.

«Was? Ich dachte, das hättest du ihm geraten?»

«Ich möchte das Kind von dir haben!» sagte Clarisse.

Ulrich piff überrascht durch die Zähne.

Sie lächelte wie ein sehr junger Mensch, der eine ungezogene Forderung gestellt hat.

«Ich möchte jemand, den ich so gut kenne wie Walter, nicht hintergehn. Ich habe eine Abneigung dagegen» sagte Ulrich langsam.

«So? Du bist also sehr anständig?» Clarisse schien dem eine Bedeutung beizumessen, die Ulrich nicht verstand; sie überlegte, und erst nach einer Weile setzte sie ihren Angriff fort: «Aber wenn du mich liebst, hat er dich in der Hand!?»

«Wieso?»

«Das ist doch ganz klar; ich kann es bloß nicht recht sagen. Du wirst dich gezwungen sehen, rücksichtsvoll gegen ihn zu sein. Er wird uns sehr leid tun. Du kannst ihn doch natürlich nicht einfach betrügen, also wirst du ihm etwas dafür zu geben suchen. Na, und so weiter. Und was das Wichtigste ist: Du wirst ihn zwingen, daß er sein Bestes hergibt. Das kannst du doch nicht leugnen, daß wir in uns stecken wie die Figuren in einem Steinblock. Man muß sich aus sich herausarbeiten! Man muß sich gegenseitig dazu zwingen!»

«Gut» sagte Ulrich; «aber du setzt viel zu schnell voraus, daß es geschehen wird.»

Clarisse lächelte wieder. «*Vielleicht* vorschnell!» sagte sie. Sie näherte sich ihm und hing freundschaftlich ihren Arm in den seinen, der schlaff vom Körper hängen blieb, ohne ihr Platz zu bereiten. «Gefalle ich dir nicht? Hast du mich nicht gern?» fragte sie. Und als Ulrich keine Antwort gab, fuhr sie fort: «Ich gefalle dir, das weiß ich doch; ich habe oft genug bemerkt, wie du mich anschaust, wenn du bei uns bist! Erinnerst du dich, ob ich dir schon einmal gesagt habe, du bist der Teufel? Mir ist so. Versteh mich gut: Ich sage nicht, du bist ein armer Teufel, das ist einer, der das Böse will, weil er es nicht besser versteht; du bist ein großer Teufel, du weißt, was gut wäre, aber du tust gerade das Gegenteil von dem, was du möchtest! Du findest das Leben, wie wir alle es führen, abscheulich, und darum sagst du zum Trotz, man soll es weiterführen. Und du sagst furchtbar anständig: «Ich betrüge meine Freunde nicht!», aber du sagst es bloß, weil du dir schon hundertmal gedacht hast: «Ich möchte Clarisse haben!» Aber weil du ein Teufel bist, hast du auch etwas von Gott in dir, Ulo! Von einem großen Gott! Einem, der lügt, damit man ihn nicht erkennen soll! Du möchtest mich →»

Sie hatte statt eines Arms jetzt seine beiden Arme ergriffen und stand mit emporgehobenem Gesicht vor ihm, den Leib wie eine Pflanze zurückgebogen, die man sanft an der Blüte anfaßt. «Jetzt wird es gleich wieder über ihr Gesicht strömen, so wie damals!» fürchtete Ulrich. Aber es geschah nicht. Ihr Gesicht blieb schön. Sie hatte nicht ihr gewöhnliches schmales Lächeln, sondern ein geöffnetes, das mit dem Fleisch der Lippen zugleich ein wenig die Zähne zeigte, als wollte sie sich wehren, und die Form ihres Mundes bildete den doppelt geschwungenen Bogen des Liebesgotts, der sich in den Hügeln der Stirn wiederholte und über ihnen noch einmal in der lichtdurchstrahlten Wolke des Haars.

«Du möchtest mich längst zwischen die Zähne deines Lügenmunds nehmen und forttragen, wenn du es nur über dich brächtest, dich mir zu zeigen, wie du bist!» war Clarisse fortgefahren. Ulrich machte sich sanft los. Sie ließ sich auf den Diwan nieder, als hätte er sie dorthin gesetzt, und zog ihn nach.

«Du solltest nicht so übertreiben» verwies ihr Ulrich ihre Worte.

Clarisse hatte ihn losgelassen. Sie schloß die Augen und stützte den Kopf in beide Arme, deren Ellbogen sich auf die Knie stemmten; ihr zweiter Angriff war abgeschlagen, und sie hatte jetzt die Absicht, Ulrich durch eisige Logik zu überzeugen. «Du brauchst dich nicht an die Worte zu halten» antwortete sie; «das sind Redensarten, wenn ich Teufel sage oder Gott. Aber wenn ich allein zu Hause bin, gewöhnlich den ganzen Tag, und in der Umgebung herumstreife, habe ich mir früher oft gedacht: Gehe ich jetzt links, so kommt Gott, gehe ich rechts, so kommt der Teufel. Oder ich habe dasselbe Gefühl gehabt, wenn ich etwas in die Hand nehmen sollte und konnte es

rechts oder links tun. Wenn ich das Walter gezeigt habe, so hat er die Hände aus Angst in die Taschen gesteckt! Er freut sich an den Blumen oder schon an einer Schnecke; aber sag, ist das Leben, das wir führen, nicht furchtbar traurig; Es kommt weder Gott noch Teufel. So gehe ich schon jahrelang herum. Was kann denn kommen? Nichts: das ist alles, wenn mit der Kunst nicht noch durch ein Wunder eine Änderung glückt!»

Sie machte in diesem Augenblick einen so sanft traurigen Eindruck, daß sich Ulrich verleiten ließ, ihr weiches Haar mit der Hand zu berühren. «Du magst im einzelnen schon recht haben, Clarisse,» sagte er «aber ich verstehe bei dir nie die Zusammenhänge und Sprünge der Folgen.»

«Die sind einfach» antwortete sie, noch in der gleichen Haltung wie zuvor. «Ich habe mit der Zeit eben eine Idee bekommen: Hör zu!» Nun richtete sie sich aber auf und war plötzlich wieder lebhaft. «Hast du nicht selbst einmal gesagt, daß der Zustand, in dem wir leben, Risse hat, aus denen sozusagen ein unmöglicher Zustand hervorschaut. Du brauchst nichts zu erwidern; ich weiß das schon lange. Jeder Mensch will natürlich sein Leben in Ordnung haben, aber keiner hat es! Ich mache Musik oder male; das ist aber so, wie wenn ich eine spanische Wand vor ein Loch in der Mauer stellen würde. Du und Walter habt außerdem Ideen, davon verstehe ich wenig, aber irgendetwas stimmt dabei auch nicht, und du hast gesagt, daß man zu diesem Loch aus Trägheit und Gewohnheit nicht hinsieht oder sich mit bösen Dingen davon ablenkt. Nun, das Weitere ist einfach: durch dieses Loch muß man hinaus! Und ich kann das! Ich habe Tage, wo ich aus mir hinausschlüpfen kann. Dann steht man – wie soll ich das sagen? – wie geschält zwischen den Dingen, von denen auch die schmutzige Rinde abgezogen ist. Oder man ist mit allem, was dasteht, durch die Luft wie ein zusammengewachsener Zwilling verbunden. Es ist ein unerhört großartiger Zustand; alles geht ins Musikalische und Farbige und Rhythmische, und ich bin dann nicht die Bürgerin Clarisse, als die ich getauft bin, sondern vielleicht ein glänzender Splitter, der in ein ungeheures Glück eindringt. Aber das weißt du ja alles selbst! Denn das hast du gemeint, wenn du gesagt hast, daß die Wirklichkeit einen unmöglichen Zustand in sich hat und daß man seinen Erlebnissen nicht die Wendung zu sich geben und sie nicht als persönlich und wirklich ansehen darf, sondern daß man sie, wie gesungen oder gemalt, hinauswenden muß und so weiter und so weiter: ich könnte dir alles ja ganz genau wiederholen!» – Dieses «und so weiter» kehrte wie ein wilder Reim wieder, während Clarisse überstürzt weitersprach, und fast jedesmal schloß sie die Behauptung daran: «Und du hast die Kraft dazu, aber du willst nicht; ich weiß nicht, warum du nicht willst, aber ich werde an dir rütteln!!»

Ulrich hatte sie sprechen lassen; er hatte hie und da stumm verneint, wenn sie ihm etwas zuschrieb, was sich zu weit vom Möglichen entfernte, fand aber nicht den Willen in sich, Einspruch zu erheben, und ließ seine Hand auf ihrem Haar ruhen, darunter er das wirre Pulsen dieser Gedanken fast mit den Fingerspitzen fühlte. Er hatte Clarisse noch nie so sinnlich erregt gesehen, und es verwunderte ihn fast, daß auch in ihrem schmalen, harten Körper alle Lockerung und weiche Ausbreitung des weiblichen Erglühens Platz fand, wobei die ewige Überraschung, daß sich eine Frau, die man für alle nur geschlossen gekannt hat, plötzlich öffnet, ihre Wirkung auch diesmal nicht verfehlte. Ihre Worte stießen ihn aber nicht ab, obwohl sie die Vernunft beleidigten; denn indem sie seinem Inneren nahekamen und sich davon wieder bis zur Absurdität entfernten, wirkte diese dauernde rasche Bewegung wie ein Schwirren oder Summen, dessen Tonschönheit oder -häßlichkeit neben der Heftigkeit der Schwingung nicht zur Geltung kam. Er fühlte, daß es ihm seine eigenen Entschlüsse wie eine wilde Musik erleichterte, ihr zuzuhören, und nur als ihm vorkam, sie selbst finde keinen Ausweg aus ihren Worten mehr und kein Ende, schüttelte er mit seiner gebreiteten Hand ein wenig ihren Kopf, um sie zurückzurufen und zu ermahnen.

Aber da geschah das Gegenteil von dem, was er wollte, denn Clarisse rückte ihm nun plötzlich auf den Leib. Sie schlang so geschwind, daß er es nicht abwehren konnte und ordentlich verdutzt darüber war, ihren Arm um seinen Hals und preßte ihre Lippen auf seine, hatte ihre Beine mit einer raschen Bewegung unter sich gezogen und rutschte zu ihm hin, so daß sie in seinen Schoß zu knien kam, und an der Schulter fühlte er den kleinen Ball ihres Busens. Er faßte das wenigste auf, was sie sagte. Sie stammelte von ihrer Kraft zu erlösen und seiner Feigheit, und so viel verstand er, daß er ein «Barbar» sei und sie deshalb von ihm und nicht von Walter den Erlöser der Welt empfangen werde, eigentlich waren ihre Worte aber nur ein wildes Spiel nahe an seinem Ohr, ein halblautes, hastiges Murmeln, mehr mit sich selbst beschäftigt als mit der Mitteilung, und nur hie und da war in diesem drieselnden Bach ein einzelnes Wort, wie «Moosbrugger» oder «Teufelsauge», wahrzunehmen. Er hatte zu seiner Verteidigung seine kleine Bedrängerin an den Oberarmen gefaßt und auf den Diwan gedrückt, nun arbeitete sie mit den Beinen an ihm herum, preßte das Haar ihres Kopfes an sein Gesicht und trachtete, sein Genick wieder zu umschlingen. «Ich werde dich ermorden, wenn du nicht nachgibst!» sagte sie hell und klar. Sie glich einem Knaben, der sich in einem Gemisch von Zärtlichkeit und Ärger nicht abweisen lassen will und in seiner Erregung immer mehr steigert. Die Anstrengung, sie zu bändigen, ließ das Fließen der Wollust in ihren Gliedern dabei nur schwach fühlen; trotzdem hatte Ulrich den Augenblick, wo er fest seinen Arm um ihren Körper schlang und sie niederdrückte, heftig empfunden. Es war geradeso, als wäre ihr Körper in sein Gefühl eingedrungen; er kannte sie doch schon so lange und hatte oft ein wenig mit ihr gebalgt, aber er hatte dieses vertraut-fremde kleine Wesen, mit seinem wild springenden Herzen, noch nie so von oben bis unten berührt, und als sich Clarissens Bewegungen nun, von seinen Händen gefesselt, sänftigten und diese Lösung der Glieder zärtlich in ihren Augen zu schimmern begann, wäre beinahe das geschehen, was er nicht wollte. In diesem Augenblick erinnerte er sich aber an Gerda, als ob jetzt erst die Forderung vor ihm stünde, mit sich selbst zu einem Abschluß zu kommen.

«Ich will nicht, Clarisse!» sagte er und ließ sie los. «Ich will jetzt allein bleiben und habe vor meiner Abreise noch viel zu ordnen!»

Als Clarisse seine Ablehnung begriff, war das, als ob mit einigen harten Rucken ein anderes Räderwerk in ihrem Kopf eingeschaltet würde. Sie sah Ulrich mit peinlich verzerrten Zügen einige Schritte weit vor sich stehen, sah ihn reden, verstand scheinbar nichts, aber während sie den Bewegungen seiner Lippen folgte, fühlte sie einen wachsenden Widerwillen, dann bemerkte sie, daß sich ihre Röcke über die Knie hochgeschoben hatten, und schnellte in die Höhe. Ehe sie sich noch an irgend etwas erinnerte, stand sie auf den Beinen, schüttelte ihr Haar und ihre Kleider zurecht, als hätte sie in Gras gelegen, und sagte: «Natürlich mußt du einpacken, ich will dich nicht länger aufhalten!» Sie hatte ihr gewöhnliches Lächeln wieder, das sich spöttisch unsicher durch einen schmalen Spalt zwängte, und wünschte gute Reise. «Wenn du wiederkommst, wird wahrscheinlich Meingast bei uns sein; er hat sich angekündigt, und das bin ich eigentlich dir zu sagen gekommen!» fügte sie nebenbei an.

Ulrich hielt zögernd ihre Hand.

Ihr Finger feilte spielend an der seinen; sie würde für ihr Leben gern gewußt haben, was sie ihm eigentlich alles gesagt hatte, denn es mußte alles mögliche gewesen sein, weil sie so erregt gewesen war, daß sie es vergessen konnte! Ungefähr wußte sie, was vorgegangen war, und machte sich nichts daraus, denn ihr Gefühl sagte ihr, daß sie tapfer oder opferbereit gewesen sei und Ulrich zaghaft. Sie hatte bloß den Wunsch, sich recht kameradschaftlich von ihm zu verabschieden, damit er darüber nicht im Zweifel bleibe. Sie sagte leichthin: «Es ist besser, du erzählst Walter nichts von diesem Besuch, und was wir gesprochen haben, bleibt bis zum

nächsten Mal unter uns!» Sie reichte ihm an der Gartentür noch einmal die Hand und lehnte eine weitere Begleitung ab.

Als Ulrich zurückkehrte, erging es ihm sonderbar. Er mußte einige Briefe schreiben, um sich von Graf Leinsdorf und Diotima zu verabschieden, und hatte auch sonst verschiedenes in Ordnung zu bringen, denn er sah voraus, daß ihn die Übernahme seines Erbes längere Zeit fernhalten werde; dann tat er die mannigfaltigen Gegenstände des kleinen Gebrauchs und Bücher in die von seinem Diener, den er schlafen geschickt hatte, schon gepackten Koffer, und als er mit alledem fertig war, fühlte er keine Lust mehr, sich zur Ruhe zu legen. Er war abgespannt und überreizt als Folge des bewegten Tags, und diese beiden Zustände schwächten sich nicht, sondern hoben sich wechselseitig in die Höhe, so daß er sich bei großer Müdigkeit schlaflos fühlte. Nicht denkend, sondern hin und her schwingenden Erinnerungen folgend, gestand Ulrich sich zunächst ein, daß der schon einigemal empfangene Eindruck, Clarisse sei nicht bloß ein ungewöhnliches, sondern im geheimen wohl bereits ein geisteskrankes Wesen, keinen Zweifel mehr erlaube, und doch hatte sie in ihrem Anfall, oder wie man den Zustand nennen mochte, worin sie sich vor kurzem befunden, Aussprüche getan, die manchen seiner eigenen bedenklich ähnlich waren. Es hätte ihn von neuem und gründlich zum Nachdenken darüber bringen können, aber er fühlte sich bloß in einer unangenehmen und zu der Natur seines Halbschlafzustandes gegensätzlichen Weise darauf aufmerksam gemacht, daß er noch viel zu tun habe. Von dem Jahr, das er sich vorgesetzt hatte, war die eine Hälfte fast schon verstrichen, ohne daß er mit irgendeiner Frage in Ordnung gekommen wäre. Es fuhr ihm durch den Sinn, daß Gerda von ihm verlangt hatte er möge ein Buch darüber schreiben. Aber er wollte leben, ohne sich in einen wirklichen und einen schattenhaften Teil zu spalten. Er entsann sich des Augenblicks, wo er mit Sektionschef Tuzzi darüber gesprochen hatte. Er sah sich und ihn in Diotimas Salon stehn, und es hatte etwas Dramatisches, etwas von Darstellern an sich. Er erinnerte sich, leichthin gesagt zu haben, er werde wohl ein Buch schreiben oder sich töten müssen. Aber auch der Gedanke an den Tod war, wenn er sich das jetzt, und sozusagen aus der Nähe, überlegte, durchaus nicht der wirkliche Ausdruck seines Zustands; denn wenn er ihm weiter nachgab und sich vorstellte, er könnte sich ja, statt abzureisen, noch vor dem Morgen töten, so kam es ihm in dem Augenblick, wo er die Todesnachricht seines Vaters erhalten hatte, einfach als ein unpassendes Zusammentreffen vor! Er befand sich in einem halben Zustand des Schlafs, wo die Gebilde der Einbildungskraft einander zu jagen beginnen. Er sah den Lauf einer Waffe vor sich, in dessen Dunkel er hineinblickte und darin er ein schattiges Nichts, den die Tiefe absperrenden Schatten wahrnahm, und fühlte, es sei eine seltsame Übereinstimmung und ein sonderbares Zusammentreffen, daß dieses gleiche Bild einer geladenen Waffe in seiner Jugend ein Lieblingsbild seines auf Flug und Ziel wartenden Willens gewesen war. Und er sah mit einemmal viele solcher Bilder wie jenes der Pistole und seines Beisammenstehens mit Tuzzi. Der Anblick einer Wiese am frühen Morgen. Das von der Eisenbahn gesehene, von dicken Abendnebeln erfüllte Bild eines langen gewundenen Flußtals. Am anderen Ende Europas ein Ort, wo er sich von einer Geliebten getrennt hatte; das Bild der Geliebten war vergessen, jenes der erdigen Straßen und schilfgedeckten Häuser frisch wie gestern. Das Achselhaar einer anderen Geliebten, einzig und allein übrig geblieben von ihr. Einzelne Teile von Melodien. Die Eigenart einer Bewegung. Gerüche von Blumenbeeten, einst unbeachtet über heftigen Worten, die aus tiefer Erregung der Seelen kamen, heute diese Vergessenen überlebend. Ein Mensch auf verschiedenen Wegen, beinahe peinlich anzusehen: er, wie eine Reihe Puppen übrig geblieben, in denen die Federn längst gebrochen sind. Man sollte meinen, solche Bilder seien das Flüchtigste von der Welt, aber eines Augenblicks ist das ganze Leben in solche Bilder aufgelöst, nur sie stehen auf dem Lebensweg, nur von ihnen zu ihnen scheint er gelaufen zu sein, und das Schicksal hat nicht Beschlüssen und

Ideen gehorcht, sondern diesen geheimnisvollen halb unsinnigen Bildern.

Aber während ihn diese sinnlose Ohnmacht aller Bemühungen, deren er sich gerühmt hatte, beinahe zu Tränen rührte, entfaltete sich in dem übernächtigen Zustand, worin er sich befand, oder fast müßte man sagen, geschah um ihn wunderliches Gefühl. In allen Zimmern brannten noch die Lampen, die Clarisse, als sie allein war, überall angezündet hatte, und der Überfluß des Lichts strömte zwischen den Wänden und Dingen hin und her, den dazwischen liegenden Raum mit einem fast lebenden Etwas ausfüllend. Und wahrscheinlich war es die in jeder schmerzlosen Müdigkeit enthaltene Zärtlichkeit, die das Gesamtgefühl seines Körpers veränderte, denn dieses immer vorhandene, wenn auch unbeachtete Selbstgefühl des Körpers, ohnehin ungenau begrenzt, ging in einen weicheren und weiteren Zustand über. Es war eine Auflockerung, als hätte sich ein zusammenschnürendes Band entknotet; und da sich ja weder an den Wänden und Dingen etwas wirklich änderte und kein Gott das Zimmer dieses Ungläubigen betrat und Ulrich selbst keineswegs auf die Klarheit seines Urteils verzichtete (soweit ihn nicht seine Müdigkeit darüber täuschte), konnte es nur die Beziehung zwischen ihm und seiner Umgebung sein, was dieser Veränderung unterworfen war, und von dieser Beziehung wieder nicht der gegenständliche Teil, noch Sinne und Verstand, die ihm nüchtern entsprechen, sondern es schien sich ein tief wie Grundwasser ausgebreitetes Gefühl zu ändern, worauf diese Pfeiler des sachlichen Wahrnehmens und Denkens sonst ruhten, und sie rückten nun weich auseinander oder ineinander: diese Unterscheidung hatte nämlich im gleichen Augenblick auch ihren Sinn verloren. «Es ist ein anderes Verhalten; ich werde anders und dadurch auch das, was mit mir in Verbindung steht!» dachte Ulrich, der sich gut zu beobachten meinte. Man hätte aber auch sagen können, daß seine Einsamkeit – ein Zustand, der sich ja nicht nur in ihm, sondern auch um ihn befand und also beides verband – man hätte sagen können, und er fühlte es selbst, daß diese Einsamkeit immer dichter oder immer größer wurde. Sie schritt durch die Wände, sie wuchs in die Stadt, ohne sich eigentlich auszudehnen, sie wuchs in die Welt. «Welche Welt?» dachte er. «Es gibt ja gar keine!» Es kam ihm vor, daß dieser Begriff keine Bedeutung mehr hätte. Aber Ulrich hatte sich immer noch so viel Selbstüberwachung bewahrt, daß dieser zu hoch gesteigerte Ausdruck ihn im gleichen Augenblick unangenehm berührte; er suchte nach keinen anderen Worten mehr, ja im Gegenteil, er näherte sich von da an wieder der Vollwachheit und nach wenigen Sekunden fuhr er auf. Es graute der Tag und mischte seine Fahlheit in die rasch abwelkende Helligkeit des künstlichen Lichts.

Ulrich sprang auf und dehnte seinen Körper. Es war etwas darin zurückgeblieben, das sich nicht abschütteln ließ. Er strich sich mit dem Finger über die Augen, aber sein Blick behielt etwas von der Weichheit einer einsinkenden Berührung der Dinge. Und mit einemmal erkannte er in einer schwer beschreiblichen, abströmenden Weise, einfach so, als verlief ihn die Kraft, es länger abzuleugnen, daß er wieder dort stand, wo er sich schon einmal vor vielen Jahren befunden hatte. Er schüttelte lächelnd den Kopf. Einen «Anfall der Frau Major» nannte er sein Befinden spöttisch. Nach der Meinung seiner Vernunft bestand keine Gefahr, denn es war niemand da, mit dem er eine solche Torheit hätte wiederholen können. Er öffnete ein Fenster. Es war eine gleichgültige Luft draußen, eine Allerweltsmorgenluft mit den ersten anklingenden Geräuschen der Stadt. Während die Kühle seine Schläfen wusch, begann ihn die Abneigung des Europäers gegen Gefühlsduselei mit ihrer klaren Härte zu erfüllen, und er nahm sich vor, dieser Geschichte, wenn es sein müßte, mit aller Exaktheit zu begegnen. Und doch hatte er, lange so am Fenster stehend und ohne Gedanken in den Morgen blickend, auch da noch etwas von dem blinkenden Vergleiten aller Empfindungen in sich.

Er war überrascht, als mit einemmal sein Diener mit dem feierlichen Ausdruck des



Frühaufgestandenen eintrat, um ihn zu wecken. Er badete, gab rasch seinem Körper einige lebhaftere Bewegung und fuhr zur Bahn.

[<]

## ZWEITES BUCH

[Rowohlt Verlag, Berlin 1933]

### Dritter Teil – Ins Tausendjährige Reich (Die Verbrecher)

#### 1

##### Die vergessene Schwester

Als Ulrich gegen Abend des gleichen Tags in ... \* ankam und aus dem Bahnhof trat, lag ein breiter, seichter Platz vor ihm, der an beiden Enden in Straßen auslief und eine beinahe schmerzliche Wirkung auf sein Gedächtnis ausübte, wie es einer Landschaft eigentümlich ist, die man schon oft gesehen und wieder vergessen hat.

«Ich versichere Ihnen, die Einkommen sind um zwanzig Prozent geringer geworden und das Leben um zwanzig Prozent teurer: das macht vierzig Prozent!» «Und ich versichere Ihnen, ein Sechstagerrennen ist ein völkerverbindendes Ereignis!»: Diese Stimmen kamen dabei aus seinem Ohr; Kupeestimmen. Dann hörte er ganz deutlich sagen: «Trotzdem geht mir die Oper über alles!» «Das ist wohl ein Sport von Ihnen?» «Nein, eine Leidenschaft.» – Er bog den Kopf, als müßte er Wasser aus seinem Ohr schütteln: Der Zug war voll gewesen und die Reise lang; Tropfen allgemeinen Gesprächs, die während der Fahrt in ihn eingedrungen waren, quollen zurück. Ulrich hatte mitten in der Fröhlichkeit und Hast der Ankunft, die das Tor des Bahnhofs wie die Mündung eines Rohrs in die Ruhe des Platzes ausfließen ließ, gewartet, bis sie nur noch tropfenweise rann; nun stand er im Saugraum der Stille, die auf den Lärm folgt. Und zugleich mit der Unruhe seines Gehörs, die dadurch hervorgerufen wurde, fiel ihm eine ungewohnte Ruhe vor den Augen auf. Alles Sichtbare war darin stärker als sonst, und wenn er über den Platz blickte, so standen auf der anderen Seite ganz gewöhnliche Fensterkreuze so schwarz im Abendlicht auf bleichem Glasglanz, als wären sie die Kreuze von Golgatha. Auch was sich bewegte, löste sich vom Ruhenden der Straße in einer Weise los, wie es in sehr großen Städten nicht vorkommt. Treibendes wie Stehendes hatte hier offenbar Raum, seine Wichtigkeit zu weiten. Mit einiger Neugierde des Wiedersehens fand er das heraus und betrachtete die große Provinzstadt, in der er kleine, aber wenig angenehme Teile seines Lebens zugebracht hatte. In ihrem Wesen lag, wie er sehr wohl wußte, etwas Heimatlos-Koloniales: Ein ältester Kern deutschen Bürgertums der vor Jahrhunderten auf slawische Erde geraten war, war da verwittert, so daß außer einigen Kirchen und Familiennamen kaum noch etwas an ihn erinnerte, und auch vom alten Sitz der Landstände, den diese Stadt später abgegeben hatte, war außer einem erhalten gebliebenen schönen Palast wenig mehr zu sehen; aber über diese Vergangenheit hatte sich in der Zeit der absoluten Verwaltung das große Aufgebot einer kaiserlichen Statthalterei gelagert mit seinen Zentralämtern

der Provinz, mit den Haupt- und Hochschulen, den Kasernen, Gerichten, Gefängnissen, dem Bischofssitz, der Redoute, dem Theater, allen Menschen, die dazugehörten, und den Kaufleuten und Handwerkern, die sie nach sich zogen, so daß sich schließlich auch noch eine Industrie zugewanderter Unternehmer anschloß, deren Fabriken Haus an Haus die Vorstädte füllten und das Schicksal dieses Stücks Erde in den letzten Menschenaltern stärker beeinflußt hatten als alles andere. Diese Stadt hatte eine Geschichte, und sie hatte auch ein Gesicht, aber darin paßten die Augen nicht zum Mund oder das Kinn nicht zu den Haaren, und über allem lagen die Spuren eines stark bewegten Lebens, das innerlich leer ist. Es mochte sein, daß dies unter besonderen persönlichen Umständen große Ungewöhnlichkeiten begünstigte.

Um es mit einem Wort zu sagen, das ebensowenig einwandfrei ist: Ulrich fühlte etwas «seelisch Stoffloses», darin man sich so verlor, daß es die Neigung zu zügellosen Einbildungen erweckte. Er trug das sonderbare Telegramm seines Vaters in der Tasche und kannte es auswendig: «Setze dich von meinem erfolgten Ableben in Kenntnis» hatte der alte Herr ihm mitteilen lassen – oder sollte man sagen mitgeteilt? – und darin drückte sich das schon aus, denn darunter stand die Unterschrift «dein Vater». Se. Exzellenz, der Wirkliche Geheime Rat, scherzte nie in ernstesten Augenblicken: der verschrobene Aufbau der Nachricht war darum auch verteuftelt logisch, denn er war es selbst, der seinen Sohn benachrichtigte, wenn er in Erwartung seines Endes den Wortlaut niederschrieb oder jemand in die Feder sagte und die Geltung der so entstehenden Urkunde für den Augenblick nach seinem letzten Atemzug bestimmte; ja man konnte den Tatbestand vielleicht gar nicht richtiger ausdrücken, und doch flatterte von diesem Vorgang, worin die Gegenwart eine Zukunft zu beherrschen versuchte, die sie nicht mehr zu erleben vermochte, ein unheimlicher Leichenhauch zornig verwesteten Willens zurück!

Bei diesem Verhalten, das ihn durch irgendeinen Zusammenhang auch an den geradezu sorgfältig unausgewogenen Geschmack kleiner Städte erinnerte, dachte Ulrich nicht ohne Besorgnis an seine in der Provinz verheiratete Schwester, der er nun wohl in wenigen Minuten begegnen sollte. Er hatte schon während der Reise an sie gedacht, denn er wußte nicht viel von ihr. Von Zeit zu Zeit waren mit den Briefen seines Vaters ordnungsgemäße Familiennachrichten zu ihm gelangt, etwa: «Deine Schwester Agathe hat geheiratet», woran sich ergänzende Angaben schlossen, da Ulrich damals nicht hatte nach Hause kommen können. Und wohl ein Jahr später hatte er schon die Todesanzeige des jungen Gatten erhalten; und drei Jahre darauf war es, wenn er nicht irrte, gewesen, daß die Mitteilung: «deine Schwester Agathe hat sich zu meiner Befriedigung entschlossen, wieder zu heiraten» eintraf. Bei dieser zweiten Hochzeit vor fünf Jahren war er dann dabei gewesen und hatte seine Schwester durch einige Tage gesehn; aber er erinnerte sich nur, daß diese Tage wie ein Riesenrad aus lauter Weißzeug waren, das sich unablässig drehte. Und an den Gatten erinnerte er sich, der ihm mißfiel. Agathe mußte damals zweiundzwanzig Jahre alt gewesen sein, er selbst siebenundzwanzig, denn er hatte gerade das Doktorat erworben; also war seine Schwester jetzt siebenundzwanzig, und er hatte sie seit jener Zeit weder wiedergesehn, noch einen Brief mit ihr gewechselt. Er erinnerte sich bloß, daß der Vater später öfters geschrieben hatte: «In der Ehe deiner Schwester scheint, Gott sei es geklagt, nicht alles so zu sein, wie es könnte, obschon ihr Gatte ein vortrefflicher Mann ist.» Auch hieß es: «Ich habe mich sehr über die jüngsten Erfolge des Mannes deiner Schwester Agathe gefreut.» So ähnlich hatte es jedenfalls in den Briefen gestanden, denen er bedauerlicherweise niemals seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte; aber einmal, das erinnerte Ulrich nun doch ganz genau, war mit einer tadelnden Bemerkung über die Kinderlosigkeit seiner Schwester die Hoffnung verbunden gewesen, daß sie sich trotzdem in ihrer Ehe wohlfühle, wenn auch ihr Charakter ihr niemals erlauben werde, das zuzugeben. – «Wie mag sie jetzt aussehn?» dachte er. Es hatte zu den Eigentümlichkeiten des alten Herrn gehört, der sie so sorgenvoll voneinander benachrichtigte,

daß er die beiden in zartem Alter, gleich nach dem Tod ihrer Mutter, aus dem Haus tat; sie waren in getrennten Instituten erzogen worden, und Ulrich, der nicht guttat, hatte oft nicht auf Urlaub kommen dürfen, so daß er seine Schwester eigentlich schon seit ihrer Kindheit, wo sie sich allerdings sehr geliebt hatten, nicht mehr recht wiedergesehen hatte, ein einziges längeres Beisammensein ausgenommen, als Agathe eine Zehnjährige war.

Es erschien Ulrich natürlich, daß sie unter diesen Umständen auch keine Briefe wechselten. Was hätten sie einander wohl schreiben sollen?! Als Agathe das erstemal heiratete, war er, wie er sich jetzt erinnerte, Leutnant und lag mit einem Duellschuß im Spital: Gott, welcher Esel er war! Im Grunde genommen, wie viel verschiedene Esel sogar! Denn er kam darauf, daß die Leutnantserinnerung mit dem Schuß gar nicht daher gehöre: er war vielmehr beinahe schon Ingenieur gewesen und hatte «Wichtiges» zu tun, was ihn vom Familienfest fernhielt! Und von seiner Schwester hieß es später, daß sie ihren ersten Mann sehr geliebt habe: er erinnerte sich nicht mehr, durch wen er das erfuhr, aber was heißt schließlich «sie hatte sehr geliebt»?! Das sagt man so. Sie hatte wieder geheiratet, und den zweiten Mann mochte Ulrich nicht ausstehen: dies war das einzig Sichere! Nicht nur nach dem persönlichen Eindruck mochte er ihn nicht, sondern auch nach einigen Büchern von ihm, die er gelesen hatte, und es konnte schon sein, daß er seither seine Schwester nicht ganz unabsichtlich aus dem Gedächtnis verloren hatte. Gut gehandelt war das nicht; aber er mußte sich gestehn, daß er sich sogar in dem letzten Jahr, wo er an so vieles gedacht hatte, kein einziges Mal an sie erinnert hatte, und noch bei der Todesnachricht nicht. Aber am Bahnhof hatte er den Alten, der ihn abholte, gefragt, ob sein Schwager schon da sei, und als er erfuhr, daß Professor Hagauer erst zum Begräbnis erwartet werde, erfreute er sich daran, und obwohl bis zum Begräbnis höchstens zwei oder drei Tage fehlen konnten, kam ihm diese Zeit wie eine Klausur von unbegrenzter Dauer vor, die er jetzt neben seiner Schwester verbringen werde, als wären sie die vertrautesten Leute auf der Welt. Es würde vergeblich gewesen sein, wenn er sich gefragt hätte, wie das zusammenhänge? Wahrscheinlich war der Gedanke «unbekannte Schwester» eine jener geräumigen Abstraktionen, in denen viele Gefühle Platz finden, die nirgends recht zu Hause sind.

Und während er von solchen Fragen beschäftigt wurde, war Ulrich langsam in die fremd vertraute Stadt hineingegangen, die sich vor ihm auftat. Er ließ einen Wagen mit seinem Gepäck, unter das er im letzten Augenblick vor der Abreise noch ziemlich viel Bücher getan hatte, und mit dem alten Diener folgen, der, schon zu seinen Kindheitserinnerungen gehörend, ihn abgeholt hatte und das Hausmeister- mit dem Hausmeier- und dem Universitätsdieneramt in einer Art vereinte, über deren innere Grenzen mit den Jahren Ungenauigkeit gekommen war. Wahrscheinlich war es dieser bescheiden-verschlossene Mann, dem Ulrichs Vater die Todesdepesche in die Feder gesagt hatte, und Ulrichs Füße gingen verwundert angenehm den Weg, der sie nach Hause führte, während seine Sinne jetzt wach und neugierig die frischen Eindrücke aufnahmen, mit denen jede wachsende Stadt überrascht, wenn man sie lange nicht gesehen hat. An einer bestimmten Stelle, deren sie sich früher entsannen als er, bogen Ulrichs Füße mit ihm vom Hauptweg ab, und er fand sich dann nach kurzer Zeit in einer schmalen, nur von zwei Gartenmauern gebildeten Gasse. Schräg stand dem Kommenden das knapp zweistöckige Haus mit dem höheren Mittelbau gegenüber, den alten Pferdestall zur Seite, und, noch immer an die Mauer des Gartens gedrückt, stand das kleine Häuschen, wo der Diener mit seiner Frau wohnte; es sah aus, als hätte sie trotz allen Vertrauens der ganz Alte möglichst weit von sich fortgeschoben und sie doch mit seinen Mauern umspannt. Ulrich war in Gedanken an den verschlossenen Garteneingang gelangt und hatte den großen Klopfring, der dort statt einer Glocke an der niederen, altersgeschwärtzten Tür hing, aufschlagen lassen, ehe sein Begleiter gelaufen kam und den Irrtum berichtete. Sie mußten um die Mauer zum Vordereingang zurück,

wo der Wagen hielt, und erst da, in dem Augenblick, wo er die ungeöffnete Fläche des Hauses vor sich sah, fiel es Ulrich auf, daß ihn seine Schwester nicht vom Bahnhof abgeholt hatte. Der Diener meldete ihm, daß die gnädige Frau Migräne gehabt und sich nach Tisch zurückgezogen hätte, mit dem Auftrag, sie zu wecken, wenn der Herr Doktor käme. Ob seine Schwester öfters Migräne habe, fuhr Ulrich fort zu fragen und bereute sogleich diese Ungeschicklichkeit, die seine Fremdheit vor dem alten Vertrauten des väterlichen Hauses bloßstellte und an Familienbeziehungen rührte, über die man besser schwieg. «Die gnädige junge Frau hat Auftrag gegeben, in einer halben Stunde den Tee zu servieren» erwiderte wohlgezogen der Alte mit einem höflich blinden Dienergesicht, das in behutsamer Weise die Versicherung abgab, er verstünde nichts, was über seine Pflicht hinausgehe.

Unwillkürlich blickte Ulrich zu den Fenstern hinauf, in der Vermutung, es könnte Agathe dahinter stehn und sein Kommen mustern. Ob sie wohl angenehm sei, fragte er sich und stellte unbehaglich fest, daß der Aufenthalt recht mißlich sein werde, wenn sie ihm nicht gefalle. Daß sie weder zur Bahn, noch ans Haustor kam, erschien ihm allerdings als ein vertrauenerweckender Zug, und es zeigte sich darin eine gewisse Verwandtschaft des Empfindens, denn genau genommen, wäre es ebenso unbegründet gewesen, ihm entgegenzueilen, wie wenn er selbst, kaum angekommen, an die Bahre seines Vater hätte stürzen wollen. Er ließ sagen, daß er in einer halben Stunde bereit sein werde, und brachte sich ein wenig in Ordnung. Das Zimmer, worin er untergekommen war, lag im mansardenartigen zweiten Stockwerk des Mittelbaus und war sein Kinderzimmer gewesen, jetzt wunderlich ergänzt um einige offenbar nur zusammengeraffte Einrichtungsstücke, die zur Bequemlichkeit von Erwachsenen gehören. «Wahrscheinlich läßt es sich nicht anders ordnen, solange der Tote im Hause ist» dachte Ulrich und richtete sich auf den Trümmern seiner Kindheit nicht ohne Schwierigkeit ein, doch auch mit ein wenig angenehmen Gefühls, das wie Nebel aus diesem Boden aufstieg. Er wollte die Kleidung wechseln, und dabei kam ihm der Einfall, einen pyjamaartigen Hausanzug anzulegen, der ihm beim Auspacken in die Hände fiel. «Sie hätte mich doch wenigstens in der Wohnung gleich begrüßen sollen!» dachte er, und es lag ein wenig Zurechtweisung in der unbekümmerten Wahl dieses Kleidungsstücks, obwohl das Gefühl, seine Schwester werde schon irgendeinen Grund für ihr Verhalten haben, der ihm gefallen könne, auch erhalten blieb und dem Umkleiden etwas von der Höflichkeit verlieh, die in dem zwanglosen Ausdruck des Vertrauens hegt.

Es war ein großer, weichwolliger Pyjama, den er anzog, beinahe eine Art Pierrotkleid, schwarz-grau gewürfelt und an den Händen und Füßen ebenso gebunden wie in der Mitte; er liebte ihn wegen seiner Bequemlichkeit, die er nach der durchwachten Nacht und der langen Reise angenehm fühlte, während er die Treppe hinabstieg. Aber als er das Zimmer betrat, wo ihn seine Schwester erwartete, wunderte er sich sehr über seinen Aufzug, denn er fand sich durch geheime Anordnung des Zufalls einem großen, blonden, in zarte graue und rostbraune Streifen und Würfel gehüllten Pierrot gegenüber, der auf den ersten Blick ganz ähnlich aussah wie er selbst.

«Ich habe nicht gewußt, daß wir Zwillinge sind!» sagte Agathe, und ihr Gesicht leuchtete erheitert auf.

[<]

2

Sie hatten sich nicht zum Willkommen geküßt, sondern standen bloß freundlich voreinander, wechselten dann die Stellung, und Ulrich konnte seine Schwester betrachten. Sie paßten in der Größe zusammen. Agathes Haar war heller als seines, aber von der gleichen duftigen Trockenheit der Haut, die er als das einzige an seinem eigenen Körper liebte. Ihre Brust ging nicht in Brüsten verloren, sondern war schlank und kräftig, und die Glieder seiner Schwester schienen die lang-schmale Spindelform zu haben, die natürliche Leistungsfähigkeit mit Schönheit vereint.

«Ich hoffe, deine Migräne ist vorüber, man merkt nichts mehr von ihr» sagte Ulrich.

«Ich hatte gar nicht Migräne, ich habe dir das nur der Einfachheit halber sagen lassen,» erklärte sie «weil ich dir doch durch den Diener nicht gut eine verwickeltere Mitteilung zukommen lassen konnte: ich war einfach faul. Ich habe geschlafen. Ich habe mir hier angewöhnt, in jeder freien Minute zu schlafen. Ich bin überhaupt faul; ich glaube, aus Verzweiflung. Und als ich die Nachricht empfing, daß du kämst, sagte ich mir: Hoffentlich werde ich jetzt zum letzten Mal schläfrig sein, und da gab ich mich einer Art Genesungsschlaf hin: Für den Gebrauch des Dieners habe ich alles das nach sorgfältiger Überlegung Migräne genannt.»

«Du treibst gar keinen Sport?» fragte Ulrich.

«Ein wenig Tennis. Aber ich verabscheue Sport.»

Er betrachtete, während sie sprach, noch einmal ihr Gesicht. Es kam ihm nicht sehr ähnlich dem seinen vor; aber vielleicht irrte er, es mochte ihm ähnlich sein wie ein Pastell einem Holzschnitt, so daß man über der Verschiedenheit des Materials das Übereinstimmende der Linien- und Flächenführung übersah. Dieses Gesicht beunruhigte ihn durch irgend etwas. Nach einer Weile kam er darauf, daß er einfach nicht erkennen konnte, was es ausdrücke. Es fehlte darin das, was die gewöhnlichen Schlüsse auf die Person erlaubt. Es war ein inhaltsvolles Gesicht, aber nirgends war darin etwas unterstrichen und in der geläufigen Weise zu Charakterzügen zusammengefaßt.

«Wie kommt es, daß du dich auch so angezogen hast?» fragte Ulrich.

«Ich habe es mir nicht klar gemacht» erwiderte Agathe. «Ich dachte, daß es nett sei.»

«Es ist sehr nett!» meinte Ulrich lachend. «Aber geradezu ein Taschenspielerstück des Zufalls! Und Vaters Tod hat auch dich, wie ich sehe, nicht sehr erschüttert?»

Agathe hob langsam ihren Körper auf die Fußspitzen und ließ ihn ebenso wieder sinken.

«Ist dein Mann auch schon hier?» fragte ihr Bruder, um etwas zu sagen.

«Professor Hagauer kommt erst zum Begräbnis.» – Sie schien sich der Gelegenheit zu erfreuen, den Namen so förmlich aussprechen und von sich wegstellen zu können wie etwas Fremdes.

Ulrich wußte nicht, was er darauf erwidern sollte. «Ja, das habe ich gehört» sagte er.

Sie sahen einander wieder an, und dann gingen sie, wie es die sittliche Gewohnheit nahelegt, in das kleine Zimmer, wo sich der Tote befand.

Den ganzen Tag schon war dieses Zimmer künstlich verfinstert gewesen; es war satt von Schwarz. Blumen und brennende Kerzen leuchteten und rochen darin. Die zwei Pierrots standen hochaufgerichtet vor dem Toten und schienen ihm zuzusehn.

«Ich werde nicht mehr zu Hagauer zurückkehren!» sagte Agathe, damit es gesagt sei. Man konnte fast auf den Gedanken kommen, daß es auch der Tote hören solle.

Der lag auf seinem Sockel, wie er es angeordnet hatte: im Frack, das Bahrtuch bis zur halben Höhe der Brust, darüber das steife Hemd hervorkam, die Hände gefaltet ohne Kreuzifix, die Orden angelegt. Kleine harte Augenbögen, eingefallene Wangen und Lippen. In die schauerliche, augenlose Totenhaut eingenäht, die noch ein Teil des Wesens ist und schon fremd; der Reisesack des Lebens. Ulrich fühlte sich unwillkürlich an der Wurzel des Daseins erschüttert, wo kein Gefühl und kein Gedanke ist; aber nirgends sonst. Wenn er es hätte aussprechen müssen, hätte er nur zu sagen vermocht, daß ein lästiges Verhältnis ohne Liebe geendet habe. So, wie eine schlechte Ehe die Menschen schlecht macht, die sich nicht von ihr befreien können, tut es jedes für die Ewigkeit berechnete, schwer aufliegende Band, wenn das Zeitliche unter ihm wegschrumpft.

«Ich hätte es gerne gehabt, daß du schon früher kämst,» berichtete Agathe weiter «aber Papa hat es nicht erlaubt. Er ordnete alles, was seinen Tod anging, selbst. Ich glaube, es wäre ihm peinlich gewesen, unter deinen Augen zu sterben. Ich lebe schon zwei Wochen hier; es war entsetzlich.»

«Hat er wenigstens dich geliebt?» fragte Ulrich.

«Er hat alles, was er geordnet wissen wollte, seinem alten Diener aufgetragen, und von da an machte er den Eindruck eines Menschen, der nichts zu tun hat und sich bestimmungslos fühlt. Aber ungefähr alle Viertelstunden hat er den Kopf gehoben und nachgesehen, ob ich im Zimmer sei. Das war in den ersten Tagen. In den folgenden sind halbe Stunden und später ganze daraus geworden, und während des schrecklichen letzten Tags ist es überhaupt nur noch zwei- oder dreimal geschehn. Und in allen Tagen hat er kein Wort zu mir gesprochen, außer wenn ich ihn etwas fragte.»

Ulrich dachte, während sie das erzählte: «Sie ist eigentlich hart. Sie konnte schon als Kind in einer stillen Weise ungemein eigensinnig sein. Trotzdem sieht sie nachgiebig aus?» Und plötzlich erinnerte er sich an eine Lawine. Er hatte einmal in einem Wald, der von einer Lawine zerrissen wurde, beinahe das Leben verloren. Sie bestand aus einer weichen Wolke von Schneestaub, die, von einer unaufhaltsamen Gewalt erfaßt, hart wie ein stürzender Berg wurde.

«Hast du die Depesche an mich aufgegeben?» fragte er.

«Natürlich der alte Franz! Das war alles schon geordnet. Er hat sich auch nicht von mir pflegen lassen. Er hat mich bestimmt nie geliebt, und ich weiß nicht, warum er mich herkommen ließ. Ich habe mich schlecht gefühlt und auf meinem Zimmer eingesperrt, sooft ich konnte. Und in einer solchen Stunde ist er gestorben.»

«Wahrscheinlich hat er dir damit beweisen wollen, daß du einen Fehler begangen hast. Komm!» sagte Ulrich bitter und zog sie hinaus. «Aber vielleicht hat er wollen, daß du ihm die Stirn streichelst? Oder neben seinem Lager niederkniest? Wenn schon aus keinem anderen Grund, als weil er immer gelesen hatte, daß es sich beim letzten Abschied von einem Vater so gehört. Und hat es nicht über die Lippen gebracht, dich darum zu bitten?!»

«Vielleicht» sagte Agathe.

Sie waren noch einmal stehen geblieben und sahen ihn an.

«Eigentlich ist alles das entsetzlich!» sagte Agathe.

«Ja» meinte Ulrich. «Und man weiß so wenig davon.»

Als sie den Raum verließen, blieb Agathe noch einmal stehn und sprach Ulrich an: «Ich überfalle dich mit etwas, woran dir natürlich nichts gelegen sein kann: aber ich habe mir gerade während

Vaters Krankheit vorgenommen, daß ich unter keinen Umständen zu meinem Mann zurückkehre!»

Ihren Bruder machte ihre Hartnäckigkeit unwillkürlich lächeln, denn Agathe hatte eine senkrechte Falte zwischen den Augen und sprach heftig; sie schien zu fürchten, daß er sich nicht auf ihre Seite stellen werde, und erinnerte an eine Katze, die große Angst hat und darum tapfer zum Angriff übergeht.

«Ist er einverstanden?» fragte Ulrich.

«Er weiß noch von nichts» sagte Agathe. «Aber er wird nicht einverstanden sein!»

Der Bruder sah seine Schwester fragend an. Aber sie schüttelte heftig den Kopf. «O nein, was du denkst, ist es nicht: Niemand dritter ist im Spiel!» erwiderte sie.

Damit war dieses Gespräch vorläufig zu Ende. Agathe entschuldigte sich dafür, daß sie auf Ulrichs Hunger und Müdigkeit nicht mehr Rücksicht genommen habe, führte ihn in ein Zimmer, wo der Tee angerichtet war, und da etwas fehlte, ging sie selbst nach dem Rechten zu sehn. Dieses Alleinsein benutzte Ulrich, sich ihren Gatten zu vergegenwärtigen, so gut er es vermochte, um sie besser zu verstehn. Der war ein mittelgroßer Mann mit eingezogenem Kreuz, rund in derb geschneiderten Hosen steckenden Beinen, etwas wulstigen Lippen unter einem borstigen Schnurrbart und einer Liebhaberei für großgemusterte Krawatten, die wohl anzeigen sollte, daß er kein gewöhnlicher, sondern ein zukunftswilliger Schulmeister sei. Ulrich fühlte wieder sein altes Mißtrauen gegen Agathes Wahl erwachen, aber daß dieser Mann geheime Laster verbergen sollte, war ganz auszuschließen, wenn man sich an das offene Leuchten erinnerte, das von Stirn und Augen Gottlieb Hagauers glänzte. «Das ist doch einfach der aufgeklärte tüchtige Mensch, der Brave, der die Menschheit auf seinem Felde fördert, ohne sich in Dinge zu mischen, die ihm ferne liegen» stellte Ulrich fest, wobei er sich auch an die Schriften Hagauers wieder erinnerte, und versank in nicht ganz angenehme Gedanken.

Man kann solche Menschen schon ursprünglich in ihrer Schülerzeit kennzeichnen. Sie lernen weniger – wie man es, die Folge mit der Ursache verwechselnd, benennt – gewissenhaft als ordentlich und praktisch. Sie legen sich jede Aufgabe vorerst zurecht, wie man sich abends die Kleidung des nächsten Tags bis auf die Knöpfe zurechtlegen muß, wenn man morgens rasch und ohne Fehlgriff fertig werden will; es gibt keinen Gedankengang, den sie nicht mittels fünf bis zehn solcher vorbereiteten Knöpfe fest in ihr Verständnis heften könnten, und man muß einräumen, daß dieses sich danach sehen lassen kann und der Untersuchung standhält. Sie werden dadurch Vorzugsschüler, ohne ihren Kameraden moralisch unangenehm zu sein, und Menschen, die wie Ulrich von ihrem Wesen bald zu einem leichten Übermaß, bald zu einem ebenso geringfügigen Untermaß verleitet werden, bleiben auf eine Weise, die so leise schleicht wie das Schicksal, hinter ihnen zurück, auch wenn sie viel begabter sind. Er bemerkte, daß er vor dieser Vorzugsart Menschen eigentlich eine geheime Scheu habe, denn ihre gedankliche Genauigkeit ließ seine eigene Schwärmerei für Genauigkeit ein wenig windig erscheinen. «Sie haben nicht die Spur von Seele» dachte er «und sind gutmütige Menschen; nach dem sechzehnten Jahr, wenn sich die jungen Leute für geistige Fragen erhitzen, bleiben sie scheinbar hinter den anderen ein wenig zurück und haben nicht recht die Fähigkeit, neue Gedanken und Gefühle zu verstehn, aber sie arbeiten auch da mit ihren zehn Knöpfen, und es kommt der Tag, wo sie sich darüber ausweisen können, daß sie immer alles verstanden haben, <freilich ohne alle unhaltbaren Extreme>, und schließlich sind sie es noch, die den neuen Ideen Eingang ins Leben verschaffen, wenn diese für andere längst verklungene Jugend geworden sind oder einsame Übertreibung!» So konnte sich Ulrich, als seine Schwester wieder eintrat, zwar noch immer nicht vorstellen, was ihr



eigentlich begegnet sein mochte, aber er fühlte, daß ein Kampf gegen ihren Mann, und sei es selbst ein ungerechter, etwas wäre, das eine ganz nichtswürdige Neigung besäße, ihm Vergnügen zu bereiten.

Agathe schien es für aussichtslos zu halten, ihren Entschluß vernünftig zu erklären. Ihre Ehe befand sich, was man von einem Charakter wie Hagauer auch nicht anders erwarten durfte, in vollkommenster äußerer Ordnung. Kein Streit, kaum Meinungsverschiedenheiten; schon deshalb nicht, weil Agathe, wie sie erzählte, ihre eigene Meinung in keiner Frage ihm anvertraute. Natürlich keine Exzesse, nicht Trunk, noch Spiel. Nicht einmal Junggesellengewohnheiten. Gerechte Verteilung der Einkommen. Geordnete Wirtschaft. Ruhiger Ablauf von geselligem Beisammensein zu vielen und ungeselligem zu zweit. «Wenn du ihn also einfach grundlos verläßt,» sagte Ulrich «wird die Ehe auf dein Verschulden geschieden werden; vorausgesetzt, daß er klagt.»

«Er soll klagen!» verlangte Agathe.

«Vielleicht wäre es gut, ihm einen kleinen Vermögensvorteil einzuräumen, wenn er in eine einvernehmliche Lösung willigt?»

«Ich habe nur das mit mir genommen,» erwiderte sie «was man für eine dreiwöchige Reise braucht, und außerdem ein paar kindische Dinge und Erinnerungen aus der Zeit vor Hagauer. Alles andere soll er zurückbehalten, ich mag es nicht. Aber er soll nicht den kleinsten Vorteil in Zukunft von mir haben!»

Diese Sätze rief sie wieder überraschend heftig aus. Man konnte es vielleicht so verstehen, daß Agathe sich dafür rächen wolle, diesem Mann in früherer Zeit zuviel Vorteile eingeräumt zu haben. Ulrichs Kampflust, sein Sportsinn, seine Erfindungsgabe im Überwinden von Schwierigkeiten wurden nun geweckt, obgleich er das ungern sah; denn es war wie die Wirkung eines Erregungsmittels, das die äußeren Affekte in Bewegung bringt, während die inneren doch noch ganz unberührt blieben. Er lenkte das Gespräch ab und suchte zögernd einen Überblick. «Ich habe einiges von ihm gelesen und gehört» sagte er; «soviel ich weiß, gilt er im Gebiet des Unterrichts und der Erziehung sogar als ein kommender Mann!»

«Ja, das tut er» erwiderte Agathe.

«Soweit ich seine Schriften kenne, ist er nicht nur ein in allen Sätteln gerechter Schulmeister, sondern ist auch frühzeitig für eine Reform unserer höheren Lehranstalten eingetreten. Ich erinnere mich, einmal ein Buch von ihm gelesen zu haben, worin einerseits von dem unersetzlichen Wert des historisch-humanistischen Unterrichts für die sittliche Bildung die Rede war und ebenso andererseits von dem unersetzlichen Wert naturwissenschaftlich-mathematischen Unterrichts für die geistige Bildung und drittens von dem unersetzlichen Wert, den das geballte Lebensgefühl des Sports und der militärischen Erziehung für die Bildung zur Tat hat. Stimmt das?»

«Das wird wohl stimmen» meinte Agathe; «aber hast du beobachtet, wie er zitiert?»

«Wie er zitiert? Warte: mir ist dunkel, daß mir wirklich etwas aufgefallen ist. Er zitiert sehr viel. Er zitiert die alten Meister. Er – natürlich zitiert er auch die Gegenwärtigen, und jetzt weiß ich es: er zitiert in einer für einen Schulmeister geradezu revolutionären Weise nicht nur die Schulgrößen, sondern auch die Flugzeugbauer, Politiker und Künstler des Tags ... Aber das ist schließlich doch nur das, was ich schon vorhin gesagt habe ...?» endete er mit dem kleinlauten Abschlußgefühl, womit eine Erinnerung, die ihr Geleise verfehlt hat, auf den Prellbock auffährt.

«Er zitiert so,» ergänzte Agathe «daß er beispielsweise in der Musik bedenkenlos bis zu Richard Strauß oder in der Malerei bis zu Picasso gehen wird; niemals aber wird er, und sei es auch nur als das Beispiel von etwas Falschem, einen Namen nennen, der sich nicht schon ein gewisses Hausrecht in den Zeitungen zumindest dadurch erworben hat, daß sie sich tadelnd mit ihm beschäftigen!»

So war es. Das hatte Ulrich in seiner Erinnerung gesucht. Er blickte auf. Agathens Antwort erfreute ihn durch den Geschmack und die Beobachtung, die sich in ihr aussprachen. «So ist er mit der Zeit ein Führer geworden, indem er als einer der ersten hinter ihr drein ging» ergänzte er lachend. «Alle, die noch später kommen, sehen ihn schon vor sich! Aber liebst du denn unsere Ersten?»

«Ich weiß nicht. Jedenfalls zitiere ich nicht.»

«Immerhin, laß uns bescheiden sein» meinte Ulrich. «Der Name deines Gatten bedeutet ein Programm, das heute schon vielen als das Höchste gilt. Sein Wirken stellt einen soliden kleinen Fortschritt dar. Sein äußerer Aufstieg kann nicht mehr lange säumen. Aus ihm wird über kurz oder lang mindestens ein Universitätsprofessor werden, obgleich er sich mit seinem Brotberuf als Mittelschullehrer geschleppt hat; und ich, siehst du, der ich gar nichts anderes zu tun hatte, als was auf meinem geraden Weg lag, bin heute so weit, daß es wahrscheinlich nicht einmal zur Dozentur bei mir kommt: Das ist schon etwas!»

Agathe war enttäuscht, und wahrscheinlich war das die Ursache davon, daß ihr Gesicht den porzellanenen und nichtssagenden Ausdruck einer Dame annahm, während sie liebenswürdig erwiderte: «Ich weiß nicht, vielleicht hast du auf Hagauer Rücksicht zu nehmen?»

«Wann soll er eintreffen?» fragte Ulrich.

«Erst zum Begräbnis; mehr Zeit nimmt er sich nicht. Aber keinesfalls soll er hier im Haus wohnen, das gestatte ich nicht!»

«Wie du willst!» entschied sich Ulrich unerwartet. «Ich werde ihn abholen und vor einem Hotel absetzen. Und dort werde ich ihm also, wenn du es wünschst, sagen: «Das Zimmer für Sie ist hier gesattelt!»)»

Agathe war überrascht und plötzlich begeistert. «Das wird ihn furchtbar ärgern, weil es Geld kostet, und er erwartet sicher, bei uns wohnen zu können!» Ihr Gesicht hatte sich augenblicklich geändert und etwas kindlich Wildes zurückgewonnen wie bei einem Bubenstück.

«Wie ist denn alles geregelt?» fragte ihr Bruder. «Gehört dieses Haus dir, mir oder uns beiden? Ist ein Testament da?»

«Papa hat mir ein großes Paket übergeben lassen, worin alles stehen soll, was wir wissen müssen.» – Sie gingen in das Arbeitszimmer, das zur anderen Seite des Toten lag.

Sie glitten wieder durch Kerzenglanz, Blumenduft, durch den Kreis dieser zwei Augen, die nichts mehr sahen. In dem flackernden Halbdunkel war Agathe für eine Sekunde nur ein schimmernder Nebel von Gold, Grau und Rosa. Das Testament fand sich vor, aber sie kehrten mit den Papieren zu ihrem Teetisch zurück, wo sie das Schriftpaket dann zu öffnen vergaßen.

Denn als sie sich niederließen, teilte Agathe ihrem Bruder mit, daß sie so gut wie getrennt von ihrem Mann lebe, wenn auch unter dem gleichen Dach; sie sagte nicht, wie lange es schon so sei.

Es machte zunächst einen schlechten Eindruck auf Ulrich. Wenn verheiratete Frauen glauben, daß ein Mann ihr Geliebter werden könnte, pflegen viele von ihnen ihm dieses Märchen

anzuvertrauen; und obgleich seine Schwester ihre Mitteilung verlegen, ja eigentlich verstockt vorgebracht hatte, mit einem ungeschickten Entschluß, irgend einen Anstoß zu geben, was man deutlich hindurchfühlte, verdroß es ihn, daß ihr nichts Besseres ihm aufzubinden eingefallen sei, und er hielt es für eine Übertreibung. «Ich habe überhaupt nie begriffen, wie du mit einem solchen Mann hast leben können!» entgegnete er offen.

Agathe meinte, daß der Vater es gewollt habe; und was sie dagegen hätte tun sollen, fragte sie.

«Aber du warst doch damals schon Witwe und keine unmündige Jungfrau!»

«Gerade darum. Ich war zu Papa zurückgekehrt; allgemein sagte man damals, ich sei noch zu jung, um schon allein zu leben, denn wenn ich auch Witwe war, so war ich doch erst neunzehn Jahre alt; und dann habe ich es eben hier nicht ausgehalten.»

«Aber warum hast du dir nicht einen anderen Mann gesucht? Oder studiert, und auf diese Weise ein selbständiges Leben begonnen?» fragte Ulrich rücksichtslos.

Agathe schüttelte bloß den Kopf. Erst nach einer kleinen Pause antwortete sie: «Ich habe dir schon gesagt, daß ich faul bin.»

Ulrich fühlte, daß es keine Antwort war. «Du hast also einen besonderen Grund gehabt, Hagauer zu heiraten!?»

«Ja.»

«Du hast einen anderen geliebt, den du nicht bekommen konntest?»

Agathe zögerte. «Ich habe meinen verstorbenen Mann geliebt.»

Ulrich bedauerte, daß er das Wort Liebe so gewöhnlich gebraucht hatte, als hielte er die Wichtigkeit der gesellschaftlichen Einrichtung, die es bezeichnet, für unverbrüchlich. «Wenn man Trost spenden will, schöpft man doch sofort eine Bettelsuppe!» dachte er. Trotzdem fühlte er sich versucht, in der gleichen Weise weiterzureden. «Und dann hast du bemerkt, was dir widerfahren ist, und hast Hagauer Schwierigkeiten bereitet» meinte er.

«Ja» bestätigte Agathe. «Aber nicht gleich; – erst spät» fügte sie hinzu. «Sehr spät sogar.»

Hier gerieten sie ein klein wenig in Streit.

Es war zu sehen, daß diese Geständnisse Agathe Überwindung kosteten, obgleich sie sie aus freien Stücken darbrachte und offenbar, wie es ihrem Alter entsprach, in der Gestaltung des Geschlechtslebens einen wichtigen Gesprächsstoff für jedermann sah. Sie schien es gleich beim ersten Mal auf Verständnis oder Unverständnis ankommen lassen zu wollen, suchte Vertrauen und war nicht ohne Freimut und Leidenschaft entschlossen, sich den Bruder zu erobern. Aber Ulrich, noch immer moralisch in Geberlaune, vermochte nicht, ihr sofort entgegenzukommen. Er war trotz der Kraft seiner Seele keineswegs immer frei von den Vorurteilen, die sein Geist verwarf, da er zu oft sein Leben hatte gehen lassen, wie es wollte, und seinen Geist anders. Und weil er seinen Einfluß auf Frauen zu oft mit der Lust eines Jägers am Fangen und Beobachten ausgenutzt und mißbraucht hatte, war ihm fast immer auch das dazugehörnde Bild begegnet, worin die Frau das Wild ist, das unter dem Liebesspeer des Mannes zusammenbricht, und es saß ihm die Wollust der Demütigung im Gedächtnis, der sich die liebende Frau unterwirft, während der Mann von einer ähnlichen Hingabe weit entfernt ist. Diese männliche Machtvorstellung von der weiblichen Schwäche ist heute noch recht gewöhnlich, obwohl mit den einander folgenden Wellen der Jugend daneben neuere Auffassungen entstanden sind, und die Natürlichkeit, mit der Agathe ihre Abhängigkeit von Hagauer behandelte, verletzte ihren Bruder. Es kam Ulrich vor,

seine Schwester habe eine Schmach erlitten, ohne sich ihrer recht bewußt zu sein, als sie sich unter den Einfluß eines Mannes begab, der ihm mißfiel, und durch Jahre darunter verharrte. Er sprach es nicht aus, aber Agathe mußte wohl etwas Ähnliches in seinem Gesicht gelesen haben, denn sie sagte plötzlich: «Ich konnte ihm doch nicht gleich davonlaufen, wenn ich ihn schon geheiratet hatte; das wäre überspannt gewesen!»

Ulrich – immer der Ulrich im Zustand des älteren Bruders und spendend-erzieherischer Begriffsverarmung – wurde heftig hochgerissen und rief aus: «Wäre es wirklich überspannt, Abscheu zu erleiden und daraus sofort alle Folgerungen zu ziehen?!» Er suchte es zu mildern, indem er hinterdrein lächelte und seine Schwester so freundlich wie möglich ansah.

Auch Agathe sah ihn an; ihr Gesicht war ganz geöffnet von dieser Anstrengung, mit der sie in seinen Zügen forschte. «Ein gesunder Mensch ist Peinlichkeiten gegenüber doch nicht so empfindlich?!» wiederholte sie. «Was liegt schließlich daran!»

Das hatte zur Folge, daß sich Ulrich zusammennahm und seine Gedanken nicht länger einem Teil-Ich überlassen wollte. Er war jetzt wieder der Mann des funktionalen Verstehens. «Du hast recht,» sagte er «was liegt schließlich an den Vorgängen als solchen! Es kommt auf das System von Vorstellungen an, durch das man sie betrachtet, und auf das persönliche System, in das sie eingefügt sind.»

«Wie sagst du das?» fragte Agathe mißtrauisch.

Ulrich entschuldigte sich für seine abstrakte Ausdrucksweise, aber während er nach einem leicht eingänglichen Vergleich suchte, kehrte seine brüderliche Eifersucht wieder und beeinflusste seine Wahl: «Nehmen wir an, daß eine Frau, die uns nicht gleichgültig ist, vergewaltigt worden sei» erklärte er. «Nach einem heroischen Vorstellungssystem müßten wir dann Rache oder Selbstmord erwarten; nach einem zynisch-empirischen, daß sie es abschüttle wie eine Henne; und was sich heute wirklich vollzöge, wäre wohl ein Gemisch aus beidem: diese innere Unwissenheit ist aber häßlicher als alles.»

Aber Agathe war auch mit dieser Fragestellung nicht einverstanden. «Kommt es dir denn so schrecklich vor?» fragte sie einfach.

«Ich weiß nicht. Es schien mir, daß es demütigend sei, mit einem Menschen zu leben, den man nicht liebt. Aber jetzt – wie du willst!»

«Ist es schlimmer als wenn eine Frau, die sich eher als drei Monate nach ihrer Scheidung wieder verheiraten will, im Auftrag des Staats vom Amtsarzt an der Gebärmutter untersucht wird, aus Gründen des Erbrechts, ob sie schwanger sei? Daß es das gibt, habe ich gelesen!» Agathes Stirn schien sich im Zorn der Verteidigung zu runden und hatte wieder die kleine lotrechte Falte zwischen den Augenbrauen. «Und darüber kommt jede hinweg, wenn es sein muß!» sagte sie verächtlich.

«Ich widerspreche dir nicht» entgegnete Ulrich; «alle Geschehnisse gehen, wenn sie einmal wirklich da sind, vorbei wie Regen und Sonnenschein. Wahrscheinlich bist du viel vernünftiger als ich, wenn du das natürlich ansiehst; aber die Natur des Mannes ist nicht natürlich, sondern naturändernd und darum manchmal überspannt.» Sein Lächeln bat um Freundschaft, und sein Auge sah, wie jung ihr Gesicht war. Wenn es sich erregte, bekam es fast keine Falten, sondern wurde von dem, was dahinter vorging, zu noch größerer Glätte gespannt, wie ein Handschuh, in dem sich die Faust ballt.

«Ich habe nie so allgemein darüber nachgedacht» erwiderte sie jetzt. «Aber nachdem ich dich

gehört habe, kommt wieder mir vor, daß ich schrecklich im Unrecht gelebt habe!»

«Alles rührt nur davon her,» beglich ihr Bruder scherzend dieses gegenseitige Schuldbekenntnis «daß du mir schon so viel freiwillig gesagt hast, und doch nicht das Entscheidende. Wie soll ich das Richtige treffen, wenn du mir nichts von dem Mann anvertraust, wegen dessen du Hagauer endlich doch verläßt!»

Agathe sah ihn wie ein Kind an oder wie ein Student, der von seinem Erzieher gekränkt wird: «Muß es denn ein Mann sein?! Kann es nicht von selbst kommen? Habe ich etwas schlecht gemacht, weil ich ohne Liebhaber durchgegangen bin? Ich würde dich vielleicht anlügen, wenn ich behaupten wollte, daß ich nie einen gehabt habe; so lächerlich will ich auch nicht sein: aber ich habe keinen und würde es dir verübeln, wenn du glaubtest, daß ich durchaus einen brauche, um von Hagauer zu gehn!»

Ihrem Bruder blieb nichts übrig, als ihr zu versichern, daß leidenschaftliche Frauen ihren Männern auch ohne Liebhaber durchgehen und daß seiner Meinung nach das sogar das Würdigere sei. – Der Tee, zu dem sie sich getroffen hatten, war in ein unregelmäßiges und vorzeitiges Abendbrot übergegangen, weil Ulrich übermüdet war und darum gebeten hatte, denn er wollte früh zu Bett gehn, um sich für den nächsten Tag auszuschlafen, der allerhand geschäftliche Unruhe versprach. Nun rauchten sie ihre Zigaretten, ehe sie sich trennten, und er kannte sich in seiner Schwester nicht aus. Sie hatte weder etwas Emanzipiertes, noch etwas Bohemehaftes an sich, obgleich sie da in weiten Hosen saß, in denen sie den unbekanntem Bruder empfangen hatte. Eher etwas Hermaphroditisches, so kam ihm jetzt vor; das leichte männliche Kleid ließ in der Bewegung des Gesprächs mit der Halbdurchsichtigkeit eines Wasserspiegels die zärtliche Formung ahnen, die sich darunter befand, und zu den frei-unabhängigen Beinen trug sie das schöne Haar frauenhaft aufgesteckt. Das Zentrum dieses zwiespältigen Eindrucks bildete aber noch immer das Gesicht, das den Reiz der Frau in hohem Maße besaß, doch mit irgendeinem Abstrich und Vorbehalt, dessen Wesen er nicht herausbekommen konnte.

Und daß er so wenig von ihr wußte und so vertraut mit ihr saß, und doch auch ganz anders als mit einer Frau, für die er ein Mann wäre, das war etwas sehr Angenehmes, in der Müdigkeit, der er nun nachzugeben begann.

«Eine große Veränderung seit gestern!» dachte er.

Er war dankbar dafür und bemühte sich, Agathe zum Abschied etwas herzlich Brüderliches zu sagen, aber da ihm das etwas Ungewohntes war, fiel ihm nichts ein. So nahm er sie bloß in den Arm und küßte sie.

[<]

3

Morgen in einem Trauerhaus

Am nächsten Morgen fuhr Ulrich früh und so glatt aus dem Schlaf, wie ein Fisch aus dem Wasser schnell; es war eine Folge der traumlos und restlos ausgeschlafenen Müdigkeit des vergangenen Tags. Er suchte sich ein Frühstück zu verschaffen und ging dazu durch das Haus. Die Trauer darin war noch nicht recht in Betrieb, und bloß ein Duft von Trauer hing in allen Räumen: es erinnerte ihn an ein Geschäft, das seine Läden in der Morgenfrühe geöffnet hat, während die

Straße noch menschenleer ist. Dann holte er seine wissenschaftliche Arbeit aus dem Koffer und begab sich mit ihr in das Arbeitszimmer seines Vaters. Es sah, als er mitten darin saß und ein Feuer im Ofen brannte, menschlicher aus als am Abend vorher: obgleich ein pedantischer, Einerseits und Andererseits auswägender Geist es ausgebaut hatte bis zu den symmetrisch einander gegenüberstehenden Gipsbüsten auf der Höhe der Büchergestelle, gaben die vielen liegengebliebenen, kleinen persönlichen Dinge – Bleistifte, Augenglas, Thermometer, ein aufgeschlagenes Buch, Federbüchsen und dergleichen mehr – dem Raum doch die rührende Leere eines eben erst verlassenen Lebensgehäuses. Ulrich saß mitten darin, zwar in der Nähe des Fensters, aber am Schreibtisch, der den Orgelpunkt dieses Raumes bildete, und empfand eine eigentümliche Willensmüdigkeit. An den Wänden hingen Bildnisse seiner Voreltern, und ein Teil der Möbel stammte noch aus ihrer Zeit; der hier gewohnt hatte, hatte aus den Schalen ihres Lebens das Ei des seinen geformt: nun war er tot, und sein Hausrat stand noch so scharf da, als wäre er aus dem Raum herausgefeilt worden, aber schon war die Ordnung bereit abzubreckeln, sich dem Nachfolger zu fügen, und man fühlte, wie die größere Lebensdauer der Dinge kaum sichtbar hinter ihrer starren Trauermiene neu zu quellen begann.

In dieser Stimmung schlug Ulrich seine Arbeit auf, die er vor Wochen und Monaten unterbrochen hatte, und sein Blick fiel gleich zu Beginn auf die Stelle mit den physikalischen Gleichungen des Wassers, über die er nicht hinausgekommen war. Er erinnerte sich dunkel, daß er an Clarisse gedacht hatte, als er aus den drei Hauptzuständen des Wassers ein Beispiel gemacht hatte, um an ihm eine neue mathematische Möglichkeit zu zeigen; und Clarisse hatte ihn dann davon abgelenkt. Doch gibt es ein Erinnern, das nicht das Wort, sondern die Luft, worin es gesprochen worden, zurückruft, und so dachte Ulrich auf einmal: «Kohlenstoff ...» und bekam gleichsam aus dem Nichts heraus den Eindruck, es würde ihn weiterbringen, wenn er augenblicklich bloß wüßte, in wieviel Zuständen Kohlenstoff vorkomme; aber es fiel ihm nicht ein, und er dachte statt dessen: «Der Mensch kommt in zweien vor. Als Mann und als Frau.» Das dachte er eine ganze Weile, scheinbar reglos vor Staunen, als ob es Wunder was für eine Entdeckung bedeutete, daß der Mensch in zwei verschiedenen Dauerzuständen lebe. Nur verbarg sich unter diesem Stillstand seines Denkens eine andere Erscheinung. Denn man kann hart sein, selbstsüchtig, bestrebt, gleichsam hinaus geprägt, und kann sich plötzlich als der gleiche Ulrich Soundso auch umgekehrt fühlen, eingesenkt, als ein selbstlos glückliches Wesen in einem unbeschreiblich empfindlichen und irgendwie auch selbstlosen Zustand aller umgebenden Dinge. Und er fragte sich «Wie lange ist es her, seit ich das zuletzt empfunden habe?» Zu seiner Überraschung waren es kaum mehr als vierundzwanzig Stunden. Die Stille, die Ulrich umgab, war erfrischend, und der Zustand, an den er sich erinnert sah, kam ihm nicht so ungewöhnlich vor wie sonst. «Wir alle sind ja Organismen», dachte er beschwichtigt «die sich in einer unfreundlichen Welt mit aller Kraft und Begierde gegeneinander durchsetzen müssen. Aber mit seinen Feinden und Opfern zusammen ist jeder doch auch Teilchen und Kind dieser Welt; ist vielleicht gar nicht so losgelöst von ihnen und selbständig, wie er sich das einbildet.» Und das vorausgesetzt, schien es ihm durchaus nicht unverständlich zu sein, daß zuweilen eine Ahnung von Einheit und Liebe aus der Welt aufsteigt, fast eine Gewißheit, es lasse die handgreifliche Notdurft des Lebens unter gewöhnlichen Umständen von dem ganzen Zusammenhang der Wesen nur die eine Hälfte erkennen. Das hatte nichts an sich, was einen mathematisch-naturwissenschaftlich und exakt fühlenden Menschen zu verletzen brauchte: Ulrich sah sich dadurch sogar an die Arbeit eines Psychologen erinnert, mit dem ihn persönliche Beziehungen verbanden: sie handelte davon, daß es zwei große, einander entgegengesetzte Vorstellungsgruppen gebe, von denen sich die eine auf dem Umfangenwerden vom Inhalt der Erlebnisse, die andere auf dem Umfangen aufbaue, und legte die Überzeugung nahe, daß sich ein solches «In etwas Darinsein» und «Etwas von außen Ansehn», ein «Konkav-»

und «Konvexempfinden», ein «Raumhaft-» wie ein «Gegenständlichsein», eine «Einsicht» und eine «Anschauung» noch in so vielen anderen Erlebnisgegensätzen und ihren Sprachbildern wiederhole, daß man eine uralte Doppelform des menschlichen Erlebens dahinter vermuten dürfe. Es war keine von den strengen sachlichen Untersuchungen, sondern eine von den phantasiehaft etwas vorausschweifenden, die einem Anstoß ihr Entstehen verdanken, der außerhalb der täglichen wissenschaftlichen Tätigkeit Hegt, aber sie war in den Grundlagen fest und in den Schlüssen von großer Wahrscheinlichkeit, die sich auf eine hinter Urnebeln verborgene Einheit des Empfindens zu bewegten, aus deren mannigfach vertauschten Trümmern, wie nun Ulrich annahm, schließlich das heutige Verhalten entstanden sein konnte, das sich undeutlich um den Gegensatz einer männlichen und weiblichen Erlebensweise ordnet und von alten Träumen geheimnisvoll beschattet wird.

Hier suchte er sich – wörtlich so, wie man beim Abstieg über eine gefährliche Kletterstelle Seil und Mauerhaken gebraucht – zu sichern und begann eine weitere Überlegung:

«Die ältesten, für uns schon fast unverständlich dunklen Überlieferungen der Philosophie sprechen oft von einem männlichen und einem weiblichen «Prinzip!»» dachte er.

«Die Göttinnen, die es in den Urreligionen neben den Göttern gab, sind unserem Empfinden in Wahrheit nicht mehr erreichbar» dachte er. «Für uns wäre das Verhältnis zu diesen übermenschensstarken Weibern Masochismus!»

«Aber die Natur» dachte er «gibt dem Mann Saugwarzen und der Frau ein männliches Geschlechtsrudiment, ohne daß daraus zu schließen wäre, unsere Vorfahren seien Hermaphroditen gewesen. Auch seelisch werden sie also keine Zwitter gewesen sein. Und dann muß die doppelte Möglichkeit des gebenden und des nehmenden Sehens einmal von außen empfangen worden sein, als ein Doppelgesicht der Natur, und irgendwie ist alles das viel älter als der Unterschied der Geschlechter, die sich daraus später ihre seelische Kleidung ergänzt haben ...»

So dachte er, aber in der Folge geschah es, daß er sich an eine Einzelheit aus seiner Kindheit erinnerte, und er wurde durch sie abgelenkt, weil es ihm, was lange nicht vorgefallen war, Vergnügen bereitete sich zu erinnern. Es muß vorausgeschickt werden, daß sein Vater früher geritten war und auch Reitpferde besessen hatte, wovon der leere Stall an der Gartenmauer, den Ulrich bei seiner Ankunft zuerst gesehen hatte, heute noch Zeugnis ablegte. Wahrscheinlich war das die einzige adelige Neigung, die sich sein Vater in Bewunderung seiner feudalen Freunde selbst angemaßt hatte, aber Ulrich war damals ein kleiner Knabe gewesen, und das gleichsam Unendliche, jedenfalls Unausmeßbare, das ein hoher, muskulöser Pferdeleib für ein bewunderndes Kind besitzt, stellte sich nun in der Empfindung wieder her wie ein märchenhaft-schauriges Gebirge, von der Haarheide überzogen, durch die das Zucken der Haut wie die Wellen eines Windes lief. Es war das, wie er bemerkte, eine jener Erinnerungen, deren Glanz von der Ohnmacht des Kindes kommt, sich seine Wünsche zu erfüllen; aber das sagt wenig, vergleicht man es mit der Größe dieses Glanzes, die geradezu überirdisch war, oder mit dem nicht weniger wunderbaren Glanz, den der kleine Ulrich ein wenig später mit den Fingerspitzen berührte, als er den ersten suchte. Denn zu jener Zeit waren in der Stadt die Ankündigungen eines Zirkus angeschlagen gewesen, worauf nicht nur Pferde, sondern auch Löwen, Tiger ebenso wie große, prächtige, in Freundschaft mit ihnen lebende Hunde vorkamen, und schon lange hatte er diese Anschläge angestarrt, als es ihm gelang, sich eines dieser bunten Papiere zu verschaffen und die Tiere auszuschneiden, denen er nun mit kleinen Holzstäben Steife und Halt gab. Was sich sodann begab, läßt sich aber nur mit einem Trinken vergleichen,

das den Durst nicht zu Ende löscht, auch wenn man es noch so lange fortsetzt; denn es hatte weder einen Halt, noch ergab es in wochenlanger Ausbreitung einen Fortschritt, und war ein dauerndes Hinübergezogenwerden in diese bewunderten Geschöpfe, die zu besitzen er mit dem unsäglichen Glück des einsamen Kindes jetzt ebenso stark vermeinte, wenn er sie ansah, wie er fühlte, daß daran etwas Letztes fehle, das durch nichts zu erfüllen war, wovon dann gerade das Verlangen das maßlos durch den Körper Strahlende erhielt. Mit dieser sonderbar grenzenlosen Erinnerung stieg aber nun in ganz natürlicher Weise auch ein anderes, wieder nur um wenig späteres, Erlebnis jener jungen Zeit aus der Vergessenheit auf und nahm trotz seiner kindlichen Hinfälligkeit von dem großen, mit offenen Augen träumenden Körper Besitz: Es war das des kleinen Mädchens, das nur zwei Eigenschaften hatte: die, ihm gehören zu müssen, und die der Kämpfe, die er deshalb mit anderen Buben bestand. Und von diesen beiden waren nur die Kämpfe wirklich, denn das kleine Mädchen gab es nicht. Sonderbare Zeit, wo er wie ein fahrender Ritter unbekanntem Gegnern, und am liebsten, wenn sie größer waren als er und ihm in einer einsamen und eines Geheimnisses fähigen Straße begegnete, an die Brust sprang und mit dem Überraschten rang! Er hatte nicht wenig Prügel dafür erhalten und manchmal auch große Siege erfochten, aber wie immer es ausging, fühlte er sich um die Befriedigung betrogen. Und auf den naheliegenden Gedanken, daß die kleinen Mädchen, die er wirklich kannte, die gleichen Geschöpfe seien wie jenes, für das er stritt, ging sein Gefühl einfach nicht ein, denn er wurde wie alle Knaben seines Alters nur blöde und starr in weiblicher Gesellschaft; bis eines Tags davon allerdings eine Ausnahme geschah. Und nun erinnerte sich Ulrich so deutlich, als stünde das Bild im Kreis eines Fernrohrs, das durch die Jahre schaute, an einen Abend, wo Agathe für ein Kinderfest angekleidet wurde. Sie trug ein samtenes Kleid, und ihre Haare flössen wie Wellen von hellem Samt darüber, so daß er sich plötzlich bei ihrem Anblick, obgleich er selbst in einem erschrecklichen Ritterkostüm steckte, ganz in der gleichen unsagbaren Weise wie nach den Tieren auf den Ankündigungen des Zirkus danach sehnte, ein Mädchen zu sein. Er wußte damals noch so wenig von Mann und Frau, daß er das nicht für ganz unmöglich ansah, und doch schon so viel, daß er nicht, wie es Kinder sonst tun, gleich in einen Versuch ausbrach, die Erfüllung seines Wunsches zu erzwingen, sondern daß beides zusammen, wenn er heute einen Ausdruck dafür suchte, etwa dem Zustand entsprach, er taste im Dunkeln nach einer Tür, stoße auf einen blutwarmen oder warm süßen Widerstand und presse sich immer wieder an ihn, der seinem Verlangen hindurchzudringen zärtlich entgegenkommt, ohne ihm Platz zu machen. Vielleicht glich es auch einer harmlosen Art vampyrischer Leidenschaft, die das ersehnte Wesen in sich einsog, doch wollte dieser kleine Mann jene kleine Frau nicht an sich ziehen, sondern sich ganz an ihre Stelle, und das geschah mit jener blendenden Zärtlichkeit, die nur den Früherlebnissen des Geschlechts zu eigen ist.

Ulrich stand auf und reckte die Arme, erstaunt über seine Träumerei. Keine zehn Schritte von ihm entfernt, lag hinter der Wand der Leichnam seines Vaters, und er bemerkte jetzt erst, daß es rings um sie beide schon geraume Zeit wie aus der Erde herauf von Menschen wimmelte, die sich in dem ausgestorben-weiterlebenden Haus zu schaffen machten. Alte Weiber legten Teppiche und zündeten neue Kerzen an, auf den Treppen wurde gehämmert, Blumen wurden heraufgebracht, Böden gewachst, und nun machte sich diese Betriebsamkeit wohl auch an ihn selbst heran, denn es wurden ihm Leute gemeldet, die so früh auf den Beinen waren, weil sie etwas haben oder wissen wollten, und von Stund an riß ihre Kette nicht mehr ab. Die Universität schickte um eine Auskunft wegen des Begräbnisses, ein Trödler kam und fragte schüchtern nach Kleidern, im Auftrag einer deutschen Firma meldete sich unter vielen Entschuldigungen ein städtischer Antiquar, um ein Preisangebot für ein seltenes juridisches Werk zu stellen, das sich vermutlich in der Bibliothek des Verstorbenen befinden werde, ein Kaplan begehrte Ulrich im



Auftrag des Pfarramts zu sprechen, weil irgendeine Unklarheit bestand, ein Herr von der Lebensversicherung kam mit einer langen Auseinandersetzung, jemand suchte billig ein Klavier, ein Immobilienagent gab seine Karte für den Fall ab, daß man das Haus zu verkaufen wünsche, ein ausgedienter Beamter bot sich zum Schreiben von Briefumschlägen an, und so kam, ging, fragte und wollte es in diesen günstigen Frühstunden unaufhörlich, knüpfte sachlich an den Todesfall an und forderte sein Daseinsrecht schriftlich und mündlich; am Haustor, wo der alte Diener die Leute nach Kräften abschüttelte, und oben, wo Ulrich trotzdem alles empfangen mußte, was durchschlüpfte. Er hatte sich nie eine Vorstellung davon gemacht, wie viele Menschen höflich auf den Tod anderer warten und wie viele Herzen man in dem Augenblick in Bewegung setzt, wo das eigene stillsteht; er war einigermaßen erstaunt und sah: ein toter Käfer liegt im Wald, und andere Käfer, Ameisen, Vögel und wippende Schmetterlinge kommen zu ihm heran.

Denn der Emsigkeit dieses Nutzengetriebes war allerwegen auch ein Flackern und Flattern des waldtief Dunklen zugesetzt. Der Eigennutz blickte durch die Scheiben gerührter Augen wie eine Laterne, die man am hellen Tag brennen läßt, als ein Herr mit schwarzem Flor auf der schwarzen Kleidung eintrat, die ein Mittelding zwischen Bedauern und Büroanzug war, an der Tür stehen blieb und zu erwarten schien, daß entweder er oder Ulrich in Schluchzen ausbrechen müsse. Nachdem aber keins von beidem geschah, schien es ihm nach einigen Sekunden auch zu genügen, denn er trat nun vollends ins Zimmer ein, und genau so, wie es jeder gewöhnliche Geschäftsmann auch getan hätte, stellte er sich als der Leiter der Leichenbestattungsanstalt heraus, der sich zu erkundigen kam, ob Ulrich mit der Ausführung bisher zufrieden gewesen sei. Er versicherte, daß auch alles Weitere in einer Weise ausgeführt werden solle, mit der selbst der selige Herr Papa unbedingt hätte einverstanden sein müssen, der, wie man wisse, nicht leicht zufriedenzustellen gewesen sei. Er nötigte Ulrich ein Stück Papier in die Hand, das mit vielen Vordrucken und Rechtecken ausgestattet war, und zwang ihn, in dem für allerhand Grade der Bestellung abgefaßten Vertragsentwurf einzelne Worte zu lesen wie: ... achtpännig und zweispännig ... Kranzwagen ... Zahl ... Bespannung à la ... mit Vorreiter, silberplattiert ... Begleitung à la ... Fackeln nach Marienburger Weise ... nach Admonter Weise ... Zahl der Begleiter ... Art der Beleuchtung ... Brenndauer ... Sargholz ... Pflanzenschmuck ... Name, Geburt, Geschlecht, Beruf ... Ablehnung jeder unvorhergesehenen Haftung. Ulrich hatte keine Ahnung, woher die teilweise altertümelnden Bezeichnungen kamen; er fragte, der Geschäftsführer blickte ihn erstaunt an, und auch er hatte keine Ahnung. Er stand vor Ulrich wie ein Reflexbogen des Menschheitsgehirns, durch den Reiz und Handlung verbunden waren, ohne daß ein Bewußtsein entstand. Jahrhundertalte Geschichte war diesem Trauergeschäftsmann anvertraut, er durfte mit ihr als Warenbezeichnung schalten, hatte das Gefühl, daß Ulrich eine falsche Schraube gelüftet habe, und bemühte sich, sie rasch mit einer Bemerkung zu schließen, die zur Effektuierung der Lieferung zurückführen sollte. Er erklärte, alle diese Unterscheidungen seien leider im Einheitsvertrag des Reichsvereins der Leichenbestattungsunternehmer vorgeschrieben, aber es hätte weiter auch keine Bedeutung, wenn man sich nicht an sie halte, und das täte ohnehin niemand, und wenn Ulrich unterschriebe die gnädige Frau Schwester habe das gestern ohne den Herrn Bruder nicht tun wollen –, so solle das einfach bedeuten, daß der Herr mit dem von seinem Vater gegebenen Auftrag einverstanden sei, und er werde an der erstklassigen Durchführung schon nichts auszusetzen finden.

Während Ulrich unterschrieb, fragte er den Mann, ob er hier in der Stadt schon eine der elektrisch betriebenen Wurstmaschinen gesehen habe, die auf dem Gehäuse den heiligen Lukas als Patron der Fleischhauerinnung zeigten; er selbst habe sie einmal in Brüssel gesehn – aber er kam nicht mehr dazu, die Antwort abzuwarten, denn schon stand an der Stelle dieses Mannes ein anderer

da, der von ihm etwas wünschte, und war ein Journalist, der für das Provinzhauptblatt Auskünfte zum Nekrolog wollte. Ulrich gab sie und verabschiedete den Bestatter, aber sowie er auf die Frage nach dem Wichtigsten in seines Vaters Leben zu antworten begann, wußte er schon nicht, was wichtig sei und was nicht, und sein Besucher mußte ihm zu Hilfe kommen. Erst da ging es, angefaßt mit den Fragezangen einer beruflich auf das Wissenswerte geschulten Neugier, vorwärts, und Ulrich bekam ein Gefühl, als wohne er der Erschaffung der Welt bei. Der Journalist, ein junger Mann, fragte, ob der Tod des alten Herrn nach langem Leiden oder unerwartet gekommen sei, und als Ulrich zur Antwort gab, daß sein Vater bis zur letzten Woche seine Vorlesungen abgehalten habe, formte er daraus: in voller Arbeitsrüstigkeit und Frische. Dann flogen von dem Leben des alten Herrn die Späne davon bis auf ein paar Rippen und Knoten: Geboren in Protiwin im Jahre 1844, die und die Schulen besucht, ernannt zum ..., ernannt am ...; mit fünf Ernennungen und Auszeichnungen war das Wesentliche fast schon erschöpft. Eine Heirat dazwischen. Ein paar Bücher. Einmal beinahe Justizminister geworden; es scheiterte am Widerspruch von irgendeiner Seite. Der Journalist schrieb, Ulrich begutachtete es, es stimmte. Der Journalist war zufrieden, er hatte die nötige Zeilenzahl. Ulrich staunte über das kleine Häufchen Asche, das von einem Leben übrigbleibt. Der Journalist hatte für alle Auskünfte, die er empfing, sechs- und achtspännige Formeln bereit gehabt: großer Gelehrter, geöffneter Weltsinn, vorsichtigschöpferischer Politiker, universale Begabung und so weiter; es mußte schon geraume Zeit niemand gestorben sein, die Worte waren lange nicht benutzt und hungrig nach Anwendung gewesen. Ulrich überlegte; er hätte gerne über seinen Vater noch etwas Gutes gesagt, aber das Sichere hatte der Chronist, der jetzt sein Schreibzeug einpackte, schon erfragt, und der Rest war, als ob man den Inhalt eines Glases Wasser ohne das Glas in die Hand nehmen wollte.

Das Kommen und Gehen hatte inzwischen nachgelassen, denn von Agathe waren am vergangenen Tag alle Leute an ihren Bruder gewiesen worden und dieser Überschuß war nun vorbeigeströmt, und Ulrich blieb allein zurück, als sich der Reporter empfahl. Er war durch irgendetwas in eine erbitterte Stimmung geraten. Hatte sein Vater nicht recht gehabt, daß er die Säcke des Wissens schleppte und den Körnerhaufen des Wissens ein wenig umgrub und darüber hinaus sich einfach jenem Leben unterwarf, von dem er glaubte, daß es das mächtige sei!? Er dachte an seine Arbeit, die unberührt im Schreibtisch lag. Wahrscheinlich würde man von ihm nicht einmal sagen können wie von seinem Vater, daß er ein Umschaufler gewesen sei! Ulrich trat in das kleine Zimmer, worin der Tote aufgebahrt lag. Diese starre, geradwandige Zelle inmitten der unruhigen Betriebsamkeit, die ihr entsprang, war phantastisch unheimlich; steif wie ein Holzstückchen schwamm der Tote zwischen den Fluten der Geschäftigkeit, aber für Augenblicke konnte sich das Bild verkehren, dann erschien das Lebendige starr, und er schien in einer unheimlich ruhigen Bewegung zu gleiten. «Was kümmern den Reisenden» sagte er dann «die Städte, die an den Anlegestellen zurückbleiben: ich habe hier gewohnt und mich betragen, wie man es verlangte, aber nun fahre ich wieder!» ... Die Unsicherheit des Menschen, der zwischen den anderen etwas anderes will als sie, drückte Ulrichs Herz: er sah seinem Vater ins Gesicht. Vielleicht war alles, was er für seine persönliche Besonderheit hielt, nichts ah ein von diesem Gesicht abhängiger Widerspruch, irgendwann kindisch erworben? Er suchte nach einem Spiegel, aber es war keiner da, und nichts als dieses blinde Gesicht warf Licht zurück. Er forschte darin nach Ähnlichkeiten. Vielleicht waren sie da. Vielleicht war alles darin, die Rasse, die Gebundenheit, das Nichtpersönliche, der Strom des Erbgangs, in dem man nur eine Kräuselung ist, die Einschränkung, Entmutigung, das ewige Wiederholen und im Kreis Gehen des Geistes, das er im tiefsten Lebenswillen haßte!

Von dieser Entmutigung plötzlich angewandelt, überlegte er, ob er nicht seine Koffer packen und

schon vor dem Begräbnis abreisen solle. Wenn er wirklich noch etwas im Leben bestellen könnte, was hatte er dann noch hier zu tun!

Als er aber durch die Türe trat, stieß er im Nebenzimmer mit seiner Schwester zusammen, die ihn zu suchen kam.

[<]

4

Ich hatt' einen Kameraden

Zum erstenmal sah sie Ulrich als Frau gekleidet und hatte nach dem gestrigen Eindruck geradezu den, daß sie verkleidet sei. Durch die offene Tür fiel künstliches Licht in das zittrige Grau des frühen Vormittags, und die schwarze Erscheinung mit dem blonden Haar schien in einer Grotte aus Luft zu stehn, durch die strahlender Glanz floß. Agathes Haar lag enger am Kopf und ihr Gesicht wirkte dadurch weiblicher als am Tag zuvor, die zarte, frauenhafte Brust bettete sich in das Schwarz der strengen Kleidung mit jenem vollkommensten Gleichgewicht zwischen Nachgiebigkeit und Widerstand, das der federleichten Härte einer Perle eigen ist, und vor die schlanken, hohen, den seinen ähnlichen Beine, die er gestern gesehen hatte, hatten sich Röcke gesenkt. Und weil die Erscheinung ihm heute im Ganzen unähnlicher war, bemerkte er die Ähnlichkeit des Gesichts. Es war ihm zumute, er wäre es selbst, der da zur Tür eingetreten sei und auf ihn zuschreite: nur schöner als er und in einen Glanz versenkt, in dem er sich niemals sah. Zum erstenmal erfaßte ihn da der Gedanke, daß seine Schwester eine traumhafte Wiederholung und Veränderung seiner selbst sei; aber da dieser Eindruck nur einen Augenblick dauerte, vergaß er ihn wieder.

Agathe war gekommen, um ihren Bruder schleunig an Pflichten zu erinnern, die sie selbst beinahe verschlafen hätte: sie hielt das Testament in Händen und machte ihn auf Bestimmungen aufmerksam, deren Zeit drängte. Vor allen war darunter eine etwas krause Verfügung über die Orden des alten Herrn zu berücksichtigen, von der auch der Diener Franz wußte, und Agathe hatte diese Stelle im Letzten Willen eifrig, wenn auch etwas pietätlos rot angestrichen. Der Tote wollte mit ihnen begraben sein, von denen er nicht wenig besaß, aber da er nicht aus Eitelkeit mit ihnen begraben werden wollte, war dem eine lange und tiefsinnige Begründung beigegeben, von der seine Tochter nur den Anfang gelesen hatte, ihrem Bruder es überlassend, ihr den Rest zu erklären.

«Wie soll ich es dir erklären?!» sagte Ulrich, nachdem er sich unterrichtet hatte. «Papa möchte mit den Orden begraben werden, weil er die individualistische Staatstheorie für falsch hält! Er empfiehlt uns die universalistische. Der Mensch empfangen erst aus der schöpferischen Gemeinschaft des Staats einen überpersönlichen Zweck, seine Güte und Gerechtigkeit; allein sei er nichts, und darum bedeute der Monarch ein geistiges Symbol: und kurz und gut, der Mensch muß sich bei seinem Tod sozusagen in seine Orden einwickeln, wie man einen gestorbenen Seemann in die Flagge gewickelt ins Meer versenkt!»

«Aber ich habe doch gelesen, daß die Orden zurückgegeben werden müssen?» fragte Agathe.

«Die Orden müssen von den Erben der kaiserlichen Kabinettskanzlei zurückgestellt werden. Darum hat sich Papa Duplikate angeschafft. Aber die beim Juwelier gekauften scheinen ihm

wohl doch nicht die rechten Orden zu sein, und er will, daß wir den Umtausch auf seiner Brust erst vollziehen, wenn der Sarg geschlossen wird: das ist die Schwierigkeit! Wer weiß, vielleicht ist das ein stummer Protest gegen die Vorschrift, den er nicht anders aussprechen wollte.»

«Aber bis dahin werden hundert Leute hier sein, und wir werden es vergessen!» befürchtete Agathe.

«Wir können es ebensogut gleich tun!»

«Wir haben jetzt keine Zeit; du mußt das Nächste lesen, was er über Professor Schwung schreibt: Professor Schwung kann jeden Augenblick kommen, ich habe ihn schon gestern den ganzen Tag erwartet!»

«Also tun wir es, nachdem Schwung da war.»

«Es ist so unangenehm,» wandte Agathe ein «ihm nicht seinen Wunsch zu erfüllen.»

«Er weiß es ja nicht mehr.»

Sie sah ihn zweifelnd an. «Bist du dessen sicher?»

«Oh?» rief Ulrich lachend aus «du hältst es vielleicht nicht für sicher?!»

«Ich bin in nichts sicher» antwortete Agathe.

«Und wenn es nicht sicher wäre: er war ja doch nie mit uns zufrieden!»

«Das ist richtig» meinte Agathe. «Wir wollen es also später tun. Aber sag mir jetzt eines» fügte sie hinzu: «Kümmerst du dich nie um das, was man von dir verlangt?»

Ulrich zögerte. «Sie läßt in einem guten Geschäft arbeiten» dachte er. «Ich hätte mir keine unnützen Sorgen zu machen brauchen, daß sie kleinstädtisch sein könnte!» Aber weil mit diesen Worten irgendwie der ganze gestrige Abend verbunden war, wünschte er eine Antwort zu geben, die wohl bestehen bleiben und ihr dienen sollte; wußte aber nicht, wie es anzufangen sei, damit sie ihn keinesfalls falsch verstehe, und sagte schließlich unerwünscht jugendlich: «Nicht nur der Vater ist tot, auch die Zeremonien, die ihn umgeben, sind ja tot. Sein Testament ist tot. Die Leute, die hier erscheinen, sind tot. Ich will damit nichts Böses sagen; weiß Gott, wie dankbar man vielleicht den Wesen sein muß, die zur Festigkeit der Erde beitragen: aber all das gehört zum Kalk des Lebens, nicht zum Meer!» Er gewährte einen unschlüssigen Blick seiner Schwester und wurde inne, wie unverständlich er daherredete. «Die Tugenden der Gesellschaft sind Laster für den Heiligen» ergänzte er lachend.

Er legte ihr etwas gönnerhaft oder übermütig die Arme auf die Schultern; rein aus Verlegenheit. Aber Agathe trat ernst zurück und ging nicht darauf ein. «Hast du das erfunden?» fragte sie.

«Nein, ein Mann, den ich liebe, hat das gesagt.»

Sie hatte etwas von dem Unmut eines Kindes, das sich mit Nachdenken plagen muß, als sie Ulrichs Antworten in den Satz zusammenfaßte: «Du würdest also einen, der aus Gewohnheit ehrlich ist, kaum gut nennen; Aber einen Dieb, der zum erstenmal stiehlt, während ihm fast das Herz aus der Brust springt, nennst du gut?!»

Ulrich staunte über diese etwas sonderbaren Worte und wurde dadurch ernster. «Ich weiß es wirklich nicht» sagte er kurz. «Ich selbst mache mir unter Umständen allerdings nicht viel daraus, ob etwas für recht oder unrecht gilt, aber ich kann dir keine Regel angeben, nach der man sich dabei zu richten vermöchte.»

Agathe löste den suchenden Blick langsam von ihm los und nahm das Testament wieder auf: «Wir müssen weiterlesen, hier ist noch etwas angestrichen!» ermahnte sie sich selbst.

Der alte Herr hatte, ehe er sich endgültig zu Bett legte, eine Reihe von Briefen verfaßt und gab in seinem Vermächtnis Aufklärungen zu ihrem Verständnis und über ihre Absendung. Was davon besonders angestrichen war, bezog sich auf Professor Schwung, und Professor Schwung war jener alte Kollege, der das letzte Lebensjahr des Vaters der beiden Geschwister durch den Kampf um den Paragraphen der verminderten Zurechnungsfähigkeit gallig verbittert hatte, nachdem sie ein Lebensalter lang Freunde gewesen waren. Ulrich erkannte sofort die wohlbekanntenen langen Auseinandersetzungen über Vorstellung und Wille, Schärfe des Rechts und Unbestimmtheit der Natur, von denen ihm sein Vater vor dem Abscheiden noch einmal eine zusammenfassende Darstellung gab, und nichts schien diesen in seinen letzten Tagen so sehr beschäftigt zu haben wie die Denunziation der Sozialen Schule, der er sich angeschlossen hatte, als Ausfluß preußischen Geistes. Er hatte soeben eine Broschüre auszuarbeiten begonnen, die den Titel führen sollte: «Staat und Recht oder Konsequenz und Denunziation», als er sich schwach werden fühlte und erbittert das Schlachtfeld im Alleinbesitz seines Gegners sah. In feierlichen Worten, wie sie nur die Nähe des Todes und der Kampf um das heilige Gut der Reputation eingeben, verpflichtete er seine Kinder, sein Werk nicht verfallen zu lassen, und namentlich seinen Sohn, die Beziehungen zu maßgebenden Kreisen, die er dank der nimmermüden Ermahnungen seines Vaters gewonnen habe, zu nutzen, um die Hoffnungen des Professors Schwung auf Verwirklichung seiner Bestrebungen gründlich zunichte zu machen.

Wenn man solches geschrieben hat, so schließt es nicht aus, daß man nach getanem oder vielmehr vorgesehenem Werk das Bedürfnis fühlt, einem gewordenen Freund seine von niederer Eitelkeit eingegebenen Irrtümer zu vergeben. Sobald man sehr leidet und schon bei lebendigem Leib das sachte Ausdennähengehn der irdischen Hülle empfindet, ist man geneigt, zu verzeihen und um Verzeihung zu bitten; wenn es einem wieder besser geht, so nimmt man es aber zurück, denn der gesunde Körper hat von Natur etwas Unversöhnliches: beides mußte offenbar der alte Herr in den Wechselfällen des Befindens vor dem Tode kennen gelernt haben, und eines hatte ihm so berechtigt erscheinen müssen wie das andere. Ein solcher Zustand ist aber für einen angesehenen Juristen unerträglich, und so hatte er mit geschulter Logik ein Mittel erfunden, seinen Willen so zu hinterlassen, daß er ohne nachträgliche Gegeneinflüsterungen des Gemüts als letzter Wille ungemindert zur Geltung kommen könne: er schrieb einen Verzeihungsbrief und unterschrieb ihn nicht, noch versah er ihn mit einem Datum, sondern trug Ulrich auf, das Datum seiner Todesstunde einzusetzen und die Unterschrift gemeinsam mit der Schwester als Willenszeugen zu setzen, wie es bei einem mündlichen Vermächtnis geschehen kann, das zu unterschreiben der Sterbende nicht die Kraft hat. Er war eigentlich, ohne es wahrhaben zu wollen, ein stiller Kauz, dieser kleine Alte, der sich den Rangordnungen des Daseins unterworfen hatte und sie als ihr eifriger Diener verteidigte, aber in sich allerhand Auflehnungen barg, für die er auf dem von ihm gewählten Lebenswege keinen Ausdruck finden konnte. Ulrich mußte an die Todesanzeige denken, die er empfangen hatte und die wahrscheinlich in der gleichen Verfassung angeordnet worden war, ja beinahe sah er eine Verwandtschaft mit sich selbst darin, diesmal aber nicht zornmütig, sondern mitleidig, wenigstens in dem Sinn, daß er angesichts dieses Ausdruckshungers den Haß auf den Sohn verstand, der sich das Leben durch ungebührliche Freiheiten erleichtert hatte. Denn so erscheinen die Lebenslösungen der Söhne immer den Vätern, und Ulrich wandelte ein Gefühl der Pietät an, indem er an das Ungelöste dachte, das in ihm selbst stak. Aber er fand nicht mehr die Zeit, dem eine gerechte und auch für Agathe verständliche Form zu geben, und hatte eben erst damit begonnen, als die Dämmerung des Raums mit großem Schwung einen Menschen ins Zimmer trug. Dieser schritt, von seiner eigenen Bewegung

hereingeschleudert, bis in den Kerzenglanz und hob dort mit einer weiten Bewegung die Hand vor die Augen, einen Schritt von dem Katafalk entfernt, ehe der überrannte väterliche Diener mit der Anmeldung nachhasten konnte. «Verehrter Freund!» rief der Besucher mit getragener Stimme aus, und der kleine Alte lag mit zusammengekniffenen Kiefern vor seinem Feinde Schwung.

«Junge Freunde: die Majestät des Sternenhimmels über uns, die Majestät des Sittengesetzes in uns!» fuhr dieser fort und blickte umflorten Auges auf den Fakultätsgenossen. «In dieser kaltgewordenen Brust hat die Majestät des Sittengesetzes gelebt!» Dann erst wendete er seinen Körper um und schüttelte den Geschwistern die Hände.

Aber Ulrich benutzte diese erste Gelegenheit, um sich seines Auftrags zu entledigen. «Herr Hofrat und mein Vater sind leider in der letzten Zeit Gegner gewesen?» fühlte er vor.

Es machte den Eindruck, daß sich der Weißbart erst besinnen müsse, ehe er verstehe. «Meinungsverschiedenheiten und nicht der Rede wert!» erwiderte er großmütig, den Toten innig betrachtend. Als aber Ulrich höflich beharrte und durchblicken ließ, daß es sich um einen Letzten Willen handle, wurde die Lage in dem Zimmer plötzlich gespannt wie in einer Spelunke, wenn das ganze Lokal weiß: jetzt hat einer unter dem Tisch das Messer gezogen, und im nächsten Augenblick wird es losgehn. Der Alte hatte es also richtig verstanden, seinem Kollegen Schwung noch im Abscheiden eine Unannehmlichkeit zu bereiten! Eine solche alte Feindschaft war natürlich längst kein Gefühl mehr, sondern eine Denkgewohnheit; wenn nicht irgend etwas die Affekte der Feindseligkeit gerade neu aufreizte, so waren sie gar nicht mehr da, und es hatte sich der gesammelte Inhalt zahlloser vergangener unliebsamer Vorgänge in die Form eines geringschätzigen Urteils über einander geballt, das so unabhängig vom Kommen und Gehen der Gefühle war wie eine vorurteilslose Wahrheit. Professor Schwung empfand das genau ebenso, wie es sein jetzt toter Angreifer empfunden hatte; es erschien ihm vollkommen kindisch und überflüssig zu verzeihen, denn die eine nachgiebige Regung vor dem Ende, noch dazu bloß ein Gefühl und kein wissenschaftlicher Widerruf, hatte natürlich gar keine Beweiskraft gegenüber den Erfahrungen eines jahrelangen Streites und sollte, wie Schwung es ansah, ganz schamlos bloß dazu dienen, ihn bei der Ausnutzung des Sieges ins Unrecht zu setzen. Ganz etwas anderes war es natürlich, daß Professor Schwung das Bedürfnis hatte, von seinem toten Freund Abschied zu nehmen. Mein Gott, man kannte sich schon, seit man Dozent und noch unverheiratet war! Erinnerst du dich, wie wir im Burggarten der Abendsonne zutranken und über Hegel disputierten; Wieviel Sonnen mögen seither untergegangen sein, aber ich erinnere mich besonders an diese! Und erinnerst du dich an unseren ersten wissenschaftlichen Streit, der uns beinahe schon damals zu Feinden gemacht hätte; Wie schön war das! Nun bist du tot, und ich stehe zu meiner Freude noch, wenn auch an deiner Bahre! Von solcher Art sind, wie man weiß, die Gefühle bejahrter Leute beim Absterben gleichaltriger. Es bricht, wenn man in die Eisjahre kommt, die Poesie durch. Viele Menschen, die seit ihrem siebzehnten Jahr kein Gedicht mehr gemacht haben, verfassen plötzlich eines im siebenundsiebzigsten Jahr, wenn sie ihr Testament schreiben. Wie beim Jüngsten Gericht die Toten einzeln aufgerufen werden obschon sie am Grund der Zeit samt ihren Jahrhunderten ruhen wie die Ladung in untergegangenen Schiffen! – werden im Testament die Dinge mit Namen aufgerufen und erhalten ihre im Gebrauch verlorengegangene Persönlichkeit wieder zurück. «Der Buchara-Teppich mit dem Loch von einer Zigarre, der in meinem Arbeitszimmer liegt» heißt es in solchen letzten Manuskripten, oder «der Regenschirm mit dem Nashorngriff, den ich im Mai 1887 bei Sonnenschein & Winter erworben habe»; sogar die Aktienpakete werden einzeln bei ihren Nummern angesprochen und genannt.

Und es ist nicht Zufall, daß zugleich mit diesem letzten Aufleuchten jedes einzelnen Gegenstands

auch das Verlangen erwacht, eine Moral, eine Mahnung, einen Segen, ein Gesetz daran zu knüpfen, die dieses ungeahnt Viele, rings um den Untergang noch einmal Auftauchende mit einer kräftigen Formel besprechen sollen. Zugleich mit der Poesie der Testamentszeit erwacht darum auch die Philosophie, und es ist begreiflichermaßen meistens eine alte und verstaubte Philosophie, die man wieder hervorholt, nachdem man sie vor fünfzig Jahren vergessen hat. Ulrich verstand auf einmal, daß keiner von diesen beiden Alten hatte nachgeben können. «Möge das Leben machen, was es will, wenn nur die Grundsätze unangefochten bleiben!» ist ein sehr vernünftiges Bedürfnis, wenn man weiß, daß man in wenigen Monaten oder Jahren von seinen Grundsätzen überlebt werden wird. Und es war deutlich zu sehen, wie in dem alten Hofrat die beiden Antriebe noch immer miteinander kämpften: sein Romantizismus, seine Jugend, seine Poesie forderten eine große, schöne Gebärde und ein edles Wort; seine Philosophie dagegen verlangte, daß er die Unberührbarkeit des Gesetzes der Vernunft durch jähe Gefühlseinfälle und vorübergehende Gemütschwächen zum Ausdruck bringe, wie ihm solche sein toter Feind als Falle gelegt hatte. Schon seit zwei Tagen hatte sich Schwung vorgestellt: der ist nun tot, und der Schwungischen Auffassung der verminderten Zurechnungsfähigkeit steht kein Hindernis mehr im Wege; also war sein Gefühl in breiten Wogen zu dem alten Freund geströmt, und wie einen sorgsam ausgearbeiteten Mobilmachungsplan, der bloß noch des Signals zur Durchführung bedarf, hatte er sich die Abschiedsszene ausgedacht. Aber in diese war Essig gefallen und wirkte klärend. Schwung hatte mit mächtiger Bewegung begonnen, aber nun geschah ihm, wie wenn einer mitten in einem Gedicht vernünftig wird und die letzten Zeilen fallen ihm nicht mehr ein. So befanden sie sich voreinander, ein weißer Stoppelbart und weiße Bartstoppeln, beide die Kiefer unerbittlich festgeklemmt.

«Was wird er also tun?» fragte sich Ulrich, der gespannt den Auftritt beobachtete. Schließlich setzte sich in Hofrat Schwung die frohe Gewißheit, daß nun der § 318 des Strafgesetzbuches nach seinen Vorschlägen zur Annahme kommen werde, gegen den Ärger durch, und da er von den bösen Gedanken befreit war, hätte er am liebsten zu singen begonnen: «Ich hatt' einen Kameraden ...», um seinem nunmehr guten und einzigen Gefühl Ausdruck zu geben. Und da er das nicht konnte, wandte er sich an Ulrich und sagte: «Glauben Sie mir, junger Sohn meines Freundes, es ist die sittliche Krisis, welche führt; der soziale Verfall folgt nach!» Dann wandte er sich an Agathe und fuhr fort: «Es war das Große an Ihrem Herrn Vater, daß er jederzeit bereit war, einer idealistischen Auffassung in den Grundlagen des Rechts zum Durchbruch zu verhelfen.» Dann ergriff er eine Hand Agathes und eine Hand Ulrichs, schüttelte sie und rief aus: «Ihr Vater hat kleinen Meinungsverschiedenheiten, wie sie bei langem Zusammenwirken manchmal unvermeidlich sind, viel zu großes Gewicht beigelegt. Ich war immer überzeugt, daß er das tun mußte, um sich in seinem empfindlichen Rechtssinn keinem Vorwurf auszusetzen. Es werden morgen viele Professoren von ihm Abschied nehmen, aber es wird keiner darunter sein wie er!»

So endete dieser Auftritt versöhnlich, und Schwung hatte noch im Abgehen Ulrich bekräftigt, er möge auf die Freunde seines Vaters rechnen, falls er sich noch zur akademischen Laufbahn entschließen sollte.

Agathe hatte mit weiten Augen zugehört und die unheimliche Endform betrachtet, die das Leben dem Menschen gibt. «Wie ein Wald von Gipsbäumen ist das gewesen!» sagte sie nachträglich zu ihrem Bruder. Ulrich lächelte und erwiderte: «Ich fühle mich so sentimental wie ein Hund bei Mondschein!»

[<]

## Sie tun Unrecht

«Erinnerst du dich,» fragte ihn Agathe nach einer Weile «wie du einmal, als ich noch recht klein war, beim Spielen mit anderen Buben bis an die Hüften ins Wasser gefallen warst und es hast verbergen wollen, und bist bei Tisch gesessen mit deiner trockenen Oberhälfte, aber am Klappern der Zähne ist die untere Hälfte entdeckt worden?»

Wenn Ulrich als Knabe aus dem Institut auf Ferien nach Hause gekommen – was für längere Zeit eigentlich nur jenes eine Mal geschehen war –, und als der kleine eingeschrumpfte Leichnam für die beiden noch ein fast allmächtiger Mann war, hatte es sich nicht selten ereignet, daß Ulrich eine Verfehlung nicht einbekennen wollte und sich sträubte sie zu bereuen, obgleich er sie nicht zu leugnen vermochte. Auf diese Weise hatte er sich auch damals ein tüchtiges Fieber geholt und mußte schleunigst zu Bett gebracht werden: «Und hast nur Suppe zu essen bekommen!» sagte nun Agathe.

«Richtig!» bestätigte ihr Bruder lächelnd. Die Erinnerung daran, daß er gestraft worden sei, etwas, das ihn gar nichts mehr anging, kam ihm in diesem Augenblick nicht anders vor, als sähe er seine kleinen Kinderschuhe am Boden stehn, die ihn auch nichts mehr angingen.

«Du hättest schon wegen deines Fiebers nichts als Suppe essen dürfen,» wiederholte Agathe «und trotzdem ist es dir auch noch strafweise verordnet worden!»

«Richtig!» bestätigte Ulrich noch einmal. «Aber das ist natürlich nicht aus Gehässigkeit geschehen, sondern in Erfüllung einer sogenannten Pflicht.» Er wußte nicht, wohinaus seine Schwester wollte. Er selbst sah noch die Kinderschuhe. Sah sie nicht; sah sie bloß, als würde er sie sehn. Fühlte ebenso die Beleidigungen, denen er entwachsen war. Dachte: «In diesem <Nichtmehrangehn> drückt es sich irgendwie aus, daß man in keiner Zeit des Lebens ganz in sich selbst darin ist!»

«Aber du hättest ja ohnehin nichts als Suppe essen dürfen!!» wiederholte Agathe noch einmal und fügte hinzu: «Ich glaube, daß ich mein ganzes Leben lang Angst davor gehabt habe, daß ich vielleicht der einzige Mensch sei, der das nicht zu verstehen vermag!»

Können die Erinnerungen zweier Menschen, die von einer ihnen beiden bekannten Vergangenheit reden, nicht nur einander ergänzen, sondern auch, ehe sie noch ausgesprochen sind, schon verschmelzen? In diesem Augenblick geschah etwas Ähnliches! Ein gemeinsamer Zustand überraschte, ja verwirrte die Geschwister wie Hände, die unter Mänteln an Stellen hervorkommen, wo man sie nie erwartete, und einander unvermutet anfassen. Jeder wußte plötzlich von der Vergangenheit mehr, als er zu wissen vermeint hatte, und Ulrich fühlte wieder das Fieberlicht, das einstmals vom Boden die Wände hinangekrochen war, ähnlich wie es in diesem Zimmer, wo sie jetzt standen, das Gleißeln der Kerzen tat; dann war der Vater gekommen, hatte den Lichtkegel der Tischlampe durchwatet und sich an sein Bett gesetzt. «War dein Bewußtsein von der Tragweite der Tat wesentlich beeinträchtigt, so dürfte sie wohl in milderem Lichte erscheinen, aber dann hast du dir das vorher einzugestehen!» Vielleicht waren das Worte aus dem Testament oder den Briefen über den § 318, die sich seinem Gedächtnis untersoben. Er besaß sonst weder Gedächtnis für Einzelheiten, noch für Wortlaut; es hatte darum etwas ganz Ungewöhnliches an sich, daß plötzlich ganze Satzgruppen in seiner Erinnerung vor ihm standen,



und es verband sich mit seiner Schwester, die vor ihm stand, als sei es ihre Nähe, die diese Veränderung in ihm hervorrufe. «Hast du die Kraft besessen, unabhängig von jeder dich zwingenden Notwendigkeit dich aus dir selbst für eine Schlechtigkeit zu bestimmen, so mußt du auch einsehen, daß du schuldhaft gehandelt hast!» fuhr er fort und behauptete: «Er muß auch zu dir so gesprochen haben!»

«Vielleicht nicht ganz so» änderte es Agathe ab. «Mir hat er gewöhnlich <in meiner inneren Anlage bedingte Entschuldigungen> zugebilligt. Er hat mir immer vorgehalten, daß ein Wollen ein mit dem Denken verknüpftes, kein instinktmäßiges Handeln sei.»

«Es ist der Wille,» zitierte Ulrich «der sich bei fortschreitender Verstandes- und Vernunftentwicklung das Begehren, beziehungsweise den Trieb, in Gestalt der Überlegung und des darauffolgenden Entschlusses unterwerfen muß!»

«Ist das wahr?» fragte seine Schwester.

«Warum fragst du?»

«Wahrscheinlich weil ich dumm bin.»

«Du bist nicht dumm!»

«Ich habe immer schwer gelernt und nie recht verstanden.»

«Das beweist wenig.»

«Dann bin ich eben wahrscheinlich schlecht, weil ich das, was ich verstehe, nicht in mich aufnehmen.»

Sie standen an die Pfosten der Türe gelehnt, die ins Nebenzimmer führte und bei Professor Schwungs Abgang offen geblieben war, einander nahe gegenüber; Tages- und Kerzenlicht spielte auf ihren Gesichtern, und ihre Stimmen verschränkten sich in einander wie bei einem Responsorium. Ulrich betete weiter seine Sätze vor, und Agathes Lippen folgten gelassen. Die alte Qual der Ermahnungen, die darin bestand, daß in das zarte, verständnislose Gehirn der Kindheit eine harte und ihm fremde Ordnung gepreßt wurde, bereitete ihnen Vergnügen, und sie spielten damit.

Und mit einemmal rief, ohne durch das Vorgegangene unmittelbar dazu aufgefordert zu sein, Agathe aus: «Denk dir das nun einfach auf alles ausgedehnt, so ist es Gottlieb Hagauer!» Und sie begann ihren Mann wie ein Schulkind nachzuäffen: «Weißt du wirklich nicht, daß das *Lamium album* die weiße Taubnessel ist?» «Und wie sollten wir anders vorwärts kommen, wenn nicht den gleichen mühevollen Gang der Induktion, der das Menschengeschlecht in vieltausendjähriger, mühevoller Arbeit, voll von Irrtümern, schrittweise zum heutigen Stande der Erkenntnis gebracht hat, an der Hand eines treuen Führers zurücklegend?!» «Kannst du denn nicht einsehen, liebe Agathe, daß das Denken auch eine moralische Aufgabe ist? Sich konzentrieren bedeutet eine stete Überwindung der eigenen Bequemlichkeit.» «Und geistige Zucht bedeutet jene Disziplinierung des Geistes, vermöge welcher der Mensch immer mehr in den Stand gesetzt wird, längere Gedankenreihen unter beständigem Zweifel gegen die eigenen Einfälle vernunftgemäß, das heißt durch einwandfreie Syllogismen, durch Schlußketten und Kettenschlüsse, durch Induktionen oder Schlüsse aus dem Zeichen, durchzuarbeiten und das schließlich gewonnene Urteil so lange der Verifikation zu unterziehen, bis alle Gedanken aneinander angepaßt sind!» – Ulrich staunte über diese Gedächtnisleistung seiner Schwester. Es schien Agathe unbändiges Vergnügen zu bereiten, diese Schulmeistersätze, die sie sich, Gott weiß wo, vielleicht aus einem Buch, angeeignet haben mochte, von sich zu geben und tadellos aufzusagen. Sie behauptete, so

sprache Hagauer.

Ulrich glaubte es nicht. «Wie könntest du dir solche langen, verwickelten Sätze denn bloß aus Gesprächen gemerkt haben!?»

«Sie haben sich mir eingeprägt» erwiderte Agathe. «Ich bin so.»

«Weißt du denn überhaupt,» fragte Ulrich erstaunt «was ein Schluß aus dem Zeichen oder eine Verifikation ist?»

«Keine Ahnung!» räumte Agathe lachend ein. «Vielleicht hat er es auch bloß irgendwo gelesen. Aber er spricht so. Und ich habe es nach seinem Mund auswendig gelernt wie eine Reihe sinnloser Worte. Ich glaube, aus Zorn, eben weil er so redet. Du bist anders als ich: in mir bleiben die Dinge liegen, weil ich nichts mit ihnen anzufangen weiß, – das ist mein gutes Gedächtnis. Ich habe, weil ich dumm bin, ein schrecklich gutes Gedächtnis!» Sie tat, als läge darin eine traurige Wahrheit, die sie abschütteln müsse, um in ihrem Übermut fortzufahren: «Das geht bei Hagauer ja selbst beim Tennis so vor sich: <Wenn ich beim Erlernen des Tennisspiels zum erstenmal meinem Schläger absichtlich eine bestimmte Stellung gebe, um dem Ball, von dessen Flug ich bis dahin befriedigt war, nunmehr eine bestimmte Richtung zu verleihen, greife ich in den Verlauf der Erscheinung ein: ich experimentiere!>»

«Spielt er gut Tennis?»

«Ich schlage ihn sechs zu null.»

Sie lachten.

«Weißt du,» sagte Ulrich «daß Hagauer mit alledem, was du ihn sagen läßt, der Sache nach ganz recht hat?! Es ist nur komisch.»

«Das kann schon sein, daß er recht hat,» erwiderte Agathe «ich verstehe es ja nicht. Aber einmal, weißt du, hat ein Bub aus seiner Schule eine Stelle aus Shakespeare wörtlich so übersetzt:

<Feige sterben oftmal vor ihrem Tod;

Die Tapfern kosten niemals vom Tode außer einmal.

Von all den Wundern, die ich noch habe gehört,

Es scheint für mich sehr seltsam, daß Menschen sollten fürchten,

Sehend, daß Tod, ein notwendiges Ende,

Wird kommen, wann er will kommen.>

Und er verbesserte das, ich habe das Heft selbst gesehn:

<Der Feige stirbt schon vielmal, eh' er stirbt!

Die Tapfern kosten einmal nur den Tod.

Von allen Wundern, die ich je gehört,

Scheint mir das größte ...>

Und so weiter nach der Ratsche der Schlegel-Übersetzung!

Und noch so eine Stelle weiß ich! Im Pindar, glaube ich, heißt es: <Das Gesetz der Natur, der König aller Sterblichen und Unsterblichen, herrscht, das Gewaltsamste billigend, mit

allmächtiger Hand» Und er gab dem die «letzte Feile»: «Das Gesetz der Natur, das über alle Sterblichen und Unsterblichen herrscht, waltet mit allmächtiger Hand, auch das Gewaltsame billigend.»»

«Und es war doch schön,» – fragte sie – «daß der Kleine in seiner Schule, mit dem er nicht zufrieden war, die Worte so wörtlich und schaurig übersetzt hat, wie er sie da liegen fand wie einen Haufen auseinandergefallener Steine?» Und sie wiederholte: «Feige sterben oftmals vor ihrem Tod – Die Tapferen niemals kosten vom Tode außer einmal – Von all den Wundern, die ich noch habe gehört – es scheint für mich sehr seltsam, daß Menschen sollten fürchten – sehend, daß Tod, ein notwendiges Ende – wird kommen, wann er will kommen ...!!!»

Sie hatte die Hand um den Türpfosten geschlungen wie um den Stamm eines Baums und rief diese rohbehauenen Verse so wild und schön heraus, wie sie waren, ohne sich davon stören zu lassen, daß ein eingeschrumpfter Unglücklicher unter dem Blick ihrer, den Stolz der Jugend widerspiegelnden Augen lag.

Ulrich starrte mit gerunzelter Stirn seine Schwester an. «Ein Mensch, der ein altes Gedicht nicht glättet, sondern in seiner Verwitterung halb zerstörten Sinnes beläßt, ist der gleiche wie jener, der einer alten Statue, der die Nase fehlt, niemals eine aus neuem Marmor aufsetzen wird» dachte er. «Das könnte man Stilgefühl nennen, aber das ist es nicht. Und auch der Mensch ist es nicht, dessen Einbildung so lebhaft ist, daß ihn das Fehlende nicht stört. Sondern es ist eher der Mensch, der auf Vollständigkeit überhaupt keinen Wert legt und darum auch von seinen Empfindungen nicht verlangen wird, daß sie «ganz» seien. Sie wird geküßt haben,» schloß er daraus mit einer plötzlichen Wendung «ohne gleich am ganzen Leib einzustürzen!» Es schien ihm in diesem Augenblick, daß er von seiner Schwester nichts zu kennen brauchte als diese leidenschaftlichen Verse, um zu wissen, daß sie nie «ganz in etwas darin», daß auch sie ein Mensch des «leidenschaftlichen Stückwerks» sei so wie er. Er vergaß darüber sogar die andere, nach Maß und Beherrschung verlangende Hälfte seines Wesens. Er hätte seiner Schwester jetzt mit Sicherheit sagen können, daß keine ihrer Handlungen zu ihrer nächsten Umgebung passe, sondern alle von einer höchst fragwürdigen weitesten Umgebung abhängig seien, ja geradezu von einer, die nirgends anfängt und nirgends begrenzt ist, und die widerspruchsvollen Eindrücke des ersten Abends würden damit eine günstige Erklärung gefunden haben. Aber die Zurückhaltung, an die er sich gewöhnt hatte, war doch noch stärker, und er wartete neugierig, ja sogar nicht ohne Zweifel ab, wie Agathe von dem hohen Ast herunterkommen werde, auf den sie sich begeben hatte. Noch stand sie ja, den Arm am Türpfosten hochgehoben, da, und ein kleiner Augenblick zuviel mochte schon den ganzen Vorgang verderben. Er verabscheute die Frauen, die sich so betragen, als ob sie von einem Maler oder Regisseur in die Welt gesetzt worden wären, oder die nach einer Erregung wie der Agathes in ein kunstvolles Piano ausklingen. «Vielleicht könnte sie sich» überlegte er «von ihrem Gipfel der Begeisterung plötzlich mit dem etwas blöden, nachtwandlerischen Ausdruck herabgleiten lassen, wie ihn ein aufgewachtes Medium hat; es wird ihr wohl nichts anderes übrig bleiben, und auch das wird etwas peinlich sein!» Aber Agathe schien das selbst zu wissen oder hatte in dem Blick ihres Bruders die auf sie lauende Gefahr erraten: sie sprang lustig aus ihrer Höhe hinab auf beide Füße und streckte Ulrich die Zunge heraus!

Dann aber wurde sie ernst und schweigsam, sagte kein Wort mehr und ging die Orden holen. So machten sich die Geschwister also daran, dem letzten Willen ihres Vaters entgegen zu handeln.

Agathe führte es aus. An Ulrich zeigte sich eine Scheu, den hilflos daliegenden Alten zu berühren, aber Agathe hatte eine Art, Unrecht zu tun, die den Gedanken an Unrecht nicht

aufkommen ließ. Die Bewegungen ihres Blicks und ihrer Hände ähnelten dabei denen einer Frau, die einen Kranken versorgt, und zuweilen hatten sie auch das urwüchsige Rührende junger Tiere, die in ihrem Spiel einhalten, um sich zu vergewissern, ob ihnen der Herr zusehe. Dieser nahm die abgelösten Orden in Empfang und reichte die Ersatzstücke. Er fühlte sich an den Dieb erinnert, dem das Herz aus der Brust springt. Und wenn er dabei den Eindruck hatte, daß die Sterne und Kreuze in der Hand seiner Schwester lebhafter leuchteten als in der seinen, ja geradeswegs zu Zauberdingen würden, so konnte das in dem schwarzgrünen, von vielen Reflexen großer Blattpflanzen erfüllten Zimmer wirklich so sein, es mochte aber auch davon herrühren, daß er den zögernd führenden Willen seiner Schwester spürte, der den seinen jugendlich ergriff; und da keine Absicht darin zu erkennen war, entstand in diesen Augenblicken einer mit nichts vermischten Berührung wieder ein beinahe ausdehnungsloses und darum ganz unbeschaffen starkes Gefühl von ihrer beider Dasein.

Da unterbrach sich Agathe und war fertig. Nur irgend etwas war noch nicht geschehen, und nach einer kleinen Weile des Nachdenkens sagte sie lächelnd: «Wollen wir nicht jeder etwas Schönes auf einen Zettel schreiben und ihm das in die Tasche stecken?» Diesmal wußte Ulrich gleich, was sie meinte, denn solcher gemeinsamen Erinnerungen gab es nicht viele, und es fiel ihm ein, wie sie in einem bestimmten Alter eine große Vorliebe für traurige Verse und Geschichten besessen hatten, in denen jemand starb und von allen vergessen wurde. Es war vielleicht die Verlassenheit ihrer Kindheit, die das bewirkte, und oft dachten sie sich auch gemeinsam eine Geschichte aus; Agathe aber neigte schon damals dazu, solche Geschichten auch auszuführen, während Ulrich bloß in den männlicheren Unternehmungen führte, die verwegen und herzlos waren. Darum ging der Beschluß, den sie einmal faßten, daß sich jeder einen Fingernagel abschneiden solle, um ihn im Garten zu begraben, von Agathe aus, und sie tat auch noch von ihrem blonden Haar ein kleines Bündel zu den Nägeln. Ulrich erklärte stolz, daß in hundert Jahren vielleicht jemand daraufstoßen und sich verwundert fragen werde, wer das wohl gewesen sein möge, und er war dabei von der Absicht beeinflußt, auf die Nachwelt zu kommen; der kleinen Agathe dagegen kam es mehr auf das Vergraben als solches an, sie hatte das Gefühl, einen Teil von sich zu verstecken und dauernd der Aufsicht einer Welt zu entziehen, von deren pädagogischen Forderungen sie sich eingeschüchtert fühlte, ohne viel von ihnen zu halten. Und weil damals gerade das kleine Wohnhaus für die Dienstleute am Rand des Gartens erbaut wurde, verabredeten sie, etwas Ungewöhnliches zu tun. Sie wollten wundervolle Verse auf zwei Zettel schreiben und hinzusetzen, wer sie seien, und das sollte in das Haus eingemauert werden: aber als sie die Verse zu schreiben begannen, die so besonders schön sein sollten, fielen ihnen keine ein, einen Tag um den andern, und die Mauern wuchsen schon aus der Baugrube hinaus. Da schrieb Agathe schließlich, als die Stunde drängte, einen Satz aus dem Rechenbuch hin, und Ulrich schrieb: «Ich bin –», und dann folgte sein Name. Trotzdem bekamen sie furchtbares Herzklopfen, als sie sich im Garten an die zwei Maurer heranschlichen, die dort bauten, und Agathe warf einfach ihren Zettel in die Grube, worin sie standen, und lief davon. Aber Ulrich, der sich als der Größere und als Mann natürlich noch mehr davor fürchtete, daß ihn die Maurer anhalten und erstaunt fragen könnten, was er wolle, vermochte vor Erregung überhaupt weder Arm noch Bein zu rühren, so daß Agathe, mutiger geworden, weil ihr nichts geschehen war, schließlich zurückkehrte und auch seinen Zettel an sich nahm. Sie ging jetzt als arglose Spaziergängerin damit vor, besichtigte am äußersten Ende einer soeben gelegten Reihe einen Ziegel, lüpfte ihn und hatte Ulrichs Namen schon in die Mauer geschoben, ehe sie einer wegweisen konnte, während ihr Ulrich selbst zögernd folgte und im Augenblick der Tat fühlte, wie sich die Beklemmung, die ihn schrecklich einzwängte, in ein Rad mit scharfen Messern verwandelte, die sich so rasch in seiner Brust drehten, daß im nächsten Augenblick eine spritzende Sonne daraus wurde, wie man sie beim

Feuerwerk abbrennt. – Daran hatte Agathe also angeknüpft, und Ulrich gab die längste Weile keine Antwort und lächelte nur abwehrend, denn ein solches Spiel mit dem Toten zu wiederholen, kam ihm doch unerlaubt vor.

Da hatte sich Agathe aber schon gebückt und ein seidenes, breites Strumpfband, das sie zur Entlastung des Gürtels trug, vom Bein gestreift, hob die Prunkdecke und schob es dem Vater in die Tasche.

Ulrich? Er traute zuerst seinen Augen nicht bei dieser wieder ins Leben zurückgekehrten Erinnerung. Dann wäre er beinahe hinzu gesprungen und hätte es verhindert; einfach weil es so ganz gegen alle Ordnung war. Dann aber fing er in den Augen seiner Schwester einen Blitz von reiner Taufkirche des frühen Morgens auf, in die noch keine Trübe des Tagwerks gefallen ist, und das hielt ihn zurück. «Was treibst du da?!» sagte er, leise abmahnend. Er wußte nicht, ob sie den Toten versöhnen wolle, weil ihm Unrecht geschehen sei, oder ob sie ihm etwas Gutes mitgeben wolle, weil er selbst so viel Unrecht getan habe: er hätte fragen können, aber die barbarische Vorstellung, dem frostigen Toten ein Strumpfband mitzugeben, das von dem Bein seiner Tochter warm war, schloß ihm von innen die Kehle und richtete in seinem Gehirn allerhand Unordnung an.

[<]

6

Der alte Herr bekommt endlich Ruhe

Die kurze Zeit, die noch bis zum Begräbnis zur Verfügung stand, war von unzähligen ungewohnten kleinen Aufgaben ausgefüllt worden und hatte sich rasch entwickelt, und schließlich war aus den Besuchern, deren Kommen wie ein schwarzer Faden durch alle Stunden lief, in der letzten halben Stunde vor der Abfahrt des Toten ein schwarzes Fest geworden. Die Begräbnisgeschäftsleute hatten noch mehr als vorher gehämmert und gescharrt – mit dem gleichen Ernst wie ein Chirurg, dem man sein Leben anvertraut hat und fortan nichts mehr dreinreden darf – und hatten durch die unberührte Alltäglichkeit der übrigen Hausteile einen Steg der feierlichen Gefühle gelegt, der vom Tor über die Treppe in das Aufbahrungszimmer führte. Die Blumen und Blattpflanzen, schwarzen Tuch- und Kreppbehänge, silbernen Leuchter und zitternden kleinen Goldzungen der Flammen, welche die Besucher empfingen, kannten ihre Aufgabe besser als Ulrich und Agathe, die im Namen des Hauses jeden begrüßen mußten, der dem Toten die letzte Ehre zu erweisen kam, und die von den wenigsten wußten, wer sie seien, wenn sie nicht der alte Diener ihres Vaters in unauffälliger Weise auf besonders hochstehende Gäste aufmerksam machte. Und alle, die erschienen, glitten an sie heran, glitten ab und warfen irgendwo im Raum einzeln oder in kleinen Gruppen Anker, regungslos die Geschwister beobachtend. Steif wuchs diesen die Miene ernstesten Ansichhaltens über das Gesicht, bis endlich der Schirrmeister oder Inhaber der Leichenbeförderungsunternehmung – jener Mann, der Ulrich mit seinen Vordrucken aufgewartet hatte und in dieser letzten halben Stunde wenigstens zwanzigmal die Treppe hinab- und hinangelaufen war – seitlich an Ulrich heransprengte und ihm mit behutsam zur Schau getragener Wichtigkeit wie ein Adjutant bei der Parade seinem General die Meldung überbrachte, daß alles bereit sei.

Weil der Zug feierlich durch die Stadt geführt werden sollte, wurden erst später die Wagen

bestiegen, und Ulrich mußte als Erster den übrigen voranschreiten, zur Seite des kaiserlich und königlichen Statthalters, der zu Ehren des letzten Schlafes eines Herrenhausmitgliedes persönlich erschienen war, und auf der anderen Seite Ulrichs ging ein. ebenso hoher Herr, Ältester einer dreigliedrigen Abordnung des Herrenhauses; dahinter kamen die zwei anderen Standesherrn, dann Rektor und Senat der Universität, und erst hinter diesen, aber vor dem unabsehbaren Strom der Zylinder mannigfaltiger, an Würde langsam von vorn nach hinten verlierender öffentlicher Personen, schritt Agathe, von schwarzen Frauen eingesäumt und den Punkt bezeichnend, wo zwischen den Spitzen der Behörden das zugemessene private Leid seinen Platz hatte; denn die regellose Teilnahme der «nichts als mit-Fühlenden» begann erst hinter den in amtlicher Eigenschaft Erschienenen, und es war sogar möglich, daß sie aus nichts als dem alten Dienerehepaar bestand, das einsam hinter dem Zuge dahinschritt. So war dieser vornehmlich ein Zug von Männern, und zu Seiten Agathes schritt nicht Ulrich, sondern ihr Ehemann Professor Hagauer, dessen rotapfeliges Gesicht mit der borstigen Raupe über dem Mund ihr inzwischen fremd geworden war und vor dem dichten, schwarzen Schleier, der ihr gestattete, ihn verborgen zu beobachten, dunkelblau aussah. Ulrich selbst, der in den vielen vorangegangenen Stunden immer mit seiner Schwester beisammen gewesen war, hatte mit einemmal das Gefühl, daß die uralte Begräbnisordnung, die noch aus der Gründungszeit der Universität stammte, sie ihm entrissen habe, und entbehrte sie, ohne daß er sich auch nur nach ihr umwenden durfte; er dachte sich einen Scherz aus, mit dem er sie begrüßen werde, wenn sie sich wiedersähen, aber seine Gedanken wurden durch den Statthalter ihrer Freiheit beraubt, der schweigend und herrscherhaft an seiner Seite schritt, aber doch zeitweilig ein leises Wort an ihn richtete, das er auffangen mußte, wie ihm denn überhaupt von allen diesen Exzellenzen bis zu den Magnifizenzen und Spektabilitäten Aufmerksamkeit erwiesen worden war, denn er galt als der Schatten des Grafen Leinsdorf und das Mißtrauen, das man dessen vaterländischer Aktion allmählich überall entgegenbrachte, verlieh ihm Ansehen.

An den Straßenrändern und hinter den Fenstern hatten sich überdies Neugierige gestaut, und obgleich er wußte, daß in einer Stunde, einfach wie bei einer Theateraufführung, alles vorbei sein werde, fühlte er doch an diesem Tag die Vorgänge besonders lebhaft mit, und die allgemeine Teilnahme an seinem Schicksal lag ihm wie ein schwer verbrämter Mantel auf den Schultern. Zum erstenmal empfand er die gerade Haltung der Überlieferung. Die dem Zug wie eine Welle voranlaufende Ergriffenheit der Menschenmasse an den Rändern, welche plauderte, verstummte und wieder aufatmete, der Zauber der Geistlichkeit, das dumpfe aufs Holz Poltern der Erdschollen, dessen Nahen man ahnte, das gestaute Schweigen des Zugs, das griff an die Wirbel des Leibs wie in ein urhaftes Musikinstrument, und Ulrich empfand mit Staunen ein unbeschreibliches Wiedertönen in sich, in dessen Schwingung sich sein Körper aufrichtete, als würde er von der Getragenheit, die ihn umgab, ganz wirklich getragen. Und wie er nun einmal an diesem Tag den anderen näher war, stellte er sich gleich dazu vor, wie anders das noch wäre, wenn er in diesem Augenblick, dem ursprünglichen Sinn des halbvergessen von der Gegenwart übernommenen Gepränges gemäß, wirklich als der Erbe einer großen Macht einherschritte. Das Traurige verschwand bei diesem Gedanken, und der Tod wurde aus einer schrecklichen Privatangelegenheit zu einem Übergang, der sich in öffentlicher Feier vollzog; nicht mehr klaffte jenes grauenvoll angestarrte Loch, das jeder Mensch, an dessen Dasein man gewöhnt ist, in den ersten Tagen nach seinem Verschwinden hinterläßt, sondern schon schritt der Nachfolger an Stelle des Verstorbenen, die Menge atmete ihm zu, das Totenfest war zugleich eine Mannbarkeitsfeier für den, der nun das Schwert übernahm und zum erstenmal ohne Vordermann und allein seinem eigenen Ende zuschritt. «Ich hätte» dachte Ulrich unwillkürlich «meinem Vater die Augen schließen müssen! Nicht seinet- oder meinetwegen, sondern →» er wußte diesen

Gedanken nicht zu Ende zu führen; aber daß weder er seinen Vater gemocht hatte, noch dieser ihn, kam ihm angesichts dieser Ordnung als eine kleinliche Überschätzung der persönlichen Wichtigkeit vor, und überhaupt schmeckte vor dem Tode das persönliche Denken schal nach Nichtssagendheit, während alles, was an dem Augenblick bedeutend war, von dem Riesenleib auszugehen schien, den der langsam durch die Menschengasse dahinwandernde Zug bildete, mochte er auch von Müßiggang, Neugierde und gedankenlosem Mittun durchsetzt sein.

Jedoch, die Musik spielte weiter, es war ein leichter, klarer, herrlicher Tag, und Ulrichs Gefühle schwanken hin und her wie der Himmel, der in einer Prozession über dem Allerheiligsten getragen wird. Zuweilen sah Ulrich in die Spiegelscheiben des vor ihm fahrenden Leichenwagens und sah seinen Kopf mit Hut und Schultern darin, und von Zeit zu Zeit bemerkte er am Boden des Gefährts neben dem wappengeschmückten Sarg wieder die kleinen alten Wachsschuppen von früheren Begräbnissen, die man nicht ordentlich weggeputzt hatte, und sein Vater tat ihm dann einfach und ohne alle Gedanken leid wie ein Hund, der auf der Straße überfahren worden ist. Sein Blick wurde dann feucht, und wenn er über das viele Schwarz hinweg zu den Zuschauern an den Straßenrändern kam, sahen sie aus wie benetzte bunte Blumen, und die Vorstellung, daß er, Ulrich, alles das jetzt sehe und nicht der, der alle Tage hier gelebt hatte und noch dazu das Feierliche viel mehr liebte als er, war so sonderbar, daß es ihm schier unmöglich vorkam, daß sein Vater nicht dabei sein durfte, wie er aus einer Welt schied, die er im allgemeinen gut befunden hatte. Es rührte innig, aber es entging Ulrich darüber nicht, daß der Agent oder Unternehmer der Leichenbestattung, der den katholischen Zug zum Friedhof führte und in Ordnung hielt, ein großer, kräftiger Jude von einigen dreißig Jahren war: er wurde von einem langen blonden Schnurrbart geziert, trug Papiere in der Tasche wie ein Reisebegleiter, eilte vor und zurück und fingerte da am Riemenwerk eines Pferdes etwas zurecht oder flüsterte dort den Musikanten etwas zu. Das erinnerte Ulrich des weiteren daran, daß der Leichnam seines Vaters am letzten Tag nicht im Haus gewesen und erst kurz vor dem Begräbnis dahin zurückgebracht worden war, gemäß einer vom freien Geist der Forschung eingegebenen letztwilligen Bestimmung, die ihn der Wissenschaft zur Verfügung gestellt hatte, und es war zweifellos anzunehmen, daß man den alten Herrn nach diesem anatomischen Eingriff nur flüchtig wieder zusammengenäht haben werde; da rollte also hinter den Glasscheiben, die Ulrichs Bild zurückwarfen, ein unordentlich vernähtes Ding als Mittelpunkt der großen, schönen, feierlichen Einbildung mit. «Ohne oder mit seinen Orden?!» fragte sich Ulrich betreten; er hatte nicht mehr daran gedacht und wußte nicht, ob man seinen Vater in der Anatomie wieder angezogen habe, ehe der geschlossene Sarg ins Haus zurückkam. Auch über das Schicksal von Agathes Strumpfband bestand Unsicherheit; man konnte es gefunden haben, und er vermochte sich die Witze der Studenten auszumalen. Alles das war überaus peinlich, und so lösten die Einwände der Gegenwart sein Empfinden wieder in viele Einzelheiten auf, nachdem es sich einen Augenblick lang fast zu der glatten Schale eines lebenden Traums gerundet hatte. Er fühlte nur noch das Absurde, wirr sich Wiegende der menschlichen Ordnung und seiner selbst. «Ich bin nun ganz allein in der Welt →» dachte er «ein Ankertau ist zerrissen – ich steige auf!» In diese Erinnerung an den Eindruck, den er als ersten bei der Botschaft vom Tode seines Vaters empfangen hatte, kleidete sich jetzt wieder sein Gefühl, indes er zwischen den Menschenmauern weiterschritt.

[<]

Ein Brief von Clarisse trifft ein

Ulrich hatte keinem seiner Bekannten seine Adresse hinterlassen, aber Clarisse wußte sie von Walter, dem sie so vertraut war wie seine eigene Kinderzeit.

Sie schrieb:

«Mein *Liebling* – mein *Feigling* – mein *Ling*!

Weißt du, was ein *Ling* ist? Ich kann es nicht herausbekommen. Walter ist vielleicht ein *Schwächling*. (Die Silbe «ling» war überall dick unterstrichen.)

Glaubst du, daß ich betrunken zu dir gekommen bin?! Ich *kann* mich nicht betrinken! (Männer betrinken sich eher als ich. Eine *Merkwürdigkeit*.)

Aber ich weiß nicht, was ich zu dir gesprochen habe; ich kann mich nicht erinnern. Ich fürchte, daß du dir einbildest, ich habe Dinge gesagt, die ich nicht gesagt habe. Ich habe sie nicht gesagt.

Aber das soll ein Brief werden – gleich! Vorher: du kennst, wie sich die Träume öffnen. Du weißt, wenn du träumst, manchmal: da warst du schon, mit dem Menschen hast du schon einmal gesprochen oder – Es ist, als ob du dein Gedächtnis wiederfändest.

*Ich habe im Wachen, daß ich gewacht habe!*

(Ich habe Schlaf Freunde.)

Weißt du überhaupt noch, wer Moosbrugger ist? Ich muß dir etwas erzählen:

*Auf einmal war sein Name wieder da.*

Die drei musikalischen Silben.

Aber Musik ist Schwindel. Ich meine, wenn sie allein ist. Musik allein ist Ästhetentum oder so etwas; Lebensschwäche. Wenn sich Musik aber mit dem Gesicht verbindet, dann schwanken die Mauern, und aus dem Grab der Gegenwart steht das Leben der Kommenden auf. Ich habe die drei musikalischen Silben nicht bloß gehört, ich habe sie auch gesehen. Sie sind in der Erinnerung *aufgetaucht*. Auf einmal weißt du: da, wo sie auftauchen, ist noch etwas anderes! Ich habe ja einmal deinem Grafen einen Brief über Moosbrugger geschrieben: wie man so etwas vergessen kann! Ich hör-sehe nun eine Welt, in der die Dinge stehen und die Menschen gehen, so wie du sie immer kennst, aber *tönend-sichtbar*. Das kann ich nicht deutlich beschreiben, denn es sind davon erst drei Silben aufgetaucht. Verstehst du das? Es ist vielleicht noch zu früh, davon zu reden.

Ich habe zu Walter gesagt: «Ich will Moosbrugger kennenlernen!»

Walter hat gefragt: «Wer ist denn Moosbrugger?»

Ich habe geantwortet: «Ulos Freund, der Mörder.»

Wir haben Zeitung gelesen; es war morgens, und Walter sollte schon ins Büro gehn. Erinnerst du dich, daß wir einmal alle drei Zeitung gelesen haben? (Du hast ein *schwaches Gedächtnis*, du wirst dich *nicht* erinnern!) Ich hatte also den Teil der Zeitung, den mir Walter gegeben hatte, auseinandergefaltet – ein Arm links, ein Arm rechts: plötzlich fühle ich hartes Holz, bin ans Kreuz genagelt. Ich frage Walter: «Ist nicht erst gestern etwas von einem Eisenbahnunglück bei Budweis in der Zeitung gestanden?»

«Ja» antwortete er. «Warum fragst du? Ein kleines Unglück, ein Toter oder zwei.»



Nach einer Weile sagte ich: ‹Weil in Amerika auch ein Unglück geschehen ist. Wo liegt Pennsylvanien?›

Er weiß es nicht. ‹In Amerika› sagt er.

Ich sage: ‹Nie lassen die Führer ihre Lokomotiven mit Absicht zusammenstoßen!› Er sieht mich an. Es war zu erkennen, daß er mich nicht versteht. ‹Natürlich nicht› meint er.

Ich frage, wann Siegmund zu uns kommt. Er weiß es nicht sicher.

Und nun siehst du: Natürlich lassen die Maschinenführer nicht ihre Züge aus böser Absicht zusammenstoßen; *aber warum tun sie es sonst?* Ich werde es dir sagen: In dem ungeheuren Netz von Schienen, Weichen und Signalen, das sich um den ganzen Erdball zieht, verlieren wir alle die Kraft des Gewissens. Denn wenn wir die Stärke hätten, uns noch einmal zu prüfen und noch einmal unsere Aufgabe zu beachten, so würden wir immer das Nötige tun und das Unglück vermeiden. *Das Unglück ist unser Stehenbleiben beim vorletzten Schritt!*

Natürlich darf man nicht erwarten, daß das Walter gleich klar werde. Ich glaube, daß ich diese ungeheure Kraft des Gewissens erreichen kann, und ich habe die Augen schließen müssen, damit Walter nicht den Blitz darin bemerkt.

Aus allen diesen Gründen halte ich es für meine Pflicht, Moosbrugger kennen zu lernen.

Du weißt, mein Bruder Siegmund ist Arzt. Er wird mir helfen.

Ich habe auf ihn gewartet.

Am Sonntag ist er zu uns gekommen.

Wenn er jemand vorgestellt wird, sagt er: ‹Aber ich bin weder –, noch musikalisch.› So ist sein Witz. Denn weil er Siegmund heißt, will er weder für einen Juden noch für musikalisch gehalten werden. *Er ist im Wagner-Rausch gezeugt worden.* Es ist unmöglich, ihn zu einer vernünftigen Antwort zu bewegen. Solange ich auf ihn einredete, hat er nur Unsinn gebrummt. Er hat mit einem Stein nach einem Vogel geworfen und mit dem Stock durch den Schnee gestochert. Auch wollte er einen Weg ausschaufeln; er kommt oft zu uns arbeiten, wie er sagt, weil er nicht gerne zu Hause ist bei seiner Frau und den Kindern. Es ist zu verwundern, daß du ihn nie getroffen hast. ‹Ihr habt die Fleurs du mal und einen Gemüsegarten!› sagt er. Ich habe ihn an den Ohren gezogen und in die Rippen gepufft, ohne daß es geholfen hat.

Dann sind wir ins Haus zu Walter, der natürlich am Klavier gesessen ist, und Siegmund hat den Rock unter den Arm geklemmt und die Hände hoch hinauf voll Schmutz gehabt.

‹Siegmund,› habe ich zu ihm vor Walter gesagt ‹wann verstehst du ein Musikstück?!›

Er hat gegrinst und zur Antwort gegeben: ‹Gar niemals.›

‹Wenn du es selbst innerlich *machst*› habe ich gesagt. ‹Wann verstehst du einen Menschen? Du mußt ihn mitmachen.› *Mit-machen!* Das ist ein großes Geheimnis, Ulrich! Du mußt sein wie er; aber nicht du in ihn *hinein*, sondern er in dich *hinaus*! Wir erlösen *hinaus*: Das ist die *starke* Form! Wir lassen uns auf die Handlungen der Menschen *ein*, aber *wir* füllen sie *aus* und steigen darüber hinaus.

Entschuldige, daß ich so viel davon schreibe. Aber die Züge stoßen zusammen, weil das Gewissen nicht den letzten Schritt tut. Die Welten tauchen nicht auf, wenn man sie nicht zieht. Ein andermal mehr davon. *Der geniale Mensch hat die Pflicht anzugreifen!* Er hat die unheimliche Kraft dazu! Aber Siegmund, der Feigling, hat nach der Uhr gesehn und ans

Abendbrot erinnert, weil er nach Hause müsse. Weißt du, Siegmund hält sich immer in der Mitte zwischen der Blasiertheit eines erfahrenen Arztes, der nicht sehr günstig von dem Können seines Berufs denkt, und der Blasiertheit des zeitgemäßen Menschen, der jenseits der geistigen Überlieferung bereits wieder zur Hygiene der Einfachheit und der Gartenarbeit gekommen ist. Aber Walter hat ausgerufen: «Um Gottes willen nur, warum redet ihr solche Sachen?! Was wollt ihr denn eigentlich von diesem Moosbrugger!» Und das hat geholfen.

Denn nun sagte Siegmund: «Entweder ist er geisteskrank oder ein Verbrecher, das ist ja richtig. Aber wenn sich Clarisse nun einmal einbildet, daß sie ihn bessern kann? Ich bin Arzt und muß dem Spitalsgeistlichen auch erlauben, daß er sich das einbildet! Erlösen sagt sie? Nun, warum soll sie ihn dann nicht wenigstens sehn?!»

Er hat sich die Hosen abgebürstet, Ruhe posiert und die Hände gewaschen: beim Abendbrot haben wir dann alles verabredet.

Wir sind auch schon bei Dr. Friedenthal gewesen; das ist der Assistent, den er kennt. Siegmund hat gerade heraus gesagt, daß er die Verantwortung übernehme, mich unter irgendeinem falschen Titel einzuführen, ich sei Schriftstellerin und möchte den Mann sehen.

Aber das war ein Fehler, denn so offen gefragt, konnte der andere nur nein sagen. «Wenn Sie die Selma Lagerlöf wären, ich würde entzückt von Ihrem Besuch sein, was ich natürlich auch so bin, aber hier werden leider nur wissenschaftliche Interessen anerkannt!»

Es war ganz hübsch, für eine Schriftstellerin zu gelten. Ich habe ihn fest angeschaut und gesagt: «Ich bin in diesem Fall mehr als die Lagerlöf, weil ich es nicht zu Studienzwecken will!»

Er hat mich angesehen und dann gesagt: «Das einzige wäre, wenn Sie mit einer Empfehlung Ihrer Gesandtschaft an den Chef der Klinik herkämen.» – Er hat mich für eine ausländische Schriftstellerin gehalten und nicht verstanden, daß ich Siegmunds Schwester bin.

Wir haben uns schließlich so geeinigt, daß ich nicht den kranken, sondern den gefangenen Moosbrugger sehen werde. Siegmund beschafft mir die Empfehlung eines Wohlfahrtsvereins und eine Erlaubnis des Landesgerichts. Nachher hat Siegmund mir erzählt, daß Dr. Friedenthal Psychiatrie für eine halb künstlerische Wissenschaft hält, und hat ihn einen Dämonenzirkus-Direktor genannt. Aber mir würde das gefallen.

Das Schönste war, daß die Klinik in einem alten Kloster untergebracht ist. Wir haben am Gang warten müssen, und der Hörsaal ist in einer Kapelle. Er hat große Kirchenfenster, und ich habe über den Hof hineinsehen können. Die Kranken haben weiße Kleider an und sitzen beim Professor am Katheder. Und der Professor neigt sich ganz freundschaftlich über ihren Sessel. Ich habe mir gedacht: jetzt wird man vielleicht Moosbrugger bringen. Ich hatte das Gefühl, daß ich dann durch das hohe Glasfenster in den Saal fliegen will. Du wirst sagen, ich kann nicht fliegen: also durch das Fenster gesprungen? Aber gesprungen wäre ich ganz gewiß nicht, denn das fühlte ich nicht.

Ich hoffe, du kommst bald zurück. *Nie* kann man die Dinge ausdrücken. Am allerwenigsten brieflich.»

Darunter stand mächtig unterstrichen: «Clarisse».

[<]

## Familie zu zweien

Ulrich sagt: «Wenn zwei Männer oder Frauen miteinander durch längere Zeit einen Raum teilen müssen – auf der Reise, im Schlafwagen oder überfüllten Gasthof –, so freunden sie sich nicht selten wunderbar an. Jeder hat eine andere Art, sich den Mund auszuspülen oder sich beim Abziehen der Schuhe zu bücken oder das Bein zu krümmen, wenn er sich ins Bett legt. Die Wäsche und Kleidung, im ganzen gleich, zeigt im einzelnen unzählige kleine Verschiedenheiten, die sich vor dem Auge auftun. Es ist – wahrscheinlich durch den übermäßig gespannten Individualismus der heutigen Lebensart – anfangs ein Widerstand da, der einem leichten Abscheu gleicht und ein Zunahekommen, eine Verletzung der eigenen Persönlichkeit abwehrt, so lange, bis er überwunden ist, und dann bildet sich eine Gemeinschaft heraus, die einen ungewöhnlichen Ursprung zeigt wie eine Narbe. Viele Menschen geben sich nach dieser Wandlung fröhlicher, als sie sonst sind; die meisten harmloser; viele gesprächiger, fast alle freundlicher. Die Persönlichkeit ist verändert, man kann fast sagen, unter der Haut gegen eine weniger eigentümliche umgetauscht: an die Stelle des Ich ist der erste, deutlich als unbehaglich und eine Verminderung empfundene, aber doch unwiderstehliche Ansatz eines Wir getreten.»

Agathe antwortet: «Diese Abneigung bei nahem Beisammensein gibt es besonders zwischen Frauen. Ich habe mich, nie an Frauen gewöhnen können.» «Es gibt sie auch zwischen Mann und Frau» meint Ulrich. «Sie wird dort bloß von den Verpflichtungen des Liebeshandels überdeckt, die sofort die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Aber gar nicht selten wachen die Verflochtenen aus diesem plötzlich auf und sehen dann je nach ihrer Art mit Staunen, Ironie oder Flucht drang – ein völlig fremdes Wesen sich an ihrer Seite breitmachen; ja manchen Menschen geht es noch nach vielen Jahren so. Dann können sie nicht sagen, was das Natürlichere ist: ihre Verbindung mit anderen oder das verletzte Zurückschnellen ihres Ich aus dieser Verbindung in die Einbildung seiner Einzigkeit, – liegt doch beides in unserer Natur. Und beides verwirrt sich im Begriff der Familie! Das Leben in der Familie ist nicht das volle Leben; junge Menschen fühlen sich beraubt, vermindert, nicht bei sich selbst, wenn sie im Kreis der Familie sind. Sieh dir alte, unverheiratete Töchter an: sie sind von der Familie ausgesogen und ihres Blutes beraubt worden; es sind ganz sonderbare Zwitter zwischen Ich und Wir aus ihnen entstanden.»

Ulrich hat den Brief Clarissens als eine Störung empfunden. Die sprunghaften Ausbrüche darin beunruhigen ihn weit weniger als die ruhige und fast vernünftig aussehende Arbeit, die sie tief im Innern für einen offenbar verrückten Plan leistet. Er hat sich gesagt, daß er nach seiner Rückkehr wohl mit Walter darüber werde sprechen müssen, und seither redet er mit Willen von anderem.

Agathe, ausgestreckt auf dem Diwan, hat ein Knie hochgezogen und geht lebhaft auf ihn ein: «Mit dem, was du sagst, erklärst du doch selbst, warum ich wieder heiraten mußte!» sagte sie.

«Und doch ist auch etwas an dem sogenannten ›heiligen Gefühl der Familie‹ daran, an diesem Aufgeh'n ineinander, dem einander Dienen, der selbstlosen Bewegung in geschlossenem Kreis» – fährt Ulrich fort, ohne sich darum zu kümmern, und Agathe wundert sich darüber, daß sich seine Worte so oft von ihr wieder entfernen, wenn sie schon ganz nahe gewesen sind. «Gewöhnlich ist dieses kollektive Ich ja nur ein Kollektivegoist, und dann ist starker Familiensinn das Unausstehlichste, was man sich vorzustellen vermag; ich kann mir dieses Unbedingt-für-einander-Einspringen, dieses Gemeinsam-Kämpfen und – Wundentragen aber auch als ein unangenehmes, tief in der Menschenzeit ruhendes, ja schon in der Tierherde ausgeprägtes Gefühl denken» – hört sie ihn sprechen; und sie vermag sich nicht viel dabei zu

denken. Sie vermag es auch nicht beim nächsten Satz: «Dieser Zustand entartet eben leicht, wie es alle alten Zustände tun, deren Ursprung sich verloren hat.» Und erst, als er mit den Worten schließt: «Und man muß wahrscheinlich verlangen, daß die Einzelnen schon etwas besonders Ordentliches seien, wenn das Ganze, das sie bilden, nicht ein sinnloses Zerrbild werden soll!» fühlt sie sich wieder gut in seiner Nähe aufgehoben und möchte, während sie ihn ansieht, ihren Augen nicht gestatten, sich zu schließen, damit er nicht inzwischen verschwinde, weil es so wunderbar ist, daß er da sitzt und Dinge spricht, die in der Höhe verlorengahn und mit einem Mal wieder herabfallen wie ein Gummiball, der sich zwischen Ästen verfangen hat.

Die Geschwister hatten sich am Spätnachmittag im Empfangszimmer getroffen, man schrieb schon manchen Tag seit dem Begräbnis.

Dieser Salon von länglicher Form war nicht nur im Geschmack, sondern auch noch mit dem echten Hausrat des bürgerlichen Empire eingerichtet; zwischen den Fenstern hingen die hohen Rechtecke der von glatten Goldrahmen umschlossenen Spiegel, und die maßvoll steifen Stühle standen an die Wände gerückt, so daß der leere Fußboden das Zimmer mit dem gedunkelten Glanz seiner Quadrate überschwemmt zu haben und ein seichtes Becken zu füllen schien, in das man zögernd den Fuß setzte. Am Rande dieser stilvollen Unwirtlichkeit des Salons – denn das Arbeitszimmer, worin er sich am ersten Morgen niedergelassen hatte, war Ulrich überlassen geblieben – ungefähr dort, wo in einer ausgebrochenen Ecknische wie ein strenger Pfeiler der Ofen stand und eine Vase am Haupt trug (und genau in der Mittellinie seiner Vorderseite auf einem in Hüfthöhe rundum laufenden Bord einen einzelnen Leuchter), hatte sich Agathe eine höchstpersönliche Halbinsel geschaffen. Sie hatte eine Ottomane hinstellen lassen und ihr einen Teppich zu Füßen gelegt, dessen altes Rotblau gemeinsam mit dem türkischen Muster der Liegestatt, das sich in sinnloser Unendlichkeit wiederholte, eine üppige Herausforderung des zarten Grau und vernünftig-schwebenden Lineaments darstellte, die in diesem Raum kraft Urväterwillens zu Hause waren. Des weiteren beleidigte sie diesen zuchtvollen und vornehmen Willen durch eine grüne, großblättrige Pflanze von Mannshöhe, die sie von der Trauerausschmückung des Hauses zurückbehalten und samt dem Kübel sich als «Wald» zu Häupten gestellt hatte, – an die andere Seite als die große helle Stehlampe, die es ihr erleichtern sollte, im Liegen zu lesen, und die in der klassizistischen Landschaft des Zimmers wie ein Scheinwerfer oder ein Antennenmast wirkte. Dieser Salon mit seiner in Felder geteilten Decke, den Wandpilastern und Pfeilerschränkchen hatte sich seit hundert Jahren wenig verändert, weil er selten benutzt wurde und niemals recht in das Leben seiner späteren Besitzer einbezogen worden war; vielleicht mochten zur Zeit der Voreltern die Wände noch mit zarten Stoffen bespannt gewesen sein, statt des hellen Anstrichs, den sie jetzt trugen, und die Bezüge der Stühle konnten etwas anders ausgesehen haben, aber so, wie er sich jetzt darbot, kannte Agathe diesen Salon seit ihrer Kindheit und wußte nicht einmal, ob es ihre Urgroßeltern waren, die sich so eingerichtet hatten, oder fremde Leute, denn sie war in diesem Hause aufgewachsen und das einzig Besondere, was sie wußte, bestand in der Erinnerung, daß sie diesen Raum immer mit jener Scheu betreten habe, die man Kindern vor etwas einimpft, das sie leicht zerstören oder beschmutzen könnten. Nun aber hatte sie das letzte Symbol der Vergangenheit, die Trauerkleidung, abgelegt und wieder ihren Pyjama angezogen, lag auf dem rebellisch eingedrungenen Diwan und las schon seit dem frühen Vormittag gute und schlechte Bücher, die sie zusammengerafft hatte, worin sie sich zeitweilig unterbrach, um zu essen oder einzuschlafen; und als der so verbrachte Tag sich neigte, blickte sie durch das dunkelnde Zimmer zu den hellen Vorhängen, die sich, schon ganz in Zwielflicht getaucht, wie Segel an den Fenstern bauschten, und fühlte sich dabei, als reise sie in dem harten Strahlenkranz ihrer Lampe durch den steif-zarten Raum und habe soeben angehalten. So war sie von ihrem Bruder gefunden worden, der mit einem Blick ihr beleuchtetes

Etablissement erfaßte; denn auch er kannte diesen Salon und wußte ihr sogar zu erzählen, daß der ursprüngliche Besitzer des Hauses ein reicher Kaufmann gewesen sein sollte, dem es später nicht wohl ging, wodurch sich ihr Urgroßvater, der kaiserlicher Notar war, bequem in die Lage versetzt gesehen hätte, das hübsche Anwesen zu erwerben. Auch sonst wußte Ulrich allenthalben von diesem Salon, den er sich gründlich angesehen hatte, und besonderen Eindruck machte auf seine Schwester die Erklärung, daß man in ihrer Urgroßväterzeit eine solche steife Einrichtung geradezu als besonders natürlich empfunden habe; das fiel ihr nicht leicht zu verstehen, denn ihr kam sie wie die Ausgeburtsart einer Geometriestunde vor, und es brauchte eine Weile, ehe in ihr die Vorstellungsweise einer Zeit dämmerte, die von den aufdringlichen Formen des Barock so übersättigt war, daß ihr eigenes symmetrisches und etwas steifes Gehaben von der zarten Einbildung verhüllt wurde, im Sinn einer reinen, schnörkelfreien und als vernünftig gedachten Natur zu handeln. Als sie sich aber endlich diesen Wandel der Begriffe mit allen Einzelheiten, die Ulrich dazugab, vergegenwärtigt hatte, kam es ihr hübsch vor, viel zu wissen, was sie bisher, als gesamte Erfahrung ihres Lebens, verachtet hatte; und als ihr Bruder erfahren wollte, was sie lese, warf sie sich schnell mit dem Körper über den Vorrat ihrer Bücher, wieweil sie kühn behauptete, daß sie schlechte Lesebeschäftigung genau so gern hätte wie gute.

Ulrich hatte vormittags gearbeitet und war dann aus dem Haus gegangen. Seine Hoffnung auf Sammlung hatte sich bis zu diesem Tag nicht erfüllt, und die förderliche Wirkung, die von der Unterbrechung des gewohnten Lebens zu erwarten gewesen wäre, war durch die Ablenkungen aufgewogen worden, welche die neuen Verhältnisse im Gefolge hatten. Erst nach dem Begräbnis trat darin eine Veränderung ein, als die Beziehungen zur Außenwelt, die sich so lebhaft angelassen hatten, wie mit einem Schlag abrissen. Die Geschwister, die ja nur in einer Art Vertretung ihres Vaters durch einige Tage den Mittelpunkt einer allgemeinen Teilnahme gebildet und die mannigfaltigen Verbindungen gefühlt hatten, die sich an ihre Stellung knüpften, kannten in dieser Stadt außer Walters altem Vater keinen, den sie hätten besuchen mögen, und in Berücksichtigung der Trauer wurden sie auch von niemand eingeladen, und bloß Professor Schwung war nicht nur zum Begräbnis, sondern auch noch am nächsten Tag erschienen, um sich zu erkundigen, ob sein toter Freund nicht ein Manuskript über die Frage der verminderten Zurechnungsfähigkeit hinterlassen habe, dessen posthume Veröffentlichung man erwarten dürfe. Dieser unvermittelte Übergang von einer Bewegtheit, die unaufhörlich Blasen geworfen hatte, zu der auf sie folgenden bleiernen Stille übte nun einen geradezu körperlichen Stoß aus. Es kam hinzu, daß sie noch immer in ihren alten Kinderzimmern schliefen, denn Gastzimmer hatte das Gebäude keine, oben in der Mansarde auf Notbetten und umgeben von dem dürftigen Um und An der Kindheit, das etwas von dem Einrichtungsmangel einer Tobsuchtszelle hat und sich mit dem ehrlosen Glanz des Wachstuchs auf den Tischen oder dem Linoleumbelag am Fußboden, in dessen Öde einst der Steinbaukasten die fixen Ideen seiner Architektur spie, bis an die Träume drängt. Diese Erinnerungen, die so sinnlos und unendlich waren wie das Leben, auf das sie hatten vorbereiten sollen, ließen es den Geschwistern angenehm erscheinen, daß sich ihre Schlafräume, nur durch eine Kleider- und Gerümpelkammer getrennt, wenigstens nebeneinander befanden; und weil das Badezimmer ein Stockwerk tiefer lag, waren sie auch nach dem Erwachen aufeinander angewiesen, begegneten einander vom Morgen an in der Leere der Treppen und des Hauses, mußten aufeinander Rücksicht nehmen und hatten gemeinsam alle die Fragen zu beantworten, die das fremde Wirtschaftswesen stellte, das ihnen mit einemmal anvertraut war. Auf diese Weise empfanden sie natürlich auch die Komik, von der dieser so innige wie unvorhergesehene Zusammenschluß nicht frei war: sie glich der abenteuerlichen Komik eines Schiffbruchs, der sie auf die einsame Insel ihrer Kindheit zurückgeworfen hatte, und beides führte dazu, daß sie gleich nach den ersten Tagen, auf deren Verlauf sie keinen Einfluß gehabt hatten, nach Selbständigkeit

trachteten, aber jeder von ihnen tat es mehr aus Rücksicht auf den anderen als auf sich selbst.

Darum war Ulrich schon aufgestanden, ehe sich Agathe im Salon ihre Halbinsel baute, und hatte sich leise in das Arbeitszimmer geschlichen, wo er seine unterbrochene mathematische Untersuchung aufnahm, allerdings mehr zum Zeitvertreib als in der Absicht auf Gelingen. Aber zu seiner nicht geringen Überraschung brachte er darauf in den wenigen Stunden eines Vormittags alles, was er monatelang hatte unberührt liegen lassen, bis auf unbedeutende Einzelheiten zu Ende. Es war ihm beim Zustandekommen dieser unerwarteten Lösung einer jener außer der Regel liegenden Gedanken zu Hilfe gekommen, von denen man nicht sowohl sagen könnte, daß sie erst dann entstehen, wenn man sie nicht mehr erwartet, als vielmehr, daß ihr überraschendes Aufleuchten an das der Geliebten erinnert, die längst schon zwischen den anderen Freundinnen da war, ehe der bestürzte Freier zu verstehen aufhört, daß er ihr andere hat gleichstellen können. Es ist an solchen Einfällen nicht nur der Verstand, sondern immer auch irgend eine Bedingung der Leidenschaft beteiligt, und Ulrich war es zu Mute, als hätte er in diesem Augenblick fertig und frei werden müssen, ja er kam sich, weil weder ein Grund noch ein Zweck zu erkennen war, geradezu vor der Zeit fertig geworden vor, und es stieß nun die übrig gebliebene Energie ins Träumerische hinaus. Er erblickte die Möglichkeit, daß man den Gedanken, der seine Aufgabe gelöst hatte, auch auf weitaus größere Fragen anwenden könne, entwarf spielerisch die erste Phantasie einer solchen Systematik und fühlte sich in diesen Augenblicken glücklicher Entspannung sogar von der Einflüsterung Professor Schwungs versucht, doch noch zu seinem Beruf zurückzukehren und den Weg zu suchen, der zu Geltung und Einfluß führt. Als er sich aber nach wenigen Minuten dieses intellektuellen Behagens nüchtern vergegenwärtigt hatte, welche Folgen es haben würde, wenn er seinem Ehrgeiz nachgäbe und jetzt noch als Nachzügler den akademischen Weg einschläge, begegnete es ihm zum erstenmal, daß er sich für ein Unternehmen zu alt fühlte, und seit seiner Knabenzeit hatte er diesen halb unpersönlichen Begriff der Jahre nicht als etwas empfunden, das einen selbständigen Gehalt habe, und ebensowenig bisher den Gedanken gekannt: du vermagst etwas nicht mehr zu tun!

Als das Ulrich nun nachträglich seiner Schwester am Spätnachmittag erzählte, gebrauchte er von ungefähr das Wort Schicksal, das ihre Anteilnahme erregte. Sie wollte wissen, was «Schicksal» ist.

«Ein Mittelding zwischen «Meine Zahnschmerzen» und «König Lear's Töchter!»» erwiderte Ulrich. «Ich gehöre nicht zu den Menschen, die mit diesem Wort gern umgehn.»

Aber für junge Menschen gehört es zum Gesang des Lebens; sie möchten ein Schicksal haben und wissen nicht, was es ist.

Ulrich entgegnete ihr: «In späteren, besser unterrichteten Zeiten wird das Wort Schicksal wahrscheinlich einen statistischen Inhalt gewinnen.»

Agathe war siebenundzwanzig. Jung genug, noch einige von den hohlen Empfindungsformen bewahrt zu haben, die man zuerst ausbildet; alt genug, schon den anderen Inhalt zu ahnen, den die Wirklichkeit einfüllt. Sie erwiderte: «Altwerden ist wohl selbst schon ein Schicksal!» und war sehr unzufrieden mit dieser Antwort, in der sich ihre jugendliche Schwermut auf eine Weise ausdrückte, die ihr nichtssagend vorkam.

Aber ihr Bruder achtete nicht darauf und gab ein Beispiel: «Als ich Mathematiker wurde,» erzählte er «wünschte ich mir wissenschaftlichen Erfolg und setzte alle Kraft für ihn ein, wenn ich das auch nur für eine Vorstufe zu etwas anderem ansah. Und meine ersten Arbeiten haben auch wirklich – natürlich unvollkommen, wie es Anfänge immer sind – Gedanken enthalten, die

damals neu waren und entweder unbemerkt blieben oder sogar auf Widerstand stießen, obwohl ich mit allem übrigen gut aufgenommen wurde. Nun könnte man es ja vielleicht Schicksal nennen, daß ich bald die Geduld verlor, hinter diesen Keil weiter noch meine volle Kraft zu setzen.»

«Keil?» unterbrach ihn Agathe, als bereite die Aussprache dieses männlich-werk tätigen Wortes unbedingt Unannehmlichkeiten. «Warum nennst du es Keil?»

«Weil es nur das war, was ich zuerst machen wollte: ich wollte es wie einen Keil vorantreiben und verlor dann eben die Geduld. Und heute, als ich vielleicht meine letzte Arbeit abschloß, die noch in jene Zeit zurückreicht, ist es mir klar geworden, daß ich mich wahrscheinlich nicht ganz ohne Grund als den Führer einer Bewegung ansehen dürfte, wenn ich damals etwas mehr Glück gehabt oder etwas mehr Beständigkeit bewiesen hätte.»

«Du könntest es ja noch nachholen!» meinte Agathe nun wieder. «Ein Mann wird doch nicht so leicht für etwas zu alt wie eine Frau.»

«Nein,» erwiderte Ulrich «ich will es nicht nachholen! Denn es ist erstaunlich, aber wahr, daß sich damit sachlich – am Gang der Dinge, an der Entwicklung der Wissenschaft selbst – gar nichts geändert hätte. Ich mag meiner Zeit etwa um zehn Jahre vorausgewesen sein; aber etwas langsamer und auf anderen Wegen sind andere Leute auch ohne mich dahin gekommen, wohin ich sie höchstens etwas rascher geführt hätte, während es schon fraglich wäre, ob eine solche Veränderung meines Lebens genügt haben möchte, mich selbst inzwischen mit neuem Vorsprung über das Ziel hinauszureißen. Da hast du also ein Stück von dem, was man persönliches Schicksal nennt, aber es kommt auf etwas auffallend Unpersönliches hinaus.»

«Überhaupt» – fuhr er fort – «widerfährt es mir, je älter ich werde, desto öfter, daß ich etwas gehaßt habe, das später und auf Umwegen trotzdem in der gleichen Richtung wie mein eigener Weg verläuft, so daß ich ihm die Daseinsberechtigung mit einem Mal nicht mehr absprechen kann; oder es geschieht, daß sich die Schäden an Ideen oder Geschehnissen zeigen, für die ich mich ereifert habe. Über größere Strecken scheint es also ganz gleichgültig zu sein, ob man sich erregt und in welchem Sinn man seine Erregung eingesetzt hat. Es kommt alles ans gleiche Ziel, und es dient alles einer Entwicklung, die undurchsichtig und unfehlbar ist.»

«Früher hat man das den unerforschlichen Ratschlüssen Gottes zugeschrieben» antwortete Agathe stirnrunzelnd und hatte den Ton eines, der von Selbsterlebtem spricht, und nicht gerade respektvoll.

Ulrich erinnerte sich, daß sie in einem Kloster erzogen worden war. Sie lag in ihren langen, unten zugebundenen Hosen auf dem Diwan, an dessen Fußende er saß, und die Stehlampe bestrahlte sie gemeinsam, so daß am Fußboden ein großes Blatt aus Licht entstand, auf dem sie sich im Dunkel befanden. «Heute macht das Schicksal eher den Eindruck der übergeordneten Bewegung einer Masse» meinte er; «man steckt darin und wird mitgewälzt.» Er erinnerte sich, schon einmal auf den Gedanken gekommen zu sein, es käme heute jede Wahrheit in ihre Halbheiten geteilt auf die Welt, und trotzdem könnte sich auf diese windige und bewegliche Weise eine größere Gesamtleistung ergeben, als wenn jeder ernst und einsam nach ganzer Pflicht strebe. Er hatte diesen ihm wie ein Haken im Selbstgefühl sitzenden Gedanken, der dennoch nicht ohne die Möglichkeit der Größe war, sogar schon einmal mit dem Schluß vorgetragen, den er nicht ernst meinte, daß man also tun könne, was man wolle! Denn nichts lag ihm so fern wie dieser Schluß, und gerade jetzt, wo ihn sein Schicksal abgesetzt zu haben schien und ihm nichts übrig ließ zu tun, in diesem für seinen Ehrgeiz gefährlichen Augenblick, wo er sonderbar angetrieben auch noch das Letzte abgeschlossen hatte, was ihn mit seinen älteren Zeiten verband, diese

nachzüglerische Arbeit, gerade in diesem Augenblick also, wo er persönlich ganz blank war, fühlte er statt eines Ablassens von sich die neue Spannung, die seit seiner Abreise entstanden war. Sie hatte keinen Namen; man mochte einstweilen ebensogut sagen, ein junger, ihm verwandter Mensch suche seinen Rat, wie man auch etwas anderes sagen konnte: Aber er sah erstaunlich scharf die strahlende Matte aus hellem Gold auf dem Schwarzgrün des Zimmers, mit den zarten Würfeln von Agathes Narrenanzug darauf, und sich selbst und den überdeutlich umsäumten, aus dem Dunkel genommenen Zufall ihres Beisammenseins.

«Wie hast du das gesagt?» fragte Agathe.

«Was man heute noch persönliches Schicksal nennt, wird verdrängt von kollektiven und schließlich statistisch erfaßbaren Vorgängen» wiederholte Ulrich.

Agathe dachte nach, dann mußte sie lachen. «Ich verstehe das natürlich nicht, aber wäre es denn nicht wunderbar, wenn man von der Statistik aufgelöst würde; die Liebe bringt das ja doch längst nicht mehr zustande!» meinte sie.

Und das verleitete Ulrich, seiner Schwester plötzlich zu erzählen, was ihm nach Beendigung seiner Arbeit widerfahren sei, als er von Hause fort in den Mittelpunkt der Stadt gegangen war, um die ihm übriggebliebene Bestimmungslosigkeit mit etwas auszufüllen. Er hatte nicht davon sprechen wollen, weil es ihm als eine zu persönliche Angelegenheit vorkam. Denn jedesmal, wenn ihn seine Reisen in Städte führten, mit denen er durch keinerlei Geschäft verknüpft war, liebte er sehr das daraus entstehende besondere Gefühl der Einsamkeit, und selten war es so stark gewesen wie dieses Mal. Er hatte die Farben der Straßenbahn, der Wagen, Auslagen, Tore, die Formen der Kirchtürme, Gesichter und Hausfronten gesehn, und ob sie auch die allgemeine europäische Ähnlichkeit zeigten, flog doch der Blick über sie hin wie ein Insekt, das sich über ein Feld mit fremden Lockfarben verirrt hat und sich nicht niederlassen kann, obschon es das tun möchte. Dieses Gehn ohne Ziel und deutliche Bestimmung in einer lebhaft mit sich selbst beschäftigten Stadt, diese gesteigerte Anspannung des Erlebens bei gesteigerter Fremdheit, die noch durch die Überzeugung verstärkt wird, daß es auf einen nicht ankomme, sondern nur auf diese Summen von Gesichtern, diese vom Körper gerissenen, untereinander zu Armeen von Armen, Beinen oder Zähnen zusammengefaßten Bewegungen, denen die Zukunft gehört, vermag das Gefühl zu wecken, daß man sich als noch ganz und geschlossen für sich wandelnder Mensch schon geradezu unsozial und verbrecherisch vorkommt; aber wenn man dem dann noch weiter nachgibt, kann unversehens auch eine so törichte leibliche Annehmlichkeit und Verantwortungslosigkeit daraus entstehn, als gehöre der Körper nicht mehr einer Welt an, wo das sinnliche Ich in kleine Nervenstränge und -gefäße eingeschlossen ist, sondern einer von unwacher Süße durchfluteten. Mit diesen Worten beschrieb Ulrich seiner Schwester, was vielleicht die Folge eines Zustands ohne Ziel und Ehrgeiz war oder die Folge herabgeminderter Persönlichkeitseinbildung, vielleicht aber auch nichts anderes als der «Urmythos der Götter», jenes «Doppelgesicht der Natur», jenes «gebende» und «nehmende Sehen», wohinter er nachgerade drein war wie ein Jäger. Er wartete nun neugierig, ob Agathe ein Zeichen des Einverständnisses geben oder zeigen werde, daß sie auch solche Eindrücke kenne, und als es nicht geschah, erklärte er es noch einmal: «Es ist wie eine leichte Bewußtseinspaltung. Man fühlt sich umarmt, umschlossen und bis ans Herz von einer willenlos angenehmen Unselbständigkeit durchdrungen; aber andererseits bleibt man wach und der Geschmackskritik fähig und sogar bereit, mit diesen Dingen und Menschen, die voll ungelüfteter Anmaßung sind, Streit anzubinden. Es ist so, als gäbe es zwei verhältnismäßig selbständige Lebensschichten in uns, die sich sonst tief im Gleichgewicht halten. Und da wir doch von Schicksal gesprochen haben, es ist auch so, als hätte man zwei Schicksale: ein regsam-unwichtiges, das sich vollzieht,



und ein reglos-wichtiges, das man nie erfährt.»

Da sagte unvermittelt Agathe, die lange Zeit, ohne sich zu rühren, zugehört hatte: «Das ist, wie wenn man Hagauer küßt!»

Sie hatte sich auf den Ellbogen gestützt und lachte; die Beine ruhten noch immer lang ausgestreckt auf ihrem Lager. Und sie fügte hinzu: «Natürlich, so schön, wie du es beschreibst, ist es nicht gewesen!» Und Ulrich lachte mit. Es war nicht recht klar, weshalb sie lachten. Irgendwie war dieses Lachen aus der Luft oder aus dem Haus über beide gekommen oder aus den Spuren des Staunens und Unbehagens, welche die feierlichen, das Jenseits nutzlos berührenden Vorgänge der letzten Tage in ihnen hinterlassen hatten, oder aus dem ungewöhnlichen Gefallen, das sie an ihrem Gespräch fanden; denn jeder aufs äußerste ausgebildete menschliche Brauch trägt den Keim des Wechsels schon in sich, und jede, das Gewöhnliche überschreitende Erregung beschlägt sich bald mit einem Hauch von Trauer, Absurdität und Übersättigung.

Auf solche Art und auf solchem Umweg waren sie dann schließlich und gleichsam zur Erholung in das harmlosere Gespräch über Ich und Wir und Familie und zu der zwischen Spott und Staunen schwankenden Entdeckung gekommen, daß sie beide eine Familie bildeten. Und während Ulrich von dem Verlangen nach Gemeinschaft spricht – nun wieder mit dem Eifer eines Mannes, der sich eine gegen seine Natur gerichtete Pein zufügt; nur weiß er nicht, ob sie sich gegen seine wahre oder seine angenommene Natur richtet –, hört Agathe an, wie seine Worte ihr nahe kommen und sich wieder entfernen, und er bemerkt, daß er lange Zeit in ihrer Erscheinung, die sich doch in dem hellen Licht und ihrer launischen Kleidung sehr schutzlos vor ihm befindet, nach etwas gesucht hat, das ihn abstoßen könnte, wie es leider seine Gewohnheit ist, aber nichts gefunden hat, und er dankt dafür mit einer reinen und einfachen Zuneigung, die er sonst nie empfindet. Und er ist sehr entzückt von der Unterhaltung. Als sie aber geendet hat, fragt Agathe unbefangen: «Und bist du nun eigentlich für das, was du Familie nennst, oder bist du dagegen?»

Ulrich erwidert, daß es darauf gar nicht ankäme, denn er hätte doch eigentlich von einer Unschlüssigkeit der Welt gesprochen und nicht von der Unentschlossenheit seiner Einzelperson.

Agathe denkt darüber nach.

Schließlich sagt sie aber unvermittelt: «Das kann ich doch nicht beurteilen! Aber ich möchte wohl einmal ganz eins und einverstanden mit mir sein und auch ...: nun eben, irgendwie so leben! Möchtest du es denn nicht auch einmal versuchen?»

[<]

**2**

Agathe, wenn sie nicht mit Ulrich sprechen kann

In dem Augenblick, wo Agathe den Zug bestiegen hatte und die unerwartete Reise zu ihrem Vater antrat, war etwas geschehn, das mit einem überraschenden Zerreißen alle Ähnlichkeit hatte, und die beiden Stücke, in die der Augenblick der Abreise zerbarst, schnellten so weit auseinander, als hätten sie niemals zusammengehört. Ihr Gatte hatte sie zur Bahn gebracht, er hatte den Hut gelüftet und hielt ihn, den steifen, runden, schwarzen, zusehends kleiner werdenden Hut, wie es sich beim Abschied gehört, schräg vor sich in die Luft, während sie davonfuhr, was Agathe vorkam, als rollte die Bahnhofshalle ebenso schnell zurück wie der Zug vorwärts. In

diesem Augenblick, obwohl sie soeben noch geglaubt hatte, daß sie nicht länger fortbleiben werde, als es die Umstände unbedingt erforderten, – nahm sie sich vor, nicht mehr zurückzukehren, und ihr Bewußtsein wurde unruhig wie ein Herz, das sich auf einmal einer Gefahr entronnen sieht, von der es nichts gewußt hat.

Wenn sich Agathe das nachträglich überlegte, war sie mitnichten völlig zufrieden damit. Sie mißbilligte an ihrem Verhalten, daß sie durch seine Form an eine wunderliche Krankheit erinnert wurde, der sie als Kind verfallen war, bald nachdem sie angefangen hatte, in die Schule zu gehn. Länger als ein Jahr hatte sie damals an einem nicht unbeträchtlichen Fieber gelitten, das weder stieg, noch wich, und war zu einer Zartheit abgemagert, welche die Besorgnis der Ärzte erregte, die davon keine Ursache finden konnten. Diese Erkrankung war auch später niemals aufgeklärt worden. Nun hatte es wohl Agathe gefallen, wie die großen Ärzte der Universität, die würdevoll und voll Weisheit zum ersten Mal ins Zimmer traten, von Woche zu Woche etwas von ihrer Zuversicht verloren; und obgleich sie folgsam jede Medizin einnahm, die ihr verschrieben wurde, und sogar wirklich gern gesund geworden wäre, weil man es von ihr verlangte, freute sie sich doch darüber, daß die Ärzte es mit ihren Verordnungen nicht zuwege brachten, und fühlte sich in einem überirdischen oder zumindest außergewöhnlichen Zustand, während von ihr immer weniger übrig blieb. Sie war stolz darauf, daß die Ordnung der Großen keine Macht über sie hatte, solange sie krank war, und wußte nicht, wie ihr kleiner Körper das zustande brachte. Aber am Ende genas er freiwillig und auf eine scheinbar ebenso ungewöhnliche Weise.

Sie wußte heute kaum mehr davon, als ihr die Dienstleute später erzählt hatten, die behaupteten, sie sei von einer Bettlerin verhext worden, die oft ins Haus gekommen, aber einmal grob von der Schwelle gewiesen worden wäre; und Agathe hatte niemals herausbekommen, wie viel Wahrheit an dieser Geschichte war, denn die Hausleute ergingen sich zwar gern in Andeutungen, ließen sich aber niemals auf Erklärungen ein und zeigten Furcht vor einem strengen Verbot, das Agathens Vater erlassen haben sollte. Sie selbst bewahrte aus dieser Zeit nur ein einziges, allerdings lebhaftes, Gedächtnisbild, worin sie ihren Vater vor sich sah, wie er in flammendem Zorn auf ein verdächtig aussehendes Weib losschlug und mehrmals mit der flachen Hand dessen Wange rührte; sie hatte den kleinen, sonst qualvoll rechtlichen Verstandesmann nur dieses eine Mal in ihrem Leben derart verändert und von Sinnen wahrgenommen; aber soweit sie sich erinnerte, war das nicht vor, sondern erst während ihrer Krankheit geschehn, denn sie glaubte zu wissen, daß sie dabei im Bett gelegen und dieses Bett sich statt in ihrem Kinderzimmer ein Stockwerk tiefer «bei den Erwachsenen» befunden habe, in einem der Wohnräume, in den das Gesinde die Bettlerin nicht hätte einlassen dürfen, auch wenn sie in den Wirtschafts- und Treppenräumen keine Fremde war. Ja, es kam Agathe vor, daß dieses Ereignis eher in das Ende ihrer Krankheit gefallen sein müsse, und daß sie wenige Tage danach plötzlich gesund geworden und von jener merkwürdigen Ungeduld aus dem Bett gehoben worden sei, mit der diese Erkrankung so unerwartet abschloß, wie sie begonnen hatte.

Freilich wußte sie von allen diesen Erinnerungen nicht, ob sie von der Wirklichkeit herrührten oder eine Erdichtung des Fiebers seien. «Wahrscheinlich wird daran bloß merkwürdig sein,» – dachte sie unmutig – «daß sich diese Bilder in mir so zwischen Wahrheit und Einbildung erhalten konnten, ohne daß ich daran etwas Ungewöhnliches gefunden habe!» – Die Stöße des Taxis, das durch schlecht gepflasterte Gassen fuhr, verhinderten ein Gespräch. Ulrich hatte vorgeschlagen, das trockene Winterwetter zu einem Ausflug zu benutzen, und auch ein Ziel gewußt, das eigentlich keines war, wohl aber ein Vorstoß in halberinnerte Landschaftsbilder hinein. Nun befanden sie sich in einem Wagen, der sie an den Rand der Stadt bringen sollte. – «Gewiß wird nur das daran merkwürdig sein!» wiederholte Agathe bei sich, was sie soeben gedacht hatte. In

ähnlicher Art hatte sie ja auch in der Schule gelernt, so daß sie niemals wußte, ob sie dumm oder klug, willig oder unwillig sei: die Antworten, die man von ihr verlangte, prägten sich ihr mit Leichtigkeit ein, ohne daß sich ihr aber der Zweck dieser Lernfragen eröffnet hätte, gegen den sie sich von einer tiefen inneren Gleichgültigkeit geschützt fühlte. Sie war nach ihrer Erkrankung genau so gern wieder in die Schule gegangen wie vorher, und weil einer der Ärzte auf den Rat verfallen war, daß es von Vorteil sein könnte, sie der Einsamkeit des väterlichen Hauses zu entziehen und mit Gleichaltrigen zusammenzubringen, hatte man sie in ein geistliches Institut getan: sie galt auch dort für heiter und lenksam und besuchte später das Gymnasium. Wenn man ihr sagte, etwas sei nötig oder wahr, so richtete sie sich danach und nahm alles, was man von ihr forderte, willig hin, weil es ihr so am mindesten anstrengend vorkam, und es wäre ihr unsinnig erschienen, etwas gegen feste Einrichtungen zu unternehmen, die mit ihr keinen Zusammenhang hatten und offenbar zu einer Welt gehörten, die nach dem Willen von Vätern und Lehrpersonen aufgebaut war. Sie glaubte aber kein Wort von dem, was sie lernte, und weil sie trotz ihres scheinbar willigen Betragens keineswegs eine Musterschülerin war und dort, wo ihre Wünsche ihren Überzeugungen widersprachen, in gelassener Weise das tat, was sie wollte, genoß sie die Achtung ihrer Mitschülerinnen, ja sogar jene bewundernde Neigung, die in der Schule findet, wer es sich bequem zu machen versteht. Es konnte sogar sein, daß sie sich schon ihre seltsame Kinderkrankheit so eingerichtet hatte, denn sie war eigentlich mit dieser einzigen Ausnahme immer gesund und wenig nervös gewesen. «Also einfach ein träger und wertloser Charakter!» stellte sie unsicher fest. Sie erinnerte sich, wieviel lebhafter als sie selbst ihre Freundinnen oft gegen die starre Internatszucht gemeutert und mit welchen Grundsätzen der Empörung sie ihre Vorstöße gegen die Ordnung ausgestattet hatten; soweit sie jedoch in die Lage gekommen war, es zu beobachten, waren gerade jene, die sich gegen Einzelheiten am leidenschaftlichsten aufgelehnt hatten, später mit dem Ganzen des Lebens auf das Beste ausgekommen, und es hatten sich aus diesen Mädchen gut gebettete Frauen entwickelt, die ihre Kinder nicht viel anders erzogen, als es ihnen selbst widerfahren war. Sie war darum trotz ihrer Unzufriedenheit mit sich auch nicht überzeugt, daß es besser sei, ein tätiger und guter Charakter zu sein.

Agathe verabscheute die weibliche Emanzipation gradeso, wie sie das weibliche Brutbedürfnis mißachtete, das sich das Nest vom Mann liefern läßt. Sie erinnerte sich gern an die Zeit, wo sie ihren Busen zu erstmal das Kleid spannen gefühlt und ihre brennenden Lippen durch die kühlende Luft der Straßen getragen hatte. Aber die entwickelte erotische Geschäftigkeit der Frau, die aus der Verhüllung der Mädchenzeit hervorkommt wie ein rundes Knie aus rosa Tüll, hatte zeit ihres Lebens Verachtung in ihr erregt. Wenn sie sich fragte, wovon sie eigentlich überzeugt wäre, so antwortete ihr ein Gefühl, daß sie ausersehen sei, etwas Ungewöhnliches und Andersgeartetes zu erleben; schon damals, als sie noch so gut wie nichts von der Welt wußte und das wenige, das man sie gelehrt hatte, nicht glaubte. Und es war ihr immer als eine geheimnisvolle, diesem Eindruck entsprechende Aktivität erschienen, einstweilen, wenn es sein müßte, alles mit sich geschehen zu lassen, ohne es gleich zu überschätzen.

Agathe sah von der Seite Ulrich an, der ernst und steif im Wagen schaukelte; sie entsann sich, wie schwer er am ersten Abend begriffen hatte, daß sie ihrem Gatten nicht schon in der Brautnacht davongelaufen sei, obwohl sie ihn nicht mochte. Sie hatte furchtbare Ehrerbietung vor ihrem großen Bruder empfunden, solange sie auf sein Kommen wartete, aber nun lächelte sie und rief sich heimlich den Eindruck zurück, den ihr die dicken Lippen Hagauers in den ersten Monaten gemacht hatten, wenn sie sich unter den Bartborsten verliebt rundeten: das ganze Gesicht zog sich dann in dickfelligen Falten den Mundwinkeln entgegen, und sie fühlte gleich einer Sättigung: o wie häßlich ist dieser Mensch! Auch seine sanfte Lehrereitelkeit und -güte hatte sie ertragen wie eine bloß körperliche Übelkeit, die mehr außen ist als innen. Sie hatte ihn,

nachdem die erste Überraschung vorbei war, hie und da mit anderen betrogen: «Wenn man es so nennen will,» dachte sie «daß einem Geschöpf ohne Erfahrung, dessen Sinne schweigen, die Bemühungen eines Manns, der nicht der eigene ist, im ersten Augenblick wie Donnerschläge vorkommen, die an die Tür prallen!» Denn sie hatte wenig Begabung zur Untreue bewiesen: Liebhaber kamen ihr, sobald sie sie erst kennen gelernt hatte, nicht bezwingender vor als Gatten, und es dünkte sie bald, daß sie ebensogut die Tanzmasken eines Negerstamms ernstnehmen könnte wie die Liebeslarven, die der europäische Mann anlegt. Nicht, daß sie niemals darüber von Sinnen gekommen wäre: aber es ging schon bei den ersten Wiederholungsversuchen verloren! Die ausgeführte Vorstellungswelt und Theatralik der Liebe ließ sie unberauscht. Diese hauptsächlich vom Mann ausgebauten Regievorschriften der Seele, die alle darauf hinauslaufen, daß das harte Leben hie und da eine schwache Stunde haben soll, – mit irgendeiner Unterart des Schwachwerdens: dem Versinken, dem Ersterben, dem Genommenwerden, dem sich Geben, dem Erliegen, dem Verrücktwerden und so weiter – kamen ihr schmierig übertrieben vor, da sie sich in keiner Stunde anders empfand als schwach, in einer von der Stärke der Männer so vortrefflich erbauten Welt.

Die Philosophie, die Agathe auf solche Weise erwarb, war einfach die des weiblichen Menschen, der sich nichts vormachen läßt und unwillkürlich beobachtet, was ihm der männliche Mensch vorzumachen trachtet. Ja, es war überhaupt keine Philosophie, sondern nur eine trotzig verhehlte Enttäuschung; immer noch mit der verhaltenen Bereitschaft zu einer unbekanntem Auflösung vermengt, die vielleicht sogar in dem Maße zunahm, als sich die äußere Auflehnung verminderte. Da Agathe belesen war, aber vermöge ihrer Natur nicht geneigt, sich auf Theorien einzulassen, hatte sie oft Gelegenheit, wenn sie ihre eigenen Erlebnisse mit den idealen der Bücher und des Theaters verglich, sich darüber zu wundern, daß weder ihre Verführer sie gefesselt hatten wie die Falle ein Wild, was dem donjuanischen Selbstbildnis entsprochen hätte, dessen Haltung sich damals ein Mann zu geben pflegte, wenn er gemeinsam mit einer Frau ausrutschte, noch daß sich ihr Zusammenleben mit ihrem Gatten strindbergisch zu einem Kampf der Geschlechter gestaltete, worin die gefangene Frau, wie es die Nebenmode war, ihren herrisch-unbehilflichen Gebieter mit den Mitteln der List und Schwäche zu Tode peinigte. Ihr Verhältnis zu Hagauer war vielmehr, im Gegensatz zu ihren tieferen Gefühlen für ihn, immer ganz gut geblieben. Ulrich hatte am ersten Abend große Worte wie Schreck, Schock und Vergewaltigung dafür gebraucht, die ganz und gar nicht zutrafen. Sie bedauerte, dachte Agathe noch bei der Erinnerung daran widerspenstig, nicht als ein Engel aufwarten zu können, es sei vielmehr alles in dieser Ehe sehr natürlich vor sich gegangen. Ihr Vater hatte des Mannes Bewerbung mit vernünftigen Gründen gestützt, sie selbst hatte beschlossen, sich wieder zu verheiraten: gut, man tut es; man muß mit sich geschehen lassen, was dazu gehört; es ist weder besonders schön, noch übermäßig unangenehm! Es tat ihr sogar jetzt noch leid, Hagauer bewußt zu kränken, wo sie das unbedingt tun wollte! Liebe hatte sie sich nicht gewünscht; sie hatte sich gedacht, es werde irgendwie gehn, er war ja ein guter Mensch.

Freilich war er wohl mehr einer jener Menschen, die immer gut handeln; in ihnen selbst ist keine Güte, dachte Agathe. Es scheint, daß die Güte in dem Maß, wie sie zu gutem Willen oder Taten wird, aus dem Menschen verschwindet! Wie hatte Ulrich gesagt? Ein Bach, der Fabriken treibt, verliert sein Gefälle. Auch, auch das hatte er gesagt, aber nicht war es das, was sie suchte. Jetzt hatte sie's: «Es scheint, daß eigentlich nur Menschen, die nicht viel Gutes tun, imstande sind, sich ihre ganze Güte zu bewahren!» Aber in dem Augenblick, wo sie diesen Satz hatte, einleuchtend so, wie ihn Ulrich gesprochen haben mußte, kam er ihr durchaus unsinnig vor. Man konnte ihn nicht aus dem vergessenen Zusammenhang des Gesprächs allein herausnehmen. Sie versuchte die Worte anders zu stellen und tauschte sie gegen ähnliche um; aber da zeigte sich nun doch, daß

der erste Satz der richtige war, denn die anderen waren wie in den Wind gesprochen und es blieb gar nichts von ihnen zurück. Also hatte es Ulrich so gesagt, aber: «Wie kann man Menschen, die sich schlecht betragen, gut nennen?» dachte sie. «Das ist doch wirklich ein Unsinn!» und wußte: während er sie ausgesprochen hatte, war diese Behauptung, ohne daß sie dabei mehr Inhalt gehabt hätte, wunderbar gewesen! Wunderbar war kein Wort dafür: es war ihr beinahe übel vor Glück geworden, als sie diesen Satz hörte! Solche Sätze erklärten ihr ganzes Leben. Dieser Satz zum Beispiel war während ihres letzten großen Gesprächs gefallen, nach dem Begräbnis und als Professor Hagauer schon wieder abgereist war; und plötzlich war ihr bewußt geworden, wie nachlässig sie immer gehandelt habe, und so auch damals, als sie sich einfach gedacht hatte, es werde «schon irgendwie» mit Hagauer gehn, weil er ein «guter Mensch» sei! Solche Bemerkungen machte Ulrich oft, die sie für Augenblicke ganz mit Glück oder Unglück erfüllten, obwohl man sich diese Augenblicke nicht «aufheben» konnte. Wann, fragte sich Agathe, hatte er zum Beispiel gesagt, daß er unter Umständen einen Dieb lieben könnte, einen Menschen, der gewohnheitsmäßig ehrlich sei, aber niemals? Sie konnte sich im Augenblick nicht darauf besinnen, aber das Köstliche war, daß sie sehr bald inne wurde, gar nicht er, sondern sie selbst habe das behauptet. Überhaupt hatte sie sich schon vieles von dem, was er sagte, selbst gedacht; bloß ohne Worte, denn so bestimmte Behauptungen hätte sie, auf sich allein angewiesen, wie sie früher war, niemals aufgestellt! Agathe, die sich zwischen den Sprüngen und Stößen des Wagens, der über holprige Vorstadtstraßen fuhr und die beiden des Sprechens Ohnmächtigen in ein Netz mechanischer Erschütterungen hüllte, bisher sehr wohlgeföhlt hatte, hatte auch den Namen ihres Gatten inmitten ihrer Gedanken ohne ein anderes Gefühl gebraucht, und lediglich als eine Zeit- und Inhaltsbestimmung für diese; aber nun fuhr, ohne daß ein besonderer Anlaß dazu vorhanden gewesen wäre, langsam ein unendlicher Schreck durch sie: Hagauer war ja doch leibhaftig bei ihr gewesen! Die gerechte Art, in der sie bisher an ihn gedacht hatte, verschwand, und ihre Kehle zog sich bitter zusammen.

Er war am Morgen des Begräbnisses gekommen, hatte trotz seiner Verspätung liebevoll dringlich noch den Schwiegervater zu sehen gewünscht, war zur Anatomie gegangen, hatte das Schließen des Sargs verzögert, war in einer taktvollen, ehrlichen, knapp bemessenen Weise sehr ergriffen gewesen. Nach dem Begräbnis hatte Agathe Erschöpfung vorgeschützt, und Ulrich hatte mit seinem Schwager außer Haus speisen müssen. Wie er nachher erzählte, hatte ihn Hagauers dauernde Gegenwart so rasend gemacht, wie ein zu enger Halskragen, und er hatte schon deshalb alles getan, um ihn so rasch wie möglich fortzubringen. Hagauer hatte die Absicht gehabt, zu einem Erziehungstag in die Hauptstadt zu reisen, dort noch einen Tag Vorsprachen im Ministerium und Besichtigungen zu widmen, und davor hatte er zwei Tage angesetzt, sie als aufmerksamer Gatte bei seiner Frau zu verbringen und sich um ihr Erbteil zu kümmern; der Verabredung mit seiner Schwester gemäß hatte Ulrich aber eine Geschichte erfunden, die es unmöglich erscheinen ließ, Hagauer im Wohnhaus aufzunehmen, und hatte ihm angekündigt, daß eine Unterkunft im ersten Hotel der Stadt für ihn vorgemerkt sei. Hagauer hatte, wie erwartet, gezögert; das Hotel wäre unbequem, teuer, und anstandshalber von ihm selbst zu bezahlen gewesen; andererseits ließen sich vielleicht auch zwei Tage den Vorsprachen und Besichtigungen in der Hauptstadt widmen, und wenn man in der Nacht reiste, ersparte man eine Nächtigung. Also hatte Hagauer Bedauern heuchelnd zu verstehen gegeben, daß es ihm sehr schwer falle, von Ulrichs Vorsorge Gebrauch zu machen, und schließlich seinen kaum noch abzuändernden Beschluß eröffnet, schon am Abend zu reisen. So waren nur noch die Erbfragen zu ordnen verblieben, und da lächelte nun Agathe wieder, denn auf ihren Wunsch hatte Ulrich ihrem Mann erzählt, daß das Testament erst in einigen Tagen eröffnet werden dürfe. Es sei ja Agathe da, wurde ihm gesagt, um seine Rechte zu wahren, er werde auch eine rechtsförmliche

Verständigung erhalten, und was außerdem Möbel, Erinnerungsstücke und dergleichen angehe, erhebe Ulrich als Junggeselle keinerlei Anspruch, den er nicht den Wünschen seiner Schwester unterzuordnen bereit wäre. Schließlich hatte er Hagauer noch gefragt, ob er einverstanden wäre, falls sie das Haus, das doch niemand nütze, verkaufen wollten, unverbindlich natürlich, weil ja noch keiner von ihnen das Testament gesehen habe, und Hagauer hatte erklärt, unverbindlich natürlich, daß er im Augenblick keinen Einwand dagegen wüßte, aber sich für den Fall der wirklichen Ausführung seine Stellungnahme natürlich noch vorbehalten müsse. Das alles hatte Agathe ihrem Bruder vorgeschlagen, und er hatte es nachgesagt, weil er sich nichts dabei dachte und Hagauer loswerden wollte. Plötzlich fühlte sich Agathe aber von neuem elend, denn nachdem sie dies so glücklich geordnet hatten, war doch ihr Gatte in Gesellschaft ihres Bruders noch zu ihr gekommen, um von ihr Abschied zu nehmen. Agathe hatte sich dabei so unfreundlich wie möglich benommen und hatte erklärt, daß es sich durchaus nicht sagen lasse, wann sie zurückkehren werde. Sie hatte, wie sie ihn kannte, sogleich wahrnehmen können, daß er darauf nicht gefaßt gewesen war und es übelnahm, daß er nun mit seinem Beschluß, sogleich weiterzureisen, als der Lieblose dastehe; er ärgerte sich noch nachträglich plötzlich über das Ansinnen, daß er im Gasthof hätte wohnen sollen, und über den kühlen Empfang, den er gefunden hatte, aber da er ein Mann des Planmäßigen war, sagte er nichts, beschloß, seiner Frau erst später alles auszustellen, und küßte sie, nachdem er seinen Hut genommen hatte, vorschriftsmäßig auf die Lippen. Und dieser Kuß, dem Ulrich zugesehen hatte, schien Agathe nun zu vernichten. «Wie hat es geschehen können,» fragte sie sich bestürzt «daß ich so lange an der Seite dieses Mannes ausgeharrt habe» Aber habe ich denn nicht mein ganzes Leben widerstandslos hingenommen?!» Sie warf sich leidenschaftlich vor: «Wenn ich auch nur ein wenig wert wäre, hätte es niemals mit mir so weit kommen können!»

Agathe wandte ihr Gesicht von Ulrich ab, den sie bisher betrachtet hatte, und sah zum Fenster hinaus. Niedere Vorstadthäuser, gefrorene Straße, eingemummte Menschen: es waren die Eindrücke einer häßlichen Öde, die vorüberrollten, und sie hielten ihr die Einöde des Lebens vor, in die sie sich durch ihre Nachlässigkeit geraten fühlte. Sie saß jetzt nicht mehr aufrecht, sondern hatte sich in die nach Alter riechenden Polster der Droschke etwas hinabgleiten lassen, um bequemer durch das Fenster sehen zu können, und änderte diese unschöne Haltung nicht mehr, in der sie von den Stößen des Wagens grob am Bauch gepackt und geschüttelt wurde. Dieser Körper verursachte ihr ein unheimliches Gefühl, wie er gleich einem Fetzen gebeutelt wurde, denn er war das einzige, was sie besaß. Manchmal, wenn sie als Pensionsmädchen des Morgens im Halbdunkel erwacht war, hatte sie den Eindruck gehabt, sie treibe in ihrem Körper wie zwischen den Planken eines Kahns der Zukunft entgegen. Jetzt war sie ungefähr doppelt so alt wie damals. Und es war im Wagen ebenso halbdunkel wie damals. Aber sie konnte sich noch immer nicht ihr Leben vorstellen und hatte keinen Begriff, wie es sein müßte. Männer waren eine Ergänzung und Vervollständigung des eigenen Körpers, aber kein seelischer Inhalt; man nahm sie, wie sie einen nahmen. Ihr Körper sagte ihr, daß er schon in wenigen Jahren beginnen werde, seine Schönheit zu verlieren: also die Gefühle zu verlieren, die sich, unmittelbar aus seiner Selbstgewißheit kommend, nur zu einem geringen Teil durch Worte oder Gedanken ausdrücken ließen. Dann wäre alles vorbei, ohne daß etwas dagewesen wäre. Es fiel ihr ein, daß Ulrich in ähnlicher Weise von der Nutzlosigkeit seines Sports gesprochen habe, und während sie ihr Gesicht zwang, abgewandt am Fenster zu bleiben, nahm sie sich vor, ihn auszufragen.

[<]

## Weiterer Verlauf des Ausflugs auf die Schwedenschanze Die Moral des nächsten Schritts

Die Geschwister hatten bei den letzten niederen und schon ganz dörflichen Häusern an der Stadtgrenze den Wagen verlassen und wanderten auf einer zerfurchten, breiten, lang ansteigenden Landstraße, deren gefrorene Radspuren unter ihren Füßen zu Staub zerfielen, bergan. Ihr Schuhwerk hatte sich bald mit dem elenden Grau dieses Kutscher- und Bauernparketts bedeckt, das sich von ihrer eleganten städtischen Kleidung widerspruchsvoll abhob, und obwohl es nicht kalt war, blies ihnen von oben ein sehr scharfer Wind entgegen, worin ihre Wangen zu glühen begannen, so daß eine gläserne Sprödigkeit den Mund am Sprechen verhinderte.

Die Erinnerung an Hagauer drängte Agathe, sich ihrem Bruder zu erklären. Sie war überzeugt, daß ihm diese Mißheirat in jeder Weise unverständlich sein müsse, sogar nach den einfachsten gesellschaftlichen Ansprüchen; doch konnte sie sich, obwohl in ihrem Innern die Worte schon bereit waren, nicht entschließen, den Widerstand der Steigung, der Kälte und der gegen ihr Gesicht prallenden Luft zu überwinden. Ulrich schritt vor ihr, in einer breiten Schleifspur, die sie als Pfad benutzten; sie sah seine breiten, schlanken Schultern und zögerte. Sie hatte ihn sich immer hart, unnachgiebig und etwas abenteuerlich vorgestellt, vielleicht nur nach den Tadelworten, die sie von ihrem Vater und gelegentlich auch von Hagauer über ihn hörte, und hatte sich für ihre eigene Nachgiebigkeit im Leben vor diesem der Familie entfremdeten und entsprungenen Bruder geschämt. «Er hat recht gehabt, sich um mich nicht zu kümmern!» dachte sie, und ihre Bestürzung darüber, daß sie so oft in unangemessenen Lagen ausgeharrt habe, wiederholte sich. In Wahrheit war aber die gleiche, stürmische, widerspruchsvolle Leidenschaft in ihr, die sie zwischen den Türpfosten der Todeskammer ihres Vaters jene wilden Verse hatte ausrufen lassen. Sie schob sich an Ulrich heran, geriet dadurch außer Atem, und plötzlich erklangen hervorgestoßene Fragen, wie sie diese zweckdienliche Straße wahrscheinlich noch nie gehört hatte, und der Wind wurde von Worten zerrissen, die in allen Brüdern dieses bäurischen Hügelwinds noch nicht erklungen waren.

«Du erinnerst dich doch →» rief sie aus und nannte einige berühmte Beispiele der Literatur: «Du hast mir nicht gesagt, ob du einen Dieb entschuldigen kannst; aber diese Mörder würdest du doch gut finden?!»

«Natürlich!» schrie Ulrich zurück. «Das heißt – nein, warte doch: vielleicht sind das nur Menschen von guter Anlage, wertvolle Menschen. Das bleibt ihnen auch später als Verbrecher. Aber gut bleiben sie nicht!»

«Aber warum liebst du sie dann noch nach ihrer Untat!» Doch gewiß nicht nur wegen ihrer früheren guten Anlage, sondern deshalb, weil sie dir noch immer gefallen!»

«So ist es ja immer» sagte Ulrich. «Der Mensch gibt der Tat den Charakter, und nicht umgekehrt geschieht es! Wir trennen Gut und Böses, aber in uns wissen wir, daß sie ein Ganzes sind!»

Agathe war noch über das Rot der Kälte errötet, als sich ihr für die Leidenschaft ihrer Fragen, die sich in den Worten zugleich ausdrückte und verbarg, nur eine Anknüpfung an Bücher dargeboten hatte. Der Mißbrauch, der mit «Bildungsfragen» getrieben zu werden pflegt, ist so arg, daß das Gefühl entstehen konnte, sie seien nicht am Platz, wo der Wind bläst und Bäume stehn, als ob menschliche Bildung nicht die Zusammenfassung aller Naturgebilde wäre! Aber sie hatte sich tapfer bekämpft, ihren Arm in den ihres Bruders gelegt und erwiderte nun, nahe bei seinem Ohr,

so daß sie nicht mehr schreien mußte, und mit einem eigentümlichen, im Gesicht zitternden Übermut: «Darum wohl vernichten wir die bösen Menschen, setzen ihnen aber doch freundlich eine Henkersmahlzeit vor!»

Ulrich, der ein wenig von der Leidenschaft an seiner Seite ahnte, beugte sich zu seiner Schwester hinab und sagte ihr, immerhin laut genug, ins Ohr: «Das glaubt jeder leicht von sich, daß er nichts Böses tun könne, weil er doch ein guter Mensch sei!»

Über diesen Worten waren sie oben angelangt, wo die Landstraße nicht mehr anstieg, sondern durch die Wellen einer ausgebreiteten, baumlosen Hochfläche schnitt. Der Wind hatte sich plötzlich gelegt, und es war nicht mehr kalt, aber in der angenehmen Stille verstummte das Gespräch wie abgeschnitten und ließ sich nicht mehr fortsetzen.

«Wie bist du bloß mitten im Wind auf Dostojewski und Beyle verfallen?» fragte Ulrich eine Zeit später. «Wenn uns jemand beobachtet hätte: wir müßten ihm wie Narren vorgekommen sein!»

Agathe lachte auf. «Er hätte von uns so wenig verstanden wie vom Schreien der Vögel!... Übrigens hast du mir erst unlängst von Moosbrugger erzählt.»

Sie schritten aus.

Nach einer Weile sagte Agathe: «Ich mag ihn aber nicht!»

«Ich habe ihn eben auch schon fast vergessen» antwortete Ulrich.

Nachdem sie eine Weile wieder schweigend gegangen waren, blieb Agathe stehn. «Wie ist das?» fragte sie. «Du hast doch sicher viel Unverantwortliches getan? Ich erinnere mich zum Beispiel, daß du einmal mit einem Schuß im Spital lagst. Du überlegst sicher auch nicht alles und jedes rechtzeitig ...?» «Du stellst aber heute Fragen!» meinte Ulrich. «Was soll ich dir nun wohl darauf antworten?!»

«Bereust du nie, was du tust?» fragte Agathe rasch. «Ich habe den Eindruck, daß du nie etwas bereust. Etwas Ähnliches hast du auch einmal selbst gesagt.»

«Gott im Himmel,» gab nun Ulrich zur Antwort, der wieder ausschnitt «in jedem Minus steckt ein Plus. Vielleicht habe ich so etwas gesagt, aber man braucht das doch nicht allzu wörtlich zu nehmen.»

«In allem Minus ein Plus?»

«In allem Schlechten etwas Gutes. Oder wenigstens in vielem Schlechtem. Gewöhnlich steckt in einer menschlichen Minusvariante eine nicht erkannte Plusvariante: das habe ich wahrscheinlich sagen wollen. Und wenn du etwas bereust, so kannst du doch gerade darin die Kraft finden, etwas so Gutes zu tun, wie du es sonst nie zustandebrächtest. Nie ist das, was man tut, entscheidend, sondern immer erst das, was man danach tut!»

«Und wenn du jemand einmal getötet hast, was kannst du danach tun?!»

Ulrich zuckte die Achseln. Er hatte Lust, rein aus Folgerichtigkeit zu antworten: «Ich könnte ja vielleicht dadurch befähigt werden, ein Gedicht zu schreiben, das Tausenden das innere Leben gibt, oder auch eine große Erfindung zu machen!» Aber er hielt an sich. «Nie würde das geschehn!» fiel ihm ein. «Nur ein Geisteskranker könnte es sich einbilden. Oder ein achtzehnjähriger Ästhet. Das sind, weiß Gott warum, Gedanken, die den Gesetzen der Natur widersprechen. Übrigens —» verbesserte er sich «beim Urmenschen ist es doch so gewesen; er hat getötet, weil das Menschenopfer ein großes religiöses Gedicht war!»



Er sprach nicht das eine und nicht das andere aus, aber Agathe fuhr fort: «Ich mag dir ja dumme Einwände machen, aber ich habe mir, als ich dich zum ersten Mal sagen hörte, es käme nicht auf den Schritt an, den man unternahme, sondern immer erst auf den nächsten, vorgestellt: Wenn dann ein Mensch innerlich fliegen, sozusagen moralisch fliegen und mit großer Geschwindigkeit fortwährend in neue Verbesserungen kommen könnte, dann würde er keine Reue kennen! Ich habe dich ungeheuer beneidet!»

«Das ist sinnlos» entgegnete Ulrich mit Nachdruck. «Ich habe gesagt, es käme nicht auf einen Fehltritt an, sondern auf den nächsten Schritt nach diesem. Aber worauf kommt es nach dem nächsten Schritt an? Doch offenbar auf den dann folgenden? Und nach dem nten auf den n plus ersten Schritt?! Ein solcher Mensch müßte ohne Ende und Entscheidung, ja geradezu ohne Wirklichkeit leben. Und doch ist es so, daß es immer nur auf den nächsten Schritt ankommt. Die Wahrheit ist, daß wir keine Methode besitzen, mit dieser ruhelosen Reihe richtig umzugehen. Meine Liebe,» schloß er unvermittelt «ich bereue manchmal mein ganzes Leben!»

«Gerade das triffst du doch nicht!» meinte seine Schwester.

«Warum denn nicht gar? Warum denn nun das nicht?!»

«Ich» erwiderte Agathe «habe nie etwas getan und darum immer dazu Zeit gehabt, meine wenigen Unternehmungen zu bereuen. Ich bin überzeugt, daß du das nicht kennst: einen so unbeleuchteten Zustand! Da kommen die Schatten, und was war, hat Macht über mich. Es ist mit den kleinsten Einzelheiten gegenwärtig, und ich kann nichts vergessen und nichts begreifen. Es ist ein unangenehmer Zustand ...»

Sie sagte das ohne Bewegung, sehr bescheiden. Ulrich kannte es wirklich nicht, dieses Zurückströmen des Lebens, da das seine immer auf Ausdehnung eingerichtet gewesen war, und es erinnerte ihn bloß daran, daß seine Schwester sich schon manchmal in auffälliger Weise über sich selbst beklagt hatte. Aber er verabsäumte es, eine Frage zu stellen, denn sie waren mittlerweile auf einen Hügel gelangt, den er sich als das Ziel ihrer Wanderung vorgenommen hatte, und schritten seinem Rand zu. Das war eine mächtige Bodenerhebung, welche die Sage mit einer Schwedenbelagerung im Dreißigjährigen Krieg verknüpfte, weil sie wie eine Schanze aussah, wenn sie auch viel zu groß dafür war, ein grünes Bollwerk der Natur, ohne Busch und Baum, das auf der Seite, die es der Stadt zuwandte, in einer hohen hellen Felswand abbrach. Eine tiefe, leere Hügelwelt umgab diesen Platz; kein Dorf, noch Haus war zu sehen, nur Wolkenschatten und graue Weidewiesen. Ulrich wurde wieder von diesem Ort gepackt, den er aus jugendlicher Erinnerung kannte: Noch immer lag weit vorne in der Tiefe die Stadt, ängstlich um ein paar Kirchen gedrängt, die darin wie Hennen mit ihren Jungen aussahen, so daß man unwillkürlich den Wunsch empfand, mit einem Sprung sie zu erreichen und zwischen sie hineinzusetzen oder sie mit dem Griff einer Riesenhand in die Finger zu bekommen. «Es muß ein herrliches Gefühl in diesen schwedischen Abenteurern gewesen sein, wenn sie nach wochenlangem Traben an einem solchen Ort anlangten und aus dem Sattel zum ersten Mal ihre Beute erblickten!» sagte er, nachdem er seiner Schwester die Bedeutung des Ortes erläutert hatte. «Die Schwere des Lebens – dieser heimlich auf uns lastende Mißmut, daß wir alle sterben müssen, daß alles so kurz ist und wahrscheinlich so vergeblich! – hebt sich eigentlich nur in solchen Augenblicken von uns!»

«In welchen Augenblicken, sagst du?!» fragte Agathe.

Ulrich wußte nicht, was er antworten sollte. Er wollte überhaupt nicht antworten. Er erinnerte sich, daß er als junger Mensch jedesmal an dieser Stelle das Bedürfnis empfunden hatte, die Zähne zusammenzubeißen und zu schweigen. Schließlich erwiderte er: «In den abenteuerlichen

Augenblicken, wo das Geschehen mit uns durchgeht: recht eigentlich also in den sinnlosen!» Er fühlte dabei den Kopf wie eine taube Nuß am Halse, und alte Sprüche darin, wie: «Gevatter Tod» oder «Ich hab mein Sach auf nichts gestellt»; und zugleich das verklungene Fortissimo der Jahre, wo sich die Grenze zwischen Lebenserwartung und Leben noch nicht gehoben hat. Er dachte: «Welche Erlebnisse habe ich seither gehabt, die eindeutig und glücklich gewesen wären? Keine.»

Agathe entgegnete: «Ich habe immer ohne Sinn gehandelt, das macht nur unglücklich.»

Sie war ganz nahe an den Rand vorgegangen; die Worte ihres Bruders drangen taub an ihr Ohr, sie verstand sie nicht und sah eine ernste, kahle Landschaft vor sich, deren Traurigkeit mit ihrer eigenen übereinstimmte. Als sie sich umwandte, sagte sie: «Es ist eine Umgebung, sich zu töten» und lächelte; «die Leere meines Kopfes würde unendlich sanft in die Leere dieses Anblicks aufgelöst werden!» Sie machte einige Schritte zu Ulrich zurück. «Durch mein ganzes Leben» fuhr sie fort «hat man mir vorgeworfen, daß ich keinen Willen habe, nichts liebe, nichts verehere, mit einem Wort, daß ich kein zum Leben entschlossener Mensch sei. Papa hat es mir vorgehalten, Hagauer hat es an mir getadelt: Nun sag mir du, um Gotteswillen, sag mir endlich, in welchen Augenblicken erscheint uns etwas im Leben notwendig?!»

«Wenn man sich im Bett umdreht!» erklärte Ulrich unwirsch.

«Was heißt das?!»

«Verzeih» bat er «das gewöhnliche Beispiel. Aber es ist wirklich so: Man ist unzufrieden mit seiner Lage; man denkt unaufhörlich daran, sie zu ändern, und faßt einen Vorsatz nach dem andern, ohne ihn auszuführen; endlich gibt man es auf: und mit einemmal hat man sich umgedreht! Eigentlich müßte man sagen, man ist umgedreht worden. Nach keinem anderen Muster handelt man sowohl in der Leidenschaft als auch in den lang geplanten Entschlüssen.» Er sah sie nicht an dabei, er antwortete sich selbst. Er fühlte noch immer: «Hier bin ich gestanden und habe etwas gewollt, das niemals befriedigt worden ist.»

Agathe lächelte auch jetzt, aber es zog über ihren Mund wie eine schmerzliche Bewegung. Sie kehrte wieder an ihren Platz zurück und sah stumm in die abenteuerliche Ferne hinaus. Dunkel hob sich ihr Pelzmantel gegen den Himmel ab, und ihre schlanke Gestalt bildete einen eindringlichen Gegensatz zu der breiten Stille der Landschaft und der darüberfliegenden Wolkenschatten. Ulrich hatte bei diesem Anblick ein unbeschreiblich starkes Gefühl des Geschehens. Er schämte sich beinahe, in Gesellschaft einer Frau dazustehn, statt an der Seite eines gesattelten Pferdes. Und obzwar ihm die ruhige Bildwirkung, die in diesem Augenblick von seiner Schwester ausging, als die Ursache deutlich bewußt war, hatte er den Eindruck, es geschehe etwas nicht mit ihm, sondern irgendwo in der Welt und er versäume es. Er nannte sich lächerlich. Und doch war etwas Richtiges an seiner unüberlegt ausgesprochenen Behauptung gewesen, daß er sein Leben bereue. Er sehnte sich manchmal danach, in Geschehnisse verwickelt zu sein wie in einen Ringkampf, und seien es sinnlose oder verbrecherische, nur gültig sollten sie sein. Endgültig, ohne das dauernd Vorläufige, das sie haben, wenn der Mensch seinen Erlebnissen überlegen bleibt. «Also in sich selbst endend-gültige» überlegte Ulrich, der jetzt ernsthaft nach einem Ausdruck suchte, und unversehens schweifte dieser Gedanke nicht mehr zu eingebildeten Geschehnissen, sondern endete bei dem Anblick, den Agathe selbst, und nichts als Spiegel ihrer selbst, in diesen Augenblicken darbot. So standen die Geschwister geraume Zeit von einander getrennt und jeder für sich, und ein mit Widersprüchen ausgefülltes Zaudern gestattete ihnen keine Veränderung. Das Merkwürdigste war aber wohl, daß Ulrich bei dieser Gelegenheit an nichts so wenig dachte wie daran, daß zu dieser Zeit doch schon etwas geschehen war, da er seinem ahnungslosen Schwager in Agathens Auftrag und im Wunsche, ihn

abzuschütteln, die Lüge aufgebunden hatte, es wäre ein verschlossenes Testament vorhanden, das erst in einigen Tagen geöffnet werden dürfe, und ihm ebenso wider besseres Wissen versichert hatte, Agathe werde seine Ansprüche wahren, was Hagauer später Vorschubleistung nannte.

Irgendwie kamen sie doch von dieser Stelle, wo jeder in sich versunken gewesen war, gemeinsam weiter, ohne daß sie sich ausgesprochen hätten. Der Wind war von neuem aufgefrischt, und weil Agathe Müdigkeit zeigte, schlug Ulrich vor, ein Schäferhaus aufzusuchen, von dessen Nähe er wußte. Es war eine Steinhütte, die sie bald fanden, sie mußten den Kopf neigen, als sie eintraten, und das Weib des Schäfers starrte ihnen in abwehrender Verlegenheit entgegen. In der deutsch-slawischen Mischsprache, die dortzulande verstanden und dunkel von ihm noch erinnert wurde, bat Ulrich um die Erlaubnis, daß sie sich wärmen und im Schutz des Hauses ihren Mundvorrat verzehren dürften, und unterstützte das so freiwillig mit einem Stück Geld, daß die unfreiwillige Wirtin entsetzt darüber zu jammern begann, daß sie in ihrer abstoßenden Armut «so schöne Gäste» nicht besser aufnehmen könne. Sie wischte den fettigen Tisch, der am Fenster der Hütte stand, fachte ein Reisigfeuer im Herd an und stellte Ziegenmilch darüber. Agathe hatte sich aber gleich am Tisch vorbei ans Fenster gezwängt und allen diesen Umständen keine Beachtung geschenkt, so als verstünde es sich von selbst, daß man irgendwo Obdach finde, und sei gleichgültig, wo. Sie sah durch das trübe, kleine Quadrat der vier Scheiben in die Gegend hinaus, die sich landeinwärts hinter der «Schanze» befand und ohne den weiten Auslauf des Blicks, den diese gewährte, eher an die Empfindung eines Schwimmers erinnerte, den grüne Wasserkämme umgeben. Der Tag neigte sich zwar noch nicht dem Ende zu, aber er hatte seine Höhe überschritten und schon an Licht verloren. Agathe fragte plötzlich: «Warum sprichst du nie ernst mit mir?!»

Wie hätte Ulrich richtiger darauf antworten können als durch ein flüchtiges Aufblicken, das Unschuld und Überraschung darstellen sollte?! Er war damit beschäftigt, Schinken, Wurst und Eier auf einem Blatt Papier zwischen sich und seiner Schwester auszubreiten.

Agathe fuhr aber fort: «Wenn man unversehens an deinen Körper stößt, tut man sich weh und erschrickt über den gewaltigen Unterschied. Wenn ich dich aber etwas Entscheidendes fragen will, löst du dich in Luft auf!» Sie rührte den Mundvorrat nicht an, den er ihr hinschob, ja sie hatte sich in ihrer Abneigung, den Tag jetzt mit einem ländlichen Festmahl zu beschließen, so aufgerichtet, daß sie nicht einmal den Tisch berührte. Und nun wiederholte sich etwas, das dem Anstieg auf der Landstraße ähnlich war. Ulrich schob die Becher mit Ziegenmilch zur Seite, die soeben vom Herd auf den Tisch gelangt waren und auf die solchen Genusses unkundigen Nasen einen sehr unangenehmen Geruch eindringen ließen; und der nüchterne leichte Ekel, den er dabei fühlte, wirkte so aufräumend, wie es manchmal eine plötzliche Bitternis tut. «Ich habe immer ernst zu dir gesprochen» entgegnete er. «Wenn es dir nicht gefällt, so kann ich nichts dafür; denn was dir an meinen Antworten nicht gefällt, ist dann die Moral unserer Zeit.» Es wurde ihm in diesem Augenblick klar, daß er seiner Schwester so vollständig, als es nur möglich sei, alles erklären wolle, was sie wissen müsse, um sich selbst, und ein wenig auch ihren Bruder, zu verstehn. Und mit der Entschlossenheit eines Mannes, der jede Unterbrechung für überflüssig erachtet, begann er einen längeren Vortrag:

«Die Moral unserer Zeit ist, was immer sonst geredet werden möge, die der Leistung. Fünf mehr oder weniger betrügerische Konkurse sind gut, wenn auf den fünften eine Zeit des Segens und des Segenspendens folgt. Der Erfolg kann alles vergessen machen. Wenn man bis zu dem Punkt gelangt, wo man Wahlgelder spendet und Bilder kauft, erwirbt man auch die staatliche Nachsicht. Es gibt dabei ungeschriebene Regeln: spendet einer für Kirchengzwecke, Wohltätigkeitswerke und politische Parteien, so braucht es höchstens ein Zehntel von dem zu sein, was er aufwenden

müßte, wenn er sich einfallen ließe, seinen guten Willen durch Kunstförderung zu beweisen. Auch gibt es noch Grenzen für den Erfolg: noch kann man nicht auf jedem Weg jedes erreichen; einige Grundsätze der Krone, des Adels und der Gesellschaft haben auf den «Emporkömmling» eine gewisse Bremswirkung. Andererseits bekennt sich aber der Staat für seine überpersönliche Person selbst auf das nackteste zu dem Grundsatz, daß man rauben, morden und betrügen dürfe, so daraus Macht, Zivilisation und Glanz entstehe. Ich behaupte natürlich nicht, daß alles das auch theoretisch anerkannt werde, es ist theoretisch vielmehr ganz unklar. Aber ich habe dir damit die allergewöhnlichsten Tatsachen mitgeteilt. Die moralische Argumentation ist daneben nur ein Mittel zum Zweck mehr, ein Kampfmittel, von dem man ungefähr ebenso Gebrauch macht wie von der Lüge. So sieht die von Männern geschaffene Welt aus, und ich würde eine Frau sein wollen, wenn nicht – die Frauen die Männer liebten!

Als gut gilt heute, was uns die Illusion gibt, daß es uns zu etwas bringen werde: Diese Überzeugung ist aber genau das, was du den fliegenden Menschen ohne Reue genannt hast und ich als ein Problem bezeichnet habe, für dessen Lösung uns die Methode fehlt. Als wissenschaftlich erzogener Mensch habe ich in jeder Lage das Gefühl, daß meine Kenntnisse unfertig und bloß ein Wegweiser sind, und daß ich vielleicht schon morgen eine neue Erfahrung besitzen werde, die mich anders denken läßt als heute; andererseits wird auch ein ganz von seinem Gefühl ergriffener Mensch, «ein Mensch im Aufstieg», wie du ihn dir ausgemalt hast, jede seiner Handlungen als eine Stufe empfinden, über die er zur nächsten emporgehoben wird. Da ist also etwas in unserem Geist und in unserer Seele, eine «Moral des nächsten Schritts», aber ist das bloß die Moral der fünf Konkurse, reicht die Unternehmermoral unserer Zeit so weit ins Innere, oder ist das nur der Schein einer Übereinstimmung, oder ist die Moral der Karrieremacher die vor der Zeit zur Welt gekommene Spottgeburt tieferer Erscheinungen? Ich könnte dir im Augenblick darauf keine Antwort geben!»

Die kleine Atempause, die Ulrich in seinen Erklärungen eintreten ließ, war durchaus nur rednerisch, denn er beabsichtigte, seine Ansichten noch weiter zu entwickeln. Aber Agathe, die bisher in der ihr manchmal eigentümlichen lebendig-leblosen Art zugehört hatte, brachte das Gespräch durch die einfache Bemerkung planwidrig vorwärts, daß ihr diese Antwort gleichgültig wäre, denn sie wolle nur wissen, wie es Ulrich in Person halte, und alles, was man denken könne, aufzufassen, sei sie außerstande. «Wenn du von mir aber in irgend einer Form verlangen solltest, daß ich etwas leiste, so werde ich lieber keinerlei Moral haben» fügte sie hinzu.

«Gott sei Dank!» rief Ulrich aus. «Ich freue mich ja jedesmal, wenn ich deine Jugend, Schönheit und Kraft ansehe, und dann von dir höre, daß du gar keine Energie hast! Unser Zeitalter trieft ohnehin von Tatkraft. Es will nicht mehr Gedanken, sondern nur noch Taten sehn. Diese furchtbare Tatkraft rührt nur davon her, daß man nichts zu tun hat. Innerlich meine ich. Aber schließlich wiederholt jeder Mensch auch äußerlich sein Leben lang bloß ein und dieselbe Tat: er kommt in einen Beruf hinein und darin vorwärts. Ich glaube, hier sind wir wieder bei der Frage, die du mir vorhin unter freiem Himmel gestellt hast. Es ist so einfach, Tatkraft zu haben, und so schwierig, einen Tatsinn zu suchen! Das begreifen heute die wenigsten. Darum sehen die Tatmenschen wie Kegelspieler aus, die mit den Gebärden eines Napoleon imstande sind, neun hölzerne Dinger umzuwerfen. Es würde mich nicht einmal wundern, wenn sie am Ende gewalttätig übereinander herfielen, bloß wegen der ihnen über den Kopf wachsenden Unbegreiflichkeit, daß alle Taten nicht genügen!...» Er hatte lebhaft begonnen, war aber wieder nachdenklich geworden und schwieg sogar eine Weile. Schließlich blickte er bloß lächelnd auf und begnügte sich zu sagen: «Du erklärst, wenn ich von dir eine moralische Anstrengung verlangen sollte, so werdest du mich enttäuschen. Ich erkläre dir, wenn du von mir moralische

Ratschläge verlangen solltest, so werde ich dich enttäuschen. Ich meine, wir haben nichts Bestimmtes voneinander zu fordern; wir alle zusammen, meine ich: In Wahrheit hätten wir nicht Taten von einander zu fordern, sondern ihre Voraussetzungen erst zu schaffen; so ist mein Gefühl!»

«Wie sollte man das denn tun?!» meinte Agathe. Sie bemerkte wohl, daß Ulrich von der großen allgemeinen Rede, womit er begonnen hatte, abgekommen und in etwas ihn persönlicher Angehendes geraten war, aber für ihren Geschmack war auch dieses zu allgemein. Sie hatte, wie man weiß, ein Vorurteil gegen allgemeine Untersuchungen und hielt jede Anstrengung, die sozusagen über ihre Haut hinausging, ziemlich für aussichtslos; mit Sicherheit tat sie es, insofern sie sich selbst bemühen sollte, aber mit Wahrscheinlichkeit dehnte sie es auch auf die allgemeinen Behauptungen anderer aus. Dennoch verstand sie Ulrich recht gut. Es fiel ihr auf, daß ihr Bruder, während er seinen Kopf gesenkt hielt und leise gegen die Tatkräft sprach, mit der Klinge des Taschenmessers, das er, ohne davon zu wissen, nicht aus den Fingern ließ, Schnitte und Striche in die Tischplatte kerbte, und es waren an seiner Hand alle Sehnen gespannt. Die gedankenlose, aber beinahe leidenschaftliche Bewegung dieser Hand, und daß er von Agathe so aufrichtig gesagt hatte, sie sei jung und schön, das war ein sinnloser Zwiesgespräch über dem Orchester der anderen Worte, dem sie auch gar keinen Sinn verlieh, außer daß sie hier saß und zusah.

«Was man tun sollte?» erwiderte Ulrich in der gleichen Weise wie bisher, «Ich habe bei unsrer Kusine einmal Graf Leinsdorf den Vorschlag gemacht, daß er ein Weltsekretariat der Genauigkeit und Seele gründen solle, damit auch die Leute, die nicht in die Kirche gehn, wüßten, was sie zu tun haben. Natürlich habe ich das nur zum Spaß gesagt, denn wir haben zwar seit langer Zeit für die Wahrheit die Wissenschaft geschaffen, aber wenn man für das, was übrig bleibt, etwas Ähnliches verlangen wollte, müßte man sich heute beinahe noch einer Torheit schämen. Und doch würde uns alles, was wir zwei bisher gesprochen haben, zu diesem Sekretariat führen!» Er hatte seine Rede aufgegeben und lehnte sich aufgerichtet gegen seine Bank zurück. «Ich löse mich wohl wieder auf, wenn ich hinzufüge: aber wie würde das heute ausfallen!?» fragte er. Da Agathe nicht antwortete, wurde es still. Ulrich sagte nach einer Weile: «Übrigens glaube ich manchmal selbst, daß ich diese Überzeugung nicht aushalten kann! Als ich dich vorhin stehen sah,» fuhr er halblaut fort «dort auf der Schanze, ich weiß nicht warum, hatte ich ein wildes Bedürfnis, plötzlich etwas zu tun. Ich habe ja früher manchmal wirklich etwas Unüberlegtes getan; der Zauber besteht darin: wenn es geschehen war, so war, neben mir, noch etwas da. Manchmal kann ich mir denken, daß ein Mensch sogar durch ein Verbrechen glücklich wird, weil es ihm einen gewissen Ballast gibt, und dadurch vielleicht eine stetigere Fahrt.»

Auch diesmal antwortete seine Schwester nicht gleich. Er betrachtete sie ruhig, vielleicht sogar forschend, aber ohne daß sich das Erlebnis, von dem er sprach, wiederholte, ja eigentlich ohne daß er überhaupt etwas dachte. Nach einer kleinen Weile fragte sie ihn: «Würdest du mir böse sein, wenn ich ein Verbrechen beginge?»

«Was soll ich nun wohl darauf antworten?!» meinte Ulrich, der sich wieder über sein Messer gebeugt hatte.

«Gibt es keine Entscheidung:»

«Nein, es gibt heute keine wirkliche Entscheidung.»

Danach sagte Agathe: «Ich möchte Hagauer umbringen.»

Ulrich zwang sich, nicht aufzublicken. Die Worte waren leicht und leise durch sein Ohr

gegangen, aber als sie vorbei waren, ließen sie im Gedächtnis etwas zurück wie eine breite Radspur. Er hatte die Betonung sofort vergessen, er hätte das Gesicht sehen müssen, um zu wissen, wie die Worte zu verstehen seien, aber er wollte dem auch nicht einmal so viel Wichtigkeit beimessen. «Schön,» sagte er «warum solltest du es auch nicht tun! Wen gäbe es heute überhaupt, der so etwas nicht schon gewünscht hätte?! Tu's doch, wenn du wirklich kannst! Es ist gerade so, als ob du gesagt hättest: ich möchte ihn für seine Fehler lieben!» Nun erst richtete er sich wieder auf und sah seiner Schwester ins Gesicht. Es war verstockt und überraschend aufgeregt. Den Blick auf ihrem Gesicht lassend, erklärte er langsam: «Da, siehst du, stimmt etwas nicht; an dieser Grenze zwischen dem, was in uns vorgeht, und dem, was außen vorgeht, fehlt heute irgendeine Vermittlung, das gestaltet sich nur mit ungeheuren Verlusten ineinander um: Fast könnte man sagen, unsere bösen Wünsche seien die Schattenseite des Lebens, das wir wirklich führen, und das Leben, das wir wirklich führen, sei die Schattenseite unserer guten Wünsche. Stell dir bloß vor, du tätest es wirklich: es wäre gar nicht das, was du gemeint hast, und du würdest zumindest furchtbar enttäuscht sein ...»

«Ich könnte vielleicht plötzlich ein anderer Mensch sein: das hast du doch selbst zugegeben!» unterbrach ihn Agathe.

Als Ulrich in diesem Augenblick zur Seite schaute, sah er sich daran erinnert, daß sie nicht allein waren, sondern zwei Menschen ihrem Gespräch zuhorchten. Die alte Häuslerin – sie mochte übrigens kaum mehr als vierzig Jahre zählen und wurde bloß durch ihre Lumpen und die Spuren ihres demütigen Lebens älter gemacht – hatte sich freundlich neben dem Herd niedergelassen, und neben sie hatte sich der Schäfer gesetzt, der während des Gesprächs in seiner Hütte eingekehrt war, ohne daß die so lebhaft mit sich selbst beschäftigten Gäste ihn bemerkt hatten. Diese beiden Alten ließen ihre Hände auf den Knien ruhn und hörten, wie's schien, geschmeichelt und staunend der Unterhaltung zu, die ihre Hütte erfüllte, sehr befriedigt von einem solchen Gespräch, wenn sie es auch nicht mit einem einzigen Wort verstanden. Sie sahen, daß die Milch nicht getrunken, die Wurst nicht gegessen wurde, es war ein Schauspiel, und wer weiß, ein erhebendes. Sie flüsterten nicht einmal miteinander. Ulrichs Blick tauchte in ihre geöffneten Augen, und aus Verlegenheit lächelte er ihnen zu, was von den beiden nur die Frau erwiderte, während der Mann in ehrerbietigem Abstand ernst verharrte.

«Wir müssen essen!» sagte Ulrich in englischer Sprache zu seiner Schwester. «Man wundert sich über uns!»

Gehorsam rührte sie ein wenig an Brot und Fleisch, und er selbst aß entschlossen und trank sogar ein wenig von der Milch. Dabei sagte Agathe aber laut und unbefangen: «Die Vorstellung, ihm ernsthaft weh zu tun, ist mir unangenehm, wenn ich mich richtig befrage. Ich möchte ihn also vielleicht nicht umbringen. Aber auslöschen möchte ich ihn! In kleine Stücke zerreißen, sie in einem Mörser zerstampfen und den Staub ins Wasser schütten: das möchte ich! Ganz und gar alles Gewesene vernichten!»

«Weißt du, es ist etwas komisch, was wir da reden» bemerkte Ulrich.

Agathe schwieg eine Weile. Dann sagte sie aber: «Du hast mir doch am ersten Tag versprochen, daß du mir gegen Hagauer beistehen wirst!»

«Natürlich werde ich das tun. Aber doch nicht so.»

Wieder schwieg Agathe. Dann sagte sie plötzlich: «Wenn du ein Auto kaufen oder mieten möchtest, könnten wir über Iglau zu mir fahren und auf der weiteren Strecke, ich glaube über Tabor, zurück. Kein Mensch käme auf den Einfall, daß wir nachts dort waren.»

«Und die Hausangestellten? Zum Glück kann ich überhaupt nicht einen Wagen bedienen!»  
Ulrich lachte, aber dann schüttelte er unwillig den Kopf: «Das sind so Ideen von heute!»

«Ja, das sagst du» meinte Agathe. Sie schob nachdenklich mit dem Fingernagel ein Stück Speck hin und her, und es sah aus, als ob dieser Fingernagel das ganz allein täte, der einen kleinen öligen Fleck davon bekommen hatte. «Aber du sagst doch auch: die Tugenden der Gesellschaft sind Laster für den Heiligen!»

«Nur habe ich nicht gesagt, daß die Laster der Gesellschaft für den Heiligen Tugenden sind!» stellte Ulrich richtig. Er lachte, fing Agathens Hand und putzte sie mit seinem Taschentuch.

«Du nimmst eben immer alles wieder zurück!» schalt Agathe und lächelte unzufrieden, während ihr das Blut ins Gesicht stieg, denn sie suchte ihren Finger zu befreien.

Die beiden Alten am Herd, die noch immer genau so zusahen wie bisher, lächelten jetzt als Echo über das ganze Gesicht.

«Wenn du so mit mir hin und her redest,» stieß Agathe leise hervor «ist mir, als sähe ich mich in den Scherben eines Spiegels: man erblickt sich bei dir nie in ganzer Figur!»

«Nein,» erwiderte Ulrich, der ihre Hand nicht losließ «man erblickt sich heute nicht in ganzer Figur, und man bewegt sich nie in ganzer Figur: das ist es eben!»

Agathe gab nach und ließ plötzlich von ihrem Arm ab. «Ich bin gewiß das Gegenteil von heilig» erklärte sie leise. «Ärger als eine Bezahlte bin ich vielleicht in meiner Gleichgültigkeit gewesen. Ich bin gewiß auch nicht unternehmungssüchtig und werde vielleicht niemand umbringen können. Aber wie du das von dem Heiligen zum erstenmal gesagt hast, es ist schon recht eine Weile her, da habe ich etwas <in ganzer Figur> gesehn ...!» Sie senkte den Kopf, um nachzudenken oder sich nicht ins Gesicht schauen zu lassen. «Ich habe einen Heiligen gesehn, der ist vielleicht auf einem Brunnen gestanden. Um die Wahrheit zu sagen, ich habe vielleicht gar nichts gesehn, aber ich habe etwas gefühlt, das man so ausdrücken müßte. Das Wasser ist geflossen, und was der Heilige tat, kam auch über den Rand geflossen, als wäre er ein nach allen Richtungen sacht überströmendes Brunnenbecken. So, denke ich, müßte man sein, dann täte man immer recht, und es wäre doch völlig gleichgültig, was man täte.»

«Agathe sieht sich in heiliger Überfülle und zitternd ob ihrer Sünden in der Welt stehn und bemerkt ungläubig, daß sich ihr die Schlangen und Nashorne, Berge und Schluchten still und noch viel kleiner, als sie es selbst ist, zu Füßen legen. Aber was ist dann mit Hagauer?» neckte Ulrich leise.

«Das ist es eben. Der kann nicht dabei sein. Der muß fort.»

«Ich werde dir auch etwas erzählen» sagte ihr Bruder. «Jedesmal wenn ich an etwas Gemeinsamem, irgendeiner rechten Menschenangelegenheit habe teilnehmen müssen, ist es mir ergangen wie einem Mann, der vor dem letzten Akt aus dem Theater tritt, um einen Augenblick Luft zu schöpfen, die große dunkle Leere mit den vielen Sternen sieht und Hut, Rock, Aufführung zurückläßt, um davonzugehn.»

Agathe sah ihn forschend an. Das paßte als Antwort und paßte nicht.

Ulrich sah auch in ihr Gesicht. «Dich plagt auch oft eine Abneigung, zu der es die Neigung noch nicht gibt» sagte er und dachte: «Ist sie mir wirklich ähnlich?» Wieder kam ihm vor: vielleicht so wie ein Pastell einem Holzschnitt. Er hielt sich für den Festeren. Und sie war schöner als er. So angenehm schön. Er griff jetzt vom Finger nach ihrer ganzen Hand; es war eine warme, lange

Hand voll Leben, und bisher hatte er sie nur zur Begrüßung in der seinen gehalten. Seine junge Schwester war aufgeregt, und wenn ihr auch nicht gerade Tränen in den Augen standen, so war doch feuchte Luft darin. «In wenigen Tagen wirst du auch von mir fortgehn,» sagte sie «und wie soll ich dann mit allem fertig werden?!»

«Wir können ja zusammenbleiben, du kannst mir nachkommen.»

«Wie stellst du dir das vor?» fragte Agathe und hatte ihre kleine Denkfalte auf der Stirn.

«Nun, noch gar nicht stelle ich es mir vor; es ist mir doch soeben erst eingefallen.» Er stand auf und gab den Schäfersleuten noch ein Stück Geld, «für den zerschnittenen Tisch.» Agathe sah durch eine Wolke die Bauern grinsen, nicken und irgend etwas Freudiges in kurzen, unverständlichen Worten beteuern. Als sie an ihnen vorbeikam, fühlte sie die vier gastfreundlichen Augen nackt und gerührt auf ihrem Gesicht und begriff, daß sie für ein Liebespaar gehalten worden seien, das sich gezankt und wieder versöhnt hatte. «Sie haben uns für ein Liebespaar gehalten!» sagte sie. Übermütig schob sie ihren Arm in den ihres Bruders, und ihre ganze Freude kam zum Ausbruch. «Du solltest mir einen Kuß geben!» verlangte sie und preßte lachend Ulrichs Arm an ihren Körper, als sie auf der Schwelle der Hütte standen und die niedere Tür sich in das Dunkel des Abends öffnete.

[<]

11

## Heilige Gespräche. Beginn

Während des Restes von Ulrichs Aufenthalt war von Hagauer wenig mehr die Rede, aber auch auf den Einfall, daß sie ihrem Zusammentreffen Dauer geben und ein gemeinsames Leben aufnehmen wollten, kamen die Geschwister lange nicht zurück. Trotzdem schwelte das Feuer, das in dem ungezügelten Verlangen Agathes, ihren Mann zu beseitigen, als Stichflamme ausgebrochen war, unter der Asche weiter. Es breitete sich in Gesprächen aus, die zu keinem Ende kamen, und doch von neuem aufschlugen; vielleicht sollte man sagen: Agathes Gemüt suchte nach einer anderen Möglichkeit, frei zu brennen.

Gewöhnlich stellte sie im Beginn solcher Gespräche eine bestimmte und persönliche Frage, deren innere Form «darf ich oder darf ich nicht?» war. Die Gesetzlosigkeit ihres Wesens hatte bis dahin die traurige und ermüdete Gestalt der Überzeugung gehabt: «Ich darf alles, aber ich will ohnehin nicht», und so machten die Fragen seiner jungen Schwester nicht unberechtigterweise zuweilen auf Ulrich einen ähnlichen Eindruck, wie es die Fragen eines Kindes tun, die so warm sind wie die kleinen Hände dieses hilflosen Wesens.

Seine eigenen Antworten hatten eine andere, für ihn aber nicht weniger bezeichnende Art: er gab allemal gern etwas von der Ausbeute seines Lebens und Nachdenkens darauf zum besten, und wie es seiner Gewohnheit entsprach, drückte er sich in einer ebenso offenen wie geistig unternehmenden Art aus. Er kam immer bald auf «die Moral der Geschichte» zu sprechen, von der seine Schwester erzählte, faßte in Formeln zusammen, nahm sich gern selbst zum Vergleich und berichtete auf diese Weise Agathe viel von sich, namentlich aus seinem bewegteren, früheren Leben. Agathe erzählte ihm nichts von sich, aber sie bewunderte an ihm die Fähigkeit, so von seinem Leben sprechen zu können, und daß er alle ihre Anregungen in moralische Betrachtung



zog, war ihr gerade recht. Denn Moral ist nichts anderes als eine Ordnung der Seele und der Dinge, beide umfassend, und so ist es nicht sonderbar, daß junge Menschen, deren Lebenswille noch allseitig unabgestumpft ist, viel von ihr reden. Eher war bei einem Mann von Ulrichs Alter und Erfahrung eine Erklärung nötig; denn Männer sprechen von Moral nur beruflich, wenn es zu ihrer Amtssprache gehört, sonst aber ist das Wort bei ihnen schon von den Tätigkeiten des Lebens eingeschluckt worden und kommt nicht mehr frei. Wenn Ulrich von Moral sprach, bedeutete es darum eine tiefe Unordnung, die Agathe gleichgestimmt anzog. Sie schämte sich jetzt ihres etwas einfältigen Bekenntnisses, daß sie «ganz einverstanden mit sich selbst» leben wolle, denn sie hörte ja, welche verwickelten Bedingungen sich davorstellten, und doch wünschte sie ungeduldig, daß ihr Bruder rascher zu einem Ergebnis käme, denn oft schien ihr, daß sich alles, was er sage, gerade dahin bewege, ja sogar jedesmal gegen Ende immer genauer, und erst mit dem letzten Schritt vor der Schwelle haltmache, wo er das Unternehmen jedesmal aufgab.

Der Ort dieser Wendung und dieser letzten Schritte, dessen lähmende Wirkung auch Ulrich nicht entging, läßt sich aber am allgemeinsten dadurch bezeichnen, daß jeder Satz der europäischen Moral auf einen solchen Punkt führt, wo es nicht weitergeht; so daß ein Mensch, der von sich Rechenschaft gibt, zuerst die Gebärden eines Watens im Seichten hat, solange er feste Überzeugungen unter sich fühlt, plötzlich aber die des schrecklichen Ertrinkens, wenn er etwas weiter geht, als versänke der Boden des Lebens vom Seichten unmittelbar in eine ganz unsichere Tiefe. Das drückte sich auch äußerlich an den Gesichtern in einer bestimmten Weise aus: Ulrich konnte ruhig und erklärend über alles sprechen, was er zunächst vorbrachte, solange er mit Verstand daran teilnahm, und einen ähnlichen Eifer fühlte Agathe im Zuhören; aber dann, wenn sie aufhörten und schwiegen, kam eine viel aufgeregtere Spannung in ihre Gesichter. Und so geschah es einmal, daß sie über die Grenze hinausgeführt wurden, an der sie bis dahin unbewußt eingehalten hatten. Ulrich hatte behauptet: «Das einzige gründliche Kennzeichen unserer Moral ist es, daß sich ihre Gebote widersprechen. Der moralischste von allen Sätzen ist der: die Ausnahme bestätigt die Regel!» Wahrscheinlich hatte ihn dazu bloß die Abneigung gegen ein moralisches Verfahren bewogen, das sich unbeugsam gibt und in der Ausführung jeder Beugung nachgeben muß, wodurch es sich gerade im Gegensatz zu einem genauen Vorgehen befindet, das zuerst auf die Erfahrung achtet und das Gesetz aus ihrer Beobachtung gewinnt. Er kannte natürlich den Unterschied, der zwischen Natur- und Sittengesetzen so gemacht wird, daß man die einen der sittenlosen Natur ablese, die anderen aber der weniger hartnäckigen Menschennatur auferlegen müsse; doch war er der Meinung, daß irgendetwas an dieser Trennung heute nicht mehr stimme, und hatte gerade sagen wollen, daß sich die Moral dabei in einem um hundert Jahre verspäteten Denzustand befinde, weshalb sie den veränderten Bedürfnissen so schwer anzupassen sei. Ehe er jedoch in seiner Erklärung so weit gekommen war, unterbrach ihn Agathe mit einer Antwort, die sehr einfach erschien, ihn aber im Augenblick verblüffte.

«Ist Gutsein denn nicht gut?» fragte sie ihren Bruder und hatte etwas Ähnliches in den Augen wie damals, als sie mit den Orden etwas tat, das wahrscheinlich nicht nach jedermanns Urteil gut gewesen wäre. «Du hast recht» erwiderte er. belebt. «Man muß wahrhaftig erst einen solchen Satz bilden, wenn man den ursprünglichen Sinn wieder fühlen will! Aber Kinder lieben das Gutsein noch wie Leckerei –»

«Übrigens auch das Bösessein» ergänzte Agathe.

«Aber gehört Gutsein zu den Leidenschaften Erwachsener?» fragte Ulrich. «Es gehört zu ihren Grundsätzen! Sie sind nicht gut, das käme ihnen kindisch vor, sondern handeln gut; ein guter Mensch ist einer, der gute Grundsätze hat und gute Werke tut: es ist ein offenes Geheimnis, daß er dabei der größte Ekel sein kann!»

«Siehe Hagauer» ergänzte Agathe.

«Es steckt eine paradoxe Sinnlosigkeit in diesen guten Menschen» meinte Ulrich. «Sie machen aus einem Zustand eine Forderung, aus einer Gnade eine Norm, aus einem Sein ein Ziel! In dieser Familie der Guten gibt es lebenslang nur Reste zu essen, und dazu geht das Gerücht um, daß einmal ein Festtag gewesen sei, von dem sie herrühren! Gewiß, von Zeit zu Zeit werden ein paar Tugenden von neuem Mode, aber sobald das geschehen ist, verlieren sie auch schon wieder die Frische.»

«Du hast einmal gesagt, daß die gleiche Handlung gut oder böse sein kann, je nach dem Zusammenhang?» fragte nun Agathe.

Ulrich stimmte zu. Das war seine Theorie, daß die moralischen Werte nicht absolute Größen, sondern Funktionsbegriffe seien. Wenn wir aber moralisieren und verallgemeinern, so lösen wir sie aus ihrem natürlichen Ganzen: «Und wahrscheinlich ist schon das die Stelle, wo etwas auf dem Weg zur Tugend nicht in Ordnung ist» sagte er.

«Wie könnten auch sonst moralische Menschen so langweilig sein,» ergänzte Agathe «während doch ihre Absicht, gut zu sein, das Entzückendste, Schwierigste und Kurzweiligste sein müßte, was man sich nur vorstellen kann!»

Ihr Bruder schwankte; aber plötzlich ließ er sich die Behauptung entschlüpfen, durch die er und sie bald in ungewöhnliche Beziehungen gerieten. «Unsere Moral» erklärte er «ist die Auskristallisation einer inneren Bewegung, die von ihr völlig verschieden ist! Von allem, was wir sagen, stimmt überhaupt nichts! Nimm irgendeinen Satz, mir ist gerade der eingefallen: «In einem Gefängnis soll Reue herrschen!» Es ist ein Satz, den man mit bestem Gewissen sagen kann; aber niemand nimmt ihn wörtlich, denn sonst käme man zum Höllenfeuer für die Eingekerkerten! Wie nimmt man ihn also dann? Sicher wissen wenige, was Reue ist, aber jeder sagt, wo sie herrschen soll. Oder denk bloß, etwas erhebt dich: woher ist denn das in die Moral geflogen? Wann sind wir so mit dem Gesicht im Staub gelegen, das es uns beseligte, erhoben zu werden? Oder nimm es wörtlich, daß dich ein Gedanke ergreift: im Augenblick, wo du diese Begegnung so körperlich spürtest, wärest du schon in den Grenzen des Irrenreichs! Und so will jedes Wort wörtlich genommen werden, sonst verwest es zur Lüge, aber man darf keines wörtlich nehmen, sonst wird die Welt ein Tollhaus! Irgendein großer Rausch steigt als dunkle Erinnerung daraus auf, und man kommt zuweilen auf den Gedanken, daß alles, was wir erleben, losgerissene und zerstörte Teile eines alten Ganzen sind, die man einmal falsch ergänzt hat.»

Das Gespräch, worin diese Bemerkung fiel, fand im Bibliotheks- und Arbeitszimmer statt, und während Ulrich vor einigen Werken saß, die er auf die Reise mitgenommen hatte, durchstöberte seine Schwester den juristischen und philosophischen Büchernachlaß, dessen Miterbin sie geworden war, und holte sich daraus zum Teil die Anregung zu ihren Fragen. Seit ihrem Ausflug hatten die Geschwister das Haus selten verlassen. Sie beschäftigten sich auf diese Weise. Zuweilen gingen sie im Garten spazieren, von dessen nacktem Gesträuch der Winter die Blätter geschält hatte; so daß überall darunter die von der Nässe aufgedunsene Erde zutage trat. Dieser Anblick war quälend. Die Luft war blaß wie etwas, das lange in Wasser gelegen hat. Der Garten war nicht groß. Die Wege liefen nach kurzem in sich selbst zurück. Der Zustand, in den die beiden auf diesen Wegen gerieten, trieb im Kreis, wie es eine Strömung vor einer Sperre tut, an der sie hochsteigt. Wenn sie ins Haus zurückkehrten, waren die Wohnzimmer dunkel und geschützt, und die Fenster glichen tiefen Lichtschächten, durch die der Tag so zart und starr hereinkam, als bestünde er aus dünnem Elfenbein. Agathe war jetzt, nach dem letzten, lebhaften Ausruf Ulrichs, von der Bücherleiter, auf der sie gesessen hatte, herabgestiegen und hatte ihren

Arm um seine Schulter gelegt, ohne zu antworten. Das war eine ungewohnte Zärtlichkeit, denn außer den beiden Küssen, dem am Abend ihrer ersten Begegnung und dem vor wenigen Tagen, als sie den Heimweg aus der Schäferhütte antraten, hatte sich die natürliche geschwisterliche Sprödigkeit noch nicht zu mehr als Worten oder kleinen Freundlichkeiten gelöst, und auch jene beiden Male war die Wirkung der vertraulichen Berührung durch die des Unerwarteten wie des Übermütigen verdeckt worden. Diesmal aber dachte Ulrich gleich an das Strumpfband, das seine Schwester warm statt vieler Worte dem Toten mitgegeben hatte. Und es fuhr ihm auch durch den Kopf: «Es ist doch sicher, daß sie einen Liebhaber besitzt; aber sie scheint sich nicht viel aus ihm zu machen, denn sonst hielte sie sich nicht mit solcher Ruhe hier auf!» Es machte sich geltend, daß sie eine Frau war, die unabhängig von ihm ein Leben als Frau geführt habe und es auch weiter führen werde. Seine Schulter empfand schon an der ruhenden Gewichtsverteilung die Schönheit ihres Arms, und an der Seite, die seiner Schwester zugewandt war, fühlte er schattenhaft die Nähe ihrer blonden Achselhöhle und den Umriß ihres Busens. Um aber nicht so dazusitzen und widerstandslos der stillen Umarmung preisgegeben zu sein, umfaßte er mit seiner Hand die nahe dem Hals ruhenden Finger der ihren und übertönte mit dieser Berührung die andere. «Weißt du, es ist etwas kindisch, was wir da reden» sagte er nicht ohne Mißmut. «Die Welt ist voll tätiger Entscheidung, und wir sitzen da und reden in fauler Üppigkeit von der Süßigkeit des Gutseins und den theoretischen Töpfen, in die man sie füllen könnte!»

Agathe befreite ihre Finger, ließ aber die Hand wieder auf ihren Platz zurückkehren. «Was liest du da eigentlich all die Tage?» fragte sie.

«Du weißt es doch,» erwiderte er «siehst mir ja oft genug hinter dem Rücken ins Buch!»

«Aber ich werde nicht recht klug daraus.»

Er konnte sich nicht entschließen, darüber Rede zu stehn. Agathe, die nun einen Stuhl herangezogen hatte, kauerte hinter ihm und hatte ihr Gesicht einfach friedlich in sein Haar gelegt, als schliefe sie darin. Ulrich wurde davon wunderbar an den Augenblick erinnert, wo sein Feind Arnheim den Arm um ihn geschlungen hatte und die ungerregelt strömende Berührung eines anderen Wesens wie durch eine Bresche in ihn eingedrungen war. Aber diesmal drängte seine eigene Natur nicht die fremde zurück, sondern es drängte ihr etwas entgegen, das unter dem Geröll von Mißtrauen und Abneigungen begraben gewesen war, mit dem sich das Herz eines Menschen füllt, der längere Zeit gelebt hat. Agathes Verhältnis zu ihm, das zwischen Schwester und Frau, Fremder und Freundin schwebte und mit keiner von allen gleichzusetzen war, bestand auch nicht, worüber er schon oft nachgedacht hatte, in einer Übereinstimmung der Gedanken oder Gefühle, die besonders weit gegangen wäre; aber es war, wie er in diesem Augenblick fast verwundert bemerkte, völlig eins mit der in verhältnismäßig wenigen Tagen aus unzähligen Eindrücken, die sich in Kürze nicht wiederholen ließen, entstandenen Tatsache geworden, daß Agathes Mund ohne jeden anderen Anspruch auf seinem Haar ruhte und daß das Haar warm und feucht von ihrem Atem wurde. Das war so geistig wie körperlich; denn, als Agathe ihre Frage wiederholte, überkam Ulrich ein Ernst, wie er ihn seit gläubigen Jugendtagen nicht mehr gefühlt hatte, und ehe sich diese Wolke schwerelosen Ernstes wieder verflüchtigte, die vom Raum hinter seinem Rücken bis zum Buch, worauf seine Gedanken ruhten, durch den ganzen Körper reichte, hatte er eine Antwort gegeben, die ihn mehr durch ihren völlig ironielosen Ton als den Inhalt überraschte: er sagte: «Ich unterrichte mich über die Wege des heiligen Lebens.»

Er hatte sich erhoben; aber nicht, um sich von seiner Schwester zu entfernen, indem er sich einige Schritte von ihr aufstellte, sondern um sie von dort sehen zu können. «Du brauchst nicht zu lachen» sagte er. «Ich bin nicht fromm; ich sehe mir den heiligen Weg mit der Frage an, ob man

wohl auch mit einem Kraftwagen auf ihm fahren könnte!»

«Ich habe nur gelacht,» erwiderte Agathe «weil ich so neugierig bin, was du sagen wirst. Die Bücher, die du mitgebracht hast, sind mir unbekannt, aber es kommt mir vor, daß sie mir nicht ganz unverständlich sind.»

«Du kennst das?» fragte ihr Bruder, bereits davon überzeugt, daß sie es kenne: «Man kann mitten in der heftigsten Bewegung sein, aber plötzlich fällt das Auge auf das Spiel irgendeines Dings, das Gott und die Welt verlassen haben, und man kann sich nicht mehr von ihm losreißen?! Mit einemmal wird man von seinem kleinwenigen Sein wie eine Feder getragen, die aller Schwere und Kräfte bar im Wind fliegt?!»

«Bis auf die heftige Bewegung, die du so stark betonst, glaube ich es zu erkennen» meinte Agathe und mußte nun wieder über die gewalttätige Verlegenheit lächeln, die sich im Gesicht ihres Bruders abmalte und gar nicht zu seinen zarten Worten paßte. «Man vergißt manchmal das Sehen und Hören, und das Sprechen vergeht einem ganz. Und doch fühlt man gerade in solchen Minuten, daß man für einen Augenblick zu sich gekommen ist.»

«Ich würde sagen,» fuhr Ulrich lebhaft fort «es ist dem ähnlich, daß man auf eine große spiegelnde Wasserfläche hinausschaut: das Auge glaubt Dunkel zu erblicken, so hell ist alles, und jenseits am Ufer scheinen die Dinge nicht auf der Erde zu stehn, sondern schweben in der Luft mit einer zarten Überdeutlichkeit, die beinahe schmerzt und verwirrt. Es ist ebensowohl eine Steigerung wie ein Verlieren in diesem Eindruck. Man ist mit allem verbunden und kann an nichts heran. Du stehst hüben und die Welt drüben, überichhaft und übergegenständlich, aber beide fast schmerzhaft deutlich, und was die sonst Vermengten trennt und verbindet, ist ein dunkles Blinken, ein Überströmen und Auslöschen, ein Aus- und Einschwingen. Ihr schwimmt wie der Fisch im Wasser oder der Vogel in der Luft, aber es ist kein Ufer da und kein Ast und nichts als dieses Schwimmen!» Ulrich dichtete wohl; doch das Feuer und die Festigkeit seiner Sprache hoben sich von ihrem zarten und schwebenden Inhalt metallisch ab. Er schien eine Vorsicht abgeworfen zu haben, die ihn sonst beherrschte, und Agathe sah ihn erstaunt an, aber auch mit unruhiger Freude.

«Und du meinst» fragte sie: «dahinter sei etwas? Mehr als eine <Anwandlung> oder wie solche abscheulich beschwichtigende Worte heißen?»

«Und ob ich das meine!» Er setzte sich nun wieder an seinen früheren Platz und blätterte in den Büchern, die dort lagen, während Agathe aufstand, um ihm Raum zu lassen. Dann schlug er eine der Schriften mit den Worten auf: «Die Heiligen beschreiben es so» und las vor: «Während dieser Tage war ich überaus unruhig. Bald saß ich ein wenig, bald wandelte ich hin und wieder durchs Haus. Es war wie eine Pein und dennoch mehr eine Süßigkeit als eine Pein zu nennen, denn es war kein Verdruß dabei, sondern eine seltsame, ganz übernatürliche Annehmlichkeit. Ich hatte alle meine Vermögen überstiegen bis an die dunkle Kraft. Da hörte ich ohne Laut, da sah ich ohne Licht. Dann würde mein Herz grundlos, mein Geist formlos und meine Natur wesenlos.» Es kam ihnen beiden vor, daß diese Worte Ähnlichkeit mit der Unruhe hätten, von der sie selbst durch Haus und Garten getrieben wurden, und zumal Agathe fühlte sich davon überrascht, daß auch die Heiligen ihr Herz grundlos und ihren Geist formlos nannten; aber Ulrich schien bald wieder von seiner Ironie befangen worden zu sein.

Er erklärte: «Die Heiligen sagen: einst war ich eingeschlossen, dann wurde ich aus mir herausgezogen und ohne Erkennen in Gott versenkt. Die Kaiser auf der Jagd, von denen wir aus unseren Lesebüchern gehört haben, beschreiben es anders: sie erzählen, daß ihnen ein Hirsch mit einem Kreuz im Geweih erschienen sei, so daß ihnen der Mordspeer entsank; und dann ließen sie

an der Stelle eine Kapelle errichten, damit sie doch auch wieder weiter jagen konnten. Und die reichen, klugen Damen, mit denen ich verkehre, werden dir, wenn du sie so etwas fragen solltest, sofort zur Antwort geben, der letzte, der solche Erlebnisse gemalt habe, sei van Gogh gewesen. Vielleicht werden sie auch statt von einem Maler von den Gedichten Rilkes sprechen; doch im allgemeinen ziehen sie van Gogh vor, der eine ausgezeichnete Kapitalsanlage darstellt und sich die Ohren abgeschnitten hat, weil ihm sein Malen nicht genug tat neben der Inbrunst der Dinge. Die Mehrheit unseres Volkes dagegen wird sagen, Ohrenabschneiden sei kein deutscher Gefühlsausdruck, sondern die unverkennbare Leere des Hochblicks sei einer, die man auf Berggipfeln erlebt. Für sie sind Einsamkeit, Blümelein und rauschende Wässerchen der Inbegriff menschlicher Erhebung: Und auch noch in diesem Edelochsentum des ungekochten Naturgenusses liegt die mißverständene letzte Auswirkung eines geheimnisvollen zweiten Lebens, und alles in allem muß es dieses also doch wohl geben oder gegeben haben!»

«Dann solltest du lieber nicht darüber spotten» wandte Agathe ein, finster vor Wißbegierde und strahlend vor Ungeduld.

«Ich spotte nur, weil ich es liebe» entgegnete Ulrich kurz.

[<]

## Heilige Gespräche. Wechselvoller Fortgang

Es lag in der Folge immer eine große Anzahl von Büchern auf dem Tisch, die er teils von zu Hause mitgebracht, teils nachher gekauft hatte, und er sprach bald frei, bald schlug er zum Beweis, oder weil er einen Ausspruch wörtlich wiedergeben wollte, in ihnen eine der vielen Stellen auf, die er durch eingesteckte Zettel gekennzeichnet hatte. Es waren zumeist Lebensbeschreibungen und persönliche Äußerungen von Mystikern, was er vor sich hatte, oder wissenschaftliche Arbeiten über sie, und gewöhnlich zweigte er mit den Worten «Laß uns einmal so nüchtern wie möglich nachsehn, was hier vor sich geht» das Gespräch davon ab. Das war eine vorsichtige Haltung, die er freiwillig nicht so leicht aufgab, und so sagte er denn auch einmal: «Wenn du diese Beschreibungen ganz durchlesen könntest, die Männer und Frauen vergangener Jahrhunderte vom Zustand ihrer Gottesergriffenheit hinterlassen haben, so würdest du finden, daß zwischen allen Buchstaben Wahrheit und Wirklichkeit ist, und doch würden die aus diesen Buchstaben gebildeten Behauptungen deinem Gegenwartswillen aufs äußerste widerstreben.» Und er fuhr fort: «Sie sprechen von einem überflutenden Glanz. Von einer unendlichen Weite, einem unendlichen Lichtreichtum. Von einer schwebenden <Einheit> aller Dinge und Seelenkräfte. Von einem wunderbaren und unbeschreiblichen Aufschwung des Herzens. Von Erkenntnissen, die so schnell sind, daß alles zugleich ist, und wie Feuertröpfchen sind, die in die Welt fallen. Und anderseits sprechen sie von einem Vergessen und Nichtmehrverstehn, ja auch von einem Untergehn der Dinge. Sie sprechen von einer ungeheuren Ruhe, die den Leidenschaften entrückt ist. Einem Stummwerden. Einem Verschwinden der Gedanken und Absichten. Einer Blindheit, in der sie klar sehen, einer Klarheit, in der sie tot und übernatürlich lebendig sind. Sie nennen es ein <Entwerden> und behaupten doch, in vollerer Weise zu leben als je: Sind das nicht, wenn auch von der Schwierigkeit des Ausdrucks flimmernd verhüllt, dieselben Empfindungen, die man noch heute hat, wenn zufällig das Herz – <gierig und gesättigt>, wie sie sagen! – in jene utopischen Regionen gerät, die sich irgend- und nirgendwo zwischen einer unendlichen Zärtlichkeit und einer unendlichen Einsamkeit befinden?!»

In die kleine Überlegungspause, die Ulrich machte, mischte sich die Stimme Agathes: «Es ist das, was du einmal zwei Schichten genannt hast, die in uns übereinander liegen.»

«Ich – wann?» «Du bist ohne Ziel in die Stadt gegangen, und es war dir, als ob du in ihr aufgelöst würdest, aber zugleich hast du sie nicht mögen; und ich habe dir gesagt, daß es mir oft so ergeht.»

«O ja! Du hast sogar darauf <Hagauer> gesagt!» rief Ulrich aus. «Und wir haben gelacht: jetzt erinnere ich mich wohl. Aber das haben wir nicht ganz wirklich gemeint. Ich habe dir ja auch sonst schon vom gebenden und vom nehmenden Sehen, vom männlichen und weiblichen Prinzip, vom Hermaphroditismus der Urphantasie und Ähnlichem erzählt: ich kann viel davon reden! Als wäre mein Mund so fern von mir wie der Mond, der auch immer zur Stelle ist, wenn man in der Nacht einen Vertrauten zum Schwätzen braucht! Aber was diese Frommen von den Abenteuern ihrer Seele erzählen,» fuhr er fort, wobei sich in die Bitterkeit seiner Worte wieder Sachlichkeit und auch Bewunderung mischte, «das ist zuweilen mit der Kraft und rücksichtslosen Überzeugung einer Stendhalschen Untersuchung geschrieben. Allerdings nur,» – schränkte er das ein – «solange sie rein bei den Erscheinungen bleiben und nicht sich ihr Urteil dareinmengt, das von der schmeichelhaften Überzeugung verfälscht wird, sie wären von Gott ausersehen worden,

ihn unmittelbar zu erleben. Denn von diesem Augenblick an erzählen sie uns natürlich nicht mehr ihre schwer beschreiblichen Wahrnehmungen, in denen es keine Haupt- und keine Tätigkeitsworte gibt, sondern sprechen in Sätzen mit Subjekt und Objekt, weil sie an ihre Seele und an Gott wie an zwei Türpfosten glauben, zwischen denen sich das Wunderbare öffnen wird. Und so kommen sie zu diesen Aussagen, daß ihnen die Seele aus dem Leib gezogen und in den Herrn versenkt werde, oder daß der Herr in sie eindringe wie ein Liebhaber; sie werden von Gott gefangen, verschlungen, geblendet, geraubt, vergewaltigt, oder ihre Seele weitet sich zu ihm, dringt in ihn ein, kostet von ihm, umfaßt ihn mit Liebe und hört ihn sprechen. Das irdische Vorbild ist dabei ja unverkennbar; und diese Beschreibungen gleichen jetzt nicht mehr ungeheuren Entdeckungen, sondern bloß noch den etwas gleichförmigen Bildern, mit denen ein Liebespoet seinen Gegenstand ausschmückt, über, den es nur eine Meinung geben darf: mich wenigstens, der ich zur Zurückhaltung erzogen bin, spannen diese Berichte auf die Folter, weil die Auserwählten gerade in dem Augenblick, wo sie versichern, daß Gott zu ihnen gesprochen habe oder daß sie die Reden der Bäume und Tiere verstanden hätten, es unterlassen, mir noch zu sagen, was ihnen mitgeteilt worden sei; und tun sie es einmal, so kommen bloß persönliche Angelegenheiten heraus oder bekannte kirchliche Nachrichten. Es ist ewig schade, daß keine exakten Forscher Gesichte haben!» schloß er seine lange Erwiderung.

«Meinst du, daß sie es könnten?» versuchte ihn Agathe.

Ulrich zögerte einen Augenblick. Dann antwortete er wie ein Bekenner:

«Ich weiß es nicht; vielleicht könnte es mir geschehen!» Als er seine Worte hörte, lächelte er, um sie wieder einzuschränken.

Auch Agathe lächelte; sie schien nun die Antwort zu haben, nach der es sie gelüstete, und ihr Gesicht spiegelte den kleinen Augenblick ratloser Enttäuschung wider, der auf das plötzliche Aufhören einer Spannung folgt. So erhob sie vielleicht nur deshalb Widerspruch, weil sie ihren Bruder von neuem antreiben wollte. «Du weißt,» erklärte sie «daß ich in einem sehr frommen Institut erzogen worden bin: die Folge davon ist, daß sich in mir eine Lust an der Karikatur meldet und einfach schändlich wird, sobald jemand von frommen Idealen spricht. Unsere Erzieherinnen haben ein Habit getragen, dessen zwei Farben ein Kreuz bildeten, und das erinnerte doch gewiß an einen der höchsten Gedanken, den wir auf diese Weise den ganzen Tag vor Augen haben sollten; aber wir haben keine Sekunde lang an ihn gedacht und nannten unsere Mütter bloß die Kreuzspinnen wegen ihres Aussehens und ihrer seidenweichen Reden. So war mir auch, während du vorgelesen hast, bald zum Weinen, bald zum Lachen zumute.»

«Weißt du, was das beweist?» rief Ulrich aus. «Doch nichts anderes, als daß die Kraft zum Guten, die auf irgendeine Weise wohl in uns vorhanden ist, sogleich die Wände durchfrißt, wenn man sie in eine feste Form einschließt, und durch das Loch sofort zum Bösen flieht! Das erinnert mich an die Zeit, wo ich Offizier war und mit meinen Kameraden Thron und Altar stützte: kein zweitesmal in meinem Leben habe ich so frei über diese beiden sprechen hören wie in unserem Kreis! Die Gefühle vertragen es nicht, angebunden zu werden, besonders aber gewisse Gefühle nicht. Ich bin überzeugt, daß eure braven Erzieherinnen selbst geglaubt haben, was sie euch predigten: aber Glaube darf nicht eine Stunde alt sein! Das ist es!»

Agathe begriff es selbst, obwohl sich Ulrich in Eile nicht zu seiner Zufriedenheit ausgedrückt hatte, daß der Glaube jener Nonnen, der ihr die Lust am Glauben genommen hatte, bloß etwas «Eingemachtes» gewesen sei. Zwar sozusagen in seiner eigenen Natur eingelegt und keiner Glaubenseigenschaft verlustig, aber trotzdem nicht frisch, ja in einer unnachweisbaren Art geradezu in einen anderen Zustand getreten als den ursprünglichen, der dem entlaufenen und

widerspenstigen Zögling der Heiligkeit in diesem Augenblick wohl als Ahnung vorschwebte.

Es gehörte das mit allem anderen, was sie schon über Moral gesprochen hatten, zu den ergreifenden Zweifeln, die ihr Bruder in sie gesenkt hatte, und zu dem Zustand einer inneren Wiedererweckung, den sie seither fühlte, ohne sich über ihn klar geworden zu sein. Denn der Zustand der Indifferenz, den sie geflissentlich zur Schau trug und in sich begünstigte, hatte nicht immer ihr Leben beherrscht. Es hatte sich einmal etwas begeben, wobei dieses Bedürfnis nach Selbstbestrafung unmittelbar aus einer tiefen Niedergeschlagenheit hervorgegangen war, die sie als Unwürdige erscheinen ließ, weil sie es sich nicht vergönnt glaubte, hohen Empfindungen Treue zu halten, und sie verachtete sich seither wegen ihrer Herzensträgheit. Diese Begebenheit lag zwischen ihrem Leben als Mädchen im Hause ihres Vaters und der unverständlichen Heirat mit Hagauer und war so schmal begrenzt, daß es selbst der Teilnahme Ulrichs bisher entgangen war, nach ihr zu fragen. Was da geschah, ist bald erzählt: Agathe hatte mit achtzehn Jahren einen Mann geheiratet, der nur um wenig älter war als sie selbst, und auf einer Reise, die mit ihrer Hochzeit begann und mit seinem Tode endete, wurde er ihr, ehe sie auch nur ihren zukünftigen Wohnsitz gewählt hatten, binnen einigen Wochen durch eine Krankheit wieder entrissen, die ihn unterwegs angesteckt hatte. Die Ärzte nannten das Typhus, und Agathe sprach es ihnen nach und fand darin einen Schein von Ordnung, denn das war nun die zum Weltgebrauch platt geschliffene Seite des Geschehnisses; aber auf der unabgeschliffenen war dieses anders: Agathe hatte bis dahin neben ihrem Vater gelebt, den alle Welt achtete, so daß sie zweifelnd annahm, sie tue Unrecht, wenn sie ihn nicht liebe, und das ungewisse Harren im Institut auf sich selbst hatte durch das Mißtrauen, das es in ihr erweckte, ihre Beziehung zur Welt auch nicht gefestigt; später dagegen, als sie mit plötzlich erwachter Lebendigkeit und in gemeinsamer Anstrengung mit dem Jugendgespielen in wenigen Monaten alle Hindernisse überwand, die einer Heirat aus ihrer beider Jugend erwachsen, obwohl die Familien der Liebesleute gegen einander nichts einzuwenden hatten, war sie mit einemmal nicht mehr vereinsamt gewesen und gerade dadurch sie selbst. Das ließ sich nun also wohl Liebe nennen; aber es gibt Verliebte, die in die Liebe wie in die Sonne blicken, sie werden bloß blind, und es gibt Verliebte, die das Leben zum ersten Mal staunend erblicken, wenn es von der Liebe beleuchtet wird: zu diesen gehörte Agathe und hatte noch gar nicht gewußt, ob sie ihren Gefährten oder etwas anderes liebe, als schon das kam, was in der Sprache unbeschiedener Welt Infektionskrankheit hieß. Es war ein urplötzlich hereinbrechender Sturm von Grauen aus den fremden Gebieten des Lebens, ein Wehren, Flackern und Verlöschwerden, die Heimsuchung zweier sich aneinander klammernder Menschen und der Untergang einer arglosen Welt in Erbrechen, Kot und Angst.

Agathe hatte dieses Geschehnis, das ihre Gefühle vernichtete, niemals anerkannt. Verwirrt von Verzweiflung, hatte sie vor dem Bett des Sterbenden auf den Knien gelegen und sich eingeredet, daß sie die Kraft wieder heraufzubeschwören vermöchte, mit der sie als Kind ihre eigene Krankheit überwunden habe; als der Verfall trotzdem fortschritt und schon das Bewußtsein geschwunden war, hatte sie, in den Zimmern eines fremden Hotels, unfähig zu verstehen, in das verlassene Gesicht gestarrt, hatte den Sterbenden ohne Achtung der Gefahr mit den Armen umfaßt gehalten und ohne Achtung der Wirklichkeit, für die eine empörte Pflegerin sorgte, nichts getan als ihm stundenlang ins ertaubende Ohr gemurmelt: «du darfst nicht, du darfst nicht, du darfst nicht!» Als alles vorbei war, war sie aber erstaunt aufgestanden, und ohne etwas Besonderes zu glauben und zu denken, bloß aus der Traumfähigkeit und Eigenwilligkeit einer einsamen Natur behandelte sie von dem Augenblick dieses leeren Staunens an das Geschehene innerlich so, wie wenn es nicht endgültig wäre. Einen Ansatz zu Ähnlichem zeigt ja wohl jeder Mensch schon, wenn er eine Unglücksbotschaft nicht glauben will oder Unwiderrufliches tröstlich färbt; das Besondere im Verhalten Agathens war aber die Stärke und Ausdehnung dieser



Rückwirkung, ja eigentlich ihre plötzlich ausbrechende Mißachtung der Welt. Neues nahm sie seitdem geflissentlich nur noch so auf, als ob es weniger das Gegenwärtige als etwas höchst Ungewisses wäre, ein Verhalten, das ihr durch das Mißtrauen, das sie der Wirklichkeit seit je entgegengebracht hatte, sehr erleichtert wurde; das Gewesene dagegen war unter dem erlittenen Stoß erstarrt und wurde viel langsamer von der Zeit abgetragen, als es sonst mit Erinnerungen geschieht. Das hatte aber nichts von dem Schwalch der Träume, den Einseitigkeiten und schiefen Verhältnissen an sich, die den Arzt herbeirufen; Agathe lebte im Gegenteil äußerlich durchaus klar, anspruchslos tugendhaft und bloß ein wenig gelangweilt weiter, in einer leichten Gehobenheit des Lebensunwillens, die nun wirklich dem Fieber ähnlich war, woran sie als Kind so merkwürdig freiwillig gelitten hatte. Und daß in ihrem Gedächtnis, das ohnehin niemals seine Eindrücke leicht in Allgemeines auflöste, nun das Gewesene und Fürchterliche Stunde um Stunde gegenwärtig blieb wie ein Leichnam, der in ein weißes Tuch gehüllt ist, das beseligte sie trotz aller Qual, die mit solcher Genauigkeit der Erinnerung verbunden war, denn es wirkte ebenso wie eine geheimnisvoll verspätete Andeutung, daß noch nicht alles vorbei sei, und bewahrte ihr im Verfall des Gemüts eine ungewisse, aber edelmütige Spannung. In Wahrheit lief freilich alles das nur darauf hinaus, daß sie wieder den Sinn ihres Daseins verloren hatte und sich mit Willen in einen Zustand versetzte, der nicht zu ihren Jahren paßte; denn nur alte Menschen leben so, daß sie bei den Erfahrungen und Erfolgen einer vergangenen Zeit verharren und vom Gegenwärtigen nicht mehr berührt werden. Zu Agathens Glück faßt man aber in dem Alter, worin sie sich damals befand, seine Vorsätze wohl für die Ewigkeit, doch wiegt ein Jahr dafür beinahe schon wie eine halbe, und so konnte es ihr auch nicht daran fehlen, daß sich nach einiger Zeit die unterdrückte Natur und die gefesselte Phantasie gewaltsam befreiten. Wie das geschah, war in seinen Einzelheiten recht gleichgültig; einem Mann, dessen Bemühungen unter anderen Umständen wohl nie vermocht hätten, sie aus dem Gleichgewicht zu bringen, gelang es, er wurde ihr Geliebter, und dieser Versuch einer Wiederholung endete nach einer sehr kurzen Zeit fanatischer Hoffnung in leidenschaftlicher Ernüchterung. Agathe fühlte sich nun von ihrem wirklichen wie von ihrem unwirklichen Leben ausgespien und unwürdig hoher Vorsätze. Sie gehörte zu jenen heftigen Menschen, die sich sehr lange reglos und abwartend verhalten können, bis sie an irgend einer Stelle mit einemmal in alle Verwirrungen geraten, und faßte darum in ihrer Enttäuschung bald einen neuen, unüberlegten Entschluß, der, in Kürze gesagt, darin bestand, daß sie sich in entgegengesetzter Weise bestrafte, als sie gesündigt hatte, indem sie sich dazu verurteilte, das Leben mit einem Mann zu teilen, der ihr einen leichten Widerwillen einflößte. Und dieser Mann, den sie sich zur Strafe ausgesucht hatte, war Hagauer.

«Das war nun freilich weder gerecht, noch rücksichtsvoll gegen ihn gehandelt!» gestand sich Agathe ein, und es muß zugegeben werden, daß es sogar in diesem Augenblick zum ersten Mal geschah, denn Gerechtigkeit und Rücksicht sind bei jungen Leuten keine beliebten Tugenden. Immerhin war auch ihre «Selbstbestrafung» in diesem Zusammenleben keine unbeträchtliche gewesen, und Agathe prüfte nun diese Angelegenheit weiter. Sie war fernab gekommen, und auch Ulrich suchte irgend etwas in seinen Büchern und hatte scheinbar vergessen, das Gespräch fortzuführen. «In früheren Jahrhunderten» dachte sie «wäre ein Mensch in meiner Stimmung in ein Kloster eingetreten» und daß sie statt dessen geheiratet hatte, war nicht frei von einer unschuldigen Komik, die ihr bisher entgangen war. Diese Komik, die ihr jugendlicher Sinn nicht früher bemerkt hatte, war allerdings keine andere als die der gegenwärtigen Zeit, die das Bedürfnis nach Weltflucht schlimmstenfalls in einem Touristengasthof, gewöhnlich aber in einem Alpenhotel befriedigt und sogar das Bestreben hat, die Strafanstalten nett zu möblieren. Es spricht daraus das tiefe europäische Bedürfnis, nichts zu übertreiben. Kein Europäer geißelt sich, beschmiert sich mit Asche, schneidet sich die Zunge ab, gibt sich wirklich hin oder zieht sich

auch nur von allen Menschen zurück, vergeht vor Leidenschaft, rädert oder spießt heute noch; aber jeder hat zuweilen das Bedürfnis danach, so daß es schwer zu sagen ist, worin eigentlich das Vermeidenswerte liege, ob im Wünschen oder im Nichttun. Warum sollte also gerade ein Asket hungern; das bringt ihn nur auf störende Einbildungen?! Eine vernünftige Askese besteht in der Abneigung gegen das Essen bei ständig gut unterhaltener Ernährung! Eine solche Askese verspricht Dauer und erlaubt dem Geist jene Freiheit, die er nicht hat, wenn er in leidenschaftlicher Auflehnung vom Körper abhängig ist! Solche bitter-lustige Erklärungen, die sie von ihrem Bruder gelernt hatte, taten Agathe nun kräftig wohl, denn sie zerlegten das «Tragische», woran starr zu glauben ihrer Unerfahrenheit lange wie eine Verpflichtung vorgekommen war, in Ironie und eine Leidenschaft, die weder einen Namen, noch ein Ziel hatte und schon darum keineswegs mit dem abgeschlossen war, was sie erlebt hatte.

Auf diese Weise machte sie überhaupt, seit sie mit ihrem Bruder beisammen war, die Wahrnehmung, daß in die große Spaltung zwischen verantwortungslosem Leben und gespenstischer Phantasie, die sie erlitten hatte, eine erlösende und das Gelöste von neuem bindende Bewegung kam. Sie besann sich zum Beispiel jetzt während des durch Bücher und Erinnerungen vertieften Schweigens, das zwischen ihr und ihrem Bruder herrschte, auf die Beschreibung, die ihr Ulrich davon gegeben hatte, wie er ziellos gehend durch die Stadt gedungen und dabei von der Stadt durchdrungen worden sei: es erinnerte sehr genau an die wenigen Wochen ihres Glücks; und es war auch richtig, daß sie gelacht hatte, ja sie hatte ganz unbegründet und unsinnig gelacht, als er ihr das erzählte, weil sie bemerkte, daß etwas von diesem Verkehren der Welt, diesem seligen und komischen Umstülpen, von dem er sprach, selbst in den wulstigen Lippen Hagauers war, wenn sie sich zum Kuß wölbten. Freilich als Schauer; aber ein Schauer, dachte sie, ist auch im hellen Licht des Mittags, und irgendwie hatte sie daran gefühlt, daß noch nicht alle Möglichkeiten für sie vorbei wären. Irgendein Nichts, eine Unterbrechung, die zwischen Vergangenheit und Gegenwart immer gelegen hatte, war in letzter Zeit fortgeflogen. Sie sah heimlich um sich. Das Zimmer, worin sie sich befand, hatte einen Teil der Räume gebildet, in denen ihr Schicksal entstanden war; daran dachte sie jetzt, solange sie hier war, zum ersten Mal. Denn hier war sie, wenn sie den Vater aus dem Haus wußte, mit ihrem Jugendgespielen zusammengekommen, als sie den großen Beschluß faßten einander zu lieben, hier hatte sie manchmal auch den «Unwürdigen» empfangen, war mit verstohlenen Tränen der Wut oder der Verzweiflung an den Fenstern gestanden, und hier hatte sich schließlich, väterlich gefördert, auch die Bewerbung Hagauers abgespielt. So lange bloß unbeachtete Rückseite der Geschehnisse, wurden die Möbel, Wände, das eigentümlich eingeschlossene Licht nun im Augenblick des Wiedererkennens wunderbar handfest, und das abenteuerlich darin Vergangene bildete eine so körperliche, gar nicht mehr zweideutige Vergangenheit, als wäre es Asche oder verkohltes Holz. Nur noch das komisch-schattenhafte Gefühl des Gewesenen, dieser wunderliche Kitzel, den man angesichts alter, zu Staub vertrockneter Spuren seiner selbst fühlt und im Augenblick, wo man ihn fühlt, weder verscheuchen, noch fassen kann, war zurückgeblieben und wurde fast unerträglich stark.

Agathe vergewisserte sich, daß Ulrich nicht auf sie achte, und öffnete vorsichtig ihr Kleid an der Brust, wo sie auf der Haut die Kapsel mit dem kleinen Bild verwahrte, das sie durch Jahre nicht von sich gelassen hatte. Sie ging ans Fenster und tat als sähe sie hinaus. Behutsam ließ sie den scharfen Rand der winzigen goldenen Auster aufspringen und betrachtete verstohlen ihren toten Geliebten. Er hatte volle Lippen und weiches, dichtes Haar, und der kecke Blick des Zwanzigjährigen sprang aus einem Gesicht, das noch halb in der Eischale stak. Sie wußte lange nicht, was sie dachte, aber mit einem Mal dachte sie: «Mein Gott, ein einundzwanzigjähriger Mensch!»

Was sprechen so junge Leute miteinander? Welche Bedeutung geben sie ihren Angelegenheiten? Wie komisch und anmaßend sind sie oft! Wie täuscht sie die Lebhaftigkeit ihrer Einfälle über deren Wert! Agathe wickelte neugierig alte Aussprüche aus Seidenpapier der Erinnerung, die sie als wunder wie klug darin aufbewahrt hatte: Mein Gott, das war ja beinahe bedeutend, dachte sie; aber eigentlich ließ sich selbst das nicht mit Sicherheit behaupten, wenn man sich nicht den Garten vorstellte, worin es gesprochen worden war, mit den sonderbaren Blumen, deren Bezeichnung sie nicht wußten, den Schmetterlingen, die sich wie müde Trunkenbolde auf jene setzten, und dem Licht, das über ihre Gesichter floß, als ob Himmel und Erde darin aufgelöst wären. Wenn sie sich daran maß, so war sie heute eine alte und erfahrene Frau, obwohl die Zahl der vergangenen Jahre nicht gar groß war, und sie bemerkte ein wenig verwirrt das Mißverhältnis, daß sie, die Siebenundzwanzigjährige, bis jetzt noch den Zwanzigjährigen geliebt hatte: er war viel zu jung für sie geworden! Sie fragte sich: «Welche Gefühle müßte ich eigentlich haben, wenn mir, in meinem Alter, dieser knabenhafte Mann wirklich das Wichtigste sein sollte?!» Es wären wohl recht sonderbare Gefühle gewesen; sie bedeuteten ihr nichts, sie vermochte sich nicht einmal eine deutliche Vorstellung von ihnen zu bilden. Eigentlich löste sich alles in nichts auf.

Agathe anerkannte in einer großen, schwellenden Empfindung, daß sie in der einzigen stolzen Leidenschaft ihres Lebens einem Irrtum erlegen war, und der Kern dieses Irrtums bestand aus einem feurigen Nebel, der sich nicht berühren und fassen ließ, mochte man nun sagen, daß Glauben nicht eine Stunde alt werden dürfe, oder es anders nennen; und immer war es das, wovon ihr Bruder sprach, seit sie beisammen waren, und immer war es sie selbst, von der er sprach, auch wenn er allerhand begriffliche Umstände machte und seine Vorsicht für ihre Ungeduld oft viel zu langsam war. Sie kamen immer wieder auf das gleiche Gespräch zurück, und Agathe brannte selbst vor Verlangen, daß sich seine Flamme nicht verkleinere.

Als sie nun Ulrich ansprach, hatte er die lange Dauer der Unterbrechung gar nicht bemerkt. Aber wer das, was zwischen diesen Geschwistern vorging, nicht schon an Spuren erkannt hat, lege den Bericht fort, denn es wird darin ein Abenteuer beschrieben, das er niemals wird billigen können: eine Reise an den Rand des Möglichen, die an den Gefahren des Unmöglichen und Unnatürlichen, ja des Abstoßenden vorbei, und vielleicht nicht immer vorbei führte; ein «Grenzfall», wie das Ulrich später nannte, von eingeschränkter und besonderer Gültigkeit, an die Freiheit erinnernd, mit der sich die Mathematik zuweilen des Absurden bedient, um zur Wahrheit zu gelangen. Er und Agathe gerieten auf einen Weg, der mit dem Geschäfte der Gottergriffenen manches zu tun hatte, aber sie gingen ihn, ohne fromm zu sein, ohne an Gott oder Seele, ja ohne auch nur an ein Jenseits und Nocheinmal zu glauben; sie waren als Menschen dieser Welt auf ihn geraten und gingen ihn als solche: und gerade das war das Beachtenswerte. Ulrich, der in dem Augenblick, wo ihn Agathe wieder anredete, noch von seinen Büchern und den Fragen, die sie ihm aufgaben, in Anspruch genommen war, hatte trotzdem das Gespräch, das beim Widerstand seiner Schwester gegen die Frömmigkeit ihrer Lehrerinnen und seiner eigenen Forderung «exakter Gesichte» abgebrochen war, nicht für die kürzeste Zeit aus dem Gedächtnis verloren und erwiderte sogleich: «Man braucht durchaus kein Heiliger zu sein, um etwas davon zu erleben! Man kann auch auf einem umgestürzten Baum oder einer Bank im Gebirge sitzen und einer weidenden Rinderherde zusehn und schon dabei nichts Geringeres mitmachen, als wäre man mit einemmal in ein anderes Leben versetzt! Man verliert sich und kommt mit einemmal zu sich: du hast ja selbst schon davon gesprochen!»

«Aber was geht da vor sich?» fragte Agathe.

«Dazu mußt du dir vorerst klar machen, was das Gewöhnliche ist, Schwester Mensch!» erklärte

Ulrich mit einem Versuch, den allzu rasch mitreißenden Gedanken durch einen Scherz zu bremsen. «Das Gewöhnliche ist, daß uns eine Herde nichts bedeutet als weidendes Rindfleisch. Oder sie ist ein malerischer Gegenstand mit Hintergrund. Oder man nimmt überhaupt kaum Kenntnis von ihr. Rinderherden an Gebirgswegen gehören zu den Gebirgswegen, und was man in ihrem Anblick erlebt, würde man erst merken, wenn an ihrer Stelle eine elektrische Normaluhr oder ein Zinshaus dastünde. Ansonsten überlegt man, ob man aufstehn oder sitzenbleiben soll; man findet die Fliegen lästig, von denen die Herde umschwärmt wird; man sieht nach, ob ein Stier unter ihr ist; man überlegt, wo der Weg weiterführt: das sind unzählige kleine Absichten, Sorgen, Berechnungen und Erkenntnisse, und sie bilden gleichsam das Papier, auf dem das Bild der Herde steht. Man weiß nichts von dem Papier, man weiß nur von der Herde darauf →»

«Und plötzlich zerreißt das Papier!» fiel Agathe ein.

«Ja. Das heißt: irgendeine gewohnheitsmäßige Verwebung in uns zerreißt. Nichts Eßbares grast dann mehr; nichts Malbares; nichts versperrt dir den Weg. Du kannst nicht einmal mehr die Worte grasen oder weiden bilden, weil dazu eine Menge zweckvoller, nützlicher Vorstellungen gehört, die du auf einmal verloren hast. Was auf der Bildfläche bleibt, könnte man am ehesten ein Gewoge von Empfindungen nennen, das sich hebt und senkt oder atmet und gleißt, als ob es ohne Umrisse das ganze Gesichtsfeld ausfüllte. Natürlich sind darin auch noch unzählige einzelne Wahrnehmungen enthalten, Farben, Hörner, Bewegungen, Gerüche und alles, was zur Wirklichkeit gehört: aber das wird bereits nicht mehr anerkannt, wenn es auch noch erkannt werden sollte. Ich möchte sagen: die Einzelheiten besitzen nicht mehr ihren Egoismus, durch den sie unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, sondern sie sind geschwisterlich und im wörtlichen Sinn <innig> untereinander verbunden. Und natürlich ist auch keine <Bildfläche> mehr da, sondern irgendwie geht alles grenzenlos in dich über.»

Nun übernahm wieder Agathe lebhaft die Beschreibung: «Jetzt brauchst du bloß statt Egoismus der Einzelheiten Egoismus der Menschen zu sagen,» rief sie aus «so ist es das, was man so schwer ausdrücken kann: <Liebe deinen Nächsten!> heißt nicht, liebe ihn so, wie ihr seid, sondern es bezeichnet eine Art Traumzustand!»

«Alle Sätze der Moral» bestätigte Ulrich «bezeichnen eine Art Traumzustand, der aus den Regeln, in die man ihn faßt, bereits entflohen ist!»

«Eigentlich gibt es dann gar kein Gut und Böses, sondern nur Glaube – oder Zweifel!» rief Agathe aus, der jetzt der sich selbst tragende ursprüngliche Zustand des Glaubens so nahe zu sein schien und ebenso sein Verlust in der Moral, von dem ihr Bruder gesprochen hatte, als er sagte, Glaube könne nicht eine Stunde alt werden.

«Ja, es steht in dem Augenblick, wo man dem unwesentlichen Leben entschlüpft, alles in einer neuen Beziehung zu einander» stimmte Ulrich bei. «Fast möchte ich sagen, in gar keiner Beziehung. Denn sie ist eine gänzlich unbekannte, über die wir keinerlei Erfahrung haben, und alle anderen Beziehungen sind verlöscht; aber diese eine ist trotz ihrer Dunkelheit so deutlich, daß man sie nicht leugnen kann. Sie ist stark, aber sie ist unfaßbar stark. Man möchte auch sagen: Gewöhnlich blickt man etwas an, und der Blick ist wie ein Stäbchen oder ein gespannter Faden, woran sich Auge und Anblick gegenseitig stützen, und irgendein großes Gewirk von solcher Art stützt jede Sekunde; wogegen jetzt in dieser einen eher etwas Schmerzlich-Süßes die Augenstrahlen auseinanderzieht.»

«Man besitzt nichts auf der Welt, man hält nichts mehr fest, man wird von nichts festgehalten» sagte Agathe. «Es ist alles wie ein hoher Baum, an dem sich kein Blatt regt. Und man kann nichts Niedriges tun in diesem Zustand.»

«Man sagt, es könne in diesem Zustand nichts geschehn, was nicht mit ihm übereinstimmte» ergänzte Ulrich. «Ein Verlangen <ihm anzugehören> ist der einzige Grund, die liebevolle Bestimmung und die einzige Form alles Tun und Denkens, die in ihm statthaben. Er ist etwas unendliches Ruhendes und Umfassendes, und alles, was in ihm geschieht, mehrt seine ruhig steigende Bedeutung; oder es mehrt sie nicht, dann ist es das Schlechte, aber das Schlechte kann nicht geschehn, weil im gleichen Augenblick die Stille und Klarheit zerreißt und der wunderbare Zustand aufhört.» Ulrich sah seine Schwester prüfend an, ohne daß sie es merken sollte; er hatte doch immer das Gefühl, man müßte jetzt bald aufhören. Aber Agathes Gesicht war verschlossen; sie dachte an lang Vergangenes. Sie antwortete: «Ich wundere mich über mich selbst, aber es hat wirklich eine kurze Zeit gegeben, wo ich Neid, Bosheit, Eitelkeit, Habsucht und ähnliches nicht kannte; es ist kaum noch zu glauben, aber mir kommt vor, sie wären damals mit einem Schlag nicht nur aus dem Herzen, sondern auch aus der Welt verschwunden gewesen! Man kann sich dann nicht bloß selbst nicht niedrig verhalten, sondern auch die anderen können es nicht. Ein guter Mensch macht alles gut, was mit ihm in Berührung kommt, die anderen mögen gegen ihn unternehmen, was sie wollen: in dem Augenblick, wo es in seinen Bereich eintritt, wird es von ihm verändert!»

«Nein,» fiel Ulrich ein «ganz so ist es nicht; im Gegenteil wäre es so eins der ältesten Mißverständnisse! Denn ein guter Mensch macht die Welt nicht im geringsten gut, er bewirkt überhaupt nichts an ihr, er sondert sich nur von ihr ab!»

«Er bleibt doch mitten in ihr!?»

«Er bleibt mitten in ihr, doch ist ihm so, als ob der Raum aus den Dingen gezogen würde oder irgend etwas Imaginäres geschähe: es ist das schwer zu sagen!»

«Ich habe trotzdem die Vorstellung, daß einem <hochgemuten> Menschen – das Wort fällt mir nur so ein! – niemals etwas Niedriges in den Weg tritt; das mag ein Unsinn sein, aber es ist eine Erfahrung.»

«Es mag eine Erfahrung sein,» entgegnete Ulrich «aber es gibt auch die entgegengesetzte Erfahrung! Oder glaubst du, daß die Soldaten, die Jesus gekreuzigt haben, nicht niedrig fühlten? Und dabei waren sie Werkzeuge Gottes! Überdies gibt es selbst nach den Zeugnissen der Ekstatiker schlechte Gefühle: sie klagen, daß sie aus dem Stand der Gnade fallen und dann eine unsägliche Unlust empfinden, sie kennen Angst, Pein und Scham und vielleicht sogar Haß. Nur wenn das stille Brennen wieder beginnt, werden Reue, Zorn, Angst und Pein selig. Über all das ist so schwer zu urteilen!»

«Wann warst du so verliebt?» fragte Agathe unvermittelt.

«Ich? Oh! Ich habe dir das doch schon erzählt: ich war tausend Kilometer von der Geliebten fort geflohen, und als ich mich sicher jeder Möglichkeit ihrer wirklichen Umarmung fühlte, heulte ich sie an wie der Hund den Mond!»

Nun gestand ihm Agathe die Geschichte ihrer Liebe ein. Sie war erregt. Schon ihre letzte Frage hatte sie losgeschnellt wie eine übermäßig gespannte Saite, und das übrige folgte in der gleichen Weise. Ihr Inneres zitterte, als sie das jahrelang Verhohlene freigab.

Ihr Bruder war aber nicht sonderlich erschüttert davon. «Gewöhnlich altern die Erinnerungen zugleich mit den Menschen,» erklärte er ihr «und die leidenschaftlichsten Vorgänge werden mit der Zeit perspektivisch-komisch, als ob man sie am Ende von neunundneunzig hintereinander geöffneten Türen sähe. Aber manchmal, wenn sie mit sehr starken Gefühlen verknüpft waren, altern einzelne Erinnerungen nicht und halten ganze Schichten des Wesens bei sich fest. Das war

dein Fall. Beinahe in jedem Menschen gibt es solche Punkte, die das psychische Ebenmaß ein wenig entstellen; sein Verhalten strömt so über sie hin wie ein Fluß über einen unsichtbaren Felsblock, und bei dir ist das bloß sehr stark gewesen, so daß es fast einem Stillstand gleichkam. Aber schließlich hast du dich dann doch befreit, du bist wieder in Bewegung!»

Er erklärte das mit der Ruhe eines fast beruflichen Denkens; er war leicht abzubringen! Agathe war unglücklich. Sie sagte eigensinnig: «Natürlich bin ich in Bewegung, aber davon spreche ich doch nicht! Ich will wissen, wohin ich damals beinahe gelangt wäre!» Sie war auch ärgerlich, ohne es zu wollen, bloß weil sich ihre Erregung irgendwie ausdrücken mußte; aber sie sprach trotzdem in der ursprünglichen Richtung ihrer Bewegung weiter, und es war ihr ganz schwindlig zu Mute zwischen der Zärtlichkeit ihrer Worte und dem Ärger im Hintergrund. So erzählte sie von dem eigentümlichen Zustand einer gesteigerten Empfänglichkeit und Empfindlichkeit, der ein Überquellen und Zurückquellen der Eindrücke bewirkt, woraus das Gefühl entsteht, wie in dem weichen Spiegel einer Wasserfläche mit allen Dingen verbunden zu sein und ohne Willen zu geben und zu empfangen; dieses wunderbare Gefühl der Entgrenzung und Grenzenlosigkeit des Äußeren wie des Inneren, das der Liebe und der Mystik gemeinsam ist! Agathe tat es natürlich nicht in solchen Worten, die schon eine Erklärung einschließen, sondern sie reihte bloß leidenschaftliche Bruchstücke ihrer Erinnerung aneinander; aber auch Ulrich, obwohl er schon oft darüber nachgedacht hatte, war keiner Erklärung dieser Erlebnisse mächtig, ja er wußte vor allem nicht, ob er eine solche in deren eigener Weise oder nach dem gewöhnlichen Verfahren der Vernunft versuchen solle, was ihm beides gleich nahe lag, nicht aber der fühlbaren Leidenschaft seiner Schwester. Was er in der Erwiderung ausdrückte, war darum bloß eine Vermittlung, eine Art Prüfung der Möglichkeiten. Er wies auf die merkwürdige Verwandtschaft hin, die in dem gehobenen Zustand, von dem sie sprächen, zwischen Denken und Moral bestehe, so daß jeder Gedanke als Glück, Ereignis und Geschenk empfunden werde und weder in die Vorratskammern wandere, noch sich überhaupt mit den Gefühlen des Aneignens und Bewältigens, des Festhaltens und Beobachtens verbinde, wodurch im Kopf nicht minder als im Herz der Genuß am Besitz seiner selbst durch ein grenzenloses sich Verschenken und Verschränken ersetzt werde. «Einmal im Leben» antwortete Agathe darauf schwärmerisch entschieden «geschieht alles, was man tut, für einen anderen. Man sieht für ihn die Sonne scheinen. Er ist überall, und selbst ist man nirgends. Und doch ist das kein <Egoismus zu zweien>, denn dem anderen muß es genau so gehn. Zuletzt sind beide kaum noch für einander da, und was übrig bleibt, ist eine Welt für lauter zwei Menschen, die aus Anerkennung, Hingabe, Freundschaft und Selbstlosigkeit besteht!»

Im Dunkel des Zimmers glühte ihre Wange vor Eifer wie eine Rose, die im Schatten steht. Und Ulrich bat: «Laß uns jetzt wieder nüchterner reden; in diesen Fragen wird viel zu viel Schwindel getrieben!» Da kam ihr auch das nicht unrichtig vor. Vielleicht machte es der Ärger, der noch immer nicht ganz verflogen war, daß ihre Entzückung von der hinzugerufenen Wirklichkeit etwas zurückgedrängt wurde; aber es war keine unangenehme Empfindung, dieses unsichere Zittern der Grenze.

Ulrich begann von dem Unfug zu sprechen, die Erlebnisse, denen ihr Gespräch galt, so auszulegen, als fände in ihnen nicht bloß eine eigentümliche Veränderung des Denkens statt, sondern es träte ein übermenschliches Denken an die Stelle des gewöhnlichen. Ob man es göttliche Erleuchtung nannte oder nach der Mode der Neuzeit bloß Intuition, er hielt es für das Haupthindernis wirklichen Verstehens. Nach seiner Überzeugung war nichts dadurch zu gewinnen, daß man Einbildungen nachgab, die einer überlegten Nachprüfung nicht standhielten. Das sei nur wie die Wachsflügel des Ikaros, die in der Höhe zerschmelzen, rief er aus; wolle man nicht bloß im Traum fliegen, dann müsse man es auf Metallflügeln erlernen.

Und auf die Bücher weisend, fuhr er nach einer kleinen Weile fort: «Das sind christliche, jüdische, indische und chinesische Zeugnisse; zwischen einzelnen von ihnen liegt mehr als ein Jahrtausend. Trotzdem erkennt man in allen den gleichen vom gewöhnlichen abweichenden, aber in sich einheitlichen Aufbau der inneren Bewegung. Sie unterscheiden sich von einander fast genau nur um das, was von der Verbindung mit einem Lehrgebäude der Theologie und Himmelsweisheit herrührt, unter dessen schützendes Dach sie sich begeben haben. Wir dürfen also einen bestimmten zweiten und ungewöhnlichen Zustand von großer Wichtigkeit voraussetzen, dessen der Mensch fähig ist und der ursprünglicher ist als die Religionen.

«Andererseits haben die Kirchen,» schränkte er es ein «das heißt die zivilisierten Gemeinschaften religiöser Menschen, diesen Zustand stets mit einem ähnlichen Mißtrauen behandelt, wie es ein Bürokrat der privaten Unternehmungslust entgegenbringt. Sie haben dieses schwärmende Erleben niemals ohne Vorbehalt anerkannt, im Gegenteil, sie haben große und anscheinend berechnete Anstrengungen darauf gerichtet, an seine Stelle eine geregelte und verständliche Moral zu setzen. So gleicht die Geschichte dieses Zustands einer fortschreitenden Verleugnung und Verdünnung, die an die Trockenlegung eines Sumpfes erinnert.

Und als das kirchliche Geistesregiment» schloß er «und sein Wortschatz veraltet, ist man begreiflicherweise dazu gekommen, unseren Zustand überhaupt nur noch für ein Hirngespinnst zu halten. Warum hätte die bürgerliche Kultur, als sie an die Stelle der religiösen trat, religiöser sein sollen als diese?! Sie hat jenen anderen Zustand auf den Hund gebracht, der Erkenntnisse apportiert. Es gibt heute eine Menge Menschen, die sich über die Vernunft beklagen und uns einreden möchten, daß sie in ihren weisesten Augenblicken mit Hilfe einer besonderen, über dem Denken stehenden Fähigkeit dächten: das ist ein letzter, selbst schon ganz und gar rationalistischer, öffentlicher Rest; der letzte Rest der Trockenlegung ist Quatsch geworden! Also gestattet man den alten Zustand außer in Gedichten nur ungebildeten Personen in den ersten Wochen der Liebe als eine vorübergehende Verwirrung; das sind sozusagen verspätete grüne Blätter, die zuweilen am Holz der Betten und Katheder ausschlagen: wo er aber in sein, ursprüngliches großes Wachstum zurückfallen möchte, wird er unnachsichtlich abgegraben und ausgerodet!»

Ulrich hatte ungefähr so lange gesprochen, wie sich ein Chirurg die Hände und Arme wäscht, um keine Keime ins Operationsfeld zu tragen; auch mit der Geduld, der Hingabe und dem Gleichmut, die in Widerspruch stehen zu der Aufregung, welche die bevorstehende Arbeit bringen wird. Nachdem er sich aber ganz sterilisiert hatte, dachte er beinahe sehnsüchtig an ein wenig Infektion und Fieber, denn er liebte die Nüchternheit ja nicht um ihrer selbst willen. Agathe saß auf einer Leiter, die dem Herabholen der Bücher diente, und gab, auch als ihr Bruder schwieg, kein Zeichen der Teilnahme; sie sah in das unendliche, meeresartige Grau des Himmels hinaus und hörte dem Schweigen ebenso zu wie zuvor den Worten. So sprach Ulrich mit einem wenig an Trotz weiter, den er kaum unter einem scherzhaften Ton verbarg.

«Kehren wir zu unserer Bank im Gebirge mit der Rinderherde zurück» bat er. «Stell dir vor, irgendein Kanzleirat in fabrikneuen Lederhosen sitzt dort, mit grünen Hosenträgern, auf die «Grüß Gott» gestickt ist: er vertritt den realen Gehalt des Lebens, der sich auf Urlaub befindet. Dadurch ist das Bewußtsein, das er von seinem Dasein hat, natürlich für den Augenblick verändert. Wenn er die Rinderherde ansieht, so zählt er nicht, beziffert nicht, schätzt nicht das Lebendgewicht der vor ihm weidenden Tiere, verzeiht seinen Feinden und denkt milde von seiner Familie. Die Herde ist aus einem praktischen sozusagen ein moralischer Gegenstand für ihn geworden. Es kann natürlich auch sein, daß er doch ein wenig schätzt und ziffert und nicht ganz verzeiht, aber dann wird es wenigstens umspielt sein von Waldesrauschen, Bachesmurmeln und

Sonnenschein. In einem Satz kann man das so sagen: Was sonst den Inhalt seines Lebens bildet, erscheint ihm <fern> und <eigentlich unwichtig>.»

«Es ist eine Ferialstimmung» ergänzte Agathe mechanisch.

«Sehr richtig! Und wenn ihm das nichtferiale Dasein darin <eigentlich unwichtig> vorkommt, so heißt das nur: auf Urlaubsdauer. Das ist also heute die Wahrheit: der Mensch hat zwei Daseins-, Bewußtseins- und Denzustände und bewahrt sich vor einem tödlichen Gespensterschreck, den ihm das einflößen müßte, auf die Weise, daß er die einen für den Urlaub von den anderen hält, für ihre Unterbrechung, Ruhe oder irgendetwas an ihnen, das er zu kennen glaubt. Mystik dagegen wäre verbunden mit der Absicht auf Dauerferien. Der Kanzleirat sollte das ehrlos nennen und augenblicklich, so wie er es gegen Ende des Urlaubs übrigens immer tut, empfinden, daß das wirkliche Leben in seiner ordentlichen Kanzlei ruhe. Und empfinden wir anders? Ob etwas in Ordnung zu bringen ist oder nicht, wird immer zuletzt darüber entscheiden, ob man es völlig ernst nimmt oder nicht; und da haben diese Erlebnisse eben wenig Glück, denn sie sind in Tausenden von Jahren über ihre uranfängliche Unordnung und Unfertigkeit nicht hinausgekommen. Und für so etwas steht der Begriff des Wahns bereit, – religiöser Wahn oder Liebeswahn, wie du willst; du kannst überzeugt sein: heute sind selbst die meisten religiösen Menschen so von der wissenschaftlichen Denkweise angesteckt, daß sie sich nicht nachzusehen trauen, was zu innerst in ihrem Herzen brennt, und jederzeit bereit wären, diese Inbrunst medizinisch einen Wahn zu nennen, auch wenn sie offiziell anders reden!»

Agathe sah ihren Bruder mit einem Blick an, darin es knisterte wie Feuer im Regen. «Nun hast du uns doch hinausmanövriert!» warf sie ihm vor, als er nicht mehr weitersprach.

«Da hast du recht» gab er zu. «Doch ist das Sonderbare: Wir haben alles das wie einen verdächtigen Brunnen verschalt, aber irgendein übrig gebliebener Tropfen dieses unheimlichen Wunderwassers brennt trotzdem ein Loch in alle unsere Ideale. Keines stimmt ganz, keines macht uns glücklich; sie weisen alle auf etwas hin, das nicht da ist: darüber haben wir heute ja genug gesprochen. Unsere Kultur ist ein Tempel dessen, was unverwahrt Wahn genannt würde, aber gleich auch seine Verwahrungsanstalt, und wir wissen nicht: leiden wir an einem Zuviel oder einem Zuwenig.»

«Vielleicht hast du dich niemals getraut, dich ganz darauf einzulassen « sagte Agathe bedauernd und stieg von ihrer Leiter herab; denn sie waren eigentlich mit dem Ordnen des schriftlichen Nachlasses ihres Vaters beschäftigt und hatten sich bloß von dieser mit der Zeit dringlich gewordenen Arbeit zuerst durch die Bücher und dann durch ihre Unterhaltung ablenken lassen. Nun fingen sie wieder an, die Verfügungen und Aufzeichnungen durchzumustern, die sich auf die Teilung ihres Vermögens bezogen, denn der Tag, auf den Hagauer vertröstet worden war, stand nahe bevor; ehe sie aber noch ernstlich damit begonnen hatten, richtete sich Agathe von den Papieren auf und fragte von neuem: «Bis zu welchem Grad glaubst du selbst an alles, was du mir erzählt hast?»

Ulrich antwortete, ohne aufzusehen. «Stell dir vor, unter der Herde befände sich, während sich dein Herz von der Welt abgewandt hat, ein böser Stier! Versuch, wirklich zu glauben, die tödliche Krankheit, von der du erzählt hast, wäre anders verlaufen, wenn dein Gefühl keine Sekunde nachgelassen hätte!» Dann hob er den Kopf und deutete auf die Papiere unter seinen Händen. «Und Gesetz, Recht, Maß? Meinst du, das sei ganz überflüssig?

«Also bis zu welchem Grad glaubst du?» wiederholte Agathe.

«Ja und nein» sagte Ulrich.



«Also nein» vollendete Agathe.

Da war es ein Zufall, der ins Gespräch eingriff; als Ulrich, der weder Lust hatte, die Unterredung neu aufzunehmen, noch ruhig genug war, geschäftlich zu denken, in diesem Augenblick die vor ihm ausgebreiteten Schriften zusammenraffte, fiel etwas zur Erde. Es war ein loser Packen von allerhand Dingen, der versehentlich mit dem Vermächtnis aus einer Ecke der Schreibtischlade hervorgekommen war, wo er wohl jahrzehntelang gelegen haben mochte, ohne daß es sein Besitzer wußte. Ulrich betrachtete zerstreut, was er von der Erde aufhob, und erkannte auf einzelnen Blättern die Handschrift seines Vaters; aber es war nicht die Altersschrift, sondern die der Mannesjahre, er sah genauer hin, nahm außer beschriebenen Papieren noch Spielkarten, Photographien und allerhand kleinen Kram wahr und begriff nun rasch, was er gefunden habe. Es war die «Giftlade» des Schreibtisches. Da fanden sich sorgsam aufgeschriebene, meist zotige Witze; Aktaufnahmen; unter Verschuß zu versendende Postkarten mit prallen Sennerinnen, denen man hinten die Hosen öffnen konnte; Kartenspiele, die ganz ordentlich aussahen, aber, gegen das Licht gehalten, fürchterliche Dinge zeigten; Männchen, die allerhand von sich gaben, wenn man sie auf den Bauch drückte; und dergleichen mehr. Sicher hatte der alte Herr gar nichts mehr von den Dingen gewußt, die da in der Lade lagen, denn sonst hätte er sie rechtzeitig vernichtet. Sie stammten offenbar noch aus den Mannesjahren, wo sich nicht wenige alternde Junggesellen und Witwer an solchen Schamlosigkeiten wärmen, aber Ulrich errötete vor der unverwahrt zurückgelassenen Phantasie seines Vaters, die der Tod vom Fleische gelöst hatte. Der Zusammenhang mit dem abgebrochenen Gespräch war ihm augenblicklich klar. Trotzdem war es sein erster Antrieb, diese Urkunden zu vernichten, ehe Agathe sie gesehen habe. Aber Agathe hatte schon gesehen, daß ihm etwas Ungewöhnliches in die Hand geraten sei, so daß er sich plötzlich anders besann und sie herrief.

Er wollte abwarten, was sie sage. Mit einemmal war er wieder von dem Gedanken beherrscht, daß sie doch eine Frau sei, die Erfahrungen haben müsse, was während der tieferen Gespräche ganz aus dem Bewußtsein gewesen war. Aber ihrem Gesicht war nicht zu entnehmen, was sie denke; sie sah ernst und ruhig den illegalen Nachlaß ihres Vaters an, und zuweilen lächelte sie offen, aber doch auch wieder nicht lebhaft. So fing Ulrich trotz seines Vorsatzes selbst an. «Das ist der letzte Rest der Mystik!» sagte er ärgerlich-lustig. «In der gleichen Lade liegen da die strengen sittlichen Ermahnungen des Testaments und diese Jauche!» Er war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab. Und er hatte kaum zu sprechen begonnen, so riß ihn das Schweigen seiner Schwester zu neuen Worten hin.

«Du hast mich gefragt, was ich glaube» begann er. «Ich glaube, daß alle Vorschriften unserer Moral Zugeständnisse an eine Gesellschaft von Wilden sind.

Ich glaube, daß keine richtig sind.

Ein anderer Sinn schimmert dahinter. Ein Feuer, das sie umschmelzen sollte.

Ich glaube, daß nichts zu Ende ist.

Ich glaube, daß nichts im Gleichgewicht steht, sondern daß alles sich aneinander erst heben möchte.

Das glaube ich; das ist mit mir geboren worden oder ich mit ihm.»

Nach jedem Satz war er stehen geblieben, denn er sprach nicht laut und mußte doch durch irgend etwas seinem Bekenntnis Nachdruck geben. Sein Auge blieb jetzt an den klassischen Gipsgebilden hängen, die oben auf den Bücherborden standen; er sah eine Minerva, einen Sokrates; er erinnerte sich daran, daß Goethe einen überlebensgroßen Gipskopf der Juno in sein

Zimmer gestellt hat. Beängstigend fern kam ihm diese Vorliebe vor: was einst blühende Idee gewesen, war seitdem zu einem toten Klassizismus eingegangen. War zur nachzüglerhaften Recht- und Pflichthaberei der Zeitgenossen seines Vaters geworden. War vergeblich gewesen. «Die Moral, die uns überliefert wurde, ist so, als ob man uns auf ein schwankendes Seil hinausschickte, das über einen Abgrund gespannt ist,» sagte er «und uns keinen anderen Rat mitgab als den: Halte dich recht steif!

Ich bin, wie es scheint, ohne mein Zutun mit einer anderen Moral geboren worden.

Du hast mich gefragt, was ich glaube! Ich glaube, man kann mir tausendmal aus den geltenden Gründen beweisen, etwas sei gut oder schön, es wird mir gleichgültig bleiben, und ich werde mich einzig und allein nach dem Zeichen richten, ob mich seine Nähe steigen oder sinken macht.

Ob ich davon zum Leben geweckt werde oder nicht.

Ob bloß meine Zunge davon redet und mein Gehirn oder der strahlende Schauer in meiner Fingerspitze.

Aber ich kann auch nichts beweisen.

Und ich bin sogar davon überzeugt, daß ein Mensch, der dem nachgibt, verloren ist. Er gerät in Dämmerung. In Nebel und Quatsch. In gliederlose Langeweile.

Wenn du das Eindeutige aus unserem Leben fort nimmst, so bleibt ein Karpfenteich ohne Hecht.

Ich glaube, daß das Hundsgemeine dann sogar unser guter Geist ist, der uns schützt!

Ich glaube also nicht!

Ich glaube aber vor allem nicht an die Bindung von Böses durch Gut, die unser Kulturgemisch darstellt: das ist mir widerwärtig!

Ich glaube also und glaube nicht!

Aber ich glaube vielleicht, daß die Menschen in einiger Zeit einesteils sehr intelligent, andernteils Mystiker sein werden. Vielleicht geschieht es, daß sich unsere Moral schon heute in diese zwei Bestandteile zerlegt. Ich könnte auch sagen: in Mathematik und Mystik. In praktische Melioration und unbekanntes Abenteuer!»

Er war seit Jahren nicht so offen aufgeregter gewesen. Die «Vielleicht» in seiner Rede empfand er nicht, die erschienen ihm nur natürlich.

Agathe hatte sich indessen vor den Ofen gekniet; sie hatte den Packen von Bildern und Schriften neben sich auf der Erde, sah jedes einzelne Stück noch einmal an und schob es dann ins Feuer. Sie war nicht ganz unempfindlich gegen die gemeine Sinnlichkeit dieser Unanständigkeiten, die sie betrachtete. Sie fühlte ihren Körper von ihnen erregt. Es kam ihr vor, daß sie das so wenig selbst sei, wie wenn man in einer starren Einöde irgendwo ein Kaninchen huschen fühlt. Sie wußte nicht, ob sie sich vor ihrem Bruder schämen müßte, wenn sie ihm das sagte; aber sie war zuinnerst müde und wollte nichts mehr reden. Sie hörte auch nicht auf das, was er sagte; ihr Herz war von diesem Auf und Ab schon zu sehr geschüttelt worden und konnte nicht mehr folgen. Immer hatten ja andere besser gewußt als sie, was recht wäre; daran dachte sie, aber es geschah, vielleicht weil sie sich schämte, mit einem geheimen Trotz. Einen unerlaubten oder geheimen Weg zu gehn: darin fühlte sie sich Ulrich überlegen. Sie hörte, wie er immer wieder vorsichtig alles zurücknahm, wozu er sich hinreißen ließ, und seine Worte schlugen wie große Tropfen von Glück und Traurigkeit an ihr Ohr.

Ulrich kehrt zurück und wird durch den General von allem unterrichtet, was er versäumt hat

Achtundvierzig Stunden später stand Ulrich in seiner verlassenem Wohnung. Es war früh am Vormittag. Die Wohnung war sorgfältig aufgeräumt, abgestaubt und blank; und genau so, wie er seine Bücher und Schriften bei seiner hastigen Abreise auf den Tischen liegen gelassen hatte, lagen sie, von dienender Hand erhalten, noch dort, aufgeschlagen oder von unverständlich gewordenen Lesezeichen durchpfeilt, dieses und jenes Papier sogar noch mit einem Bleistift zwischen den Seiten, den er aus der Hand gelegt hatte. Aber alles war ausgekühlt und erstarrt wie der Inhalt eines Schmelztiegels, unter dem man das Feuer zu nähren vergessen hat. Schmerzhaft ernüchert und verständnislos bückte Ulrich auf den Abdruck einer vergangenen Stunde, Matrizen heftiger Erregungen und Gedanken, von denen sie ausgefüllt worden. Er fühlte einen unsäglichen Widerwillen, mit diesen Resten seiner selbst in Berührung zu kommen. «Das erstreckt sich jetzt» dachte er «durch die Türen über das ganze Haus bis zu dem Blödsinn der Hirschgeweihe unten in der Halle. Welch ein Leben habe ich im letzten Jahr geführt!» Er schloß, so wie er stand, die Augen, um nichts sehen zu müssen. «Wie gut, daß sie mir bald nachkommen wird, wir werden hier alles anders machen!» dachte er. Und dann lockte es ihn doch, sich die letzten Stunden zu vergegenwärtigen, die er hier zugebracht hatte; es kam ihm vor, er sei unendlich lang weg gewesen, und er wollte vergleichen. Clarisse: das war nichts. Aber vorher und nachher: die sonderbare Aufregung, in der er nach Hause geeilt war, und dann jenes übernächliche Zerschmelzen der Welt! «So, wie Eisen, wenn es unter einer ganz großen Kraft weich wird» überlegte er. «Es beginnt zu fließen und bleibt doch Eisen. Ein Mann dringt mit Kraft in die Welt ein,» schwebte ihm vor «aber plötzlich schließt sie sich um ihn, und alles sieht anders aus. Keine Zusammenhänge mehr. Kein Weg, den er gekommen ist und weitergehen muß. Ein schimmerndes Umschlossensein an der Stelle, wo er noch soeben ein Ziel oder eigentlich die nüchterne Leere sah, die vor jedem Ziel liegt.» Ulrich hielt noch immer die Augen geschlossen. Langsam, als Schatten, kehrte das Gefühl wieder. Das geschah so, als kehrte es auf den Platz zurück, wo er damals und auch jetzt stand, dieses Gefühl, das mehr im Raum außen war als im Bewußtsein innen; eigentlich war es überhaupt weder ein Gefühl noch ein Gedanke, sondern ein unheimlicher Vorgang. Wenn man so überreizt und einsam war, wie er damals, konnte man wohl glauben, es kehre sich das Wesen der Welt von innen heraus um; und plötzlich wurde ihm klar – unbegreiflich war bloß, daß es erst jetzt geschah – und lag wie ein ruhiger offener Rückblick da, daß ihm schon damals sein Gefühl die Begegnung mit seiner Schwester angekündigt hatte, denn von dem Augenblick an war sein Geist von wunderlichen Kräften gelenkt worden bis –: doch da wandte sich Ulrich, ehe er «gestern» zu denken vermochte, hastig und so handgreiflich geweckt von seinen Erinnerungen ab, als wäre er an eine Kante gestoßen; da gab es etwas, woran er noch nicht denken wollte!

Er trat an den Schreibtisch und musterte die dort liegende Post durch, ohne seine Reisekleidung abzulegen. Er war enttäuscht, als sich kein Telegramm seiner Schwester darunter befand, obgleich er keines zu erwarten hatte. Ein Berg von Beileidskundgebungen lag da vermengt mit wissenschaftlichen Mitteilungen und Buchhändleranzeigen. Zwei Briefe von Bonadea fanden sich vor, die sich so dick anfühlten, daß er sie gar nicht erst öffnete. Auch eine dringende Bitte

des Grafen Leinsdorf, ihn zu besuchen, und zwei flötende Briefchen Diotimas waren dabei, die ihn ebenfalls einlud, daß er sich gleich nach seiner Rückkunft bei ihr zeige; aufmerksamer gelesen, enthielt das eine, das spätere, außeramtliche Nebentöne, die sehr freundschaftlich, wehmütig und fast ein wenig zärtlich waren. Ulrich wandte sich den telephonischen Anrufen zu, die während seiner Abwesenheit vermerkt worden waren: General von Stumm, Sektionschef Tuzzi, zweimal das Haussekretariat des Grafen Leinsdorf, mehrmals eine Dame, die ihren Namen nicht genannt hatte und wahrscheinlich Bonadea war, Bankdirektor Leo Fischel und sonst geschäftliche Mitteilungen. Während Ulrich das las und noch am Schreibtisch stand, klingelte der Apparat, und als Ulrich den Hörer aufnahm, meldete sich «Kriegsministerium, Bildungs- und Unterrichtsabteilung, Korporal Hirsch», sehr betroffen davon, unerwartet auf Ulrichs eigene Stimme zu prallen, und eifrig versichernd, daß der Herr General Befehl gegeben habe, jeden Morgen um zehn Uhr anzurufen, und sofort selbst am Telefon sein werde.

Fünf Minuten später beteuerte Stumm, daß er noch am gleichen Vormittag «hervorragend wichtigen Konferenzen» beiwohnen und Ulrich unbedingt vorher sprechen müsse; auf die Frage, was es denn sei und warum es denn nicht am Fernsprecher erledigt werden könne, seufzte er in die Muschel und kündigte «Mitteilungen, Sorgen, Fragen» an, ohne daß aus ihm etwas Bestimmtes herauszubekommen war. Zwanzig Minuten später hielt aber ein Fiaker des Kriegsministeriums vor dem Tor, und General Stumm betrat das Haus, von einer Ordonnanz gefolgt, die eine große lederne Aktentasche an der Schulter hängen hatte. Ulrich, der dieses Behältnis der geistigen Sorgen des Generals recht wohl noch von den Aufmarschplänen und Grundbuchblättern der großen Gedanken kannte, runzelte fragend die Stirn. Stumm von Bordwehr lächelte, schickte die Ordonnanz zum Wagen zurück, öffnete den Rock, um den kleinen Schlüssel des Sicherheitsschlusses hervorzuholen, den er an einem Kettchen um den Hals trug, sagte kein Wort und hob aus der Tasche, die sonst nichts enthielt, zwei Laibe Kommißbrot ans Licht.

«Unser neues Brot,» erklärte er nach einer Kunstpause «ich habe es dir zum Kosten mitgebracht!»

«Das ist aber nett von dir,» meinte Ulrich «daß du mir nach einer durchreisten Nacht Brot bringst, statt mich schlafen zu lassen.»

«Wenn du Schnaps im Haus hast, was man wohl annehmen darf» setzte der General dagegen «so sind Brot und Schnaps das beste Frühstück nach einer durchgebrachten Nacht. Du hast mir einmal erzählt, daß unser Kommißbrot das einzige ist, was dir an des Kaisers Dienst gefallen hat, und ich möchte wohl behaupten, daß die österreichische Armee im Broterzeugen allen anderen Armeen voraus ist, besonders seit die Intendanz dieses neue Muster «1914»herausgebracht hat! Darum hab ich es hier, das ist der eine Grund. Und dann, mußt du wissen, mach ich es jetzt auch grundsätzlich so. Ich muß natürlich nicht den ganzen Tag auf meinem Sessel sitzen und über jeden Schritt Rechenschaft ablegen, den ich aus dem Zimmer tu, das versteht sich von selbst; aber du weißt, daß der Generalstab nicht umsonst das Jesuitenkorps heißt, und geflüstert wird immer, wenn einer viel außer Haus ist, und Exzellenz von Frost, mein Chef, hat schließlich vielleicht doch noch keine ganz zutreffende Vorstellung vom Umfang des Geistes – des zivilen Geistes, meine ich – und darum nimm ich eben seit einiger Zeit immer die Tasche und eine Ordonnanz mit, wenn ich ein wenig ausgehn will, und damit sich die Ordonnanz nicht denkt, daß die Tasche leer ist, tu ich jedesmal zwei Laib Brot hinein.»

Ulrich mußte lachen, und der General lachte vergnügt mit. «Du scheinst weniger Freude an den großen Gedanken der Menschheit zu haben als früher?» fragte Ulrich.

«Alle haben jetzt weniger Freude daran» erklärte ihm Stumm, während er mit seinem Taschenmesser das Brot anschnitt. «Es ist jetzt die Parole der Tat ausgegeben worden.»

«Du wirst mir das erklären müssen.»

«Darum bin ich ja da. Du bist nicht der richtige Tatmensch!»

«Nein?»

«Nein.»

«Ich weiß nicht!?»

«Ich weiß es vielleicht auch nicht. Aber man sagt es.»

«Wer ist <man>?»

«Arnheim zum Beispiel.»

«Du stehst gut mit Arnheim?»

«Na natürlich! Wir stehen hervorragend miteinander. Wenn er kein gar so großer Geist wäre, könnten wir wirklich schon Du zueinander sagen!»

«Hast du auch mit den Öllagern zu tun?»

Der General trank von dem Korn, den Ulrich hatte auftragen lassen, und kaute Brot nach, um Zeit zu gewinnen. «Ausgezeichnet schmeckt das» brachte er mühsam hervor und kaute weiter.

«Natürlich hast du mit den Öllagern zu tun!» stellte Ulrich in plötzlicher Erleuchtung fest. «Das ist doch eine Frage, die eure Marinesektion angeht wegen der Schiffsfeuerung, und wenn Arnheim die Bohrfelder erwerben will, muß er euch das Zugeständnis machen, euch billig zu liefern. Andererseits ist Galizien Aufmarschgebiet und Glacis gegen Rußland, also müßt ihr vorkehren, daß die Ölförderung, die er dort in Schwung bringen will, im Kriegsfall besonders geschützt wird. Also wird euch wieder seine Panzer-Blechfabrik bei den Kanonen entgegenkommen, die ihr haben wollt: Daß ich das nicht vorhergesehen habe! Ihr seid doch geradezu für einander geboren!»

Der General hatte vorsichtshalber noch ein zweites Stück Brot gekaut; jetzt konnte er sich aber nicht mehr zurückhalten und sagte unter gewaltigen Anstrengungen, den vollen Inhalt seines Mundes hinunterzuwürgen: «Entgegenkommen kannst du leicht sagen; du hast keine Ahnung, was das für ein Geizhals ist! Ich bitte um Verzeihung,» verbesserte er seinen Ausdruck «mit welcher sittlichen Würde der so ein Geschäft behandelt! Ich habe keine Ahnung gehabt, daß zum Beispiel zehn Heller pro Tonne-Eisenbahnkilometer eine Gesinnungsfrage sind, wegen der man im Goethe oder in einer Philosophiegeschichte nachlesen muß!»

«Du führst diese Verhandlungen?»

Der General trank ein Korn nach. «Ich habe überhaupt nicht gesagt, daß Verhandlungen geführt werden! Gedankenaustausch kannst du es meinethalben nennen.»

«Und damit bist du beauftragt?»

«Niemand ist beauftragt! Man spricht einfach. Man kann doch hie und da auch von etwas anderem als der Parallelaktion sprechen. Und wenn jemand beauftragt wäre, so gewiß nicht ich. Das ist doch keine Angelegenheit für die Unterrichts- und Bildungsabteilung. So etwas geht die Präsidialkanzlei an und höchstens noch die Intendanz. Wenn ich überhaupt dabei bin, so wäre ich es nur als eine Art Fachbeirat für zivile Geistesfragen, sozusagen als Dolmetsch, weil der

Arnheim so gebildet ist.»

«Und weil du durch mich und Diotima fortwährend mit ihm zusammenkommst! Lieber Stumm, wenn du willst, daß ich dir weiter den Elefanten machen soll, mußt du mir die Wahrheit sagen!»

Aber darauf hatte sich Stumm inzwischen vorbereitet. «Was fragst du denn, wenn du sie ohnehin weißt!» erwiderte er entrüstet. «Glaubst du, du darfst mich pflanzen, und ich weiß nicht, daß dich der Arnheim ins Vertrauen zieht?!»

«Ich weiß gar nichts!»

«Aber du hast doch gerade erzählt, daß du's weißt!»

«Das von den Ölfeldern weiß ich.»

«Und dann hast du gesagt, daß wir gemeinsame Interessen mit dem Arnheim an diesen Ölfeldern hätten. Gib mir dein Ehrenwort, daß du das weißt, und dann kann ich dir alles sagen.» Stumm von Bordwehr erfaßte Ulrichs zögernde Hand, blickte ihm ins Auge und sagte pffiffig: «Also, da du mir jetzt dein Ehrenwort gibst, daß du alles schon gewußt hast, geb ich dir das meine darauf, daß du alles weißt! Stimmt's? Mehr gibt's nicht. Der Arnheim möchte uns vorspannen, und wir ihn. Weißt du, ich hab ja manchmal die kompliziertesten Seelenkonflikte wegen Diotima!» rief er aus. «Aber du darfst nichts davon weitersagen, das ist ein militärisches Geheimnis!» Der General wurde vergnügt. «Weißt du überhaupt, was ein militärisches Geheimnis ist?» fuhr er fort. «Wie vor ein paar Jahren die Mobilisierung in Bosnien war, da haben sie mich im Kriegsministerium absägen wollen, ich war damals noch Oberst, und haben mich zum Kommandanten von einem Landsturmbataillon gemacht; eine Brigade hätte ich natürlich auch führen können, aber weil ich angeblich Kavallerist bin und weil sie mich eben absägen wollten, haben sie mich zu einem Bataillon geschickt. Und weil zum Kriegführen Geld gehört, hat man mir, als ich unten angekommen bin, auch eine Bataillonskasse gegeben. Hast du in deiner Militärzeit einmal so etwas gesehn? Er sieht halb wie ein Sarg und halb wie eine Futterkiste aus, ist aus dickem Holz gemacht und rundherum mit Eisenbändern beschlagen wie ein Burgtor. Daran sind drei Schlösser, und die Schlüssel dazu tragen drei Männer bei sich, jeder einen, damit keiner allein aufsperrn kann: der Kommandant und die beiden Kassa-Mitsperrer. Also haben wir uns wie zu einem Gebet versammelt, als ich unten angekommen war, und haben einer nach dem andern ein Schloß geöffnet und die Banknotenpakete ehrfürchtig herausgehoben, und ich bin mir vorgekommen wie ein Erzpriester, dem zweie ministrieren, nur daß statt aus dem Evangelium aus ärarischen Protokollen die Ziffern vorgelesen worden sind. Wie wir aber damit fertig waren, haben wir die Kiste wieder zugemacht, die Eisenbänder darumgelegt, die Schlösser zugesperrt, alles in umgekehrter Reihenfolge wie zu Beginn, ich habe irgendetwas sagen müssen, woran ich mich nicht mehr erinnern kann, und dann war die Feier zu Ende –: Hab ich mir gedacht, und hättest du dir auch gedacht, und hab großen Respekt gehabt vor der unerschütterlichen Vorsicht der Militärverwaltung in Kriegszeiten! Aber ich hab damals ein Foxel gehabt, den Vorgänger von meinem jetzigen, das war ein sehr kluges Vieh, und es bestand auch keine Vorschrift, daß er nicht hätte dabeisein dürfen; nur daß er kein Loch hat sehen können, ohne gleich wie wild zu graben. Als ich gehn will, bemerk ich also, daß sich der Spot, so hat er geheißen, er war ein Engländer, an der Kiste zu schaffen macht, und war nicht wegzukriegen. Also man hat schon oft gehört, daß durch treue Hunde die geheimsten Verschwörungen aufgedeckt worden sind, und Krieg war beinahe auch, denk ich mir also, schaust du doch nach, was der Spot hat, – und was glaubst du, hat der Spot gehabt? Weißt du, für die Landsturmbataillone gibt die Intendanz ja nicht gerade die neuesten Sachen her, und so war auch unsere Bataillonskasse alt und ehrwürdig, aber das hätt' ich doch nie gedacht, daß sie hinten, während wir vorn zu dreien zusperren, nahe am Boden ein

Loch hat, daß man den Arm durchstecken kann! Da war ein Astknorren im Holz, und der war in einem der früheren Kriege herausgefallen. Aber was willst du machen; der ganze bosnische Alarm war gerade vorbei, als der angeforderte Ersatz gekommen ist, und bis dahin haben wir in jeder Woche unsere Feierlichkeit abhalten dürfen, und bloß den Spot hab ich zuhaus lassen müssen, damit er keinem das Geheimnis verrät. Also siehst du, so schaut halt ein militärisches Geheimnis unter Umständen aus!» «Na, ich denke, ganz so offen wie deine Truhe bist du noch immer nicht» gab Ulrich zur Antwort. «Werdet ihr nun das Geschäft wirklich machen oder nicht?»

«Ich weiß es nicht. Ich gebe dir mein großes Generalstabsehrenwort: es ist noch nicht so weit.»

«Und Leinsdorf?»

«Der hat natürlich keine Ahnung. Er ist auch nicht für Arnheim zu gewinnen. Ich habe gehört, daß er sich furchtbar über die Demonstration ärgern soll, die du ja noch mitgemacht hast; er ist jetzt ganz gegen die Deutschen.»

«Tuzzi?» fragte Ulrich, das Verhör fortsetzend.

«Der ist der letzte, der etwas erfahren darf! Der würde den Plan sofort verderben. Wir wollen natürlich alle den Frieden, aber wir Militärs haben eine andere Art, ihm zu dienen, als die Bürokraten!»

«Und Diotima?»

«Aber ich bitt' dich! Das ist doch ganz und gar eine Männerangelegenheit, an so etwas kann sie nicht einmal mit Handschuhen denken! Ich bring es nicht über mich, sie mit der Wahrheit zu belästigen. Ich versteh auch, daß ihr der Arnheim nichts davon erzählt. Weißt du, er redet doch sehr viel und schön, da kann es schon ein Genuß sein, einmal über etwas zu schweigen. So wie einen stillen Magenbitter stell ich mir das vor!»

«Weißt du, daß du ein Schuft geworden bist?! Auf dein Wohl!» Ulrich trank ihm zu.

«Nein, kein Schuft» verteidigte sich der General. «Ich bin Mitglied einer ministeriellen Konferenz. Bei einer Konferenz bringt jeder vor, was er haben möchte und für das Richtige hält, und zum Schluß ergibt sich etwas daraus, das keiner ganz gewollt hat: eben das Ergebnis. Ich weiß nicht, ob du mich verstehst, ich kann es nicht besser ausdrücken.»

«Natürlich versteh ich dich. Aber gegen Diotima benehmt ihr euch trotzdem gemein.»

«Das täte mir leid» sagte Stumm. «Aber weißt du, ein Henker ist ein unehrlicher Kerl, darüber ist nicht zu streiten; dagegen der Seilfabrikant, der bloß der Gefängnisverwaltung die Stricke liefert, kann Mitglied der Ethischen Gesellschaft sein. Das berücksichtigst du nicht genug.»

«Das hast du von Arnheim!»

«Kann sein. Ich weiß nicht. Man bekommt heutzutage einen so komplizierten Geist» beklagte sich der General ehrlich.

«Und was soll ich dabei tun?»

«Na, schau, ich hab mir gedacht, du bist doch ehemaliger Offizier —»

«Schon gut. Aber wie hängt das mit <Tatmensch> zusammen?» fragte Ulrich beleidigt.

«Tatmensch?» wiederholte der General erstaunt.

«Du hast das alles doch damit eingeleitet, daß ich kein Tatmensch sei!?»

«Ach, so. Das hat damit natürlich gar nichts zu tun. Damit hab ich nur begonnen. Ich meine, der Arnheim hält dich nicht gerade für einen Tatmenschen; das hat er einmal gesagt. Du hast nichts zu tun, meint er, und das bringt dich auf Gedanken. Oder so ähnlich.»

«Das heißt, auf unnütze? Auf Gedanken, die sich nicht <in Machtsphären tragen> lassen? Auf Gedanken um ihrer selbst willen? Mit einem Wort, aufrichtige und unabhängige! Was? Oder vielleicht auf die Gedanken eines <weltfernen Ästheten?>»

«Ja» versicherte Stumm von Bordwehr diplomatisch. «So ähnlich.»

«Wem ähnlich? Was, glaubst du, ist dem Geist gefährlicher: Träume oder Ölfelder? Du brauchst dir nicht den Mund mit Brot zu verstopfen, laß das sein! Mir ist es ganz egal, was Arnheim von mir denkt. Aber du hast anfangs gesagt: <zum Beispiel Arnheim>; wer ist also noch da, für den ich nicht genug Tatmensch bin?>»

«Na, weißt du,» versicherte Stumm «das sind nicht wenige. Ich habe dir ja erzählt, daß jetzt die Parole der Tat ausgegeben ist.»

«Was heißt das?>»

«Das weiß ich auch nicht genau. Der Leinsdorf hat gesagt, es muß jetzt etwas geschehn!: damit hat es angefangen.»

«Und Diotima?>»

«Diotima sagt, das ist ein neuer Geist. Und das sagen jetzt viele am Konzil. Ich möchte wissen, ob du das auch kennst: es wird einem geradewegs schwindlig im Bauch, wenn eine schöne Frau ein so bedeutender Kopf ist!>»

«Das glaub ich gern,» gab Ulrich zu, der sich Stumm nicht entziehen ließ «aber ich möchte nun hören, was Diotima von dem neuen Geist sagt.»

«Halt die Leute sagen» gab Stumm zur Antwort. «Die Leute am Konzil sagen, die Zeit bekommt einen neuen Geist. Nicht gleich, aber in ein paar Jahren; falls nicht früher etwas Besonderes geschieht. Und dieser Geist soll nicht viel Gedanken enthalten. Auch Gefühle sind jetzt nicht an der Zeit. Gedanken und Gefühle, das ist mehr für Leute, die nichts zu tun haben. Mit einem Wort, es ist halt ein Geist der Tat, mehr weiß ich auch nicht. Aber zuweilen» fügte der General nachdenklich hinzu «habe ich mir schon gedacht, ob das nicht am Ende ganz einfach der militärische Geist ist?!>»

«Eine Tat muß einen Sinn haben!>» forderte Ulrich, und als tiefer Ernst, weit hinter diesem narrenhaft gescheckten Gespräch, erinnerte ihn sein Gewissen an die erste Unterhaltung, die er mit Agathe darüber auf der Schwedenschanze gehabt hatte.

Aber auch der General sagte: «Das habe ich doch gerade ausgesprochen. Wenn man nichts zu tun hat und nicht weiß, was man mit sich anfangen soll, ist man tatkräftig. Dann brüllt man herum, säuft, schlägt sich und schikaniert Roß und Mann. Aber andererseits wirst du zugeben: wenn man durchaus weiß, was man will, wird man ein Schleicher. Schau dir so einen jungen Generalstäbler an, wenn er die Lippen schweigsam aufeinander preßt und ein Gesicht macht wie der Moltke: zehn Jahre später hat er unter den Knöpfen einen Feldherrnhügel, aber keinen so wohlwollenden wie ich, sondern einen Giftbauch. Wieviel Sinn eine Tat haben darf, ist also schwer zu bestimmen.» Er überlegte und fügte hinzu: «Wenn man es richtig anpackt, kann man beim Militär überhaupt viel lernen, das wird jetzt immer mehr meine Überzeugung; aber meinst du nicht, daß es halt sozusagen das einfachste wäre, wenn doch noch die große Idee gefunden



würde?»

«Nein» widersprach Ulrich. «Das war Unsinn.»

«Nun ja, aber dann bleibt wirklich nur die Tat» seufzte Stumm. «Das erkläre ich ja schon beinahe selbst. Erinnerst du dich übrigens, wie ich einmal davor gewarnt habe, daß alle diese übermäßigen Gedanken ja doch nur in Totschlag übergehen? Das müßte man eben verhindern!» stellte er fest. «Da müßte eben doch einer die Führung übernehmen!» lockte er.

«Und welche Aufgabe hat deine Güte dabei mir zgedacht?» fragte nun Ulrich und gähnte unverhohlen.

«Ich geh schon» versicherte Stumm. «Aber nachdem wir uns so gut ausgesprochen haben, hättest du, wenn du ein treuer Kamerad sein wolltest, noch eine wichtige Aufgabe: Zwischen Diotima und Arnheim ist einiges nicht in Ordnung!»

«Was du sagst!» Der Hausherr belebte sich ein wenig.

«Du wirst schon selbst sehen, da brauche ich dir nichts zu erzählen! Zudem vertraut sie dir ja noch mehr als mir.»

«Dir vertraut sie? Seit wann?»

«Sie hat sich etwas an mich gewöhnt» sagte der General stolz.

«Da gratuliere ich.»

«Ja. Aber dann mußt du auch bald zum Leinsdorf gehn. Wegen seiner Abneigung gegen die Preußen.»

«Das tu ich nicht.»

«Aber schau, ich weiß ja, daß du den Arnheim nicht magst. Aber tun mußt du's trotzdem.»

«Nicht deshalb. Ich geh überhaupt nicht zum Leinsdorf.»

«Warum denn nicht? Er ist so ein feiner alter Herr. Arrogant, und ich kann ihn nicht ausstehn, aber zu dir ist er großartig.»

«Ich zieh mich von der ganzen Geschichte jetzt zurück.»

«Aber der Leinsdorf läßt dich ja nicht. Und Diotima auch nicht. Und ich schon gar nicht! Du wirst mich doch nicht allein lassen?!»

«Mir ist die ganze Geschichte zu dumm.»

«Da hast du ja, wie immer, hervorragend recht. Aber was ist denn nicht dumm?! Schau, ich bin ganz dumm; ohne dich. Also du gehst mir zu Liebe zum Leinsdorf?»

«Aber was ist mit Diotima und Arnheim?»

«Das sag ich dir nicht, sonst gehst du auch zu Diotima nicht!» Der General wurde plötzlich von einem Einfall erleuchtet: «Wenn du willst, kann dir ja der Leinsdorf einen Hilfssekretär aufnehmen, der dich in allem vertritt, was du nicht magst. Oder ich stell dir einen aus dem Kriegsministerium bei. Du ziehst dich soweit zurück, wie du nur willst, aber deine Hand bleibt über mir walten?!»

«Laß mich erst ausschlafen» bat Ulrich.

«Ich gehe nicht früher weg, als du nicht ja sagst.»

«Also, ich werde es überschlafen» gestand Ulrich zu. «Vergiß nicht das Brot der Militärwissenschaft wieder in deine Tasche zu tun!»

[<]

14

Neues bei Walter und Clarisse. Ein Schausteller und seine Zuschauer

Es war die Unruhe seines Zustands, die Ulrich gegen Abend bewog, zu Walter und Clarisse hinaus zu gehn. Unterwegs suchte er sich den Brief ins Gedächtnis zu rufen, den er unauffindbar zwischen seinem Gepäck verstaut oder verloren hatte, erinnerte sich aber an keine Einzelheiten mehr, sondern nur an den letzten Satz «Ich hoffe, du kommst bald zurück» und zusammenfassend an den Eindruck, er müßte dann eigentlich mit Walter sprechen, womit nicht nur Bedauern und Unbehagen, sondern auch Schadenfreude verknüpft war. Bei diesem flüchtigen und unwillkürlichen Gefühl, dem keine Bedeutung zukam, verweilte er nun, statt es zu verscheuchen, und empfand dabei etwas Ähnliches wie ein Schwindliger, den es beruhigt, wenn er sich niedrig machen kann.

Als er zum Haus einbog, sah er Clarisse an der Seitenwand in der Sonne stehn, wo das Pfirsichspalier war; sie hatte die Hände hinten, lehnte sich an das nachgiebige Gerank und blickte weit fort, ohne den Kommenden zu bemerken. Ihre Haltung hatte etwas Selbstvergessenes und Erstarrtes; zugleich aber etwas kaum merklich Schauspielerisches, das nur dem Freund bemerklich war, der ihre Eigenheiten kannte: sie sah so aus, als spiele sie die bedeutenden Vorstellungen mit, die ihr Inneres beschäftigten, und sei dabei von einer festgehalten und nicht mehr losgelassen worden. Er erinnerte sich an ihre Worte: «Ich möchte das Kind von dir haben!» Sie waren ihm heute nicht so unangenehm wie damals; leise rief er die Freundin an und wartete.

Clarisse aber dachte: «Diesmal verwandelt sich Meingast bei uns!» Sein Leben enthielt ja mehrere sehr merkwürdige Verwandlungen, und ohne daß er auf Walters ausführliche Antwort noch etwas erwidert hätte, hatte er seine Ankündigung, daß er kommen werde, eines Tages verwirklicht. Clarisse war überzeugt, daß die Arbeit, die er dann bei ihnen sofort begonnen hatte, mit einer Verwandlung zusammenhinge. Die Erinnerung an einen indischen Gott, der vor jeder Läuterung irgendwo einkehrt, vermengte sich in ihr mit der Erinnerung, daß Tiere eine bestimmte Stelle wählen, um sich einzupuppen, und von diesem Gedanken, der ihr den Eindruck machte, ungeheuer gesund und erdsicher zu sein, war sie auf den sinnlichen Duft von Pfirsichhecken gekommen, die an einer sonnenbeschiene Hausmauer reifen: das logische Ergebnis von alledem war, daß sie im glühenden Schein der sinkenden Sonne unter dem Fenster stand, während sich der Prophet in die darunterliegende Schattenhöhle zurückgezogen hatte. Er hatte ihr und Walter tags zuvor erklärt, daß Knecht, knight dem Ursinn nach Jüngling, Knabe, Knappe, waffenfähiger Mann und Held bedeute; sie sagte nun zu sich: «Ich bin sein Knecht!» und diente ihm und schützte seine Arbeit: es bedurfte dazu weiter keiner Worte, sie hielt bloß mit dem geblendeten Gesicht reglos den Sonnenstrahlen stand.

Als Ulrich sie ansprach, drehte sich ihr Antlitz langsam der unerwarteten Stimme zu, und er entdeckte, daß sich etwas geändert habe. Die Augen, die ihm gegensahen, enthielten eine Kälte, wie die Farben der Natur sie nach dem Erlöschen des Tags ausstrahlen, und er wußte sofort: Sie will nichts mehr von dir! Keine Spur davon war mehr in ihrem Blick, daß sie ihn «aus

dem Steinblock hinauszwingen» gewollt, daß er ein großer Teufel oder Gott gewesen, daß sie mit ihm durch das «Loch in der Musik» entfliehen gemocht, daß sie ihn hatte ermorden wollen, wenn er sie nicht liebe. Es war ihm ja gleichgültig; es mag auch ein sehr gewöhnliches kleines Erlebnis sein, diese verlöschte Wärme des Eigennutzes in einem Blick; trotzdem war es wie ein kleiner Riß im Schleier des Lebens, durch den das teilnahmslose Nichts schaut, und es wurde damals der Grund zu manchem gelegt, was später geschah.

Ulrich erfuhr, daß Meingast da sei, und verstand. Sie gingen leise ins Haus, um Walter zu holen, und ebenso leise zu dritt zurück ins Freie, den Schaffenden nicht zu stören. Ulrich erhaschte dabei zweimal durch eine offenstehende Tür einen Blick auf Meingasts Rücken. Er hauste in einem abgetrennten, leeren Zimmer, das zur Wohnung gehörte; irgendwo hatten Clarisse und Walter eine eiserne Bettstatt aufgetrieben, ein Küchenschemel und eine Blechschüssel dienten als Waschtisch und Bad, und außer diesen Einrichtungsstücken befanden sich in dem Raum, der keine Fenstervorhänge hatte, nur noch ein alter Geschirrschrank, worin Bücher lagen, und ein kleiner Tisch aus ungestrichenem weichem Holz. An diesem Tisch saß Meingast und schrieb, ohne den Kopf nach den Vorbeigehenden zu wenden. Alles das hatte Ulrich teils gesehen, teils erfuhr er es von seinen Freunden, die sich kein Gewissen daraus machten, daß sie den Meister viel dürftiger untergebracht hatten, als sie selbst wohnten, sondern im Gegenteil aus irgendeiner Ursache stolz darauf waren, daß er es sich genügen ließ. Es war rührend und für sie bequem; Walter versicherte, daß dieser Raum, wenn man ihn in Meingasts Abwesenheit beträte, jenes Unbeschreibliche besäße, das ein abgetragener alter Handschuh besitze, der auf einer edlen und energischen Hand getragen worden sei! Und wirklich fühlte sich Meingast mit großem Vergnügen in dieser Umgebung arbeiten, deren kriegerische Einfachheit ihm schmeichelte. Er begriff darin seinen Willen, der die Worte auf dem Papier formte. Stand noch dazu Clarisse wie vorhin unter seinem Fenster oder oben auf dem Treppenabsatz, oder saß sie auch nur in ihrem Zimmer – «von dem Mantel eines unsichtbaren Nordlichts eingehüllt» wie sie ihm gestanden hatte –, so erhöhte diese ehrgeizige, von ihm gelähmte Schülerin seine Freude. Die Feder trieb dann die Einfälle vor sich her, und die großen, dunklen Augen über der scharfen, bebenden Nase begannen zu glühn. Es sollte einer der bedeutendsten Abschnitte seines neuen Buches werden, den er unter diesen Umständen zu beenden gedachte, und man sollte dieses Werk nicht ein Buch nennen dürfen, sondern einen Rüstungsbefehl für den Geist neuer Männer! Als von Clarissens Standplatz eine fremde Männerstimme zu ihm emporgedrungen war, hatte er sich unterbrochen und vorsichtig hinuntergesehen; er erkannte Ulrich nicht wieder, aber er entsann sich seiner dunkel und fand in den die Treppen heraufkommenden Schritten weder eine Ursache, seine Tür zu schließen, noch den Kopf von seiner Arbeit zu wenden. Er trug eine dicke Wolljacke unter dem Rock und zeigte seine Unempfindlichkeit gegen Wetter und Menschen.

Ulrich wurde spazieren geführt und durfte die Begeisterung über den Meister anhören, indes dieser seinem Werk oblag.

Walter sagte: «Wenn man mit einem wie Meingast befreundet ist, begreift man erst, daß man immer unter der Abneigung gegen die anderen gelitten hat! Im Verkehr mit ihm ist alles, möchte ich sagen, wie in reinen Farben ganz ohne Grau gemalt.» Clarisse sagte: «Man hat im Verkehr mit ihm das Gefühl, daß man ein Schicksal hat; man steht ganz persönlich und voll beleuchtet da.» Walter ergänzte: «Heute zerlegt sich alles in hundert Schichten, wird undurchsichtig und verwischt: sein Geist ist wie Glas!» Ulrich erwiderte ihnen: «Es gibt Sünden- und Tugendböcke; außerdem gibt es Schafe, die ihrer bedürfen!»

Walter gab es ihm zurück: «Es ist zu erwarten gewesen, daß dir dieser Mensch nicht passen wird!»

Clarisse rief aus: «Du hast einmal behauptet, daß man nicht nach der Idee leben kann: erinnerst du dich? Meingast kann es!» Walter sagte bedächtiger: «Ich könnte natürlich manches gegen ihn einwenden → Clarisse unterbrach ihn: «Man fühlt Lichtschauer in sich, wenn man ihm zuhört.» Ulrich entgegnete: «Besonders schöne Männerköpfe sind gewöhnlich dumm; besonders tiefe Philosophen sind gewöhnlich flache Denker; in der Dichtung werden gewöhnlich Begabungen, die wenig über der Mittelgröße liegen, von den Zeitgenossen für groß gehalten.»

Sie ist eine merkwürdige Erscheinung, die der Bewunderung. Im Leben des Einzelnen bloß auf «Anfälle» beschränkt, bildet sie in dem der Gesamtheit eine dauernde Einrichtung. Eigentlich hätte es Walter befriedigender gefunden, in seiner und Clarissens Achtung selbst an Meingasts Stelle zu stehn, und begriff in keiner Weise, daß es nicht so war; aber irgendein kleiner Vorzug lag doch auch darin. Und das so ersparte Gefühl kam Meingast ähnlich zugute, wie wenn einer ein fremdes Kind als eigen annimmt. Und anderseits war sie gerade darum kein reines und heiles Gefühl, diese Bewunderung für Meingast, das wußte Walter selbst; eher war sie ein übertrieben gereiztes Verlangen, sich dem Glauben an ihn hinzugeben. Etwas Geflissentliches war in ihr. Sie war ein «Klaviergefühl», das ohne volle Überzeugung tobt. Das fühlte auch Ulrich heraus. Eines der ursprünglichen Bedürfnisse nach Leidenschaft, die das Leben heute in kleine Stücke bricht und bis zur Unkenntlichkeit vermengt, suchte sich da einen Rückweg, denn Walter lobte Meingast mit einer ähnlichen Wut, wie eine Zuhörerschaft im Theater über alle Grenzen ihrer eigentlichen Meinung hinaus Gemeinplätzen applaudiert, durch die man ihr Beifallsbedürfnis reizt; er lobte ihn in einem jener Notzustände der Bewunderung, für die sonst die Feste und Feiern, die großen Zeitgenossen oder Ideen und die Ehren da sind, die ihnen erwiesen werden, wobei man mittut und keiner richtig weiß, für wen oder wofür, und jeder innerlich bereit ist, am nächsten Tag doppelt so gemein zu sein als sonst, um sich nichts vorwerfen zu müssen. So dachte Ulrich über seine Freunde und hielt sie durch spitze Bemerkungen in Bewegung, die er von Zeit zu Zeit gegen Meingast richtete; denn wie jeder Mensch, der es besser weiß, hatte er sich schon unzählige Male über die Begeisterungsfähigkeit seiner Zeitgenossen ärgern müssen, die fast immer fehlgreift und so auch noch das vernichtet, was die Gleichgültigkeit übrig läßt. Es hatte schon gedämmt, als sie unter solchen Gesprächen ins Haus zurückkehrten.

«Dieser Meingast lebt davon, daß heute Ahnen und Glauben verwechselt wird» sagte Ulrich schließlich. «Beinahe alles, was nicht Wissenschaft ist, kann man ja nur ahnen, und das ist etwas, wozu man Leidenschaft und Vorsicht braucht. So wäre eine Methodenlehre dessen, was man nicht weiß, beinahe das gleiche wie eine Methodenlehre des Lebens. Ihr aber «glaubt», sobald euch einer bloß wie Meingast kommt! Und alle tun das. Und dieses «Glauben» ist ungefähr ein ebensolches Verhängnis, wie wenn ihr es euch mit eurer ganzen werten Person einfallen ließt, euch in einen Eierkorb zu setzen, um seinen unbekanntem Inhalt auszubrüten!»

Sie standen am Fuß der Treppe. Und mit einemmal wußte Ulrich, warum er hierher gegangen sei und wieder mit den beiden sprach wie früher. Es wunderte ihn nicht, daß ihm Walter antwortete: «Und die Welt soll wohl stillstehn, bis du mit einer Methodenlehre fertig bist?» Sie hielten offenbar alle nichts von ihm, weil sie nicht verstanden, wie verwahrlost dieses Gebiet des Glaubens ist, das sich zwischen der Sicherheit des Wissens und dem Dunst des Ahnens breit macht! Alte Ideen ballten sich in seinem Kopf zusammen; das Denken erstarb beinahe an ihrem Andrang. Aber da wußte er doch, daß es nun nicht mehr notwendig sei, wieder von vorn anzufangen wie ein Teppichwirker, dem ein Traum den Sinn geblendet hat, und daß er nur deshalb wieder hier stehe. Es war alles in letzter Zeit viel einfacher geworden. Die letzten vierzehn Tage hatten alles Frühere außer Kraft gesetzt und die Linien der inneren Bewegung mit einem kräftigen Knoten zusammengefaßt.

Walter erwartete, daß ihm Ulrich etwas erwidern werde, worüber er sich ärgern könne. Er wollte es ihm dann doppelt heimzahlen! Er hatte sich vorgenommen, ihm zu sagen, daß Menschen wie Meingast Heilbringer seien: «Heil heißt doch ursprünglich soviel wie ganz» dachte er. Und: «Heilbringer mögen sich irren, aber sie machen uns ganz!» wollte er sagen. Und: «Du kannst dir so etwas vielleicht gar nicht vorstellen?» wollte er dann auch noch sagen. Er empfand dabei gegen Ulrich eine ähnliche Abneigung wie er sie hatte, wenn er zum Zahnarzt gehen mußte.

Aber Ulrich fragte bloß zerstreut, was Meingast eigentlich in den letzten Jahren geschrieben und getrieben habe.

«Siehst du!» sagte Walter enttäuscht. «Siehst du, das weißt du nicht einmal, aber du schimpfst!»

«Ach,» meinte Ulrich «das brauche ich doch auch nicht zu wissen, dazu genügen schon ein paar Zeilen!» Er setzte den Fuß auf die Treppe.

Aber da hielt ihn Clarisse am Rock zurück und flüsterte: «Aber er heißt doch gar nicht Meingast!»

«Natürlich heißt er nicht so: ist denn das ein Geheimnis?»

«Er ist einmal Meingast geworden, und jetzt bei uns verwandelt er sich wieder!» flüsterte Clarisse heftig und geheimnisvoll, und dieses Flüstern hatte etwas mit einer Stichflamme gemeinsam. Walter stürzte sich darüber, um es zu ersticken. «Clarisse!» beschwor er sie «Clarisse, laß diesen Unsinn!»

Clarisse schwieg und lächelte. Ulrich ging voran die Treppe hinauf; er wollte nun endlich diesen Sendboten sehn, der sich aus Zarathustras Bergen auf das Familienleben von Walter und Clarisse niedergesenkt hatte, und als sie oben ankamen, war Walter nicht nur auf ihn, sondern auch auf Meingast schlecht zu sprechen.

Dieser empfing seine Bewunderer in ihrer dunklen Wohnung. Er hatte sie kommen gesehen, und Clarisse trat gleich zu ihm vor die graue Fensterfläche, ein kleiner, spitzer Schatten neben seinem hageren, großen; eine Vorstellung gab es nicht, oder doch nur eine einseitige, indem Ulrichs Name dem Meister ins Gedächtnis gerufen wurde. Dann schwiegen alle; Ulrich, weil er neugierig war, wie sich das weiter entwickeln werde, stellte sich an das freie zweite Fenster, und Walter gesellte sich überraschenderweise zu ihm, wahrscheinlich bloß, bei augenblicklich gleichen Abstoßungskräften, vom Helligkeitsreiz der weniger verdeckten Scheibe angezogen, der dämmrig ins Zimmer leuchtete.

Man schrieb März. Aber die Meteorologie ist nicht immer verläßlich, manchmal macht sie einen Juniabend früher oder später: dachte Clarisse, während ihr das Dunkel vor dem Fenster wie eine Sommernacht vorkam. Dort, wohin das Licht der Gaslaternen fiel, war diese Nacht hellgelb lackiert. Das Gebüsch daneben bildete eine flutende schwarze Masse. Wo es ins Licht hing, wurde es grün oder weißlich – das ließ sich eigentlich nicht recht bezeichnen –, zackte sich in Blätter aus und schwebte im Laternenschein wie Wäschestücke, die in einem leicht dahinfließenden Wasser ausgeschwemmt werden. Ein schmales Eisenband auf zwerghaften Pfählen – nichts als eine Erinnerung und Ermahnung, der Ordnung zu gedenken – lief eine Weile längs des Rasens, worauf das Gebüsch stand, und verschwand dann im Dunkel: Clarisse wußte, daß es dort überhaupt aufhörte; man hatte vielleicht einmal geplant, dieser Gegend etwas gärtnerischen Schmuck zu geben, und hatte es bald wieder aufgegeben. Clarisse rückte eng an Meingast heran, um von seinem Fensterwinkel aus dem Weg möglichst weit entgegenblicken zu können; ihre Nase lag platt an der Scheibe, und die beiden Körper berührten sich so hart und mannigfaltig, als hätte sie sich auf einer Treppe ausgestreckt, was manchmal auch vorkam; um

ihren rechten Arm, der Platz geben mußte, legten sich sodann beim Ellenbogen Meingasts lange Finger wie die sehnigen Fänge eines höchst zerstreuten Adlers, der etwa ein Seidentüchlein zerknüllte. Clarisse hatte schon seit einer Weile einen Mann erblickt, mit dem etwas nicht in Ordnung war, das sie nicht herausbekommen konnte: er ging bald zögernd, bald ging er achtlos; es machte den Eindruck, daß sich etwas um seinen Willen zu gehen wickle, und jedesmal, nachdem er es zerrissen hatte, ging er ein Stück wie jeder andere, der nicht gerade Eile hat, aber auch nicht stockt. Der Rhythmus dieser ungleichmäßigen Bewegung hatte Clarisse ergriffen; wenn der Mann an einer Laterne vorbeikam, suchte sie sein Gesicht zu erkennen, und es kam ihr ausgehöhlt und gefühllos vor. Bei der vorletzten meinte sie, daß es ein unbedeutendes, ungutes und scheues Gesicht sei; als er aber auf die letzte zukam, die beinahe unter ihrem Fenster stand, war sein Gesicht sehr blaß, und es schwamm im Licht hin und her, wie das Licht auf dem Dunkel hin und her schwamm, so daß sich daneben der dünne Eisenpfahl der Laterne sehr aufrecht und erregt ausnahm und sich mit einem eindringlicheren Hellgrün, als ihm eigentlich zugekommen wäre, ins Auge stellte.

Alle vier hatten sie nach und nach diesen Mann zu beobachten begonnen, der sich ungesehen wähnte. Er merkte jetzt das Gebüsch, das im Licht badete, und es erinnerte ihn an die Zacken eines Frauenunterrocks, so dick, wie er noch keinen gesehen hatte, wohl aber einen sehen mochte. In diesem Augenblick hatte ihn sein Entschluß gefaßt. Er stieg über die niedere Einzäunung, er stand auf dem Rasen, der ihn an die grüne Holzwohle unter den Bäumen einer Spielzeugschachtel erinnerte, sah eine kurze Weile fassungslos vor seine Füße, wurde von seinem Kopf geweckt, der sich vorsichtig umblickte, und verbarg sich im Schatten, wie es seine Gewohnheit war. Ausflügler kehrten heim, die das warme Wetter ins Freie gelockt hatte, man hörte ihren Lärm und ihre Lustbarkeit schon von weitem; es erfüllte den Mann mit Angst, und er suchte Genugtuung dafür unter dem Blätterunterrock. Clarisse wußte noch immer nicht, was der Mann habe. Er kam jedesmal hervor, wenn ein Trupp Menschen vorbeizog und die Augen durch den Laternenschein für das Dunkel blind wurden. Er schob sich dann, ohne Schritte zu machen, nahe an diesen Lichtkreis heran wie einer, der an einem seichten Ufer nicht über die Sohlenränder ins Wasser geht. Es fiel Clarisse auf, wie bleich der Mann war, sein Gesicht war zu einer blassen Scheibe verzerrt. Sie empfand heftiges Mitleid mit ihm. Aber er führte sonderbare kleine Bewegungen aus, die sie lange Zeit nicht verstand, bis sie plötzlich ganz entsetzt Halt für ihre Hand suchen mußte; und weil Meingast noch immer ihren Arm festhielt, so daß sie keine weiten Bewegungen machen konnte, erfaßte sie seine breite Hose und klammerte sich Schutz suchend an das Tuch, das am Bein des Meisters zerrte wie eine Fahne im Sturm. So standen die beiden, ohne loszulassen.

Ulrich, der es als erster bemerkt zu haben glaubte, daß der Mann unter den Fenstern einer jener Kranken sei, die durch die Regelwidrigkeit ihres Geschlechtslebens die Neugierde der Regelmäßigen lebhaft beschäftigen, machte sich eine Weile überflüssigerweise Sorgen, wie Clarisse, da sie doch so unsicher sei, diese Entdeckung aufnehmen werde. Dann vergaß er das und hätte nun selbst gern gewußt, was in solch einem Menschen eigentlich vorgehe. Die Veränderung, dachte er, müsse wohl in dem Augenblick, wo dieser über das Gitter steige, so vollständig sein, daß sie sich im einzelnen gar nicht beschreiben lasse. Und so natürlich, als wäre das ein passender Vergleich, fühlte er sich alsbald an einen Sänger erinnert, der soeben noch gegessen und getrunken hat, dann aber ans Klavier tritt, die Hände über den Bauch faltet und, den Mund zum Liede öffnend, teils ein anderer ist, teils nicht. Auch an Se. Erlaucht Graf Leinsdorf, der sich in einen religiös-ethischen und in einen bankweltlich-vorurteilslosen Stromkreis einschalten konnte, dachte Ulrich. Die völlige Vollständigkeit dieser Verwandlung, die sich innen vollzieht, aber außen durch das Entgegenkommen der Welt ihre Bestätigung findet, hatte es ihm

angetan: es war ihm gleichgültig, wie dieser Mann da unten psychologisch dazukam, aber er mußte sich vorstellen, wie sich dessen Kopf allmählich mit Spannung fülle, gleich einem Ballon, in den das Gas gelassen wird, wahrscheinlich tagelang und nach und nach, aber noch immer an den Seilen schwankend, die ihn an festen Boden binden, bis ein unhörbares Kommando, eine zufällige Ursache oder einfach der Ablauf der bestimmten Zeit, der nun das Nächstbeste zur Ursache macht, diese Seile löse, und der Kopf ohne Verbindung mit der Menschenwelt in der Leere des Unnatürlichen schwebte. Und wirklich stand der Mann mit seinem ausgehöhlten und unbedeutenden Gesicht im Schutz der Büsche und lauerte wie ein Raubtier. Er hätte, um seine Vorsätze auszuführen, eigentlich warten sollen, bis die Ausflügler spärlicher würden und dadurch die Gegend für ihn sicherer erschiene; aber sobald zwischen den Gruppen eine einzelne Frau vorbeikam, ja manchmal schon, wenn eine, lebhaft lachend und geschützt, inmitten so einer Gruppe dahintanzte, waren das keine Menschen mehr für ihn, sondern Puppen, die sich sein Bewußtsein unsinnig zurechtschnitt. Es erfüllte ihn eine so grausame Rücksichtslosigkeit gegen sie wie einen Mörder, und ihre Todesangst sollte ihm nichts ausgemacht haben; aber zu gleicher Zeit litt er selbst leichte Qualen durch die Vorstellung, daß sie ihn entdecken und wie einen Hund davonjagen könnten, ehe er noch ganz auf der Höhe der Besinnungslosigkeit wäre, und die Zunge zitterte ihm im Maule vor Angst. Mit blödem Kopf wartete er, und allmählich erlosch der letzte Schimmer der Dämmerung. Nun näherte sich eine alleingehende Frau seinem Versteck, und er konnte schon, als ihn noch die Laternen von ihr trennten, abgelöst von aller Umgebung wahrnehmen, wie sie in den Wogen des Hell-Dunkel auf und ab tauchte und ein schwarzer Klumpen war, der von Licht triefte, ehe sie nahe kam. Auch Ulrich bemerkte, daß es eine formlose Frau in mittleren Jahren sei, die sich da näherte. Die hatte einen Leib wie ein Sack, der mit Schottersteinen gefüllt ist, und ihr Gesicht verbreitete keine Sympathie, sondern war herrschsüchtig und zänkisch. Aber der schwächliche Blasse im Gebüsch wußte ja wohl ihr beizukommen, ohne daß sie es merken sollte, ehe es zu spät wäre. Die stumpfen Bewegungen ihrer Augen und ihrer Beine zuckten wahrscheinlich schon in seinem Fleisch, und er bereitete sich vor, sie zu überfallen, ohne daß sie sich zur Verteidigung herzurichten vermöchte, mit seinem Anblick zu überfallen, der in die Überraschte eindringen und für ewig in ihr stecken bleiben sollte, wie sie sich auch wenden mochte. Diese Erregung sauste und drehte in Knien, Händen und Kehlkopf; so kam es wenigstens Ulrich vor, während er beobachtete, wie sich der Mann durch den Teil des Gebüschs tastete, auf dem schon Halblucht ruhte, und seine Vorbereitungen traf, um im entscheidenden Augenblick hervorzutreten und sich zu zeigen. Entgeistert heftete der Unglückliche, an den leichten letzten Widerstand der Zweige gelehnt, seine Augen auf das häßliche Gesicht, das nun schon im vollen Licht auf und ab stampfte, und sein Atem keuchte folgsam im Rhythmus der fremden Person. «Ob sie aufschreien wird?» dachte Ulrich. Diese grobe Person konnte durchaus fähig sein, statt zu erschrecken, in Zorn zu geraten und zum Angriff überzugehen: dann müßte der verrückte Feigling die Flucht ergreifen, und die gestörte Wollust stieße ihm ihre Messer mit dem stumpfen Griff voran ins Fleisch! In diesem spannenden Augenblick hörte Ulrich aber die unbefangenen Stimmen zweier den Weg entlangkommenden Männer, und so, wie er sie durch das Glas vernahm, mochten sie auch unten gerade noch das Zischen der Erregung durchdrungen haben, denn der Mann unter dem Fenster ließ den fast schon geöffneten Schleier der Büsche vorsichtig wieder zufallen und zog sich lautlos in die Mitte des Dunkels zurück.

«Dieses Schwein!» flüsterte im gleichen Augenblick Clarisse kraftvoll ihrem Nachbarn zu, aber gar nicht empört. Bevor sich Meingast verwandelt hatte, hatte er oftmals solche Worte von ihr zu hören bekommen, die damals seinem aufregend freien Benehmen galten, und das Wort durfte sonach als historisch gelten. Clarisse setzte voraus, daß sich auch Meingast trotz seiner

Verwandlung noch daran erinnern müsse, und wirklich kam ihr vor, daß sich als Antwort seine Finger auf ihrem Arm ganz leise rührten. Überhaupt war an diesem Abend nichts zufällig; auch jener Mann hatte nicht bloß zufällig Clarissens Fenster auserwählt, um sich darunter zu stellen: Ihre Meinung, daß sie Männer, mit denen etwas nicht in Ordnung sei, grausam anziehe, war fest und hatte sich schon oft als wahr erwiesen! Nahm man alles in allem, so waren ihre Ideen nicht sowohl wirr, als daß sie vielmehr Zwischenglieder ausließen oder an manchen Stellen von Affekten getränkt wurden, wo andere Menschen keine solche innere Quelle haben. Ihre Überzeugung, daß sie es gewesen sei, die es seinerzeit Meingast ermöglicht habe, sich gründlich zu ändern, war an und für sich nicht unglaubwürdig; erwog man überdies, wie unzusammenhängend, weil in der Ferne und in Jahren ohne Berührung, sich diese Veränderung vollzogen habe, und auch ihre Größe – denn sie hatte aus einem oberflächlichen Lebemann einen Propheten gemacht –, am Ende aber gar noch, daß sich bald nach Meingasts Abschied die Liebe zwischen Walter und Clarisse zu jener Höhe der Kämpfe erhoben habe, auf der sie sich noch befand, so hatte auch Clarissens Vermutung, Walter und sie hätten die Sünden des noch unverwandten Meingast auf sich nehmen müssen, um diesem den Aufstieg zu ermöglichen, keine schlechtere Begründung für sich als unzählige angesehene Gedanken, die heute geglaubt werden. Daraus ergab sich aber das ritterlich dienende Verhältnis, worin sich Clarisse zu dem Zurückgekehrten stehen fühlte, und wenn sie nun von seiner neuen «Verwandlung» sprach, statt einfach von einer Veränderung, so drückte sie nur angemessen die Gehobenheit aus, in der sie sich seither befand. Das Bewußtsein, sich in einer bedeutsamen Beziehung zu befinden, konnte Clarisse im wörtlichen Sinn erheben. Man weiß nicht recht, ob man die Heiligen mit einer Wolke unter den Füßen malen soll oder ob sie einen Finger breit über dem Erdboden einfach in nichts stehen, und geradeso stand es jetzt um sie, seit Meingast ihr Haus erwählt hatte, um darin seine große Arbeit zu verrichten, die wahrscheinlich einen ganz tiefen Hintergrund hatte. Clarisse war nicht in ihn verliebt wie eine Frau, sondern eher so wie ein Knabe, der einen Mann bewundert; beseligt, wenn es ihm gelingt, in der gleichen Weise seinen Hut aufzusetzen wie jener, und von dem heimlichen Wetteifer erfüllt, ihn noch zu übertreffen.

Und das wußte Walter. Er konnte weder hören, was Clarisse mit Meingast flüsterte, noch vermochte sein Auge mehr von den beiden wahrzunehmen als eine im Dämmerlicht des Fensters schwer verschmolzene Schattenmasse, aber er durchschaute alles ohne Ausnahme. Auch er hatte erkannt, was mit dem Mann in den Büschen los war, und die Stille, von der das Zimmer beherrscht wurde, lastete auf ihm am schwersten. Er vermochte auszunehmen, daß Ulrich, der reglos neben ihm stand, gespannt aus dem Fenster sah, und er setzte voraus, daß die beiden an dem anderen Fenster das gleiche täten. «Warum löst keiner dieses Schweigen?!» dachte er. «Warum öffnet keiner das Fenster und verscheucht diesen Unhold?!» Es fiel ihm ein, daß man verpflichtet wäre, die Polizei anzurufen, aber es befand sich kein Fernsprecher im Hause, und er hatte nicht den Mut, etwas zu unternehmen, das auf die Geringschätzung seiner Gefährten stoßen könnte. Er wollte ja überhaupt kein «entrüsteter Philister» sein, er war nur so gereizt! Das «ritterliche Verhältnis», in dem seine Frau zu Meingast stand, konnte er sogar sehr gut begreifen, denn Clarisse war es auch in der Liebe unmöglich, sich eine Erhebung ohne Anstrengung vorzustellen: sie empfing ihre Erhebungen nicht von der Sinnlichkeit, sondern nur vom Ehrgeiz. Er erinnerte sich, wie unheimlich lebendig sie manchmal in seinen Armen hatte sein können, als er sich noch mit Kunstwerken abgab; aber anders als auf solchem Umweg gelang es niemals, sie zu erwärmen. «Vielleicht empfangen alle Menschen wirksame Erhebungen nur vom Ehrgeiz?» überlegte er zweifelnd. Es war ihm nicht entgangen, daß Clarisse «Wache stand», wenn Meingast arbeitete, um seine Gedanken mit ihrem Leib zu schützen, obwohl sie diese Gedanken nicht einmal kannte. Schmerzlich betrachtete Walter den einsamen Egoisten in seinem Busch, und



dieser Unglückliche gab ihm ein warnendes Beispiel für die Verheerungen ab, die in einem allzu vereinzelt Gemüt angerichtet werden. Dabei marterte ihn die Vorstellung, daß er genau wisse, was Clarisse jetzt, während sie zusehe, empfinde. «Sie wird in einer leichten Erregung sein, als ob sie rasch eine Treppe gestiegen wäre» dachte er. Er empfand selbst in dem Bild, das vor seinen Augen stand, einen Druck, als ob etwas darin eingepuppt wäre, das seine Hülle zerreißen wolle, und er spürte, wie sich in diesem geheimnisvollen Druck, den auch Clarisse fühlte, der Wille bewegte, nicht bloß zuzusehen, sondern gleich, bald, irgendwie etwas zu tun und sich selbst in das Geschehende hineinzustürzen, um es zu befreien. Bei anderen Menschen ergeben sich wohl doch die Gedanken aus dem Leben, aber bei Clarisse entstand das, was sie erlebte, jedesmal aus den Gedanken: das war so beneidenswert verrückt! Und Walter neigte mehr zu den Übertreibungen seiner vielleicht geisteskranken Frau als etwa zu dem Denken seines Freundes Ulrich, der sich einbildete, vorsichtig und kühn zu sein: irgendwie war ihm das Unsinnigere angenehmer, es ließ ihn vielleicht selbst unangetastet, es wandte sich an sein Mitleid, jedenfalls ziehen ja viele Menschen verrückte Gedanken schwierigen vor, und es bereitete ihm sogar eine gewisse Genugtuung, daß Clarisse im Dunkel mit Meingast flüsterte, während Ulrich verurteilt war, als stummer Schatten neben ihm zu stehn; er gönnte ihm die Niederlage durch Meingast. Aber von Zeit zu Zeit marterte ihn die Erwartung, daß Clarisse plötzlich das Fenster aufreißen oder über die Treppe zu den Büschen hinuntereilen werde: dann verabscheute er beide männlichen Schatten und ihr unanständig schweigendes Dabeistehn, das die Lage für den armen, kleinen von ihm behüteten Prometheus, der jeder Versuchung des Geistes ausgesetzt war, von Minute zu Minute bedenklicher machte.

In dieser Zeit waren Scham und verhinderte Lust in dem Kranken, der sich in seinen Busch zurückgezogen hatte, zu einer Einheit der Enttäuschung zusammengeschmolzen, die seine hohle Figur wie eine bittere Masse ausgoß. Als er ins innerste Dunkel gelangt war, knickte er zusammen, ließ sich zur Erde fallen, und sein Kopf hing wie ein Blatt vom Hals hinab. Die Welt stand strafend vor ihm, und er sah seine Lage ungefähr so, wie sie den beiden vorübergehenden Männern erschienen wäre, wenn sie ihn entdeckt hätten. Aber nachdem dieser Mann eine Weile trockenen Auges über sich geweint hatte, ging wieder die ursprüngliche Veränderung mit ihm vor sich, diesmal sogar mit einem Mehr an Trotz und Rache vermischt. Und noch einmal mißlang es. Ein Mädchen, das ungefähr fünfzehn Jahre alt sein mochte und sich offenbar irgendwo verspätet hatte, kam vorbei und erschien ihm schön, ein kleines, hastendes Ideal: der Verdorbene fühlte, daß er nun eigentlich ganz hervortreten und sie freundlich ansprechen mußte, aber das stürzte ihn augenblicklich in wilden Schrecken. Seine Phantasie, die bereit war, ihm jede Möglichkeit vorzuspiegeln, an die eine Frau nur zu erinnern vermag, wurde ängstlich unbeholfen vor der einzigen natürlichen Möglichkeit, dieses schutzlos daherkommende kleine Geschöpf in seiner Schönheit zu bewundern. Es bereitete seinem Schattenich desto weniger Vergnügen, je mehr es geeignet war, seinem Tagesich zu gefallen, und vergeblich suchte er es zu hassen, wenn er es schon nicht lieben konnte. So stand er ungewiß an der Grenze von Schatten und Licht und bot sich dar. Als die Kleine sein Geheimnis bemerkte, war sie schon an ihm vorbeigegangen und etwa acht Schritte von ihm entfernt; sie hatte zuerst bloß auf die unruhige Stelle in den Blättern gesehn, ohne zu erkennen, was los wäre, und als sie es durchschaute, konnte sie sich bereits so weit in Sicherheit fühlen, daß sie nicht mehr tödlich erschrak: wohl blieb ihr Mund eine Weile offen stehn, aber dann kreischte sie hell auf und begann zu laufen, dem Racker schien es sogar Spaß zu machen, sich umzusehn, und der Mann fühlte sich mit Beschämung stehen gelassen. Er hoffte zornig, daß ihr doch ein Tropfen Gift in die Augen gefallen sein und sich später ins Herz durchfressen möge.

Dieser verhältnismäßig arglose und komische Ausgang bedeutete einige Erleichterung für die

Menschlichkeit der Zuschauer, die diesmal wohl Partei genommen hätte, wäre der Auftritt nicht auf solche Weise verflüchtigt worden; und unter diesem Eindruck stehend, bemerkten sie kaum, wie die Angelegenheit unten zu Ende kam, sie mußten sich, daß es geschehen sei, erst an der Beobachtung bestätigen, daß die männliche «Hyäne», wie Walter dann sagte, mit einemmal verschwunden blieb. Es war ein in jeder Hinsicht mittleres Wesen, an dem des Mannes Vorsatz gelang, sah ihn entgeistert und mit Widerwillen an, hielt unwillkürlich einen Augenblick erschrocken im Gehn inne und suchte dann so zu tun, als ob es nichts bemerkt hätte. In dieser Sekunde fühlte er sich samt dem Blätterdach und der ganzen umgestülpten Welt, aus der er hervorgegangen war, tief in den widerstrebenden Blick der Wehrlosen hineingleiten. So mochte es gewesen sein oder auch anders. Clarisse hatte nicht achtgegeben. Tief aufatmend richtete sie sich aus ihrer vorgebeugten Haltung auf, nachdem Meingast und sie einander schon vor einer Weile losgelassen hatten. Es kam ihr vor, daß sie plötzlich mit den Sohlen auf dem Holzboden lande, und ein Wirbel unaussprechlicher, grauenvoller Lust beruhigte sich in ihrem Körper. Sie war fest überzeugt, daß alles, was sich abgespielt habe, eine besondere, auf sie gemünzte Bedeutung besitze; und so seltsam es klingen mag, hatte sie von dem abstoßenden Vorgang den Eindruck, daß sie eine Braut sei, der man ein Ständchen dargebracht habe, und in ihrem Kopf tanzten Vorsätze, die sie abschließen wollte, mit solchen, die sie neu faßte, wild durcheinander.

«Komisch!» sagte plötzlich Ulrich ins Dunkel und brach als erster das Schweigen der vier. «Es ist doch eigentlich ein lächerlich verzwickter Gedanke, daß diesem Burschen der ganze Spaß verdorben wäre, wenn er bloß wissen könnte, daß er ohne sein Wissen beobachtet wird!» Aus dem Nichts löste sich der Schatten Meingasts und blieb in der Richtung auf Ulrichs Stimme als schmale Verdichtung der Finsternis stehn. «Man mißt dem Sexuellen viel zu große Bedeutung bei» sagte der Meister. «Das sind in Wahrheit Bockspiele des Zeitwollens.» Sonst sagte er nichts. Aber Clarisse, die bei Ulrichs Sprache unwillig zusammengezuckt war, fühlte, daß sie durch Meingasts Worte, wenn man auch in ihrem Dunkel nicht wußte, wohin es ging, vorwärtsgebracht wurde.

[<]

**15**

## Das Testament

Als Ulrich nach Hause zurückkehrte, von dem, was er erlebt hatte, in noch größere Unzufriedenheit als zuvor versetzt, wollte er einer Entscheidung nicht länger ausweichen und rief sich, so genau er sich nur zu erinnern vermochte, den «Zwischenfall» ins Gedächtnis, mit welchem Wort er mildernd das bezeichnete, was sich in den letzten Stunden seines Beisammenseins mit Agathe und wenige Tage nach dem großen Gespräch ereignet hatte.

Ulrich war reisefertig gewesen, um einen Schlafwagenzug zu benützen, der spät durch die Stadt kam, und die Geschwister hatten sich zum letzten Abendbrot getroffen; es war vorher ausgemacht worden, daß ihm Agathe in kurzer Zeit nachfolgen solle, und sie schätzten diese Trennung etwas ungewiß auf fünf bis vierzehn Tage.

Bei Tisch sagte Agathe: «Wir haben aber vorher noch etwas zu tun!»

«Was?» fragte Ulrich.

«Wir müssen das Testament ändern.»

Ulrich erinnerte sich, daß er seine Schwester ohne Überraschung angesehen habe: trotz allem, was sie schon miteinander gesprochen hatten, war er der Erwartung gewesen, daß nun ein Scherz kommen werde. Aber Agathe blickte auf ihren Teller und hatte die wohlbekannt Falte des Nachdenkens über der Nasenwurzel. Langsam sagte sie: «Er soll nicht so viel von mir in seinen Fingern behalten, als hätte man einen Wollfaden dazwischen abgebrannt ...!»

Es mußte in den letzten Tagen etwas in ihr heftig gearbeitet haben. Ulrich wollte ihr sagen, daß er diese Überlegungen, wie man Hagauer schädigen könne, für unerlaubt halte und nicht wieder darüber zu sprechen wünsche: in diesem Augenblick trat aber der alte Haus- und Amtsdieners seines Vaters ein, der die Speisen auftrug, und sie konnten sich nur noch verhüllt und in Andeutungen ausdrücken.

«Tante Malwine →» sagte Agathe und lächelte ihren Bruder an «erinnerst du dich an Tante Malwine? →» Sie hatte ihr ganzes Vermögen unserer Kusine bestimmt; das war eine ausgemachte Sache, von der alle wußten! Und dafür ist diese im elterlichen Erbe zugunsten ihres Bruders auf den Pflichtteil beschränkt worden, damit keines der Geschwister, die von ihrem Vater gleich zärtlich geliebt wurden, mehr, bekäme als das andere. Daran mußst du dich wohl erinnern? Die Jahresrente, die Agathe-Alexandra, deine Kusine,» verbesserte sie sich lachend «seit ihrer Heirat bekam, ist bis auf weiteres gegen diesen Pflichtteil verrechnet worden, das war eine komplizierte Angelegenheit, um Tante Malwine mit dem Sterben Zeit zu lassen →»

«Ich verstehe dich nicht» hatte Ulrich gemurrt.

«Aber das ist doch einfach zu verstehn! Tante Malwine ist heute tot, aber noch vor ihrem Tod hatte sie ihr ganzes Vermögen verloren; sie mußte sogar unterstützt werden. Jetzt braucht Papa nur noch aus irgendeinem Grund vergessen zu haben, daß er seine eigene Testamentsabänderung rückgängig mache, so bekommt Alexandra überhaupt nichts, auch wenn bei ihrer Heirat Gütergemeinschaft vereinbart worden sein sollte!»

«Das weiß ich nicht, ich glaube, das wäre sehr ungewiß!» sagte Ulrich unwillkürlich. «Und dann werden doch wohl auch bestimmte Zusicherungen des Vaters dagewesen sein. Vater kann das alles doch nicht ohne irgendwelche Auseinandersetzung mit seinem Schwiegersohn gemacht haben!» Ja, er erinnerte sich allzugut, so geantwortet zu haben, weil er bei dem gefährlichen Irrtum seiner Schwester einfach nicht stillsein konnte. Auch das Lächeln, mit dem sie ihn danach angesehen hatte, war ihm noch ganz gegenwärtig: «So ist er!» schien sie zu denken. «Man braucht ihm eine Sache nur so darzulegen, als ob sie nicht Fleisch und Blut, sondern etwas Allgemeines wäre, und man kann ihn am Nasenring führen!» Und dann hatte sie kurz gefragt: «Waren solche Vereinbarungen schriftlich da?» und gab selbst die Antwort: «Davon habe ich nie etwas gehört, und ich müßte es doch eigentlich wissen! Papa war eben in allen Dingen sonderbar.»

In diesem Augenblick wurde serviert, und sie benutzte Ulrichs Wehrlosigkeit um beizufügen: «Mündliche Vereinbarungen kann man jederzeit abstreiten. Ist aber das Testament nach Tante Malwines Verarmung noch einmal abgeändert worden, so spricht alles dafür, daß diese zweite Abänderung verloren gegangen ist!»

Und wieder ließ sich Ulrich zu einer Verbesserung verleiten und sagte: «Immerhin bleibt dann noch der nicht unbeträchtliche Pflichtteil; den kann man leiblichen Kindern doch nicht wegnehmen!»

«Aber ich habe dir schon gesagt, daß der noch bei Lebzeiten ausbezahlt worden ist! Alexandra

war doch überhaupt zweimal verheiratet!» Sie waren einen Augenblick allein, und hastig fügte Agathe hinzu: «Ich habe mir diese Stelle genau angesehen: Man braucht nur einige Worte zu ändern, dann sieht es so aus, als ob mir der Pflichtteil schon früher ausgezahlt worden wäre. Wer weiß denn das heute?! Als uns Papa nach den Verlusten der Tante wieder auf gleiche Teile setzte, ist das in einem Nachtrag geschehn, den man vernichten kann; außerdem könnte ich ja auch auf meinen Pflichtteil verzichtet haben, um ihn aus irgendwelchen Gründen dir zu lassen!»

Ulrich sah verblüfft seine Schwester an und versäumte darüber die Gelegenheit, auf ihre Erfindungen die Antwort zu geben, zu der er verpflichtet war; als er damit beginnen wollte, befanden sie sich schon wieder zu dritt, und er mußte seine Worte verschleiern:

«Man sollte wirklich» begann er zögernd «so etwas auch nicht denken!»

«Weshalb denn nicht?!» entgegnete Agathe.

Solche Fragen sind sehr einfach, wenn sie ruhen; aber sobald sie sich aufrichten, sind sie eine ungeheuerliche Schlange, die zu einem harmlosen Fleck zusammenrollt gewesen ist: Ulrich erinnerte sich, daß er zur Antwort gegeben habe: «Sogar Nietzsche schreibt den <freien Geistern> vor, um der Freiheit des Inneren willen gewisse äußere Regeln zu achten!» Er hatte das mit einem Lächeln geantwortet, hatte aber dabei gefühlt, daß es etwas feige sei, sich hinter die Worte eines anderen zu verstecken.

«Das ist ein lahmer Grundsatz!» entschied Agathe kurz. «Nach diesem Grundsatz war ich verheiratet!»

Und Ulrich dachte: «Ja, es ist wirklich ein lahmer Grundsatz.» Es scheint, daß Menschen, die auf besondere Fragen etwas Neues und Umgestaltendes zu antworten haben, dafür mit allem anderen ein Kompromiß schließen, das sie eine brave Moral in Pantoffeln leben läßt; zumal da ein solches Verfahren, das alle Bedingungen konstant zu halten trachtet bis auf die eine, die es zu verändern wünscht, ganz und gar der schöpferischen Ökonomie des Denkens entspricht, die ihnen vertraut ist. Auch Ulrich war das stets eher streng als nachlässig vorgekommen, aber damals, als dieses Gespräch zwischen ihm und seiner Schwester stattfand, fühlte er sich getroffen; er ertrug nicht mehr die Unentschiedenheit, die er geliebt hatte, und es schien ihm, daß gerade Agathe die Aufgabe gehabt habe, ihn soweit zu bringen. Und während er ihr trotzdem noch die Regel der Freien Geister vorhielt, lachte sie und fragte ihn, ob er nicht bemerke, daß in dem Augenblick, wo er allgemeine Regeln zu bilden suche, ein anderer Mensch an seine Stelle trete.

«Und obgleich du ihn sicher mit Recht bewunderst, ist er dir im Grunde ganz gleichgültig!» behauptete sie. Sie sah ihren Bruder mutwillig und herausfordernd an. Er fühlte sich wieder gehindert, ihr zu antworten, schwieg, jeden Augenblick eine Störung erwartend, und mochte sich doch nicht entschließen, das Gespräch abubrechen. Diese Lage machte ihr Mut. «Du hast mir in der kurzen Zeit unseres Beisammenseins» fuhr sie fort «so wunderbare Ratschläge für mein Leben gegeben, wie ich sie mir nie auszudenken gewagt hätte, aber dann hast du jedesmal gefragt, ob sie auch wahr seien! Mir scheint, die Wahrheit ist in deinem Gebrauch eine Kraft, die den Menschen mißhandelt!?»

Sie wußte nicht, woher sie das Recht nahm, ihm solche Vorwürfe zu machen; ihr eigenes Leben erschien ihr doch so wertlos, daß sie hätte schweigen müssen. Aber sie schöpfte ihren Mut aus ihm selbst, und das war ein so wunderlich weiblicher Zustand, der sich auf ihn stützte, während sie ihn angriff, daß er es auch fühlte.

«Du hast kein Verständnis für das Verlangen, Gedanken zu großen, gegliederten Massen zusammenzufassen, die Kampferlebnisse des Geistes sind dir fremd; du siehst darin nur irgend

einen Gleichschritt ziehender Kolonnen, das Unpersönliche vieler Füße, die die Wahrheit wie eine Staubwolke aufwirbeln!» sagte Ulrich.

«Aber hast du mir denn nicht selbst die zwei Zustände, in denen du leben kannst, so genau und klar beschrieben, wie ich es nie vermöchte?!» antwortete sie.

Eine Glutwolke, deren Grenzen sich rasch veränderten, flog über ihr Gesicht. Sie hatte das Verlangen, ihren Bruder so weit zu bringen, daß er nicht mehr umkehren könne. Sie fieberte bei dieser Vorstellung, wußte aber noch nicht, ob sie genug Mut haben werde, und verzögerte das Ende des Mahls.

Das alles wußte Ulrich, er erriet es; aber er hatte sich nun aufgerüttelt und sprach auf sie ein. Er saß vor ihr, die Augen abwesend, den Mund gewaltsam zum Sprechen gezwungen, und hatte den Eindruck, er sei nicht bei sich, sondern eigentlich hinter sich zurückgeblieben und rufe sich das nach, was er sage. «Nimm an, ich möchte» sagte er «auf der Reise einem Fremden die goldene Zigarettendose stehlen: ich frage dich, ob das nicht einfach undenkbar ist?! Also will ich jetzt auch nicht erst darüber reden, ob eine Entscheidung, wie sie dir vorschwebt, mit höherer Geistesfreiheit zu rechtfertigen sei oder nicht. Möge es sogar recht sein, Hagauer ein Leid zuzufügen. Aber stell dir vor, ich im Hotel sei weder in Not, noch ein Berufsdieb, noch ein geistig Minderwertiger mit Deformationen am Kopf oder am Körper, noch habe ich eine Hysterikerin zur Mutter oder einen Trinker zum Vater, noch sei ich von irgendetwas anderem verwirrt oder stigmatisiert, stähle aber trotzdem: ich wiederhole dir, daß es diesen Fall auf der ganzen Welt nicht gibt! Er kommt einfach nicht vor! Er ist geradezu mit wissenschaftlicher Sicherheit für unmöglich zu erklären!»

Agathe lachte hell auf. «Aber Ulo! Was ist dann, wenn man es trotzdem tut?!»

Bei dieser Antwort, die er nicht vorgesehen hatte, mußte Ulrich selbst lachen; er sprang auf und schob seinen Stuhl hastig zurück, damit er sie durch seine Zustimmung nicht ermutige. Agathe erhob sich von Tisch. «Du darfst das nicht tun!» bat er sie. «Aber Uli,» erwiderte sie «denkst du denn selbst im Traum, oder träumst du da etwas, das geschieht?!»

Diese Frage erinnerte ihn an seine eigene vor wenig Tagen aufgestellte Behauptung, daß alle Forderungen der Moral auf eine Art Traumzustand hinwiesen, der aus ihnen entflohen sei, wenn sie fertig dastünden. Aber Agathe war, nachdem sie das gesagt hatte, in das Arbeitszimmer ihres Vaters gegangen, das sich nun hinter zwei geöffneten Türen beleuchtet darbot, und Ulrich, der ihr nicht gefolgt war, sah sie in diesem Rahmen stehn. Sie hielt ein Papier ans Licht und las darin. «Hat sie keine Vorstellung von dem, was sie da auf sich nimmt?!» fragte er sich. Doch der Schlüsselbund zeitgenössischer Begriffe wie nervöse Minderwertigkeit, Ausfallserscheinung, Debilität und dergleichen wollte nicht passen, und in dem schönen Anblick, den Agathe während ihres Vergehens bot, war auch weder von Habsucht, noch von Rache oder einer anderen inneren Häßlichkeit eine Spur zu entdecken. Und obwohl mit Hilfe solcher Begriffe selbst die Handlungen eines Verbrechers oder Halbirren Ulrich noch verhältnismäßig gezähmt und zivilisiert vorgekommen wären, denn da schimmern die verzerrten und verschobenen Beweggründe des gewöhnlichen Lebens in der Tiefe, machte ihn seiner Schwester wildsanfte Entschlossenheit, worin sich Reinheit und Verbrechen unterschiedslos mischten, in diesem Augenblick völlig fassungslos. Er vermochte nicht, dem Gedanken Raum zu geben, daß dieser Mensch, der ganz offen begriffen war, eine schlechte Handlung zu begehn, ein schlechter Mensch sein könne, und mußte dabei zusehn, wie Agathe ein Papier nach dem anderen aus dem Schreibtisch nahm, durchlas, zur Seite legte und ernstlich nach bestimmten Aufzeichnungen suchte. Ihre Entschlossenheit machte den Eindruck, aus einer anderen Welt auf die Ebene

gewöhnlicher Entscheidungen herabgestiegen zu sein.

Während dieser Beobachtungen beunruhigte Ulrich überdies die Frage, warum er Hagauer überredet habe, gutgläubig abzureisen. Es dünkte ihn, er habe von allem Anfang an so gehandelt, als ob er das Werkzeug des Willens seiner Schwester wäre, und bis zuletzt hatte er ihr, auch wenn er widersprach, Antworten gegeben, die ihr vorwärtshalfen. Die Wahrheit mißhandle den Menschen, hatte sie gesagt: «Sehr gut gesagt, aber sie weiß doch gar nicht, was Wahrheit bedeutet!» überlegte Ulrich. «Mit den Jahren bekommt man die steife Gicht davon, aber in der Jugend ist es ein Jagd- und Segelleben!» Er hatte sich wieder gesetzt. Jetzt kam ihm plötzlich vor, daß Agathe nicht nur das, was sie von Wahrheit sage, irgendwie von ihm abgenommen habe, sondern daß ihr auch das, was sie im Nebenzimmer tue, von ihm vorgezeichnet worden sei. Er hatte doch gesagt, daß es im höchsten Zustand eines Menschen kein Gut und Böse gebe, sondern nur Glaube oder Zweifel; daß feste Regeln dem innersten Wesen der Moral widersprächen und der Glaube höchstens eine Stunde alt werden dürfe; daß man im Glauben nichts Niedriges tun könne; daß Ahnung ein leidenschaftlicherer Zustand sei als Wahrheit: Und Agathe war jetzt im Begriff, das Gebiet der moralischen Umfriedung zu verlassen und sich auf jene grenzenlose Tiefe hinauszuwagen, wo es keine andere Entscheidung gibt als die, ob man steigen wird oder fällt. Sie führte das so aus, wie sie seinerzeit die Orden aus seiner zögernden Hand genommen hatte, um sie zu vertauschen, und in diesem Augenblick liebte er sie unerachtet ihrer Gewissenlosigkeit mit dem merkwürdigen Gefühl, daß es seine eigenen Gedanken seien, die von ihm zu ihr gegangen wären und nun von ihr wieder zu ihm zurückkehrten, ärmer an Überlegung geworden, aber wie ein Wildwesen balsamisch nach Freiheit duftend. Und während er unter der Mühe, sich zu bändigen, zitterte, schlug er ihr vorsichtig vor: «Ich werde meine Abreise um einen Tag verschieben und beim Notar oder bei einem Rechtsanwalt Erkundigungen einholen. Vielleicht ist das furchtbar durchsichtig, was du tun willst!»

Aber Agathe hatte schon herausgefunden, daß der Notar, dessen sich ihr Vater seinerzeit bedient hatte, nicht mehr am Leben sei. «Kein Mensch weiß mehr von der Sache,» sagte sie «rühr nicht daran!»

Ulrich bemerkte, daß sie ein Blatt Papier genommen hatte und Versuche anstellte, die Handschrift ihres Vaters nachzuahmen.

Angezogen davon, war er nahegekommen und hinter sie getreten. Da lagen nun in Haufen die Blätter, auf denen die Hand seines Vaters gelebt hatte, deren Bewegung man beinahe noch nachfühlen konnte, und dort zauberte Agathe wie in schauspielerischer Nachahmung fast das gleiche hervor. Es war seltsam, dem zuzusehn. Der Zweck, zu dem das geschah, der Gedanke, daß es einer Fälschung diene, verschwand. Und in Wahrheit hatte sich das Agathe auch gar nicht überlegt. Es schwebte eine Gerechtigkeit mit Flammen statt mit Logik um sie. Güte, Anständigkeit und Rechtlichkeit waren ihr, wie sie diese Tugenden an Menschen, die sie kannte, und zumal an Professor Hagauer kennen gelernt hatte, immer nur so vorgekommen, als ob man einen Fleck aus einem Kleid entfernt hätte; aber das Unrecht, das in diesem Augenblick um sie selbst schwebte, war so, wie wenn die Welt im Licht eines Sonnenaufgangs ertrinkt. Es kam ihr vor, es wären Recht und Unrecht nicht mehr allgemeine Begriffe und ein für Millionen von Menschen angerichtetes Kompromiß, sondern zauberhafte Begegnung von Mir und Dir, Irrsinn erster, noch mit nichts vergleichlicher und an keinem Maß zu messender Schöpfung. Eigentlich machte sie Ulrich ein Verbrechen zum Geschenk, indem sie sich in seine Hand gab, voll Vertrauen, daß er ihre Unbesonnenheit verstehen müsse, und ähnlich wie Kinder, die, wenn sie schenken wollen und nichts besitzen, auf die unerwartetsten Einfälle kommen. Und Ulrich erriet das meiste davon. Wenn seine Augen ihren Bewegungen folgten, bereitete es ihm eine

Annehmlichkeit, die er noch nie erlebt hatte, denn es hatte etwas von märchenhafter Sinnlosigkeit in sich, einmal ganz und ohne Warnung dem nachzugeben, was ein anderes Wesen tat. Auch wenn die Erinnerung hineinfiel, daß doch einem Dritten gleichzeitig Böses geschehe, blinkte sie nur für eine Sekunde wie ein Beil auf, und er beruhigte sich rasch damit, daß es eigentlich doch noch niemand etwas angehe, was seine Schwester dort tue; es war nicht ausgemacht, daß diese Schriftversuche wirklich benutzt würden, und was Agathe in ihren vier Wänden trieb, blieb ihre Sache, solange die Wirkung nicht aus dem Haus drang.

Sie rief jetzt nach ihrem Bruder, wandte sich um und war überrascht, weil er hinter ihr stand. Sie wachte auf. Sie hatte alles geschrieben, was sie schreiben wollte, und bräunte es nun entschlossen an einer Kerzenflamme, um der Schrift ein altes Aussehen zu geben. Sie streckte ihre freie Hand Ulrich entgegen, der nahm sie nicht, vermochte aber auch nicht, sein Gesicht ganz in finstere Falten zu verschließen. Darauf sagte sie: «Höre! Wenn etwas ein Widerspruch ist, und du liebst ihn nach seinen beiden Seiten – liebst ihn wirklich! – hebst du ihn damit nicht schon auf, ob du es willst oder nicht?!»

«Diese Frage ist viel zu leichtfertig gestellt» murrte Ulrich. Aber Agathe wußte, wie er in seinem «zweiten Denken» darüber urteilen werde. Sie nahm ein reines Papierblatt und schrieb übermütig in den altmodischen Schriftzügen, die sie so gut nachzuahmen verstand: «Meine böse Tochter Agathe bietet keinen Grund, diese einmal getroffenen Bestimmungen zuungunsten meines guten Sohnes Ulo zu ändern!» Damit war sie noch nicht zufrieden und schrieb auf ein zweites Blatt: «Meine Tochter Agathe soll von meinem guten Sohn Uli noch eine Weile erzogen werden.»

So hatte es sich also zugetragen, aber nachdem Ulrich es bis ins einzelne wieder erweckt hatte, wußte er am Ende ebensowenig, was zu tun sei, wie vor Beginn.

Er hätte nicht abreisen dürfen, ohne die Lage wieder ins Lot zu bringen: das stand wohl außer Zweifel! Und offenbar hatte ihm der zeitgenössische Aberglaube, daß man nichts zu ernst nehmen dürfe, einen Streich gespielt, als er ihm einflüsterte, vorderhand das Feld zu räumen und den Wert des strittigen Zwischenfalls nicht durch empfindungsvollen Widerstand zu vergrößern. Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird; es entsteht aus den heftigsten Übertreibungen, wenn man sie sich selbst überläßt, mit der Zeit eine neue Mittelmäßigkeit; man könnte sich in keinen Zug setzen und müßte auf der Straße immer eine entsicherte Pistole zur Hand haben, wenn man nicht dem Gesetz des Durchschnitts vertrauen dürfte, das die überstiegenen Möglichkeiten von selbst unwahrscheinlich macht: diesem europäischen Erfahrungsglauben hatte Ulrich gehorcht, als er trotz aller Bedenken nach Hause gereist war. Im Grunde freute es ihn sogar, daß sich Agathe anders gezeigt hatte.

Trotzdem durfte der Abschluß dieser Angelegenheit rechtlichermaßen kein anderer sein, als daß Ulrich nun, und so bald wie möglich, das Versäumte nachhole. Er hätte seiner Schwester ohne zu zögern einen Expresbrief oder eine Depesche schicken müssen, und er vergegenwärtigte sich, daß darin ungefähr stehen müßte: «Ich lehne jede Gemeinschaft ab, solange du nicht ...!» Aber das zu schreiben, war er ganz und gar nicht gesonnen, es war ihm einfach im Augenblick völlig unmöglich.

Überdies war jenem verhängnisvollen Auftritt der Beschluß vorangegangen, daß sie in den nächsten Wochen zusammen leben oder doch wenigstens wohnen wollten, und in der kurzen dann noch bis zum Abschied übriggebliebenen Zeit hatten sie hauptsächlich davon sprechen müssen. Sie waren zunächst «für die Dauer der Scheidung» übereingekommen, damit Agathe Rat und Schutz habe. Aber nun erinnerte sich Ulrich, während er sich das ins Gedächtnis rief, auch einer älteren Bemerkung seiner Schwester, daß sie «Hagauer umbringen» wolle, und offenbar

hatte dieser «Plan» in ihr gearbeitet und eine neue Gestalt angenommen. Sie hatte lebhaft darauf bestanden, das Familiengrundstück rasch zu verkaufen, und das mochte wohl schon den Sinn gehabt haben, daß sich der Besitz verflüchtige, wenngleich es auch aus anderen Gründen ratsam erscheinen konnte; jedenfalls hatten die Geschwister beschlossen, eine Maklerfirma zu beauftragen, und hatten die Bedingungen festgesetzt. Also mußte Ulrich jetzt auch darüber nachdenken, was mit seiner Schwester eigentlich geschehen solle, nachdem er in sein nachlässig-einstweiliges und von ihm selbst nicht anerkanntes Leben zurückgekehrt wäre. Die Lage, in der sie sich befand, konnte unmöglich andauern. So überraschend nah sie einander auch in der kurzen Zeit gekommen waren – der Anschein einer Schicksalskreuzung, dachte Ulrich, wenn auch wahrscheinlich aus allerhand unabhängigen Einzelheiten zustandegekommen; während Agathe vielleicht eine abenteuerlichere Auffassung davon hatte – so wenig wußten sie von einander in den mannigfachen oberflächlichen Beziehungen, von denen ein gemeinsames Leben abhängt. Wenn er unbefangen über seine Schwester nachdachte, fand Ulrich sogar viele ungelöste Fragen, und selbst über ihre Vergangenheit vermochte er sich kein sicheres Urteil zu bilden; den meisten Aufschluß schien ihm noch die Vermutung zu geben, daß sie alles, was durch sie oder mit ihr geschehe, sehr nachlässig behandle und daß sie sehr ungewiß und vielleicht phantastisch in Erwartungen lebe, die neben ihrem wirklichen Leben herliefen, denn eine solche Erklärung wurde auch dadurch nahegelegt, daß sie so lange mit Hagauer gelebt und so schnell mit ihm gebrochen habe. Und auch die Unüberlegtheit, womit sie die Zukunft behandelte, paßte dazu: sie war von Hause fortgegangen, das schien ihr einstweilen zu genügen, und Fragen, was weiter geschehen werde, wick sie aus. Und auch Ulrich vermochte weder die Vorstellung zu bilden, daß sie nun ohne Mann bleiben und unbestimmt wie ein junges Mädchen harren werde, noch konnte er sich vorstellen, wie der Mann aussehen müßte, zu dem seine Schwester passe; das hatte er auch ihr kurz vor dem Abschied gesagt.

Sie aber hatte ihm erschrocken – und Wahrscheinlich ein wenig mit närrisch gespielmtem Schreck – ins Gesicht gesehn und dann ruhig mit der Gegenfrage geantwortet: «Kann ich denn in der nächsten Zeit nicht einfach bei dir wohnen, ohne daß wir alles entscheiden?»

So, und um nichts bestimmter, war also der Beschluß, daß sie zusammenzögen, bekräftigt worden. Aber Ulrich begriff, daß mit diesem Versuch der Versuch seines «Lebens auf Urlaub» abschließen müsse. Er wollte nicht überlegen, welche Folgen das haben werde, aber daß sein Leben fortan gewissen Einschränkungen unterworfen wäre, war ihm nicht unwillkommen, und zum erstenmal dachte er wieder an den Kreis und zumal an die Frauen der Parallelaktion. Die Vorstellung, sich von allem abzuschließen, die mit der neuen Veränderung verbunden war, dünkte ihn wundervoll. So wie an Räumen oft nur eine Kleinigkeit zu ändern ist, damit aus einem lustlosen Schallen eine herrliche Resonanz entsteht, veränderte sich in seiner Phantasie sein kleines Haus zu einer Muschel, in der man wie einen fernen Strom das Rauschen der Stadt hörte.

Und dann hatte es doch wohl in dem letzten Teil dieses Gesprächs auch noch ein besonderes kleines Gespräch gegeben:

««Wir werden wie die Eremiten leben,» sagte Agathe mit einem lustigen Lächeln «aber in Liebesfragen bleibt natürlich jeder frei. Du wenigstens bist ungehindert!» versicherte sie.

«Weißt du,» gab Ulrich darauf zur Antwort «daß wir in das Tausendjährige Reich einziehn?».

«Was ist das?»

«Wir haben schon so viel von jener Liebe gesprochen, die nicht wie ein Bach zu einem Ziel fließt, sondern wie das Meer einen Zustand bildet! Sei nun ehrlich: Wenn man dir in der Schule erzählt hat, die Engel im Paradies täten nichts, als im Angesicht des Herrn zu verweilen und ihn



zu lobpreisen, hast du dir dieses selige Nichtstun und Nichtsdenken vorstellen können?»

«Ich habe es mir immer etwas langweilig vorgestellt, was gewiß an meiner Unvollkommenheit liegt» war die Antwort Agathes.

«Aber nach allem, worüber wir uns verständigt haben,» erklärte Ulrich «mußt du dir jetzt vorstellen, daß dieses Meer eine Reglosigkeit und Abgeschiedenheit ist, die von immerwährenden kristallisch reinen Begebenheiten erfüllt wird. Alte Zeiten haben versucht, sich ein solches Leben schon auf Erden vorzustellen: das ist das Tausendjährige Reich, geformt nach uns selbst und doch keins der Reiche, wie wir sie kennen! Und so werden wir leben! Wir werden alle Selbstsucht von uns abtun, wir werden weder Güter, noch Erkenntnisse, noch Geliebte, noch Freunde, noch Grundsätze, noch uns selbst sammeln: demnach wird sich unser Sinn öffnen, auflösen gegen Mensch und Tier und so in einer Weise erschließen, daß wir gar nicht mehr wir bleiben können und uns nur in alle Welt verflochten aufrecht erhalten werden!»

Dieses kleine Zwischengespräch war ein Scherz gewesen. Er hatte dabei Papier und Blei zur Hand, machte Vormerkungen und besprach dazwischen mit seiner Schwester, was ihrer warte, wenn sie den Verkauf des Hauses und seiner Einrichtung durchführe. Er war auch noch böse und wußte selbst nicht, ob er lästere oder phantasiere. Und über dem allen waren sie nicht mehr dazu gekommen, sich wegen des Testaments gewissenhaft auseinanderzusetzen.

Auch heute lag wohl in diesem mannigfaltigen Zustandekommen der Grund dafür, daß Ulrich keineswegs bis zur tätigen Reue gelangte. Der Handstreich seiner Schwester hatte viel an sich, das ihm gefiel, obgleich er selbst der Geschlagene war; er mußte sich eingestehn, daß dadurch der «nach der Regel der freien Geister» dahinlebende Mensch, dem er in sich allzuviel Bequemlichkeit zugebilligt hatte, mit einem Schlag in einen gefährlichen Widerspruch zu dem tief unbestimmten geraten war, von dem der wirkliche Ernst ausgeht. Er wollte auch diesem Geschehen nicht ausweichen, indem er es schnell und in gewöhnlicher Weise gutmache: Aber dann gab es keine Regel, und man mußte das Geschehnis sich entwickeln lassen.

[<]

16

Wiedersehen mit Diotimas diplomatischem Gatten

Der Morgen traf Ulrich nicht klarer an, und spät am Nachmittag entschloß er sich – in der Absicht, den Ernst, der ihn bedrückte, zu erleichtern – seine mit der Befreiung der Seele von der Zivilisation beschäftigte Kusine aufzusuchen.

Zu seiner Überraschung wurde er, ehe noch Rachel aus Diotimas Zimmer zurückgekehrt war, von Sektionschef Tuzzi in Empfang genommen, der ihm entgegenkam. «Meine Frau fühlt sich heute nicht wohl» erläuterte der geübte Ehegatte mit jenem gedankenlosen Zartgefühl in der Stimme, dessen Klang durch allmonatlichen Gebrauch schon zu einer Formel geworden ist, in der das häusliche Geheimnis offen daliegt. «Ich weiß nicht, ob sie Ihren Besuch wird empfangen können.» Er war zum Ausgehen angekleidet, leistete Ulrich aber bereitwillig Gesellschaft.

Dieser benutzte die Gelegenheit, sich nach Arnheim zu erkundigen.

«Arnheim ist in England gewesen und befindet sich jetzt in Petersburg» erzählte Tuzzi. Ulrich

war bei dieser bedeutungslosen und nur natürlichen Nachricht unter dem Eindruck seiner bedrückenden Erlebnisse so zumute, als strömte Welt, Fülle und Bewegung auf ihn zu.

«Es ist ganz gut so» meinte der Diplomat. «Er soll nur recht viel hin und her reisen. Man kann daran seine Beobachtungen machen und erfährt allerhand.»

«Sie glauben also immer noch, daß er mit einem pazifistischen Auftrag des Zaren reist:» fragte Ulrich erheitert.

«Ich glaube das mehr denn je» versicherte schlicht der für die Ausführung der österreichisch-ungarischen Politik verantwortliche Amtsleiter. Aber plötzlich zweifelte Ulrich, ob Tuzzi wirklich so ahnungslos sei oder sich nur so stelle und ihn zum Besten habe; etwas verärgert ließ er von Arnheim ab und erkundigte sich: «Ich habe gehört, daß inzwischen hier die Parole der Tat ausgegeben worden ist?»

Wie immer schien es Tuzzi Vergnügen zu machen, gegenüber der Parallelaktion den Unschuldigen und Schlaunen zu spielen; er zuckte die Achseln und grinste: «Ich will meiner Frau nicht vorgreifen, Sie werden es ja doch von ihr hören, sobald Sie von ihr empfangen werden können!» Aber nach einer kleinen Weile begann das Bärtchen auf seiner Oberlippe zu zucken, und die großen dunklen Augen in dem lederbraunen Gesicht glänzten von einem unsicheren Leid. «Sie sind doch auch solch ein Schriftgelehrter,» sagte er zögernd «können Sie mir vielleicht erklären, was es heißt, wenn ein Mann Seele hat?»

Es schien, daß Tuzzi wirklich über diese Frage sprechen wolle, und offenbar rief seine Unsicherheit den Eindruck, daß er leide, hervor. Als Ulrich nicht gleich antwortete, fuhr er fort: «Wenn man sagt: <eine Seele von einem Menschen>, so meint man einen treuen, pflichtgeduldigen, aufrichtigen Kerl, – ich habe so einen Kanzleidirektor: aber da hat man es doch schließlich mit einer subalternen Eigenschaft zu tun! Oder es ist Seele eine Eigenschaft von Frauen: das ist dann ungefähr soviel wie daß sie leichter weinen als Männer und leichter rot werden –»

«Ihre Frau Gemahlin hat Seele» verbesserte ihn Ulrich so ernst, als stellte er fest, sie habe nachtblaues Haar.

Eine leichte Blässe eilte über Tuzzis Gesicht. «Meine Frau hat Geist,» sagte er langsam «sie gilt mit Recht für eine geistvolle Frau. Ich plage sie manchmal und werfe ihr vor, daß sie ein Schöngeist sei. Dann ärgert sie sich. Aber das ist noch nicht Seele –» Er dachte ein wenig nach. «Waren Sie schon einmal bei einer Mystikerin?» fragte er dann. «Sie liest aus der Hand oder aus einem Haar die Zukunft, unter Umständen verblüffend richtig: Das sind so Gaben oder Tricks. Aber können Sie sich etwas Sinnvolles vorstellen, wenn jemand beispielsweise sagt, daß Anzeichen für das Heraufkommen einer Zeit vorhanden sein sollen, wo sich unsere Seelen quasi ohne Vermittlung der Sinne erblicken werden? Ich will gleich hinzufügen,» ergänzte er rasch «daß das nicht etwa nur bildlich zu verstehen ist, sondern wenn Sie nicht gut sind, Sie mögen machen, was Sie wollen, so soll man es heute, da das bereits eine Zeit der erwachenden Seele ist, viel deutlicher spüren als in früheren Jahrhunderten! Glauben Sie das?»

Man wußte bei Tuzzi nie, wo sein Sticheln ihm selbst oder dem Zuhörer galt, und Ulrich antwortete auf alle Fälle: «Ich würde es an Ihrer Stelle eben auf den Versuch ankommen lassen!»

«Machen Sie keine Witze, Verehrtester, das ist unvornehm, wenn man sich in Sicherheit befindet» beklagte sich Tuzzi. «Aber meine Frau verlangt von mir das ernsthafte Verständnis solcher Sätze, auch wenn ich ihnen nicht beipflichten sollte, und ich muß da kapitulieren, ohne daß ich mich überhaupt verteidigen kann. So habe ich mich in meiner Not erinnert, daß Sie doch

auch so ein Schriftgelehrter sind –?)»

«Die beiden Behauptungen sind von Maeterlinck, wenn ich mich nicht irre» half Ulrich.

«So!? Von –? Ja, das könnte schon sein. Das ist dieser –? Sehen Sie, sehr gut: dann ist er vielleicht auch der, der behauptet, daß es keine Wahrheit gibt? Außer für den liebenden Menschen! sagt er. Wenn ich einen Menschen liebe, so soll ich unmittelbar an einer geheimnisvollen Wahrheit teilhaben, die tiefer ist als die gewöhnliche. Dagegen wenn wir etwas auf Grund genauer Menschenkenntnis und Beobachtung aussprechen, so soll es natürlich wertlos sein. Das soll auch von diesem Ma – Mann herrühren?»

«Ich weiß es wirklich nicht. Vielleicht. Es würde zu ihm passen.»

«Ich habe mir eingebildet, daß das von Arnheim ist.»

«Arnheim hat viel von ihm angenommen, und er viel von anderen, beide sind sie begabte Eklektiker.»

«So? Also dann sind das alte Sachen? Aber dann erklären Sie mir, um Himmelswillen, wie man so etwas heute drucken lassen darf!?» bat Tuzzi. «Wenn mir meine Frau antwortet: <Verstand beweist gar nichts, Gedanken reichen nicht bis an die Seele!> oder: <Über der Genauigkeit gibt es ein Reich der Weisheit und Liebe, das man durch überlegte Worte nur entweicht!> so verstehe ich, wie sie dazu kommt: sie ist eben eine Frau, sie verteidigt sich in dieser Weise gegen die Logik des Mannes! Aber wie kann das ein Mann sagen?!» Tuzzi rückte näher und legte Ulrich die Hand aufs Knie: «Die Wahrheit schwimmt wie ein Fisch in einem unsichtbaren Prinzip; sobald man sie herausgreift, ist sie tot: was sagen Sie dazu? Hängt das vielleicht mit dem Unterschied zwischen einem <Erotiker> und einem <Sexualiker> zusammen?»

Ulrich lächelte. «Soll ich es Ihnen wirklich sagen?»

«Ich brenne darauf!»

«Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll.»

«Sehen Sie! Unter Männern bringt man so etwas nicht über die Lippen. Wenn Sie aber eine Seele hätten, würden Sie jetzt meine Seele einfach betrachten und bewundern. Wir würden in eine Höhe gelangen, wo es keine Gedanken, Worte und Taten gibt. Dagegen geheimnisvolle Mächte und ein erschütterndes Schweigen! Darf eine Seele rauchen?» fragte er und zündete sich eine Zigarette an; dann erst erinnerte er sich seiner Hausherrnpflicht und hielt auch Ulrich die Tabatiere hin. Im Grunde war er etwas stolz darauf, daß er die Bücher Arnheims nun gelesen hatte, und gerade weil sie ihm unausstehlich blieben, schmeichelte es ihm als eine persönliche Entdeckung, daß er den möglichen Nutzen ihrer quellenden Ausdrucksweise für die undurchdringlichen Absichten der Diplomatie erkannt habe. Wirklich hätte auch kein anderer eine so schwere Arbeit vergeblich leisten wollen, und jeder hätte sich an seiner Stelle wohl noch eine Weile nach Bedürfnis lustig gemacht, wäre dann aber bald der Sehnsucht erlegen, probeweise ein oder das andere Zitat anzubringen oder etwas, das man ohnehin nicht genau sagen kann, in einen der ärgerlich unklaren neuen Gedanken zu kleiden. Das geschieht widerstrebend, weil man den neuen Anzug noch als lächerlich empfindet, aber man gewöhnt sich rasch an ihn, und so ändert sich unmerklich der Geist der Zeit in seinen Anwendungsformen, und im Besonderen könnte Arnheim einen neuen Verehrer gewonnen haben. Sogar Tuzzi gab schon zu, daß man sich unter der Forderung, Seele und Wirtschaft zu vereinen, trotz aller grundsätzlichen Gegnerschaft, etwas wie eine Wirtschaftspsychologie vorstellen könne, und was ihn unerschütterlich vor Arnheim schützte, war eigentlich nur Diotima. Denn zwischen ihr und

Arnheim hatte damals – allen unbekannt – schon eine Erkaltung Platz zu greifen begonnen, die alles, was Arnheim je über Seele gesagt hatte, mit dem Verdacht belastete, nur eine Ausrede zu sein, was zur Folge hatte, daß Tuzzi diese Aussprüche mit größerer Gereiztheit denn je vorgeworfen bekam. Es war verzeihlich, daß er unter diesen Umständen annahm, die Beziehung meiner Gattin zu dem Fremden sei noch im Ansteigen; die keine Liebe war, gegen die ein Ehemann seine Maßnahmen treffen konnte, sondern ein «Zustand der Liebe» und «liebendes Denken» und so erhaben über jeden niederen Verdacht, daß Diotima selbst offen von dem sprach, was sie ihr an Gedanken eingab, ja in letzter Zeit sogar ziemlich unnachsichtig von Tuzzi forderte, daß er geistig daran teilnehme.

Er fühlte sich ungemein verständnislos und empfindlich, von diesem Zustand umgeben, der ihn blind machte wie ein allseitiges Sonnenlicht ohne einen festen Sonnenstand, nach dem man sich richten könnte, um Schatten und Schonung zu finden.

Und er hörte Ulrich reden. «Aber ich möchte Ihnen das Folgende zu bedenken geben. In uns ist gewöhnlich ein stetiger Zu- und Abfluß des Erlebens. Die Erregungen, die sich in uns bilden, werden von außen angestiftet und fließen als Handlungen oder Worte wieder nach außen ab. Denken Sie sich das wie ein mechanisches Spiel. Und dann denken Sie es sich gestört: So muß sich eine Stauung ergeben? Irgendeine Art aus den Ufern zu treten: Unter Umständen mag es auch bloß eine Aufblähung sein →»

«Sie reden wenigstens vernünftig, wenn es auch Unsinn ist ...» äußerte Tuzzi anerkennend. Er begriff nicht gleich, daß da wirklich eine Erklärung heranreifen sollte, aber er hatte seine Haltung bewahrt, und während er sich innen im Elend verlor, war auf seinen Lippen das kleine boshafte Lächeln so stolz liegen geblieben, daß er nur wieder hineinzuschlüpfen brauchte.

«Ich glaube, die Physiologen sagen,» fuhr Ulrich fort «daß das, was wir bewußtes Handeln nennen, daraus entsteht, daß der Reiz sozusagen nicht einfach durch einen Reflexbogen ein- und ausfließt, sondern zu einem Umweg gezwungen wird; dann gleichen also die Welt, die wir erleben, und die Welt, in der wir handeln, obwohl sie uns als ein- und dieselbe vorkommen, eigentlich dem Ober- und Unterwasser in einem Mühlgang und sind durch eine Art Bewußtseinsstausee verbunden, von dessen Höhe, Kraft und ähnlichem die Regelung des Zu- und Abflusses abhängt. Oder mit anderen Worten: wenn auf einer der beiden Seiten eine Störung eintritt – eine Entfremdung der Welt, oder eine Unlust zu handeln –, so könnte man doch ganz gut annehmen, daß sich auf diese Weise auch ein zweites, höheres Bewußtsein zu bilden vermöchte? Oder meinen Sie, nicht?»

«Ich:» sagte Tuzzi. «Ich muß sagen, ich glaube, mir ist das ganz egal. Das sollen die Professoren einstweilen unter sich ausmachen, wenn sie es wichtig finden. Aber praktisch gesprochen →» er bohrte nachdenklich die Zigarette in den Aschenbecher und blickte dann ärgerlich auf: «entscheiden die Menschen mit zwei Stauungen oder die mit einer Stauung über die Welt?»

«Ich dachte, daß Sie von mir nur zu hören wünschen, wie ich mir solche Gedanken entstanden denke?»

«Wenn Sie mir das gesagt haben sollten, habe ich Sie leider nicht verstanden» meinte Tuzzi.

«Aber sehr einfach: Sie besitzen die zweite Stauung nicht, also besitzen Sie das Prinzip der Weisheit nicht und verstehen kein Wort von dem, was Menschen reden, die eine Seele besitzen. Und ich wünsche Ihnen Glück dazu!»

Es war Ulrich allmählich bewußt geworden, daß er in schimpflicher Form und wunderlicher Gesellschaft Gedanken ausspreche, die gar nicht ungeeignet sein mochten, die Gefühle zu

erklären, von denen sein eigenes Herz unsicher bewegt worden war. Die Vermutung, daß bei sehr gesteigerter Empfänglichkeit ein Über- und Zurückquellen der Erlebnisse entstehen könne, das die Sinne grenzenlos und weich wie ein Wasserspiegel mit allen Dingen verbinde, rief in ihm die Erinnerung an die großen Gespräche mit Agathe zurück, und sein Gesicht nahm unwillkürlich einen teils verhärteten, teils verlorenen Ausdruck an. Tuzzi betrachtete ihn unter trüg gehobenen Augendeckeln und merkte an der Art von Ulrichs Sarkasmus etwas davon, daß er selbst hier nicht der einzige sei, dessen «Stauungen» nicht seinen Wünschen entsprächen.

Es war den beiden kaum aufgefallen, wie lange Rachel ausblieb, die von Diotima zurückgehalten worden war, um ihr rasch zu helfen, sich selbst und das Krankenzimmer in eine Ordnung des Leidens zu bringen, die zwar frei sein sollte, aber doch schicklich, Ulrich zu empfangen: Nun überbrachte das Mädchen die Meldung, daß er nicht fortgehen, sondern sich noch ein wenig gedulden möge, und kehrte eilig wieder zur Herrin zurück.

«Alle Sätze, die Sie mir genannt haben, sind natürlich Allegorien» setzte Ulrich nach dieser Unterbrechung das Gespräch fort, um den Hausherrn für die Aufmerksamkeit zu entschädigen, daß er ihm Gesellschaft leiste. «Eine Art Schmetterlingssprache! Und ich habe von den Leuten wie Arnheim ungefähr den Eindruck, daß sie sich mit diesem hauchdünnen Nektar einen Bauch ansaufen! Das heißt,» fügte er rasch hinzu, denn es fiel ihm noch rechtzeitig ein, daß er nicht auch Diotima mitbeleidigen dürfe «gerade von Arnheim habe ich diesen Eindruck, ebenso wie ich trotzdem von ihm auch den Eindruck habe, daß er seine Seele gleich einer Brieftasche am Busen trägt!»

Tuzzi legte Aktenmappe und Handschuhe wieder hin, die er bei Rachels Eintritt an sich genommen hatte, und erwiderte heftig: «Wissen Sie, was es ist? Ich meine, was Sie mir so interessant erklärt haben. Das ist nichts als der Geist des Pazifismus!» Er machte eine Pause, damit sich diese Eröffnung auswirke. «Der Pazifismus in den Händen von Dilettanten schließt ohne Zweifel eine große Gefahr ein» fügte er bedeutsam hinzu.

Ulrich wollte lachen, aber Tuzzi meinte es tödlich ernst, und er hatte da zwei Dinge zusammengebracht, die wirklich entfernt verwandt waren, so komisch es auch sein mochte, Liebe und Pazifismus dadurch verbunden zu sehn, daß beide in ihm den Eindruck einer dilettantischen Ausschweifung hervorriefen. So wußte Ulrich nicht, was er antworten solle, und benutzte die Gelegenheit bloß, um auf die Parallelaktion zurückzukommen, indem er einwandte, daß in ihr doch gerade eine Parole der Tat ausgegeben worden sei.

«Das ist eine Leinsdorf-Idee!» äußerte Tuzzi wegwerfend. «Erinnern Sie sich noch an die letzte Besprechung hier bei uns kurz vor Ihrer Abreise? Leinsdorf hat gesagt: <Irgend etwas muß geschehn!>: das ist jetzt das Ganze, das nennt man jetzt die Parole der Tat! Und natürlich sucht Arnheim dem seinen russischen Pazifismus zu unterschieben. Erinnern Sie sich, wie ich davor gewarnt habe? Ich fürchte, man wird noch an mich denken! Nirgends ist die Außenpolitik so schwierig wie bei uns, und ich habe schon damals gesagt: Wer sich heute zumutet, grundlegende politische Ideen zu verwirklichen, muß ein Stück Bankrotteur und Verbrecher in sich haben!» – Diesmal ging Tuzzi ordentlich aus sich heraus, wohl weil Ulrich schon im nächsten Augenblick zu seiner Gattin gerufen werden konnte oder weil er in dieser Unterredung nicht allein der Belehrte bleiben wollte. «Die Parallelaktion erregt internationales Mißtrauen,» berichtete er «und ihre innerpolitische Wirkung, daß man sie sowohl für deutschfeindlich wie für slawenfeindlich hält, ist auch außenpolitisch zu spüren. Damit Sie aber ganz den Unterschied zwischen dilettantischem und fachmännischem Pazifismus verstehn, werde ich Ihnen etwas erklären: Österreich könnte auf mindestens dreißig Jahre jeden Krieg verhindern, wenn es der Entente

cordiale beiträte! Und beim Regierungsjubiläum könnte es das natürlich mit einer unerhört schönen pazifistischen Gebärde tun und dabei Deutschland seiner Bruderliebe versichern, auf daß es ihm nachfolge oder nicht. Die Mehrheit unserer Nationalitäten würde begeistert sein. Wir könnten mit französischen und englischen billigen Krediten unsere Armee so stark machen, daß uns Deutschland nicht einschüchtern kann. Italien wären wir los. Frankreich könnte ohne uns nichts machen: Mit einem Wort, wir wären der Schlüssel zu Frieden und Krieg und machten das große politische Geschäft. Ich verrate Ihnen damit kein Geheimnis: das ist eine einfache diplomatische Rechnung, die jeder Handelsattaché anstellen kann. Warum läßt sie sich nicht ausführen? Imponderabilien des Hofes: Man kann dort Es Em so wenig ausstehn, daß man es unanständig fände, dem nachzugeben; Monarchien sind heute im Nachteil, weil sie mit Anständigkeit belastet sind! Sodann Imponderabilien des sogenannten öffentlichen Geistes: da bin ich bei der Parallelaktion. Warum erzieht sie nicht den öffentlichen Geist?! Warum bringt man ihm nicht eine sachliche Auffassung bei? Sehen Sie,» – aber hier verloren Tuzzis Darlegungen von ihrer Glaubwürdigkeit und machten eher den Eindruck verhehlter Mühsal – «dieser Arnheim macht mir ja wirklich Spaß mit seinem Schreiben! Das hat nicht er erfunden, und neulich, als ich spät eingeschlafen bin, habe ich Zeit gehabt, darüber ein wenig nachzudenken. Es hat immer Politiker gegeben, die Romane geschrieben oder Theaterstücke gemacht haben, zum Beispiel Clémenceau oder gar Disraeli; Bismarck nicht, aber Bismarck war ein Zerstörer. Und nun sehen Sie sich diese französischen Advokaten an, die heute am Ruder sind: Beneidenswert! Politische Plusmacher, aber beraten von einer ausgezeichneten Berufsdiplomatie, die ihnen die Richtlinien gibt, und alle haben sie irgendeinmal auf das ungenierteste Theaterstücke oder Romane geschrieben, zumindest in ihrer Jugend, und schreiben noch heute Bücher. Glauben Sie, daß diese Bücher etwas wert sind? Ich glaube nicht. Aber ich schwöre Ihnen, daß ich mir gestern abend gedacht habe: unserer eigenen Diplomatie geht etwas ab, weil sie nicht auch Bücher hervorbringt, und ich werde Ihnen sagen, warum: Erstens gilt es natürlich für einen Diplomaten geradeso wie für einen Sportsmann, daß er sein Wasser ausschwitzen muß. Und zweitens erhöht es die öffentliche Sicherheit. Wissen Sie, was das europäische Gleichgewicht ist? –»

Sie wurden durch Rachel unterbrochen, die mit der Meldung kam, daß Diotima Ulrich erwarte. Tuzzi ließ sich Hut und Mantel reichen. «Wenn Sie ein Patriot wären –» sagte er, indes er in die Ärmel schlüpfte, und Rachel den Mantel hielt.

«Was sollte ich dann tun?» fragte Ulrich und sah die schwarzen Augensterne Rachels an.

«Wenn Sie ein Patriot wären, würden Sie meine Frau oder Graf Leinsdorf ein wenig auf diese Schwierigkeiten aufmerksam machen. Ich kann das nicht, bei einem Ehemann wirkt das leicht als engherzig.»

«Aber mich nimmt hier ja doch niemand ernst» entgegnete Ulrich ruhig.

«Ach, sagen Sie das nicht!» rief Tuzzi lebhaft aus. «Man nimmt Sie nicht in der Weise ernst wie andere Menschen, aber schon lange Zeit haben alle große Angst vor Ihnen. Man befürchtet, daß Sie dem Leinsdorf einen ganz verrückten Rat geben könnten. Wissen Sie, was das europäische Gleichgewicht ist?!» forschte der Diplomat dringend.

«Ich denke: ungefähr wohl» meinte Ulrich.

«Dann ist Ihnen Glück zu wünschen!» entgegnete Tuzzi aufgebracht und unglücklich. «Wir Berufsdiplomaten wissen es alle nicht. Es ist das, was man nicht stören darf, damit nicht alle übereinander herfallen. Aber was man nicht stören darf, weiß keiner genau. Remembern Sie sich doch so ein bißchen, was es rings um Sie in den letzten Jahren gegeben hat und gibt:

Italienisch-türkischen Krieg, Poincaré in Moskau, Bagdadfrage, bewaffnete Intervention in Libyen, österreichisch-serbische Spannung, das Adriaproblem: ... Ist das ein Gleichgewicht? Unser unvergeßlicher Baron Ährental – aber ich will Sie nicht länger aufhalten!»

«Schade» versicherte Ulrich. «Wenn man das europäische Gleichgewicht so auffassen darf, dann drückt sich in ihm ja aufs beste der europäische Geist aus!»

«Ja, das ist das Interessante» gab Tuzzi, schon in der Türe, ergeben lächelnd, zurück. «Und in diesem Sinne ist die geistige Leistung unserer Aktion nicht zu unterschätzen!»

«Warum hindern Sie das nicht?»

Tuzzi zuckte die Achseln. «Wenn bei uns ein Mann in der Stellung Seiner Erlaucht etwas will, so kann man nicht dagegen auftreten. Man kann bloß Obacht geben!»

«Und wie geht es Ihnen?» fragte Ulrich, nachdem Tuzzi gegangen war, die kleine schwarz-weiße Schildwache, die ihn jetzt zu Diotima führte.

[<]

17

Diotima hat ihre Lektüre gewechselt

«Lieber Freund,» sagte Diotima, als Ulrich bei ihr eintrat «ich wollte Sie nicht gehen lassen, ohne Sie gesprochen zu haben, aber ich muß Sie so empfangen!» – Sie trug ein Hauskleid, worin die Majestät ihrer Form durch eine Zufallsstellung ein wenig an Schwangerschaft erinnerte, was dem stolzen Körper, der noch nie geboren hatte, etwas von der zuweilen lieblichen Schamlosigkeit der Mutterleiden verlieh; ein Pelzkragen lag neben ihr auf dem Sofa, mit dem sie sich offenbar gerade den Leib gewärmt hatte, und um die Stirn trug sie einen Umschlag gegen Migräne, der auf seinem Platz hatte bleiben dürfen, weil sie wußte, daß er sie ähnlich kleide wie eine griechische Binde. Obwohl es spät war, brannte kein Licht, und der Geruch von Heil- und Erfrischungsmitteln gegen ein unbekanntes Leid lag in der Luft vermischt mit einem kräftigen Wohlgeruch, der über alle einzelnen Gerüche wie eine Decke geworfen worden war.

Ulrich beugte sein Gesicht tief, während er Diotimas Hand küßte, als wollte er am Duft des Arms die Veränderungen wahrnehmen, die während seiner Abwesenheit vorsichgegangen seien. Aber die Haut strömte nur den vollen, satten, gebadeten Geruch aus wie alle Tage.

«Ach, lieber Freund,» wiederholte Diotima «es ist gut, daß Sie zurückkommen – Oh!» stöhnte sie plötzlich lächelnd «ich habe so heftige Magenschmerzen!»

Diese Mitteilung, die, von einem natürlichen Menschen gemacht, so natürlich ist wie ein Wetterbericht, gewann im Munde Diotimas den ganzen Nachdruck eines Zusammenbruchs und Geständnisses.

«Kusine?!» rief Ulrich aus und beugte sich lächelnd vor, um ihr ins Gesicht zu sehn. Es hatte sich in ihm, was Tuzzi zart über das üble Befinden seiner Gattin angedeutet hatte, in diesem Augenblick mit der Vermutung verwirrt, daß Diotima schwanger geworden sei und die Entscheidung nun über das Haus hereingebrochen.

Matt wehrte sie ab, die ihn halb erriet. Sie hatte in Wahrheit bloß Menstruationskrämpfe, was

früher allerdings nie vorgekommen war und dunkel ahnbar mit ihrem Schwanken zwischen Arnheim und ihrem Gatten zusammenhing, das seit einigen Monaten von solchen Beschwerden begleitet wurde. Als sie von Ulrichs Rückkehr hörte, bedeutete es ihr einen Trost, und sie begrüßte in ihm den Vertrauten ihrer Kämpfe, weshalb sie ihn vorgelassen hatte. Sie lag da, wahrte nur halb die Haltung des Sitzens und war in seiner Gesellschaft, den Schmerzen preisgegeben, die in ihr wühlten, ein offenes Stück Natur ohne Zäune und Verbotstafeln, was selten genug bei ihr vorkam. Immerhin hatte sie angenommen, daß es glaubhaft sein werde, wenn sie nervöse Magenschmerzen vorschützte, und geradezu ein Zeichen empfindsamer Naturanlage; sonst hätte sie sich ihm nicht gezeigt.

«Nehmen Sie doch etwas ein» schlug Ulrich vor.

«Ach,» seufzte Diotima «das kommt nur von den Erregungen. Meine Nerven werden es nicht mehr lange aushalten!»

Es entstand eine kleine Pause, weil sich Ulrich nun eigentlich hätte nach Arnheim erkundigen müssen, aber neugierig war, etwas von den Vorgängen zu erfahren, die ihn selbst angingen, und nicht gleich einen Ausweg fand. Schließlich fragte er: «Die Befreiung der Seele von der Zivilisation macht wohl Schwierigkeiten?» und fügte hinzu: «Ich darf mir leider schmeicheln, Ihnen schon lange vorhergesagt zu haben, daß ihre Bemühungen, dem Geist eine Gasse in die Welt zu bahnen, schmerzlich zusammenbrechen werden!»

Diotima erinnerte sich, wie sie aus der Gesellschaft geflohen war und mit Ulrich auf der Schuhbank im Vorzimmer gesessen hatte: ihre Niedergeschlagenheit war fast die gleiche gewesen wie heute, und doch lagen unzählige Hoffnungsauf- und -niedergänge dazwischen. «Wie war es doch herrlich,» sagte sie «mein Freund, als wir noch an die große Idee glaubten! Heute darf ich wohl sagen, daß die Welt aufgehört hat, aber wie sehr bin ich selbst enttäuscht!»

«Warum eigentliche» fragte Ulrich.

«Ich weiß es nicht. Es hegt wohl an mir.»

Sie wollte etwas von Arnheim anfügen, aber Ulrich wünschte zu wissen, wie man sich mit der Demonstration abgefunden habe; seine letzte Erinnerung daran war, daß er Diotima nicht angetroffen hatte, als ihn Graf Leinsdorf zu ihr schickte, um sie auf ein entschlossenes Eingreifen vorzubereiten und gleichzeitig zu beruhigen.

Diotima machte eine hochmütige Gebärde. «Die Polizei hat einige junge Leute verhaftet und wieder freigelassen: Leinsdorf ist sehr verärgert, aber was hätte man sonst tun sollen?! Er hält jetzt erst recht an Wisnieccky fest und sagt, daß etwas geschehen müsse; aber Wisnieccky kann keine Propaganda entfalten, wenn man nicht weiß, wofür!»

«Ich habe gehört, daß dies die Parole der Tat sein soll» schaltete Ulrich ein. Der Name des Barons Wisnieccky, der als Minister am Widerstand der deutschen Parteien gescheitert war und darum an der Spitze des Ausschusses, der für die unbekannt große patriotische Idee der Parallelaktion um Teilnahme warb, heftiges Mißtrauen erregen mußte, rief ihm lebendig das politische Walten Sr. Erlaucht vor Augen, dessen Erfolg das war. Wie es schien, hatte der unbefangene Gang der gräflich Leinsdorfschen Gedanken – vielleicht bekräftigt durch das erwartete Versagen aller Bemühungen, den Geist der Heimat und in weiterem Umkreis den Europas durch das Zusammenwirken seiner bedeutendsten Männer aufzuschrecken – nun zu der Erkenntnis geführt, daß es das Beste sei, diesem Geist einen Stoß zu geben, gleichgültig, von wo dieser komme. Möglicherweise stützte sich das in den Überlegungen Sr. Erlaucht auch auf die Erfahrungen, die man mit Besessenen gemacht hat, denen es zuweilen gut bekommen sein soll,



wenn man sie rücksichtslos anschrie oder rüttelte; aber diese Mutmaßung, zu der Ulrich in Eile gelangte, ehe Diotima erwidern konnte, wurde nun durch deren Antwort unterbrochen.

Diesmal bediente sich die Leidende wieder der Anrede: Lieber Freund. «Lieber Freund,» sagte sie «es ist etwas Wahres daran! Unser Jahrhundert dürstet nach einer Tat. Eine Tat →»

«Aber welche Tat! Welche Art Tat?!» unterbrach Ulrich.

«Ganz gleich! in der Tat liegt ein großartiger Pessimismus gegenüber den Worten: Leugnen wir nicht, daß in der Vergangenheit immer nur geredet worden ist: Wir haben für ewige und große Worte und Ideale gelebt; für eine Steigerung des Menschlichen; für unsere innerste Eigenart; für eine wachsende Gesamtfülle des Daseins. Wir haben eine Synthese angestrebt, wir haben für neue Schönheitsgenüsse und Glückswerte gelebt, und ich will nicht leugnen, daß das Suchen nach Wahrheit ein Kinderspiel ist gegen den ungeheuren Ernst, selbst eine Wahrheit zu werden: Aber es war eine Überspannung gegenüber dem gegenwärtigen geringen Wirklichkeitsgehalt der Seele, und wir haben in einer traumhaften Sehnsucht sozusagen für nichts gelebt!» Diotima hatte sich eindringlich am Ellbogen aufgerichtet. «Es ist etwas Gesundes daran, wenn man heute darauf verzichtet, den verschütteten Eingang zur Seele zu suchen, und lieber danach trachtet, mit dem Leben fertig zu werden, wie es ist!» schloß sie.

Nun besaß Ulrich also neben der vermuteten Leinsdorfschen auch noch eine beglaubigte andere Auslegung der Parole der Tat. Diotima schien ihre Lektüre gewechselt zu haben; er erinnerte sich, daß er sie bei seinem Eintritt von vielen Büchern umgeben gesehen habe, aber es war schon zu finster geworden, um deren Titel zu entziffern, und es lag auch auf einem Teil von ihnen der Körper der nachdenklichen jungen Frau wie eine dicke Schlange, die sich nun noch höher aufgerichtet hatte und ihn erwartungsvoll ansah. Diotima war, nachdem sie sich seit ihren Mädchenjahren mit Vorliebe von sehr empfindsamen und subjektiven Büchern genährt hatte, offenbar, wie Ulrich aus ihren Worten schloß, von jener geistigen Erneuerungskraft ergriffen worden, die immerwährend am Werke ist, das, was sie mit den Begriffen der letzten zwanzig Jahre nicht gefunden hat, mit den Begriffen der nächsten zwanzig Jahre auch nicht zu finden; woraus zuletzt vielleicht sogar jene großen Stimmungswechsel der Geschichte entstehen, die zwischen Humanität und Grausamkeit, Sturm und Gleichgültigkeit oder anderen Widersprüchen schwanken, für die es keinen ganz ausreichenden Grund gibt. Es fuhr Ulrich durch den Kopf, daß jener kleine, unaufgeklärte Rest von Unbestimmtheit, der in jeglichem moralischen Erlebnis übrigbleibt, worüber er mit Agathe so viel gesprochen hatte, wohl eigentlich die Ursache dieser menschlichen Unsicherheit sein müsse; aber weil er sich das Glück, das in der Erinnerung an diese Gespräche lag, nicht gestatten wollte, zwang er seine Gedanken, sich davon ab- und lieber dem General zuzuwenden, der ihm als erster davon erzählt hatte, daß die Zeit jetzt einen neuen Geist bekomme, und in einer Weise erzählt hatte, deren gesunde Ärgerniskraft keinen Raum für die Lust an bezaubernden Zweifeln übrigließ. Und weil er nun schon einmal an den General dachte, fiel ihm auch dessen Bitte ein, daß er sich zwischen seiner Kusine und Arnheim um die gestörte Ordnung kümmern möge, und so gab er schließlich auf die Abschiedsrede Diotimas an die Seele schlicht zur Antwort: «Die <grenzenlose Liebe> ist Ihnen wohl nicht gut bekommen?!»

«Ach Sie, Sie bleiben sich immer gleich!» seufzte die Kusine und ließ sich in die Kissen zurückfallen, und dort schloß sie die Augen; denn durch Ulrichs Abwesenheit solcher geraden Fragen entwöhnt, mußte sie sich erst besinnen, wieviel sie ihm anvertraut habe. Und mit einem Mal brachte seine Nähe das Vergessene in Bewegung. Dunkel entsann sie sich eines Gesprächs mit Ulrich über «maßloses Lieben», das bei ihrem letzten oder vorletzten Beisammensein noch eine Fortsetzung gefunden hatte, worin sie sich verschwor, daß die Seelen aus dem Gefängnis des

Leibes hervortreten könnten, oder sich wenigstens sozusagen mit halbem Körper hinausbeugen, und Ulrich hatte ihr darauf zur Antwort gegeben, dies seien Delirien des Liebeshungers und sie möge doch Arnheim oder ihm oder irgendwem irgend ein «Gewähren» gewähren; sogar Tuzzi hatte er in solchem Zusammenhang genannt, auch das kam ihr nun wieder ins Gedächtnis: an Vorschläge von dieser Art erinnert man sich eben wohl leichter als an das Übrige, was ein Mensch wie Ulrich redet. Und wahrscheinlich hatte sie es mit Recht damals als eine Frechheit empfunden; aber da vergangener Schmerz im Vergleich mit gegenwärtigem ein harmloser alter Freund ist, genoß es heute des Vorzugs, eine kameradschaftlich-vertraute Erinnerung zu sein. Diotima schlug also die Augen wieder auf und sagte: «Man kann wahrscheinlich auf Erden nicht vollkommen lieben!»

Sie lächelte dazu, aber unter ihrer Stirnbinde lagen Sorgenfalten, die dem Gesicht im Dämmer einen merkwürdig verzogenen Ausdruck gaben. Diotima war in Fragen, die ihr persönlich nahegingen, nicht abgeneigt, an überirdische Möglichkeiten zu glauben. Sogar das unerwartete Auftreten des Generals von Stumm am Konzil hatte sie wie das Werk von Geistern erschreckt, und als Kind hatte sie darum gebetet, daß sie niemals sterben möge. Das hatte es ihr erleichtert, auch ihrer Beziehung zu Arnheim einen überirdischen Glauben zu schenken oder, richtiger gesagt, jenen nicht vollendeten Unglauben, jenes Nicht-für-ausgeschlossen-Halten, die heute die grundlegende Glaubensbeziehung geworden sind. Wenn Arnheim nicht nur imstande gewesen wäre, aus ihrer und seiner Seele etwas Unsichtbares zu ziehen, das sich, bei fünf Meter Entfernung von ihr und ihm, in der Luft berührte, oder wenn ihre Blicke das so imstande gewesen wären zu tun, daß hinterdrein davon eine Kaffeebohne, ein Grießkorn, ein Tintenfleck, irgendeine Gebrauchsspur oder auch nur ein Fortschritt zurückgeblieben wäre, so hätte Diotima als das nächste erwartet, daß es eines Tags noch höher gehen werde, in irgendeinen von jenen überirdischen Zusammenhängen, die man sich so wenig genau vorstellen kann wie die meisten irdischen. Sie hatte auch damit Geduld, daß Arnheim in letzter Zeit öfter verreist und länger fortgeblieben war als früher und sogar an den Tagen seiner Anwesenheit überraschend stark von Geschäften in Anspruch genommen wurde. Sie gestattete sich keinen Zweifel daran, daß die Liebe zu ihr noch immer das große Ereignis in seinem Leben sei, und wenn sie wieder einmal allein zusammenkamen, so war die Erhöhung der Seelenlage augenblicklich so groß und die Berührung so wesenhaft, daß die Gefühle erschrocken verstummten, ja wenn sich nicht Gelegenheit bot, über etwas Unpersönliches zu reden, ein Vakuum entstand, das eine bittere Erschöpfung hinterließ. So wenig es ausgeschlossen war, daß dies Leidenschaft sei, so wenig mochte sie also – von der Zeit, in der sie lebte, daran gewöhnt, daß alles, was nicht praktisch sei, ohnehin nur einen Gegenstand des Glaubens, eben jenes unsicheren Unglaubens, bedeute – es ausschließen, daß noch etwas folgen werde, das allen vernünftigen Voraussetzungen widerspreche. Aber in dieser Minute, wo sie ihre Augen aufgeschlagen hatte und offen auf Ulrich gerichtet ließ, von dem nur ein dunkler Umriß wahrzunehmen war, der keine Antwort gab, fragte sie sich: «Worauf warte ich? Was soll eigentlich geschehn?»

Endlich erwiderte Ulrich: «Arnheim wollte Sie aber doch heiraten?!»

Diotima richtete sich wieder auf ihren Arm auf und sagte: «Kann man denn das Problem der Liebe lösen, indem man sich scheiden läßt oder heiratet?!»

«Mit der Schwangerschaft habe ich mich geirrt» nahm Ulrich still zur Kenntnis, da er auf den Ausruf seiner Kusine durchaus nichts zu erwidern wußte. Plötzlich sagte er aber, vom Zaun gebrochen: «Ich habe Sie vor Arnheim gewarnt!» Vielleicht fühlte er sich in diesem Augenblick verpflichtet, ihr mitzuteilen, was er davon wußte, daß der Nabob ihrer beider Seelen mit seinen Geschäften verbunden habe, doch ließ er gleich wieder davon ab; denn er fand, daß in diesem

Gespräch gradeso jedes Wort seinen alten Platz besaß wie die Gegenstände in seinem Zimmer, die er sorgsam abgestaubt nach seiner Rückkehr angetroffen hatte, als wäre er eine Minute lang tot gewesen. Diotima tadelte ihn: «Sie dürfen das nicht so leicht nehmen. Zwischen Arnheim und mir besteht eine tiefe Freundschaft; und wenn es trotzdem zuweilen auch etwas zwischen uns gibt, das ich eine große Angst nennen möchte, so kommt es gerade von der Aufrichtigkeit. Ich weiß nicht, ob Sie das je erlebt haben oder dessen fähig sind: zwischen zwei Menschen, die eine gewisse Höhe der Empfindung erreichen, kann jede Lüge derart unmöglich werden, daß man überhaupt kaum noch miteinander sprechen kann!»

Mit feinem Ohr hörte Ulrich aus diesem Tadel, daß der Eingang zu seiner Kusine Seele für ihn offener stand als sonst und weil ihn überaus erheitert hatte, was sie unfreiwillig davon gestand, daß sie mit Arnheim nicht reden könne, ohne zu lügen, empfahl er seine Aufrichtigkeit eine Weile dadurch, daß auch er nichts sagte, und beugte sich dann, da sich Diotima inzwischen wieder hingelegt hatte, über ihren Arm, um in freundschaftlich sanfter Weise dessen Hand zu küssen. Leicht wie Hollundermark ruhte sie in der seinen und blieb nach dem Kuß dort liegen. Der Puls rann über seine Fingerspitzen. Der puderzarte Geruch der Nähe blieb wie ein Wölkchen an seinem Gesicht hängen. Und obgleich dieser Handkuß bloß ein galanter Scherz gewesen war, hatte er mit einer Untreue jene bittere Hinterlassenschaft der Lust gemeinsam, sich so nah an eine andere Person gebeugt zu haben, daß man aus ihr trank wie ein Tier und das eigene Bild nicht mehr aus dem Wasser zurückkommen sah. «Was denken Sie?» fragte Diotima. Ulrich schüttelte bloß den Kopf und gab ihr dadurch – im Dunkel, das nur noch von einem letzten samtene Schimmer erhellt wurde – von neuem Gelegenheit, vergleichende Studien über Schweigen anzustellen. Ein wundervoller Satz kam ihr ins Gedächtnis: «Es gibt Menschen, mit denen sich der größte Held nicht zu schweigen getraute.» Oder es war der richtige Wortlaut dem ähnlich. Sie glaubte sich zu erinnern, daß es ein Zitat sei; Arnheim hatte es gebraucht, und sie hatte es auf sich bezogen. Und außer Arnheims Hand hatte sie seit den ersten Wochen ihrer Ehe keines anderen Mannes Hand länger als zwei Sekunden in der ihren gehalten, nur mit Ulrichs Hand geschah das jetzt. Sie übersah in ihrer Selbstbefangenheit, wie das weiterging, fand sich aber einen Augenblick später angenehm überzeugt davon, daß sie völlig recht gehabt habe, als sie die vielleicht noch kommende, vielleicht unmögliche Stunde der höchsten Liebe nicht tatenlos abwartete, sondern die Zeit der zaudernden Entscheidung dazu benutzte, sich etwas mehr ihrem Gatten zu widmen. Verheiratete Menschen haben es sehr gut: wo andere ihren Geliebten die Treue brächen, dürfen sie sagen, daß sie sich auf ihre Pflicht besännen; und weil sich Diotima sagte, sie habe, was immer kommen möge, auf dem Platz, wohin sie vom Schicksal gestellt worden sei, einstweilen ihre Pflicht zu tun, hatte sie den Versuch unternommen, die Fehler ihres Gatten auszugleichen und ihm etwas mehr Seele beizubringen. Wieder fiel ihr ein Dichterwort ein: ungefähr besagte es, daß es keine schlimmere Verzweiflung gebe, als mit einem Menschen in ein gemeinsames Schicksal verflochten zu sein, den man nicht liebe, und auch das bewies, daß sie sich bemühen mußte, etwas für Tuzzi zu empfinden, solange ihr Schicksal sie noch nicht getrennt hätte. In verständigem Gegensatz zu den unberechenbaren Geschehnissen der Seele, die sie ihn nicht länger entgelten lassen wollte, hatte sie das systematisch begonnen; und mit Stolz fühlte sie die Bücher, auf denen sie lag, denn sie beschäftigten sich mit der Physiologie und Psychologie der Ehe, und irgendwie ergänzte es sich gegenseitig, daß es dunkel war, daß sie diese Bücher bei sich hatte, daß Ulrich ihre Hand hielt, daß sie ihm den großartigen Pessimismus zu verstehen gegeben hatte, den sie nun vielleicht auch in ihrer öffentlichen Tätigkeit bald durch einen Verzicht auf ihre Ideale ausdrücken werde, und Diotima drückte Ulrichs Hand von Zeit zu Zeit bei diesen Gedanken so, als ob die Koffer gepackt stünden, um von allem Gewesenen Abschied zu nehmen. Sie stöhnte dann leise, und eine ganz leichte Welle von Schmerz rann zur

Entschuldigung durch ihren Körper; Ulrich aber erwiderte begütigend den Druck mit seinen Fingerspitzen, und nachdem sich das einigemal wiederholt hatte, dachte Diotima wohl, daß es eigentlich zuviel sei, doch sie wagte nicht mehr ihre Hand zurückzuziehen, weil diese so leicht und trocken in der seinen lag, und zuweilen sogar zitterte, daß es ihr selbst wie ein unzulässiger Hinweis auf die Physiologie der Liebe vorkam, den sie nun um keinen Preis durch eine ungeschickte Fluchtbewegung verraten wollte.

Es war «Rachelle», die sich im Nebenzimmer zu schaffen gemacht hatte und, seit einiger Zeit eigenartig ungezogen geworden, diesem Auftritt ein Ende bereite, indem sie jenseits der offenen Verbindungstür plötzlich das Licht einschaltete. Diotima zog rasch ihre Hand aus der Ulrichs zurück; ein von Schwerlosigkeit ausgefüllt gewesener Raum blieb einen Augenblick lang in dieser liegen. «Rachelle,» rief Diotima flüsternd «mache auch hier Licht!» Als es geschehen war, hatten die beleuchteten Köpfe etwas Aufgetauchtes, wie wenn das Dunkel noch nicht ganz von ihnen weggetrocknet wäre. Schatten lagen um Diotimas Mund und gaben ihm Nässe und Schwellung; die perlmutterfarbenen kleinen Wülste am Hals und unter den Wangen, die sonst für die Liebhaber üppiger Feinkost geschaffen zu sein schienen, waren hart wie ein Linoleumschnitt und wild mit Tinte schattiert. Auch Ulrichs Kopf ragte schwarz und weiß bemalt wie der eines auf dem Kriegspfad befindlichen Urmenschen ins ungewohnte Licht. Er blinzelte und trachtete die Aufschriften der Werke zu entziffern, von denen Diotima umgeben war, und mit Erstaunen erkannte er nun die seelen- und körperhygienische Wissensbegierde seiner Kusine, die sich in der Wahl dieser Bücher ausdrückte. «Er wird mir einmal noch etwas antun!» dachte sie plötzlich, die seinem Blick gefolgt war und von ihm beunruhigt wurde, aber es kam ihr nicht in der Form dieses Satzes zu Bewußtsein; sie fühlte sich ihrem Vetter bloß zu sehr ausgeliefert, wie sie nun im Licht unter seinen Augen lag, und hatte das Bedürfnis, sich ein sicheres Ansehen zu geben. Mit einer Gebärde, die recht überlegen sein sollte, wie es einer von allem, was es gibt, «unabhängigen» Frau zukommt, wies sie umfassend auf ihre Lektüre hin und sagte mit möglichst sachlicher Betonung: «Werden Sie es glauben, daß mir der Ehebruch manchmal als eine viel zu einfache Lösung der ehelichen Konflikte erscheint?!»

«Er ist jedenfalls die schonendste!» gab Ulrich zur Antwort und ärgerte sie durch seinen spöttischen Ton. «Ich möchte sagen, er schadet auf keinen Fall.»

Diotima warf ihm einen Blick des Vorwurfs zu und gab ihm ein Zeichen, daß Rachel vom Nebenzimmer her zuhören könne. Dann sagte sie laut: «So meine ich es gewiß nicht!» und rief ihre Zofe an, die störrisch zum Vorschein kam und mit bitterer Eifersucht zur Kenntnis nahm, daß sie hinausgewiesen werde. Durch diesen Zwischenfall hatten sich aber die Gefühle geordnet; die vom Dunkel begünstigte Einbildung, gemeinsam eine kleine Untreue zu begehn, wenn auch sozusagen unbezeichnenbar und an niemandem, verflog in der Helligkeit, und Ulrich trachtete nun, zur Sprache zu bringen, was noch geschäftlich zu sagen war, um aufbrechen zu können.

«Ich habe Ihnen noch nicht mitgeteilt, daß ich meine Sekretärstelle niederlege» begann, er.

Diotima zeigte sich aber unterrichtet und erklärte, er müsse bleiben, es ginge nicht anders. «Die Arbeit, die wir leisten sollen, ist noch immer enorm» bat sie. «Haben Sie nur noch ein wenig Geduld, es muß bald die Lösung kommen! Man wird Ihnen einen richtigen Sekretär zur Verfügung stellen.»

Dieses unbestimmte «Man wird» fiel Ulrich auf, und er wollte Näheres wissen.

«Arnheim hat sich angeboten, Ihnen seinen Sekretär zu leihen.»

«Nein, danke» erwiderte Ulrich. «Ich habe das Gefühl, das wäre nicht ganz selbstlos.» Er hatte in

diesem Augenblick wieder nicht übel Lust, Diotima den schlichten Zusammenhang mit den Ölfeldern zu erklären, aber ihr war der zweifelhafte Ausdruck seiner Antwort nicht einmal aufgefallen, und sie berichtete einfach weiter:

«Überdies hat sich auch mein Mann bereit erklärt, Ihnen einen Angestellten aus seinen Büros zu überlassen.»

«Wäre Ihnen das rechte»

«Offen gestanden, es wäre mir nicht ganz lieb» äußerte sich Diotima diesmal bestimmter. «Zumal da wir keinen Mangel leiden: Auch Ihr Freund, der General, hat mir eröffnet, daß er Ihnen mit Vergnügen eine Hilfskraft aus seiner Abteilung zur Verfügung stellen könnte.»

«Und Leinsdorf?»

«Diese drei Möglichkeiten sind mir freiwillig angeboten worden, darum hatte ich keine Ursache, Leinsdorf zu fragen: aber sicher würde er ein Opfer nicht scheuen.»

«Man verwöhnt mich.» Mit diesen Worten faßte Ulrich die überraschende Bereitwilligkeit Arnheims, Tuzzis und Stumms zusammen, sich in billiger Weise eine gewisse Kontrolle über alle Vorgänge der Parallelaktion zu sichern. «Aber vielleicht wäre es doch das Klügste, ich nähme den Vertrauensmann Ihres Gatten zu mir.»

«Lieber Freund –?» wehrte Diotima das noch immer ab, aber sie wußte nicht recht, wie sie fortfahren solle, und wahrscheinlich kam darum etwas sehr Verwickeltes heraus. Sie stützte sich wieder auf den Ellbogen und sagte lebhaft: «Ich lehne Ehebruch als eine zu plumpe Lösung ehelicher Konflikte ab: das habe ich Ihnen gesagt! Aber trotzdem: es ist nichts so schwer, wie mit einem Menschen in ein Schicksal verflochten zu sein, den man nicht genügend liebt!»

Das war ein höchst unnatürlicher Naturlaut. Aber ungerührten Sinnes beharrte Ulrich auf seinem Entschluß. «Ohne Frage möchte Sektionschef Tuzzi auf diese Weise Einfluß auf das gewinnen, was Sie unternehmen: aber das möchten die anderen auch!» erklärte er ihr. «Alle drei Männer lieben Sie, und jeder muß das irgendwie mit seiner Pflicht vereinen.» Er wunderte sich geradezu darüber, daß Diotima weder die Sprache der Tatsachen noch die der Bemerkungen verstand, die er dazugab, und schloß, während er aufstand, um sich zu verabschieden, noch ironischer: «Der einzige, der Sie selbstlos liebt, bin ich; weil ich durchaus nichts zu tun und keine Pflichten habe. Aber Gefühle ohne Ablenkung sind zerstörend: das haben Sie inzwischen selbst erfahren, und Sie haben mir immer ein berechtigtes, wenn auch nur instinktives Mißtrauen entgegengebracht.»

Diotima wußte zwar nicht warum, doch geschah es vielleicht gerade aus diesem manchmal so sympathischen Grund, daß es ihr angenehm war, Ulrich in der Frage des Sekretärs die Partei ihres Hauses nehmen zu sehen, und sie ließ seine Hand, die er ihr dargeboten hatte, nicht los.

«Und wie steht damit Ihr Verhältnis mit <jener> Frau in Einklang?» fragte sie, übermütig an seine Bemerkung anknüpfend – soweit Diotima des Übermuts fähig war, was ungefähr so aussah, wie wenn ein Schwerathlet mit einer Feder spielt.

Ulrich verstand nicht, wen sie meinen könne.

«Mit der Frau des Gerichtspräsidenten, die Sie mir vorgestellt haben!»

«Das haben Sie bemerkt, Kusine?!»

«Doktor Arnheim hat mich darauf aufmerksam gemacht.»

«So? Sehr schmeichelhaft, daß er glaubt, mir bei Ihnen damit schaden zu können. Aber natürlich

sind meine Beziehungen zu dieser Dame völlig einwandfrei!» verteidigte Ulrich in der herkömmlichen Weise die Ehre Bonadeas.

«Sie war während Ihrer Abwesenheit bloß zweimal in Ihrer Wohnung! «Diotima lachte. «Wir haben sie das eine Mal zufällig beobachtet, und das zweite Mal haben wir es anders erfahren. Ihre Verschwiegenheit ist also zwecklos. Dagegen möchte ich *Sie* begreifen! Ich *kann* es nicht!»

«Mein Gott, wie könnte man gerade Ihnen das erklären!»

«Tun Sie es!» befahl Diotima. Sie hatte die Miene ihrer «amtlichen Unkeuschheit» aufgesetzt, eine Art bebrillten Ausdrucks, den sie annahm, wenn ihr Geist ihr befahl, Dinge anzuhören oder zu sagen, die ihrer Seele als Dame eigentlich verboten waren. Aber Ulrich weigerte sich und wiederholte, daß er über das Wesen Bonadeas nur auf Mutmaßungen angewiesen wäre.

«Gut» gestand Diotima zu. «Ihre Freundin hat zwar selbst nicht mit Andeutungen gespart! Sie scheint zu glauben, mir gegenüber irgend ein Unrecht verteidigen zu müssen! Aber sprechen Sie, wenn Sie es vorziehen, nur so, als ob Sie bloß mutmaßten!»

Nun fühlte Ulrich Wissensdurst und erfuhr, daß Bonadea schon einigemal von Diotima empfangen worden sei, und nicht nur in Angelegenheiten, die mit der Parallelaktion und der Stellung ihres Gatten zusammenhingen. «Ich muß gestehn, daß ich diese Frau schön finde» räumte Diotima ein. «Und sie ist ungewöhnlich ideal gesinnt. Ich bin eigentlich böse darüber, daß Sie mein Vertrauen beanspruchen und mir das Ihre immer vorenthalten haben!»

In diesem Augenblick hatte Ulrich ungefähr den Wunsch: «Hol euch alle –!» Er wollte Diotima schrecken und Bonadea ihre Aufdringlichkeit entgelten lassen oder fühlte für einen Augenblick die volle Entfernung zwischen sich und dem Leben, das zu führen er sich gewährt hatte. «Also hören Sie» gab er Auskunft und sah scheinbar finster drein: «Diese Frau ist Nymphomanin, und dem kann ich nicht widerstehn!»

Diotima wußte «amtlich», was Nymphomanie sei. Es trat eine Pause ein, dann erwiderte sie gedehnt: «Die arme Frau! Und so etwas lieben Sie?!»

«Es ist so idiotisch!» meinte Ulrich.

Diotima wollte «Näheres» wissen; er mußte ihr die «beklagenswerte Erscheinung» erläutern und «menschlich machen». Er tat es nicht gerade eingehend, und trotzdem bemächtigte sich ihrer dabei allmählich das Gefühl einer Genugtuung, deren Grundlage wohl der bekannte Dank an den Herrn bildete, daß sie nicht so sei wie jene, deren Spitze sich aber in Schreck und Neugierde verlor und auf ihre späteren Beziehungen zu Ulrich nicht ohne Einfluß bleiben sollte.

Nachdenklich sagte sie: «Es muß doch einfach entsetzlich sein, einen Menschen zu umarmen, wenn man nicht innerlich von ihm überzeugt ist!»

«Finden Sie das?» gab ihr Vetter treuherzig zurück. Diotima empfand, wie ihr bei dieser Anzüglichkeit Entrüstung und Kränkung zu Kopf stiegen, aber sie durfte es nicht zeigen; sie begnügte sich damit, seine Hand loszulassen und mit einer verabschiedenden Bewegung in die Kissen zurückzusinken. «Sie hätten mir das nie erzählen dürfen!» sagte sie von dort. «Sie haben sich soeben sehr unschön gegen diese arme Frau betragen und sind indiskret!»

«Nie bin ich indiskret!» verwarnte sich Ulrich und mußte über seine Kusine lachen. «Sie sind wirklich ungerecht. Sie sind die erste Frau, der ich Geständnisse über eine andere mache, und Sie haben mich dazu verleitet!»

Diotima war geschmeichelt. Sie wollte etwas dem Ähnliches sagen, daß man sich ohne geistige

Verwandlung um das Beste betröge; nur brachte sie es nicht fertig, weil es ihr plötzlich persönlich nahe ging. Schließlich verhalf ihr aber die Erinnerung an eins der sie umgebenden Bücher zu einer unverfänglichen, gleichsam durch Amtsschranken geschützten Erwiderung: «Sie begehen den Fehler aller Männer» tadelte sie. «Sie behandeln den Liebespartner nicht als gleichberechtigt, sondern bloß als Ergänzung für Sie selbst und sind dann enttäuscht. Haben Sie sich nie die Frage vorgelegt, ob nicht vielleicht der Weg zu einer beschwingten und harmonischen Erotik nur durch härtere Selbsterziehung führe?!» Ulrich blieb beinahe der Mund offen; aber in unwillkürlicher Abwehr dieses gelehrten Angriffs gab er die Antwort: «Wissen Sie, daß mich heute auch Sektionschef Tuzzi schon nach den Erziehungs- und Entstehungsmöglichkeiten der Seele gefragt hat?!»

Diotima fuhr in die Höhe: «Wie, Tuzzi spricht mit Ihnen über Seele?» fragte sie erstaunt.

«Ja, natürlich; er will sich unterrichten, was das sei» versicherte Ulrich, war aber durch nichts mehr in seinem Aufbruch aufzuhalten und versprach bloß, vielleicht ein anderes Mal die Pflicht der Verschwiegenheit zu brechen und auch das zu erzählen.

[<]

**18**

### Schwierigkeiten eines Moralisten beim Schreiben eines Briefs

Mit diesem Besuch bei Diotima hatte der unruhige Zustand, worin sich der Zurückgekehrte befand, ein Ende genommen; schon am nächsten Tag setzte sich Ulrich gegen Abend an seinen Schreibtisch, der ihm durch diese Handlung sogleich wieder vertraut wurde, und begann, Agathe einen Brief zu schreiben.

Es war ihm klar – so leicht und klar, wie es manchmal ein windstillen Tag ist, – daß ihr unüberlegtes Unternehmen äußerst gefährlich sei; noch mochte das, was geschehen war, nichts bedeuten als einen gewagten Scherz, der nur ihn und sie anging, aber das hing ganz davon ab, daß es rückgängig gemacht werde, ehe es Beziehungen zur Wirklichkeit gewinne, und mit jedem Tag wurde solche Gefahr größer. So weit hatte Ulrich geschrieben, als er sich unterbrach und zunächst Bedenken fühlte, einen Brief, der das unverschleierte erörterte, der Post zu übergeben. Er sagte sich, daß es wohl in jeder Weise angemessener wäre, er reiste selbst mit dem nächsten Zug an Stelle des Briefs; aber natürlich kam es ihm auch ungereimt vor, das zu tun, nachdem er sich doch der Angelegenheit tagelang überhaupt nicht angenommen hatte, und er wußte, daß er es unterlassen werde.

Er bemerkte, daß dem etwas zugrundelag, das beinahe so fest wie ein Beschluß war: er hatte Lust, es darauf ankommen zu lassen, was aus dem Zwischenfall entstehe. Die ihm aufgegebene Frage war also bloß die, wie weit er das wirklich und klar wollen könne, und es gingen ihm dabei allerhand weitläufige Gedanken durch den Kopf.

So machte er gleich anfangs die Wahrnehmung, daß er sich bisher noch allemal, wenn er sich «moralisch» verhielt, in einer schlechteren geistigen Lage befunden habe, als bei Handlungen oder Gedanken, die man üblicherweise «unmoralisch» nennen durfte. Es ist das eine allgemeine Erscheinung: denn in Geschehnissen, die sie in Gegensatz zu ihrer Umgebung bringen, entfalten alle ihre Kräfte, während sie sich dort, wo sie nur ihre Schuldigkeit tun, begreiflicherweise nicht

anders verhalten, als beim Steuerzahlen; woraus es sich ergibt, daß alles Böse mit mehr oder weniger Phantasie und Leidenschaft vollbracht wird, wogegen sich das Gute durch eine unverkennbare Affektarmut und Kläglichkeit auszeichnet. Ulrich erinnerte sich, daß seine Schwester diese moralische Notlage sehr unbefangen durch die Frage ausgedrückt hatte, ob Gutsein denn nicht mehr gut sei. Daß es schwierig und atemraubend sein müßte, hatte sie behauptet und sich darüber gewundert, daß trotzdem moralische Menschen fast immer langweilig wären.

Er lächelte befriedigt und führte diesen Gedanken nun in der Weise weiter, daß Agathe und er sich gemeinsam in einem besonderen Gegensatz zu Hagauer befänden, den man ungefähr als den von Menschen, die auf eine gute Art schlecht seien, zu einem Manne bezeichnen könnte, der auf eine schlechte Art gut ist. Und wenn man von der großen Mitte des Lebens absieht, die billigermaßen von Menschen eingenommen wird, in deren Denken die allgemeinen Worte Gut und Böse überhaupt nicht mehr vorkommen, seit sie sich von ihrer Mutter Rock losgemacht haben, so bleiben die Randbreiten, wo es noch absichtlich moralische Anstrengungen gibt, heute wirklich solchen bösguten und gutbösen Menschen überlassen, von denen die einen das Gute niemals fliegen gesehen und singen gehört haben und darum von allen Mitmenschen verlangen, daß sie mit ihnen für eine Natur der Moral schwärmen sollen, in der ausgestopfte Vögel auf leblosen Bäumen sitzen; worauf dann die zweiten, die gut-bösen Sterblichen, gereizt von ihren Nebenbuhlern, mit Fleiß wenigstens in Gedanken eine Neigung für das Böse hervorkehren, als ob sie überzeugt wären, daß nur noch in bösen Taten, die nicht ganz so abgenutzt seien wie die guten, ein wenig moralischer Lebendigkeit zucke. Auf diese Weise hatte die Welt – natürlich ohne daß sich Ulrich dieser Voraussicht ganz bewußt gewesen wäre – also damals die Wahl, ob sie an ihrer lahmen Moral oder an ihren beweglichen Immoralisten zugrundegehen wolle, und weiß wohl bis zum heutigen Tag nicht, wofür sie sich schließlich mit überwältigendem Erfolg entschieden hat, es wäre denn, daß jene Zahlreichsten, die niemals Zeit haben, sich mit der Moral im allgemeinen zu befassen, dies einmal im besonderen getan hätten, weil sie das Vertrauen in den sie umgebenden Zustand verloren und in weiterer Folge dann freilich auch noch manches andere; denn böse-böse Menschen, die man so leicht für alles verantwortlich machen kann, gab es schon damals so wenig wie heute, und die gut-guten bedeuteten eine so entrückte Aufgabe wie ein weit entfernter Sternnebel. Aber gerade an sie dachte Ulrich, während ihm alles andere, woran er scheinbar dachte, ganz gleichgültig war.

Und er gab seinen Gedanken eine noch allgemeinere und unpersönlichere Form, indem er das Verhältnis, das zwischen den Forderungen «Tu!» und «Tu nicht!» besteht, an die Stelle von Gut und Böse setzte. Denn solange sich eine Moral – und das gilt ebenso für den Geist der Nächstenliebe wie für den einer Hunnenschar – im Aufstieg befindet, ist das «Tu nicht!» nur die Kehrseite und natürliche Folge des «Tu!»; das Tun und Lassen glüht, und was es an Fehlern einschließt, macht nicht viel aus, denn es sind die Fehler von Helden und Märtyrern. In diesem Zustand sind Gut und Böse gleich mit Glück und Unglück des ganzen Menschen. Sobald das Umstrittene jedoch zur Herrschaft gelangt ist, sich ausgebreitet hat und seine Erfüllung nicht mehr mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft ist, durchschreitet das Verhältnis zwischen Forderung und Verbot mit Notwendigkeit einen entscheidenden Zustand, wo nun die Pflicht nicht mehr jeden Tag neu und lebendig geboren wird, sondern, ausgelaugt und in Wenn und Aber zerlegt, zu mannigfaltigem Gebrauch bereitgehalten werden muß; und es beginnt damit ein Vorgang, in dessen weiterem Verlauf Tugend und Laster durch die Herkunft aus den gleichen Regeln, Gesetzen, Ausnahmen und Einschränkungen einander immer ähnlicher werden, bis schließlich jener wunderliche, aber im Grunde unerträgliche Selbstwiderspruch entsteht, von dem Ulrich ausgegangen war, daß der Unterschied zwischen Gut und Böse alle Bedeutung verliert



gegenüber dem Wohlgefallen an einer reinen, tiefen und ursprünglichen Handlungsweise, das wie ein Funke ebensowohl aus erlaubten wie aus unerlaubten Geschehnissen hervorschlagen kann. Ja, wer sich unbefangen danach fragt, wird wahrscheinlich erkennen, daß der verbietende Teil der Moral stärker mit dieser Spannung geladen ist als der fordernde: Während es verhältnismäßig natürlich erscheint, daß bestimmte, als «böse» bezeichnete Handlungen nicht begangen werden dürfen oder, wenn man sie trotzdem begeht, wenigstens nicht begangen werden sollten, wie etwa die Aneignung fremden Eigentums oder die Schrankenlosigkeit im Genuß, sind die ihnen entsprechenden bejahenden Überlieferungen der Moral – in diesem Fall wäre das also die volle Hingabe des Schenkens oder die Lust, das Irdische abzutöten – fast schon verlorengegangen, und wo sie noch ausgeübt werden, sind sie das Geschäft von Narren und Grillenfängern oder bleichhäutigen Tugendbolden. Und in einem solchen Zustand, wo die Tugend bresthaft ist und das moralische Verhalten hauptsächlich in der Einschränkung des unmoralischen besteht, kann es wohl leicht so kommen, daß dieses nicht nur ursprünglicher und kraftvoller erscheint als jenes, sondern geradezu moralischer, sofern es erlaubt ist, dieses Wort nicht im Sinn von Recht und Gesetz, sondern als Maß aller Leidenschaft zu gebrauchen, die überhaupt noch durch Gewissensfragen erregt wird. Aber kann es wohl auch etwas Widerspruchsvolleres geben, als das Böse innerlich zu begünstigen, weil man mit dem Rest an Seele, den man noch hat, das Gute sucht?!»

Diesen Widerspruch hatte Ulrich noch nie so stark empfunden wie in dem Augenblick, wo ihn der ansteigende Bogen, den seine Überlegung durchmessen hatte, wieder auf Agathe zurückführte. Die in ihrer Natur liegende Bereitwilligkeit, sich einer – wenn er das flüchtige Wort noch einmal anwandte: – gut-bösen Ausdrucksform zu bedienen, was sich in dem Eingriff in das väterliche Testament gewichtig verkörpert hatte, verletzte die in seiner eigenen Natur liegende gleiche Bereitwilligkeit, die bloß eine gedankenmäßige Gestalt, man könnte sagen, die einer geradezu seelsorgerischen Teufelsbewunderung, angenommen hatte, während er als Person nicht nur schlecht und recht zu leben vermochte, sondern, wie er sah, darin auch nicht gern gestört sein wollte. Mit ebensoviel schwermütiger Befriedigung wie ironischer Klarheit stellte er fest, daß seine ganze theoretische Beschäftigung mit dem Bösen im Grunde darauf hinauslaufe, daß er die bösen Geschehnisse am liebsten gegen die bösen Menschen in Schutz nehmen möchte, die sich an sie heranzumachen, und er fühlte plötzlich ein Verlangen nach Güte, so wie einer, der sich nutzlos in der Fremde umgetrieben hat, es sich vorstellen mag, einmal nach Hause zu kommen und geradewegs hinzugehn, um das Wasser aus dem Brunnen seines Dorfs zu trinken. Wäre ihm aber nicht dieser Vergleich davorgekommen, so würde er vielleicht bemerkt haben, daß sein ganzer Versuch, sich Agathe unter dem Begriff eines moralisch gemischten Menschen vorzustellen, wie ihn die Gegenwart reichlich hervorbringt, nur ein Vorwand war, um sich vor einer Aussicht zu schützen, die ihn weit mehr erschreckte. Denn merkwürdigerweise übte ja das Verhalten seiner Schwester, das man tadeln mußte, wenn man es bewußt untersuchte, eine betörende Lockung aus, sobald man es miträumte; denn dann entschwand alles Strittige und Geteilte, und es bildete sich der Eindruck einer leidenschaftlichen, bejahenden, zum Handeln drängenden Güte, die ganz leicht neben ihren entkräfteten alltäglichen Formen wie ein uraltes Laster aussehen mochte.

Ulrich gestattete sich solche Erhöhung seiner Empfindungen nicht leicht, und schon gar nicht wollte er es angesichts des Briefes tun, den er zu schreiben hatte, so daß er seine Gedanken nun von neuem ins Allgemeine hinauslenkte. Sie wären unvollständig gewesen, wenn er sich nicht daran erinnert hätte, wie leicht und oft in den von ihm miterlebten Zeiten das Verlangen nach einer aus dem Vollen kommenden Pflicht dazu geführt hatte, daß aus dem vorhandenen Vorrat einzelner Tugenden bald die eine, bald die andere hervorgeholt und in den Mittelpunkt einer

lärmenden Verehrung gestellt wurde. Nationale Tugenden, christliche, humanistische waren an der Reihe gewesen, einmal Edelstahl und ein andermal Güte, bald Persönlichkeit und bald Gemeinschaft, heute die Zehntelsekunde und tags vorher historische Gelassenheit: der Stimmungswechsel des öffentlichen Lebens beruht im Grunde auf dem Austausch solcher Leitvorstellungen: aber das hatte Ulrich immer gleichgültig gelassen und nur dahin geführt, daß er sich abseits stehen fühlte. Auch jetzt bedeutete es ihm bloß eine Ergänzung des allgemeinen Bilds, denn nur halbe Einsicht vermag glauben zu machen, daß man der moralischen Unausdeutbarkeit des Lebens, die sich auf einer Stufe zu groß gewordener Komplikationen eingestellt hat, mit einer der Ausdeutungen beikommen könne, die in ihr schon enthalten sind. Solche Versuche gleichen bloß den Bewegungen eines Kranken, der unruhig die Lage wechselt, während die Lähmung, die ihn an sein Lager fesselt, unaufhaltsam fortschreitet. Ulrich war überzeugt, daß der Zustand, worin sie aufträten, unvermeidlich sei und die Stufe bezeichne, von der jede Zivilisation wieder abwärts gestiegen ist, weil bisher keine fähig war, an die Stelle der verlorenen inneren Spannung eine neue zu setzen. Er war auch überzeugt, daß ein Gleiches, wie es jeder gewordenen Moral widerfahren ist, jeder kommenden bevorstehe. Denn das moralische Erschlaffen liegt nicht am Bereich der Gebote und ihrer Befolgung, es ist unabhängig von ihren Unterschieden, es ist unzugänglich für äußere Strenge, es ist ein ganz innerer Vorgang, gleichbedeutend mit einem Nachlassen des Sinns aller Handlungen und des Glaubens an die Einheit ihrer Verantwortung.

Und so fanden sich Ulrichs Gedanken, ohne daß er es vorher beabsichtigt hatte, wieder bei jener Vorstellung, die er, spöttisch an Graf Leinsdorf gewandt, als das «Generalsekretariat der Genauigkeit und Seele» bezeichnet hatte; und obwohl er auch sonst nie anders als übermütig und im Scherz davon gesprochen hatte, sah er nun ein, daß er sich, seit er ein Mann war, nicht anders betragen hatte, als ob ein solches «Generalsekretariat» im Bereich des Möglichen läge. Vielleicht, das konnte er sich zu seiner Entschuldigung sagen, trägt jeder denkende Mensch eine solche Idee der Ordnung in sich, geradeso wie erwachsene Männer unter den Kleidern das Heiligenbild tragen, das ihnen ihre Mutter an die Brust gehängt hat, als sie Kind waren, und dieses Bild der Ordnung, das keiner sich ernst zu nehmen noch abzulegen getraut, kann nicht viel anders aussehen als so: Auf der einen Seite stellt es dunkel die Sehnsucht nach einem Gesetz des rechten Lebens dar, das ehern und natürlich ist, das keine Ausnahme zuläßt und keinen Einwand ausläßt, das lösend ist wie ein Rausch und nüchtern wie die Wahrheit; auf der andern Seite aber bildet sich darin die Überzeugung ab, daß die eigenen Augen niemals ein solches Gesetz erblicken, die eigenen Gedanken niemals es denken werden, daß es nicht durch Botschaft und Gewalt eines einzelnen herbeizuführen sein wird, sondern nur durch eine Anstrengung aller, wenn es nicht überhaupt ein Hirngespinnst ist. Einen Augenblick zögerte Ulrich. Ohne Zweifel war er ein gläubiger Mensch, der bloß nichts glaubte: seiner größten Hingabe an die Wissenschaft war es niemals gelungen, ihn vergessen zu machen, daß die Schönheit und Güte der Menschen von dem kommen, was sie glauben, und nicht von dem, was sie wissen. Aber der Glaube war immer mit Wissen verbunden gewesen, wenn auch nur mit einem eingebildeten, seit den Urtagen seiner zauberhaften Begründung. Und dieser alte Wissensteil ist längst vermorscht und hat den Glauben mit sich in die gleiche Verwesung gerissen: es gilt also heute, diese Verbindung neu aufzurichten. Und natürlich nicht etwa bloß in der Weise, daß man den Glauben «auf die Höhe des Wissens» bringt; doch wohl aber so, daß er von dieser Höhe auffliegt. Die Kunst der Erhebung über das Wissen muß neu geübt werden. Und da dies kein einzelner vermag, müßten alle ihren Sinn darauf richten, wo immer sie ihn auch sonst noch haben mögen; und wenn Ulrich in diesem Augenblick an einen Jahrzehnt-, Jahrhundert- oder Jahrtausendplan dachte, den sich die Menschheit zu geben hätte, um ihre Anstrengungen auf das Ziel zu richten, das sie ja in der Tat noch nicht kennen

kann, so brauchte er nicht viel zu fragen, um zu wissen, daß er sich das schon seit langem unter vielerlei Namen als das wahrhaft experimentelle Leben vorgestellt habe. Denn er meinte mit dem Wort Glauben ja nicht sowohl jenes verkümmerte Wissenwollen, die gläubige Unwissenheit, die man gemeinhin darunter versteht, als vielmehr die wissende Ahnung, etwas, das weder Wissen, noch Einbildung ist, aber auch nicht Glaube, sondern eben «jenes andere», das sich diesen Begriffen entzieht.

Rasch zog er seinen Brief an sich, schob ihn aber sogleich wieder fort.

Sein Gesicht, soeben noch streng erglüht, verlosch wieder, und sein gefährlicher Lieblingsgedanke kam ihm lächerlich vor. Wie mit einem Blick durch ein rasch geöffnetes Fenster fühlte er, was ihn wirklich umgab: die Kanonen, die Geschäfte Europas. Die Vorstellung, daß sich Menschen, die in dieser Weise lebten, je zu einer überlegten Navigation ihres geistigen Schicksals zusammentun könnten, war einfach nicht zu bilden, und Ulrich mußte einsehen, daß sich auch die geschichtliche Entwicklung niemals in einer solchen planenden Verbindung der Ideen vollzogen habe, wie sie im Geist des einzelnen Menschen zur Not möglich ist, sondern stets vergeudend und so verschwenderisch, als hätte sie die Faust eines groben Spielers auf den Tisch geworfen. Er schämte sich sogar ein wenig. Alles, was er in dieser Stunde gedacht hatte, erinnerte verdächtig an eine gewisse «Enquete zur Fassung eines leitenden Beschlusses und Feststellung der Wünsche der beteiligten Kreise der Bevölkerung», ja daß er überhaupt moralisierte, dieses Denken nach theoretischer Art, das die Natur bei Kerzenlicht betrachtet, kam ihm völlig unnatürlich vor, während doch der einfache, ans Sonnenklare gewöhnte Mensch stets nur nach dem Nächsten greift und sich nie mit einer anderen Frage abgibt als der ganz bestimmten, ob er diesen Griff ausführen und wagen könne.

In diesem Augenblick strömten Ulrichs Gedanken wieder aus dem Allgemeinen zu ihm selbst zurück, und er fühlte die Bedeutung seiner Schwester. Ihr hatte er jenen wunderlichen und uneingeschränkten, unglaublichen und unvergeßlichen Zustand gezeigt, worin alles ein Ja ist. Den Zustand, worin man keiner anderen geistigen Bewegung fähig ist als der moralischen, also auch den einzigen, worin es eine Moral ohne Unterbrechung gibt, selbst wenn sie nur darin bestehen sollte, daß alle Handlungen grundlos in ihm schweben. Und Agathe tat doch nichts, als daß sie die Hand danach ausstreckte. Sie war der Mensch, der die Hand ausstreckt, und an die Stelle von Ulrichs Überlegungen traten Körper und Gebilde der wirklichen Welt. Alles, was er gedacht hatte, erschien ihm jetzt bloß als Verzögerung und Übergang. Er wollte «es darauf ankommen lassen», was aus Agathes Einfall entstünde, und es war ihm in diesem Augenblick ganz gleichgültig, daß die geheimnisvolle Verheißung mit einer nach gemeinen Begriffen schimpflichen Handlung begonnen hatte. Man konnte nur abwarten, ob sich die Moral des «Steigens und Sinkens» daran ebenso anwendbar zeigen werde wie die einfache der Ehrlichkeit. Und er erinnerte sich der leidenschaftlichen Frage seiner Schwester, ob er selbst das glaube, was er ihr erzähle, aber er konnte sie auch jetzt ebensowenig bejahen wie damals. Er gestand sich ein, daß er auf Agathe warte, um diese Frage zu beantworten.

Da schrillte der Fernsprecher, und Walter, der am Apparat war, sprach plötzlich auf ihn ein, mit überstürzten Begründungen und in eilig zusammengerafften Worten. Ulrich hörte gleichgültig und bereitwillig zu, und als er den Hörer weglegte und sich aufrichtete, empfand er noch immer das Klingelzeichen, das nun endlich aufhörte; Tiefe und Dunkelheit strömten wohlthuend in die Umgebung zurück, aber er hätte nicht zu sagen vermocht, ob das in Tönen oder Farben geschah, es war wie eine Tiefe aller Sinne. Lächelnd nahm er das Blatt Papier, auf dem er seiner Schwester zu schreiben begonnen hatte, und zerriß es, ehe er das Zimmer verließ, langsam in kleine Stücke.

## Vorwärts zu Moosbrugger

Zur gleichen Zeit saßen Walter, Clarisse und der Prophet Meingast um eine Schüssel, die mit Radieschen, Mandarinen, Krachmandeln, Streichkäse und großen türkischen Dörripflaumen gefüllt war, und verzehrten dieses köstliche und gesunde Abendbrot. Der Prophet trug über dem etwas dünnen Oberkörper wieder nur seine Wolljacke und lobte von Zeit zu Zeit die natürlichen Genüsse, die ihm dargeboten wurden, indes Clarissens Bruder Siegmund in Hut und Handschuhen abseits des Tisches saß und von einer Rücksprache berichtete, deren er abermals mit Dr. Friedenthal, dem Assistenten der psychiatrischen Klinik, «gepflogen» hatte, um es seiner «völlig verrückten» Schwester zu ermöglichen, daß sie Moosbrugger sehe. «Friedenthal beharrt darauf, daß er es nur mit einer Erlaubnis des Landesgerichts möglich machen könne,» schloß er unbefangen «und beim Landesgericht begnügt man sich nicht mit der Eingabe des Fürsorgevereins ‹Letzte Stunde›, die ich euch beschafft habe, sondern verlangt eine Empfehlung der Gesandtschaft, da wir leider gelogen haben, Clarisse sei Ausländerin. Da hilft nun nichts anderes mehr: Dr. Meingast muß morgen zur Schweizer Gesandtschaft!»

Siegmund sah seiner Schwester ähnlich, nur war sein Gesicht ausdrucksloser, obwohl er der ältere war. Wenn man die Geschwister nebeneinander betrachtete, wirkten Nase, Mund und Augen in Clarissens fahlem Gesicht wie Risse in einem trockenen Boden, während die gleichen Züge in Siegmunds Antlitz die Weichen, etwas verwischten Linien eines rasenbedeckten Geländes hatten, obwohl er bis auf ein Schnurrbärtchen glatt rasiert war. Die Bürgerlichkeit war von seinem Aussehen bei weitem nicht in dem gleichen Maß abgetragen worden wie von dem seiner Schwester und gab ihm eine ahnungslose Natürlichkeit auch in dem Augenblick, wo er so unverschämt über die kostbare Zeit eines Philosophen verfügte. Es würde niemand gewundert haben, wenn darauf aus der Radieschenschüssel Blitz und Donner gebrochen wären; aber der große Mann nahm die Zumutung freundlich hin – was seine Bewunderer als ein äußerst anekdotisches Ereignis betrachteten – und nickte mit dem Auge wie ein Adler, der einen Sperling neben sich auf der Stange duldet.

Immerhin bewirkte die plötzlich entstandene und nicht breit genug abgeleitete Spannung, daß Walter nicht länger an sich hielt. Er zog seinen Teller zurück, war rot wie ein Morgenwölkchen und behauptete mit Nachdruck, daß ein gesunder Mensch, wenn er nicht Arzt oder Wärter sei, in einem Irrenhaus nichts zu suchen habe. Auch ihm pflichtete der Meister mit einem kaum merklichen Nicken bei. Siegmund, der es sah und sich im Lauf des Lebens manches angeeignet hatte, ergänzte diese Zustimmung mit den hygienischen Worten: «Es ist zweifellos eine ekelhafte Angewohnheit des wohlhabenden Bürgertums, daß es in Geisteskranken und Verbrechern etwas Dämonisches sieht.» «Aber dann erklärt mir doch endlich,» rief Walter «warum ihr alle Clarisse behilflich sein wollt, etwas zu tun, das von euch nicht gebilligt wird und sie nur noch nervöser machen kann!?»

Seine Gattin selbst würdigte das keiner Antwort. Sie machte ein unangenehmes Gesicht, vor dessen der Wirklichkeit fernem Ausdruck man Angst hätte fühlen können; zwei hochmütig lange Linien liefen darin längs der Nase hinab, und das Kinn zeigte eine harte Spitze. Siegmund glaubte weder verpflichtet noch ermächtigt zu sein, für die anderen das Wort zu führen. So trat auf

Walters Frage eine kurze Stille ein, bis Meingast leise und gleichmütig sagte: «Clarisse hat einen zu starken Eindruck erlitten, das darf man nicht auf sich beruhen lassen,»

«Wann?» fragte Walter laut.

«Unlängst; abends am Fenster.»

Walter wurde blaß, weil er der einzige war, der das erst jetzt erfuhr, während sich Clarisse offensichtlich Meingast anvertraut hatte und sogar ihrem Bruder. Aber so sei sie! dachte er.

Und obwohl es nicht unbedingt nötig gewesen wäre, hatte er plötzlich – über die Schüssel mit Grünzeug weg – das Gefühl, sie wären alle ungefähr um zehn Jahre jünger. Das war die Zeit, wo Meingast, noch der alte, unverwandelte Meingast, Abschied nahm und Clarisse sich für Walter entschied. Später hatte sie ihm gestanden, daß Meingast damals, obwohl er schon verzichtet hatte, sie doch noch manchmal geküßt und berührt hätte. Die Erinnerung war wie die große Bewegung einer Schaukel. Immer höher war Walter emporgehoben worden, und alles gelang ihm damals, wenn auch manche Tiefen dazwischen lagen. Und auch damals hatte Clarisse, wenn Meingast in der Nähe war, nicht mit Walter sprechen gekonnt; er mußte oft erst durch andere erfahren, was sie dachte und tat. In seiner Nähe wurde sie starr. «Wenn *du* mich anrührst, werde ich ganz starr!» hatte sie zu ihm gesagt. «Mein Körper wird ernst, das ist etwas anderes als mit Meingast!» Und als er sie zum erstenmal küßte, sagte sie zu ihm: «Ich habe Mama versprochen, so etwas nie zu tun!» Obwohl sie ihm später gestand, daß Meingast damals immer unter dem Speisetisch mit den Füßen heimlich ihre Füße berührt hätte. Das machte Walters Einfluß! Der Reichtum innerer Entwicklung, den er in ihr emporgelassen habe, hindere sie an der zwanglosen Bewegung, so erklärte er es sich. Und es fielen ihm die Briefe ein, die er damals mit Clarisse gewechselt hatte: er glaubte noch heute, daß sich ihnen an Leidenschaft und Eigenart nicht leicht etwas an die Seite stellen ließe, wenn man auch die ganze Literatur durchsuche. Er strafte in jenen stürmischen Zeiten Clarisse damit, daß er weglief, wenn sie Meingast erlaubte, bei ihr zu sein, und dann schrieb er ihr einen Brief; und sie schrieb ihm Briefe, worin sie ihn ihrer Treue versicherte und ihm aufrichtig mitteilte, daß sie von Meingast noch einmal durch den Strumpf aufs Knie geküßt worden sei. Walter hatte diese Briefe als Buch herausgeben wollen, und noch jetzt dachte er zuweilen, daß er es einmal doch tun werde. Leider war aber bisher nichts daraus entstanden als gleich zu Anfang ein folgenreiches Mißverständnis mit Clarissens Erzieherin: Zu der hatte nämlich Walter eines Tags gesagt: «Sie werden sehen, in kürzester Zeit mache ich alles gut!» Er hatte das in seinem Sinn gemeint und sich den großen Rechtfertigungserfolg vorgestellt, den er vor der Familie haben werde, sobald ihn die Herausgabe der «Briefe» berühmt mache; denn, genau genommen, war ja damals zwischen Clarisse und ihm manches nicht so, wie es sollte. Clarissens Erzieherin – ein Familienerbstück, das sein Ausgeding unter dem Ehrenvorwand erhielt, eine Art Zwischenmutter abzugeben – verstand das aber falsch und in ihrer Weise, wodurch alsbald in der Familie das Gerücht entstand, Walter wolle etwas tun, das es ihm ermögliche, um Clarissens Hand zu bitten; und als das einmal ausgesprochen war, entstanden daraus ganz eigentümliche Glücke und Zwänge. Das wirkliche Leben war sozusagen mit einem Schlag erwacht: Walters Vater erklärte, nicht länger für seinen Sohn sorgen zu wollen, wenn dieser nicht selbst etwas verdiene; Walters zukünftiger Schwiegervater ließ ihn ins Atelier bitten und sprach dort von den Schwierigkeiten und Enttäuschungen der reinen, nichts als heiligen Kunst, sei diese nun die bildende, Musik oder Dichtung; Walter selbst endlich und Clarisse juckte der mit einemmal leibhaftig gewordene Gedanke an selbständige Wirtschaft, Kinder und öffentlich-gemeinsames Schlafzimmer wie ein Riß in der Haut, der nicht heilen kann, weil man unwillkürlich an ihm immer weiter kratzt. So geschah es, daß Walter wenige Wochen nach seinem vorangeeilten Ausspruch wirklich mit Clarisse verlobt wurde, was beide sehr glücklich

machte, aber auch sehr aufgeregt, denn nun begann jenes Suchen nach einem bleibenden Ort im Leben, das dadurch alle Schwierigkeiten Europas auf sich lud, daß die von Walter in unbeständigem Irren gesuchte Stellung ja nicht nur durch das Einkommen bestimmt war, sondern auch durch die sechs sich ergebenden Rückwirkungen auf Clarisse, ihn, die Erotik, die Dichtung, die Musik und die Malerei. Eigentlich waren sie aus den verketteten Wirbeln, die an den Augenblick anknüpften, wo ihn angesichts der alten Mademoiselle die Gesprächigkeit übermannt hatte, erst vor kurzem erwacht, als er die Stellung im Denkmalamt annahm und mit Clarisse dieses bescheidene Haus bezog, wo das Schicksal sich nun weiter entscheiden mußte.

Und im Grunde dachte Walter, es wäre recht annehmbar, wenn sich das Schicksal nun zufrieden gäbe; dann wäre das Ende zwar nicht gerade das, was der Anfang hatte sein wollen, aber die Äpfel fallen ja, wenn sie reif sind, auch nicht den Baum hinauf, sondern zur Erde.

So dachte Walter, und währenddes schwebte über dem seinem Platz gegenüberliegenden Durchmesser der bunten Schüssel mit gesunder Pflanzenkost der kleine Kopf seiner Gattin, und Clarisse war bemüht, so sachlich wie möglich, ja ebenso sachlich wie Meingast selbst, dessen Erklärung zu ergänzen. «Ich muß etwas tun, um den Eindruck zu zerkleinern; der Eindruck ist zu stark für mich gewesen, sagt Meingast» erläuterte sie und fügte aus eigenem hinzu: «Es ist ja auch gewiß nicht bloß Zufall, daß sich der Mann gerade unter meinem Fenster in die Büsche gestellt hat!»

«Unsinn!» wehrte Walter das ab wie ein Schläfer eine Fliege: «Es war doch auch mein Fenster!»

«Also unser Fenster!» verbesserte Clarisse, mit ihrem Lippenspaltlächeln, an dem bei dieser Anzüglichkeit nicht zu unterscheiden war, ob es Bitternis oder Hohn ausdrückte. «Wir haben ihn angezogen. Soll ich dir aber sagen, wie man das nennen kann, was – der Mann getan hat? Er hat Geschlechtslust gestohlen!»

Walter tat das im Kopfweh: Der war dicht voll Vergangenheit, und die Gegenwart keilte sich ein, ohne daß der Unterschied zwischen Gegenwart und Vergangenheit überzeugend gewesen wäre. Da waren noch Büsche, die sich in Walters Kopf zu hellen Laubmassen schlossen, mit Radfahrwegen, die hindurchführten. Die Kühnheit langer Fahrten und Spaziergänge war wie heute am Morgen erlebt. Mädchenkleider schwangen wieder, die in jenen Jahren zum erstenmal verwegen den Fußknöchel freigegeben und den Saum weißer Unterröcke in der neuen sportlichen Bewegung schäumen gelassen hatten. Daß Walter damals glaubte, zwischen ihm und Clarisse sei manches «nicht so, wie es solle», war ja wohl eine sehr beschönigende Fassung gewesen, denn genau genommen, war bei diesen Radfahrten im Frühling ihres Verlobungsjahrs alles vorgefallen, wobei ein junges Mädchen gerade noch Jungfrau bleiben kann. «Fast unglaublich bei einem anständigen Mädchen» dachte Walter, während er sich mit Entzücken daran erinnerte. Clarisse hatte es: «Die Sünden Meingasts auf sich nehmen» genannt, der zu jener Zeit noch anders hieß und gerade ins Ausland gegangen war. «Es wäre jetzt eine Feigheit, nicht sinnlich zu sein, weil er es gewesen ist!» So erklärte es Clarisse und hatte verkündet: «Aber *wir* wollen es ja geistig!» Wohl hatte sich Walter zuweilen Sorge darüber gemacht, daß diese Vorgänge doch noch zu nahe mit dem erst vor kurzem Verschwundenen zusammenhingen, aber Clarisse erwiderte: «Wenn man etwas Großes will, wie doch zum Beispiel wir in der Kunst, dann ist es einem verboten, sich über anderes Sorge zu machen»; und so konnte sich Walter entsinnen, mit welchem Eifer sie die Vergangenheit vernichteten, indem sie sie in neuem Geist wiederholten, und mit wie großem Vergnügen sie die magische Fähigkeit entdeckten, unerlaubte körperliche Annehmlichkeiten dadurch zu entschuldigen, daß man ihnen eine überpersönliche Aufgabe zuspricht. Eigentlich habe Clarisse zu jener Zeit in der Lüsterheit die gleiche Art von Tatkraft

entwickelt wie später in der Verweigerung, gestand sich Walter ein, und den Zusammenhang für einen Augenblick verlassend, sagte ihm ein widerspenstiger Gedanke, daß ihre Brüste heute noch genau so starr seien wie damals. Alle konnten es sehn, auch durch die Kleider. Meingast blickte sogar gerade auf die Brust hin; vielleicht wußte er es nicht. «Ihre Brüste sind stumm!» deklamierte Walter in sich so beziehungsreich, als wäre das ein Traum oder ein Gedicht; und beinahe ebenso drang durch die Polsterung des Gefühls währenddem auch die Gegenwart:

«Sagen Sie doch, Clarisse, was Sie denken!» hörte er Meingast wie einen Arzt oder Lehrer Clarisse aufmuntern; aus irgendeinem Grund fiel der Zurückgekehrte zuweilen ins «Sie» zurück.

Walter nahm ferner wahr, daß Clarisse Meingast fragend ansah.

«Sie haben mir von einem Moosbrugger erzählt, daß er ein Zimmermann sei ...»

Clarisse schaute.

«Wer war noch ein Zimmermann? Der Erlöser! Haben Sie das denn nicht gesagt?! Sie haben mir doch sogar erzählt, daß Sie an irgendeine einflußreiche Person deswegen einen Brief geschrieben haben?»

«Hört auf!» bat Walter heftig. Sein Kopf drehte sich innen. Er hatte aber kaum, seinen Unwillen ausgerufen, als ihm klar wurde, daß er auch von diesem Brief noch nie etwas gehört hätte, und schwach werdend fragte er: «Welch ein Brief ist das?!»

Er erhielt von niemand eine Antwort. Meingast übergang die Frage und sagte: «Es ist das eine der zeitgemähesten Ideen. Wir sind nicht imstande, uns selbst zu befreien, daran kann kein Zweifel bestehn; wir nennen das Demokratie, aber diese ist bloß der politische Ausdruck für den seelischen Zustand des «Man kann so, aber auch anders». Wir sind das Zeitalter des Stimmzettels. Wir bestimmen ja schon jedes Jahr unser sexuelles Ideal, die Schönheitskönigin, mit dem Stimmzettel, und daß wir die positive Wissenschaft zu unserem geistigen Ideal gemacht haben, heißt nichts anderes als den Stimmzettel den sogenannten Tatsachen in die Hand zu drücken, damit sie an unser Statt wählen. Das Zeitalter ist unphilosophisch und feig; es hat nicht den Mut zu entscheiden, was wert und was unwert ist, und Demokratie, auf das knappste ausgedrückt, bedeutet: Tun, was geschieht! Nebenbei bemerkt, ist das ja einer der ehrlosesten Zirkelschlüsse, die es in der Geschichte unserer Rasse bisher gegeben hat.»

Der Prophet hatte ärgerlich eine Nuß aufgebrochen und enthäutet und schob nun ihre Bruchstücke in den Mund. Niemand hatte ihn verstanden. Er unterbrach seine Rede zugunsten einer langsam kauenden Bewegung seiner Kinnbacken, an der auch die etwas aufgebogene Spitze der Nase teilnahm, während das übrige Gesicht asketisch reglos blieb, ließ aber den Blick nicht von Clarisse, der in der Gegend ihrer Brust aufruchte. Unwillkürlich verließen auch die Augen der beiden anderen Männer das Gesicht des Meisters und folgten diesem abwesenden Blick. Clarisse fühlte einen saugenden Zug, als könnte sie, wenn man sie noch lange anblickte, von diesen sechs Augen aus sich hinaus gehoben werden. Aber der Meister schluckte den letzten Rest der Nuß gewaltsam hinunter und setzte seine Belehrung fort:

«Clarisse hat entdeckt, daß die christliche Legende den Erlöser einen Zimmermann sein läßt: stimmt nicht einmal ganz; nur seinen Ziehvater. Es stimmt natürlich auch nicht im geringsten, wenn Clarisse dann daraus, daß ein Verbrecher, der ihr auffällt, zufällig ein Zimmermann ist, einen Schluß ziehen will. Intellektuell ist das unter jeder Kritik. Moralisch ist es leichtfertig. Aber es ist mutig von ihr: das ist es!» Meingast machte eine Pause, um das hart gesprochene Wort «mutig» wirken zu lassen. Dann fuhr er wieder in Ruhe fort: «Sie hat unlängst, was uns andern auch widerfahren ist, einen exhibierenden Psychopathen gesehn; sie überschätzt das, überhaupt

wird das Sexuelle heute durchaus überschätzt, aber Clarisse sagt: Es ist nicht Zufall, daß dieser Mann unter mein Fenster kam, – und das wollen wir jetzt recht verstehn! Es ist ja falsch, denn kausal bleibt das Zusammentreffen natürlich ein Zufall. Trotzdem sagt sich Clarisse: Wenn ich alles als erklärt ansehe, so wird der Mensch niemals etwas an der Welt ändern. Sie betrachtet es als unerklärlich, daß ein Mörder, der, wenn ich nicht irre, Moosbrugger heißt, gerade ein Zimmermann sei; sie betrachtet es als unerklärlich, daß sich ein unbekannter Kranker, der an sexuellen Störungen leidet, gerade unter ihrem Fenster aufstellt; und so hat sie sich angewöhnt, auch manches andere, das ihr begegnet, als unerklärlich zu betrachten, und –> wieder ließ Meingast seine Zuhörer einen Augenblick warten; seine Stimme hatte zuletzt an die Bewegungen eines entschlossenen Mannes erinnert, der mit äußerster Vorsicht auf den Zehenspitzen daherkommt, nun aber griff dieser Mann zu: «Und sie wird darum etwas tun!» erklärte Meingast mit Festigkeit.

Clarisse wurde es kalt.

«Ich wiederhole,» sagte Meingast «daß man das nicht intellektuell kritisieren darf. Aber die Intellektualität ist, wie wir wissen, nur der Ausdruck oder das Werkzeug eines ausgetrockneten Lebens; dagegen kommt das, was Clarisse ausdrückt, wahrscheinlich schon aus einer anderen Sphäre: der des Willens. Clarisse wird das, was ihr zustößt, voraussichtlich niemals erklären können, wohl aber wird sie es vielleicht lösen können; und sie nennt das schon ganz richtig «erlösen», sie gebraucht instinktiv das rechte Wort dafür. Denn es könnte ja leicht einer von uns auch sagen, daß ihm das wie Wahnideen vorkomme, oder daß Clarisse ein nervenschwacher Mensch sei; aber das hätte gar keinen Zweck: die Welt ist zur Zeit so wahnfrei, daß sie bei nichts weiß, ob sie es lieben oder hassen soll, und weil alles zweiwertig ist, darum sind auch alle Menschen Neurastheniker und Schwächlinge. Mit einem Wort,» schloß der Prophet plötzlich «es fällt dem Philosophen nicht leicht, auf die Erkenntnis zu verzichten, aber es ist wahrscheinlich die große werdende Erkenntnis des zwanzigsten Jahrhunderts, daß man es tun muß. Mir, in Genf, ist es heute geistig wichtiger, daß es dort einen französischen Boxlehrer gibt, als daß der Zergliederer Rousseau dort geschaffen hat!»

Meingast hätte noch mehr gesprochen, da er einmal im Zug war. Erstens davon, daß der Erlösungs-Gedanke immer anti-intellektuell gewesen sei. «Also ist nichts der Welt heute mehr zu wünschen als ein guter kräftiger Wahn»: diesen Satz hatte er sogar schon auf der Zunge gehabt, dann aber zugunsten der anderen Schlußwendung hinuntergeschluckt. Zweitens von der körperlichen Mitbedeutung der Erlösungsvorstellung, die schon durch den Wortkern «lösen», verwandt mit «lockern», gegeben sei; eine körperliche Mitbedeutung, die darauf hinweist, daß nur Taten erlösen können, das heißt Erlebnisse, die den ganzen Menschen mit Haut und Haaren einbeziehn. Drittens hatte er davon sprechen wollen, daß wegen der Über-Intellektualisierung des Mannes unter Umständen die Frau die instinktive Führung zur Tat übernehmen werde, wovon Clarisse eines der ersten Beispiele sei. Endlich von der Wandlung des Erlösungsgedankens in der Geschichte der Völker überhaupt und davon, wie gegenwärtig in dieser Entwicklung die jahrhundertalte Vorherrschaft des Glaubens, daß Erlösung bloß ein vom religiösen Gefühl geschaffener Begriff sei, der Erkenntnis Platz mache, daß sie durch die Entschlossenheit des Willens, ja, wenn nötig, sogar durch Gewalt herbeigeführt werden müsse. Denn die Erlösung der Welt durch Gewalt war augenblicklich der Mittelpunkt seiner Gedanken. Aber Clarisse hatte inzwischen den saugenden Zug der ihr zugewendeten Aufmerksamkeit unerträglich werden gefühlt und dem Meister das Wort verlegt, indem sie sich Siegmund als der Stelle des geringsten Widerstandes zuwandte und zu ihm überlaut sagte: «Ich habe dir ja gesagt: man kann nur das verstehn, was man mitmacht: darum müssen wir selbst ins Irrenhaus gehn!»



Walter, der, um an sich zu halten, eine Mandarine schälte, schnitt in diesem Augenblick zu tief, und ein ätzender Strahl spritzte ihm ins Auge, so daß er zurückfuhr und nach dem Taschentuch suchte. Siegmund, wie immer sorgfältig gekleidet, betrachtete zuerst mit Liebe zur Sache die Wirkung der Reizung auf seines Schwagers Auge, dann die Wildlederhandschuhe, die als Stilleben der Ehrbarkeit mitsamt einem runden steifen Hut auf seinem Knie ruhten, und erst als der Blick seiner Schwester nicht von seinem Gesicht wich, und niemand durch eine Antwort für ihn eintrat, sah er mit einem ernsten Kopfnicken auf und murmelte gelassen: «Ich habe niemals bezweifelt, daß wir alle in ein Irrenhaus gehören.»

Clarisse wandte sich darauf zu Meingast und sagte: «Von der Parallelaktion habe ich dir ja erzählt: das wäre wohl auch eine ungeheure Möglichkeit und Pflicht, mit dem <Gewährenlassen des So-und auch-Anders> aufzuräumen, das die Sünde des Jahrhunderts ist!»

Der Meister winkte lächelnd ab.

Clarisse, überströmt vom Enthusiasmus der eigenen Wichtigkeit, rief ziemlich abgerissen und starrköpfig aus: «Eine Frau, die einen Mann gewähren läßt, dessen Geist das schwächt, ist auch ein Lustmörder!»

Meingast mahnte: «Wir wollen nur an die Allgemeinheit denken! Übrigens kann ich dich in der einen Frage beruhigen: bei jenen etwas lächerlichen Beratungen, in denen die sterbende Demokratie noch eine große Aufgabe gebären möchte, habe ich schon seit langem meine Beobachter und Vertrauensleute!»

Clarisse fühlte einfach Eis an den Haarwurzeln.

Vergeblich versuchte Walter noch einmal, das, was sich entwickelte, zu hemmen. Mit großer Achtung gegen Meingast ankämpfend, in einer völlig anderen Tonart, als er etwa zu Ulrich gesprochen hätte, wandte er sich mit den Worten an ihn: «Was du sagst, ist wohl das gleiche, wie wenn ich selbst seit langem sage, daß man nur in reinen Farben malen solle. Man muß Schluß machen mit dem Gebrochen-Verwischten, den Zugeständnissen an die leere Luft, an die Feigheit des Blicks, der nicht mehr zu sehen gewagt hat, daß jedes Ding einen festen Umriß und eine Lokalfarbe hat: ich sage es malerisch, und du sagst es philosophisch. Aber, wenn wir auch einer Meinung sind ...» er wurde plötzlich verlegen und fühlte, daß er es vor den anderen nicht aussprechen könne, warum er Clarissens Berührung mit den Geisteskranken fürchte: «Nein, ich wünsche nicht, daß Clarisse das tut,» rief er aus «und mit meinem Einverständnis wird es nicht geschehn!»

Der Meister hatte freundlich zugehört, und dann erwiderte er ihm ebenso freundlich, als wäre nicht eines der wichtig vorgebrachten Worte in sein Ohr gedrungen: «Clarisse hat übrigens noch etwas sehr schön ausgedrückt: sie hat behauptet, daß wir alle außer der <Sündengestalt>, in der wir lebten, noch eine <Unschuldsgestalt> besäßen; man könnte das in der schönen Bedeutung auffassen, daß unsere Vorstellung unabhängig von der jämmerlichen sogenannten Erfahrungswelt einen Zugang zu einer Welt der Großartigkeit besitze, worin wir in hellen Augenblicken unser Bild nach einer tausendmal anderen Dynamik bewegt fühlen! Wie haben Sie das gesagt, Clarisse?» fragte er aufmunternd, indem er sich zu ihr wandte. «Haben Sie denn nicht behauptet, wenn es Ihnen gelänge, sich ohne Abscheu zu diesem Unwürdigen zu bekennen, bei ihm einzudringen und in seiner Zelle Tag und Nacht Klavier zu spielen ohne zu erlahmen, so müßten Sie seine Sünden gleichsam aus ihm ziehn, auf sich nehmen und mit ihnen aufsteigen?! Das ist natürlich auch nicht» bemerkte er, nun sich wieder zu Walter zurückwendend «wörtlich zu verstehn, sondern ist ein Tiefenvorgang der Zeitseele, der sich, in die Parabel von diesem Mann verkleidet, ihrem Willen eingibt ...»

Er war in diesem Augenblick unsicher, ob er nicht doch noch etwas über Clarissens Beziehung zur Geschichte des Erlösungsgedankens sagen solle oder ob es reizvoller wäre, ihr unter vier Augen noch einmal ihre Mission der Führung zu erklären; aber da war sie von ihrem Platz wie ein übermäßig ermuntertes Kind aufgesprungen, stieß den Arm mit der geballten Faust in die Höhe, lächelte verschämt-gewalttätig und schnitt ihr weiteres Lob mit dem schrillen Ausruf ab: «Vorwärts zu Moosbrugger!»

«Aber es ist ja noch keiner da, der uns Einlaß verschafft ...» ließ sich Siegmund vernehmen.

«Ich gehe nicht mit!» versicherte Walter fest.

«Ich darf keine Gefälligkeit von einem Staat der Freiheit und Gleichheit in jeder Preis- und Höhenlage in Anspruch nehmen!» erklärte Meingast.

«Dann muß uns Ulrich die Erlaubnis besorgen!» rief Clarisse aus.

Gerne stimmten die anderen dieser Entscheidung zu, durch die sie sich nach zweifellos schwerer Anstrengung bis auf weiteres beurlaubt fühlten, und selbst Walter mußte trotz seines Widerstrebens schließlich die Aufgabe übernehmen, vom nächsten Kaufmannsgeschäft den zur Hilfe ausersehenen Freund anzurufen. Als er es tat, geschah es, daß Ulrich in dem Brief, den er Agathe schreiben wollte, endgültig unterbrochen wurde. Erstaunt vernahm er Walters Stimme und hörte er die Botschaft. Man könne wohl verschieden darüber denken, fügte Walter aus eigenem hinzu, aber so gänzlich nur eine Laune sei es gewiß nicht. Vielleicht müsse man wirklich mit irgend etwas einen Anfang machen, und es sei weniger wichtig, womit. Natürlich bedeute auch das Auftreten der Person Moosbruggers in diesem Zusammenhang nur einen Zufall; aber Clarisse habe ja eine so merkwürdige Unmittelbarkeit; ihr Denken sehe immer aus wie die neuen Bilder, die in unvermischten reinen Farben gemalt seien, hart und ungefüge, aber wenn man auf diese Art eingeht, oft überraschend richtig. Er könne das am Telefon nicht ausreichend erklären; Ulrich möge ihn nicht im Stich lassen ...

Ulrich war es willkommen, daß er abgerufen wurde, und er nahm die Aufforderung an, obwohl sich die Dauer des Weges in schlechtem Verhältnis zu der knappen Viertelstunde befand, die er mit Clarisse sollte reden können; denn diese war von ihren Eltern eingeladen, mit Walter und Siegmund zum Abendbrot zu erscheinen. Auf der Fahrt wunderte sich Ulrich darüber, daß er so lange nicht an Moosbrugger gedacht habe und immer erst durch Clarisse wieder an ihn erinnert werden müsse, obwohl dieser Mensch früher doch fast beständig in seinen Gedanken wiedergekehrt wäre. Selbst in dem Dunkel, durch das Ulrich von der Endstelle der Straßenbahn dem Haus seiner Freunde zuschritt, war jetzt kein Platz für solchen Spuk; eine Leere, worin er vorgekommen, hatte sich geschlossen. Ulrich nahm es mit Befriedigung zur Kenntnis und mit jener leisen Ungewißheit über sich selbst, die eine Folge von Veränderungen ist, deren Größe deutlicher ist als ihre Ursachen. Wohlgefällig durchschnitt er die lockere Finsternis mit dem festeren Schwarz seines eigenen Körpers, als ihm Walter unsicher entgegenkam, der sich in der einsamen Gegend fürchtete, aber gern ein paar Worte gesagt haben wollte, ehe sie zu den anderen stießen. Lebhaft setzte er seine Mitteilungen fort, wo sie abgebrochen worden waren. Er schien sich und dazu auch Clarisse gegen Mißdeutungen verteidigen zu wollen. Überall stoße man, wenn ihre Einfälle auch unzusammenhängend wirkten, dahinter auf einen Krankheitsstoff, der wirklich in der Zeit gäre; dies sei die wunderlichste Fähigkeit, die sie besäße. Sie sei wie eine Rute, die verborgenes Vorkommen anzeige. In diesem Fall die Notwendigkeit, daß man an die Stelle des passiven, bloß intellektuellen und sensiblen Verhaltens des Gegenwartsmenschen wieder «Werte» setzen müsse; die Intelligenz der Zeit habe nirgends mehr einen festen Punkt übrig gelassen, und da könne also nur noch der Wille, ja, wenn es nicht anders ginge, sogar nur

die Gewalt, eine neue Rangordnung der Werte schaffen, in der der Mensch Anfang und Ende für sein Inneres finde ...: er wiederholte zögernd und doch begeistert, was er von Meingast gehört hatte.

Ulrich, der das erriet, fragte ihn unwillig: «Warum drückst du dich denn so geschwollen aus? Das macht wohl euer Prophet? Früher hast du doch nicht genug an Einfachheit und Natürlichkeit haben können?!»

Walter litt es Clarissens wegen, damit der Freund nicht seine Hilfe verweigere; aber wenn bloß ein Strahl Licht in der mondlosen Nacht gewesen wäre, würde man seine Zähne aufblinken gesehn haben, die er ohnmächtig öffnete. Er erwiderte nichts, aber der zurückgehaltene Ärger machte ihn schwach und die Nähe des muskulösen Gefährten, der ihn gegen die etwas beängstigende Einsamkeit schützte, weich. Plötzlich sagte er: «Stell dir vor, daß du eine Frau liebst, und du triffst einen Mann, den du bewunderst, und erkennst, daß ihn auch deine Frau bewundert und liebt, und ihr fühlt nun beide mit Liebe, Eifersucht und Bewunderung die unerreichbare Überlegenheit dieses Mannes →»

«Das mag ich mir nicht vorstellen!» Ulrich hätte ihn anhören sollen, aber er wölbte lachend die Schulter, während er ihn unterbrach.

Walter blickte giftig in seiner Richtung. Er hatte fragen wollen: «Was tatest du in diesem Fall?» Aber das alte Spiel der Jugendfreunde wiederholte sich. Sie schritten durch die Halbhelle des Treppenflurs, und er rief aus: «Verstell dich nicht so: so bis zur Unempfindlichkeit eingebildet bist du doch gar nicht!» Und dann mußte er laufen, um Ulrich einzuholen und leise noch auf der Treppe von allem zu unterrichten, was er wissen mußte.

«Was hat dir Walter erzählt?» fragte oben Clarisse.

«Das kann ich schon tun,» gab Ulrich ohne Umschweife zur Antwort «aber ich bezweifle, daß es vernünftig ist.»

«Hörst du, sein erstes Wort ist <vernünftig>!;» rief Clarisse lachend zu Meingast. Sie war in voller Fahrt zwischen Kleiderschrank, Waschtisch, Spiegel und der Tür, die halboffen ihr Zimmer mit dem verband, darin sich die Männer befanden. Von Zeit zu Zeit war sie zu sehn; mit nassem Gesicht und darüberhängendem Haar, mit hochgebürstetem Haar, mit nackten Beinen, in Strümpfen ohne Schuh, den Unterleib schon im langen Gesellschaftskleid, den Oberleib noch in einer Frisierjacke, die wie ein weißer Anstaltskittel aussah ...: dieses Auf- und Abtauchen tat ihr wohl. Seit sie ihren Willen durchgesetzt hatte, waren alle ihre Gefühle in eine leichte Wollust getaucht. «Ich tanze auf Lichtseilen!» rief sie in das Zimmer hinein. Die Männer lächelten; nur Siegmund sah nach der Uhr und trieb geschäftsmäßig zur Eile. Er betrachtete das Ganze wie eine Turnübung.

Dann glitt Clarisse auf einem «Lichtstrahl» in die Zimmerecke, um eine Brosche zu holen, und feuerte die Lade des Nachtkästchens zu. «Ich ziehe mich rascher an als ein Mann!» rief sie ins Nebenzimmer zu Siegmund zurück, stockte aber plötzlich über dem Doppelsinn von «anziehen», da es für sie in diesem Augenblick ebensowohl Ankleiden bedeutete wie das Anziehen geheimnisvoller Schicksale. Sie vollendete rasch ihre Kleidung, steckte ihren Kopf durch die Tür und sah mit ernstem Gesicht einen nach dem anderen ihrer Freunde an. Wer das nicht für einen Scherz hielt, hätte darüber erschrecken können, daß in diesem ernsten Antlitz etwas erloschen war, das zum Ausdruck eines gewöhnlichen, gesunden Gesichts gehört hätte. Sie verbeugte sich vor ihren Freunden und sagte feierlich: «Jetzt habe ich also mein Schicksal angezogen!»; aber als sie sich wieder aufrichtete, sah sie wie gewöhnlich aus, sogar sehr reizend, und ihr Bruder

Siegmund rief: «Vorwärts, marsch! Papa hat es nicht gern, wenn man zu Tisch zu spät kommt!»

Als sie zu viert zur Straßenbahn gingen, Meingast war vor dem Abschied verschwunden, blieb Ulrich mit Siegmund etwas zurück und fragte ihn, ob ihm seine Schwester nicht in letzter Zeit Sorge mache. Siegmunds glimmende Zigarette beschrieb im Dunkel einen flach aufsteigenden Bogen. «Sie ist ohne Zweifel anomal» erwiderte er. «Aber ist Meingast normal? Oder selbst Walter? Ist Klavierspielen normal? Es ist ein ungewöhnlicher Erregungszustand, verbunden mit einem Tremor in den Hand- und Fußgelenken. Für einen Arzt gibt es nichts Normales. Aber wenn Sie mich ernst fragen: Meine Schwester ist etwas überreizt, und ich denke, daß sich das bessern wird, sobald der Großmeister abgereist sein wird. Was halten Sie von ihm?» Er betonte die beiden «wird» mit einer leichten Bosheit.

«Ein Schwätzer!» meinte Ulrich.

«Nicht wahr?!» rief Siegmund erfreut aus. «Widerwärtig, widerwärtig!»

«Aber als Denker interessant, das möchte ich doch nicht ganz leugnen!» fügte er nach einer Atempause nachträglich hinzu.

[<]

## Graf Leinsdorf zweifelt an Besitz und Bildung

So kam es, daß Ulrich wieder bei Graf Leinsdorf erschien.

Er traf Se. Erlaucht umgeben von Stille, Devotion, Feierlichkeit und Schönheit vor dem Schreibtisch an, wie er über einem hohen Stoß Akten die Zeitung liegen hatte und in ihr las. Der reichsunmittelbare Graf schüttelte bekümmert den Kopf, nachdem er Ulrich noch einmal sein Beileid ausgesprochen hatte. «Ihr Papa ist einer der letzten wahren Vertreter von Besitz und Bildung gewesen» sagte er. «Ich erinnere mich noch gut an die Zeit, wo ich mit ihm im böhmischen Landtag gesessen bin: er hat das Vertrauen verdient, das wir ihm immer geschenkt haben!»

Der Höflichkeit wegen erkundigte sich Ulrich, welche Fortschritte die Parallelaktion in der Zeit seiner Abwesenheit gemacht habe.

«Wir haben halt jetzt wegen der Schreierei auf der Straße vor meinem Haus, die Sie ja noch mitgemacht haben, eine <Enquete zur Feststellung der Wünsche der beteiligten Kreise der Bevölkerung inbezug auf die Reform der inneren Verwaltung> eingesetzt» erzählte Graf Leinsdorf. «Der Ministerpräsident selbst hat gewünscht, daß wir ihm das vorderhand abnehmen, weil wir als ein patriotisches Unternehmen sozusagen das allgemeine Vertrauen genießen.»

Ulrich versicherte mit ernstem Gesicht, daß jedenfalls schon der Name glücklich gewählt sei und eine gewisse Wirkung verspreche.

«Ja, auf den richtigen Ausdruck kommt viel an» meinte Se. Erlaucht nachdenklich und fragte plötzlich: «Was sagen Sie denn zu der Geschichte mit den Triestiner Gemeindeangestellten? Ich finde, daß es für die Regierung hoch an der Zeit war, sich zu einer entschlossenen Haltung aufzuraffen!» Er machte Miene, Ulrich die Zeitung, die er bei seinem Eintritt zusammengefoldet hatte, hinüberzureichen, entschloß sich aber im letzten Augenblick, sie selbst noch einmal zu öffnen, und las mit lebhaftem Eifer seinem Besuch eine langatmige Auslassung vor. «Glauben Sie, daß es einen zweiten Staat in der Welt gibt, wo so etwas möglich wäre?!» fragte er, als er damit fertig war. «Das tut die österreichische Stadt Triest nun schon seit Jahren, daß sie nur Reichsitaliener in ihre Dienste nimmt, um damit zu betonen, daß sie sich nicht zu uns, sondern zu Italien gehörig fühlt. Ich bin einmal an Kaisers Geburtstag dort gewesen: nicht eine einzige Fahne hab ich in ganz Triest gesehn, außer auf der Statthalterei, der Steuerbehörde, dem Gefängnis und den paar Kaserndächern! Wenn Sie dagegen am Geburtstag des Königs von Italien etwas in einem Triester Büro zu tun haben, so werden Sie keinen Beamten finden, der nicht eine Blume in seinem Knopfloch hat!»

«Aber warum hat man das bis jetzt geduldet?» erkundigte sich Ulrich.

«Warum soll man's denn nicht dulden?!» antwortete Graf Leinsdorf mißvergnügt. «Wenn die Regierung die Gemeinde zwingt, ihre ausländischen Angestellten zu entlassen, dann heißt es gleich, daß wir germanisieren. Und diesen Vorwurf fürchtet eben jede Regierung. Auch Seine Majestät hört ihn nicht gern. Wir sind ja keine Preußen!»

Ulrich glaubte sich zu erinnern, daß die Küsten- und Hafenstadt Triest von der ausgreifenden

Venetianischen Republik auf slawischem Boden gegründet worden sei und heute eine große slowenische Bevölkerung umschließe; selbst wenn man sie also, obwohl sie außerdem die Pforte des Orienthandels der ganzen Monarchie war und von dieser in jeder gedeihlichen Weise abhing, bloß als eine Privatangelegenheit ihrer Einwohner ansehen mochte, kam man nicht um die Tatsache herum, daß ihr zahlreiches slawisches Kleinbürgertum dem bevorzugten italienisch sprechenden Großbürgertum auf das leidenschaftlichste das Recht bestritt, die Stadt als seinen Besitz anzusehn. Ulrich sagte das.

«Das ist schon richtig» belehrte ihn Graf Leinsdorf. «Aber sobald es heißt, daß wir germanisieren, sind die Slowenen sofort mit den Italienern verbündet, wenn sie sich sonst auch noch so wild in den Haaren liegen! In einem solchen Fall bekommen die Italiener auch die Unterstützung aller anderen Nationalitäten. Das haben wir oft genug erlebt. Wenn man realpolitisch denken will, muß man halt, ob man will oder nicht, die Gefahr für unser Einvernehmen doch in den Deutschen sehn!» Graf Leinsdorf schloß sehr nachdenklich und verharrete so auch eine Weile, denn er hatte den großen politischen Entwurf berührt, der ihn beschwerte, ohne ihm bis nun deutlich geworden zu sein. Plötzlich belebte er sich aber wieder und fuhr erleichtert fort: «Aber es ist denen andern diesmal wenigstens gut gesagt worden!» Er setzte mit einer vor Ungeduld unsicheren Bewegung abermals seinen Zwicker auf die Nase und las nun Ulrich mit genußvoller Betonung noch einmal alle Stellen des in der Zeitung wiedergegebenen Erlasses der kaiserlich-königlichen Statthalterei in Triest vor, die ihm besonders gefielen. «Wiederholte Mahnungen der staatlichen Aufsichtsbehörden haben nichts gefruchtet ... Schädigung der Landeskinder ... Angesichts dieser den behördlichen Anordnungen gegenüber hartnäckig beobachteten Haltung hat sich nunmehr der Statthalter in Triest genötigt gesehen, den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen durch Einschreiten von seiner Seite Geltung zu verschaffen ... < Finden Sie nicht, daß das eine würdige Sprache ist? » unterbrach er sich. Er hob den Kopf, senkte ihn aber sogleich wieder, denn sein Verlangen war schon auf die Schlußstelle gerichtet, deren urbane Amtswürde nun seine Stimme mit ästhetischer Genugtuung unterstrich: «Des weiteren bleibt es» las er vor «der Statthalterei ja jederzeit vorbehalten, etwa einlangende Einbürgerungsgesuche einzelner solcher öffentlichen Funktionäre, insoweit dieselben vermöge besonders langer Kommunaldienstzeit bei tadelloser Haltung einer ausnahmsweisen Berücksichtigung würdig erscheinen, individuell einer wohlwollenden Behandlung zu unterziehen, und es besteht bei der kaiserlich-königlichen Statthalterei die Geneigtheit, in solchen Fällen über etwaiges Einschreiten unter voller Wahrung ihres Standpunktes bis auf weiteres von einer sofortigen Durchführung dieser Verordnung abzusehen.» So hätte die Regierung immer sprechen sollen!» rief Graf Leinsdorf aus. «Meinen Erlaucht nicht, daß auf Grund dieser Schlußstelle ... am Ende doch wieder alles beim alten bleiben wird?!» fragte Ulrich ein klein wenig später, nachdem der Schwanz der kurialen Satzschlange gänzlich in seinem Ohr verschwunden war.

«Ja, das ist es eben!» erwiderte Se. Erlaucht und drehte wohl eine Minute lang den Daumen der einen Hand um den der andern, wie er es immer tat, wenn ein schweres Nachsinnen in ihm arbeitete. Dann aber sah er Ulrich prüfend an und eröffnete sich. «Erinnern Sie sich, daß der Innenminister, wie wir bei der Einweihung der Polizeiausstellung gewesen sind, einen Geist der <Hilfsbereitschaft und Strenge> in Aussicht gestellt hat? Nun, ich verlange ja nicht, daß man die hetzerischen Elemente, die dann vor meiner Tür Lärm geschlagen haben, gleich alle einsperren soll, wohl aber hätte der Minister dafür vor dem Parlament würdige Worte der Abwehr finden müssen!» sagte er gekränkt.

«Ich dachte, das wäre in meiner Abwesenheit geschehn!?» rief Ulrich mit natürlich gespielmtem

Erstaunen aus, denn er gewahrte, daß ein echter Schmerz im Gemüt seines wohlwollenden Freundes wühle.

«Nix is geschehn!» sagte Se. Erlaucht. Er sah Ulrich abermals mit seinen sorgenvoll vorgequollenen Augen forschend ins Gesicht und eröffnete sich weiter: «Aber es wird etwas geschehn!» Er richtete sich auf und lehnte sich schweigend in seinen Stuhl zurück.

Er hatte die Augen geschlossen. Als er sie wieder öffnete, begann er im ruhigen Ton einer Erklärung: «Sehen Sie, lieber Freund, unsere Verfassung vom Jahre achtzehnhunderteinundsechzig hat der deutschen Nationalität und in ihr wieder dem Besitz und der Bildung unbestritten die Führung im versuchsweise eingeführten Staatsleben gegeben. Das war ein großes, vertrauensvolles und vielleicht sogar nicht ganz zeitgemäßes Geschenk der Generosität Seiner Majestät; denn was ist seither aus Besitz und Bildung geworden?!» Graf Leinsdorf erhob eine Hand und ließ sie ergehen auf die andere sinken. «Als Seine Majestät im Jahre achtzehnhundertachtundvierzig den Thron bestieg, zu Olmütz, also gleichsam im Exil –» fuhr er langsam fort, wurde aber plötzlich ungeduldig oder unsicher, zog mit zitternden Fingern ein Konzept aus seinem Rock, kämpfte mit dem Kneifer aufgeregt um den rechten Platz auf der Nase und las das Weitere vor, stellenweise mit ergriffen bebender Stimme und immer angestrengt mit dem Entziffern seines Entwurfs beschäftigt: «– war er umtost von dem wilden Freiheitsdrang der Völker. Es gelang ihm, den Überschwang desselben zu bändigen. Er stand, wenn auch nach einigen Konzessionen an den Willen der Völker, zum Schluß doch als Sieger da, noch dazu als gnädiger und huldreicher Sieger, der die Verfehlungen seiner Untertanen verzieh und ihnen die Hand zu einem auch für sie ehrenvollen Frieden bot. Die Verfassung und die anderen Freiheiten waren zwar von ihm unter dem Drucke der Ereignisse verliehen worden, immerhin waren sie ein freier Willensakt Seiner Majestät, die Frucht seiner Weisheit und seines Erbarmens und der Hoffnung auf die fortschreitende Kultur der Völker. Aber dieses schöne Verhältnis zwischen Kaiser und Volk ist in den letzten Jahren durch hetzerische, demagogische Elemente getrübt worden –» Graf Leinsdorf brach die Vorlesung seiner Darstellung der politischen Geschichte, darin jedes Wort sorgfältig überlegt und gefeilt war, da ab und blickte nachdenklich das Bild seines Vorfahren, des Maria-Theresien-Ritters und Marschalls an, das vor ihm an der Wand hing. Und als Ulrichs der Fortsetzung harrender Blick den seinen davon abzog, sagte er: «Weiter geht es noch nicht.»

«Aber Sie sehen, daß ich in der letzten Zeit eingehend diese Zusammenhänge erwogen habe» erläuterte er. «Das, was ich Ihnen da vorgelesen habe, ist der Anfang der Antwort, die der Minister dem Parlament hätte geben müssen, in der Angelegenheit der gegen mich gerichteten Demonstration, wenn er seinen Platz richtig ausgefüllt hätte! Ich hab mir das jetzt selbst nach und nach ausgedacht, und ich kann Ihnen wohl anvertrauen, daß ich auch Gelegenheit haben werde, es Seiner Majestät vorzulegen, sobald ich damit fertig bin. Denn, sehen Sie, die Verfassung vom Jahre einundsechzig hat nicht ohne Absicht dem Besitz und der Bildung die Führung anvertraut; darin sollte eine Gewähr liegen: aber wo sind heute Besitz und Bildung?!»

Er schien sehr böse auf den Minister des Innern zu sein, und um ihn abzulenken, bemerkte Ulrich treuherzig, daß man doch wenigstens vom Besitz sagen könne, er sei heute außer in den Händen der Banken auch in den erprobten des Feudaladels.

«Ich habe gar nichts gegen die Juden» versicherte Graf Leinsdorf aus eigenem, als hätte Ulrich etwas gesagt, das diese Berichtigung erfordere. «Sie sind intelligent, fleißig und charaktertreu. Man hat aber einen großen Fehler begangen, indem man ihnen unpassende Namen gegeben hat. Rosenberg und Rosenthal zum Beispiel sind adelige Namen; Löw, Bär und ähnliche Viecher sind

von Haus aus Wappentiere; Meier kommt vom Grundbesitz; Gelb, Blau, Rot, Gold sind Schildfarben: diese ganzen jüdischen Namen» eröffnete Se. Erlaucht überraschend «sind nichts als eine Insolenz unserer Bürokratie gegen den Adel gewesen. Er hat damit getroffen werden sollen und nicht die Juden, und darum hat man den Juden neben diesen Namen auch noch solche gegeben, wie Abeles, Jüdel oder Tröpfelmacher. Dieses Ressentiment unserer Bürokratie gegen den alten Adel könnten Sie, wenn Sie vollen Einblick hätten, nicht selten auch heute noch beobachten» weisagte er düster und verstockt, so als ob der Kampf der zentralen Verwaltung mit dem Feudalismus nicht längst von der Geschichte überholt worden und den Lebenden völlig aus dem Gesicht geschwunden wäre. Und wirklich konnte sich Se. Erlaucht über nichts aus so reinem Herzen ärgern wie etwa über die gesellschaftlichen Vorrechte, die hohe Beamte vermöge ihrer Stellung genossen, mochten sie auch Fuchsenbauer oder Schlosser heißen. Graf Leinsdorf war kein eigensinniger Krautjunker, er wünschte zeitgemäß zu fühlen, und es störten ihn solche Namen weder an einem Parlamentarier, mochte er selbst Minister sein, noch an einem einflußreichen Privatmann, auch sperrte er sich niemals gegen die politische und wirtschaftliche Geltung des Bürgertums, aber gerade hohe Verwaltungsbeamte mit bürgerlichen Namen reizten ihn mit einer Inbrunst, die ein letzter Rest ehrwürdiger Überlieferungen war. Ulrich fragte sich, ob nicht Leinsdorfs Bemerkung durch den Gatten seiner Kusine hervorgerufen worden wäre; auch das war nicht unmöglich, aber Graf Leinsdorf fuhr fort zu reden und wurde, wie es immer geschah, alsbald von einer Idee, die ihn offenbar schon lange beschäftigte, über alles Persönliche hinausgehoben. «Die ganze sogenannte Judenfrage wäre aus der Welt geschafft, wenn die Juden sich entschließen wollten, hebräisch zu sprechen, ihre alten eigenen Namen wieder anzunehmen und orientalische Kleidung zu tragen» erklärte er. «Ich gebe zu, daß ein soeben erst bei uns reich gewordener Galizianer im Steireranzug mit Gamsbart auf der Esplanade von Ischl nicht gut aussieht. Aber stecken Sie ihn in ein lang herab wallendes Gewand, das kostbar sein darf und die Beine verdeckt, so werden Sie sehen, wie ausgezeichnet sein Gesicht und seine großen lebhaften Bewegungen zu dieser Kleidung passen! Alles, worüber man sich jetzt Witze erlaubt, wäre dann am richtigen Ort; selbst die kostbaren Ringe, die sie gerne tragen. Ich bin ein Gegner der Assimilation, wie sie der englische Adel praktiziert; das ist ein langwieriger und unsicherer Prozeß: Aber geben Sie den Juden ihr wahres Wesen zurück, und Sie sollen sehen, wie diese ein Edelstein, ja geradezu ein Adel besonderer Art unter den Völkern sein werden, die sich um den Thron Seiner Majestät dankbar scharen oder, wenn Sie sich das lieber alltäglich und ganz deutlich vorstellen wollen, auf unserer Ringstraße spazieren gehn, die dadurch so einzigartig in der Welt dasteht, daß man auf ihr inmitten der höchsten westeuropäischen Eleganz, wenn man mag, auch einen Mohammedaner mit seinem roten Kappl, einen Slowaken im Schafpelz oder einen Tiroler mit nackten Beinen sehen kann!»

Hier konnte Ulrich nicht anders, als seiner Bewunderung für den Scharfblick Sr. Erlaucht Ausdruck zu geben, dem es nun auch vorbehalten gewesen sei, den «wahren Juden» zu entdecken.

«Ja, wissen Sie, der echte katholische Glaube erzieht dazu, die Dinge zu sehn, wie sie wirklich sind» erläuterte der Graf huldvoll. «Aber Sie würden nicht erraten, wie ich daraufgeführt worden bin. Nicht durch den Arnheim, von den Preußen red ich jetzt nicht. Aber ich habe einen Bankier, natürlich mosaischer Religion, mit dem ich schon seit langer Zeit regelmäßig konferieren muß, und da hat mich anfangs sein Tonfall immer etwas gestört, so daß ich auf das Geschäftliche nicht recht habe aufpassen können. Er spricht nämlich genau so, wie wenn er mir einreden möchte, daß er mein Onkel wäre; ich meine, so wie wenn er gerade vom Pferd abgestiegen wäre oder vom großen Hahn zurückkäme; so, wie unsere eigenen Leute reden, möchte ich halt sagen: Kurz und gut aber, hie und da, wenn er in Eifer kommt, mißlingt ihm das, und dann, kurz gesagt, jüdel er



halt. Das hat mich sehr gestört, habe ich, glaub ich, anfangs schon bemerkt; weil das nämlich immer gerade in den geschäftlich wichtigen Augenblicken vorgekommen ist, so daß ich unwillkürlich schon darauf gewartet habe und auf das andere schließlich gar nicht mehr habe aufpassen können oder einfach aus allem etwas Wichtiges herausgehört habe. Da bin ich dann aber eben darauf gekommen: Ich hab mir einfach jedesmal, wenn er so zu reden angefangen hat, vorgestellt, er spricht hebräisch, und da hätten Sie nun hören sollen, wie angenehm es dann klingt! Direkt bezaubernd; es ist eben eine Kirchensprache; so ein melodisches Singen – ich bin sehr musikalisch, muß ich da einfügen: mit einem Wort, er hat mir von da an die schwersten Zinseszins- oder Diskontberechnungen förmlich wie am Klavier eingeflüßt.» Graf Leinsdorf lächelte aus irgendeinem Grunde melancholisch dazu.

Ulrich erlaubte sich, die Bemerkung einzuflechten, daß die also durch die wohlwollende Teilnahme Sr. Erlaucht Ausgezeichneten voraussichtlich seinen Vorschlag ablehnen dürften.

«Natürlich werden sie nicht wollen!» meinte der Graf. «Aber dann würde man sie eben zu ihrem Glück zwingen müssen! Die Monarchie hätte da geradezu eine Weltmission zu erfüllen, da kommt es nicht darauf an, ob der andere zunächst will! Wissen Sie, man hat schon manchen zuerst zwingen müssen. Aber bedenken Sie auch, was es heißt, wenn wir später mit einem dankbaren jüdischen Staat verbündet wären, statt mit den Reichsdeutschen und Preußen! Wo unser Triest sozusagen das Hamburg des Mittelländischen Meeres ist, abgesehen davon, daß man diplomatisch unüberwindlich wird, wenn man außer dem Papst auch noch die Juden für sich hat!»

Abgerissen fügte er an: «Sie müssen nämlich daran denken, daß ich mich jetzt auch mit Währungsfragen befasse.» Und wieder lächelte er eigentümlich schwermütig und zerstreut.

Es war auffallend, daß Se. Erlaucht wiederholt dringend um Ulrichs Besuch gebeten hatte und nun, wo dieser endlich gekommen war, nicht von den Fragen des Tages sprach, sondern verschwenderisch seine Ideen vor ihm austreute. Aber wahrscheinlich waren, während er seinen Zuhörer entbehren mußte, sehr viele Gedanken in ihm entstanden, und sie schienen der Unruhe der Bienen zu gleichen, die weit ausschwärmen, aber sich wohl zur rechten Zeit mit ihrem Honig sammeln werden.

«Sie könnten mir vielleicht einwenden,» begann Graf Leinsdorf von neuem, obwohl Ulrich schwieg: «daß ich mich bei früheren Gelegenheiten wiederholt recht abfällig über die Finanz geäußert habe. Das will ich gar nicht bestreiten: denn was zuviel ist, ist natürlich zuviel, wir haben im heutigen Leben zuviel Finanz; aber gerade deshalb müssen wir uns mit ihr beschäftigen! Schauen Sie: Die Bildung hat dem Besitz nicht das Gleichgewicht gehalten, das ist das ganze Geheimnis der Entwicklung seit achtzehnhunderteinundsechzig! Und darum müssen wir uns mit dem Besitz beschäftigen.» Se. Erlaucht machte eine kaum merkliche Pause, gerade lang genug, dem Zuhörer anzukündigen, daß nun das Geheimnis des Besitzes käme, fuhr dann aber in düsterer Vertraulichkeit fort: «Sehen Sie, an einer Bildung ist das wichtigste das, was sie dem Menschen verbietet: es gehört nicht zu ihr, und damit ist es erledigt. Ein gebildeter Mensch wird zum Beispiel niemals die Soße mit dem Messer essen; weiß Gott, warum; das kann man nicht in der Schule beweisen. Das ist der sogenannte Takt, dazu gehört ein bevorzugter Stand, zu dem die Bildung aufblickt, ein Bildungsvorbild, kurz, wenn ich so sagen darf, ein Adel. Ich gebe zu, daß der unsere nicht immer so war, wie er hätte sein können. Und gerade darin liegt der Sinn, der geradezu revolutionäre Versuch der Verfassung von achtzehnhunderteinundsechzig: Besitz und Bildung hätten an seine Seite treten sollen. Haben sie es zustande gebracht? Haben sie die große Aussicht, die ihnen die Gnade Seiner Majestät damals eingeräumt hat, auszunutzen

vermocht?! Ich bin überzeugt, Sie werden auch nicht behaupten, daß die Erfahrungen, die wir jede Woche an dem großen Versuch Ihrer Frau Kusine erleben, solchen Hoffnungen entsprechen!» Seine Stimme belebte sich wieder, und er rief aus: «Wissen Sie, es ist ja sehr interessant, was sich alles heute Geist nennt! Ich hab neulich Seiner Eminenz, dem Kardinal, auf der Jagd in Mürzsteg davon erzählt – nein in Mürzbruck ist es gewesen, auf der Hochzeit der kleinen Hostnitz! – da schlägt er die Händ zusammen und lacht: <Alle Jahr> sagt er <was andres! Da siehst, wie anspruchslos wir sind: fast seit zweitausend Jahren erzählen wir den Leuten nichts Neues!» Und das ist sehr wahr! Der Glaube besteht nämlich in der Hauptsache darin, daß man immer das gleiche glaubt, möchte ich sagen, wenn das auch eine Ketzerei ist. <Siehst du,» sagt er da <da bin ich immer auf der Jagd, weil schon mein Vorgänger unter Leopold von Babenberg auch auf die Jagd gegangen ist. Aber ich töte kein Tier,» – er ist nämlich bekannt dafür, daß er nie auf der Jagd einen Schuß löst – <weil mir eine innere Zuwiderheit sagt, daß sich das zu meinem Kleid nicht schickt. Und zu dir kann ich ja davon sprechen, weil wir schon als Buben miteinander tanzen gelernt haben. Aber ich werde niemals öffentlich auftreten und sagen: du sollst auf der Jagd nicht schießen! Mein Gott, wer weiß, ob es wahr wäre, und jedenfalls ist es ja keine Kirchenlehre. Die Leut bei deiner Freundin treten aber mit so etwas auf, kaum daß es ihnen eingefallen ist! Da hast du das, was man heute Geist nennt!» Er hat leicht lachen,» sprach Graf Leinsdorf nun wieder in eigenem Namen weiter «weil sein Amt beharrlich ist. Wir Laien haben aber das schwere Amt, auch in dem unbeharrlichen Wechsel das Gute zu finden. Das habe ich ihm auch gesagt. Ich habe ihn gefragt: <Wozu hat Gott überhaupt zugelassen, daß es eine Literatur gibt, eine Malerei und so weiter, wo sie uns im Grunde so fad sind?!> Da hat er mir eine sehr interessante Erklärung gegeben. <Hast du schon etwas von der Psychoanalyse gehört?> fragt er mich. Ich hab nicht recht gewußt, was ich antworten darf. <Also> sagt er <du wirst vielleicht erwidern, daß sie eine Schweinerei ist. Darüber wollen wir nicht streiten, das sagen alle Leute; trotzdem laufen sie zu diesen neumodischen Ärzten mehr als in unsern katholischen Beichtstuhl. Ich sag dir, sie laufen in hellen Scharen hin, weil das Fleisch schwach ist! Sie lassen ihre heimlichen Sünden besprechen, weil ihnen das ein großes Vergnügen ist, und wenn sie schimpfen, so sag ich dir, was man schimpft, das kauft man! Ich könnte dir aber auch beweisen, daß das, wovon sich ihre ungläubigen Ärzte einbilden, daß sie es erfunden haben, nichts ist, als was die Kirche schon in ihren Anfängen gemacht hat: den Teufel austreiben und die Besessenen heilen. Bis ins einzelne geht diese Übereinstimmung mit dem Ritual des Exorzismus, zum Beispiel, wenn sie mit ihren Mitteln versuchen, den Besessenen dahin zu bringen, daß er von dem zu erzählen anfangt, was in ihm steckt: das ist auch nach der Kirchenlehre genau der Wendepunkt, wo sich der Teufel zum erstenmal anschickt auszufahren! Wir haben uns bloß entgehen lassen, das rechtzeitig den veränderten Bedürfnissen anzupassen und statt von Unflaterei und Teufel von Psychose, Unbewußtem und dergleichen heutigem Zeug zu reden.> Finden Sie das nicht sehr interessant?» fragte Graf Leinsdorf. «Es kommt aber vielleicht noch interessanter, denn: <Wir wollen jedoch nicht davon reden, daß das Fleisch schwach ist,» hat er gesagt <sondern davon sprechen, daß auch der Geist schwach ist! Und da ist die Kirche wohl klug gewesen und hat sich nichts passieren lassen! Der Mensch fürchtet nämlich den Teufel, der ihm ins Fleisch fährt, auch wenn er so tut, als bekämpfe er ihn, lange nicht so sehr wie die Erleuchtung, die ihm vom Geist kommt. Du hast Theologie nicht studiert, aber du hast wenigstens Achtung vor ihr, und das ist mehr als ein weltlicher Philosoph in seiner Verblendung je erreicht: ich kann dir sagen, die Theologie ist so schwer, daß einer, wenn er sich fünfzehn Jahre nur mit ihr allein beschäftigt hat, erst weiß, daß er nicht ein einziges Wort von ihr wirklich versteht! Und da möchte natürlich kein Mensch glauben, wenn er wüßte, wie schwer es im Grunde ist, alle würden sie bloß auf uns schimpfen! Geradeso würden sie schimpfen, – verstehst du jetzt?» hat er listig gesagt – <wie sie jetzt auf die anderen schimpfen, auf die, was ihre Bücher

schreiben und Bilder malen und Behauptungen aufstellen. Und wir lassen heute deren Anmaßung mit freudigem Herzen Raum, denn du kannst mir schon glauben: je ernster es einer von denen meint, je weniger er bloß für die Unterhaltung sorgt, und für seine Einkünfte, je mehr er also in seiner irrigen Weise Gott dient, desto fader ist er den Leuten, und desto mehr schimpfen sie auf ihn. «Das ist das Leben nicht!» sagen sie. Wir aber wissen ja, was das wahre Leben ist, und werden es ihnen auch zeigen, und weil wir auch warten können, wirst du vielleicht selbst noch erleben, daß sie voller Wut über die vergebliche Gescheitheit zu uns zurückgelaufen kommen. An unseren eigenen Familien kannst du es heute schon beobachten: und zur Zeit unsrer Väter haben sie, weiß Gott, geglaubt, daß sie aus dem Himmel eine Universität machen werden!»

Ich möchte nicht behaupten,» schloß Graf Leinsdorf diesen Teil seiner Mitteilungen und eröffnete einen neuen «daß er alles wörtlich gemeint hat. Die Hostnitz in Mürzbruck haben nämlich einen berühmten Rheinwein, den der General Marmont im Jahre achtzehnhundertfünf dort zurückgelassen und vergessen hat, weil er so rasch auf Wien hat marschieren müssen; und von dem haben sie bei der Hochzeit geschenkt. Aber in der Mehrheit hat der Kardinal schon sicher das Rechte getroffen. Und wenn ich mich nun frage, wie ich das verstehen soll, so kann ich nur sagen: richtig ist es gewiß, aber stimmen tut es wohl nicht. Das heißt, es kann ja keinen Zweifel daran geben, daß die Leute, die wir da eingeladen haben, weil man uns sagt, daß sie den Geist unserer Zeit vorstellen sollen, mit dem wirklichen Leben nichts zu tun haben, und die Kirche kann auch ruhig abwarten; aber wir zivilen Politiker können nicht warten, wir müssen nun einmal aus dem Leben, wie es ist, das Gute herauspressen. Der Mensch lebt ja nicht vom Brot allein, sondern auch von der Seele: die Seele gehört sozusagen dazu, daß er das Brot recht verdauen kann; und darum muß man einmal →: Graf Leinsdorf war der Meinung, daß die Politik die Seele antreiben müsse. «Das heißt, es muß etwas geschehen,» sagte er «das verlangt unsere Zeit. Dieses Gefühl haben heute sozusagen alle Menschen, nicht nur die politischen. Die Zeit hat so was Interimistisches, was auf die Dauer niemand aushält.» Er hatte die Idee gefaßt, daß man dem zitternden Gleichgewicht der Ideen, auf dem das nicht minder zitternde Gleichgewicht der europäischen Mächte ruhte, einen Stoß geben müsse. «Es ist beinah Nebensache, was für einen!» versicherte er Ulrich, der mit gespielter Schreck erklärte, Se. Erlaucht sei in der Zeit ihrer Trennung beinahe ein Revolutionär geworden.

«Ja warum nicht!» entgegnete Graf Leinsdorf geschmeichelt. «Seine Eminenz ist natürlich auch der Meinung gewesen, daß es wenigstens einen kleinen Schritt vorwärts bedeuten täte, wenn man Seine Majestät bestimmen könnte, das Ministerium des Innern anders zu besetzen, aber auf die Dauer verfangen so kleine Reformen nicht, wenn sie auch noch so notwendig sind. Wissen Sie, daß ich manchmal in meinen gegenwärtigen Überlegungen geradezu an die Sozialisten denke?!» Er ließ seinem Gegenüber Zeit, sich von dem Staunen zu erholen, das er als unvermeidlich voraussetzte, und fuhr dann entschieden fort: «Sie können mir glauben, daß der wahre Sozialismus gar nichts so Schreckliches wäre, wie man annimmt. Sie werden vielleicht einwenden, daß die Sozialisten Republikaner sind: gewiß, man darf halt nicht zuhören, wenn sie reden, aber wenn man sie realpolitisch nimmt, kann man beinahe überzeugt sein, daß eine sozialdemokratische Republik mit einem starken Herrscher an der Spitze gar keine unmögliche Staatsform wäre. Ich für meine Person bin sicher, daß sie, wenn man ihnen bloß ein bißchen entgegenkommt, gern auf die Anwendung roher Gewalt verzichten und vor ihren verwerflichen Grundsätzen zurückschrecken werden; sie neigen ohnehin schon zu einer Abmilderung des Klassenkampfes und der Eigentumsfeindlichkeit. Und es sind wirklich Leute unter ihnen, die noch den Staat vor die Partei stellen, während die Bürgerlichen seit den letzten Wahlen schon völlig in ihren nationalen Gegensätzen radikalisiert sind. Bleibt der Kaiser» fuhr er mit vertraulich gedämpfter Stimme fort. «Ich habe Ihnen schon vorhin angedeutet, daß wir lernen

müssen, volkswirtschaftlich zu denken; die einseitige Nationalitätenpolitik hat das Reich in die Wüste geführt: dem Kaiser nun ist dieses ganze tschechisch-polnisch-deutsch-italienische Freiheitsgewurstel – ich weiß nicht, wie ich Ihnen das sagen soll, sagen wir halt: von tiefstem Herzen Wurst. Was Seine Majestät im tiefsten Herzen empfindet, ist nur der Wunsch, daß die Wehrvorlagen ohne Abstriche bewilligt werden, auf daß das Reich stark sei, und dann noch eine lebhaftige Abneigung gegen alle Anmaßungen der bürgerlichen Ideenwelt, die er sich wahrscheinlich aus dem Jahre achtundvierzig bewahrt hat. Aber mit diesen beiden Empfindungen ist Seine Majestät ja nichts anderes als sozusagen der Erste Sozialist im Staate: Ich denke, Sie erkennen jetzt die großartige Perspektive, von der ich spreche! Bleibt bloß die Religiosität, in der noch ein unüberbrückbarer Gegensatz besteht, und darüber müßte ich noch einmal mit Seiner Eminenz sprechen.»

Se. Erlaucht versank schweigend in die Überzeugung, daß sich die Geschichte, besonders aber die seines Vaterlands, durch den unfruchtbaren Nationalismus, in den sie sich verrannt hatte, demnächst veranlaßt sehen werde, einen Schritt in die Zukunft zu tun, wobei er sich das Wesen der Geschichte insofern zweibeinig, andererseits aber als eine philosophische Notwendigkeit vorstellte. So war es begreiflich, daß er plötzlich und mit gereizten Augen, wie ein Taucher, der zu tief geraten ist, wieder an die Oberfläche stieß. «Jedenfalls müssen wir uns darauf vorbereiten, unsere Pflicht zu tun!» sagte er.

«Worin sehen Erlaucht aber jetzt unsere Pflicht?» fragte Ulrich.

«Was unsere Pflicht ist? Eben unsere Pflicht zu tun! Das ist das einzige, was man immer tun kann! Aber, um von etwas anderem zu reden» – Graf Leinsdorf schien sich erst wieder an den Stapel Zeitungen und Akten zu erinnern, auf dem er die Faust ruhen hatte: «Schaun Sie, das Volk verlangt heute eine starke Hand; eine starke Hand braucht aber schöne Worte, sonst läßt sich das Volk sie heute nicht gefallen. Und Sie, grad Sie, mein ich, haben eminent was von dieser Fähigkeit. Was Sie zum Beispiel das letzte Mal gesagt haben, als wir alle vor Ihrer Abreise bei Ihrer Kusine beisammen waren, daß wir eigentlich – wenn Sie sich erinnern – jetzt noch einen Hauptausschuß für die Seligkeit einsetzen müßten, damit sie sich mit unsrer irdischen Akkuratessie im Denken vereinbaren läßt: also ganz so einfach würde das zwar nicht gelingen, aber Seine Eminenz hat herzlich gelacht, wie ich ihm davon erzählt hab; ich hab es ihm nämlich ein bisserl, wie man zu sagen pflegt, unter die Nase gerieben, und wenn er sich auch immer über alles lustig macht, weiß ich doch ganz gut, ob ihm der Spott von der Galle oder vom Herzen kommt. Wir können Sie eben durchaus nicht entbehren, mein lieber Doktor →»

Während alle anderen Äußerungen des Grafen Leinsdorf an diesem Tag die Beschaffenheit schwieriger Träume gehabt hatten, war der nun folgende Wunsch, Ulrich möge seine Absicht, die Ehrenstelle eines Sekretärs der Parallelaktion niederzulegen, «wenigstens vorläufig definitiv aufgeben», so bestimmt und scharf befiedert, und Graf Leinsdorf legte so überfallsartig die Hand auf Ulrichs Arm, daß dieser beinahe den nicht ganz befriedigenden Eindruck gewann, die vorangegangenen ausführlichen Reden seien, weit listiger, als er es voraussah, nur dazu bestimmt gewesen, seine Vorsicht einzuschläfern. Er war in diesem Augenblick recht ärgerlich auf Clarisse, die ihn in solche Lage gebracht hatte; aber da er Graf Leinsdorfs Gefälligkeit gleich in Anspruch genommen hatte, als eine Lücke im Gespräch die erste Gelegenheit dazu bot, und dabei von dem wohlwollenden hohen Herrn, der ohne Aufenthalt weiterreden wollte, sofort auf das freundlichste beschieden worden war, blieb ihm nichts übrig, als widerstrebend die Gegenrechnung zu begleichen.

«Der Tuzzi hat mir auch schon sagen lassen,» erwiderte Graf Leinsdorf erfreut «daß Sie sich

vielleicht für einen Mann aus seinem Büro entscheiden werden, der Ihnen alle unangenehme Arbeit abnehmen soll. «Gut,» habe ich geantwortet, «wenn er es nur überhaupt tut!» Schließlich ist das ein Mann mit einem Amtseid, den man Ihnen geben wird, und mein Sekretär, den ich Ihnen auch gern zur Verfügung stellen würde, ist ja leider ein Trottel. Bloß die Reservatsachen werden Sie ihm halt vielleicht doch lieber nicht zeigen, denn ganz angenehm ist es ja schließlich nicht, daß uns der Mann gerade vom Tuzzi rekommandiert wird, aber sonst machen Sie es sich in Zukunft nur so bequem, wie es Ihnen am angenehmsten ist!» schloß Seine Erlaucht huldvoll diese erfolgreiche Unterredung.

[<]

21

Wirf alles, was du hast, ins Feuer, bis zu den Schuhen

Während dieser Zeit und von dem Augenblick an, wo sie allein zurückgeblieben war, lebte Agathe in einer völligen Entspannung aller Beziehungen und hold schwermütigen Willensferne; ein Zustand, der wie eine große Höhe war, wo nur der weite, blaue Himmel zu sehen ist. Sie ging täglich zu ihrem Vergnügen ein wenig durch die Stadt; sie las, wenn sie zu Hause war; sie oblag ihren Geschäften: sie empfand diese sanfte, nichtssagende Tätigkeit zu leben mit dankbarem Genuß. Nichts bedrängte ihren Zustand, kein Festhalten an der Vergangenheit, keine Anstrengung für die Zukunft; wenn ihr Blick auf ein Ding in ihrer Umgebung fiel, so war das so, als lockte sie ein junges Lamm an: entweder kam es sanft heran, sich ihr zu nähern, oder es kümmerte sich eben nicht um sie, – aber nie begriff sie es mit Absicht, mit jener Bewegung des inneren Zugreifens, die allem kalten Verständnis etwas Gewalttätiges und doch Vergebliches gibt, da sie das Glück verscheucht, das in den Dingen ist. Auf diese Weise schien Agathe alles, was sie umgab, viel verständlicher zu sein als sonst, aber vornehmlich beschäftigten sie noch immer die Gespräche mit ihrem Bruder. Wie es der Eigenart ihres ungewöhnlich treuen Gedächtnisses entsprach, das durch keinerlei Vorsätze und Vorurteile seinen Stoff deformierte, tauchten um sie nun wieder die lebendigen Worte, die kleinen Überraschungen des Tonfalls und der Gebärde dieser Gespräche auf, ohne viel Zusammenhang und eher so, wie sie gewesen waren, noch ehe Agathe sie recht aufgefaßt und gewußt hatte, was sie wollten. Trotzdem war alles in höchstem Maße sinnvoll; ihre Erinnerung, in der schon so oft Reue geherrscht hatte, war diesmal voll ruhiger Anhänglichkeit, und in einer schmeichelnden Weise verblieb die vergangene Zeit eng an die Wärme des Körpers geschmiegt, statt sich wie sonst in Frost und Schwärze zu verlieren, die das vergeblich Gelebte empfangen.

Und so, eingehüllt in ein unsichtbares Licht, sprach Agathe auch mit den Rechtsanwälten, Notaren und Geschäftsleuten, zu denen sie ihr Weg führte. Sie stieß nirgends auf Ablehnung; man kam der reizvollen jungen Frau, die durch ihren Vatersnamen empfohlen war, in allem entgegen, was sie wünschte. Sie selbst handelte dabei im Grunde mit ebenso großer Sicherheit wie Geistesabwesenheit: was sie beschlossen hatte, stand fest, aber gleichsam außer ihr selbst, und ihre im Leben erworbene Erfahrungheit – also ebenfalls etwas, das sich von der Person unterscheiden läßt – arbeitete an diesem Beschluß weiter wie ein gewitzter Lohnknecht, der gleichmütig die Vorteile benutzt, die sich seinem Auftrag darbieten; daß sie mit allem, was sie tat, im Begriff war, einen Betrug vorzubereiten, diese Bedeutung ihres Handelns, die sich dem Unbeteiligten stark aufdrängt, setzte sich in ihrer eigenen Auffassung während dieser Zeit

überhaupt nicht durch. Die Einheit ihres Gewissens schloß das aus. Der Glanz ihres Gewissens überstrahlte diesen dunklen Punkt, der gleichwohl, wie der Kern in der Flamme, mitten darin lag. Agathe wußte selbst nicht, wie sie es ausdrücken sollte: durch ihren Vorsatz befand sie sich in einem Zustand, der von diesem häßlichen Vorsatz himmelweit entfernt war.

Schon am Morgen, nachdem ihr Bruder abgereist war, hatte sich Agathe sorgfältig betrachtet: es hatte mit dem Gesicht durch einen Zufall angefangen, denn ihr Blick war darauf gefallen und nicht mehr aus dem Spiegel zurückgekommen. Sie wurde so festgehalten, wie man manchmal gar nicht gehen möchte, aber doch immer neue hundert Schritte weiter geht bis zu einem zuletzt erst sichtbar gewordenen Ding, wo man dann endgültig umzukehren vorhat und es wieder unterläßt. In dieser Weise wurde sie ohne Eitelkeit von der Landschaft ihres Ich festgehalten, die ihr unter einem Hauch von Glas vor Augen lag. Sie kam zum Haar, das noch immer wie heller Samt war; sie öffnete ihrem Spiegelbild den Kragen und streifte ihm das Kleid von den Schultern; sie zog es schließlich ganz aus und musterte es bis zu den rosigen Decken der Nägel, wo an Händen und Füßen der Körper endigt und kaum noch sich selbst gehört. Noch war alles wie der blinkende Tag, der sich seinem Zenith nähert: aufsteigend, rein, genau und von jenem Werden durchflößen, das Vor-Mittag ist und sich an einem Menschen oder jungen Tier in der gleichen unbeschreiblichen Weise ausdrückt wie an einem Ball, der seinen höchsten Punkt noch nicht erreicht hat, aber nur wenig darunter ist. «Vielleicht durchschreitet er ihn gerade in diesem Augenblick» dachte Agathe. Dieser Gedanke erschreckte sie. Immerhin konnte es aber auch noch einige Zeit dauern: sie war erst siebenundzwanzig Jahre alt. Ihr Körper, unbeeinflusst von Sportlehrern und Masseuren wie von Gebären und Muttergeschäft, war von nichts geformt worden als von seinem eigenen Wachstum. Hätte man ihn nackt in eine jener großen und einsamen Landschaften versetzen können, welche die dem Himmel zugekehrte Seite hoher Bergzüge bilden, so wäre er von dem weiten und unfruchtbaren Wogenschlag solcher Höhe wie eine heidnische Göttin getragen worden. In einer Natur dieser Art gießt der Mittag keine Schwaden von Licht und Hitze herab, er scheint bloß noch eine Weile über seinen Höhepunkt anzusteigen und geht unmerklich in die sinkend schwebende Schönheit des Nachmittags über. Aus dem Spiegel kam das etwas unheimliche Gefühl der unbestimmbaren Stunde zurück.

In diesem Augenblick hatte Agathe daran gedacht, daß auch Ulrich sein Leben vorbeigehn lasse, als währte es ewig. «Vielleicht ist es ein Fehler, daß wir uns nicht erst als Greise kennen gelernt haben» sagte sie zu sich selbst und hatte die schwermütige Vorstellung zweier Nebelbänke, die am Abend zur Erde sinken. «Sie sind nicht so schön wie der strahlende Mittag,» dachte sie «aber was kümmert es diese zwei formlosen Grauen, wie die Menschen sie empfinden! Ihre Stunde ist gekommen und sie ist so weich wie die glühendste Stunde!» Sie hatte nun dem Spiegel fast schon den Rücken gekehrt, fühlte sich aber von einem in ihrer Stimmung liegenden Hang zur Übertreibung unversehens herausgefordert, sich wieder umzuwenden, und mußte über die Erinnerung an zwei dicke Marienbader Kurgäste lachen, die sie vor Jahren auf einer grünen Bank beobachtet hatte, wo sie einander mit den zärtlichsten und zartesten Empfindungen liebkosten. «Auch ihr Herz schlägt schlank inmitten des Fetts, und in den inneren Anblick versunken, wissen sie nichts von dem Spaß, den der äußere darbietet» hielt sich Agathe vor und machte ein verzücktes Gesicht, während sie es versuchte, ihren Körper dick zu stauchen und in fette Falten zu drücken. Als dieser Anfall von Übermut vorbei war, sah es ganz so aus, als wären ihr einige winzige Tränen des Zorns in die Augen getreten, und sich kühl zusammennehmend, kehrte sie zu einer genauen Betrachtung ihrer Erscheinung zurück. Obwohl sie für schlank galt, beobachtete sie an ihren Gliedern angeregt eine Möglichkeit, daß sie zu schwer werden könnten. Vielleicht war auch der Brustkorb zu breit. Aus der sehr weißen Haut, die im Gesicht vom Blond des Haars verdunkelt wurde wie von Kerzen, die bei Tag brennen, hob sich die Nase etwas zu weit, und auf

einer Seite war ihre beinahe klassische Linie an der Spitze eingedrückt. Überhaupt mochte sich überall in der flammenhaften Grundform eine zweite verstecken, die breiter und schwermütiger war, wie ein Lindenblatt, das zwischen Lorbeerzweige geraten ist. Agathe wurde auf sich neugierig, als sähe sie sich zum erstenmal richtig an. So konnten sie leicht die Männer gesehen haben, mit denen sie sich eingelassen hatte, und selbst hatte sie gar nichts davon gewußt. Dieses Gefühl war nicht ganz geheuer. Aber auf irgendeine Weise der Phantasie hörte sie, ehe sie ihre Erinnerungen darüber zur Rechenschaft ziehen konnte, hinter allem, was sie erlebt hatte, den langen, unbrünstig hingezogenen Liebesschrei der Esel, der sie immer eigentümlich erregt hatte: er klingt grenzenlos töricht und häßlich, aber gerade darum gibt es vielleicht kein zweites Heldentum der Liebe, das so trostlos süß wäre wie das seine. Sie zuckte die Achseln über ihr Leben und wandte sich mit dem festen Willen wieder an ihr Bild, darin eine Stelle zu entdecken, wo ihre Erscheinung schon dem Alter nachgäbe. Da waren die kleinen Plätze bei Augen und Ohren, die sich zuerst verändern und anfangs so aussehen, als hätte etwas auf ihnen geschlafen, oder das Rund unter der Innenseite der Brüste, das so leicht seine Klarheit verliert: es würde sie in diesem Augenblick befriedigt und ihr Friede versprochen haben, daran eine Veränderung zu bemerken, aber noch war nirgends eine solche wahrzunehmen, und die Schönheit des Körpers schwebte fast unheimlich in der Tiefe des Spiegels.

In diesem Augenblick kam es Agathe wirklich sonderbar vor, daß sie Frau Hagauer sei, und der Unterschied zwischen den damit gegebenen deutlichen und dichten Beziehungen und der einwärts davon sich zu ihr erstreckenden Ungewißheit war so stark, daß sie selbst ohne Körper dazustehen und ihr Körper zu der Frau Hagauer im Spiegel zu gehören schien, die nun sehen mochte, wie sie mit ihm fertig werde, da er sich an Verhältnisse gebunden hatte, die unter seiner Würde waren. Auch darin lag etwas von dem schwebenden Genuß des Lebens, der manchmal wie ein Schreck ist, und das erste, wozu sich Agathe, nachdem sie sich flüchtig wieder angekleidet hatte, entschloß, führte sie in ihr Schlafzimmer, eine Kapsel zu suchen, die sich dort unter ihrem Gepäck befinden mußte. Diese kleine luftdichte Kapsel, die sie beinahe ebenso lange besaß, wie sie mit Hagauer verheiratet war, und von der sie sich niemals trennte, enthielt eine winzige Menge einer mißfarbigen Substanz, von der man ihr versprochen hatte, daß sie ein schweres Gift sei. Agathe erinnerte sich an gewisse Opfer, die sie hatte bringen müssen, um sich in den Besitz dieses verbotenen Stoffes zu setzen, von dem sie nichts wußte, als was man ihr von seiner Wirkung erzählt hatte, und einen jener wie eine Zauberformel klingenden chemischen Namen, die sich ein Uneingeweihter merken muß, ohne sie zu verstehen. Aber offenbar gehören alle Mittel, die, wie der Besitz von Gift und «Waffen oder das Aufsuchen bestehbarer Gefahren, das Ende etwas in die Nähe rücken, zur Romantik der Lebenslust; und es mag sein, daß das Leben der meisten Menschen so bedrückt, so schwankend, mit soviel Dunkel in der Helle und im ganzen so verkehrt verläuft, daß erst durch eine entfernte Möglichkeit, es zu beenden, die ihm innewohnende Freude befreit wird. Agathe fühlte sich beruhigt, als ihre Augen auf das kleine metallene Ding trafen, das ihr in der Ungewißheit, die vor ihr lag, als ein Glücksbringer und Talisman erschien.

Das bedeutete also nichts weniger, als daß Agathe schon in dieser Zeit die Absicht gehabt hätte, sich zu töten. Im Gegenteil, sie fürchtete den Tod genau so, wie es jeder junge Mensch tut, wenn ihm beispielsweise abends vor dem Einschlafen nach einem gesund verbrachten Tag im Bett einfällt: es ist unvermeidlich, daß ich einmal an einem ebenso schönen Tag wie heute tot sein werde. Auch macht es durchaus nicht Lust zu sterben, wenn man einem andern dabei zusehen muß, und das Ableben ihres Vaters hatte sie mit Eindrücken gequält, deren Grauen von neuem hervorkam, seit sie nach der Abreise ihres Bruders allein in dem Haus zurückgeblieben war. Aber: «Ich bin ein wenig tot» – dieses Gefühl hatte Agathe oft, und gerade in Augenblicken wie

diesem, wo sie sich soeben erst der Wohlbildung und Gesundheit ihres jungen Leibs bewußt gewesen war, dieser gespannten Schönheit, die in ihrem geheimnisvollen Zusammenhalt so grundlos ist wie der Zerfall der Elemente im Tode, geriet sie leicht aus dem Zustand ihrer glücklichen Sicherheit in einen des Bangens, Staunens und Verstummens, wie man ihn empfindet, wenn man aus einem lebhaft erfüllten Raum plötzlich unter den Schimmer der Sterne tritt. Ungeachtet der Vorsätze, die sich in ihr regten, und trotz der Genugtuung darüber, daß es ihr gelungen sei, sich aus einem verfehlten Leben zu retten, fühlte sie sich jetzt ein wenig von sich abgelöst und bloß in undeutlichen Grenzen mit sich verbunden. Kühl dachte sie an den Tod als einen Zustand, wo man aller Mühen und Einbildungen enthoben ist, und stellte sich ihn als ein inniges Eingeschläfertwerden vor: man liegt in Gottes Hand, und diese Hand ist wie eine Wiege oder wie eine Hängematte, die an zwei große Bäume gebunden ist, die der Wind ein klein wenig schaukelt. Sie stellte sich den Tod als eine große Beruhigung und Müdigkeit vor, befreit von allem Wollen und aller Anstrengung, von jeder Aufmerksamkeit und Überlegung, ähnlich der angenehmen Kraftlosigkeit, die man an den Fingern empfindet, wenn sie der Schlaf von irgendeinem letzten Ding der Welt, das sie noch festhalten, vorsichtig loslöst. Ohne Zweifel hatte sie sich aber damit eine recht bequeme und nachlässige Vorstellung vom Sterben gemacht, wie es eben bloß dem Bedürfnis von jemand entsprach, der den Anstrengungen des Lebens nicht günstig gesinnt ist, und am Ende erheiterte sie sich selbst an der Beobachtung, wie sehr das an die Ottomane erinnere, die sie in den strengen väterlichen Salon hatte stellen lassen, um lesend darauf zu Hegen, als einzige von ihr aus eigener Kraft im Haus vorgenommene Veränderung.

Trotzdem war der Gedanke, das Leben aufzugeben, bei Agathe alles andere als bloß ein Spiel. Es erschien ihr tief glaubwürdig, daß auf eine so enttäuschende Bewegtheit ein Zustand folgen müsse, dessen beseligende Ruhe in ihrer Vorstellung unwillkürlich eine Art von körperlichem Gehalt annahm. Sie empfand es so, weil sie kein Bedürfnis nach der spannenden Illusion hatte, daß die Welt zu verbessern sei, und sich jederzeit bereit fühlte, ihren Anteil an ihr ganz aufzulassen, sofern es nur in einer angenehmen Weise geschehen könnte; überdies hatte sie aber auch noch in jener ungewöhnlichen Erkrankung, von der sie an der Grenze zwischen Kinder- und Mädchenzeit befallen worden war, eine besondere Begegnung mit dem Tode gehabt. Damals waren – in einem kaum zu überwachenden Abnehmen ihrer Kraft, das sich in jede kleinste Zeitspanne einzuschieben schien, und im ganzen doch unaufhaltsam schnell – von Tag zu Tag mehr Teile ihres Körpers von ihr abgelöst und vernichtet worden; aber in gleichem Schritt mit diesem Verfall und dieser Abwendung vom Leben ward auch ein unvergeßliches neues einem Ziel Zustreben in ihr geweckt, das alle Unruhe und Angst aus der Krankheit verbannte und ein eigenartig gehaltvoller Zustand war, worin sie sogar eine gewisse Herrschaft über die immer unsicherer werdenden Erwachsenen ausüben konnte, die sie umgaben. Es ist nicht unmöglich, daß dieser Vorteil, den sie unter so eindrucksvollen Verhältnissen kennenlernte, später den Kern ihrer seelischen Bereitschaft bildete, sich dem Leben, dessen Erregungen aus irgendeinem Grund nicht ihren Erwartungen entsprachen, auf eine ähnliche Weise zu entziehen; es ist aber wahrscheinlicher, daß es sich umgekehrt verhielt und daß jene Krankheit, durch die sie sich den Forderungen der Schule und des Vaterhauses entzog, die erste Äußerung ihres transparenten, gleichsam für einen ihr unbekanntem Gefühlsstrahl durchlässigen Verhältnisses zur Welt gebildet hatte. Denn Agathe fühlte sich einer ursprünglichen einfachen Sinnesart nach warm, lebhaft, ja sogar froh angelegt und leicht zufriedenzustellen, wie sie sich denn auch in die verschiedensten Lebenslagen verträglich geschickt hatte; auch war niemals jener Einsturz zu Gleichgültigkeit in ihr erfolgt, der Frauen widerfährt, die ihre Enttäuschung nicht mehr tragen können: aber mitten im Lachen oder dem Aufruhr einer sinnlichen Abenteurerei, die sich deshalb doch fortsetzten, wohnte die Entwertung, die jede Fiber ihres Leibes müde und sehnsüchtig nach etwas anderem



machte, das eben am ehesten als Nichts zu bezeichnen war.

Dieses Nichts hatte einen bestimmten, wenn auch unbestimmbaren, Inhalt. Lange Zeit hatte sie sich bei vielen Gelegenheiten den Satz des Novalis vorgesagt: «Was kann ich also für meine Seele tun, die wie ein unaufgelöstes Rätsel in mir wohnt? Die dem sichtbaren Menschen die größte Willkür läßt, weil sie ihn auf keine Weise beherrschen kann?» Aber das flackernde Licht dieses Satzes erlosch, nachdem es sie rasch wie ein Blitzstrahl erhellt hatte, jedesmal wieder im Dunkel, denn sie glaubte nicht an eine Seele, weil ihr das überheblich und auch für ihre Person viel zu bestimmt vorkam. Sie konnte bloß ebensowenig an das Irdische glauben. Will man das recht verstehen, so braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, daß diese Abkehr von der irdischen Ordnung ohne Glauben an eine überirdische etwas zuinnerst Natürliches ist, denn in jedem Kopf macht sich neben dem logischen Denken mit seinem strengen und einfachen Ordnungssinn, der das Spiegelbild der äußeren Verhältnisse ist, ein affektives geltend, dessen Logik, soweit man überhaupt von einer solchen reden darf, den Eigenheiten der Gefühle, Leidenschaften und Stimmungen entspricht, so daß sich die Gesetze dieser beiden ungefähr so zueinander verhalten, wie die eines Holzplatzes, wo Klötze rechteckig behauen und versandbereit aufgestapelt werden, zu den dunkel verschlungenen Gesetzen des Waldes mit ihrem Treiben und Rauschen. Und da die Gegenstände unseres Denkens keineswegs ganz unabhängig von seinen Zuständen sind, vermengen sich nicht nur in jedem Menschen diese beiden Denkweisen, sondern sie können ihm bis zu einem gewissen Grad auch zwei Welten gegenüberstellen, zumindest unmittelbar vor und nach jenem «ersten geheimnisvollen und unbeschreiblichen Augenblick», von dem ein berühmter religiöser Denker behauptet hat, daß er in jeder sinnlichen Wahrnehmung vorkäme, ehe sich Gefühl und Anschauung voneinander trennten und die Plätze einnahmen, an denen man sie zu finden gewohnt sei: als ein Ding im Raum und ein Sinnen, das nun in den Betrachter eingeschlossen ist.

Wie immer also das Verhältnis zwischen Dingen und Gefühl im ausgereiften Weltbild des zivilisierten Menschen auch beschaffen sein möge, kennt doch jeder die überschwenglichen Augenblicke, in denen eine Zweiteilung noch nicht auftritt, als hätten sich dann Wasser und Land noch nicht geschieden und es lägen die Wellen des Gefühls im gleichen Horizont mit den Erhöhungen und Tälern, von denen die Gestalt der Dinge gebildet wird. Es braucht nicht einmal angenommen zu werden, daß Agathe solche Augenblicke ungewöhnlich oft und stark erlebte, sie nahm sie bloß lebhafter, oder, wenn man will, auch abergläubischer wahr, denn sie war stets bereit, der Welt zu glauben und auch wieder nicht zu glauben, so wie sie es seit ihrer Schulzeit gehalten und auch später nicht verlernt hatte, als sie es mit der Logik der Männer näher zu tun bekam. In diesem Sinn, der von Willkür und Laune weit entfernt ist, hätte Agathe, wäre sie selbstgewisser gewesen, den Anspruch erheben dürfen, sich die unlogischste aller Frauen zu nennen. Aber sie war nie auf den Einfall gekommen, in den abgewandten Gefühlen, die sie erfuhr, mehr als eine persönliche Ungewöhnlichkeit zu erblicken. Erst durch die Begegnung mit ihrem Bruder entstand in ihr eine Wandlung. In den leeren, ganz in den Schatten der Einsamkeit gehöhlten Zimmern, die noch vor kurzem von Gespräch und einer Gemeinsamkeit erfüllt waren, die bis an die innerste Seele drangen, verlor sich unwillkürlich die Unterscheidung zwischen körperlicher Trennung und geistiger Gegenwart, und Agathe fühlte sich, während die Tage ohne Merkzeichen dahinglitten, so eindringlich, wie sie es noch nie erlebt hatte, den eigentümlichen Reiz der Allgegenwart und Allmacht empfinden, der mit dem Übertritt der gefühlten Welt in die der Wahrnehmungen verbunden ist. Ihre Aufmerksamkeit schien nun nicht bei den Sinnen, sondern gleich tief innen im Gemüt geöffnet zu sein, dem nichts einleuchten wollte, als was ebenso leuchtete wie es selbst, und sie meinte, unerachtet der Unwissenheit, deren sie sich sonst anklagte, in der Erinnerung an die von ihrem Bruder gehörten Worte alles, worauf es ankäme, zu

verstehen, ohne darüber nachdenken zu müssen. Und wie auf diese Weise ihr Geist von sich selbst so erfüllt war, daß auch der lebhafteste Einfall etwas von dem lautlosen Schweben einer Erinnerung an sich hatte, weitete sich alles, was ihr begegnete, zu einer grenzenlosen Gegenwart; auch wenn sie etwas tat, schmolz zwischen ihr, die es ausführte, und dem, was geschah, eigentlich nur eine Trennung hin, und ihre Bewegung schien der Weg zu sein, den die Dinge selbst herankamen, wenn sie den Arm nach ihnen ausstreckte. Diese sanfte Macht, ihr Wissen und die sprechende Gegenwart der Welt waren aber, wenn sie sich lächelnd fragte, was sie denn tue, kaum von Abwesenheit, Ohnmacht und tiefer Geistesstummheit zu unterscheiden. Mit einer geringen Übertreibung ihres Empfindens hätte Agathe von sich sagen können, daß sie nun nicht mehr wisse, wo sie sei. Sie war nach allen Seiten in etwas Stillstehendem darin, wo sie sich gehoben und verschwunden zugleich fühlte. Sie hätte sagen können: Ich bin verliebt, aber ich weiß nicht, in wen. Ein klarer Wille, den sie sonst immer an sich vermißt hatte, erfüllte sie, aber sie wußte nicht, was sie in seiner Klarheit beginnen sollte, denn alles, was es Gutes und Böses in ihrem Leben gegeben hatte, war ohne Bedeutung.

So dachte Agathe nicht nur, während sie die Kapsel mit dem Gift betrachtete, sondern alle Tage daran, daß sie sterben möchte oder daß das Glück des Todes ähnlich dem Glück sein müsse, in dem sie diese Tage verbringe, während sie darauf wartete, daß sie ihrem Bruder nachreisen werde, und inzwischen gerade das tat, wovon er sie abzulassen beschworen hatte. Sie konnte sich nicht vorstellen, was geschehen werde, sobald sie bei ihrem Bruder in der Hauptstadt wäre. Fast vorwurfsvoll erinnerte sie sich, daß er manchmal unbekümmert seine Erwartung hatte durchblicken lassen, sie werde dort Erfolge haben und bald einen neuen Gatten oder wenigstens einen Liebhaber finden; denn gerade so würde es nicht kommen, das wußte sie! Liebe, Kinder, schöne Tage, fröhliche Geselligkeit, Reisen und ein bißchen Kunst –: das gute Leben ist ja so einfach, sie verstand seine Gefälligkeit und war nicht unempfindlich gegen sie. Aber, so gerne sie bereit war, sich selbst unnützlich zu finden, trug Agathe doch die ganze Verachtung des zum Aufruhr geborenen Menschen gegen diese schlichte Einfachheit in sich. Sie erkannte sie als Betrug. Das angeblich voll ausgelebte Leben ist in Wahrheit «ungereimt», es fehlt ihm am Ende, und wahrhaftig am wirklichen Ende, beim Tod, immer etwas. Es ist – sie suchte nach einem Ausdruck dafür – wie gehäufte Dinge, die kein höheres Verlangen geordnet hat: unerfüllt in seiner Fülle, das Gegenteil von Einfachheit, bloß eine Verworrenheit, die man mit der Freude der Gewohnheit hinnimmt! Und unvermutet abspringend dachte sie: «Es ist wie ein Haufen fremder Kinder, den man mit anerzogener Freundlichkeit betrachtet, voll wachsender Angst, weil es einem nicht gelingt, das eigene darunter zu erblicken!»

Es beruhigte sie, daß sie sich vorgesetzt hatte, ihr Leben zu beenden, wenn es auch nach seiner letzten Wendung, die ihr noch bevorstand, nicht anders geworden sein sollte. Wie die Gärung im Wein strömte die Erwartung in ihr, daß Tod und Schrecken nicht das letzte Wort der Wahrheit sein werden. Sie empfand kein Bedürfnis, darüber nachzudenken. Sie hatte sogar Angst vor diesem Bedürfnis, dem Ulrich so gerne nachgab, und es war eine angriffslustige Angst. Denn sie fühlte wohl, daß alles, was sie mit solcher Stärke ergriff, nicht ganz frei von einer beständigen Andeutung war, daß es nur Schein sei. Aber ebenso gewiß war im Schein flüssige, gelöste Wirklichkeit enthalten: vielleicht noch nicht Erde gewordene Wirklichkeit, dachte sie: und in einem jener wunderbaren Augenblicke, wo sich der Ort, wo sie stand, ins Ungewisse aufzulösen schien, vermochte sie zu glauben, daß hinter ihr, in dem Raum, wohin man niemals sehen könne, vielleicht Gott stünde. Sie erschrak vor diesem Zuviel! Eine schauerliche Weite und Leere durchdrang sie plötzlich, eine uferlose Helle verfinsterte ihren Geist und versetzte ihr Herz in Angst. Ihre Jugend – leicht bereit zu solcher Besorgnis, wie es Unerfahrenheit mit sich bringt – flüsterte ihr ein, daß sie in Gefahr stehe, Anfänge eines sich bildenden Wahnsinns groß werden

zu lassen: Sie strebte zurück. Heftig hielt sie sich vor, daß sie doch gar nicht an Gott glaube. Und wirklich tat sie es nicht, seit man sie gelehrt hatte, es zu tun, was eine Unterabteilung des Mißtrauens war, das sie gegen alles empfand, was man sie gelehrt hatte. Sie war nichts weniger als religiös in jenem festen Sinn, der zu einer überirdischen oder auch nur moralischen Überzeugung hinreicht. Aber erschöpft und zitternd mußte sie sich nach einer Weile abermals eingestehn, daß sie «Gott» gerade so deutlich gefühlt habe wie einen Mann, der hinter ihr stünde und ihr einen Mantel um die Schulter legte.

Nachdem sie genügend darüber nachgedacht hatte und wieder kühn geworden war, kam sie dahinter, daß die Bedeutung des von ihr erlebten Vorgangs gar nicht in jener «Sonnenverfinsternung» gelegen habe, von der ihre körperlichen Empfindungen befallen worden waren, sondern hauptsächlich eine moralische gewesen sei. Eine plötzliche Veränderung ihres innersten Zustands und, abhängig davon, aller ihrer Beziehungen zur Welt hatte ihr für einen Augenblick jene «Einheit des Gewissens mit den Sinnen» verliehen, die sie bisher nur in so geringen Andeutungen gekannt hatte, daß es gerade hinreichte, dem gewöhnlichen Leben etwas Trostloses und Trübselig-Leidenschaftliches zu hinterlassen, ob Agathe nun versuchen mochte, gut zu handeln oder schlecht. Es kam ihr vor, daß diese Veränderung ein unvergleichliches Erfließen gewesen wäre, das ebensowohl von ihrer Umgebung ausgegangen war wie von ihr zu dieser hin, ein Einssein der höchsten Bedeutung mit der geringsten Bewegung des Geistes, der sich kaum von den Dingen abhob. Die Dinge waren von den Empfindungen durchdrungen worden und die Empfindungen von den Dingen in einer so überzeugenden Weise, daß Agathe fühlte, von allem, worauf sie das Wort Überzeugung bisher angewandt hätte, wäre sie nicht einmal berührt worden. Und das war unter Umständen geschehn, die es nach gewöhnlicher Auffassung ausschlossen, sich überzeugt zu geben.

So lag die Bedeutung dessen, was sie in ihrer Einsamkeit erlebte, nicht etwa in der Rolle, die ihm psychologisch, als irgendeinem Hinweis auf eine reizbare oder leicht zerstörbare Persönlichkeit zugekommen wäre, denn sie lag überhaupt nicht in der Person, sondern im Allgemeinen oder im Zusammenhang der Person mit ihm, den Agathe nicht mit Unrecht als einen moralischen ansprach, in dem Sinn, daß es der jungen von sich enttäuschten Frau vorkam, wenn sie immer so leben dürfte, wie in den Minuten der Ausnahme und auch nicht zu schwach wäre, darin zu verharren, so könnte sie die Welt lieben und sich gütig in sie fügen; und anders bringe sie es nicht zustande! Nun erfüllte sie ein leidenschaftliches Zurückstreben, aber solche Augenblicke der größten Steigerung lassen sich nicht mit Gewalt wieder herbeiführen; und mit der Deutlichkeit, die ein blasser Tag, nachdem die Sonne untergegangen ist, annimmt, wurde sie erst mit der Vergeblichkeit ihrer stürmischen Bemühungen gewahr, daß das einzige, dessen sie gewärtig sein durfte und worauf sie in der Tat auch mit einer Ungeduld wartete, die sich unter ihrer Einsamkeit bloß verborgen hatte, jene sonderbare Aussicht wäre, die ihr Bruder einmal mit einer halb im Scherz ausgesprochenen und erklärten Bezeichnung das Tausendjährige Reich genannt hatte. Er hätte wohl ebensogut auch ein anderes Wort dafür gewählt haben können, denn was es Agathe bedeutete, war nur der überzeugende und zuversichtliche Klang nach etwas, das im Kommen ist. Sie hätte das nicht zu behaupten gewagt. Sie wußte ja auch jetzt noch nicht sicher, ob es wahrhaft möglich sei. Sie wußte überhaupt nicht, was es sei. Sie hatte im Augenblick wieder alle Worte vergessen, mit denen ihr Bruder bewies, daß sich hinter dem, was ihren Geist bloß mit leuchtenden Nebeln erfüllte, die Möglichkeit ins Ungemessene weiter erstreckte. Aber solange sie sich in seiner Gesellschaft befunden hatte, war ihr nicht anders zumute gewesen, als bildete sich aus seinen Worten ein Land, und nicht in ihrem Kopf bildete es sich, sondern wahrhaftig unter ihren Füßen. Gerade daß er oft nur ironisch davon sprach, wie überhaupt sein Wechseln zwischen Kühle und Gefühl, das sie früher so oft verwirrt hatte, erfreute Agathe jetzt in ihrer Verlassenheit,

durch eine Art Bürgschaft, wirklich gemeint zu sein, die alle unfreundlichen Seelenzustände vor den verzückten voraushaben. «Ich habe wahrscheinlich nur deshalb an den Tod gedacht, weil ich mich davor fürchte, daß er es nicht ernst genug meint» gestand sie sich ein.

Sie wurde vom letzten Tag, den sie in Abwesenheit zu verbringen hatte, überrascht; es war mit einemmal im Hause alles geordnet und ausgeräumt, und nur noch die Schlüssel blieben dem alten Ehepaar zu übergeben, das, testamentarisch versorgt, im Gesindebau zurückblieb, bis das Grundstück einen neuen Besitzer fände. Agathe hatte sich geweigert ins Hotel zu ziehn und wollte bis zu ihrer Abreise, die zwischen Mitternacht und Morgen bevorstand, auf ihrem Platz bleiben. Das Haus war verpackt und ver mummt. Eine Notbeleuchtung brannte.

Zusammengeschobene Kisten bildeten Tisch und Stuhl. Am Rand einer Schlucht, auf einer Kistenterrasse, hatte sie zum Abendbrot decken lassen. Der alte Diener ihres Vaters balancierte Geschirr durch Licht und Schatten; er und seine Frau hatten es sich nicht nehmen lassen, aus ihrer eigenen Küche zu helfen, damit die gnädige junge Frau, wie sie es ausdrückten, wenn sie das letztemal in ihrem Elternhause speise, nicht schlecht bedient sei. Und plötzlich dachte Agathe völlig außerhalb des Geistes, worin sie diese Tage verbracht hatte: «Ob sie am Ende etwas bemerkt haben?!» Es konnte ja sein, daß sie nicht alle Papiere mit den Vorübungen für die Abänderung des Testaments vernichtet hätte. Sie fühlte kalten Schreck, schrecklich geträumtes Gewicht, das sich an alle Glieder hängt, den geizigen Schreck der Wirklichkeit, der dem Geist nichts gibt, sondern nur von ihm nimmt. In diesem Augenblick gewährte sie mit leidenschaftlicher Stärke das in ihr neu erwachte Verlangen zu leben. Gewalttätig lehnte es sich gegen die Möglichkeit auf, daß sie daran verhindert werden könnte. Entschlossen suchte sie, als der alte Diener wiederkehrte, sein Gesicht zu erforschen. Aber der Greis ging mit seinem vorsichtigen Lächeln arglos hin und her und empfand irgendetwas Stummes und Feierliches. Sie konnte so wenig in ihn hineinsehen wie in eine Mauer und wußte nicht, ob hinter diesem blinden Glanz noch etwas in ihm wäre. Auch sie empfand nun etwas Stummes, Feierliches und Trauriges. Er war immer der Konfident ihres Vaters gewesen, unweigerlich bereit, ihm jedes Geheimnis seiner Kinder auszuliefern, das er erführe: aber Agathe war in diesem Hause geboren, und alles, was seither geschehen war, ging heute zu Ende, und es rührte Agathe, daß sie und er nun feierlich und allein waren. Sie faßte den Beschluß, ihm ein besonderes kleines Geldgeschenk zu machen, und nahm sich in plötzlicher Schwäche vor, daß sie sagen werde, es geschähe im Auftrag von Professor Hagauer, und überlegte das nicht aus List, sondern aus dem Zustand einer Bußhandlung und in der Absicht, nichts zu unterlassen, obwohl ihr klar war, daß er ebenso unzweckmäßig wie abergläubisch sei. Sie holte auch, ehe der Alte wiederkehrte, noch ihre beiden verschiedenen Kapseln hervor, und die mit dem Bild ihres unvergessenen Geliebten schob sie, nachdem sie den jungen Mann zum letzten Mal stirnrunzelnd betrachtet hatte, unter den Deckel einer schlecht vernagelten Kiste, die auf unbestimmte Zeit zu lagern kommen sollte und anscheinend Küchengeschirr oder Beleuchtungskörper enthielt, denn sie hörte Metall über Metall, wie die Äste eines Baums hinabfallen; die Kapsel mit dem Gift tat sie aber nun an die Stelle, wo sie früher das Bild getragen hatte.

«Wie unmodern ich bin!» dachte sie dabei lächelnd – «gewiß gibt es Wichtigeres als Liebeserlebnisse!» Aber sie glaubte es nicht.

Man hätte in diesem Augenblick ebensowenig sagen können, daß sie es ablehne, zu ihrem Bruder in unerlaubte Beziehungen zu treten, wie daß sie es wünsche. Das mochte von der Zukunft abhängen; aber in ihrem gegenwärtigen Zustand entsprach nichts der Entschiedenheit einer solchen Frage.

Das Licht schminkte die Bretter, zwischen denen sie saß, grellweiß und tiefschwarz. Und eine

ähnliche tragische Maske, die seiner doch wohl nur schlichten Bedeutung etwas Unheimliches gab, trug der Gedanke, daß sie nun den letzten Abend in dem Haus verbringe, wo sie von einer Frau geboren worden war, an die sie sich niemals hatte erinnern können und von der auch Ulrich geboren worden war. Ein uralter Eindruck beschlich sie, es stünden Clowns mit todernsten Gesichtern und sonderbaren Instrumenten um sie. Sie begannen zu spielen. Agathe erkannte darin einen Wachtraum der Kindheit wieder. Sie konnte diese Musik nicht hören, aber alle Clowns sahen sie an. Sie sagte sich, daß in diesem Augenblick ihr Tod für niemand und nichts ein Verlust wäre, und für sie selbst mochte er auch nur den äußeren Abschluß eines inneren Absterbens bedeuten. So dachte sie, während die Clowns ihre Töne bis zur Decke steigerten, und saß scheinbar auf einem mit Sägemehl bestreuten Zirkusboden, und die Tränen tropften ihr auf die Finger. Es war ein Gefühl tiefer Sinnlosigkeit, das sie früher als Mädchen oft empfunden hatte, und sie dachte: «Ich bin wohl noch bis heute kindisch geblieben?» was sie aber nicht hinderte, gleichzeitig wie an etwas, das durch ihre Tränen maßlos groß aussah, daran zu denken, daß gleich in der ersten Stunde ihres Wiedersehens sie und ihr Bruder einander in solchen Clownskitteln gegenübergetreten seien. «Was bedeutet es, daß es gerade mein Bruder ist, an den sich das anschloß, was ich in mir habe?» fragte sie sich. Und plötzlich weinte sie wirklich. Sie hätte keinen anderen Grund dafür angeben können, daß es geschah, als daß es eben aus Herzenslust geschah, und schüttelte heftig den Kopf, so als ob etwas in ihm wäre, das sie weder auseinander-, noch zusammenzubringen vermöchte.

Dabei dachte sie in einer natürlichen Einfalt, Ulrich werde zu allen Fragen schon die Antwort finden, solange bis der Alte wieder eingetreten war und die Gerührte gerührt betrachtete. «Die junge gnädige Frau ...!» sagte er gleichfalls kopfschüttelnd. Agathe sah ihn verwirrt an, aber als sie das Mißverständnis dieses Bedauerns begriff, das ihrer kindlichen Trauer galt, erwachte wieder der Übermut ihrer Jugend in ihr. «Wirf alles, was du hast, ins Feuer bis zu den Schuhen. Wenn du nichts mehr hast, denk nicht einmal ans Leichentuch und wirf dich nackt ins Feuer!» sagte sie zu ihm. Es war ein alter Spruch, den ihr Ulrich entzückt vorgelesen hatte, und der Alte lächelte zu dem ernstesten und sanftesten Schwung dieser Worte, die sie ihm mit Augen vorsagte, die unter Tränen glühten, ein Stummellächeln des Verstehens und blickte, der weisenden Hand seiner Herrin, die sein Verständnis durch eine Irreführung erleichtern wollte, folgend, auf die hochgetürmten Kisten, die fast zu einem Scheiterhaufen aufgerichtet waren. Zum Leichentuch hatte der Greis verständig genickt, bereitwillig zu folgen, wenn ihn der Weg der Worte auch etwas ungeebnet dünkte; aber von dem Worte nackt an erstarrte er, als Agathe ihren Spruch noch einmal wiederholte, zu der höflichen Dienermaske, deren Ausdruck versichert, daß man weder sehen, noch hören, noch urteilen wolle.

Solange er bei seinem alten Herrn gedient hatte, war dieses Wort kein einziges Mal vor ihm ausgesprochen worden, höchstens hatte man entkleidet gesagt; aber die jungen Leute waren jetzt anders, und er würde sie wohl gar nicht mehr zur Zufriedenheit bedienen können. Mit der Ruhe des Feierabends fühlte er, daß seine Laufbahn zu Ende war. Agathes letzter Gedanke vor dem Aufbruch war aber: «Würde Ulrich wirklich alles ins Feuer werfen?»

[<]  
22

Der Zustand, in dem Ulrich die Straße betreten hatte, als er das Palais des Grafen Leinsdorf verließ, ähnelte dem nüchternen Gefühl des Hungers; er blieb vor einer Anschlagfläche stehn und stillte seinen Hunger nach Bürgerlichkeit an den Bekanntmachungen und Anzeigen. Die mehrere Meter große Tafel war bedeckt mit Worten. «Eigentlich dürfte man annehmen,» fiel ihm ein «daß gerade diese Worte, die sich an allen Ecken und Enden der Stadt wiederholen, einen Erkenntniswert haben.» Sie kamen ihm mit den stehenden Wendungen verwandt vor, die von den Personen beliebter Romane in wichtigen Lebenslagen geäußert werden, und er las: «Haben Sie schon etwas so Angenehmes und Praktisches getragen wie den Topinam-Seidenstrumpf?» «Durchlaucht amüsiert sich.» «Die Bartholomäusnacht neu bearbeitet.» «Gemütlichkeit im Schwarzen Rössl.» «Schmissige Erotik und Tanz im Roten Rössl.» Daneben fiel ihm noch ein politischer Anschlag auf «Verbrecherische Machenschaften»: er bezog sich aber nicht auf die Parallelaktion, sondern auf den Brotpreis. Er wandte sich um und blickte nach einigen Schritten in die Auslage eines Buchladens. «Das neue Werk des großen Dichters» las er auf einer Papptafel, die neben fünfzehn gleiche, aneinandergereihte Bände gestellt war. Dieser Tafel gegenüber stand in der anderen Ecke der Auslage ein Seitenstück mit dem gedruckten Hinweis auf ein zweites Werk: «Herr und Dame vertiefen sich mit gleicher Spannung in «Babel der Liebe» von ...»

«Der «große» Dichter?» dachte Ulrich. Er erinnerte sich, nur ein Buch von ihm gelesen und vorausgesetzt zu haben, er werde niemals ein zweites lesen müssen: seither war der Mann aber trotzdem berühmt geworden. Und Ulrich fiel angesichts der deutschen Geistesauslage ein alter Soldatenwitz ein: «Mortadella!» So war zu seiner Militärzeit ein unbeliebter Divisionsgeneral genannt worden, nach der beliebten italienischen Wurst, und wer nach der Auflösung des Wortspiels fragte, erhielt die Antwort: «Teils Schwein, teils Esel.» Ulrich würde diesen Vergleich angeregt fortgesetzt haben, wäre er daran nicht durch eine Frau verhindert worden, die ihn mit den Worten «Sie warten hier auch auf die Straßenbahn?» ansprach. Dadurch kam er darauf, daß er nicht mehr vor dem Buchladen stand.

Er hatte auch nicht gewußt, daß er inzwischen unbeweglich neben der Tafel einer Haltestelle stehen geblieben war. Die Dame, die ihn das bemerken machte, trug einen Rucksack und eine Brille; sie war eine ihm bekannte Astronomin, Assistentin am Institut, eine der wenigen Frauen, die in dieser männlichen Disziplin etwas Bedeutendes leisten. Er sah ihr auf die Nase und auf die Plätze unter den Augen, die in der gewohnheitsmäßigen Anstrengung des Nachdenkens etwas von Schweißblättern aus Guttapercha angenommen hatten; dann gewährte er in der Tiefe ihren geschürzten Lodenrock, in der Höhe aber eine Schildhahnfeder auf einem grünen Hut, der über ihrem gelehrten Antlitz schwebte, und lächelte. «Sie gehen ins Gebirge?» fragte er.

Dr. Strastil fuhr auf drei Tage ins Gebirge «ausspannen». «Was sagen Sie zu der Arbeit von Koniatowski?» fragte sie Ulrich. Ulrich sagte nichts. «Kneppler wird sich darüber ärgern» meinte sie. «Aber die Kritik, die Koniatowski an der Knepplerschen Ableitung des Danielli'schen Satzes übt, ist interessant: finden Sie nicht auch? Halten Sie diese Ableitung für möglich?»

Ulrich zuckte die Achseln.

Er gehörte zu jenen, Logistiker genannten, Mathematikern, die überhaupt nichts richtig fanden und eine neue Fundamentallehre aufbauten. Aber er hielt auch die Logik der Logistiker nicht für ganz richtig. Hätte er weitergearbeitet, er würde nochmals auf Aristoteles zurückgegriffen haben; er hatte darüber seine eigenen Ansichten.

«Ich halte die Knepplersche Ableitung ja trotzdem nicht für verfehlt, sondern bloß für falsch»

bekannte Dr. Strastil. Sie hätte ebensogut betonen können, daß sie die Ableitung für verfehlt, aber trotzdem, in wesentlichen Grundzügen, nicht für falsch halte; sie wußte, was sie meinte, aber in der gewöhnlichen Sprache, wo die Worte nicht definiert sind, kann sich kein Mensch eindeutig ausdrücken: unter ihrem Touristenhut regte sich, indes sie sich dieser Urlaubssprache bediente, etwas von dem ängstlichen Hochmut, den die sinnliche Laienwelt in einem Klostermann erregen muß, wenn er sich unvorsichtig mit ihr abgibt.

Ulrich stieg mit Fräulein Strastil in die Straßenbahn: wußte nicht warum. Vielleicht weil ihr die Kritik Koniatowskis an Kneppler so wichtig vorkam. Vielleicht wollte er mit ihr über schöne Literatur sprechen, von der sie nichts verstand. «Was werden Sie im Gebirge machen?» fragte er. Sie wollte auf den Hochschwab.

«Sie werden dort noch zuviel Schnee vorfinden. Mit Skiern kommt man nicht mehr hinauf und ohne Skier noch nicht» riet er ab, der das Gebirge kannte.

«Dann bleibe ich unten» erklärte ihm Fräulein Strastil. «In den Hütten auf der Färsenalm, die am Anstieg liegen, bin ich schon einmal drei Tage gewesen. Ich will ja nichts als bloß ein wenig Natur!»

Das Gesicht, das die treffliche Astronomin zu dem Worte Natur machte, reizte Ulrich zu der Frage, wozu sie sich eigentlich Natur wünsche.

Dr. Strastil empörte sich ehrlich. Sie könne die ganzen drei Tage auf der Alm liegen, ohne sich zu rühren: wie ein Felsblock! verkündete sie.

«Höchstens weil Sie Wissenschaftlerin sind!» warf Ulrich ein. «Ein Bauer würde sich langweilen!»

Das sah Dr. Strastil nicht ein. Sie sprach von den Tausenden, die an jedem Feiertag zu Fuß, zu Rad, zu Schiff die Natur suchten.

Ulrich sprach von der Landflucht der Bauern, die es nach der Stadt ziehe.

Fräulein Strastil bezweifelte, daß er elementar genug fühle.

Ulrich behauptete, elementar sei neben Essen und Liebe die Bequemlichkeit, aber nicht das Aufsuchen einer Alm. Das natürliche Empfinden, das dazu angeblich treibe, sei vielmehr ein moderner Rousseauismus, ein verwickeltes und sentimentales Verhalten. – Er fühlte sich keineswegs gut sprechen, es war ihm gleichgültig, was er sagte, er fuhr darin nur fort, weil es noch immer nicht das war, was er aus sich herausbefördern wollte. Fräulein Strastil warf ihm einen mißtrauischen Blick zu. Sie war nicht imstande, ihn zu verstehen; ihre große Denkerfahung in reinen Begriffen nützte ihr nicht das geringste, sie konnte die Vorstellungen, mit denen er bloß behende um sich zu werfen schien, weder auseinanderhalten, noch zusammenbekommen; sie vermutete, daß er rede, ohne zu denken. Daß sie solchen Worten mit einer Hahnenfeder am Hut zuhörte, bereitete ihr die einzige Genugtuung und bestärkte ihre Freude an der Einsamkeit, der sie entgegenreiste.

In diesem Augenblick fiel Ulrichs Blick in die Zeitung seines Nachbarn, und er las in großen Lettern als Überschrift eines Inserats: «Die Zeit stellt Fragen, die Zeit gibt Antwort»: es mochte sich darunter die Empfehlung einer Schuheinlage befinden oder die eines Vortrags, das kann man heute nicht mehr unterscheiden, aber seine Gedanken sprangen plötzlich in das Geleise, das er brauchte. Seine Gefährtin bemühte sich, objektiv zu sein, und gestand unsicher: «Ich kenne leider wenig von der Schönen Literatur, unsereins hat ja keine Zeit. Vielleicht kenne ich auch gar nicht

das Richtige. Aber zum Beispiel» – und nun nannte sie einen beliebten Namen – «gibt mir unglaublich viel. Ich finde, wenn uns ein Dichter so lebendig fühlen machen kann, ist das wohl etwas Großes!» Doch weil Ulrich der in Dr. Strastils Geist bestehenden Verbindung einer außerordentlichen Entwicklung des begrifflichen Denkens mit auffälligem Schwachsinn des Seelenverstandes bereits genug zu verdanken glaubte, erhob er sich erfreut, sagte seiner Fachverwandten eine dicke Schmeichelei und stieg eilig aus, wobei er vorschützte, schon zwei Haltestellen zu weit gefahren zu sein. Als er im Freien stand und noch einmal grüßte, erinnerte sich Fräulein Strastil, in letzter Zeit Ungünstiges über seine Leistungen gehört zu haben, und fühlte sich menschlich bewegt durch eine Blutwelle, die seine gefälligen Abschiedsworte erregt hatten, was ihren Überzeugungen nach nicht gerade für ihn sprach; er aber wußte nun und wußte es gleichwohl noch nicht ganz, warum seine Gedanken um die Sache der Literatur kreisten und was sie dort wollten, von dem unterbrochenen Mortadella-Vergleich an bis zur unbewußten Verleitung der guten Strastil zu Geständnissen. Schließlich ging ihn die Literatur nichts mehr an, seit er mit zwanzig Jahren sein letztes Gedicht geschrieben hatte; immerhin war zuvor eine Zeitlang heimliches Schreiben eine ziemlich regelmäßige Gewohnheit von ihm gewesen, und er hatte sie nicht etwa deshalb aufgegeben, weil er älter geworden war oder eingesehen hatte, zu wenig Begabung zu haben, sondern aus Gründen, für die er unter den gegenwärtigen Eindrücken am ehesten irgendein Wort hätte gebrauchen mögen, das nach vielen Anstrengungen ein Münden ins Leere ausdrückt.

Denn Ulrich gehörte zu den Bücherliebhabern, die nicht mehr lesen mögen, weil sie das Ganze des Schreibens und Lesens als ein Unwesen empfinden. «Wenn die vernünftige Strastil <fühlen gemacht> werden will» dachte er («Womit sie recht hat! Hätte ich ihr widersprochen, so wäre sie mir mit der Musik als Kronzeugnis gekommen!»), und wie das schon geschieht, dachte er teils in Worten, teils wirkte die Überlegung als wortloser Einwurf ins Bewußtsein hinein: wenn also die verständige Dr. Strastil fühlen gemacht werden wollte, so kam es auf das hinaus, was alle wollen, daß die Kunst den Menschen bewege, erschüttere, unterhalte, überrasche, ihn an edlen Gedanken schnuppern lasse oder, mit einem Wort, ihn eben wirklich etwas «erleben» mache und selbst «lebendig» oder ein «Erlebnis» sei. Und Ulrich wollte das auch gar nicht verwerfen. In einem Nebengedanken, der als ein Gemisch von leichter Rührung mit widerstrebender Ironie endete, dachte er: «Gefühl ist selten genug. Eine gewisse Temperatur des Fühlens vor dem Erkalten zu schützen, bedeutet wahrscheinlich, die Brutwärme zu hüten, aus der alle geistige Entwicklung entsteht. Und wenn ein Mensch aus seinem Gewirr von intelligenten Absichten, die ihn mit unzähligen fremden Gegenständen verstricken, für Augenblicke in einen ganz zwecklosen Zustand hinausgehoben wird, wenn er also zum Beispiel Musik hört, ist er beinahe im Lebenszustand einer Blume, auf die Regen und Sonnenschein fällt.» Er wollte zugeben, daß eine ewigere Ewigkeit, als der menschliche Geist in seiner Tätigkeit hat, in seinen Pausen und seinem Verruhen liege; aber nun hatte er bald «Gefühl», bald «Erleben» gedacht, und das zog einen Widerspruch nach sich. Denn es gab doch Willenserlebnisse! Es gab doch Erlebnisse gegipfelten Tuns! Zwar durfte man wahrscheinlich annehmen, daß jedes von ihnen, wenn es seine höchste, strahlende Bitterkeit erreicht, nur noch Gefühl sei; aber damit stände dann erst recht in Widerspruch, daß der Zustand des Fühlens in seiner vollen Reinheit ein «Verruhen», ein Versinken der Tätigkeit wäre?! Oder stand es doch nicht in Widerspruch? Gab es einen wunderlichen Zusammenhang, wonach höchste Tätigkeit im Kern reglos wäre? Hier zeigte sich aber, daß diese Folge von Einfällen weniger einen Nebengedanken als einen unerwünschten Gedanken bedeutete, denn Ulrich widerrief in plötzlich erwachendem Widerstand gegen ihre empfindsame Wendung die ganze Betrachtung, in die er hineingeraten war. Er war keineswegs gesonnen, über gewisse Zustände nachzusinnen, und, wenn er über Gefühle nachdächte, selbst in



Gefühle zu verfallen.

Dabei kam ihm augenblicklich in den Sinn, daß man am besten und ohne Umschweife das, worauf er es abgesehen hätte, als die vergebliche Aktualität oder ewige Augenblicklichkeit der Literatur bezeichnen könnte. Hat sie denn ein Ergebnis? Entweder ist sie ein ungeheurer Umweg vom Erleben zum Erleben und läuft in sich selbst zurück, oder sie ist ein Inbegriff von Reizzuständen, aus dem in keiner Weise etwas Bestimmtes hervorgeht. «Eine Pfütze» dachte er nun «hat schon jedem unwillkürlich viel öfter und stärker den Eindruck der Tiefe gemacht als der Ozean, und aus dem einfachen Grund, weil man mehr Gelegenheit hat, Pfützen zu erleben, als Ozeane»: So schien ihm, sei es auch mit dem Gefühl, und aus keinem andren Grund gälten die alltäglichen Gefühle für die tiefen. Denn die Bevorzugung des Fühlens vor dem Gefühl, wie sie das Kennzeichen aller gefühlvollen Menschen ist, kommt ebenso wie der Wunsch, fühlen zu machen und fühlen gemacht zu werden, der das Gemeinsame aller dem Gefühl dienenden Einrichtungen ist, auf eine Herabsetzung von Rang und Wesen der Gefühle gegenüber ihrem Augenblick als einem persönlichen Zustand hinaus und weiterhin auf jene Seichtheit, Entwicklungshemmung und völlige Belanglosigkeit, für die es nicht am allgemeinen Beispiel mangelt. «Natürlich muß eine solche Auffassung» dachte Ulrich ergänzend «alle Menschen abstoßen, die sich in ihren Gefühlen wohlfühlen wie der Hahn in den Federn und sich womöglich noch etwas darauf zugute tun, daß die Ewigkeit mit jeder <Persönlichkeit> von vorne anfängt!» Er hatte die klare Vorstellung einer ungeheuren Verkehrtheit, geradezu einer in menschheitlichen Ausmaßen, vermochte das aber doch nicht in einer Weise auszudrücken, die ihn ganz befriedigt hätte, da die Zusammenhänge wohl zu vielseitig waren.

Er beobachtete, während ihn das beschäftigte, die vorbeikommenden Bahnen und wartete auf eine, die ihn möglichst nah an das Innere der Stadt zurückbringen sollte. Er sah die Menschen aus- und einsteigen, und sein technisch nicht unerfahrener Blick spielte zerstreut mit den Zusammenhängen von Schmieden und Gießen, Walzen und Nieten, von Konstruktion und Werkstattausführung, geschichtlicher Entwicklung und gegenwärtigem Stand, aus denen die Erfindung dieser rollenden Baracken bestand, deren sie sich bedienten. «Zum Schluß kommt dann eine Abordnung der Straßenbahnverwaltung in die Waggonfabrik und entscheidet über die Holzverschalung, den Anstrich, die Polsterung, die Anbringung der Arm- und Handstützen, der Aschenbecher und ähnliches,» dachte er nebenbei «und gerade diese Kleinigkeiten machen aus, und die rote oder grüne Farbe des Kastens macht es aus, und der Schwung, mit dem sie über das Trittbrett hineinklettern können, macht für Zehntausende Menschen das aus, was sie behalten, das einzige, was für sie von allem Genie übrig bleibt und von ihnen erlebt wird. Das bildet ihren Charakter, gibt ihm Raschheit oder Bequemlichkeit, läßt sie rote Bahnen als Heimat und blaue als Fremde empfinden und bildet jenen unverwechselbaren Geruch aus kleinen Tatsachen, den die Jahrhunderte an ihren Kleidern haben.» Es war also nicht zu leugnen und schloß sich mit einemmal an das andere an, was Ulrichs Hauptgedankenzug bildete, daß zum großen Teil auch das Leben in unbedeutende Aktualität mündet, oder wenn man es technisch ausdrückt, daß ein seelischer Wirkungskoeffizient sehr klein ist.

Und plötzlich, während er sich selbst mit einem Schwung in den Wagen klettern fühlte, sagte er zu sich: «Ich muß Agathe einprägen: Moral ist Zuordnung jedes Augenblickszustandes unseres Lebens zu einem Dauerzustand!» Dieser Satz war ihm in der Art einer Definition mit einemmal eingefallen. Nicht voll entwickelt und ausgegliedert, waren diesem überblank geschliffenen Gedanken aber Einfälle vorangegangen und folgten nach und ergänzten das Verständnis. Eine strenge Auffassung und Aufgabensetzung für die harmlose Beschäftigung des Fühlens, eine ernste Rangordnung standen damit, ungewiß verkürzt, in Aussicht: Gefühle müssen entweder

dienen oder einem bis ins Letzte reichenden, noch keineswegs beschriebenen Zustand angehören, der groß wie das küstenlose Meer ist. Sollte man das eine Idee, sollte man es eine Sehnsucht nennen? Ulrich mußte es auf sich beruhen lassen, denn in dem Augenblick, wo ihm der Name seiner Schwester eingefallen war, verdunkelte ihr Schatten seine Gedanken. Wie immer, wenn er an sie dachte, war ihm zumute, er habe während der in ihrer Gesellschaft verbrachten Zeit einen anderen Geisteszustand gezeigt als sonst. Er wußte auch, daß er leidenschaftlich wieder in diesen Zustand zurück wolle. Aber die gleiche Erinnerung bedeckte ihn mit der Schmach, daß er sich angemaßt, lächerlich und trunken betragen habe, nicht besser als ein Mensch, der sich in seinem Taumel auf die Knie vor Zuschauern wirft, denen er nächsten Tags nicht wird ins Antlitz sehen können. Das war, angesichts der maßvoll gebändigten geistigen Beziehung zwischen den Geschwistern, ungeheuerlich übertrieben, und sollte man es nicht völlig für unbegründet halten, so war es nur als Widerspiel zu Gefühlen anzusehen, die noch keine Gestalt hatten. Er wußte, daß Agathe in wenigen Tagen eintreffen müsse, und hinderte nichts. Hatte sie überhaupt etwas Unrechtes getan? Man konnte ja annehmen, sie habe mit dem Erkalten ihrer Laune alles wieder rückgängig gemacht. Aber eine sehr lebhaft Ahnung versicherte ihm, daß Agathe nicht von ihrer Absicht abgestanden sei. Er hätte bei ihr anfragen können. Er fühlte sich wieder verpflichtet, sie brieflich zu warnen. Aber statt diesen Vorsatz auch nur einen Augenblick ernst zu nehmen, stellte er sich vor, was Agathe zu ihrem ungewöhnlichen Verhalten bewogen haben möge: er sah dieses als eine unglaublich heftige Gebärde an, durch die sie ihm ihr Vertrauen schenkte und sich in seine Hand gab. «Sie hat sehr wenig Realitätssinn,» dachte er «aber eine wunderbare Art, das zu tun, was sie will. Unüberlegt, könnte man sagen; aber darum auch unabgekühlt! Wenn sie böse ist, sieht sie die Welt rubinrot!» Er lächelte freundlich und blickte sich unter den Leuten um, die mitfahren. Böse Gedanken hatte jeder von ihnen, das war sicher, und jeder unterdrückte sie, und niemand nahm sie sich allzu übel: aber keiner hatte diese Gedanken außer sich, in einem Menschen, der ihnen die bezaubernde Unzugänglichkeit eines geträumten Erlebnisses gibt.

Seit Ulrich seinen Brief nicht zu Ende geschrieben hatte, machte er sich nun zum erstenmal klar, daß er nicht mehr zu wählen habe, sondern sich schon in dem Zustand befinde, vor dem er noch zaudere. Nach seinen Gesetzen – er gestattete sich die überhebliche Doppelsinnigkeit, daß er sie heilig nannte – konnte Agathes Fehler nicht bereut, sondern nur durch Geschehnisse, die ihm folgten, *gut*-gemacht werden, was übrigens wohl auch dem ursprünglichen Sinn des Bereuens entsprach, das ja ein läuternd-feuriger und nicht ein beschädigter Zustand ist. Agathens unbequemen Gatten zu *ent*-schädigen oder *schad-los* zu halten, hätte nichts als Zurücknahme eines Schadens, also bloß jene doppelte und lähmende Negation bedeutet, aus der das gewöhnliche gute Verhalten besteht, das sich innerlich zu Null aufhebt. Was Hagauer geschehen sollte, wie eine schwebende Last «aufzuheben», war aber andererseits nur möglich, wenn man für ihn ein großes Gefühl aufbrachte, und daran ließ sich nicht ohne Schrecken denken. So konnte nach der Logik, in die sich Ulrich zu schicken suchte, bloß etwas anderes gutgemacht werden als der Schaden, und er war nicht einen Augenblick im Zweifel, daß dies sein und seiner Schwester ganzes Leben sein sollte. «Anmaßend gesprochen,» dachte er «heißt das: Saulus hat nicht jede einzelne Folge seiner früheren Sünden gutgemacht, sondern er ist Paulus geworden!» Gegen diese eigentümliche Logik wandten jedoch Gefühl und Überzeugung gewohnheitsmäßig ein, es wäre jedenfalls anständigerseits nur möglich, wenn man für ihn ein großes Gefühl aufbrachte, und daran ließ sich nicht ohne Schrecken denken. So konnte nach der Logik, in die sich Ulrich zu schicken suchte, bloß etwas anderes gutgemacht werden als der Schaden, und er war nicht einen Augenblick im Zweifel, daß dies sein und seiner Schwester ganzes Leben sein sollte. «Anmaßend gesprochen,» dachte er «heißt das: Saulus hat nicht jede einzelne Folge seiner früheren Sünden gutgemacht, sondern er ist Paulus geworden!» Gegen diese eigentümliche Logik wandten jedoch

Gefühl und Überzeugung gewohnheitsmäßig ein, es wäre jedenfalls anständiger und täte späteren Aufschwüngen keinen Abbruch, stellte man vorerst die Rechnung mit dem Schwager glatt und sänne dann auf das neue Leben. Jene Sittlichkeit, die ihn so lockte, war ja überhaupt nicht dazu geschaffen, Geldgeschäfte zu ordnen und Gegensätze, die aus ihnen folgen. An der Grenze jenes anderen Lebens und des alltäglichen mußten darum unlösbare und widerspruchsvolle Fälle entstehen, die man wohl am besten gar nicht erst zu Grenzfällen werden ließ, sondern vorher auf die gewöhnliche, leidenschaftslose Weise der Anständigkeit aus der Welt schaffte. Aber da fühlte Ulrich nun doch wieder, daß man sich nicht an die gewöhnlichen Bedingungen der Güte halten dürfe, wenn man sich in den Bereich der unbedingten Güte vorwagen wolle. Die ihm auferlegte Aufgabe, den Schritt in das Neue hinein zu tun, schien keinen Abstrich zu dulden.

Die letzte Schanze, die ihn noch verteidigte, war mit heftiger Abneigung dagegen besetzt, daß Vorstellungen wie Ich, Gefühl, Güte, andere Güte, Böse, von denen er großen Gebrauch gemacht hatte, so persönlich und zugleich so hoch-hinaus und luftdünn allgemein seien, wie es eigentlich nur den moralischen Erwägungen sehr viel jüngerer Menschen entspräche. Es erging ihm so, wie es gewiß auch manchem, der seine Geschichte verfolgt, ergehen wird, er griff ärgerlich einzelne Worte heraus und fragte sich etwa: «Herstellung und Ergebnisse von Gefühlen»? welche eine maschinelle, rationale, menschenunkundige Auffassung! «Moral das Problem eines Dauerzustandes, dem sich alle Einzelzustände unterordnen» und nichts sonst? welche eine Unmenschlichkeit!» Wenn man das mit den Augen eines vernünftigen Menschen ansah, erschien alles ungeheuer verkehrt. «Das Wesen der Moral beruht geradezu auf nichts anderem, als daß die wichtigen Gefühle immer die gleichen bleiben,» dachte Ulrich «und alles, was der Einzelne dabei zu leisten hat, ist, in Einklang mit ihnen zu handeln!» Aber gerade da hielten die mit Reißschiene und Zirkel geschaffenen Linien der rollenden Örtlichkeit, die ihn umschloß, an einer Stelle, wo sein Auge, aus dem Leib des modernen Verkehrsmittels kommend und an seiner Einrichtung unwillkürlich noch teilhabend, auf eine Steinsäule fiel, die seit der Zeit des Barock am Straßenrand stand, so daß die unbewußt aufgenommene technische Bequemlichkeit der vernünftigen Schöpfung plötzlich in Gegensatz zu der hereinbrechenden Leidenschaft der alten Gebärde geriet, die einem versteineten Leibschnitten nicht gar unähnlich sah. Die Wirkung dieses optischen Zusammenstoßes war eine ungemein heftige Bestätigung der Gedanken, denen sich Ulrich soeben noch hatte entziehen wollen. Hätte sich die Kopfllosigkeit des Lebens durch irgendetwas deutlicher zeigen können, als es in diesem zufälligen Blick geschah? Ohne für das Jetzt oder das Einst geschmacksweise Partei zu nehmen, wie es bei solchen Gegenüberstellungen gewöhnlich ist, zögerte sein Geist nicht einen Augenblick, sich ebensowohl von der neuen wie von der alten Zeit allein gelassen zu fühlen, und sah nur die große Vorführung eines Problems darin, das im Grunde wohl ein moralisches ist. Er vermochte nicht daran zu zweifeln, daß die Vergänglichkeit dessen, was man für Stil, Kultur, Zeitwille oder Lebensgefühl ansieht und als solche bewundert, eine moralische Gebrechlichkeit sei. Denn im großen Maßstab der Zeiten bedeutet sie nichts anderes, als es im kleineren des eigenen Lebens wäre, wenn man sein Können ganz einseitig entwickelte und sich in auflösenden Übertreibungen zerstreute, nie ein Maß seines Willens gewänne, nie zu ganzer Bildung sich bildete, und in unzusammenhängenden Leidenschaften bald das, bald jenes täte. Darum schien ihm auch das, was man Wechsel oder gar Fortschritt der Zeiten nennt, nur ein Wort dafür zu sein, daß kein Versuch bis dorthin kommt, wo sich alle vereinen müßten, auf den Weg zu einer das Ganze umfassenden Überzeugung, und damit erst zu der Möglichkeit steter Entwicklung, dauernden Genusses und jenen Ernstes der großen Schönheit, von dem heute kaum mehr als zeitweilig ein Schatten ins Leben fällt.

Natürlich kam es Ulrich als eine ungeheuerliche Überhebung vor, anzunehmen, daß alles gleich nichts gewesen sein solle. Und doch war es nichts. Unermeßlich als Sein, Gewirr als Sinn.

Zumindest war es, an seinem Ergebnis gemessen, nicht mehr als das, woraus die Seele der Gegenwart geworden ist, also wenig genug. Während Ulrich das dachte, gab er sich diesem «Wenig» aber mit einem Behagen hin, als wäre es die letzte Mahlzeit vom Tisch des Lebens, die ihm seine Absichten gestatteten. Er hatte den Wagen verlassen und einen Weg eingeschlagen, der ihn rasch in die Mitte der Stadt zurückführte. Es dünkte ihn, daß er aus einem Keller käme. Die Straßen kreischten von Vergnügen und waren frühreif mit Wärme gefüllt wie von einem Sommertag. Der süße Giftgeschmack des Mitsichselbstredens wich aus dem Munde; alles war mitteilbar und in die Sonne gestellt. Ulrich blieb vor fast jeder Auslage stehn. Diese Fläschlein in so viel Farben, eingekapselte Wohlgerüche und unzählige Abwandlungen der Nagelschere: welche Summe von Genie lag doch schon in einem Friseurladen! Ein Handschuhgeschäft: welche Beziehungen und Erfindungen, ehe eine Ziegenhaut über eine Damenhand gezogen wird und das Tierfell vornehmer geworden ist als das eigene Fell! Er staunte die Selbstverständlichkeiten, die unzähligen niedlichen Habseligkeiten des Wohllebens an, als sähe er sie zum erstenmal. Welch reizendes Wort: hab-selig! fühlte er. Und Welch ein Glück, dieses ungeheure Übereinkommen des Zusammenlebens! Nichts war hier mehr von der Erdkruste des Lebens zu spüren, von den ungepflasterten Wegen der Leidenschaft, vom – er fühlte wahrhaftig: vom Unzivilisierten der Seele! Hell und schmal flog die Aufmerksamkeit über einen Blumengarten aus Früchten, Edelsteinen, Stoffen, Formen und Verlockungen, deren sanft-eindringliche Augen in allen Farben aufgeschlagen waren. Da man damals die Weiße der Haut liebte und vor der Sonne schützte, schwebten schon einzelne bunte Schirme über der Menge und legten seidene Schatten auf blasse Frauengesichter. Sogar von dem matt goldenen Bier wurde Ulrichs Blick entzückt, das er im Vorbeigehn durch die Spiegelscheiben eines Gasthauses auf Tischtüchern stehen sah, die so weiß waren, daß sie an der Schattengrenze blaue Flächen bildeten. Dann fuhr der Erzbischof an ihm vorbei; eine sanfte, schwere Kalesche, in deren Dunkel Rot und Violett war: es mußte der Wagen des Erzbischofs gewesen sein, denn dieses Pferdefuhrwerk, dem Ulrich nachblickte, sah ganz kirchlich aus und zwei Polizisten nahmen Stellung und salutierten dem Nachfolger Christi, ohne an ihre Vorfahren zu denken, die dem seinen eine Lanze in die Rippen gestochen haben.

Er gab sich diesen Eindrücken, die er soeben noch «die vergebliche Aktualität des Lebens» genannt hatte, mit so großem Eifer hin, daß nach und nach, während er sich an der Welt sättigte, daraus sein gegnerischer früherer Zustand wieder entstand. Ulrich wußte jetzt genau, wo die Schwäche seiner Überlegungen stak. «Was soll es denn bedeuten,» fragte er sich «angesichts dieser Selbstherrlichkeit auch noch ein Ergebnis zu verlangen, das darüber, dahinter, darunter sein soll?! Soll das wohl eine Philosophie sein? Eine alles umfassende Überzeugung, ein Gesetz? Oder Gottes Finger? Oder an seiner Statt die Annahme, daß der Moral bisher eine <induktive Gesinnung> gefehlt habe, daß es viel schwerer sei, gut zu sein, als man geglaubt habe, und daß dazu eine ähnlich endlose Zusammenarbeit vonnöten sein werde wie überall in der Forschung? Ich nehme an, daß es keine Moral gibt, weil sie sich nicht von etwas Beständigem herleiten läßt, sondern daß es nur Regeln zur unnützen Aufrechterhaltung vergänglicher Zustände gibt; und ich nehme an, daß es kein tiefes Glück gibt ohne eine tiefe Moral: dabei scheint es mir aber ein unnatürlicher, bleicher Zustand zu sein, daß ich darüber nachdenke, und es ist überhaupt nicht das, was ich will!» In der Tat hätte er sich weit einfacher fragen können: «Was habe ich auf mich genommen?» und er tat es nun auch. Diese Frage berührte aber mehr seine Empfindsamkeit als sein Denken, ja sie unterbrach dieses und hatte Ulrich von der immer wachen Lust des feldherrlichen Planens schon ein Stück nach dem anderen fortgenommen, ehe er sie erfaßte. Sie war anfangs wie ein dunkler Ton nahe bei seinem Ohr gewesen, der ihn begleitete, dann lag der Ton in ihm selbst, nur eine Oktave tiefer als alles übrige, und nun war Ulrich endlich eins mit seiner Frage und kam sich selbst wie ein wunderbar tiefer Ton in der hell harten Welt vor, um

den ein weites Intervall lag. Was hatte er also da wirklich auf sich genommen und versprochen?

Er strengte sich an. Er wußte, daß er nicht nur im Scherz, wenn auch nur als Vergleich, den Ausdruck «Tausendjähriges Reich» gebraucht habe. Wenn man dieses Versprechen ernst nahm, kam es auf den Wunsch hinaus, mit der Hilfe gegenseitiger Liebe in einer so gehobenen weltlichen Verfassung zu leben, daß man nur noch das fühlen und tun kann, was diesen Zustand erhöht und erhält. Daß es eine solche Verfassung des Menschen in Andeutungen gebe, galt ihm als eine Gewißheit, solange er denken mochte. Das hatte als die «Geschichte mit der Frau Major» begonnen, und die späteren Erfahrungen waren nicht groß, aber immer die gleichen gewesen. Wenn man alles zusammenfaßte, so kam es nicht weit davon hinaus, daß Ulrich an den «Sündenfall» und an die «Erbsünde» glaubte. Das heißt, er hätte geradezu annehmen mögen, daß es irgend einmal eine bis an den Grund reichende Veränderung im Verhalten des Menschen gegeben habe, die ungefähr so gewesen sein müsse, wie wenn ein Verliebter nüchtern wird: er sieht dann wohl die ganze Wahrheit, aber etwas Größeres ist zerrissen worden, und die Wahrheit ist überall bloß wie ein Teil, der übrig geblieben und wieder zusammengeflickt worden ist. Vielleicht war es sogar wirklich der Apfel der «Erkenntnis», der diese Veränderung im Geiste anrichtete und das Menschengeschlecht aus einem ursprünglichen Zustand hinausstieß, in den es erst nach unendlichen Erfahrungen und durch Sünde weise geworden, wieder zurückfinden mochte. Aber Ulrich glaubte nicht an solche Geschichten so, wie sie überliefert werden, sondern so, wie er sie entdeckt hatte: er glaubte wie ein Rechner an sie, der das System seiner Gefühle vor sich liegen hat und daraus, daß sich kein einziges rechtfertigen läßt, auf die Notwendigkeit schließt, eine phantastische Annahme einzuführen, deren Beschaffenheit sich ahnungsweise erkennen läßt. Das war keine Kleinigkeit! Er hatte Ähnliches schon oft genug gedacht, aber noch nie war er in der Lage gewesen, sich binnen wenigen Tagen entscheiden zu müssen, ob er es lebendig ernst nehmen wolle. Leichter Schweiß entstand ihm unter Hut und Kragen, und die Nähe der Menschen, die an ihm vorbeidrängten, regte ihn auf. Was er dachte, bedeutete soviel wie ein Abscheiden von den meisten lebendigen Beziehungen; darüber täuschte er sich nicht. Denn man lebt heute geteilt und nach Teilen mit anderen Menschen verschränkt; was man träumt, hängt mit dem Träumen zusammen und mit dem, was andere träumen; was man tut, hängt unter sich, aber noch mehr mit dem zusammen, was andere Menschen tun; und wovon man überzeugt ist, hängt mit Überzeugungen zusammen, von denen man nur den kleinsten Teil selbst hat: Aus seiner vollen Wirklichkeit handeln wollen, ist also eine ganz unwirkliche Forderung. Und gerade er war sein ganzes Leben lang immer davon durchdrungen gewesen, daß man seine Überzeugungen teilen, daß man den Mut haben müsse, inmitten moralischer Widersprüche zu leben, weil dadurch die große Leistung erkaufte werde. War er wenigstens von dem überzeugt, was er da über die Möglichkeit und Bedeutung einer anderen Art zu leben dachte? Keineswegs! Trotzdem konnte er nicht verhindern, daß sich sein Gefühl darauf in einer Weise einließ, als hätte es die unverkennbaren Anzeichen einer Tatsache vor sich, auf die es jahrelang gewartet habe.

Nun mußte er sich freilich fragen, mit welchem Recht er überhaupt dazu käme, einem Insichverliebten ähnlich, nichts der Seele Gleichgültiges mehr tun zu wollen. Es widerstrebt der Gesinnung des tätigen Lebens, die heute jeder Mensch in sich trägt, und wenn auch gottesüberzeugte Zeiten ein solches Bestreben entwickeln konnten, ist es doch unter der stärker werdenden Sonne wie Dämmerung zergangen. Ulrich fühlte einen Duft von Abgeschiedenheit und Süße an sich, der seinem Geschmack immer mehr widerstrebt. Darum bemühte er sich auch, seine ausgeschweiften Gedanken, sobald es anging, zu beschränken, und hielt sich, wenngleich nicht ganz aufrichtig, vor, daß jenes seiner Schwester wunderbar gegebene Versprechen eines Tausendjährigen Reichs, vernünftig aufgefaßt, nichts bedeute als eine Art wohlthuenden Werks; es sollte wohl der Umgang mit Agathe ein Aufgebot an Zartheit und Selbstlosigkeit von ihm

fordern, das ihm bisher allzusehr abgegangen war. Er erinnerte sich, so wie man sich an eine ungemein durchsichtige Wolke erinnert, die über den Himmel geflogen ist, an gewisse Augenblicke des vergangenen Beisammenseins, die schon von solcher Art gewesen waren. «Vielleicht ist der Inhalt des Tausendjährigen Reiches nichts als das Anschwellen dieser Kraft, die sich anfänglich nur zu zweien zeigt, bis zu einer brausenden Gemeinschaft aller?» überlegte er etwas befangen. Er suchte wieder Rat bei seiner eigenen «Geschichte mit der Frau Major», die er sich ins Gedächtnis rief: Die Einbildungen der Liebe, da sie in ihrer Unreife die Ursache des Irrtums gewesen waren, beiseite lassend, sammelte er seine ganze Aufmerksamkeit auf die schonungsvollen Empfindungen der Güte und Anbetung, deren er damals in seiner Einsamkeit fähig gewesen war, und es schien ihm, daß Vertrauen und Neigung zu fühlen oder für einen anderen zu leben, ein zu Tränen rührendes Glück sein müsse, so schön wie das glutvolle Versinken des Tags in den Abendfrieden und ein wenig auch so zum Weinen arm an Vergnügen und geistesstill. Denn dazwischen kam ihm sein Vorhaben nun auch schon komisch vor, etwa so wie die Übereinkunft zweier alter Junggesellen zusammenzuziehn, und an solchen Zuckungen der Phantasie fühlte er, wie wenig die Vorstellung der dienenden Bruderliebe geeignet war, ihn zu erfüllen. Verhältnismäßig anteilslos gestand er sich ein, daß der Beziehung zwischen Agathe und ihm von Anfang an ein großes Maß an Asozialem beigemischt gewesen sei. Nicht nur die Geschäfte mit Hagauer und dem Testament, sondern auch die ganze Gefühlstönung deutete auf etwas Heftiges, und zweifellos war in dieser Geschwisterlichkeit nicht mehr Liebe für einander enthalten als Abstoßung von der übrigen Welt. «Nein!» dachte Ulrich. «Für einen anderen leben wollen, ist nichts als das Fallissement des Egoismus, der nebenan ein neues Geschäft mit einem Sozius eröffnet!»

In der Tat hatte seine innere Anspannung trotz dieser glanzvoll zugeschliffenen Bemerkung ihren Höhepunkt schon in dem Augenblick überschritten, wo er versucht worden war, das ihn unklar erfüllende Licht in ein irdisches Lämpchen zu fassen; und als sich nun zeigte, daß dies ein Fehler gewesen, fehlte seinem Denken bereits die Absicht, eine Entscheidung zu suchen, und er ließ sich bereitwillig ablenken. In seiner Nähe waren gerade zwei Männer zusammengestoßen und riefen sich unangenehme Bemerkungen zu, als wollten sie handgemein werden, woran er mit erfrischter Aufmerksamkeit teilnahm, und als er sich kaum davon abgewandt hatte, stieß sein Blick mit dem einer Frau zusammen, der wie eine fette, auf dem Stengel nickende Blume war. In jener angenehmen Laune, die sich zu gleichen Mengen aus Gefühl und nach außen gerichteter Aufmerksamkeit mischt, nahm er Kenntnis davon, daß die ideale Forderung, seinen Nächsten zu lieben, unter wirklichen Menschen in zwei Teilen befolgt wird, deren erster darin besteht, daß man seine Mitmenschen nicht leiden kann, während das der zweite dadurch wettmacht, daß man zu ihrer einen Hälfte in sexuelle Beziehungen gerät. Ohne zu überlegen, kehrte auch er nach wenigen Schritten um, der Frau zu folgen; es geschah noch ganz mechanisch als Folge der Berührung durch ihren Blick. Er sah ihre Gestalt unter dem Kleid wie einen großen weißen Fisch vor sich, der nahe der Wasseroberfläche ist. Er wünschte sich, ihn männlich zu harpunieren und zappeln sehen zu können, und es lag darin ebensoviel Abneigung wie Verlangen. An kaum merklichen Zeichen wurde ihm auch Gewißheit, daß diese Frau von seinem Hinterdreinstreichen wisse und es billige. Er suchte zu ermitteln, auf welchen Platz sie in der gesellschaftlichen Schichtung gehören möge, und riet auf höheren Mittelstand, wo es schwer ist, die Stellung genau zu bestimmen. «Kaufmannsfamilie? Beamtenfamilie?» fragte er sich. Aber verschiedene Bilder tauchten willkürlich auf, darunter sogar das einer Apotheke: er fühlte den scharf-süßen Geruch an dem Mann, der nach Hause kommt; die kompakte Atmosphäre des Heims, der nichts mehr von den Zuckungen anzumerken ist, unter denen sie kurz vorher die Diebslampe eines Einbrechers durchleuchtet hat. Ohne Zweifel war das abscheulich und doch ehrlos lockend.

Und während Ulrich weiter hinter der Frau herging und in Wahrheit fürchtete, daß sie vor einer Auslage stehen bleiben und ihn zwingen werde, entweder blöde weiterzustolpern oder sie anzusprechen, war irgendetwas immer noch unabgelenkt und hellwach in ihm. «Was mag eigentlich Agathe von *mir* wollen?» fragte er sich zum erstenmal. Er wußte es nicht. Er nahm wohl an, daß es ähnlich sein werde wie das, was er von ihr wolle, aber er hatte nur Gefühlsgründe dafür. Mußte er sich nicht darüber wundern, wie rasch und unvorhergesehen alles gekommen sei? Außer ein paar Kindheitserinnerungen hatte er nichts von ihr gewußt, und das wenige, was er erfuhr, zum Beispiel die schon einige Jahre dauernde Beziehung zu Hagauer, war ihm eher unlieb. Er entsann sich jetzt auch des eigentümlichen Zögerns, fast Widerstrebens, womit er sich bei der Ankunft seinem Vaterhaus genähert hatte. Und plötzlich nistete sich in ihm der Einfall ein: «Mein Gefühl für Agathe ist nur Einbildung!» In einem Mann, der dauernd anderes wolle als seine Umgebung, dachte er nun wieder ernsthaft, in einem solchen Mann, der immer nur die Abneigung zu fühlen bekomme und nie bis zur Neigung gelange, müsse sich das übliche Wohlwollen und die laue Güte der Menschlichkeit leicht zerlegen und in eine kalte Härte zerfallen, über der ein Nebel von unpersönlicher Liebe schwebe. Seraphische Liebe hatte er die einmal genannt. Man könnte auch sagen: Liebe ohne Gegenspieler, dachte er. Oder ebensogut: Liebe ohne Geschlechtlichkeit. Man liebe heute überhaupt nur geschlechtlich: unter Gleichen möge man sich nicht ausstehn, und in der geschlechterweisen Verkreuzung liebe man sich mit einer wachsenden Auflehnung gegen die Überschätzung dieses Zwangs. Von beidem sei die seraphische Liebe aber befreit. Sie sei die von den Gegenströmungen der sozialen und sexuellen Abneigungen befreite Liebe. Man könnte sie, die allenthalben in Kompanie mit der Grausamkeit des heutigen Lebens zu spüren sei, wahrhaftig die Schwesterliebe einer Zeit nennen, die für Bruderliebe keinen Platz habe, – sagte er sich, ärgerlich zusammenzuckend.

Aber obwohl er zum Schluß nun so dachte, träumte er daneben und abwechselnd damit von einer Frau, die sich in keiner Weise erreichen läßt. Sie schwebte ihm vor wie die späten Herbsttage im Gebirge, wo die Luft etwas zum Sterben Ausgeblutetes in sich hat, die Farben aber in höchster Leidenschaft brennen. Er sah die blauen Fernblicke vor Augen, ohne Ende in ihrer geheimnisvoll reichen Abstufung. Er vergaß ganz die Frau, die wirklich vor ihm ging, war fern jedem Begehren und vielleicht nah der Liebe.

Er wurde erst durch den anhaltenden Blick einer anderen Frau abgelenkt, der ähnlich dem der ersten war, aber nicht so frech und fett wie dieser, sondern gesellschaftlich-delikat wie ein Pastellstrich und doch schon im Bruchteil einer Sekunde sich einprägend: er sah auf und gewahrte in einem Zustand völliger innerer Erschöpfung eine sehr schöne Dame, in der er Bonadea erkannte.

Der herrliche Tag hatte sie auf die Straße gelockt. Ulrich sah nach der Uhr: er war nur eine Viertelstunde spazieren gegangen, und seit er das Leinsdorfsche Palais verlassen hatte, waren es keine fünfundvierzig Minuten. Bonadea sagte: «Ich bin heute nicht frei.» Ulrich dachte: «Wie lang ist da erst ein ganzer Tag, ein Jahr, und gar ein Vorsatz fürs Leben!» Es war nicht zu ermesen.

[<]  
23

So geschah es, daß Ulrich bald darauf den Besuch seiner verlassenen Freundin empfing. Die Begegnung auf der Straße hatte weder für die Vorwürfe ausgereicht, die er ihr über den Mißbrauch seines Namens zu machen wünschte, als sie damit Diotimas Freundschaft gewann, noch hatte sie Bonadea genügend Zeit gelassen, ihm Vorwürfe wegen seines langen Schweigens zu machen und sich nicht nur gegen die Beschuldigung der Indiskretion zu verteidigen und Diotima eine «unvornehme Schlange» zu nennen, sondern dafür auch einen Beweis zu erfinden. Darum war zwischen ihr und ihrem in den Ruhestand getretenen Freund in Eile vereinbart worden, daß sie sich noch einmal aussprechen mußten.

Die erschien, war nicht mehr die Bonadea, die ihr Haar zwischen den Händen wand, bis es ihrem Kopf ein einigermaßen griechisches Aussehen gab, wenn sie sich mit blinzelnden Augen im Spiegel betrachtete und sich vornahm, daß sie ebenso rein und edel sein wolle wie Diotima, noch war es jene, die in wildgemachten Nächten ob solcher Entwöhnungskuren ihrem Vorbild schamlos und mit weiblicher Kundigkeit fluchte, sondern es war wieder die liebe alte Bonadea, der die Löckchen in die nicht sehr kluge Stirn fielen oder aus der Stirn stiegen, je nachdem es die Mode verlangte, und in deren Augen beständig etwas aussah wie die Luft, die über einem Feuer aufsteigt. Während Ulrich daran ging, sie zur Rede zu stellen, weil sie ihre Beziehung zu ihm seiner Kusine preisgegeben habe, setzte sie bedächtig vor einem Spiegel den Hut ab, und als er sich genau zu vergewissern wünschte, wieviel sie gesagt habe, beschrieb sie zufrieden und genau, daß sie Diotima vorgefabelt habe, sie hätte einen Brief von ihm erhalten, worin er sie bäte, dafür zu sorgen, daß Moosbrugger nicht vergessen werde, und wüßte nichts besseres, als sich damit an die Frau zu wenden, von deren hohen Sinn der Briefschreiber oft zu ihr gesprochen hätte. Dann setzte sie sich auf die Lehne von Ulrichs Stuhl, küßte seine Stirn und versicherte bescheiden, daß dies alles doch auch richtig sei, mit Ausnahme des Briefs.

Große Wärme ging von ihrem Busen aus. «Und warum hast du dann meine Kusine eine Schlange genannt? Du selbst warst eine!» sagte Ulrich.

Bonadea richtete die Augen nachdenklich von ihm weg auf die Wand. «Ach, ich weiß nicht,» gab sie zur Antwort «sie ist so nett zu mir. Sie nimmt soviel Anteil an mir!»

«Was heißt das?» fragte Ulrich. «Teilst du jetzt ihre Anstrengungen für das Gute, Wahre und Schöne?»

Bonadea erwiderte: «Sie hat mir erklärt, daß keine Frau so ihrer Liebe leben könne, wie es ihren Kräften entspräche, sie ebensowenig wie ich. Und darum muß jede Frau auf dem Platz, wohin sie vom Schicksal gestellt worden ist, ihre Pflicht tun. Sie ist ja so hochanständig» fuhr Bonadea noch nachdenklicher fort. «Sie redet mir zu, mit meinem Mann nachsichtig zu sein, und behauptet, daß eine überlegene Frau ein bedeutendes Glück in der Bemeisterung ihrer Ehe fände; das stellt sie viel höher als jeden Ehebruch: Und eigentlich habe ich ja selbst auch immer so gedacht!»

Und das war nun wirklich wahr; denn Bonadea hatte nie anders gedacht, sie hatte bloß immer anders gehandelt und konnte darum unbeschwerten Sinnes zustimmen. Als ihr Ulrich das erwiderte, zog es ihm abermals einen Kuß zu; diesmal schon etwas unter der Stirn. «Du verwirrst eben mein polygames Gleichgewicht!» sagte sie mit einem kleinen Seufzer zur Entschuldigung des Widerspruchs, der zwischen ihrem Denken und Handeln entstanden war.

Es stellte sich durch viele Zwischenfragen heraus, daß sie «polyglanduläres Gleichgewicht» habe sagen wollen, ein damals erst den Eingeweihten verständliches physiologisches Wort, das man mit Gleichgewicht der Säfte übersetzen könnte, in der Voraussetzung, daß es gewisse ins Blut wirkende Drüsen seien, die mit ihren Antrieben und Hemmungen den Charakter beeinflussen und



namentlich sein Temperament, ja besonders jene Art von Temperament, von der Bonadea in gewissen Zuständen bis zum Leiden viel besaß.

Ulrich runzelte neugierig die Stirn.

«Also irgendeine Drüsensache» sagte Bonadea. «Es ist schon eine gewisse Beruhigung, wenn man weiß, daß man nichts dafür kann!» Sie lächelte wehmütig ihrem verlorenen Freund zu: «Und wenn man schnell aus dem Gleichgewicht kommt, entstehen eben leicht mißglückte Sexualerlebnisse!»

«Aber Bonadea,» fragte Ulrich verwundert «wie sprichst du?»

«Wie ich es gelernt habe. Du bist ein mißglücktes Sexualerlebnis, sagt deine Kusine. Aber sie sagt auch, man kann sich den erschütternden körperlichen und seelischen Folgen entziehen, wenn man sich vorhält, daß nichts, was wir tun, bloß unsere persönliche Angelegenheit ist. Sie ist sehr gut zu mir. Von mir behauptet sie, mein persönlicher Fehler sei es, daß ich in der Liebe zu sehr an einer Einzelheit hängen geblieben bin, statt das Liebesleben im ganzen zu betrachten. Verstehst du, mit der Einzelheit meint sie das, was sie auch «die rohe Erfahrung» nennt: es ist oft sehr interessant, so etwas in ihrer Beleuchtung kennen zu lernen. Aber eines gefällt mir nicht an ihr: denn schließlich hat sie, obwohl sie sagt, daß eine starke Frau ihr Lebenswerk in der Monogamie sucht und es lieben soll wie ein Künstler, doch drei, und mit dir vielleicht vier, Männer in Reserve, und ich habe für mein Glück jetzt keinen!»

Der Blick, mit dem sie ihren fahnenflüchtigen Reservisten dabei musterte, war warm und zweifelnd. Aber Ulrich wollte es nicht bemerken.

«Ihr sprecht über mich?» erkundigte er sich ahnungsvoll.

«Ach, nur zuweilen» erwiderte Bonadea. «Wenn deine Kusine ein Beispiel sucht oder wenn dein Freund, der General, da ist.»

«Womöglich ist auch noch Arnheim dabei?!»

«Er lauscht würdevoll dem Gespräch der edlen Frauen» verspottete ihn Bonadea nicht ohne Begabung zu unauffälliger Nachahmung, fügte aber ernst hinzu: «Sein Benehmen gegen deine Kusine gefällt mir überhaupt nicht. Er ist meistens verweist; und wenn er da ist, spricht er zuviel zu allen, und wenn sie das Beispiel von der Frau von Stern anführt und der —»

«Frau von Stein?» verbesserte Ulrich fragend.

«Natürlich, die Stein meine ich; von der spricht Diotima doch wirklich oft genug. Und wenn sie also von den Beziehungen spricht, die zwischen der Frau von Stein und der anderen bestanden haben, der Vul — na, wie heißt sie doch: sie hat so einen halb unanständigen Namen?»

«Vulpius.»

«Natürlich. Verstehst du, ich höre da so viele Fremdworte, daß ich schon nicht mehr die einfachsten weiß! Also wenn sie die Frau von Stein mit der vergleicht, so sieht mich der Arnheim dauernd an, als ob ich neben seiner Angebetenen gerade nur für so eine, wie du eben gesagt hast, gut wäre!»

Nun drang Ulrich aber auf Erklärung dieser Veränderungen.

Es stellte sich heraus, daß Bonadea, seit sie den Titel einer Vertrauten Ulrichs in Anspruch nahm, auch im Vertrauen Diotimas große Fortschritte gemacht hatte.

Der Ruf der Mannstollheit, der von Ulrich im Ärger leichtfertig preisgegeben worden war, hatte

in seiner Kusine eine unbegrenzte Wirkung erregt. Sie hatte die Neuangekommene, indem sie sie als eine in nicht näher bestimmter Weise für die Wohlfahrt der Menschen tätige Dame ihren Gesellschaften zuzog, einigemal im Verborgenen beobachtet, und dieser Eindringling mit Augen wie weiches Löschpapier, die das Bild ihres Hauses aufsogen, war ihr nicht nur ausgemacht unheimlich gewesen, sondern hatte in ihr auch ebensoviel weibliche Neugierde wie Grauen erregt. Um die Wahrheit zu sagen, wenn Diotima das Wort «Lustseuche» aussprach, hatte sie ähnlich ungewisse Empfindungen, wie wenn sie sich das Treiben ihrer neuen Bekannten vorstellte, und sie erwartete mit unruhigem Gewissen von einem Mal zum andern ein unmögliches Benehmen und Schmach und Schande. Bonadea gelang es aber, dieses Mißtrauen durch ihr ehrgeiziges Verhalten zu mildern, das der besonders wohlerzogenen Aufführung ungeratener Kinder in einer Umgebung entsprach, die ihren sittlichen Wetteifer weckt. Sie vergaß sogar darüber, daß sie auf Diotima eifersüchtig sei, und diese bemerkte mit Staunen, daß ihr beunruhigender Schützling ebenso für das Ideale eingenommen sei wie sie selbst. Denn da war «die gestrauchelte Schwester», wie sie nun hieß, schon zum Schützling geworden, und bald wandte ihr Diotima eine besonders tätige Teilnahme zu, weil sie sich durch ihre eigene Lage dazu gebracht fühlte, in dem würdelosen Geheimnis der Mannstollheit eine Art weiblichen Damoklesschwertes zu sehn, von dem sie sagte, daß es an einem dünnen Faden selbst über dem Haupte einer Genoveva schweben könne. «Ich weiß, mein Kind,» belehrte sie tröstend die ungefähr gleichaltrige Bonadea «es ist nichts so tragisch wie einen Menschen zu umarmen, von dem man nicht innerlich überzeugt ist!» und küßte sie mit einem Aufwand an Mut auf den unkeuschen Mund, der hingereicht hätte, ihre Lippen zwischen die blutrünstigen Bartstacheln eines Löwen zu pressen.

Die Lage, in der sich Diotima damals befand, war aber die zwischen Arnheim und Tuzzi: eine wagrechte Lage, ließe sich bildhaft sagen, auf die der eine zuviel, der andere zuwenig Gewicht legte. Bei seiner Rückkunft hatte ja selbst Ulrich seine Kusine noch mit einer Kopfbinde und gewärmten Tüchern angetroffen; aber diese weiblichen Plagen, deren Stärke sie ahnend als den Einspruch ihres Körpers gegen die widerspruchsvollen Anleitungen begriff, die er von der Seele erhielt, hatten in Diotima auch jene edle Entschlossenheit wachgerufen, die ihr eigen war, sobald sie nicht so sein wollte, wie jede andere Frau. Es war anfangs freilich fraglich, ob diese Aufgabe von der Seele oder vom Körper her in Angriff zu nehmen, ob sie besser durch eine Veränderung des Verhaltens gegen Arnheim oder gegen Tuzzi zu beantworten sei; aber das entschied sich mit Hilfe der Welt, denn während ihr die Seele und deren Liebesrätsel wie ein Fisch entschlüpfen, den man in der bloßen Hand halten will, fand die suchende Leidende zu ihrer Überraschung reichlichen Rat in den Büchern des Zeitgeistes, als sie sich zum erstenmal entschlossen hatte, ihr Schicksal am körperlichen anderen Ende anzupacken, das durch ihren Gatten dargestellt wurde. Sie hatte nicht gewußt, daß unsere Zeit, der sich vermutlich der Begriff der Liebesleidenschaft entrückt hat, weil er eher ein religiöser als ein sexueller ist, es als kindisch verschmäht, sich noch mit der Liebe zu beschäftigen, dafür aber ihre Anstrengungen an die Ehe wendet, deren natürliche Vorgänge sie in allen Abwandlungen mit frischer Ausführlichkeit untersucht. Schon damals waren viele jener Bücher entstanden, die mit dem reinen Sinn eines Turnlehrers von den «Umwälzungen im Geschlechtsleben» sprechen und den Menschen dazu verhelfen wollen, verheiratet und dennoch vergnügt zu sein. In diesen Büchern hießen Mann und Frau nur noch «der männliche und der weibliche Keimträger» oder auch «die Geschlechtspartner», und die Langweile, die zwischen ihnen durch allerhand geistig-körperliche Abwechslung vertrieben werden sollte, taufte man «das sexuelle Problem». Als Diotima in diese Literatur eindrang, krauste sich ihr erst die Stirn, dann aber glättete sich diese; denn es war ein Stoß in den Ehrgeiz, daß ihr eine beginnende große Bewegung des Zeitgeistes bisher entgangen

sei, und endlich faßte sich die Hingerissene an die Stirn vor Staunen darüber, daß sie es wohl verstanden habe, der Welt ein Ziel zu schenken (wenn auch noch immer nicht entschieden war, welches), aber noch nie darauf gekommen sei, daß man auch die entnervenden Unannehmlichkeiten der Ehe mit geistiger Überlegenheit behandeln könne. Diese Möglichkeit entsprach sehr ihren Neigungen und gab ihr plötzlich die Aussicht, das Verhältnis zu ihrem Gatten, das sie bisher nur als ein Leiden empfunden hatte, als eine Wissenschaft und Kunst zu behandeln.

«Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute so nahe liegt» meinte Bonadea und bekräftigte es mit der ihr eigenen Vorliebe für Gemeinplätze und für Zitate. Denn es war dann so gekommen, daß sie bald von der schutzbereiten Diotima als deren Schülerin in solchen Fragen angenommen und behandelt wurde. Das geschah nach dem pädagogischen Grundsatz, zu lernen, indem man lehrt, und verhalf einesteils Diotima andauernd dazu, aus den vorläufig noch recht ungeordneten und ihr selbst unklaren Eindrücken ihrer neuen Belesenheit etwas herauszufinden, wovon sie felsenfest überzeugt war, – geleitet von dem glücklichen Geheimnis der «Intuition», daß man ins Schwarze trifft, wenn man ins Blaue redet; andernteils geriet aber auch Bonadea dabei in einen Vorteil, der ihr jene Rückwirkung ermöglichte, ohne die der Schüler selbst für den besten Lehrer unfruchtbar bleibt: ihr reiches praktisches Wissen bedeutete, wenn sie auch vorsichtig damit zurückhielt, für die Theoretikerin Diotima eine ängstlich beobachtete Erfahrungsquelle, seit die Gattin des Sektionschefs Tuzzi daran gegangen war, an Hand der Bücher die Entwicklung ihrer Ehe zu berichtigen. «Schau, ich bin ja sicher viel weniger gescheit als sie,» erläuterte es Bonadea «aber oft stehen in ihren Büchern Sachen, von denen selbst ich keine Ahnung gehabt hab, und das macht sie manchmal so verzagt, daß sie mit Bedauern sagt: «Das läßt sich eben nicht am grünen Tisch des Ehebetts entscheiden, sondern dazu gehört leider eine große, am lebenden Material geschulte Sexualerfahrung und Sexualpraxis!»»

«Aber, um Himmelswillen,» rief Ulrich aus, den das Lachen schon bei der Vorstellung überwältigte, daß sich seine keusche Kusine in die «Sexualwissenschaft» verirrt habe «was will sie denn eigentlich?»

Bonadea sammelte ihre Erinnerungen an die glückliche Verbindung der wissenschaftlichen Interessen der Zeit mit einer gedankenlosen Ausdrucksweise. «Es handelt sich um die beste Ausbildung und Verwaltung ihres Sexualtriebes» entgegnete sie dann im Geist ihrer Lehrerin. «Und sie vertritt die Überzeugung, daß der Weg zu einer beschwingten und harmonischen Erotik durch härteste Selbsterziehung führen muß.»

«Ihr erzieht euch mit Bedacht? Und noch dazu aufs härteste!? Du sprichst ja großartig!» rief Ulrich abermals aus. «Aber sei so freundlich, mir zu erklären, wozu sich Diotima erzieht?»

«In erster Linie erzieht sie natürlich ihren Mann!» verbesserte ihn Bonadea.

«Der Arme!» dachte Ulrich unwillkürlich und bat: «Also möchte ich dann wissen, wie sie das macht: Sei doch nicht auf einmal zurückhaltend!»

Wirklich fühlte sich Bonadea bei diesen Fragen durch Ehrgeiz gehemmt wie ein Vorzugsschüler im Examen. «Ihre Sexualatmosphäre ist vergiftet» erklärte sie vorsichtig. «Und wenn sie diese Atmosphäre retten soll, so geht das nur noch so, daß Tuzzi und sie ihr Handeln auf das sorgfältigste überprüfen. Es gibt da keine allgemeinen Regeln. Man muß sich bemühen, den anderen in seinen Lebensreaktionen zu beobachten. Und um richtig beobachten zu können, muß man eine gewisse Einsicht in das Geschlechtsleben haben. Man muß die praktisch erworbene Erfahrung mit dem Niederschlag theoretischer Forschung vergleichen können, sagt Diotima. Es gibt eben heute eine neue, veränderte Einstellung der Frau zum sexuellen Problem: sie verlangt

vom Mann nicht nur ein Tun, sondern ein Tun aus richtiger Erkenntnis des Weiblichen verlangt sie!» Und um Ulrich abzulenken oder weil es ihr selbst Spaß machte, fügte sie erheitert hinzu: «Stell dir bloß vor, wie das auf ihren Mann wirken muß, der von diesen neuen Sachen nicht die leiseste Ahnung hat und das meiste darüber beim Auskleiden im Schlafzimmer erfährt, wenn Diotima, sagen wir, im halb aufgelösten Haar die Nadeln sucht und die Röcke zwischen die Beine geklemmt hat und plötzlich davon zu sprechen anfängt. Ich habe das an meinem Mann nachgeprüft, und er ist beinahe erstickt daran: das eine kann man also zugeben, wenn schon «Dauerehe» sein soll, dann hat sie wenigstens den Vorzug, daß sie aus dem Lebenspartner den ganzen erotischen Gehalt herausholt; und das ist es, worum sich Diotima bei Tuzzi bemüht, der ein bisserl unfein ist.»

«Eine harte Zeit ist für eure Männer angebrochen!» neckte sie Ulrich.

Bonadea lachte, und er merkte daran, wie froh sie wäre, gelegentlich dem drückenden Ernst ihrer Liebesschule entwischen zu können.

Aber Ulrichs Forscherwille ließ noch nicht locker; er fühlte heraus, daß seine veränderte Freundin über etwas schweige, worüber sie im Grunde viel lieber gesprochen hätte. Er machte den vertraulichen Einwand, daß dem Vernehmen nach der Fehler der beiden in Mitleidenschaft gezogenen Ehemänner bisher doch eher in einem zu großen «erotischen Gehalt» bestanden haben sollte.

«Ja, du denkst eben auch immer nur das!» belehrte ihn Bonadea und begleitete es mit einem Blick, dessen lange Spitze am Ende ein Häkchen hatte, was man ganz gut als Bedauern über ihre gewonnene Unschuld auslegen konnte. «Du mißbrauchst ja auch den physiologischen Schwachsinn des Weibes!»

«Was mißbrauche ich? Da hast du ja ein prächtiges Wort für die Geschichte unserer Liebe gefunden!»

Bonadea gab ihm eine kleine Ohrfeige und ordnete mit nervösen Fingern vor dem Spiegel ihr Haar. Aus dem Glas ihn anblickend, sagte sie: «Das ist aus einem Buch!»

«Natürlich. Aus einem sehr bekannten.»

«Aber Diotima bestreitet das. Sie hat in einem anderen Buch etwas gefunden; das heißt: «Die physiologische Minderwertigkeit des Mannes». Dieses Buch ist von einer Frau geschrieben. Glaubst du, daß es wirklich eine so große Rolle spielt?»

«Ich ahne nicht, was, und kann keinen Ton antworten!»

«Also gib acht! Diotima geht von einer Entdeckung aus, die sie «die ständige Lustbereitschaft der Frau» nennt. Du kannst dir darunter etwas vorstellen?»

«Bei Diotima nicht!»

«Sei nicht so unfein!» tadelte ihn seine Freundin. «Diese Theorie ist sehr delikate, und ich muß mich bemühen, sie dir so zu erklären, daß du keine falschen Schlüsse aus dem Umstand ziehst, daß ich dabei mit dir allein in deiner Wohnung bin. Also diese Theorie beruht darauf, daß eine Frau auch dann geliebt werden kann, wenn sie nicht will. Verstehst du jetzt?»

«Ja.»

«Das läßt sich leider auch nicht leugnen. Hingegen soll der Mann sehr oft, auch wenn er lieben will, nicht können. Diotima sagt, daß das wissenschaftlich bewiesen sei. Glaubst du das?»

«Es soll vorkommen.»

«Ich weiß nicht?» zweifelte Bonadea. «Aber Diotima sagt, wenn man das im Licht der Wissenschaft betrachtet, so versteht es sich von selbst. Denn im Gegensatz zur beständigen Lustbereitschaft der Frau ist der Mann, also kurz gesagt, des Mannes männlichster Teil, sehr leicht einzuschüchtern.» Ihr Gesicht war bronzefarben, als sie es jetzt vom Spiegel abwandte.

«Mich wundert das von Tuzzi» meinte Ulrich ablenkend.

«Ich glaube auch nicht, daß das früher so war,» sagte Bonadea «sondern das kommt als eine nachträgliche Bestätigung von der Theorie, weil sie ihm die alle Tage vorhält. Sie nennt das die Theorie des «Fiasko». Denn weil der männliche Keimträger so leicht dem Fiasko verfällt, fühlt er sich nur dort sexuell sicher, wo er keine wie immer geartete seelische Überlegenheit der Frau zu befürchten hat, und darum haben Männer fast nie den Mut, es mit einer menschlich gleichwertigen Frau aufzunehmen. Zumindest versuchen sie gleich, sie niederzudrücken. Diotima sagt, daß das Leitmotiv aller männlichen Liebeshandlungen, und besonders das der männlichen Überheblichkeit, die Angst ist. Große Männer zeigen sie; damit meint sie den Arnheim. Kleinere verschleiern sie hinter brutaler körperlicher Anmaßung und mißbrauchen das Seelenleben der Frau: damit meine ich dich! Und sie den Tuzzi. Dieses gewisse «Augenblicklich – oder nie!» womit ihr uns so oft zu Fall bringt, ist nur eine Art Überkomp→» Kompresse wollte sie sagen, «Kompensation» half Ulrich aus.

«Ja. Damit entzieht ihr euch dem Eindruck eurer körperlichen Minderwertigkeit!»

«Und was habt ihr zu tun beschlossen?» fragte Ulrich ergeben.

«Man muß sich bemühen, nett zu den Männern zu sein! Und darum bin ich ja auch zu dir gekommen. Wir werden sehen, wie du das aufnimmst!?»

«Aber Diotima?»

«Gott, was geht dich denn Diotima an! Der Arnheim macht Augen wie ein Schneck, wenn sie ihm sagt, daß die geistig höchststehenden Männer leider nur bei minderwertigen Frauen ihre volle Befriedigung zu finden scheinen, während sie bei seelisch gleichgestellten Frauen versagen, was durch die Frau von Stein und die Vulpius wissenschaftlich bewiesen ist. (Siehst du, jetzt macht mir der Name keine Schwierigkeiten mehr. Aber daß sie die bekannte Sexualpartnerin des alternden Olympiers gewesen ist, habe ich natürlich immer gewußt!)»

Ulrich suchte das Gespräch noch einmal auf Tuzzi zu lenken, um es von sich zu entfernen. Bonadea begann zu lachen; sie war nicht ohne Verständnis für die jammervolle Lage dieses Diplomaten, der ihr als Mann ganz gut gefiel, und empfand Schadenfreude und Spießgesellschaft darüber, daß er unter der Zuchtrute der Seele zu leiden hatte. Sie erzählte, daß Diotima in der Behandlung ihres Gatten von der Voraussetzung ausgehe, daß sie ihn von der Angst vor ihr befreien müsse, und daß sie sich dadurch auch ein wenig mit seiner «sexuellen Brutalität» ausgesöhnt habe. Sie gebe zu, den Fehler ihres Lebens darin erkannt zu haben, daß ihre Bedeutung zu groß für das naive Überlegenheitsbedürfnis ihres männlichen Eheteils sei, und sei daran gegangen, das zu mildern, indem sie ihre seelische Überlegenheit jetzt hinter anpassungsfähiger erotischer Koketterie verberge.

Ulrich fragte lebhaft dazwischen, was sie darunter verstehe.

Bonadeas Blick grub sich ernst in sein Gesicht. «Zum Beispiel sagt sie ihm: «Unser Leben ist bisher durch den Wettstreit um unsere persönliche Geltung verdorben worden.» Und dann gibt sie ihm zu, daß die vergiftende Wirkung des männlichen Geltungsstrebens auch das ganze

öffentliche Leben beherrscht →»

«Aber das ist doch weder kokett noch erotisch?!» wandte Ulrich ein.

«Doch! Denn du mußt bedenken, daß sich ein Mann, wenn er wirklich leidenschaftlich ist, gegen eine Frau wie ein Henker gegen sein Opfer betrügt. Das gehört zum Geltungsstreben, wie man das jetzt nennt. Und andererseits wirst du nicht leugnen, daß der Sexualtrieb auch für die Frau wichtig ist?!»

«Natürlich nicht!»

«Schön. Aber die sexuelle Beziehung verlangt zu ihrem beglückenden Verlauf ein Gleich und Gleich. Man muß den Liebespartner, wenn man eine glückhafte Umarmung aus ihm herausholen will, als gleichberechtigt gelten lassen, und nicht nur als eine willenlose Ergänzung für sich selbst» fuhr sie fort, in die Ausdrucksweise ihrer Meisterin geraten, wie sich ein Mensch auf einer glatten Fläche von seiner eigenen Bewegung unwillkürlich und geängstigt fortgeführt sieht.

«Denn wenn schon keine andere menschliche Beziehung ein ständiges Drücken und Gedrücktwerden verträgt um wieviel weniger verträgt das erst die sexuelle –!»

«Oho!» widersprach Ulrich.

Bonadea preßte seinen Arm, und ihr Auge funkelte wie ein stürzender Stern. «Schweig still!» stieß sie hervor. «Es fehlt euch allen die selbsterlebte Kenntnis der weiblichen Psyche! Und wenn du willst, daß ich dir weiter von deiner Kusine erzähle →»: aber da war sie auch am Ende ihrer Kraft, und jetzt funkelten ihre Augen wie die einer Tigerin, an deren Käfig man Fleisch vorbeiträgt. «Nein, ich kann das selbst nicht mehr hören!» rief sie aus.

«Spricht sie wirklich so?» fragte Ulrich. «Hat sie das wirklich gesagt?»

«Aber jeden Tag höre ich ja nichts als Sexualpraxis, geglückte Umarmung, springende Punkte der Liebe, Drüsen, Sekrete, verdrängte Wünsche, erotisches Training und Regulierung des Sexualtriebs! Wahrscheinlich hat jeder die Sexualität, die er verdient, wenigstens behauptet das deine Kusine, aber muß ich denn durchaus eine so hohe verdienen?!»

Ihr Blick hielt den ihres Freundes fest. «Ich glaube, du mußt nicht» behauptete Ulrich langsam.

«Schließlich könnte man doch auch sagen, daß meine starke Erlebnisfähigkeit einen physiologischen Überwert darstellt?» fragte Bonadea mit einem glücklich-zweideutigen Auflachen.

Zu einer Antwort kam es nicht mehr. Als sich in Ulrich längere Zeit danach ein Widerstand fühlen machte, sprühte durch die Ritzen an den Fenstern der lebendige Tag, und wenn man dorthin blickte, glich das verdunkelte Zimmer der Grabkammer eines Gefühls, das bis zur Unkenntlichkeit verschrumpft war. Bonadea lag mit geschlossenen Augen da und gab kein Lebenszeichen mehr. Die Empfindungen, die sie jetzt von ihrem Körper hatte, waren nicht unähnlich denen eines Kindes, dessen Trotz durch Prügel gebrochen worden ist. Jeder Zoll ihres Leibes, der völlig satt und zerschlagen war, verlangte nach der Zärtlichkeit einer moralischen Vergebung. Von wem? Bestimmt nicht von dem Mann, in dessen Bett sie lag und den sie angefleht hatte, sie zu töten, weil ihre Lust durch keine Wiederholung und Steigerung zu brechen war. Sie hielt die Augen geschlossen, um ihn nicht sehen zu müssen. Bloß versuchsweise dachte sie: «Ich liege in seinem Bett!» Das und: «Ich lasse mich nie wieder daraus vertreiben!» hatte sie vor kurzem innerlich geschrien; jetzt drückte es bloß eine Lage aus, aus der nicht ohne peinliche Vorgänge herauszukommen war, die ihr noch bevorstanden. Bonadea knüpfte träge und langsam ihre Gedanken dort an, wo sie abgerissen waren.

Sie dachte an Diotima. Allmählich kamen ihr Worte in den Sinn, ganze Sätze und Bruchstücke von Sätzen, meist aber nur das Gefühl der Genugtuung über ihr Dasein, wenn solche unverständliche und unerinnerbare Worte wie Hormone, Glandeln, Chromosome, Zygoten oder innere Sekretion an ihrem Ohr in ganzen Gesprächen vorbeirauschten. Denn die Keuschheit ihrer Lehrerin kannte keine Grenzen, sobald diese durch wissenschaftliche Beleuchtung verwischt wurden. Diotima war imstande, vor ihren Zuhörern zu sagen: «Das Geschlechtsleben ist kein zu erlernendes Handwerk, es soll uns immer die höchste Kunst bleiben, die zu erlernen uns im Leben gegeben ist!», aber dabei ebensowenig Unwissenschaftliches zu fühlen, wie wenn sie im Eifer von einem «heranzuziehenden» oder einem «schweren Punkt» sprach. Und an solche Ausdrücke erinnerte sich ihre Schülerin nun mit Genauigkeit. Kritische Beleuchtung der Umarmung, körperliche Klärung der Lage, reizbare Zonen, Weg zur Höchstbeglückung der Frau, gut disziplinierte, auf ihre Partnerin achtsame Männer ...: Bonadea war sich vor ungefähr einer Stunde von diesen wissenschaftlichen, geistigen und hochvornehmen Ausdrücken, die sie sonst bewunderte, auf das gemeinste betrogen vorgekommen. Sie hatte zu ihrer Überraschung erst mit Bewußtsein bemerkt, daß diese Worte nicht für die Wissenschaft, sondern auch für das Gefühl eine Bedeutung haben, als aus deren unbeaufsichtigter Gefühlsseite schon die Flammen züngelten. Sie hatte da Diotima gehaßt. «Über so etwas so zu reden, daß man alle Lust daran verlieren muß!» hatte sie gedacht, und unter gräßlichen Rachgefühlen war es ihr nicht anders erschienen, als daß Diotima, die selbst vier Männer habe, ihr gar nichts gönne und sie auf diese Weise hinters Licht führe. Ja, Bonadea hatte die Aufklärung, durch deren Hilfe die Sexualwissenschaft mit den dunklen Geschlechtsvorgängen aufräumt, wahrhaftig für ein Ränkespiel Diotimas gehalten. Sie konnte das jetzt ebensowenig verstehen wie das leidenschaftliche Verlangen nach Ulrich. Sie suchte sich die Augenblicke zu vergegenwärtigen, wo alle ihre Gedanken und Empfindungen ins Rasen geraten waren: ähnlich unverständlich mag sich ein Verblutender vorkommen, wenn er an die Ungeduld zurückdenkt, die ihn verleitet hat, den schützenden Verband abzureißen! Bonadea dachte an Graf Leinsdorf, der die Ehe ein hohes Amt genannt und Diotimas von ihr handelnde Bücher mit einer Rationalisierung des Dienstweges verglichen hatte; sie dachte an Arnheim, der ein Multimillionär war und die Wiederbelebung der ehelichen Treue aus der Idee des Körpers eine echte Zeitnotwendigkeit genannt hatte; und sie dachte an die vielen anderen berühmten Männer, die sie in dieser Zeit kennengelernt hatte, ohne sich auch nur zu erinnern, ob sie kurze oder lange Beine hatten oder fett oder hager waren: denn sie sah nur den strahlenden Begriff der Berühmtheit an ihnen, der von einer ungewissen körperlichen Masse ähnlich ergänzt wurde, wie man den zarten Wänden einer gebratenen jungen Taube durch eine dicke, von Kräutern geäderte Fülle Inhalt gibt. Bei solchen Erinnerungen schwur sich Bonadea, daß sie nie wieder die Beute eines dieser jäh auftretenden Stürme sein wolle, die Oben und Unten zusammenschlugen, und sie schwor sich das so lebhaft zu, daß sie sich schon, sofern sie nur streng bei ihren Vorsätzen bliebe, im Geist und ohne körperliche Bestimmtheit als die Geliebte des feinsten aller Männer sah, den sie sich aus den Verehrern ihrer großen Freundin herausuchen wollte. Da es aber vorläufig nicht zu leugnen war, daß sie noch in wenig bekleidetem Zustand im Bette Ulrichs lag, ohne die Augen öffnen zu wollen, ging dieses reichhaltige Gefühl einer willigen Zerknirschung, statt sich weiter ins Tröstliche zu entwickeln, in einen jämmerlichen und aufreizenden Ärger über.

Die Leidenschaft, durch deren Wirken Bonadeas Leben in solche Gegensätze aufgeteilt wurde, entsprang zutiefst nicht der Sinnlichkeit, sondern dem Ehrgeiz. Darüber dachte Ulrich nach, der seine Freundin gut kannte, und schwieg, um nicht ihre Vorwürfe zu wecken, während er ihr Gesicht betrachtete, das seinen Blick vor ihm verbarg. Die Urform aller ihrer Begierden erschien ihm als eine Ehrbegierde, die sich in falsche Bahnen, ja sogar wörtlich in falsche Nervenbahnen

verirrt habe. Und warum sollte sich nicht wirklich ein sozialer Rekordergeiz, der sonst Triumphe darin feiern darf, die größte Menge Bier zu trinken oder sich die größten Edelsteine an den Hals zu hängen, einmal auch wie bei Bonadea als Nymphomanie äußern können?! Diese Äußerungsform hatte sie nun, nachdem es geschehen war, mit Bedauern zurückgenommen, das sah er ein, und er verstand auch recht gut, daß gerade Diotimas umständliche Unnatur ihr, die der Teufel immer auf ungesatteltem Fleisch geritten hatte, paradiesisch imponieren mußte. Er betrachtete ihre Augäpfel, die ausgetobt und schwer in ihren Säcken lagen; er sah die bräunliche Nase vor sich, die sich mit Entschiedenheit aufschwang, und die roten, zugespitzten Löcher darin; er gewahrte etwas verwirrt die verschiedenen Linien dieses Leibes: die, wo auf dem geraden Korsett der Rippen der runde, große Busen lag; die, wo aus der Zwiebel der Hüften der gehöhlte Rücken wuchs; die der spitzen, steifen Nagelbrettchen über den sanften Kuppen der Finger. Und während er schließlich mit Abscheu lange Zeit einige kleine Haare betrachtete, die aus den vor seinen Augen liegenden Nasenlöchern seiner Geliebten sproßten, beschäftigte auch ihn die Erinnerung, wie verführerisch der gleiche Mensch vor kurzem auf seine Begierden gewirkt habe. Das lebendig-zweideutige Lächeln, mit dem Bonadea zu der «Aussprache» erschienen war, die natürliche Art, in der sie alle Vorwürfe abwehrte oder eine Neuigkeit von Arnheim zum besten gab, ja die diesmal beinahe witzige Genauigkeit ihrer Beobachtungen: sie hatte sich wirklich zu ihrem Vorteil verändert, sie schien unabhängiger geworden zu sein, die in die Höhe und die in die Tiefe ziehenden Kräfte hielten sich an ihr in einem freieren Gleichgewicht, und dieser Mangel an moralischer Schwere hatte Ulrich, der in letzter Zeit unter seinem eigenen Ernst sehr gelitten hatte, wohlthuend erfrischt; er konnte selbst jetzt noch fühlen, wie gern er ihr zugehört und das Spiel des Ausdrucks auf ihrem Gesicht betrachtet hatte, das wie Sonne und Wellen war. Und plötzlich fiel ihm ein, während sein Blick das nun grämlich gewordene Gesicht Bonadeas betrachtete, daß eigentlich bloß ernste Menschen böse sein können. «Heitere Menschen» dachte er «könnte man schlechtweg davor gesichert nennen. So wie der Intrigant immer Baß singt!» Irgendwie bedeutete das auf eine nicht ganz geheuerliche Weise auch für ihn selbst, daß tief und finster zusammenhängen; denn es ist sicher, daß jede Schuld erleichtert wird, wenn sie ein heiterer Mensch «von der leichten Seite» begeht, andererseits mochte es aber auch sein, daß dies nur in der Liebe gelte, wo die schwerblütigen Verführer viel zerstörender und unverzeihlicher wirken als die leichtsinnigen, auch wenn sie bloß das gleiche tun. So dachte er hin und her und war nicht nur enttäuscht davon, daß die leicht begonnene Stunde der Liebe in Trübnis endete, sondern auch unerwartet belebt.

Darüber vergaß er die gegenwärtige Bonadea, ohne daß er recht wußte wie, und hatte ihr, den Kopf auf den Arm gestützt und den Blick durch die Wände auf ferne Dinge gerichtet, nachdenklich den Rücken zugekehrt, als sie sich durch sein vollkommenes Schweigen bewogen fühlte, die Augen zu öffnen. In diesem Augenblick dachte er ahnungslos daran, daß er einmal auf einer Reise ausgestiegen sei, ohne an sein Ziel zu kommen, denn ein durchsichtiger Tag, der die Umgebung kupplerisch geheimnisvoll entschleierte, hatte ihn vom Bahnhof fort zu einem Spaziergang verlockt, um ihn mit beginnender Nacht zu verlassen, wo er sich ohne Gepäck in einem stundenweit entfernten Ort vorfand. Überhaupt glaubte er sich zu erinnern, daß er immer die Eigenschaft gehabt habe, unberechenbar lange auszubleiben und nie auf dem gleichen Weg zurückzukehren; und dabei fiel plötzlich von einer ganz fernen Erinnerung, die auf einer Stufe der Kindheit lag, an die er sonst niemals gelangte, Licht in sein Leben. Im Spalt einer unermesslich kleinen Zeit meinte er das geheimnisvolle Verlangen wieder zu fühlen, von dem ein Kind auf einen Gegenstand zugeführt wird, den es sieht, um ihn zu berühren oder gar in den Mund zu stecken, womit dann der Zauber wie in einer Sackgasse endet; ebensolange kam es ihm wahrscheinlich vor, daß auch das Verlangen der Erwachsenen nichts Besseres und nichts



Schlechteres sei, das sie auf jede Ferne zutreibt, um sie in Nähe zu verwandeln, wie es ihn selbst beherrschte und sich durch eine gewisse, von Neugierde bloß maskierte, Inhaltslosigkeit eigentlich deutlich als einen Zwang kennzeichnete; und dieses Grundbild wandelte sich endlich zum dritten Mal in dem ungeduldigen und enttäuschenden Geschehen ab, auf das, von ihnen beiden ungewollt, das Wiedersehen mit Bonadea hinausgelaufen war. Dieses Nebeneinander in einem Bett Liegen kam ihm jetzt höchst kindisch vor. «Aber was bedeutet dann der Gegensatz dazu, die reglose, die luftstille Fernliebe, die so unkörperlich ist wie ein Frühherbsttag?» fragte er sich. «Wahrscheinlich auch nur ein verändertes Kinderspiel» dachte er zweifelnd, und erinnerte sich an die buntgedruckten Tiere, die er als Kind seliger geliebt hatte als heute seine Freundin. Aber da hatte nun Bonadea gerade genug von seinem Rücken gesehn, um ihr Unglück daran zu ermessen, und sprach ihn mit den Worten an: «Du bist schuld gewesen!»

Ulrich wandte sich lächelnd zu ihr und erwiderte ohne Überlegen: «In einigen Tagen wird meine Schwester kommen und bei mir wohnen bleiben: habe ich dir das schon mitgeteilt? Wir werden uns dann kaum sehen können.»

«Wie lange?» fragte Bonadea.

«Dauernd» antwortete Ulrich und lächelte wieder.

«Und?» meinte Bonadea. «Was soll das denn hindern? Vielleicht wirst du mir einreden, daß dir deine Schwester nicht erlaubt, eine Geliebte zu haben!»

«Gerade das will ich dir einreden» sagte Ulrich.

Bonadea lachte. «Ich bin heute harmlos zu dir gekommen, und du hast mich nicht einmal zu Ende erzählen lassen!!» hielt sie ihm vor.

«Meine Natur ist als eine Maschine angelegt, die unaufhörlich Leben entwertet! Ich will einmal anders sein!» entgegnete Ulrich. Sie konnte das unmöglich verstehn, doch erinnerte sie sich jetzt trotzig, daß sie Ulrich liebe. Mit einemmal war sie nicht mehr das schwankende Phantom ihrer Nerven, sondern fand eine überzeugende Natürlichkeit und sagte schlicht: «Du hast ein Verhältnis mit ihr angefangen!»

Ulrich verwies es ihr; ernster, als er wollte. «Ich habe mir vorgekommen, lange Zeit keine Frau anders zu lieben, als wäre sie meine Schwester» erklärte er und schwieg.

Dieses Schweigen machte durch seine Dauer auf Bonadea einen Eindruck größerer Entschlossenheit, als ihm vielleicht durch seinen Inhalt zukam.

«Aber du bist ja pervers!» rief sie plötzlich im Ton einer warnenden Prophezeiung aus und sprang aus dem Bett, in Diotimas Weisheitsschule der Liebe zurückzueilen, deren Pforten der reuig Erfrischten ahnungslos offenstanden.

[<]

24

Agathe ist wirklich da

Am Abend dieses Tags traf ein Telegramm ein, und am nächsten Nachmittag Agathe.

Ulrichs Schwester kam nur mit wenigen Koffern an, so wie sie es sich ausgemalt hatte, alles

hinter sich zu lassen; immerhin entsprach die Anzahl der Koffer nicht ganz dem Vorsatz: Wirf alles, was du hast, ins Feuer bis zu den Schuhen. Als Ulrich von diesem Vorsatz erfuhr, lachte er darüber: sogar zwei Hutschachteln waren dem Feuer entronnen.

Agathes Stirn bekam den lieblichen Ausdruck einer Kränkung und vergeblichen Nachdenkens über sie.

Ob Ulrich recht hatte, als er den unvollkommenen Ausdruck eines Gefühls bemängelte, das groß und hinreißend gewesen war, blieb dabei ungewiß, denn Agathe verschwieg diese Frage; Fröhlichkeit und Unordnung, wie sie durch ihre Ankunft unwillkürlich erregt wurden, rauschten ihr in Ohren und Augen, wie ein Tanz um eine Blechmusik schwankt: sie war sehr heiter und fühlte sich leicht enttäuscht, obwohl sie nichts Bestimmtes erwartet und sich während der Reise sogar mit Absicht aller Erwartungen enthalten hatte. Sie wurde nur plötzlich sehr müde, als sie sich an die vergangene Nacht erinnerte, die sie durchwacht hatte. Es war ihr recht, daß ihr Ulrich nach einiger Zeit gestehen mußte, er habe, als die Nachricht von ihr eingetroffen sei, eine auf den heutigen Nachmittag gelegte Verabredung nicht mehr abändern können; er versprach, in einer Stunde wieder zurück zu sein, und bettete seine Schwester mit einer zum Lachen reizenden Umständlichkeit auf den Diwan, der in seinem Arbeitszimmer stand.

Als Agathe erwachte, war die Stunde längst schon um, und Ulrich fehlte. Das Zimmer war in tiefe Dämmerung getaucht und erschien ihr so fremd, daß sie über den Gedanken erschrak, sie befände sich doch mitten in dem von ihr erwarteten neuen Leben. Soviel sie wahrnehmen konnte, waren die Wände von Büchern bedeckt wie früher die ihres Vaters und die Tische mit Schriften. Sie schloß neugierig eine Tür auf und betrat den benachbarten Raum: Sie traf dort auf Kleiderschränke, Stiefelkasten, den Boxball, Hanteln, eine schwedische Leiter. Sie ging weiter und kam wieder zu Büchern. Sie gelangte zu den Wassern, Essenzen, Bürsten und Kämmen des Badezimmers, zu ihres Bruders Bett, zu dem jagdlichen Schmuck im Hausflur. Ihre Spur war durch aufflammendes und verlöschendes Licht gekennzeichnet, aber der Zufall wollte es, daß Ulrich nichts davon bemerkte, obwohl er schon im Hause war; er hatte den Vorsatz, sie zu wecken, aufgeschoben, um ihr länger Ruhe zu gönnen, und stieß nun mit ihr in der Treppenhalle zusammen, zu der er aus der wenig benutzten, unter der Erde gelegenen Küche emporkam. Er hatte sich dort nach einer Erfrischung für sie umgesehen, da es an diesem Tag kraft fehlender Voraussicht selbst an der notwendigsten Bedienung im Hause gebrach. Als sie nebeneinander standen, fühlte Agathe erst die bisher ohne Ordnung empfangenen Eindrücke sich zusammenfassen, und es geschah mit einem Unbehagen, das sie verzagt machte, als wäre es das beste, sogleich Fersengeld zu geben. Es war etwas teilnahmslos, in gleichgültigen Launen Anhäufes in diesem Haus, das sie erschreckte.

Ulrich, der es bemerkte, entschuldigte sich dafür und gab scherzhafte Erklärungen. Er erzählte, wie er zu seiner Wohnung gekommen sei, und erläuterte deren Geschichte im einzelnen, mit den Hirschgeweihen beginnend, die er besaß, ohne auf die Jagd zu gehen, bis zum Boxball, den er vor Agathe tanzen ließ. Agathe sah sich alles mit beunruhigendem Ernst noch einmal an und wandte sogar jedesmal, wenn sie einen Raum verließen, prüfend den Kopf zurück: Ulrich wollte dieses Examen ergötzlich finden, aber mit der Wiederholung wurde ihm seine Wohnung dadurch peinlich. Es zeigte sich, was sonst von Gewohnheit verdeckt war, daß er nur die nötigsten Räume bewohnte und die übrigen wie ein nachlässiger Aufputz an diesen hingen. Als sie nach dem Rundgang beisammen saßen, fragte Agathe: «Warum hast du es aber getan, wenn es dir nicht gefällt?»

Ihr Bruder versorgte sie mit Tee und allem, was das Haus bot, und ließ es sich nicht nehmen, sie

wenigstens nachträglich wirtlich zu empfangen, damit diese zweite Begegnung an leiblicher Aufmerksamkeit nicht hinter der ersten zurückstehe. Hin und her laufend, beteuerte er: «Ich habe alles leichtfertig, falsch und so eingerichtet, daß es in keiner Weise mit mir zusammenhängt.»

«Aber es ist ja doch alles sehr hübsch» tröstete ihn jetzt Agathe.

Nun meinte Ulrich, daß es anders wahrscheinlich noch schlechter ausgefallen wäre. «Ich mag Wohnungen nicht leiden, die seelisch nach Maß gemacht sind» erklärte er. «Ich käme mir darin vor, als ob ich auch mich selbst bei einem Innenarchitekten bestellt hätte!»

Und Agathe sagte: «Ich habe auch vor solchen Wohnungen Angst.»

«Trotzdem kann es ja nicht so bleiben» berichtigte Ulrich. Er saß jetzt bei ihr am Tisch, und schon damit, daß sie nun immer gemeinsam essen sollten, waren eine Menge Fragen verbunden. Er war eigentlich erstaunt über die Erkenntnis, daß nun wirklich vieles anders werden müsse; er empfand es als eine ganz ungewohnte Leistung, die ihm abverlangt wurde, und hatte anfangs den Eifer des Neulings. «Ein Mensch allein» entgegnete er auf die nachsichtige Bereitwilligkeit seiner Schwester, alles zu lassen, wie es sei «kann eine Schwäche haben: sie geht zwischen seine übrigen Eigenschaften ein und in ihnen unter. Aber wenn zwei eine Schwäche teilen, so bekommt sie im Vergleich mit den nicht gemeinsamen Eigenschaften das doppelte Gewicht und nähert sich einem gewollten Bekenntnis.»

Agathe konnte das nicht finden.

«Mit einem andern Wort, wir dürfen doch als Geschwister manches nicht tun, was wir uns als Einzelne gestattet haben; gerade darum sind wir ja zusammengekommen.»

Das gefiel Agathe. Dennoch tat ihr die verneinende Fassung, daß man bloß beisammen wäre, um etwas nicht zu tun, nicht genug, und nach einer Weile fragte sie, auf seine von vornehmen Lieferanten zusammengetragene Einrichtung zurückkommend: «Ich verstehe es doch noch nicht ganz. Warum hast du dich eigentlich so eingerichtet, wenn du es nicht richtig gefunden hast?»

Ulrich empfing ihren heiteren Blick und betrachtete dabei ihr Gesicht, das ihm über dem etwas zerknitterten Reisekleid, das sie noch anhatte, plötzlich silberglatt vorkam und so wunderlich gegenwärtig, daß es ebenso nahe wie weit von ihm war oder daß sich Nähe und Ferne in dieser Gegenwart aufhoben, so wie der Mond aus Himmelsweiten plötzlich hinter dem Dach des Nachbarn erscheint. «Warum ich es getan habe?» erwiderte er lächelnd. «Ich weiß es nicht mehr. Wahrscheinlich, weil man es ebensogut anders hätte machen können. Ich habe keine Verantwortung gefühlt. Weniger sicher wäre es, wenn ich dir erklären wollte, daß die Unverantwortlichkeit, in der wir heute unser Leben führen, schon die Stufe zu einer neuen Verantwortung sein könnte.»

«Auf welche Art?»

«Ach, auf vielerlei Art. Du weißt doch: das Leben einer einzelnen Person ist vielleicht nur eine kleine Schwankung um den wahrscheinlichsten Durchschnittswert einer Serie. Und ähnliches.»

Agathe hörte nur das, was ihr daran klar war. Sie sagte: «Dabei kommt «Recht hübsch» und «Sehr hübsch» heraus. Man spürt es bald nicht mehr, wie abscheulich man lebt. Aber manchmal ist es gruselig, als ob man scheinot in einer Leichenhalle aufwachte!»

«Wie warst denn du eingerichtet?» fragte Ulrich.

«Spießärisch. Hagauerisch. «Ganz hübsch.» Ebenso unecht wie du!»

Ulrich hatte indes einen Bleistift genommen und entwarf damit auf dem Tischtuch den Grundriß

des Hauses und eine Neueinteilung der Räume. Das ging leicht und war so rasch getan, daß Agathes hausmütterliche Bewegung, das Tuch zu schützen, zu spät kam und zwecklos auf seiner Hand endete. Die Schwierigkeiten stellten sich erst wieder bei den Grundsätzen der Einrichtung ein. «Wir haben nun einmal ein Haus» verwarhte sich Ulrich «und müssen es für uns beide anders einrichten; aber im ganzen ist diese Frage heute überholt und müßig. «Ein Haus machen» täuscht eine Schauseite vor, hinter der sich nichts mehr befindet; die sozialen und persönlichen Verhältnisse sind nicht mehr fest genug für Häuser, es bereitet keinem Menschen mehr ein ehrliches Vergnügen, Dauer und Beharrung nach außen darzustellen. Früher einmal hat man das getan und durch die Zahl der Zimmer und Diener und Gäste gezeigt, wer man sei. Heute fühlt fast jeder, daß ein formloses Leben die einzige Form ist, die den vielfältigen Willen und Möglichkeiten entspricht, von denen das Leben erfüllt ist, und die jungen Leute lieben entweder die nackte Einfachheit, die wie ein unmöbliertes Theater ist, oder sie träumen von Schrankkoffern und Bobmeisterschaft, vom Tennischampionat und vom Luxushotel an der Autokarawanenstraße mit Golflandschaft und fließender Musik zum Auf- und Zudrehen in den Zimmern.» So sprach er, und tat es ziemlich unterhaltungsmäßig, als hätte er eine Fremde vor sich; er redete sich eigentlich an die Oberfläche empor, weil ihn die Verbindung von Endgültigkeit und Anfänglichkeit in diesem Beisammensein verlegen machte.

Aber nachdem sie ihn hatte zu Ende reden lassen, fragte seine Schwester: «Schlägst du also vor, daß wir im Hotel leben sollen?»

«Ganz gewiß nicht!» beeilte sich Ulrich zu versichern. «Höchstens hie und da auf Reisen.»

«Und für die übrige Zeit wollen wir uns eine Laubhütte auf einer Insel oder eine Blockhütte im Gebirge bauen?»

«Wir werden uns natürlich hier einrichten» antwortete Ulrich ernster, als es diesem Gespräch zukam. Die Unterhaltung verstummte eine kleine Weile, er war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab. Agathe tat, als hätte sie etwas an dem Saum ihres Kleides zu schaffen, und bog den Kopf aus der Linie, auf der sich ihrer beider Blicke bisher vereinigt hatten. Plötzlich blieb Ulrich stehn und sagte mit einer Stimme, die schwer hervorkam, aber aufrichtig war: «Liebe Agathe, es gibt einen Kreis von Fragen, der einen großen Umfang und keinen Mittelpunkt hat: und diese Fragen heißen alle «wie soll ich leben?»»

Auch Agathe hatte sich erhoben, sah ihn aber noch immer nicht an. Sie zuckte die Achseln. «Man muß es versuchen!» sagte sie. Das Blut war ihr in die Stirn gestiegen; als sie den Kopf hob, waren ihre Augen aber blank und übermütig, und nur auf den Wangen zögerte die Röte als davonziehende Wolke. «Wenn wir beisammen bleiben wollen,» erklärte sie «wirst du mir vor allem auspacken, einräumen und umkleiden helfen müssen, denn ich habe nirgends ein Hausmädchen gesehn!»

Das schlechte Gewissen fuhr ihrem Bruder nun wieder in Arme und Beine und machte sie galvanisch beweglich, unter Agathes Anleitung und Mithilfe seine Unachtsamkeit gutzumachen. Er räumte Schränke aus, wie ein Jäger ein Tier ausweidet, und verließ sein Schlafzimmer mit dem Schwur, daß es Agathe gehöre und er selbst irgendwo einen Diwan finden werde. Lebhaft trug er die Gegenstände des täglichen Bedarfs hin und her, die bisher still wie die Blumen eines Ziergartens auf ihren Plätzen gelebt hatten, der wählenden Hand als einziger Veränderung ihres Schicksals gewärtig. Anzüge häuften sich auf Stühlen, auf den Glasborden des Badezimmers wurde durch sorgfältiges Zusammenschieben aller der Körperpflege dienenden Geräte eine Herren- und eine Damenabteilung geschaffen; als alle Ordnung einigermaßen in Unordnung gebracht war, standen schließlich nur noch die leuchtenden Lederpantoffeln Ulrichs verlassen auf

der Erde und sahen aus wie ein gekränkter Schoßhund, der aus seinem Körbchen geworfen worden ist, ein Jammerbild der zerstörten Bequemlichkeit in ihrer so angenehmen wie wichtigen Natur. Es fand sich aber nicht Zeit, davon berührt zu werden, denn schon kamen nun Agathes Koffer an die Reihe, und so wenig ihrer gewesen zu sein schienen, so unerschöpflich waren sie an fein zusammengefalteten Dingen, die sich im Hervorgehn ausbreiteten und an der Luft nichts anders aufblühten als die Hunderte Rosen, die ein Zauberer aus seinem Hut zieht. Sie mußten aufgehängt und gelegt, geschüttelt und geschichtet werden, und weil Ulrich auch mithalf, geschah es mit Zwischenfällen und Lachen.

Bei allen diesen Beschäftigungen konnte er aber eigentlich nichts anderes denken als ununterbrochen das eine, daß er sein Leben lang und noch vor wenigen Stunden allein gewesen sei. Und nun war Agathe da. Dieser kleine Satz: «Agathe ist jetzt da» wiederholte sich in Wellen, erinnerte an das Staunen eines Knaben, dem ein Spielzeug geschenkt worden ist, hatte etwas den Geist Hemmendes an sich, aber andererseits auch eine schier unbegreifliche Fülle an Gegenwart, und führte, alles in allem, immer wieder auf den kleinen Satz zurück: «Agathe ist jetzt da.» «Sie ist also groß und schlank?» dachte Ulrich und beobachtete sie heimlich. Aber das war sie gar nicht: sie war kleiner als er und in den Schultern von einer gesunden Breite. «Ist sie anmutig?» fragte er sich. Das ließ sich nun auch nicht sagen: ihre stolze Nase zum Beispiel war, von der einen Seite gesehn, ein wenig aufgebogen; davon ging ein weit kräftigerer Reiz aus als Anmut. «Ob sie am Ende schön ist?» fragte sich Ulrich in einer etwas wunderlichen Weise. Denn diese Frage fiel ihm nicht leicht, obwohl Agathe, wenn man alles Konventionelle beiseite ließ, eine fremde Frau für ihn war. Ein inneres Verbot, eine Blutsverwandte nicht mit männlicher Liebe anzusehn, gibt es ja nicht, das ist nur Sitte oder auf Umwegen der Moral und Hygiene begründbar; auch hatte der Umstand, daß sie nicht gemeinsam erzogen worden waren, zwischen Ulrich und Agathe das sterilisierte Geschwisterempfinden, wie es in der europäischen Familie herrscht, am Entstehen verhindert; trotzdem genügte schon das Herkommen, ihre Empfindungen für einander, auch die arglose der nur gedachten Schönheit, anfangs einer äußersten Spitze zu berauben, deren Fehlen Ulrich in diesem Augenblick an seiner deutlichen Verblüffung spürte. Etwas schönfinden, heißt ja wahrscheinlich vor allem, es finden: mag es eine Landschaft oder eine Geliebte sein, da liegt es, blickt dem geschmeichelten Finder entgegen und scheint einzig und allein nur auf ihn gewartet zu haben; und so, mit diesem Entzücken darüber, daß sie nun ihm gehöre und von ihm entdeckt sein wollte, gefiel ihm seine Schwester wohl über alle Maßen, aber er dachte doch: «Wahrhaft schön finden kann man seine eigene Schwester nicht, es kann höchstens schmeicheln, daß sie anderen gefällt.» Aber dann hörte er, wo früher Stille war, minutenlang ihre Stimme, und wie war ihre Stimme? Wellen von Duft begleiteten die Bewegung ihrer Kleider, und wie war dieser Geruch? Ihre Bewegungen waren bald Knie, bald zarter Finger, bald Widerspenstigkeit einer Locke. Das einzige, was man davon sagen konnte, war: es sei da. Es war da, wo zuvor nichts gewesen war. Der Unterschied an Eindringlichkeit zwischen dem lebhaftesten Augenblick, wo Ulrich an seine zurückgelassene Schwester gedacht hatte, und dem leersten der gegenwärtigen Augenblicke bedeutete noch eine so große und deutliche Annehmlichkeit, wie wenn ein schattiger Platz von der Sonne mit Wärme und dem Duft sich öffnender Kräuter erfüllt wird!

Auch Agathe gewahrte, daß ihr Bruder sie beobachtete, aber sie ließ es ihn nicht wissen. In den Augenblicken des Verstumms, wo sie fühlte, wie sein Blick ihren Bewegungen folgte, während Rede und Antwort nicht so sehr aussetzten, als es schien, sie glitten wie ein Fahrzeug mit abgestopptem Motor über eine tiefe und unsichere Stelle, genoß auch sie die Übergegenwart und ruhige Heftigkeit, die mit der Wiedervereinigung verbunden war. Und als Auspacken und Einräumen beendet und Agathe im Bad allein war, entwickelte sich daraus ein Abenteuer, das

wie der Wolf in diese friedliche Augenweide einbrechen wollte, denn sie hatte sich bis auf die Wäsche in einem Zimmer entkleidet, wo nun Ulrich, Zigaretten rauchend, über ihre Verlassenschaft wachte. Vom Wasser umspült, überlegte sie, was sie tun solle. Bedienung gab es keine, Läuten war voraussichtlich ebenso vergeblich wie Rufen, und es blieb scheinbar nichts übrig, als in Ulrichs an der Wand hängenden Bademantel gehüllt an die Tür zu klopfen und ihn aus dem Zimmer zu schicken. Aber Agathe zweifelte fröhlich, ob es bei der ersten Vertraulichkeit, die zwischen ihnen zwar noch nicht lebte, aber doch soeben geboren würde, erlaubt sei, sich so wie eine junge Dame zu betragen und Ulrichs Rückzug zu erflehen, und sie beschloß, keine zweideutige Weiblichkeit anzuerkennen und als das natürliche Duwesen, das sie ihm auch in spärlicher Bekleidung zu bedeuten hatte, vor ihm zu erscheinen.

Als sie aber entschlossen bei ihm eintrat, fühlten doch beide eine unerwartete Bewegung des Herzens. Sie trachteten beide nicht verlegen zu werden. Sie konnten die natürliche Folgewidrigkeit, die an der See fast die Nacktheit gestattet, im Zimmer aber den Saumweg am Rand von Hemd oder Höschen zum Schmuggelpfad der Romantik macht, beide einen Augenblick lang nicht von sich abstreifen. Ulrich lächelte unbeholfen, als Agathe, mit dem Licht des Vorraums hinter sich, in der geöffneten Tür wie eine von battistenem Rauch leicht umhüllte Silberstatue anzusehen war; und sie verlangte mit einer Stimme, deren Unbefangenheit sie viel zu stark ansetzte, nach Strümpfen und Kleid, die sich aber erst im nächsten Zimmer vorfanden. Ulrich führte seine Schwester dahin, und sie schritt zu seinem heimlichen Entzücken ein wenig zu knabenhaft aus, mit einer Art Trotz selbst davon kostend, so wie es Frauen leicht tun, wenn sie sich nicht von ihren Röcken geschützt fühlen. Dann ergab sich etwas Neues, als Agathe ein wenig später halb in ihrem Kleid stak und halb darin stecken geblieben war, denn nun wurde Ulrich zu Hilfe gerufen. Sie empfand, während er in ihrem Rücken hantierte, ohne schwesterliche Eifersucht, ja mit einer Art Annehmlichkeit, daß er sich vorzüglich in Frauenkleidern zurechtfinde, und sie selbst rührte sich mit lebhaften, von der Natur des Vorgangs geforderten Gebärden.

Ulrich fühlte sich dabei, nahe an die bewegte zarte und doch satte Haut ihrer Schultern gebeugt und aufmerksam dem ungewohnten Geschäft ergeben, bei dem sich ihm die Stirn rötete; von einer Empfindung umschmeichelt, die sich nicht recht in Worte fassen ließ, man hätte denn sagen müssen, daß sein Körper ebenso davon angegriffen wurde, daß er eine Frau, wie daß er keine Frau in nächster Nähe vor sich habe; aber man hätte ebensogut auch sagen können, daß er zwar ohne zu zweifeln in seinen eigenen Schuhen stand, sich aber dennoch aus sich hinübergezogen fühlte, als sei ihm da selbst ein zweiter, weit schönerer Körper zu eigen gegeben worden.

Nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte, war darum das erste, was er seiner Schwester sagte: «Ich weiß jetzt, was du bist: Du bist meine Eigenliebe!» Es klang wohl wunderlich, aber er beschrieb damit wirklich das, was ihn bewegte. «Mir hat eine richtige Eigenliebe, wie sie andere Menschen so stark besitzen, in gewissem Sinn immer gefehlt» erläuterte er. «Und nun ist sie offenbar, durch Irrtum oder Schicksal, in dir verkörpert gewesen, statt in mir selbst!» fügte er ohneweiters hinzu.

Es war sein erster Versuch an diesem Abend, die Ankunft seiner Schwester in einem Urteil festzuhalten.

[<]

## Die Siamesischen Zwillinge

Später am Abend kam er noch einmal darauf zurück.

«Du mußt wissen,» begann er seiner Schwester zu erzählen «daß ich eine Art von Eigenliebe nicht kenne, ein gewisses zärtliches Verhältnis zu mir selbst, das scheinbar den meisten anderen Menschen natürlich ist. Ich weiß nicht, wie ich das am besten beschreibe. Ich könnte zum Beispiel sagen, daß ich immer Geliebte gehabt habe, zu denen ich in einem Mißverhältnis stand. Sie sind Illustrationen zu plötzlichen Einfällen gewesen, Karikaturen meiner Laune: also eigentlich nur Beispiele meines Unvermögens, in natürliche Beziehungen zu anderen Menschen zu treten. Schon das hängt damit zusammen, wie man sich zu sich selbst verhält. Im Grunde genommen, habe ich mir immer Geliebte ausgesucht, die ich nicht mochte →»

«Aber damit hast du doch nur recht!» unterbrach ihn Agathe. «Wenn ich ein Mann wäre, ich würde mir gar kein Gewissen daraus machen, mit den Frauen aufs unzuverlässigste umzugehen. Ich würde sie auch nur aus Zerstretheit und Staunen begehren!»

«Ja? Würdest du? Das ist nett von dir!»

«Sie sind lächerliche Schmarotzer. Gemeinsam mit dem Hund teilen sie das Leben des Mannes!» Agathe gab diese Versicherung nicht etwa mit sittlicher Entrüstung ab. Sie war angenehm müde, hielt die Augen geschlossen, hatte sich zeitig zur Ruhe begeben, und Ulrich, der gekommen war, sich von ihr zu verabschieden, sah sie an seiner Stelle im Bett liegen.

Es war aber auch das Bett, in dem sechsendreißig Stunden früher Bonadea gelegen hatte. Wahrscheinlich kam Ulrich darum wieder auf seine Geliebten zurück. «Ich wollte damit aber nur auf das Unvermögen zu einem sanft begründeten Verhältnis mir selbst gegenüber hinauskommen» wiederholte er lächelnd: «Wenn ich etwas mit Anteil erleben soll, muß es als Teil eines Zusammenhangs geschehn, es muß unter einer Idee stehn. Das Erlebnis selbst möchte ich eigentlich lieber schon hinter mir, in der Erinnerung haben; der aktuelle Gefühlsaufwand dafür kommt mir unangenehm und lächerlich unangebracht vor. So ist es, wenn ich mich rücksichtslos dir zu beschreiben versuche. Und die ursprünglichste und einfachste Idee, wenigstens in jüngeren Jahren, ist schon die, daß man ein verfluchter und neuer Kerl sei, auf den die Welt gewartet habe. Aber über das dreißigste Jahr hält das nicht vor!» Er überlegte einen Augenblick und sagte dann: «Nein! Es ist so schwer von sich selbst zu reden: eigentlich müßte ich ja gerade sagen, daß ich nie unter einer dauernden Idee gestanden habe. Es fand sich keine. Eine Idee müßte man lieben wie eine Frau. Selig sein, wenn man zu ihr zurückkehrt. Und man hat sie immer in sich! Und sucht sie in allem außer sich! Solche Ideen habe ich nie gefunden. Ich bin immer in einem Mann-Mannesverhältnis zu den sogenannten großen Ideen gestanden; vielleicht auch zu den mit Recht so genannten: Ich glaubte mich nicht zur Unterordnung geboren, sie haben mich gereizt, sie zu stürzen und andere an ihre Stelle zu setzen. Ja, vielleicht bin ich gerade von dieser Eifersucht zur Wissenschaft geführt worden, deren Gesetze man in Gemeinschaft sucht und auch nicht für unverbrüchlich ansieht!» Wieder hielt er ein und lachte über sich oder seine Schilderung. «Aber sei das wie immer,» fuhr er ernst fort «jedenfalls habe ich es auf diese Weise, daß ich keine oder jede Idee mit mir verbinde, verlernt, das Leben wichtig zu nehmen. Es erregt mich eigentlich weit mehr, wenn ich es in einem Roman lese, wo es von einer Auffassung geschürzt ist; aber wenn ich es in seiner vollen Ausführlichkeit erleben soll, finde ich es immer schon veraltet und altmodisch-ausführlich und im Gedankengehalt überholt. Ich glaube auch nicht, daß das an mir liegt. Denn die meisten Menschen sind heute ähnlich. Zwar täuschen sich viele eine dringliche Lebensfreude vor, nach der Art, wie man die

Volksschulkinder lehrt, munter durch die Blümelein zu springen, aber es ist immer eine gewisse Absichtlichkeit dabei, und sie fühlen das. In Wahrheit können sie einander ebenso kaltblütig morden, wie herzlich miteinander auskommen. Unsere Zeit nimmt die Geschehnisse und Abenteuer, von denen sie voll ist, ja sicher nicht ernst. Geschehen sie, so erregen sie. Sie stiften dann auch sogleich neue Geschehnisse, ja eine Art Blutrache von solchen, ein Zwangsalphabet des B- bis Z-Sagens, weil man A gesagt hat. Aber diese Geschehnisse unseres Lebens haben weniger Leben als ein Buch, weil sie keinen zusammenhängenden Sinn haben.»

So sprach Ulrich. Locker. Wechselnd in der Stimmung. Agathe gab keine Antwort; sie hielt noch immer die Augen geschlossen, lächelte aber.

Ulrich sagte: «Ich weiß nicht mehr, was ich dir erzähle. Ich glaube, ich finde nicht mehr zum Anfang zurück.»

Sie schwiegen eine Weile. Er konnte ausführlich das Gesicht seiner Schwester betrachten, das nicht vom Blick ihrer Augen verteidigt war. Es lag als ein Stück nackten Körpers da, wie Frauen, wenn sie im Frauenbad beisammen sind. Der weibliche unbewachte, natürliche Zynismus dieses nicht für den Mann berechneten Anblicks übte noch immer eine ungewohnte Wirkung auf Ulrich aus, wenn es auch längst nicht mehr jene heftige war wie in den ersten Tagen ihres ersten Beisammenseins, als Agathe gleich ihr Schwesterrecht forderte, möglichst ohne jede seelische Verblümung mit ihm zu sprechen, da er für sie nicht ein Mann wie andere sei. Er erinnerte sich an die mit Schreck vermischte Überraschung, die es ihm als Knaben bereitet hatte, wenn er auf der Straße eine Schwangere oder eine Frau sah, die ihr Kind an der Brust saugen ließ: sorgsam dem Knaben entzogene Geheimnisse wölbten sich dann plötzlich prall und unbefangen in der Sonne. Und vielleicht hatte er lange Zeit Reste solcher Eindrücke mit sich getragen, denn plötzlich war ihm zumute, als fühlte er jetzt ganz frei von ihnen. Daß Agathe Frau war und schon manches hinter sich haben mußte, schien ihm eine angenehme und bequeme Vorstellung zu sein; man mußte sich nicht so in acht nehmen wie bei einem jungen Mädchen, wenn man mit ihr sprach, ja es kam ihm rührend natürlich vor, daß bei einer Frau alles schon moralisch schlaffer sei. Er hatte auch das Bedürfnis, sie in Schutz zu nehmen und durch irgendeine Güte für irgendetwas zu entschädigen. Er nahm sich vor, alles für sie zu tun, was er nur könne. Er nahm sich sogar vor, wieder einen Mann für sie zu suchen. Und dieses Bedürfnis nach Güte gab ihm, kaum daß er es merkte, den verlorenen Faden des Gesprächs zurück.

«Wahrscheinlich verändert sich in den Jahren der Geschlechtsreife unsere Eigenliebe» sagte er ohne Übergang. «Denn da wird eine Wiese von Zärtlichkeit, in der man bis dahin gespielt hat, abgemäht, um Futter für einen bestimmten Trieb zu gewinnen.»

«Damit die Kuh Milch gibt!» ergänzte Agathe nach einer kleinsten Zeit ungezogen und würdevoll, aber ohne die Augen zu öffnen.

«Ja, das hängt wohl alles zusammen» meinte Ulrich und fuhr fort: «Es gibt also einen Augenblick, wo unser Leben fast alle seine Zärtlichkeit verliert, und diese zieht sich auf jene einzige Ausübung zusammen, die dann damit überladen bleibt: Kommt dir das nicht auch so vor, als ob überall auf der Erde eine entsetzliche Dürre herrschte, während es an einem einzigen Ort unaufhörlich regnete?!»

Agathe sagte: «Mir kommt es vor, daß ich meine Kinderpuppen mit einer Heftigkeit geliebt habe wie nie einen Mann. Als du abgereist warst, habe ich am Dachboden eine Kiste mit meinen alten Puppen gefunden.»

«Was hast du damit getan?» fragte Ulrich. «Hast du sie verschenkt?»



«Wem hätte ich sie schenken sollen? Ich habe sie im Herdfeuer bestattet» erzählte sie.

Ulrich entgegnete lebhaft: «Wenn ich mich an meine früheste Zeit erinnere, so möchte ich sagen, daß damals Innen und Außen kaum noch getrennt waren. Wenn ich auf etwas zu kroch, kam es auf Flügeln zu mir her; und wenn sich etwas ereignete, das uns wichtig war, so wurden davon nicht etwa bloß wir erregt, sondern die Dinge selbst begannen zu kochen. Ich will nicht behaupten, daß wir dabei glücklicher gewesen sind als später. Wir besaßen uns ja noch nicht selbst; eigentlich waren wir überhaupt noch nicht, unsere persönlichen Zustände waren noch nicht deutlich von denen der Welt abgeschieden. Es klingt sonderbar, und ist doch wahr, wenn ich sage, unsere Gefühle, unsere Willnisse, ja wir selbst waren noch nicht ganz in uns darin. Noch sonderbarer ist, daß ich ebenso gut sagen könnte: waren noch nicht ganz von uns entfernt. Denn wenn du dich heute, wo du ganz im Besitz deiner selbst zu sein glaubst, ausnahmsweise einmal fragen solltest, wer du eigentlich seist, wirst du diese Entdeckung machen. Du wirst dich immer von außen sehn wie ein Ding. Du wirst gewahren, daß du bei einer Gelegenheit zornig wirst und bei einer anderen traurig, so wie dein Mantel das eine Mal naß und das andre Mal heiß ist. Mit aller Beobachtung wird es dir höchstens gelingen, hinter dich zu kommen, aber niemals in dich. Du bleibst außer dir, was immer du unternimmst, und es sind davon gerade nur jene wenigen Augenblicke ausgenommen, wo man von dir sagen würde, du seist außer dir. Zur Entschädigung haben wir es allerdings als Erwachsene dahin gebracht, bei jeder Gelegenheit denken zu können ‹Ich bin›, falls uns das Spaß macht. Du siehst einen Wagen, und irgendwie siehst du schattenhaft dabei auch: ‹ich sehe einen Wagen›. Du liebst oder bist traurig und siehst, daß du es bist. In vollem Sinn ist aber weder der Wagen, noch ist deine Trauer oder deine Liebe, noch bist du selbst ganz da. Nichts ist mehr ganz so da, wie es in der Kindheit einmal gewesen ist. Sondern es ist alles, was du berührst, bis an dein Innerstes verhältnismäßig erstarrt, sobald du es erreicht hast eine ‹Persönlichkeit› zu sein, und übriggeblieben ist, umhüllt von einem durch und durch äußerlichen Sein, ein gespenstiger Nebelfaden der Selbstgewißheit und trüber Selbstliebe. Was ist da nicht in Ordnung? Man hat das Gefühl, irgend etwas wäre noch rückgängig zu machen! Man kann doch nicht behaupten, daß ein Kind ganz anders erlebe als ein Mann! Ich weiß keine entscheidende Antwort darauf, wenn es auch diesen und jenen Gedanken darüber geben mag. Aber seit langem habe ich es in der Weise beantwortet, daß ich die Liebe zu dieser Art Ichsein und dieser Art Welt verloren habe.»

Es war Ulrich angenehm, daß ihm Agathe zugehört hatte, ohne ihn zu unterbrechen, denn er erwartete ebensowenig eine Antwort von ihr wie von sich selbst und war überzeugt, daß eine Antwort, wie er sie meine, gegenwärtig niemand geben könne. Trotzdem befürchtete er nicht einen Augenblick, wovon er rede, könnte etwa für sie zu schwierig sein. Er betrachtete es nicht als ein Philosophieren und glaubte nicht einmal einen ungewöhnlichen Gesprächsstoff zu behandeln, so wenig wie sich ein junger Mensch, dem er in dieser Lage glich, durch die Schwierigkeit des Ausdrucks davon abhalten läßt, alles einfach zu finden, wenn er, von einem anderen angeregt, die ewigen Fragen «Wer bist du? So bin ich» mit ihm tauscht. Er entnahm die Sicherheit, daß ihm seine Schwester Wort für Wort zu folgen vermöge, ihrem Dasein und nicht einem Denken. Sein Blick ruhte auf ihrem Gesicht, und darin war etwas, das ihn glücklich machte. Dieses Gesicht mit geschlossenen Augen war ganz ohne Rückstoß. Es übte eine grundlose Anziehung auf ihn aus; auch in jener Weise, als zöge es in eine nirgends endende Tiefe. Er fand, in den Anblick dieses Gesichts versinkend, nirgends den Bodenschlamm der aufgelösten Widerstände, an dem sich ein in die Liebe Getauchter abstößt, um wieder empor zur Trockenheit zu kommen. Aber da er es gewohnt war, die Neigung zur Frau als eine gewaltsam umgekehrte Abneigung gegen den Menschen zu erleben, was – wenn er es auch mißbilligte – eine gewisse Sicherheit verbürgt, sich nicht in ihr zu verlieren, erschreckte ihn die reine

Geneigtheit, in der er sich neugierig immer tiefer neigte, fast wie eine Gleichgewichtsstörung, so daß er bald diesem Zustand auswich und vor Glück zu einem etwas jungenhaften Scherz seine Zuflucht nahm, um Agathe ins alltägliche Leben zurückzurufen: mit dem vorsichtigsten Griff, dessen er fähig war, versuchte er, ihr die Augen zu öffnen. Agathe schlug sie lachend auf und rief aus: «Dafür, daß ich deine Eigenliebe sein soll, gehst du recht grob mit mir um!»

Diese Antwort war ebenso jungenhaft wie sein Angriff, und ihre Blicke stemmten sich übertrieben gegeneinander wie zwei Knaben, die balgen möchten, aber vor Heiterkeit nicht können. Plötzlich ließ das Agathe jedoch und fragte ernst:

«Kennst du den Mythos, den Platon irgendwelchen älteren Vorbildern nacherzählt, daß der ursprüngliche ganze Mensch von den Göttern in zwei Teile geteilt worden sei, in Mann und Weib?» Sie hatte sich auf den Ellbogen aufgerichtet und wurde unerwartet rot, denn sie kam sich nachträglich mit der Frage, ob Ulrich diese wahrscheinlich allgemein bekannte Geschichte kenne, etwas unklug vor. Kurz entschlossen fügte sie darum hinzu: «Nun stellen die unseligen Hälften allerhand Dummheiten an, um wieder ineinander zu fahren: Das steht in allen Schulbüchern für den höheren Unterricht; leider steht nicht darin, warum es nicht gelingt!»

«Das kann ich dir sagen» fiel Ulrich ein, glücklich zu erkennen, wie genau sie verstanden habe. «Kein Mensch weiß doch, welche von den vielen umherlaufenden Hälften die ihm fehlende ist. Er ergreift eine, die ihm so vorkommt, und macht die vergeblichsten Anstrengungen, mit ihr eins zu werden, bis sich endgültig zeigt, daß es nichts damit ist. Entsteht ein Kind daraus, so glauben beide Hälften durch einige Jugendjahre, sie hätten sich wenigstens im Kind vereint; aber das ist bloß eine dritte Hälfte, die bald das Bestreben merken läßt, sich von den beiden anderen möglichst weit zu entfernen und eine vierte zu suchen. So «hälfet» sich die Menschheit physiologisch weiter, und die wesenhafte Einung steht wie der Mond vor dem Schlafzimmerfenster.»

«Man sollte denken, daß Geschwister doch den halben Weg schon zurückgelegt haben müßten!» warf Agathe mit einer rauh gewordenen Stimme ein.

«Zwillinge vielleicht.»

«Sind wir nicht Zwillinge?»

«Sicher!» Ulrich wich plötzlich aus. «Zwillinge sind selten; Zwillinge verschiedenen Geschlechts sind eine ganz große Seltenheit; wenn sie aber noch dazu verschieden alt sind und sich die längste Zeit kaum gekannt haben, so bildet das eine Sehenswürdigkeit, die unser wirklich würdig ist!» erklärte er und strebte in eine seichtere Heiterkeit zurück.

«Wir sind aber als Zwillinge zusammengetroffen!» forderte Agathe unbeeinflußt.

«Weil wir unerwartet ähnlich angezogen waren?»

«Vielleicht. Und überhaupt! Du kannst ja sagen, daß es Zufall gewesen sei; aber was ist Zufall? Ich glaube, gerade er ist Schicksal oder Schickung oder wie du das nennen magst. Ist es dir nie zufällig vorgekommen, daß du gerade als du geboren worden bist? Doppelt so viel ist es, daß wir Geschwister sind!» So führte es Agathe aus, und Ulrich unterwarf sich dieser Weisheit. «Wir erklären uns also als Zwillinge!» stimmte er bei. «Symmetrische Geschöpfe der Naturlaune, werden wir fortab gleich alt, gleich groß, gleichen Haares, in gleich gestreiften Kleidern und mit der gleichen Schleife unter dem Kinn durch die Gasse der Menschen wandeln; ich mache dich aber aufmerksam, daß sie uns halb gerührt und halb spöttisch nachblicken werden, wie es immer geschieht, wenn sie etwas an die Geheimnisse ihres Werdens erinnert.»

«Wir können uns ja auch gerade entgegengesetzt kleiden» entgegnete Agathe belustigt. «Gelb der eine, wenn der andere blau ist, oder rot neben grün, und das Haar können wir violett oder purpurn färben, und ich mache mir einen Buckel und du dir einen Bauch: und trotzdem sind wir Zwillinge!»

Aber der Scherz war ausgeschöpft, der Vorwand verbraucht, sie verstummten eine Weile. «Weißt du,» sagte Ulrich dann plötzlich «daß es eine sehr ernste Angelegenheit ist, von der wir sprechen?!» – Kaum hatte er das gesagt, als seine Schwester wieder den Fächer der Wimpern über die Augen senkte und mit dahinter versteckter Bereitschaft ihn allein sprechen ließ. Vielleicht sah es auch nur so aus, als ob sie die Augen schlosse. Das Zimmer war dunkel, das Licht, das brannte, verdeutlichte weniger, als daß es sich in hellen Flächen über alle Umrisse ergoß. Ulrich hatte gesagt: «So wie an den Mythos vom Menschen, der geteilt worden ist, könnten wir auch an Pygmalion, an den Hermaphroditen oder an Isis und Osiris denken: es bleibt doch immer in verschiedener Weise das gleiche. Dieses Verlangen nach einem Doppelgänger im anderen Geschlecht ist uralte. Es will Liebe eines Wesens, das uns völlig gleichen, aber doch ein anderes als wir sein soll, eine Zaubergestalt, die wir sind, die aber doch eben auch eine Zaubergestalt bleibt und vor allem, was wir uns bloß ausdenken, den Atem der Selbständigkeit und Unabhängigkeit voraushat. Unzählige Male ist dieser Traum vom Fluidum der Liebe, das sich, unabhängig von den Beschränkungen der Körperwelt, in zwei gleichverschiedenen Gestalten begegnet, schon in einsamer Alchimie den Retorten der menschlichen Köpfe entstieg  
→»

Dann hatte er gestockt; ersichtlich war ihm etwas eingefallen, das ihn störte, und er hatte mit den beinahe unfreundlichen Worten geschlossen: «Selbst unter den alltäglichsten Verhältnissen der Liebe finden sich ja noch Spuren davon: in dem Reiz, der mit jeder Veränderung und Verkleidung verbunden ist, wie in der Bedeutung der Übereinstimmung und Ichwiederholung im anderen. Der kleine Zauber bleibt sich gleich, ob man eine Dame zum erstenmal nackt sieht oder ein nacktes Mädel zum erstenmal im hochgeschlossenen Kleid, und die großen, rücksichtslosen Liebesleidenschaften sind alle damit verbunden, daß sich ein Mensch einbildet, sein geheimstes Ich spähe ihn hinter den Vorhängen fremder Augen an.»

Es klang, als bäte er sie damit, was sie sprächen, nicht zu überschätzen. Agathe aber dachte noch einmal an das blitzhafte Gefühl der Überraschung, das sie empfunden hatte, als sie einander, in ihren Hausanzügen gleichsam verkleidet, zum erstenmal begegnet waren. Und sie erwiderte: «Das gibt es nun also seit tausenden Jahren; ist es denn leichter zu verstehn, wenn man es aus zwei Täuschungen erklärt?!»

Ulrich schwieg.

Und nach einer Weile sagte Agathe erfreut: «Aber im Schlaf ist es trotzdem so! Da sieht man sich doch manchmal auch in etwas anderes verwandelt. Oder begegnet sich als ein Mann. Und dann ist man so gut zu ihm wie nie zu sich selbst. Du wirst wahrscheinlich sagen, daß das sexuelle Träume seien; aber mir kommt eher vor, daß es viel ältere sind.»

«Hast du oft solche Träume?» fragte Ulrich.

«Manchmal; selten.»

«Ich beinahe nie» gestand er. «Es ist ewig lange her, daß ich so geträumt habe.»

«Und doch hast du mir einmal erklärt,» sagte nun Agathe «ich meine recht zu Anfang muß es gewesen sein, noch dort im alten Haus –, daß der Mensch vor Jahrtausenden wirklich andre Erlebnisse gekannt hat!»

«Ach, du meinst das <gebende> und das <nehmende> Sehen?» erwiderte Ulrich und lächelte, obgleich es ja Agathe nicht sah. «Das <Umfangen werden> und <Umfangen> des Geistes? Ja, von dieser geheimnisvollen Doppelgeschlechtlichkeit der Seele hätte ich natürlich auch sprechen müssen! Wovon übrigens nicht?! In allem spukt etwas davon. Selbst in jeder Analogie steckt ja ein Rest des Zaubers, gleich und nicht gleich zu sein. Aber hast du nicht bemerkt: in allen diesen Verhaltensweisen, von denen wir gesprochen haben, im Traum, in Mythos, Gedicht, Kindheit und selbst in der Liebe, ist der größere Anteil des Gefühls doch durch einen Mangel an Verständigkeit erkauft, und das heißt: durch einen Mangel an Wirklichkeit?»

«Du glaubst also nicht wirklich daran?» fragte Agathe.

Darauf antwortete Ulrich nicht. Aber nach einer Weile sagte er: «Wenn man es in die heillose heutige Ausdrucksweise übersetzt, so kann man das, was heute für jeden erschreckend gering ist, die perzentuelle Beteiligung des Menschen an seinen Erlebnissen und Taten nennen. Im Traum scheinen es hundert Prozente zu sein, im Wachen ist es kein halbes! Du hast es ja heute gleich an meiner Wohnung bemerkt; aber meine Beziehungen zu den Menschen, die du kennen lernen wirst, sind keine anderen. Ich habe das einmal – und wahrhaftig, wenn ich nicht irre, muß ich hinzufügen, daß es im Gespräch mit einer Frau geschehen ist, wo es sehr am Platz war – auch die Akustik der Leere genannt. Wenn eine Nadel in einem leer ausgeräumten Zimmer zu Boden fällt, hat der davon entstehende Lärm etwas Unverhältnismäßiges, ja Maßloses; aber ebenso ist es, wenn zwischen den Menschen Leere liegt. Man weiß dann nicht: schreit man, oder ist es totenstill? Denn alles Unrechte und Schiefe gewinnt die Anziehungskraft einer ungeheuren Versuchung, sobald man ihm im letzten nichts entgegensetzen kann. Findest du nicht auch? Aber verzeih,» unterbrach er sich «du wirst müde sein, und ich lasse dich nicht ruhn. Es scheint, ich fürchte, daß dir manches an meiner Umgebung und meinem Umgang mißfallen wird.»

Agathe hatte die Augen geöffnet. Nach der langen Verborgenheit drückte ihr Blick etwas ungemein schwer zu Bestimmendes aus, das Ulrich über seinen ganzen Körper sich mit Teilnahme ausbreiten fühlte. Er erzählte plötzlich wieder weiter: «Als ich jünger war, habe ich versucht, gerade darin eine Stärke zu sehn. Man hat dem Leben nichts entgegensetzen? Gut, so flieht das Leben vom Menschen weg in seine Werke! So ungefähr habe ich gedacht. Und es hat ja auch wohl etwas Gewaltiges auf sich mit der Lieblosigkeit und Verantwortungslosigkeit der heutigen Welt. Zumindest liegt darin etwas von einem Flegeljahrhundert, wie es schließlich in den Jahrhunderten ebenso wie in den Jahren des Wachstums vorkommen mag. Und wie jeder junge Mensch habe ich mich anfangs in Arbeit, in Abenteuer und Vergnügen gestürzt; es schien mir gleich zu sein, was man unternahme, sofern es nur mit vollem Einsatz geschehe. Erinnerst du dich, daß wir einmal über die <Moral der Leistung> gesprochen haben? Sie ist das uns eingeborene Bild, nach dem wir uns richten. Aber je älter man wird, desto deutlicher erfährt man, daß dieses scheinbare Übermaß, diese Unabhängigkeit und Beweglichkeit in allem, diese Souveränität der treibenden Teile und der Teilantriebe – sowohl die deiner eigenen gegen dich wie die deine gegen die Welt – kurz, daß alles was wir als <Gegenwartsmenschen> für eine Kraft und uns auszeichnende Arteigentümlichkeit gehalten haben, im Grunde nichts ist als eine Schwäche des Ganzen gegenüber seinen Teilen. Mit Leidenschaft und Wille ist dagegen nichts auszurichten. Kaum willst du ganz und mitten in etwas sein, siehst du dich schon wieder an den Rand gespült: das ist heute das Erlebnis in allen Erlebnissen!»

Agathe mit den nun offenen Augen wartete darauf, daß sich in seiner Stimme etwas ereignen werde; als es nicht geschah und die Rede ihres Bruders abbrach wie ein Pfad, der von einer Straße abgezweigt ist und nicht mehr zurückkehrt, sagte sie: «Nach deiner Erfahrung kann man also nie wirklich aus Überzeugung handeln und wird es nie können. Ich meine» verbesserte sie

sich «mit Überzeugung nicht irgendeine Wissenschaft, auch nicht die moralische Dressur, die man uns beigebracht hat, sondern, daß man sich ganz bei sich sein fühlt und daß man sich auch bei allem andern sein fühlt, daß irgend etwas gesättigt ist, was jetzt leer bleibt, ich meine etwas, wovon man ausgeht und wohin man zurückkehrt. Ach ich weiß ja selbst nicht, was ich meine,» unterbrach sie sich heftig «ich hatte gehofft, daß du es mir erklären wirst!»

«Da meinst du gerade das, wovon wir gesprochen haben» antwortete Ulrich sanft. «Und du bist auch der einzige Mensch, mit dem ich so darüber sprechen kann. Aber es hätte keinen Zweck, wenn ich nochmals anfinde, um ein paar verlockende Worte mehr hinzuzufügen. Eher muß ich wohl sagen, daß ein «Mitten-inne-Sein», ein Zustand der unzerstörten «Innigkeit» des Lebens – wenn man das Wort nicht sentimental versteht, sondern in der Bedeutung, die wir ihm soeben gegeben haben, – wahrscheinlich mit vernünftigen Sinnen nicht zu fordern ist.» Er hatte sich vorgebeugt, berührte ihren Arm und sah ihr lange in die Augen. «Es ist vielleicht eine Menschenwidrigkeit» sagte er leise. «Wirklich ist nur, daß wir sie schmerzlich entbehren! Denn damit hängt wohl das Verlangen nach Geschwisterlichkeit zusammen, das eine Zutat zur gewöhnlichen Liebe ist, in der imaginären Richtung auf eine Liebe ohne alle Vermengung mit Fremdheit und Nichtliebe.» Und nach einer Weile fügte er hinzu: «Du weißt doch, wie beliebt alles im Bett ist, was mit Brüderlein und Schwesterlein zusammenhängt: Leute, die ihre wirklichen Geschwister ermorden könnten, albern sich dort als Geschwisterlein an, die unter einer Decke stecken.»

Sein Gesicht zitterte im Halbdunkel in Selbstverspottung. Aber Agathes Glaube hielt sich an dieses Gesicht und nicht an die Verwirrung der Worte. Sie hatte ähnlich zuckende Gesichter gesehen, die im nächsten Augenblick herabstürzten: dieses kam nicht näher; es schien mit einer unendlich großen Geschwindigkeit auf einem unendlich weiten Weg zu sein. Sie antwortete auf die kürzeste: «Geschwister ist eben nicht genug!»

«Wir haben ja auch schon «Zwillingsgeschwister» gesagt» entgegnete Ulrich, der sich nun geräuschlos erhob, weil er zu bemerken glaubte, daß die große Müdigkeit sich am Ende doch ihrer bemächtigt habe.

«Man müßte ein Siamesisches Zwillingspaar sein» sagte Agathe noch.

«Also Siamesische Zwillinge!» wiederholte ihr Bruder. Er war bemüht, ihre Hand aus der seinen zu lösen und sie vorsichtig auf die Decke zu legen, und seine Worte klangen schwerlos: ohne Gewicht und in ihrer Leichtigkeit sich noch ausbreitend, nachdem er schon das Zimmer verlassen hatte.

Agathe lächelte und sank allmählich in eine einsame Traurigkeit, deren Dunkel bald in das des Schlafs überging, ohne daß sie es in ihrer Übernächtigkeit merkte. Ulrich schlich sich aber in sein Arbeitszimmer und lernte dort, ohne daß er arbeiten konnte, zwei Stunden lang, bis auch er müde wurde, den Zustand kennen, von Rücksicht eingeengt zu sein. Er staunte darüber, wieviel er in dieser Zeit gern getan hätte, das Lärm machte und unterdrückt werden mußte. Das war ihm neu. Und beinahe reizte es ihn ein wenig, obwohl er sich mit großer Teilnahme auszumalen suchte, wie es wäre, mit einem andern Menschen wirklich zusammengewachsen zu sein. Er war wenig davon unterrichtet, wie solche zwei Nervensysteme arbeiten, die wie zwei Blätter an einem Stiel sitzen und nicht nur durch ihr Blut, sondern mehr noch durch die Wirkung der völligen Abhängigkeit miteinander verbunden sind. Er nahm an, daß jede Erregung der einen Seele von der andern mitgeföhlt werde, während sich der hervorrufende Vorgang an einem Körper vollziehe, der in der Hauptsache nicht der eigene sei. «Eine Umarmung zum Beispiel: du wirst im andern umarmt» dachte er. «Du bist vielleicht nicht einmal einverstanden, aber dein anderes Ich

wirft eine übermächtige Welle des Einverständnisses in dich! Was geht dich an, wer deine Schwester küßt? Aber ihre Erregung, die mußt du mit ihr lieben! Oder du bist es, der liebt, und nun mußt du sie irgendwie daran beteiligen, du kannst doch nicht bloß sinnlose physiologische Vorgänge in sie werfen ...!?)» Ulrich fühlte einen starken Reiz und ein großes Unbehagen von diesen Gedanken; es kam ihm schwer vor, hier die Grenze zwischen neuen Ansichten und Verzerrung der gewöhnlichen richtig zu ziehen.

[<]

## Frühling im Gemüsegarten

Das Lob, das ihr von Meingast zuteil wurde, und die neuen Gedanken, die sie von ihm empfing, hatten auf Clarisse tiefen Eindruck gemacht. Ihre geistige Unruhe und Erregbarkeit, die sie manchmal selbst beunruhigte, hatte nachgelassen, war diesmal aber nicht, wie es andere Male geschehen, von Mißmut, Bedrückung und Aussichtslosigkeit abgelöst worden, sondern von einer außergewöhnlich gespannten Klarheit und durchsichtigen inneren Atmosphäre. Wieder einmal überblickte sie sich selbst und begriff sich kritisch. Ohne zu zweifeln, ja mit einer gewissen Genugtuung nahm sie zur Kenntnis, daß sie nicht besonders klug sei; sie hatte eben zu wenig gelernt. Ulrich dagegen, wenn sie bei solcher vergleichenden Prüfung gerade an ihn dachte, Ulrich war wie ein Eisläufer, der sich auf einer geistigen Spiegelfläche nach Willkür näherte und entfernte. Nie war zu verstehen, woher es kam, wenn er etwas sagte; oder wenn er lachte, wenn er ärgerlich war, wenn seine Augen blitzten, wenn er da war und mit seinen breiten Schultern Walter den Raum im Zimmer wegnahm. Wenn er auch nur neugierig den Kopf umwandte, spannten sich seine Halssehnen wie Taue eines Seglers, der in windheller Fahrt auf und davon zieht. So war immer etwas an ihm, das über das ihr Zugängliche hinausreichte und das Verlangen wachhielt, sich mit dem ganzen Körper auf ihn zu werfen, um es zu fassen. Aber der Wirbel, in dem das manchmal geschah, so daß einmal schon nichts auf der Welt festgestanden war als der Wunsch, von Ulrich ein Kind zu haben, war jetzt weit fortgezogen und hatte nicht einmal jene Bruchstücke zurückgelassen, von denen die Erinnerung nach dem Abflauen von Leidenschaften unverständlich übersät ist. Clarisse wurde höchstens ärgerlich, wenn sie ihres Mißerfolgs in Ulrichs Wohnung gedachte, und soweit dies überhaupt noch geschah, doch war ihr Selbstgefühl heil und frisch bereitet. Diese Wirkung hatten eben die neuen Vorstellungen, mit denen sie von ihrem philosophischen Gast ausgestattet wurde; abgesehen von den unmittelbaren Erregungen, in die sie durch das Wiedersehen mit diesem ins Großartige veränderten Freund versetzt wurde. So vergingen viele Tage in einer mannigfaltigen Spannung, während alle in dem kleinen, jetzt schon in der Frühlingssonne Hegenden Haus darauf warteten, ob Ulrich die Erlaubnis bringen werde oder nicht, Moosbrugger an seinem unheimlichen Aufenthaltsort zu besuchen.

Und vornehmlich war es ein Gedanke, der Clarisse in diesem Zusammenhang wichtig vorkam: der Meister hatte die Welt «in einem Maße wahnfrei» genannt, daß sie von nichts mehr wisse, ob sie es lieben oder hassen solle, und Clarisse war seither überzeugt, daß man sich einem Wahn überlassen müsse, wenn man der Gnade teilhaftig geworden sei, ihn zu fühlen. Denn ein Wahn ist eine Gnade. Wer wußte denn damals noch, ob er rechts oder links gehen solle, wenn er aus dem Hause trat, außer er hatte einen Beruf wie Walter, der ihn hinwieder beengte, oder eine Verabredung wie sie mit den Eltern oder Geschwistern, die sie langweilte! Das ist in einem Wahn anders! Da ist das Leben so praktisch eingerichtet wie eine moderne Küche: man sitzt in der Mitte, braucht sich kaum zu rühren und kann von seinem Platz aus alle Einrichtungen in Gang setzen. Für so etwas hatte Clarisse immer Sinn gehabt. Und überdies verstand sie unter Wahn nichts anderes als man Willen nennt, nur besonders gesteigert. Clarisse hatte sich bisher davon eingeschüchtert gefühlt, daß sie sich nur wenig von dem, was in der Welt vorgehe, richtig zu erklären vermöge, aber seit der Wiederbegegnung mit Meingast sah sie sich gerade dadurch begünstigt, nach eigenem Ermessen zu lieben, zu hassen und zu handeln. Denn nach des Meisters Wort tat der Menschheit nichts so not wie Wille, und dieses Gut, heftig wollen zu können, befand

sich seit je in ihrem Besitz! Wenn Clarisse das bedachte, wurde ihr kalt vor Glück und heiß vor Verantwortung. Natürlich war Wille dabei nicht etwa das düstere Bemühen, ein Klavierstück zu erlernen oder in einem Streit recht zu behalten, sondern ein mächtiges Gesteuertwerden vom Leben, ein Ergriffensein von sich selbst, ein Dahinschießen im Glück.

Und sie konnte nicht umhin, schließlich etwas davon Walter mitzuteilen. Sie teilte ihm mit, daß ihr Gewissen von Tag zu Tag stärker werde. Doch erwiderte Walter aufgebracht und unerachtet seiner Bewunderung für Meingast, den vermuteten Urheber dieser Tatsache: «Es ist wohl wahrhaftig ein Glück, daß es Ulrich nicht zu gelingen scheint, die Erlaubnis zu besorgen!»

Bloß ein Grimmen lief über Clarissens Lippen, aber es verriet Mitleid mit seiner Ahnungslosigkeit und Widerstand.

«Was willst du denn eigentlich von diesem Verbrecher, der uns alle zusammen nicht das geringste angeht!?» fragte Walter erregt.

«Es wird mir einfallen, wenn ich dort bin» gab Clarisse zur Antwort.

«Ich meine, das müßtest du jetzt schon wissen!» bemerkte Walter männlich.

Seine kleine Frau lächelte, wie sie es immer tat, ehe sie ihn tief verletzte. Dann sagte sie aber bloß: «Ich werde etwas tun.»

«Clarisse!» erwiderte Walter fest «du darfst nichts tun ohne meine Erlaubnis; ich bin rechtlich dein Mann und Vormund!»

Das war ihr ein neuer Ton. Sie wandte sich von ihm ab, tat verwirrt ein paar Schritte.

«Clarisse!» rief ihr Walter nach und erhob sich, ihr zu folgen. «Ich werde etwas gegen den Wahnsinn tun, der hier im Haus kreist!»

Da begriff sie, daß sich die Heilkraft ihres Entschlusses auch schon an Walters zunehmender Kraft fühlen mache. Sie wandte sich auf der Ferse um: «Was wirst du tun?!» fragte sie ihn, und ein Blitz aus dem Spalt ihrer Augen schlug in das feuchte, aufgerissene Braun der seinen.

«Sieh doch,» begütigte er und wich zurück, weil er sich von solcher Genauigkeit der erheischten Antwort überrascht sah «das haben wir ja alle in uns, diese intellektuelle Neigung für das Ungesunde, Schauerliche und Problematische, wir geistigen Menschen; aber →»

«Aber wir lassen die Philister gewähren!» unterbrach ihn Clarisse siegprangend. Nun ging sie ihm nach, ließ ihn nicht aus den Augen. Fühlte, wie ihn ihre Heilkraft umschlang und kräftig zwang. Ihr Herz wurde plötzlich von einer unsäglichen und seltsamen Freude erfüllt.

«Aber wir machen nicht so viel Wesens davon» murmelte Walter seinen Satz verdrossen zu Ende. Hinter sich, am Saum seines Rockes, fühlte er einen Widerstand; hingreifend, erriet er die Kante eines der dünnbeinigen, leichten Tischchen, die es in seiner Wohnung gab und die ihm plötzlich gespenstisch vorkamen; wiche er noch weiter zurück, müßte er den Tisch lächerlicherweise ins Rutschen bringen, begriff er. Also widerstand er dem plötzlich erwachten Wunsch, weit fort von diesem Kampf zu sein, auf einer Wiese von tiefem Grün, unter blühenden Obstbäumen und zwischen Menschen, deren gesunde Fröhlichkeit seine Wunden wusch und reinigte. Es war ein ruhiger, dicker Wunsch, verschönt von Frauen, die seinem Wort lauschten und es mit Bewunderung bedankten. Und in dem Augenblick, wo sich ihm Clarisse näherte, empfand er sie eigentlich als eine wüste traumartige Belästigung. Zu seiner Überraschung sagte Clarisse aber nicht: du bist ein Feigling! Sondern sie sagte: «Walter? Warum sind wir unglücklich?!»



Bei dieser lockenden, hellsichtigen Stimme fühlte er, daß sein Unglück mit Clarisse durch kein Glück mit einer anderen Frau ersetzt werden könnte. «Wir müssen es sein!» erwiderte er in einer ebenbürtigen Aufwallung.

«Nein, wir müßten es nicht sein!» versicherte Clarisse nachgiebig. Sie ließ den Kopf zur Seite hängen und suchte nach etwas, das ihn überzeugen sollte. Im Grunde durfte es nicht einmal einen Unterschied ausmachen, was es sei: sie standen vor einander wie ein Tag ohne Abend, der das Feuer von Stunde zu Stunde weitergibt, ohne daß es weniger wird. «Du wirst mir zugeben,» begann sie schließlich in einem ebenso schüchternen wie eigensinnigen Tonfall «daß die wirklich großen Verbrechen nicht dadurch entstehen, daß man sie tut, sondern daraus, daß man sie gewähren läßt!»

Nun wußte Walter freilich, was kommen sollte, und es bedeutete eine heftige Enttäuschung. «O Gott!» rief er ungeduldig aus. «Ich weiß doch auch, daß durch Gleichgültigkeit und durch die Leichtigkeit, mit der man sich heute ein gutes Gewissen beschaffen kann, weit mehr Menschenleben zugrunde gerichtet werden als durch den bösen Willen einzelner! Und es ist bewundernswert, daß du jetzt sagen wirst, jeder muß darum sein Gewissen schärfen und muß jeden Schritt aufs genaueste prüfen, ehe er ihn tut.»

Clarisse unterbrach ihn, indem sie den Mund öffnete, aber sie überlegte es sich anders und gab keine Antwort.

«Auch ich denke ja an die Armut, den Hunger, die Verkommenheit jeder Art, die unter Menschen zugelassen werden, oder an die Einstürze von Bergwerken, deren Verwaltungsräte an den Sicherheitseinrichtungen gespart haben,» fuhr Walter kleinlaut fort «und habe dir ja alles schon zugegeben.»

«Aber zwei Liebende dürfen dann einander auch nicht lieben, solange ihr Zustand nicht <reines Glück> ist» sagte Clarisse. «Und die Welt wird sich nicht eher bessern, als es solche Liebende gibt!»

Walter schlug die Hände zusammen. «Begreifst du nicht, wie lebensungerecht solche großen, blendenden, ungemischten Forderungen sind!» rief er aus. «So verhält es sich doch auch mit diesem Moosbrugger, der von Zeit zu Zeit in deinem Kopf wie auf einer Drehscheibe auftaucht! Eigentlich hast du ja recht, wenn du behauptest, daß man nicht ruhen darf, solange solche unglücklichen Menschentiere einfach getötet werden, weil die Gesellschaft nichts mit ihnen anzufangen weiß; aber sozusagen noch eigentlicher hat natürlich das gesunde gewöhnliche Gewissen recht, wenn es sich einfach weigert, auf solche überfeinerte Zweifel einzugehn. Es gibt eben gewisse letzte Kennmale des gesunden Denkens, die man nicht beweisen kann, sondern im Blut haben muß!»

Clarisse erwiderte: «Nach deinem Blut ist natürlich Eigentlich immer Eigentlich nicht!»

Walter schüttelte beleidigt den Kopf und zeigte ihr, daß er darauf nicht antworten werde. Er war es schon müde, immer den Warner davor zu spielen, daß einseitige Gedankenkost verderblich sei, und vielleicht machte es ihn auf die Dauer sogar selbst unsicher.

Aber Clarisse las durch eine nervöse Feinfühligkeit, die ihn immer wieder in Erstaunen setzte, seine Gedanken, und indem sie ihren Kopf aufrichtete, übersprang sie alle Zwischenstufen und landete bei ihm auf dem Höhepunkt mit der dringlich leise vorgebrachten Frage: «Kannst du dir Jesus als Bergwerksdirektor vorstellen?» Ihr Gesicht verriet, daß sie unter Jesus eigentlich ihn meine, in einer jener Übertreibungen, worin sich die Liebe nicht vom Irrsinn unterscheidet. Er wehrte es mit einer ebenso entrüsteten wie verzagten Bewegung der Hand ab. «Nicht so direkt,

Clarisse!) beschwor er sie. «Man darf nicht so direkt sprechen!»

«Doch!» versetzte Clarisse. «Gerade direkt muß man sein! Wenn wir nicht die Kraft haben, ihn zu retten, werden wir auch nicht die Kraft haben, uns zu retten!»

«Und was ist schließlich dabei, wenn er verreckt!» rief Walter heftig aus. Er glaubte im Genuß dieser rohen Antwort den befreienden Geschmack des Lebens selbst auf der Zunge zu fühlen, der herrlich gemischt war mit dem Geschmack des Todes und des verstrickten Zugrundegehns, den Clarisse andeutend heraufbeschwor.

Clarisse sah ihn wartend an. Aber Walter schien an seinem Ausbruch genug zu haben oder verstummte aus Unentschlossenheit. Und wie einer, der also gezwungen ist, den unwiderstehlichen letzten Trumpf auszuspielen, sagte sie: «Mir ist ein Zeichen gesandt worden!»

«Das bildest du dir doch nur ein!» schrie Walter zur Zimmerdecke empor, die den Himmel vertrat; aber Clarisse verließ mit ihren letzten schwerlosen Worten das Beisammensein und wollte ihn nichts mehr sagen lassen.

Dagegen sah er sie ein wenig später eifrig mit Meingast sprechen. Das Gefühl, sie würden beobachtet, das diesen belästigte, weil er selbst nicht so weit sah, beruhte auf Richtigkeit. Tatsächlich beteiligte sich Walter nicht an der eifrigen Gartenarbeit seines inzwischen zu Besuch gekommenen Schwagers Siegmund, der mit aufgeschlagenen Ärmeln in einer Erdfurche kniete und irgend etwas tat, wovon Walter behauptet hatte, daß man es im Garten zur Frühjahrszeit tun müsse, wenn man Mensch sein wolle und nicht bloß ein flaches Lesezeichen in den Bänden der Fachliteratur.

Sondern Walter blickte verstohlen zu dem Paar hinüber, das sich in der anderen Ecke des offen daliegenden Nutzgartens befand.

Er glaubte nicht, daß in der von ihm beobachteten Gartenecke etwas Unerlaubtes vor sich gehe. Trotzdem fühlte er eine unnatürliche Kälte in den Händen, die der Frühlingsluft ausgesetzt waren, und in den Beinen, die nasse Flecken davon hatten, daß er zeitweilig niederkniete, um Siegmund anzuweisen. Er sprach hochfahrend mit ihm, wie es schwache und gedemütigte Menschen tun, wenn sie an jemand ihre Laune auslassen dürfen. Er wußte, daß Siegmund, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, ihn zu verehren, nicht so leicht davon abzubringen wäre. Trotzdem war es geradezu eine Nach-Sonnenuntergang-Einsamkeit und Grabeskälte, die er zu fühlen glaubte, während er beobachtete, daß Clarisse niemals zu ihm herübersehe, sondern mit dauernden Zeichen der Teilnahme Meingast anblicke. Und überdies war er auch noch stolz darauf. Seit sich Meingast in seinem Hause befand, war er ebenso stolz auf die Abgründe, die darin aufsprangen, wie vorsorglich bemüht, sie zu verstopfen. Aus der Höhe des Stehenden hatte er zu dem auf den Knien liegenden Siegmund nun die Worte gelangen lassen: «Das empfinden und kennen wir natürlich alle, eine gewisse Neigung für das Problematische und Ungesunde!» Er war kein Duckmäuser. Er hatte sich in der kurzen Zeit, seit ihn Clarisse auf Grund dieses Satzes einen Philister genannt hatte, das Wort von der «kleinen Ehrlosigkeit des Lebens» zurechtgemacht. «Eine kleine Ehrlosigkeit ist gut wie süß oder sauer,» belehrte er jetzt seinen Schwager «aber wir sind verpflichtet, sie solange in uns zu verarbeiten, bis sie dem gesunden Leben zur Ehre gereicht! Und ich verstehe unter einer solchen kleinen Ehrlosigkeit» fuhr er fort «ebensowohl das sehnsüchtige Paktieren mit dem Tod, das uns ergreift, wenn wir die Tristanmusik hören, wie die heimliche Anziehung, die den meisten Sexualverbrechen zu eigen ist, obwohl wir ihr nicht nachgeben! Denn ich nenne ehrlos und menschlich-widersacherisch, siehst du, ebensowohl das Elementare des Lebens, wenn es in Not und Krankheit über uns Herr wird, wie das übertrieben Geistige und Gewissenhafte, das dem Leben Gewalt antun möchte. Alles, was die Grenzen

überschreiten möchte, die uns gezogen sind, ist ehrlos! Mystik ist ebenso ehrlos wie die Einbildung, daß man die Natur auf eine mathematische Formel bringen könne! Und die Absicht, Moosbrugger aufzusuchen, ist ebenso ehrlos wie → Hier unterbrach sich Walter einen Augenblick, um den Nagel auf den Kopf zu treffen, und schloß mit den Worten: «wenn du am Krankenbett Gott anrufen wolltest!»

Gewiß war damit nun etwas gesagt und sogar überraschend die berufsmäßige und unwillkürliche Humanität des Arztes dafür angerufen worden, daß Clarissens Vorhaben und seine überspannten Begründungen die Grenzen des Erlaubten überschritten. Aber im Verhältnis zu Siegmund war Walter ein Genie, und das hatte sich darin geäußert, daß Walter von seinem gesunden Denken zu solchen Gedankenbekenntnissen geführt worden war, während sich die noch gesündere Gesundheit seines Schwagers darin ausdrückte, daß er zu dieser fragwürdigen Stoffwelt entschlossen schwieg. Siegmund häufelte die Erde mit seinen Fingern und neigte dabei, ohne die Lippen zu öffnen, manchmal den Kopf von der einen auf die andere Seite, so als ob er ein Probierglas umschütten wollte, oder auch nur so, als ob er dann in dem einen Ohr genug hätte. Und nachdem sich Walter ausgesprochen hatte, trat eine furchtbar tiefe Stille ein, und in dieser hörte nun Walter einen Satz, den ihm wohl auch Clarisse einmal zugerufen haben mußte; denn er hörte zwar nicht in halluzinatorischer Lebendigkeit, aber doch gleichsam in der Stille ausgespart die Worte: «Nietzsche und Christus sind an ihrer Halbheit zugrunde gegangen!» Und auf eine nicht ganz geheuerliche, an den «Bergwerksdirektor» erinnernde Weise schmeichelte ihm das. So war es eine eigentümliche Lage, wie er, die Gesundheit selbst, hier im kühlen Garten stand zwischen einem Mann, auf den er hochmütig hinabblickte, und zwei unnatürlich Erhitzten, zu deren stummen Gebärdenspiel er überlegen und dennoch sehnsüchtig hinübersah. Denn Clarisse war nun einmal die kleine Ehrlosigkeit, die seine Gesundheit brauchte, um nicht zu verflauen, und eine heimliche Stimme sagte ihm, daß Meingast soeben im Begriff sei, die zulässige Kleinheit dieser Ehrlosigkeit maßlos zu vergrößern. Er bewunderte ihn mit der Empfindung, die ein unberühmter Verwandter für einen berühmten hat, und es erregte mehr seinen Neid als seine Eifersucht, also ein Gefühl, das noch heftiger als diese nach innen schlug, Clarisse mit ihm verschwörerisch wispern zu sehn; aber doch erhob es ihn auch irgendwie, er wollte, im Bewußtsein seiner eigenen Würde, nicht böse werden, er verbot sich, hinüberzugehen und die beiden zu stören, er fühlte sich angesichts ihrer Erhitzung als den Überlegenen, und aus alledem entstand, er wußte selbst nicht wie, ein zwittrig unklarer, abseits aller Logik geborener Gedanke: daß die beiden dort drüben in einer ungehemmten und zu mißbilligenden Weise Gott anriefen.

Das war, wenn man einen solchen wunderlich gemischten Zustand schon ein Denken nennen muß, doch ein solches, das sich in keiner Weise aussprechen läßt, weil die Chemie seines Dunkels durch den lichten Einfluß der Sprache augenblicklich verdorben wird. Walter verband auch, wie er vor Siegmund gezeigt hatte, durchaus keinen Glauben mit dem Wort Gott, und nachdem es ihm eingefallen war, entstand eine scheue Leere rings darum: so kam es, daß nach langem Schweigen das erste, was Walter wieder zu seinem Schwager sagte, sehr weit davon entfernt war. «Du bist ein Esel,» warf er ihm vor «wenn du dich nicht befugt glaubst, ihr von diesem Besuch ganz energisch abzuraten; wozu bist du denn Arzt?!»

Siegmund nahm auch das ganz und gar nicht übel. «Das mußt du schon allein mit ihr ausmachen» gab er, ruhig auf blickend, zur Antwort und wandte sich wieder seiner Beschäftigung zu.

Walter seufzte. «Clarisse ist natürlich ein ungewöhnlicher Mensch!» begann er abermals. «Ich kann sie sehr gut verstehn. Ich gebe sogar zu, daß sie mit der Strenge ihrer Auffassung nicht unrecht hat. Denk bloß an die Armut, den Hunger, die Verkommenheit jeder Art, wovon die Welt voll ist, an die Einstürze von Bergwerken zum Beispiel, deren Verwaltungsräte an den

Stützbauten gespart haben –!)»

Siegmund ließ kein Zeichen davon, daß er daran denke, erkennen.

«Nun, sie tut es!» fuhr Walter mit Strenge fort. «Und ich finde das wunderschön von ihr. Wir andern beschaffen uns viel zu leicht ein gutes Gewissen. Und sie ist besser als wir, wenn sie verlangt, daß wir alle uns ändern und uns ein tätigeres Gewissen, gleichsam eines ohne Ende, ein unendliches, aneignen sollen. Aber was ich dich frage, ist: muß das denn nicht zu moralischem Skrupelwahn führen, wenn es nicht überhaupt schon etwas Ähnliches ist? Das mußt du doch entscheiden können?!»

Siegmund setzte sich bei dieser dringenden Aufforderung auf ein Bein und blickte seinen Schwager prüfend an. «Verrückt!» erklärte er. «Aber man kann nicht sagen im medizinischen Sinn.»

«Und was sagst du dazu,» fragte Walter weiter, ohne seiner Überlegenheit zu gedenken «daß sie behauptet, ihr würdet Zeichen geschickt?»

«Sie sagt, daß ihr Zeichen geschickt werden?» fragte Siegmund bedenklich.

«Ja doch! Dieser verrückte Mörder zum Beispiel! Und neulich jenes verrückte Schwein unter unseren Fenstern!»

«Ein Schwein?»

«Nein, eine Art Exhibitionist.»

«So?» sagte Siegmund und überlegte es. «Dir werden auch Zeichen geschickt, wenn du etwas zum Malen findest. Sie drückt sich bloß aufgeregter aus als du» entschied er schließlich.

«Und daß sie behauptet, sie müsse die Sünden dieser Menschen und auch meine und deine und ich weiß nicht wessen Sünden noch, auf sich nehmen?!» rief Walter dringend.

Siegmund war aufgestanden und stäubte die Erde von seinen Händen. «Sie fühlt sich von Sünden bedrückt?» fragte er überflüssigerweise noch einmal und stimmte höflich zu, als freute er sich, seinem Schwager endlich beipflichten zu können: «Das ist ein Symptom!»

«Das ist ein Symptom?» fragte Walter zerknirscht.

«Sündenwahn ist ein Symptom» bestätigte Siegmund mit der Unparteilichkeit des Fachmanns.

«Es ist aber so» fügte Walter hinzu und legte gegen das Urteil, das er selbst heraufbeschworen hatte, augenblicklich Berufung ein: «Du mußt dich doch zuerst selbst fragen: gibt es Sünde? Natürlich gibt es Sünde. Aber dann gibt es auch einen Sündenwahn, der kein Wahn ist. Das verstehst du vielleicht nicht, denn es ist ja überempirisch! Es ist die gekränkte Verantwortung des Menschen für ein höheres Leben!»

«Aber sie behauptet doch, es würdet ihr Zeichen geschickt!» wandte nun der beharrliche Siegmund ein.

«Aber mir werden doch auch Zeichen geschickt, sagst du!» rief Walter heftig aus. «Und ich sage dir, ich möchte manchmal mein Schicksal auf den Knien bitten, daß es mich zufrieden lassen möge: aber jedesmal schickt es wieder, und die großartigsten Zeichen schickt es durch Clarisse!» Dann fuhr er ruhiger fort: «Sie behauptet zum Beispiel jetzt, dieser Moosbrugger bedeute sie und mich in unserer <Sündengestalt> und sei uns als Mahnung geschickt worden; aber das läßt sich so verstehen: es ist ein Symbol dafür, daß wir die höheren Möglichkeiten unseres Lebens, sozusagen seine Lichtgestalt, vernachlässigen. Vor vielen Jahren, als sich Meingast von uns trennte —»

«Aber Sündenwahn *ist* ein Symptom für gewisse Störungen!» erinnerte ihn Siegmund mit dem verzweifelten Gleichmut des Fachmanns.

«Du kennst natürlich nur Symptome!» verteidigte Walter lebhaft seine Clarisse. «Denn das andere ginge über deine Erfahrung hinaus. Aber vielleicht ist gerade dieser Aberglaube, der alles, was nicht zur gemeinsten Erfahrung stimmt, als eine Störung behandelt, die Sünde und Sündengestalt unseres Lebens! Und Clarisse verlangt eine innere Aktion dagegen. Schon vor vielen Jahren, damals, als sich Meingast von uns trennte, haben wir –» Er dachte an die Geschichte, wie Clarisse und er Meingasts «Sünden auf sich nahmen», aber es war aussichtslos, Siegmund den Vorgang einer geistigen Erweckung zu erklären, und so schloß er unbestimmt mit den Worten: «Und schließlich, daß es immer Menschen gegeben hat, die die Sünden aller gleichsam auf sich lenkten oder auch in sich verdichteten, wirst du vielleicht selbst nicht leugnen?!»

Sein Schwager sah ihn zufrieden an. «Nun also!» gab er freundlich zur Antwort. «Da beweist du jetzt selbst, was ich schon zu Anfang behauptet habe. Daß sie sich von Sünden bedrückt glaubt, ist ein typisches Verhalten bei gewissen Störungen. Aber es gibt im Leben auch untypische Verhaltensweisen: Mehr habe ich nicht behauptet.»

«Und diese übertriebene Strenge, mit der sie alles durchführt?» fragte Walter nach einer Weile seufzend. «Ein solcher Rigorismus ist doch kaum noch normal zu nennen?»

Indessen hatte Clarisse eine wichtige Unterredung mit Meingast. «Du hast gesagt,» erinnerte sie ihn «daß die Menschen, die sich darauf etwas zugute tun, daß sie die Welt erklären und verstehen, niemals etwas an ihr ändern werden?»

«Ja» erwiderte der Meister. ««Wahr» und «Falsch», das sind die Ausreden derer, die nie zu einer Entscheidung kommen wollen. Denn die Wahrheit ist ein Ding ohne Ende.»

«Darum hast du gesagt, daß man den Mut haben muß, sich zwischen «Wert» und «Unwert» zu entscheiden?!» forschte Clarisse.

«Ja» sagte der Meister etwas gelangweilt.

«Wunderbar verächtlich ist auch die von dir geprägte Formel,» rief Clarisse aus «daß im heutigen Leben die Menschen bloß das tun, was geschieht!»

Meingast blieb stehn und blickte zu Boden; man hätte ebensogut meinen können, daß er sein Ohr neige wie daß er ein Steinchen betrachte, das rechts vor ihm am Weg liege. Aber Clarisse fuhr nicht fort, ihm den Honig des Lobs darzureichen; auch sie hatte jetzt den Kopf gebeugt, so daß ihr Kinn beinahe in der Halsgrube ruhte, und ihr Blick bohrte sich zwischen Meingasts Stiefelspitzen in die Erde; eine leichte Röte zog in ihrem fahlen Antlitz auf, als sie, vorsichtig die Stimme dämpfend, mit den Worten fortfuhr: «Du hast gesagt, alle Sexualität ist nur ein Bocksprung!»

«Ja, das habe ich bei einer bestimmten Gelegenheit gesagt. Was unserer Zeit an Willen abgeht, verausgabt sie, abgesehen von ihrer sogenannten wissenschaftlichen Tätigkeit, in Sexualität!»

Clarisse zögerte eine Weile, dann sagte sie: «Ich selbst habe viel Willen, aber Walter macht Bocksprünge!»

«Was ist eigentlich zwischen euch los?» fragte der Meister, neugierig geworden, fügte aber sogleich beinahe angewidert hinzu: «Ich kann es mir natürlich denken.»

Sie befanden sich in einer Ecke des baumlosen Gartens, der in der vollen Frühlingssonne lag, und

ungefähr in der schräg gegenüberliegenden Ecke kauerte Siegmund am Boden, während Walter, neben ihm stehend, lebhaft auf ihn einsprach. Der Garten hatte die Form eines an die Längsmauer des Hauses gelehnten Rechtecks, um dessen Gemüse- und Blumenbeete ein Kiesweg lief, während zwei Mittelwege mit ihrem Kies auf der noch unbewachsenen Erde ein helles Kreuz bildeten. Clarisse erwiderte, vorsichtig zu den beiden anderen Männern hinüberspähend: «Er kann vielleicht nicht dafür: du mußt wissen, daß ich Walter in einer Weise anziehe, die nicht recht ist.»

«Ich kann es mir vorstellen» erwiderte diesmal der Meister mit einem teilnehmenden Blick. «Du hast etwas Knabenhaftes.»

Clarisse fühlte bei diesem Lob ein Glück durch ihre Adern springen wie Hagelkörner. «Hast du <damals> gesehn, daß ich mich rascher anzuziehn vermag als ein Mann?!» fragte sie ihn geschwind.

In das wohlwollend gefaltete Gesicht des Philosophen geriet Verständnislosigkeit. Clarisse kicherte. «Das ist so ein Doppelwort» erklärte sie. «Es gibt auch andere: Lustmord zum Beispiel.»

Nun fand es der Meister wohl gut, sich von nichts überrascht zu zeigen. «Doch, doch,» erwiderte er «ich weiß. Du hast ja einmal behauptet, daß es Lustmord sei, wenn man die Liebe in der üblichen Umarmung löscht.» Aber was sie mit dem Anziehen meine, wollte er wissen.

«Gewährenlassen ist Mord» erklärte Clarisse mit der Schnelligkeit eines, der auf glattem Boden seine Kunststücke zeigt und vor Behendigkeit ausrutscht.

«Weißt du,» gestand Meingast «jetzt kenne ich mich wahrhaftig nicht mehr aus. Nun sprichst du doch wieder von dem Kerl, dem Zimmermann. Was willst du von ihm?»

Clarisse scharfte nachdenklich mit der Fußspitze im Kies. «Das ist das gleiche» antwortete sie. Und plötzlich sah sie zum Meister auf. «Ich glaube, Walter sollte mich verleugnen lernen» sagte sie in einem kurz abgeschnittenen Satz.

«Ich kann das nicht beurteilen» meinte Meingast, nachdem er vergeblich eine Fortsetzung erwartet hatte. «Aber sicher sind die radikalen Lösungen immer die besseren.»

Er hatte das bloß für alle Fälle gesagt. Aber Clarisse senkte nun wieder den Kopf, so daß sich ihr Blick irgendwo in Meingasts Anzug vergrub, und nach einer Weile näherte sie ihre Hand langsam seinem Unterarm. Sie hatte plötzlich unbändige Lust, diesen harten, mageren Arm unter dem weiten Ärmel anzufassen und den Meister zu berühren, der sich verstellte, als wüßte er nichts von den erleuchtenden Worten, die er über den Zimmermann gesagt hatte. Es waltete, während es geschah, in ihr die Empfindung, daß sie einen Teil von sich zu ihm hinüberschiebe, und in der Langsamkeit, mit der ihre Hand in seinem Ärmel verschwand, in dieser flutenden Langsamkeit, kreisten Trümmer einer unbegreiflichen Wollust, die von der Wahrnehmung herrührten, daß der Meister stillhalte und sich von ihr berühren lasse.

Meingast aber sah aus irgendeinem Grund entgeistert auf die Hand, die seinen Arm in der Art umklammerte und an ihm hinanstieg, wie sich ein vielbeiniges Tier auf sein Weibchen schiebt; er sah unter den gesenkten Augenlidern der kleinen Frau etwas zucken, das ungewöhnlich war: er begriff einen zweifelhaften Vorgang, der durch die Öffentlichkeit, in der er sich abspielte, ihn rührte. «Komm!» schlug er vor, freundlich ihre Hand entfernend: «Wenn wir hier stehen bleiben, sind wir allen zu sichtbar; wir wollen wieder auf und ab gehen!»

Während sie nun auf und ab wandelten, erzählte Clarisse: «Ich ziehe mich rasch an; rascher als

ein Mann, wenn es sein muß. Die Kleider fliegen mir auf den Leib, wenn ich so – wie soll ich das nennen? – wenn ich eben so bin! Das ist vielleicht eine Art Elektrizität; was zu mir gehört, ziehe ich an. Aber es ist gewöhnlich eine unheilvolle Anziehung.»

Meingast lächelte zu diesen Wortspielen, die er noch immer nicht verstand, und suchte auf Geratewohl nach einer eindrucksvollen Erwiderung. «Du ziehst also deine Kleider sozusagen an wie ein Held das Schicksal?» gab er zur Antwort.

Zu seiner Überraschung blieb Clarisse stehen und rief aus: «Ja, gerade das ist es! Wer so lebt, fühlt das auch mit Kleid, Schuh, Messer und Gabel!»

«Es ist etwas Wahres daran» bestätigte der Meister diese dunkel überzeugende Behauptung. Dann fragte er geradeswegs: «Wie machst du es eigentlich mit Walter?»

Clarisse verstand nicht. Sie sah ihn an und gewahrte in seinem Auge plötzlich gelbe Wolken, die in einem wüsten Wind zu treiben schienen. «Du hast gesagt,» fuhr Meingast zögernd fort «daß du ihn in einer Weise anziehst, die <nicht recht> ist. Die also wahrscheinlich nicht die rechte einer Frau ist? Wie ist das? Bist du überhaupt gegen Männer frigid?»

Clarisse kannte das Wort nicht.

«Frigid ist,» erklärte der Meister «wenn eine Frau an der Umarmung der Männer kein Gefallen findet.»

«Aber ich kenne doch nur Walter» wandte Clarisse eingeschüchtert ein.

«Nun ja, aber nach allem, was du gesagt hast, müßte man es doch annehmen?»

Clarisse war verblüfft. Sie mußte nachdenken. Sie wußte es nicht. «Ich? Ich darf doch nicht; ich muß es ja gerade hindern!» sagte sie. «Ich darf es nicht gelten lassen!»

«Was du sagst!» Jetzt lachte der Meister unanständig. «Du mußt verhindern, daß du etwas empfindest? Oder daß Walter auf seine Kosten kommt?»

Clarisse wurde rot. Aber damit wurde ihr auch klarer, was sie zu sagen habe. «Wenn man nachgibt, ertrinkt alles in Geschlechtslust» erwiderte sie ernst. «Ich erlaube der Lust der Männer nicht, sich von ihnen zu trennen und meine Lust zu werden. Darum ziehe ich sie schon an, seit ich ein kleines Mädchen war. Es ist etwas mit der Lust der Männer nicht in Ordnung.» Aus verschiedenen Gründen zog es nun Meingast vor, darauf nicht einzugehen. «Kannst du dich denn so beherrschen?» fragte er.

«Ja, das ist verschieden» gab Clarisse aufrichtig zu. «Aber ich habe dir ja gesagt: ich wäre ein Lustmörder, wenn ich ihn gewähren ließe!» Eifriger werdend, fuhr sie fort: «Meine Freundinnen sprechen davon, daß man in den Armen eines Mannes <vergeht>. Ich kenne das nicht. Ich bin noch nie in den Armen eines Mannes vergangen. Aber ich kenne das Vergehen außerhalb der Umarmung. Du kennst es sicher auch; denn du hast doch gesagt, daß die Welt viel zu wahnfrei sei –!» Meingast wehrte mit einer Gebärde ab, als hätte sie ihn nicht recht verstanden. Aber nun war es ihr schon allzu klar: «Wenn du zum Beispiel sagst, daß man sich gegen das Minderwertige zugunsten des Höherwertigen entscheiden muß,» rief sie aus «so heißt das doch: es gibt ein Leben in einer Wollust, die ungeheuer und ohne Grenzen ist! Das ist nicht die des Geschlechts, es ist die Wollust des Genies! Und an der übt Walter Verrat, wenn ich ihn nicht hindere!»

Meingast schüttelte den Kopf. Verneinung war in ihm bei dieser veränderten und leidenschaftlichen Wiedergabe seiner Worte, es war eine aufgescheuchte, beinahe ängstliche Verneinung; und von allem, was sie enthielt, erwiderte er das Zufälligste: «Es ist doch fraglich,

ob er anders überhaupt könnte!»

Clarisse blieb stehn, als hätte sie Blitzwurzeln in den Boden geschlagen. «Er muß!» rief sie aus. «Gerade du hast uns doch gelehrt, daß man muß!»

«Das ist richtig» gab der Meister zögernd zu und mahnte durch sein Beispiel vergeblich ans Weitergehn. «Aber *was* willst du eigentlich?»

«Siehst du, ich habe noch nichts gewollt, ehe du gekommen bist» sagte Clarisse leise. «Aber es ist doch so entsetzlich, dieses Leben, das aus dem Ozean der Lebenslüste nur das bißchen Geschlechtslust holt! Und jetzt will ich etwas.»

«Danach frage ich dich doch» half Meingast nach.

«Man muß zu einem Zweck auf der Welt sein. Man muß zu etwas *gut* sein. Sonst bleibt alles schrecklich verworren» gab Clarisse zur Antwort.

«Hängt es mit Moosbrugger zusammen, was du willst?» forschte Meingast.

«Das kann man nicht erklären. Man muß sehen, was daraus wird!» entgegnete Clarisse. Dann fügte sie nachdenklich hinzu: «Ich werde ihn entführen, ich werde einen Skandal heraufbeschwören!» Ihr Ausdruck veränderte sich dabei zum Geheimnisvollen. «Ich habe dich beobachtet» sagte sie plötzlich. «Es kommen und gehn bei dir geheimnisvolle Leute! Du lädst sie ein, wenn du glaubst, daß wir außer Haus sind. Es sind Knaben und junge Männer! Du sagst nicht, was sie wollen!» Meingast starrte sie fassungslos an. «Du bereitest etwas vor,» fuhr Clarisse fort «du setzt es in Gang! Aber ich —» stieß sie flüsternd hervor «ich bin auch so stark, daß ich mit mehreren gleichzeitig Freundschaft halten kann! Ich habe den Charakter und die Pflichten eines Mannes erworben! Ich habe im Umgang mit Walter männliche Empfindungen erlernt!...» Wieder griff ihre Hand nach Meingasts Arm. Man merkte ihr an, daß sie nichts davon wisse. Die Finger kamen in der Haltung von Krallen aus dem Ärmel hervor. «Ich bin ein Doppelwesen,» wisperte sie «das mußt du wissen! Aber es ist nicht leicht. Du hast recht, daß man dabei die Gewalt nicht scheuen darf!»

Meingast sah sie noch immer verlegen an. Er kannte sie nicht in diesen Zuständen. Der Zusammenhang, den ihre Worte hatten, blieb ihm unverständlich. Für Clarisse war in diesem Augenblick nichts einfacher als der Begriff des Doppelwesens, aber Meingast fragte sich, ob sie etwas von seinem geheimen Umgang erraten habe und darauf anspiele. Es gab noch nicht viel zu erraten; er hatte erst vor kurzem begonnen, in Einklang mit seiner Männer-Philosophie einen Wandel in seinen Empfindungen wahrzunehmen und junge Männer an sich zu ziehn, die etwas mehr bedeuteten als Schüler. Aber vielleicht hatte er deshalb seinen Aufenthalt gewechselt und war hierher gekommen, wo er sich vor Beobachtung sicher fühlte; er hatte noch nie an eine solche Möglichkeit gedacht, und diese kleine, unheimlich gewordene Person zeigte sich anscheinend imstande vorauszuahnen, was sich mit ihm zutrug. Ihr Arm kam auf irgendeine Weise immer länger aus dem Ärmel des Kleids hervor, ohne daß sich die Entfernung zwischen den beiden Körpern, die er verband, geändert hätte, und dieser nackte, magere Unterarm zusammen mit der daran sitzenden Hand, die Meingast berührte, hatte im Augenblick eine so ungewöhnliche Gestalt, daß in der Phantasie des Mannes alles durcheinandergeriet, was vordem noch Grenzen gehabt hatte.

Aber Clarisse brachte nun nicht mehr hervor, was sie soeben noch hatte sagen wollen, obwohl es in ihr klar zutage lag. Die Doppelworte waren Zeichen dafür, verstreut in der Sprache wie Äste, die man knickt, oder Blätter, die man auf den Boden streut, um einen heimlichen Weg finden zu lassen. Es wiesen «Lustmord» und «Anziehen», so wies aber auch «schnell», und viele, vielleicht



sogar alle anderen Worte wiesen auf zwei Bedeutungen, von denen die eine geheim und persönlich war. Eine doppelte Sprache bedeutet aber ein doppeltes Leben. Die gewöhnliche ist offenbar das der Sünde, die geheime das der Lichtgestalt. So war zum Beispiel «schnell» in seiner Sündengestalt die gewöhnliche aufreibende, alltägliche Eile, in der Lustgestalt schnellte davon aber alles und federte in lustvollen Sprüngen. Dann kann man aber für Lustgestalt auch Kraftgestalt oder Unschuldsgestalt sagen und andererseits die Sündengestalt mit allen Namen nennen, die etwas von Niedergedrücktheit, Flauheit und der Unentschiedenheit des gemeinen Lebens haben. Das waren merkwürdige Beziehungen zwischen den Dingen und dem Ich, so daß etwas, das man tat, seine Wirkung hatte, wo man sie nie vermutet hätte; und je weniger sich Clarisse darüber aussprechen konnte, desto lebhafter entfalteten sich innen die Worte und gingen rascher, als sie einzusammeln waren. Aber eine Überzeugung besaß sie nun schon geraume Zeit: die Pflicht, das Vorrecht, die Aufgabe dessen, was man Gewissen, Wahn, Wille nennt, ist es, die starke Gestalt, die Lichtgestalt zu finden. Es ist die, wo nichts zufällig ist, worin kein Raum ist zu schwanken, wo Glück und Zwang zusammenfallen. Andere Leute haben das «wesentlich leben» genannt, sprachen vom «intelligiblen Charakter», bezeichneten den Instinkt als die Unschuld und den Intellekt als die Sünde: Clarisse konnte so nicht denken, aber sie hatte die Entdeckung gemacht, man könne ein Geschehen in Gang bringen, und manchmal bänden sich dann von selbst Teile der Lichtgestalt daran und wären auf diese Weise eingekörpert. Aus Gründen, die in erster Linie mit Walters empfindungsreichem Nichtstun zusammenhingen, weiter aber aus heldenhafter Ehrsucht, der immer die Mittel gefehlt hatten, war sie bis zu dem Gedanken geführt worden, jeder Mensch könne sich durch etwas, das er gewalttätig unternehme, ein Denkmal voransetzen und werde dann von diesem nachgezogen. Darum war ihr auch ganz unklar, was sie mit Moosbrugger vorhatte, und sie konnte Meingast nichts auf seine Frage antworten.

Sie wollte es überdies nicht. Walter hatte ihr zwar verboten zu sagen, daß sich der Meister wieder verwandle, aber ohne Zweifel ging dessen Geist zur heimlichen Vorbereitung einer Tat über, von der sie nichts wußte und die so herrlich sein konnte, wie es sein Geist war. Er mußte sie also verstehn, wenn er sich auch verstellte. Je weniger sie sagte, desto mehr zeigte sie ihm ihr Wissen. Sie durfte ihn auch anfassen, und er konnte es ihr nicht verwehren. Er anerkannte damit ihr Vorhaben, und sie drang in das seine ein und hatte teil daran. Auch das war irgendeine Art von Doppelwesen, und ein so starkes, daß es ihr gar nicht mehr klar wurde. Durch ihren Arm floß alles, was sie an Kraft hatte und in seinen Maßen gar nicht kannte, in einem schier unerschöpflichen Strom zu dem geheimnisvollen Freund hinüber und hinterließ sie in einer Ohnmacht und Ausgehöhltheit des Marks, die jede Empfindung der Liebe übertraf. Sie konnte nichts tun, als lächelnd ihre Hand anzuschauen, oder abwechselnd ihm ins Gesicht zu blicken. Und auch Meingast tat nichts anderes, als daß er abwechselnd sie und ihre Hand anblickte.

Und plötzlich geschah dabei etwas, das Clarisse zuerst ganz unvorbereitet traf, dann aber in einen Taumel mädaischen Entzückens versetzte: Meingast hatte in seinem Gesicht ein überlegenes Lächeln festzuhalten versucht, das ihn davor schützen sollte, ihr seine Unsicherheit zu verraten; diese wuchs aber von Minute zu Minute und entstand immer von neuem aus etwas scheinbar Unbegreiflichem. Denn es gibt vor jeder unter Zweifeln verantworteten Tat eine Zeitspanne der Schwäche, die den Augenblicken der Reue nach der Tat entspricht, wenngleich sie im natürlichen Verlauf des Geschehens kaum in Erscheinung tritt. Die Überzeugungen und heftigen Einbildungen, von denen die fertige Handlung geschützt und gutgeheißen wird, haben da noch nicht ihre volle Ausbildung erreicht und schwanken in der zusammenströmenden Leidenschaft ähnlich unsicher und unfest, wie sie vielleicht später in der rückströmenden Leidenschaft der Reue zittern oder zusammenbrechen werden. In diesem Zustand seiner Absichten war Meingast überrascht worden. Es war ihm doppelt peinlich, aus Gründen der Vergangenheit und auch des

Ansehens, das er jetzt bei Walter und Clarisse genoß, und jede heftige Erregung ändert noch dazu das Bild der Wirklichkeit in ihrem Sinn, so daß sie daraus neue Steigerung in sich aufnehmen kann: Die Unheimlichkeit, in der sich Meingast befand, machte ihm Clarisse unheimlich, die Furcht gab ihr etwas Furchtbares, und die Versuche, sich nüchtern auf die Wahrheit zu besinnen, vermehrten bloß durch ihre Ohnmacht die Bestürzung. So kam es, daß das Lächeln, statt überlegene Ruhe vorzutäuschen, in seinem Gesicht von einem Augenblick zum andern etwas Steiferes annahm, ja etwas steif Schwebendes und schließlich sogar steif wie auf Stelzen davon zu schweben schien. In diesem Augenblick benahm sich der Meister nicht anders, als es ein großer Hund tut, der ein ungewöhnlich kleines Tier vor sich hat, das er sich nicht anzufallen traut, wie eine Raupe, Kröte oder Schlange: er richtete sich immer höher auf seinen langen Beinen auf, verzog die Lippen und den Rücken und sah sich plötzlich durch die Ströme des Unbehagens von dem Ort fortgezogen, wo sie ihre Quelle hatten, ohne daß er imstande gewesen wäre, seine Flucht durch ein Wort oder eine Gebärde zu verschleiern. Clarisse ließ ihn nicht los; bei den ersten, zögernden Schritten mochte das noch einem arglosen Eifer gleichen, aber später zerrte er sie mit sich und fand kaum die nötigsten Worte, ihr zu erklären, daß er auf sein Zimmer eilen und arbeiten wolle. Es gelang ihm erst im Hausflur, sich ganz von ihr zu befreien, und bis dorthin wurde er nur von seinem Fluchtwillen bewegt, ohne auf Clarissens Worte zu achten und erstickt durch die Vorsicht, die er gleichzeitig anwenden mußte, um Walter und Siegmund nicht aufzufallen. Wirklich hatte Walter diesen Vorgang in seinem allgemeinen Aufbau erraten können. Er gewahrte, daß Clarisse etwas mit Leidenschaft von Meingast fordere, was dieser verweigerte, und eine doppelschraubige Eifersucht bohrte sich in seine Brust. Denn obwohl er aufs schmerzlichste unter der Annahme litt, daß Clarisse ihre Gunst dem Freunde anbiete, war er fast noch heftiger beleidigt, als er sie verschmäht zu sehen glaubte. Führe man das zu Ende, so wollte er Meingast zwingen, daß er Clarisse zu sich nehme, und wäre dann von dem Schwung der gleichen inneren Bewegung in Verzweiflung gestürzt worden. Er war wehmütig und heldisch erregt. Er ertrug es nicht, während Clarisse auf der Schneide ihres Schicksals stand, von Siegmund gefragt zu werden, ob man die Stecklinge in lockeren Boden setzen oder die Erde rings um sie festklopfen müsse. Er mußte etwas sagen und fühlte sich in dem Zustand eines Klaviers in der Hundertstelsekunde zwischen dem Augenblick, wo der zehnfingerige Schwung eines ungeheuren Anschlags hineinfährt, und dem Aufheulen. Er hatte Licht in der Kehle. Worte, die alles ganz anders darstellen mußten als üblich. Aber unerwarteterweise war das einzige, was er hervorbrachte, etwas völlig davon Verschiedenes: «Ich werde es nicht dulden!» wiederholte er, mehr in den Garten hinaus als zu Siegmund.

Nun zeigte sich aber, daß dieser, scheinbar bloß mit Stecklingen und dem Häufeln von Erde beschäftigt, doch auch die Vorgänge beobachtet und sich sogar darüber Gedanken gemacht hatte. Denn Siegmund stand auf, klopfte sich die Knie sauber und gab seinem Schwager einen Rat. «Wenn du glaubst, daß sie zu weit geht, müßtest du sie eben auf andere Ideen bringen» sagte er in einer Art, als verstünde es sich von selbst, daß er die ganze Zeit über mit ärztlicher Gewissenhaftigkeit erwogen habe, was ihm von Walter anvertraut worden sei.

«Wie soll ich das denn machen?!» fragte Walter verdutzt.

«Wie es ein Mann eben tut» sagte Siegmund. «Der Weiber Weh und Ach ist immer von dem gleichen Punkt aus zu kurieren, oder wie es schon heißt!» Er ließ sich sehr viel von Walter gefallen, und das Leben ist voll solcher Beziehungen, wo einer den andern duckt und verdrängt, der sich nicht dagegen auflehnt. Genau genommen und nach Siegmunds eigener Überzeugung: gerade das gesunde Leben ist so. Denn die Welt wäre wahrscheinlich schon zur Zeit der Völkerwanderung zugrunde gegangen, wenn sich jeder bis auf den letzten Blutstropfen gewehrt

hätte. Statt dessen haben sich aber immer die Schwächeren nachgiebig verzogen und haben andere Nachbarn gesucht, die von ihnen verdrängt werden konnten; und nach diesem Muster vollziehen sich die menschlichen Beziehungen in ihrer Mehrheit noch bis heute, und alles wird dabei mit der Zeit von selbst gut. Siegmund war in seinem Familienkreis, wo Walter als ein Genie galt, stets ein wenig als Dummkopf behandelt worden, hatte das auch anerkannt und wäre noch heute in jedem Fall der Nachgiebige und Huldigende gewesen, wo der Familienrang auf dem Spiel stand. Denn seit Jahren war diese alte Eingliederung im Verhältnis zu den neu entstandenen Lebensbeziehungen unwichtig geworden und wurde gerade deshalb so gelassen, wie es das Herkommen war. Siegmund hatte nicht nur eine recht gute Praxis als Arzt – und der Arzt herrscht, anders als der Beamte, nicht durch fremde Macht, sondern durch sein persönliches Können, er kommt zu Menschen, die von ihm Hilfe erwarten und sie fügsam entgegennehmen! – sondern besaß auch eine vermögende Frau, die ihm in kurzer Zeit sich und drei Kinder geschenkt hatte und von ihm, wenn auch nicht oft, so doch regelmäßig wenn es ihm paßte, mit anderen Frauen betrogen wurde. Darum war er durchaus in der Lage, wenn er wollte, Walter einen selbstgewissen und verlässlichen Rat zu geben.

In diesem Augenblick kam Clarisse aus dem Haus ins Freie zurück. Sie erinnerte sich nicht mehr, was während des Hinstürmens gesprochen worden war. Wohl wußte sie, daß der Meister vor ihr die Flucht ergriffen hatte; aber diese Erinnerung hatte die Einzelheiten verloren, hatte sich geschlossen und zusammengefaltet. Es war etwas geschehn! Mit dieser einzigen Vorstellung in ihrem Gedächtnis, fühlte sich Clarisse wie ein Mensch, der aus einem Gewitter kommt und noch am ganzen Leib von sinnlicher Kraft geladen ist. Vor sich, wenige Meter vom Fuß der kleinen Steintreppe entfernt, auf die sie hinaustrat, sah sie eine tiefschwarze Amsel mit einem feuerfarbenen Schnabel sitzen, die einen dicken Wurm verspeiste. Es war eine ungeheure Energie in dem Tier oder in den beiden gegensätzlichen Farben. Man hätte nicht sagen können, daß Clarisse dabei etwas dachte; vielmehr antwortete etwas hinter ihr von allen Seiten. Die schwarze Amsel war eine Sündengestalt im Augenblick der Gewaltanwendung. Der Wurm die Sündengestalt eines Schmetterlings. Die beiden Tiere waren ihr vom Schicksal auf den Weg geschickt, als Zeichen, daß sie handeln müsse. Man sah, wie die Amsel die Sünden des Wurms in sich aufnahm durch ihren brennend-orangeroten Schnabel. War sie nicht das «schwarze Genie?» So wie die Taube der «weiße Geist» ist? Bildeten die Zeichen keine Kette? Der Exhibitionist mit dem Zimmermann, mit der Flucht des Meisters ...? Nicht einer dieser Einfälle war in solcher entwickelten Form in ihr, sie saßen unsichtbar in den Wänden des Hauses, angerufen, doch ihre Antwort noch bei sich behaltend; aber was Clarisse wirklich fühlte, als sie auf die Treppe hinaustrat und den Vogel sah, der den Wurm fraß, war eine unaussprechliche Übereinstimmung des inneren Geschehens mit dem äußeren.

Sie übertrug sich in einer merkwürdigen Art auf Walter. Der Eindruck, den er empfing, entsprach sofort dem, was er «Gott anrufen» genannt hatte; er kam diesmal ohne alle Unsicherheit darauf. Er konnte nicht ausnehmen, was in Clarisse vor sich gehe, dazu war die Entfernung zu groß; aber etwas Nicht-Zufälliges gewahrte er an ihrer Haltung, wie sie vor der Welt dastand, in die die kleine Treppe hinabführte wie eine Badetreppe ins Wasser. Es war etwas Gehobenes. Es war nicht die Haltung des gewöhnlichen Lebens. Und er begriff plötzlich: Dieses gleiche Nichtzufälligkeit meint Clarisse, wenn sie sagt: «Dieser Mann ist nicht zufällig unter meinem Fenster!» Er selbst fühlte, seine Frau anblickend, wie der Druck fremd dahinströmender Kräfte in die Erscheinungen eintrat und sie füllte. In der Tatsache, daß er da und Clarisse dort stand, schräg vor ihm, der sein Auge unwillkürlich nach der Längsachse des Gartens richtete und es drehen mußte, um Clarisse scharf zu sehn: schon in diesem schlichten Verhältnis überwog plötzlich der stumme Nachdruck des Lebens die natürliche Zufälligkeit. Aus der Fülle der sich vor dem Auge

drängenden Bilder tauchte etwas Geometrisch-Linienhaftes und Ungewöhnliches empor. So konnte es zugehen, wenn Clarisse in fast stofflosen Übereinstimmungen, wie dem Umstand, daß ein Mann unter ihrem Fenster stünde und ein anderer Zimmermann wäre, einen Sinn fand; die Geschehnisse hatten dann wohl eine Art sich aneinander zu lagern, die anders war als die gewöhnliche, gehörten einem fremden Ganzen an, das andere Seiten an ihnen hervorkehrte, und weil es diese aus ihren unaufdringlichen Verstecken hervorholte, Clarisse zu der Behauptung ermächtigte, sie selbst sei es, die das Geschehen anziehe: Es war schwer, das nüchtern auszudrücken, aber schließlich fiel Walter auf, daß es doch gerade etwas ihm Wohlbekanntem aufs nächste verwandt wäre, nämlich dem, was geschehe, wenn man ein Bild male. Auch ein Bild schließt auf eine nicht bekannte Weise jede Farbe und Linie aus, die nicht mit seiner Grundform, seinem Stil, seiner Palette übereinstimmt, und zieht andererseits das aus der Hand, was es braucht, kraft genialer Gesetze, die anders als die gewöhnlichen der Natur sind. In diesem Augenblick war nichts mehr von jenem runden Wohlgefühl der Gesundheit an ihm, das die Auswüchse des Lebens auf das mustert, was sich brauchen ließe, wie er es noch vor kurzem gepriesen hatte; eher das Leid eines Knaben, der sich zu einem Spiel nicht hintraut.

Aber Siegmund war nicht der Mann, wenn er einmal etwas aufgegriffen hatte, es rasch aus der Hand zu legen. «Clarisse ist übernervös» stellte er fest. «Sie hat immer mit dem Kopf durch die Wand wollen, und in irgend etwas steckt ihr Kopf jetzt fest. Du mußt ordentlich anpacken, auch wenn sie sich wehrt!»

«Ihr Ärzte versteht von seelischen Vorgängen nicht das geringste!» rief Walter aus. Er suchte nach einem zweiten Angriffspunkt und fand, ihn. «Du sprichst von <Zeichen>» fuhr er fort, wobei sich über seine Gereiztheit die Freude lagerte, daß er von Clarisse sprechen konnte «und prüfst besorgt, wann Zeichen eine Störung sind und wann nicht; aber ich sage dir: der wirkliche Zustand des Menschen ist der, wo alles Zeichen ist! Einfach alles! Du kannst vielleicht der Wahrheit ins Auge schauen, aber nie wird dir die Wahrheit ins Auge schauen; dieses göttlich unsichere Gefühl wirst du nie kennen lernen!»

«Ihr seid ja beide verrückt!» bemerkte Siegmund trocken.

«Ja, natürlich sind wir es!» rief Walter aus. «Du bist als Mensch doch unschöpferisch: du hast nie erfahren, was <sich ausdrücken> bedeutet, daß es für den Künstler überhaupt erst <verstehen> bedeutet! Der Ausdruck, den wir den Dingen geben, entwickelt erst den Sinn, sie richtig aufzunehmen. Ich verstehe erst, was ich oder ein anderer will, indem ich es ausführe! Das ist unsere lebendige Erfahrung, zum Unterschied von deiner toten! Du wirst natürlich sagen, das sei paradox, eine Verwechslung von Ursache und Wirkung, du, mit deiner medizinischen Kausalität!»

Aber Siegmund sagte nicht das, sondern wiederholte bloß unbeirrt: «Es ist sicher zu ihrem eigenen Vorteil, wenn du dir nicht zuviel von ihr gefallen läßt. Nervöse Menschen bedürfen einer gewissen Strenge.»

«Und wenn ich am offenen Fenster Klavier spiele» fragte Walter, die Warnung seines Schwagers scheinbar überhörend: «was tue ich? Menschen gehen vorbei, vielleicht sind Mädchen darunter, wer will, bleibt stehn, ich spiele für junge Liebespaare und einsame Alte. Es sind Kluge und Dumme. Ich gebe ihnen ja auch nicht Vernunft. Was ich spiele, ist nicht Vernunft. Ich teile mich ihnen mit. Ich sitze unsichtbar in meinem Zimmer und gebe ihnen Zeichen: ein paar Töne, und es ist ihr Leben, und es ist mein Leben. Du könntest wirklich sagen, daß auch das verrückt ist! ...» Plötzlich verstummte er. Das Gefühl: «Ach, ich wüßte euch allen wohl etwas zu sagen!», dieses Grund-Ehrgeiz-Gefühl des sich zur Mitteilung gedrängt fühlenden Erdenbürgers mittleren

Schaffensvermögens, klappte zusammen. Jedesmal, wenn Walter in der weichen Leere hinter seinem geöffneten Fenster saß und mit dem hohen Bewußtsein des Künstlers, der tausende Unbekannte beglückt, seine Musik in die Luft hinausließ, war dieses Gefühl wie ein aufgespannter Schirm, und jedesmal war es wie ein schlottrig-eingezogener, sobald er zu spielen aufhörte. Dann war alle Leichtigkeit weg, alles Geschehene war so gut wie nicht geschehen, und er konnte nur noch in der Art sprechen, daß die Kunst den Zusammenhang mit dem Volk verloren habe und alles schlecht sei. Er erinnerte sich daran und wurde mutlos. Er wehrte sich dagegen. Und Clarisse hatte gesagt: Man muß die Musik «bis zu Ende» spielen. Clarisse hatte gesagt: Man versteht etwas nur so lange, als man es selbst mitmacht! Clarisse hatte aber auch gesagt: Darum müssen wir selbst ins Irrenhaus! Der «innere Schirm» Walters flatterte halbeingezogen in unregelmäßigen Sturmstößen.

Siegmund sagte: «Nervöse Menschen brauchen eine gewisse Führung, es ist zu ihrem eigenen Vorteil. Du hast selbst gesagt, daß du das nicht mehr dulden willst. Ich kann dir als Arzt und Mann auch nur das gleiche raten: zeig ihr, daß du ein Mann bist; ich weiß, daß sie sich dagegen wehrt, aber es wird ihr schon gefallen!» Siegmund wiederholte wie eine zuverlässige Maschine unermüdlich das, was nun einmal sein «Ergebnis» geworden war.

Walter, in einem «Sturmstoß», antwortete: «Diese medizinische Überschätzung des geordneten Geschlechtslebens ist überhaupt von gestern! Wenn ich Musik mache, male oder denke, wirke ich auf Nahe und Ferne, ohne den einen zu nehmen, was ich den anderen gebe. Im Gegenteil! Laß dir nur gesagt sein, daß die private Lebensauffassung heute wahrscheinlich nirgends mehr eine Berechtigung hat! Auch in der Ehe nicht!»

Aber der dichtere Druck war auf Seiten Siegmunds, und Walter segelte vor dem Wind zu Clarisse hinüber, die er während dieses Gesprächs nicht aus den Augen gelassen hatte. Es war ihm unangenehm, daß man von ihm sagen könnte, er sei kein Mann; er kehrte dieser Behauptung den Rücken, indem er sich von ihr zu Clarisse hintreiben ließ. Und auf halbem Wege fühlte er zwischen den sich ängstlich entblößenden Zähnen, daß er mit der Frage beginnen müsse: «Was soll es heißen, daß du von Zeichen redest!?»

Aber Clarisse sah ihn kommen. Sie sah ihn schon auf seinem Platz schwanken, als er noch stand. Dann wurden seine Füße aus der Erde gezogen und trugen ihn her. Clarisse machte das mit einer wilden Lust mit. Die Amsel flog erschreckt auf und nahm hastig ihren Wurm mit. Die Bahn war nun ganz frei für die Anziehung. Aber plötzlich überlegte es sich Clarisse anders und wich einer Begegnung diesmal aus, indem sie langsam längs der Hauswand das Freie suchte, ohne sich aber von Walter abzuwenden, aber schneller, als der Zögernde aus dem Bereich der Fernwirkung in den von Rede und Gegenrede gelangte.

[<]

27

Agathe wird alsbald durch General Stumm für die Gesellschaft entdeckt

Seit sich Agathe mit ihm vereinigt hatte, stellten die Beziehungen, die Ulrich mit dem großen Bekanntenkreis des Hauses Tuzzi verbanden, zeitraubende gesellschaftliche Aufgaben, denn die lebhaftere Wintergesellschaft war trotz der vorgerückten Jahreszeit noch nicht zu Ende und die Teilnahme, die man Ulrich nach dem Tod seines Vaters erwiesen hatte, forderte als Gegengabe,

daß er Agathe nicht verberge, wenn sie auch beide durch ihre Trauerpflicht davon enthoben waren, an großen Festlichkeiten teilzunehmen. Diese Trauerpflicht würde sogar, wenn Ulrich den Vorteil, den sie ihm darbot, in vollem Umfang ausgenützt hätte, dazu hingereicht haben, jeden geselligen Verkehr auf längere Zeit zu meiden und so aus einem Kreis von Personen auszuschneiden, in den er nur durch einen wunderlichen Zustand geraten war. Allein, seit ihm Agathe ihr Leben anvertraut hatte, handelte Ulrich im Gegensatz zu seinem Gefühl und überantwortete einem Teil von sich, den er in der herkömmlichen Vorstellung «Pflichten eines älteren Bruders» einquartiert hatte, viele Entscheidungen, zu denen er sich in ganzer Person unbestimmt verhielt, wenn er sie nicht gar mißbilligte. Zu diesen Pflichten eines älteren Bruders gehörte vornehmlich der Vorsatz, daß Agathes Flucht aus dem Haus ihres Mannes nicht anders enden sollte als im Haus eines besseren Mannes. «Du wirst,» pflegte er zu antworten, sobald sie darauf zu sprechen kamen, daß ihr gemeinsames Leben gewisse Vorkehrungen verlange «wenn es so weiter geht, bald einige Heirats- oder zumindest Liebesanträge bekommen»; und entwarf Agathe Pläne, die über einige Wochen hinausreichten, so erwiderte er: «Bis dahin wird ja doch alles anders sein.» Es würde sie noch mehr verletzt haben, hätte sie nicht den Zwiespalt in ihrem Bruder bemerkt, was sie vorderhand auch davon abhielt, heftigen Widerstand zu leisten, wenn er es für vorteilhaft fand, den geselligen Kreis, den sie durchstreiften, aufs weiteste auszudehnen. Auf diese Weise kam es, daß sich die Geschwister seit Agathes Ankunft weit mehr ins Treiben der Gesellschaft mischten, als es Ulrich für sich allein getan hätte.

Dieses gemeinsame Auftreten, nachdem man durch lange Zeit bloß ihn allein gekannt und von ihm nie ein Wort über seine Schwester vernommen hatte, erregte kein geringes Aufsehn. Eines Tags war General Stumm von Bordwehr mit seiner Ordonnanz, seiner Aktentasche und seinem Laib Brot wieder bei Ulrich erschienen und hatte mißtrauisch witternd die Luft geprüft. In der Luft hing ein unbeschreiblicher Geruch. Dann entdeckte von Stumm einen Damenstrumpf, der an einer Stuhllehne hing, und sagte mißbilligend: «Natürlich, die jungen Herrn!» «Meine Schwester» erklärte Ulrich. «Aber geh! Du hast doch gar keine Schwester!» berichtigte ihn der General. «Da plagen uns die hochwichtigsten Sorgen, und du versteckst dich mit einem Mädel!» Im gleichen Augenblick betrat Agathe das Zimmer, und er verlor die Fassung. Er sah die Verwandtschaft und fühlte an der Arglosigkeit des Auftritts, daß Ulrich die Wahrheit gesprochen habe, ohne doch von dem Gedanken abgeraten zu sein, daß er eine Freundin Ulrichs vor sich habe, die diesem nun freilich unverständlich und irreführend ähnlich sah. «Ich weiß nicht, wie mir in dem Moment geschehen ist, Gnädigste,» erzählte er es später Diotima «aber mir hätte nicht anders zumut sein können, wenn er selbst plötzlich wieder als Fähnrich vor mir gestanden wäre!» Denn Stumm fühlte, da ihm Agathe überaus gefiel, bei ihrem Anblick jenen Stupor, den er als das Anzeichen tiefer Ergriffenheit verstehen gelernt hatte. Seine zarte Leibesfülle und empfindsame Natur neigten zu fluchtartigem Rückzug aus so kniffligen Umständen, und Ulrich erfuhr, trotz aller Bemühungen, ihn zum Bleiben zu veranlassen, nicht mehr viel von den wichtigen Sorgen, die den gebildeten General zu ihm geführt hatten.

«Nein!» tadelte sich dieser. «Nichts ist dermaßen wichtig, daß man deswegen so stören dürfte wie ich!»

«Aber du hast uns doch nicht gestört!» versicherte Ulrich lächelnd. «Was solltest du denn stören!?»

«Nein, natürlich nicht!» versicherte nun Stumm, erst recht verwirrt. «Natürlich, in gewissem Sinn nicht. Aber trotzdem! Schau, ich komm lieber ein anderes Mal wieder!»

«So sag doch wenigstens, warum du da bist, ehe du wieder wegläufst!» forderte Ulrich.

«Aber nichts! Gar nichts! Eine Kleinigkeit!» warf Stumm in seinem Verlangen hin, Fersengeld zu geben. «Ich glaube, das ‹Große Ereignis› beginnt jetzt!»

«Ein Pferd! Ein Pferd! Zu Schiff nach Frankreich!» rief Ulrich in heiterer Erregung durcheinander aus.

Agathe sah ihn verwundert an. «Ich bitte um Verzeihung,» wandte sich der General an sie «Gnädige werden ja gar nicht wissen, um was es sich handelt.»

«Die Parallelaktion hat eine krönende Idee gefunden!» ergänzte Ulrich.

«Nein,» schränkte es der General ein «das habe ich nicht gesagt. Ich habe nur sagen wollen: Das von allen erwartete Ereignis beginnt jetzt zu entstehen!»

«Ach so!» sagte Ulrich. «Das tut es doch schon seit Beginn.»

«Nein» versicherte der General ernst. «Nicht bloß so. Es liegt jetzt derzeit ein ganz entschiedenes Man-weiß-nicht-was in der Luft. Nächstens findet bei deiner Kusine eine ausschlaggebende Zusammenkunft statt. Frau Drangsal –»

«Wer ist das?» unterbrach ihn Ulrich bei diesem neuen Namen.

«Du hast dich eben so zurückgezogen!» warf ihm der General bedauernd vor und wandte sich an Agathe, um das augenblicklich wieder gut zu machen. «Frau Drangsal ist die Dame, die den Dichter Feuermaul protegiert. Den kennst du auch nicht?» fragte er, indem er seinen runden Körper wieder zurück drehte, als aus der Richtung Ulrichs keinerlei Bestätigung kam.

«Doch. Der Lyriker.»

«Halt so Verse» meinte der General, mißtrauisch dem ihm ungewohnten Wort ausweichend.

«Sogar gute. Und allerhand Theaterstücke.»

«Das weiß ich nicht. Ich hab auch meine Aufzeichnungen nicht bei mir. Aber er ist der, der sagt: der Mensch ist gut. Und mit einem Wort, Frau Professor Drangsal protegiert halt die These, daß der Mensch gut ist, und man sagt, das sei eine europäische These, und Feuermaul soll eine große Zukunft haben. Sie aber hat einen Mann gehabt, der als Arzt in der ganzen Welt bekannt war, und wahrscheinlich möchte sie aus dem Feuermaul auch einen berühmten Mann machen: Jedenfalls besteht die Gefahr, daß deine Kusine die Führung verliert und der Salon der Frau Drangsal sie übernimmt, wo ohnehin alle berühmten Leute auch verkehren.»

Der General trocknete sich den Schweiß von der Stirn; Ulrich fand die Aussicht aber gar nicht schlimm.

«Na, weißt du!» tadelte Stumm. «Du verehrst doch auch deine Kusine, wie kannst du so sprechen! Finden Gnädige nicht auch, daß das von ihm hervorragend treulos und undankbar gegen eine begeisternde Frau gehandelt ist?!» wandte er sein Wort an Agathe.

«Ich kenne meine Kusine gar nicht» gestand sie ihm ein.

«Oh!» sagte Stumm, und mit Worten, in denen sich ritterliche Absicht mit unbeabsichtigter Unritterlichkeit zu einem dunklen Zugeständnis an Agathe mischten, fügte er hinzu: «Sie hat freilich in der letzten Zeit etwas nachgelassen!»

Weder Ulrich noch sie antwortete etwas darauf, und der General hatte das Gefühl, daß er seine Worte erklären müsse. «Und du weißt ja auch warum!» sagte er beziehungsweise zu Ulrich. Er mißbilligte die Beschäftigung mit der Sexualwissenschaft, durch die Diotimas Geist von der

Parallelaktion abgezogen wurde, und machte sich Sorgen, weil sich das Verhältnis zu Arnheim nicht besserte; aber er wußte nicht, wieweit er sich getrauen dürfe, vor Agathe von solchen Angelegenheiten zu sprechen, und deren Miene war zuletzt immer kühler geworden. Ulrich dagegen erwiderte ruhig: «Du kommst wohl mit deiner Ölgeschichte nicht vorwärts, wenn unsere Diotima nicht mehr ihren alten Einfluß auf Arnheim hat?»

Stumm machte eine kläglich beschwörende Gebärde, als müßte er Ulrich an einem Witz hindern, der vor einer Dame unpassend sei, sah ihm aber zugleich mit warnender Schärfe ins Auge. Er fand auch die Kraft, seinen unbehilflichen Leib mit jugendlicher Schnelle zu erheben, und zog den Waffenrock glatt. Soviel war ihm von seinem ursprünglichen Mißtrauen gegen Agathes Herkunft noch verblieben, daß er nicht die Geheimnisse des Kriegsministeriums vor ihr preisgeben wollte. Erst im Vorzimmer, wohin ihn Ulrich geleitete, klammerte er sich an dessen Arm fest, flüsterte lächelnd aus heiserem Hals: «Um Gotteswillen, red doch nicht offenen Landesverrat!» und schärfte ihm ein, daß vor einem Dritten, und wenn das selbst die eigene Schwester wäre, kein Wort über die Ölfelder verlauten dürfe. «Schon gut» versicherte Ulrich. «Aber es ist ja meine Zwillingsschwester.» «Auch vor einer Zwillingsschwester nicht!» beteuerte der General, dem schon die Schwester so unglaublich vorgekommen war, daß ihn die Zwillingsschwester nicht mehr aus dem Konzept brachte: «Versprich es mir!» «Es nützt nichts,» steigerte sich Ulrich «wenn du mir dieses Versprechen abnimmst, wir sind ja Siamesische Zwillinge; verstehst du?» Nun begriff Stumm allerdings, daß ihn Ulrich in seiner Art, die nie zu einem einfachen Ja zu bringen war, zum besten habe. «Du hast manchmal schon bessere Scherze gemacht, als einer so entzückenden Frau, und wenn es zehnmal deine Schwester ist, eine solche Unappetitlichkeit anzudichten, wie daß sie mit dir verwachsen sein soll!» verwies er es ihm. Aber weil seine mißtrauische Erregung gegen die Zurückgezogenheit, in der er Ulrich vorgefunden hatte, neu berührt worden war, schloß er doch noch einige Fragen daran, die dessen Treiben prüfen sollten: War der neue Sekretär schon bei dir? Bist du bei Diotima gewesen? Hast du dein Versprechen erfüllt, zum Leinsdorf zu gehn? Weißt du jetzt, was zwischen deiner Kusine und Arnheim los ist? Da er von alldem natürlich unterrichtet war, überwachte der rundliche Zweifler damit Ulrichs Wahrheitsliebe, und das Ergebnis befriedigte ihn. «Also dann tu mir nur den Gefallen und komm zu der Schicksalsitzung nicht zu spät» bat er ihn, während er, noch etwas atemlos von der bezwungenen Durchfahrt durch die Ärmel, den Mantel zuknöpfte. «Ich werde dich vorher noch einmal anrufen und dann mit meinem Wagen abholen, das wird das beste sein!» «Wann soll denn diese Langweile stattfinden?» fragte Ulrich nicht gerade bereitwillig.

«Na, ich denke, so in vierzehn Tagen» meinte der General. «Wir wollen ja die andere Partei zu Diotima bringen, aber der Arnheim soll dabei sein, und der ist noch verreist.» Er klopfte mit einem Finger auf das goldene aus der Manteltasche hängende Portepée. «Ohne den freut es *uns* nicht: das kannst du ja verstehn. Aber ich sag dir,» seufzte er «ich wünsche mir trotzdem nichts, als daß unsere geistige Führung bei deiner Kusine bleiben soll; es wäre mir gräßlich, wenn ich mich in ganz neue Verhältnisse einleben müßte!»

Diesem Besuch schrieb es sich also zu, daß Ulrich mit seiner Schwester in die gesellschaftlichen Beziehungen zurückkehrte, die er allein verlassen hatte, und er hätte seinen Verkehr auch dann wieder aufnehmen müssen, wenn er es gar nicht gewollt hätte, denn er konnte sich nicht einen Tag länger mit Agathe verbergen und voraussetzen, daß von Stumm eine so zum Erzählen anregende Entdeckung für sich behalten werde. Als die «Siamesen» bei Diotima Besuch machten, zeigte sie sich schon von solcher ungewöhnlichen und zweifelhaften Namensgebung unterrichtet, wenn auch noch nicht entzückt. Denn die Göttliche, berühmt wegen der hochgeachteten und merkwürdigen Personen, die man allezeit bei ihr antraf, hatte das



unangekündigte Auftreten Agathes anfangs sehr übel genommen, weil eine Verwandte, die nicht gefiele, ihrer eigenen Stellung viel gefährlicher werden konnte als ein Vetter, und sie wußte von dieser neuen Kusine genau so wenig, wie sie früher von Ulrich gewußt hatte, was der Allwissenden schon an und für sich ein Ärgernis bereitete, als sie es dem General einbekennen mußte. Sie hatten darum für Agathe die Bezeichnung «die verwaiste Schwester» bestimmt, teils zur Begütigung ihrer selbst, teils zum vorbeugenden Gebrauch in weiteren Kreisen, und etwa in diesem Sinn empfing sie auch die Geschwister. Sie wurde angenehm von dem gesellschaftlich vollendeten Eindruck überrascht, den Agathe zu erzeugen vermochte, und diese – eingedenk ihrer guten Erziehung in einem frommen Internat und geleitet von ihrer spöttisch staunenden Bereitschaft, das Leben hinzunehmen, deretwegen sie sich vor Ulrich anklagte – traf es von diesem Augenblick an fast ohne Willen, sich die huldvolle Neigung der gewaltigen jungen Frau zu sichern, deren ins Große wirkender Ehrgeiz ihr völlig unverständlich und gleichgültig war. Sie bestaunte Diotima mit der gleichen Arglosigkeit, wie sie eine riesige Elektrizitätsanlage bestaunt hätte, in deren unverständlichem Geschäft, Licht zu verbreiten, man sich nicht einmengt. Und nachdem Diotima erst einmal gewonnen war, zumal aber da sie bald beobachten konnte, daß Agathe allgemein gefalle, ließ sie sich deren gesellschaftlichen Erfolg weiter angelegen sein und gestaltete ihn auch zu ihrer eigenen Ehre immer größer. Die «verwaiste Schwester» erregte ein teilnehmendes Aufsehen, das bei den näher Bekannten als ehrliches Erstaunen darüber begann, daß man nie etwas von ihr gehört hatte, und sich mit der zunehmenden Weite des Personenkreises in jenes unbestimmte Wohlgefallen am Überraschenden und Neuen umwandelte, das Fürsten- und Zeitungshäuser verbindet.

Da nun geschah es auch, daß Diotima, welche die schöngestige Fähigkeit besaß, unter mehreren Möglichkeiten triebhaft jene schlechteste zu wählen, die öffentlichen Erfolg verbürgt, den Griff tat, durch den Ulrich und Agathe dauernd ihren Platz im Gedächtnis der vornehmen Gesellschaft erhielten, indem ihre Beschützerin plötzlich es selbst entzückend fand, sogleich aber auch als entzückend weitererzählte, was sie anfangs gehört hatte, daß sich nämlich ihr Vetter und ihre Kusine, die unter romantischen Umständen nach fast lebenslanger Trennung wieder vereint worden seien, fortan die Siamesischen Zwillinge nannten, obwohl sie doch nach dem blinden Willen des Schicksals bisher fast das Gegenteil davon gewesen wären. Warum das zuerst Diotima und alsdann auch allen anderen so gut gefiel und wie es den Entschluß der Geschwister, zusammen zu leben, ebensowohl ungewöhnlich wie verständlich erscheinen ließ, wäre schwer zu sagen: das war eben Diotimas Führerbegabung; denn jedenfalls geschah beides und bewies, daß sie trotz aller Manöver der Konkurrenz immer noch ihre sanfte Macht ausübte. Arnheim, als er bei seiner nächsten Wiederkehr davon erfuhr, hielt einen ausführlichen Vortrag in gewähltem Kreise, der in Ehrfurcht vor den adelig-volkstümlichen Kräften ausklang. Auf irgendeinem Weg kam sogar das Gerücht auf, daß Agathe, die sich zu ihrem Bruder geflüchtet habe, mit einem berühmten ausländischen Gelehrten in unglücklicher Ehe gelebt hätte; und da man damals in den tonangebenden Kreisen nach Grundbesitzerweise der Scheidung nicht günstig gesinnt war und mit dem Ehebruch auskam, erschien Agathes Entschluß manchen älteren Personen geradezu in jenem aus Willenskraft und Erbaulichkeit gemischten Doppelschein des höheren Lebens, den Graf Leinsdorf, der den Geschwistern besonders wohlwollte, einmal mit den Worten analysierte: «Da werden am Theater immer so grausliche Leidenschaften gespielt; aber an so etwas sollte sich das Burgtheater lieber ein Beispiel nehmen!»

Diotima, in deren Gegenwart das geschah, erwiderte: «Manche Leute sagen, einer Mode folgend, der Mensch sei gut; aber wenn man, so wie ich jetzt durch meine Studien, die Irrungen und Wirrungen des Geschlechtslebens kennengelernt hat, weiß man, wie selten solche Beispiele sind!» Wollte sie das von Sr. Erlaucht gespendete Lob einschränken oder unterstreichen; Sie

hatte Ulrich noch nicht verziehen, was sie, seit er ihr nichts von der bevorstehenden Ankunft seiner Schwester verraten hatte, seinen Mangel an Vertrauen nannte; aber sie war stolz auf den Erfolg, an dem sie teilnahm, und das mischte sich in ihrer Antwort.

[<]

28

Zu viel Heiterkeit

Agathe nutzte die Vorteile, die sich ihr in der Gesellschaft darboten, mit natürlichem Geschick aus, und ihre sichere Haltung in einem höchst anmaßenden Kreis gefiel ihrem Bruder. Die Jahre, wo sie die Gattin eines Mittelschullehrers in der Provinz gewesen war, schienen von ihr abgefallen zu sein und hatten keine Spur hinterlassen. Das Ergebnis faßte Ulrich aber vorderhand achselzuckend in die Worte zusammen: «Dem hohen Adel gefällt es, daß man uns die zusammengewachsenen Zwillinge nennt: er hat immer mehr Interesse für Menagerien gehabt als beispielsweise für Kunst.»

In stillschweigendem Übereinkommen behandelten sie alles, was geschah, bloß als ein Zwischenspiel. Es wäre notwendig gewesen, im Zustand des Haushalts vieles zu ändern oder neu einzurichten, worüber sie sich gleich am ersten Tage klar gewesen waren; aber sie taten es nicht, denn sie scheuten die Wiederholung einer Aussprache, deren Grenzen nicht abzusehen waren. Ulrich, der sein Schlafzimmer Agathe abgetreten hatte, hatte sich im Schrankzimmer eingerichtet, durch das Bad von seiner Schwester getrennt, und den größten Teil seiner Schränke hatte er noch nachträglich abgetreten. Sich deshalb bemitleiden zu lassen, lehnte er mit dem Hinweis auf den Rost des heiligen Laurentius ab; aber Agathe kam gar nicht ernsthaft auf den Einfall, daß sie das Junggesellenleben ihres Bruders gestört haben könnte, weil er ihr versicherte, daß er sehr glücklich sei, und weil sie sich von den Graden des Glücks, in denen er sich davor befunden haben konnte, nur eine sehr ungewisse Vorstellung machte. Ihr gefiel jetzt dieses Haus mit seiner unbürgerlichen Art der Bewohnung, mit seinem nutzlosen Aufwand an Schmuck- und Nebenräumen um die wenigen brauchbaren und nun überfüllten Zimmer; es hatte etwas von der umständlichen Höflichkeit vergangener Zeit, die wehrlos gegen die genußvoll flegelhaft mit ihr umspringende gegenwärtige ist, aber manchmal war der stumme Einspruch der schönen Räume gegen die eingebrochene Unordnung auch traurig, wie es gerissene und verwirrte Saiten über einem schwungvoll geschnitzten Schallkörper sind. Agathe sah dann, daß ihr Bruder dieses von der Straße abgeschiedene Haus gar nicht ohne Teilnahme und Verständnis gewählt habe, obwohl er das glauben machen wolle, und aus den alten Wandungen kam eine Sprache der Leidenschaft, die weder ganz stumm, noch ganz hörbar war. Aber weder sie noch Ulrich bekannte sich zu etwas anderem als dem Vergnügen am Ungeordneten. Sie lebten unbequem, ließen seit Agathes Einbruch das Essen aus dem Hotel holen und gewannen allem eine etwas übermäßige Heiterkeit ab, wie sie sich bei einem Picknick einstellt, wenn man auf grüner Erde schlechter ißt, als man es bei Tisch nötig hätte.

Auch an der rechten Bedienung fehlte es unter diesen Umständen. Dem wohlerfahrenen Diener, den Ulrich, als er das Haus bezog, nur für kurze Dauer aufgenommen hatte, – denn das war ein alter Mann, der sich schon zur Ruhe setzen wollte und nur irgendetwas abwartete, das noch geregelt werden mußte – durfte nicht zuviel zugemutet werden, und Ulrich nahm ihn so wenig wie möglich in Anspruch; eine Kammerzofe aber mußte er selbst abgeben, denn der Raum, worin

ein ordentliches Mädchen untergebracht werden konnte, befand sich noch ebenso bloß im Zustand des Vorhabens wie alles übrige, und einige Versuche, darüber hinwegzukommen, hatten zu keinen guten Erfahrungen geführt. Ulrich machte also große Fortschritte als Knappe bei der Zurüstung seiner Ritterin für ihre gesellschaftlichen Eroberungen. Noch dazu war Agathe inzwischen darangegangen, ihre Ausstattung zu ergänzen, und ihre Einkäufe füllten das Haus. Wie dieses gebaut und nirgends für eine Dame eingerichtet war, so hatte sie die Gewohnheit angenommen, es in seiner Gänze als Ankleideraum zu benutzen, wodurch Ulrich, ob er wollte oder nicht, an den Neuerwerbungen teilnahm. Die Türen zwischen den Zimmern standen offen, seine Turngeräte dienten als Ständer und Galgen, von seinem Schreibtisch wurde er zur Entscheidung geholt wie Cincinnatus vom Pfluge. Diese Durchkreuzung seines in abwartender Weise immer noch vorhandenen Arbeitswillens duldete er nicht bloß in der Voraussetzung, daß sie vorüberginge, sondern sie bereitete ihm auch ein Vergnügen, das ihm neu war wie eine Verjüngung. Die scheinbar beschäftigungslose Lebendigkeit seiner Schwester prasselte in seiner Einsamkeit wie ein Feuerchen im kalt gewordenen Ofen. Helle Wellen anmutiger Heiterkeit, dunkle Wellen menschlichen Vertrauens füllten die Räume aus, in denen er lebte, und nahmen ihnen die Natur eines Raums, worin er sich bisher nur nach seiner Willkür bewegt hatte. Vor allem verblüffte ihn aber an dieser Unerschöpflichkeit einer Gegenwart die Besonderheit, daß die nicht zusammenzuzählenden Nichtigkeiten, aus denen sie bestand, in ihrer Summe eine Unsumme ergaben, die von ganz anderer Art war: die Ungeduld, seine Zeit zu verlieren, diese nie zu stillende Empfindung, die sein Leben lang nicht von ihm gewichen war, was immer er auch von Dingen ergriffen hatte, die für groß und wichtig gelten, war zu seinem Erstaunen völlig verschwunden, und er liebte zum erstenmal sein alltägliches Leben ganz ohne Gedanken.

Ja, er hielt sogar übertrieben gefällig den Atem an, wenn Agathe mit dem Ernst, den Frauen dafür aufbringen, das anmutige Tausenderlei, das sie einkaufte, seiner Bewunderung darbot. Er tat, als zwänge ihn die merkwürdige Drolligkeit, daß die Natur der Frau bei gleicher Einsicht empfindlicher als die des Mannes ist und gerade darum dem Einfall zugänglicher, sich in einer brutalen Weise zu schmücken, die von planvoller Menschlichkeit noch weiter abweicht als die seine, unwiderstehlich zur Teilnahme. Und vielleicht war es auch wirklich so. Denn die vielen, kleinen, zärtlich lächerlichen Einfälle, mit denen er es zu tun bekam: sich mit Glasperlen zu zieren, mit gebrannten Haaren, mit den dummen Linienführungen von Spitzen und Stickereien, mit Lockfarben von geradezu ruchloser Entschlossenheit, – diese den Schießbudensternen verwandten Schönheiten, die von jeder klugen Frau durchschaut werden, ohne dadurch im mindesten an Anziehung auf sie zu verlieren, begannen ihn mit den Fäden ihres leuchtenden Irrsinns zu umstricken. Alles, und sei es das Närrische und Geschmacklose, entfaltet ja, wenn man sich ernst mit ihm abgibt und auf gleichen Fuß stellt, seine eigenägige Wohlordnung, den berausenden Duft seiner Eigenliebe, den in ihm wohnenden Willen, zu spielen und zu gefallen. So widerfuhr es Ulrich bei den Hantierungen, die sich an die Ausstattung seiner Schwester knüpften. Er trug hin und her, bewunderte, begutachtete und wurde um Rat gefragt, er half beim Anproben. Er stand mit Agathe vor dem Spiegel. Gegenwärtig, wo die Erscheinung der Frau an die eines gut abgesengten Huhns erinnert, das nicht viel Umstände bereitet, fällt es schwer, sich ihre frühere Erscheinung in allem Reiz des lange hinausgeschobenen Appetits vorzustellen, der inzwischen der Lächerlichkeit verfallen ist: der lange Rock, vom Schneider scheinbar an den Boden festgenäht und doch durch ein Wunder wandelnd, schloß zuerst geheime leichte Röcke ein, die bunte Blütenblätter aus Seide waren, deren leise schwankende Bewegung dann plötzlich in weiße, noch weichere Gewebe übergang und in ihrem zarten Schaum erst den Körper berührte; und wenn diese Kleidung den Wellen darin glich, daß sie etwas ziehend Verlockendes und etwas den Blick Abweisendes vereinte, war sie auch ein kunstvolles System von Zwischenhalten und

-befestigungen rings um geschickt verteidigte Wunderdinge und bei aller ihrer Unnatur ein klug verhangenes Liebestheater, dessen atemraubende Finsternis bloß von dem matten Licht der Phantasie erhellt wurde. Diesen Inbegriff der Vorbereitungen sah Ulrich nun täglich abgebaut, auseinandergenommen und gleichsam an der Innenseite. Und wenn die Geheimnisse einer Frau auch längst keine mehr für ihn waren, ja gerade weil er sie zeit seines Lebens bloß durchheilt hatte wie Vorräume oder Vorgärten, machten sie sich jetzt ganz anders gelten, wo es keinen Durchlaß und kein Ziel gab. Die Spannung, die in allen diesen Dingen lag, schlug zurück. Ulrich hätte schwer zu sagen vermocht, welche Veränderungen sie anrichtete. Er hielt sich mit Recht für einen männlich empfindenden Mann, und es erschien ihm begreiflich, daß es einen solchen locken kann, einmal das so oft Begehrte auch von der anderen Seite zu sehn, aber manchmal wurde das beinahe unheimlich, und er lehnte sich lachend dagegen auf.

«Als ob über Nacht die Mauern eines Mädchenpensionats um mich in die Höhe gewachsen wären und mich durch und durch einschlössen!» wandte er ein.

«Ist das schrecklich?» fragte Agathe.

«Ich weiß nicht» gab Ulrich zur Antwort.

Dann nannte er sie eine fleischfressende Pflanze und sich ein armes Kerbtier, das in ihren leuchtenden Kelch hineingekrochen sei. «Du hast ihn um mich geschlossen,» sagte er «und nun sitze ich inmitten von Farben, Duft und Glanz und warte, wider meine Natur schon ein Stück von dir geworden, auf die Männchen, die wir anlocken werden!»

Und es erging ihm wirklich verwunderlich, wenn er Zeuge des Eindrucks wurde, den seine Schwester auf Männer machte, er, dessen Sorge doch gerade darin bestand, sie «an den Mann zu bringen». Er war nicht eifersüchtig – in welcher Eigenschaft hätte er es auch sein sollen?! – er stellte sein Wohlbefinden hinter das ihre zurück und wünschte ihr, daß sich bald ein würdiger Mann fände, sie aus dem Übergangszustand zu erlösen, in den sie durch die Trennung von Hagauer geraten war: und trotzdem, wenn er sie im Mittelpunkt einer Gruppe von Männern sah, die sich um sie bemühten, oder wenn ihr auf der Straße ein Mann, angezogen von ihrer Schönheit und unbekümmert um den Begleiter, ins Gesicht sah, so wußte er nicht, wie ihm war. Auch da wurde ihm, da ihm der einfache Ausweg der männlichen Eifersucht verboten war, oft zumute, als schlosse sich eine Welt um ihn, die er noch nie betreten habe. Er kannte aus Erfahrung die Kapriolen des Mannes so genau wie die vorsichtigeren Liebestechnik der Frau, und wenn er Agathe dem ausgesetzt und das ausüben sah, so litt er; er glaubte den Bewerbungen von Pferden oder Mäusen beizuwohnen, das Schnauben und Zuwiehern, das Mundspitzen und -breitziehen, worin sich fremde Menschen einander selbstgefällig und gefällig darstellen, widerte ihn, der es ohne Mitgefühl betrachtete, wie eine schwere, aus dem Leibesinneren emporstreichende Betäubung an. Und setzte er sich trotzdem mit seiner Schwester in eins, wie es einem tiefen Bedürfnis seines Gefühls entsprach, so fehlte wieder manchmal nicht viel dazu, daß er nachträglich, verwirrt von solcher Duldung, die Scham erlebt hätte, die ein recht beschaffener Mann empfindet, wenn sich ihm unter Vorwänden einer genähert hat, der es nicht ist. Als er das Agathe verriet, lachte sie. «Es gibt ja auch einige Frauen in unserem Kreis, die sich um dich sehr bemühen» war ihre Antwort.

Was ging da vor sich?

Ulrich sagte: «Im Grunde ist es ein Protest gegen die Welt!»

Und es sagte Ulrich: «Du kennst Walter: wir mögen uns längst nicht mehr; aber wenn ich mich auch über ihn ärgere und ebenfalls weiß, daß ich ihn reize, fühle ich doch oft, wenn ich ihn nur

sehe, ein liebes Gefühl, als stimmte ich mit ihm so gut überein, wie ich eben nicht übereinstimme. Sieh doch, man versteht im Leben so viel, ohne damit einverstanden zu sein; und mit jemand von vornherein einverstanden zu sein, ehe man ihn erst versteht, ist darum eine so märchenhaft schöne Sinnlosigkeit, wie wenn Wasser im Frühling von allen Seiten zu Tal rinnt!»

Und er fühlte: «Jetzt ist es so!» und er dachte: «Sobald es mir gelingt, gegen Agathe gar keine Selbst- und Ichsucht mehr zu haben und kein einziges häßlich-gleichgültiges Gefühl, dann zieht sie die Eigenschaften aus mir hinaus wie der Magnetberg die Schiffsnägel! Ich werde moralisch in einen Uratomzustand aufgelöst, wo ich weder ich, noch sie bin! Vielleicht ist so die Seligkeit?!»

Aber er sagte bloß: «Es macht soviel Spaß, dir zuzuschauen!»

Agathe wurde dunkelrot und sagte: «Warum macht es <Spaß?>»

«Ach, ich weiß nicht. Du schämst dich manchmal vor mir» meinte Ulrich. «Aber dann denkst du dir, daß ich ja doch <nur dein Bruder> bin. Und ein ander Mal schämst du dich gerade nicht, wenn ich dich unter Umständen erwische, die für einen fremden Herrn sehr anziehend wären, aber plötzlich fällt dir doch ein, daß es nichts für meine Augen ist, die ich nun sofort abwenden soll ...»

«Und warum macht das Spaß?» fragte Agathe.

«Vielleicht bereitet es Glück, einem andern mit den Augen zu folgen, ohne zu wissen warum» sagte Ulrich. «Es erinnert an die Liebe des Kindes zu seinen Dingen; ohne die geistige Ohnmacht des Kindes ...»

«Vielleicht macht es dir nur Spaß,» gab Agathe zur Antwort «Bruder und Schwester zu spielen, weil du vom Mann und Frau Spielen übergenug hast?!»

«Auch» sagte Ulrich und sah ihr zu. «Die Liebe ist ursprünglich ein einfacher Annäherungstrieb und Greifinstinkt. Man hat sie in die zwei Pole Herr und Dame zerlegt, mit irrsinnigen Spannungen, Hemmungen, Zuckungen und Ausartungen, die dazwischen entstanden sind. Wir haben von dieser aufgeschwollenen Ideologie heute genug, die fast schon so lächerlich ist wie eine Gastrosophie. Ich bin überzeugt, die meisten würden es gern sehn, wenn diese Verbindung eines Hautreizes mit dem gesamten Menschentum wieder rückgängig gemacht werden könnte, Agathe! Und bald oder später kommt ein Zeitalter schlichter sexueller Kameradschaft herauf, wo Knabe und Mädchen einträchtig-verständnislos vor einem alten Haufen zerbrochener Triebfedern stehen werden, die früher Mann und Frau gebildet haben!»

«Wenn ich dir nun aber sagen wollte, daß Hagauer und ich Pioniere dieses Zeitalters gewesen sind, würdest du es mir wieder verübeln!» entgegnete Agathe mit einem Lächeln, so herb wie guter ungezuckerter Wein. «Ich verübele nichts mehr» sagte Ulrich. Er lächelte. «Ein Krieger aus dem Harnisch geschnallt! Zum erstenmal seit undenklicher Zeit fühlt er die Luft der Natur statt gehämmerten Eisens auf der Haut und sieht seinen Leib so müd und zart werden, daß ihn die Vögel davontragen könnten!» beteuerte er.

Und so lächelnd, einfach vergessend, damit aufzuhören, betrachtete er seine Schwester, wie sie auf der Kante eines Tisches saß und das in einen schwarzen Seidenstrumpf gekleidete Bein pendeln ließ; sie hatte außer dem Hemd nichts an als ein kurzes Höschen: es waren das aber gleichsam von ihrer Bestimmung losgelöste und bildhaft-einzeln gewordene Eindrücke. «Sie ist mein Freund und stellt mir entzückend eine Frau vor» dachte Ulrich. «Welche realistische Verwicklung, daß sie wirklich eine ist!»

Und Agathe fragte: «Gibt es wirklich keine Liebe?»

«Doch!» sagte Ulrich. «Aber sie ist ein Ausnahmefall. Man muß das trennen: Da ist erstens ein körperliches Erlebnis, das zur Klasse der Hautreize gehört; das läßt sich auch ohne moralisches Zubehör, ja ohne Gefühl, als reine Annehmlichkeit wachrufen. Dann sind, zweitens, gewöhnlich Gemütsbewegungen vorhanden, die sich allerdings mit dem körperlichen Erlebnis heftig verbinden, aber doch nur so, daß sie mit geringen Abweichungen bei allen Menschen die gleichen sind; diese Hauptaugenblicke der Liebe möchte ich in ihrer zwangsläufigen Gleichheit immer noch eher zum Körperlich-Mechanischen als zur Seele rechnen. Endlich ist aber da auch das eigentlich seelische Erlebnis des Liebens: bloß hat es mit den beiden anderen Teilen gar nicht notwendig zu tun. Man kann Gott lieben, man kann die Welt lieben; ja vielleicht kann man überhaupt nur Gott oder die Welt lieben. Jedenfalls ist es nicht nötig, daß man einen Menschen liebt. Tut man es aber, reißt das Körperliche die ganze Welt an sich, so daß sie sich gleichsam umstülpt → Ulrich unterbrach sich.

Agathe war dunkelrot geworden.

Wenn Ulrich seine Worte mit der Absicht so geregelt und gesetzt hätte, die mit ihnen unvermeidlich verbundenen Vorstellungen des Liebesvorgangs scheinheilig Agathe zu Ohr zu bringen, er würde seinen Willen verwirklicht haben.

Er suchte nach einem Streichholz, nur damit die unbeabsichtigt entstandene Beziehung durch irgendeine Störung wieder unterbrochen werde. «Jedenfalls» sagte er «ist Liebe, wenn das Liebe ist, ein Ausnahmefall, und kann nicht das Muster für das alltägliche Geschehen abgeben.»

Agathe hatte nach den Enden der Tischdecke gegriffen und sie um ihre Beine geschlagen. «Würden fremde Leute, die uns sähen und hörten, nicht von einem widernatürlichen Empfinden reden?» fragte sie plötzlich.

«Unsinn!» behauptete Ulrich. «Was jeder von uns empfindet, ist die schattenhafte Verdopplung seiner selbst in der entgegengesetzten Natur. Ich bin Mann, du bist Frau; man sagt, daß der Mensch zu jeder Eigenschaft auch die schattenhaft angelegte oder unterdrückte Gegeneigenschaft in sich trägt: jedenfalls besitzt er die Sehnsucht nach ihr, wenn er nicht heillos mit sich selbst zufrieden ist. Dann ist also mein ans Licht gekommener Gegenmensch in dich geschlüpft, und der deine in mich, und sie fühlen sich großartig in den vertauschten Körpern, einfach weil sie vor ihrer früheren Umgebung und dem Ausblick aus ihr hinaus nicht allzuviel Achtung haben!»

Agathe dachte: «Von allem hat er schon einmal mehr gesagt; warum schwächt er ab?»

Was Ulrich sprach, paßte wohl zu dem Leben, das sie wie zwei Kameraden führten, die sich zuweilen, wenn ihnen gerade die Gesellschaft anderer Zeit läßt, darüber wundern, daß sie ein Mann und eine Frau, zugleich aber Zwillinge sind. Besteht ein solches Einverständnis zwischen zwei Menschen, so gewinnen ihre getrennten Beziehungen zur Welt den Reiz des unsichtbaren Eins im andern Verstecktseins, des Kleider- und Körperwechsels und des heiteren, hinter zweierlei Masken der äußeren Erscheinung versteckten Betrugs der Zweieinigen an denen, die, ihn nicht ahnen. Aber diese spielerische und allzu betonte Fröhlichkeit – wie Kinder manchmal Lärm machen, statt Lärm zu sein! – paßte nicht zu dem Ernst, dessen aus großer Höhe fallender Schatten zuweilen unbeabsichtigt das Herz der Geschwister schweigen machte. So geschah es einmal des Abends, als sie sich vor dem Zubettgehen durch Zufall nochmals sprachen und Ulrich seine Schwester im langen Schlafhemd antraf, daß er einen Scherz machen wollte und zu ihr sagte: «Vor hundert Jahren möchte ich jetzt ausgerufen haben: Mein Engel! Schade, daß dieses Wort abgekommen ist!» Da verstummte er und dachte betroffen: «Ist es nicht das einzige Wort,

das ich für sie gebrauchen sollte?! Nicht Freundin, nicht Frau! Auch: Du Himmlische! hat man gesagt. Wahrscheinlich wäre es etwas lächerlich-schwungvoll, aber doch besser, als daß man überhaupt nicht den Mut hat, sich zu glauben!»

Und Agathe dachte: «Ein Mann im Schlafanzug sieht nicht wie ein Engel aus!» Aber er sah wild und breitschultrig aus, und sie schämte sich plötzlich für den Wunsch, daß dieses von Haaren umhangene mächtige Gesicht ihre Augen verfinstern möge. Sie war in einer körperlich-unschuldigen Weise sinnlich erregt geworden; ihr Blut ging in heftigen Wellen durch den Leib und breitete sich, alle Kraft dem Inneren nehmend, in die Haut aus. Da sie nicht ein so fanatischer Mensch war wie ihr Bruder, fühlte sie, was sie fühlte. Wenn sie zärtlich war, war sie zärtlich; nicht gedankenhell oder moralisch erleuchtet, obwohl sie es an ihm ebenso liebte wie scheute. Und immer wieder, Tag für Tag, faßte Ulrich alles in den Gedanken zusammen: Im Grunde ist es ein Protest gegen das Leben! Sie gingen Arm in Arm durch die Stadt. In der Größe zu einander passend, im Alter zu einander passend, in der Gesinnung zu einander passend. Sie konnten, Seite an Seite dahinschreitend, nicht viel voneinander sehn. Große, einander angenehme Gestalten, gingen sie nur aus Freude auf die Straße und fühlten bei jedem Schritt den Hauch ihrer Berührung inmitten des sie umgebenden Fremden. Wir gehören zusammen! Diese Empfindung, die nichts weniger als ungewöhnlich ist, machte sie glücklich, und halb in ihr, halb gegen sie, sagte Ulrich: «Es ist komisch, daß wir so zufrieden damit sind, Bruder und Schwester zu sein. Für alle Welt ist das eine Allerweltsbeziehung, und wir legen etwas Besonderes hinein!?»

Vielleicht hatte er sie damit gekränkt. Er fügte hinzu: «Ich habe es mir aber immer gewünscht. Als ich ein Knabe war, habe ich mir vorgenommen, nur eine Frau zu heiraten, die ich schon als kleines Mädchen an Kindesstatt annehmen und aufziehen werde. Ich glaube allerdings, viele Männer haben solche Einfälle, sie sind geradezu banal. Aber ich habe mich einmal als Erwachsener richtig in ein solches Kind verliebt, wenn auch nur für zwei oder drei Stunden!» Und er fuhr fort, es ihr zu erzählen: «Es ist auf der Straßenbahn geschehen. Da stieg ein junges Mädchen zu mir ein, vielleicht zwölf Jahre alt, in Begleitung ihres sehr jungen Vaters oder älteren Bruders. Wie sie eintritt, sich setzt, dem Schaffner nachlässig das Geld für beide reicht, ist sie ganz Dame; aber ohne jede Spur von kindlicher Geschraubtheit. In der gleichen Art sprach sie auch mit ihrem Begleiter oder hörte ihm schweigend zu. Sie war wunderschön; braun, volle Lippen, starke Augenbrauen, eine etwas aufgegebene Nase: vielleicht eine dunkelhaarige Polin oder eine Südslawin. Ich glaube, sie trug auch ein Kleid, das an irgendein nationales Kostüm erinnerte, aber mit langer Jacke, enger Mitte, kleinem Schnurbesatz und Krausen an Hals und Händen in seiner Art ebenso vollendet war wie die ganze kleine Person. Vielleicht war sie Albanerin? Ich saß zu weit, um hören zu können, wie sie sprach. Mir fiel auf, daß die Züge ihres ernstesten Gesichts ihren Jahren voraus waren und völlig erwachsen wirkten; trotzdem bildeten sie nicht das Antlitz einer zwergkleinen Frau, sondern ohne alle Frage das eines Kindes. Andererseits war dieses Kindergesicht durchaus nicht die unreife Vorstufe eines Erwachsenen. Es scheint, daß manchmal das Frauengesicht mit zwölf Jahren fertig ist, auch seelisch wie von großen Meisterstrichen im ersten Entwurf geformt, so daß alles, was die Ausführung später hineinbringt, die ursprüngliche Größe nur verdirbt. Man kann sich leidenschaftlich in eine solche Erscheinung verlieben, tödlich, und eigentlich ohne Begehren. Ich weiß, daß ich mich scheu nach den anderen Leuten umgesehen habe, denn es war mir, als wiche alle Ordnung von mir zurück. Ich bin hinter der Kleinen dann ausgestiegen, verlor sie aber im Gedränge der Straße» schloß er seine kleine Erzählung.

Nachdem sie noch eine Weile damit gewartet hatte, fragte Agathe lächelnd: «Und wie stimmt das dazu, daß die Zeit der Liebe vorbei ist und nur noch Sexualität und Kameradschaft bleiben?»

«Gar nicht stimmt es dazu!» rief Ulrich lachend aus.

Seine Schwester überlegte und bemerkte auffallend herb, – es wirkte wie eine absichtliche Wiederholung seiner eigenen am Abend ihres Wiedersehens gebrauchten Worte: «Alle Männer wollen Brüderlein und Schwesterlein spielen. Es muß wirklich etwas Dummes bedeuten. Brüderlein und Schwesterlein sagen Vater und Mutter zueinander, wenn sie einen kleinen Schwips haben.»

Ulrich stutzte. Agathe hatte nicht nur recht, sondern begabte Frauen sind auch unerbittliche Beobachter der Männer, die sie lieben; sie haben bloß keine Theorien und machen darum von ihren Entdeckungen keinen Gebrauch, außer wenn sie gereizt werden. Er fühlte sich etwas beleidigt. «Man hat das natürlich schon psychologisch erklärt» sagte er zögernd. «Nichts liegt auch näher, als daß wir zwei psychologisch verdächtig sind. Inzestuöse Neigung, ebenso früh in der Kindheit nachweisbar wie unsoziale Anlage und Proteststellung zum Leben. Vielleicht sogar nicht genügend gefestigte Eingeschlechtigkeits, obwohl ich –»

«Ich auch nicht!» warf Agathe ein und lachte nun wieder, wenn auch eigentlich nicht mit Willen. «Ich mag Frauen gar nicht!»

«Ist auch alles gleich» meinte Ulrich. «Allenfalls seelisches Eingeweide. Da kannst du auch noch sagen, daß es ein Sultansbedürfnis gibt, ganz allein anzubeten und angebetet zu werden unter Ausschluß der übrigen Welt; im alten Orient hat es den Harem hervorgebracht, und heute hat man dafür die Familie, die Liebe und den Hund. Und ich kann sagen, daß die Sucht, einen Menschen so allein zu besitzen, daß ein anderer gar nicht herankann, ein Zeichen der persönlichen Einsamkeit in der menschlichen Gemeinschaft ist, das selbst Sozialisten selten verleugnen. Wenn du es so ansehen willst, sind wir nichts als eine bürgerliche Ausschreitung. Sieh, wie herrlich! –» unterbrach er sich und zog sie am Arm.

Sie standen am Rand eines kleinen Marktes zwischen alten Häusern. Rings um das klassizistische Standbild irgendeines Geistesgroßen lag das buntfarbige Gemüse, waren die großen sackleinenen Schirme der Marktstände aufgespannt, kollerte Obst, wurden Körbe geschleift und Hunde von den ausgelegten Herrlichkeiten verscheucht, sah man die roten Gesichter derber Menschen. Die Luft polterte und gellte von arbeitsam erregten Stimmen und roch nach Sonne, die auf irdisches Allerlei scheint. «Muß man die Welt nicht lieben, wenn man sie bloß sieht und riecht?!» fragte Ulrich begeistert. «Und wir können sie nicht lieben, weil wir mit dem, was in ihren Köpfen vorgeht, nicht einverstanden sind –» setzte er hinzu.

Das war nun nicht gerade eine Abtrennung nach Agathes Geschmack, und sie antwortete nicht. Aber sie drückte sich an den Arm ihres Bruders, und beide verstanden es so, als legte sie ihm sanft die Hand auf den Mund.

Ulrich sagte lachend: «Ich mag mich ja auch selbst nicht! Das ist die Folge, wenn man an den Menschen immer etwas auszusetzen hat. Aber auch ich muß doch etwas lieben können, und da ist eine Siamesische Schwester, die nicht ich noch sie ist, und gradesogut ich wie sie ist, offenbar der einzige Schnittpunkt von allem!»

Er war wieder fröhlich. Und gewöhnlich riß seine Laune auch Agathe mit sich. Aber so wie in der ersten Nacht ihres Wiedersehens oder früher sprachen sie niemals mehr. Das war verschwunden wie Wolkenburgen: wenn sie statt über dem einsamen Land über den lebenerfüllten Straßen einer Stadt stehen, glaubt man nicht recht an sie. Die Ursache war vielleicht nur darin zu suchen, daß Ulrich nicht wußte, welchen Grad von Festigkeit er den Erlebnissen zuschreiben dürfe, die ihn bewegten; aber Agathe glaubte oft, er sähe nur noch eine



phantastische Ausschreitung in ihnen. Und sie konnte ihm nicht beweisen, daß es anders sei: sie sprach ja immer weniger als er, sie traf das nicht und traute sich das nicht zu. Sie fühlte bloß, daß er der Entscheidung ausweiche und es nicht dürfte. So verbargen sie sich eigentlich beide in ihrem spaßhaften Glück ohne Tiefe und Schwere, und Agathe wurde davon von Tag zu Tag trauriger, obwohl sie ebensooft lachte wie ihr Bruder.

[<]

29

Professor Hagauer greift zur Feder

Das änderte sich aber durch Agathens dabei so wenig berücksichtigten Gatten.

An einem Morgen, der diese Tage der Freude beendete, erhielt sie einen schweren Brief in Kanzleiformat, der mit einer großen, runden, gelben Oblate geschlossen war, die in weißen Buchstaben den Aufdruck Kaiserlich-königliches Rudolfs-gymnasium in ... trug. Aus dem Nichts entstanden augenblicklich, noch während sie das Schreiben uneröffnet in der Hand hielt, Häuser, zweistöckig, wieder: mit dem stummen Spiegeln wohlgepflegter Fenster; mit weißen Thermometern außen an den braunen Rahmen, einem in jedem Stockwerk, damit man das «Wetter erkenne; mit griechischen Giebeln und barocken Muscheln über den Fenstern, aus den Mauern tretenden Köpfen und ebensolchen mythologischen Schildwachen, die aussehen, als wären sie in der Kunsttischlerei erzeugt und als Steine angestrichen. Braun und naß liefen die Straßen durch die Stadt, so wie sie als Landstraßen hereingelaufen kamen, mit ausgefahrenen Radspuren, und die Geschäfte standen mit ihren ganz neuen Auslagen zu beiden Seiten und sahen trotzdem wie Damen vor dreißig Jahren aus, die ihre langen Röcke gehoben haben und sich nicht entschließen können, vom Gehsteig in den Dreck der Straße zu treten: Provinz in Agathes Kopf! Spuk in Agathes Kopf! Unverständliches Nicht-ganz-Verschwindensein, obwohl sie sich für immer davon gelöst zu haben glaubte! Noch unverständlicheres: Je damit verbunden gewesen zu sein?! Sie sah den Weg von ihrer Haustür längs der Wand bekannter Häuser bis zur Schule führen, den ihr Gatte Hagauer viermal des Tags zurücklegte und den sie anfangs auch oft gegangen war, Hagauer aus seinem Heim in die Arbeit begleitend, in der Zeit, wo sie sich sorgfältig keinen Tropfen des bitteren Heiltranks entgehen ließ: «Ob Hagauer jetzt wohl zu Mittag ins Hotel speisen geht?» fragte sie sich. «Ob jetzt er die Blätter vom Kalender reißt, die sonst ich alle Morgen abgenommen habe?» Alles das hatte mit einemal wieder etwas so unsinnig Übergegenwärtiges angenommen, als ob es nie sterben könnte, und sie sah mit stillem Grauen das wohlbekannte Gefühl der Einschüchterung in sich erwachen, das aus Gleichgültigkeit bestand, aus verlorenem Mut, aus Sättigung am Häßlichen und einem Zustand der eigenen unsicheren Hauchartigkeit. Mit einer Art Begierde öffnete sie das dicke Schreiben, das ihr Gatte an sie gerichtet hatte.

Als Professor Hagauer vom Begräbnis seines Schwiegervaters und einem kurzen Besuch der Kapitale wieder an seine Heim- und Arbeitsstätte zurückgekehrt war, hatte ihn seine Umgebung genau so aufgenommen wie allemal nach seinen kurzen Reisen; mit dem angenehmen Bewußtsein, eine Angelegenheit ordentlich erledigt zu haben und nun die Reiseschuhe mit den Hausschuhen zu vertauschen, in denen es sich doppelt so gut arbeitet, wandte er sich ihr zu. Er begab sich in seine Schule; er wurde vom Hauswart ehrerbietig begrüßt; er fühlte sich willkommen heißen, wenn er den Lehrern begegnete, die ihm untergeben waren; in der

Schulleitung erwarteten ihn die Akten und Angelegenheiten, die niemand während seiner Abwesenheit zu erledigen gewagt hatte; wenn er durch die Gänge eilte, begleitete ihn das Gefühl, daß sein Schritt das Haus beflügelte: Gottlieb Hagauer war eine Persönlichkeit und wußte es; Ermutigung und Frohsinn strahlten von seiner Stirn durch das ihm unterstehende Erziehungsgebäude, und wenn er außerhalb der Schule nach Befinden und Aufenthalt seiner Frau Gemahlin befragt wurde, antwortete er mit der Seelenruhe eines Mannes, der sich ehrenvoll verheiratet weiß. Es ist bekannt, daß ein männliches Wesen, solange es noch zeugungsfähig ist, kurze Pausen der Ehe ähnlich empfindet, wie wenn ein leichtes Joch von ihm abgenommen würde, auch wenn es gar keine bösen Ausführungen damit verbindet und nach Ablauf der Erholung erfrischt sein Glück wieder auf sich nimmt. Dergestalt nahm auch Hagauer Agathens Abwesenheit anfangs arglos hin und bemerkte zunächst gar nicht, wie lange seine Frau ausblieb.

Wirklich lenkte erst jener Wandkalender seine Aufmerksamkeit darauf, der sich in Agathes Gedächtnis mit seinem Tag für Tag abgerissenen Blatt als fürchterliches Sinnbild des Lebens widerspiegelte; er hing im Speisezimmer als ein nicht an die Wand gehörender Fleck, – haftengeblieben als Neujahrsgeschenk eines Papierwarengeschäfts, seit ihn Hagauer aus der Schule nach Hause gebracht hatte, und wegen seiner Trostlosigkeit von Agathe nicht nur geduldet, sondern sogar betreut. Es wäre nun ganz in der Art Hagauers gewesen, wenn er nach der Abreise seiner Frau das Abreißen der Blätter von diesem Kalender selbst übernommen hätte, denn es widersprach seinen Gewohnheiten, diesen Teil der Wand gleichsam verwildern zu lassen. Aber anderseits war er ein Mann, der jederzeit wußte, auf welchem Wochen- und Monatsgrad er sich im Meere der Unendlichkeit befand, ferner besaß er ohnehin einen Kalender in seiner Schulkanzlei, und endlich hatte er, gerade als er trotzdem die Hand heben wollte, um die Zeitmessung in seinem Heim zu ordnen, ein sonderbares, lächelndes Innehalten gespürt, eine jener Regungen, in denen sich, wie sich später auch herausstellen sollte, das Schicksal ankündigt, die er aber zunächst nur für eine zarte, ritterliche Empfindung hielt, die ihn erstaunte und von sich befriedigte: er beschloß, das Blatt mit dem Tag, an dem Agathe das Haus verlassen hatte, im Sinne einer Ehrung und Erinnerung nicht zu berühren vor ihrer Rückkehr.

So wurde der Wandkalender mit der Zeit zu einer eiternden Wunde, die Hagauer bei jedem Blick daran erinnerte, wie lange seine Frau schon die Heimat meide. Sparsam in Gefühl und Haushaltung, schrieb er ihr Postkarten, in denen er Agathe von sich Nachricht gab und sie, allmählich dringender werdend, nach ihrer Rückkunft befragte. Er empfing keine Antwort darauf. Er strahlte nun bald nicht mehr, wenn ihn Bekannte bedauernd fragten, ob seine Gattin noch lange in Erfüllung trauriger Pflichten ausbleiben werde, aber er hatte zu seinem Glück immer viel zu tun, da ihm jeder Tag außer seinen Schulverpflichtungen und den Aufgaben der Vereine, denen er angehörte, auch noch durch die Post eine Fülle von Einladungen, Anfragen, Zustimmungskundgebungen, Angriffen, Korrekturen, Zeitschriften und wichtigen Büchern brachte: Hagauers menschliche Person lebte zwar in der Provinz, als ein Teil der unschönen Eindrücke, die sie auf einen fremden Durchreisenden zu machen imstande war, aber sein Geist war in Europa zu Hause, und das verhinderte durch lange Zeit, daß er Agathes Ausbleiben in seiner ganzen Bedeutung begriff. Da fand sich jedoch eines Tags in der Post ein Brief Ulrichs, der ihm trocken mitteilte, was mitzuteilen war, daß Agathe nicht mehr beabsichtige, zu ihm zurückzukehren, und ihn ersuche, in eine Scheidung zu willigen. Dieses Schreiben war trotz seiner höflichen Form so rücksichtslos und kurz abgefaßt, daß Hagauer empört feststellte, Ulrich kümmere sich um seine, des Empfängers, Gefühle dabei gerade so viel, als wolle er ein Ungeziefer von einem Blatt entfernen. Seine erste Bewegung innerer Abwehr war: Nicht ernstnehmen, eine Laune! Die Nachricht lag wie ein äffender Spuk in der taghellen Fülle unaufschieblicher Arbeiten und ehrenvoll zuströmender Anerkennungen. Erst abends, als

Hagauer seine leere Wohnung wiedersah, setzte er sich an den Schreibtisch und teilte nun Ulrich in würdiger Kürze mit, daß es am besten sei, seine Mitteilung als ungeschehen zu betrachten. Aber von Ulrich traf bald darauf ein neuer Brief ein, worin er diese Auffassung ablehnte, Agathens Begehren, ohne daß sie davon wußte, wiederholte, und bloß in etwas höflicherer Ausführlichkeit Hagauer aufforderte, die nötigen Rechtsschritte in jeder ihm möglichen Weise zu erleichtern, wie es sich für einen Mann von seiner moralischen Höhe gehöre und auch aus dem Grunde wünschenswert sei, daß die üblen Begleitumstände einer öffentlichen Auseinandersetzung vermieden würden. Da erfaßte Hagauer den Ernst der Lage und ließ sich drei Tage Zeit, um eine Antwort zu finden, an der nachträglich nichts auszusetzen, noch zu bedauern sein sollte.

Er litt zwei von diesen drei Tagen an einem Gefühl, das so war, als hätte ihn jemand vor das Herz gestoßen. «Ein böser Traum!» sagte er sich mehrmals empfindsam, und wenn er sich nicht sehr zusammennahm, vergaß er, an die Wirklichkeit der Aufforderung zu glauben. Eine tiefe Unbequemlichkeit wirkte während dieser Tage in seiner Brust ganz ähnlich wie gekränkte Liebe, und zu ihr kam noch eine unbestimmbare Eifersucht, die sich wohl nicht gegen einen Liebhaber richtete, den er als Ursache von Agathens Verhalten vermutete, doch gegen ein unbegreifbares Etwas, hinter das er sich zurückgesetzt fühlte. Es war das eine Art Beschämung, ähnlich der eines sehr ordentlichen Mannes, wenn er etwas zerschlagen oder vergessen hat: etwas, das im Kopf seit undenklichen Zeiten seinen festen Platz besaß, den man nicht mehr bemerkt, von dem aber vieles abhängt, war mit einemmal entzwei. Bleich und verstört, in wirklicher Qual, die nicht deshalb unterschätzt werden darf, weil ihr die Schönheit fehlte, ging Hagauer umher und wich den Menschen aus, zurückschauernd vor den Erklärungen, die zu geben, und den Beschämungen, die zu ertragen wären. Erst am dritten Tag kam in seinen Zustand endlich Festigkeit: Hagauer besaß ebenso eine große natürliche Abneigung gegen Ulrich, wie dieser sie gegen ihn besaß, und obwohl sich das noch nie recht gezeigt hatte, tat es das jetzt plötzlich, indem er ahnungsvoll seinem Schwager alle Schuld an Agathens Verhalten beimaß, der offenbar von ihrem zigeunerhaft unruhigen Bruder der Kopf ganz verdreht worden sein mußte; er setzte sich an den Schreibtisch und verlangte in wenigen Worten die augenblickliche Rückkehr seiner Frau, ehern erklärend, daß er alles Weitere als ihr Gatte nur mit ihr selbst erörtern werde.

Von Ulrich kam eine Ablehnung, die ebenso kurz und ehern war.

Da entschied sich Hagauer, auf Agathe selbst einzuwirken; er fertigte Abschriften seines Briefwechsels mit Ulrich an, fügte ein langes, wohlüberlegtes Schreiben bei, und alles zusammen war es, was Agathe vor sich sah, als sie den großen, mit der Amtsoblate gesiegelten Umschlag öffnete.

Hagauer selbst war zumute gewesen, als könne das alles gar nicht sein, was sich da ereignen wolle. Von seinen dienstlichen Obliegenheiten zurückgekehrt, war er in der «verödeten Wohnung» am Abend vor einem Bogen Briefpapier gesessen wie seinerzeit Ulrich vor einem anderen und hatte nicht gewußt, wie beginnen. Aber in Hagauers Leben hatte schon wiederholt das bestens bekannte «Verfahren der Knöpfe» Erfolg gehabt, und er benutzte es auch diesmal. Es besteht darin, daß man auf seine Gedanken methodisch einwirkt, und zwar auch vor erregenden Aufgaben, ähnlich wie ein Mensch an seinen Kleidern Knöpfe annähen läßt, weil er nur Zeitverluste zu beklagen hätte, wenn er vermeinte, jene ohne diese rascher vom Leib zu bringen. Der englische Schriftsteller Surway zum Beispiel, dessen Arbeit darüber Hagauer heranholte, weil es ihm auch im Kummer wichtig blieb, sie mit seiner eigenen Anschauung zu vergleichen, unterscheidet fünf solcher Knöpfe im Vorgang des erfolgreichen Denkens: a) Beobachtungen an einem Ereignis, die eine Schwierigkeit in seiner Deutung unmittelbar empfinden lassen; b) die

nähere Umgrenzung und Feststellung dieser Schwierigkeiten; *c*) die Vermutung einer möglichen Lösung; *d*) die vernunftgemäße Entwicklung der Folgen dieser Vermutung; *e*) weitere Beobachtung für ihre Annahme oder Ablehnung und damit Erfolg des Denkens. Hagauer hatte ein ähnliches Verfahren bereits mit Vorteil auf ein so weltmännisches Geschäft wie das Lawn-Tennis angewendet, als er es im Klub der Staatsbeamten erlernte, wodurch dieses Spiel einen beachtlichen geistigen Reiz für ihn gewann, in reinen Gefühlsangelegenheiten hatte er aber noch nie davon Gebrauch gemacht; denn sein alltägliches seelisches Erleben bestand zum größten Teil aus fachlichen Beziehungen und bei persönlicheren Vorkommnissen aus jenem «rechten Gefühl», das eine Mischung aller in der weißen Rasse im gegebenen Fall möglichen und im Umlauf befindlichen Gefühle darstellt, mit einem gewissen Aufschlag an den lokal-, berufs- oder standesmäßig nächstliegenden. Die Knöpfe ließen sich darum auf das ungewöhnliche Begehren seiner Gattin, sich von ihm zu scheiden, nicht ohne Mangel an Übung anwenden, und gar das «rechte Gefühl» zeigt bei Schwierigkeiten, die einem persönlich nahegehn, die Eigenschaft, daß es sich leicht spaltet: Es sagte Hagauer einerseits, daß ein zeitgemäßer Mensch wie er durch vieles verpflichtet werde, dem Verlangen nach Auflösung eines Vertrauensverhältnisses keine Schwierigkeiten entgegenzusetzen; aber andererseits, wenn man nicht will, sagt es eben auch vieles, was von solcher Verpflichtung freispricht, denn die heutzutage eingerissene Leichtfertigkeit in solchen Dingen ist keineswegs gutzuheißen. In einem solchen Fall, das war Hagauer bekannt, muß sich ein moderner Mensch «entspannen», das heißt seine Aufmerksamkeit zerstreuen, eine gelockerte Körperhaltung annehmen und auf das horchen, was dabei aus der größten Tiefe seines Inneren vernehmlich wird. Vorsichtig hielt er seine Überlegungen an, starrte auf den verwaisten Wandkalender und lauschte in sich hinein; nach einer Weile antwortete ihm denn auch eine Stimme, die von innen aus einer unter dem bewußten Denken liegenden Tiefe kam, genau das, was er sich schon gedacht hatte: die Stimme sagte, daß er sich ein derart unbegründetes Ansinnen wie das Agathes schließlich denn doch nicht bieten zu lassen brauche!

Damit war aber Professor Hagauers Geist auch schon unversehens vor Knopf *a*) bis *e*) Surways oder einer äquivalenten Knopfreihe niedergesetzt worden und empfand frisch belebt die Schwierigkeiten in der Deutung des von ihm zu beobachtenden Ereignisses. «Bin ich, Gottlieb Hagauer,» fragte sich Hagauer «etwa an diesem peinlichen Vorfall schuld?» Er prüfte sich und fand keinen einzigen Einwand gegen sein eigenes Verhalten. «Ist ein anderer Mann, den sie liebt, die Ursache?» fuhr er in den Vermutungen einer möglichen Lösung fort. Es bereitete ihm aber Schwierigkeit, das anzunehmen, denn, wenn er sich zu objektiver Überlegung zwang, war nicht recht einzusehen, was ein anderer Mann Agathe Besseres bieten sollte als er. Immerhin, diese Frage konnte so leicht von persönlicher Eitelkeit getrübt werden wie keine andere, er behandelte sie darum auf das genaueste; dabei eröffneten sich ihm Ausblicke, an die er noch nie gedacht hatte, und plötzlich fühlte sich Hagauer nach Punkt *c*), confer Surway, auf die Spur einer möglichen Lösung gebracht, die über *d*) und *e*) weiterführte: Zum erstenmal seit seiner Heirat fiel ihm eine Gruppe von Erscheinungen auf, die seines Wissens nur von Frauen berichtet werden, in denen die Liebe zum anderen Geschlecht ganz und gar keine tiefe oder leidenschaftliche ist. Es war ihm schmerzlich, daß er in seiner Erinnerung keinen einzigen Beweis jener voll geöffneten und traumverlorenen Hingabe fand, die er vorher, in seiner Junggesellenzeit, an weiblichen Personen kennengelernt hatte, deren sinnliche Lebensführung außer Zweifel stand, aber es bot ihm den Vorteil, daß er nun mit voller wissenschaftlicher Ruhe die Zerstörung seines ehelichen Glücks durch einen Dritten ausschloß. Agathes Verhalten setzte sich dadurch von selbst auf eine rein persönliche Auflehnung gegen dieses Glück herab, und zumal da sie ohne das geringste vorandeutende Anzeichen abgereist war, und binnen so kurzer Zeit, wie sonach übrigblieb,

unmöglich eine begründete Sinnesänderung vorsichgegangen sein konnte, kam Hagauer zu der Überzeugung, die ihn nun nicht mehr verließ, daß Agathes unbegreifliches Benehmen nur als eine jener sich allmählich ansammelnden Versuchungen zur Lebensverneinung erklärt werden könne, von deren Vorkommen man bei Naturen hört, die nicht wissen, was sie wollen.

War Agathe aber wirklich eine solche Natur? Es blieb noch zu prüfen, und Hagauer kraute nachdenklich mit dem Federstiel seinen Bart. Sie machte wohl gewöhnlich den Eindruck eines «verträglichen Kameraden», wie er das nannte, legte jedoch selbst angesichts der Fragen, die ihn am lebhaftesten beschäftigten, eine große Teilnahmslosigkeit an den Tag, um nicht sagen zu müssen Trägheit! Es war eigentlich etwas an ihr, das nicht zu ihm und nicht zu anderen Menschen und ihren Interessen stimmte; es widerstritt auch nicht; sie lachte ja mit oder wurde ernst, wo es sich gehörte, aber sie hatte, wenn er es recht überlegte, in all den Jahren immer einen etwas zerstreuten Eindruck gemacht. Sie schien dem, was man ihr mitteilte oder auseinandersetzte, Gehör zu schenken und es doch niemals zu glauben. Sie kam ihm, betrachtete man das genau, geradezu ungesund gleichgültig vor. Manchmal empfing man den Eindruck von ihr, daß sie ihre Umgebung überhaupt nicht auffasse ...: Und plötzlich hatte seine Feder, ehe er es selbst wußte, begonnen, in charaktervollen Bewegungen über das Papier zu eilen. «Du glaubst, wunder was es sei,» so schrieb er «wenn du dich für zu gut hältst, das Leben zu lieben, das ich dir zu bieten in der Lage bin und das, bei aller Bescheidenheit, ein reines und volles Leben ist: du hast es gleichsam immer mit der Feuerzange angefaßt, wie mich jetzt dünken will. Du hast dich dem Reichtum des Menschlichen und Sittlichen verweigert, den auch ein bescheidenes Leben zu bieten vermag, und selbst wenn ich annehmen müßte, daß du dich dazu durch irgend etwas berechtigt gefühlt haben könntest, hättest du den sittlichen Änderungswillen vermissen lassen und statt dessen lieber eine künstliche und phantastische Lösung gewählt!»

Er überlegte es noch einmal. Er musterte die Schüler, die durch seine Erzieherhände gegangen waren, um einen Fall zu finden, der ihm Aufschluß geben könnte; aber noch ehe er damit recht begonnen hatte, fiel ihm von selbst das fehlende Stück der Überlegung ein, das er bisher mit einem undeutlichen Unbehagen vermißt hatte. Agathe war in diesem Augenblick kein völlig persönlicher Fall mehr für ihn, zu dem es keinen allgemeinen Zugang gab; denn wenn er bedachte, wieviel sie aufzugeben bereit sei, ohne von einer besonderen Leidenschaft verblendet zu werden, so wurde er zu seiner Freude unausweichlich auf die grundlegende, der modernen Pädagogik bekannte Annahme geführt, daß es ihr an der Fähigkeit übersubjektiver Überlegung und an sicherem geistigen Kontakt mit der Umwelt fehle! Rasch schrieb er: «Wahrscheinlich bist du dir auch bei dem, was du jetzt unternehmen willst, durchaus nicht deutlich bewußt, was es sei; aber ich warne dich, ehe du einen bleibenden Entschluß fassst! Du bist vielleicht das strikteste Gegenteil einer ins Leben gerichteten und seiner kundigen Menschenart, wie ich sie selbst darstelle, aber gerade darum solltest du dich nicht leichtfertig der Stütze entäußern, die ich dir biete!» – Eigentlich wollte Hagauer ja etwas anderes schreiben. Denn die Intelligenz eines Menschen ist kein abgeschlossenes und beziehungsloses Vermögen, ihre Mängel ziehen sittliche Mängel nach sich, spricht man doch von moralischem Blödsinn, ebenso wie sittliche Mängel, was allerdings seltener beachtet wird, imstande sind, die Verstandeskräfte in der ihnen beliebenden Richtung abzulenken oder zu blenden! Hagauer sah also einen geschlossenen Typus vor seinem geistigen Auge, den er im Anschluß an schon bestehende Bestimmungen am ehesten geneigt war als eine «im ganzen ausreichend intelligente Sonderart des moralischen Blödseins zu bezeichnen, das sich dann bloß in bestimmten Ausfallerscheinungen ausdrückt». Er brachte es nur nicht über sich, diesen aufschlußreichen Ausdruck zu verwenden, teils weil er es vermeiden wollte, seine entflozene Gattin noch mehr zu reizen, teils weil ein Laie solche Bezeichnungen gewöhnlich mißversteht, wenn sie auf ihn angewendet werden. Sachlich blieb aber daran

festzuhalten, daß die beanstandeten Erscheinungen insgesamt in die große Gattung des Nicht-Vollsinigen gehörten, und schließlich fiel Hagauer aus diesem Gegensatz zwischen Gewissen und Ritterlichkeit ein Ausweg ein, da sich die an seiner Frau zu beachtenden Ausfallserscheinungen in Anlehnung an eine weit verbreitete weibliche Minderleistung ja auch als sozialer Schwachsinn bezeichnen ließen! In dieser Auffassung beendete er seinen Brief in bewegten Worten. Mit dem prophetischen Ingrim des verschmähten Liebhabers und Pädagogen schilderte er Agathe die asoziale, des Gemeinschaftsinns entbehrende und gefährdete Anlage ihrer Natur als eine «Minusvariante», die nie und nirgends den Problemen des Lebens tatkräftig und neuschaffend entgetrete, wie es «heutige Zeit» von «ihren Menschen» verlange, sondern «durch eine Glasscheibe von der Wirklichkeit getrennt» in gewählter Selbstvereinsamung verharre, dauernd am Rande der pathologischen Gefahr. «Wenn dir etwas an mir mißfiele, hättest du ihm entgegentreten müssen» schrieb er; «aber die Wahrheit ist, daß dein Gemüt den Energien der Gegenwart nicht gewachsen ist und ihren Forderungen ausweicht! Ich habe dich nun vor deinem Charakter gewarnt» schloß er «und wiederhole, daß du eine verlässliche Stütze dringender benötigst als andere Menschen. In deinem eigenen Interesse fordere ich dich auf, unverzüglich zurückzukehren, und erkläre, daß es mir die Verantwortung, die ich als dein Gatte trage, verbietet, deinem Wunsche nachzugeben.»

Diesen Brief las Hagauer, ehe er ihn unterschrieb, noch einmal durch, fand ihn in der Erfassung des fraglichen Typus sehr unvollständig, aber änderte nichts mehr daran, außer daß er am Ende – die ungewohnte, stolz bewältigte Anstrengung, über seine Frau nachzudenken, als kräftige Ausatmung durch den Schnurrbart blasend und erwägend, wieviel eigentlich auch zu der Frage «Neue Zeit» noch gesagt werden müßte – eine ritterliche Wendung vom kostbaren Vermächtnis des verehrten verstorbenen Vaters einfügte, dort, wo das Wort Verantwortung stand.

Als Agathe das alles gelesen hatte, geschah das Wunderliche, daß der Inhalt dieser Ausführungen nicht ohne Eindruck auf sie blieb. Langsam ließ sie das Schreiben, nachdem sie es im Stehen, ohne daß sie sich die Zeit nahm, sich zu setzen, noch einmal Wort für Wort durchgesehen hatte, sinken und reichte es Ulrich, der mit Verwunderung die Erregung seiner Schwester beobachtet hatte.

[<]  
30

Ulrich und Agathe suchen nachträglich einen Grund

Und während nun Ulrich las, beobachtete Agathe mutlos sein Mienenspiel. Er hatte sein Gesicht über den Brief geneigt, und der Ausdruck darin schien unentschlossen zu sein, wie er sich entscheiden sollte, ob für Spott, Ernst, Kummer oder Verachtung. In diesem Augenblick senkte sich ein schweres Gewicht auf sie; es drang von allen Seiten ein, als verdichtete sich die Luft zu unerträglicher Dumpfheit, nachdem zuvor eine unnatürlich köstliche Leichtigkeit geherrscht habe: was Agathe mit dem Testament ihres Vaters getan hatte, bedrückte zum erstenmal ihr Gewissen. Aber es würde nicht genügen, sagte man, daß sie mit einemmal ermaß, wessen sie sich in Wirklichkeit schuldig gemacht habe; vielmehr empfand sie ein solches wirkliches Ermessen im Verhältnis zu allem, auch zu ihrem Bruder, und sie fühlte eine unbeschreibliche Nüchternheit. Alles, was sie getan hatte, erschien ihr unbegreiflich. Sie hatte davon gesprochen, ihren Gatten zu töten, sie hatte ein Testament gefälscht, und sie hatte sich ihrem Bruder angeschlossen, ohne zu

fragen, ob sie sein Leben damit störe: in einem einbildungsreichen Rauschzustand hatte sie das getan. Und besonders beschämte es sie in diesem Augenblick, daß ihr der nächste und natürlichste Gedanke dabei völlig gefehlt habe, denn jede andere Frau, die sich von einem Mann freimacht, den sie nicht mag, wird entweder einen besseren suchen oder sich durch Unternehmen anderer, aber ebenso natürlicher Art entschädigen. Oft genug hatte sogar Ulrich selbst darauf hingewiesen, doch hatte sie nie darauf gehört. Nun stand sie da und wußte nicht, was er sagen werde. Ihr Verhalten kam ihr so sehr als das eines wirklich nicht ganz zurechnungsfähigen Wesens vor, daß sie Hagauer recht gab, der ihr in seiner Weise vorhielt, was sie sei; und sein Brief in Ulrichs Hand machte sie ähnlich betroffen, wie es ein Mensch sein mag, der ohnehin unter Anklage steht und nun noch ein Schreiben seines früheren Lehrers erhält, worin ihn dieser seiner Verachtung versichert. Natürlich hatte sie Hagauer niemals einen Einfluß auf sich eingeräumt; trotzdem war die Wirkung so, als dürfte er ihr sagen: «ich habe mich in dir getäuscht!» oder: «ich habe mich leider nie in dir getäuscht und immer das Gefühl gehabt, du wirst ein böses Ende nehmen!» In dem Bedürfnis, diesen lächerlichen und kummervollen Eindruck abzuschütteln, unterbrach sie vor der Zeit Ulrich, der noch immer aufmerksam in dem Brief las und, wie es schien, damit gar nicht fertig werden konnte, mit ungeduldigen Worten:

«Er beschreibt mich eigentlich ganz richtig» ließ sie scheinbar gleichmütig einfließen, aber doch mit dem Nachdruck einer Herausforderung, die deutlich den Wunsch verriet, das Gegenteil zu hören. «Und wenn er es auch nicht ausspricht, so ist es doch wahr: entweder muß ich unzurechnungsfähig gewesen sein, als ich ihn ohne zwingenden Grund heiratete, oder ich bin es jetzt, wo ich ihn mit ebenso wenig Grund verlasse.»

Ulrich, der in diesem Augenblick zum drittenmal die Briefstellen durchlas, die seine Vorstellungsgabe unfreiwillig zum Zeugen des engen Verhältnisses zu Hagauer machten, antwortete zerstreut etwas Unverständliches.

«Aber gib doch nur acht!» bat ihn Agathe. «Bin ich die zeitgemäße, wirtschaftlich oder geistig irgendwie tätige Frau? Nein. Bin ich die verliebte Frau? Auch nicht. Bin ich die gute, ausgleichende, vereinfachende, nestbildende Gefährtin und Mutter? Schon gar nicht. Was bleibt da noch übrig? Wozu bin ich also auf der Welt? Die Geselligkeit, in der wir uns bewegen, das muß ich dir doch gleich sagen, ist mir im Grunde völlig gleichgültig. Und ich glaube beinahe, was es an Musik, Dichtung und Kunst gibt, das gebildete Kreise entzückt, könnte ich auch ganz gut entbehren. Hagauer zum Beispiel nicht; Hagauer braucht das allein schon für seine Zitate und Hinweise. Er hat wenigstens das Erfreuliche und Ordentliche einer Sammlung immer für sich: Ist er also nicht im Recht, wenn er mir vorwirft, daß ich nichts leiste, daß ich mich dem «Reichtum des Schönen und Sittlichen» verweigere und daß ich höchstens noch bei Professor Hagauer Verständnis und Nachsicht finden kann?!»

Ulrich gab ihr das Schreiben zurück und erwiderte in Ruhe: «Sehen wir der Sache ins Gesicht: Du bist mit einem Wort doch wirklich sozial schwachsinnig!» Er lächelte, aber in seinem Ton war die Gereiztheit zu spüren, die der Einblick in diesen vertrauten Brief in ihm zurückgelassen hatte.

Agathe aber war es nicht recht, daß ihr Bruder so antwortete. Es vergrößerte ihren Kummer. Nun fragte sie mit schüchternem Spott: «Warum hast du denn, wenn es so ist, ohne mir etwas zu sagen, darauf bestanden, daß ich geschieden werde und meinen einzigen Beschützer verliere?»

«Ach, vielleicht deshalb,» meinte Ulrich ausweichend «weil es so herrlich einfach ist, in einem festen männlichen Ton miteinander zu verkehren. Ich habe mit der Faust auf den Tisch geschlagen, er hat mit der Faust auf den Tisch geschlagen; natürlich mußte ich dann doppelt so

heftig auf den Tisch schlagen: Ich glaube, deshalb habe ich es getan.»

Bisher hatte sich Agathe, obwohl ihre Verstimmung verhinderte, daß sie es selbst merke, doch sehr, ja wild darüber gefreut, daß ihr Bruder heimlich das Gegenteil von dem getan habe, was er in der Zeit des scherzhaft tändelnden Geschwisterspiels offen an den Tag legte; denn daß er Hagauer beleidigte, konnte scheinbar nur den Zweck haben, hinter ihr ein Hindernis zu errichten, das jede Umkehr ausschloß. Aber jetzt war auch an der Stelle dieser verborgenen Freude nur der hohle Verlust, und Agathe verstummte.

«Wir dürfen nicht übersehn,» fuhr Ulrich fort «wie gut es Hagauer in seiner Art gelingt, dich, wenn ich so sagen darf, beinahe treffend mißzuverstehn. Gib acht, er wird auf seine Weise, ohne Detektivbüro, bloß indem er über die Schwächen deines Verhältnisses zur Menschheit nachzudenken beginnt, noch herausfinden, was du mit Vaters Testament vorgenommen hast. Wie wollen wir dich dann verteidigen?»

Zum erstenmal, seit sie wieder beisammen waren, kam so zwischen den Geschwistern die Rede auf den unselig-seligen Streich, den Agathe gegen Hagauer geführt hatte. Heftig zuckte sie die Achseln und machte eine unbestimmte Abwehrbewegung.

«Hagauer ist natürlich im Recht» gab ihr Ulrich sanft und nachdrücklich zu bedenken.

«Er ist nicht im Recht!» entgegnete sie mit Bewegung.

«Er hat teilweise recht» vermittelte Ulrich. «Wir müssen in einer so gefährlichen Lage mit einem völlig klaren Selbstbekenntnis beginnen. Was du getan hast, kann uns beide ins Zuchthaus bringen.»

Agathe sah ihn mit erschreckt geöffneten Augen an. Eigentlich wußte sie das ja, aber es war noch nie so unbezweifelt ausgesprochen worden.

Ulrich antwortete mit einer freundlichen Gebärde. «Das ist noch nicht das Schlimmste» fuhr er fort. «Aber wie halten wir das, was du getan hast, und auch die Art, wie du es getan hast, von dem Vorwurf frei, daß es —» Er suchte nach einem Ausdruck, der ihm genügen sollte, und fand keinen: «Also, sagen wir einfach, daß es doch ein wenig so ist, wie Hagauer meint; daß es sich nach der Seite des Schattens neigt, der Ausfallserscheinungen, der Fehler, die aus etwas Fehlendem entstehen? Hagauer vertritt die Stimme der Welt, wenn sie auch lächerlich in seinem Mund klingt.»

«Jetzt kommt die Tabaksdose» rief Agathe kleinlaut aus.

«Jawohl, jetzt kommt sie» antwortete Ulrich beharrlich. «Ich muß dir etwas sagen, was mich schon lange bedrückt.»

Agathe wollte ihn nicht zu Wort kommen lassen. «Ist es nicht besser, wir machen es ungeschehn?!» fragte sie. «Vielleicht sollte ich gütlich mit ihm sprechen und ihm irgendeine Entschuldigung anbieten?»

«Dazu ist es schon zu spät. Er könnte es jetzt als Werkzeug gebrauchen, um dich zu zwingen, daß du zu ihm zurückkehrst» erklärte Ulrich.

Agathe schwieg.

Ulrich fing mit der Tabaksdose an, die ein wohlhabender Mann im Hotel stiehlt. Er hatte sich eine Theorie gemacht, daß es nur drei Gründe für ein solches Eigentumsvergehen gebe: Not, Beruf oder, wenn keines von beiden zutrifft, eine beschädigte seelische Anlage. «Du hast mir, als wir einmal davon sprachen, eingewandt, man könne es auch aus Überzeugung tun» fügte er



hinzu.

«Ich habe gesagt, man könne es einfach tun!» warf Agathe ein.

«Nun ja: aus Prinzip.»

«Nein, nicht aus Prinzip!»

«Also, das ist es eben!» sagte Ulrich. «Wenn man so etwas tut, so muß man wenigstens eine Überzeugung damit verbinden! Ich komme nicht darüber hinweg! Man tut nichts <einfach>; entweder ist es von außen begründet oder von innen. Das mag sich wohl nicht leicht trennen lassen, aber darüber wollen wir jetzt nicht philosophieren; ich sage bloß: wenn man etwas ganz Unbegründetes für recht hält oder wenn gar ein Entschluß wie aus dem Nichts entsteht, dann verdächtigt man sich einer krankhaften oder schadhafte Anlage.»

Damit war nun freilich weit mehr und Schlimmeres gesagt, als Ulrich wollte; es deckte sich bloß in der Richtung mit seinen Bedenken.

«Ist das alles, was du mir darüber mitzuteilen hast?» fragte Agathe still.

«Nein, es ist nicht alles» erwiderte Ulrich erbittert: «Wenn man keinen Grund hat, so muß man einen suchen!»

Keiner von beiden war darüber in Zweifel, wo sie ihn suchen müßten. Aber Ulrich wollte es anders und sagte nach einer kleinen Weile des Schweigens nachdenklich: «In dem Augenblick, wo du dich aus dem Einklang mit den anderen herausbegibst, wirst du in alle Ewigkeit nicht mehr wissen, was gut und was böse ist. Willst du gut sein, so mußt du also überzeugt sein, daß die Welt gut ist. Und das sind wir beide nicht. Wir leben in einer Zeit, wo die Moral entweder in Auflösung oder in Krämpfen ist. Aber um einer Welt willen, die noch kommen kann, soll man sich rein halten!»

«Glaubst du denn, daß das irgendeinen Einfluß darauf hat, ob sie kommt oder nicht?» wandte Agathe ein.

«Nein, das glaube ich leider nicht. Höchstens so glaube ich es: Wenn auch die Menschen, die das sehen, nicht richtig handeln, so kommt sie gewiß nicht und der Verfall ist nicht aufzuhalten!»

«Was hast du denn davon, ob es in fünfhundert Jahren anders sein wird oder nicht?!»

Ulrich zögerte. «Ich tue meine Pflicht, verstehst du? Vielleicht wie ein Soldat.»

Wahrscheinlich lag es daran, daß Agathe an diesem Unglücksmorgen eines anderen und zärtlicheren Trostes bedürftig war, als ihn Ulrich gab: sie erwiderte: «Am Ende bloß wie dein General?!»

Ulrich schwieg.

Agathe mochte nicht einhalten. «Du bist doch gar nicht sicher, ob es deine Pflicht ist» fuhr sie fort. «Du tust es, weil du eben so bist und weil es dir Freude macht. Etwas anderes habe ich auch nicht getan!»

Sie verlor plötzlich die Selbstbeherrschung. Irgend etwas war sehr traurig. Sie hatte mit einemmal Tränen in den Augen, und in der Kehle würgte ein heftiges Schluchzen. Um das zu verbergen und nicht den Augen ihres Bruders darzubieten, schlang sie die Arme um seinen Hals und verbarg ihr Gesicht an seiner Schulter. Ulrich fühlte, wie sie weinte und ihr Rücken zitterte. Eine lästige Verlegenheit beschlich ihn: er bemerkte sich kalt werden. So viele zärtliche und glückliche Gefühle er auch für seine Schwester zu besitzen glaubte, sie waren in diesem

Augenblick, der ihn rühren mußte, nicht da; sein Empfinden war verstört und kam nicht in Tätigkeit. Er streichelte Agathe und flüsterte einige Trostworte, aber es widerstrebte ihm. Und weil die geistige Miterregung fehlte, kam ihm die Berührung der beiden Körper wie die zweier Strohwische vor. Er machte dem ein Ende, indem er Agathe zu einem Stuhl führte und sich selbst einige Schritte von ihr entfernt in einen anderen setzte. Dabei erwiderte er auf das, was sie eingewandt hatte, mit den Worten: «Die Geschichte mit dem Testament macht dir ja gar keine Freude! Und wird dir auch nie eine machen, weil sie etwas Unordentliches gewesen ist!»

«Ordnung?!» rief Agathe unter Tränen aus. «Pflicht?!»

Sie war eigentlich ganz fassungslos, weil sich Ulrich so kalt betragen hatte. Aber sie lächelte schon wieder. Sie begriff, daß sie mit sich allein fertig werden müsse. Sie hatte die Empfindung, das Lächeln, das ihr hervorzubringen gelang, schwebte sehr weit vor ihren eisigen Lippen. Ulrich dagegen war jetzt frei von Verlegenheit, es kam ihm sogar schön vor, daß sich die gewöhnliche körperliche Rührung bei ihm nicht eingestellt hatte; es leuchtete ihm ein, daß auch das zwischen ihnen beiden anders sein müsse. Er hatte aber nicht Zeit darüber nachzudenken, denn er sah, daß Agathe sehr in Mitleidenschaft gezogen war, und deshalb fing er zu sprechen an. «Laß dich nicht durch die Worte kränken, die ich benutzt habe,» bat er «und verüble sie mir nicht!

Wahrscheinlich habe ich unrecht, wenn ich solche Worte wie Ordnung und Pflicht wähle; sie muten ja auch an wie eine Predigt. Aber warum,» unterbrach er das gleich wieder «warum, zum Teufel, sind Predigten verächtlich? Sie müßten doch unser höchstes Glück sein?!»

Agathe hatte gar keine Lust, darauf zu antworten.

Ulrich ließ von seiner Frage ab.

«Glaub nicht, daß ich mich vor dir als der Gerechte aufspielen möchte!» bat er. «Ich habe nicht sagen wollen, daß ich nichts Schlechtes täte. Bloß es heimlich tun müssen, das mag ich nicht. Ich liebe die Räuber der Moral, und nicht die Diebe. Ich möchte also einen moralischen Räuber aus dir machen» scherzte er «und gestatte dir nicht, aus Schwäche zu fehlen!»

«Ich habe da keinen Ehrenstandpunkt!» sagte seine Schwester hinter ihrem sehr weit von ihr entfernten Lächeln.

«Es ist ja furchtbar lustig, daß es Zeiten wie unsere gibt, wo alle jungen Menschen für das Schlechte eingenommen sind!» warf er lachend ein, um das Gespräch vom Persönlichen zu entfernen. «Diese heutige Vorliebe für das moralisch Gruselige ist natürlich eine Schwäche. Wahrscheinlich bürgerliche Übersättigung am Guten; sein Ausgelutschtsein. Ich selbst habe auch ursprünglich gedacht, daß man zu allem Nein sagen müsse; alle haben so gedacht, die heute zwischen fünfundzwanzig und fünfundvierzig sind; aber das war natürlich nur eine Art Mode: ich könnte mir vorstellen, daß jetzt bald der Umschwung und mit ihm eine Jugend kommt, die sich statt der Unmoral wieder die Moral ins Knopfloch stecken wird. Die ältesten Esel, die nie in ihrem Leben das Erregende der Moral verspürt und bei Gelegenheit bloß moralische Gemeinplätze von sich gegeben haben, werden dann plötzlich Vorläufer und Pioniere eines neuen Charakters sein!»

Ulrich war aufgestanden und ging unruhig hin und her. «Wir können vielleicht so sagen» schlug er vor: «Das Gute ist beinahe schon seiner Natur nach Gemeinplatz, das Böse bleibt Kritik! Das Unmoralische gewinnt sein himmlisches Recht als eine drastische Kritik des Moralischen! Es zeigt uns, daß das Leben auch anders geht. Es straft Lügen. Dafür danken wir ihm mit einer gewissen Nachsicht! Daß es Testamentsfälscher gibt, die über jeden Zweifel reizend sind, sollte beweisen, daß an der Unverbrüchlichkeit des Eigentums etwas nicht stimmt. Vielleicht bedarf das

ja keines Beweises; aber da fängt dann die Aufgabe an: denn wir müssen uns zu jeder Art von Verbrechen entschuldigte Verbrecher als möglich denken, selbst zum Kindesmord oder was es sonst Greuliches gibt –»

Er hatte vergeblich einen Blick seiner Schwester zu fangen gesucht, obwohl er sie mit der Erwähnung des Testaments neckte. Jetzt machte sie eine unwillkürliche Bewegung der Abwehr. Sie war keine Theoretikerin, sie konnte nur ihr eigenes Verbrechen entschuldigt finden, sie war durch seinen Vergleich eigentlich von neuem beleidigt.

Ulrich lachte. «Es sieht wie eine Spielerei aus, hat aber Bedeutung,» versicherte er «daß wir so jonglieren können. Es beweist, daß an der Bewertung unseres Tuns etwas nicht stimmt. Und es stimmt ja auch nicht: Du selbst wärest in einer Gesellschaft von Testamentsfälschern ganz gewiß für die Unantastbarkeit der rechtlichen Bestimmungen; bloß in einer Gesellschaft von Gerechten verwischt und verkehrt sich das. Ja, du würdest sogar, wenn Hagauer ein Lump wäre, glühend gerecht sein; es ist geradezu ein Unglück, daß schon er anständig ist! So wird man hin- und hergestoßen!»

Er wartete auf eine Antwort, die nicht kam; so zuckte er die Achseln und wiederholte: «Wir suchen einen Grund für dich. Wir haben festgestellt, daß sich die honetten Menschen gar zu gern, wenn auch natürlich nur in der Phantasie, auf Verbrechen einlassen. Wir dürfen hinzufügen, daß dafür die Verbrecher, wenn man sie selbst hört, fast ohne Ausnahme als honette Menschen gelten möchten. Also könnte man geradezu definieren: Verbrechen sind die in den Herrn Sündern stattfindende Vereinigung alles dessen, was die andern Menschen in kleinen Unregelmäßigkeiten abströmen lassen. Das heißt in der Phantasie und in tausend alltäglichen Bosheiten und Lumpereien der Gesinnung. Man könnte auch sagen: die Verbrechen liegen in der Luft und suchen sich bloß einen Weg des geringsten Widerstandes, der sie zu bestimmten Menschen hinführt. Man könnte sogar sagen, sie sind zwar auch die Handlungen von Individuen, die der Moral nicht fähig sind, in der Hauptsache sind sie aber der zusammengezogene Ausdruck irgendeines allgemeinen menschlichen Mißverhaltens in der Scheidung zwischen Gut und Böse. Das ist es, was uns schon von Jugend an mit der Kritik erfüllt hat, über die unsere Zeitgenossenschaft nicht hinausgekommen ist!»

«Aber was ist denn Gut und Böses?» warf Agathe hin, ohne daß Ulrich bemerkte, daß er sie mit seiner Unbefangenheit peinigete.

«Ja, das weiß ich doch nicht!» antwortete er lachend. «Ich bemerke doch soeben erst und zum erstenmal, daß ich das Böse verabscheue. Ich habe es wirklich bis heute nicht in dem Maße gewußt. Ach, Agathe, du hast ja keine Ahnung, wie das ist» klagte er nachdenklich; «zum Beispiel die Wissenschaft! Für einen Mathematiker ist, um es ganz einfach zu sagen, Minus Fünf nicht schlechter als Plus Fünf. Ein Forscher darf vor nichts Abscheu haben und wird von einem schönen Krebsfall unter Umständen freudiger erregt als von einer schönen Frau. Ein Wissender weiß, daß nichts wahr ist und die ganze Wahrheit erst am Ende aller Tage hegt. Die Wissenschaft ist amoralisch. Dieses ganze herrliche Eindringen ins Unbekannte entwöhnt uns der persönlichen Beschäftigung mit unserem Gewissen, ja es gewährt uns nicht einmal die Genugtuung, sie ganz ernst zu nehmen. Und die Kunst? Bedeutet sie nicht dauernd ein Schaffen von Bildern, die mit dem des Lebens nicht übereinstimmen? Ich rede nicht von dem falschen Idealismus oder von der Üppigkeit des Aktmalens zu Zeiten, wo man bis zur Nasenspitze angezogen lebt» scherzte er nun wieder. «Aber denk an ein wirkliches Kunstwerk: Hast du nie das Gefühl gehabt, daß etwas daran an den brenzlichen Geruch erinnert, der von einem Messer aufsteigt, das du an einem Stein schleifst? Es ist ein kosmischer, meteorischer, gewittriger Geruch, himmlisch unheimlich!?»

Hier war die einzige Stelle, wo ihn Agathe aus eigenem Antrieb unterbrach. «Hast du nicht früher selbst Gedichte gemacht?» fragte sie ihn.

«Das weißt du noch? Wann habe ich dir das einbekannt?» fragte Ulrich. «Ja; wir machen doch alle irgendwann Gedichte. Ich habe es sogar noch als Mathematiker getan» gab er zu. «Aber sie sind, je älter ich wurde, desto schlechter geworden; und ich glaube, nicht so sehr aus Talentlosigkeit wie aus wachsender Abneigung gegen das Unordentliche und zigeunerhaft Romantische dieser Gefühlsabschweifung –»

Seine Schwester schüttelte bloß leise den Kopf, aber Ulrich bemerkte es. «Doch!» beharrte er. «Ein Gedicht soll doch genau so wenig bloß ein Ausnahmezustand sein wie eine Tat der Güte! Aber wo kommt denn, wenn ich so fragen darf, der Augenblick der Erhebung im nächsten Augenblick hin? Du liebst Gedichte, das weiß ich: aber was ich sagen will, ist, daß man nicht bloß den Feuergeruch in der Nase haben darf, bis er sich verflüchtigt. Dieses unvollständige Verhalten ist genau das Seitenstück zu dem in der Moral, das sich in halbfertiger Kritik erschöpft.» Und plötzlich zur Hauptsache zurückkehrend, entgegnete er seiner Schwester: «Wenn ich mich in dieser Hagauer-Sache so verhielte, wie du es heute von mir erwartest, dann müßte ich doch skeptisch, lässig und ironisch sein. Die sicher sehr tugendhaften Kinder, die du oder ich vielleicht noch haben könnten, werden dann wahrhaftig von uns sagen, daß wir in eine bürgerlich sehr geborgene Zeit gehört haben, die sich keine Sorgen gemacht hat oder höchstens überflüssige. Und wir haben uns mit unserer Überzeugung doch schon soviel Mühe gegeben –!»

Ulrich wollte wahrscheinlich noch vieles sagen; er zögerte ja eigentlich nur mit dem Einsatz, den er für seine Schwester bereit hatte, und es wäre gut gewesen, hätte er ihr das verraten. Denn plötzlich stand sie auf und machte sich unter einem flüchtigen Vorwand zum Ausgehen bereit. «Es bleibt also dabei, daß ich moralisch schwachsinnig bin?» fragte sie mit einem erzwungenen Versuch zu scherzen. «Ich komme mit dem allen, was du dagegen sagst, nicht mehr mit!»

«Wir beide sind moralisch schwachsinnig!» versicherte Ulrich höflich. «Wir beide!» Und er war etwas verstimmt durch die Eile, mit der ihn seine Schwester verließ, ohne zu sagen, wann sie wiederkäme.

[<]

**31**

Agathe möchte Selbstmord begehn und macht eine Herrenbekanntschaft

In Wahrheit war sie davongeeilt, weil sie nicht nochmals ihrem Bruder den Anblick der Tränen darbieten wollte, die sie kaum zurückzudrängen vermochte. Sie war so traurig, wie es ein Mensch ist, der alles verloren hat. Warum, wußte sie nicht. Es war gekommen, während Ulrich sprach. Warum, wußte sie auch nicht. Er hätte etwas anderes tun sollen als sprechen. Was, wußte sie nicht. Er hatte ja recht, wenn er das «dumme Zusammentreffen» ihrer Aufregung mit dem Brief nicht wichtig nahm und weiter so redete, wie er es immer tat. Aber Agathe mußte davonlaufen.

Sie hatte zuerst nur das Bedürfnis zu laufen. Sie lief schnurstracks von ihrer Wohnung fort. War sie von Straßenzügen zum Abbiegen gezwungen, hielt sie die Richtung ein. Sie floh; in der gleichen Art, wie Menschen und Tiere aus einem Unglück flüchten. Warum, fragte sie sich nicht. Erst als sie ermüdete, wurde ihr klar, was sie vorhatte: Nicht mehr zurückkehren!

Sie wollte bis zum Abend gehn. Mit jedem Schritt weiter von Hause fort. Sie setzte voraus, wenn sie an der Schranke des Abends einhielte, würde auch ihr Entschluß fertig sein. Es war der Entschluß, sich zu töten. Es war eigentlich nicht der Entschluß, sich zu töten, sondern die Erwartung, daß er am Abend fertig sein werde. Ein verzweifelt Strudeln und Treiben in ihrem Kopf hinter dieser Erwartung. Sie hatte nicht einmal etwas bei sich, sich zu töten. Ihre kleine Giftkapsel lag irgendwo in einer Lade oder in einem Koffer. Von ihrem Tod war nur das Verlangen fertig, nicht mehr zurückkehren zu müssen. Sie wollte aus dem Leben gehn. Davon war das Gehn da. Sie ging, mit jedem Schritt, gleichsam schon aus dem Leben.

Als sie müde wurde, bekam sie Sehnsucht nach Wiesen und Wald, nach Gehn im Stillen und Freien. Dorthin mußte man aber fahren. Sie nahm eine Straßenbahn. Sie war dazu erzogen, sich vor fremden Menschen zu beherrschen. Man merkte darum ihrer Stimme, als sie den Fahrschein löste und eine Auskunft erbat, keine Erregung an. Sie saß ruhig und aufgerichtet, kein Finger zuckte an ihr. Und während sie so saß, kamen die Gedanken. Es wäre ihr freilich wohler gewesen, wenn sie hätte toben können; bei gefesselten Gliedern blieben diese Gedanken wie große Packen, die sie sich vergeblich durch eine Öffnung zu zwängen mühte. Sie verübelte Ulrich, was er gesagt hatte. Sie wollte es ihm nicht verübeln. Sie sprach sich das Recht dazu ab. Was hatte er denn von ihr?! Sie nahm ihm seine Zeit und gab ihm nichts dafür; sie störte seine Arbeit und seine Lebensgewohnheiten. Bei dem Gedanken an seine Gewohnheiten empfand sie einen Schmerz. Solange sie im Hause war, hatte dieses anscheinend keine andere Frau betreten. Agathe war überzeugt, daß ihr Bruder immer eine Frau besitzen müsse. Er legte sich also ihretwegen Zwang an. Und da sie ihn durch nichts entschädigen konnte, war sie eigensüchtig und schlecht. In diesem Augenblick wäre sie gern umgekehrt und hätte ihn zärtlich um Verzeihung gebeten. Aber da fiel ihr nun wieder ein, wie kalt er gewesen sei. Offenbar bereute er, sie zu sich genommen zu haben. Was hatte er nicht alles entworfen und gesagt, ehe er ihrer überdrüssig geworden war! Nun sprach er nicht mehr davon. Die große Ernüchterung, die mit dem Brief gekommen war, marterte wieder Agathes Herz. Sie war eifersüchtig. Sinnlos und gemein eifersüchtig. Sie hätte sich ihrem Bruder aufnötigen mögen und fühlte die leidenschaftliche und ohnmächtige Freundschaft des Menschen, der sich seiner Zurückweisung entgegenwirft. «Ich könnte für ihn stehlen oder auf die Straße gehn!» dachte sie und sah ein, daß dies lächerlich war, konnte aber nicht anders. Ulrichs Gespräche mit ihren Scherzen und ihrer scheinbar unparteiischen Überlegenheit wirkten wie ein Hohn darauf. Sie bewunderte diese Überlegenheit und alle die geistigen Bedürfnisse, die über die ihren hinausgingen. Aber sie sah nicht ein, warum alle Gedanken immer gleich für alle Menschen gelten sollten! Sie verlangte in ihrer Beschämung persönlichen Trost und nicht allgemeine Belehrung! Sie wollte nicht tapfer sein!! Und nach einer Weile warf sie sich vor, daß sie so sei, und vergrößerte ihren Schmerz durch die Einbildung, daß sie nichts Besseres verdiene als Ulrichs Gleichgültigkeit.

Diese Selbstverkleinerung, zu der weder Ulrichs Benehmen noch auch das peinliche Schreiben Hagauers einen ausreichenden Anlaß gegeben hatte, war ein Temperamentsausbruch. Alles, was Agathe bisher in der nicht sehr langen Zeit, seit sie kein Kind mehr war, als ihr Versagen vor den Forderungen des Gemeinschaftslebens empfunden hatte, war dadurch bewirkt worden, daß sie diese Zeit in dem Gefühl verbrachte, ohne oder sogar gegen ihre innigsten Neigungen zu leben. Es waren Neigungen der Hingabe und des Vertrauens, denn sie war niemals so in der Einsamkeit heimisch geworden wie ihr Bruder; aber wenn es ihr bisher unmöglich gewesen war, sich einem Menschen oder einer Sache mit ganzer Seele hinzugeben, so kam es dennoch davon, daß sie die Möglichkeit einer größeren Hingabe in sich trug, mochte diese nun die Arme nach der Welt oder nach Gott ausstrecken! Es ist ja ein bekannter Weg zur Hingabe an die ganze Menschheit, daß man sich mit seinen Nachbarn nicht verträgt, und ebenso kann ein verstecktes und inniges

Gottesverlangen daraus entstehen, daß ein unsoziales Exemplar mit einer großen Liebe ausgestattet ist: der religiöse Verbrecher in solcher Bedeutung ist kein ärgerer Widersinn als die religiöse alte Person, die keinen Mann gefunden hat, und Agathes Verhalten gegen Hagauer, das die ganz unsinnige Form eines eigennützigem Vorgehens hatte, war ebenso der Ausbruch eines ungeduldigen Willens wie die Heftigkeit, mit der sie sich anklagte, durch ihren Bruder zum Leben erweckt worden zu sein und in ihrer Schwäche es wieder verlieren zu müssen.

Es duldete sie nicht lange in der gemächlich rollenden Bahn; als die Häuser zu Seiten des Weges anfangen niedriger und ländlich zu werden, verließ sie den Wagen und legte den Rest des Weges zu Fuß zurück. Die Höfe waren geöffnet, durch Torgänge und über niedere Zäune kam der Blick zu Handwerkern, Tieren und spielenden Kindern. Die Luft war erfüllt von einem Frieden, in dessen Weite Stimmen sprachen und Geräte pochten; mit den unregelmäßigen und sanften Bewegungen eines Schmetterlings regten sich diese Laute in der hellen Luft, während sich Agathe wie einen Schatten daran vorbei zu der nahe ansteigenden Flucht der Weinberge und Wälder gleiten fühlte. Aber einmal blieb sie stehn, vor einem Hof mit Böttchern und dem guten Laut mit Hämmern geklopften Faßholzes. Sie hatte zeitlebens gern einer solchen guten Arbeit zugesehn und Vergnügen an dem bescheiden sinnvollen und überlegten Werk der Hände empfunden. Auch diesmal konnte sie von dem Takt der Schlegel und den rundum schreitenden Bewegungen der Männer nicht genug haben. Es ließ sie für Augenblicke ihren Kummer vergessen und versenkte sie in eine angenehme und gedankenlose Verbundenheit mit der Welt. Sie empfand immer Bewunderung für Menschen, die so etwas konnten, das mannigfaltig und natürlich aus einem Bedarf hervorging, der allgemein anerkannt war. Nur selbst mochte sie nicht tätig sein, obwohl sie mancherlei geistiges und nützlich Geschick hatte. Das Leben war auch ohne sie vollständig. Und mit einemmal, ehe ihr noch der Zusammenhang klar war, hörte sie Glocken läuten und konnte sich nur mit Mühe hindern, wieder zu weinen. Die kleine Kirche des Vororts hatte wohl schon die ganze Zeit ihre zwei Glocken schallen lassen, aber Agathe beachtete es erst jetzt, und im gleichen Augenblick überwältigte es sie unmittelbar, wie sehr diese nutzlosen Klänge, die, ausgeschlossen von der guten, strotzenden Erde, leidenschaftlich durch die Luft flogen, ihrem eigenen Dasein verwandt seien.

Sie nahm hastig ihren Weg wieder auf, und begleitet von dem Geläute, das sie nun nicht mehr aus den Ohren verlor, kam sie rasch zwischen den letzten Häusern auf die Hügel hinaus, deren Hänge unten von Weinrieden und einzelnen die Pfade säumenden Büschen bestanden waren, während oben hellgrün der Wald winkte. Sie wußte nun auch, wohin es sie zog, und es war ein schönes Gefühl, als sank sie mit jedem Schritt tiefer in die Natur. Ihr Herz klopfte vor Entzücken und Anstrengung, wenn sie manchmal anhielt und sich vergewisserte, daß auch die Glocken sie noch immer begleiteten, obschon hoch in der Luft versteckt und kaum hörbar. Es kam ihr vor, daß sie noch nie so mitten im Alltag Glocken läuten gehört hätte, gleichsam ohne besonderen, festlichen Anlaß und demokratisch eingemengt in die natürlichen und selbstgewissen Geschäfte. Aber von allen Zungen der tausendstimmigen Stadt sprach diese nun als letzte zu ihr, und daran war etwas, das sie packte, als wolle es sie aufheben und den Berg hinanschwingen, aber dann ließ es sie jedesmal doch wieder los und verlor sich in ein kleines metallenes Geräusch, das vor den zirpenden, brummenden oder rauschenden anderen Geräuschen des Landes nichts voraus hatte. So mochte Agathe wohl noch gegen eine Stunde gestiegen und gewandert sein, als sie sich plötzlich vor jener kleinen Buschwildnis fand, die sie im Gedächtnis getragen hatte. Sie umhegte ein vernachlässigtes Grab am Rand des Waldes, wo sich vor fast hundert Jahren ein Dichter getötet hatte und nach seinem letzten Wunsch auch zur Ruhe gebettet worden war. Ulrich hatte gesagt, daß es kein guter, wenn auch ein gerühmter Dichter gewesen sei, und die immerhin etwas kurzsichtige Poesie, die sich in dem Verlangen ausdrückt, auf einem *Aussichtspunkt begraben zu*

sein, hatte an ihm einen scharfen Beurteiler gefunden. Aber Agathe liebte die Inschrift auf der großen Steinplatte, seit sie gemeinsam ihre von Regen verwaschenen schönen Biedermeier-Buchstaben auf einem Spaziergang entziffert hatten, und sie beugte sich über die schwarzen, aus großen kantigen Gliedern bestehenden Ketten, die das Viereck des Todes gegen das Leben umgrenzten.

«Ich war euch nichts» hatte der lebensunzufriedene Dichter auf sein Grab setzen lassen, und Agathe dachte, das könne man auch von ihr sagen. Dieser Gedanke, am Rand einer Waldkanzel, über den grünenden Weinbergen und der fremden, unermeßlichen Stadt, die in der Vormittagssonne langsam ihre Rauchscheife bewegte, rührte sie von neuem. Sie kniete unversehens nieder und lehnte die Stirn gegen einen der als Kettenträger dienenden Steinpfeiler; die ungewohnte Stellung und die kühle Berührung des Steins täuschten ihr den etwas steifen, willenlosen Frieden des Todes vor, der sie erwartete. Sie versuchte sich zu sammeln. Es gelang ihr aber nicht gleich: Vogellaute drangen in ihr Ohr, es gab so viele verschiedene Vogellaute, daß es sie überraschte; Äste bewegten sich, und da sie den Wind nicht wahrnahm, kam ihr vor, daß die Bäume selbst ihre Äste bewegten; in einer plötzlichen Stille war ein leises Trippeln zu hören; der Stein, den sie ruhend berührte, war so glatt, daß sie das Gefühl hatte zwischen ihm und ihrer Stirn liege ein Eisstück, das sie nicht ganz heranlasse. Erst nach einer Weile wußte sie, daß sich in dem, was sie ablenkte, gerade das ausdrückte, was sie sich vergegenwärtigen wollte, jenes Grundgefühl ihrer Überflüssigkeit, das, wenn man es aufs einfachste bezeichnete, nur mit den Worten auszusprechen war, das Leben wäre auch ohne sie so vollständig, daß sie darin nichts zu suchen und zu bestellen hätte. Dieses grausame Gefühl war im Grunde weder verzweifelt noch gekränkt, sondern ein Zuhören und Zusehen, wie es Agathe immer gekannt hatte, und bloß ohne jeden Antrieb, ja ohne die Möglichkeit, sich selbst einzusetzen. Beinahe lag eine Geborgenheit in dieser Ausgeschlossenheit, so wie es ein Staunen gibt, das alles Fragen vergißt. Sie konnte ebensogut weggehen. Wohin? Irgendein Wohin mußte es wohl geben. Agathe gehörte nicht zu den Menschen, in denen auch die überzeugte Vorstellung von der Nichtigkeit aller Einbildungen eine Art Genugtuung zu bewirken vermag, die einer kriegerischen oder hämischen Enthaltensamkeit gleichkommt, mit der man sein unbefriedigendes Los entgegennimmt. Sie war großzügig und unbedenklich in solchen Fragen und nicht so wie Ulrich, der seinen Gefühlen die erdenklichsten Schwierigkeiten bereitete, um sie sich zu verbieten, wenn sie die Probe nicht bestünden. Sie war eben dumm! Ja, das sagte sie sich. Sie wollte nicht nachdenken! Trotzig preßte sie die tiefgesenkte Stirn gegen die eisernen Ketten, die ein wenig nachgaben und dann straff widerstanden. Sie hatte in den letzten Wochen angefangen, irgendwie wieder an Gott zu glauben, aber ohne an ihn zu denken. Gewisse Zustände, in denen ihr immer die Welt anders vorgekommen war, als es den Anschein hat, und so, daß auch sie dann nicht mehr ausgeschlossen lebte, sondern ganz in einer strahlenden Überzeugung, waren durch Ulrich nahe an eine innere Metamorphose und gänzliche Umwandlung gebracht worden. Sie wäre bereit gewesen, sich einen Gott zu denken, der seine Welt öffnet wie ein Versteck. Aber Ulrich sagte, das sei nicht nötig, es schade höchstens, sich mehr einzubilden, als man erfahren könne. Und es war seine Sache, so etwas zu entscheiden. Dann mußte er sie aber auch führen, ohne sie zu verlassen. Er war die Schwelle zwischen zwei Leben, und alle Sehnsucht, die sie nach dem einen der beiden empfand, und alle Flucht aus dem anderen führte zuerst zu ihm. Sie liebte ihn in einer so schamlosen Weise, wie man das Leben liebt. Er erwachte des Morgens in allen ihren Gliedern, wenn sie die Augen aufschlug. Er sah sie auch jetzt aus dem dunklen Spiegel ihres Kummers an: Und da erst erinnerte sich Agathe wieder daran, daß sie sich töten wollte. Sie hatte das Gefühl, daß sie ihm zu Trotz von Hause zu Gott fortgelaufen wäre, als sie es mit dem Vorsatz verließ, sich zu töten. Aber der Vorsatz war wohl nun erschöpft und wieder auf seinen Ursprung zurückgesunken, daß

sie von Ulrich gekränkt worden sei. Sie war böse auf ihn, das fühlte sie noch immer, aber die Vögel sangen, und sie hörte es wieder. Sie war genau so verwirrt wie zuvor, aber nun fröhlich verwirrt. Sie wollte irgend etwas tun, aber es sollte Ulrich treffen, und nicht nur sie. Die unendliche Erstarrung, in der sie auf den Knien gelegen hatte, wich der Wärme lebhaft in die Glieder strömenden Blutes, während sie sich aufrichtete.

Als sie aufblickte, stand ein Herr bei ihr. Sie wurde verlegen, denn sie wußte nicht, wie lange er ihr schon zugesehen habe. Als ihr von der Erregung noch dunkler Blick über den seinen glitt, bemerkte sie, daß er sie mit unverhüllter Anteilnahme betrachtete und ihr augenscheinlich herzliches Vertrauen einflößen wollte: Der Herr war groß und mager, trug dunkle Kleidung, und ein kurzer blonder Bart verdeckte Kinn und Wangen. Unter diesem Bart konnte man leicht aufgeworfene, weiche Lippen gewahren, die in so merkwürdig jugendlichem Gegensatz zu den allenthalben sich schon in das Blond mengenden grauen Haaren standen, als hätte sie das Alter unter dem Haarwuchs übersehen. Überhaupt war dieses Gesicht nicht ganz einfach zu entziffern. Der erste Eindruck machte an einen Mittelschullehrer denken; das Strenge in diesem Gesicht war nicht aus hartem Holz geschnitzt, sondern glich eher etwas Weichem, das sich unter täglichem kleinen Ärger verhärtet hatte. Ging man aber von dieser Weichheit aus, auf der der Mannesbart wie eingepflanzt wirkte, um einer Ordnung zu genügen, der sein Besitzer beipflichtete, so bemerkte man doch in dieser ursprünglich wohl weibischen Anlage harte, fast asketische Einzelheiten der Form, die offenbar ein unablässig tätiger Wille aus dem weichen Material geschaffen hatte.

Agathe wurde aus dem Anblick nicht klug, auch Anziehung und Abstoßung hielten sich in ihr die Wage, und sie verstand nur, daß dieser Mann ihr helfen wollte.

«Das Leben bietet ebensoviel Gelegenheit zur Kräftigung des Willens wie zu seiner Schwächung; man soll niemals fliehen vor den Schwierigkeiten, sondern soll sie zu beherrschen suchen!» sagte der Fremde und wischte, um besser zu sehen, die Augengläser ab, die sich beschlagen hatten. Agathe blickte ihn staunend an. Er mußte ihr offenbar doch schon lange zugesehen haben, denn diese Worte kamen ganz aus der Mitte eines inneren Gesprächs. Da erschrak er und lüftete den Hut, um diese Handlung nachzuholen, die man nicht vergessen darf; aber er fand sich rasch wieder und ging von neuem gerade vor. «Verzeihn Sie, wenn ich Sie frage, ob ich Ihnen helfen kann?» – sagte er – «Es kommt mir vor, daß man einen Schmerz, wahrhaftig oft selbst eine tiefe Erschütterung des Ich, wie ich sie hier sehe, leichter einem Fremden anvertraut!»

Es zeigte sich, daß der Fremde nicht ohne Anstrengung sprach; er schien eine charitative Pflicht erfüllt zu haben, indem er sich mit dieser schönen Frau einließ, und jetzt, wo sie nebeneinander dahinschritten, kämpfte er geradezu mit den Worten. Denn Agathe war einfach aufgestanden und hatte angefangen, langsam in seiner Gesellschaft von dem Grab fortzugehen, aus den Bäumen hinaus ins Freie an den Rand der Hügel, ohne daß sie sich entschieden, ob sie nun auch einen der in die Tiefe führenden Wege und welchen dieser Abstiege sie wählen wollten. Sie gingen vielmehr im Gespräch ein großes Stück Wegs die Höhe entlang, dann kehrten sie um und dann gingen sie noch einmal in der ersten Richtung; keiner wußte, wohin der andere gewollt habe, und mochte doch darauf Rücksicht nehmen. «Wollen Sie mir nicht sagen, warum Sie geweint haben?» wiederholte der Fremde mit der milden Stimme des Arztes, der fragt, wo es weh tue. Agathe schüttelte den Kopf. «Das könnte ich Ihnen nicht leicht erklären» sagte sie und bat ihn plötzlich: «Aber beantworten Sie mir eine andere Frage: Was gibt Ihnen die Gewißheit, daß Sie mir helfen können, ohne mich zu kennen? Ich sollte eher glauben, man kann niemand helfen!»

Ihr Begleiter antwortete nicht gleich. Er setzte mehrmals zum Sprechen an, aber es schien, daß er



sich zwang zu warten. Endlich sagte er: «Man kann wahrscheinlich nur jemand helfen, dessen Leid man selbst einmal durchlebt hat.»

Er schwieg. Agathe lachte über den Einfall, daß dieser Mann ihr Leid durchlebt haben wolle, das ihm Abscheu einflößen müßte, wenn er es konnte. Ihr Begleiter schien dieses Lachen zu überhören oder für eine Ungezogenheit der Nerven zu halten. Er überlegte und sagte ruhig: «Ich meine natürlich nicht, daß man sich einbilden dürfe, jemand zeigen zu können, wie er es zu machen habe. Aber sehen Sie: Angst in einer Katastrophe steckt an, und – Entronnensein steckt auch an! Ich meine das bloße Entronnensein wie bei einem Brand. Alle sind kopflos geworden und rennen in die Flammen: Welche ungeheure Hilfe, wenn ein einziger draußen steht und winkt, nichts tut als winken und ihnen unverständlich zuschreien, daß es einen Ausweg gibt ...!»

Agathe hätte über die schrecklichen Vorstellungen, die dieser gütige Mann doch in sich beherberge, beinahe wieder gelacht; aber gerade weil sie nicht mit ihm übereinstimmten, arbeiteten sie sein wachswaches Gesicht fast unheimlich hervor. – «Sie sprechen ja wie ein Feuerwehrmann!» gab sie zur Antwort und ahmte mit Absicht die Neckerei und Oberflächlichkeit einer Dame nach, um ihre Neugierde zu verbergen. «Aber irgendeine Vorstellung davon, in welcher Katastrophe ich mich befinde, müssen Sie sich wohl doch gemacht haben?!» – Ohne ihren Willen kam dabei der Ernst des Spottes durch, denn die schlichte Vorstellung, daß dieser Mann ihr helfen wolle, empörte sie durch die ebenso schlichte Dankbarkeit dafür, die sich in ihr meldete. Der Fremde sah sie erstaunt an, dann sammelte er sich und entgegnete ihr fast zurechtweisend: «Sie sind wahrscheinlich noch zu jung, um zu wissen, daß unser Leben sehr einfach ist. Es ist unüberwindlich verworren nur dann, wenn man an sich denkt; aber in dem Augenblick, wo man nicht an sich denkt, sondern sich fragt, wie man einem andern helfen könne, ist es sehr einfach!»

Agathe schwieg und dachte nach. Und machte es ihr Schweigen oder die ermutigende Weite, in die seine Worte hinausflogen, der Fremde sprach weiter, ohne sie anzusehen: «Die Überschätzung des Persönlichen ist ein moderner Aberglaube. Es wird ja heute so viel von Kultur der Persönlichkeit geredet, von Ausleben und Lebensbejahung. Aber durch solche unklaren und vieldeutigen Worte verraten ihre Bekenner nur, daß sie Nebel brauchen, um den eigentlichen Sinn ihrer Auflehnung zu verhüllen! Was soll denn bejaht werden? Alles miteinander und durcheinander? Entwicklung ist immer an Gegendruck gebunden, hat ein amerikanischer Denker gesagt. Wir können die eine Seite unserer Natur gar nicht entwickeln, ohne die andere im Wachstum zurückzuhalten. Und was soll denn ausgelebt werden? Der Geist oder die Triebe? Die Launen oder der Charakter? Die Selbstsucht oder die Liebe? Soll unsere höhere Natur sich ausleben, so muß die niedere Entsagung und Gehorsam lernen.»

Agathe dachte darüber nach, warum es einfacher sein sollte, für andere zu sorgen als für sich. Sie gehörte zu jenen ganz und gar nicht egoistischen Naturen, die wohl stets an sich denken, aber nicht für sich sorgen, und das ist von der gewöhnlichen, um Vorteile besorgten Selbstsucht viel weiter entfernt als die zufriedene Selbstlosigkeit derer, die sich um ihre Mitmenschen sorgen. So blieb ihr das, was ihr Nachbar sagte, schon an der Wurzel fremd, aber irgendwie berührte es sie doch, und die einzelnen Worte, so energisch angepackt, bewegten sich beunruhigend vor ihr, als wäre ihre Bedeutung mehr in der Luft zu sehen denn zu hören. Es kam dazu, daß sie einen Rain entlang gingen, der Agathe einen wundervollen Blick auf das tief gewölbte Tal öffnete, während diese Lage ihren Begleiter offensichtlich wie eine Kirchenkanzel oder ein Katheder anmutete. Sie blieb stehen und zog mit ihrem Hut, den sie all die Zeit nachlässig in der Hand geschwenkt hatte, einen Strich durch die Rede des Unbekannten. «Sie haben sich» sagte sie «also doch ein Bild von mir gemacht: ich sehe es durchleuchten, und es ist nicht schmeichelhaft!»

Der lange Herr erschrak, denn er hatte sie nicht kränken wollen, und Agathe sah ihn freundlich lachend an. «Sie scheinen mich mit dem Recht der freien Persönlichkeit zu verwechseln. Und noch dazu mit einer etwas nervösen und recht unangenehmen Persönlichkeit!» behauptete sie.

«Ich habe nur von der Grundbedingung des persönlichen Lebens gesprochen,» – entschuldigte er sich – «und ich hatte allerdings nach der Lage, in der ich Sie antraf, das Gefühl, daß Ihnen vielleicht mit einem Rat gedient sein könnte. Die Grundbedingung des Lebens wird heute vielfach verkannt. Die ganze moderne Nervosität mit allen ihren Ausschreitungen kommt nur von einer schlaffen inneren Atmosphäre, in der der Wille fehlt, denn ohne eine besondere Anstrengung seines Willens gewinnt niemand jene Einheit und Stetigkeit, die ihn über den dunklen Wirrwarr des Organismus hinaushebt!»

Wieder kamen da zwei Worte, Einheit und Stetigkeit, vor, die wie eine Erinnerung an Sehnsucht und Selbstvorwürfe Agathens waren. «Erklären Sie mir, was Sie darunter verstehen» – bat sie. «Einen Willen kann es doch eigentlich nur geben, wenn man schon ein Ziel hat?!»

«Es kommt nicht darauf an, was ich verstehe!» bekam sie in einem Ton zur Antwort, der ebenso mild wie schroff war. «Sagen denn nicht schon die großen Urkunden der Menschheit in unübertrefflicher Klarheit, was wir zu tun und zu lassen haben?» – Agathe war verblüfft. «Zur Aufstellung von grundlegenden Lebensidealen» erläuterte ihr Begleiter «gehört eine so durchdringende Lebens- und Menschenkenntnis und zugleich eine so heroische Überwindung der Leidenschaften und der Selbstsucht, wie das im Lauf der Jahrtausende nur ganz wenigen Persönlichkeiten beschieden war. Und diese Lehrer der Menschheit haben zu allen Zeiten die gleiche Wahrheit bekannt.»

Agathe setzte sich unwillkürlich zur Wehr, wie es jeder Mensch tut, der sein junges Fleisch und Blut für besser hält als die Gebeine toter Weiser. «Aber Menschengesetze, die vor tausenden Jahren entstanden sind, können doch unmöglich auf die heutigen Verhältnisse passen!» rief sie aus.

«Nicht entfernt so sehr, wie das von Skeptikern behauptet wird, die von der lebendigen Erfahrung und Selbsterkenntnis losgelöst sind!» erwiderte ihr Zufallsgefährte mit bitterer Befriedigung. «Tiefe Lebenswahrheit wird nicht durch Debattieren vermittelt, – sagt schon Platon; der Mensch vernimmt sie als lebendige Deutung und Erfüllung seiner selbst! Glauben Sie mir, was den Menschen wahrhaft frei macht, und was ihm die Freiheit nimmt, was ihm wahre Seligkeit gibt und was sie vernichtet: das unterliegt nicht dem Fortschritt, das weiß jeder aufrichtig lebende Mensch ganz genau im Herzen, wenn er nur hinhorcht!»

Das Wort «lebendige Deutung» gefiel Agathe, aber es war ihr ein unerwarteter Einfall gekommen: «Sind Sie vielleicht religiös?» fragte sie. Sie sah ihren Begleiter neugierig an. Er antwortete nicht. «Sie sind doch am Ende kein Geistlicher?!» wiederholte sie und beruhigte sich an seinem Bart, weil ihr plötzlich die übrige Erscheinung einer solchen Überraschung fähig zu sein schien. Man muß ihr zugutehalten, daß sie nicht erstaunter gewesen wäre, wenn der Fremde nebenbei im Gespräch gesagt hätte: Unser «erlauchter Herrscher, der Göttliche Augustus»: sie wußte zwar, daß in der Politik die Religion eine große Rolle spiele, aber man ist so gewohnt, die der Öffentlichkeit dienenden Ideen nicht ernst zu nehmen, daß die Vermutung, die Parteien des Glaubens bestünden aus gläubigen Menschen, leicht so übertrieben erscheinen kann wie die Forderung, ein Postsekretär müsse ein Markenliebhaber sein.

Nach einer langen, irgendwie schwankenden Pause entgegnete der Fremde: «Ich möchte Ihre Frage lieber nicht beantworten; Sie sind zu weit von alledem entfernt.»

Aber Agathe war von einer lebhaften Begierde ergriffen worden. «Ich möchte jetzt wissen, wer Sie sind!?» verlangte sie zu erfahren, und das war nun freilich ein weibliches Vorrecht, dem man sich schlechterdings nicht widersetzen konnte. Wieder war die gleiche, etwas lächerliche Unsicherheit an dem Fremden zu bemerken wie vorhin, als er den Gruß mit dem Hut nachgetragen hatte; es schien ihn im Arm zu jucken, daß er seine Kopfbedeckung abermals förmlich lüpfte, dann aber versteifte sich etwas, eine Gedankenarmee schien einer anderen eine Schlacht zu liefern und schließlich zu siegen, statt daß eine spielleichte Sache spielend geschah. «Ich heiße Lindner und bin Lehrer am Franz-Ferdinand-Gymnasium» gab er zur Antwort und fügte nach einer kleinen Überlegung hinzu: «Auch Dozent an der Universität.»

«Dann kennen Sie ja vielleicht meinen Bruder?» fragte Agathe erfreut und nannte ihm Ulrichs Namen. «Er hat, wenn ich nicht irre, in der Pädagogischen Gesellschaft vor nicht langer Zeit über Mathematik und Humanität oder etwas Ähnliches gesprochen.»

«Nur dem Namen nach. Und ja, dem Vortrag habe ich beigewohnt» gestand Lindner zu. Es schien Agathe, daß in dieser Antwort eine Ablehnung liege, aber sie vergaß es über dem Folgenden:

«Ihr Herr Vater war der bekannte Rechtsgelehrte?» fragte Lindner.

«Ja, er ist vor kurzem gestorben, und ich wohne jetzt bei meinem Bruder» sagte Agathe frei. «Wollen Sie uns nicht einmal besuchen?»

«Ich habe leider keine Zeit für gesellschaftlichen Umgang» erwiderte Lindner mit Schroffheit und unsicher niedergeschlagenen Augen.

«Dann dürfen Sie aber nichts dagegen haben,» fuhr Agathe fort, ohne sich um sein Widerstreben zu kümmern «wenn ich einmal zu Ihnen komme: ich brauche Rat!» – Er sprach sie noch immer als Fräulein an: «Ich bin Frau» setzte sie hinzu «und heiße Hagauer.»

«Dann sind Sie am Ende» – rief Lindner aus – «die Gattin des verdienstvollen Schulmannes Professor Hagauer?» – Er hatte den Satz mit einem hellen Entzücken begonnen und dämpfte ihn gegen Ende zögernd ab. Denn Hagauer war zweierlei: er war Schulmann, und er war ein fortschrittlicher Schulmann; Lindner war ihm eigentlich feindlich gesinnt, aber wie erquickend ist es, wenn man in den unsicheren Nebeln einer weiblichen Psyche, die soeben den unmöglichen Einfall hatte, in die Wohnung eines Mannes zu kommen, einen solchen vertrauten Feind entdeckt: der Abfall von der zweiten zur ersten Empfindung war es, was sich im Ton seiner Frage wiederholte.

Agathe hatte es bemerkt. Sie wußte nicht, ob sie Lindner mitteilen sollte, in welchem Zustand sich ihre Beziehung zu ihrem Gatten befände. Es konnte zwischen ihr und diesem neuen Freund augenblicklich alles zu Ende sein, wenn sie es ihm sagte: diesen Eindruck hatte sie sehr deutlich. Und es hätte ihr leid getan; denn gerade weil Lindner durch mancherlei ihre Spottlust reizte, flößte er ihr auch Vertrauen ein. Der glaubwürdig durch seine Erscheinung unterstützte Eindruck, daß dieser Mann nichts für sich selbst zu wollen schien, zwang sie eigentümlich zur Aufrichtigkeit: er machte alles Verlangen still, und da kam die Aufrichtigkeit ganz von selbst empor. «Ich bin im Begriff, mich scheiden zu lassen!» gestand sie schließlich zu.

Es folgte ein Schweigen; Lindner machte einen niedergeschlagenen Eindruck. Agathe fand ihn nun doch allzu jämmerlich. Endlich sagte Lindner gekränkt lächelnd: «Dachte ich mir doch gleich etwas Ähnliches, als ich Sie antraf!»

«Sie sind also am Ende auch ein Gegner der Scheidung?!» rief Agathe aus und ließ ihren Ärger

frei. «Natürlich, Sie müssen es ja wohl sein! Aber wissen Sie, das ist wirklich etwas rückständig von Ihnen!»

«Ich kann es wenigstens nicht so selbstverständlich finden wie Sie» – verteidigte sich Lindner nachdenklich, nahm seine Brille ab, putzte sie, setzte sie wieder auf und betrachtete Agathe. «Ich glaube, Sie haben zu wenig Willen» stellte er fest.

«Wille? Ich habe eben den Willen, mich scheiden zu lassen!» rief Agathe aus und wußte, daß es keine verständige Antwort war.

«Nicht so ist das zu verstehn» verwies es ihr Lindner sanft. «Ich will ja gerne annehmen, daß Sie triftige Gründe haben. Aber ich denke nun einmal anders: Freie Sitten, wie man sie sich heute gewährt, kommen im Gebrauch doch immer nur auf ein Zeichen dafür hinaus, daß ein Individuum unbeweglich angeschmiedet liegt an sein Ich und nicht fähig ist, von größeren Horizonten aus zu leben und zu handeln. Die Herren Dichter,» – fügte er eifersüchtig hinzu, mit einem Versuch, über Agathes inbrünstige Wallfahrt zu scherzen, der in seinem Munde recht säuerlich wurde – «die dem Sinn der jungen Damen schmeicheln und dafür von ihnen überschätzt werden, haben es natürlich leichter als ich, wenn ich Ihnen sage, daß die Ehe eine Einrichtung der Verantwortlichkeit und der Herrschaft des Menschen über die Leidenschaften ist! Aber bevor sich ein einzelner von den äußeren Schutzmitteln losspricht, welche die Menschheit in richtiger Selbsterkenntnis gegen ihre eigene Unzuverlässigkeit aufgerichtet hat, sollte er sich wohl sagen, daß Isolierung und Bruch des Gehorsams gegen das höhere Ganze schlimmere Schäden sind als die Enttäuschungen des Leibes, vor denen wir uns so sehr fürchten!»

«Das klingt wie ein Kriegsreglement für Erzengel,» sagte Agathe «aber ich sehe nicht ein, daß Sie recht haben. Ich werde Sie ein Stück begleiten. Sie müssen mir erklären, wie man so denken kann. Wohin gehen Sie jetzt?»

«Ich muß nach Hause gehn» antwortete Lindner.

«Würde denn Ihre Frau etwas dagegen haben, wenn ich Sie nach Hause begleite? Wir können in der Stadt unten einen Wagen nehmen. Ich habe noch Zeit!»

«Es kommt mein Sohn aus der Schule heim» sagte Lindner mit abwehrender Würde. «Wir essen stets pünktlich; darum muß ich zu Hause sein. Meine Frau ist übrigens schon vor einigen Jahren plötzlich gestorben» verbesserte er Agathes fehlerhafte Annahme, und mit einem Blick auf die Uhr fügte er ängstlich und ärgerlich hinzu: «Ich muß mich beeilen!»

«So müssen Sie mir das ein andermal erklären, es ist mir wichtig!» beteuerte Agathe lebhaft. «Wenn Sie nicht zu uns kommen wollen, so kann ich doch Sie aufsuchen.»

Lindner schnappte nach Luft, aber es wurde nichts daraus. Endlich sagte er: «Aber Sie als Frau können mich doch nicht besuchen!»

«Doch!» versicherte Agathe. «Sie werden sehn, eines Tags bin ich da. Ich weiß noch nicht wann. Und es ist gewiß nichts Schlimmes!» Damit verabschiedete sie ihn und schlug einen Weg ein, der sich von dem seinen trennte.

«Sie haben keinen Willen!» sagte sie halblaut und versuchte Lindner nachzuahmen, aber das Wort Wille war dabei frisch und kühl im Munde. Gefühle wie Stolz, Härte, Zuversicht waren damit verbunden; eine stolze Tonart des Herzens: der Mann hatte ihr wohlgetan.

[<]

Der General bringt Ulrich und Clarisse inzwischen ins Irrenhaus

Indes sich Ulrich allein zu Hause befand, fragte das Kriegsministerium an, ob ihn der Herr Leiter des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens persönlich sprechen könnte, wenn er in einer halben Stunde zu ihm käme, und fünfunddreißig Minuten später schäumte das Dienstgespann des Generals von Stumm die kleine Rampe herauf.

«Eine schöne Geschichte!» rief der General seinem Freund entgegen, dem es gleich auffiel, daß die Ordonnanz mit dem Brot des Geistes diesmal fehlte. Der General war in Waffenrock und hatte sogar die Orden angelegt. «Du hast mir eine schöne Geschichte eingebrockt!» wiederholte er. «Heute abend ist bei deiner Kusine große Sitzung. Ich habe noch nicht einmal meinem Chef darüber Vortrag halten können. Und da platzt jetzt die Nachricht, daß wir ins Narrenhaus sollen; spätestens in einer Stunde müssen wir dort sein!»

«Aber warum denn!» fragte Ulrich, wie es nahelag. «Gewöhnlich überläßt man das doch einer Vereinbarung!?»

«Frag nicht so viel!» flehte ihn der General an. «Telefonier lieber augenblicklich deiner Freundin oder Kusine oder was sie ist, daß wir sie abholen müssen!»

Während Ulrich nun den Krämer anrief, bei dem Clarisse ihre kleinen Einkäufe zu besorgen pflegte, und darauf wartete, daß sie an den Fernsprecher käme, erfuhr er das Unglück, das der General beklagte. Dieser hatte sich, um Clarissens durch Ulrich vermitteltem Wunsch zu willfahren, an den Chef des Militärärztlichen Dienstes gewendet, der sich wieder mit seinem berühmten Zivilkollegen, dem Vorstand der Universitätsklinik, in Verbindung gesetzt hatte, wo Moosbrugger einem Obergutachten entgegenharrte. Durch ein Mißverständnis der beiden Herren war dabei aber auch gleich Tag und Stunde verabredet worden, und Stumm hatte das mit vielen Entschuldigungen erst im letzten Augenblick erfahren, zugleich mit dem Irrtum, daß er selbst dem berühmten Psychiater angekündigt worden sei, der seinem Besuch mit großem Vergnügen entgegensehe.

«Mir ist übel!» erklärte er. Das war eine alte und eingebürgerte Formel dafür, daß er sich einen Schnaps wünsche.

Als er diesen getrunken hatte, ließ die Spannung seiner Nerven nach. «Was geht mich ein Narrenhaus an? Nur deinethalben muß ich hin!» klagte er. «Was soll ich überhaupt diesem blöden Professor sagen, wenn er mich fragt, warum ich mitgekommen bin?»

In diesem Augenblick ertönte am anderen Ende der Fernsprechleitung ein jubelnder Kriegsschrei.

«Schön!» sagte der General verdrießlich. «Aber ich muß außerdem dringend mit dir über heute abend reden. Und ich muß dem Exzellenz noch darüber Vortrag halten. Und um vier geht er weg!» Er sah nach seiner Uhr und rührte sich nicht vom Stuhl vor Hoffnungslosigkeit.

«Also ich bin ja fertig!» erklärte Ulrich.

«Deine Gnädige kommt nicht mit?» fragte Stumm erstaunt.

«Meine Schwester ist nicht zu Hause.»

«Schade!» bedauerte der General. «Deine Schwester ist die bewundernswerteste Frau, die ich je

gesehen habe!»

«Ich dachte, das sei Diotima?» meinte Ulrich.

«Auch» erwiderte Stumm. «Auch sie ist bewundernswert. Aber seit sie sich der Sexualwissenschaft ergibt, komme ich mir wie ein Schulbub vor. Ich blicke ja gern zu ihr auf; denn, mein Gott, der Krieg ist, wie ich immer sag, ein einfaches und rauhes Handwerk; aber gerade auf sexuellem Gebiet widerstrebt es sozusagen der Offizierlehre, sich als Laie behandeln zu lassen!»

Sie hatten indessen doch den Wagen bestiegen und waren im schärfsten Trab davongefahren.

«Ist deine Freundin wenigstens hübsch?» erkundigte sich Stumm mißtrauisch.

«Eigenartig ist sie, du wirst ja sehen» erwiderte Ulrich.

«Also heute abend» seufzte der General «beginnt etwas. Ich erwarte ein Ereignis.»

«Das hast du noch jedesmal gesagt, wenn du zu mir gekommen bist» verwahrte sich Ulrich lächelnd.

«Kann schon sein, aber trotzdem ist es wahr. Und heute abend wirst du Zeuge der Entrevue zwischen deiner Kusine und der Professor Drangsal sein. Du hast doch hoffentlich nicht alles vergessen, was ich dir schon darüber gesagt hab? Also die Drangsal – so nennen wir sie nämlich, deine Kusine und ich – die Drangsal also hat deine Kusine so lang drangsaliert, bis es dazu gekommen ist; alle Leut hat sie haranguiert, heute sollen sich die zwei aussprechen. Wir haben bloß noch auf den Arnheim gewartet, damit er sich auch ein Urteil bilden kann.»

«So?» Das hatte Ulrich auch nicht gewußt, daß Arnheim, den er lange nicht gesehen hatte, zurückgekommen sei.

«Aber natürlich. Für ein paar Tage» erläuterte Stumm. «Da haben wir die Sache in die Hand nehmen müssen –» Plötzlich unterbrach er sich und prallte aus den schwankenden Polstern mit einer Geschwindigkeit gegen den Kutschbock, die ihm niemand zugetraut hätte: «Sie Trottel,» brüllte er gemessen ins Ohr der Ordonnanz, die als Zivilfuhrmann verkleidet die ministeriellen Pferde lenkte, und klammerte sich, hilflos gegen die Schwankungen des Wagens, an den Rücken des Beschimpften. «Sie fahren ja einen Umweg!» Der Soldat in Zivil hielt den Rücken steif wie ein Brett, empfindungslos gegen die außerdienstlichen Rettungsversuche, die der General daran anstellte, warf den Kopf genau um neunzig Grad herum, so daß er weder seinen General, noch seine Pferde sehen konnte, und meldete stolz einer ins Leere endenden Senkrechten, daß der nächste Weg wegen Straßenarbeiten auf dieser Strecke nicht zu befahren sei, aber bald wieder erreicht sein werde. «Na also, da habe ich doch recht!» rief Stumm zurückfallend aus, teils vor der Ordonnanz, teils vor Ulrich den vergeblichen Ausbruch seiner Ungeduld beschönigend: «Da muß der Kerl einen Umweg fahren, und ich soll doch meinem Exzellenz heute noch Vortrag halten, der um vier Uhr nach Haus will und selbst noch vorher dem Minister einen Vortrag halten muß! ... Seine Exzellenz, der Minister, hat sich nämlich für heute abend persönlich bei Tuzzis angesagt!» fügte er, ausschließlich für Ulrichs Ohren, leiser hinzu.

«Was du nicht sagst!» Ulrich zeigte sich von dieser Nachricht überrascht.

«Ich sag dir ja schon lang, es liegt was in der Luft.»

Jetzt wollte Ulrich doch wissen, was in der Luft liege. «So sag schon, was der Minister will?!» forderte er.

«Das weiß er doch selbst nicht» erwiderte Stumm gemächlich. «Seine Exzellenz hat das Gefühl:

jetzt ist es an der Zeit. Der alte Leinsdorf hat auch das Gefühl: jetzt ist es an der Zeit. Der Chef des Generalstabs hat ebenfalls das Gefühl: jetzt ist es an der Zeit. Wenn viele das haben, dann kann schon etwas Wahres daran sein.»

«Aber wozu an der Zeit?» forschte Ulrich weiter.

«Das braucht man deshalb noch nicht zu wissen!» belehrte ihn der General. «Das sind eben so absolute Eindrücke! Wie viele werden wir übrigens heute sein?» fragte nun er, sei es zerstreut, sei es nachdenklich.

«Wie kannst du das mich fragen?» erwiderte Ulrich erstaunt.

«Ich habe jetzt gemeint,» erklärte Stumm «wieviel wir sein werden, die ins Narrenhaus gehen? Entschuldige! Komisch was, so ein Mißverständnis? Es gibt halt Tage, wo zu viel auf einen eindringt! Also wieviel werden wir sein?»

«Ich weiß nicht, wer mitkommt; je nachdem drei bis sechs Leute.»

«Ich hab nämlich sagen wollen,» äußerte der General bedenklich «wenn wir mehr als drei sind, müssen wir einen zweiten Wagen nehmen. Du verstehst, weil ich in Uniform bin.»

«Ja, natürlich» beruhigte ihn Ulrich.

«Da darf ich nicht wie in einer Sardinenbüchse fahren.»

«Gewiß. Aber sag, wie kommst du auf die absoluten Eindrücke?»

«Aber werden wir denn da draußen auch einen Wagen bekommen?» grübelte Stumm. «Da sagen sich doch die Füchs gute Nacht!?»

«Wir werden unterwegs einen mitnehmen» erwiderte Ulrich entschieden. «Und jetzt erklär mir, bitte, wieso ihr den absoluten Eindruck habt, daß jetzt etwas an der Zeit sei?»

«Da ist gar nichts zu erklären» entgegnete Stumm. «Wenn ich von etwas sag, daß es absolut so und nicht anders sein muß, dann heißt das doch gerade, daß ich es nicht erklären kann! Man könnte höchstens hinzufügen, daß die Drangsal so eine Art Pazifistin ist, wahrscheinlich, weil der Feuermaul, den sie lanziert, Gedichte darüber macht, daß der Mensch gut ist. Daran glauben jetzt viele.»

Ulrich wollte ihm nicht traun. «Du hast mir doch erst unlängst das Gegenteil erzählt: daß man in der Aktion jetzt für eine Tat ist, für die starke Hand und ähnliches!»

«Auch» gab der General zu. «Und einflußreiche Kreise setzen sich halt für die Drangsal ein; so etwas versteht sie ja ausgezeichnet. Man verlangt von der Vaterländischen Aktion eine Handlung der menschlichen Güte.»

«So?» sagt Ulrich.

«Ja, Du kümmerst dich eben auch um gar nichts mehr! Anderen Leuten macht das Sorgen. Ich erinnere dich zum Beispiel daran, daß der deutsche Bruderkrieg von Sechshundsechzig daraus entstanden ist, daß sich alle Deutschen im Frankfurter Parlament als Brüder erklärt haben. Natürlich will ich damit nicht im geringsten gesagt haben, daß vielleicht der Kriegsminister oder der Generalstabschef diese Sorgen hat; das wäre ein Unsinn von mir. Aber es kommt halt so eins zum andern: So ist es! Verstehst du mich?»

Das war nicht klar, aber es war richtig. Und dem fügte der General etwas sehr Weises hinzu. «Schau, du verlangst immer Klarheit» hielt er seinem Nachbarn vor. «Ich bewundere dich ja

dafür, aber du mußt auch einmal geschichtlich denken: Wie sollen denn die an einem Ereignis unmittelbar Beteiligten im voraus wissen, ob es ein großes wird? Doch höchstens, weil sie sich einbilden, daß es eines ist! Wenn ich also paradox sein darf, möchte ich behaupten, daß die Weltgeschichte früher geschrieben wird, als sie geschieht; sie ist zuerst immer so eine Art Tratsch. Und da stehen die energischen Menschen eben vor einer sehr schwierigen Aufgabe.»

«Da hast du recht» lobte Ulrich. «Und jetzt erzähl mir doch alles!»

Aber der General wurde, obwohl er selbst davon zu sprechen wünschte, in diesen überlasteten Augenblicken, als die Pferdehufe schon weichen Straßengrund zu treten begannen, plötzlich wieder von anderen Sorgen ergriffen: «Ich bin doch für den Minister, falls er mich rufen läßt, schon angezogen wie ein Christbaum» rief er aus und unterstrich es, indem er auf seinen hellblauen Waffenrock und die daran hängenden Orden hinwies: «Meinst du nicht, daß es zu peinlichen Zwischenfällen führen kann, wenn ich mich so in Uniform den Narren zeige? Was mach ich zum Beispiel, wenn einer meinen Rock beleidigt? Da kann ich doch nicht den Säbel ziehn, und zu schweigen ist für mich auch höchst gefährlich!?»

Ulrich beruhigte seinen Freund, indem er ihm in Aussicht stellte, daß er über der Uniform einen weißen Arztkittel tragen werde; aber ehe sich Stumm noch von dieser Lösung zufriedengestellt erklärt hatte, begegnete ihnen Clarisse in großer Sommerkleidung, die ihnen, von Siegmund begleitet, ungeduldig auf dem Fahrweg entgegenkam. Sie erzählte Ulrich, daß sich Walter und Meingast geweigert hätten mitzukommen. Und nachdem auch ein zweiter Wagen aufgetrieben war, sagte der General zufrieden zu Clarisse: «Gnädige haben, wie Sie da den Weg herabgekommen sind, ausgesehen wie ein Engerl!»

Als er aber beim Tor der Klinik den Wagen verließ, sah Stumm von Bordwehr rot und etwas verstört aus.

[<]

**33**

Die Irren begrüßen Clarisse

Clarisse drehte ihre Handschuhe zwischen den Fingern, sah an den Fenstern empor und stand keinen Augenblick still, während Ulrich den Mietwagen bezahlte. Stumm von Bordwehr wollte nicht zulassen, daß Ulrich das tue, und der Kutscher saß wartend am Bock und lächelte geschmeichelt, während die beiden Herren einander aufhielten. Siegmund bürstete wie gewöhnlich mit den Fingerspitzen ein Stäubchen vom Rock oder starrte ins Leere. Leise sagte der General zu Ulrich: «Eine sonderbare Frau ist deine Freundin. Sie hat mir auf der Fahrt auseinandergesetzt, was Wille ist. Ich habe kein Wort verstanden!»

«So ist sie» sagte Ulrich.

«Hübsch ist sie» flüsterte der General. «Wie ein vierzehnjähriges Ballettmädel. Aber warum sagt sie, daß wir hierhergefahren sind, um uns unserem <Wahn> zu überlassen? Die Welt ist zu <wahnfrei>, sagt sie? Weißt du darüber etwas Näheres? Es war so peinlich, ich hab ihr eigentlich nicht ein Wort erwidern können.»

Der General verzögerte ersichtlich die Verabschiedung der Fuhrwerke nur deshalb, weil er diese



Fragen stellen wollte; aber ehe Ulrich eine Antwort gab, wurde er ihrer durch einen Abgesandten enthoben, der die Angekommenen im Namen des Chefs der Klinik begrüßte und, seinen Herrn bei General von Stumm mit dringender Arbeit für eine kleine Weile entschuldigend, die Gesellschaft in einen Warteraum hinaufführte. Clarisse ließ keinen Stein der Treppe und der Gänge außer Augen, und auch in dem kleinen Empfangszimmer, das mit seinen Stühlen aus verschossenem grünen Samt an die altmodischen Wartesäle erster Klasse auf Eisenbahnhöfen erinnerte, war ihr Blick fast die ganze Zeit über in langsamer Bewegung. Da saßen die vier, nachdem sie der Abgesandte verlassen hatte, und sprachen anfangs kein Wort, bis Ulrich, um das Schweigen zu brechen, Clarisse mit der Frage neckte, ob ihr nicht schon davor grusele, Moosbrugger von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten.

«Ach!» sagte Clarisse wegwerfend. «Er hat ja nur Ersatzweiber gekannt; da hat es so kommen müssen!»

Der General wollte sich wieder zu Ehren bringen, weil ihm nachträglich etwas eingefallen war. «Wille ist jetzt sehr modern» sagte er. «Auch in der Patriotischen Aktion beschäftigen wir uns viel mit diesem Problem.»

Clarisse lächelte ihn an und dehnte die Arme, um die Spannung darin zu beruhigen. «Wenn man so warten muß, fühlt man das Kommende in den Gliedern, als ob man durch ein Fernrohr schaute» erwiderte sie.

Stumm von Bordwehr dachte nach, er wollte nicht wieder zurückstehen. «Richtig!» sagte er. «Das hängt vielleicht mit der modernen Körperkultur zusammen. Mit der befassen wir uns auch!»

Dann kam der Hofrat mit seiner Kavalkade von Assistenten und Volontärinnen hereingefegt, war sehr liebenswürdig, namentlich zu Stumm, erzählte etwas von etwas Dringendem und bedauerte, sich gegen seine Absicht auf diese Begrüßung beschränken zu müssen und nicht selbst die Führung übernehmen zu können. Er stellte Dr. Friedenthal vor, der das an seiner Stelle tun werde. Dr. Friedenthal war ein großer, schlanker und etwas weichlich gebauter Mann, hatte einen üppigen Scheitel und lächelte bei der Vorstellung wie ein Akrobat, der die Leiter hinaufsteigt, einen Todessprung vorzuführen. Als sich der Chef empfahl, wurden die Kittel gebracht.

«Um die Patienten nicht zu beunruhigen» erläuterte Dr. Friedenthal.

Clarisse fühlte, während sie in den ihren schlüpfte, einen eigenartigen Kraftzuwachs. Wie ein kleiner Arzt stand sie da. Sie kam sich sehr männlich und sehr weiß vor.

Der General suchte einen Spiegel. Es war schwierig, einen Kittel zu finden, der sich dem ihm eigentümlichen Verhältnis von Höhe und Breite anpaßte; als es endlich gelang, seinen Körper vollständig einzuhüllen, sah er wie ein Kind im zu langen Nachthemd aus. «Meinen Sie nicht, daß ich die Sporen ablegen sollte?» fragte er Dr. Friedenthal.

«Militärärzte tragen auch Sporen!» widersprach Ulrich.

Stumm machte noch eine hilflose und verwickelte Anstrengung, um einen Blick in seinen Rücken zu erhaschen, wo sich die ärztliche Hülle in mächtigen Falten über den Sporen stauchte; dann setzten sie sich in Bewegung. Dr. Friedenthal bat, sich durch nichts aus der Fassung bringen zu lassen.

«Bis jetzt ist alles leidlich abgegangen!» flüsterte Stumm seinem Freunde zu. «Aber eigentlich interessiert mich das gar nicht; ich könnte ganz gut die Zeit benutzen, um mit dir über den heutigen Abend zu reden. Also gib acht, du hast gesagt, ich soll dir alles aufrichtig erzählen; das

ist nämlich sehr einfach: Alle Welt rüstet. Die Russen haben eine ganz neue Feldartillerie. Gibst du acht? Die Franzosen haben ihre Zweijährige Dienstzeit dazu benutzt, ihr Heer gewaltig auszubauen. Die Italiener –»

Sie waren die fürstlich-altmodische Treppe, die sie gekommen waren, wieder hinabgestiegen, hatten sich irgendwie zur Seite gewandt und befanden sich in einem Gewirr kleiner Zimmer und winkliger Gänge, deren weißgetünchte Balken aus der Decke hervorstanden. Es waren größtenteils Wirtschafts- und Kanzleiräume, die sie durchschritten, aber wegen des in dem alten Gebäude herrschenden Platzmangels hatten sie etwas Abseitiges und Düsteres. Unheimliche Personen, teils in Anstaltskleidung, teils in Zivil, bevölkerten sie. Auf einer Tür stand: «Aufnahme», auf der anderen: «Männer». Dem General versiegte die Rede. Er hatte ein Vorgefühl von Zwischenfällen, die jeden Augenblick entstehen könnten und durch ihre unvergleichliche Natur große Geistesgegenwart erforderten. Wider seinen Willen beschäftigte ihn auch die Frage, wie er sich zu verhalten hätte, wenn ihn ein unwiderstehliches Bedürfnis zwingen sollte sich abzusondern und er sodann allein und ohne sachverständige Begleitung an einem Ort, wo alle Menschen gleich sind, mit einem Geisteskranken zusammenstieße. Clarisse dagegen ging immer einen halben Schritt vor Dr. Friedenthal. Daß er gesagt hatte, sie müßten die weißen Mäntel tragen, um die Kranken nicht zu erschrecken, hob sie wie eine Schwimmweste in den strömenden Eindrücken empor. Lieblingsgedanken beschäftigten sie. Nietzsche: «Gibt es einen Pessimismus der Stärke? Eine intellektuelle Vorneigung für das Harte, Schauerliche, Böse, Problematische des Daseins? Das Verlangen nach dem Furchtbaren als dem würdigen Feinde Ist Wahnsinn vielleicht nicht notwendig ein Symptom der Entartung?» Sie dachte es nicht wörtlich, aber sie erinnerte sich im ganzen daran; ihre Gedanken hatten es zu einem ganz kleinen Paket zusammengepreßt und so wunderbar auf den kleinsten Raum gebracht wie das Einbruchswerkzeug eines Räubers. Für sie war dieser Weg halb Philosophie und halb Ehebruch.

Dr. Friedenthal blieb vor einer eisernen Tür stehn und holte aus der Hosentasche einen Stechschlüssel hervor. Als er öffnete, drang blendende Helle auf die Wanderer ein, sie traten aus dem Schutz des Hauses, und im gleichen Augenblick vernahm Clarisse einen gellenden und fürchterlichen Schrei, wie sie noch im Leben keinen gehört hatte. Trotz ihrer Tapferkeit zuckte sie zusammen.

«Bloß ein Pferd!» sagte Dr. Friedenthal und lächelte.

Wirklich befanden sie sich auf einem Stück Straße, das von der Anfahrt längs des Amtsgebäudes nach hinten zu dem Wirtschaftshof der Anstalt führte. Nichts unterschied es von anderen Straßenstücken mit alten Radspuren und gemütlichem Unkraut, und die Sonne brannte heiß darauf. Trotzdem waren auch alle anderen bis auf Friedenthal sonderbar davon überrascht, ja auf eine verduzte und verworrene Weise darüber empört, daß sie sich auf einer gesunden und gewöhnlichen Straße befanden, nachdem sie schon einen langen abenteuerlichen Weg überstanden hatten. Die Freiheit hatte im ersten Augenblick etwas Befremdendes, wenn sie auch ungemein behaglich war, und man mußte sich zunächst wieder an sie gewöhnen. In Clarisse, wo alle Zusammenstöße unvermittelter waren, zerklirrte die Spannung in ein lautes Kichern.

Dr. Friedenthal schritt lächelnd über die Straße voran und öffnete auf der gegenüberliegenden Seite ein kleines, schweres Eisentor, das in eine Parkmauer eingelassen war. «Jetzt kommt es erst!» sagte er sanft.

Und nun befanden sie sich wirklich in jener Welt, die Clarisse schon wochenlang unbegreiflich angezogen hatte, und nicht nur mit dem Schauer des Unvergleichlichen und Abgeschlossenen, sondern so, als ob es ihr bestimmt wäre, dort etwas zu erleben, das sie sich vorher nicht vorstellen

könne. Zunächst konnten die Eintretenen aber in nichts diese Welt von einem großen alten Park unterscheiden, der in einer Richtung sanft anstieg und auf seiner Höhe zwischen Gruppen mächtiger Bäume kleine, weiße, villenartige Gebäude zeigte. Dahinter gab das Aufsteigen des Himmels den Vorgeschmack einer schönen Aussicht, und auf einem dieser Aussichtspunkte bemerkte Clarisse Kranke mit Wärtern, die in Gruppen standen und saßen und wie weiße Engel aussahen. General von Stumm hielt den Zeitpunkt für geeignet, das Gespräch mit Ulrich wieder aufzunehmen. «Also ich möchte dich noch auf heute abend vorbereiten» begann er. «Die Italiener, die Russen, die Franzosen und dann auch die Engländer, du verstehst, die rüsten alle, und wir →»

«Ihr wollt eure Artillerie haben, das weiß ich doch schon» unterbrach ihn Ulrich.

«Auch!» fuhr der General fort. «Aber wenn du mich nie ausreden läßt, werden wir gleich wieder bei den Narren sein und nicht in Ruhe sprechen können. Ich habe sagen wollen, wir sitzen in der Mitte und befinden uns in einer militärisch sehr gefährlichen Position. Und in dieser Lage verlangt man nun bei uns – jetzt rede ich von der patriotischen Aktion – nichts als menschliche Güte!»

«Und da seid ihr dagegen! Das habe ich schon begriffen.»

«Aber im Gegenteil!» beteuerte von Stumm. «Wir sind nicht dagegen! Wir nehmen den Pazifismus sehr ernst! Nur möchten wir unsere Artillerievorlage durchbringen. Und wenn wir das sozusagen Hand in Hand mit dem Pazifismus tun könnten, so wären wir am besten vor allen imperialistischen Mißverständnissen geschützt, die gleich behaupten, daß man den Frieden stört! Ich geb dir also zu, daß wir mit der Drangsal tatsächlich ein wenig unter einer Decke stecken. Aber andererseits muß man das mit Vorsicht tun; denn andererseits ist ja ihre Gegenpartei, die nationalistische Strömung, die wir jetzt auch in der Aktion haben, gegen den Pazifismus, aber für militärische Ertüchtigung!»

Der General kam nicht zu Ende und mußte die Fortsetzung mit einem bitteren Gesicht hinunterschlucken, denn sie waren beinahe auf die Höhe gelangt und Dr. Friedenthal wartete auf seine Schar. Der Platz der Engel erwies sich als leicht umgittert, und der Führer durchschritt ihn, ohne ihm Bedeutung zu geben, als ein bloßes Vorspiel. «Eine ‹Friedliche Abteilung›» erläuterte der Arzt.

Es waren nur Frauen darin; sie hatten das Haar offen auf die Schultern fallen, und ihre Gesichter waren abstoßend, mit fetten, verwachsenen, weichen Zügen. Eines dieser Weiber kam sofort zu dem Arzt gelaufen und drängte ihm einen Brief auf. «Es ist immer die gleiche Sache» erläuterte Friedenthal und las vor: «Adolf, Geliebter! Wann kommst du?! Hast du mich vergessen?!» Die etwa sechzigjährige Alte stand mit stumpfem Antlitz daneben und hörte zu. «Du beförderst ihn doch gleich?!» bat sie. «Gewiß!» versprach Dr. Friedenthal, zerriß den Brief noch vor ihren Augen und lächelte der Aufsichtsschwester zu. Clarisse stellte ihn sofort zur Rede: «Wie können Sie das tun?!» sagte sie. «Man muß die Kranken ernst nehmen!»

«Kommen Sie!» erwiderte Friedenthal. «Es lohnt nicht, daß wir hier unsere Zeit verlieren. Wenn Sie wollen, zeige ich Ihnen nachher hunderte solcher Briefe. Sie haben doch bemerkt, daß es die Alte gar nicht berührt hat, als ich den Brief zerriß.»

Clarisse war verduzt, denn was Friedenthal sagte, war richtig, aber es störte ihre Gedanken. Und ehe sie diese ordnen konnte, wurden sie noch einmal gestört, denn im Augenblick, wo sie den Platz verließen, hob eine andere Alte, die dort gelauert hatte, ihren Kittel hoch und zeigte den vorbeigehenden Herrn über den groben Wollstrümpfen ihre häßlichen Altweiberschenkel bis zum

Bauch.

«So eine alte Sau!» sagte halblaut Stumm von Bordwehr und vergaß empört und angeekelt für eine Weile die Politik.

Clarisse aber hatte entdeckt, daß das Bein dem Gesicht ähnlich sah. Es zeigte wahrscheinlich die gleichen Stigmata des fetten körperlichen Verfalls wie dieses, doch in Clarisse entstand daraus zum ersten Mal der Eindruck fremdartiger Zusammenhänge und einer Welt, in der es anders zugehe, als man es mit den gewöhnlichen Begriffen erfassen könne. In diesem Augenblick fiel ihr auch ein, daß sie die Verwandlung der weißen Engel in diese Weiber nicht wahrgenommen, ja obwohl sie mitten hindurchging, nicht einmal unterschieden habe, welche von ihnen Kranke und welche Wärterinnen seien. Sie wandte sich um und blickte zurück, konnte aber, weil sich der Weg um ein Haus gebogen hatte, nichts mehr sehen und stolperte wie ein Kind, das den Kopf abwendet, hinter ihren Begleitern weiter. Aus der Folge von Eindrücken, die damit begannen, bildete sich nun nicht mehr der durchsichtig strömende Bach von Geschehnissen, als den man das Leben hinnimmt, sondern ein schaumiges Wirbeln, aus dem sich bloß gelegentlich glatte Flächen hervorhoben und im Gedächtnis verharren.

«Gleichfalls eine <Ruhige Abteilung>. Diesmal für Männer» erläuterte Dr. Friedenthal, der an der Pforte des Hauses seine Gefolgschaft sammelte, und als sie vor dem ersten Krankenbett haltmachten, stellte er seinen Insassen den Besuchern mit höflich gedämpfter Stimme als «Depressive Dementia paralytica» vor. «Ein alter Syphilitiker. Versündigungs- und nihilistische Wahnideen» flüsterte Siegmund, das Wort erklärend, seiner Schwester zu. Clarisse befand sich einem alten Herrn gegenüber, der allem Anschein nach einst der höheren Gesellschaft angehört hatte. Er saß aufrecht im Bett, mochte Ende der Fünfzig sein und hatte eine sehr weiße Gesichtshaut. Ebenso weißes, reiches Haar umrahmte sein gepflegtes und durchgeistigtes Antlitz, das so unwahrscheinlich edel aussah, wie man es nur in den schlechtesten Romanen beschrieben liest. «Kann man den nicht malen lassen?» fragte Stumm von Bordwehr. «Die leibhaftige Geistesschönheit: das Bild möchte ich deiner Kusine schenken!» erklärte er Ulrich. Dr. Friedenthal lächelte schwermütig dazu und erläuterte: «Der edle Ausdruck kommt vom Nachlassen der Spannung in den Gesichtsmuskeln.» Dann zeigte er den Besuchern mit einer flüchtigen Handbewegung noch die reflektorische Pupillenstarre und führte sie weiter. Die Zeit war knapp bei der Fülle des Materials. Der alte Herr, der schwermütig zu allem genickt hatte, was an seinem Bett gesprochen wurde, antwortete noch leise und bekümmert, als die fünf schon einige Betten weiter beim nächsten Fall haltmachten, den Friedenthal ausersehen hatte.

Diesmal war es einer, der selbst der Kunst oblag, ein fröhlicher dicker Maler, dessen Bett nahe beim hellen Fenster stand; er hatte Papier und viele Bleistifte auf seiner Decke liegen und beschäftigte sich damit den ganzen Tag. Was Clarisse gleich auffiel, war die heitere Ruhelosigkeit dieser Bewegung. «So sollte Walter malen!» dachte sie. Friedenthal, der ihre Anteilnahme gewährte, entwendete dem Dicken rasch ein Blatt und reichte es Clarisse; der Maler kicherte und gehabte sich wie ein Weibsbild, das man gekniffen hat. Clarisse sah aber zu ihrer Überraschung einen vollendet sicher gezeichneten, durchaus sinnvollen, ja im Sinn sogar banalen Entwurf zu einem großen Gemälde vor sich, mit vielen perspektivisch ineinander verwickelten Figuren und einem Saal, dessen Anblick peinlich genau ausgeführt war, so daß das Ganze derart gesund und professoral wirkte, als käme es aus der Staatsakademie. «Überraschend gekonnt!» rief sie unwillkürlich aus.

Friedenthal aber lächelte geschmeichelt.

«Etsch!» rief ihm trotzdem der Maler zu. «Siehst du, dem Herrn gefällt es! Zeig ihm doch mehr!

Überraschend gut hat er gesagt! Zeig ihm nur! Ich weiß schon, du lachst bloß über mich, aber ihm gefällt es!» Er sagte das gemütlich und schien mit dem Arzt, dem er nun auch seine anderen Bilder hinhielt, auf gutem Fuß zu stehn, obwohl dieser seine Kunst nicht würdigte.

«Wir haben heute keine Zeit für dich» erwiderte ihm Friedenthal, und zu Clarisse gewandt, faßte er seine Kritik in die Worte: «Er ist nicht schizophran; leider haben wir im Augenblick keinen andern, das sind oft große, ganz moderne Künstler.»

«Und krank?» zweifelte Clarisse.

«Weshalb nicht?» erwiderte Friedenthal schwermütig. Clarisse biß die Lippe.

Indessen standen Stumm und Ulrich schon an der Schwelle des nächsten Raumes, und der General sagte: «Wenn ich das seh, tut es mir wirklich leid, daß ich meine Ordonnanz vorhin einen Trottel geschimpft hab; ich will es auch nie wieder tun!» Sie blickten nämlich in ein Zimmer mit schweren Idioten.

Clarisse sah es noch nicht und dachte: «Sogar eine so ehrbare und anerkannte Kunst wie die akademische hat also ihre verleugnete, beraubte, dennoch zum Verwechseln ähnliche Schwester im Irrenhaus?!» Es machte ihr beinahe mehr Eindruck als die Bemerkung Friedenthals, daß er ihr ein andermal expressionistische Künstler zeigen könne. Aber sie nahm sich vor, auch darauf zurückzukommen. Sie hatte den Kopf gesenkt und biß immer noch auf ihre Lippe. Da stimmte etwas nicht. Es erschien ihr offenkundig falsch, so begabte Menschen einzusperren; die Ärzte verstünden ja wohl die Krankheiten, dachte sie, aber wahrscheinlich doch nicht in ihrer ganzen Tragweite die Kunst. Sie hatte das Gefühl, daß da etwas geschehen müsse. Aber es wollte ihr noch nicht klar werden was. Doch verlor sie nicht die Zuversicht, denn der dicke Maler hatte sie gleich als «Herr» angesprochen: das kam ihr als ein gutes Zeichen vor.

Friedenthal betrachtete sie mit Neugierde.

Als sie seinen Blick fühlte, sah sie mit ihrem schmalen Lächeln auf und ging zu ihm, aber ehe sie etwas sagen konnte, löschte ein furchtbarer Eindruck alle Überlegung aus. In ihren Betten hing und saß in dem neuen Zimmer eine Reihe des Grauens. Alles an den Körpern schief, unsauber, verbildet oder gelähmt. Entartete Gebisse. Wackelnde Köpfe. Zu große, zu kleine und ganz verwachsene Köpfe. Schlaff herabhängende Kiefer, aus denen Speichel troff, oder tierisch malmende Bewegungen des Mundes, in dem weder Speise noch Wort war. Meterdicke Bleibarren schienen zwischen diesen Seelen und der Welt zu liegen, und nach dem leisen Lachen und Schwirren in dem andern Zimmer fiel auch ins Ohr ein dumpfes Schweigen, in dem es nur dunkel grunzende und murrende Laute gab. Solche Säle mit Idioten hohen Grades gehören zu den erschütterndsten Eindrücken, die man in der Häßlichkeit des Irrenhauses findet, und Clarisse fühlte sich einfach in ein völliges grauenvolles Schwarz gestürzt, darin nichts mehr zu unterscheiden war.

Der Führer Friedenthal aber sah auch im Dunkeln, und auf verschiedene Betten weisend, erklärte er: «Das ist Idiotie, und das hier ist Kretinismus.»

Stumm von Bordwehr horchte auf: «Ein Kretin und ein Idiot sind nicht dasselbe?!» fragte er.

«Nein, das ist medizinisch etwas Verschiedenes» belehrte ihn der Arzt. «Interessant» sagte Stumm. «Auf so etwas kommt man im gewöhnlichen Leben gar nicht!»

Clarisse ging von Bett zu Bett. Sie bohrte ihre Augen in die Kranken und strengte sie aufs äußerste an, ohne von diesen Gesichtern, die von ihr nicht Kenntnis nahmen, auch nur das Geringste zu verstehn. Alle Einbildungen erloschen daran. Dr. Friedenthal folgte ihr leise und

erklärte: «Amaurotische familiäre Idiotie». «Tuberöse hypertrophische Sklerose». «Idiotia thymica» ...

Der General, der inzwischen genug von den «Trotteln» gesehen zu haben vermeinte und das gleiche von Ulrich voraussetzte, blickte auf die Uhr und sagte: «Wo sind wir denn eigentlich stehen geblieben? Wir müssen die Zeit ausnutzen!» Und etwas unvermutet fing er an: «Also erinnere dich, bitte: Das Kriegsministerium gewahrt auf seiner einen Seite die Pazifisten und auf der andern die Nationalisten –»

Ulrich, der sich nicht so gelenkig wie er von der Bindung an die Umgebung loslösen konnte, sah ihn ohne Verständnis an.

«Aber ich mach doch keine Witze!» erklärte Stumm. «Das ist Politik, was ich rede! Es muß etwas geschehn. Dabei sind wir doch schon einmal stehen geblieben. Wenn nicht bald etwas geschieht, kommt der Geburtstag vom Kaiser, und wir sind blamiert. Aber was soll geschehn? Diese Frage ist logisch, nicht wahr» Und wenn ich das jetzt etwas grob zusammenfasse, was ich dir alles schon gesagt hab, so verlangen die einen von uns, wir sollen ihnen helfen, alle Menschen zu lieben, und die zweiten, wir sollen ihnen erlauben, die andern zu kujonieren, damit das edlere Blut siegt, oder wie man das nennen will. Beides hat etwas für sich. Und darum solltest du es, kurz gesagt, irgendwie vereinen, damit kein Schaden entsteht!»

«Ich?» verwahrte sich Ulrich, nachdem sein Freund dergestalt seine Bombe platzen ließ, und würde ihn ausgelacht haben, wenn es der Ort gestattet hätte. «Natürlich du!» erwiderte der General fest. «Ich will dir gern beistehn, aber du bist der Sekretär der Aktion und die rechte Hand vom Leinsdorf!»

«Ich werde dir hier eine Unterkunft besorgen!» erklärte Ulrich entschieden.

«Schön!» meinte der General, der aus der Kriegskunst wußte, daß man einem unerwarteten Widerstand am besten ausweiche, ohne sich bestürzt zu zeigen. «Wenn du mir hier einen Platz besorgst, lerne ich vielleicht doch jemand kennen, der die größte Idee von der Welt erfunden hat. Draußen haben sie ohnehin keine Freude mehr an den großen Gedanken.» Er sah wieder nach der Uhr. «Da soll es doch welche geben, die der Papst sind oder das Weltall, erzählt man: von denen haben wir noch keinen einzigen gesehn, und gerade auf die habe ich mich gefreut! Deine Freundin ist furchtbar gründlich» klagte er.

Dr. Friedenthal löste Clarisse vorsichtig von dem Anblick der Oligophrenen los.

Die Hölle ist nicht interessant, sie ist furchtbar. Wenn man sie nicht humanisiert hat – wie Dante, der sie mit Literaten und Prominenten bevölkerte und dadurch die Aufmerksamkeit vom Straftechnischen ablenkte – sondern versucht hat, eine ursprüngliche Vorstellung von ihr zu geben, sind selbst die phantasievollsten Menschen nicht über läppische Qualen und gedankenarme Verrenkungen irdischer Eigenheiten hinausgekommen. Aber gerade der leere Gedanke der unvorstellbaren und darum unabwendbaren unendlichen Strafe und Qual, die Voraussetzung einer für alle Gegenanstrengungen unempfindlichen Veränderung zum Schlechten, hat die Anziehung eines Abgrunds. So sind auch Irrenhäuser. Sie sind Armenhäuser. Sie haben etwas von der Phantasielosigkeit der Hölle. Aber viele Menschen, die in die Ursachen von Geisteskrankheiten keinen Einblick haben, fürchten nebst der Möglichkeit, daß sie ihr Geld verlieren könnten, keine andere so sehr wie die, daß sie eines Tags den Verstand verlieren könnten; und es ist merkwürdig, wie zahlreich diese Menschen sind, die von der Vorstellung geplagt werden, sie könnten sich plötzlich verlieren. Aus der Überschätzung dessen, was sie von sich haben, folgt wahrscheinlich die Überschätzung der Schauer, von denen sich die Gesunden

die Häuser der Kranken umgeben denken. Auch Clarisse litt etwas unter einer leichten Enttäuschung, die von einer unbestimmten, mit ihrer Erziehung aufgenommenen Erwartung kam. Das war bei Dr. Friedenthal umgekehrt. Er war diesen Weg gewohnt. Ordnung wie in einer Kaserne oder jeder anderen Massenanstalt, Linderung vordringlicher Schmerzen und Beschwerden, Bewahrung vor vermeidlichen Verschlimmerungen, ein wenig Besserung oder Heilung: das waren die Elemente seines täglichen Tuns. Viel beobachten, viel wissen, aber ohne eine ausreichende Erklärung der Zusammenhänge zu besitzen, war sein geistiges Teil. Auf dem Rundgang durch die Häuser, außer den Arzneien gegen Husten, Schnupfen, Verstopfung und Wunden, ein paar Beruhigungsmittel zu verordnen, seine tägliche Heilarbeit. Er empfand die spukhafte Verruchtheit der Welt, in der er lebte, nur noch dann, wenn durch eine Berührung mit der gewöhnlichen der Gegensatz geweckt wurde; man kann es nicht täglich, aber Besuche sind solche Gelegenheiten, und darum war das, was Clarisse zu sehen bekam, nicht ohne eine Art Gefühl für Spielleitung aufgebaut und setzte sich, nachdem er sie aus ihrer Versunkenheit geweckt hatte, sogleich wieder mit etwas Neuem und gesteigert Dramatischem fort.

Denn kaum da sie den Raum verlassen hatten, schlossen sich ihnen mehrere große Männer mit fleischigen Schultern, freundlichen Feldwebelgesichtern und sauberen Kitteln an. Es geschah so stumm, daß es wie ein Trommelwirbel wirkte. «Jetzt kommt eine unruhige Abteilung» kündigte Friedenthal an, und schon begannen sie sich auch einem Schreien und Schnattern zu nähern, das aus einem ungeheuren Vogelkäfig zu dringen schien. Als sie vor der Türe standen, zeigte diese keine Klinke, aber einer der Wärter öffnete sie mit einem Stecher, und Clarisse schickte sich an, wie sie es bisher getan hatte, als erste einzutreten; aber jäh riß sie Dr. Friedenthal zurück. «Hier heißt es warten!» sagte er, ohne sich zu entschuldigen, bedeutungsvoll und müd. Der Wärter, der die Tür aufschloß, hatte sie nur zu einem schmalen Spalt geöffnet, den sein mächtiger Körper verdeckte, und nachdem er in das Innere zuerst gelauscht, dann gespäht hatte, schob er sich eilig hinein, und ein zweiter Wärter folgte ihm, der auf der andern Seite des Eingangs Stellung bezog. Clarisse begann das Herz zu klopfen. Der General sagte anerkennend: «Vorhut, Nachhut, Flankendeckung!» Und so gedeckt, traten sie ein und wurden von den Wärterriesen von Bett zu Bett gebracht. Was in den Betten saß, flatterte, aufgeregter und schreiend, mit Armen und Augen; es machte den Eindruck, daß jeder in einen Raum hineinschreie, der nur für ihn da sei, und doch schienen alle in einer tobenden Konversation begriffen zu sein, wie fremde, in einen gemeinsamen Käfig gesperrte Vögel, von denen jeder die Sprache eines andern Eilands spricht. Manche saßen frei, und manche waren mit Schlingen an den Bettrand gefesselt, die den Händen nur wenig Spielraum ließen. «Wegen Selbstmordgefahr» erläuterte der Arzt und nannte die Krankheiten: Paralyse, Paranoia, Dementia praecox und andere waren die Rassen, denen diese fremden Vögel angehörten.

Clarisse fühlte sich anfangs von dem verworrenen Eindruck wieder eingeschüchtert und fand keinen Halt. Und da war es auch wie ein freundliches Zeichen, daß ihr schon von ferne einer lebhaft winkte und ihr Worte entgegenschrie, als sie noch durch viele Betten von ihm getrennt war. Er fuhr in dem seinen hin und her, als wollte er sich verzweifelt befreien, um ihr entgegenzueilen, übertrumpfte den Chor mit seinen Anklagen und Zornausbrüchen und zog Clarissens Aufmerksamkeit immer stärker an sich. Je näher sie ihm kam, desto mehr beunruhigte sie der Eindruck, daß er bloß zu ihr zu sprechen schien, während sie in keiner Weise zu verstehen vermochte, was er ihr ausdrücken wolle. Als sie endlich bei ihm waren, erzählte der Oberwärter dem Arzt etwas so leise, daß Clarisse es nicht verstand, und Friedenthal traf irgendeine Anordnung mit sehr ernstem Gesicht. Dann aber machte er sich einen Scherz und sprach den Kranken an. Der Irre erwiderte nicht gleich darauf, aber plötzlich fragte er: «Wer ist der Herr?» und gab durch eine Bewegung zu verstehen, daß er Clarisse meine. Friedenthal wies auf ihren

Bruder und antwortete, dieser sei ein Arzt aus Stockholm. «Nein, dieser!» entgegnete der Kranke und beharrte auf Clarisse. Friedenthal lächelte und behauptete, das sei eine Ärztin aus Wien. «Nein. Das ist ein Herr» widersprach der Kranke und schwieg. Clarisse fühlte ihr Herz schlagen. Auch der hielt sie also für einen Mann!

Da sagte der Kranke langsam: «Das ist der siebente Sohn des Kaisers.»

Stumm von Bordwehr stieß Ulrich an.

«Das ist nicht wahr» gab Friedenthal zur Antwort und setzte das Spiel fort, indem er sich an Clarisse mit der Aufforderung wandte: «Sagen Sie ihm doch selbst, daß er sich irrt.»

«Es ist nicht wahr, mein Freund» sprach Clarisse leise, die vor Aufregung kaum ein Wort hervorbringen konnte, den Kranken an.

«Du bist doch der siebente Sohn!» gab er hartnäckig zurück.

«Nein, nein» versicherte Clarisse und lächelte ihm vor Erregung zu, wie in einer Liebesszene mit Lippen, die vor Lampenfieber ganz steif waren.

«Du bist es!!» wiederholte der Kranke und sah sie mit einem Blick an, für den sie keine Bezeichnung wußte. Es fiel ihr ganz und gar nichts ein, was sie noch antworten könnte, sie sah hilflos freundlich dem Irren in die Augen, der sie für einen Prinzen hielt, und lächelte immer weiter. In ihr ging dabei etwas Merkwürdiges vor sich: es bildete sich die Möglichkeit, ihm recht zu geben. Es löste sich unter dem Druck seiner wiederholten Behauptung etwas in ihr auf, sie verlor in irgendetwas die Herrschaft über ihre Gedanken, und neue Zusammenhänge bildeten sich, die ihre Umriss aus Nebeln hervorstreckten: er war nicht der erste, der wissen wollte, wer sie sei, und sie für einen «Herrn» hielt. Aber während sie ihm noch, in diese sonderbare Verbundenheit verfangen, ins Gesicht bückte, von dessen Alter sie sich ebensowenig Rechenschaft gab wie von den anderen Resten des freien Lebens, die noch darin ausgeprägt waren, ging in dem Gesicht und an dem ganzen Menschen etwas gänzlich Unverständliches vor sich. Es sah aus, als würde ihr Blick plötzlich zu schwer für die Augen, auf denen er ruhte, denn in diesen begann ein Gleiten und Fallen. Aber auch die Lippen gerieten in eine lebhaftere Bewegung, und wie dicke Tropfen, die immer dichter zusammenfließen, mischten sich in ein flüchtiges Geschnatter vernehmliche Unzüchtigkeiten. Clarisse war von dieser abgleitenden Verwandlung so bestürzt, als entglitte ihr selbst etwas, und machte unwillkürlich eine Bewegung mit beiden Armen zu dem Unseligen hin; und ehe es noch jemand hinderte, sprang ihr da auch der Kranke entgegen: er warf seine Decke ab, kniete im gleichen Augenblick am Bettende und bearbeitete mit der Hand sein Glied, wie Affen in der Gefangenschaft masturbieren. «Treib keine Schweinereien!» sagte rasch und streng der Arzt, und im gleichen Augenblick packten die Wärter den Mann und die Decken und machten im Nu ein reglos liegenbleibendes Bündel aus beiden. Aber Clarisse war dunkelrot geworden: ihr war so wirr wie in einem Lift, wenn man plötzlich das Gefühl unter den Füßen verliert. Es kam ihr plötzlich vor, daß alle Kranken, an denen sie schon vorbeigekommen war, hinter ihr drein schrien, und die anderen, die sie noch nicht besucht hatte, ihr entgegenschrien. Und der Zufall wollte es, oder die ansteckende Kraft der Erregung, daß auch der Nächste, ein freundlicher Alter, der gutmütige Witzchen zu den Besuchern gemacht hatte, als sie noch nebenan standen, in dem Augenblick, wo Clarisse an ihm vorbeieilte, aufsprang und zu schimpfen begann, mit unflätigen Worten, die einen widerlichen Schaum vor seinem Munde bildeten. Auch ihn faßten die Fäuste der Wärter wie schwere Stempel, die jeden Widerstand zermalmen.

Aber der Zauberkünstler Friedenthal verstand seine Darbietungen noch zu steigern. Von den



Begleitern ebenso wie beim Eintritt gesichert, verließen sie den Saal an seinem anderen Ende, und mit einemmal schien das Ohr in sanfte Stille zu tauchen. Sie befanden sich in einem sauberen, mit Linoleum belegten, freundlichen Gang und trafen auf sonntäglich aussehende Menschen und hübsche Kinder, die voll Vertrauen und Höflichkeit den Arzt grüßten. Es waren Besucher, die hier darauf warteten, zu ihren Angehörigen vorgelassen zu werden, und wieder war der Eindruck der gesunden Welt ein sehr befremdlicher; diese sich bescheiden und höflich verhaltenden Menschen in ihren besten Kleidern wirkten im ersten Augenblick wie Puppen oder sehr gut nachgemachte, künstliche Blumen. Friedenthal schritt aber rasch hindurch und kündigte seinen Freunden an, daß er sie nun in eine Versammlung von Mördern und ähnlich schwer verbrecherischen Irren führen wolle. Vorsicht und Mienen der Begleiter, als sie bald danach vor einem neuen Eisentor standen, verhießen denn auch Schlimmes. Sie traten in einen abgeschlossenen Hof, der von einer Galerie umzogen war und einem der modernen Kunstgärten glich, wo es viele Steine und wenig Pflanzen gibt. Wie ein Würfel aus Schweigen stand zunächst die leere Luft darin; erst nach einer Weile entdeckte man Menschen, die stumm an den Wänden saßen. Nahe dem Eingang kauerten idiotische Jungen, rotzig, unsauber und regungslos, als ob sie ein grotesker Bildhauereinfall an den Pfeilern des Tors angebracht hätte. Neben ihnen saß, als erster an der Wand und von den weiteren abgerückt, ein einfacher Mann, noch in seiner dunklen Sonntagskleidung, nur ohne Kragen; er mußte erst vor kurzem eingeliefert worden sein und war in seinem Nirgendhingehören unsagbar rührend. Clarisse stellte sich plötzlich den Schmerz vor, den sie Walter zufügen würde, wenn sie ihn verliese, und weinte beinahe darüber. Zum erstenmal geschah ihr das, aber sie kam rasch darüber hinweg, denn die andern, an denen sie vorbeigeführt wurde, machten bloß jenen Eindruck der schweigenden Gewöhnung, den man in Gefängnissen kennt; sie grüßten scheu und höflich und trugen kleine Bitten vor. Bloß einer von ihnen, ein junger Mensch, wurde aufdringlich und begann sich zu beschweren; Gott allein wußte, aus welcher Vergessenheit er auftauchte. Er verlangte vom Arzt, hinausgelassen zu werden und Auskunft, warum er hier wäre, und als dieser ausweichend entgegnete, daß nicht er, sondern nur der Direktor darüber entscheide, ließ der Frager nicht nach; seine Bitten begannen sich wie eine immer rascher ablaufende Kette zu wiederholen, und allmählich kam der Ton des Bedrängens in seine Stimme, steigerte sich zur Drohung und schließlich zur tierhaft-wissenlosen Gefährdung. Als er so weit gekommen war, drückten ihn die Riesen auf die Bank nieder, und er kroch stumm wie ein Hund in sein Schweigen zurück, ohne Antwort erhalten zu haben. Clarisse kannte das nun schon, und es ging bloß in die allgemeine Aufregung ein, die sie fühlte.

Sie hatte auch zu anderem keine Zeit, denn am Ende des Hofes war eine zweite Panzertür, und an diese pochten nun die Wärter. Das war etwas Neues, da sie bisher die Türen bloß mit Vorsicht, aber ohne Ankündigung geöffnet hatten. An dieses Tor schlugen sie dagegen viermal mit der Faust und lauschten auf die herausdringende Unruhe. «Auf dieses Zeichen müssen sich alle, die drinnen sind, an den Wänden aufstellen» erläuterte Friedenthal «oder auf die Bänke setzen, die an den Wänden entlanglaufen.» Und wirklich, als sich die Tür langsam, Grad für Grad, drehte, zeigte sich, daß alle, die vorher teils stumm, teils lärmend durcheinandergekreist waren, wie wohlgedrillte Sträflinge gehorcht hatten. Und trotzdem wandten die Wärter beim Eintritt noch solche Vorsicht an, daß Clarisse plötzlich Dr. Friedenthal am Ärmel faßte und erregt fragte, ob Moosbrugger dabei sei. Friedenthal schüttelte stumm den Kopf. Er hatte keine Zeit. Er schärfte den Besuchern eilig ein, daß sie mindestens zwei Schritte Abstand von jedem Kranken zu halten hätten. Die Verantwortung für das Unternehmen schien ihn doch etwas zu bedrücken. Sie waren sieben gegen dreißig; in einem weltfernen, ummauerten, nur von Irren bewohnten Hof, von denen fast alle schon einen Mord begangen hatten. Menschen, die gewohnt sind, eine Wehr zu tragen, fühlen sich ohne das unsicherer als andere: es trifft darum auch den General, der seinen Säbel im

Wartezimmer zurückgelassen hatte, kein Vorwurf, daß er den Arzt fragte: «Tragen Sie eigentlich eine Waffe bei sich?» «Aufmerksamkeit und Erfahrung!» erwiderte Friedenthal, dem diese schmeichelhafte Frage willkommen war. «Es kommt alles darauf an, jede Auflehnung schon im Keim zu ersticken.»

Und wirklich, sobald einer auch nur die kleinste Bewegung aus der Reihe zu machen versuchte, stürzten sich schon die Wärter auf ihn und drückten ihn so schnell auf seinen Platz nieder, daß diese Überfälle als die einzigen Gewalttaten erschienen, die sich ereigneten. Clarisse war nicht einverstanden mit ihnen. «Was die Ärzte vielleicht nicht verstehn,» sagte sie sich «ist, daß diese Menschen doch, obwohl sie hier den ganzen Tag ohne Aufsicht zusammengespart sind, einander nichts tun; und nur uns, die wir aus der ihnen fremden Welt kommen, sind sie gefährlich!» Und sie wollte einen ansprechen; sie stellte sich mit einemmal vor, ihr müßte es gelingen, sich mit ihm in der rechten Weise zu verständigen. Gleich bei der Tür stand einer in der Ecke, es war ein kräftiger mittelgroßer Mann mit einem braunen Vollbart und stechenden Augen; er lehnte mit verschränkten Armen an der Wand, schwieg und sah dem Treiben der Besucher böse zu. Clarisse trat ihn an; aber im gleichen Augenblick legte Dr. Friedenthal seine Hand auf ihren Arm und hielt sie zurück. «Nicht diesen» sagte er halblaut. Er suchte Clarisse einen anderen Mörder aus und sprach ihn an. Das war ein kleiner Untersetzer mit einem kahl geschorenen spitzen Sträflingsschädel, den der Arzt wohl als umgänglich kannte, denn der Angesprochene stand sofort stramm vor ihm und zeigte, dienstwillig antwortend, zwei Zahnreihen, die in einer bedenklichen Weise an zwei Reihen Grabsteine erinnerten.

«Fragen Sie ihn doch einmal, warum er hier ist» flüsterte Dr. Friedenthal Clarissens Bruder zu, und Siegmund fragte den breitschulterigen Spitzkopf: «Warum bist du hier?»

«Das weißt du sehr gut!» war die knappe Antwort.

«Ich weiß es nicht» versetzte Siegmund, der nicht gleich locker lassen wollte, ziemlich albern. «Also sag schon, warum bist du hier?!»

«Das weißt du sehr gut!!» wiederholte sich die Antwort mit verstärktem Nachdruck.

«Warum bist du unhöflich gegen mich?» fragte Siegmund. «Ich weiß es wirklich nicht!»

«Dieses Lügen!» dachte Clarisse, und sie freute sich darüber, daß der Kranke einfach erwiderte: «Weil ich will!! Ich kann tun, was ich will!!!» wiederholte er und fletschte die Zähne.

«Aber man soll doch nicht ohne Grund unhöflich sein!» wiederholte der unselige Siegmund, dem eigentlich auch nicht mehr einfiel als dem Irren.

Clarisse war wütend auf ihn, der die dumme Rolle eines Menschen spielte, der in einem Tierpark ein gefangenes Tier reizt.

«Das geht dich nichts an! Ich tue, was ich will, verstehst du?! Was ich will!!» ranzte der Geisteskranke wie ein Unteroffizier und lachte mit irgend etwas in seinem Gesicht, aber weder mit Mund noch Augen, die beide vielmehr voll unheimlichen Zorns waren.

Selbst Ulrich dachte: «Ich möchte mit dem Kerl jetzt nicht allein sein.» Siegmund hatte es schwer, auf seinem Platz auszuharren, da der Irre nahe an ihn herantreten war, und Clarisse wünschte, daß dieser ihren Bruder an der Kehle packen und ins Gesicht beißen möge. Friedenthal ließ mit Befriedigung den Auftritt sich entwickeln, denn einem ärztlichen Kollegen durfte er doch wohl etwas zumuten, und er hatte seinen Genuß an dessen Verlegenheit. Er ließ es meisterlich bis auf den höchsten Punkt kommen und setzte erst, als der Kollege kein Wort mehr hervorbrachte, dazu an, das Zeichen zum Abbruch zu geben. Aber da war wieder dieser Wunsch in Clarisse, sich

einzumengen! Irgendwie war er mit dem Trommeln der Antworten immer heftiger geworden, sie konnte plötzlich nicht mehr an sich halten, trat dem Kranken entgegen und sagte: «Ich komme von Wien!» Das war nun sinnlos wie ein beliebiger Laut, den man einer Trompete entlockt. Sie wußte weder, was sie damit wolle, noch wie es ihr eingefallen sei, noch hatte sie sich gefragt, ob der Mann wisse, in welcher Stadt er sich befinde, und wenn er es wußte, so war ihre Bemerkung wohl erst recht sinnlos. Aber sie fühlte eine große Zuversicht dabei. Und wirklich geschehen zuweilen noch Wunder, wenn auch mit Vorliebe in Irrenhäusern: als sie das sagte und in Erregung flammend vor dem Mörder stand, ging plötzlich ein Glanz über ihn; seine Steinbrecherzähne zogen sich unter die Lippen zurück, und über den stechenden Blick breitete sich Wohlwollen. «Oh, das goldene Wien! Eine schöne Stadt!» sagte er mit dem Ehrgeiz des früheren Mittelständlers, der seine Phrasen kennt, wie sie sich gehören.

«Ich gratuliere Ihnen!» sagte Dr. Friedenthal lachend.

Aber für Clarisse war dieser Auftritt sehr wichtig geworden.

«Und nun wollen wir zu Moosbrugger gehn!» sagte Friedenthal.

Es kam jedoch nicht mehr dazu. Sie zogen vorsichtig aus den beiden Höfen wieder hinaus und strebten auf der Höhe des Parks einem anscheinend entlegenen Pavillon zu, als von irgendwo ein Wärter auf sie zugelaufen kam, der den Eindruck machte, schon lange nach ihnen gesucht zu haben. Er trat an Friedenthal heran und überbrachte ihm flüsternden Tons eine längere Meldung, die nach der Miene des Arztes, der sie zuweilen mit Fragen unterbrach, wichtig und unangenehm sein mußte. Und Friedenthal trat mit einer ernsten und bedauernden Gebärde zu den Wartenden zurück, ihnen mitzuteilen, daß ihn ein Zwischenfall in eine der Abteilungen rufe, dessen Ende nicht abzusehen sei, so daß er leider die Führung abbrechen müsse. Er wandte sich damit in erster Linie an die Respektsperson in der unter dem ärztlichen Kittel steckenden Generalsuniform; aber Stumm von Bordwehr erklärte dankbar, daß er von der hervorragenden Disziplin und Ordnung der Anstalt ohnehin schon genug gesehen habe und daß es nach dem Erlebten auf einen Mörder mehr schließlich nicht ankäme. Clarisse dagegen zeigte ein so enttäuschtes und bestürztes Gesicht, daß Friedenthal den Vorschlag hinzufügte, den Besuch bei Moosbrugger und einiges andere nachzuholen und Siegmund telephonisch zu verständigen, sobald sich ein Tag dafür bestimmen ließe. «Sehr scharmant von Ihnen,» dankte der General für alle «nur weiß ich für meine Person wirklich nicht, ob mir meine anderen Aufgaben gestatten werden, dabei zu sein.»

Mit diesem Vorbehalt blieb es bei der Verabredung, und Friedenthal schlug einen Weg ein, der ihn alsbald jenseits der Höhe entschwinden ließ, während die anderen, von dem Wärter begleitet, den der Arzt bei ihnen zurückgelassen hatte, dem Ausgang zustrebten. Sie verließen den Weg und gingen auf der kürzesten Linie über den schönen von Buchen und Platanen bestandenen Hang hinunter. Der General hatte sich seines Kittels entledigt und trug ihn fröhlich über dem Arm wie einen Staubmantel bei einem Ausflug, aber ein Gespräch wollte nicht mehr Zustandekommen. Ulrich zeigte keine Neigung, sich nochmals auf den bevorstehenden Abend vorbereiten zu lassen, und Stumm selbst war schon zu sehr mit dem Nachhausekommen beschäftigt; bloß an Clarisse, zu deren Linken er galant dahinging, fühlte er sich verpflichtet einige unterhaltende Worte zu richten. Aber Clarisse war geistesabwesend und schweigsam. «Ob sie sich am Ende noch wegen dem Schweinigel geniert?» fragte er sich und hatte das Bedürfnis, irgendwie aufzuklären, daß es ihm unter jenen besonderen Umständen nicht möglich gewesen sei, ritterlich für sie einzutreten; aber andererseits war das doch auch wieder so, daß man am besten nicht davon sprach. So verlief der Rückweg schweigend und beschattet.

Erst als Stumm von Bordwehr seinen Wagen bestieg und es Ulrich überantwortet hatte, für

Clarisse und deren Bruder zu sorgen, kehrte seine gute Laune wieder, und mit ihr stellte sich auch eine Idee ein, von der die beklemmenden Erlebnisse eine gewisse Ordnung empfangen. Er hatte aus dem großen Lederetui, das er bei sich führte, eine Zigarette geholt und blies, schon in den Polstern ruhend, die ersten blauen Wölkchen in die sonnige Luft. Behaglich sagte er: «Schrecklich muß so eine Geisteskrankheit sein! In dem Moment fällt mir erst auf, daß ich während der ganzen Zeit, die wir da drin waren, nicht einen einzigen rauchen gesehn hab! Man weiß wirklich nicht, was man alles voraushat, solange man gesund ist!»

[<]

34

Ein großes Ereignis ist im Entstehen. Graf Leinsdorf und der Inn

An diesen bewegten Tag schloß sich ein «Großer Abend» bei Tuzzis an.

Die Parallelaktion paradierte in Licht und Glanz; Augen strahlten, Schmuck strahlte, Namen strahlten, Geist strahlte. Ein Geisteskranker könnte unter Umständen daraus folgern, daß die Augen, der Schmuck, die Namen und der Geist an einem solchen Gesellschaftsabend auf das gleiche hinauskommen: er befände sich damit nicht ganz im Unrecht. Alles, was nicht an der Riviera oder den Oberitalienischen Seen weilte, war erschienen, bis auf wenige, die um diese Zeit, gegen Ende der Saison, grundsätzlich keine «Ereignisse» mehr anerkannten.

An ihrer Stelle waren eine Menge Leute da, die man noch nie gesehen hatte. Eine lange Pause hatte Lücken in die Präsenzliste gerissen, und zu ihrer Ausfüllung waren neue Menschen hastiger herangezogen worden, als es Diotimas umsichtigen Gepflogenheiten entsprach: Graf Leinsdorf selbst hatte seiner Freundin eine Liste von Personen übergeben, die er sie aus politischen Rücksichten aufzufordern bat, und nachdem der Grundsatz der Exklusivität ihres Salons diesen höheren Rücksichten einmal geopfert war, hatte sie auf das Weitere nicht mehr das gleiche Gewicht gelegt wie sonst. Überhaupt war Se. Erlaucht ganz allein die Ursache dieser festlichen Zusammenkunft; Diotima war der Ansicht, daß der Menschheit nur paarweise zu helfen sei. Aber Graf Leinsdorf bestand auf der Behauptung: «Besitz und Bildung haben in der historischen Entwicklung nicht ihre Schuldigkeit getan; wir müssen einen letzten Versuch mit ihnen machen!»

Und Graf Leinsdorf kam jedesmal darauf zurück. «Meine Liebe, Sie haben sich noch immer nicht entschlossen?» pflegte er zu fragen. «Es ist höchste Zeit. Alle möglichen Leute kommen schon mit destruktiven Tendenzen hervor: wir müssen der Bildung eine letzte Gelegenheit geben, ihnen das Gleichgewicht zu halten.» Aber Diotima, abgelenkt durch den Formenreichtum der menschlichen Paarung, war für alles andere vergeblich.

Schließlich ermahnte sie Graf Leinsdorf: «Schaun Sie, meine Liebe, das bin ich doch gar nicht von Ihnen gewohnt; Jetzt haben wir bei allen Leuten die Parole der Tat ausgegeben; ich für meine Person habe den Minister des Inneren – also Ihnen kann ich das ja anvertraut, daß ich ihn zu seinem Rücktritt veranlaßt hab; so oben herum ist das gekommen, sehr hoch oben herum: aber es ist ja auch wirklich schon ein Skandal gewesen, und niemand hat den Mut gehabt, dem ein Ende zu machen! Ich vertraue Ihnen das also an,» fuhr er fort «und nun hat mich der Ministerpräsident gebeten, daß wir uns doch selbst intensiver an der Enquete zur Feststellung der Wünsche der beteiligten Kreise der Bevölkerung in bezug auf die Reform der inneren Verwaltung beteiligen mögen, weil sich der neue Minister ja noch nicht so auskennen kann: und da wollen nun gerade

Sie mich im Stich lassen, die Sie immer die Ausdauerndste gewesen sind? Wir *müssen* Besitz und Bildung eine letzte Gelegenheit geben! Wissen Sie so: entweder – oder anders!»

Diesen etwas unvollständigen Schlußsatz brachte er so drohend vor, daß nicht mißzuverstehen war, er wisse, was er wolle, und Diotima versprach auch dienstwillig, daß sie sich beeilen werde; aber dann vergaß sie es doch wieder und tat es nicht.

Da wurde eines Tags Graf Leinsdorf von seiner bekannten Tatkraft gepackt und fuhr bei ihr vor, von vierzig Pferdestärken getrieben.

«Ist jetzt etwas geschehn?!» fragte er, und Diotima mußte es verneinen.

«Kennen Sie den Inn, meine Liebe?» fragte er. Natürlich kannte Diotima diesen Fluß, der außer der Donau der bekannteste von allen, und mannigfach in die Geographie und Geschichte des Vaterlands verwoben war. Etwas zweifelnd beobachtete sie ihren Besucher, obwohl sie sich zu lächeln bemühte.

Aber Graf Leinsdorf blieb todernt. «Wenn man von Innsbruck absieht,» eröffnete er ihr «was sind das für lächerliche kleine Nester im Inntal, und was für ein stattlicher Fluß ist dagegen der Inn bei uns! Und ich bin selbst nie und nie daraufgekommen!» Er schüttelte den Kopf. «Ich habe nämlich heute zufällig eine Autokarte angesehen,» erklärte er sich endlich vollends «und da habe ich bemerkt, daß der Inn aus der Schweiz kommt. Das habe ich freilich wahrscheinlich schon gewußt; das wissen wir alle, aber wir denken nie daran. Bei Maloja entspringt er, ein lächerlicher Bach ist er, ich hab ihn ja selbst dort gesehn; so wie bei uns die Kamp oder die Morava. Aber was haben die Schweizer aus ihm gemacht? Das Engadin! Das weltberühmte Engadin! Das Engad-Inn, meine Liebe!! Haben Sie schon je daran gedacht, daß dieses ganze Engadin vom Worte Inn kommt!» Dadrauf bin ich heute gekommen: Und wir mit unserer unerträglichen österreichischen Bescheidenheit machen natürlich nie was aus dem, was uns gehört!»

Nach diesem Gespräch berief Diotima in Eile die gewünschte Gesellschaft ein, teils, weil sie einsah, daß sie Sr. Erlaucht beipflichten müsse, teils weil sie fürchtete, ihren hohen Freund zum Äußersten zu treiben, wenn sie sich jetzt noch weigere.

Aber als sie es ihm versprach, sagte Leinsdorf: «Und ich bitte Sie, meine Verehrte, vergessen Sie diesmal nicht, auch die ... na, die X, die Sie <Drangsal> nennen – einzuladen; ihre Freundin, die Wayden, läßt mir wegen der Person schon wochenlang keine Ruh!»

Selbst das versprach Diotima, obwohl sie zu andern Zeiten in der Duldung ihrer Konkurrentin eine Pflichtverletzung gegen das Vaterland gesehen hätte.

[<]

Ein großes Ereignis ist im Entstehen. Regierungsrat Meseritscher

Als die Zimmer von den Strahlen der Festbeleuchtung und der Gesellschaft erfüllt waren, bemerkte «man» nicht nur Se. Erlaucht neben anderen Spitzen der Aristokratie, für deren Erscheinen er gesorgt hatte, sondern auch Se. Exzellenz den Herrn Kriegsminister und in seinem Gefolge den durchgeistigten, etwas überarbeiteten Kopf des Generals Stumm von Bordwehr. Man bemerkte Paul Arnheim. (Einfach und am wirksamsten ohne Titel. Das Man hatte es sich ausdrücklich überlegt. Litotes nennt man das, kunstvolle Schlichtheit des Ausdrucks, wenn man sich sozusagen ein Nichts vom eigenen Leibe zieht, wie der König den Reif vom Finger, und es einem anderen ansteckt.) Dann bemerkte man alles Nennenswerte aus den Ministerien (der Minister für Unterricht und Kultur hatte sich bei Sr. Erlaucht im Herrenhaus persönlich vom Erscheinen entbunden, weil er am gleichen Tag zur Einweihung eines großen Altargitters nach Linz mußte.) Dann bemerkte man, daß die ausländischen Botschaften und Vertretungen eine «Elite» entsandt hätten. Dann «aus Industrie, Kunst und Wissenschaft» bekannte Namen, und eine alte Allegorie des Fleißes lag in dieser unabänderlichen Zusammenstellung dreier bürgerlichen Tätigkeiten, die sich von selbst der schreibenden Feder bemächtigte. Dann nahm und brachte diese gewandte Feder die Damen zur Kenntnis: Beige, Rosa, Kirsch, Creme ...; gestickt und geschlungen, dreimal gerafft oder unter der Taille fallend; und zwischen der Gräfin Adlitz und der Kommerzienrat Weghuber wurde die bekannte Frau Melanie Drangsal genannt, Witwe des weltberühmten Chirurgen, «selbst gewohnt, dem Geist auf liebenswürdige Weise in ihrem Haus eine Stätte zu bereiten». Endlich kam abgesondert am Ende dieser Abteilung auch noch Ulrich von Soundso mit Schwester, denn Man hatte geschwankt, ob es schreiben solle: «von dessen aufopfernder Tätigkeit im Dienste des hochgeistigen und vaterländisch so erfreulichen Unternehmens man weiß» oder gar: «ein coming man»; man hatte längst gehört, daß von diesem Günstling des Grafen Leinsdorf viele voraussetzten, er könnte seinen Gönner noch einmal zu einer großen Unüberlegtheit verleiten, und die Versuchung, sich beizeiten eingeweiht zu erweisen, war groß. Aber die tiefste Genugtuung des Wissenden ist immer das Schweigen gewesen, zumal wenn er vorsichtig ist; und dem verdankten Ulrich und Agathe eine blanke Stellung ihrer Namen als Nachzügler unmittelbar vor jenen Spitzen der Gesellschaft und des Geistes, die nicht mehr persönlich angeführt wurden, sondern bloß fürs Massengrab des «Alles, was Rang und Namen hat» bestimmt waren. Dort hinein kamen viele Menschen, darunter der bekannte Strafrechtslehrer Hofrat Professor Schwung, der als Teilnehmer einer ministeriellen Enquete vorübergehend in der Hauptstadt weilte, und diesmal noch der junge Dichter Friedel Feuermahl, denn obwohl es bekannt war, daß sein Geist diesen Abend ins Leben zu rufen geholfen habe, blieb streng zu unterscheiden, daß damit noch lange nicht jene Geltung festerer Art gewonnen sei, die Toiletten und Titeln zukommt. Leute wie Titular-Bankdirektor Leo Fischel mit Familie – die den Zutritt zu Diotima nach großen Anstrengungen und auf Gerdas Betreiben, ohne Ulrich zu bemühen, also nur dank der augenblicklich herrschenden Nachlässigkeit erreicht hatten – wurden überhaupt bloß in einem Augenwinkel verscharrt. Und nur die Gattin eines bekannten, in solcher Gesellschaft aber noch unter der Wahrnehmungsschwelle liegenden, Juristen, mit ihrem heimlichen, selbst dem Man unbekanntem Namen Bonadea, wurde nachträglich wieder ausgegraben und unter die Toiletten versetzt, weil ihre Erscheinung allgemein auffiel und bewundernden Anklang fand.

Dieses Man, die überwachende Neugierde der Öffentlichkeit, war natürlich ein Mensch; gewöhnlich sind es ja deren viele, in der Metropole Kakanien überragte aber damals einer alle übrigen, und zwar war das Regierungsrat Meseritscher. Geboren in Wallachisch-Meseritsch, wovon sein Name Spuren behalten hatte, war dieser Herausgeber, Chefredakteur und Chefberichterstatter der von ihm gegründeten «Parlaments- und Gesellschaftskorrespondenz» in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als junger Mann in die Hauptstadt gekommen, der die Aussicht, den elterlichen Schnapsausschank in Wallachisch-Meseritsch zu übernehmen, für den Beruf des Journalisten hingab, angezogen von dem Glanz des damals in Hochglut strahlenden Liberalismus. Und alsbald hatte auch er das Seine zu dieser Ära beigetragen durch Gründung einer Korrespondenz, die mit der Versendung kleiner lokaler Nachrichten polizeilicher Art an die Zeitungen begann. Diese Urform seiner Korrespondenz erregte dank des Fleißes, der Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit ihres Besitzers nicht nur die Zufriedenheit der Zeitungen und der Polizei, sondern wurde in Bälde auch von anderen Hohen Behörden bemerkt, zur Unterbringung wünschenswerter Nachrichten, für die sie nicht selbst einstehen wollten, benutzt, schließlich bevorzugt und mit Material versehen, bis sie auf dem Gebiete der nichtamtlichen, aber aus amtlichen Quellen schöpfenden Berichterstattung eine Ausnahmestellung einnahm. Ein Mann voll Tatkraft und unermüdlichem Arbeitseifer, hatte Meseritscher, als er diesen Erfolg sich entwickeln sah, seine Tätigkeit aber auch schon um die Hof- und Gesellschaftsberichterstattung erweitert, ja wahrscheinlich wäre er niemals aus Meseritsch in die Hauptstadt gekommen, wenn ihm das nicht immer vorgeschwebt hätte. Lückenlose Präsenzlisten galten als seine Spezialität. Sein Gedächtnis für Personen und das, was man von ihnen erzählte, war außergewöhnlich und verschaffte ihm zum Salon leicht das gleiche ausgezeichnete Verhältnis wie zum Kriminal. Er kannte die Große Welt, wie sie sich selbst nicht kannte, und mit unerschöpflicher Liebe vermochte er die Leute, die sich in Gesellschaft trafen, am nächsten Tag miteinander bekannt zu machen, wie ein alter Kavalier, dem man seit Jahrzehnten alle Heiratspläne und Schneiderangelegenheiten anvertraut hat. So war schließlich bei Festen und Feiern der emsige, bewegliche, stets dienstbereite und gefällige kleine Herr eine stadtbekannteste Figur, und in den späteren Jahren seines Lebens empfingen solche Veranstaltungen überhaupt erst durch ihn und sein Erscheinen ihre unanfechtbare Geltung.

Ihre Höhe hatte diese Laufbahn mit der Ernennung Meseritschers zum Regierungsrat gefunden, denn an diesem Titel hing eine Besonderheit, die dazugehörte: Kakanien war ja das friedlichste Land der Welt, aber irgendwann hatte es in der tiefen Unschuld seiner Überzeugung, Kriege gebe es doch nicht mehr, den Einfall gehabt, seine Beamten in Rangklassen einzuteilen, die denen der Offiziere entsprachen, und hatte ihnen sogar ebensolche Uniformen und Abzeichen verliehen. Der Rang eines Regierungsrats entsprach seither dem eines kaiserlich und königlichen Oberstleutnants; aber wenn das auch an und für sich kein sehr hoher Rang war, so bestand seine Besonderheit, als er Meseritscher verliehen wurde, doch darin, daß dieser nach einer unverbrüchlichen Überlieferung, die, wie alles Unverbrüchliche, in Kakanien nur ausnahmsweise durchbrochen wurde, eigentlich Kaiserlicher Rat hätte werden müssen. Denn Kaiserlicher Rat war nicht etwa, wie man nach dem Gehalt des Worts urteilen sollte, mehr als Regierungsrat, sondern weniger; Kaiserlicher Rat entsprach nur dem Range eines Hauptmanns. Und Meseritscher hätte Kaiserlicher Rat werden müssen, weil dieser Titel außer an Kanzleibeamte nur an die Angehörigen freier Berufe verliehen wurde, also etwa an Hoffrisöre und Wagenfabrikanten, aus dem gleichen Grund aber auch an Schriftsteller und Künstler; wogegen Regierungsrat damals ein wirklicher Beamtentitel war. Darin, daß ihn Meseritscher trotzdem als erster und einziger erhielt, drückte sich also mehr aus als bloß die Höhe des Titels, ja sogar mehr als die tägliche Aufforderung, das, was hierzulande geschehe, nicht allzu ernst zu nehmen: durch

den ungerechtfertigten Titel wurde dem unermüdlichen Chronisten seine nahe Zugehörigkeit zu Hof, Staat und Gesellschaft auf eine feine und bedächtige Weise bestätigt.

Meseritscher hatte auf viele Journalisten seiner Zeit vorbildlich gewirkt, und er war Vorstandsmitglied maßgeblicher Schriftstellervereine. Es ging auch die Sage, daß er sich eine Uniform mit einem Goldkragen hätte machen lassen, sie aber nur manchmal zu Hause anzöge. Aber es dürfte nicht wahr gewesen sein, denn im Grunde seines Wesens hatte Meseritscher immer gewisse Erinnerungen an das Schankgewerbe in Meseritsch bewahrt, und ein guter Schankwirt trinkt nicht selbst. Ein guter Schankwirt weiß auch die Geheimnisse aller seiner Gäste, aber er macht nicht von allem Gebrauch, was er weiß; er mengt sich niemals mit einer eigenen Ansicht in die Debatte, erzählt aber und merkt sich mit Behagen alles, was Tatsache, Anekdote oder Witz ist. Und so war Meseritscher, dem man auf allen Festen als dem anerkannten Berichterstatter der schönen Frauen und vornehmen Männer begegnete, für seine Person nie auch nur auf den Versuch gekommen, sich einen guten Schneider zu nehmen, er kannte alle Kulissengeheimnisse der Politik und betätigte sich nicht mit einer Zeile politisch, er wußte von allen Erfindungen und Entdeckungen seiner Zeit und verstand keine einzige. Es genügte ihm vollauf, all das vorhanden und gegenwärtig zu wissen. Er liebte ehrlich seine Zeit, und auch sie vergalt es ihm mit einer gewissen Liebe, weil er täglich von ihr berichtete, daß sie da sei.

Als er eintrat und Diotima ihn gewahrte, winkte sie ihn sofort zu sich heran. «Lieber Meseritscher,» sagte sie, so lieblich sie konnte «Sie werden die Rede, die Seine Erlaucht im Herrenhaus gehalten hat, doch nicht etwa für den Ausdruck unserer Gesinnung gehalten oder gar wörtlich genommen haben!?»

Seine Erlaucht hatte nämlich, zusammenhängend mit dem Ministersturz und gereizt durch seine Sorgen, im Herrenhaus nicht nur eine viel bemerkte Rede gehalten, in der er seinem Opfer vorwarf, daß es den aufbauenden wahren Geist der Hilfsbereitschaft und Strenge habe vermissen lassen, sondern hatte sich dabei von seinem Eifer auch zu allgemeinen Betrachtungen hinreißen lassen, die auf unaufgeklärte Weise in einer Würdigung der Wichtigkeit der Presse gipfelten, worin er dieser «zur Großmachtstellung aufgerückten Institution» ungefähr alles vorwarf, was ein ritterlich denkender, unabhängiger und unparteiischer christlicher Mann einem Institut vorwerfen kann, das nach seiner Meinung in keiner Weise so ist wie er. Das war es, was Diotima diplomatisch gutzumachen suchte, und während sie immer schönere und schwerer verständliche «Worte für die wahre Gesinnung des Grafen Leinsdorf fand, hörte ihr Meseritscher nachdenklich zu. Aber plötzlich legte er ihr die Hand auf den Arm und schnitt ihr großmütig das Wort ab: «Gnädige Frau, wo werden Sie sich darüber aufregen» sagte er zusammenfassend. «Seine Erlaucht ist doch unser guter Freund. Er hat groß übertrieben: warum soll er nicht als Kavalier?!» Und um ihr gleich sein ungetrübt Verhältnis zu ihm zu beweisen, fügte er hinzu: «Ich geh jetzt zu ihm!»

So war Meseritscher! Aber ehe er sich auf den Weg machte, wandte er sich noch einmal vertraulich an Diotima: «Und was ist eigentlich mit Feuermaul, gnädige Frau?»

Diotima hob lächelnd die schönen Schultern. «Wirklich nichts Erschütterndes, lieber Regierungsrat. Wir wollen uns nicht nachsagen lassen, daß wir irgendjemand zurückweisen, der sich uns mit gutem Willen naht!»

«Guter Wille» ist gut!» dachte Meseritscher auf dem Weg zu Graf Leinsdorf; aber ehe er diesen erreichte, ja ehe er auch nur seinen Gedanken zu Ende gedacht hatte, dessen Ende er selbst gern gewußt hätte, stellte sich ihm freundlich der Hausherr in den Weg. «Lieber Meseritscher, die amtlichen Quellen haben wieder einmal versagt,» begann Sektionschef Tuzzi lächelnd «ich



wende mich an die halbamtliche Berichterstattung: Können Sie mir etwas über den Feuermaul erzählen, der heute bei uns ist!»

«Was soll ich erzählen können, Herr Sektionschef?!» beklagte sich Meseritscher.

«Man sagt, daß er ein Genie sein soll!»

«Hör ich gern!» antwortete Meseritscher. – Will man rasch und sicher berichten können, was es Neues gibt, so darf das Neue nicht allzu verschieden vom Alten sein, das man schon kennt. Auch das Genie macht davon keine Ausnahme, das heißt, das wirkliche und anerkannte, über dessen Bedeutung sich seine Zeit rasch einig ist. Anders das Genie, das nicht gleich jeder für ein solches hält! Das hat sozusagen etwas ganz und gar Ungeniales, aber nicht einmal das hat es für sich allein, so daß man sich in ihm in jeder Hinsicht irren kann. Für Regierungsrat Meseritscher gab es also einen festen Bestand an Genies, den er mit Liebe und Aufmerksamkeit versorgte, aber Neuaufnahmen vollzog er nicht gern. Je älter und erfahrener er wurde, desto mehr hatte sich sogar in ihm die Gewohnheit herausgebildet, daß er das aufstrebende künstlerische Genie, und vornehmlich das ihm beruflich nahestehende der Literatur, bloß für einen leichtfertigen Störungsversuch seiner Berichterstatteraufgabe ansah, und er haßte es mit seinem guten Herzen so lange, bis es für die Rubrik der Personalmeldungen reif war. So weit war Feuermaul aber damals noch lange nicht und sollte erst dahin gebracht werden. Regierungsrat Meseritscher war nicht ohneweiters damit einverstanden.

«Man sagt, daß er ein großer Dichter sein soll» wiederholte Sektionschef Tuzzi unsicher, und Meseritscher erwiderte fest: «Wer sagt das?» Die Kritiker im Feuilleton sagen das! Was zählt das schon, Herr Sektionschef?!» fuhr er fort. «Die Sachverständigen sagen das. Was sind die Sachverständigen? Manche sagen das Gegenteil. Und man hat Beispiele, daß Sachverständige heute so und morgen anders sagen. Kommt es überhaupt auf sie an? Was wirklich ein Ruhm ist, muß schon bei den Unverständigen angelangt sein, dann ist er erst verlässlich! Wenn ich Ihnen sagen soll, was ich denke: Von einem bedeutenden Mann darf man nicht wissen, was er macht, außer daß er ankommt und abreist!»

Er hatte sich schwermütig in Feuer geredet, und seine Augen hingen an Sektionschef Tuzzi. Dieser schwieg verzichtend. «Was ist eigentlich heute los, Herr Sektionschef?» fragte Meseritscher.

Tuzzi zuckte lächelnd und zerstreut die Schultern. «Nichts. Eigentlich nichts. Ein bißl Ehrgeiz. Haben Sie schon einmal ein Buch von dem Feuermaul gelesen?»

«Ich weiß, was darin steht: Friede, Freundschaft, Güte und so.»

«Sie halten also nicht viel von ihm?» meinte Tuzzi.

«Gott!» begann Meseritscher und wand sich. «Bin ich ein Sachverständiger? –» In diesem Augenblick steuerte aber Frau Drangsal auf die beiden los, und Tuzzi mußte ihr höflich einige Schritte entgegentun; diesen Augenblick benutzte Meseritscher, der in dem Graf Leinsdorf umgebenden Kreis eine Lücke erspähte, mit raschem Entschluß, und ohne sich noch einmal aufhalten zu lassen, warf er neben Sr. Erlaucht Anker. Graf Leinsdorf stand im Gespräch mit dem Minister und einigen anderen Herren, wandte sich aber, sobald Regierungsrat Meseritscher allen seine große Verehrung ausgesprochen hatte, sofort ein wenig ab und zog ihn zur Seite.

«Meseritscher,» sagte Se. Erlaucht eindringlich «versprechen Sie mir, daß keine Mißverständnisse entstehen, die Herren bei den Zeitungen wissen ja nie, was sie schreiben sollen. Also: Am Stand der Dinge hat sich seit dem letztenmal nicht das geringste geändert. Vielleicht wird sich etwas ändern. Das wissen wir nicht. Vorderhand dürfen wir nicht gestört werden. Ich

bitt Sie also, auch wenn Sie jemand von Ihren Kollegen fragt, ist der ganze heutige Abend nur eine häusliche Angelegenheit der Frau Sektionschef Tuzzi!»

Meseritschers Augendeckel bestätigten langsam und besorgt, daß er die ausgegebene feldherrliche Disposition verstanden habe. Und da ein Vertrauen das andere wert ist, feuchteten sich seine Lippen mit dem Glanz, der eigentlich in die Augen gehört hätte, und er fragte: «Und was ist mit Feuermaul, Erlaucht, wenn es erlaubt ist, das zu wissen?» «Warum soll das nicht zu wissen erlaubt sein?» erwiderte Graf Leinsdorf erstaunt. «Gar nichts ist mit dem Feuermaul! Er ist halt eingeladen worden, weil die Baronin Wayden nicht früher Ruh gegeben hat. Was soll denn sonst sein? Wissen Sie vielleicht was?»

Regierungsrat Meseritscher hatte der Angelegenheit Feuermaul bisher keine Bedeutung beimessen wollen, sie vielmehr bloß für eine der vielen gesellschaftlichen Rivalitäten gehalten, von denen er alle Tage erfuhr. Daß nun aber auch noch Graf Leinsdorf so energisch bestritt, sie besäße Wichtigkeit, erlaubte ihm nicht mehr, bei dieser Auffassung zu bleiben, und er war nun doch überzeugt, daß sich hier etwas Wichtiges vorbereite. «Was können sie vorhaben?» grübelte er, während er weiterwanderte, und ließ die kühnsten Möglichkeiten der inneren und äußeren Politik an sich vorüberziehen. Nach einer Weile dachte er aber kurz entschlossen: «Es wird schon nichts sein!» und Heß sich von seiner Berichterstattertätigkeit nicht länger ablenken. Denn so sehr es in Widerspruch mit dem Inhalt seines Lebens zu stehen schien: Meseritscher glaubte nicht an große Ereignisse, ja er liebte sie nicht. Wenn man überzeugt ist, daß man in einer sehr wichtigen, sehr schönen und sehr großen Zeit lebe, verträgt man nicht die Vorstellung, daß in ihr noch etwas besonders Wichtiges, Schönes und Großes geschehen könnte. Meseritscher war kein Alpinist, aber wäre er einer gewesen, so würde er gesagt haben, das sei so richtig wie die Tatsache, daß man Aussichtstürme ins Mittelgebirge setzt, und niemals auf Hochgebirgsgipfel. Da ihm solche Vergleiche fehlten, begnügte er sich mit einem Unbehagen und dem Vorsatz, Feuermaul dafür auf keinen Fall in seinem Bericht schon mit Namen zu erwähnen.

[<]

36

Ein großes Ereignis ist im Entstehen. Wobei man Bekannte trifft

Ulrich, der neben seiner Kusine gestanden hatte, während sie mit Meseritscher sprach, fragte sie, als sie einen Augenblick allein blieben: «Ich bin leider zu spät eingetroffen: wie war die erste Begegnung mit der Drangsal»»

Diotima hob die schweren Augenwimpern für einen einzigen weltmüden Blick und ließ sie wieder sinken. «Natürlich reizend» sagte sie. «Sie hat mich aufgesucht. Wir werden heute irgend etwas vereinbaren. Es ist ja so gleichgültig!»

«Sehen Sie!» sagte Ulrich. Es klang wie in alten Gesprächen; es schien deren Schlußstrich ziehen zu wollen.

Diotima wandte den Kopf zur Seite und sah ihren Vetter fragend an.

«Ich habe es Ihnen vorher gesagt. Schon ist alles beinahe vorbei und nicht gewesen» behauptete Ulrich. Er hatte ein Bedürfnis zu reden; als er nachmittags nach Hause gekommen war, war Agathe dagewesen und bald wieder fortgegangen; sie hatten nur wenige kurze Worte gewechselt,

ehe sie hieherfuhren; Agathe hatte sich die Gärtnersfrau geholt und sich mit ihrer Hilfe angekleidet. «Ich habe Sie gewarnt!» sagte Ulrich.

«Wovor gewarnt?» fragte Diotima langsam.

«Ach, ich weiß nicht. Vor allem!»

Es war die Wahrheit, er wußte selbst nicht mehr, wovor nicht. Vor ihren Ideen, vor ihrem Ehrgeiz, vor der Parallelaktion, vor der Liebe, vor dem Geist, vor dem Weltjahr, vor den Geschäften, vor ihrem Salon, vor ihren Leidenschaften; vor der Empfindsamkeit und vor dem nachlässigen Gewährenlassen, vor der Maßlosigkeit und vor der Korrektheit, vor dem Ehebruch wie vor der Heirat; es gab nichts, wovor er sie nicht gewarnt hatte: «So ist sie eben!» dachte er. Er empfand alles lächerlich, was sie tat, und doch war sie so schön, daß es traurig war. «Ich habe Sie gewarnt» wiederholte Ulrich. «Sie sollen jetzt ja nur noch Interesse für sexualwissenschaftliche Fragen haben!?»

Diotima übergab es. «Halten Sie diesen Liebling der Drangsal für begabt?» fragte sie.

«Gewiß» erwiderte Ulrich. «Begabt, jung, unfertig. Sein Erfolg und diese Frau werden ihn verderben. Bei uns werden ja schon die Säuglinge verdorben, weil man ihnen sagt, daß sie fabelhafte Instinktmenschen seien, die durch eine intellektuelle Entwicklung nur verlieren könnten. Er hat manchmal schöne Einfälle, aber er kann nicht zehn Minuten warten, ohne einen Unsinn zu sagen.» Er näherte sich Diotimas Ohr. «Kennen Sie die Frau genauer?»

Diotima schüttelte in einer kaum merklichen Weise den Kopf.

«Sie ist gefährlich ehrgeizig» sagte Ulrich. «Aber sie sollte Sie bei Ihren neuen Studien interessieren: Dort, wo schöne Frauen früher ein Feigenblatt hatten, hat sie ein Lorbeerblatt! Ich hasse solche Frauen!»

Diotima lachte nicht, sie lächelte nicht einmal; sie überließ bloß dem «Vetter» ihr Ohr. «Wie finden Sie ihn denn als Mann?» fragte er.

«Traurig» flüsterte Diotima. «Wie ein Lämmchen, das vorzeitig die Fettsucht bekommen hat.»

«Warum nicht! Die Schönheit des Mannes ist nur ein sekundäres Geschlechtsmerkmal» meinte Ulrich. «Primär erregend ist an ihm die Hoffnung auf seinen Erfolg. Feuermal ist in zehn Jahren eine internationale Größe, dafür werden die Verbindungen der Drangsal sorgen, und dann wird sie ihn heiraten. Wenn der Ruhm bei ihm bleibt, wird es eine glückliche Ehe werden.»

Diotima besann sich und verbesserte ernst: «Das Glück der Ehe hängt von Bedingungen ab, über die man nicht ohne disziplinierte Arbeit an sich selbst urteilen lernt!» Dann Heß sie ihn zurück, wie ein stolzes Schiff den Kai zurückläßt, an dem es gelegen hat. Ihre Aufgaben als Hausfrau führten sie fort, und sie nickte unmerklich, ohne ihn anzusehen, als sie die Taue löste. Aber sie meinte es nicht böse; im Gegenteil, Ulrichs Stimme war ihr wie eine alte Jugendmusik vorgekommen. Sie fragte sich sogar im stillen, zu welchen Ergebnissen eine liebeswissenschaftliche Beleuchtung seiner Person wohl führen könnte. Merkwürdigerweise hatte sie ihre eingehende Durchforschung dieser Fragen bisher noch nie mit ihm in Verbindung gesetzt.

Ulrich blickte auf, und durch eine Lücke in dem geselligen Treiben, eine Art optischen Kanals, dem vielleicht auch schon Diotimas Auge gefolgt war, ehe sie etwas unvermittelt ihren Platz verließ, gewährte er im übernächsten Zimmer Paul Arnheim mit Feuermal im Gespräch, und Frau Drangsal stand wohlwollend daneben. Sie hatte die beiden Männer zusammengebracht.

Arnheim hielt die Hand mit der Zigarre erhoben, es sah wie eine unbewußte Abwehrbewegung aus, aber er lächelte sehr liebenswürdig; Feuermaul sprach lebhaft, hielt seine Zigarre mit zwei Fingern und sog zwischen den Sätzen mit der Gier eines Kalbes an ihr, das seine Schnauze gegen den mütterlichen Euter stößt. Ulrich konnte sich denken, was sie sprachen, aber er gab sich nicht die Mühe, es zu tun. Er blieb in glücklicher Verlassenheit stehn, und sein Auge suchte seine Schwester. Er entdeckte sie in einer Gruppe ihm ziemlich fremder Männer, und etwas kühl Gefrierendes rann durch seine Zerstreutheit. Da stieß ihm Stumm von Bordwehr eine Fingerspitze sanft zwischen die Rippen, und im gleichen Augenblick näherte sich auf der anderen Seite Hofrat Professor Schwung, wurde aber wenige Schritte vor ihm durch einen dazwischentretenden hauptstädtischen Kollegen aufgehalten.

«Daß ich dich endlich finde!» flüsterte der General erleichtert. «Der Minister möchte wissen, was ›Richtbilder‹ sind.»

«Wieso Richtbilder?»

«Wieso weiß ich nicht. Also was sind Richtbilder?»

Ulrich definierte: «Ewige Wahrheiten, die weder wahr noch ewig sind, sondern für eine Zeit gelten, damit sie sich nach etwas richten kann. Das ist ein philosophischer und soziologischer Ausdruck und wird selten gebraucht.»

«Aha, das stimmt schon» meinte der General. «Der Arnheim hat nämlich behauptet: die Lehre, der Mensch ist gut, sei nur ein Richtbild. Der Feuermaul dagegen hat geantwortet: was Richtbilder seien, wisse er nicht, aber der Mensch sei gut, und das sei eine ewige Wahrheit! Darauf hat der Leinsdorf gesagt: ›Das ist schon ganz richtig. Böse Menschen gibt es eigentlich überhaupt nicht, denn das Böse kann niemand wollen; das sind nur Irregeleitete. Die Leute sind heute eben nervös, weil in Zeiten wie den heutigen so viele Zweifler entstehen, die an nichts Festes glauben.‹ Ich habe mir gedacht, der hätte heute nachmittag mit uns sein sollen! Aber im übrigen meint er ja selbst auch, daß man die Leute, wenn sie nicht einsehen wollen, zwingen muß. Und da möchte der Minister jetzt eben wissen, was Richtbilder sind: Ich geh bloß schnell zu ihm zurück und bin gleich wieder da; du bleibst derweilen hier stehn, damit ich dich wiederfinde?! Ich muß nämlich dringend mit dir noch etwas anderes sprechen und dich dann zum Minister führen!»

Ehe Ulrich Aufklärung verlangen konnte, schob im Vorbeistreifen mit den Worten «Man hat Sie lange nicht bei uns gesehn!» Tuzzi die Hand in seinen Arm und fuhr fort: «Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen vorausgesagt habe, wir werden es mit einer Invasion des Pazifismus zu tun bekommen?!» Er blickte dabei auch dem General freundlich in die Augen, aber Stumm hatte es eilig und erwiderte bloß, daß er zwar als Offizier ein anderes Richtbild habe, jedoch gegen keine ehrenwerte Überzeugung ...: der Rest dieses Satzes entschwand mit ihm, denn er ärgerte sich jedesmal über Tuzzi, und das ist der Ausbildung der Gedanken nicht günstig.

Der Sektionschef blinzelte fröhlich hinter dem General drein und wandte sich dann wieder dem «Vetter» zu. «Die Öllagersache ist natürlich nur Spiegelfechterei» sagte er.

Ulrich sah ihn erstaunt an.

«Sie wissen am Ende noch nichts von dieser Ölgeschichte?» fragte Tuzzi.

«Doch» erwiderte Ulrich. «Ich habe mich bloß darüber gewundert, daß Sie es wissen.» Und um keine Unhöflichkeit zu verraten, fügte er hinzu: «Sie haben es vortrefflich zu verheimlichen verstanden!»

«Ich weiß es schon lange» erklärte Tuzzi geschmeichelt. «Daß dieser Feuermaul heute bei uns ist, hat natürlich der Arnheim durch den Leinsdorf veranlaßt. Haben Sie übrigens seine Bücher gelesen?»

Ulrich bejahte es.

«Ein Erzpazifist!» sagte Tuzzi. «Und die Drangsal, wie sie meine Frau nennt, bemuttert ihn mit solchem Ehrgeiz, daß sie für den Pazifismus über Leichen geht, wenn es sein muß, obwohl sie sich von Haus aus gar nicht dafür interessiert, sondern nur für Künstler.» Tuzzi überlegte eine kleine Weile, dann eröffnete er Ulrich: «Der Pazifismus ist natürlich die Hauptsache, die Öllager sind nur ein Ablenkungsmanöver; darum schiebt man den Feuermaul mit seinem Pazifismus vor, denn dann denkt jeder: <Aha, das ist das Ablenkungsmanöver!> und glaubt, daß es hintenherum um die Ölfelder geht! Ausgezeichnet gemacht, aber viel zu klug, als daß man es nicht merkte. Denn wenn der Arnheim die galizischen Ölfelder und einen Liefervertrag mit dem Militärärar hat, müssen wir die Grenze natürlich schützen. Wir müssen auch an der Adria Ölstützpunkte für die Marine errichten und Italien beunruhigen. Wenn wir aber in dieser Weise unsere Nachbarn reizen, steigt natürlich das Friedensbedürfnis und die Friedenspropaganda, und wenn dann der Zar mit irgendeiner Idee zum Ewigen Frieden hervortritt, so wird er den Boden psychologisch vorbereitet finden. Das ist es, was der Arnheim will!»

«Und dagegen haben Sie etwas?»

«Dagegen haben wir natürlich nichts» sagte Tuzzi. «Aber wie Sie sich vielleicht erinnern, habe ich Ihnen schon einmal auseinandergesetzt, daß es nichts so Gefährliches gibt wie den Frieden um jeden Preis. Wir müssen uns gegen den Dilettantismus schützen!»

«Aber Arnheim ist doch Rüstungsindustrieller» entgegnete Ulrich lächelnd.

«Natürlich ist er das!» flüsterte Tuzzi etwas gereizt. «Denken Sie doch um Himmelswillen nicht so einfach von diesen Dingen! Seinen Vertrag hat er dann ja. Und höchstens rüsten auch noch die Nachbarn auf. Sie werden sehen: im entscheidenden Augenblick entpuppt er sich als Pazifist! Pazifismus ist ein dauerndes und sicheres Rüstungsgeschäft, Krieg ein Risiko!»

«Ich glaube ja, die Militärpartei meint es gar nicht so schlimm» lenkte Ulrich ein. «Sie möchte bloß durch das Geschäft mit Arnheim ihre Umbewaffnung der Artillerie erleichtern, weiter nichts. Und schließlich rüstet man heute in der ganzen Welt doch nur für den Frieden; also denkt sie wahrscheinlich, daß es bloß korrekt ist, wenn man das einmal auch mit Hilfe der Friedensfreunde tut!»

«Wie stellen sich die Herren denn die Durchführung vor?» forschte Tuzzi, ohne auf den Scherz einzugehn.

«Ich glaube, so weit sind sie noch gar nicht; vorderhand nehmen sie erst gefühlsmäßig Stellung.»

«Natürlich!» bekräftigte Tuzzi ärgerlich, als hätte er nichts anderes erwartet. «Die Militärs sollten an nichts als den Krieg denken und sich mit allem anderen an das zuständige Ressort wenden. Aber ehe sie das tun, bringen die Herren lieber mit ihrem Dilettantismus die ganze Welt in Gefahr. Ich wiederhole Ihnen: Nichts ist in der Diplomatie so gefährlich wie das unsachliche Reden vom Frieden! Jedesmal, wenn das Bedürfnis danach eine gewisse Höhe erreicht hat und nicht mehr zu halten war, ist noch ein Krieg daraus entstanden! Das kann ich Ihnen aktenmäßig beweisen!»

In diesem Augenblick war Hofrat Professor Schwung seines Fachkollegen ledig geworden und benutzte Ulrich aufs herzlichste, um dem Hausherrn vorgestellt zu werden. Ulrich willfahrte dem

mit der Bemerkung, man könne sagen, daß der berühmte Gelehrte auf dem Gebiet des Strafrechts den Pazifismus ähnlich verurteile, wie der maßgebliche Sektionschef auf dem Gebiet der Politik.

«Aber um Gotteswillen,» verwahrte sich Tuzzi lachend «da haben Sie mich ganz falsch verstanden!» Und auch Schwung, nachdem er einen Augenblick gewartet hatte, schloß sich, sicher gemacht, dem Einspruch mit der Bemerkung an, daß er seine Auffassung der Verminderten Zurechnungsfähigkeit keinesfalls als blutdürstig und inhuman bezeichnet sehen möchte. «Im Gegenteil!» rief er als alter Katheder-Schauspieler mit einer sich an Stelle der Arme betuernd ausbreitenden Stimme aus. «Gerade die Pazifizierung des Menschen veranlaßt uns zu einer gewissen Strenge! Darf ich voraussetzen, daß Herr Sektionschef von meinen augenblicklich aktuellen Bemühungen in dieser Sache etwas gehört haben?» Er wandte sich jetzt unmittelbar an Tuzzi, der zwar nichts von dem Streit um die Frage gehört hatte, ob die verminderte Zurechnungsfähigkeit eines kranken Verbrechers ihre Begründung nur in dessen Vorstellungen oder nur in dessen Willen haben könne, aber umso höflicher allem zustimmte. Schwung, der mit der Wirkung, die er hervorbrachte, sehr zufrieden war, fing darauf den Eindruck zu loben an, den ihm die ernste Lebensauffassung mache, deren Zeugnis der heutige Abend sei, und erzählte, daß er, da und dort den Gesprächen zuhörend, sehr oft die Worte «männliche Strenge» und «moralische Gesundheit» vernommen habe. «Unsere Kultur wird viel zu sehr von Minderwertigen, moralisch Schwachsinnigen verseucht» fügte er für seine Person hinzu und frug: «Aber was ist eigentlich der Zweck des heutigen Abends? Ich habe, an verschiedenen Gruppen vorbeikommend, auffallend oft geradezu Rousseauische Ansichten über die angeborene Güte des Menschen äußern gehört?»

Tuzzi, an den diese Frage vornehmlich gerichtet war, schwieg lächelnd, aber da kehrte gerade der General zu Ulrich zurück, und Ulrich, der ihm zu entschlüpfen wünschte, machte ihn mit Schwung bekannt und bezeichnete ihn als den geeignetsten Mann unter allen Anwesenden, diese Frage zu beantworten. Stumm von Bordwehr wehrte sich lebhaft dagegen, aber Schwung und auch Tuzzi ließen ihn nicht los; und Ulrich frohlockte bereits, mit den ersten Schritten den Rückzug antretend, als ihn ein alter Bekannter mit den Worten festhielt: «Meine Frau und Tochter sind auch hier.» Es war Bankdirektor Leo Fischel.

«Hans Sepp hat die Staatsprüfung gemacht» erzählte er. «Was sagt man dazu? Jetzt fehlt ihm nur noch ein Examen zum Doktor! Wir sitzen alle dort drüben in einer Ecke» – er wies auf das entfernteste Zimmer. «Wir kennen zu wenig Leute hier. Übrigens hat man Sie lange nicht bei uns gesehen! Ihr Herr Vater, nicht wahr? Hans Sepp hat uns die Einladung für heute abend besorgt, meine Frau wollte durchaus: soweit ist der Bursche ja nicht ganz untüchtig. Sie sind jetzt so halboffiziell verlobt, Gerda und er. Das wissen Sie wohl gar nicht? Aber Gerda, sehen Sie, das Mädels, ich weiß nicht einmal, ob sie ihn liebt oder ob sie sich das bloß in den Kopf gesetzt hat. Kommen Sie doch ein bisschen zu uns herüber –!»

«Ich komme dann später» versprach Ulrich.

«Ja, kommen Sie!» wiederholte Fischel und schwieg. Dann flüsterte er: «Das ist wohl der Hausherr? Wollen Sie mich nicht mit ihm bekannt machen? Wir haben noch keine Gelegenheit gehabt. Weder ihn noch sie kennen wir.»

Als sich Ulrich dazu anschickte, hielt ihn Fischel aber zurück. «Und der große Philosoph? Was macht er?» fragte er. «Meine Frau und Gerda sind natürlich ganz verliebt in ihn. Aber was ist mit den Öllagern? Man hört jetzt, das soll ein falsches Gerücht gewesen sein: ich glaub das nicht! Dementiert wird immer! Wissen Sie, das ist so: Wenn sich meine Frau über ein Dienstmädels ärgert, dann heißt es, sie lügt, sie ist unmoralisch, sie ist frech –: sozusagen lauter seelische

Defekte. Wenn ich dem Mädels aber heimlich eine Lohnerhöhung zusichere, um Ruhe zu haben, ist die Seele plötzlich weg! Keine Rede mehr von Seele, alles geht auf einmal in Ordnung, und meine Frau weiß nicht warum: Nicht? So ist es doch? Die Öllager haben zu viel kaufmännische Wahrscheinlichkeit für sich, als daß man dem Dementi glauben könnte.»

Und weil sich Ulrich schweigsam verhielt, Fischel aber im Ornat des Wissenden zu seiner Frau zurückkehren wollte, fing er noch einmal an: «Man muß zugeben, daß es hier hübsch ist. Aber meine Frau möchte wissen: es wird so sonderbar geredet? Und was ist eigentlich dieser Feuermaul?» fügte er gleich noch hinzu. «Gerda sagt, er ist ein großer Dichter; Hans Sepp sagt, er ist gar nichts als ein Streber, auf den die Leute hereingefallen sind!?»

Ulrich meinte, die Wahrheit werde ungefähr in der Mitte liegen.

«Das ist einmal ein gutes Wort!» bedankte ihn Fischel. «Die Wahrheit liegt nämlich immer in der Mitte, und das vergessen heute alle, wo man nur extrem ist! Ich sage Hans Sepp jedesmal: Ansichten kann jeder haben, aber bleibend sind auf die Dauer nur die, mit denen man etwas verdient, weil das beweist, daß sie andern Leuten auch einleuchten!» – Es hatte sich irgend etwas Wichtiges unmerklich an Leo Fischel verändert, aber Ulrich verabsäumte es leider, dem nachzugehen, und beeilte sich bloß, Gerdas Vater an die Gruppe des Sektionschefs Tuzzi weiterzugeben.

Dort war inzwischen Stumm von Bordwehr beredt geworden, da er Ulrichs nicht habhaft werden konnte und mit einem so lebhaften Verlangen sich auszusprechen geladen war, daß es auf dem nächsten Wege ausbrach. «Wie man den heutigen Abend erklären soll?» rief er aus, die Frage des Hofrats Schwung wiederholend: «Ich möchte sozusagen in seinem eigenen wohlwogenen Sinn behaupten: am besten gar nicht! Das ist kein Witz meine Herrn» erläuterte er sich, nicht ohne bescheidenen Stolz: «Ich habe heute nachmittag eine junge Dame, der ich die Psychiatrische Klinik unserer Universität zeigen mußte, zufällig im Gespräch gefragt, was sie dort eigentlich will, damit man ihr alles recht erklären kann, und da hat sie mir eine geistvolle Antwort gegeben, die ausnehmend zum Nachdenken anregt. Sie hat nämlich gesagt: <Wenn man alles erklären soll, so wird der Mensch niemals etwas an der Welt ändern!>»

Schwung mißbilligte diese Behauptung durch ein Kopfschütteln.

«Wie sie das gemeint hat, weiß ich ja nicht» verwahrte sich Stumm «und ich will mich nicht damit identifizieren, aber etwas Wahres fühlt man unmittelbar daran! Sehen Sie, ich verdanke zum Beispiel meinem Freund, der schon oft Seine Erlaucht und damit die Aktion beraten hat,» – er wies höflich auf Ulrich hin – «sehr viel Belehrung, aber was sich hier heute bildet, daß ist eine gewisse Abneigung gegen Belehrung. Damit komme ich auf das zurück, was ich eingangs behauptet habe!»

«Aber Sie wollen doch» sagte Tuzzi «– ich meine, man erzählt, daß die Herren vom Kriegsministerium heute einen vaterländischen Beschluß provozieren wollen; eine Sammlung öffentlicher Gelder, oder so etwas Ähnliches, für eine Neubewaffnung der Artillerie. Natürlich soll das nur einen demonstrativen Wert haben, um das Parlament durch den öffentlichen Willen unter einen gewissen Druck zu setzen.»

«So möchte ich allerdings auch manches verstehn, was ich heute gehört habe!» pflichtete Hofrat Schwung bei.

«Das ist viel komplizierter, Herr Sektionschef!» sagte der General.

«Und Doktor Arnheim?» fragte Tuzzi unverblümt. «Ich darf doch offen reden: Sind Sie sicher,

daß auch Arnheim nichts will als die galizischen Ölfelder, die mit der Kanonenfrage sozusagen ein Junktim bilden?»

«Ich kann nur von mir und dem, was ich damit zu tun habe, sprechen, Herr Sektionschef,»  
verwahrte sich Stumm noch einmal «und da ist alles viel komplizierter!»

«Natürlich ist es komplizierter!» gab Tuzzi lächelnd zurück.

«Natürlich brauchen wir die Kanonen,» ereiferte sich der General «und möglicherweise kann es vorteilhaft sein, dabei in der von Ihnen angedeuteten Weise mit Arnheim zusammenzuarbeiten. Aber ich wiederhole, daß ich nur von meinem Standpunkt als Bildungsreferent sprechen kann, und da frage ich Sie: was nützen Kanonen ohne Geist!»

«Und warum wurde dann solcher Wert auf die Beziehung des Herrn Feuermaul gelegt?» fragte Tuzzi spöttisch. «Das ist doch der lebendige Defaitismus!»

«Verzeihen Sie, daß ich widerspreche,» sagte der General entschieden «aber das ist Zeitgeist! Der Zeitgeist hat heute zwei Strömungen. Seine Erlaucht – er steht drüben mit dem Minister, und ich bin soeben erst von dort gekommen – Seine Erlaucht zum Beispiel sagt, man muß eine Parole der Tat ausgeben, das verlange die Zeitentwicklung. Und wirklich haben ja auch heute alle viel weniger Freude an den großen Gedanken der Menschheit, als, sagen wir, vor hundert Jahren. Aber andererseits hat natürlich auch die Gesinnung der Menschenliebe etwas für sich, nur sagt da Seine Erlaucht: wenn jemand sein Glück nicht will, so muß man ihn unter Umständen auch dazu zwingen! Seine Erlaucht ist also für die eine Strömung, aber er entzieht sich auch nicht der andern! –»

«Das habe ich nicht ganz verstanden» wandte Professor Schwung ein.

«Das ist auch nicht leicht zu verstehn» räumte Stumm bereitwillig ein. «Gehen wir also vielleicht noch einmal von der Tatsache aus, daß ich zwei Strömungen des Zeitgeistes bemerke. Die eine Strömung sagt, daß der Mensch von Natur gut ist, wenn man ihn sozusagen nur in Ruh läßt –»

«Wieso gut?» unterbrach ihn Schwung. «Wer soll heute so naiv denken? Wir leben doch nicht mehr in der Ideenwelt des achtzehnten Jahrhunderts?!»

«Da muß ich mich schon verwahren,» verteidigte sich der General gekränkt «denken Sie bloß an die Pazifisten, an die Rohköstler, an die Gegner der Gewalt, an die natürlichen Lebensreformer, an die Antiintellektuellen, an die Kriegsdienstverweigerer ...: mir fällt in der Eile gar nicht alles ein, und alle, die sozusagen dieses Vertrauen in den Menschen setzen, bilden zusammen eine große Strömung. Aber bitte,» fügte er mit jener Bereitwilligkeit hinzu, die an ihm so liebenswürdig war «wenn Sie wollen, können wir ja auch vom Gegenteil ausgehn. Gehn wir also vielleicht von der Tatsache aus, daß der Mensch geknechtet werden muß, weil er alleinig und von selbst niemals das Rechte tut: darin sind wir möglicherweise leichter einer Meinung. Die Masse braucht eine starke Hand, sie braucht Führer, die mit ihr energisch umgehn und nicht bloß reden, also mit einem Wort, sie braucht über sich den Geist der Tat; die menschliche Gesellschaft besteht eben sozusagen nur aus einer kleinen Anzahl von Freiwilligen, die dann auch die nötige Vorbildung haben, und aus Millionen ohne höheren Ehrgeiz, die nur zwangsweise dienen: so ist es doch ungefähr?! Und weil sich diese Erkenntnis allmählich auf Grund der gemachten Erfahrungen auch in unserer Aktion Bahn gebrochen hat, ist nun die erste Strömung (denn das, was ich jetzt beschrieben habe, war schon die zweite Strömung im Zeitgeist) – also die erste Strömung ist sozusagen erschrocken vor der Befürchtung, daß die große Idee der Liebe und des Glaubens an den Menschen ganz verloren gehen könnte, und da waren dann Kräfte am Werk, die eben den Feuermaul in unsere Aktion entsendet haben, um im letzten Augenblick zu retten, was



noch zu retten ist. So ist alles viel einfacher zu verstehn, als es anfangs aussieht, nicht wahr?» meinte Stumm.

«Und was wird geschehn?» fragte Tuzzi.

«Ich glaube, nichts» erwiderte Stumm. «Wir haben schon viele Strömungen in der Aktion gehabt.»

«Aber zwischen diesen beiden besteht doch ein unerträglicher Widerspruch!» wandte Professor Schwung ein, der als Jurist eine solche Unklarheit nicht ertragen konnte.

«Genau genommen nicht» – widerlegte ihn Stumm. – «Auch die andere Strömung will natürlich den Menschen lieben; nur meint sie, daß man ihn dazu vorher mit Gewalt umbilden muß: es ist das sozusagen bloß ein technischer Unterschied.»

Hier nahm Direktor Fischel das Wort: «Da ich erst später hinzugekommen bin, überblicke ich leider nicht den ganzen Zusammenhang; aber wenn es trotzdem gestattet ist, möchte ich bemerken, daß mir die Achtung vor dem Menschen doch grundsätzlich höher zu stehen scheint als ihr Gegenteil! Ich habe heute abend von einigen Seiten, wenn es auch gewiß Ausnahmen sein werden, unglaubliche Ansichten über andersdenkende und vornehmlich andersnationale Menschen gehört!» Er sah mit seinem durch ein glattes Kinn geteilten Backenbart und dem schräg sitzenden Kneifer wie ein englischer Lord aus, der an den großen Ideen der Menschen- und Handelsfreiheit festhält, und verschwieg, daß er die gerügten Ansichten von Hans Sepp gehört hatte, seinem zukünftigen Schwiegersohn, der in der «zweiten Strömung des Zeitgeistes» recht in seinem Fahrwasser war.

«Rohe Ansichten?» fragte ihn der General auskunftsbereit.

«Außerordentlich rohe» bestätigte Fischel.

«Da war vielleicht von «Ertüchtigung» die Rede, das kann man nämlich leicht miteinander verwechseln» meinte Stumm.

«Nein, nein!» rief Fischel aus. «Völlig respektlose, geradezu revolutionäre Ansichten! Sie kennen vielleicht nicht unsere verhetzte Jugend, Herr Generalmajor: Ich habe mich gewundert, daß man solche Leute hier überhaupt zuläßt.»

«Revolutionäre Ansichten?» fragte Stumm, dem das nicht gefiel, und lächelte so kühl, wie es sein rundes Antlitz nur gestattete. «Da muß ich leider sagen, Herr Direktor, daß ich durchaus nicht ganz und gar gegen das Revolutionäre bin! Natürlich heißt das, soweit man es nicht wirklich Revolution machen läßt! Oft steckt ja ungemein viel Idealismus darin. Und was das Zulassen betrifft, so hat doch die Aktion, die das gesamte Vaterland zusammenfassen soll, gar kein Recht, aufbauwillige Kräfte zurückzuweisen, in welcher Art immer sie sich ausdrücken!»

Leo Fischel schwieg. Professor Schwung lag nicht viel an der Meinung eines Würdenträgers, der nicht zur Zivilverwaltung gehörte. Tuzzi hatte geträumt: «Erste Strömung – zweite Strömung.» Es erinnerte ihn an zwei ähnliche Wortgebilde: «Erste Stauung, zweite Stauung», aber ohne daß ihm diese einfielen oder das Gespräch mit Ulrich, darin sie vorgekommen waren; bloß eine unbegreifliche Eifersucht auf seine Frau erwachte in ihm und hing mit diesem ungefährlichen General durch unsichtbare Zwischenglieder zusammen, die er in keiner Weise entwirren konnte. Als ihn das Schweigen aufweckte, wollte er dem Vertreter des Militärs zeigen, daß er sich nicht durch ausschweifende Reden in die Irre führen lasse. «Wenn ich das zusammenfasse, Herr General,» begann er «so will die Militärpartei –»

«Aber Herr Sektionschef, es gibt doch keine Militärpartei!» unterbrach ihn Stumm sofort, «Wir hören immer sagen: Militärpartei, und dabei ist das Militär doch seinem ganzen Wesen nach überparteilich!»

«Also dann das Militär-Ressort» erwiderte Tuzzi ziemlich unwirsch auf diese Unterbrechung. «Sie haben gesagt, der Armee ist nicht nur mit Kanonen gedient, sondern sie braucht auch den dazugehörigen Geist: von welchem Geist werden Sie nun beliebigen ihre Geschütze laden zu lassen?»

«Viel zu weit gegriffen, Herr Sektionschef!» beteuerte Stumm. «Wir sind davon ausgegangen, daß ich den Herrn den heutigen Abend habe erklären sollen, und ich habe gesagt, daß man da eigentlich nichts erklären kann: das ist das einzige, was ich aufrecht erhalte! Denn wenn der Zeitgeist wirklich die zwei Strömungen hat, von denen ich gesprochen habe, so sind sie ja alle beide auch nicht fürs «Erklären». Man ist heute für Triebkräfte, Blutkräfte und dergleichen: ich geh ja gewiß nicht mit, aber daran ist etwas!»

Bei diesen Worten kochte noch einmal Direktor Fischel auf und fand es unmoralisch, daß sich das Militär unter Umständen auch mit dem Antisemitismus vergleichen wolle, um zu seinen Geschützen zu kommen.

«Aber Herr Direktor!» beruhigte ihn Stumm. «Erstens kommt es doch wirklich nicht auf ein bisschen Antisemitismus an, wenn die Leute schon einmal überhaupt Anti sind, die Deutschen gegen die Tschechen und Madjaren, die Tschechen gegen die Madjaren und die Deutschen, und so halt weiter ein jeder gegen alle. Und zweitens ist gerade das österreichische Offizierkorps immer international gewesen, da braucht man nur die vielen italienischen, französischen, schottischen, ja was weiß ich für Namen anzusehn; auch einen General der Infanterie von Kohn haben wir, der ist Korpskommandant in Olmütz!»

«Ich fürchte trotzdem, Sie muten sich zu viel zu» unterbrach Tuzzi die Unterbrechung. «Sie sind international und kriegerisch, möchten aber mit den nationalen Strömungen und den pazifistischen ein Geschäft machen: das ist beinahe mehr, als ein Diplomat von Fach leisten könnte. Mit dem Pazifismus Militärpolitik zu treiben, beschäftigt heute in Europa die gewiegtsten Fachleute!»

«Aber das sind doch überhaupt nicht wir, die Politik treiben!» verteidigte sich Stumm noch einmal, im Ton der müden Klage über so viel Mißverständnis. «Seine Erlaucht wollte Besitz und Bildung eine letzte Gelegenheit geben, ihren Geist zu einigen: daraus ist dieser Abend entsprungen. Natürlich, wenn sich der Zivilgeist ganz und gar nicht einigen könnte, würden wir in die Lage kommen –»

«Nun, in welche Lage? Das wäre ja gerade wissenswert!» rief Tuzzi aus, vorschnell das Wort schürend, das kommen sollte.

«Natürlich in eine schwierige» meinte Stumm vorsichtig und bescheiden.

Während sich die vier Herren so unterhielten, hatte sich aber Ulrich längst unauffällig davongemacht und suchte Gerda, in einem Bogen der Gruppe Sr. Erlaucht und des Kriegsministers ausweichend, damit er nicht herangewinkt werde.

Er sah sie schon von ferne an der Wand sitzen neben ihrer steif in den Salon blickenden Mutter, und Hans Sepp stand unruhig und trotzig an ihrer anderen Seite. Seit jenem unseligen letzten Beisammensein mit Ulrich war sie noch magerer geworden, und je mehr er sich ihr näherte, desto kahler der Reize entblößt, aber irgendwie gerade dadurch verhängnisvoller anziehend, hob sich

ihr Kopf mit den kraftlosen Schultern vom Zimmer ab. Als sie Ulrichs ansichtig wurde, übergieß eine jähe Röte ihre Wangen, die von noch tieferer Blässe gefolgt wurde, und sie machte eine unwillkürliche Bewegung mit dem Oberkörper wie ein Mensch, den das Herz schmerzt und irgendwelche Umstände verhindern hinzugreifen. Der Auftritt flog ihm durch den Kopf, wo er, wild hingegeben an den tierischen Vorteil, daß er ihren Körper errege, ihren Willen mißbraucht hatte: Da saß nun dieser Körper, für ihn unter dem Kleid sichtbar, auf einem Stuhl, empfing Befehle des gekränkten Willens, sich jetzt stolz zu verhalten, und zitterte dabei. Gerda war nicht böse auf ihn, das sah er, aber sie wollte um jeden Preis mit ihm «fertig» sein. Er verlangsamte unauffällig seinen Schritt, um solange wie möglich von alledem zu kosten, und diese wollüstige Verzögerung schien dem Verhältnis dieser beiden Menschen zu einander zu entsprechen, die nie ganz zusammenkommen konnten.

Und als Ulrich ihr schon nahe war und nichts mehr sah als das Beben in dem Gesicht, das ihn erwartete, fiel etwas Gewichtloses auf ihn, das wie ein Schatten war oder ein Streifen Wärme, und er gewährte Bonadea, die stumm, aber wohl kaum ohne Absicht an ihm vorbeigegangen war und ihn wahrscheinlich verfolgt hatte, und er grüßte sie. Die Welt ist schön, wenn man sie nimmt, wie sie ist: Für eine Sekunde kam ihm der naive Gegensatz des Üppigen und des Kargen, wie er sich an diesen beiden Frauen ausdrückte, so groß vor wie der zwischen Wiese und Stein an der Felsgrenze, und er hatte das Gefühl, der Parallelaktion zu entsteigen, wenn auch mit einem schuldbewußten Lächeln. Als Gerda dieses Lächeln langsam hernieder- und ihrer hingestreckten Hand entgensinken sah, zitterten ihre Augenlider.

In diesem Augenblick gewährte Diotima, daß Arnheim den jungen Feuermal zu der Gruppe Sr. Erlaucht und des Kriegsministers führte, und unterbrach als erfahrene Taktikerin alle Anknüpfungen, indem sie die gesamte Bedienung mit Erfrischungen in die Zimmer einbrechen hieß.

[<]

37

## Ein Vergleich

Solche Gespräche wie die geschilderten gab es zu Dutzenden, und alle hatten etwas gemeinsam, das sich nicht ohne weiteres beschreiben läßt, aber auch nicht verschwiegen werden kann, wenn man es nicht wie Regierungsrat Meseritscher versteht, eine blendende Gesellschaftsschilderung bloß dadurch zu geben, daß man aufzählt: der und die waren da, hatten dies und das an und äußerten das und jenes; worauf allerdings gerade das hinausläuft, was von vielen für die echtste erzählerische Kunst gehalten wird. Friedel Feuermal war also kein elender Schmeichler, und das war er nie, sondern hatte nur zeitgemäße Einfälle am rechten Platz, wenn er von Meseritscher vor Meseritscher sagte: «Er ist eigentlich der Homer unserer Zeit! Nein, ganz im Ernst,» fügte er hinzu, denn Meseritscher deutete eine unwillige Bewegung an «das episch unerschütterliche <Und>, mit dem Sie alle Menschen und Ereignisse aneinanderreihen, hat in meinen Augen etwas ganz Großes!» Er war des Chefs der Parlaments- und Gesellschaftskorrespondenz habhaft geworden, da dieser das Haus nicht hatte verlassen wollen, ohne Arnheim seine Aufwartung gemacht zu haben; aber Meseritscher versetzte ihn trotzdem nicht unter die mit Namen angeführten Gäste.

Ohne auf die feinere Unterscheidung zwischen Idioten und Kretins einzugehen, darf nun daran erinnert werden, daß es einem Idioten gewissen Grades nicht mehr gelingt, den Begriff «Eltern» zu bilden, während ihm die Vorstellung «Vater und Mutter» noch ganz geläufig ist. Dieses schlichte, aneinanderreihende «Und» war es aber auch, durch das Meseritscher die Erscheinungen der Gesellschaft verband. Ferner ist daran zu erinnern, daß Idioten in der schlichten Dinglichkeit ihres Denkens etwas besitzen, das nach der Erfahrung aller Beobachter in geheimnisvoller Weise das Gemüt anspricht; und daß Dichter auch vornehmlich das Gemüt ansprechen, ja sogar auf eine soweit gleiche Weise, als sie sich durch eine möglichst handgreifliche Geistesart auszeichnen sollen. Wenn Friedel Feuermaul also Meseritscher als Dichter ansprach, hätte er ihn ebensogut – das heißt, aus den gleichen Empfindungen, die ihm dunkel, und das hieß bei ihm wieder in einer plötzlichen Erleuchtung, vorschwebten – auch als einen Idioten ansprechen können, und zwar auf eine auch für die Menschheit bedeutsame Weise. Denn das Gemeinsame, um das es sich da handelt, ist ein Geisteszustand, der durch keine weitspannenden Begriffe zusammengehalten, durch keine Scheidungen und Abstraktionen geläutert wird, ein Geisteszustand der niedersten Zusammenfügung, wie er sich am anschaulichsten eben in der Beschränkung auf das einfachste Binde-Wort, das hilflos aneinanderreihende «Und» ausdrückt, das dem Geistesschwachen verwickeltere Beziehungen ersetzt; und es darf behauptet werden, daß sich auch die Welt, unerachtet alles in ihr enthaltenen Geistes, in einem solchen der Imbezillität verwandten Zustand befindet, ja es läßt sich das gar nicht vermeiden, wenn man die Geschehnisse, die sich in ihr abspielen, aus dem Ganzen verstehen will.

Nicht, als ob nun etwa Urheber oder Teilnehmer einer solchen Betrachtung die einzig Klugen sein sollten! Es kommt da gar nicht auf den einzelnen an, so wenig wie auf die Geschäfte, die er betreibt und die auch von jedem, der an diesem Abend zu Diotima gekommen war, mit mehr oder weniger Schlauheit betrieben wurden. Denn wenn zum Beispiel General von Stumm in der Pause alsbald mit Sr. Erlaucht in ein Gespräch geriet, in dessen Verlauf er freundlich-eigensinnig und ehrerbietig-freimütig mit den Worten widersprach: «Halten zu Gnaden, Erlaucht, daß ich das aufs heftigste bestreite; aber in dem Stolz der Leute auf ihre Rasse Hegt nicht nur eine Anmaßung, sondern auch etwas sympathisches Adeliges!» so wußte er genau, was er mit diesen Worten meinte, nicht genau wußte er bloß, was er mit ihnen sagte, denn um solche zivile Worte ist ein Plus wie dicke Handschuhe, in denen man aus einer Schachtel Zündhölzer ein einzelnes zu fassen sucht. Und Leo Fischel, der sich nicht von Stumm getrennt hatte, als er bemerkte, daß der General ungeduldig zu Sr. Erlaucht strebe, fügte hinzu: «Man muß die Menschen nicht nach der Rasse unterscheiden, sondern nach Verdienst!» Und auch was Se. Erlaucht entgegnete, war folgerichtig; Se. Erlaucht übergang nämlich den ihm frisch vorgestellten Direktor Fischel und antwortete von Stumm: «Wozu brauchen die Bürgerlichen eine Rasse?! Daß ein Kammerherr sechzehn adelige Ahnen haben muß, darüber haben sie sich immer aufgehalten als eine Anmaßung, und was tun sie jetzt selber? Nachmachen möchten sie's und übertreiben tun sie's. Mehr als sechzehn Ahnen ist ja einfach schon ein Snobismus!» Denn Se. Erlaucht war gereizt, und da war es ganz logisch, daß er so sprach. Es ist ja überhaupt nicht strittig, daß der Mensch Vernunft besitzt, sondern nur, wie er sie in Gemeinschaft anwendet.

Se. Erlaucht war ärgerlich über das Eindringen «völkischer» Elemente in die Parallelaktion, das er selbst veranlaßt hatte. Verschiedene politische und gesellschaftliche Rücksichten hatten ihn dazu gezwungen; er selbst anerkannte nur das «Staatsvolk». Seine politischen Freunde hatten ihm geraten: «Es schad't doch nichts, wenn du dir anhörst, was sie von Rasse und Reinheit und Blut sagen; wer nimmt denn überhaupt ernst, was einer redet!» «Aber da sprechen sie ja vom Menschen geradeso, als ob er ein Vieh wäre!» hatte Graf Leinsdorf abgewehrt, der eine

katholische Auffassung von der Würde des Menschen besaß, die ihn einzusehen hinderte, daß man die Ideale der Hühner- und Pferdezucht auch auf Gottes Kinder anwenden könne, obwohl er ein Großgrundbesitzer war. Darauf hatten seine Freunde gesagt: «Du mußt es ja nicht gleich so tief betrachten! Und vielleicht ist es sogar besser, als daß sie von Humanität und solchen ausländischen Revolutionsbegriffen reden, wie das bisher immer geschehen ist!» Und das hatte Sr. Erlaucht schließlich eingeleuchtet. Se. Erlaucht war aber auch ärgerlich darüber, daß dieser Feuermaul, dessen Einladung er Diotima aufgenötigt hatte, bloß neue Verwirrung in die Parallelaktion brachte und ihn enttäuschte. Die Baronin Wayden hatte von ihm Wunder erzählt, und er hatte ihrem Drängen schließlich nachgegeben. «Darin haben Sie ja ganz recht,» hatte Leinsdorf eingeräumt «daß wir bei dem jetzigen Kurs leicht in den Ruf kommen zu germanisieren. Und darin haben Sie auch recht, daß es da vielleicht nicht schadet, wenn wir auch einen Dichter einladen, der davon redet, daß man alle Menschen lieben muß. Aber sehen Sie, ich kann das halt der Tuzzi nicht antun!» Aber die Wayden hatte nicht nachgelassen und mußte neue einleuchtende Gründe gefunden haben, denn am Ende der Unterredung hatte Leinsdorf ihr versprochen, die Einladung von Diotima zu fordern. «Gern tu ich's nicht» hatte er gesagt. «Aber eine starke Hand braucht auch ein schönes Wort, um sich den Leuten verständlich zu machen: darin pflichte ich Ihnen bei. Und darin haben Sie auch recht, daß alles in letzter Zeit zu langsam geht, es ist nicht mehr der rechte Eifer dahinter!» Aber nun war er nicht zufrieden. Se. Erlaucht hielt keineswegs die andern Menschen für dumm, wenn er sich auch für klüger hielt als sie, und er begriff nicht, warum diese klugen Menschen versammelt auf ihn einen so schlechten Eindruck machten. Ja, das ganze Leben machte auf ihn diesen Eindruck, als bestünde neben einem Zustand der Klugheit im einzelnen sowie in den amtlichen Vorkehrungen, zu denen er wie bekannt auch Glauben und Wissenschaft rechnete, ein völliger Zustand der Unzurechnungsfähigkeit im ganzen. Da tauchten immer wieder Ideen auf, die man noch nicht kannte, erhitzten die Leidenschaften und verschwanden nach Jahr und Tag wieder; da liefen die Leute bald dem, bald jenem nach und fielen von einem Aberglauben in den andren; da jubelten sie das eine Mal Seiner Majestät zu, und das andere Mal hielten sie verabscheuungswürdige Brandreden im Parlament: aber herausgekommen war noch nie etwas dabei! Wenn man das millionenfach verkleinern könnte und sozusagen auf die Ausmaße eines Einzelkopfes bringen, so gäbe es darum genau das Bild der Unberechenbarkeit, Vergeßlichkeit, Unwissenheit und eines närrischen Herumhopsens, das sich Graf Leinsdorf immer von einem Verrückten gemacht hatte, obwohl er bisher nur wenig Gelegenheit gehabt hatte, darüber nachzudenken. Unmutig stand er in der Mitte der ihn umgebenden Herrn, überlegte, daß doch gerade die Parallelaktion das Wahre hätte an den Tag bringen sollen, und konnte irgendeinen Gedanken über Glauben nicht hervorbringen, von dem er bloß etwas fühlte, das angenehm beruhigend war wie der Schatten einer hohen Mauer, und wahrscheinlich war das eine Kirchenmauer. «Komisch!» sagte er, diesen Gedanken nach einer Weile aufgebend, zu Ulrich: «Wenn man das alles mit einer gewissen Distanz anschaut, erinnert es einen irgendwie an Stare, wenn sie im Herbst zu Scharen in den Obstbäumen sitzen.»

Ulrich war von Gerda zurückgekommen. Das Gespräch hatte nicht das gehalten, was der Anfang versprach; Gerda hatte nicht viel mehr als kurze, von einem Etwas mühsam abgehackte Antworten herausgebracht, das wie ein Keil in ihrer Brust saß; desto mehr hatte Hans Sepp gesprochen, er hatte sich als ihr Wächter aufgespielt und gleich gezeigt, daß er sich von dieser morschen Umgebung nicht einschüchtern lasse.

«Sie kennen den großen Rasseforscher Bremshuber nicht?» hatte er Ulrich gefragt.

«Wo lebt er?» hatte Ulrich gefragt.

«In Schärding an der Laa» hatte Hans gesagt.

«Was ist er?» hatte Ulrich gefragt.

«Das will doch nichts bedeuten!» hatte Hans gesagt. «Jetzt kommen eben neue Leute! Apotheker ist er!»

Ulrich hatte zu Gerda gesagt: «Sie sind ja jetzt richtig verlobt, wie ich gehört habe!»

Und Gerda hatte geantwortet: «Bremshuber fordert die schonungslose Unterdrückung aller Andersrassischen; das ist bestimmt weniger grausam als Schonen und Verachten!» Ihre Lippe hatte wieder gezittert, während sie sich diesen aus geborstenen Stücken schief zusammengepreßten Satz abzwang.

Ulrich hatte sie bloß angesehen und den Kopf geschüttelt. «Das verstehe ich nicht!» hatte er gesagt, während er ihr die Hand zum Abschied gab, und nun stand er neben Leinsdorf und kam sich unschuldig wie ein Stern im unendlichen Raum vor.

«Wenn man es aber nicht mit Distanz anschaut,» setzte Graf Leinsdorf nach einer Weile langsam seinen neuen Gedanken fort «dann dreht es sich einem im Kopf wie ein Hund, der sein Schwanzspitzel fangen möchte! Schauen Sie,» fügte er hinzu «da hab ich jetzt meinen Freunden nachgegeben und hab der Baronin Wayden nachgegeben, aber wenn man so zuhört, was wir reden, so macht es ja im einzelnen einen sehr gescheiten Eindruck, aber gerade in den veredelten geistigen Beziehungen, die wir suchen wollen, macht es den Eindruck einer weitgehenden Willkür und großer Zusammenhanglosigkeit!»

Um den Kriegsminister und Feuermul, den Arnheim zu ihm hingebacht hatte, war eine Gruppe entstanden, und in ihr führte Feuermul lebhaft das Wort und liebte alle Menschen, während sich um Arnheim selbst, nachdem er sich wieder zurückgezogen hatte, an einer entfernten Stelle eine zweite Gruppe bildete, in der Ulrich später auch Hans Sepp und Gerda gewahrte. Man hörte herüber, wie Feuermul ausrief: «Man versteht das Leben nicht durch Lernen, sondern durch Güte; man muß dem Leben glauben!» Frau Professor Drangsal stand aufrecht hinter ihm und bestätigte: «Auch Goethe ist nicht Doktor geworden!» Überhaupt «hatte Feuermul in ihren Augen viel Ähnlichkeit mit ihm. Der Kriegsminister stand gleichfalls sehr aufrecht und lächelte ausdauernd, so wie er es gewohnt war, bei einer Parade die Hand lange dankend an den Kappenschirm zu halten.

Graf Leinsdorf fragte: «Sagen Sie, wer ist eigentlich dieser Feuermul?»

«Sein Vater hat in Ungarn mehrere Betriebe» erwiderte Ulrich. «Ich glaube, irgendwas mit Phosphor, wobei kein Arbeiter älter als vierzig Jahre wird: Berufskrankheit Knochennekrose.»

«Na ja, aber der Junge?» Das Arbeiterschicksal berührte Leinsdorf nicht.

«Der hat studieren sollen; Jus, glaube ich. Der Vater ist ein selbstgemachter Mann, und es soll ihn gekränkt haben, daß der Junge keine Lust zu lernen hatte.» «Warum hat er keine Lust zu lernen gehabt?» fragte Graf Leinsdorf, der an diesem Tag sehr gründlich war.

«Du lieber Himmel,» meinte Ulrich achselzuckend «wahrscheinlich: <Väter und Söhne>. Wenn der Vater arm ist, lieben die Söhne das Geld; wenn der Papa Geld hat, lieben die Söhne wieder alle Menschen. Haben Erlaucht noch nichts von dem Problem des Sohnes in unserer Zeit gehört?»

«Ja, ich hab was davon gehört. Aber warum protegiert der Arnheim den Feuermul? Hängt das mit den Ölfeldern zusammen?» fragte Graf Leinsdorf.

«Erlaucht wissen das?!» rief Ulrich aus.

«Natürlich weiß ich alles» gab Leinsdorf geduldig zur Antwort. «Aber was ich nicht verstehe, bleibt das Folgende: Daß die Menschen einander lieben sollen und daß die Regierung dazu eine starke Hand braucht, das hat man ja immer gewußt; also warum soll das auf einmal ein «Entweder-Oder» sein?»

Ulrich erwiderte: «Erlaucht haben sich immer eine aus dem Ganzen aufsteigende Kundgebung gewünscht: so muß sie aussehen!»

«Ah, das ist nicht wahr –!» widersprach ihm Leinsdorf angeregt, aber ehe er fortfahren konnte, wurden sie durch Stumm von Bordwehr unterbrochen, der von der Gruppe Arnheim kam und in aufgeregter Eile von Ulrich etwas zu wissen wünschte. «Entschuldigen, Erlaucht, wenn ich störe» bat er. «Aber sag mir,» wandte er sich an Ulrich «kann man wirklich behaupten, daß der Mensch nur seinen Affekten folgt, und nie der Vernunft?»

Ulrich sah ihn ungeistesgegenwärtig an.

«Drüben ist so ein Marxist,» erläuterte Stumm «der behauptet sozusagen, daß der ökonomische Unterbau eines Menschen ganz und gar seinen ideologischen Überbau bestimmt. Und ihm widerspricht ein Psychoanalytiker; der behauptet, daß der ideologische Überbau ganz und gar ein Produkt seines triebhaften Unterbaus ist.»

«Das ist nicht so einfach» meinte Ulrich, der zu entkommen wünschte.

«Das sag ich auch immer! Aber es hat nur nichts genutzt!» erwiderte der General sofort und ließ ihn nicht aus den Augen. Aber auch Leinsdorf ergriff wieder das Wort. «Ja, sehen Sie,» sagte er zu Ulrich «so etwas Ähnliches habe ich ja gerade auch zur Diskussion stellen wollen. Denn ob der Unterbau jetzt meinethalben ökonomisch oder geschlechtlich ist – also was ich vordem hab sagen wollen, ist: warum sind die Leut im Überbau so unzuverlässig?! Nämlich, man sagt doch sprichwörtlich: die Welt ist verrückt; und am End könnte man manchmal glauben, daß es wahr ist!»

«Das ist die Psychologie der Masse, Erlaucht!» mischte sich der gelehrte General wieder ein. «Soweit es die Masse angeht, versteh ich das sehr gut. Die Masse wird nur von Trieben bewegt, und dann natürlich von denen, die den meisten Individuen gemeinsam sind: das ist logisch! Das heißt, das ist natürlich unlogisch: Die Masse ist unlogisch, sie benützt logische Gedanken gerade nur zum Aufputzen! Wovon sie sich wirklich leiten läßt, das ist einzig und allein die Suggestion! Wenn Sie mir die Zeitungen, den Rundfunk, die Lichtspielindustrie und vielleicht noch ein paar andere Kulturmittel überantworten, so verpflichte ich mich, in ein paar Jahren – wie mein Freund Ulrich einmal gesagt hat – aus den Menschen Menschenfresser zu machen! Gerade darum braucht die Menschheit ja auch eine starke Führung! Erlaucht wissen das übrigens besser als ich! Aber daß auch der unter Umständen so hochstehende einzelne Mensch nicht logisch sein soll, das kann ich nicht glauben, obwohl es auch der Arnheim behauptet.»

Was hätte Ulrich seinem Freund für diese sehr zufällige Kontroverse an die Hand geben sollen? Wie sich an einer Angel ein Grasbüschel statt eines Fisches verfängt, hing an des Generals Frage ein wirres Büschel von Theorien. Ob der Mensch nur seinen Affekten folgt, nur das tut, fühlt, ja sogar denkt, wozu ihn unbewußte Ströme des Verlangens oder die sanftere Brise der Lust treiben, wie man heute annimmt? Ob er nicht doch eher der Vernunft und dem Willen folgt, – wie man gleichfalls heute annimmt? Ob er bestimmten Affekten besonders folgt, so dem geschlechtlichen, wie man heute annimmt? Oder doch nicht vor allem dem geschlechtlichen, sondern der psychologischen Wirkung wirtschaftlicher Bedingungen, wie man gleichfalls heute annimmt? Man kann ein so verwickeltes Gebilde, wie er es ist, von vielen Seiten ansehen und im

theoretischen Bild das oder jenes als Achse wählen: es entstehen Teilwahrheiten, aus deren gegenseitiger Durchdringung langsam die Wahrheit höher wächst: Wächst sie aber wirklich höher? Es hat sich noch jedesmal gerächt, wenn man eine Teilwahrheit für das allein Gültige angesehen hat. Andererseits wäre man aber kaum zu dieser Teilwahrheit gelangt, hätte man sie nicht überschätzt. So hängt die Geschichte der Wahrheit und die des Gefühls mannigfach zusammen, aber die des Gefühls blieb dabei im Dunkel. Ja, nach Ulrichs Überzeugung war sie gar keine Geschichte, sondern ein Wust. Spaßig zum Beispiel, daß die religiösen, und also doch wohl leidenschaftlichen, Gedanken, die sich das Mittelalter über den Menschen gemacht hat, sehr von seiner Vernunft und seinem Willen überzeugt waren, während heute viele Gelehrte, deren Leidenschaft höchstens darin besteht, daß sie zuviel rauchen, das Gefühl für die Grundlage alles Menschlichen ansehen. Solche Gedanken gingen Ulrich durch den Kopf, und er hatte natürlich keine Lust, auf Stumms Reden zu antworten, der übrigens auch gar nicht darauf wartete, sondern sich nur noch etwas auskühlte, ehe er sich entschloß, seinen Weg zurück zu nehmen.

«Graf Leinsdorf!» sagte Ulrich sanft. «Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen einmal den Rat gegeben habe, ein Generalsekretariat für alle Fragen zu gründen, zu denen man ebensoviel Seele wie Genauigkeit braucht?»

«Freilich erinnere ich mich» gab Leinsdorf zur Antwort. «Ich hab das ja Seiner Eminenz erzählt, er hat herzlich gelacht. Er hat aber gesagt, daß Sie zu spät kommen!»

«Und doch ist es gerade das, was Sie vorhin vermißt haben, Erlaucht!» fuhr Ulrich fort. «Sie bemerken, daß die Welt sich heute nicht mehr an das erinnert, was sie gestern gewollt hat, daß sie sich in Stimmungen befindet, die ohne zureichenden Grund wechseln, daß sie ewig aufgeregter ist, daß sie nie zu einem Ergebnis kommt, und wenn man sich das in einem einzigen Kopf vereinigt dächte, was so in den Köpfen der Menschheit vorgeht, würde er wirklich unverkennbar eine ganze Reihe von bekannten Ausfallserscheinungen zeigen, die man zur geistigen Minderwertigkeit rechnet →»

«Hervorragend richtig!» rief Stumm von Bordwehr, der sich durch den Stolz auf seine nachmittags erworbenen Kenntnisse von neuem festgehalten sah. «Das ist genau das Bild der – na, ich hab wieder vergessen, wie diese Geisteskrankheit heißt, aber es ist genau ihr Bild!»

«Nein,» sagte Ulrich lächelnd «das ist sicher nicht das Bild einer bestimmten Geisteskrankheit; denn was einen Gesunden von einem Geisteskranken unterscheidet, ist doch gerade, daß der Gesunde alle Geisteskrankheiten hat, und der Geisteskranke nur eine!»

«Sehr geistvoll!» riefen Stumm und Leinsdorf wie aus einem Munde, wenn auch in etwas verschiedenen Worten, aus, und dann fügten sie ebenso hinzu: – «Aber was soll es eigentlich heißen?»

«Das heißt» behauptete Ulrich: «Wenn ich unter Moral die Regelung aller jener Beziehungen verstehen darf, die Gefühl, Phantasie und dergleichen einschließen, so richtet sich darin der einzelne nach den anderen und hat auf diese Weise scheinbar einige Festigkeit aber alle zusammen sind in der Moral über den Zustand des Wahns nicht hinaus!»

«Na, das geht zu weit!» meinte Graf Leinsdorf gutmütig, und auch der General sagte: «Aber hör, jeder Mensch muß doch selbst seine Moral haben; man kann doch keinem vorschreiben, ob er eine Katze lieber hat oder einen Hund!»

«Kann man es ihm vorschreiben, Erlaucht?!» fragte Ulrich eindringlich.

«Ja, früher» sagte Graf Leinsdorf diplomatisch, obwohl bei seiner gläubigen Überzeugung



gepackt, daß es auf allen Gebieten «das Wahre» gebe «früher war das besser. Aber heutzutage?»

«Dann bleibt eben der Glaubenskrieg in Permanenz» meinte Ulrich.

«Sie nennen das einen Glaubenskrieg?» fragte Leinsdorf neugierig.

«Wie denn sonst?»

«Na ja, gar nicht schlecht. Eine ganz gute Bezeichnung für das heutige Leben. Übrigens hab ich immer gewußt, daß in Ihnen heimlich gar kein schlechter Katholik steckt!»

«Ich bin ein sehr schlechter» antwortete Ulrich. «Ich glaube nicht, daß Gott da war, sondern daß er erst kommt. Aber nur, wenn man ihm den Weg kürzer macht als bisher!»

Se. Erlaucht wies das mit den würdigen Worten zurück: «Das ist mir zu hoch!»

[<]

**38**

Ein großes Ereignis ist im Entstehen. Aber man hat es nicht gemerkt

Dagegen rief der General aus: «Ich muß jetzt leider unverzüglich zu Seiner Exzellenz zurück, aber das alles mußt du mir unbedingt noch erklären, ich laß dich nicht aus! Ich komme dann noch einmal her, wenn die Herrn gestatten!»

Leinsdorf machte den Eindruck, daß er etwas sagen wolle, die Gedanken arbeiteten gewaltig in ihm, aber Ulrich und er waren kaum einen Augenblick allein geblieben, so sahen sie sich von Menschen umgeben, die das allgemeine Kreisen heranzuführte und die anziehende Person Sr. Erlaucht festhielt. Von dem, was Ulrich soeben gesagt hatte, war natürlich nicht mehr die Rede, und niemand außer ihm dachte noch daran, da schob sich von hinten ein Arm in den seinen, und Agathe stand bei ihm. «Hast du schon einen Grund gefunden, mich zu verteidigen?» fragte sie mit liebkosender Bosheit.

Ulrich ließ ihren Arm nicht los und wandte sich mit ihr von den Menschen ab, bei denen er gestanden hatte.

«Können wir nicht nach Hause gehn?» fragte Agathe.

«Nein,» sagte Ulrich «ich kann ja noch nicht fort.»

«Dich läßt wohl die kommende Zeit nicht fort, um deretwillen du dich hier rein halten mußt?» neckte ihn Agathe.

Ulrich drückte ihren Arm.

«Ich finde, es spricht sehr für mich, daß ich nicht hierher gehöre, sondern ins Zuchthaus!» flüsterte sie ihm ins Ohr.

Sie suchten einen Platz, wo sie allein sein könnten. Die Versammlung war jetzt richtig aufgeköcht und trieb ihre Teilnehmer langsam durcheinander. Immer noch war im ganzen die zweifache Gruppierung zu unterscheiden: um den Kriegsminister war von Frieden und Liebe die Rede, um Arnheim augenblicklich davon, daß die deutsche Milde am besten im Schatten der deutschen Kraft gedeihe.

Er hörte es wohlwollend an, weil er niemals eine ehrliche Meinung zurückwies und eine besondere Liebe für neue Meinungen hatte. Seine Sorge war, ob das Geschäft mit den Ölfeldern im Parlament Schwierigkeiten finden werde. Er rechnete damit, daß die Opposition der slawischen Politiker keinesfalls zu vermeiden sein werde, und hoffte, sich der Stimmung unter den Deutschen zu vergewissern. In den Regierungskreisen stand die Angelegenheit gut bis auf eine gewisse Gegnerschaft im Ministerium des Äußern, der er keine große Bedeutung beimaß. Nächsten Tags sollte er nach Budapest reisen.

Feindliche «Beobachter» gab es rings um ihn und die anderen Hauptpersonen genug. Sie waren am raschesten daran zu erkennen, daß sie zu allem Ja sagten und die nettesten Leute waren, während doch die übrigen meist verschiedener Meinung waren.

Tuzzi suchte einen von ihnen mit den Worten zu überzeugen: «Was geredet wird, bedeutet gar nichts. Das bedeutet nie etwas!» Der andere glaubte es ihm. Es war ein Parlamentarier. Aber er änderte nicht die Meinung, die er schon mitgebracht hatte, daß trotzdem hier Böses vor sich gehe.

Se. Erlaucht verteidigte dagegen im Gespräch mit einem anderen Frager die Bedeutung des Abends mit den Worten: «Mein Verehrter, sogar Revolutionen werden seit Achtzehnhundertachtundvierzig nur noch durch vieles Reden gemacht!»

Es wäre falsch, in solchen Unterschieden nichts als die erlaubte Abweichung von der Eintönigkeit zu sehen, die das Leben sonst hätte; und doch wird dieser folgenschwere Irrtum beinahe ebensooft begangen, wie von dem Satz: «Das ist Gefühlssache!» Gebrauch gemacht wird, ohne den die Einrichtung unseres Geistes gar nicht zu denken ist. Dieser unentbehrliche Satz trennt das, was im Leben sein muß, von dem, was sein kann. «Er trennt» sagte Ulrich zu Agathe «die gesetzte Ordnung von einem eingeräumten persönlichen Spielraum. Er trennt das, was rationalisiert ist, von dem, was für irrational gilt. Er bedeutet, in der üblichen Art gebraucht, das Eingeständnis, daß die Menschlichkeit in den Hauptsachen ein Zwang sei, in den Nebensachen aber eine verdächtige Willkür. Man meint, das Leben wäre ein Zuchthaus, stünde es nicht in unserem Belieben, ob wir Wein oder Wasser vorziehn, Atheisten oder Frömmel sein wollen, und man meint nicht im geringsten damit, daß nun das, was Gefühlssache sei, wirklich dem Belieben überlassen bleibe; vielmehr gibt es ja, ohne daß die Grenze eindeutig wäre, erlaubte und unerlaubte Gefühlssachen.»

Die zwischen Ulrich und Agathe war eine unerlaubte, obwohl die beiden, die sich Arm in Arm vergeblich nach einem Versteck umsahen, bloß über die Versammlung sprachen und dabei in einer wilden und verschwiegenen Weise die Freude empfanden, nach ihrer Entzweiung wieder vereint zu sein. Dagegen war die Wahl, ob man seine Mitmenschen alle lieben oder vorher einen Teil von ihnen vernichten solle, offenbar Gefühlssache von zweifacher Erlaubtheit, denn sonst wäre sie nicht in Diotimas Haus und in Gegenwart Sr. Erlaucht so eifrig abgehandelt worden, obwohl sie noch dazu die Gesellschaft in zwei gehässige Parteien trennte. Ulrich behauptete, die Erfindung der «Gefühlssache» habe der Sache des Gefühls den schlechtesten Dienst erwiesen, der ihr je geleistet worden sei, und als er es unternahm, seiner Schwester den abenteuerlichen Eindruck zu erklären, den dieser Abend in ihm weckte, kam er darauf in einer Weise zu sprechen, die ohne seinen Willen das am Morgen abgebrochene Gespräch fortsetzte und es wahrscheinlich rechtfertigen sollte. «Ich weiß freilich nicht,» sagte er «womit ich anfangen soll, ohne dich zu langweilen. Darf ich dir sagen, was ich unter Moral verstehe?»

«Bitte» erwiderte Agathe.

«Moral ist Regelung des Verhaltens innerhalb einer Gesellschaft, vornehmlich aber schon die seiner inneren Antriebe, also der Gefühle und Gedanken.»

«Das ist ein großer Fortschritt in wenigen Stunden!» entgegnete Agathe lachend. «Heute morgen hast du noch gesagt, du wissest nicht, was Moral sei!»

«Natürlich weiß ich es nicht. Trotzdem kann ich dir ja ein Dutzend Erklärungen geben. Die älteste ist, daß Gott uns die Ordnung des Lebens in allen ihren Einzelheiten geoffenbart hat →»

«Das wäre die schönste!» sagte Agathe.

«Die wahrscheinlichste ist aber,» betonte Ulrich «daß Moral wie alle andere Ordnung durch Zwang und Gewalt entsteht! Eine zur Herrschaft gelangte Gruppe von Menschen auferlegt den anderen einfach die Vorschriften und Grundsätze, durch die sie ihre Herrschaft sichert. Gleichzeitig hängt sie aber an denen, die sie selbst groß gemacht haben. Gleichzeitig wirkt sie damit als Beispiel. Gleichzeitig wird sie durch Rückwirkungen verändert: das ist natürlich verwickelter als man es in Kürze beschreiben könnte, und weil es keineswegs ohne Geist vor sich geht, aber auch keineswegs durch den Geist, sondern durch die Praxis, ergibt es schließlich ein unübersehbares Geflecht, das sich scheinbar so unabhängig wie Gottes Himmel über allem spannt. Nun bezieht sich alles auf diesen Kreis, aber dieser Kreis bezieht sich auf nichts. Mit andern Worten: alles ist moralisch, aber die Moral selbst ist nicht moralisch! →»

«Das ist reizend von ihr» sagte Agathe. «Aber weißt du, daß ich heute einen guten Menschen gefunden habe?»

Ulrich war etwas erstaunt über diese Unterbrechung, aber als ihm Agathe die Begegnung mit Lindner zu erzählen begann, suchte er sie zunächst in seinem Gedankengang unterzubringen: «Gute Menschen kannst du heute auch hier zu Dutzenden finden,» meinte er «aber du sollst erfahren, warum gleich auch die bösen dabei sind, wenn du mich noch eine Weile fortfahren läßt.»

Sie waren unter diesen Worten, dem Trubel auszuweichen, bis ans Vorzimmer gekommen, und Ulrich mußte überlegen, wohin sie sich wenden könnten; Diotimas Zimmer fiel ihm ein, ebenso Rachels Kammer, aber er wollte beide nicht wieder betreten, und so blieben Agathe und er einstweilen zwischen den menschenleeren Kleidungsstücken stehn, die in der Diele hingen. Ulrich fand keine Fortsetzung. «Ich müßte eigentlich noch einmal von vorn anfangen» erklärte er mit einer ungeduldigen und ratlosen Bewegung. Und plötzlich sagte er: «Du willst nicht wissen, ob du Gutes oder Böses getan hast, sondern dich beunruhigt es, daß du beides ohne einen festen Grund tust!»

Agathe nickte.

Er hatte ihre beiden Hände gefaßt.

Die mattschimmernde Haut seiner Schwester, mit dem Geruch ihm unbekannter Pflanzen, die vor seinem Auge dem leicht ausgeschnittenen Kleid entstieg, verlor für einen Augenblick den irdischen Begriff. Der Stoß des Blutes klopfte aus einer Hand an die andere. Ein tiefer Graben unweltlicher Herkunft schien sie und ihn in ein Nirgendland einzuschließen.

Es mangelten ihm plötzlich die Vorstellungen, es zu bezeichnen; er verfügte nicht einmal über die, deren er sich dazu schon oft bedient hatte. «Wir wollen nicht aus der Eingebung der Augenblicke handeln, sondern aus dem bis ans Letzte währenden Zustand.» «So, daß es uns an den Mittelpunkt führt, von wo man nicht mehr zurückkommt, um zurückzunehmen.» «Nicht vom Rande und seinen wechselnden Zuständen her, sondern aus dem einzigen unveränderlichen Glück»: Solche Sätze kamen ihm wohl zu Munde, und es wäre ihm auch möglich erschienen, sie zu gebrauchen, hätte es nur als Gespräch geschehen sollen; aber in der unmittelbaren

Anwendung, die sie zwischen ihm und seiner Schwester in diesem Augenblick erfahren sollten, war es plötzlich unmöglich. Das erregte ihn hilflos. Aber Agathe verstand ihn deutlich. Und es hätte sie glücklich machen müssen, daß zum erstenmal die Schale um ihn ganz zerbrach und ihr «harter Bruder» wie ein zu Boden gefallenes Ei das Innere preisgab. Zu ihrer Überraschung war aber diesmal ihr Gefühl nicht ganz bereit, mit dem seinen zu gehn: Zwischen Morgen und Abend lag die wunderliche Begegnung mit Lindner, und obwohl dieser Mann bloß ihr Erstaunen und ihre Neugierde erregt hatte, genügte auch ein solches Körnchen schon, die unendliche Spiegelung der eremitischen Liebe nicht entstehen zu lassen. Ulrich fühlte es an ihren Händen, noch ehe sie etwas erwiderte, und Agathe – erwiderte nichts.

Er erriet, daß dieses unerwartete Sichversagen mit dem Erlebnis zusammenhänge, dessen Bericht er vorhin hatte anhören müssen. Beschämt und von dem Rückstoß seines unerwiderten Gefühls verwirrt, sagte er kopfschüttelnd: «Es ist doch ärgerlich, was alles du von der Güte eines solchen Menschen erwartest!»

«Wahrscheinlich ist es das» gab Agathe zu.

Er sah sie an. Er verstand, daß seiner Schwester dieses Erlebnis mehr bedeute als die Bewerbungen, die sie bisher unter seinem Schutz erfahren hatte. Er kannte sogar diesen Menschen ein wenig: Lindner stand im öffentlichen Leben: er war der Mann, der seinerzeit in der allerersten Sitzung der vaterländischen Aktion jene kurze, mit peinlichem Schweigen aufgenommene Rede gehalten hatte, die dem «historischen Augenblick» galt, oder ähnlichem, ungeschickt, aufrichtig und unbedeutend ...: Unwillkürlich blickte sich Ulrich um; aber er erinnerte sich nicht, diesen Mann unter den Anwesenden bemerkt zu haben, und wußte auch, daß er nicht mehr eingeladen worden war. Er mußte ihm anderswo ab und zu begegnet sein, wahrscheinlich in gelehrten Gesellschaften, und das oder jenes von ihm gelesen haben, denn während er sein Gedächtnis sammelte, bildete sich aus ultramikroskopischen Erinnerungsspuren wie ein zäher, widerlicher Tropfen das Urteil: «Ein fader Esel! Will man auf einer gewissen Höhe des Lebenszustands sein, so kann man einen solchen Menschen ebensowenig ernst nehmen wie Professor Hagauer!»

Er sagte es Agathe.

Agathe schwieg dazu. Sie drückte ihm sogar die Hand.

Er hatte das Gefühl: Da ist etwas ganz widersinnig, aber es läßt sich nicht aufhalten!

In diesem Augenblick kamen Leute in das Vorzimmer, und die Geschwister traten voneinander zurück. «Soll ich dich wieder hineinbegleiten?» fragte Ulrich.

Agathe sagte nein und sah sich nach einem Ausweg um.

Ulrich fiel mit einemmal ein, daß sie sich, um den andern zu entgehen, nur in die Küche zurückziehen könnten.

Dort wurden Batterien von Gläsern gefüllt und Bretter mit Kuchen beladen. Die Köchin wirtschaftete in großem Eifer, Rachel und Soliman harrten auf ihre Ladung, flüsterten aber nicht miteinander, wie es früher bei solchen Gelegenheiten geschah, sondern standen reglos auf getrennten Plätzen. Die kleine Rachel machte ihren Knicks, als die Geschwister eintraten, Soliman ließ bloß seine dunklen Augen strammstehn, und Ulrich sagte: «Es ist drinnen zu heiß, können wir hier bei euch eine Erfrischung bekommen?» Er setzte sich mit Agathe an die Fensterbank und stellte zum Schein Teller und Glas hin, damit es, falls sie jemand entdeckte, aussehe, wie wenn sich zwei Vertraute des Hauses einen kleinen Scherz gestatten. Als sie saßen,

sagte er mit einem kleinen Seufzer: «Das ist also bloß Gefühlssache, ob man einen solchen Professor Lindner gut oder unerträglich findet!»

Agathe beschäftigte ihre Finger mit einer eingewickelten Süßigkeit.

«Das heißt:» fuhr Ulrich fort «das Gefühl ist nicht wahr oder falsch! Das Gefühl ist Privatsache geblieben! Es ist der Suggestion überlassen geblieben, der Einbildung, der Überredung! Du und ich sind nicht anders wie die da drinnen! Weißt du, was die drinnen wollen?»

«Nein. Aber ist es nicht gleichgültig?»

«Es ist vielleicht nicht gleichgültig. Denn sie bilden zwei Parteien, von denen die eine so recht oder unrecht hat wie die andere.»

Agathe sagte, es käme ihr doch etwas besser vor, an die Menschengüte zu glauben als nur an Kanonen und Politik: möge die Art, in der es geschehe, auch lächerlich sein.

«Wie ist denn dieser Mensch, den du kennen gelernt hast?» fragte Ulrich.

«Ach, das läßt sich gar nicht sagen; gut ist er!» antwortete seine Schwester und lachte.

«Du kannst so wenig auf das, was dir gut vorkommt, etwas geben wie auf das, was Leinsdorf so vorkommt!» erwiderte Ulrich ärgerlich.

Beider Gesichter waren lachend steif erregt: das leichte Strömen des höflich heiteren Ausdrucks von tieferen Gegenströmen gehemmt. Rachel spürte es unter ihrem Häubchen an den Haarwurzeln; aber sie fühlte sich selbst so elend, daß es viel gedämpfter geschah als früher, gleich einer Erinnerung aus besseren Zeiten. Das schöne Rund ihrer Wangen war unmerklich gehöhlt, der schwarze Brand ihres Auges von Mutlosigkeit getrübt: wäre Ulrich in der Laune gewesen, ihre Schönheit mit der seiner Schwester zu vergleichen, so hätte es ihm auffallen müssen, daß Rachels schwarzer einstiger Glanz wie ein Stückchen Kohle zerfallen war, über das ein schwerer Wagen hinweggefahren ist. Aber er achtete ihrer nicht. Sie war schwanger, und niemand wußte es außer Soliman, der ohne Verständnis für die Wirklichkeit des Unheils mit romantischen und läppischen Plänen darauf antwortete.

«Seit Jahrhunderten» fuhr Ulrich fort «kennt die Welt Gedankenwahrheit und darum verstandesmäßig bis zu einem gewissen Grad Gedankenfreiheit. In der gleichen Zeit hatte das Gefühl weder die strenge Schule der Wahrheit, noch die der Bewegungsfreiheit. Denn jede Moral hat für ihren Zeitlauf das Gefühl nur soweit, und in diesem Umkreis noch dazu starr, geregelt, als gewisse Grundsätze und Grundgefühle für das ihr beliebende Handeln nötig waren; das übrige hat sie aber dem Gutdünken, dem persönlichen Gefühlsspiel, den ungewissen Bemühungen der Kunst und der akademischen Erörterung überlassen. Die Moral hat also die Gefühle den Bedürfnissen der Moral angepaßt und dabei vernachlässigt, sie zu entwickeln, obwohl sie selbst von ihnen abhängt. Sie ist ja die Ordnung und Einheit des Gefühls.» Hier hielt er aber ein. Er fühlte Rachels mitgerissenen Blick auf seinem eifernden Gesicht, wenn sie auch für die Angelegenheiten großer Leute nicht mehr ganz die Begeisterung aufbringen konnte wie früher. «Es ist ja vielleicht komisch, daß ich sogar hier in der Küche von Moral spreche» sagte er verlegen.

Agathe sah ihn gespannt und nachdenklich an. Er beugte sich näher zu seiner Schwester und fügte leise mit einem zuckend scherzenden Lächeln hinzu: «Aber es ist nur ein anderer Ausdruck für einen Zustand der Leidenschaft, der sich gegen die ganze Welt bewaffnet!»

Ohne seine Absicht hatte sich nun der Gegensatz des Morgens wiederholt, worin er in der nicht

angenehmen Figur des scheinbar Lehrhaften auftrat. Er konnte nicht anders. Moral war für ihn weder Botmäßigkeit, noch Gedankenweisheit, sondern das unendliche Ganze der Möglichkeiten zu leben. Er glaubte an eine Steigerungsfähigkeit der Moral, an Stufen ihres Erlebnisses, und nicht etwa nur, wie das üblich ist, an Stufen ihrer Erkenntnis, als ob sie etwas Fertiges wäre, wofür der Mensch bloß nicht rein genug sei. Er glaubte an Moral, ohne einer bestimmten Moral zu glauben. Gewöhnlich versteht man unter ihr eine Art von Polizeiforderungen, durch die das Leben in Ordnung gehalten wird; und weil das Leben nicht einmal ihnen gehorcht, gewinnen sie den Anschein, nicht ganz erfüllbar, und auf diese dürftige Weise also auch den, ein Ideal zu sein. Aber man darf die Moral nicht auf diese Stufe bringen. Moral ist Phantasie. Das war es, was er Agathe sehen lassen wollte. Und das zweite war: Phantasie ist nicht Willkür. Überantwortet man die Phantasie der Willkür, so rächt sich das. In Ulrichs Mund zuckten die Worte. Er war im Begriff gewesen, von dem zu wenig beachteten Unterschied zu sprechen, daß die verschiedenen Zeitläufte den Verstand in ihrer Weise entwickelt, die moralische Phantasie aber in ihrer Weise fixiert und verschlossen haben. Er war im Begriff gewesen, davon zu sprechen, weil die Folge ist: eine trotz aller Zweifel mehr oder weniger geradlinig durch alle Wandlungen der Geschichte aufsteigende Linie des Verstandes und seiner Gebilde, dagegen ein Scherbenberg der Gefühle, der Ideen, der Lebensmöglichkeiten, wo sie in Schichten so liegen, wie sie als ewige Nebensachen entstanden und wieder verlassen worden sind. Weil eine weitere Folge ist: daß es schließlich eine Unzahl von Möglichkeiten gibt, so oder so eine Meinung zu haben, sobald das ins Gebiet des grundsätzlichen Lebens reicht, aber keine einzige Möglichkeit, sie zu einigen. Weil eine Folge ist: daß diese Meinungen aufeinander losschlagen, da sie gar keine Möglichkeit haben, sich zu verständigen. Weil alles in allem die Folge ist, daß die Affektivität in der Menschheit hin und her schwankt wie Wasser in einem Bottich, der keinen festen Stand hat. Und Ulrich hatte eine Idee, die ihn schon den ganzen Abend verfolgte; übrigens eine alte Idee von ihm, und sie wurde an diesem Abend bloß immerzu bestätigt, und er hatte Agathe zeigen wollen, wo der Fehler läge und wie er zu beheben wäre, wenn alle wollten, und eigentlich hatte er damit ja nur die schmerzliche Absicht, zu beweisen, daß man eher auch den Entdeckungen seiner eigenen Phantasie nicht trauen dürfe.

Und Agathe sagte, mit einem kleinen Seufzer, so wie sich eine bedrängte Frau schnell noch einmal wehrt, ehe sie sich ergibt: «Man muß also doch alles <aus Prinzip> tun?!» Und sie blickte ihn an, sein Lächeln erwidern.

Er aber antwortete: «Ja; aber nur aus *einem* Prinzip!» Und das war nun etwas ganz anderes, als er zu sagen vorgehabt hatte. Es kam wieder aus dem Bereich der Siamesischen Zwillinge und des Tausendjährigen Reiches, wo das Leben in zauberhafter Stille wächst wie eine Blume, und mochte es gleich nicht aus der Luft gegriffen sein, so deutete es doch gerade auf Grenzen des Gedankens hin, die einsam und trügerisch sind. Agathes Auge war wie ein auseinandergebrochener Achat. Wenn er in dieser Sekunde nur noch ein wenig mehr gesagt oder die Hand auf sie gelegt hätte, so wäre etwas geschehen, wovon sie bald danach nichts mehr angeben konnte, da es wieder unterging. Denn Ulrich wollte nicht mehr sagen. Er nahm eine Frucht und ein Messer und begann zu schälen. Er war glücklich darüber, daß die Entfernung, die ihn noch vor kurzem von seiner Schwester getrennt hatte, zu einer unermeßlichen Nähe zusammenschmolz, aber er war auch froh, als sie in diesem Augenblick unterbrochen wurden.

Es war der General, der mit dem listigen Auge eines Patrouillekommandanten, der den Feind im Biwak überrascht, in die Küche spähte: «Entschuldigung, daß ich störe!» rief er eintretend aus. «Aber bei einem tête à tête mit dem Bruder, Gnädigste, kann es ja unmöglich ein großes Verbrechen sein!» Und mit den Worten: «Man sucht dich wie eine Spinnadel!» wandte er sich an

Ulrich.

Und Ulrich sagte dann dem General, was er hatte Agathe sagen wollen. Aber zunächst fragte er: «Wer ist <man>?»

«Ich sollte dich doch zum Minister bringen!» klagte ihn Stumm an.

Ulrich winkte ab.

«Na, ist auch schon überholt» meinte der Gutmütige. «Der alte Herr ist gerade fortgegangen. Aber ich, wegen meiner eigenen Kompetenzen, muß dich dann, sobald die gnädige Frau eine bessere Gesellschaft gewählt hat als deine, noch verheören, wie du das mit dem <Glaubenskrieg> gemeint hast, falls du die Güte hast, dich noch an deine Worte zu erinnern.»

«Wir sprechen gerade davon» erwiderte Ulrich.

«Aber wie interessant!» rief der General aus. «Gnädige beschäftigen sich also auch mit Moral?»

«Mein Bruder spricht überhaupt nur von Moral» verbesserte es Agathe lächelnd.

«Das hat heute ja geradezu die Tagesordnung gebildet!» seufzte Stumm. «Der Leinsdorf hat zum Beispiel erst vor ein paar Minuten gesagt, Moral ist ebenso wichtig wie Essen. Das kann ich nicht finden!» Sprachs und beugte sich mit Gefallen über die Süßigkeiten, die ihm Agathe reichte. Es hatte ein Witz sein sollen. Agathe tröstete ihn: «Ich kann es auch nicht finden» sagte sie.

«Ein Offizier und eine Frau müssen Moral haben, aber sie sprechen nicht gerne davon!» improvisierte der General weiter. «Habe ich nicht recht, Gnädigste?»

Rachel hatte ihm einen Küchenstuhl gebracht, den sie eifrig mit ihrer Schürze abwischte, und sie wurde von seinen Worten ins Herz getroffen; beinahe kamen ihr die Tränen.

Stumm aber munterte Ulrich von neuem auf: «Also wie ist das mit dem Glaubenskrieg?» Ehe jedoch Ulrich etwas sagen konnte, unterbrach er ihn schon wieder mit den Worten: «Ich habe nämlich das Gefühl, daß auch deine Kusine durch die Zimmer irrt, dich zu suchen, und bin ihr nur dank meiner militärischen Ausbildung zuvorgekommen. Ich muß also die Zeit ausnutzen. Es ist nämlich nicht mehr schön, was drinnen vor sich geht! Man blamiert uns geradezu. Und sie, also wie soll ich das sagen? sie läßt halt die Zügel schleifen! Weißt du, was beschlossen worden ist?»

«Wer hat beschlossen?»

«Viele sind schon weggegangen. Manche sind dageblieben und hören sich die Vorgänge sehr genau an» umschrieb es der General. «Man kann nämlich nicht sagen, wer beschließt.»

«Vielleicht ist es dann besser, du sagst zuerst, was sie beschlossen haben» meinte Ulrich.

Stumm von Bordwehr zuckte die Achseln. «Nun ja. Aber ein Beschluß im geschäftsordnungsmäßigen Sinn ist es ja zum Glück auch nicht» führte er aus. «Denn alle verantwortlichen Leute hatten sich, Gott sei Dank, schon rechtzeitig zurückgezogen. Man kann also sagen, es ist nur ein Partikularbeschluß, ein Vorschlag oder ein Minoritätsvotum. Ich werde die Meinung vertreten, daß wir offiziell gar nicht davon Kenntnis haben. Das mußst du aber deinem Sekretär sagen, wegen dem Protokoll, damit gleich nichts davon hineinkommt. Entschuldigen Gnädige,» und er wandte sich an Agathe «daß ich so dienstlich rede!»

«Aber was ist eigentlich geschehen?» fragte auch sie.

Stumm machte eine vieles umfassende Gebärde. «Der Feuermaul, wenn gnädiger Frau dieser

junge Mann erinnerlich ist, den wir eigentlich nur eingeladen haben, damit – also wie soll ich das sagen? – weil er ein Exponent des Zeitgeistes ist, und weil wir ja ohnehin auch die entgegengesetzten Exponenten haben einladen müssen: Man hat also hoffen dürfen, unbeschadet dessen, und sogar im Genuß gewisser geistiger Anregungen von den Dingen reden zu können, auf die es ja leider nun einmal ankommt. Ihr Bruder weiß das ja, gnädige Frau; es hatte der Minister mit dem Leinsdorf und dem Arnheim zusammengebracht werden sollen, um zu sehen, ob der Leinsdorf nichts gegen gewisse –: patriotische Auffassungen hat. Und absolut genommen, bin ich auch gar nicht unzufrieden,» – wandte er sich nun wieder vertraulich an Ulrich – «die Sache ist soweit in Ordnung gekommen. Aber während das stattfand, ist der Feuermaul mit den anderen –» hier sah sich Stumm genötigt, für Agathes Verständnis etwas einzufügen: «also der Exponent einer Auffassung, daß der Mensch gewissermaßen ein friedliches und liebevolles Geschöpf sei, mit dem man gut umgehen muß, mit den Exponenten, die ungefähr das Gegenteil behaupten, so daß man zur Ordnung nach ihnen eine starke Faust braucht und was sonst noch dazugehört – dieser Feuermaul ist mit diesen anderen in einen Streit geraten, und ehe man es hindern konnte, haben sie einen gemeinsamen Beschluß gefaßt!»

«Einen gemeinsamen?» vergewisserte sich Ulrich.

«Ja. Ich hab das nur so erzählt, wie wenn es ein Witz wäre» versicherte Stumm, dem die unfreiwillige Komik seiner Darstellung nachträglich selbst schmeichelhaft auffiel. «Das hat kein Mensch erwarten können. Und wenn ich dir erzähle, was für einen Beschluß, du wirst es nicht glauben! Da ich heute nachmittag den Moosbrugger quasi dienstlich habe besuchen sollen, wird sich außerdem das ganze Ministerium nicht ausreden lassen, daß ich selbst dahinterstecke!»

Hier brach Ulrich in ein Gelächter aus und unterbrach in gleicher Weise auch die weiteren Ausführungen Stumms von Zeit zu Zeit, was nur Agathe ganz verstand, während ihm sein Freund wiederholt etwas gekränkt bemerkte, daß er nervös zu sein scheine. Aber was sich ereignet hatte, entsprach zu sehr dem Muster, das Ulrich seiner Schwester soeben erst entworfen hatte, als daß er sich nicht hätte freuen sollen. Die Feuermaul-Gruppe war im letzten Augenblick auf den Plan getreten, um zu retten, was noch zu retten wäre. Das Ziel pflegt in solchen Fällen undeutlicher zu sein als die Absicht. Der junge Dichter Friedel Feuermaul – in vertrautem Kreis aber Pepi genannt, denn er schwärmte für Alt-Wien und bemühte sich dem jungen Schubert ähnlich zu sehen, obwohl er in einer ungarischen Kleinstadt auf die Welt gekommen war – glaubte eben an Österreichs Sendung, und er glaubte außerdem an die Menschheit. Es lag auf der Hand, daß ihn ein Unternehmen wie die Parallelaktion, wenn er nicht beigezogen wurde, von Anfang an beunruhigen mußte. Wie konnte ein Menschheitsunternehmen mit österreichischer Note oder ein österreichisches Unternehmen mit der Note Menschlichkeit ohne ihn gedeihen! Das hatte er allerdings, mit einem Achselzucken, nur zu seiner Freundin Drangsal geäußert, diese aber, als ihrer Heimat zur Ehre gereichende Witwe und dazu Inhaberin eines geistigen Schönheitssalons, der erst im letzten Jahr von dem Diotimas überflügelt worden war, hatte es jedem einflußreichen Menschen gesagt, mit dem sie in Berührung kam. So war ein Gerücht entstanden, daß die Parallelaktion in Gefahr sei, wenn nicht –: dieses Wenn nicht und jene Gefahr blieben, wie es begreiflich ist, dabei ein wenig unbestimmt, denn erst mußte man Diotima zwingen, Feuermaul einzuladen, und dann konnte man vielleicht sehen. Aber die Ankündigung einer Gefahr, die von der vaterländischen Aktion ausgehen sollte, wurde von jenen wachsamen Politikern vermerkt, die kein Vaterland anerkannten, sondern nur ein Mütterchen Volk, das mit dem Staat in aufgezwungener Ehe lebte und von ihm mißhandelt wurde; sie hatten schon lange gergewöhnt, daß aus der Parallelaktion bloß eine neue Unterdrückung hervorgehen werde. Und wenn sie es auch höflich verbargen, so legten sie weniger Wert auf die Absicht, das abzuwenden – denn



verzweifelnde Humanisten hätte es unter den Deutschen immer gegeben, aber in ihrer Gesamtheit blieben sie Unterdrücker und Staatsschmarotzer! –, als auf den nützlichen Hinweis, daß Deutsche selbst die Gefährlichkeit ihres Volkstums zugaben. Dadurch fühlten sich Frau Professor Drangsal und der Dichter Feuermaul von einer Teilnahme an ihren Bestrebungen getragen, die sie wohlthätig empfanden, ohne sie zu ergründen, und Feuermaul, der ein anerkannter Gefühlsmensch war, wurde von dem Einfall besessen, man müsse etwas zu Liebe und Frieden Ratendes dem Kriegsminister selbst sagen. Warum gerade dem Kriegsminister und welche Rolle diesem zudedacht war, blieb dabei wieder im Dunkel, aber der Einfall selbst war so blendend erfunden und dramatisch, daß er einer anderen Unterstützung wirklich nicht bedurfte. Dies fand auch Stumm von Bordwehr, der ungetreue General, den sein Bildungseifer zuweilen in Frau Drangsal's Salon führte, ohne daß es Diotima wußte; er bewirkte überdies, daß die ursprüngliche Auffassung, der Rüstungsindustrielle Arnheim sei ein Bestandteil der Gefahr, der Auffassung Platz machte, daß der Denker Arnheim ein wichtiger Bestandteil alles Guten sei.

Soweit war also alles so vorsichgegangen, wie es den Beteiligten entsprach, und auch daß die Zwiesprache des Ministers mit Feuermaul, als sie heute stattfand, trotz Frau Drangsal's Mithilfe nichts ergab als einige Wunder Feuermaul'schen Geistes und ihre geduldige Anhörung durch Se. Exzellenz, lag im Verlauf der menschlichen Dinge, wie er gewöhnlich ist. Dann aber hatte Feuermaul noch Reserven in sich; und weil sein Heerbann sich aus jungen und älteren Literaten zusammensetzte, aus Hofräten, Bibliothekaren und einigen Friedensfreunden, kurz aus Leuten jeden Alters und aller Stellungen, die ein Gefühl für das alte Vaterland und seine menschliche Sendung vereinte, das sich ebensogern für die Wiederbelebung der abgeschafften Pferdeomnibusse mit ihrem historischen Dreigespann oder für das Wiener Porzellan eingesetzt hätte, und weil diese Getreuen im Lauf des Abends durch mannigfache Beziehungen mit den Gegnern verbunden worden waren, die ja auch nicht das Messer gleich offen in der Hand trugen, hatten sich viele Gespräche ergeben, worin die Meinungen blind durcheinandergingen. Diese Verlockung fand Feuermaul vor, als ihn der Kriegsminister verabschiedet hatte und Frau Drangsal's Aufsicht durch unbekannte Umstände für eine Weile abgelenkt wurde. Stumm von Bordwehr wußte nur zu berichten, daß er in ein überaus lebhaftes Gespräch mit einem jungen Manne geraten wäre, dessen Beschreibung nicht ausgeschlossen erscheinen ließ, daß es Hans Sepp gewesen sei. Jedenfalls war es einer von denen, die einen Sündenbock benutzen, dem sie die Schuld an allem Übel geben, mit dem sie nicht fertig werden; die nationale Überheblichkeit ist ja nur jener besondere Fall davon, wo man sich aus reiner Überzeugung einen solchen Sündenbock wählt, der nicht mit einem blutsverwandt ist und überhaupt möglichst wenig Ähnlichkeit mit einem selbst hat. Nun ist es bekanntlich eine große Erleichterung, wenn man sich ärgert, seinen Zorn an jemand auszulassen, auch wenn er nichts dafür kann; aber weniger bekannt ist das von der Liebe. Trotzdem ist es auch da geradeso, und die Liebe muß oft an jemand ausgelassen werden, der nichts dafür kann, da sie sonst keine Gelegenheit findet. So war Feuermaul ein betriebsamer junger Mann, der im Kampf um den Nutzen recht ungut sein konnte, aber sein Liebesbock war «der Mensch», und sobald er an den Menschen im allgemeinen dachte, konnte er sich an unbefriedigter Güte kaum genügen. Hans Sepp war dagegen im Grunde ein guter Kerl, der es nicht einmal übers Herz brachte, Direktor Fischel zu hintergehen, und sein Sündenbock dafür war «der undeutsche Mensch», auf den er den Groll gegen alles lud, was er nicht ändern konnte. Weiß der Himmel, was sie anfangs miteinander gesprochen hatten; sie werden wohl gleich ihre Böcke gegeneinander geritten haben, denn Stumm erzählte: «Ich begreife wirklich nicht, wie das gekommen ist: auf einmal sind andere dabei gewesen, dann hat es im Handumdrehn einen richtigen Auflauf gegeben, und schließlich sind alle, die in den Zimmern waren, um sie herumgestanden!»

«Und weißt du, worüber sie gestritten haben?» fragte Ulrich.

Stumm zuckte die Achseln. «Der Feuermaul hat dem anderen zugerufen: <Sie möchten hassen, aber das können Sie gar nicht! Denn die Liebe ist jedem Menschen eingeboren!> Oder so ähnlich war's. Und der andere hat ihm zugeschrien: <Und Sie möchten lieben? Aber das können Sie noch viel weniger, Sie, Sie → Genau kann ich's wirklich nicht sagen, denn ich habe mich wegen der Uniform in einer gewissen Entfernung halten müssen.»

«Oh,» sagte Ulrich «das ist schon die Hauptsache!» und er wandte sich mit einem Blick, der den ihren suchte, an Agathe.

«Aber die Hauptsache war doch erst der Beschluß!» erinnerte Stumm. «Daß sie einander fast gefressen haben, und mir nichts, dir nichts ist daraus ein gemeinsamer und ganz gemeiner Beschluß geworden!»

Stumm machte in seiner vollen Rundheit den Eindruck geschlossenen Ernstes. «Der Minister ist auf der Stelle fortgegangen» berichtete er.

«Ja, was haben sie denn beschlossen?» fragten die Geschwister.

«Das kann ich nicht genau sagen,» erwiderte Stumm, «denn ich bin natürlich auch sofort verschwunden, und da waren sie noch nicht fertig. Man kann sich sowas auch gar nicht merken. Es ist irgend etwas zu Gunsten des Moosbrugger und gegen das Militär gewesen!»

«Moosbrugger? Ja, wie denn?» Ulrich lachte.

«Wie denn?!» wiederholte der General giftig. «Du hast leicht lachen, aber mir bringt das eine so lange Nase ein! Oder zumindest eine tagelange Schreiberei. Weiß man denn bei solchen Leuten: <wie denn?!> Vielleicht war dieser alte Professor schuld, der heute überall für das Aufhängen und gegen die Milde gesprochen hat. Oder es ist geschehn, weil in den letzten Tagen wieder die Zeitungen die Frage dieses Scheusals aufgegriffen haben. Jedenfalls ist auf einmal von ihm die Rede gewesen. Das muß rückgängig gemacht werden!» erklärte er mit einer an ihm ungewohnten Festigkeit.

In diesem Augenblick traten kurz nacheinander Arnheim, Diotima, ja sogar Tuzzi und Graf Leinsdorf in die Küche. Arnheim hatte im Vorzimmer die Stimmen gehört. Er war im Begriff gewesen, sich heimlich zu entfernen, denn die eingetretene Unruhe verführte ihn zu der Hoffnung, daß er sich diesmal noch einer Aussprache mit Diotima entziehen könne, und anderntags wäre er wieder für eine Weile verreist gewesen. Aber die Neugierde verleitete ihn, in die Küche zu blicken, und da er von Agathe gesehen wurde, hinderte ihn die Höflichkeit, sich zurückzuziehen. Stumm bestürmte ihn sofort um Auskunft über den Stand der Dinge. «Ich kann es Ihnen sogar im originalen Wortlaut mitteilen» erwiderte Arnheim lächelnd. «Es war manches so drollig, daß ich mich nicht enthalten habe können, es heimlich niederzuschreiben.»

Er zog ein Kärtchen aus seiner Brieftasche, und seine stenographische Aufzeichnung entziffernd, las er langsam den Inhalt der geplanten Kundgebung vor: «<Die vaterländische Aktion hat auf Antrag der Herren Feuermaul und> – den andern Namen habe ich nicht verstanden – <beschlossen: Für seine eigenen Ideen soll sich jeder töten lassen, wer aber Menschen dazu bringt, für fremde Ideen zu sterben, ist ein Mörder!> So war es vorgeschlagen,» fügte er hinzu «und ich hatte nicht den Eindruck, daß sich noch etwas ändern werde.»

Der General rief aus: «Das ist der Wortlaut! So habe auch ich ihn schon gehört! Sind ja ekelregend, diese geistigen Debatten!»

Arnheim sagte milde: «Es ist der Wunsch der heutigen Jugend nach Festigkeit und Führung.»

«Aber es ist doch nicht nur Jugend dabei,» entgegnete Stumm angewidert «sondern selbst Kahlköpfe sind zustimmend herumgestanden!»

«Dann ist es eben das Bedürfnis nach Führung überhaupt» meinte Arnheim und nickte freundlich. «Es ist heute allgemein. Die Resolution stammt übrigens aus einem zeitgenössischen Buch, wenn ich mich recht entsinne.»

«So?» sagte Stumm.

«Ja» sagte Arnheim. «Und man muß sie natürlich als ungeschehen behandeln. Aber wenn man es versteht, das seelische Bedürfnis, das sich in ihr ausdrückt, nutzbar zu machen, so würde sich das wohl lohnen.»

Der General zeigte sich etwas beruhigt; er wandte sich an Ulrich: «Hast du eine Idee, was man da tun könnte?»

«Natürlich!» erwiderte Ulrich.

Arnheims Aufmerksamkeit wurde durch Diotima abgelenkt.

«Also bitte!» sagte der General leise. «Schieß los! Ich würde es ja vorziehen, wenn die Führung unter uns bliebe!»

«Du mußt dir vergegenwärtigen, was eigentlich geschehen ist» sagte Ulrich, ohne sich zu beeilen. «Die Leute haben ja gar nicht unrecht, wenn der eine dem andern vorwirft, daß er lieben möchte, wenn er bloß könnte, und der andere dem einen zurückgibt, daß ganz das gleiche doch auch vom Hassen gilt. Es gilt überhaupt von allen Gefühlen. Der Haß hat heute etwas Verträgliches in sich, und andererseits müßte man, um das, was wirklich Liebe wäre, für einen Menschen zu empfinden –: ich behaupte,» sagte Ulrich kurz «daß diese zwei Menschen noch nicht da waren!»

«Das ist sicher sehr interessant,» unterbrach ihn der General schnell, «denn ich kann absolut nicht verstehn, wie du das behaupten kannst. Aber ich muß morgen einen Rechenschaftsbericht über die heutigen Vorfälle schreiben, und darum beschwöre ich dich, daß du darauf Rücksicht nimmst! Beim Militär ist das Wichtigste, daß man immer einen Fortschritt melden kann; ein gewisser Optimismus ist da selbst in der Niederlage unentbehrlich, das liegt am Metier: Wie kann ich also das, was geschehen ist, als einen Fortschritt darstellen?!»

«Schreib» riet Ulrich augenzwinkernd: «Es war die Rache der moralischen Phantasie!»

«Aber so was kann man beim Militär doch nicht schreiben!» erwiderte Stumm ärgerlich.

«Dann laß das Wort weg» fuhr Ulrich ernst fort «und schreib: Alle schöpferischen Zeiten sind ernst gewesen. Es gibt kein tiefes Glück ohne tiefe Moral. Es gibt keine Moral, wenn sie sich nicht von etwas Festem ableiten läßt. Es gibt kein Glück, das nicht auf einer Überzeugung ruht. Ohne Moral lebt nicht einmal das Tier. Aber der Mensch weiß heute nicht mehr, mit welcher →»

Stumm unterbrach auch dieses scheinbar gleichmütig fließende Diktat: «Lieber Freund, ich kann von der Moral einer Truppe sprechen, von Gefechtsmoral oder von der Moral eines Frauenzimmers; aber immer im einzelnen; und von Moral ohne eine solche Vorsicht kann man in einem militärischen Dienststück genau so wenig sprechen wie von Phantasie und vom lieben Gott: das weißt du doch selbst!»

Diotima sah Arnheim am Fenster ihrer Küche stehn, ein sonderbar heimlicher Anblick, nachdem sie während des ganzen Abends nur vorsichtige Worte miteinander gewechselt hatten. Sie

empfand dabei plötzlich das widerspruchsvolle Verlangen, das abgebrochene Gespräch mit Ulrich fortzusetzen. In ihrem Kopf herrschte jene angenehme Verzweiflung, die sich, in mehreren Richtungen gleichzeitig einbrechend, fast zu einer freundlich-ruhigen Erwartung geschwächt und aufgehoben hat. Der längst vorhergesehene Zusammenbruch des Konzils war ihr gleichgültig. Arnheims Untreue war ihr, wie sie glaubte, auch beinahe gleichgültig. Er sah ihr entgegen, als sie eintrat, und für einen Augenblick war das alte Gefühl da: lebender Raum, der sie verband. Aber sie erinnerte sich wieder, daß ihr Arnheim seit Wochen ausweiche, und der Gedanke: «Erotischer Feigling!» gab ihren Knien die Kraft zurück, daß sie hoheitsvoll auf ihn zuschritt. Arnheim sah das: das Sehen, das Zaudern, das Schmelzen der Entfernung; über eingefrorenen Wegen, die sie in unendlicher Zahl verbanden, lag die Ahnung, daß sie wieder auftauen könnten. Er hatte sich von den übrigen abgewandt, aber im letzten Augenblick machten er und Diotima eine Wendung, die sie zu Ulrich, General Stumm und den übrigen führte, die sich auf der anderen Seite befanden.

Von den Eingebungen der ungewöhnlichen Menschen bis zum völkerverbindenden Kitsch bildet das, was Ulrich die moralische Phantasie nannte, oder einfacher das Gefühl, eine einzige, jahrhundertealte Gärung ohne Ausgärung. Ein Wesen ist der Mensch, das nicht ohne Begeisterung auskommen kann. Und Begeisterung ist der Zustand, worin alle seine Gefühle und Gedanken den gleichen Geist haben. Du meinst, beinahe im Gegenteil, sie sei der Zustand, wenn ein Gefühl übermächtig stark sei, ein einziges, das – Hingerissensein! – die anderen zu sich hinreißt? Nein, du hast darüber gar nichts sagen wollen? Immerhin, es ist so. Es ist auch so. Aber die Stärke einer solchen Begeisterung ist ohne Halt. Dauer gewinnen die Gefühle und Gedanken nur an einander, in ihrem Ganzen, sie müssen irgendwie gleichgerichtet sein und sich gegenseitig mitreißen. Und mit allen Mitteln, mit Rauschmitteln, Einbildungen, Suggestion, Glauben, Überzeugung, oft auch nur mit Hilfe der vereinfachenden Wirkung der Dummheit, trachtet ja der Mensch, einen Zustand zu schaffen, der dem ähnlich ist. Er glaubt an Ideen, nicht weil sie manchmal wahr sind, sondern weil er glauben muß. Weil er seine Affekte in Ordnung halten muß. Weil er durch eine Täuschung das Loch zwischen seinen Lebenswänden verstopfen muß, durch das seine Gefühle sonst in alle vier Winde gingen. Das richtige wäre wohl, statt sich vergänglichen Scheinzuständen hinzugeben, die Bedingungen der echten Begeisterung wenigstens zu suchen. Aber obwohl alles in allem die Zahl der Entscheidungen, die vom Gefühl abhängen, unendlich viel größer ist als die jener, die sich mit der blanken Vernunft treffen lassen, und alle die Menschheit bewegenden Ereignisse aus der Phantasie entstehen, erweisen sich nur die Verstandesfragen überpersönlich geordnet, und für das andere ist nichts geschehn, was den Namen einer gemeinsamen Anstrengung verdiente oder auch nur die Einsicht in ihre verzweifelte Notwendigkeit andeutete:

Ungefähr so sprach Ulrich, unter begreiflichen Protesten des Generals.

Er sah in den Vorgängen des Abends, wenn sie auch nicht ohne Ungestüm waren und durch mißgünstige Auslegung sogar noch folgenschwer werden sollten, nur das Beispiel einer unendlichen Unordnung. Herr Feuermaul erschien ihm in diesem Augenblick so gleichgültig wie die Menschenliebe, der Nationalismus so gleichgültig wie Herr Feuermaul, und vergeblich fragte ihn Stumm, wie man denn aus dieser überaus persönlichen Stellungnahme den Gedanken eines greifbaren Fortschritts destillieren solle. «Melde eben,» erwiderte Ulrich «das sei der Tausendjährige Glaubenskrieg. Und noch nie seien die Menschen so schlecht gegen ihn gerüstet gewesen wie in dieser Zeit, da der Schutt <des vergeblich Gefühlten>, den ein Zeitalter über dem anderen hinterläßt, Bergeshöhe erreicht hat, ohne daß etwas dagegen geschähe. Das Kriegsministerium darf also beruhigt dem nächsten Massenunglück entgegensehen.»

Ulrich sagte das Schicksal vorher und hatte davon keine Ahnung. Es lag ihm auch gar nichts am wirklichen Geschehen, sondern er kämpfte um seine Seligkeit. Er versuchte alles dazwischenzuschieben, was sie hindern könnte. Darum lachte er auch und suchte die anderen durch den Anschein irrezuführen, daß er spotte und übertreibe. Er übertrieb für Agathe; er setzte sein Gespräch mit ihr fort, und nicht nur dieses letzte. Er errichtete in Wahrheit ein Gedankenbollwerk gegen sie und wußte, daß daran an einer gewissen Stelle ein kleiner Riegel wäre: zöge man an diesem, so würde alles von Gefühl überflutet und begraben werden! Und eigentlich dachte er unausgesetzt an diesen Riegel.

Diotima stand in seiner Nähe und lächelte. Sie fühlte etwas von Ulrichs Bemühung um seine Schwester, war wehmütig gerührt, vergaß die Sexualwissenschaft, und etwas stand offen: es war wohl die Zukunft, jedenfalls waren es aber ein wenig auch ihre Lippen.

Arnheim fragte Ulrich: «Und Sie meinen, – daß man etwas dagegen tun könnte?» Die Art, wie er diese Frage stellte, gab zu verstehen, daß er durch die Übertreibung den Ernst erkenne, aber immerhin auch ihn übertrieben finde.

Tuzzi sagte zu Diotima: «Man muß jedenfalls verhindern, daß etwas von diesen Vorgängen in die Öffentlichkeit dringt.»

Ulrich erwiderte Arnheim: «Liegt es nicht ganz nahe? Wir sehen uns heute vor zuviel Gefühls- und Lebensmöglichkeiten gestellt. Gleich diese Schwierigkeit aber nicht der, die der Verstand bewältigt, wenn er vor einer Unmenge von Tatsachen und einer Geschichte der Theorien steht? Und für ihn haben wir ein unabgeschlossenes und doch strenges Verhalten gefunden, das ich Ihnen nicht zu beschreiben brauche. Ich frage Sie nun, ob etwas Ähnliches nicht auch für das Gefühl möglich wäre? Wir möchten doch ohne Zweifel daraufkommen, wozu wir da sind, das ist eine Hauptquelle aller Gewalttaten der Welt. Nun haben das andere Zeiten mit ihren unzureichenden Mitteln versucht, das große Zeitalter der Erfahrung aus seinem Geist heraus aber überhaupt noch nicht –»

Arnheim, der rasch begriff und gerne unterbrach, legte ihm beschwörend die Hand auf die Schulter: «Das wäre ja ein steigendes Verhältnis zu Gott!» rief er gedämpft und warnend aus. «Das wäre doch nicht das Schrecklichste?» meinte Ulrich, nicht ganz ohne spöttische Schärfe für diese vorschnelle Angst. «Aber so weit bin ich ja gar nicht gegangen!»

Arnheim nahm sich sofort zusammen und lächelte. «Man freut sich, wenn man nach langer Abwesenheit jemand unverändert antrifft; das ist heutzutage selten!» sagte er. Er freute sich übrigens, kaum daß er sich durch diese wohlwollende Abwehr in Sicherheit fühlte, wirklich. Ulrich hätte ja auch auf das peinliche Stellungsangebot zurückkommen können, und Arnheim war ihm dankbar dafür, daß er in seiner unverantwortlichen Unbedingtheit jede Berührung mit der Erde verschmähe. «Wir müssen einmal darüber sprechen» fügte er herzlich seinen Worten hinzu. «Mir ist unklar, wie Sie sich diese Übertragung unseres theoretischen Verhaltens auf das praktische denken.»

Ulrich wußte, daß es wirklich noch unklar sei. Er meinte ja weder ein «Forscherleben» noch ein Leben «im Lichte der Wissenschaft», sondern ein «Suchen des Gefühls», ähnlich dem Suchen der Wahrheit, nur daß es da nicht auf Wahrheit ankam. Er sah Arnheim nach, der zu Agathe hinübertrat. Dort stand auch Diotima; Tuzzi und Graf Leinsdorf gingen und kamen. Agathe plauderte mit allen und dachte: «Warum spricht er mit allen?! Er hätte mit mir fortgehen sollen! Er entwertet das, was er mir gesagt hat!» Manche Worte, die sie herüber hörte, gefielen ihr, aber sie taten ihr trotzdem weh. Alles, was von Ulrich kam, tat ihr jetzt wieder weh, und noch einmal an diesem Tag hatte sie plötzlich das Bedürfnis, ihn zu fliehen. Sie verzagte daran, daß sie in ihrer

Einseitigkeit ihm genug sein könne, und die Vorstellung, daß sie nach einer Weile bloß wie zwei Leute nach Hause gehen sollten, die den vergangenen Abend beschwätzen, war ihr unerträglich!

Ulrich aber dachte weiter: «Arnheim wird das nie verstehn!» Und er ergänzte es: «Der wissenschaftliche Mensch ist ja gerade im Gefühl beschränkt, der praktische erst recht. Das ist so notwendig wie ein fester Stand der Beine, wenn man mit den Armen etwas packen soll.» Er selbst war unter gewöhnlichen Umständen so. Sobald er dachte, und geschähe es über das Gefühl in Person, ließ er das Gefühl nur vorsichtig zu. Agathe nannte das kalt; er aber wußte: will man das andere ganz sein, so muß man wie bei einem tödlichen Abenteuer vorher auf das Leben verzichten, denn man kann sich nicht vorstellen, wie es weitergehen wird! Er hatte Lust dazu und fürchtete es in diesem Augenblick nicht mehr. Er sah lange seine Schwester an. Das lebhafte Spiel des Sprechens auf dem davon unberührten tieferen Gesicht. Er wollte sie auffordern, mit ihm fortzugehen. Ehe er aber noch seinen Platz verlassen konnte, sprach ihn Stumm an, der wieder zu ihm herübergekommen war. Der gute General hatte Ulrich gern; er hatte ihm die Scherze über das Kriegsministerium schon verziehen, ja irgendwie gefiel ihm die Rede vom «Glaubenskrieg» ganz gut, denn sie hatte so etwas festtäglich Militärisches wie Eichenlaub am Tschako oder Hurraschreien an Kaisers Geburtstag. Er lehnte seinen Arm an den des Freundes und bugsierte Ulrich außer Hörweite. «Siehst du, ich finde es schön, daß du sagst, alle Ereignisse entstehen aus der Phantasie» begann er; «natürlich ist das mehr meine private als meine dienstliche Stellung dazu.» Er bot Ulrich eine Zigarette an.

«Ich muß nach Hause gehn» sagte Ulrich.

«Deine Schwester unterhält sich großartig, stör sie doch nicht» sagte Stumm. «Der Arnheim legt sich tüchtig ins Zeug, ihr den Hof zu machen. Und was ich dir sagen wollte: Alle haben jetzt keine rechte Freude mehr an den großen Gedanken der Menschheit; du solltest wieder Schwung hineinbringen. Ich meine: die Zeit bekommt einen neuen Geist, und den solltest du eben in die Hand nehmen!»

«Wie kommst du denn darauf?!» fragte Ulrich mißtrauisch.

«Ich denke es mir halt so.» Stumm überging es und fuhr dringend fort: «Für Ordnung bist du doch auch, das sieht man ja an allem, was du sagst. Und sodann fühle ich mich gefragt: Ist der Mensch mehr gut oder braucht er mehr eine starke Hand? Darin liegt ein gewisses heutiges Bedürfnis nach Entschiedenheit. Alles in allem habe ich dir ja schon gesagt, daß es mir eine Beruhigung wäre, wenn du wieder die Führung in der Aktion übernehmen tätest. Man weiß schließlich doch nicht, was sonst bei dem vielen Reden geschieht!»

Ulrich lachte. «Weißt du, was ich jetzt tue? Ich komm nicht mehr her!» antwortete er glücklich.

«Warum denn?» eiferte Stumm. «Die werden recht behalten, die sagen, daß du nie eine wirkliche Kraft gewesen bist!»

«Wenn ich den Leuten verriete, wie ich denke, würden sie es erst recht sagen!» gab Ulrich lachend zur Antwort und machte sich von seinem Freunde los.

Stumm war ärgerlich, aber dann siegte seine Gutmütigkeit, und er sagte abschiednehmend: «Diese Geschichten sind verdammt kompliziert. Ich habe mir geradezu manchmal gedacht, das Beste wäre schon, wenn über alle diese Unlösbarkeiten einmal ein rechter Trottel käme, ich meine so eine Art Jeanne d'Arc, der könnte uns vielleicht helfen!»

Ulrichs Blick suchte seine Schwester und fand sie nicht. Als er Diotima nach ihr fragte, kamen Leinsdorf und Tuzzi soeben wieder aus der Wohnung und teilten mit, daß ein allgemeiner

Aufbruch stattfinde. «Ich habe gleich gesagt,» berichtete Se. Erlaucht aufgeräumt der Hausfrau «was sie geredet haben, ist nicht ihre wahre Meinung gewesen. Und die Drangsal hat dann einen wirklich rettenden Einfall gehabt, es ist nämlich beschlossen worden, die heutige Versammlung ein andermal fortzusetzen. Aber der Feuermaul, oder wie er heißt, wird dabei irgendein langes Gedicht von sich vorlesen, da wird es ruhiger zugehn. Ich habe mir natürlich erlaubt, wegen der Dringlichkeit gleich in Ihrem Namen zuzustimmen!»

Dann erst erfuhr Ulrich, daß sich Agathe plötzlich verabschiedet und ohne ihn das Haus verlassen habe; man richtete ihm aus, daß sie ihn durch ihren Entschluß nicht hätte stören wollen.

[<]

## [Schluss des Dritten Teils und Vierter Teil (Aus dem Nachlass)]

[Rowohlt Verlag, Hamburg 1952/1970]

### 39

Nach der Begegnung

Der Mann, der am Grab des Dichters in Agathes Leben getreten war, Professor August Lindner, sah, talwärts steigend, Bilder der Rettung vor sich.

Hätte sie ihm beim Abschied nachgeblickt, so wäre ihr der stocksteif den steinigem Weg hinabtänzelnde Gang dieses Mannes aufgefallen, denn es war ein eigenartig heiterer, stolzer, und doch ängstlicher Gang. Lindner trug seinen Hut in der Hand und strich sich zuweilen übers Haar; so wohligh frei war ihm zumute geworden.

«Wie wenig Menschen» sprach er zu sich selbst «haben eine wahrhaft mitfühlende Seele!» Er malte sich eine Seele aus, die sich ganz in den Mitmenschen hineinzusetzen vermöchte, seine verborgensten Schmerzen mitleiden und sich in seine tiefe Schwäche hinablassen könnte: «Welche Aussicht ist das!» rief er sich zu. «Welch eine wunderbare Nähe göttlichen Erbarmens, welcher Trost und welcher Feiertag!» Sodann fiel ihm aber ein, wie wenig Menschen es gebe, die ihrem Nebenmenschen auch nur aufmerksam zuzuhören vermöchten; denn er gehörte zu den Gutgesinnten, die vom Hundertsten ins Hundertste kommen, ohne einen Unterschied daran zu finden. «Wie wenig ernst gemeint sind zum Beispiel die gewöhnlichen Fragen nach unserem Wohlergehen» dachte er. «Man braucht bloß einmal ausführlich zu antworten, wie einem wirklich ums Herz ist, und sieht sich bald genug einem gelangweilten und geistesabwesenden Blick gegenüber!»

Nun, *er* hatte sich dieses Fehlers nicht schuldig gemacht! Nach seinen Grundsätzen war, den Schwachen zu schützen, die notwendige und besondere Gesundheitslehre des Starken, der ohne solche wohltuende Selbstbeschränkung allzu leicht der Roheit verfällt; und auch die Bildung bedurfte des Liebeswerks gegen die ihr einwohnenden Gefahren. «Wer uns bedeuten will, was <universelle Bildung> sei» bestätigte er sich nun durch innerlichen Zuruf, von einem plötzlich gegen seinen pädagogischen Fachgenossen Hagauer geschleuderten Blitz köstlich erfrischt – «dem sollte wahrhaftig zuerst geraten werden: erfahre, wie dem anderen zumute ist! Durch Mitleid wissend, es bedeutet tausendmal mehr, als durch Bücher wissend sein!» Anscheinend war es eine alte Meinungsverschiedenheit, was er da einerseits an dem liberalen Begriff der Bildung, andererseits an der Gattin seines Amtsbruders ausließ, denn Lindners Brillen blickten wie zwei Schilde eines doppelgewaltigen Kämpfers in die Runde. In Agathes Gegenwart war er befangen gewesen; wenn sie ihn dagegen jetzt gesehen hätte, wäre er ihr wie ein Offizier vorgekommen, aber wie ein Offizier einer keineswegs leichtsinnigen Truppe. Denn eine wahrhaft männliche Seele ist hilfsbereit, und sie ist hilfsbereit, weil sie männlich ist. Er warf die Frage auf, ob er angesichts der schönen Frau richtig gehandelt habe, und erwiderte sich: «Es wäre falsch, wenn



die stolze Forderung der Unterordnung unter das Gesetz denen überlassen bliebe, die zu schwach dafür sind; und es wäre ein entmutigender Anblick, wenn bloß geistlose Pedanten die Hüter und Bildner der Sitte sein dürften; darum ist den Lebendigen und Starken die Pflicht auferlegt, aus ihrem Kraft- und Gesundheitsinstinkt nach Zucht und Grenze zu verlangen: sie müssen die Schwachen stützen, die Gedankenlosen rütteln und die Zügellosen anhalten!» Er hatte den Eindruck, es getan zu haben.

So wie die fromme Seele der Heilsarmee sich der Uniform und militärischer Gebräuche bedient, hatte Lindner gewisse soldatische Gedankenformen in seinen Dienst genommen, ja er scheute nicht einmal vor Zugeständnissen an den «Machtmenschen» Nietzsches zurück, der dem bürgerlichen Geiste jener Zeit noch ein Stein des Anstoßes, Lindner aber auch ein Wetzstein war. Er pflegte von Nietzsche zu sagen, man könne nicht behaupten, daß er ein schlechter Mensch gewesen wäre, wohl aber seien seine Lehren übertrieben und lebensfremd, und der Grund liege darin, daß er das Mitleid verwerfe; denn so habe er nicht die wunderbare Gegengabe des Schwachen erkannt, daß dieser den Starken zart mache! Und seine eigenen Erfahrungen dem nun entgegengesetzend, dachte er voll froher Absicht: «Die wahrhaft großen Menschen huldigen keineswegs einem öden Ichkultus, sondern sie erzeugen in den anderen das Gefühl ihrer Erhabenheit dadurch, daß sie sich zu ihnen hinabbeugen, ja, wenn es sein muß, für sie opfern!» Er blickte einem jungen Liebespaar, das, sehr verschlungen, herauf- und ihm entgegenkam, siegesgewiß und mit freundlichem Tadel, der zur Tugend ermuntern sollte, in die Augen. Es war aber ein recht ordinäres Liebespaar, und der junge Strolch, der seinen männlichen Teil bildete, kniff die Augenlider zusammen, als er diesen Blick erwiderte, streckte unvermittelt die Zunge heraus und sagte: «Bäh!» Lindner, der auf diese Verhöhnung und gemeine Drohung nicht vorbereitet war, erschrak: aber er tat, als bemerke er sie nicht. Er liebte die Tatkraft, und sein Blick suchte nach einem Schutzmann, der in der Nähe sein sollte, die öffentliche Sicherheit der Ehre zu gewährleisten; aber sein Fuß stieß dabei an einen Stein, die hastige Bewegung des Stolperns scheuchte einen Schwarm Sperlinge auf, der sich an Gottes Tisch über einem Haufen Pferdemist gütlich getan hatte, das Aufschwirren der Spatzen warnte Lindner und ließ ihn im letzten Augenblick, ehe er schmachvoll stürzte, mit einer tänzerisch bemäntelten Bewegung über das Doppelhindernis hinweghüpfen. Er blickte nicht zurück, und nach einer Weile war er sehr zufrieden mit sich. «Fest wie ein Diamant und zart wie eine Mutter muß man sein!» dachte er mit einer alten Definition aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Er hätte, da er auch die Tugend der Bescheidenheit schätzte, zu keiner andern Zeit etwas Ähnliches in Ansehung seiner selbst behauptet, aber solche Erregung des Blutes ging von Agathe aus! Hinwieder bildete es den negativen Pol seiner Gefühle, daß dieses himmlisch zarte Weib, das er in Tränen gefunden hatte, wie der Engel die Magd im Tau – oh, er wollte sich nicht überheben, aber wie doch Nachgiebigkeit gegen Poesie gleich überheblich macht! – er fuhr darum strenger fort: daß diese unselige Frau im Begriffe stand, ein in die Hand Gottes abgelegtes Gelübde zu brechen; denn als das sah er ihr Begehren nach Ehescheidung an. Er hatte es ihr leider nicht mit der erforderlichen Entschiedenheit von Angesicht zu Angesicht – Gott, welche Nähe nun wieder in diesen Worten! – er hatte es ihr also leider nicht entschieden genug vorgestellt; er entsann sich bloß, im allgemeinen von zu lockeren Sitten und den Schutzmitteln gegen sie gesprochen zu haben. Der Name Gottes war übrigens dabei gewiß nicht über seine Lippen gekommen, es wäre denn als inhaltslose Redensart; und die Ungezwungenheit, der unbefangene, man mochte geradezu sagen, der respektlose Ernst, womit ihn Agathe gefragt hatte, ob er an Gott glaube, verletzte ihn selbst noch in der Erinnerung. Denn der wahrhaft Fromme gestattet sich nicht, einfach einem Einfall zu folgen und in roher Unverhülltheit an Gott zu denken. Ja, in dem Augenblick, wo sich Lindner dieser Zumutung entsann, verabscheute er

Agathe, als wäre er auf eine Schlange getreten. Er faßte den Beschluß, sollte er je in die Lage kommen, seine Ermahnungen bei ihr zu wiederholen, durchaus nur die kräftige Vernunft walten zu lassen, die den irdischen Angelegenheiten angemessen und deshalb auf der Welt sei, weil nicht jeder ungezogene Mensch mit seinen längst entschiedenen Verwirrungen Gott bemühen dürfe; und darum begann er sich ihrer auch gleich jetzt zu bedienen, und es fiel ihm manches Wort ein, das einer Strauchelnden zu sagen wäre. Zum Beispiel, daß die Ehe keine Privatangelegenheit, sondern eine öffentliche Einrichtung sei; daß sie die erhabene Aufgabe habe, das Verantwortlichkeits- und Mitgefühl zu entfalten, und die ein Volk stählende Aufgabe, den Menschen auch im Ertragen von harten Schwierigkeiten zu üben; ja vielleicht, wenngleich es nur mit größtem Taktgefühl anzubringen wäre, daß sie gerade bei längerer Dauer auch den besten Schutz gegen das Übermaß der Begierde darstelle. Er hatte vom Menschen vielleicht nicht mit Unrecht die Vorstellung eines Sackes voll Teufel, der fest zugebunden werden müsse, und den Bund sah er in unerschütterlichen Grundsätzen.

Wie dieser teilnahmevolle Mann, dessen körperliches Teil, außer in der Länge, in keiner Richtung überschüssig geraten war, die Überzeugung erlangt hatte, daß man sich auf Schritt und Tritt bezähmen müsse, das war freilich ein Rätsel, das sich erst dann leicht löste, wenn man den Vorteil kannte. Als er schon am Fuß der Hügel angelangt war, kreuzte ein Zug Soldaten seine Bahn, und er sah mit zärtlicher Rührung auf die verschwitzten jungen Männer, die ihre Kappen in die Nacken geschoben hatten und mit ihren von Ermüdung abgestumpften Gesichtern wie ein Zug verstaubter Raupen aussahen. Sein Abscheu vor dem Leichtsinne, womit Agathe die Frage der Ehescheidung behandelt hatte, wurde bei diesem Anblick träumerisch durch eine Freude daran gemildert, daß solches seinem freigeistigen Fachgenossen Hagauer widerfahren solle, und diese Regung war immerhin geeignet, ihn wieder an das unentbehrliche Mißtrauen gegen die menschliche Natur zu erinnern. Er nahm sich also vor, Agathe – sollte sich die Gelegenheit dazu wirklich und ohne sein Verschulden noch einmal darbieten – unnachsichtig vor Augen zu führen, daß die ichsüchtigen Kräfte letzten Endes doch nur zerstörend wirken, und daß sie ihre persönliche Verzagtheit, mochte sie noch so groß sein, der sittlichen Erkenntnis unterzuordnen habe, daß der wahre Prüfstein des Lebens erst das Zusammenleben ist.

Aber ob sich die Gelegenheit dazu noch einmal darbieten werde, war offenbar erst der Punkt, wohin die geistigen Kräfte Lindners so angeregt drängten. «Es gibt viele Menschen mit edlen Eigenschaften, die bloß noch nicht in einer unerschütterlichen Überzeugung gesammelt sind» gedachte er Agathe zu sagen; aber wie sollte er es tun, wenn er sie nicht wiedersähe; und doch widerstritt der Gedanke, daß sie ihn aufsuchen könnte, allen seinen Vorstellungen von zarter und unberührter Weiblichkeit. «Man müßte es ihr denn mit aller Entschiedenheit sogleich vor Augen halten!» nahm er sich vor, und weil er nun einmal diesen Vorsatz gefaßt hatte, zweifelte er auch nicht mehr daran, daß sie wirklich kommen werde. Er ermahnte sich lebhaft, die Gründe, die sie zu ihrer Entschuldigung anführen sollte, selbstlos mit ihr zu durchleben, ehe er sie von ihren Irrtümern überzeuge. Mit unbeirrbarer Geduld wollte er sie ins Herz treffen, und nachdem er sich auch das vorgestellt hatte, senkte sich ein edles Gefühl brüderlicher Achtsamkeit und Fürsorge in sein eigenes Herz, eine geschwisterliche Weihe, von der er bemerkte, daß sie überhaupt auf den Beziehungen ruhen sollte, die die Geschlechter zueinander unterhalten. «Die wenigsten Männer» rief er erbaut aus «haben eine Ahnung davon, welches tiefe Bedürfnis edle weibliche Wesen nach dem Edel-Mann haben, der schlicht mit dem Menschen in der Frau verkehrt, ohne durch geschlechtliche Gefallsucht gleich gestört zu werden!» Es mußten ihm diese Gedanken Flügel geliehen haben, denn er wußte nicht, wie er zu der Endstelle der elektrischen Straßenbahn gelangt sei, stand aber plötzlich vor ihr und nahm, ehe er einstieg, die Brille ab, um sie von dem Dunst zu reinigen, mit dem sie die erhitzenden inneren Vorgänge beschlagen hatten. Dann schwang er sich

in eine Ecke, blickte in dem leeren Wagen um sich, machte das Fahrgeld bereit, sah dem Schaffner ins Gesicht und fühlte sich ganz auf dem Posten, in der bewundernswerten Gemeinschaftseinrichtung, die man Städtische Straßenbahn nennt, die Rückreise anzutreten. Durch ein wohliges Gähnen strömte er die Müdigkeit des Spaziergangs aus, um sich für neue Pflichten zu straffen, und faßte die erstaunlichen Abschweifungen, denen er sich ergeben hatte, in dem Satz zusammen: «Sich selbst zu vergessen, ist doch dem Menschen das Gesundeste, was es gibt!»

[<]

40

## Der Tugut

Es gibt gegen die unberechenbaren Regungen eines leidenschaftlichen Herzens nur ein verlässliches Mittel: streng bis ins letzte eingehaltene Planmäßigkeit; und ihr, die er beizeiten erworben hatte, verdankte Lindner sowohl die Erfolge seines Lebens als auch den Glauben, von Natur ein leidenschaftsstarker und schwer zu disziplinierender Mann gewesen zu sein. Er stand des Morgens früh auf, Sommer und Winter um die gleiche Stunde, und wusch sich an einem kleinen eisernen Waschtisch Gesicht, Hals, Hände und ein Siebentel seines Körpers, jeden Tag natürlich ein anderes, worauf er den übrigen Körper mit einem nassen Handtuch abrieb, so daß das Bad, dieser zeitraubende und wollüstige Vorgang, auf einen Abend aller zwei Wochen beschränkt werden konnte. Es lag darin ein kluger Sieg über die Materie; und wer je Gelegenheit gehabt hat, die unzureichenden Waschgelegenheiten und unbequemen Betten zu betrachten, mit denen sich historisch gewordene Persönlichkeiten begnügt haben, der wird sich kaum der Mutmaßung entschlagen können, daß zwischen eisernen Betten und eisernen Männern ein Zusammenhang bestehen müsse, wenn wir ihn auch nicht übertreiben wollen, da wir sonst gleich auf Nägelbetten schlafen dürften. Hier war dem Nachdenken also überdies eine vermittelnde Aufgabe gestellt, und nachdem sich Lindner im Widerschein anregender Beispiele gewaschen hatte, nützte er denn auch das Abtrocknen nur mit Maß dazu aus, dem Körper durch geschickte Benutzung des Handtuches einige Bewegung zu geben. Ist es doch eine verhängnisvolle Verwechslung, die Gesundheit auf den tierischen Teil des Menschen zu gründen, geistiger und sittlicher Adel sind es vielmehr, woraus die körperliche Widerstandsfähigkeit hervorgeht; und wenn das auch nicht immer auf den einzelnen zutrifft, so trifft es dafür umso sicherer im großen zu, denn die Kraft eines Volkes ist die Folge des rechten Geistes, und nicht gilt es umgekehrt. Lindner hatte darum seinen Abreibungen auch eine besondere und sorgfältige Ausbildung angedeihen lassen, die es vermied, mit rücksichtslosem Zugreifen den üblichen männlichen Götzendienst zu treiben, dafür, aber die ganze Persönlichkeit beteiligte, indem er die Bewegungen seines Körpers mit schönen inneren Aufgaben verband. Er verabscheute besonders die halsbrecherische Anbetung der Schneidigkeit, die, von außen kommend, nun auch schon in seinem Vaterland manchem als Ideal vorschwebte; und sich von ihr abzuwenden, gehörte ganz und gar zu seinen Morgenübungen. Er ersetzte sie bei diesen mit großer Umsicht durch ein staatsmännischeres Verhalten im turnerischen Gebrauch seiner Gliedmaßen und verband Anspannung der Willenskraft mit rechtzeitiger Nachgiebigkeit, Schmerzüberwindung mit verständiger Menschlichkeit, und wenn er als abschließende Mutübung etwa über einen umgelegten Stuhl sprang, so geschah es mit ebenso viel Zurückhaltung wie Selbstvertrauen. Eine

solche Entfaltung des ganzen Reichtums an menschlichen Anlagen machte ihm seine Leibesübungen, seit er sie vor einigen Jahren aufgenommen hatte, zu wahren Tugendübungen.

Soviel wäre im Fluge aber auch gegen den Ungeist vergänglicher Selbstbehauptung zu sagen, der sich, unter dem Schlagwort der Körperpflege, des an sich gesunden Gedankens des Sports bemächtigt hat, Zusätzliches indes noch gegen die besondere weibliche Form dieses Ungeistes als Schönheitspflege. Lindner schmeichelte sich, zu den wenigen zu gehören, die Licht und Schatten auch da richtig zu verteilen wüßten, und so, wie er bereit war, dem Zeitgeist allenthalben einen unverderbten Kern zu entnehmen, anerkannte er auch die sittliche Verpflichtung, so gesund und wohlgefällig zu erscheinen wie nur möglich. Er selbst pflegte sorgfältig jeden Morgen Bart und Haar, hielt seine Nägel kurz und peinlich sauber, nahm etwas Brillantine aufs Haupt und etwas schützende Salbe auf die tagsüber viel erduldenen Füße; wer dagegen möchte leugnen, daß es ein Zuviel an dem Körper gewidmeter Aufmerksamkeit ist, womit eine weltliche Frau ihren Tag verbringt; Sollte es aber wirklich nicht anders sein können er kam Frauen gerne zart entgegen, zumal wenn sich unter ihnen auch die von hochmögenden Männern befinden konnten – als daß Badewässer und Gesichtsbäder, Salben und Packungen, Hand- und Fußkünsteleien, Knetmeister und Haarkünstler einander in kaum unterbrochener Folge ablösen, so empfahl er als Gegengewicht solcher einseitigen Körperpflege den von ihm in öffentlicher Rede geprägten Begriff der inneren Schönheitspflege, oder kurz Innenpflege. Möge uns beispielsweise die Reinigung an die innere Reinheit mahnen, die Salbung an die Pflichten gegen die Seele, die Massage an die Hand des Schicksals, worin wir uns befinden, und die Feilung der Fußspitzen daran, daß wir auch im noch tiefer Verborgenen ein schöner Anblick sein sollen. So übertrug er sein Bild auf die Frauen, überließ es ihnen aber selbst, die Einzelheiten den Bedürfnissen ihres Geschlechts anzupassen.

Freilich hätte es geschehen können, daß ein Unvorbereiteter durch den Anblick, den Lindner beim Schönheits- und Gesundheitsdienst, vollends aber während des Waschens und Abtrocknens darbot, zum Lachen gereizt würde: denn seine Bewegungen riefen, bloß körperlich betrachtet, die Vorstellung eines sich vielfach wendenden Schwanenhalses hervor, der außerdem nicht aus Rundung, sondern aus dem spitzen Element von Knie und Ellbogen bestand; die von der Brille befreiten, kurzsichtigen Augen blickten märtyrerhaft in die Weite, als ob man ihren Blick nahe beim Auge abgeschnitten hätte, und unter dem Bart warfen sich die weichen Lippen im Schmerz der Anstrengung auf. Wer aber geistig zu sehen verstand, der konnte wohl das Schauspiel erleben, äußere und innere Kräfte in reiflich überlegter gegenseitiger Hervorbringung zu sehn; und wenn Lindner dabei an die armen Frauen dachte, die Stunden im Bade- und Ankleidezimmer verbringen und die Phantasie einseitig durch Leibeskultus erhitzen, so konnte er sich selten des Gedankens erwehren, wie gut es ihnen täte, wenn sie einmal ihm zusehen könnten. Harmlos und rein begrüßen sie die moderne Körperpflege und machen sie mit, weil sie in ihrer Unkenntnis nicht ahnen, daß solche große dem tierischen Teil gewidmete Aufmerksamkeit allzu leicht Ansprüche in diesem weckt, die das Leben zerstören können, wenn man sie nicht in strenge Dienstbarkeit nimmt!

Überhaupt verwandelte Lindner schlechthin alles, womit er in Berührung kam, in eine sittliche Forderung; und ob er sich in Kleidern befand oder nicht, war jede Stunde des Tages bis zum Eintritt traumlosen Schlafs von einem wichtigen Inhalt ausgefüllt, dem sie ein für allemal vorbehalten blieb. Er schlief sieben Stunden: seine Lehrverpflichtung, die das Ministerium mit Rücksicht auf seine wohlgelittene schriftstellerische Tätigkeit eingeschränkt hatte, forderte drei bis fünf Stunden des Tages von ihm, in denen schon die Vorlesung über Pädagogik inbegriffen war, die er wöchentlich zweimal an der Universität abhielt; fünf zusammenhängende Stunden –

das sind fast zwanzigtausend Stunden in einem Jahrzehnt! – waren dem Lesen vorbehalten; zweieinhalb Stunden dienten der ohne Stockung aus dem inneren Gestein seiner Persönlichkeit wie eine klare Quelle fließenden Niederschrift seiner eigenen Arbeiten; die Mahlzeiten beanspruchten täglich eine Stunde für sich; eine Stunde war dem Spaziergang gewidmet und zugleich der Erbauung an großen Fach- und Lebensfragen, während eine andere dem beruflich bedingten Ortswechsel und zugleich dem gewidmet blieb, was Lindner das kleine Nachdenken nannte, der Sammlung des Geistes auf den Gehalt der eben vergangenen und der kommenden Beschäftigung; andere Zeitstücke hinwieder waren, teils ein für allemal, teils im Rahmen der Woche wechselnd, für An- und Auskleiden, Turnen, Briefe, Wirtschaftsangelegenheiten, Behörden und nützliche Geselligkeit vorgesehen. Auch ist es natürlich, daß die Ausführung dieses Lebensplans nicht nur nach seinen großen und strengen Linien erfolgte, sondern noch allerhand Besonderheiten mit sich brachte, wie den Sonntag mit seinen nicht alltäglichen Pflichten, den größeren Überlandspaziergang, der alle vierzehn Tage stattfand, oder das Vollbad, und daß sie auch tägliche Doppeltätigkeiten enthielt, die noch nicht erwähnt werden konnten und zu denen beispielsweise der Umgang Lindners mit seinem Sohn während der Mahlzeiten gehörte, oder beim raschen Ankleiden die Übung des Charakters in der geduldigen Überwindung von unvorhergesehenen Schwierigkeiten.

Charakterübungen solcher Art sind nicht nur möglich, sondern auch überaus nützlich, und Lindner hatte eine ursprüngliche Vorliebe für sie. «In dem Kleinen, was ich recht tue, sehe ich ein Bild von allem Großen, was in der Welt recht getan wird» stand schon bei Goethe zu lesen, und in diesem Sinn kann eine Mahlzeit so gut wie ein Schicksalsauftrag als Pflegestatt der Selbstbeherrschung und Siegestatt über die Begehrlichkeit dienen; ja an dem allen Überlegungen unzugänglichen Widerstand eines Kragenknopfes vermag der tiefer blickende Sinn geradezu den Umgang mit Kindern zu erlernen. Lindner betrachtete natürlich Goethe keineswegs in allem als Vorbild; aber welche köstliche Demut hatte er nicht schon daraus gewonnen, daß er mit Hammerschlägen einen Nagel in die Wand zu treiben versucht hatte, einen zerrissenen Handschuh selbst zu stopfen unternahm oder eine verdorbene Klingel wieder herstellte: schlug er sich dabei auf die Finger oder stach er sich hinein, so wurde der hervorgerufene Schmerz, wenn auch nicht gleich, so doch nach einigen entsetzlichen Sekunden, von der Freude am industriösen Geist der Menschheit überwunden, der sogar in solchen geringfügigen Fertigkeiten und ihrem Erwerbe steckt, wessen sich der Gebildete heute zu seinem allgemeinen Nachteil hochmütig überhoben dünkt! Mit Behagen hatte er dann Goetheschen Geist in sich wiederauferstehen fühlen und es umso mehr genossen, als er sich über des Klassikers praktische Liebhaberei und gelegentliche Freude an besonnener Handfertigkeit dank der Verfahren eines neueren Zeitalters doch auch hinausgehoben fühlte. Lindner war überhaupt frei von Vergötzung des alten Autors, der in einer erst halb aufgeklärten, und darum die Aufklärung überschätzenden Welt gelebt hat, und nahm sich ihn mehr im liebenswürdig Kleinen zum Vorbild als im Ernsten und Großen, ganz abgesehen von der berüchtigten Sinnlichkeit des verführerischen Ministers.

Seine Verehrung war also sorgfältig abgewogen. Trotzdem machte sich seit einiger Zeit in ihr eine merkwürdige Verdrießlichkeit gelten, die Lindner oftmals zum Nachdenken reizte. Immer schon hatte er geglaubt, eine richtigere Auffassung vom Heldischen zu besitzen als Goethe. Von Scävolas, die ihre Hände ins Feuer stecken, Lukrezien, die sich durchbohren, oder Judithen, die den Bedrängern ihrer Ehre das Haupt abschlagen – «Motiven», die Goethe jederzeit bedeutsam gefunden hätte, obzwar er sie nicht selbst behandelt hat – hielt Lindner nicht viel; ja, er war sogar trotz der Autorität der Klassiker überzeugt, daß diese Männer und Frauen, die für ihre persönlichen Überzeugungen Verbrechen begangen haben, heutigentags nicht sowohl auf den Kothurn als vielmehr in den Gerichtssaal gehörten. Er setzte ihrem Hang zu schweren

Körperverletzungen eine «verinnerlichte und soziale» Auffassung des Mutes entgegen. In Gespräch und Gedanke ging er sogar so weit, eine reiflich überlegte Eintragung ins Klassenbuch darüber zu stellen, oder die verantwortliche Erwägung, wie seine Wirtschafterin wegen voreiligen Eifers zu tadeln sei, weil man dabei nicht nur seinen eigenen Leidenschaften folgen dürfe, sondern auch die Gründe des anderen berücksichtigen müsse. Und wenn er so etwas aussprach, hatte er den Eindruck, in wohlanstehendem Zivilkleid eines späteren Jahrhunderts auf das bombastische moralische Kostüm eines älteren zurückzublicken.

Der Hauch von Lächerlichkeit, der mit solchen Beispielen verbunden war, entging ihm durchaus nicht, aber er nannte ihn das Lachen des Geistespöbels; und er hatte zwei feste Gründe dafür. Er behauptete erstens nicht nur, daß sich jeder Anlaß gleich gut zur Stärkung wie zur Schwächung der menschlichen Natur benutzen lasse; sondern es erschienen ihm Anlässe kleinerer Art sogar zur Kräftigung geeigneter als die großen Gelegenheiten, denn durch die glanzvolle Ausübung der Tugend wird unwillkürlich auch die menschliche Neigung zu Überhebung und Eitelkeit gefördert, wogegen die unscheinbare alltägliche Ausübung schlechthin aus ungewürzter und reiner Tugend besteht. Zweitens aber durfte eine planvolle Bewirtschaftung des moralischen Volksguts (diesen Ausdruck liebte Lindner, neben dem soldatischen Wort «Zucht», wegen des Bäurischen und zugleich Fabriksneuen, das an ihm ist) auch deshalb die «kleinen Gelegenheiten» nicht verschmähen, weil der gottlose, von «Liberalen und Freimaurern» aufgebrachte Glaube, daß die großen menschlichen Leistungen gleichsam aus einem Nichts hervorgehn, mochte man es auch Genie nennen, schon damals im Veralten war. Das geschärfte Licht der öffentlichen Aufmerksamkeit ließ den «Helden», den frühere Zeit zu einer überheblichen Erscheinung gemacht hatte, bereits als einen unermüdlichen Kleinarbeiter erkennen, der sich zum Entdecker durch dauernden Lernfleiß vorbereiten, als Athlet seinen Körper so ängstlich behandeln muß wie ein Opernsänger seine Stimme, und als politischer Volkserneuerer vor unzähligen Versammlungen immer das gleiche zu wiederholen hat. Und davon hatte Goethe – der zeit seines Lebens doch ein bequemer Bürger-Aristokrat geblieben war – noch keine Ahnung gehabt, Lindner aber sah es kommen! Darum war es auch verständlich, daß er Goethens besseres Teil gegen dessen vergängliches in Schutz zu nehmen meinte, wenn er das Bedachtsam-Umgängliche, das jener in so erfreulichem Maße besaß, dem Tragischen vorzog; auch ließe sich wohl vertreten, daß es nicht unüberlegt geschah, wenn er sich aus keinem anderen Grunde, als weil er ein Pedant war, für einen von gefährlichen Leidenschaften bedrohten Menschen hielt.

Wahrhaftig ist es denn auch bald danach eine der beliebtesten menschlichen Möglichkeiten geworden, sich einem «Regime» zu unterwerfen, was mit demselben günstigen Erfolg gegen die Fettleibigkeit angewendet wird wie in der Politik und im geistigen Leben. Dabei werden Geduld, Gehorsam, Regelmäßigkeit, Gleichmut und andere sehr ordentliche Eigenschaften zu Hauptbestandteilen des Menschen im Privatstand, während alles Ungezügeltere, Gewaltsame, Süchtige und Gefährliche, dessen er, als ein Wildromantiker, doch auch nicht entbehren mag, seinen vortrefflichen Sitz im Regime hat. Wahrscheinlich ist diese merkwürdige Neigung, sich einem Regime zu unterwerfen, oder ein anstrengendes, unangenehmes und dürftiges Leben nach den Vorschriften eines Arztes, Sportlehrers oder anderen Tyrannen zu führen, obgleich man es mit ebenso gutem Mißerfolg auch unterlassen könnte, schon ein Ergebnis der Bewegung zum Arbeiter-, Krieger- und Ameisenstaat, dem sich die Welt annähert: aber da lag auch die Grenze, die zu überschreiten Lindner nicht mehr fähig war und an die sein Blick nicht mehr sehend hindrang, weil es ihm sein Goethisches Erbteil verbot.

Wohl war seine Frömmigkeit von keiner Art, die sich damit nicht vertragen hätte, überließ er doch das Göttliche Gott, und auch die unverdünnte Heiligkeit den Heiligen; aber er konnte den

Gedanken nicht fassen, auf seine Persönlichkeit zu verzichten, und es schwebte ihm als Ideal der Welt eine Gemeinschaft vollverantwortlicher sittlicher Persönlichkeiten vor, die als zivile Gottesstreitmacht zwar wider die Unbeständigkeit der niederen Natur kämpfe und den Alltag zum Heiligtum mache, dieses aber auch mit den großen Werken der Kunst und Wissenschaft schmücke. Hätte jemand seine Tageseinteilung nachgezählt, so wäre ihm darum auch aufgefallen, daß sie in jeder Abwandlung bloß dreiundzwanzig Stunden ergab, es fehlten also noch sechzig Minuten auf einen vollen Tag, und von diesen sechzig Minuten waren vierzig ein für allemal dem Gespräch und liebevollen Eingehn auf die Bestrebungen und die Wesensart anderer Menschen zudedacht, wozu er auch den Besuch von Kunstausstellungen, Konzerten und Vergnügungen rechnete. Er haßte diese Veranstaltungen. Sie verletzten fast jedesmal durch ihren Inhalt sein Gemüt, und nach seinen Begriffen tobte sich in diesen planlosen und überschätzten Erbauungen die berüchtigte Nervenstörung der Gegenwart aus, mit ihren überflüssigen Reizen und ihren echten Leiden, mit ihrer Unersättlichkeit und ihrer Unbeständigkeit, ihrer Neugierde und ihrem unvermeidlichen Sittenverfall. Er lächelte sogar erschüttert in seinen dünnen Bart, wenn er bei solchen Anlässen «Männlein und Weiblein» mit erhitzten Wangen der Kultur götzendienern sah. Sie wußten nicht, daß die Lebenskraft durch Einengung gesteigert wird, und nicht durch Zersplitterung. Sie litten alle unter der Angst, keine Zeit für *alles* zu haben, und wußten nicht, daß Zeit haben nichts anderes heißt, als *keine* Zeit für alles zu haben. Lindner hatte erkannt, daß die schlechte Nervenverfassung nicht von der Arbeit und ihrer Eile komme, die man in diesem Zeitalter anschuldige, sondern im Gegenteil von der Kultur und Humanität ausgehe, von den Ruhepausen, der Unterbrechung der Arbeit, den freigelassenen Minuten, wo der Mensch sich selbst leben möchte und etwas sucht, das er für schön halten könnte oder für ein Vergnügen oder für wichtig: diese Minuten sind es, aus denen die Miasmen der Ungeduld, des Unglücks und der Sinnlosigkeit aufsteigen. So empfand er, und wäre es nach ihm gegangen, das heißt, nach den Gesichtern, die er in solchen Augenblicken hatte, so hätte er alle diese Kunststätten mit eisernem Besen ausgekehrt, und es hätten Feste der Arbeit und Erbauung, kurz angebunden an das tägliche Tun, die Stelle jener angeblichen Geistesereignisse eingenommen; es wäre eigentlich nichts zu tun gewesen, als von einem ganzen Zeitalter wenige Minuten täglich fortzunehmen, die ihr krankes Dasein einer falsch verstandenen Liberalität verdanken. Aber es ernsthaft und öffentlich und anders als in einigen Anspielungen zu vertreten, dazu hatte er nie die Entschiedenheit aufgebracht.

Und Lindner blickte plötzlich auf, denn er fuhr während dieser Gedankenräume ja noch immer mit der Straßenbahn, und fühlte sich gereizt und beklommen, wie es von Unentschlossenheit und Verhindertsein kommt, und hatte für einen Augenblick den verworrenen Eindruck, die ganze Zeit über an Agathe gedacht zu haben. Es geschah ihr auch die Ehre, daß ein Unwille, der arglos als Freude an Goethe begonnen hatte, nun mit ihr verschmolz, obwohl kein Grund dafür zu erkennen war. Gewohnheitsmäßig ermahnte sich darum Lindner selbst: «Widme einen Teil deiner Einsamkeit dem ruhigen Nachdenken über deinen Nächsten, zumal wenn du nicht mit ihm übereinstimmen solltest: vielleicht wirst du dann, was dich abstößt, besser verstehen und benutzen lernen und wirst seine Schwäche zu schonen und seine Tugend zu ermutigen wissen, die möglicherweise bloß eingeschüchtert ist!» flüsterte er mit stummen Lippen. Es war einer der Kernsätze, die er gegen das fragwürdige Treiben der sogenannten Kultur geprägt hatte und in denen er gewöhnlich die Gelassenheit fand, dieses zu ertragen; aber der Erfolg blieb aus, und Gerechtigkeit war offenbar nicht das, was ihm diesmal fehlte. Er zog die Uhr. Es bestätigte sich, daß er Agathe mehr Zeit geschenkt hatte, als ihm gegeben war. Aber er hätte es nicht tun können, wenn in seinem Tagesplan nicht restliche zwanzig Minuten für unvermeidliche Zeitverluste vorgesehen gewesen wären; und es zeigte sich, daß ihm von diesem Verlustkonto, diesem

Notvorrat an Zeit, dessen kostbare Tropfen das vermittelnde Öl in seinem Tagwerk waren, selbst an diesem ungewöhnlichen Tag noch zehn Minuten übrig sein dürften, wenn er sein Haus betreten werde. Wuchs dadurch sein Mut? Es fiel ihm ein anderer seiner Lebenssprüche ein, schon zum zweitenmal heute: «Je unerschütterlicher die Geduld in dir wird,» sagte Lindner zu Lindner «desto sicherer wirst du den andern ins Herz treffen!» Und ins Herz zu treffen, das bereitete ihm ein Vergnügen, das auch dem Heldischen seiner Natur entsprach; daß so Getroffene niemals zurückschlagen, spielte dabei keine Rolle.

[<]

41

### Die Geschwister am nächsten Morgen

Auf diesen Mann kamen nun Ulrich und seine Schwester abermals zu sprechen, als sie sich am Morgen nach dem plötzlichen Verschwinden Agathes aus der Gesellschaft bei ihrer Kusine von neuem sahen. Tags zuvor hatte auch Ulrich bald nach ihr die streitbar angeregte Versammlung verlassen, war aber nicht mehr dazu gekommen, sie zu fragen, warum sie ihm auf und davon gegangen wäre; denn sie hatte sich eingeschlossen und entweder schon geschlafen oder mit Absicht die leise Frage des Lauschenden, ob sie noch wache, ohne Antwort gelassen. So schloß der Tag, wo sie dem wunderlichen Fremden begegnet war, ebenso launenhaft ab, wie er begonnen hatte. Auch am nächsten Tag war keine Auskunft von ihr zu erlangen. Ihre wirklichen Empfindungen kannte sie selbst nicht. Wenn sie an den bei ihr eingedrungenen Brief ihres Ehemanns dachte, den sie sich ein zweites Mal zu lesen nicht überwinden konnte, obwohl sie ihn von Zeit zu Zeit neben sich liegen sah, so erschien es ihr unglaublich, daß seit seinem Empfang kaum ein Tag vergangen sein sollte; so oft hatte sie inzwischen ihren Zustand gewechselt. Manchmal dünkte sie, daß auf diesen Brief wahrhaftig das Schauerwort: Gespenster der Vergangenheit angewandt werden müßte; trotzdem fürchtete sie sich auch wirklich vor ihm. Und zuweilen erregte er in ihr bloß ein kleines Unbehagen, das auch der unverhoffte Anblick einer stehengebliebenen Uhr erregen könnte; zuweilen aber versetzte es sie in starres Nachdenken, daß die Welt, aus der er kam, den Anspruch hatte, die wirkliche für sie zu sein. Was sie innen nicht einmal leise berührte, umgab sie außen unabsehbar und hielt dort noch immer zusammen. Unwillkürlich verglich sie damit, was sich zwischen ihr und ihrem Bruder seit dem Eintreffen dieses Schreibens ereignet hatte. Das waren vor allem Gespräche, und obwohl eines von diesen sie sogar dazu gebracht hatte, an Selbstmord zu denken, war sein Inhalt vergessen, wenn auch wahrscheinlich noch auferstehensbereit und nicht verschmerzt. Es hatte also eigentlich auch wenig zu bedeuten, worüber ein Gespräch geführt wurde, und, ihr herzergreifendes jetziges Leben gegen den Brief abwägend, empfing sie den Eindruck einer tiefen, beständigen, unvergleichlichen, aber machtlosen Bewegung. Sie fühlte sich von alledem an diesem Morgen teils matt und ernüchtert, teils zärtlich und unruhig, wie es ein Fiebernder nach dem Sinken der Temperatur ist.

Es geschah darum bloß scheinbar unvermittelt, als sie mit einemmal sagte: «So teilzunehmen, daß man selbst erlebt, wie einem andren zumute ist, muß unbeschreiblich schwer sein!» Ulrich entgegnete: «Es gibt Menschen, die sich einbilden, es zu können.» Er war ungelaunt und anzüglich und hatte sie nur halb verstanden. Bei ihren Worten wich etwas zur Seite und gab einem Ärger Raum, der tags zuvor zurückgeblieben war, mochte er ihn auch verachten. Damit



war diese Aussprache fürs erste zu Ende.

Der Morgen hatte einen Regentag gebracht und die Geschwister in ihrem Haus eingeschlossen. Die Blätter der Bäume glänzten öde vor den Fenstern wie nasses Linoleum; der Fahrdamm hinter den Lücken des Laubs spiegelte wie ein Gummischuh. Die Augen mochten den nassen Anblick kaum anfassen. Agathe seufzte auf und erklärte: «Die Welt erinnert heute an unsere Kinderzimmer.» Sie spielte damit auf die kahlen Oberstuben in ihres Vaters Haus an, mit denen sie beide ein verwundertes Wiedersehen gefeiert hatten. Das schien weit hergeholt zu sein; aber sie fügte hinzu: «Es ist die erste Traurigkeit des Menschen inmitten seines Spielzeugs, die immer wiederkehrt!» Unwillkürlich war die Erwartung nach dem dauernd guten Wetter der letzten Zeit wieder auf einen schönen Tag gerichtet gewesen und erfüllte nun den Sinn mit versagter Lust und ungeduldiger Schwermut. Ulrich blickte jetzt auch zum Fenster hinaus. Hinter der grauen, rinnenden Wasserwand gaukelten unausgeführte Entwürfe von Ausflügen, freies Grün und endlose Welt; und vielleicht geisterte dahinter auch der Wunsch, einmal allein zu sein und sich selbst frei nach allen Seiten zu regen, dessen süßer Schmerz die Passionsgeschichte und auch schon die Wiederauferstehung der Liebe ist. Er wandte sich, irgend etwas davon noch im Ausdruck des Gesichts und Körpers, zu seiner Schwester um, und beinahe heftig fragte er sie: «Ich gehöre wohl nicht zu den Menschen, die auf andere teilnehmend eingehen können?»

«Nein, wirklich nicht!» erwiderte sie und lächelte ihn an.

«Aber gerade, was solche Menschen sich einbilden,» fuhr er fort, denn erst jetzt hatte er verstanden, wie ernst ihre Worte gemeint waren «daß man miteinander leiden könnte, vermögen sie so wenig wie irgendwer. Sie haben höchstens die Geschicklichkeit von Krankenschwestern, daß sie erraten, was ein Bedürftiger gerne hört –»

«Also müssen sie doch wissen, was ihm wohltut» wandte Agathe ein.

«Durchaus nicht!» wiederholte Ulrich hartnäckiger. «Wahrscheinlich trösten sie überhaupt nur dadurch, daß sie reden: wer viel redet, entlädt das Leid des andern tropfenweise wie ein Regen die Elektrizität einer Wolke. Das ist die bekannte Milderung eines jeden Kummers durch das Mittel der Aussprache!»

Agathe schwieg.

«Solche Menschen wie dein neuer Freund» meinte Ulrich nun herausfordernd «wirken vielleicht auch, wie es manche Hustenmittel tun: sie beseitigen nicht den Katarrh, aber sie lindern seinen Reiz, und dann heilt er oft von selbst aus!»

Er hätte unter allen anderen Umständen die Zustimmung seiner Schwester erwarten dürfen, aber die seit gestern wunderlich gesonnene Agathe mit ihrer plötzlichen Schwäche für einen Mann, dessen Wert Ulrich bezweifelte, lächelte unnachgiebig und spielte mit ihren Fingern. Ulrich sprang auf und sagte eindringlich: «Aber ich kenne ihn doch, wenn auch nur flüchtig; ich habe ihn einigemal reden hören!»

«Du hast ihn sogar einen <faden Esel> genannt» schaltete Agathe ein.

«Und warum nicht!?» verteidigte es Ulrich. «Menschen wie der wissen noch weniger als irgendwer mit einem andern zu fühlen! Sie wissen nicht einmal, was es bedeutet. Sie fühlen einfach die Schwierigkeit, die ungeheuerliche Zweifelhaftheit dieses Anspruches nicht!»

Da fragte Agathe: «Weshalb erscheint dir denn der Anspruch zweifelhaft?»

Nun schwieg Ulrich. Er zündete sich sogar eine Zigarette an, um zu bekräftigen, daß er darauf

nicht antworten werde, hatten sie doch tags zuvor genug darüber gesprochen! Auch Agathe wußte das. Sie wollte keine neue Erklärung herausfordern. Diese Erklärungen waren so bezaubernd und so vernichtend, wie in den Himmel zu schauen, wenn darin graue, rosa und gelbe Städte aus Wolkenmarmor zu sehen sind. Sie dachte: «Wie schön wäre es, wenn er nichts sagte als: <Ich will dich lieben wie mich selbst, und dich kann ich eher so lieben als alle anderen Frauen, weil du meine Schwester bist!>» Und weil er es nicht sagen wollte, nahm sie eine kleine Schere und schnitt sorgfältig einen Faden ab, der irgendwo hervorragte, so, als wäre es augenblicklich auf der ganzen Welt das einzige, was ihre volle Aufmerksamkeit verdiene. Ulrich sah dem mit der gleichen Aufmerksamkeit zu. Sie war in diesem Augenblick allen seinen Sinnen verführerischer denn je gegenwärtig, und etwas von dem, was sie verbarg, erriet er, wenn auch nicht alles. Denn sie hatte indessen Zeit zu dem Beschluß: wenn Ulrich vergessen könne, daß sie den fremden Mann selbst auslache, der sich anmaße, hier helfen zu können, solle er es jetzt auch nicht von ihr erfahren. Und außerdem hatte sie doch auch ein erwartungsvolles Vorgefühl von Lindner. Sie kannte ihn nicht. Aber daß er ihr selbstlos und überzeugt seine Hilfe anbot, mußte ihr wohl Vertrauen eingeflößt haben, denn eine frohe Tonart des Herzens, harter Posaunenklang von Wille, Zuversicht und Stolz, ihrem eigenen Zustand wohltätig entgegengesetzt, schienen sie hinter aller Komik des Falls erfrischend anzublases. «Mögen Schwierigkeiten noch so groß sein, sie bedeuten nichts, wenn man ernstlich will!» dachte sie und wurde dabei unversehens von Reue erfaßt, so daß sie nun das Schweigen ungefähr so brach, wie eine Blume gebrochen wird, damit sich zwei Köpfe darüber beugen können, und ihrer ersten Frage die zweite hinzufügte: «Erinnerst du dich denn noch, daß du immer gesagt hast, liebe den Nächsten, ist von einer Pflicht so verschieden wie ein aus der Seligkeit kommender Wolkenbruch von einem Tropfen Zufriedenheit?»

Sie staunte über die Heftigkeit, mit der Ulrich ihr antwortete: «Die Ironie meines Zustands ist mir nicht unbekannt. Seit gestern, und wahrscheinlich immer, habe ich nichts getan, als ein Heer aufzustellen von Gründen dafür, daß diese Liebe zu diesem Nächsten nicht ein Glück sei, sondern eine ungeheuer großartige, halb unlösbare Aufgabe! Nichts könnte also begreiflicher sein, als daß du Schutz davor bei einem Menschen suchtest, der von alledem keine Ahnung hat, und ich an deiner Stelle täte es auch!»

«Aber es ist doch gar nicht wahr, daß ich es tue!» versetzte Agathe kurz.

Ulrich konnte nicht umhin, ihr einen so dankbaren wie mißtrauischen Blick zuzuwerfen: «Es stünde kaum dafür, daß man davon redete» versicherte er. «Ich habe es eigentlich auch nicht tun wollen.» Er zauderte einen Augenblick und fuhr fort: «Aber sieh, wenn man schon einen anderen lieben muß wie sich selbst, und liebt ihn noch so sehr, bleibt es doch eigentlich Betrug und Selbstbetrug, weil man einfach nicht mitfühlen kann, wie ihn der Kopf schmerzt oder der Finger. Es ist etwas völlig Unerträgliches, daß man an einem Menschen, den man liebt, nicht wirklich teilnehmen kann, und es ist etwas völlig Einfaches. So ist die Welt eingerichtet. Wir tragen unser Tierfell mit den Haaren nach innen und können es nicht ausstreifen. Und diesen Schreck in der Zärtlichkeit, diesen Alptraum der steckenbleibenden Annäherung, den erleben die regelrecht guten, die <kurz und guten> Menschen nie. Was sie ihr Mitgefühl nennen, ist sogar ein Ersatz dafür, der zu verhindern hat, daß sie etwas vermissen!»

Agathe vergaß, daß sie soeben etwas gesagt hatte, das einer Lüge so ähnlich war wie keiner Lüge. Sie sah, daß in Ulrichs Worten die Enttäuschung von der Vision eines Aneinander-Teilhabens durchleuchtet war, vor der die gewöhnlichen Beweise der Liebe, Güte und Teilnahme ihre Bedeutung verloren; und sie verstand, daß er darum von der Welt öfter als von sich sprach, denn man mußte sich wohl mitsamt der Wirklichkeit ausheben wie eine Tür aus der Angel, wenn das

mehr als eitel Träumerei sein sollte. In diesem Augenblick war sie weit weg von dem Mann mit dem schütterten Bart und der schüchternen Strenge, der ihr wohl tun wollte. Sie vermochte es aber nicht zu sagen. Sie sah Ulrich bloß an, dann sah sie weg, ohne zu sprechen. Dann tat sie irgend etwas, dann sahen sie einander wieder an. Das Schweigen machte nach kürzester Zeit den Eindruck, daß es schon Stunden währe.

Der Traum, zwei Menschen zu sein und einer –: in Wahrheit war die Wirkung dieser Erdichtung in manchen Augenblicken der eines über die Grenzen der Nacht getretenen Traumes nicht unähnlich, und auch jetzt schwebte sie zwischen Glaube und Leugnung in einem solchen Gefühlszustand, daran die Vernunft nichts mehr zu bestellen hatte. Es war erst die unbeeinflussbare Beschaffenheit der Körper, wovon das Gefühl in die Wirklichkeit zurückgewiesen wurde. Diese Körper breiteten vor dem suchenden Blick ihr Sein, da sie einander doch liebten, zu Überraschungen und Entzückungen aus, die sich erneuten wie ein in den Strömen des Begehrens schwebendes Pfauenrad; aber sobald der Blick nicht bloß an den hundert Augen des Schauspiels hing, das die Liebe der Liebe gibt, sondern zu dem Wesen einzudringen versuchte, das dahinter dachte und fühlte, verwandelten sich diese Körper in grausame Kerker. Es fand sich wieder einer vor dem andern, wie schon so oft zuvor, und wußte nichts zu sagen, weil zu allem, was die Sehnsucht noch zu sagen oder zu wiederholen gehabt hätte, eine allzuweit hinübergebeugte Bewegung gehörte, für die es keinen Stand und Boden gab.

Und nicht lange, so wurden darüber unwillkürlich auch die körperlichen Bewegungen langsamer und erstarrten. Vor den Fenstern erfüllte noch immer der Regen die Luft mit seinem zuckenden Vorhang aus Tropfen und den einschläfernden Geräuschen, durch deren Eintönigkeit die himmelhohe Öde herabfloß. Es schien Agathe Jahrhunderte her zu sein, daß ihr Körper einsam sei; und die Zeit rann, als rinne sie mit dem Wasser vom Himmel. Im Zimmer war jetzt ein Licht wie ein ausgehöhlter Silberwürfel. Blaue, süßliche Schärpen von Rauch achtlos verbrennender Zigaretten umschlangen sie und Ulrich. Sie wußte nicht mehr, ob sie bis ins Innerste empfindlich und zärtlich sei oder ungeduldig und schlecht auf ihren Bruder zu sprechen, dessen Ausdauer sie bewunderte. Sie suchte sein Auge und fand es erstarrt wie zwei Monde in dieser unsicheren Atmosphäre schweben. Und in demselben Augenblick geschah ihr nun, was nicht aus ihrem Willen zu kommen schien, sondern von außen, daß das quellende Wasser vor den Fenstern plötzlich fleischig wurde wie eine aufgeschnittene Frucht und seine schwellende Weichheit zwischen sie und Ulrich drängte. Vielleicht schämte sie sich oder haßte sich deswegen sogar ein wenig, aber eine völlig sinnliche Ausgelassenheit – und gar nicht nur, was man Entfesseln der Sinne nennt, sondern auch, ja weit eher, ein freiwilliges und freies Ablassen der Sinne von der Welt! – begann sich ihrer zu bemächtigen; und sie konnte dem gerade noch zuvorkommen und es vor Ulrich sogar verbergen, indem sie mit der schnellsten aller Ausreden, daß sie etwas zu besorgen vergessen hätte, aufsprang und das Zimmer verließ.

[<]

42

Auf der Himmelsleiter in eine fremde Wohnung

Kaum war das vollbracht, faßte sie aber den Beschluß, daß sie den sonderbaren Mann aufsuchen werde, der ihr seine Hilfe angeboten hatte, und schritt sogleich an die Ausführung. Sie wollte ihm gestehen, daß sie nicht mehr wisse, was sie mit sich beginnen solle. Sie hatte keine deutliche

Vorstellung von ihm; ein Mensch, den man unter Tränen gesehen hat, die in seiner Gesellschaft aufgetrockneten, wird nicht leicht jemand so erscheinen, wie er wirklich ist. Darum dachte sie unterwegs über ihn nach. Sie glaubte nüchtern nachzudenken; aber in Wahrheit geschah es noch ganz phantastisch. Sie eilte durch die Straßen und trug vor ihren Augen das Licht aus ihres Bruders Zimmer. Rechtes Licht sei es aber gar nicht gewesen, überlegte sie; eher mochte sie sagen, daß alle Dinge in dem Zimmer plötzlich die Fassung verloren hätten, oder eine Art von Verstand, der sonst wohl an ihnen sein mußte. Sollte es aber so sein, daß bloß sie selbst die Fassung verloren hätte, oder ihren Verstand, so wäre das auch nicht nur auf sie beschränkt gewesen, denn es hatte doch auch in den Dingen eine Befreiung erweckt, worin es sich von Wundern regte. «Im nächsten Augenblick hätte es uns aus den Kleidern geschält wie ein silbernes Messer, ohne daß wir auch nur einen Finger wirklich gerührt hätten!» dachte sie.

Allmählich beruhigte sie sich aber jetzt an dem Regen, der ihr harmloses, graues Wasser prasselnd auf Hut und Mantel schüttete, und ihre Gedanken nahmen eine gemäßigtere Art an. Vielleicht half auch die einfache, in Eile übergeworfene Kleidung dabei mit, denn sie lenkte ihre Erinnerung auf schirmlose Schulmädelswege und unschuldige Zustände zurück. Die Wandernde entsann sich sogar unerwartet einer arglosen Sommerszeit, die sie mit einer Freundin und deren Eltern auf einer kleinen Insel im Norden verbracht hatte: dort hatten sie zwischen der harten Herrlichkeit von Himmel und Meer einen Nistplatz der Seevögel entdeckt, eine Mulde voll von weißen, weichen Vogelfedern. Und nun wußte sie es: der Mann, zu dem es sie hinzog, erinnerte sie an diesen Nistplatz. Die Vorstellung freute sie. Allerdings hätte sie es sich zu jener Zeit, angesichts der strengen Aufrichtigkeit, die zum Bedürfnis der Jugend nach Erfahrung gehört, wohl kaum durchgehen lassen, daß sie sich dermaßen unlogisch, ja eben jugendlich-unreif, wie sie es jetzt mit Fleiß geschehen ließ, bei der Vorstellung des Weichen und Weißen einem überirdischen Grausen überlasse. Dieses Grausen galt Professor Lindner; aber auch das Überirdische galt ihm.

Die Ahnung voll Gewißheit, es stehe alles, was ihr begegne, in märchenhafter Verbindung mit etwas Verborgenen, war ihr aus allen erregten Zeiten ihres Lebens bekannt; sie spürte es als eine Nähe, fühlte es hinter sich und hatte die Neigung, auf die Stunde des Wunders zu warten, wo sie nichts zu tun hätte, als die Augen zu schließen und sich zurückzulehnen. Ulrich aber sah in überirdischen Träumereien keine Hilfe, und seine Aufmerksamkeit schien meistens davon in Anspruch genommen zu sein, den überirdischen Inhalt unendlich langsam in einen irdischen zu verwandeln. Agathe erkannte darin den Grund, warum sie ihn binnen vierundzwanzig Stunden jetzt schon zum drittenmal verlassen hatte, fliehend in der wirren Erwartung von etwas, das sie in Obhut nehmen und von den Mühsalen, oder auch nur von der Ungeduld ihrer Leidenschaften ausruhen lassen sollte. Sobald sie sich dann beruhigte, war sie wieder selbst an seiner Seite und sah alle Heilmöglichkeit in dem, was er sie lehrte; und auch jetzt hielt dies eine Weile an. Als sich ihr aber die Erinnerung an das, was zu Hause «beinahe» geschehen wäre – und eben doch nicht geschah! – wieder lebhafter aufdrängte, war sie auch wieder bis ins Innerste ratlos. Bald wollte sie sich nun einreden, daß ihnen der unendliche Bereich des Unvorstellbaren zu Hilfe gekommen wäre, wenn sie noch einen Augenblick ausgeharrt hätten, bald warf sie sich vor, daß sie nicht abgewartet habe, was Ulrich tun werde; schließlich aber träumte sie davon, daß es das richtigste gewesen wäre, einfach der Liebe nachzugeben und auf der schwindlichten Himmelsleiter, die sie hinanstiegen, der überforderten Natur eine Ruhestufe einzuräumen. Doch da kam sie sich, kaum war dieses Zugeständnis gemacht, wie eines der unfähigen Märchengeschöpfe vor, die nicht an sich halten können und in ihrer weibischen Schwäche vor der Zeit das Schweigen oder ein anderes Gelübde brechen, worauf alles unter Donner zusammenfällt.

Richtete sich jetzt ihre Erwartung wieder auf den Mann, der sie Rat finden lassen sollte, so hatte er nicht nur die großen Vorteile für sich, die der Ordnung, der Gewißheit, der gütigen Strenge und einem zusammengekommenen Betragen von einer unartig verzweifelten Aufführung verliehen sind; sondern es war diesem Unbekannten auch die besondere Auszeichnung zu eigen, daß er gefühllos und gewiß von Gott sprach, als verkehre er täglich in dessen Hause und könne zu verstehen geben, daß man dort alles verachte, was bloß Leidenschaft und Einbildung sei. Was mochte ihr also bei ihm bevorstehen? Als sie sich diese Frage stellte, drückte sie den Fuß heftiger im Lauf an den Boden und atmete die Kälte des Regens ein, damit sie ganz nüchtern werde; und da wurde ihr denn recht wahrscheinlich, daß Ulrich, wenn er auch einseitig über Lindner urteile, es doch richtiger tue als sie, denn vor den Gesprächen mit ihm, als ihr Eindruck von jenem noch ursprünglich war, hatte sie selbst auch recht spöttisch von dem Guten gedacht. Sie wunderte sich über ihre Füße, die sie dennoch zu ihm trugen, und nahm sogar einen in der gleichen Richtung fahrenden Stellwagen, damit es schneller vonstatten gehe.

Zwischen Menschen geschüttelt, die wie grobe nasse Wäschestücke waren, hatte sie es schwer, ihr inneres Gespinnst ganz zu erhalten, aber sie stand mit erbittertem Gesicht und schützte es vor dem Zerreißen. Sie wollte es heil zu Lindner bringen. Sie verkleinerte es sogar. Ihr ganzes Verhältnis zu Gott, wenn dieser Name denn schon auf eine solche Abenteuerlichkeit angewandt werden sollte, beschränkte sich darauf, daß ein Zwielficht jedesmal vor ihr aufging, wenn das Leben zu bedrückend und widerwärtig oder, was das neue war, zu schön wurde. Da hinein rannte sie dann suchend. Das war alles, was sie ehrlich davon zu sagen wußte. Und ein Ergebnis hätte es nie gehabt. So sagte sie sich unter Stößen. Und dabei bemerkte sie, daß sie jetzt eigentlich auch recht neugierig darauf war, wie sich ihr Unbekannter aus diesem Geschäft ziehen werde, das ihm gleichsam in Stellvertretung Gottes anvertraut wurde; mußte er doch zu solchem Behuf von dem großen Unzugänglichen auch etwas Allwissenheit abbekommen haben, weil sie sich unterdes, eingeklemmt zwischen allerhand Menschen, fest vorgenommen hatte, ihm um keinen Preis gleich ein volles Geständnis abzulegen. Als sie ausstieg, entdeckte sie aber merkwürdigerweise die tief versteckte Überzeugung in sich, daß es diesmal anders kommen werde als sonst und daß sie entschlossen sei, auch auf eigene Faust das ganz Unfaßbare aus dem Zwielficht ans Licht zu holen. Vielleicht hätte sie dieses übertreibende Wort rasch wieder ausgelöscht, wenn es ihr überhaupt zu Bewußtsein gekommen wäre; aber dort war an der Stelle kein Wort, sondern bloß ein überraschtes Gefühl, das ihr Blut emporwirbelte, als wäre es Feuer.

Der Mann, auf den so leidenschaftliche Gefühle und Einbildungen unterwegs waren, saß indessen in Gesellschaft seines Sohnes Peter bei der Mittagsmahlzeit, die von ihm, einer guten Regel älterer Zeiten folgend, noch zur wirklichen Mittagsstunde eingenommen wurde. In seiner Umgebung gab es keinen Luxus, oder wie man in deutscher Sprache besser sagt, keinen Überfluß; denn das deutsche Wort eröffnet uns den Sinn, den das fremdländische verschließt. So hat auch Luxus die Bedeutung des Überflüssigen und Entbehrlichen, das müßiger Reichtum ansammeln mag; Überfluß dagegen ist nicht sowohl überflüssig, und insofern gleichbedeutend mit Luxus, als vielmehr auch überfließend und bedeutet dann eine leicht über den Rahmen schwellende Polsterung des Daseins oder jene überschüssige Bequemlichkeit und Weitherzigkeit des europäischen Lebens, die nur den ganz Armen fehlt. Lindner unterschied diese zwei Begriffe des Luxus, und ebensosehr Luxus im ersten seiner Wohnung fehlte, war er im zweiten Begriff darin vorhanden. Schon wenn sich die Eingangstür öffnete und den mäßig großen Vorraum darbot, empfing man diesen eigentümlichen Eindruck, von dem nicht zu sagen war, wovon er kam. Sah man sich dann um, so fehlte keine der Einrichtungen, die dazu geschaffen sind, dem Menschen durch eine nützliche Erfindung zu dienen: Ein Schirmständer, aus Blech gelötet und mit Email bemalt, sorgte für den Regenschirm. Ein Laufteppich mit derben Fasern nahm den

Schuhen den Schmutz ab, den die Abstreifbürste noch daran gelassen haben mochte. In einer Tasche an der Wand staken zwei Kleiderbürsten, und auch der Rechen zum Aufhängen der Überkleidung fehlte nicht. Eine Glühbirne erhellte den Raum, sogar ein Spiegel war vorhanden, und alle diese Geräte waren aufs beste gewartet und wurden rechtzeitig erneuert, wenn sie Schaden nahmen. Aber die Glühbirne hatte die geringste Lichtstärke, bei der man gerade noch etwas wahrnehmen kann; der Kleiderrechen hatte bloß drei Haken; der Spiegel faßte bloß vier Fünftel eines Erwachsenengesichts; und die Dicke wie die Güte des Teppichs waren gerade so groß, daß man noch den Fußboden hindurchspürte und nicht in Weichheit versank: Mag es übrigens vergeblich sein; durch solche Einzelheiten den Geist der Örtlichkeit zu beschreiben, so brauchte man doch bloß einzutreten und empfand ihn im ganzen als etwas eigentümlich Anwehendes, das nicht streng und nicht lässig, nicht wohlhabend und nicht arm, nicht würzig und nicht geschmacklos, sondern eben etwas so bejahend aus zwei Verneinungen Hervorgehendes war, wie es sich am besten durch das Wort: Mangel an Verschwendung ausdrücken läßt. Das schloß aber, wenn man die inneren Räume betrat, ein Gefühl für Schönheit, ja sogar das des Behagens keineswegs aus, die sich allenthalben bemerken ließen. An den Wänden hingen gerahmte Prachtstiche, das Fenster neben Lindners Schreibtisch war durch ein buntes Schaustück aus Glas geziert, das einen Ritter darstellte, der mit spröder Bewegung eine Jungfrau von einem Drachen befreite, und in der Wahl einiger bemalter Vasen, die schöne Papierblumen enthielten, in der Anschaffung eines Aschenbechers durch den Nichtraucher, sowie in den vielen Kleinigkeiten, durch die gleichsam ein Sonnenstrahl in den ernsten Pflichtkreis fällt, den die Erhaltung und Betreuung eines Hauswesens darstellt, hatte Lindner gerne einen freien Geschmack walten lassen. Immerhin drang überall die zwölfkantige Strenge der Zimmerform gerade noch durch alles hindurch wie eine Erinnerung an die Härte des Lebens, deren man auch in der Annehmlichkeit nicht vergessen soll; und selbst dort, wo, aus vergangenen Zeiten herrührend, noch etwas weiblich Undiszipliniertes, ein Kreuzstichdeckchen, ein Polster mit Rosen oder ein Unterröckchen von Lampenschirm, diese Einheitlichkeit durchbrach, war sie stark genug, das schwelgerische Element daran zu hindern, daß es ganz aus ihrem Rahmen falle.

Trotzdem war Lindner an diesem Tag, und nicht zum erstenmal seit dem gestrigen Tage, beinahe um eine Viertelstunde zu spät zur Mahlzeit erschienen. Der Tisch war gedeckt; die Teller, je drei vor jedem der beiden Plätze aufeinandergestellt, sahen ihn mit dem runden Blick des Vorwurfs an; die Messerbänkchen aus Glas, auf denen Messer, Löffel und Gabel wie Kanonenrohre von der Lafette starteten, und die eingerollten Servietten in ihren Ringen waren aufmarschiert wie eine Armee, die ihr General im Stich gelassen hat. Lindner hatte flüchtig die Post zu sich gesteckt, die er sonst vor dem Essen zu öffnen pflegte, war schlechten Gewissens ins Speisezimmer geeilt und wußte nun in seiner Befangenheit nicht, was ihm dort eigentlich zustieß – es mochte wohl etwas Ähnliches wie Mißtrauen sein, da im gleichen Augenblick von der anderen Seite, und ebenso eilig wie er, sein Sohn Peter eintrat, als hätte er bloß auf den Vater gewartet.

[<]

43

Der Tugut und der Tunichtgut Aber auch Agathe

Peter war ein recht beträchtlicher, ungefähr siebzehnjähriger Bursche, in dem sich die abschüssige Größe Lindners mit einer breiteren Körperlichkeit durchdrungen und verkürzt hatte;

er reichte seinem Vater nur an die Schultern, aber sein Kopf, der einer eckig-runden großen Kegelkugel glich, saß auf einem Nacken von strammem Fleisch, dessen Umfang für einen Oberschenkel von Papa ausgereicht hätte. Peter hatte statt in der Schule auf einem Fußballplatz geweilt und unseligerweise am Heimweg ein Mädchen angesprochen, dem seine männliche Schönheit das halbe Versprechen eines Wiedersehens abrang: dadurch in Verspätung, hatte er sich heimlich in die Wohnung und an die Tür des Speisezimmers geschlichen, unschlüssig bis zum letzten Augenblick, wie er sich ausreden werde, hatte aber zu seiner Überraschung niemand im Zimmer gehört, war hineingestürzt, und gerade im Begriff, die gelangweilte Miene langen Wartens aufzusetzen, wurde er jetzt sehr verlegen, als er mit seinem Vater zusammenprallte. Sein rotes Gesicht überzog sich mit noch röteren Flecken, er ließ augenblicklich einen großen Wortschwall los und schielte seinen Vater ängstlich an, wenn er glaubte, daß dieser es nicht bemerke, wogegen er sein Auge furchtlos in das väterliche springen ließ, wenn er es auf sich gerichtet fühlte. Das war ein wohlberechnetes und oft erprobtes Verhalten, das die Aufgabe erfüllte, den Eindruck eines bis zur Unklugheit offenen und unbeherrschten jungen Mannes zu erwecken, der alles imstande sein könnte, bloß das eine nicht, etwas zu verbergen. Aber wenn das nicht genügte, so schreckte Peter auch nicht davor zurück, sich scheinbar versehentlich unehrerbietige oder andre seinem Vater mißliebige Worte entschlüpfen zu lassen, die dann wie Spitzen wirkten, die den Blitz anzogen und von gefährlicheren Bahnen ablenkten. Denn Peter fürchtete seinen Vater wie die Hölle den Himmel, mit dem Ehrgefühl des schmorenden Fleisches, auf das der Geist hinabblickt. Er liebte das Fußballspiel, und selbst dabei liebte er es mehr, mit sachkundiger Miene zuzusehn und gewichtige Urteile zu fällen, als sich selbst anzustrengen. Er hatte vor, Flieger zu werden und eines Tags Heldentaten zu vollbringen; er stellte es sich aber nicht als ein Ziel vor, für das man arbeiten müsse, sondern als eine persönliche Anlage, wie eben Wesen, zu denen das gehört, eines Tags fliegen können. Auch daß seine Abneigung zu arbeiten im Widerspruch zu den Lehren der Schule stehe, beeinflusste ihn nicht: Dieser Sohn eines anerkannten Pädagogen legte überhaupt keinen Wert darauf, von seinen Lehrern geachtet zu werden; es genügte ihm, körperlich der Stärkste in seiner Klasse zu sein, und wenn ihm ein Mitschüler zu gescheit vorkam, so war er bereit, durch einen Fausthieb gegen Nase oder Magen das Verhältnis wieder erträglich zu gestalten. Bekanntlich kann man auch auf diese Weise ein geachtetes Dasein führen, und sein Verfahren hatte bloß den einen Nachteil, daß er es zu Hause gegen seinen Vater nicht anwenden konnte, ja daß dieser davon möglichst wenig erfahren durfte. Denn vor dieser geistigen Autorität, die ihn erzogen hatte und sanft umklammert hielt, brach Peters Ungestüm zu jammernden Versuchen der Auflehnung zusammen, die Lindner senior das klägliche Geschrei der Begierden nannte. Von klein auf mit den besten Grundsätzen vertraut gemacht, hatte es Peter schwer, sich ihrer Wahrheit zu verschließen, und vermochte seiner Ehre und Wehrhaftigkeit nur durch einen indianischen Gebrauch von Kriegslisten genugzutun, die den offenen Wortkampf mieden. Zwar bediente er sich, um sich seinem Gegner anzupassen, auch vieler Worte, doch ließ er sich dabei niemals zu dem Bedürfnis herab, die Wahrheit zu reden, was nach seiner Auffassung unmännlich und geschwätzig war.

So sprudelten auch dieses Mal sogleich seine Beteuerungen und Grimassen, fanden aber keine Gegenwirkung auf Seiten des Meisters. Professor Lindner hatte eiligst das Kreuz über der Suppe geschlagen und aß ernst, schweigend und hastig. Nur zuweilen ruhte sein Auge kurz und ohne Sammlung auf dem Scheitel seines Sohnes. Dieser Scheitel war an diesem Tag mit Kamm, Wasser und viel Pomade durch das dicke, braunrote Haar gezogen wie eine Schmalspurbahn durch unwillig ausweichendes Walddickicht. Fühlte Peter den Blick seines Vaters darauf ruhn, so senkte er den Kopf, um mit dem Kinn die rote, schreiend schöne Krawatte zu verdecken, die sein Erzieher noch nicht kannte. Denn einen Augenblick später konnte sich der Blick sanft an einer

solchen Entdeckung erweitern und der Mund ihm folgen, und Worte hervorbringen von der «Unterwerfung unter die Parolen von Hanswurst und Laffen» oder von «sozialer Gefallsucht und knechtischer Eitelkeit», die Peter kränkten. Diesmal geschah aber nichts, und erst nach einer Weile, während die Teller gewechselt wurden, sagte Lindner gütig und unbestimmt – es war nicht einmal sicher, ob er die Krawatte meine oder nur von einem unbewußt aufgenommenen Anblick zu seinem Mahnwort bestimmt werde: «Menschen, die noch sehr mit ihrer Eitelkeit zu kämpfen haben, sollten in ihrer äußeren Erscheinung alles Auffallende meiden ...!»

Peter benutzte diese unerwartete Charakterabwesenheit seines Vaters, um eine Geschichte von einem Ungenügend vorzubringen, das er aus Ritterlichkeit erhalten haben wollte, weil er, nach einem Kameraden geprüft, sich mit Absicht unvorbereitet gezeigt habe, um diesen, angesichts unerhörter Anforderungen, die für Schwächere einfach unerfüllbar seien, nicht in den Schatten zu stellen.

Professor Lindner schüttelte bloß den Kopf dazu.

Aber als der Mittelgang abgetragen wurde und die Nachspeise auf den Tisch kam, begann er nachdenklich und behutsam: «Sieh, gerade in den Jahren des größten Appetits kann man die folgenreichsten Siege über sich gewinnen, und zwar nicht etwa durch ungesundes Hungern, sondern *nach* ausreichender Ernährung durch gelegentlichen Verzicht auf ein Lieblingsgericht!»

Peter schwieg und zeigte kein Verständnis dafür, aber sein Kopf bedeckte sich wieder bis über die Ohren mit lebhaftem Rot.

«Es wäre verfehlt,» fuhr sein Vater bekümmert fort «wenn ich dich für dieses Ungenügend strafen wollte, denn da du überdies kindisch lügst, liegt noch ein solcher Mangel an sittlichem Ehrbegriff vor, daß man den Boden erst urbar machen muß, auf dem die Strafe wirken kann. Ich verlange darum von dir nichts, als daß du das selbst einsiehst, und bin sicher, daß du dich dann auch selbst bestrafen wirst!»

Dies war der Augenblick, wo Peter lebhaft auf seine schwache Gesundheit hinwies wie auch auf seine Überarbeitung, die in letzter Zeit sein Versagen in der Schule verursacht haben könnten und ihn außerstand setzten, seinen Charakter durch Verzicht auf den letzten Gang zu stählen.

«Der französische Philosoph Comte» erwiderte Professor Lindner darauf gelassen «pfligte nach dem Essen an Stelle des Desserts auch ohne besonderen Anlaß ein Stück trockenen Brots zu kauen, bloß um dabei an diejenigen zu denken, die nicht einmal trockenes Brot haben. Es ist ein feiner Zug, der uns daran erinnert, daß *jede* Übung in der Enthaltbarkeit und Einfachheit eine tiefe soziale Bedeutung hat!»

Peter hatte schon längst eine äußerst unvorteilhafte Vorstellung von der Philosophie, aber auch die Dichtkunst brachte ihm sein Vater nun in üble Erinnerung, denn er fuhr fort: «Auch der Dichter Tolstoi sagt, die Enthaltbarkeit sei die erste Stufe zur Freiheit. Der Mensch hat viele knechtische Begierden, und damit der Kampf gegen alle erfolgreich sei, muß man bei den elementarsten beginnen: der Eßsucht, dem Müßiggang und der Sinnenlust.» – Professor Lindner pfligte eines dieser drei Worte, die in seinen Ermahnungen oft vorkamen, so unpersönlich wie das andere auszusprechen; und lange, ehe Peter mit dem Wort Sinnenlust eine bestimmte Vorstellung zu verbinden vermochte, hatte er schon den Kampf gegen sie an der Seite des Kampfes gegen Eßsucht und Müßiggang kennengelernt, ohne sich etwas anderes dabei zu denken als sein Vater, der sich nichts mehr dabei zu denken brauchte, weil er sicher war, daß damit der Elementarunterricht in der Selbstbestimmung beginne. Auf diese Weise kam es, daß Peter an einem Tag, wo er die Sinnenlust zwar auch noch nicht in ihrer begehrtesten Gestalt kannte, ihr



aber doch schon um die Röcke strich, zum erstenmal davon überrascht wurde, daß er gegen ihre liebevolle, von seinem Vater gewohnheitsmäßig ausgeführte Verbindung mit Eßsucht und Müßiggang plötzlich zornigen Widerwillen empfand; er durfte es bloß nicht geradeswegs ausdrücken, sondern mußte lügen und rief aus: «Ich bin ein schlichter Mensch und kann mich nicht mit Dichtern und Philosophen vergleichen!» Wobei er trotz seiner Erregung die Worte nicht unbedacht wählte.

Sein Erzieher schwieg darauf.

«Ich habe Hunger!» fügte Peter noch leidenschaftlicher hinzu.

Lindner lächelte schmerzlich und verächtlich.

«Ich gehe zugrunde, wenn ich nicht genügend zu essen bekomme!» plärrte Peter beinahe.

«Die erste Erwiderung des Menschen auf alle Eingriffe und Angriffe von außen, geschieht mittels der Stimmwerkzeuge!» belehrte ihn sein Vater.

Und das «klägliche Geschrei der Begierden», wie Lindner es nannte, erstarb. Peter wollte an diesem besonders männlichen Tag nicht weinen, aber die Forderung, beredten Verteidigungsgeist zu entwickeln, lastete furchtbar auf ihm. Es fiel ihm durchaus nichts mehr ein, und er haßte in diesem Augenblick sogar die Lüge, weil man sprechen muß, um sich ihrer zu bedienen. In seinen Augen wechselte Mordgier mit Klagegeheul. Als es so weit gekommen war, sagte Professor Lindner gütig zu ihm: «Du mußt dir ernsthafte Übungen in der Schweigsamkeit auferlegen, damit nicht der unbedachte und ungebildete Mensch in dir rede, sondern der besonnene und erzogene, von dem Worte ausgeht, die Friede und Festigkeit bringen!» Und dann dachte er mit freundlichem Antlitz nach. «Ich habe, wenn man andere gut machen will, keinen besseren Rat,» eröffnete er das Ergebnis, zu dem er kam, seinem Sohn «als daß man selbst gut sei; auch Matthias Claudius sagt: Ich kann nichts anderes aussinnen, als daß man selbst sein muß, wie man die Kinder machen will!» Und mit diesen Worten schob Professor Lindner gütig und entschieden die Nachspeise von sich, obgleich es seine Lieblingsspeise Milchreis mit Zucker und Schokolade war, ohne sie zu berühren, und seinen Sohn durch solche liebende Unerbittlichkeit zwingend, zähneknirschend das gleiche zu tun.

Da geschah es, daß die Wirtschafterin hereinkam und Agathe anmeldete. August Lindner richtete sich verstört auf. «Also doch!» sagte eine schrecklich deutliche stumme Stimme zu ihm. Er war bereit, sich entrüstet zu fühlen, aber er war auch bereit, brüderliche Milde zu empfinden, die sich mit feinem moralischen Tastsinn einfühlt, und diese zwei Gegenspiele, mit einem großen Gefolge von Prinzipien, begannen eine wilde Jagd durch seinen ganzen Körper zu veranstalten, ehe es ihm gelang, den einfachen Befehl zu geben, daß die Dame ins Empfangszimmer geführt werde. «Du erwartest mich hier!» sagte er streng zu Peter und entfernte sich großen Schrittes. Peter aber hatte etwas Ungewöhnliches an seinem Vater bemerkt, er wußte bloß nicht was; immerhin gab es ihm so viel Leichtsinn und Mut, daß er sich nach dessen Abgang und nach kurzem Zögern einen Löffel voll Schokolade in den Mund strich, die zum Überstreuen bereitstand, dann einen Löffel Zucker und schließlich einen großen Löffel voll Reis, Schokolade und Zucker, was er mehrmals wiederholte, ehe er die Schüsseln auf alle Fälle wieder glättete.

Und Agathe saß eine Weile allein in der fremden Wohnung und wartete auf Professor Lindner, denn dieser ging in einem andern Zimmer von einer Seite zur andern und sammelte seine Gedanken, ehe er dem schönen und gefährlichen Weib entgegentrat. Sie sah um sich und fühlte plötzlich eine Angst, als hätte sie sich in den Ästen eines geträumten Baums verstiegen und müßte fürchten, aus seiner Welt von gewundenem Holz und tausend Blättern nicht mehr heil

zurückzufinden. Eine Fülle von Einzelheiten verwirrte sie, und in dem dürftigen Geschmack, der sich in ihnen aussprach, verschränkte sich auf das merkwürdigste eine abweisende Herbheit mit einem Gegenteil, für das sie in ihrer Aufregung nicht gleich ein Wort fand. Das Abweisende mochte dabei vielleicht an die gefrorene Steifheit von Kreidezeichnungen erinnern, doch sah das Zimmer auch aus, als röche es großmütterlich verzärtelt nach Arznei und Salbe, und es schwebten altmodische und unmännliche, mit unangenehmer Geflissentlichkeit auf das menschliche Leiden gerichtete Geister in dem Raum. Agathe schnupperte. Und obwohl die Luft nichts als ihre Einbildungen enthielt, sah sie sich von ihren Gefühlen nach und nach weit zurückgeführt und erinnerte sich nun an den bänglichen «Geruch des Himmels», jenen halb entlüfteten und seiner Würze entleerten, an den Tuchen der Soutanen haften gebliebenen Weihrauchduft, den ihre Lehrer einst an sich getragen hatten, als sie ein Mädchen war, das gemeinsam mit kleinen Freundinnen in einem frommen Institut erzogen wurde und keineswegs in Frömmigkeit erstarb. Denn so erbaulich dieser Geruch auch für Menschen ist, die das Richtige mit ihm verbinden, in den Herzen der heranwachsenden weltlich-widerstrebenden Mädchen bestand seine Wirkung in der lebhaften Erinnerung an Protestgerüche, wie sie Vorstellung und erste Erfahrungen mit dem Schnurrbart eines Mannes oder mit seinen energischen, nach scharfen Essenzen duftenden und von Rasierpuder überhauchten Wangen verbinden. Weiß Gott, auch dieser Geruch hält nicht, was er verspricht! Und während Agathe auf einem der entsagungsvollen Lindnerschen Polsterstühle saß und wartete, schloß sich nun der leere Geruch der Welt mit dem leeren Geruch des Himmels unentrinnbar um sie zusammen wie zwei hohle Halbkugeln, und eine Ahnung wandelte sie an, daß sie im Begriff sei, eine unachtsam überstandene Lebensschulstunde nachzuholen.

Sie wußte nun, wo sie war. Zaghaft bereit, versuchte sie, sich dieser Umgebung anzupassen und der Lehren zu gedenken, von denen sie sich vielleicht zu früh hatte abwenden lassen. Aber ihr Herz scheute bei dieser Willigkeit wie ein Pferd, das keinem Zuspruch zugänglich ist, und fing in wilder Angst zu laufen an, wie es geschieht, wenn Gefühle da sind, die den Verstand warnen möchten und keine Worte finden. Trotzdem versuchte sie es nach einer Weile abermals; und um es zu unterstützen, dachte sie dabei an ihren Vater, der ein liberaler Mann gewesen war und für seine Person immer einen etwas seichten Aufklärungsstil zur Schau getragen hatte, unerachtet dessen er aber den Entschluß aufbrachte, sie einer Klosterschule zur Erziehung zu übergeben. Sie fühlte sich geneigt, das als eine Art Versöhnungsoffer aufzufassen und als den von heimlicher Unsicherheit erzwungenen Versuch, einmal das Gegenteil von dem zu tun, wovon man überzeugt zu sein meint: und weil sie sich jeder Inkonsequenz verwandt fühlte, mutete sie die Lage, in die sie sich selbst gebracht hatte, dabei einen Augenblick lang als eine geheimnisvolle unbewußt-töchterliche Wiederholung an. Aber auch dieser zweite, freiwillig geförderte fromme Schauer war nicht von Bestand; und anscheinend hatte sie ein für allemal, als sie in allzu seelsorgliche Obhut gesteckt worden, die Fähigkeit verloren, für ihre bewegten Ahnungen den Ankerplatz in einem Glauben zu finden: Denn sie brauchte bloß wieder ihre Umgebung zu mustern, und mit dem grausamen Spürsinn, den die Jugend für den Abstand hat, der zwischen der Unendlichkeit einer Lehre und der Endlichkeit des Lehrers besteht, ja auch leicht dahin führt, von dem Diener auf den Herrn zurückzuschließen, sah sie sich von dem sie umrahmenden Heim, darin sie sich gefangen begeben und erwartungsvoll niedergelassen hatte, plötzlich unaufhaltsam zum Lachen gereizt.

Doch grub sie unwillkürlich die Nägel in das Holz des Sessels, denn sie schämte sich der Unschlüssigkeit. Und am liebsten hätte sie dem Unbekannten, der sich der Tröstung anmaßte, alles, was sie bedrückte, jetzt so rasch wie möglich und auf einmal ins Gesicht geschleudert, so er bloß geruht hätte, sich endlich zu zeigen: Den bösen Handel mit dem Testament – völlig

unverzeihlich, wenn man es ohne Trotz überlegt. Hagauers Briefe, ihr Abbild so abscheulich verzerrend wie ein schlechter Spiegel, ohne daß sich die Ähnlichkeit ganz hätte leugnen lassen. Dann wohl auch, daß sie diesen Mann vernichten wollte, nun aber doch nicht wirklich töten; und daß sie ihn einst wohl geheiratet hätte, aber auch nicht wirklich, sondern blind vor Selbstverachtung. Es gab lauter ungewöhnliche Halbheiten in ihrem Leben; aber schließlich hätte dann auch, alles vereinernd, die zwischen Ulrich und ihr schwebende Ahnung zur Sprache kommen müssen, und diesen Verrat konnte sie ja doch nie und nimmer begehen! Sie fühlte sich unwirsch wie ein Kind, dem stets eine zu schwere Aufgabe zugemutet wird. Warum wurde das Licht, das sie manchmal sah, jedesmal gleich wieder verlöscht wie eine durch weites Dunkel schwankende Laterne, deren Schimmer von der Finsternis bald eingeschluckt, bald freigegeben wird?! Sie war aller Entschließung beraubt, und zum Überfluß entsann sie sich, daß Ulrich einmal gesagt habe, wer dieses Licht suche, der müsse über einen Abgrund, der keinen Boden und keine Brücke hat. Glaubte er also zuinnerst selbst nicht an die Möglichkeit dessen, was sie gemeinsam suchten? So dachte sie, und obwohl sie nicht wirklich zu zweifeln wagte, fühlte sie sich doch tief erschüttert. Niemand konnte ihr also helfen als der Abgrund selbst! Dieser Abgrund war Gott: ach, was wußte sie! Mit Abneigung und verächtlich musterte sie die Brücklein, die hinüberführen wollten, die Demut des Zimmers, die fromm an den Wänden angebrachten Bilder, alles das, was ein vertrauliches Verhältnis zu ihm vortäuschte. Sie war ebenso nahe daran, sich selbst zu demütigen, wie sich mit Grausen abzuwenden. Und am liebsten wäre sie wohl noch einmal davongelaufen; als sie sich aber erinnerte, daß sie immer davonlief, fiel ihr noch einmal Ulrich ein, und sie kam sich «furchtbar feig» vor. Das Schweigen zu Hause war doch schon wie eine Windstille gewesen, die dem Sturm vorangeht, und von dem Druck dieses Herannahens war sie hierhergeschleudert worden. So sah sie es jetzt an, nicht ganz ohne ein aufkommendes Lächeln; und da lag es auch nahe, daß ihr noch etwas einfiel, das Ulrich gesagt hatte, denn er hatte irgend einmal gesagt: «Niemand findet sich ein Mensch selbst völlig feig; denn wenn er vor etwas erschrickt, so läuft er genau so weit davon, daß er sich wieder als Held vorkommt!» Und da saß sie also!

[<]

44

### Eine gewaltige Aussprache

In diesem Augenblick trat Lindner ein und hatte sich ebensoviel zu sagen vorgenommen wie seine Besucherin; aber es kam alles anders, als sie sich einander gegenüber befanden. Agathe ging gleich mit Worten zum Angriff über, die zu ihrem Erstaunen weitaus gewöhnlicher ausfielen, als es ihrer Vorgeschichte entsprochen hätte. «Sie erinnern sich wohl, daß ich Sie gebeten habe, mir einiges zu erklären» begann sie. «Ich bin jetzt da. Ich weiß noch gut, was Sie gegen meine Scheidung gesagt haben. Vielleicht habe ich es seither sogar besser verstanden!» Sie saßen an einem großen, runden Tisch, und die ganze Länge seines Durchmessers trennte sie. Agathe fühlte sich, im Verhältnis zu den letzten Augenblicken ihres Alleinseins, gleich im ersten Augenblick dieses Beisammenseins tief gesunken, dann aber auf festem Boden; sie legte dort das Wort Scheidung wie einen Köder aus, obwohl ihre Neugierde, Lindners Meinung zu erfahren, auch aufrichtig war.

Und dieser antwortete wirklich fast in demselben Augenblick: «Ich weiß recht wohl, warum Sie

diese Erklärung von mir verlangen. Man wird Ihnen zeitlebens eingeflüstert haben, daß der Glaube an Übermenschliches und der Gehorsam gegen Gebote, die in diesem ihren Ursprung haben, dem Mittelalter angehöre! Sie haben erfahren, solche Märchen seien durch die Wissenschaft abgetan worden! Sind Sie aber dessen gewiß, daß es wirklich so ist?!»

Agathe bemerkte zu ihrer Überraschung, daß sich ungefähr bei jedem dritten Wort seine Lippen unter dem schütterten Bart wie zwei Angreifer aufrichteten. Sie gab keine Antwort.

«Haben Sie darüber nachgedacht?» fuhr Lindner streng fort. «Kennen Sie die wahre Unzahl von Fragen, die damit zusammenhängen? Ich sehe: Sie kennen sie nicht! Aber Sie haben eine großartige Handbewegung, mit der Sie das abtun, und wissen wahrscheinlich nicht einmal, daß Sie bloß unter dem Einfluß fremden Zwanges handeln!»

Er hatte sich in die Gefahr gestürzt. Es blieb ungewiß, an welche Einflüsterer er dabei dachte. Er fühlte sich fortgerissen. Seine Rede war ein langer Tunnel, den er durch einen Berg gebohrt hatte, um jenseits über eine Vorstellung: «Lügen freigeistiger Männer» herzufallen, die dort in prahlerischem Licht prangte. Er meinte weder Ulrich noch Hagauer, aber er meinte beide, er meinte alle. «Und wenn Sie auch nachgedacht hätten» – er rief es mit kühn ansteigender Stimme aus «und von diesen Irrlehren überzeugt wären: daß der Körper nichts als ein System toter Korpuskeln sei, die Seele ein Drüsenpiel, die Gesellschaft ein Lumpenbündel mechanisch-wirtschaftlicher Gesetze; und sogar, wenn das richtig wäre, wovon es weit entfernt ist – so würde ich doch solchem Denken das Wissen von der Wahrheit des Lebens absprechen! Denn was sich Wissenschaft nennt, hat nicht die geringste Zuständigkeit, mit ihrem äußerlichen Verfahren das zu erklären, was als innere, geistige Gewißheit im Menschen lebt. Die Lebenswahrheit ist ein anfangloses Wissen, und die Tatsachen des wahren Lebens werden nicht durch Beweis vermittelt: wer lebt und leidet, hat sie in sich selbst als die geheimnisvolle Macht höherer Ansprüche und als die lebendige Deutung seiner selbst!»

Lindner war aufgestanden. Seine Augen blitzten wie zwei Kanzelredner auf der von seinen langen Beinen gebildeten Höhe. Er sah mit Machtgefühlen auf Agathe hinab. «Warum spricht er gleich so viel?» dachte sie. «Und was hat er gegen Ulrich? Er kennt ihn kaum und spricht doch offenkundig gegen ihn?!» Da gab ihr die weibliche Übung im Erregen von Gefühlen, schneller, als es Nachdenken vermocht hätte, die Gewißheit ein, daß Lindner nur deshalb so spräche, weil er in einer lächerlichen Weise eifersüchtig sei. Sie sah mit einem bezaubernden Lächeln zu ihm auf. Er stand groß, schwank und bewaffnet vor ihr und kam ihr wie eine kampflustige Riesenheuschrecke aus vergangenen Erdzeitaltern vor. «Du lieber Himmel,» dachte sie «jetzt werde ich wieder etwas sagen, das ihn ärgert, und er wird wieder hinter mir drein laufen: Wo bin ich?! Welches Spiel treibe ich?!» Es verwirrte sie, daß sie von Lindner zum Lachen gereizt wurde und doch einzelne seiner Worte nicht ohneweiters los wurde, wie «anfangloses Wissen» oder «lebendige Deutung»: so fremde Worte in der Gegenwart, aber ihr heimlich vertraut, als hätte sie selbst sie immer gebraucht, ohne daß sie sich erinnern konnte, diese Ausdrücke früher auch nur gehört zu haben. Sie dachte: «Es ist schauerlich, aber einzelne seiner Worte hat er mir schon wie Kinder ins Herz gesenkt!»

Lindner bemerkte, daß er auf sie Eindruck gemacht habe, und diese Genugtuung versöhnte ihn ein wenig. Er sah eine junge Frau vor sich, an der Erregung und gespielte Gleichgültigkeit, ja selbst Keckheit verdächtig zu wechseln schienen: und da er ein genauer Kenner der Frauenseele zu sein glaubte, ließ er sich davon nicht beirren, sondern wußte, daß die Versuchung zu Hochmut und Eitelkeit für schöne Frauen außerordentlich groß sei. Er konnte überhaupt ein schönes Gesicht selten ohne eine Beimischung von Mitleid betrachten. Damit ausgezeichnete Menschen

waren nach seiner Überzeugung fast immer Märtyrer ihrer glänzenden Außenseite, die sie zu Dünkel verführte und seinem schleichenden Gefolge von Herzenskälte und Äußerlichkeit. Immerhin kann es aber auch vorkommen, daß hinter einem schönen Antlitz eine Seele wohnt, und wieviel Unsicherheit hat sich denn nicht oft schon hinter Hochmut, wieviel Verzweiflung unter Leichtsinn verborgen! Oft sind das sogar besonders edle Menschen, denen bloß die Hilfe richtiger und unerschütterlicher Überzeugungen abgeht. Und Lindner wurde nun nach und nach wieder ganz davon überwältigt, daß sich der erfolgreiche Mensch in die Stimmung des vernachlässigten hineinzuversetzen habe; und als er dies tat, wurde er gewahr, daß die Form von Agathes Antlitz und Körper jene liebliche Ruhe besitze, die nur dem Großen und Edlen zu eigen ist, ja das Knie in den Falten der Umhüllung erschien ihm sogar als das einer Niobe. Es setzte ihn in Erstaunen, daß sich ihm gerade dieser Vergleich aufdrängte, der seines Wissens keinesfalls passend sein konnte, aber anscheinend hatte sich darin der Adel seines moralischen Schmerzes selbsttätig mit der verdächtigen Vorstellung vieler Kinder verbunden, denn er fühlte sich nicht minder angezogen als geängstigt. Er bemerkte nun auch den Busen, der in raschen, kleinen Wellen atmete. Es wurde ihm schwül zumute, und wäre ihm nicht abermals seine Weltkenntnis zu Hilfe gekommen, so hätte er sich sogar ratlos gefühlt: sie flüsterte ihm aber im Augenblick der höchsten Verfänglichkeit zu, daß dieser Busen etwas Unausgesprochenes umschließen müsse, und daß dieses Geheimnis nach allem, was er wußte, mit der Scheidung von seinem Kollegen Hagauer zusammenhängen dürfte; und das rettete ihn aus beschämender Torheit, indem es ihm augenblicklich die Möglichkeit bot, sich die Enthüllung dieses Geheimnisses an Stelle der des Busens zu wünschen. Er tat es aus ganzer Kraft, und die Verbindung von Sünde mit der ritterlichen Tötung des Sündendrachens schwebte ihm dabei in glühenden Farben vor, ähnlich wie sie auf der Glasmalerei in seinem Arbeitszimmer leuchteten.

Agathe unterbrach dieses Nachsinnen mit einer Frage, die sie in gemäßigtem, ja verhaltenen Ton an ihn richtete, nachdem sie sich wieder gefaßt hatte. «Sie haben behauptet, daß ich unter Einflüsterungen, unter einem fremden Zwang handle: was haben Sie damit gemeint?»

Lindner hob verblüfft den Blick, der auf ihrem Herzen geruht hatte, zu ihren Augen. Was ihm noch nie widerfahren war, er wußte nicht mehr, was er zuletzt gesagt hatte. Er hatte in dieser jungen Frau ein Opfer des freien Geistes gesehen, der die Zeit verwirrt, und hatte es über seiner Siegesfreude vergessen.

Agathe wiederholte ihre Frage mit einer kleinen Veränderung: «Ich habe Ihnen anvertraut, daß ich mich von Professor Hagauer scheiden lassen will, und Sie haben mir erwidert, daß ich unter Einflüsterungen handle. Es könnte mir nützen, zu erfahren, was Sie darunter verstehen. Ich wiederhole Ihnen, daß keiner der landläufigen Gründe ganz zutrifft; nicht einmal die Abneigung ist nach den Maßen der Welt unüberwindlich gewesen. Ich bin bloß überzeugt worden, daß sie nicht überwunden werden darf, sondern unermeßlich vergrößert werden soll!»

«Von wem?»

«Das ist eben die Frage, die Sie mir lösen helfen sollen.» Sie sah ihn wieder mit einem sanften Lächeln an, das sozusagen abscheulich tief ausgeschnitten war und den inneren Busen entblöbte, als läge nur noch ein schwarzes Spitzentuch darüber. Unwillkürlich schützte Lindner davor das Auge mit einer Bewegung der Hand, die seine Brille zu richten vorgab. Die Wahrheit war, daß Mut in seinem Weltbild als auch in den Gefühlen, die er Agathe entgegenbrachte, dieselbe ängstliche Rolle spielte. Er gehörte zu denen, die erkannt haben, daß es den Sieg der Demut erleichtert, wenn sie den Hochmut zuvor mit der Faust niederstreckt, und seine gelehrte Natur hieß ihn keinen Hochmut so bitterlich fürchten wie den der freien Wissenschaft, die dem Glauben

vorwirft, daß er unwissenschaftlich sei. Hätte man ihm gesagt, daß die Heiligen mit ihren leer und bittend erhobenen Händen veraltet seien und gegenwärtig mit Säbel, Pistole oder noch neueren Instrumenten in der Faust dargestellt werden müßten, so möchte ihn das empört haben, aber die Waffen des Wissens wollte er dem Glauben nicht vorenthalten sehen. Das war beinahe zur Gänze ein Irrtum, aber nicht er allein beging ihn; und darum war er über Agathe mit Worten hergefallen, die in seinen Veröffentlichungen einen ehrenvollen Platz verdient hätten – und ihn dort wahrscheinlich auch einnahmen –, der sich ihm Anvertrauenden gegenüber aber fehl am Ort gewesen waren. Da er den Sendling ihm feindlicher Weltteile, den ein gütiges oder dämonisches Geschick in seine Hände gegeben, nun bescheiden nachdenklich vor sich sitzen sah, spürte er das selbst und war in Verlegenheit, was er antworten solle. «Ach!» sagte er, möglichst allgemein und wegwerfend, und traf zufällig nicht weit vom Richtigen: «Ich habe den Geist gemeint, der heute herrscht und junge Menschen befürchten läßt, daß sie dumm, ja sogar unwissenschaftlich erscheinen könnten, wenn sie nicht allen modernen Aberglauben mitmachen. Was weiß ich, welche Schlagworte Ihnen im Sinn hegen mögen: Ausleben! Lebensbejahung! Kultur der Persönlichkeit! Freiheit des Denkens oder der Kunst! Jedenfalls alles, nur nicht die Gebote der ewigen und einfachen Moral.»

Die glückliche Steigerung: «dumm, ja sogar unwissenschaftlich» erfreute ihn durch ihre Feinheit und hatte seinen Kampfgeist wieder aufgerichtet. «Sie werden sich wundern,» fuhr er fort «daß ich im Gespräch mit Ihnen auf Wissenschaft Wert lege, ohne davon unterrichtet zu sein, ob Sie sich viel oder wenig mit ihr befaßt haben –»

«Gar nicht!» unterbrach ihn Agathe. «Ich bin eine unwissende Frau.» Sie betonte es und schien daran, vielleicht mit einer Art von Schein-Unheiligkeit, Vergnügen zu haben.

«Aber es ist Ihr Milieu!» berichtigte Lindner mit Nachdruck. «Und ob Freiheit der Sitten oder der Wissenschaft, in beiden drückt sich dasselbe aus: der von der Moral losgelöste Geist!»

Agathe empfand auch diese Worte wieder als nüchterne Schatten, die gleichwohl von etwas Dunklerem herfielen, das ihnen in der Nähe war. Sie war nicht gesonnen, ihre Enttäuschung zu verbergen, offenbarte sie aber lachend: «Sie haben mir letztthin den Rat gegeben, nicht an mich zu denken, und reden selbst immerzu von mir» gab sie dem Mann vor ihr spöttisch zu bedenken.

Dieser wiederholte: «Sie haben Angst, sich unzeitgemäß vorzukommen!»

In Agathes Augen zuckte es ärgerlich. «Ich bin ratlos, so wenig paßt auf mich, was Sie sagen!»

«Und ich sage Ihnen: <Ihr seid teuer erkaufte, werdet nicht Knechte der Menschen!>» Die Vortragsweise, die zur ganzen Verkörperung in Widerspruch stand wie eine schwere Blüte zu einem schwachen Stengel, erheiterte Agathe. Sie fragte dringlich und beinahe rauh: «Also, was soll ich tun? Ich erhoffe mir von Ihnen eine bestimmte Antwort.»

Lindner schluckte und wurde dunkel vor Ernst. «Tun Sie, was Ihre Pflicht ist!»

«Ich weiß nicht, was meine Pflicht ist!»

«Dann müßten Sie sich Pflichten suchen!»

«Ich weiß doch nicht, was Pflichten sind!»

Lindner lächelte grimmig. «Da haben wir ja gleich die Freiheit der Persönlichkeit!» rief er. «Eitel Spiegelung! Sie sehen es doch an sich: wenn der Mensch frei ist, ist er unglücklich! Wenn der Mensch frei ist, ist er ein Phantom!» fügte er, aus Verlegenheit die Stimme noch etwas mehr hebend, hinzu. Dann senkte er sie aber wieder und schloß mit Überzeugung: «Pflicht ist, was die

Menschheit in richtiger Selbsterkenntnis gegen ihre eigene Schwäche aufgerichtet hat. Pflicht ist ein und dieselbe Wahrheit, die alle großen Persönlichkeiten bekannt oder auf die sie ahnungsvoll hingewiesen haben. Pflicht ist das Werk jahrhundertelanger Erfahrung und das Ergebnis des Seherblicks der Begnadeten. Pflicht ist aber auch, was selbst der einfachste Mensch im geheimen Innern genau kennt, wenn er nur aufrichtig lebt!»

«Das war ein von Kerzen durchzitterter Gesang» stellte Agathe anerkennend fest.

Unliebsam war, daß Lindner auch fühlte, daß er falsch gesungen habe. Er hätte etwas anderes sagen sollen, getraute sich aber nicht zu erkennen, worin die Abweichung von der echten Stimme seines Herzens bestehe. Er gestattete sich bloß den Gedanken, daß dieses junge Wesen von seinem Mann tief enttäuscht sein müsse, da es so dreist und verbittert gegen sich selbst wüte, und daß es trotz alles Tadels, den es herausfordere, eines stärkeren Mannes würdig wäre; er hatte aber den Eindruck, daß auf diesen Gedanken ein noch weitaus gefährlicherer folgen wolle. Indessen schüttelte Agathe aber langsam und sehr entschlossen den Kopf; und mit der unwillkürlichen Sicherheit, mit der ein erregter Mensch vom andern zu dem verführt wird, was die bedenkliche Lage ganz zum Sturz bringt, fuhr sie fort: «Aber wir sprechen von meiner Scheidung! Und warum sagen Sie da heute nichts mehr von Gott? Warum sagen Sie nicht einfach zu mir: «Gott befiehlt, daß Sie bei Professor Hagauer bleiben!>? Ich kann mir nämlich nicht vorstellen, daß er so etwas befehlen mag!»

Lindner zuckte unwillig die hohen Schultern; ja, er schien mit ihrer auffahrenden Bewegung fürwahr selbst in die Höhe zu schweben. «Ich habe nie mit Ihnen davon gesprochen, das haben bloß Sie versucht!» verwahrte er sich schroff. «Und was das übrige betrifft, glauben Sie nur ja nicht, daß sich Gott um die kleinen selbstischen Händel unseres Gefühls kümmert! Dafür ist sein Gesetz da, das wir zu befolgen haben! Oder dünkt Sie das nicht heldisch genug, da doch der Mensch heute in allem das «Persönliche» will? Nun, dann setze ich Ihren Ansprüchen ein höheres Heldentum entgegen, das der *heroischen Unterwerfung!*»

Jedes Wort davon besagte bedeutend mehr, als sich ein Laie erlauben sollte, wäre es selbst nur in Gedanken; Agathe hinwieder konnte zu so grobem Hohn bloß unaufhörlich lächeln, wollte sie nicht gezwungen sein, daß sie aufstehe und ihren Besuch abbreche, und sie tat es natürlich mit so sicherer Geschicklichkeit, daß sich Lindner immer wirrer gereizt fühlte. Er gewahrte seine Einfälle beunruhigend aufsteigen und immer mehr eine glühende Trunkenheit verstärken, die ihn der Besinnung beraubte und von dem Willen widerhallte, den störrischen Sinn zu brechen und vielleicht die Seele zu retten, der er sich gegenüber sah. «Unsere Pflicht ist schmerzhaft!» rief er aus. «Unsere Pflicht mag widerwärtig und ekelregend sein! Glauben Sie nur ja nicht, daß ich der Anwalt Ihres Gatten sein will und von Natur auf seiner Seite stehe. Aber Sie müssen dem Gesetz gehorchen, weil es das einzige ist, was uns dauernd Friede gewährt und uns vor uns beschützt!»

Agathe lachte ihn jetzt aus; sie hatte die Waffe erraten, die ihr die Wirkungen an die Hand gaben, die von ihrer Scheidung ausgingen, und sie drehte das Messer in der Wunde um. «Ich begreife von dem allen wenig» sagte sie. «Aber darf ich Ihnen aufrichtig einen Eindruck bekennen? Wenn Sie zornig sind, werden Sie ein wenig schlüpfzig!»

«Ach, lassen Sie das!» verwies es Lindner. Er prallte zurück und hatte nur den einen Wunsch, so etwas um keinen Preis zuzulassen. Er hob abwehrend die Stimme und beschwor das vor ihm sitzende sündliche Phantom. «Der Geist darf sich nicht dem Fleisch unterwerfen und seinen Reizen und Schauern! Nicht einmal in der Form des Abscheus! Und ich sage Ihnen: Es mag die Beherrschung des fleischlichen Unwillens, welche die Schule der Ehe anscheinend von Ihnen

verlangt hat, schmerzlich sein, so dürfen Sie ihr doch nicht entfliehn. Denn es lebt im Menschen ein Verlangen nach Befreiung, und wir dürfen so wenig die Knechte des Abscheus unseres Fleisches sein wie die seiner Wollust! Das ist es doch offenbar, was Sie hören wollen, denn sonst wären Sie nicht zu mir gekommen!» – schloß er, nicht minder großartig als hämisch. Er stand hochgereckt vor Agathe, die Bartfäden bewegten sich um seine Lippen. Noch nie hatte er solche Worte zu einer Frau gesprochen außer zu seiner verstorbenen eigenen, und da waren die Gefühle andere gewesen. Denn jetzt waren sie mit Wollust untermischt, als schwänge er eine Geißel in der Faust, den Erdball zu züchtigen, und zugleich waren sie ängstlich, als schwebte er gleich einem entführten Hut auf der Höhe des bußpredigerlichen Wirbelsturms, der ihn erfaßt hatte.

«Da haben Sie soeben wieder merkwürdig gesprochen!» bemerkte Agathe leidenschaftslos und wollte seine Unverschämtheit jetzt mit einigen trockenen Worten abstellen; doch dann ermaß sie den ungeheuren Absturz, der ihm bevorstünde, und zog es vor, sich sanft zu demütigen, indem sie einhielt und mit einer Stimme, die scheinbar plötzlich von Reue verdunkelt worden war, fortfuhr: «Ich bin bloß deshalb gekommen, weil ich wollte, daß Sie mich führen.»

Lindner, in ratlosem Eifer, schwang die Wortgeißel weiter; ihm ahnte, daß ihn Agathe mit Absicht in die Irre treibe, aber er fand nicht zurück und vertraute sich der Zukunft an. «Lebenslänglich an einen Mann gefesselt zu sein, ohne körperliche Neigung zu empfinden, ist gewiß eine schwere Strafe» rief er aus. «Aber hat man sich diese nicht gerade dann, wenn der Partner unwürdig ist, dadurch zugezogen, daß man auf die Zeichen des inwendigen Lebens nicht genug geachtet hat?! Viele Frauen lassen sich doch von äußeren Umständen betören, und wer weiß, ob man nicht gestraft wird, um aufgerüttelt zu werden!» Plötzlich überschlug sich seine Stimme. Agathe hatte seine Worte mit zustimmender Kopfbewegung begleitet; aber daß sie sich Hagauer als betörenden Verführer vorstellen sollte, war zuviel für sie gewesen, und ihre heiteren Augen verrieten es. Lindner, aufs äußerste irremacht, schmetterte in der Fistel: «Denn der die Rute spart, der haßt sein Kind, der es aber liebt, züchtigt es!»

Der Widerstand seines Opfers hatte aus dem auf sicherer Warte hausenden Lebensphilosophen nun vollends einen Dichter von Strafen und ihren erregenden Begleitumständen gemacht. Er war von einer ihm unbekanntem Empfindung berauscht, die aus einer innigen Verbindung der moralischen Zurechtweisung, durch die er seinen Besuch stachelte, mit einer Aufreizung seiner ganzen Männlichkeit hervorging und die man symbolisch, wie er nun selbst einsah, als wollüstig bezeichnen konnte.

Aber die «arrogante Eroberin», die von der leeren Eitelkeit ihrer weltlichen Schönheit doch endlich zur Verzweiflung hätte getrieben werden sollen, knüpfte sachlich auch an seine Drohungen mit der Rute an und fragte still: «Von wem werde ich gestraft? An wen denken Sie?»

Und das ließ sich nicht aussprechen! Lindner verlor plötzlich den Mut. Schweiß stand zwischen seinen Haaren. Es war unmöglich, in einem solchen Zusammenhang den Namen Gottes zu nennen. Sein Blick, der wie eine zweizinkige Gabel vorgestreckt war, zog sich langsam von Agathe zurück. Agathe fühlte das. «Er kann es also auch nicht!» dachte sie. Sie empfand eine wahnsinnige Lust, an diesem Menschen weiter zu zerren, so lange, bis das aus seinem Mund hervorginge, was er ihr nicht preisgeben wollte. Doch für diesmal war es genug; das Gespräch war an seiner äußersten Grenze angelangt. Agathe verstand, daß es nur eine glühende, und in der Glut durchsichtig gewordene Ausrede gewesen war, um das Entscheidende nicht sagen zu müssen. Übrigens wußte auch Lindner jetzt, daß alles, was er vorgebracht, ja alles, was ihn erregt hatte, ja die Übertreibung selbst, nur der Angst vor Übertreibungen entsprungen war, als deren zuchtloseste er es ansah, sich dem, was von hohen Worten verhüllt bleiben soll, mit fürwitzigen



Sinnes- und Gefühlswerkzeugen zu nahen, wozu ihn offenbar diese übertriebene junge Frau drängte. Er nannte es bei sich jetzt «eine Verletzung der Dezenz des Glaubens». Denn während dieser Augenblicke strömte das Blut aus Lindners Kopf zurück und nahm seine ordentliche Bahn wieder auf; er erwachte wie ein Mensch, der sich weit weg von der Tür seines Hauses nackend dastehen findet, und erinnerte sich, daß er Agathe nicht ohne Trost und Belehrung fortschicken dürfe. Tief aufatmend trat er von ihr zurück, strich seinen Bart und sagte verweisend: «Sie haben ein unruhiges und phantastisches Selbst!»

«Und Sie haben eine eigentümliche Art von Galanterie!» entgegnete Agathe kühl, denn sie hatte jetzt keine Lust mehr auf eine Fortsetzung.

Lindner fand es indes zu seiner Wiederherstellung erforderlich, noch etwas zu sagen: «Sie sollten in der Schule der Wirklichkeit lernen, Ihre Subjektivität unerbittlich in die Zügel zu nehmen, denn wer das nicht kann, dessen Phantasie und Einbildung wird ihn gar zu bald am Boden schleifen ...!» Er hielt ein, denn die sonderbare Frau zog noch immer die Stimme ganz unerwünscht aus seiner Brust. «Wehe dem, der sich von der Sitte loslöst, er löst sich von der Wirklichkeit los!» fügte er leise hinzu.

Agathe zuckte die Achseln. «Ich hoffe Sie das nächste Mal bei uns zu sehen!» schlug sie vor.

«Da muß ich doch erwidern: Nie!» verwahrte sich Lindner heftig und nun ganz irdisch. «Zwischen Ihrem Bruder und mir bestehen Gegensätze der Lebensauffassung, die einen Verkehr besser meiden lassen» fügte er als Entschuldigung hinzu.

«Also werde wohl ich fleißig in die Schule der Wirklichkeit kommen müssen» gab Agathe ruhig zur Antwort.

«Nein!» wiederholte Lindner, vertrat ihr dabei aber merkwürdigerweise beinahe drohend den Weg; denn sie hatte sich mit jenen Worten zum Gehen angeschickt. «Das darf nicht geschehen! Sie dürfen mich Kollege Hagauer gegenüber nicht in die peinliche Lage bringen, daß ich ohne sein Wissen Ihre Besuche empfangel!»

«Sind Sie immer so leidenschaftlich wie heute?» fragte Agathe spöttisch und zwang ihn dadurch, ihr den Weg freizugeben. Sie fühlte sich jetzt am Ende schal, aber gekräftigt. Die Angst, die Lindner vor ihr verriet, zog sie zu Handlungen hin, die ihrem wahren Zustand fremd waren; während aber die Forderungen ihres Bruders sie leicht entmutigten, gab ihr dieser Mann die Freiheit zurück, ihr Inneres nach Willkür zu regen, und es tröstete sie, ihn zu verwirren.

«Habe ich mir vielleicht etwas vergeben?» fragte sich Lindner, nachdem sie gegangen war. Er steifte die Schultern und marschierte einigemal im Zimmer auf und ab. Schließlich beschloß er, den Verkehr fortzusetzen, und faßte sein Unbehagen, das dabei sehr groß war, in die soldatischen Worte: «Man muß den festen Willen zur Tapferkeit gegenüber allem Peinlichen haben!»

Peter aber war, als Agathe aufbrach, vom Schlüsselloch fortgehuscht, wo er nicht ohne Staunen belauscht hatte, was sein Vater mit der «großen Gans» anhebe.

[<]

Bald nach diesem Besuch wiederholte sich das «Unmögliche», das Agathe und Ulrich beinahe schon körperlich umschwebte, und es geschah wahrlich, ohne daß irgendetwas geschah.

Die Geschwister kleideten sich zu einer Abendunterhaltung um, es war niemand als Ulrich im Haus, Agathe zu helfen, sie hatten nicht rechtzeitig begonnen und waren darum eine Viertelstunde lang in lebhaftester Eile gewesen, als eine kleine Pause eintrat. Auf den Lehnen und Flächen des Zimmers lag Stück für Stück fast noch der ganze Kriegsschmuck ausgebreitet, der von einer Frau bei solcher Gelegenheit angelegt wird, und Agathe bückte sich soeben über ihren Fuß, mit der ganzen Aufmerksamkeit, die das Anziehen eines dünnen Seidenstrumpfs erfordert. Ulrich stand ihr im Rücken. Er sah ihren Kopf, den Hals, die Schulter und diesen beinahe nackten Rücken; der Körper bog sich über dem emporgezogenen Knie ein wenig zur Seite, und am Hals rundete die Spannung des Vorgangs drei Falten, die schlank und lustig durch die klare Haut eilten wie drei Pfeile: die liebliche Körperlichkeit dieses Bilds, der sich augenblicks ausbreitenden Stille entsprungen, schien ihren Rahmen verloren zu haben und ging so unvermittelt und unmittelbar in den Körper Ulrichs über, daß dieser seinen Platz verließ und, nicht ganz so bewußtlos, wie ein Fahmentuch vom Wind entrollt wird, aber auch nicht mit bewußter Überlegung, auf den Fußspitzen näher schlich, die Gebeugte überraschte und mit sanfter Wildheit in einen dieser Pfeile biß, wobei sein Arm die Schwester umschlang. Dann ließen Ulrichs Zähne ebenso vorsichtig die Überfallene los; die rechte Hand hatte ihr Knie umfaßt, und während er mit dem linken Arm ihren Körper an seinen drückte, riß er sie auf emporschnellenden Beinsehnen mit sich in die Höhe. Agathe schrie dabei erschrocken auf.

Bis dahin hatte sich alles ebenso übermütig und scherzhaft abgespielt wie vieles zuvor, und mochte es auch in den Farben der Liebe gestreift sein, so doch nur mit der eigentlich schüchternen Absicht, deren gefährlichere ungewöhnliche Natur unter solchem heiter vertraulichen Kleid zu bergen. Aber als Agathe ihr Erschrecken überwand und sich nicht sowohl durch die Luft fliegen als vielmehr in dieser ruhen fühlte, von aller Schwere plötzlich entbunden und an deren Stelle von dem sanften Zwang der allmählich langsamer werdenden Bewegung gelenkt, bewirkte es einer jener Zufälle, die niemand in seiner Macht hat, daß sie sich in diesem Zustand wundersam besänftigt vorkam, ja aller irdischen Unruhe entrückt; mit einer das Gleichgewicht ihres Körpers verändernden Bewegung, die sie niemals hätte wiederholen können, streifte sie auch noch den letzten Seidenfaden von Zwang ab, wandte sich fallend ihrem Bruder zu, setzte gleichsam noch im Fall das Steigen fort, und lag niedersinkend als eine Wolke von Glück in seinen Armen. Ulrich trug sie, ihren Körper sanft an sich drückend, durch das dunkelnde Zimmer ans Fenster und stellte sie neben sich in das milde Licht des Abends, das ihr Gesicht wie Tränen überströmte. Trotz der Kraft, die alles erforderte, und des Zwangs, den Ulrich auf seine Schwester ausgeübt hatte, kam ihnen das, was sie taten, merkwürdig entlegen von Kraft und Zwang vor; man hätte es vielleicht wieder mit der wundersamen Inbrunst eines Bildes vergleichen können, das für die Hand, die es von außen ergreift, nichts als eine lächerliche, angestrichene Fläche ist. So hatten sie denn auch nichts im Sinn als den leiblichen Vorgang, der ihr Bewußtsein ganz erfüllte, und doch besaß er neben seiner Natur als harmloser, ja anfangs sogar etwas derber Scherz, der alle Muskeln in Bewegung setzte, eine zweite Natur, die äußerst zart alle Gliedmaßen lähmte und zugleich mit einer unsagbaren Empfindlichkeit umstrickte. Sie schlangen fragend einander die Arme um die Schultern. Der geschwisterliche Wuchs der Körper teilte sich ihnen mit, als stiegen sie aus einer Wurzel auf. Sie sahen einander so neugierig in die Augen, als sähen sie dergleichen zum erstenmal. Und obwohl sie das, was eigentlich vorgegangen sei, nicht hätten erzählen können, weil ihre Beteiligung daran zu inständig war, glaubten sie doch zu wissen, daß sie sich soeben unversehens einen Augenblick inmitten dieses gemeinsamen Zustands befunden hätten, an dessen Grenze sie schon so lange gezögert, den sie

einander schon so oft beschrieben und den sie doch immer nur von außen geschaut hatten.

Prüften sie es nüchtern, und verstohlen taten sie das beide, so bedeutete es freilich kaum mehr als einen reizenden Zufall und hätte sich im nächsten Augenblick, oder wenigstens mit der Wiederkehr einer Beschäftigung, in nichts auflösen sollen; trotzdem geschah das nicht. Im Gegenteil, sie verließen das Fenster, machten Licht, nahmen ihre Tätigkeit wieder auf, standen aber doch bald von ihr ab; und ohne daß sie sich darüber hätten verständigen müssen, ging Ulrich an den Fernsprecher und teilte dem Hause, wo sie erwartet wurden, mit, daß sie nicht kämen. Er hatte da schon den Abendanzug an, aber Agathes Kleid hing noch ungeschlossen die Schulter hinab, und sie bemühte sich eben erst, ihrem Haar eine gesittete Ordnung zu geben. Der technische Beiklang seiner Stimme im Gerät und die Verbindung mit der Welt, die sich herstellte, hatten Ulrich nicht im geringsten ernüchtert; er setzte sich seiner Schwester gegenüber, die in ihrer Beschäftigung einhielt, und nichts war, als ihre Blicke einander da begegneten, so gewiß, wie daß die Entscheidung gefallen sei und jedes Verbot ihnen nun gleichgültig wäre. Trotzdem kam es anders. Ihr Einverständnis tat sich ihnen mit jedem Atemzug kund; es war ein trotzig erlittenes, sich endlich vom Unmut der Sehnsucht zu erlösen, und es war ein so süß erlittenes, daß sich die Vorstellungen der Verwirklichung beinahe von ihnen losrissen und sie schon in der Einbildung vereinten, wie der Sturm einen Schaumschleier den Wellen voranpeitscht: aber ein noch größeres Verlangen gebot ihnen Ruhe, und sie vermochten nicht, noch einmal aneinander zu rühren. Sie wollten es beginnen, aber die Gebärden des Fleisches waren ihnen unmöglich geworden, und sie fühlten eine unbeschreibliche Warnung, die mit den Geboten der Sitte nichts zu tun hatte. Es schien sie aus der Welt der vollkommeneren, wenn auch noch schattenhaften Vereinigung, von der sie zuvor wie in einem schwärmerischen Gleichnis genossen hatten, ein höheres Gebot getroffen, eine höhere Ahnung, Neugierde oder Voraussicht angehaucht zu haben.

Die Geschwister verharrten nun verwirrt und nachdenklich, und nachdem sie ihre Empfindungen besänftigt hatten, fingen sie zögernd zu sprechen an.

Ulrich sagte sinnlos, wie man in die Luft spricht: «Du bist der Mond →»

Agathe verstand es.

Ulrich sagte: «Du bist zum Mond geflogen und mir von ihm wiedergeschenkt worden →»

Agathe schwieg: Mondgespräche sind so von ganzem Herzen verbraucht.

Ulrich sagte: «Es ist ein Gleichnis. «Wir waren außer uns», «Wir hatten unsere Körper vertauscht, ohne uns zu berühren», sind auch Gleichnisse! Aber was bedeutet ein Gleichnis? Ein wenig Wirkliches mit sehr viel Übertreibung. Und doch wollte ich schwören, so wahr es unmöglich ist, daß die Übertreibung sehr klein und die Wirklichkeit fast schon ganz groß gewesen ist!»

Er sprach nicht weiter. Er dachte: «Von welcher Wirklichkeit spreche ich? Gibt es eine zweite?»

Verläßt man hier das Gespräch der Geschwister, um einer Vergleichsmöglichkeit zu folgen, von der es zumindest mitbestimmt wurde, so wäre wohl zu sagen, daß diese Wirklichkeit fürwahr am nächsten mit der abenteuerlich veränderten in Mondnächten verwandt war. Begreift man doch auch diese nicht, wenn man in ihr bloß eine Gelegenheit zu etwas Schwärmerei sieht, die bei Tag besser unterdrückt bleibt, muß sich vielmehr, wenn man das Richtige bemerken will, das ganz Unglaubliche vergegenwärtigen, daß sich auf einem Stück Erde wirklich alle Gefühle wie verzaubert ändern, sobald es aus der leeren Geschäftigkeit des Tags in die empfindungsvolle Körperlichkeit der Nacht taucht! Nicht nur schmelzen die äußeren Verhältnisse dahin und bilden sich neu im flüsternden Beilager von Licht und Schatten, sondern auch die inneren rücken auf eine neue Weise zusammen: Das gesprochene Wort verliert seinen Eigensinn und gewinnt

Nachbarsinn. Alle Versicherungen drücken nur ein einziges flutendes Erlebnis aus. Die Nacht schließt alle Widersprüche in ihre schimmernden Mutterarme, und an ihrer Brust ist kein Wort falsch und keines wahr, sondern jedes ist die unvergleichliche Geburt des Geistes aus dem Dunkel, die der Mensch in einem neuen Gedanken erfährt. So hat jeder Vorgang in Mondnächten die Natur des Unwiederholbaren. Er hat die Natur des Gesteigerten. Er hat die der uneigennütigen Freigebigkeit und Entäußerung. Jede Mitteilung ist eine neidlose Teilung. Jedes Gehen ein Empfangen. Jede Empfängnis vielseitig verflochten in die Erregung der Nacht. So zu sein, es ist der einzige Zugang zum Wissen dessen, was vor sich geht. Denn das Ich behält in diesen Nächten nichts zurück, keine Verdichtung des Besitzes an sich selbst, kaum eine Erinnerung; das gesteigerte Selbst strahlt in eine grenzenlose Selbstlosigkeit hinein. Und diese Nächte sind voll des unsinnigen Gefühls, daß etwas geschehen werde, wie es noch nie dagewesen sei, ja wie es sich die verarmte Vernunft des Tages nicht einmal vorstellen könne. Und nicht der Mund schwärmt, sondern der Körper, vom Kopf bis zu den Füßen, ist über dem Dunkel der Erde und unter dem Licht des Himmels in eine Erregung eingespannt, die zwischen zwei Gestirnen schwingt. Und das Flüstern mit den Gefährten ist voll einer ganz unbekanntem Sinnlichkeit, die nicht die Sinnlichkeit einer Person ist, sondern die des Irdischen, des in die Empfindung Dringenden überhaupt, die plötzlich enthüllte Zärtlichkeit der Welt, die unaufhörlich alle unsere Sinne berührt und von unseren Sinnen berührt wird.

Wohl hatte Ulrich nie eine besondere Vorliebe zum Mondscheinschwärmen an sich wahrgenommen; doch wie man gewöhnlich das Leben ohne Gefühl hinunterschlingt, so hat man manchmal viel später seinen geisterhaft gewordenen Geschmack auf der Zunge; und derart fühlte er alles, was er an solcher Schwärmerei versäumt hatte, alle achtlos und einsam, ehe er seine Schwester kannte, verbrachten Nächte plötzlich als silberübergossenes unendliches Gebüsch, als Mondflecken im Gras, als hangende Apfelbäume, singenden Frost und vergoldete Schwarzwässer wieder. Es waren lauter Einzelheiten, die nicht zusammenhingen und nie beisammen gewesen waren, die sich nun aber wie der Duft vermengten, der aus vielerlei Kräutern eines berauschenden Getränks aufsteigt. Und als er das Agathe sagte, fühlte sie es auch.

Darum faßte Ulrich das alles, was er gesagt hatte, schließlich zu der Behauptung zusammen: «Was uns mit dem ersten Augenblick einander zugewandt hat, ließe sich recht ein Leben der Mondnächte nennen!» Und Agathe atmete tief auf. Das mochte heißen, was es wolle; und wahrscheinlich hieß es: Warum weißt du aber nicht auch einen Zauber dagegen, daß es uns im letzten Augenblick trennt?! Sie seufzte so natürlich und vertraulich, daß sie nicht einmal selbst davon wußte.

Und wieder hob damit eine Bewegung an, die sie zueinander neigte und auseinander hielt. Jede starke Erregung, die zwei Menschen gemeinsam bis ans Ende erlebt haben, hinterläßt in ihnen die nackte Vertraulichkeit der Erschöpfung; selbst der Streit tut das, und umwieviel mehr nicht die Zärtlichkeit von Gefühlen, die das Mark schier zu einer Flöte aushöhlen! So hätte nun auch Ulrich, als er sie wortlos klagen hörte, Agathe beinahe doch gerührt umarmt, und entzückt wie ein Liebhaber am Morgen nach den ersten Stürmen. Seine Hand berührte schon ihre Schulter, die noch immer entblößt war, und sie zuckte bei dieser Berührung lächelnd zusammen; aber in ihren Augen zeigte sich auch gleich wieder die ungewollte Abmahnung. Sonderbare Bilder entstanden nun in seinem Kopf: Agathe hinter Gittern. Oder sie, aus wachsender Entfernung ihm ängstlich winkend, von der trennenden Gewalt fremder Fäuste fortgerissen. Dann wieder war er selbst nicht nur der ohnmächtig Verabschiedete, sondern ähnlich auch der Trennende ... Vielleicht waren das ewige Bilder des Liebeszweifels, bloß im Durchschnittsleben verbraucht, vielleicht auch nicht. Er hätte gerne davon zu ihr gesprochen, doch blickte Agathe jetzt von ihm weg und

zu dem offenen Fenster hin und stand zögernd auf. Das Fieber der Liebe war in ihren Körpern, aber diese wagten keine Wiederholung, und jenseits des Fensters, dessen Vorhänge fast offenstanden, befand sich das, was ihnen die Einbildungskraft entführt hatte, ohne die das Fleisch nur roh oder mutlos ist. Als Agathe die ersten Schritte in diese Richtung tat, löschte Ulrich, ihr Einverständnis erratend, das Licht aus, um den Blick in die Nacht freizumachen. Der Mond war hinter den Fichtenwipfeln emporgekommen, deren grün glimmendes Schwarz sich schwerblütig von der goldblauen Höhe und der blaß glitzernden Weite abhob. Unwillig musterte Agathe das tiefe, kleine Stück Welt.

«Also doch nicht mehr als Mondscheinromantik?!» fragte sie.

Ulrich sah sie ohne Antwort an. Ihr blondes Haar wurde im Halbdunkel neben der weißlichen Nacht feurig, ihre Lippen waren von Schatten geöffnet, ihre Schönheit war schmerzlich und unwiderstehlich. Wahrscheinlich stand aber auch er ähnlich vor ihrem Blick, mit blauen Augenhöhlen in weißem Gesicht, denn sie fuhr fort: «Weißt du, wie du jetzt aussiehst? Wie der <Pierrot Lunaire>! Es mahnt zur Vorsicht!» Sie wollte ihm ein wenig Unrecht antun, in ihrer Erregung, die sie beinahe weinen machte. In der bleichen Maske des mondlich-einsamen Pierrots waren sich vor Zeiten doch alle jungen unnützen Leute schmerzvoll-launisch vorgekommen, kreidebleich gepudert bis auf die blutstropfenroten Lippen und von einer Kolombine verlassen, die sie niemals besessen hatten; es drückte also die Vorliebe für Mondnächte beträchtlich ins Lächerliche hinab. Aber Ulrich pflichtete, zu seiner Schwester anfangs größer werdendem Weh, bereitwillig bei. «Auch das <Lache Bajazzo!> hat schon tausenden Spießbürgern den Rücken kalt vor innerster Zustimmung gemacht, wenn sie es singen hörten» versicherte er bitter. Dann aber fügte er leise und einflüsternd hinzu: «Dieser ganze Gefühlskreis ist eben verdächtig! Und doch siehst du in diesem Augenblick so aus, daß ich alle Erinnerungen meines Lebens dafür hingeben möchte!» Agathes Hand hatte die Ulrichs gefunden. Ulrich fuhr leise und leidenschaftlich fort: «Unsere Zeit versteht unter der Seligkeit des Gefühls bloß das Gefühlselige und hat den Mondrausch zu einer sentimental Ausschweifung entwürdigt. Ihr ahnt nicht recht, daß er entweder eine unverständliche geistige Störung sein müßte oder das Fragment eines anderen Lebens ist!»

Diese Worte – gerade weil sie vielleicht übertrieben – hatten den Glauben und damit die Flügel des Abenteurers. «Gute Nacht!» sagte Agathe unerwartet und nahm sie mit sich. Sie hatte sich losgemacht und zog den Vorhang so hastig zu, daß das Bild der beiden im Mondschein Stehenden wie auf einen Schlag verschwand; und ehe Ulrich Licht machte, gelang es ihr, aus dem Zimmer zu finden.

Ulrich ließ ihr überdies Zeit. «Du wirst in dieser Nacht so ungeduldig schlafen wie vor dem Aufbruch zu einem großen Ausflug» rief er ihr nach.

«Ich will es auch tun!» klang als Antwort in das Schließen der Tür.

[<]

46

Mondstrahlen bei Tage

Als sie sich am Morgen wiedersahen, war es von weitem zuerst so, wie man in einer

gewöhnlichen Wohnung auf ein ungewöhnliches Bild stößt, ja wie man in der frei zerstreuten Natur ein bedeutendes Bildwerk sichtet; da erhebt sich unvermutet in sinnlicher Verwirklichung eine Insel der Bedeutung, eine Erhöhung und Verdichtung des Geistes aus der flüssigen Niederung des Daseins! Als sie dann aber aufeinander zutraten, waren sie befangen, und von der vergangenen Nacht war in ihren Blicken nur die Ermattung zu spüren, die sie mit zärtlicher Wärme beschattete.

Wer weiß, ob die Liebe übrigens ebenso bewundert würde, wenn sie nicht müde machte! Als sie die Nachwehen der gestrigen Aufregung gewahrten, beglückte es sie von neuem, wie Liebesleute stolz darauf sind, daß sie vor Lust fast gestorben wären. Trotzdem war die Freude, die sie aneinander fanden, nicht nur ein solches Gefühl, sondern war auch eine Erregung des Auges: Die Farben und Formen, die sie sich darboten, waren aufgelöst und grundlos, und doch scharf hervorgehoben wie ein Strauß von Blumen, der auf einem dunklen Wasser treibt. Sie waren nachdrücklicher begrenzt als sonst, aber auf eine Weise, daß sich nicht sagen ließ, ob es an der Deutlichkeit der Erscheinung liege oder an deren tieferer Bewegtheit. Der Eindruck gehörte sowohl dem bündigen Bereich der Wahrnehmung und Aufmerksamkeit an als auch dem ungenauen des Gefühls; und gerade das machte ihn zwischen Innen und Außen schweben, wie der angehaltene Atem zwischen Einatmen und Ausatmen schwebt, und ließ, in einem eigentümlichen Gegensatze zu seiner Stärke, nicht leicht unterscheiden, ob er der Welt des Körperlichen angehöre oder bloß der erhöhten inneren Anteilnahme sein Entstehen verdanke. Die beiden wollten das auch nicht unterscheiden, denn eine Art von Scham der Vernunft hielt sie zurück; und auch durch lange folgende Zeit zwang sie diese dazu, voneinander Abstand zu halten, obschon ihre Empfindlichkeit von Dauer war und wohl den Glauben erregen konnte, es hätte sich miteinmal der Verlauf der Grenzen sowohl zwischen ihnen als auch gegen die Welt ein wenig verändert.

Es war wieder Sommerwetter geworden, und sie hielten sich viel im Freien auf: im Garten blühten Blumen und Sträucher. Wenn Ulrich eine Blüte betrachtete – was nicht gerade eine alte Gewohnheit des einstmaligen Ungeduldigen war –, so fand er jetzt manchmal des Ansehens kein Ende und, um alles zu sagen, auch keinen Anfang. Wußte er zufällig den Namen zu nennen, so war es Rettung aus dem Meere der Unendlichkeit. Dann bedeuteten die goldenen Sternchen auf einer nackten Gerte «Goldbecher», und jene frühreifen Blätter und Dolden waren «Flieder». Kannte er den Namen aber nicht, so rief er wohl auch den Gärtner herbei, denn dann nannte dieser alte Mann einen unbekannt Namen, und alles kam wieder in Ordnung, und der uralte Zauber, daß der Besitz des richtigen Wortes Schutz vor der ungezähmten Wildheit der Dinge gewährt, erwies seine beruhigende Macht wie vor zehntausenden Jahren. Doch konnte es auch anders kommen und geschehn, daß sich Ulrich einem solchen Zweiglein und Blütlein verlassen und ohne Helfer gegenüber fand und nicht einmal Agathe da war, mit der man die Unwissenheit teilen konnte: dann schien es ihm mit einemal ganz unmöglich zu sein, das helle Grün eines jungen Blattes zu verstehen, und die geheimnisvoll begrenzte Formenfülle eines kleinen Blütenbeckers wurde zu einem von nichts unterbrochenen Kreis unendlicher Abwechslung. Zudem hatte ein Mann wie er, wenn er sich nicht belog, was schon um Agathes willen nicht geschehen durfte, kaum die Möglichkeit, an ein verschämtes Stelldichein mit der Natur zu glauben, dessen Raunen und Augenaufschlagen, Gottseligkeit und stummes Musizieren vielmehr das Vorrecht einer besonderen Einfalt ist, die sich einbildet, wenn sie kaum den Kopf ins Gras lege, kitzle sie Gott schon am Hals, obzwar sie an Wochentagen nichts dawider hat, daß die Natur auch an der Fruchtbörse gehandelt wird. Ulrich verabscheute diese Schleudermystik zu billigstem Preis und Lob, die im Grunde ihrer beständigen Gottergriffenheit über die Maßen liederlich ist, und überließ sich da eher noch der Ohnmacht, eine zum Greifen deutliche Farbe mit Worten zu

bezeichnen oder eine der Formen zu beschreiben, die auf so gedankenlos eindringliche Art für sich selbst sprachen. Denn das Wort schneidet nicht in solchem Zustand, und die Frucht bleibt am Ast, ob man sie gleich schon im Mund meint: das ist wohl das erste Geheimnis der taghellen Mystik. Und Ulrich bemühte sich, es seiner Schwester zu erklären, wenn auch in der verhohlenen Absicht, daß es nicht eines Tages wie eine Täuschung verschwinden möge.

Dadurch griff aber nach dem leidenschaftlichen Zustand einer des ruhigeren, ja manchmal fast zerstreuten Gespräches ziemlich um sich, der ihnen zum Schirm voreinander diente, obzwar sie ihn ganz durchschauten. Sie lagen gewöhnlich im Garten auf zwei großen Liegestühlen, die sie immer der Sonne nachschleppten; diese Frühsommersonne schien zum millionstenmal auf den Zauber, den sie alljährlich anrichtet; und Ulrich sagte da manches, das ihm gerade durch den Kopf ging und sich behutsam rundete wie der Mond, der jetzt ganz blaß und ein wenig schmutzig war, oder auch wie eine Seifenblase: Und so geschah es denn, und zwar recht bald, daß er auf den vertrackten und oft verwünschten Widersinn zu sprechen kam, daß alles Verstehen eine Art von Oberflächlichkeit voraussetzte, einen Hang zur Oberfläche, was sich in dem Wort «Begreifen» überdies ausspreche und damit zusammenhänge, daß die ursprünglichen Erlebnisse ja nicht einzeln, sondern eines am andern verstanden und dadurch unvermeidlich mehr in die Fläche als in die Tiefe verbunden würden. Er fuhr dann fort: «Wenn ich also behaupte, dieser Rasen hier vor uns sei grün, so klingt das sehr bestimmt, aber ich habe nicht eben viel gesagt. In Wahrheit nicht mehr, als wenn ich dir von einem vorbeigehenden Mann erzählt hätte, er gehöre der Familie Grün an. Und, du lieber Himmel, wie viele Grün gibt es! Da ist es gleich besser, ich begnüge mich mit der Erkenntnis, dieser grüne Rasen sei eben rasengrün, oder gar er sei grün wie ein Rasen, auf den es vor kurzem ein wenig geregnet hat –» Er blinzelte träg über die junge sonnenbeschiedene Grasfläche und meinte: «So möchtest du es doch wahrscheinlich wirklich beschreiben, denn du bist von Kleiderstoffen im Anschaulichen geübt. Ich dagegen könnte die Farbe vielleicht auch messen: Sie dürfte schätzungsweise eine Wellenlänge von fünfhundertvierzig Millionstelmillimetern besitzen; und da wäre dieses Grün nun doch scheinbar gefangen und auf einen bestimmten Punkt angenagelt! Da entspringt es mir aber auch schon, denn sieh: an dieser Bodenfarbe ist doch auch etwas Stoffliches, das sich mit Farbworten überhaupt nicht bezeichnen läßt, weil es anders ist als das gleiche Grün in Seide oder Wolle. Und nun sind wir wieder bei der tiefen Erleuchtung, daß grünes Gras eben grasgrün ist!»

Agathe fand es, zum Zeugen angerufen, sehr verständlich, daß man nichts verstehen könne, und entgegnete: «Ich rate dir, sieh einmal einen Spiegel in der Nacht an: er ist dunkel, er ist schwarz, du siehst beinahe überhaupt nichts; und doch ist dieses Nichts ganz deutlich etwas anderes als das Nichts der übrigen Finsternis. Du ahnst das Glas, die Verdopplung der Tiefe, irgendeine noch zurückgebliebene Fähigkeit zu schimmern – und doch gewahrst du gar nichts!»

Ulrich lachte über die Bereitwilligkeit seiner Schwester, dem Wissen gleich die Ehre ganz abzuschneiden; er meinte bei weitem nicht, daß Begriffe keinen Wert hätten, und wußte wohl, was sie leisten, auch wenn er nicht gerade so tat. Was er ausheben wollte, war das Unfaßbare der Einzelerlebnisse, der Erlebnisse, die man aus einem naheliegenden Grund allein und einsam bestehen muß, auch wenn man zu zweien ist. Er wiederholte: «Das Ich erfaßt ja seine Eindrücke und Hervorbringungen niemals einzeln, sondern immer in Zusammenhängen, in wirklicher oder gedachter, ähnlicher oder unähnlicher Übereinstimmung mit anderem; so lehnt alles, was Namen hat, aneinander in Hinsichten, in Fluchten, als Glied von großen und unüberblickbaren Gesamtheiten, eins auf das andere gestützt und von gemeinsamen Spannungen durchzogen. Aber darum steht man auch,» fuhr er plötzlich anders fort «wenn aus irgendeinem Anlaß diese Zusammenhänge versagen und keine der inneren Ordnungsreihen anspricht, allsogleich wieder

vor der unbeschreiblichen und unmenschlichen, ja vor der widerrufenen und formlosen Schöpfung!» Damit waren sie denn wieder an den Punkt zurückgekehrt, von wo sie ausgegangen; aber Agathe fühlte darüber die dunkle Schöpfung, den Abgrund Welt, den Gott, der ihr helfen sollte!

Ihr Bruder sagte: «Das Verstehen macht einem unstillbaren Staunen Platz, und das geringste Erlebnis – dieses Fähnchen Gras oder die sanften Laute, wenn deine Lippen da drüben ein Wort aussprechen wird unvergleichbar, welteinsam, hat eine unergründliche Selbstischkeit und strömt eine tiefe Betäubung aus ...!»

Er schwieg, drehte einen Grashalm unschlüssig in der Hand und horchte erfreut zu, wie Agathe, scheinbar so unzergrübelt wie ungründlich, die Leiblichkeit des Gesprächs wiederherstellte. Denn sie erwiderte jetzt: «Wenn es trockener wäre, möchte ich mich auf den Rasen legen! Laß uns fortreisen! Ich wollte so gern auf einer Wiese liegen, bescheiden zur Natur zurückgekehrt wie ein weggeworfener Schuh!»

«Aber das heißt auch nur, aus allen Gefühlen entlassen sein» wandte Ulrich ein. «Und Gott allein mag wissen, was aus uns werden sollte, wenn nicht auch sie in Scharen aufträten, diese Lieben und Hasse und Leiden und Güten, die scheinbar jedem allein gehören. Wir wären wohl aller Fähigkeiten des Handelns und Denkens beraubt, denn unsere Seele ist für das geschaffen, was sich wiederholt, und nicht für das, was ganz aus der Reihe tritt →» Er war bedrückt, glaubte ins Nichts vorgestoßen zu sein, und sah mit unruhiger und gekrauster Stirn prüfend das Gesicht seiner Schwester an.

Aber Agathes Gesicht war noch klarer als die Luft, die es umgab und mit ihrem Haar spielte, als sie nun aus dem Gedächtnis etwas zur Antwort gab. «Ich weiß nicht, wo ich bin, noch suche ich mich, noch will ich davon wissen, noch Kunde haben. Ich bin so eingetaucht in der Quelle seiner Liebe, als wäre ich im Meere unter Wasser und könnte von keiner Seite irgendein Ding sehen oder fühlen als Wasser.»

«Woraus ist das?» fragte Ulrich neugierig und entdeckte da erst, daß sie ein Buch in Händen hielt, das sie seiner eigenen Bibliothek entnommen hatte.

Agathe entzog es ihm und las vor, ohne Antwort zu geben: «Ich habe alle meine Vermögen überstiegen bis an die dunkle Kraft. Da hörte ich ohne Laut, da sah ich ohne Licht. Dann wurde mein Herz grundlos, meine Seele lieblos, mein Geist formlos und meine Natur wesenlos».

Nun erkannte auch Ulrich den Band und lächelte, und da erst sagte Agathe: «Aus deinen Büchern.» Und beendete aus dem Gedächtnis, das Buch schließend, ihre Wiedergabe mit der Anrufung: «Bist du du selbst, oder bist du es nicht? Ich weiß nichts davon, ich bin dessen unkundig, und ich bin meiner unkundig. Ich bin verliebt, aber ich weiß nicht in wen; ich bin weder treu noch ungetreu. Was bin ich doch? Ich bin selbst meiner Liebe unkundig; ich habe das Herz von Liebe voll und von Liebe leer zugleich!»

Ihr gutes Gedächtnis arbeitete auch sonst nicht gern seine Erinnerungen zu Begriffen um, sondern bewahrte sie sinnlich-einzeln auf, wie man sich Gedichte merkt; weshalb eine schwer beschreibliche Mitbeteiligung des Körpers und der Seele immer an ihren Worten war, wenn sie selbst noch so unauffällig sprach. Ulrich entsann sich des Auftritts vor dem Begräbnis seines Vaters, wo sie die wildschönen Verse Shakespeares zu ihm gesprochen hatte. «Wie wild ist ihr Wesen doch im Vergleich mit meinem!» dachte er. «Wenig habe ich mir heute zu sagen erlaubt!» Er überprüfte die Erklärung der «taghellen Mystik», die er ihr gegeben hatte: Alles in allem war das nicht mehr, als daß er die Möglichkeit vorübergehender Abweichungen von der gewohnten



und bewährten Ordnung des Erlebens zugegeben hatte; und wenn man es so auffaßte, folgten ihre Erlebnisse bloß einem etwas gefühlvolleren Grundgesetz als dem der gewöhnlichen Erfahrung und glichen kleinen Bürgerskindern, die in eine wandernde Schauspielertruppe geraten sind. Mehr hatte er also nicht zu sagen gewagt, obschon jedes Stück Raum zwischen ihm und seiner Schwester seit Tagen voll unvollendeter Geschehnisse war! Und allmählich begann er sich mit der Frage zu beschäftigen, ob sich nicht doch mehr glauben ließe, als er sich zugestanden habe.

Nach der lebhaften Gipfelung der Wechselrede hatten sich Agathe und er wieder in ihre Stühle zurückfallen lassen, und die Stille des Gartens deckte die verklungenen Worte zu. Insofern als gesagt worden, daß sich Ulrich mit einer Frage zu beschäftigen begonnen hätte, muß freilich berichtet werden, daß viele Antworten ihren Fragen vorangehen wie ein Eiliger seinem geöffnet flatternden Mantel. Es war ein überraschender Einfall, was Ulrich beschäftigte, und forderte eigentlich auch nicht Glauben, sondern rief durch sein Auftreten Erstaunen hervor und den Eindruck, daß solche Eingebung wohl nie wieder vergessen werden dürfte, was in Ansehung ihrer Ansprüche etwas unbehaglich war. Ulrich war es gewohnt, nicht sowohl gottlos als vielmehr gottfrei zu denken, was nach Art der Wissenschaft heißt, jede mögliche Wendung zu Gott dem Gefühl zu überlassen, weil sie das Erkennen doch nicht zu fördern, sondern bloß ins Unwegsame zu verführen vermag. Und er zweifelte auch in dieser Minute nicht im mindesten daran, daß dies das einzig Richtige sei; sind doch die handgreiflichsten Erfolge des Menschengestes schier erst entstanden, seit er Gott aus dem Weg geht. Aber der Einfall, der ihn heimsuchte, sagte: «Wie, wenn nun gerade dieses Ungöttliche nichts wäre als der zeitgemäße Weg zu Gott?! Jede Zeit hat noch einen anderen ihren stärksten Geisteskräften entsprechenden Gedankenweg dahin gehabt; wäre es also nicht unser Schicksal, das Schicksal eines Zeitalters der klugen und unternehmenden Erfahrung, alle Träume, Legenden und ausgeklügelten Begriffe nur deshalb zu leugnen, weil wir uns auf der Höhe der Welterforschung und -entdeckung wieder ihm zuwenden und zu ihm ein Verhältnis der beginnenden Erfahrung gewinnen werden?!»

Dieser Schluß hatte gar keine Beweiskraft, das wußte Ulrich; ja, er sollte den meisten sogar als Verkehrtheit erscheinen, und das focht ihn nicht an. Auch er selbst hätte ihn eigentlich nicht denken dürfen: Das wissenschaftliche Verfahren – so hatte er es doch erst kurz zuvor als rechtmäßig erläutert – besteht, außer aus Logik, daraus, daß es die an der Oberfläche, an der «Erfahrung» gewonnenen Begriffe in die Tiefe der Erscheinungen senkt und diese aus jenen erklärt; man verödet und verflacht das Irdische, um es beherrschen zu können, und der Einwand lag nahe, daß man das nicht auch auf das Überirdische ausdehnen dürfe. Aber diesen Einwand bestritt jetzt Ulrich: die Wüste ist kein Einwand, sie ist seit je eine Geburtsstätte himmlischer Gesichte gewesen; und überdies, Aussichten, die noch nicht erreicht sind, lassen sich auch nicht vorhersehen! Es entging ihm dabei, daß er sich vielleicht noch in einem zweiten Gegensatz zu sich selbst befand oder in eine Richtung geraten war, die von der seinen abbog: Paulus nennt den Glauben die zuversichtliche Erwartung von Dingen, die man erhofft, und die Überzeugung von Dingen, die man nicht sieht; und der Gegensatz zu dieser aufs Greifen bedachten Bestimmung, die zur Überzeugung der Gebildeten geworden ist, gehörte zum stärksten, was Ulrich im Herzen trug. Der Glaube als eine Verkleinerungsform des Wissens war seinem Wesen zuwider, er ist immer «wider besseres Wissen»; dagegen war es ihm gegeben, in der «Ahnung <nach> bestem Wissen» einen besonderen Zustand und ein Fahrtengebiet für unternehmende Geister zu erkennen. Es sollte ihn später noch manche Mühe kosten, daß sich dieser Gegensatz jetzt abgeschwächt hatte, aber vorläufig bemerkte er nichts davon, denn es gab in dieser Minute einen Schwarm von Nebeneinfällen, der ihn beschäftigte und vergnügte.

Er griff Beispiele heraus. Das Leben wurde immer gleichförmiger und unpersönlicher. In alle

Vergnügungen, Erregungen, Erholungen, ja selbst in die Leidenschaften drang etwas Typenhaftes, Mechanisches, Statistisches, Reihenweises ein. Der Lebenswille wurde breit und flach wie ein vor der Mündung zögernder Strom. Der Kunstwille war sich schon selbst beinahe verdächtig geworden. Es hatte den Anschein, daß die Zeit das Einzelwesen zu entwerten beginne, ohne doch den Verlust durch neue gemeinschaftliche Leistungen ersetzen zu können. Das war ihr Gesicht. Und dieses Gesicht, das so schwer zu verstehen war; das er einmal geliebt und in den Schlammkrater eines tief dröhnenden Vulkans umzudichten versucht hatte, weil er sich jung fühlte wie tausend andere; und von dem er sich, wie diese Tausende, abgewandt hatte, weil er des entsetzlich mißgestalteten Anblicks nicht Herr wurde: dieses Gesicht verklärte sich, wurde ruhig, listig schön, und leuchtend von innen durch einen einzigen Gedanken! Denn wie, wenn Gott selbst es wäre, der die Welt entwertet? Gewänne sie damit nicht auf einmal wieder Sinn und Lust? Und müßte er sie nicht schon entwerten, wenn er ihr auch nur um den kleinsten Schritt näher käme? Und wäre es nicht schon das einzige wirkliche Abenteuer, auch nur den Vorschatten davon wahrzunehmen?! Diese Überlegungen hatten die unvernünftige Folgerichtigkeit einer Reihe von Abenteuern und waren so fremd in Ulrichs Kopf, daß er zu träumen meinte. Er spähte zuweilen vorsichtig zu seiner Schwester hinüber, als müßte er fürchten, daß sie wahrnehme, was er treibe, und einige Male erblickte er dabei ihren blonden Kopf wie Licht im Licht vor dem Himmel, und die Luft, die in ihrem Haar spielte, sah er auch mit den Wolken spielen.

Wenn das geschah, hob nämlich auch sie sich ein wenig in die Höhe und blickte sich staunend um. Sie versuchte sich dann vorzustellen, wie es wäre, aus allen Gefühlen des Lebens entlassen zu sein. Selbst der Raum, dieser sich immer gleichbleibende, gehaltlose Würfel, sei nun wohl verändert, dachte sie. Wenn sie die Augen eine Weile geschlossen hielt und dann wieder öffnete, so daß der Garten unberührt in ihren Blick trat, als wäre er eben erst erschaffen worden, bemerkte sie so deutlich und unkörperlich wie eine Vision, daß die Richtung, die sie mit ihrem Bruder verbinde, unter allen anderen ausgezeichnet sei: Der Garten «stand» um diese Linie, und ohne daß sich an den Bäumen, Wegen und anderen Stücken der wirklichen Umgebung etwas geändert hätte, «wovon sie sich leicht überzeugen konnte, war alles auf diese Verbindung als Achse bezogen und dadurch in einer sichtbaren Weise unsichtbar verändert. Es mochte widerspruchsvoll klingen; sie hätte aber ebensogut auch sagen können, daß die Welt dort süßer sei, vielleicht auch leidvoller: das Merkwürdige war, daß man es mit den Augen zu sehen meinte. Überdies lag etwas Auffälliges darin, daß alle die umgebenden Gestalten auf das unheimlichste verlassen dastanden, aber auch, auf das unheimlichste entzückend, belebt waren, in dem Anschein eines zarten Todes oder einer leidenschaftlichen Ohnmacht, als wären sie soeben von etwas Unnennbarem verlassen worden, was ihnen eine geradezu menschliche Sinnlichkeit und Empfindlichkeit verlieh. Und etwas Ähnliches wie am Eindruck des Raums hatte sich überdies am Gefühl der Zeit ereignet; dieses fließende Band, die rollende Treppe mit ihrer unheimlichen Nebenbeziehung zum Tod schien in manchen Augenblicken stillzustehen, und in manchen floß sie ohne Verbindung dahin. Während eines einzigen äußeren Augenblicks konnte sie innen verschwunden sein, ohne eine Spur davon, ob sie eine Stunde oder eine Minute ausgesetzt habe.

Einmal überraschte Ulrich seine Schwester bei diesen Versuchen und erriet wohl etwas von ihnen, denn er sagte leise und lächelnd: «Es gibt eine Weissagung, daß für die Götter ein Jahrtausend nicht mehr als ein Öffnen und Schließen ihres Auges sei!» Dann lehnten sie sich beide wieder zurück und hörten weiter den Traumreden der Stille zu.

Agathe dachte: «Alles das hat bloß er zustande gebracht; und doch zweifelt er jedesmal, wenn er lächelt!» Aber die Sonne fiel mit ihrer beständig niederkommenden Wärme zart wie ein Schlafmittel auf seine geöffneten Lippen, das fühlte Agathe an den ihren und wußte sich eins mit

ihm. Sie versuchte sich in ihn hineinzusetzen und seine Gedanken zu erraten, was zwischen ihnen eigentlich als unerlaubt galt, weil es von außen kam und nicht aus der schöpferischen Teilnahme; als eine Abweichung aber umso heimlicher war. «Er will nicht, daß es bloß eine Liebesgeschichte werden soll!» dachte sie; und fügte hinzu: «Das ist auch mein Geschmack.» Und gleich darauf dachte sie: «Er wird keine andre Frau nach mir lieben, denn dies ist keine Liebesgeschichte mehr; das ist überhaupt die letzte Liebesgeschichte, die es geben kann!» Und sie fügte hinzu: «Wir werden wohl eine Art Letzte Mohikaner der Liebe sein!» Sie war auch dieses Tons gegen sich selbst im Augenblick fähig, denn wenn sie sich ganz ehrlich Rechenschaft ablegte, so war natürlich auch dieser verzauberte Garten, worin sie sich mit Ulrich befand, mehr Wunsch als Wirklichkeit. Sie glaubte nicht wirklich, daß schon das Tausendjährige Reich begonnen haben könnte, trotz dieses nach festem Boden klingenden Namens, den Ulrich einmal angegeben hatte. Sie fühlte sich sogar sehr verlassen von ihren Wunschkräften, und wo sonst ihre Träume entstanden, sie wußte nicht wo, bitter nüchtern. Sie entsann sich, daß sie vor der Zeit Ulrichs eigentlich leichter imstande gewesen war, sich einzubilden, ein wacher Schlaf, wie der, worin ihre Seele jetzt schaukelte, vermöchte sie hinter das Leben zu geleiten, in ein Wachsein nach dem Tode, in Gottes Nähe, zu Mächten, die sie holen kämen, oder bloß neben das Leben zu einem Aufhören der Begriffe und einem Übergang in Wälder und Wiesen von Vorstellungen: es war ja nie klar geworden, was das sei! So gab sie sich nun Mühe, sich dieser alten Vorstellungen zu entsinnen. Aber es kam ihr nur noch eine Hängematte in Erinnerung, zwischen zwei ungeheure Finger gespannt und von einer unendlichen Geduld geschaukelt; dann ein stilles Überraschtwerden, wie von hohen Bäumen, zwischen denen man sich emporgehoben und verschwunden fühlt; und schließlich ein Nichts, das einen auf unbegreifliche Weise greifbaren Inhalt hatte –: Das waren wohl alle die Zwischengebilde von Eingebung und Einbildung, an denen ihr Verlangen einst Trost gefunden hatte. Aber waren es denn wirklich bloß Zwischen- und Halbgebilde gewesen? Zu ihrem Erstaunen begann Agathe etwas sehr Merkwürdiges allmählich aufzufallen. «Wahrhaftig,» dachte sie «es ist so, wie man sagt: es geht einem ein Licht auf! Und es verbreitet sich, je länger es dauert!» Denn was sie sich einst eingebildet hatte, war doch wohl fast in allem das, was jetzt ruhig und ausharrend dastand, sooft sie den Blick auf Ausschau schickte! Lautlos war es in die Welt getreten. Freilich war – anders, als es vielleicht ein buchstabengläubiger Mensch erlebt hätte – Gott ihrem Abenteuer fern geblieben, aber dafür war sie auch nicht mehr in diesem Abenteuer allein: das waren die zwei einzigen Änderungen, durch die sich die Erfüllung von der Vorankündigung unterschied, und zwar zugunsten irdischer Natürlichkeit.

[<]

47

## Wandel unter Menschen

In der Zeit, die nun folgte, zogen sie sich von ihren Bekannten zurück und setzten sie dadurch in Verwunderung, daß sie eine Reise vorschützten und sich auf keine Weise erreichen ließen.

Sie waren meist heimlich zu Hause, und wenn sie ausgingen, mieden sie Orte, wo sie Menschen antreffen konnten, die demselben Gesellschaftskreis angehörten wie sie; doch besuchten sie Vergnügungsstätten und kleine Theater, wo sie davor sicher zu sein glaubten, und im allgemeinen folgten sie einfach, sobald sie das Haus verließen, den Großstadtströmungen, die ein Bild der

Bedürfnisse sind und mit gezeitenmäßiger Genauigkeit die Massen, je nach der Stunde, irgendwo zusammenpressen und anderswo absaugen. Sie überließen sich dem ohne bestimmte Absicht. Es vergnügte sie, zu tun, was viele taten, und an einer Lebensführung teilzunehmen, die ihnen die seelische Verantwortung für die eigene zeitweilig abnahm. Und noch nie war ihnen die Stadt, worin sie lebten, so schön und fremd zugleich vorgekommen. Die Häuser boten in ihrer Gesamtheit ein großes Bild dar, auch wenn sie im einzelnen, oder einzeln, nicht schön waren; der Lärm strömte durch die hitzeverdünnte Luft wie ein an die Dächer reichender Fluß dahin; in dem starken, von der Straßentiefe gedämpften Licht sahen die Menschen leidenschaftlicher und geheimnisvoller aus, als sie es wahrscheinlich verdienten. Alles klang, sah aus, roch – so unersetzlich und unvergeßlich, als gäbe es zu verstehen, wie es sich in seiner Augenblicklichkeit selbst vorkomme; und die Geschwister nahmen diese Einladung, sich der Welt zuzuwenden, nicht ungern an.

Trotzdem geschah das nicht ohne Zurückhaltung, denn sie spürten den hindurchgehenden Zwiespalt. Das Geheime und Unbestimmte, das sie selbst verband, obwohl sie nicht frei davon sprechen konnten, sonderte sie von den anderen Menschen ab; aber die gleiche Leidenschaft, die sie dauernd fühlten, weil sie sich nicht sowohl an einem Verbot gebrochen hatte als vielmehr an einer Verheißung, hatte sie auch in einem Zustand zurückgelassen, der Ähnlichkeit mit den schwülen Unterbrechungen einer körperlichen Vereinigung besaß. Die Lust ohne Ausweg sank wieder in den Körper zurück und erfüllte ihn mit einer Zärtlichkeit, die so unbestimmt war wie ein später Herbsttag oder ein früher Frühlingstag. Und wenn sie auch gewiß nicht für jeden Menschen und alle Welt ebenso empfanden wie für einander, so spürten sie doch den schönen Schatten des «Wie es wäre» davon auf ihr Herz fallen, und dieses konnte der sanften Täuschung weder völlig glauben, noch konnte es sich ihr völlig entziehen, was ihm auch immer begegnete.

Das machte auf die freiwilligen Zwillingsgeschwister den Eindruck, daß sie durch ihre Erwartung und ihre Askese empfindlich geworden seien für alle unausgeträumten Zuneigungen der Welt, aber auch für die Schranken, die jedem Gefühl von der Wirklichkeit und Wachheit gesetzt werden; und es wurde ihnen die eigentümlich zweiseitige Beschaffenheit des Lebens sehr sichtbar, die jede große Bestrebung durch eine niedrige dämpft. Sie bindet an jeden Fortschritt einen Rückschritt und an jede Kraft eine Schwäche; sie gibt keinem ein Recht, das sie nicht einem anderen nähme, ordnet keine Verwicklung, ohne neue Unordnung zu stiften, und sie scheint sogar das Erhabene nur darum hervorzurufen, daß sie mit den Ehren, die ihm gebühren, bei der nächsten Gelegenheit das Platte überhäufen könne. So verknüpft ein schier unlöslicher und vielleicht tief notwendiger Zusammenhang alle hochgemuten menschlichen Bemühungen mit dem Zustandekommen ihres Gegenteils und läßt das Leben – über alle anderen Gegensätze und Parteiungen hinweg – für geistvolle, oder derart selbst nur halbvolle, Menschen ziemlich schwer erträglich sein, treibt sie aber auch an, eine Erklärung dafür zu suchen.

Dieses Aneinanderhaften der Ehr- und Kehrseite des Lebens ist denn auch sehr verschieden beurteilt worden. Fromme Menschenverächter haben darin einen Ausfluß der irdischen Hinfälligkeit gesehen; Donnerkerle das saftigste Lendenstück des Lebens; Durchschnittlinge fühlen sich in diesem Widerspruch so wohl wie zwischen ihrer rechten und linken Hand; und wer vorsichtig denkt, sagt einfach, die Welt sei nicht geschaffen, um menschlichen Begriffen zu entsprechen. Man hat es also als Unvollkommenheit der Welt oder der menschlichen Vorstellungen angesehen, hat es ebensowohl kindlich-traulich wie schwermütig oder trotzig-gleichgültig hingenommen, und alles in allem kann es mehr als Temperamentssache denn als nüchtern ehrbare Aufgabe der Vernunft gelten, darüber zu entscheiden. Nun aber, so gewiß die Welt nicht geschaffen ist, um menschlichen Forderungen zu entsprechen, so gewiß sind die

menschlichen Begriffe geschaffen, um der Welt zu entsprechen, denn das ist ihre Aufgabe; und warum sie es gerade im Bereich des Rechten und Schönen nie zuwege bringen, bleibt damit schließlich doch eine seltsam offene Frage. Die planlosen Wege schienen es wie ein Bilderbuch darzubieten und ließen Gespräche entstehen, die von des Blätterns lose wechselnder Erregung begleitet waren.

Keines von diesen Gesprächen handelte seinen Gegenstand handgreiflich und vollständig ab, jedes wandte sich unter der Zeit nach den verschiedensten Zusammenhängen; dabei wurde der gedankliche Zusammenhang im ganzen immer breiter, die Gliederung nach lebendigen Anlässen, die aufeinander folgten, versagte einmal ums andere vor der übertretenden Flut angeregter Betrachtungen; und verlierend wie gewinnend, ging das lange weiter, ehe das Ergebnis unverkennbar zu sehen war.

So bekannte sich Ulrich auch – zufällig oder nicht, überzeugt oder aufs Geratewohl – als erstes zu der Möglichkeit, daß sowohl die Schranke, die dem Gefühl gesetzt ist, als daß auch das Vor und Zurück, oder zumindest Hin und Her, des Lebens, in einem gesagt, daß seine geistige Unzuverlässigkeit, vielleicht eine nicht unnützliche Aufgabe zu erfüllen habe, und zwar die der Erzeugung und Erhaltung eines mittleren Lebenszustands.

Er wollte nicht von der Welt verlangen, daß sie ein Lustgarten des Genies sei. Ihre Geschichte ist nur in den Spitzen, wenn nicht Auswüchsen, eine des Genies und seiner Werke; in der Hauptsache ist sie die des Durchschnittsmenschen. Er ist der Stoff, mit dem sie arbeitet und der stets von neuem aus ihr wiederersteht. Vielleicht gab das ein Augenblick der Ermüdung ein. Vielleicht dachte Ulrich bloß überhauf, daß alles Mittelhohe und Durchschnittliche stämmig sei und beste Aussicht auf Erhaltung seiner Art darbiete; man hätte annehmen müssen, daß es das erste Gesetz des Lebens sei, sich selbst zu erhalten, und das möchte wohl stimmen. Sicherlich sprach bei diesem Beginn aber auch eine andere Aussicht mit. Denn mag es sogar gewiß sein, daß die menschliche Geschichte nicht gerade ihre Aufschwünge vom Durchschnittsmenschen empfängt; alles in allem genommen, Genie und Dummheit, Heldentum und Willenlosigkeit, ist sie eben doch eine Geschichte der Millionen Antriebe und Widerstände, Eigenschaften, Entschlüsse, Einrichtungen, Leidenschaften, Erkenntnisse und Irrtümer, die er von allen Seiten empfängt und nach jeder verteilt. In ihm und ihr mischen sich die gleichen Elemente; und auf diese Art ist sie jedenfalls eine Geschichte des Durchschnitts oder, je nachdem man es nehmen mag, der Durchschnitt von Millionen Geschichten, und wenn sie denn auch ewig um das Mittelmäßige schwanken müßte, was könnte am Ende unsinniger sein, als einem Durchschnitt seine Durchschnittlichkeit zu verübeln!

In diesen Gedanken schob sich aber auch die Erinnerung an die Berechnung von Durchschnitten ein, wie sie die Zufallsrechnung versteht: – Die Regeln der Wahrscheinlichkeit beginnen schon in einer kalten, beinahe schamlosen Gelassenheit damit, daß die Ereignisse bald so, bald anders, ja daß sie auch ins Gegenteil von dem ausschlagen könnten, was sie sind. Zur Bildung und Festigung eines Durchschnitts gehört es sodann, daß der höheren und besonderen Werte viel weniger als der mittleren sind, ja daß sie fast niemals auftreten, und daß es auch von den unverhältnismäßig geringen gilt. Die einen wie die andern bleiben besten- oder schlimmstenfalls Randwerte, und zwar nicht nur nach Anleitung der Rechnung, sondern auch in der Erfahrung überall dort, wo zufallsähnliche Bedingungen herrschen. Diese Erfahrung mag an Hagelversicherungen und Sterblichkeitsübersichten gewonnen sein; aber der geringen Wahrscheinlichkeit der Randwerte entspricht es deutlich, daß auch im Geschichtlichen einseitige Gestaltungen und die ungemischte Verwirklichung überstiegener Forderungen selten von Dauer gewesen sind. Und sollte das in einer Hinsicht halbschlüchtig erscheinen, so ist es doch in anderer

der Errettung der Menschheit vor dem unternehmungssüchtigen Genie nicht minder wie vor der zu Taten aufgeregten Dummheit oft genug zugute gekommen! Unwillkürlich übertrug Ulrich die Anschauung der Wahrscheinlichkeit immer weiter auf geistige und geschichtliche Ereignisse und den mechanischen Begriff der Durchschnittlichkeit auf den sittlichen; und kam so auf die Zweiseitigkeit des Lebens zurück, bei der er angefangen hatte. Denn die Schranken und der Wechsel der Ideen und Gefühle, ihre Vergeblichkeit, die rätselhafte und trügerische Verbindung zwischen ihrem Sinn und der Verwirklichung seines Gegenteils, alles und ähnliches ist als innewohnende Folge auch schon mit der Annahme gegeben, daß eins so möglich sei wie das andere. Diese Annahme bedeutet aber den Grundbegriff, woraus die Wahrscheinlichkeitsrechnung ihren Inhalt schöpft, und ist deren Begriffsbestimmung des Zufalls; daß sie auch den Gang der Welt kennzeichnet, erlaubt also den Schluß, daß dieser nicht viel anders ausfiele, als er ist, wenn alles gleich nur dem Zufall überlassen bliebe.

Agathe fragte, ob es nicht die Wahrheit in launischer Absicht verdüstere und ein romantischer Pessimismus sei, wenn man den Weltlauf dem Zufall gleichstelle.

«Nichts weniger als das!» entgegnete dem Ulrich. «Wir haben bei der Vergeblichkeit aller hochgemuten Erwartungen begonnen, und es hat uns gedeucht, daß sie ein tückisches Geheimnis sei. Aber wenn wir sie jetzt mit den Regeln der Wahrscheinlichkeit vergleichen, so erklären wir dieses Geheimnis, das man mit einem Wort, das spöttisch mit seinem berühmten Gegenwort spielt, die ‹prästabilierte Disharmonie› der Schöpfung nennen könnte, überaus anspruchslos dadurch, daß einfach nichts dawider geschieht! Die Entwicklung bleibt sich selbst überlassen, kein geistig ordnendes Gesetz wird ihr auferlegt; sie folgt scheinbar dem Zufall; und wenn dabei auch nicht das Wahre entstehen kann, so begründet dieselbe Voraussetzung doch wenigstens das Wahrscheinliche! Zugleich erklären wir, aus dem Wahrscheinlichen, aber auch die sich als einziges stabilierende Durchschnittlichkeit, die allerenden ihre doch höchst unerwünschte Zunahme fühlen läßt. Daran ist also nichts Romantisches, und vielleicht nicht einmal etwas Verdüstertes; es wäre wohl, gern oder ungern, eher ein unternehmungslustiger Versuch!»

Trotzdem wollte er darüber nicht mehr sagen und ließ das scheinbar geistreiche Unternehmen auf sich beruhen, ohne über die Einleitung hinausgekommen zu sein. – Er hatte das Gefühl, etwas Großes ungeschickt und umständlich berührt zu haben. Das Große war die tiefe Zweideutigkeit der Welt, daß sie so zurück wie vorwärts zu gehen scheint und bestürzend neben erhebend ist; und daß sie auf einen geistigen Menschen einen anderen Eindruck schon deshalb nicht machen kann, weil ihre Geschichte eben nicht die des bedeutenden, sondern doch offenbar die des Durchschnittsmenschen ist, dessen verworrenes und zweideutiges Antlitz sich in ihr abprägt. Von Umständlichkeit beschwert war hingegen, was dieser einfallsschnelle Beschluß berührte, durch den Versuch worden, dem bekannten Wesen des Durchschnittsmenschen durch einen Vergleich mit dem der Wahrscheinlichkeit einen Hintergrund von nicht ganz erforschter Neuigkeit zu geben. Der Grundgedanke war wohl auch bei diesem Vergleich scheinbar einfach: denn das Durchschnittliche ist immer auch etwas Wahrscheinliches, und der Durchschnittsmensch der Bodensatz aller Wahrscheinlichkeit. Vergleich Ulrich aber, was er gesagt hatte, mit dem, was davon noch zu sagen wäre, so verzagte er fast an der Fortsetzung dessen, was er mit seiner Gegenüberstellung von Wahrscheinlichkeit und Geschichte angefangen hatte.

Agathe sagte mit mutwilligem Zögern: «Die Hausmeisterin träumt vom Lotto und erhofft sich einen Gewinn! Wenn ich also würdig gewesen sein sollte, dich zu verstehen, wäre es die Aufgabe der Geschichte, einen immer durchschnittlicheren Menschenschlag zu hinterlassen und sein Leben zu begründen, wofür vielleicht manches spricht, oder doch raunt; und dazu sollte sie nichts Einfacheres und Verlässlicheres tun können, als einfach dem Zufall zu folgen und seinem Gesetz

die Verteilung und Mischung der Ereignisse zu überlassen?» Ulrich nickte. «Es ist ein Wenn – so. Wenn die menschliche Geschichte überhaupt eine Aufgabe hätte, und es diese wäre, dann könnte sie nicht besser sein, als sie ist, und erreichte auf die seltsame Art dadurch ein Ziel, daß sie keines hat!» Agathe lachte. «Und deswegen erzählst du, daß die niedrige Decke, unter der man lebt, eine <nicht unnützliche> Aufgabe zu erfüllen habe?» «Eine tief notwendige Aufgabe, die Begünstigung des Durchschnitts!» bestätigte Ulrich. «Zu diesem Zweck sorgt sie dafür, daß ein für allemal kein Gefühl und Wille in den Himmel wächst!» «Geschähe doch lieber das Gegenteil!» meinte Agathe. «Dann sollte mir nicht das Ohr von Aufmerksamkeit rauh werden, ehe ich alles weiß!»

Ein Gespräch wie dieses über Genie, Durchschnitt und Wahrscheinlichkeit dünkte Agathe, weil es bloß den Verstand beschäftigte, ohne das Gemüt zu berühren, verlorene Zeit zu sein. Nicht ganz so erging es Ulrich, obgleich er mit dem, was er gesagt hatte, herzlich unzufrieden war. Nichts war daran fest als der Satz: wenn etwas ein Zufallsspiel wäre, so zeigte das Ergebnis die gleiche Verteilung von Treffern und Nieten wie das Leben. Aber daraus, daß der zweite Teil eines solchen Bedingungssatzes die Wahrheit ist, läßt sich mitnichten auf die Wahrheit des ersten schließen! Die Umkehrbarkeit des Verhältnisses bedürfte eines genaueren Vergleichs, um glaubhaft zu werden, der es auch erst ermöglichen müßte, Begriffe der Wahrscheinlichkeit auf geschichtliche und geistige Ereignisse zu übertragen und zwei so verschiedene Gesichtskreise einander gegenüberzustellen. Dazu hatte Ulrich nun keine Lust; aber je mehr er die Unterlassung fühlte, desto sicherer wurde ihm die Wichtigkeit der berührten Aufgabe bewußt. Nicht nur hat der zunehmende Einfluß geistig lockerer Massen, der die Menschheit immer durchschnittlicher macht, jede Frage nach dem Aufbau des Durchschnittlichen Bedeutung gewinnen lassen; sondern die Grundfrage, welchen Wesens das Wahrscheinliche ist, scheint auch aus anderen Gründen, und darunter solchen, die allgemein und geistiger Herkunft sind, immer mehr an die Stelle der Frage nach dem Wesen der Wahrheit treten zu wollen, obgleich sie ursprünglich bloß ein Handwerksmittel für die Lösung einzelner Aufgaben gewesen ist.

Es hätte sich alles auch mit den Worten ausdrücken lassen, daß nach und nach der «wahrscheinliche Mensch» und das «wahrscheinliche Leben» anstelle des «wahren» Menschen und Lebens emporzukommen begännen, die eitel Einbildung und Vortäuschung gewesen seien; wie denn Ulrich etwas Ähnliches auch schon zuvor angedeutet, und gesagt hatte, daß die ganze Frage nichts als die Folge einer fahrlässigen Entwicklung wäre. Offenbar leuchtete ihm selbst der Sinn aller solchen Bemerkungen noch nicht völlig ein, doch verlieh ihnen gerade diese Schwäche die Eigenschaft, in weitem Umfang zu leuchten wie Wetterlicht, und er kannte noch so viele Beispiele des gegenwärtigen Lebens und Denkens, worauf sie paßten, daß er sich lebhaft aufgefordert sah, den gefühlhaften Begriff von ihnen in einen klareren zu verwandeln. So fehlte es auch nicht an der Notwendigkeit einer Fortsetzung, und er beschloß nun doch, sie bei schicklicherer Gelegenheit nicht zu verabsäumen.

Er mußte über seine Überraschung lächeln, als er sich bei diesem Vorsatz schon auf bestem Wege erkannte, ohne es gewollt zu haben, Agathe von etwas Altem zu unterrichten, das er früher in bedenklicher Laune oft die «Welt des Seinesgleichen geschieht» genannt hatte. Es war die Welt der Unruhe ohne Sinn, die wie ein Bach durch Sand ohne Grün fließt; er nannte sie jetzt die des «wahrscheinlichen Menschen». Mit aufgefrischter Neugierde betrachtete er die Menschenströme, deren Ufern sie folgten und von deren Leidenschaften, Gewohnheiten und fremden Genüssen sie von sich selbst abgezogen wurden: es war die Welt dieser Leidenschaften und Genüsse, und nicht die einer unausgeträumten Möglichkeit! So war es denn auch um deswillen die der Schranken, die selbst das ausschweifendste Gefühl in Grenzen setzen, und die

des mittleren Lebenszustands. Zum erstenmal dachte er nicht bloß gefühlvoll, sondern in der Art, wie etwas Wirkliches erwartet wird, daran, daß sich der Unterschied, der es in einem Fall dem weltlichen Gefühl unmöglich mache, zu Ruhe und bleibender Erfüllung zu kommen, im andern eine fortschreitende und weltliche Bewegung zu finden, vielleicht auf zwei grundverschiedene Zustände oder Arten des Gefühls zurückführen ließe.

Abbrechend sagte er: «Sieh an!» und beide wurden sich des Augenscheins bewußt. Es geschah, während sie einen bekannten und, wenn man so sagen darf, allgemein geachteten Platz überquerten. Da stand die neue Universität, ein nachgeahmter Barockbau, der von kleinlichen Einzelheiten überladen war; nicht weit davon stand, kostspielig und zweitürmig, eine «neugotische» Kirche, die wie ein gut gelungener Fastnachtsscherz aussah; und den Hintergrund bildete, neben zwei ausdruckslosen, zu der Hochschule gehörenden Anstalten und einem Bankpalast, ein großes düster-dürftiges Gerichts- und Gefangenenhaus, das mehrere Jahrzehnte älter war. Flinkes und massiges Fuhrwerk durchkreuzte dieses Bild, und ein einziger Blick vermochte sowohl die Gediegenheit des Gewordenen als auch die Vorbereitungen des weiteren Gedeihens zu umfassen, und nicht minder zur Bewunderung der menschlichen Tätigkeit aufzuregen als den Geist durch einen unmerklichen Bodensatz von Nichtssagenheit zu vergiften. Und ohne eigentlich den Gesprächsgegenstand zu wechseln, fuhr Ulrich fort: «Nimm an, daß sich eine Räuberbande der Weltherrschaft bemächtigt hätte, mit nichts ausgestattet als den größten Instinkten und Grundsätzen! Nach einiger Zeit erwüchsen auch auf diesem wilden Boden geistige Schöpfungen! Und wieder über eine Zeit, wenn der Geist sich ausgebildet hätte, stünde er sich schon selbst im Wege! Die Ernte wächst, und ihr Gehalt vermindert sich; als ob die Früchte nach Schatten schmeckten, wenn alle Äste voll sind!» – Er fragte nicht, warum. Er hatte das Gleichnis einfach gewählt, um auszudrücken, er meine, daß sich das meiste von dem, was sich Kultur nenne, zwischen dem Zustand einer Räuberbande und dem müßiger Reife befinde; denn war es so, dann mochte es doch auch eine Entschuldigung für all das Gespräch sein, in das er abgelenkt worden war, obwohl ein zärtlicher erster Anhauch den Anfang gebildet hatte.

[<]

48

Eine auf das Bedeutende gerichtete Gesinnung und beginnendes Gespräch darüber

Spricht einer von der zweiseitigen und unordentlichen Beschaffenheit des menschlichen Wesens, setzt es voraus, daß er meint, sich eine bessere vorstellen zu können.

Ein gläubiger Mensch kann das tun, und Ulrich war keiner. Im Gegenteil: Glaube stand bei ihm im Verdacht einer Neigung zum Vorschnellen, und ob der Inhalt dieses geistigen Verhaltens ein irdischer Einfall, ob er eine überirdische Idee war, schon als seelische Fortbewegungsart erinnerte es ihn an die ohnmächtigen Flugversuche eines Haushuhns. Nur Agathe bewirkte darin eine Ausnahme; an ihr behauptete er zu beneiden, daß sie voreilig und mit Eifer glauben konnte, und empfand die Weiblichkeit ihres Mangels manchmal fast so körperlich wie einen der anderen Geschlechtsunterschiede, von denen zu wissen eine selige Verblendung erregt. Er verzieh ihr diese Unberechenbarkeit selbst dann, wenn sie ihm eigentlich unverzeihlich erschien, so in der Verbindung mit der lächerlichen Person des Professors Lindner, von der ihm seine Schwester vieles verschwieg. Er spürte neben sich die Verschwiegenheit ihrer Körperwärme und erinnerte sich an eine leidenschaftliche Behauptung, die ungefähr den Sinn hatte, daß kein Mensch sich



selbst schön oder häßlich, gut oder schlecht, bedeutend oder geisttötend sei, sondern daß sein Wert immer davon abhängt, daß man an ihn glaube oder an ihm zweifle. Das war eine maßlose Bemerkung, voll Großmütigkeit, aber auch von Ungenauigkeit zersetzt, die allerhand Rückschlüsse zuließ; und die versteckte Frage, ob sie nicht am Ende gar auf diesen Ziegenbock der Gläubigkeit, diesen Mann Lindner, zurückzuführen sei, von dem er so gut wie nichts als den Schatten kannte, ließ in dem schnellen unterirdischen Fluß seiner Gedanken eifersüchtig eine Welle aufschäumen. Als Ulrich aber darüber nachdachte, wußte er sich nicht zu entsinnen, ob überhaupt Agathe diese Bemerkung getan hätte oder nicht gar er selbst, und eines erschien ihm ebenso möglich wie das andere. Da zerfloß die Eifersuchtschelle in zärtlichen Schaum, wegen dieser Verwechselbarkeit über allen seelischen und körperlichen Unterschieden, und er hätte nun aussprechen mögen, was sein eigentlicher Vorbehalt gegen jede Glaubensbereitschaft war. Etwas zu glauben und an etwas zu glauben, sind seelische Zustände, die ihre Kraft einem anderen Zustand entnehmen und für sich verwenden oder auch verschwenden; aber dieser andere Zustand war nicht nur, wie es am nächsten lag, der feste des Wissens, sondern konnte, im Gegenteil, auch ein noch weniger stofflicher Zustand als das Glauben selbst sein: Und daß gerade in diese Richtung alles führe, was ihn und seine Schwester bewege, drängte Ulrich zur Aussprache; aber seine Gedanken waren noch weit von der Aussicht entfernt, sich dahin zu verbinden, und darum sprach er sich nicht aus, sondern wechselte lieber den Gegenstand, ehe er es tat. Auch ein genialer Mensch trüge ja ein Maß in sich, das ihn zu dem Urteil ermächtigen könnte, es gehe in der Welt auf schier unerklärliche Weise alles so zurück wie vorwärts; aber wer ist ein solcher? Ulrich hatte ursprünglich nicht das mindeste Verlangen, darüber nachzudenken; aber die Frage hielt ihn fest, er wußte nicht warum.

«Man muß zwischen Genie als Art und als persönlichem Superlativ trennen» begann er und hatte noch nicht den rechten Ausdruck gefunden. «Manchmal habe ich früher gedacht, daß es, als die einzigen wichtigen Menschenrassen, überhaupt nur die des Genies und die des Dummkopfs gebe, die sich nicht gut vermischen. Die Menschen der Genieart oder die Genialen müssen aber nicht schon ein Genie sein. Dieses, das bestaunte Genie, entsteht so recht erst an der Börse der Eitelkeiten; in seinen Glanz strahlen die Spiegel der umgebenden Dummheit; es ist immer mit etwas verbunden, das ihm noch ein Ansehen dazu gibt, wie Geld oder Auszeichnungen: mag sein Verdienst also wie immer groß sein, ist seine Erscheinung doch eigentlich die ausgestopfte Genialität →»

Agathe unterbrach ihn, neugierig auf das andere: «Gut, aber die Genialität selbst?»

«Wenn du aus dem ausgestopften Popanz herausziehst, was bloß Stroh ist, müßte sie wohl übrigbleiben» sagte Ulrich, besann sich aber und fügte mißtrauisch hinzu: «Ich werde nie recht wissen, was genial ist, und weiß auch nicht, wer das entscheiden sollte!»

«Ein Senat der Wissenden!» sagte Agathe lächelnd. Sie kannte ihres Bruders oft recht ideokratische Gesinnung, mit der er sie in manchem Gespräch geplagt hatte, und erinnerte ihn durch ihre Worte etwas scheinheilig an die berühmte, aber in zweitausend Jahren nicht befolgte Forderung der Philosophie, daß die Leitung der Welt einer Akademie der Weisesten anvertraut werden sollte.

Ulrich nickte. «Das schreibt sich schon von Platon her. Und hätte es verwirklicht werden können, so wäre auf ihn an der Spitze des regierenden Geistes wahrscheinlich ein Platoniker gefolgt, und das so lange, bis eines Tages – Gott weiß warum – die Plotiniker für die wahren Philosophen gegolten hätten. So verhält es sich auch mit dem, was für genial gilt. Und was hätten die Plotiniker mit den Platonikern angefangen, und vorher diese mit ihnen, wenn nicht das, was jede

Wahrheit mit dem Irrtum tut: ihn unerbittlich ausmerzen? Gott hat vorsichtig gehandelt, als er anordnete, daß aus einem Elefanten wieder nur ein Elefant hervorgeht, und aus einer Katze eine Katze: aus einem Philosophen geht aber ein Nachbeter und ein Gegenphilosoph hervor!»

«Also müßte Gott selbst entscheiden, was genial ist!» rief Agathe ungeduldig aus, nicht ohne einen leichten stolzen Graus bei dieser Vorstellung zu empfinden und sich deren voreiliger Heftigkeit bewußt zu sein.

«Ich fürchte, daß es ihn langweilt!» sagte Ulrich. «Wenigstens den christlichen Gott. Er ist erpicht auf die Herzen, ohne zu achten, ob viel oder wenig Verstand bei ihnen ist. Übrigens glaube ich, daß die kirchliche Geringschätzung der bürgerlichen Genialität manches für sich hat!»

Agathe wartete etwas; dann erwiderte sie einfach: «Du hast früher anders gesprochen!»

«Ich könnte dir antworten, daß der heidnische Glaube, alle den Menschen bewegendem Ideen hätten zuvor im göttlichen Geiste geruht, sehr schön gewesen sein muß; aber daß es schwer ist, an göttliche Ausströmungen zu denken, seit sich unter dem, was uns viel bedeutet, Ideen befinden, die Schießbaumwolle oder Pneumatik heißen» entgegnete Ulrich auf der Stelle. Dann schien er aber zu zaudern und des scherzenden Tons zu viel zu haben; und plötzlich gestand er seiner Schwester zu, was sie wissen wollte. Er sagte: «Ich habe immer, und fast von Natur, daran geglaubt, daß der Geist, weil man seine Macht in sich fühle, auch dazu verpflichte, ihm in der Welt Geltung zu verschaffen. Ich habe geglaubt, daß es sich nur lohne, bedeutend zu leben, und habe mir gewünscht, niemals etwas Gleichgültiges zu tun. Und was für die allgemeine Gesittung daraus folgt, mag hochmütig verzerrt aussehen, aber es ist unvermeidlich dies: Nur das Geniale ist erträglich, und die Durchschnittsmenschen müssen gepreßt werden, damit sie es hervorbringen oder gelten lassen! Mit tausend anderem vermischt, gehört etwas davon sogar zur allgemeinen Überzeugung: Es ist also wirklich beschämend für mich, dir die Antwort geben zu müssen, daß ich nie zu sagen gewußt hätte, was genial ist, und es auch jetzt nicht weiß, obgleich ich vor einigen Augenblicken erst unbefangen angedeutet habe, daß ich diese Eigenschaft weniger einem besonderen Menschen als einer menschlichen Artung zuschreiben möchte.»

Er schien es nicht so schlimm zu meinen, und Agathe hielt sorgsam das Gespräch im Gang, als er schwieg. «Kommt es dir nicht selbst leicht über die Lippen, von einem genialen Akrobaten zu sprechen?» fragte sie. «Es scheint also, daß heute gewöhnlich das Schwierige, Ungewöhnliche und besonders Gelungene zu dem Begriff gehört.»

«Bei den Sängern hat es angefangen; und wenn einer, der höher singt als die übrigen, genial heißt, warum soll es nicht einer tun, der höher springt! Schließlich kommt man aber so auch zu der Genialität eines Vorstehhunds; und Männer, die sich von nichts einschüchtern lassen, halten sie sogar für gediegener als die des Mannes, der sich die Stimmbänder aus dem Hals ziehen kann. Offenbar ist da ein zweifacher Sprachgebrauch im unklaren; außer der Genialität des Gelingens, die sich auf alles zu erstrecken vermag, so daß auch der dümmste Witz (in seiner Art) genial sein kann, gibt es auch noch die Höhe, Würde oder Bedeutung dessen, was gelingt, also irgendeinen Genialitätsrang.» – Ein heiterer Ausdruck hatte den Ernst in Ulrichs Augen verdrängt, so daß Agathe nach der Fortsetzung fragte, die er zu verschweigen scheinete.

«Mir fällt ein, daß ich die Frage Genie einmal mit unserem Freund Stumm erörtert habe» erzählte Ulrich. «Und er hat auf der Nützlichkeit bestanden, daß man einen militärischen und einen zivilen Begriff Genie unterscheidet. Damit du ihn aber verstehst, muß ich dir vielleicht etwas aus der Kaiserlich und Königlich Militärowelt erklären. Die Genietruppe – allein als Wortverbindung schon wunderbar – fuhr er fort «dient zu Befestigungs- und ähnlichen Arbeiten und besteht aus Soldaten und Unteroffizieren und aus Offizieren, die keine besondere Zukunft

haben, es sei denn, daß sie einen ‹Höheren Genie-Kurs› bestehen, wonach sie in den ‹Genie-Stab› gelangen. ‹Über dem Genie steht beim Militär also der Geniestäbler› sagt Stumm von Bordwehr. ‹Und ganz darüber natürlich noch der Generalstab, weil der überhaupt das Gescheiteste ist, was Gott getan hat.› So hat er mich, wenngleich er sich noch immer mit Genuß als Antimilitaristen bezeichnet, darauf zu bringen gesucht, daß der rechte Gebrauch von Genie schließlich noch beim Militär zu finden sein wird und gestaffelt ist, während allem Zivilgerede davon gerade eine solche Ordnung bedauerlicherweise mangle. Und wie er alles so verdreht, daß man der Wahrheit ordentlich auf den Grund sieht, täten wir gar nicht schlecht daran, uns an seinen Leitfaden zu halten.»

Was Ulrich über die ungleichen Begriffe der Genialität dem folgen ließ, hatte es aber weniger auf die Höchststufe Genie abgesehen als auf die Grundform der Genialität oder des Bedeutenden, deren Zweifelhafteigkeit ihm verwirrender und schmerzlicher vorkam. Es schien ihm leichter zu sein, ein Urteil über das zu gewinnen, was überaus bedeutend sei, als über das Bedeutende schlechthin. Jenes ist bloß ein Schritt über etwas hinaus, dessen Wert schon unbestritten ist, also etwas, das immer in einer mehr oder weniger herkömmlichen Ordnung geistiger Werte begründet ist, dieses hingegen verlangt, den ersten Schritt in einen unbestimmten und unendlichen Raum zu tun, und das bietet fast keine Aussicht, daß sich triftig unterscheiden lasse, was bedeutend ist und was nicht. So ist es natürlich, daß sich der Sprachgebrauch lieber an die Genialität des Grades und Gelingens gehalten hat als an den Genialitätswert dessen, was gelingt; doch ist es auch verständlich, daß die entstandene Gewohnheit, jede schwer nachahmliche Geschicklichkeit genial zu nennen, mit einem schlechten Gewissen verbunden ist, und natürlich keinem anderen als dem einer eingegangenen Aufgabe und einer vergessenen Pflicht. Die Geschwister hatten scherzhaft-zufällig daran Anstoß genommen, sprachen aber ernst weiter.

«Am deutlichsten wird das,» sagte Ulrich zu seiner Schwester «wenn man, was fast nur durch Zufall geschieht, eines wenig beachteten äußeren Zeichens inne wird, nämlich der Gepflogenheit, daß wir die Worte Genie und genial verschieden aussprechen, und nicht so, als ob das zweite vom ersten käme.»

Wie es jedem ergeht, der auf eine unbeachtete Gewohnheit aufmerksam gemacht wird, verwunderte sich Agathe ein wenig.

«Ich habe damals, nach dem Gespräch mit Stumm, im Grimmschen Wörterbuch nachgelesen» entschuldigte sich Ulrich. «Das Militärwort Genie, der Geniesoldat also, ist natürlich, wie es viele militärischen Ausdrücke getan haben, aus dem Französischen zu uns gekommen. Die Ingenieurkunst heißt dort *Le génie*; und damit hängt zusammen Geniekorps, *Arme du génie*, *Ecole du génie*, aber auch das englische *Engine*, das französische *Engin* und das italienische *Ingegno macchina*, das kunstvolle Werkzeug; die ganze Sippschaft aber geht auf das spätlateinische *Genium* und *Ingenium* zurück, Wörter, deren hartes G auf der Wanderung zu einem weichen Sch wird, und deren Grundbedeutung die Geschicklichkeit und das Können ist –: eine Zusammenfassung ähnlich der etwas alterssteifen Redensart ‹die Handwerke und Künste›, mit der uns amtliche Inschriften und Schriften heute noch zuweilen beglücken. Von da ginge ein verrotteter Weg also auch zum genialen Fußballspieler, ja sogar zum genialen Stöberhund oder Sprungpferd, aber es wäre folgerichtig, dieses Genial so wie jenes Genie auszusprechen. Denn es gibt ein zweites Genie und Genial, deren Bedeutung ebenfalls in allen Sprachen anzutreffen ist und nicht auf *Genium* zurückgeht, sondern auf *Genius*, auf das Mehr-als-Menschliche, oder wenigstens in Ehrfurcht auf Geist und Gemüt als das menschlich Höchste. Ich brauche wohl kaum noch zu sagen, daß diese beiden Bedeutungen allenthalben heillos verwechselt und vermischt worden sind, schon seit Jahrhunderten, und in der Sprache wie im Leben, und nicht nur

im Deutschen; aber bezeichnendermaßen da am meisten, so daß es besonders eine deutsche Angelegenheit zu nennen ist, das Geniale und das Ingeniöse nicht auseinanderzuhalten. Überdies hat sie im Deutschen eine Geschichte, die mir an einer Stelle sehr nahegeht.»

Agathe war dieser ausgedehnten Erklärung gefolgt, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, ein wenig mißtrauisch und bereit, sich zu langweilen, aber auf eine Wendung wartend, die von dieser Unsicherheit befreit. «Möchtest du mich für einen Sprachnörgler halten, wenn ich dir vorschläge, daß wir zwei fortab das Wort <genialisch> wieder in Gebrauch nehmen sollten?» fragte Ulrich.

Unwillkürlich deuteten ein Lächeln und eine Kopfbewegung seiner Schwester ihr Widerstreben gegen das veraltete Wort an, das ein Zeitgenosse von theatralisch, infernalisches, physikalisch und moralisch ist, aber mit sentimentalisch, idealisch, kolossalisch, kollegialisch und anderen aus dem Gebrauch gekommen ist und dem nun ein Geruch von alten Truhen und Trachten anhaftet.

«Es ist ein veraltetes Wort,» gab Ulrich zu «aber es war ein guter Augenblick, da es gebraucht wurde! Und wie gesagt, habe ich doch darüber nachgelesen; und wenn es dich nicht stört, daß wir auf der Gasse sind, will ich noch einmal nachsehn, was ich dir darüber zu sagen vermag!» Er zog lächelnd einen Zettel aus der Tasche und entzifferte einzelne mit Bleistift beschriebene Stellen. «Goethe» verkündete er: «Hier sah ich Reue und Buße bis zur Karrikatur getrieben, und wie alle Leidenschaft das Genie ersetzt <wirklich genialisch>; an einem anderen Ort: <Ihre genialische Ruhe war mir oft in glänzender Begeisterung entgegengekommen>. – Wieland: <Die Frucht genialischer Stunden>; Hölderlin: <Die Griechen sind immer noch ein schönes, genialisches und frohes Volk>. Und ein ähnliches Genialisch findest du noch bei Schleiermacher in seinen jüngeren Jahren. Aber schon bei Immermann hast du die Worte: <Geniale Wirtschaft> und <Geniale Lüderlichkeit>. Da hast du also diese beschämende Wendung des Begriffs zum Kesselflickerhaft-Schlampigen, als was genialisch heute noch meist mit Spott verstanden wird.» Er drehte den Zettel hin und her, steckte ihn wieder ein und nahm ihn nochmals zu Hilfe. «Aber die Vorgeschichte und Vorursache findet sich schon früher» trug er nach. «Bereits Kant tadelt <den Modeton einer geniemaßigen Freiheit im Denken> und spricht ärgerlich von <Geniemännern> und <Genieaffen>. Es ist ein ansehnliches Stück deutscher Geistesgeschichte, das ihn so ärgert: denn sowohl vor ihm als auch bezeichnendermaßen nicht minder nach ihm ist in Deutschland teils mit Schwärmerei, teils mit Mißbilligung von <Geniedrang>, <Geniefieber>, <Geniesturm>, <Geniesprüngen>, <Genierufen> und <Geniegeschrei> gesprochen worden, und sogar die Philosophie hatte nicht immer saubere Fingernägel, und am wenigsten dann, wenn sie glaubte, sich die unabhängige Wahrheit aus den Fingern saugen zu können.»

«Und wie bestimmt Kant, was ein Genie ist?» fragte Agathe, die mit seinem berühmten Namen bloß die Erinnerung verband, gehört zu haben, daß er alles überstiege.

«Er hat am Wesen des Genies das Schöpferische und die Originalität, den <Originalgeist> hervorgehoben, womit er denn bis auf den heutigen Tag vom größten Einfluß verblieben ist» erwiderte Ulrich. «Goethe lehnte sich später wohl an ihn an, als er sogar das Genialische mit den Worten <viele Gegenstände gegenwärtig haben und die entferntesten leicht aufeinander beziehen. Dies frei von Selbstischkeit und Selbstgefälligkeit> beschrieb. Aber das ist eine Auffassung, die es sehr auf die Verstandesleistung abgesehen hat und zu der etwas turnerhaften Vorstellung vom Genialen führt, der wir erlegen sind.»

Agathe fragte ungläubig lachend: «Weißt du also jetzt, was Genie und genial und genialisch ist?»

Ulrich nahm den Spott achselzuckend hin. «Immerhin haben wir erfahren, daß unter Deutschen, wenn sich schon nicht der strenge Kantische <Originalgeist> zeigt, auch ein verstiegenes und

auffallendes Benehmen als genial empfunden wird» meinte er.

[<]

49

General von Stumm über die Genialität

Das von Ulrich erwähnte Gespräch mit Stumm hatte bei einer zufälligen Begegnung stattgefunden und nicht lange gedauert. Der General schien Sorgen zu haben, sprach sich aber nicht darüber aus, sondern begann über den Unfug zu schimpfen, daß es im Zivill so viele Genies gebe. «Was ist das eigentlich, ein Genie?» fragte er. «Einen General hat noch niemand ein Genie genannt!»

«Napoleon ausgenommen» warf Ulrich ein.

«Ihn vielleicht» gab Stumm zu. «Aber das geschieht wahrscheinlich mehr deshalb, weil sein ganzer Werdegang paradox ist!»

Darauf hatte Ulrich keine Antwort zu geben gewußt.

«Bei deiner Kusine habe ich viel Gelegenheit gehabt, solche Leute kennen zu lernen, die man als Genies bezeichnet» erklärte Stumm nachdenklich und fuhr fort: «Ich glaube, daß ich dir sagen kann, was ein Genie ist: Das ist nicht nur einer, der großen Erfolg hat, sondern er muß seine Sache gewissermaßen auch verkehrt anfangen!» Und Stumm führte es sogleich an den großen Beispielen der Psychoanalyse und der Relativitätstheorie aus:

«Daß man etwas nicht gewußt hat, hat es auch früher oft gegeben,» begann er in seiner Art «aber man hat sich eben demzufolge auch nichts dabei gedacht, und wenn das nicht gerade bei einer Prüfung geschehen ist, hat es auch niemand geschadet. Mit einemmal hat man aber das sogenannte Unbewußte daraus gemacht, und jetzt hat jeder so viel Unbewußtes, wie er nicht weiß, und es gilt als viel wichtiger, zu wissen, warum man etwas nicht weiß, als was man nicht weiß! Das hat, wie man sagt, menschlich das Unterste zu oberst gekehrt; und ist wahrscheinlich auch viel einfacher.»

Da Ulrich die Wirkung noch vermissen ließ, fuhr Stumm fort:

«Der Mann, der das erfunden hat, hat aber auch das folgende Gesetz aufgestellt: Du erinnerst dich, daß man früher beim Regiment den jüngeren Herren, wenn sie untereinander zuviel Saubarteilen geredet haben, mit den Worten abgewinkt hat: «Das sagt man nicht, das tut man bloß!» Und was ist das Gegenteil davon? Irgendwie doch die Aufforderung: Wenn du, weil du ein zivilisierter Mensch bist, nicht tun kannst, was du möchtest, so sprich wenigstens mit einem gelehrten Mann darüber; der überzeugt dich nämlich, daß alles, was es gibt, auf etwas beruht, das es nicht geben soll! Ich mag das natürlich nicht wissenschaftlich beurteilen, aber jedenfalls sieht man auch an diesem Beispiel, daß die neuen Regeln senkrecht die Umkehrung von denen sind, die vor ihnen gegolten haben, und der Mann, der sie eingeführt hat, gilt heute für ein ganz großes Genie!»

Da Ulrich anscheinend noch immer nicht überzeugt war, und Stumm sich selbst noch nicht am Ziele fühlte, wiederholte er seine Beweisführung an der «Relativitätstheorie» so, wie diese sich ihm darstellte: «Du hast doch gleich mir auf der Schule gelernt, daß alles, was sich bewegt, in

«Raum und Zeit» geschieht» war der Ausgangspunkt seines Denkens. «Aber wie steht es damit in der Praxis? Erlaube, daß ich etwas ganz Gewöhnliches sage: Du sollst mit der Tête deiner Eskadron um so und soviel Uhr an einem auf der Karte bestimmten Punkt gestellt sein. Oder du sollst deine Reiter aus einer Aufstellung auf Kommando in eine neue Front bringen, die schief zu allem steht, was es an geraden Linien auf dem Exerzierplatz gibt: Es geschieht in Raum und Zeit; aber es gelingt nie ohne Zwischenfall und stimmt nie so, wie du es haben willst. Ich wenigstens habe hundert Rüffel dafür bekommen, solange ich bei der Truppe war, ich sage es aufrichtig. Auch hat es mir schon in der Schule sozusagen immer widerstanden, wenn ich an der Tafel die Aufgabe gehabt habe, eine mechanische Bewegung in Raum und Zeit auszurechnen. Darum habe ich es sofort als einen wirklich genialen Einfall begriffen, als ich davon gehört habe, daß einer endlich herausgefunden hat, daß Raum und Zeit sehr relative Begriffe sind, die sich augenblicklich mitverändern, wenn ernsthaft Gebrauch von ihnen gemacht wird, obwohl sie seit Erschaffung der Welt für das Festeste vom Festen gegolten haben. Deshalb ist dieser Mann, auch meiner Ansicht nach mit Recht, mindestens ebenso berühmt wie der andere; aber auch von ihm kann man sagen, daß er das Pferd beim Schwanz aufgezümt hat, was also, wenigstens heute, fast so etwas wie die fixe erste Idee eines Genies zu sein scheint! Und das ist es, was ich dir zu erkennen geben möchte, wenn du auf meine Erfahrung Wert legen solltest» schloß Stumm.

Ulrich, in seiner Schwäche für ihn, hatte zugegeben, daß die wesentlichsten wissenschaftlichen Lehren der Gegenwart einen Zug ins Grelle erkennen ließen, oder zumindest keine Scheu davor zeigten. Es mochte nicht viel bedeuten; aber wenn man mag, läßt sich darin auch ein Zeichen sehen. Ungescheute Auffälligkeit, eine Vorneigung für das Paradoxe, Ehrgeiz auf eigene Faust, Überraschung und Umstimmung des Ganzen auf widerspruchsvolle, vorher kaum beachtete Einzelheiten gehörten unzweifelhaft seit einiger Zeit zum guten Ton des Denkens, denn sie hatten sich mit großen Erfolgen gerade auf solchen Gebieten zu krönen begonnen, wo man es nicht erwartet hätte und an die sichere Verwaltung und Vermehrung eines großen geistigen Besitzes gewohnt war.

«Aber warum denn?» fragte Stumm. «Wie ist denn das gekommen?»

Ulrich zuckte die Achseln. Er entsann sich der verlassenen eigenen Wissenschaft, der Aufrollung ihrer Grundfragen, ihrer Aufspeilung in eine Überprüfung der Logik. Anderen Wissenschaften erging es nicht viel anders; sie fühlten ihr Gebäude durch Entdeckungen erschüttert, die sich schwer darin unterbringen ließen. Das war Schickung und Gewalt der Wahrheit. Trotzdem schien sich aber auch von einem Überdruß an dem alltäglichen, nie stillstehenden Fortschritt sprechen zu lassen, dem bisher durch die längste Zeit, im Lärm aller Gesinnungen, der stille eigentliche Glaube gegolten hatte. Ein leichter Zweifel an der Richtigkeit des baren, genauen Schritt vor Schritt Setzens war wohl auf keinem Gebiet zu leugnen. Auch das mochte eine Ursache sein. Schließlich gab Ulrich die Antwort: «Es ist vielleicht einfach das gleiche, wie wenn man müde wird; man braucht einen Ausblick, der erfrischt, oder einen Stoß, der in die Beine fährt.»

«Warum setzt man sich denn nicht lieber nieder?» fragte Stumm.

«Ich weiß es nicht. Jedenfalls zieht man es nach längerem ruhigen Gedeihen des Geistes vor, mit dem Umsturz zu liebäugeln. So etwas scheint sich vorzubereiten. Erwinnere dich zum Vergleich vielleicht an die überhandnehmende Sprunghaftigkeit in den Künsten. Vom Politischen verstehe ich wenig: Aber vielleicht wird man einmal sagen können, daß sich in dieser Ungeduld des Geistes schon eine Revolution angedeutet hat.»

«Pfui Teufel!» rief Stumm aus, der sich bei Künsten und revolutionärer Unruhe an die Eindrücke in Diotimas Haus erinnerte.

«Vielleicht nur als Übergang zu einer späteren neuen Stetigkeit!» beschwichtigte ihn Ulrich.

Das war Stumm gleichgültig. «Ich habe Diotimas Gesellschaften seit der taktlosen Geschichte gemieden, die in Anwesenheit des Kriegsministers vorgefallen ist» erzählte er. «Versteh mich recht, gegen die schon fixierten Genies, von denen wir bis jetzt gesprochen haben, möchte ich ja gar nichts einwenden; höchstens, daß es mir übertrieben erscheint, wie man sie verehrt. Aber auf all dieses andere Gesindel habe ich es scharf!» Und nach einem kurzen, aber anscheinend bitteren Augenblick überwand er sich zu der Frage: «Sag mir aufrichtig, ist Genialität denn wirklich ein solcher Wert?»

Ulrich mußte lächeln, und unerachtet dessen, was er zuvor gesagt hatte, hob er jetzt die ungeheure – er nannte sie sogar die feenglatte – Erlösung hervor, als die man die Lösung einer jeden Aufgabe empfangt, an der sich schon die begabtesten, ja bedeutendsten Fachleute vergeblich abgemüht hätten. Genie sei der einzige unbedingte menschliche Wert, es sei der menschliche Wert schlechthin, sagte er. Ohne Einmischung der Genialität gäbe es nicht einmal die Tiergruppe der höheren Affen. In seinem Eifer rühmte er also heftig sogar die Genialität, die er später bloß die des Grades und der Geschicklichkeit nennen sollte, insofern als sie es nicht auch im Grundwesen sei.

Stumm nickte gesättigt. «Ich weiß: die Erfindung des Feuers und des Rades, des Pulvers und der Buchdruckerkunst, und so weiter! Kurz gesagt: vom Einbaum zum Einstein!» Doch nachdem er sein Verständnis bezeugt hatte, fuhr er fort: «Jetzt werde ich dir aber auch etwas sagen, und zwar ist es aus den Gesprächen bei Diotima: <Vom Sophokles zum Feuermaul!» Denn das hat dort einmal ganz im Ernst so ein junger Aff ausgerufen!»

«Was ist dir denn an Sophokles nicht recht?»

«Ah!! Von dem weiß ich doch nichts. Aber Feuermaul! Und da sagst du, Genie wäre ein unbedingter Wert!»

«Die Berührung des Genies ist der einzige Augenblick, <wo der häßliche und verstockte Götterschüler Mensch schön und aufrichtig ist!» steigerte sich Ulrich. «Ich habe aber nicht gesagt, daß sich leicht entscheiden läßt, was Genie sei, und was bloß Einbildung. Ich sage bloß, wo immer wirklich ein neuer Wert ins menschliche Spiel kommt, steht Genialität dahinter!»

«Wie kann man denn wissen, ob etwas <wirklich ein neuer Wert> ist?»

Ulrich zögerte lächelnd.

«Und dann überhaupt, ob der Wert auch wirklich etwas wert ist!» fügte Stumm mit bekümmertem Neugierde hinzu.

«Man spürt es oft auf den ersten Blick» meinte Ulrich.

«Ich habe mir sagen lassen, daß man sich auch schon auf den ersten Blick geirrt haben soll!» –

Der Wortwechsel stockte. Stumm bereitete vielleicht eine gründliche neue Frage vor.

Ulrich sagte: «Du hörst die ersten Takte von Bach oder Mozart; du liest eine Seite von Goethe oder Corneille; und weißt, daß du die Genialität berührt hast!»

«Bei Mozart und Goethe vielleicht, weil ich es da schon weiß; aber nicht bei einem Unbekannten!» verwahrte sich der General.

«Glaubst du, daß es dich auch als jungen Menschen nicht elektrisiert hätte? Der Enthusiasmus der Jugend ist doch an sich selbst mit dem Genialen verwandt!»

«Warum ‹an sich selbst›? Aber, wenn ich durchaus antworten muß: Eine Operndiva hat mich wahrscheinlich begeistern können. Und auch für Alexander den Großen, Cäsar und Napoleon habe ich einmal geschwärmt. Hingegen an sich selbst ist mir irgendein Schriftsteller oder Tonmaler immer ganz gleichgültig gewesen!»

Ulrich trat den Rückzug an, wiewohl er fühlte, eine rechte Sache bloß schief angefaßt zu haben. «Ich habe sagen wollen, daß der sich geistig entwickelnde junge Mensch das Geniale errät wie ein Zugvogel die Richtung. Aber wahrscheinlich wäre das eine Verwechslung. Denn er ist dem Bedeutenden nur in beschränktestem Umfang zugänglich. Er hat keinen besonderen Sinn für das Bedeutende, sondern nur einen für das, was ihn aufrührt. Er sucht nicht einmal das Geniale, sondern sucht sich selbst und das, was geeignet ist, den Umrissen seiner Vorurteile Gehalt zu geben. Was ihn anspricht,» erklärte er «ist seinesgleichen, in aller Undeutlichkeit, die dem genügt. Es ist ungefähr das, was er selbst sein zu können glaubt, und bedeutet für seine Erziehung das gleiche wie der Spiegel, worin er sich gerne, aber durchaus nicht bloß aus Eitelkeit betrachtet. Darum ist auch nichts weniger zu erwarten, als daß gerade geniale Werke diese Wirkung auf ihn ausübten; gewöhnlich sind es die zeitgemäßen, und unter ihnen mehr die an Stimmungen rührenden als die geistig klar geformten, wie er doch auch lieber als die getreuen die Spiegel hat, die sein Gesicht verschmälern oder seine Schultern breit machen ...»

«So kann es wohl sein» pflichtete Stumm nachdenklich bei. «Glaubst du aber, daß der Mensch später gescheiter wird?»

«Ohne Zweifel ist der gereifte Mensch fähig und geübt, das Bedeutende in größerem Ausmaß zu erkennen; aber seine gereiften eigenen Zwecke und Kräfte zwingen ihn auch, vieles von sich auszuschließen. Er lehnt nicht aus Unverständnis ab, aber er läßt mehr beiseite!»

«So ist es!» rief Stumm erleichtert aus. «Er ist nicht so beschränkt wie ein junger Mensch; aber ich möchte sagen, er ist bornierter! Und das ist auch notwendig. Wenn unsereiner mit unreifen jungen Leuten verkehrt, wie sie deine Kusine begünstigt, muß er, weiß Gott, abgehärtet sein und die Überlegenheit haben, die Hälfte von dem, was sie sagen, gar nicht zu verstehn!»

«Man könnte wohl auch Kritik üben!»

«Aber deine Kusine sagt: das sind Genies! Wie beweist man das Gegenteil?»

Ulrich wäre nicht abgeneigt gewesen, auch auf diese Frage einzugehen. «Ein Genie ist einer, der dort, wo viele vergeblich eine Lösung suchen, diese findet, indem er etwas tut, worauf keiner vor ihm verfallen ist» definierte er, um aus eigener Neugierde endlich weiterzukommen.

Aber Stumm bedankte sich: «Ich kann mich ja an die Tatsachen selbst halten» bemerkte er. «Bei Frau von Tuzzi habe ich genug Kritiker und Professoren in Person kennen gelernt, und jedesmal, wenn eines von den Genies, die das Leben oder die Kunst verbessern, gar zu sonderbare Behauptungen aufgestellt hat, habe ich sie vorsichtig um Rat gebeten.»

Ulrich Heß sich ablenken. «Und welche Erfahrung hast du gemacht?»

«Oh, sie sind immer sehr respektvoll zu mir gewesen und haben gesagt: ‹Das wäre nichts für Sie, Herr General!› Natürlich ist das vielleicht auch eine Art Arroganz von ihnen; denn obzwar sie alle neuen Künstler geradezu ängstlich loben, scheinen sie nichtsdestoweniger darauf eingebildet zu sein, daß die, in ihren eigenen Behauptungen, einander gefährlich widersprechen, ja selbst so etwas wie eine blinde Wut aufeinander haben und summa summarum vielleicht nicht wissen, was sie tun!»

«Und hast du auch erfahren, wie die Geister, die den Sonnenstich haben und von Diotima mit



Lorbeer gekühlt werden, über die Kritiker und Professoren denken, sofern diese sie nicht loben?» fragte Ulrich. «Als ob sie es wären, die diese Verstandesbestien mit ihrem Fleisch fütterten; und die es wären, so von der ganzen Menschlichkeit bloß einen Streit um Knochen übrig lassen!»

«Du hast sie gut beobachtet!» pflichtete Stumm als vergnügter Kenner bei.

«Aber wie erkennst du schließlich, wo so viel Widerspruch ist, ob du dich wirklich nach einem <Genie> erkundigt hast, oder nicht?» fragte Ulrich folgerichtig.

Stumm gab darauf keine zwingende, aber wohl eine aufrichtige Antwort: «Es wird einem am Ende Wurst!» meinte er.

Ulrich sah ihn schweigend an. Wollte er bloß ein Rückzugsgefecht führen und sich den Fragen entziehen, die schwieriger waren, als es den Umständen entsprach, so war es ein Fehler, daß er diesen Augenblick nicht dazu benutzte, «sich vom Gegner zu lösen», wie es die richtige Taktik wäre. Aber er wußte selbst nicht, was seine Laune war. So sagte er schließlich: «Durch nichts haben die falschen Genies soviel Glück bei der Masse gewonnen wie durch das Unverständnis, das gewöhnlich die echten, und nach ihrem Beispiel gar die halb echten, für einander haben; erst recht können aber nicht die Lampenputzer den Prometheus bürsten!»

Stumm sah bei dieser Schlußziehung ebenso verständnislos wie verständnisinnig zu ihm auf. «Du mußt mich recht verstehen» trug er vorsichtig nach. «Erinnere dich an den Eifer, womit ich für Diotima eine große Idee gesucht habe. Ich weiß, was Geistesadel ist. Ich bin auch nicht der Graf Leinsdorf, für den das schließlich doch immer eine Art Kleinadel bleibt. Vorhin hast du zum Beispiel ganz hervorragend definiert, was ein Genie ist. Wie war das? Es findet eine Lösung, indem es etwas tut, worauf noch keiner verfallen ist! Eigentlich sagt das sogar das gleiche, wie ich auch gesagt habe: das erste ist, daß ein Genie seine Sache verkehrt anfängt. Aber Geistesadel ist das noch nicht! Und warum ist es nicht Geistesadel? Weil der übliche Leitstern des Zeitalters ohnehin der ist, daß unter allen Umständen etwas Bedeutendes geschehen muß; aber ob man das Genialität heißt, oder Geistesadel, Fortschritt oder, wie man jetzt auch oft sagen hört, Rekord, ist dem Zeitalter eben weniger wichtig!»

«Aber warum hast du dann von Geistesadel gesprochen?» half Ulrich ungeduldig nach.

«Das kann ich eben darum nicht so genau wissen!» verteidigte sich Stumm. «Übrigens,» fuhr er, angeregt nachdenkend, fort «vielleicht könnte man ja quasi sagen, daß ein Geistesadel besonders auch den Charakter nicht in Ruh lassen darf. Da hab ich doch recht?»

«So ist es!» munterte ihn Ulrich auf, der übrigens ganz nebenbei in diesem Augenblick zum erstenmal daran gemahnt worden, auf einen Unterschied wie den zwischen Genius und Genium achtzuhaben.

«Ja» wiederholte Stumm nachdenklich. Und dann fragte er: «Aber was ist Charakter? Ist es das, was einem Mann zu den Ideen verhilft, die ihn auszeichnen; oder ist es das, was ihm solche Ideen verbietet? Denn ein charaktvoller Mann, der schwalbelt nicht viel herum!»

Ulrich zog es vor, die Achseln zu zucken und zu lächeln.

«Wahrscheinlich hängt das mit dem zusammen, was man *große* Ideen zu nennen pflegt. Und dann wäre Geistesadel nichts anderes als der Besitz großer Ideen» fuhr Stumm zweifelnd fort. «Aber woran erkennt man, ob eine Idee groß ist? Es gibt so viele Genies, in jeder Branche zumindest ein paar; es gehört sogar entschieden zu unserer Zeit, daß sie zu viele Genies hat: wie soll man da ein jedes verstehn und keines übersehen!» Die schmerzliche Vertrautheit mit der Frage nach einer ganz großen Idee hatte ihn wieder auf die Anteilnahme am Genie zurückgeführt.

Ulrich zuckte noch einmal die Achseln.

«Es gibt allerdings Leute, und ich habe solche kennen gelernt,» meinte Stumm «die sich nicht die kleinste Genialität entgehen lassen, von der irgendwo zu hören ist!»

Ulrich erwiderte: «Das sind Snobs und geistige Vornehmtuer.»

Der General: «Aber auch Diotima ist einer von diesen Menschen.»

Ulrich: «Trotzdem. Ein Mensch, in den sich alles stopfen läßt, was er findet, muß ohne eigene Form gebaut sein wie ein Sack.»

«Es ist richtig,» erwiderte der General etwas vorwurfsvoll «daß du von Diotima schon oft gesagt hast, daß sie ein Snob ist. Und auch von Arnheim hast du es manchmal gesagt. Ich habe mir darum unter einem Snob eigentlich etwas sehr Anregendes vorgestellt! Ich habe mir sogar ehrlich Mühe gegeben, einer zu sein und mir nichts entgehen zu lassen. Und es fällt mir schwer zu hören, daß du plötzlich sagst, nicht einmal auf einen Snob ist Verlaß, daß er das Geniale begreift. Du hast nämlich schon vorher gesagt, die Jugend verbürgt es nicht und das Alter auch nicht. Und dann haben wir erhoben, daß es die Genies nicht tun und die Kritischen erst recht nicht. Ja, da müßte es ja von selbst kommen, daß sich am Ende die Genialität allen zu erkennen gibt!»

«Mit der Zeit kommt es!» beschwichtigte ihn Ulrich lachend. «Die meisten Menschen glauben, daß die Zeit ganz natürlich das Bedeutende hervorkehrt.»

«Ja, auch das hört man. Aber erklär es mir, wenn du kannst!» bat Stumm ungeduldig. «Ich kann verstehen, daß man mit fünfzig Jahren gescheiter ist als mit zwanzig. Aber um acht Uhr abends bin ich nicht gescheiter als um acht Uhr morgens; und daß man mit neunzehnhundertvierzehn Jahren gescheiter sein soll als mit achtzehnhundertvierzehn, vermag ich auch nicht einzusehen!»

Dadurch kam es, daß sie noch ein wenig das schwierige Kapitel der Genialität abhandelten, das einzige nach Ulrichs Meinung, das die Menschheit rechtfertigt; aber zugleich das aufregendste und beschämendste, weil man nie weiß, ob man Genialität vor sich hat oder eine ihrer halb entgeisteten Nachahmungen. Woran ist sie zu unterscheiden? Wie erbt sie sich fort? Könnte sie sich höher entwickeln, wenn sie nicht beständig gehindert würde? Ist sie überhaupt, wie Stumm gefragt hatte, so sehr zu wünschen? Das waren Fragen, die für Stumm zur Schönheit des Zivilen und zu deren schändlicher Unordnung gehörten, dagegen von Ulrich nun mit einer Wetterkunde verglichen wurden, die nicht bloß nicht wußte, ob es morgen schön sein werde, sondern auch nicht, ob es gestern schön gewesen sei. Denn das Urteil darüber, was genial gewesen sei, wechselt mit dem Geist der Zeiten, gesetzt, daß überhaupt danach gefragt werde, was durchaus nicht schlechthin das Zeichen der Größe der Seele und des Geistes sein muß.

Solche Rätsel wären es wohl wert gelöst zu werden, und darum geschah es in diesem Teil des Gesprächs, daß Stumm schließlich nach einigem Kopfschütteln seine Betrachtung über den Geniestab zum besten gab, von der Ulrich später seiner Schwester erzählte. Diese Behauptung, daß das Genie noch eines Geniestabs bedürfe, erinnerte übrigens ein wenig peinlich an das, was Ulrich selbst halb mit Ironie als das Generalsekretariat der Genauigkeit und der Seele bezeichnete, und Stumm verabsäumte auch nicht, ihn daran zu mahnen, daß er zuletzt in seiner eigenen und Graf Leinsdorfs Gegenwart während der unglücklichen Gesellschaft bei Diotima davon gesprochen habe. «Du hast damals etwas sehr Ähnliches gefordert,» hielt er ihm vor Augen «und wenn ich mich nicht irre, ist es ein Büro für die Genialitäten und den Geistesadel gewesen.» – Ulrich nickte schweigsam – «Denn der Geistesadel» fuhr Stumm fort «wäre ja schließlich doch das, was den gewöhnlichen Genies fehlt. Ganz gleich, was man unter ihm versteht: Unsere Genies sind Genies, nichts darüber hinaus, lauter Spezialisten! Habe ich recht?

Ich kann sehr gut verstehen, daß viele Leute sagen: es gibt heute überhaupt kein Genie!»

Ulrich nickte wieder. Es trat eine Pause ein.

«Aber eins möchte ich wissen» fragte Stumm mit dem Anflug von Eigensinn, der einem ratlos zurückkehrenden Gedanken anhaftet: «Ist es dann ein Vorwurf oder eine Auszeichnung, daß die Menschen von keinem General sagen: er ist ein Genie?»

«Beides.»

«Beides? Warum gleich beides!»

«Ich weiß es wirklich nicht.»

Stumm stutzte, aber nachdem er es sich überlegt hatte, meinte er: «Das sagst du ausgezeichnet! Ein Offizier ist nämlich beim Volk beliebt, sofern es nicht verhetzt ist; und er lernt das Volk kennen: dieses macht sich nichts aus Genies! Bis er aber General wird, muß er ein Spezialist sein, und wenn er selbst ein Spezialgenie ist, fällt er dann unter die Kategorie, daß es kein Genie gibt. Er kommt also, wie ich ausführlicher sagen möchte, gar nicht an den Punkt, wo es angebracht wäre, dieses fadiöse Wort zu gebrauchen. Weißt du übrigens, daß ich neulich etwas wirklich Gescheites gehört habe? Ich war bei deiner Kusine, ganz im intimen Kreis, obwohl der Arnheim verreist ist, und wir sprechen von geistigen Fragen. Da stößt mich einer an und klärt mich leise über ihn auf: <Das *ist* ein Genie> sagt er. <Mehr als alle andern. Ein *universaler* Spezialist!> Warum schweigst du?» – Ulrich fand nichts zu sagen. – «Die Möglichkeit, die in dieser Auffassung liegt, hat mich überrascht. Übrigens bist doch gerade du auch so eine Art universaler Spezialist. Du solltest deshalb den Arnheim nicht so vernachlässigen; denn am Ende empfängt dann die Parallelaktion noch von ihm eine rettende Idee, und das könnte gefährlich sein! Ich möchte es immer noch viel lieber sehen, wenn sie von dir käme!»

Und obwohl Stumm zuletzt beiweitem mehr als Ulrich gesprochen hatte, verabschiedete er sich mit den Worten: «Es ist mir wie immer ein Genuß gewesen, mit dir zu reden, denn du verstehst das alles de facto viel besser als andere!»

[<]

50

Genialität als Frage

*(Fragment)*

Ulrich hatte also dieses Gespräch seiner Schwester erzählt.

Und schon zuvor hatte er von Schwierigkeiten gesprochen, mit denen der Begriff der Genialität verknüpft ist. Was verleitete ihn dazu? Er wollte sich weder für ein Genie ausgeben noch sich höflich nach den Bedingungen erkundigen, unter denen man es werden könne. Im Gegenteil, er war eher davon überzeugt, daß der gewaltige zu seiner Zeit für den Ruf der Genialität verbrauchte Ehrgeiz kein Ausdruck der Geistes- und Seelengröße sei, sondern bloß der eines Mißverhältnisses. Aber wie sich alle Lebensfragen der Gegenwart schier in ein undurchdringliches Dickicht verstrüppen, so tun es auch die um das Geniale bestehenden; was teils die Gedanken einzudringen verlockte, teils an den Schwierigkeiten hängen bleiben ließ.

Ulrich war nach Beendigung seiner Erzählung sogleich wieder darauf zurückgekommen. Sicherlich muß, was genial ist, zumal bedeutend sein; denn genial ist die unter besonders auszeichnenden Umständen entstehende bedeutende Leistung; aber bedeutend ist nicht nur das Geringere, sondern auch das Allgemeinere. So war zuerst wieder nach diesem Begriff zu fragen. Schon die Worte Bedeutung und Bedeutend sind, wie alle, die viel benutzt werden, mehrsinnig. Einesteils sind sie mit den Begriffen des Denkens und Erkennens verbunden. Etwas bedeute etwas oder habe diese Bedeutung, besagt, daß es darauf hinweise, es zu verstehen gebe, anzeige, in bestimmten Fällen oder gar schlechthin zu vertreten vermöge, daß es das gleiche sei wie etwas anderes oder unter den gleichen Begriff falle und als dieses andere zu erkennen und aufzufassen sei. Allemal ist das eine vom Verstand erfaßbare und sein Wesen angehende Beziehung; und natürlich kann auf diese Art alles und jedes etwas bedeuten, wie es denn auch bedeutet werden kann. Andernteils gibt es das Wort Etwas bedeuten aber auch in dem Gebrauch, daß etwas Bedeutung habe oder von Bedeutung sei. Auch in diesem Sinn ist nichts davon ausgeschlossen. Nicht nur ein Gedanke kann bedeutend sein, sondern auch eine Tat, ein Werk, eine Persönlichkeit, eine Stellung, eine Tugend, und selbst eine einzelne Gemütseigenschaft. Der Unterschied gegen das andere Bedeuten ist dann der, daß dem Bedeutenden noch besonders ein Rang und Wert zugeschrieben wird.

Etwas sei bedeutend, heißt in diesem Sinn, es sei bedeutender als anderes, oder schlechthin, es sei ungewöhnlich bedeutend. Wonach wird das entschieden? Die Zuschreibung gibt zu verstehen, daß es einer Hierarchie angehört, einer angestrebten Ordnung geistiger Gewalten; möge auch das erreichbare Maß der Ordnung in vielem so unzuverlässig sein, wie es in manchem streng ist. Gibt es diese Hierarchie? Sie ist der menschliche Geist selbst; und zwar nicht als Naturbegriff, sondern als das, was objektiver Geist genannt wird.

Agathe fragte, was man darunter verstehe; es sei ein Begriff, womit Menschen, die wissenschaftlicher gebildet seien als sie, so herumwürfen, daß sie jedesmal den Kopf in die Schultern stecke.

Ulrich tat es ihr beinahe nach. Das Wort war ihm übermäßig geläufig. Es wurde in wissenschaftlichen und halbwissenschaftlichen Auseinandersetzungen damals so viel verwendet, daß es sich schier um sich selbst drehte. «Du lieber Himmel! du fängst an, gründlich zu werden!» erwiderte er. Ihm selbst war der Ausdruck eigentlich unbedacht über die Lippen geschlüpft.

Gewöhnlich versteht man unter objektivem Geist die Werke des Geistes, seinen durch die verschiedensten Zeichen verhältnismäßig beständig niedergelegten Anteil an der Welt, im Gegensatz zum subjektiven Geist als persönlicher Eigenschaft und persönlichem Erlebnis; oder man verstand, was nicht ganz vom ersten zu trennen war, den gültigen Geist darunter, den bewährbaren und wertbeständigen, im Gegensatz zu den Eingebungen der Laune und des Irrtums. Das berührte zwei Gegensätze, deren Bedeutung für Ulrichs Leben durchaus nicht bloß lehrhaft geblieben, sondern – was er wohl wußte und auch oft genug ausgesprochen hatte – höchst reizvoll-sorgenvoll geworden war. Was er gemeint hatte, hatte darum von beidem etwas.

Vielleicht hätte er seiner Schwester auch sagen können, daß man unter objektivem Geist alles verstehe, was der Mensch gedacht, geträumt und gewollt hat; es dabei aber nicht als Teile eines seelischen, geschichtlichen oder anderen zeitlich-wirklichen Ablaufs ansehe, und gewiß auch nicht als etwas Geistig-Übersinnliches, sondern lediglich an sich selbst, nach seinem eigensten Gehalt und Zusammenhang. Auch was scheinbar dem widerspräche, am Ende aber das gleiche ist, hätte er sagen können, daß man es unter Vorbehalt aller Zusammenhänge und Ordnungen betrachte, deren es überhaupt fähig sei. Denn was etwas an und für sich bedeute oder sei, setzte er

gleich dem Ergebnis, das aus den Bedeutungen zusammenwächst, die ihm unter allen möglichen Umständen zukommen können.

Man hat das aber bloß anders auszudrücken und hat bloß zu sagen, an und für sich wäre dann etwas gerade das, was es nie an und für sich, vielmehr je in Bezug auf seine Umstände sei, und ebenso auch, daß seine Bedeutung alles sei, was es bedeuten könne; man hat den Ausdruck also bloß auf die Spitze zu stellen, damit sogleich der Zweifel deutlich werde, der daran hängt. Denn natürlich ist es üblich, im Gegenteil vorauszusetzen, und wenn selbst nur aus sprachlicher Gepflogenheit, was etwas an und für sich sei, oder denn auch bedeute, bilde den Ursprung und Kern alles dessen, was sich in wechselnden Beziehungen von ihm aussagen läßt. Es war darum eine besondere Auffassung vom Wesen des Begriffs und des Bedeutens, von der sich Ulrich hatte führen lassen; und sie könnte denn auch, zumal weil sie nicht unbekannt ist, ungefähr so angegeben werden: Was immer unter dem Wesen des Begriffs von einer logischen Theorie verstanden werde, als Begriff von etwas ist er im Gebrauch nichts als der Gegenwert und die aufgespeicherte Bereitschaft zu allen wahren Aussagen von diesem Etwas, die möglich sind. Dieser Grundsatz, der das Verfahren der Logik umkehrt, ist «empiristisch», das heißt, er gemahnt, wenn man einen abgestempelten Namen für ihn verwenden soll, an diese bekannte Richtung des philosophischen Denkens, ohne jedoch ganz ebenso gemeint zu sein. Hätte nun Ulrich seiner Gefährtin erklären sollen, was Empirismus in seiner älteren Gestaltung sei, und was in seiner bescheideneren neuen, vielleicht verbesserten Fassung? Wie es oft geschieht, wenn ein Gedanke an Richtigkeit gewinnt, hat das schärfer werdende Denken auf falsche Antworten verzichtet, und auf einige tiefere Fragen auch.

Was in der philosophischen Sprache Empirismus getauft worden ist, ist eine Lehre gewesen, die das immerhin erstaunliche Vorhandensein und unveränderliche Walten von Gesetzen in der Natur und in den Regeln des Geistes kurzerhand für eine täuschende Ansicht erklärt hat, die aus der Gewöhnung an die häufige Wiederholung der gleichen Erfahrungen entstehe. Was sich oft genug wiederhole, scheine so sein zu müssen, ist ungefähr die klassische Formel dafür gewesen; und in dieser übertriebenen Gestalt, die ihr das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert gegeben hat, war sie eine Rückwirkung der langen vorhergegangenen theologischen Spekulation, das heißt des in Gott gesetzten Glaubens, seine Werke mit Hilfe dessen erklären zu können, was man sich in den Kopf setzt. Begriffe und Ideen zeigen, wenn sie Macht haben, dieselbe Neigung, sich anbeten zu lassen und willkürliche Entscheidungen auszusenden, wie Menschen; und also hat sich wohl in den Empirismus der Neuzeit bei seiner Entstehung ein etwas oberflächliches Widerspiel gegen den grundgläubigen Rationalismus eingemengt, das dann, selbst zur Macht gekommen, mit schuld daran war, daß eine flach materialistische natur- und gesellschaftsphilosophische Gesinnung zeitweilig fast volkstümlich geworden ist.

Ulrich lächelte, als er an ein Beispiel dachte, und sagte nicht weshalb. Denn man warf nicht ungern dem allzu schlichten, auf seine Regel beschränkten Empirismus vor, es geschähe nach ihm, daß die Sonne im Osten auf- und im Westen untergehe, aus keiner anderen Notwendigkeit, als daß die Sonne es bisher immer getan habe. Und wenn er das nun seiner Schwester verraten und sie gefragt hätte, was sie davon halte, so würde sie wohl, ohne sich für die Gründe und Gegen Gründe zu erhitzen, kurzerhand zur Antwort gegeben haben, daß die Sonne es ja einmal auch anders tun könnte. Darum lächelte er, als er an dieses Beispiel dachte; denn die Verwandtschaft der Jugend mit dem Empirismus erschien ihm tief natürlich, und ihre Neigung, alles selbst erfahren zu wollen und die überraschendsten Erfahrungen zu erwarten, rührte ihn, diesen als die ihr zeitgemäße Philosophie anzusehen. Von der Behauptung, es hätte bloß die Sicherheit einer Gewohnheit, den Sonnenaufgang täglich im Osten zu erwarten, ist es aber nur

ein Schritt zu der, daß alle menschliche Erkenntnis nur persönlich empfunden und zeitbedingt oder gar wohl nur der Dünkel einer Klasse oder Rasse ist, was alles dann in der europäischen Geistesgeschichte nach und nach auch zum Vorschein gekommen ist. Wahrscheinlich sollte man dazu sagen, daß eben eine neue Eigenart des Menschen ungefähr seit der Urgroßväterzeit zum Vorschein gekommen ist; und es wäre die des empirischen Menschen oder Empirikers, des sattsam zur offenen Frage gewordenen Erfahrungsmenschen, der aus hundert gemachten Erfahrungen tausend neue zu machen weiß, die doch immer nur im gleichen Erfahrungskreis verbleiben, und der damit das gewinnreich erscheinende riesenhafte Einerlei des technischen Zeitalters erzeugt hat. Der Empirismus als Philosophie könnte als die philosophische Kinderkrankheit dieser Art des Menschen gelten ...

[<]

**51**

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst

Es ließe sich von vielem sagen, daß es Ulrichs Worte bestimmt haben möchte oder mit seinen Gedanken deutlich oder flüchtig verbunden gewesen sei. Zum Beispiel war es nicht lange her, daß er zu seiner Schwester und sogar auch zu anderen an dem unglücklichen Abend bei Diotima von der großen Unordnung der Gefühle gesprochen hatte, der man die große Geschichte nicht viel anders wie die kleinen Meinungsverwirrungen und schlimmen Geschichten verdanke, deren eine sich damals gerade ereignete. Aber sobald er jetzt etwas sagte, das allgemeine Bedeutung haben mochte, hatte er die Empfindung, daß solche Worte um einige Tage zu spät aus seinem Munde kämen. Es fehlte ihm das Verlangen, sich mit Angelegenheiten abzugeben, die ihn nicht unmittelbar angingen, oder es hielt nur aufs kürzeste vor; denn seine Seele war überbereit, sich der Welt mit allen Sinnen hinzugeben, wie immer diese auch wäre. Sein Urteil spielte dabei so gut wie keine Rolle. Es bedeutete sogar fast nichts, ob ihm etwas gefiel oder nicht. Denn es ergriff ihn einfach alles mehr, als er verstehen konnte. Ulrich war es gewohnt, sich mit anderen Menschen zu beschäftigen; aber es war immer so geschehen, wie es Gefühle und Ansichten mit sich bringen, die im großen gelten sollen, und jetzt geschah es im kleinen, einzelnen, und unbegründet zu jeder Einzelheit haltend; und war fast ein Zustand, den er vor weniger Zeit selbst bei Agathe in den Verdacht gebracht hatte, er sei eher das Mitgefühlsverlangen einer Natur, die an nichts wahrhaft teilnehme, als wirkliches Mitfühlen. Das war damals gewesen, als er bei einer nicht geringen Meinungsverschiedenheit über die Bedeutung der ihm wenig bekannten Person des Professors Lindner die verletzende Behauptung aufgestellt hatte, daß man an nichts und niemand so teilnehme, wie es sein müßte. Und in der Tat, wenn der Zustand, worin er sich jetzt befand, eine Weile angedauert und ein volles Maß erreicht hatte, wurde es ihm unangenehm oder erschien ihm lächerlich, und er war dann auf ebenso unbegründete Weise wie zur Hingabe auch bereit, diese Hingabe wieder zurückzunehmen.

Aber diesmal erging es Agathe auf ihre Art nicht viel anders. Ihr Gewissen war bedrückt, wenn ihm der Aufschwung fehlte; denn sie hatte sich einen zu großen Schwung genommen und fühlte sich wie eine Frau, die auf einer Schaukel steht, dem Urteil ausgesetzt. In solchen Augenblicken fürchtete sie eine Rache der Welt für die Willkür, in der sie sonst mit Männern umsprang, die von der Wirklichkeit mit Ernst sprachen; wie ihr herausgeforderter Gatte und der heftig um ihre Seele bemühte Erhalter seines Andenkens. In der tausendfältigen reizenden Betriebsamkeit, von der das

Leben tags und nachts erfüllt ist, wäre für sie nicht eine einzige Beschäftigung zu finden gewesen, an der sie mit ganzem Herzen hätte teilnehmen mögen; und wessen sie sich selbst unterfing, dem sollte von anderen nichts so sicher sein wie Tadel, Geringschätzung, oder gar Verachtung. Und doch lag ein merkwürdiger Friede gerade darin! Vielleicht darf gesagt werden, in Veränderung eines Sprichworts, daß ein schlechtes Gewissen beinahe ein besseres Ruhekitzen darbietet als ein gutes, sofern es nur schlecht genug ist! Die unablässige Nebentätigkeit des Geistes in der Absicht, aus allem Unrecht, in das er verwickelt ist, ein gutes persönliches Gewissen als Abschluß zu gewinnen, ist dann eingestellt und läßt dem Gemüt eine ungemessene Unabhängigkeit zurück. Eine zarte Einsamkeit, ein himmelhoher Hochmut gössen zuweilen ihren Glanz auf diese Weltausflüge. Neben den eigenen Empfindungen konnte in solchen Augenblicken die Welt plump aufgeblasen erscheinen wie ein Fesselballon, den Schwalben umkreisen, oder zu einem Hintergrund erniedrigt, der klein war wie ein Wald am Rand des Gesichtskreises. Die verletzten bürgerlichen Verpflichtungen ängstigten bloß wie ein fern und roh andringendes Geräusch; sie waren unwichtig, wenn nicht unwirklich. Eine ungeheure Ordnung, die zuletzt nichts ist als eine ungeheure Absurdität, das war dann die Welt. Und doch hatte gerade darum jede Einzelheit, der Agathe begegnete, die gespannte, die hochseiltänzerische Natur des «Einmal, und nicht wieder», die fast überspannte Natur der persönlichen ersten Entdeckung, die zauberisch bestellt ist und keine Wiederholung zuläßt; und wenn sie davon sprechen wollte, so geschah es in dem Bewußtsein, daß sich kein Wort zweimal sagen lasse, ohne seine Bedeutung zu ändern. Alles zusammen verlieh der Verantwortungslosigkeit des Durch-die-Menschen- Streifens eine schwer zu fassende Verantwortung.

Das Weltverhalten der Geschwister war also zu dieser Zeit keine ganz einwandfreie Äußerung der Teilnahme an anderen Menschen und enthielt auf eigene Art Zuneigung und Abneigung nebeneinander in einem wie ein Regenbogen schwebenden Zustand der Rührung, anstatt daß sich diese Gegensätze seßhaft gemischt hätten, wie es dem seiner selbst gewissen Zustand der Alltäglichkeit entspricht. Auf diese Weise geschah es, daß die Unterhaltung eines Tages eine Richtung einschlug, die bezeichnend für ihr Verhalten zueinander und zu ihrer Umwelt war, wemgleich sie noch keineswegs über das ihnen Bekannte hinausführen mochte.

Ulrich fragte: «Was bedeutet eigentlich der Auftrag: <Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!>?»

Agathe sah ihn von der Seite an.

«Offenbar: Liebe auch den Fernsten und Allerunnächsten!» fuhr Ulrich fort. «Aber was will es heißen: wie sich selbst? Wie liebt man sich denn selbst? In meinem Fall wäre die Antwort: Gar nicht! in den meisten anderen: Mehr als alles! Blind! Ohne zu fragen und zuchtlos!»

«Du bist zu kriegerisch; wer es gegen sich selbst ist, ist es auch gegen andere!» antwortete Agathe kopfschüttelnd. «Und wenn du dir selbst nicht genug bist, wie sollte gar ich es dir sein?» Sie sagte das in einem Ton, der zwischen dem heiter ertragenen Schmerzes und höflichen gewendeten Gespräches lag. Aber Ulrich überhörte es, verblieb beim Allgemeinen und sah steif ins Weite. Er fuhr fort: «Vielleicht sagte ich besser: Gewöhnlich liebt sich jeder am meisten und kennt sich am wenigsten! Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, hätte dann den Inhalt: Liebe ihn, ohne ihn zu kennen und unter allen Umständen. Und seltsam genug, wenn der Scherz erlaubt ist, fände sich auch in der Nächstenliebe wie in jeder anderen das Erbübel, vom Baume der Erkenntnis zu essen!»

Agathe blickte langsam auf. «Es hat mir gefallen, daß du einmal von mir gesagt hast, ich sei deine Liebe zu dir selbst, die du verloren und wiedergefunden hast. Aber nun sagst du, daß du dich nicht liebst, und mich, nach strenger Logik und Beispiel, nur deshalb, weil du mich nicht

kennst! Beleidigt es mich nicht gar, daß ich deine Selbstliebe bin?» Der Schmerz der Stimme hatte nun vollends der Heiterkeit Platz gemacht.

Auch Ulrich scherzte. Er hatte gut fragen, ob es denn besser wäre, daß er sie liebe, *obwohl* er sie kenne. Denn auch das gehört zur Bestimmung der Nächstenliebe. Es beschreibt die Verlegenheit, in die sie die meisten Menschen versetzt. Sie lieben einander, mögen sich aber nicht. «Sie mißfallen sich gegenseitig oder wissen, daß sie es nach längerer Bekanntschaft tun werden; und geben sich einen viel zu großen Gegenschwung!» behauptete er.

Die Munterkeit dieses Wortwechsels war erkünstelt. Trotzdem diente auch er der Aufgabe, die Grenzen eines Gedankens, und eines Gefühls, auszukundschaften, dessen Verkündigung – mochte seither auch was immer geschehen oder unterblieben sein – schon damals begonnen hatte, als Ulrich am Bett seiner von Reise und Ankunft ermüdeten Schwester zum erstenmal das Wort «Du bist meine verlorene Selbstliebe» gebrauchte; in einem Gespräch, worin er bekannte, die Liebe zum Ichsein wie auch zur Welt verloren zu haben, und das damit endete, daß sie sich als «Siamesische Zwillinge» erklärten. Dieser Auskundschaftung diente seither auch alles, was Betrachtung der gewöhnlichen und durchschnittlichen Lebensgestaltung war, wengleich sie sich soeben an der dabei angebrachten oberflächlichen Heiterkeit selbst verletzt hatten.

Unvermittelt in einen mürrischeren Ton verfallend, gab Ulrich zu verstehen: «Wir hätten einfach sagen sollen, daß Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, nichts anderes ist wie die nützliche Ermahnung: Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem andern zu!»

Agathe schüttelte, wie zuvor, den Kopf, aber ihr Blick wurde warm. «Es ist ein hochherzig leidenschaftlicher und heiter freigebiger Auftrag!» rief sie vorwurfsvoll aus. «Seine Beispiele sind: Liebe deine Feinde! Vergelte ihre Übeltaten mit Wohltaten! Liebe, ohne auch nur zu fragen!» Plötzlich hielt sie inne und sah ihren Bruder verdutzt an. «Aber was liebt man eigentlich an einem Menschen, wenn man ihn gar nicht kennt?» fragte sie unschuldig. Ulrich ließ sich Zeit. «Fällt dir nicht auf, daß es eigentlich stört, wenn uns ein Mensch heute begegnet, der uns persönlich gefällt und so schön ist, daß man über ihn etwas Passendes sagen möchte?» Agathe nickte. «Also richtet sich unser Gefühl» gab sie zu «nicht nach der wirklichen Welt und den wirklichen Menschen?» «Also hätten wir die Frage zu beantworten, welchem Teil davon es gilt oder welcher Umgestaltung und Verklärung des wirklichen Menschen und der wirklichen Welt?» ergänzte Ulrich leise.

Nun war es Agathe, die zuerst keine Antwort gab; aber ihr Blick war erregt und phantastisch. Schließlich erwiderte sie schüchtern mit einem Gegenvorschlag. «Vielleicht kommt hinter der gewöhnlichen dann die große Wahrheit zum Vorschein?»

Ulrich schüttelte in zögernder Abwehr den Kopf; aber der Inhalt von Agathens fragender Behauptung hatte eine tief durchschimmernde Augenfälligkeit für sich. Es war die Luft und Lust dieser Tage so heiter und zärtlich, daß unwillkürlich der Eindruck entstand, Mensch und Welt müßten sich darin so zeigen, wie sie wirklicher als wirklich wären. Ein kleiner, übersinnlich-abenteuerlicher Schauer war in dieser Durchsichtigkeit, wie er in der fließenden Durchsichtigkeit eines Baches ist, die den Blick an den Grund gelangen, dem schwankend ankommenden aber dort die farbig geheimnisvollen Steine wie eine Fischhaut erscheinen läßt, unter deren Glätte sich, was er zu erfahren geglaubt hat, nun erst recht unzugänglich verbirgt. Agathe brauchte bloß ihren Blick ein wenig zu lösen, so konnte sie, von Sonnenschein umgeben, das Gefühl empfangen, in einen übernatürlichen Bereich geraten zu sein; es fiel ihr dann für eine kleinste Weile ganz leicht, zu glauben, sie habe sich mit einer höheren Wahrheit und Wirklichkeit berührt oder sei zumindest an eine Seite des Daseins geraten, wo ein hinterirdisches Pfortchen



heimlich aus dem Erdgarten ins Überirdische weist. Wenn sie aber ihrem Blick wieder die gewöhnliche Spannung gab und das Leben prall hineinströmen ließ, so sah sie, was gerade da sein mochte: etwa ein Fähnchen, das lustig, aber ohne alle Hintergründigkeit von der Hand eines Kindes geschwenkt wurde; einen Polizeiwagen mit Gefangenen, dessen schwarz-grüner Lackanstrich im Licht blitzte; einen Mann mit einer farbigen Mütze, der zwischen den Fuhrwerken den Pferdemit wegkehrte, und schließlich eine Abteilung Soldaten, deren geschulterte Gewehre die Läufe gegen den Himmel richteten. Und alles das war von etwas übergossen, das mit Liebe Verwandtschaft hatte; auch schienen alle Menschen bereit zu sein, sich mehr als sonst diesem Gefühl zu öffnen: Aber zu glauben, nun sei wirklich das Reich der Liebe da, sagte schließlich Ulrich, das wäre doch wohl ebenso schwer wie sich einzubilden, daß in solchem Augenblick kein Hund beißen und kein Mensch Böses tun könne!

Es mag merkwürdig sein, daß es viele Versuche der Erklärung gibt; und daß manche von ihnen dem hochzeitlich menschlichen Eindruck dadurch Rechnung tragen, daß in solchen Augenblicken von Lebensandacht und Liebe hinter dem alltäglichen erdrunden, böse-guten, aber immerhin sicher vorhandenen Menschen irgendein entlegen-wahrer zum Vorschein kommen soll. Die Geschwister musterten diese wohlgemeinten Versuche der Reihe nach durch und glaubten keinem. Nicht der Sonntagsweisheit, daß die Natur an ihren Festtagen alles hervorkehre, was in den Geschöpfen an Güte und Schönheit verborgen sei. Nicht der schon eher psychologischen Erklärung, daß sich der Mensch selbst in dieser zärtlichen Durchsichtigkeit zwar nicht als ein anderer erweise, aber doch so liebenswert zur Schau trage, wie er sich gerne gesehen wüßte: seine Eigenliebe und einwärts schauende Nachsicht gleichsam wie Honig ausschwitzend. Auch nicht der Abwandlung, daß die Menschen ihren guten Willen zeigten, der sie zwar niemals hindert, Schlechtes zu tun, aber an solchen Tagen wunderbarerweise aus dem bösen Willen, der sie zumeist beherrscht, unversehrt hervorkommt wie Jonas aus dem Fischbauch. Und gewiß glaubten sie beide auch nicht der aller kürzesten und berauschendsten, von Agathe noch einmal schüchtern gestreiften Erklärung, daß es das unsterbliche Erbteil sei, was zuweilen durch das Sterbliche schimmere. Übrigens war es allen diesen feierlichen Eingebungen gemeinsam, daß sie das Heil des Menschen in einem Zustand suchten, der zwischen den unwesenhaften gewöhnlichen Zuständen nicht zur Geltung kommt; und wie seine Ahnung ein deutlich nach oben gerichteter Vorgang ist, so gibt es auch eine zweite zu erwähnende, nicht weniger reichhaltige Gruppe von Selbsttäuschungen, bei denen sich dieser Vorgang ebenso deutlich nach unten richtet: Es sind alle die bekannten, manch liebendes Mal sogar in die Geschichte eingegangenen Bekenntnisse und Verkündigungen, wonach der Mensch die Unschuld eines Naturdaseins, seine natürliche Unschuld, durch geistigen Hochmut und anderes Unglück der Zivilisation verloren haben soll.

Es ließen sich also zwei «wahre Menschen» finden, die aufs pünktlichste dem Gemüt bei derselben Gelegenheit angetragen werden; doch befanden sie sich – insofern als der eine himmlischer Übermensch, der andere unangefochtene Kreatur sein sollte – zu den entgegengesetzten Seiten des wirklichen Menschen, und Ulrich sagte trocken: «Gemeinsam ist ihnen bloß, daß sich der wirkliche Mensch auch in gehobenen Augenblicken nicht als der wahre erscheint, es wäre denn plus oder minus etwas, durch das er sich bezaubernd unwirklich vorfindet!»

Nun waren die Geschwister damit von einem Grenzfall der Auslegung zum andern gelangt, und es blieb als letzte nur noch eine Möglichkeit über, diese so sanfte, ohne Unterschied alles verbindende Liebe zu erklären, die wie ein tauiger Morgen war. Agathe sprach denn auch diese Möglichkeit aus, mit anmutigem Ärger seufzend: «So scheint denn die Sonne, und man gerät in

einen unbewußten Drang wie ein Schulmädchel und ein Schulbub!)» Ulrich ergänzte es: «Im Sonnenschein dehnen sich die sozialen Bedürfnisse aus wie das Quecksilber in der Röhre, und auf Kosten der egoistischen, die ihnen sonst die Waage halten!» Bruder und Schwester waren nun des Fühlens müde; und es geschah manchmal, daß sie über einem Gespräch, das nur von ihren Empfindungen handelte, das Empfinden verabsäumten. Auch weil die Überfülle des Gefühls, wenn sie nirgends einen Ausweg fand, eigentlich schmerzte, vergalten sie es ihr gelegentlich mit ein wenig Undankbarkeit. Als sie aber beide so gesprochen hatten, sah Agathe ihren Bruder wieder von der Seite an und beeilte sich zu widerrufen: «Bloß wie bei Schulfratzen, die die ganze Welt umarmen möchten und nicht wissen warum, ist es immerhin auch nicht!»

Und kaum hatte sie das ausgerufen, fühlten beide wieder, daß sie nicht bloß einer Einbildung, sondern einem nicht abzusehenden Geschehen ausgesetzt waren. In der überflutenden Stimmung schwebte Wahrheit, unter dem Schein war Wirklichkeit, Weltveränderung blickte schattenhaft aus der Welt! Es war allerdings eine merkwürdig kernlose, nur halbgreifliche Wirklichkeit, deren sie sich gewärtig fühlten, und eine ebenso vertraute, wie vertraut-unvollendbare Halbwahrheit, was um Glaubwürdigkeit buhlte: keine Allerweltswirklichkeit und Wahrheit für alle Welt, sondern eben bloß eine geheime für Liebende. Aber offenbar war sie auch nicht bloß Willkür oder Täuschung; und ihre geheimste Einflüsterung sprach: Du hast dich mir bloß ohne Mißtrauen zu überlassen, so wirst du die ganze Wahrheit erfahren! Schwer war es aber, das in deutlichen Worten zu hören; denn die Sprache der Liebe ist eine Geheimsprache, und in ihrer höchsten Vollendung so schweigsam wie eine Umarmung.

Agathe zog lächelnd die Augenbrauen zusammen, und blickte in die Menge; Ulrich tat es ihr nach, und gemeinsam sahen sie in den Menschenstrom, der sie begleitete und ihnen entgegenkam. Fühlten sie die Selbstvergessenheit und Macht, das Glück, die Güte, die tiefe und hohe Befangenheit, die im Innern einer Menschenbrüderschaft, und sei es auch nur die zufällige einer belebten Straße, vorherrschen, so daß man nicht glauben kann, daß es auch Schlechtes und Trennendes darin gibt? Ihr eigenes Sein, das scharf begrenzte und schwer hineingestellte, und ebenso das eines jeden anderen hob sich wunderbarlich davon ab, der dunkel durch diesen Wolkenbruch und Dammbuch der Zärtlichkeit schritt, dessen Glanz auf seinen Augen lag. In diesem Augenblick, der alle Fragen nach dem «Reich der Liebe» und nach dem Sinn und den Zweifeln der Nächstenliebe in einem bildhaften Eindruck wiederholte und ungeteilt beantwortete, beugte sich Ulrich zu Agathe vor, um ihr Gesicht zu sehen, und fragte sie: «Bringst du es denn anders als schattenhaft fertig, jemand zu lieben, wenn weder eine moralische Überzeugung noch ein sinnliches Begehren dabei ist?»

Es geschah, seit sie diese Ausgänge unternahmen, zum erstenmal, daß er so unverschleiert fragte.

Agathe gab zuerst keine Antwort darauf.

Ulrich fragte: «Und was geschähe, wenn wir jetzt einen hier anhielten und zu ihm sagten: «Bleib bei uns, Bruder!» oder: «Halte still, vorbeieilende Seele! Wir wollen dich lieben wie uns selbst!»?»

«Er sollte uns verblüfft anschauen» erwiderte Agathe. «Und dann seine Schritte verdoppeln!»

«Oder grob werden und einen Schutzmann herbeirufen» ergänzte Ulrich. «Denn entweder wird er meinen, gutmütige Irre vor sich zu haben, oder Leute, die sich mit ihm einen Witz erlauben.»

«Und wenn wir ihn nun gleich mit den Worten «Sie, verbrecherisches und gemeines Subjekt!» anschrien?» schlug Agathe versuchsweise vor.

«So könnte es sein, daß er uns weder für Irre noch für witzig hielte, sondern bloß für das, was

man Andersdenkende nennt; Parteigänger, die sich in ihm geirrt haben. Denn offenbar haben die Blindenverbände des Nächstenhasses zusammen nicht viel weniger Mitglieder als der der Nächstenliebe!»

Agathe nickte einverständlich; dann schüttelte sie den Kopf und blickte in die Luft. Die Luft war noch genau so wie vorher. Sie blickte zu Boden, und irgendeine demütige Einzelheit, ein Kellerfenster, ein verlorengegangenes Blatt Gemüse, schien vom Licht des Himmels sanft zu flammen. Schließlich sah sie sich nach etwas um, das ihr einfach von selbst gefiele, ein Gesicht oder ein Schaustück in einer Auslage, und fand es. Solches wirkliches Gefallen war aber doch ein blinder Fleck in dem Glanz des Tages; was Ulrich schon ähnlich ausgesprochen hatte, nur fiel ihr jetzt der Widerspruch noch stärker auf. Es störte die allgemeine Welt- und Menschenliebe, statt sie durch seinen kleinen Beitrag zu vermehren. So antwortete Agathe: «Es ist alles sehr unwirklich! Auch ich weiß heute nicht, ob ich die wirklichen Menschen und Dinge, noch ob ich wirklich etwas liebe!»

«Soll das die Antwort auf meine Frage sein,» verlangte Ulrich, diese Frage etwas verändernd, zu wissen «ob irgendeine Liebe, mag sie auch groß sein, ohne sinnliche Erfüllung mehr als der Schatten einer Liebe sein kann? Schon in jedem Begehren, das nicht auch den Sinnen etwas zu tun gibt, ist eine schweigende Trauer!»

«Ich bin liebevoll und liebeleer, und beides zugleich» klagte Agathe lächelnd, mit einer kleinen verzagten Gebärde auf alle Welt weisend. – Es war die Klage des Herzens, worin Gott so tief eingedrungen ist wie ein Dorn, den keine Fingerspitzen fassen können. In den Bekenntnissen der Mystiker, die mit ihrer ganzen menschlichen Seele und Körperlichkeit nach ihm verlangen, unterbricht diese eigenartige Verzweiflung immer wieder die Augenblicke der aufs nächste herangekommenen Verklärung; und die Geschwister erinnerten sich nun beide der Stunde im Garten, da Agathe aus einem Buch solche Beispiele ihrem Bruder vorgelesen hatte. Nachdem sie sich darüber verständigt hatten, sagte Ulrich: «Etwas von dieser Mystik ist auch in der Nächstenliebe; alle fühlen es und gehorchen ihr, ohne sie zu verstehen. Und vielleicht enthält jede große Liebe etwas Mystisches, vielleicht sogar schon jede große Leidenschaft. Vielleicht ist sogar im gemäßigten Leben in allen uns tief öffnenden Augenblicken die Anteilnahme an Menschen und Dingen eine mystische und etwas anderes als eine wirkliche!»

«Und was ist eine <mystische Anteilnahme>, wenn nicht bloß keine wirkliche?» fragte Agathe.

Ulrich überlegte eigentlich nicht, wohl zögerte er aber. Schließlich sagte er mit viel Bestimmtheit: «Sieh doch, man ist zugleich liebevoll und liebeleer. Man liebt alles und nichts Einzelnes. Man kann sich von der geringfügigsten Kleinigkeit nicht loslösen, und zugleich fühlt man, daß alles zusammen nicht von Wichtigkeit ist: Das sind Widersprüche; beides zugleich kann scheinbar nicht wirklich sein. Und doch ist es wirklich; es hätte ja gar keinen Sinn, das zu leugnen! Wenn ich dich also nicht bitten kann, unter mystischer Anteilnahme eine religiöse Zauberei zu verstehen, so bleibt nur die Annahme übrig, daß es zwei Arten, die Wirklichkeit zu erleben, gibt, die sich uns mehr oder weniger aufnötigen!»

Manchmal entstehen in einer begünstigten Minute, und eng vereinigt, die Antworten auf viele Fragen, die, vereinzelt und stockend, wechselnde Unruhe bereitet haben. Manchmal täuscht diese Verkürzung auch; doch bleibt sie immer ein Vorblick. Eine solche Minute war die des Einfalls, daß es in der Welt zwei Arten von Wirklichkeit, besser gesagt, daß es zwei Arten der weltlichen Wirklichkeit gebe. Als das ausgesprochen war, und schon ehe sich die Geschwister von seiner Glaubwürdigkeit überzeugt hatten, gab es keine Frage aus ihrem Leben, die nicht von dieser Antwort berührt worden wäre. Die vielen ungewöhnlichen und grenzenlos untereinander

verknüpften Erlebnisse und Mutmaßungen der letzten Zeit, und ihre Vorandeutungen in früherer, fanden wohl keine Erklärung, aber durch alle ging eine erfrischte Zuversicht hindurch. So zieht sich eine Flamme dunkel zusammen und hält den Atem an, ehe sie höher aufleuchtet.

[<]

## Gespräche über Liebe

Der Mensch, recht eigentlich das sprechende Tier, ist das einzige, das auch zur Fortpflanzung der Gespräche bedarf. Und nicht nur, weil er ohnehin spricht, tut er es auch dabei; sondern anscheinend ist seine Liebseligkeit mit der Redseligkeit im Wesen verbunden, und das so tief geheimnisvoll, daß es fast an die Alten gemahnt, nach deren Philosophie Gott, Menschen und Dinge aus dem «Logos» entstanden sind, worunter sie abwechselnd den Heiligen Geist, die Vernunft und das Reden verstanden haben. Nun, nicht einmal die Psychoanalyse und die Soziologie haben Wesentliches darüber gelehrt, obwohl diese beiden jüngsten Wissenschaften schon mit dem Katholizismus wetteifern dürfen, sich in alles Menschliche eingemischt zu haben. Man muß sich also selbst den Reim darauf bilden, daß Gespräche in der Liebe fast eine größere Rolle spielen als alles andere. Sie ist das gesprächigste aller Gefühle und besteht zum großen Teil ganz aus Gesprächigkeit. Ist der Mensch jung, so gehören diese sich auf alles erstreckenden Gespräche zu den Erscheinungen des Wachstums; ist er in der Reife, so bilden sie sein Pfauenrad, das sich, auch wenn es nur noch aus Federkielen besteht, umso lebhafter entfaltet, je später es das tut. Der Grund könnte in der Erweckung des kontemplativen Denkens durch die Gefühle der Liebe und in seiner dauernden Verbindung mit ihnen liegen; aber damit wäre freilich die Frage vorderhand nur verschoben, denn wenn auch das Wort Kontemplation fast ebenso oft gebraucht wird wie das Wort Liebe, ist es doch nicht deutlicher.

Ob übrigens, was Agathe und Ulrich verband, als Liebe zu verklagen sei oder nicht, soll damit nicht entschieden sein, obgleich sie unersättlich mit einander sprachen. Auch was sie sprachen, drehte sich um Liebe, immer und irgendwie, das ist richtig. Aber es gilt von der Liebe wie von allen Gefühlen, daß sich ihre Glut umso größer in Worten ausbreitet, je weiter ihnen noch das Handeln ist; und was nach den zuerst vorangegangenen heftigen und unklaren Gemütslebnissen die Geschwister bewog, sich Gesprächen zu überlassen, und ihnen zuweilen wie eine Verzauberung erschien, war in erster Linie die Unwissenheit, wie sie handeln könnten. Die damit zusammenhängende Scheu vor dem eigenen Gefühl, und das neugierige Eindringen in dieses von den Umrissen aus, ließen die Gespräche zuweilen aber auch oberflächlicher zu Wort kommen, als sie in der Tiefe beschaffen waren.

[<]

## Schwierigkeiten, wo sie nicht gesucht werden

Wie steht es um das so berühmte wie gern erlebte Beispiel der Liebe zwischen sogenannten zwei Personen verschiedenen Geschlechts? Es ist ein besonderer Fall des Gebotes, Liebe deinen Nächsten, ohne zu wissen, wie er ist; und eine Probe auf das Verhältnis, das zwischen Liebe und Wirklichkeit besteht.

Man macht sich aus einander die Puppen, mit denen man schon in Liebesträumen gespielt hat.

Und was der andere meint, denkt und wirklich ist, hat keinen Einfluß darauf?

Solange man ihn liebt und weil man ihn liebt, ist alles bezaubernd; aber umgekehrt gilt das nicht. Noch nie hat eine Frau einen Mann wegen seiner Meinungen und Gedanken geliebt, oder ein Mann eine Frau wegen der ihren. Diese spielen bloß eine wichtige Nebenrolle. Überdies gilt davon das gleiche wie vom Zorn: versteht man unvoreingenommen, was der andere meint, ist nicht bloß der Zorn entwaffnet, sondern wider ihre Erwartung meist auch die Liebe.

Aber namentlich anfangs spielt es doch oft die Hauptrolle, daß man von der Übereinstimmung der Meinungen entzückt ist?

Der Mann hört sich, wenn er die Stimme der Frau hört, von einem wunderbaren versenkten Orchester wiederholt, und die Frauen sind die unbewußtesten Bauchredner; ohne daß es aus ihrem Mund käme, hören sie sich die klügsten Antworten geben. Es ist jedesmal eine kleine Verkündigung; da tritt ein Mensch aus den Wolken einem andern an die Seite, und alles, was er äußert, dünkt diesen eine himmlische, nach seinem eigenen Kopfmaß gemachte Krone zu sein! Später fühlt man sich natürlich wie ein Betrunkener, der seinen Rausch ausgeschlafen hat.

Dann doch die Werke! Sind die Werke der Liebe, ihre Treue, ihre Opfer und Aufmerksamkeiten, nicht ihr schönster Beweis? Aber Werke sind zweideutig wie alles Stumme! Erinnert man sich seines Lebens als einer bewegten Kette von Geschehnissen und Taten, so kommt es einem Theaterstück gleich, von dessen Dialog man sich nicht ein einziges Wort gemerkt hat und dessen Auftritte recht einförmig die gleichen Höhepunkte haben!

Also liebt man nicht nach Verdienst und Lohn, und im Wechselgesang der sterblich verliebten unsterblichen Geister?

Daß man nicht so geliebt wird, wie man es verdient, ist der Kummer aller alten Jungfern beider Geschlechter!

Es war Agathe, die diese Antwort gab. Die unheimlich schöne Ursachelosigkeit der Liebe und der leichte Rausch der Ungerechtigkeit stiegen aus vergangenen Liebschaften auf und versöhnten sie sogar mit dem Mangel an Würde und Ernst, dessen sie sich wegen ihres Spiels mit Professor Lindner zuweilen anklagte und immer schämte, wenn sie wieder in Ulrichs Nähe war. Ulrich aber hatte das Gespräch herbeigeführt und, während es dauerte, Lust darauf bekommen, sie nach ihren Lebenserinnerungen etwas auszuholen; denn sie urteilte ähnlich über diese Köstlichkeiten wie er von den seinen.

Nun sah sie ihn lachend an. «Hast du niemals einen Menschen über alles geliebt und dich deswegen verachtete»

«Ich darf es verneinen; aber ich will es auch nicht empört von mir weisen» meinte Ulrich. «Es hätte sein können.»

«Hast du nie einen Menschen trotz der unheimlichen Überzeugung geliebt,» fuhr Agathe angeregt fort «daß dieser Mensch, mag er einen Bart oder einen Busen haben, und den man genau zu kennen meint, und schätzt, und der unaufhörlich von sich und dir redet, eigentlich nur zu Besuch bei der Liebe ist? Man könnte seine Gesinnung und seine Verdienste fortlassen, man könnte sein Schicksal ändern, man könnte ihn mit einem anderen Bart und anderen Beinen ausstatten: man könnte beinahe ihn selber weglassen, und liebte ihn dennoch! – Das heißt, insoweit man ihn eben überhaupt liebt!» fügte sie abschwächend hinzu.

Ihre Stimme hatte einen tiefen Klang, mit einer unruhigen Helligkeit in ihrer Tiefe wie von einem Feuer. Nun setzte sie sich schuldbewußt nieder, weil sie in ungewolltem Eifer von ihrem Stuhl

aufgesprungen war.

Auch Ulrich fühlte sich etwas schuldbewußt wegen dieses Gesprächs und lächelte. Er hatte mit keinem Wort etwa die Absicht gehabt, von der Liebe als einem der zeitgemäßen zwiespältigen Gefühle zu sprechen, die man nach neuestem Geschmack «ambivalent» nennt, was ungefähr besagt, daß die Seele, wie es unter Gaunern geschieht, immer mit dem linken Aug zwinkert, wenn sie mit der rechten Hand schwört. Sondern er hatte sich bloß daran ergötzt, daß es der Liebe, um zu entstehen und zu dauern, auf nichts wesentlich ankomme. Das heißt, man liebt jemand trotz allem und ebenso gut wegen nichts; und das heißt, daß entweder das Ganze eine Einbildung ist oder diese Einbildung ein Ganzes, wie die Welt eines ist, in der kein Sperling vom Dach fällt, ohne daß es der Allfühlende gewahr wird.

«Es kommt also überhaupt auf nichts an!» rief Agathe abschließend aus. «Nicht auf das, was einer ist, nicht auf das, was er meint, nicht auf das, was er will, und nicht auf das, was er tut!»

Es war ihnen deutlich, daß sie von der Sicherheit der Seele sprachen, oder, da man ein so großes Wort wohl besser meidet von der Unsicherheit, die sie – das Wort nun bescheiden ungenau und im ganzen gebraucht – in der Seele fühlten. Und daß von Liebe die Rede war, wobei sie einander an deren Wandelbarkeit und Verwandlungskunst erinnerten, geschah nur deshalb, weil diese eines der heftigsten und bestimmtesten Gefühle ist, und trotzdem ein so verdächtiges Gefühl vor dem strengen Gefühl des richtenden Erkennens, daß es selbst dieses ins Wanken bringt. Daran hatten sie aber schon einen Beginn gefunden, als sie kaum in der Sonne der Nächstenliebe gewandelt waren; und sich der Behauptung entsinnend, daß man sogar in dieser holden Benommenheit nicht wisse, ob man wirklich die Menschen, und ob man die wirklichen Menschen liebe, oder ob man, und durch welche Eigenschaften, von einer Einbildung und Umbildung geprellt werde, zeigte sich Ulrich redlich beflissen, das zwischen Gefühl und Erkennen bestehende fragliche Verhältnis wenigstens jetzt und so, wie es sich aus dem gerade verstummten Geplauder ergebe, durch einen Knoten festzuhalten.

«Diese beiden Widersprüche sind darin immer vorhanden und bilden ein Viergespann» meinte er. «Man liebt einen Menschen, weil man ihn kennt; und weil man ihn nicht kennt. Und man erkennt ihn, weil man ihn liebt; und kennt nicht ihn, weil man ihn liebt. Und manchmal steigert sich das so, daß es plötzlich sehr fühlbar wird. Das sind dann die berüchtigten Augenblicke, wo Venus durch Apoll, und Apoll durch Venus auf einen leeren Haubenstock blicken und sich höchlich darüber verwundern, vorher dort etwas anderes gesehen zu haben. Ist dann die Liebe stärker als das Erstaunen, so kommt es zu einem Kampf zwischen diesen beiden, und manchmal geht daraus die Liebe – wenngleich erschöpft, verzweifelt, und unheilbar verwundet – noch einmal als Siegerin hervor. Ist sie aber nicht so stark, so kommt es zu einem Kampf zwischen den sich betrogen wahnenden Personen; zu Beleidigungen, zu rohen Einbrüchen der Wirklichkeit, zu Entehrungen bis ins letzte, die es wieder gutmachen sollen, daß man der Einfältige gewesen sei –» Er hatte diese Unwetter der Liebe oft genug mitgemacht, um sie heute gemächlich beschreiben zu können.

Agathe aber machte dem nun doch ein Ende. «Wenn du nichts dagegen hast, möchte ich bemerken, daß diese ehelichen und unehelichen Ehreaffären im ganzen doch sehr überschätzt werden!» wandte sie ein und suchte sich wieder eine bequeme Stellung aus.

«Die ganze Liebe wird überschätzt! Der Wahnsinnige, der in seiner Sinnestäuschung ein Messer zückt und damit einen Unschuldigen durchbohrt, der gerade an der Stelle seiner Halluzination steht –: in der Liebe ist er der Normale!» bestimmte Ulrich und lachte.

Es ist nicht einfach zu lieben

Eine bequeme Stellung und gemächlicher Sonnenschein, der zärtlich ist, ohne zudringlich zu sein, förderten diese Gespräche; und diese entstanden zumeist zwischen zwei Liegestühlen, die nicht sowohl in den Schutz und Schatten des Hauses gerückt wurden als vielmehr in das beschattete Licht, das, vom Garten her kommend, an den noch morgendlichen Mauern eine Mäßigung seiner Freiheit erfuhr. Freilich dürfte man nicht glauben, daß die Stühle dort standen, weil die Geschwister – angeregt durch die im gewöhnlichen Sinn bestehende und im höheren vielleicht drohende Unfruchtbarkeit ihrer Beziehung – die Absicht gehabt hätten, ihre Meinung Schopenhauerisch-indisch über das täuschende Wesen der Liebe auszutauschen und sich gegen deren zur Fortsetzung des Lebens verlockende Wahnwirkung durch Zergliederung zu wehren; sondern was das Halbschattige, Schonende und zurückgezogen Neugierige wählen hieß, wäre einfacher zu erklären. Der Gesprächsgegenstand selbst war so beschaffen, daß sich in der unendlichen Erfahrung, durch die der Begriff der Liebe erst deutlich wird, die verschiedensten Verbindungswege bemerken ließen, die von einer Frage zur andern führen. So führten denn auch die zwei Fragen, wie man seinen Nächsten liebe, den man nicht kenne, und wie sich selbst, den man noch weniger kennt, die Neugierde zu der beide umfassenden Frage, wie man überhaupt liebe; oder anders gesagt, was Liebe wohl «eigentlich» sei. Das mag auf den ersten Blick etwas altklug anmuten und wahrlich auch eine allzu verständige Frage für ein Liebespaar sein. Aber sie gewinnt an Geistesverwirrung, sobald man sie auf Millionen Liebespaare und ihre Verschiedenheit ausdehnt.

Diese Millionen sind nicht nur persönlich (was ihr Stolz ist), sondern auch nach Arten des Tuns, Gegenstands und der Beziehung verschieden. Manchmal kann man von Liebespaaren überhaupt nicht sprechen, und doch von Liebe; manchmal von Liebespaaren, aber nicht von Liebe, wobei es etwas gewöhnlicher zugeht. Und das Wort im ganzen umfaßt so viel Widersprüche wie der Sonntag in einer kleinen Landstadt, wo die Bauernburschen um zehn Uhr des Morgens zur Messe gehn, um elf Uhr in einer kleinen Nebengasse das Freudenhaus besuchen und um zwölf Uhr am Hauptplatz ins Wirtshaus zum Essen und Trinken eintreten. Hat es Sinn, ein solches Wort rund herum zu untersuchen? Aber indem man es benutzt, handelt man unbewußt, als ob man bei allen Unterschieden etwas Gemeinsamem inne wäre! – Es ist tausend und eins, einen Spazierstock oder die Ehre zu lieben, und niemand fiele es ein, das in einem Atem zu nennen, wenn man nicht gewohnt wäre, es alle Tage zu tun. Andere Spielarten dessen, was tausend und eins, und doch ein und dasselbe ist, lassen sich mit den Worten anreden: die Flasche, den Tabak und noch schlimmere Gifte zu lieben. Den Spinat und die Bewegung in freier Luft. Den Sport oder den Geist. Die Wahrheit. Die Frau, das Kind, den Hund. Sie ergänzten es, die darüber sprachen: Gott. Die Schönheit, das Vaterland und das Geld. Die Natur, den Freund, den Beruf und das Leben. Die Freiheit. Den Erfolg, die Macht, die Gerechtigkeit oder schlechthin die Tugend. Alles das liebt man; und kurz, es wird fast ebenso vieles mit Liebe verbunden, als es Strebens- und Redensarten gibt. Was ist aber die Unterscheidung und was die Gemeinsamkeit der Lieben?

Vielleicht ist es dienlich, an das Wort Gabeln zu erinnern. Es gibt Eß-, Mist-, Ast-, Gewehr-, Weg- und andere Gabeln; und allen diesen ist ein bildendes Merkmal «Gabeligsein» gemeinsam.



Es ist das entscheidende Erlebnis, das Gabelte, die Gestalt der Gabel an den höchst verschiedenen Dingen, die so heißen. Kommt man von diesen, so erweist sich, daß sie alle unter denselben Begriff gehören; geht man vom anfänglichen Eindruck des Gabeligseins aus, so zeigt sich, daß er durch die Eindrücke der verschiedenen bestimmten Gabeln ausgefüllt und ergänzt wird. Das Gemeinsame ist also eine Form oder Gestalt, und das Unterschiedliche liegt zunächst an den mannigfaltigen Formen, die sie annehmen kann; sodann aber auch an den Gegenständen, die eine solche Form haben, an ihrem Stoff, Zweck und dergleichen. Aber derweil sich jede Gabel mit jeder unmittelbar vergleichen läßt, und sinnlich gegeben ist, wäre es auch nur in einem Kreidestrich oder in der Vorstellung, verhält es sich nicht so mit den verschiedenen Gestalten der Liebe; und der ganze Nutzen des Beispiels schränkt sich auf die Frage ein, ob es nicht doch auch da, entsprechend dem Gabeligsein der Gabeln, ein Haupterlebnis, etwas Liebeliges, Liebseiendes und Liebartiges, in allen Fällen gebe. Aber die Liebe ist kein Gegenstand sinnlicher Erkenntnis, daß sie mit einem Blick, oder denn auch mit einem Gefühl, zu erfassen wäre, sondern ist ein moralisches Ereignis, wie es vorsätzlicher Mord, Gerechtigkeit oder Verachtung sind; und das hat unter anderem zu bedeuten, daß eine vielfach abbiegende und mannigfach gestützte Kette von Vergleichen zwischen ihren Beispielen möglich ist, deren entferntere einander ganz unähnlich sein können, ja bis zum Gegensatz von einander verschieden, und doch durch einen vom einen ans andere anklingenden Zusammenhang verbunden werden. Von der Liebe handelnd, läßt sich also gar bis zum Haß gelangen; und doch ist nicht etwa die vielberufene «Ambivalenz» davon die Ursache, die Gespaltenheit des Fühlens, sondern gerade die volle Ganzheit des Lebens.

Trotzdem hätte auch ein solches Wort der sich anbahnenden Fortsetzung vorangehen können. Denn Gabeln und ähnlich unschuldige Hilfen beiseite, die gebildete Unterhaltung weiß heutigentags ohne Stocken mit dem Kern und Wesen der Liebe umzugehen, und sich trotzdem so packend auszudrücken, als ob dieser Wesenskern in allen Erscheinungen der Liebe stäke wie das Gabelige in der Mist- oder Salatgabel. Man sagt dann – und auch Ulrich und Agathe hätten durch allgemeine Gewohnheit dazu verleitet werden können – die Hauptsache an allem Liebesartigen sei Libido, oder sagt, daß sie Eros sei. Diese beiden Worte haben nicht die gleiche Geschichte, aber eben doch, und zumal in Ansehung der Gegenwart, eine vergleichbare. Als nämlich die Psychoanalyse (weil eine Zeit, die sich nirgends auf geistige Tiefe einläßt, mit Neugierde hört, daß sie eine Tiefenpsychologie habe) anfang zur Tagesphilosophie zu werden und die bürgerliche Abenteuerlosigkeit unterbrach, ist auch alles und jedes zur Libido erklärt worden, so daß sich am Ende von diesem Schlüssel- und Nachschlüsselbegriff so wenig sagen läßt, was er nicht wäre, wie das, was er ist. Und ganz das gleiche gilt vom Eros; nur ist es denen, die alle körperlichen und seelischen Bindungen der Welt höchst überzeugt auf ihn zurückführen, mit ihrem Eros schon von Anfang an so ergangen. Vergeblich wäre es, Libido mit Trieb und Verlangen, und zwar sexuellem oder präsexuellem, Eros hingegen mit geistiger, ja übersinnlicher Zärtlichkeit zu übersetzen; man müßte denn eine geschichtliche Sonderabhandlung hinzufügen. Der Überdruß daran macht die Unwissenheit zum Vergnügen. Dadurch kam es aber zum voraus dazu, daß das zwischen zwei Liegestühlen geführte Gespräch nicht die angedeutete Richtung einschlug, sondern schon an dem urwüchsig unzulänglichen Verfahren Anziehung und Erholung fand, einfach so viel Beispiele wie möglich von dem zu verbuchen, was Liebe heißt, und sie wie bei einem Spiel aneinander zu reihen, ja sich dabei aufs unbefangenste anzustellen, und auch die unweisesten nicht zu verschmähen.

Und es teilten die bequem Plaudernden, was ihnen an Beispielen einfiel, und wie es ihnen einfiel, ein nach dem Gefühl, nach dem Gegenstand, dem es gilt, und nach der Handlung, in der es sich ausdrückt. Es war aber auch von Vorteil, das Verhalten zuerst vorzunehmen und zu beachten, ob es seinen Namen mehr oder weniger in wirklicher oder in übertragener Bedeutung verdiene. Auf

diese Art kam mancherlei Stoff aus verschiedenen Richtungen zusammen.

Vom Gefühl war aber unwillkürlich schon als erstem die Rede gewesen; denn scheinbar ist die ganze Natur der Liebe ein Fühlen. Umso überraschender ist die Antwort, daß das Gefühl das wenigste an der Liebe sei. Für die reine Unerfahrenheit wäre es wie Zucker und Zahnschmerz; nicht ganz so süß und nicht ganz so schmerzhaft, und so unruhig dabei wie von Bremsen geplagtes Vieh. Vielleicht mag dieser Vergleich nicht jedem, der selbst von Liebe geplagt wird, als Meisterstück erscheinen; trotzdem ist auch die übliche Beschreibung eigentlich nicht viel anders: ein Hangen und Bängen, Sehnen und Sehren, und unbestimmtes Begehren! Seit alters scheint es, daß sie nichts Genaueres von diesem Zustand zu erzählen weiß. Aber dieser Mangel an Gefühlseigentümlichkeit ist nicht etwa bloß für die Liebe bezeichnend. Auch ob einer glücklich oder traurig ist, erfährt er nicht so unwiderruflich und geradläufig, wie er das Glatte vom Rauhen unterscheidet, und andere Gefühle lassen sich ebensowenig rein am Fühlen, man möchte sagen, schon am Anfühlen erkennen. Darum war denn schon bei dieser Wendung eine Bemerkung anzubringen, die sie nach Gebühr hätte ergänzen können, und zwar über die ungleiche Anlage und Ausgestaltung von Gefühlen. Das war der Name, den ihr Ulrich vorausschickte; und er hätte auch Anlage, Ausgestaltung, und Verfestigung sagen können.

Denn er leitete sie mit der natürlichen Erfahrung ein, daß jedes Gefühl eine überzeugende Gewißheit seiner selbst mit sich bringe, was offenbar schon zu seinem Kern gehöre, und fügte hinzu, daß aus ebenso allgemeinen Gründen auch angenommen werden müsse, schon bei diesem Kern beginne nicht minder die Verschiedenheit der Gefühle. Man höre es an seinen Beispielen. Die Liebe zu einem Freund hat anderen Ursprung und andere Grundzüge als die zu einem Mädchen, die Liebe zu einer voll ausgeblühten andere als die zu einer heilig verschlossenen Frau; und erst recht sind weiter auseinandergelagerte Gefühle, wie es, bei der Liebe zu bleiben, Liebe, Verehrung, Lüsterheit, Hörigkeit, oder die Arten der Liebe und die des Widerwillens wären, schon in der Wurzel von einander verschieden. Gibt man beiden diesen Annahmen statt, müßten also alle Gefühle von Anfang bis Ende fest und durchsichtig wie Kristalle sein. Und doch ist kein Gefühl unverwechselbar das, was es zu sein scheint; und weder die Selbstbeobachtung noch die Handlungen, die es bewirkt, geben Sicherheit darüber. Dieser Unterschied zwischen der Selbstgewißheit und der Unsicherheit der Gefühle ist nun gewiß nicht gering. Betrachtet man aber die Entstehung des Gefühls im Zusammenhang mit ihren sowohl physiologischen als auch sozialen Ursachen, wird er ganz natürlich. Diese Ursachen erwecken nämlich in großen Zügen, wie man sagen könnte, bloß die Art eines Gefühls, ohne es im einzelnen zu bestimmen; denn jedem Trieb und jeder Lebenslage, die ihn in Bewegung setzt, entspricht ein ganzes Bündel von Gefühlen, die ihnen Genüge leisten können. Und was davon zu Beginn vorhanden ist, kann man freilich den Kern des Gefühls heißen, das sich noch zwischen Sein und Nichtsein befindet; wollte man ihn aber beschreiben, so ließe sich von ihm, wie immer er auch beschaffen sei, nichts Zutreffenderes angeben, als daß er ein Etwas ist, das sich im Verlauf seiner Entwicklung, und abhängig von vielem, was hinzukommt oder nicht, zu dem Gefühl ausgestaltet wird, das aus ihm werden sollen. Also hat jedes Gefühl außer seiner ursprünglichen Anlage auch ein Schicksal; und darum, weil seine spätere Entwicklung erst recht von hinzutretenden Bedingungen abhängt, gibt es keines, das von Anfang an untrüglich es selbst wäre, ja vielleicht gibt es nicht einmal eins, das unbezweifelbar und rein Gefühl wäre. Anders gesagt, folgt aus diesem Zusammenwirken von Anlage und Ausgestaltung aber, daß auf dem Gebiet des Gefühls nicht das reine Vorkommen und die eindeutige Erfüllung vorherrschen, sondern die fortschreitende Annäherung und die annähernde Erfüllung. Und etwas Ähnliches gilt auch von allem, das zu erfassen Gefühl verlangt.

Damit endete die von Ulrich herbeigeführte Bemerkung und hatte ungefähr diese Erklärungen in

dieser Reihenfolge enthalten. Kaum weniger kurz und übertrieben wie die Behauptung, daß Gefühl das wenigste an der Liebe sei, ließ sich also auch sagen, weil sie ein Gefühl sei, sei sie nicht am Gefühl zu erkennen. Etwas Licht fiel davon übrigens auf die Frage, weshalb er die Liebe ein moralisches Erlebnis genannt hatte. Die drei Hauptworte Anlage, Ausgestaltung und Verfestigung aber waren die Hauptknoten gewesen, die das geordnete Verständnis der Gefühlserscheinung zusammenknüpfen; zumindest nach einer bestimmten grundsätzlichen Auffassung, an die sich Ulrich nicht am unliebsten wandte, wenn er einer solchen Erklärung bedurfte. Aber weil nun die richtige Ausführung von dem allen größere und tiefer ins Lehrmäßige führende Ansprüche gestellt hätte, als er auf sich zu nehmen gewillt war, brach er das Begonnene bei diesem Stande ab.

Die Fortsetzung spannte nach zwei Richtungen. Nach der Ansage des Gesprächs hätten jetzt Gegenstand und Handlung der Liebe an die Reihe kommen sollen, um an ihnen zu bestimmen, was deren höchst ungleiche Erscheinung bewirkt; und schließlich zu erfahren, was Liebe «denn eigentlich» sei. Darum war auch von dem Hineinspielen von Handlungen in die Bestimmung des Gefühls schon bei dessen Ursprung die Rede gewesen, was sich von seinem späteren Schicksal erst recht sollte wiederholen lassen. Aber Agathe stellte noch eine Frage; es wäre nämlich möglich gewesen – und sie hatte Gründe, wenn nicht zum Verdacht, so doch zur Angst vor ihm – daß die von ihrem Bruder gewählte Erklärung eigentlich nur für ein schwaches Gefühl gelte oder für eine Erfahrung, die von starken nichts wissen wolle.

Ulrich erwiderte: «Nicht im mindesten! Gerade in seiner größten Stärke ist das Gefühl nicht am sichersten. In der höchsten Angst ist man gelähmt oder schreit auf, statt zu fliehen oder sich zu wehren. Im höchsten Glück ist oft ein eigenartiger Schmerz. Selbst zu großer Eifer «schadet nur», wie man sagt. Und im allgemeinen läßt sich behaupten, daß im höchsten Fühlen die Gefühle wie in einer Blendung die Farbe verlieren und vergehen. Vielleicht ist die ganze uns bekannte Gefühlswelt nur für ein mittleres Leben beschaffen und hört bei den höchsten Graden auf, wie sie nicht schon bei den geringsten anfängt.» Mittelbar gehörte auch hinzu, was man erfährt, wenn man seine Gefühle beobachtet, besonders wenn man sie «unter die Lupe» nimmt. Sie werden dann undeutlich und sind schwer zu unterscheiden. Was sie dabei an der Deutlichkeit der Stärke verlieren, müßten sie aber durch die der Aufmerksamkeit wenigstens einigermaßen gewinnen, und nicht einmal das tun sie. – So erwiderte Ulrich, und diese Nebeneinanderstellung von Verlöschen des Gefühls in der Selbstbetrachtung und in den höchsten Graden seiner Erregung war nicht zufällig. Denn beides sind Zustände, in denen das Handeln aufgehoben oder gestört ist; und weil der Zusammenhang zwischen Fühlen und Handeln so eng ist, daß ihn manche für eine Einheit halten, ergänzten die beiden Beispiele einander nicht ohne Sinn.

Was er aber zu sagen vermied, war gerade das, was sie beide persönlich davon wußten, daß wirklich mit der höchsten Stufe des Liebesgefühls ein Zustand des geistigen Erlöschens und der körperlichen Ratlosigkeit verbunden sein kann. Darum wandte er das Gespräch von der Bedeutung, die das Handeln fürs Fühlen hat, mit einer gewissen Gewaltigkeit ab; und scheinbar in der Absicht, wieder der Einteilung der Liebe nach Gegenständen zu erwähnen, Auf den ersten Blick schien sich diese etwas grillenhafte Möglichkeit auch besser zu dem Behuf zu eignen, die Vieldeutige in Ordnung zu bringen. Denn wenn es, mit einem Beispiel zu beginnen, Lästerung ist, die Liebe zu Gott mit dem gleichen Wort zu bezeichnen wie die zum Fischen, so liegt das doch zweifellos an dem Unterschied dessen, dem die Liebe gilt; und so läßt sich die Bedeutung des Gegenstands auch an anderen Beispielen ermessen. Was die ungeheuren Unterschiede in die Beziehung, etwas zu lieben, hineinträgt, ist also nicht sowohl die Liebe als vielmehr das Etwas. So gibt es Gegenstände, welche die Liebe reich und gesund machen; und andere, die sie arm und

kränklich machen, als ob das allein an ihnen läge. Es gibt Gegenstände, die die Liebe erwidern müssen, wenn diese ihre ganze Kraft und Eigenart entfalten soll; und andere gibt es, bei denen jede ähnliche Forderung zum voraus sinnlos wäre. Platterdings unterscheidet das die Beziehung zu lebenden Wesen von der zu unbeseelten; aber auch unbeseelt ist der Gegenstand der rechten Gegenspieler der Liebe, und seine Eigenschaften beeinflussen die ihren.

Je ungleichwertiger dieser Gegenspieler nun ist, desto schiefer, um nicht zu sagen leidenschaftsverzerrter, wird sie selbst. «Vergleiche» mahnte Ulrich «die gesunde Liebe junger Menschen für einander und die lächerlich übertriebene des Einsamen zu Hund, Katze oder Piepmatz. Sieh die Leidenschaft zwischen Mann und Frau erlöschen oder wie einen abgewiesenen Bettler lästig werden, wenn sie nicht oder nicht voll erwidert wird. Vergiß auch nicht, daß in ungleichen Verbindungen, wie sie zwischen Eltern und Kindern oder Herr und Diener bestehn, zwischen einem Mann und dem Gegenstand seines Ehrgeizes oder seines Lasters, das Verhältnis zur Gegenliebe der unsicherste, und schlechthin der verderbliche Teil ist. Überall, wo der regelnde natürliche Austausch zwischen dem Zustand und dem Gegenspieler der Liebe mangelhaft ist, entartet sie wie ein ungesundes Gewebe!» – Dieser Gedanke schien ihn durch etwas Besonderes anzuziehen. Er hätte sich vielfach und mit vielen Beispielen ausbreiten lassen; aber während sich Ulrich diese noch überlegte, lenkte etwas, worauf es dabei nicht abgesehen war, das aber wohl den abgesehenen Weg mit Erwartung belebte wie ein querfeldein kommender Wohlgeruch, scheinbar fast versehentlich das Nachdenken auf das, was in der Malerei Stilleben genannt wird, oder nach dem entgegengesetzten, aber ebenso guten Vorgang einer fremden Sprache die *Nature morte*. «Gewissermaßen ist es lächerlich, daß ein Mensch einen gut gemalten Hummer schätzt,» fuhr Ulrich unvermittelt fort «spiegelblanke Trauben und einen an den Läufen aufgehängten Hasen, in dessen Nähe immer auch ein Fasan ist; denn der menschliche Appetit ist etwas Lächerliches, und gemalter Appetit noch lächerlicher als natürlicher.» Und beide hatten sie das Gefühl, daß diese Anknüpfung tiefer zurückgreife, als es den Anschein hätte, und zu der Fortsetzung dessen gehöre, was sie von sich selbst zu sagen unterlassen hatten.

Denn in den wirklichen Stilleben – Dingen, Tieren, Pflanzen, Landschaften und Menschenkörpern, die in den Kreis der Kunst gebannt worden sind – zeigt sich etwas anderes, als sie darstellen, nämlich die geheimnisvolle Dämonie des gemalten Lebens. Es gibt berühmte solche Bilder, die beiden wußten also, woran sie waren; man tut aber besser, nicht von bestimmten, sondern von einer Art von Bildern zu sprechen, die überdies auch nicht Schule macht, sondern regellos auf den Wink der Schöpfung entsteht. Agathe fragte, woran sie zu erkennen sei. Ulrich lehnte zwar sichtlich ab, ein entscheidendes Merkmal anzugeben, sagte aber doch langsam, lächelnd und ohne Zaudern: «Das erregende, undeutliche, unendliche Echo!»

Und Agathe verstand ihn. Irgendwie fühlt man sich am Strand. Kleine Insekten summen. Die Luft bringt hunderte Wiesengerüche mit sich. Gedanke und Gefühl wandern geschäftig selbender. Aber vor den Augen ist die nicht verantwortende Einöde des Meers, und was am Ufer Bedeutung hat, verliert sich an die eintönige Regung des unendlichen Anblicks. Sie dachte daran, daß alle wahren Stilleben diese glückliche unersättliche Traurigkeit erregen können. Je länger man sie ansieht, desto deutlicher wird es, daß die von ihnen dargestellten Dinge am bunten Ufer des Lebens zu stehen scheinen, das Auge voll Ungeheurem, und die Zunge gelähmt.

Ulrich erwiderte nun mit einer anderen Umschreibung. «Eigentlich malen alle Stilleben die Welt vom sechsten Schöpfungstag; wo Gott und die Welt noch unter sich waren, ohne den Menschen!» Und auf ein fragendes Lächeln seiner Schwester sagte er: «Was sie menschlich erregen, wäre also wohl Eifersucht, geheimnisvolle Neugierde und Kummer!»

Das war beinahe ein «Aperçu», und nicht einmal das schlechteste; er vermerkte es mißfällig, denn er liebte diese wie Kugeln gedrechselten und flüchtig vergoldeten Einfälle nicht. Er tat aber auch nichts, sich zu verbessern, und ebensowenig fragte seine Schwester danach. Denn sich auskömmlich über die unheimliche Kunst des Stillebens oder der *Nature morte* zu äußern, war ihnen beiden deren seltsame Ähnlichkeit mit ihrem eigenen Leben hinderlich.

Sie spielte darin eine große Rolle. Ohne daß es nötig wäre, in den Einzelheiten zu wiederholen, was bis zu den gemeinsamen Kindheitserinnerungen zurückreichte, beim Wiedersehen wieder erwacht war, und seither allen Erlebnissen und den meisten Gesprächen etwas Seltsames gab, läßt sich nicht verschweigen, daß der markbetäubte Anhauch des Stillebens daran immer zu spüren war. Unwillkürlich, und ohne etwas Bestimmtes anzunehmen, das sie hätte leiten können, wandten sie darum ihre Neugierde allem zu, was mit dem Wesen des Stillebens Verwandtschaft haben könnte; und es ergab sich mehr oder minder der folgende Wortwechsel, der wie ein Wirtel das Gespräch nochmals spannte und von neuem abrollen ließ!

Vor einem unerschütterlichen Antlitz, das keine Antwort erteilt, um etwas flehen zu müssen, treibt den Menschen in einen Rausch der Verzweiflung, des Angriffs oder der Würdelosigkeit. Ebenso erschütternd, aber unsagbar schön, ist es dagegen, vor einem reglosen Antlitz zu knien, auf dem das Leben vor wenigen Stunden erloschen ist und einen Schein zurückgelassen hat wie ein Sonnenuntergang.

Dieses zweite Beispiel ist sogar ein Gemeinplatz des Gefühls, wenn je etwas so benannt werden darf! Die Welt spricht von der Weihe und Würde des Todes; es gibt das poetische Motiv der aufgebahrten Geliebten seit hunderten, wenn nicht tausenden Jahren; es gibt eine ganze damit verwandte, zumal lyrische Todespoesie. Es ist wahrscheinlich etwas Knabenhaftes daran. Wer malt sich aus, daß ihm der Tod die edelste der Geliebten zu eigen schenkt? Dem der Mut oder die Möglichkeit fehlt, eine lebende zu haben!

Von dieser poetischen Knabenhaftigkeit führt eine kurze Linie zu den Schauern der Geister- und Totenbeschwörung; eine zweite zum Greuel der wirklichen Nekrophilie; vielleicht eine dritte zu den krankhaften zwei Gegensätzen des Exhibitionismus und der gewaltsamen Nötigung.

Das mögen befremdliche Vergleiche sein, und zum Teil sind es höchst unappetitliche. Aber wenn man sich davon nicht abhalten läßt und sie sozusagen medizinisch-psychologisch betrachtet, zeigt sich, daß eins allen gemeinsam ist: eine Unmöglichkeit, ein Unvermögen, ein Mangel an natürlichem Mut oder Mut zum natürlichen Leben.

Auch ist aus ihnen die Erfahrung zu gewinnen, wenn man sich zu einem solchen Zweck denn schon auf gewagte Vergleiche eingelassen hat, daß das Schweigen, die Ohnmacht und jedwede Unvollständigkeit des Gegenspielers mit der Wirkung verbunden ist, das Gemüt in Überspanntheit zu versetzen.

So wiederholt sich vornehmlich doch, was auch früher gesagt worden, daß ein ungleichwertiger Gegenspieler die Liebe schief macht; es wäre bloß beizufügen, daß es nicht selten schon eine schiefe Verfassung des Gefühls ist, die ihn überhaupt wählen heißt. Und umgekehrt, wäre es der erwidrende, lebende, handelnde Mitspieler, der die Gefühle in Ordnung hält und bestimmt, und ohne den sie zur Spiegelfechterei entarten.

Das Stilleben aber, ist sein seltsamer Reiz nicht auch Spiegelfechterei? Ja, fast eine ätherische Nekrophilie? Und doch ist eine ähnliche Spiegelfechterei auch in den Bücken von glücklich Liebenden als Ausdruck ihres Höchsten. Sie sehen einander ins Auge, können sich nicht losreißen und vergehen in einem wie Gummi dehnbaren unendlichen Gefühl!

Ungefähr so hatte der Wortwechsel also begonnen, aber an dieser Stelle war sein Faden recht eigentlich hängen geblieben; und zwar eine ganze Weile, ehe er wieder weiterlief. Die beiden hatten einander wirklich angesehen und waren dadurch nämlich ins Schweigen verfallen.

Bedarf es aber einer Bemerkung, die das erklärt, und überhaupt solche Gespräche nochmals rechtfertigt und ihren Sinn ausspricht: so ließe sich vielleicht das sagen, was Ulrich begreiflichermaßen in diesem Augenblick bloß einen stummen Einfall bleiben ließ, daß es nämlich bei weitem nicht so einfach sei zu lieben, wie die Natur dadurch glauben machen will, daß sie jedem Stümper unter ihren Geschöpfen die Werkzeuge dazu anvertraut hat.

[<]

55

### Atemzüge eines Sommertags (Fragment)

Die Sonne war unterdessen höhergestiegen; die Stühle hatten sie wie gestrandete Boote in dem flachen Schatten beim Haus zurückgelassen, und lagen auf einer Wiese im Garten unter der vollen Tiefe des Sommertags. Sie taten es schon eine ganze Weile, und obgleich die Umstände gewechselt hatten, kam es ihnen kaum als Veränderung zu Bewußtsein. Ja eigentlich tat dies auch nicht der Stillstand des Gesprächs; es war hängen geblieben, ohne einen Riß verspüren zu lassen.

Ein geräuschloser Strom glanzlosen Blütenschnees schwebte, von einer abgeblühten Baumgruppe kommend, durch den Sonnenschein; und der Atem, der ihn trug, war so sanft, daß sich kein Blatt regte. Kein Schatten fiel davon auf das Grün des Rasens, aber dieses schien sich von innen zu verdunkeln wie ein Auge. Die zärtlich und verschwenderisch vom jungen Sommer belaubten Bäume und Sträucher, die beiseite standen oder den Hintergrund bildeten, machten den Eindruck von fassungslosen Zuschauern, die, in ihrer fröhlichen Tracht überrascht und gebannt, an diesem Begräbniszug und Naturfest teilnahmen. Frühling und Herbst, Sprache und Schweigen der Natur, auch Lebens- und Todeszauber mischten sich in dem Bild; die Herzen schienen stillzustehen, aus der Brust genommen zu sein, sich dem schweigenden Zug durch die Luft anzuschließen. «Da ward mir das Herz aus der Brust genommen», hat ein Mystiker gesagt: Agathe erinnerte sich dessen.

Auch wußte sie, daß sie selbst diesen Ausspruch Ulrich aus einem seiner Bücher vorgelesen hatte.

Hier in dem Garten, nicht weit von dem Platze, wo sie sich jetzt befanden, war das geschehen. Die Erinnerung wurde vollständiger. Auch andere Aussprüche, die sie ihm ins Gedächtnis gerufen hatte, fielen ihr ein: «Bist du es, oder bist du es nicht? Ich weiß nicht, wo ich bin; noch will ich davon wissen!» – «Ich habe alle meine Vermögen überstiegen, bis an die dunkle Kraft! Ich bin verliebt, und weiß nicht in wen! Ich habe das Herz von Liebe voll, und von Liebe leer zugleich!» – Also klang in ihr die Klage der Mystiker wieder, in deren Herz Gott so tief eingedrungen ist wie ein Dorn, den keine Fingerspitzen fassen können. Viele solche selige Klagen hatte sie Ulrich damals vorgelesen. Vielleicht war die Wiedergabe jetzt nicht genau, das Gedächtnis verfäht etwas befehlshaberisch mit dem, was es zu hören wünscht; aber sie begriff, was gemeint war, und faßte einen Entschluß. Wie in diesem Augenblick des Blütenzugs hatte der Garten also schon einmal geheimnisvoll verlassen und belebt ausgesehen; und zwar gerade in der Stunde, nachdem ihr die mystischen Bekenntnisse in die Hand gefallen waren, die Ulrich unter

seinen Büchern besaß. Die Zeit stand still, ein Jahrtausend wog so leicht wie ein Öffnen und Schließen des Auges, sie war ans Tausendjährige Reich gelangt, Gott gar gab sich vielleicht zu fühlen. Und während sie, obwohl es doch die Zeit nicht mehr geben sollte, eins *nach* dem andern das empfand; und während ihr Bruder, damit sie bei diesem Traum nicht Angst leide, *neben* ihr war, obwohl es auch keinen Raum mehr zu geben schien: schien die Welt, unerachtet dieser Widersprüche, in allen Stücken erfüllt von Verklärung zu sein.

Was sie seither erlebt hatte, konnte ihr nicht anders als gesprächig gemäßigt im Vergleich mit dem erscheinen, was vorangegangen war; aber welche Erweiterung und Bekräftigung sollte es diesem doch auch geben, wenngleich es die fast körperwarme Unmittelbarkeit der ersten Eingebung darüber verloren hatte! Unter diesen Umständen beschloß Agathe, diesmal mit Vorbedacht der Entzückung zu begegnen, die sie vormals in diesem Garten beinahe traumhaft befallen hatte. Sie wußte nicht, warum sie damit den Namen des Tausendjährigen Reiches verband. Es war ein gefühlhelles Wort und war beinahe faßbar wie ein Ding, blieb aber dem Verstand unklar. Deshalb konnte sie mit dieser Vorstellung umgehen, wie wenn das Tausendjährige Reich in jedem Augenblick anbrechen könnte. Es wird auch das Reich der Liebe genannt, das wußte Agathe ebenfalls; doch erst als letztes dachte sie daran, daß beide diese Namen schon seit den Zeiten der Bibel überliefert werden und das Reich Gottes auf Erden bedeuten, dessen nahe bevorstehender Anbruch in völlig wirklicher Bedeutung gemeint ist. Übrigens benutzte auch Ulrich, ohne deshalb an die Schrift zu glauben, zuweilen diese Worte ebenso unbefangen wie seine Schwester; und so wunderte es diese schon gar nicht, daß sie scheinbar ohneweiteres auch wußte, wie man sich im Tausendjährigen Reich zu verhalten habe. «Man muß sich darin ganz still betragen» sagte ihr eine Eingebung. «Man darf keinerlei Verlangen Platz lassen; nicht einmal dem, zu fragen. Auch der Verständigkeit muß man sich entäußern, mit der man Geschäfte besorgt. Man muß seinen Geist aller Werkzeuge berauben und daran hindern, wie ein Werkzeug zu dienen. Das Wissen ist von ihm abzutun und das Wollen; der Wirklichkeit und des Begehrens, sich ihr zuzuwenden, muß man sich entschlagen. Ansichhalten muß man, bis Kopf, Herz und Glieder lauter Schweigen sind. Erreicht man so aber die höchste Selbstlosigkeit, darin berühren sich schließlich Außen und Innen, als wäre ein Keil ausgesprungen, der die Welt geteilt hat ...!»

Vielleicht war das nicht gerade nüchtern vorbedacht. Es kam ihr aber vor, daß es, fest gewollt, auch erreichbar sein müßte; und sie nahm sich zusammen, als wollte sie sich totstellen. Aber bald erwies es sich als eine ebenso unmögliche Aufgabe, Gedanken, Sinnes- und Willensmeldungen ganz stillzustellen, wie es in der Kindheit die gewesen war, zwischen Beichte und Kommunion keine Sünde zu begehen; und nach einiger Bemühung gab sie den Versuch ganz auf. Sie ertappte sich dabei, daß sie nur noch äußerlich an ihrem Vorsatz festhielt und daß ihre Aufmerksamkeit längst von ihm abgeglitten war. Diese befand sich in dem Augenblick bei einer weit abgesprungenen Frage, einem kleinen Ungeheuer von Abspenstigkeit: sie fragte sich nämlich gerade auf das törichtste, und sehr erpicht auf diese Torheit: «Bin ich wirklich jemals heftig, boshaft, haßerfüllt und unglücklich gewesen?» Ein Mann ohne Namen wurde ihr erinnerlich; dem der Name fehlte, weil sie ihn an sich trug und mit sich fortgetragen hatte. Wenn sie an ihn dachte, empfand sie ihren Namen wie eine Narbe; aber sie fühlte keinen Haß mehr gegen Hagauer, und nun wiederholte sie ihre Frage mit dem etwas schwermütigen Starrsinn, mit dem man einer entflorenen Welle nachblickt. Wohin war das Verlangen gekommen, ihn fast tödlich zu verletzen? Sie hatte es beinahe in Zerstretheit verloren und meinte anscheinend, es müßte sich noch in ihrer Nähe finden lassen. Überdies mochte Lindner geradezu ein Ersatz für dieses Verlangen nach Feindseligkeit sein; denn auch das fragte sie sich und dachte flüchtig an ihn. Vielleicht kam es ihr da erstaunlich vor, was alles ihr schon widerfahren sei; liegt doch jungen

Menschen die Verwunderung, wieviel sie schon haben fühlen müssen, schlechthin näher als älteren, denen die Wandelbarkeit der Leidenschaften und Lebenszustände gewohnt geworden ist wie der Wetterwechsel. Was hätte aber Agathe so nahegehen können, wie daß sich in demselben Augenblick von dem Umschwung des Lebens, der Flucht seiner Leidenschaften und Zustände, von dem wunderlichen Strom des Gefühls – worin sich sonst die Jugend, wenig davon wissend, naturhaft-großartig vorkommt – rätselhaft wieder der steinklare Himmel der reglosen Verträumtheit abhob, aus der sie soeben erwacht war?

Also waren ihre Gedanken zwar noch immer im Bannkreis des Blüten- und Totenzugs; aber sie bewegten sich nicht mehr mit ihm und auf seine stummfeierliche Art, sondern Agathe «dachte hin und her», wie man es im Gegensatz zu dem Geisteszustand nennen könnte, worin das Leben «tausend Jahre» ohne einen Flügelschlag währt. Dieser Unterschied zweier Geisteszustände war ihr sehr deutlich; und ein wenig verblüfft erkannte sie, wie oft gerade er, oder etwas ihm nahe Verwandtes, in ihren Gesprächen mit Ulrich schon berührt worden war. Unwillkürlich wandte sie sich an diesen, und ohne das umgebende Schauspiel aus den Augen zu lassen, fragte sie, tief Atem holend: «Erscheint nicht auch dir in einem solchen Augenblick, und mit ihm verglichen, alles andere hinfällig?»

Diese wenigen Worte zerteilten das wolkige Gewicht des Schweigens und der Erinnerung. Denn auch Ulrich hatte dem ohne Ziel seines Wegs ziehenden Blütenschaum zugesehn; und weil seine Gedanken und Erinnerungen auf den gleichen Ton gestimmt waren wie die seiner Schwester, bedurfte es keiner anderen Einleitung, um ihn das sagen zu lassen, was auch deren verschwiegenen Gedanken Antwort gab. Er streckte langsam die Glieder und erwiderte: «Ich habe dir schon lange – schon in dem Zustand, wo wir von dem, was Stilleben heißt, sprachen, und eigentlich alle Tage – etwas sagen wollen, selbst wenn es nicht in die Mitte der Scheibe treffen sollte: Es gibt, den Gegensatz stark aufgetragen, zwei Arten leidenschaftlich zu leben, und zwei Sorten des leidenschaftlichen Menschen. Entweder man heult vor Wut oder Unglück oder Begeisterung jedesmal los wie ein Kind und entledigt sich seines Gefühls in einen kurzen, nichtigen Wirbel. In diesem Fall, und er ist der gewöhnliche, ist das Gefühl am Ende der alltägliche Vermittler des alltäglichen Lebens; und je heftiger und leichter erregbar es ist, um so mehr erinnert dieses an die Unruhe in einem Raubtierkäfig zur Fütterungsstunde, wenn das Fleisch an den Gittern vorbeigetragen wird, und bald nachher an die satte Ermüdung. Ist es nicht so? Die andere Art leidenschaftlich zu sein und zu handeln ist aber die: Man hält an sich und gibt der Handlung nicht im mindesten statt, zu der jedes Gefühl hinzieht und treibt. Und in diesem Fall wird das Leben wie ein etwas unheimlicher Traum, worin das Gefühl bis an die Wipfel der Bäume, an die Turmspitzen, an den Scheitel des Himmels steigt ...! Allzu wahrscheinlich haben wir daran gedacht, als wir noch von Bildern, und nichts als ihnen, zu sprechen vorgaben.»

Agathe stützte sich neugierig auf. «Hast du nicht einmal schon gesagt,» fragte sie «daß es zwei von Grund auf verschiedene Möglichkeiten zu leben gibt und daß sie geradezu verschiedenen Tonarten des Gefühls gleichen? Die eine sollte die des <weltlichen> Gefühls sein, das nie zur Ruhe und Erfüllung kommt; die andere, ich weiß nicht, ob du ihr einen Namen gegeben hast –: aber es hätte wohl die eines <mystischen> Gefühls sein müssen, das dauernd mitklingt, aber niemals zur <vollen Wirklichkeit> gelangt?» Obgleich sie zögernd sprach, hatte sie sich überhastet und endete verlegen.

Ulrich erkannte dennoch recht gut, was er gesagt zu haben schien; und schluckte daran, als hätte er etwas zu Heißes im Mund gehabt; und versuchte zu lächeln. Er sagte: «Sollte ich das gemeint haben, so muß ich mich jetzt wohl umso anspruchsloser fassen! Ich werde also die beiden Arten des leidenschaftlichen Seins einfach nach einem bekannten Beispiel die appetithafte und



ebendann auch, als deren Gegenteil, die nicht-appetithafte nennen, mag es sich unschön anhören oder nicht. Denn in jedem Menschen ist ein Hunger und verhält sich wie ein reißendes Tier; und ist kein Hunger, sondern etwas, das frei von Gier und Satttheit, zärtlich wie eine Traube in der Herbstsonne reift. Ja, sogar in jedem seiner Gefühle ist das eine wie das andere.»

«Also geradezu eine vegetabile, wenn nicht gar vegetarische, neben einer animalischen Anlage?» Ein Anflug von Vergnügen und Neckerei war in dieser Frage Agathes.

«Beinahe!» erwiderte Ulrich. «Vielleicht wäre das Tierische und das Pflanzenhafte, als Grundgegensatz der Gelüste verstanden, sogar der tiefste Fund für einen Philosophen! Aber sollte ich denn einer sein wollen! Wessen ich mich erdreiste, ist schlechthin nur das, was ich gesagt habe, und namentlich was ich zuletzt gesagt habe, daß die beiden Arten des leidenschaftlichen Seins ein Vorbild, und vielleicht gar ihren Ursprung, schon an jedem Gefühl haben. An jedem Gefühl lassen sich diese zwei Seiten unterscheiden» fuhr er fort. Aber merkwürdigerweise sprach er dann nur von dem, was er unter der appetitiven verstand. Sie drängt zum Handeln, zur Bewegung, zum Genuß; durch ihre Wirkung verwandelt sich das Gefühl in ein Werk, oder auch in eine Idee und Überzeugung, oder in eine Enttäuschung. Das alles sind Formen seiner Entspannung, können aber auch solche der Umspannung und Neukräftigung sein. Denn auf diese Art verändert sich das Gefühl, nützt sich ab, verläuft sich in seinem Erfolg und findet darin ein Ende; oder es verkapselt sich darin und verwandelt seine lebendige Kraft nun in eine aufgespeicherte, die ihm die lebendige später und gelegentlich oft mit Zinseszins wieder zurückgibt. «Und wird etwa nicht dadurch schon das eine verständlich, daß die rüstige Tätigkeit unseres weltlichen Fühlens und seine Hinfälligkeit, über die du so angenehm geseufzt hast, keinen großen Unterschied für uns ausmachen, mag er auch ein tiefer sein?» schloß Ulrich einstweilen seine Antwort.

«Nur zu sehr kannst du recht haben!» stimmte Agathe zu. «Mein Gott, dieses ganze Werk des Gefühls, sein weltlicher Reichtum, dieses Wollen und Freuen, Tun und Untreuwerden, wegen nichts, als weil es treibt! einbezogen alles, was man erfährt und vergißt, denkt und leidenschaftlich will, und doch auch wieder vergißt: Es ist ja schön wie ein Baum voll Äpfel in jeder Farbe, aber es ist auch formlos eintönig wie alles, was jedes Jahr auf die gleiche Art sich rundet und abfällt!»

Ulrich nickte zu dieser einen Hauch von Ungestüm und Verzicht ausatmenden Antwort seiner Schwester. «Dem appetitartigen Teil der Gefühle verdankt die Welt alle Werke und alle Schönheit, allen Fortschritt, aber auch alle Unruhe, und zuletzt all ihren sinnlosen Kreislauf!» bekräftigte er. «Weißt du übrigens, daß man unter diesem <appetitartig> einfach den Anteil versteht, den die uns eingeborenen Triebe an jedem Gefühl haben? Also» fügte er hinzu «haben wir damit gesagt, daß es die Triebe sind, wem die Welt Schönheit und Fortschritt verdankt.»

«Und ihre wirre Unruhe» wiederholte Agathe.

«Gewöhnlich sagt man gerade das; darum erscheint es mir nützlich, daß wir das andere nicht außer acht lassen! Denn es ist ja zumindest unerwartet, daß der Mensch gerade seinen Fortschritt dem verdanken soll, was eigentlich der Tierstufe angehört!» – Er lächelte dazu. Auch er hatte sich jetzt aufgestützt und kehrte sich ganz seiner Schwester zu, als wollte er sie aufklären; sprach aber zurückhaltend weiter wie einer, der sich zuerst durch die Worte, die er sucht, selbst belehren fühlen will. «Zweifellos haben die tätig zugreifenden Gefühle des Menschen,» sagte er «und mit Recht hast du da von einer animalischen Anlage gesprochen, zum Kern die gleichen paar Instinkte, die schon das Tier hat. Bei den Hauptgefühlen ist es ganz deutlich: An Hunger, Zorn, Freude, Eigenwille oder Liebe verdeckt der seelische Schleier doch kaum das nacktste Wollen

–!»

Es hatte den Anschein, daß er auf die gleiche Art fortfahren wolle. Aber obwohl das Gespräch – hervorgegangen aus einem Naturtraum, dem Anblick des Blütenzugs, der noch immer eigentümlich ereignislos mitten durch das Gemüt zu schweben schien – bei keinem Wort die Schicksalsfrage der Geschwister verkennen ließ; vielmehr vom ersten bis zum letzten unter dem Einfluß jenes Sinnbilds stand, beherrscht war von der geheimsinnigen Vorstellung eines «Geschehens, ohne daß etwas geschieht», und in einer Stimmung sanfter Bedrängnis stattfand: obwohl alles so war, hatte das Gespräch doch zuletzt zu dem Gegenteil solcher Leitvorstellung und ihrer Gefühlsstimmung geführt; als nämlich Ulrich nicht umhin konnte, die aufbauende Tätigkeit starker Triebe neben deren störender hervorzuheben. Eine so deutliche Ehrenrettung der Triebe, und mitverstanden des triebhaften, und des tätigen Menschen überhaupt – denn auch das bedeutete es – hätte nun freilich einem «westlichen, abendländischen, faustischen Lebensgefühl» angehören können, in der Sprache der Bücher so genannt zum Unterschied von einem jeden, das nach derselben sich selbst befruchtenden Sprache «orientalisch» oder «asiatisch» sein soll. Er erinnerte sich dieser vornehmuerischen Modeworte. Doch es lag nicht in der Absicht der Geschwister, noch hätte es ihren Gewohnheiten entsprochen, einem Erlebnis, von dem sie tief bewegt waren, durch solche angefliegenen, schlecht verwurzelten Begriffe eine trügliche Bedeutung zu geben; vielmehr war alles, was sie miteinander sprachen, als wahr und wirklich gemeint, mochte es auch wolkenwandlerischen Ursprungs sein.

Darum hatte Ulrich seine Lust daran gehabt, dem zarten Nebel des Gefühls eine Erklärung nach Art der Naturwissenschaften zu unterschieben; und das – mochte der Anschein auch dem «Faustischen» Vorschub leisten – in Wahrheit bloß deshalb, weil der naturgetreue Geist alles auszuschließen versprach, was unmäßige Einbildung ist. Zumindest hatte er den Ansatz zu einer solchen Erklärung angedeutet. Es war freilich desto seltsamer, daß er ihn nur für das angedeutet hatte, was er das Appetithafte des Gefühls nannte; dagegen ganz außeracht gelassen, wie er einen Gedanken ähnlicher Art auch auf das Nichtappetitartige anwenden könnte, obwohl er anfangs auf dieses gewiß nicht weniger Gewicht gelegt hatte. Es geschah nicht ohne Grund so. Sei es, daß ihm die psychologische und biologische Zergliederung an dieser Seite des Fühlens schwieriger vorkam, sei es, daß er sie vollends nur für ein verdrießliches Hilfsmittel hielt; beides mochte so sein; was ihn aber vornehmlich beeinflusste, war etwas anderes, und er hatte es überdies seit dem Augenblick, wo Agathes Stoßseufzer den schmerzlichen und beglückenden Gegensatz zwischen den vergangenen unruhigen Lebensleidenschaften und der scheinbar unvergänglichen verraten hatte, die in der zeitlosen Stille unter dem Blütenstrom zu Hause war, schon einigemal vorhersehen lassen. Denn es sind – zu wiederholen, was er schon verschiedentlich wiederholt hatte – nicht nur in jedem einzelnen Gefühl zwei Anlagen unterscheidbar, durch die und nach deren Art es sich bis zur Leidenschaft ausgestalten kann; sondern es gibt auch zwei Arten Menschen, oder in jedem Menschen Zeiten seines Schicksals, die darin verschieden sind, daß die eine oder andere Anlage überwiegt.

Er sah einen großen Unterschied darin. Menschen des einen Schlags, es ist schon erwähnt worden, greifen lebhaft nach allem und nehmen alles in Angriff; sie gehen wie ein Sturzbach über Hindernisse hinweg oder schäumen darum in eine neue Bahn; ihre Leidenschaften sind stark und wechselnd, und das Ergebnis ist ein heftig gegliederter Lebenslauf, der nichts als ein Vorbeigerauschtsein hinterläßt. Dieser Art Mensch hatte der Begriff des Appetitartigen gegolten, als Ulrich daraus den einen Hauptbegriff des leidenschaftlichen Lebens hatte machen wollen; denn die andere Art ist im Gegensatz zu dieser nichts weniger, als ihm entspräche: Sie ist schüchtern, versonnen, undeutlich; schwer entschlossen, voll von Träumen und Sehnsucht und

verinnerlicht in ihrer Leidenschaft. Zuweilen – in Gedanken, von denen jetzt nicht die Rede war – gebrauchte Ulrich für sie auch die Bezeichnung «kontemplativ», ein Wort, das gewöhnlich anders gemeint wird, und etwa bloß in der lauwarmen Bedeutung von «besinnlich»; für ihn aber mehr als diesen gewöhnlichen Sinn hatte, ja geradezu dem vorhin erwähnten Orientalisch-Unfaustischen gleichkam. Vielleicht prägte sich in diesem Kontemplativen, und zumal in Gemeinschaft mit dem Appetithaften als seinem Gegenteil, ein Hauptunterschied des Lebens aus: Das zog Ulrich lebhafter an als ein Lehrbegriff. Aber daß man solche hochzusammengesetzten und anspruchsvollen Lebensbegriffe alle auf eine zweifache Schichtung, die schon jedes Gefühl hat, zurückführen könnte, diese elementare Möglichkeit der Erklärung war ihm doch auch eine Genugtuung.

Natürlich war ihm klar, daß die beiden Arten des Menschseins, die dabei auf dem Spiel standen, nichts anderes bedeuten konnten als einen Mann «ohne Eigenschaften», im Gegensatz zu dem mit allen Eigenschaften, die ein Mensch nur zu zeigen vermag. Man mochte den einen auch einen Nihilisten nennen, der von Gottes Träumen träumt; im Gegensatz zum Aktivist, der in seiner ungeduldigen Handlungsweise aber auch eine Art Gottesträumer ist, und nichts weniger als ein Realist, der weltklar und welttätig sich umtut. «Weshalb sind wir denn keine Realisten?» fragte sich Ulrich. Sie waren es beide nicht, weder er noch sie, daran ließen ihre Gedanken und Handlungen längst nicht mehr zweifeln; aber Nihilisten und Aktivisten waren sie, und bald das eine bald das andere, je nachdem wie es kam.

[<]

56

## Das Sternbild der Geschwister oder Die Ungetrennten und Nichtvereinten

Auch in den Jahren, wo Ulrich seinen Lebensweg allein und nicht ohne Übermut gesucht hatte, war ihm das Wort Schwester oft schwer von unbestimmter Sehnsucht gewesen, obwohl er damals so gut wie niemals daran dachte, daß er eine lebende und wirkliche Schwester besitze. Darin lag ein Widerspruch und weist auf eine unebene Herkunft hin, für die sich denn auch manches anführen läßt, das die Geschwister gewöhnlich gering achteten. Es mußte ihnen nicht falsch erscheinen, wog aber im Verhältnis zu der Wahrheit, der sie sich nahe wußten, nicht mehr, als ein einspringender Winkel für die Rundung eines groß geschwungenen Mauerzugs bedeutet.

Ohne Frage kommt Ähnliches oft vor. In manchem Leben ist die unwirkliche, erdichtete Schwester nichts anderes als die hochfliegende Jugendform eines Liebesbedürfnisses, das sich später, im Zustand kälterer Träume, mit einem Vogel oder anderem Tier begnügt oder sich der Menschheit oder dem Nächsten zuwendet. Im Leben manches anderen Menschen ist sie jugendliche Lebensscheu und Einsamkeit, ein erdichteter Doppelgänger voll spiegelfechterischer Anmut, der die Angst der Einsamkeit zur Zärtlichkeit eines einsamen Beisammenseins mildert. Und von manchen Naturen wäre bloß zu sagen, daß dieses schwärmerisch von ihnen gehegte Bild nichts sei, als die eingekochteste Eigenliebe und Selbstsucht; ein über die Maßen Geliebtseinmögen, das eine verschlagene Verbindung mit süßer Selbstlosigkeit eingegangen ist. Daß aber viele Männer und Frauen ein solches Gegenbild im Herzen tragen, daran kann kein Zweifel bestehn. Es stellt schlechthin die Liebe dar und ist immer das Zeichen eines unbefriedigenden und gespannten Verhältnisses zur Welt. Und nicht nur die verkürzt wurden oder von Natur ohne Ebenmaß sind, auch die Wohlgeratenen kennen solche Wünsche.

So fing Ulrich denn an, zu seiner Schwester von einem Erlebnis zu sprechen, das er ihr schon einmal erzählt hatte, und wiederholte die Geschichte der unvergeßlichsten Frau, die, Agathe selbst ausgenommen, je seinen Weg gekreuzt hatte. Diese Frau war ein Frau-Kind, ein Mädchen von etwa zwölf Jahren gewesen, das, merkwürdig vollendet in seinem Gebaren, mit ihm und einem Begleiter eine kurze Strecke weit in dem gleichen Straßenbahnwagen gefahren war und ihn entzückt hatte wie ein geheimnisvoll vergangenes Liebesgedicht, dessen Andeutungen voll nie erlebter Seligkeit sind. Dieses Aufflammen seiner Verliebtheit hatte später manchmal Bedenken in ihm erregt, denn es war seltsam und ließ zweifelhafte Rückschlüsse auf ihn selbst zu. Er gab darum die Erinnerung auch nicht gefühlvoll wieder, sondern sprach von den Bedenken, wenngleich er diese wohl nicht ohne Gefühl verallgemeinerte. «Ein Mädchen hat in diesem Alter sehr oft schönere Beine als später» sagte er. «Die spätere Gedrunghenheit entsteht wahrscheinlich erst aus dem, was sie unmittelbar über sich zu tragen haben; in der Halbwüchsigkeit sind sie lang und frei und können laufen, und wenn die Röcke bei einer lebhaften Bewegung die Schenkel freigeben, deren Rundung schon etwas sanft Zunehmendes hat – oh, mir fällt die Mondsichel ein, gegen das Ende ihrer zarten ersten Mondmädchenzeit –, so sehen sie herrlich aus! Ich habe mich später manchmal ernsthaft nach den Gründen gefragt. Das Haar hat in diesem Alter den mildesten Glanz. Das Gesicht zeigt seine schöne Anlage. Die Augen sind wie ein glatter, noch nie zerknitterter Seidenstoff. Der Geist, in Zukunft dazu bestimmt, kleinlich und begehrlieh zu werden, ist noch zwischen dunklen Wünschen eine reine Flamme ohne viel Helligkeit. Und was in diesem Alter gewiß noch nicht schön ist, zum Beispiel der Kinderbauch oder der blinde Ausdruck der Brust, gewinnt durch die Kleidung, sofern sie die Erwachsenenheit geschickt vortäuscht, und durch die träumerische Ungenauigkeit der Liebe alles, was eine liebenswürdige Bühnenmaske vermag. So ein Geschöpf zu bewundern, ist also ganz rechtschaffen in Ordnung, und wie sollte man es anders tun als mit einem Anflug von Liebe!»

«Und wider die Natur ist es gar nicht, solche Empfindungen an ein Kind zu wenden?» fragte Agathe.

«Widernatürlich wäre erst ein plump unmittelbares Begehren» erwiderte Ulrich. «Aber ein solcher Mensch verstrickt auch das unschuldige, oder auf jeden Fall unfertige und schutzlose, Geschöpf in Geschehnisse, für die es nicht bestimmt ist. Er muß von der Unreife des werdenden Geistes und Körpers absehen und seine Leidenschaft mit einem stummen und verhüllten Gegenspieler spielen; nein, er sieht nicht nur von allem, was ihn hindern sollte, ab, sondern er setzt sich mit Roheit darüber hinweg! Das ist ganz ein anderes Verhalten mit anderen Folgen!»

«Aber vielleicht hegt ein Anhauch der Verderblichkeit des <Hinwegsetzens> doch auch schon darin, daß man <absieht?>» wandte Agathe ein. Sie war vielleicht eifersüchtig auf das Gedankengespinnt ihres Bruders; jedenfalls widersetzte sie sich. «Ich finde keinen großen Unterschied darin, ob man nicht achtet, was einen hindern könnte, oder ob man es nicht fühlt!»

Ulrich entgegnete: «Du hast recht und hast es nicht. Ich habe die Geschichte eigentlich bloß erzählt, weil sie eine Vorstufe der Geschwisterliebe ist!»

«Der Geschwisterliebe?» fragte Agathe und stellte sich erstaunt, als hörte sie das Wort zum erstenmal; aber da sie ihre Nägel wieder in Ulrichs Arm eingrub, tat sie es vielleicht zu stark, und es zitterten ihre Finger. Ulrich, der es empfand, als ob sich nebeneinander fünf kleine warme Quellen in seinem Arm geöffnet hätten, sagte plötzlich: «Wessen stärkste Erregungen mit Erlebnissen verbunden sind, von denen jedes auf irgendeine Art unmöglich ist, der will nicht die möglichen Erlebnisse! Mag sein, daß die Phantasie eine Flucht vor dem Leben, eine Zuflucht der Feigheit und eine Lasterhöhle ist, wie es viele behaupten; ich glaube, daß die Geschichte des

kleinen Mädchens, und auch alle anderen Beispiele, von denen wir gesprochen haben, nicht auf eine Unnatur oder Lebensschwäche hinweist, sondern auf eine Widerweltlichkeit und starke Widersetzlichkeit, auf ein übergroßes und überleidenschaftliches Verlangen nach Liebe!» Er vergaß, daß Agathe nichts von den anderen Beispielen und zweifelhaften Vergleichen wissen konnte, mit denen seine Gedanken zuvor die Geschwisterliebe in Verbindung gebracht hatten; denn er fühlte sich jetzt wieder im klaren und hatte den betäubenden Geschmack, die Verwandlung in das Willenlose und Leblose, das zu seiner Erfahrung gehörte, für dieses Mal überwunden, so daß die selbsttätige Erwähnung ungewollt durch eine Gedankenlücke schlüpfte.

Diese Gedanken waren noch immer auf das Allgemeinere gerichtet, mit dem sich ein persönlicher Fall sowohl vergleichen ließ als er auch davon abstach; und wenn man zu Gunsten des inneren Zusammenhangs dieser Gedanken beiseite läßt, wie sie einander folgten und formten, so bleibt ein mehr oder minder unpersönlicher Gehalt über, der ungefähr so aussah: Für das Lebensgefüge mag der Haß ebenso wichtig sein wie die Liebe. Es scheint auch ebensoviel Gründe zu geben, die Welt zu lieben wie zu verabscheuen. Und in der Natur des Menschen liegen beide Instinkte anwendungsbereit, in einem ungleichen Verhältnis ihrer Kräfte, das persönlich verschieden ist. Aber es ist nicht zu sagen, wie sich Lust und Unwillen dabei die Waage halten, um uns das Leben doch immer weiterführen zu lassen: Falsch ist offenbar bloß die gern gehörte Meinung, daß es dazu eines Mehr an Lust bedürfe, denn wir führen auch das Leben in Unlust weiter, mit einem Überschuß an Unglück, an Haß oder Geringschätzung für das Leben, und fahren dabei so sicher wie mit einem Überschuß an Glück. Es fiel Ulrich aber ein, daß beide ein Äußerstes sind, der lebensliebe wie der vom Unwillen beschattete Mensch, und darum dachte er an den mannigfaltigen Ausgleich, der das Gewöhnliche ist. Zu diesem Ausgleich von Liebe und Haß, und somit zu den Vorgängen und Gebilden, mit deren Hilfe sie sich ins Einvernehmen setzen, gehören zum Beispiel die Gerechtigkeit und alle anderen Formen des Maßhaltens; gehört aber nicht minder auch die Bildung der Genossenschaften von zweien oder von Unzähligen, Vereinigungen, die wie gefütterte Nester mit auswendigen Dornengürteln sind; es gehört auch die Gottesgewißheit dazu; und Ulrich wußte, daß in dieser Reihe endlich auch das geistig-sinnliche Gebilde der «Schwester» als ein gewagtestes Mittel seinen Platz habe. Aus welcher Schwäche der Seele dieser Traum seine Feuchtigkeit zog, stand darum hintan, und voran stand als Ursprung ein eigentlich übermenschliches Mißverhältnis. Und wahrscheinlich hatte Ulrich aus diesem Grunde auch von Widerweltlichkeit gesprochen, denn wer die Tiefe der guten und bösen Leidenschaft kennt, dem zerfällt alles Übereinkömmliche, das dazwischen vermittelt, und nicht um die Leidenschaft zum eigenen Blut zu beschönigen, hatte er also gesprochen.

Ohne sich Rechenschaft zu geben, warum er es tue, erzählte er Agathe nun auch ein zweites Geschichtchen, das anfangs gar keinen Zusammenhang mit dem ersten zu haben schien. «Es ist mir einmal vor Augen gekommen und wirklich soll es sich auch in der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs zugetragen haben, als ohnegleichen Menschen und Völker durcheinandergeworfen worden sind» begann er. «Aus einer Gruppe einsam liegender Bauernhöfe waren die meisten Männer von den Kriegsdiensten entführt worden, keiner von ihnen kam wieder, und die Frauen führten allein die Wirtschaft, was ihnen mühevoll und verdrießlich war. Da geschah es, daß einer von den verschollenen Männern in die Heimat zurückkehrte und sich nach vielen Abenteuern bei seinem Weib meldete. Ich will aber lieber gleich sagen, daß es nicht der rechte Mann gewesen ist, sondern ein Landstreicher und Betrüger, der einige Monate lang mit dem Verschollenen und vielleicht Zugrundegegangenen Marsch und Lager geteilt und sich dessen Erzählungen, wenn ihm das Heimweh die Zunge lockerte, so gut eingepreßt hatte, daß er sich für ihn auszugeben vermochte. Er kannte den Kosenamen des Weibs und der Kuli und die Namen und Gewohnheiten der Nachbarn, die überdies nicht nahe wohnten. Er hatte einen Bart, wie und wo ihn der andere

gehabt hätte. Er blickte auf eine Art aus zwei Augen, die keine besondere Farbe hatten, daß man wohl meinen konnte, er hätte es auch früher nicht viel anders getan, und ob seine Stimme zwar anfangs befremdete, Heß es sich immerhin dadurch erklären, daß man früher nie so genau auf sie geachtet hätte wie jetzt. Kurz und gut, der Mann wußte seinen Vorgänger Zug um Zug zu vertreten, wie ein grobes und unähnliches Bild anfangs abstößt, aber umso ähnlicher wird, je länger man mit ihm allein bleibt, und schließlich ganz die Erinnerung einschüchtert. Ich meine wohl, daß manchmal etwas wie ein Grauen die Frau gewarnt haben wird, er wäre es nicht; aber sie hat ihren Mann wieder haben wollen, und vielleicht überhaupt nur einen Mann, und so ist der Fremde in seiner Rolle immer fester geworden →»

«Und wie ist das ausgegangen?» fragte Agathe.

«Ich weiß es nicht mehr. Wahrscheinlich wird dieser Mensch durch irgendeinen Zufall doch entlarvt worden sein. Aber der Mensch im allgemeinen wird es sein Lebtag nicht!»

«Du willst sagen: Man liebt immer bloß die Stellvertreter der Richtigen? Oder du willst sagen: Wenn ein Mensch zum zweiten Mal liebt, so verwechselt er zwar nicht die Personen, aber das Bild der neuen ist an vielen Stellen nur eine Übermalung von dem der alten?» fragte Agathe mit einem anmutigen Gähnen.

«Ich habe noch viel mehr sagen wollen, und es ist viel langweiliger» gab Ulrich zur Antwort. «Versuche dir einen Farbenblinden vorzustellen, dem Helligkeiten und Abschattungen fast völlig die farbige Welt vertreten: er sieht keine einzige Farbe, und kann sich doch wahrscheinlich so verhalten, daß man es nicht bemerkt, denn was er zu sehen vermag, vertritt ihm das, was er nicht sehen kann. So aber, wie es hier in einem besonderen Bezirk geschieht, ergeht es uns allen eigentlich mit der Wirklichkeit. Sie zeigt sich in unseren Erlebnissen und Forschungen nie anders wie durch ein Glas, das teils den Blick durchläßt, teils den Hineinblickenden widerspiegelt. Wenn ich das zartgerötete Weiß auf deiner Hand betrachte oder die widersetzliche Innigkeit deines Fleisches in meinen Fingern fühle, habe ich Wirkliches vor mir, aber nicht so, wie es wirklich ist; und ebenso wenig, wenn ich es bis auf die letzten Atome und Formeln zurückführe!»

«Warum strengt man sich denn an, es auf etwas zurückzuführen, das abscheulich ist?»

«Erinnerst du dich an das, was ich von der geistigen Abbildung der Natur gesagt habe, vom Bildsein ohne Ähnlichkeit? Man kann irgendetwas in sehr verschiedener Hinsicht als das genaue Abbild von etwas anderem auffassen; aber immer muß dann alles, was in dem Bild vorkommt oder sich aus ihm ergibt, in eben dieser bestimmten Hinsicht ein Abbild von dem sein, was die Durchforschung des Urbilds zeigt. Bewährt sich das auch dort, wo es ursprünglich nicht vorhergesehen werden konnte, so ist das Bild dann gerechtfertigt, wie es nur sein kann. Das ist ein sehr allgemeiner und sehr unsinnlicher Begriff von Bildlichkeit. Er setzt ein bestimmtes Verhältnis zweier Bereiche voraus und gibt zu verstehen, daß es sich als Abbildung auffassen lasse, wenn es sich ohne Ausnahme über beide erstrecke. In diesem Sinn kann eine mathematische Formel das Bild eines Naturvorganges sein, so gut wie die sinnliche äußere Ähnlichkeit eine Abbildung begründet. Eine Theorie kann sich in ihren Folgen mit der Wirklichkeit decken, und die Wirklichkeit mit der Theorie. Eine Tonwalze ist das Abbild einer Singweise und eine Handlung das eines schwankenden Gefühls. In der Mathematik, wo man vor lauter Entwicklung des Denkens am liebsten nur noch dem trauen möchte, was sich an den Fingern abzählen läßt, wird gewöhnlich bloß von der Genauigkeit der Zuordnung gesprochen, die Punkt für Punkt möglich sein muß. Aber im Grunde läßt sich alles, was Entsprechung, Vertretbarkeit zu einem Zweck, Gleichwertigkeit und Vertauschbarkeit oder Gleichheit in Hinsicht auf etwas, oder Ununterscheidbarkeit, oder Angemessenheit aneinander nach

irgendeinem Maß heißt, auch als ein Abbildungsverhältnis auffassen. Eine Abbildung ist also ungefähr ein Verhältnis der völligen Entsprechung in Ansehung irgendeines solchen Verhältnisses →»

Agathe unterbrach diese Darlegung, die Ulrich etwas unlustig und pflichtgemäß vortrug, mit den warnenden Worten: «Durch all das könntest du einmal einen der neuen Maler in Begeisterung versetzen →»

«Oh, warum nicht!» gab er zur Antwort. «Überlege dir, welchen Sinn es hat, dort von Naturtreue und Ähnlichkeit zu reden, wo schon das Räumliche durch eine Fläche ersetzt wird oder die Buntheit des Lebens durch Metall oder Stein. Darum sind die Künstler, die diese Begriffe der sinnlichen Nachbildung und Ähnlichkeit als photographisch von sich weisen und außer einigen mit Werkstoff und Gerät überlieferten Gesetzen nur die Inspiration oder irgendeine ihnen geoffenbarte Theorie anerkennen, gar nicht ganz im Unrecht; aber die abgebildeten Kunden, die sich nach dem Vollzug dieser Gesetze wie die Opfer eines Justizirrtums vorkommen, sind es meistens auch nicht →» Ulrich machte eine Pause. Obwohl es seine Absicht gewesen war, nur darum von dem logisch strengen Begriff der Abbildung zu sprechen, daß er aus ihm die freien, und doch keineswegs beliebigen Folgerungen ziehen könne, von denen die verschiedenen im Leben vorkommenden Bildverhältnisse beherrscht werden, schwieg er jetzt. Es befriedigte ihn nicht, sich bei diesem Versuch zu beobachten. Er hatte in letzter Zeit viel vergessen, was ihm früher geläufig gewesen war, besser gesagt, er hatte es beiseite geschoben; sogar die scharfen Ausdrücke und Begriffe seines früheren Berufes, die er so oft benutzt hatte, waren ihm nicht mehr gefügig, und er spürte auf der Suche nach ihnen nicht nur eine unangenehme Trockenheit, sondern fürchtete sich auch, wie ein Pfuscher zu reden.

«Du hast gesagt, daß einem Farbblinden nichts fehlt, wenn er die Welt sieht!» ermunterte ihn Agathe.

«Ja. Natürlich hätte ich es nicht ganz so sagen sollen» erwiderte Ulrich. «Es ist alles in allem noch eine unklare Frage. Schon wenn man sich auf das geistige Bild beschränkt, das der Verstand von irgendetwas gewinnt, gerät man bei der Frage, ob es wahr sei, in die größten Schwierigkeiten, obschon man durchwegs eine trockene und lichtdurchglänzte Luft atmet. Nun sind gar die Bilder, die wir uns im Leben machen, um richtig handeln und fühlen zu können oder auch kräftig handeln und fühlen zu können, nicht bloß vom Verstand abhängig, ja oft sind sie höchst unverständlich und nach seinen Maßen unähnliche Bilder; und doch müssen sie ihren Dienst erfüllen, damit wir in Übereinstimmung mit der Wirklichkeit und uns selbst bleiben. Sie müssen also nach irgendeinem Bildschlüssel oder irgendeiner Gebrauchsanweisung und gemäß dem Begriff, der die Art der Abbildung bestimmt, auch genau und vollständig sein, selbst wenn dieser Begriff Raum für verschiedene Ausführungen läßt →»

Agathe unterbrach ihn lebhaft. Sie hatte plötzlich den Zusammenhang erfaßt. «Der falsche Bauer ist also ein Abbild des echten gewesen?» fragte sie.

Ulrich nickte. «Ursprünglich hat ja auch ein Bild immer seinen Gegenstand ganz vertreten. Es hat Macht über ihn verliehen. Wer einem Bild die Augen oder das Herz austach, tötete den Abgebildeten. Wer sich des Bildes einer unzugänglichen Schönen heimlich bemächtigte, dem fiel sie anheim. Auch der Name gehört zu den Bildern; und so hat man Gott bei seinem Namen beschwören können, was soviel hieß wie gefügig machen. Wie du weißt, entwendet man übrigens auch heute noch heimlich Erinnerungszeichen oder schenkt sich Ringe mit dem eingegrabenen Namen und trägt Bilder und Locken als Talisman am Herzen. Da hat sich also etwas im Lauf der Zeit gespalten; das Ganze ist zum Aberglauben herabgesunken, und ein Teil hat dafür die

trockene Würde der Photographie, der Geometrie oder Ähnliches erreicht. Aber denke einmal an den Hypnotisierten, der mit allen Anzeichen des Wohlgefallens in eine Kartoffel beißt, die ihm einen saftigen Apfel vertritt, oder denke an die Puppen deiner Kindheit, die du umso leidenschaftlicher geliebt hast, je einfacher und der Menschenähnlichkeit ferner sie gewesen sind, so bemerkst du, daß es nicht auf das Äußere ankommt, und bist wieder bei dem bolzsteifen Fetischpfahl, der einen Gott darstellt →»

«Sollte man nicht beinahe sagen können, je unähnlicher ein Bild sei, desto größer die Leidenschaft dafür, sobald wir uns daran gebunden haben?» fragte Agathe.

«Wahrhaftig!» stimmte ihr Ulrich bei. «Unser Verstand, unsere Wahrnehmung haben sich in dieser Frage von unserem Gefühl getrennt. Man kann sagen, daß die ergreifendsten Stellvertretungen immer etwas Unähnliches haben.» Er betrachtete sie lächelnd von der Seite und fügte hinzu: «Wenn ich nicht in deiner Gegenwart bin, sehe ich dich nicht ähnlich vor mir, so wie dich einer malen möchte; sondern mir ist eher, als hättest du in ein Wasser geblickt und ich bemühte mich vergeblich, darin mit dem Finger dein Bild nachzuzeichnen. Ich möchte behaupten, daß man nur Gleichgültiges richtig und ähnlich sieht.»

«Seltsam!» erwiderte seine Schwester. «Ich sehe dich genau vor mir! Vielleicht weil mein Gedächtnis überhaupt zu genau und unselbständig ist!»

«Ähnlichkeit der Abbildung ist eine Annäherung an das, was der Verstand wirklich und gleich findet; es ist ein Zugeständnis an ihn!» sagte Ulrich artig und fuhr vermittelnd fort: «Daneben gibt es aber doch auch die Bilder, die sich an unser Gefühl wenden, und ein Kunstbild ist zum Beispiel eine Mischung aus beiden Ansprüchen. Willst du aber darüber hinaus bis dorthin gehen, wo etwas nur noch für das Gefühl etwas anderes vertritt, so mußt du an solche Beispiele denken wie eine flatternde Fahne, die in besonderen Augenblicken ein Bild unserer Ehre ist →»

«Da läßt sich doch nur noch von einem Symbol, aber von keinem Bild mehr reden!» warf Agathe ein.

«Sinnbild, Gleichnis, Bild, es geht ineinander über» meinte Ulrich. «Sogar solche Beispiele gehören hierher wie das Krankheitsbild und der Heilungsplan, die sich ein Arzt macht. Sie müssen die erfinderische Ungenauigkeit der Einbildung, immerhin aber auch die Genauigkeit der Ausführbarkeit haben. Diese geschmeidige Grenze zwischen der Einbildung des Planens und dem Bild, das vor der Wirklichkeit bestehen bleibt, ist im Leben überall wichtig und schwer zu finden.»

«Wie verschieden wir sind!» wiederholte Agathe nachdenklich.

Ulrich wehrte den Vorwurf lächelnd ab. «Sehr! Ich spreche von der Ungenauigkeit, etwas für etwas zu nehmen, als von einer Fruchtbarkeit und Leben spendenden Gottheit und bemühe mich, ihr so viel Ordnung beizubringen, als sie verträgt; und du bemerkst nicht, daß ich längst auch von der wahrhaften Möglichkeit doppelgängerischer Zwillinge rede, zwei Seelen zu haben und eine zu sein?» Er fuhr lebhaft fort: «Stelle dir Zwillinge vor, die einander <zum Verwechseln> ähnlich sehen, stelle sie dir in der gleichen Haltung vor, und bloß durch eine als Strich angedeutete Wand getrennt, die dir bestätigt, daß es zwei selbständige Wesen sind. Und nun mögen sie in einer unheimlichen Steigerung einander auch in dem, was sie tun, wiederholen, so daß du unwillkürlich das gleiche von ihrem Innern annimmst: Was ist das Unheimliche dieser Vorstellung? Daß wir sie an nichts unterscheiden können, und daß sie doch zwei sind! Daß für uns in allem, was wir mit ihnen unternehmen können, der eine so gut wie der andere ist, obwohl sich an ihnen dabei doch etwas wie ein Schicksal vollzöge! Kurz, daß sie für uns gleich sind, und



für sich nicht!»

«Warum treibst du solchen gruseligen Spuk mit den Zwillingen?» fragte Agathe.

«Weil das ein Fall ist, der oft vorkommt. Es ist der Fall des Verwechselns, der Gleichgültigkeit, des in Bausch und Bogen Nehmens und Behandelns, der Vertretbarkeit ..., also ein Hauptkapitel aus den Bräuchen des Lebens. Ich habe es bloß ausgeschmückt, um es dir etwas auffälliger zu machen. Denn nun kehre ich es um: Unter welchen Umständen werden die Zwillinge für uns zweierlei und für sich ein und dasselbe sein? Ist das auch Spuk?»

Agathe preßte seinen Arm und seufzte. Dann gab sie zu: «Wenn es möglich ist, daß zwei Menschen für die Welt gleich sind, so könnte es auch sein, daß uns ein Mensch doppelt erscheint. – Aber du zwingst mich, Unsinn zu reden!» fügte sie bei.

«Stell dir zwei Goldfische in einem Glas vor» bat Ulrich.

«Nein!» sagte Agathe entschlossen, wenn auch lachend. «Ich tue nicht mehr mit!»

«Bitte, stell es dir vor! Ein kugelförmiges großes Glas, wie man es manchmal in einem Salon sieht. Du kannst nebenbei denken, daß das Glas auch so groß sein kann wie die Grenzen unseres Grundstücks. Und zwei golden rötliche Fische, die ihre Flossen wie Schleier bewegen und langsam auf und nieder schwingen. Lassen wir beiseite, ob sie wirklich zwei oder eins sind. Für einander werden sie vorerst jedenfalls zwei sein; dafür sorgen schon der Futterneid und das Geschlecht. Auch weichen sie einander ja aus, wenn sie sich zu nahe kommen. Ich kann mir aber gut vorstellen, daß sie für mich eins werden: Ich brauche bloß auf diese Bewegung zu achten, die sich langsam einzieht und entfaltet, so ist das einzelne schimmernde Geschöpf bloß ein unselbständiger Teil dieser gemeinsam auf und ab steigenden Bewegung. Nun frage ich, wann es ihnen selbst auch so geschehen könnte.»

«Es sind Goldfische!» warnte Agathe. «Und keine Tanzgruppe, die an übernatürlichen Einbildungen leidet!»

«Es sind du und ich,» entgegnete ihr Bruder nachdenklich «und darum möchte ich auch versuchen, den Vergleich richtig zu Ende zu bringen. Es scheint mir eine lösbare Aufgabe zu sein, sich vorzustellen, wie an ihrer geteilt-einigen Bewegung die Welt vorbeigleitet. Es geschieht nicht anders, als sich an einem Eisenbahnzug, der durch Krümmungen fährt, die Welt vorbeidreht; bloß geschieht es zweifach, so daß zu jedem Augenblick des Doppelwesens zwei Stellungen der Welt gehören, die irgendwie seelisch zusammenfallen müssen, das heißt, es wird niemals der Einfall mit ihnen verbunden sein, durch eine Bewegung von der einen zur andern zu gelangen; es wird nicht der Eindruck einer zwischen ihnen bestehenden Entfernung entstehen; noch desgleichen mehr. Ich glaube, mir vorstellen zu können, daß man sich ganz leidlich auch in einer solchen Welt zurechtfindet, und es ließe sich dazu wohl auf verschiedene Art die nötige Beschaffenheit der Sinneswerkzeuge und Auffassungsvorgänge ausklügeln.» Ulrich blieb einen Augenblick stehen und dachte nach. Manche Einwände waren ihm bewußt geworden, und auch die Möglichkeit ihrer Abschaffung deutete sich an. Er lächelte schuldbewußt. Dann sagte er: «Aber wenn wir annehmen, daß diese Beschaffenheit der unseren gleich sei, ist die Aufgabe gar viel leichter! Die beiden schwebenden Geschöpfe werden sich ja auch dann schon als eines fühlen, ohne daß sie durch die Verschiedenheit ihrer Wahrnehmungen darin gestört würden, und ohne daß es dazu einer höheren Geometrie und Physiologie bedürfte, so du bloß glauben willst, daß sie seelisch aneinander stärker gebunden sind als an die Welt. Wenn irgend etwas ihnen gemeinsam Wichtiges unendlich stärker ist als die Verschiedenheit ihrer Erlebnisse; wenn es diese überdeckt und gar nicht erst zu Bewußtsein kommen läßt; wenn ihnen das störend von der

Welt Kommende nicht des Bewußtseins wert ist, wird das geschehn. Und es kann eine gemeinsame Suggestion solche Wirkung haben; oder eine süße Nachlässigkeit und Ungenauigkeit der Aufnahmegewohnheiten, die alles verwechselt; oder einseitige Spannung und Überspanntheit, die nur das Erwünschte durchläßt; eines, wie mir scheint, so gut wie das andere  
→»

Nun lachte ihn Agathe aus: «Wozu habe ich dann die ganze Genauigkeit der Abbildungsverhältnisse durchexerzieren müssen?» fragte sie.

Ulrich zuckte die Achseln: «Es hängt alles miteinander zusammen» erwiderte er verstummend.

Er wußte selbst, daß er in seinen Anläufen nirgends durchgedrungen sei, und ihre Verschiedenheit verwirrte seine Erinnerung. Es sah voraus, daß sie sich wiederholen würden. Aber er war müde. Und wie die Welt im versiegenden Licht traulich schwer wird und alle Glieder an sich zieht, so drang Agathes Nachbarschaft wieder körperlich zwischen seine Gedanken, während sein Geist versagte. Sie hatten sich beide daran gewöhnt, solche schwierigen Gespräche zu führen, und diese waren schon seit längerer Zeit so gemischt aus dem Treiben der Einbildungskraft und der vergeblichen äußersten Anstrengung des Verstandes, es zu sichern, daß es ihnen beiden nichts Neues war, bald auf eine Entscheidung zu hoffen, bald sich von ihren eigenen Worten im Gehen und Stehen kaum anders einwiegen zu lassen, als man auf das kindlich vergnügte Selbstgespräch eines Brunnens horcht, der lallend vom Ewigen schwätzt. In diesem Zustand fiel Ulrich jetzt nachzüglerisch noch etwas ein, und er griff wieder auf seine sorgfältig untermalte Parabel zurück. «Es ist erstaunlich einfach, aber doch auch seltsam, und ich weiß nicht, wie ich es dir überzeugend sagen soll» meinte er. «Du siehst jene Wolke dort an einer etwas anderen Stelle als ich, und auch sonst vermutlich etwas anders; und davon haben wir gesprochen, daß, was du siehst und tust und was dir einfällt, niemals dem gleich sein wird, was mir widerfährt und was ich tue. Und die Frage haben wir untersucht, ob es nicht trotzdem möglich wäre, bis ins letzte eins zu sein, und zu zweien mit einer Seele zu leben? Wir haben allerhand ausgezirkelte Antworten angedeutet, aber die einfachste habe ich dabei vergessen: daß die beiden Menschen gesonnen und imstande sein könnten, alles, was sie erleben, nur als Gleichnis hinzunehmen! Bedenke bloß, daß jedes Gleichnis für den Verstand zweideutig, aber für das Gefühl eindeutig ist. Wem die Welt bloß ein Gleichnis ist, der könnte also wohl, was nach ihren Maßen zwei ist, nach den seinen als eins erleben.» In diesem Augenblick schwebte es Ulrich sogar vor, daß in einem Lebensverhalten, dem das Hiersein bloß ein Gleichnis des Dortseins wäre, sogar das Nichterlebbare, in zwei getrennt wandernden Körpern eine Person zu sein, den Stachel seiner Unmöglichkeit verlöre; und er schickte sich an, darüber weiterzusprechen.

Aber Agathe zeigte auf die Wolke und unterbrach ihn zungenfertig: «Hamlet: <Seht Ihr die Wolke dort, beinah' in Gestalt eines Kamels?» Polonius: <Beim Himmel, sie sieht auch wirklich aus wie ein Kamel.> Hamlet: <Mich dünkt, sie sieht aus wie ein Wiesel.> Polonius: <Sie hat: einen Rücken wie ein Wiesel.> Hamlet: <Oder wie ein Walfisch?» Polonius: <Ganz wie ein Walfisch!> Sie brachte es so hervor, daß es ein Spottbild geflissentlicher Übereinstimmung war.

Ulrich begriff den Einwand, fuhr aber unbehindert fort: «Man sagt doch von einem Gleichnis auch, daß es ein Bild sei. Und ebenso gut ließe sich von jedem Bild sagen, daß es ein Gleichnis wäre. Aber keines ist eine Gleichheit. Und eben daraus, daß es einer nicht nach Gleichheit, sondern nach Gleichnishaftigkeit geordneten Welt angehört, läßt sich die große Stellvertretungskraft, die heftige Wirkung erklären, die gerade ganz dunklen und unähnlichen Nachbildungen zukommt und von der wir gesprochen haben!» Dieser Gedanke selbst wuchs

durch sein Zwielficht, und er vollendete ihn nicht; die unmittelbare Erinnerung an das, was über Abbildungen gesprochen worden, verband sich darin mit dem Bild der Zwillinge und mit der erlebten bildschönen Erstarrung Agathes, die sich vor den Augen ihres Bruders wiederholt hatte, und dieses Gemenge wurde von fernher belebt durch die Erinnerung daran, wie oft solche Gespräche, wenn sie am schönsten waren und aus ganzer Seele kamen, selbst eine Neigung bekundeten, sich nur noch in Gleichnissen auszudrücken. Heute aber geschah das nicht, und Agathe traf nun wie ein Schütze die empfindliche Stelle, als sie ihren Bruder wieder mit einer Bemerkung störte. «Warum, in aller Welt, gehen denn deine Wünsche und Worte überhaupt nach einer Frau, die abenteuerlich genau deine zweite Ausgabe sein soll!» rief sie unschuldig verletzend aus. Trotzdem war ihr ein wenig bang vor der Erwiderung und sie schützte sich auch durch eine Wendung ins Allgemeine: «Kann man es denn verstehen, warum in aller Welt das Ideal aller Liebenden es ist, ein Wesen zu werden, ungeachtet diese Undankbaren fast allen Reiz der Liebe gerade dem verdanken, daß sie zwei Wesen und als Geschlecht verlockend ungleich sind?» Sie fügte scheinheilig, aber noch arglistiger zielend hinzu: «Sie sagen sogar manchmal zu einander, als wollten sie dir entgegenkommen: <du bist meine Puppe!»»

Ulrich nahm indessen den Spott hin. Er hielt ihn für gerecht, und es war schwierig, ihn durch eine neue Anpassung zu widerlegen. Es war in dem Augenblick auch nicht nötig. Denn obzwar die Geschwister sehr verschieden sprachen, waren sie doch einig. Von einer unbestimmten Grenze an fühlten sie sich als ein Wesen; so wie aus zwei Menschen, die vierhändig spielen oder zweistimmig laut eine Schrift lesen, die für ihr Heil wichtig ist, ein Wesen ersteht, dessen bewegter, hellerer Umriß sich ohne Deutlichkeit von einem Schattengrund abhebt. Wie in einem Traum schwebte es ihnen vor, zu einer Gestalt zu verschmelzen – ebenso unbegreiflich, überzeugend und leidenschaftsschön, wie es da geschieht, daß zwei Menschen nebeneinander vorkommen, und heimlich derselbe sind; und es war durch die in letzter Zeit hervorgetretene nachdenkliche Behandlung teils gestützt, teils gestört worden. Von diesen Überlegungen ließe sich sagen, daß es nicht unmöglich sein sollte, was der Wirkung des Gefühls im Schlaf gelingt, auch bei wachem Bewußtsein zu wiederholen; vielleicht mit Auslassungen, gewiß auf veränderte Art und durch andere Vorgänge, es könnte aber auch zu erwarten sein, daß es dann mit größerer Widerstandsfähigkeit gegen die auflösenden Einflüsse der wachen Welt geschieht. Sie sahen sich davon freilich weit genug entfernt, und sogar die Wahl der Mittel, die sie bevorzugten, unterschied sie von einander, insofern als Ulrich mehr zur Rechenschaft neigte und Agathe zum unbedacht gläubigen Entschluß.

Darum geschah es oft, daß scheinbar das Ende einer Aussprache weiter vom Ziel war als der Anfang, wie auch diesmal im Garten, wo die Zusammenkunft beinahe wie ein Versuch, nicht mehr zu atmen, begonnen hatte und einstweilen geradezu in Mutmaßungen über die Bauweise von verschiedenen gedachten Kartenhäusern übergegangen war. Im Grunde war es aber natürlich, daß sie sich verhindert fühlten, nach ihren allzu kühnen Gedanken zu handeln. Denn wie sollten sie etwas verwirklichen, das sie selbst als die lautere Unwirklichkeit planten, und wie sollte ihnen das Handeln in einem Geiste leicht fallen, der recht eigentlich ein Zaubergeist der Untätigkeit war. Darum wünschten sie sich inmitten ihrer weltabgeschlossenen Unterhaltung plötzlich recht lebendig, wieder mit Menschen in Berührung zu kommen.

[<]

## Sonderaufgabe eines Gartengitters

*[Entwurf]*

So geschah es denn bald, daß die beiden, ohne daß es dazu einer Verständigung bedurfte, langsam einen Weg einschlugen, der sie den Menschen, das heißt der Grenze ihres kleinen Gartenreiches, nahebrachte, und es wäre auch zu gewahren gewesen, daß es nicht zum erstenmal geschah. Wo sie der Straße ansichtig wurden, die sich hinter dem hohen, von einem Steinsockel getragenen Eisengitter lebhaft vorbeiwälzte, verließen sie den Pfad, machten von dem Schutz von Bäumen und Büschen Gebrauch und hielten auf einem kleinen Hügel an, dessen trockener Boden den Standplatz einiger alter Bäume bildete. Hier ging das Bild der Ruhenden im Spiel von Licht und Schatten verloren. Es war unwahrscheinlich, daß sie von der Straße entdeckt werden könnten; und doch waren sie ihr so nahe, daß die ahnungslosen Fußgänger den verstärkt und befremdlich äußerlichen Eindruck hervorriefen, der jedesmal entsteht, wenn man die Beweglichkeit des Lebens betrachtet, ohne sie mitzumachen. Arm wie Alltagsdinge, ja ärmer als diese, wie flache Scheiben, Signalscheiben, von denen in der Hast keine Signale kamen, wirkten die Gesichter. Und wenn plötzlich Worte herübergetragen wurden, so waren sie abgerissen, und der Sinn war nicht zu verstehen; aber dafür hatten sie einen verstärkten Klang, wie ihn unbewohnte Räume haben. Die beiden Beobachter brauchten nun auch nicht lange darauf zu warten, daß ein oder der andere Mensch ihrem Halbversteck noch näher komme. Bald hielt einer an und musterte fassungslos das viele Grün, das sich unerwartet an seinem Wege auftat; bald fühlte sich ein anderer von der günstigen Gelegenheit dazu angehalten, etwas für einen Augenblick aus der Hand und auf den Steinsockel der Einfriedung zu legen, oder den Fuß aufzustemmen und das Schuhband zu knüpfen; bald blieben zwei Menschen in dem kurzen, von den Zwischenpfeilern auf den Weg fallenden Schatten im Gespräch stehen, während hinter ihnen die anderen vorbeiströmten. Je zufälliger alles das im einzelnen zu geschehen schien, umso deutlicher hob sich von der Verschiedenheit und dem vermeintlichen Reichtum dieser mannigfachen Handlungen mit der Zeit die sich gleichbleibende und unbewußt und fallenartig festhaltende Wirkung des Gitters ab. Es zeigte fast höhnisch die Eintönigkeit hinter dem bunten Gewirke des Tuns und seiner Gefühle.

Das Gitter war aber auch noch in anderer Weise ein Sinnbild: es trennte und verband. Die Geschwister hatten diese Bedeutung schon in den Tagen entdeckt, wo sie in unsicherem Eifer durch die Straßen gewandelt waren, angezogen davon, daß all jenes Hinbeugen, aber nicht Hingelangen des Menschen zur inneren Seligkeit wie denn auch des einen Menschen zum andern, und zumal das des Liebenden zu dem, woran er innigst teilnehmen möchte; daß alles Spiel von Gut und Böses, von Innigkeit und Feindseligkeit, von höherem Sinn und Roheit, dessen nutzlosen Kreislauf sie an sich selbst und am Leben der andern beobachteten, um nichts mehr wäre als die Freiheit, die ein vergittertes Fenster gewährt. Das meiste von dem, was Agathe und Ulrich damals gesprochen hatten, nahm sich freilich heute recht überholt, ja kindlich-zeitverschwenderisch aus; aber der Name, den sie in jenem Zustand dem Gitter dank seiner Sinnbildlichkeit gegeben hatten, und damit dem ganzen Platz, worauf sie sich befanden, wegen der Vorzüge seiner Lage, «die Ungetrennten und Nichtvereinten», dieser Name hatte seither für sie an Inhalt nur noch gewonnen, denn ungetrennt und nichtvereint waren sie selbst und glaubten in ihrer Ahnung zu erkennen, daß auch alles andere in der Welt ungetrennt und nicht vereint wäre. Es ist eine vernünftig verzichtende Wahrheit, und trotzdem eine der

seltsamsten, obwohl noch dazu eine der allgemeinsten, daß die Welt, wie sie ist, allenthalben eine Welt durchscheinen läßt, die sein hätte können oder werden hätte sollen; so daß alles aus ihrem Treiben Hervorgehende mit Forderungen vermischt ist, die nur in einer anderen Welt verständlich wären. Vor den Augen der Geschwister war das, was sich in den Seelen des einzelnen wie auch in der Allgemeinheit mischt, aber entzwei gesprungen: der stille Ausgleich zwischen der Höhe der guten und der Tiefe der bösen Leidenschaft; die vermittelnden Ideen; endlich auch in ihnen selbst die natürliche Abwägung von Leidenschaft und Enthaltung. Es war wohl ihr Schicksal, daß sie jenes ekstatische Leben, dessen Spiegel zerbrochen unter dem gewöhnlichen hervorblickt, für ebenso wirklich halten sollten wie dieses, und darum empfanden sie auch nicht Hochmut gegen das gewöhnliche Leben – so sehr sie sich immer von ihm absonderten –, und daß sie das grobe Sinnbild des Gartengitters aufsuchten, geschah mit dem Wunsch, sich selbst angesichts der Menschen halb ernst und halb scherzhaft noch einmal auf die Probe zu stellen.

Agathe legte ihre Hand, deren leichte, trockene Wärme wie aus feinsten Wolle war, auf Ulrichs Kopf, wandte den in die Richtung der Straße, ließ die Hand auf der Schulter ruhen und kitzelte das Ohr ihres Bruders mit den Worten: «Nun wollen wir unsere Nächstenliebe prüfen. Wie wäre es, wenn wir einen von diesen zu lieben versuchten wie uns selbst?»

«Ich liebe mich nicht selbst!» widersprach Ulrich.

«Dann ist es wenig schmeichelhaft, was Du mitunter sagst, daß ich deine in eine Frau verwandelte Selbstliebe sei!»

«Oh, nicht doch! du bist meine andere Selbstliebe, die gute!»

«Erklären!» befahl Agathe und sah nicht auf.

«Ein guter Mensch hat liebenswerte Fehler, und an einem bösen sind sogar die Tugenden schlecht. So wird der eine auch eine gute Selbstliebe haben und der andere eine schlechte.»

«Ich glaube es, aber es bleibt mir dunkel.»

«Und rührt doch von einem der größten Denker her, von dem das Christentum viel gelernt hat, nur leider gerade das nicht! Ein halbes Jahrtausend vor Christus hat er gelehrt, wer nicht die rechte Selbstliebe habe, habe auch keine gute Liebe zu andern!»

«Das macht es nicht viel klarer!»

«Drehe einmal den Satz um» schlug Ulrich vor. «Denke nicht, wer gut sei, müsse unter andern auch mit der Selbstliebe im Lot sein, und das heißt dann, gewöhnlich bloß maßvoll; sondern sage, wer die rechte Selbstliebe habe, sei gut! Dann steht der Satz auf den Füßen. Aufrecht und gerade, ist er jetzt die Behauptung, wer sich nicht selbst liebt, könne nicht gut sein, eine Botschaft, die ziemlich das Gegenteil von Christentum ist! Denn nicht, wer gegen andere gut ist, gilt da als gut; sondern wer gut an sich selbst, ist es notwendig auch gegen andere. Das ist also eine schöpferische Art Selbstliebe ohne Schwäche und Unmännlichkeit, eine kriegerische Übereinstimmung von Glück und Tugend, eine Tugend in stolzem Sinn!»

«Du bist ein unausstehlicher Turnlehrer, der allmorgens kommt!» wehrte Agathe ab. «Der Hahn kräht, und man soll schon wieder losprasseln! Ich möchte jetzt schlafen!»

«Nein, du sollst mir doch helfen!»

Sie lagen, gegen den Boden gewandt, nebeneinander. Wenn sie die Köpfe hoben, sahen sie die Straße; wenn sie es nicht taten, sahen sie die vertrocknenden Abfälle des hohen Baums zwischen spitzen, jungen Gräsern. Weshalb sprachen sie von «Selbstliebe»? Vielleicht weil sie eng

nebeneinander lagen und die Wärme des einen Körpers zu der des anderen kroch wie zwei Wesen, die keinen Kopf haben. Vielleicht auch gerade deshalb, weil keiner von ihnen sich selbst liebte, und sein früheres Leben, und weil sie für das, was ihnen im gewöhnlichen Sinne fehlte, ineinander Entschädigung suchten. Und vielleicht, weil es die schmerzlich selige Zwillingsfrage war, daß einer den anderen genau so lieben wollte wie sich selbst.

«Wer ist der Mann gewesen, der das gesagt hat?» fragte Agathe.

«Ach, ich weiß nicht: vielleicht Aristoteles» gab Ulrich zur Antwort und wurde schweigsam.

Nun sahen sie wieder hinaus, die Augen auf die Straße gerichtet, und die Schar der Fußgänger und Gefährte schwamm vor dem Blick vorbei, der kein bestimmtes Ziel hatte. Bei diesem Zustand des Körpers verschwammen auch die Gedanken zu großen bewegten Massen, zwischen denen sich einzelnes mehr oder minder willkürlich hervorhob.

Der Begriff der Aristotelischen Selbstliebe, der Philautia, des männlich schönen Verhältnisses zu sich selbst, das nicht Ichsucht sei, sondern Wesensliebe des niederen Seelenteils zum höheren Selbst, wie eine ursprüngliche Lesart zu verstehen gibt, dieser anscheinend sehr sittsame, in Wahrheit aber zu vielem fähige Gedanke, hatte es Ulrich seinerzeit gleich angetan, bei der ersten flüchtigen Bekanntschaft, bei der es leider auch nach den Lernjahren geblieben war. Die buchgelehrte und christliche Überlieferung hat aus dieser griechischen Selbstliebe, ihrer geistigen Leidenschaft unkundig, mehr oder minder das Wohlgefallen gemacht, womit ein Schulmeister die Schulzucht betrachten mag. Einer neuerischen Zeit – seit man wieder mehr der Leidenschaften, und vornehmlich der niederen bedächtig ist — mochte sie dem erziehlischen Verhältnis gleichzustellen sein, das zwischen dem auf glühenden Kohlen thronenden moralischen Ich und eben diesem niedrig schwelenden Bereich der Triebe bestehen soll; und auch das gefiel Ulrich nicht. Er hatte seine eigene Vermutung, und auch sie mochte leicht falsch sein; aber seit je war ihm die Verbindung des Gutseins gegen andere mit dem Gutsein gegen sich selbst — und zumal die dann auch kühnlich mögliche Beschreibung des guten Verhaltens gleich der einer Bewegung, die das Geliebte wie den Liebenden, das Gewollte wie das Wollende, kurz, das Gebende und das Empfangende von außen und innen erfaßt — als eine Gedankenverbindung vorgekommen, die nur einem Menschen hätte einfallen können, dem mystische Empfindungen nicht ganz fremd gewesen wären. Und weil es so ist, daß man festeren Boden unter den Füßen zu haben meint, wenn man die Fußstapfen eines Vorgängers erkennen kann, trennte er sich nicht alsbald von diesem Einfall, wodurch nach und nach einige Augenblicke heiter schmerzlichen Gedankenspiels, denen das Gespräch sein Entstehen verdankt hatte, einen Unterbau von Vorgesichte erhielten, mit Einsprüchen und Unterbrechungen, die von Agathe kamen.

«Warum denkst du an so alte Geschichten?» fragte sie anfangs, denn sie verband mit dem Namen zunächst bloß ein Mißtrauen, wie sie es gegen einen nebelgrauen, unendlich langen Bart gehabt hätte.

«Kannst du dich des Fühlens entsinnen, das uns begleitet hat, während wir im Gespräch, eingehängt ineinander, hierher gingen?» erwiderte Ulrich. «Wenn du etwas gesagt hast, war mir im nächsten Augenblick zumute, als hätte meine Stimme es ausgesprochen. Wenn sich etwas in deiner Stimme änderte, änderten sich meine Gedanken. Und wenn du etwas gefühlt hast, so kamen sicher die Folgen in meinem Gefühl zum Vorschein.»

Agathe lachte. «Ich glaube, du lügst jetzt, meine Selbstliebe! Soviel ich mich erinnere, habe ich dich manchmal nicht verstanden, und manchmal sind wir verschiedener Meinung gewesen!»

«Sonst hätte ja auch bloß Übereinstimmung zwischen uns bestanden, und vielleicht noch

Empfindsamkeit!» verteidigte sich Ulrich. «Es ist aber mehr als das gewesen. Eine besondere Art der gegenseitigen Ergänzung, wie zwei Spiegel einander dasselbe Bild zuwerfen, das immer inständiger wird. Und die Natur war genau so im Bunde wie wir selbst.»

«Und das war Philautia?» fragte Agathe auf eine Art, die ihren Unglauben an solche Erwägungen ausdrückte.

«Eben ja und nein.» Ulrich zögerte. «Es gibt da noch einen zweiten Begriff, und ich habe die beiden wohl vermengt. Der große Denklehrer hat auch den Gedanken ausgeführt, daß es Ursachen bestimmter Art gebe, die nicht wie andere in ihre Folgen übergehen, sondern die mit ihnen schon zum voraus verbunden sind, wie etwa ein Redner von dem beeinflußt wird, der ihm zuhört, also daß sie sich wechselseitig auch die ganze Zeit über beeinflussen. Eine Zielursache bestimmt die Geschehnisse, und gleichzeitig dienen diese dazu, sie zu entwickeln; und das findest du überall, wo Absichten, Wachstums- und Anpassungsvorgänge, gegenseitige Ausgestaltung, zweiseitige Wirkungen im Spiel sind, im lebendigen Geschehen also, und vornehmlich im zweckvollen und beseelten. Darum hat man zu Zeiten geglaubt, einen Gegenbegriff zu den kalten Beobachtungen der Naturwissenschaft daran zu haben, und auch heute spukt das wieder in manchen Köpfen. Aber entschuldige, daß ich dich mit solchen Erinnerungen unterhalte, die ich halb vergessen habe, und die wahrscheinlich niemals etwas ganz Fertiges und Klares bedeutet haben!»

«Wenn es dich unvermeidlich dünkt!» rief Agathe getrost aus; halb zärtliche Dulderin, halb beglaubigend, daß dann auch sie es zu verstehen hoffe.

«In die Beschreibung unseres kleinen Spaziergangs oder in die von dir und mir» fuhr Ulrich denn fort «hat sich also etwas eingemengt, das sehr unklar, aber sehr bekannt, und nichts weniger als eine Geheimlehre ist. Aber vielleicht habe ich es auch nicht zu Unrecht eingemengt. Denn das Ursprungserlebnis ist doch wohl dieser Zustand von Ich und Du und von Mensch und Natur, daß sie sich wiegen wie auf demselben Ast; und daß ein Mystiker dabei die Beseelung der Welt zu erleben meint, der nüchtern Irrende oder Findende aber einen Grundbegriff zur Beschreibung der lebenden Natur im Gegensatz zur toten entdeckt: Das sind vielleicht nur verschiedene Auslegungen!» Er blickte zu dem Wipfel des Baums empor, der sich vor seinem Auge leise im Himmelsblau bewegte; und die Menschen vor dem Gitter strömten mit dem seltsam streifenden Geräusch eines Flusses vorbei, das vom Scheuern der Steine aus dem Schotterbett heraufdringt, wenn man sich von den Wellen tragen läßt.

«Womit wollen wir beginnen?» fragte Agathe entschlossen, nachdem sie seinem Blick gefolgt war, der wieder zur Straße ging.

«Das läßt sich wohl nicht auf Befehl tun!» mahnte Ulrich lächelnd ab.

«Nein. Aber einen Versuch könnten wir machen. Und wir werden uns ihm nach und nach anvertrauen.»

«Es muß von selbst kommen.»

«Tun wir etwas dazu!» schlug Agathe vor. «Hören wir zum Beispiel jetzt auf zu reden und überlassen wir uns ganz dem, was wir sehen!»

«Meinetwegen!» gab Ulrich zu.

Eine kleine Weile blieben sie nun still und Agathe spürte etwas, das sie an den Augenblick erinnerte, wo der weiche Zug abgefallener Baumblüten durch die Luft geschwebt war und alles Gefühl zum Stillstand gebracht hatte. Aber ein wenig später war ihr wieder etwas anderes

eingefallen. «Schließlich heißt doch, etwas auf gewöhnliche Art zu lieben, es anderem vorzuziehen?» flüsterte sie. «Also müßten *wir* trachten, einen von diesen in unser Gefühl einzulassen, aber gleichsam bei offen bleibender Tür!»

«Bleib still! Vor allem mußt du doch still sein!» wehrte Ulrich die Störung ab.

Nun sahen sie wieder eine Weile hinaus.

«Es gelingt ja doch nicht!» beklagte sich Agathe leise, stützte sich auf den Ellbogen und sah ihren Bruder zweifelnd an «Eigentlich sind wir schreckliche Nichtstuer!»

Ulrich lachte: «Du vergißt, daß auch die Seligkeit keine Arbeit ist!»

«Laß uns etwas Gutes tun!» schlug sie unvermittelt vor. «Am Gitter wird sich schon ein Anlaß finden!»

«Dazu muß man selbst gut sein. Sonst erfährst du gar nicht, was gut ist! Darum habe ich wohl von der Philautia gesprochen; jetzt verstehe ich es.»

Agathe antwortete mit bitterer Heiterkeit: «Ein bequemer Grundsatz! Wenn man gut ist, ist alles gut, was man tut und läßt.»

«Vielleicht» sagte Ulrich und fuhr mit der Mischung von Ernst und Unernst fort, die gewöhnlich dem leeren Verstandesgeschick zur Last gelegt wird, in Wahrheit aber von dem Hinundherstrahlen der Gefühle hervorgerufen wird: «Ein guter Mann kann auch töten. Er darf sich jedenfalls verteidigen. Ein tiefer und im Grunde glücklicher Ernst, der das Gegenteil der kämpfenden Roheit ist, wird auch in seine Feindseligkeit mehr Seligkeit als Feindlichkeit legen!»

«Das glaubst du aber doch selbst nicht, daß man ohne Roheit kämpfen kann!» rief Agathe aus.

«Oh, Gott nein!» bestätigte Ulrich auch das. «Bei einem Manne unserer Zeit, wie auch ich einer bin, ist die Todesverachtung ja doch nur Lebensverachtung, im Grunde also Selbstverachtung. Wir schätzen eher noch den Tod als das Glück —»

«Willst du also gar nichts tun?» unterbrach Agathe diese Meditation.

Ulrich lachte. Er war gereizt. Sollte er bekennen, daß ihm in diesem Augenblick neben seiner Schwester Männerstreit und Tapferkeit noch einmal beneidenswert und als das einzige männliche Glück vorkamen, und bloß wegen der bittersüßen Erfahrung, wie feig und unentschlossen jedes andere Glück mache.

Nun verstand Agathe den Scherz nicht mehr. «Ist *alles* das dein Ernst?» fragte sie.

«Es ist der Schatten meines Ernstes!»

Aber sie stand trotzdem auf und leistete Widerstand.

[<]

58

Die Sonne scheint auf Gerechte und Ungerechte

[Aus einem frühen Entwurf zu: Sonderaufgabe eines Gartengitters]



Agathe leistete nun ernsthaft Widerstand: «Wir haben doch keine Untersuchung abzuschließen, sondern, wenn du den Ausdruck gestattest, unser Herz zu öffnen» verlangte sie mit einiger spöttischer Schärfe. «Und auch womit man anzufangen hätte, ist seit einiger Zeit nicht mehr neu, nämlich schon seit dem Evangelium nicht! Schließe Haß, Widerstand, Hader von dir aus; glaube einfach nicht daran, daß es sie gebe! Tadle nicht, zürne nicht, mache nicht verantwortlich, wehre dich gegen nichts! Kämpfe nicht mehr; formuliere (denke) und feilsche nicht; vergiß und verlerne zu verneinen! Fülle so jeden Spalt, jede Ritze zwischen dir und ihnen aus; liebe, fürchte, bitte und gehe mit ihnen; und nimm alles, was in Zeit und Raum geschieht, was kommt und geht, was schön ist und was stört, nicht als das Wirkliche, sondern als ein Wort und Gleichnis des Herrn. So hätten wir ihnen zu begegnen!»

Wie es gewöhnlich geschah, hatte sich ihr Gesicht während dieser langen und leidenschaftlichen und ungewohnt entschiedenen Rede tiefer gefärbt. «Vortrefflich! Jedes Wort Buchstabe in einer großen Schrift!» rief Ulrich anerkennend aus. «Und auch wir werden uns Mut einflößen müssen. Aber solchen Mut? Wäre es ganz dein Wille?»

Agathe überwand ihren Eifer und verneinte stumm und ehrlich. «Nicht ganz!» fügte sie, damit sie es auch nicht zu sehr verleugne, erläuternd hinzu.

«Es ist die Lehre dessen, der uns geraten hat, die linke Backe hinzuhalten, wenn wir einen Streich auf die rechte empfangen haben. Und das ist wohl die sanfteste Ausschreitung, die es je gegeben hat» fuhr Ulrich nachdenklich fort. «Aber erkenne eines nicht, daß auch diese Botschaft in der Ausübung eine psychologische Praktik ist! Ein bestimmtes Lebensverhalten und eine bestimmte Gruppe von Ideen und Gefühlen gehören da zusammen und stützen sich gegenseitig. Ich meine, alles, was an uns leidend, erleidend, zart, empfindsam, hegend und Hingabe, kurz Liebe ist. Und von da ist ein so weiter Abstand zu allem übrigen und vornehmlich zu dem, was hart, angreifend und tätig-lebensgestaltend ist, daß diese anderen Gefühle und Ideen und die bitteren Notwendigkeiten ganz dem Blick entschwinden. Das heißt nicht, daß sie aus der Wirklichkeit weichen, sondern bloß, daß man ihnen nicht zürnt, daß man sie nicht verneint und daß man es verlernt, von ihnen zu wissen; es ist also wie ein Dach, unter das der Wind greifen kann und das niemals lange stehen wird —»

«Man glaubt eben an die Güte! Es ist Glauben! Das vergißt du!» warf Agathe ein.

«Nein, das vergesse ich nicht, aber dazu ist es erst später gekommen — Die Lehre vom Reich, das am Ende aller Tage kommen wird, statt von der Seligkeit, die der Menschensohn schon auf Erden gelebt hat, möchte etwas vor den Händen haben!»

«Es ist eine Verheißung gewesen. Warum machst du es schlecht! Ist es denn nichts wert, an etwas nicht bloß mit ganzer Seele glauben zu können, sondern mit Haut, und Haaren, mit Sonnenschirm und Kleidern?»

«Aber der Atem der Verkündigung ist eben nicht Verheißung und Glauben, sondern Ahnung gewesen! Ein Zustand, worin man Gleichnisse liebt! Ein kühnerer Zustand als Glaube! Und ich bin nicht der erste, der das bemerkt. Als wahrhaft wirklich hat dem Heilbringer nur das Erlebnis dieser ahnenden Gleichnisse von froher Widerstandslosigkeit und Liebe gegolten; der hochnotpeinliche Rest, den wir Wirklichkeit nennen, das natürliche, vierschrötige, gefährliche Leben hat sich in seiner Seele bloß ganz entstofflicht wie ein Bilderrätsel gespiegelt. Und, bei Jehova und Jupiter! das setzt, erstens, die Zivilisation voraus, denn niemand ist so arm, daß sich nicht ein Räuber finden ließe, der ihn erschlägt; und eine Wüste setzt es voraus, in der es wohl

böse Geister gibt, aber keine Löwen. Zweitens ist trotzdem diese Hohe und Frohe Botschaft anscheinend ziemlich in Unkenntnis aller gleichzeitigen Zivilisation entstanden. Sie ist fern der Tausendfältigkeit der Kultur und des Geistes, fern den Zweifeln, aber auch der Wahl, fern der Krankheit, aber auch fast allen Erfindungen zu ihrer Bekämpfung; kurz gesagt, ist sie fern allen Schwächen, aber auch allen Vorzügen des menschlichen Wissens und Könnens, das doch zu ihrer Zeit gar nicht gering gewesen ist. Und nebenbei bemerkt, hat sie darum auch etwas einfache Begriffe von Gut und Böse, Schön und Häßlich. Nun, in dem Augenblick, wo du solchen Einwänden und Bedingungen Platz einräumst, wirst du dich auch mit meinem weniger einfachen Verfahren begnügen müssen! –»

Agathe widersprach trotzdem. «Du vergißt eines,» wiederholte sie «daß diese Lehre den Anspruch erhebt, von Gott zu kommen; und dann ist alles Verwickeltere, was von ihr abweicht, eben falsch oder gleichgültig!»

«Still!» bat Ulrich und legte den Finger an den Mund. «Du kannst doch nicht so störrisch handgreiflich von Gott reuen, als ob er dort hinter dem Busch säße wie im Jahre Hundert!»

«Meinetwegen, ich kann es nicht» gab Agathe zu. «Aber laß dir auch etwas sagen! Du bist doch selbst bereit, wenn du dir die Seligkeit auf Erden ausdenkst, auf Wissenschaft, Kunstrichtungen, Komfort und alle Heutlerei zu verzichten. Und warum nimmst du es dann anderen so übel?»

«Da hast du gewiß recht» räumte nun Ulrich ein. Ein trockenes Reis war ihm zwischen die Finger geraten, und er stocherte damit nachdenklich im Boden. Sie waren von ihrem Platz ein wenig zurückgeglitten, so daß wieder nur die Köpfe über den Rand des Hügels sahen, und auch das geschah bloß, wenn sie sie hoben. Wie zwei Schützen lagen sie nebeneinander auf dem Bauch, die vergessen haben, worauf sie lauern; und Agathe schlang nun, von der Nachgiebigkeit ihres Bruders gerührt, den Arm um seinen Nacken und machte auch ein Zugeständnis. «Sieh, was tut sie?» rief sie aus und wies mit der Fingerspitze neben sein Ästlein auf eine Ameise, die dort eine andere überfallen hatte.

«Sie tötet» versicherte Ulrich kalt.

«Verhindere es!» bat Agathe und erhob ein Bein vor Aufregung gegen den Himmel, so daß es auf dem Knie kopfstand.

Ulrich schlug vor: «Versuche es doch als Gleichnis aufzunehmen. Du brauchst ihm in Eile nicht einmal eine besondere Bedeutung geben zu können, nimm ihm bloß die seine! Dann wird es wie ein herber Lufthauch oder der Schwefelgeruch faulenden Laubes im Herbst: irgendein verdunstender Tropfen Schwermut, der die Auflösungsbereitschaft der Seele erzittern macht. Ich könnte mir denken, daß man damit sogar über seinen eigenen Tod freundlich hinwegkäme, aber freilich nur, weil man bloß einmal stirbt und es dann besonders wichtig nimmt; denn vor dem dauernden kleinen Durcheinander der Natur und ihrer Mißhelligkeiten ist der Verstand der Heiligen und Helden ziemlich ruhmlos!»

Agathe hatte ihm, während er so sprach, das Hölzchen aus den Fingern genommen und damit die angegriffene Ameise zu retten versucht, mit dem Erfolg, daß sie beide beinahe zerquetschte, aber schließlich auseinanderbrachte. Nun krochen sie in verminderter Lebendigkeit neuen Abenteuern entgegen.

«Hat es Sinn gehabt?» fragte Ulrich.

«Ich verstehe, daß du damit sagen willst, was wir am Gitter versucht hätten, sei gegen Natur und Verstand gewesen» gab Agathe zur Antwort.

«Warum sollte ich es nicht sagen!» meinte Ulrich. «Immerhin habe ich zu deiner Überraschung sagen wollen, die Herrlichkeit Gottes zuckt nicht mit der Wimper, wenn Unheil geschieht. Vielleicht auch: das Leben schluckt Leichen und Unrat, ohne daß sich sein Lächeln trübt. Und sicher dies: der Mensch ist reizend, solange man keine moralischen Anforderungen an ihn stellt ...» Ulrich dehnte sich verantwortungslos in der Sonne. Denn sie brauchten ihre Stellung bloß ein wenig zu verändern, und nicht einmal aufzustehen, so verschwand die Welt, die sie belauscht hatten, und wurde von einer großen, von säuselndem Gebüsch begrenzten Wiese ersetzt, die sich in sanftem Abfall bis zu ihrem schönen, alten Hause erstreckte und im vollen Sommerlicht dalag. Sie hatten die Ameisen aufgegeben und brietten sich an den Spitzen der Sonnenstrahlen, halb bewußtlos davon und von einem kühlenden Wind zeitweilig begossen. «Die Sonne scheint auf Gerechte und Ungerechte!» sprach Ulrich in friedfertigem Spott den Segen darüber.

««Liebet eure Feinde, denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten» heißt es» widersprach ihm Agathe so leise, als vertraue sie es bloß der Luft an.

«Wirklich? Wie ich es sage, wäre es wunderbar natürlich!»

«Aber du sagst es falsch.»

«Bist du sicher? Wo steht es überhaupt?»

«In der Bibel natürlich. Ich werde im Hause nachschlagen! Ich will dir wohl einmal zeigen, daß ich auch recht haben kann!»

Er wollte sie zurückhalten, aber da stand sie schon neben ihm und eilte davon. Ulrich schloß die Augen, dann öffnete und schloß er sie wieder. Die Einsamkeit ohne Agathe war von allem verlassen; als wäre er selbst nicht darin. Dann kehrten die Schritte wieder. Große Schallstapfen in der Stille wie in weichem Schnee. Dann stellte sich das unbeschreibliche Gefühl der Nähe ein und zuletzt füllte sich die Nähe mit einem fröhlichen Lachen, das die Worte einleitete: «Es heißt: «Liebet eure Feinde, denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt *regnen* über Gerechte und Ungerechte!»»

«Und wo kommt es vor?»

«Nirgendwo als in der Bergpredigt, die du so gut zu kennen scheinst, mein Lieber.»

«Ich fühle mich als schlechten Theologen bloßgestellt» gab Ulrich lachend zu und bat: «Lies vor!»

Und Agathe hatte eine schwere Bibel in Händen, kein besonders altes oder kostbares Ding, aber immerhin eine nicht ganz neue Ausgabe, und las vor: «Ihr habt gehört, daß gesagt ist: du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: liebet eure Feinde, tut wohl denen, so euch beleidigen und verfolgen. Auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.»

«Weißt du vielleicht noch etwas?» bat Ulrich wißbegierig.

«Ja» fuhr Agathe fort. «Es steht geschrieben: «Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichts schuldig sein. Ich aber sage euch: wer mit seinem Bruder *zürnet*, der ist des Gerichts schuldig; wer aber sagt: du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig». Und dann doch auch dies, was du so gut weißt: «Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel; sondern so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar. Und so jemand mit dir rechten will und deinen Rock

nehmen, dem laß auch den Mantel. Und so dich jemand nötigt eine Meile, so gehe mit ihm zwei.»»

«Ich weiß nicht, mir gefällt es nicht!» meinte Ulrich.

Agathe blätterte. «Vielleicht gefällt dir das: «Ärgert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir. Es ist dir besser, daß eines deiner Glieder verderbe, und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde.»»

Ulrich nahm ihr das Buch ab und blätterte selbst darin. «Das hat sogar mehrere Spielarten» rief er aus. Dann legte er das Buch ins Gras, zog sie neben sich und sagte eine Weile nichts. Endlich erwiderte er: «Im Ernst gesprochen, ich bin wie jedermann, oder zumindest wie jedem Mann ist es mir natürlich, diese Sprüche verkehrt anzuwenden. Ärgert dich *seine* Hand, so haue sie ab, und so du einen auf die Backe geschlagen hast, gib ihm vorsichtshalber auch noch einen Herzhaken.»

[<]

59

Versuche, ein Scheusal zu lieben

*[Variante zu: Sonderaufgabe eines Gartengitters Aus einem Entwurf]*

Ein andermal fragte aber Agathe: «Mit welchem Recht darfst du denn gleich von einem <Weltbild> oder gar von einer <Welt> der Liebe sprechen? Von der Liebe <als dem Leben selbst>? Du bist leichtsinnig, mein Lieber!» Es war ihr zumute wie Schaukeln auf einem hohen Ast, der unter dieser Bemühung jeden Augenblick abzubrechen droht; doch fragte sie weiter: «Könnte man dann, wenn von einem Weltbild der Liebe, am Ende nicht auch von einem des Zornes, des Neides, des Stolzes, der Härte sprechen?»

«Alle anderen Gefühle dauern kürzer» erwiderte Ulrich. «Sie erheben auch nicht einmal den Anspruch, ewig zu währen.»

«Findest du es aber nicht ein wenig komisch von der Liebe, daß sie diesen Anspruch erhebt?» fragte Agathe.

Ulrich entgegnete: «Ich glaube, man könnte wohl davon sprechen, daß es auch anderen Gefühlen möglich sein müßte, eigentümliche Weltbilder zu gestalten, sozusagen einseitige oder einfarbige Welten; aber es ist immer so gewesen, daß der Liebe darin ein unklarer Vorzug und ein besonderer Anspruch auf weltgestaltende Kraft zugestanden worden ist — Die allgemeine Roheit ist heute unerträglich. Aber weil sie es ist, muß auch die Güte falsch sein! Die beiden hängen ja nicht wie auf einer Waage zusammen, wo ein Zuviel auf der einen Seite einem Zuwenig auf der anderen gleich ist, sondern hängen zusammen wie zwei Teile eines Körpers, die miteinander krank und gesund sind. Nichts ist also irriger,» fuhr er fort «als sich einzubilden, wie es allgemein geschieht, daß an dem Überhandnehmen böser Gesinnung ein Mangel an guter schuld sei: im Gegenteil, das Böse wächst offenbar durch das Wachsen einer falschen Güte!»

«Das haben wir schon oft gehört» erwiderte Agathe mit angenehm trockenem Spott. «Aber es ist scheinbar nicht einfach, auf die gute Weise gut zu sein!»

«Nein, es ist nicht einfach zu lieben!» wiederholte Ulrich lachend.

Sie lagen und sahen in die blaue Sonnenhöhe; dann wieder durch das Gitter auf die Straße, die sich vor den vom Sommerhimmel geblendeten Augen in einem dunstig erregten Grau wälzte. Stille senkte sich herab. Langsam wandelte sich das im Gespräch gehoben gewesene Selbstgefühl in Entmündigung, ja Entführung des Ich. Ulrich erzählte leise: «Ich habe das großartig flunkernde Begriffspaar «egozentrisch und allozentrisch» erfunden. Die Welt der Liebe wird entweder egozentrisch oder allozentrisch erlebt; die gewöhnliche Welt kennt aber nur Egoismus und Altruismus, ein im Vergleich damit zanksüchtig-vernünftiges Brüderpaar. Egozentrisch sein heißt fühlen, als trüge man im Mittelpunkt seiner Person den Mittelpunkt der Welt. Allozentrisch heißt, überhaupt keinen Mittelpunkt mehr haben. Restlos an der Welt teilnehmen und nichts für sich zurücklegen. Im höchsten Grad, einfach aufhören zu sein. Ich könnte auch Hereinwendung der Welt und Hinauswendung des Ich sagen. Es sind die Ekstasen der Selbstsucht und Selbstlosigkeit. Und obwohl die Ekstase scheinbar ein Auswuchs des gesunden Lebens ist, darf man scheinbar auch sagen, daß die moralischen Begriffe des gesunden Lebens eine Verkümmerng ursprünglich ekstatischer sind.»

Agathe dachte: «Mondnacht ... Zwei Meilen ...» Auch vieles andere schwebte ihr durch den Kopf. Was ihr Ulrich erzählte, war eine Fassung mehr von alle dem; sie hatte nicht den Eindruck, daß sie etwas verliere, wenn sie nicht ganz scharf aufpasse, obwohl sie gerne zuhörte. Dann dachte sie daran, daß Lindner behaupte, man müsse für irgendetwas leben und dürfe nicht an sich denken, und sie fragte sich, ob das auch «Allozentrik» wäre. In einer Aufgabe aufzugehen, wie er es verlangte? Sie bezweifelte es. Fromme Menschen haben ihre Lippen begeistert auf die Wunden von Aussätzigen gedrückt: eine abscheuliche Vorstellung! eine «lebensfremde Übertreibung», wie Lindner gerne sagte! Aber was er schon für das Gottgefällige hielt, ein Spital zu errichten, das ließ sie kalt. So geschah es, daß sie ihren Bruder nun am Ärmel zupfte und mit den Worten: «Da ist inzwischen unser Mann eingetroffen!» unterbrach. Sie hatten sich nämlich, teils im Scherz, teils durch Gewöhnung, einen besonders unangenehmen Mann ausgewählt, den sie für ihre Gedankenversuche benutzten, und das war ein Bettler, der täglich für einige Zeit an ihrem Gartengitter sein Geschäft betrieb. Er behandelte den Steinsockel als Bank, die für ihn bereitstand, er breitete jeden Tag zuerst ein durchfettetes Papier mit Speiseresten neben sich aus, an denen er sich gemächlich sättigte, ehe er seine Geschäftsmiene aufsetzte und den Rest wieder einsteckte; er war ein untersetzter Mensch mit kräftigem, eisengrauem Haar, hatte das fahle, tückische Gesicht eines Trinkers und war schon einigemal von großer Roheit in der Behauptung seines Platzes gewesen, als andere Bettler arglos in seine Nähe kamen: Die Geschwister haßten diesen Mitgenießer, der ihr Eigentum — und verfeinert das ihnen Eigentümliche, ihre Einsamkeit — verletzte, mit einem urwüchsigen Besitzinstinkt, über den sie lachen mußten, weil er ihnen gänzlich unstatthaft erschien; und gerade darum verwandten sie auch den häßlichen, böartigen Gast bei den kühnsten und zweifelhaftesten Beschwörungen der Nächstenliebe.

Kaum hatten sie ihn ins Auge gefaßt, sagte Ulrich lächelnd: «Ich wiederhole: Wenn du dich bloß, wie man es nennt, in seine Lage versetzt oder irgendeine ungenaue soziale Mitverantwortung für ihn spürst, ja selbst wenn er dir nur als malerisch zerlumptes Bild erscheint, so sind auch schon darin einige Promille des echten «Sich in einen anderen versetzens» enthalten. Nun mußst du es hundertprozentig versuchen!»

Agathe schüttelte lachend den Kopf.

«Stell dir vor, du wärest mit diesem Menschen in allem so einverstanden, wie du es mit dir selbst bist!» schlug Ulrich vor.

Agathe verwahrte sich: «Ich war nie mit mir einverstanden!»

«Aber du wirst es dann sein» sagte Ulrich. Er faßte ihre Hand. Agathe ließ es geschehen und sah den Mann an. Sie wurde eigentümlich ernst, und nach einer Weile erklärte sie: «Er ist mir fremder als der Tod.»

Ulrich schloß seine Hand vollständiger um die ihre und forderte noch einmal: «Versuch es nur!»

Nach einer Weile sagte Agathe: «Es ist mir, als hinge ich an dieser Figur; ich selbst, und nicht bloß meine Neugierde!» Ihr Gesicht hatte durch die Anspannung der Aufmerksamkeit und deren Einschränkung auf einen einzigen Gegenstand einen schlafwandlerisch-unwillkürlichen Ausdruck bekommen.

Ulrich half nach: «Es ist ähnlich wie in einem Traum; rauh-süß, fremd-selbst begegnet man sich in der Gestalt eines anderen?»

Agathe wehrte mit einem Lächeln ab. «Nein, so bezaubert sinnlich wie in solchen Träumen ist es wohl nicht» sagte sie.

Ulrichs Augen ruhten auf ihrem Gesicht. «Versuch ihn gleichsam zu träumen!» riet er überredend. «Vorsichtige Sparer, bestehen wir in wachem Zustand meistens aus Hingabe und Zurücknahme; wir nehmen teil, und bewahren uns dabei. Aber im Traum ahnen wir zitternd, wie herrlich eine Welt ist, die ganz aus Verschwendung besteht!»

«Vielleicht ist es so» antwortete Agathe zögernd und abgelenkt. Ihre Augen hafteten fest an dem Mann. «Gott sei Dank,» sagte sie nach einiger Zeit langsam «er ist jetzt wieder ein gewöhnliches Scheusal geworden!» Der Mann hatte sich erhoben, suchte seine Sachen zusammen und ging weg. «Es ist ihm unheimlich gewesen!» behauptete Ulrich und lachte. Als er schwieg, hob sich der gleichmäßige Lärm der Straße und mischte sich mit dem Sonnenschein zu einem eigenartigen Gefühl der Stille. Nach einer Weile fragte Ulrich nachdenklich: «Ist es nicht seltsam, daß sich fast jeder einzelne Mensch selbst am wenigsten kennt und am meisten liebt? Aber es ist offenbar eine Schutz Einrichtung. Und auch «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst» heißt auf diese Weise: liebe ihn, ohne daß du ihn kennst, ehe du ihn kennst, obschon du ihn kennst. Ich kann verstehen, daß man dies bloß für einen übermäßigen Ausdruck hält, aber ich bezweifle, daß damit der Forderung genügt wird; denn, ernstlich befolgt, verlangt sie: Liebe ihn ohne Verstand. So geht eben eine scheinbar alltägliche Forderung, wenn man sie genau nimmt, in eine ekstatische über!»

Agathe erwiderte: «Das «Scheusal» ist wahrhaftig dabei schon beinahe schön gewesen!»

Ulrich sagte: «Ich glaube, man liebt nicht nur etwas, weil es schön ist, sondern es wird auch schön, weil man es liebt. Schönheit ist nichts anderes als der Ausdruck davon, daß etwas geliebt worden ist, alle Schönheit der Kunst und der Welt hat ihren Ursprung in der Kraft, eine Liebe verständlich zu machen ...»

Agathe dachte an die Männer, mit denen sie das Leben zusammengebracht hatte. Das Gefühl, von einem fremden Wesen zuerst beschattet zu sein, dann in diesem Schatten die Augen aufzuschlagen, ist seltsam. Sie vergegenwärtigte es sich. Verschmolz da nicht Fremdes, fast Feindseliges im Kuß zweier Leben?! Die Körper bleiben vereint getrennt. Achtet man auf sie, so empfindet man das Abstoßende und Häßliche in unverminderter Stärke. Sogar als Schreck. Man ist auch sicher, geistig nichts miteinander zu tun zu haben. Die Verschiedenheit und Trennung der Personen ist schmerzhaft deutlich. War eine Täuschung darüber vorhanden, daß man geheimnisvoll übereinstimme, gleich oder einander ähnlich sei, so verflüchtigt sie sich in diesem Augenblick wie ein Nebel. Nein, man täusche sich nicht im geringsten, dachte Agathe. Und

trotzdem erlischt die Ichhaftigkeit zum Teil, das Ich ist gebrochen, und unter Zeichen, die nicht weniger eine Gewalttat als ein süßes Opfer bedeuten, ergibt es sich in seinen neuen Zustand. All das bewirkt ein «Hautreiz»? Zweifellos vermögen die anderen Liebesarten nicht so viel.

Vielleicht hatte Agathe so oft die Neigung gespürt, Männer zu lieben, die ihr mißfielen, weil da die merkwürdige Umbildung am vernunftlosesten stattfindet. Auch die merkwürdige Anziehung, die neuerdings Lindner auf sie ausgeübt hatte, bedeutete nichts anderes, sie zweifelte nicht daran. Sie wußte aber kaum, daß sie darüber nachdachte; auch Ulrich hatte einmal einbekannt, daß er oft das liebe, was ihm mißfalle, und sie glaubte an ihn zu denken. Sie erinnerte sich daran, daß sie zeitlebens in lauter vorbeirinnenden Umgebungen geglaubt hatte, hoffnungslos die gleiche zu bleiben; sie hatte sich nie aus eigenem Vorsatz ändern können, und doch war jetzt als Geschenk ohne jede Bemühung an die Stelle von Verdruß und Ekel ein von Sommerkräften getragenes Schweben getreten. Dankbar sagte sie zu Ulrich: «Mich hast du zu dem gemacht, was ich bin, weil du mich liebst!»

Ihre Hände, die verschlungen gewesen waren, hatten sich gelöst und ruhten nur noch mit den Fingerspitzen aneinander; jetzt erwachten diese Hände wieder zu Bewußtsein, und Ulrich umfaßte mit der seinen die seiner Schwester. «Mich hast du ganz verändert» erwiderte er. «Ich habe vielleicht Einfluß auf dich, aber dabei bist es doch nur du, die gleichsam durch mich fließt!»

Agathe schmiegte ihre Hand an die umfassende. «Eigentlich kennst du mich gar nicht!» sagte sie.

«An Menschenkenntnis liegt mir nichts» erwiderte Ulrich. «Das einzige, was man von einem Menschen wissen soll, ist es, ob er unsere Gedanken fruchtbar macht. Es sollte keine andere Menschenkenntnis geben als diese!»

Agathe fragte: «Wie bin ich dann aber wirklich?»

«Du bist überhaupt nicht wirklich» erwiderte Ulrich lachend. «Ich sehe dich, wie ich dich brauche, und du machst mich, was ich brauche, sehen. Wer vermöchte da leicht zu sagen, wo das Ursprüngliche und Gründende ist. Wir sind ein in der Luft schwebendes Band.»

Agathe lachte auf und fragte: «Wenn ich dich enttäusche, wirst also du schuld haben?»

«Ohne Zweifel» sagte Ulrich. «Denn es gibt Höhen, wo es keinen Sinn hat, zu unterscheiden zwischen: ich habe mich in dir geirrt, und: ich habe mich in mir selbst geirrt. Zum Beispiel die des Glaubens, die der Liebe, die der Großmut. Wer aus Großmut handelt, oder, wie man auch sagt, aus Größe, der fragt nicht nach Täuschung, noch nach Sicherheit. Er darf sogar manches nicht wissen wollen, er wagt den Sprung über die Unwahrheit ...»

«Könntest du nicht auch gegen Professor Lindner großmütig sein?» fragte Agathe ziemlich überraschend; denn sie sprach sonst nie von Lindner, wenn nicht ihr Bruder damit anfang. Ulrich wußte, daß sie ihm etwas verschweige. Sie verheimlichte nicht gerade, daß sie zu Lindner in irgendeiner Beziehung stehe, aber sie erzählte auch nicht, in welcher. Er erriet diese ungefähr und fügte sich mit Mißbehagen in die Notwendigkeit, Agathe ihren eigenen Umweg gehen zu lassen. Diese hatte nun in dem Augenblick, wo ihr aus Gott weiß welchen Gründen eine solche Frage über die Lippen sprang, sofort wieder festgestellt, wie schlecht doch das Wort Professor Lindner mit dem Worte Großmut zusammenpasse. Sie fühlte sowohl, daß Großmut auf irgendwelche Weise berufslos sei, als auch, daß Lindner in einer unangenehmen Art gut sei. Ulrich war verstummt. Sie suchte ihm ins Gesicht zu blicken, und als er dieses, wie er nur vermochte, abwandte, zupfte sie ihn am Ärmel. Sie benutzte so lange den Ärmel als Klingelzug, bis Ulrichs lachendes Gesicht wieder im Torrahmen des Kummers erschien und er ihr warnend eine kleine Rede darüber hielt, daß derjenige leicht ins Lächerliche ver falle, welcher in seinem Großmut den

Boden des Wirklichen zu früh verlasse. Es bezog sich das aber nicht nur auf Agathes Großmut-Bereitschaft gegenüber dem verdächtigen Manne Lindner, sondern richtete einen Zweifel auch auf jene nicht zu betrugende wahre Empfindsamkeit, darin Wahrheit und Irrtum bei weitem weniger Bedeutung haben als das dauernde Strahlen des Gefühls und seine Kraft, alles sich anzuwandeln.

[<]

60

## Nachdenken

Seit diesem Auftritt meinte Ulrich, daß er vorwärts getragen würde; eigentlich wäre nur zu sagen gewesen, daß etwas Unverständliches neu hinzugekommen sei, er nahm es aber als Zuwachs an Wirklichkeit auf. Er handelte dabei vielleicht ein wenig wie einer, der seine Meinungen gedruckt gelesen hat und seither von ihrer Unumstößlichkeit überzeugt ist; aber er mochte das belächeln, zu ändern vermochte er es nicht. Und Agathe hatte ihm, gerade als er seine Schlüsse aus dem tausendjährigen Buch ziehen, vielleicht aber auch nur sein Erstaunen nochmals ausdrücken wollte, erwidert und mit dem Ausruf das Wort abgeschnitten: «Das haben wir ja schon lange besprochen!» Daß sie immer recht behielte, auch dann, wenn sie es nicht hätte, fühlte Ulrich! Denn ob es zwar nichts weniger als richtig sein konnte, daß zwischen ihnen schon genug gesagt worden wäre, – geschweige denn das Wahre oder Entscheidende! – ja gerade ein solches erlösendes Geschehen oder Zauberwort ausgeblieben war, auf das man anfangs noch hatte hoffen mögen: so wußte er doch auch, daß die Fragen, die sein Leben schon fast seit einem Jahr beherrschten, nun sehr eng und dicht, und nicht in einer verständigen, sondern in einer lebendigen Weise, um ihn zusammengerückt seien. Gerade so, als wäre nun bald doch genug über sie gesprochen worden, wenn sich auch die Antwort nicht eben in Worten ausdrückte.

Er konnte sich nicht einmal vollständig erinnern, was er darüber im Lauf der Zeit gesagt und gedacht hatte, ja beiweitem vermochte er das nicht. Er war wohl offenbar ausgezogen, um mit allen Menschen davon zu sprechen; aber es lag ja auch an dem Vorwurf selbst, daß sich nichts, was man über ihn zu sagen vermochte, in einer fortschreitenden Art aneinander fügte, sondern daß sich alles ebenso vielfältig zerstreute wie berührte. Es entstand immer wieder die gleiche Bewegung des Geistes, die sich von der gewöhnlichen deutlich unterschied, und der Reichtum des in sie Einbezogenen wuchs; aber Ulrich mochte sich erinnern, woran er wollte, so war es von einer solchen Eingebung zur andern immer ebenso weit, wie es zu einer dritten gewesen wäre, und nirgends hob sich eine Behauptung durch ihre beherrschende Stellung hervor. Auf diese Weise erinnerte er sich jetzt auch daran, daß einstmals ein dem ähnliches «Gleichweit», wie es hier zwischen den Gedanken beinahe lästig und entmutigend wirkte, auf das beglückendste zwischen ihm und der ganzen Welt, die um ihn war, bestanden hatte; scheinbar oder wirklich, eine Aufhebung des Geistes der Trennung, ja beinahe des Raums. Das war damals, in seinen allerersten Mannesjahren, auf der Insel geschehen, wohin er sich vor der Frau Major, mit ihrem Bilde im Herzen, geflüchtet hatte. Er hatte es wohl auch fast mit den gleichen Worten beschrieben. Alles war auf unverständlich sichtbare Weise durch einen Zustand der Liebesfülle verändert, als hätte er ehemals nur einen Zustand der Armut gekannt. Selbst der Schmerz war Glück. Beinahe auch sein Glück ein Schmerz. Alles war ihm hangend zugeneigt. Es schien, daß alle Dinge von ihm wüßten, und er von ihnen; daß alle Wesen von einander wüßten, und daß es



doch ein Wissen überhaupt nicht gäbe, sondern daß Liebe mit ihren Attributen der schwellenden Fülle und des reifenden Werdens als das einzige und vollkommene Gesetz diese Insel beherrschte. Er hatte das später, mit geringfügigen Änderungen, oft genug als Vorlage benutzt, und mehr oder minder hätte er auch in den letzten Wochen diese Beschreibung erneuern können; es war durchaus nicht schwer, in ihr fortzufahren, und je bedenkenloser man es tat, desto fruchtbarer geschah es. Aber gerade diese Unbestimmtheit war das, woran ihm jetzt am meisten lag. Denn hingen seine Gedanken so zusammen, daß sich ihnen nichts Wesentliches hinzufügen ließ, das sie nicht aufgenommen hätten wie einen Hinzukommenden, der in einer Versammlung verschwindet, so bewiesen sie damit doch bloß ihre Ähnlichkeit mit den Empfindungen, durch die sie zum erstenmal in Ulrichs Leben gerufen worden waren; und diese Übereinstimmung einer, nun durch Agathe, zum zweitenmal erlebten Veränderung der Sinnessphäre, von der die Welt ergriffen zu werden schien, mit einem veränderten Denken, – von dem man auch hätte sagen können, daß es sich in unendlichen Träumen auf seinem Platz winde; und schon einmal war es schließlich daran ermattet! – diese merkwürdige Übereinstimmung, die Ulrich heute erst ganz beachtete, gab ihm Mut und Befürchtungen ein. Er wußte noch, daß er damals den Ausdruck, ins Herz der Welt geraten zu sein, gebraucht hatte. Gab es das? War es wirklich mehr als eine Umschreibung? Er war dem Anspruch der Mystik, daß man sich selbst aufgeben müsse, nur mit Ausschluß des Kopfes geneigt: aber mußte er sich nicht gerade darum eingestehn, daß er heute nicht viel mehr davon wisse als ehemals?!

Er ging weiter diese Breiten entlang, die scheinbar nirgends in ihre Tiefen einließen. Ein andermal hatte er alles dies «das rechte Leben» genannt; wohl noch vor kurzem, wenn er nicht irrte; und erst wenn man ihn früher gefragt hätte, was er treibe, so hätte er auch während seiner exaktesten Beschäftigungen gewöhnlich keine andere Antwort darauf gehabt als die, daß sie Vorarbeiten für das rechte Leben seien. Daran nicht zu denken, war überhaupt unmöglich. Zwar ließ sich nicht sagen, wie es aussehen mußte, ja nicht einmal, ob es wirklich eines gebe, und es war vielleicht nur eine jener Ideen, die mehr ein Wahrzeichen als eine Wahrheit sind; aber ein Leben ohne Sinn, eines, das nur den sogenannten Erfordernissen gehorchte, und ihrem als Notwendigkeit verkleideten Zufall, somit ein Leben der ewigen Augenblicklichkeit – und da fiel ihm wieder ein Ausdruck ein, den er einmal gebildet hatte: Die Vergeblichkeit der Jahrhunderte! –: ein solches Leben war ihm einfach eine unerträgliche Vorstellung! Nicht weniger aber auch ein Leben «für etwas», diese von Meilensteinen beschattete Landstraßendürre inmitten undurchmessener Breiten. Das alles mochte er ein Leben vor der Entdeckung der Moral heißen. Denn auch das war eine seiner Ansichten, daß die Moral nicht von den Menschen geschaffen wird und mit ihnen wechselt, sondern daß sie geoffenbart wird, daß sie in Zeiten und Zonen entfaltet wird, daß sie geradezu entdeckt werden könne. In diesem Gedanken, der so unzeitgemäß wie zeitgemäß war, drückte sich vielleicht nichts als die Forderung aus, daß auch die Moral eine Moral haben müsse, oder die Erwartung, daß sie sie im Verborgenen habe, und nicht bloß eine sich um sich selbst drehende Klatschgeschichte auf einem bis zum Zusammenbruch kreisenden Planeten sei. Er hatte natürlich niemals geglaubt, daß der Inhalt solcher Forderung mit einem Schlag entdeckt werden könnte; es kam ihm bloß wünschenswert vor, beizeiten daran zu denken, das heißt, in einem Zeitpunkt, der nach etlichen Jahrhunderttausenden zwecklosen Drehens verhältnismäßig günstig und geeignet für die Frage zu sein schien, ob sich nicht eine Erfahrung daraus gewinnen lasse. Aber freilich, was wußte er nun auch von dem wirklich? Es war im ganzen nicht mehr, als daß auch dieser Kreis von Fragen im Verlauf seines Lebens dem gleichen Gesetz oder Schicksal unterworfen gewesen sei wie die anderen Kreise, die sich nach allen Seiten aneinanderschlossen, ohne eine Mitte zu bilden.

Er wußte natürlich mehr davon! Zum Beispiel, daß so zu philosophieren, wie er es da tat, für

schrecklich unernst gelte, und er wünschte in diesem Augenblick auf das lebhafteste, diesen Irrtum widerlegen zu können. Er wußte auch, wie man so etwas beginnt: er kannte einigermaßen die Geschichte des Denkens; er hätte darin ähnliche Bemühungen finden können und ihre erbitterte oder spöttische oder ruhige Bestreitung; er hätte sein Material ordnen, einordnen können; er hätte Fuß fassen und über sich hinausgreifen können. Für eine Weile erinnerte er sich schmerzlich seiner früheren Tüchtigkeit und namentlich jener Gesinnung, die ihm so natürlich war, daß sie ihm einmal sogar den Spottnamen eines «Aktivisten» eingetragen hatte. War er denn nicht mehr der, den beständig die Vorstellung begleitete, daß man sich um die «Ordnung des Ganzen» bemühen müsse; hatte nicht er mit einer gewissen Hartnäckigkeit die Welt einem «Laboratorium» einer «Experimentalgemeinschaft» verglichen; hatte er nie von einem «fahrlässigen Bewußtseinszustand der Menschheit» gesprochen, der in einen Willen zu verwandeln wäre; gefordert, daß man Geschichte «machen» müsse; hatte er nicht schließlich wirklich, wenn es auch nur spöttisch geschah, ein «Generalsekretariat der Genauigkeit und Seele» verlangt? Das war nicht vergessen, denn darin kann man sich nicht plötzlich ändern; das war bloß augenblicklich außer Wirksamkeit gesetzt! Es ließ sich auch nicht verkennen, woran das liege. Ulrich hatte nie über seine Gedanken Buch geführt; aber selbst wenn er sich aller auf einmal hätte entsinnen können, so wäre es ihm, das wußte er, nicht möglich gewesen, sie einfach vorzunehmen, zu vergleichen, an möglichen Erklärungen zu prüfen und schließlich das reine, so dünne Blättchen des Metalls der Wahrheit aus den Dämpfen zum Vorschein zu führen. Es war ja eine Eigentümlichkeit dieser Art von Gedanken, daß sie keinen Fortschritt zur Wahrheit besaß; und obwohl Ulrich im Grunde voraussetzte, daß sich ein solcher Fortschritt durch einen unendlichen und langsamen Vorgang in der Gesamtheit einmal doch einstellen werde, so war es ihm kein Trost, denn er besaß nicht mehr die Geduld des Sich-überleben-lassens von dem, wozu man bloß wie eine Ameise etwas beiträgt. Seine Gedanken standen mit der Wahrheit längst nicht mehr auf dem besten Fuß, und nun kam ihm wieder das als die Frage vor, die am dringendsten der Aufklärung bedurft hätte.

Er war damit aber nochmals auf den Gegensatz von Wahrheit und Liebe zurückgekommen, der ihm kein neuer war. Es fiel ihm ein, wie oft in den letzten Wochen Agathe über seine, für ihren Geschmack noch viel zu pedantische Wahrheitsliebe gelacht habe; und manchmal mochte sie davon auch Kummer gehabt haben! Und plötzlich fand er sich bei dem Gedanken, daß es eigentlich kein widerspruchsvolleres Wort gebe als Wahrheitsliebe. «Denn man kann die Wahrheit auf Gott weiß wieviel Weisen hochstellen, bloß lieben darf man sie nicht, weil sie sich ja in der Liebe auflöst» dachte er. Und diese Behauptung, – keineswegs das gleiche wie die kleinmütige, daß die Liebe keine Wahrheit vertrage – war für ihn ebenso vertraut-unvollendbar wie alles übrige. Sobald einem Menschen die Liebe nicht als ein Erlebnis begegnet, sondern als das Leben selbst, mindestens als eine Art des Lebens, kennt er mehrere Wahrheiten. Der ohne Liebe Urteilende nennt das Ansichten, persönliche Auffassungen, Subjektivität, Willkür; aber der Liebende weiß, er ist nicht unempfindlich für die Wahrheit, er ist überempfindlich. Er befindet sich in einer Art Enthusiasmus des Denkens, wo sich die Worte bis zum Grund öffnen. Das kann natürlich eine Täuschung sein, und Ulrich berücksichtigte es, die natürliche Folge allzu lebhaft beteiligten Gefühls. Wahrheit entsteht bei kaltem Blut; das Gefühl ist ihr abträglich, und sie dort zu erwarten, wo etwas «Sache des Gefühls» ist, gilt nach aller Erfahrung für ebenso verkehrt, wie Gerechtigkeit vom Zorn zu fordern. Trotzdem war es unbezweifelbar, was die Liebe als «das Leben selbst» von der Liebe als Erlebnis der Person unterschied. Und Ulrich überlegte nun, wie deutlich doch die Schwierigkeiten, die ihm die Ordnung seines Lebens darbot, immer mit diesem Begriff einer übermächtigen, sozusagen ihre Kompetenz überschreitenden, Liebe zusammengehangen seien. Von dem Leutnant, der ins Herz der Welt versank, bis zu dem Ulrich

des letzten Jahres mit seiner mehr oder weniger überzeugten Behauptung, daß es zwei grundlegend verschiedene und schlecht verschmolzene Lebenszustände, Ichzustände, ja vielleicht sogar Weltzustände gebe, waren die Bruchstücke der Erinnerung, soweit er sie sich zu vergegenwärtigen vermochte, alle in irgendeiner Form mit dem Verlangen nach Liebe, Zärtlichkeit und gartenhaftkampflösen Seelengefülden verbunden. In diesen Breiten lag auch die Vorstellung des «rechten Lebens» so leer sie im hellen Verstandeslicht sein mochte, so reich wurde sie vom Gefühl mit halb geborenen Schatten erfüllt.

Es war ihm gar nicht angenehm, diese Bevorzugung der Liebe in seinem Denken so eindeutig anzutreffen; er hatte eigentlich erwartet, daß darin mehr und noch anderes zu gewahren sein müßte und daß Erschütterungen wie die des letzten Jahres ihre Bewegung nach verschiedenen Richtungen getragen hätten; ja, es kam ihm wirklich wunderbar vor, daß der Eroberer, dann der Moralingenieur, als die er sich in seinen Kraftjahren erwartet hatte, schließlich zu einem Minnenden und Minnesüchtigen ausreifen sollten.

[<]  
**61**

### Frühspaziergang

Um Clarissens Mund kämpfte Lachen mit Schwierigkeiten; bald öffnete er sich, bald preßte er sich schmal zusammen. Sie war vorzeitig aufgestanden; Walter schlief noch, sie hatte rasch ein leichtes Kleid übergeworfen und war ins Freie getreten. Die Vögel sangen vom Wald herüber durch die leere Morgenstille. Die Halbkugel des Himmels war noch nicht mit Wärme ausgefüllt. Selbst das Licht war noch seicht verteilt. «Es reicht mir nur an die Knöchel,» dachte Clarisse «der Hahn des Morgens ist soeben erst aufgedreht worden! Alles ist vor der Zeit!» Clarisse war stark davon berührt, daß sie vor der Zeit durch die Welt wandere. Ohne einen Begriff damit zu verbinden, hätte sie beinahe geweint.

Clarisse war ein zweitesmal, ohne Walter oder Ulrich etwas davon zu sagen, im Irrenhaus gewesen. Seither war sie besonders erregbar. Sie bezog alles, was sie während der beiden Besuche gesehen hatte, persönlich auf sich. Aber namentlich beschäftigten sie drei Vorkommnisse: Das erste war, daß man sie als kaiserlichen Sohn und Mann angesprochen und begrüßt hatte. Bei der Wiederholung dieser Behauptung hatte sie ganz deutlich ihren Widerstand dagegen nachgeben gefühlt, so als ob etwas Gewöhnliches, das sonst dem Fürstlichen im Wege stand, verschwände. Und sie war von einer unaussprechlichen Lust erfüllt worden. Das zweite, was sie erregte, war, daß sich auch Meingast verwandelte, und dazu offenbar ihre und Walters Nähe benützte. Seit sie ihn – es mochte nun wohl schon einige Wochen her sein! – im Gemüsegarten gestellt und durch den wahrhaft seherischen Zuruf in Schrecken versetzt hatte, daß auch sie sich verwandele und ein Mann sein könne, mied er ihre Gesellschaft. Sie hatte ihn von da an nicht einmal mehr bei den Mahlzeiten oft gesehn; er sperrte sich mit seiner Arbeit ein oder blieb tagsüber außer Hause, und wenn er Hunger hatte, holte er sich heimlich etwas aus der Speisekammer. Erst ganz vor kurzem war es ihr gelungen, ihn wieder allein anzureden. Sie hatte ihm gesagt: «Walter hat mir verboten, davon zu sprechen, daß du dich bei uns verwandelst!» und sie hatte mit den Augen gezwinkert. Meingast verhehlte sich jedoch auch da und tat überrascht, ja sogar ärgerlich. Clarisse aber hatte ihm gesagt: «Ich werde dir vielleicht zuvorkommen!» Und sie brachte das mit dem ersten Vorkommnis in Zusammenhang. Von Überlegung hatte das wenig an

sich, und war darum auch in Beziehung zur Wirklichkeit ungewiß; aber deutlich war darin das wollüstige Hervordrängen eines anderen Wesens aus dem Grunde des ihren zu fühlen gewesen.

Clarisse war nun überzeugt, die Irren hätten sie erraten. Und als weder durch den heimlich widerstrebenden General von Stumm noch durch Ulrich eine Einladung kam, den unterbrochenen Besuch zu wiederholen, hatte sie nach langem Zögern selbst Dr. Friedenthal angerufen und ihm angekündigt, daß sie ihn im Krankenhaus aufsuchen werde. Und der Doktor hatte alsbald für Clarisse Zeit gehabt. Als sie ihn gleich bei ihrem Kommen fragte, ob die Irren nicht vieles wüßten, was die Gesunden nicht errieten, hatte er lächelnd den Kopf geschüttelt, aber tief in ihre Augen geschaut und mit wohlgefälliger Betonung geantwortet: «Die *Ärzte* der Irren wissen viel, was die Gesunden nicht ahnen!» Und als er seinen Rundgang antreten mußte, hatte er sich erboten, Clarisse zu Moosbrugger mitzunehmen und dort zu beginnen, wo sie das letztemal aufgehört hätten. Clarisse war wieder in den weißen Mantel geschlüpft, den ihr Friedenthal hinhielt, als wäre das schon ganz natürlich.

Aber – und das war das dritte Vorkommnis, das Clarisse noch nachträglich und noch mehr als die übrigen erregte – es war wieder nicht dazu gekommen, daß sie Moosbrugger sah. Denn es war etwas Merkwürdiges geschehn. Als sie den letzten Pavillon verlassen hatten und im Gehen die freie würzige Luft des Parks einatmeten, wobei Friedenthal unternehmungslustig sagte: «Nun kommt aber Moosbrugger an die Reihe!», war wieder ein Wärter dahergelaufen gekommen und hatte eine Meldung hinterbracht. Friedenthal zuckte die Schultern und sagte: «Sonderbar! Es geht wieder nicht! Bei Moosbrugger ist im Augenblick der Chef mit einer Kommission. Ich kann Sie nicht mitnehmen!» Und nachdem er ihr aus eigenem versprochen hatte, sie, sobald es möglich sei, zur Fortsetzung einzuladen, war er mit großen Schritten weggegangen, indes Clarisse durch den Wärter zurück auf die Straße gebracht worden war.

Clarisse fand dieses zweimalige Leerausgehen ihres Besuchs auffällig und ungewöhnlich und vermutete eine Ursache dahinter. Sie hatte den Eindruck, daß man sie geflissentlich nicht zu Moosbrugger lasse und jedesmal eine andere Ausrede ersänne, ja vielleicht die Absicht habe, Moosbrugger verschwinden zu lassen, ehe sie ihn erreiche.

Als sich Clarisse das jetzt wieder überlegte, hätte sie beinahe geweint. Sie hatte sich überlisten lassen und fühlte sich sehr beschämt; denn von Friedenthal war wieder keine Nachricht gekommen, Aber während sie sich so aufregte, beruhigte sie sich auch wieder. Es fiel ihr ein Gedanke ein, der sie jetzt oft beschäftigte, daß im Verlauf der menschlichen Geschichte viele große Männer von ihren Zeitgenossen verheimlicht und gemartert worden und viele sogar im Irrenhaus verschwunden seien. «Sie haben sich nicht wehren, noch erklären können, weil sie nur Verachtung für ihre Zeit empfanden!» dachte sie. Und sie erinnerte sich an Nietzsche, den sie vergötterte, mit dem großen traurigen Lippenbart, und ganz stumm geworden dahinter.

Es wurde ihr dabei aber unheimlich zumute. Was sie soeben noch beleidigt und gekränkt hatte, ihre Niederlage durch den listigen Arzt, leuchtete ihr plötzlich als ein Zeichen davon ein, daß auch ihr das Schicksal eines solchen großen Menschen vorbestimmt sein könnte. Ihre Augen suchten die Richtung, in der das Irrenhaus lag, und sie wußte, daß sie diese Richtung immer als etwas Besonderes fühlte, auch wenn sie nicht daran dachte. Es war ungemein bedrückend, sich so mit den Irren eins zu fühlen, aber «sich mit dem Unheimlichen gleichzustellen, ist die Entscheidung zum Genie!» sagte sie sich.

Inzwischen war die Sonne aufgegangen, und die Landschaft wirkte dadurch noch leerer; sie war grün und kühl mit blutigen Streifen; die Welt war noch immer niedrig und reichte Clarisse, die auf einer kleinen Anhöhe stand, nur bis an die Knöchel. Da und dort schrie eine Vogelstimme auf

wie eine arme Seele. Ihr schmaler Mund breitete sich aus und lächelte der Morgenröde zu. Sie stand, von ihrem Lächeln umgürtet, wie die Muttergottes auf der von der Sünde (Mondsichel) umschlungenen Erde. Sie überlegte, was sie zu tun habe. Eine eigentümliche Opferstimmung beherrschte sie: Allzuviel war ihr in der letzten Zeit durch den Kopf gegangen. Wiederholt hatte sie geglaubt, jetzt begänne es mit ihr: etwas Großes mit ganzer Seele zu tun! Aber sie wußte nicht was.

Sie fühlte nur, es stand ihr etwas nahe bevor. Sie fürchtete sich davor, und es verlangte sie nach dem Furchtbaren. In der Leere des Morgens schwebte es wie ein Kreuz über ihren Schultern. Aber eigentlich war es doch mehr ein tätiges Leid. Eine große Tat. Eine Verwandlung. Da war nun wieder diese beziehungsvolle Vorstellung. Die Gedanken daran und die Versuche, es sich vorzustellen, führen ihr kreuz und quer durch den Kopf. Auch die Schwalben hatten inzwischen begonnen, durch die Luft hin und her zu fahren.

Clarisse wurde plötzlich wieder heiter, ohne daß jedoch das Unheimliche ganz von ihr wich. Es kam ihr vor, daß sie sich sehr weit von ihrem Wohnhause entfernt habe. Sie kehrte um und unterwegs begann sie zu tanzen. Sie streckte die Arme waagrecht aus und hob die Knie. So legte sie den ganzen letzten Teil des Wegs zurück.

Aber ehe sie zuhause anlangte, traf sie bei einer Biegung des Pfads auf General von Stumm.

[<]

62

General von Stumm und Clarisse

«Guten Morgen, Gnädigste! Wie geht's denn?» rief der General schon aus der Entfernung.

«Sehr gut» erwiderte Clarisse mit strengem Gesicht und tonlos weicher Stimme.

Stumm war in Uniform, und seine runden Beinchen staken in Stiefeln und in feldfarbenen Reithosen mit roten Generalstreifen. Im Ministerium gab er jetzt kriegerisch vor, daß er zuweilen vor dem Dienst Morgenritte unternahme; in Wahrheit lustwandelte er aber dann in Clarisses Gesellschaft auf den Feldrainen und Wiesen, die ihr Haus umgaben. Walter schlief um diese Stunde noch oder mußte sich in freudloser Eile um seine Kleider und das Frühstück kümmern, damit er nicht zu spät ins Büro komme; und wenn er durch die Fenster spähte, sah er voll Eifersucht die Sonne auf den Knöpfen und Farben einer Uniform blitzen, neben der gewöhnlich ein rotes oder blaues Sommerkleid vom Wind entfaltet wurde, wie es auf alten Bildern den Engelsgewändern vom Überschwang des Herabfahrens geschieht.

«Wollen wir zur Sprungschanze gehn?» fragte Stumm fröhlich. Die «Sprungschanze» war ein kleiner Steinbruch, zwischen Hügeln, der mit seinem Namen nicht das geringste zu tun hatte. Aber Stumm fand diese von Clarisse gewählte Bezeichnung «scharmant und dynamisch». «Als ob es Winter wäre!» rief er aus. «Jedesmal lache ich darüber. Und eine Schneeschanze möchten Gnädigste gewiß «Sommerhügel» nennen?»

Clarisse hatte es gern, daß er sie Gnädigste nannte, und war gleich einverstanden, mit ihm umzukehren, denn als sie sich erst einmal daran gewöhnt hatte, war ihr die Gesellschaft des Generals angenehm. Zunächst, weil er immerhin ein General war; nicht «nichts» wie Ulrich und

Meingast und Walter. Sodann, weil sie darauf gekommen war, daß es ein ganz eigentümlicher Zustand sei, immer einen Säbel bei sich zu haben, ein eigentümliches Verhältnis zur Welt, das den großen und furchtbaren Gefühlen entsprach, die sie oft beschäftigten. Ferner schätzte sie den gesprächigen von Stumm, weil sie unbewußt erkannte, daß er sie nicht, wie die anderen, in einer Weise begehrte, durch die sie, wenn sie nicht selbst dazu Lust hatte, entwürdigt wurde. «Es ist etwas seltsam Reines in ihm!» hatte sie darüber zu ihrem eifersüchtigen Gatten gesagt. Aber endlich brauchte sie auch einen Menschen, um sich auszusprechen, denn sie war von lauter Eingebungen bedrängt, die sie bei sich behalten mußte. Und sie fühlte, daß alles, was sie sagte und tat, gut war, wenn ihr der General zuhörte. «Gnädigste haben etwas, was Sie über alle Frauen hinaushebt, die ich näher zu kennen die Ehre hatte» pflegte er zu versichern. «Ich lerne geradezu bei Ihnen Energie, Soldatenmut und Überwindung der österreichischen Nachlässigkeit!» Er lächelte dazu, aber sie merkte nicht, daß er etwas davon nicht meine.

Ihren Hauptgesprächsstoff bildeten aber, wie es auch in der Liebe die Regel ist, ihre Erinnerungen an ihr gemeinsames großes Erlebnis, den Irrenhausbesuch, und so begann denn auch Clarisse diesmal dem General anzuvertrauen, daß sie seither noch einmal dort gewesen sei.

«Mit wem denn?» fragte dieser, der es schon begrüßte, einer schrecklichen Aufgabe entronnen zu sein.

«Allein» sagte Clarisse.

«Sapristi!» rief Stumm aus und blieb stehn, obwohl sie erst wenige Schritte gegangen waren. «Wirklich allein? Sie lassen sich aber auch durch nichts gruseln! Und haben Sie noch etwas Besonderes gesehn?» fragte er neugierig.

«Das Mörderhaus» erwiderte Clarisse lächelnd.

Diese Bezeichnung hatte Dr. Friedenthal, der ein guter Regisseur war, gebraucht, als sie über das lautlose Moos unter den Bäumen des alten Parks auf eine Gruppe kleiner Gebäude zugegangen waren, aus denen ihnen merkwürdig regelmäßige fürchterliche Schreie entgegentönten. Und auch Friedenthal hatte gelächelt und hatte Clarisse erzählt, was Clarisse jetzt dem General erzählte, daß jeder Bewohner dieser Häusergruppe mindestens einen Menschen getötet hätte, manchmal aber deren mehrere.

«Und jetzt schreien sie, wo es zu spät ist!» sagte Stumm im Ton vorwurfsvoller Schickung in den Lauf der Welt.

Aber Clarisse würdigte seine Erwiderung nicht. Sie erinnerte sich, daß auch sie gefragt hatte, was die Schreie bedeuteten. Und Friedenthal hatte ihr zur Antwort gegeben, daß es Tobsuchtsanfälle seien; aber ganz leise und vorsichtig, als dürfe man nicht stören. Und zur gleichen Zeit waren auch rings um sie wieder die riesenhaften Wälder aufgetaucht, von denen die Panzertüren geöffnet wurden; und Clarisse wiederholte das, in die Stimmung zurückgeratend, wie ein aufregendes Theaterstück, indem auch sie das Wort «Tobsuchtsanfälle!» leise flüsterte und dem General bedeutsam in die Augen sah.

Sie wandte sich ab und ging einige Schritte voran, so daß Stumm beinahe laufen mußte, um sie einzuholen. Als er wieder an ihrer Seite war, fragte sie ihn, wie er über die neue Malerei denke, und ehe er noch seine Eindrücke sammeln konnte, überraschte sie ihn durch die Mitteilung, daß dieser Malerei ganz merkwürdig eine aus dem Geiste des Irrenhauses geborene Architektur entspreche: «Die Gebäude sind Würfel, und die Kranken wohnen also in ausgehöhlten Betonwürfeln» erläuterte sie. «Da ist ein Mittelgang, und links und rechts sind solche Zellen, und in jeder Zelle ist nichts als ein Mensch und um ihn der Raum. Sogar die Bank, worauf er sitzt, ist

mit der Wand aus einem Stück gegossen. Allerdings sind alle Kanten sorgfältig abgerundet, damit er sich nicht wehtun kann» fügte sie genau hinzu, denn sie hatte alles das mit größter Aufmerksamkeit beobachtet.

Sie fand keine Worte für das, was sie eigentlich sagen wollte. Da sie ihr ganzes Leben lang von Kunst umgeben gewesen war und die Sorgen angehört hatte, die man sich um die Kunst macht, war diese Insel verhältnismäßig widerstandsfähig gegen die in ihrem Denken sonst herangewachsenen Veränderungen geblieben; und zumal weil ihre eigene künstlerische Betätigung nicht unmittelbarer Leidenschaft entsprang, sondern bloß ein Anhängsel ihres Ehrgeizes und eine Folge der Verhältnisse war, in denen sie lebte, hatte sich auf diesem Gebiet ihr Urteil trotz der Erkrankung ihrer Person, die in der letzten Zeit neue Fortschritte gemacht hatte, nicht mehr verschoben, als es in der Entwicklung der Kunst ohnehin von Zeit zu Zeit üblich ist. Darum konnte sie auch mit einer Vorstellung wie «Zweckarchitektur» oder «Aus der Aufgabe eines Irrenhauses hervorgegangene Bauweise» sehr wohl umgehen, und nur die Bevölkerung dieser gegenwartsnahen Wohnbauten mit Irren überraschte sie als ein neuer Begriff und kitzelte sie wie anbrennendes Räucherwerk in der Nase.

Aber Stumm von Bordwehr unterbrach sie mit der bescheidenen Bemerkung, er habe sich immer eingebildet, daß Tobsuchtszellen gepolstert sein müßten.

Clarisse wurde unsicher, denn vielleicht hatten die Zellen aus hellem Gummi bestanden, und so schnitt sie den Einwand ab. «Früher vielleicht,» sagte sie entschlossen «in der Zeit der Polstermöbel und Quastenvorhänge mögen auch die Tobsuchtszellen gepolstert gewesen sein. Aber heute, wo man sachlich und räumlich denkt, ist das ganz unmöglich. Die geistige Entwicklung macht eben auch vor Irrenhäusern nicht halt!»

Stumm wollte aber lieber etwas von den Tobsüchtigen erfahren, als sich bei der Frage aufzuhalten, welche Zusammenhänge zwischen ihnen und der Malerei und Architektur beständen, und so erwiderte er: «Hochinteressant! Aber jetzt bin ich wirklich gespannt, wie es in diesen modernen Räumen zugegangen ist?!»

«Sie werden überrascht sein» erzählte Clarisse: «So still wie auf einem Friedhof!»

«Interessant! Ich erinnere mich, daß es auch auf dem Hof mit den Mördern, die wir gemeinsam gesehen haben, einige Augenblicke so still gewesen ist!»

«Diesmal hat aber nur ein einziger Mann einen gestreiften Leinenkittel angehabt» fuhr Clarisse fort. «Ein schwacher, kleiner alter Mann mit blinzelnden Augen.» Und plötzlich lachte sie laut auf. «Er hat geträumt, daß ihn seine Frau betrügt, und hat sie nach dem Aufwachen am Morgen mit dem Stiefelknecht erschlagen!»

Auch Stumm lachte. «Gleich als er aufgewacht ist mit dem Stiefelknecht? Das ist ausgezeichnet!» pflichtete er bei. «Der hat es offenbar eilig gehabt! Und die andern? «Warum sagen Sie, daß gerade nur er einen Kittel angehabt hat?»

«Weil die andern schwarz waren. Sie sind stiller als die Toten gewesen» erwiderte Clarisse, von Ernst ergriffen.

«Und scheinen überhaupt keine lustigen Menschen zu sein!» meinte Stumm.

«Oh, erinnern Sie sich an den Nußknacker!» wandte Clarisse ein.

Der General wußte im Augenblick nicht, wen sie meine.

«An den mit den Nußknackerzähnen, der zu mir gesagt hat, daß Wien eine schöne Stadt sei!»

«Und was haben die Diesmaligen zu Ihnen gesagt?» fragte der General lächelnd.

«Ich habe doch schon erzählt, daß sie stumm waren!»

«Aber Gnädigste,» entschuldigte sich Stumm «das nennt man doch nicht Tobsucht!?»

«Sie haben eben erst auf ihre Anfälle gewartet!»

«Wieso gewartet?! Es ist sonderbar, daß man auf einen Tobsuchtsanfall wartet wie auf einen inspizierenden Korpskommandanten. Und Sie sagen noch dazu, daß sie schwarz angezogen waren: also sozusagen eine Paradeadjustierung? Ich fürchte, Gnädigste, daß Sie da in diesem Augenblick falsch beobachtet haben müssen! Ich bitte untertänigst um Entschuldigung, aber ich pflege mir solche Dinge immer ganz genau vorzustellen!»

Clarisse, der es gar nicht unangenehm war, daß Stumm auf Genauigkeit bestand, denn irgend etwas beschwerte auch sie durch eine Unverständlichkeit, gab zur Antwort: «Dr. Friedenthal hat es mir so erklärt, und ich kann Ihnen nur wiederholen, General, es war so. Drei Herren haben dort gewartet; und alle drei haben schwarze Anzüge angehabt, und ihre Haare und Bärte sind schwarz gewesen. Der eine war ein Arzt, der andere ein Rechtsanwalt, und der dritte ein reicher Kaufmann. Sie haben ausgesehn wie politische Märtyrer, die erschossen werden sollen.»

«Warum haben sie so ausgesehn?» fragte der ungläubige Stumm.

«Weil sie weder eine Krawatte noch einen Kragen umgebunden hatten.»

«Vielleicht waren die Herren gerade erst eingeliefert worden?»

«Aber nein, Friedenthal hat doch gesagt, daß sie schon lange in der Anstalt sind!» versicherte Clarisse, sich ereifernd. «Und trotzdem haben sie so ausgesehn, als könnten sie jeden Augenblick aufstehn und ins Büro gehn oder zu einem Patienten. Das ist ja gerade so sonderbar gewesen!»

«Nun, mir kann es ja einerlei sein, gnädige Frau» erwiderte Stumm einlenkend, und doch mit einer Großartigkeit, die neu an ihm war, wobei er seine Stiefel unternehmend mit dem Reitstöckchen klopfte. «Ich habe schon Narren in Uniform gesehen und halte mehr Leute für verrückt, als man mir zutraut. Aber gerade <Toben> habe ich mir – lebhafter vorgestellt, auch wenn ich einräume, daß man von niemand verlangen kann, daß er ununterbrochen tobt. Und daß gleich alle drei so still gewesen sind –: es tut mir leid, daß ich nicht selbst dabei gewesen bin, denn diesen Doktor Friedenthal halte ich schon für fähig, daß er einem etwas vorschwindelt!»

«Sie haben, wenn er gesprochen hat, ganz stumm aufgehört» berichtete Clarisse. «Man hätte überhaupt nicht bemerkt, daß sie krank sind, wenn man sie nicht gerade dort angetroffen hätte. Und denken Sie, als wir weggegangen sind, ist der, der Arzt war, aufgestanden und hat mir mit einer wirklich ritterlichen Gebärde den Vortritt angeboten und hat zu Friedenthal gesagt: <Doktor, Sie bringen so oft Besuch. Immer führen Sie Gäste herum. Heute komme ich auch einmal mit.>»

«Und da haben sich natürlich diese Fleischerhunde, die Lackel von Aufsehern sofort –!» begann der General heftig, wenn er auch vielleicht mehr von der Tragödin als von der Tragödie gerührt war.

«Nein, man hat ihn nicht angepackt» unterbrach Clarisse. «Man hat ihn wirklich mit Respekt daran gehindert, mir zu folgen. Und ich versichere Ihnen, gerade auf solche höfliche und schweigende Art ist alles erschütternd gewesen. So wie mit kostbarem schweren Tuch verhangen ist dort die Welt, und die Worte, die man sagen möchte, haben keinen Klang. Man kann sie schwer verstehn, diese Menschen! Man müßte selbst lange Zeit im Irrenhaus leben, um in ihre Welt eindringen zu können!»



«Eine köstliche Idee! lieber Gott!» erwiderte Stumm schnell. «Gnädigste wissen, daß ich Ihnen ein ziemliches Verständnis für den Wert einer Auflockerung des bürgerlichen Geistes durch Mord und Krankheit verdanke: aber gewisse Schranken müssen eingehalten werden!»

Sie waren unter diesen Worten an den Hügel herangekommen, dem sie zustrebten, und der General schöpfte Atem, ehe er den pfadlosen Anstieg unternahm. Clarisse musterte ihn mit einem Ausdruck dankbarer Sorgfalt und etwas zärtlichem Spott, was an ihr selten vorkam. «Einer hat doch getobt!» teilte sie ihm schelmisch mit, wie man ein bis dahin verborgen gehaltenes Geschenk hervorholt.

«Also, also! Nun sehen Sie!» rief Stumm aus, und etwas anderes fiel ihm nicht ein. Aber sein Mund blieb offen und suchte ohne seinen Geist nach einem Wort, und plötzlich klopfte Stumm wieder mit dem Stöckchen gegen die Stiefel. «Aber natürlich, der Schrei!» fügte er hinzu. «Gnädige Frau haben doch gleich im Anfang von Schreien gesprochen, die man gehört hat, und das hat mir bei der Totenstille gefehlt! Aber Sie erzählen so großartig, daß man alles vergißt!»

«Wie wir vor der Türe gestanden sind, aus der bald ein furchtbarer Schrei, bald ein eigentümliches Ächzen gedrungen ist,» begann Clarisse «hat mich Friedenthal noch einmal gefragt, ob ich wirklich eintreten wolle. Ich habe vor Aufregung kaum antworten können, aber die Wärter haben sich nicht darum gekümmert, sondern haben mit dem Aufschließen begonnen. Sie können sich denken, Herr General, daß ich mich in diesem Augenblick heftig gefürchtet habe, denn schließlich bin ich ja nur eine Frau. Ich hatte das Gefühl: wenn die Tür aufgeht, wird sich der Tobsüchtige auf mich stürzen –!»

«Man hört ja auch immer, daß solche Geisteskranke furchtbare Kräfte besitzen sollen!» half der General mit.

«Ja; aber als die Türe offen war, und wir sind alle auf der Schwelle gestanden: da hat er sich überhaupt nicht um uns gekümmert!»

«Nicht gekümmert?!» fragte Stumm.

«Nicht im geringsten! Er war fast so groß wie Ulrich und vielleicht so alt wie ich. Er ist in der Mitte der Zelle gestanden, mit vorgeneigtem Kopf und auf auseinandergespreizten Beinen. So!» Clarisse machte es nach.

«Auch schwarz angezogen gewesen?» fragte der General.

«Nein, ganz nackt.»

(Der General sieht Clarisse von oben bis unten an.)

«In seinem braunblonden Jungmännerbart ist dicker Speichelschaum gesessen, die Muskeln sind aus seiner Magerkeit förmlich hervorgetreten, er war nackt, und seine Haare, ich meine bestimmte Haare –»

«Gnädigste erzählen so plastisch, daß man alles vor sich sieht!» schaltete Stumm beruhigend zum Zeichen ein, daß er verstehe.

«Die sind glanzlos hell gewesen, unverschämt hell; er hat uns damit fixiert wie mit einem Auge, das einen ansieht und zugleich nichts von einem bemerkt!»

(Diese Intimität muß dem General doch zu Kopf steigen.)

Clarisse war oben angelangt, der General saß zu ihren Füßen. Man sah von der «Sprungschanze» auf abfallende Wiesen und Weingärten, auf kleine und große Häuser, die ohne Ordnung von

unten ein Stück den Hang emporzogen, und an einer Stelle entwich der Blick in die reizvolle Tiefe des Hügellands, das weit hinten an hohe Berge grenzte. Wenn man aber, so wie Stumm, auf einem niedrigen Baumstumpf saß, sah man bloß irgendwelche Waldbuckel, die sich gegen den Himmel krümmten, weiße Wolken in den bekannten, dick dahinschwimmenden Ballen und Clarisse. Diese stand mit gespreizten Beinen vor dem General und machte ihm den Tobsuchtsanfall vor. Sie hielt einen Arm rechtwinklig abgebogen und steif an den Körper geschlossen, hatte den Kopf vorgeneigt und führte mit dem Oberkörper in regelmäßiger Folge eine flach vorwärtskreisende, ruckartige Bewegung aus, wobei sie einen Finger nach dem andern abbog, als ob sie zählte. Und jede dieser Bewegungen ließ sie von einem keuchend ausgestoßenen Schrei begleitet sein, dessen Stärke sie aber rücksichtsvoll dämpfte. «Das Eigentliche kann man aber doch nicht nachmachen» erläuterte sie. «Das ist die ungeheuerliche Anstrengung bei jedem Wurf, die einen Eindruck macht, als müßte der Mensch jedesmal seinen Leib aus einem Schraubstock reißen ...»

«Aber das ist ja Mora!» rief der General aus. «Kennen Sie nicht dieses Glücksspiel? Wer die richtige Fingerzahl errät, gewinnt. Aber Sie dürfen nicht einen Finger nach dem andern abbiegen, sondern müssen so viele zeigen, wie Ihnen gerade einfällt! An der italienischen Grenze spielen es alle unsere Bauern.»

«Es ist wirklich Mora» sagte Clarisse, die das schon auf Reisen gesehen hatte. «Und er hat es auch so gemacht, wie *Sie* es beschreiben!»

«Also Mora» wiederholte Stumm befriedigt. «Aber wie diese Irrsinnigen nur auf ihre Ideen kommen, möchte ich wissen!» fügte er hinzu, und damit begann erst der anstrengende Teil der Unterredung.

Clarisse setzte sich neben den General auf den Baumstumpf, ein wenig abgerückt von ihm, so daß sie ihn, wenn es sein mußte, «ins Auge fassen» konnte, wobei er jedesmal ein lächerlich schreckliches Gefühl hatte, als ob ihn ein Hirschkäfer zwicke. Sie war bereit, ihm das Gefühlsleben der Irren zu erklären, so wie sie es selbst durch vieles Nachdenken verstand. Einen der wichtigsten Plätze nahm darin die Vorstellung ein – mit der sie alles auf sich bezog –, daß die sogenannten Geisteskranken eine Art genialer Wesen seien, die man verschwinden lasse und um ihr Recht bringe, wogegen sie sich aus irgendwelchen Gründen, die Clarisse noch nicht herausgefunden hatte, nicht wehren könnten. Es war nur natürlich, daß der General dieser Auffassung nicht beipflichten konnte, und wunderte weder sie noch ihn.

«Ich will schon zugeben, Gnädigste, daß so ein Narr einmal etwas erraten kann, was unsereiner nicht weiß» verwahrte er sich. «Derartig stellt man sie sich ja auch vor, sie haben so einen gewissen Nimbus; aber daß sie geradezu mehr denken sollten als wir Gesunde: nein, da darf ich wohl bitten!»

Clarisse beharrte jedoch ernsthaft dabei, daß die geistig Gesunden weniger dächten als die geistig Nichtgesunden. «Sind Sie schon einmal vom Hundertsten ins Tausendste gekommen, General?» fragte sie Stumm, und das mußte er bejahen. «Sind Sie denn auch ein andermal umgekehrt, vom Tausendsten ins Hundertste gekommen?» fragte sie weiter, und das wollte Stumm, nachdem er eine Weile darüber nachgedacht hatte, was es heiße, natürlich noch weniger verneinen, denn es ist ja der Stolz des Mannes, sich sogar bis an das Eine durchzudenken, das man die Wahrheit heißt.

Aber Clarisse folgerte: «Sehen Sie, und das ist nichts als Feigheit, dieses immer ordentliche und überlegte Nachdenken! Die Männer werden es wegen ihrer Feigheit nie zu etwas bringen!»

«Das habe ich noch nie gehört!» versicherte Stumm ablehnend.

Clarisse rückte mit den Augen an ihn heran. «Sicher hat Ihnen schon eine Frau zugeflüstert: Du Gott-Mensch?!»

Stumm erinnerte sich nicht daran, aber das wollte er nicht zugeben, darum vollführte er bloß eine Gebärde, die sowohl heißen konnte: leider nein, als auch: das hört man bis zum Überdruß! Und in Worten antwortete er: «Manche Frauen sind ja sehr exaltiert! Aber wie soll das eigentlich mit unserem Gespräch zusammenhängen? So etwas ist einfach ein übertriebenes Kompliment!»

«Sie erinnern sich an den Maler, dessen Zeichnungen uns der Doktor gezeigt hat?» fragte Clarisse.

«Ja, natürlich. Das war ganz hervorragend, was der gemalt hat!»

«Er war unzufrieden mit Friedenthal, weil dieser von Kunst nichts versteht. <Zeig es diesem Herrn!> hat er gesagt und dabei auf mich gewiesen» fuhr Clarisse fort und faßte den General plötzlich wieder ins Auge. «Glauben Sie denn, daß es auch bloß ein Kompliment gewesen sei, daß er mich als einen Mann angesprochen hat?!»

«Das ist eben so eine von diesen Ideen» meinte Stumm. «Darüber habe ich wirklich nicht nachgedacht. Ich möchte vielleicht annehmen, daß es das ist, was man eine Assoziation nennt, oder eine Analogie, oder so etwas. Er hat halt irgendeine Ursache gehabt, Sie für einen Mann zu halten!»

Obwohl Stumm überzeugt war, Clarisse mit diesen letzten Worten etwas erklärt zu haben, wurde er doch durch die Wärme überrascht, mit der sie ausrief: «Ausgezeichnet! Dann brauche ich Ihnen ja bloß zu sagen, daß es die gleiche Ursache hat, wenn in der Liebe von Gott-Mensch geflüstert wird! Die Welt ist nämlich voll Doppelwesen!»

Man darf natürlich nicht glauben, daß es Stumm angenehm war, wenn Clarisse so sprach und dabei aus den zusammengekniffenen Augen einen gespaltenen Blick hervorschoß; er überlegte dann vielmehr, ob es nicht doch richtiger wäre, solche Gespräche nicht in Uniform zu führen und zum nächsten Spaziergang in Zivil zu erscheinen. Aber andererseits hatte der gute Stumm, der Clarisse mit großer Vorsicht, wenn nicht verheimlichtem Schrecken, bewunderte, den ehrgeizigen Wunsch, diese so leidenschaftliche junge Frau zu verstehn und von ihr verstanden zu werden, weshalb er ihrer Behauptung rasch eine gute Seite abgewann. Er legte sie sich so zurecht, daß am Menschen und in der Welt eben das meiste zweideutig sei, was sich recht gut seinem neuen Pessimismus anschloß, und beruhigte sich des weiteren mit der Annahme, daß denn auch Gott-Mensch und Mann-Frau nicht anders gemeint sein werde, als was man von jedem behaupten könne, daß er ein bisschen ein edler Mensch und ein bisschen ein Schuft sei. Immerhin zog er es vor, das Gespräch zu der natürlichen Auffassung zurückzuwenden, und begann seine Kenntnisse von Analogien, Vergleichen, symbolischer Ausdrucksweise und ähnlichem zu entwickeln.

«Verzeihen und erlauben gnädige Frau, daß ich für einen Augenblick Ihre Anregung aufnehme und mich in den Gedanken versetze, daß Sie wirklich ein Mann wären,» so fing der vom Schutzengel der Intuition Beratene das an und fuhr in der gleichen Weise fort: «denn dann könnten Sie sich vorstellen, was es bedeutete, wenn eine Dame einen dichten Schleier trägt und nur ganz wenig von ihrem Gesicht zeigt; oder, was beinahe das gleiche ist, wenn sich eine Balltoilette beim Tanzen ein wenig vom Boden hebt und den Beinansatz zeigt: So ist es ja noch vor ein paar Jahren gewesen, ungefähr bis zu meiner Majorszeit; und solche Andeutungen treffen einen nämlich viel stärker, ich möchte beinahe sagen: leidenschaftlicher, als wenn man die Dame

bis zum Knie sieht oder sozusagen ohne Hindernisse – ja, gerade Hindernisse ist das richtige Wort! Denn so möchte ich auch das beschreiben, worin eine Analogie oder ein Vergleich oder ein Symbol besteht: sie bereiten dem Denken Hindernisse und erregen es dadurch stärker, als es gewöhnlich der Fall ist. Ich glaube, das meinen Sie, wenn Sie sagen, daß das gewöhnliche Nachdenken etwas Feiges hat!»

Aber Clarisse meinte das ganz und gar nicht. «Der Mensch hat die Pflicht, über die bloßen Andeutungen hinauszugelangen!» forderte sie.

«Überaus merkwürdig!» rief Stumm nun aus, ehrlich berührt. «Der alte Graf Leinsdorf sagt ganz das gleiche wie Sie! Ich habe mich erst unlängst mit dem erlauchteren Herrn auf das eingehendste über Gleichnisse und Symbole unterhalten, und da hat er in Bezug auf die Patriotische Aktion genau das gleiche geäußert wie gnädige Frau, daß wir alle die Verpflichtung hätten, über den Zustand des Gleichnisses hinaus zur Wirklichkeit zu gelangen!»

«Ich habe ihm einmal einen Brief geschrieben und ihn darin gebeten, sich für die Freilassung des Moosbrugger einzusetzen» erzählte Clarisse.

«Und was hat er Ihnen geantwortet? Das könnte er nämlich gar nicht; ich meine: selbst wenn er könnte, könnte er es nicht, weil er ein viel zu konservativer und legaler Herr ist!»

«Sie könnten es aber?» fragte Clarisse.

«Aber nein; was im Irrenhaus ist, soll schon dort bleiben. Da mag es noch so vieldeutig sein. Wissen Sie, Vorsicht ist die Mutter der Weisheit!»

«Und was ist das?» fragte Clarisse lächelnd, denn sie hatte am Portepée des Generals den eingewebten Doppeladler entdeckt, das Wahrzeichen der kaiserlichen und königlichen Monarchie. «Was ist dieser Doppeladler?»

«Ich verstehe nicht. Was soll der Doppeladler sein? Es ist eben der Doppeladler!»

«Aber was ist ein Doppeladler? Ein Adler mit zwei Köpfen? In der Welt fliegen doch nur einköpfige Adler herum?! Ich mache Sie also darauf aufmerksam, daß Sie an Ihrem Säbel das Symbol eines Doppelwesens tragen! Ich wiederhole Ihnen, Herr General, die bezaubernden Dinge ruhen wahrscheinlich alle auf uraltem Irrsinn!»

«Pst! Das darf ich nicht anhören!» verwahrte sich der General lächelnd ...

[<]

**63**

Laubumkränzter Waffenstillstand zwischen Walter und Clarisse

*[Entwurf]*

Während sie sich ihrer Wohnung wieder näherte, wurde sie von der theatralischen Vorstellung begleitet, ein Mensch zu sein, der von weit her zurückkehrt. Sie hatte ihren Tanz aufgegeben, aber aus irgendeinem Grund summte in ihrem Kopf das Lied: «Mein Vater Parsifal trug seine Krone, sein Ritter, ich, bin Lohengrin genannt.» Als sie die Türe durchschritt und sich mit jähem

Wechsel aus der schon hart und warm gewordenen Helle des jungen Morgens in die schlafende Dämmerung des Treppenhauses eintreten fühlte, meinte sie von einer Falle gefangen zu sein. Die Stufen, die sie hinanstieg, gaben unter ihrem leichten Gewicht einen ganz leisen Laut von sich, der wie ein gehauchter Seufzer klang und dem nichts im ganzen Hause antwortete. Clarisse drückte vorsichtig die Klinke des Schlafzimmers nieder; Walter schlief noch!

Milchkaffeefarbenes, durch die groben Leinenvorhänge eingedrungenes Licht und der Kinderstubengeruch der endenden Nacht begrüßten sie. Walters Lippen sahen knabenhaft trotzig und warm aus; doch war das Gesicht jetzt einfach, ja verarmt. Es war darin weit weniger zu finden, als es gewöhnlich den Anschein hatte. Bloß ein wollüstiges Machtbedürfnis, das sich sonst nicht zeigte, war jetzt zu beobachten. Clarisse betrachtete reglos an seinem Lager stehend ihren Gatten; und er ahnte sich durch ihren Eintritt im Schlaf gestört und wälzte sich zur anderen Seite. Sie genoß zögernd die Überlegenheit des wachenden über den schlafenden Menschen; sie bekam Lust, ihn zu küssen oder zu streicheln oder auch zu erschrecken, konnte sich aber nicht entscheiden. Sie wollte sich auch nicht der Gefährdung aussetzen, die mit dem Schlafzimmer verbunden war, und offenbar traf es sie unvorbereitet, Walter noch schlafend zu finden. Sie riß von einem Stück Tütenpapier, das von einem Einkauf auf dem Tisch liegengelassen war, eine Ecke ab und schrieb mit ihren großen Buchstaben darauf: «Ich habe bei dem Schläfer Besuch gemacht und erwarte ihn im Wald.»

Als Walter bald darauf erwachte und das leere Bett neben dem seinen wahrte, entsann er sich dumpf, daß während des Schlafes etwas im Zimmer vor sich gegangen sei, sah nach der Uhr, entdeckte den Zettel und streifte rasch die Nachtbefangenheit ab, denn er hatte sich vorgenommen, an diesem Tag besonders früh aufzustehen und zu arbeiten. Da dies nun aber nicht mehr möglich war, erwies es sich nach einiger Betrachtung auch als richtig, die Arbeit noch hinauszuschieben, und obwohl er sich gezwungen sah, sein Frühstück mühsam selbst zusammenzutragen, stand er bald in bester Laune unter den Strahlen der Vormittagssonne. Er setzte voraus, daß Clarisse in einem Hinterhalt stecken und sich in der Form eines Überfalls melden werde, sobald er den Wald betrete; und er zog die gewöhnliche Straße dahin, einen breiten, erdigen Karrenweg, zu dessen Bewältigung es ungefähr einer halben Stunde bedurfte. Es war Halbfeiertag, das heißt einer der Tage, die zwar Feiertage sind, aber amtlich nicht dafür gelten, weshalb merkwürdigerweise an ihnen gerade die Ämter und die sich ihnen anschließenden vornehmen Berufe ganz feierten, während die weniger verantwortlichen Leute und Geschäfte den halben Tag arbeiteten. Es hatte zur Folge, daß Walter einem Privatmann gleich in einer beinahe privaten Natur spazieren gehen durfte, in der außer ihm bloß einige unbeaufsichtigte Hühner umherliefen. Er streckte seinen Hals, ob er nicht am Waldrand oder vielleicht gar noch unterwegs ein farbiges Kleid entdeckte, aber nichts war zu sehen, und obwohl der Weg anfangs schön war, sank mit der steigenden Wärme bald des Wanderers Lust an der Bewegung. Das rasche Gehen erweichte seinen Kragen und die Poren seines Gesichts, bis sich jenes unangenehme Gefühl feuchter Wärme einstellte, das den menschlichen Körper zu einem Wäschestück erniedrigt. Walter nahm sich vor, sich wieder besser an die Natur zu gewöhnen; räumte sich die Entschuldigung ein, daß er vielleicht bloß zu warm gekleidet sei; ängstigte sich wohl auch darüber, daß ein Unwohlsein in ihm stecken möchte; und seine Gedanken, die anfangs sehr lebendig gewesen waren, wurden auf diese Weise allmählich unzusammenhängend und schwappten schließlich gleichsam in den Schuhen, indes der Weg nicht enden wollte.

Irgendwann dachte er: «Man denkt wahrhaftig als sogenannter normaler Mensch kaum weniger unzusammenhängend als ein Wahnsinniger!» und dann fiel ihm ein: «Man sagt übrigens auch: es ist wahnsinnig heiß!» Und er lächelte schwach darüber, daß man offenbar nicht ganz ohne Grund so spreche, da doch beispielsweise die Veränderung, die eine Fieberhitze im Kopf anrichte,

wirklich etwas Mittleres zwischen den Symptomen der gewöhnlichen Hitze und denen einer Geistesstörung darstelle. Und so, ohne es völlig ernst zu nehmen, ließ sich vielleicht auch von Clarisse sagen, daß sie immer das gewesen sei, was man einen verrückten Menschen nennt, ohne daß es ein kranker sein müßte. Auf diese Frage hätte Walter gerne die Antwort besessen. Der Bruder und Arzt sagte, es bestünde nicht die mindeste Gefahr. Aber Walter glaubte seit langem zu wissen, daß sich Clarisse bereits jenseits einer gewissen Grenze befinde. Es war ihm manchmal zumute, sie umschwebe ihn bloß noch wie ein Abgeschiedener, von denen doch auch gesagt wird, daß sie sich nicht gleich von dem trennen könnten, was sie geliebt hätten. Diese Vorstellung war nicht ungeeignet, seinen Stolz zu heben, denn wenig andere Menschen wären solchem – wie er es nun nannte: schaurig-schönen – Ringen der Liebe mit dem Ungeheuerlichen gewachsen gewesen! Freilich fühlte er sich manchmal auch zaghaft. Ein plötzlicher Stoß oder Zusammenbruch konnte seine Frau ins völlig Abstoßende und Häßliche entrücken, und das wäre noch das mindeste gewesen, denn wie, wenn sie ihn dann nicht abstieße?! Nein, Walter nahm an, daß sie ihn abstoßen müßte, denn der entartete Geist sei häßlich! Und Clarisse müßte dann wohl auch in eine Anstalt gebracht werden, wofür es an Geld fehlte. All das war sehr niederdrückend. Dennoch hatte er sich manchmal, wenn ihre Seele gleichsam schon vor den Fensterscheiben flatterte, so kühn gefühlt, daß er nicht wissen wollte, ob er sie noch zu sich hereinziehen oder sich lieber zu ihr hinausstürzen solle.

Über solchen Gedanken vergaß er den sonniganstrengenden Weg, unterließ es schließlich aber auch zu denken, so daß er wohl lebhaft bewegt verblieb, aber eigentlich ohne Inhalt, oder von schrecklich gewöhnlichen Inhalten erfüllt wurde, die er pathetisch aufnahm; er wanderte wie ein Rhythmus ohne Töne, und als er mit Clarisse zusammenstieß, wäre er beinahe über sie gestolpert. Auch sie war zuerst dem breiten Weg gefolgt, und sie hatte am Waldrand eine kleine Einbuchtung gefunden, wo das ausgegossene Sonnenlicht bei jedem Windhauch den Schatten beleckte wie eine Göttin ein Tier. Der Boden stieg dort sacht an, und da sie am Rücken lag, sah sie die Welt in einem wunderlichen Zwickel. Durch irgendeine gestaltliche Verwandtschaft bemächtigte sich dabei ihres Gemüts auch die unheimliche Stimmung wieder, die sich an diesem Tag besonders leicht in ihre Heiterkeit mengte, und sie begann bei diesem lange dauernden Blick in die waagrecht verschrobene Landschaft Trauer zu empfinden, als ob sie ein Leid oder eine Sünde oder ein Schicksal auf sich nehmen sollte. Eine große Verlassenheit, Verfrühtheit und Opfergewartigkeit war in der Welt, ähnlich wie sie es bei ihrem ersten Ausgang vorgefunden hatte, als ihr der Tag erst «an die Knöchel reichte». Unwillkürlich suchten ihre Augen die Stelle, wo hinter entfernteren Hängen, und ihr nicht sichtbar, die ausgedehnten Gebäude des Irrenhauses liegen mußten; und als sie sie gefunden zu haben glaubte, beruhigte sie das, wie es den Liebenden beruhigt, die Richtung zu wissen, in der seine Gedanken die Geliebte finden können. Ihre Gedanken «flogen» aber nicht hin. «Sie hocken jetzt, ganz stumm geworden, wie große schwarze Vögel neben mir in der Sonne», dachte sie, und das damit verbundene groß- und schwermütige Gefühl dauerte an, bis Clarisse von ferne Walters ansichtig wurde. Da hatte sie plötzlich von ihrem Leid genug, versteckte sich hinter den Bäumen, hielt die Hände wie einen Trichter vor den Mund und rief, so laut sie konnte: «Kuckuck!» Dann richtete sie sich auf und lief weiter ins Innere des Waldes hinein, änderte aber alsbald ihre Absicht von neuem und warf sich in der Nähe des Wegs, den Walter benutzen mußte, in die warmen Waldkräuter. Dessen Gesicht kam denn auch im Glauben, unbeobachtet zu sein, daher, drückte nichts aus als die leicht bewegte, unbewußte Achtsamkeit auf die Hindernisse des Wegs und war dadurch sehr sonderbar, ja eigentlich männlich entschlossen anzusehn. Als er ahnungslos nahe war, streckte Clarisse den Arm aus und griff nach seinem Fuß, und das war dieser Augenblick, wo Walter fast gefallen wäre und nun, beinahe unter seinem Auge liegend und den Blick lächelnd zu ihm emporgehoben, seine

Frau gewährte, die unerachtet einiger seiner Befürchtungen nicht im mindesten häßlich aussah.

Clarisse lachte, Walter setzte sich neben sie auf einen Baumstumpf und trocknete den Hals mit dem Sacktuch. «Ach du ...!» begann er, und dann sagte er erst nach einer Weile: «Ich habe heute eigentlich arbeiten wollen ...!»

«Wollen!?» spottete Clarisse. Aber es verletzte diesmal nicht. Das Wort schwirrte von ihrer Zunge und mengte sich in das muntere Geschwirre der Waldfliegen, das wie kleine Metallpfeile durch die Sonne und am Ohr vorbei sauste.

Er erwiderte: «Ich gebe zu, daß ich es in letzter Zeit nicht für richtig gehalten habe zu arbeiten, wenn man ebenso gut die frischen Blumen riechen könnte. Es bleibt eine Einseitigkeit; es geht gegen die Pflicht zur Vollständigkeit!»

Da er eine kurze Pause machte, warf Clarisse einen kleinen Zapfen, der ihr in die Hand geraten war, mehrmals hoch und fing ihn wieder auf.

«Ich weiß natürlich auch, was man dagegen sagen könnte!» versicherte Walter.

Clarisse ließ den Zapfen zu Boden fallen und fragte lebhaft: «Du wirst also doch wieder zu arbeiten beginnen? Man braucht heute eine Kunst mit so großen Pinselstrichen und Tonsprüngen!» Sie machte eine Armbewegung von einem Meter Spanne.

«Ich brauche damit ja nicht gleich anzufangen» wandte Walter ein. «Überhaupt ist mir diese ganze Problematik des Einzelkünstlers noch verdächtig. Wir brauchen heute eine Problematik der Gesamtheit —» Kaum hatte er aber das Wort «Problematik» ausgesprochen, kam ihm das in der Stille des Waldes ganz überreizt vor. Er fügte darum etwas Neues hinzu: «Im Grunde ist es aber überhaupt eine lebenswidrige Forderung, daß ein Mensch etwas, das er liebt, malen soll; im Falle des Landschaftsmalers die Natur!»

«Aber ein Maler malt doch auch seine Geliebte» warf Clarisse ein. «Teils liebt ein Maler, teils malt er!»

Walter sah seinen schönen letzten Gedanken zusammenschrumpfen. Er war nicht gelaunt, ihm neuen Atem einzuhauchen; immerhin blieb er überzeugt, daß der Gedanke bedeutend gewesen sei und bloß der aufmerksamen Bearbeitung bedurft hätte. Und Finkenschlag, Klopfen des Spechts, Summen der kleinen Kerbtiere: es zog nicht zur Arbeit, sondern eher hinab in eine unendliche Tiefe der Trägheit.

«Wir sind einander ja doch sehr ähnlich, du und ich,» sagte er genußvoll «wie nicht bald ein zweites Paar! Andere malen, musizieren oder schreiben, und ich verweigere es mir: es ist im Grunde ebenso radikal wie dein Eifer!»

Clarisse drehte sich auf die Seite, stützte den Ellbogen auf und öffnete den Mund zu einer wütenden Entgegnung. «Ich werde dich schon noch ganz befreien!» sagte sie rasch.

Walter blickte zärtlich zu ihr hinab. «Was meinst du eigentlich, wenn du sagst, daß wir von unserer Sündengestalt erlöst werden müßten?» fragte er sie begierig. 204

Clarisse antwortete diesmal nicht. Sie hatte den Eindruck, wenn sie jetzt spräche, ginge es zu schnell auf und davon, und obwohl sie die Absicht hatte zu sprechen, fühlte sie sich durch den Wald verwirrt; denn der Wald war auf ihrer Seite, so etwas läßt sich nicht recht ausdrücken, wohl aber deutlich bemerken.

Walter bohrte in der süßen Wunde herum. «Hast du mit Meingast wirklich wieder darüber gesprochen?» fragte er ansinnend, aber doch zögernd, ja geängstigt davon, daß sie es getan haben

könnte, obwohl er es ihr verboten hätte.

Clarisse log, denn sie schüttelte den Kopf; aber sie lächelte dazu.

«Kannst du dich noch an die Zeit erinnern, als wir Meingasts ‹Sünden› auf uns genommen haben?» forschte er weiter. Er nahm ihre Hand. Clarisse ließ ihm aber nur einen Finger. Es ist ein merkwürdiger Zustand, wenn sich ein Mann ebenso widerstrebend wie bereitwillig selbst daran erinnern muß, daß beinahe alles, was seine Geliebte ihm schenkt, schon vorher einem andern gehört hat; es ist vielleicht das Zeichen einer allzustarken Liebe, vielleicht das einer schwächlichen Seele, und Walter suchte manchmal geradezu diesen Zustand. Er liebte die fünfzehn- bis siebzehnjährige Clarisse, die niemals ganz und restlos von ihm eingenommen war, beinahe mehr als die gegenwärtige, und die Erinnerung an ihre Zärtlichkeiten, die vielleicht der Widerschein von Meingasts Unanständigkeit gewesen waren, erregte ihn eigentümlich tiefer als die im Vergleich damit kühle Unangefochtenheit der Ehe. Es war ihm beinahe angenehm zu wissen, daß Clarisse für Ulrich und vollends nun wieder für den großartig veränderten Meingast gern einen Seitenblick übrig hatte, und die Art, wie diese Männer ungünstig auf ihre Phantasie wirkten, vergrößerte sein Verlangen nach seiner Frau so, wie die Schatten von Ausschweifung und Lust unter einem Auge dieses größer erscheinen lassen. Gewiß, Männer, in denen die Eifersucht nichts anderes neben sich duldet, Vollmänner, werden das nicht erleben; aber seine Eifersucht war voll Liebe, und wenn das so ist, dann wird die Qual so genau, so deutlich, so lebendig, daß sie beinahe eine miterlebte Lust ist. Wenn sich Walter seine Frau in der Hingabe an einen anderen vorstellte, so empfand er stärker, als wenn er sie in seinen eigenen Armen hielt, und er dachte etwas betroffen zu seiner Entschuldigung: «Wenn ich als Maler ein Gesicht mit den feinsten Biegungen seiner Linien sehen soll, so blicke ich es auch nicht unmittelbar, sondern in einem Spiegel an ...!» (Wie alle Dilettanten legte er besonderen Wert auf diese Kenntnisse.) Es stachelte ihn erst recht, daß er sich solchen Gedanken im Wald, in der gesunden Natur hingebe, und die Hände, die Clarissens Finger hielten, begannen zu zittern. Er mußte etwas sagen, aber das, was er dachte, konnte es nicht sein. Etwas gepreßt scherzte er: «Nun willst du also meine Sünden auf dich nehmen, doch wie wirst du das tun?» Er lächelte; aber Clarisse bemerkte, daß sich ein leichtes Zittern auf seinen Lippen ausbreitete. Das paßte ihr jetzt nicht; obwohl es immer zum Lachen wunderbar ist, dieses Bild, wie ein Mann, einen viel zu großen Ballen unnützer Gedanken mitschleppend, jene kleine Pforte durchschreiten will, zu der es ihn hinzieht. Sie setzte sich jetzt vollends auf, sah Walter mit einem spöttisch-ernsten Blick an, schüttelte abermals den Kopf und begann nachdenklich:

«Glaubst du nicht, daß in der Welt Zeiten der Manie mit Zeiten der Depression wechseln? Gedrängte, aufgeregte, fruchtbare Aufschwungzeiten, die das Neue bringen, mit mutlosen, niedergeschlagenen, schlechten Jahrhunderten oder Jahrzehnten?» Walter sah sie beunruhigt an. «So ist es doch, und ich kann dir bloß nicht die Jahreszahlen sagen» fuhr sie fort und ergänzte: «Der Aufschwung muß nicht schön sein, er muß sogar vieles abschütteln, was immerhin schön sein mag, er kann wie eine Krankheit aussehen: Ich bin überzeugt, daß die Menschheit von Zeit zu Zeit geisteskrank werden muß, um die Synthese zu erneuern und Höheren[?] Gesundheit zu vollziehen!»

Walter wollte nicht verstehen.

Clarisse sprach weiter: «Menschen mit deiner und meiner Empfindlichkeit spüren das! Wir leben jetzt in einer Niedergangszeit und darum kannst du auch nicht arbeiten. Noch dazu gibt es sinnliche Jahrhunderte und Jahrhunderte, die sich von der Sinnlichkeit abwenden. Du mußt dich darauf vorbereiten, daß du leiden wirst ...»



Merkwürdig berührte es Walter, daß Clarisse «Ich und Du» sagte. Das hatte sie lange nicht gesagt.

«Und natürlich gibt es Übergangszeiten» trug Clarisse nach. «Und Johannes-Menschen, Vorläufer; vielleicht sind wir zwei Vorläufer.»

Nun antwortete Walter: «Aber nun hast du doch schon deinen Willen gehabt und bist im Irrenhaus gewesen, nun sollten wir eigentlich wieder einer Meinung sein!»

«Du willst sagen, daß ich nicht wieder hingehn soll?» warf Clarisse ein und lächelte.

«Geh nicht wieder hin!» bat Walter. Aber er bat ohne Überzeugungskraft, das fühlte er selbst, seine Bitte sollte ihn bloß decken.

Clarisse gab zur Antwort: «Alle Vorläufen klagen über die Unentschiedenheit des Geistes, denn sie haben noch nicht den ganzen Glauben, aber keiner getraut sich der Unentschiedenheit ein Ende zu bereiten! Auch Meingast traut sich nicht» fügte sie hinzu.

Walter fragte: «Was müßte man sich denn getrauen?»

«Verstehst du, ein Volk kann nicht wahnsinnig sein» sagte Clarisse mit noch leiserer Stimme. «Es gibt nur persönlichen Wahnsinn. Wenn alle wahnsinnig sind, sind sie eben die Gesunden. Ist das nicht richtig? Also ist das Volk der Irren das gesündeste Volk; man muß es nur als Volk behandeln, und nicht als Kranke. Und ich sage dir, die Wahnsinnigen denken mehr als die Gesunden, und sie führen ein entschlossenes Leben, wozu wir niemals den Mut haben! Freilich zwingt man sie, es in einer Sündengestalt zu leben, oder sie können noch nicht anders!»

Walter schluckte und fragte: «Aber was ist Sündengestalt? Du sprichst so oft davon, und ebenso oft von Verwandlung, von Sünde-auf-sich-nehmen, von Doppelwesen und vielem anderen, das ich halb verstehe und halb nicht verstehe!»

Clarisse lächelte, und es war ihr verlegenes und etwas aufgeregtes Lächeln. «Das läßt sich nicht mit zwei Worten sagen» erwiderte sie. «Die Kranken sind eben Doppelwesen.»

«Nun ja, das hast du schon gesagt. Aber was bedeutet es denn?» Walter bohrte, er wollte wissen, was sie empfände; ohne Rücksicht auf sie.

Clarisse dachte nach. «Apollo ist in manchen Darstellungen Mann und Frau. Andererseits war der Apollo mit dem Pfeil nicht der Apollo mit der Leier, und die Diana von Ephesus war nicht die von Athen. Die griechischen Götter waren Doppelwesen, und wir haben das verlernt, aber wir sind auch Doppelwesen.»

Nach einer Weile sagte Walter: «Du übertreibst. Natürlich ist der Gott, wenn er Männer tötet, ein anderer, als wenn er musiziert –»

«Das ist gar nicht natürlich» versetzte ihm Clarisse. «Du wärst der gleiche! Du wärst nur verschieden erregt. Ein wenig bist du auch hier im Wald und dort im Zimmer verschieden, aber du bist kein anderer. Ich könnte sagen, du verwandelst dich niemals vollständig in das, was du tust; aber ich möchte nicht zu viel sagen. Wir haben die Begriffe für diese Vorgänge verloren. Die Alten hatten sie noch, die Griechen, das Volk Nietzsches!»

«Ja,» sagte Walter «vielleicht; vielleicht könnte man ganz anders sein, als wir sind.» Und dann schwieg er. Knickte ein Zweiglein. Sie lagen jetzt beide auf dem Boden, mit den Köpfen einander zugewandt. Schließlich fragte Walter: «Was für ein Doppelwesen bin ich denn?»

Clarisse lachte.

Er nahm seinen Zweig und kitzelte sie am Gesicht.

«Du bist Bock und Adler» sagte sie und lachte wieder.

«Ich bin doch kein Bock!» verwahrte sich Walter schmallend.

«Du bist ein Bock mit Adlerflügeln!» ergänzte Clarisse ihre Behauptung.

«Hast du das jetzt im Augenblick erfunden?» fragte Walter.

Es war ihr erst im Augenblick eingefallen, aber sie durfte etwas hinzufügen, was sie schon lange wußte: «Jeder Mensch hat ein Tier, in dem er sein Schicksal erkennen kann. Nietzsche hatte den Adler.»

«Du meinst vielleicht, was man Totem nennt. Weißt du, daß noch bei den Griechen die Götter bestimmte Begleittiere hatten: den Wolf, den Stier, die Gans, den Schwan, den Hund ...»

«Siehst du!» sagte Clarisse. «Das habe ich gar nicht gewußt, aber es ist wahr.» Und plötzlich fügte sie hinzu: «Weißt du, daß die Kranken Schweinereien machen? Eben solche wie damals der Mann, der unter mein Fenster gekommen war!» Und sie erzählte ihm die Geschichte mit dem Alten im Krankensaal, der ihr entgegengewinkt und sich dann so unanständig betragen hatte.

«Eine schöne Geschichte, das, und noch dazu vor dem General!» wandte Walter mit Eifer ein. «Du darfst wirklich nicht wieder hingehn!»

«Aber ich bitte dich, der General hat doch bloß Angst vor mir!» verteidigte sich Clarisse.

«Warum sollte er denn Angst haben?»

«Das weiß ich nicht. Aber du hast ja auch Angst, und Vater hatte Angst, und Meingast hat auch Angst vor mir» sagte Clarisse. «Wahrscheinlich besitze ich eine verdammte Kraft, so daß sich Männer, mit denen etwas nicht in Ordnung ist, mir anbieten müssen. Und kurz und gut, ich sage dir, die Kranken sind Doppelwesen aus Gott und Bock!»

«Ich habe Angst um *dich!*» flüsterte Walter mehr, leise und zärtlich, als daß er es sagte.

«Die Kranken sind aber nicht nur Doppelwesen aus Gott und Bock, sondern auch aus Kind und Mann und aus Trauer und Heiterkeit» fuhr Clarisse fort, ohne sich darum zu kümmern.

Walter schüttelte den Kopf. «Alle Männer hängen bei dir mit <Bock> zusammen?!»

«Gott, das ist schon so!» Clarisse verteidigte es ruhig. «Ich selbst trage doch auch die Figur des Bocks in mir!»

«Die Figur!» höhnte Walter ein wenig, aber unwillkürlich; denn das dauernde Wechseln der Vorstellungen machte ihn müde.

«Das Bild, das Vorbild, den Dämon – nenn es, wie du willst!»

Walter bedurfte einer Rast, er wünschte einen Abschnitt zu machen, er erwiderte: «Übrigens gebe ich zu, daß man in vieler Hinsicht wirklich ein Doppelwesen ist. Die neuere Psychologie →»

Clarisse unterbrach ihn heftig: «Nicht Psychologie! Ihr alle denkt viel zuviel!»

«Aber du hast doch behauptet, daß die Irren noch mehr denken als wir Gesunde?!» fragte Walter unwillkürlich.

«Dann habe ich es falsch gesagt. Sie denken anders. Energischer!» erwiderte sie und fuhr fort: «Es ist doch überhaupt gleichgültig, was man sich denkt; sobald man handelt, wird es gleichgültig, was man zuvor gedacht hat. Darum finde ich es richtig, nicht mehr zu reden,

sondern zu den Irren in ihr Haus zu gehn.»

«Einen Augenblick!» bat Walter. «Welches Doppelwesen ist das deine?»

«Ich bin in erster Linie Mann und Frau!»

«Soeben hast du aber noch Bock gesagt?»

«Auch. Auch! Das läßt sich nicht mit Zirkel und Lineal bestimmen.»

«Nein, so geht das nicht!» stöhnte Walter nun plötzlich auf, bedeckte die Augen mit den Händen und ballte die Hände zu Fäusten. Als er verstummt so liegen blieb, kroch Clarisse an ihn heran, schlang die Arme um seine Schultern und küßte ihn von Zeit zu Zeit.

Walter lag ohne sich zu rühren.

Clarisse flüsterte und murmelte etwas an seinem Ohr. Sie erklärte ihm, daß ihr vom Bock jener Mann unter das Fenster geschickt worden sei, und daß der Bock die Sinnlichkeit bedeute, die sich allenthalben vom übrigen Menschen getrennt habe. Alle Menschen kriechen abends zueinander ins Bett, und die Welt lassen sie stehn: diese niedere Lösung der großen im Menschen steckenden Lustkräfte müsse endlich einmal verhindert werden, dann wachse der Bock zum Gott! So hörte Walter sie reden. Und hatte sie denn nicht recht? Wie kam es doch, daß es ihm Freude bereitere? Wie kam es, daß ihm schon lange nichts anderes Freude bereitet hatte? Die Bilder nicht, die er früher bewundert hatte; die Meister der Musik, die er geliebt hatte, nicht; die großen Verse nicht und nicht die mächtigen Gedanken!? Und daß es ihm nun Freude bereitere Clarisse zuzuhören, wenn sie etwas erzählte, das jeder andere für Einbildungen hielte? So fragte sich Walter. Solange sein Leben vor ihm gelegen war, hatte er es voll großer Lust und Phantasie empfunden; seither hatte sich wahrhaftig der Eros davon getrennt. Tat er noch etwas mit ganzer Seele? War nicht alles, was er berührte, unwesentlich? Wahrhaftig, von seinen Fingerspitzen, von seiner Zungenspitze, seinen Eingeweiden, Augen und Ohren hatte sich die Liebe getrennt, und was übrig blieb, war bloß Asche in Lebensform oder, wie er es nun etwas großartig ausdrückte, «Jauche in geschliffenem Glas» –, war der «Bock»! Und neben ihm, an seinem Ohr, war Clarisse: ein kleiner Vogel, der plötzlich im Wald das zu weissagen begonnen hatte! Er brachte den suggestiven, den Befehlston nicht auf, ihr vorzuhalten, wo sie in ihren Ideen zu weit gehe und wo nicht. Sie war voll durcheinandergeschüttelter Bilder; und so voller Bilder wäre auch er einst gewesen, redete er sich ein. Und auch von diesen großen Bildern weiß man doch nicht, welche sich verwirklichen lassen werden und welche nicht. Jeder Mensch trage also eine Lichtgestalt in sich, behauptete jetzt Clarisse, die meisten beschieden sich aber, in der Sündengestalt zu leben, und Walter fand, daß man von ihm wohl sagen könne, er trage eine Lichtgestalt in sich, obwohl er, vielleicht sogar selbstbüßerisch, jedenfalls freiwillig, in Asche lebe. Auch eine Lichtgestalt der Welt gibt es. Er fand dieses Bild großartig. Zwar erklärte es nichts, aber wozu erklären?! Der aus allen Niederlagen immer wieder aufstrebende Hochwille der Menschheit drückte sich eben darin aus. Und jetzt erst fiel Walter mit einemmal auf, daß ihn Clarisse mindestens ein Jahr lang nicht freiwillig geküßt hatte und es jetzt zum erstenmale täte.

[<]

64

Oft dachte Ulrich, daß alles, was er mit Agathe erlebte, eine wechselseitige Suggestion und nur unter dem Einfluß der Vorstellung denkbar wäre, daß sie ein ungewöhnliches Schicksal auserwählt habe. Es stellte sich ihnen bald unter dem Zeichen der Siamesischen Zwillinge dar, bald unter dem des Tausendjährigen Reichs, der Liebe der Seraphen, oder der Mythen des «konkaven» Welterlebnisses. Diese Gespräche wiederholten sich zwar nicht mehr, aber sie hatten in der Vergangenheit den kräftigeren Schatten wirklicher Vorgänge angenommen, von denen einmal die Rede gewesen ist. Man mag das bloß eine halbe Überzeugung nennen, wenn man meint, daß zur Überzeugung ein Denken gehöre, das sich seiner Sache völlig sicher wissen müsse; aber es gibt auch eine volle Überzeugung, die einfach aus dem Fehlen aller Einwände zustande kommt, weil eine stark und einseitig bewegte Gemütsstimmung jeden Zweifel dem Bewußtsein fernhält: Ulrich fühlte sich manchmal beinahe schon überzeugt und wußte nicht einmal, wovon. Fragte er sich dann aber – denn er mußte wohl voraussetzen, daß er an Einbildungen leide –, was sich Agathe und er zuerst gegenseitig eingebildet haben müßten, das verwunderliche Gefühl füreinander oder die nicht minder merkwürdige Veränderung des Denkens, in der es sich ausdrückte, so ließ sich das wieder nicht entscheiden, denn beides war gleich zu Anfang aufgetreten, und eines war, nahm man es allein, so unbegründet wie das andere.

Das legte ihm manchmal schon nahe, an eine Suggestion zu glauben, und er fühlte dann das unheimliche Bangen, das den selbständigen Willen beschleicht, der sich heimtückisch überfallen und von innen gefesselt sieht. «Was soll ich darunter verstehen? Wie erklärt man diesen Vulgärbegriff der Suggestion, den ich so geläufig gebrauche wie alle, ohne ihn zu verstehn? Ich habe heute darüber nachgelesen» trug Ulrich auf einem Zettel ein. «Die Sprache der Tiere besteht aus Affektäußerungen, die in den Genossen die gleichen Affekte hervorrufen. Warnruf, Futterruf, Liebesruf. Ich darf wohl hinzufügen, daß sie nicht nur den gleichen Affekt, sondern unmittelbar auch das zu ihm gehörige Handeln wecken und durchdringen. Der Schreck-, der Liebesruf fährt in die Glieder! Dein Wort ist in mir und bewegt mich: wäre das Tier ein Mensch, so empfände es dabei eine geheimnisvolle körperlose Vereinigung! Diese affektive Suggestibilität soll aber auch beim Menschen noch vollständig vorhanden sein, trotz der entwickelten Verstandessprache. Der Affekt steckt an: Panik, Gähnen. Er ruft leicht die zu ihm passenden Vorstellungen hervor; ein froher Mensch macht fröhlich. Er greift auch auf unpassende Träger über; das kommt in allen Abstufungen vor, von der Albernheit eines Liebespfands bis zu den irrenhausreifen Einfällen der vollen Liebestollheit. Der Affekt versteht es aber auch auszuschließen, was nicht zu ihm paßt, und ruft auf beide Weisen jenes nachhaltige einheitliche Verhalten des Menschen hervor, das dem Zustand der Suggestion die Kraft fixer Ideen gibt. Hypnose ist nur ein Sonderfall dieser allgemeinen Beziehungen. Diese Erklärung gefällt mir, und ich mache sie mir zu eigen. Ein eigenartig nachhaltiges, einheitliches Verhalten, das uns von der Ganzheit des Lebens aber absperrt: das ist unser Zustand!»

Solche Zettel begann Ulrich nun viele zu schreiben. Sie bildeten eine Art Tagebuch, mit dessen Hilfe er seinem Kopf die Klarheit zu bewahren suchte, die er bedroht fühlte. Gleich nachdem er aber die erste seiner Aufzeichnungen zu Papier gebracht hatte, fiel ihm noch diese zweite ein: «Was ich Großmut genannt habe, ist vielleicht auch mit Suggestion verwandt. Indem sie das übergeht, was nicht zu ihr gehört, und das, was ihr dient, an sich reißt, ist sie großmütig.» Als das geschehen war, erschienen ihm natürlicherweise seine Bemerkungen bei weitem nicht so bedeutungsvoll wie vor ihrer Niederschrift, und er ging noch einmal daran, ein unbezweifelbares Merkmal des Zustands zu suchen, in dem er sich mit seiner Schwester befände. Abermals fand er es darin, daß Denken wie Gefühl in gleichem Sinn verändert seien und nicht nur merkwürdig übereinstimmten, sondern sich auch als etwas Einseitiges, ja fast Hangendes und Süchtiges von dem gewöhnlichen Zustande abhoben, worin sich ohneweiters Strebungen und Einfälle jeder Art

mischen. Waren ihre Gespräche im rechten Schwang – und dafür war die Empfindlichkeit überaus groß –, so machten sie niemals den Eindruck, daß ein Wort ein anderes erzwingt oder eine Handlung die nächste nach sich ziehe, sondern den, daß im Geist etwas erweckt werde, als dessen höhere Stufe dann die Antwort folge. Jede Bewegung des Gemüts wurde zur Entdeckung einer neuen noch schöneren Bewegung, wobei sie sich gegenseitig halfen, auf welche Weise der Eindruck einer nicht endenden Steigerung und der einer sich ohne Senkung hebenden Aussprache entstand. Niemals schien das letzte Wort gesprochen werden zu können, denn jedes Ende war ein Anfang und jedes letzte Ergebnis das erste einer neuen Eröffnung, so daß jede Sekunde wie die aufgehende Sonne strahlte, aber zugleich die friedevolle Vergänglichkeit der untergehenden mit sich brachte. «Wäre ich ein Gottgläubiger, so fände ich jetzt darin die Bestätigung für die schwer verständliche Behauptung, daß uns seine Nähe ebenso eine unaussprechliche Erhöhung wie unsere niederdrückende Ohnmacht fühlen läßt!» zeichnete Ulrich auf.

Er entsann sich, in früher Zeit, bei Antritt seines geistigen Lebens glühenden Sinnes die Beschreibung ähnlicher Empfindungen in allerhand Büchern gelesen zu haben, die er niemals auslas, weil ihn Ungeduld und zur Eigenmächtigkeit drängender Wille daran hinderten, obwohl er sich von ihnen ergriffen fühlte, ja gerade deshalb. Er hatte dann auch nicht so gelebt, wie es zu erwarten gewesen wäre, und als es jetzt geschah, daß er einige dieser Bücher wieder vornahm, denn das war etwas, was er nun gerne tat, kam ihm, die alten Zeugnisse wiederzusehen, so vor, als träte er still durch eine Türe bei sich ein, die er einst hochmütig zugeschlagen hatte. Sein Leben schien unausgeführt hinter ihm zu liegen, oder vielleicht gar noch vor ihm. Nicht ausgeführte Vorsätze können wie die verschmähten Geliebten im Traum sein, die durch viele Jahre schön geblieben sind, während sich der erstaunte Heimkehrer selbst verwüstet sieht: in einer wundersamen Ausdehnung seiner Macht meint man an ihnen wieder jung zu werden, und in dieser zwischen Unternehmungslust und Zweifel geteilten, zwischen Flammenspitze und Asche schwebenden Stimmung befand sich Ulrich jetzt am öftesten. Er las viel. Auch Agathe las viel. Sie war schon damit zufrieden, daß die Leseleidenschaft, von der sie in allen Zuständen ihres Lebens begleitet worden war, nicht mehr der Zerstreung diene, sondern ein Ziel hatte, und sie hielt mit ihrem Bruder Schritt wie ein Mädchen, dem die flatternden Kleider nicht Zeit lassen, über den Weg nachzudenken. Es ereignete sich, daß die Geschwister nachts aufstanden, nachdem sie sich eben erst zur Ruhe begeben hatten, und sich von neuem bei ihren Büchern trafen, oder daß sie einander trotz vorgerückter Stunde überhaupt nicht schlafen ließen. Ulrich schrieb darüber: «Es scheint die einzige Leidenschaft zu sein, die wir uns gestatten. Wenn wir auch müde sind, wollen wir doch nicht auseinander gehen. Agathe sagt: <Sind wir denn nicht Geschwister?> das heißt: Siamesische Zwillinge; denn sonst wäre es zusammenhanglos. Selbst wenn wir zu müde sind zu sprechen, will sie nicht zu Bett gehen, weil wir nicht beisammen schlafen können. Ich verspreche ihr, bis sie einschlafe, neben ihr sitzen zu bleiben, aber sie will sich nicht auskleiden und ins Bett legen, nicht aus Scham, sondern weil sie dann etwas vor mir voraus hätte. Wir ziehen Hauskleider an. Einige Male sind wir schon aneinandergelehnt eingeschlafen. Sie war heiß vor Eifer. Ich hatte, sie zu stützen, und wußte es gar nicht, meinen Arm um ihren Körper geschlungen. Sie hat weniger Gedanken als ich und eine höhere Temperatur. Sie muß eine sehr warme Haut haben. Am Morgen sind wir blaß vor Müdigkeit und schlafen in den Tag hinein. Es kommt übrigens nicht der kleinste geistige Fortschritt dabei heraus. Wir brennen an den Büchern wie der Docht am Öl. Wir nehmen sie eigentlich ohne jede andere Wirkung als diese auf, daß wir brennen ...»

Ulrich fügte hinzu: «Der junge Mensch hört nur mit halbem Ohr auf die Stimme der Bücher, die ihm zum Schicksal werden; schon eilt er davon, seine eigene Stimme zu erheben! Denn er sucht nicht die Wahrheit, er sucht sich. So hat es sich auch mit mir verhalten. Folge im Großen: Es gibt

immer neue Menschen, und immer die alten Geschehnisse, bloß neu aufgemischt! Moralische Gebrechlichkeit der Zeitalter. Sie sind im wesentlichen wie unser Lesen ein Brennen um seiner selbst willen. Wann habe ich mir das zuletzt gesagt? Kurz vor Agathes Ankunft. Letzte Ursache dieser Erscheinung? Das Fehlen von System, Grundsätzen, Ziel, also auch von Steigerungsmöglichkeit und Folgerichtigkeit des Menschenlebens. Ich hoffe, dazu noch einiges festhalten zu können, was mir eingefallen ist. Es gehört zum <Generalsekretariat>. Das Sonderbare an meinem gegenwärtigen Zustand ist aber, daß ich so weit entfernt wie noch nie von solcher tätigen Teilnahme am Geistigen bin. Das ist Agathes Einfluß. Es geht Reglosigkeit von ihr aus. Trotzdem hat dieser zusammenhanglose Zustand ein eigentümliches Gewicht. Er ist gehaltvoll. Ich möchte sagen: es ist der große Gehalt an Glückseligkeit, der ihn kennzeichnet, wobei dieser Begriff natürlich ebenso unbestimmt ist wie alles übrige. Zaudernde Einschränkung, die ich mir zuschulden kommen lasse! Unser Zustand ist das andere Leben, das mir immer vorgeschwebt ist. Agathe wirkt dahin und ich frage mich: ist es als wirkliches Leben ausführbar? Unlängst hat auch sie mich danach gefragt ...!»

Agathe hatte aber, als sie das tat, bloß ihr Buch sinken lassen und gefragt: «Kann man zwei Menschen lieben, die einander Feinde sind?» Zur Erklärung fügte sie hinzu: «Manchmal lese ich in einem Buche etwas, das dem widerspricht, was ich in einem andern Buch gelesen habe, und liebe beide Stellen. Dann denke ich daran, daß wir beide, du und ich, einander ja auch in vielem widersprechen. Kommt es nicht darauf an? Oder ist das gewissenlos?»

Ulrich erinnerte sich sofort daran, daß sie ihn ähnliches in dem unverantwortlichen Zustande gefragt habe, wo sie das Testament abänderte. Das erzeugte unter dem Gegenwartzustand eine merkwürdige Tiefe und Höhlung, denn den Hauptstrom seiner Gedanken führte Agathes Äußerung ohne Besinnen auf Lindner zurück. Er wußte, daß sie diesen besuche; sie hatte es ihm zwar niemals mitgeteilt, aber auch keine Anstalten getroffen, es zu verbergen.

Die Antwort auf diese offene Art von Verheimlichung war Ulrichs Tagebuch.

Agathe sollte nichts von diesem Tagebuch wissen.

Wenn er daran schrieb, litt er unter dem Gefühl von ihm begangener Untreue. Oder stärkte und befreite sich damit, denn der kühlende Zustand des heimlich begangenen Unrechts zerstörte die geistige Verzauberung, die ebenso gefürchtet wie begehrt war.

Darum hatte Ulrich als Antwort auf Agathes Frage gelächelt und keine andere Antwort gegeben.

Und nun hatte Agathe plötzlich gefragt: «Hast du Geliebte?» Zum ersten Male geschah es da, daß sie ihm wieder eine solche Frage stellte. «Du sollst natürlich,» fügte sie hinzu «aber du hast mir doch selbst gesagt, daß du sie nicht liebst?! –» Und dann fragte sie: «Hast du einen andern Freund als mich?» Das sagte sie leichthin, als erwarte sie nun keine Antwort mehr, aber auch in der Art, leicht und spielend, als hätte sie auf der Hand eine winzige Menge einer kostbaren Substanz liegen und beschäftigt sich mit ihr.

Ulrich schrieb spät nachts in seinem Tagebuch die Antwort auf, die er gegeben hatte.

[<]

**65**

Eine Eintragung. Entwurf zur Utopie des motivierten Lebens

«Es ist nur eine kleine Herausforderung des Lebens gewesen, daß sie mir diese Fragen stellte, und sollte bedeuten: Du und ich leben doch auch noch außerhalb des <Zustands>! Man kann ebenso gut ausrufen: <Bitte, reiche mir Wasser!> Oder: <Halt! laß das Licht doch brennen!> Es ist eine Augenblicksbitte, etwas Eiliges, Unbeaufsichtigtes und nichts weiter. Ich sage: <nichts weiter>, aber weiß doch: es ist nichts weniger als liefe eine Göttin einem Autobus nach, damit er sie noch mitnehme! Eine unmytische Gangart, ein Zusammenbruch des Wahnwitzes! An solchen kleinen Erlebnissen wird es deutlich, wie sehr unser Zustand eine bestimmte einzige Gemütslage zur Voraussetzung hat und augenblicklich umkippt, wenn man sie aus dem Gleichgewicht bringt.

Und doch machen solche Augenblicke erst recht glücklich. Wie schön ist Agathes Stimme! Welches Vertrauen liegt in einer solchen ganz kleinen Bitte, die mitten in einem hohen und feierlichen Zusammenhang auftritt! Sie ist rührend, wie es zwischen einem Strauß kostbarer Blumen ein Wollfaden ist, der vom Kleid der Geliebten hängen geblieben ist, oder ein vorstehendes Stückchen Draht, für das die Hände der Binderin zu schwach waren. In solchen Augenblicken weiß man genau, daß man sich überschätzt, und doch erscheint alles, was mehr ist als man selbst, erscheinen alle Gedanken der Menschheit wie ein Spinnwebgewebe; der Körper gleicht dann einem Finger, der es in jeder Sekunde zerreißt und an dem ein wenig davon haften bleibt.

Soeben habe ich gesagt: die Hände der Binderin, und habe mich dem Schaukelgefühl eines Gleichnisses überlassen, als könnte diese Frau niemals eine fettleibige ältere Person sein. Das ist Mondschein von der falschen Sorte! Und deshalb habe ich auch Agathe eher einen methodischen Vortrag gehalten als eine unmittelbare Antwort gegeben. Aber eigentlich habe ich ihr nur das Leben beschrieben, das mir vorschwebt. Ich will das wiederholen, und, wenn ich kann, verbessern.

In der Mitte steht etwas, das ich Motivation genannt habe. Im gewöhnlichen Leben handeln wir nicht nach Motivation, sondern nach Notwendigkeit, in einer Verkettung von Ursache und Wirkung; allerdings kommt immer in dieser Verkettung auch etwas von uns selbst vor, weshalb wir uns dabei für frei halten. Diese Willensfreiheit ist die Fähigkeit des Menschen, freiwillig zu tun, was er unfreiwillig will. Aber Motivation hat mit Wollen keine Berührung; sie läßt sich nicht nach dem Gegensatz von Zwang und Freiheit einteilen, sie ist tiefster Zwang und höchste Freiheit. Ich habe das Wort gewählt, weil ich kein besseres fand; es ist wohl verwandt mit dem Ausdruck Motiv der Malersprache. Wenn ein Landschaftsmaler des Morgens mit der Absicht auszieht, ein Motiv zu suchen, so wird er es meist finden, das heißt, etwas, das seine Absicht erfüllt; doch muß man richtiger sagen, das in seine Absicht paßt – so wie ein Wort in jeden Mund paßt, wenn es bloß nicht zu groß ist. Denn etwas, das erfüllt, das ist etwas Seltenes, es überfüllt sogleich, strömt über die Absicht und ergreift den ganzen Menschen. Der Maler, der <etwas> malen wollte, wengleich in <persönlicher Auffassung>, malt nun an sich, er malt um sein Seelenheil, und nur in solchen Augenblicken hat er wirklich ein Motiv vor sich, in allen anderen redet er sich das bloß ein. Da ist etwas über ihn gekommen, das Absicht und Wille zerdrückt. Wenn ich sage, es habe mit ihnen überhaupt nichts zu tun, übertreibe ich natürlich. Aber man muß übertreiben, wenn man die Heimat seiner Seele vor sich hat. Es gibt sicher alle Arten Übergänge, aber so wie in der Farbenleiter selbst: Du kommst durch unzählige Vermischungen vom Grün zum Rot, bist du aber erst dort, so bist du es ganz und gar und ohne die geringste Spur mehr von Grün.

Agathe sagte, es sei die gleiche Abstufung wie die, daß man das meiste gewähren lasse, manches aus Neigung tue, und endlich, daß man aus Liebe handle.

Jedenfalls gibt es etwas Ähnliches auch im Sprechen. Man kann deutlich einen Unterschied machen zwischen einem Gedanken, der nur Denken ist, und einem, der den ganzen Menschen bewegt. Dazwischen gibt es alle Arten Übergänge. Ich habe Agathe gesagt: wir wollen nur noch sprechen, was den ganzen Menschen bewegt!

Aber wenn ich allein bin, denke ich daran, wie unklar das ist. Mich kann auch ein wissenschaftlicher Gedanke bewegen. Aber das ist nicht die Art Bewegung, auf die es ankommt. (Andererseits kann mich auch ein Affekt ganz bewegen, und doch bin ich nachher bloß bestürzt.) Je wahrer etwas ist, desto mehr ist es von uns in einer eigenartigen Weise abgewandt, mag es uns noch so viel angehn. Tausendmal habe ich mich schon nach diesem merkwürdigen Zusammenhang gefragt. Man könnte meinen, je weniger <objektiv> etwas sei, je <subjektiver>, desto mehr müßte es uns dann in der gleichen Weise zugewandt sein; aber das ist falsch; die Subjektivität kehrt unserem inneren Wesen gerade so den Rücken zu wie die Objektivität. Subjektiv ist man in Fragen, wo man heute so und morgen anders denkt, entweder weil man nicht genug weiß oder weil der Gegenstand selbst von der Willkür des Gefühls abhängt: aber was ich und Agathe einander sagen möchten, ist nicht der vor- oder beiläufige Ausdruck einer Überzeugung, die bei besserer Gelegenheit zur Wahrheit erhoben, ebenso aber auch als Irrtum erkannt werden könnte, und nichts ist unserem Zustand fremder als die Unverantwortlichkeit und Halbfertigkeit solcher geistreichen Einfälle, denn zwischen uns ist alles von einem strengen Gesetz beherrscht, wenn wir es auch nicht aussprechen können. Die Grenze zwischen Subjektivität und Objektivität kreuzt die, an der wir uns bewegen, ohne sie zu berühren.

Oder soll ich mich vielleicht an die aufgewählte Subjektivität der Redekämpfe halten, die man mit Jugendgefährten ausführt? An ihre Mischung von persönlicher Empfindlichkeit und Sachlichkeit, an ihre Bekehrungen und Apostasien? Sie sind die Vorstufe der Politik und Geschichte und der Humanität mit ihrem schwankenden, unbestimmten Inhalt. Sie bewegen das ganze Ich, sie stehen mit seinen Leidenschaften in Verbindung und suchen ihnen die Würde eines geistigen Gesetzes und den Anschein eines unfehlbaren Systems zu verleihen. Was sie uns bedeuten, liegt daran, daß sie uns andeuten, wie wir zu sein haben. Und gut, auch wenn mir Agathe etwas sagt, ist es immer, als ginge ihr Wort durch mich, und nicht bloß durch den Gedankenbereich, an den es sich wendet. Aber was zwischen uns geschieht, hat scheinbar gar nicht große Bedeutung. Es ist so still. Es weicht der Erkenntnis aus. Mir fallen die Worte milchig und opalisierend ein: was zwischen uns geschieht, ist wie eine Bewegung in einer schimmernden, aber nicht sehr durchlässigen Flüssigkeit, die immer ganz mitbewegt wird. Es ist beinahe völlig gleichgültig, was geschieht: alles geht durch die Mitte des Lebens. Oder kommt aus ihr zu uns. Ereignet sich mit dem merkwürdigen Gefühl, daß alles, was wir je getan haben und tun konnten, mitbeteiligt sei. Wenn ich es so greifbar wie möglich beschreiben will, muß ich sagen: Agathe gibt mir irgendeine Antwort oder tut etwas, und sogleich gewinnt es für mich ebensoviel Bedeutung wie für sie, ja scheinbar die gleiche Bedeutung oder eine ähnliche. Vielleicht verstehe ich sie in Wirklichkeit gar nicht richtig, aber ich ergänze sie in der Richtung ihrer inneren Bewegung. Wir erraten offenbar, weil wir in der gleichen Erregung sind, das, was diese steigern kann, und müssen unwiderstehlich folgen ... Wenn zwei Menschen in Zorn oder Liebe geraten, steigern sie sich gegenseitig auf eine ähnliche Weise. Aber die Eigenart der Erregung und der Bedeutung, die alles in dieser Erregung annimmt, ist eben das Außerordentliche.

Könnte ich sagen, wir werden von dem Gefühl begleitet, in Einklang mit Gott zu leben, es wäre einfach; aber wie soll man voraussetzungslos beschreiben, was uns dauernd erregt? <In Einklang>



ist richtig, aber womit ist nicht zu sagen. Wir werden von dem Gefühl begleitet, daß wir die Mitte unseres Wesen erreicht haben, die geheimnisvolle Mitte erreicht haben, wo die Fliehkraft des Lebens aufgehoben ist, wo die unaufhörliche Drehung des Erlebens aufhört, wo das laufende Band der Eindrücke und Ausstöße, das der Seele Ähnlichkeit mit einer Maschine gibt, stillsteht, wo die Bewegung Ruhe ist, daß wir an die Achse des Kreisels gelangt sind. Das sind symbolische Ausdrücke, und ich hasse diese Symbole geradezu, weil sie sich so leicht anbieten und unendlich ausbreiten, ohne etwas zu ergeben. Ich will es lieber noch einmal versuchen, und so nüchtern wie möglich: die Erregung, in der wir leben, ist die der Richtigkeit. Von diesem Wort, das in solcher Anwendung ebenso ungewöhnlich wie nüchtern ist, fühle ich mich ein wenig beruhigt. Zufriedenheit und Sättigung der Wünsche sind im Gefühl der Richtigkeit enthalten, Überzeugung gehört zu ihm und Stillung, es ist der tiefe Zustand, in den man nach Erreichen seines Ziels verfällt. Wenn ich fortfahre, mir das so darzustellen, und mich frage: welches Ziel ist erreicht; so weiß ich es nicht. Das ist schon wieder der Einklang mit dem unbezeichnenbaren <Womit>. Und eigentlich ist es auch nicht ganz richtig, von einem Zustand des erreichten Ziels zu sprechen; zumindest ist es ebenso wahr, daß der Zustand von einem dauernden Eindruck der Steigerung begleitet ist. Aber es ist eine Steigerung ohne Fortschritt. Ebenso ist es ein Zustand des höchsten Glücks, führt aber nicht über ein schwaches Lächeln hinaus. Wir fühlen uns in jeder Sekunde emporgerissen, verhalten uns aber äußerlich wie innerlich ziemlich reglos; die Bewegung hört niemals auf, aber sie schwingt auf engstem Raum. Auch ist eine tiefe Sammlung mit einer weiten Zerstreutheit verbunden, und das Bewußtsein lebhafter Tätigkeit mit der Überwältigung durch ein Geschehen, das wir nicht genügend verstehen. So endet der Vorsatz, daß ich mich auf das Nüchternste beschränke, sogleich wieder in befremdlichen Widersprüchen. Aber das, was sich dem Geist so zerrissen darstellt, ist als Erlebnis von großer Natürlichkeit. Es ist einfach da; also müßte es auch dem richtigen Verständnis einfach sein!

Auch besteht zwischen Agathe und mir nicht die geringste Verschiedenheit in der Meinung, daß die Frage: <Wie soll ich leben?>, die wir uns beide aufgegeben hatten, beantwortet ist: So soll man leben!

Und manchmal erscheint es mir verrückt.»

[<]

66

Das Ende der Eintragung. Lebende Gedanken

«Ich sehe die Aufgabe nun doch deutlicher. Etwas gibt im menschlichen Leben dem Glück die Kürze, so sehr, daß Glück und Kürze scheinbar zusammengehören wie Geschwister. Es macht alle großen und glücklichen Stunden unseres Daseins zusammenhanglos, – eine Zeit, die in Stücken in der Zeit treibt, – und gibt allen anderen Stunden den notwendigen, den Not-Zusammenhang. Dieses Etwas bewirkt, daß wir ein Leben führen, das uns innerlich nicht berührt. Es bewirkt, daß man ebenso leicht Menschen fressen wie Dome bauen kann. Es ist die Ursache davon, daß immer nur <Seinesgleichen> geschieht, das bloß äußerlich Wirkliche. Es hat schuld daran, daß man von allen seinen Leidenschaften betrogen wird. Es ruft die sich immer wiederholende Vergeblichkeit der Jugend hervor und die sinnlose ewige Umwälzung der Zeiten. Dem ist es zuzuschreiben, daß bloß der Tätigkeitstrieb in Tätigkeit tritt, und nicht der Mensch, daß unsere Handlungen sich so notwendig vollziehen, als gehörten sie mehr zueinander als zu

uns, daß unsere Erlebnisse in der Luft liegen, aber nicht in unserem Willen. Dieses Etwas ist gleichbedeutend damit, daß wir mit all dem Geist, den wir hervorbringen, nichts Rechtes anzufangen wissen, es bewirkt auch, daß wir uns selbst nicht lieben, daß wir uns wohl begabt finden mögen, aber alles in allem keinen Zweck darin sehen.

Dieses Etwas ist: daß wir immer wieder aus dem Zustand der Bedeutung in das an und für sich Bedeutungslose hinaustreten, um da hinein Bedeutung zu bringen. Wir treten aus dem Zustand des Sinnvollen in den Stand des Notwendigen und Notdürftigen, aus dem Zustand des Lebens in die Welt des Toten. Aber nun, wo ich es niedergeschrieben habe, bemerke ich, daß es eine Tautologie und scheinbar etwas Nichtssagendes ist, was ich sage. Doch bevor ich schrieb, war in meinem Kopf: <Agathe gibt mir irgendeine Antwort, ein Zeichen; es macht mich glücklich>; und dann der Gedanke: <wir treten nicht aus der Welt des Geistes hinaus, um in eine des Ungeistes Geist zu setzen>. Und es schien mir, daß dieser Gedanke vollkommen sei und mit dem Hinaustreten genau das bezeichne, was ich meine. Ich brauche mich auch nur in diesen Zustand zurück zu versetzen, so scheint es mir noch so zu sein.

Ich muß mich fragen, wie mich ein Fremder verstünde. Sage ich Bedeutung, so versteht er gewiß: das Bedeutende. Wenn ich Geist sage, versteht er zuvörderst Angeregtheit, lebhaftes Denken, Aufnehmen und Wollen. Und es erscheint ihm natürlich, daß man aus der Welt des Geistes hinaustreten und ihre Bedeutung ins Leben tragen müsse, ja er hält ein solches Bestreben nach <Vergeistigung> für die würdigste Erfüllung der menschlichen Aufgaben. Wie kann ich es ausdrücken, daß <Vergeistigen> schon Sündenfall ist, und <Nicht die Welt des Geistigen verlassen> ein Gebot, das keine Grade hat, sondern ganz oder gar nicht erfüllt wird?

Mir ist inzwischen eine bessere Erklärung in den Sinn gekommen. Die Erregung, in der wir uns befinden, Agathe und ich, drängt nicht zu Handlungen und nicht zu Wahrheiten, das heißt: sie bricht nichts vom Rande ab, sondern fließt durch das, was sie hervorruft, wieder in sich selber zurück. Das ist allerdings nur eine Beschreibung der Form des Geschehens. Aber, wenn ich das, was ich erlebe, auf diese Art beschreibe, so erfasse ich die veränderte, ja ganz andere Rolle, die nun mein Verhalten, mein Handeln hat: Was ich tue, ist nicht mehr die Entladung meiner Spannung und die Endform eines Zustands, in dem ich mich befunden habe, sondern es ist ein Durchgang und Relais auf dem Rückweg zur Bedeutung!

Allerdings hätte ich beinahe gesagt: <Rückweg zu einer Steigerung meiner Spannung> –; aber da fiel mir einer der Widersprüche ein, die unser Zustand aufweist, der nämlich, daß er keinen Fortschritt zeigt, also doch wohl auch keine Steigerung haben kann. Danach glaubte ich <Rückweg zu mir selbst> sagen zu sollen – so ungenau ist alles das! – aber der Zustand ist gar nicht egotistisch, sondern liebevoll-weltzugewandt. Und so habe ich eben wieder <Bedeutung> geschrieben, und das Wort steht gut und natürlich in seinem Zusammenhang, ohne daß es mir bisher gelungen wäre, seinen Inhalt herauszuschälen.

So ungewiß das bleibt, hat mir aber immer ein Leben vorgeschwebt, dessen Hauptstück es wäre. Ich hatte bei jeder anderen Lebensführung das unklare Gefühl, es gesehen, vergessen und nicht wiedergefunden zu haben. Es hat mir die Befriedigung an allem, was bloß Rechnen und Denken ist, geraubt, hat mich aber auch nach jedem Abenteuer und von jeder Leidenschaft mit dem schalen Gefühl der Verfehlung nachhause kommen lassen, bis ich schließlich beinahe alle Lust am Wirken verlor. Das ist geschehen, weil ich mich durch nichts zwingen lassen wollte, den Bereich der Bedeutung zu verlassen. Nun könnte ich auch sagen, was <Motiv> ist. Motiv ist, was mich von Bedeutung zu Bedeutung führt. Es geschieht etwas oder es wird etwas gesagt, und das vermehrt den Sinn zweier Menschenleben und verbindet sie durch den Sinn, und was geschieht,

welchen physischen oder rechtlichen Begriff es darstellt, bleibt dabei ganz gleichgültig, es gehört überhaupt nicht dazu.

Aber kann ich mir vorstellen, was das in seiner ganzen Ausdehnung besagt, ach, nur in seiner nächsten? Ich muß es versuchen. Ein Mensch tut etwas: nein, ich darf nicht ausweichen, Professor Lindner tut etwas! Er erregt Agathes Neigung. Ich spüre dieses Geschehen, möchte es verderben und widerlegen und – in dem Augenblick, wo ich meiner Abneigung nachgebe, trete ich aus dem Kreis der Bedeutung hinaus. Was ich fühle, kann niemals Motiv für Agathe werden. Meine Brust mag voll Ärger oder Zorn, mein Kopf ein Arsenal spitzer und blitzender Einwände sein – mein Herz ist leer! Mein Zustand ist dann plötzlich negativ! Mein Zustand ist nicht mehr positiv! Da ist mir nun wieder ein wunderliches Begriffspaar unter die Finger geraten. Warum komme ich auf die Bezeichnungen <positiv> und <negativ>? Ich erinnere mich unerwartet an einen Tag, wo ich auch vor einem Papier saß und den Versuch machte zu schreiben, – damals hätte es ein Brief an Agathe werden sollen. Und allmählich entsinne ich mich: Ein Zustand des <Tu!> und einer des <Tu nicht!> als die beiden Mischungsbestandteile jeder Moral, das <Tu> in ihrem Aufstieg vorwaltend, das <Tu nicht> während ihrer gesättigten Herrschaft, – ist dieses Verhältnis von <Forderung> und <Verbot> nicht das gleiche, was ich heute positiv und negativ nenne? Die Beziehung zwischen Agathe und mir dadurch gekennzeichnet, daß alles Forderung ist und nichts Verbot? Ich erinnere mich, daß ich damals von Agathes leidenschaftlicher, bejahender Güte gesprochen habe, die in einer Zeit, wo man so etwas nicht mehr versteht, wie ein uraltes Laster aussieht. Ich habe gesagt: es ist wie Heimkehr nach längster Zeit und das Wasser aus dem Brunnen seines Dorfes zu trinken! Und Forderung heißt natürlich nicht, daß wir fordern, sondern daß alles, was wir tun, das Höchste von uns fordere.

Den Kreis des Bedeutenden nicht zu verlassen, wäre also das gleiche wie ein Leben in reiner Positivität? Ich erschrecke beinahe bei dem Gedanken, daß es auch das gleiche ist wie <wesentlich leben>, obwohl ich das erwarten mußte. Denn was sollte wesentlich anderes bedeuten? Das Wort kommt wohl aus der Mystik oder Metaphysik und bezeichnet den Gegensatz zu allem irdischen friedlosen und zweifelvollen Geschehen; aber seit wir uns vom Himmel getrennt haben, lebt es auf Erden als die Sehnsucht, unter tausenden moralischen Überzeugungen die einzige zu finden, die dem Leben einen Sinn ohne Wandel gibt. Gespräche ohne Ende zwischen mir und Agathe darüber! Ihr jugendliches Verlangen nach moralischer Belehrung neben dem Trotz, worin sie Hagauer töten wollte und ihn wenigstens am Besitz wirklich geschädigt hat! Und das gleiche Suchen nach Überzeugung allenthalben in der Welt; die Ahnung, daß der Mensch nicht ohne Moral leben kann, und die tiefe Beunruhigung darüber, daß seine eigenen Gefühle eine jede zersetzen! Worin liegt die Möglichkeit eines <ganzen> Lebens, einer <vollen> Überzeugung, einer Liebe, die ohne jede Beteiligung von Nichtliebe, ohne einen Rest von Selbst- und Ichsucht ist? Das heißt doch: nur positiv leben. Und es heißt: kein Geschehen ohne <Bedeutung> zulassen wollen, jedesmal wenn ich von einem <nie endenden Zustand> im Gegensatz zur <ewigen vergeblichen Augenblicklichkeit> unseres üblichen Handelns spreche oder von der Zuordnung jedes Augenblickszustands zu einem <Dauerzustand> des Gefühls, die uns die <Verantwortlichkeit> wiedergibt. Ich könnte seitenlang in der Wiederholung solcher Ausdrücke fortfahren, die das, was wir meinten, von irgendeiner Seite bezeichneten. Wir haben das als <wesenhaft leben> zusammengefaßt, und auch von anderen so zusammenfassen hören, immer etwas in Verlegenheit wegen des schwülstig-übersinnlichen Beiklangs, den dieses Wort hat, aber wir besaßen keines, das einfacher zu gebrauchen war. Es ist also wohl keine geringe Überraschung, wenn ich das, was ich in den Wolken suchte, mit einemmal beinahe in meiner Hand finde!

Allerdings gehört es zu den Eigentümlichkeiten unseres Zustands, daß jede neue Betrachtung alle älteren in sich aufnimmt, so daß es unter ihnen keine Rangfolge gibt, sie scheinen vielmehr unendlich verstrickt zu sein. Ich könnte fortfahren und unseren Zustand ebensogut großmütig nennen, das habe ich überdies vor Tagen schon getan, wie ich ihn auch als schöpferisch zu kennzeichnen vermöchte, denn Schaffen und Schöpfung ist nur möglich in einem durch und durch positiven Verhalten, und so stimmt auch das überein; schließlich wäre ein solches Leben, wo jeder Augenblick so bedeutend wie möglich, sein soll, auch noch jenes ‹Leben im Sinne der maximalen Forderung›, das ich mir manchmal als die seelische Ergänzung zu der wortkargen Entschlossenheit der wirklichen Wissenschaft vorgestellt habe. Aber ob maximal, großmütig, schöpferisch oder bedeutsam, wesenhaft oder ganz, wie mache ich es, daß meine Empfindungen für Professor Lindner so seien? Das ist die Frage, zu der es zurückzukehren heißt, das Experimentum crucis, der Kreuzweg! Mir fällt ein, daß ich ihm die Möglichkeit abgesprochen habe, an Agathe teilzunehmen. Warum? Weil Teilnahme, ja schon Verständnis, niemals durch ein ‹Sich in den andern Hineinversetzen› möglich ist, sondern nur in der Weise, daß man gemeinsam an etwas Größerem teilhat. Auch ich vermag nicht die Kopfschmerzen meiner Schwester mitzuempfinden; aber ich finde mich mit ihr in einen Zustand versetzt, wo es keinen Schmerz gibt oder wo auch der Schmerz die schwebenden Flügel der Seligkeit hat!

Ich bezweifle es, ich sehe die Übertreibung darin. Aber vielleicht geschieht das nur, weil ich nicht der Ekstase fähig bin?

Zu Lindner müßte ich mich auch ungefähr so verhalten, als wäre ich mit ihm in Gott verbunden. Es genügt auch schon ein kleineres Ganzes wie die Nation oder irgendeine andere Bruderschaft. Wenigstens genügt es, um mir mein Verhalten vorzuzeichnen. Selbst eine gemeinsame Idee genügt. Es muß bloß etwas neues Lebendiges sein, das nicht bloß Lindner und ich ist. So lautet ja auch die Antwort auf Agathes Frage, was ein Widerspruch zweier Bücher bedeute, die man beide liebt: niemals eine Rechnung, ein Abwägen, sondern er bedeutet ein drittes Lebendiges, das beide Seiten in sich hüllt. Und so war das Leben, das mir immer, wenn auch selten deutlich, vor Augen stand: Die Menschen verbunden, ich mit den Menschen verbunden durch irgendetwas, das uns auf unsre hundert Abneigungen verzichten macht. Die Widersprüche und Feindseligkeiten, die es zwischen uns gibt, kann man nicht verleugnen, aber man kann sie sich ‹aufgehoben› denken, so wie der starke Strom einer Flüssigkeit aufhebt, was er auf seinem Weg trifft. Zwischen den Menschen gäbe es dann gewisse Empfindungen nicht, und andere gäbe es. Alle unmöglichen ließen sich zusammenfassen als neutrale und negative; als kleinliche, nagende, verengende, niedrige, aber auch als gleichgültige oder bloß in den notwendigen Beziehungen wurzelnde. So sind die verbleibenden groß, schwellend, fordernd, beschwert, bejahend, steigend: Ich kann das in der Eile nicht ausreichend beschreiben, aber es stak wie ein Traum in der Tiefe meines Körpers, und habe ich nicht am Ende einfach alle Menschen und das Leben lieben wollen?! Ich mit meinen Armen, meinen bis zur Bösartigkeit trainierten Muskeln wäre im Grunde nichts als liebebedürftig und liebestoll? Ist dies die Geheimformel meines Lebens?

Ich kann mir das vorstellen, wenn ich phantasieren und an die Welt und an die Menschen denke, aber nicht, wenn ich an Lindner denke, den bestimmten, lächerlichen, den Mann, den Agathe morgen vielleicht wieder besucht, um mit ihm zu besprechen, was sie mit mir nicht bespricht. Also bleibt übrig? Daß es zwei ungefähr zu trennende Gruppen von Gefühlen gibt, die ich jetzt wieder nur als positive und negative Zustände bezeichnen möchte, ohne sie damit zu bewerten und bloß nach einer Eigentümlichkeit ihrer Erscheinung; obwohl ich den einen dieser Gesamtzustände aus tiefer (das heißt auch: gut verborgener) Seele liebe. Und es bleibt Wirklichkeit, daß ich mich jetzt in diesem Zustand fast dauernd befinde, und Agathe auch!

Vielleicht ist das ein großer Versuch, den das Schicksal mit mir vorhat. Vielleicht ist alles, was ich versucht habe, nur dazu dagewesen, daß ich dieses erlebe. Aber ich fürchte auch, daß sich in allem, was ich bis jetzt zu sehen vermeine, ein Zirkelschluß verbirgt. Denn ich will nicht – wenn ich nun auf das ursprüngliche Motiv zurückgreife – aus dem Zustand der ‹Bedeutung› hinaus, und wenn ich mir sagen will, was Bedeutung sei, so komme ich immer wieder nur auf den Zustand, wie ich bin und wie ich jetzt bin, das ist eben, daß ich aus einem bestimmten Zustand nicht hinauswill! So glaube ich nicht, die Wahrheit zu sehen; aber bloß subjektiv ist, was ich erlebe, gewiß auch nicht, es greift mit tausend Armen nach der Wahrheit. Es könnte mir deshalb wahrhaftig als eine Suggestion erscheinen. Alle meine Gefühle sind ja merkwürdig gleichartig oder gleichgerichtet, und die widerstrebenden sind ausgeschaltet, und ein solcher Affektzustand, der das Handeln einheitlich regelt, ist gerade das, was als das Hauptstück einer Suggestion angesehen wird. Aber kann etwas eine Suggestion sein, dessen Vorankündigung, dessen erste Spur ich beinahe mein ganzes Leben zurück zu verfolgen vermag?

Also bleibt übrig? Es ist nicht Einbildung und nicht Wirklichkeit; ich müßte, wenn es auch nicht Suggestion ist, beinahe daraus schließen, daß es beginnende Überwirklichkeit sei.»

[<]

## General von Stumm läßt eine Bombe fallen Weltfriedenskongreß

Ein Soldat darf sich durch nichts abschrecken lassen, und so gelang es General Stumm von Bordwehr als dem einzigen, zu Ulrich und Agathe vorzudringen; vielleicht war er aber auch der einzige, dem sie es nicht ganz unmöglich gemacht hatten, da denn auch Weltflüchtlinge vorsehen können, daß ihnen aller vierzehn Tage die Post nachkommt. Und als er sie jetzt durch seinen Eintritt in der Fortsetzung ihres Gesprächs störte, rief er befriedigt aus: «Leicht ist es nicht gewesen, alle Hindernisse des Vorfelds zu überwinden und in die Hauptstellung einzudringen!» küßte Agathe ritterlich die Hand und wandte sich besonders an sie mit den Worten: «Ich werde ein berühmter Mann sein, bloß weil ich Sie gesehen habe! Alle Welt fragt, welches Ereignis die Unzertrennlichen verschlungen habe, verlangt nach Ihnen, und ich bin gewissermaßen der Beauftragte der Gesellschaft, ja des Vaterlands, die Ursache Ihres Verschwindens zu entdecken! Ich bitte, mich damit zu entschuldigen, falls ich zudringlich erscheinen sollte!»

Agathe hieß ihn willkommen, wie es sich gehört; aber weder sie noch ihr Bruder vermochten sogleich, ihre Geistesabwesenheit vor ihrem Besucher zu verbergen, der als die verkörperte Schwäche und Unvollständigkeit ihrer Träume vor ihnen stand; und als General Stumm wieder von Agathe zurückgetreten war, setzte eine merkwürdige Stille ein. Agathe stand an der einen Langseite des Tisches, Ulrich an der anderen, und der General, wie ein von plötzlicher Windstille befallenes Segelschiff, ungefähr in der Mitte des Wegs zwischen ihnen beiden. Ulrich war im Begriff, seinem Besucher entgegen zu gehn, kam aber nicht von der Stelle. Stumm bemerkte jetzt, daß er wirklich gestört habe, und überlegte, wie er die Lage retten könnte. Auf allen drei Gesichtern lag der verzerrte Ansatz eines freundlichen Lächelns. Diese steife Stille dauerte kaum den Teil eines Augenblicks; doch gerade da fiel Stumms Blick auf das kleine Pferdchen aus Papiermasse, das vereinsamt wie ein Monument zwischen ihnen allen in der Mitte des leeren Tisches stand.

Die Hacken zusammenziehend, wies er mit der flachen Hand feierlich darauf und rief erleichtert aus: «Aber was ist denn das?! Ich gewahre in diesem Hause den großen Tiergötzen, das heilige Tier, das angebetete Idol der Reiterei?!»

Bei dieser Bemerkung Stumms löste sich auch Ulrichs Befangenheit, und nun auf ihn zueilend, sich aber doch auch an seine Schwester wendend, versicherte er lebhaft: «Es ist zwar ein Wagenpferd, aber im übrigen hast du es wunderbar erraten! Wir sprechen nämlich wirklich gerade von Idolen und ihrer Entstehung. Und nun sage einmal: Was liebt man, welchen Teil, welche Umformung und Verklärung liebt man, wenn man seinen Nächsten liebt, ohne ihn zu kennen? Inwiefern ist die Liebe also abhängig von der Welt und Wirklichkeit, und inwiefern verhält es sich umgekehrt?»

Stumm von Bordwehr hatte seinen Blick fragend auf Agathe gerichtet.

«Ulrich spricht von diesem kleinen Ding hier» versicherte sie etwas betreten und wies auf das Konditorpferdchen. «Er hat früher einmal eine Leidenschaft dafür gehabt.»

«Das ist aber hoffentlich schon recht lange her» äußerte sich Stumm verwundert. «Denn wenn ich nicht irre, ist es doch eine Bonbonniere!?!»

«Das ist keine Bonbonniere!» beschwor ihn Ulrich, der von der lästerlichen Lust gepackt wurde, sich mit ihm darüber zu unterhalten. «Freund Stumm! Wenn du dich in ein Sattelzeug verliebst, das dir zu teuer ist, oder in eine Uniform oder in ein Paar Reitstiefel, die du in einer Auslage siehst: was liebst du da?»

«Du redest schamlos! So etwas *liebe* ich nicht!» verwahrte sich der General.

«Leugne nicht!» versetzte Ulrich. «Es gibt Leute, die Tag und Nacht von einem Kleiderstoff oder einem Reisekoffer träumen können, den sie in einer Auslage gesehen haben; und ein wenig davon hat jeder schon kennen gelernt; und auch dir ist es zumindest mit deiner ersten Leutnantsuniform so ergangen! Und da wirst du wohl zugeben, daß dieser Stoff oder Koffer unbrauchbar sein kann und daß man auch gar nicht in der Lage zu sein braucht, ihn wirklich begehren zu können: also ist keine Erfahrung leichter zu machen als die, daß man etwas liebt, ehe man es kennt und ohne es zu kennen. Darf ich dich übrigens daran erinnern, daß du Diotima gleich auf den ersten Blick geliebt hast?!»

Diesmal blickte der General pffiffig auf. Agathe hatte ihm mittlerweile Platz angeboten und hatte ihn auch mit einer Zigarre versorgt, weil ihr Bruder seiner Pflicht vergaß; er war von blauen Wölkchen umsäumt und sagte unschuldig: «Sie ist seither ein Lehrbuch der Liebe geworden, und Lehrbücher habe ich schon auf der Schule nicht so recht geliebt. Aber ich bewundere und achte diese Frau noch immer» fügte er mit einer würdigen Gelassenheit hinzu, die neu an ihm war.

Ulrich beachtete sie leider nicht gleich. «Alles das sind Idole» fuhr er fort, seine an Stumm gerichteten Fragen zu entwickeln. Und nun siehst du deren Entstehung. Die in unsere Natur gelegten Triebe brauchen nur ein Mindestmaß an äußerer Begründung und Rechtfertigung; sie sind ungeheure Maschinen, die sich durch einen kleinen Schalter in Bewegung setzen lassen. Sie statten dafür den Gegenstand, dem sie gelten, aber auch nur so weit mit Vorstellungen aus, die einer Prüfung standhalten könnten, als es etwa dem Flackern von Licht und Schatten im Schein einer Notbeleuchtung entspricht –»

«Halt!» bat Stumm aus der Dampfwolke. «Was ist <Gegenstand>? Sprichst du jetzt wieder von den Stiefeln und dem Koffer?»

«Ich spreche von der Leidenschaft. Von der Sehnsucht nach Diotima gerade so wie von der nach der verbotenen Zigarette. Ich möchte dir deutlich machen, daß jedes affektive Verhältnis zuerst durch vorläufige Wahrnehmungen und Vorstellungen angebahnt wird, die der Wirklichkeit angehören; daß es sogleich aber auch selbst Wahrnehmungen und Vorstellungen hervorruft, die es in seiner Weise ausstattet. Kurz, der Affekt rückt sich den Gegenstand zurecht, wie er ihn braucht, ja erschafft ihn, so daß er schließlich einem Gegenstand gilt, der, auf solche Art zustandegekommen, nicht mehr zu erkennen wäre. Aber er ist ja auch nicht für die Erkenntnis bestimmt, sondern eben für eine Leidenschaft! Dieser aus der Leidenschaft entstehende und in ihr schwebende Gegenstand» schloß Ulrich nun, zum Anfang zurückkehrend «ist natürlich etwas anderes als der Gegenstand, an den sie sich äußerlich heftet und nach dem sie greifen kann, und das gilt also auch von der Liebe. Ich liebe <dich>, ist eine Verwechslung; denn <dich>, diese Person, von der die Leidenschaft hervorgerufen wird und die man mit Armen greifen kann, glaubt man zu lieben, und die von der Leidenschaft hervorgerufene Person, dieses wildreligiöse Gebilde, liebt man wirklich, aber sie ist eine andere.»

«Wenn man dich hört,» unterbrach Agathe ihren Bruder mit einem Vorwurf, der ihre innere Teilnahme verriet «so sollte man meinen, daß man die wirkliche Person nicht wirklich liebt und eine unwirkliche wirklich –!»

«Genau das habe ich sagen wollen, und ähnliches habe ich auch schon von dir gehört.»

«Aber in Wirklichkeit sind die beiden schließlich doch eins!»

«Das ist ja gerade die Hauptverwicklung, daß die der Liebe vorschwebende Person in jeder äußeren Beziehung von der wirklichen Person vertreten werden muß, ja mit ihr eins ist. Dadurch kommt es zu allen den Verwechslungen, die dem einfachen Geschäft der Liebe etwas so anregend Gespenstisches verleihen!»

«Vielleicht wird aber auch die wirkliche Person erst in der Liebe ganz wirklich? Vielleicht ist sie vorher nicht vollständig?!»

«Aber der Stiefel oder Reisekoffer, von dem man träumt, ist in Wirklichkeit doch kein anderer als der, den man auch kaufen könnte!»

«Vielleicht entsteht auch der Reisekoffer erst zu Ende, wenn man ihn liebt!»

«Mit einem Wort, man kommt zu der Frage, was wirklich sei. Die alte Frage der Liebe!» rief Ulrich ungeduldig und doch befriedigt aus.

«Ach, lassen wir den Reisekoffer!» Es war zum Erstaunen der beiden die Stimme des Generals, die ihr Scheingefecht unterbrach. Stumm hatte behaglich ein Bein über das andere gezwängt, was ihm, wenn es einmal gelungen war, große Sicherheit verlieh. «Bleiben wir bei der Person» fuhr er fort und lobte Ulrich: «Du hast bis jetzt manches wieder hervorragend schön gesagt! Die Menschen glauben ja immer, daß nichts einfacher ist, als einander zu lieben, und dann muß man ihnen jeden Tag vorhalten: <Verehrteste, das ist nicht so einfach, wie bei der Äpfelfrau!>» Höflich wandte er sich zur Erklärung dieses mehr militärischen als zivilen Ausdrucks an Agathe: «Die Äpfelfrau, Gnädigste, zitiert man bei uns, wenn einer sich etwas leichter vorstellt, als es ist. In der Höheren Mathematik, zum Beispiel, wenn beim abgekürzten Dividieren einer gleich so stark abkürzt, daß er, mir nichts, dir nichts, bei einem falschen Resultat ist! Dann hält man ihm die Äpfelfrau vor, und das wird dann halt auch sonst angewendet, wo ein gewöhnlicher Mensch bloß sagen möchte: das ist nicht so einfach!» Nun wandte er sich wieder an Ulrich und fuhr fort: «Deine Wissenschaft von den zwei Personen interessiert mich deshalb so sehr, weil auch ich den Leuten allemal sage, daß man den Menschen nur in zwei Teilen lieben kann: in der Theorie, oder wie du sagst, als vorschwebende Person, soll man ihn meinetwegen lieben; aber in der Praxis muß man streng, und schließlich auch hart, mit ihm verfahren! So ist es zwischen Mann und Frau, und so ist es überhaupt im Leben! Die Pazifisten zum Beispiel, mit ihrer Liebe ohne Schuhsohlen, ahnen davon nicht das mindeste, und ein Leutnant versteht zehnmal mehr von der Liebe als diese Dilettanten!»

Stumm von Bordwehr machte durch seinen Ernst, durch die Abgewogenheit seiner Rede, nicht zuletzt sogar durch die Kühnheit, mit der er, trotz Agathes Gegenwart, die Frau zum Gehorchen verurteilt hatte, den Eindruck eines Mannes, mit dem sich Wichtiges ereignet hat und der sich nicht ohne Erfolg bemüht hat, es zu bemeistern. Aber Ulrich hatte das noch immer nicht erfaßt und schlug vor: «Entscheide also du, welcher Person eine Liebe in Wahrheit gilt und welche Person bloß der Figurant ist!»

«Das war mir zu hoch» versicherte Stumm ruhig, zog Atem aus der Zigarre und fügte gelassen hinzu: «Ich habe mich gefreut, wieder zu hören, wie schön du sprichst; aber im ganzen sprichst du doch so, daß man sich fragen möchte, ob es denn wirklich deine einzige Beschäftigung ist. Ich muß gestehn, daß ich erwartet habe, dich nach deinem Verschwinden bei, weiß Gott, wichtigeren Geschäften anzutreffen!»



«Stumm, das ist wichtig!» rief Ulrich aus. «Denn die Weltgeschichte ist mindestens zur Hälfte eine Liebesgeschichte! Natürlich mußt du alle Arten der Liebe zusammennehmen!»

Der General nickte widerstrebend. «Das mag schon so sein.» Er verschanzte sich hinter das Geschäft, eine neue Zigarre zu beschneiden und anzuzünden, und knurrte: «Aber dann ist die andere Hälfte eine Geschichte des Zorns. Und man soll den Zorn nicht geringschätzen! Ich bin seit einiger Zeit ein Spezialist der Liebe und weiß das!»

Jetzt verstand Ulrich endlich, daß sein Freund sich verändert habe, und bat ihn neugierig, zu erzählen, was ihm widerfahren sei.

Stumm von Bordwehr sah ihn eine Weile an, ohne zu antworten, dann sah er Agathe an, und endlich erwiderte er, so daß nicht recht zu unterscheiden war, ob es gereizt oder genußvoll verzögert geschehe: «Oh, es wird dir vielleicht kaum der Rede wert erscheinen im Vergleich mit deinen Beschäftigungen. Bloß das eine ist geschehen: Die Parallelaktion hat ein Ziel gefunden!»

Diese Nachricht von etwas, dem so viel Anteilnahme geschenkt worden war, wenn auch keine echte, hätte selbst einen unaufgelockerten Zustand der Abgeschlossenheit durchschlagen müssen, und als Stumm seine Wirkung sah, war er mit dem Geschick versöhnt und fand seine alte, arglose Mitteilungsfreude für längere Zeit wieder. «Wenn du es vorziehst, kann ich ebenso gut auch sagen: Die Parallelaktion hat ein Ende gefunden!» bot er entgegenkommend an.

Ganz nebenbei war das geschehen: «Wir haben uns alle schon so daran gewöhnt gehabt, daß nichts geschieht, aber immer etwas geschehen soll» erzählte Stumm. «Und da hat auf einmal jemand anstatt eines neuen Vorschlags die Nachricht gebracht, daß heuer im Herbst ein Welt-Friedens-Kongreß tagen wird, und noch dazu hier bei uns!»

«Das ist sonderbar!» meinte Ulrich.

«Wieso sonderbar? Wir haben doch nicht das geringste davon gewußt!»

«Das meine ich ja gerade.»

«Also da hast du ja auch nicht ganz unrecht» pflichtete ihm Stumm von Bordwehr bei. «Es wird jetzt sogar behauptet, daß es eine vom Ausland lancierte Nachricht gewesen sein soll. Der Leinsdorf und Tuzzi haben geradezu vermutet, daß es sich um eine russische Intrige gegen unsere vaterländische Aktion handeln könnte, wenn nicht am Ende gar um eine reichsdeutsche. Denn du mußt bedenken, daß wir doch erst in vier Jahren fertig zu sein brauchen, so daß es ganz gut möglich wäre, daß man uns in etwas hineinhetzen will, das wir gar nicht beabsichtigen. Die Versionen gehen darüber auseinander; aber die Wahrheit hat sich nicht mehr feststellen lassen, obwohl wir natürlich sofort überall hingeschrieben haben, um etwas Näheres zu erfahren. Merkwürdigerweise hat man auch schon überall von diesem pazifistischen Kongreß gewußt – ich versichere dir: in der ganzen Welt! Und bei Privaten gerade so wie in Redaktionen und Staatskanzleien! – doch hat man angenommen, oder es ist eben ausgesprengt worden, daß er von uns ausgeht und zu unserer großen Weltaktion gehört, und ist bloß verwundert gewesen, weil von uns auf keinerlei Anfragen und Rückfragen eine vernünftige Antwort gekommen ist. Vielleicht hat sich jemand einen Jux mit uns gemacht; der Tuzzi hat uns ein paar von diesen Einladungen zum Friedenskongreß unauffällig verschaffen können: die Unterschriften waren zwar recht naiv nachgemacht, aber das Briefpapier und der Stil sind wirklich wie echt gewesen! Natürlich haben wir uns dann auch an die Polizei gewandt, und die hat rasch herausgefunden, daß die ganze Ausführung auf einen Ursprung hierzulande zurückweist, und dabei ist auch herausgekommen, daß es wirklich solche Leute hier gibt, die einen Weltfriedenskongreß im Herbst einberufen möchten – weil da nämlich eine Frau, die einen pazifistischen Roman geschrieben hat, ich weiß

nicht wie viel Jahre alt wird oder, falls sie schon gestorben sein sollte, alt geworden wäre: Aber diese Leute haben mit der Ausstreuung, die uns betroffen hat, wie sich bald herausgestellt hat, nachweisbar nicht das geringste zu tun; und auf diese Weise ist der Ursprung also im Dunkel geblieben» meinte Stumm verzichtend, aber mit der Befriedigung, die jede gut zu Ende gebrachte Erzählung gewährt. Die anstrengende Darlegung der Schwierigkeiten hatte sein Gesicht mit Schatten überzogen, doch jetzt brach die Sonne seines Lächelns durch diese Ratlosigkeit hindurch, und mit einem so unbefangenen wie treuherzigen Zug von Verachtung fügte er noch hinzu: «Das Merkwürdigste ist ja, daß alle Welt einverstanden gewesen ist mit so einem Kongreß oder daß wenigstens keiner hat nein sagen wollen! Und jetzt frage ich dich: was bleibt einem da übrig; besonders wenn man schon vorausgesagt hat, daß man etwas unternehmen wird, was der ganzen Welt ein Vorbild sein soll, und immer die Parole der Tat ausgegeben hat?! Wir haben einfach vierzehn Tage wie die Wilden arbeiten müssen, damit das wenigstens hinterdrein so ausschaut, wie es sozusagen unter anderen Umständen im vorhinein ausgeschaut hätte. Und so haben wir uns der organisatorischen Überlegenheit der Preußen – vorausgesetzt, daß es überhaupt die Preußen gewesen sind! – eben gewachsen gezeigt. Wir nennen es jetzt eine Vorfeier. Den politischen Teil behält dabei die Regierung im Auge, und wir von der Aktion bearbeiten mehr das Festliche und Kulturmenschliche, weil das für ein Ministerium einfach zu belastend ist –»

«Aber eine sonderbare Geschichte bleibt es immerhin!» versicherte jetzt Ulrich ernst, obwohl er über diesen Ausgang lachen mußte.

«Halt ein historischer Zufall» sagte der General zufrieden. «Solche Mystifikationen sind schon oft von Wichtigkeit gewesen.»

«Und Diotima?» erkundigte sich Ulrich vorsichtig.

«Ja, die hat freilich Amor und Psyche schleunigst beiseite stellen müssen und entwirft jetzt zusammen mit einem Maler den Trachtenfestzug. «Die Stämme Österreichs und Ungarns huldigen dem inneren und äußeren Frieden» wird er heißen» berichtete Stumm und wandte sich nun flehend an Agathe, als er bemerkte, daß auch sie die Lippen zum Lächeln verzog. «Ich beschwöre Sie, Gnädigste, wenden Sie nichts dagegen ein und gestatten Sie auch ihm keinen Einwand!» bat er. «Denn der Trachtenfestzug und wahrscheinlich eine Militärparade sind das einzige, was bis jetzt von den Feierlichkeiten feststeht. Es werden die Tiroler Standschützen über die Ringstraße marschieren, denn die geben mit ihren grünen Hosenträgern, den Hahnenfedern und den langen Bärten immer ein malerisches Bild ab; und dann sollen auch noch die Biere und Weine der Monarchie den Bieren und Weinen der übrigen Welt huldigen. Aber schon da besteht zum Beispiel noch keine Einigung darüber, ob nur die österreichisch-ungarischen Biere und Weine denen der übrigen Welt huldigen sollen, damit der liebenswürdige österreichische Charakter umso gastlicher hervorkommt, als man auf eine Gegenhuldigung verzichtet; oder ob auch die ausländischen Biere und Weine mitmarschieren dürfen, damit sie den unsrigen huldigen, und ob sie dafür Zoll zahlen müssen oder nicht. Jedenfalls ist das eine sicher, daß es bei uns einen Festzug ohne Menschen, die in altdeutschen Kostümen auf Faßwagen und Bierpferden sitzen, nicht geben kann und noch nie gegeben hat; und ich kann mir bloß nicht vorstellen, wie das im Mittelalter selbst gewesen ist, als die altdeutschen Kostüme noch nicht alt gewesen sind, und nicht einmal älter ausgeschaut haben als heutzutage ein Smoking!?)»

Nachdem diese Frage zur Genüge gewürdigt worden war, stellte Ulrich aber eine bedenklichere: «Ich möchte wissen, was unsere nichtdeutschen Nationen zu dem Ganzen sagen werden!»

«Das ist einfach: sie werden mitmarschieren!» versicherte Stumm vergnügt. «Denn wenn sie es nicht tun, so kommandieren wir ein böhmisches Dragonerregiment in den Festzug und machen

Hussitenkrieger aus ihm, und ein Ulanenregiment ziehen wir als die polnischen Türkenbefreier Wiens an.»

«Und was sagt Leinsdorf zu diesen Plänen?» fragte Ulrich zögernd.

Stumm stellte das übergelegte Bein neben das andere und wurde ernst. «Der ist allerdings nicht gerade entzückt» gab er zu und erzählte, daß Graf Leinsdorf niemals das Wort «Festzug» in Gebrauch nehme, sondern auf das halsstarrigste daran festhalte, «die Demonstration» zu sagen. «Wahrscheinlich liegen ihm noch die Demonstrationen im Sinn, die er erlebt hat» meinte Ulrich, und Stumm pflichtete ihm bei: «Er hat schon des öfteren zu mir gesagt,» berichtete er «wer das Volk auf die Straße führt, läßt damit eine große Verantwortung auf sich, Herr General! Genau so, als ob ich etwas dafür oder dagegen tun könnte! Dazu müßtest du aber freilich auch wissen, daß wir seit einiger Zeit ziemlich oft beisammen sind, er und ich →»

Stumm setzte aus, als wolle er Zeit für eine Frage lassen, als aber weder Agathe noch Ulrich diese stellten, fuhr er vorsichtig fort: «Es ist Seiner Erlaucht nämlich noch eine Demonstration widerfahren. Auf einer Reise, in B..., ist er in jüngster Zeit sowohl von den Tschechen als auch von den Deutschen beinahe verprügelt worden.»

«Aber warum denn?» rief Agathe teilnehmend aus, und auch Ulrich zeigte seine Neugierde.

«Weil er als Friedensstifter bekannt ist!» verkündete Stumm. «Die Friedens- und Menschenliebe ist nämlich in Wirklichkeit nicht so einfach →»

«Wie bei der Äpfelfrau!» fiel Agathe lachend ein.

«Eigentlich habe ich sagen wollen, wie bei einer Bonbonniere» verbesserte sie Stumm und fügte diesem bedächtigen Tadel für Ulrich noch die Anerkennung für Leinsdorf hinzu: «Trotzdem wird ein Mann wie er, wenn es einmal beschlossen ist, das Amt, das ihm zufällt, voll und ganz ausfüllen!»

«Welches Amt denn?» fragte nun Ulrich.

«Jedes!» versicherte der General. «Er wird auf der Festtribüne neben dem Kaiser sitzen, natürlich nur in dem Fall, daß sich Seine Majestät auf eine Festtribüne setzt; und außerdem entwirft er die Huldigungsadresse unserer Völker, die er dem Allerhöchsten Herrn überreichen wird. Wenn das aber vorläufig selbst alles sein sollte, so bin ich überzeugt, daß es das nicht bleiben wird; denn wenn er keine andern Sorgen hat, so macht er sich sofort welche: eine so tatkräftige Natur ist er! Jetzt möchte er übrigens dich sprechen» ließ Stumm versuchsweise einfließen.

Ulrich schien es zu überhören, war aber aufmerksam geworden. «Leinsdorf <fällt> doch kein Amt <zu>?!» fragte er mißtrauisch. «Seit er lebt, ist er immer der Knopf auf der Fahnenstange gewesen!»

«Ja →» meinte General Stumm mit Vorbehalt. «Ich will eigentlich auch nichts gesagt haben; er bleibt natürlich immer ein hoher Herr. Aber schau, da hat mich zum Beispiel der Tuzzi unlängst beiseite genommen und hat vertraulich zu mir gesagt: <Herr General! Wenn mich in einer finsternen Gasse ein Mann anstreift, so trete ich zur Seite; wenn er mich aber in der gleichen Lage freundlich fragt, wieviel Uhr es ist, dann greife ich nicht nur nach der Uhr, sondern taste auch nach der Pistole!» Was sagst du dazu?»

«Was sollte ich dazu sagen? Ich verstehe den Zusammenhang nicht!»

«Das ist eben jetzt die Vorsicht der Regierung» erklärte Stumm. «Sie denkt bei einem Weltfriedenskongreß an alle Möglichkeiten, während der Leinsdorf schließlich doch immer seine

eigenen Ideen hat.»

Ulrich begriff plötzlich. «Also mit einem Wort: Leinsdorf soll jetzt von der Spitze verdrängt werden, weil man Angst vor ihm hat?!»

Darauf erwiderte der General nicht unmittelbar. «Er läßt dich durch mich bitten, daß du die guten Beziehungen zu deiner Kusine Tuzzi wieder aufnehmen sollst, damit man erfährt, was vorgeht: Ich sage es gerade heraus, er hat es natürlich zurückhaltender ausgedrückt» berichtete Stumm. Und nach kurzem Zaudern fügte er entschuldigend hinzu: «Sie sagen ihm halt nicht alles! Aber schließlich ist das eben die Gewohnheit der Ministerien: wir sagen uns doch untereinander auch nicht alles!»

«In welchen Beziehungen ist denn mein Bruder eigentlich zu unserer Kusine gestanden?» fragte jetzt Agathe.

Ahnungslos versicherte Stumm, in der freundlichen Täuschung befangen, daß er gefällig scherze: «Er ist eine geheime Liebe von ihr!» und fügte nun gleich auch ermunternd für Ulrich hinzu: «Ich weiß ja nicht, was zwischen euch vorgefallen ist, aber sie bedauert es sicher! Sie sagt, du bist ein so unentbehrlich schlechter Patriot, daß du allen Feinden des Vaterlands großartig gefallen müßtest, die sich schließlich bei uns ja wohlfühlen sollen. Das ist doch eigentlich nett von ihr? Nur den ersten Schritt kann sie natürlich nicht tun, nachdem du dich so eigensinnig zurückgezogen hast!»

Der Abschied wurde von da an etwas einsilbig, und es bedrückte Stumm sehr, nachdem er im Zenit gestanden, glanzlos untergehen zu sollen.

So erfuhren Ulrich und Agathe schließlich etwas, das ihre Züge wieder erheiterte und auch das Antlitz des Generals freundlich rötete. «Den Feuermaul sind wir los!» berichtete er, zufrieden damit, daß es ihm noch rechtzeitig eingefallen sei, und er fügte voll Verachtung für die Menschenliebe des Dichters hinzu: «Das hat jetzt ohnehin keinen Sinn mehr!» Auch der «ekelerregende» Beschluß aus der letzten Sitzung, daß man niemand zwingen dürfe, für fremde Ideen zu sterben, wogegen es jeder für seine eigenen tun solle, auch dieser von Grund aus friedentiftende Beschluß war, wie sich nun zeigte, gemeinsam mit allem, was der Vergangenheit angehörte, gefallen und auf des Generals Einspruch nicht einmal mehr zu Protokoll genommen worden. «Eine Zeitschrift, die ihn abgedruckt hat, haben wir unterdrückt; solches übertriebene Gerede glaubt ja doch kein Mensch mehr!» ergänzte Stumm diese Mitteilung, was angesichts der Vorbereitungen zu einem pazifistischen Kongreß nicht ganz klar anmutete. Agathe nahm denn auch die jungen Leute ein wenig in Schutz, und selbst Ulrich erinnerte schließlich seinen Freund daran, daß Feuermaul doch nicht an dem Zwischenfall schuld gewesen sei. Da machte Stumm aber keine Schwierigkeiten und gab zu, daß Feuermaul, den er im Haus seiner Schutzherrin kennengelernt habe, ein reizender Mensch sei. «So voll Anteilnahme für alles! Und wirklich geradezu aus freien Stücken gut!» rief er anerkennend aus.

«Aber dann wäre er doch durchaus eine schätzenswerte Bereicherung für diesen Kongreß!» warf Ulrich abermals ein.

Aber Stumm, der sich inzwischen ernstlich zum Gehen angeschickt hatte, schüttelte lebhaft den Kopf. «Nein! Ich kann es nicht so kurz ausdrücken, worauf es ankommt» sagte er entschlossen. «Aber der Kongreß soll nicht übertrieben sein!»

[<]

## Beschreibung einer kakanischen Stadt

*[Variante zu: General von Stumm läßt eine Bombe fallen. Aus einem Entwurf]*

Wirklich, während Ulrich und Agathe hinter geschlossenen Kristallplatten lebten – durchaus nicht unwirklich und ohne Ausblick auf die Welt, wohl aber in einem ungewöhnlichen, eindeutigen Licht, badete diese Welt jeden Morgen in dem hundertfältigen Licht eines neuen Tags. Jeden Morgen erwachten Städte und Dörfer, und wo immer sie es tun, geschieht es, weiß Gott, immer auf die gleiche Weise; aber mit dem gleichen Recht auf Dasein, das ein Riesendampfer ausdrückt, der zwischen zwei Kontinenten unterwegs ist, fliegen kleine Vögel von einem Ast zum andern. Und so geschieht alles in der Welt sowohl gleichförmig und vereinfacht als auch auf unzählige Weisen nutzlos abgewandelt und in einer hilflosen und seligen Fülle, die an die herrlichen und beschränkten Bilderbücher der Kinderzeit erinnert. Ulrich und Agathe fühlten denn auch beide ihr Buch der Welt aufgeschlagen, denn B... war keine andere Stadt als jene, wo sie sich wiedergefunden hatten, nachdem ihr Vater dort gelebt hatte und gestorben war.

«Und gerade in B... hat es dazu kommen müssen!» wiederholte der General behutsam.

«Du bist doch auch einmal dort in Garnison gewesen» sagte Ulrich.

«Und der Dichter Feuermaul ist dort geboren» fügte Agathe hinzu.

«Richtig!» rief Ulrich aus. «Hinter dem Theater! Von daher hat er wahrscheinlich seinen Ehrgeiz, ein Dichter zu sein. Erinnerst du dich noch an dieses Theater? Es muß in den achtziger oder neunziger Jahren einen Baumeister gegeben haben, der in den meisten größeren Städten solche Theaterschatullen hinsetzte, die um und um mit Zierformen und Statuenzierrat beschlagen waren. Und Feuermaul ist richtig in dieser Spinn- und Webstadt auf die Welt gekommen: als Sohn eines wohlhabenden Tuchkommissionärs. Ich erinnere mich, daß diese Zwischenhändler aus mir unbekanntem Gründen mehr verdienen als die Fabrikanten selbst; und die Feuermauls gehörten schon zu den reichsten Leuten in B..., ehe der Vater in Ungarn mit Salpeter oder weiß Gott welcher Mordproduktion ein noch größeres neues Leben begann: Du bist doch gekommen, um dich bei mir nach Feuermaul zu erkundigen?» fragte Ulrich.

«Eigentlich nicht» erwiderte sein Freund. «Ich habe erhoben, daß sein Vater große Pulverlieferungen für das Kriegsministerium hat. Damit ist ja der Menschengüte seines Sohnes im vorhinein ein Zügel angelegt. Der Beschluß bleibt Episode, dafür stehe ich dir gut.»

Aber Ulrich hörte nicht. Es war ihm ein langentbehrter Genuß, sich in einer ganz alltäglichen Weise reden zu hören; und scheinbar ging es Agathe auch so. «Dieses alte B... ist übrigens eine üble Stadt» fing er von neuem an. «In der Mitte liegt auf einem Berg eine alte häßliche Festung, deren Kasematten von der Mitte des 18. bis zu der des 19. Jahrhunderts als Staatsgefängnis gedient haben und berüchtigt waren, und die ganze Stadt ist stolz darauf!»

«Der Lachberg (Spielberg, Gnadenberg)» bestätigte der General höflich.

«Ein netter Lach-Berg!» rief Agathe aus und ärgerte sich über ihr Bedürfnis nach Gewöhnlichkeit, als Stumm das Wortspiel geistvoll fand und ihr versicherte, daß er zwei Jahre in

B... garnisoniert habe, ohne auf diesen Zusammenhang gekommen zu sein.

«Das wahre B... ist natürlich die Fabrikstadt, die Tuch- und Garnstadt» fuhr Ulrich fort und wandte sich an Agathe. «Was sind das doch große, schmale, schmutzige Häuserschachteln mit unzähligen Fensterlöchern, Gäßchen, die nur aus Hofmauern und Eisentoren bestehen, Straßen, die sich breit, ausgefahren und trostlos krümmen!» Ein paarmal hatte er nach dem Tod des Vaters dieses Viertel durchstreift. Er sah die hohen Schornsteine wieder, an denen die schmutzigen Fahnen des Reichs hingen, und dann verlor sich seine Erinnerung unvermittelt ins Land, das auch wirklich unvermittelt hinter den Fabrikmauern begann, mit schwerer, fetter, fruchtbarer Erde, die im Frühling schwarzbraun aufbrach, niedrigen, langen, längs der Straße liegenden Dörfern und Häusern, die nicht nur in schreienden Farben angestrichen waren, sondern in solchen, die mit unverständlicher Stimme schrien. Es war ein demütiges und doch fremdgeheimnisvolles Bauernland, aus dem die Industrie (die städtische Geschäftigkeit) ihre Arbeiter und Arbeiterinnen sog, weil es eingeengt zwischen ausgedehnten Zuckerrübenplantagen des Großgrundbesitzes dalag, der ihm nicht die nötigste Wohlhabenheit übrig gelassen hatte. Jeden Morgen riefen die Fabriksirenen aus diesen Dörfern Scharen von Bauern in die Stadt und verstreuten sie zwar des Abends wieder über das Land, aber mit den Jahren blieben doch immer mehr dieser tschechischen, von dem öligen Wollstaub der Fabriken an Gesicht und Fingern dunkelhäutigen Landleute in der Stadt zurück und machten das dort schon vorhandene slawische Kleinbürgertum kräftig wachsen.

Daraus ergaben sich schwierige Verhältnisse, denn die Stadt war deutsch. Sie lag sogar in einer deutschen Sprachinsel, wenn auch auf deren äußersten Spitze, und wußte sich seit dem 13. Jahrhundert in die stolzen Erinnerungen deutscher Geschichte verflochten. Man konnte in ihren deutschen Schulen lernen, daß hierorts schon der Türkenprediger Kapristan wider die Hussiten gepredigt habe, zu einer Zeit, wo gute Österreicher noch in Neapel geboren werden konnten; daß die Erbverbrüderung zwischen den Häusern Habsburg und Ungarn, die 1364 den Grund zur österreichisch-ungarischen Monarchie gelegt hat, nirgends anders abgeschlossen sei, als hier; daß die Schweden im ...? Krieg diese tapfere Stadt einen ganzen Sommer lang belagert hatten, ohne sie erobern zu können, und noch weniger hatten das die Preußen im Siebenjährigen Krieg vermocht. Natürlich war dadurch die Stadt ebenso auch in die stolzen hussitischen Erinnerungen der Tschechen verflochten und in die selbständigen geschichtlichen der Ungarn, möglicherweise sogar auch in die der Neapolitaner, Schweden und Preußen, und es fehlte in den nichtdeutschen Schulen der Stadt keineswegs an Hinweisen darauf, daß diese Stadt nicht deutsch sei: «und daß die Deutschen ein Diebsvolk seien, das sich sogar fremde Vergangenheiten aneigne.» Es war merkwürdig, daß es nicht gehindert wurde, aber so gehörte es zur weisen Mäßigung Kakanien. Es gab dort viele solche Städte, und alle sahen sie auch ähnlich aus. Am höchsten Punkt thronte ein Gefängnis, am zweithöchsten eine Bischofsresidenz, und ringsherum, gut auf die Stadt verteilt, fanden sich ungefähr noch zehn Klöster und Kasernen. War das geordnet, was man auch «die Staatsnotwendigkeiten» nannte, so überspannte man im übrigen die Einheitlichkeit und Einigkeit nicht, denn Kakanien war von einem in großen historischen Erfahrungen erworbenen Mißtrauen gegen alles Entweder-Oder beseelt und hatte immer eine Ahnung davon, daß es noch viel mehr Gegensätze in der Welt gebe, an denen es schließlich zugrundegegangen ist. Sein Regierungsgrundsatz war das Sowohl-als-auch oder noch lieber mit weisester Mäßigung des Weder-noch. Man vertrat in Kakanien also darum die Auffassung, daß es nicht vorsichtig sei, wenn die einfachen Leute, die es nicht nötig haben, zuviel lernen, und man legte auch keinen Wert darauf, daß es ihnen wirtschaftlich unbescheiden gut gehe. Man gab gern denen, die schon viel hatten, weil es da keine Gefahr mehr mit sich bringt, und setzte voraus, wenn in den anderen etwas Tüchtiges stecke, werde es sich selbst zeigen, denn Widerstände sind geeignet Männer zu

erziehn.

Und so bewahrheitete es sich auch: unter den Gegnern wurden Männer erzogen, und die Deutschen bekamen, weil Besitz und Bildung in B... deutsch waren, mit Staatshilfe immer mehr Besitz und Bildung. Wenn man durch die Straßen in B... ging, konnte man das daran erkennen, daß die erhalten gebliebenen schönen baulichen Zeugnisse der Vergangenheit, von denen es einige gab, zum Stolz der wohlhabenden Bürger zwischen vielen Zeugnissen der Neuzeit standen, die sich nicht bloß damit begnügten, gotisch, Renaissance oder barock zu sein, sondern von der Möglichkeit Gebrauch machten, alles zugleich zu haben. Unter den großen Städten Kakanians war B... eine der reichsten und drückte das auch baulich aus, so daß selbst die Umgebung, dort wo sie waldig und romantisch war, die roten Türmchen, schieferblauen Zackendächer und schießschartenähnlichen Mauernkränze wohlhabender Villen abbekam. «Und welche Umgebung!» dachte und sagte Ulrich, heimatfeindlich angehaucht. Dieses B... lag in der Gabel zweier Flüsse, aber das war eine sehr weite und lockere Gabel und die Flüsse waren auch nicht so recht Flüsse, sondern an manchen Stellen waren es breite gemäßigte Bäche, und wieder an anderen waren es stehende Wasser, die dennoch insgeheim flössen. Auch die Landschaft war ja nicht einfach, sondern bestand, sah man von dem zuerst bedachten Bauernland ab, noch aus drei weiteren Teilen. Auf der einen Seite eine weite, sich sehnsüchtig öffnende Ebene, die an manchen Abenden von zarten Silber- und Orangefarben überhaucht war; auf der anderen buschiges, wipfliges, treudeutsches Waldhügelland (aber gerade das war nicht die deutsche Seite), von nahem Grün in fernes Blau führend; auf der dritten eine heroische, nazarenisch karge Landschaft von fast großartiger Eintönigkeit, mit graugrünen, von Schafen beweideten Hügelkuppen und braunen Ackerbreiten, die etwas wie das murmelnde Singen des Tischgebets der Bauern über sich hatten, das aus niedrigen Fenstern dringt.

Also ließe sich zwar rühmen, daß diese traulich-kakanische Gegend, in deren Mitte die Stadt B... lag, sowohl bergig als auch eben, nicht weniger waldig als sonnig und ebenso heldisch wie demütig großartig war, aber es fehlte doch wohl überall daran ein wenig, so daß sie im Ganzen weder so noch so war. Es ließ sich denn auch niemals entscheiden, ob die Bewohner dieser Stadt sie schön oder häßlich fanden. Sagte man zu einem von ihnen, B... sei häßlich, so antwortete er bestimmt: «Aber schau Sie, der rote Berg, er ist doch ganz hübsch, und gar der gelbe Berg ... und die schwarzen Felder ...!» Und schon wenn er diese sinnlichen Namen aufzählte, mußte man zugeben, daß sich die Landschaft wohl hören lassen könne. Sagte man aber, sie sei schön, so lachte ein gebildeter B...r und erzählte, daß er soeben von der Schweiz zurückkäme oder aus den Pyrenäen, und daß B... ein armes Nest sei, das nicht einmal den Vergleich mit Bukarest aushalte. Aber auch das war ja nur kakanisch, dieses Zwielflicht des Gefühls, worin sie ihr Dasein aufnahmen, diese Unruhe einer zu früh herabgesunkenen Ruhe, in der sie sich geborgen und begraben fühlten. Sagt man es so: diesen Menschen war alles zugleich Unlust und Lust, so bemerkt man wohl wie vorweg-heutig es war, denn der sanfteste aller Staaten stürmte in manchem seiner Zeit heimlich voraus. Die Menschen, die B... bewohnten, lebten von der Erzeugung von Tuchen und Garnen, von der Erzeugung und dem Handel aller Dinge, die von Menschen gebraucht werden, die Tuche und Garne erzeugen oder verkaufen, und schließlich der Erzeugung und Behandlung von Rechtsstreitigkeiten, Krankheiten, Kenntnissen, Vergnügungen und dergleichen, was zu den Bedürfnissen einer großen Stadt gehört. Und alle wohlhabenden unter ihnen hatten die Eigenschaft, daß es in der Welt keinen schönen und berühmten Ort gab, wo einer, der aus dieser Stadt stammte, nicht einen antraf, der auch aus dieser Stadt stammte, und wenn sie wieder zu Hause waren, hatte das zur Folge, daß sie alle ebensoviel von der Weite in sich trugen wie von der ungeheuerlichen Überzeugung, daß alle Größe schließlich doch nur nach B... führt.

Ein solcher Zustand, der von der Erzeugung von Tuchen und Garnen, von Fleiß, Sparsamkeit, einem städtischen Theater, den Konzerten durchreisender Berühmtheiten, von Bällen und Einladungen kommt, wird nicht mit den gleichen Mitteln überwunden. Vielleicht hätte das dem Kampf um die Staatsmacht einer aufsässigen Arbeiterschaft gelingen können oder dem Kampf gegen eine Oberschicht oder einem imperialistischen Kampf um den Weltmarkt, wie ihn andere Nationen führten, kurz nicht dem Verdienen nach Verdienst, sondern einem Rest tierischen Erbeutens, worin sich die Lebenswärme wach hält. In Kakanien aber wurde wohl viel Geld unrecht verdient, aber erbeutet durfte nichts werden, und selbst wenn in diesem Staat Verbrechen erlaubt gewesen wären, so hätte man streng darauf geachtet, daß sie nur von obrigkeitlich zugelassenen Verbrechern begangen werden. Das gab allen solchen Städten wie B... das Aussehen eines großen Saals mit einer niedrigen Decke. Ein Kranz von Pulvertürmen umgab jede größere Stadt, in denen die Armee ihre Schießvorräte aufbewahrte, groß genug, bei einem Blitzschlag ein ganzes Stadtviertel in Trümmer zu legen: aber bei jedem Pulverturm war durch eine Schildwache und einen schwarzgelben Schlagbaum dafür vorgesorgt, daß den Bürgern kein Unheil geschehe. Und die Polizei war mit Säbeln ausgerüstet, die so lang waren wie die der Offiziere und bis an die Erde reichten, niemand wußte mehr warum, es sei denn aus Mäßigung, denn mit einer Hand mußte die Polizei immer ihren Säbel festhalten, damit er ihr nicht zwischen die Beine komme, und konnte nur mit der anderen nach Missetätern fahnden. Niemand wußte auch, warum in wachsenden Städten, auf Baugründen, die Zukunft hatten, vom Staat weit vorausblickend Militärspitäler, Monturdepots und Garnisonsbäckereien errichtet wurden, deren ummauerte Riesenrechtecke später die Entwicklung störten. Keinesfalls durfte das für Militarismus gehalten werden, dessen man das alte Kakanien leichtfertig beschuldigt hat; es war nur Lebensweisheit und Vorsicht, sei es sozusagen schon ihrem Wesen nach in Ordnung: denn Ordnung kann gar nicht anders als in Ordnung sein, während das von jedem anderen staatlichen Verhalten ewig unsicher bleibt. Diese Ordnung war dem Franzisko Josephinischen Zeitalter in Kakanien zur Natur, ja fast schon zur Landschaft geworden, und ganz bestimmt hätten dort bei längerer Andauer der stillen Friedenszeit auch noch die Geistlichen lange Säbel bekommen, da nach den Richtern, Fischinspektoren, Finanzräten und Postbeamten schon die Universitätsinspektoren welche hatten, und wäre nicht eine Weltveränderung zu ganz anderen Auffassungen dazwischengekommen, so hätte sich der Säbel vielleicht in Kakanien zu einer geistigen Waffe entwickelt. – (Geglaubt hat man, das geschieht aus Eifersucht auf Deutschland. Und die fremden Staaten haben geglaubt, aus Militarisierung.)

Als die Unterhaltung, teils im Meinungs Austausch, teils in Erinnerungen, die sie stumm begleiteten, so weit gekommen war, schaltete General Stumm ein: «Das hat übrigens der Leinsdorf schon gesagt, daß nämlich die Priester eigentlich Säbel bekommen müßten, beim nächsten Konkordat und zum Zeichen, daß auch sie ein Amt im Staat bekleiden. Er hat es dann mit der weniger paradoxen Bemerkung eingeschränkt, daß auch kleine Degen genügen möchten, mit Perlmutter- und Goldgriff, weißt du, wie sie früher die Beamten getragen haben.»

«Ist das dein Ernst?»

«Seiner» gab der General zur Antwort. «Er hat mir gezeigt, daß im Dreißigjährigen Krieg in Böhmen die Priester in vergoldeten Meßgewändern geritten sind, die unterhalb aus Leder waren, also richtige Meß-Kürasse. Er ist halt sehr geärgert über die allgemeine Staatsfeindlichkeit und hat sich erinnert, daß in einer seiner Schloßkapellen noch so ein Gewand aufbewahrt ist. Schau, du weißt doch, daß er immer davon redet, wie die Verfassung vom Jahre 61 dem Besitz und der Bildung bei uns die Führung gegeben hat und daß daraus eine große Enttäuschung geworden ist  
—»



«Wie bist du eigentlich zu ihm gekommen?» unterbrach ihn Ulrich lächelnd.

«Gott, das hat sich so gefügt, wie er von seinen böhmischen Gütern zurückgekehrt ist» meinte Stumm, ohne darauf näher einzugehen. «Überdies hat er dich dreimal zu sich bitten lassen, ohne daß du hingegangen bist. — Sie sind doch sein Freund, warum kommt er nicht, wenn ich ihn rufe?» Und mir ist nichts anderes übriggeblieben als ihm anzubieten: «Wenn Sie mir etwas anzuvertrauen wünschen, werde ich es ihm ausrichten!»»

Stumm machte eine Pause.

«Und was –?» fragte Ulrich.

«Nun du weißt, daß es nie ganz einfach zu verstehen ist, was er meint. Zuerst hat er mir von der Französischen Revolution erzählt. Die Französische Revolution hat bekanntlich vielen Adligen die Köpfe abgeschlagen, und das findet er merkwürdigerweise richtig, obgleich er in B... beinahe mit Steinen beworfen worden wäre. Denn er sagt, das Ancien Regime hat seine Fehler gehabt und die Französische Revolution ihre wahren Gedanken. Aber was ist schließlich aus aller Anstrengung entstanden? das fragt er sich. Und da sagte er Folgendes: Heute ist zum Beispiel die Post besser und schneller, aber früher, solange die Post noch langsam war, hat man bessere Briefe geschrieben. Oder: Heute ist die Kleidung praktischer und weniger lächerlich, aber früher, wo sie noch eine Maskerade war, hat man entschieden besseres Material darauf verwendet. Und er gibt zu, daß er für größere Fahrten selbst ein Automobil benutzt, weil es schneller und bequemer ist als ein Pferdefuhrwerk, aber er behauptet, daß diese Federbüchse auf vier Rädern dem Fahren die wahre Vornehmheit genommen hat. Und alles das ist komisch, mein ich, aber es ist wahr. Hast du nicht selbst einmal gesagt, beim menschlichen Fortschritt rutscht immer ein Bein zurück, wenn das andere vorrutscht? Unwillkürlich hat heute jeder von uns etwas gegen den Fortschritt. Und der Leinsdorf hat zu mir gesagt: «Herr General, früher haben unsere jungen Leute von Pferden und Hunden gesprochen, und heute sprechen die Fabrikantensöhne von Pferdestärken und Chassis. So hat der Liberalismus seit der Verfassung von 61 den Adel auf die Seite geschoben, aber alles ist voll neuer Korruption, und wenn wider Erwarten doch einmal die Soziale Revolution kommen wird, so wird sie den Fabrikantensöhnen den Kopf abschlagen, aber besser wird es auch nicht werden!» Man hat den Eindruck, es kocht etwas in ihm über! Bei einem andern möchte man ja vielleicht meinen, er weiß nicht, was er will!»

«Aber vorderhand sind wir doch erst bei der Nationalen Revolution? Weißt du, was er will?» fragte Ulrich.

«Die Drangsal hat nach der Geschichte in B... versucht, ihm sagen zu lassen: jetzt müßte man sich erst recht zum Menschen bedingungslos hinreißen lassen, und der Feuermaul soll geäußert haben, besser sei es, als Österreicher des Widerstandes der Nationalitäten nicht Herr zu werden, denn als Reichsdeutscher sein Land in einen Truppenübungsplatz zu verwandeln. Darauf erwidert er nur, daß das keine Realpolitik sei. Er verlangt eine Kraftkundgebung; das heißt, natürlich soll es auch eine Liebeskundgebung sein, das war ja die ursprüngliche Idee der Parallelaktion. «Herr General,» das waren seine Worte «wir müssen unsere Einigkeit kundgeben; das ist weniger widerspruchsvoll, als es den Anschein hat, aber auch weniger einfach!»»

Bei dieser Mitteilung vergaß sich Ulrich und gab eine ernstere Antwort. «Sag einmal,» fragte er «kommt dir denn nie das Gerede um die Parallelaktion etwas kindlich vor?»

Stumm sah ihn erstaunt an. «Das schon» erwiderte er zögernd. «Wenn ich so mit dir spreche oder mit dem Leinsdorf, kommt es mir manchmal vor, ich rede wie ein Jüngling oder du philosophierst über die Unsterblichkeit der Maikäfer; aber das kommt doch von dem Thema? Wo

es um erhabene Aufgaben geht, hat man ja nie das Gefühl, so reden zu dürfen, wie man wirklich ist!?)»

Agathe lachte.

Stumm lachte mit. «Ich lache ja auch, Gnädigste!» versicherte er weltklug, doch dann kehrte in sein Gesicht wieder Wichtigkeit zurück, und er fuhr fort: «Aber streng genommen ist es gar nicht so falsch, was der erlauchtige Herr meint. Was verstehst du zum Beispiel unter Liberalismus?» – mit diesen Worten wandte er sich nun wieder an Ulrich, wartete aber keine Antwort ab, sondern fuhr neuerlich fort: «Ich meine halt so, daß man die Leute sich selbst überläßt. Und es wird dir natürlich auch aufgefallen sein, daß das jetzt aus der Mode kommt. Es ist ein Pallawatsch daraus entstanden, wie man so sagt. Aber ist es nur das? Mir kommt vor, die Leute wollen noch etwas. Sie sind nicht mit sich zufrieden. Ich ja auch; ich war früher ein lebenswürdiger Mensch. Man hat eigentlich nichts getan, aber man war mit sich zufrieden. Der Dienst war nicht schlimm, und außer Dienst hat man Ekarté gespielt oder ist auf die Jagd gefahren, und bei dem allen war eine gewisse Kultur. Eine gewisse Einheitlichkeit. Kommt es dir nicht auch so vor? Und warum ist das heute nicht mehr so? Ich glaube, soweit ich nach mir urteilen darf, man fühlt sich zu gescheit. Will man ein Schnitzel essen, so fällt einem ein, daß es Leute gibt, die keins haben. Steigt man einem schönen Mäderl nach, so fährt ihm plötzlich durch den Kopf, daß er eigentlich über die Beilegung irgend eines Konflikts nachzudenken hätte. Das ist eben der unleidliche Intellektualismus, den man heute niemals los wird, und darum geht es nirgends vorwärts. Und ohne es selbst zu wissen, wollen die Leute wieder etwas. Das heißt also, sie wollen nicht mehr einen komplizierten Intellekt, sie wollen nicht tausend Möglichkeiten zu leben; sie wollen mit dem zufrieden sein, was sie ohnehin tun, und dazu braucht es einfach wieder einen Glauben oder eine Überzeugung oder – also, wie soll man das bezeichnen, was sie dazu brauchen? zu dieser Frage möchte ich jetzt deine Meinung hören!»

Aber das war nur Selbstgenuß des lebhaft angeregten Stumm, denn ehe Ulrich auch nur das Gesicht verziehen konnte, kam schon seine Überraschung: «Man kann es natürlich ebensogut Glauben wie Überzeugung nennen, aber ich habe viel darüber nachgedacht und nenne es lieber: Eingestigkeit!»

Stumm machte eine Pause, die der Einnahme des Beifalls dienen sollte, ehe er weiteren Einblick in seine Geisteswerkstatt gab, und dann mischte sich in den gewichtigen Ausdruck seines Gesichts noch ein ebensowohl überlegener als auch genußmüder. «Wir haben ja früher öfter über die Probleme der Ordnung gesprochen» erinnerte er seinen Freund «und brauchen uns infolgedessen heute nicht dabei aufzuhalten. Also Ordnung ist gewissermaßen ein paradoxer Begriff. Jeden anständigen Menschen verlangt es nach innerer und äußerer Ordnung, aber andererseits verträgt man auch nicht zu viel von ihr, ja eine vollkommene Ordnung wäre sozusagen der Ruin alles Fortschritts und Vergnügens. Das liegt sozusagen im Begriff der Ordnung. Und darum muß man sich sagen: was ist denn überhaupt Ordnung? Und wie kommt es denn, daß wir uns einbilden, ohne Ordnung nicht existieren zu können? Und was für eine Ordnung suchen wir denn? Eine logische, eine praktische, eine persönliche, eine allgemeine, eine Ordnung des Gefühls, eine des Geistes oder eine des Handelns? De facto gibt es ja eine Menge Ordnungen durcheinander; die Steuern und Zölle sind eine, die Religion eine andere, das Dienstreglement eine dritte, und man wird gar nicht fertig mit dem Aufsuchen und Aufzählen. Damit habe ich mich sehr beschäftigt, wie du weißt, und ich glaube nicht, daß es auf der Welt viele Generale geben wird, die ihren Beruf so ernst nehmen, wie ich es in diesem letzten Jahr habe tun müssen. Ich habe auf meine Weise nach einer umfassenden Idee suchen helfen, aber du selbst hast schließlich verkündet, daß man zur Ordnung des Geistes ein ganzes Weltsekretariat brauchen

möchte, und auf eine solche Ordnung, das wirst du selbst zugeben, kann man nicht warten! Aber andererseits darf man auch nicht deshalb jeden gewähren lassen!»

Stumm lehnte sich zurück und schöpfte Luft. Das Schwerste war jetzt gesagt, und er fühlte das Bedürfnis, sich bei Agathe für die finstere Sachlichkeit seines Benehmens zu entschuldigen, was er mit den Worten tat: «Gnädigste verzeihen schon, aber ich habe mit Ihrem Bruder eine alte und schwere Abrechnung gehabt; jetzt aber wird es auch für Damen geeigneter, denn jetzt bin ich wieder dort, wo ich gewesen bin, daß die Leute keinen komplizierten Intellekt brauchen können, sondern daß sie glauben und überzeugt sein möchten. Wenn man das nämlich analysiert, so kommt man darauf, daß es bei der Ordnung, die der Mensch anstrebt, das letzte ist, ob man sie mit der Vernunft billigen kann oder nicht; es gibt auch völlig unbegründete Ordnungen, zum Beispiel gleich, daß beim Militär, was immer behauptet wird, immer der Vorgesetzte recht hat, das heißt natürlich, so lange nicht ein noch höherer dabei ist. Wie habe ich mich, als ich ein junger Offizier war, darüber aufgehalten, daß das eine Schändung der Ideenwelt ist! Und was sehe ich heute? Heute nennt man es das Prinzip des Führers —»

«Wo hast du das her?» fragte Ulrich, den Vortrag unterbrechend, denn er hatte einen bestimmten Verdacht, daß diese Gedanken nicht nur aus einem Gespräch mit Leinsdorf geschöpft seien.

«Es verlangen doch alle nach starker Führung! Und außerdem aus dem Nietzsche natürlich und seinen Auslegern» entgegnete Stumm flink und wohlbeschlagen. «Da wird doch bereits eine doppelte Philosophie und Moral verlangt: für Führer und für Geführte! Aber wenn wir schon einmal beim Militär sind, muß ich überhaupt sagen, daß sich das Militär nicht nur an und für sich als ein Element der Ordnung bewährt, sondern daß es sich immer auch dann noch zur Verfügung stellt, wenn alle andere Ordnung versagt!»

«Die entscheidenden Dinge vollziehen sich eben über den Verstand hinweg, und die Größe des Lebens wurzelt im Irrationalen!» führte Ulrich aus und ahmte aus dem Gedächtnis seine Kusine Diotima nach.

Der General verstand es sofort, nahm es aber nicht übel. «Ja, so hat sie gesprochen, Ihre Frau Kusine, ehe sie noch die Kundgebung der Liebe sozusagen zu sehr im besonderen suchte.» Er wandte sich mit dieser Erklärung an Agathe.

Agathe schwieg und lächelte.

Stumm wandte sich wieder Ulrich zu: «Ich weiß nicht, ob es zu dir der Leinsdorf vielleicht auch schon gesagt hat, jedenfalls ist es hervorragend richtig; er behauptet nämlich, daß es an einem Glauben die Hauptsache ist, daß man immer dasselbe glaubt. Das ist ungefähr das, was ich eben Eingestigkeit nenne. «Kann das aber das Zivil?» habe ich ihn gefragt. «Nein,» habe ich gesagt «das Zivil trägt jedes Jahr andere Anzüge, und alle paar Jahre finden Parlamentswahlen statt, damit es jedesmal anders wählen kann: der Geist der Eingestigkeit ist viel eher beim Militär zu finden!»»

«Du hast also Leinsdorf überzeugt, daß ein gesteigerter Militarismus die wahre Erfüllung seiner Absichten wäre?»

«Aber Gott bewahre, ich habe kein Wort gesagt! Wir haben uns bloß geeinigt, daß wir auf den Feuermaul künftig verzichten, weil seine Ansichten zu unbrauchbar sind. Und im übrigen hat mir der Leinsdorf eine Reihe Aufträge an dich mitgegeben —»

«Das ist überflüssig!»

«Du sollst ihm rasch eine Verbindung zu sozialen Kreisen verschaffen —»

«Der Sohn meines Gärtners ist ein eifriges Parteimitglied, mit dem kann ich dienen —»

«Aber meinetwegen! Es muß ja ohnehin nur aus Gewissenhaftigkeit geschehn, weil er sich das einmal in den Kopf gesetzt hat. Das zweite ist, daß du ihn so bald wie möglich aufsuchen möchtest —»

«Ich reise nächster Tage ab!»

«Also eben gleich, wenn du wieder zurück bist —»

«Ich komme wahrscheinlich überhaupt nicht zurück!»

Stumm von Bordwehr sah Agathe an; Agathe lächelte, und er fühlte sich dadurch ermuntert. «Verrückt?» fragte er.

Agathe zuckte ungewiß die Schultern.

«Also ich fasse es noch einmal zusammen —» sagte Stumm.

«Unser Freund hat genug von der Philosophie!» unterbrach ihn Ulrich.

«Das kannst du doch von mir gewiß nicht behaupten!» verteidigte sich Stumm empört. «Wir können bloß nicht auf die Philosophie warten. — Ich stehe nicht an zu behaupten, daß eine wirklich gewaltige Lebensanschauung nicht erst auf den Verstand warten darf; im Gegenteil, eine wirkliche Lebensanschauung muß geradezu gegen den Verstand gerichtet sein, sonst kommt sie nicht in die Lage, daß sie ihn sich unterwerfen kann. Und eine solche Eingeistigkeit sucht das Zivil im beständigen Wechsel, das Militär hat aber sozusagen eine dauernde Eingeistigkeit! Gnädigste —» unterbrach Stumm seinen Eifer «dürfen nicht glauben, daß ich ein Militarist bin; mir ist das Militär, ganz im Gegenteil, immer sogar ein bißl zu roh gewesen: Aber die Logik dieser Gedanken packt einen so, wie wenn man mit einem großen Hund spielt: erst beißt er im Spaß, und dann kommt er hinein und wird wild. Und ich möchte Ihrem Bruder sozusagen eine letzte Gelegenheit einräumen —»

«Und wie bringst du die Kundgebung der Kraft und Liebe damit in Zusammenhang?» fragte Ulrich.

«Gott, das habe ich inzwischen vergessen» erwiderte Stumm. «Aber natürlich sind diese nationalen Ausbrüche, die wir jetzt in unserem Vaterland erleben, irgendwie Kraftausbrüche einer unglücklichen Liebe. Und auch auf diesem Gebiet, in der Synthese von Kraft und Liebe, ist das Militär gewissermaßen vorbildlich. Irgendeine Vaterlandsliebe muß der Mensch haben, und wenn er sie nicht zum Vaterland hat, so hat er sie eben zu etwas anderem. Das braucht man also bloß einzufangen. Als Beispiel dafür fällt mir in diesem Augenblick das Wort Einjährig-Freiwilliger ein: Wer denkt daran, daß ein Einjähriger ein Freiwilliger ist: Er am allerwenigsten. Und doch war er's und ist er's nach dem Sinn des Gesetzes. In so einem Sinn muß man die Menschen eben alle wieder zu Freiwilligen machen!»

[<]

**69**

Agathe findet Ulrichs Tagebuch

Dieweil Ulrich dem Fortgehenden selbst das Geleite gab, führte Agathe, dem inneren Tadel zum

Trotz, etwas aus, das sie sich blitzartig vorgenommen hatte. In einer Lade des Arbeitstisches waren ihr schon vor der Unterbrechung durch Stumm lose liegende Papiere aufgefallen, und dann ein zweites Mal in seiner Gegenwart; und zwar beidemal durch eine unterdrückte Bewegung ihres Bruders, die den Eindruck hervorgerufen hatte, er wolle sich im Gespräch auf diese Papiere berufen, könne sich aber nicht dazu entschließen, ja verwehre es sich mit Vorsatz. Ihre Vertrautheit mit ihm hatte sie das mehr errathen als begründet erraten lassen; und auf die gleiche Weise verstand sie auch, daß sich das Verhohlene auf sie und ihn beziehen müsse. Darum öffnete sie die Lade, nachdem er kaum das Zimmer verlassen hatte, und tat dies, mochte es berechtigt sein oder nicht, in einem Gefühl, das rasche Entscheidungen fordert und moralische Bedenken nicht zuläßt. Aber die vielfach durchstrichenen, lose zusammenhängenden und nicht immer leicht zu entziffernden Aufzeichnungen, die ihr in die Hand fielen, zwangen ihrer leidenschaftlichen Neugierde alsbald ein langsames Zeitmaß auf.

«Ist Liebe ein Gefühl? Diese Frage mag im ersten Augenblick unsinnig wirken, so gewiß scheint es zu sein, daß die ganze Natur der Liebe ein Fühlen sei; umso mehr überrascht die richtige Antwort: denn das Gefühl ist wahrhaftig das wenigste an der Liebe! Bloß als solches betrachtet, ist sie – kaum so heftig und mächtig und jedenfalls weniger deutlich ausgeprägt als ein Zahnschmerz.»

Der zweite, ebenso wunderliche Vermerk lautete: «Ein Mann vermag seinen Hund und seine Frau zu lieben. Ein Kind kann einen Hund zärtlicher lieben als ein Mann seine Frau. Jemand liebt seinen Beruf, ein anderer die Politik. Am meisten lieben wir wohl allgemeine Zustände; ich meine – wenn wir sie nicht gerade hassen – jenes undurchschaubare Zusammenwirken von ihnen, das ich «das Stallgefühl» nennen mag: wir sind erfreut in unserem Leben zu Hause wie ein Pferd in seinem Stall!

Aber was bedeutet es, alles dieses, das so verschieden ist, mit dem gleichen Wort «lieben» zu verbinden?! Da hat sich in meinem Kopf, neben Zweifel und Spott, ein uralter Gedanke niedergelassen: Alles in der Welt ist Liebe! Liebe ist das sanfte, göttliche, von Asche verdeckte, aber unauslöschliche Wesen der Welt! Ich wüßte nicht zu sagen, was ich unter «Wesen» verstehe; aber wenn ich mich ohne Sorge dem ganzen Gedanken überlasse, empfinde ich ihn mit einer merkwürdig natürlichen Gewißheit. Wenigstens für Augenblicke.»

Agathe errötete, denn die nächsten Eintragungen begannen mit ihrem Namen. «Agathe hat mir einmal Bibelstellen gezeigt; ich erinnere mich noch ungefähr an den Wortlaut und habe mir vorgenommen, ihn aufzuschreiben: «Alles, was in der Liebe geschieht, geschieht in Gott. Denn Gott ist Liebe.» Und eine zweite sagte: «Die Liebe ist von Gott, und wer Gott liebt, der ist von Gott geboren.»

Diese beiden Stellen stehen offensichtlich miteinander in Widerspruch: das eine Mal kommt die Liebe von Gott, das andre Mal ist sie Gott selbst!

Die Versuche, das Verhältnis der «Liebe» zur Welt auszudrücken, scheinen also selbst den Erleuchteten nicht wenig Schwierigkeiten zu machen; wie sollte da nicht erst der unbelehrte Verstand versagen! Daß ich sie das Wesen der Welt genannt habe, ist nichts als Ausrede gewesen: es läßt all die Wahl offen, daß ich sage, diese Feder und dieser Tintennapf, mit denen ich schreibe, beständen in Wahrheit aus Liebe oder sie täten es in Wirklichkeit. Denn wie in Wirklichkeit? Beständen sie dann aus Liebe, oder wären sie deren Folge, ausgestaltende Erscheinung oder Andeutung? Sind sie selbst, schon sie selbst, Liebe, oder ist das erst ihre Gesamtheit? Sollen sie von Natur Liebe sein, oder ist von der Wirklichkeit einer Übernatur die Rede? Und wie verhält es sich mit dem: in Wahrheit? Ist das eine Wahrheit für den geschärfteren

Verstand oder eine für den begnadeten Unverstand? Ist es die Wahrheit des Denkens oder eine unvollständige symbolische Beziehung, die erst in der um Gott versammelten Universalität der Geistesgeschehnisse ihre Bedeutung voll enthüllen wird? Was davon habe ich gesagt? Ungefähr nichts und alles!

Ebensogut hätte ich von der Liebe auch sagen können, daß sie die göttliche Vernunft, der neuplatonische Logos sei. Ebensogut anderes: Liebe ist der Schoß der Welt; der sanfte Schoß des sich selbst nicht begreifenden Geschehens. Und abermals verschieden: O Meer der Liebe, von dem nur der Ertrinkende, nicht der Darüberfahrende weiß! Alle diese hinweisenden Rufe fristen ihre Bedeutung bloß davon, daß einer so wenig Wort hält wie der andere.

Am ehrlichsten ist das Gefühl: wie winzig ist die Erde im Himmelsraum, und wie ist der Mensch, nichtiger als das kleinste Kind, auf Liebe angewiesen! Aber das ist nichts als der nackte Schrei nach ihr, und keine Spur von Antwort!

Doch darf ich vielleicht in dieser Weise sprechen, ohne meine Worte ins Leere überzutreiben: Es gibt einen Zustand in der Welt, dessen Anblick uns verstellt ist, den aber die Dinge manches Mal da oder dort freigeben, wenn wir uns selbst in einem auf besondere Art erregten Zustand befinden. Und nur in ihm erblicken wir, daß die Dinge <aus Liebe> sind. Und nur in ihm erfassen wir auch, was es bedeutet. Und nur er ist dann wirklich, und wir wären dann wahr.

Das wäre eine Beschreibung, von der ich nichts zurücknehmen müßte. Aber ich habe freilich auch nichts, es zu ihr zuzufügen!»

Agathe staunte. Ulrich hielt sich in diesen heimlichen Aufzeichnungen viel weniger als sonst zurück. Und obwohl sie verstand, daß er sich das auch vor sich selbst nur mit dem Vorbehalt des Heimlichen gestatte, meinte sie ihn doch dabei so vor sich zu sehen, daß er unschlüssig und gerührt die Arme gegen etwas öffne.

Die Aufzeichnungen führen nun fort: «Auch das ist ein Einfall, auf den beinahe die Vernunft selbst verfallen könnte, allerdings nur eine etwas aus ihrer ruhenden Lage geratene Vernunft: sich den Alliebenden als den Ewigen Künstler vorzustellen. Er liebt die Schöpfung, solange er sie schafft, von den fertigen Teilen wendet sich seine Liebe aber ab. Denn der Künstler muß auch das Hassenswerteste lieben, um es bilden zu können, aber was er bereits geschaffen hat, mag es auch gut sein, erkaltet ihm; es wird so liebeverlassen, daß er sich darin selbst kaum noch versteht, und die Augenblicke sind selten und unberechenbar, wo seine Liebe wiederkehrt und sich an dem weidet, was sie getan hat. Und so wäre denn auch zu denken: Was über uns waltet, liebt, was es schafft; aber dem fertigen Teil der Schöpfung entzieht und nähert sich seine Liebe in langem Abfließen und kurzem Wiederanschwellen. Diese Vorstellung paßt sich der Tatsache an, daß Seelen und Dinge der Welt wie Tote sind, die manchmal für Sekunden auferweckt werden.»

Dann kamen flüchtig einige andere Eintragungen, die wirr aussahen, als wären sie zum Versuch gemacht.

«Ein Löwe vor dem Morgenhimmel! Ein Nashorn im Mondlicht! Du hast die Wahl zwischen Liebesfeuer und Gewehrfeuer. Also sind zumindest zwei Grundzustände anzunehmen: Liebe und Gewalt. Und es ist ohne Zweifel die Gewalt, was die Welt im Gange hält und vor dem Einschlafen bewahrt, nicht die Liebe!

Hier ließe sich freilich auch die Annahme einflechten, daß die Welt sündig geworden sei. Vorher Liebe und Paradies. Das hieße: die fertige Welt Sünde! Die mögliche: Liebe!

Andere verdächtige Frage: Die Philosophen stellen sich Gott als Philosophen vor, als den reinen

Geist; sollte es dann nicht den Offizieren naheliegen, sich ihn als Offizier vorzustellen? Aber ich, Mathematiker, stelle mir das Allwesen als Liebe vor? Wie bin ich eigentlich dahin gekommen?

Und wie sollten wir denn auch gleich an einem der intimsten Erlebnisse des Ewigen Künstlers teilhaben!»

Das Blatt brach ab. Aber danach bedeckte sich Agathes Gesicht von neuem mit Röte, als sie, ohne die Augen zu heben, das nächste nahm und weiterlas:

«Wir hatten in letzter Zeit oft ein merkwürdiges Erlebnis, Agathe und ich! Wenn wir unsere Ausgänge in die Stadt unternahmen. In dem besonders schönen Wetter sieht die Welt sehr fröhlich und zusammengehörig aus, so daß man gar nicht dessen acht hat, wie verschieden sie überall nach Alter und Wesen zusammengesetzt ist. Alles steht und läuft mit größter Natürlichkeit. Und doch liegt etwas, das merkwürdig in die Öde geht, etwas wie ein verfehlter Liebesantrag, oder eine ähnliche Bloßstellung, in einem solchen scheinbar unwiderleglichen Gegenwartszustand, sobald man nicht bedingungslos an ihm teilnimmt.

Wir befinden uns unterwegs durch die veilchenblauen Gassen der Stadt, die oben, wo sie sich dem Licht öffnen, wie Feuer brennen. Oder wir treten aus dem plastischen Blau auf einen von der Sonne frei übergossenen Platz hinaus; dann stehen seine Häuser zwar zurückgenommen und gleichsam an die Wand gestellt da, aber nicht weniger ausdrücklich, und so, als hätte sie jemand mit den feinen Linien eines Grabstichels, die alles überdeutlich machen, in eine farbige Helligkeit geritzt. Und wir wissen in einem solchen Augenblick nicht, ob uns alle diese von sich selbst erfüllte Schönheit aufs tiefste erregt oder überhaupt nichts angeht. Beides ist der Fall. Sie steht auf einer messerscharfen Schneide zwischen Lust und Trauer.

Aber hat der Anblick der Schönheit nicht überhaupt diese Wirkung, daß er die Trauer des gewöhnlichen Lebens aufhellt und seine Lustigkeit verdunkelt? Es scheint, daß die Schönheit einer Welt angehört, in deren Tiefe es weder Trauer noch Lustigkeit gibt. Vielleicht gibt es in dieser Welt sogar die Schönheit selbst nicht, sondern irgendeinen fast unbeschreiblichen heiteren Ernst, und ihr Name entsteht erst durch die Brechung seines namenlosen Glanzes in der gewöhnlichen Atmosphäre. Diese Welt suchen wir beide, Agathe und ich, ohne uns noch zu entscheiden; wir bewegen uns an ihren Grenzen entlang und kosten die tiefe Ausstrahlung mit Vorsicht dort, wo sie noch mit den kräftigen Lichtern des Alltags vermengt und kaum zu unterscheiden ist!»

Es machte den Eindruck, daß Ulrich durch seinen Einfall, von einem Ewigen Künstler zu sprechen, darauf gebracht worden war, die Frage nach der Schönheit in seine Betrachtung einzubeziehen, zumal da sie auch für ihren Teil die zwischen den Geschwistern entstandene Überempfindlichkeit ausdrückte. Zugleich hatte er aber die Denkart gewechselt. Er ging in dieser neuen Folge seiner Aufzeichnungen nicht mehr von der im Fluchtpunkt seiner Erlebnisse herrschenden Gedankendämmerung aus, sondern vom Vordergrund, der klarer war, aber an einigen Stellen, die er sich anmerkte, eigentlich überklar, und nun wieder für den Hintergrund beinahe durchlässig.

So fuhr Ulrich denn fort. «Ich habe zu Agathe gesagt: «Wahrscheinlich ist Schönheit nichts anderes als Geliebtwordensein.» Denn etwas lieben und es verschönen ist ein und dasselbe. Und seine Liebe zu verbreiten und andere ihre Schönheit finden zu machen ist auch ein und dasselbe. Darum kann alles schön werden, und alles Schöne wieder häßlich werden; und es wird beide Male nicht minder von uns abhängen, als uns von außen bezwingen, weil die Liebe keine Kausalität hat und keine Rechtsfolge kennt. Wieviel ich davon gesagt habe, dessen bin ich nicht sicher, aber es ist damit auch dieser andere Eindruck erklärt, den wir auf unseren Ausgängen so

leicht empfangen: Wir schauen uns die Menschen an und wollen an der Freude, die sie im Gesicht tragen, teilhaben, ja wir fühlen uns fast gezwungen, an ihr teilzunehmen; aber es geht davon doch auch ein Unbehagen und beinahe eine unheimliche Abstoßung aus. Auch von den Häusern, Kleidern und allem, was sie für sich geschaffen haben, geht das aus. Als ich mir die Erklärung überlegte, bin ich auf einen weiteren Gedankenkreis gebracht worden und durch ihn wieder zu meinen ersten, scheinbar so phantastischen Notizen zurück.

Eine Stadt wie die unsere, schön und alt, mit ihrem bauherrlichen Gepräge, das im Lauf der Zeiten aus wechselndem Geschmack hervorgegangen ist, bedeutet ein einziges großes Zeugnis der Fähigkeit zu lieben und der Unfähigkeit, es dauernd zu tun. Die stolze Folge ihrer Bauten stellt nicht nur eine große Geschichte dar, sondern auch einen dauernden Wechsel in der Richtung der Gesinnung. Sie ist, auf diese Weise betrachtet, eine zur Steinkette gewordene Wankelmütigkeit, die sich alle Vierteljahrhunderte auf eine andere Weise vermessen hat, für ewige Zeiten recht zu behalten. Ihre stumme Beredsamkeit ist die toter Lippen, und je zauberhafter sie verführt, umso heftiger muß das im tiefsten Augenblick des Gefallens und der Enteignung blinde Abwehr und Schreck hervorrufen.

«Es ist lächerlich und verführerisch» hat mir Agathe darauf erwidert. «Dann müssen also die Schwalbenschwanzröcke dieser Bummler oder die sonderbaren Kappen, die von den Offizieren wie Töpfe auf dem Kopf getragen werden, schön sein, denn sie werden von ihren Besitzern mit großer Entschiedenheit geliebt und zur Liebe ausgestellt und erfreuen sich der Gunst der Frauen!» – Wir haben auch ein Spiel daraus gemacht. In einer Art lustiger Übelgelauntheit haben wir es auskostet und haben uns eine Weile auf Schritt und Tritt lebenswiderstetlich gefragt: Was will zum Beispiel jenes Rot dort auf dem Kleid, daß es so rot ist? Oder was tut dieses Blau und Gelb und Weiß auf den Kragen der Uniformen eigentlich? Und warum sind, in Gottes Namen gefragt, die Sonnenschirme der Damen rund, und nicht rechteckig? Wir haben uns gefragt, was der griechische Giebel des Parlaments mit seinen gespreizten Schenkeln wolle. «Spagatmachen», wie es nur eine Tänzerin und ein Reißzirkel zustandebringen, oder klassische Schönheit verbreiten? Wenn man sich dergestalt in einen Vorzustand zurückversetzt, wo man ungerührt bleibt von den Empfindungen, und den Dingen nicht auf die Gefühle eingeht, die sie selbstgefällig erwarten, so zerstört man Treu und Glauben des Daseins. Es ist ähnlich, wie wenn du jemand, ohne seinen Appetit zu teilen, zusiehst, wie er stumm ißt: Du gewahrst plötzlich nur Schlingbewegungen, die keineswegs beneidenswert erscheinen.

Ich nenne das: Sich Der Meinung Des Lebens Verschließen. – Um es näher auszuführen, beginne ich wohl damit, daß wir ohne Zweifel im Leben das Feste so inständig suchen wie ein Landtier, das ins Wasser gefallen ist. Wir überschätzen darum sowohl die Bedeutung des Wissens, des Rechts und der Vernunft als auch die Notwendigkeit des Zwangs und der Gewalt. Vielleicht sollte ich nicht gerade überschätzen sagen; aber jedenfalls beruhen weitaus die meisten Äußerungen unseres Lebens auf geistiger Unsicherheit. Glaube, Vermutung, Annahme, Ahnung, Wunsch, Zweifel, Neigung, Forderung, Vorurteil, Überredung, Beispielnahme, persönliche Ansichten und andere Zustände der Halbgewißheit herrschen unter ihnen vor. Und weil das Meinen auf dieser Skala ungefähr in der Mitte zwischen Begründung und Willkür liegt, nehme ich seinen Namen für das Ganze. Ist das, was wir in Worten ausdrücken, wenn sie auch noch so großartig sind, meistens nur eine Meinung, so ist es das, was wir ohne Worte ausdrücken, immer.

Ich sage also: Unsere Wirklichkeit ist, soweit sie von uns abhängt, zum größten Teil nur eine Meinungsäußerung, obwohl wir ihr wunder was für eine Gewichtigkeit andichten. Wir mögen unserem Leben im Stein der Häuser einen bestimmten Ausdruck geben, es geschieht immer um einer Meinung willen. Wir mögen töten oder uns opfern, so handeln wir nur auf Grund einer



Vermutung. Ich möchte beinahe sagen, daß alle unsere Leidenschaften nur Vermutungen sind; wir irren uns sehr oft in ihnen; wir können ihnen bloß aus Sehnsucht nach Entschiedenheit verfallen! Auch daß wir etwas aus ‹freiem› Willen tun, setzt eigentlich voraus, daß es bloß auf Veranlassung einer Meinung geschieht. Seit einiger Zeit sind Agathe und ich empfindlich für ein gewisses Geistertreiben im Wirklichen. Jede Einzelheit des Ausdrucks unserer Umgebung, ‹spricht uns an›. Sie meint etwas. Sie zeigt, daß sie in einer keineswegs flüchtigen Absicht entstanden ist. Sie ist zwar nur eine Meinung, aber sie tritt wie eine Überzeugung auf. Sie ist bloß ein Einfall, tut aber, als wäre sie unerschütterlicher Wille. Zeiten und Jahrhunderte stehen mit aufgestemmtten Beinen da, aber eine Stimme flüstert hinter ihnen: Unsinn! Noch nie hat die Stunde geschlagen, ist die Zeit gekommen!

Es scheint Eigensinn zu sein, aber es läßt mich erst verstehen, was ich sehe, wenn ich dazu anmerke: Dieser Gegensatz zwischen der Selbstinbrunst, die allem von uns Geschaffenen in seiner Pracht die Brust vorwölbt, und dem heimlichen Zug des Verlassen- und Aufgegebenwerdens, der gleichfalls mit der ersten Minute beginnt, stimmt ganz und gar damit überein, daß ich alles bloß eine Meinung nenne. Wir erkennen uns dadurch in einer eigentümlichen Lage. Denn jede Meinung zeigt die gleiche doppelte Eigentümlichkeit: sie macht, so lange sie neu ist, unduldsam gegen jede, die ihr im Wege steht (wenn rote Sonnenschirme an der Zeit sind, sind blaue ‹unmöglich› – etwas Ähnliches gilt aber auch von unseren Überzeugungen); doch ist es die zweite Eigentümlichkeit jeder Meinung, daß sie trotzdem ganz von selbst und ebenso sicher mit der Zeit preisgegeben wird, wenn sie nicht mehr neu ist. Ich habe einmal gesagt, die Wirklichkeit schaffe sich selbst ab. Es ließe sich nun auch so ausdrücken: Wenn der Mensch hauptsächlich nur Meinungen kundtut, so tut er sich niemals ganz und dauernd kund; wenn er sich aber niemals vollständig ausdrücken kann, so wird er es auf die verschiedenste Weise versuchen, und damit hat er dann eine Geschichte. Nur aus einer Schwäche hat er sie also, scheint mir; obwohl die Historiker begreiflicherweise die Fähigkeit, Geschichte zu machen, für eine besondere Auszeichnung halten!»

Ulrich schien hier etwas abgekommen zu sein, fuhr aber in dieser Richtung weiter fort: «Und dies ist anscheinend der Grund, warum ich das heute vormerken muß: Geschichte wird, Geschehen wird, sogar Kunst wird – aus einem Mangel an Glück. Ein solcher liegt aber nicht an den Umständen, also daß sie uns das Glück nicht erreichen ließen, sondern an unserem Gefühl. Unser Gefühl ist der Kreuzträger der Doppelseigenschaft: es duldet kein anderes neben sich und dauert selbst nicht aus. Dadurch erhält alles, was mit ihm verbunden ist, das Ansehen, für die Ewigkeit zu gelten, und alle haben wir trotzdem die Bestrebung, die Schöpfungen unseres Gefühls zu verlassen und unsere in ihnen ausgedrückte Meinung zu ändern. Denn ein Gefühl verändert sich in dem Augenblick, wo es dauert; es hat keine Dauer und Identität; es muß neu vollzogen werden. Gefühle sind nicht nur veränderlich und unbeständig – wofür sie wohl gelten –, sondern sie würden das erst recht in dem Augenblick, wo sie es nicht wären. Sie werden unecht, wenn sie dauern. Sie müssen immer von neuem entstehen, wenn sie anhalten sollen, und auch dabei werden sie andere. Ein Zorn, der fünf Tage anhielte, wäre kein Zorn mehr, sondern eine Geistesstörung; er verwandelt sich entweder in Verzeihung oder in Rachebereitschaft, und etwas Ähnliches vollzieht sich mit allen Gefühlen.

Unser Gefühl sucht an dem, was es gestaltet, seinen Halt und findet ihn immer für eine Weile. Aber Agathe und ich fühlen an unserer Umgebung die eingeschlossene Unheimlichkeit, das Auseinanderstreben des beisammen Befindlichen, den Widerruf im Ruf, die Wanderschaft der vermeinten festen Wände; wir sehen und hören das plötzlich. Es erscheint uns als Abenteuer und verdächtige Gesellschaft, ‹in eine Zeit› geraten zu sein. Wir befinden uns im Zauberwald. Und

obwohl wir <unser> Gefühl, dieses andersartige, noch gar nicht übersehen, ja kaum kennen, leiden wir Angst um dieses Gefühl und möchten es festhalten. Wie aber hält man ein Gefühl fest? Wie könnte man auf der höchsten Stufe der Glückseligkeit verweilen, falls sich überhaupt zu ihr gelangen läßt? Im Grunde beschäftigt uns nur diese Frage. Wir ahnen ein Gefühl, das der Hinfälligkeit der übrigen entrückt ist. Es steht wie ein wunderbarer regloser Schatten im Fließenden vor uns. Aber müßte es nicht die Welt auf ihrem Wege anhalten, um bestehen zu können? Ich komme zu dem Schluß, daß es kein Gefühl sein kann in dem gleichen Sinn wie die übrigen.»

Und plötzlich schloß Ulrich: «So komme ich auch auf die Frage zurück: Ist Liebe ein Gefühl? Ich glaube nein. Liebe ist eine Ekstase. Und Gott selbst müßte sich, um die Welt dauernd lieben zu können, und mit der Liebe des Gott-Künstlers auch das schon Geschehene zu umfassen, dauernd in Ekstase befinden. Nur als ein solcher wäre er zu denken →»

Hier hatte er diese Aufzeichnungen abgebrochen.

[<]  
70

## Große Veränderungen

Ulrich hatte dem General das Geleite selbst gegeben, in der Absicht, auch das zu erfahren, was dieser vielleicht nur unter vier Augen sagen möchte. Die Treppe mit ihm hinabsteigend, trachtete er ihm zunächst eine harmlose Erklärung für sein Abrücken von Diotima und den anderen zu geben, damit die Wahrheit beiseite bleibe. Aber Stumm fragte unbefriedigt: «Bist du beleidigt worden?»

«Nicht im mindesten.»

«Dann hast du das Recht nicht dazu!» entgegnete der andere fest.

Doch die Veränderungen in der Parallelaktion, von denen er in seiner Weltabgeschiedenheit nichts geahnt hatte, wirkten nun belebend auf Ulrich ein, als wäre in einem heißen Saal plötzlich ein Fenster aufgestoßen worden, und er fuhr fort: «Trotzdem möchte ich erfahren, was wirklich vor sich geht. Nachdem du es für gut befunden hast, mir die Augen halb zu öffnen, wirst du es gütigst auch noch zur Gänze tun!»

Stumm blieb stehen, stützte den Säbel gegen den Stein der Treppe und schlug den Blick zu dem Gesicht seines Freundes auf; eine große Gebärde, die umso länger dauerte, als dieser eine Stufe höher stand: «Nichts lieber als das» sagte er. «Zu diesem Zweck bin ich ja gekommen!»

«Wer arbeitet gegen Leinsdorf?» begann Ulrich ihn ruhig zu verhören. «Tuzzi mit Diotima? Oder das Kriegsministerium mit dir und Arnheim –?»

«Lieber Freund, du irrst durch Abgründe!» unterbrach ihn Stumm. «Und an der einfachen Wahrheit gehst du blind vorbei, wie es anscheinend alle geistigen Menschen tun! Vor allem bitte ich dich also überzeugt zu sein, daß ich dir den Wunsch des Leinsdorf, daß du wieder zu ihm und Diotima kommen sollst, nur aus selbstlosester Gefälligkeit ausgerichtet habe →»

«Offiziersehrenwort?»

Der General wurde guter Laune. «Wenn du mich an die spartanische Ehre meines Berufs erinnerst, beschwörst du die Gefahr, daß ich dich erst recht anlüge; denn es könnte mich ja ein höherer Auftrag dazu verpflichten. Ich gebe dir also lieber mein Privatehrenwort» sagte er würdig und fuhr erläuternd fort: «Ich beabsichtige dir sogar anzuvertrauen, daß ich mich in letzter Zeit zuweilen gezwungen sehe, über solche Schwierigkeiten nachzudenken; ich lüge jetzt nämlich oft mit einem Behagen, wie sich ein Schwein im Unrat wälzt.» Er wandte sich plötzlich seinem höher stehenden Freund voll zu und schloß die Frage an: «Woher kommt es, daß das Lügen so angenehm ist, vorausgesetzt, daß man eine Entschuldigung dafür hat? Bloß die Wahrheit zu sagen, erscheint einem geradezu unfruchtbar und gedankenlos daneben! Wenn ich das von dir erfahren könnte, wäre es direkt einer der Gründe, warum ich dich aufgesucht habe.»

«Dann teile mir ehrlich mit, was vor sich geht» verlangte Ulrich unnachgiebig.

«Ganz ehrlich, und auch überaus einfach: ich weiß es nicht!» beteuerte Stumm.

«Aber du hast doch einen Auftrag!» forschte Ulrich.

Der General gab zur Antwort: «Ich bin trotz deines wirklich unfreundschaftlichen Verschwindens über die Leiche meiner Selbstachtung weggestiegen, um ihn dir anzuvertrauen. Aber es ist ein Teilauftrag. Ein Auftrager! Ich bin jetzt ein Rädchen. Ein Fädchen. Eine Amorette, in deren Köcher man nur noch einen einzigen Pfeil gelassen hat ...!» Ulrich betrachtete die rundliche Figur mit den goldenen Knöpfen. Stumm war entschieden selbständiger geworden; er wartete auch die Entgegnung Ulrichs nicht ab, sondern setzte sich, dem Ausgang zu, in Bewegung, wobei sein Säbel auf jeder Stufe klirrte. Und als sich unten die Halle um die beiden wölbte, deren adelige Anlage ihm sonst jedesmal Ehrerbietung vor dem Hausherrn eingeflößt hatte, sprach er über die Schulter zurück zu diesem: «Du hast offenbar immer noch nicht ganz erfaßt, daß die Parallelaktion jetzt nicht mehr ein Privat- und Familienunternehmen ist, sondern ein Staatsvorgang von internationaler Größenordnung!»

«Also leitet sie jetzt der Außenminister?» gab Ulrich zurück.

«Wahrscheinlich.»

«Und somit Tuzzi?»

«Vermutlich; ich weiß es aber nicht» fügte Stumm rasch hinzu. «Und er tut natürlich auch so, als ob er von nichts wüßte! Du kennst ihn doch: diese Diplomaten stellen sich ja selbst dann unwissend, wenn sie es wirklich sind!» –

Sie durchschritten den Eingang, und der Wagen fuhr vor. – Plötzlich wandte sich Stumm, vertraulich, und komisch flehend, an Ulrich: «Gerade darum sollst du doch wieder ins Haus gehn, damit man quasi eine Vertrauensperson dort hat!»

Ulrich lächelte zu dieser Anzettelung und legte ihm den Arm um die Schulter; er fühlte sich an Diotima erinnert. «Was macht sie?» fragte er. «Erkennt sie jetzt in Tuzzi den Mann?»

«Was sie macht;» entgegnete der General verdrossen. «Einen gereizten Eindruck macht sie!» Und er fügte gutmütig hinzu: «Für den Blick des Kenners vielleicht sogar eher einen rührenden. Das Unterrichtsministerium läßt ihr doch kaum noch andere Aufgaben über, als zu entscheiden, ob in dem Festzug die vaterländische Gruppe <Wiener Schnitzel> mitmarschieren soll oder auch eine Gruppe <Rostbrat'l mit Nockerln> –»

Ulrich unterbrach ihn mißtrauisch. «Nun sagst du Unterrichtsministerium? Und gerade hast du erzählt, daß auf die Aktion das Außenministerium Beschlagnahme gelegt hat!»

«Aber schau, vielleicht sind die Schnitzel sogar Sache des Ministeriums des Innern. Oder des Handelsministeriums. Wer weiß denn das im voraus!» belehrte ihn Stumm. «Der Weltfriedenskongreß als Ganzes gehört aber jedenfalls zum Ministerium des Äußern, soweit er nicht minder zu den zwei Ministerrats-Präsidien gehört.»

Wieder unterbrach ihn Ulrich. «Und das Kriegsministerium kommt in deinen Gedanken überhaupt nicht vor?»

«Aber sei doch nicht so argwöhnisch!» bat Stumm gelassen. «Natürlich nimmt an einem Weltfriedenskongreß auch das Kriegsministerium auf das lebhafteste Anteil; ich möchte sagen, nicht weniger als die Polizeidirektion von einem internationalen Anarchistenkongreß angezogen würde. Aber du weißt doch, wie diese Zivilministerien sind: nicht das kleinste Platzerl möchten sie unsereinem gönnen!»

«Und –?» fragte Ulrich; denn er verdächtigte noch immer Stumms Unschuld.

«Gar kein <und>!» versicherte dieser. «Du überstürzt das! Wenn eine gefährliche Sache mehrere Ministerien betrifft, so will sie entweder eins dem andern zuschieben, oder es will sie eins dem andern wegnehmen: in beiden Fällen ist das Ergebnis dieser Bemühungen, daß eine Interministerielle Kommission eingesetzt wird. Du brauchst dich doch bloß zu erinnern, wieviele Ausschüsse und Unterausschüsse die Parallelaktion anfangs hat gründen müssen, als Diotima noch im vollen Besitz ihrer Energie gewesen ist; und ich kann dir dann versichern, daß unser seliges Konzil ein Stilleben gewesen ist im Vergleich mit dem, was heute gearbeitet wird!» – Der Wagen wartete, der Kutscher saß in Strammstellung auf dem Bock, aber Stumm blickte durch das offene Gefährt unentschlossen in den hellgrün aufgeschlagenen Garten. «Kannst du mir vielleicht ein wenig bekanntes Wort mit <Inter> sagen?» bat er und zählte mit nachhelfendem Kopfnicken auf: «Interessant, interministeriell, international, interkurrent, intermediär, Interpellation, interdiziert, intern und einiges andere kenne ich; das kannst du nämlich bei uns am Büffet des Generalstabstrakts jetzt häufiger hören als das Wort Würstel. Aber wenn ich mit einem ganz neuen Wort ankäme, könnte ich darum Aufsehen machen!»

Ulrich lenkte des Generals Gedanken wieder auf Diotima zurück. Es leuchtete ihm ein, daß die oberste Führung beim Ministerium des Äußern sei, woraus mit Wahrscheinlichkeit folgte, daß sich die Zügel in Tuzzis Hand befanden: wie konnte dann aber ein anderes Ministerium der Frau des Mächtigen Kränkungen bereiten? Stumm zuckte bei dieser Frage trüb die Achseln. «Du hast dir halt immer noch nicht genug eingepägt, daß die Parallelaktion ein Staatsvorgang ist!» gab er zur Antwort. Und fügte aus freien Stücken hinzu: «Der Tuzzi ist schlauer, als wir gedacht haben. Er selbst hätte ihr so etwas niemals zumuten können; aber die interministerielle Technik hat ihm gestattet, seine Frau einem anderen Ministerium auszuliefern!»

Ulrich lachte leise auf. Er konnte sich bei dieser in etwas sonderbare Worte gekleideten Nachricht lebhaft die beiden Menschen vorstellen: Die großartige Diotima – die Lichtenanlage, wie sie von Agathe genannt wurde – und den kleineren, mageren Sektionschef, für den er eine schier unerklärliche Sympathie besaß, obgleich er sich von ihm geringschätzt wußte. Es war die Angst vor den Mondnächten der Seele, die ihn zu dem vernünftigen Gefühl dieses Mannes hinzog, das so männlich trocken wie eine leere Zigarrenschachtel war. Und doch hatten diesen Diplomaten die Leiden der Seele, als sie über ihn hereinbrachen, dahin gebracht, daß er in allem und jedem nur noch pazifistische Machenschaften sah; denn Pazifismus, das war für Tuzzi die faßlichste Vorstellung von Seelenhaftigkeit! Ulrich entsann sich, daß er schließlich Arnheims offenbar gewordene Bemühungen um die Ölfelder, ja sogar die um seine eigene schöne Gattin, bloß für ein Degagement gehalten hatte, dazu bestimmt, die Aufmerksamkeit von einem geheimen

Vorhaben pazifistischer Natur abzulenken: so sehr hatten Tuzzi die Geschehnisse in seinem Hause verwirrt! Er mußte unerhört gelitten haben, und es war zu verstehen: die geistige Leidenschaft, der er sich unerwartet gegenüber sah, verletzte ja nicht bloß seinen Ehrbegriff, wie es ein körperlicher Ehebruch getan hätte, sondern traf unmittelbar das Begriffsbildungsvermögen selbst mit Geringschätzung, das bei älteren Männern der wahre Ruhesitz der Manneswürde ist.

Und vergnügt setzte Ulrich seine Gedanken laut fort:

«Offenbar hat Tuzzi in dem Augenblick, wo die Vaterländische Aktion seiner Frau zum Ziel einer öffentlichen Fopperei geworden ist, gleich den verlorenen vollen Besitz der behördlichen Geisteskräfte wieder erlangt, die einem hohen Beamten zukommen. Er muß spätestens da wieder erkannt haben, daß im Schoß der Weltgeschichte mehr geschieht, als im Schoß einer Frau Platz hätte, und euer wie ein geheimnisvolles Findelkind aufgetauchter Weltfriedenskongreß wird ihn mit einem Donnerschlag geweckt haben!» Mit rauhem Behagen malte sich Ulrich den geisternden Dämmerzustand aus, der vorangegangen sein mußte, und dann dieses Erwachen, das vielleicht gar nicht einmal mit einem Gefühl des Erwachens verbunden gewesen sein mußte; denn in dem Augenblick, wo die in Schleiern wandelnden Seelen Arnheims und Diotimas wirkliche Folgen hatten, befand sich auch Tuzzi, von jedem Spuk befreit, wieder in jenem Bereich der Notwendigkeiten, worin er sich zeit seines Lebens fast immer befunden hatte. «Er bringt die Weltrettungs- und Vaterlandshebungsgesellschaft seiner Frau jetzt um? Sie ist ihm immer ein Dorn im Fleische gewesen!» rief Ulrich lebhaft befriedigt aus und wandte sich fragend an den Gefährten.

Stumm stand noch immer rund und nachdenklich im Torbogen. «Soviel ich weiß, hat er seiner Frau erklärt, daß sie es sich und seiner Stellung schulde, erst recht unter den geänderten Verhältnissen die Parallelaktion zu einem ehrenvollen Ende zu führen. Sie wird eine Auszeichnung erhalten. Aber sie muß sich dem Schutz und den Einsichten des Ministeriums anvertrauen, das er dafür bestimmt hat» berichtete er gewissenhaft.

«Und mit euch, ich meine mit dem Kriegsministerium und mit Arnheim, hat er Frieden geschlossen?»

«Es scheint so. Er soll bei der Regierung wegen des Friedenskongresses die rasche Modernisierung unserer Artillerie unterstützt und sich mit dem Kriegsminister über die politischen Folgen verständigt haben. Man sagt, daß er im Parlament die nötigen Gesetze mit Hilfe der deutschen Parteien durchdrücken will und darum innerpolitisch jetzt zum deutschen Kurs rät. Das hat mir Diotima selbst erzählt.»

«Warte einen Augenblick!» unterbrach ihn Ulrich. «Deutscher Kurs! Ich habe alles vergessen!»

«Ganz einfach! Er hat immer gesagt, daß alles Deutsche für uns ein Unglück sei; und jetzt sagt er das Gegenteil.»

Ulrich wandte ein, daß sich Sektionschef Tuzzi niemals so eindeutig ausdrücke.

«Aber gegen seine Frau tut er es» versetzte Stumm. «Und zwischen ihr und mir besteht eine Art Schicksalsverbundenheit.»

«Ja wie steht es denn zwischen ihr und Arnheim?» fragte Ulrich, der in diesem Augenblick mehr an Diotima teilnahm als an den Regierungssorgen. «Er braucht sie doch jetzt nicht mehr; und ich nehme an, daß seine Seele darunter leidet!»

Stumm schüttelte den Kopf. «Das ist scheinbar auch nicht so einfach!» erklärte er seufzend.

Er hatte bisher gewissenhaft, jedoch teilnahmslos Antwort erteilt, und vielleicht gerade deshalb verhältnismäßig klug. Schon seit der Erwähnung Diotimas und Arnheims sah er aber aus, als wolle er etwas anderes zum besten geben, das ihn wichtiger dünke als Tuzzis Rückkehr zu sich selbst. «Man möchte ja schon lange glauben,» begann er nun «daß Arnheim genug von ihr hat. Aber das sind große Seelen! Du magst wohl auch etwas von solchen verstehn, aber die sind es! Da läßt sich nicht sagen: war etwas zwischen ihnen, oder war nichts zwischen ihnen. Sie sprechen noch heute so wie früher; bloß hat man das Gefühl: jetzt ist bestimmt nichts zwischen ihnen. Sie reden eben sozusagen immer letzte Worte!»

Ulrich erinnerte sich dessen, was ihm die Liebespraktikerin Bonadea von der Theoretikerin Diotima erzählt hatte, und hielt Stumm dessen eigenen, kühleren Ausspruch vor, daß Diotima ein Lehrbuch der Liebe sei. Der General lächelte gedankenvoll dazu. «Wir beurteilen das vielleicht nicht allseitig genug» holte er umsichtig aus. «Ich will vorausschicken, daß ich vor ihr noch nie eine Frau so habe reden hören; und es legt sich mir wie ein Eisbeutel überall hin, wenn sie damit anfangt. Sie tut es übrigens schon wieder seltener; aber wenn es ihr einfällt, spricht sie auch heute noch zum Beispiel von diesem Weltfriedenskongreß als von einem «panerotischen Humanerlebnis», und dann fühle ich mich kurzerhand von ihrer Gescheitheit entmannt. Aber» – und er hob die Bedeutung seiner Worte jetzt durch eine kleine Pause – «es muß doch ein Bedürfnis, ein sogenannter Zug der Zeit darin liegen, denn selbst im Kriegsministerium fangen sie jetzt so zu reden an. Seit dieser Kongreß aufgetaucht ist, könntest du Generalstabs-Stabsoffiziere von Friedensliebe und Menschenliebe sprechen hören wie vom Maschinengewehr Muster 7 oder vom Sanitätspackwagen Muster 82! Es ist einfach ekelhaft!»

«Darum hast du dich also vorhin einen enttäuschten Fachmann der Liebe genannt?» warf Ulrich ein.

«Ja, lieber Freund. Du mußt schon entschuldigen: ich habe es nicht ausgehalten, als ich auch dich so einseitig habe reden hören! Aber dienstlich ziehe ich aus alledem ja großen Vorteil!»

«Und hast du gar keinen Eifer mehr für die Parallelaktion, für die Ehrung der großen Ideen und ähnliches?» forschte Ulrich neugierig.

«Selbst eine so erfahrene Frau wie deine Kusine hat schon genug von der Kultur» gab der General zur Antwort. «Ich meine die Kultur um ihrer selbst willen. Überdies schützt dich auch die größte Idee nicht vor einer Ohrfeige!»

«Aber sie kann bewirken, daß die nächste Ohrfeige der andere kriegt.»

«Das ist richtig» räumte Stumm ein. «Aber nur, wenn du dich des Geistes bedienst, nicht wenn du ihm selbstlos dienst!» Dann blickte er neugierig zu Ulrich auf, um die Wirkung seiner nächsten Worte mitzugenießen, und fügte, in sicherer Erwartung des Erfolgs die Stimme senkend, hinzu: «Aber auch wenn ich das möchte, kann ich doch nicht mehr: man hat mich ja kaltgestellt!»

«Alle Achtung!» rief Ulrich aus, in unwillkürlicher Anerkennung der militärbehördlichen Einsicht. Aber dann folgte er einem andern Einfall und sagte rasch: «Das hat dir der Tuzzi eingerührt!»

«Aber gar keine Spur!» versicherte Stumm selbstgewiß.

Dieses Gespräch hatte bis dahin immer noch in der Nähe des Tores stattgefunden, und außer den beiden Männern war noch ein dritter daran beteiligt, indem er auf das Ende wartete und so reglos vor sich blickte, daß die Welt für ihn zwischen zwei Paaren Pferdeohren aufhörte. Nur seine in

weißen Zwirnhandschuhen steckenden Fäuste, durch die die Zügel liefen, bewegten sich verstohlen, in unregelmäßigen, besänftigenden Rhythmen, weil die Pferde, der soldatischen Disziplin nicht ganz so zugänglich wie der Mensch, des Wartens immer überdrüssiger wurden und ungeduldig am Geschirr ruckten. Diesem Mann befahl der General nun endlich, den Wagen an die Ausfahrt zu bringen und dort die Pferde zu bewegen, bis er einstieg; Ulrich aber lud er jetzt ein, den Weg durch den Garten zu Fuß zurückzulegen, damit er ihm die Geschehnisse der Reihe nach anvertrauen könne, ohne daß es jemand zu hören vermöchte.

Aber Ulrich meinte das, worauf es ankäme, lebhaft vor sich zu sehen, und ließ ihn anfangs nicht zu Wort kommen. «Ob Tuzzi dich aus dem Spiel geschlagen hat oder nicht, ist auch gleichgültig,» führte er aus «denn du bist in diesem Fall, was du mir verzeihen wirst, nur eine Nebenfigur. Das Wesentliche ist, daß er fast mit dem Augenblick, wo er durch den Kongreß bedenklich geworden ist und mit einer schweren Belastungsprobe zu rechnen begonnen hat, sowohl den staatspolitischen Zustand als auch seinen persönlichen aufs schnellste vereinfacht hat. Er ist vorgegangen wie ein Kapitän bei Ankündigung eines schweren Sturms, der sich nicht von der noch träumenden See beeinflussen läßt. Was ihm bis dahin zuwider gewesen war, Arnheim, eure Militärpolitik, der deutsche Kurs, damit hat er sich jetzt verbündet; und er hätte sich auch mit den Bestrebungen seiner Frau verbündet, wenn es in Ansehung der Umstände nicht nützlicher gewesen wäre, diese zu zerstören. Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Liegt es daran, daß das Leben leicht wird, wenn man sich nicht um Gefühle kümmert, sondern sich bloß an sein Ziel hält; oder ist es ein mörderischer Genuß, mit den Gefühlen zu rechnen, statt unter ihnen zu leiden? Mir ist dabei, als fühlte ich dem Teufel nach, wie er in die Himmelspeise des Lebens eine Faust voll Salz getan hat!»

Der General war Feuer und Flamme. «Das habe ich dir doch schon im Anfang gesagt!» rief er aus. «Ich habe zwar nur von Lügen gesprochen, aber die echte hinterhältige Gesinnung ist in jeder ihrer Formen eine unheimlich anregende Sache! Sogar der Leinsdorf, zum Beispiel, hat jetzt wieder eine Vorliebe für die Realpolitik gefaßt und sagt: Realpolitik ist das Gegenteil von dem, was man tun möchte!»

Ulrich fuhr fort: «Das Entscheidende ist, daß es Tuzzi früher verwirrt hat, was zwischen Diotima und Arnheim geredet worden ist; jetzt aber kann es ihn nur freuen, weil die Redseligkeit von Menschen, die ihre Gefühle nicht zu verschließen vermögen, einem Dritten immer allerhand Anhaltspunkte gibt. Er braucht es jetzt nicht mehr mit dem inneren Ohr anzuhören, was ihm niemals gelingen wollte, sondern nur noch mit dem äußeren; und das macht doch ungefähr den Unterschied aus, ob man eine ekelerregende Schlange schluckt oder erschlägt!»

«Wie?» fragte Stumm.

«Schluckt oder erschlägt!»

«Nein! Das mit den Ohren!?»

«Ich habe sagen wollen: er hat sich zu seinem Glück von der Innenseite des Gefühls an die Außenseite zurückbegeben. Aber das wäre dir vielleicht unverständlich geblieben, es ist bloß so eine Idee von mir.»

«Nein, du hast es sehr gut gesagt!» versicherte Stumm. «Aber warum verwenden wir eigentlich andere als Beispiel? Diotima und Arnheim sind große Seelen, und das wird schon deshalb nie ordentlich klappen!» Sie schlenderten einen Gartenpfad entlang und waren noch nicht weit gekommen; der General blieb stehn: «Auch was mir passiert ist, ist nicht bloß eine Kommißgeschichte!» teilte er seinem bewunderten Freunde mit.

Ulrich sah ein, daß er ihn nicht zu Wort habe kommen lassen, und entschuldigte sich. «Du bist also nicht über Tuzzi zu Fall gekommen?» fragte er höflich.

«Ein General stolpert vielleicht über einen Zivil-Minister, aber nicht über einen Zivil-Sektionschef» berichtete Stumm stolz und sachlich. «Ich glaube, ich bin über eine Idee gestolpert!» Und so begann er seine Geschichte zu erzählen.

[<]

71

Agathe stößt zu ihrem Mißvergnügen auf einen geschichtlichen Abriß der Gefühlspsychologie

Währenddem war Agathe an eine neue Folge von Blättern geraten, worin die Aufzeichnungen ihres Bruders auf ganz andere Art weitergingen. Es schien, daß er es jetzt mit einemmal darauf abgesehen hätte, zu ermitteln, was ein Gefühl sei, und zwar dem Begriff nach und auf trockene Art. Er mußte sich auch allerhand ins Gedächtnis zurückgerufen oder es eigens zu seinem Zweck gelesen haben, denn die Papiere waren mit Vermerken bedeckt, die sich teils auf die Geschichte, teils auf die Zergliederung des Gefühlsbegriffes bezogen, und alles zusammen bildete eine Sammlung von Bruchstücken, deren innere Verbindung nicht gleich zu erkennen war.

Einen Hinweis auf das, was ihn dazu bewogen haben mochte, fand Agathe zuerst daran, daß vor Beginn an den Rand das Wort «Sache des Gefühls!» geschrieben stand; denn sie entsann sich nun des Gesprächs, das sie und ihr Bruder darüber in der Wohnung ihrer Kusine geführt hatten, mit seinen tiefen, den Grund der Seele entblößenden Schwankungen. Und wollte man erfahren, was Sache des Gefühls sei, so mußte man sich wohl oder übel auch fragen, was Gefühl sei, das sah sie ein.

Das diente ihr als Wegweiser, denn die Aufzeichnungen begannen damit, daß alles, was unter Menschen geschehe, seinen Ursprung entweder in Gefühlen oder in der Entbehrung von Gefühlen habe; unerachtet dessen wäre aber eine Antwort auf die Frage, was ein Gefühl sei, aus der ganzen unabsehbaren Literatur, die sich damit beschäftigt habe, nicht mit Sicherheit zu gewinnen, denn selbst die Leistungen aus letzter Zeit, die Ulrich wirklich für Fortschritte hielt, bedürften keines ganz geringen Maßes von freiwilligem Zutrauen. Soviel Agathe sehen konnte, hatte er die Psychoanalyse dabei außer Betracht gelassen, und sie wunderte sich anfangs darüber, denn wie alle literarisch angeregten Menschen hatte sie mehr von ihr sprechen hören als von der übrigen Psychologie; aber Ulrich sagte, er ließe sie nicht deshalb beiseite, weil er die Verdienste dieser bedeutenden Theorie nicht anerkenne, die voll neuer Begriffe wäre und als erste vieles zu erfassen gelehrt habe, was durch alle vorangegangene Zeit gesetzlose Privaterfahrung gewesen sei, sondern es hänge damit zusammen, daß gerade bei dem, was er vorhabe, ihre Eigenart nicht so zur Geltung komme, wie es ihres immerhin auch sehr anspruchsvollen Selbstbewußtseins würdig wäre. Als sein Vorhaben aber bezeichnete er es, zunächst die vorhandenen Hauptantworten auf die Frage, was Gefühl sei, miteinander zu vergleichen, und fuhr fort, daß sich im ganzen wohl nur drei unterscheiden ließen, von denen übrigens keine so klar ausgebildet worden sei, daß sie die anderen ganz unmöglich gemacht hätte.

Dann schlossen sich die folgenden Aufzeichnungen an, die das ausführen sollten: «Die älteste, aber noch heute recht regsame Vorstellungsbildung geht von der Überzeugung aus, daß zwischen dem Zustand des Fühlens, seinen Ursachen und seinen Wirkungen deutlich getrennt werden



könne; denn sie versteht unter Gefühl eine Gattung innerer Erlebnisse, die sich von den anderen Gattungen – und zwar sind dies nach ihr das Empfinden, Denken und Wollen – bis in den Grund unterscheidet. Diese Auffassung ist volkstümlich und seit alters überliefert, und es liegt ihr nahe, das Gefühl als einen Zustand anzusehen; zwar muß das nicht sein, aber es geschieht unter dem ungewissen Eindruck der Wahrnehmung, daß wir in jedem Augenblick des Gefühls, und inmitten seiner beweglichen Veränderung, nicht nur unterscheiden können, daß wir fühlen, sondern es auch als etwas scheinbar Ruhendes erleben, daß wir im Zustand eines Gefühls beharren.

Die neuere Vorstellungsbildung geht dagegen von der Beobachtung aus, daß das Fühlen aufs innigste mit dem Handeln und dem Ausdruck verbunden ist; und es folgt daraus, daß sie sowohl dazu neigt, das Gefühl als einen Vorgang zu betrachten, als auch, daß sie ihren Blick nicht auf das Fühlen allein richtet, sondern es mitsamt seinen Äußerungen und seinen Ursprüngen als ein Ganzes ansieht. Sie ist zuerst in der Physiologie und Biologie entstanden, und ihr Bestreben ist ursprünglich auf eine körperliche Erklärung der seelischen Vorgänge gerichtet gewesen, oder schärfer betont, auf das körperliche Ganze, dem auch seelische Erscheinungen unterlaufen. Man kann, was sich daraus ergeben hat, als zweite Hauptantwort auf die Frage nach der Natur des Gefühls zusammenfassen.

Eine Richtung der Wißbegierde auf das Ganze statt auf das Element und auf die Wirklichkeit statt auf einen vorgefaßten Begriff unterscheidet aber auch die neueren psychologischen Untersuchungen, die sich mit dem Gefühl beschäftigen, von den älteren, nur sind ihre Absichten und leitenden Gedanken natürlich ihrer eigenen Wissenschaft entnommen. Dadurch ergeben sie eine dritte Antwort auf die Frage, was Gefühl sei, die sich sowohl auf den anderen aufbaut als auch selbständig ist. Diese dritte Antwort gehört aber allermaßen nicht mehr in einen Rückblick, weil mit ihr schon der Einblick in die Vorstellungsbildung beginnt, die gegenwärtig im Gange ist oder möglich erscheint.

Ich will hinzufügen, denn ich habe vorhin auch die Frage erwähnt, ob das Gefühl ein Zustand oder ein Vorgang sei, daß in Wahrheit diese Frage in der angedeuteten Entwicklung so gut wie keine Rolle spielt, es sei denn die einer allen Auffassungen gemeinsamen und vielleicht nicht ganz gegenstandslosen Schwäche. Stelle ich mir ein Gefühl, wie es nach älterer Art nahezuliegen scheint, als etwas Beständiges vor, das nach außen und innen wirkt, und auch von beiden Seiten Rückwirkung empfängt, so habe ich offenbar nicht bloß ein Gefühl vor mir, sondern eine unbestimmte Anzahl wechselnder Gefühle. Die Sprache stellt zwar für diese Unterarten eines Gefühl selten eine Mehrzahl zur Verfügung, sie kennt keine Neide, Zörner oder Trotze, für sie sind das die Abwandlungen eines Gefühls in verschiedenen Spielarten oder in verschiedenen Zuständen seiner Entwicklung; aber ohne Frage deutet auch eine Folge von Zuständen ebenso gut wie eine Folge von Gefühlen auf einen Vorgang hin. Glaubt man hingegen, wie es dem entspräche und auch der heutigen Auffassung näherzuliegen scheint, einen Vorgang vor sich zu haben, so ist wieder der Zweifel, was dann «eigentlich» Gefühl sei und wo etwas aufhöre, zu ihm selbst, und anfangs, zu seinen Ursachen, Folgen oder dem begleitenden Gefolge zu gehören, nicht auf geradem Wege zu lösen. Ich werde an einer späteren Stelle darauf zurückkommen, denn ein solcher Zwiespalt pflegt einen Fehler der Fragestellung anzuzeigen; und es wird sich, wie ich meine, herausstellen, daß die Frage, ob Zustand oder Vorgang, eigentlich eine Scheinfrage ist, hinter der sich eine andere verbirgt. Dieser Möglichkeit zuliebe, über die ich nicht entscheiden kann, mag sie hervorgehoben bleiben.»

«Ich fahre nun fort, der ursprünglichen Gefühlslehre zu folgen, die vier Haupthandlungen oder Grundzustände der Seele unterscheidet. Sie reicht auf die Antike zurück und wird vermutlich ein in Würden verbliebenes Seitenstück zu deren Meinung sein, daß die Welt der Körper aus den vier

Elementen Feuer, Wasser, Luft und Erde bestehe: Trotzdem wird noch heute oft von vier besonderen, nicht aufeinander zurückführbaren Klassen von Bewußtseinsmomenten gesprochen, und in der Klasse Gefühl nehmen dann gewöhnlich die beiden Gefühle <Lust> und <Unlust> eine Vorzugsstellung ein; denn sie gelten entweder als die einzigen oder gelten wenigstens als die einzigen mit nichts andrem vermengten Gefühle. In Wahrheit sind sie vielleicht überhaupt keine Gefühle, sondern nur eine Färbung und Tönung an diesen, in der sich der ursprüngliche Unterschied zwischen Anziehung und Flucht und wohl auch der Gegensatz zwischen Gelingen und Versagen und andere Gegensätze der ursprünglich so symmetrischen Führung des Lebens erhalten haben. Das gelingende Leben ist lustvoll: lange vor Nietzsche und unserer Zeit hat es schon Aristoteles gesagt. Und noch Kant hat gesagt: <Vergnügen ist das Gefühl der Beförderung, Schmerz das einer Hindernis des Lebens.> Und Spinoza hat Lust den <Übergang des Menschen von geringerer zu größerer Vollkommenheit> genannt. Sie ist immer in diesem etwas übertriebenen Ruf einer letzten Erklärung gestanden, die Lust (und nicht zuletzt bei denen, die sie der Täuschung verdächtigen!).

Aber wahrlich zur Heiterkeit kann sich das bei nicht ganz großen, und doch verdächtig leidenschaftlichen Denkern steigern. Ich setze eine schöne Stelle aus einem zeitgenössischen Lehrbuch hierher, von der ich kein Wort vergessen möchte: <Was erscheint verschiedenartiger als zum Beispiel die Freude über eine elegant gelöste mathematische Aufgabe und die über ein gutes Mittagessen! Und doch sind diese beiden Freuden als reines Gefühl ein und dasselbe, nämlich Lust!> Auch eine Stelle aus einer Gerichtsentscheidung, die wahrhaftig erst vor wenigen Tagen gefällt worden ist, setze ich dazu: <Das Schmerzensgeld hat dem Zwecke zu dienen, dem Beschädigten die Möglichkeit zu geben, sich seinen gewohnten Verhältnissen entsprechende Lustgefühle zu verschaffen, die die durch die Verletzung und ihre Folgen ausgelösten Unlustgefühle aufwiegen. Auf den gegenständlichen Fall angewendet, ergibt sich also schon aus der beschränkten Auswahl der dem Lebensalter von zwei ein viertel Jahren entsprechenden Lustgefühle und der leichten Beschaffbarkeit der Mittel hiezu, daß das begehrte Schmerzensgeld zu hoch sei.> Die durchdringende Klarheit, die sich in diesen beiden Beispielen äußert, gestattet die ehrfürchtige Bemerkung, daß sich Lust und Unlust noch lange als das I und A der Gefühlslehre erhalten werden.»

«Blicke ich mich weiter um, so sehe ich, daß diese Lust und Unlust sorgfältig abwägende Lehre unter <Mischgefühlen> die <Verbindung des Elements der Lust und Unlust mit den anderen Elementen des Bewußtseins> versteht und damit Trauer, Gelassenheit, Ärger und anderes meint, worauf Laien solchen Wert legen, daß sie gern mehr davon erfahren als bloß einen Namen. <Allgemeine Gemütszustände> wie Lebhaftigkeit oder Niedergeschlagenheit, <darin Mischgefühle von gleicher Art vorwiegen>, heißt sie <Einheit einer Gefühlslage>. <Affekt> nennt sie eine Gefühlslage, die sich <heftig und plötzlich> einstellt, und eine überdies <chronische> nennt sie <Leidenschaft>. Sollten Theorien eine Moral haben, so wäre also die Moral dieser Lehre ungefähr mit den Worten auszusprechen: Mache anfangs kleine Schritte, so kannst du später große Sprünge machen!«

«Aber in Unterscheidungen wie diesen: ob es bloß eine Lust und Unlust gebe oder vielleicht doch mehrere Lüste und Unluste; ob es neben Lust und Unlust nicht auch noch andere Grundgegensätze gebe, und zum Beispiel Lösung und Spannung ein solcher sei (das hat den stattlichen Titel: singularistische und pluralistische Theorie); ob sich ein Gefühl verändern könne oder ob es, wenn es sich verändere, schon ein anderes Gefühl werde; ob ein Gefühl, soll es aus einer Folge von Gefühlen bestehn, sich zu diesen im Verhältnis des Art- zu seinen Gattungsbegriffen oder des Bewirkten zu seinen Ursachen befinde; ob die Zustände, die ein

Gefühl durchläuft, angenommen, es selbst sei ein Zustand, Zustände eines Zustands seien oder verschiedene Zustände und damit also verschiedene Gefühle; ob ein Gefühl durch die von ihm hervorgerufenen Handlungen und Gedanken eine eigene Veränderung bewirken könne oder ob in dieser Rede vom <Wirken> eines Gefühls etwas so Uneigentliches und wenig wirklich Gemeintes liege, als werde gesagt, das Auswalzen eines Bleches <bewirke> dessen Verdünnung oder eine Ausbreitung der Wolken die Verschleierung des Himmels: in solchen Unterscheidungen hat die traditionelle Psychologie vieles geleistet, was nicht unterschätzt werden sollte. Freilich ließe sich dann auch fragen, ob die Liebe eine <Substanz> oder eine <Qualität> sei und was es in Ansehung ihrer mit der <Haecceität> und <Quiddität> auf sich habe; aber ist man je sicher, das nicht doch einmal noch fragen zu müssen?»

«Alle solchen Fragen enthalten einen höchst nützlichen Ordnungssinn, obwohl er in Ansehung der unbefangenen Natur des Gefühls ein wenig lächerlich wirkt, und uns in Ansehung dessen, wie die Gefühle unser Handeln bestimmen, wenig zu helfen vermag. Dieser logisch-grammatikalische, wie eine Apotheke mit hunderten Lädchen und Aufschriften ausgestattete Ordnungssinn ist ein Rest der mittelalterlichen, aristotelisch-scholastischen Naturbetrachtung, deren großartige Logik nicht sowohl an den Erfahrungen, die man mit ihr gemacht hat, zuschanden geworden ist als vielmehr an denen, die man ohne sie gemacht hat. Es ist vornehmlich die Entfaltung der Naturwissenschaften daran schuld gewesen und die ihres neuen Verstandes, der die Frage, was logisch sein müsse, hinter die Frage zurückgesetzt hat, was wirklich sei; doch nicht weniger auch das Unglück, daß die Natur anscheinend bloß auf einen solchen Mangel an Philosophie gewartet hatte, um sich entdecken zu lassen, und mit einer Bereitschaft geantwortet hat, die beiweitem noch nicht zu Ende ist. Trotzdem ist es, so lange diese Entwicklung das neue philosophische Weltenei noch nicht hervorgebracht hat, auch heute noch nützlich, ihr gelegentlich von den Schalen des alten zu fressen zu geben, wie man es Hennen tut, die legen werden. Und das gilt besonders von der Psychologie des Gefühls. Denn sie ist in ihrer geschlossenen logischen Einkleidung schließlich vollkommen unfruchtbar gewesen, aber von den Gefühlspsychologien, die darauf gefolgt sind, ist nur zu sehr das Gegenteil wahr; denn sie sind in Ansehung dieses Verhältnisses zwischen logischem Gewand und Fruchtbarkeit, zumindest in den schönen Jahren der Jugend, nahezu Sansculottinen gewesen!»

«Was habe ich mir aus diesen Anfängen zu allgemeinerem Nutz und Frommen ins Gedächtnis zu rufen? Vor allem das: Diese neuere Psychologie hat mit dem hilfsbereiten Mitleid begonnen, das die medizinische Fakultät immer für die philosophische übrig hat, und sie hat mit der älteren Gefühlspsychologie aufgeräumt, indem sie überhaupt aufgehört hat, von Gefühlen, und angefangen hat, naturwissenschaftlich von <Trieben>, <Triebhandlungen> und <Affekten> zu sprechen. (Nicht als ob die Rede vom Menschen als einem von seinen Trieben und Affekten beherrschten Wesen neu gewesen wäre, aber neue Medizin ist sie dadurch geworden, daß er fortan nur als das betrachtet werden sollte.)

Der Vorzug bestand in der Aussicht, das höher beseelte menschliche Verhalten auf das allgemeine belebte zurückzuführen, das sich auf den naturgewaltigen Nötigungen des Hungers, des Geschlechts, der Verfolgtheit und anderer Grundzustände des Lebens aufbaut, denen die Seele angepaßt ist. Dadurch bestimmte Geschehensabläufe heißen <Triebhandlungen>, entstehen ohne Absicht und Überlegung, sobald sich ein Reiz der ihnen entsprechenden Reizgruppe geltend macht, und werden von allen Tieren der gleichen Art, oft auch von Tier und Mensch, ähnlich ausgeführt. Die persönlichen, aber nahezu unveränderlich erblichen Anlagen dazu heißen <Trieb>; und mit der Bezeichnung <Affekt> wird in diesem Zusammenhang gewöhnlich eine etwas ungewisse Meinung verknüpft, nach der er das Erlebnis oder die erlebte Seite der

Triebhandlung und der ins Handeln gesetzten Triebe sein soll.

Betont oder leise wird dabei meist auch vorausgesetzt, daß alle menschlichen Handlungen Triebhandlungen seien, oder Verbindungen zwischen solchen, und alle unsere Gefühle Affekte oder Teile oder Zusammensetzungen von Affekten. Ich habe heute mehrere Lehrbücher der medizinischen Psychologie durchblättert, um mein Gedächtnis aufzufrischen, aber in ihrer aller Sachverzeichnissen ist das Wort Gefühl auch nicht ein einzigesmal vorgekommen, und es ist wahrhaftig keine geringe Eigenheit einer Gefühlspsychologie, wenn in ihr keine Gefühle vorkommen!»

«So sehr überwiegt noch jetzt in manchen Kreisen eine mehr oder minder betonte Absicht, die zu nichts führende geistige Betrachtung der Seele durch naturwissenschaftliche Begriffe zu ersetzen, die aufs äußerste handgreiflich sein sollen. Und wie man es anfangs am liebsten gesehen hätte, daß die Gefühle nichts als Empfindungen in den Eingeweiden und Gelenken wären, und in der Folge Behauptungen entstanden sind wie die, daß die Furcht aus beschleunigter Herztätigkeit und flachem Atem bestünde, oder daß das Denken ein inneres Sprechen, also eigentlich eine Kehlkopfreizung wäre, steht heute die geläuterte Absicht in Ansehen und Ehren, das gesamte innere Leben auf Reflexbögen und ähnliches zurückzuführen, und gilt beispielsweise einer großen und erfolgreichen Schule als die einzige erlaubte Aufgabe der Seelenerklärung.

Mag also auch die breite, womöglich eisern-automatische, Verankerung im Naturreich das wissenschaftliche Ziel sein, so mischt sich doch ebenfalls ein eigentümlicher Überschwang hinein, der sich ungefähr durch den Satz ausdrücken ließe: was niedrig steht, steht fest. Das ist einmal, bei der Überwindung der theologischen Naturphilosophie, ein Überschwang der Vereinigung gewesen, eine «Spekulation à la baisse in menschlichen Werte». Der Mensch hat sich lieber als einen Faden im Gewebe des Weltstoffes sehen wollen denn als einen auf diesem Teppich Stehenden; und es läßt sich gut verstehen, daß auch die Seelenlehre, als sie, nachzüglerisch lärmend, in ihre materialistischen Flegeljahre eintrat, ein luziferisches, herabsetzendes Verlangen nach Seelenlosigkeit abbekommen hat. Das ist ihr später von allen frommen Feinden naturwissenschaftlichen Denkens gotteshausmeisterlich übelgenommen worden, aber seinem heimlichsten Wesen nach ist es doch nichts gewesen als eine gutartig düstere Romantik, eine gekränkte Kinderliebe zu Gott, und darum auch zu seinem Ebenbild, die in dessen Mißhandlung unbewußt noch heute nachwirkt.»

«Doch es ist immer gefährlich, wenn eine Ideenquelle in Vergessenheit gerät, ohne daß es bemerkt wird, und so hat sich manches, was bloß davon seine unbefangene Gewißheit empfangen hatte, in der medizinischen Psychologie ebenso unbefangen auch weiter erhalten, woraus stellenweise ein vernachlässigter Zustand entstanden ist, an dem gerade die grundlegenden Begriffe, und dann nicht zuletzt die Begriffe Trieb, Affekt und Triebhandlung, teilhaben. Schon die Frage, was ein Trieb sei und welche oder wieviel Triebe es gebe, wird nicht nur ganz ungleich beantwortet, sondern es geschieht auch ohne alles Zagen. Ich habe eine Darstellung vor mir gehabt, worin die «Triebgruppen» der Nahrungsaufnahme, der Sexualität und des Schutzes vor Gefahr unterschieden worden sind; eine andere, die ich mit ihr verglich, hat einen Lebenstrieb, einen Geltungstrieb und fünf andere angeführt; die Psychoanalyse, die nebenbei wohl auch als Triebpsychologie bezeichnet werden darf, schien lange Zeit nur einen einzigen Trieb zu kennen; und so geht es weiter. Auch das Verhältnis zwischen Triebhandlung und Affekt ist mit ebenso großen Verschiedenheiten bestimmt worden: Wohl heißt es gewöhnlich in Übereinstimmung, daß der Affekt das «Erlebnis» der Triebhandlung sei; aber ob dabei die ganze Triebhandlung als Affekt erlebt werde, also auch das äußere Verhalten, oder ob nur das innere Geschehen, oder ob Teile von ihm, oder Teile des äußeren und inneren Vorgangs in einer besonderen Vereinigung,

davon wird bald das eine, bald das andere behauptet und manchmal beides nebeneinander. Nicht einmal, was ich zuvor aus dem Gedächtnis ohne Einwand niedergeschrieben habe, daß eine Triebhandlung <ohne Absicht und Überlegung> geschehe, stimmt in allen Stücken.»

«Ist es dann verwunderlich, wenn hinter den physiologischen Erklärungen unseres Gehabens sehr oft zu guter Letzt doch wieder nichts anderes zum Vorschein kommt als die vertraute Vorstellung, daß wir es von Kettenreflexen und Sekreten und Geheimnissen des Körpers bloß darum steuern ließen, weil wir die Lust suchten und die Unlust mieden? Und nicht nur in der Seelenkunde, auch in der allgemeinen Lebenslehre, ja in der Volkswirtschaftslehre, kurz überall, wo man ein Verhalten begründen möchte, spielen Lust und Unlust noch immer diese Rolle, also zwei so dürftige Gefühle, daß sich etwas Einfacheres kaum noch denken läßt. Der weitaus vielfältigere Gedanke der Triebbefriedigung wäre wohl imstande, das Bild bunter zu gestalten, aber die alte Gewohnheit ist so stark, daß man mitunter sogar lesen kann, die Triebe strebten nach Befriedigung, weil diese Erfüllung eben Lust sei, was ungefähr ebensoviel ist, wie den Auspuff für den treibenden Teil an einem Motor zu halten!»

So war Ulrich am Ende denn auch auf die Frage der Einfachheit zu sprechen gekommen, obgleich es wohl eine Abschweifung war.

«Woran liegt der Reiz, die besondere Versuchung für den Geist, daß er glaubt, die Welt der Gefühle auf Lust und Unlust oder auf die einfachsten physiologischen Vorgänge zurückführen zu müssen? Warum billigt er einem psychologischen Etwas umso mehr Erklärungswert zu, je einfacher es ist? Warum einem physiologisch-chemischen noch mehr als einem psychologischen; und schließlich der Zurückführung auf die Bewegung physikalischer Atome den allermeisten? Es geschieht selten aus Vernunftgründen, eher halbbewußt, aber auf irgendeine Weise ist dieses Vorurteil gewöhnlich wirksam. Worauf beruht also dieser Glaube, daß das Geheimnis der Natur einfach sein müsse?

Zuerst ist da zweierlei zu unterscheiden. Die Zerlegung des Zusammengesetzten in das Einfache und Kleine ist im Alltag eine durch nützliche Erfahrung gerechtfertigte Gewohnheit; dieser lehrt uns tanzen, indem er uns die Schritte beibringt, und er lehrt uns, daß man ein Ding besser versteht, nachdem man es zerlegt und wieder zusammengeschaubt hat. Die Wissenschaft bedient sich dagegen der Vereinfachung eigentlich nur als einer Zwischenstufe; auch was als Ausnahme erscheint, ordnet sich dem unter. Denn am Ende führt sie nicht das Zusammengesetzte auf das Einfache zurück, sondern das Besondere des einzelnen Falls auf die allgemein gültigen Gesetze, die ihr Ziel sind, und die sind nicht sowohl einfach als vielmehr allgemein und zusammenfassend. Sie vereinfachen die Mannigfaltigkeit des Geschehens erst durch ihre Anwendung, also in zweiter Hand.

Und so heben sich überall im Leben zwei Einfachheiten von einander ab: was es zum voraus ist, und was es erst nachher wird, sind in verschiedener Bedeutung einfach. Was es zum voraus ist, mag es was immer sein, ist meistens einfach aus Mangel an Inhalt und Form, und darum gemeinhin auch einfältig, oder es ist noch nicht durchschaut. Was aber erst einfach wird, mag es ein Gedanke oder ein Handgriff oder gar der Wille sein, hat Teil und hat in sich von der Gewalt der Wahrheit und des Könnens, die das verwirrt Vielfältige bezwingt. Diese beiden Einfachheiten werden gewöhnlich miteinander verwechselt: es geschieht in der frommen Rede von der Einfalt und Unschuld der Natur; es geschieht in dem Glauben, daß eine einfache Sittlichkeit unter allen Umständen dem Ewigen näher stehe als eine verwickelte; es geschieht auch in der Verwechslung des rohen Willens mit dem starken.»

Als Agathe so weit gelesen hatte, glaubte sie, auf dem Kies des Gartens Ulrichs zurückkehrende

Schritte zu hören, und schob alle Blätter eilig wieder in die Lade zurück. Als sie sich aber davon überzeugt hatte, daß ihr Gehör sie getäuscht habe, und gewiß geworden war, daß ihr Bruder noch im Garten verweile, zog sie die Blätter wieder hervor und las noch ein Stück des Folgenden weiter.

[<]

72

## Die Referate D und L

Als General Stumm von Bordwehr im Garten darzulegen begonnen hatte, warum er glaube, über eine Idee gestolpert zu sein, zeigte sich alsbald, daß er mit der Freude erzähle, die ein Stoff bereitet, der gut durchdacht ist. Den Anfang habe es gemacht, berichtete er, daß er wegen des unbesonnenen Beschlusses, der den Kriegsminister gezwungen hätte, Diotimas Haus fluchtartig zu verlassen, die erwartete Nase bekommen habe. «Ich habe ja alles vorausgesagt!» beteuerte Stumm selbstbewußt und fügte bescheidener hinzu: «Nur das nicht, was danach gekommen ist.» Es war nämlich trotz aller Gegenmaßnahmen etwas von dem leidigen Zwischenfall in die Zeitungen durchgesickert und bei den Ausschreitungen wieder zum Vorschein gekommen, deren Opfer dann Graf Leinsdorf wurde. Graf Leinsdorf aber war, wie es Stumm schon in Agathes Gegenwart angedeutet hatte und jetzt ausführte, auf der Rückreise von seinen böhmischen Gütern in einer Stadt, wo er den Eilzug erreichen wollte, mit dem Wagen zwischen die zwei Fronten eines politischen Zusammenstoßes geraten, und Stumm beschrieb nun das Weitere folgendermaßen: «Sie haben ihre Unruhen natürlich wegen etwas ganz anderem veranstaltet gehabt; wegen irgend einer Verordnung der Regierung über den Gebrauch der Landessprachen in den Ämtern, oder wegen einer andern von diesen Sachen, über die man sich schon so oft geärgert hat, daß man kaum noch kann. Und so sind auch bloß auf der einen Seite der Straßen die deutschsprachigen Stadtbewohner gestanden und haben zu den andern hinübergeschrien: <Pfui!>, und auf der andern Seite sind die anderssprachigen gestanden und haben zu den Deutschen hinübergeschrien: <Schande!>; und es wäre weiter auch nichts geschehn. Aber der Leinsdorf ist als Friedensstifter bekannt; er will, daß die in der Monarchie vereinigten Volksstämme ein Staatsvolk bilden, und das sagt er auch immer. Und du weißt doch auch, wenn ich hier so sagen darf, wo es niemand hört, daß zwei Hunde einander oft unentschlossen anknurren, daß sie aber in dem Augenblick, wo man sie beruhigen will, aufeinander losfahren. Wie der Leinsdorf erkannt worden ist, hat das also den Gefühlen einen ungeheuren Aufschwung gegeben; und sie haben zuerst im Sprechchor auf zwei Sprachen angefangen zu fragen: <Was ist mit der Enquete zur Feststellung der Wünsche der beteiligten Kreise der Bevölkerung, Herr Graf?> und dann haben sie geschrien: <Nach außen heuchelst du Frieden, und im eigenen Haus bist du ein Mörder!> Erinnerst du dich an die Geschichte, die man ihm nachsagt, daß einmal, vor hundert Jahren, als er noch jünger gewesen ist, eine Kokotte in der Nacht gestorben sein soll, wo sie bei ihm war? Auf das haben sie nämlich damit auch anspielen wollen, sagt man jetzt. Und das alles ist bloß wegen diesem dummen Beschluß geschehn, daß man sich für seine eigenen Ideen töten lassen soll, aber ja nicht für fremde; wegen einem Beschluß also, den es gar nicht gibt, weil ich seine Protokollierung verhindert hab! Aber anscheinend hat er sich herumgesprochen, und weil wir ihn nicht zugelassen haben, verdächtigt man jetzt uns alle, daß wir Volksmörder sein wollen! So etwas ist vollkommen unvernünftig, aber es ist schließlich logisch!»

Ulrich fiel diese Unterscheidung auf.

Der General zuckte die Achseln. «Die geht auf den Kriegsminister selbst zurück. Nämlich schon wie er mich nach dem Krakeel bei Tuzzis hat zu sich rufen lassen, hat er zu mir gesagt: «Lieber Stumm, du hättest es nicht so weit kommen lassen dürfen!» Ich habe ihm aber darauf, was mir nur einfiel, vom Zeitgeist erwidert und davon, daß der Zeitgeist eine Äußerung und andererseits auch wieder einen Halt braucht: mit einem Wort, ich habe ihm zu beweisen getrachtet, wie wichtig es ist, eine Zeitidee zu suchen und sich für sie zu begeistern, selbst wenn es vorderhand noch zwei Ideen sind, die einander widersprechen und sich gegenseitig in Wut treiben, so daß man unmöglich in jedem Augenblick wissen kann, was daraus entstehen wird. Doch er hat mir erwidert: «Lieber Stumm, du bist ein Philosoph! Ein General aber *muß* wissen! Wenn du eine Brigade in ein Rencontre-Gefecht führst, vertraut dir der Feind auch nicht an, was er vorhat und wie stark er ist!» Und danach hat er mir ein für allemal die größte Zurückhaltung anbefohlen.» – Stumm unterbrach seine Erzählung nur, um einen neuen Vorrat an Atem zu schöpfen, und fuhr fort: «Darum habe ich mich, wie dann auch noch die Geschichte mit dem Leinsdorf dazugekommen ist, gleich selbst beim Minister melden lassen; denn ich habe vorhergesehen, daß man wieder der Parallelaktion schuld geben wird, und habe dem die Spitze abbrechen wollen. «Exzellenz!» habe ich begonnen. «Es ist unvernünftig gewesen, was das Volk dort getan hat, aber das hätte man wissen können, denn es ist immer so. Ich rechne darum in einem solchen Fall nicht mit der Vernunft, sondern mit Leidenschaften, Einbildungen, Schlagworten und ähnlichem. Aber abgesehen davon, hätte auch das nichts genutzt, denn Seine Erlaucht ist ein eigensinniger und schwer zu beeinflussender alter Herr →. So ungefähr habe ich also gesprochen, und der Kriegsminister hat mich auch die ganze Zeit still angehört und hat genickt. Aber entweder hat er selbst vergessen gehabt, was er mir das Mal zuvor vorgehalten hat, oder er ist scheinbar sehr grantig gewesen, denn plötzlich hat er erwidert: «Du bist eben doch ein Philosoph, Stumm! Mich interessiert weder Seine Erlaucht noch das Volk; aber du sagst bald Vernunft, bald Logik, so als ob das ein und dasselbe wäre, und ich muß dich aufmerksam machen, daß es nicht ein und dasselbe ist! Vernunft kann ein Zivilist haben, und braucht sie auch nicht zu haben. Aber das, womit man der Vernunft begegnen muß und was ich darum von meinen Generalen verlangen muß, ist Logik. Das gewöhnliche Volk hat keine Logik, aber es muß sie über sich spüren!» Und damit ist die Unterredung beendet gewesen» schloß Stumm von Bordwehr.

«Ich verstehe das zwar nicht im mindesten, aber es kommt mir vor, daß dein Zweithöchster Kriegsherr im ganzen nicht ungnädig mit dir umgeht» bemerkte Ulrich.

Sie wandelten die Gartenwege auf und ab, und Stumm machte jetzt einige Schritte, ohne zu erwidern, blieb dann aber so heftig stehn, daß der Kies unter seinen Sohlen knirschte. «Das verstehst du nicht!» rief er aus und fügte hinzu: «Zuerst habe ich es auch nicht verstanden. Aber nach und nach ist mir die ganze Tragweite aufgegangen, warum Seine Exzellenz, der Herr Kriegsminister, recht hat! Und warum hat er recht?» fragte er unversöhnlich. «Weil der Kriegsminister immer recht hat! Ich kann, wenn es bei Diotima einen Skandal gibt, nicht vor ihm weggehen, und ich kann auch nicht in die Zukunft von Böhmen blicken; es ist unvernünftig, das von mir zu verlangen! Und ich darf auch nicht, wie in dem Falle Leinsdorf, für etwas in Ungnade fallen, womit ich so wenig zu tun habe wie mit der Geburt meiner seligen Großmutter! Aber trotzdem hat der Kriegsminister, der mir das alles zumutet, recht, weil der Vorgesetzte immer recht hat: das ist nämlich eine Banalität, und auch keine! Verstehst du es jetzt?»

«Nein» sagte Ulrich.

«Aber schau,» beschwor ihn Stumm «du willst mir bloß Schwierigkeiten machen, weil du dich

unabhängig fühlst oder weil du ein Rechtsgefühl hast oder aus solchen Gründen, und gibst nicht zu, daß es sich hier um etwas Ernsteres handelt! Aber wirklich erinnerst du dich ganz gut; denn beim Militär hat man doch auch dir seinerzeit bei jeder Gelegenheit gesagt: ein Offizier muß logisch denken können! Logik ist ja gerade das, was in unseren Augen das Militär vom Zivil unterscheidet. Aber meint man damit Vernunft? Nein. Vernunft hat der Feldrabbiner oder der Feldkurat oder der Herr vom Kriegswissenschaftlichen Archiv. Aber Logik ist nicht Vernunft. Logik heißt: handle unter allen Umständen ehrenvoll, aber konsequent, rücksichtslos und ohne Gefühl; und laß dich durch nichts irre machen! Denn die Welt wird nicht von der Vernunft regiert, sondern muß mit eiserner Logik beherrscht werden, wenn auch auf ihr, seit sie besteht, geredet wird! – Das ist es also, was mir der Kriegsminister zu verstehen gegeben hat; und du wirst einräumen, daß es in mir nicht auf den unfruchtbarsten Boden gefallen ist, denn es ist ja nichts als die alte, bewährte Offiziersmentalität. Ich habe seither wieder etwas mehr davon in mir; und du wirst es auch nicht leugnen können: Wir müssen schlagfertig sein, bevor wir alle anfangen, vom Ewigen Frieden zu sprechen; wir müssen zuerst unsere Versäumnisse und Schwächen gutmachen, damit wir dann bei der allgemeinen Verbrüderung nicht im Nachteil sind. Und unser Geist ist *nicht* schlagfertig! Er ist überhaupt nie fertig! Der Zivilgeist ist ein bedeutsames Hin und Her, ein Empor und Hinab, und du hast ihn einmal den tausendjährigen Glaubenskrieg genannt: aber davon können wir uns nicht ruinieren lassen! Es muß also jemand da sein, der, wie man beim Militär sagt, Initiative hat und die Führung übernimmt, und dazu ist der Vorgesetzte berufen: Das sehe ich jetzt selbst ein; und ich bin nicht ganz sicher, ob ich früher, in meiner Teilnahme für alle geistigen Bestrebungen, nicht doch manchmal zu weit hingerissen worden bin.»

Ulrich fragte: «Und was wäre geschehn, wenn du das nicht eingesehen hättest? Hätte man dir den Zylinder geschickt?»

«Nein, das nicht» berichtigte Stumm. «Natürlich vorausgesetzt, daß ich es nicht auch am militärischen Gefühl für die Kräfteverhältnisse fehlen lasse. Aber eine Landwehrbrigade in Wladischmirschowitz oder in Knobljoluka hätten sie mir verliehen, statt daß ich wie bisher am Kreuzungspunkt soldatischer Macht und ziviler Erleuchtung sitze und der uns allen gemeinsamen Kultur vielleicht doch noch etwas nützen kann!»

Sie hatten nun die Wege zwischen dem Haus und der Ausfahrt, in deren Nähe der Wagen wartete, schon einigemal zurückgelegt, und auch diesmal bog der General wieder ab, ehe sie ans Gitter gelangten. «Du mißtraust mir» beklagte er sich: «du hast mich nicht ein einziges mal gefragt, was gar erst geschehen ist, wie auf einmal der Friedenskongreß da war!»

«Also, was ist geschehen? Der Kriegsminister hat dich wieder rufen lassen, und was hat er gesagt –?»

«Nein! Nichts hat er gesagt! Ich habe acht Tage darauf gewartet: aber nichts mehr hat er gesagt!» berichtigte der andere. Und nach einem Augenblick des Verstummens konnte er es nicht mehr bei sich behalten und verkündete: «Aber das Referat <D> haben sie mir da abgenommen!»

«Was ist das Referat <D>?» fragte Ulrich, obwohl es ihm ahnte.

«Referat <Diotima> natürlich» gab Stumm mit schmerzlichem Vergnügen zur Antwort. «In einem Ministerium wird doch für jede größere Frage ein Referat eingerichtet, und so hat das auch geschehen müssen, wie Diotima ihre Hauskongresse zur Ermittlung einer patriotischen Idee begonnen hat und durch die lebhafteste Anteilnahme des Arnheim unsere Aufmerksamkeit erregt worden ist. Dieses Referat ist mir zugeteilt worden, wie du wohl bemerkt haben wirst, und da bin ich eben auch gefragt worden, wie man es benennen soll; denn schließlich kann man so etwas



doch nicht einfach einreihen wie ein Medikamentendepot oder einen Intendanzkurs, und der Name Tuzzi hat aus interministeriellen Rücksichten nicht genannt werden dürfen. Mir selbst ist aber auch nichts Bezeichnendes eingefallen, und darum habe ich, damit ich nicht zuviel und nicht zuwenig sage, schließlich vorgeschlagen, es Referat <D> zu nennen; <D>, das ist für mich Diotima gewesen, aber das hat niemand gewußt, und für die andern hat es doch ganz hervorragend echt geklungen, wie der Name eines Dienstbuches, wenn nicht gar wie ein nur dem Generalstab zugängliches Geheimnis. Das ist eine meiner besten Ideen gewesen!» schloß Stumm und fügte seufzend bei: «Damals habe ich eben noch Ideen haben dürfen!»

Er schien sich aber nicht genug ermuntert zu fühlen, und als Ulrich dessen weltrückfällige Laune beinahe schon verbraucht war, zumindest ihren Mundvorrat an Gesprächigkeit fast aufgezehrt hatte – jetzt nach einem anerkennenden Lächeln in Schweigen verfiel, beklagte sich Stumm von neuem. «Du traust mir nicht. Du hältst mich nachdem, was ich gesagt hab’, für einen Militaristen. Aber, auf Ehrenwort, ich wehre mich dagegen, einer zu sein, und will nicht ohneweiters fahren lassen, woran ich so lange geglaubt habe! Diese großartigen Ideen machen den Soldaten doch erst zum Menschen: Ich sage dir, Freund, wenn ich daran denke, komme ich mir wie ein Witwer vor, dem seine bessere Hälfte in den Tod vorangegangen ist!» Er ereiferte sich noch einmal. «Die Republik der Geister ist natürlich gerade so unordentlich wie eine jede Republik; aber wie glücklich macht allein schon die große Idee, daß keiner die Weisheit allein gepachtet hat und daß es eine Menge Ideen gibt, die man – vielleicht gerade wegen der mangelnden Ordnung, die unter ihnen herrscht! – überhaupt noch nicht gefunden hat! Für das Militär bin ich damit ein Neuerer gewesen! Sie haben zwar im Generalstab mich und mein Referat <D> wegen meiner wechsellvollen Anregungen den <Mobilen Beleuchtungszug> geheißen, aber auch sie haben von der Fülle, die ich ausgestreut habe, ganz gern genossen!»

«Und das ist alles aus?»

«Es wäre nicht unbedingt aus; aber ich selbst habe mein Vertrauen in den Geist teilweise eingebüßt!» grollte Stumm, Trost fordernd.

«Da tust du recht daran» bemerkte Ulrich trocken.

«Das sagst jetzt auch du?!»

«Ich habe es immer gesagt. Ich habe dich seit je gewarnt, früher als der Minister. Geist eignet sich nur in beschränktem Maße zum Regieren.»

Stumm wollte die Belehrung zurückweisen, darum versicherte er: «Das ist immer auch meine Meinung gewesen!»

Ulrich fuhr fort: «Der Geist ist ins Leben verflochten wie in ein Rad, das er treibt und von dem er gerädert wird.»

Stumm ließ ihn aber nicht weiter kommen. «Wenn du vermuten solltest, daß für mich solche äußere Umstände bestimmend gewesen sind,» unterbrach er ihn «so würdest du mich aber erniedrigen! Es handelt sich auch um eine geistige Läuterung! Das Referat <D> ist mir außerdem in allen Ehren abgenommen worden. Der Minister hat mich rufen lassen, um mir selbst mitzuteilen, daß es notwendig ist, weil der Chef des Generalstabs eine persönliche Berichterstattung über den Weltfriedenskongreß verlangt; und darum haben sie gleich das Ganze aus dem Militärbildungswesen herausgenommen und der Nachrichtenabteilung des Evidenzbüros angegliedert →»

«Der Spionage-Abteilung?!» warf Ulrich ein, nun von neuem belebt.

«Wem denn sonst!? Wer nicht weiß, was er selbst will, muß wenigstens wissen, was die anderen wollen! Und, ich bitte dich, was soll der Generalstab auf einem Weltfriedenskongreß wollen? Ihn behindern, das wäre barbarisch, und ihn pazifistisch fördern, das wäre unmilitärisch! Also beobachten sie ihn. Wer hat gesagt: «Bereitschaft ist alles»? Na, egal, jedenfalls ist es jemand gewesen, der vom Militär etwas verstanden hat →» Stumm hatte seinen Kummer vergessen. Er drehte sich auf den Beinen hin und her und versuchte, mit der Scheide des Säbels eine Blume zu köpfen. «Ich fürchte ja bloß, daß es ihnen zu schwer sein wird und daß sie mich noch kniefällig zurückholen werden, damit ich mein Referat wieder selbst übernehme!» plauderte er. «Schließlich wissen wir doch, du und ich, mit unserer fast schon einjährigen Erfahrung, wie sich so ein Ideenkongreß in Beweise und Gegenbeweise zerspaltet! Glaubst du überhaupt daran, daß – also jetzt abgesehen von den besonderen Schwierigkeiten des Regierens! – eine Ordnung sozusagen nur vom Geiste ausgehen kann?»

Er hatte jetzt auch seine Beschäftigung mit den Blumen eingestellt und sah mit gefalteter Stirn, die Säbelscheide in der Hand haltend, seinem Freunde eindringlich ins Gesicht.

Dieser lächelte ihn an und schwieg.

Stumm ließ den Säbel fallen, weil er die Fingerspitzen beider in weißen Handschuhen steckenden Hände zu einer delikaten Begriffsbestimmung brauchte: «Du mußt mich richtig verstehn, wenn ich zwischen Geist und Logik unterscheide. Logik ist Ordnung. Und Ordnung muß sein! Das ist der Grundsatz des Offiziers, und ihm beuge ich mich! Auf Grund welcher Ideen aber Ordnung gemacht wird, das ist egal; das ist Geist – oder wie es der Kriegsminister etwas altmodisch ausgedrückt hat, Vernunft – und das ist nicht Sache des Offiziers. Aber der Offizier mißtraut der Fähigkeit des Zivils, daß es von selbst vernünftig wird, auf Grund welcher Ideen es das auch immer versucht. Denn ganz gleich, welchen Geist es wann immer gegeben hat, immer ist am Ende ein Krieg daraus entstanden!»

So erläuterte Stumm seine neuen Einsichten und Zweifel, und Ulrich faßte das unwillkürlich in eine Anspielung auf einen bekannten Ausspruch zusammen, indem er fragte: «Du möchtest also eigentlich sagen, daß der Krieg ein Element der von Gott eingesetzten Weltordnung ist?»

«Da redest du aber schon zu geistig!» pflichtete Stumm wohl bei, doch mit Vorbehalt. «Ich frage mich bloß schlicht, ob der Geist nicht einfach entbehrlich ist. Denn wenn ich den Menschen mit Sporen und Zaum behandeln soll wie ein Stück Vieh, dann muß ich auch ein Stück Vieh in mir tragen, weil ein wirklich guter Reiter dem Roß nähersteht als beispielsweise der Rechtsphilosophie! Die Preußen nennen das den Schweinehund, den jeder in sich trägt, und bezwingen ihn mit einem spartanischen Geist. Als österreichischer General möchte ich aber lieber sagen: Je besser, schöner und geordneter ein Staat ist, desto weniger braucht man darin den Geist, und in einem vollkommenen Staat braucht man ihn überhaupt nicht! Das halte ich für ein sehr schwieriges Paradoxon! Übrigens von wem ist das, was *du* gesagt hast? Ist das von jemandem?»

«Das ist von Moltke. Er hat gesagt, daß sich die edelsten Tugenden des Menschen, Mut, Entsagung, Pflichttreue, Opferwilligkeit, erst im Krieg entwickeln und daß die Welt ohne den Krieg in dumpfem Materialismus versumpfen müßte.»

«Schau!» rief Stumm aus. «Auch interessant! Da hat er schon etwas gesagt, was ich mir ebenfalls manchmal denke!»

«Aber Moltke sagt in einem andern Brief an den gleichen Menschen, fast in demselben Atem tut er es also, daß selbst ein siegreicher Krieg ein nationales Unglück ist» gab Ulrich zu bedenken.

«Siehst du, da hat ihn der Geist gezwickt!» versetzte Stumm überzeugt. «Ich habe nämlich nie eine Zeile von ihm gelesen, er ist mir immer viel zu militärisch vorgekommen. Und du kannst mir wirklich glauben, daß ich immer ein Antimilitarist gewesen bin. Ich habe mein Leben lang gedacht: Kein Mensch glaubt heutzutage mehr an einen Krieg, man macht sich damit nur lächerlich. Und – ich möchte nicht, daß du glaubst, ich habe mich geändert, weil ich jetzt anders bin!» Er hatte den Wagen herbeigewinkt und den Fuß schon aufs Trittbrett gesetzt, zögerte aber und sah Ulrich nötigend an. «Ich bin mir selbst treu geblieben!» fuhr er fort. «Aber wenn ich den zivilen Geist früher mit den Gefühlen eines jungen Mädchens geliebt habe, liebe ich ihn jetzt, wenn ich so sagen darf, mehr wie eine reife Frau: Er ist kein Ideal, er läßt sich nicht einmal dahin bringen, daß er mit sich selbst eines Sinnes wird. Darum habe ich dir – nicht erst heute, sondern schon lange – gesagt, daß man mit den Menschen sowohl in Güte wie auch mit starker Hand verfahren muß, man muß sie also lieben *und* kujonieren, damit es zu etwas Rechtem kommt. Und das ist schließlich nichts als die überparteiliche militärische Gesinnung, die den Soldaten auszeichnen soll. Ich beanspruche kein persönliches Verdienst daran, aber ich will dir zeigen, daß sie schon früher aus mir gesprochen hat!»

«Jetzt wirst du noch wiederholen, daß der Bürgerkrieg vom Jahre Sechshundsechzig daraus entstanden ist, daß sich alle Deutschen als Brüder erklärt haben» meinte Ulrich lächelnd.

«Ja, natürlich!» bestätigte Stumm. «Und jetzt erklären sich noch dazu alle Menschen als Brüder! Da muß ich mich doch fragen, was daraus entstehen wird! Es kommt ja so unerwartet, was wirklich kommt. Da haben wir fast ein Jahr lang nachgedacht, und dann ist es auch ganz anders gekommen. Und so ist es anscheinend mein Verhängnis, daß mich der Geist, indem ich ihn aufmerksam durchforschte, wieder zum Militär zurückführt. Trotzdem, wenn du alles überlegst, was ich gesagt habe, so wirst du finden: Ich identifiziere mich also mit nichts; aber ich finde an allem etwas Wahres: das wäre ungefähr der Extrakt von dem, was wir gesprochen haben!»

Stumm wollte nach einem Blick auf die Uhr das Zeichen zur Abfahrt geben, denn sein Vergnügen, sich ausgesprochen zu haben, war so lebhaft, daß er alles übrige vergessen hatte. Aber Ulrich legte jetzt freundschaftlich Hand an ihn und sagte: «Du hast mir noch nicht mitgeteilt, was dein neues ›Auftrager‹ ist.»

Stumm weigerte sich: «Heute reicht die Zeit nicht mehr. Ich muß fort.»

Aber Ulrich hatte ihn an einem der goldenen Knöpfe gefaßt, die auf seinem Bauch glänzten, und hielt so lange fest, bis sich Stumm ergab. Er angelte nach Ulrichs Kopf und zog das Ohr an seinen Mund. «Also unter strengster Diskretion,» flüsterte er: «Leinsdorf!»

«Ich nehme an, daß er beseitigt werden soll, du politischer Meuchelmörder!» flüsterte Ulrich wieder, aber so unbefangen, daß Stumm verletzt auf den Kutscher deutete. Sie richteten sich auf, und Ulrich trat vom Wagenschlag zurück. Sie zogen es jetzt vor, laut zu sprechen und bloß den Namen zu vermeiden. «Laß mich selbst nachdenken und versuchen,» bat Ulrich «ob ich noch irgend etwas von eurer Welt weiß: ›Er‹ hat den letzten Kultusminister gestürzt, und seit der neuen ihm widerfahrenen Beleidigung muß man darauf gefaßt sein, daß ›Er‹ es dem jetzigen auch so macht. Das wäre aber augenblicklich eine unangenehme Störung, und dem muß man vorbeun. Und aus irgendeinem Grund hält ›Er‹ halt immer an seinen Überzeugungen fest: daß die Deutschen die Gefahr für den Staat sind, daß gerade der Baron Wisnietzky, den sie nicht leiden können, der geeignete Mann ist, bei ihnen Propaganda zu machen, daß die Regierung nicht hätte ihren Kurs wechseln sollen, und so weiter –»

Stumm hätte Ulrich unterbrechen können, aber er hörte freiwillig zu, und jetzt mischte er sich sogar selbst ein. «Schließlich ist unter ihm in der Aktion doch auch die ›Parole der Tat‹

entstanden, und während alle andern bloß sagen: das ist ein neuer Geist!, sagt <Er> jedem, der es ungerne hört: es muß etwas geschehn!»

«Und stürzen kann man ihn nicht, er ist eine Privatperson. Und die Parallelaktion hat man ihm ohnehin schon unter dem Sattel weggeschossen» meinte Ulrich.

«Also ist jetzt die Gefahr entstanden, daß er etwas Neues anfangt!» ergänzte es der General.

«Aber was kannst denn du dagegen tun?!» fragte Ulrich neugierig.

«Gott! Ich hab' halt die Aufgabe bekommen, ihn ein bisschen abzulenken und zu beschäftigen, und wenn du willst, auch ein bisschen zu beaufsichtigen →»

«Also: ein Referat <L>? Du trügerisches Himmelblau!»

«Unter uns kannst du es ja so nennen, aber einen dienstlichen Namen hat es natürlich nicht. Ich habe einfach den Auftrag, mich dem Leinsdorf « – diesmal wollte Stumm den Namen doch auch mitgenießen, flüsterte ihn aber wieder – «an den Hals zu setzen wie eine Zecke: das sind die eigenen huldvollen Worte Seiner Exzellenz!»

«Aber er muß dir doch auch ein Ziel gegeben haben, das du erreichen sollst?»

Der General lachte. «Reden! Ich soll mit ihm reden. Auf alles eingehn, was er sich denkt, und so viel darüber reden, daß er sich womöglich auf diese Weise verausgabt und nichts Unvorhergesehenes tut. <Saug ihn aus> hat Seine Exzellenz gesagt und hat das einen sehr ehrenvollen Vertrauensbeweis und Auftrag genannt. Und wenn du mich noch fragen solltest, ob das alles ist, so kann ich dir nur erwidern: es ist sehr viel! Diese alte Erlaucht ist ungeheuer gebildet und eigentlich ein hervorragend interessanter Mensch!» Er hatte dem Kutscher das Zeichen zum Losfahren gegeben und rief zurück: «Alles andere das nächste Mal! Ich rechne auf dich!»

Und erst als der Wagen davonrollte, kam Ulrich der Einfall, daß Stumm vielleicht auch die Absicht haben könnte, ihn selbst unschädlich zu machen, den man früher verdächtigt hatte, daß er den Geist des Grafen Leinsdorf einmal noch zu einem ganz ungewöhnlichen Einfall verleiten könnte.

[<]

73

Naive Beschreibung, wie sich ein Gefühl bildet

Von den folgenden Blättern hatte Agathe noch einen großen Teil gelesen. Sie enthielten zunächst noch nicht die versprochene Darlegung der Entwicklung, die der Begriff des Gefühls gegenwärtig mitmacht; denn ehe sich Ulrich von diesen Auffassungen Rechenschaft gab, aus denen er den meisten Gewinn zu ziehen hoffte, hatte er sich, nach seinen eigenen Worten, «das Entstehen und Wachstum eines Gefühls so naiv und mit grobem Finger buchstabierend vorzustellen» getrachtet, «wie es einem geistig nicht ungeübten Laien erscheinen mag.»

Und diese Aufzeichnung fuhr folgendermaßen fort: «Man pflegt das Gefühl als etwas anzusehen, das Ursachen und Folgen hat, und ich will mich darauf beschränken, daß die Ursache ein äußerer Reiz sei. Natürlich gehören aber zu diesem Reiz auch geeignete Umstände, das heißt sowohl

passende äußere Umstände als auch innere, eine innere Bereitschaft, und erst diese Dreierheit entscheidet darüber, ob und wie er beantwortet wird. Denn ob sich ein Gefühl überraschend oder verzögert einstellt, wie es sich ausbreitet und abläuft, welche Ideen es mit sich bringt, und überhaupt welches Gefühl es ist, hängt gewöhnlich nicht minder von dem Vorzustand des Fühlenden und der Umwelt als vom Reiz ab. Von dem persönlichen Zustand des Fühlenden, also von Temperament, Charakter, Alter, Erziehung, von den Anlagen, Grundsätzen, vorangegangenen Erlebnissen und vorhandenen Spannungen, gilt das wohl als selbstverständlich, obwohl diese Bedingungen keine genaue Grenze haben und sich in das Wesen der Person und ihres Schicksals verlieren. Aber auch die äußere Umgebung, ja schon ein Wissen von ihr oder bloß ihre stillschweigende Voraussetzung können ein Gefühl unterdrücken oder begünstigen, und das gesellige Leben bietet unzählige Beispiele dafür dar, denn in jeder Lage gibt es Gefühle, die sich schicken oder nicht schicken, auch wechselt es mit den Landstrichen und der Zeit, welche Gefühlsgruppen im öffentlichen und im Eigenleben vorherrschen, oder doch begünstigt werden, und welche unterdrückt werden, ja sogar schlechthin gefühlvolle und gefühlarme Zeiten haben einander schon abgelöst.

Zu alledem kommt dann noch hinzu, daß äußere und innere Umstände, ja auch diese und der Reiz, wie sich leicht ermessen läßt, nicht unabhängig von einander sind. Denn der innere Zustand ist dem äußeren und seinen Gefühlsreizen angepaßt gewesen, war also auch von ihnen abhängig, und der äußere muß auf irgendeine Weise aufgenommen worden sein, so daß seine Erscheinung von dem inneren Zustand abhing, ehe eine Störung dieses Gleichgewichts ein neues Gefühl hervorruft und dieses einen neuen Ausgleich entweder anbahnt oder selbst schon darstellt. Ebenso wirkt aber auch der <Reiz> gewöhnlich nicht unmittelbar, sondern erst kraft seiner Aufnahme, und das Innere wieder vollzieht diese Aufnahme erst auf Grund von Wahrnehmungen, mit denen Anfänge der Erregung doch wohl schon verbunden sein müssen.

Davon abgesehen, hängt der Reiz, der ein Gefühl zu erregen vermag, mit diesem aber auch schon insofern zusammen, als das, was beispielsweise einen Hungernden erregt, einem Beleidigten gleichgültig ist, und umgekehrt.»

«Ähnliche Verwicklungen ergeben sich, wenn das Weitere <der Reihe nach> beschrieben werden soll. So ist schon die Frage, wann ein Gefühl <da> sei, nicht zu beantworten, obwohl nach der zugrundeliegenden Auffassung, wonach es bewirkt werden und dann selbst wirken sollte, doch angenommen werden müßte, daß es einen solchen Zeitpunkt gebe. In Wahrheit schlägt aber der erregende Reiz nicht in einen bestehenden Zustand ein wie die Kugel in die mechanische Scheibe, die nun ein Spielwerk von Folgen in Gang setzt, sondern dauert weiter und ruft einen Nachschub an inneren Kräften hervor, die sowohl in seinem Sinn wirken als auch seine Wirkung abändern. Und ebenso wenig gibt sich das Gefühl, einmal vorhanden, sofort an seine Wirkungen aus, noch bleibt es sich auch nur einen Augenblick selbst gleich und ruht gleichsam in der Mitte zwischen den Vorgängen, die es aufnimmt und entsendet, sondern ist mit einer dauernden Veränderung von allem verbunden, wozu es außen und innen Beziehung hat, und empfängt auch von beiden Seiten eine Rückwirkung.

Es ist den Gefühlen die lebhafteste, oft leidenschaftliche Bestrebung zu eigen, die Reize abzuändern, denen sie ihre Entstehung verdanken, und sie zu beseitigen oder zu begünstigen; und die Hauptlebensrichtungen sind die nach außen und von außen. Darum trägt der Zorn schon den Gegenangriff in sich, das Verlangen die Annäherung, und die Furcht den Übergang in Flucht, in Erstarren oder zwischen beiden in den Schrei. Aber auch durch die Rückwirkung dieses tätigen Verhaltens empfängt ein Gefühl nicht wenig von seiner Eigentümlichkeit und von seinem Inhalt; und der bekannte Ausspruch eines amerikanischen Psychologen: <Wir weinen nicht, weil wir

traurig sind, sondern sind traurig, weil wir weinen» mag übertrieben sein, doch ist es sicher, daß man nicht bloß so handelt, wie man fühlt, sondern bald auch so fühlen lernt, wie man, aus welchen Gründen immer, handelt. Ein bekanntes Beispiel dieses Hin- und Rückweges ist das Spiel von Hunden, die im Scherz zu balgen beginnen und in einem blutigen Zweikampf enden; aber auch an Kindern und einfachen Menschen läßt sich ähnliches beobachten. Und ist schließlich nicht die ganze schöne Theatralik des Lebens ein großes solches Beispiel, mit ihren halb gewichtigen, halb gewichtslosen Gebärden der Ehre und Ehrung, der Drohung, Artigkeit, Gemessenheit und alles anderen, Gebärden des Etwas-darstellen-Wollens und der Darstellung, die das Urteil beiseitesetzen und unmittelbar das Gefühl beeinflussen. Sogar der «Drill» gehört dazu und beruht auf der Wirkung, daß ein lang aufgezwungenes Verhalten am Ende die Gefühle erzeugt, von denen es ausgehen sollte.»

«Wichtiger als die Rückwirkung des Tuns ist es freilich in diesen und anderen Beispielen, daß ein Erlebnis die Bedeutung wechselt, wenn sein Verlauf aus dem Bereich der ihm zu Anfang eigentümlichen lenkenden Kräfte in den Bereich anderer seelischer Anschlüsse gerät. Denn Ähnliches wie auf der Außenseite vollzieht sich auf der inneren. Das Gefühl drängt nach innen; es «erfaßt den ganzen Menschen», wie die Umgangssprache nicht unzutreffend sagt, es verdrängt, was sich nicht zu ihm schickt, und begünstigt, wovon es sich nähren kann. In einem Lehrbuch der Psychiatrie habe ich dafür die sonderbaren Namen «Schaltkraft» und «Schaltarbeit» gelesen. Dabei wird durch das Gefühl aber auch das Innere angeregt, daß es sich ihm zuwende. Die innere Bereitschaft, die nicht schon mit dem ersten Augenblick verausgabt ist, drängt ihm nach und nach zu; und vollends wird das Gefühl, sobald es größere in Gedanken, Erinnerungen, Grundsätzen oder anderem aufgespeicherte Kräfte ergreift, auch von ihnen ergriffen, und sie verändern es so, daß sich nun wieder schwer entscheiden läßt, ob man von einem Ergreifen oder einem Ergriffenwerden reden sollte.

Hat ein Gefühl durch solche Vorgänge aber seinen Höhepunkt erreicht, so muß es durch die gleichen wohl auch wieder geschwächt und verdünnt werden. Denn Gefühle und Erlebnisse werden dann seinen Bereich durchkreuzen, die sich ihm nicht mehr völlig unterwerfen und es am Ende sogar verdrängen. Ja eigentlich beginnt dieses gegenläufige Geschehen der Befriedigung und Abnützung schon mit der Entstehung des Gefühls; denn daß es um sich greift bedeutet nicht nur eine Vergrößerung seiner Macht, sondern zugleich auch eine Entspannung der Bedürfnisse, denen es entspringt oder deren es sich bedient.

Auch im Verhältnis zur Handlung ist das zu beachten; denn das Gefühl steigert sich nicht nur im Tun, sondern entspannt sich auch darin; und seine Sättigung geht, wenn es nicht durch ein anderes Gefühl gestört wird, bis zum Überdruß fort, das heißt so lange, bis eben doch ein neues Gefühl da ist.»

«Etwas ist besonders zu erwähnen. Solange sich ein Gefühl das Innere unterwirft, kommt es auch in Berührung mit Tätigkeiten, die am Erleben und Verstehen der äußeren Welt mitwirken; und so wird es auch die Welt, wie wir sie verstehen, teilweise nach seinem eigenen Muster und Sinn zu schablonisieren vermögen, um durch den rückwirkenden Anblick in sich selbst bestärkt zu werden. Die Beispiele dafür sind bekannt: Ein heftiges Fühlen macht blind gegen das, was Unbefangene wahrnehmen, und macht gewahren, was andere nicht sehn. Der Traurige sieht Schwarz und straft mit Nichtachtung, was es aufhellen könnte; dem Heiteren leuchtet die Welt, und er ist nicht imstande, etwas wahrzunehmen, wovon das gestört werden könnte; dem Liebenden begegnen die bösesten Wesen mit Vertrauen; und der Argwöhnische findet nicht nur sein Mißtrauen allerorten bestätigt, sondern die Bestätigungen suchen ihn geradezu heim. Auf diese Art schafft sich jedes Gefühl, wenn es eine gewisse Stärke und Dauer erlangt, eine

ausgewählte und anzügliche, seine eigene Welt, was keine kleine Rolle in den menschlichen Verhältnissen spielt! Dahin gehört auch unser berühmter Wankelmut und unser wechselndes Gutdünken.»

Hier hatte Ulrich einen Strich gezogen und war auf kurze Zeit zu der Frage zurückgekehrt, ob ein Gefühl ein Zustand oder ein Vorgang sei, deren Eigentümlichkeit als Scheinfrage jetzt deutlich hervortrat. Zusammenfassend und weiterführend knüpfte sich an die gegebene Beschreibung Folgendes an:

«Von der gewohnten Vorstellung ausgehend, das Gefühl sei ein Zustand, der von einer Ursache kommt und Folgen bewirkt, bin ich in der Ausführung zu einer Beschreibung geführt worden, die zweifellos einen Vorgang darstellt, wenn das Ergebnis über längere Strecken betrachtet wird. Gehe ich aber dann von dem Gesamteindruck eines Vorgangs aus und will diese Vorstellung festhalten, so sehe ich ebenso deutlich, daß zwischen benachbarten Stücken allenthalben das Nacheinander fehlt, das Eins-hinter-dem-anderen, das doch zu einem Vorgang gehört, ja sogar jede Andeutung eines Ablaufs in bestimmter Richtung. Im Gegenteil, es deutet sich zwischen den einzelnen Schritten eine wechselseitige Abhängigkeit und Voraussetzung an, ja sogar das Bild von Wirkungen, die ihren Ursachen voranzugehen scheinen. Auch Zeitverhältnisse kommen nirgends in der Beschreibung vor, und alles das weist aus verschiedenen Gründen nun wieder auf einen Zustand hin.

Ich kann also streng genommen vom Gefühl bloß sagen, daß es sowohl ein Zustand als auch ein Vorgang zu sein scheint, ebenso wie es weder ein Zustand noch ein Vorgang zu sein scheint; und eines von beiden will so berechtigt erscheinen wie das andere.

Selbst das hängt aber, wie sich leicht zeigen läßt, mindestens ebenso sehr von der Art der Beschreibung ab als von dem, was beschrieben wird. Denn es ist keine besondere Eigentümlichkeit des Seelischen, geschweige denn eine des Gefühls, sondern kommt auch auf anderen Gebieten der Naturbeschreibung vor, beispielsweise allenthalben, wo von einem System und seinen Gliedern oder von einem Ganzen und seinen Teilen die Rede ist, daß in Ansehung des einen als Zustand erscheinen kann, was in Ansehung des anderen als Vorgang gilt. Ja schon die Andauer eines Vorgangs ist für uns mit dem Begriff eines Zustands verbunden. Ich könnte wohl nicht sagen, daß die Logik dieser doppelten Vorstellungsbildung klar sei, aber wahrscheinlich hängt sie damit zusammen, daß die Unterscheidung zwischen Zuständen und Vorgängen mehr der sprachlichen Denkweise angehört als dem wissenschaftlichen Tatsachenbild, das sie vielleicht neu ausbilden, vielleicht aber auch hinter anderem verschwinden lassen wird.»

«Die deutsche Sprache sagt: Zorn ist in mir, und sagt: Ich bin in Zorn. Sie sagt: ich bin zornig, ich fühle mich zornig, ich fühle Zorn. Sie sagt: Ich bin verliebt, und: Ich habe mich verliebt. Die Namen, die sie den Gefühlen gegeben hat, weisen sprachgeschichtlich wohl oft darauf zurück, daß sie vom Eindruck der Handlungen und durch das gefährliche oder in die Augen springende Verhalten zu ihnen bewogen worden ist; trotzdem spricht sie vom Gefühl bald als von einem Zustand, der verschiedene Vorgänge umschließt, bald als von einem Vorgang, der aus einer Reihe von Zuständen besteht; auch bezieht sie, wie die Beispiele zeigen, ohneweiters und bald so, bald anders die Vorstellungsbilder der Person und des Außen und Innen in ihre Ausdrucksweise ein; und im ganzen verfährt sie so launisch und unberechenbar, als hätte sie von Anfang an die deutsche Gefühlsverwirrung begründen wollen.

Diese Verschiedenartigkeit des sprachlichen Bildes unserer Gefühle, das aus eindringlichen, aber unvollkommenen Erfahrungen entstanden ist, spiegelt sich noch heute in der Ideenbildung der Wissenschaft wider; namentlich dann, wenn diese mehr der Breite als der Tiefe nach genommen

wird. Es gibt Lehren der Psychologie, in denen das Ich als das Gewisseste und in jeder Seelenregung, vornehmlich aber im Gefühl Erfahrbare auftritt, wie es auch Lehren gibt, die es völlig weglassen und nur die Beziehungen zwischen den Äußerungen für erfahrbar ansehen und so beschreiben, als wären es Erscheinungen in einem Kraftfeld, dessen Ursprung außer Betracht bleibt. Es gibt also Ichpsychologien und Psychologien ohne Ich. Aber auch die anderen Unterschiede sind gelegentlich ausgestaltet worden, und so erscheint das Gefühl einmal als ein Vorgang, den die Beziehung eines Ich zur Außenwelt durchläuft, ein andermal als ein besonderer Fall und Zustand der Bezogenheit und so weiter, Unterscheidungen, die sich eben bei einer mehr begrifflichen Richtung der Wißbegierde, solange die Wahrheit nicht deutlich ist, leicht davorstellen.

Vieles bleibt hier noch der Meinung überlassen, auch wenn man sich sorgfältig bemüht, die Tatsachen von ihr zu unterscheiden. Es scheint uns klar zu sein, daß sich ein Gefühl nicht irgendwo in der Welt, sondern im Innern eines lebenden Wesens bildet, und daß <Ich> es bin, der fühlt oder in der Erregung sich selbst fühlt. Es geht deutlich etwas in mir vor, wenn ich fühle, und ich verändere auch meinen Zustand; und obwohl das Gefühl eine lebhaftere Beziehung zur Außenwelt herstellt als eine Sinnesempfindung, scheint es mir <innerlicher> zu sein als sie. Das ist die eine Gruppe der Eindrücke. Andererseits ist mit dem Gefühl aber auch eine Stellungnahme der ganzen Person verbunden, und das ist die andere Gruppe. Ich weiß vom Gefühl, im Unterschied von der Sinnesempfindung, daß es mehr als diese <mich ganz> angeht. Auch geschieht es nur auf dem Weg über die Person, daß ein Gefühl außen etwas bewirkt, sei es dadurch, daß diese handelt, sei es dadurch, daß sie die Welt anders zu sehen beginnt. Ja es ließe sich nicht einmal behaupten, daß ein Gefühl eine Veränderung im Innern einer Person sei, ohne hinzuzufügen, daß deren Beziehung zur Außenwelt dabei Veränderungen erfährt.»

«Vollzieht sich also das Werden und Sein eines Gefühls <in> uns oder an uns und mit uns? So komme ich wieder auf meine eigene Beschreibung zurück. Und wenn ich ihrer Unbefangenheit Glauben schenken darf, so bekräftigen die von ihr vorsichtig durchleuchteten Verhältnisse noch einmal das gleiche: Mein Gefühl bildet sich in mir und außer mir; es verändert sich von innen und von außen; es verändert die Welt unmittelbar von innen und tut es mittelbar, das heißt durch mein Verhalten, von außen; und es ist also, mag das auch unserem Vorurteil widersprechen, innen und außen zugleich, oder zumindest mit beidem so verschlungen, daß die Frage, was an einem Gefühl innen und was außen sei und was davon Ich und was Welt sei, fast allen Sinn einbüßt.

Das muß also doch wohl den Grundtatbestand abgeben und kann es auch ohneweiters tun, denn in maßvolleren Worten ausgedrückt, besagt es bloß, daß in jedem Fühlen etwas von einer doppelten Richtung erlebt wird, was ihm die Natur einer Durchgangerscheinung verleiht: nach innen, oder auf die Person zurück, und nach außen, oder zu dem Gegenstand hin, von dem es beschäftigt wird. Was hingegen Innen und Außen ist, und erst recht, was es bedeutet, zum Ich oder zur Welt zu gehören, das also, was am Ende dieser beiden Richtungen steht und darum ihre Erscheinung erst ganz verstehen ließe: das wird natürlich nicht schon im ersten Erleben klar erfaßt und ist von Ursprung nicht deutlicher als alles andere, was man erlebt, und weiß nicht wie, und ein wirklicher Begriff davon bildet sich erst durch fortdauernde Erfahrung und Erforschung aus.

Darum wird eine Psychologie, die Wert darauflegt, eine wirkliche Erfahrungswissenschaft zu sein, auch nicht anders, als sie mit den Begriffen des Zustands und Vorgangs verfährt, diese Begriffe behandeln, und die nah verwandten Gedanken der Person, der Seele und des Ichs, aber auch schon die vollen Vorstellungen des Innen und Außen werden ihr als etwas erscheinen, das



zu erklären ist, und nicht als etwas, mit dessen Hilfe man ohne weiters anderes erklärt.»

«Merkwürdig gut stimmt damit auch eine Alltagswahrheit der Psychologie überein, denn wir setzen gewöhnlich, ohne viel zu überlegen, voraus, daß einer, der sich so zeigt, wie es einem bestimmten Gefühl entspricht, auch wirklich so fühle. Es geschieht also nicht selten, vielleicht sogar sehr oft, daß ein äußeres Verhalten mitsamt den Gefühlen, die es einschließt, unmittelbar und ungeteilt und mit großer Sicherheit erfaßt wird.

«Wir erleben, ob die Gesinnung eines Wesens, das sich uns nähert, freundlich oder gefährlich sei, zuerst unmittelbar am Ganzen, und die Überlegung, ob es auch richtig sei, kommt bestenfalls nachher. Es nähert sich uns im ersten Eindruck auch nicht etwas, das sich vielleicht als fürchterlich erweisen könnte, sondern die Fürchterlichkeit selbst kommt uns nahe, möge es sich immerhin einen Augenblick später schon als Täuschung herausstellen. Und gelingt es uns, den unmittelbaren Eindruck wieder herzustellen, so läßt sich diese scheinbare Umkehrung einer vernünftigen Reihenfolge auch an Erlebnissen wahrnehmen wie dem, daß etwas schön und entzückend oder beschämend oder ekelierend sei.

Das hat sich sogar in einem doppelten Sprachgebrauch erhalten, der gang und gäbe ist; denn wir sagen sowohl, daß wir etwas für schrecklich, lieblich und anderes hielten, und betonen damit, daß die Gefühle von der Person abhängen, als wir auch sagen, daß etwas schrecklich, lieblich und anderes sei, und von dem Schrecklichen und dem Lieblichen sprechen, womit wir betonen, daß der Ursprung unserer Gefühle wie eine Eigenschaft in den Dingen und Geschehnissen wurzle. Diese Zweiseitigkeit, ja amphibische Zweideutigkeit der Gefühle unterstützt den Gedanken, daß sie nicht nur im Innern, sondern auch in der äußeren Welt zu beobachten sind.»

Mit diesen letzten Bemerkungen war Ulrich aber schon bei der dritten Antwort auf die Frage, wie der Begriff des Gefühls zu bestimmen sei, angelangt, oder zurückhaltender gesagt, bei der heute vorherrschenden Auffassung dieser Frage.

[<]

74

## Fühlen und Verhalten Die Unsicherheit des Gefühls

«Die Schule der theoretischen Psychologie, die gegenwärtig am erfolgreichsten ist, behandelt das Gefühl und die Gefühlshandlung als eine unlösliche Gemeinschaft. Was wir handelnd fühlen, ist für sie die eine, und wie wir fühlend handeln, die andere Seite ein und desselben Vorgangs. Sie untersucht beide gemeinsam. Für Lehren, die dieser Gruppe angehören, ist das Gefühl – mit Worten ausgedrückt, die sie selbst gebrauchen – ein inneres und äußeres Verhalten, Geschehen und Handeln; und weil sich diese Zusammenfassung von Gefühl und Verhalten sehr gut bewährt hat, ist die Frage, wie sie schließlich wieder zu trennen und von einander zu unterscheiden seien, vorläufig fast nebensächlich geworden: Darum gibt es statt einer Antwort darauf ein ganzes Bündel, und dieses ist etwas unordentlich.»

«Manchmal heißt es, das Gefühl sei schlechthin ein und dasselbe wie die äußeren und inneren Geschehnisse, gewöhnlich aber bloß, diese seien ihm gleichzuhalten. Manchmal wird es in einem etwas undeutlichen Sinne als <der Gesamtvorgang>, manchmal bloß als das innere Handeln, Verhalten, Ablaufen und Geschehen angesprochen. Manchmal scheint es auch, daß

nebeneinander zwei Begriffe des Gefühls in Gebrauch stehen; wobei dieses im weiteren Sinn das <Ganze>, im engeren Sinn aber ein Teilergebnis wäre, das auf eine nicht recht einleuchtende Art dem Ganzen seinen Namen, ja seine Natur aufprägt. Und manchmal scheint man der Vermutung zu folgen, daß ein und dasselbe, was sich der Beobachtung als mannigfaltiger Vorgang darstelle, im Erlebnis zum Gefühl werde, also daß Gefühl dann das Erlebnis und sozusagen der Bewußtseinsersatz des Vorgangs wäre.

Der Ursprung dieser Widersprüche ist wohl immer der gleiche. Denn jede solche Beschreibung eines Gefühls weist Teile auf, und sogar bei weitem in der Überzahl, die offenkundig keine Gefühle sind, weil sie eben kund gleicher Offenheit Empfindung, Auffassung, Gedanke, Wille oder ein äußerer Vorgang sind, als das jederzeit erlebt werden können und auch gerade so, wie sie sind, in dem Gesamterlebnis mitsprechen. Ebenso deutlich gibt es in oder über alledem aber auch etwas, das an und für sich, im einfachsten und unverwechselbarsten Sinn Gefühl zu sein scheint, und eben nichts anderes; weder ein Handeln, noch ein Denken, noch irgend etwas anderes.

Darum lassen sich auch alle diese Erklärungen in zwei Gruppen zusammenfassen: Entweder bezeichnen sie das Gefühl als eine <Seite>, einen <Teil>, ein <Moment> des Gesamtablaufs, oder sie bezeichnen es als dessen <Bewußtwerden>, sein <inneres Erlebnis> und ähnliches: Ausdrücke, denen deutlich genug die Verlegenheit um bessere anzumerken ist!

Der eigenartigste Gedanke dieser Lehren ist nun der, daß sie das Verhältnis des Gefühls zu alledem, was es nicht ist, und wovon es doch erfüllt wird, zunächst unbestimmt lassen, dafür aber sehr wahrscheinlich gemacht haben, daß diese Verbindung auf jeden Fall, und wie immer man sie sich im übrigen denken möge, so beschaffen sei, daß sie keine unzusammenhängenden Änderungen zuläßt und daß sich alles gleichsam in einem Atem ändert.

Man denkt es sich nach dem Beispiel der Melodie. In dieser haben die Töne ihre Selbständigkeit und lassen sich einzeln erkennen, und auch ihre Nachbarschaft, ihr Beisammen, Nacheinander, und was sich sonst hören läßt, ist kein bloßer Begriff, sondern bis an den Rand voll sinnlicher Darbietung; aber obwohl sich alles das also trotz seiner Verbundenheit einzeln hören läßt, läßt es sich auch verbunden hören, denn gerade das ist die Melodie, und wird sie gehört, so ist nicht neben den Tönen, Tonabständen und Zeiten etwas Neues da, sondern mit ihnen. Die Melodie kommt nicht als eine Beigabe hinzu, sondern als eine zweite Art zu erscheinen, eine besondere Existenzform, unter der sich die Form der Einzelexistenz gerade noch ausnehmen läßt; und auch das gilt vom Gefühl im Verhältnis zu den Gedanken, Bewegungen, Empfindungen, Absichten und stummen Kräften, die sich in ihm vereinen. Auch so empfindlich, wie es eine Melodie gegen jede Veränderung an ihren <Teilen> ist, so daß sie gleich eine andere Gestalt annimmt oder ganz zerstört wird, so empfindlich kann ein Gefühl gegen eine Handlung oder einen hineinsprechenden Einfall sein.

In welchem Verhältnis das Gefühl zum <äußeren und inneren Verhalten> also immer stehe, zeigt das, wie jeder Veränderung in diesem eine bestimmte Veränderung in ihm entsprechen könne, und umgekehrt, als wären sie Kehrseiten.»

«(Es gibt viele genaue Schul- und Versuchsbeispiele, von denen die große Tragweite dieses theoretischen Gedankens bestätigt wird, und andere, noch aus der Wissenschaft fallende, die er unsicher erhellt, sei es mit Schein oder Wahrheit. Eines von diesen möchte ich festhalten: Die Inbrunst mancher Bildnisse – und es gibt Bildnisse, nicht nur Bilder, auch von Dingen – beruht nicht zuletzt darauf, daß sich in ihnen das einzelne Dasein in sich hinein öffnet und gegen die übrige Welt abschließt. Denn die selbständigen Gebilde des Lebens, mögen sie sich auch

verhältnismäßig geschlossen darstellen, haben doch immer mit dem zerstreuen Kreis einer wechselnden Umgebung Gemeinschaft. Als ich also Agathe auf den Arm nahm und wir uns beide aus dem Rahmen des Lebens genommen und in einem anderen vereinigt fühlten, war vielleicht etwas Ähnliches mit unserem Gefühl geschehen. Ich kannte das ihre nicht, und sie nicht das meine, aber sie waren nur für einander da, und hingen geöffnet aneinander, während alle andere Abhängigkeit verschwand; und darum sagten wir, wir wären aus der Welt gewesen, und in uns, und haben für dieses bewegte Ein- und Innehalten, diese wahre Einkehr und dieses Einswerden aus fremden Teilen den sonderbaren Vergleich mit einem Bild gebraucht.)»

«Der eigentümliche Gedanke, von dem ich zu reden habe, lehrt also, daß die Veränderungen und Modulationen des Gefühls und die des äußeren und inneren Verhaltens einander Punkt für Punkt entsprechen können, ohne daß das Gefühl dem Verhalten oder einem Teil von ihm gleichgesetzt oder etwas anderes von ihm behauptet werden müßte, als daß es Eigenschaften besitze, die auch anderswo schon Bürgerrecht in der Natur haben. Dieses Ergebnis hat den Vorzug, daß es den natürlichen Unterschied zwischen einem Gefühl und einem Geschehen nicht antastet, und doch so überbrückt, daß er seine Bedeutung verliert. Er beweist auf das allgemeinste, wie sich zwei Geschehensbereiche, die einander völlig unähnlich bleiben können, doch in einander abzubilden vermögen.

Die Frage, wie denn ein Gefühl aus anderen seelischen, ja sogar aus körperlichen Vorgängen ‹bestehen› solle, erhält dadurch offenbar eine ganz neue und überaus beachtenswerte Wendung; aber es ist auf diese Weise nur erklärt, wie einer jeden Veränderung des Verhaltens eine Änderung des Gefühls entspricht, und umgekehrt, und nicht, wie es wirklich zu solchen Veränderungen kommt, die während der ganzen Dauer des Gefühls stattfinden. Denn wäre, wonach es nun aussieht, das Gefühl bloß das Echo der Gefühlshandlung und diese das Spiegelbild jenes, so ließe sich schwer verstehen, daß sie sich wechselweise verändern.

Hier hebt sonach der zweite Hauptgedanke an, der sich der neu angebahnten Wissenschaft vom Gefühl entnehmen läßt; ich will ihn den der Ausgestaltung und Verfestigung nennen.»

«Dieser Gedanke baut sich aus mehreren Vorstellungen und Überlegungen auf. Da ich ihn mir deutlich machen möchte, greife ich zuerst darauf zurück, daß wir sagen, ein Gefühl bewirke ein Verhalten und das Verhalten wirke auf das Gefühl zurück; denn dieser groben Beobachtung läßt sich leicht die bessere entgegensetzen, daß zwischen den beiden eher ein Verhältnis der gegenseitigen Verstärkung und Resonanz besteht, ein schwellendes Ineinanderfassen, wobei freilich beide Teile auch gemeinsam verändert werden. Das Gefühl wird in die Sprache der Handlung übersetzt, und die Handlung in die Sprache des Gefühls, wodurch, wie bei jeder Übersetzung, einiges neu hinzukommt und einiges verlorenght.

Unter den einfachsten Verhältnissen spricht davon schon der bekannte Ausdruck, daß ein Schreck in die Glieder fahre; denn es darf ebensogut gesagt werden, daß auch die Glieder in den Schreck führen: ein Unterschied wie der zwischen ‹starrem Schreck› und ‹schlotternder Angst› beruht ganz auf diesem zweiten. Und was damit von der einfachsten Ausdrucksbewegung behauptet wird, gilt auch von der umfangreichen Gefühlshandlung: Also nicht erst als Folge der Handlung, die von ihm hervorgerufen wird, verändert sich ein Gefühl, sondern tut das schon in ihr, von der es auf eigenartige Weise aufgenommen, wiederholt und verändert wird, wodurch sie sich gegenseitig ausgestalten und verfestigen. Auch Gedanken, Wünsche und Antriebe aller Art gehen auf diese Weise in ein Gefühl ein und dieses in sie.»

«Ein solches Verhältnis setzt aber natürlich auch eine Verschiedenheit des Ineinandergreifenden voraus; denn dieses soll sich staffelartig in der Führung ablösen, so daß bald das Fühlen, bald das

Handeln, bald ein Beschluß, Zweifel oder Gedanke überwiegen, die Führung übernehmen und einen Beitrag erstaten, der alle Teile in einer gemeinsamen Richtung vorwärtsbringt. So hegt es in der Vorstellung einer gegenseitigen Ausgestaltung und Verfestigung, die erst dadurch vollständig wird.

Auf der Gegenseite muß zugleich die zuvor geschilderte Einheit die Fähigkeit haben, Veränderungen aufzunehmen, und dabei doch auch in ihrer Eigenart als ein mehr oder minder bestimmtes fühlendes Verhalten beharren zu können; sie muß aber auch die Fähigkeit auszuschließen haben, denn sie nimmt Einflüsse von innen und außen auf oder wehrt sie ab. Bisher kenne ich von ihr nur das Gesetz ihres fertigen Zustands. Es muß darum auch die Herkunft dieser Einflüsse angegeben werden können und schließlich erklärt werden, dank welcher Vorsehung oder Vorrichtung es dazu kommt, daß sie im Sinne einer gemeinsamen Entwicklung in das Vorhandene eingehen.»

«Nun kann aller Voraussicht nach der Einheit allein, dem Gebilde als solchem, der bloßen Gestalt des Geschehens ein eigenes Beharrungs- und Wiederherstellungsvermögen, eine Festigkeit und ein Festigkeitsgrad, also auch schließlich eine eigene «Energie» nicht zugeschrieben werden, und es ist wenig wahrscheinlich, daß es mitwirkende andere, darauf besonders gerichtete Kräfte des Innern gebe. Dagegen ist es wahrscheinlich, daß diesen nicht mehr als eine Nebenrolle zufiele; denn hauptsächlich beherrschen wohl dieselben mannigfach auf dem Sprung stehenden Verhältnisse des Innern und dieselben dauernden Anlagen, Neigungen, Grundsätze, Absichten und Bedürfnisse, die unsere Handlungen hervorrufen, auch unsere Gefühle und Gedanken. Sie sind deren Kraftspeicher, und es ist anzunehmen, daß die von ihnen ausgehenden Kräfte irgendwie die Ausgestaltung und Verfestigung des Gefühls bewirken.»

«Wie das geschieht, will ich mir an einem Vorurteil klarmachen, das recht verbreitet ist, denn es läßt sich oft die Meinung hören, daß zwischen einem Gefühl, dem Gegenstand, dem es gilt, und dem verbindenden Handeln eine «innere Verwandtschaft» bestehe. Man meint, es wäre dann leichter verständlich, daß sie ein einheitliches Ganzes bilden, daß sie einander ablösen und dergleichen mehr. Der Kern ist der, daß sich ein bestimmter Trieb oder ein bestimmtes Gefühl, zum Beispiel Nahrungstrieb und Hunger, nicht auf beliebige Gegenstände und Handlungen richten, sondern natürlich vorab auf solche, die Befriedigung verheißen. Einem Hungernden ist nicht mit einer Sonate geholfen, sondern mit Nahrung, das heißt mit etwas, das einer mehr oder minder bestimmten Gruppe von Dingen und Geschehnissen angehört; und so entsteht der Anschein, daß diese Gruppe und dieser Erregungszustand ein für allemal verbunden seien, und es ist ja auch etwas Wahres daran. Diese Wahrheit ist aber nicht geheimnisvoller, als wir zur Suppe den Löffel, und nicht die Gabel benutzen.

Wir tun es, weil er uns als geeignet erscheint; und nichts anderes als dieses gewöhnliche Als-geeignet-Erscheinen ist das, was die Aufgabe erfüllt, zwischen einem Gefühl, seinem Gegenstand, den dazugehörenden Handlungen, Gedanken, Entschlüssen und jenen tieferen Antrieben zu vermitteln, die sich meistens der Beobachtung entziehen. Wenn wir in einer Absicht oder in einem Wunsch oder zu einem Zweck handeln, beispielsweise jemand zu nützen oder zu schaden, so erscheint es uns natürlich, daß unser Tun durch die Forderung bestimmt wird, daß es sich eigne, im übrigen aber ganz verschieden ausfallen kann. Das gleiche gilt von jedem Gefühl. Auch ein Gefühl verlangt nach allem, was geeignet erscheint, es zu befriedigen, wobei dieses Kennzeichen bald strenger, bald loser verwandt wird; und gerade diese lockere Verbindung ist der natürliche Weg zur Ausgestaltung und Verfestigung.

Denn selbst den Trieben widerfährt es gelegentlich, daß sie fehlgehn; und wo immer sich ein

Gefühl auslebt, kommt es vor, daß eine Handlung bloß versucht wird, eine Absicht oder ein Gedanke einfließen, die sich späterhin als ungeeignet erweisen und wieder fallen gelassen werden, und daß das Gefühl in den Bereich einer Kraftquelle gerät, oder diese in den seinen, von der es sich wieder loslöst. Nicht alles wird also im Verlauf des Geschehens ausgebildet und verfestigt, manches wird auch wieder aufgegeben. Mit andern Worten, es gibt auch eine Ausgestaltung ohne Verfestigung, und diese bildet einen unentbehrlichen Teil der sich verfestigenden Ausgestaltung; denn indem von der Einheit des fühlenden Verhaltens alles aufgenommen werden kann, was geeignet erscheint, den lenkenden Kräften zu dienen, aber davon nur behalten wird, was wirklich geeignet ist, kommen von selbst in das Fühlen, Handeln und Denken der gemeinsame Zug, die Ablösung und das Beharren, die es verstehen lassen, daß sie sich gegenseitig zunehmend verfestigen und ausgestalten.»

«Der schwache Punkt dieser Erklärung liegt dort, wo die genau beschriebene Einheit, die am Ende entsteht, mit dem ungenau begrenzten, sich ins Unbekannte verlierenden Bereich der Antriebe verbunden werden soll, der am Ursprung liegt. Dieser Bereich ist kaum etwas anderes als das, was von den Inbegriffen Person und Ich nach dem Maße ihrer Beteiligung umfaßt wird, und wir wissen wenig darüber. Bedenkt man aber, daß im Augenblick eines Gefühls auch das Innerste umgeschmolzen werden kann, so wird man es nicht undenkbar finden, daß sich in einem solchen Augenblick auch die gestaltete Einheit des Geschehens bis dorthin erstreckt. Bedenkt man hingegen, wieviel vorangehen muß, einen solchen Erfolg vorzubereiten, daß ein Mensch Grundsätze und Gewohnheiten aufgibt, so wird man wieder von jeder auf die Augenblickswirkung zugespitzten Vorstellung ablassen. Und gäbe man sich schließlich auf die Weise zufrieden, daß für das Quellengebiet des Gefühls andere Gesetze und Zusammenhänge gelten sollen als für den Austritt, wo es als inneres und äußeres Geschehen wahrnehmbar wird, so stieße man wieder auf den Mangel, daß jede Vorstellung davon noch fehlt, nach welchem Gesetz sich der Übergang von den bewirkenden Kräften zum bewirkten Gebilde vollziehen könnte. Vielleicht läßt sich die Annahme einer lockeren, allgemeinen, den ganzen Verlauf umfassenden Einheit damit vereinen, daß aus ihr am Ende eine bestimmte und feste hervortritt: aber diese Frage reicht über die Psychologie hinaus, und sie reicht auch gegenwärtig noch über unser Können hinaus.»

«Dieser Bescheid, daß sich im Werdegang eines Gefühls wohl von der Quelle bis zur Mündung eine Einheit andeute, nicht aber gesagt werden könne, wann und wie sie die geschlossene Form annehme, die dem vollkommen ausgebildeten fühlenden Verhalten zu eigen sein soll (und zu deren Darlegung ich die Fügung einer Melodie als Beispiel benutzt habe): dieser recht abschlägige Bescheid gestattet merkwürdigerweise, einen Gedanken anzuknüpfen, durch den die bis jetzt verzögerte Antwort auf die Frage, wie der Begriff des Gefühls in der neueren Forschung aussieht, zu einem eigenartigen Abschluß kommt. Es ist das Zugeständnis, daß das wirkliche Geschehen überhaupt nicht ganz, und auch nicht in seiner Endgestalt, dem gedanklichen Bild entspreche, das man sich von ihm gemacht habe, was sich in einer Art doppelter Verneinung nützlich erweist. Man sagt sich: Es ist wirklich vielleicht nie die reine Einheit da, die nach der Theorie das Gesetz des fertigen Gefühls darstellt; ja es mag sie gar nicht geben können, weil sie so vollkommen in sich abgezirkelt wäre, daß sie keinerlei Einflüsse mehr aufnehmen könnte; aber, so sagt man sich nun, – es ist ja auch nie ein vollkommen abgezirkeltes Gefühl da! Mit anderen Worten: Gefühle kommen nie rein, sondern stets bloß in annähernder Verwirklichung zustande. Und nochmals mit anderen Worten: Der Vorgang der Ausgestaltung und Verfestigung kommt niemals zu Ende.»

«Nun ist das aber nichts anderes, als allenthalben jetzt das psychologische Denken kennzeichnet.

Man sieht in den seelischen Grundbegriffen ohnehin bloß gedankliche Vorlagen, nach denen sich das innere Geschehen ordnen läßt, erwartet aber nicht mehr, daß es sich wirklich aus Elementen solcher Art aufbaue wie ein Vierfarbendruck.

In Wahrheit sind nach dieser Anschauung die reinen Beschaffenheiten des Gefühls, der Vorstellung, der Empfindung und des Willens in der inneren Welt so wenig anzutreffen wie etwa in der äußeren ein Stromfaden oder ein schwerer Punkt, und es gibt bloß ein verflochtenes Ganzes, das bald zu wollen und bald zu denken scheint, weil diese oder jene Beschaffenheit in ihm überwiegt.

Es bezeichnen die Namen der einzelnen Gefühle also bloß Typen, denen die wirklichen Erlebnisse nahekommen, ohne daß sie aber mit ihnen ganz übereinfließen; und damit tritt, mag alles das auch ein wenig grob gesprochen sein, an die Stelle des Axioms der älteren Psychologie, wonach das Gefühl, als eines der elementaren Erlebnisse, eine unverwechselbare Beschaffenheit hätte, oder auf eine Weise erlebt würde, die es von den anderen Erlebnissen ein für allemal unterschiede, ein Leitsatz ungefähr folgenden Inhalts: Es gibt keine Erlebnisse, die von Anfang an ein bestimmtes Gefühl sind, ja nicht einmal Gefühl schlechthin; sondern es gibt bloß Erlebnisse, die dazu berufen sind, zum Gefühl und zu einem bestimmten Gefühl zu werden.

Auch die Vorstellung der Ausgestaltung und Verfestigung erhält dadurch die Bedeutung, daß sich in diesem Vorgang das Gefühl und Verhalten nicht nur ausbilde, verfestige und, soweit es ihm gegeben ist, bestimme, sondern daß es in ihm überhaupt erst entstehe: also daß zu Anfang niemals genau dieses oder jenes bestimmte Gefühl – etwa in schwachem Zustand – mitsamt seiner Handlungsweise vorhanden ist, sondern bloß etwas, das dazu bestimmt und geeignet ist, ein solches Gefühl und Handeln zu werden, was sich aber niemals rein vollendet.»

«Natürlich ist dieses Etwas aber auch nicht völlig beliebig; soll es doch etwas sein, das zum voraus und seiner Anlage nach dazu bestimmt oder geeignet ist, ein Gefühl, und dazu ein bestimmtes Gefühl, zu werden. Denn Zorn ist schließlich nicht Müdigkeit, und wahrscheinlich auch anfänglich nicht; und ebensowenig sind Sättigung und Hunger auch nur im Ansatz zu verwechseln. Es wird also wohl zu Beginn etwas Unfertiges, ein Ansatz, ein Kern, etwas Gefühlartiges und diesem Gefühl Zugeartetes schon vorhanden sein. Ich möchte sagen, ein Fühlen, aber noch kein Gefühl; doch ist es besser, ich führe ein Beispiel aus, und ich will dazu das verhältnismäßig einfache des von außen treffenden körperlichen Schmerzes wählen:

Er kann eine örtlich begrenzte Empfindung sein, die an einer Stelle bohrt oder brennt und unangenehm, aber fremd ist. Diese Empfindung kann aber auch aufflammen und die ganze Person mit Pein überschütten. Auch ist anfangs oft nur ein leerer Fleck an ihrer Stelle, aus dem erst im nächsten Augenblick Empfindung oder Gefühl aufquillt; denn nicht nur Kindern widerfährt es, daß sie anfangs oft nicht wissen, ob etwas schmerzt. Man hat früher angenommen, daß in diesen Fällen ein Gefühl zu der Empfindung hinzukommt; heute zieht man aber die Annahme vor, daß sich ein Erlebniskern, der ursprünglich noch ebensowenig eine Empfindung wie ein Gefühl sei, sowohl zu der einen wie auch zum andern entwickeln könne.

Zu diesem ursprünglichen Erlebnisbestand gehört auch schon der Beginn einer Reflex- oder Triebhandlung, eines Zurückzuckens, Zusammenfahrens, Abwehrens oder eines unwillkürlichen Gegenangriffes; und weil das mehr oder minder eine Beteiligung der ganzen Person mit sich bringt, wird damit auch ein innerer Flucht- oder Abwehrzustand verbunden sein, also eine Gefühlsfärbung von der Art der Angst oder des Angriffs. Noch stärker geht sie natürlich von den alarmierten Trieben aus, denn diese sind ja nicht nur Anlagen zu einem zweckmäßigen Handeln, sondern verbreiten bei ihrer Erweckung auch unbestimmte Gemütszustände, die wir als

Stimmung der Ängstlichkeit, Gereiztheit, in anderen Fällen der Verliebtheit, Empfänglichkeit und so weiter bezeichnen. Selbst das Nichtgeschehen und Nichtstun können hat eine solche Gefühlsfarbe; meistens sind die Triebe aber mit einer mehr oder weniger bestimmten Willensbildung verbunden, und dann findet alsbald auch eine bewußte Erkundung der Lage statt, die an sich selbst ein Sichstellen und also angreifend gefärbt ist. Sie kann aber auch auf Kühle und Ruhe hinwirken; oder es ist der Schmerz sehr heftig, dann unterbleibt sie, und man geht seiner Quelle plötzlich aus dem Wege: Schon dieses Beispiel spielt also, und schon in den ersten Augenblicken, zwischen Empfindung, Gefühl, selbsttätiger Erwidern, Wille, Flucht, Abwehr, Angriff, Schmerz, Zorn, Neugierde und kühler Sammlung hin und her und zeigt dadurch, daß nicht sowohl ein ursprünglicher Gefühlszustand da ist, als vielmehr wechselnde Ansätze zu deren mehreren einander ablösen oder ergänzen.

Das gibt der Behauptung, es sei wohl ein Fühlen da, aber noch kein Gefühl, den Sinn, daß immer die Anlage zu einem Gefühl da sei, sich aber nicht zu erfüllen brauche, und daß immer ein Ansatz da sei, der aber hinterdrein auch als Ansatz zu einem anderen Gefühl gedient haben kann.»

«Die eigentümliche Weise, auf die das Gefühl dabei sowohl von Anfang an vorhanden als auch nicht vorhanden ist, läßt sich aber durch den Vergleich ausdrücken, daß man sich sein Wachsen und Werden nach dem Bild eines Waldes vorstellen müsse, und nicht nach dem eines Baumes. Eine Birke beispielsweise bleibt vom Keimen bis zum Absterben sie selbst; ein Birkenwald kann dagegen als gemischter beginnen und wird ein Birkenwald, sobald diese Bäume – zufolge von Ursachen, die recht verschieden sein können – in ihm überwiegen und die Abweichungen vom reinen Gepräge des Birkenschlags nicht mehr ins Gewicht fallen.

So verhält es sich auch mit dem Gefühl und, was immer mißverstanden werden kann, mit der Gefühlshandlung. Sie haben immer eine Eigenart, aber diese ändert sich mit allem, was in sie hineinspielt, bis sie mit wachsender Bestimmtheit die Merkmale eines bekannten Gefühls annimmt und seinen Namen «verdient», was immer eine Spur von freier Würdigung an sich behält. Gefühl und Gefühlshandlung können sich aber von diesem Typus auch wieder entfernen und sich einem anderen annähern, was nichts Ungewöhnliches ist, weil doch ein Gefühl schwanken kann und überhaupt verschiedene Verfassungen durchmacht. Der Unterschied von der gewöhnlichen Auffassung liegt darin, daß nach dieser das Gefühl als ein bestimmtes Erlebnis gilt, das wir nicht immer mit Bestimmtheit erkennen; die neuer begründete schreibt dagegen die Unbestimmtheit dem Gefühl selbst zu und sucht sie aus seinem Wesen zu verstehen und bündig abzugrenzen.

In einem Anhang folgten nun noch einzelne Beispiele, die eigentlich Randbemerkungen hätten sein sollen, an der ihnen zugeordneten Stelle aber unterdrückt worden waren, damit sie die Darlegung nicht unterbrächen. Und so gehörten diese aus dem Zusammenhang geratenen Nachzügler nun auch nicht mehr zu einer bestimmten Stelle, obwohl sie zum Ganzen gehörten und Einfälle zu dessen möglicher Anwendung festhielten:

«Was in die Beziehung «Etwas lieben» so ungeheure Unterschiede trägt wie den zwischen Gottesliebe und Liebe zum Fischen, ist nicht die Liebe, sondern das «Etwas». Das Gefühl selbst – das Hangen, Bangen, Begehren, Sehnen, Zehren: mit einem Wort, das Lieben – läßt einen Unterschied nicht erkennen.»

«Seinen Spazierstock oder die Ehre zu lieben, ist aber ebenso gewiß nicht nur darum tausend und eins, weil diese beiden einander nicht gleichen, sondern auch weil der Gebrauch, den wir von ihnen machen, die Umstände, unter denen sie wichtig werden, kurz, die ganze Erfahrungsgruppe verschieden ist. Es ist die Unverwechselbarkeit einer Erfahrungsgruppe, woraus wir die

Sicherheit gewinnen, unser Gefühl zu kennen. Darum kennen wir es in Wahrheit erst, nachdem es in die Welt gewirkt und sich an ihr ausgestaltet hat; wir wissen nicht, was wir fühlen, ehe nicht unser Handeln darüber entschieden hat.»

«Und wo wir sagen, unser Gefühl sei geteilt, dort sollten wir eher sagen, es sei noch nicht fertig oder wir seien noch nicht festgelegt.»

«Und wo es als Widerspruch oder paradoxe Vermischung erscheint, liegt oft etwas anderes vor. Wir sagen, der Tapfere achte des Schmerzes nicht; in Wahrheit schäumt aber das bittere Salz des Schmerzes in der Tapferkeit auf. Und im Märtyrer hebt es sich flammend zum Himmel. Im Feigen dagegen gewinnt der Schmerz durch die ihn erwartende Angst unerträgliche Verdichtung. Noch deutlicher als diese Beispiele ist das des Abscheus, zu dem, mit Gewalt angetan, gerade die Empfindungen werden, die, freiwillig empfangen, höchste Wollust sind. Natürlich sind da verschiedene Quellen, und es entstehen auch Mischungen; vornehmlich entstehen aber verschiedene Richtungen der Ausbildung des vorherrschenden Gefühls.»

«Weil sie beständiger Fluß sind, lassen sich Gefühle nicht anhalten; sie lassen sich also nicht <unter die Lupe> nehmen; das heißt, je genauer wir sie beobachten, desto weniger wissen wir, was wir fühlen. Die Aufmerksamkeit ist schon eine Veränderung des Gefühls. Wären sie aber eine <Mischung>, müßte diese eigentlich im Augenblick des Anhaltens am deutlichsten sein, auch wenn sich die Aufmerksamkeit einmischt.»

«Weil die äußere Handlung keine selbständige Bedeutung für die Seele hat, lassen sich Gefühle nicht nach ihr allein unterscheiden. Unzähligemal wissen wir nicht, was wir fühlen, obgleich wir lebhaft und entschieden handeln. Auf dieser Undeutlichkeit beruht sodann die ungeheure Zweideutigkeit dessen, was ein argwöhnisch oder eifersüchtig beobachtender Mensch tut.»

«Die Undeutlichkeit des Gefühls beweist aber nicht etwa seine Schwäche, denn gerade im höchsten Fühlen vergehen die Gefühle. Schon in den hohen Graden sind sie äußerst labil; siehe zum Beispiel den <Mut der Verzweiflung> oder das Umschlagen von Glück in Schmerz. Auch bewirken sie da widerspruchsvolle Handlungen, wie Lähmung statt Flucht oder vom eigenen Zorn <Erwürgtwerden>. Bei ganz heftigen Erregungen verlieren sie aber sozusagen ihre Farbe, so daß bloß eine tote Empfindung der sie begleitenden körperlichen Erscheinungen übrig bleibt, des Schauders der Haut, des Rasens des Bluts, der Ferne der Sinne. Und vollends in den höchsten Graden tritt geradezu eine Blendung ein, so daß sich sagen ließe, daß die Einrichtung des Gefühls, und damit die ganze Welt unseres Gefühls, nur für mittlere Grade gilt.»

«In diesen durchschnittlichen Graden erkennen und benennen wir ein Gefühl natürlich nicht anders als andere Erscheinungen, die im Fluß sind, um das nochmals zu sagen. Die Unterscheidung zwischen Haß und Zorn festzulegen, ist so leicht und so schwer wie die zwischen Mord und Totschlag oder einem Becken und einer Schüssel zu bestimmen. Es waltet nicht Namenswillkür, aber jede Seite und Biegung kann dem Vergleich und der Begriffsbildung dienen. Und so hängen auf diese Weise wohl auch die hundert und ein Arten der Liebe zusammen, über die Agathe und ich nicht ganz ohne Kummer gescherzt haben. Die Frage, wie es kommt, daß so ganz Verschiedenes mit dem einen Wort Liebe bezeichnet wird, hat die gleiche Antwort wie die Frage, warum wir unbedenklich von Eß-, Mist-, Ast-, Gewehr-, Weg- und anderen Gabeln reden! Allen diesen Gabeleindrücken liegt ein gemeinsames <Gabeligsein> zugrunde; aber es steckt nicht als gemeinsamer Kern in ihnen, sondern fast ließe sich sagen, es sei nicht mehr als ein zu jedem von ihnen möglicher Versuch. Denn sie brauchen nicht einmal untereinander alle ähnlich zu sein, es genügt schon, wenn eins das andere gibt, wenn man von einem zu anderen kommt, wenn nur Nachbarglieder einander ähnlich sind; entferntere sind es



dann durch ihre Vermittlung. Ja, auch das, was die Ähnlichkeit ausmacht, das die Nachbarn Verbindende, kann in einer solchen Kette wechseln; und so kommt man ereifert von einem Ende des Wegs zum andern und weiß kaum noch selbst, auf welche Weise man ihn zurückgelegt hat.»

«Wollten wir aber, wozu wir neigen, die zwischen allen Lieben bestehende Ähnlichkeit für ihre Ähnlichkeit mit einer Art von «Urliche» ansehen, die gleichsam ohne Arme und Beine in ihrer aller Mitte säße, so wäre es anscheinend der gleiche Fehler wie der Glaube an eine «Urgabel». Und doch kennen wir das lebendige Zeugnis dafür, daß es solches Gefühl wirklich gibt. Bloß der Grad dieses «Wirklich» läßt sich schwer bestimmen. Es ist ein anderes als das der wirklichen Welt. Ein Gefühl, das nicht Gefühl für etwas ist; ein Gefühl ohne Begehren, ohne Bevorzugung, ohne Bewegung, ohne Kenntnis, ohne Grenzen; ein Gefühl, zu dem kein bestimmtes Verhalten und Handeln gehört, jedenfalls kein ganz wirkliches Verhalten: so wahrhaftig dieses Gefühl nicht von Armen und Beinen bedient wird, so wahrhaftig ist es uns immer wieder entgegengetreten und ist uns lebendiger als das Leben erschienen! Liebe ist schon ein zu besonderer Name dafür, wengleich es mit einer Liebe, für die Zärtlichkeit oder Geneigtheit noch zu handgreifliche Ausdrücke sind, wohl die allernächste Verwandtschaft hat. Es verwirklicht sich auf vielerlei Art und in vielen Beziehungen, aber es läßt sich niemals ganz von dieser Verwirklichung ablösen, die es verunreinigt. So ist es uns erschienen und verschwunden, eine Ahnung, die immer gleich blieb. Scheinbar haben die nüchternen Überlegungen, womit ich diese Blätter gefüllt habe, wenig damit zu tun, und doch bin ich fast sicher, daß sie mich an den richtigen Übergang geführt haben!»

[<]

75

Zurück zur Wirklichkeit. Oder Der Tugut singt

Professor August Lindner sang ein Lied. Er wartete auf Agathe.

Ach, des Knaben Augen sind  
Mir so schön und klar erschienen,  
Und ein Etwas strahlt aus ihnen,  
Das mein ganzes Herz gewinnt.

Blickt er doch mit diesen süßen  
Augen nach den meinen hin!  
Säh er dann sein Bild darin,  
Würd er wohl mich liebend grüßen.

Und so geb ich ganz mich hin,  
Seinen Augen nur zu dienen,  
Denn ein Etwas strahlt aus ihnen,  
Das mein ganzes Herz gewinnt.

Es war ursprünglich ein spanisches Lied. In Lindners Wohnung stand ein kleines Klavier aus Frau Professor Lindners Zeiten, das zuweilen der Aufgabe diente, die Bildung und Erziehung des Sohnes Peter abzurunden, weshalb dieser schon einige Saiten daraus entfernt hatte. Lindner selbst benutzte es niemals, es sei denn, daß er hie und da ein paar weihevollt Akkorde darauf anschlug; und obgleich er schon lange vor dem Tongerät auf und ab gegangen war, hatte er sich zu seinem ungewöhnlichen Versuch erst hinreißen lassen, nachdem er sich vorsichtig davon überzeugt hatte, daß sowohl seine Wirtschafterin als auch Peter aus dem Hause wären. Seine Stimme hatte ihm sehr wohlgefallen, sie war ein hoher, zum Gefühlsausdruck offenbar recht geeigneter Bariton; und nun hatte Lindner das Klavier nicht geschlossen, sondern stand, den Arm darauf gestützt, das Spielbein über das Standbein gekreuzt, überlegend daneben. Agathe hatte über eine Stunde Verspätung. Die Leere des Hauses, die einesteils davon, andernteils von seinen Anordnungen herrührte, kam ihm als schuldhaft Vorbereitung zu Bewußtsein.

Er hatte eine Seele gefunden, die er zu retten bemüht war, die den Eindruck hervorrief, sich ihm anzuvertrauen, und die von verwirrendem Reichtum war; und welchen Mann entzückte es nicht, ein kaum noch erwartetes weibliches Geschöpf zu finden, das er nach seinem Sinn erziehen könnte! Aber tiefe Töne des Mißbehagens mischten sich darein. Lindner hielt Pünktlichkeit für eine Gewissensforderung und stellte sie nicht niedriger als Vertragstreue und Ehrlichkeit; auch erschienen ihm Menschen ohne eine feste Zeiteinteilung krankhaft zerfahren, und zwangen sie vollends ihre ernsteren Mitmenschen dazu, Teile ihrer Zeit mit ihnen zu verlieren, so erachtete er sie ärger als Straßenräuber. Er nahm es dann als seine Pflicht in Anspruch, solchen Naturen höflich, aber unerbittlich Achtung davor beizubringen, daß seine Zeit nicht ihm, sondern seiner Tätigkeit gehöre; und weil Notlügen das eigene Gemüt schädigen, die Menschen aber ungleich sind, manche einflußreich und manche nicht, hatte er vielfältige Charakterübungen daraus gewonnen, so daß ihm davon nun eine Menge der kräftigsten und geschmeidigsten Merksprüche einfielen und die sanfte Erregung durch das Lied störten.

Immerhin hatte er seit seiner Studienzeit kein religiöses Lied mehr gesungen und genoß es mit bedachtsamem Schreck. «Welche südliche Naivität und welchen Liebreiz» dachte er «strahlen diese so weltlichen Verse aus! Wie entzückend und zart ist ihre Beziehung zu dem Knaben Jesu!» Er versuchte, ihre Unbefangenheit in seinem Inneren nachzuahmen, und kam zu dem Ergebnis: «Wüßte ich es nicht besser, so vermöchte ich jetzt zu glauben, in mir das keusche Hoffen eines Mädchens zu seinem Knaben hin zu vernehmen!» Man sollte also wohl sagen können, daß eine Frau, die solche Huldigungen herauf beschwöre, an das Edelste im Manne rühre, selbst ein edles Wesen sein müsse. Aber da lächelte Lindner unzufrieden und entschloß sich, den Deckel des Klaviers zu schließen. Sodann machte er mit den Armen eine seiner Bewegungen, die die Harmonie der Persönlichkeit fördern, und hielt wieder inne. Ein unangenehmer Gedanke war ihm dazwischen gekommen. «Sie hat kein Gefühl!» seufzte er hinter zusammengebissenen Zähnen. «Sie würde lachen!»

Er hatte in diesem Augenblick etwas in seinem Gesicht, das seine selige Mutter an den Knaben erinnert hätte, dem sie jeden Morgen vor dem Schulweg eine schöne große Schleife unter das Kinn band; man hätte dieses Etwas den völligen Mangel an männlicher Roheit nennen können. Dieser Mangel macht einen Knaben unter Knaben unmöglich. Auf der röhrenbeinig hohen, kraftlos großen Erscheinung saß das Haupt wie auf eine Lanze gespießt über der brüllenden Arena der Schulkameraden, die seine von Mutterhand geschaffene Masche verhöhnte; und in Angstträumen sah sich Professor Lindner jetzt noch manchmal so dastehn und für das Gute, Schöne und Wahre leiden. Aber gerade darum gab er auch niemals zu, daß die Roheit eine dem

Manne unentbehrliche Eigenschaft sei, dem Kies vergleichbar, der in den Mörtel gemischt werden muß, um ihm Festigkeit zu leihen; und zumal seit er der Mann geworden, der zu sein er sich schmeichelte, sah er in jenem frühen Mangel bloß eine Bestätigung dafür, daß er geboren worden sei, die Welt, auch wenn in bescheidenem Maße, zu verbessern. Nun ist man ja wohl die Erklärung, daß die großen Redner aus den Zungenfehlern erstehn und die Helden aus der Schwäche, mit anderen Worten die Erklärung, daß unsere Natur immer erst eine Grube gräbt, wenn sie will, daß wir darüber einen Berg errichten, heute allgemein gewohnt; und weil die Halbwissenden und Halbwilden, von denen der Gang des Lebens vornehmlich bestimmt wird, schon bald jeden Stotterer als einen Demosthenes ausrufen, gilt es umso leichter als ein Zeichen für den guten geistigen Geschmack, daß man nur ja als die Hauptsache an einem Demosthenes das ursprüngliche Stottern erkenne. Doch ist es noch nicht gelungen, die Taten des Herakles darauf zurückzuführen, daß er ein schwächliches Kind gewesen wäre, die höchsten Leistungen im Schnellauf und Springen auf einen Plattfuß, und den Mut auf die Ängstlichkeit, und so muß wohl doch zugegeben werden, daß zu einer besonderen Begabung auch noch etwas anderes gehört als ihr Fehlen!

Durchaus nicht war Professor Lindner also zu dem Bekenntnis verhalten, daß die Neckereien und Prügel, die er als Knabe gefürchtet hatte, eine Ursache seiner geistigen Entwicklung gewesen sein könnten. Trotzdem leistete ihm die Einrichtung seiner Grundsätze und Gefühle aber heute den Dienst, daß jeder aus dem Gedränge der Welt kommende Eindruck davon in einen geistigen Triumph verwandelt wurde; und sogar seine Gewohnheit, kriegerische und sportliche Ausdrücke in seine Rede einzuflechten, sowie seine Neigung, allem, was er tat und sagte, das Gepräge eines unbeugsamen und strengen Willens zu geben, hatte sich in dem Maße zu entwickeln begonnen, als er, heranreifend, und nun auch unter gereiften Gefährten lebend, unmittelbaren körperlichen Angriffen entrückt war. Er war sogar auf der Universität einer der Studentenverbindungen beigetreten, die Wams, Mütze, Stiefel, Band und Waffe ebenso malerisch trugen wie die Raufbolde, die von ihnen verachtet wurden, davon aber nur friedliche Anwendung machten, weil ihre Weltanschauung den Zweikampf verbot. Dabei hatte sich seine Lust an der Tapferkeit, von der man keinen blutigen Gebrauch machen muß, endgültig ausgebildet; zugleich legte es aber auch ein Zeugnis davon ab, wie man eine edle Gesinnung mit überschäumendem Lebensdrang verbinden kann oder, freilich mit anderen Worten, daß Gott am bequemsten in den Menschen fährt, wenn er es dem Teufel nachmacht, der vor ihm dagewesen ist!

Sobald Lindner also, wie es leider öfters geschehen mußte, seinem untersetzteren Sohne Peter vorhielt, daß auch die Nachgiebigkeit gegen den Gedanken der Kraft den Menschen verweichliche, oder daß die Kraft der Demut und der Mut zu verzichten höher stehen als Körperkraft und -mut, sprach er nicht als Laie in Mutfragen, sondern genoß die Aufregungen eines Magiers, dem es gelingt, Dämonen in den Dienst des Guten zu zwingen. Denn obwohl es auf der Höhe seines Wohlergehens eigentlich nichts gab, was ihn aus dem Gleichgewicht bringen konnte, war ihm doch eine beinahe an Angst streifende Abneigung – ähnlich wie eine geheilte Wunde ein Hinken zurückläßt – gegen Witze und Gelächter eigentümlich, selbst wenn er bloß deren blanke Möglichkeit argwöhnte. «Die Kitzel des Witzes und des Humors» pflegte er seinen Sohn darüber zu belehren «entspringen dem satten Lebensbehagen, der Bosheit und der müßigen Phantasie, und sie verleiten den Menschen gar leicht dazu, etwas zu sagen, das durch sein besseres Selbst verurteilt wird! Dagegen ist die Übung, seine <witzigen> Einfälle und Vorstellungen zu verschweigen, eine schöne Kraftprobe und stählende Willensprüfung, und sie fällt umso segensreicher für den ganzen Menschen aus, je mehr man das errungene Schweigen dazu benutzt, seinen Witz näher zu betrachten: Da sehen wir gewöhnlich erst,» schloß diese stehende Ermahnung «wieviel Wünsche auf eigene Überhebung und Verkleinerung des anderen,

wieviel Gefallsucht und wieviel Leichtfertigkeit hinter den meisten Witzen stecken, wieviel Verfeinerung des Mitgefühls in uns und anderen durch sie erstickt wird, ja wieviel erschreckende Roheit und Spottsucht im Gelächter der Zuhörer, um das wir gebuhlt haben, zutage tritt!»

Peter mußte darum seine jugendliche Neigung zur Spottsucht und zum Witzemachen sorgfältig vor seinem Vater verbergen; aber er besaß sie, und Professor Lindner fühlte oft den Atem des bösen Geistes in seiner Umgebung, ohne das giftige Gespenst stellen zu können. Es konnte so weit führen, daß der Vater den Sohn mit bändigendem Blick in Furcht hielt, insgeheim sich aber selbst vor ihm fürchtete, und erinnerte dann an etwas Unbestimmbares, das schon zwischen dem Ehepaar Lindner bestanden hatte, als die rundliche Frau Professor noch auf Erden war. Herr in seinem Hause zu sein, dessen Geist zu bestimmen und die Familie als einen friedlichen Garten um sich zu wissen, in den er seine Grundsätze gepflanzt hatte, gehörte für ihn zu den unerläßlichen Voraussetzungen der Zufriedenheit; Frau Lindner aber, die er kurz nach dem Abschluß seiner Studien geheiratet hatte, während deren er «Zimmerherr» bei ihrer Mutter gewesen war, hatte leider bald danach aufgehört, seine Grundsätze zu teilen, hingegen sie eine Art, ihm ungerne zu widersprechen, annahm, die ihn mehr reizte als Widerspruch. Es blieb ihm unvergeßlich, manchmal einen Blick aus dem Augenwinkel aufgefangen zu haben, während ihr Mund gehorsam schwieg; und jedesmal hatte er sich danach in einer Lage vorgefunden, gegen die vielleicht etwas einzuwenden gewesen wäre; zum Beispiel in einem zu kurzen Nachthemd, darüber predigend, daß ihre Würde der Frau jedes Gefallen an den lockeren und rauhen Gesellen verbieten sollte, die mit ihrer Trunkenheit und ihren Schrammen damals noch das studentische Leben beherrschten und darum auch als Mieter nicht so ungerne gesehen waren, wie man fordern dürfte.

Überhaupt ist die heimliche Spottsucht der Frau ein Kapitel, das eng mit ihrem Unverständnis für die wichtigsten männlichen Angelegenheiten zusammenhängt; und in dem Augenblick, als Lindner sich daran erinnerte, gaben die geistigen Vorgänge, die sich bis dahin ohne deutliche Gestalt in ihm gewälzt hatten, den Gedanken an Agathe frei. Wie mochte sie sein, wenn man innig mit ihr zusammen lebte? «Sie ist ohne Zweifel nicht das, was man beruhigt einen guten Menschen nennen möchte. Sie macht ja nicht einmal ein Hehl daraus!» sagte er sich, und einer ihrer Aussprüche, der ihm dabei einfiel, die lachende Behauptung, daß die guten Menschen heute an der Verderbnis des Lebens nicht weniger Schuld trügen als die schlechten, sträubte ihm die Haare. Aber er hatte diesen «fürchterlichen Ansichten», wenn sie ihn auch jedesmal von neuem erregten, im ganzen doch schon «die Giftzähne ausgebrochen», indem er sich ein für allemal davon die Erklärung gemacht hatte: «Sie kennt die Wirklichkeit nicht!» Denn er hielt Agathe für ein edles Wesen, wenn auch für eine «Evatochter» voll böser Unruhe. Das rechte Verhalten, so gewiß es dem Gläubigen ist, ihr schien es der denkungswisseste Gegenstand, die Lösung der äußersten und schwierigsten Aufgabe des Lebens zu sein! Sie schien sich eine traumhaft verworrene Vorstellung von Güte und Recht zu machen, eine ordnungsfeindliche, die nicht mehr Zusammenhang besaß als eine zufällige Zusammenstellung von Gedichten. «Sie ist wirklichkeitsfremd!» wiederholte er. «Kennte sie beispielsweise die Liebe, wie möchte sie so zynische Äußerungen darüber machen, daß sie unmöglich sei und dergleichen!» Es mußte ihr also die wahre Liebe gezeigt werden.

Aber da bereitete Agathe nun wieder neue Schwierigkeiten. Wollte er es sich nur ungescheut und mutig eingestehen: sie war verletzend! Sie riß allzu gerne von seinem Piedestal, was man sorgsam hochstellte; und tadelte man sie, so hielt sich ihre Kritik vor nichts zurück, und sie zeigte offen, daß sie verletzen wolle. Es gibt solche Naturen, die wider sich selbst wüten und nach der Hand schlagen, die ihnen Hilfe bringt; aber ein fester Mann wird sein Verhalten nie vom

Verhalten anderer abhängen lassen, und in diesem Augenblick hatte Lindner das Bild eines ruhigen Mannes mit langem Bart vor sich, der sich über eine ängstlich abwehrende Kranke beugt und eine Wunde ganz tief an ihrem Herzen sieht. Der Augenblick war fern von Logik, und so war damit nicht gesagt, daß er selbst dieser Mann sei; aber Lindner richtete sich auf, und das tat er wirklich, griff nach seinem Bart, der inzwischen sehr an Fülle verloren hatte, und eine nervöse Röte überflog sein Antlitz. Es war ihm erinnerlich geworden, daß Agathe die verwerfliche Gewohnheit besaß, ihn mehr, als es je ein anderer Mensch zuwege gebracht hätte, in den Glauben zu versetzen, sie vermöchte seine erhabensten und seine geheimsten Gefühle zu teilen, ja sie warte in ihrer bedrängten eigenen Lage sogar auf eine besondere Anstrengung von deren Seite, um ihn dann, wenn er die Schätze seines Inneren preisgab, höhnisch zu beleidigen. Sie beflügelte ihn! Lindner gestand es sich ein und hätte auch nicht anders können, denn in seiner Brust war ein fremdes, unruhiges Gefühl, das man lieblos, was ihm freilich fern lag, mit einem Korb voll Hühner hätte vergleichen können, die durcheinander drängen. Aber dann konnte sie auch mit einemmal auf äußerst unbestimmbare Art lachen oder etwas weltlich Liebloses andeuten, das ihn ins Herz schnitt, als hätte sie alles nur darauf angelegt gehabt, ihn zu täuschen! Und hatte sie ihn denn nicht auch heute, noch ehe sie da war, schon in eine solche Lage gebracht, mit diesem Klavier, fragte sich Lindner. Er sah es an. Wie eine Hausmagd stand es neben ihm, an der sich der Herr vergangen hat!

Er konnte nicht wissen, was Agathe bewog, ihr Spiel mit ihm zu treiben, und sie selbst hätte sich mit niemand darüber aussprechen können, durchaus nicht einmal mit Ulrich. Sie verhielt sich launenhaft; aber sofern das heißt, mit wechselndem Gefühl, geschah es doch auch mit Absicht und bedeutete ein Rütteln und Lockern des Gefühls, wie ein Mensch seine Glieder dehnt, auf denen eine süße Schwere lastet. So hatte die wunderliche Anziehung, die sie mehrmals heimlich zu Lindner führte, von Anfang an eine Widersetzlichkeit gegen Ulrich, oder doch gegen die völlige Abhängigkeit von ihm, enthalten; der fremde Mann wendete ihre Gedanken ein wenig ab und erinnerte sie an die Vielfältigkeit der Welt und der Männer. Aber es geschah nur, um sie ihre Abhängigkeit von ihrem Bruder desto wärmer fühlen zu lassen, und war überdies das gleiche wie Ulrichs Heimlichkeit mit den Aufzeichnungen, die er vor ihr verschloß, ja schon wie schlechthin sein Entschluß, neben dem Gefühl, und über dieses, auch den Verstand urteilen zu lassen. Doch während er damit genug zu tun hatte, bedurfte ihre Ungeduld und ihre für ein Abenteuer, von dem sich noch nicht sagen ließ, welchen Weg es nehmen werde, bereitgehaltene Spannung des Auslasses, und in dem Maße, als Ulrich sie begeisterte oder entmutigte, machte Lindner, dem sie sich überlegen fühlte, sie wieder geduldig oder übermütig. Sie gewann Herrschaft über sich selbst, indem sie den Einfluß mißbrauchte, den sie auf ihn ausübte, und hatte das nötig.

Dabei spielte aber doch auch noch etwas anderes mit. Denn zu dieser Zeit war zwischen ihr und Ulrich weder von ihrer Scheidung und Hagauers Briefen noch von dem leichtsinnig oder eigentlich abersinnig, in einem ausgesprungenen Augenblick veränderten Testament die Rede, das eine Gutmachung forderte, entweder eine bürgerliche oder eine wunderbare. Agathe wurde manchmal von dem bedrückt, was sie getan hatte, und sie wußte auch, daß Ulrich in der Unordnung, die man in einem tieferen Lebenskreis zurückläßt, keine gute Vorbedeutung für die Ordnung sah, die man in einer höheren Bedeutung anstrebt; er hatte es ihr offen genug gesagt, und wenn sie sich auch nicht mehr an alle Einzelheiten des Gesprächs erinnerte, das sich an die Verdächtigungen angeschlossen hatte, die von Hagauer gegen sie erhoben wurden, so fand sie sich doch in einen Wartezustand zwischen Wohl und Übel verbannt. Etwas hob zwar alle ihre Eigenschaften nach oben zur wunderbaren Rechtfertigung, aber sie durfte noch nicht daran glauben, und so war es auch ihr beleidigtes widerspenstiges Rechtsgefühl, was sich im Streit mit Lindner einen Ausweg schuf. Sie war ihm sehr dankbar dafür, daß er ihr alle schlechten

Eigenschaften anzudichten schien, die auch Hagauer an ihr entdeckt hatte, und daß er sie, ohne es zu wollen, schon durch den Anblick beruhigte, den er dabei darbot.

Lindner, der also nie in der Beurteilung Agathes mit sich ins reine kam, hatte jetzt begonnen, unruhig in seinem Zimmer auf und ab zu wandern, und unterzog die Besuche, die sie ihm machte, einer strengen Prüfung im einzelnen. Es schien ihr bei ihm zu gefallen, sie fragte nach vielen Einzelheiten seines Hauses und seines Lebens, nach seinen Erziehungsgrundsätzen und nach seinen Büchern. Er irrte sich bestimmt nicht, wenn er annahm, daß man mit solcher Teilnahme nur nach einem Leben fragt, das zu teilen man sich angezogen fühlt; freilich, wie sie sich dabei ausdrückte, mußte man als ihre Eigenart einstweilen hinnehmen! So entsann er sich, daß sie ihm einmal von einer Frau erzählt hatte – sträflicherweise einer gewesenen Geliebten ihres Bruders! –, die jedesmal einen Kopf «wie eine Kokosnuß» bekäme, «mit den Haaren nach innen», wenn sie sich in einen Mann verschaute; und daran hatte sie die Bemerkung geknüpft, daß es ihr so mit seiner Wohnung erginge. Es sei alles so einheitlich, daß man ordentlich «Angst um sich selbst» bekomme! Aber diese Angst schien ihr Vergnügen zu bereiten, und Lindner erkannte in diesem widerspruchsvollen Zug die geängstigte Hingabebereitschaft der weiblichen Psyche, umso mehr als sie ihm andeutete, ähnliche Eindrücke seien ihr auch aus der ersten Zeit ihrer Ehe im Gedächtnis.

Nun ist es wohl nur natürlich, daß einem Mann wie Lindner Heiratsgedanken eher kommen als sündige. Und so hatte er inner- und außerhalb der für Lebensfragen vorgesehenen Zeiten schon manchmal verstohlen dem Gedanken stattgegeben, daß es vielleicht gut wäre, dem Kinde Peter wieder eine Mutter zu geben; und es geschah auch jetzt, daß er, statt Agathes Verhalten weiter zu zergliedern, bei einer Erscheinung anhielt, die ihn geheimnisvoll ansprach. Denn in tiefer Vorwegnahme seines Schicksals redete Agathe seit Beginn ihrer Bekanntschaft von nichts so leidenschaftlich wie von ihrer Scheidung. Er konnte diese Sünde unmöglich gutheißen, konnte aber auch nicht verhindern, daß ihm ihre Vorzüge mit jedem Tage mehr einleuchteten; und unerachtet seiner sonstigen Anschauungen vom Wesen des Tragischen neigte er dazu, dieses Los tragisch zu finden, das ihn zwang, bittere Abneigung gegen das zu äußern, was er selbst fast schon wünschte. Nun geschah es aber noch dazu, daß Agathe dieses Widerstreben am meisten ausnützte, um in ihrer verletzenden Art anzudeuten, sie glaube der Wahrheit seiner Überzeugung nicht. Er mochte die Moral vorkehren, die Kirche davorstellen, alle die Sätze aussprechen, die ihm ein Leben lang so geläufig waren, sie lächelte bei ihrer Antwort, und dieses Lächeln erinnerte ihn an das Frau Lindners in den späteren Jahren der Ehe, hatte aber davor die beunruhigende Kraft des Neuen und Geheimnisvollen voraus. «Es ist das Lächeln der Mona Lisa!» rief Lindner innerlich aus. «Spöttisch in frommem Gesicht!» und er war von dieser bedeutenden vermeintlichen Entdeckung so bestürzt und geschmeichelt, daß er im Augenblick gegen die Anmaßung, ihn nach der Sicherheit seiner Gottesgewißheit auszufragen, die sich diesem Lächeln anzuschließen pflegte, weniger Abweisung aufbrachte als sonst. Diese Ungläubige wollte nicht die ausgesendete Belehrung, sie wollte die Hand in die Quelle stecken; und vielleicht war ihm gerade das auferlegt, wirklich einmal wieder den Stein darüber zu öffnen, um ihr ein wenig Einblick zu gewähren: wer wollte ihn davor bewahren, daß es nicht so sei, so unangenehm, ja beängstigend dieser Gedanke auch für ihn selbst war! Und plötzlich trat Lindner, obwohl er sich allein in dem Zimmer befand, fest auf den Boden und sagte laut: «Sie sollen nicht denken, daß ich Sie nicht verstehe! Ach, glauben Sie nicht, daß die Unterwerfung, die Sie an mir bemerken, aus einem von Beginn an unterworfenen Wesen kommt!»

Die Geschichte, wie Lindner der geworden, der er war, war freilich bei weitem alltäglicher, als er glaubte. Sie begann damit, daß er auch ein anderer hätte werden können; denn er erinnerte sich

noch genau an die Vorliebe, die er als Knabe für die Geometrie besessen hatte, deren schöne, klug angelegte Beweise sich am Ende mit einem leisen Schnappen um die Wahrheit schlossen und ihm ein Vergnügen bereiteten, als hätte er einen Riesen in einer Mausefalle gefangen. Es sprach nichts dafür, daß er besonders religiös angelegt gewesen wäre; und er war auch heute noch der Anschauung, daß man einen Glauben «erwerben» müsse, und nicht als Wiegegengeschenk empfangen. Was ihn im Religionsunterricht damals zum vorzüglichen Schüler machte, war die gleiche Freude am Wissen und Besserwissen, die er auch den anderen Unterrichtsgegenständen entgegenbrachte. Allerdings hatte sein Inneres doch wohl die Ausdrucksweise der religiösen Überlieferung schon angenommen, und es wehrte sich bloß sein früh entwickelter Bürgersinn noch dagegen, was in der einzigen ungewöhnlichen Stunde, die sein Leben enthielt, einmal unerwartet zum Ausdruck kam. Es geschah zur Zeit der Vorbereitung auf die Reifeprüfung; er hatte schon durch Wochen übermäßig gearbeitet und saß abends lernend in seiner Stube, als sich auf einmal eine unbegreifliche Veränderung mit ihm vollzog. Sein Körper schien gegen die Welt zu so leicht zu werden wie zarte Papierasche, und eine unsägliche Freude erfüllte ihn, als wäre im dunklen Gewölbe der Brust eine Kerze entzündet worden und sendete ihren sanften Glanz bis in alle Glieder; und ehe er sich noch ob solcher Einbildung zur Rede stellen konnte, umlagerte dieses Licht auch sein Haupt mit einem strahlenden Zustand. Er war sehr erschrocken davor; aber sein Kopf sandte trotzdem Licht aus. Eine wundervolle geistige Klarheit überflutete nun alle seine Sinne, und die Welt spiegelte sich so weithin gesehen darin, wie es kein natürliches Auge erfassen kann. Er blickte auf und sah nichts als sein halberleuchtetes Zimmer; das war also keine Vision, aber der Aufschwung hielt an, mochte es auch in Widerspruch dazu stehn. Er tröstete sich damit, daß er anscheinend irgendwie nur «als geistiger Mensch» das erlebe, während «der körperliche» doch nüchtern und deutlich auf seinem Stuhl säße und ganz den gewohnten Raum einnehme; und so verharrte er eine Weile und hatte sich schon halb mit seinem bedenklichen Zustand abgefunden, da man sich auch an das Ungewöhnliche rasch gewöhnt, solange nur Hoffnung besteht, es werde sich schon noch als eine Geburt, und sei es auch eine Ausgeburt, der Ordnung herausstellen. Aber da geschah etwas Neues, denn er hörte mit einemmal eine Stimme, die gemäßigt, als hätte sie schon länger gesprochen, aber ganz deutlich zu ihm die Worte sagte: «Lindner, wo suchst du mich? *Si tu tuus et ego ero tuus*», was sich etwa so übersetzen ließe: werde du nur Lindner, und ich werde bei dir sein! Es war aber nicht sowohl der Inhalt dieser Rede, der den ehrgeizigen Studenten bestürzte, denn er mochte ihn wenigstens zum Teil schon gelesen oder gehört und danach vergessen haben, als vielmehr das sinnliche Erklingen; denn dieses kam so unabhängig und überraschend von außen und war von einer solchen sofort überzeugenden Fülle und Festigkeit und hatte einen so anderen Klang als den trockenen des zähen Fleißes, auf den die späte Stunde abgestimmt war, daß davon jeder Versuch, die Erscheinung auf eine Übermüdung und Überreizung des Innern zurückzuführen, zum voraus enturzelt wurde. Daß dieser Ausweg so nahe lag, und doch versperrt war, steigerte natürlich die Verwirrung; und als auch noch hinzukam, daß sich mit der Verwirrung der Zustand in Lindners Kopf und Herzen immer herrlicher erhob und bald durch den ganzen Körper zu fließen begann, war das zuviel. Er packte seinen Kopf, schüttelte ihn zwischen den Fäusten, sprang von seinem Stuhl auf, stieß drei «Nein!» hervor und sagte beinahe schreiend das erstbeste Gebet her, das ihm einfiel, worauf endlich der Zauber verschwand, und der tödlich erschrockene zukünftige Lehramtskandidat ins Bett flüchtete.

Bald danach legte er die Reifeprüfung mit Auszeichnung ab und bezog die Universität. Er fühlte nicht die innere Berufung zum geistlichen Stand in sich – die er übrigens, törichte Fragen Agathens zu antworten, während seines ganzen Lebens niemals empfand – und war zu jener Zeit nicht einmal ganz und ohne Anfechtung gläubig, denn auch ihn suchten die Zweifel heim, die

keinem werdenden Verstand erspart bleiben. Aber der tödliche Schreck über die religiösen Kräfte, die er in sich berge, ging ihm sein Leben lang nicht mehr verloren. Je länger es her war, desto weniger glaubte er natürlich, daß wirklich Gott zu ihm gesprochen habe, und begann darum die Phantasie als eine zügellose Macht zu fürchten, die leicht zu geistiger Umnachtung führen kann. Auch sein Pessimismus, dem der Mensch überhaupt als bedrohtes Wesen erschien, gewann an Tiefe, und so war sein Beschluß, Pädagoge zu werden, einesteils wohl der Beginn einer sozusagen posthumen Erziehung der Schulkameraden, die ihn gequält hatten, andernteils aber auch der einer Erziehung des bösen Geistes oder irregulären Gottes, der möglicherweise noch in der Höhle seiner Brust hauste. Aber war es ihm somit unklar, bis zu welchem Grade er gläubig sei, so wurde ihm doch rasch klar, daß er ein Gegner der Ungläubigen sei, und er erlernte es, mit Überzeugung zu denken, daß er überzeugt sei und daß man überzeugt zu sein habe. Er lernte an der Universität auch umso eher die Schwächen des der Freiheit überlassenen Geistes erkennen, als ihm nur in bescheidenem Maße bekannt war, wie sehr den schöpferischen Kräften die Bedingung der Freiheit angeboren ist.

Es ist schwer, von diesen Schwächen das Maßgebliche in wenigen Worten zu sagen. Man könnte es zum Beispiel darin sehen, daß die großen Gedankengebäude der selbständigen philosophischen Welterklärung, deren letzte zwischen den Mitten des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts errichtet worden sind, von den Veränderungen des Lebens, vornehmlich aber von den Ergebnissen des Denkens und der Erfahrung selbst, unterhöhlt worden sind; ohne daß die Fülle der neuen, von den Wissenschaften fast mit jedem Tag ans Licht gebrachten Erkenntnisse zu einer neuen, festen, wenn auch abwartenden, menschlichen Gesinnung geführt hätte, ja auch ohne daß sich der Wille dazu ernst und öffentlich genug regte, so daß der Reichtum der Kenntnisse fast ebenso bedrückend wie beglückend geworden ist. Man kann aber auch ganz allgemein davon ausgehen, daß sich ein außerordentliches Gedeihen von Besitz und Bildung bis zu einem schleichenden Notstand gesteigert hatte, der nicht gar lange nach diesem Tag, da Lindner, zu seiner Erholung von dem anstrengenderen Teile seiner Lebenserinnerungen, über die Irrtümer der Welt nachdachte, von dem ersten Vernichtungsschlag unterbrochen werden sollte. Denn angenommen, daß jemand 1871, in dem Jahre der Geburt Deutschlands, auf die Welt gekommen sei, so hätte er schon mit einigen dreißig Jahren gewahren können, daß sich während seines Daseins die Länge der Eisenbahnen in Europa verdreifacht und auf der ganzen Erde mehr als viermal vergrößert habe, der Postverkehr sich auf das dreifache ausgedehnt, die Telegrafienlinien es gar auf das siebenfache getan hätten; und auch vieles andere hatte sich in demselben Sinne entwickelt. Der Wirkungsgrad der Kraftmaschinen war von 50 auf 90 v. H. gesteigert worden; die Petroleumlampe war in dieser Zeit der Reihe nach durch Gasbeleuchtung, Auerlicht und Elektrizität, die immer neue Beleuchtungsarten hervorbringt, ersetzt worden; das Pferdegespann, das jahrtausendlang seinen Platz gehalten hatte, durch den Kraftwagen; und die Flugmaschinen waren nicht nur in die Welt getreten, sondern auch schon aus den Kinderschuhen. Auch die durchschnittliche Lebensdauer hatte sich, dank der Fortschritte der Medizin und Hygiene, auffallend gehoben, und die Beziehungen zwischen den Völkern wurden seit der letzten kriegerischen Auseinandersetzung zusehends milder und vertrauensvoller. Der Mensch, der das miterlebte, konnte wohl glauben, daß es nun endlich zu dem lange erwarteten dauernden Fortschritt der Menschheit gekommen sei, und wer möchte das nicht als angemessen erachten einer Zeit, in der er selbst auf der Welt ist!

Aber es scheint, daß dieser bürgerliche und seelische Wohlstand auf ganz bestimmten und keinesfalls unvergänglichen Voraussetzungen geruht hat, und man erklärt uns heute, daß es damals noch ungeheure Anbauflächen und andere natürliche Reichtümer in der Welt gegeben habe, die gerade erst in Besitz genommen worden seien; daß es wehrlose farbige Völker gegeben



habe, die noch nicht beraubt waren (den Vorwurf, es zu tun, glich man durch den Gedanken aus, daß man ihnen dafür die Zivilisation schenke); und daß auch Millionen weißer Menschen vorhanden gewesen seien, die wehrlos die Kosten des industriellen und kaufmännischen Fortschritts bezahlen mußten (aber man stärkte sein Gewissen durch die feste und nicht einmal völlig unbegründete Zuversicht, daß es nach fünfzig oder hundert Jahren weiteren Fortschritts auch den Enterbten besser gehen werde als vor der Enterbung). Jedenfalls war das Füllhorn, aus dem das leibliche und geistige Gedeihen kam, so groß und unübersehbar, daß es unsichtbar wirkte und nur der Eindruck des Wachstums in allen Leistungen übrig blieb; und es ist heute schier unmöglich, noch einmal begreiflich zu machen, wie natürlich es damals war, an die Dauer dieses Fortschritts zu glauben und Gedeihen und Geist für etwas zu halten, das, wie Gras, überall fortkommt, wo es nicht geradezu absichtlich ausgerottet wird.

Gegen diese Vertrauensseligkeit, diesen Gedeihniswahn, diesen verhängnisvoll frohsinnigen Freisinn besaß der blasse, unüppige und von seinem Wachstum körperlich sogar geplagte Student Lindner eine natürliche Abneigung, und es war ihm ein natürliches Ahnungsvermögen für alle Fehler und eine wache Aufnahmebereitschaft für jedes Lebenszeugnis zu eigen, das dagegen aussagte. Wohl war sein Fach nicht Volkswirtschaft, und er lernte diese Tatsachen erst später richtig würdigen; umso helllichtiger war er aber für die andere Seite der Entwicklung und die sich dort vollziehende Fäulnis einer Gesinnung, die im Anfang den freien Handel im Namen eines freien Geistes an die Spitze der menschlichen Tätigkeiten gesetzt und dann den freien Geist dem freien Handel überlassen hat, und Lindner witterte den geistigen Zusammenbruch, der ja auch nicht ausgeblieben ist. Dieser Glaube an das Verhängnis, inmitten einer sich ihre Fortschritte behagen lassenden Welt, war die kräftigste von allen seinen Eigenschaften; aber er hätte dabei wahrscheinlich auch ein Sozialist werden können oder einer der einsamen und fatalistischen Menschen, die sich höchst ungern auf Politik einlassen, wenn sie auch voll Erbitterung wider das Ganze sind, und die den Fortbestand des Geistes sichern, indem sie in ihrem engeren Kreis auf das Rechte halten und für ihre Person das Bedeutende tun und die Kulturheilkunde den Kurpfuschern überlassen. Wenn sich Lindner also heute fragte, wie er dennoch geworden sei, der er sei, so durfte er sich die beruhigende Antwort geben, daß das genau so geschehen sei, wie man ansonsten in einen Beruf hineinkommt. Er hatte schon in der letzten Klasse des Gymnasiums einem Zirkel angehört, dessen Arbeitsplan es war, kühle, bedächtige Kritik sowohl an dem halbamtlich an der Schule bewunderten «antiken Heidentum» als auch an dem außerhalb der Schule umgehenden «modernen Geist» zu üben; in der Fortsetzung war er, abgestoßen von dem freien studentischen Treiben der Universität, einer Verbindung beigetreten, in deren Kreise, wie der Bart das Milchgesicht, bereits die Einflüsse des politischen Kampfes die harmlosen Jünglingsgespräche verdrängten; und als er so in die höheren Semester gekommen war, hatte sich an ihm schon gebieterisch die für jede Art von Gesinnung gültige Denkwürdigkeit geltend gemacht, daß die beste Stütze des Glaubens der Unglaube ist, da er, an anderen bemerkt und bekämpft, dem Gläubigen immer Gelegenheit gibt, sich eifrig zu fühlen.

Von der Stunde an, da sich Lindner entschlossen gesagt hatte, daß auch Religion vornehmlich eine Einrichtung für Menschen sei, und nicht für Heilige, hatte sich Friede über ihn gebreitet. Zwischen den Wünschen, Kind oder Diener Gottes zu sein, war für ihn die Wahl gefallen. In dem ungeheuren Palast, darin er dienen wollte, gab es zwar einen innersten Raum, wo die Wunder aufbewahrt wurden und ruhten, und jeder dachte bei Gelegenheit daran, aber in diesem Heiligtum hielt sich keiner seiner Diener dauernd auf, sondern sie lebten alle nur davon, ja es wurde ängstlich vor der Zudringlichkeit Unberufener geschützt, mit der man nicht gerade die besten Erfahrungen gemacht hat. Das sagte Lindner ungemein zu. Er schied zwischen Überhebung und Erhebung. Der Vorzimmerbetrieb, in seinen würdigen Formen und voll seiner hundertfach

abgestuften Tätigkeiten und Angestellten, erfüllte ihn mit Bewunderung und Ehrgeiz; und die Außenarbeit, der er sich nun selbst unterzog, die Einflußnahme auf das moralische, politische und erzieherische Vereinswesen und die Durchdringung der Wissenschaft mit religiösen Grundsätzen, enthielt Aufgaben, für die er nicht ein, sondern tausend Leben hätte verbrauchen können, schenkten ihm dafür aber auch jene dauernde Bewegung bei innerer Unveränderlichkeit, die das Glück der seligen Geister ist: wenigstens meinte er das, in zufriedenen Stunden, vielleicht verwechselte er es aber mit dem Glück der politischen Geister. Und so trat er von da an in Vereine ein, schrieb Broschüren, hielt Vorträge, besuchte Versammlungen, knüpfte Beziehungen an, und ehe er die Universität verlassen hatte, war aus dem Rekruten der gläubigen Bewegung ein junger Mann geworden, der in der Offiziersliste evident gehalten wurde und einflußreiche Gönner besaß.

Eine Persönlichkeit mit so breiter Grundlage und so geläuterter Höhe hatte es also wahrhaftig nicht nötig, sich von der vorlauten Kritik einer jungen Frau einschüchtern zu lassen, und als Lindner zur Gegenwart zurückkehrte, zog er die Uhr und stellte fest, daß Agathe noch immer nicht da sei, obwohl es fast schon an der Zeit war, daß Peter zurückkehren konnte. Trotzdem schlug er noch einmal das Klavier auf, und wenn er sich auch nicht der Unberechenbarkeit des Gesanges auslieferte, so ließ er doch sein Auge wiederholend über die Worte des Lieds wandern und begleitete sie mit leisem Flüstern. Dabei wurde er zum erstenmal gewahr, daß er sie falsch betonte, viel zu gefühlvoll, und nicht im Einklang mit der bei allem Liebreiz strengen Musik. Er sah einen Jesusknaben vor sich, der «irgendwie von Murillo» war, das heißt, auf eine sehr unbestimmte Art außer den schwarzen Kirschenaugen auch die malerischen Lumpen der älteren Bettlerknaben dieses Meisters besaß, so daß er mit dem Gottessohn und Erlöser gerade nur das rührend Vermenschlichte gemein hatte, dieses aber offenbar recht übertrieben und eigentlich geschmacklos. Es machte auf ihn einen unangenehmen Eindruck und flocht nun wieder Agathe in seine Gedanken ein, denn er entsann sich, sie hätte einmal ausgerufen, es wäre wirklich nichts so merkwürdig, wie daß der Geschmack, der die gotischen Dome und Passionen hervorgebracht habe, durch einen Geschmack abgelöst worden sei, dem heute Papierblumen, Perlenstickereien, gezackte Deckchen und eine süßliche Sprache gefielen, so daß der Glaube geschmacklos geworden wäre und die Gabe, das Unerfaßliche duften und schmecken zu machen, fast nur noch unter ungläubigen oder zweifelhaften Menschen bewahrt würde! Lindner sagte sich, daß Agathe «eine ästhetische Natur» sei, und das bedeutete etwas, das an den Ernst der Volkswirtschaft und der Moral nicht heranreicht, in einzelnen Fällen aber sehr anregend sein kann, und zu ihnen gehörte auch dieser. Denn Lindner hatte die Erfindung der Papierblumen bisher schön und sinnig gefunden, entschied sich aber plötzlich, einen Strauß von ihnen, der auf dem Tisch stand, dort zu entfernen, und versteckte ihn einstweilen hinter seinem Rücken.

Es war beinahe unwillkürlich geschehn, und er war ein wenig bestürzt ob dieser Handlung; stand aber dabei unter dem Eindruck, er wüßte über die von Agathe beobachtete «Merkwürdigkeit», bei der sie es hatte bewenden lassen, wohl eine Erklärung abzugeben, die sie nicht von ihm erwartete. Ein Apostelwort fiel ihm ein: «Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle!» Und mit gerunzelter Stirn zu Boden blickend, bedachte er, daß nun schon seit vielen Jahren alles, was er tue, in Beziehung zur ewigen Liebe stehe. Er gehörte einer wunderbaren Liebesgemeinschaft an – und gerade das unterschied ihn von einem gewöhnlichen Intellektuellen – worin nichts geschah, dem sich nicht, und mochte es auch noch so irdisch bedingt und getan sein, eine allegorische Beziehung zum Ewigen hätte geben lassen, ja dem diese Beziehung nicht als tiefste Bedeutung eingewohnt hätte, mochte das Bewußtsein davon auch nicht immer blank geputzt sein. Es besteht aber ein mächtiger Unterschied zwischen der Liebe, die man als Überzeugung besitzt, und der

Liebe, die einen besitzt; ein Unterschied an Frische, mochte er sagen, wenn auch gewiß der zwischen geläutertem Wissen und trüber Turbulenz gleichfalls zu Recht bestand. Lindner zweifelte nicht daran, daß die geläuterte Überzeugung höher zu stellen sei; aber je älter sie ist, umsomehr läutert sie sich, das heißt, sie befreit sich von den Unregelmäßigkeiten des Gefühls, das sie erzeugt hat; und allmählich bleibt von diesen Leidenschaften nicht einmal mehr die Überzeugung übrig, sondern nur noch die Bereitschaft, sich jederzeit, wenn man sie braucht, ihrer erinnern und bedienen zu können. Und das mag erklären, warum die Werke des Gefühls abdorren, wenn sie nicht aus unmittelbarer Liebeserfahrung noch einmal erfrischt werden.

Mit solchen beinahe ketzerischen Erwägungen war Lindner beschäftigt, als plötzlich die Glocke schrillte.

Er zuckte mit den Achseln, schloß das Klavier wieder zu und entschuldigte sich bei sich selbst mit den Worten: «Das Leben braucht nicht nur Beter, sondern auch Arbeiter!»

[<]

## Die Wirklichkeit und die Ekstase

Agathe hatte die Aufzeichnungen ihres Bruders nicht zu Ende gelesen, als sie zum zweitenmal seine Schritte auf dem kiesbestreuten Weg unter den Fenstern vernahm, und diesmal so wirklich, daß es jede Täuschung ausschloß. Sie nahm sich vor, bei der nächsten Gelegenheit, die sich darbieten werde, wieder in sein Versteck einzudringen, ohne daß er es wisse; denn so fremd ihrem Wesen diese Art zu überlegen auch war, wollte sie doch sie kennenlernen und verstehen. Auch war ein wenig Rache dabei; und sie wollte Heimliches mit Heimlichem vergelten; darum mochte sie nicht überrascht werden. So ordnete sie hastig die Blätter, legte sie zurück und verwischte jede Spur, die ihre Mitwisserschaft hätte verraten können. Ein Blick nach der Uhr sagte ihr außerdem, daß sie längst das Haus hätte verlassen sollen und anderswo wahrscheinlich schon gereizt erwartet wurde, wovon nun freilich wieder Ulrich nichts wissen durfte. Dieses doppelte Maß, das sie anwandte, machte sie plötzlich lächeln. Sie wußte, daß ihr eigener Mangel an Offenheit der Treue nicht wirklich Abbruch tat; und daß er überdies viel schlimmer war als der Ulrichs. Diese natürliche Genugtuung ließ sie merklich versöhnt von ihrer Entdeckung scheiden.

Als ihr Bruder wieder sein Arbeitszimmer betrat, fand er sie darin nicht mehr vor, wunderte sich aber auch nicht darüber. Er hatte endlich zurückgefunden, nachdem ihm die Personen und Verhältnisse, von denen die Rede gewesen war, so lebhaft den Kopf erfüllt hatten, daß er nach Stumms Abfahrt noch eine Weile im Garten umhergewandert war. Ein rasch getrunkenes Glas Wein kann nach langer Entbehrung eine ähnliche, bloß angeheiterte Lebendigkeit bewirken, hinter deren buntem Szenenwechsel man finster und unberührt verharrt; und so war es ihm denn auch nicht einmal in den Sinn gekommen, daß die Personen, an deren Schicksal er scheinbar wieder so lebhaft Anteil nahm, nicht gar weit von ihm wohnten und alsbald zu erreichen gewesen wären. Die wirkliche Beziehung zu ihnen war gelähmt geblieben wie ein durchschnittener Muskel.

Immerhin machten einige Erinnerungen davon eine Ausnahme und hatten Gedanken erweckt, zu denen es Brücken des Gefühls auch jetzt noch gab, obwohl bloß sehr brüchige. So bereitete ihm das, was er als «Rückkehr des Sektionschefs Tuzzi von der Inseite des Gefühls zu dessen äußerer Behandlung» bezeichnet hatte, das tiefere Vergnügen, ihn daran zu erinnern, daß seine Aufzeichnungen einer Unterscheidung dieser beiden Seiten des Gefühls zustrebten. Er sah aber auch Diotima in ihrer Schönheit vor sich, die anders als die Agathes war, und es schmeichelte ihm, daß sie seiner noch gedachte, obgleich er ihr auch die Züchtigung durch ihren Gatten wieder von Herzen gönnte, in den Minuten, wo dieses Herz sozusagen wieder im Fleische wandelte. Er entsann sich nun von allen mit ihr geführten Gesprächen gerade des einen, worin sie es als nicht unmöglich hingestellt hatte, daß in der Liebe okkulte Kräfte entstünden; es war ihre Liebe zu dem reichen Mann, der auch Seele haben wollte, die ihr das eingab, und so dachte er nun auch an Arnheim. Ulrich war ihm noch die Antwort auf das gefühlvolle Angebot schuldig, das ihm Einfluß auf das wirkende Leben verschaffen sollte, und fragte sich deshalb, was wohl aus dem ebenso großmütigen und nicht minder unbestimmten Heiratsantrag geworden sein möge, der einst Diotima berauscht hatte. Wahrscheinlich das gleiche; Arnheim würde sein Wort halten, wenn man ihn daran erinnerte, hatte aber nichts dagegen, daß man es vergaß. Die höhnische

Spannung, die bei der Erinnerung an Diotimas Höchstzeit in seinem Gesicht hervorgetreten war, milderte sich wieder. Es wäre eigentlich ganz anständig von ihr, daß sie Arnheim nicht festhielt, dachte er. Eine vernünftig sprechende Stimme in ihrem übervolkerten Inneren. Sie hätte zuweilen nüchterne Anwandlungen, wo sie sich von allem Höheren verlassen fühle, und wäre dann ganz nett. Irgendeine kleine Zuneigung inmitten aller Abneigung hatte Ulrich immer für sie gefühlt und wollte nun nicht ausschließen, daß sie endlich selbst bemerkt habe, welch lächerliches Paar sie mit Arnheim abgab: sie bereit, das Opfer des Ehebruchs zu bringen, Arnheim das Opfer der Heirat, so daß sie wieder nicht zusammenkamen und sich schließlich etwas Himmlisch-Unerreichbares einredeten, um sich des Erreichbaren zu überheben. Als ihm aber Bonadeas Erzählung von der Liebesschule Diotimas einfiel, sagte er sich am Ende, sie wäre doch eine unbehagliche Person und nichts schlösse aus, daß sie ihre gesamte Liebeskraft einmal auch noch auf ihn werfen könnte.

So ungefähr hatte Ulrich seine Gedanken nach dem Gespräch mit Stumm weiterlaufen lassen, und es war ihm vorgekommen, so müßten wohlbeschaffene Menschen denken, wenn sie sich auf herkömmliche Art miteinander beschäftigen; ihm selbst aber war es ganz ungewohnt geworden.

Und als er das Haus betreten hatte, war alles das ins Nichts verschwunden. Er zögerte einen Augenblick, wieder vor seinem Schreibtisch stehend, und ließ seine Aufzeichnungen durch die Finger gleiten.

Er überlegte. In seinen Papieren schlossen sich an die begriffliche Darlegung des Gefühls gleich einige Bemerkungen über ekstatische Zustände an, und er fand diesen Platz richtig. Ein Verhalten, das ganz unter der Herrschaft eines einzelnen Gefühls stand, wie er es gelegentlich erwähnt hatte, war doch wohl schon ein ekstatisches. Dem Zorn oder der Angst Verfallensein ist eine Ekstase. Die Welt vor den Augen eines Einzelnen, der nur Rot oder Bedrohung sieht, hält freilich nicht lange vor, man spricht darum auch nicht von einer Welt, sondern nur von Eingebungen und Täuschungen; wenn aber Massen ihr erliegen, entstehen Halluzinationen von furchtbarer Kraft und Ausdehnung.

Eine andere Ekstase, die er auch schon angedeutet hatte, war die der höchsten Gefühlsgrade. Werden diese erreicht, so ist das Handeln nicht mehr einseitig, sondern wird im Gegenteil unsicher, ja oft widersinnig; die Welt verliert in einer Art kalter Glut ihre Farben; und das Ich geht verloren bis auf die leere Hülle. Dieses Hören- und Sehen-Vergehn ist ja wohl eine verarmende Ekstase – übrigens ist jeder verzückte Seelenzustand ärmer an Mannigfaltigkeit als der gewöhnliche – und wichtig wird es nur durch seine Verbindung mit der orgiastischen Ekstase, der rasenden Verzückung, oder mit dem Zustand unerträglicher körperlicher Anstrengungen, verbissener Willensäußerungen, schwerer Qualen, zu denen allen es den letzten Teil bilden kann. Ulrich hatte der Kürze wegen die überquellende und die versiegende Form des Sichverlierens in diesen Beispielen zusammengeworfen, und das nicht ohne Recht; denn wenn der Unterschied von anderem Gesichtspunkt auch ganz bedeutend war, so wuchs er doch in Hinblick auf die letzten Äußerungen fast zu. Der orgiastisch Verzückte springt in sein Verderben wie in ein Licht, und Zerreißen oder Zerrissenwerden sind ihm lodernde Liebesgeschehnisse und Freiheitstaten, ähnlich wie sich, bei aller Verschiedenheit, der tief Ermüdete und der tief Verbitterte in sein Unheil fallen läßt und in diesem letzten Geschehnis die Erlösung, also auch etwas empfängt, das von Freiheit und Liebe versüßt wird. So verschmelzen Tun und Erleiden in den höchsten Graden, wo sie noch erlebt werden.

Diese Ekstasen der Alleinherrschaft und der Krisis eines Gefühls sind aber natürlich mehr oder minder bloß Gedankenbilder, und die wirklichen Ekstasen – mögen es die mystischen, die

kriegerischen, die von Liebes- oder anderen enthusiastischen Gemeinschaften sein – haben immer eine Gruppe untereinander verwandter Gefühle zur Voraussetzung und entstehen aus einem Ideenkreis, der diese widerspiegelt. In wenig fester, sich gelegentlich verhärtender und gelegentlich wieder auflösender Form sind solche unwirkliche, im Sinn von besonderen Ideen- und Gefühlsgruppen gestaltete Weltbilder (als Weltanschauung, als persönlicher Pips) im Alltag so häufig, daß die meisten von ihnen gar nicht als Ekstasen angesehen werden, obwohl sie deren Vorzustand ungefähr auf die gleiche Art sind, wie ein feuersicheres Zündholz in seiner Schachtel den Vorzustand eines brennenden Zündholzes bedeutet.

An letzter Stelle hatte Ulrich dann noch vorgemerkt, daß ein seinem Wesen nach ekstatisches Weltbild auch dann entsteht, wenn das Gefühl und die ihm dienenden Ideen schlechthin der Nüchternheit und der Überlegung vorangestellt werden; es ist das schwärmerische, das gefühlvolle Weltbild, das enthusiastische Leben, das es zuzeiten in der Literatur, und wahrscheinlich in größeren oder kleineren Lebensgemeinschaften teilweise auch wirklich gegeben hat. Nur fehlte in dieser Aufzählung freilich gerade das, was Ulrich am wichtigsten war, die Anführung des einen und einzigen Seelen- und Weltzustands, den er für eine Ekstase hielt, die der Wirklichkeit ebenbürtig sein könnte; aber seine Gedanken drängten jetzt vom Gegenstand ab, denn wenn er sich über die Würdigung dieser verführerischsten Ausnahme schlüssig werden wollte, war es unbedingt nötig – und wurde ihm auch dadurch nahegelegt, daß er in unsicherem Wechsel bald von einer Welt, bald bloß von einem Weltbild der Ekstase gesprochen hatte – zuvor die Beziehung kennen zu lernen, die zwischen unserem Gefühl und der wirklichen, das ist der Welt besteht, der wir, im Gegensatz zu den Illusionen der Ekstase, diese Geltung zusprechen.

Die Maße, mit denen wir diese Welt ermessen, sind aber die der Erkenntnis, und die Bedingungen, unter denen das geschieht, sind gleichfalls die ihren. Das Erkennen hat aber – mag auch die feinere und feinste Darlegung seiner Grenzen und Rechte dem Verstand recht große Schwierigkeiten in den Weg stellen – gerade im Verhältnis zum Gefühl eine leicht zu gewahrende und bezeichnende Eigentümlichkeit, nämlich die, daß wir, um zu erkennen, unsere Gefühle möglichst beiseitelassen müssen. Wir schalten sie aus, um «objektiv» zu sein, oder versetzen uns in einen Zustand, worin sich die verbleibenden Gefühle gegenseitig unwirksam machen, oder überlassen uns einer Gruppe kühler Gefühle, die mit Vorsicht behandelt, dem Erkennen selbst förderlich sind. Was wir in diesem nüchternen Zustand erkennen, ziehen wir zum Vergleich heran, wenn wir in anderen Fällen von «Täuschungen» durch das Gefühl sprechen; und somit ist ein Nullzustand, ein Neutralisationszustand, kurz ein bestimmter Gefühlszustand, die stillschweigende Voraussetzung der Erfahrungen und Denkvorgänge, mit deren Hilfe wir das, was uns andere Gefühlszustände vorspiegeln, bloß für subjektiv halten. Eine jahrtausendelange Erfahrung hat bestätigt, daß wir noch am ehesten befähigt sind, der Wirklichkeit dauernd zu genügen, wenn wir uns immer wieder in diesen Zustand versetzen, und daß seiner auch bedarf, wer beileibe nicht bloß erkennen, sondern handeln will. Vermag doch nicht einmal ein Faustkämpfer der Objektivität zu entbehren, die in seinem Fall «ruhig Blut bewahren» heißt, und darf zwischen den Seilen so wenig zornig werden, wie er mutlos werden darf, wenn er nicht den kürzeren ziehen will! Auch unser fühlendes Verhalten hängt also, wenn es der Wirklichkeit angepaßt ist, nicht nur von den Gefühlen ab, die uns gerade bewegen, oder von ihren triebhaften Untergründen, sondern zugleich von dem dauernden und wiederkehrenden Gefühlszustand, der das Verstehen der Wirklichkeit gewährleistet und gewöhnlich so wenig sichtbar wird wie die Luft, in der wir atmen.

Diese persönliche Entdeckung eines gewöhnlich weniger berücksichtigten Zusammenhangs hatte Ulrich zu weiterem Nachdenken über das Verhältnis des Gefühls zur Wirklichkeit verführt. Man

muß hier zwischen den Sinneswahrnehmungen und den Gefühlen einen Unterschied machen. Auch jene «täuschen», und bekanntlich ist weder das sinnliche Bild der Welt, das sie uns darstellen, die Wirklichkeit selbst, noch ist das gedankliche Bild, das wir aus ihm erschließen, unabhängig von der menschlichen Geistesart, wenngleich es unabhängig von der persönlichen ist. Aber obwohl keinerlei greifbare Ähnlichkeit zwischen der Wirklichkeit und selbst dem genauesten Vorstellungsbild besteht, das wir von ihr besitzen, ja eher ein unausfüllbarer Abgrund an Unähnlichkeit, und obwohl wir das Original nie zu Gesicht bekommen, vermögen wir doch auf eine verwickelte Weise zu entscheiden, ob und unter welchen Bedingungen dieses Bild richtig sei. Anders bei den Gefühlen; denn diese geben, um in der gleichen Ausdrucksweise zu bleiben, auch schon das Bild falsch, und doch erfüllen sie damit ebensogut die Aufgabe, uns in Übereinstimmung mit der Wirklichkeit zu halten, bloß tun sie es auf eine andere Weise. Vielleicht hatte diese Forderung, in Übereinstimmung mit der Wirklichkeit zu bleiben, eine besondere Anziehungskraft auf Ulrich, aber sie bedeutet gleichwohl schlechthin auch das Merkmal alles dessen, was sich im Leben behauptet; und darum leitet sich von ihr eine vorzügliche abkürzende Formel und Probe dessen her, ob das Bild, das uns Wahrnehmung und Verstand von etwas geben, richtig und wahr sei, wenngleich diese Formel nicht alles erschöpft: wir verlangen, daß die Folgen aus dem geistigen Bild, das wir uns von der Wirklichkeit gemacht haben, mit dem gedanklichen Bild der Folgen übereinstimmen, die in Wirklichkeit eintreten, und nur dann halten wir ein Verstandesbild für richtig. Im Gegensatz dazu ließe sich von den Gefühlen sagen, daß sie die Aufgabe übernommen haben, uns dauernd in Irrtümern zu erhalten, die einander dauernd aufheben.

Und doch ist das nur die Folge einer Arbeitsteilung, bei der sich das von den Sinneswerkzeugen bediente Empfinden und die von ihm recht beeinflussten Denkvorgänge entwickelt, und kurz gesagt, zu Erkenntnisquellen entwickelt haben, während dem Bereich der Gefühle die Rolle des mehr oder minder blinden Antreibers übriggeblieben ist; denn in der Urzeit waren sowohl unsere Gefühle als auch unsere Sinnesempfindungen in der gleichen Wurzel vereinigt, nämlich in einem das ganze Geschöpf beteiligenden Verhalten, wenn es ein Reiz getroffen hatte. Die später hinzugekommene Arbeitsteilung läßt sich noch heute zutreffend mit den Worten ausdrücken, daß die Gefühle das ohne Erkenntnis tun, was wir mit Erkenntnis täten, wenn wir ohne einen anderen Antrieb als Erkenntnis überhaupt etwas täten! Könnte man lediglich ein Bild des fühlenden Verhaltens entwerfen, so müßte es dieses sein: wir nehmen von den Gefühlen an, daß sie das richtige Bild der Welt verfärbt und verzerren und es falsch darstellen. Sowohl die Wissenschaft als auch das alltägliche Verhalten zählen das Gefühl zu den «Subjektivitäten»; sie setzen voraus, daß es bloß «die Welt, die wir sehen», verändere, denn sie rechnen damit, daß sich ein Gefühl nach einiger Zeit verflüchtigt und daß die von ihm am Anblick der Welt bewirkten Veränderungen vergehen, so daß «die Wirklichkeit» sich über kurz oder lang wieder «durchsetzt».

Es war Ulrich recht bemerkenswert vorgekommen, daß dieser teilweise gelähmte Gefühlszustand, der dem wissenschaftlichen Erfahren und dem sachlichen Verhalten zugrunde liegt, ein Seiten- und Gegenstück daran hat, daß sich die Aufhebung des Gefühls auch als ein Kennzeichen des zeitlichen Lebens wiederfindet. Denn der Einfluß unserer Gefühle auf das, was als wahr und notwendig gelten bleibt, auf die sachlichen Vorstellungen unseres Geistes, hebt sich sowohl über die Länge der Zeit als auch über die Breite des nebeneinander Bestehenden ungefähr zu Null auf; und der Einfluß des Gefühls auf seine unsachlichen Vorstellungen, auf die aus wechselndem Gefühl geborenen, schwankenden Ideen und Ideologien, Gedanken, Anschauungen und Haltungen des Geistes, die das historische Leben hintereinander und nebeneinander beherrschen, hebt sich ebenfalls auf, wenngleich zum Gegenteil der Gewißheit, wenngleich schlimmer als zu

nichts, zum Zufall, zu ohnmächtiger Unordnung und Wandelbarkeit, kurz zu dem, was Ulrich unwillig «Sache des Gefühls» nannte.

Er hätte diesen Hinweis gerne genauer ausgebildet, als er ihn wieder las; konnte es aber nicht tun, weil der Gedankengang, dessen Niederschrift hier endete und noch in Schlagworten ein Stück weiterging, von ihm forderte, daß er Näherliegendes zum Abschluß bringe. Denn wenn wir das intellektuelle, das der Wirklichkeit entsprechende Bild der Welt (und mag es immer bloß Bild sein, ist es doch das richtige Bild) unter der Voraussetzung eines bestimmten Gefühlszustandes entwerfen, so war nun wohl jetzt an der Reihe zu fragen, was geschähe, wenn wir ebenso wirkungsvoll nicht von ihm, sondern von anderen Gefühlszuständen beherrscht würden. Daß dies keine ganz sinnlose Frage ist, geht schon daraus hervor, daß jeder starke Affekt das Bild der Welt auf seine Weise verzerrt; und ein tief Schwermütiger oder ein Heiter-Verstimmter könnten gegen die «Einbildungen» eines neutralen und ausgeglichenen Menschen einwenden, daß sie beileibe nicht sowohl durch ihr Blut düster oder heiter seien als vielmehr wegen ihrer Erfahrungen in einer Welt, die voll schwerer Düsternis oder himmlischer Leichtigkeit steht. Und so, wie sich ein Bild der Welt auf Grund der Vorherrschaft eines Gefühls oder einer Gruppe von Gefühlen denken läßt, zum Beispiel auch der orgiastischen, kann es auch darauf beruhen, daß überhaupt das Gefühl vorangestellt wird wie in der schwärmerischen und gefühlvollen Verfassung eines einzelnen oder einer Gemeinschaft; vollends ist es aber alltäglich, daß sich auf Grund von bestimmten Ideengruppen die Welt verschieden malt und daß das Leben, bis zum offenkundigen Abersinn, verschieden gelebt wird.

Ulrich war nicht im mindesten gesonnen, die Erkenntnis für einen Irrtum oder die Welt für eine Täuschung zu halten, doch schien es ihm zulässig zu sein, daß man nicht nur von einem veränderten Weltbild, sondern auch von einer anderen Welt spreche, wenn statt des Fühlens, das der Anpassung an die Wirklichkeit dient, ein anderes vorherrscht. Diese Welt wäre «unwirklich» in dem Sinne, daß ihr fast jede Sachlichkeit fehle; es gäbe in ihr keine der Natur angepaßten Vorstellungen, Berechnungen, Entscheidungen und Handlungen, und es könnten Zerwürfnisse unter Menschen vielleicht längere Zeit ausbleiben, wären aber, einmal vorhanden, kaum zu heilen. Aber schließlich wäre das nur dem Grade nach anders als in unserer Welt, und über die Möglichkeit entscheidet nur die Frage, ob eine unter solchen Bedingungen stehende Menschheit noch lebensfähig bliebe und eine gewisse Stetigkeit im Kommen und Gehen der Zugriffe der Außenwelt und in ihrem eigenen Verhalten erzielen könnte. Und es läßt sich vieles aus der Wirklichkeit entfernt oder durch anderes ersetzt denken, ohne daß in der so entstehenden Welt nicht noch Menschen leben könnten. Es ist vieles der Wirklichkeit fähig und weltfähig, was in einer bestimmten Wirklichkeit und Welt nicht vorkommt.

Nachdem Ulrich das geschrieben hatte, war er nicht gerade zufrieden damit, denn er mochte nicht haben, daß es so aussehe, als wären alle diese möglichen Wirklichkeiten gleichberechtigt. Er stand auf und durchwanderte sein Zimmer. Es fehlte noch etwas von der Art einer Unterscheidung zwischen «Wirklichkeit» und «voller Wirklichkeit» oder der Unterscheidung zwischen «Wirklichkeit für jemand» und «wirklicher Wirklichkeit» oder, mit anderen Worten, es fehlte eine Ausführung der Rangunterschiede des Anspruches auf Wirklichkeits- und Weltgeltung und eine Begründung dessen, daß wir für das, was uns unter allen Umständen als wirklich und wahr gilt, einen von ausführbaren Bedingungen abhängigen Vorrang vor dem beanspruchen, was nur unter besonderen Umständen gilt. Denn einerseits findet sich ja auch ein Tier trefflich in der Wirklichkeit zurecht, und weil es das gewiß nicht in völliger seelischer Finsternis tut, muß selbst in ihm etwas sein, das den menschlichen Vorstellungen von Welt und Wirklichkeit entspricht, ohne daß es mit ihnen auch nur die geringste Ähnlichkeit deshalb haben



müßte; und anderseits besitzen ja auch wir nicht die wahre Wirklichkeit, sondern können bloß in einem unendlichen Vorgang unsere Vorstellungen von ihr verbessern, während wir im Drang des Lebens sogar Vorstellungen von recht verschiedener Tiefe nebeneinander benutzen, wie es Ulrich selbst im Verlauf dieser Stunde am Beispiel eines Tisches und einer schönen Frau vorgefunden hatte. Nachdem er sich das aber ungefähr so überlegt hatte, war Ulrich auch seiner Unruhe wieder ledig und beschloß, daß es genug sei; denn was immer da noch gesagt werden konnte, war nicht ihm vorbehalten und auch nicht dieser Stunde. Er überzeugte sich bloß noch einmal davon, daß in seiner Ausführung voraussichtlich nichts gegen eine genauere Abfassung verstieße, und schrieb ehrenhalber einige Worte auf, die in die Richtung des Fehlenden wiesen.

Und als das geschehen war, unterbrach er seine Tätigkeit vollends, sah aus dem Fenster in den Garten, der da im Spätnachmittagslicht lag, und ging sogar für eine Weile hinab, um seinen Kopf der Luft auszusetzen. Er zagte fast davor, daß er jetzt entweder zuviel oder zuwenig behaupten könnte; denn was seiner wartete, damit er es niederschreibe, dünkte ihn wichtiger als alles andere.

[<]  
77

#### Ulrich und die zwei Welten des Gefühls

«Womit beginne ich am günstigsten?» fragte sich Ulrich hin und her wandernd im Garten, während ihn bald die Sonne an Gesicht und Händen brannte, bald der Schatten kühlende Blätter darauf legte. «Soll ich gleich damit anfangen, daß jedes Gefühl auf zweierlei Weise in der Welt ist und den Ursprung von zwei Welten in sich trägt, die so verschieden sind wie Tag und Nacht? Oder tue ich besser daran, daß ich an die Bedeutung anknüpfe, die das ernüchterte Gefühl für unser Weltbild hat, und dann auf umgekehrtem Wege zu dem Einfluß komme, den unser aus Handeln und Wissen geborenes Weltbild auf das Bild ausübt, das wir uns von unseren Gefühlen machen? Oder soll ich sagen, daß es schon Ekstasen gewesen sind, was ich andeutend als Welten beschrieben habe, in denen sich die Gefühle nicht gegenseitig aufheben?» Aber während er sich noch diese Fragen stellte, entschied es sich schon, daß er mit allem gleichzeitig begann; denn der Gedanke, um den ihm so bangte, daß er das Schreiben unterbrochen hatte, war so beziehungsreich wie eine alte Freundschaft, und es ließ sich gar nicht mehr sagen, wie oder wann er entstanden sei.

Während seiner ordnenden Beschäftigung war Ulrich diesem Gedanken immer näher gerückt – und er hatte sie auch nur seinetwegen aufgenommen gehabt – aber nun, wo er ans Ende gekommen war, mußte sich hinter zerteilten Nebeln Klarheit oder Leere zeigen. Es war kein angenehmer Augenblick, als er die ersten Worte fand, bei denen es verbleiben sollte: «Es stecken in jedem Gefühl zwei grundverschiedene Entfaltungsmöglichkeiten, die gewöhnlich zu einer verschmelzen; sie können aber auch einzeln zur Geltung kommen, und vornehmlich geschieht das in der Ekstase!»

Er nahm sich vor, sie fürs erste die äußere und die innere Entfaltung zu nennen, und sie von der harmlosesten Seite zu betrachten – es standen ihm eine Menge Beispiele dafür zur Verfügung: Gefallen, Liebe, Zorn, Mißtrauen, Großmut, Ekel, Neid, Verzagttheit, Angst, Begehren ..., und er ordnete sie in Gedanken zu einer Reihe. Dann bildete er eine zweite Reihe: Wohlgesinntheit, Zärtlichkeit, Gereiztheit, Argwohn, Gehobenheit, Ängstlichkeit, Sehnsucht, der nur die Glieder

fehlten, für die er keinen Namen fand, und verglich die beiden Reihen. Die eine enthielt bestimmte Gefühle, wie sie zumal durch ein bestimmtes Zusammentreffen in uns erregt werden, die andere enthielt unbestimmte Gefühle, die am stärksten sind, wenn man nicht weiß, was sie erregt hat; und doch waren es beidemal die gleichen Gefühle, hier in einem allgemeinen, dort in einem besonderen Zustand. «Ich werde also sagen, daß an jedem Gefühl eine Entwicklung zur Bestimmtheit und eine zur Unbestimmtheit zu unterscheiden ist» dachte Ulrich. «Besser ist aber, wenn ich zuvor gleich alle Unterschiede aufzeichne, die damit verbunden sind.»

Er hätte die meisten von ihnen im Schlaf aufsagen können, aber sie werden jedem geläufig erscheinen, wenn er für die «unbestimmten Gefühle», aus denen Ulrich die zweite Reihe gebildet hatte, das Wort Stimmungen gebraucht, obwohl es Ulrich nicht ohne Absicht mied. Denn unterscheidet man zwischen Gefühl und Stimmung, so ist leicht zu bemerken, daß das «bestimmte Gefühl» allemal einem Etwas gilt, einer Lebenslage entspringt, ein Ziel hat und sich in einem mehr oder minder eindeutigen Verhalten ausdrückt, wogegen eine Stimmung von alledem ungefähr das Gegenteil zeigt: sie ist umfassend, ziellos, ausgebreitet, untätig, enthält bei aller Deutlichkeit etwas Unbestimmtes und ist bereit, sich auf jeden Gegenstand zu ergießen, ohne daß etwas geschieht und ohne daß sie sich dabei ändert. So entspricht dem bestimmten Gefühl ein bestimmtes Verhalten zu etwas und dem unbestimmten ein allgemeines, ein Verhalten zu allem, und das eine zieht uns in Geschehen, während uns das andere bloß hinter einem farbigen Fenster daran teilnehmen läßt.

Bei diesem Unterschied, wie sich bestimmte und unbestimmte Gefühle zur Welt verhalten, verweilte Ulrich jetzt einen Augenblick. Er sagte sich: «Ich werde dies anfügen: Wenn sich ein Gefühl zur Bestimmtheit entwickelt, spitzt es sich gewissermaßen zu, es verengt seine Bestimmung und endet schließlich außen und innen wie in einer Sackgasse; es führt zu einer Handlung oder zu einem Beschluß, und wenn es darin auch nicht aufhört zu sein, so geht es doch später so verändert weiter wie Wasser hinter der Mühle. Entwickelt es sich hingegen zur Unbestimmtheit, so hat es anscheinend gar keine Tatkraft. Aber während das bestimmte entwickelte Gefühl an ein Wesen mit greifenden Armen erinnert, verändert das unbestimmte die Welt auf die gleiche wunschlose und selbstlose Weise, wie der Himmel seine Farben, und es verändern sich in ihm die Dinge und Geschehnisse wie die Wolken am Himmel; das Verhalten des unbestimmten Gefühls zur Welt hat etwas Magisches an sich und – Gott helfe mir! – im Vergleich mit dem bestimmten etwas Weibliches!» So sagte sich Ulrich, und dann fiel ihm etwas ein, das weit verführte: denn natürlich ist es vornehmlich die Entwicklung zum bestimmten Gefühl, was die Unbeständigkeit und Hinfälligkeit des seelischen Lebens nach sich zieht. Daß man niemals den Augenblick des Fühlens festhalten kann, daß die Gefühle rascher verwelken als Blumen oder daß sie sich in Papierblumen verwandeln, wenn sie erhalten bleiben wollen, daß das Glück und der Wille, die Kunst und Gesinnung vorbeigehn, alles dies hängt von der Bestimmtheit des Gefühls ab, die ihm auch eine Bestimmung unterschiebt und es in den Gang des Lebens zwingt, von dem es aufgelöst oder verändert wird. Dagegen ist das in seiner Unbestimmtheit und Unbegrenztheit verharrende Gefühl verhältnismäßig unveränderlich. Ein Vergleich fiel ihm ein: «Das eine stirbt wie ein Einzelwesen, das andere dauert an wie eine Art oder Gattung.» Vielleicht wiederholt sich dabei in der Einrichtung des Gefühls sogar wirklich, wenn auch sehr mittelbar, eine allgemeine Lebenseinrichtung; er vermochte es nicht abzuschätzen, hielt sich aber auch nicht damit auf, denn in der Hauptsache meinte er nun so deutlich wie noch nie zuvor zu sehen.

Er wäre jetzt bereit gewesen, auf sein Zimmer zurück zu eilen, verweilte aber doch noch ein wenig, denn er wollte zuvor den ganzen Plan im Kopf überschlagen, ehe er ihn schriftlich

ausführe. «Ich habe von zwei Entwicklungsmöglichkeiten und Zuständen ein und desselben Gefühls gesprochen,» überlegte er «aber dann muß natürlich auch schon am Ursprung des Gefühls etwas sein, womit das anheben kann. Und wirklich zeigen ja auch die Triebe, die unsere Seele mit einem Leben speisen, das fast noch wie Tierblut ist, schon diese zweiteilige Anlage. Ein Trieb treibt zum Handeln, und das ist anscheinend seine Hauptaufgabe; aber er stimmt auch die Seele. Hat er noch kein Ziel gefunden, so ist sogar das unbestimmte Sichweiten und -dehnen an ihm sehr deutlich, ja, es werden sich viele Leute finden, die gerade darin das Anzeichen eines erwachenden Triebes sehen; zum Beispiel des Geschlechtstriebes, aber natürlich gibt es auch eine Sehnsucht des Hungers und anderer Triebe. So ist im Trieb also das Bestimmte und das Unbestimmte. Ich werde hinzufügen,» dachte Ulrich «daß die leiblichen Organe, die daran beteiligt sind, daß die Außenwelt einen Affekt in uns weckt, diesen bei anderer Gelegenheit auch selbst hervorbringen können, wenn sie von innen gereizt werden; mehr braucht es gar nicht, um bis zur Ekstase zu gelangen!»

Dann besann er sich darauf, daß nach den Ergebnissen der Forschung und erst recht nach der Auslegung, die er ihnen in seinen Aufzeichnungen gab, auch anzunehmen sei, daß der Ansatz zu einem Gefühl immer auch zu einem anderen Gefühl dienen könne und daß kein solches in dem Vorgang seiner Ausgestaltung und Verfestigung jemals zu einem ganz bestimmten Ende komme. War das aber richtig, so erreichte nicht nur kein Gefühl seine volle Bestimmtheit, sondern höchst wahrscheinlich auch keines eine vollkommene Unbestimmtheit, und es gab weder ein ganz bestimmtes noch ein ganz unbestimmtes Gefühl. Und wirklich geschieht es auch fast immer, daß sich die beiden Möglichkeiten des Gefühls zu einer gemeinsamen Wirklichkeit verbinden, worin die Eigenart des einen oder des anderen bloß vorherrscht. Es gibt keine «Stimmung», die nicht auch bestimmte Gefühle enthielte, die sich in ihr bilden und wieder auflösen; und es gibt kein bestimmtes Gefühl, das nicht wenigstens dort, wo sich von ihm sagen läßt, daß es «ausstrahle», «erfasse», «aus sich selbst wirke», sich «ausdehne» oder «unmittelbar», ohne eine äußere Bewegung auf die Welt einwirke, die Eigenart des unbestimmten durchblicken ließe. Wohl aber gibt es Gefühle, die mit großer Annäherung dem einen oder dem anderen entsprechen.

Natürlich haftet an den Worten «bestimmt» und «unbestimmt» der Nachteil, daß auch ein bestimmtes Gefühl immer ungenügend bestimmt bleibt, und in diesem Sinne unbestimmt ist, aber das war wohl von der wesentlichen Unbestimmtheit leicht zu unterscheiden. «Es wird also nur noch auszumachen sein, warum die Eigenart des unbestimmten Gefühls, und die ganze Entwicklung zu ihr, für weniger wirklich gilt als ihr Gegenspiel» dachte Ulrich. «In der Natur liegt beides. Also mag die verschiedene Bewertung wohl damit zusammenhängen, daß uns die äußere Entfaltung des Gefühls wichtiger ist als die innere oder daß uns die Richtung zur Bestimmtheit wichtiger ist als die zur Unbestimmtheit. Und unser Leben müßte wahrhaftig auch ein anderes sein, als es ist, wenn dem nicht so wäre! Es ist eine nicht zu übersehende Eigentümlichkeit der europäischen Kultur, daß in ihr alle naslang die <Welt des Innern> für das Schönste und Tiefste erklärt wird, was das Leben birgt, desungeachtet diese innere Welt aber doch bloß als ein Anbau der äußeren behandelt wird. Und es ist geradezu das Bilanzgeheimnis dieser Kultur, wie das gemacht wird, wenn es ein öffentliches Geheimnis ist: Man stellt die äußere Welt und die <Persönlichkeit> einander gegenüber; man nimmt an, daß die äußere Welt in einer Person innere Vorgänge erregt, die sie befähigen müssen, zweckentsprechend zu erwidern; und indem man in Gedanken diese Bahn herstellt, die von einer Veränderung der Welt durch die Veränderung einer Person wieder auf eine Veränderung der Welt führt, gewinnt man die eigentümliche Zweideutigkeit, die es uns gestattet, die Welt des Innern als den eigentlichen menschlichen Hoheitsbereich zu ehren, und doch von ihr vorauszusetzen, daß alles, was in ihr vorgeht, zuletzt die Aufgabe habe, wieder in eine ordentliche Wirkung nach außen zu münden.»

Es fuhr Ulrich durch den Kopf, daß es lohnend sein müßte, das Verhalten der Zivilisation zur Religion und zur Kunst in diesem Sinne zu betrachten; aber es war ihm wichtiger, die Richtung, die seine Gedanken eingeschlagen hatten, beizubehalten. An die Stelle von «Welt des Innern» ließ sich auch einfach «Gefühl» setzen, denn vornehmlich hat dieses die zweideutige Stellung, daß es recht eigentlich das Innere ist, und doch zumeist wie ein Schatten des Äußeren behandelt wird; und besonders haftet das natürlich an allem, was Ulrich als die innere und unbestimmte Entfaltung des Gefühls unterscheiden zu können glaubte. Es zeigt sich schon darin, daß die Ausdrücke, in denen wir das innere Walten beschreiben, fast alle dem äußeren entnommen sind; denn offenbar übertragen wir die tätige Art des äußeren Geschehens selbst dann schon auf das anders geartete innere, wenn wir dieses als eine Tätigkeit darstellen, mag es ein Ausstrahlen oder ein Schalten, ein Ergreifen oder ähnliches sein; denn diese Bilder, der Außenwelt entnommen, sind für die Innenwelt nur darum bezeichnend und geläufig geworden, weil wir dort besser ermangeln. Sogar die wissenschaftlichen Lehren, die das Gefühl als ein Ineinander oder als ein auf gleichem Fuße stehendes Nebeneinander von äußeren und inneren Handlungen beschreiben, machen – eben dadurch, daß sie durchwegs von einem Handeln sprechen und die Handelnsfernheit des rein Innerlichen übergehen – ein Zugeständnis an diese Gewohnheit. Und schon aus diesen Gründen ist es schier unvermeidlich, daß uns die innere Gefühlsentfaltung gewöhnlich bloß als ein Anbau der äußeren erscheint, ja als deren Wiederholung und Trübung, die sich von ihr durch weniger scharfe Formen und verwischtere Zusammenhänge unterscheidet und so eben den ein wenig vernachlässigten Eindruck eines Nebengeschehens hervorruft.

Nun steht da aber natürlich nicht bloß eine Ausdrucksweise auf dem Spiel oder ein gedanklicher Vorgang, sondern es ist das, was wir «in Wirklichkeit» fühlen, selbst hundertfältig von der Wirklichkeit abhängig, und also auch von der bestimmten und äußeren Entfaltung des Gefühls, der sich die innere und unbestimmte unterordnet, ja, von der sie gleichsam aufgesogen wird. «Auf die Einzelheiten soll es nicht ankommen,» nahm sich Ulrich vor «aber es ließe sich wohl auch an jeder von ihnen zeigen, daß nicht nur der Begriff, den wir uns von unseren Gefühlen machen, die Aufgabe hat, deren «subjektives» Teil dienlich den Vorstellungen einzugliedern, die wir von der Wirklichkeit haben, sondern daß auch im Fühlen selbst die beiden Anlagen zu einem Gesamtvorgang verschmolzen sind, der auf sehr ungleiche Weise die Entfaltung nach außen und die nach innen verbindet. Mit einfachen Worten: wir sind handelnde Wesen; wir bedürfen der Sicherheit des Denkens für unser Handeln; wir bedürfen also auch eines der Neutralisation fähigen Gefühls – und unser Fühlen hat seine besondere Gestalt dadurch angenommen, daß wir es in das Bild der Wirklichkeit einordnen, und nicht das Umgekehrte, das Ekstatische tun. Eben deshalb muß in uns aber auch die Möglichkeit liegen, unser Fühlen umzukehren und unsere Welt anders zu erleben!»

Er war jetzt ungeduldig zu schreiben, und fühlte sich sicher, daß diese Gedanken auch einer ausführlichen Prüfung standhalten müßten. Auf seinem Zimmer angelangt, machte er Licht, weil die Wände schon im Schatten lagen. Von Agathe war nichts zu hören. Einen Augenblick zauderte er, ehe er begann.

Es hemmte ihn, daß er sich entsann, in der abkürzenden Ungeduld des Planes und Entwerfens die Begriffe «Innen» und «Außen», und wohl auch die Begriffe «Person» und «Welt», zuletzt so gebraucht zu haben, als ob die Unterscheidung zwischen den beiden Wirksamkeiten des Gefühls mit diesen Vorstellungen übereinfiel. Dem war natürlich nicht so. Die eigenartige Unterscheidung zwischen der Anlage und Ausgestaltungsmöglichkeit zum bestimmten oder unbestimmten Gefühl, die von Ulrich gemacht wurde, durchschneidet, wenn man sie gelten läßt, die anderen Unterschiede. Sowohl nach außen und in die Welt als auch nach innen und in die

Person entfaltet sich das Gefühl auf die eine und andere Art. Er sann über ein rechtes Wort dafür nach, denn die Worte «bestimmt» und «unbestimmt» gefielen ihm nicht sehr, obwohl sie bezeichnend waren. «Der ursprüngliche Erfahrungsunterschied liegt am nacktesten und doch am ausdrucksvollsten darin, daß es sowohl eine Äußerung des Gefühls als auch eine Innerlichkeit nach außen und innen gibt!» überlegte er und war im Augenblick zufrieden, ehe er auch diese Worte ebenso ungenügend fand wie alle anderen, von denen er noch ein Dutzend ausprobierte. An seiner Überzeugung änderte das aber nichts mehr, es erschien ihm nur noch als eine Mühe bei der ihm bevorstehenden Ausführung, davon hervorgerufen, daß die Sprache nicht für diese Seite des Daseins geschaffen ist. «Wenn ich alles noch einmal prüfe und richtig finde, soll es mir nichts ausmachen, am Ende bloß immer von unserem gewöhnlichen Gefühl und unserem <anderen> zu reden!» beschloß er.

Er holte lächelnd ein Buch von der Wand, worin sich ein Lesezeichen befand, und setzte vor seine eignen Worte die folgenden fremden: «Wenn auch der Himmel, ebenso wie die Welt, einer Folge wechselnder Ereignisse unterworfen ist, so fehlt doch den Engeln jeder Begriff und jede Vorstellung von Raum und Zeit. Obwohl sich auch bei ihnen alle Vorgänge nacheinander abspielen, in völliger Übereinstimmung mit der Welt, wissen sie nicht, was Zeit bedeutet, weil im Himmel weder Jahre noch Tage, sondern Zustandsänderungen herrschen. Wo Jahre und Tage sind, herrschen Zeiten, wo Zustandsänderungen sind, Zustände. Da die Engel keine Vorstellung von der Zeit haben, wie die Menschen, so fehlt ihnen auch die Bestimmung der Zeit; sie kennen nicht einmal ihre Einteilung in Jahre, Monate, Wochen, Stunden, in morgen, gestern und heute. Hören sie einen Menschen davon reden – und Gott hat ständig den Menschen Engel zugesellt –, dann verstehen sie darunter Zustände und Zustandsbestimmungen. Der Mensch denkt aus der Zeit, der Engel aus dem Zustand; so wird die natürliche Vorstellung der Menschen bei den Engeln zu einer geistigen. Alle Bewegungsvorgänge in der geistigen Welt geschehen durch innere Zustandsänderungen. Als ich darüber in Besorgnis geriet, wurde ich in die Sphäre des Himmels zum Bewußtsein der Engel erhoben und von Gott durch die Reiche des Himmels geführt und zu den großen Gestirnen des Weltalls geleitet, und zwar im Geiste, während mein Körper an derselben Stelle blieb. Alle Engel bewegen sich so von Ort zu Ort, deshalb gibt es für sie keine Abstände, folglich auch keine Entfernungen, sondern nur Zustände und Zustandsänderungen. Jede Annäherung ist eine Ähnlichkeit innerer Zustände, jede Entfernung eine Verschiedenheit; Räume im Himmel sind nichts als äußere Zustände, die den inneren entsprechen. Jeder wird in der geistigen Welt dem anderen sichtbar erscheinen, sobald er ein dringendes Verlangen nach dessen Gegenwart hat, denn dann versetzt er sich in seinen Zustand; umgekehrt wird er sich bei vorhandener Abneigung von ihm entfernen. Ebenso kommt jemand, der in seiner Gemeinschaft, in Hallen oder Gärten, seinen Aufenthalt wechselt, schneller dorthin, wenn er sich danach sehnt, und langsamer, wenn seine Sehnsucht geringer ist; das habe ich oft staunend gesehen. Und da die Engel sich keinen Begriff von der Zeit machen können, so haben sie auch eine andere Vorstellung von der Ewigkeit als die irdischen Menschen; sie verstehen darunter einen unendlichen Zustand, nicht eine unendliche Zeit.»

Ulrich hatte das einige Tage zuvor durch Zufall beim Blättern in einer Auswahlgabe von Swedenborg aufgefunden, die er besaß, aber noch nie recht gelesen hatte; und hatte es ein wenig zusammengedrängt und so viel davon abgeschrieben, weil es ihm sehr angenehm war, diesen alten Metaphysikus und gelehrten Ingenieur – von dem übrigens Goethe, ja sogar Kant keinen geringen Eindruck empfangen hatte – so sicher vom Himmel und den Engeln reden zu hören, als wären es Stockholm und seine Bewohner. Es paßte so gut zu seiner eigenen Beschäftigung, daß sich die verbleibende, und ja auch nicht geringe, Verschiedenheit unheimlich deutlich davon abhob. Es machte ihm große Lust, an ihr festzuhalten und die in ihrer verfrühten Selbstgewißheit

zwar trocken-unträumerisch, doch aber schrullig wirkenden Behauptungen eines Geistersehers aus den vorsichtiger gefaßten Begriffen eines späteren Jahrhunderts auf neue Art hervorzuzaubern.

Und so schrieb er nieder, was er gedacht hatte.

[<]

78

Nachtgespräch

*[Entwurf und Studie]*

Er hatte im Zimmer ein Licht nach dem anderen angezündet, als sollten in dem erregenden Überfluß der Strahlen die Worte leichter fallen, und hatte lange Zeit eifrig geschrieben. Aber nachdem das Wichtigste geschehen war, bemächtigte sich seiner das Gefühl, daß Agathe noch nicht zurückgekehrt sei, und wurde immer störender. Ulrich wußte nicht, daß sie bei Lindner war, und überhaupt nichts von diesen Besuchen; aber da dieses Geheimnis und sein Tagebuch das einzige war, was sie vor einander verbargen, konnte er mutmaßen und fast auch verstehen, was sie tat. Er nahm es nicht ernster als nötig und war eher erstaunt darüber als eifersüchtig; auch schrieb er sich und seiner eigenen Unentschlossenheit die Schuld zu, wofern sie eigene Wege ging, die er nicht billigen mochte. Trotzdem hemmte es ihn immer mehr und verminderte die zwischen den Gedanken webende Glaubensbereitschaft, daß er in dieser Stunde der Sammlung nicht einmal wisse, wo sie sei und warum sie sich verspäte. Er beschloß, sich zu unterbrechen und auch auszugehen, um sich dem entnervenden Einfluß des Wartens zu entziehen, wollte die Arbeit aber bald wieder aufnehmen. Als er das Haus verließ, fiel ihm ein, daß es ihn nicht nur am kräftigsten ablenken könnte, wenn er ein Theater aufsuchte, sondern sogar anregen müßte; und so tat er das, obwohl er nicht dafür angekleidet war. Er wählte einen unauffälligen Platz und empfand im Anfang recht stark das Vergnügen, mitten in eine Vorstellung einzutreten, die schon lebhaft im Gange ist. Es rechtfertigte, daß er gekommen war, denn dieses lebhaft Widerspiegeln hundertfältig bekannter Gefühle, von dem das Theater unter dem Vorwand zu leben pflegt, daß es ihm einen Sinn gebe, erinnerte Ulrich an den Wert der zu Hause zurückgelassenen Aufgabe und erneute den Wunsch, den Weg zu beenden, der, von den Ursprüngen der Gefühle ausgehend, schließlich zu ihrem Sinn führen mußte. Als er wieder sein Bewußtsein den Vorgängen auf der Bühne erschloß, fiel ihm ein, daß die meisten der Schauspieler, die sich dort oben so schön wie bedeutungslos mit der Nachbildung von Leidenschaften beschäftigten, den Titel von Hofräten oder Professoren führten, denn Ulrich befand sich im Hoftheater, was dem Ganzen auch noch eine Steigerung zur Staatskomik gab. So verließ er zwar noch vor dem Ende des Stückes das Schauspielhaus, kehrte aber gleichwohl in erfrischter Laune heim. Wieder setzte er sein Zimmer ganz unter Licht, und es bereitete ihm Vergnügen, in der durchlässigen Nachtstille seinem eigenen Schreiben zuzuhören. Diesmal hatten ihm allerhand flüchtige, ja kaum mit Bewußtsein aufgenommene Anzeichen bei Betreten des Hauses gesagt, daß Agathe wieder zurückgekehrt sei; aber als er sich nachträglich darauf besann und alles lautlos war, fürchtete er sich nachzusehen. So wurde es spät in der Nacht. Er war noch einmal im Garten gewesen, der völlig im Dunkel lag, so ungastlich, ja tödlich feindlich wie eine schwarze Wassertiefe; er hatte sich trotzdem bis zu

einer Bank durchgetastet und ziemlich lange ausgeharrt. Es war schwer, auch unter diesen Umständen daran zu glauben, daß es wichtig sei, was er schreibe. Aber als er wieder im Licht saß, machte er sich daran, es zu Ende zu schreiben, soweit sein Plan diesmal reichte. Es fehlte nicht mehr viel, doch hatte er kaum damit begonnen, als ihn ein leises Geräusch unterbrach. Denn Agathe, die schon in seinem Zimmer gewesen war, als er sich noch im Theater befand, und diesen heimlichen Besuch während seines Aufenthaltes im Garten wiederholt hatte, war bei seiner Rückkehr hinausgeschlüpft, hatte hinter der Türe eine kleine Weile gezögert und drückte jetzt leise deren Klinke nieder.

Ich habe gelesen.

Du hättest es nicht tun dürfen.

Agathe lacht. (Wie lacht sie eigentlich? Schallend? Nein. Ein angenehmer Klang, von dem man nichts genaues erfährt; aber eine strahlende Ausgelassenheit, die sich in dem stillen Zimmer verbreitet. Doch ist der Ton dunkel, dunkelheiter; wie eine tief gestimmte Silberschelle, mit dunklem Grundton und silbernem, weichem Glanz (einer weichen Heiterkeit) darüber).

Es ist untreu von dir gewesen, daß du es mir verborgen hast!

Ulrich: Ich schreibe, weil ich manches besser verstehen möchte.

Agathe: Aber warum willst nur du, und heimlich, es besser verstehn? Geht es mich nichts an?

Ulrich: Doch, es geht dich viel an. Aber ... – Warum besuchst du heimlich den Tränenmann Lindner?

Agathe: Auch, um mich besser zu verstehn. Übrigens weint er Zornestränen.

Ulrich: Warst du heute bei ihm?

Agathe: Ja.

Ulrich: Es gefällt mir nicht von dir.

Agathe: Ich gefalle mir auch nicht ganz dabei. Aber, was du schreibst gefällt mir; der Anfang und das Ende natürlich; aber auch was dazwischen ist, wenngleich ich es nicht ganz verstanden habe. Ich habe alles gelesen; manches solltest du mir erklären; manches brauchst du mir gar nicht erklären, weil ich es doch nicht verstehen werde; ich habe beschlossen, es dir zu glauben.

Ulrich hatte noch ihre Frage, warum schreibst du? im Ohr. Ich habe mich (meine Moral – die Mitte meines Lebens oder ähnliches – mein Tun und Lassen) jetzt in einigen Tagen besser verstehn gelernt als vorher in Monaten, wiederholte er. Es ist mir auch klar geworden, um wieviel weiter ich heute bin als vor einem Jahr (als zur Zeit unseres Wiedersehns), wieviel besser ich mich und meinen Willen verstehe ... Ich habe dir nichts davon erzählt, weil ich unbeeinflußt bleiben wollte. (Lachend:) Es hätte ein Verrat sein sollen. Du weißt, daß wir nicht glauben sollen, ehe wir nicht unser bestes Wissen erschöpft haben.

Agathe: ——— tut irgend etwas, das ihr Gesicht von ihm abwendet: Sei mir nicht böse, aber etwas daran ist unheimlich komisch. Du zergliederst sorgfältig die Möglichkeit, deine Hand auszustrecken, nach Natur- und Denkgesetzen. Warum streckst du sie nicht einfach aus?

Ulrich: Ich kann sie nicht einfach ausstrecken. Erinnerst du dich an die «Geschichte der Frau Major»?

Agathe nickt.

Ulrich: Es soll nicht enden wie sie (diese).

Agathe: (einem nachträglichen Einwand stattgebend:) Die Frau Major ist eine dumme (niedrige) Person gewesen, erklärte sie gelassen.

Ulrich: Ja. Aber mein Gefühl hat mir Erlebnisse vor Augen gezaubert, die wie ein Wald von großen Blüten gewesen sind; ich habe diese Blüten berühren können, so oft ich wollte, aber niemals auseinanderbiegen, um mich zwischen ihnen aufzuhalten!

(Wie eine aus Nässe in Sand führende Spur rasch aufrocknet:) Überdies, das gewöhnliche Leben, das kraftvoll und tätig dahinstreicht, säumt nicht bei Überlegungen. Man fühlt, um zu handeln; und über ein solches allerwegen benutztes Verkehrs- und Fortbewegungsmittel denkt niemand nach. Es mißachtet darum auch alle Gefühle, die nicht nach Maß-Art durchschnittlich und vorgeschrieben sind – oder beugt sich den sehr starken –, und seine Gefühle zu «zerfasern» gilt im Leben als schwächlich. Spricht man aber von seinem Gefühl, was trotzdem sehr oft geschieht, so spricht man es «aus»; man spricht fühlend davon, man sagt (aus), was und wie man fühlt, also daß die auf die Gefühle selbst gerichtete Aufmerksamkeit, die geistige Beobachtung, die psychologische Neugierde auch dann nicht zur Entfaltung kommen, und wo immer sie sich einstellen, eigentlich schon eine Störung des natürlichen Fühlens anzeigen. Das gilt aber nicht für ungewöhnliche Fälle. (Da könnte Agathe erinnern, — und holt es wahrscheinlich später nach – der Liebende darf die Liebe nicht verlassen und ähnliches).

Agathe: Ich habe dir nichts von Lindner erzählt, weil es gleichgültig ist. Oder weil ich wußte, daß es einmal ganz gleichgültig sein wird. Du bist stärker als ich; ich bin stärker als er. Es sind Geschehnisse in einem Liliputaner-Reich.

Eventuell dazwischen Ulrich: Du wirst nicht mehr hingehen?

[Agathe:] Kannst du dir nicht vorstellen, daß man aus Kleinmut davonläuft? Kannst du dir nicht vorstellen, daß ich dann stärker (mutiger) zurückkehre?

Ulrich: Gehst du nicht auch hin, weil er nicht bloß so wie ich in Klammern und Nebensätzen von Gott spricht und von der Teilnahme aneinander in Gott?

(Agathe müßte jetzt zum Tagebuch einlenken:) Erkläre mir lieber deine Gedanken, Ich habe den Eindruck: darin ist alles enthalten. Warum haben wir so lange hin und her gesprochen? Nun ist alles in Ordnung. Bloß verstehe ich es nicht ganz. Ich habe mir zum Beispiel immer gedacht, das Wichtigste an einer Ekstase sei, daß man seine Seele aufgibt, seine gewöhnliche Seele. Aber gerät man in eine andere Welt? Oder ist man bloß sehr verliebt? Stirbt man für die Außenwelt ab? Oder ist man bloß ganz begeistert? Genügt es, daß alle Überlegung aufhört? Nein, es ist besser, du erklärst dich mir!

[<]

79

Unterhaltungen mit Schmeißer

[Entwurf]



Daß Graf Leinsdorf die Absicht äußerte, ein Realpolitiker müsse sich sogar der Sozialdemokratie bedienen, um in ihr einen Verbündeten gegen den Fortschritt wie gegen den Nationalismus zu finden, geschah nicht zum erstenmal, denn er hatte Ulrich schon wiederholt gebeten, diese Beziehungen zu pflegen, bei denen er sich in eigener Person aus politischen Gründen vorderhand nicht betreten lassen wollte. Darum hatte er auch selbst den Rat erteilt, anfangs nicht an die führenden, sondern lieber an jüngere Persönlichkeiten heranzutreten, die durch ihre Tatkraft und noch nicht vollendete Verdorbenheit hoffen ließen, daß man durch sie einen patriotisch verjüngenden Einfluß auf die Partei gewinne. Da hatte sich Ulrich bei guter Laune daran erinnert, daß in seinem Haus ein junger Mann wohne, der ihn nicht grüßte, sondern verstockt wegsah, wenn er ihm begegnete, was allerdings selten genug geschah. Das war der Kandidat der Technischen Wissenschaften Schmeißer, und sein Vater war ein Gärtner, der schon auf dem Grundstück gewohnt hatte, als Ulrich dieses übernahm, und der seither als Entgelt für freies Quartier und gelegentliche Zuwendungen den kleinen alten Park teils mit eigener Hand in Ordnung hielt, teils in der Weise, daß er die notwendig werdenden Arbeiten angab und überwachte. Ulrich billigte es, daß ihn der junge Mann, der bei seinem Vater lebte und sein Studiengeld durch Stundengeben und kleine literarische Leistungen erwarb, als einen reichen Müßiggänger ansah, dem man Geringschätzung zu erweisen habe; das Experiment der Untätigkeit, dem er unterworfen war, versetzte ihn manchmal vor sich selbst in diesen Anschein, und es bereitete ihm Vergnügen, seinen Tadler herauszufordern, als er ihn eines Tages ansprach. Es zeigte sich dabei, daß auch der Student, der übrigens, in der Nähe besehn, schon ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt sein mochte, nur auf diesen Augenblick gewartet hatte und daß sich die Spannung solcher Nachbarschaft sofort in heftigen Angriffen entlud, die zwischen einem Bekehrungsversuch und der Darbringung persönlicher Verachtung die Mitte innehielten. Ulrich erzählte von der Parallelaktion und vermeinte es gut zu machen, wenn er seinen Auftrag so lächerlich, wie dieser war, hinstellte, aber zugleich die Vorteile andeutete, die ein entschlossener Mensch daraus zu schöpfen vermöchte. Er erwartete, daß Schmeißer auf die Anzettelung eingehen werde, die sich dann mit Gottes Hilfe etwas seltsam entwickeln mochte; aber dieser junge Mann war kein bürgerlicher Romantiker und Abenteurer, sondern hörte mit kniffligen Lippen zu, bis Ulrich nichts mehr zu sagen wußte. Er hatte eine schmale Brust zwischen Schultern, die breitknochig waren, und trug scharfe Brillengläser. Diese sehr scharfen Brillen waren die Schönheit in dem Gesicht, das eine fahle, fette, schlecht durchblutete Haut hatte, in harten Nächten über Büchern und Pflichtarbeiten notwendig geworden, und geschärft durch Armut, der nicht gleich bei den ersten Anzeichen ein Arzt zur Verfügung gestanden hatte, war die scharfe Brille für Schmeißers einfaches Gefühl zu einem Sinnbild der Selbstbefreiung geworden: wenn er sein finnisches Gesicht mit der gesattelten Nase und den proletarisch spitzen Wangen, von ihr überglänzt, im Spiegel erblickte, erschien es ihm als die vom Geist gekrönte Armut, und besonders oft geschah das, seit er wider Willen Agathe von ferne bewunderte. Seither haßte er auch den athletisch gebauten Ulrich, den er früher wenig beachtet hatte, und dieser las nun seine Verdammung in den Brillengläsern und kam sich plaudernd wie ein spielendes Kind vor zwei Kanonenrohren vor. Als er geendet hatte, antwortete ihm Schmeißer, mit Lippen, die sich vor Wohlgefallen an dem, was sie sagten, kaum von einander trennen konnten: «Die Partei hat solche Abenteuer nicht nötig; wir kommen auf unserem eigenen Weg ans Ziel!»

Da hatte es nun der Bourgeois!

Es war schwer für Ulrich nach dieser Ablehnung noch weitere Worte zu finden, aber er ging den Gegner gerade an und sagte schließlich lachend: «Wenn ich der wäre, für den Sie mich halten, sollten Sie mir Gift in die Wasserleitung tun, oder die Bäume ansägen, unter denen ich lustwandle: warum wollen Sie so etwas nicht in einem Falle tun, wo es vielleicht wirklich am

Platze wäre?»

«Sie haben keine Ahnung, worauf es in der Politik ankommt,» erwiderte Schmeißer «denn Sie sind ein sozial-romantischer Bürger, bestenfalls ein Individualanarchist! Ernsthafte Revolutionäre denken nicht an blutige Revolutionen!»

Seither hatte Ulrich öfter kleine Unterhaltungen mit diesem Revolutionär, der keine Revolution machen wollte; «daß über kurz oder lang die Menschheit in irgend einer Form sozialistisch organisiert sein wird,» sagte er ihm «das habe ich schon als Kavallerieleutnant gewußt; es ist sozusagen die letzte Chance, die ihr Gott gelassen hat. Denn der Zustand, daß Millionen Menschen auf das roheste hinabgedrückt werden, damit tausende mit der Macht, die ihnen daraus erwächst, doch nichts Hohes anzufangen wissen, dieser Zustand ist nicht bloß ungerecht und verbrecherisch, sondern auch dumm, unzweckmäßig und selbstmörderisch!»

Und Schmeißer erwiderte ihm höhnisch: «Aber Sie haben sich immer damit begnügt, das zu wissen. Nicht wahr? Das ist der bürgerliche Intellektuelle! Sie haben einigemal zu mir von einem Bankdirektor gesprochen, mit dem Sie befreundet sind: ich versichere Ihnen, dieser Bankdirektor ist mein Feind, ich bekämpfe ihn, ich weise ihm nach, daß seine Überzeugungen nur Vorwände für seinen Profit sind, aber er hat doch wenigstens Überzeugungen! Er sagt ja, wo ich nein sage! Dagegen Sie? In Ihnen hat sich alles schon aufgelöst, in Ihnen hat sich die bürgerliche Lüge bereits zu zersetzen begonnen!»

Friedlich räumte Ulrich ein: «Es mag sein, daß meine Art zu denken bürgerlicher Herkunft ist; für einen Teil ist das sogar wahrscheinlich. Aber: *Inter faeces et urinam nascimur* – warum nicht auch unsere Meinung? Was beweist das gegen ihre Richtigkeit?!»

Denn wenn Ulrich so sprach, höflichen Geistes, konnte Schmeißer nie an sich halten und zerbarst jedesmal von neuem: «Alles, was Sie sagen, entspringt der sittlichen Verlogenheit der bürgerlichen Gesellschaft!» verkündete er dann oder etwas Ähnliches, denn er haßte nichts so sehr wie die vernunftwidrige Form der Güte, die an der Liebenswürdigkeit ist; ja die Form überhaupt, selbst die der Schönheit, war ihm verdächtig. Niemals nahm er darum auch eine der Einladungen Ulrichs an und ließ sich höchstens mit Tee und Zigaretten bewirten wie in russischen Romanen. Ulrich liebte es, ihn zu reizen, obwohl diese Gespräche völlig sinnlos waren. Er fühlte keine Teilnahme an der Politik. Seit dem Freiheitsjahr Achtundvierzig und der Gründung des Deutschen Reichs, Ereignissen, deren sich nur noch eine Minderheit persönlich erinnerte, erschien wohl der Mehrzahl der Gebildeten Politik eher als ein Atavismus denn als eine Hauptsache. Fast an nichts war zu erkennen, daß sich hinter diesen gewohnheitsmäßig weitergehenden äußeren Vorgängen die geistigen schon auf jene Entstellung vorbereiteten, auf jene Untergangsbereitschaft und aus Überdruß an sich selbst entstehende Selbstmordwilligkeit, die einen Zustand weich machen und wahrscheinlich immer die passive Vorbedingung der Zeitabschnitte gewaltsamer politischer Veränderungen bilden. So war auch Ulrich durch sein ganzes Leben daran gewöhnt worden, von der Politik nicht zu erwarten, daß sie das vollbringe, was geschehen mußte, sondern bestenfalls das, was längst schon hätte geschehen sein sollen. Das Bild, unter dem sie sich ihm darbot, war meistens das einer verbrecherischen Nachlässigkeit. Auch die Soziale Frage, die das ein und alles Schmeißers bildete, erschien ihm nicht als Frage, sondern bloß als eine unterlassene Antwort, aber er konnte ein Hundert anderer solcher «Fragen» anführen, über die im Geist die Akten abgeschlossen waren und die, wie sich sagen ließe, vergeblich auf die manipulative Behandlung im Büro der Expedition warteten. Und wenn er das tat und Schmeißer milde gestimmt war, so sagte dieser: «Lassen Sie bloß erst einmal uns an die Macht kommen!»

Dann aber sagte Ulrich: «Sie sind zu gütig gegen mich, denn es stimmt ja gar nicht, was ich behaupte. Fast alle geistigen Menschen haben dieses Vorurteil, daß die praktischen Fragen, von denen sie nichts verstehen, einfach zu lösen wären, aber bei der Durchführung zeigt sich natürlich, daß sie bloß nicht alles bedacht haben. Andererseits, darin gebe ich Ihnen recht, bedächte der Politiker alles, so käme er nie zum Handeln. Vielleicht hat die Politik darum ebensoviel vom Reichtum der Wirklichkeit wie von Armut des Geistes (oder Mangel an Vorstellungen) –»

Das gab Schmeißer Gelegenheit zu einer frohlockenden Unterbrechung mit den Worten: «Menschen wie Sie kommen nicht zum Handeln, weil sie die Wahrheit nicht wollen! Der bürgerliche sogenannte Geist ist in seiner Gänze nur eine Verzögerung und Ausrede!»

«Warum wollen Menschen wie ich aber nicht?» fragte Ulrich. «Sie könnten doch wollen, Reichtum, zum Beispiel, ist ja nichts, was sie wirklich begehren. Ich kenne zwar kaum einen wohlhabenden Mann, der nicht davon eine kleine Schwäche trüge, mich inbegriffen, aber ich kenne auch keinen, der das Geld um seiner selbst willen liebte, außer Geizhalse, und Geiz ist eine Störung des persönlichen Verhaltens, die es auch in der Liebe gibt, in der Macht und in der Ehre: die krankhafte Natur des Geizes beweist geradezu, daß Geben seliger ist als Nehmen. Glauben Sie übrigens, daß Geben seliger ist denn Nehmen ...?» fragte er.

«Diese Frage können Sie in einem schöngeistigen Salon aufwerfen!» gab Schmeißer zur Antwort.

«Und ich befürchte,» behauptete Ulrich: «alle Ihre Anstrengungen werden zwecklos bleiben, solange Sie nicht wissen, ob Geben oder Nehmen seliger ist oder wie sie sich ergänzen!»

Schmeißer höhnte: «Sie beabsichtigen wohl die Menschheit in Güte zu überreden? Übrigens wird das rechte Verhältnis von Geben und Nehmen im Sozialen Staat eine Selbstverständlichkeit sein!»

«Dann behaupte ich,» ergänzte Ulrich lächelnd seinen Satz «daß Sie eben an etwas anderem scheitern werden, zum Beispiel daran, daß wir imstande sind, jemand Hund zu schimpfen, auch wenn wir unseren Hund mehr lieben als unsere Mitmenschen!?»

Ein Spiegel beruhigte Schmeißer, indem er ihm das Bild eines jungen Mannes zeigte, der eine scharfe Brille unter einer harten Stirn trug. Antwort gab er keine.

[<]

**80**

Für und In

*[Früher Entwurf]*

Cand. ing. Schmeißer lebte in einem Haus mit Agathe. Er unter der Erde, sie oben im Licht – wie er mit grimmiger lyrischer Befriedigung feststellte. Sein Anzug hatte zu schmale Schultern und zu kurze Ärmel, an den Ellbogen und Knien bildete er Bäuche. Sein Körper war unterernährt und überanstrengt, er war niemals gut bewegt worden; zum erstenmal dämmerte Schmeißer etwas auf: er trat abends vor einen kleinen Spiegel, den er mit vieler Mühe so aufstellte, daß er seine ganze Figur sehen konnte, und betrachtete sich nackt. Er war häßlich. Der Traum vom

Sonnenbad, vom Herausschlüpfen aus der kapitalistischen Kleiderhierarchie in eine Welt der natürlichen Schönheit war erschüttert. Agathe aber schwebte wie eine Wolke die Treppen hinab; eine schwere Wolke, aber auch solche sind wolkenleicht. Die kleinen Geräusche des bewegten Kleides zuckten wie winzige Blitze darin. Das Parfüm war ganz anders als das der weiblichen kleinen Leute, mit denen er zu tun hatte, es war überhaupt nichts Hinzugetanes, sondern eine Ausstrahlung.

In einem fürstlichen Park stand eine Fontäne. Schlank bewegt, wiegend im Wind fiel ihr Strahl in ein Marmorbecken. Unendlichkeit des Auges und des Ohrs. Der kleine Proletarierknabe hatte damals die Fingerspitze auf den geglätteten Rand gelegt und war rund um den Kreis gegangen, marmorn gleitend, immer wieder, ohne satt werden zu können, wie Tantalus.

Schmeißer erklärte heftig, seine Liebe sei der Sozialismus. Es war nicht wahr. Seit er denken konnte, lebte er für ihn. Wenn er hungerte oder gedemütigt wurde, wenn er den Mund spülte oder einen abgerissenen Knopf suchte; es war Etappe auf dem Weg einem Ziel zu. Es tat ihm keinen Abbruch, daß er das Erreichen dieses Ziels kaum erleben würde; vielleicht vermochte er auch nicht, es sich genau vorzustellen: aber alles, was er tat, diente einem Zweck und hatte das feste Gleichgewicht einer Bewegung, welche nicht schwankt. Auf der andern Seite der Welt stehend als Professor Lindner, glich er ihm dadurch, daß Gott für diesen ein Ziel war, dem man respektvoll ausweicht, um sich mit den kleinen, aber sicheren Zwischenzielen zu begnügen, welche man dadurch gewinnt, daß man sich so benimmt, wie einer, welcher von den anderen Menschen verlangt, daß sie sich benehmen, wie wenn man den Möglichkeiten zu begegnen sicher ist.

Seit Schmeißer aber Agathe sah, fiel seine Sicherheit der Zerrüttung anheim. Er kämpfte gegen die Empfindungen, welche diese Frau in ihm hervorrief, welche er wegen ihrer großbürgerlichen Herkunft gerne verachtet hätte. Er sagte ihr, daß die Überschätzung der Liebe ein Stigma der kapitalistischen Welt sei. Aber wenn er sich vergaß, nachsann, was diese junge Frau, die, wie er wußte, ihren Mann verlassen hatte, hier tun möge, und ohne es zu merken, von seiner Phantasie an einen fernen Punkt geführt wurde, wo Agathe ihre Arme um die Hüften des cand. ing. Schmeißer schlang, war ihm zumute, wie einem Wesen, das bisher nur in einer Fläche gelebt hat und zum erstenmal das Geheimnis des Raums kennenlernt. Professor Lindner würde gesagt haben, dies sei der gleiche Unterschied, wie wenn man immer *für* Gott gelebt habe, aber plötzlich *in* Gott zu leben anfangt — wenn Professor Lindner solche Gedanken sich gestattet hätte.

[<]

**81**

Warum die Menschen nicht gut, schön und wahrhaftig sind, sondern es lieber sein wollen

[Entwurf]

Diesen jungen Mann hatte Ulrich für den General ausersehen und schlug ihm vor, mit dem General gemeinsam Meingast zu besuchen, denn Schmeißer wußte von diesem Propheten, und wenn es auch ein falscher war, so war es Schmeißer doch nichts Neues, auch die Versammlung von Gegnern zu besuchen; von seinem Freund Stumm aber hatte Ulrich richtig erraten, daß er

ohnehin zuweilen heimlich bei Clarisse Eindrücke sammelte und durch sie auch den Meister kennengelernt hatte, von dem er keinen geringen Eindruck empfing. Als Ulrich seinen Plan Agathe mitteilte, wollte sie jedoch nichts davon wissen.

Ulrich begann zu scherzen. «Ich wette, daß dich dieser Schmeißer heimlich liebt,» behauptete er «und von Lindner ist es ja kein Geheimnis. Beide sind Für-Männer. Und auch Meingast ist ein Für-Mann. Am Ende erobertst du ihn auch.»

Agathe wollte nun natürlich (doch) wissen, was *Für-Männer* seien.

«Lindner ist ein guter Mensch, nicht wahr?» fragte Ulrich.

Agathe bejahte es, obwohl sie diese Überzeugung längst nicht mehr so begeisterte wie zu Anfang.

«Aber er lebt mehr *für* die Religion als *im* religiösen Zustand?»

Das bestritt nun Agathe vollends nicht mehr.

«Eben das ist ein Für-Mann,» erläuterte Ulrich «die ausgebreitete Tätigkeit, die er seinem Glauben angedeihen läßt, ist vielleicht das wichtigste Beispiel, aber eben doch nur eins der Technik, die immer angewendet wird, um Ideale für den Alltagsgebrauch verwendbar und haltbar zu machen.»

So erklärte er ihr ausführlich seinen aus dem Stegreif erfundenen Begriff des Für-und-In-etwas-Lebens.

Das menschliche Leben ist anscheinend gerade so lang, daß man darin, wenn man für etwas lebt, die Laufbahn vom Nachläufer zum Vorgänger zurücklegen kann, und dabei kommt es für die menschliche Zufriedenheit weniger darauf an, wofür man lebt, als daß man überhaupt für etwas zu leben hat: ein Nestor der deutschen Weinbranderzeugung und der Pionier einer neuen Weltanschauung genießen außer ähnlichen Ehren auch noch den gleichen Vorteil, der darin besteht, daß das Leben trotz seinem fürchterlichen Reichtum keine einzige Frage enthält, die nicht einfacher würde, wenn man sie mit einer Weltanschauung, aber auch ebenso, wenn man sie mit der Weinbranderzeugung in Verbindung bringt. Ein solcher Vorteil ist genau das, was man mit einem neueren Wort Rationalisierung nennt, nur werden dabei nicht Handgriffe rationalisiert, sondern Ideen, und wer vermöchte nicht schon heute zu ermessen, was das bedeutet. Noch im geringsten Fall ist dieses Leben «Für etwas» mit dem Besitz eines Notizbuchs zu vergleichen, worin alles eingetragen und Erlebtes ordentlich durchstrichen wird. Wer das nicht tut, lebt unordentlich, wird mit den Dingen nicht fertig, und wird von ihrem Kommen und Gehen geplagt; wer dagegen ein Notizbuch hat, gleicht dem ökonomischen Hausvater, der jeden Nagel, jedes Stück Gummi, jeden Fetzen Stoff aufhebt, weil er weiß, daß ihm solcher Fund eines Tags in der Wirtschaft dienen wird. Ein solches bürgerliches «Für etwas», wie es als Zusammenfassung würdigen Schaffens oft auch als Steckenpferd oder heimliches Pünktchen, das einer beständig im Auge hat, von der Väterzeit überliefert worden, stellte aber damals eigentlich schon etwas Veraltetes dar, denn eine Neigung ins Große, ein Hang zur Entwicklung des Für-etwas-Lebens in mächtigen Verbänden hatte sich bereits an seine Stelle gesetzt.

Dadurch gewann das, was von Ulrich im Scherz begonnen worden war, unter dem Sprechen ernstere Bedeutung. Die Unterscheidung, die er getroffen hatte, verlockte ihn vor unerschöpfliche Aussichten und wurde für ihn in diesem Augenblick zu einer von jenen, an denen die Welt wie ein durchschnittener Apfel am Messer auseinanderfällt und ihr Inneres darbietet. Agathe wandte ihm ein, daß man doch oft auch sage, «einer gehe ganz in etwas auf, oder er lebe und webe

darin», obwohl es sicher sei, daß nach Ulrichs Namengebung solche eifrige Leber und Weber es *für* ihre Sache täten; und Ulrich gab es zu, daß man wohl genauer verführe, etwa zwischen den Begriffen «Sich im Zustand seines Ideals befinden» und «Sich im Zustand des Wirkens für sein Ideal befinden» zu unterscheiden, wobei aber das zweite In entweder ein uneigentliches sei, und in Wahrheit eben ein Für, oder das gemeinte Verhältnis zum Wirken ein ungewöhnliches und ekstatisches sein müßte. Im übrigen habe die Sprache ihre guten Gründe so genau nicht zu verfahren, denn *Für* etwas leben ist der Zustand des weltlichen Daseins. *In* dagegen immer das, wofür man jenes zu leben vorgibt und vermeint, und das Verhältnis dieser beiden Zustände zueinander ist ein äußerst verstocktes. Weiß der Mensch doch im Geheimen von der wunderbaren Tatsache, daß alles, «wofür es sich zu leben lohnt», etwas Unwirkliches, wenn nicht gar Absurdes wäre, sobald man ganz darin eingehen wollte, ohne das man es natürlich zugeben dürfte. Die Liebe stünde nimmermehr von ihrem Lager auf, in der Politik müßte der geringste Beweis von Aufrichtigkeit schon auf die tödliche Vernichtung des Gegners hinauskommen, der Künstler dürfte jeden Verkehr mit unvollkommeneren Wesen als Kunstwerken verschmähen, und die Moral müßte nicht aus perforierten Vorschriften bestehn, sondern in jenen kindlichen Zustand der Liebe zum Guten und des Abscheus vor dem Bösen zurückführen, der alles wörtlich nimmt. Denn wer das Verbrechen wirklich verabscheut, dem wäre die Anstellung ausgebildeter Berufsteufel nicht zu wenig, die Gefangenen wie auf alten Bildern des Höllenfeuers zu martern, und wer die Tugend restlos liebte, der dürfte von nichts als vom Guten essen, bis ihm der Magen in die Kehle stiege. Das Bemerkenswerte ist, daß es ja wirklich zuweilen dahin kommt, daß aber solche Zeiten der Inquisition oder ihres Gegenteils, der menschenvertraulichen Schwärmerei, in schlechtem Gedenken bleiben.

Darum ist es das Lebenerhaltende schlechthin, daß es der Menschheit gelungen ist, anstatt dessen «wofür, es sich wirklich zu leben lohnt», das «Dafür» leben zu erfinden, oder mit anderen Worten, an die Stelle ihres Idealzustands den ihres Idealismus zu setzen. Es ist ein Davor-Leben; anstatt zu leben «strebt» man nun, und ist seither ein Wesen, das mit allen Kräften ebensowohl zur Erfüllung hindrängt, als es auch des Anlangens enthoben ist. «Für etwas leben» ist der Dauerersatz des «In». Alle Wünsche, und nicht nur die der Liebe, sind ja nach der Erfüllung traurig; aber in dem Augenblick, wo sich der Tausch des Wünschens mit der Tätigkeit Für den Wunsch vollzogen hat, wird das auf eine sinnreiche Weise aufgehoben, denn nun tritt das unerschöpfliche System der Mittel und Hindernisse an die Stelle des Ziels. Selbst wer ein Monomane ist, lebt da nicht eintönig, sondern hat beständig Neues zu tun, und gar wer *in* seinem Lebensinhalt überhaupt nicht leben könnte – ein Fall, der heute häufiger ist als man denkt, so ein Professor der Landwirtschafts-Hochschule, von dem der Pflege des Stallmists und der Jauche neue Wege gewiesen werden — lebt Für diesen Inhalt ohne Beschwerden und genießt das Anhören von Musik oder ähnliche Erlebnisse, wenn er ein tüchtiger Mensch ist, immer gleichsam zu Ehren der Stallwirtschaft. Dieses «zu Ehren von etwas» etwas anderes tun, ist übrigens von dem Etwas noch ein wenig weiter entfernt (oft nur noch ein beruhigendes Summen) als das Für, und stellt darum die am meisten angewandte, weil sozusagen billigste Methode dar, im Namen eines Ideals alles das zu tun, was sich mit ihm nicht vereinbaren läßt.

Denn der Vorteil alles Für-und-Zu-Ehren-von besteht nicht zuletzt darin, daß durch den Dienst am Ideal alles wieder ins Leben hineinkommt, was durch das Ideal selbst ausgeschlossen wird. Das klassische Beispiel dafür haben schon die fahrenden Ritter der Minne aufgestellt, die über jeden Gleichen, der ihnen begegnet ist, wie die tollen Hunde hergefallen sind, zu Ehren eines Zustands in ihren Herzen, der so weich und duftig war wie tropfendes Kirchenwachs. Aber auch die Gegenwart läßt an kleinen Eigenheiten keinen Mangel, die damit verwandt sind. So etwa, daß sie Prachtfeste veranstaltet zur Linderung der Not. Oder die große Zahl der strengen Menschen,

die auf der Durchführung öffentlicher Grundsätze bestehen, von denen sie sich ausgenommen wissen. Auch das Scheinzugeständnis, daß der Zweck die Mittel heilige, gehört daher, denn in Wirklichkeit sind es die immer bewegten, abwechslungsreichen Mittel, denen zuliebe gewöhnlich die Zwecke in Kauf genommen werden, die moralisch und reizlos sind. Und mögen solche Beispiele noch spielerisch aussehen, so verstummt dieser Einwand vor der unheimlichen Beobachtung, daß das zivilisierte Leben zweifellos eine Neigung zu den rohesten Ausbrüchen hat, und daß diese nie roher sind, als wenn sie zu Ehren großer und heiliger, ja sogar zarter Gefühle erfolgen! Werden sie da als entschuldigt gefühlt? Oder ist das Verhältnis nicht vielmehr das umgekehrte?

So kommt man auf vielerlei zusammenhängenden Wegen dahin, daß die Menschen nicht gut, schön und wahrhaftig sind, sondern es lieber sein wollen, und ahnt, wie sie unter dem einleuchtenden Vorwand, daß das Ideale seiner Natur nach unerreichbar sei, die schwere Frage verschleiern, warum es so ist. Und ungefähr so sprach auch Ulrich und sparte nicht mit Ausfällen gegen Lindner und den Lindnerschen Gutsinn, die sich daraus von selbst ergaben. Es sei sicher, behauptete er, daß jener zehnmal gewisser vom Einmaleins oder von den Regeln der Sittlichkeit überzeugt sei als von seinem Gott, aber sich, indem er für seine Gottesüberzeugung wirke, dieser Schwierigkeit größtenteils entziehe. Er bringe sich dazu in den Zustand des Glaubens, einer Verfassung, worin das, wovon er überzeugt sein möchte, so geschickt mit dem vermenget ist, wovon er überzeugt sein kann, daß er es selbst nicht mehr zu trennen vermöge ———

Hier bemerkte Agathe, daß alles Wirken fragwürdig sei. Sie erinnerte sich an die paradoxe Behauptung, daß wirklich und im Innersten gut nur solche Menschen bleiben, die nicht viel Gutes täten. Es schien ihr nun erweitert, und so neuerdings bestätigt zu sein, durch die ihr genehme Möglichkeit, daß der Zustand der Tätigkeit grundsätzlich die Verfälschung eines anderen Zustands sei, von dem er ausgehe und dem er zu dienen vorgebe.

Ulrich bejahte es noch einmal. «Auf der einen Seite haben wir nun» wiederholte er zusammenfassend «die Menschen, die *für* und – ohne das Wort genau zu nehmen — *in* etwas leben, die sich beständig regen, die streben, die weben, ackern, säen und ernten, mit einem Wort, die Idealisten, denn all diese heutigen Idealisten leben doch wohl *für* ihre Ideale. Und auf der andern Seite befinden sich jene, die in einer Weise in ihren Göttern leben möchten, für die es noch nicht einmal ein Wort gibt –»

«Was ist dieses In?» forschte Agathe nachdrücklich.

Ulrich zuckte die Achseln, dann machte er ein paar Andeutungen. «Man könnte Für und In mit dem in Beziehung bringen, was man Konvex- und Konkaverleben genannt hat. Vielleicht ist die psychoanalytische Legende, daß die Menschenseele in den zärtlich geschützten intrauterinen Zustand vor der Geburt zurückstrebe, ein Mißverständnis des In, vielleicht auch nicht. Vielleicht ist In die geahnte Herrschaft alles Lebens (aller Moral) von Gott. Vielleicht ist die Erklärung aber auch einfach in der Psychologie zu finden; denn jeder Affekt trägt den Totalitätsanspruch in sich, allein zu herrschen und gleichsam das In zu bilden, worin alles andere getaucht sei. Kein Affekt vermag sich aber lange in der Herrschaft zu halten, ohne sich schon dadurch zu verändern, und so verlangt er geradezu nach widerstrebenden Affekten, sich an ihnen neu zu beleben, was ein ziemliches Spiegelbild unseres unentbehrlichen Für ist – Genug! und gewiß ist das eine, daß alles gesellige Leben aus dem Für entsteht und die Menschheit ein Zweckverband ist, scheinbar für etwas zu leben; sie verteidigt diese Zwecke unerbittlich; was wir heute an politischer Entwicklung sehen, sind alles Versuche, an die Stelle der verlorenen religiösen Gemeinschaft andere Für zu bringen; das Für etwas leben des einzelnen Menschen ist mit der Hausvater- und

Goethezeit zurückgeblieben, die bürgerliche Religion der Zukunft wird sich vielleicht begnügen, die Massen zu einem Glauben zusammenzufassen, wobei der Inhalt des Glaubens völlig wird fehlen können, um desto mächtiger das Gleichgerichtetsein werden wird → (Für = Gleichschaltung) —

Es war zweifellos, daß Ulrich einer Entscheidung (der Frage) auswich, denn was kümmerte Agathe die politische Entwicklung!

[<]

82

Schmeißer und Meingast

*[Aus einem Entwurf]*

Ulrich wollte Meingast noch einmal sehen; dieser Adler, der sich aus Zarathustras Bergen in das Familienleben von Walter und Clarisse gesenkt hatte, machte ihn neugierig. Und einem plötzlichen Einfall folgend lud er Schmeißer ein, mit ihm zu kommen; er dachte wohl durch den Eindruck seiner Freunde Milderungsgründe für sich in seinem Ankläger zu erwirken. Agathe sagte er nichts von dem Ausflug; er wußte, sie würde doch nicht mitkommen.

Als Meingast hinabging, schloß sich ihm Walter an, und es wurde, ohne die Gäste viel zu fragen, beschlossen, daß man gemeinsam zu dem Hügel mit den Kiefern gehe, der mittwegs zwischen dem Haus und der Waldgrenze lag. Als sie dort angelangt waren, zeigte sich Meingast entzückt. Die Kiefernwipfel schwebten auf ihren korallenfarbenen Stämmen als dunkelgrüne Inseln im glühendblauen Meer des Himmels: harte anspruchsvolle Farben schafften sich Platz und Geltung nebeneinander; Vorstellungen, die in Worten so unmöglich sind wie Inseln auf Korallenstämmen, daß man sich sie nicht ohne frohes Lächeln zu denken getraut, waren Augenschein und Wirklichkeit. Meingast wies mit dem Finger hinauf und sprach mit Nietzsche: «Ein Ja, ein Nein; eine gerade Linie: Formel meines Glücks!» Clarisse, die sich auf den Rücken geworfen hatte, verstand ihn aufs Wort und antwortete, mit den Augen im Blau, die Worte zwischen den Zähnen festhaltend, wie eine Person im letzten Akt, wo schon unzusammenhängend gesprochen wird: «(Lichtschauer des Südens!) Heitere Grausamkeit! Das Verhängnis über sich!» Was bedurfte es klebender (geklebter) Sätze, wenn die Natur wie eine tönende Bühne war; sie wußte, daß Meingast sie verstehe! Auch Walter verstand sie. Aber er verstand wie immer nur noch eines mehr. Er sah die weibliche Wachheit seiner Frau in der weiblichen Wachheit der Landschaft liegen; denn rundherum fielen Wiesen zu Tal, in sanften Wogen, und ein kleiner Felsbruch darin war außer der Kieferngruppe das einzig Heroische inmitten gutmütiger Leiblichkeit, die ihn zu Tränen rührte, weil Clarisse nichts davon sah und nichts von sich wußte, sondern sich unbedingt die einzige Stelle hatte wählen müssen, wo die Landschaft in schwierigem Widerspruch zu sich selbst stand. Walter war eifersüchtig auf Meingast; aber er war nicht in gewöhnlicher Weise eifersüchtig, er war ebenso stolz wie Clarisse auf den neuen alten Freund, der doch gewissermaßen als ihr eigener in die Welt entsendeter Bote mit Ruhm beladen zurückkehrte. Ulrich bemerkte, daß Meingast in der kurzen Zeit auf Clarisse mächtigen Einfluß gewonnen hatte, und daß die Eifersucht auf Meingast Walter viel ärger quälte als seinerzeit die auf ihn, denn



Walter fühlte die Überlegenheit Meingasts, und hatte niemals eine Überlegenheit Ulrichs gefühlt außer der körperlichen. Jedenfalls schienen diese drei Menschen tief in ihre Angelegenheit verstrickt zu sein; sie waren schon tagelang in Gesprächen, und ihre Gäste vermochten sie so wenig einzuholen wie Menschen, die in einen Urwald gegangen sind. Meingast schien auf die Verständigung mit dem Neuen auch keinen Wert zu legen, denn er fuhr ohne alle Rücksicht dort zu sprechen fort, wo das Gespräch vor Stunden oder Tagen abgebrochen worden sein mochte.

Die Musik, erklärte er, die Musik sei eine überseelische Erscheinung. Nicht die Kapellmeister- oder Musikautomatenmusik natürlich, die das Theater beherrscht; und auch nicht die Musik der Erotiker, worauf eine blitzschnelle Erläuterung folgte, wie ein solcher Erotiker sei in großem Zickzack von den Anfängen der Kunst bis zur Gegenwart sondern die absolute Musik. «Absolute Musik ist plötzlich, wie ein Regenbogen, von einem Ende zum andern, in der Welt; sie ist strahlend gewölbt, ohne Vorankündigung; eine Welt auf klirrenden Flügeln, eine Welt von Eis, die wie ein Hagelschlag in der anderen schwebt.»

Clarisse und Walter horchten geschmeichelt auf. Clarisse legte überdies die Vorstellungsverbindung Musik-eisig-Hagelschlag beiseite, um sie bei dem nächsten hausmusikalischen Kampf gegen Walter zu gebrauchen.

Meingast erklärte sich ihnen einstweilen, in Eifer geraten, an Beispielen der alten, italienischen noch gesunden Musik. Er piffte es ihnen vor. Er war etwas zur Seite getreten und stand wie ein Pfahlfetisch in den Wiesen, langgliedrig die beschreibende Hand, das Wort wie eine Türkenpredigt. Das war nun längst nicht mehr bloß Kunst oder ästhetischer Meinungs-austausch, sondern Meingast piffte metaphysische Beispiele, absolute Gestalten und Erscheinungen aus Tönen, die nur in der Musik vorkommen und sonst nirgends in der Welt. Er piffte schwebende Kurven oder ungreifbare Bilder, aus Trauer, Zorn, Liebe, Heiterkeit, forderte das Ehepaar auf, zu prüfen, inwieweit es dem gleiche, was man im Leben unter diesem Namen verstehe, und erwartete von Clarisse und Walter, daß sie, ihre eigenen Empfindungen verfolgend, an das Ende einer abbrechenden Brücke gelangen sollten, von wo aus sie erst die absolute melodische Figur in ihrer ganzen Unfaßbarkeit davonschweben sehen würden.

Was auch, wie es schien, geschah, und einen starren Glücksschauer auf die drei verbreitete. «Einmal aufmerksam gemacht, fühlt ihr selbst,» sagte Meingast «daß Musik nicht aus uns allen stammen kann. Sie ist das Bild ihrer selbst und eben darum nicht bloß das Bild eurer Gefühle. Also überhaupt kein Bild. Nichts, das sein Dasein erst durch das Dasein von etwas anderem empfangen würde. Sie ist einfach selbst Dasein, Sein, jede Begründung verachtend.» Und nun schob Meingast die Kunst mit einer Handbewegung weit hinter sich, wo sie das Fragment von etwas Größerem wurde, «denn» sagte er «die Kunst idealisiert nicht, sondern sie realisiert. Man muß, um an das Wesentliche zu kommen, ganz brechen mit der Ansicht, daß Kunst irgendetwas in uns emporhebe, verschönere oder dergleichen. Genau umgekehrt ist es. Nehmt Trauer, Größe, Heiterkeit oder was ihr wollt: es ist nur die hohle, irdische Bezeichnung für Vorgänge, die weit mächtiger sind als der lächerliche Faden, den unser Verstand von ihnen erfaßt, um sie daran herunterzuziehen. In Wahrheit sind alle unsere Empfindungen unausdrückbar. Wir pressen ihnen einen Tropfen aus und meinen, dieser Tropfen seien sie gewesen. Aber sie sind die dahineilende Wolke! Alle unsere Erlebnisse sind mehr, als wir von ihnen erleben. Ich könnte nun einfach das Beispiel der Musik darauf anwenden; alle unsere Erlebnisse waren dann vom Wesen der Musik, wenn nicht ein noch größerer Kreis das umschlösse. Denn —»

Hier trat jedoch eine Störung ein, denn Schmeißer, dessen Lippen sich schon längst trocken begattet hatten, konnte die Geburt eines Einwands nicht länger zurückhalten. Er sagte laut:

«Wenn Sie die Geburt der Moral aus dem Geiste der Musik ableiten, so vergessen Sie, daß alle Gefühle, von denen Sie sprechen mögen, ihren Sinn aus bürgerlichen Gewohnheiten und unter bürgerlichen Voraussetzungen empfangen!»

Meingast drehte sich dem jungen Mann freundlich zu. «Als ich vor zehn Jahren zum erstenmal nach Zürich gekommen bin,» sagte er langsam «hat so etwas noch für revolutionär gegolten. Damals hätten Sie mit Ihrem Zwischenruf bei uns Erfolg gehabt. Ich darf Ihnen mitteilen, daß ich dort im linken Flügel Ihrer Partei, wo er aus aller Herren Ländern zusammengesetzt war, meine erste geistige Ausbildung empfangen habe. Aber es ist uns heute klar, daß die schöpferische Leistung der Sozialdemokratie» – er betonte den Bestandteil Demokratie – «bisher Null geblieben ist, und niemals darüber hinauskommen wird, die Kulturinhalte des Liberalismus neu revolutionär anzustreichen!»

Schmeißer hatte nicht die Absicht, darauf zu antworten. Es genügte, mit einem Ruck der Nackenmuskeln das Haar nach hinten zu werfen und mit streng geschlossenen Lippen zu lächeln. Vielleicht konnte man auch sagen: «Oh bitte, lassen Sie sich durch mich nicht stören!» Er dachte daran, daß ein paar Zeilen im «Schuhmacher», ein paar saftig gespitzte Glossen, jederzeit am rechten Ort sein würden, um wieder einmal vor diesen Bürgerlichen zu warnen, die es nie lange in der Bewegung aushalten. Aber Ulrich rief dazwischen: «Spießen Sie ihm nur kein Marxzitat in den Leib; Herr Meingast würde mit Goethe antworten, und wir kämen heute nicht mehr nach Hause!» Und Schmeißer ließ sich hinreißen, doch etwas zu antworten. Da der Kampfwille fehlte, geriet es zu bescheiden; er sagte einfach: «Die neue Kultur, die der Sozialismus in die Welt gesetzt hat, ist das Solidaritätsgefühl ...» Die Antwort folgte nicht gleich; Meingast schien sich Zeit zu lassen, er erwiderte langsam: «Das ist richtig. Aber es ist herzlich wenig.» Nun riß Schmeißers Geduld: «Die sogenannte Universitätswissenschaft» rief er aus «hat seit langem das Recht verloren, ernst genommen zu werden, als geistiges Zentrum! In Altertümern zu stieren, Abhandlungen über die Gedichte irgendeines Dichterlings zu schmieren, römisches Unrecht zu pauken: das züchtet nur leeren Hochmut. Die wirklichen geistigen Arbeiter bildet längst die zielbewußte Arbeiterbewegung aus, die zielbewußten Klassenkämpfer, die die Barbarei der Ausbeutung beseitigen werden, und die werden dann die Grundlage einer zukünftigen Kultur schaffen!»

Nun war es Walter, der sich empörte; er hatte schon jahrelang nicht so warm für die gegenwärtige Kultur empfunden wie angesichts dieses Zukunftskämpfers. Aber Meingast schnitt mit einer gütigen Bewegung den Gegenangriff ab. «Wir sind gar nicht so weit voneinander entfernt, wie Sie glauben;» antwortete er Schmeißer «auch ich halte wenig von der Universitätswissenschaft, und auch ich glaube, daß ein neues Gemeinschaftsgefühl, eine Abkehr vom Individualismus der letzten Aera, das wichtigste bedeutet, was heute im Werden ist. Aber →» und nun stand Meingast wieder wie ein Pfahlfetisch in den Wiesen, langgliedrig die das Wort mitbeschreibende Hand, und konnte genau dort fortfahren, wo er unterbrochen worden war. Das aber war vor seiner neuen Lehre vom Willen geschehen. Man darf unter Wille natürlich nicht etwa den Vorsatz verstehen, ein bestimmtes Geschäft aufzusuchen, weil dort das Zeichenpapier billiger ist. Oder ein Gedicht zu machen, das arhythmisch sein soll, weil alle anderen Gedichte bisher rhythmisch waren. Auch einen Vordermann niederzutreten, um selbst emporzukommen, zeigt nicht Willen an. Im Gegenteil, das ist bloß Willensschaum, den die vielen Hindernisse verursachen, die dem Willen heute im Wege liegen, ist also gebrochener Wille. Daß man auf so etwas das Wort Wille anwendet, ist ein Zeichen, daß sein wahrer Sinn überhaupt nicht mehr erlebt wird. Meingasts Patent war der ungebrochene kosmische Willensstrom. Er erläuterte seine Erscheinung an großen Männern wie Napoleon. (Vgl. Shaw's Behauptung, daß nur die großen Männer etwas tun, und

die vergeblich.) Der Wille solcher Menschen ist Tätigkeit ohne Unterbrechung, eine Art Verbrennung wie das Atmen, muß unaufhörlich Wärme und Bewegung erzeugen, und für solche Naturen sind Stillstand und Umkehr gleichbedeutend mit Tod. Ebenso kann man das aber auch am Willen der mythischen Urzeiten erläutern; als das Rad erfunden wurde, die Sprache, das Feuer und die Religion: das waren Aufbäumungen, mit denen sich nichts Späteres mehr vergleichen läßt. Höchstens im Homer finden sich vielleicht noch die letzten Spuren dieser großen Willenseinfachheit und zusammengefaßten Schöpfungskraft. Nun faßte Meingast diese zwei verschiedenen Beispiele mit außerordentlicher Kraft zusammen: Es war nicht Zufall, daß sie von einem Staatsmann und von einem Künstler sprachen. «Denn, wenn ihr euch erinnert, was ich euch von der Musik gesagt habe, so ist das ästhetische Phänomen das, was keiner Ergänzung außer seiner selbst bedarf, was schon als Erscheinung alles das ist, was es überhaupt sein kann, also der rein verwirklichte Wille! (Wille gehört nicht zur Moral, sondern zur Ästhetik, den unbegründeten Erscheinungen.) Drei Schlüsse werden daraus zu ziehen sein: Die Welt ist nur als ästhetisches Phänomen zu rechtfertigen; jeder Versuch, sie moralisch zu begründen, ist ja auch bisher mißlungen, und wir werden nun verstehen, warum das so sein mußte. Zweitens: unsere Staatsmänner müssen, wie das schon die Urweisheit Platons verlangt hat, wieder Musik lernen; und Platon hat seine Anregungen dazu in den Weistümern des Orients geschöpft. Drittens: Nur systematisch geübte Grausamkeit bleibt als das Mittel, über das die vom Humanitarismus verblödeten europäischen Völker noch verfügen, um ihre Kraft wiederzufinden!»

Mochte dieses Gespräch auch für Ohr und Verstand manchmal etwas Unverständliches haben, mit Auge und Gefühl verhielt es sich anders; aus einer philosophischen Höhe, wo ohnehin alles eins ist, stürzte es sich herab, und Clarisse fühlte das Sausen. Es begeisterte sie. Alle Gefühle waren in ihr aufgerührt und schwammen, wenn man so sagen darf, noch einmal in Gefühl. Sie hatte sich eine Weile lang unfern von Meingast in die Wiesen gestellt, um besser zu hören und ihre Erregung hinter einem scheinbar in die Weite zerstreuten Blick verbergen zu können. Aber das innere Brennen der Welt, von dem Meingast sprach, eröffnete ihr Gedanken wie Nüsse, aus denen Flammen schlagen. Sonderbare Dinge wurden ihr klar: Sommermittage, fröstelnd vor Lichtfieber; Sternnächte, stumm wie Fische mit Goldschuppen; Erlebnisse ohne Überlegung und Vorbereitung, die manchmal über sie kamen und ohne Antwort, ja eigentlich ohne Inhalt blieben; Spannung, wenn sie Musik machte, gewiß heute noch schlechter als irgendein Konzertspieler, aber so gut sie es vermochte und deutlich mit dem unheimlichen Gefühl, daß sich etwas Titanenhaftes, namenlose Erlebnisse, ein noch namenloser Mensch, größer als es die größte Musik fassen kann, gegen die Grenzen ihrer Finger preßten. Nun verstand sie ihre Kämpfe mit Walter; das waren Augenblicke plötzlich, wie wenn ein Boot über eine unendlich tiefe Stelle weggleitet; den Worten nach vielleicht für niemand anderen zu verstehn. Clarissens Finger- und Armgelenke begannen kaum merklich mitzuspielen; man sah, wie die junge Frau die Weisheit des Propheten in ihren eigenen, leibhaften Willen übersetzte. Die Wirkung, die er auf sie ausübte, war dem Wesen eines Tanzes verwandt, einem tanzenden Wandern. Die Füße lösten sich aus der verarmten und verhärteten Gegenwart; die Seele löste sich aus der Instinktsunsicherheit und Schwäche; die Ferne bäumte sich auf; sie hielt eine Blume mit drei Köpfen in der Hand: Meingast nachfolgen, Nachfolge Christi, Walter erlösen, das waren die drei Köpfe, und waren es nicht, denn Clarisse dachte das nicht wie man zählt oder liest, von links nach rechts, sondern wie einen Regenbogen von einem Ende zum andern, aus dem Regenbogen stieg der Geruch des Schrankes auf, worin sie ihre Reisekleider verwahrte, dann bestand die Blume aus den drei Worten Ich suche, Ichsuche, Ichsucht, Clarisse hatte schon vergessen, woraus die Blume früher bestand, Walter war ein Stengel, selbst Meingast war bloß ein Stengel, Clarisse wuchs aus den Fußsohlen immer höher empor, das vollzog sich schwindelnd schnell, ehe man den Atem

anhalten konnte, und Clarisse warf sich, erschreckt von ihrer Begeisterung für sich selbst, ins Gras nieder. Ulrich, der dort schon lag, hatte ihre Bewegungen mißverstanden und kitzelte sie gedankenlos mit einem Halm. Clarisse funkelte vor Abscheu.

Walter hatte Clarisse beobachtet, aber etwas, worüber er sprechen mußte, zog ihn stärker zu Meingast hin. Das war Homer. Homer schon eine Verfallserscheinung? Nein, der Verfall begann erst mit Voltaire und Lessing! Meingast war wohl der bedeutendste Mensch, dem man heute begegnen konnte, aber was er über Musik sagte, bewies nur, welches Unglück es war, daß Walter sich durch sein Leben zu geschwächt fühlte, seine eigenen Auffassungen in einem Buch niederzulegen. Er konnte Clarisse so gut begreifen; er sah schon längst, wie sie von Meingast gepackt war; sie tat ihm so leid; sie irrte sich, setzte das Fortissimo ihres Enthusiasmus trotz allem doch beim Unwichtigen ein; diese schicksalsschwere Paarung machte seine Gefühle für sie in großen Flammen aufschlagen. Während er auf Meingast zuschritt, Clarisse im Gras hingestreckt, Ulrich zur Seite, der nie das geringste begriff, und lediglich den optischen Schwerpunkt des Bildes durch sein Daliegen etwas gegen sich hin verschob, hatte Walter ganz das Gefühl des Schauspielers, der über die Bühne geht; sie spielten hier ihr Geschick, ihre Geschichte, er fühlte die Sekunde, ehe er zu Meingast sprach, herausgehoben und zu eisigem Schweigen erstarrt, Darsteller und Dichter seiner selbst.

Meingast sah ihn kommen. Vier Schritte weit wie vier zu durchschreitende Weltalter. Er hatte Walters Ohnmacht erst unlängst die einer Demokratie von Gefühlen genannt; er hatte ihm damit den Schlüssel zu seinem Zustand gegeben, aber er hatte keine Lust, diese Auseinandersetzung weiterzuführen, und ehe Walter ihn erreichte, wandte er sich dem streitsüchtigen Fremden zu.

«Sie sind vielleicht Sozialist,» erwiderte ihm Schmeißer «aber Sie sind ein Feind der Demokratie!»

«Nun, Gott sei Dank, daß Sie es bemerken!» Meingast wandte sich ganz ihm zu, und es gelang ihm, Walter und Clarisse zu vergessen: «ich war, wie Sie gehört haben, auch Sozialist. Aber Sie sagen, aus der Arbeiterbewegung werde von selbst eine neue Kultur entstehen; und ich sage Ihnen: auf dem Wege, auf dem sich der Sozialismus bei uns befindet, niemals!»

Schmeißer zuckte die Achseln. «Dadurch, daß man von Kunst, Liebe und dergleichen redet, wird der Sozialismus (die Welt) gewiß nicht auf einen besseren Weg kommen!»

«Wer redet von Kunst?! Sie haben mich, wie es scheint, nicht im geringsten verstanden. Ich bin der gleichen Meinung wie Sie, daß der jetzige Zustand nicht mehr lange dauern wird. Die bürgerlich individualistische Kultur wird zugrundegehn, wie alle Kulturen bisher zugrundegegangen sind. Woran? Ich kann es Ihnen sagen: An der Steigerung aller Quantitäten ohne entsprechende Steigerung der zentralen Qualität. Am Zuvielwerden der Menschen, der Dinge, der Auffassungen, der Bedürfnisse, der Willen. Die festigenden Kräfte, die Durchdrungenheit der Gemeinschaft von ihrer Aufgabe, ihr Wille zum Aufstieg, ihr Gemeinschaftsgefühl, das verbindende Zwischengewebe der öffentlichen und privaten Einrichtungen: alles das wächst nicht im gleichen Tempo, es bleibt weit mehr dem Zufall überlassen und gerät immer weiter in Rückstand. In jeder Kultur kommt der Punkt, wo dieses Mißverhältnis zu arg wird. Von da an ist sie anfällig wie ein geschwächter Organismus, und es bedarf nur des Stoßes zum Zusammenbruch. Die wachsende Kompliziertheit der Verhältnisse und Leidenschaften ist heute kaum noch zu halten →»

Schmeißer schüttelte den Kopf. «Den Stoß werden wir geben, wenn der Zeitpunkt gekommen ist.»

«Gekommen ist! Er wird nie kommen! Die materialistische Geschichtsauffassung erzieht zur Passivität! Es ist der Zeitpunkt vielleicht morgen da. Vielleicht ist er heute schon da?! Sie werden ihn nicht ausnutzen, denn mit der Demokratie richten Sie alles zugrunde! Die Demokratie erzieht weder Denker noch Tatmenschen, sondern Schwätzer. Fragen Sie sich doch, was die kennzeichnenden Schöpfungen der Demokratie sind? Das Parlament und die Zeitung! Welch ein Einfall,» rief Meingast aus «aus der ganzen verachteten bürgerlichen Ideenwelt gerade die lächerlichste Idee, die der Demokratie zu übernehmen!»

Walter war einen Augenblick unschlüssig gestanden und hatte sich dann, da ihn Politik abstieß, zu Clarisse und Ulrich gesellt.

Ulrich sagte: «So eine Theorie funktioniert nur dann, wenn sie falsch ist, aber dann ist sie eine ungeheure Glücksmaschine! Die zwei kommen mir vor wie ein Fahrkartenautomat, der mit einem Schokoladenautomaten streitet.» Aber er fand keinen Anklang.

Schmeißer hatte Meingast lächelnd standgehalten, ohne zu antworten. Er sagte sich, daß es ganz gleichgültig sei, was ein einzelner denke.

Meingast sagte: «Eine neue Ordnung, Gliederung, Kraftzusammenfassung tut not; das ist richtig. Der pseudoheroische Individualismus und Liberalismus hat abgewirtschaftet; das ist richtig. Die Masse kommt; das ist richtig. Aber: ihre Zusammenballung muß groß, hart und zeugungskräftig sein!» Und als er das gesagt hatte, sah er Schmeißer prüfend an, drehte sich um, pflückte ein Büschel Gras und ging schweigend davon.

Ulrich fühlte sich überflüssig und machte sich mit Schmeißer auf den Weg. Schmeißer sprach kein Wort. «Da tragen wir» dachte sich Ulrich «nebeneinander zwei Glasballons auf unseren Hälsen. Beide durchsichtig, andersfarben und schön in sich geschlossen. Um Gotteswillen nicht stolpern, damit sie nicht brechen!»

Walter und Clarisse blieben allein auf ihrer «Bühne» zurück.

[<]

**83**

Warum Ulrich unpolitisch ist

*[Studien]*

Aus «Korrektur zu Band II 2»: Grundthema des II. Bandes 2. Teil? Vielleicht doch die Utopie des «anderen Zustand»,

26. XII. 31: Hauptthema der Ulrich-Agathe-Gespräche ist der «andere Zustand», denn er bildet ja die Handlung. Moral, Überzeugung und so weiter von ihm aus. Da «anderer Zustand» zu individualistisch, gleich die soziale Problematik hinzunehmen.

— An breiten Moralkapiteln mit Ulrich und Agathe hängen wenige Kapitel mit den übrigen Personen, und diese sind lediglich aus der Gesamtgeschichte bestimmt — Es muß also das «Ganze» ein anderes Gesicht bekommen. — Schilderung der auf den Krieg zutreibenden Zeit

muß die Unterlage geben, auf der Ulrich/Agathe spielt, die Problematik des «anderer Zustand»-Kreises muß in stärkere Beziehung zu der Zeit gesetzt werden, damit man sie versteht und nicht bloß für eine Extravaganz hält.

Aus «*Umfassende Aufbaugedanken*» — 1. I 32: Immanente Schilderung der Zeit, die zur Katastrophe geführt hat, muß den eigentlichen Körper der Erzählung bilden, den Zusammenhang, auf den sie sich immer zurückziehen kann, ebenso wie den Gedanken, der bei allem mitzudenken ist. Alle die Probleme wie Suchen nach Ordnung und Überzeugung, Rolle des «anderen Zustand», Situation des Wissen. Menschen und so weiter sind auch Probleme der Zeit und haben abwechselnd als das geschildert zu werden.

Aus «*Studienblatt Soziale Fragestellung*»: Das ist das richtige Gegenproblem zu Ulrichs Liebe und möglichem Leben! — Die Notizen darüber sind bisher zerstreut. Zwang zu Zusammenfassung — Sofort zeigt sich, daß das Kapitel mit Schmeißer und Meingast — erhöhte Bedeutung und eine gewisse Aufgabe erhält.

18. August 33! 34?: In den — General- und so weiter Kapiteln läuft Fülle mit, im Museumskapitel geht es um die Entscheidung. Das heißt es ist einfach Ulrichs Wissen ums Soziale zu dokumentieren. Fast das gesamte Material — ist auf ein paar Grundgedanken zu reduzieren. Das Soziale Erlebnis ist erst in den Wiederanfängen und ist unendlich viel unentwickelter als das individuelle. Daraus folgt letzten Endes die Unmoral, die Verbrechensgesinnung der besseren Einzelnen. Das spricht Ulrich aus. Immer hat ja schon ein Kontrast zum Sozialen, eine ergänzende Problemstellung bei den Geschwistern mitgewirkt. Es gehört außerdem dazu: Gott und antisozial. Seinesgleichen geschieht, als Aspekt für Ulrichs Zeitschilderung. Steuerung durch unzählige harmonisierende Um- und Inweltfaktoren, die zu Krieg führen, wenn ihre Unstimmigkeit einmal bewußt wird. (Die geistige «Erneuerungs»-kraft, die stimmungsmäßigen Wechsel der Geschichte gehn auf unbestimmten Rest in jedem moralischen Erlebnis zurück.) Der Halt für die Gefühle führt zum induktiven Verfahren. Moral — im ganzen mehr ein Problem Ulrich-Agathe — ist sozial nur in der Bedeutung zusammenzufassen: Wir brauchen eine. Und es kann nur eine induktive sein. Ulrich verlangt induktives Verfahren mit Gefühl. — Wobei «Alles ist moralisch, nur die Moral nicht» ungefähr heißt: es ist an der Zeit eine moralische Moral zu bilden, das heißt eine, die selbst den Kriterien genügt, die sie auferlegt. Das ist eine Angelegenheit Ulrichs und gehört wahrscheinlich ins Museumskapitel. (Das hier dazu angegebene Material ist aber nur ein Teil.)

Das übrige läßt sich in einer neuen Auffassung so sehen: das Leben ist eine dauernde Oszillation zwischen Verlangen und Überdruß. Hat man eine Weile etwas getan, so will man sein Gegenteil. (So muß es auch heißen: Gefühle verlangen Dogmatisierung und vertragen keine.) Das gilt von den Trieben, aber auch von den höheren Beschäftigungen. Die Frage ist nun einfach: Gibt es etwas, das man dauernd tun kann? gibt es ein bleibendes Verhalten? Anscheinend kann nur der «andere Zustand» der Periodik von Aufbau und Zerstören Einhalt tun ... (Bemerkenswerterweise ist Aufbau und Zerstören dasselbe, was Agathe Ulrich vorwirft.)

— Die «merkwürdige Erscheinung des Nichtfrischbleibens des Gefühls» wird durch den Hinweis zu erklären versucht, daß alle Vorstellungen verdorren, deren Erlebnis nicht reaktualisiert wird (zum Beispiel Worte). Die Folgerung wäre: Gott als Empirismus. Außerdem wird beschuldigt die Umwandlung des Ahnens, das man erlebt, in einen Glauben, den man nicht erlebt. Daraus schlösse: alle Streitigkeiten kommen vom Glauben. (Ähnlich ist die Konsequenz der vorhin erwähnten Periodik: man dürfe Sehnsucht und Befriedigung nicht voll übernehmen. Sondern à la Möglichkeitssinn. Aber dann, sagt Agathe, besteht doch die Gefahr, daß das Leben nur eine

Tändelei, ein Snobismus, ohne Leidenschaft ist. Ulrich: Ja, diese Gefahr besteht.)

Forderung einer Systematik des Zusammenlebens, einer Psychotechnik der Kollektive als Minimalforderung. Das Zeitalter des Individualismus geht zu Ende als Gegensatz zum Individualismus Ulrichs und Agathes.

«*Studie zum Museumskapitel*»: Letzter Einfall: mit General. General fährt fort, Ulrich zu bereden. Ulrichs Hauptantwort darauf. Etwa:

General: Dieses Zeitalter verlangt nach Tat, weil die Ideologie oder das Verhältnis der Ideologie zu den anderen Mächten versagt.

Ulrich: Die Auffassung des Lebens als Partiallösung. (Was ihn bewegt, sind Utopien.) Gegen das Verlangen des Zeitalters nach Tat. Gegen Überschätzung der Tat und so weiter. Es fehlt heute nicht an Tatmenschen, sondern an Menschentaten. Mann ohne Eigenschaften gegen Tat: Mann, dem keine der vorhandenen Lösungen genügt.

Agathe dagegen modifiziert das übrige: man will Entscheidung, Ja und Nein! (Denke dabei an Tat gegen Intellekt im Nationalsozialismus. An Wunsch der heutigen Jugend, Entscheidung zu finden und so weiter. Entscheidung: ein Synonym für Tat. Ebenso: Überzeugung. Hans Sepp und sein Kreis erhalten von hier Bedeutung.)

Ulrich: (Die Antwort ist bisher) Weltsekretariat der Genauigkeit und Seele. Keiner glaubt es mir! Gegen Glauben: Methodenlehre dessen, was man nicht weiß. Ahnen. (Vielleicht so: Ulrich wiederholt diese Antwort von Zeit zu Zeit, und keiner glaubt sie ihm oder nimmt es auch nur ernst.) Alle menschlichen Kontroversen spielen sich auf dem Gebiet des Glaubens ab. Er ist die gefährliche Mittelform. Moral steht zwischen Ethos und Wissen; ist eine Glaubensform. Darum Abwendung von der Moral. Weil die Menschheit sich nicht auf Ahnen und Wissen verlegt, sondern die meisten Aufgaben in der Form des Glaubens löst, entstehen Streitigkeiten und Krieg.

Agathe dagegen: Glücklich sind nur Menschen, die überzeugt sind.

(Volle Überzeugung ist auch identisch mit Glück — Von dieser Seite ist auch «anderer Zustand» plausibler zu nehmen als durch Theorie. Theorie des «anderen Zustand» vermeiden. Agathe und Ulrich suchen eine Überzeugung. Die Zeit sucht eine. Hinblick auf: im Bolschewismus kommt eine, aber nicht die im letzten Grunde, so daß auch er aufhören wird, Glück zu geben, und nicht definitiv ist.)

General stimmt ihr zu.

Ulrich: Von Wissen zu oberstem Gesetz. Versuch einer natürlichen Moral des induktiven Zusammenarbeitens. Idee des induktiven Zeitalters. Induktion braucht Vor-Annahmen; aber diese dürfen nicht «geglaubt» werden —————

(Die Auffassung des Lebens als Partiallösung und dergleichen als unzeitgemäß. Stammt aus der Vorkriegszeit, wo das Ganze relativ fest auch für den erschien, der nicht daran glaubte. Heute ist die ganze Existenz in Unordnung geschleudert; Erörterungen, Beiträge, Abhandlungen und Abwandlungen frommen nicht — Das Lehrmoment des Buchs ist zu verstärken, eine praktische Formel aufzustellen ———)

Aus «*Studienblatt Soziale Fragestellung*» (*Fortsetzung*) — 26. VIII.: Nach den einleitenden Worten des Kapitels über Schmeißer auf die Aufgabe gestoßen: — Soziale Beschuldigung und Verteidigung Ulrichs beziehungsweise: Warum Ulrich unpolitisch ist. Das ist nun einesteils eine Ergänzung der noch ausständigen Antwort, die Ulrich der Aufforderung Stumms hätte geben

sollen (und die er Agathe gibt), andernteils geht es darüber hinaus ins Problem Politik.

3. IX.: Schon während Schmeißers Unterhaltungen ... zeigt sich der Zusammenhang mit dem Nationenkapitel und weiteren General-Kapiteln, so daß von der Frage, warum sich Ulrich nicht für Politik interessiert, das ganze Politikproblem ausgeht.

Eigentlich reduziert sich Ulrichs Verhältnis zur Politik auf Folgendes: Wie alle Menschen, die sachlich oder persönlich ihre eigene Aufgabe haben, wünschte er von der Politik möglichst nicht gestört zu werden. Daß das, was ihm wichtig sei, durch sie gefördert werden könnte, erwartete er nicht. Daß immerhin auch im bestehenden Zustand schon ein gewisses Maß an Förderung liege, mit anderen Worten daß es auch viel schlechter noch kommen könnte, kam ihm nicht in den Sinn. Ein Politiker galt ihm als ein Spezialist, der sich der gewiß nicht leichten Aufgabe der Interessenvereinigung und Interessenvertretung widmet. Er wäre auch bereit gewesen, sich bis zu einem erträglichen Grad unterzuordnen und Opfer zu übernehmen.

Daß zum Begriff der Politik das Moment der Macht gehört, übersah Ulrich nicht, der sich doch oft die Frage vorgelegt hatte, ob etwas Gutes überhaupt ohne den «stützenden» Antrieb des Bösen zustande kommen könne. Politik ist Befehl. Merkwürdigerweise sein eigener Lehrer Nietzsche: Wille zur Macht! Er hatte es aber ins Geistige sublimiert. Macht steht in Widerspruch zu den Prinzipien (Lebensbedingungen) des Geistes. Hier konkurrieren zwei Machtansprüche. Macht in der Weise der Politik schwand aus seinem Gesichtsfeld, ebenso wie Macht in der Weise des Kriegs. Diese Naivität kommt ihm jetzt zu Bewußtsein. Es mag vorkommen, aber im Grunde ist es rückständig wie eine Knabenprügelei.

Der Marasmus der Demokratie kam dem entgegen. Die stillschweigende Voraussetzung des Parlamentarismus war, daß aus dem Geschwätz der Fortschritt hervorgehe, daß sich eine steigende Annäherung an das Wahre ergebe. Es sah nicht so aus. Die Zeitungen und so weiter. Der grauenvolle Begriff der «Weltanschauungen.» Der Gesinnung. Es gibt heute nur unehrlich erworbene Überzeugungen. Die Politisierung des Geistes dadurch, daß nur das Genehme gilt. Darüber die dünn und mürbe gewordene Fiktion der Kultureinheit. (Repräsentiert durch die Monarchie. Der Demokratie war noch nicht die Haut abgezogen.) Was gut in diesem Leben war, geschah von Einzelnen. Wenn Ulrich von seinem «anderer Zustand»-Abenteuer absieht, das Verhältnis von Macht und Geist wird immer bleiben, aber es kann sublimierte Formen annehmen (Und wird es vielleicht tun, nachdem es eine Reihe kollektiver Versuche durchlaufen hat, die jetzt erst beginnen).

Wenn Ulrich sich das praktisch vorstellte: man müßte mit der Schule beginnen, nein, man weiß nicht womit nicht! Das ist das verlassene — Gefühl des Einzelnen, das ihn zu seinem Experiment und Verbrechen führt.

*Anders:* Ein Geist herrscht, ohne ins letzte durchgebildet zu sein. Dann kommt jemand und zwingt etwas Anderes auf. Mit anderen Worten vielleicht: die Gesamtheit verändert sich durch einen Einzelnen (Produziert ihn, sagen manche). Es erscheint den Menschen als Unsinn, Wahnsinn, Verbrechen. Nach kurzer Zeit passen sie sich dem an. Zuckerbrot-Peitsche, die berüchtigte Charakterlosigkeit und Verächtlichkeit der Menschen, was ist das eigentlich? Und Geist ist immer nur eine Zimmerdekoration, das Zimmer kann man ihm vorschreiben. Darum wird er nie haltbar und wechselt mit der Macht.

*Zusammenhängend damit:* Nietzsche hat es vorausgesagt. Der Geist hat ungefähr die Lebensart einer Frau, er unterwirft sich der Kraft, wird hingelegt, widerstrebend, und findet dann doch sein Vergnügen dabei. Und verschönt, macht Vorwürfe, beredet im einzelnen. Bereitet Vergnügen. Auf welches Bedürfnis stützt er sich da?



«Wenn Europa sich nicht zusammenschließt, so wird die europäische Kultur durch die gelbe Rasse in absehbarer Zeit vernichtet werden ...» und so weiter. Man könnte es auf die Formel bringen: sie richten ihre eigene Kultur lieber selbst zugrunde! Denn es ist komisch, dieses heiße, plötzliche und zweifellos im Augenblick nicht unehrliche Gefühl für die Kultur. – Nebenbei liegt dem natürlich auch die Erfahrung zugrunde, daß abhängige Staaten rücksichtslos behandelt werden. Gerade so wie abhängige Menschen. — Es ist das Gefühl für den eigenen Schlendrian. Der Fortschritt wäre ja gemeinsam und vereinigend. – Sie verteidigen die Kultur, statt sie zu besitzen.

Der Mensch der Kultur ist in der ganzen Welt einsam.

Es gibt nur die beiden Auffassungen: Kultur! Dann ist alles, was geschieht, verkehrt. Oder: Macht! oder ähnliches. Kampf von Tierrassen. Von auserwählten Völkern. Eine unter Umständen große Vision, aber völlig unfundiert, da die Völker kein Ziel haben, außer der Selbstbehauptung.

*Nachtrag (16. II. 36):* Wie kann sich jemand, den das Schwester-Problem beschäftigt, für Politik interessieren?!

Wie wäre zusammenzufassen und zu ergänzen? Pol. gehört zum Problem h – b, Liebe – Gewalt, Path – Ag. u dgl. u. z. zum aktiven, bösen Teil. Kann also nur durch Vernunft melioriert werden. Im Kreislauf des Gefühls gehört es zum Außenteil. Die utopische Antwort weiß Ulrich also. Interessiert ihn die andere nicht? Er haßt die Politik mit ihrem verkehrten Anspruch, daß die Wahrheit eine Degeneration des politischen Anspruchs sei. Es begänne hier Flucht aus der Welt, bewußte «Verbrechens»gesinnung?

Aus «*Studie zum Prophetenkapitel*»: Das Kapitel steht jetzt im Zug von Ulrich-Politik-Tat, das bis Museumskapitel reicht, und im Zug von Kultur, das bis ans Ende reicht. Seine nähere Umgebung ist die Untätigkeitsgruppe. Dazu stehen die aktiven Figuren Schmeißer und Meingast in Kontrast. — Bei «(Wie anders als Ulrich!)» eingefallen: eine Aufgabe dieses Kapitels ist eben die Propheten zu zeigen. Alles ist mehr, als es ist, und ähnliches. — Direkte Anknüpfung Meingast und Schmeißer: Besitz und Bildung versagen. —————

*Randnotiz:* — Schmeißer (eventuell und Rotbart) ist der neue Sekretär des Grafen Leinsdorf, von Ulrich empfohlen. (Rotbart der von Tuzzi empfohlene) — Rotbart und Hans Sepp in eins ziehen? Hans Sepp wäre auch von Ulrich empfohlen. Beide Sekretäre sehr anspruchsvoll und respektlos (wie es der kommenden Entwicklung entspricht.)

[<]

**84**

Agathe bei Lindner

[Entwurf]

In dieser ganzen Zeit setzte Agathe ihre Besuche bei Lindner fort. Das Konto für unvorhergesehene Zeitverluste wurde dadurch übermäßig beansprucht, und allzu oft bedeutete seine Überschreitung einen Abstrich an allen anderen Unternehmungen. Außerdem verlangte das

Mitgefühl mit dieser jungen Frau auch noch viel Zeit, wenn sie nicht da war.

«Ist Ihnen mein Besuch denn peinlich?» hatte sie ihn bei der ersten Wiederholung gefragt.

«Und was sagt Ihr Herr Bruder dazu!?» erwiderte Lindner jedesmal ernst.

«Ich habe ihm noch nichts davon gesagt» teilte Agathe zutraulich mit. «Denn am Ende könnte es auch ihm nicht recht sein. Sie haben mich ängstlich gemacht».

Nun, man darf seine Hand einem Hilfesuchenden nicht verweigern. Aber Agathe verspätete sich jedesmal, wenn sie sich verabredet hatten. Vergeblich war ihr gesagt, daß Unpünktlichkeit das gleiche sei wie Vertragsuntreue oder Gewissensmangel. «Es läßt darauf schließen, daß Sie sich auch sonst in einem schläfrigen Zustand des Willens befinden und sich zufällig auftauchenden Gelegenheiten traumhaft hingeben, statt sich mit gesammelter Energie rechtzeitig loszulösen!» warf ihr Lindner vor.

«Wäre es nur traumhaft!» erwiderte Agathe.

Lindner aber erklärte heftig: «Ein solcher Mangel an Selbstbeherrschung läßt eben jede Unzuverlässigkeit auch befürchten!»

«Wahrscheinlich. Ich fürchte auch» war Agathes Antwort.

«Haben Sie denn keinen Willen?!»

«Nein».

«Sie sind phantastisch und ohne Disziplin!»

«Ja». Und nach einer kleinen Pause fügte sie lächelnd hinzu: «Mein Bruder sagt, ich sei ein Fragmentmensch, das ist hübsch, nicht wahr? auch wenn nicht feststeht, was es bedeutet. Man kann an einen unvollendeten Band unvollendeter Gedichte denken.»

Lindner schwieg unwillig.

«Mein Mann dagegen behauptet jetzt unhöflich, ich sei pathologisch, eine Neuropathin oder dergleichen» fuhr Agathe fort.

Und darauf rief dann doch Lindner höhnisch aus: «Nein, was Sie sagen! Wie gefällt es den heutigen Menschen, wenn sich moralische Aufgaben scheinbar auf medizinische zurückführen lassen! Aber so bequem kann ich es Ihnen nicht machen.»

Den einzigen Erziehungserfolg, den Lindner erreichte, verdankte er dem Grundsatz, daß er fünf Minuten vor dem immer vorher angesetzten und verabredeten Ende eines solchen Besuches unerachtet des verspäteten Beginns und wie sehr ihn auch das Gespräch fesseln mochte, zu verstummen begann und Agathe zu verstehen gab, daß seine Zeit nun anderen Pflichten gehöre. Diese Ungezogenheit begrüßte Agathe nicht nur mit Lächeln, sondern nahm sie dankbar hin. Denn diese wenigstens an einer Seite genau wie von einem Metallrand eingefassten und scharf anschlagenden Minuten des Gesprächs teilten auch dem Rest des Tags etwas von ihrer Bestimmtheit mit. Nach den maßlosen Gesprächen mit Ulrich wirkte das, wie wenn man sich schlank fühlt und mit einem Riemen eng umgürtet.

Als sie es aber einmal Lindner sagte und ihm eine Annehmlichkeit zu erweisen gedachte, versäumte er sofort eine Viertelstunde und war am nächsten Tag sehr ungehalten über sich.

Unter diesen Umständen war er ein strenger Lehrer für Agathe.

Aber Agathe war eine sonderbare Schülerin. Noch immer flößte ihr dieser Mann, der etwas zu

ihren Gunsten wollte, obgleich er neuestens mit sich selbst nicht zustandkam, Vertrauen und sogar Trost ein, wenn sie an dem Fortschritt mit Ulrich verzweifeln wollte. Sie suchte dann Lindner auf, und nicht nur deshalb, weil er aus irgendwelchen äußeren Gründen Ulrichs Gegner war, sondern auch, ja desto mehr, aus dem Anlaß, weil er so deutlich wie unwillkürlich die Eifersucht merken ließ, in die es ihn schon versetzte, wenn bloß Ulrichs Name genannt wurde. Das war offenbar keine persönliche Nebenbuhlerschaft, denn Agathe wußte, daß sich die beiden Männer kaum kannten, sondern eine geistiggattungsmäßige, ähnlich dem, daß Tiergattungen ihre besonderen Feinde haben, die sie schon kennen, wenn sie ihnen zum erstenmal begegnen, und deren geringste Annäherung sie in Aufregung versetzt. Und merkwürdigerweise konnte sie Lindner verstehen; denn etwas, das Eifersucht genannt werden mochte, fand sich auch unter ihren Gefühlen für Ulrich vor, ein Nicht-Schritthaltenkönnen oder kränkendes Müdewerden, vielleicht auch, einfach gesagt, eine weibliche Eifersucht auf seine männliche Gedankenlust, und es machte sie gerne zuhören und mit schaurigem Behagen, wenn Lindner irgendwelche Anschauungen bestritt, die Ulrichs sein konnten, was er immer mit besonderer Vorliebe tat. Sie konnte sich umso gefahrloser darauf einlassen, als sie sich Lindner besser gewachsen fühlte als ihrem Bruder, denn mochte er noch so kriegerisch auftreten, ja mochte er sie sogar einschüchtern, so blieb in ihr doch immer ein heimliches Mißtrauen am Werk und war manchmal von der Art, wie es Frauen gegen die Bestrebungen anderer Frauen empfinden.

Noch immer bekam Agathe Herzklopfen, wenn sie einen Augenblick allein in der Lindnerschen Umgebung saß, so als wäre sie dem Aufsteigen von Dämpfen ausgesetzt, die ihr den Kopf verzauberten. Die Versuchung, das Mißbehagen, das sie empfand, sich behagen zu lassen, die gaukelnde Möglichkeit, daß es geschähe, riefen in ihr immer die Geschichte eines entführten Mädchens hervor, das, unter fremden Menschen erzogen, gleichsam in sich selbst vertauscht und eine fremde Frau wird: es war das eine der Geschichten, die, auf ihre Kindheit zurückreichend und ohne ihr sonderlich wichtig zu sein, manchmal eine Rolle in den Versuchungen ihres Lebens und in deren Entschuldigungen gespielt hatten. Aber Ulrich hatte ihr eine eigene Deutung für diese Geschichten gegeben, aus denen man sonst leicht bloß eine mangelhafte Seelenverfassung herauslesen konnte, und sie glaubte leidenschaftlicher an seine Auslegung als er selbst. Denn Gott hat der Breite und Länge der Zeit nach nicht nur dieses eine Leben geschaffen, das wir gerade führen, es ist in keiner Weise das wahre, es ist einer von seinen vielen hoffentlich planvollen Versuchen, er hat für uns vom Augenblick nicht Verblendete keine Notwendigkeit hineingelegt, und derart von Gott sprechend und die Unvollkommenheit der Welt, das Ziellose, sinnlos Tatsächliche ihres Wandels, die durchschaute Pose ihrer Ordnung als die eigentliche Vision Gottes und die aussichtsreichste Annäherung an ihn darstellend, lehrte sie Ulrich auch die Bedeutung des Reizes, unsicher in sich, schattenhaft planend neben sich ein anderer zu sein, in diesem Sinne verstehen.

So spürte Agathe doch Ulrich in der Nähe, während sie aufmerksam die Wände Lindners betrachtete, die mit Bildern göttlichen Inhalts behangen waren. Es fiel ihr auf, daß sie wohl Raffael, Murillo, Bernini in Stichen an den einzelnen Wänden vorfand, aber schon Tizian nicht und schon gar nichts aus der Gotik; dagegen überwogen in vielen Abbildungen heutige Nachahmungen in jenem Barockstil, der wie eine fette Omelette unendliche Mengen von Zucker in sich aufgesogen hat. Wenn man den Wänden entlang nur diesen Bildern folgte, wirkte die Häufung geblähter Gewänder und emporgehobener, leerer, ovaler Gesichter und süßlich nackter Leiber beängstigend. Agathe sagte: «Es ist soviel Seele darin, daß das Ganze als eine ungeheuerliche Entseelung wirkt. Und sehen Sie doch: die Aufwärtswendung ist derart zur Konvention geworden, daß die ganze, nicht zu unterdrückende menschliche Lebendigkeit sich in die weniger geachteten Einzelheiten geflüchtet und in ihnen versteckt hat. Finden Sie nicht, daß

diese Kleidersäume, Schuhe, Beinstellungen, Arme, Gewandfalten und Wolken von aller sonst zu kurz gekommenen Sexualität überladen sind? Ja, das ist nicht weit von Fetischismus!»

Nun, Agathe sollte dieses Phänomen der Überladung kennen. Dieses sehnsüchtige sich auf einem Balkon in die Leere Hinauslehnen. Oder, es ist eigentlich umgekehrt: ein unendliches Herandrängen. Mit Schrecken konnte man es hier auf der Grenze zwischen krankhafter Schrulle und Erhebung sehn.

Lindner hatte keine Ahnung davon. Aber er war von dem Vorwurf erschreckt und versuchte zunächst, geringschätzig von der Schönheit zu sprechen. Der Künstler müsse sich des Stofflichen und Fleischlichen bedienen und haften daran; daraus folge ein niederer Rang der Kunst. Agathe überschätze sie. Die großen Erlebnisse des Menschen könne die Kunst wohl propagieren, aber nicht zum Erlebnis bringen.

Agathe hielt ihm ärgerlich vor, daß er dann zuviel solcher Bilder besitze. Die Freiheiten, die man nach seinem Ausspruch der niederen Menschlichkeit im Künstler zugestehen müsse, schienen danach doch auch ihm selbst etwas zu bedeuten. «Was?» fragte Agathe.

In die Enge getrieben, sprach Lindner seine Ansicht der Kunst aus. Wahre Kunst ist Beseelung des Stoffes. Sie dürfe das Nackte nur darstellen, wenn die Übermacht der Seele über den Stoff aus der Darstellung spreche.

Agathe wandte ihm ein, daß er sich täusche, denn nicht die Übermacht der Seele, sondern die der Konvention spreche.

Und plötzlich brach er aus: Oder ob sie meine, daß sich der Nacktkultus der Maler und Bildhauer für einen ernsten Menschen rechtfertigen lasse? «Ist denn der nackte Mensch wirklich etwas so Schönes?! Etwas so Unerhörtes?! Sind die Entzückungen der Kunstmenschen nicht einfach lächerlich, auch wenn man von der Anwendung ernster Moralbegriffe (auf sie) noch gar nicht Gebrauch macht?!»

Agathe: «Der nackte Körper ist schön!» Du lieber Himmel, es war eine Lüge, nur dazu bestimmt, ihr Gegenüber zu erzürnen. Agathe hatte niemals auf die Schönheit männlicher Körper geachtet. Frauen betrachten heute den Manneskörper meist nur als ein Gestell zur Anbringung des Kopfes. Männer pflegen von Schönheit etwas mehr zu halten. Aber man sollte einmal alle nackten Leiber, mit denen sie unsere Museen und Ausstellungen gefüllt haben, auf einen Platz bringen, und dann sollte einer aus dem Gewirr weißer Raupen[?] die herausuchen, die wirklich schön sind. Man würde sofort bemerken, daß der nackte Körper gewöhnlich nur nackt ist; nackt wie ein Gesicht, das durch Jahrzehnte einen Bart getragen hat und plötzlich rasiert wird. Aber schön? Daß die Welt stehen bleibt, wenn ein wirklich schöner Mensch erscheint, zeigt Schönheit als ein Geheimnis; weil Schönheit = Liebe und Liebe eben ein Mysterium ist, stimmt es ins Ganze. Ebenso, daß man den Begriff der Schönheit verloren hat (Kunstbetrieb). So sitzt sie da, und Ulrich spricht aus ihr.

Aber Lindner fällt sofort auf die Herausforderung herein.

«So!» rief er aus. «Oh, natürlich, der moderne Leibesкультus erregt die Phantasie einseitig und erhitzt sie mit Ansprüchen, die das Leben nicht erfüllen kann! Sogar die übertriebene Körperpflege, die uns die Amerikaner beschert haben, ist eine große Gefahr!»

«Sie sind ein Gespensterseher» sagte Agathe gleichgültig.

Lindner darauf: «Viele reine Frauen, die ohne Lebensbekenntnis solche Dinge begrüßen und mitmachen, bedenken nicht, daß sie damit Geister beschwören, die vielleicht noch ihr eigenes

Leben und das ihrer Nächsten zerstören können!«

Agathe antwortete scharf: «Soll man etwa nur alle vierzehn Tage baden? Die Nägel abbeißen? Flanell tragen und nach Frostsalbe riechen?!» Es war ein Angriff auf diese Umgebung, zugleich aber fühlte sie sich eingekerkert und lächerlich bestraft damit, daß sie über solche Gemeinplätze streiten mußte.

Ihre Gespräche nahmen oft die Form an, daß Agathe spottete und reizte, damit er sich ereifere und «belle». So erwiderte sie auch jetzt und Lindner nahm den Angriff an.

Eine wirklich männliche Seele werde nicht nur der bildenden Kunst, sondern auch dem ganzen Theaterwesen mit größter Zurückhaltung gegenüberstehen und dabei ruhig den Hohn und Spott derer über sich ergehen lassen, die zu weichlich sind, um sich konsequent jedem Sinnenkitzel zu versagen! behauptete er und bezog gleich auch die Romanliteratur mit der Bemerkung ein, daß auch die meisten Romane unverkennbar die sinnliche Unfreiheit und Überreizung ihrer Autoren atmen und die niederen Seiten des Lesers gerade durch die poetische Illusion anregen, mit der sie alles beschönigen und verhüllen!

Er schien vorauszusetzen, daß Agathe ihn als unkünstlerisch verachte, und war um seine Überlegenheit bestrebt. «Es ist ja ein Dogma,» rief er aus «daß man alles gehört und gesehen haben müsse, um darüber mitreden zu können! Aber wieviel besser wäre es, ließe man andere schwätzen und wäre stolz auf seine Unbildung! Man rede sich nicht ein, daß es zur Bildung gehöre, Schmutz bei elektrischem Lichte zu sehen!»

Agathe blickte ihn lächelnd an, ohne zu antworten. Seine Bemerkungen waren so trostlos unverständlich, daß ihre Augen feucht wurden. Unsicher sah er diesen naß-spöttischen Blick.

«Alle diese Bemerkungen richten sich natürlich nicht gegen die große und wahre Kunst» schränkte Lindner ein.

Da Agathe weiter schwieg, gab er noch einen Schritt nach. «Das ist nicht Prüderie» verteidigte er sich. «Prüderie wäre selbst nur ein Zeichen verdorbener Phantasie. Aber die nackte Schönheit ruft Tragik im inneren Menschen hervor und zugleich geistige Kräfte, die diese zu entsöhnen und zu lösen trachten: verstehen Sie, was ich fühle?» Er blieb vor ihr stehen. Er wurde wieder von ihr festgehalten. Er sah sie an. «Darum muß man das Nackte entweder verhüllen oder so mit der höheren Sehnsucht des Menschen verbinden,» fuhr er fort «daß es nicht knechtend und erregend, sondern beruhigend und befreiend wirkt.» So sei es auch auf den Höhepunkten der Kunst immer versucht worden, in den Gestalten des Parthenonfrieses, in Raffaels verklärten Figuren. Michelangelo verbinde die verklärten Leiber mit der übersinnlichen Welt, Tizian binde die Begehrlichkeit durch einen Ausdruck der Gesichter, der nicht aus der Welt der Naturtriebe stamme.

Agathe stand vor ihm. «Einen Augenblick!» sagte sie. «Sie haben einen Wollfaden im Bart» und sie faßte schnell hinein und schien etwas zu entfernen; Lindner konnte nicht wahrnehmen, ob es Wirkliches oder Vorgetäushtes sei, da er unwillkürlich und mit Zeichen keuschen Erschreckens zurückfuhr, während sie sich gleich wieder setzte. Er ärgerte sich maßlos über seine tölpische Unbeherrschtheit und suchte das durch einen rauhen Ton zu maskieren. Wie ein Sonntagsreiter ritt er weiter auf dem schlecht zu ihm passenden Worte Tragik herum. Er habe gesagt, daß die nackte Schönheit Tragik im inneren Menschen hervorrufe, und ergänzte es nun damit, daß sich diese Tragik in der Kunst wiederhole, deren Kräfte trotz allem nicht zur vollen Spiritualisierung ausreichten. Es war nicht sehr einleuchtend, aber ganz klar kam es darauf hinaus, daß die Seele des Menschen kein Schutz gegen die Sinne sei, sondern deren gewaltiges Echo. Ja, die

Sinnlichkeit erlange ihre Gewalt erst dadurch, daß ihre Vorspiegelungen seine Seele erobern und erfüllen.

«Soll das ein Geständnis sein?» fragte Agathe unverschämt trocken.

«Wieso ein Geständnis?» rief Lindner aus. Und er setzte hinzu: «Welche arrogante Auffassung Sie haben! Welcher Cäsarenwahnsinn! Und überhaupt: was denken Sie von mir?!» Aber er floh, er wich aus dem Felde, er wich wahrhaft räumlich von Agathe zurück.

Nichts errät der Mensch so schnell wie die innere Unsicherheit eines anderen und fällt darüber her, wie die Katze über einen krabbelnden Käfer: es war eigentlich die launische Technik des Mädcheninstituts mit seinen Liebschaften, zwischen bewunderten Großen und verliebten Kleineren, die ewige Grundform des seelischen Hörigkeitsspiels, die Agathe gegen Lindner anwandte, indem sie ebenso verständig und innig auf seine Worte einzugehen schien, als sie ihn kalt überfiel und abschreckte, wenn er sich in dem beiderseitigen Gefühl sicher glaubte.

Aus der Ecke des Raumes orgelte nun seine Stimme, der er künstlich Unerschrockenheit und Tiefe verlieh, und tat so, als ob er sich im Angriff befände, indem er vorschlug: «Lassen Sie uns einmal ohne Schonung darüber reden. Machen Sie sich klar, wie unzulänglich und unbefriedigend der ganze Zeugungsprozeß als bloße Naturscheinung ist. Selbst die Mutterschaft! Ist ihr physiologischer Mechanismus wirklich so unbeschreiblich wunderbar und vollkommen? Wieviel schreckliches Leiden bringt er mit sich, wieviel sinnlosen und unerträglichen Zufall! Wir wollen also die Naturvergötterung ruhig denen überlassen, die nicht wissen, wie das Leben ist, und öffnen unsere Augen für die Wirklichkeit: Der Zeugungsprozeß wird nur dadurch geadelt und über dumpfe Knechtschaft überhoben, daß man ihn durch Treue und Verantwortlichkeit weihet und den geistigen Idealen unterstellt!»

Agathe schien nachdenklich zu schweigen. Dann fragte sie unerbittlich: «Warum sprechen Sie zu mir vom Zeugungsprozeß?»

Lindner mußte tief Luft holen: «Weil ich Ihr Freund bin! Schopenhauer hat uns gezeigt, daß das, was wir für unser persönlichstes Erlebnis halten möchten, die allerunpersönlichste Erregung ist. Ausgenommen von diesem Betrug des Gattungstriebes sind aber die höheren Gefühle, Treue zum Beispiel, reine selbstlose Liebe, Bewunderung und Dienen ...»

«Warum?!» fragte Agathe. «Gewisse Gefühle, die Ihnen passen, sollen einen überirdischen Ursprung haben und andere bloß Natur sein!?»

Lindner zögerte, er kämpfte. «Ich kann nicht wieder heiraten» sagte er leise und heiser. «Das bin ich meinem Sohn Peter schuldig.»

«Aber wer verlangt es denn von Ihnen? Ich verstehe Sie jetzt nicht» versetzte Agathe.

Lindner zuckte zurück: «Ich wollte sagen, auch wenn ich könnte, täte ich es nicht» verteidigte er sich. Er nahm einen neuen Anlauf: «Freundschaft zwischen Mann und Frau erfordert überdies eine Höhe der Gesinnung, die sich damit gar nicht vergleichen läßt. Sie kennen meine Grundsätze, also müssen Sie es auch verstehen, wenn ich Ihnen danach anbiete, daß ich nichts lieber als Ihnen brüderlich dienen, gleichsam im Weibe selbst das Gegengewicht gegen das Weib erwecken, die Maria in der Eva bestärken möchte ...!» Er war nahe einem Schweißausbruch, so anstrengend war es, die strenge Linie seiner Vorsätze zu verfolgen.

«Sie bieten mir also eine Art ewige Freundschaft an» sagte Agathe still. «Das ist schön von Ihnen. Und Sie wissen doch wohl, daß Ihr Geschenk im voraus angenommen war.»

Sie ergriff seine Hand, wie es sich in einem solchen Augenblick gehört, und erschrak ein wenig über dieses hautige Stück fremder Mensch, das in dem Schoß der ihren lag. Auch Lindner vermochte seine Finger nicht zurückzuziehen, denn es schien ihm wohl, daß er es tun solle, doch aber auch, daß er es lassen könnte. Sogar Ulrichs Unentschlossenheit übte manchmal diesen Naturreiz aus, mit ihr zu spielen, aber Agathe verzweifelte auch, wenn sie es sich mit Erfolg tun sah, denn die Macht der Koketterie gehört mit Bestechung, List und Zwang in einen Begriff, und nicht mit der Liebe; und indem sie sich an Ulrich erinnert fühlte, sah sie dem schwanken Menschen, der in sich jetzt wie ein Kork auf- und niedertanzte, mit einer den Tränen nahen, von bösen Einfallen durchzuckten Stimmung zu.

«Ich möchte, daß Sie mir Ihr trotziges und verschlossenes Herz öffnen» sagte Lindner zaghaft, warm und komisch. «Denken Sie nicht als einen Mann an mich. Ihnen hat die Mutter gefehlt!»

«Gut» erwiderte Agathe. «Aber werden Sie es ertragen? Wären Sie bereit, mir auch dann Ihre Freundschaft zu bewahren,» – sie zog ihre Hand zurück – «wenn ich Ihnen sagte, ich hätte gestohlen und ich hätte Blutschande auf dem Gewissen, oder irgendetwas, weswegen man ganz aus der Gemeinschaft der anderen ausgestoßen wird?!»

Lindner zwang sich zu einem Lächeln. «Das ist allerdings stark, was Sie vorbringen, es ist sogar äußerst unweiblich,» tadelte er «einen solchen Scherz zu wagen. Ach, was! wissen Sie, woran Sie mich in solchen Augenblicken erinnern? An ein Kind, das darauf ausgeht, einen Älteren zu ärgern! Aber dazu ist jetzt doch nicht der Augenblick» fügte er gekränkt hinzu, weil er sich in diesem Augenblick daran erinnerte.

Plötzlich hatte aber Agathe ein Etwas in der Stimme, wovon das Gespräch bis auf den Grund durchteilt wurde, als sie sagte: «Sie glauben an Gott, verraten Sie mir: auf weiche Weise gibt er Ihnen Antwort, wenn Sie ihn vor einer schweren Sünde um Rat und Entscheidung bitten?!»

Lindner wies diese Frage mit der ängstlich empörten Strenge zurück, die ein anständiger Schloßbediensteter zur Schau trägt, wenn er nach dem Eheleben der Allerhöchsten Herrschaften befragt wird.

Agathe: Gott in Verbindung mit Verbrechen, und zwar der Augustinische, der Abgrund. Etwa wirklich möglichst augustinish: «Ich sehe keine Möglichkeit, aus eigener Kraft gut zu sein. Ich verstehe nicht, wann ich Gutes, wann Böses tue, nur seine Gnade kann mich emporreißen ...» Setzt wohl voraus, daß sie sich vor nicht langem darüber Sorgen gemacht hat. Bleibt vorderhand offen.

Lindner fühlte wohl etwas von der Leidenschaft ihrer Worte, darum seine Antwort sanft und beichtväterlich: «Ich kenne Ihr Leben nicht, Sie haben mir bloß einige Andeutungen gemacht. Aber ich halte es für möglich, daß Sie ähnlich handeln können, wie es ein schlechter Mensch täte. Sie haben nicht im Kleinen gelernt, das Leben ernst zu nehmen, und werden es vielleicht darum in großen Entscheidungen nicht treffen. Sie sind wohl imstande, aus gar keinem anderen Grund Böses zu tun und sich über alles Maß hinwegzusetzen, weil es Ihnen gleichgültig ist, wie dem anderen zumute ist, das aber nur, weil Sie zwar den Wunsch nach dem Guten fühlen, aber nicht wissen, wieviel Weisheit und Gehorsam dazu gehört.» Nun ergriff er ihre Hand und bat: «Sagen Sie mir die Wahrheit.»

«Die Wahrheit ist ungefähr das, was ich Ihnen bereits gesagt habe» wiederholte Agathe nüchtern und nachdenklich.

«Nein!»

«Ja.» In diesem schlichten Ja war etwas, das Lindner plötzlich die Hand zurückstoßen machte.

Agathe sagte: «Sie wollten mich doch besser machen? Bin ich also wie ein verbogenes Goldstück, das Sie zurückbiegen möchten, so bin ich doch ein Goldstück, oder –? Aber Sie verlieren den Mut. Die Ihnen durch meine Person überbrachte Forderung (Gottes?) kollidiert mit Ihrer konventionellen Einteilung der Handlungen in Licht und Finsternis. Und ich sage Ihnen: Gott mit einer menschlichen Moral zu identifizieren, ist Blasphemie!»

Die Stimme, mit der sie das ausrief, hatte, zumindest für Lindner, Posaunenklang, eigen Erregtes; auch er bekam Agathes wilde jugendliche Schönheit zu spüren und litt doch ohnehin schon, wenn er ihr Vorwürfe machte, jedesmal unter einer unsäglichen Angst und Einflüsterung. Denn seine Grundsätze, wo waren seine Grundsätze? Rings um ihn waren sie, aber weit fort. Und in den leeren Raum, dessen mittelste Leere nun seine Brust war, regte sich etwas, das verächtlich, aber so lebendig war wie ein Korb voll junger Hunde. Er wollte ja diese verstockte junge Frau wohl nur ins Herz treffen, um ihr einen Dienst zu erweisen, aber das Herz, auf das er zielte, sah wie ein Stückchen Blumenfleisch aus. Seit Lindner Witwer war, lebte er als Asket und vermied Prostituierte und leichtsinnige Frauen grundsätzlich, aber um es gerade heraus zu sagen, je mehr er sich um Agathes Rettung ereiferte, desto begründeter wurde seine Angst, sich eines Tags dabei in einem Zustand unerlaubter Erregung erleben zu müssen. Darum zählte er in den Augenblicken des Zornes wie der Liebe innerlich oft rasch bis *SO*. Aber der Erfolg war ein merkwürdiger, je mehr er dadurch seine Erregung von ihrem angemessenen Angriffspunkt vertrieb, desto mehr Erregung sammelte sich in seinem ganzen Leib, und sein Leib schien mitunter innerlich zu leuchten. Und mit einer erschreckenden Deutlichkeit, für die man keine Worte finden kann, wurde er davon an jenes fürchterlich erhebende Erlebnis erinnert, das ihn in seiner Jünglingszeit ein für alle Mal vor der Macht des Gefühls gewarnt hatte. Lindner fühlte sich von bitterer Verachtung für sich gestraft, wenn er bedenken sollte, daß das, was sich damals mit teuflischer Tücke in die Erscheinung Gottes gekleidet hatte, nun in reifen Jahren als gemeine Fleischeslust hervorkam, genau so, wie es die seichte Auffassung der Aufklärer behauptet.

«Gehen Sie doch nicht mit dieser Lüge von mir fort!» bat er.

«Das Testament?» sagte Agathe. «Es ist keine Lüge. Ich habe ein Testament gefälscht.»

Lindner packte sie im plötzlichen Zorn am Arm wie einen Schüler und rief: «Fort!»

«Nein» erwiderte Agathe. «Wir haben in unserem Kampf gegeneinander das geheime Übereinkommen, uns gegenseitig den Teufel hervorzutreiben.»

«Sie sind hochmütig und eitel!» rief Lindner aus. «Aber dahinter verbirgt sich Leid und Enttäuschung und Demütigung!» Und beinahe traf er wieder das Richtige. Aber er traf es eben doch nur beinahe, und Agathe wurde dessen (seiner) plötzlich müde und ließ ihn stehen.

*Nachtrag:* Obwohl das Kapitel eine breite Vorgeschichte in sich enthält, ist die Gipfelung: «Ich liebe meinen Bruder!» Was darauf folgt, bedarf wohl der Erweiterung: etwa ...: Lindner führt alles an, was vom Standpunkt einer sozialen Moral vorzuwerfen ist, und Agathes Antworten drehen sich um den Einwand: Warum kann ich nicht meinen Bruder als Mann lieben, wenn Sie als Mann mir Bruderliebe antragen.

[<]



## Traum

*[Entwurf]*

Das Verhalten ihres Bruders, die Beunruhigung, die der Besuch bei Lindner noch in ihr gesteigert hatte, regten Agathe in einer Stärke auf, die ihr selbst verborgen blieb. Sie wußte nicht, wie es geschehen war, noch wann, plötzlich war ihre Seele aus dem Körper getreten, und sah sich neugierig in der ihr fremden Welt um. Agathe träumte.

Auf dem Bett lag ihr Leib, ohne sich zu bewegen, und atmete. Sie sah ihn an und hatte eine marmorglatte Freude an seinem Anblick. Dann betrachtete sie die Gegenstände, die weiter fort in ihrem Zimmer standen, sie erkannte sie alle, aber es waren doch nicht die Dinge, die sonst ihr gehörten. Denn auch die Gegenstände lagen so außer ihr wie ihr Leib, den sie dazwischen ruhen sah. Das bereitete ihr einen süßen Schmerz!

Warum tat es weh? Wahrscheinlich weil es etwas Todgleiches hatte; sie konnte nicht wirken und sich nicht rühren, und ihre Zunge war wie abgeschnitten, so daß sie auch nichts darüber zu sagen vermochte. Aber sie fühlte eine große Kraft dabei. Worauf nur ihre Sinne fielen, das begriff sie sofort, denn alles war zu sehen und erglänzte, wie Sonne, Mond und Sterne in einem Wasser Widerscheinen. Agathe sagte zu sich: «Ihr habt meinen Körper mit einer Rose verwundet» — und wandte sich dem Bett zu, um zu ihrem Leib zu flüchten.

Da entdeckte sie, daß es der Leib ihres Bruders war. Auch er lag in dem widerscheinenden herrlichen Licht wie in einer Gruft, sie sah ihn nicht genau, aber viel eindringlicher als gewöhnlich und betastete ihn in der Heimlichkeit der Nacht. Damit hob sie ihn empor; er lastete schwer in ihren Armen, doch hatte sie trotzdem die Kraft ihn zu tragen und zu halten, und diese Umarmung war von übernatürlicher Annehmlichkeit. Der Körper ihres Bruders schmiegte sich so liebevoll und gütig an sie, daß sie in ihm ruhte; wie er in ihr; nichts bewegte sich in ihr, auch die schöne Begierde nicht mehr. Und weil sie in dieser Ruhe eines waren und ohne Scheidungen, auch so ohne Scheidungen in sich selbst, daß ihr Verstand wie verloren war und ihr Gedächtnis sich auf nichts besann und ihr Wille kein Tun hatte, stand sie in dieser Ruhe wie vor einem Sonnenaufgang und ging mit ihren irdischen Einzelheiten in ihm unter. Während das mit größter Freude langsam geschah, gewahrte Agathe aber rings um sich eine wilde Menge von Menschen, die sich, wie es schien, in großer Furcht um sie befand. Sie rannten aufgeregt hin und her und gebärdeten sich warnend und unwillig. Das geschah nach der Art des Traums nahe bei ihr und ging ihr doch nicht nahe, aber nur bis der Lärm und Schreck mit einemmal gewaltig in ihre Sinne drang. Da fürchtete sich Agathe und trat schnell wieder in ihren schlafenden Leib zurück; sie wußte aber in keiner Weise, wie sich alles geändert hätte, und unterließ eine Weile das Träumen.

Nach einiger Zeit begann sie es aber doch wohl von neuem. Sie verließ abermals ihr Fleisch; diesmal begegnete sie aber gleich ihrem Bruder. Und wieder lag ihr Leib nackt auf dem Bett, und sie sahen ihn beide an, ja die Haare über dem Schamteil dieses ohnmächtig zurückgelassenen Körpers brannten wie ein kleines goldenes Feuer auf einem Grabmal aus Marmor. Weil es das Du und das Ich zwischen ihnen nicht gab, war dieses Dreisein nicht verwunderlich. Ulrich sah sie so mild und ernst an, wie sie ihn nicht kannte. Sie blickten sich auch gemeinsam in ihrer Umgebung um, und es war ihr Haus, worin sie sich befanden, aber obgleich Agathe alle Gegenstände gut erkannte, hätte sie nicht sagen können, in welchem Zimmer das geschah, und das war wieder eine seltsame Annehmlichkeit, denn es gab nichts Rechts noch Links oder Früher

und Später, sondern wenn sie etwas gemeinsam anblickten, entstand ein Vereintsein wie von Wasser und Wein, das mehr golden oder mehr silbern war, je nachdem dareingeschüttet wurde. Agathe wußte sofort: «Das ist es jetzt, wovon wir so oft gesprochen haben, die Ganze Liebe», und sie paßte genau auf, damit ihr nichts entgehe. Es entging ihr aber doch immer, wie das geschah. Sie sah darauf ihren Bruder an, aber auch er blickte mit einem steifen und verlegenen Lächeln vor sich hin. In diesem Augenblick hörte sie irgendwo eine Stimme sagen, und diese Stimme war so übermäßig schön, daß sie gar nicht irdischen Dingen gleichen mochte: «Wirf alles, was du hast, ins Feuer, bis zu den Schuhen; und wenn du nichts mehr hast, denk nicht einmal ans Leichentuch und wirf dich nackt ins Feuer!» Und während sie dieser Stimme zuhörte und sich erinnerte, daß sie diesen Satz kenne, stieg ein Glanz in ihre Augen und drang aus ihnen hinaus, der die genaue irdische Bestimmtheit auch von Ulrich fortnahm, und sie hatte dabei nicht den Eindruck, daß ihm nun etwas fehle, sondern jedes Glied an ihr empfing davon in der Weise seiner besonderen Lust große Gnade und Seligkeit. Unwillkürlich tat sie einige Schritte auf ihren Bruder zu. Da kam er ihr von der anderen Seite in der gleichen Weise entgegen.

Nun war nur noch ein schmaler Abgrund zwischen ihren Körpern, und Agathe fühlte, es müsse etwas getan werden. An dieser Stelle ihres Traums begann sie auch mit aller Anstrengung wieder nachzudenken. «Wenn er etwas liebt und es empfängt und genießt,» sagte sie sich «so ist er nicht mehr er, sondern seine Liebe ist meine Liebe!» Sie hatte wohl ein Empfinden dafür, daß dieser Satz so, wie sie ihn aussprach, irgendwie verwachsen und verstümmelt wäre, aber sie verstand ihn doch durch und durch, und da nahm er eine alles erklärende Bedeutung an. «Im Traum» erläuterte sie es sich «darf man nicht überlegen, da geschieht alles!» Denn alles, was sie überlegte, glaubte sie geschehen zu sehn oder vielmehr, was geschah und an der Wollust des Stoffes teilhatte, hatte auch an der Wollust des Geistes teil, die als Gedanke in sie drang, wie es tiefer nicht möglich ist. Es schien ihr das eine große Überlegenheit über Ulrich zu geben; denn während dieser nun wieder hilflos dastand, ohne sich zu regen, stieg nicht nur der gleiche Glanz in ihre Augen wie vorhin und füllte sie, sondern sein feuchtes Feuer brach mit einemmal auch aus ihren Brüsten und hüllte alles, was ihr gegenüber war, in ein unbeschreibliches Empfinden. Von diesem Feuer wurde nun ihr Bruder erfaßt und begann darin zu brennen, ohne daß das Feuer weniger oder mehr würde. «Nun siehst du!» dachte Agathe. «Man hat es immer falsch gemacht! Man baut immer eine Brücke aus hartem Stoff und kommt immer nur an einer Stelle zu einander hinüber: man muß aber den Abgrund an allen Stellen überschreiten!» Sie hatte ihren Bruder an den Händen erfaßt und wollte ihn an sich ziehen: da löste sich, während sie zog, aber ohne eigentlich verändert zu werden, der brennende nackte in einen Busch oder eine Wand herrlicher Blumen auf und kam in dieser Gestalt lose näher. In Agathe schwanden alle Absichten und Gedanken; sie lag ohnmächtig vor Wollust auf ihrem Bett, und während die Wand durch sie hindurchschritt, glaubte sie auch, daß sie weiter große Bäche von weichhäutigen Blüten durchwandern müsse, und sie ging, ohne den Zauber vergehen machen zu können. «Ich bin ja verliebt!» dachte sie, wie einer einen Augenblick findet, wo er Luft zu schöpfen vermag, denn sie konnte ihre ungeheure Erregung, die nicht enden wollte, kaum noch ertragen. Sie sah auch ihren Bruder nicht mehr seit der letzten Verwandlung, aber er war nicht verschwunden.

Und damit wachte sie auf, daß sie ihn suchte; aber sie fühlte, daß sie noch einmal zurückwollte, denn das Glück hatte eine solche Steigerung erreicht, daß es immer mehr wurde.

Sie war ganz verwirrt, als sie aus dem Bett stieg: in ihrem Kopf war die beginnende Wachheit und in allen anderen Teilen ihres Körpers noch der nicht beendete Traum, der scheinbar kein Ende haben wollte.

Zu viel Süße oder Die drei Schwestern

*[Entwurf und Studie]*

Seit dem Traum war ein Vorsatz in Agathe, ihren Bruder zu einem tollen Versuch zu verleiten. Er war ihr selbst noch nicht klar.

Ulrich fragte: «Was willst du von mir, meine Kleider, meine Bücher, mein Haus, meine Aussichten auf die Zukunft? Was soll ich dir schenken? Ich möchte dir alles geben, was ich habe.»

Agathe erwiderte: «Schneide dir einen Arm für mich ab oder wenigstens einen Finger!»

Sie hielten sich zu ebener Erde im Besuchszimmer auf, dessen hohe, schmale, oben runde Fenster das junge, weiche Vormittagslicht, vermischt mit Baumschatten in den spiegelnden Fußboden fallen ließen. Blickte man an sich hinunter, so war das ähnlich auszunehmen, als erblickte man unter seinen Füßen den entfärbten Himmel mit Helligkeit und Wolken durch ein bräunliches Glas. Die Geschwister hatten sich so sehr zurückgezogen, daß kaum noch die Gefahr bestand, sie könnten durch einen Besuch gestört werden.

«Du bist zu bescheiden!» fuhr Ulrich fort. «Verlange doch mein Leben! Ich glaube, daß ich es für dich von mir streifen könnte. Aber Finger? Ich muß bekennen: ein Finger, das liegt mir gar nicht!»

Er lachte. Seine Schwester mit ihm; aber ihr Gesicht behielt doch den Ausdruck des Menschen, der einen anderen über etwas scherzen sieht, das ihm selbst ernst ist.

Nun kehrte Ulrich den Spieß um: «Wenn man liebt, schenkt man, man behält nichts für sich, man will nichts allein besitzen: warum willst du Lindner für dich allein besitzen?» fragte er.

«Ich besitze ihn doch überhaupt nicht!» erwiderte Agathe.

«Du besitzt deine heimlichen Gefühle für ihn und deine heimlichen Gedanken über ihn. Deinen Irrtum über ihn!»

«Und warum schneidest du dir denn nicht einen Arm ab?!» fragte Agathe herausfordernd.

«Wir werden ihn abschneiden» gab nun Ulrich zur Antwort. «Aber im Augenblick frage ich mich noch, welches Leben daraus entstehen müßte, wenn ich wirklich alle Selbstigkeit aufgäbe und die anderen ebenso täten? Alle sich selbst mit allen gemeinsam hätten; nicht nur den Eßnapf und das Bett, sondern wirklich sich selbst, so daß jeder den Nächsten liebte wie sich selbst und keiner sich selbst am nächsten wäre.»

Agathe sagte: «Irgendwie müßte das möglich sein.»

«Kannst du dir denken, daß du einen Geliebten mit einer anderen Frau gemeinsam hättest?» fragte Ulrich.

«Ich kann es mir denken,» behauptete Agathe. «Ich kann es mir sogar sehr schön denken! Ich

kann mir bloß die Frau dazu nicht denken.»

Ulrich lachte.

Agathe machte eine abwehrende Bewegung dagegen. «Ich habe eine besondere persönliche Abneigung gegen Frauen» sagte sie.

«Eben! Eben! Und ich liebe Männer nicht!»

Agathe war ein wenig beleidigt durch seinen Spott, weil sie fühlte, daß er nicht unberechtigt war, und sie sagte das nicht mehr, was sie zu sagen vorgehabt hatte.

Ulrich begann in die entstehende Leere hinein, um sie aufzumuntern, etwas zu erzählen, das er, in dem abgelenkten Zustand während des Rasierens, unlängst zusammengeträumt hatte: «Du weißt doch, daß es Zeiten gab, wo vornehme Damen,» sagte er «wenn ihnen ein Sklave gefiel, diesen verschneiden lassen konnten, so daß sie an ihm ihre Lust hatten, aber die Vornehmheit ihrer Nachkommenschaft nicht gefährdeten.»

Agathe wußte es nicht, aber sie zeigte das nicht. Dagegen erinnerte sie sich nun, einmal gelesen zu haben, daß bei irgendwelchen ungesitteten Völkern jede Frau auch alle Brüder ihres Mannes mit heirate und ihnen in allem dienen müsse, und jedesmal wenn sie sich solche sklavische Erniedrigung vorstellte, zog sie ein unwilliger, und doch nicht ganz unwillkommener, Schauder zusammen. Aber auch davon zeigte sie ihrem Bruder nichts.

«Ob so etwas oft vorgekommen ist oder nur als Ausnahme, weiß ich nicht, das spielt auch keine Rolle,» war Ulrich unterdessen fortgefahren «denn ich habe, wie ich jetzt wohl gestehen muß, nur an den Sklaven gedacht. Ich habe, genau gesagt, an den Augenblick gedacht, wo er zum erstenmal das Krankenlager verläßt und der Welt wieder gegenübersteht. Zunächst wird sich natürlich der am Eingang der Ereignisse erstarrte Wille zur Auflehnung und Abwehr wieder regen und auftauen. Aber dann muß das Bewußtsein kommen, daß es zu spät ist. Der Zorn will sich empören, aber da kommen nacheinander hinzu: Erinnerung an erlittenen Schmerz, feiges Erwachen einer Angst, der bloß das Bewußtsein entzogen worden war, schließlich jene Demut, die unwiderruflich gewordene Demütigung bedeutet, und diese Gefühle halten jetzt den Zorn nieder, so wie man den Sklaven selbst niedergehalten hat, während man den Eingriff an ihm vornahm.» Ulrich unterbrach diese sonderbare Darstellung und suchte nach Worten, seine Augenlider waren nachdenklicherwise gesenkt. «Bloß körperlich könnte er sich ja zweifellos noch ermannen,» fuhr er fort «aber eine merkwürdige Beschämung wird ihn daran hindern, es zu tun, denn er muß erkennen, daß es in einer alles umfassenden Weise zwecklos ist, er ist ja kein Mann mehr, er ist in ein mädchenhaftes Dasein erniedrigt, in das Dasein eines Handtuches, eines Taschentuches, einer Tasse, irgendwelcher Wesen, die, nicht ohne Zärtlichkeit, dienen dürfen. Ich möchte den Augenblick kennen, wo er dann, zum erstenmal wieder, vor seine Peinigerin gerufen wird und das, was sie mit ihm vorhat, in ihren Augen liest ...»

Agathe lachte spöttisch auf. «Recht seltsame Gedanken hast du dir gemacht, Ulo! Und wenn ich denke, daß dein Sklave vor seiner Entmannung vielleicht ein Metzger oder fescher Hausdiener gewesen ist ...?»

Ulrich lachte harmlos mit. «Dann fände ich wohl selbst meine Schilderung seiner Seelenerweckung beunruhigend komisch» gab er zu. Er war selbst froh darüber, daß diesem anrühigen Gefühlsbericht ein Ende bereitet wurde. Denn es müßte ihm wohl unversehens verschiedenes in den Kopf gekommen sein, was nicht dahin gehörte: so als ob etwas von den mythologischen ihre Anbeter verzehrenden Göttinnen oder den Siamesischen Zwillingen bis zum Masochismus oder zum Kastrationskomplex mit dem Fingernagel über das zweifelhafte

Tastenwerk der zeitgenössischen Seelenlehre gefahren wäre! Als er zu lachen aufhörte, machte er unvermittelt ein erbittertes Gesicht.

Agathe legte die Hand auf seinen Arm. In ihren grauen Augen zuckten die winzigen Schatten einer verhohlenen Erregung. «Aber warum hast du mir das erzählt?» fragte sie.

«Ich weiß nicht» sagte Ulrich.

«Ich glaube, du hast an mich gedacht» behauptete sie.

«Unsinn!» wehrte Ulrich ab, und nach einer Weile fragte er: «Weißt du, daß heute wieder ein Brief von Hagauer gekommen ist?» und begann scheinbar damit von etwas anderem zu sprechen.

Die Briefe Hagauers, die damals eintrafen, wurden von einem zum anderen bedrohlicher. «Ich verstehe nicht, warum er sich unter diesen Umständen nicht auf die Bahn setzt und herkommt, um eine Aufklärung zu erzwingen» fuhr Ulrich fort.

«Er wird keine Zeit dazu finden» sagte Agathe.

Und so verhielt es sich auch. Hagauer war anfangs einigemal dazu entschlossen gewesen, aber da war jedesmal etwas dazwischen gekommen, und dann hatte er sich etwas an das Alleinsein gewöhnt. Es schien ihm ganz gut zu sein, eine Weile ohne Frau zu leben: der Mann soll nicht allzu glücklich sein oder es allzu bequem haben, – es ist das eine heroische Lebensauffassung. So trat Hagauer seinem Mißgeschick tatkräftig entgegen und hatte die Genugtuung wahrzunehmen, daß nicht nur die Zeit Wunden zu heilen vermag, sondern auch der Zeitmangel. Das hinderte ihn aber natürlich nicht, in der Forderung fortzufahren, daß Agathe zurückkehre, ja er konnte sich dieser Ordnungsfrage mit dem ungestörten Verstande eines Mannes widmen, der die Kinder seines Gefühls zu Bett geschickt hat. Er nahm gründlich noch einmal Einsicht in alle Dokumente, die er wohl geordnet aufbewahrte, und las Abend für Abend alle persönlichen Schreiben seines verstorbenen Schwiegervaters durch, ohne auch nur in einem dieser Schriftstücke eine Andeutung der Überraschung zu finden, mit der man ihm aufgewartet hatte. Und daß ein Mann, den er immer als Vorbild hatte verehren dürfen, im letzten Augenblick seinen Sinn geändert haben könnte oder durch Jahre sein Testament mit Nachlässigkeit nicht veränderten Umständen angepaßt haben sollte, erschien Hagauer desto unwahrscheinlicher, je öfter er die Bändchen gelöst und die Aufschriftzettel entfernt hatte, mit denen er seinen Briefwechsel und andere schriftliche Angelegenheiten in Ordnung hielt. Er vermied es, darüber nachzudenken, wie dann das Ergebnis zustande gekommen sei, das schließlich vorlag, und kam mit sich überein, daß irgendein Irrtum, irgendeine Flüchtigkeit, irgendeine schuldhafte oder schuldlose Fahrlässigkeit, irgendein advokatorischer Kniff dahinterstecken müsse. In dieser Auffassung, die es ihm erlaubte, sein Gemüt noch zu schonen, ohne darüber seine Zeit zu versäumen, begnügte er sich damit, genaue Aufstellungen und Belege zu fordern, und als diese nicht kamen, einen Rechtsanwalt zu Rate zu ziehen, denn er setzte nun als ordnungsliebender Mensch voraus, daß Agathe und Ulrich in ihrem verstockten Bestreben offenbar schon das Gleiche getan haben müßten, und dürfte nicht hinter ihnen zurückbleiben. Nun übernahm der Rechtsanwalt das Briefeschreiben und wiederholte die Forderung der Aufklärung und verband mit ihr die der Rückkehr Agathes, teils weil es Hagauer so wünschte, der das Verhalten seiner Frau auf den Einfluß ihres Bruders schob, teils weil es in dieser unklaren und vielleicht düsteren Angelegenheit gegeben zu sein schien, daß man sich zunächst an den sicheren Tatbestand des «böswilligen Verlassens» halte; das andere sollte der Zukunft und vorsichtiger Auswertung der sich ergebenden Angriffspunkte überlassen bleiben.

Von da an las Ulrich wieder die gegnerischen Briefe und verbrannte sie nicht. So oft er aber

seither seiner Schwester vorhielt, daß es unaufschiebbar werde, sich gleichfalls rechtskämpferisch auszurüsten, hatte sie nichts davon wissen wollen, ja sie mochte nicht einmal seine Berichte anhören, und er hatte schließlich den ersten Schritt sogar ohne sie tun müssen, zuletzt bis sein eigener Rechtsanwalt darauf bestand, daß er Agathe selbst hören und seine Vollmachten von ihr empfangen müsse. Das war es, was ihr Ulrich jetzt mitteilte, alles auf einmal und hinzufügend, daß es ein recht unangenehmer juristischer Brief sei, was er zunächst schonend bloß ein «Schreiben Hagauers» genannt hätte. «Es ist wahrscheinlich sogar unvermeidlich und unversehens höchste Zeit geworden, daß wir unserem Anwalt mit aller Vorsicht und Zurückhaltung etwas von der gefährlichen Geschichte des Testaments anvertrauen» vollendete er.

Agathe sah ihn lange und unentschlossen mit einem von innen geblendeten Blick an, ehe sie ihm darauf leise die Worte: «Das habe ich nicht gewollt ...!» zur Antwort gab.

Ulrich führte mit den Armen eine entschuldigende Bewegung aus und lächelte. Es ließ sich im Feuer der Güte leben auch ohne Brandstiftung, und der verbrecherische Kunstgriff, den sie am Vermächtnis ihres Vaters vorgenommen hatte, war längst überflüssig geworden: aber er war eben geschehn und ließ sich nicht ändern, ohne daß man sich eine Blöße gab. Ulrich verstand die Verbindung von Abwehr und Verzagtheit in der Antwort seiner Schwester. Agathe war indessen aufgestanden und hatte sich zwischen den Gegenständen des Zimmers hin und her bewegt ohne zu sprechen; jetzt ließ sie sich auf einem entfernteren Platz nieder und sah ihren Bruder noch immer schweigend an. Ulrich wußte, daß sie ihn in das Schweigen zurückziehen wollte, das wie eine Ruhematte aus kleinen Flammenspitzen war, und ein süßes Martertum forderte sein Herz zurück.

Ähnlich wie in der Musik oder im Gedicht, an einem Krankenlager oder in einer Kirche war der Kreis dessen, was ausgesprochen werden konnte, eigenartig eingeengt, und es hatte sich in ihrem Verkehr deutlich ein Unterschied zwischen Gesprächen herausgebildet, die statthaft waren, und solchen, die man nicht führen konnte. Es geschah aber nicht durch Feierlichkeit oder sonst eine gehobene Erwartung, sondern hatte seinen Ursprung scheinbar außerhalb des Persönlichen. Sie zögerten beide. Was sollte das nächste Wort sein, was sollten sie tun? Die Unsicherheit glich nun einem Netz, worin sich alle unausgesprochenen Worte gefangen hatten: das Geflecht bog sich wohl auseinander, aber sie vermochten nicht hindurchzubrechen, und in diesem Wortmangel schienen Blicke und Bewegungen weiter zu reichen als sonst, und die Umrisse, Farben und Flächen ein unaufhaltsames Gewicht zu haben: eine geheime Hemmung, die sonst in der Anordnung der Welt liegt und der Tiefe der Sinne Grenzen setzt, war schwächer geworden oder setzte zeitweilig aus. Und unabwendbar kam dann der Augenblick, wo das Haus, darin sie sich befanden, einem Schiff glich, das auf eine unendliche, nur dieses Schiff widerspiegelnde Einöde hinausgleitet: die Geräusche der Ufer werden immer schwächer, und schließlich erstirbt alle Bewegung; die Gegenstände werden dann ganz stumm und verlieren die unhörbare Stimme, mit der sie den Menschen ansprechen; die Worte fallen, ehe sie noch gedacht sind, wie kranke Vögel aus der Luft und ersterben; das Leben hat nicht einmal mehr die Kraft, die kleinen, flinken Entschlüsse hervorzubringen, die so wichtig wie unbedeutend sind: aufzustehen, einen Hut zu nehmen, eine Tür zu öffnen oder etwas zu sagen. Zwischen dem Haus und der Straße lag dann plötzlich ein Nichts, durch das weder Agathe noch Ulrich hindurch konnten, aber im Zimmer war der Raum zu einem höchsten Glanz geschliffen, der geschärft und gebrechlich wie alles Höchstvollendete war, wenn ihn das Auge auch nicht unmittelbar wahrnahm. Das war die Angst der Liebenden, die auf der Höhe des Gefühls nicht mehr wußten, welche Richtung aufwärts und welche abwärts führt. Sahen sie jetzt einander an, so konnte sich das Auge in süßer Qual nicht

von dem Anblick zurückziehen, den es sah, und versank wie in einer Blumenwand, ohne auf Grund zu stoßen. «Was mögen jetzt die Uhren machen?» fiel Agathe mit einemmal ein und erinnerte sie an den kleinen, idiotischen Sekundenzeiger von Ulrichs Uhr mit seinem genauen Vorrücken den engen Kreis entlang; die Uhr stak in der Tasche unter dem letzten Rippenbogen, als wäre dort die letzte Rettungsstelle der Vernunft, und Agathe sehnte sich danach, sie hervorzuziehen. Ihr Blick löste sich von dem ihres Bruders: wie schmerzhaft war dieser Rückzug! Sie fühlten beide, daß es hart ans Komische streifte, dieses gemeinsame Schweigen unter dem Druck eines schweren Berges von Seligkeit oder Ohnmacht.

Und plötzlich sagte Ulrich, ohne daß er sich vorher überlegt hätte, gerade das zu sagen: «Die Wolke des Polonius, die bald als Schiff, bald als Kamel erscheint, ist nicht die Schwäche eines nachgiebigen Höflings, sondern bezeichnet ganz und gar die Art, in der uns Gott geschaffen hat!»

Agathe konnte nicht wissen, was er meine; aber weiß man es immer bei einem Gedicht? Wenn es gefällt, öffnet es die Lippen und macht lächeln, und Agathe lächelte. Sie war schön mit den geschwungenen Lippen, aber Ulrich hatte dabei Zeit, und nach und nach besann er sich auf das, was er gedacht hatte, ehe er das Schweigen brach. Natürlich hatte er viel gedacht. Er hatte sich zum Beispiel vorgestellt, Agathe trage eine Brille. Damals galt eine Frau mit einer Brille noch als komisch und sah wirklich zum Lachen oder auch bedauerlich aus; aber es bereitete sich auch schon die Zeit vor, wo sie damit, wie noch heute, unternehmungslustig, ja geradezu jung aussah. Dem liegen die fest erworbenen Gewohnheiten des Bewußtseins zugrunde, die wechseln, aber in irgendeiner Verbindung immer da sind und die Schablone bilden, durch die alle Wahrnehmungen hindurchgehen, ehe sie zu Bewußtsein kommen, so daß in gewissem Sinne immer das Ganze, das man zu erleben glaubt, die Ursache von dem ist, was man erlebt. Und selten macht man sich eine Vorstellung davon, wie weit das reicht und daß es von schön und häßlich, von gut und böse, wo es noch natürlich zu sein scheint, daß des einen Morgenwolke des anderen Kamel sei, über bitter und süß oder duftig und übelriechend, die schon etwas Sachliches haben, bis zu den Sachen selbst reicht, mit ihren genau und unpersönlich zugewiesenen Eigenschaften, deren Wahrnehmungen scheinbar ganz unabhängig von geistigen Vorurteilen ist und es in Wahrheit nur zum großen Teil ist. In Wahrheit ist das Verhältnis der Außen- zur Innenwelt nicht das eines Stempels, der in einen empfangenden Stoff sein Bild prägt, sondern das eines Prägestocks, der sich dabei deformiert, so daß sich seine Zeichnung, ohne daß ihr Zusammenhang zerrisse, zu merkwürdig verschiedenen Bildern verändern kann. Also daß auch Ulrich, wenn er zu denken vermochte, daß er Agathe mit einer Brille vor sich sehe, ebenso denken konnte, daß sie Lindner oder Hagauer liebe, daß sie seine «Schwester» sei oder «das zwillingshaft halb mit ihm vereinte Wesen», und keinmal war es eine andere Agathe, die vor ihm saß, sondern ein anderes Dasitzen, eine andere sie umschließende Welt, so wie eine durchsichtige Kugel, die in ein unbeschreibliches Licht taucht. Und es schien ihnen beiden, daß der tiefste Sinn des Halts, den sie aneinander suchten und den überhaupt ein Mensch am anderen sucht, darin liege. Sie glichen ja zwei Menschen, die Hand in Hand aus dem Kreis, der sie fest umschlossen hat, herausgetreten sind, ohne schon in einem anderen Kreis zu Hause zu sein. Darin lag etwas, das sich den gewöhnlichen Begriffen des Zusammenlebens nicht unterordnen ließ...

Sie hatten sich vorgenommen, so zu leben wie Geschwister, wenn man dieses Wort nicht im Sinne einer standesamtlichen Urkunde, sondern in dem eines Gedichts nimmt; sie waren nicht Bruder und Schwester, noch Mann und Frau, ihre Wünsche waren wie weißer Nebel, in dem ein Feuer brennt. Aber das genügte, um ihrer Erscheinung für einander zuweilen den Halt an der Welt zu nehmen. Die Folge war, daß die Erscheinung dann sinnlos stark wurde. Solche Augenblicke enthielten eine Zärtlichkeit ohne Ziel und Schranken. Auch ohne Namen und Hilfe.

Jemandem etwas zuliebe tun, enthält im Tun tausend Verknüpfungen mit der Welt, jemandem eine Freude machen, enthält im Machen alle Überlegungen, die uns mit anderen Menschen verbinden. Eine Leidenschaft dagegen ist ein Gefühl, das sich selbst, frei von allen Vermengungen, nicht genug tun kann. Sie ist zugleich das Gefühl einer Ohnmacht in der Person und das einer von ihr ausgehenden Bewegung, welche die ganze Welt ergreift.

Und es soll nicht geleugnet werden, daß Agathe in Gesellschaft ihres Bruders die bittere Süße einer Leidenschaft schmeckte. Man verwechselt heute oft Leidenschaft und Laster. Zigarettenrauchen, Kokain und das lebhaft geschätzte wiederkehrende Bedürfnis coeundi sind weiß Gott keine Leidenschaften. Agathe wußte das; sie kannte den Leidenschaftersatz und sie erkannte die Leidenschaft im ersten Augenblick daran, daß nicht nur das Ich brennt, sondern auch die Welt; es ist wie wenn alle Dinge hinter der Luft stünden, die über der Spitze einer Flamme ist. Sie hätte dem Schöpfer auf den Knien danken mögen dafür, daß sie es wieder erlebte, obgleich es ebenso sehr das Gefühl einer Zerstörung wie das eines Glücks ist.

Ulrich rang oft nach einem Wort, nach einem Scherz; es wäre einerlei, wovon man spräche, es müßte nur etwas Gleichgültiges und Wirkliches sein, das im Leben häuslich und heimatberechtigt ist. Das die Seelen in einen Zusammenhang der Wirklichkeit zurückversetzt. Man kann ebenso gut gleich vom Rechtsanwalt sprechen, wie von irgendeiner klugen Beobachtung. Nur ein Verrat am Augenblick müßte es sein; das Wort fällt dann in die Stille, und im nächsten Augenblick blinken rings herum andere Wortleichen auf, wie die toten Fische massenhaft emporsteigen, wenn man Gift ins Wasser wirft!

Wenn Ulrich sich wehrte: «Aber wir haben doch eine Aufgabe und Tätigkeit in der Welt!» so antwortete Agathe: «Ich keine, und du bildest dir deine gewiß auch nur ein. Wir wissen ungefähr, was wir zu tun haben: beisammen zu sein! Was ist schon das, was in der Welt vorwärts gebracht wird?!»

Ulrich pflichtete ihr nicht bei und versuchte, sie ironisch von der Unmöglichkeit dessen zu überzeugen, das ihn in Fesseln hielt. «Es gibt nur eine Erklärung für das Nichtstun, die einigermaßen befriedigt: in Gott ruhen und in Gott eingehen. Man kann statt Gott auch ein anderes Wort gebrauchen: das Ureine, das Sein, das Unbedingte ... es gibt einige Dutzend Worte, alle ohnmächtig. Sie setzen alle dem Erschrecken vor dem süßen Aufhören der Menschlichkeit die Versicherung entgegen: du bist an den Saum von etwas geraten, das mehr als Menschlichkeit ist. Philosophische Vorurteile besorgen dann das Übrige.» Agathe erwiderte: «Ich verstehe nichts von Philosophie. Aber hören wir doch einfach auf zu essen! Versuchen wir, was daraus wird?» Ulrich bemerkte, daß in der hellen Kinderei dieses Vorschlags ein feiner schwarzer Strich war.

«Was soll daraus werden!?» Er beantwortete ausführlich: «Erst Hunger, dann Ermattung, dann wieder Hunger, rasende Freßphantasien und schließlich eben entweder essen oder sterben!»

«Das kann man nicht wissen, wenn man es nicht versucht hat!»

«Aber Agathe, das ist doch tausendfach versucht und erprobt worden!»

«Von Professoren! oder von verkrachten Spekulanten. Weißt du, sterben muß gar nicht so sein wie man sagt. Ich bin schon einmal beinahe gestorben: das war anders.»

Ulrich zuckte die Achseln. Er hatte keine Ahnung davon, wie nahe beisammen in Agathe die beiden Gefühle waren, mit einem Aufschwung über alle verlorenen Jahre hinwegzusetzen oder, wenn es wieder mißlang, aufhören zu wollen. Sie hatte nie wie Ulrich das Bedürfnis gekannt, die Welt besser zu machen, als sie ist; sie lag gern irgendwo, während Ulrich immer auf den Beinen war: diesen Unterschied hatte es zwischen ihnen schon als Kindern gegeben, und es blieb ein



Unterschied bis zum Tod. Ulrich fürchtete ihn weniger als daß er ihn wie eine Schande betrachtete, die als letzter Preis auf alles Streben gesetzt ist. Agathe hatte sich immer vor dem Tod gefürchtet, wenn sie sich ihn, wie das jeder junge und gesunde Mensch tut, in der unerträglichen und unverständlichen Form vorstellte: jetzt bist du noch, aber irgendwann bist du nicht mehr! Aber zugleich hatte sie schon in früher Jugend jenes allmähliche Loslösen kennen gelernt, das sich in die kleinste Zeitspanne einzuschieben vermag, jenes trotz aller Langsamkeit rasend schnelle Abgewendetwerden vom Leben, und seiner müde Werden, und seiner gleichgültig Werden und zutraulich in das kommende Nichts Hineinstreben, das sich einstellt, wenn der Körper durch eine Krankheit schwer verletzt wird, ohne daß sich die Sinne trüben. Sie hatte Vertrauen in den Tod. Vielleicht ist er nicht so schlimm, dachte sie. Es ist schließlich doch immer etwas Natürliches und Angenehmes aufzuhören; bei allem, was man tut. Die Verwesung aber, und was es da sonst noch Gräßliches gibt; du lieber Himmel, ist man es nicht gewohnt, daß mit einem allerhand geschieht, während man gar nichts damit zu tun hat?! «Weißt du, Ulrich,» schloß sie das Gespräch ab «du bist so: wenn man dir Blätter und Äste gibt, du nähst sie immer wieder zu einem Baum zusammen; ich aber möchte einmal versuchen, was daraus wird, wenn wir zum Beispiel die Blätter an uns festnähen?»

Und doch fühlte auch Ulrich: sie hatten nichts anderes zu tun, als beisammen zu sein. Wenn Agathe durch die Zimmer rief: «Laß das Licht noch brennen!» ein Ruf, schnell, ehe Ulrich im Hinausgehen das Zimmer verfinsterte, in das Agathe noch einmal zurückkehren wollte, so dachte Ulrich: «eine Bitte, eilig, was weiter? Ach, was weiter? Nicht weniger, wie wenn Buddha einer Elektrischen nachlaufen würde, um noch mitzukommen! Eine unmögliche Gangart. Ein Zusammenbruch des Wahnwitzes. Aber trotzdem, wie schön war Agathes Stimme! Welches Vertrauen lag in der kurzen Bitte, welches Glück, daß ein Mensch dem anderen so etwas zurufen darf, ohne mißverstanden zu werden. Gewiß war solch ein Augenblick wie ein Stück irdischen Fadens mitten zwischen geheimnisvollen Blumen, aber er war zugleich rührend wie ein Wollfaden, den man einer Geliebten um den Hals legt, wenn man nichts anderes ihr mitzugeben hat. Und wenn sie dann auf die Straße traten und, nebeneinander gehend, nicht viel von einander sehen konnten, nur die zarte Kraft ungewollter Berührung fühlten, so gehörten sie wie ein Ding zusammen, das in einem weiten Raum steht. Es liegt in der Natur solcher Erlebnisse, daß sie zum Erzählen hin drängen. Sie enthalten in der geringsten Menge von Geschehen ein Äußerstes an inneren Vorgängen, das sich Bahn ins Freie schaffen muß. ————— Es läßt sich mit dem merkwürdigen Vorgang vergleichen, durch den man in der Jugend geistige Einflüsse aufnimmt; man nimmt da auch nicht jede beliebige Wahrheit in sich auf, sondern eigentlich nur solche, die aus dem eigenen Innern etwas entgegenkommt, die also in einem gewissen Sinn nur erweckt wird, so daß man sie in dem Augenblick schon kennt, wo man sie kennen lernt. Es gibt in dieser Zeit Wahrheiten, die für uns bestimmt sind, und solche, die es nicht sind; Erkenntnisse sind heute wahr und morgen falsch, Gedanken leuchten auf oder verlöschen, – nicht weil wir unsere Meinung ändern, sondern weil wir mit unseren Gedanken noch durch unser ganzes Leben zusammenhängen und, von den gleichen unsichtbaren Quellen gespeist, uns mit ihnen heben und senken. Sie sind wahr, wenn wir uns in dem Augenblick, wo wir denken, steigen fühlen, und sie sind falsch, wenn wir uns fallen fühlen. Es gibt etwas Unausdrückbares in uns und der Welt, das dabei gemehrt oder gemindert wird. In späteren Jahren ändert sich das; die Gefühlslagerung wird unveränderlicher, und der Verstand wird zu jenem außerordentlich beweglichen, festen, unzerbrechlichen Werkzeug, als das wir ihn kennen, wenn wir uns von keinerlei Gefühl beeinflussen lassen. In diesem Zeitpunkt hat sich dann die Welt schon geteilt; auf der einen Seite in die der Dinge und verlässlichen Empfindungen von ihnen, der Urteile und, so auch zu sagen, anerkannten Gefühle oder Willen; auf der anderen Seite in die der Subjektivität, das heißt der

Willkür, des Glaubens, des Geschmacks, der Ahnung, der Vorurteile und aller jener Unsicherheiten, zu denen sich zu verhalten, wie sie mag, eine Art Privatrecht der Person bildet, ohne öffentlichen Anspruch. Wenn das geschehen ist, mag die persönliche Betriebsamkeit alles oder nichts ausschnüffeln und in sich aufnehmen, selten geschieht es in der hartgebrannten Seele, daß sich in der Glut des Eindrucks auch die Wände noch dehnen und bewegen.

Aber erlaubt dieses Verhalten wirklich, sich so sicher in der Welt zu fühlen, wie es das glauben macht? Schwebt nicht die ganze feste Welt, mit allen unseren Empfindungen, Häusern, Landschaften, Taten auf unzähligen kleinen Wölkchen? Unter jeder Wahrnehmung ist Musik, Gedicht, Gefühl. Aber es ist gefesselt, unveränderlich gemacht, ausgeschaltet, weil wir die Dinge wahr-, das heißt ohne Gefühl nehmen wollen, um uns nach ihnen zu richten, statt sie nach uns, was, wie man weiß, soviel bedeutet, wie daß wir endlich, sehr plötzlich und wirklich fliegen gelernt haben, statt nur vom Fliegen zu träumen, wie das die Jahrtausende vor uns getan haben. Diesem in den Dingen gefesselten Gefühl entspricht auf der persönlichen Seite jener Geist der Sachlichkeit, der alle Leidenschaft in den gar nicht mehr wahrnehmbaren Zustand zurückgedrängt hat, daß in jedem Menschen ein Gefühl von seinem Wert, seinem Nutzen und seiner Bedeutung schlummert, das nicht berührt werden darf, ein Grundgefühl des Gleichgewichts zwischen ihm und der Welt. Dieses Gleichgewicht braucht jedoch bloß an irgendeinem Punkt gestört zu werden, so fliegen überall die gefesselten Wölkchen auf. Ein wenig Ermüdung, ein wenig Gift, ein wenig Übermaß an Erregung, und der Mensch sieht und hört Dinge, an die er nicht glauben will, das Gefühl hebt sich, die Welt gleitet aus ihrer mittleren Lage in einen Abgrund oder steigt beweglich, einmalig, visionär und nicht mehr begreiflich an!

Oft kam Ulrich alles, was Agathe und er unternahmen, oder was sie sahen und erlebten, nur wie ein Gleichnis vor. Dieser Baum und jenes Lächeln sind Wirklichkeit, weil sie die sehr bestimmte Eigenschaft haben, nicht bloß Illusion zu sein; aber gibt es nicht viele Wirklichkeiten? Ist es nicht erst gestern gewesen, daß wir Allongeperücken trugen, sehr unvollkommene Maschinen besaßen, aber ausgezeichnete Bücher schrieben? Und erst vorgestern gewesen, daß wir Pfeil und Bogen trugen und zu den Festen Goldhauben aufsetzten, über Wangen, die mit dem Blau des Nachthimmels bemalt waren und orangegelben Augenhöhlen? Ein Ungewisses Verständnis dafür zittert heute noch in uns nach. So vieles war wie heute und so vieles anders, wie wenn das eine Sprache in Bildern sein wollte, von denen keines das letzte ist. Folgt nicht daraus, daß man auch dem gegenwärtigen nicht zu sehr vertrauen soll? Was heute böse ist, wird morgen vielleicht zum Teil schon gut sein, und das Schöne häßlich, unbeachtete Gedanken werden zu großen Ideen geworden sein, und würdevolle der Gleichgültigkeit verfallen. Jede Ordnung ist irgendwie absurd und Wachsfigurenhafte, wenn man sie zu ernst nimmt, jedes Ding ist ein erstarrter Einzelfall seiner Möglichkeiten. Aber das sind nicht Zweifel, sondern es ist eine bewegte, elastische Unbestimmtheit, die sich zu allem fähig fühlt.

Es ist aber eine Eigentümlichkeit dieser Erlebnisse, daß sie fast immer nur in einem Zustand des Nichtbesitzes erlebt werden. So verändert sich die Welt, wenn sich der Entbrannte nach Gott sehnt, der sich ihm nicht zeigt, oder der Verliebte nach der fernen Geliebten, die ihm genommen ist. Sowohl Agathe wie Ulrich hatten das so gekannt, und es in gegenseitiger Gegenwart zu erleben, bereitete ihnen manchmal geradezu Schwierigkeit. Unwillkürlich rückten sie Gegenwart von sich fort, indem sie einander zum erstenmal die Geschichten ihrer Vergangenheit erzählten, worin das vorgekommen war. Aber diese wirkten wieder verstärkend auf das Wunderbare des Zusammentreffens zurück und endeten im Halblicht, in einer zögernden Berührung der Hände, Schweigen und dem Zittern eines Stroms, der durch die Arme floß.

Es ist ein Zustand voll ungeheurer Macht des Inneren, die ganz mit der Macht der Welt in einem

liegt. Aber Herr dieses Erlebnisses (Zustandes) werden zu wollen, kam Ulrich jetzt oft ganz lächerlich vor. Ich bin ja seine Frau geworden — sagte er sich —. Wir sind drei Schwestern, Agathe, ich und dieser Zustand.

Oder: Aber Ulrich dachte manchmal auch ganz anderes.

Oder: Aber das war nur eine der unzähligen Seiten, von denen aus man einige Schritte weit eindringen konnte, und nicht weiter.

Manchmal hatte Ulrich auch ganz sonderbare Eingebungen.

Machen wir eine Annahme, – sagte er sich zum Beispiel, um sie später wieder auszuschalten – und setzen wir den Fall, Agathe würde vor der Männerliebe Abscheu empfinden. So müßte ich mich doch, wenn ich ihr als Mann gefallen wollte, wie eine Frau benehmen. Ich müßte zärtlich zu ihr sein, ohne sie zu begehren. Ich müßte ebenso gut zu allen Dingen sein, um ihre Liebe nicht zu erschrecken. Ich dürfte nicht einen Stuhl (Stein) fühllos aufheben, um ihn an eine andere Stelle eines nervenlosen Wesens Raum zu bringen; denn ich darf ihn ja nicht aus einem gleichgültigen Einfall heraus berühren, sondern was ich tue, muß etwas sein und an diesem geistigen Vorgang (Sein) hat er teil wie ein Darsteller, der einer Idee seinen Körper leiht. Das ist lächerlich? Nein, das ist nichts anderes als festlich. Denn das ist der Sinn heiliger Zeremonien, wo jede Gebärde ihre Bedeutung hat. Das ist der Sinn aller Dinge, wenn sie am Morgen mit der Sonne zum erstenmal wieder unseren Augen heraufkommen. Nein, das Ding ist uns nicht Mittel. Es ist eine Einzelheit, der kleine Nagel, ein Lächeln, ein krauses Haar an unserer dritten Schwester. Ich und du sind ja auch nur Dinge. Aber wir sind Dinge, die miteinander in Signalaustausch stehn, und das gibt uns das Wunderbare; es fließt etwas zwischen uns hin und her, ich kann dein Auge nicht ansehen wie einen toten Gegenstand, wir brennen an zwei Enden. Aber wenn ich dir zuliebe handeln will, ist auch das Ding kein toter Gegenstand. Ich liebe es, das heißt, zwischen mir und ihm geht etwas vor, und ich will nicht übertreiben, ich will keineswegs behaupten, daß das Ding lebt wie ich (und fühlt und mit mir spricht), aber es lebt mit mir, wir stehen immer in Beziehung zueinander.

Ich habe gesagt, wir sind Schwestern. Du hast nichts dagegen, daß ich die Welt liebe, aber ich muß sie lieben wie eine Schwester, nicht wie einen Mann, oder wie ein Mann eine Frau. Ein wenig empfindsam; du und sie und ich machen einander Geschenke. Ich nehme nichts fort von der Zärtlichkeit, die ich dir schenke, wenn ich auch der Welt schenke; im Gegenteil, jede Verschwendung vermehrt unseren Reichtum. Wir wissen, daß wir jeder unsere getrennten Beziehungen zueinander haben, die man nicht einmal ganz offenbaren könnte, wenn man wollte, aber diese Geheimnisse erregen keine Eifersucht. (So leben Schwestern miteinander.) Eifersucht setzt voraus, daß man aus der Liebe einen Besitz machen will. Aber ich darf im Gras liegen, an den Schoß der Erde gepreßt, und du wirst die Süße dieses Augenblicks mitempfinden. Nur wie ein Künstler darf ich die Erde nicht betrachten oder wie ein Forscher: da mache ich sie mir zu eigen, und wir bilden ein Paar, das dich als dritten ausschließt.

Was unterscheidet denn eigentlich im gewöhnlichen Leben noch den primitivsten Liebesaffekt vom nur sexuellen Begehren? Dem Vergewaltigenwollen ist ein Scheuen, ist Zartheit beigemischt, fast möchte man sagen, dem Maskulinen etwas Feminines. Und so ist es mit allen Gefühlen; sie sind eigenartig entkernt und vergrößert.

Moral? Moral ist eine Beleidigung, in einem Zustand, wo jede Bewegung ihre Rechtfertigung darin findet, daß sie zu seiner Ehre beiträgt (Gott).

Die kardinale Sünde in diesem Paradies, man könnte sie verschieden nennen: haben, wollen,

besitzen, wissen. Darum herum schließen sich die kleineren Sünden, neiden, gekränkt sein [——].

Sie kommen alle davon, daß man sich und das andere in eine ausschließliche Beziehung bringen will. Daß das Ich sich durchsetzen will, wie ein Kristall, der sich aus einer Flüssigkeit löst. Nun ist da ein Mittelpunkt, und ringsumher bilden sich auch lauter Mittelpunkte.

Sind wir aber Schwestern, so willst du nicht den Mann, kein Ding, keinen Gedanken als deinen. Du sagst nicht: Ich sage. Denn alles wird von allen gesagt. Du sagst nicht: Ich liebe. Denn unser aller Geliebte ist die Liebe, und wenn sie dich umarmt, lächelt sie mir zu ...

[<]

87

Schuß als Heilmittel gegen Selbstmordideen

*[Früher Entwurf]*

Es kamen auch gewaltige Auflehnungen.

Agathe besaß ein Klavier. Sie saß in der Dämmerung daran und spielte. Die Ungewißheit ihres Zustandes spielte mit den Tönen. Ulrich trat ein. Seine Stimme klang kalt und stumm, während er Agathe begrüßte. Sie unterbrach das Spiel. Als die Worte verklungen waren, gingen ihre Finger ein paar Schritte weiter durch das grenzenlose Land der Musik.

«Bleib sitzen!» befahl Ulrich, der zurückgetreten war, und zog eine Pistole aus der Tasche. «Es geschieht dir nichts.» Ganz verändert sprach er, ein fremder Mensch. Nun schlug er auf das Klavier an und schoß in die Mitte der langen schwarzen Flanke. Die Kugel durchschnitt das trockene, zarte Holz und heulte über die Saiten. Eine zweite wühlte springende Töne auf. Die Tasten begannen zu hüpfen, wie Schuß auf Schuß folgte. Der jubelnd scharfe Knall der Pistole fuhr immer rasender in einen splitternden, kreischenden, reißenden, dröhnenden und singenden Aufruhr. Als das Magazin ausgeschossen war, ließ Ulrich es auf den Teppich fallen und bemerkte das erst, als er noch zweimal vergeblich abzog. Er machte den Eindruck eines Verrückten, bleich, das Haar hing ihm in die Stirn, ein Einfall hatte ihn gepackt und weit von sich fortgerissen. Im Haus schlugen Türen, man horchte; langsam ergriff mit solchen Eindrücken die Vernunft wieder von ihm Besitz.

Agathe hatte weder die Hand gehoben, noch den leisesten Laut ausgestoßen, um die Zerstörung des kostbaren Flügels zu hindern oder aus der Gefahr zu fliehen. Sie empfand keine Furcht, und obgleich ihr das Beginnen ihres Bruders wahnsinnig vorkommen konnte, erschreckte sie dieser Gedanke nicht. Sie nahm es hin wie ein angenehmes Ende. Die sonderbaren Wundschreie des getroffenen Instruments erregten in ihr die Vorstellung, daß sie in einem Schwarm phantastisch flatternder Vögel die Erde verlassen müsse.

Ulrich nahm sich zusammen und fragte sie, ob sie ihm böse sei; Agathe verneinte es mit strahlenden Augen. Sein Gesicht nahm den gewöhnlichen Ausdruck wieder an. «Ich weiß nicht,» sagte er «warum ich es getan habe. Ich habe dem Einfall nicht widerstehen können.»

Agathe probte nachdenklich ein paar einsame Saiten aus, die übrig geblieben waren.

«Ich komme mir wie ein Narr vor ...» bat Ulrich und schob seine Hand vorsichtig in das Haar seiner Schwester, als ob die Finger dort Schutz vor sich selbst finden könnten. Agathe zog sie am Handgelenk wieder hervor und entfernte sie von sich. «Was ist dir eingefallen?» fragte sie.

«Ich weiß es nicht» sagte Ulrich und machte eine unbewußte Bewegung mit den Armen, als ob er die Umklammerung von etwas Zähem von sich abstreifen und fortstoßen wollte.

Agathe sagte: «Wenn du das noch einmal wiederholen wolltest, würde eine ganz gewöhnliche Schießübung daraus werden.» Plötzlich stand sie auf und lachte. «Jetzt wirst du das Klavier ganz neu herrichten lassen müssen. Was wird jetzt nicht alles daraus; Bestellungen, Erklärungen, Rechnungen ...! Schon deshalb kann man so etwas nicht wiederholen.»

«Ich habe es tun müssen» erklärte Ulrich schüchtern. «Ich hätte ebenso gerne in einen Spiegel geschossen, wenn du dich gerade darin angesehen hättest.»

«Und nun bestürzt es dich, daß man so etwas nicht zweimal tun kann. Aber gerade das war doch schön.» Sie schob ihren Arm in seinen und näherte sich ihm. «Du willst doch sonst nie etwas tun, von dem du nicht weißt, was daraus wird!»

[<]

88

Beim Rechtsanwalt

*[Entwurf]*

Waren ihre Seelen zwei Tauben in einer Welt von Habichten und Eulen? Ulrich hätte es nie über sich gebracht, etwas Ähnliches gelten zu lassen, und liebte darum zu bemerken, ja fand eine Art Sicherheit darin, daß die äußeren Geschehnisse keine Rücksicht auf die Entzückungen und Befürchtungen der Seele nahmen, sondern ihrer eigenen Logik folgten. Seitdem ihn Hagauers Briefe gezwungen hatten, einen Rechtsanwalt um Rat zu fragen, hatte sich auch Hagauer an einen Berater gewandt, und da nun die beiden Rechtsbeistände Briefe wechselten, war eine «causa» entstanden, unabhängig von ihren persönlichen Ursprüngen und gleichsam mit überpersönlichen Vollmachten ausgerüstet. Diese Sache zwang Ulrichs Anwalt, um Agathes persönlichen Besuch zu bitten; und als sie nicht kam, sich zu wundern, und als sie später noch immer nicht kam, ernsthafte Vorstellungen zu erheben, die schließlich Ulrich durch die Ausmalung der üblen Folgen in die Notlage versetzten, den Widerstand seiner Schwester zu überreden. Als sie bei ihrem Beistand erschienen, waren dadurch dem Verlauf schon gewisse Geleise gelegt. Sie hatten einen gewandten und gefestigten Mann vor sich, nicht viel älter als sie selbst, der, gewohnt, selbst an der Stätte des Gerichts zu lächeln und höflichen Gleichmut zu bewahren, auch im Verkehr mit Auftraggebern von dem Grundsatz ausging, daß man sich von allen Dingen und Menschen zuvörderst selbst ein Bild zu machen habe und sich von dem Klienten, der immer unzuverlässig und zeitverschwenderisch sei, möglichst wenig beirren lassen dürfe.

Agathe erklärte denn auch nachträglich, daß sie sich die ganze Zeit über eigentlich als

«Rechtspatientin» vorgekommen wäre und das traf insofern die Wahrheit, als alle ihre Antworten auf die einleitenden und grundlegenden Fragen ihres Anwalts geeignet waren, diesen in einem zweifelnden Urteil zu bestärken. Seine Aufgabe war schwierig. Eine Scheidung von «Tisch und Bett», die leicht zu erreichende «Trennung», genügte den Wünschen seiner Vollmachtgeber nicht, und eine Scheidung «dem Bande nach», die wirkliche Aufhebung der katholisch geschlossenen Ehe mit Hagauer, war nach den Gesetzen des Landes unmöglich und nur auf dem Umweg über verschiedene andere Staaten und deren Rechtsbeziehungen zu einander sowie durch verwickelte Ein- und Ausbürgerungen zu erreichen, was einen Weg ergab, der zwar sicher zum Ziel führen sollte, aber durchaus nicht ohne Schwierigkeiten und im vorhinein zu übersehen war. Darum hatte sich Agathes Rechtsanwalt vorgenommen, ihren allzu gewöhnlichen Scheidungsgrund, den sie einfach als Abneigung angab, durch einen stichhaltigeren zu ersetzen.

«Unüberwindliche Abneigung könnte nicht genügen, haben Sie Ihrem Herrn Gemahl nicht noch etwas anderes vorzuwerfen, gnädige Frau?» forschte er.

Agathe sagte kurzweg nein. Sie hätte Hagauer vieles vorwerfen können, aber sie wurde rot und blaß, denn alles gehörte so wenig hierher wie sie selbst. Sie war Ulrich böse.

Der Rechtsanwalt sah sie aufmerksam an. «Unhöfliche Behandlung, leichtfertige Vermögensgebarung, grobe Vernachlässigung der Pflichten als Gatte ..., wie steht es damit, gnädige Frau?» Er versuchte, sie auf einen Einfall zu bringen. «Die sicherste Scheidungsursache bleibt natürlich immer eheliche Untreue!»

Nun sah auch Agathe ihr Gegenüber an und antwortete mit klarer, ruhiger, tiefer Stimme: «Alle solche Gründe habe ich ja nicht!»

Vielleicht hätte sie lächeln sollen. Dann wäre der Mann, der ihr, sorgfältig gekleidet, gegenüber saß und immerhin noch lebenslustig war, überzeugt gewesen, eine schöne und unbestimmbar fesselnde Frau vor sich zu haben. Aber der Ernst ihres Ausdrucks ließ nicht das geringste für ihn übrig, und das Gehirn des Anwalts wurde trocken. Er erinnerte sich aus den Akten, zu denen nicht nur die Zuschriften des gegnerischen Vertreters, sondern auch Briefe Hagauers an Ulrich gehörten, an jene sorgfältig substantivierten Beschwerden darüber, daß das Scheidungsbegehren ungerechtfertigt und launenhaft unernst sei, und er dachte einen Augenblick daran, daß er viel lieber der Vertreter dieses anscheinend nüchternen und verlässlichen Mannes wäre. Dann fiel ihm ein, daß irgendwo auch das Wort «Psychopathin» vorkäme, und er wies es nicht so sehr Agathes wegen von sich, als weil es ihn hätte hindern können, den lohnenden Auftrag zu übernehmen. «Nervös wird sie eben sein, solch eine Nervöse, die zu allerhand fähig ist, wie man es oft antrifft!» dachte er und begann seine Ausfragung vorsichtig jener Stelle zuzuwenden, die sich ihm bei der Prüfung des gesamten Bestandes als das Aufklärungsbedürftigste eingeprägt hatte. In der bei den Akten befindlichen Korrespondenz befanden sich – und zwar sowohl in den Briefen Hagauers an Ulrich als, was schwerer wog, auch in den Zuschriften des gegnerischen Anwalts — mehr oder minder deutliche Anspielungen eines Sinnes eingestreut, als wüßten die Herren von Unregelmäßigkeiten, die bei der Behandlung der Verlassenschaft vorgekommen seien, oder wären gar auch willens die Beziehungen zu verdächtigen, die seither zwischen den Geschwistern eingetreten wären: es waren dies die bekannten Ergebnisse des punktweis-abgestuften Nachdenkens von Ulrichs Schwager und wollten so verstanden sein, daß die Geschwister es sich wohl überlegen möchten, ob es nicht besser sei, ihren Entschluß zu ändern, ehe sie sich zu weit in eine Angelegenheit einließen, die für sie allerhand Gefahren enthielte. Agathes neuer Ratgeber brachte diese unzweideutigen Anspielungen nun so zur Sprache, daß er sich damit an Ulrich, als den ihm schon Bekannteren,

wandte, und es in der höflichen Weise eines Mannes tat, der einem anderen die Wiederholung einer überflüssigen Belästigung nicht ersparen kann, er, wandte sich dazwischen aber auch an Agathe und gab zu verstehen, ob es sich zwar nur um eine Förmlichkeit handle, daß doch auch sie selbst als seine Auftraggeberin ihm über diese Einwürfe, die unter Umständen so schwer wiegen konnten als sie sich gewissenlos aussprechen ließen, eine Versicherung abgeben müßte, auf die er sein weiteres Handeln stützen könne.

Nun hatte aber weder Agathe die Briefe Hagauers gelesen, noch Ulrich von ihr Auskunft bekommen, was sie in der auf die «sogenannte Testamentsfälschung» – unwillkürlich sprach er in diesem Augenblick zu sich selbst so vorsichtig! — folgenden Zeit ihres Alleinseins eigentlich Alles unternommen habe. Es trat also eine kleine Verlegenheitspause ein, die recht sonderbar wirkte. Ulrich suchte sie durch eine Gebärde zu beenden, die in einer gelassen hochmütigen Weise das Begehren des Rechtsanwalts als überflüssig und im vorhinein erfüllt bezeichnen sollte, aber seine Schwester störte diesen Plan ein wenig, indem sie zur gleichen Zeit gelassen neugierig an den Rechtsanwalt die Frage richtete, was ihr Mann denn eigentlich zu wissen meine. Der Rechtsanwalt sah von einem zum andern. «Meine Schwester gibt Ihnen natürlich die Versicherung, die Sie wünschen, in jeder Form» erklärte Ulrich schnell und möglichst gleichgültig. «Sie ist durch mich von dem Inhalt der Briefe genau unterrichtet, hat sie aber aus ganz persönlichen Gründen nur zum Teil selbst gelesen.» Diesmal lächelte Agathe, die ihren Fehler bemerkt hatte, rechtzeitig und bestätigte, daß es so sei. «Ich war zu sehr verstimmt» behauptete sie mit Ruhe.

Der Advokat dachte einen Augenblick nach. Es ging ihm durch den Sinn, daß dieser Zwischenfall ganz gut eine unerwünschte Bestätigung der gegnerischen Behauptung bedeuten könnte, daß Agathe unter einem unheilvollen Einfluß ihres Bruders stünde. Er glaubte natürlich nicht daran, aber er fühlte ohnehin gegen Ulrich ein wenig Abneigung. Das bewog ihn, Agathe mit der größten Höflichkeit zur Antwort zu geben: «Ich bitte vielmals um Verzeihung, gnädige Frau, aber mein Beruf zwingt mich, auf der Bitte zu bestehen, daß Sie in diese Angelegenheit selbst Einsicht nehmen müssen.» Und mit diesen Worten reichte er ihr, leicht nötigend, die Aktenmappe hinüber.

Agathe zauderte.

Ulrich sagte: «Du mußt formell selbst Einsicht nehmen.»

Der Advokat lächelte höflich und fügte hinzu: «Verzeihung, nicht nur formell!»

Agathe ließ ihren Blick zweimal in die Blätter tauchen, verzog das Gesicht und klappte die Mappe wieder zu.

Der Rechtsanwalt zeigte sich befriedigt. «Diese Anspielungen sind bedeutungslos» versicherte er. «Ich habe das auch vorausgesetzt. Der Kollege hätte der üblen Gereiztheit seines Klienten einfach nicht nachgeben dürfen. Aber es wäre immerhin peinlich, wenn während des zivilrechtlichen Verfahrens plötzlich eine staatsanwaltschaftliche Anzeige einliefe. Man müßte dann sofort mit einer Gegenklage wegen Verleumdung antworten können oder ähnlich ...» Scheinbar ohne daß er es wollte, ging seine Redeweise aus der Art der Unwirklichkeit dabei wieder in die des Möglichen über, und Ulrich kam es vor, daß in diesen Versicherungen noch immer eine Frage lauere.

«Natürlich wäre es ungemein peinlich» bestätigte er trocken und nahm sich vor, außer diesem bekannten Scheidungsanwalt noch einen richtigen Verbrecheranwalt zu befragen, einen, mit dem man etwas offener reden könne, um alle Möglichkeiten zu erfahren, die in so einer

Unglücksgeschichte stecken. Aber er wußte nicht, wie er einen solchen Mann finden solle. «Ein Kampf in dieser schmutzigen Art ist für reinliche Menschen immer peinlich» fügte er hinzu. «Aber kann man etwas anderes tun als abwarten?»

Der Rechtsanwalt tat, als müßte er noch einen Augenblick nachdenken, lächelte und sagte mit einer Bitte um Entschuldigung, daß er doch sehr raten müsse, auf seinen ursprünglichen Vorschlag zurückzugreifen und dem Gegner eine Verletzung der ehelichen Treue nachzuweisen. Die Länge der schon bestehenden Trennung ließe den anzulastenden Tatbestand mit Sicherheit voraussetzen, an Instituten, die so etwas diskret und verläßlich besorgten, bestünde kein Mangel und daß man mit diesem gleichsam klassischen Scheidungsgrund unaufhaltsam und am raschesten zum Ziel käme, wäre der größte Vorteil, in einem Kampf, wo man dem Gegner keine Zeit lassen dürfe, seine Intrigen zu entfalten.

Ulrich schien das auch einzusehen.

Aber Agathe, die ihre einstige Sicherheit im Verkehr mit Anwälten und anderen Rechtspersonen ganz verloren hatte, sagte nein. Hatte sie sich eingebildet, daß man eine Scheidung beim Advokaten bestelle wie eine Torte beim Zuckerbäcker, die nach Wahl ins Haus geliefert wird, geschah es, daß sie Ulrich verübelte, sie in eine Lage gebracht zu haben, wo ihr Verantwortlichkeitsgefühl für Hagauer die unschuldig zugefügten Peinlichkeiten erwachte, oder wollte sie einfach nicht den Absturz ihrer Welt in die Fortdauer solcher Unterredungen ertragen, genug, sie weigerte sich heftig.

Sie hielt diesen Vorschlag auch für eine Bequemlichkeit des Rechtsanwalts und hätte sich vielleicht überreden lassen; aber Ulrich tat es nicht, sondern entschuldigte sie bloß lächelnd mit dem Scherz, daß sie eben selbst durch einen Detektiv nichts mehr von ihrem Gatten wissen wolle; und der Scheidungsanwalt seufzte mit einemmal ritterlich ergeben, denn er mochte die Besprechung schon beenden. Er versicherte nun, daß sie auch so ans Ziel kommen wollten, und schob Agathe die Prozeßvollmachten zur Hand, die sie unterschreiben sollte.

Schon als sie die Treppe hinabstiegen, schob Ulrich seinen Arm unter den Agathes, und unwillkürlich blieben sie in dem Augenblick, wo das geschah, stehen.

«Wir waren eine Stunde in der Wirklichkeit!» sagte er.

Agathe sah ihn an. Der Schmerz schloß den Hintergrund ihrer hellen Augen ab wie eine Steinmauer.

«Bist du sehr niedergeschlagen?» fragte er teilnehmend.

«Das bedeutet eine solche Erniedrigung, daß wir uns ihr entziehen müßten» gab sie langsam zur Antwort.

«Das ist sehr die Frage» meinte Ulrich.

«Eine wirkliche Erniedrigung, wie man mit dem Mund in den Staub fällt! Etwas, das wir uns vorzustellen in der letzten Zeit verlernt haben!» wiederholte Agathe mit leiser heftiger Stimme.

«Ich meine, es ist die Frage, ob wir uns dieser Erniedrigung entziehen dürfen» erwiderte Ulrich. «Vielleicht drohen uns auch noch viel größere. Ich muß dir gestehen, daß ich heute von unserer Lage beinahe den Eindruck habe, daß sie schlimm sei. Denn gesetzt, wir gäben nach: Wir könnten vielleicht noch einen Irrtum vorschützen, eilig gutmachen, verschleiern. Aber es hinge von ihm ab, das anzunehmen oder nicht, und er wird auf dich nicht verzichten, ja er wird, da er einmal Verdacht geschöpft hat, seine Waffe nicht eher aus der Hand legen, als du dich ihm



bedingungslos unterworfen hast. Das ist einfach seine Ordentlichkeit» sagte Ulrich, da Agathe das Ende seiner Rede nicht abwarten zu wollen schien. «Andererseits können wir natürlich dem Vorschlag unseres Anwalts oder einem ähnlichen Plan folgen und versuchen, ihn mürbe zu machen, aber was haben wir davon? Gesteigerte Gefahr, denn der Gegner wird sich durch unseren Angriff aller Rücksichten entbunden fühlen, und als Erfolg bestenfalls außer der Scheidung den, daß wir einen tief gleichgültigen Menschen böswillig geschädigt haben.»

«Und die Schuld der Existenz?!» wandte Agathe leidenschaftlich ein, obgleich sie sich mit Gewalt zwang, einen Scherz daraus zu machen. «Was du selbst oft gesagt hast, daß die einzige reingebliedene Frau die ist, die ihre Liebhaber köpfen läßt?!»

«Habe ich das gesagt? Da könnte man den Erdball in die Luft sprengen!» sagte Ulrich ruhig. «Wenn man alle Zeugen seiner Fehler beseitigen wollte!» Und er fügte nachdenklich hinzu: «du verkennst noch immer den Gewöhnlichkeitsgrad, die greifbare Schwierigkeit der Lage, in der wir uns befinden: Wir sind auf die eine wie die andere Weise von Vernichtung bedroht und haben nur die Wahl, es zu bleiben oder →»

«Uns zu töten!» sagte Agathe kurz und bestimmt.

«Ach, was du sagst! Das klingt zwischen den Steinen solchen Treppenhauses! Hoffentlich hat es niemand gehört!» Er verwies es ihr ärgerlich und blickte sich vorsichtig um. «Es ist bekanntlich nicht einmal sicher, daß der Tod besser sei als Gefängnis. Aber wir können uns ja der Wahl auch dadurch entziehen, daß wir fliehen.»

Agathe sah ihn an, und ihre Augen glichen in diesem Nu unwillkürlich denen eines Kindes, das getobt hat und auf den Arm genommen wird.

«Auf eine Insel in der Südsee» sagte Ulrich und lächelte. «Aber vielleicht genügt auch schon eine in der Adria. Wohin uns einmal in der Woche ein Boot den Bedarf bringt.»

Sie waren benommen, als sie unten am Tor standen und vom Anprall der sommerlichen Straße getroffen wurden. Ein weißliches Feuer, in dem helle Schatten lebten, schien sie zu erwarten. Die Menschen, Tiere, der Straßenrahmen und auch sie selbst verloren in den heißen Lichtstrahlen etwas von ihrer körperlichen Gebundenheit. Agathe hatte gesagt: «Du hast es noch nie wollen! Dazu bin ich dir doch zu wenig?» Ulrich erwiderte: «Oh, wir wollen das nicht in dieser Weise besprechen! Es ist schwieriger als der Entschluß, der Welt zu entsagen. Denn wenn wir einmal geflohen sind, gerät hier, im wirklichen Leben, das uns als das unsere auferlegt war, alles ins Schlimme, und es gibt kaum eine Umkehr, obwohl wir gar nicht wissen, ob dort, wohin wir wollen, ein Boden ist, auf dem Menschen anders als in Träumen stehen können. Wenn ich noch immer überlege, geschieht es nicht aus Zweifel an dir und mir, sondern an dem, was möglich ist!»

(Als sie dann schließlich zurückkehren, ist alles in ganz guter Ordnung; der sich selbst gegen Katastrophen schützende Automatismus des Lebens. Sie haben bloß eine Reise gemacht, die Rechtsanwälte zaudern noch und so weiter ...)

[<]

Hermaphrodit

[Früher Entwurf und Studie]

Der blaue Schirm des Himmels spannte sich über den grünen Schirm der Kiefern; der grüne Schirm der Kiefern spannte sich über die roten Korallenstämme, am Fuß eines Korallenstammes saß Clarisse und spürte an ihrem Rücken die großen, gürteltierartigen Schuppen der Rinde.

Meingast stand seitlich von ihr in der Wiese. Der Wind spielte um seine Magerkeit wie um die Gitter eines stählernen Turms; Clarisse dachte: wenn man das Ohr hinhalten dürfte, müßte man seine Gelenke singen hören. Ihr Herz fühlte: *Ich bin sein jüngerer Bruder.*

Die Kämpfe mit Walter, diese versuchten Umarmungen, aus denen sie sich fortstemmen mußte – herausmeißeln nannte sie es —, obgleich sie selbst nicht aus Stein bestand, hatten eine Erregung in ihr hinterlassen, die zuweilen wie ein Rudel Wölfe über ihre Haut jagte, im Nu, sie wußte nicht, wo es ausgebrochen war und wohin es verschwand. Wie sie aber dasaß, die Knie hochgezogen, Meingast zuhörte, der von den Männerbünden sprach, und die Höschchen unter dem dünnen Kleid straff wie Knabenhosen an ihren Schenkeln lagen, fühlte sie sich beruhigt.

«Ein Männerbund» sagte Meingast «ist die *Liebe in Waffen*, die man heute nirgends mehr findet. Man kennt heute nur die Weiberliebe. Ein Männerbund fordert: Treue, Gehorsam, Einstehen eines für alle und aller für einen: Man hat heute aus den Männertugenden das Zerrbild einer allgemeinen Wehrpflicht gemacht, aber bei den Griechen waren sie noch lebendiger Eros. Die männliche Erotik ist nicht auf das Geschlecht beschränkt; ihre ursprüngliche Form ist Krieg, Bund, vereinte Kraft. Überwindung des Todesschrecks ...!» Er stand und sprach in die Luft.

«Wenn ein Mann eine Frau liebt, ist es immer schon der Beginn seiner Verbürgerlichung» ergänzte es Clarisse überzeugt. «Sag, darf man überhaupt in einer Zeit wie heute ein Kind wünschen?!»

«Ach was, Kind!» wehrte Meingast ab. «Übrigens ja; nur Kinder! Du sollst dir ein Kind wünschen. Dieser Bourgeoisie-Eros, den man heute einzig und allein kennt, hat mit einem Kind die einzige Möglichkeit, zu Leiden und Opfern zu führen. Überhaupt ist Gebären noch eine der wenigen großen Angelegenheiten. Eine gewisse Rehabilitation.»

Clarisse schüttelte langsam den Kopf. «Wenn es noch ein Kind von dir wäre!» sagte lächelnd.

«Ich?! Das ist mir ja ganz neu. Ich reise übrigens in wenigen Tagen in die Schweiz zurück. Ich bin mit meinem Buch fertig.»

«Ich komme mit dir» sagte Clarisse.

«Das ist ausgeschlossen! Meine Freunde erwarten mich. Es gibt Schwieriges zu tun. Wir laufen sogar mancherlei Gefahren und müssen zusammenhalten wie eine Phalanx.»

Meingast sagte es mit einem stillen und versonnenen, nach innen gerichteten Lächeln. «Das ist keine Sache für Frauen!»

«Ich bin keine Frau!» rief Clarisse aus und sprang auf. («Hast du nicht, wie ich fünfzehn Jahre alt war, kleiner Bub zu mir gesagt?!»)

Der Philosoph lächelte. Clarisse ——— trat zu ihm hin. «Ich will mit dir hinaus» sagte sie.

«Die Liebe kann in jeder der folgenden Beziehungen offenbar werden» antwortete der Philosoph: «Diener zu Herr, Freund zu Freund, Kind zu Eltern, Weib zu Gatte, Seele zu Gott.»

Clarisse legte ihm die Hand auf den Arm; mit einer wortlosen Bitte und ungeschickt, aber stark rührend wie Hundetreue.

Meingast beugte sich herab und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

Heiser flüsterte Clarisse zurück: «Ich bin kein Weib, Meingast!, *ich bin der Hermaphrodit!*»

«Du?!» Meingast gab sich keine Mühe, ein wenig Geringschätzung zu verbergen.

«Ich reise mit dir. Du wirst es sehen. Ich werde es dir in der ersten Nacht zeigen. Wir werden nicht eins sein, sondern du wirst zwei sein. Ich kann aus mir herausfahren. Du wirst zwei Körper haben.»

Meingast schüttelte den Kopf. «Eine gewisse Lüftung der Ichbetonung bei Dualität der Leiber: das kann eine Frau leisten. Aber niemals löst sie sich in eine höhere Gemeinschaft auf —» (Zu Meingasts Antwort ... ergänzen ...: Meingast umreißt, was das Weib leisten kann. Aber die Verdoppelung der Lebensaktion bringt es nicht. Man kann eine Frau lieben wie seine Eingeweide, aber nicht wie eine Vergrößerung des Mutes, der Kraft und so weiter.)

«Du verstehst mich nicht!» sagte Clarisse. «Ich habe die Kraft, mich in einen Hermaphroditen zu verwandeln. Ich werde euch im Männerbund sehr nützen. Du hörst, daß ich sehr ruhig spreche, aber gib auch acht, was ich sage: Sieh diese Bäume an und diesen runden Himmel darüber. Dein Atem geht weiter, dein Herz geht weiter, in deinen Eingeweiden arbeitet die Gesundheit. Aber je länger du hinsiehst, desto mehr saugt sich das Bild aus dir heraus. Dein Körper bleibt allein auf seinem Platz stehn. Die Welt saugt dich auf, sage ich. *Deine Augen machen dich zum Weib*. Und wenn all dein Gefühl oben anlangen könnte, würdest du für die Welt tot sein, und dein Leib zerfallen.

Habe ich recht? Aber es gibt andere Tage. Da drängen alle deine Muskeln und Gedanken. Da bin ich Mann. Da stehe ich hier und hebe den Arm, und der Himmel schießt in meinen Arm hinab. Als ob ich ein Tuch herunterrisse, sage ich dir. Ich bin nicht großenwahnsinnig. Auch mich reißt mein Arm von dort fort, wo ich stehe. Ob ich tanze, ob ich kämpfe, ob ich weine oder singe: nur meine Bewegungen, mein Gesang, meine Tränen bleiben übrig, die Welt und ich sind zersprengt.

Glaubst du mir jetzt, daß ich in den Männerbund gehöre?!»

Meingast hatte mit unsicherem und beinahe ängstlichem Ausdruck Clarisse zugehört. Nun beugte er sich herab und küßte ihre Stirn. Seine Worte beseligten Clarisse. «Ich habe dich nicht gekannt!» sagte er. «Aber es geht trotzdem nicht. Die Liebe einer Frau macht mich unfruchtbar.»

Damit ging er langsam, mit seinen hochgehobenen Schritten durch die Wiesen auf dem kürzesten Wege dem Haus zu. Clarisse lief ihm nicht nach und ließ kein Wort ihm nachlaufen. Sie wußte, er reist ab. Sie wollte warten, ihm den Abschied ersparen. Sie war sicher, daß er Zeit brauchte, mit ihrem Vorschlag fertig zu werden, und daß sie bald ein Brief rufen würde. Ihre Lippen murmelten noch Worte wie zwei kleine Geschwister, die ein erregendes Ereignis besprechen; sie verwies es ihnen und verschloß sie.

*Ergänzung Hermaphrodit:* Das mit Ulrich erscheint ihr daneben blaß, unausgefüllt, sozusagen

literarisch— zum erstenmal wieder so wie einst, wenn die jungen Mädchen Heimlichkeiten hatten. Schließlich weißt du doch, was es heißt, verheiratet sein, und du weißt, wie Walter ist. (Jeder dieser Sätze kommt ihr wie eingangs vor.) Ich bin manchmal Mann. Ich bin noch nie in den Armen eines Mannes «vergangen»; ich stoße!; ich durchdringe ihn! – Ich gehöre niemandem, ich bin so stark, daß ich mit mehreren Männern gleichzeitig Freundschaft haben könnte. Eine Frau liebt wie ein großer Topf, der alles Feuer in sich zieht. Clarisse sagt von sich: Nicht wie eine Frau lieben, sondern wie ein tapferer kleiner Fox einen großen Hund gegen den er ohnmächtig ist. Oder wie ein tapferer Hund seinen Herrn ... Ich bin Knappe, entwaffne dich, entwaffne dich dann bloß noch um einen Grad mehr. Kein Glied rühren können vor Übermacht. So liebst du Knaben. Die jungen Menschen. Aber ich bin auch Mensch, warum denn bloß Frau.

Aber sie ist – Hermaphrodit – doch auch Frau? Vielleicht so schildern: wie wenn sich das ein Mann schön vorstellt.

Ich gehe meinen Weg, ich habe meine Aufgaben; aber du öffnest mir das Kleid und fällst mich an und ziehst meine Ohnmacht aus mir heraus. Und ich lehne mich an dich, unglücklich über das, was du mir antust, und kann nicht widerstehen. Und gehe weiter und habe einen schwarzen Flor an meinem Helm.

Wir kämpfen Arm an Arm und sind wie das Bad nach der Schlacht.

*Konkret:* Ich habe den Charakter und die Pflichten eines Mannes. Ich will (diesmal) nicht Kind und nicht Liebe, sondern das tiefe Phänomen der Lust, der Reinigung (Erlösung) durch Schwäche. Ich dir wie du mir, wenn auch Diener und Herr.

Ich werde ein Bein an das deine stemmen und das andere um deine Hüfte schlingen, und deine Augen werden sich verschleiern. Ich werde frech sein und meine Angst (Ehrfurcht, Scheu) vor dir vergessen.

Die Frau hat weibliche Empfindungen für den überlegenen Mann, männliche für den unterlegenen. Es entsteht also etwas Hermaphroditisches, ein seelisches Verschlungensein zu dritt.

[<]

90

Peter und Agathe

*[Früher Entwurf]*

Als Agathe das nächstemal Professor Lindners Wohnung betrat, schien er diese kurz zuvor fluchtartig verlassen zu haben. Die unverbrüchliche Ordnung in Zimmern und Vorzimmer war durcheinandergebracht, wozu freilich nicht viel gehörte, schon etliche Gegenstände, die nicht auf ihrem Platz lagen, machten in diesen Räumen einen verstörten Eindruck. Kaum hatte sich Agathe niedergesetzt, um auf Lindner zu warten, kam Peter durch das Zimmer gestürzt, der von ihrer Ankunft keine Kenntnis hatte. Er machte Miene, alles zu zertrümmern, was er auf seinem Wege finde, und sein Gesicht war aufgeschwemmt, wie wenn rund herum unter der roten Haut Tränen

steckten, die sich zu einem Ausbruch sammelten.

«Peter?» fragte Agathe bestürzt. «Was haben Sie?»

Er wollte an ihr vorbei, blieb aber plötzlich stehen und streckte ihr mit einem so komischen Ausdruck des Ekels die Zunge entgegen, daß sie lachen mußte.

Agathe hatte eine Schwäche für Peter. Sie verstand, daß es kein Vergnügen für einen jungen Mann war, Professor Lindner zum Vater zu haben, und wenn sie sich vorstellte, daß Peter sie vielleicht als die zukünftige Frau seines Vaters beargwöhne, so hatte seine feindliche Haltung gegen sie einen geheimen Beifall in ihr. Irgendwie empfand sie ihn als einen feindlichen Verbündeten. Vielleicht nur, weil er sie an ihre eigene Jugend als frommes Institutsmädel erinnerte. Er wurzelte noch nirgends; suchte sich, suchte groß zu werden; wuchs innerlich mit den gleichen Schmerzen und Unregelmäßigkeiten wie äußerlich. Sie verstand es so gut. Was waren Weisheit, Glaube, Wunder und Grundsätze für einen jungen Menschen, der noch ganz verschlossen und noch nicht vom Leben aufgebrochen worden ist, um so etwas aufzunehmen! Sie hatte eine sonderbare Sympathie für ihn; für das Ungeleitete und Widerspenstige, für das Junge und wahrscheinlich einfach auch für das Böse seiner Sinnesart. Sie wäre gern seine Gespielin gewesen, wenigstens hier, in dieser Umgebung hatte sie diesen kindlichen Gedanken und bemerkte traurig, daß er sie gewöhnlich als ein altes Frauenzimmer behandelte.

«Peter! Peter! Was haben Sie??!» äffte er sie nach. «Er wird es Ihnen ohnehin erzählen. Sie Seelenschwester von ihm!»

Agathe lachte noch mehr und fing ihn bei der Hand.

«Das gefällt Ihnen wohl?» fuhr Peter unverschämt auf sie los. «Daß ich heule?! Wie alt sind Sie eigentlich? Gar nicht so viel älter als ich, sollte ich meinen: aber mit Ihnen geht er um wie mit dem erhabenen Platon!»

Er hatte sich losgemacht und musterte sie nutzsuchtig.

«Was hat er Ihnen denn eigentlich getan?» fragte Agathe.

«Was? Bestraft hat er mich! Ich schäme mich gar nicht vor Ihnen, wie Sie sehen. Demnächst wird er mir die Hosen herunterziehen und Sie werden mich halten dürfen!»

«Peter! Pfui!» mahnte Agathe arglos. «Hat er Sie wirklich geschlagen?»

«Hat er? Peter? Würde Ihnen das vielleicht gefallen?»

«Schämen Sie sich doch, Peter!»

«Gar nicht! Warum sagen Sie nicht Herr Peter zu mir? Überhaupt, was meinen Sie: da!» Er streckte das gespannte Bein aus und umfaßte seinen vom Fußball gekräftigten Oberschenkel. «Überzeugen Sie sich doch lieber; ich könnte ihn ja mit einer Hand erschlagen, er hat in beiden Beinen nicht einmal so viel Kraft wie ich in einem Arm. Nicht ich, Sie sollten sich schämen, statt mit ihm Weisheit zu schnattern! Wollen Sie nun wissen, was er mir getan hat?»

«Nein, Peter, so dürfen Sie nicht mit mir sprechen.»

«Warum denn nicht?»

«Weil Ihr Vater es gut mit Ihnen meint. Und weil ——» Aber da kam Agathe nun wirklich nicht recht weiter; das Predigen gelang ihr nicht, obgleich der Junge ja Unrecht hatte, und sie mußte plötzlich wieder lachen. «Was hat er Ihnen also getan?»

«Das Taschengeld hat er mir entzogen!»

«Warte!» bat Agathe. Ohne Überlegen suchte sie eine Banknote hervor und reichte sie Peter. Sie wußte selbst nicht, warum sie es tat; vielleicht meinte sie, man müsse zuerst Peters Zorn beseitigen, ehe man auf ihn einwirken könne, vielleicht bereitete es ihr bloß Vergnügen, Lindners Pädagogik zu durchkreuzen. Und mit der gleichen Plötzlichkeit hatte sie zu Peter Du gesagt. Peter sah sie erstaunt an. Im Hintergrund seiner verschlagen schönen Augen erwachte etwas gänzlich Neues. «Das Zweite, was er mir auferlegt hat,» fuhr er zynisch grinsend fort, ohne sich zu bedanken «ist auch schon gebrochen: die Schule der Schweigsamkeit! Kennen Sie die? Durch Schweigen lernt der Mensch, seine Rede allen inneren und äußeren Reizungen zu entziehn und zur Dienerin seiner innersten Selbstbesinnung zu machen!»

«Sie haben sicher unpassende Reden geführt!»

«So ist es! – Die erste Erwiderung des Menschen auf alle Eingriffe und Angriffe von außen geschieht mittels der Stimmwerkzeuge →» zitierte er seinen Vater. «Darum hat er mir heute und morgen den schulfreien Tag durch Zimmerarrest verdorben, hält strenges Schweigen gegen mich ein und hat mir verboten, mit irgendeinem im Haus ein Wort zu sprechen. Das Dritte» spottete er «ist die Beherrschung des Nahrungstriebes →»

«Aber Peter, nun müssen Sie mir endlich auch sagen,» unterbrach ihn Agathe belustigt «was Sie eigentlich angestellt haben?»

Der Junge war durch das Gespräch, worin er vor der zukünftigen Mutter seinen Vater verhöhnzte, in beste Laune gekommen. «Das ist nicht so einfach, Agathe» erwiderte er unverschämt. «Es gibt nämlich etwas, müssen Sie wissen, das der Alte so fürchtet wie der Teufel das Weihwasser: das sind Witze. Die Kitzel des Witzes und Humors, sagt er, kommen aus der müßigen Phantasie und der Bosheit. Ich muß sie immer hinunterschlucken. Das ist segensreich für den Charakter. Weil, wenn wir den Witz näher betrachten, —»

«Also Schluß!» gebot Agathe. «Worüber haben Sie Ihren verbotenen Witz gemacht?»

«Über Sie!» sagte Peter und bohrte seine Augen herausfordernd in ihre. In diesem Augenblick zuckte er aber zusammen, denn es klingelte, und beide erkannten an der Art des Zeichens Professor Lindner. Ehe Agathe Vorwürfe machen konnte, preßte Peter seine Fingernägel schmerzhaft in ihre Hand und drückte sich aus dem Zimmer. (*Anmerkung:* Agathe deutet Peter ihre Abreise mit Ulrich an.)

[<]

**91**

Krisis und Entscheidung

*[Früher Entwurf und Studie]*

Agathe hatte eine Haarnadel gefunden. Damals nach Bonadeas Besuch, den ihr Ulrich verschwieg. Sie saß am Divan, sprach mit ihrem Bruder, die Hände zu beiden Seiten voll lässiger Sicherheit in die Polster gestützt, und plötzlich fühlte sie das kleine eiserne Ding zwischen den

Fingern. Ihre Hände wurden ganz verwirrt davon, ehe sie es hervorgezogen. Sie sah die Nadel an, welche von einer fremden Frau herrührte, und das Blut stieg ihr in die Wangen.

Ein wenig hätte man auch darüber lachen können, daß Agathe mit solcher Sicherheit wie eine beliebige eifersüchtige Frau aufs nichts anderes riet als das Richtige. Aber obgleich es leicht gewesen wäre, den Fund anders zu erklären, machte Ulrich keinen Versuch dazu. Auch ihm war Röte in die Wangen geschossen.

Endlich bezwang sich Agathe, aber ihr Lächeln war bestürzt.

Ulrich gestand ihr in halben Worten den Überfall Bonadeas.

Sie hörte ihm unruhig zu. «Ich bin nicht eifersüchtig,» sagte sie, «ich habe ja gar kein Recht darauf. Aber →»

Dieses Aber suchte sie zu finden; der Beweis sollte die Wildheit verdecken, die sich in ihr dagegen empörte, daß eine andere Frau ihr Ulrich wegnahm.

Frauen sind eigenartig naiv, wenn sie von den «Bedürfnissen» der Männer reden. Sie haben sich einreden lassen, daß dies unaufhaltsame Gewalten sind, eine Art schmutziges, aber doch grandioses Leiden der Männer, und scheinen weder zu wissen, daß sie selbst durch längere Entbehrung genau so toll werden, noch daß die Männer sich nach einiger Übergangszeit an den Verzicht nicht viel schwerer gewöhnen als sie; der Unterschied ist in Wahrheit mehr ein moralischer als ein physiologischer, nämlich der der Gewohnheit, sich Wünsche zu gewähren oder zu versagen. Aber manchen Frauen, welche Gründe dafür zu haben glauben, daß ihre Begierde sie nicht überreden dürfe, ist diese Vorstellung, daß der Mann sich nicht beherrschen dürfe, ohne Schaden zu nehmen, ein willkommenener Anlaß, um das leidende Mann-Kind in ihre Arme zu schließen, und auch Agathe – durch das Verbot, dem Bruder gegenüber der sonst unzweideutigen Stimme des Herzens zu folgen, in die Rolle einer etwas frigidem Frau gebracht – wandte unbewußt diese List in ihrem Innern an.

«Ich glaube dich ja zu verstehen,» sagte sie «aber: – aber du hast mir weh getan.»

Als Ulrich sie um Verzeihung bitten wollte und den Versuch machte, ihr Haar oder ihre Schultern zu streicheln, sagte sie: «Ich bin dumm ...», schauderte etwas und entzog sich ihm.

«Wenn du mir ein Gedicht vorliest,» versuchte sie es zu erklären «und ich werde mir nicht versagen können, dabei in die neue Zeitung zu schauen, so würdest du doch auch enttäuscht sein. Genau so hat es mir weh getan. Deinethalben!»

Ulrich schwieg. Der Verdruß, durch Erklärungen das Geschehene noch einmal zu beleben, verschloß ihm den Mund.

«Natürlich habe ich kein Recht, dir Vorschriften zu machen» wiederholte Agathe. «Was gebe ich dir denn! Aber weshalb wirfst du dich an solch eine Person fort! Ich könnte mir vorstellen, daß du eine Frau liebst, welche ich bewundere. Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, aber es muß doch nicht jede Liebkosung, die man einem Menschen gibt, allen anderen weggenommen sein.»

– Sie fühlte dabei, so würde sie es sich wünschen, wenn sie diesen Traum verlassen und wieder einen Mann haben sollte — «Innen können sich mehr als zwei Menschen umarmen, und alles Äußere ist ja doch nur →» Sie stockte, aber plötzlich fiel ihr der Vergleich ein: «ich könnte mir vorstellen, daß der, welcher den Körper umarmt, nur der Schmetterling ist, welcher zwei Blumen verbindet →»

Der Vergleich kam ihr etwas zu poetisch vor. Während sie ihn aussprach, fühlte sie lebhaft das warme und gewöhnliche Frauenempfinden: Ich muß ihm etwas geben und ihn entschädigen

---

Ulrich schüttelte den Kopf. «Ich habe» sagte er ernst «einen schweren Fehler begangen. Aber es war nicht so wie du denkst. Es ist schön, was du sagst. Diese Seligkeit durch einen mechanischen Reiz, dieses plötzliche, von der Haut ausgehend, verändert und vom Gott ergriffen Werden, dem Menschen zuzuschreiben, der gerade das Werkzeug ist, ihm durch Vergötterung oder Haß eine besondere Stellung zu geben, ist im Grund so primitiv wie der Kugel böse zu sein, die einen trifft. Aber ich bin zu kleingläubig um mir vorzustellen, daß man solche Menschen finden könnte.» (Hält ihre Hand – es ist eine weitweg getragene Stimmung.)

Als seine Hand jetzt an ihr Verzeihung suchte, schloß Agathe ihren Bruder in die Arme und küßte ihn. Und unwillkürlich, erschüttert, tröstend-schwesterlich und dann ohne Herrschaft darüber, schloß sie ihre Lippen zum erstenmal ganz mit jener ungeminderten Frauenheftigkeit an den seinen auf, welche die volle Frucht der Liebe bis ins Innerste öffnet.

Schließlich saßen sie eine Weile, hielten sich an den Händen und trauten sich weder etwas zu sagen, noch zu tun. Es war ganz dunkel geworden. Agathe fühlte eine Verlockung sich auszukleiden, ohne ein Wort zu sprechen. Vielleicht lockte das Dunkel auch Ulrich zu ihr hinüberzukriechen oder etwas ähnliches zu tun. Beide wehrten sich gegen diese Handlungstypen formende Kraft der Geschlechtslust (oder so ähnlich). Hätte sie es nicht getan, so ... alles vorbei ... Aber Agathe fragte sich: Warum geschieht nichts? (Warum nicht ...?: ————— gewissermaßen: warum versucht er es nicht!)

Und als es nicht geschah, fragte sie ihren Bruder: willst du jetzt nicht Licht machen?

Ulrich zögerte. Aber dann machte er aus Furcht Licht.

Und es stellte sich heraus, daß er etwas vergessen hatte, das er selbst besorgen mußte. Es war einleuchtend, daß er es besorgen mußte und sollte höchstens dreiviertel Stunde dauern, und Agathe redete ihm selbst zu, es zu tun. Er hatte jemand, der wichtig war, einen Bescheid versprochen, und telefonisch ließ sich das nicht machen. So zog sich das natürliche Leben bis in diese Stunde hinein, und war eben das natürliche Leben, und nachdem sie sich getrennt hatten, wurden beide traurig.

Ulrich wurde so traurig, daß er beinahe umgekehrt wäre, doch fuhr er weiter; Agathe dagegen wurde so traurig, wie sie es noch nie in ihrem Leben gewesen war. Im Gegensatz zu allem andern kam ihr diese Trauer geradezu unnatürlich vor; sie erschrak und spürte sogar ein neugieriges Staunen. Das Unnatürliche war eine besondere Eigenheit. Soweit diese Trauer überhaupt für etwas anderes neben sich Platz ließ; gleichsam wie einen Schimmer an ihrem Rand. Tiefste Trauer ist überdies nicht schwarz, sondern dunkelgrün oder dunkelblau und hat die Weichheit des Samtes; sie ist nicht sowohl Vernichtung als vielmehr eine seltene positive Qualität. Dieses tiefe Glück in der Trauer, das Agathe sofort spürte, hat seinen Ursprung wahrscheinlich darin, ... daß mit der ausschließlichen Herrschaft jedes einzelnen Gefühls das Glück verbunden ist, von allen Widersprüchen und Unentschlossenheiten nicht auf eine kalte, pedantische, unpersönliche! Weise wie durch die Vernunft, sondern großmütig befreit zu sein. In jedem großgewordenen Mut und Unmut steckt die Qualität des *Großmuts*. Ohne einen Augenblick überlegen zu müssen, erinnerte sich Agathe, wo sie ihr Gift bewahre, und stand auf, es zu holen. Die Möglichkeit, das Leben mit seinen Ambivalenzen zu beenden, befreit die ihm innewohnende Freude. Agathes Trauer wurde in einer ihr kaum begreiflichen Weise heiter, während sie das Gift, wie es die Vorschrift verlangte, in ein Glas Wasser schüttete (als sie das Gift vor sich auf den Tisch legte. Sie holte ein



Glas und eine Flasche Wasser und stellte sie daneben). Auf das natürlichste schied sich ihre Zukunft in die beiden Möglichkeiten, sich zu töten oder das Tausendjährige Reich zu erreichen, und nachdem das zweite nicht mehr gelang, blieb nur das erste übrig. (Diese Traurigkeit war wie ein tiefer Graben mit glatten Rändern, der sie hin- und herführte, während sie oben, unsichtbar und unerreichbar, Ulrich hörte, der sich mit anderen Menschen unterhielt. – Der Selbstmordbeschuß, ist er nicht nur so markiert und in Wahrheit Abtun des früheren Lebens?!)

Es kam der Abschied. Agathe war viel zu jung, um ganz ohne Pathetik aus dem Leben scheiden zu können, und sie recht zu verstehen, darf auch nicht verschwiegen werden, daß ihr Entschluß affektiv nicht genug fixiert war: ihre Verzweiflung war nicht ausweglos, nicht das Zusammenbrechen nach allen Versuchen, es gab für sie, wenn er auch im Augenblick verdunkelt (verlegt) erschien, immer noch einen zweiten Weg. Ihr Abschied von der Welt war anfangs bewegt wie eine Abreise. Zum erstenmal erschienen ihr alle Figuren, die ihr darin begegnet waren, als etwas, das sich in Ordnung befand, jetzt, wo sie gar nichts mehr mit ihnen zu tun haben sollte.

Sie mag schlecht, verbrecherisch, psychopathisch handeln: in einer anderen Welt wäre das gut. Sie ist unter einer anderen Geistesrasse umhergegangen ...

Es kam ihr schön und friedlich vor, dem Leben nachzusehn. Übrigens gehen ganze Generationen im Handumdrehn dahin. Nicht nur sie hatte mit ihrer Schönheit eigentlich nichts anzufangen gewußt. Sie dachte an das Jahr 2000, hätte gern gewußt, wie es dann aussehen werde. Dann erinnerte sie sich an Gesichter aus dem 16. Jahrhundert, die sie in irgendeiner Sammlung von Abbildungen einmal gesehen haben mußte. Vortreffliche Gesichter mit starken Stirnen und mit kräftigeren Gesichtszügen, als man es heute sieht. Man konnte verstehn, daß alle diese Menschen einmal eine Rolle gespielt hatten. Dazu brauchte man aber wohl Mitspieler; einen Beruf, eine Aufgabe und ein bewegendes Leben. Aber ihr war dieser Rollenehrgeiz völlig fremd. Sie hatte nie etwas sein wollen von dem, was man sein könnte. Die Welt der Männer war ihr immer fremd geblieben. Die Welt der Frauen hatte sie verachtet. Zuweilen hatte sie die Neugierde ihres Körpers, das Verlangen des Fleisches mit anderen in Berührung gebracht, so wie man auch ißt und trinkt. Es war aber immer ohne tiefere Verantwortung geschehn, und so hatte ihr Leben aus der Öde des Kinderzimmers, von wo es ausgegangen war, nur in ein undeutliches Geschehen ohne Grenzen geführt. So endete alles in Ohnmacht. (Die Reise beginnt dann mit einer Erschöpfung wie nach einem Anfall, worin sie alles dankbar hinnimmt.)

Freilich war diese Ohnmacht nicht ohne Kern: Gott hat nicht nur dieses Leben ... Welt eine von vielen möglichen ... Das beste an uns eine hauchähnliche, eine ewig wie ein Vogel vom Ast fliegende (Masse)... In ihrer Abneigung gegen die Autorität der Welt stak immer eine Vision. Ja mehr als eine Vision; sie hatte es doch beinahe schon gegriffen: Man kommt zu sich, wenn ... vergeht. Es ist mehr als eine Anwandlung, dieses dunkle Blinken. Es schien ihr aber wenig Sinn zu haben, sich das zu wiederholen. All diese Erfahrungen klangen wohl durcheinander mit, aber sie waren nicht nur ... ehemals. Sie hatten etwas Sehern. *und* ... Wirkliches. Es war ihr nicht gegeben, Gott deutlich zu schauen, so wenig wie irgendetwas!

Ohne Gott blieb von ihr nur das Schlechte übrig, das sie getan hatte. Nutzlos war sie beschmutzt und empfand Widerwillen gegen sich. Auch alles, was sie soeben wiederholt hatte, war ihr nur in Ulrichs Gesellschaft deutlich geworden, mehr als eine nervöse Spielerei gewesen. Unwillkürlich empfand sie heiße Dankbarkeit für ihren Bruder. Sie liebte ihn in diesem Augenblick wahnsinnig.

Und dann fiel ihr ein: alles, was er gesagt hatte, alles, was er noch sagen konnte, hatte er entwertet!

Sie mußte Schluß machen, ehe er zurückkehrte. Sie sah nach der Uhr. Was für ein zärtliches Ding dieser kleine Zeiger. Sie schob die Uhr fort. Es wurde ihr unheimlich ... Todesfurcht ... stumpf, quälend, abstoßend. Aber der Gedanke, daß es geschehen müsse – sie wußte durchaus nicht, wie er hergekommen war – ... furchtbare Anziehungskraft. Sie fand wenig Überlegung mehr in sich vor ... Unvermögen[?]... nichts als die Idee ... töten, und diese bloß in der Form dieses Satzes ... Leere.

Sie wollte ihre Angelegenheiten ordnen; sie hatte keine. Ich hinterlasse niemand ... auch Ulrich ... sie tat sich sehr leid. Der Puls am Handgelenk floß wie Weinen.

Ulrich war doch zu beneiden, wenn er kämpft und arbeitet. Er ist doch wunderbar, so wie er ist!

Aber die Souveränität des Entschlusses beruhigte sie. Auch sie hatte etwas voraus. Wer das zu tun vermag ... Sie fühlte die wunderbare Einsamkeit, mit der sie geboren war.

Und als sie das Pulver in das Glas geschüttet hatte, war die Möglichkeit der Umkehr vorbei, denn nun hatte sie ihren Talisman eingesetzt (wie die Biene, die nur einmal stechen kann).

Plötzlich hörte sie vor der Zeit Ulrichs Schritte. Sie hätte das Glas rasch hinunterstürzen können. Aber als sie ihn hörte, wollte sie ihn auch noch einmal sehen. Sie hätte danach aufspringen und ... hinunterstürzen können. Sie hätte etwas Gebieterisches sagen und sich damit aus dem Leben zurückziehen können. Sie blickte ihn aber ratlos an, und er merkte in ihrem Gesicht die Zerstörung. Er sah das Glas; er fragte nicht. Er begriff nicht; der Funke der Erregung sprang unmittelbar auf ihn über. Er nahm das Glas und fragte: «Reicht es für beide?» Agathe riß es ihm aus der Hand – mit dem Ausruf ...: «Wir werden uns nicht töten, ehe wir nicht alles versucht haben!» schloß er sie in die Arme.

Oder: kein Wort, eine Handlung, ein Geschehen! Er bricht zusammen oder dergleichen. Entsetzt über das, was er angerichtet hat!

Besser: Ulrichs Abneigung gegen Defekt. Selbstmord. Schließlich aber: man kann nichts gutmachen, sondern nur besser. Darum ist Reue[?] leidenschaftlich. Bei beiden. Plötzlich kommt einer darauf und lacht.

Ich habe beschlossen. Probejahr ... mich töten ...

Glaube darf nur eine Stunde alt sein ...

Das ist der Beschluß, der nun Hals über Kopf ausgeführt wird. Das hieße aber doch auch mehr oder weniger Reise zu Gott.

— *Motive* des Entschlusses — —: Es ist unser Schicksal: Wir lieben vielleicht, was verboten ist. Wir werden uns aber nicht töten, ehe wir nicht das Äußerste versucht haben. Die Welt ist flüchtig und flüchtig: tu, was du willst! Wir stehen ohnmächtig einer vollendet unvollendeten Welt gegenüber. Die andren haben auch alles, was in uns ist, bloß unmerklich verschoben. Sie bleiben gesund und idealistisch, wir kommen an den Rand des Verbrechens.

Einsamkeit: Gläubige Menschen hadern dann mit Gott, ungläubige lernen ihn da erst kennen. Es steckt keine Notwendigkeit dahinter. Diese Welt ist nur einer von ... Versuchen. Gott gibt Teillösungen, das sind die schöpferischen Menschen, sie widersprechen einander, die Welt bildet daraus immer wieder eine relative Totale, die keiner Lösung entspricht. In diese Form der Welt werde ich wie flüssiges Erz gegossen: deshalb bin ich nie ganz das, was ich tue und denke: eine versuchte Gestalt in einer versuchten Gestalt der Gesamtheit. Man darf nicht auf die schlechten Meister hören, die nach Gottes Plan wie für die Ewigkeit eines seiner Leben errichtet haben,

sondern muß sich demütig und trotzig ihm selbst anvertrauen. Ohne Überlegung handeln, denn ein Mann kommt nie weiter, als wenn er nicht weiß, wohin er geht. (Das ist Agathes Einfluß! ——— Erzählerisch: Vielleicht Ulrich überlegt es in Pause, so daß am Ende keine Reflexionen stehn.)

Über allem ein Hauch von Stella-Moral ———. Ist mehr als Stimmung und Zustand denn als Gedanke zu beschreiben. Hätten sie nun getan, was sie fühlten, so wäre in einer Stunde alles vorbei gewesen, so aber ... Lebenstraurigkeit; sich nicht wehren können, weil ... und so weiter. Gift als Stütze. Vertrauen, daß diese Welt, in der sie sich unvollkommen fühlt, nicht die einzige ist.

*Worauf beruht die Entscheidung? Worauf Agathes Selbstmordversuch?...* Agathe fragt: Was soll werden? und Ulrich gibt Antworten ... Eigentlich müßte Ulrich – im Sinne von Schleiermachers moralischer Indifferenz des Religiösen – antworten, daß der «andere Zustand» keine Vorschriften für das praktische Leben gebe. Du kannst heiraten, leben, wie du willst und so weiter. Auch die Utopien sind ja zu keinem praktikablen Ergebnis gekommen. Ungefähr ist das auch die Rasse des Genies innerhalb der der Dummheit ... Das ist auch: Gegen die Totallösung und System. Gegen den Gemeinschaftssinn. Abenteuer der Lebensverweigerung. Ohne daß aber auf die Theorie eingegangen werden sollte.

Nach dem Ausbruch gesteht er dann zu: «anderer Zustand» (Ahnen) und Gott, wenn auch als zweifelhaft. Seine eigentliche Rechtfertigung ist Angst vor drei Schwestern-Süße und darum beschließen sie auch fortzugehen ——— Agathe verlangt Entscheidung im Sinne der Jugend. Ulrich: Ich habe beschlossen. Selbstmordjahr. Agathe: Die Mystik, die sich nicht an Religion schließen konnte, schließt sich an Ulrich.

Entscheidung zu: Werkzeug eines unbekanntes Zweckes.

Agathe: Eigentlich gibt es kein Gut und Böses, sondern nur Glaube oder Zweifel. Gehn wir von all dem fort. Ohne Glaube der Ahnung überlassen ... Ulrich weigert sich zu glauben, folgt aber dem Ahnen.

Agathes Depression: Ein Hauptargument: Der Rechtsanwalt hat vorgeschlagen, sie solle sich krank erklären lassen. Sie hat das Testament wegen Ulrich gemacht und nun droht alles über ihr zusammenzustürzen, ohne ... Auch gegen Lindner ist sie nur schlecht gewesen. Sie ist für die Tat (Jugend), aber es erscheint auch so: Es ist ihr alles gleichgültig, was man einwenden kann von den andern her wie auch von Gott und «anderem Zustand» her, sie will mit Ulrich zusammenleben, kommt sich sehr schlecht vor, aber will es trotzdem, und wenn es nicht gelingt, dann bleibt eben nur das Schlechte und das Ende.

Zu Agathes Niedergeschlagenheit: Der Gott zugeneigte Mensch ist nach Adler der mit Mangel an Gemeinschaftssinn – nach Schleiermacher der moralisch Indifferente, also Böse. Auch Frau ist Verbrecher. Für niemand wahre Sympathie als für Ulrich. Ich muß dich lieben, weil ich die andern nicht lieben kann. Gott und antisozial. Die Liebe zu Ulrich hat von Anfang an Haß und Feindschaft gegen die Welt mobilisiert.

[<]

92

Es war ungefähr eine Woche seit dem Besuch vergangen, den Clarisse dem Irrenhaus abgestattet hatte. Der Tag, wo sie Moosbrugger sehen sollte, stand nahe bevor und sie machte den Eindruck, daß sie dem eine Wichtigkeit beimaß wie der Begegnung zweier Herrscher.

«Bring ihm statt deines Gefühls lieber eine Wurst entgegen und Zigaretten» scherzte Siegmund in seiner Art.

Walter ärgerte sich über seinen Schwager und verteidigte plötzlich Clarisse. «Wenn sie am Klavier bis zur Leidenschaft gespielt hat, aufgereggt ist und Tränen in den Augen hat: ist sie nicht vollkommen im Recht, wenn sie sich weigert, in die Tram zu steigen, auf die Klinik zu fahren und sich dort so zu benehmen, als ob das <nur Musik> und wirkliche Tränen gewesen waren!?» Er weigert sich aber, mitzukommen.

Siegmund scheute Walters Überlegenheit und begnügte sich mit einem gutmütigen Brummen.

Clarisse sagte: «Er hat überhaupt noch nie eine Frau gesehen, immer nur Ersatzweiber.»

Als sie zur elektrischen Bahn gingen, sagte Siegmund: «Vergiß nicht, daß er nur ein Narr ist!» Clarisse drückte ihm als Antwort die Fingernägel in die Hand und blickte strahlend geradeaus.

In der Klinik führte sie Dr. Friedenthal diesmal nicht aus dem Haupt- und Verwaltungsgebäude hinaus; sie durchschritten bloß Gänge, weiß begrüßt von Wärtern und Gehilfen, und zwei von keinen Kranken belegte, aber dafür eingerichtete Zimmer. Dann traten sie in einen dritten großen Raum, in dessen Mitte vier Menschen um einen Tisch saßen; Dr. Friedenthal trat in einer leise auffallenden Weise aus dem Weg, und als Clarisse aufsaß, füllte langsam ihren Blick die breite, ruhige Gestalt Moosbruggers aus.

Was sie erblickte, war allerdings seltsam genug: eine Kartenpartie. Moosbrugger saß, in dunkler, alltäglicher Kleidung mit drei Männern am Tisch, von denen einer den weißen Kittel des Arztes, der zweite einen Straßenanzug und der dritte die etwas abgenutzte Soutane eines Priesters trug; und außer diesen vier Figuren um den Tisch und ihren Holzstühlen war das Zimmer leer bis an die drei hohen Fenster, die auf den Garten sahen. Die vier Männer blickten auf, als sich Clarisse näherte, und Friedenthal stellte vor; Clarisse lernte einen jungen Assistenten der Klinik kennen, deren Seelsorger und einen zu Besuch gekommenen Arzt, von dem sie erfuhr, daß er einer der Sachverständigen sei, die bei der Verhandlung vor dem Schwurgericht Moosbrugger für gesund erklärt hatten; die vier Männer spielten Karten zu dritt, so daß immer einer aussetzte und den anderen zusah. Dieser Anblick eines gemütlichen bürgerlichen Kartenspiels schlug für den Augenblick alle Gedanken in Clarisse zu Boden. Sie war auf etwas Erschreckendes vorbereitet gewesen, sei es selbst nur, daß man sie ohne Ende weiter durch solche halbleere Zimmer geführt hätte, um ihr schließlich geheimnisvoll zu erklären, daß Moosbrugger doch wieder nicht zu sehen sei; und nach allem, was sie in den vergangenen Wochen und besonders an diesem letzten Tag erlebt hatte, fühlte sie nun nichts als eine merkwürdige Beklemmung. Sie begriff nicht, daß dieses Kartenspiel von Dr. Friedenthal mit den anderen verabredet war, um Moosbrugger unbefangen beobachten zu können, es kam ihr wie ein würdeloses Spiel von Teufeln mit einer Seele vor, und sie glaubte in eisigleeren Gefilden der Hölle zu sein. Zu ihrem Entsetzen stand Moosbrugger stramm und galant auf und kam auf sie zu; Friedenthal stellte auch ihn vor, und Moosbrugger nahm mit seiner Tatze ihre unsichere Hand und machte eine stumme, schnelle Verbeugung wie ein großer Junge.

Als das geschehen war, bat Friedenthal, daß man sich nicht stören lassen möge, und erläuterte, daß die gnädige Frau aus Chicago gekommen sei, um die Einrichtungen der Klinik zu studieren,

und sich überzeugen werde, daß deren Gäste so gut aufgehoben seien wie nirgends auf der Welt.

«Pik war gespielt, nicht Karo, Herr Moosbrugger!» sagte der Anstaltsarzt, der seinen Schützling nachdenklich beobachtet hatte. In Wahrheit, Moosbrugger war es angenehm gewesen, daß Friedenthal in Gegenwart der Fremden von ihm als einem Gast der Klinik und nicht als einem Kranken gesprochen hatte; er würdigte das, irrte sich deshalb in den Karten, steckte aber den Tadel wegen des Ausspielens mit einem großmütigen Lächeln ein. Gewöhnlich spielte er achtsamer als ein Falke. Er hielt mit Ehrgeiz darauf, seinen gelehrten Gegnern nur durch das Glück der Karten und niemals durch schlechteres Spiel zu unterliegen. Diesmal gestattete er sich nach einer Weile aber auch noch, seine Stiche englisch zu zählen, denn dazu war er bis dreißig imstande, und er hatte verstanden, daß Clarisse aus Amerika gekommen sei. Ja, etwas später legte er sogar seine Karten ganz hin, stemmte die Fäuste gegen den Tisch und lehnte seinen mächtigen Rücken so breit zurück, daß es ringsum im Holz knackte, und begann eine umständliche Erzählung aus seiner Gefängniszeit. «Sie können es mir glauben, meine Herrn →» fing er sie an, denn er hatte Erfahrung: will man auf Frauen Eindruck machen, so muß man so tun, als ob man sie gar nicht wahrnehme, zumindest im Anfang; das hatte ihm noch jedesmal bei ihnen Erfolg eingetragen.

Der junge Anstaltsarzt begleitete Moosbruggers breitspurige Erzählung mit Lächeln, in dem Gesicht des Pfarrers kämpfte Bedauern mit Heiterkeit, und der mitspielende fremde Arzt, der Moosbrugger beinahe schon an den Galgen gebracht hatte, munterte ihn von Zeit zu Zeit durch beizende Zwischenrufe auf. Der Riese war ihnen allen durch seine protzige und doch gewöhnlich grundanständige Art sich zu geben angenehm geworden; was er sagte, hatte Hand und Fuß, wenn auch nicht gerade immer an den rechten Stellen, und namentlich der geistliche Herr hatte ihn sündhaft liebgewonnen. Wenn er sich an die tierischen Verbrechen erinnerte, deren dieser lammfromme Mann fähig war, so schlug er erschrocken in Gedanken ein Kreuz, als ob er sich auf einer verwerflichen Lässigkeit ertappte, demütigte sich vor der Unerforschlichkeit Gottes und sagte sich, daß man eine so verwickelte Angelegenheit dem Willen des Herrn überlassen müsse. Daß sich dieser Wille als Werkzeug wie zweier gegeneinander wirkender Hebel, von denen sich vorläufig nicht wissen ließ, welcher stärker sein werde, der beiden mitspielenden Ärzte bediente, war dem geistlichen Herrn bekannt.

Zwischen den beiden Medizinern bestand eine fröhliche Gegnerschaft. Als Moosbrugger einen Augenblick den Faden seiner Erzählung verlor, unterbrach ihn Dr. Pfeiffer, der zu Besuch gekommene ältere von ihnen, denn auch mit den Worten: «Genug geredet, Moosbrugger, und an die Karten, sonst hat der Herr Assistent zu früh seine Diagnose fertig!» Moosbrugger wurde sofort diensteifrig: «Wenn der Herr Doktor spielen wollen, können wir ja wieder spielen!» Clarisse hörte es mit Staunen. Der jüngere der beiden Ärzte lächelte aber ungerührt dazu. Es war ein offenes Geheimnis, daß er sich bemühte, ein unantastbares Bild von Moosbruggers Unzurechnungsfähigkeit zu gewinnen. Er sah blond, gewöhnlich und unsentimental aus, und sein Gesicht war durch die Spuren einiger Studentenmensen nicht gerade geistvoller geworden; aber das Selbstbewußtsein der Jugend hieß ihn, in der Frage von Moosbruggers Schuld und Straffähigkeit die ärztliche Auffassung mit einem Eifer vertreten, der die übliche Halbheit verabscheute. Er hätte nicht genau sagen können, worin die ärztliche Auffassung bestehe. Sie ist eben anders. Eine gewöhnliche Trunkenheit ist zum Beispiel für sie eine echte Geisteskrankheit, die von selbst ausheilt, und daß Moosbrugger teils ein Ehrenmann, teils ein Lustmörder war, bedeutete nach ihren Begriffen einen Triebwettstreit, bei dem es sich von selbst verstand, daß er sich jeweils im Sinne des stärkeren oder nachhaltigeren Triebs entscheiden mußte. Wenn andere das nun einen freien Willen und eine gute oder böse sittliche Entscheidung nennen mögen, so ist

es ihre Sache. «Wer gibt?» fragte er.

Es zeigte sich, daß er selbst die Karten zu mischen und auszuteilen hatte. Während er es tat, wandte sich Dr. Pfeiffer mit der Frage an Clarisse, welches Interesse die «Frau Kollegin» herführe. Dr. Friedenthal hob vorbeugend die Hand und riet: «Sagen Sie, um Gotteswillen, nichts von Heilkunde, die deutsche Sprache hat kein zweites Wort, das dieser Arzt so wenig hören möchte!» Es war die Wahrheit und bot den Vorteil, daß es die unberechtigte Besucherin vor den anderen als Ärztin erscheinen ließ, ohne daß Friedenthal das ausdrücklich behaupten mußte. Er lächelte zufrieden. Dr. Pfeiffer quittierte die Neckerei mit einem geschmeichelten Grinsen. Er war ein schon älterer kleiner Mann, an dessen oben abgeplattetem, nach hinten in die Tiefe gewölbtem Schädel ungepflegte Bart- und Haarstummel hingen; die Nägel an seinen Fingern waren ölig von Zigaretten und Zigarren und hielten am Rand einen schmalen Schmutzstreifen fest, obwohl sie in ärztlicher Weise ganz kurz geschnitten erschienen. Man sah es jetzt deutlich, weil die Spieler inzwischen ihre Karten aufgenommen hatten und sie sorgsam ordneten. «Ich passe» erklärte Moosbrugger. «Ich spiele» Dr. Pfeiffer, «Gut» der junge Arzt; der Geistliche sah dieses Mal zu. Das Spiel war matt und nahm ohne Aufregungen seinen Lauf.

Clarisse, die neben Friedenthal abseits stand, versteckte sich ein wenig hinter ihm, hob ihren Mund an sein Ohr und flüsterte, mit dem Blick auf Moosbruggerweisend: «Er hat immer nur Ersatz-Weiber gehabt!»

«Pst! Um Himmelswillen ...!» flüsterte Friedenthal flehend zurück und fragte, nahe an den Tisch tretend, laut: «Wer gewinnt?», um die Unvorsichtigkeit zu vertuschen. «Ich verliere» erklärte Pfeiffer. «Moosbrugger hat hinterlistig gepaßt! Unser junger Kollege will von mir keinen Rat annehmen; es ist mir unmöglich, ihn zu überzeugen, daß es ein verhängnisvoller Irrtum ist, wenn Ärzte glauben, daß kranke Verbrecher in ihre Krankenanstalten gehören». Moosbrugger grinste. Pfeiffer scherzte und setzte das zuvor begonnene Geplänkel mit Friedenthal fort; das Spiel war ohnehin nicht zu retten. «Sie selbst müßten einem solchen jungen Medikus bei Gelegenheit sagen,» bat er ironisch «daß es eine Utopie ist, böse Menschen medizinisch heilen zu wollen, und überdies ein Nonsens, denn das Böse ist nicht nur in der Welt vorhanden, sondern auch unentbehrlich für ihren Fortbestand. Wir brauchen böse Menschen, wir dürfen sie nicht alle für krank erklären —»

«Sie haben keinen Stich mehr» sagte der ruhige junge Arzt und legte die Karten hin. Diesmal lächelte der Geistliche, der zugesehn hatte. Clarisse hatte etwas zu verstehen geglaubt. Es wurde ihr warm. Aber Pfeiffer sah abscheulich aus. «Es ist eine nonsensistische Utopie» witzelte er. Sie kannte sich nicht aus. Es war vermutlich doch nur das würdelose Spiel von Teufeln um eine Seele. Pfeiffer hatte sich eine neue Zigarre angezündet, und Moosbrugger teilte die Karten aus. Er sah zum erstenmal für einen Augenblick zu Clarisse hinüber, und dann wurde er gefragt, was er auf die Spielansagen der andern zu erwidern habe.

Bei diesem Spiel setzte der Assistent aus. Er schien darauf gewartet zu haben und seine Gedanken ganz langsam zu Worten zusammenzuziehen. «Für einen Naturwissenschaftler» sagte er «gibt es nichts, was seinen Grund nicht in einem Gesetz der Natur hätte. Wenn ein Mensch also ohne vernünftigen äußeren Grund ein Verbrechen begeht, so muß er einen inneren dafür haben. Und den muß ich suchen. Für Dr. Pfeiffer ist das aber nicht fein genug.» Mehr sagte er nicht, er war rot geworden und sah freundlich verdrossen drein. Der Geistliche und Dr. Friedenthal lachten, Moosbrugger lachte ähnlich wie sie und sah blitzschnell Clarisse an. Clarisse sagte plötzlich: «Es kann einer ja auch ungewöhnliche vernünftige Gründe haben!» Der Assistent sah sie an. Pfeiffer bekräftigte: «Die Frau Kollegin hat vollkommen recht. Und eigentlich

verraten Sie schon eine Verbrechernatur, wenn Sie nur voraussetzen, daß es auch vernünftige Gründe für ein Verbrechen gibt!» «Ach, Unsinn!» erwiderte der Jüngere. «Sie wissen genau, wie ich es meine.» Und wieder zu Clarisse: «Ich rede als Arzt. Wortspaltereien, die vielleicht in der Philosophie oder sonstwo am Platz sein mögen, sind mir widerwärtig!»

Es war bekannt, daß er sich jedesmal, wenn er mit der Vorbereitung eines Fakultätsgutachtens betraut war, wütend über die Zugeständnisse ärgerte, die er einer unmedizinischen Denkart machen, und die unnatürlichen Fragen, die er ihr beantworten sollte. Die Gerechtigkeit ist kein naturwissenschaftlicher Begriff, so wenig wie die aus ihr folgenden Begriffe, und mit Straffähigkeit, freiem Willen, Vernunftsgebrauch, Sinnesverrückung und allem ähnlichen, was über das Schicksal unzähliger Menschen entscheidet, verbindet der Arzt ganz andere Vorstellungen als der Jurist. Da der Jurist ihn weder entbehren will, aus irgendwelchen Gründen, noch vor ihm abdanken will, was begreiflich ist, nehmen sich dann die ärztlichen Sachverständigen vor Gericht nicht selten wie kleine Geschwister aus, denen eine ältere Schwester nicht erlaubt, so zu reden, wie es ihnen natürlich ist, obwohl sie doch befiehlt und darauf wartet, daß aus dem Kindermunde die Wahrheit komme. Also nicht aus Gefühlsweichheit, sondern aus blankem Ehrgeiz und schneidigem Eifer für seine Wissenschaft neigte der junge Forscher mit den Narben dazu, die Personen seiner Gutachten dem Gehirn der Gerichte möglichst zu entziehen, und da es nur dann Aussicht auf Erfolg darbot, wenn sie sich sehr deutlich und bestimmt einem bekannten Krankheitsbild einordnen ließen, sammelte er auch bei Moosbrugger alles, was für ein solches sprach. Genau das Gegenteil davon tat aber Dr. Pfeiffer, obwohl er nur gelegentlich auf die Klinik kam, um sich nach Moosbrugger zu erkundigen, so wie ein Sportsmann, der sein eigenes Match schon gekämpft hat, auf der Tribüne sitzt und den anderen zusieht. Er galt als besonderer Kenner der Natur geisteskranker Verbrecher, wenn auch als ein etwas wunderlicher. Als Arzt übte er höchstens eine Gefälligkeitspraxis aus, und die nur unter unehrerbietigen Reden gegen den Wert seiner Wissenschaft; er lebte in der Hauptsache von den bescheidenen, aber regelmäßigen Einkünften aus seiner Gutachtertätigkeit, denn er war bei Gericht sehr beliebt wegen seines Verständnisses für die Aufgaben der Justiz. Er war so sehr Kenner, daß er vor lauter Wissenschaftlichkeit seine Wissenschaft leugnete, ja das menschliche Wissen überhaupt geringschätzte; im Grunde tat er es vielleicht nur, weil er sich auf diese Weise ungezügelt seinen persönlichen Neigungen überließ, die ihn dazu anstachelten, jeden Verbrecher, dessen geistige Gesundheit in Frage stand, mit großer Geschicklichkeit wie eine Kugel zu behandeln, die man durch die Löcher der Wissenschaft hindurch zum Ziel der Bestrafung treiben müsse. Man erzählt allerhand Geschichten von ihm, und Friedenthal, der wohl befürchtete, daß die übliche Unterhaltung zwischen den beiden Gegnern eine Auseinandersetzung zutage fördern könnte, die diesmal besser ungehört bliebe, nahm rasch das Wort, indem er sich gleich nach dem jungen Arzt an Clarisse wandte und ihr erläuterte, was dieser unter «Wortspalterei» verstehe. «Nach der Meinung unseres geschätzten Gastes Doktor Pfeiffer ist nämlich niemand fähig, über die Schuld eines Menschen zu entscheiden» sagte er mit besänftigendem Blick und Lächeln: «Wir Ärzte nicht, weil Schuld, Zurechnungsfähigkeit und all das durchaus keine medizinischen Begriffe sind, und die Richter nicht, weil man ohne Kenntnis der wichtigen Beziehungen zwischen Körper und Geist doch auch wieder nicht über solche Fragen urteilen kann. Bloß die Religion verlangt eindeutig die persönliche Verantwortung einer jeden Sünde vor Gott, und so laufen solche Fragen schließlich immer auf religiöse Überzeugungsfragen hinaus →» Er hatte mit seinen letzten Worten sein Lächeln dem Pfarrer zugewandt und hoffte, dem Gespräch durch diese Neckerei eine harmlose Wendung zu geben. Der Pfarrer wurde denn auch etwas rot und lächelte verlegen zurück, und Moosbrugger drückte seine volle Billigung der Theorie, daß er vor das Forum Gottes und nicht vor die Psychiatrie gehöre, durch einen unmißverständlichen Brummlaut

aus. Aber plötzlich sagte Clarisse: «Vielleicht ist der Kranke hier, weil er einen andern vertritt.»

Sie sagte es so schnell und unerwartet, daß es verloren ging; einige erstaunte Blicke streiften sie, aus deren Gesicht die Farbe bis auf zwei rote Flecken gewichen war, und dann lief das Gespräch in seiner eigenen Richtung weiter.

«Doch nicht ganz!» gab Dr. Pfeiffer Friedenthal zur Antwort und legte die Karten nieder. «Wir können ja einmal deutlich darüber reden, was es bedeutet, dieses: <Ich rede als Arzt>, von dem unser Kollege so große Stücke hält: Man legt uns einen aus dem Leben entstandenen <Fall> auf die Klinik; wir vergleichen ihn mit dem, was wir wissen, und den Rest, einfach das, was wir nicht wissen, einfach unsere Unwissenheit, muß der Delinquent verantworten. Ist es so oder nicht?»

Friedenthal zuckte staatsmännisch die Achseln und schwieg.

«Es ist so» wiederholte Pfeiffer. «Trotz allen Pomps der Gerechtigkeit wie der Wissenschaft, trotz allen Haarspaltens, trotz unserer Perücken von gespaltenen Haaren, läuft das Ganze zum Schluß doch nur darauf hinaus, daß der Richter sagt: <Ich hätte das nicht getan>, und daß wir Psychiater hinzufügen: <Unsere Geisteskranken hätten sich auch nicht so benommen!> Aber darunter, daß wir mit unseren Begriffen nicht besser in Ordnung sind, darf nicht die menschliche Gesellschaft zu Schaden kommen. Ob der Wille eines einzelnen Menschen frei oder unfrei ist, der Wille der Gesellschaft ist in dem, was sie als gut und böse behandelt, frei. Und ich für meine Person wünsche nicht im Sinn meiner Privatgefühle, sondern im Sinn der Gesellschaft gut zu sein!» Er zündete seine ausgegangene Zigarre von neuem an und strich sich die Barthaare vom feucht gewordenen Mund.

Auch Moosbrugger strich seinen Schnurrbart und klopfte mit dem Rand seines zusammengefalteten Kartenpakets rhythmisch auf die Tischplatte.

«Also, wollen wir weiterspielen oder nicht?» fragte der Assistent geduldig.

«Natürlich wollen wir weiterspielen» entgegnete Pfeiffer und nahm seine Karten auf. Sein Auge begegnete dem Moosbruggers. «Moosbrugger und ich sind übrigens der gleichen Meinung» fuhr er fort, mit sorgenvoller Miene sein Blatt betrachtend. «Wie war es, Moosbrugger? Der Herr Rat bei Gericht hat Sie doch verschiedentlich gefragt, warum Sie sich Sonntagskleider angezogen haben und ins Wirtshaus gegangen sind —»

«Und rasieren lassen» verbesserte Moosbrugger; Moosbrugger konnte jederzeit darüber sprechen wie über eine Staatshandlung.

«In Ruhe rasieren lassen» wiederholte Pfeiffer. «Er hätte das nicht getan! hat er Ihnen vorgeworfen. Na also.» Er wandte sich an alle. «Ganz das gleiche tun wir, wenn wir sagen: unsre Kranken hätten das nicht getan. Beweist man viel auf diese Art?» Seine Worte waren diesmal brummend und gemütlich und nur ein Echo seiner vorangegangenen leidenschaftlicheren Verwahrung, denn das Spiel hatte nun wieder angefangen, in der Runde zu kreisen.

Auf Moosbruggers Gesicht war noch lange ein gönnerhaftes Lächeln wahrzunehmen, das sich erst im Spieleifer auflöste, wie die Falten in einem steifen Stoff mit der Dauer des Gebrauchs weichen. So hatte Clarisse nicht ganz unrecht, wenn sie den Kampf mehrerer Teufel um eine Seele zu sehen glaubte, aber die dabei herrschende Gemütlichkeit täuschte sie, und besonders wurde sie doch durch die Art verwirrt, in der sich Moosbrugger benahm. Er mochte anscheinend den jüngeren Arzt, der ihm helfen wollte, nicht gut leiden, duldete nur ungern seine Bemühungen und wurde unruhig, wenn er sie spürte. Vielleicht handelte er dabei nicht anders als jeder einfache Mensch, der es als frech empfindet, wenn sich einer zu angelegentlich um ihn



bekümmert, jedoch war er jedesmal entzückt, wenn Dr. Pfeiffer sprach. Vermutlich war auch Entzückung nicht ganz das, was er in diesem Fall äußerte, denn ein solcher Zustand kam an Moosbruggers auf Würde und Haltung abgetöner Gestalt nicht vor, und viel von dem, was die Ärzte untereinander redeten, blieb auch ihm unverständlich; aber wenn schon geredet werden mußte, dann so, wie es von Dr. Pfeiffer geschah: das war im ganzen unbezweifelbar als seine Meinung zu sehen. Der Zusammenstoß der beiden Ärzte hatte ihn aufgemuntert, er begann seine Stiche wieder laut und englisch zu zählen und streute in auffälliger Wiederholung von Zeit zu Zeit die Bemerkung: «Wenn es sein muß, muß es eben sein!» ins Gespräch oder ins Schweigen. Sogar der gute Pfarrer, der schon manches gesehen hatte, schüttelte zuweilen den Kopf. Aber der Spott auf die irdische Gerechtigkeit hatte ihm nicht übel gefallen, und er freute sich darüber, daß sich die Gelehrten der weltlichen Wissenschaft nicht einigen konnten. Er erinnerte sich nicht mehr, wie alle diese Fragen nach kanonischem Recht zu entscheiden gewesen wären, von denen die Rede war, aber er dachte sanft: «Laßt sie gewähren, das letzte Wort spricht Gott», und da er sich dieser Überzeugung wegen wenig an dem Wortgefecht beteiligte, gewann er im Tarock.

So bestand zwischen diesen vier Männern ein recht herzliches Einvernehmen. Wohl war Moosbruggers Kopf dabei als Preis ausgesetzt, aber das stört nicht im geringsten, solange jeder vollauf mit dem beschäftigt ist, was er vorher zu tun hat; denken doch auch die Männer, die mit dem Schmieden, Schleifen und Verkaufen von Messern beschäftigt sind, nicht unausgesetzt an das, was daraus werden kann. Überdies fand Moosbrugger, als der einzige, der die Tötung eines anderen Menschen selbst und unmittelbar kennengelernt hatte und dem sie auch bevorstand, daß sie nicht das Schlimmste sei, was einem Ehrenmann widerfahren könne. Das Leben ist der Güter höchstes nicht, sagt Schiller: das hatte Moosbrugger von Dr. Pfeiffer gehört, und es hatte ihm recht gut gefallen; und so, wie er, je nachdem sein Wesen angerufen und gewendet wurde, rührend und eine Bestie sein konnte, waren eben auch die anderen als Freunde und Henker in zwei verschiedene Wirkungskreise gespannt, die miteinander kaum eine Berührung hatten. Aber Clarisse beunruhigte das sehr. Im ersten Augenblick hatte sie schon gesehen, daß hier unter dem Schutz der Fröhlichkeit etwas Verheimlichtes vor sich gehe; aber sie hatte das nur in unklarem Bild erfaßt und, verwirrt von dem Inhalt der Reden, begriff sie erst jetzt, aber begriff jetzt nicht nur, sondern sah es auch mit warnender Eindringlichkeit, ja in seiner vollen Unheimlichkeit beständig vor sich, daß diese Männer Moosbrugger verstohlen beobachteten. Moosbrugger, der Ahnungslose, aber beobachtete sie, Clarisse. Von Zeit zu Zeit kam er heimlich mit seinen Augen daher und trachtete ihren Blick zu überraschen und zu fangen. Der Besuch dieser schönen und weitgereisten Frau – ein wenig zu unbedeutend kamen ihm bloß die Magerkeit und Kleinheit Clarissens vor – schmeichelte ihm sehr trotz aller Ehrungen, die ihm ohnehin widerfuhren. Er bezweifelte, wenn er ihren merkwürdigen Blick auf sich gerichtet fand, nicht einen Augenblick, daß seine buschbärtige Männlichkeit sie verliebt gemacht habe, und zuweilen entstand ein Lächeln unter seinem Schnurrbart, das diesen Sieg bestätigen sollte und mit seiner an Dienstmädchen erprobten Überlegenheit auf Clarisse ganz eigentümlich wirkte. Eine unaussprechliche Ohnmacht preßte ihr Herz zusammen. Sie hatte den Eindruck, Moosbrugger befinde sich in einer Falle, und ihr Fleisch am Leibe kam ihr wie ein ihm vorgeworfener Köder vor, während umher die Jäger lauerten.

Kurz entschlossen legte sie die Hand auf Friedenthals Arm und erklärte ihm, daß sie genug gesehen habe und sich ermüdet fühle.

## Clarisse und Friedenthal

«Was haben Sie denn eigentlich damit gemeint, daß Sie sagten, er habe stets nur <Ersatzweiber> gehabt!» fragte Friedenthal, nachdem sie das Zimmer verlassen hatten.

«Nichts!» erwiderte Clarisse, die von dem Erlebten noch verstört war, mit einer abweisenden Gebärde.

Friedenthal wurde schwermütig und meinte, daß er die verwunderliche Darbietung rechtfertigen müsse. «Im Grunde sind wir natürlich alle unzurechnungsfähig» seufzte er. Clarisse antwortete: «Er am wenigsten!»

Friedenthal lächelte über den «Scherz». «Haben Sie sich sehr gewundert?» fuhr er scheinbar erstaunt fort. «Es sind immerhin einzelne Züge an Moosbrugger recht schön zutage getreten.»

Clarisse blieb stehn. «Sie dürfen das nicht gewähren lassen!» forderte sie entschieden.

Ihr Begleiter lachte und befließigte sich, seinen Geist in Szene zu setzen. «Was wollen Sie!» rief er aus. «Dem Mediziner ist eben alles Medizin, und dem Juristen alles Jus! Das Gerichtswesen geht letzten Endes von dem Begriff <Zwang> aus, der dem gesunden Leben angehört, aber ohne Bedenken meist auch auf Kranke anzuwenden ist. Ebenso ist aber der Begriff <Krankheit> mit seinen Konsequenzen, von dem wir Ärzte ausgehn, auf das gesunde Leben anwendbar. Das wird niemals unter einen Hut gebracht werden!»

«Das gibt es doch nicht!» rief Clarisse aus.

«Doch, das gibt es!» beschwerte sich sanft der Arzt. «Die menschlichen Wissenschaften haben sich zu verschiedenen Zeiten und zu Zwecken entwickelt, die miteinander nichts zu tun haben, So haben wir von der gleichen Sache die verschiedensten Begriffe. Zusammengefaßt ist das höchstens im Konversationslexikon. Und ich wette, daß nicht nur ich und der Pfarrer, sondern auch Sie und beispielsweise Ihr Herr Bruder oder Ihr Gatte und ich von jedem Wort, das wir dort aufschlüßen, jeder nur eine Ecke des Inhalts und natürlich jeder eine andere kennen. Besser hat die Welt das nicht zustande gebracht!» – Friedenthal hatte sich über Clarisse gelehnt, die in einer Fensternische stand, und stützte seinen Arm gegen das Fensterkreuz. Etwas echtes Empfinden klang aus seinen Worten. Er war ein Zweifler. Die Unsicherheit seiner Wissenschaft hatte ihm die Augen geöffnet für die Unsicherheit alles Wissens. Er wäre gern eine Persönlichkeit gewesen und ahnte in seinen besten Stunden, daß ihm das lähmende Durcheinander dessen, worüber es Wahrheit gebe, noch nicht gebe, oder niemals geben werde, nicht mehr gestatte als eine unfruchtbare und eitle Subjektivität. Er seufzte und fügte hinzu: «Manchmal ist mir zumute, die Fenster dieses Hauses seien nichts als Vergrößerungsgläser ...!»

Clarisse fragte ernst: «Können wir noch ein wenig zu Ihnen gehn» Hier vermag ich nicht zu sprechen.» Unter dem Schild ihrer Wimpern schossen zwei Pfeile hervor. Friedenthal löste langsam die Hand vom Fenster und den Blick von ihrem Auge. Dann löste er auch seine Gedanken aus ihrer geoffenbarten Versunkenheit und sagte, während sie den Fliesengang entlang weiterschritten: «Dieser Pfeiffer ist eine sehr merkwürdige Figur. Er führt ein Leben ohne Freuden und Geliebte, aber er hat die größte Sammlung von Bildern, Andenken, Prozeßberichten und allem, was mit den Todesurteilen der letzten zwanzig oder dreißig Jahre zusammenhängt. Ich habe sie einmal gesehn. Merkwürdig. Laden voll seiner <Opfer>: geputzte und rohe, vom

Verbrechen gezeichnete und ganz alltägliche Gesichter von Männern und Frauen lächeln einem aus vergilbtem Zeitungspapier und verblaßten Lichtbildern entgegen oder blicken in ihre unbekannte Zukunft. Dazu Kleiderreste, Strick-Enden – richtige ‹Galgenstricke›, Spazierstöcke, Giftflaschen: kennen Sie das Museum in Zermatt, wo das aufbewahrt wird, was von denen, die ringsum von den Bergen abstürzen, übrigbleibt? Einen ähnlichen Eindruck macht es. Er hat offenbar ein zärtliches Verhältnis dazu. Man kann es auch merken, wenn er von den ‹Opfern› erzählt, zu deren gesetzlicher Ermordung, oder wie Sie es nennen wollen, er selbst beigetragen hat. Ein guter Beobachter gewahrt da vielleicht etwas wie eine Rivalität, Gehirntriumph, Geschlechtslust ... Alles natürlich gänzlich innerhalb der Grenzen des Erlaubten und wissenschaftlich Zulässigen. Aber man kann wohl sagen, daß die Beschäftigung mit der Gefahr gefährlich macht →»

«Er jagt sie?» fragte Clarisse gepreßt.

«Ja, man kann fast sagen, er ist ein Jäger, der sein Wild liebt.»

Clarisse erstarrte: sie wußte nicht, wie ihr geschah. Friedenthal hatte sie auf einem teilweise anderen Weg zurückgeführt und öffnete bei seinen Worten die Türe eines Saals, den sie durchschreiten mußten und der das Herrlichste zu enthalten schien, was sie je gesehen hatte. Es war ein großer Saal, und sie glaubte in ein lebendes Blumenbeet zu blicken. Es war der Saal der hysterischen Frauen, den sie durchschritten. Sie standen einzeln und in kleinen Gruppen umher und lagen ringsum in den Betten. Sie schienen alle blütenweiße Kleider zu tragen und aufgelöstes nachtschwarzes Haar zu haben. Clarisse konnte keine Einzelheiten erfassen, das Ganze glich etwas unsagbar Schönem und dramatisch Bewegtem. «Schwestern!» fühlte Clarisse gewaltig und reich in dem Augenblick, wo ihr und Friedenthal Aufmerksamkeit in unregelmäßigen Zügen zuströmte; sie hatte das Empfinden, mit einem Schwarm wundervoller Liebesvögel höher aufzulegen zu können, als es alle Erregungen des Lebens und der Kunst gewähren. Ihr Begleiter kam mit ihr nur langsam vorwärts, denn allerhand demütig Verliebte näherten sich ihm oder strichen ihm in den Weg mit einer Stärke der erotischen Sanftheit, wie sie Clarisse noch nie erlebt hatte. Friedenthal richtete begütigende oder strenge Worte an diese und schob sie mit weichen Bewegungen von sich, und in den Betten lagen währenddessen andere Frauen in ihren weißen Jacken und hatten das Haar dunkel über die Polster gebreitet, Frauen, die mit Bauch und Beinen unter ihrer dünnen Decke das Drama der Liebe aufführten. Sündengestalten. Mit einem Mitspieler gepaart, der unsichtbar blieb, aber fühlbar da war, gegen den sie in übertriebener Abwehr die Arme stemmten, der übertrieben die Wogen ihres Busens aufwühlte, dem sich der Mund mit übermenschlicher Anstrengung entzog und der Bauch mit übermenschlichem Verlangen entgegen wölbte, während die Augen inmitten dieses obszönen Schauspiels unschuldig mit der bezaubernden leblosen Schönheit großer dunkler Blumen leuchteten.

Clarisse war noch tief verwirrt von diesem Blumenbeet der Liebe und der Leiden, von seinem krankhaften und doch berausenden Duft, seinem Schimmer, dem Hindurchgleiten und Nicht-Stehenbleiben-dürfen, als sie schon in Friedenthals Zimmer saß und von ihm mit einem unermüdlichen Lächeln betrachtet wurde. Aus ihrer fast räumlich tiefen Abwesenheit zurückkehrend und sich sammelnd, klammerte sie sich an etwas, das sie mit rauher, fast mechanischer Stimme vorbrachte: «Erklären Sie ihn für unzurechnungsfähig!»

Friedenthal sah sie erstaunt an. «Meine Gnädige,» fragte er scherzhaft betont «welches Interesse haben Sie daran?»

Clarisse erschrak, weil ihr keine Antwort einfiel. Aber da ihr nichts einfiel, hatte sie plötzlich schlicht gesagt: «Weil er nichts dafürkann!»

Dr. Friedenthal musterte sie jetzt schärfer: «Woher wissen Sie das so sicher?»

Clarisse hielt seinem Blick kraftvoll stand und antwortete hochmütig, als wäre sie nicht sicher, ob sie ihn einer solchen Mitteilung würdigen dürfe: «Er ist ja doch nur hier, weil er einen anderen vertritt!» Sie zuckte belästigt die Schultern, sprang auf und sah zum Fenster hinaus. Als sie aber nach einer kleinen Weile keine Wirkung davon verspürte, drehte sie sich wieder um und gab klein bei. «Sie können mich nicht verstehn: er erinnert mich an jemand!» bemerkte sie, die Wahrheit halb abschwächend. Sie wollte nicht zu viel sagen und hielt sich zurück.

«Aber das ist doch kein Grund für die Wissenschaft!?» erwiderte Friedenthal gedehnt.

«Ich habe gedacht, Sie werden es tun, wenn ich Sie darum bitte!» sagte sie jetzt einfach.

«Sie nehmen das zu leicht» entgegnete der Arzt vorwurfsvoll. Er lehnte sich faustisch in seinen Sessel zurück und fuhr mit einem Blick auf sein Studio fort: «Haben Sie sich überhaupt überlegt, ob Sie dem Mann etwas Gutes erweisen, wenn Sie ihm statt einer Bestrafung die Internierung wünschen?! Der Aufenthalt in diesen Mauern ist kein Vergnügen ...!» Er schüttelte schwermütig das Haupt.

Seine Besucherin erwiderte klar: «Zuerst muß der Henker weg von ihm!»

«Sehen Sie,» meinte Friedenthal «meiner Ansicht nach ist Moosbrugger ja wohl Epileptiker. Er weist aber auch Züge von Paraphrenia systematica und vielleicht von Dementia paranoides auf. Er ist eben in jeder Hinsicht ein Grenzfall. Seine Anfälle, bei denen qualvoll beängstigende Wahnvorstellungen und Sinnestäuschungen gewiß eine Rolle spielen, können Minuten bis Wochen dauern, aber sie übergehen oft unmerklich in volle Geistesklarheit, wie sie auch ohne feste Grenze aus ihr zu entstehen vermögen, und außerdem ist selbst im paroxysmalen Stadium das Bewußtsein nie ganz aufgehoben, sondern nur in verschiedenen Graden vermindert. Man könnte also wohl etwas für ihn tun, aber der Fall ist durchaus nicht so, daß man als Arzt seine Verantwortlichkeit ausschließen *müßte!*»

«Also werden Sie etwas für ihn tun?!» drängte Clarisse.

Friedenthal lächelte. «Ich weiß es noch nicht.»

«Sie müssen!»

«Sie sind sonderbar» erwiderte Friedenthal gedehnt. «Aber – man könnte schwach werden.»

«Sie sind ja keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß der Mann krank ist!» versicherte die junge Frau mit Nachdruck.

«Das natürlich nicht. Aber ich habe doch gar nicht *darüber* zu urteilen» verteidigte sich der Arzt. «Sie haben es doch schon gehört: Ich soll beurteilen, ob sein freier Wille bei der Tat ausgeschlossen war, ob sein Bewußtsein während der Tat abwesend war, ob er Einsicht in sein Unrecht besaß: lauter metaphysische Fragen, die für mich als Arzt gar nicht so zu stellen sind, bei denen ich aber doch auch auf den Richter Rücksicht nehmen muß!»

Clarisse ging in ihrer Aufregung wie ein Mann im Zimmer auf und ab. «Dann dürfen Sie sich nicht dazu hergeben!» rief sie hart aus. «Dann muß es eben anders versucht werden, wenn Sie gegen den Richter nicht aufkommen können!»

Friedenthal versuchte es auf neue Weise, seine Besucherin von ihren lästigen Ideen abzubringen. «Haben Sie sich eigentlich schon einmal vorgestellt, welche grausame Bestie dieser augenblicklich ruhige Halbkranke sein kann?» fragte er.

«Das kümmert uns jetzt nicht!» gab Clarisse zur Antwort, diesen Versuch kurz abschneidend. «Sie fragen auch bei einer Lungenentzündung nicht, ob Sie einem guten Menschen zum Weiterleben verhelfen! Jetzt haben Sie nur zu verhindern, daß Sie nicht selbst Gehilfe eines Mordes werden!»

Friedenthal hob wehmütig die Hände. «Sie sind ja verrückt!» sagte er betrübt und unhöflich.

«Man muß den Mut dazu haben, wenn die Welt wieder recht werden soll! Es muß von Zeit zu Zeit Menschen geben, die nicht mitlügen!» versicherte Clarisse lebhaft.

Er hielt es für einen geistvollen Scherz, den er in der Eile nicht ganz verstanden habe. Diese kleine Person hatte von Anfang an Eindruck auf ihn gemacht, zumal da er, geblendet durch General von Stumm, ihre gesellschaftliche Stellung überschätzte; und einen etwas verwirrten Eindruck machen ja heutzutage viele junge Menschen. Er fand, daß sie etwas Besonderes sei, und fühlte sich von ihrem unbefangenen Eifer unruhig berührt als von etwas rücksichtslos, ja vornehm Strahlendem. Allerdings hätte er diese Ausstrahlung vielleicht nicht nur als die eines Diamanten ansehen sollen, denn sie hatte auch etwas von einem überheizten Ofen: etwas durchaus Ungemütliches, das heiß und frostig machte. Er prüfte unauffällig seine Besucherin: Stigmata erhöhter Nervosität ließen sich zweifellos an ihr wahrnehmen. Aber wer hätte heutzutage solche Stigmata nicht! Friedenthal erging es nicht anders, als es üblich ist – denn bei unsicheren Vorstellungen von dem, was wirklich bedeutend sei, hat das Verwirrte immer die gleiche Chance, es zu übertreffen, die der Hochstapler in einer unsicheren Gesellschaft hat –, und obwohl er ein recht guter Beobachter war, hatte er sich stets wieder beruhigt, was immer auch Clarisse mit Reden anstellte. Schließlich kann man doch einen jeden Menschen als das verkleinerte Probestück eines Geisteskranken auffassen; das ist geradeso Sache der Theorie, wie man ihn einmal psychologisch betrachtet und ein andermal chemisch: und da seit Clarissens letzten Worten ein Schweigen klaffte, suchte er wieder «Kontakt» und trachtete zur gleichen Zeit abermals, sie von ihren unbequemen Forderungen abzulenken. «Haben Ihnen eigentlich die Frauen, bei denen wir gewesen sind, gefallen?» fragte er.

«Oh, wunderbar!» rief Clarisse aus. Sie stand vor ihm still, und die Härte war plötzlich aus ihrem Gesicht gewichen. «Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll» fügte sie sanft hinzu. «Dieser Saal ist wie ein ungeheures Vergrößerungsglas, über Triumph und Leiden einer Frau gehalten!»

Friedenthal lächelte befriedigt. «Nun sehen Sie es» sagte er. «Nun werden Sie es mir wohl auch zubilligen, daß mir die Anziehung, die das Kranke ausübt, nicht fremd ist. Aber ich muß Grenzen einhalten, muß trennen. Dagegen wollte ich Sie fragen, gnädige Frau, ob Sie schon einmal bedacht haben, daß auch die Liebe eine Störung des Geistes ist. Es gibt doch kaum einen Menschen, der nicht in seinem geheimsten und aufrichtigsten Liebesleben etwas verbürge, das er nur dem Mitschuldigen zeigt, Tollheiten, Schwächen: sagen wir ruhig Perversität und Wahn. In der Öffentlichkeit muß man dagegen einschreiten, im inneren Leben kann man sich aber nicht immer mit der gleichen Strenge gegen etwas Derartiges wappnen. Und Nervenärzte – schließlich ist die Heilkunde doch auch eine Kunst – werden ihren größten Erfolg dann haben, wenn sie zu dem Material, in dem sie arbeiten, in einem gewissen Sympathieverhältnis und Rapport stehen.» Er hatte die Hand seiner Besucherin ergriffen, und Clarisse überließ ihm deren äußerste Fingerglieder, die sie zwischen seinen Fingern so weich und ohnmächtig liegen fühlte, als wären sie von ihr gefallen wie die Blätter, die eine Blüte verliert. Sie war plötzlich völlig Frau, voll dieser zarten Willkür gegenüber den Bitten eines Mannes, und was sie am Morgen erlebt hatte, war vergessen. Ein lautloser Seufzer öffnete ihre Lippen. Es kam ihr vor, daß sie noch nie oder zuletzt vor ungeheurer langer Zeit so empfunden hätte, und offenbar kam Friedenthal, der ihr

selbst keineswegs ungewöhnlich gefiel, in diesem Augenblick etwas von dem Zauber seines Reichs zugute. Aber sie nahm sich zusammen und fragte hart: «Wozu haben Sie sich also entschlossen?»

«Ich muß jetzt meinen Rundgang antreten» antwortete der Arzt «und möchte Sie gerne wiedersehen; aber nicht hier: können wir uns nicht irgendwo treffen?»

«Vielleicht!» entgegnete Clarisse. «Wenn Sie meine Bitte erfüllt haben!»

Ihre Lippen verschmälerten sich, aus ihrer Haut wich das Blut, und die Wangen sahen dadurch rund wie zwei kleine Lederbälle aus, in ihren Augen war zu viel Druck. Friedenthal fühlte sich plötzlich ausgenützt. Es ist merkwürdig, aber wenn ein Mensch in einem andern bloß ein Mittel zu einem Zweck sieht, gewinnt er desto leichter das zugangslose Aussehen eines Geisteskranken, je natürlicher es ihm erscheint, daß man ihn berücksichtigen müsse. «Wir sehen hier stündlich Seelenleiden, aber wir müssen uns innerhalb unserer Grenzen halten!» wehrte Friedenthal ab. Er wurde behutsam.

Clarisse sagte: «Gut, Sie wollen nicht Ich mache Ihnen einen anderen Vorschlag.» Sie stand klein vor ihm, die Beine gespreizt, die Hände hinter sich, und sah ihn mit einem verlegen-spöttischen, drängenden Lächeln an: «Ich werde als Schwester in die Klinik eintreten!»

Der Arzt erhob sich und bat sie, mit ihrem Bruder darüber zu sprechen, der ihr erklären werde, wieviel dazu nötige Bedingungen sie nicht erfülle. Bei seinen Worten wich der hineingepreßte Spott aus ihren Augen, und sie füllten sich mit Tränen. «Dann wünsche ich,» sagte sie, beinahe tonlos vor Aufregung «daß ich als Kranke aufgenommen werde! Ich habe eine Aufgabe!» Weil sie sich fürchtete, ihre Sache zu verderben, wenn sie den Arzt ansehe, blickte sie zur Seite, und ein wenig zur Höhe, und vielleicht irrten ihre Augen auch etwas umher. Ein Schauer erhitzte ihre Haut, die jetzt rot aufblühte. Sie sah nun schön und zärtlichkeitsbedürftig aus, aber es war zu spät; der Ärger über ihre Zudringlichkeit hatte den Arzt ernüchert und zur Zurückhaltung bestimmt. Er fragte sie nicht einmal mehr aus, denn es erschien ihm ebenso mit Rücksicht auf den General und Ulrich, die sie hergebracht hatten, wie darauf, daß er selbst ihr seither nahezu unzulässige Begünstigungen eingeräumt habe, als das klügste, nicht zuviel von ihr zu wissen. Und nur aus alter ärztlicher Gewohnheit wurde seine Sprache von diesem Augenblick an noch sanfter und nachdrücklicher, während er Clarisse sein Bedauern darüber ausdrückte, ihren zweiten Wunsch erst recht nicht erfüllen zu können, und ihr riet, sich auch mit diesem Wunsch ihrem Bruder anzuvertrauen. Er teilte ihr sogar mit, daß er, ehe das geschehen sei, eine Fortsetzung ihrer Besuche der Klinik nicht zulassen könne, so sehr er sich damit selbst beraube.

Clarisse setzte seinen Reden eigentlich gar keinen Widerstand entgegen. Sie hatte Friedenthal ja schon Schlimmeres zugetraut. «Er ist ein tadelloser medizinischer Bürokrat» sagte sie sich, das erleichterte den Abschied; sie reichte dem Arzt unbefangen die Hand, und ihre Augen lachten verschmitzt. Sie war ganz und gar nicht niedergeschlagen und überlegte sich, die Treppe hinabsteigend, schon andere Möglichkeiten.

[<]

*[Früher Entwurf]*

Unten lag ein schmaler Küstenstreifen mit etwas Sand. Boote, heraufgezogen, von oben gesehn wie blaue und grüne Siegellackflecke. Wenn man näher zusah, Ölfässer, Netze, Männer mit hochgestreiften Hosen und braunen Beinen; Fisch- und Knoblauchgeruch; geflickte, wacklige Häuschen. So fern und klein war diese Betriebsamkeit am warmen Sand wie ein Käferleben. Zu beiden Seiten wurde sie von Felsen eingerahmt wie von Steinblöcken, an denen die Bucht hing, und weiter hin stürzte, so weit das Auge sah, bloß die Steilküste mit krausen Einzelheiten in die südliche See; wenn man vorsichtig hinabkletterte, konnte man über abgestürzte Felstrümmer ein Stück ins Meer hinaus gehn, das zwischen den Steinen Wannen und Tröge mit einem warmen Bad und unheimlichen tierischen Genossen füllte.

Als ob sich ein ungeheurer Lärm von Ulrich und Agathe gehoben und weggeflogen wäre, war diese Landschaft. Schwankende weiße Flammen, von der heißen Luft fast aufgesogen und verwischt, standen sie draußen in der See. Irgendwo war es in Istrien oder am Ostsaum von Italien oder am Tyrrhenischen Meer. Sie wußten es selbst kaum. Sie waren in Züge gestiegen und gefahren; es schien ihnen, daß sie kreuz und quer gereist seien, so ... daß sie den Weg gar nicht mehr zurückfinden könnten.

Die Erinnerung an Ancona hob sich heraus. Man hätte erwarten können, daß sie ein Verbrechen bedeute und einen großen Schicksalstag: aber das tat sie nicht. Seekrankheit. Sie waren todmüde gekommen und mußten schlafen.

Sie trafen am frühen Vormittag ein und verlangten Betten. Aßen Zabaglione im Bett und tranken starken Kaffee, dessen Schwere durch den Schaum gesprudelten Gelbeis wie in die Himmel gehoben war. Ruhten, träumten. Wenn sie eingeschlafen waren, schien ihnen jedesmal, daß die weißen Gardinen vor den Fenstern in einem bezaubernden Strömen erquickender Luft sich hoben und senkten; das waren ihre Atemzüge. Wenn sie wachten, sahen sie zwischen den sich öffnenden Spalten erzblaues Meer, und die roten und gelben Segel der aus dem Hafen oder einfahrenden Barken waren schrill wie dahinschwebende Pfiffe.

Sie verstanden nichts in dieser neuen Welt, und alles war wie Worte eines Gedichts.

Sie waren ohne Pässe abgereist und ein leises Gefühl von Furcht vor irgendeiner Entdeckung und Bestrafung begleitete sie. Als sie im Gasthof abgestiegen waren, hatte man sie für ein junges Ehepaar gehalten und ihnen dieses schöne Zimmer mit letto matrimoniale angeboten, das in Deutschland außer Gebrauch gekommen ist. Sie hatten sich nicht getraut, es zurückzuweisen.

(Nach den Leiden des Körpers die Sehnsucht nach primitivem Glück ... Im Vergleich mit der ungeheuren Spannung vorher war es nichts. Und nachträglich war es in jeder Einzelheit ein konspiratorisches Glück. Und im Augenblick, wo die Widerstände schwankten und schmolzen, hatte Ulrich gesagt: Es ist auch das Vernünftigste, wenn wir nicht widerstehn; wir müssen das hinter uns haben, damit nicht diese Spannung das verfälscht, was wir vorhaben.

Und sie reisten.

Sie waren drei Tage geblieben.

Es muß doch auch so sein: immer wieder voneinander entzückt. Die Skala des Sexuellen mit Variationen durchmessend.)

Wenn man darinlag, bemerkte man rechts von der Tür, hochgelegt und nahe einer Zimmerecke,

an einer ganz unverständlichen Stelle ein ovales Fenster von der Größe und Form einer Kabinenluke; es war undurchsichtig-farbig verglast, beunruhigend wie ein heimlicher Beobachtungspunkt, aber von einem leichten Kranz gemalter Rosen umrahmt.

Als sie zum erstenmal auf die Straße traten: (Die Erschöpfung des übermäßigen Genusses im Körper, das aufgezehrte Mark. Es ist beschämend und beglückend.)

Geschwirr von Menschen. Wie ein Sperlingshaufen, der froh im Sand wühlt. Neugierige Blicke ohne Scheu, die sich zuhause fühlten. Im Rücken der vorsichtig in diese Menge gleitenden Geschwister lag noch das Zimmer, lag das tiefe wie ein Windgekräusel auf dem Schlaf treibende Wachsein, die selige Erschöpfung, in der man sich gegen nichts mehr wehren kann, auch gegen sich selbst nicht, aber die Welt ferne wie einen blassen Lärm vor den unendlich tiefen Gängen des Ohrs hört.

Weiter. Scheinbar Koffernomaden. In Wahrheit von der Unruhe getrieben, den Platz zu finden, der würdig des Lebens und Sterbens war.

Vieles war schön und hielt schmeichelnd fest. Aber nirgends sagte die innere Stimme: dies ist das letzte.

Endlich hier. Eigentlich hatte sie ein arbloser Zufall hergeführt, und sie nahmen nichts Besonderes wahr. Da meldete sich leise und bestimmt die Stimme. Vielleicht waren sie, ohne es zu wissen, des kreuzenden Reisens müde geworden.

Hier, wo sie geblieben waren, stieg von dem schmalen Strand, zwischen den zwei Felsenarmen der Küste, wie ein an die Brust gedrücktes Gewinde von Blumen und Büschen, kleine Wege in ganz sachtem, langem Anstieg darum gewickelt, ein Stück Gartennatur zu einem kleinen, weißen, am Hang geborgenen, zu dieser Zeit menschenleeren Hotel empor. Noch ein Stück höher kam nichts als schleiriger, in der Sonne flimmernder Stein, zwischen den Füßen gelber Ginster und rote Disteln, von den Füßen gegen den Himmel empor laufend die ungeheure harte Gerade der Plateaukante, und wenn man mit geschlossenen Augen emporgestiegen war, die man jetzt öffnete: plötzlich wie ein donnernd aufgeschlagener Fächer das reglose Meer.

Es ist wohl die Größe des Schwungs in der Umrißlinie; diese weitausfahrende, mit einem Arm umspannende Sicherheit, welche übermenschlich ist? Oder die ungeheure Einöde der lebensfremden Farbe dunkelblau? Oder daß die Himmelglocke nirgends so unmittelbar über dem Leben ruht? Oder Luft und Wasser, an die man nie denkt? Farblose gutmütige Dienstboten sonst. Aber hier bei sich waren sie mit einemmal unnahbar aufgerichtet wie ein königliches Elternpaar.

(Gespräch bei Tisch, umgeben von Kellnern:) Die Sagen fast aller Völker berichten, daß die Menschheit aus dem Wasser gekommen und die Seele ein Hauch von Luft ist. Sonderbar: die Wissenschaft hat festgestellt, daß der menschliche Leib fast ganz aus Wasser besteht. Man wird klein. Aus der Eisenbahn gestiegen, mit der sie das dichte Netz europäischer Energien durchquert hatten, und noch zitternd von dieser Bewegung heraufgeeilt, standen die Geschwister vor der Ruhe des Meeres und Himmels nicht anders als sie vor hunderttausenden Jahren gestanden wären. Agathe traten die Tränen in die Augen und Ulrich senkte den Kopf.

Arm an Arm, und die Hände verschränkt, stiegen sie in der Abendbläue wieder zu ihrer neuen Heimat ab. In dem kleinen Speisesaal funkelte das Weiß der Tischtücher, und die Gläser standen als weicher Glanz. Ulrich bestellte Fische, Wein und Früchte, er sprach ausführlich und sorgfältig mit dem Anführer der Kellner darüber: es störte nicht. Die schwarzen Gestalten glitten um sie oder standen an den Wänden. Besteck und Zähne arbeiteten. Die Geschwister führten miteinander sogar ein Gespräch, um nicht aufzufallen. Ulrich redete jetzt beinahe von dem



Eindruck, den sie soeben empfangen hatten. Als ob die Menschen vor hunderttausenden von Jahren wirklich eine unmittelbare Offenbarung empfangen hätten, so ist es; wenn man bedenkt, wie ungeheuer das Erlebnis dieser ersten Mythen ist, und wie wenig seither ... Es störte nicht; alles was geschah, war wie in das Rauschen eines Brunnens gebettet.

Ulrich sah lange seiner Schwester zu; sie war nicht einmal schön jetzt; auch das gab es nicht. Auf einer Insel, welche man bei Tag nicht gesehen hatte, leuchtete eine Kette von Häusern auf; das war schön; aber weit weg, die Augen sehen nur flüchtig hin und dann wieder vor sich.

(Sie haben zwei Zimmer verlangt.)

Das Meer im Sommer und das Hochgebirge im Herbst sind die zwei schweren Prüfungen der Seele. In ihrem Schweigen liegt eine Musik, die größer ist als alle andre irdische; es gibt eine selige Qual des Unvermögens, nach ihr zu schreiten, den Rhythmus der Gebärden und Worte so weit zu machen, daß er sich in den ihren fügt; mit dem Atem der Götter halten die Menschen nicht Schritt.

Ulrich und Agathe fanden am nächsten Morgen eine Stelle, oben in den Felsen, und dann wieder hinab, eine weiße winzige Sandbucht zwischen Felsen; als sie hinkamen, war das Gefühl da – wie ein Wesen, das dort lebte, sie erwartet hatte und ihnen entgegensah –, hier weiß kein Mensch mehr von uns; sie waren einen kleinen natürlichen Pfad gewandert, die Küste bog ab, sie überzeugten sich in der Tat, daß das weiß leuchtende Hotel verschwunden war. Es war eine schmale, lange, sonnenbeschienene Felsstufe mit Sand und Steintrümmern. Sie kleideten sich aus. Sie hatten das Bedürfnis, nackt, schutzlos, klein wie Kinder vor der Größe des Meeres und der Einsamkeit das Knie zu beugen und die Arme auszubreiten. Sie schämt sich beide, weil es so Naturfreudeartig ist u erwartet, es müßte etwas anderes daraus werden ... aber versteckt hinter Bewegungen der Kleider und des Suchens nach einem Ruheplatz versuchte es jeder für sich.

Die Stille nagelte sie ans Kreuz.

Sie fühlten, daß sie ihr bald nicht mehr standhalten konnten, schreien mußten, wahnsinnig wie Vögel.

Deshalb standen sie mit einemmal nebeneinander, mit den Armen umschlungen. Haut klebte sich an Haut; schüchtern drang durch die große Einöde dieses kleine Gefühl wie eine winzige saftige Blüte, die ganz allein zwischen den Steinen wächst, und beruhigte sie. Sie bogen das Rund des Horizonts wie einen Kranz um ihre Hüften und sahen in den Himmel. Standen jetzt wie auf einem hohen Balkon, ineinander und in das Unsagbare verflochten gleich zwei Liebenden, die sich im nächsten Augenblick in die Leere stürzen werden.

Stürzten. Und die Leere trug sie. Der Augenblick hielt an; sank nicht und stieg nicht. Agathe und Ulrich fühlten ein Glück, von dem sie nicht wußten, ob es Trauer war; und nur die Überzeugung, die sie beseelte, daß sie erkoren seien, das Ungewöhnliche zu erleben, hielt sie davon ab, zu weinen.

Aber sie entdeckten bald, wenn sie nicht wollten, brauchten sie das Haus gar nicht zu verlassen. Eine breite Glastür führte von ihrem Zimmer auf einen kleinen Balkon zum Meer hinaus. Man konnte ungesehen im Türrahmen stehn, die Augen auf dieses niemals Antwortende gerichtet, die Arme schützend umeinander geschlungen. Blaue Kühle, in der die lebendige Wärme des Tags noch nach Mitternacht wie feiner Goldstaub lag, drang von der See. Die Körper, während die Seelen in ihnen hochaufgerichtet waren, fanden einander wie Tiere, die Wärme suchen. Und da gelang den Körpern das Wunder. Ulrich war mit einemmal in Agathe oder sie in ihm.

Agathe sah erschreckt auf. Sie suchte Ulrich außerhalb, aber fand ihn in der Mitte ihres Herzens. Sie sah wohl seine Gestalt außen in der Nacht lehnen, eingehüllt in Sternenlicht, aber das war nicht seine Gestalt, sondern nur deren leuchtende, leichte Hülse; und sie sah die Sterne und die Schatten, ohne zu begreifen, daß sie weit waren. Ihr Leib war leicht und behend, es war ihr, als ob sie in der Luft schwebte. Ein wunderbarer und großer Aufschwung hatte ihr Herz ergriffen, mit solcher Schnelligkeit, daß sie fast noch den leisen Ruck zu fühlen meinte. Die Geschwister sahen in diesem Augenblick einander betroffen an.

So sehr sie seit Wochen jeder Tag darauf vorbereitet hatte, fürchteten sie in dieser Sekunde, den Verstand verloren zu haben. Aber es war alles klar in ihnen. Keine Vision. Eher eine übermäßige Klarheit. Und doch schienen sie nicht nur den Verstand, sondern alle ihre Vermögen verloren und abgelegt zu haben; es regte sich kein Gedanke in ihnen, sie konnten keinen Vorsatz fassen, alle Worte waren weithin zurückgewichen, der Wille leblos; – alles, was sich im Menschen bewegt, war reglos eingerollt wie Blätter in glühender Windstille. Aber es lastete diese todähnliche Ohnmacht nicht auf ihnen, sondern das war, als ob sich eine Grabplatte von ihnen weggewälzt hätte. Was sich hören ließ in der Nacht, schluchzte ohne Laut und Maß, was sie anblickten, war formlos und weiselos und hatte doch aller Formen und Weisen freudenreiche Lust in sich. Es war eigentlich wundersam einfach: Mit den begrenzenden Kräften hatten sich alle Grenzen verloren, und da sie keinerlei Scheidung mehr spürten, weder in sich noch von den Dingen, waren sie eins geworden.

Sie sahen sich vorsichtig um. Es war beinahe ein Schmerz. Sie waren ganz verirrt, weithin von sich, in eine Weite gesetzt, darin sie sich verloren. Sie sahen ohne Licht und hörten ohne Laut. Ihre Seele war so übermäßig gespannt wie eine Hand, die alle Kraft verliert, ihre Zunge war wie abgeschnitten. Aber dieser Schmerz war so süß wie eine wundersame, lebendige Klarheit.

Und weiter wurden sie gewahr, daß die begrenzenden Kräfte in ihnen sich gar nicht verloren, sondern in Wahrheit verkehrt hatten, und mit ihnen hatten sich alle Grenzen verkehrt. Sie bemerkten, daß sie gar nicht stumm geworden waren, sondern sprachen, aber sie wählten nicht Worte, sondern wurden von Worten erwählt; es regte sich kein Gedanke in ihnen, aber die ganze Welt war voll wunderbarer Gedanken; sie vermeinten, daß sie, und ebenso die Dinge nicht mehr einander abwehrende und verdrängende, geschlossene Körper seien, sondern geöffnete und verbundene Formen. Der Blick, welcher zeitlebens nur die kleinen Muster verfolgt, welche Dinge und Menschen auf dem ungeheuren Untergrund bilden, war mit einemmal umgekehrt worden, und der ungeheure Grund spielte mit den Gebilden des Lebens wie ein Ozean mit Streichhölzchen.

Agathe lehnte halb ohnmächtig an Ulrichs Brust. Sie fühlte sich in diesem Augenblick von ihrem Bruder in einer so weiten, stillen und reinen Weise umarmt, daß es nichts Ähnliches gab. Ihre Körper bewegten sich nicht und wurden nicht verändert, dennoch floß ein sinnliches Glück durch sie, dessengleichen sie noch nie erlebt hatten. Eine seltsame, ganz übernatürliche Annehmlichkeit. Das war kein Gedanke und keine Einbildung! Wo immer sie sich berührten, sei es an den Hüften, den Händen oder einer Strähne Haars, drangen sie ineinander ein.

Sie waren beide in diesem Augenblick überzeugt, daß sie den Scheidungen des Menschentums nicht mehr Untertan seien. Sie hatten die Stufe des Verlangens überwunden, das seine Energie an eine Handlung und kurze Steigerung ausgibt, und es drang die Erfüllung nicht bloß an den bestimmten, sondern an allen Stellen ihres Leibes auf sie ein, wie Feuer nicht weniger wird, wenn sich anderes Feuer daran entzündet. Sie waren untergegangen in diesem alles ausfüllenden Feuer; waren schwimmend darin wie in einem Meer von Lust, und fliegend darin wie in einem Himmel

von Entzücken.

Agathe weinte vor Glück. Wenn sie sich bewegten, fiel die Erinnerung, daß sie noch zwei waren, wie ein Weihrauchkorn in das süße Feuer der Liebe und löste sich darin auf; dies waren vielleicht die schönsten Augenblicke, wo sie nicht ganz eins waren.

Denn sie fühlten stärker als über andren über dieser Stunde einen Hauch von Trauer und Vergänglichkeit, etwas Schatten- und Schemenhaftes, ein Beraubtsein, eine Grausamkeit, eine ängstliche Anspannung Ungewisser Kräfte gegen die Furcht, wieder eingewandelt zu werden. Schließlich, als sie den Zustand nachlassen fühlten, trennten sie sich wortlos und in äußerster Erschöpfung.

Am nächsten Morgen hatten sich Ulrich und Agathe getrennt, ohne etwas zu verabreden, und sahen einander nicht während des ganzen Tags; sie konnten nicht anders; das Gefühl der Nacht strömte noch ab und trug sie mit sich; beide hatten das Bedürfnis, allein mit sich fertig zu werden, ohne zu bemerken, daß dies einen Widerspruch gegen das Erlebnis enthielt, welches sie überwältigt hatte. Sie gingen unwillkürlich nach entgegengesetzten Richtungen weit über Land, machten zu verschiedenen Zeiten Halt, suchten ein Lager im Angesicht des Meers und dachten aneinander.

Man mag es seltsam nennen, daß ihre Liebe sogleich das Bedürfnis nach Trennung hatte, aber sie war so groß, daß sie ihr mißtrauten und nach dieser Probe verlangten.

Nun kann man träumen. Unter einem Busch liegen, und die Bienen summen; oder in die spinnende Hitze, die dünne Luft, die lebendige Leere schau. Die Sinne schläfern ein, und im Körper leuchten die Erinnerungen wieder auf, wie die Sterne nach Sonnenuntergang. Er wird wieder berührt und geküßt, und der magische Trennungsstrich, welcher noch die stärksten Erinnerungen sonst von der Wirklichkeit unterscheidet, wird von diesen leisen (träumenden) überschritten. Sie schieben Zeit und Raum wie einen Vorhang zur Seite und vereinen die Liebenden nicht nur in Gedanken, sondern körperlich, aber nicht mit den schweren Körpern, sondern mit innerlich veränderten, die ganz aus zärtlicher Beweglichkeit bestehen. Aber erst, wenn man daran denkt, daß man während dieser Vereinigung, die vollendeter und glückseliger ist als die körperliche, gar nicht weiß, was der andere eben getan hat, noch was er im nächsten Augenblick tun wird, erreicht das Geheimnis seine größte Tiefe. Ulrich nahm an, daß Agathe im Hotel geblieben sei. Er sah sie auf dem weißen Platz vor dem Haus stehn und mit dem Manager sprechen. Es war falsch. Und vielleicht stand sie bei dem jungen deutschen Professor, der angekommen war und sich ihnen vorgestellt hatte, oder sprach mit Luisina, dem Stubenmädchen mit den schönen Augen, und lachte über deren leichtfertig drollige Antworten. Daß Agathe jetzt lachen konnte!? Es zerriß den Zustand; ein Lächeln war gerade schwer genug, um von ihm getragen zu werden,..!! Als Ulrich sich umkehrte, stand Agathe mit einemal wirklich da. Wirklich? Sie war über die Steine gekommen, in einem großen Bogen, ihr Kleid flatterte im Wind, sie warf einen starken Schatten auf den heißen Boden und lachte Ulrich an. Glückselige wirkliche Wirklichkeit; es schmerzte so sehr, wie wenn Augen, die in die Weite gestarrt haben, sich rasch an die Nähe gewöhnen müssen.

Agathe setzte sich neben ihn. Eine Eidechse saß dabei; eine kleine, huschende Lebensflamme züngelte sie still neben ihrem Gespräch. Ulrich hatte sie schon lange bemerkt. Agathe nicht. Aber als Agathe, die sich vor kleinen Tieren fürchtete, ihrer gewahr wurde, erschrak sie und scheuchte, verlegen lachend, das Geschöpfchen mit einem Stein fort. Und um sich Mut zu machen, ging sie hindreïn, klatschte in die Hände und jagte die Kleine.

Ulrich, der auf die kleine Kreatur wie auf einen flimmernden Zauberspiegel gestarrt hatte, sagte

sich: daß wir jetzt so verschieden waren, ist so traurig, wie daß wir zugleich geboren wurden, aber zu verschiedenen Zeiten sterben werden. Er verfolgte mit Aug und Ohr diesen fremden Körper Agathe. Aber da geriet er mit einemmal wieder ganz tief hinein und war am Boden des Erlebnisses, aus dem Agathe ihn aufgescheucht hatte.

Er vermochte es nicht klar festzustellen, aber in dieser flimmernden Helle über den Steinen, worin sich alles verwandelte, Glück in Trauer und auch Trauer in Glück, gewann der peinliche Augenblick unvermittelt die heimliche Wollust des Hermaphroditen, welcher sich, in zwei selbständige Wesen getrennt, wiederfindet, deren Geheimnis niemand ahnt, der sie berührt. Wie herrlich ist es doch – dachte Agathes Bruder –, daß sie anders ist als ich, daß sie Dinge tun kann, die ich nicht errate, und die doch durch unsere geheimnisvolle Sympathie auch mir gehören. (Das ist eigentlich ein allgemein menschliches Verhältnis, gar kein sexuelles.) Es fielen ihm Träume ein, deren er sich sonst nie erinnerte, die ihn aber doch oft beschäftigt haben mußten. Er war manchmal im Traum der Schwester einer Geliebten begegnet, obgleich diese gar keine Schwester besaß; und diese fremd-vertraute Person leuchtete alles Glück des Besitzes und alles Glück des Verlangens aus. Oder hörte eine weiche Stimme, die sprach, oder sah nur das Flattern eines Rocks, der ganz bestimmt einer Fremden gehörte, aber ganz bestimmt war diese Fremde seine Geliebte. Als ob eine wesenlose, eine ganz freie Zuneigung mit den Menschen nur spielte. Mit einem Schlag erschrak Ulrich und glaubte in großer Helligkeit zu sehen, daß gerade dies das Geheimnis der Liebe sei, daß man nicht eins ist. (Das gehört zu den Prinzipien der Profanliebe! Also eigentlich schon Spiel wider sie selbst.)

«Wie wundervoll ist es, Agathe,» sagte Ulrich «daß du Dinge tun kannst, die ich nicht errate.»

«Ja,» antwortete sie «die ganze Welt ist voll von solchen Dingen. Als ich über diese Hochebene ging, fühlte ich, daß ich jetzt nach allen Seiten gehen könnte.»

«Warum bist du aber zu mir gekommen?»

Agathe schwieg.

«Es ist so schön, anders zu sein, als man geboren wurde» fuhr Ulrich fort. «Ich habe mich aber eben davor gefürchtet!» – Er erzählte ihr die Träume, an die er sich erinnert hatte, und sie kannte sie auch.

«Warum fürchtest du dich aber?» fragte Agathe.

«Weil mir einfiel, wenn es der Sinn dieser Träume ist – und es könnte wohl sein, daß sie die letzte Erinnerung daran bedeuten –, daß unsere Begierde nicht verlangt, ein Mensch aus zweien zu werden, sondern im Gegenteil, unsrem Gefängnis, unsrer Einheit zu entrinnen, zwei zu werden in einer Vereinigung, aber lieber noch zwölf, tausend, unzählbar Viele, wie im Traum uns zu entschlüpfen, das Leben hundertgrädig gebraut zu trinken, uns entführt zu werden, oder wie immer, denn ich vermag es nicht gut auszudrücken, dann enthält ja die Welt soviel Wollust wie Fremdheit, ist keine Opiumwolke, sondern enthält ebensoviel Zärtlichkeit wie Aktivität, ist eher ein Blutausch, ein Orgasmus der Schlacht, und der einzige Fehler, den wir begehen könnten, wäre, daß wir die Wollust der (wollüstige Berührung der) Fremdheit verlernt hätten und uns einbilden, wunder was zu tun, wenn wir den Orkan der Liebe in dünne Bächlein teilen, die zwischen zwei Menschen hin und her fließen —————»

Er war aufgesprungen.

«Wie müßte man dann aber sein?» fragte Agathe nachdenklich und einfach. – Es schmerzte ihn doch, daß sie seinen halb geliebten und halb verfluchten Einfall sogleich sich aneignen konnte.

— «Man müßte schenken können,» fuhr sie fort «ohne wegzunehmen. So sein, daß Liebe nicht weniger wird, wenn man sie teilt. Das ist dann auch möglich. Nicht Liebe wie einen Schatz behandeln,» – lachte sie – «wie das doch schon in der Sprache liegt!»

Ulrich nahm kopfgroße Steine und schleuderte sie von der Höhe ins Meer hinaus, das winzig klein aufspritzte; er hatte lange keine Muskelbewegung mehr gemacht.

«Aber?» sagte Agathe. «Ist, was du sagst, nicht einfach das, was man nicht selten liest, das große in Zügen von der Lust der Welt Trinken —? Tausendfach sein wollen, weil einmal nicht genügt?» Sie parodierte es etwas, weil sie plötzlich wußte, daß sie es nicht liebte.

«Nein!» schrie Ulrich zurück. «Nie ist es das, was die andern sagen!» Er schleuderte den großen Stein, den er in der Hand hielt, so zornig zur Erde, daß der lockere Kalk zerbarst. «Wir haben uns vergessen» sagte er sanft, nahm Agathe unter dem Arm und zog sie fort. «Es müßten eine Schwester und ein Bruder noch dann sein, wenn sie in hundert Stücke geteilt sind. Übrigens ist das ja nur ein Einfall.»

Indes kamen Tage, wo sich nur die Oberfläche bewegte. Auf den blitzend feuchten Steinen im Meer. Ein Schweigewesen, Fisch, blumig im Wasser. Agathe tollte von Stein zu Stein, ihm nach, bis es abtaucht, wie ein Pfeil ins Dunkel dringt und verschwindet. – Nun? – dachte Ulrich. Agathe stand draußen auf den Klippen, er am Rand; eine Melodie des Geschehens brach ab, und eine neue muß fortfahren: Wie wird sie sich umwenden, zum Ufer zurücklächeln? Schön. Wie alle Vollendung. Vollkommen im Liebreiz der Bewegung tat es dann Agathe; die Einfälle des Orchesters ihrer Schönheit waren, wenn es scheinbar ohne Dirigenten musizierte, immer hinreißend.

Jedoch alle vollendete Schönheit – ein Tier, ein Bild, eine Frau – ist nicht mehr als das letzte Stück in einem Kreis; eine Rundung ist vollendet, das sieht man, aber man möchte den Kreis kennen. Wenn es ein bekannter Lebenskreis ist, zum Beispiel der eines großen Mannes, dann ist ein edles Pferd oder eine schöne Frau wie die Agraffe im Gürtel, die ihn schließt und für einen Augenblick die ganze Erscheinung zu halten scheint; ebenso kann man sich in ein schönes Bauernpferd vergaffen, weil sich in ihm wie in einem zusammenziehenden Spiegel die ganze schwerfüßige Schönheit des Ackers und der Menschen wiederholt. Wenn aber nichts dahinter steht? Nicht mehr als hinter den Sonnenstrahlen, die auf den Steinen tanzen? Wenn diese Unendlichkeit des Wassers und Himmels erbarmungslos offen ist? Dann glaubt man fast, daß Schönheit etwas im Geheimen Verneinendes ist, etwas Unvollendetes und Unvollendbares, ein Glück ohne Zweck, ohne Sinn. Aber womit, wenn es ohne alles ist? Dann ist Schönheit eine Pein, zum Lachen und Weinen ein Kitzel, um sich im Sand zu wälzen, mit dem Pfeil Apolls in der Flanke. (Haß gegen die Schönheit. Sinn des drängenden Sexualbegehrens, sie zu zerstören.)

Die Helligkeit solcher Tage war wie Rauch, der die Klarheit der Nächte verwischte.

Agathe hatte etwas weniger Phantasie als Ulrich. Weil sie nicht so viel gedacht hatte wie er, war ihr Gefühl nicht so beweglich wie seines, sondern brannte wie eine gerade Flamme aus dem Boden, worauf sie gerade stand. Das Abenteuerliche der Flucht, das etwas durch die Furcht vor Entdeckung gängstigte Gewissen, endlich das Versteck in einem Blumenkorb zwischen Karstwand, Meer und Himmel gaben ihr zuweilen eine übermütige und kindliche Heiterkeit. Sie behandelte dann auch ihr sonderbares Erlebnis wie ein Abenteuer; einen verbotenen Raum in ihrem eigenen Innern, über dessen Gehege man späht, oder in den man eindringt, mit Herzklopfen, brennendem Hals und schweren Sohlen, an denen noch vom heimlich durchheilten Weg das plumpe Gewicht nasser Erde klebt.

Sie hatte manchmal eine spielende Art, sich berühren zu lassen, mit geöffnet verschlossenen Augen; wiederzukehren; eine Zärtlichkeit, die nicht zu sättigen war. Er beobachtete sie heimlich, sah dieses Spiel der Liebe mit dem Körper, welches das Entzücken eines Liebhabers ist und das Niederdrückende einer Naturgewalt hat, zum erstenmal, oder wurde zum erstenmal davon gerührt. Oder es kamen Stunden, wo sie ihn nicht ansah, kalt, fast böse zu ihm war; weil sie zu bewegt war; wie ein Mensch in einem Boot, der sich nicht zu rühren wagt, so in ihrem Leib. Oder Nachreaktionen; zuerst eine Sperrung und dann, scheinbar ohne Anlaß, ein Nachfluten. Es war spannend und reizvoll, sich von diesen Eingebungen wiegen zu lassen, sie kürzten die Stunden, aber sie zwangen zu einer Optik der Nähe und kleinen Bemerkungen. Ulrich wehrte sich dagegen. Es war ein Rest von Erde, der in dem flüssigen Feuer schwebte und es trübte, eine Versuchung zu Erklärungen wie daß Agathe niemals die richtige Verbindung von Liebe und Geschlecht kennen gelernt habe. Wie bei den meisten Menschen hatte sich die ganze Kraft des Geschlechtlichen zuerst mit einem Fünkchen von Neigung zusammengefunden, als sie den damals noch nicht unsympathischen Hagauer heiratete. Statt mit einem Menschen, fast nur in der Begleitung eines Menschen in einen Sturm zu geraten, der fast so unpersönlich ist wie die Elemente, und dann erst als eine noch namenlose Überraschung zu bemerken, daß die Beine dieses Menschen nicht so gekleidet sind wie die eigenen, daß die Seele lockt, das Versteck zu wechseln ...

Aber auch solche Gedanken waren wie Gesang in einer falschen Tonart. Ulrich ließ diese Art Verstehen vor sich selbst nicht gelten. Einen geliebten Menschen verstehen, darf kein Nachspionieren, sondern muß ein Schenken aus einer Überfülle glückhafter Eingebungen sein. Man darf nur das erkennen, was bereichert. Man schenkt Eigenschaften in der untrüglichen Sicherheit einer vorherbestimmten Übereinstimmung, einer niemals vorhanden gewesenen Trennung.

(Besonders, wenn die ethische Großmut dadurch gereizt wird. Nicht Sehen oder Nichtsehen der Schwächen, sondern die große Bewegung, in der sie bedeutungslos schweben.)

Eine uralte Säule – umgestürzt in der Zeit Venedigs, Griechenlands oder Roms – lag zwischen Steinen und Ginster; jede Rille des Schafts und Kapitals vom strahlenspitzen Stichel des Mittagsschattens vertieft. Bei ihr zu liegen, gehörte zu den großen Liebesstunden.

Vier Augen sahen hin. Nichts als Mittag, Säule, vier Augen. Wenn der Blick zweier Augen *ein* Bild sieht, *eine* Welt; warum nicht der von vier?

Wenn zwei Augenpaare lange ineinanderblicken, kommt über die Blicke ein Mensch zum andren herüber, und es bleibt nur ein Gefühl, das keine Körper mehr hat. Wenn zwei Augenpaare in einer geheimnisvollen Stunde ein Ding anblicken und sich in ihm vereinigen – jedes Ding schwebt tief unten in einem Gefühl, und die Dinge stehen nur so fest, wie sie es tun, wenn dieser Boden hart ist — beginnt die starre Welt, sich leise und unaufhörlich zu bewegen. Sie hebt und senkt sich unruhig mit dem Blut. Die Zwillingsgeschwister sahen einander an. In dem vollen Licht war nicht zu bemerken, ob sie noch atmeten, oder wie Steine seit tausend Jahren dalagen. Ob die Steinsäule da lag oder sich im Licht lautlos aufgerichtet hatte und schwebte?

Es besteht ein bedeutsamer Unterschied in der Art, wie man Menschen und wie man Dinge betrachtet. Das Mienenspiel eines Menschen, mit dem man spricht, wird unsagbar befremdend, wenn man es als einen Vorgang in der Außenwelt betrachtet und nicht als einen fortlaufenden Signalaustausch zweier Seelen; von den Dingen sind wir gewohnt, daß sie schweigend daliegen, und halten es für eine beängstigende Vision, wenn sie ein bewegteres Verhältnis zu uns gewinnen. Aber es sind nur wir selbst, die sie so betrachten, daß die kleinen Veränderungen ihrer

Physiognomie von keinen Veränderungen unseres Gefühls beantwortet werden, und um dies zu ändern ist im Grunde nicht mehr nötig, als daß wir die Welt nicht intellektuell betrachten, sondern daß statt unsren sinnlichen Maßwerkzeugen unsere moralischen Gefühle von ihr erregt werden. In solchen Augenblicken wird die Erregung, in der uns ein Anblick bereichert und beschenkt, dann so stark, daß nichts wirklich zu sein scheint als ein schwebender Zustand, der sich jenseits der Augen zu Dingen, diesseits zu Gedanken und Gefühlen verdichtete, ohne daß diese zwei Seiten zu trennen waren. Was die Seele beschenkt, trat hervor; was die Kraft dazu verliert, löste sich vor den Augen auf.

In dieser flimmernden Stille zwischen den Steinen lag ein panischer Schreck. Die Welt schien nur die Außenseite eines bestimmten inneren Verhaltens zu sein und mit diesem gewechselt werden zu können. Aber Welt und Ich waren nicht fest; in eine weiche Tiefe gesenkte Gerüste; aus einer Ungestalt sich gegenseitig heraushelfend. Agathe sagte leise zu Ulrich: «Bist du du selbst oder bist du es nicht? Ich weiß nichts davon. Ich bin dessen unkundig und ich bin meiner unkundig.» (Es war der Schreck: die Welt hing von ihr ab, und sie wußte nicht, wer sie war.)

Ulrich schwieg.

Agathe fuhr fort: «Ich bin verliebt, aber ich weiß nicht in wen. Ich bin weder treu noch ungetreu: Was bin ich doch? Ich habe das Herz von Liebe voll und von Liebe leer zugleich ...» Sie flüsterte. Ein mittagsstiller Schreck schien ihr Herz umklammert zu halten.

Immer wieder war die große Probe das Meer. Immer wieder, wenn sie den schmalen Hang mit den vielen Wegen, mit dem vielen Lorbeer, dem Ginster, den Feigen und den vielen Bienen hinangestiegen waren und oben auf die gewaltige hoch gebreitete Fläche hinaustraten, war es wie wenn nach dem Stimmen eines Orchesters der große Ton einsetzt. Wie müßte man sein, um das dauernd ertragen zu können? Ulrich schlug vor, daß sie sich hier ein Zelt errichten wollten. Aber er meinte es nicht ernst; er hätte sich davor gefürchtet. Es waren keine Gegner mehr da, man war allein hier oben; der Abstoß, (oder: welchen man empfängt, solange man den Forderungen der Menschen und der eigenen Gewissensgewohnheit widersprechen muß) welchen ein phantasievoller Mensch dadurch empfängt, daß er sich vom Alltag losreißt, war verbraucht, es ging in den letzten Kampf um die Entscheidung. Das Meer war wie eine unerbittliche Geliebte und Nebenbuhlerin; jede Minute war eine vernichtende Gewissenserforschung. Vor dieser Weite, die jeden Widerstand einzog, fürchteten sie, ohnmächtig zusammenzuberechnen.

Dieses ungeheuer Gedehnte war – ein wenig langweilig. Oder: war nicht zu ertragen, ohne daß es etwas langweilig wurde. Diese Verantwortlichkeit für jede kleinste Bewegung war – sie mußten es sich eingestehn – etwas leer, wenn man damit die Heiterkeit der Stunden verglich, wo sie keine solchen Ansprüche an sich stellten, und die Körper mit der Seele spielten, wie schöne junge Tiere mit einer hin- und hergerollten Holzkugel.

Eines Tages sagte Ulrich: «Es ist weit und pastoral; es hat etwas von einem Pastor!» Sie lachten. – Dann erschranken sie über den Hohn, den sie sich selbst zugefügt hatten.

Das Hotel hatte einen kleinen Glockenturm; in der Mitte des Dachs. Um ein Uhr läutete diese Glocke Mittag. Sie fangen an, auf diesen Ton zu warten, wie Erlösung von einer Schulstunde. Und die hellen Töne schnitten in die Stille wie ein scharfes Messer eine Haut berührt, welche vorher geschaudert hat, aber sich in diesem Augenblick beruhigt. «Wie schön» sagte Ulrich, als sie an einem dieser Tage hinabstiegen «ist es eigentlich, wenn einen die Notwendigkeit treibt. So wie man von hinten mit einem Stäbchen die Gänse treibt oder von vorn die Hühner mit Futter lockt. Und nicht alles durch ein Geheimnis geschieht —» Die weißblaue, zitternde Luft schauderte wirklich wie eine Gänsehaut, wenn man lang in sie hineinstarrte. Erinnerungen

begannen damals in auffallender Weise Ulrich zu quälen; er sah plötzlich jede Statue und jede architektonische Einzelheit irgendeiner daran überreichen Stadt vor sich, die er vor Jahren besucht hatte; Nürnberg stand vor ihm und Amiens, obgleich sie ihn niemals gefesselt hatten; irgendein großes rotes Buch, das er vor Jahren in einer Auslage gesehen haben mußte, ging vor seinen Augen nicht weg; ein schmaler gebräunter Knabe, vielleicht nur der von seiner Phantasie erfundene Gegensatz zu Agathe, aber so, als ob er ihm einmal wirklich begegnet wäre, aber er wußte nicht wo – beschäftigte seine Vorstellungen: Gedanken, die ihm irgendwann einmal eingefallen waren und längst vergessen waren: Lautloses, Lichtarmes, mit Recht Vergessenes wirbelte im Süden der Stille empor und ergriff Besitz von der verlassenen Weite.

Die aller Schönheit von Anfang an beigemischt gewesene Ungeduld begann in Ulrich zu rasen.

Er konnte vor einem Stein sitzen, weltvergessen, in Anschauen versunken, und von dieser rasenden Ungeduld gepeinigt werden. Er war bis zum Ende gekommen, hatte alles in sich aufgenommen und lief Gefahr, daß er, ganz allein, laut zu sprechen begann, um sich nochmals alles vorzuerzählen. «Ja, man sitzt da» sagten seine Gedanken «und man könnte sich nur nochmals vorerzählen, was man sieht. Die Steine sind ja von einem ganz eigentümlichen Steingrün, und ihr Spiegelbild im Wasser spiegelt ... Ganz richtig. Ganz, wie man es sagt. Und die Steine haben Formen wie Karton ... Aber das nützt alles nichts und ich möchte weggeh'n. So schön ist es!»

Und er erinnerte sich: zuhause, manchmal nach Jahren erst, und manchmal nur durch einen Zufall, wenn man gar nicht mehr weiß, wie alles war, fällt plötzlich von hinten, von solchem Gewesenen ein Licht her, und das Herz tut alles wie im Traum. Er sehnte sich nach Vergangenheit.

«Es ist ja ganz einfach,» sagte er zu Agathe «und alle Leute wissen es, bloß wir nicht. Die Phantasie wird nur von dem erregt, was man noch nicht oder nicht mehr besitzt; der Leib will haben, aber die Seele will nicht haben. Ich begreife jetzt die ungeheuren Anstrengungen, welche der Mensch zu diesem Zweck macht. Wie dumm, wenn dieser Kerl, der Kunstreisende, diese Blume mit einem Edelstein und diesen Stein da mit einer Blume vergleicht: wenn es nicht die Klugheit wäre, sie für einen kurzen Augenblick in etwas anderes zu verwandeln. Und wie dumm wären alle unsre Ideale, da doch jedes, wenn man es ernst nimmt, einem andren widerspricht; du sollst nicht töten, also zugrundegeh'n? Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Gut, also in Armut leben? wenn ihr Sinn nicht gerade im Undurchführbaren läge, wodurch sie die Seele entzünden! Und wie gut ist es für die Religion, daß man Gott weder sehen noch begreifen kann! Aber welche Welt?! Ein kalter dunkler Streif zwischen den zwei Feuern des Nochnicht und Nichtmehr!»

«Eine Welt um sich zu fürchten» sagte Agathe. «Du hast recht.» Sie sagte es ganz ernst, und in ihren Augen war wirklich Bitterkeit (Angst).

«Und wenn es so ist!» lachte Ulrich. «Zum erstenmal in meinem Leben fällt mir ein, daß wir uns furchtbar vor Schwindel fürchten müßten, wenn uns der Himmel nicht einen Abschluß der Welt vortäuschen würde, den es nicht gibt. Offenbar ist alles Absolute, Hundertgrädige, Wahre völlige Widernatur.»

«Auch zwischen zwei Menschen, du meinst zwischen uns?»

«Ich habe jetzt so gut begriffen, was Phantasten sind: Speisen ohne Salz sind unerträglich, aber Salz ohne Speisen in großen Mengen ist ein Gift; Phantasten sind Menschen, die von Salz allein leben wollen. Ist das richtig?»



Agathe zuckte die Achseln.

«Sieh unser Stubenmädchen, ein lustiges, dummes Ding, das nach Hausseife riecht. Ich sah ihr unlängst eine Weile zu, wie sie die Zimmer machte: sie kam mir so hübsch wie ein frischgewaschener Himmel vor.»

Es beruhigte Ulrich, das zu bekennen, und über Agathes Mund kroch ein kleiner Wurm des Ekels. Ulrich wiederholte es, er wollte nicht mit dem großen Ton der dunklen Glocke diese kleine Disharmonie überdecken. «Es ist doch eine Disharmonie, nicht?! Und jede List ist der Seele recht, um sich fruchtbar zu halten. Sie stirbt mehrmals hintereinander vor Liebe. Aber —» und da sagte er nun etwas, von dem er glaubte, daß es ein Trost, ja daß es eine neue Liebe wäre: «— Wenn alles so traurig und eine Täuschung ist, und man kann an nichts mehr glauben: brauchen wir da einander nicht erst recht? Das Lied vom Schwesterlein» lächelte er «eine stille nachdenkliche Musik, die nichts übertönt; eine Begleitmusik; eine Liebe der Lieblosigkeit, die leise die Hände reicht ...?» (Eine kühle, stille, graue Anerotik?)

Agathe schwieg. Es war etwas ausgelöscht. Sie war zu innerst müde. Ihr Herz war ihr mit einem Griff genommen, und eine unerträgliche Angst vor einer Leere in ihrem Innern, vor ihrer Unwürdigkeit und Rückverwandlung quälte sie. So ist den Verzückten zumute, wenn Gott von ihnen weicht und ihren eifernden Rufen nichts mehr antwortet.

Der Kunstreisende, wie sie ihn nannten, war ein Dozent, der aus italienischen Städten kam, mit der Schmetterlingsnetzhaute und dem Botanisiertrommelgeist des strebenden Kunsthistorikers. Er hatte hier Station gemacht, um sich vor der Rückkehr einige Tage zu erholen und sein Material zu ordnen. Da sie die einzigen Gäste waren, stellte er sich schon am ersten Tag den Geschwistern vor, man sprach nach den Mahlzeiten, oder wenn man sich in der Nähe des Hauses traf, ein wenig miteinander, und es war nicht zu leugnen, daß dieser Mann, obgleich Ulrich über ihn lachte, in gewissen Augenblicken eine willkommene Entspannung vermittelte.

Er war sehr davon überzeugt, daß er als Mann und Gelehrter etwas bedeute, und machte Agathe von der ersten Begegnung an, nachdem er erfahren hatte, daß sich das Paar nicht auf einer Hochzeitsreise befände, mit großer Bestimmtheit den Hof. Er sagte ihr: Sie ähneln der schönen ... auf dem Bilde von ... und alle Frauen mit diesem Ausdruck, der sich im Stirnhaar und in den Kleiderfalten wiederholt, haben die Eigenschaft, daß ———: Agathe, als sie es Ulrich erzählen wollte, hatte schon die Namen vergessen, aber es war angenehm, wie der feste Druck eines Masseurs, wenn ein fremder Mensch weiß, was man ist, während man sich eben noch so aufgelöst wußte, daß man sich kaum von dem Schweigen des Mittags unterscheiden konnte.

Dieser Kunstreisende sagte: «Frauen sind dazu da, uns träumen zu machen; sie sind eine List der Natur zur Befruchtung des männlichen Geistes.» Er schillerte wohlgefällig auf sein Paradoxon, welches den Sinn der Befruchtung umkehrte. Ulrich erwiderte: «Es bestehen aber immerhin Unterschiede in der Art dieser Träume!»

Dieser Mann behauptete, man müsse bei der Umarmung eines «wirklich großen Weibes» an die Schöpfung von Michelangelo denken können. «Man zieht die Sixtinische Decke über sich und ist darunter nackt bis auf den Blaustrumpf —» spottete Ulrich. Nein, er gebe zu, daß die Durchführung Takt fordere, aber im Prinzip könnten das Menschen «doppelt so groß» als andre sein. «Schließlich ist doch das Ziel allen ethischen Lebens, unsre Handlungen mit dem Höchsten zu vereinen, was wir in uns tragen!» Es war theoretisch gar nicht so leicht zu widerlegen, obgleich es praktisch lächerlich war.

«Ich habe gefunden,» sagte der Kunsthistoriker «daß es zwei Arten von Menschen gibt und im

Lauf der Geschichte immer gegeben hat. Ich nenne sie die statischen und die dynamischen. Wenn Sie wollen, die Kaiserlichen und die Faustischen. Die Statiker können ein Glück als gegenwärtig empfinden. Sie sind irgendwie durch ein Gleichgewicht charakterisiert. Was sie getan haben, und was sie tun werden, greift durch das, was sie eben tun, in einander über, ist harmonisiert und hat eine Gestalt wie ein Bild oder eine Melodie. Hat gewissermaßen eine zweite Dimension, leuchtet in jedem Augenblick als Fläche. Der Papst zum Beispiel oder der Dalai Lama; es ist einfach undenkbar, daß sie etwas täten, was nicht in den Rahmen ihrer Bedeutung eingespannt wäre. Dagegen die Dynamischen: Die sich immer Losreißenden, vor und zurück bloß Blickenden, aus sich heraus Rollenden, die unempfindlichen Menschen mit Aufgaben, Unersättlichen, Drängenden, Glücklosen –, welche die Statiker immer wieder überwinden, um die Weltgeschichte in Gänge zu halten» — — —: mit einem Wort, er ließ durchblicken, daß er wohl beide in sich zu tragen vermöge.

«Sagen Sie,» fragte Ulrich so, als ob er ganz ernst wäre «sind die Dynamiker nicht auch die, welche in der Liebe nichts zu fühlen scheinen, weil sie entweder schon in der Phantasie geliebt haben oder erst das Wiederentglittene lieben werden? Man könnte doch auch das behaupten?»

«Ganz richtig!» sagte der Dozent.

«Sie sind unmoralisch und Träumer, diese Menschen, welche den rechten Punkt zwischen Zukunft und Vergangenheit niemals finden können →»

«Nun, das möchte ich doch nicht behaupten ———»

«Doch, doch. Sie können verrückt gute oder böse Taten begehn, weil ihnen das Gegenwärtige nichts bedeutet.» (Eigentlich sollte er sagen: Aus Ungeduld können sie verrückte Taten tun.)

Darauf wußte der Kunsthistoriker nicht recht zu erwidern und fand, daß ihn Ulrich nicht verstand.

Die Unruhe wuchs. Der Sommer stieg heiß an. Die Sonne loderte wie eine Feuersbrunst bis an den Rand der Erde. Die Elemente füllten das Dasein an, so daß für das Menschliche kaum noch ein geduldeter Platz blieb.

Es kam vor, daß die Geschwister gegen Abend, wenn die glühende Luft schon leichte, erkaltende Falten warf, auf den Steilufeln wandelten. Gelbe Ginsterstauden sprangen von der Glut der Steine ab und standen unmittelbar vor der Seele; grau wie Eselsrücken, schleiriges Grün des Karstgrases darüber geworfen, die Berge; heißes Dunkelgrün des Lorbeers. Wenn der Blick lechzend auf ihm ruhte, sank er in immer kühlere Tiefen. Unzählige Bienen summten; es verschmolz zu einem tiefen metallischen Ton, der kleine Pfeile abschoß, wenn sie in jäher Wendung am Ohr vorbeikamen. Heroisch, ungeheuer die glatt gekantete, steil abbrechende, in drei Wellen hintereinander herkommende Linie der Berge.

«Heroisch?» fragte Ulrich. «Oder ist es nur das, was wir immer gehaßt haben, weil es für heroisch gelten soll? — Diese unzähligemale gemalte und gestochene, diese griechische, diese römische, diese nazarenische, klassizistische Landschaft, — diese tugendhafte, professorale, idealistische Landschaft? Und sie imponiert uns am Ende nur deshalb, weil wir ihr nun wirklich begegnet sind?! So wie man einen einflußreichen Mann verachtet und sich trotzdem geschmeichelt fühlt, weil man ihn kennt?»

Aber die wenigen Dinge, denen hier der Raum gehörte, respektierten einander, sie hielten voneinander Distanz und überfüllten nicht die Natur mit Eindrücken wie in Deutschland. Es half kein Spotten; wie nur ganz hoch im Gebirge, wo das Irdische immer weniger wird, diese Landschaft nicht mehr die Umgebung menschlicher Wohnungen, sondern ein Stück Himmel, an

dessen Falten noch einige Arten von Insekten hingen.

Und auf der andern Seite (dieser Demut) lag das Meer. Die große Geliebte, mit dem Pfauenrad geschmückt. Die Geliebte mit dem ovalen Spiegel. Das aufgeschlagene Auge der Geliebten. Die Gott gewordene Geliebte. Die unerbittliche Forderung. Noch schmerzte das Auge und mußte wegsehn, von den aus dem Meer zurückschmetternden Speeren des Lichts getroffen. Aber bald wird die Sonne tiefer stehn. Es wird nur ein umgrenzter See von flüssigem Silber bleiben. Und dann *muß* man hinaussehn aufs Meer! Dann muß man es ansehen. Agathe und Ulrich fürchteten sich vor diesem Augenblick. Was kann man tun, um vor dieser ungeheuren, zuschauenden, aneifernden, eiferstüchtigen Nebenbuhlerin bestehen zu bleiben? Wie soll man sich lieben? In die Knie sinken? Wie sie anfangs getan hatten? Die Arme ausbreiten? Schreien? Kann man sich umarmen? Es ist so lächerlich, wie wenn man jemand zornig anschreien wollte, während nebenan alle Glocken eines Münsters läuten! Die fürchterliche Leere schloß sie wieder von allen Seiten ein.

Ulrich schüttelte den Kopf. «Man muß etwas beschränkt sein, um die Natur schön zu finden. So einer sein, wie der da unten, der lieber selbst spricht, statt einem zuzuhören, der ihm überlegen ist. Man muß sich durch sie an Schulaufsätze und schlechte Gedichte erinnert fühlen und imstande sein, sie im Augenblick des Sehens in einen Öldruck zu verwandeln. Sonst bricht man zusammen. Man muß dümmer sein als sie, um ihr standzuhalten, und muß schwätzen, damit man nicht die Sprache verliert.

Zum Glück hielt ihre Haut der Hitze nicht stand. Schweiß brach aus. Eine Ablenkung war geschaffen und eine Entschuldigung; sie fühlten sich ihrer Aufgabe enthoben.

Aber während sie dem Haus zuzogen, merkte Agathe, daß sie sich darüber freute, unten vor dem Hotel ganz gewiß den fremden Reisenden anzutreffen. Ulrich hatte gewiß recht, aber es lag ein großer Trost in der schnatternden, eng angedrängten Gesellschaft dieses Menschen. (Idee: sich zu entschulden, indem sie mit diesem gewöhnlichen ..., der es will.)

Fürchterliche Augenblicke kamen nachmittags im Zimmer. Zwischen der hinausgespreizten, rotgestreiften Markise und dem Steingeländer des Balkons lag ein handbreites blau brennendes Band. Die glatte Wärme, die hart gedämpfte Helligkeit hatten alles, was nicht fest ist, aus dem Zimmer verdrängt. Ulrich und Agathe hatten nichts zum Lesen mitgenommen; so war ihr Plan gewesen; sie hatten alles, was Gedanke, Normalzustand – und sei es noch so scharfsinniger —, Verknüpfung mit der gewöhnlichen menschlichen Art des Lebens ist, zurückgelassen: nun lagen ihre Seelen da wie zwei hart gebrannte Ziegelsteine, aus denen jeder Tropfen Wasser entwichen ist. Dieses kontemplative Naturdasein hatte sie in eine unerwartete Abhängigkeit von den primitivsten Elementen versetzt.

Endlich kam ein Regentag. Der Wind peitschte. Die Zeit wurde in einer kühlen Weise lang. Sie richteten sich auf wie Pflanzen. Sie küßten sich. Die Worte, die sie sich sagten, erquickten sie. Sie waren wieder glücklich. Es ist nur Gewohnheit, in jedem Augenblick stets schon auf den nächsten zu warten, stau dies, und die Zeit tritt aus wie ein See. Die Stunden fließen zwar, aber sie sind breiter als lang. Es wird Abend, aber es ist keine Zeit vergangen.

Indes folgte ein zweiter Regentag; ein dritter. Was geschienen hatte, neue Steigerung zu sein, glitt als Ende abwärts. Die kleinste Hilfe, der Glaube, daß dieses Wetter eine persönliche Fügung sei, ein ungewöhnliches Schicksal, und das Zimmer ist voll seltsamen Wasserlichts oder wie aus einem Würfel dunklen Silbers ausgehöhlt. Aber wenn keine Hilfe kommt: wovon kann man sprechen? Man kann noch lächeln aus weiter Trennung einander zu; – sich umarmen — sich bis zur todähnlichen Müdigkeit schwächen, welche die Erschöpften wie eine endlose Ebene trennt;

man kann hinübersagen: ich liebe dich; oder: du bist schön; oder: ich möchte lieber mit dir sterben, als ohne dich leben; oder: welches Wunder, daß Du und Ich, zwei so getrennte Wesen, aneinander geweht worden sind. Und man kann vor Nervosität weinen, wenn ganz leis die Langweile das abzunagen beginnt ...

Fürchterliche Gewalt der Wiederholung, fürchterliche Gottheit! Anziehung der Leere, die wie der Trichter eines Wirbels immer tiefer hineinzieht, dessen Wände ausweichen. Küsse mich, und ich beiße leicht und immer härter und immer wilder, immer trunkener, blutgieriger, auf den Schrei um Schonung lauschender in deine Lippen, die Schlucht des Schmerzes hinabklettern, bis wir zum Schluß in der senkrechten Wand hängen und uns vor uns selbst fürchten. Da kommen die tiefen Stöße des Atems zu Hilfe, der den Körper zu verlassen droht, der Glanz im Auge bricht, der Blick rollt nach den Seiten, der Gesichtsausdruck des Sterbens beginnt. Tausendfältiges Entzücken aneinander und Staunen wirbelt in der Verzückung. Auf wenige Minuten konzentrierter Flug durch Seligkeit und Tod, endend, erneut, die Körper schwingen wie heulende Glocken. Aber am Schluß weiß man doch: es war nur tiefer Sündenfall in eine Welt, in der es auf hundert Stufen der Wiederholung schwebend abwärts geht. Agathe stöhnte: «Du wirst mich verlassen!» (Ulrich suchte Worte der Begeisterung und so weiter.) «Nein! Süße! Verschworene!» – «Nein,» wehrte Agathe leise ab «ich vermag nichts mehr dabei zu fühlen ...!»

Da es nun ausgesprochen war, wurde Ulrich kalt und gab die Mühe auf.

«Wenn wir an Gott geglaubt hätten,» fuhr Agathe fort «würden wir die Reden der Berge und Blumen verstanden haben.»

«Du denkst an Lindner?» forschte Ulrich, sofort eifersüchtig.

«Nein. Ich habe an den Kunsthistoriker gedacht. Sein Faden reißt niemals ab.» Agathe lächelte müde und schmerzlich. Sie lag Bett, Ulrich hatte die Tür zum Balkon aufgerissen, der Wind schleuderte Wasser herein.

«Es ist egal» sagte er rau. «Denk an wen du willst. Wir müssen uns nach einem Dritten umsehn. Der uns zuschaut, beneidet oder Vorwürfe macht.» Er blieb vor ihr stehn und sagte langsam: «Zwischen zwei einzelnen Menschen gibt es keine Liebe!» Agathe richtete sich auf einem Ellbogen auf und lag da, mit großen Augen, als ob sie den Tod erwartete. «Wir sind einem Impuls gegen die Ordnung gefolgt» wiederholte Ulrich. «Eine Liebe kann aus Trotz erwachsen, aber sie kann nicht aus Trotz bestehn. Sondern, sie kann nur eingefügt in eine Gesellschaft bestehn. Sie ist kein Lebensinhalt. Sondern eine Verneinung, eine Ausnahme von den Lebensinhalten. Aber eine Ausnahme braucht etwas, wovon sie Ausnahme ist. Von einer Negation allein kann man nicht leben.»

«Schließ die Tür» bat Agathe. Dann stand sie auf und ordnete ihr Kleid. «Wir wollen also abreisen?»

Ulrich zuckte die Achseln. «Es ist ja alles vorbei.»

«Erinnerst du dich nicht mehr, unter welcher Bedingung wir hergekommen sind?»

Ulrich antwortete beschämt: «Wir wollten den Eingang ins Paradies finden!»

«Und uns töten,» sagte Agathe «wenn es uns nicht gelingt!»

Ulrich sah sie ruhig an. «Willst du denn?»

Agathe hätte vielleicht ja sagen können. Sie wußte nicht, aus welchem Grund es ihr aufrichtiger erschien, langsam den Kopf zu schütteln und nein zu sagen.

«Diesen Entschluß haben wir auch verloren» stellte sie fest.

Sie stand verzweifelt auf. Sprach mit den Händen an den Schläfen, auf die eigenen Worte horchend: «Ich wartete ... Ich war fast schon überreif und lächerlich ... Weil ich trotz meines Lebens noch immer wartete. Ich konnte es nicht benennen und nicht beschreiben. Es war wie eine Melodie ohne Töne, ein Bild ohne Form. Ich wußte, es wird eines Tages von außen auf mich zukommen und wird das sein, was mich lieb hat, und mit dem es kein Übel mehr für mich geben wird, weder im Leben, noch im Tode ...»

Ulrich, der sich ihr jäh zugewendet hatte, fiel parodierend ein, mit einer Gehässigkeit, durch die er sich selbst quälte: «Es ist eine Sehnsucht, ein Fehlendes: die Form ist da, nur die Materie fehlt. Dann kommt ein Bankbeamter oder ein Professor, und dieses Tierchen füllt langsam die Leere aus, die wie ein Abendhimmel gespannt war. Meine Liebe, alle Bewegung im Leben kommt vom Bösen und Rohen; das Gute schläft ein. Ist ein Tropfen eines Duftes; aber jede Stunde ist das gleiche Loch und gähnende Kind des Todes, das mit schwerem Schotter ausgefüllt werden muß. Du hast vorhin gesagt: «Wenn wir an Gott glauben könnten!» Aber eine Patience tut es auch, ein Schachspiel, ein Buch. Das hat der Mensch heute herausgebracht, daß er sich damit ebensogut trösten kann. Es muß bloß etwas sein, wo sich Brett an Brett legt, um über die leere Tiefe hinwegzuführen.»

«Aber lieben wir uns denn nicht mehr?!» rief Agathe aus.

«Man darf nicht übersehn,» antwortete Ulrich «wie sehr dieses Gefühl von der Umgebung abhängt. Wie es seinen Inhalt davon erhält, daß man sich ein gemeinsames Leben vorstellt, das heißt eine Linie zwischen den andern Menschen durch. Vom guten Gewissen, weil alle andern sich so freun, wie diese zwei sich lieben, oder auch vom bösen Gewissen ... Was haben wir denn erlebt? Wir dürfen uns nichts Falsches vormachen: Ich war doch kein Narr, als ich das Paradies suchen wollte. Ich konnte es bestimmen, wie man einen unsichtbaren Planeten aus bestimmten Wirkungen erschließt. Und was ist geschehn? Es hat sich in eine seelischoptische Täuschung aufgelöst und in einen wiederholbaren physiologischen Mechanismus. Wie bei allen Menschen!»

«Es ist wahr,» sagte Agathe «wir haben die längste Zeit schon von dem gelebt, was du das Böse nennst; von der Unruhe, den kleinen Zerstreuungen, von Hunger und Sättigung des Körpers.»

«Dennoch,» antwortete Ulrich, wie in einer überaus schmerzlichen Vision «wenn es vergessen ist, wirst du wieder warten. Tage werden kommen, wo hinter vielen Türen jemand auf einer Trommel schlägt. Gedämpft und beharrlich; schlägt, schlägt. Tage, als ob du in einem Bordell auf das Knarren der Treppe warten würdest: wird es ein Feldweibel oder ein Bankbeamter sein. Den dir das Schicksal schickt. Um dein Leben in Bewegung zu halten. Und doch meine Schwester bleibst.»

«Aber was soll denn aus uns werden?» Agathe sah nichts vor sich.

«Du mußt heiraten oder einen Geliebten ——— Das meinte ich vorhin.»

«Aber sind wir denn nicht mehr *ein* Mensch??», fragte sie traurig.

«Auch der einige Mensch hat beides in sich.»

«Aber wenn ich *dich* liebe?!» schrie Agathe auf.

«Wir müssen leben. Ohne einander – für einander. Willst du den Kunsthistoriker?» Ulrich sagte es mit der Kälte einer großen Anstrengung. Agathe wies es bloß mit der Schulter ab. «Ich danke dir» sagte Ulrich. Er versuchte, ihre schlaffe Hand zu fassen und zu streicheln. «Ich bin ja auch

noch nicht so – so fest überzeugt ..» (Noch einmal beinahe die große Vereinigung. Aber es scheint Agathe, daß Ulrich nicht genug Mut hat.)

Sie schwiegen eine Weile. Agathe schob Laden auf und zu und begann einzupacken. Der Sturm rüttelte an den Türen. Dann wandte sich Agathe um und fragte ruhig und verändert ihren Bruder: «Aber kannst du dir vorstellen, daß wir morgen oder übermorgen zuhause ankommen, die Zimmer vorfinden so, wie wir sie verlassen haben, Besuche zu machen beginnen?...»

Ulrich bemerkte nicht, wie groß der Widerstand war, mit dem sich Agathe gegen diese Vorstellung sträubte. Er konnte sich alles das auch nicht denken. Aber er fühlte irgendeine neue Spannung, wenn es auch eine traurige Aufgabe war. Er gab in diesem Augenblick nicht genug auf Agathe acht.

[<]

95

Nach dem Besuch bei Moosbrugger

*[Aus einem frühen Entwurf]*

Von Meingast kam kein Brief, die Angelegenheit des Männerbundes blieb Clarisse entrückt; manchmal vergaß sie es über den neuen Ereignissen. Meingast war vor ihr geflohen, sie war wahrscheinlich zu stark für ihn. Das ist, wie wenn Blitze ineinander schlagen! Walter wurde von ihr angezogen, immer wieder sein Talent in ihr zu morden, so sehr sie ihn auch zurückstieß. Sie trug ein schwarzes Medaillon an der Hüftbeuge und die Kranken errieten es, vielleicht können solche Leute durch die Kleider sehn und jubelten ihr entgegen. Die Tatsachen stimmten verwirrend zueinander. Sie mußte überlegen, wie sie wieder auf die Klinik kommen könne, Dr. Friedenthal zu Trotz, der ihr die Wiederkehr verboten hatte. Sie sah ein, daß es sehr schwer sein würde. «Über die Mauer des Parks zu klettern?» dachte sie; diese Vorstellung, wie ein Krieger in den verbotenen Raum einzudringen, sagte ihr sehr zu, aber da die Klinik nicht im Freien, sondern in der Stadt lag, konnte man das, um nicht gesehen zu werden, nur bei Nacht wagen, und wie sollte Clarisse sich dann im Park zwischen den vielen abgeschlossenen Häusern zurechtfinden?! Sie fürchtete sich. Obgleich sie wußte, daß es für ausgeschlossen gelten mußte, wurde sie von der Einbildung erschreckt, zwischen den schwarzen Bäumen einem Irrsinnigen in die Hände zu laufen und von ihm vergewaltigt oder erwürgt zu werden. Sie hatte noch immer den Schrei der Tobsüchtigen in den Ohren; auf der letzten Station, ehe sie, an den schönen Frauen vorbei, wieder ins vernünftige Leben zurückgekehrt war. Sie sah oft den nackten Mann vor sich, der in der Mitte eines ganz leeren Raumes stand, der nichts enthielt als eine niedere Liegestatt und einen Abort, die mit dem Boden verwachsen waren. Er hatte einen blonden Bart und hellbraune Schamhaare. Er hatte weder das Öffnen der Türe beachtet, noch die Menschen, die ihm zusahen; er stand mit gespreizten Beinen da, hielt den Kopf gesenkt wie ein Widder, hatte dicken Speichel im Bart, wiederholte wie ein Pendel immer wieder die gleiche Bewegung, ein flachkreisendes Vornherumwerfen des Oberleibs, immer mit einem Ruck, immer mit der gleichen Seite, sein Arm bildete dabei mit dem Körper einen steifen Winkel, und das einzige, was sich änderte, war, daß bei jeder dieser Bewegungen ein anderer Finger aus der geballten Faust vorsprang; er wurde von

einem lauten, keuchenden Schrei begleitet, den die ungeheure Anspannung des ganzen Körpers, die dazu nötig war, hervorpreßte. Dr. Friedenthal hatte erklärt, daß das stundenlang dauere, und hatte Clarisse noch in andere Zellen blicken lassen, wo augenblicklich Ruhe war. Aber dieser Anblick war womöglich noch schrecklicher gewesen. Er zeigte den gleichen kahlen ausbetonierten Raum, der nichts als einen Menschen enthielt, dessen Anfall man erwartete, und einer von diesen Menschen saß noch in Straßenkleidung da, man hatte ihm bloß den Kragen und die Halsbinde abgenommen. Es war ein Rechtsanwalt mit einem schönen Vollbart und sorgsam gescheiteltem Haar; er saß da und blickte die Besucher an, als sei er eben im Begriff gewesen, zu Gericht zu gehen, und habe sich nur auf diese Steinbank gesetzt, weil er aus Gott weiß welchen Gründen gezwungen sei, zu warten. Über diesen Menschen war Clarisse besonders erschrocken, weil er so natürlich aussah; wie Dr. Friedenthal sagte, hatte er aber erst vor wenigen Tagen in seinem ersten Anfall seine Frau ermordet, und so ziemlich alle Augenblicksbewohner dieser Abteilung waren Mörder gewesen. Clarisse fragte sich, warum sie sich vor ihnen fürchte, obgleich doch gerade diese Kranken am besten von allen verwahrt und bewacht wurden? Sie fürchtete sich vor ihnen, weil sie sie nicht verstand. Es gab in ihrer Erinnerung auch noch einige andere, wo es ihr ebenso erging. «Aber das ist doch kein Grund dafür, daß ich ihnen begegnen muß, wenn ich nachts durch den Park laufe!?» sagte sie sich.

Nun war das aber so. Daß sie ihnen dabei begegnen könne, stand nahezu fest; das war eine Vorstellung, gegen die nichts zu unternehmen war, denn so oft sich Clarisse den Vorgang ausmalte, wie sie über die Mauer steigen und dann zwischen den weit auseinanderstehenden düsteren Bäumen vorwärtsschreiten werde, kam es früher oder später zu einem grauenvollen Zusammenstoß. Damit war also wohl eine Tatsache gegeben, mit der man rechnen mußte, und es fragte sich vernünftigerweise darum, was sie bedeuten solle. Selbst ein so gesetzter Mann wie der berühmte alte amerikanische Schriftsteller Ralph Waldo Emerson, den sie schon in ihrer Mädchenzeit gelesen hatte, weil ihre Freunde sagten, daß er wunderbar sei, hat behauptet, es sei ein allgemeines Natur- und Menschengesetz, daß Gleiches von Gleichem angezogen werde. Clarisse erinnerte sich ungefähr an einen Satz, der lautete, daß alles, was einem Menschen zukommt, von selbst zu ihm hinstrebe, so daß Ursache und Wirkung nur scheinbar aufeinander folgen, in Wahrheit aber bloß zwei Seiten derselben Sache seien und alle Klugheit schlecht sei, weil sie mit jeder Vorsichtsmaßregel gegen die Gefahr in die Gewalt dieser Gefahr versetze. Davon hatte Clarisse, weil sie sich daran erinnerte, bloß die persönliche Anwendung zu machen. Wenn es feststand, daß sie, wenn auch zunächst nur in einer geheimnisvollen gedanklichen Weise immer wieder den Mördern begegne, so zog sie diese Mörder an. Nun wird aber Gleiches von Gleichem angezogen? Also trug sie die Seele eines Mörders in sich. Man muß sich vorstellen, was es heißt, wenn solche ungewöhnlichen Gedanken plötzlich Boden unter den Füßen bekommen!

[<]

96

Clarisse besucht Walter im «Atelier»

[Entwurf]

Sie trifft Walter im «Atelier» an; kahler fröstelnder Raum. Er ist halb angezogen und hat einen Schlafrock darüber. Die Pinsel sind trocken, er sitzt vor Entwürfen. Eigentlich hätte er aber schon im Amt sein sollen.

Er ist erregt davon, daß Meingast ohne Abschied abgereist und Clarisse geheimnisvoll aufgeregt ist. Ev. hier: Eigentlich hatte er wollen ... solange Meingast im Haus ist ...

Schon in der Tür ruft ihm Clarisse zu: Komm, komm! Wir gehn zu Dr. Friedenthal und bitten ihn, daß er uns Moosbrugger zur Pflege überläßt.

Walter kann den Kopf nicht von ihr abwenden und sieht sie an.

«Frag nicht!» befiehlt Clarisse.

Konnte da Walter in diesem Augenblick noch daran zweifeln, daß ihr Geist verstört sei. Die Antwort darauf wird immer sehr von den Umständen abhängig sein. Clarisse sah heftig und schön aus. In ihren Augen lebte ein Feuer, das geradezu so aussah wie das Feuer eines gesunden Willens. Und so gewann in Walter Raum, was ihr Bruder Siegmund über sie gesagt und erst vor kurzem wiederholt hatte, als ihn Walter abermals befragte. Siegmund hatte gesagt: Sie ist übernervös, du mußt sie einmal kräftig anfassen.

Vorderhand faßte aber Clarisse kräftig zu: Sie hüpfte unausgesetzt um Walter herum und wiederholte: «Komm, komm, komm! Laß dich nicht so bitten!»

Die Worte schienen Walter ums Ohr zu fliegen, sie verwirrten ihn. Man hätte sagen können, er lege die Ohren zurück und stemme die Füße in den Boden, wie es ein Pferd, ein Esel, ein Kalb tut, mit dem Eigensinn, der die Willensstärke eines schwachen Geschöpfes ist: aber ihm stellte es sich in der Form dar: du wirst ihr jetzt den Herrn zeigen!

«Komm erst mit,» sagte Clarisse «dann wirst du schon merken warum!»

«Nein,» rief Walter aus «du wirst mir jetzt sofort sagen, was du vorhast.»

«Was ich vorhabe? Ich habe etwas Unheimliches vor.» ... Sie hatte inzwischen begonnen, was sie zum Ausgehen brauchte, im Nebenzimmer zusammenzutragen, nun zog sie die Gartenschuhe aus, hielt sie einen Augenblick in der Hand und schleuderte sie nun mit plötzlichem Schwung zwischen die Färb- und Pinseltöpfe ihres Gatten. Etwas stürzte um, etwas rollte, etwas klirrte. Clarisse beobachtete die Wirkung auf Walter und brach in Lachen aus. Walter bekam einen roten Kopf; er hatte nicht Lust, sie zu schlagen, aber er schämte sich dessen, daß er diese Lust nicht hatte. Clarisse lachte weiter und sagte: «Da hockst du nun Jahr und Tag bei diesen Töpfen und bringst nichts hervor. Ich werde dir zeigen, wie man es macht. Ich habe dir gesagt, daß ich dein Genie hervorholen werde. Ich werde dich unruhig, unduldsam, gewagt machen!» und plötzlich war sie dann ruhig und sagte ernst: «Es ist unheimlich, sich den Irren gleichzustellen, aber es ist die Entscheidung zum Genialen! Glaubst du denn, daß wir so wie bisher zu etwas kommen werden? Zwischen diesen Töpfen, die alle so brav rund sind? Und mit Musik nach dem Abendbrot? Warum sind denn alle Götter und Gottähnlichen antisozial gewesen?»

«Antisozial?» fragte Walter erstaunt.

«Wenn du genau sein muß: unverbrecherisch antisozial. Denn Mörder oder Diebe waren sie ja nicht. Aber Demut, freiwillige Armut und Keuschheit sind auch ein Ausdruck antisozialer Gesinnung. Und wie hätten sie sonst die Menschen lehren können, wie die Welt zu verbessern wäre, für ihre Person aber die Welt verneint?!»

Nun war es um Walter aber so bestellt, daß er trotz seines anfänglichen Staunens fähig war, diese



Behauptung richtig zu finden. Sie erinnerte ihn an die Frage «Kannst du dir Jesus als Bergwerksdirektor vorstellen?» Eine Frage, die so einfach und natürlich mit einem Nein zu beantworten gewesen wäre, hätte sich nicht für Bergwerksdirektor auch Beamter des Denkmalamtes setzen lassen und fühlte man sich nicht dabei von einem lächerlich heißen Ehrgeizfunken durchzuckt. Offenbar bestand nicht nur ein Widerspruch, sondern eine tiefere, eine zwei Weltsysteme trennende Unverträglichkeit zwischen der Pflege des Bürgerlichen und der des Göttlichen, aber Walter, unerachtet seiner schon längst vollzogenen Hinneigung zum Bürgerlichen, wollte beides, oder wollte, was noch schlimmer ist, auf keines verzichten, und Clarisse besaß das, was er einmal schon als «Gott anrufen» empfunden hatte, die Entschlossenheit der Entscheidung, die auf nichts Rücksicht nimmt. So kam es, daß er sich, nachdem sie gesprochen hatte, gerade so fühlte, wie sie es gesagt hatte, als wäre er in das Leben, das er sich schuf, bis zu den Knien eingeklemmt wie in einen gespaltenen Holzblock, während sie vor ihm als das Unruhige, Unduldsame, Gewagte und mit ihm Experimentierende gaukelte. Der Vielbegabte, der er war, wußte, daß das Geniale nicht so sehr in der Begabung liege als in den Willenskräften. Dem Erstarrenden, als den er sich ahnend begriff, erschien es verwandt mit dem Gärenden, dem Unausgegorenen, ja selbst mit dem bloßen Schaum. Er erkannte in ihr neidvoll das Unwahrscheinliche, die um den Mittelwert zuckende Variation der Art, das Geschöpf, das am Rand der Menge halb ihr voran mitgeht und halb verloren, wie es im Begriff des Genialen liegt. Clarisse war der einzige Mensch, an dem er dieses liebte, der ihn damit noch verband, und weil ihre Verbindung mit dem Genialen eine krankhafte war, war seine Angst um sie auch eine Angst um sich. So entstand aus der Zustimmung zu den Worten, mit denen sie ihn überredete und ihre Absicht begründete, und aus dem Reiz des Gefallens, den sie auf ihn ausübte, auf scheinbar natürliche Weise und ohne Bewußtsein des Widerspruchs der Wunsch, nicht auf sie zu hören, ja ihr «den Mann» wie Siegmund, der Bruder und Arzt, es ihm geraten hatte.

So sagte Walter nach einer kurzen Pause ziemlich rau: «Jetzt aber sei vernünftig, Clarisse, laß das Gerede und komm her!» Clarisse hatte sich inzwischen ihrer Kleider entledigt und war eben dabei, sich ein kaltes Bad zu bereiten. Sie sah in ihren kurzen Höschen und mit den mageren Armen wie ein Knabe aus. Sie fühlte die faule Wärme von Walters Körper nahe hinter sich und verstand sofort, worauf er aus war. Sie wandte sich um und setzte ihm die Hand vor die Brust. Aber Walter griff nach ihr. Er umklammerte mit der einen Hand ihren Arm und suchte sie mit der anderen am Kreuz zu umfassen und an sich zu ziehen. Clarisse riß an der Umklammerung, und als das nichts half, stemmte sie ihre freie Hand in Walters Gesicht, vor Nase und Mund. Er wurde rot im Gesicht, und das Blut zitterte in den Augen, während er mit Clarisse rang und sie nicht merken lassen wollte, daß ihm ihr Griff wehtat. Und als ihn die Atemnot zu betäuben drohte, mußte er ihre Hand aus seinem Gesicht schlagen. Blitzschnell fuhr sie wieder hin, und diesmal rissen die Nägel zwei blutende Furchen in seine Haut. Clarisse war frei.

So standen sie nun einander gegenüber. Keiner von beiden wollte sprechen. Clarisse erschrak über ihre Roheit, aber sie war außer sich. Ein Zugriff von oben hatte sie außer sich gerissen; sie war ganz nach außen gewendet, ein Busch voll Dornen. Sie befand sich in Ekstase. Keiner der Gedanken, die sie wochenlang beschäftigt hatten, fand sich jetzt in ihr vor, sie hatte sogar das nächste vergessen, und das, was sie wollte. Ihre Person war weg, mit Ausnahme dessen, was sie zur Abwehr brauchte. Sie fühlte sich ungeheuer stark. In diesem Augenblick haschte Walter von neuem nach ihr, und diesmal mit ganzer Kraft. Er war zornig geworden und fürchtete auf der ganzen Welt nichts so sehr, als wieder vernünftig zu werden. Clarisse schlug nach ihm. Sie war sogleich wieder bereit zu kratzen, zu beißen, ihm das Knie in den Bauch, den Ellbogen in den Mund zu stemmen, und es waltete nicht einmal Zorn oder Abneigung dabei vor, geschweige denn eine Überlegung, eher hatte sie ihn bei diesem Kampf in einer wilden Weise lieb, obwohl sie sich

imstande fühlte, ihn *zu* töten. Sie hätte in seinem Blut baden mögen. Sie tat es mit ihren Nägeln und mit den kurzen Blicken, die entgeistert seinen Anstrengungen und den kleinen roten Rinnsalen folgten, die dabei in seinem Gesicht und auf seinen Händen aufsprangen. Walter schimpfte. Er beschimpfte sie. Gemeine Worte kamen aus seinem Mund, die mit seinem gewöhnlichen Wesen gar nichts zu tun hatten. Ihre lautere, unverdünnte Männlichkeit roch wie Branntwein, und es zeigte sich das Bedürfnis nach gemeinen, beleidigenden Reden plötzlich als ebenso ursprünglich wie das nach Zärtlichkeit. Wahrscheinlich kam darin nichts als eine Mißgunst gegen allen geistigen Ehrgeiz hervor, der ihn Jahrzehnte lang gequält und gedemütigt hatte und sich zuletzt in Clarisse nun noch einmal wider ihn aufrichtete. Natürlich hatte er keine Zeit, daran zu denken. Aber er fühlte doch deutlich, daß er nicht bloß deshalb im Begriff stand, ihren Willen zu brechen, weil Siegmund es so geraten hatte, sondern daß er es auch wegen des Brechens und Knickens tat. Auf irgendeine Weise kamen ihm die lächerlich schönen Bewegungen eines Flamingos in den Sinn. «Es wird sich schon zeigen, was davon übrig bleibt, wenn ihn ein Bulldogg erwischt!» dachte er vom Flamingogeist, aber halblaut stieß er zwischen den Zähnen: «dumme Gans!» hervor.

Und auch Clarisse war nur von dem Gedanken beseelt: «Er darf nicht seinen Willen haben!» Sie fühlte ihre Kräfte noch immer wachsen. Ihre Kleidung zerriß, Walter griff in die Fetzen, sie packte den Hals an, den sie vor sich hatte. Halbnackt, schlüpfrig wie ein zappelnder Fisch kämpfte sie in den Armen ihres Gatten. Walter, dessen Kraft nicht ausreichte, sie ruhig zu überwältigen, schleuderte sie hin und her und suchte ihre Angriffe schmerzhaft zu blocken. Sie hatte den Schuh verloren und trat mit dem nackten Fuß nach ihm. Sie kamen zu Fall. Sie hatten das Ziel ihres Kampfes und seinen geschlechtlichen Ursprung beide scheinbar vergessen und kämpften nur, um ihren Willen durchzusetzen. In dieser höchsten, krampfartigen Zusammennahme ihrer Person verschwanden sie eigentlich. Ihre Wahrnehmungen und Gedanken nahmen allmählich eine völlig unbestimmbare Beschaffenheit an wie in blendendem Licht. Sie empfanden fast Verwunderung darüber, daß sie noch existierten (ihre Personen noch vorhanden waren).

Namentlich Clarisse war in ein solches Fieber geraten, daß sie sich gegen die ihr zugefügten Schmerzen unempfindlich fühlte, und wenn sie wieder zu sich kam, berauschte sie das durch die Überzeugung, die gleichen Geister, die sie in letzter Zeit erleuchtet hätten, stünden ihr nun bei und kämpften auf ihrer Seite. Um so mehr entsetzte es sie, als sie mit der Zeit bemerken mußte, daß sie ermüdete. Walter war stärker und schwerer als sie; Ihre Muskeln wurden taub und locker. Es kamen Pausen, wo sie von seinem Gewicht an die Erde gedrückt wurde und sich nicht rühren konnte, und die Abfolgen von Abwehrbewegungen und rücksichtslosen Angriffen gegen empfindliche Körper- und Gesichtsstellen, in denen sie sich Luft schaffte, wurden immer öfter von Ohnmacht und erstickendem Herzklopfen abgelöst. So trat das ein, was Walter erwartet hatte: die Natur siegte, Clarissens Körper ließ ihren Geist im Stich und verteidigte nicht mehr seinen Willen. Ihr kam das vor, als hörte sie in sich die Hahnen schreien am Ölberg: ungeheuerlich, Gott verließ ihre Welt, es bereitete sich etwas vor, das sie nicht absehen konnte. Und Walter schämte sich zuweilen schon. Wie ein Lichtstrahl traf ihn dann die Reue. Es kam ihm auch vor, daß Clarisse gräßlich verzerrt aussehe. Aber er hatte schon so viel gewagt, daß er nicht mehr ablassen wollte. Er benutzte die Ausrede, daß die Brutalität, die er begehe, sein Recht als Gatte sei, um sich weiter zu betäuben. Plötzlich schrie Clarisse. Sie bemühte sich, einen langen, schrillen, eintönigen Schrei auszustoßen, als sie ihren Willen entweichen sah, und bei dieser letzten, verzweifelten Abwehr lag ihr im Sinn, sie könnte vielleicht mit diesem Schrei und dem Rest ihres Willens selbst ihrem Körper entfahren. Aber sie hatte nicht mehr viel Atem; der Schrei dauerte nicht lange und niemand wurde von ihm herbeigezogen. Sie war allein gelassen. Walter

war über diesen Schrei erschrocken, verschärfte dann aber zornig seine Bemühungen. Sie fühlte nichts. Sie verachtete ihn. Schließlich verfiel sie noch auf ein Auskunftsmittel: sie zählte so schnell und so laut sie konnte «Eins, zwei, drei, vier, fünf. Eins, zwei, drei, vier, fünf», immer wieder. Es war Walter schrecklich, aber es hielt ihn nicht auf.

Und als sie sich verstört aufrichteten, sagte sie: «Warte, ich werde mich rächen!»

In dem Augenblick, wo dieser widerliche Auftritt beendet war, schlug die Beschämung über Walter zusammen. Clarisse saß mit finsterem Gesicht, nackt wie sie war, in einem Winkel und erwiderte nichts auf seine Bitten um Verzeihung. Er mußte sich ankleiden; Blut und Tränen flössen ihm in den Rasierschaum. Er mußte forteilen. Er fühlte, daß er die Geliebte aller Tage seit seiner Jugend nicht in diesem Zustand zurücklassen könne. Er suchte sie wenigstens zu bewegen, daß sie sich anleide. Clarisse entgegnete, sie könne nun ebenso gut so sitzen bleiben bis ans Ende aller Tage. Von seiner Verzweiflung und Hilflosigkeit wich da sein ganzes Mannesleben zurück, er warf sich auf die Knie und bat sie mit erhobenen Händen, ihm zu verzeihen, so wie er einst gegen Schläge gebeten hatte; es fiel ihm nichts anderes mehr ein.

«Ich werde alles Ulrich (den anderen) erzählen!» sagte Clarisse ein wenig versöhnt. Walter bettelte sie, es zu vergessen. Es lag in seiner Würdelosigkeit etwas, das mit ihm versöhnte; er liebte Clarisse, die Scham war wie eine Wunde, aus der wirkliches, warmes Blut quoll. Aber Clarisse verzieh ihm nicht. Sie konnte ihm so wenig verzeihen wie ein Kaiser verzeihen kann, der die Verantwortung für ein Reich trägt, solche Menschen sind etwas anderes als Privatperson. Sie ließ ihn schwören, sie nicht mehr anzurühren, ehe sie ihm es erlaube. Walter wurde zu einer Sitzung erwartet; er schwor rasch, mit der Uhr im Herzen. Dann gab ihm Clarisse dennoch den Auftrag, Ulrich herzuschicken; sie sagte zu, daß sie schweigen werde, aber sie brauchte die beruhigende Nähe eines vertrauten Menschen.

[<]

97

Walter bei Ulrich

*[Früher Entwurf]*

In einer Dienstpause nahm Walter einen Wagen, um so rasch es möglich war zu Ulrich zu kommen.

Ulrich war zu Hause. Sein Leben ödete ihn an. Er wußte nicht, wo Agathe war. Seit sie sich von ihm getrennt hatte, besaß er keine Nachricht von ihr. Sorge um ihr Ergehen marterte ihn. Alles erinnerte ihn an sie. Wie kurz war es her, daß er sie von einem unbesonnenen Entschluß zurückgehalten hatte. Trotzdem glaubte er nicht daran, daß sie das tun würde, ohne ihn noch einmal gesprochen zu haben. Vielleicht gerade deshalb; denn der Rausch – wirklicher Rausch, eine Bezauberung! – war vorbei. Unwiderruflich hatte der Versuch, ihr Verhältnis zueinander so zu gestalten, wie sie es unternommen hatten, fehlgeschlagen. Weite Gebiete des Gefühls und der Einbildungen, die das ganze Leben lang vordem wie ein opalisierender Himmel vielen Dingen einen Glanz unbekannter Herkunft gegeben hatten, waren jetzt verödet. Ulrichs Geist war trocken

geworden wie ein Boden, unter dem sich die Feuchtigkeit führende Schicht, von der alles Grüne lebt, verloren hat. Wenn das ein Unsinn war, was er zu wollen gezwungen wurde, — und die Abspannung, mit der er daran denken mußte, ließ keinen Zweifel zu! — so war das Beste in seinem Leben immer ein Unsinn gewesen. Der Schimmer des Denkens, der Hauch von Übermut, diese zarten Boten einer besseren Heimat, die zwischen den Dingen der Welt wehn. Es blieb nichts übrig, als vernünftig zu werden, er mußte seiner Natur Gewalt antun und sie wahrscheinlich nicht nur in eine harte, sondern auch von vorneher langweilige Schule nehmen. Er wollte nicht geboren sein zum Müßiggänger und würde es jetzt sein, wenn er nicht bald anfinge, mit den Folgen dieses Fehlschlags Ordnung zu machen. Aber wenn er sie prüfte, lehnte sich sein Wesen dagegen auf, und wenn sich sein Wesen dagegen auflehnte, sehnte er sich nach Agathe; ohne Überschwang geschah das, aber doch so, wie man nach einem Leidensgenossen verlangt, wenn er der einzige ist, mit dem man vertraut ist.

Walter erkundigte sich mit zerstreuter Höflichkeit nach Ulrichs Abwesenheit; Ulrich wartete verlegen darauf, daß er nach Agathe fragen werde, zum Glück vergaß es Walter. Er habe in der letzten Zeit gesehen, daß es Wahnsinn sei, an der Liebe einer Frau zu zweifeln, die man selbst liebt, begann er. Selbst wenn man getäuscht würde, käme es nur darauf an, sich fruchtbar täuschen zu lassen, so daß das innere Leben aller daran Beteiligten um eine Stufe gehoben werde. Alle negativen Empfindungen seien unfruchtbar; andererseits gebe es nichts, worin man nicht den Kern der Fruchtbarkeit finden könnte, wenn man die Schalen der Weltgemeinschaft davon abstreifte. Zum Beispiel: Er habe oft Unrecht getan, auf Ulrich eifersüchtig zu sein.

«Warst du wirklich auf mich eifersüchtig?» fragte Ulrich.

«Ja» bekannte Walter, und für einen Augenblick entblößten sich in unbewußt andeutender, aber lächerlich abschreckender Weise zwei Zähne. «Ich habe das natürlich nie anders als geistig betrachtet. Clarisse empfindet für deinen Körper eine gewisse Sinnesverwandtschaft. Du verstehst: weder dein Körper zieht ihren Körper, noch dein Geist ihren Geist an, sondern dein Körper ihren Geist; du wirst zugeben, daß das nichts Einfaches ist und daß es für mich nicht immer leicht war, mich richtig zu dir zu verhalten.»

«Und Meingast?»

«Meingast ist jetzt abgereist,» schickte Walter voraus «aber das war anders. Ich bewundere Meingast selbst. An diesen Menschen kommt heute kein zweiter heran, wenn man alles in allem nimmt. Ich könnte es Clarisse gar nicht verbieten, ihn zu lieben.»

«Doch, das könntest du schon. Erstens müßtest du ihr sagen, daß Meingast ein Faselhans ist —»

«Laß das! Ich brauche heute deine Freundschaft, nicht Streit!»

«So könntest du Clarisse immer noch sagen, daß ein großer Mensch doch nicht die Aufgabe hat, wie ein Riesenmagnet die Nägel aus allen Ehen zu ziehen; also muß auch auf Seiten der Ehe etwas sein, das durch die Überlegenheit dieses dritten nicht verändert werden kann. Du bist doch konservativ, und wirst dir das doch wohl ausdenken können. Es ist übrigens eine fesselnde Frage. Überleg einmal: Jeder Dichter, Musiker, Philosoph, Führer, Chef findet heute Menschen, die ihn für das Höchste auf Erden halten. Die natürliche Folge wäre, besonders bei den leichter beweglichen Frauen, daß sie ihm als ganzer Mensch zuliefen. Dem Leibphilosophen und Leibdichter! Diese Worte haben ein Anrecht darauf, wörtlich genommen zu werden; denn wo sollte man sonst mit Seele und Leib hinwollen, wenn nicht zu diesem höchsten Ruhepunkt?! Ebenso sicher ist es aber, daß das nicht geschieht. Nur hysterische Frauen laufen heute den großen Geistern nach. Was kann die Ursache sein?»

Walter antwortete widerwillig. «Du hast doch selbst gesagt, daß es für das Zusammenleben noch andere Gründe gibt. Kinder, das Bedürfnis nach einem festen Platz; und dann: es gibt ein Zusammenpassen zweier Menschen, das mehr ist als das Zusammenpassen ihrer Ansichten!»

«Ach, Ausreden! Das Zusammenpassen, von dem du sprichst, ist nichts anderes, als daß man den Ansichten noch weniger vertraut als einem gewohnten Leben, das sich nicht als gerade unerträglich herausgestellt hat. Es ist einfach ein Glück, daß man den Menschen, die man bewundert, doch nicht ganz traut. Das Durcheinander, wobei immer eines vom anderen entkräftet wird, ist offenbar zu einem Mittel der Lebenserhaltung geworden. Die Neigungen halten durch einen feinen Rest von Abneigung gegen den dritten zusammen. Und insgesamt ist das natürlich nichts anderes als die Pharisäerseele, die, wenn sie einmal in einem Leib darin steckt, sich einbildet, daß jeder andere Leib geheime Nachteile hat!»

«Ich habe vorausgeschickt,» rief Walter empört aus «daß ich es Clarisse nicht verbieten könnte, wenn sie Meingast wirklich liebte!»

«Und warum erlaubst du ihr dann nicht, mich zu lieben?» fragte Ulrich lachend. «Weil du mich nicht magst. Und du magst mich nicht, weil ich dich in unserer Jugend ein paarmal verprügelt habe. Als ob ich nie auf Stärkere gestoßen wäre, die mich verprügelt hätten! So unsinnig ist das, so borniert und gedankeneng. Ich mache dir keinen Vorwurf; wir haben alle diese Schwäche, daß wir nicht loskommen können, ja geradezu, daß solche albernen Zufälle das Material sind, das uns innerlich aufbaut, während unsere Erkenntnisse nur wie die Luft sind, die darum herumstreicht. Wer ist denn stärker: du oder ich? Herr Ing. Kurz oder Herr Kunsthistoriker Lang? Ein Meisterringler oder ein Kurzstreckenläufer? Ich meine, diese Sache hat heute doch schon sehr ihren Sinn verloren. Wir sind einzeln alle nichts. Um in deiner Sprache zu reden: Wir sind Instrumentalisten, die sich in der Ahnung zusammengefunden haben, daß sie ein wunderbares Stück spielen sollen, dessen Partitur noch nicht aufgefunden worden ist. Was würde also geschehn, wenn sich Clarisse in mich verliebte? Daß man nur *einen* Menschen lieben könne, ist nichts als ein juristisches Vorurteil, das uns ganz und gar überwuchert hat. Sie würde auch dich lieben und gerade dann in der besten dir zukommenden Art, weil sie frei von dem Ärger wäre, daß du gewisse Eigenschaften nicht hast, an denen ihr doch auch etwas liegt. Die einzige Bedingung wäre, daß du dich mir gegenüber wirklich als ein Freund betragen müßtest; das heißt, du brauchst mich nicht zu verstehen, denn ich verstehe die Zellen in meinem Gehirn auch nicht, obgleich etwas viel Innigeres zwischen uns besteht als Verständnis! – und du dürftest mir mit allen deinen Gefühlen und Gedanken widersprechen, aber nur in einer bestimmten Weise: denn es gibt Widersprüche, die Fortsetzungen sind, zum Beispiel die in uns selbst, wir lieben uns samt ihnen.»

Walter war das vorgekommen, wie wenn ein Eimer eine Treppe hinab ausgegossen wird, Ulrichs Rede breitete sich aus und einmal mußte sie versiegen; er ging inzwischen im Zimmer auf und ab, aber er konnte es nicht abwarten. Er blieb stehn und sagte: «Ich muß dich unterbrechen. Ich will dir weder widersprechen, noch zustimmen. Ich weiß nicht, warum du das überhaupt sagst; mir kommt es in die Luft gesprochen vor. Und wir sind beide einige dreißig Jahre alt, es hängt nicht mehr alles in der Luft wie mit neunzehn Jahren, man ist etwas, man hat etwas, und alles, was du sagst, ist grenzenlos undringlich. Aber das Entsetzliche ist, daß ich Clarisse habe versprechen müssen, dich heute noch zu ihr hinauszuschicken. Versprich mir, daß du mit ihr weniger unvernünftig reden wirst als mit mir!»

«Aber dazu müßte ich dir zuerst versprechen, daß ich hinausgehe. Ich habe heute nicht die geringste Lust dazu! Entschuldige mich: auch ich fühle mich nicht wohl.»

«Aber du mußt mir die Bitte erfüllen! Dir kommt es nicht darauf an, du verträgst schon etwas; aber Clarisse ist seit Tagen in einem beängstigenden Zustand. Ich habe mir noch dazu einen großen Fehler zuschulden kommen lassen, widerwärtig, versichere ich dir, man ist manchmal wie ein Tier. Ich habe Angst um sie!» Die Erinnerung überwältigte ihn augenblicklich. Er hatte Tränen in den Augen und sah durch die Tränen hindurch Ulrich zornig an. Der begütigte ihn und versprach zu kommen.

«Geh gleich hinaus» bat Walter. «Ich habe sie sehr aufgeregt zurücklassen müssen.» Und er erzählte Ulrich in Eile, daß Meingasts unerwarteter und wirklich auch ihn sonderbar berührender Abschied Clarisse offenbar erschüttert habe, denn im Anschluß daran habe sie sich in letzter Zeit auffallend verändert. «Du weißt ja, wie sie ist» sagte Walter, dem immer von neuem ein Tränenschleier über die Augen rann. «Ihre ganze Natur hindert sie, etwas, das sie nicht für recht hält, gewähren zu lassen; das Geschehenlassen, von dem unsere ganze Zivilisation voll ist, ist für sie eine Hauptsünde!»... Dann fügte er leiser hinzu, Clarisse habe ihm nach Meingasts Abreise gestanden, daß sie während seines Aufenthalts oft an einer Art Zwangsgedanken gelitten habe, die alle darauf hinaus kamen, daß die ganze einzigartige Entwicklung zum Großen, die Meingast durchlaufen habe, seit er als ein gewöhnlicher junger Schwerenöter von ihnen fortgegangen war, ihren Grund darin habe, daß er die Sünden aller Menschen, seiner Freunde, die mit ihm zu tun hatten, auf sich nahm und überwand, und wie sich zeigte, auch die von Clarisse und Walter selbst.

Ulrich mußte seinen Jugendfreund wohl mit einer unwillkürlichen Frage angesehen haben, denn Walter schloß augenblicklich eine Verteidigung daran. Das klinge nur so beunruhigend, versicherte er, sei aber gar nicht überspannt. Jeder Mensch steige dadurch, daß er die Fehler anderer auf sich nehme und in sich verbessere. Clarisse habe bloß eine ungewöhnlich lebendige Heftigkeit, wenn sie plötzlich von solchen Fragen gepackt werde, und einen Ausdruck dafür ohne Zugeständnisse. «Aber du würdest, wenn du sie so genau kenntest wie ich, finden, daß hinter allem, was an ihr wunderlich erscheint, ein unvergleichliches Empfinden für die tiefsten Fragestellungen des Lebens liegt!» Die Liebe machte ihn blind, indem sie Clarisse für ihn durchsichtig bis auf den Grund machte, wo das liegt, was man meint, während alle Unterschiede zwischen erleuchteten und dummen, gesunden und kranken Köpfen sich in der weniger tiefen Schicht dessen abspielen, was man sagt und tut.

[<]

**98**

Waldszene. Ulrich und Clarisse

*[Früher Entwurf]*

Clarisse hatte nach dem Auftritt mit ihrem Mann sich am ganzen Körper gewaschen und war aus dem Haus gelaufen. Sie wollte sich hinter der blauen Linie des Waldrandes verkriechen. Und während sie lief, war das Blinkende, Glitzernde, Tropfensprühende des weißen Wassers um sie, wie ein Stachelpanzer mit auswärts gerichteten Spitzen. Eine äußerste Gereiztheit des Reinlichkeitsbedürfnisses verfolgte sie. Als sie sich dem Wald näherte, sah sie zurück, sah gerade

in die kleinen dunklen, wie Nasenlöcher offenen Fenster ihres Hauses, und vieles war schon damit vorbei. Kräuterduft brannte in der Vormittagssonne; Gewächse kitzelten sie; das Stechende, Harte, Heiße, Rücksichtslose der Natur tat ihr wohl. Sie fühlte sich der Enge des persönlichen Verhältnisses entrückt. Sie konnte denken. Es war offenbar geworden, daß Walter durch die Anziehung, die von ihr ausging, zugrunde gerichtet wurde; viel tiefer als heute brauchte er kaum noch zu sinken.

Also war es auch an ihr, das Opfer zu bringen! Aber was war das, das Opfer? Solche Worte fallen wie ein Gedicht ein. Das Wort Opfer ergab sich auf die gleiche Weise, wie es sich ergeben hatte, daß sie die Seele eines Mörders in sich trage, und besonders nach dem Auftritt mit ihrem Gatten mußte sie annehmen, daß sie auch die Seele eines Satyrs, eines Bockes in sich beherberge. Gleiches wird ja nur von Gleichem angezogen. Der aber erkennt, muß sich opfern: Das ist das unerbittliche Gesetz, nach dem das Große lebt. Clarisse begann zu verstehen; aber gleichzeitig mit dem Erkennen, daß sie die Seele eines Bockes in sich trage, begann auch der Schreck zu schmelzen, der wie ein Eisblock in sie gerollt war, und die dem Körper verursachte, von der Seele verhinderte Erregung taute in ihren Gliedern auf. Es war ein wundervoller Zustand. Die Berührung der Büsche drang durch die Haut tief in ihre Nerven ein. Das Schwellen des Moores unter ihren Sohlen, das Zwitschern der Vögel wurden sinnlich und überzogen das Weltinnere wie mit dem Fleisch einer Frucht. «Ihr werdet mich verleugnen, wenn ihr mich erkennt!» dachte Clarisse. «Das heißt verleugnen, wenn und weil ich im Irrenhaus bin ...» Sobald das gedacht war, zeigte sich auch schon, daß Walter sie wirklich verleugnen lernen müsse, denn nur so konnte er von ihr befreit werden. Eine große Trauer befiel sie bei diesem Gedanken. «Alle werden mich verleugnen» sagte sie sich noch einmal. «Und erst, wenn ihr mich alle verleugnet habt, werdet ihr mündig sein. Erst wenn ihr alle mündig geworden seid, will ich euch wiederkehren!» fügte sie hinzu. Wie Ansätze von herrlichen Gedichten war das, deren zweite Zeile sich bereits in einem Übermaß von Erregung und Schönheit verlor. «Golgatha-Lied» nannte sie es. Eine Spannung, als müßte sie im nächsten Augenblick in einen Tränenstrom ausbrechen, begleitete diese ungeheure Leistung. Was sie am tiefsten verwunderte, war die ungeheure Unfreiwilligkeit in diesem Sturm von Freiheit. «Wäre ich nur ein wenig abergläubisch und nicht von so harter Gesundheit», dachte sie «so würde ich mich jetzt vor mir fürchten müssen!» Ihre Gedanken waren bald so, als wäre sie nur ein Instrument, auf dem ein fremdes und höheres Wesen spielte, ihre Lichtgestalt, das ihr Antworten gab, ehe sie noch recht gefragt hatte, und Gedanken aufbaute, die wie die Umrisse ganzer Städte auf sie zukamen, so daß sie erstaunt stehen blieb; bald waren sie so, daß Clarisse selbst ganz leer zu sein schien, ein Federleichtes, das mit Mühe seine Schritte zurückhalten mußte, denn jedes Ding, worauf ihr Auge fiel, oder jede Erinnerung, die der Strahl des Gedächtnisses beleuchtete, führte sie hastig und gab sie an das nächste Ding und den nächsten Einfall weiter, so daß Clarissens Gedanken zuweilen neben ihr herzulaufen schienen und ein stürmischer Wettlauf mit ihrem Körper begann, bis die junge selig entrückte Frau einhalten mußte und sich erschöpft in die Waldbeeren warf.

Sie hatte eine Lichtung gefunden (Das ist aber nicht nur so ein Tun, sondern ein Fund, eine Entdeckung!), in die die Sonne hineinschien, und während sie die warme Erde fühlte, auf der sie lag, streckte sie sich wie auf einem Kreuz aus, und Nägel aus Sonnenstrahlen drangen durch ihre aufwärts gekehrten Hände.

Sie hatte für Ulrich einen Zettel in der Wohnung liegen gelassen, auf dem nichts stand, als daß sie ihn im Wald erwarte. (Ulrich muß das doch etwas sonderbar finden.)

Ulrich hatte nach dem Gespräch mit Walter sich aufgemacht und auch wirklich die Nachricht gefunden. Er nahm ohneweiters an, daß Clarisse irgendwo in einem Hinterhalt stecke und sich

schon melden werde, wenn er den Wald betrete. Von dem heißen Morgen bedrückt, schritt er (unlustig) auf dem Weg aus, den sie gewöhnlich zu nehmen pflegten, wenn sie in den Wald gingen, und als er Clarisse nicht fand, drang er aufs Geratewohl weiter in den Wald ein. Aus Walters Erzählungen hatte am nachhaltigsten die Nachricht auf ihn gewirkt, daß Clarisse sich mit Moosbrugger beschäftige. Von ihm aus hätte Moosbrugger längst schon tot oder gehenkt sein können, denn er hatte sich wochenlang nicht an ihn erinnert, und das war doch recht merkwürdig, wenn man bedachte, daß gar nicht viel früher das Bild dieses roh phantastischen Menschen ordentlich ein Mittelpunkt in seinem Leben gewesen war. «Man fühlt wahrhaftig als sogenannter normaler Mensch» sagte er sich «ebenso unzusammenhängend wie ein Wahnsinniger.» Die Hitze lockerte seinen Kragen und die Poren seines Gesichts auf, ging gleichsam durch die weich gewordene Haut ein und aus. Das Zusammenkommen mit Clarisse bereitete ihm gar keine angenehme Erwartung. Was konnte er ihr sagen? Sie war immer das gewesen, was man verrückt nennt, ohne es ernst zu meinen; wenn sie es nun wirklich würde, konnte sie vielleicht häßlich und abstoßend sein, das wäre das einfachste; wenn sie ihn aber nicht abstieß? Nein; Ulrich nahm an, daß sie ihn abstoßen müsse, Der entartete Geist ist häßlich. So stolperte er mit einemmal beinahe über sie, denn beide waren unwillkürlich der Richtung eines breiten Pfads gefolgt, in dem sich der Weg fortsetzte, der sie zum Wald gebracht hatte. Clarisse hatte ihn kommen gesehen, bunt in den Waldkräutern liegend und seinem Blick entzogen. Sie war schnell auf seinen Weg gekrochen und dort sitzen geblieben. Sein Gesicht, das sich unbeobachtet glaubte und nur in vegetativem Rapport mit den Hindernissen lebte, durch die es daher kam, bereitete ihr durch die vielen, unbewußten, männlich entschlossenen Bewegungen darin ein wunderliches Gefühl. Ulrich hielt erst überrascht an, als er sie fast unter sich liegend gewahrte, den Blick lächelnd zu ihm emporgehoben. Sie war nicht im mindesten häßlich.

«Wir müssen Moosbrugger befreien» erklärte Clarisse, nachdem Ulrich sie gebeten hatte, ihm doch die Einfälle auseinanderzusetzen, von denen er gehört habe. «Wenn es nicht anders geht, müssen wir ihm eben zur Flucht verhelfen! Ich weiß gewiß, daß du mir helfen wirst!»

Ulrich schüttelte den Kopf.

«Dann komm!» stieß Clarisse hervor. «Wir wollen tiefer in den Wald hineingehn, wo wir allein sind.» Sie war aufgesprungen. Der sinnlos wuchernde Wille, der von diesem kleinen Wesen ausging, war wie die in der Sonne dunstenden Brombeerranken, zwischen denen es von unbekanntem Gezier flog und wimmelte; unmenschlich, aber angenehm. «Aber du bist erhitzt!» rief Clarisse aus. «Du wirst dich zwischen den Bäumen erkälten!» Sie nahm ein Tuch von ihrem warmen Körper und warf es ihm behend über den Kopf; dann kletterte sie an ihm empor, verschwand ebenfalls unter dem Tuch und küßte ihn wie ein übermütiges kleines Mädchen, ehe er sie von sich hinabwerfen konnte. Clarisse stolperte und kam zu sitzen. «Ich habe dir» drohte Ulrich brummend «nicht verziehen, daß ich in der Zeit, wo du in diesen Wirrkopf Meingast verliebt gewesen bist, für dich überhaupt nicht vorhanden war!» «So?» antwortete Clarisse. «Das verstehst du nicht. Meingast ist homosexuell. Da hast du mich also überhaupt nicht verstanden!»

«Aber was heißt dein Gerede von Erlösen?» fragte Ulrich streng. «Das ist doch auch erst durch ihn so ausgewachsen?»

«Oh, das werde ich dir erklären, komm!» versicherte Clarisse.

Ulrich schickte voraus, was ihm schon Walter gesagt hatte.

«Gut, ja. Aber das ist nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist der Bär.»

«Der Bär?»



«Ja; die spitze Schnauze mit den Zähnen, die alles zerreißt. Ich wecke den Bren in euch!» Clarisse zeigte mit einer Bewegung, was sie meine, und lächelte unschuldig. «Aber Clarisse!» «Natürlich!» sagte Clarisse. «Du verleugnest mich, wenn ich aufrichtig bin! Aber sogar Walter glaubt daran, daß jeder Mensch ein Tier habe, dem er ähnlich sehe. Von dem muß man ihn erlösen. Nietzsche hatte den Adler, Walter und Moosbrugger haben den Br.»

«Und ich?» fragte Ulrich neugierig.

«Das weiß ich eben noch nicht.»

«Und du?»

«Ich bin ein Bock mit Adlerflügeln.» (Wenn Clarisse so etwas sagte, erinnerte sie an Totem.)

So streiften sie durch den Wald, aßen hie und da Beeren, und wurden von Hitze und Hunger trocken wie Geigenholz. Zuweilen brach Clarisse ein trockenes Zweiglein ab und reichte es Ulrich; der wußte nicht, ob er es wegwerfen oder in der Hand halten solle, wie bei Kindern, wenn sie so etwas tun, lag etwas anderes dahinter, wofür kein Begriff vorhanden war. Nun blieb Clarisse in der Wildnis stehen, und die Lichter ihrer Augen leuchteten. Sie erklärte: «Moosbrugger hat einen Lustmord begangen, nicht wahr? Was ist das? Die Lust hat sich in ihm getrennt vom Menschlichen! Ist das in Walter aber nicht auch so? Und in dir? Moosbrugger hat dafür ben müssen. Muß man ihm nicht helfen? Was sagst *du* dazu?» Von den Fuen der Bäume roch es nach Dunkelheit, Pilzen und Fäulnis, von oben nach sonnenbeschienenen Fichtenzweigen.

«Wirst du das für mich machen?» fragte Clarisse.

Ulrich sagte wieder nein und bat Clarisse, nach Hause zu kommen.

Sie schlängelte neben ihm her und ließ den Kopf hängen. Sie waren weitab gekommen. «Wir haben Hunger» sagte Clarisse und zog ein Stück alten Brotes hervor, das sie in der Tasche getragen hatte. Sie gab auch Ulrich davon zu essen. Es war ein merkwürdig angenehm unangenehmes Gefühl, das den Hunger stillte und den Durst quälte. «Die Mühle der Zeit mahlt trocken,» dichtete Clarisse dazu «Körnchen um Körnchen fühlst du fallen.»

Und Ulrich kam es vor, daß er sich zwischen diesen lauter sinnlosen Unannehmlichkeiten, ohne viel nachzudenken, so wohl fühlte wie schon lange nicht.

Clarisse setzte noch einmal an, ihn zu gewinnen. Sie wolle es selbst tun. Sie habe einen Plan, Sie brauche nur etwas Geld. Und er müsse einmal statt ihrer mit Moosbrugger sprechen, weil sie nicht mehr in die Klinik dürfe.

Ulrich versprach es. Diese Ruberromantik fllte die Zeit aus. Er verwahrte sich gegen alle Folgen. Clarisse lachte.

Als sie auf dem Heimweg waren, wollte es der Zufall, daß sie einem Mann begegneten, der einen gezähmten Bren führte. Ulrich scherzte darüber, Clarisse wurde aber ernst, und schien an der Nähe seines Körpers Schutz zu suchen und hatte ein ganz vertieftes Gesicht. Als sie die Wandernden überholten, rief sie plötzlich laut aus: «Ich zhme jeden Br!» Es klang wie ein ungeschickter Scherz. Dabei griff sie aber nach der Schnauze des Bren, um sie am Maulkorb zu fassen, und Ulrich hatte Mühe, sie rasch genug von dem erschreckt aufbrummenden Tier zurckzureien.

[<]

## Werden eines Tatmenschen

Direktor Leo Fischel hätte trotz seines gesetzten Alters am liebsten jeden gefragt: Wissen Sie, wer Leona ist? Aber er wußte, daß man das nicht tun dürfe. So blieb es sein Geheimnis. Wer war Leona? Leona war jene Leontine, die Ulrich so getauft hatte, weil sie ihm wie ein großes Löwenfell vorkam, das sich mit Delikatessen ausstopfte. Sie trat in kleinen Singspielhallen auf und sang bürgerliche Schmachtlieder mit außerordentlicher Ehrbarkeit. Sie aß und trank immer zuviel. Es war ihre Art von Vornehmheit. Wenn sie auf der Speisekarte Polmone a la Torlonia las, sprach sie es aus, wie wenn ein anderer beiläufig sagt, daß er mit dem Fürsten gleichen Namens gesprochen habe. Wenn ihr Magen sich hob – in jener leicht unangenehmen Weise, die noch lange kein Übergeben ist –, weil sie zu schwer gegessen und getrunken hatte, so empfand sie das wie eine gehobene gesellschaftliche Stellung. Es war eine üble Zeit Ulrichs gewesen, die er mit ihr verbracht hatte. Lange Nächte hindurch war ihm zumute gewesen, er habe sich in einen Käfig geschlichen und säße nun in der Ecke, während in der anderen dunklen Ecke ein unbekanntes Tier hockte, das ihn als seinen Mann ansehe. Er hatte sich bald und in einer anständigen Weise von Leona befreit, die es ihr ermöglichte, sich noch einige Monate in der Hauptstadt zu halten, von deren Genüssen sie sich nicht trennen wollte, und ohne es zu wissen, hatte er damit Leonas Glück begründet. Sie war das talentloseste Geschöpf, das je eine Bühne belastet hat, aber es gibt eine deutsche Wortverbindung «dumm und gefräßig», und durch die Beliebtheit dieser Wortverbindung machte sie ihr Glück. Natürlich gehörte auch Zufall dazu; sachliches Verdienst allein kommt ja nirgends vorwärts. Vielleicht war sogar auch an diesem Zufall Ulrich beteiligt; er hatte Arnheim, der als umsichtiger Reisender auch die niederen Vergnügungsstätten kennenlernen wollte, einmal in Gesellschaft Tuzzis zu einem Auftreten Leonas mitgenommen und sich das Unerlaubte erlaubt, auch Leo Fischel mitzubringen, der damals, um seine Frau zu ärgern, durchaus die Bekanntschaft Arnheims machen wollte. Der Abend war nicht gerade erfreulich verlaufen, aber Ulrich mochte wohl einige Erklärungen zu Leona gegeben haben, und Sektionschef Tuzzi, dem sie gefielen, mochte im Ministerium des Äußeren davon Gebrauch gemacht haben, da in der Diplomatie und Politik Anekdoten bekanntlich hoch im Wert stehn. Kurz, Leonas sehenswürdige Gefräßigkeit erregte die Wißbegierde einiger jungen Adligen, und als sich herausstellte, daß diese Frau auch noch dumm und schön sei, war ihr Ruf begründet. Es wurde zum Spaß des Tages und galt einige Wochen hindurch für witzig, Leona nach der Vorstellung zu füttern, so wie in der kaiserlichen Menagerie die Seehunde gefüttert wurden; es gelang Leona dadurch sogar, einen vorteilhaften Engagementswechsel zu erreichen. Vielleicht war Leona überhaupt nicht dümmer, sondern nur gefräßiger als ihre neuen Freunde. Man goß ihr Champagner, statt in den Mund, daran vorbei in den Busen, man streute ihr Kaviar ins Haar, man warf ihr Fleischschnitten oder Fische zu, nach denen sie schnappen sollte: aber schließlich bekam sie von alledem doch das meiste in den Mund, und sie hatte die Genugtuung, die Vergnügungen der besten Gesellschaft des Landes zu teilen. Wodurch sie den Ruf ihrer Dummheit aber immer von neuem bestärkte, war ihre Langsamkeit in allem, ausgenommen das Essen und Trinken. Man rief ihr ein gemeines oder rohes Wort zu, und sie blickte mit sanften, fragenden Augen auf, durch die der Anblick so langsam hineinglitt wie ein Kaninchen in den Schlund einer Schlange, die gründlich einspeichelt. Und wenn man sie körperlich angriff, wehrte sie sich so verlegen dagegen wie ein Mensch, der unsicher ist, ob er seine Kraft einer Kleinigkeit opfern solle. So war sie auch in der Liebe, die ihr völlig gleichgültig

blieb, bis auf ein Fünkchen von Wollust, wenn man so sagen darf, das irgendwann im Verlauf der Begebenheit wie eine Mücke in ihrem ungetrübten Gleichmut sichtbar wurde und verschwand. Behendere Menschen nennen so etwas dumm, und Leona hätte niemals darüber mit ihnen gestritten, obgleich sie es eher vornehm fand; außerdem hatte sie bald den Vorteil erraten, daß ihr aus dem Ruf, dumm und gefräßig zu sein, Bewunderung erwuchs. Denn «dumm und gefräßig» ist eine Wortverbindung, die jedermann gerne ausspricht, obgleich man selten im Leben Gelegenheit hat, etwas zu sehen, das sie wirklich darstellt, und sieht man es, so fühlt man sich dadurch geschmeichelt und ausgezeichnet als der besondere Kerl, dem es gelungen ist, so etwas aufzustöbern. Man denke, was ein Mensch sich auf sich einbilden möchte, dem es zum Beispiel gelungen wäre, die eine Schwalbe zu besitzen, die noch keinen Sommer macht. Auch wenn man glaubt, das Wahre, Gute und Schöne in einer Person verleiblicht angetroffen zu haben, wird man ähnlich berührt. Und auf solchen Gründen beruhte auch der Erfolg Leonas, ohne daß sie es natürlich wußte. Leider ist die gute Gesellschaft flatterhaft und sucht schon nach wenigen Wochen neue geistige Anregung, so daß Leona bald in die Gefahr geriet, wieder im Dunkel zu versinken. Aber ehe sie das noch wußte und Zeit gefunden hatte, darüber zu erschrecken, trat Leo Fischel als Retter auf.

Direktor Fischel hatte schon bei jenem ersten Besuch mit Ulrich und Arnheim einen starken Eindruck von ihr empfangen und war einigemal wiedergekehrt, um sie zu bewundern. Er war ein Freigeist, und die Harmonie ihres Antlitzes erinnerte ihn an die Bildnisse von Königinnen. Er nannte sie bei sich eine edle Schönheit, um damit zu entschuldigen, daß er öfters einen Sitz in der ersten Reihe des teuren Variétés nahm, in dem sie damals auftrat, was ganz gegen seine Ansichten von der Sparsamkeit eines kaufmännischen Angestellten ging, als den er sich bitter bezeichnete. Daß er gehört hatte, die schöne Frau habe Verhältnisse mit Adligen, gefiel ihm und beruhigte ihn über die Aussichtslosigkeit jedes Verlangens; selbst ihr teurer Appetit, von dem er sich durch Ulrich gehört zu haben erinnerte, gewann dadurch jene Vornehmheit, die alles Unerreichbare hat. So kam sie ihm, wenn er sie durch ein Fernglas betrachtete, in ihrer Ruhe und Schönheit als das vor, wonach er sich sehnte, sooft er aus der Bank nachhause gehen sollte und annehmen durfte, daheim seine Gattin Klementine vorzufinden. Man kann beinahe sagen, sie war sein Ideal, ehe sie eines Tags seine Wirklichkeit wurde. Aber mit Leo Fischel gingen in jener Zeit große Veränderungen vor sich. Um es kurz zu sagen, aus dem verlässlichen Prokuristen mit dem Titel Direktor, der niemals mehr zum Kummer seiner Gattin Klementine ein wirklicher Direktor zu werden schien, begann gerade damals ein erpichter Spekulant zu werden; daran war aber nicht etwa Leona schuld, sondern Klementine, denn Leo Fischel hatte den Kummer in seinem Hause satt. Er wäre zeit seines Lebens ein verlässlicher kaufmännischer Beamter geblieben, wenn seine Gattin zu ihm aufgeblickt und seine Tochter Gerda ihn anerkannt hätte. Seit Jahren geschah aber von beidem das Gegenteil. Leo Fischel liebte es, das Leben als vernünftig begründet zu erkennen und täglich ein wenig darüber zu sprechen; ein in der Volkswirtschaft schaffender Mensch erübrigt aber nicht viel Zeit dafür, und Widerspruch ist für ihn so viel wie ein Raubanfall. Dies vorausgesetzt, läßt sich sagen, daß Fischel von den zwei Frauen seit Jahren gemordet wurde. Möge ein anderer versuchen, was es heißt, wenn man ohne Ausnahme von seiner Umgebung bestritten und geleugnet wird. Eine Frau wird unschön, sobald ihr durch längere Zeit niemand sagt, daß sie schön sei, und ein Geist, der niemals Erfolg findet, welkt ab, sofern er nicht zu gewaltigem Trotz entartet, wozu aber Leo Fischel keine Zeit hatte. Da trat an ihn die Versuchung in Form eines Kompaniegeschäfts heran, das man ihm anbot. Es war eine Spekulation, und er sollte sich mit keinem großen Betrag beteiligen, es kam mehr auf den Einblick an, den er durch seine Stellung in gewisse Geschehnisse besaß. Um es kurz zu sagen, er verdiente mit einem Schlag und ohne Mühe, wenn auch auf keine ganz schöne Weise, ein ziemliches Stück Geld,

stieg ein zweitesmal hinein und verdiente noch mehr. Das Fischelsche Einkommen hatte bisher für die Bedürfnisse ausgereicht und kleine Rücklagen ermöglicht, die durch Badereisen und andere außerordentliche Ausgaben jedesmal wieder aufgezehrt wurden; zum erstenmal seit seiner Verheiratung erkannte Leo Fischel jetzt wieder den Reiz, das sanfte und warme Geborgensein, das sich einstellt, sobald ein Mensch mehr einnimmt als er verbraucht. Aber das war nicht die Hauptsache. Was sein Schicksal entschied und ihn binnen kurzer Zeit veränderte, war die Erkenntnis seiner Kraft und des ruhigen Wohlgefühls, das sich einstellt, wenn ein Mann von seiner Kraft Gebrauch macht. Die Zeit, wo er nicht spekuliert hatte, obgleich sie sein ganzes Leben ausmachte, kam ihm vor wie eine Entmannung. Wie konnte er, wenn er schon Bankmann war, so feig gewesen sein, das nicht zu benützen! Seine Grundsätze waren mit einem Schlag vergessen. Nach diesen Grundsätzen war das Geld eine vernünftige Macht, dazu bestimmt, durch Angebot und Nachfrage die Zivilisation zu befruchten und von Ausschreitungen zurückzuhalten. Leo Fischel hatte einmal in einer nachdenklichen Stunde Schiller so umgedichtet: Wohltätig ist des Geldes Macht, wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht. Vielleicht war es sogar das, was Schiller eigentlich hatte ausdrücken wollen, und der Beruf des Bankbeamten erschien Fischel als eine heilige Feuerwache. Niemals hätte er zugegeben, daß man selbst die Hand ins Feuer stecken und spielen dürfe, obgleich er wußte, daß die Obersten es taten; aber die Obersten erschienen ihm nicht als Spekulanten, sondern als Gewaltige, die einen derartigen Überblick über den Geldmarkt hatten, daß sie ihre Taschen geradezu hätten zunähen müssen, wenn nicht unwillkürlich etwas hineinfließen sollte. Er war der geborene Subalterne. Aber es schien nur so; in Wahrheit hatte ihn nur sein Idealismus zum Untergebenen gemacht, denn jeder irdische Idealismus hat den Zweck, die Begierden auf Höheres abzulenken und in einer den Machthabern genehmen Weise zu entkräften. Fischel kam sich hereingefallen vor. Er hatte treu an das Hohe geglaubt, an die fortschreitende geistige Rentabilität der Welt; er war arm geblieben, seine Frau hatte ihn nicht mehr respektiert, er hatte es erleben müssen, daß ein bübischer Antisemit sich seiner Tochter bemächtigte, und wenn er sich gegen etwas verwahrte, behandelte man ihn nachsichtig wie einen Kranken oder einen, der durch Unglück im Zuchthaus gesessen ist! So hatte sich die Abwendung Fischels von seinen Grundsätzen schon lange vorbereitet, und die Ereignisse, die in sein Leben eingetreten waren, hatten diesen Grundsätzen bloß einen letzten gewaltigen Tritt gegeben. Es war Fischel nicht um das Verdienen zu tun, er stürzte sich nicht auf den Besitz, sondern auf eine neue rettende Idee seines Lebens; die verheerende Leidenschaft einer großen Greisenliebe für die ewige Jugend und Unmoral des Geldes war in ihm entfacht worden.

Von dem Augenblick an, wo Fischel unerlaubte Geschäfte machte, ließen ihn die säuerlichen Antworten seiner Gattin Klementine kalt. Die Frage, ob in einer guten Familie Zahnstocher auf den Tisch kommen dürfen oder nicht, die mindestens einmal in jeder Woche einen Streit ausgelöst hatte, der zwei Weltanschauungen in Brand setzte, beantwortete er damit, daß er am Familientisch auf den Zahnstocher entgegenkommend verzichtete, dagegen oft unter dem Vorwand geschäftlicher Besprechung dem Familientisch fernblieb. Selbst die materielle Gesinnung, die ihm so oft morgens am Frühstückstisch nach peinlichem nächtlichen Erlebnis die steife Verachtung seiner Gattin zugezogen hatte, schien jetzt von ihm geschwunden zu sein, und Klementine, die er verachtete, aber, um sie nicht argwöhnisch zu machen, öfters mit kleinen Aufmerksamkeiten beschenkte, begann zuweilen über ihrem gefrorenen Fleisch einen dünnen Hauch ihrer einstigen Zärtlichkeit erblicken zu lassen. Natürlich hätte sie die Veränderung im Benehmen ihres Gatten geradezu mißtrauisch machen müssen, aber Leo war trotz seines Alters noch ein Anfänger, und Klementine hätte es niemals für möglich gehalten, was geschah; sie nahm gläubig an, daß Aufmerksamkeiten und Abwesenheiten ihres Gatten mit erhöhter geschäftlicher Tätigkeit und freudig stimmenden Vergütungen dafür zusammenhingen.

Leo aber hatte sich, als Geld in seinen Besitz kam, stracks Leona genähert. Leona in ihrer Ahnungslosigkeit behandelte ihn anfangs, obgleich sie mit ihren Erfolgen bei anderen schon wieder im Abstieg war, schrecklich von oben herab, aber ihre Dummheit brachte ihr auch in dieser veränderten Anwendung Glück, denn Leo war es als erfahrenem Mann klar, daß er auf dem neuen Gebiet nicht über genügend Kenntnisse verfüge, und die ersten Erfahrungen schüchterten ihn ein. Ihre rosa und grünen Seidenhemden kamen ihm unvergleichlich eleganter vor als die soliden Hemden seiner Frau. Ihre körperliche Gleichgültigkeit war ihm nichts Neues. Daß sie eine Monatsgeliebte war, ekelte ihn nicht, im Gegenteil, es schmeichelte ihm, der Nachfolger hochgeborener Männer zu sein, und verschmolz in seinem Bewußtsein mit Leonas Vorliebe für Leckerbissen. Es kam dazu, daß Leonas Schönheit etwas Altmodisches hatte; die Frauenbilder, zu denen er als Knabe mit dem trüben Feuer der ersten Empfindungen aufgeblickt hatte, hatten so ausgesehen, und wenn sich Leonas vollgeessener Körper aus den Kleidern wickelte, war ihm wie beim Einzug in ein Traumeland zumute. Mit einem Wort, er war so glücklich, wie ein Mann nur sein kann, denn ein Mann ist nie so glücklich, wie wenn es ihm gelingt, sich so zu benehmen, wie er es sich als Knabe gewünscht hat, und das machte Fischel zu einem lebenswürdigeren Gatten und Vater, als er es vordem gewesen war. Es erzog ihn aber auch zu einem Verhalten gegen sich selbst, das man als größere Gewissenhaftigkeit bezeichnen muß. Schon wenn ein Mann nach jahrelanger Treue die Vorbereitungen zum ersten Ehebruch trifft, ist das, wie wenn ein altes Schiff neu gestrichen und getakelt wird. Was gibt es da nicht alles zu bemerken und zu verbessern, von den vernachlässigten Zehen angefangen bis zur Krawatte, die keine schäbige Stelle haben darf, die man beim Binden kunstvoll verschwinden läßt! Da gibt es keine geflickten Hemden und gestopften Socken, die das Bild der Treue sind, sondern ein Mann auf Abwegen ist immer proper und überlegt bis ins kleinste.

Als Leo Fischel die neuen Eigenschaften natürlich geworden waren, lichtete sich übrigens der Glanz ein wenig, mit dem ihn Leona geblendet hatte. Der Begriff Leo und Leona war jetzt nicht mehr ein Glücksstrahl, der in Fischels Seele fiel, sondern nur noch ein Stück in einer vornehmen Herrengarderobe. Fischel nahm sich Leonas Finanzen an, indem er ihre Einnahmen während des letzten Jahres nachrechnete und ihr bewies, daß sie unkaufmännisch gewirtschaftet habe und elend verkommen werde, wenn sie nicht rechtzeitig lerne, mit kleineren Beträgen auszukommen. Leona ließ sich dies lange Zeit gefallen, weil ihre Faulheit vor einem Wechsel zurückschreckte und Fischel wenigstens an ihren gastronomischen Neigungen wie einem überkommenden Erbstück nicht rührte, aber zum erstenmal dämmerte ihr, daß sie gefallen sei. Fischel wandte sein Geld indes neuen Aufgaben zu. «Gerda!» sagte er zu seiner ungebärdigen Tochter. «Du hast durch meine Anstrengungen viel Geld, wenn du heiraten willst. Du kannst dir jeden Mann aussuchen!» Aber Gerda, die dem gütigen Tonfall ihres Vaters nicht mit einem Angriff wegen Hans begegnen wollte, antwortete jedesmal bloß: «Danke, Papa, man muß nicht heiraten!» Da war es dann leichter, ein Wort über die Verrücktheit der Welt zu unterdrücken, wenn Leo daran dachte, daß ihn abends Leona erwarte und er vorher eine Ausrede ersinnen müsse. Es schien ihm auf diese Weise, daß Gerda netter und nachgiebiger geworden sei, und daß man nicht ganz so viel sich über sie ärgern müsse wie früher.

[<]

**100**

Werden eines Tatmenschen. Fortsetzung

Ulrich hatte das schlechte Gewissen zu Gerda getrieben; seit jenem traurigen Auftritt zwischen ihnen hatte er nichts von ihr gehört und wußte nicht, wie sie mit ihrem Zustand fertig geworden sei. Zu seiner Überraschung traf er bei Fischels Papa Leo an; Mama Klementine war mit Gerda ausgegangen. Leo Fischel ließ Ulrich nicht fort; er war selbst ins Vorzimmer herausgeeilt, als er seine Stimme erkannte. Ulrich hatte das Gefühl von Veränderungen. Direktor Fischel schien den Schneider gewechselt zu haben; sein Einkommen mußte größer und seine Gesinnung weniger groß geworden sein. Auch war er sonst immer länger in der Bank geblieben; er arbeitete niemals zuhause, seit die Luft dort so unerfreulich geworden war. Heute aber schien er an seinem Schreibtisch gesessen zu haben, obgleich dieser «sausende Webstuhl der Zeit» seit Jahren unbenutzt war; ein Paket Briefe lag auf dem grünen Tuch, und das vernickelte Telefon, das sonst nur den Damen diente, stand schief, als sei es eben in Gebrauch gewesen. Nachdem Ulrich Platz genommen hatte, drehte sich ihm Fischel mit dem Schreibtischsessel zu und polierte sein Glas mit einem Taschentuch, das er aus der Brusttasche zog, obgleich er früher bestimmt gegen solche Geckerei eingewandt hätte, daß es einem Goethe genügt hat, seine Taschentücher in der Hosentasche zu tragen; mochte das nun stimmen oder nicht.

«Lange nicht gesehen» sagte Direktor Fischel.

«Ja» sagte Ulrich.

«Sie haben viel geerbt?» fragte Fischel.

«Ach» sagte Ulrich. «Hinlänglich.»

«Ja, man hat Sorgen.»

«Sie sehen aber ausgezeichnet aus? Sie haben sich irgendwie verjüngt.»

«O, danke, beruflich ging es ja immer. Aber sehen Sie,» er wies schwermütig auf den Briefstoß, der auf dem Schreibtisch lag «Sie kennen doch Hans Sepp?»

«Natürlich. Sie haben mich ja ins Vertrauen gezogen.»

«Richtig!» sagte Fischel.

«Das sind wohl Liebesbriefe?»

Das Telefon klingelte. Fischel setzte den Kneifer auf, den er beim Sprechen abgenommen hatte, fingerte ein Blatt mit Notizen aus dem Rock und sagte: «Kaufen!» Dann sprach die Stimme auf der anderen Seite des Drahts eine lange Weile unhörbar auf ihn ein. Von Zeit zu Zeit blickte Fischel über das Glas zu Ulrich auf, einmal sagte er sogar: «Entschuldigen Sie!» Dann rief er in den Apparat: «Nein, danke; die zweite Sache liegt mir nicht! Reden? Ja, noch einmal darüber reden können wir» und hängte mit einem ganz kurzen befriedigten Nachdenken ab.

«Sehen Sie» sagte Fischel. «Da ist jemand in Amsterdam; viel zu teuer! Die Sache war vor drei Wochen nicht die Hälfte wert und in drei Wochen wird sie nicht einmal die Hälfte wert sein von dem, was sie jetzt kostet. Aber dazwischen wäre ein Geschäft zu machen. Ein großes Risiko!»

«Sie haben ja auch nicht gewollt» meinte Ulrich.

«Ach, das ist noch nicht gesagt. Aber ein großes Risiko!... Und trotzdem, lassen Sie sich sagen, ist das Bauen in Marmor, Stein auf Stein! Kann man auf die Gesinnung, die Liebe, die Ideale eines Menschen bauen?!»

Er dachte an seine Frau und an Gerda. Wie anders war das anfangs gewesen! Das Telefon

klingelte wieder, aber diesmal war es ein Irrtum.

«Früher haben Sie feste moralische Werte sogar höher bewertet als eine feste Börse» sagte Ulrich. «Wie oft haben Sie es mir verübelt, daß ich Ihnen darin nicht folgen konnte!»

«Ach,» antwortete Fischel «Ideale sind wie Luft, die sich verändert, du weißt nicht wie; bei geschlossenen Fenstern! Hat man vor fünfundzwanzig Jahren eine Ahnung vom Antisemitismus gehabt? Nein, man hatte die großen Gesichtspunkte der Humanität! Sie sind zu jung. Ich aber habe noch einige große Parlamentsdebatten gehört. Die Ausklänge! Verläßlich ist nur, was man in Ziffern ausdrücken kann! Glauben Sie mir, die Welt wäre viel vernünftiger, wenn man sie einfach dem freien Spiel von Angebot und Nachfrage überließe, statt sie mit Panzerschiffen, Bajonetten, wirtschaftsfremden Diplomaten und sogenannten nationalen Idealen auszurüsten.»

Ulrich unterbrach ihn mit dem Einwand, daß doch gerade die Schwerindustrie und die Banken durch ihre Ansprüche die Völker zu Rüstungen antreiben.

«Nun, sollen sie nicht??» erwiderte Fischel. «Wenn die Welt ist, wie sie ist, und am hellen Tag in Narrenkostümen herumläuft, sollen sie nicht damit rechnen? Wenn nun einmal Militär für Zollverhandlungen oder gegen Streikende gut ist?! Wissen Sie, das Geld hat seine eigene Vernunft, damit läßt sich nicht spaßen! Übrigens à propos, haben Sie etwas Neues von den Arnheimschen Erzlagern gehört?» Wieder hatte das Klingelzeichen gerufen; aber mit der Hand am Apparat wartete Fischel die Antwort Ulrichs ab. Das Gespräch war kurz, und Fischel hatte den Faden ihres Gesprächs nicht verloren; da Ulrich von Arnheim nichts Neues wußte, wiederholte er, daß das Geld eine eigene Vernunft habe. «Geben Sie acht» fügte er hinzu. «Wenn ich Hans Sepp 500 Mark anbieten ließe, damit er sich an eine Universität seines über alles geliebten Deutschlands verzieht, so würde er sie entrüstet zurückweisen. Wenn ich ihm 1000 biete, gleichfalls. Ließe ich ihm jedoch 10000 anbieten – aber das werde ich nie im Leben tun, selbst wenn ich noch so viel Geld hätte!» Es sah beinahe so aus, als hätte Direktor Fischel vor Schreck über einen solchen Einfall den Zusammenhang verloren, aber er überlegte nur und fuhr fort: «Das kann man eben nicht, weil Geld seine eigene Vernunft hat. Bei einem Mann, der unsinnige Ausgaben macht, bleibt es nicht; es flieht ihn, es macht ihn zu einem Verschwender. Daß die 10000 Mark sich weigern, Hans Sepp angeboten zu werden, beweist, daß dieser Hans Sepp nichts Reelles, kein Wert, sondern ein gottsträfliches Schwindelgewächs ist, mit dem mich der Herr züchtigt.»

Wieder wurde Fischel unterbrochen. Diesesmal durch lange Mitteilungen. Ulrich fiel auf, daß er sich solche Geschäfte in die Wohnung bestellt habe, statt ins Büro. Fischel gab drei Aufträge zu kaufen und einen auf Verkauf. Dazwischen hatte er Zeit an seine Frau zu denken. – Wenn ich nun ihr Geld bieten möchte, damit sie sich von mir scheiden lasse, fragte er sich, würde es Klementine tun? – Eine innere Gewißheit erwiderte ihm: «Nein!»; Leo Fischel verdoppelte in Gedanken die Summe. «Gerade nicht!» sagte die innere Stimme. Fischel vervierfachte. «Aus Prinzip nicht» fiel ihm ein. Da steigerte er in einem Zuge, atemlos die Summe über jede menschliche Widerstandskraft und Leistungsfähigkeit hinaus und hielt ärgerlich inne. Er mußte seinen Geist hurtig auf kleinere Vermögen umstellen, das zog sich förmlich in seinem Kopf zusammen, wie man bei schnellem Lichtwechsel die Pupillen sich einziehen fühlt; aber er war nicht einen Augenblick von seinen Geschäften ab gewesen und machte keinen Fehler.

«Aber jetzt sagen Sie mir endlich einmal,» bat Ulrich, der schon ungeduldig geworden war «was das für Briefe sind, die Sie mir zeigen wollten. Das scheinen Liebesbriefe zu sein. Haben Sie Gerda bei Liebesbriefen erwischt?»

«Diese Briefe habe ich Ihnen zeigen wollen. Sie sollen sie lesen. Ich möchte jetzt bloß noch

wissen, was *Sie* dazu sagen.» Fischel reichte Ulrich das ganze Paket und setzte sich zurecht, um, mit irgendwelchen anderen Gedanken inzwischen beschäftigt, durch seinen Kneifer in die Luft zu schauen.

Ulrich blickte in die Briefe; dann nahm er einen heraus und las ihn langsam durch. Direktor Fischel fragte: «Sagen Sie, Doktor, Sie haben doch einmal diese Sängerin gekannt, Leontine oder Leona, die wie die selige Kaiserin Elisabeth aussieht; Gott soll mich strafen, dieses Weib hat wirklich einen Löwenappetit!»

Ulrich sah stirnrunzelnd auf; der Brief hatte ihm gefallen, und die Unterbrechung störte ihn.

«Nun, Sie brauchen nicht zu antworten,» begütigte Fischel «ich habe nur gefragt. Sie brauchen sich nicht zu schämen. Es ist eine königliche Person. Ich habe sie vor einiger Zeit durch einen Bekannten kennengelernt; wir haben dabei festgestellt, daß Sie befreundet waren. Sie ißt viel. Soll sie essen! Wer ißt nicht gerne?!» Fischel lachte.

Ulrich senkte den Blick wieder in den Brief, ohne zu antworten. Fischel blickte wieder träumend ins Firmament des Zimmers.

Der Brief begann: «Geliebter Mensch! Menschliche Göttin! Wir sind verurteilt, in einem erloschenen Jahrhundert zu leben. Niemand hat den Mut, an die Wirklichkeit des Mythos zu glauben. Du mußt dir inne machen, daß auch du davon betroffen wirst. Du hast nicht den Mut zu deiner Natur als Göttin. Menschenfurcht hält dich zurück. Du hast recht, wenn du die gewöhnliche Menschenbrunst für gemein hältst; ja schlimmer als das, für einen lächerlichen Rückfall aus dem Leben von uns Zukünftigen in bloße Atavismen! Und noch einmal hast du recht, wenn du sagst, daß Liebe zu einem Menschen, Tier oder Ding schon der Anfang seiner Besitznahme sei! Und darüber, daß Besitzen der Anfang von Entgeistigen ist, brauchen wir nicht zu reden! Aber dennoch müßtest du etwas scheiden: Gefühltwerden, vielleicht sogar schon Empfundenerwerden heißt Meinsein. Ich fühle nur, was mein ist; ich höre nicht, was nicht für mich bestimmt ist! Wäre dem nicht so, so würden wir Intellektualisten sein. Das ist vielleicht eine unentrinnbare Tragik, daß wir mit Augen, Ohren, Atem und Gedanken besitzen müssen, wenn wir lieben! Aber bedenke: Ich fühle, daß ich nicht bin, solange ich nur ich selbst, Ichselbst bin. In den Dingen außer mir entdecke ich mich erst. Auch das ist eine Wahrheit. Ich liebe eine Blume, einen Menschen, weil ich ohne sie nichts war. Das Große am Erlebnis des Mein ist, sich ganz dahinschmelzen zu fühlen, wie ein Häuflein Schnee unter den Strahlen der Sonne; emporzuschweben wie ein leichter Hauch, der sich auflöst! Das schönste am Mein ist die letzte Ausrottung des Besitzes meiner selbst! Das ist der reine Sinn des Mein, daß ich nichts besitze, sondern von der ganzen Welt besessen werde. Alle Bäche fließen von den Höhen in die Täler, und auch du, meine Seele, wirst nicht eher Mein sein, als bis du ein Tropfen im Meer der Welt geworden bist, ganz ein Glied in der Weltbrüderschaft und Weltgemeinschaft! Dieses Mysterium hat nichts mehr gemein mit der nichtssagenden Überschätzung, welche die persönliche Liebe erfährt. Man muß trotz der Brunst dieses Zeitalters den Mut zur Inbrunst, zum In-Brennen haben! Die Tugend macht die Handlung tugendhaft; nicht machen Handlungen die Tugend! Versuche es! Das Jenseitige offenbart sich sprunghaft, und wir werden nicht mit einem Sprung in die Region des unbedingten Lebens entrückt werden. Aber Augenblicke werden kommen, wo wir menschenferne Menschen in menschenfernen Augenblicken der Gnade sein werden. Wirf nicht Sinnlichkeit und Übersinnlichkeit in einen Topf des Gewesenen! Habe den Mut, Göttin zu sein! Das ist deutsch! –»

«Nun?» fragte Fischel.

Ulrich hatte einen roten Kopf bekommen. Er fand diesen Brief lächerlich und ergreifend. Hatten



diese jungen Leute gar keine Scheu vor dem Übertriebenen, Unmöglichen, vor dem Wort, das sich nicht einlösen läßt? Worte spannen da immer neue Worte an, und ein Kern von Wahrheit überzog sich mit ihrem sonderbaren Gespinnst. «Also, so ist jetzt Gerda?» dachte er. Aber in diesem Gedanken dachte er einen unausgesprochenen zweiten, eine Beschämung; ungefähr sagte sie: «Bist du nicht zu wenig übertrieben und unmöglich?»

«Nun?» wiederholte Fischel.

«Sind alle Briefe so?» fragte Ulrich und gab sie ihm zurück.

«Was weiß ich, welchen Sie gelesen haben!» antwortete Fischel. «Alle sind so!»

«Dann sind sie sehr schön» sagte Ulrich.

«Das habe ich mir gedacht!» platzte Fischel heraus. «Darum habe ich sie Ihnen wohl gezeigt! Meine Frau hat diesen Fund gemacht. Von mir erwartet aber niemand in solchen Seelenfragen einen klugen Rat. Also schön! Sagen Sie das meiner Frau!»

«Ich möchte lieber mit Gerda selbst darüber sprechen; vieles in dem Brief ist natürlich sehr unklug.»

«Unklug? Gering gesagt! Aber sprechen Sie! Und sagen Sie Gerda, daß ich kein Wort von diesem Jargon verstehen kann, daß ich aber bereit wäre, 5000 Mark – nein! sagen Sie lieber nichts! Sagen Sie nur, daß ich sie trotzdem liebe und bereit sein werde, ihr zu verzeihen!»

Das Telefon rief Fischel wieder an ein Geschäft. Er, der sein Leben lang nur ein solider Angestellter gewesen war, hatte seit einiger Zeit begonnen, auf eigene Rechnung an der Börse zu operieren; nur mit kleinen Beträgen einstweilen, den geringen Ersparnissen, die er besaß, und einigen Papieren seiner Gattin Klementine. Er durfte mit ihr nicht darüber reden, aber konnte mit dem Erfolg recht zufrieden sein; es war geradezu eine Erholung von den entmutigenden Verhältnissen zuhause.

[<]

## Ulrich hört Musik

Das nächstemal traf Ulrich mit Clarisse bei Freunden von ihr in einem Maleratelier zusammen, wo sich ein Kreis von Menschen versammelt hatte und Musik machte. Clarisse war unauffällig in dieser Umgebung, die Rolle des Sonderlings fiel darin eher Ulrich zu. Er war unwillig gekommen und empfand Widerstreben zwischen lauter Menschen, die verzückt und verbogen lauschten. Diese Übergänge von Lieblich, Leise, Sanft zu Düster, Heldisch und Brausend, welche die Musik binnen einer Viertelstunde ein paarmal vollzieht, – Musiker bemerken das ja nicht, weil für sie der Vorgang gleichbedeutend ist mit Musik und also mit etwas ganz und gar Ausgezeichnetem! – aber Ulrich, der in diesem Augenblick ganz und gar nicht von dem Vorurteil, daß es Musik geben müsse, befangen war, erschienen sie als so schlecht begründete und unvermittelte Vorgänge wie das Treiben einer betrunkenen Gesellschaft, die alle Augenblicke zwischen Rührseligkeit und Prügeln abwechselt. Er wollte sich zwar keine Vorstellung von der Seele eines großen Musikers machen und darüber urteilen, aber was gewöhnlich schon für große Musik gilt, kam ihm noch beiweitem nicht anders wie ein Kasten vor, der alle Inhalte der Seele einschließt und außen sehr schön geschnitzt ist, aus dem man aber alle Laden herausgezogen hat, so daß innen der ganze Inhalt durcheinander liegt. Er konnte gewöhnlich nicht begreifen, daß Musik eine Verschmelzung von Seele und Form sei, weil er zu deutlich sah, daß die Seele der Musik, abgesehen von der ganz seltenen reinen Musik, nichts ist als die ausgeborgte und verrückt gemachte Seele von Hinz und Kunz.

Dennoch hatte er den Kopf wie die anderen in beide Hände gestützt; er wußte bloß nicht, ob es geschah, weil er an Walter dachte, oder um sich ein wenig die Ohren zuzuhalten. In Wahrheit hielt er weder die Ohren ganz zu, noch dachte er nur an Walter. Er wollte bloß allein sein. Er dachte nicht oft über andere Menschen nach; wahrscheinlich deshalb, weil er auch über sich selbst «als Person» selten nachdachte. Er handelte gewöhnlich nach der Meinung, was man denke, fühle, wolle, sich einbilde und schaffe, könne unter Umständen eine Bereicherung des Lebens bedeuten; was man sei, bedeute aber unter keinerlei Umständen mehr als ein Nebenprodukt bei dem Vorgang dieser Herstellung. Musikalische Menschen sind jedoch sehr oft der entgegengesetzten Meinung. Sie erzeugen zwar eine Sache, für die sie den unpersönlichen Namen Musik gebrauchen, aber diese Sache besteht doch zum größten oder wenigstens in dem ihnen wichtigsten Teil aus ihnen selbst, ihren Empfindungen, Gefühlen und dem gemeinsamen Erlebnis. Es ist mehr Sein und weniger Bleiben in ihrer Musik, der von allen geistigen Tätigkeiten die des Schauspielers am nächsten steht. Diese Steigerung, deren Zeuge er sein mußte, erregte Ulrichs Abneigung, er saß wie eine Eule unter Singvögeln zwischen ihnen.

Und natürlich war Walter ganz das Gegenteil von ihm. Er dachte viel und leidenschaftlich über sich selbst nach. Er nahm alles ernst, was ihm begegnete. Weil es ihm begegnete; als ob das eine Auszeichnung wäre, die eine Sache zu einer anderen machen kann. Er war in jedem Augenblick Person und ganzer Mensch, und weil er es war, wurde er nichts. Alle Menschen hatten ihn fesselnd gefunden, ihm Glück gebracht und ihn eingeladen, bei ihnen zu bleiben, mit dem Endergebnis, daß er Archivar oder Kustos geworden ist, festgefahren ist, keine Kraft mehr hat, sich zu verändern, auf alle Menschen schimpft, zufrieden unglücklich ist und pünktlich in sein Büro geht. Und während er in seinem Büro ist, wird vielleicht zwischen Clarisse und Ulrich

etwas geschehen, das seine Person, wenn er es erführe, in eine Aufregung versetzen könnte, wie wenn der ganze Ozean der Weltgeschichte in sie einströmte; wogegen Ulrich weit weniger aufgeregt davon war. Clarisse aber hatte sich, gleich als sie gekommen war, Walter war nicht dabei, neben Ulrich gesetzt. Den Rücken vorgebogen, das Knie hochgezogen, im Dunkel, denn es war noch kein Licht gemacht worden, hatte sie gleich nach den ersten Takten, denen sie beiwohnten, ihre Hand ausgebreitet auf die seine gestützt, als ob sie aufs innigste zusammengehörten. Ulrich hatte sich vorsichtig befreit, und auch das war ein Grund dafür gewesen, daß er den Kopf in beide Hände stützte; aber Clarisse, als sie geschaut hatte, was er vorhabe, und ihn von der Seite ebenso ergriffen dasitzen sah wie alle anderen, hatte sich sanft an ihn gelehnt und so saß sie nun schon eine halbe Stunde. Und auch er war nicht glücklich.

Er wußte, daß er immer von neuem nichts als den entgegengesetzten Irrtum beging wie Walter. Durch diesen Irrtum entstand eine Auflösung ohne Kern; der Mensch verlor sich in einen Strahlenraum; er hörte auf, ein Ding, mit allen ebenso köstlichen wie zufälligen Begrenztheiten, zu sein; er wurde in der höchsten Steigerung so gleichgültig gegen sich selbst, daß das Menschliche gegenüber dem Übermenschlichen nicht mehr Bedeutung hat, wie das Stückchen Kork, an dem ein Magnet angebracht ist, der es in einem Netz von Kräften kreuz und quer zieht. Zuletzt war es ihm mit Agathe so ergangen. Und jetzt – nein, es war eine Lästerung, das nebeneinander zu setzen – aber selbst zwischen Clarisse und ihm war jetzt etwas «los», bewegte sich, er war in einen Wirkungsbereich geraten, in dem Clarisse und er von Kräften einander zu bewegt wurden, die keine Rücksicht darauf nahmen, ob sie im ganzen für einander Neigung verspürten oder nicht.

Und während Clarisse an ihm lehnte, dachte Ulrich an Walter. Er sah ihn in einer bestimmten Weise vor sich, wie er ihn oft heimlich sah. Walter lag dann an einem Waldrand, hatte kurze Hosen an, trug unpassende schwarze Strümpfe dazu und hatte in diesen Strümpfen nicht die Beine eines Mannes, weder die muskulösen, noch die dünnen, sondern die eines Mädchens, eines nicht sehr schönen Mädchens, mit sanften, unschönen Beinen. Er hatte die Hände unter dem Kopf gekreuzt, sah hinaus in die Landschaft, über die einst seine unsterblichen Werke rollen sollten, und verbreitete das Gefühl, daß man ihn durch eine Ansprache stören würde. Dieses Bild liebte Ulrich eigentlich sehr. So hatte Walter in seiner Jugend ausgesehen. Und Ulrich dachte: Was uns getrennt hat, ist nicht die Musik – denn er konnte sich ganz gut eine Musik vorstellen, die so unpersönlich und überdinglich und jedesmal ein einzigesmal aufsteigt wie ein Rauch, der sich im Himmelsraum verliert; – sondern es ist der Unterschied im Verhalten der Person zu ihr, es ist dieses Bild, das ich liebe, weil es übrig geblieben ist, während er es sicher aus dem entgegengesetzten Grunde liebt, weil es alles in sich einschluckte, was aus ihm hätte werden können, bis schließlich eben Walter daraus geworden ist. «Und eigentlich» dachte er «ist alles das nichts als ein Zeichen der Zeit. Der Sozialismus bemüht sich heute, das liebe Privatich für eine wertlose Illusion zu erklären, an deren Stelle gesellschaftliche Ursachen und Pflichten gehören. Ihm ist dabei aber längst die Naturwissenschaft schon mit den lieben Privatdingen vorangegangen, die sie in lauter unpersönliche Vorgänge wie Wärme, Licht, Schwere und so weiter aufgelöst hat. Das Ding, wie es Privatmenschen wichtig ist, als ein Stein, der ihnen auf den Kopf fällt, (oder als einer, den sie in Gold gefaßt kaufen können) oder eine Blume, an der sie riechen, interessiert die neueren Menschen nicht im geringsten; sie behandeln es als einen Zufall oder gar als ein «Ding an sich», das ist etwas, das nicht da ist und doch da ist, eine ganz törichte und gespenstische Persönlichkeit von einem Ding. Man darf wohl voraussagen, daß sich das ändern wird, so wie ein Mann, der täglich Millionen umsetzt, einmal sehr erstaunt eine einzelne Mark in die Hand nimmt, aber dann werden Ding und Persönlichkeit etwas anderes geworden sein. Und einstweilen besteht noch ein sehr komisches Nebeneinander. Moralisch zum Beispiel

betrachtet man sich noch ungefähr so, wie die Physik die Körper vor dreihundert Jahren betrachtet hat; sie <fallen>, weil sie die <Eigenschaft> haben, das Hohe zu scheuen, oder werden warm, weil in ihnen ein Fluidum steckt: solche gute oder böse Eigenschaften und Fluida dichten die Moralisten noch den Menschen an. Psychologisch dagegen ist man schon soweit, die Menschen in typische Bündel typischer Allerweltsverhaltensweisen aufzulösen. Soziologisch behandelt man ihn nicht anders. Musikalisch dagegen macht man ihn wieder ganz.»

Aber plötzlich wurde Licht gemacht, die Musik schwang nur noch auf den letzten Tönen hin und her, wie ein Ast, von dem jemand herunter gesprungen ist, die Augen blinzelten, und die Stille vor dem Lossprechen aller trat ein. Clarisse war noch rechtzeitig von Ulrich abgerückt, aber als nun die neuen Gruppen sich gebildet hatten, zog sie ihn in eine Ecke und hatte ihm etwas mitzuteilen.

«Was ist das äußerste Gegenteil davon, daß man gewähren läßt?» fragte sie ihn. Und da Ulrich nichts erwiderte, gab sie selbst die Antwort. «Sich selbst einprägen!» Das Figürchen stand elastisch vor ihm, die Hände auf dem Rücken. Aber sie suchte sich mit den Augen an Ulrichs Augen anzuhalten, denn die Worte, die sie jetzt suchen mußte, waren so schwer, daß sie ihren kleinen Körper ins Wanken brachten. «Sich einkratzen! sage ich. Ich habe das vorhin herausgebracht, während wir nebeneinander gesessen sind. Eindrücke sind gar nichts; sie drücken dich ein! Oder ein Haufen Regenwürmer. Aber wann verstehst du ein Stück Musik? Wenn du es selbst innerlich machst! Und wann verstehst du einen Menschen? Wenn du dich so machst wie er. Siehst du,» sie beschrieb mit der Hand einen wagrecht liegenden spitzen Winkel, der Ulrich unwillkürlich an einen Phallus erinnerte «unser ganzes Leben ist Ausdruck! In der Kunst, in der Liebe, in der Politik suchen wir die aktive Form, die spitzige, ich habe es dir schon gesagt, daß es die der Bärenschnauze ist! Nein, ich habe nicht sagen wollen, daß Eindrücke nichts sind: sie sind die Hälfte; wundervoll steckt das beides in dem Wort Erlösen, das aktive er- und das Lösen →»: sie wurde sehr erregt von der Bemühung sich Ulrich verständlich zu machen.

In diesem Augenblick setzte aber wieder das Musizieren ein, es hatte nur eine kurze Ruhepause gegeben, und Ulrich wandte sich von Clarisse ab. Er sah durch das große Atelierfenster in den Abend hinaus. Das Auge mußte sich erst wieder ans Dunkel gewöhnen. Dann erschienen blaue wandernde Wolken am Himmel. Die Spitzen eines Baums reichten von unten herauf. Häuser standen mit dem Rücken nach oben. «Wie sollten sie sonst?!» dachte Ulrich lächelnd, und doch es gibt Minuten, wo alles verkehrt erscheint. Er gedachte Agathes und war unsagbar traurig. Dieses neue, kleine Wesen Clarisse an seiner Seite trieb mit einer unnatürlichen Geschwindigkeit voran. Das war keine natürliche Entwicklung, darüber war er sich ganz klar. Er hielt sie für verrückt. Von Liebe konnte keine Rede sein. Aber es gefiel ihm die Vorstellung, während ihm die Musik hinter seinem Rücken wie ein Zirkus vorkam, neben einem im Kreise sprengenden Pferd herzulaufen, auf dem Clarisse stand und mit geschwungener Gerte Ajaha schrie.

[<]

**102**

Gerda

Einige Tage nach dem musikalischen Abend im Atelier erschien Gerda, die sich aufgeregt am Telefon angemeldet hatte, abends bei Ulrich. Sie riß mit auffallendem Schwung ihren Hut vom

Kopf und warf ihn auf einen Stuhl. Auf die Frage, was es gebe, antwortete sie: «Nun ist alles in die Luft geflogen!»

«Ist Hans davongegangen?»

«Papa ist pleite!» Gerda lachte nervös zu ihrem burschikosen Ausdruck.

Ulrich erinnerte sich, daß er sich bei seinem letzten Zusammentreffen mit Direktor Fischel über eine Art von Telefongesprächen gewundert hatte, die dieser von seiner Wohnung aus führte; aber diese Erinnerung war nicht eindringlich genug, um ihn Gerdas Ausruf völlig ernst nehmen zu lassen.

«Papa war ein Spieler, denken Sie!» lieferte das aufgeregte, zwischen Heiterkeit und Verzweiflung kämpfende Mädchen die Ergänzung. «Wir alle haben gedacht, er sei ein braver Bankbeamter ohne große Aussichten, aber gestern Abend hat sich herausgestellt, daß er alle Zeit über heimlich die gefährlichsten Börsenoperationen gemacht hat! Sie hätten dabei sein sollen, wie das gestern aufflog!» Gerda warf sich neben ihren Hut auf den Sessel und schlug kühn ein Bein über das andere. «Er kam nach Haus, als ob man ihn aus dem Wasser gezogen hätte. Mama stürmte mit Speisesoda und Kamillentropfen auf ihn ein, weil sie dachte, daß ihm schlecht sei. Es war halb zwölf Uhr nachts, wir hatten schon geschlafen. Da gestand er, daß er in drei Tagen große Beträge zu zahlen habe und nicht wisse, woher er sie nehmen solle. Mama, großartig, hat ihm ihr Heiratsgut angeboten. Mama ist immer großartig; was hätten die paar tausend Kronen für einen Spieler bedeutet! Aber Papa gestand überdies, daß er Mamas kleines Vermögen schon längst mitverloren habe. Was soll ich Ihnen sagen? Mama schrie wie ein überfahrener Hund. Sie hat nichts als das Nachthemd und Hausschuhe angehabt. Papa lag in einem Fauteuil und ächzte. Seine Stellung ist natürlich auch hin, wenn die Sache herauskommt. Ich sage Ihnen, es war erbärmlich!»

«Soll ich mit Ihrem Vater sprechen?» fragte Ulrich. «Ich verstehe wenig von solchen Dingen. Glauben Sie, daß er sich etwas antun könnte?»

Gerda zuckte die Achseln. «Er macht heute den Versuch, einen seiner sauberen Geschäftsfreunde zu bestimmen, daß er ihm helfe!» Sie wurde plötzlich finster. «Sie glauben doch hoffentlich nicht, daß ich deshalb zu Ihnen gekommen bin?! Mama ist heute zu ihrem Bruder übersiedelt; sie hat mich mit sich nehmen wollen, aber ich verzichtete darauf; ich bin von zuhause fortgelaufen.» Sie war wieder heiter geworden. «Wissen Sie, daß hinter der ganzen Sache ein Frauenzimmer steckt, eine Chansonette oder so etwas? Mama ist daraufgekommen, und das hat ihr den Rest gegeben. Alle Achtung vor Papa, was? Wer hätte ihm soviel zugetraut! – Ich glaube übrigens nicht, daß er sich töten wird» fuhr sie fort. «Denn wie das nachträglich mit dem Frauenzimmer herausgekommen ist, heute, im Lauf des Tags, hat er ganz außerordentliche Dinge gesagt: er wolle lieber sich einsperren lassen und nachher sein Brot durch Hausieren mit pornographischen Büchern verdienen, als noch länger der Direktor Fischel mit Familie zu sein!»

«Aber was mir die Hauptsache ist,» fragte Ulrich «was wollen denn Sie tun?»

«Ich komme bei Freunden unter» sagte Gerda schnippisch. «Sie brauchen nicht besorgt zu sein!»

«Bei Hans Sepp und seinen Freunden!» rief Ulrich vorwurfsvoll aus.

«Da tut mir niemand was!»

Gerda musterte die Wohnung Ulrichs. Wie Schatten trat die Erinnerung an das, was hier einmal vorgefallen war, aus den Wänden. Gerda fühlte sich als armes Mädchen, das nichts besaß, außer ein paar Kronen, die sie im Fortgehn aus dem Schreibtisch ihrer Mutter genommen hatte,

wunderbar frei und unbeschwert. Sie tat sich leid. Sie war geneigt, über sich zu weinen, wie über eine tragische Theaterfigur. Man hätte ihr wohl etwas Gutes gönnen dürfen, dachte sie, aber sie erwartete kaum, daß Ulrich sie tröstend in die Arme nehmen möchte. Nur wäre sie, wenn er es getan hätte, nicht so feig gewesen wie das erstemal.

Aber Ulrich sagte: «Sie wollen sich jetzt nicht von mir helfen lassen, Gerda, das sehe ich; Sie sind noch viel zu stolz auf Ihr neues Abenteuer. Ich kann nur sagen, daß ich für Sie einen bösen Ausgang fürchte. Prägen Sie sich, bitte, ein, daß Sie immer ohne Rücksicht über mich verfügen können, wenn Sie es brauchen sollten.» Er sagte es zögernd und überlegend, denn er hätte ja eigentlich auch etwas anderes und Liebevolleres sagen können. Gerda war aufgestanden, tastete vor dem Spiegel an ihrem Hut herum und lächelte Ulrich zu. Sie hätte ihn gerne zum Abschied geküßt, aber dann wäre es vielleicht gar nicht zum Abschied gekommen; und der Tränenstrom, der unsichtbar hinter ihren Augen rann, trug sie wie eine zart tragische Musik, die man nicht unterbrechen durfte, in das neue Leben hinaus, von dem sie sich noch sehr wenig vorstellen konnte.

[<]

**103**

Clarisse verführt Ulrich

*[Früher Entwurf]*

Die Zugeherin war schon fort, Walter in der Mitte seiner Bürozeit, Ulrich wählte, ohne sich ganz über die Bedeutung dieser Wahl Rechenschaft zu geben, jetzt solche Stunden für seine Besuche. Dennoch geschah nichts bis zu einem Sonntag. Da hatte Walter eine Einladung bekommen, die ihn bis zum Abend in die Stadt rief, und eine halbe Stunde zuvor, nach dem Mittagbrot, war Ulrich nichtsahnend gekommen und trüber Laune, denn die Aussicht auf einen Nachmittag in Gegenwart des Freundes hatte ihn so wenig gelockt, daß er den Weg eigentlich aus Gewohnheit antrat. Als Walter sich aber sogleich zu verabschieden begann, empfand es Ulrich wie ein Signal. Auch Clarisse hatte an das Gleiche gedacht. Das wußten sie beide.

Sie werde ihm vorspielen, sagte Clarisse. Clarisse begann. Ulrich winkte vom Fenster Walter nach, der hinaufgrüßte. Den Blick im Zimmer, beugte er sich immer weiter hinaus, dem Entschwindenden nach. Clarisse brach plötzlich ab, kam auch ans Fenster. Walter war nicht mehr zu sehn. Clarisse spielte weiter. Ulrich kehrte ihr jetzt den Rücken zu, als kümmerte es ihn nicht; im Fenster lehnend. Clarisse hörte wieder zu spielen auf, lief ins Vorzimmer. Ulrich hörte, wie sie die Kette vor die Tür legte. Als sie zurückkehrte, drehte er sich langsam um; schwieg; schwankte. Sie spielte weiter. Er ging zu ihr und legte ihr die Hand auf die Schulter. Sie stieß die Hand, ohne den Kopf zu wenden, mit der Schulter weg. «Schuft!» sagte sie; spielte weiter. «Sonderbar?» dachte er «will sie Gewalt spüren?» Die Vorstellung, die sich ihm aufdrängte, daß er sie an beiden Schultern packen und vom Klavierstuhl herunterreißen solle, kam ihm so komisch vor, wie an einem unsicheren Zahn zu wackeln. Er fühlte sich dadurch beengt. Ging in die Mitte des Zimmers hinein. Spannte das Gehör und suchte nach Anlässen. Bevor ihm aber noch irgendetwas einfiel, sagte sein Mund: «Clarisse!» Das hatte sich gepackt, gurgelnd aus dem

Hals gelöst, war wie ein fremdes Geschöpf aus seinem Hals gewachsen. Clarisse stand folgsam auf und war bei ihm. Sie hatte die Augen weit offen. In diesem Augenblick begriff er erst, daß Clarisse künstlich, vielleicht ohne es zu wissen, die Aufregung einer ungeheuren Opferhandlung hervorzurufen suchte. Da Clarisse neben ihm stand, mußte im nächsten Augenblick die Entscheidung fallen, aber die ganze Gewalt dieser Hemmungen bemächtigte sich Ulrichs; seine Beine trugen ihn nicht mehr, er brachte kein Wort hervor und warf sich ins Sofa.

Im gleichen Augenblick warf sich Clarisse auf seinen Schoß. Ihre Armeidechsen schlangen sich um seinen Kopf und Hals. Sie schien an ihren Armen zu zerren, ohne sie aber aus der Umschlingung lösen zu können. Heiße Luft fuhr aus ihrem Mund und brannte ihm unverständliche Worte ins Gesicht. Sie hatte Tränen in den Augen. Da zerbrach alles, was ihn sonst machte[?]. Auch er stieß etwas hervor, das sinnlos war, aber vor den Augen der beiden schwankten die Adern wie ein Gitter, ihre Seelen gingen wie Stiere aufeinander los, und dieser Aufruhr war von dem Gefühl einer ungeheuren moralischen Entscheidung begleitet. Nun hielten sie beide nicht mehr ihre Worte, ihr Gesicht, ihre Hände. Die Gesichter preßten sich, feucht von Tränen und Schweiß, nur noch als Fleisch aneinander; alle Worte der Liebe, die nachzuholen waren, überstürzten sich, als würde der Inhalt einer Ehe verkehrt ausgeschüttet, die lasziven, abgehärteten Worte, die erst mit der späten Vertraulichkeit kommen, zuerst, unvermittelt, anstachelnd, und doch nicht ohne Entsetzen darüber. Ulrich hatte sich halb aufgerichtet; alles war so schlüpfrig (von den Gesichtern bis zu den Worten), daß das Ineinandergleiten keinen Laut mehr von sich gab.

Clarisse riß ihren Hut vom Nagel, stürmte fort. Er mit ihr. Wortlos. Wohin? Diese Frage war dabei lächerlich einsam in seinem Gehirn, das von dem Sturm leergefegt worden war.

Clarisse raste über Wege, Wiesen, durch Hecken hindurch, durch den Wald. Sie gehörte nicht zu den Frauen, die sanft gebrochen werden, sondern wurde nach dem Fall böse und hart. Sie befanden sich schließlich in dem an den Wald anschließenden Tiergarten an einer ganz abgelegenen Stelle. Dort stand ein kleines Rokokolusthaus. Leer. Dort stellte sie sich ihm noch einmal. Diesmal mit vielen Worten und Geständnissen. Gehetzt von der Ungeduld der Begierde und der Angst, daß Menschen vorbeikommen könnten. Es war entsetzlich. Diesmal wurde Ulrich ganz kalt und hart von Reue. Er ließ zurück. Er kümmerte sich nicht, wie sie nach Hause käme, sondern raste davon.

Als Ulrich spät in die Wohnung zurückkehrte, fand er Walter vor. Clarisse war noch böse und betonte sanftes eheliches Zueinanderstimmen. Aber mit einem einzigen schmollenden Blick ließ sie Ulrich fühlen, daß sie doch zusammengehörten. Erst hinterdrein fiel ihm auf, wie sonderbar der Ausdruck ihrer Augen zweimal an diesem Nachmittag gewesen war: rasend und verrückt.

[<]

**104**

Ulrich bereitet die Entführung Moosbruggers vor

*[Aus einem frühen Entwurf]*

Ulrich hatte in der Erregung eingewilligt, Moosbrugger zu befreien. Nun gab er diesem Einfall nach, weil es bereits so weit gekommen war. Er glaubte nicht daran und traf die Vorbereitungen, überzeugt, daß die Durchführung doch nicht möglich sein werde.

Er traf Moosbrugger breit zwischen den Arglistigen thronend. Es war etwas Heroisches, der vergebliche Kampf eines Riesen, um diesen Menschen. Er schien die Bewunderung, die er scheinbar fand und naiv lächerlich genoß, doch auch durch irgendeine Eigenschaft zu verdienen. In der ärgsten Entstellung durch Wahnsinn ist er noch ein Ich, welches um Haltung kämpft. Wie ein Heldenlied war er, inmitten einer Zeit, welche schon ganz andere Lieder schafft, aber durch ihre gewohnheitsmäßige Bewunderung noch immer das alte konserviert. Wehrlose bewunderte Gewalt, einer Keule gleich zwischen den Pfeilen des Geistes. Man konnte über diesen Menschen lachen, aber fühlen, daß seine Komik erschütternd war. (Die Trübung dieses Geistes hing mit der Trübung der Zeit zusammen.)

«Haben Sie einen Freund?» fragte Ulrich in einem unbewachten Augenblick. «Ich meine, Moosbrugger, haben Sie niemand ...»

Moosbrugger meint, er hätte wohl einen aber ...

——— Es war jener Automatismus, der ihn trug, welcher alle gewagten Taten begleitet. Er war eigentlich gar nicht überrascht, als er in eine Wohnung trat, welche wie vierzig andere in diesem Vorstadthaus aussah, und eine junge Frau in der Küche wirtschaftend antraf, welche den vierzig anderen Hausfrauen gleichen mußte. Auch das Mißtrauen, mit dem er empfangen wurde, wich in nichts von dem Mißtrauen ab, das man oft in diesen Kreisen findet. Er mußte sogleich beim Eintreten etwas sprechen und wurde durch diese europäisch allgemeinen Höflichkeiten, die er vorbrachte, sogleich in eine ganz unpersönliche Beziehung gebracht. Von Verbrechen war in diesem Umkreis kein Hauch. Es war eine derbe junge Frau, und ihr Busen regte sich unter der Bluse wie ein Kaninchen unter einem Tuch.

Ulrich hatte Glück und traf Karl Biziste gleich beim ersten Versuch. Wieder trug ihn ein automatisches Spiel seiner Glieder und Gedanken hin; diesmal aber gab Ulrich acht und verfolgte mit Neugierde, was mehr mit ihm geschah, als daß er es tat. Sein Gefühl war dabei das gleiche wie damals, als er verhaftet worden war. Von dem Augenblick an, wo Clarissens Interesse ihn vorsichtig wie die Spitze eines Fadens zu berühren begonnen hatte, bis jetzt, wo das Geschehen sich schon zu einem dicken Strick drehte, waren die Dinge ihren eigenen Weg gegangen, wo eins das andere gab, mit einer Notwendigkeit, die ihn nur mitnahm. Es erschien ihm unsagbar sonderbar, daß der Lebensweg der meisten Menschen dieser der Dinge ist, der ihn so befremdete, wogegen es für andere Menschen ganz natürlich ist, sich von den Gelegenheiten tragen zu lassen und so schließlich zu einer festen Existenz emporgehoben zu werden. Ulrich fühlte auch, daß er bald nicht mehr werde umkehren können, aber das machte ihn so neugierig, wie wenn man plötzlich die unaufhaltsame Bewegung des eigenen Atmens beachtet.

Und noch eine Bemerkung machte er. Wenn er sich vorstellte, wieviel Unheil aus dem entstehen konnte, was er vorhatte, und daß es bald nicht mehr in seiner Macht stehen würde, den Beginn zu vermeiden. Mit einer bösen Tat, die er schon auf dem Gewissen fühlte, als ob sie geschehen sei, sah die Welt, durch die er ging, verändert aus. Fast wie mit einer Vision im Herzen. Gottes oder einer großen Erfindung oder eines großen Glücks. Selbst der Sternenhimmel ist eine soziale Erscheinung, ein Gebilde der gemeinsamen Fantasie unserer Gattung Mensch, und ändert sich, wenn man aus ihrem Kreis austritt.

«Moosbrugger» sagte sich Ulrich «wird von neuem Unheil stiften, wenn ich ihm zur Freiheit ver helfe. Unleugbar wird er früher oder später wieder seiner Anlage verfallen, und ich werde die



Verantwortung dafür tragen.» Aber wenn er versuchte, sich schwere Vorwürfe deswegen zu machen, um sich aufzuhalten, war etwas durchaus Verlogenes daran. Etwa so, wie wenn man sich stellen würde, als ob man durch einen Nebel hindurch klar sähe. Die Leiden jener Opfer waren wirklich nicht gewiß. Hätte er die leidenden Geschöpfe vor sich gesehen, so wäre er wahrscheinlich in heftiges Mitleiden verfallen, denn er war ein Mensch der Schwingungen und also auch der Mitschwingungen. Solange diese Suggestivkraft des Erlebens mit den Sinnen aber fehlte, und alles nur ein Kräftespiel der Vorstellungen blieb, waren das Angehörige einer Menschheit, die er am liebsten abgeschafft oder doch sehr verändert hätte, und kein Mitleid schmälerte die Gefühlskraft dieser Abneigung. Es gibt Menschen, welche das entsetzt; sie stehen unter einer sehr starken moralischen oder sozialen Suggestion, behaupten aufzuschreien, sobald sie das entfernteste Unrecht bemerken, und sind empört über die Schlechtigkeit und Gefühlskälte, die sie in der Welt häufig finden. Sie zeigen heftige Gefühle, aber in den meisten Fällen sind es solche, welche ihre Vorstellungen und Grundsätze ihnen aufnötigen, das ist eine Dauersuggestion, welche wie alle Suggestionen etwas Automatisches und Mechanisches hat, dessen Weg in den Bereich der lebendigen Gefühle nicht eintaucht. Der unbefangene lebende Mensch ist im Gegensatz zu ihnen böse und gleichgültig gegenüber allem, was seinen eigenen Kreis nicht berührt; er hat nicht nur die Gleichgültigkeit eines Massenmörders passiv, wenn er in der Morgenzeitung die Unfälle und das Unglück des vergangenen Tages liest, sondern er wünscht ihm gleichgültigen Personen, wenn sie ihn ärgern, leicht auch sehr aktiv jedes Unglück auf den Hals. Gewisse Erscheinungen legen es nahe anzunehmen, daß die fortschreitende auf gemeinsamen Werken ruhende Zivilisation auch die unterdrückten und eingekerkerten Antagonisten dieser Gefühle stärkt. Also dachte Ulrich im Gehen. Die Opfer Moosbruggers waren abstrakt, Bedrohte, wie all die Tausende, welche den Gefahren der Fabriken, der Eisenbahn und Automobile ausgesetzt sind.

Wenn er so um sich blickte, während er zu Herrn B ging, glaubte er festzustellen, daß alles Leben, das wir geschaffen haben, nur durch Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge für unsere entfernteren Nächsten ermöglicht worden ist. Wir dürften sonst keine Maschinen auf die Straße stellen, die ihn töten, ja wir dürften ihn gar nicht auf die Straße lassen, so wie vorsichtige Eltern es in der Tat mit ihren Kindern tun. Stattdessen leben wir aber mit einem alljährlich statistisch vorausberechenbaren Prozentsatz von Morden, die wir lieber begehen, als daß wir von unserer Art zu leben und der Entwicklungslinie, die wir einzuhalten hoffen, abwichen. Ulrich fiel plötzlich eine allgemeine Arbeitsteilung auch darin auf, bei der es immer Sache besonderer Menschengruppen ist, Schäden zu heilen, welche die unerläßliche Tätigkeit anderer verursacht; niemals halten wir aber eine Energie damit auf, daß wir von ihr selbst Mäßigung verlangen; und schließlich gibt es noch ganz bestimmte Organe, wie die Parlamente, Könige und dergleichen, welche ganz dem Ausgleich dienen. Ulrich schloß daraus, daß es durchaus nichts bedeute, wenn er Moosbrugger zur Flucht verhelfe, denn es seien genug andere da, welche dazu berufen sind, dem etwa entstehenden Schaden vorzubeugen, und wenn sie ihre Schuldigkeit tun, kann es ihnen nicht mißlingen, wodurch seine persönliche Tat nicht ärger als eine Unregelmäßigkeit erschien. Daß er als Einzelner es trotzdem nicht so weit kommen lassen dürfe, dieses außerdem persönliche, moralische Verbot war in solchem Zusammenhang nichts mehr als ein verdoppelter Sicherheitskoeffizient, und der Wissende war in der Lage, ihn zu vernachlässigen.

Die von diesen bestimmten Gedanken weithin vorschwebende Vision einer anderen Ordnung der Dinge, welche aufrichtiger, man könnte sagen technisch phrasenloser war, begleitete Ulrich, während ihn das Abenteuer lockte und er müde des unentschiedenen Lebens eines Menschen von heute war. (Eventuell: er hatte nicht das Glück zu wirken und von da Bestimmtheit zu empfangen. Wie Thomas Mann oder der gute bürgerliche Mensch dieser Zeit. Und er befand sich

auch nicht im Kampf für etwas.) So war dieser Weg nicht unähnlich dem Ulrich wohlbekannten Sprung von einem zehn Meter hohen Turm ins Wasser. Man sieht im Flug das eigene Bild in einem immer rasender entgegenkommenden Wasserspiegel auftauchen, kann kleine Fehler der Haltung richtigstellen, aber im übrigen nichts mehr ändern an dem, was geschieht.

Ulrich tat, als er die ihm angegebene kleine Wirtschaft gefunden hatte, alles so, wie es ihm  
———— anbefohlen worden war —————

Während sich das abspielte, war Ulrich zweimal bei Clarisse.

Das erstemal verbrachte er einen Abend bei ihr und Walter in dem kleinen Haus in den Weinbergen, wo sie gemietet hatten. Das Ehepaar musizierte, als Ulrich ankam; er setzte sich in den Garten und lauschte, wie ... Plötzlich fragt er sich: warum bin ich nicht eifersüchtig? Er stellt sich Walter vor und haßt ihn; aber es ist kein echter Haß; die Abneigung galt eigentlich ebenso sehr Clarisse, die dieses Leben teilte und dazu (doch irgendwie) paßte. Er hätte in diesem Augenblick heulen mögen wie ein Hund ... und fühlte, daß er und Clarisse bloß einer Gelegenheit erlegen waren.

Als es vorbei war, befand er sich in dem leicht fiebernden Zustand, der manchmal tief ins eigene Leben schneidende Erkenntnissen vorangeht. Er hatte überhört ... Clarisse kam ihn suchen ... der Händedruck wie Reben.

«Kennst du auch diese Augenblicke, wo man bis ins fernste durchsichtig zu sein scheint?»

Clarissens Augen ... elektrisiert.

«Nein,» sagte er «ich will mich gar nicht sehn. Was sollte man da auch sehn.» Clarisse: «man muß sein Ziel finden.» Ulrich: «keine Spur; höchstens die Landschaft. Statt in Atelier! Unser Leben ist ein Gewebe von Widersprüchen ohne Dezision. Ich werde einen langen Urlaub nehmen —»

Ulrich fühlte jetzt wieder den schlanken Teufel an seiner Seite. Sie hatten übersehn, daß im Wohnzimmer das Licht verlöschte. Sie wußten nicht, wie lange sie abwesend gewesen waren, hörten plötzlich Walters Schritte und gingen ihm etwas trotzig entgegen.

Dann im Haus, im Gespräch, entwickelte Ulrich gegen den betrogenen Gatten Walter das Problem Moosbrugger unter dem auch für seinen Ehebruch geltenden Gesichtspunkt: alles, was wir tun, ist nur ein Gleichnis. (Das heißt: oder Analogie. Wenn ich, Ulrich, mich für Moosbrugger einsetze, so ist das nur teilweise zu nehmen, nicht voll. Ebenso wenn ich mit Clarisse die Ehe breche; ich schließe sie ja nicht. Unsere ganze Existenz ist nur eine Analogie. Wir bilden uns ein System von Grundsätzen, Vergnügungen und so weiter, das einen Teil des Möglichen deckt. Walter dagegen – als Durchschnittsmensch – für das Feste und Pseudototale.)

[<]

**105**

Walter ruft Ulrich an. Clarisse verstört

*[Früher Entwurf]*

Vor seinem zweiten Besuch wurde Ulrich von Walter telefonisch angerufen und dringend gebeten zu kommen. Clarisse, berichtete Walter, sei besorgniserregend verändert; er wisse nicht, was es zwischen ihr und Ulrich gegeben habe, aber es sei herzloser Eigensinn, wenn Ulrich sich jetzt nicht um sie kümmere. (Sie klagte über «eine schauerliche Stille», die sie um sich höre.) Ulrich eilte hin.

Er fand Clarisse in einer eigenartigen Aufregung, die sogleich auffallen mußte. Das Wirbelnde, Trommelnde ihres Wesens war ungeschwächt vorhanden, aber darüber schien ein schwarzes Tuch gelegt worden zu sein. «Sie hat beim Frühstück die Zeitung gelesen,» berichtete Walter «und es stand wahrhaftig nichts besonderes darin; ein Zugzusammenstoß in Amerika mit einigen Toten und einer in Frankreich, irgendeine Typhusepidemie, der tägliche Totschlag, das wöchentliche Automobilunglück und ein paar Touristenunfälle in den Alpen. Aber es ist mit ihr nicht zu reden; sie behauptet, diese Vorstellungen nicht mehr loswerden zu können.»

Clarisse sah Ulrich an, als ob sie ihn nicht gleich erkennen würde. Es schien ihm aber, daß sie nicht nur genau gewußt hatte, daß er kommen müsse, sondern es darauf angelegt hatte. Sie hatte ihn nicht nur im gleichen Augenblick des Eintretens erkannt, sondern ihr ganzer Ausdruck war noch tief ausgehöhlt von einer Erwartung, in die seine Anwesenheit jetzt wie eine Kugel in eine Schale paßte. Und doch schien etwas sie zu behindern, sein vor ihr Stehen anzuerkennen. Er ärgerte sich über diese Affektation.

Endlich lächelte Clarisse und reichte ihm die Hand. So gibt ein kranker Hund die Pfote. Als hätte sie etwas angestellt.

«Walter übertreibt» sagte sie. «Aber ich weiß nicht, was mir ist. Ich habe zuerst alles ganz ruhig wie immer gelesen –» Sie begann tief und aufgeregt zu atmen, in ihre Augen kam etwas Hilfloses. Walter trat zu ihr, legte den Arm um ihre Schulter und zog sie beruhigend an sich. Sie machte sich mit einer Gebärde des Ekels frei. «Aber habt ihr das niemals bemerkt?» stieß sie nun heftig hervor. «Es sind fürchterliche Unglücke geschehn. Auf jeder Seite findest du Armut und Krankheit. Ich habe Walter gebeten, auf die Redaktionen zu gehn, aber er will nicht!»

Ulrich wollte eine Antwort geben, aber er begriff blitzschnell, daß das falsch war. Also sagte er rücksichtslos und gerade: «Was geht alles das dich an?!»

Der grobe Angriff brachte Clarissens Aufregung zum Stehn.

«Kannst du helfen?!» fuhr Ulrich fort. «Wie willst du es machen?»

Clarisse sah ihn mit Augen an, deren Pupillen sich unwillig und eingeschüchtert sträubten.

«Aber verstehst du nicht,» sagte sie «daß du das täglich liest, ohne etwas zu tun. Jeder Morgen, wenn du die Zeitung öffnest, legt dir einen Berg von Leid auf, und du spürst nicht mehr davon, als ob sich dir eine Fliege auf die Stirn setzen würde? Werde ich verrückt oder seid ihr Gewohnheitsmenschen?» Sie riß heftig die Zeitung an sich, die übel zusammengefaltet auf einem Tischchen lag, und begann vorzulesen: ««Der Tourist, welcher, wie wir gemeldet haben, Sonntag auf dem Hochtor abgestürzt ist, ist der einunddreißigjährige Privatbeamte Max Prevenhuber.» Kannst du das nicht verstehn? Jedes Wort ist voll Verantwortung. Sonntag. Abgestürzt. Privatbeamter: wäre er an einem anderen Tag abgestürzt? Wäre er Sonntag ins Gebirge gefahren, wenn er nicht Beamter wäre? Ja vielleicht, wenn er nicht Max hieße? Und warum hat ihn niemand geschützt? Warum hat niemand die tausend anderen geschützt, welche jeden Tag zugrundegehn, weil wir nicht an sie denken?»

«Du hast dich überarbeitet, Clarisse» sagte Walter verzweifelt; «ich schicke dir Doktor X., er soll es dir verbieten.»

Clarisse sah ihn nur mit einem hochmütigen Blick an. «Riecht ihr denn nicht die Leichen?» fragte sie ruhig. «Ich rieche sie immerzu!» In diesem Satz, den sie sehr einfach aussprach, lag wirkliche Gegenwart und es ging von ihm eine stumme Erschütterung aus. Die beiden Männer standen unschlüssig da. Endlich antwortete Ulrich sanft: «Irgendetwas hat dich wirklich überreizt, Clarisse. Ich sage nicht, daß es falsch ist, was du sagst. Aber ein gesunder Mensch sperrt sich dagegen.»

Clarisse hob traurig ein wenig die Hände. «Wann wird wieder ein Erlöser kommen, der das Ungerade gerade macht und diese grenzenlose Verwirrung erhellt?»

«Niemals» erwiderte Ulrich. «Es ist freilich viel schwerer heute» sagte Clarisse fast bittend. Wieder hatte er das unbestimmte Gefühl: sie meint mit all dem dich. Er sprach breit und hart davon, daß das Bedürfnis nach einer einfachen Lösung der verwirrten Zeit eine Schwäche sei, eine lächerliche Einbildung. (Vergleiche: Partial- und Totallösungen.)

Walter konnte kaum noch an sich halten, aber er schwieg dazu, denn es war zu sehn, wie Clarissens Melancholie sich etwas erleichterte, während ihr Blick an Ulrich hing. Seine feste Gleichgültigkeit schüchterte sie ein, und was sich nicht ohne einige Selbstgefälligkeit und Komödie breit gemacht hatte, zog sich in ihr wieder ein; in einen Punkt hinter den Augen, fühlte sie. Aber der Punkt blieb da.

Ulrich wußte, als er fortging, daß sie nicht nachgegeben hatte. Walter begleitete ihn ein Stück Wegs. «Sie war schon einmal so» sagte er «auf unserer Hochzeitsreise.» Ulrich erinnerte sich. Das war in England, und sie lief bedrückt und begeistert von dem fremden Land fort, ließ sich aber schon nach einem Tag wieder finden. «Du solltest jedenfalls einen Arzt fragen» sagte Ulrich.

«Sie will nicht, aber ich werde es tun. Sie hat diese nervöse Unsicherheit aus der Familie. Sie sind alle nicht ganz normal.»

«Mein Gott, wer ist es ganz ...» tröstete Ulrich. Aber als er allein war, schüttelte er sich. Eine physiologische Störung ist so dinglich und unmenschlich wie eine Mauer; unangenehm gleichgültig fühlte er sich. Clarisse war also hysterisch? Ein sehr unangenehmes Gefühl gesellte sich hinzu: eine halbgetane Sache! Wieder war dieses Geheimnis mit Clarisse, in das er sich eingelassen hatte, etwas, das ihn nur streifte; «ein Gleichnis» sagte er und spuckte wider seine Gewohnheit aus. Aber er unterließ es sogar, sich in den nächsten Tagen nach Clarissens Befinden zu erkundigen, so unangenehm war ihm das Ganze geworden.

Es bereitete Ulrich ein eigentümliches, bitteres Vergnügen, daß indes alles andere unaufhaltsam weiterging.

An dem Tag, den B bestimmt hatte, war er zu der Zusammenkunft gekommen, aber ... (Enthält: Moosbruggers Ausbruchversuch scheitert, Ulrich gerät in Verdacht Es rettet ihn etwas Ähnliches, wie bei seiner ersten Verhaftung. Enthält ferner: das Abenteuer. Respekt vor den Gaunern. Eine Reaktion der Moral. Der Geist flaut ab.)

[<]

## Rachels Reue

Die kleine Rachel erlitt die Vorstellung Reue in ihrer ganzen Qual, die von nichts aufgelöst wurde als von der mildernenden Wirkung der Tränen und der vorsichtigen Wiederkehr der Versuchung, wenn die Reue einige Zeit gedauert hatte. Man erinnere sich daran, daß das glühende kleine Zöfchen Diotimas, aus dem Elternhaus wegen eines Fehltritts verstoßen und im Goldglanz der Tugend, die nun ihre Herrin war, gelandet, im schwächsten einer Reihe immer schwächer werdender Augenblicke den Angriffen des schwarzen Mohrenknaben erlegen war. Es geschah, und sie war sehr unglücklich darüber. Aber das Unglück hatte ein Bestreben, sich zu wiederholen, so oft die spärlichen Gelegenheiten, die das Haus Diotimas bot, es erlaubten. Es trat am zweiten oder dritten Tag nach jedem Unglück eine merkwürdige Veränderung ein, zu vergleichen mit einer Blume, die, vom Regen geknickt, ihr Köpfchen wieder aufrichtet. Mit Schönwetter zu vergleichen, das ganz oben, in einem fernen Winkel der Höhe durch einen Regentag guckt; befreundete blaue Fleckchen findet; einen blauen See bildet; zu einem blauen Himmel wird; mit einem leichten Dunst von übermächtiger Glücktageshelle sich beschlägt; angebräunt wird; einen heißen Dunstschleier nach dem andern hinabläßt und schließlich zitternd vor Schwüle von der Erde zum Himmel ragt, vom Zucken und Schreien der Vögel erfüllt, vom Blätterhängenlassen der Bäume erfüllt, von dem Aberwitz noch nicht entladener Spannungen, die Mensch und Tier irrsinnig hin und her irren lassen.

Am letzten Tag vor der Reue zuckte der Kopf des Mohren jedesmal durch das Haus wie ein rollender Kohlkopf, und die kleine Rachel wäre am liebsten wie eine genäschtige Raupe auf ihn gekrochen. Aber dann kam die Reue. Als ob man eine Pistole losgedrückt hätte und eine schimmernde Glaskugel wäre zu Glassand zerstaubt. Sand fühlte Rachel zwischen den Zähnen, in der Nase, im Herzen; nichts als Sand. Die Welt war dunkel; nicht mohrendunkel, sondern eklig dunkel wie ein Schweinestall. Rachel, die das Vertrauen, das man in sie setzte, enttäuscht hatte, kam sich durch und durch beschmutzt vor. In die Gegend des Nabels setzte der Kummer einen großen Bohrer. Eine wütende Angst, ein Kind zu bekommen, blendete den Kopf. Man könnte so weiter fortfahren, jedes Glied tat Rachel einzeln weh in der Reue, aber die Hauptsache bestand nicht aus diesen Einzelheiten, sondern erfaßte die Person als Ganzes, und trieb sie vor sich wie der Wind eine Kehrlichtwolke. Das Bewußtsein, daß ein geschehener Fehltritt durch nichts auf der Welt wieder gut zu machen sei, gab der Welt etwas von einem Orkan, in dem kein Halt zum Stehen zu finden ist. Die Ruhe des Todes erschien Rachel wie ein dunkles Federbett, auf das hinabzurollen, Genuß sein müßte. Sie war herausgerissen aus ihrer Welt, einem Gefühl preisgegeben, das in dieser Stärke im Hause Diotimas nirgends seinesgleichen hatte. Sie konnte mit keinem Gedanken an dieses Gefühl heran, so wenig wie Tröstungen gegen Zahnschmerzen aufkommen können, und es schien ihr in der Tat dagegen nur noch das einzige Mittel zu geben, die ganze kleine Rachel wie einen bösen Zahn aus der Welt zu ziehn.

Wäre sie beschlagener gewesen, so hätte sie behaupten dürfen, daß Reue eine gründliche Gleichgewichtsstörung sei, die man auf die verschiedensten Weisen ausgleichen könne. Aber der liebe Gott half ihr mit seinem bewährten alten Hausmittel, indem er ihr nach wenigen Tagen wieder Lust zur Sünde gab.

## Clarisse bei Rachel

Die Wochen, seit Rachel Diotimas Haus verlassen hatte, verliefen in einer Unwahrscheinlichkeit, die ein anderer Mensch als sie kaum ruhig hingenommen hätte. Aber Rachel war als Sündige aus dem Elternhaus gewiesen worden und war schnurstracks am Ende dieses Falles in einem Paradies bei Diotima gelandet; nun hatte sie Diotima hinausgestürzt, aber ein so bezaubernd vornehmer Mann wie Ulrich war schon dagestanden und hatte sie aufgefangen: konnte sie nicht glauben, daß das Leben so ist, wie es in den Romanen beschrieben wurde, die sie mit Vorliebe gelesen hatte? Wer zum Helden bestimmt ist, den wirft das Schicksal immer wieder halsbrecherisch in die Luft, aber es fängt ihn auch immer wieder mit starken Armen auf. Rachel setzte blindes Vertrauen in dieses Schicksal und hatte eigentlich während der ganzen Zeit nichts anderes getan, als darauf zu warten, daß es ihr bei der nächsten Begebenheit vielleicht seine Absichten entschleierte. Sie war nicht schwanger geworden; das Erlebnis mit Soliman schien also nur eine Zwischenhandlung gewesen zu sein. Sie aß in einer kleinen Speisewirtschaft, gemeinsam mit Kutschern, postenlosen Dienstmädchen, Arbeitern, die in der Nähe zu tun hatten, und jenen wechselnden unbestimmbaren Menschen, die durch eine Großstadt fluten. Der Platz, den sie gewählt hatte, an einem bestimmten Tisch, wurde täglich für sie bereit gehalten: sie war besser gekleidet als die anderen Frauen, die in dieser Kneipe verkehrten; die Art, wie sie Messer und Gabel führte, war anders, als man es hier sah; Rachel genoß an diesem Ort ein heimliches Ansehen, das sie sehr wohl bemerkte, wenn es ihr auch viele nicht zeigen wollten, und sie nahm an, daß man sie für eine Gräfin halte oder für die Geliebte eines Fürsten, die aus irgendwelchen Gründen vorübergehend gezwungen sei, ihren Stand zu verhüllen. Es kam vor, daß Männer mit zweifelhaften Brillanten am Finger und eingefetteten Haaren, wenn sie einmal unter den ehrbaren Gästen auftauchten, es so einzurichten wußten, daß sie an Rachels Tisch zu sitzen kamen, und dann richteten sie verführerisch gezwirbelte Artigkeiten an sie; aber Rachel wußte das mit Würde und ohne Unfreundlichkeit abzulehnen, denn obgleich es ihr so gut gefiel wie das Schwirren und Kriechen der Käfer an einem üppigen Sommertag, und der Raupen und Schlangen, ahnte ihr doch, daß sie sich nach dieser Seite nicht einlassen dürfe, ohne in ihrer Freiheit Gefahr zu laufen. Sie unterhielt sich überhaupt am liebsten mit älteren Leuten, die vom Leben schon etwas wußten, und von seinen Gefahren, Enttäuschungen und Vorgängen berichteten. Auf diese Weise bekam sie eine Kenntnis, die in Krümel aufgelöst bei ihr ankam, wie die Nahrung zu einem Fisch herabsinkt, der sich am Boden seines Glases ruhig aufhält. In der Welt gingen abenteuerliche Dinge vor sich. Man sollte jetzt schon schneller fliegen als die Vögel. Häuser ganz ohne Ziegel baun. Die Anarchisten wollten die Kaiser werden. Eine große Revolution stand nahe bevor, und dann würden die Kutscher in den Wagen sitzen, die reichen Leute aber anstelle der Pferde eingespannt werden. In einem in der Nahe gelegenen Häuserblock hatte eine Frau nachts ihren Mann mit Petroleum übergossen und dann angezündet; es war nicht zu denken! In Amerika setzte man Leuten, die das Augenlicht verloren hatten, schon Glasaugen ein, mit denen sie wirklich sehen konnten, aber es kostete noch sehr viel Geld und war nur etwas für Milliardäre. Solche fesselnden Nachrichten hörte Rachel, freilich nicht alle auf einmal, schon wenn sie bloß beim Speisen saß. Trat sie danach auf die Straße, so war von derartigen Ungeheuerlichkeiten wohl nichts zu bemerken, alles floß in Ordnung hin und stand genau so da wie am Tag vorher; aber kochte nicht die Luft in diesen Sommertagen, gab der Asphalt nicht heimlich unter dem Fuß nach, ohne daß Rachel sich klar machen mußte, daß ihn die Sonne erweicht habe? Die Heiligen reckten die Arme auf den Kirchendächern und hoben die Augen empor, daß man annehmen mußte, es gebe überall etwas Besonderes zu sehn. Die Schutzleute trockneten sich den Schweiß

vor Anstrengung, inmitten der Bewegung, die um sie tobte, Fuhrwerke hielten im schärfsten Lauf jäh an, weil eine alte Frau über die Straße ging und beinahe überfahren worden wäre, weil sie auf nichts achtete. Wenn Rachel zu Hause in ihrem kleinen Zimmer ankam, fühlte sie ihre Neugierde von dieser leichten Nahrung gesättigt, sie nahm ihre Wäsche vor, um sie auszubessern, oder änderte ein Kleid oder las einen Roman – denn sie hatte mit Staunen vor der Weltleitung die Einrichtung der Volksbüchereien kennengelernt –, ihre Wirtin trat ein und plauderte ehrerbietig mit ihr, denn Rachel hatte Geld, ohne zu arbeiten und ohne daß man irgendetwas von schlechtem Lebenswandel merkte, und so ein Tag war um, ehe sich Zeit fand, das geringste zu vermissen, und goß seinen Inhalt, voll bis zum Rand von Spannendem, in die Träume der Nacht aus.

Freilich hatte Ulrich vergessen, Rachel rechtzeitig Geld zu schicken oder sie zu sich zu bestellen, und sie hatte schon anfangen müssen, die kleinen Ersparnisse aus ihrem Dienst zu verbrauchen. Aber sie machte sich keine Sorge, denn Ulrich hatte ja versprochen, sie einstweilen zu schützen, und zu ihm hinzugehen, um ihn zu erinnern, kam ihr ganz und gar unpassend vor. In allen Märchen, die sie kannte, gab es etwas, das man nicht sagen oder nicht tun durfte; und gerade das wäre es gewesen, wenn sie zu Ulrich gegangen wäre und ihm gesagt hätte, daß sie kein Geld mehr habe. Damit soll keineswegs behauptet sein, daß sie das ausdrücklich dachte, daß ihre Lebensführung ihr märchenhaft vorkam oder daß sie überhaupt an Märchen glaubte. Im Gegenteil, so war die Wirklichkeit beschaffen, die sie nie anders kennengelernt hatte, wenn es auch noch niemals derart schön gewesen war wie jetzt. Nun gibt es Menschen, denen das erlaubt ist, und solche, denen es verboten ist; die einen sinken von Stufe zu Stufe und enden im äußersten Elend, die anderen werden reich und glücklich und hinterlassen viele Kinder. Zu welcher von beiden Gruppen Rachel gehörte, war ihr niemals gesagt worden; den beiden Menschen, die ihr den Unterschied hätten erklären können, hatte sie nie gezeigt, daß sie träume, sondern hatte fleißig gearbeitet, bis auf die zwei unbeabsichtigten Fehltritte, die so große Folgen gehabt hatten. Und eines Tages meldete ihr wirklich ihre Wirtin, daß, während sie zum Essen gegangen war, eine feine Dame nach ihr gefragt habe und angekündigt habe, daß sie nach einer Stunde wiederkehre. Rachel gab angstvoll die Beschreibung Diotimas; aber die Dame, die sie gesucht habe, sei ganz entschieden nicht groß gewesen, behauptete die Wirtin, und auch nicht stark, auch dann nicht, wenn man unter stark nicht dick meine. Die Dame, die Rachel suchte, war ganz entschieden eher klein und mager zu nennen.

Und wirklich, die Dame war schlank, klein und kehrte schon nach einer halben Stunde wieder. Sie sagte «Liebes Fräulein» zu Rachel, nannte Ulrichs Namen und zog einen größeren, eng zusammengefalteten Betrag Geldes aus ihrem Täschchen, den sie Rachel im Auftrage ihres Freundes übergab. Dann begann sie ihr eine schwierige und aufregende Geschichte zu erzählen, und Rachel war noch nie in ihrem Leben von einer Unterhaltung so gefesselt worden. Es gebe einen Mann, erzählte die Dame, der von seinen Feinden verfolgt werde, weil er sich edelmütig für sie geopfert habe. Eigentlich nicht edelmütig; denn er mußte es tun, es war sein inneres Gesetz, jeder Mensch hat ein Tier, dem er innen ähnlich sieht, – «Sie, zum Beispiel, Fräulein» – sagte die Dame – «haben entweder eine Gazelle oder eine Schlangenkönigin, das läßt sich nicht immer auf den ersten Blick sagen.»

Wenn das nun etwa die Köchin in der Küche bei Diotima behauptet hätte, so möchte es auf Rachel keinen oder einen ungünstigen Eindruck gemacht haben; aber es wurde von einer Frau gesagt, die in jedem Wort die Sicherheit einer gnädigen Frau ausströmte, diese Gabe des Herrschens, die jeden Zweifel als eine Achtungsverletzung erscheinen ließe; also war für Rachel das Ereignis gegeben, daß eine Gazelle oder eine Schlangenkönigin zu ihr in Beziehungen stand, die vorläufig noch zu hoch für sie waren, aber wohl in irgendeiner Weise erklärt werden konnten,

denn ähnliches hört man ja manchesmal. Rachel fühlte sich von dieser Neuigkeit geladen wie eine Bonbonniere, die man im Augenblick noch nicht öffnen kann.

Der Mann, der sich geopfert habe, fuhr die Dame fort, trage einen Bären in sich, das heißt, die Seele eines Mörders, und bedeute, daß er den Mord auf sich genommen habe, allen Mord, den an den ungeborenen und verhinderten Kindern, den feigen Mord, den die Menschen an ihren Talenten begehen, und den Mord auf der Straße durch die Fuhrwerke, Radfahrer und Bahnen. Clarisse fragte Rachel – denn natürlich war es Clarisse, die da sprach –, ob sie den Namen Moosbrugger schon gehört habe. Nun, Rachel hatte, obgleich sie ihn später wieder vergaß, Moosbrugger geliebt und gefürchtet wie einen Räuberhauptmann, damals, als er alle Zeitungen in Schrecken setzte und bei Diotima öfters von ihm gesprochen wurde; also fragte sie gleich, ob es sich um ihn handle.

Clarisse nickte. «Er ist unschuldig!»

Zum erstenmal hörte das Rachel nun von einer Autorität, was sie sich selbst früher oft gedacht hatte.

«Wir haben ihn befreit» fuhr Clarisse fort. «Wir, die Verantwortlichen, die mehr erkennen als die übrigen. Aber wir müssen ihn nun verbergen.» Clarisse lächelte, und so eigentümlich und doch beseligend freundschaftlich, daß das Herz Rachel in die Höschen fallen wollte, aber unterwegs stecken blieb, ungefähr in der Gegend des Magens. «Wo verbergen?» stammelte sie blaß.

«Die Polizei wird ihn suchen,» erklärte Clarisse «er muß also irgendwohin, wo ihn kein Mensch vermuten kann. Das beste wäre, Sie würden ihn als Ihren Mann ausgeben. Er müßte ein Stockbein tragen, das läßt sich leicht vortäuschen, oder irgendetwas, und Sie würden einen kleinen Laden mit anschließendem Wohnraum aufnehmen, damit es so aussieht, wie wenn Sie damit Ihren invaliden Ehemann ernährten, der das Haus nicht verlassen kann. Das Ganze dauert nur ein paar Wochen, und ich könnte Ihnen mehr Geld dafür geben, als Sie brauchen.»

«Aber warum nehmen Sie ihn denn nicht zu sich, gnädige Frau!?» wagte Rachel dem entgegenzuhalten.

«Mein Mann ist nicht eingeweiht und würde mir das nie erlauben» antwortete Clarisse und fügte die Lüge hinzu, daß der Vorschlag, den sie gemacht habe, von Ulrich ausgehe.

«Aber ich fürchte mich vor ihm!» rief Rachel aus.

«Das ist schon richtig» meinte Clarisse. «Aber, liebes Fräulein, alles Große ist furchtbar. Viele große Männer sind im Irrenhaus gewesen. Es ist unheimlich, sich mit jemand auf gleich zu stellen, der ein Mörder ist; aber sich mit dem Unheimlichen gleichzustellen, ist der Beschluß zur Größe!»

«Aber will denn er überhaupt?» fragte Rachel. «Kennt er mich? Will er mir nichts tun?»

«Er weiß doch, daß Sie ihn retten wollen. Denken Sie, er hat in seinem Leben nur Ersatzweiber gekannt? Sie verstehen, was ich meine. Er wird glücklich darüber sein, daß eine wirkliche Frau ihn schützt und aufnimmt; und er wird Sie mit keinem Finger berühren, wenn Sie es ihm nicht erlauben. Dafür stehe ich Ihnen gut! Er weiß, daß ich die Kraft habe, ihn zu bezwingen, wenn ich will!»

«Nein, nein!» Rachel stieß nur dies hervor; sie hörte auch von allem, was Clarisse sagte, nur noch die Gestalt der Stimme und Sprache, eine Freundlichkeit und schwesterliche Gleichheit, der sie nicht widerstehen konnte. So hatte noch nie eine Dame zu ihr gesprochen, und doch war gar



nichts Gekünsteltes und Falsches daran; Clarissens Gesicht befand sich in einer Ebene mit dem ihren und nicht in der Höhe wie das Diotimas; sie sah die Züge arbeiten, namentlich zwei Längsfalten bildeten sich immer wieder von der Nase ausgehend und am Mund hinablaufend; Clarisse kämpfte sichtlich gemeinsam mit ihr um die Lösung.

«Bedenken Sie, Fräulein» sagte Clarisse jetzt. «Der, welcher erkennt, muß sich opfern. Sie haben gleich erkannt, daß Moosbrugger nur zum Schein ein Mörder ist. Also müssen Sie sich opfern. Sie müssen das Mörderische aus ihm herausziehen, und dann kommt das, was ihrem eigenen Wesen entspricht, dahinter zum Vorschein. Denn Gleiches wird nur von Gleichem angezogen: das ist das unerbittliche Gesetz des Großen!»

«Aber wann sollte das denn sein:»

«Morgen. Ich komme gegen Abend zu Ihnen und hole Sie ab. Bis dahin ist alles geordnet!»

«Wenn noch ein Dritter bei uns wohnen könnte, würde ich es tun» sagte Rachel.

«Ich werde Sie täglich besuchen» sagte Clarisse «und achtgeben; es ist ja das Wohnen nur Schein. Sie dürfen doch auch gegen Ulrich nicht undankbar sein, wenn er einen Dienst von Ihnen braucht!»

Das gab den Ausschlag. Clarisse hatte vertraulich den Taufnamen gebraucht. Rachel kam sich in diesem Augenblick mit ihrer Feigheit ihres Wohltäters unwürdig vor. Die Darstellung, die uns unser Inneres von dem gibt, was wir tun sollen, ist außerordentlich trügerisch und launisch. Rachel kam mit einemmal das Ganze wie ein Scherz vor, ein Spiel, eine Nichtigkeit. Sie würde einen Laden und ein Zimmer haben; wenn sie wollte, konnte sie die Tür dazwischen absperrern. Ebenso würde es zwei Ausgänge geben, wie bei den Zimmern auf dem Theater. Der ganze Vorschlag war nur eine Formalität, und es war wirklich übertrieben von ihr, Schwierigkeiten zu machen, wengleich sie sich» grauenhaft vor Moosbrugger fürchtete. Diese Feigheit mußte sie überwinden. Und wie hatte die Dame gesagt» Dann kommt alles das in ihm hervor, was ihrem Wesen entspricht. Wenn er wirklich nicht so furchtbar war, so hatte sie dann doch das, was sie sich früher leidenschaftlich gewünscht hatte.

[<]

**108**

## Moosbrugger und Rachel

Mit dem Laden und dem anstoßenden Zimmer und den zwei Ausgängen war es nichts geworden; Clarisse war erschienen und hatte erklärt, daß sich der Miete im letzten Augenblick Schwierigkeiten entgegengestellt hätten; man müsse nehmen, «was da sei, die Zeit dränge, und das Schicksal hänge vielleicht von Viertelstunden ab. Sie habe einen anderen Raum gefunden. Ob Rachel ihre Sachen schon eingepackt und beisammen habe: Das Auto warte unten. Es sei leider kein schöner Raum. Und vor allem sei er noch nicht möbliert. Clarisse habe aber schnell das Nötigste hineinstellen lassen. Jetzt handle es sich aber nur darum, rasch Moosbrugger unterzubringen. Alles andere lasse sich morgen ordnen. Und das Heutige sei nur vorläufig. – Den größeren Teil dieses Berichts stattete Clarisse schon im Auto ab. Die Worte wirbelten. Rachel fand keine Zeit sich zu besinnen. Der Fahrpreisanzeiger, von einem kleinen Lämpchen halb beleuchtet, rückte ohne Aufhören vor; Rachel hörte bei jeder Umdrehung der Räder das

Knacksen des Kilometerzählers, so wie wenn ein Gefäß einen Sprung hat und unaufhörlich tropft; Clarisse drückte ihr im Dunkel der alten Droschke einen Haufen Geld in die Hände, und Rachel hatte zu tun, um ihn in ihre Taschen zu stopfen; das Papier quoll dabei auf, einzelne Blätter segelten davon und mußten wieder eingefangen werden; und Clarisse half ihr lachend suchen, und der Rest des langen Wegs war ganz davon ausgefüllt.

Der Wagen hielt in einer abseitigen Gasse vor der baufälligen Front eines alten «Hofs»; das sind tiefe Grundstücke, wo von einem schmalen Gassenteil niedere Flügel nach hinten laufen, mit Werkstätten, Ställen, Hühnern, Kindern, und den kleinen Wohnungen großer Familien, die sich unmittelbar auf den Hof öffnen oder, einen Stock höher, auf einen ins Freie hinaushängenden, von außen alles verbindenden Gang. Clarisse half Rachel schleppen und schien den Hausmeister vermeiden zu wollen; sie stießen an Wagen, die im Dunkel standen, an Werkzeuge, die überall herumlagen, und an den Brunnen, aber sie kamen unbehelligt bis zu Rachels neuer Wohnung. Clarisse hatte eine Kerze in der Tasche und fand mit ihrer Hilfe eine große Petroleumlampe, an die sie sich erinnert hatte, um sie vom Dachboden ihrer Eltern zu entführen. Es war ein hohes, in Metall getriebenes Stück, das alle letzten Fortschritte, welche die Petroleumzeit gemacht hatte, kurz ehe sie von der elektrischen Hausbeleuchtung endgültig verdrängt wurde, in sich faßte und das ganze Zimmer, weil der Schirm fehlte, mit massigem Licht füllte. Clarisse war sehr stolz darauf, aber sie mußte eilen, da sie den Wagen an der nächsten Ecke warten ließ, um Moosbrugger zu holen.

Rachel traten die Tränen in die Augen, sowie sie allein war und sich mit ihrer neuen Umgebung vertraut machte. Der dicke weiße Lichtschein war fast das einzige, was es in dem Zimmer gab, außer den schmutzigen Wänden. Aber der Schreck hatte Rachel ungerecht gemacht; bei genauerem Hinsehen fand sich an einer Wand ein schmales Eisenbett, auf dem so etwas wie Bettzeug lag, in einer Ecke war ohne Ordnung eine Anzahl Decken aufgehäuft, die wohl das zweite Lager darstellen sollten, Decken hingen auch vor den Fenstern und der Türe, die ins Freie führte, und bildeten vor einem kleinen, sehr einfachen Tisch eine Art Teppich, auf dem auch noch ein gehobelter Stuhl stand. Rachel setzte sich seufzend darauf und zog ihr Geld hervor, um es in Ordnung zu bringen. Nun erschrak sie wieder, diesmal aber über die Größe, ja den Überfluß des Betrags, den ihr Clarisse im Dunkel des Wagens ohne alle Vorsicht zugesteckt hatte. Sie glättete die Scheine und barg sie in einem Täschchen, das sie am Busen trug. Wenn sie gewußt hätte, daß sie vor dem Tische saß, an dem Meingast sein großes Werk geschaffen hatte, und daß auch das schmale Eisenbett seines gewesen war, hätte sie vielleicht einiges mehr verstanden. So seufzte sie bloß noch einmal, aber doch schon beruhigter über die Zukunft, und entdeckte auch noch einen alten Herd, einen Spirituskocher und etwas Geschirr, ehe Clarisse mit Moosbrugger zurückkam.

Dieser Augenblick war wie der schreckliche Augenblick beim Zahnarzt, wenn man ins Zimmer gerufen wird, was Rachel bisher nur ein einzigesmal kennengelernt hatte, und sie stand gehorsam auf, als die beiden eintraten.

Moosbrugger ließ sich von Clarisse ins Zimmer führen, wie ein großer Künstler in einen Kreis von Menschen eingeführt wird, die auf ihn warten. Er wollte Rachel nicht bemerken und musterte zuerst den neuen Raum, dann erst, nachdem er nichts auszusetzen hatte, richtete er seinen Blick auf das Mädchen und nickte einen Gruß. Clarisse schien ihm nichts mehr zu sagen zu haben; sie schob ihn, ihre winzige Hand an seinem riesigen Arm, gegen den Tisch zu und lächelte bloß. Sie lächelte so, wie es jemand tut, der alle Muskeln bei einem gewagten Unternehmen anspannen muß und dazu lächeln will, so daß sich die zarten Gesichtsmuskeln scharf zusammenziehen müssen, um sich zwischen der Pressung aller anderen durchzuzwängen. Diesen Ausdruck behielt

sie auch bei, als sie ein Pack Eßwaren auf den Tisch stellte und den beiden anderen erklärte, daß sie keine Minute mehr bleiben könne und eilig nach Hause müsse. Sie versprach, am nächsten Morgen gegen zehn Uhr wiederzukehren, und dann solle alles in Ordnung gebracht werden, was im Augenblick noch fehle.

So war nun Rachel mit dem bewunderten Mann allein. Sie deckte den Tisch mit einem Kissenüberzug, da sich kein Tischtuch vorfand, und breitete den Aufschnitt, den Clarisse mitgebracht hatte, auf einem großen Teller aus. Diese Pflichten kamen ihrer Verlegenheit sehr zu Hilfe. Dann sagte sie, das Essen auf den Tisch stellend, in gewähltem Deutsch: «Sie werden Hunger haben»; diesen Satz hatte sie sich inzwischen ausgedacht. Moosbrugger war aufgestanden und bot ihr mit einer galanten Bewegung seiner großen Pratze seinen Platz an, denn es zeigte sich, daß nur dieser eine Stuhl vorhanden war. «Oh danke,» sagte Rachel «ich esse nicht viel, ich werde mich dorthin setzen!» Sie nahm zwei Scheibchen von dem Teller, den ihr Moosbrugger reichte, und setzte sich damit aufs Bett.

Moosbrugger hatte ein grauenerregend langes Schnappmesser aus der Tasche gezogen und bediente sich damit beim Essen. Er hatte in den Tagen seiner Flucht unregelmäßig und schlecht gegessen und entwickelte großen Hunger. Rachel benützte die Gelegenheit, um ihn zu betrachten; richtiger gesagt, sie mußte das tun, denn sobald sie nur in der Richtung des Tisches sah, wurde ihr ganzes Auge von der Erscheinung dieses Mannes ausgefüllt, ja mehr, seine Erscheinung überfüllte ihr Auge, ging auf allen Seiten über den Rand hinaus, und Rachel konnte ihren Blick richtig spazierenführen; über die ganze Breite der Brust oder von der Tischkante zu dem dichten Schnauzbart, auch von dem Kinn bis zum Dach des mächtigen Schädels war das zum Beispiel ein weiter Weg, und in den rotblonden Haaren der gewaltigen Fäuste konnte man verweilen wie in einem Gebüsch. In Rachel waren einstweilen alle Gedanken und ein Teil der Träumereien wieder zurückgenommen, deren Gegenstand einstens Moosbrugger gewesen war. Vor allem suchte sie sich zu vergegenwärtigen, wie viele Frauen sie jetzt um die Lage beneiden möchten, in der sie sich befand. Für sie war Moosbrugger ein großer und berühmter Mann, ganz der Wahrheit entsprechend, wenn man die Unterschiede des öffentlichen Ruhms beiseite läßt, die zwar gemacht werden, aber keineswegs genau und deutlich sind. Sie übersah nicht das Fürchterliche an diesem Ruhm, der durch blutige, grausame, ja sogar heimtückische Taten erworben war, denn sie zitterte vor Angst, obgleich sie auch vor Aufregung glühte. Aber wie alle Menschen bewunderte sie an dieser Grausamkeit die Kraft, und wie alle ursprünglichen Menschen setzte sie voraus, daß diese herkulische Kraft in Berührung mit ihr nicht gefährlich sein, sondern sich zum Guten umlenken werde, so daß ihre Furcht ihr nur als kleinmütige äußere Gewohnheit vorkam, während ihre Seele immer tapferer wurde, je länger sie mit Moosbrugger beisammen war. Und in der Tat, wer in der richtigen Beziehung zu Verbrechern lebt, lebt zwischen ihnen so sicher wie zwischen anderen Menschen.

Moosbrugger hatte nicht richtig gefunden, sich bei einem so wichtigen Geschäft, wie es das Essen ist, durch die Blicke des Mädchens stören zu lassen. Nun aber lehnte er sich nach getaner Arbeit zurück, klappte sein Messer zu, strich die Reste von seinem Schnurrbart und sagte: «Na, kleines Fräulein, jetzt wäre wohl ein Glas Schnaps nicht ohne –»

Rachel beeilte sich, ihm zu versichern, daß keine alkoholischen Getränke im Hause seien, und sie fügte die Lüge hinzu, daß Clarisse ihr auch aufgetragen habe, keine anzuschaffen.

Moosbrugger hatte es gar nicht so ernst gemeint. Er war kein Trinker, ja er hütete sich selbst vor dem Alkohol, dessen unberechenbare Wirkung er fürchtete. Aber er hatte monatelang keinen Tropfen gesehn und hatte sich nach der reichlichen Mahlzeit gedacht, es wäre nicht übel, an

diesem langweiligen Abend einen zu versuchen. Er ärgerte sich über die Abweisung. Diese Weiber setzten ihn ja ordentlich gefangen. Aber er ließ es sich nicht merken und nahm sich vor, die Unterhaltung in bester Form fortzusetzen.

«Da wären wir also sozusagen wie Mann und Frau bis auf weiteres, kleines Fräulein,» begann er «wie soll ich dich denn nennen?» Er gebrauchte das natürliche Du der einfachen Leute; es war Rachel nicht unangenehm, aber ebenso natürlich blieb sie beim Sie. «Ich heiße Rachel oder Rachele, wie Sie wollen.»

«Oh, lala, Rachèle, alle Achtung!» Er sprach den französischen Namen zweimal mit Genuß aus. – «Und Rachel war die schönste Tochter Labans» – er lachte galant.

«Erzählen Sie mir, wie Sie die Maurer besiegt haben!» bat Rachel. Um etwas noch Aufregenderes traute sie sich nicht zu bitten.

Moosbrugger wandte sich ab und drehte eine Zigarette. Er war beleidigt. In seinen Kreisen galt so eine Frage für eine unerlaubte Vertraulichkeit bei flüchtiger Bekanntschaft. Er rauchte mehrere Zigaretten hintereinander. Er langweilte sich. Unbedeutende, zudringliche Frauenzimmer waren nichts für ihn. Er wurde schläfrig. Er war es jetzt aus dem Gefängnis und der Anstalt gewohnt, sehr früh zur Ruhe zu gehn.

Rachel ärgerte sich darüber, daß er so rücksichtslos rauchte. Sie hatte wohl auch das Gefühl, etwas schlecht gemacht zu haben, aber sie wußte nicht was.

Moosbrugger stand auf, vertrat sich die Beine und gähnte.

«Wollen Sie zur Ruhe gehn?» fragte Rachel.

«Was soll man sonst anfangen!» meinte Moosbrugger. Er besah das Bett; dann, in Erinnerung an die Gebote der Ritterlichkeit, wandte er sich in die Ecke, wo die Decken lagen.

«Schlafen Sie doch im Bett. Sie brauchen Erholung» sagte Rachel.

«Nein, im Bett kannst du schlafen.» Er legte seinen Rock ab. Rachel geriet in Verlegenheit, als Moosbrugger aus den Hosen fuhr. Aber so, wie er dann war, legte er sich auf die Decken und zog eine davon über sich. Rachel wartete eine Weile, dann blies sie das Licht aus und entkleidete sich im Dunkel.

In der Nacht fürchtete sie sich wieder; sie bildete sich ein, wenn sie einschlafe, könnte es so kommen, daß sie überhaupt nie mehr erwache. Aber dann schlief sie doch bald ein und erwachte, wie der Morgen ins Zimmer schien. In der Ecke lag Moosbrugger, zugedeckt, wie ein großer Berg. Im Haus war noch alles still. Rachel benutzte das, um vom Brunnen Wasser zu holen. Sie reinigte auch ihre und Moosbruggers Schuhe draußen im Hof. Als sie leise wieder zur Türe hereinschlüpfte, sagte ihr Moosbrugger guten Morgen.

«Wollen Sie Kaffee, Tee oder Schokolade?» fragte sie ihn. Moosbrugger war ganz erstaunt darüber. Er sagte Kaffee, aber die Entscheidung fiel ihm wirklich nicht leicht. Auch gefiel ihm Rachel jetzt bei Tag besser als gestern abend; sie hatte etwas Feines und Gebildetes in ihrer Erscheinung. Er gab sich Mühe beim Ankleiden und drehte sich erst wieder von der Wand fort, als er ganz fertig war.

«Waren Sie mir gestern abend böse?» fragte Rachel, die seine Aufgeräumtheit bemerkte.

«Ach, Weiber wollen immer alles wissen, aber wenn du willst, kann ich dir ja die Geschichte von den Maurern erzählen. Du wirst daraus sehen, wie die Leute sind; alle sind sie gleich. Und was hast du bis jetzt gemacht?»

«Ich war in einem sehr vornehmen Haus, man hat mich dort wie eine Tochter gehalten.»

«Na, und warum bist du dann hinausgeflogen?»

«Oh!» sagte Rachel und war keineswegs entschlossen die Wahrheit zu sagen. «Wissen Sie, der Herr in diesem Haus ist ein sehr hoher Diplomat, und da war eine Geschichte mit einem Mohrenprinzen →»

«Du bist wohl schwanger?» fragte Moosbrugger mißtrauisch.

«Pfui!» rief Rachel empört. «Sie erlauben sich zu viel, wenn Sie so zu mir sprechen! Hätte die Dame Sie mir anvertraut?!»

Sie gefiel Moosbrugger ganz entschieden. Sie war etwas Besseres, das konnte man hören und sehn. Wenn er die Weiber überlegte, die er kannte: etwas so Feines hatte er noch nie gehabt. «Na, schon gut» meinte er. «Ich habe dich nicht beleidigen wollen. Und die Geschichte mit den Maurern, die war so: →»

Er erzählte sie ihr umständlich und würdevoll, samt allen Ränken und Bestechungen, denen ein Mann wie er bei Gericht begegnet, und weil sie eine Bekanntschaft mit einem Mohrenfürsten erwähnt hatte, so wollte er nicht zurückstehn und erzählte auch noch seinen Marsch nach Konstantinopel.

«Da haben die Türken mehrere Frauen?» fragte Rachel.

«Nur die reichen. Aber darum taugen die Türken auch nichts» gab Moosbrugger mit galantem Lächeln zur Antwort. «Schon von *einer* Frau wird ja der Mann ruiniert!»

«Haben Sie schlechte Erfahrungen mit Frauen gemacht?» fragte Rachel, während ihr Blut Kreise schlug wie der Schweif einer lauernenden Katze.

Moosbrugger sah sie prüfend an und wurde ernst. «Ich habe in meinem ganzen Leben nur schlechte Erfahrungen gemacht. Wenn ich mein Leben schreiben wollte, würden manchem die Augen aufgehn!»

«Das sollten Sie tun!» schlug Rachel begeistert vor.

«Mir ist das Schreiben viel zu unbequem!» sagte Moosbrugger stolz und dehnte seine Schultern aus. «Aber du bist ja ein gebildetes Fräulein. Vielleicht erzähl ich dir noch was. Dann kannst du's schreiben.»

«Ich habe noch nie ein Buch geschrieben!» erwiderte Rachel bescheiden; aber zumute war ihr, wie wenn man ihr angeboten hätte, Sektionschef Tuzzis Stelle zu übernehmen. Und dieser Mann vor ihr war kein Schwätzer; der hatte bewiesen, daß er für seine Worte einstehen konnte.

So verging die Zeit in angeregtem Gespräch, und es wurde zehn Uhr, ohne daß Clarisse kam.

Moosbrugger zog seine große dicke Nickeluhr aus der Weste und stellte fest, daß es fünf Minuten nach halb elf sei.

Als sie das nächste Mal nachsahen, war es sieben Minuten vor elf.

«Sie wird nicht mehr kommen, ich hab mir das gleich gedacht» sagte Moosbrugger.

«Aber sie muß doch kommen» sagte Rachel.

Das Gespräch wurde wortkarg. Sie waren früh erwacht und hatten das Zimmer nicht verlassen, das Eingesperrtsein machte sie müde. Moosbrugger stand auf und dehnte sich. Rachel erklärte

sich endlich bereit, etwas zum Essen zu besorgen, ohne länger zu warten. Aber vorher mußte Moosbrugger den grünen Augenschirm aufsetzen und das Holzbein umschnallen, falls in Rachels Abwesenheit ein Fremder in die Wohnung käme; Holzbein und Augenblende waren ein Vermächtnis Clarisses. Es war gar nicht einfach, mit dem an den Schenkel zurückgeklappten und angebundenen Bein, an dessen Knie die Holzstelze saß, durch die Hose zu fahren; Moosbrugger mußte den Arm um Rachels Nacken legen und zog sie bei dieser Gelegenheit ein bißchen an sich.

Er humpelte über eine Viertelstunde allein in der Wohnung auf und ab, es war ekelhaft langweilig; dann kochte Rachel, aber sie konnte nicht viel kochen, und das Essen war auch nicht gerade lustig. Moosbrugger bekam diese Zurückgezogenheit allmählich satt, aber er sah ein, daß er sie noch lange nicht aufgeben dürfe. Er wollte ein wenig schlafen, damit die Zeit vergehe, gähnte wie ein Löwe und setzte sich auf das Bett, um das verdammte Bein abzuschneiden, das ihm das Blut in den Kopf trieb. Rachel mußte ihm helfen. Und wie er wieder den Arm um ihre Schulter legte, dachte er, daß sie doch eigentlich seine Frau sei für diese Zeit. Sicherlich hatte sie nie etwas anderes von ihm erwartet und sich lustig über ihn gemacht, gestern, als er so ohne weiteres zur Ruhe ging. Als das Holzbein zur Erde fiel, legte er Rachel mit dem Arm, den er um ihre Schulter hatte, zurück aufs Bett und zog sie ein wenig daran hoch, bis ihr Kopf auf ein Kissen zu liegen kam. Rachel wehrte sich nicht. Sein großer Bart senkte sich auf ihren Mund. Aber ihr kleiner Mund kam ihm entgegen. Ging gleichsam in diesen Bart hinein wie in einen Wald und suchte darin den Mund. Als der Mann sich an ihr hinaufschob, kam Rachel beinahe mit dem Gesicht unter seine Brust zu liegen und mußte mit dem Kopf seitwärts ausweichen, um atmen zu können; ihr war, wie wenn sie von Erde verschüttet wäre, die vulkanisch zuckte. Die wirklich großen körperlichen Erregungen entstehen durch die Einbildungskraft; Rachel erblickte in Moosbrugger nicht einen Helden, wie die Erde keinen zweiten trug, denn das Vergleichen und Überlegen hätte dann die Einbildungskraft schon getötet, – sondern den Held, und das ist ein Begriff, der weniger bestimmt ist, aber mit dem Ort und dem Augenblick, wo er auftritt, verschmilzt und mit dem Menschen, der ihn bewundert. Wo Helden sind, dort ist auch noch die Welt weich und glühend und der Zusammenhang der Schöpfung nicht zerrissen. Das abenteuerliche Zimmer mit verhängten Fenstern sah mit einemmal wie die Höhle eines großen Räubers aus, der sich dahin vor der Welt zurückzieht. Rachel fühlte ihre Brust unter einem gewaltigen Druck liegen; das Huschende, das zu ihrem Wesen gehörte, wurde in diesem Augenblick von einer übermächtigen Kraft festgehalten und zum Dulden gezwungen; ihr Oberleib konnte sich dabei so wenig rühren, wie wenn er unter die Eisenräder eines Lastwagens geraten wäre, und diese Lage würde quälend geworden sein, hätte nicht alle Freiwilligkeit und Selbständigkeit, deren ihr Körper fähig war, sich in den Hüften versammelt, wo ein Riese mit Wolken kämpfte, die ihn unerachtet ihrer Ohnmacht immer wieder umschlangen und in ihrer Weise ebenso stark waren wie er in der seinen. Ein Wunsch, den Rachel noch nie in ihrem Leben empfunden, ja noch nie geahnt hatte, drückte in ihrem Kopf und öffnete von da die ganze Person: sie wollte einen Helden empfangen und gebären. Ihre Lippen blieben staunend geöffnet, ihre Glieder blieben liegen, wo sie lagen, als sich Moosbrugger erhob, und ihre Augen blieben von einem bläulich gelben Hauch, wie ihn Waldschwämme annehmen, wenn man sie bricht, noch lange überzogen. Sie stand erst auf, als es Zeit wurde, Licht zu machen und an das Abendbrot zu denken; bis dahin hatte sie in einer Art Gedankenlosigkeit auf eine Fortsetzung gewartet, die sie sich nicht vorzustellen vermochte und keineswegs bloß als eine Wiederholung dachte.

Für Moosbrugger war die Angelegenheit übrigens bis auf weiteres erledigt. Menschen, die bei Gelegenheit Sexualverbrechen begehen, sind, wie man weiß, in gewöhnlichen Zeiten nichts weniger als üppige Liebhaber, da ihre Verbrechen, soweit sie nicht äußeren Einflüssen entspringen, ja nichts anderes ausdrücken als die Unregelmäßigkeit ihrer Begierde. Moosbrugger

empfand nichts als Langweile, während Rachel vernichtet auf dem Bett lag. Nun war also nach seiner Ansicht auch noch das vorbei, das dem Beisammensein eine gewisse Spannung verliehen hatte, ehe man daran dachte.

Clarisse kam nicht, sie kam auch am nächsten Tag nicht; sie kam überhaupt nicht mehr.

Moosbrugger rauchte Zigaretten und gähnte. Rachel legte ihm ein paarmal den Arm um den Hals und die Hand ins Haar, er schüttelte sie ab. Er zog sie auf seinen Schoß und stellte sie gleich danach wieder auf die Beine, weil er es sich anders überlegt hatte. Was er außer Langweile fühlte, war, daß man ihn beleidigt hatte. Diese Frauen hatten ihn wie einen Jungen aus der Schule geholt und nach Hause begleitet; er hatte dieses Bild manchenmal beobachtet und sich dabei gedacht, daß aus solchen Söhnchen nie etwas Tüchtiges werden könne. Aber er sah ein, daß er vorläufig nachgeben müsse; er durfte sich nicht auf die Straße traun, solange der Eifer der Polizei noch frisch war, und Freunde aufzusuchen, war schon gar nicht ratsam. Er ließ sich von Rachel Zeitungen bringen und suchte, was man über ihn sage; er war jedoch mit seiner Presse diesmal nicht zufrieden, die Blätter taten seine Flucht mit drei bis fünf Zeilen ab. Er wußte, daß Rachel ebenso niedergeschlagen davon war, daß Clarisse sich nicht zeigte, wie er selbst; aber der Unwille, der sich in ihm anhäuften, wenn er Rachel auch nicht als seine Ursache ansah, so lagerte er sich doch um sie, als die gegenwärtige Stellvertreterin Clarissens. Rachel begriff den Fehler, daß sie sich auch weiterhin weigerte, Alkohol zu bringen; hätte sie es, übrigens, getan, so wäre auch das ein Fehler gewesen. Moosbrugger schwieg nach solcher Weigerung, aber die Beleidigungen, denen er ausgesetzt war, bildeten mit der Sehnsucht nach einem Wirtshaus und der faden Langweile zusammen einen Knäuel von Widerwärtigkeit, als dessen Spindel ihm das dünne Mädchen vorkam, das sich den ganzen Tag um ihn bewegte. Er sprach nur das Nötigste und ließ alle Versuche Rachels, das Gespräch wieder auf die Höhe des ersten Morgens zu bringen, unberücksichtigt. Dazu noch von ihren eigenen Sorgen gepeinigt, war Rachel sehr unglücklich.

Nach wenigen Tagen kam es zu dem ersten Auftritt zwischen ihr und ihm. Als das Abendbrot und auch eine Weile des Gähnens vorbei waren, zog Moosbrugger das kleine Geldtäschchen, aus dem Rachel den täglichen Bedarf beglich, an sich, und suchte mit seinen dicken Fingern ein Geldstück herauszufischen. Rachel, die sofort begriff, was er wollte, aber ihm ihre Börse nicht rechtzeitig hatte entziehen können, lief um den Tisch und fiel ihm in den Arm. «Nein,» rief sie aus, «Sie dürfen nicht ins Wirtshaus gehn! Man wird →» Aber sie kam nicht dazu, diesen Satz zu vollenden, denn Moosbruggers Arm schob sie so streng zur Seite, daß sie das Gleichgewicht verlor und alle Mühe aufwenden mußte, um nicht zu fallen. Moosbrugger setzte seinen Hut auf und verließ das Zimmer, so unnahbar wie eine große Steinfigur.

Rachel überlegte verzweifelt, was sie zu tun habe. Sie beschloß, den Kampf gegen Moosbruggers Unklugheit aufzunehmen. Sie warf sich vor, daß sie sich durch sein verändertes Benehmen habe erschrecken lassen, und in der Einsamkeit des Nachdenkens kam ihr dieses Benehmen begreiflich vor. Als die Schwächere hatte sie es leicht, die Klügere zu sein, aber sie mußte alles daransetzen, ihm begreiflich zu machen, daß sie es in diesem Falle auch wirklich sei, und wenn er das einsähe, würde er sich wohl auch mit seiner Lage ein wenig befreunden, denn Rachel begriff ganz gut, daß das keine Lage für einen Helden war. Aber Moosbrugger war, als er nachhause kam, betrunken. Die Stube füllte sich mit üblem Geruch, sein Schatten tanzte an den Wänden; Rachel war entgeistert, und ihre Worte liefen in spitzen Vorwürfen diesem Schatten nach, ohne daß sie es selbst wollte. Moosbrugger war auf ihrem Bett gelandet und winkte ihr mit dem Finger. «Nein, niemals wieder!» schrie Rachel. Moosbrugger zog eine Flasche aus der Brust, die er mitgebracht hatte. Er war schon vor elf Uhr aus der Wirtschaft aufgebrochen und war bloß zu einem Drittel

von Schnaps gefüllt, zum zweiten von schlechtem Gewissen und zum dritten von Ärger über seinen Aufbruch. Rachel ließ sich verleiten, sich auf ihn zu stürzen, um ihm die Flasche zu entreißen. In diesem Augenblick glaubte sie, daß ihr Kopf zerberste, die Lampe drehte sich, und ihr Körper verlor allen Zusammenhang mit der Welt; Moosbrugger hatte ihr Zustürzen mit einem gewaltigen Tatzenschlag in ihr Gesicht abgewehrt, und als Rachel zu sich kam, lag sie weit von ihm entfernt auf der Erde, zwischen den Zähnen sickerte etwas hervor, und Oberlippe und Nase schienen schmerzhaft zusammengewachsen zu sein. Sie sah, wie Moosbrugger immer noch die Flasche betrachtete, dann schmetterte er diese unwirsch zur Erde, stand auf und blies das Licht aus.

Ob mit Willen oder bloß in seiner Trunkenheit, Moosbrugger hatte das Bett besetzt, und Rachel kroch weinend auf den Deckenhaufen, in dessen Nähe sie hingestürzt war. Die Schmerzen in ihrem Gesicht und Körper ließen sie nicht schlafen, sie getraute sich aber nicht, Licht zu machen und sich Umschläge zu bereiten. Es war ihr kalt, die Schande erfüllte ihren Kopf mit einem Zustand, der ganz der gehaltlosen Unruhe von Fieberphantasien glich, und der ausgeronnene Schnaps überzog den Boden mit einem lähmenden, ekligen Dunst. So gut sie es vermochte, überlegte sie während der ganzen Nacht, was zu geschehen habe. Sie mußte Clarisse finden, aber sie hatte keine Kenntnis, wo Clarisse wohne. Sie wollte fortlaufen, aber dann sagte sie sich wieder, daß sie Clarissens Vertrauen täuschen würde, wenn sie Moosbrugger im Stich ließe, ehe diese wiedergekommen sei, sie hatte doch Geld dafür bekommen. Es fiel ihr auch ein, daß sie Ulrich aufsuchen könnte, aber sie schämte sich und verschob das auf später. Sie war noch nie geschlagen worden, aber wenn man von dem Schmerz absah, so war es nicht so schlimm; es drückte einfach die Tatsache aus, daß sie schwächer war als dieser Riese, den sie liebte, daß ihre Beschwörungen nicht bis zu seinem Ohr drangen und daß sie vorsichtig sein mußte; er wollte ihr nichts Ernstes tun, das sah sie wohl, und das Unangenehmste blieb die Angst, die sie vor einer Wiederholung ihrer Züchtigung hatte, denn diese Vorstellung nahm ihr allen Mut aus der Brust und machte sie ganz elend.

So kam der Tag, ehe sie mit sich fertig war. Moosbrugger erhob sich, und schlotternd vor innerer Leere, mußte sie seinem Beispiel folgen. Ein Blick in den Spiegel zeigte ihr, daß Mund und Nase stark angeschwollen waren, inmitten eines grüngelb entfärbten, halb ausgelöschten Gesichts; der Zauber dieser Nacht hatte Rachel häßlich und anspruchslos gemacht. Weder sie noch Moosbrugger sagten etwas. Moosbrugger hatte einen wirren Kopf, er hatte im Schlaf den Schnaps gerochen und war mit dem Gefühl aufgewacht, nicht genug getrunken zu haben. Als er Rachels angelaufenes Gesicht sah, ahnte er etwas von dem, was gestern vor sich gegangen war; eine dunkle Erinnerung, daß sie sich herausfordernd betragen habe, hielt ihn davon ab, sie zu fragen. Er hätte sie aber gerne gefragt; eigentlich wußte er bloß nicht, wie er es anstellen sollte. Und Rachel wartete auf ein gutes Wort von ihm, wie nur irgendein verliebtes Mädchen wartet; als er sich schweigend bedienen ließ, wurde sie immer trotziger. Moosbrugger wäre am liebsten gleich wieder in die Kneipe gegangen, aber er hatte vor diesem Mädchen Angst, das ihm wieder einen Auftritt machen möchte, und er konnte sie doch nicht immerzu schlagen. Ihre vom Heulen verschwollenen Augen widerten ihn noch mehr an als der aufgequollene Mund, der sichtbar wurde, wenn sie das Tuch, das sie daran hielt, von neuem näßte. Er sei ja wohl schuld, sagte er sich, alles was richtig ist, aber gleich am Morgen das wieder um sich zu haben, sei ihm zu viel. Der zarte Rücken Rachels und ihre schlanken Arme, die sie beim Waschen jetzt zeigte, der Teufel sollte sie holen, ihm gefielen sie nicht und kamen ihm wie Hühnerknochen vor.

Er faßte alles in allem so zusammen, daß er sich in einer sehr dummen Lage befinde, aber möglichst in Ehren ausharren müsse. Er ging abends ins Wirtshaus, das hatte er beschlossen, in



dieser Gegend, wo man ihn nicht kannte, zu wagen, und Rachel traute sich nicht mehr, das Geld zu verweigern, oder bei diesem Anlaß Vorwürfe zu machen. Auch dann nicht, als er Karten zu spielen begann und dazu mehr Geld brauchte. In der Kneipe fand man leidlich gute Gesellschaft, in dieser Weise, dachte Moosbrugger, könne man ausharren, wenn man bei Tag recht viel schlafe. Aber Rachel schlief bei Tag nicht und störte ihn wie eine Fledermaus. Einigemal fing er sie. Einigemal machte er auch den Versuch, ein besseres Leben zu beginnen und mit ihr als mit einem kleinen Fräulein zu sprechen, das sie ja auch war. Aber da zeigte sich, daß Rachel nicht mehr konnte. Sie antwortete ausweichend und einsilbig. Wenn Moosbrugger den Mund öffnete, erstarrte sie, ohne es zu wollen; denn sie hätte gern mit ihm gesprochen, aber er hatte etwas Fremdes in sie geschüttet, Gewalt, und der Brunnen, aus dem alles Sagenswerte kommt, war zugefroren. So blieb Moosbrugger nichts übrig, als sich zur Wand zu drehen.

Aber es gab einen Augenblick, wo sie jedesmal sprach, und das war, wenn Moosbrugger vom Wirtshaus zurückkehrte. Wenn er nicht betrunken war, schwieg er dazu oder brummte bloß unverständliche Antworten, und Rachel verfolgte ihn bis in den Schlaf mit Vorwürfen seines Leichtsinns. Er hatte sie in der Spannung geschlagen, der seht unangenehmen, die in ihm herrschte, solange er sich verlockt fühlte, das Haus zu verlassen, und sich noch nicht dazu entschließen konnte; jetzt, wo er einstweilen damit im Gleichgewicht war, zeigte er sich fein und artig; und Rachel, die herausfühlte, daß sie keine Gefahr laufe, wagte sich immer weiter vor. Er blieb bloß von einem Tag zum anderen länger aus, in dem Wunsch, erst zurückzukehren, wenn sie eingeschlafen sei. Aber Rachel hatte eine merkwürdige Art Schlaf angenommen. Wenn er mit der Dunkelheit das Haus verließ, schlief sie augenblicklich ein, und wenn er zurückkehrte, wachte sie auf und mit einer Sicherheit, als sei das nur die Fortsetzung ihres Schlafs, begann sie mit ihm zu zanken. Ihre arme Seele, dazu verurteilt, mit Überlegung und Gedanken ihre Lage nicht auflösen zu können, ließ sich dann von den trunkenen Kräften des Schlafs emporheben.

«So ein Hendl!» dachte Moosbrugger von ihr, und die Beleidigung, daß solch ein mageres Huhn tagaus, tagein um ihn herumscharren dürfe, wurmte ihn. Aber Rachel, als wüßte sie, wie er von ihr denke, und ohne daß er es je ausgesprochen hätte, fast wie in einer somnambulen Übereinstimmung mit dem schweigsamen Mann, der nachts durch das Zimmer tappte, fühlte eine unbezwingbare Lust zu gackern und zu zanken. Und wenn Moosbrugger betrunken heimkam, was ja auch nicht gerade selten geschah, so war sein Schwanken und Stolpern wie ein großes Schiff, das auf den gleichen Wellen tanzte wie die kleinen, aufgeregten Sätze des Mädchens. Und wenn dem gewaltig betrunkenen Christian Moosbrugger ein Satz zu nahe ging, so schnappte er. Wie gesagt, es war nie wieder der unbedachte Zorn wie beim erstenmal, wo eine Bewegung seiner Hand Rachel beinahe zerschmettert hätte, aber er wollte dieses schreiende, sich gegen ihn auflehrende Kind zur Ruhe bringen, und mit vorsichtig bemessener Gewalt, so wie ein Betrunkener den Schritt über den Rinnstein ausmißt, ließ er seine Hand auf sie fallen. Wenn Rachel geschlagen wurde, war sie augenblicklich still. Ein maßloses Staunen befiel sie wie bei einer ganz unerwarteten abschließenden Antwort. Sie war, seit sie das Elternhaus hinter sich gelassen hatte, nicht religiös; nach ihrem Werdegang erschien ihr Religion als eine Sache für unfeine Leute: aber wenn ein Elohim oder besser ein böser Geist plötzlich auf einer Bank im Stadtpark zwischen den geputzten Menschen gesessen wäre, gerade so kam es ihr vor, wenn sie geschlagen wurde. Es zog sie in die Nähe, diesen bösen Geist noch einmal zu betrachten, und sie suchte ihn in Bewegung zu bringen. Dann öffnete sie eben wieder den Mund und sagte etwas, wovon sie ebenso sicher wußte, daß es Moosbrugger reizen könnte, wie daß es, wenn er es befolgen wollte, das richtige zu seinem Heil wäre. Dann schlug sie Moosbrugger mit dem Rücken der Hand auf die Wange oder stieß sie an die Wand. Und Rachel, obgleich schon wieder staunend, fand noch ein Wort, spitz und eindringlich wie eine Stricknadel. Und Moosbrugger

mußte natürlich darauf die Gabe größer machen. Und dieser Riese, der nicht erschlagen will, schlägt sie wild über den Rücken, aufs Gesäß, zerreißt ihr das Hemd, wirft sie an den Haaren zu Boden oder schleudert sie mit einem Fußtritt in die Ecke, aber tut alles dies doch mit so viel Behutsamkeit in der Wildheit, wie es sein Rausch nur erlaubt, damit ihr nicht die Knochen brechen. Und Rachel staunt den bösen Geist der Kraft und Roheit an, der alle Worte nichtig macht. Sie wird völlig leicht, wenn Moosbrugger sie stößt. Gegen seine Kraft gibt es keinen Willen. Der Wille kommt erst wieder, wenn der Schmerz aufhört. Und solange der Schmerz da ist, heult sie und ist selbst darüber erstaunt, wie sie gegen die Wände zetert. Und Moosbrugger möchte sich an den Kopf greifen und seinen eigenen Kopf aus den gehobenen Fäusten auf die Erde schmettern, wenn er dieses verwünschte Nichts von einem Menschen damit nur zum Schweigen bringen könnte!

Am Tage nach solchen Abenden kommt es Rachel vor, als ob sie selbst betrunken gewesen wäre. Ihre Vernunft sagte ihr, daß sie ein Ende machen müsse. Sie suchte Ulrich auf. Aber man gab ihr die Antwort, daß er verreist sei, und niemand wisse, wo er sich aufhielte, noch wann er zurückkehre. Am Rückweg glaubte sie zu bemerken, daß alles in der Welt heimlich auf Schlägen eingerichtet sei. Es fuhr ihr nur so durch den Kopf. Die Eltern das Kind. Der Staat die Sträflinge. Das Militär die Soldaten. Der Reiche die Armen. Der Kutscher die Pferde. Die Leute gingen mit großen Hunden an der Leine spazieren. Jeder schüchtert den anderen lieber ein, als sich mit ihm zu verständigen. Was ihr widerfahren war, war nicht anders, wie wenn sie mit den Händen in reine Lauge gegriffen hätte, statt in die verdünnte, die allerorts zum Waschen benützt wird. Sie mußte heraus! Ihr Sinn war wirr. Sie nahm, sich vor, abends, wenn Moosbrugger aus dem Haus sei, mit allem, was sie noch besaß, zu entfliehen. Es mußte für sie allein noch ein paar Wochen reichen. Sie setzte ein argloses Gesicht auf, als sie die Wohnung betrat, um Moosbrugger nicht mißtrauisch zu machen. Aber obgleich es erst sechs Uhr und noch heller Tag war, fand sie ihn dort nicht vor. Ein augenblicklicher Argwohn ließ sie Umschau halten. Von ihren Kleidern fehlte fast alles. Die Lampe und ein Teil der Decken war fort. Wenn nicht in seiner Abwesenheit Diebe eingedrungen waren, so hatte Moosbrugger selbst alles zusammengerafft und versilbert.

Rachel packte den Rest zusammen. Aber dann wußte sie nicht, wo sie um diese Stunde, bei beginnendem Abend hinsolle. Sie beschloß, noch eine Nacht auszuharren und den Mund zu halten, wenn Moosbrugger so schwer betrunken zurückkehren werde, wie es nach diesen Vorbereitungen zu erwarten war. Am Morgen wollte sie dann spurlos verschwinden. Sie legte sich aufs Bett, und obgleich Moosbrugger auch den Kopfpolster mitgenommen hatte, schlief sie zum ersten Male ruhig die ganze Nacht.

Trotz dieses tiefen Schlafs wußte sie am Morgen sofort, noch ehe sie die Augen öffnete, daß Moosbrugger nicht nach Hause gekommen sei. Sie sah sich um und wollte es benutzen, um sich rasch fertig zu machen. Aber sie war traurig; sie fürchtete, daß Moosbrugger in seinem Leichtsinne der Polizei in die Hände gefallen sei, und das tat ihr leid. Unwillkürlich zögerte sie, während sie ihr Bündel schnürte. In Wahrheit hatte Moosbrugger schon längere Zeit etwas vorgehabt. Er hatte sehr gut bemerkt, daß Rachel das Geld an ihrem Busen verwahre, und er wollte es ihr wegnehmen. Aber er scheute sich hinzugreifen. Er fürchtete sich vor diesen zwei mädchenhaften Dingen, zwischen denen es lag; warum, wußte er nicht. Vielleicht, weil sie so unmännlich waren. So kam es zu dem anderen Plan. Der war der natürlichere. Er hob Moosbrugger und setzte ihn wieder ab. Wenn es Moosbrugger aber einmal ganz beliebt sollte, so würde er sich auf diese Weise Reisegeld verschaffen und sich ganz forttragen lassen. Eigentlich gefiel es ihm bei Rachel recht gut. Sie hatte ihre Eigenheiten, die ihn dumpf verfolgten; aber wenn er in Wut geriet oder wenn er sie zur Liebe einfing, so entlud er jedesmal

wieder einen Teil seines Unbehagens, und der Spiegel seines Plans stieg darum ziemlich langsam. Er fühlte sich bei Rachel einigermaßen gesichert; ja, das war es, ein sehr geordnetes Leben, wenn er abends ausging, sich etwas betrank, und dann seinen Streit mit ihr hatte. Es nahm ihm gleichsam jeden Abend die Patrone aus der Waffe. Die beiden hatten Glück damit, daß er Rachel sozusagen in kleinen Teilen schlug. Aber eben, weil das Leben mit ihr so gesund war, erregte sie auch nicht im großen seine Phantasie, und er hätschelte seinen heimlichen Plan, in die Welt zu verschwinden; er wollte ihn mit einem großen Rausch beginnen. Als es neun Uhr vormittags war, holte sich Rachel eine Zeitung, um nachzusehen, ob nichts Böses darinstehe. Sie sah es gleich. Eine Frauensperson war nachts von einem Betrunkenen oder Irrsinnigen zerfleischt worden, und man hatte den Mörder gefaßt, und die Feststellung seiner Persönlichkeit stand bevor. Rachel wußte, daß es niemand anderer als Moosbrugger war. Die Tränen traten ihr in die Augen. Sie wußte nicht warum, denn sie fühlte sich froh und erleichtert. Und wenn Clarisse sich wieder einfallen lassen sollte, Moosbrugger zu befreien, so würde Rachel die Polizei auf sie aufmerksam machen. Aber weinen mußte sie doch den ganzen Tag, als ob nun ein Stück von ihr selbst an den Galgen kommen sollte.

[<]

**109**

Generaldirektor Fischel

Ein eleganter Herr ließ seinen Wagen halten und rief Ulrich an; Ulrich erkannte mit Mühe in der selbstsicheren Erscheinung, die sich aus dem vornehmen Fuhrwerk beugte, Direktor Leo Fischel. «Man muß Glück haben!» rief ihm Fischel entgegen. «Meiner Sekretärin glückt es seit Wochen nicht, Ihrer habhaft zu werden! Immer heißt es, Sie sind verreist.» Er übertrieb, aber dies Chefbewußtsein, mit dem er sich zeigte, machte einen echten Eindruck.

Ulrich sagte leise: «Ich hatte mir Ihr Befinden ganz anders vorgestellt.»

«Was hat man Ihnen von mir gesagt?» forschte Fischel neugierig.

«Ich glaube, wohl so ziemlich alles. Ich habe lange Zeit erwartet, von Ihnen durch die Zeitungen zu hören.»

«Unsinn! Frauen übertreiben immer. Wollen Sie mich nicht in meine Wohnung begleiten? Ich erzähle Ihnen alles.»

Die Wohnung hatte sich verändert, einen Hauch von Generaldirektion irgendwelcher Unternehmungen bekommen, und war ganz und gar unweiblich geworden. Aber Fischel erzählte nicht genau. Es war ihm mehr darum zu tun, sein Ansehen bei Ulrich wieder zu befestigen. Seinen Austritt aus der Bank behandelte er als einen Zwischenfall. «Was wollen Sie, ich hätte noch zehn Jahre bleiben können, ohne vorzurücken! Ich bin in voller Freundschaft ausgetreten!» Er hatte eine so selbstbewußte Art zu sprechen angenommen, daß sich Ulrich veranlaßt sah, ihm trocken seine Verwunderung darüber zu bemerken. «Sie hatten sich doch so ruiniert,» fragte er «daß man annahm, Sie mußten sich entweder erschießen oder vor Gericht wandern?»

«Ich würde mich nie erschießen, ich würde mich vergiften;» verbesserte ihn Leo «ich werde niemand den Gefallen tun, wie ein Adelliger oder wie ein Sektionschef zu sterben! Aber ich habe es auch gar nicht nötig gehabt. Wissen Sie, was eine Versteifung, eine vorübergehende

Illiquidität ist? Nun also! Es ist in meiner Familie ein lächerliches Aufheben davon gemacht worden, das man heute schon sehr bedauert!»

«Sie haben mir übrigens nie ein Wort davon gesagt,» rief Ulrich, dem es gerade einfiel, lachend aus «daß Sie der Freund Leonas geworden sind; ich hätte ein Anrecht gehabt, wenigstens das zu erfahren!»

«Haben Sie eine Ahnung, wie sich dieses Frauenzimmer mir gegenüber betragen hat? Unverschämtheit! Ihre Erziehung!»

«Ich habe Leona immer gelassen, wie sie ist. Ich nehme an, daß sie durch ihre natürliche Dummheit in wenigen Jahren als Pensionärin eines Bordells enden wird.»

«Weit gefehlt! Ich bin übrigens nicht so herzlos wie Sie, lieber Freund, ich habe mich bemüht, in Leona ein wenig die Vernunft und sozusagen den Wirtschaftsgeist in der Ausnutzung ihres Körpers zu wecken. Und an dem Abend, wo meine Illiquidität sich mir fühlbar zu machen begann, bin ich zu ihr gegangen, um mir einige hundert Kronen auszuborgen, von denen ich annahm, daß Leona sie auf die Seite gelegt haben sollte. Sie hätten dieses Weibsbild hören sollen, wie sie mich einen Filz, einen Räuber, ja sogar bei meiner Religion beschimpft hat; einzig und allein, daß sie nicht behauptete, ich hätte ihr die Unschuld gestohlen. Aber mit Leonas Zukunft irren Sie sich: wissen Sie, wen sie jetzt zum Freund hat, gleich nach mir?»

Er beugte sich zu Ulrich und flüsterte ihm einen Namen ins Ohr, mehr aus Respekt tat er das, als weil Flüstern notwendig gewesen wäre. «Was sagen Sie dazu? Man muß zugeben, sie ist eine Schönheit.»

Ulrich war tatsächlich erstaunt, der Name, den ihm Fischel zugeflüstert hatte, war der Arnheims.

Ulrich erkundigte sich nach Gerda. Fischel blies die Luft zwischen den sich wölbenden Lippen aus seiner Seele, sein Gesicht wurde ängstlich und verriet verheimlichte Sorgen. Er hob die Schultern und ließ sie müde sinken. «Ich habe mir gedacht, daß Sie vielleicht wissen, wo sie sich aufhält.»

«Ich habe eine Vermutung,» antwortete Ulrich «aber ich weiß nichts. Ich denke mir, sie wird eine Stellung angenommen haben.»

«Stellung? Als was? Als Fräulein in einer Familie mit kleinen Kindern! Denken Sie, da nimmt sie eine Stellung als Dienstbote an und könnte jeden Luxus haben! Ich habe erst gestern wegen eines Hauses abgeschlossen, prima Lage, eine Wohnung darin, die ein Palais für sich ist: Aber nein, nein, nein!»

Fischel fuhr sich mit den Fäusten ins Gesicht, sein Schmerz um die Tochter war ehrlich oder war wenigstens der ehrliche Schmerz darüber, daß sie ihn hinderte, seinen Sieg ganz zu genießen.

«Warum wenden Sie sich nicht an die Polizei?» fragte Ulrich.

«Ach, ich bitte Sie, ich kann meine Familienangelegenheiten doch nicht an die große Glocke hängen! Übrigens will ich es ja tun, aber meine Frau erlaubt es nicht. Ich habe meiner Frau sofort zurückgezahlt, was sie durch mich verloren hatte; die hohen Herren Brüder sollten sich nicht den Mund über mich zerreißen! Und schließlich ist Gerda doch so gut ihr Kind wie meines. Ich will da nichts ohne ihre Zustimmung tun. Sie fährt den halben Tag in meinem Wagen herum und sucht sich die Augen aus. Das ist natürlich Unsinn, so macht man es nicht. Aber was kann man tun, wenn man mit einer Frau verheiratet ist?»

«Ich dachte, Sie wären schon in Scheidung?»

«Waren wir auch. Das heißt, nur in Worten. Noch nicht bei Gericht. Die Rechtsanwälte hatten eben erst die ersten Schüsse abgegeben, als sich meine Verhältnisse zusehends besserten. Ich weiß selbst nicht, wie wir jetzt zu einander stehen; ich glaube, Klementine wartet auf eine Aussprache. Sie wohnt natürlich immer noch bei ihrem Bruder.»

«Aber warum beauftragen Sie denn nicht einfach ein Detektivbüro, Gerda zu finden?!» rief Ulrich dazwischen, dem das gerade einfiel.

«Sollte man tun» meinte Fischel.

«Die Spur führt doch sicher über Hans Sepp!»

«Meine Frau will dieser Tage noch einmal zu Hans Sepp hinausfahren und ihn bearbeiten; er sagt nichts.»

«Ach, wissen Sie was? Hans muß doch jetzt zum Militär eingerückt sein, erinnern Sie sich nicht?! Er hatte wegen irgendwelcher Prüfungen, die er dann doch nicht gemacht hat, ein halbes Jahr Aufschub bekommen, er muß vor vierzehn Tagen eingerückt sein; ich kann das genau sagen, weil es sehr ungewöhnlich war, denn um diese Zeit werden sonst nur die Medizinstudenten eingezogen. Ihre Frau wird ihn also kaum finden. Dagegen könnte man ihm durch seine Vorgesetzten die Hölle ordentlich heiß machen. Verstehen Sie, wenn man ihn dort etwas zwischen die Finger nimmt, wird er schon mit der Sprache herausrücken!»

«Ausgezeichnet, ich danke Ihnen! Ich hoffe, meine Frau sieht das auch ein. Denn ohne Klementine will ich, wie gesagt, in dieser Richtung nichts unternehmen; sonst kann es gleich wieder heißen, daß man ein Mörder ist!»

Ulrich mußte lachen. «Die Freiheit scheint Sie ängstlich gemacht zu haben, lieber Fischel.»

Fischel ärgerte sich immer leicht über Ulrich; jetzt wo er ein großer Mann war, mehr denn je. «Sie überschätzen die Freiheit,» sagte er abweisend und es scheint, daß Sie meinen Standpunkt nie ganz verstanden haben. Die Ehe ist oft ein Kampf, wer der Stärkere ist; außerordentlich schwierig, solange es sich um Gedanken, Gefühle und Einbildungen handelt! Aber gar keine Schwierigkeit, sobald man im Leben Erfolg hat. Ich habe den Eindruck, daß auch Klementine das einzusehen beginnt. Man kann wochenlang darüber streiten, ob eine Auffassung richtig ist. Aber sobald man Erfolg hat, ist es die Auffassung eines Mannes, der sich geirrt haben kann, aber diesen nebensächlichen Irrtum eben braucht, um Erfolg zu haben. Es ist schlimmstenfalls wie die Marotte eines großen Künstlers; nun, was tut man mit den Marotten großer Künstler? Man liebt sie; man weiß, sie sind ein kleines Geheimnis». – Da Ulrich ungebunden lachte, wollte Fischel nicht zu sprechen aufhören. – «Ich sage das gerade Ihnen! Geben Sie nur gut acht! Ich habe gesagt, wenn man nichts hat als Gefühle und Gedanken, nimmt der Streit kein Ende, Gedanken und Gefühle machen kleinlich und nervös. So ist es leider mir und Klementine ergangen. Heute habe ich keine Zeit. Ich weiß nicht einmal sicher, ob Klementine wieder zu mir zurück möchte; ich glaube bloß, daß sie es will; sie hat bereut, und früher oder später wird sich das ganz von selbst zeigen, dann aber ganz bestimmt viel einfacher und schöner, als wenn ich mir jetzt schon ganz genau ausdenken würde, wie es geschehen muß. Mit einem ungesund bis ins kleinste fixierten Plan würde man auch nie Geschäfte machen.»

Fischel war fast außer Atem, aber er fühlte sich frei. Ulrich hatte ihm ernst zugehört und widersprach nicht. «Ich bin sehr erfreut, daß sich alles so zum Guten wendet» sagte er höflich. «Ihre Frau Gemahlin ist eine ausgezeichnete Frau, und wenn es für Sie vorteilhaft sein wird, ein großes Haus zu führen, wird sie dieser Aufgabe vorzüglich vorstehen.»

«Eben. Auch das. Wir könnten jetzt bald die silberne Hochzeit feiern und Spaß beiseite, wenn das Geld neu ist, soll wenigstens sozusagen der Charakter alt sein. Eine silberne Hochzeit ist fast so viel wert wie eine adelige Großmutter, die sie übrigens auch hat.»

Ulrich erhob sich zum Gehen, aber Fischel war nun aufgeräumt. «Sie brauchen aber nicht zu glauben, daß mir am Ende Leona die Flügel gebrochen hat! Ich habe sie Dr. Arnheim ganz ohne Neid überlassen. Kennen Sie die Tänzerin?» er nannte einen unbekannt Namen und zog ein kleines Bild aus der Briefftasche. «Nun woher sollten Sie sie auch kennen, sie ist noch selten aufgetreten, selbständige Tanzabende, distinguiert, Beethoven und Debussy, wissen Sie, das ist jetzt so der kommende Geist. Aber was ich Ihnen sagen wollte, Sie sind doch Sportsmann, bringen Sie das zustande: –?» – Er trat an einen Tisch und begleitete seine Worte mit einem Echo aus Arm und Bein – «Da legt sie sich zum Beispiel auf einen Tisch. Den Oberkörper platt auf der Platte, das Gesicht mit dem Ohr an die aufgestützten Arme gelehnt, und lächelt lieblich. Die Beine tut sie dabei ganz auseinander, so, der schmalen Tischkante entlang, daß es aussieht wie ein großes T. Oder sie steht plötzlich auf den Unterarmen und Handflächen – So – ich kann das natürlich nicht. Und einen Fuß hat sie über den Kopf weg beinahe auf der Erde, den anderen am Schrank oben. Ich sage Ihnen, Sie bringen es nicht zu einem Zehntel zusammen, trotz Ihrem Turnen. Das ist die neue Frau. Sie ist schöner als wir, sie ist geschickter als wir, und ich glaube, wann ich mit ihr boxen wollte, würde ich mir bald den Bauch halten. Das einzige, worin ein Mann stärker ist als die Frau heute, ist Geldverdienen!»

[<]

**110**

Politisch unverlässlich

Was auch mitbedeutend sein soll

Hans Sepp mußte Marsch-Eins üben, sich in Pfützen auf dem Kasernenhof niederknien, das Gewehr in Anschlag bringen und wieder absetzen, bis ihm die Arme vom Leib fielen. Der Korporal, der ihn peinigte, war ein milchbärtiger Bauernsohn, und Hans sah verständnislos in sein junges wütendes Gesicht, das nicht nur Zorn ausdrückte, was begreiflich gewesen wäre, weil er mit diesem Rekruten nachexerzieren mußte, sondern die ganze Bösartigkeit, deren ein Mensch fähig ist, wenn er sich gehen läßt. Wenn Hans seinen Blick über die Weite des Hofes gleiten ließ – an und für sich hat ein Kasernenhof etwas Unmenschliches, unfrei Regelmäßiges, wie es die tote Welt der Kristalle hat –, so endete er bei hockenden und steif laufenden blauen Figuren, die an alle Mauern gemalt waren, damit man das Gewehr auf sie anschlage; und dieser Weltzweck, beschossen zu werden, drückte sich auch in der abstrakten Art dieser Malereien zum Verzweifeln gut aus. Das war Hans Sepp schon in der ersten Stunde seines Kommens schwer aufs Herz gefallen. Der Mensch hat auf den Bildern, die an die Wände der Kaserne gemalt werden, kein Gesicht, sondern anstelle des Gesichts nur eine helle Fläche. Er hat auch keinen Körper, den der Maler in einer der Stellungen festgehalten hätte, wie sie Tier und Mensch, dem Spiele ihrer Bedürfnisse folgend, von selbst einnehmen, sondern er besteht aus einem mit dunkelblauer Farbe ausgefüllten groben Umriß, der die Stellung eines mit dem Gewehr in der Hand laufenden Mannes oder eines Mannes, der kniet und schießt, für eine Ewigkeit festhält, in der es niemals wieder etwas so Überflüssiges wie persönliche Zeichnung geben wird. Das war keineswegs unvernünftig; der Fachausdruck für diese Figuren hieß «Zielfläche», und wenn der Mensch als

Zielfläche betrachtet wird, so sieht er so aus, daran ist nichts zu deuteln. Man könnte daraus schließen, daß man ihn niemals als Zielscheibe betrachten dürfe; aber um Gotteswillen, wenn er gleich so aussieht, sobald man ihn nur so anschaut, ist die Versuchung dazu ungeheuer groß! Hans fühlte sich in der Tat während der Öde des Strafexerzierens immer wieder von der Dämonie dieser Malereien angezogen, als ob er von Teufeln gepeinigt würde; der Korporal schrie ihm zu, daß er nicht umherglotzen dürfe, sondern geradeaus zu schauen habe, er faßte ihn mit solchen Worten geradezu körperlich beim Blick, und wenn der Blick dann geradeaus in das rote Gesicht des Korporals fiel, so sah dieses warm und menschlich aus.

Hans hatte das urzeitliche Gefühl, einem fremden Stamm in die Hände gefallen und zum Sklaven gemacht worden zu sein. Wenn ein Offizier erschien und auf der anderen Seite des Hofes als schlanke Silhouette teilnahmslos vorbeiglitt, kam er Hans Sepp wie einer der unerbittlichen Götter dieses fremden Stammes vor. Er wurde streng und schlecht behandelt. Mit ihm zugleich war ein Dienststück der Zivilbehörden zum Militär gekommen, das ihn als «politisch unverlässlich» bezeichnete, und so nannte man in Kakanien die staatsfeindlichen Individuen. Er wußte nicht, wer und was ihm diesen Leumund eingetragen hatte. Außer seiner Beteiligung an der Demonstration gegen Graf Leinsdorf hatte er niemals etwas gegen den Staat unternommen, und schließlich war Graf Leinsdorf nicht der Staat; Hans Sepp hatte, seit er Student war, nur von der germanischen Volksgemeinschaft gesprochen, von Symbolen und von der Keuschheit. Aber irgendetwas davon mußte der Behörde zu Ohr gekommen sein, und das Ohr der Behörde ist wie ein Klavier, aus dem man von je acht Saiten sieben entfernt hat. Offenbar war seinem Ruf auch nachgeholfen worden, jedenfalls kam er mit dem Ruf zum Militär, ein Feind des Kriegs, des Militärs, der Religion, der Habsburger und des Staates Österreich zu sein, verdächtig der Geheimbündelei und großdeutscher Machenschaften, die «auf den Zweck des Umsturzes der bestehenden Staatsordnung gerichtet» waren.

Mit allen diesen Verbrechen verhielt es sich aber beim Militär in Kakanien so, daß man ihrer den größten Teil aller tüchtigen Reserveoffiziere ohneweiters bezichtigen konnte. Fast jeder Deutsche hatte das natürliche Gefühl, mit den Deutschen im Reich zusammenzugehören und nur durch das Trägheitsvermögen der geschichtlichen Vorgänge vorläufig noch abgetrennt zu sein, und jeder Nichtdeutsche hatte mit den nötigen Änderungen erst recht ein solches gegen Kakanien gerichtetes Gefühl; Patriotismus war in Kakanien, wenn er sich nicht auf Hoflieferanten beschränkte, ausgesprochen eine Oppositionerscheinung, er verriet entweder Widerspruchsgeist oder jene fade Gegnerschaft gegen das Leben, die allezeit etwas Feines und Höheres braucht; abzusehen war da nur von Graf Leinsdorf und seinen Freunden, die das Höhere im Blut hatten. Ebenso wenig waren aber auch die aktiven Offiziere frei von den Vorwürfen, die eine unbekannte Behörde gegen Hans Sepp erhob. Sie waren zum großen Teil Deutsche und soweit sie es nicht waren, bewunderten sie das deutsche Heer –, und da die Kakanischen Parlamente nicht halb soviel Soldaten und Kriegsschiffe bewilligten wie der deutsche Reichstag, hatten sie alle das Gefühl, daß an den großdeutschen Hoffnungen nicht alles verwerflich sein könne. Sie waren von Kindheit an dazu erzogen, die Stütze des Patriotismus zu sein, was zur Folge hatte, daß ihnen dieses Wort stille Übelkeit erregte. Sie waren endlich gewohnt, am Fronleichnamstag ihre Soldaten zur Prozession zu führen und die Rekruten am Kasernenhof «Kniert nieder zum Gebet» üben zu lassen, aber unter sich nannten sie den Regimentsgeistlichen Kommischristus und für ihren braven, aber etwas beleibten Feldbischof hatten diese Heiden den Armeenamen Die Himmelskugel aufgebracht.

Ganz unter sich nahmen sie es nicht einmal übel, wenn jemand ein Feind des Militärs war, denn die meisten von ihnen waren es in längerer Dienstzeit selbst geworden, und sogar Pazifisten hat

es im Kriegerstand von Kakanien gegeben. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß nicht alle später im Krieg genau so ihre Schuldigkeit mit Begeisterung getan hätten wie ihre Kameraden in anderen Staaten; im Gegenteil, man denkt ja immer anders als man handelt. (Krieg und Frieden das sind zwei ganz verschiedene Zustände, was noch nicht deutlich genug verstanden wird!)

Diese Tatsache, so überaus wichtig sie auch für den Zustand der heutigen Weltzivilisation ist, wird gewöhnlich so verstanden, als ob das Denken eine schöne bürgerliche Privatgepflogenheit wäre, unbeschadet deren man sich beim Handeln eben dem anschließt, was üblich ist und alle tun. Das stimmt aber nicht ganz, denn es gibt Menschen, die in ihrem Denken ganz und gar unoriginell sind, dagegen, wenn sie handeln, oft eine ganz persönliche Art haben, die, weit liebenswürdiger, über ihren Gedanken liegt oder weit gemeiner unter diesen, jedenfalls aber eigenartiger ist. Man kommt näher an die Wahrheit heran, wenn man nicht bei dem Gegensatz des Handelns gegen die Gedanken Halt macht, sondern erkennt, daß man es dabei von vornherein schon mit zwei verschiedenen Arten von Gedanken zu tun habe. Der Gedanke eines Menschen hört schon auf, nur Gedanke zu sein, wenn ein zweiter Mensch etwas ähnliches denkt und zwischen diesen beiden etwas besteht, mag es selbst nur ein Wissen voneinander sein, das sie zu einem Paar macht. (Die Gedanken, die man im Kopf hat, und die Gedanken, die außerhalb seiner deponiert sind.)

Schon dann ist der Gedanke nicht mehr reine Möglichkeit, sondern erhält einen Zusatz von Nebenrücksichten. Aber das mag ein Sophisma oder eine Konstruktion sein. Trotzdem ist es Tatsache, daß jeder kräftige Gedanke in die Wirklichkeit hinaustritt, sie durchdringt wie eine Kraft eine plastische Materie und schließlich in ihr erstarrt, ohne seine Wirksamkeit als Gedanke ganz zu verlieren. Überall, in den Schulen, den Gesetzbüchern, im Antlitz der Häuser in der Stadt und der Felder am Land, in den von den Oberflächenströmungen durchspülten Büros der Zeitungen, in Herrenhosen und Frauenhüten, in allem, wo der Mensch Einfluß ausübt und empfängt, sind Gedanken eingekapselt oder aufgelöst in verschiedenen Graden der Erstarrung und des Gehalts. (Das ginge nur in Verbindung mit ungewöhnlichen Eindrücken, die die Stadt vermittelt.)

Das ist natürlich nicht mehr als eine Binsenwahrheit, aber das Ausmaß davon ist uns nicht immer gegenwärtig, denn es beträgt wirklich nicht weniger als eine ungeheure hinausgestülpte dritte Gehirnhälfte. Sie denkt nicht; sie sendet Gefühle, Gewohnheiten, Erlebnisse, Grenzen und Richtungen, lauter unbewußte und halbbewußte Einflüsse, zwischen denen das persönliche Denken so viel und so wenig ist wie ein Kerzenflämmchen im steinernen Dunkel eines Riesendepots. Und nicht zuletzt sind darunter die Reservegedanken, die so aufbewahrt werden, wie die Uniformen für die Kriegszeit. In dem Augenblick, wo etwas Ungewöhnliches um sich greift, steigen sie aus ihrer Versteinerung. Alle Tage läuten die Glocken, aber wenn eine Feuersbrunst ausbricht oder ein Volk zu den Waffen gerufen wird, zeigt sich erst, was für Gefühle in ihnen getobt und gebimmelt haben. Alle Tage schreiben die Zeitungen gewisse ihnen gleichgültige Sätze, mit denen sie herkömmliche Geschehnisse herkömmlich verzeichnen, aber wenn eine Revolution droht oder etwas Neues geschehen soll, zeigt sich mit einemmal, daß die Worte nicht ausreichen und auf die ältesten Ladenhüter und Geistgespenster zurückgegriffen werden muß, um abzuwehren oder zu begrüßen. Bei jeder großen allgemeinen Mobilisierung, sei sie friedlich oder kriegerisch, tritt der Geist unausgerüstet und behangen mit Vergessenheiten an.

Zwischen dieses Mißverhältnis der persönlichen und allgemeinen, der lebendigen und Reservegrundsätze war Hans geraten. Man hätte sich unter anderen Umständen begnügt, ihn wenig sympathisch zu finden, aber die behördliche Zuschrift hatte ihn aus der Mitte der Privatpersonen herausgehoben, zu einem Gegenstand des öffentlichen Denkens gemacht, und



seine Vorgesetzten daran gemahnt, daß sie auf ihn nicht ihre unerzogenen, aber abwechslungsreichen eigenen Gefühle anzuwenden hatten, sondern die allgemein gültigen, die ihnen Verdruß und Langeweile bereiteten und in jedem Augenblick zügellos entarten konnten wie die Handlungen eines Trunkenen oder eines Hysterischen, der ganz deutlich fühlt, daß er in seinem Rausch wie in einer zu großen fremden Hülse steckt.

Nur darf man nicht glauben, daß Hans etwa mißhandelt wurde und ihm Unerlaubtes geschah: im Gegenteil, er wurde vollkommen vorschriftsmäßig behandelt und bloß jenes Quentchen menschlicher Wärme fehlte – nein, man kann nicht sagen, Wärme; aber Kohle, Brennstoff, vorhanden, um allenfalls bei günstiger Gelegenheit gebraucht zu werden, – das selbst in einer Kaserne noch zuhause ist. Durch die Abwesenheit jeder persönlichen Wohlwollensmöglichkeit wirkten die rechtwinkligen Gebäude, die eintönigen Mauern, mit den blauen Figuren darauf, die endlosen Geraden der Gänge, mit den unzähligen parallelen Schrägstrichen der daraufhängenden Gewehre, wirkten die den Tag einteilenden Trompetensignale und Vorschriften als die klare, kalte Auskristallisation eines Geistes, der Hans Sepp bis dahin fremd gewesen war, des Geistes der Allgemeinheit, der Öffentlichkeit, der unpersönlichen Gemeinschaft oder wie man das nennen soll, der dieses Haus und diese Formen geschaffen hatte. (Vielleicht auch ein wenig: vom Erstarren zur Begrifflichkeit.)

Das Erdrückendste war, daß er allen seinen Widerspruchsgeist wie fortgeblasen fühlte. Er hätte sich ja wie ein Missionar vorkommen können, der von einem Indianerstamm gemartert wird. Oder er hätte den Lärm der Welt aus seinen Sinnen drängen und sich in die Ströme der Jenseitigkeit versenken können. Er hätte seine Leiden als ein Symbol ansehen können, und so fort. Aber alle diese Gedanken waren wie ohnmächtige Schatten, seit man ihm eine Militärmütze aufs Haupt gesetzt hatte. Die feine Welt des Geistes verblaßte zu einem Gespenst, das hier, wo tausend Menschen beisammen wohnten, nicht eindringen konnte. Sein Kopf war verödet und abgewelkt.

Hans Sepp hatte Gerda bei der Mutter eines seiner Freunde untergebracht. Er sah sie selten und dann war er meist mürrisch vor Müdigkeit und Verzweiflung. Gerda wollte selbständig werden, sie wollte nichts von ihm; aber sie begriff nicht die Geschehnisse, denen er ausgesetzt war. Sie hatte einigemal den Einfall gehabt, ihn nach dem Dienst abzuholen; als ob er er selbst wäre und nur von irgendeiner Veranstaltung käme. Er wich ihr in letzter Zeit aus. Er hatte nicht einmal die Kraft sich darüber zu kränken. In den Pausen des Dienstes, diesen unregelmäßigen, auf die unnütze Zeiten fallenden Pausen, trieb er sich mit den anderen Einjährigen umher, trank Branntwein und Kaffee in der Kantine und saß in der trüben Flut ihrer Gespräche und Witze wie in einem schmutzigen Bach, ohne sich zum Aufstehen entschließen zu können. Erst jetzt haßte er zum erstenmal in seinem Leben den Soldatenstand, weil er sich seinem Einfluß unterworfen fühlte. «Mein Inneres ist jetzt nichts als das Futter eines Militärmantels» sagte er sich; aber er fühlte sich erstaunt versucht, die neuen Bewegungen in seiner Einkleidung zu erproben. Es kam vor, daß er auch nach dem Dienst mit anderen zusammenblieb und die etwas rohen Lustbarkeiten dieser halbselfständigen jungen Menschen verkostete.

[<]

*[Entwurf]*

Wer hatte Hans Sepp die Kennzeichnung p. u. eingebracht? Merkwürdigerweise war es Graf Leinsdorf. Graf Leinsdorf hatte eines Tages Ulrich nach diesem jungen Mann ausgefragt, und Ulrich hatte ihn als einen harmlosen Wirrkopf hingestellt; aber Graf Leinsdorf mißtraute in der letzten Zeit Ulrich und fühlte sich durch dessen Auskunft in der Überzeugung bestärkt, daß er in Hans Sepp eines jener unverantwortlichen Elemente vor sich habe, die jederzeit verhinderten, daß es in Kakanien zu etwas Gutem komme. Graf Leinsdorf war in der letzten Zeit nervös geworden. Er hatte durch Generaldirektor Fischel davon gehört, daß ein ganz bestimmter Kreis unreifer junger Menschen, dessen Mittelpunkt Hans Sepp bilde, der eigentliche Urheber jener Demonstration gewesen sei, die Seiner Erlaucht mehr Unannehmlichkeiten eingetragen hatte, als man annehmen sollte. Denn dieser politische Aufzug hatte «oben» einen «ungünstigen Eindruck» gemacht. Ohne Frage war er ganz harmlos gewesen, und wenn man so etwas ernstlich verhindern will, kann das jederzeit durch eine Handvoll Polizei geschehn; aber der Eindruck, den solche Vorkommnisse machen, ist immer viel erschrecklicher, als es ihnen in Wahrheit zukommt, und kein wirklicher Politiker darf den Eindruck vernachlässigen. Graf Leinsdorf hatte darüber ernste Aussprachen mit seinem Freund, dem Polizeipräsidenten gehabt, die ergebnislos geblieben waren, und als er nachträglich den Namen Hans Sepp erfuhr, war der Präsident gerne bereit, zur Beruhigung Seiner Erlaucht diese Spur verfolgen zu lassen. Er war von vornherein überzeugt gewesen, daß ein Ergebnis, das seiner Polizei bisher entgangen war, nicht wesentlich sein könne, und wurde in dieser Auffassung durch die Erhebungen, die auf seinen Befehl stattfanden, nur bestätigt. Immerhin ergibt die Beschäftigung einer Behörde mit einer Privatperson immer, daß diese Privatperson unklar und unverläßlich sei, nämlich gemessen an den Ansprüchen, die man in einem Amt an Genauigkeit und aktenmäßige Sicherheit stellt. Der Präsident fand es darum angebracht, in dubio nicht einem Manne wie Graf Leinsdorf entgegenzuhalten, daß er sich eine Einbildung in den Kopf gesetzt habe, sondern lieber den Fall Sepp nach dem Muster behandeln zu lassen, dem Verdächtigten sei vorderhand nichts nachzuweisen gewesen, weshalb er bis zur restlosen Aufklärung verdächtig bleibe. Diese restlose Aufklärung wurde dabei stillschweigend für den St. Nimmerleinstag angesetzt, wo alle unerledigten Akten aus den Gräbern der Archive aufsteigen. Daß trotzdem Hans Sepp daraus Leid entstand, das war eine ganz unpersönliche Angelegenheit ohne jede Schikane. Ein unabgeschlossen begrabener Akt muß von Zeit zu Zeit aus dem Grab gehoben werden, um auf ihm zu bemerken, daß er noch immer nicht abgeschlossen werden könne, und einen Tag darauf zusetzen, wo ihn der Archivbeamte wieder dem Konzeptsbeamten vorzulegen habe. Das ist ein Weltgesetz der Bürokratie, und wenn es sich dabei um einen Akt handelt, der unter dem Vorwand, daß seine Grundlagen nicht vollständig seien, nie abgeschlossen werden soll, so muß man sehr gut auf ihn achtgeben, denn es kann vorkommen, daß die Beamten vorrücken, versetzt werden und sterben, und ein Neuling, der den Akt erhält, in seinem Übereifer veranlaßt, daß zu einer der letzten Erhebungen, die vor Jahren stattgefunden haben, eine kleine ergänzende Erhebung gemacht werde, die den Akt einige Wochen am Leben erhält, bis sie als Beilage endet und mit ihm verschwindet. Durch einen ähnlichen Zwischenfall war auch der Akt Hans Sepp ohne jede besondere Absicht ins Laufen gekommen; da sich Hans beim Militär befand, mußte sein Akt ins Justizministerium, von dort ins Kriegsministerium, von dort zum Korpskommando und so weiter, und es läßt sich denken, daß er durch die verschiedenen Einlaufs- und Absendungsvermerkungen, Präsentierungsstempel, Behandlungsbestätigungen und die Zusätze diensthöflich überreicht, abgetreten, zur Berichterstattung, hieramts nicht bekannt und dergleichen ein gefährliches Aussehen bekam.

Gerda war unterdessen zu Ulrich gelaufen, verzweifelt, und berichtete, daß Hans gerettet werden müsse, weil er sich den Verhältnissen, in die er geraten sei, nicht gewachsen zeige und schon deutlich befürchten mache, daß er völlig verkomme. Sie war noch immer nicht ins Elternhaus zurückgekehrt, hielt sich verborgen und war sehr stolz, weil sie eine Klavierstunde gefunden hatte und damit ein paar Kreuzer zu dem Geld hinzuverdiente, das ihr ihre Freundinnen liehen. Leo Fischel machte damals die größten Anstrengungen, um sie zurückzugewinnen, und so legte sich Ulrich aufs Vermitteln. Gerda ließ sich nach langem Hin und Her und väterlichen Ermahnungen Ulrichs zu dem Versprechen herbei, die Rückkehr in ihr Elternhaus in wohlwollende Erwägung zu ziehen, falls ihr Papa sich bereiterkläre und es zuwege bringe und Ulrich es unterstütze, Hans aus seinem Verhängnis zu befreien. Ulrich sprach mit Generaldirektor Fischel darüber, und Generaldirektor Fischel hätte damals Schlimmeres begangen, als man von ihm verlangte, um seine Tochter wiederzubekommen. Er wandte sich an Graf Leinsdorf. Generaldirektor Leo Fischel stand mit seiner Erlaucht in emsiger Geschäftsverbindung. Seine Erlaucht empfahl ihn nach einigem Bedauern und Überlegen an Diotima, die mit dem Kriegsministerium augenblicklich innige Fühlung hätte und auch aus dem Grund in diesem Fall geeigneter sei als er selbst, weil diese ganze Angelegenheit, und besonders durch die nicht ganz reguläre Lösung, die sie erfordere, doch eher eine Sache der Frau, des Herzens und des weiblichen Taktes sei. So kam Leo Fischel zu Diotima.

Sie war schon durch Graf Leinsdorf in Kenntnis des Besuches gesetzt worden, und Fischel empfing einen großen Eindruck durch sie. Er hatte gedacht, daß der Abschnitt, wo etwas Geistiges ihm Bewunderung abzwängen könne, hinter ihm läge. Aber es schien, daß schöne Frauen besonders geeignet waren, seine neue Härte weich zu machen. Den ersten Rückfall hatte er bei Leona gehabt. Leona hatte ein Gesicht, wie es Generaldirektor Fischels Eltern bewundert haben würden, und dieses Gesicht fiel ihm wieder ein, als er Diotima sah, obgleich eigentlich keine Ähnlichkeit bestand. Zu jener Zeit hätte auch der armseligste Zeichenlehrer oder Photograph sich nicht ruhig gefühlt, wenn er nicht in seinen Haaren oder seinem Schlips etwas von genialem Hauch gespürt hätte. Darum war auch Leona für Leo nicht einfach schön, sondern sie war ein Genie an Schönheit gewesen; das war der besondere Reiz, durch den sie ihn zu gewagten Unternehmungen verleitet hatte. «Schade, daß sie einen so unwürdigen Charakter hatte,» dachte Fischel «ihre dicken hohen Beine, waren entschieden schöner, als es die ausgetrockneten Beine dieser modernen Tänzerinnen sind.» Weiterhin wußte er nicht, ob es die ausgetrockneten Beine waren oder der unangenehme Charakter, was ihn auf seine Gattin Klementine brachte, aber jedenfalls erinnerte er sich mit Rührung der ersten glücklichen Jahre seiner Ehe, denn damals hatten er und Klementine noch an den Wert des Genies geglaubt, und wenn man es wohlwollend überlegte, war das gar nicht so falsch gewesen; Leo Fischels Lebenslinie wies, so betrachtet, keinen Bruch auf, denn letzten Endes war der Glaube, daß es bevorzugte Genies gebe, eine Möglichkeit, um rücksichtslose und gewagte Geschäfte zu rechtfertigen. Diotima hatte die Eigenschaft, solche weit durch die Seele schweifenden Gedanken wachzurufen, wenn man ihr zum erstenmal gegenüber saß, und Generaldirektor Fischel brauchte indessen nur einmal durch seine Favorits zu fahren und seinen Klemmer zurechtzurücken, ehe er mit einem Seufzer zu sprechen anhub. Diotima bestätigte diesen Seufzer mit einem mütterlichen Lächeln, und ehe Fischel noch zu etwas anderem kam, sagte diese für ihre außerordentliche Einfühlungsgabe mit Recht berühmte Frau zu ihm: «Ich bin von dem Zweck Ihres Besuchs unterrichtet worden. Es ist traurig: die heutige Menschheit vermißt auf das schmerzlichste, daß sie keine Genies mehr hervorbringt, und andererseits leugnet und verfolgt sie jedes junge Talent, aus dem vielleicht eins werden könnte.»

Fischel wagte die Frage: «Gnädige Frau haben gehört, wie es meinem Schützling ergeht? Er ist

ein Aufrührer. Nun: wenn schon? Alle großen Leute waren in ihrer Jugend Aufrührer. Ich bin übrigens gar nicht damit einverstanden. Aber er ist außerdem, wenn Sie mir die Bemerkung gestatten, eine Zangengeburt; sein Kopf ist etwas eingedrückt worden, er ist außerordentlich reizbar, und ich habe mir gedacht, daß das vielleicht ein Weg sein könnte ...?»

Diotima hob traurig die Augenbrauen. «Ich habe mit einem der führenden Herren des Kriegsministeriums darüber gesprochen; ich muß Ihnen leider sagen, Herr Generaldirektor, daß Ihr Wunsch auf kaum überwindliche Schwierigkeiten stößt.»

Fischel hob traurig und empört die Hände. «Aber man darf doch einen Geistigen nicht wider den Geist zwingen! Gnädige Frau, der Bursche hat so Ideen von Kriegsdienstverweigerung, und die Herren werden ihn mir noch erschießen!»

«Ja,» erwiderte Diotima «wie recht Sie haben! Man sollte einen Geistigen nicht wider den Geist zwingen. Sie sprechen meine Meinung aus. Aber wie soll man das einem General begreiflich machen?!»

Es trat eine Pause ein. Fischel meinte fast, er müsse gehen, aber als er die Füße räusperte, legte ihm Diotima die Hand auf den Arm, mit stummer Erlaubnis, noch zu bleiben. Sie schien nachzudenken. Fischel zerbrach sich den Kopf, wie er ihr zu einem guten Einfall verhelfen könnte. Er hätte ihr gerne Geld für den führenden Herrn des Kriegsministeriums angeboten, von dem sie gesprochen hatte; aber ein solcher Gedanke war zu jener Zeit Wahnwitz. Fischel fühlte sich ohnmächtig. «Ein Midas!» fiel ihm ein; warum, wußte er nicht genau, und suchte sich an diese alte Geschichte zu erinnern, die irgendwie doch anders war. Dabei beschlugen sich seine Augengläser fast vor Rührung.

In diesem Augenblick kehrte Diotima zurück. «Ich glaube, Herr Generaldirektor, daß ich Ihnen vielleicht doch ein wenig helfen kann. Ich würde mich jedenfalls freuen, es zu können. Ich komme nicht los davon, daß man einen Geistigen nicht wider den Geist zwingen darf! Von der Art dieses Geistes spricht man natürlich besser zu den Herren des Kriegsministeriums nicht zu viel.»

Leo Fischel schloß sich dienstfertig dieser Verwahrung an.

«Aber der Fall hat doch sozusagen auch eine mütterliche Seite,» fuhr Diotima fort «eine weibliche, unlogische; ich meine, bei soundsoviel tausend Soldaten kann es doch auf einen einzelnen nicht ankommen. Ich werde versuchen, einem hohen Offizier, mit dem ich befreundet bin, begreiflich zu machen, daß Seine Erlaucht aus politischen Gründen Wert darauf legt, diesen jungen Mann freizubekommen; man soll ja doch immer die rechten Leute auf den rechten Platz stellen, und ihr zukünftiger Schwiegersohn stiftet in einer Kaserne nicht den geringsten Nutzen, wogegen er –: nun irgendwie denke ich mir das so. Leider sind die Herren Militärs ungemein widerstrebend gegen Ausnahmen. Aber, was ich hoffe, ist, daß wir für den jungen Mann wenigstens eine Beurlaubung auf längere Zeit erwirken können, und dann kann man ja über das Weitere noch nachdenken.»

Leo Fischel beugte sich entzückt über Diotimas Hand. Er hatte volles Vertrauen zu dieser Frau gewonnen.

Dieser Besuch blieb auch nicht ohne Einfluß auf seine Denkweise. Aus begreiflichen Gründen war er in der letzten Zeit sehr materiell geworden. Seine Lebenserfahrungen hatten ihn auf den Standpunkt geführt, daß ein rechter Mann seine Sache selbst machen müsse. Unabhängig sein; nichts von anderen brauchen, wofür man nicht begehrte Gegenwerte hat: das ist aber auch ein Protestantengefühl, so gut wie nur das der ersten Kolonisten in Amerika es gewesen ist.

Leo Fischel philosophierte noch immer gern, wenngleich seine Zeit dafür noch viel knapper geworden war. Seine Geschäfte brachten ihn jetzt manchmal in Berührung mit dem hohen Klerus. Er stellte fest, daß es der Fehler aller Religionen sei, die Tugend nur negativ, als Enthaltbarkeit und Selbstlosigkeit zu lehren; das macht sie unzeitgemäß und gibt den Geschäften, die man machen muß, beinahe etwas von heimlichen Sündenfällen. Dagegen hatte ihn die öffentliche Religion der Tüchtigkeit ergriffen, wie er sie in Deutschland bei seinen Geschäften antraf. Einem tüchtigen Menschen hilft man gern, mit anderen Worten, er findet überall Kredit: das war eine positive Formel, mit der man etwas schaffen konnte. Sie lehrte hilfsbereit sein, ohne auf Dankbarkeit zu rechnen, genau so wie es die christliche Lehre verlangt, aber schloß nicht die Unsicherheit ein, daß man sich auf irgendein edles Gefühl eines anderen Menschen verlassen müsse, sondern benützte den Egoismus als die einzige verlässliche Eigenschaft des Menschen, die er ohne Zweifel ist. Das Geld aber ist ein geniales Mittel, um diese Grundeigenschaft berechenbar und regulierbar zu machen. Es ist geordnete Selbstsucht, ins Verhältnis gebracht zur Tüchtigkeit. Eine ungeheure Organisation der Ichsucht nach der Rangordnung, es zu verdienen. Es ist eine schöpferische Großorganisation, aufgebaut auf der Gemeinheit. Nicht Kaiser, noch Könige haben die Leidenschaften so gezähmt wie das Geld. Fischel dachte oft darüber nach, welcher menschliche Halb-gott das Geld erfunden haben mochte. Wäre schon alles dem Gelde zugänglich und würde jede Sache ihren Preis haben, wovon man leider noch entfernt ist, so würde eine andere Moral als das Bestehen des Handels überhaupt nicht nötig sein. Dies war seine Meinung und Überzeugung.

Er hatte schon in der Zeit seiner Verehrung für die großen Menschheitsideen immer auch eine gewisse Abneigung dagegen gehabt, wenn ein anderer von ihnen sprach. Wenn jemand schlechtweg Tugend sagt oder Schönheit, hat das etwas so Unnatürliches und Geziertes, wie wenn ein Österreicher in der Mitvergangenheit spricht. Jetzt war das noch gewachsen. Sein Leben ging in Arbeit, Machtstreben, Betriebsamkeit und der Abhängigkeit von Sachgrößen auf, die er beobachten und benutzen mußte. Das Geistige kam ihm immer mehr wie Wolken vor, die mit der Erde keinen Zusammenhang haben. Aber er war nicht glücklicher. Er fühlte sich irgendwo geschwächt. Alle Vergnügungen kamen ihm äußerlicher vor als früher. Er steigerte die Reize, mit dem Erfolg, daß er sich doch nur mehr zerstreute. Er machte sich über seine Tochter lustig, aber im geheimen beneidete er sie um ihre Ideen.

Und wie Diotima so sehr natürlich und zwanglos von Muttergefühl, Seele, Geist und Güte gesprochen hatte, hatte er immerzu gedacht: das wäre eine Mutter für Gerda! (?Frau für dich) Die Tränen rannen ihm ordentlich im Inneren herunter, so schön sprach sie, und so befriedigt konnte er verfolgen, wie aus diesen großen Worten in der vornehmsten Weise ein kleiner Korruptionsfall entstand, denn das war doch schließlich ihre Erfüllung seiner Bitte, mochte sie welche Gründe immer haben. In gewissen Fällen, wenn es sich um etwas Unrechtes handelt, ist der Idealismus doch beinahe noch besser, als die nackte Berechnung; das war die Lehre, die Fischel unmittelbar aus den Eindrücken seines Besuchs gezogen hatte, und die bei Gelegenheit eindringlich zu überlegen, er sich am Weiterweg vornahm.

[<]

*[Früher Entwurf]*

Hausarzt: Aufenthalt in einem Sanatorium geraten; ein bißchen Liege- und Mastkur. Es ist nicht gut für die Nerven, wenn sie ganz ohne Fett daliegen – nachdem er den völlig knabenhaft gewordenen Körper Clarissens betrachtet hatte.

Zur freudigen Überraschung Walters leistete Clarisse keinen Widerstand. Sie hat die erste Etappe zurückgelegt, nun ist es ganz gut, wenn sie sich ausruht und kräftigt. Außerdem hatte sie das Gefühl: «ich muß alles allein machen». (Sie empfand: alle sind doch nur halb; Walter, Ulrich, Meingast.) Sie fühlte ihren Kopf wie ein Berghaupt, um das Wolken ziehen; sie empfand Sehnsucht nach dem Horizontalen, sich ausstrecken, niederlegen, in einer stärkeren Luft als der der Stadt. Grünes, Umrankendes, Lichtdämpfendes schwebte ihr vor; Land, wie eine starke Hand, die zum Schlafen zwingt.

Wo. hatte sich angeboten, sie hinzubringen; Walter konnte vom Dienst nicht weg; litt, als ob sein Herz durch eine Wurstmaschine getrieben würde, als er die beiden abreisen sah.

Als Clarisse in dem Sanatorium eintraf, musterte sie es wie ein General. Mit ihrer Niedergeschlagenheit mischte sich schon wieder ein Gefühl ihrer Mission und Göttlichkeit, sie prüfte die Einrichtungen und Ärzte selbstbewußt auf die Frage, ob sie imstande sein würden, die Umwälzung der Weltideen zu umhegen, welche von hier ausgehen würden.

Die Diagnose, die man ihr gestellt hatte, war allgemeine Erschöpfung und Neurasthenie; Clarisse lebte ruhig und sorgsam bedient. Die fortwährenden Stöße, die ihren Körper wie eine Eisenbahnfahrt geschüttelt hatten, hörten auf; sie glaubte plötzlich zu erkennen, daß sie krank gewesen sei, während nun der Boden unter ihr wieder fester und elastischer wurde; sie empfand Zärtlichkeit für ihren gesundenden Körper (vorher Appetitlosigkeit, Durchfall ...), welcher ihren Geist nun auch «sorgsam bediente», wie sie, erfreut von dieser Einheit des Geschehens, feststellte. Aber die Geschehnisse der jüngsten Zeit kamen ihr mit einemmal fragwürdig vor.

Sie beschaffte sich Schreibzeug und ging daran, ihre Erfahrungen niederzuschreiben.

Sie schrieb einen Tag lang beinahe vom Morgen bis zum Abend. Ohne Bedürfnisse nach Luft und Essen; es fiel ihr auf, daß die körperlichen Tätigkeiten fast ganz zurücktraten, nur eine gewisse Scheu vor der sanatoriumsstrengen Hausordnung bewog sie, in den Speisesaal zu gehen. Sie hatte vor einiger Zeit irgendwo einen Aufsatz über Franz von Assisi gelesen; in dem Heft, das sie anlegte, kehrte er wieder, in ganzen Abschriften mit geringfügigen persönlichen Änderungen wiederholt, aber ohne daß sie das störte. Die Ursprünglichkeit geistiger Leistungen wird heute noch falsch eingeschätzt. Der überkommene Heldensinn streitet bei jedem neuen Gedanken und jeder Erfindung noch immer um die Priorität, obgleich wir aus der Geschichte dieser Streitigkeiten längst wissen, daß jede neue Idee in mehreren Köpfen zugleich entstanden ist, und er findet es aus irgendeinem Grund richtiger, sich das Genie als eine Quelle vorzustellen statt eines Stromes, in den vieles gemündet ist und der vieles verbindet, obgleich die genialsten Gedanken nicht mehr sind als Veränderungen anderer genialer Gedanken und kleine Beigaben. Darum «haben wir» auf der einen Seite «keine Genies mehr» – weil wir nämlich den Ursprung allzu deutlich zu sehn glauben und uns durchaus nicht dazu hergeben wollen, an das Genie einer Leistung zu glauben, die sich aus lauter Gedanken, Gefühlen und sonstigen Elementen zusammensetzt, welche wir einzeln unvermeidlich schon da und dann angetroffen haben müssen. Andererseits übertreiben wir die Einbildung vom Originalitätscharakter des Genies – zumal dort, wo die Prüfung an den Tatsachen und am Erfolg fehlt, also überall, wo es sich um nichts weniger

als unsere Seele handelt – in einer so sinnlosen und verkehrten Weise, daß wir sehr viele Genies haben, deren Kopf nicht mehr Inhalt besitzt, als ein Zeitungsblatt, aber dafür eine auffallende und originelle Aufmachung. Diese, verbündet mit dem falschen Glauben an die unvermeidliche Ursprünglichkeit des Genies, verfeindet mit dem dunklen Gefühl, daß nichts hinter ihm steckt, gipfelnd in der völligen Unfähigkeit, aus den unzähligen Elementen einer Zeit jene Gebilde des geistigen Lebens zu schaffen, die nicht mehr sind als Versuche und doch den vollen Ernst der Sachlichkeit haben, gehört zu jener flauen Stimmung voll Zweifel an die Möglichkeit des Genies und Anbetung vieler Ersatzgenies, die heute herrscht.

Clarisse, für welche Genie eine Sache des Willens war, gehörte, trotz vieler Schwächen, die sie besaß, weder zu den grell aufgemachten Menschen, noch zu den entmutigten. (Das heißt: statt original sein zu wollen, sollten die Leute aneignen lernen!) Sie schrieb mit großer Energie nieder, was sie gelesen hatte, und hatte das richtige Gefühl der Originalität dabei, indem sie sich diese Materie aneignete und wie in einer lebhaft flackernden Verbrennung geheimnisvoll zu ihrem eigenen und innersten Wesen werden fühlte. «Durch diesen Zufall sind,» schrieb sie hin «während ich schon an die Abreise dachte, die Erinnerungen in meinem Kopf zusammengestoßen. Daß die Sienesen (Perugia?) im Jahre ... ein Bild ... in die Kirche trugen, daß Dante ... sagt, welcher Brunnen heute noch auf der Piazza ... steht. Und daß Dante von der Frömmigkeit des bald danach heiliggesprochenen Franz von Assisi sagte: Wie ein strahlendes Gestirn stieg sie unter uns auf.»

Wo sie sich nicht mehr an die Namen erinnerte, setzte sie Punkte. Das hatte später Zeit. Die Worte «wie ein strahlendes Gestirn aufgehen» fühlte sie aber in ihrem Leibe. Daß sie – nebenbei gedacht – der Aufsatz ergriff, den sie gelesen hatte, besaß seinen Grund darin, daß sie sich nach besseren Zeiten sehnte; aber nicht als Flucht, sondern so – das fühlte sie – daß etwas Aktives geschehen müßte.

«Dieser Franz von Assisi» schrieb sie hin «war ein wohlhabender Sieneser Bürgerssohn, ein Tuchhändler und vordem ein flotter Bursche. Menschen von heute wie Ulrich, welche mit der Wissenschaft Kontakt haben, fühlen sich durch sein späteres Gehaben (nach der religiösen Erweckung) an gewisse manische Zustände erinnert, und es soll gar nicht geleugnet werden, daß sie damit recht haben. Aber was 1913 zur Geisteskrankheit wird, kann 13.. (zirkuläres Irresein, Hysterie, natürlich nicht anatomisch umschriebene Krankheiten, sondern nur solche, welche mit Gesundheit durchsetzt sind!!) bloß eine einseitige Belastung mit Gesundheit gewesen sein. *Gewisse Krankheitsbilder sind nicht persönliche, sondern auch soziale Erscheinungen*» (Wenn der gesunde Mensch eine soziale Erscheinung ist, dann ist es auch der kranke) – diesen Satz unterstrich sie. In Klammer warf sie einige Worte dazu: «(Hysterie. Freud. Rausch; seine Formen sind je nach der Gesellschaft verschieden. Psychologie der Massen liefert Bilder, die von klinischen nicht sehr verschieden sind.)» Dann kam ein Satz, den sie wieder unterstrich: «*Es ist nicht ausgeschlossen, daß das, was heute bloß zur inneren Destruktion wird, einstens wieder konstruktiven Wert haben wird.*»

Es fuhr ihr durch den Kopf, daß Dante und Franz von Assisi überhaupt die gleiche Person gewesen seien; es war eine ungeheure Entdeckung, aber sie schrieb sie nicht nieder, sondern nahm sich vor, diese Frage später zu prüfen, und im nächsten Augenblick war auch ihr Glanz erloschen. «Das Entscheidende ist,» schrieb sie hin «daß damals ein Mensch, *den wir heute mit gutem Gewissen in ein Sanatorium stecken würden*, leben, lehren und seine Zeitgenossen führen konnte! Daß die besten der Zeitgenossen ihn als eine Ehre und Erleuchtung empfanden! Daß Siena damals ein Mittelpunkt der Kultur war.» Aber an den Rand schrieb sie: «*Alle Menschen sind ein Mensch?*» — Dann fuhr sie ruhiger fort: «Es fesselt mich, mir vorzustellen, wie es

damals aussah? Jene Zeit hatte nicht viel Intelligenz. Sie prüfte nicht; sie glaubte wie ein gutes Kind, ohne sich über das Unwahrscheinliche zu erregen. Die Religion hing mit dem Lokalpatriotismus zusammen; nicht der einzelne Sieneser kam in den Himmel, sondern die Stadt Siena würde einmal als Ganzes dorthin versetzt werden. Denn man liebte den Himmel durch die Stadt durch. (Die Heiterkeit, der Schmucksinn, die weiten Ausblicke kleiner italienischer Städte!) Religiöse Eigenbrötler waren selten; man war stolz auf die Stadt; das Gemeinsame war ein gemeinsames Erlebnis. Der Himmel gehörte dieser Stadt, wie hätte es anders sein sollen?! Die Priester galten nicht als besonders religiöse Menschen, waren bloß eine Art Beamte; denn Gott war in allen Religionen immer etwas weit und unsicher, aber der Glaube, daß Gottes Sohn zu Besuch gekommen war, daß man noch die Aufzeichnungen derer besaß, die ihn mit eigenen Augen gesehen haben, gab eine ungeheure Lebendigkeit, Nähe und Sicherheit des Erlebnisses, als deren Bestätigung eben die Priester da waren. Offizierskorps Gottes.

Wenn in dieser Mitte nun einer von Gott gestreift wird, wie der heilige Franz, so ist das nur eine neue Beruhigung, welche die bürgerliche Heiterkeit des Erlebnisses nicht stört. Weil alle glaubten, konnten es einige in besonderer Weise tun, und so kam zu der einfachen legitimen Sicherheit der geistige Reichtum. Denn in Summa fließen mehr Kräfte aus der Opposition als aus der Übereinstimmung ...

(Gefühl der Einsamkeit im Meer des Geistes, das nach allen Richtungen beweglich ist.)»

Hier bildeten sich auf Clarissens Stirn tiefe Falten. Es fiel ihr Nietzsche ein, der Feind der Religion: es blieb ihr noch Schweres zu vereinen. «Ich maße mir nicht an, die Riesengeschichte dieser Gefühle zu kennen,» sagte sie sich «aber eines ist sicher: heute ist das religiöse Erlebnis nicht mehr Handlung aller, einer Gemeinde, sondern nur Einzelner. (Memento: Massenerlebnis hängt mit Meingast zusammen.) Und wahrscheinlich ist es deshalb krank.»

Sie hörte zu schreiben auf und ging lange im Zimmer hin und her, aufgeregt die Hände aneinander oder mit dem Zeigefinger die Stirn reibend. Sie floh nicht aus Mutlosigkeit in vergangene und entfernte Zeiten, sondern es war ihr durchaus klar, daß sie, in diesem Zimmer auf und ab schreitend, mit dem vergangenen Siena zusammenhänge. (Gefühl! Glockenläuten. Prozessionen schreiten mit Marienfahnen und prächtigen Gewändern. Sie schritt in der Mitte. Wenn sie stehenblieb, blieb die Menge aber nicht stehn. Doch das störte nicht ... Dieser Zusammenhang mit Vergangenheit, der Ulrich fehlt.) Gedanken ihrer letzten Tage mengten sich ein, sie war in irgendeiner Weise nicht nur bestimmt, sondern schon in der Tat begriffen, die Aufgabe zu übernehmen, welche sich in den Jahrhunderten wiederholte wie Gott in jeder neuen Hostie. Sie dachte aber nicht an Gott; das war merkwürdigerweise der einzige Gedanke, der ihr nicht einfiel, so als ob er gar nicht dazu gehörte; vielleicht hätte er sie gestört, denn alles andere war so lebendig, als ob sie sich morgen in die Eisenbahn setzen müsse, um hinzufahren. Bei den Fenstern winkten große Massen grüner Blätter herein; Baumkugeln; das ganze Zimmer war davon in wässeriges Grün getaucht; diese Farbe, «mit der damals meine Seele gefüllt worden ist», wie sie später sagte, spielte als Leitfarbe dieser Gedanken noch eine große Rolle in ihr. (Das grüne Licht bedeutet ihre Reise.)

[<]

**113**

Auf nach Siena!



*[Früher Entwurf]*

Als sie am nächsten Tag ihre Aufzeichnungen durchlas, verwarf sie diese. Sie nahm ein neues Blatt Papier und zog durch die Mitte ein Kreuz. Es überraschte sie kaum noch, daß dieses nackte, also zerlegte Stück Papier sogleich zu leben begann. Man brauchte es bloß anzusehen und entdeckte mit seiner Hilfe sogleich eine Fülle merkwürdiger Bestätigungen. Alles Obere strebt hinab, alles Untere hinauf: Grundgesetz des Daseins! Clarisse trug links oben das Wort Mann ein und rechts unten das Wort Frau. Nicht nur streben sie in diese Lage, sondern die Frau vermännlicht sich heute, und der Mann verweiblicht ... «Es gibt ja heute keine Männer mehr!» sagte sich Clarisse. Als sich ihr das an dem magischen Kreuz bestätigt hatte, suchte sie nach neuem. Der Regen fällt abwärts, der Rauch steigt auf; sie setzte sofort hinzu, daß Tränen von oben kommen (und Träume von unten), aus einer großen Seele, aber abwärts ziehen: sagte ihr das Kreuz nicht alles, was sie in einem wochenlangen Kampf gegen das Mitleid mit Walter erfahren hatte?! Sie hatte das Gefühl, etwas der modernen Kunst Ähnliches zu tun ... Fieberhaft setzte sie diese Untersuchung fort. Es gibt Eckenmenschen, deren Leben, was immer geschehen mag, von oben nach oben zieht oder in der «untern Horizontale» bleibt; es sind Menschen des Niveaus, sie ändern die Welt nicht. Auch Diagonalmenschen gibt es, aber sie hielt sich jetzt nicht bei ihnen auf, denn es lockte sie schon die Entdeckung der Doppelmenschen: sie sinken und steigen; ihr Leib sinkt, ihre Seele steigt! Das sind die Menschen, die den auf- und absteigenden Senkrechten entsprechen. Sie gehen von Leid zu Kraft über. Oder von Helligkeit zu Düsternis. Sie sind in zwei Schichten zuhause. Ohne Zweifel waren das die Menschen, zu denen sie gehörte. Die Stimmung ihres Eintreffens gestern in diesem Sanatorium mit der sofort einsetzenden «Sehnsucht nach dem Horizontalen» wurde heftig lebendig in ihr, eine unausdrückbare Traurigkeit, «so weich wie der Faden eines Regens», zog sie abwärts. Sie drehte die Zimmerbeleuchtung auf, obgleich es noch Vormittag war, in das grüne Blätterlicht sprengten sich rötliche blasse Lichtkeile ein. Sie schauderte vor Einsamkeit. Es schien ihr, daß die rötlichen Lichtkeile in der Mitte des Zimmers ein Kreuz bildeten, und sie stellte sich darunter. In diesem Augenblick erkannte sie mit Bestimmtheit, daß sie selbst ein «Doppelmensch» sei, und die Entspannung, die jede Bestimmtheit mit sich bringt, verbreitete sich wohlthätig in ihr.

Sie begriff sich aber nun in der ungeheuren Gefahr, krank zu werden. Man hatte sie hierher gebracht, wo sie krank werden mußte. Sie verhehlte sich nicht, daß sie in Wahrheit auch bereits ganz nah einer schweren Erkrankung sei. Schuld war die Weichherzigkeit Walters, der sie hierher geschickt hatte. Sie hätte ihm nicht folgen sollen, nun gut, sie war ihm aber gefolgt. Sie sagte sich: ich soll wahnsinnig werden. Sie wiederholte es. Laut flüsternd. Unter dem Kreuz. Das war wohl doch anders, als wenn man nur mit solch einem gefährlichen Wort spielt.

Aber Geisteskrankheit war nicht einfach Sturz in Finsternis. Die Geisteskranken erschienen ihr als am Rande der Gesundheit angesiedelte Wesen; ein Nichts, und sie werden fortgetrieben; mit ungeheurer Anstrengung, mit der sich die Leistungen der Gesunden nicht vergleichen lassen, müssen sie sich emporarbeiten. Ausnahmemenschen — fühlte Clarisse; Erkrankung ist eine falsche Auffassung, gegen die sie sich, im Namen einer höheren Moral, zu verteidigen verpflichtet war.

Sie mußte ohne Verzug fliehen. In diesem Augenblick schwebte ein Leben voll Visionen, Halluzinationen, Engeln und noch stärkeren Gebilden, die sie sich nicht erklären konnte, um sie.

«Man muß gesund genug für seine Krankheit sein,» sagte sie sich, listig lächelnd «es gibt Neurosen der Gesundheit.» Italienische Musik erklang und spielte ihr die grausame Heiterkeit des Südens vor. Eine Stimme in ihr rief: «Auf nach Siena!»

In diesem Augenblick überblickte sie ihre Lage ganz klar und ruhig. Sie stand am Kreuzweg. Doppelmensch. Die beiden feindlichen Könige Christus und Nietzsche begegneten sich in ihr. Sie waren der gekrönte König der Welt und der ungekrönte derer, die an keine Könige glauben. Aber beide waren sie halb. Christus starb am Kreuz und Nietzsche im Irrenhaus. Sie starben an ihrer Halbheit. Aber sie waren eines, diese großen Feinde, zusammen ein Ganzes! Der Doppelmensch! Der Leib eines Weibes bezwang die beiden, indem er sie vereinte. Aber dieser Schauer der Männerfeindschaft und ihrer Bezwingung zersprengte fast den kleinen Körper Clarissens. Schweiß zitterte unter ihren Haaren hervor und die Lippen standen offen. Konnte sie sich da mit Walter abgeben und dem Schmerz, den sie ihm, «in grausamer Unschuld», zufügen mußte!? Sie preßte ihre Lippen heftig zu. Um Gott, ihres Vaters, willen durfte sie in diesem Augenblick nichts halb tun. «Wahnsinn» sagte sie sich abschließend «ist nichts anderes, als daß man ohne Halbheit und Maß das tut, was alle andern maßvoll und halb tun.» Sie verfügte über Mittel, weil sie die Sanatoriumsrechnung noch nicht beglichen hatte. Sie erfand eine Geschichte, daß sie ihren Mann, der unterwegs in der Nähe sei, überraschen und eine Nacht fortbleiben wolle, und brachte die Bedenken der Pflegerin durch ein hohes Trinkgeld zum Schweigen.

[<]

114

Clarisse in Rom

*[Früher Entwurf]*

Zwischen Florenz und Rom wachte Clarisse auf. Sie bemerkte, daß sie ihren Plan, nach Siena zu reisen, abgeändert hatte. Kleine, wie aus grasgrünem Werg locker gedrehte Bäumchen standen längs der Bahn. Dann wurde die Ebene von einem runden Hügel mit runden Bäumen unterbrochen. Clarisse sagte befriedigt zu sich, daß die Formen der Landschaft, wenn man sie ohne Vorurteil betrachte, hier häßlicher seien als in der Heimat. Aber sie waren von einem fremden Marsch[?] gespannt, den sie umso deutlicher erkannte. Es dünkte sie, sie müsse, wenn sie sich anstrengte, eine kriegerische Melodie hören können; aber der dahinspringende Zug machte das zunichte. Dagegen sah sie zwei Bäuerinnen nach, die auf einem Wege gingen, der so schmal und gerade wie eine mit Obstbäumen bepflanzte Pflugfurche zwischen den Feldern lief; ein Hahn und sieben Hennen trippelten vor den Frauen her, wie es anderwärts Hündchen tun. Clarisse stellte das als eine wichtige Tatsache fest, von der sie vielleicht später Gebrauch machen werde. Das sechsendreißigstündige Rütteln des Zuges hatte sie erschüttert und müde gemacht.

Aber nun begannen Städtchen vorbeizufiegen und Clarisse wurde wieder aufmerksam. Solche Städtchen, die lagen auf einem Berg wie ein flacher Haufen alter, abgegriffener, schmutziger Kupferstücke; doch mit dem geheimnisvollen Feuer dieses Metalls. Clarisse machte unbekümmert um die Mitreisenden die große generöse Gebärde nach, mit der sie hingeworfen worden waren.

Oder solche Städtchen waren durch Risse und Spalten aus einem grünbraunen Lehmklotz herausgeschnitten worden. Es waren Städtchen, die nur aus starken Horizontal- und Vertikalstrichen bestanden. «Erarbeiten muß man es!» — fühlte Clarisse und rieb die Finger aneinander. Es gefiel ihr, daß die friedliche, betriebsame, bepflanzte toskanische Landschaft anfangs zu täuschen versuchte; sie hatte sich von ihr nicht täuschen lassen!

Und plötzlich stand ein rundes, verfallenes Kastell vor Wolken und Himmel, und einige Minuten später begann Clarissens Herz heftig zu schlagen. Dörfer stürzten nun vorbei wie Burgen, wie Basaltgebilde. Die verdammte Gutmütigkeit der nordischen Landschaft hatte endgültig aufgehört. Ein starkes altes Weib, häßlich mit einer roten Wächterfahne in der Hand mit roten Blumen auf einer roten Bluse und mit einem roten Kopftuch hing über einen Bahnschranken, Clarisse beugte sich weit aus dem Fenster hinaus, die häßliche Rote beseligte sie, ihre Finger schrien ihr Worte zu, die der Mund im Sturm des Zuges nicht formen konnte.

In Rom hielt es Clarisse jedoch nicht lange aus. Schon der Bahnhofsplatz mit seinen Palmen, den Geschäften und der Nähe großer Hotels, stieß sie zurück.

Sie ging trotzdem bis in die innerste Stadt und stieg in einem kleinen Albergo ab. Der Eindruck hatte sich inzwischen geändert. Der Abendhimmel war bis hoch hinauf orange; schwarz und gefiedert standen davor die Bäume. Die Luft am Ludovisi-Viertel, dieses einzigartige köstlich leichte starke Gemisch aus Meer- und Gebirgsluft erquickte sie. Sie atmete die Bekanntschaft einer neuen Kraft ein. (Prophetie des Faschismus.) Sie begann die anspruchsvolle Pracht der hochgelegten Privatgärten zu bemerken, die auf fünf bis acht Meter hohen Mauern über den Köpfen der gemeinen Spaziergänger ruhten, und die riesigen Tore, die hohen Fenster, die in dieser Gegend selbst die Miethäuser besaßen. Hinter einer Parkmauer schrie ein Esel. «Wie selbst die Esel hier schreien!» dachte Clarisse. «Anders als bei uns. Sie schreien nicht i-a, sie schreien ja!» Es war ein metallener, schwebender Posaumenton. Sie glaubte auf den ersten Blick zu erkennen, daß es in dieser Stadt kein Spießbürgertum gäbe. (Oder es gibt es, aber eine wirbelnde Kraft bedroht es.) Alles war, während sie sich der Mitte näherte, voll Kraft, voll Hast und Lärm; Automobile rasten unvorhergesehen um Ecken und querten auf unberechenbaren Wegen über die Plätze; Radfahrer wimmelten lebensgefährdet und fröhlich zwischen ihnen durch; aus den vollen Tramwagen hingen Trauben junger Männer hinaus, die mitfahren wollten und sich in kühnen und unmöglichen Stellungen aneinanderklammerten. Clarisse fühlte, daß dies eine Stadt ihres eigenen Temperamentes sei, zum erstenmal erlebte sie eine solche. In der Nacht konnte sie nicht schlafen, weil unter ihren Fenstern eine kleine Bar ihre Tische in die enge Gasse gestellt hatte; die Leute sangen bis gegen Morgen Couplets und kreischten nach jeder Strophe einen heiter mißtönigen Refrain dazu. Clarisse wurde ganz elektrisiert davon. Obgleich es noch verhältnismäßig früh im Jahr war, war es schon sehr heiß, und Clarisse bekam von der Hitze Durchfall; es war ein entzückender Zustand, leicht wie Holundermark, befiedert und matt erregt.

Alle Eindrücke, die Clarisse in Rom empfing, ordnete sie der kühnen, brennenden Farbe Rot unter. Wenn sie sich ihrer Erlebnisse im Sanatorium erinnerte, so war sie aus einem wässrigen Grün, einer zur Gegenwart gehörenden Farbe, der Farbe des deutschen Waldes, in dieses Rot gekommen, das das Rot der Prozessionen in ihrer Fantasie gewesen war; aber man muß sagen, daß sich Clarisse dieser Erlebnisse, die sie auf die Reise getrieben hatten, gar nicht recht erinnerte, wohl aber das Gefühl hatte, aus einem grünen Zustand in einen lodernd roten hineinzurennen. Es war Clarisse leider ganz unmöglich, darauf zu kommen, daß sie an Wahnvorstellungen leide. Denn grüne Zustände finden doch sogar ihre Komponisten, die sie vertonen, Töne werden heute gemalt, Gedichte bilden Sinnräume, Gedanken werden getanzt: es ist das ein vages Assoziieren, das im Auftreten ist, weil das Denken sein Ansehen eingebüßt hat;

es ist ungefähr zu einem Achtel sinnvoll und zu sieben Achteln sinnlos, und Clarisse durfte sich noch sehr vorsichtig und überlegt vorkommen. Sie befand sich also mit ruhiger, gespannter Aufmerksamkeit auf dem Wege aus einem grünen Zustand in einen roten.

Dabei begegnete es ihr, daß sie bei einem Streifzug durch die Paläste Roms das wundervolle, ganz rote Bildnis Innozenz X. von Velasquez sah; der Anblick schlug wie ein Blitz durch sie hindurch. Nun war ihr klar, daß diese lodernde Farbe des Lebens, Rot, zugleich die Farbe jenes Christentums war, das, nach Nietzsches Wort, dem antiken Eros Gift zu trinken gegeben hat. Die Farbe der Askese und der Verdächtigung der Sinne. «Oh, meine Lieben,» dachte Clarisse «ihr werdet mich nicht fangen!» Ihr Herz klopfte, wie wenn sie im letzten Augenblick eine sehr große Gefahr erkannt hätte. Sie hatte das doppelte Gesicht dieser Stadt erblickt. Es war die Stadt des Papstes, und sie erinnerte sich, daß Nietzsche den Versuch gemacht hatte, hier zu leben, und geflohen war. Sie ging zu dem Haus hin, wo er gewohnt hatte. Sie nahm nichts wahr. Das Haus «war geistig geschlossen». Sie ging lächelnd, bei jedem Schritt die Stadt überlistend, nach Hause. Es war eine Doppelstadt. Der dunkle Pessimismus des Christentums loderte hier zum Kardinalsrot auf, und in das rote Blut Nietzsches war hier das Schwarz des Wahnsinns geflossen. Aber was sie dachte, war Clarisse nicht so wichtig; die Hauptsache war die lächelnde Zweideutigkeit in allem, was sie gewahrte. Sie kam an Palästen, Ausgrabungen und Museen vorbei; sie hatte noch das wenigste davon gesehen, und ihre Eindrücke waren nicht auf das Maß der Wirklichkeit gesunken, sie nahm an, daß nebeneinander die wundervollsten Kostbarkeiten der Welt hier aufgestellt seien; aber das war ausgelegt wie ein Köder; sie mußte diese Schönheit ganz vorsichtig vom Haken nehmen. Und alles Schöne der Jugend beruht darauf, daß die Dinge, um die die Menschen kreisen, eine Seite haben, die man allein kennt.

Auf irgendeine Weise hatte sich in Clarisse der Gedanke befestigt, daß sie Nietzsches Mission, an der er hier gescheitert sei, anders aufnehmen und mit dem Norden beginnen müsse. Es war Abend geworden. Sie blickte noch einmal aus dem Fenster ihres kleinen Zimmers, in der Bar darunter begannen schon die ersten Gäste zu lärmern, und wenn man den Leib weit hinausbog — über ihren Köpfen und wie ein nordischer Wasserspeier — und den Hals wandte, konnte man die rundgezackte Form einer grauen Kirche sehn, die wie eine Tiara vor dem noch dunkleren Grau der Nacht stand.

Sie löste von dem Rest ihres Geldes eine Fahrkarte, die sie nach einer der kleinen Städte zurückbrachte, an denen sie an der Herfahrt vorbeigekommen war. Ein untrügliches Gefühl sagte ihr am Bahnhof, daß es nicht der rechte Ort sei. Sie fuhr mit dem nächsten Zug weiter. So reiste Clarisse drei Tage und vier Nächte. Am vierten Morgen kam sie an einer Meeresküste vorbei und fand einen einzigen Ort, der sie festhielt. Ohne Geld ging sie in die Herberge. Diese Tatsache, daß sie kein Geld hatte, war sehr plötzlich und sehr sonderbar; sie hielt den Leuten des Gasthofes eine ziemlich lange Rede, um sie sich dienstbar zu machen, die diese höflich und ohne Verständnis anhörten, dann kam sie auf den Einfall, weil Walter ihren Aufenthalt nicht erfahren sollte, Ulrich zu rufen. Sie schickte ein langes Telegramm in deutscher Sprache an ihn ab.

[<]

**115**

Im Bereich eines Tatmenschen gibt es auch Selbstmord oder Mord

Hans Sepp hatte sich aus der Kaserne entfernt und war nicht zum Dienst erschienen, obgleich er aus dem Spital wieder zur Truppe zurückversetzt worden war. Er wußte, daß seine Rückkehr mit den unerträglichsten Folgen verbunden sein würde; Bestrafung wie ein Tier und, schlimmer noch, denn die Strafe ist einsam, vorher das stumpfsinnige Gesicht des Hauptmanns und die Nötigung ihm Rede und Antwort zu stehen. Hans wußte, daß er entschlossen war, nicht zurückzukehren. Zum erstenmal brannte wieder das heilige Feuer des Trotzes in ihm, und der starrende Sinn des Reinen blitzte in ihm, der die Vermengung mit dem Unreinen meidet. Desto qualvoller war die Erinnerung, daß er das Recht darauf verloren habe. Er hielt seine Krankheit für unheilbar und war überzeugt, für den Rest seines Lebens verunreinigt zu sein. Er hatte den Vorsatz gefaßt, sich zu töten; er war aus der Kaserne weggegangen, um sich die Rückkehr ins Leben ganz abzuschneiden; der Gedanke, daß er sich in wenigen Stunden getötet haben werde, war das einzige, was ihm seine Achtung vor sich, wenn auch nicht wiedergeben, so doch einigermaßen ersetzen konnte.

Er hatte, um nicht gleich erkannt zu werden, wenn man ihn suchen sollte, Zivilkleider angelegt. Er ging zu Fuß durch die Stadt, denn er fühlte sich unfähig, ein Fuhrwerk zu benutzen; er hatte einen weiten Weg vor sich, denn es war ihm aus irgendwelchen Gründen selbstverständlich erschienen, daß er sich nur in der freien Natur töten werde. Er hätte es ja eigentlich auch unterwegs, mitten in der Stadt, tun können; wahrscheinlich schiebt man mit gewissen Feierlichkeiten die Sache doch bloß etwas hinaus, und dazu gehörte für Hans ein letzter Blick ins Freie; aber Hans zählte überhaupt nicht zu den Menschen, die sich solche Fragen in einem Zustand vorlegen, wie es der seine war. Jener vielberufene dunkle Schleier lag vor seinen Augen, der entsteht, wenn der Feuchtigkeitsgehalt des Gemüts sehr groß wird, ohne daß Tränen hervorkommen, und die Geräusche der Welt klangen weich. Vorbeifahrende Wagen, Menschengewimmel, straßenlang ausgespannte Häuserfronten sahen wie ein versenktes Relief aus. Die Tränen, die Hans Sepp in der Öffentlichkeit oder aus anderen Gründen nicht außen weinen mochte, fielen indes durch sein Inneres wie durch einen ungeheuer tiefen dunklen Schacht auf sein eigenes Grab, in dem er sich schon liegen fühlte, was so viel bedeutet, wie daß er gleichzeitig daneben saß und sich betrauerte. In alledem liegt eine sehr starke aufheiternde Macht, und als Hans an der Stadtgrenze angelangt war, wo die Schienen der Eisenbahn liefen, auf die er sich werfen wollte, sobald ein Zug vorbeikäme, hatte sich seine Trauer schon mit so vielen Dingen verbündet und verschwistert, daß sie sich eigentlich ganz wohl fühlte. Die Strecke, an der er sich befand, wurde scheinbar nicht viel befahren, und Hans mußte sich sagen, daß er, ankommend, vor einen im gleichen Augenblick vorbeifahrenden Zug sich wohl sofort gestürzt hätte, daß er aber in Unkenntnis der Fahrpläne sich nicht einfach auf die Schienen legen und warten könne. Er setzte sich bei einem Einschnitt, worin die Bahn einen Bogen machte, oben auf die Böschung zwischen die spärlichen Blumen und hatte Ausblick nach beiden Seiten. Ein Zug kam vorbei, aber er ließ sich Zeit. Er beobachtete das ungeheure Anwachsen der Geschwindigkeit, das sich abspielt, wenn der Zug gleichsam durch die Nähe schießt, und horchte ins Gepolter der Räder, um sich vorstellen zu können, wie er vom nächsten Zug darin zerstampft werden würde. Dieses Klirren und Grölen schien, im Gegensatz zu dem Eindruck der Augen, außerordentlich lange zu dauern, und Hans wurde es kalt.

Die Frage, warum er sein Leben gerade durch einen Eisenbahnzug beenden wollte, war überhaupt nicht geklärt. Aufhängen hat etwas gespenstisch Verzerrtes. Fenstersturz ist ein Weibermittel. Gift besaß er keines. Zum Aufschneiden der Pulsadern fehlte ihm die Badewanne. Auf diese Weise des Ausschlusses der anderen Möglichkeiten legte er methodisch logisch den gleichen Weg zurück, den er im blinden Entschluß mit einem Schritt genommen hatte; es befriedigte ihn, seine Instinkte waren noch nicht angegriffen. Er hatte allerdings den Tod durch Erschießen

außeracht gelassen; das fiel ihm jetzt erst ein. Aber Hans besaß weder eine Pistole, noch konnte er damit umgehen und mit seinem Dienstgewehr wollte er nicht den letzten Augenblick teilen. Er mußte frei von kleinem Unglück sein, wenn er aus diesem Leben hinaustrat. Das brachte ihn darauf zurück, daß er sich innerlich vorzubereiten habe. Er hatte gesündigt und sich verunreinigt; das galt es festzuhalten. Ein anderer in seiner Lage würde vielleicht auf die vorhandene Heilaussicht gehofft haben; aber mochte Heilung möglich sein, Heil war unwiederbringlich verloren. Unwillkürlich zog Hans sein kleines Notizbuch und einen Bleistift aus dem Rock; aber ehe er den Einfall eintragen konnte, erinnerte er sich, daß das ja jetzt ganz sinnlos sei. Er behielt Notizbuch und Stift gedankenlos in den Händen. Sein ganzes Sinnen blieb auf den Satz gerichtet, daß er unrein und heillos geworden sei. Man hätte viel darüber sagen können. Zum Beispiel, daß das jüdisch beeinflusste Christentum die Sünde durch Reue und Buße gutzumachen gestatte, während die reine, germanische Vorstellung des Heilseins kein Abdingen und Handeln erlaube. Heilheit ist ein für allemal verloren wie Maidenschaft; und natürlich liegt gerade darin die Größe der Auffassung und Forderung. Wo findet man heute noch solche Größe? Nirgends. Hans war überzeugt, daß die Welt einen großen Verlust dadurch erleide, daß er sich ausschalten müsse. Die Größe und Wucht eines Eisenbahnzugs war wirklich fast die einzige Möglichkeit, die Größe und Wucht eines solchen Falles auszudrücken. Wieder kam einer vorbei. Dieses technische Wunder war ja klein und winzig, wenn man es mit der astronomischen Bauweise der Ägypter und Assyrer verglich, aber immerhin war es darin der Gegenwart fast gelungen, sich gotisch, über das materiell Gegebene hinausstrebend, auszudrücken. Hans hob die Hand und winkte den Menschen fast willenlos zu, die widerwinkten und ihre Köpfe aus den Fenstern drängten, zu mehreren, wie die Menschentrauben auf naiven alten Skulpturen. Das tat ihm wohl. Aber Wohlsein, Trauer und alles was ihm einfiel, war bloß wie Rauch, und wenn der sich wieder verzog, lag der Satz, daß Hans Sepp unrein und heillos geworden sei, unberührt da; es verband sich nichts dauernd mit ihm, die Idee wollte nicht mehr wachsen. Wenn Hans daheim vor einem Tisch mit Feder und Papier gesessen wäre, würde es wohl vielleicht noch anders gekommen sein; gerade daran konnte er fühlen, daß er zu keinem anderen Zweck mehr hier war, als um sein Dasein zu beenden.

Er zerbrach seinen Bleistift und zerriß sein Notizbuch in kleine Stückchen. Das war ein großer Schritt. Er stieg nun die Böschung hinab, setzte sich am Rand der Schotterung ins Gras und warf die Fetzen seiner geistigen Welt vor den nächsten Zug. Der Zug verstreute sie. Vom Bleistift war nichts mehr zu finden, die hellen Papierschmetterlinge, gerädert und mitgesaugt, bedeckten den Bahndamm zu beiden Seiten auf hundert Schritte hin. Hans rechnete sich aus, daß er ungefähr zwölfmal größer sei als dieses Notizbuch. Dann faßte er seinen Kopf zwischen beide Hände und begann mit dem letzten Abschied. Der sollte, alles zusammenfassend, Gerda gelten. Er wollte ihr vergeben und, ohne ein geschriebenes Wort ihr zu hinterlassen, mit dem alles zusammenfassenden Gedanken an sie auf den Lippen sterben. Aber wenn auch in seinem Kopf allerhand Gedanken auftraten und wieder gingen, sein Körper blieb ganz leer. Es schien, er könne hier unten in dem engen Einschnitt nichts fühlen und müsse wieder oben sitzen, um Gerda im Geiste noch einmal umarmen zu können. Aber es kam ihm unsinnig vor, es verdroß ihn, die Böschung wieder hinaufzukriechen. Allmählich nahm die Leere in seinem Leibe zu und wurde Hunger. Das ist die beginnende Zersetzung meines Geistes – sagte er sich. Er hatte, seit er krank war, beständig Furcht davor, wahnsinnig zu werden. Er hatte Zug um Zug vorbeigehen lassen und war hier unten in der engen Idiotenwelt des Bahneinschnitts gesessen, ohne überhaupt an etwas zu denken. Es mochte schon spät am Nachmittag sein. Da wurde Hans Sepp bewußt, so als ob man mit einemmal etwas in ihm umgedreht hätte, daß dies sein letzter Zustand sei, dem nur noch die Ausführung folge. Er fühlte an seinem ganzen Körper das ekelhafte Gefühl eines Ausschlags, den er sich einbildete. Er zog sein Taschenmesser hervor und reinigte damit seine Nägel; das war

eine ungezogene Gewohnheit von ihm, die er für sehr vornehm und reinlich hielt; er hätte darüber weinen mögen. Er stand zögernd auf. Sein ganzes Inneres war von ihm zurückgewichen. Er hatte Angst, aber er war nicht mehr Herr über sich selbst, Herr war nur noch der unwiderrufliche Entschluß, der einsam in einer dunklen Leere herrschte. Hans sah links und rechts. Man könnte sagen, daß er schon gestorben war, als er so nach beiden Seiten auf einen Zug spähte, denn es lebte nur dieses Spähen in ihm und einzelne Empfindungen, die so wie Grasschollen in einer Überschwemmung dahintrieben; denn er wußte mit sich nichts mehr anzufangen. Er bemerkte noch, daß sein Kopf den Beinen zu springen befahl, ehe sich der Zug näherte; aber die Beine kümmerten sich nicht mehr darum, sie sprangen irgendwann, im letzten Augenblick und Hans' Körper wurde in der Luft erfaßt. Er fühlte sich noch stürzen, auf große scharfe Messer fallen. Dann zerbarst seine Welt in Splitter.

[<]

**116**

Die Insel der Gesundheit

*[Früher Entwurf]*

Daß Clarisse Ulrich rief, hatte aber nicht nur die Ursache, daß sie Geld brauchte und ihren Aufenthalt vor Walter verbergen wollte. Sondern da gab es noch ein Ich meine dich, ein Fassen mit Gefühlsstrahlen über Gebirge und größte Entfernungen hinweg. Clarisse war zu der Überzeugung gekommen, daß sie Ulrich liebe. Das war nicht ganz so einfach, wie so etwas sein kann. Den schrecklichen Auftritt zwischen ihnen, der sie in solche Erregung gebracht hatte, und alles, was dem vorangegangen war, erklärte sie sich damit, daß Ulrich damals noch verfrüht gewesen wäre; jetzt erst befand er sich auf dem rechten Platz in dem System ihrer Einbildungen (das aber ist die Liebe, wenn ein Mensch sich auf dem rechten Platz in dem System unserer Einbildungen befindet), und die Kräfte des Ganzen strömten ihm in einer unerhörten Weise zu. Wo sein Name hinfiel, schmolz die Erde. Wenn sie ihn aussprach, war ihre Zunge wie ein Sonnenstreif in einem lauen Regen. Clarisse besichtigte ihren neuen Aufenthaltsort. Er bestand aus einer kleinen, dem Festland nah vorgelagerten Insel, die ein altes, halb aufgelassenes Fort trug, und einer vor dieser Insel weiter ins Meer hinausgeschobenen riesigen Sandbank, die mit Bäumen und Sträuchern eine große leere zweite Insel bildete, die Clarisse allein gehörte, wenn sie sich zu ihr übersetzen ließ. Man schien ihrer Beständigkeit nicht sehr getraut zu haben, denn es stand wohl eine alte Hütte zur Aufnahme von Netzen und anderem Fischergerät darauf, aber auch die war verlassen und verfallen, und andere Anzeichen von Ansiedlung oder Besitzverteilung waren nicht wahrzunehmen. Ungefesselt lebten Wind, Wellen, weißer Sand, spitze Gräser und allerhand kleine Tiere beisammen; so leer und stark war der Zusammenklang von Wasser, Erde und Himmel, wie wenn Blech auf Blech geschlagen würde.

Dahinter die Wohninsel trug grünbewachsene hohe Festungswälle; Geschütze, die nicht einschüchterten, sondern in Segelleinen eingepackt zum Staunen aussahen wie vorweltliche Tiere; Wassergräben, in deren Nähe es unheimliche große Ratten gab; und zwischen den am hellen Tag herumlaufenden Ratten ein kleines würfelförmiges Wirtshaus, mit einer vierseitigen Pyramide als Dach, unter buschigen Bäumen. Da hatte Clarisse für sich und Ulrich ein Zimmer

gemietet. Das Haus war zugleich die Kantine des Forts, und es standen den ganzen Tag dunkelblaue Soldaten mit gelben Tressen auf den Ärmeln in seiner Nähe herum. Man hatte davon nicht eigentlich das Gefühl des Lebens von Menschen, sondern eher eine das Herz leerende Beklemmung wie von Deportation oder dergleichen. Auch die jungen Männer, die mit einem Gewehr im Arm vor den mit Segelplachen zugedeckten Geschützen spazierengingen, verstärkten diesen Eindruck; wer hatte sie dort hingestellt? wo war, in welcher Weite, das Gehirn dieses Wahnsinns, der sich in einem lustlosen, pedantischen, katatonisch starr festgehaltenen Automatismus äußerte?

Es war die rechte Insel für Ulrich und Clarisse und Ulrich taufte sie «die Insel der Gesundheit», weil jeder Wahnsinnseinfall auf ihr hell erschien, auf ihrem dunklen Untergrund. Er hatte Clarisses Telegramm nachts erhalten, als er nach Hause kam und seinen Garten durchschritt. Beim Schein einer Lampe an der weißen Hauswand hatte er die Depesche aufgebrochen und gelesen, weil er dachte, sie käme von Agathe. Es war schon Ende Mai. Aber die Mainacht war wie eine verspätete Märznacht; die Sterne blickten spitz, in die Höhe gezogen, frostig kraus aus dem unerhellten, unendlich weit entrückten Himmelszelt, Die Sätze des Telegramms waren lang und wirt, aber von dem Rhythmus einer Erregung zusammengehalten. Wenn Clarisse der kleinen militärischen Mitte ihrer Insel den Rücken wandte, lag die Einsamkeit vor ihr wie die Wüste, in die sich der Heilige zurückzieht. Ein überstarker, voll Grauens lüsterner, starrer Gefühlston war mit dieser Vorstellung, sich zurückzuziehn, verknüpft, etwa letzte Läuterung und Probe auf dem Weg des «Großen». Der Ehebruch, dessen sie sich schuldig gemacht hatte, mußte auf dieser Insel vollendet werden, wie auf einem Kreuz, denn wie ein Kreuz, auf das sie sich legen müsse, kam ihr der leere, von keinem Menschen betretene Sand draußen über den Wellen vor. Von alledem kam etwas in der Depesche vor. Ulrich erriet, daß nun wirklich über Clarisse die große Unordnung hereingebrochen sei, aber gerade das war ihm recht.

In ihrem kleinen Wirtshaus bewohnten sie ein Zimmer, in dem kaum die unentbehrlichsten Möbel standen, aber von der Mitte der Decke hing ein venetianischer gläserner Lüster hinab, und an den Wänden hingen große Spiegel in breiten Glasrahmen, die mit Blumen bemalt waren. Sie setzten morgens auf die Insel der Gesundheit über, die wie eine Spiegelung in der Luft schwebte, und wenn sie dort waren, blickten sie auf die Wohninsel zurück, die mit ihren Kanonen, Scharten, Bastionskämmen, Häuschen und Bäumen wie ein rundes, volles, ausgestoßenes Wort dalag, das den Zusammenhang mit seiner Rede verloren hat.

Sie hatten bald überall Tafeln entdeckt, auf denen zu lesen war, daß auf diesen Inseln das Zeichnen und Malen verboten sei. Sie stehen im Bereich aller Festungen der Welt, aber Clarisse sagte: «Wie ungeheuerlich würde man es empfinden, wenn es einen Punkt auf der Erde gäbe, auf dem es hieße: hier ist das Beten verboten! Wie lügen sie, wenn sie zu wissen vorgeben, was Kunst ist!» Ulrich antwortete nach einer Weile, während deren ihn seltsame Ideen berührten: «Ein heilig erbitterter Spion wäre denkbar, der alle diese Festungspläne verriet.» Aber daß es ihnen verboten war, zu zeichnen und malen, brachte sie zunächst noch auf einen anderen Einfall, den sie anfangs wie eine Rache ausführten. Clarisse schlief wenig; sie stand beim ersten Morgengrauen auf und setzte auf die Insel über. Als Ulrich erwachte, war sie fort. Ulrich folgte gemächlich mit dem hellen Tag. Von Clarisse war nichts zu sehen. Sie mochte weit weg in irgendeiner Sandfalte oder hinter einem kleinen Hügel liegen. Aber er war kaum einige Schritte gegangen, so stieß er auf eine Spur. Es waren zwei Steine und eine darüber gelegte Feder; das hieß: ich wünsche dich zu sehn, komm zu mir, so schnell wie der Vogel fliegt, aber du wirst mich nicht finden. Einige Schritte weiter lag ein runder, ausgesuchter Stein im Weg: das hieß, ich bin hart, stark und gesund. War es aber ein Stück Kohle im weißen Sand, so bedeutete es: ich bin



heute schwarz, trübe und traurig. Als er Clarisse fand, sagte sie nichts davon. Aber das wiederholte sich oft, und allmählich lernte er diese Sprache verstehn, die sie erfunden hatte. Solcher Zeichen waren noch viele. Eine Pfefferschote bedeutete: ich bin heiß, hitzig und erwarte dich. Zwei große Steine, mit dem Rücken gegeneinander: ich bin böse auf dich. Eine Astgabel, in einem Strauch, an die ein Stück Band gebunden war: wenn uns auch ein weiter Weg trennt, so wende ich dir doch mein Antlitz zu und ziehe dich zu mir. (Ich liege im Sand und ziehe dich zu mir.)

Und dann kamen die Zeichnungen im Sand (Siehe später das Modellieren im Irrenhaus.). Pfeile und Kreise, ein brennendes Herz und ein sprengendes Pferd, alle gewöhnlich nur mit so wenig Linien angedeutet, daß sie nur dem Eingeweihten verständlich waren, und eine zusammengepreßte Sprache darstellend, in der sich die Herzschräge aufeinanderstürzten. Diese Zeichen legten sie an im Sand, ritzen sie in die Balken der Hütte oder in die glatte Fläche eines Steins, vergaßen sie, fanden sie nach Tagen wieder und brannten vor Glück.

«Man hat in Pompeji» sagte Ulrich «das Abbild einer Frau gefunden, das die Dämpfe, in die sich ihr Körper einen Bruchteil einer Sekunde auflöste, als ihn der furchtbare Feuerstrom einhüllte, wie eine Statue in die versteinende Lava eingesiegelt hatten. Diese fast nackte Frau, der das Hemd bis zum Rücken hinauf gerutscht war, als sie, im eiligen Lauf eingeholt, vornüber aufs Gesicht und die vorgehaltenen Arme stürzte, während der kleine Knoten ihrer Haare unordentlich aufgesteckt, aber fest im Nacken saß, war nicht schön, nicht häßlich, nicht üppig von Wohlleben, noch abgezehrt von Armut, nicht verrenkt vom Schreck, noch ohne Angst ahnungslos überwältigt, aber gerade wegen all dessen war diese vor vielen Jahrhunderten aus dem Bett gesprungene und auf den Bauch geworfene Frau so unsagbar lebendig geblieben, daß sie in jeder Sekunde wieder aufstehn und weiterreisen könnte.» Clarisse verstand ihn aufs Wort. (Bei Clarisse nicht so kompliziert, naiver, wie Hirtenroman.) Wenn sie ihre Gefühle und Gedanken in den Sand grub, mit irgendeinem Zeichen, das voll davon war wie ein Boot, das kaum noch die Vielfalt der Lasten tragen kann, und der Wind wehte dann einen Tag lang darauf, Tierspuren liefen darüber hin oder ein Regen zeichnete Pockennarben darein und verwischte die Schärfe der Umrisse wie die Sorgen des Lebens ein Gesicht verwischen, gar aber wenn man alles ganz vergessen hatte und nur durch einen Zufall wieder darauf stieß und plötzlich vor sich stand, vor einer Sekunde gepreßt voll von Gefühl und Gedanke, und eingesunken, verwaschen, klein und kaum kenntlich geworden, aber eingewachsen zwischen rechts und links, nicht vergangen, ohne Scheu von den Gräsern und Tieren umlebt, Welt, Erde geworden: Dann –?: schwer zu sagen, was dann war, die Insel bevölkerte sich mit vielen Clarissen; sie schliefen im Sand, sie fuhren auf dem Licht durch die Luft, riefen aus den Kehlen der Vögel, es war eine Wollust, überall sich selbst zu berühren, überall auf sich selbst zu stoßen, eine unsägliche Empfindsamkeit, es brach ein Taumel aus den Augen dieser Frau und vermochte Ulrich anzustecken wie der Anblick der Wollust eines Menschen die höchste eines anderen entzündet. «Weiß Gott, was es ist,» dachte Ulrich «das Liebende veranlaßt, das Geheimnis ihrer Anfangsbuchstaben in die Rinde von Bäumen zu ritzen, mit denen es wächst; das Siegel und Wappen erfunden hat; die Magie der aus ihrem Rahmen blickenden Bilder; um schließlich bei der Spur auf der photographischen Platte zu enden, die alles Geheimnis verloren hat, weil sie fast schon wieder wie die Wirklichkeit ist.»

Aber es war nicht nur das. Es war auch die Mehrdeutigkeit. Etwas war ein Stein und bedeutete Ulrich; aber Clarisse wußte, daß es mehr war als Ulrich und ein Stein war, nämlich noch alles Steinharte an Ulrich und alles Schwere, das sie bedrückte, und aller Einblick in die Welt, den man gewann, wenn man einmal verstanden hatte, daß die Steine wie Ulrich waren. (Genau so, wie wenn es heißt: das ist Max, aber er ist ein Genie.) Oder eine Astgabel und ein Loch im Sand

hieß: hier ist Clarisse, aber zugleich: sie ist eine Hexe und weitet ihr Herz. Viele Gefühle, die sonst getrennt sind, drängten sich um solch ein Zeichen, man wußte nie recht, welche, aber allmählich beobachtete Ulrich auch an seinen eigenen Empfindungen eine solche Unsicherheit der Welt. Es hoben sich eigenartig erfundene Gedankengänge Clarissens ab, die er beinahe verstehen lernte.

[<]

117

Die Insel der Gesundheit. Die Unsicherheit

*[Früher Entwurf]*

Clarisse sah eine Weile lang Dinge, die man sonst nicht sieht. Ulrich konnte das ausgezeichnet erklären. Es war vielleicht Wahnsinn. Aber ein Förster sieht auf einem Spaziergang eine andere Welt als ein Botaniker oder ein Mörder. (Man sieht viele unsichtbare Dinge.) Eine Frau sieht den Stoff eines Kleids, ein Maler einen See flüssiger Farben an seiner Stelle. Ich sehe durchs Fenster, ob ein Hut hart oder weich ist. Wenn ich auf die Straße blicke, sehe ich ebenso, ob es draußen warm oder kalt ist, ob Menschen lustig, traurig, gesund oder kränklich sind; ebenso sitzt der Geschmack einer Frucht manchmal schon in den Fingerspitzen, die sie anfühlen. Ulrich erinnerte sich: wenn man etwas verkehrt ansieht, zum Beispiel in der Kamera des kleinen Photographenapparates, bemerkt man übersehene Dinge. Ein Hin- und Herschwanke von Bäumen und Sträuchern oder Köpfen, die dem freien Auge reglos erscheinen. Oder die hüpfende Eigenart des menschlichen Ganges kommt einem zum Bewußtsein. Man ist erstaunt über die fortwährende Unruhe der Dinge. Ebenso sind unwahrgenommene Doppelbilder im Gesichtsfeld, denn das eine Auge sieht ja etwas anderes als das zweite; Nachbilder lösen sich wie allerfeinste farbige Nebel vor den Augenblicksbildern auf; das Gehirn unterdrückt, ergänzt, formt die vermeinte Wirklichkeit; das Ohr überhört tausend Geräusche des eigenen Körpers, die Haut, die Gelenke, die Muskeln, das innerste Ich senden ein Ineinanderspiel unzhligter Empfindungen, die stumm, blind und taub den unterirdischen Tanz des sogenannten Wachseins aufführen. Ulrich erinnerte sich, wie er einmal, nicht gar so hoch im Gebirge, nur früh im Jahr in einen Schneesturm geriet; er war damals Freunden entgegengegangen, die einen Weg herabkommen sollten, und er hatte sich schon gewundert, sie noch nicht getroffen zu haben, als das Wetter sich plötzlich änderte, die Klarheit sich verfinsterte, ein heulender Sturm losbrach und Schnee in dichten Wolken spitzer Eisnadeln auf den Einsamen schleuderte, als ob es diesem ans Leben ginge. Obgleich Ulrich schon nach wenigen Minuten den Schutz einer verlassenen Htte erreichte, hatten ihn Wind und Schneemassen bis an die Knochen erreicht, und die eisige Kälte, wie der anstrengende Kampf gegen den Orkan und die Wucht des Schnees hatten ihn in der kürzesten Zeit ermüdet. Als das Unwetter ebenso rasch vorbeiging wie es gekommen war, setzte er freilich seinen Weg fort und er war nicht der Mann, sich durch ein solches Ereignis einschüchtern zu lassen, wenigstens war sein bewußtes Selbst ganz frei von Aufregung und jeder Art Überschätzung der überstandenen Gefahr, ja er fühlte sich äußerst aufgeräumt. Aber er mußte dennoch erschüttert worden sein, denn mit einemmal hörte er die Partie sich entgegenkommen und rief sie heiter an. Aber niemand antwortete. Er rief nochmals laut — denn im Schnee konnte

man leicht vom Weg ab und aneinander vorbeikommen – und lief, so gut er es vermochte, in der wahrgenommenen Richtung, denn der Schnee war tief, er hatte sich nicht darauf gefaßt gemacht und den Aufstieg ohne Skier oder Reifen unternommen. Nach etwa fünfundzwanzig Schritten, bei deren jedem er bis an die Hüften einbrach, mußte er vor Erschöpfung stillhalten, aber in diesem Augenblick hörte er wieder die Stimmen in angeregtem Gespräch und so nah, daß er die Sprechenden, die nichts verdecken konnte, unbedingt hätte sehen müssen. Niemand war jedoch da als der weiche, hellgraue Schnee. Ulrich nahm seine Sinne zusammen und das Gespräch wurde deutlicher. Ich halluziniere – sagte er sich. Dennoch rief er abermals; ohne Erfolg. Er begann sich vor sich selbst zu fürchten und prüfte sich auf jede Weise, die ihm einfallen mochte, sprach laut und zusammenhängend, rechnete im Kopf kleine Aufgaben aus und machte mit Armen und Fingern schwierige Bewegungen, deren Ausführung volle Herrschaft über sich erforderte. Das alles gelang, ohne daß die Erscheinung wich. Er hörte ganze Gespräche, voll überraschenden Sinns und in klangvoller Mehrstimmigkeit. Da lachte er, fand das Erlebnis interessant und begann es zu beobachten. Aber auch das machte die Erscheinung nicht verschwinden; die erst abklang, als er umgekehrt und schon etliche hundert Meter abgestiegen war, während seine Freunde überhaupt nicht diesen Rückweg genommen hatten und keine menschliche Seele in der Nähe war. So unsicher und ausdehnend ist die Grenze zwischen Wahn und Gesundheit. Es überraschte ihn eigentlich nicht, wenn Clarisse mitten in der Nacht ihn zitternd weckte und behauptete, eine Stimme zu hören. Wenn er sie fragte, war es keine Menschenstimme und keine Tierstimme, sondern eine «Stimme von etwas» (Moosbrugger! vielleicht: Ulrich kann denken, sie sei nur hysterisch und spiele das nach, was sie von Moosbrugger erfahren hat), und dann hörte er plötzlich auch ein Geräusch, das in keiner Weise auf ein dingliches Wesen zu beziehen war, und im nächsten Augenblick, während Clarisse immer heftiger zitterte und die Augen wie ein Nachtvogel aufriß, schien etwas Unsichtbares im Zimmer zu gleiten, schleifend an den Spiegel in gläsernem Rahmen zu stoßen, unkörperlich zu drängen, und auch in Ulrich schoß panikartig – nicht *eine* Angst, ein Bündel von Ängsten, eine Welt der Angst empor, so daß er alle Vernunft aufbieten mußte, um selbst zu widerstehn und Clarisse zur Ruhe zu bringen.

Aber er bot nicht gern die Vernunft auf. In dieser Unsicherheit, welche die Welt in der Umgebung Clarissens annahm, konnte man sich seltsam glücklich leben fühlen. Die Zeichnungen im Sand und Modelle aus Steinen, Federn und Ästen nahmen nun auch für ihn einen Sinn an, als ob hier, auf der Insel der Gesunden, sich etwas erfüllen wollte, das von seinem Leben schon einige Mal berührt worden war. (Hierher: Rolle der menschlichen Erlebnisse, die sich nicht durch verständige Übertragung, sondern durch Ansteckung verbreiten. Ein soziales (Menschheits) Erlebnis zu zweit.) Es schien ihm der Grund des menschlichen Lebens eine ungeheure Angst vor irgendetwas, ja geradezu vor dem Unbestimmten zu sein. Er lag im weißen Sand zwischen dem Blau der Luft und des Wassers, auf der kleinen, heißen Sandplatte der Insel zwischen den kalten Tiefen des Meeres und Himmels. (Er lag wie im Schnee. Wenn er damals verweht worden wäre, hätte es so kommen können.) Hinter den Hügeln mit Disteln tollte Clarisse und spielte wie ein Kind. Er fürchtete sich nicht. Er sah das Leben von oben. Diese Insel war mit ihm davongeflogen. Er begriff seine Geschichte. Hunderte von menschlichen Ordnungen sind gekommen und gegangen; von den Göttern bis zu den Nadeln des Schmucks, und von der Psychologie bis zum Grammophon jede eine dunkle Einheit, jede ein dunkler Glaube, die letzte, die aufsteigende zu sein, und jede nach einigen hundert oder tausend Jahren geheimnisvoll zusammensinkend und zu Schutt und Bauplatz vergehend (Das Gestaltlose!): was ist dies anderes als ein Herausklettern aus dem Nichts, jedesmal nach einer anderen Seite versucht? (Und keine Spur davon, das in Zyklen erfassen zu können!) Als einer jener Sandberge, die der Wind bläst,

dann eine Weile lang die eigene Schwere formt, dann wieder der Wind verweht? Was ist alles, was wir tun, anderes als eine nervöse Angst, nichts zu sein: von den Vergnügungen angefangen, die keine sind, sondern nur noch ein Lärm, ein anfeuerndes Geschnatter, um die Zeit totzuschlagen, weil eine dunkle Gewißheit mahnt, daß endlich sie uns totschiagen wird, bis zu den sich übersteigenden Erfindungen, den sinnlosen Geldbergen, die den Geist töten, ob man von ihnen erdrückt oder getragen wird, den angstvoll ungeduligen Moden des Geistes, den Kleidern, die sich fortwährend verändern, dem Mord, Totschlag, Krieg, in denen sich ein tiefes Mißtrauen gegen das Bestehende und Geschaffene entlädt: was ist alles das anderes als die Unruhe eines Mannes, der sich bis zu den Knien aus einem Grab herausschaufelt, dem er doch niemals entrinnen wird, eines Wesens, das niemals ganz dem Nichts entsteigt, sich angstvoll in Gestalten wirft, aber an irgendeiner geheimen Stelle, die es selbst kaum ahnt, hinfällig und Nichts ist?

Ulrich erinnerte sich an jenen Mann im grünen Kreis der Laterne den er mit Clarisse und Meingast beobachtet hatte. Hier auf der Insel der Gesundheit war sogar dieses verzerrte menschliche Gebilde, dieser Exhibitionist, dieses verzweifelte Geschöpf, das sich aus dem Dunkel, Geschlechtslust stehend, hervorgekrümmt hatte, wenn eine Frau vorbeiging, nichts Grundverschiedenes von anderen Menschen. Was waren Walters empfindsame Musik oder Meingasts Staatsgedanken von dem gemeinsamen Wollen vieler Menschen anderes als einsamer Exhibitionismus? (Hier eine Stimmungs-Abrechnung mit Ulrichs Heroismus.) Was ist selbst der Erfolg eines Staatsmannes, der mitten im menschlichen Betrieb steht, anderes als betäubende Ausübung mit dem Schein einer Befriedigung? In der Liebe, in der Kunst, in der Habsucht, in der Politik, in der Arbeit und im Spiele suchen wir unser schmerzvolles Geheimnis auszusprechen (Dieses Emersonzitat ist vorläufig noch wörtlich!): der Mensch gehört nur halb sich selbst, die andere Hälfte ist Ausdruck. Alle Menschen verlangen nach ihm in ihrer Seelennot. Der Hund bespritzt den Stein mit sich und riecht zu seinem Exkrement: Spuren hinterlassen in der Welt, sich in der Welt ein Denkmal setzen, eine Tat, von der noch nach hunderten Jahren gesungen wird, ist der Sinn alles Heroismus. Ich habe etwas getan: das ist eine Spur, ein ungleiches, aber unvergängliches Abbild. Ich habe etwas getan: knüpft Teile der Materie an mich. Selbst etwas nur auszusprechen heißt schon, einen Sinn mehr haben zur Aneignung der Welt. Selbst nur wie Walter etwas zu beschwätzen, hat diesen Sinn. Ulrich lachte, weil ihm einfiel, daß Walter verzweifelt mit dem Gedanken herumgehen werde: Ach, ich wüßte wohl etwas dazu zu sagen ...! Es ist das tiefe Grundgefühl des Bürgers, das immer stummer und beruhigter wird. Aber Ulrich kam auf der Insel der Gesundheit dazu, allen Ehrgeiz seines Lebens zu widerrufen. Was sind selbst Theorien anderes als beschwätzen? Besprechen. Und am Ende solcher Stunden dachte Ulrich an nichts anderes als an Agathe, die ferne, die untrennbare Schwester, von der er nicht wußte, was sie tat. Und er erinnerte sich wehmütig ihres Lieblingsausspruchs: «Was kann ich also für meine Seele tun, die wie ein ungelöstes Rätsel in mir wohnt? Die dem sichtbaren Menschen die größte Willkür läßt, weil sie ihn auf keine Weise beherrschen kann?»

Clarisse legte währenddessen ihr Zeichenspiel aus; manchmal sah er sie wie ein flatterndes Tuch über die Düne huschen. «Wir spielen hier unsere Geschichte,» verlangte sie «auf der Lichtbühne dieser Insel.» Es war im Grunde nur die Übertreibung dieses sich in die Unsicherheit einprägen Müßens. Einst, als Clarisse mit Walter noch in der Oper saß, hatten sie oft gesagt: «Was ist alle Kunst! Wenn wir unsere Geschichte spielen könnten!» Auch das tat sie nun. Alle Liebenden sollten es tun. Alle Liebenden haben das Gefühl, was wir erleben, ist etwas Wunderbares, wir sind erwählte Menschen, aber sie sollten es vor einem großen Orchester und einem dunklen Zuschauerraum spielen müssen – wirkliche Liebende auf der Bühne und nicht bezahlte Personen –: nicht nur ein neues Theater entstünde, sondern auch eine ganz neue Art der Liebe, die sich ausbreiten würde, Menschengebärden durchleuchten würde, wie feines Astwerk, statt sich wie

heute ins Dunkel des Kinds zu verkriechen. Das sagte Clarisse. Nur kein Kind! Statt etwas zu leisten, bekommen die Menschen Kinder! Zuweilen nannte sie die kleinen Erinnerungen, welche sie für Ulrich in den Sand legte, ihre geheimen Kinder, oder sie nannte jeden Eindruck, den sie überhaupt aufnahm, so, denn er schmolz in sie hinein wie die Frucht. (Frage Clarissens zu Ulrich: du willst kein Kind. Das gefällt mir. Die Verbrecher.) Zwischen ihr und den Dingen bestand ein fortwährendes Zeichenaustauschen und Verständigen, ein Verschworenssein, eine erhöhte Korrespondenz, ein brennend lebhafter Lebensvorgang. Manchesmal steigerte sich das so stark, daß Clarisse glaubte, aus ihrem schmalen Körper herausgerissen zu werden, und wie ein Schleier über die Insel flog, rastlos, bis ihre Augen an einem kleinen Stein oder einer Muschel hängenblieben und ein gläubiges Erstaunen sie festbannte, weil sie schon einmal und immer hier gewesen war und ruhig als Spur im Sande gelegen hatte, während eine zweite Clarisse wie eine Hexe über die Insel geflogen war.

Zuweilen erschien ihr ihre Person nur noch als ein Hindernis, unnatürlich eingeschoben in den lebhaften Vorgang zwischen der auf sie einwirkenden Welt und der Welt, auf die sie wirkte. In den Augenblicken der höchsten Steigerung schien dieses Ich zu zerreißen und zu verlöschen. (Vergleiche: Klavierszene. Beethoven – Nietzschezitat. Schon damals war es Clarisse ernst mit dem Zerreißen.) Mochte sie Walter mit diesem Körper untreu sein und dieser «an der Haut befestigten Seele», es bedeutete nichts: Die frigide, abweisende Clarisse verwandelte sich zu manchen Stunden in einen Vampyr, unersättlich, als ob ein Hindernis fortgefallen wäre und sie sich zum erstenmal diesem bis dahin verbotenen Genuß hingeben dürfe. Sie schien es manchmal darauf anzulegen Ulrich auszusaugen; «ich muß noch einen Teufel aus dir austreiben!» sagte sie, er besaß eine rote Sportjacke, die mußte er manchmal auf ihr Verlangen sogar in der Nacht anlegen, und sie ließ nicht ab, bis er unter seiner gebräunten Haut blaß wurde. Ihre Leidenschaft für ihn und überhaupt alle Gefühle, die sie äußerte, gingen nicht tief – das spürte Ulrich deutlich — aber manchmal irgendwie an Tiefe vorüber unmittelbar ins Bodenlose.

Und auch sie traute Ulrich durchaus nicht ganz: Er verstand die Größe ihres Erlebnisses nicht völlig. Sie hatte in diesen Tagen natürlich alles durchschaut und erkannt, was ihr vorher noch verschlossen gewesen war. Sie hatte vorher unendlich Schweres erlebt, den Sturz aus der fast schon erreichten größten Höhe des Unternehmungsgeistes in tiefste Beklemmung. Es scheint, daß der Mensch aus der gewöhnlichen wirklichen Welt, wie wir alle sie kennen, durch Vorgänge verdrängt werden kann, die sich nicht in ihr ereignen, sondern überirdisch oder unterirdisch sind, und ebenso kann er durch sie ins Unermeßliche gesteigert werden. Sie beschrieb es auf der Insel Ulrich folgendermaßen: eines Tages war alles rings um Clarisse erhöht gewesen; die Farben, die Gerüche, die geraden und die krummen Linien, die Geräusche, ihre Gefühle oder Gedanken und jene, die sie in anderen Menschen erregte; was sich ereignete, mochte kausal, notwendig, mechanisch, psychologisch sein, aber es war außerdem noch von einem geheimen Antrieb bewegt; es mochte sich genau ebenso am Tag vorher ereignet haben, heute war es in einer unbeschreiblichen und glücklichen Weise anders. (Das Schmerzlichste und Dürsterste wirkt nicht als Gegensatz, sondern als bedingt, als herausgefordert, als eine *notwendige* Farbe innerhalb eines solchen Lichtüberflusses. – Länge, weitgespannter Rhythmus des Gedankens wird zum Bedürfnis.) «Ach,» sagte sich Clarisse sofort «ich bin vom Gesetz der Notwendigkeit, wo jedes Ding von einem anderen abhängt, befreit.» Denn die Dinge hingen von ihrem Gefühl ab. Oder vielmehr, es war da eine fortwährende Aktivität des Ich und der Dinge, die aufeinander eindringen und einander nachgaben, als ob sie sich auf den zwei verschiedenen Seiten der gleichen elastischen Membran befänden. Clarisse entdeckte, daß es ein Schleier von Gefühl war, aus dem sie hervorging, und auf der anderen Seite die Dinge. Sie erhielt wenig später die fürchterlichste Bestätigung: sie nahm dann alles, was um sie vorging, genau so richtig wahr wie

früher, aber es war völlig beziehungslos und entfremdet geworden. Ihre eigenen Gefühle kamen ihr fremd vor, als ob sie ein anderer empfinden oder ob sie in der Welt umhertrieben. Es war, als ob sie und die Dinge einander schlecht angepaßt wären. Sie fand keinen Halt mehr in der Welt, nicht das notwendige Mindestmaß von Zufriedenheit und Selbstgenügsamkeit, vermochte nicht mehr durch innere Bewegungen das Gleichgewicht gegen die Geschehnisse der Welt aufrechtzuerhalten und fühlte mit unsagbarer Not, wie sie unaufhaltsam aus der Welt hinausgedrängt wurde und dem Selbstmord (oder vielleicht dem Wahnsinn) nicht mehr enttrinnen konnte. Wieder war sie von der gewöhnlichen Notwendigkeit ausgenommen und einem geheimen Gesetz unterworfen; aber da entdeckte sie im letzten, gerade zur Rettung noch hinreichenden Augenblick das Gesetz, das niemand vor ihr bemerkt hatte:

Wir – das heißt Menschen, welche nicht Clarissens Einblick haben, – bilden uns ein, daß die Welt eindeutig sei, wie immer sich die Sache mit den Dingen außen und den Vorgängen innen verhalten möge; und was wir ein Gefühl nennen, ist eine persönliche Angelegenheit, die zu unserem eigenen Vergnügen oder Unbehagen dazukommt, aber sonst nichts in der Welt ändert. Clarisse dagegen erkannte, daß die Gefühle die Welt ändern. Nicht etwa nur so, wie es rot vor den Augen wird, wenn wir in Zorn geraten – auch das übrigens; man hält es nur irrtümlich für etwas, das eine gelegentliche Ausnahme ist, ohne zu ahnen, welches tiefe und allgemeine Gesetz man berührt! – vielmehr so: Die Dinge schwimmen in Gefühl, wie die Seerosen auf dem Wasser nicht nur aus Blatt und Blüten und Weiß und Grün bestehen, sondern auch aus «sanftem Daliegen». Gewöhnlich stehen sie dabei so ruhig, daß man das Ganze nicht bemerkt; das Gefühl muß ruhig sein, damit die Welt ordentlich ist und bloß vernünftige Beziehungen in ihr herrschen. Aber angenommen zum Beispiel, daß ein Mensch eine ganz schwere und vernichtende Demütigung erleidet, an der er zugrundegehen müßte, so kommt es vor, daß sich statt dieser Scham eine überlegene Lust an der Demütigung einstellt, ein heiliges oder lächelndes Gefühl von der Welt, und dieses ist dann nicht bloß ein Gefühl wie jedes andere oder eine Überlegung, gar nicht etwa daß wir uns damit trösten würden, Demut sei tugendhaft, sondern es ist ein Sinken oder Steigen des ganzen Menschen auf einen andern Plan, ein «in die Höhe Sinken», und alle Dinge verändern sich in Übereinstimmung damit, man könnte sagen, sie bleiben dieselben, aber sie befinden sich jetzt in einem anderen Raum oder es ist alles mit einem anderen Sinn gefärbt. In solchen Augenblicken erkennt man, daß außer der Welt für alle, jener festen, mit dem Verstand erforschbaren und behandelbaren, noch eine zweite, bewegliche, Singuläre, Visionäre, Irrationale vorhanden ist, die sich mit ihr nur scheinbar deckt, die wir aber nicht, wie die Leute glauben, bloß im Herzen tragen oder im Kopf, sondern die genau so wirklich draußen steht wie die geltende. Es ist ein unheimliches Geheimnis, und wie alles Geheimnisvolle wird es, wenn man es auszusprechen sucht, leicht mit dem Allergewöhnlichsten verwechselt. Clarisse selbst hatte erlebt, – als sie Walter betrog, und obgleich das nicht anders hätte sein dürfen, weshalb sie keine Reue anerkannte – wie die Welt schwarz wurde; aber das war keine wirkliche Farbe, sondern eine ganz unbeschreibliche, und später wurde diese «Sinnfarbe» der Welt, wie Clarisse das nannte, hart gebranntes Braun.

Clarisse war sehr glücklich an dem Tag, wo sie begriff, daß ihre neuen Erkenntnisse die Fortsetzung ihrer Bemühungen um Genie seien. Denn was unterscheidet anders das Genie vom gesunden gewöhnlichen Menschen, als daß der geheime Anteil des Gefühls an allem Geschehen bei diesem beständig und unbemerkt, bei jenem dagegen unaufhörlichen Irritationen unterworfen ist. Übrigens sagte auch Ulrich, daß es viele mögliche Welten gibt. Vernünftige verständige Menschen passen sich der Welt an, starke aber passen die Welt sich an. Solange die «Sinnfarbe» der Welt ——— fest blieb, hatte auch das Gleichgewicht in der Welt etwas Festes. Seine unbemerkte Festigkeit mochte sogar als etwas Gesundes und gewöhnlich Unentbehrliches gelten,

so wie auch der Körper alle die Organe nicht spüren darf, die sein Gleichgewicht erhalten. Ungesund ist auch ein labiles Gleichgewicht, das schon beim ersten Anlaß umkippt und in die untere Lage gerät. Das sind die Geisteskranken, sagte sich Clarisse, vor denen sie Angst hatte. Aber am höchsten, Eroberer im Bereich der Menschlichkeit sind die, deren Gleichgewicht ebenso verletzlich aber voll Kraft ist und, immer wieder gestört, immer wieder neue Gleichgewichtsformen erfindet.

Es ist eine unheimliche Balance, und niemals hatte sich Clarisse so sehr wie diesmal als ein am schmalsten Rand zwischen Vernichtung und Gesundheit angesiedeltes Wesen gefühlt. Aber wer der Entwicklung von Clarissens Gedanken bis hierher gefolgt ist, wird bereits wissen, daß sie damit auch dem «Geheimnis der Erlösung» auf die Spur gekommen war. Dieses war ja als die Aufgabe in ihr Leben getreten, das durch allerhand Beziehungen gehemmte Genie in sich, Walter und ihre Umgebung zu befreien, und es ist leicht einzusehen, daß dies geschieht, indem man der Verdrängung nachgeben muß, welche die Welt gegen jeden genialen Menschen ausübt, ins Dunkel getaucht wird, aber dort auf der anderen Seite die Welt in einer neuen Farbe heraushebt. Es war dies bei ihr die Bedeutung der Seelenfarbe Dunkelrot, einer wunderbaren, unbeschreiblichen und durchsichtigen Tönung, in die Luft, Sand und Gewächse getaucht waren, so daß sie sich überall wie in einer roten Kammer von Licht bewegte.

Die «Entwicklerkammer» nannte sie das einmal, selbst von der Ähnlichkeit mit einem Raum überrascht, in dem man aufgeregt und angestrengt inmitten scharfer Dünste über die zarten, kaum noch erkenntlichen Gebilde gebeugt ist, welche sich auf der Platte zeigen. Ihre Aufgabe war es, die Erlösung vorzuleben, und Ulrich erschien ihr als ihr Apostel, welcher nach einer Weile von ihr in die Welt hinausgehen werde und als erste Walter und Meingast erlösen müsse. Von da an ging es immer rascher mit ihr.

Der Stoß wirrer und regelloser Ideen, den Ulrich täglich empfing, und die Bewegung dieser Gedanken in einer uneinsichtigen, aber doch deutlich durchfühlbaren Richtung hatten ihn in der Tat allmählich mit sich genommen, und was sein Leben von dem der Wahnsinnigen unterschied, war nur noch ein Bewußtsein seiner Lage, die er durch eine Anstrengung unterbrechen konnte. Er tat es aber lange nicht. Denn während er sich unter verständigen Menschen und solchen des wirkenden Lebens eigentlich immer nur wie ein Gast gefühlt hatte, zumindest mit einem Teil seines Wesens, und so fremd und so sinnlos, wie es ein Gedicht wäre, das er inmitten der Generalversammlung einer Aktiengesellschaft plötzlich vorzusagen begänne, fühlte er in diesem Nichts von Gewißheit eine erhöhte Sicherheit und lebte gerade mit diesem Teil seines Wesens zwischen den Gebilden des Abersinns nicht in der Luft, sondern so sicher wie auf festem Boden. Es ist ja in Wahrheit Glück nichts Vernünftiges, das an einem bestimmten Tun oder dem Besitz gewisser Dinge ein für allemal hinge, sondern weit eher eine Stimmung der Nerven, durch die alles zum Glück wird oder nichts: soweit hatte Clarisse schon recht. (Tatsächlich unterliegen wir in gleichgültigen Dingen sehr häufig der Ansteckung zum Beispiel Manieren, Sprechgewohnheiten, Gähnen. – Anziehung gerade schlechter Gewohnheiten? Wahrscheinlich Umweg über Angst wie beim Tic.) Und die Schönheit, Güte, Genienhaftigkeit einer Frau, das Feuer, das sie entzündet und unterhält, ist durch keinen richterlichen Wahrspruch festzustellen, sondern es ist ein Delirium zu zweien. (Eventuell: Treu und Glauben, überzeugen, überreden, annehmen, für wahr halten und so weiter. – Das Leben ruht auf Akten, die Wahnsinn wären, wenn sie sich nicht bewähren würden. – Wenn aber Clarisse sich bewährt? Solches (funktionale) Denken lag Ulrich nahe.) Man dürfte behaupten, sagte sich Ulrich, daß unser ganzes Sein, – welches wir im Grund nicht begründen können, sondern als Gott wohlgefällig im ganzen hinnehmen, während wir auf dieser Voraussetzung die Einzelheiten sehr wohl abzuleiten

vermögen — nichts als ein Delirium vieler sei, aber wenn Ordnung Vernunft ist, so ist überhaupt schon jede einfache Tatsache der Keim eines Wahnsinns, wenn wir sie außer aller Ordnung betrachten. Denn was haben Tatsachen mit unserem Geist zu tun?! (Man vergegenwärtige sich unsere Situation. Äonen von Jahren rasen hier die gleiche Bahn um die Sonne. Über ein Kind, das eine Viertelstunde lang um seinen Sessel herumläuft, schütteln wir schon den Kopf.) Er richtet sich nach ihnen, aber sie, sie stehen da, niemandem verantwortlich wie Berggipfel oder Wolken oder die Nase im Gesicht eines Menschen; die im Gesicht der schönen Diotima hätte man zuweilen mit zwei Fingern quetschen mögen, die Clarissens schnupperte gespannt gleich der eines Hühnerhunds und vermochte die ganze Aufregung des Unsichtbaren mitzuteilen. 626

Er konnte aber der Ordnung Clarissens bald nicht mehr folgen. Man ritzt an der Stelle, wo man sich gerade befindet, ein Zeichen in einen Stein: daß dies ebenso Kunst ist wie die größte, war nachzufühlen. Und Clarisse wollte Ulrich nicht besitzen, sondern – jedesmal in einem neuen Sprung – mit ihm leben. «Ich «nehme» nicht wahr,» sagte sie «sondern ich nehme fruchtbar.» Ihre Gedanken schillerten, die Dinge schillerten. Man sammelt nicht seine Einfälle, um ein Ich daraus zu bilden wie einen kalten Schneemann, wenn man in immer neuen Katastrophen wächst wie sie, ihre Gedanken wuchsen «im Freien»; man schwächt sich dadurch, daß man alles zerstreut, also man regt sich zu einem unheimlichen Wachstum an. Clarisse begann ihr Leben in Gedichten auszudrücken; Ulrich fand es auf der Insel der Gesunden ganz natürlich. Aber in unseren Gedichten ist zuviel starre Vernunft, die Worte sind ausgebrannte Begriffe, die Syntax reicht Stock und Seil wie für Blinde, der Sinn kommt vom Boden nicht los, den alle festgetreten haben, die erweckte Seele kann in solchen Eisenkleidern nicht wandeln. Clarisse fand heraus, daß man Worte wählen müsse, welche keine Begriffe sind; da es die aber nicht zu geben schien, wählte sie dafür das Wortpaar. Wenn sie «Ich» sagte: niemals war dieses Wort fähig so lotrecht aufzuschließen, wie sie es fühlte, aber Ichrot ist noch von nichts festgehalten und flog empor. Ebenso vorteilhaft ist es, die Worte aus den grammatikalischen Bindungen zu befreien, die ganz verarmt sind. Clarisse legte zum Beispiel Ulrich drei Worte vor und bat ihn, sie zu lesen, in welcher Reihenfolge er wolle. War es Gott – rot – und fährt, so las er Gott fährt rot oder Gott, rot, fährt, das heißt sein Gehirn griff sie gleich als Satz auf oder trennte sie durch Beistriche, um zu betonen, daß es dies nicht tue. Clarisse nannte es die Chemie der Worte, daß sie sich immer zu Gruppen zusammenschließen, und gab Gegenmaßregeln an. Ihre Lieblingsauskunft war, daß sie mit Ausrufungszeichen oder Unterstreichungen arbeitete. Gott!! rot!!! fährt! Solche Pfähle halten auf und das Wort staut sich an ihnen zu seinem vollen Sinn. Auch unterstrich sie die Worte ein bis zehnmal und solch eine von ihr geschriebene Seite sah bisweilen aus wie eine geheimnisvolle Notenschrift. Ein anderes Mittel, das sie aber weniger geläufig anwandte, war die Wiederholung; durch sie wurde das Gewicht des wiederholten Worts größer als die Kraft der syntaktischen Bindung, und das Wort begann ohne Ende zu sinken. Gott fährt grün grün grün grün. Es war ein unerhört schwieriges Problem, die Zahl der Wiederholungen so richtig zu bemessen, daß sie genau das ausdrückte, was gemeint war.

Eines Tages kam Ulrich mit einem Band von Goethes Gedichten, den er zufällig bei sich führte, und schlug ihr vor, aus jedem einer Anzahl Gedichte mehrere Worte herauszugreifen, zusammenzusetzen und zu sehen, was herauskäme. Es kamen solche Gedichte heraus:

Es kann nicht übersehen werden, daß von diesen Gebilden ein wirrer dunkler Reiz ausgeht, etwas vulkanisch Loderndes, als ob man in den Bauch der Erde blickte. Und wenige Jahre nach Clarisse ist ja in der Tat auch ein ähnliches Spiel mit Worten ahnungsvolle Mode der Gesunden geworden.

Clarisse nahm merkwürdige Folgerungen voraus. Feuerflocken aus dem Vulkan des Wahnsinns



wurden von den Dichtern geraubt; irgendwann in Urzeiten und später, so oft ein Genie wiederkehrte; diese lodernden, noch nicht zu bestimmten Bedeutungen eingeeengten Wortverbindungen wurden in die Erde der gewöhnlichen Sprache gepflanzt und bilden deren Fruchtbarkeit. «Die ja bekanntlich von ihrem vulkanischen Ursprung kommt». «Aber» so schloß Clarisse «daraus folgt, daß der Geist immer wieder zu Urelementen zerfallen muß, damit das Leben fruchtbar bleibt.» Damit war die Verantwortung einer ungeheuren Verantwortungslosigkeit in die Hände Clarissens gelegt; sie wußte, daß sie eigentlich ungebildet war, aber es erfüllte sie nun eine heroische Respektlosigkeit gegenüber allem, was vor ihr geschaffen worden war.

Soweit vermochte Ulrich den Spielen Clarissens zu folgen, und die Respektlosigkeit der Jugend erleichterte es ihm, in den zertrümmerten Geist die neuen Gebilde hineinzuträumen, die sich daraus formen ließen; ein Vorgang, der sich unter uns mehrmals wiederholt hat, sowohl um 1900 als man das Andeutende und Skizzenhafte liebte, wie nach 1910 wo man in der Kunst dem Reiz der einfachsten konstruktiven Elemente unterlag und die Geheimnisse der sichtbaren Welt anklingen ließ, indem man eine Art optisches Alphabet auf sagte.

Allein der Verfall Clarissens schritt rascher vorwärts, als Ulrich zu folgen vermochte. Eines Tages kam sie mit einer neuen Entdeckung. «Das Leben entzieht der Natur Kräfte auf Nimmerwiederkehr,» begann sie, wobei sie an die Gedichte anknüpfte, welche der Natur Worte entreißen, um sie langsam unfruchtbar werden zu lassen «indem das Leben diese der Natur entzogenen Kräfte in einen neuen Zustand <Bewußtsein> verwandelt, aus dem es keine Rückkehr gibt.» (Leo Tolstoi: «Das Bewußtsein ist das größte moralische Unglück, das einen Menschen erreichen kann.» — Fedor Dostojewski: «Jedes Bewußtsein ist eine Krankheit.» Aus dem Tagebuch Gorkis.) Es lag auf der Hand und Clarisse wunderte sich, daß noch niemand dies vor ihr bemerkt hatte. Dies kam davon, daß ihre Moral die Menschen hinderte, gewisse Dinge zu bemerken. «Alle physikalischen, chemischen und so weiter Reize, die mich treffen,» erklärte sie «verwandle ich in Bewußtsein; aber niemals ist noch das Umgekehrte gelungen, sonst könnte ich ja mit meinem Willen diesen Stein aufheben. Also stört das Bewußtsein beständig das Kräftesystem der Natur. Es ist die Ursache aller nichtigen, oberflächlichen Bewegung, und die <Erlösung> verlangt, daß man es vernichtet.»

Clarisse machte auch gleich noch eine weitere Entdeckung. Die untergegangenen, brodelnden, riesenwüchsigen, fantastischen Wälder der Carbonzeit sind es, was heute unter dem Einfluß der Sonne als Psychisches wieder frei wird, und durch die Ausbeutung der damals untergegangenen Energie entsteht die große geistige Energie der Jetztzeit. (Sie sagt: bisher war es nur Spiel, nun muß es ernst werden; da wird sie ihm unheimlich.)

Es war Abend, Ulrich und sie gingen zur Kühlung im Dunkel spazieren, in einem kleinen Teich trommelten Hunderte von Fröschen, und die Grillen schrillten, so daß die Nacht aufgeregter war wie ein Negerdorf, das zum Tanz antritt. Clarisse verlangte von Ulrich, daß er mit ihr in den Teich gehe und sich töte, damit ihr Bewußtsein allmählich zu Sumpf, Kohle und reiner Energie werde.

Dies war ein wenig zuviel. Ulrich lief Gefahr, wenn ihre Ideen in dieser Richtung weiterliefen, daß Clarisse ihm in einer der nächsten Nächte den Hals abschnitt. (Töte ihn! – Noch ein Kapitel: sie versucht es wirklich!)

Er telegraphierte an Walter, sofort zu kommen, da sein Versuch Clarisse zu beruhigen fehlgeschlagen sei und er die Verantwortung nicht länger übernehmen könne.

Abrechnung Walters mit Ulrich

[Studien]

*Clarisse umgruppiert* — 19. X. 1930: Clarisse vorziehen. Einen Roman Clarisse-Meingast-Moosbrugger machen. Eventuell: aus Ulrich-Agathe und Ulrich-Clarisse-Szenen Ulrich-Agathe-Clarisse-Szenen machen. Entspricht der Bedeutung, die Clarisse schon in Band I hat. Fordert aber, da Clarisse nun erst recht eine Hauptfigur von II ist, daß das bis jetzt Nur-Pathologische in starke Beziehung zum Normalen gebracht wird. Überblick ... ergab: diese Erzählung der Vorgänge in Clarisse ist ja ganz schön, aber was geht sie uns und das Ganze an!

*Antwort:* Was in Clarisse durcheinandergeht, sind Zeitinhalte .... muß also ergänzt werden zu einer Paranoesis, einer parasytematischen Vernunft von Clarissens Wahnideen (noch nicht geschehn). Vielleicht richtiger das Gegenteil: alle diese Ideen sind in ihr, aber keine voll und logisch ausgebildet. Nur fallweise extrem ausgebildet (Schizophrene!). Der Kranke ist ja kein Dichter!

Alle ihre Ideen haben vernünftige Seitenstücke; sie sind also nicht ins Blaue zu steigern, sondern recht vernunftartig zu beschreiben. (Ein Gipfelpunkt: Irrenhaus als quasi normal gesehen.) Das große persönliche Schicksal Clarissens wäre dann: Sie macht heroische Anstrengungen zur Bemeisterung, ihr armer Kopf ist aber zu schwach (wie bei jedem von uns) —

Beim Durchblättern der ausgeführten Clarisse-Kapitel: Aus inneren und äußeren Zusammenhängen gehört «Clarisse besucht Walter im «Atelier» nach Reise Agathe-Ulrich; das andere kann davor stehen. (Aber «Clarisse besucht Walter ...» ist die unmittelbare Fortsetzung von «Nach dem Besuch bei Moosbrugger»?) – Eine Zäsur in der Entwicklung ist Hinrichtung Moosbruggers. (Szene oder Bericht darüber fehlt.) Eine Zäsur in der Entwicklung ist Abreise Meingasts.

21. X.: Die der Reise Agathe-Ulrich entsprechende Zäsur liegt nach «Clarisse und Dr. Friedenthal» (Verlangen, in die Klinik aufgenommen zu werden).

22. X.; Keine Form, kein Ziel: das ist der Mensch von heute. Überhaupt: nicht so sehr Clarisse herausheben wie einbetten!

*Studie zu Clarisse, ausgehend vom Schlußteil* – 9. L 36 – *Ausgangspunkt:*... Während und am Ende der Agathe-Ulrich-Reise: Bild einer Manie in ihrer «Großartigkeit». Der Lichtzustand! – Mit anderen Worten ist es die Beschreibung eines ekstatischen Heroismus, Heroismus in Wahnsinnsform. Zum großen Teil dieses Material identisch mit dem für Ulrich und Agathe dienenden, nur ist es hier sthenisch zu erleben und Clarissisch zu interpretieren. Dergestalt ist das wirklich ein Gegenstück zur Reise und ihren Vorkapiteln, mit einer gewissen Phasenverschiebung diesen nachlaufend. Da die Vorstellungen nur Interpretationen der Zustände sind, sind sie diesen Affekten anzupassen. Daraus ergibt sich eine neue Hierarchie ...

10. I. 36 Clarisse ist streng der gesamten und insbesondere der Ulrich-Agathe-Problematik unterzuordnen, da sie sonst überwuchert. Es ist festzuhalten an dem Bild einer Manie als aktives Gegenstück zu den kontemplativen Erlebnissen Ulrichs und Agathes ...

#### *Insel I*

Clarisse trifft ein, während Agathe und Ulrich noch beisammen sind. Bleibt ein bis drei Tage Hotel, in welcher Zeit sie ihre Insel sucht und findet. Erzählt während dieser Zeit die Moosbrugger-Geschichte. Lädt Ulrich auf die Insel ein (oder Agathe und Ulrich) und Ulrich fährt hinüber. Verbringt einen halben Tag mit ihr. Ihre Hütte und so weiter.

Es kommt also wahrscheinlich nicht zu Coit., sondern nur zur Bereitschaft Clarisses. Das Material der alten Coit.-Szene ist aber so zu verwerten.

#### *Insel II*

Etwa: Agathe hat nur ein paar Zeilen auf einem Zettel hinterlassen. Inhalt?

Walter trifft kurz danach ein (gegen Abend). Ulrich unwillkürlich: Hast du Agathe getroffen? Das ist nicht geschehen. Aber daß Agathe bis zuletzt da war, beruhigt seine Eifersucht. Walter etwas dicker Bauch.

Ulrich führt ihn zu Clarisse. Clarisse sitzt irgendwo am Strand. Ulrich hat sich nicht um sie gekümmert. Walter fühlt tiefe Zusammengehörigkeit mit der Kranken und Verlassenen. Sie gehen in die Fischerhütte. Es sieht so aus, als ob sie zu dritt hier gewohnt hätten. Sie richten sich zu dritt ein. Walter sagt nichts darüber; tut, als verstände es sich «wegen Aufsicht» von selbst.

Wie nimmt Clarisse das hin? – Das hängt auch vom Vorausgegangenen (Insel I) ab, das noch unbestimmt ist.

Einfall: Sie beichtet. Wenn zwischen ihr und Ulrich Coit., so das; aber wahrscheinlicher (wegen Agathes Nähe) ist Coit. nur auf Andeutungen zu reduzieren, eine halbe Verführung Ulrichs durch Clarisse. Es ist also nichts vorgefallen, und es ist auch szenisch stärker, wenn sie Erfindungen beichtet und Ulrich zuhört. Als Gipfel brauchbar: Plötzlich oder stufenweise übergeht die heftige sexuelle Erregung in das mystische Gefühl der verklärten Gottvereinigung, die fast vorstellungslos ist.

Walter glaubt wohl nicht, Ulrich gibt ihm auch ein Zeichen, aber etwas Glaubhaftes ist doch daran, gleichsam eine bloß zufällige Nichtwahrheit.

Um Clarisse beim Auskleiden allein zu lassen, gehn sie vor die Tür, dann gegen den Strand. Walter sagt, weil er eifersüchtig ist: Es ist Wahnsinn, an der Treue eines Menschen zu zweifeln. Es gibt Lagen, wo man mit Recht ungewiß ist. Er sieht im Halblicht Ulrich von der Seite an. Aber man muß den Mut haben, sich täuschen zu lassen. Das ist so, wie eine Kugel manchmal einheilen muß. Es kann aus dieser Täuschung, die man in sich schließt, etwas Großes entstehen. Es kommt nicht nur auf Treue zwischen Mann und Frau an, sondern auch auf andere Werte.

Er sagte nicht: Größe, aber er dachte es wohl. Er kam sich bedeutend, und vor allem männlich, vor, weil er keine Szene machte und nicht in Ulrich, drang, die Wahrheit zu bekennen. Er war irgendwie dem Schicksal dankbar für diese große Prüfung. Übergehend oder zusammengezogen mit:

Am Rand der Melancholie der abendlichen See setzen sie sich. Sie ist der Stern meines Lebens

gewesen! sagte Walter. Ulrich zuckt aber bei der Erwähnung des Namens Treue zusammen. Er ist gar nicht so großartig wie Walter.

Walter knüpft nun an Stern meines Lebens an, führt es fort. Nun geht sie in Nacht unter, was wird folgen (aus mir werden)? Er hat in diesem Augenblick diese Wichtignehmerei seiner selbst, die sie in der Jugend hatten. Er geht aus sich heraus: Ich bin an einem kritischen Punkt. Du kannst dir nicht vorstellen, was ich in dem letzten Jahr gekämpft und gelitten habe. Schließlich ist doch mein ganzes Leben ein Kampf gewesen. Man hat sich geschlagen wie ein Toller (Tag und Nacht mit dem Degen in der Faust geschlagen)! Aber hat es einen Zweck? Ich glaube, daß ich jetzt so weit gekommen wäre, wirklich der sein zu können, der ich sein wollte; aber hat es einen Sinn? Glaubst du denn, daß wir in der heutigen Zeit irgendetwas von dem rein verwirklichen konnten, was wir als junge Leute gewollt haben?

Ulrich saß da, in einem dunkelblauen Fischerwollswear, er war abgemagert, und die Breite seiner Schultern trat dadurch noch mehr hervor und die sehnige Kraft seiner Arme, die er vorgebeugt auf die Knie gelegt hatte, – und er hätte am liebsten geheult bei dieser abendlichen Kameradschaft. Finster erwiderte er: Erzähl mir nichts von deinen Siegen. Du bist unterlegen und willst dich endlich ohne Scham übergeben. Du bist jetzt Anfang dreißig und mit vierzig Jahren ist jeder erledigt. Und mit fünfzig sieht er sich in einem befriedigenden Leben und wird noch dazu bald alle Plagen hinter sich haben. Es geht nur denen gut, die unterkriechen und sich anpassen! Das ist alle Weisheit des Lebens! Denen, die unterliegen, ist das bessere Teil beschieden! Und nichts ist schlimmer als Alleinsein!

Er war niedergeschlagen. Seine Grobheit behinderte Walter nicht, es zu bemerken.

Die eigentümliche Stimmung: Ein schwacher und ein starker Mensch ... Walter erzählt von der Bekanntschaft mit dem in seiner Nähe wohnenden Ministerialrat und seiner Aussicht auf eine Ministerialkarriere (Er hat einen letzten gefunden, dem er Eindruck macht. Der Ministerialrat erzählt ihm, daß er ihn schon lange beobachtet habe und so weiter).

Ulrich ist verzweifelt. Es ist nur eine Schwäche von ihm gewesen, daß er sich mit Clarisse abgegeben hat. Sie wäre vorbeigegangen, vielleicht schon in einem Tag, und es wäre noch alles möglich gewesen. Aber er fühlt, daß Agathe die richtige Entscheidung gewählt und dem Unvermeidlichen vorgegriffen hat.

Agathes Zettel fängt an: Gel – Sie hat es nicht zu Ende geschrieben. Inhalt vielleicht: Südseeinsel. Unwillkürlich angeknüpft an Insel.

Ulrich hatte den Impuls, Walter den Hals abzdrehen. Aber es gibt einsamere Inseln, wo man das nicht tun kann, ohne entdeckt zu werden. In die gedehnte Süße der letzten Zeit strömt dieser Hang zur Gewalt und rohen Tat wie die Natur ein.

Walter bittet ihn, ihm behilflich zu sein, Clarisse in ein Sanatorium zu bringen. Ulrich lehnt brüsk ab. Er will noch einen Tag allein an der Stelle zubringen, wo er und Agathe ... Läßt Walter an Siegmund telegrafieren, fährt aber nicht selbst mit dem Telegramm ins Hotel; Walter muß es tun, oder sie schicken einen Boten.

Zum Ganzen: Es ist noch zu suchen der Hauptvorwurf Walters gegen Ulrich.

Was Walter über negative Empfindungen sagt, kann Ulrich erinnern und reizen. Dann spricht Walter von Eifersucht. Das knüpft ans Gegebene an, ist aber – retrospektiv – zugleich eine Abrechnung. Warum erlaubst du Clarisse dann nicht, mich zu lieben? Weil du mich nicht magst! Ist eine mögliche Einkleidung zur Abrechnung. Diese aber? Das Dazugehörige: Worauf und

warum ist man denn eigentlich eifersüchtig?! Fällt im Ton aus der hier geplanten Szene heraus. Es ließe aber zwei Anknüpfungen zu: 1) Ulrich macht sich Gedanken wegen Agathes Zukunft. Es wird ihn auch noch weiterhin Eifersucht plagen, und was er sagt, ist höhere Einsicht, die er sich gleichsam vorsagt. Aber dieser Gedanke findet seine Vollendung ja doch im «anderer Zustand»-Kreis und ist also im Augenblick schmerzlich halb wahr und untersagt. 2) Eifersucht ist auch die Abneigung der Menschen gegeneinander und der Nationen. Dem stellt es eine zur Verträglichkeit führende Überlegung entgegen. Dem Sinn nach ungefähr: Wetteifer statt Eifersucht auf die albernen Zufälle, die uns aufbauen. Mit dem Gipfel: Wir sind alle nichts! – Das wäre ungefähr der Stimmungsschluß, mit dem er ins Leben zurückkehrt.

Ist an den Hauptproblemen zu prüfen.

20. I. 1936. Daraus zwei Fragen gezogen:

1) Worin besteht die Abrechnung Walters mit Ulrich?

2) Soll das Gespräch über Eifersucht eine allgemeine Bedeutung (Bedeutung fürs Ganze) haben?

ad 1) Die Hauptidee der Abrechnung war wohl zuletzt, daß Walter vorhalten soll, was Ulrichs Schwächen sind; also trotz alles Ressentiments nicht unsachlich sprechen soll. Er teilt sich in diese Aufgabe mit General in dessen letzter Phase. Etwas auch mit Arnheim.

Was kommt da in Frage? Vorausgegangen ist das Experiment mit Agathe, das nicht jedermanns Sache sein wird. Und die Utopien. Also böser Einwand: Du bist zu innerst unfruchtbar! Und darum scheinbar kühn (wie schon irgendwo in Band I gesagt). Im Wahrheitskern heißt das: Du verzichtest auf Verwirklichung deiner Ideen (ich aber will Ideen haben, die sich verwirklichen lassen). Denken um zu tun, tun um zu denken. Du wirst, wenn du in die Lage kommst, ohne Bedenken Menschen zugrunde richten. Du entwertest die Wirklichkeit, damit du dir wie ein großer Mann vorkommst. Ulrich weiß nun auch, daß alles, was ihn zu bewegen vermag, Utopien sind. Die *eine seiner Rechtfertigungen* ist: Rasse des Genies. Aber dazu muß man aufgelegt sein; und außerdem: ein Genie ohne Werk ist recht problematisch und nahe der Gefahr purer Einbildung. Also käme hier die Frage des Werks, die Frage *Selbstmord oder Schreiben*. Walter kann sagen: Du bildest dir auf deine paar Abhandlungen etwas ein, aber –! Werk setzt die Zuversicht voraus, daß etwas zu bessern sei. Die hat aber Ulrich (Reise zu Gott!) eigentlich nicht, er müßte sie erst wieder erwerben. Er war ja zuletzt extremer Individualist und überzeugt, daß immer wieder alles verpatzt wird. ———— *Eine zweite Rechtfertigung wäre*: Theoretiker. (Ein Mann ohne Eigenschaften ist ein Theoretiker.) Es muß Theoretiker geben. Und Forscher. Experimentatoren. Menschen ohne Bindung. Ohne Bedürfnis nach Ja oder Nein. Menschen der Partiaallösung. Man könnte keinem großen Menschen das absolute Regiment in die Hand geben. Er ist Physiker, nicht Techniker. Er blamierte sich. Die Funktion großer Menschen ist eine andere; sie wirken bloß durch vielfache Vermittlung auf das Leben ein. Als große Menschen sind sie wohl auch persönliche Lebensvorbilder, denn es gehört eine große Koordination und Subordination aller Eigenschaften zu ihnen (hier erfährt also das Prinzip Mann ohne Eigenschaften eine entscheidende Einschränkung); aber ihre Lehre ist nicht vorbildlich, sondern richtbildlich und ähnliches. – Hieher gehört also zum Beispiel: Partiaallösung auch – in dem Sinn, daß die Zeiten Überzeugungen annehmen, aber solange diese nicht ganz reell sind, bleiben sie nicht. Namentlich: Es gibt Zeiten, die den theoretischen Typus begünstigen, und solche, die handeln, sehr überzeugt sind, neue Bedingungen schaffen und gewöhnlich alles ruinieren. Bevorsteht eine antitheoretische Zeit. Darauf wird natürlich Walter erwidern: Bist du denn ein großer Mensch!? Das führt also auf die erste Frage: Werk zurück. (Erinnerung: Agathe braucht kein Werk. Bei Ulrich war immer eins im Hintergrund. Es wäre aber ganz lächerlich, sich nun

hinzusetzen und zu schreiben. Er setzt viel zu wenig Optimismus darein.)

Soweit vorderhand.

ad 2) erledigt sich dann schon durch Raummangel in dem Sinn, daß diese Frage entweder nicht oder nur flüchtig berührt werden kann.

[<]

Generaldirektor Fischel. Begegnung im Zug

... durch den Zug gehend, bemerkte Ulrich ein bekanntes Gesicht, hielt an und kam darauf, daß es Leo Fischel sei, der allein in einem Abteil saß und in einem Stoß dünner Papiere blätterte, den er in der Hand hielt. Er war so bedürftig nach Teilnahme am alltäglichen Leben, daß er fast mit Freude seinen alten Bekannten begrüßte, den er monatelang nicht gesehen hatte.

Fischel fragte ihn, von wo er komme.

«Aus dem Süden» erwiderte Ulrich unbestimmt.

«Man hat Sie lange nicht gesehen» sagte Fischel bekümmert. «Sie haben Unannehmlichkeiten gehabt, nicht?»

«Inwiefern?»

«Ich meine nur so. In Ihrer Stellung bei der Aktion denk ich.»

«Ich bin doch nie zu ihr in einer Beziehung gestanden, die man eine Stellung nennen konnte» wandte Ulrich etwas entrüstet ein.

«Eines Tags sind Sie verschwunden» sagte Fischel. «Niemand hat gewußt, wo Sie sind. Ich habe daraus geschlossen, daß Sie Unannehmlichkeiten hatten.»

«Bis auf diesen Irrtum sind Sie auffallend gut unterrichtet: Wieso?» fragte Ulrich lachend.

«Ich hab Sie doch gesucht wie eine Spennadel. Schwere Zeiten, böse Geschichten, mein Lieber» antwortete Fischel seufzend. «Der General hat nicht gewußt, wo Sie sind, Ihre Kusine hat nicht gewußt, wo Sie sind, und Ihre Post haben Sie sich nicht nachkommen lassen, wie man mir gesagt hat. Haben Sie einen Brief von Gerda bekommen?»

«Empfangen nicht. Vielleicht finde ich ihn zu Hause vor. Ist etwas mit Gerda?»

Direktor Fischel antwortete nicht; der Schaffner war vorbeigegangen, und er winkte ihn herein, um ihm einige Telegramme mit dem Ersuchen zu übergeben, daß er sie in der nächsten Station absende.

Jetzt erst bemerkte Ulrich, daß Fischel erster Klasse fuhr, was er nicht von ihm erwartet hätte.

«Seit wann verkehren Sie mit meiner Kusine und dem General?» fragte er.

Fischel sah ihn nachdenklich an. Er verstand offenbar nicht gleich diese Frage. «Ja, so» sagte er danach. «Ich glaube, da waren Sie noch gar nicht abgereist. Ihre Kusine hat mich wegen einer Geschäftsangelegenheit konsultiert, und durch sie habe ich dann den General kennen gelernt, den ich damals noch wegen Hans Sepp um etwas ersuchen wollte. Sie wissen doch, daß sich Hans erschossen hat?»

Ulrich fuhr unwillkürlich hoch.

«Ist sogar in einigen Zeitungen gestanden» bekräftigte Fischel. «War eingerückt zum Einjährigendienst beim Militär und hat sich nach einigen Wochen erschossen.»

«Ja, weshalb denn?»

«Weiß Gott! Ehrlich gestanden, er hätte sich ebenso gut auch schon früher erschießen können. Immer hätte er sich erschießen können. Er ist ein Narr gewesen. Aber ich habe ihn zum Schluß ganz gern gehabt. Sie werden es nicht glauben, aber mir hat sogar sein Antisemitismus und sein Schimpfen auf die Bankdirektoren gefallen.»

«Hat es zwischen ihm und Gerda etwas gegeben?»

«Großen Krach» bestätigte Fischel. «Aber das ist es nicht allein gewesen. Hören Sie. Sie haben mir gefehlt. Ich habe Sie gesucht. Wenn ich mit Ihnen rede, habe ich nicht das Gefühl, es mit einem vernünftigen Menschen zu tun zu haben, sondern mit einem Philosophen. Was Sie sagen – erlauben Sie einem alten Freund, das zu bemerken – hat nie Hand und Fuß, aber es hat Herz und Kopf! Also was sagen Sie dazu, daß sich Hans Sepp erschossen hat?»

«Haben Sie mich darum gesucht?»

«Nein, nicht deswegen. Wegen Geschäften und wegen dem General und Arnheim, mit denen Sie befreundet sind. Wie Sie mich hier sehen, bin ich nicht mehr in der Lloydbank, sondern bin ein eigener Mann geworden. Ein großes Wort, sage ich Ihnen! Ich habe große Unannehmlichkeiten gehabt, aber jetzt geht es mir, Gott sei Dank, glänzend –»

«Unannehmlichkeiten nennen Sie, wenn ich mich nicht irre, daß man seine Stellung verliert?»

«Ja, ich habe meine Stellung bei der Lloydbank Gott sei Dank verloren; sonst wäre ich heute noch Prokurist mit dem Titel eines Direktors und bliebe es, bis man mich in Pension schickte. Als ich das habe aufgeben müssen, hat meine Frau die Scheidung gegen mich eingeleitet –»

«Was Sie sagen! Sie haben wirklich viel Neues zu erzählen!»

«Ts!» machte Fischel. «Wir wohnen nicht mehr in unserer alten Wohnung. Meine Frau ist für die Scheidung zu ihrem Bruder gezogen.» Er holte eine Visitenkarte hervor: «Und das ist meine Adresse. Ich hoffe, Sie besuchen mich bald». Auf der Karte las Ulrich «Generaldirektor» und einige jener vieldeutigen Titel wie «Import und Export» und «Transeuropäische Waren- und Geldverkehrsgesellschaft» und eine vornehme Anschrift. «Sie können sich nicht vorstellen, wie man von selbst aufsteigt» erklärte ihm Fischel. «Wenn bloß einmal alle diese Gewichte wie Familie und Beamtenstellung, vornehme Verwandtschaft der Frau und die Verantwortung vor den großen Menschheitsgeistern von einem genommen werden! Ich bin in wenigen Wochen ein einflußreicher Mann geworden. Auch ein wohlhabender Mann. Vielleicht werde ich übermorgen wieder nichts haben, aber vielleicht auch noch viel mehr!»

«Was sind Sie jetzt eigentlich?»

«Das kann man einem Außenstehenden nicht so mir nichts, dir nichts erklären. Ich mache Geschäfte. Warengeschäfte, Geldgeschäfte, politische Geschäfte, künstlerische Geschäfte. Die Hauptsache ist bei jedem Geschäft, daß man sich im rechten Augenblick davon zurückzieht; dann kann man nie daran verlieren –» Wie nur je in alten Zeiten schien es Leo Fischel Freude zu bereiten, sein Tun mit «Philosophie» zu begleiten. Ulrich hörte ihm neugierig zu, dann sagte er:

«Bei alledem ist es mir aber auch wichtig zu erfahren, was Gerda zum Selbstmord von Hans gesagt hat.»

«Daß ich ihn ermordet hätte, behauptet sie! Dabei waren sie schon vorher ganz auseinandergelassen ...»

[<]



## Gartenfest

Am gleichen Abend mußte Ulrich bei einem Gartenfest erscheinen. Er konnte nicht wohl absagen und hätte es doch getan, wenn ihn seine Mißstimmung nicht gerade hingetrieben hätte. Aber er erschien spät. Der größere Teil der Besucher hatte die Masken bereits abgelegt. Zwischen den Bäumen des alten Parks flammten Fackeln, die wie brennende Spieße in den Rasen gerammt oder mit Klammern an den Stämmen befestigt worden waren. Mit weißen Tüchern gedeckte riesige Tische waren aufgestellt. Eine flackernde Feuersbrunst rötete die Rinde der Bäume, das lautlos über den Häuptern schwebende Blätterdach und die Gesichter unzähliger zusammengedrängter Menschen, die auf einige Entfernung nur aus solchen roten und schwarzen Flecken zu bestehen schienen. Es hatte wohl bei den Damen als Parole gegolten, in Männertracht zu erscheinen: Frau Maja Sommer als Maria-Theresianischer Soldat, die Malerin von Hartbach als Tiroler Sepp mit nackten Knien, und Frau Klara Kahn, die Gattin des berühmten Arztes, allerdings in einem Beardsley-Kostüm. Ulrich stellte fest, daß auch von den jüngeren Damen des Hochadels, soweit er sie von Angesicht kannte, viele eine männliche oder knabenhafte Erscheinung gewählt hatten, es gab da Jockeis, Liftjungen, halbmännliche Dianen, weibliche Hamlets und beleibte Türken. Die vor nicht langer Zeit befürwortete Mode des Hosenrocks schien, obgleich ihr niemand gefolgt war, doch auf die Phantasie gewirkt zu haben; für die damalige Zeit, wo die Frauen höchstens von der Erde bis zur halben Wade der Welt angehörten, von da bis zum Hals aber nur ihren Gatten und Liebhabern, und auf einem Fest, wo man Mitglieder des Kaiserlichen Hauses erwarten durfte, war das etwas Unerhörtes, eine Revolution, wenn auch nur eine aus Laune, und der Vorbote vulgärer Sitten, die vorherzusehen die älteren und dickeren Damen damals schon bevorzugt waren, während die anderen nichts als die Ausgelassenheit bemerkten. Ulrich glaubte es sich erlassen zu dürfen, den alten Fürsten zu begrüßen, um den sich als Hausherrn immer ein Kreis von Menschen versammelt hielt, während er ihm kaum bekannt war; er suchte Tuzzi, dem er etwas zu bestellen hatte, und als er ihn nirgends traf, nahm er an, daß der arbeitsame Mann schon nach Hause gegangen sein werde, und schlenderte vom Mittelpunkt des Treibens fort an den Rand einer Baumgruppe, von wo man, über ein ungeheures Rasenparterre hinweg, den Blick aufs Schloß hatte. Das prachtvolle alte Schloß hatte eine Art Rampenlicht angesteckt, lange Reihen elektrischer Lämpchen, die unter den Gesimsen hin oder die Pfeiler hinauf liefen und die Formen der Architektur gleichsam aus dem Schatten schmolzen, als sei der strenge alte Meister, der sie erdacht hatte, mit unter den Gästen und hätte einen kleinen Schwips unter einer weisseidenen Papiermütze. Man konnte unten die Dienerschaft bei den dunklen Türöffnungen ein- und auslaufen sehen, und oben wölbte sich der häßliche rotgraue Nachthimmel der Großstadt wie ein Schirm nach vorne, in den anderen, dunkelreinen Nachthimmel hinein, den man mit seinen Sternen erblickte, wenn man das Auge in die Höhe hob. Ulrich tat es und war wie trunken von einem Gemisch aus Widerwillen und Freude. Als er seinen Blick sinken ließ, gewahrte er eine Gestalt in seiner Nähe, die ihm vorher entgangen war.

Es war die einer großen Frau im Kostüm eines napoleonischen Obersten, und sie trug noch eine Maske; Ulrich erkannte daran sofort, daß es Diotima war. Sie tat, als bemerke sie ihn nicht, und blickte versunken auf das leuchtende Schloß. –

«Guten Abend, Kusine!» sprach er sie an. «Versuchen Sie nicht zu leugnen, ich erkenne Sie unfehlbar daran, daß Sie als einzige noch eine Maske tragen.»

«Wie meinen Sie das?» fragte die Maske.

«Sehr einfach: Sie fühlen sich beschämt. Erklären Sie mir, warum so viele Damen in Hosen erschienen sind?»

Diotima zuckte heftig die Achseln. «Es hat sich herumgesprochen. Mein Gott, ich habe es begriffen, die alten Ideen sind schon so erschöpft. Aber ich muß Ihnen wirklich gestehen, daß ich mich verdrießlich fühle; es war eine unfeine Idee, man glaubt in eine Theaterredoute geraten zu sein.»

«Das Ganze ist unmöglich» meinte Ulrich. «Solche Feste gelingen heute nicht mehr, weil ihre Zeit vorüber ist.»

«Ach!» erwiderte Diotima obenhin. Sie fand den Anblick des Schlosses träumerisch.

«Herr Oberst befehlen mir wovon eine richtigere Auffassung zu haben?» fragte Ulrich und betrachtete herausfordernd den Körper Diotimas.

«Ach lieber Freund, sagen Sie nicht Oberst zu mir!»

Es war etwas Neues in ihrer Stimme. Ulrich trat nahe an sie heran. Sie hatte die Maske abgenommen. Er bemerkte zwei Tränen, die langsam aus ihren Augen traten. Dieser große weinende Offizier war sehr närrisch, aber auch sehr schön. Er ergriff ihre Hand und fragte leise, was ihr fehle. Diotima konnte nicht antworten; ein Schluchzen, das sie sich zu unterdrücken bemühte, bewegte den hellen Schein ihrer unter dem zurückgeschlagenen Mantel hoch hinaufreichenden weißen Reithosen. So standen sie im Halbdunkel des in den Wiesen versinkenden Lichts.

«Wir können uns hier nicht aussprechen,» flüsterte Ulrich «folgen Sie mir anderswohin. Ich bringe Sie, wenn Sie erlauben, zu mir.»

Diotima suchte ihre Hand aus der seinen zu ziehn; als es nicht gelang, ließ sie es sein. An dieser Bewegung fühlte Ulrich, was er kaum glauben konnte, daß seine Stunde bei dieser Frau gekommen sei. Er faßte Diotima ehrbar um die Taille und führte sie, zart stützend, tiefer in den Schatten hinein und dann in einem Bogen zur Ausfahrt.

Ehe sie wieder ins Licht traten, hatte Diotima ihre Tränen getrocknet und ihre Aufregung wenigstens äußerlich bemeistert.

«Sie haben nie bemerkt, Ulrich,» sagte sie mit tiefer Stimme «daß ich Sie schon seit langem liebe; wie einen Bruder. Ich habe keinen Menschen, mit dem ich sprechen kann.»

Da Leute in der Nähe waren, murmelte Ulrich nur: «Kommen Sie, wir werden sprechen.»

Im Wagen aber sagte er kein Wort, und Diotima drückte sich, ihren Mantel ängstlich zusammenhaltend, von ihm fort in die Ecke. Sie war entschlossen, ihm ihr Leid zu klagen, und ein Entschluß Diotimas war immer eine feste Sache; obgleich sie in ihrem ganzen Leben nie des Nachts bei einem anderen Mann gewesen war als bei Sektionschef Tuzzi, folgte sie Ulrich, weil sie sich, ehe sie ihn traf, vorgenommen hatte, sich mit ihm auszusprechen, falls er käme, und ein großes wehmütiges Verlangen nach einer solchen Aussprache hatte. Körperlich wirkte nun, in der Erregung der Durchführung, dieser feste Beschluß freilich nicht günstig auf sie; es ist die Wahrheit, daß er ihr im Magen lag wie eine harte Speise, wenn die Aufregung alle Säfte, die sie auflösen könnten, zurücktreten läßt, und Diotima fühlte kalten Schweiß auf Stirn und Nacken wie bei einer Übelkeit. Sie wurde von sich erst abgelenkt durch den Eindruck, den ihr die Ankunft bei Ulrich machte; den kleinen Park, wo die Glühbirnen an den Baumstämmen eine Gasse bildeten

als sie hindurchschritten, fand sie bezaubernd, die Halle mit den Hirschgeweihen und der kleinen Barocktreppe erinnerte sie an Hifthorn, Meute und Kavaliers, und sie konnte sich – da solche Eindrücke in der Nacht doch verstärkt werden und ihre Schwächen verbergen – vor Bewunderung ihres Veters nicht fassen, der niemals ein Aufheben von diesem Besitz gemacht hatte, sondern, wie es immer schien, darüber nur spottete.

Ulrich lachte und besorgte warmes Getränk. «Das ist, näher gesehen, eine dumme Spielerei,» sagte er «aber wir wollen nicht von mir sprechen. Erzählen Sie mir, was Ihnen geschehen ist!»

Diotima brachte kein Wort hervor, das war ihr noch nie widerfahren; sie saß in ihrer Uniform und fühlte sich von den vielen Glühbirnen beleuchtet, die Ulrich angezündet hatte. Es beirrte sie. –

«Also Arnheim hat sich unschön benommen?» half Ulrich nach.

Diotima nickte. Dann begann sie: Arnheim sei frei, zu machen, was er wolle. Zwischen ihr und ihm sei nie etwas vorgekommen, was ihm, im gewöhnlichen Sinn, Pflichten auferlegen oder Rechte geben sollte.

«Aber wenn ich richtig beobachtet habe, stand es zwischen Ihnen doch schon so, daß Sie sich scheiden lassen und ihn heiraten wollten?» warf Ulrich ein.

«Oh heiraten?» sagte der Oberst. «Wir hätten vielleicht geheiratet, wenn er sich besser benommen hätte; das kann kommen, wie ein Band, das man zum Schluß noch lose auflegt, aber es soll kein Reif zum Zusammenhalten sein!»

«Und was hat Arnheim getan? Meinen Sie seinen Seitensprung mit Leona?»

«Sie kennen diese Person?»

«Flüchtig.»

«Sie ist schön?»

«Das kann man vielleicht sagen.»

«Hat sie Charme? Geist? Welchen Geist hat sie?»

«Aber liebe Kusine, sie hat nicht den geringsten Geist!»

Diotima schlug ein Bein über das andere und ließ sich eine Zigarette reichen; sie hatte etwas Mut gefunden.

«Sie sind aus Protest in diesem Kostüm auf dem Fest erschienen?» fragte Ulrich. «Habe ich recht? Sie wären sonst durch nichts dazu zu bringen gewesen. Eine Art Übermann in Ihnen hat Sie verlockt, nach dem Versagen der Männer; ich kann es nicht recht ausdrücken.»

«Aber mein Lieber» begann Diotima, und plötzlich rannen ihr hinter dem Rauch der Zigarette die Tränen wieder über das Gesicht. «Ich war die älteste von fünf Töchtern. Meine ganze Jugend lang habe ich die Mutter spielen müssen; wir haben keine Mutter gehabt; ich habe immer alle Fragen beantworten müssen, alles besser wissen müssen. Ich habe Sektionschef Tuzzi geheiratet, weil er um vieles älter war als ich und schon die Haare zu verlieren begann; ich wollte endlich einmal einen Menschen haben, dem ich mich unterwerfen durfte, aus dessen Hand mein Scheitel die Gnade oder Ungnade empfing. Ich bin nicht unweiblich. Ich bin nicht so stolz, wie Sie mich kennen. Ich beichte Ihnen, daß ich während der ersten Jahre in den Armen Tuzzis Wonnen empfunden habe wie ein kleines Mädchen, das der Tod zu Gott dem Vater entführt. Aber seit Jahren muß ich ihn verachten. Er ist ein platter Nützlichkeitsmensch. Von allem anderen sieht und versteht er nichts. Begreifen Sie, was das bedeutet?!»

Diotima war aufgesprungen; ihr Mantel war am Stuhl liegen geblieben; das Haar hing ihr konventsmäßig in die Wangen; ihre linke Hand stützte sich bald männlich auf den Säbelknauf, bald griff sie sich damit weiblich in die Haare; ihr rechter Arm machte große rednerische Bewegungen; sie stellte das Bein vor oder schloß die Beine eng zusammen, und der runde Bauch in den weißen Reithosen hatte, was merkwürdigerweise komisch wirkte, nicht die kleinste Unregelmäßigkeit, wie sie den Mann verrät. Ulrich bemerkte erst jetzt, daß Diotima leicht betrunken war. Sie hatte auf dem Fest in ihrer kummervollen Stimmung mehrere Gläser schweren Getränks hintereinander getrunken, und nun, nachdem auch Ulrich ihr Alkohol angeboten hatte, war der Glanz des Rausches davon wieder frisch gefirnißt worden. Aber ihre Trunkenheit war gerade nur so groß, daß sie die Hemmungen und Einbildungen wegschwemmte, aus denen sie sonst bestand, und legte eigentlich nur so etwas wie ihre natürliche Natur bloß, allerdings auch das nicht ganz, denn sowie Diotima nun auf Arnheim zu sprechen kam, begann sie von ihrer Seele zu reden.

Sie habe ihre ganze Seele diesem Mann gegeben, ob Ulrich glaube, daß ein Österreicher in solchen Fragen ein feineres Empfinden, mehr Kultur habe?

«Nein.»

«Vielleicht doch!» Arnheim sei gewiß ein bedeutender Mensch. Aber er habe schmählich versagt. Schmählich! «Ich habe ihm alles gegeben, er hat mich ausgenutzt, und nun bin ich arm!»

Es war klar, das übernatürliche andeutende Liebesspiel mit Arnheim, körperlich höchstens bis zu einem Kuß ansteigend, gedanklich dagegen grenzenlos und ein schwebendes Duett der Seelen, hatte in seiner wochenlangen, und zuletzt durch das Zerwürfnis Diotimas mit ihrem Gatten, reinen Dauer, das natürliche Feuer in Diotima so geschürt, daß man, respektlos gesagt, es gleichsam mit einem Ruck unter dem Kessel wegreißen sollte, um irgendein Unglück zerberstender Nerven zu verhüten. Das war es, was Diotima, bewußt oder nicht, von Ulrich verlangte. Sie hatte sich auf ein Sofa gesetzt, ihr Schwert lag über ihren Knien und über ihren Augen der schweflige Nebel der leichten Entrücktheit, als sie zu Ulrich sagte: «Hören Sie, Ulrich, Sie sind der einzige Mensch, vor dem ich mich nicht schäme. Weil Sie so schlecht sind. Weil Sie so viel schlechter als ich sind –!»

Ulrich war verzweifelt. Die Umstände erinnerten ihn an einen Auftritt mit Gerda, der sich vor Wochen hier abgespielt hatte, Ergebnis vorangegangener Überreizung wie dieser. Aber Diotima war kein Mädchen, das von verbotenen Umarmungen überreizt worden ist. Ihre Lippen waren groß und offen, ihr Körper feucht und atmend wie aufgeworfene Gartenerde, und ihre Augen unter dem Schleier des Verlangens wie zwei in einen dunklen Gang geöffnete Tore. Aber Ulrich dachte gar nicht an Gerda; er sah Agathe vor sich, und er hätte schreien mögen vor Eifersucht, im Anblick dieses weiblichen Unvermögens, länger Widerstand zu leisten, obgleich er seinen eigenen Widerstand von Sekunde zu Sekunde schwinden fühlte. Schon spiegelte ihm seine Erwartung das Brechen dieser Augen vor, ihr Glanzloswerden, wie es nur der Tod und die Liebe hervorrufen, das ohnmächtige Aufbrechen der Lippen, zwischen denen sich der letzte Atem fortschleicht, und er konnte es kaum noch erwarten, diesen Menschen, den er da vor sich hatte, ganz zusammenbrechen zu fühlen und ihm zuzusehen, während er sich im Moder wand, wie ein Kapuziner, der in die Schädelgruft hinabsteigt. Wahrscheinlich gingen da seine Gedanken schon in einer Richtung, in der er Rettung erhoffte, denn er wehrte sich mit allen Kräften gegen seinen eigenen Zusammenbruch. Er hatte die Fäuste geballt und bohrte seine Augen, von Diotima aus gesehen, fürchterlich in ihr Gesicht. In diesem Augenblick empfand sie nichts als Angst und Anerkennung für ihn. Da fiel Ulrich ein verzerrter Gedanke ein, oder er las ihn aus der

Verzerrung des Gesichtes, in das er blickte. Leise und bedeutsam erwiderte er: «Sie wissen gar nicht, wie schlecht ich bin. Ich kann Sie nicht lieben; ich müßte Sie schlagen dürfen, um Sie lieben zu können –!»

Diotima blickte ihm blöde in die Augen. Ulrich hoffte ihren Stolz zu verletzen, ihre Eitelkeit, ihre Vernunft; vielleicht waren es aber auch nur die natürlichen, in ihm aufgehäuften Gefühle des Grolls gegen sie, die er aussprach.

Er fuhr fort: «Ich denke seit Monaten an nichts anderes, als Sie zu schlagen, bis Sie brüllen wie ein kleines Kind!» In diesem Augenblick hatte er sie aber schon bei den Schultern gepackt, nahe beim Hals. Die Opferblödheit in ihrem Gesicht nahm zu. Noch zuckten Ansätze darin, etwas zu sagen, die Lage durch eine überlegene Bemerkung zu retten. In ihren Schenkeln zuckten Ansätze, aufzustehen, und kehrten vor dem Ziel um. Ulrich hatte ihren Pallasch ergriffen und halb aus der Scheide gezogen. Um Gotteswillen! – fühlte er – ich werde, wenn nicht etwas dazwischen tritt, sie damit über den Kopf schlagen, bis sie kein Zeichen ihres verfluchten Lebens mehr von sich gibt! – Er bemerkte nicht, daß in dem napoleonischen Obersten indessen eine entscheidende Veränderung vor sich ging. Diotima seufzte schwer auf, als entflöhe die ganze Frau, die sie nach ihrem zwölften Lebensjahr gewesen sei, aus ihrer Brust, und dann neigte sie sich zur Seite, um Ulrichs Lust sich über die ihre ergießen zu lassen, wie er mochte.

Wäre ihr Gesicht nicht gewesen, Ulrich hätte in diesem Augenblick aufgelacht. Aber dieses Gesicht war unbeschreiblich wie der Wahnsinn und ebenso ansteckend. Er warf den Säbel fort und gab ihr zweimal einen derben Klaps. Sie hatte es anders erwartet, aber die physische Erschütterung wirkte trotzdem. Es kam etwas in Gang, wie manchmal Uhren zu gehen beginnen, wenn man sie roh behandelt, und auch in den gewöhnlichen Ablauf, den die Begebnisse von da an nahmen, blieb ein Ungewöhnliches gemengt, ein Schrei und Röcheln des Gefühls.

Weit zurückliegende Kinderworte und Gebärden mengten sich hinein, und die ablaufenden wenigen Stunden bis zum Morgen waren wie erfüllt von einem dunklen, kindischen und seligen Traumzustand, der Diotima von ihrem Charakter befreite und sie in die Zeit zurückführte, wo man noch nichts überlegt und alles gut ist. Als der Tag durch die Scheiben schien, lag sie auf den Knien, ihre Uniform war über den Boden verstreut, die Haare waren ihr über das Gesicht gefallen und die Wangen voll Speichel. Sie konnte sich nicht erinnern, wie sie in diese Stellung gekommen war, und ihre erwachende Vernunft entsetzte sich über ihre entweichende Entrücktheit. Von Ulrich war aber nichts zu sehen.

[<]

**121**

Der Grieche

*[Früher Entwurf]*

Es war beschlossen worden, Clarisse in ein neues Sanatorium zurückzubringen; sie ließ es ohne Widerstand und fast schweigend geschehn. Sie fühlte sich von Ulrich schwer enttäuscht und sah ein, daß sie in eine Krankenanstalt zurückkehren müsse, – «um den Kreislauf noch einmal

durchzumachen»; er war so schwer, daß er selbst ihr nicht gleich beim erstenmal gelingen konnte.

Sie richtete sich an dem neuen Aufenthaltsort sicher ein, wie ein Mensch, der in ein Hotel wiederkehrt, wo er ein erfahrener Stammgast ist. Walter blieb vier Tage bei ihr. Er fühlte die Wohltat, daß Ulrich nicht mitgekommen war, und er allein Clarisse beherrschen konnte, gestand sich das aber nicht ein. Die Art, wie er sich gegen Ulrich verhalten hatte, sollte große Höhe haben und er glaubte auch, daß ihm dies gelungen sei; aber jetzt, wo es vorbei war, meldete ihm etwas sehr Unangenehmes, daß er sich während der ganzen Zeit vor Ulrich gefürchtet hatte. Sein Körper wollte eine männliche Genugtuung. Er nahm keine Rücksicht auf Clarisse und redete sich ein, daß sie nicht krank sei, sondern am ehesten sich erholen werde, wenn man sie neben körperlicher Pflege seelisch möglichst wie eine gewöhnliche Frau behandle. Aber er wußte dennoch, daß er sich das nur einrede. Zu seinem Erstaunen fand er weniger Widerstand bei Clarisse, als er gewohnt war. Er litt. Er empfand Ekel vor sich. Er hatte sich in der ersten Nacht eine kleine Verletzung zugezogen, die ihn schmerzte: unter körperlichen Schmerzen und Schauer vor seiner Roheit glaubte er sie und sich zu geißeln. Dann war sein Urlaub zuende. Es fiel ihm nicht ein, seinem Büro zu desertieren. Er mußte seine Seele mit der Uhr in der Hand einpacken.

Clarisse unterzog sich einer Mastkur, welche man ihr verordnet hatte, da man ihre nervöse Überreizung als Folge körperlichen Herabgekommenseins ansah. Sie war abgemagert und struppig wie ein Hund, der sich wochenlang im Freien herumgetrieben hat. Die ungewohnte Ernährung, deren Wirkung sie zu fühlen begann, machte Eindruck auf sie. Sie duldete auch Walter, sanft wie die Kur, die ihr fremde Körper aufnötigte und sie zwang, grobe Stoffe zu verschlingen. Schwermütig nahm sie alles hin, um sich das Zeugnis der Gesundheit vor sich selbst zu erwerben. «Ich lebe nur auf meinen eigenen Kredit,» sagte sie sich «niemand glaubt an mich. Vielleicht ist es nur ein Vorurteil, daß ich lebe?»: es beruhigte sie, während Walters Anwesenheit, sich mit Materie zu füllen und irdischen Ballast einzunehmen, wie sie es nannte.

Aber an dem Tag, wo Walter abreiste, war der Grieche da. Er wohnte im Sanatorium, vielleicht schon länger als Clarisse, aber da war er ihr in den Weg getreten. Er sagte zu einer Dame, als Clarisse vorbeiging: «Ein Mensch, der soviel gereist ist wie ich, vermag überhaupt nicht eine Frau zu lieben.» Es konnte sogar sein, daß er gesagt hatte: «Ein Mensch, der soweit herkommt wie ich ...» Clarisse verstand sogleich, daß es ein ihr geltendes Vorzeichen war, was diesen Menschen in ihren Weg führte. Noch am gleichen Abend schrieb sie ihm einen Brief. Sein Inhalt war: ich bin die einzige Frau, die Sie lieben werden. Sie begründete es ausführlich. «Sie sind von guter Mannesgröße,» schrieb sie ihm «aber haben eine frauenähnliche Figur und weibliche Hände. Sie haben eine <Geiernase>, das ist eine Adlernase, der das unnütze Übermaß von Kraft genommen ist; es ist schöner als eine Adlernase. Sie haben große dunkle tiefe Augenhöhlen; schmerzhaft Lasterhöhlen. Sie kennen die Welt, die Überwelt und Unterwelt. Ich habe gleich bemerkt, daß Sie mich hypnotisieren wollten, obgleich Ihr Blick eigentlich müde und furchtsam war. Sie haben erraten, daß ich Ihr Schicksal bin.

Ich bin nicht hier, weil ich krank bin. Sondern weil ich instinktiv immer die rechten Mittel wähle. Mein Blut läuft langsam. Niemand hat je an mir Fieber konstatieren können. Schlechterdings unnachweisbar irgendeine lokale Entartung; kein organisch bedingtes Magenleiden, wie sehr auch immer, als Folge der Gesamterschöpfung, die tiefste Schwäche des gastrischen Systems. Mag Ihnen übrigens unser Arzt was immer sagen, als Summe bin ich gesund, mag ich selbst als Winkel krank sein. Beweis: eben jene Energie zur absoluten Vereinsamung und Herauslösung, die mich hierher gebracht hat. Ich habe mit unbedingter Sicherheit erraten, was augenblicklich

nottut; ein typisch krankes Wesen kann überhaupt nicht gesund werden, noch weniger sich selbst gesund machen. Achten Sie auf mich. Ich habe deshalb auch mit unbedingter Sicherheit erraten, was Ihnen nottut.

Sie sind der große Hermaphrodit, auf den alle warten. Ihnen haben die Götter Männliches und Weibliches zu gleichen Teilen geschenkt. Sie werden die strahlende Welt von dem dunklen unsagbaren Zwiespalt der Liebe erlösen. Oh, wie ich es verstanden habe, als Sie ausriefen, daß keine Frau Sie festzuhalten vermag! Ich aber bin der große weibliche Hermaphrodit. Dem kein Mann zu genügen vermochte. Einsam trage ich den Zwie-Spalt. Den Sie nur im Geist und also dennoch noch als Sehnsucht besitzen, die wir überwinden müssen. Mit einem schwarzen Schild davor. Kommen Sie. Eine göttliche Begegnung hat uns hierher geführt. Wir dürfen unserem Schicksal nicht ausweichen und die Welt neue hundert Jahre warten lassen ...!»

Am nächsten Tag brachte ihr der Grieche den Brief zurück. Er tat es aus Diskretion persönlich. Er sagte ihr, daß er ihr keinen Anlaß geben wolle, ihm derartiges zu schreiben. Seine Ablehnung war vornehm und bestimmt. Sein Gesicht, kinodämonisch, hypnotiseurhaft, männlich, wäre, in jeden beliebigen Menschenaufwurf hineingestellt, augenblicklich der Mittelpunkt des Bildes geworden. Aber seine Hände waren frauenhaft schwach, die Kopfhaut unter dem dichten schwarzblauen sorgfältigen Scheitel zuckte zuweilen unfreiwillig und seine Augen zitterten ein wenig, während sie Clarisse betrachteten. Clarisse hatte sich in der Tat unter dem Einfluß der Mastkur und neuer Stimmungen schon in den wenigen Tagen körperlich verändert; sie war dicker und gröber geworden, und ihre arbeitsharten Klavierhände, die sich in der Aufregung spannten und krallten, erregten in dem Levantiner eine eigenartige Furcht; er mußte sie immerzu betrachten, hatte Fluchtimpulse und konnte nicht aufstehen.

Clarisse wiederholte ihm, daß er seinem Schicksal nicht ausweichen dürfe, und griff nach ihm. Er sah die entsetzliche Hand daherkommen und vermochte sich nicht zu regen. Erst als ihr Mund an seinen Augen vorbei zu seinem glitt, fand er die Kraft aufzuspringen und zu fliehn. Clarisse hielt ihn am Beinkleid fest und suchte ihn zu umschlingen. Er stieß einen leisen Laut des Ekels und der Angst aus und erreichte den Ausgang.

Clarisse war entzückt. Sie behielt das Gefühl zurück, daß dieser Mann von ungeheurer seltener, geradezu dämonischer Reinheit sei; aber auch die Unanständigkeiten, welche sie selbst begangen hatte, waren in diesem Gefühl gefärbt. Ihr Atem ging hoch und breit; die Genugtuung, dem Befehl ihrer inneren Stimme über die letzten Rücksichten weg gefolgt zu sein, spannte ihre Brust wie Metallfedern. Eigentlich vergaß sie für vierundzwanzig Stunden alles, was sie hierhergeführt hatte, Sendung und Leiden; ihr Herz schoß keine Pfeile mehr gegen den Himmel, sie kamen, alle vor dem abgesandten, einer nach dem andern zurück und durchbohrten es. Sie litt mit Stolz qualvolle Schmerzen des Verlangens. Vierundzwanzig Stunden lang. Diese frigide junge Frau, welche den Rausch des Geschlechts nicht kennengelernt hatte, solange sie gesund war, empfing ihn wie eine Marter, die in ihrem Körper mit solcher Gewalt tobte, daß er nicht einen Augenblick stillhalten konnte und von fürchterlichem Nerven hunger umhergetrieben wurde, während ihr Geist beglückt an dieser Gewalt feststellte, daß die grenzenlose Macht aller Geschlechtsbegierde, von der sie die Welt erlösen mußte, in sie gefahren sei. Die Süße dieser Qual, die ruhelose Ohnmacht, ein Bedürfnis, sich diesem Mann in den Weg zu werfen und vor Dankbarkeit zu weinen, das Glück, dem sie sich nicht verwehren konnte, war ihr ein Beweis, mit welchem ungeheuren Dämon sie den Kampf aufzunehmen hatte. Diese Geisteskranke, welche noch nicht geliebt hatte, tat es jetzt mit allem, was in ihr noch verschont geblieben war, wie eine gesunde Frau, nur verzweifelt stark, als wollte sich dieses Gefühl mit der äußersten ihm möglichen Kraft von den Schatten losringen, die es umgaben und unwiderstehlich umdeuteten.

Wie alle Frauen wartete sie, daß der wiederkäme, der sie zurückgestoßen hatte. Vierundzwanzig Stunden vergingen, da – ungefähr zur gleichen Stunde wie gestern – klopfte wirklich der Grieche an Clarissens Tür. Eine ihm unerklärliche Kraft führte den willensschwachen und weiblich empfindenden Mann in die Situation zurück, in welcher der brutale Angriff gegen ihn abgebrochen war, ohne ein Ende gefunden zu haben. Er kam, wohlüberlegte Reden vorschützend und unantastbar schön gekleidet und frisiert, und vor sich selbst gestärkt durch die Überlegung, daß man diese interessante Frau auskosten müsse, aber seine Augäpfel zitterten, als er Clarisse ansah, wie die Brüste eines Mädchens, die zum erstenmal berührt werden. Clarisse machte nicht viel Federlesens. Sie wiederholte ihm, er dürfe nicht ausweichen, auch der Gott habe am Ölberg Angst gelitten, und griff ihn an. Seine Knie zitterten und seine Hände legten sich kraftlos wie Tücher vor ihre, um sie abzuwehren. Aber Clarisse umschlang ihn mit Armen und Beinen und verschloß seinen Mund mit dem heißen Phosphathauch des ihren. In seiner höchsten Angst verteidigte sich der Grieche mit dem Geständnis, daß er homosexuell sei. Der Unglückliche wußte sich nicht zu helfen, als sie ihm darauf erklärte, daß er sie gerade deshalb lieben müsse.

Er war einer jener halb kranken, halb mondänen Menschen, die durch die Sanatorien wandern, welche für sie Hotels sind, in denen man interessantere Bekanntschaften macht als in den gewöhnlichen. Er sprach mehrere Sprachen und hatte die Bücher gelesen, von denen die Rede war. Eine südosteuropäische Eleganz, schwarzer Scheitel und trügdunkles Auge trugen ihm die Bewunderung aller Frauen ein, welche am Mann Geist und Dämonie lieben. Seine Lebensgeschichte war wie eine Lotterie von Nummern der Hotelzimmer, in die er eingeladen worden war. Er hatte nie in seinem Leben gearbeitet, wurde von seiner reichen Kaufmannsfamilie ausgestattet, und war einverstanden mit dem Gedanken, daß sein jüngerer Bruder nach dem Tode des Vaters die Leitung der Geschäfte übernehme. Er liebte die Frauen nicht, wurde aber aus Eitelkeit ihre Beute und besaß nicht genug Entschiedenheit, um seiner Neigung für Männer anders als gelegentlich in den Kreisen der großstädtischen Prostitution zu folgen, wo sie ihn ekelte. Er war eigentlich ein großer dicker Knabe, in dem die Neigung dieses unbestimmten Alters zu allen Lastern niemals Späterem Platz gemacht und sich bloß in den Schutz einer melancholischen Trägheit und Unentschlossenheit eingebettet hatte.

Diesem unseligen Mann war noch nie widerfahren, daß eine Frau ihn so anpackte wie Clarisse. Ohne daß er es an irgendeiner Bestimmtheit fassen konnte, wandte sie sich an seine Eitelkeit. «Großer Hermaphrodit» sagte sie immer wieder, und aus ihren Augen leuchtete etwas, das wie Großer Kaiser war, spielhaft für ihn und doch Rausch. «Merkwürdige Frau» sagte der Grieche. «Du bist der große Hermaphrodit,» sagte sie «der weder die Frauen zu lieben vermag, noch die Männer! Und deshalb bist gerade Du berufen, sie von der Erbsünde, die sie schwächt, zu erlösen!»

Von den drei Männern Walter, Meingast und Ulrich, welche Clarissens Leben beeinflussten, hatte Meingast, ohne daß es ihr selbst je klar geworden war, den stärksten Eindruck auf sie geübt, indem er ihren Ehrgeiz – wenn man das Verlangen des unschöpferisch in ein Durchschnittsleben gebannten Geistes nach Flügeln so nennen darf – durch seine Art am mächtigsten erregte. Seine Männerbünde, klirrend wie Erzengel in ihrer Phantasie, von denen sie als Frau ausgeschlossen war, hatten sich zu dem Gedanken umgeformt, daß der starke und (was hinzu kam: von den Leiden der Ehe und Liebe) erlöste Mensch homosexuell sei: «Gott selbst ist homosexuell» sagte sie dem Griechen; «er fährt in den Gläubigen, er überwältigt ihn, erfüllt ihn, schwächt ihn, vergewaltigt ihn, behandelt ihn wie eine Frau und fordert von ihm Hingabe, während er die Frauen von der Kirche ausschließt. Erfüllt von seinem Gott geht der Gläubige neben den Frauen wie zwischen krausen, kleinlichen Elementen, die er nicht bemerkt. Liebe ist Untreue an Gott,



Ehebruch, beraubt den Geist seiner Menschenwürde. Sündigkeitswahn und Seligkeitswahn locken das Handeln der Menschheit ins Ehebett (Ehebruchbett). Du mein weiblicher König, nimmst mit mir die Sünden der Menschheit auf dich, um sie zu erlösen, indem wir sie begehen, obgleich wir sie schon durchschauen.»

«Verrückt – verrückt» murmelte der Grieche, aber zugleich leuchteten ihm Clarissens Ideen widerstandslos ein und berührten einen Punkt seines Lebens, der noch nie mit solchem Ernst und solcher Leidenschaft behandelt worden war. Clarisse rüttelte seine träge Seele wach wie ein im tiefsten Dunkel tobender Traum, aber sie behandelte ihn dabei wie ein älterer Knabe in der Pubertät einen kleineren fängt, um die verrückten Opfer des ersten Liebeskults an ihm zu vollziehn. Seine Würde als interessanter Mann litt auf das heftigste unter der ihm aufgezwungenen Rolle, aber zugleich kam diese tief in ihm vergrabenen Phantasien entgegen und Clarissens rücksichtslose Besuche versetzten ihn in einen zitternden Zustand der Hörigkeit. Er fühlte sich nirgends mehr sicher vor ihr, sie lud ihn zu Wagenfahrten ein, während deren sie sich hinter dem Rücken des Kutschers an ihm vergriff, und seine größte Angst war, daß sie es einmal im Sanatorium vor allen Leuten tun werde, ohne daß er sich wehren könne. Schließlich zitterte er, sobald sie ihm nur in die Nähe kam, aber ließ alles mit sich geschehn. «Cette femme est folle» – diesen Satz sagte er dabei leise, unaufhörlich klagend in drei Sprachen her wie ein Schutzgebet.

Endlich aber – das sonderbare, halb durchsichtige Verhältnis fiel auf und er glaubte zu fühlen, daß man bereits über ihn spottete – riß ihn seine Eitelkeit heraus; weinend fast vor Schwäche suchte er alle Kraft zusammen, um diese Frau von sich abzuschütteln. Als sie in den Wagen stiegen, sagte er mit abgewandtem Gesicht, daß es das letztmal sei. Auf der Fahrt zeigte er ihr einen Schutzmann, behauptete, daß er mit ihm ein Verhältnis habe und dieser nicht mehr dulden wolle, daß er mit Clarisse verkehre; wie um einen Fels schlang er seine Blicke um diesen massigen, in der Straße stehenden Mann, wurde vom wegrollenden Wagen losgerissen, aber fühlte sich durch seine Lüge doch gestärkt, als hätte man ihm etwas zu Hilfe geschickt. Auf Clarisse wirkte es jedoch verkehrt. Den Geliebten ihres «weiblichen Königs» zu sehen, wirkte wie eine überraschende Materialisation auf sie. Sie hatte sich schon in Gedichten als Hermaphrodit bezeichnet und glaubte nun zum erstenmal an ihrem Körper zwitterhafte Eigenschaften bemerken zu können. Sie vermochte es kaum zu erwarten, daß sie das Freie erreichten. «Es ist eine göttliche Liebeskonstellation» sagte sie. Der Grieche fürchtete sich vor dem Kutscher und stieß sie zurück. Er hauchte ihr ins Gesicht, daß es die letzte Fahrt sei. Der Kutscher, ohne sich umzusehn, scheinbar ahnend, daß etwas hinter ihm vorgehe, trieb die Pferde an. Plötzlich war ein Gewitter von drei Seiten heraufgezogen und hatte sie überrascht. Die Luft war dick und voll unheimlicher Spannung, Blitzstrahlen zuckten und Donner rollte heran. «Ich empfangen heute abend den Besuch meines Geliebten» sagte der Grieche, «du darfst nicht zu mir kommen!» «Wir reisen ab, heute Nacht!» antwortete Clarisse. «Nach Berlin, der Stadt der ungeheuren Energien!» Mit erschütternden Krach schlug in diesem Augenblick ein Blitz nicht weit von ihnen in die Felder, und die Pferde rissen galoppierend an den Strängen. «Nein!» schrie der Grieche auf und verbarg sich unwillkürlich an Clarisse, die ihn umfing. «Thessalische Hexe dünk ich mich!» schrie sie in den Aufruhr, der nun von allen Seiten losbrach. Blitzfeuer brüllte, Wasser und Erde stoben vermengt vom Boden auf, Schrecken rüttelte die Luft. Der Grieche zitterte wie ein elektrisierter armer Tierkörper. Clarisse jauchzte, umschlang ihn mit «Blitzarmen» und schlug in ihn ein. Da sprang er aus dem Wagen.

Als Clarisse lange nach ihm – sie hatte den Kutscher gezwungen, langsam durch das Gewitter zu fahren, und langsam weiter, als wieder die Sonne schien und Wagenleder, Felder und Pferde dampften, während sie Geheimnisvolles sang – nach Hause kam, fand sie einen Zettel des

Griechen auf ihrem Zimmer, worin er ihr noch einmal mitteilte, daß der Schutzmann in seinem Zimmer sei, sich ihren Besuch verbat und am nächsten Morgen abzureisen erklärte. Beim Abendessen erfuhr Clarisse, daß seine Abreise Wahrheit sei. Sie wollte zu ihm eilen, aber sie nahm wahr, daß alle Frauen sie beobachteten. Auf den Gängen wollte die Unruhe nicht enden. So oft Clarisse den Kopf aus der Tür steckte um in das Zimmer des Griechen zu huschen, kamen Frauen vorbei. Diese dummen Personen sahen Clarisse spöttisch an, statt zu begreifen, daß der Schutzmann sie alle verhöhnte. (Oder: ein fremder Mann öffnete ärgerlich. Der Grieche schon fort?) Und Clarisse traute sich aus irgendeinem Grund mit einemmal nicht mehr aufrecht und harmlos zu der Tür des Griechen zu gehen. Endlich wurde es still und sie schlich ohne Schuhe hinaus. Sie kratzte leise an der Tür, aber niemand antwortete, obgleich durch das Schlüsselloch Licht herausfiel. Clarisse preßte die Lippen an das Holz und flüsterte. Drinnen blieb es still; man hörte ihr zu, aber würdigte sie keiner Antwort. Der Grieche lag mit dem «Schutzmann» im Bett und verachtete sie. Da faßte sie, die noch nie geliebt hatte, der namenlose Schmerz demütiger Eifersucht. «Ich bin seiner nicht würdig,» flüsterte sie «er hält mich für krank» und flüsternd glitten ihre Lippen das Holz hinunter in den Staub. Eine herzerreißende Begeisterung betörte sie, leise wimmernd stieß sie gegen die Tür, um zu ihm zu kriechen und seine Hand zu küssen, und begriff nicht, daß es ihr vereitelt war.

Als sie in ihrem Bett erwachte und dem Zimmermädchen läutete, erfuhr sie, daß der Grieche abgereist sei. Sie nickte, als ob das zwischen ihnen so verabredet gewesen wäre. «Ich reise auch» sagte Clarisse. «Ich muß es dem Arzt melden» das Mädchen. Kaum hatte es das Zimmer verlassen, sprang Clarisse aus dem Bett und schüttete wie rasend ihren Besitz in einen Handkoffer; was nicht hineinging, und das übrige Gepäck ließ sie zurück. Das Mädchen glaubte, der Herr habe den Münchner Zug genommen. Clarisse floh. «Irrtum ist nicht Blindheit,» murmelte sie «Irrtum ist Feigheit!» «Er hat seine Aufgabe erkannt, aber er besaß nicht genug Mut für sie.» Während sie aus dem Haus schlich, an seinem verlassenen Zimmer vorbei, traf sie wieder mit Schmerz und Scham der vergangenen Nacht zusammen. «Er hat mich für krank gehalten!» Tränen rannen ihr über die Wangen. Sie wurde sogar gerecht gegen das Gefängnis, dem sie nun entsprang, mitleidig nahm sie Abschied von den Mauern und den Bänken vor der Tür. Die Menschen hatten es hier gut mit ihr gemeint, so gut sie es eben verstanden. (Alle waren gegen sie gewesen; auch die Kranken.) «Sie wollten mich heilen» lächelte Clarisse. «Aber Heilen ist Zerstören!» Und als sie im Eilzug saß, dessen stürmende Sprünge sie kräftigend durchdrangen, wurden ihre Entschlüsse klar. Wie kann man irren? Nur, indem man nicht sieht. Wie kann man aber nicht sehn, was doch zu sehen ist?! Indem man sich nicht zu sehn getraut. (Ähnlich erkennt Ulrich, weshalb es keinen radikalen Fortschritt gibt.) Clarisse erkannte wie ein weites grenzenloses Feld das allgemeine Gesetz menschlicher Entwicklung: Irrtum ist Feigheit; wenn die Menschen einmal nicht feig sein werden, wird die Erde einen Sprung vor machen. Gut, wie der Zug mit ihr ohne Aufenthalt davonbrauste. Sie wußte, daß sie den Griechen einholen müsse.

[<]

122

Clarisse in Venedig

*[Früher Entwurf]*

Clarisse nahm ein Schlafwagenabteil. Als sie den Wagen betrat, sagte sie sofort dem Schaffner: «Hier müssen drei Herrn sein, sehen Sie nach, ich muß sie unbedingt sprechen!» Alle Mitreisenden gerieten, wie ihr schien, unter den starken persönlichen Einfluß, der von ihr ausging, und befolgten ihre Befehle. Auch die Kellner im Speisewagen. Trotzdem mußte der Schaffner erklären, daß er den Griechen, Walter und Ulrich nicht gefunden habe. Darauf erkannte sie sich im Spiegel mit völlig klarem sinnlichem Eindruck bald als weiße Teufelin, bald als blutrote Madonna.

Als sie am Morgen in München den Zug verließ, fuhr sie in ein vornehmes Hotel, nahm ein Zimmer, rauchte den ganzen Tag, trank Kognak und schwarzen Kaffee und schrieb Briefe und Telegramme. Irgendein Umstand hatte sie zu der Annahme gebracht, daß der Grieche nach Venedig gereist sei, und sie gab ihre Anweisungen ihm, den Hotels, konsularischen Vertretungen und Ämtern. Sie entwickelte große Geschäftigkeit. «Eilen Sie!» sagte sie zu den roten Boys, welche den ganzen Tag für sie galoppierten. Es war eine Stimmung, wie bei einem Brand, wenn die Feuerwehren anrasseln und die Hörner klagen, oder bei einer Mobilisierung, wo Pferde trappeln, unendliche Züge helmbewehrter, entschlossener Gesichter wie träumend durch die Straßen marschieren, die Luft voll zugeworfener Blumen und grauenschwerer Spannung ist.

Am Abend reiste sie selbst nach Venedig weiter.

Sie stieg in Venedig in einer von Deutschen besuchten Pension ab, wo sie während der Hochzeitsreise gewohnt hatte; man erinnerte sich dunkel der jungen Frau. Das gleiche Leben wie in München begann mit Mißbrauch von Alkohol und Alkaloiden, nur sendete sie jetzt keine Depeschen und Boten mehr aus. Seit dem Augenblick, wo sie in Venedig eingetroffen war, vielleicht weil am Bahnhof nicht schon die Abgesandten der Behörden mit Meldungen standen, besaß sie die Gewißheit, daß der Grieche ihr durch das Netz gegangen und in seine Heimat geflohen sei. Nun galt es, den Sturm zu hemmen und sich zum letzten Angriff ohne Übereilung und mit den strengsten Maßnahmen gegen sich selbst vorzubereiten. Es stand fest, daß sie nach Griechenland segeln werde, aber vorher mußte das rasende Verlangen nach dem Mann, das sie beinahe zu weit vorgerissen hatte, bezähmt werden. Clarisse nahm außer Kaffee und Kognak keine Mahlzeiten zu sich, kleidete sich nackt aus und verriegelte sich in ihrem Zimmer, in welches sie auch die Bedienung nicht einließ. Der Hunger und noch irgendetwas, das sie nicht wahrzunehmen vermochte, versetzten sie in eine tagelange fieberähnliche Verwirrtheit, wovon die ungeduldige Geschlechtserregung allmählich zu einer vibrierenden Stimmung abklang, in die sich allerhand Sinnestäuschungen einmengten. Der Mißbrauch starker Mittel hatte ihren Leib unterhöhlt, sie fühlte, wie er unter ihr zusammenzubrechen begann. Beständiger Durchfall; an einem Zahn entstand eine Lücke und beunruhigte sie Tag und Nacht; auf ihrer Hand begann sich eine häßliche kleine Warze zu bilden. (Hier auch die restlichen Bemerkungen über die Wirkung von Kaffee, Tee und so weiter.) Aber gerade dies trieb sie dazu, ihren Geist immer leidenschaftlicher anzuspannen, wie im Rennen vor dem Ziel, wenn man jedes Bein mit dem Willen heben muß. Sie hatte sich Pinsel und Farbtöpfe verschafft, aus Stuhllehne, Bettkante und einem Bügelbrett, das sie vor ihrer Zimmertür gefunden hatte, baute sie ein Gerüst, das sie längs der Wände verschob, und begann die Wände ihres Zimmers mit großen Entwürfen zu bemalen. Es war die Geschichte ihres Lebens, die sie an die kahle Wand kreuzigte, und so groß war dieser Vorgang der inneren Reinigung, daß Clarisse überzeugt war, in hundert Jahren würde die Menschheit zu den Zeichnungen und Aufschriften wallfahren, um die ungeheuren Kunstwerke zu sehn, mit denen die größte Seele ihre Zelle bedeckt hatte.

Vielleicht waren es wirklich große Werke für jemand, der imstande sein müßte, den Beziehungsreichtum, der sich in ihnen zusammengeknäuelte hatte, auseinanderzufalten. (Außerhalb des Romans bemerkt: im Inhalt liegt nie die Größe? In einer Art der Ordnung?) Clarisse schuf sie in einem ungeheuren Spannungsgefühl. Sie empfand sich groß und schwebend. Sie war über den artikulierten Ausdruck des Lebens hinaus, welcher Worte und Formen schafft, die ein für alle angerichtetes Kompromiß sind, wieder bei der zauberhaften ersten Begegnung mit sich selbst angelangt, dem Irrsinn des ersten Staunens über das Göttergeschenk Wort und Bild. Was sie schuf, war verzerrt, war wirr gehäuft und doch arm, war zügellos und doch nur einem steifen Zwang gehorchend; äußerlich. Innerlich war es: zum erstenmal der Ausdruck ihres ganzen Wesens; ohne Absicht, ohne Überlegung, fast ohne Wille, unmittelbar etwas Zweites, Bleibendes, Größeres werdend, die Transsubstantiation des Menschen zu einem Stück Ewigkeit; endlich die Erfüllung von Clarissens Sehnsucht. Sie sang während sie malte; «von lichten Göttern stamme ich ab!» sang sie. (Vergleiche: Spuren hinterlassen ...)

Als man in ihr Zimmer eindrang, starrten verständnislose Augen wie die Lichter feindseliger Tiere diese Wände an. Clarisse hatte ein Schiffsbillett gelöst, eine Bettdecke und ein zu einem Turban zusammengedrehtes Tuch als ihre kaiserliche Ausstattung zurechtgelegt, um sie mit an Bord zu nehmen. Dann war ihr eingefallen, daß ein Mensch, der sich auf heiligen Wegen befindet, kein Geld bei sich haben dürfe, ohne einer lächerlichen Inkongruenz zu verfallen, und sie hatte ihren Schmuck und ihr Geld an lachende Gondelführer verteilt. Als sie am Markusplatz vor dem zu ihrer Abreise versammelten Volk eine Rede halten wollte, hatte ihr ein Herr zugesprochen und sie sanft nach Hause gebracht. Da dieser Mann aber die Unvorsichtigkeit beging, sie dem Schutz ihrer Gastgeber zu empfehlen, drangen nun alle bei ihr ein, die Padrona zeterte über angerichteten Schaden, gab Befehl auf Clarissens Eigentum Beschlagnahme zu legen, schimpfte in gemeinen Worten, als kein Eigentum zu finden war, und das Personal kicherte. Eine fürchterliche Grausamkeit starrte Clarisse von allen Seiten an, jener Urhaß der toten Materie, deren ein Teil den anderen vom Platz verdrängt, wenn nicht Verständnis und Anziehung sie aneinander zu einem schließen. Clarisse nahm schweigend Turban und Mantel, um dieses Land zu verlassen und an Bord zu gehn. An den Stufen des Kanals kam ihr aber das immer freundliche braunschwarze Stubenmädchen nach und bat sie zu warten, da ein Herr sich die Ehre geben wollte, ihr vor der Abreise noch etwas zu zeigen. Clarisse blieb schweigend stehn; sie war müde und hatte eigentlich nicht mehr die Kraft zu reisen. Als die Gondel mit dem Herrn und zwei fremden Männern kam, sah sie dem Mädchen ernst in die freundlichen Augen, die jetzt beinahe in einem nassen Schimmer schwebten, und dachte das schwere Wort Ischariot. (Sie hatte keine Zeit, diesem erschütternden Erlebnis nachzusinnen.) In der Gondel hielt sie ruhig und ernst den fremden Herrn im Auge und hatte den klaren Eindruck, daß er sich vor ihr scheute. Es befriedigte sie. Sie kamen zum Denkmal des Colleone und nun sprach der fremde Herr sie zum erstenmal an. «Wollen wir nicht hier hereingehn?» sagte er, auf ein Gebäude neben der dort stehenden Kirche weisend – «hier ist etwas besonders Schönes zu sehn.» Clarisse ahnte die Falle, welche ihr der Beamte der öffentlichen Sicherheit stellte. Aber dieser Verdacht hatte keinen Wert für sie, sozusagen keine kausale Valenz. «Ich bin müde und krank» sagte sie sich. «Er will mich ins Spital locken. Es ist unvernünftig von mir, daß ich folge. Aber mein Wahnsinn ist bloß, daß ich aus ihrer allgemeinen Ordnung herausfalle und meine Kausalität nicht die ihre ist: nur Störung in einer nebensächlichen von ihnen überschätzten Funktion. Ihr Verhalten ist krassester Unethizismus. (In ihren kausalen Beziehungen ist, was ich tue und wie ich es tue, krank; weil sie das andere nicht sehn.)»

Als sie in das Haus eintrat, verteilte sie den Rest ihres Schmuckes und ihr Tuch an die Wärterinnen, die ihn entgegennahmen, sie ergriffen und an ein Bett schnallten. Nun begann

Clarisse zu weinen, und die Wärterinnen sagten «Poverett!»

[<]

123

Nach der Internierung Clarisse als geknickter Prometheus

*[Früher Entwurf und Studie]*

Diesmal war es Wo., welcher sie abholte und zurückbrachte; er gab sie in der Klinik des Dr. Fried. ab. Bei der Einlieferung sah sie der diensthabende Arzt bloß an und ließ sie auf die Unruhige Abteilung schaffen.

Gleich der erste Schrei eines Irren drängte ihr die Idee der Seelenwanderung auf; die Ideen der Wiedergeburt, des erreichbaren Nirwana lagen in der Nähe davon.

«Mutter! — Mutter!» — so war der Ruf eines mit schrecklichen Wunden bedeckten Mädchens. Clarisse sehnte sich nach ihrer Mutter wegen der vielen Sünden, mit denen sie sie in die Welt entlassen hatte. Die Eltern saßen nun um den Tisch beim Frühstück, Blumen standen im Zimmer; mit ihrer aller Sünden war Clarisse bedeckt, sie fühlten sich wohl: ihre Seelenwanderung begann.

Clarissens erster Gang führte in das Bad, da sie vom Transport aufgeregt war. Es war ein rechteckiger Raum (mit Fliesenboden und einem großen Wasserbecken), ohne Borde mit Wasser gefüllt, von der Türe führten Stufen hinein. Zwei verzehrte Körper hefteten sehnsüchtige Blicke auf sie und schrien nach Erlösung. Es waren ihre besten Freunde Walter und Ulrich in Sündengestalt.

In der Nacht lag der Papst neben ihr. In Frauengestalt. «Kirche ist schwarze Nacht,» sagte Clarisse zu sich «nun sehnt sie sich nach dem Weibe.» Es dämmerte schwach, die Kranken schliefen, da tastete der Papst an Clarissens Decke und wollte zu ihr ins Bett schlüpfen. Er verlangte nach seinem Weibe, Clarisse war es zufrieden. «Die schwarze Nacht sehnt sich nach Erlösung» flüsterte sie, während sie den Berührungen des Papstes nachgab. Die Sünde des Christentums war getilgt. König Ludwig von Bayern lag ihr gegenüber und so weiter. Es war eine Kreuzigungsnacht. Clarisse sah ihrer Auflösung entgegen; sie fühlte sich frei von jeder Schuld, ihre Seele schwebte licht und hell, indes die Visionen wie Gedichte zu ihrem Bett krochen und davon wieder verschwanden, ohne daß sie die Gestalten greifen und festhalten konnte. Am nächsten Morgen gewährte ihr Nietzsches Seele in Gestalt des Primärarztes den herrlichsten Anblick. Schön, gütig, voll tiefen Ernstes, sein buschiger Bart war ergraut, seine Augen blickten wie aus einer anderen Welt, nickte er ihr zu. Sie wußte, er war es, der sie in der Nacht die Sünde des Christentums zu tilgen geheißt hatte; heißer Ehrgeiz, wie der einer Schülerin, schoß in Clarisse auf.

In den nächsten vierzehn Tagen erlebte sie Faust, «II. Teil». Drei Personen stellten Altertum, Mittelalter und Neuzeit dar. Clarisse trat sie mit den Füßen nieder. Das geschah in der Wasserzelle. Drei Tage lang. Schnatterndes Geschrei erfüllte den verschlossenen Raum. Durch den Dunst und tropischen Nebel des Bads krochen nackte Frauen wie Krokodile und Riesenkrebse. Schlüpfriige Gesichter schrien ihr in die Augen. Scherenarme griffen nach ihr.

Beine schlangen sich ihr um den Hals. Clarisse schrie und flatterte über die Leiber, die Nägel ihrer Zehen in das feuchtglatte Fleisch schlagend, wurde gestürzt, erstickte unter Bäuchen und Knien, biß in Brüste, kratzte hängende Wangen blutig, arbeitete sich wieder hoch, stürzte ins Wasser und heraus, stürzte endlich ihr Gesicht in den zottlig nassen Schoß einer großen Frau und brüllte «auf der Muschel der Tritonin» einen Gesang (den Führergesang), bis ihre Stimme in Heiserkeit erstickte.

Man darf nicht glauben, daß der Wahnsinn sinnlos ist; er hat bloß die trübe, verschwimmende, vervielfältigende Optik der Luft über diesem Bad, und zuweilen war es Clarisse ganz klar, daß sie zwischen den Gesetzen einer andern, aber durchaus nicht gesetzlosen Welt lebte. Vielleicht war der Gedanke, welcher ausdrücklich alle diese Gemüter beherrschte, nichts anderes als das Streben, dem Ort der Entmündigung und des Zwanges zu enttrinnen, ein unartikulierter Traum des gegen seinen vergifteten Kopf sich auflehrenden Körpers. Während Clarisse in dem schlüpfrigen Knäuel der Menschen mit den Füßen die weniger behenden niedertrat, war in ihren Gedanken wie die weite weiße Luft vor einem Fenster ein «sündenloses Nirwana», die Sehnsucht nach einem schmerzlosen und spannungslosen Ruhn und sie stieß wie ein schwirrendes Tier mit dem Kopf gegen die Wand, welche kranke Leiber um sie aufrichteten, planlos flatternd, von einem Augenblickseinfall zum andern gehetzt, während wie ein goldener Reif hinter ihrem Kopf, den sie nicht sehn und nicht einmal sich vorstellen konnte, der aber trotzdem da war, die Überzeugung schwebte, daß ein schweres ethisches Problem ihr auferlegt sei, daß sie Messias und Übermensch in einer Person sei, in die Ruhe eingehen werde, nachdem sie die anderen erlöst habe, und sie nur erlösen könne, indem sie sie niederzwang. Drei Tage und drei Nächte lang gehorchte sie dem unwiderstehlichen Willen der Irrengemeinschaft, ließ sich zerren und blutig kratzen, schlug sich auf den Fliesen des Bodens symbolisch ans Kreuz, stieß abgerissene, heisere, unverständliche Worte aus und erwiderte ebensolche Worte mit Handlungen, als ob sie sie nicht nur verstünde, sondern ihr Leben für die Mitteilung einsetzen wolle. Sie fragten nicht, sie brauchten keinen Sinn, der Worte in Sätze füllt und Sätze in den Keller des Kopfes, sie erkannten sich untereinander und unterschieden sich von den Pflegern oder jedem Fremden wie Tiere und ihre Ideen gaben eine wirre gemeinsame Linie, wie beim Aufstand einer Menge, wo keiner den andern versteht oder kennt, keiner mehr denkt als abgerissene Anfänge und Enden, aber gewaltige Spannungen und Schläge des bewußtlosen gemeinsamen Körpers alle untereinander verbinden. Nach drei Tagen und Nächten war Clarisse erschöpft, ihre Stimme flüsterte nur noch, ihre «Überkraft» hatte gesiegt, und sie wurde ruhig.

Man brachte sie zu Bett, und sie lag einige Tage in tiefer Müdigkeit, die von Anfällen quälender, gestaltloser Unruhe unterbrochen wurde. Ein «Junger», eine rosigblonde Frau von einundzwanzig Jahren, die sie vom ersten Tag an als Befreier angesehen hat, brachte ihr endlich die erste Erlösung. Sie kam an ihr Bett, sie sagte irgendetwas, für Clarisse hieß es: ich übernehme die Mission. Clarisse erfuhr später, daß die rosige Blonde an ihrer Stelle Tag und Nacht in der Wasserzelle durch Gesang den Teufel ausgetrieben habe. Clarisse aber blieb im großen Saal, pflegte die Kranken und «lauschte ihre Sünden ab». Es waren Sätze wie Puppen, aus denen der Verkehr zwischen ihr und ihren Beichtkindern bestand, unscheinbare, hölzerne Sätzchen, und nur Gott weiß, was sie ursprünglich damit meinten; aber wenn Kinder mit Puppen spielen und sie würden das Gleiche und etwas Bestimmtes meinen müssen, um sich verstehen zu können, würde niemals das Zauberkunststück gelingen, welches aus einem unförmigen Holz ein Wesen macht, das die Seele mehr erregt als es später die leidenschaftlichsten Geliebten vermögen. — Endlich sprach eines Tages ein gewöhnliches Weib, welches früher ihren Rücken mit Fäusten geschlagen hatte, Clarisse an und sprach also: «Versammle deine Jünger heute zur Nacht und feire dein Abschiedsmahl. Was für Speisen verlangt der hohe Herr? Sag es, damit sie für dich bereitet

werden. Wir aber wollen abziehen und nicht mehr unter deinen Augen erscheinen!» Zugleich küßte eine andere, die an Paralyse litt, leidenschaftlich Clarissens Hände und ihr Auge war vom nahenden Tod verklärt wie ein Stern, der in der Nacht alle anderen überstrahlt. Clarisse fühlte: Es ist wirklich kein Wunder, daß ich geglaubt habe, eine Sendung erfüllen zu müssen, aber trotz dieses schon klareren Gefühls zweifelte sie, was sie zu tun habe. Zu ihrem Glück wurde sie an diesem Tag in die Abteilung der ruhigen Kranken versetzt.

Ruhige Abteilung:

In der ruhigen Abteilung erwacht ihr Selbsterhaltungstrieb vollends.

Ihre Gedankenwelt:

Liquidierung der Krankheit.

Gedanken werden klarer und banaler. Aufklärender langweiliger Himmel.

Nur eine tiefe Traurigkeit bleibt.

Es unterscheidet sich eigentlich kaum noch von dem Ideenmischmasch eines durchschnittlichen Intellektuellen.

Eventuell: Ulrich zeigt das Diarium einem solchen. Er hat nur den Einwand: das ist ein Mensch einer älteren Generation, keiner der unsren.

Wahrscheinlich nur abgekürzt wiederzugeben:

Ihr Flug ist gebrochen. Wie bei einem Menschen, dem sein Lebenswerk mißlang. Aber sie erscheint sich als «eine der mysteriösesten Figuren». Rückfälle (Schimpfen). Sehnsucht nach Mutterschaft und Walter. ——— Gesteigerte Symbolik. Anfangsstadium, sie formt noch Figuren, ihr Farben- und Formensinn ist überempfindlich, sie fühlt sich noch mit den Kranken solidarisch. Aber ihre Gedanken sind von einer langweiligen Symmetrie. Sie formt Zahlen aus dem Kot. Sie versucht auf jede Weise – wie eben ein Mensch tut, der weder Genie noch Kenntnisse hat – der Einengung zu enttrinnen. Kritik an Ärzten.

Walter sagt sich los. Dämmernde Gesundheit.

Walter läßt ihr ——— sagen, daß er sich von ihr trennen lassen wird. Von da an ist sie ihm ergeben. Walter liebt Lilli, eine von zwei Schwestern. «Sie ist eben weiblich», so faßt er es zusammen. ——— Offizierstöchter, was ihm imponiert. An Heirat ist nicht zu denken ——— Aber er will sich trennen lassen.

— als ihr ihre Situation aufdämmert, ist das erste der feste Entschluß, sobald wie möglich aus der Klinik herauszukommen. So sehr, daß sie nicht genug auf das Unterscheidende ihres Zustandes achtet, um ihn später zu vermeiden; wenigstens leidet sie später unter dieser Vorstellung.

Auf Rat der Ärzte beschäftigt sie sich viel mit sich selbst und schreibt. Es entgeht ihr nicht, daß und warum die Ärzte Wert darauf legen, sie mit Walter wieder zusammenzubringen. Er soll sie wieder in das vernünftige Leben zurückziehen. Aber da er sich scheiden lassen will, nimmt das die Form der Ideen an, wonach sie für ihre Mission geopfert werden muß.

Sonst ist das Zusammenleben wie früher. Über die Krankheit wird gesprochen wie vom Schnupfen. Oder Walter behauptet, daß die moderne Malerei gegenüber der der Renaissance inferior sei, und man belegt es mit Beispielen, die man erst jüngst gesehen hat. Über Klages wird gestritten. Walter schwärmt von Stifter, – das aber wohl nicht ganz ohne einen Unterton junger Erinnerungen und ohne die zumindest unbewußte Ausspielung dieser einfachen Größe gegen

alles Kranke und Komplizierte.

Clarisse tut ihm sehr leid. Er weiß noch nicht, wie er sich ihr gegenüber verhalten soll. Wahrscheinlich bringt ihr nächster Anfall die Lösung. Jetzt hat er noch nicht den Mut, trotzdem ihn Lilli drängt. Er gesteht alles Clarisse. Mit dem Kopf in ihrem Schoß. Sie weint vor Mitfreude. Aber sie schämt sich. Sie fühlt zum erstenmal vielleicht ihr Insuffizienz. Am Tag trifft er Lilli, abends geht er nachhause und verbringt den Abend mit Clarisse. Sie musizieren, alles ist ganz wie sonst, in ihrem Ton zueinander nicht die leiseste Änderung.

Clarisse erinnert sich nur ungefähr an ihre Zustände. Schließlich scheidet sie sich aus und geht sie in die Einsamkeit.

[<]

124

Gerdas Rückkehr

*[Entwurf]*

Gerda war zurückgekehrt. Nach Hans' Tode hatte sie augenblicklich in der Welt nichts zu suchen. Aber wenn Fischel erwartet hatte, seine Tochter niedergedrückt wiederzufinden, so irrte er sich. Eine junge Dame trat bei ihm ein, die die Brosche der Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz trug und offenbar weitgehende Pläne hatte.

«Ich werde als Krankenpflegerin mitgehen, Papa» sagte Gerda.

«Nicht gleich, nicht gleich, mein Kind!» antwortete Generaldirektor Fischel ergeben. «Man muß abwarten, kein Mensch weiß, was aus dieser Sache wird.»

«Wie soll sie werden! Ich habe an den Sammelstellen schon die jungen Männer gesehn. Sie gingen. Ihre Frauen und Bräute begleiten sie. Niemand weiß, wie er zurückkommt. Aber wenn man durch die Stadt geht und den Menschen in die Augen sieht, auch denen, die noch nicht ins Feld gehen, es ist wie eine große Hochzeit.»

Fischel sah über sein Glas hinweg bekümmert seine Tochter an. «Ich wünsche dir eine andere Hochzeit, Gott soll uns behüten. Eine holländische Firma bietet mir ein Schiff mit Margarine an, greifbar Rotterdam Hafen, verstehst du, was das heißt? Fünf Kronen Unterschied auf die Tonne seit gestern! Wenn ich nicht depeschriere, sind es morgen vielleicht sieben Kronen. Das heißt die Preise ziehen an. Die jungen Männer, wenn sie mit beiden Augen aus dem Feldzug zurückkommen, werden beide Augen brauchen, um ihrem Geld nachzusehn!»

«Ach» – sagte Gerda «man spricht von Teuerung, aber das hat es immer anfangs gegeben. Auch Mama ist ganz toll.»

«So? –» fragte Fischel. «Hast du schon mit Mama gesprochen, was tut sie?»

«Sie ist augenblicklich in der Küche» Gerda wies mit dem Kopf gegen die Wand, hinter der es zur Küche ging «und legt wie toll Dauergemüse ein. Vorher hat sie Silbergeld eingewechselt, wie es jetzt alle tun. Und dem Küchenmädchen hat sie gekündigt; weil der Diener ohnedies einrücken



muß, will sie das Personal ganz einschränken.»

Fischel nickte befriedigt. «Sie ist für den Krieg. Sie hofft, daß die Roheit aufhören wird und daß die Menschen geläutert werden. Aber sie ist auch eine kluge Frau, sie sorgt vor.» Fischel sagte dies ein wenig spöttisch und ein wenig zärtlich.

«Ach, Papa» fuhr Gerda auf. «Wenn ich so wollte wie du, hätte ich Herrn Glanz geheiratet. Du verstehst mich schon wieder nicht. Ich lasse mich nicht ausschließen, weil meine erste persönliche Erfahrung nicht gut gewesen ist! Du wirst durchsetzen, daß ich an ein Feldspital komme. Die Kranken sollen, wenn sie aus dem Feld kommen, wirkliche, moderne Menschen vorfinden, nicht Betschwestern: Du ahnst ja nicht, wieviel Liebe und Gefühle, wie wir sie noch nie erlebt haben, heute auf allen Straßen (zu sehen) sind! Wir haben gelebt wie die Tiere, die der Tod eines Tages absticht; das ist jetzt anders! Es ist ungeheuer, sage ich dir; alle sind Brüder, selbst der Tod ist kein Feind; man liebt seinen eigenen Tod um der anderen willen; man versteht heute zum erstenmal das Leben!»

Fischel hatte seine Tochter stolz und besorgt angestarrt. Gerda war noch magerer geworden. Scharfe, altjüngferliche Linien zerschnitten ihr Gesicht in einen Augenteil, einen Nasen-Mundteil, eine Kinn- und Halsfläche, die anzogen wie Pferde vor einer zu schweren Last, wenn Gerda etwas sagen wollte, bald der eine, bald der andere, nie alle gleichzeitig, was dem Gesicht etwas Überanstrengtes und Herzergreifendes gab. «Nun hat sie eine neue Verrücktheit» dachte Fischel «und wird wieder nicht in geordnete Verhältnisse kommen ...!» Er überschlug ein Dutzend Männer, die man, nachdem Hans Sepp glücklich tot war, als gediegene Bewerber betrachten konnte; aber es ließ sich angesichts der verfluchten Unsicherheit, die hereingebrochen war, von keinem voraussagen, was morgen mit ihm sein würde. Gerdas blondes Haar schien struppiger geworden zu sein, sie hatte ihre Erscheinung vernachlässigt, aber dadurch war ihr Haar dem Fischels ähnlicher geworden und hatte die weiche dunkelblonde anmaßende Glätte verloren, welche die Haare in der Familie ihrer Mutter auszeichnete. Erinnerungen an einen ungekämmten tapferen Stallpinscher und an sich selbst, der sich emporgekämpft hatte und augenblicklich wieder vor etwas stand, das noch kein Mensch überblickte, über das er aber wegklettern würde, vermengten sich in seinem Herzen mit der tapferen Dummheit seiner Tochter zu einer heißen Zusammengehörigkeit. Leo Fischel richtete sich in seinem Sessel auf und legte die Hand nachdrücklich auf die Schreibtischplatte. «Mein Kind!» sagte er. «Ich habe ein sonderbares Gefühl, wenn ich dich so reden höre, während die Menschen hurrah schreien und die Preise anziehen. Du sagst, ich ahne nicht; aber ich ahne, nur kann ich selbst nicht sagen was. Glaub nicht, daß ich mich nicht auch ergriffen fühle. Setz dich, mein Kind!»

Gerda wollte nicht, sie war zu ungeduldig; aber Fischel wiederholte mit Stärke seinen Wunsch, so daß sie gehorchte und sich zögernd auf dem äußersten Rand eines Sessels niederließ. «Du bist heute den ersten Tag wieder zurück, hör mich an!» sagte Fischel. «Du sagst, ich verstehe nichts von Liebe und Totschießen und dergleichen; mag sein. Aber wenn dir auch, Gott behüte, im Spital nichts zustoßen wird, solltest du mich doch ein wenig verstehn, ehe wir uns wieder trennen. Ich bin sieben Jahre alt gewesen, wie wir den Krieg gegen Preußen hatten. Auch damals haben zwei Wochen lang alle Tage die Glocken geläutet und im Tempel haben wir Gott um die Vernichtung der Preußen gebeten, mit denen wir heute verbündet sind. Was sagst du dazu? Was soll man überhaupt dazu sagen?»

Gerda wollte nicht antworten. Sie hatte das Vorurteil, daß die gegenwärtigen Tage den jungen begeisterten Menschen gehörten, nicht den vorsichtigen Alten. Und nur widerstrebend, weil ihr Vater sie so forschend ansah, murmelte sie irgendeine Erwiderung. «Man lernt sich eben im Lauf

der Zeit besser verstehen!» Darauf kam ihre Antwort wegen der Preußen hinaus.

Aber Leo Fischel griff ihr Wort lebhaft auf: «Nein! Man lernt sich nicht besser verstehen, im Lauf der Zeit; gerade das Gegenteil ist es, sage ich dir! Wenn du einen Menschen kennen lernst, und er gefällt dir, kann es sein, daß dir vorkommt, du verstehst ihn; wenn du aber fünfundzwanzig Jahre mit ihm zu tun gehabt hast, verstehst du kein Wort! Du denkst, sagen wir, er müßte dir dankbar sein; aber nein gerade in dem Augenblick flucht er auf dich. Immer wenn du denkst, er muß ja sagen, sagt er nein; und wenn du nein denkst, denkt er ja. Das macht, er kann warm sein und kalt sein, hart sein und weich sein, wie es ihm paßt; und glaubst du, es wird ihm dir zuliebe passen, so zu sein, wie du möchtest?! So wenig, wie es diesem Sessel paßt, ein Pferd zu sein, weil du schon ungeduldig bist und fort sein möchtest!»

Gerda lächelte ihren Vater schwach an. Seit sie zurückgekehrt war und die neuen Verhältnisse sah, machte er ihr einen starken Eindruck, sie konnte sich nicht helfen. Und er liebte sie, daran war nicht zu zweifeln, und es tat ihr wohl.

«Was machen wir aber mit den Dingen, denen es nicht paßt, sich von uns verstehen zu lassen?» fragte sie. Fischel sagte prophetisch: «Wir messen sie, wir wägen sie, wir zerlegen sie in Gedanken, und allen unseren Scharfsinn richten wir darauf, etwas an ihnen zu finden, das sich gleich bleibt, woran wir sie packen können, worauf wir uns verlassen können und womit wir rechnen können! Das sind die Naturgesetze, mein Kind, und wo wir sie herausgefunden haben, dort können wir die Dinge in Serien herstellen und kaufen und verkaufen, wie es uns beliebt. Und nun frage ich dich, was können die Menschen untereinander tun, wenn sie sich nicht verstehen? Ich sage dir, es gibt nur eines! Wenn du sein Begehren reizt oder wenn du es einschüchterst, kannst du einen Menschen genau dorthin bringen, wohin du willst. Wer auf Stein bauen will, muß sich der Gewalt und der Begierden bedienen. Dann wird der Mensch plötzlich eindeutig, berechenbar, fest, und was du mit ihm erlebst, wiederholt sich überall in der gleichen Weise. Mit der Güte kannst du nicht rechnen. Mit den schlechten Eigenschaften kannst du rechnen. Gott ist wunderbar, mein Kind, er hat uns die schlechten Eigenschaften gegeben, damit wir zu einer Ordnung kommen.»

(*Nachtrag:* Und trotz allem Idealist! einfügen)

«Aber dann wäre die Ordnung der Welt nichts als dressierte Niedrigkeit!» flammte Gerda auf.

«Du bist klug! Vielleicht ist es so? Aber wer kann das wissen?! Jedenfalls setze ich einem Menschen nicht das Bajonett auf die Brust, um ihn tun zu lassen, was *er* richtig findet. Verfolgst du die Zeitungen? Ich bekomme noch ausländische Blätter, obgleich das schon anfängt Schwierigkeiten zu machen. Bei uns und draußen reden sie die gleichen Sachen. In die Schraube nehmen. Die Schraube fest anziehen. Schraubenpolitik kaltblütig fortsetzen. Bei Anwendung der «starken Methode» vor zerbrochenen Fensterscheiben nicht zurückscheun. – So reden sie bei uns, und draußen nicht viel anders. Sie haben, glaube ich, auch schon das Standrecht verhängt, und wenn wir in die Kriegszone kommen sollten, werden wir mit dem Galgen bedroht. Das ist die starke Methode. Ich begreife ja, daß sie dir Eindruck macht. Sie ist reinlich, exakt und dem Geschwätz abhold. Sie befähigt die Nation zu etwas Großem, indem sie jeden einzelnen, der ihr angehört, wie einen Hund behandelt!» Leo Fischel lächelte.

Gerda schüttelte entschieden, aber freundlich langsam ihren zerzausten Kopf.

«Du mußt dir das klar machen» setzte ihr Fischel weiter zu. «Der Industriellenverband, wenn er eine bürgerliche Gegenpartei der Arbeiter mit einem Wahlfonds ausstattete, oder meine frühere Bank, wenn sie sich irgendetwas durch Geld richtete, haben nie etwas anderes getan. Überhaupt

kommt ein Geschäft nur so zustande, daß ich einen anderen entweder zwingen, mir darin entgegenzukommen, weil ihm sonst ein Schaden droht, oder daß ich ihm den Eindruck mache, ein gutes Geschäft vor sich zu haben; dann überliste ich ihn meistens, und das ist auch nur eine Form von meiner Gewalt über ihn. Aber wie fein und anpassungsfähig ist diese Gewalt! Schöpferisch und geschmeidig ist sie. Das Geld gibt dem Menschen Maß. Es ist *geordnete* Ichsucht. Es ist die großartigste Organisation der Ichsucht, eine schöpferische Organisation, aufgebaut auf einer richtigen Baissespekulationsidee!»

Gerda hatte ihrem Vater zugehört, aber in ihrem Kopf summten ihre eigenen Gedanken. Sie antwortete: «Papa, ich habe nicht alles verstanden, doch wirst du sicher recht haben. Aber du siehst das natürlich als ein Rationalist an und für mich ist gerade das Irrationale (über alle Berechnung Hinausgehende) an dem, was jetzt geschieht, das Bezaubernde!»

«Was heißt irrational?!» protestierte Generaldirektor Fischel. «Du willst damit wohl sagen, unlogisch und unberechenbar und wild, wie man manchmal im Traum ist? Ich kann dir darauf nur sagen, kaufen und verkaufen ist wie Krieg; du mußt berechnen, und du kannst berechnen: aber zum Schluß entscheidet auch da der Wille, der Mut, die Person oder wie du es sagst, das Irrationale. Nein, mein Kind» schloß er «das Geld ist Selbstsucht ins Verhältnis zur Tüchtigkeit gebracht. Ihr versucht jetzt eine andere Regulation der Selbstsucht. Sie ist nicht neu, ich anerkenne sie, sie ist verwandt. Aber abwarten, wie sie wirkt! Das Kapital ist eine seit Jahrhunderten bewährte Organisation der menschlichen Kräfte, nach der Fähigkeit, Geld zu schaffen; du wirst sehen, wo sein Einfluß verdrängt wird, springt Vorteilsdienerei, Willkür, Protektion und Unüberlegtheit. Du kannst von mir aus, wenn du willst, das Geld abschaffen, aber du wirst nicht abschaffen die Übermacht desjenigen, der die Vorteile in der Hand hat. Nur wirst du einen, der nicht mit ihnen umgehen kann, an die Stelle dessen setzen, der es gekonnt hat! Denn du irrst, wenn du glaubst, daß das Geld die Ursache unserer Ichsucht ist, es ist ihre Folge.»

«Ich glaube das ja gar nicht, Papa» sagte Gerda bescheiden. «Ich sage nur, was jetzt geschieht →»

«Und noch dazu» unterbrach sie Fischel «ist es ihre vernünftigste Folge!»

«← was jetzt geschieht,» setzte Gerda ihren Satz weiter fort «erhebt über die Vernunft. So wie ein Gedicht oder die Liebe über die Händel der Welt erheben.»

«Du bist ein tiefes Mädchen!» Fischel schloß sie in seine Arme und entließ sie. Gerdas jugendlicher Eifer gefiel ihm. «Mein Glück!» nannte er sie bei sich und sah ihr zärtlich nach. Eine Aussprache mit einem Menschen, den man liebt und versteht, ist eine Kräftigung. Er hatte lange nicht so philosophiert; es war eine merkwürdige Zeit. Im Gespräch mit diesem Kind war Fischel über sich selbst klar geworden. Er wollte kaufen. Nicht ein Schiff, mindestens fünf Schiffe. Er ließ seinen Sekretär kommen. «Wir können das nicht selbst machen,» sagte er ihm «es würde nicht gut aussehen, aber wir wollen es durch eine Mittlerfirma machen lassen.» Aber das war Leo Fischel nicht die Hauptsache. Die Hauptsache war, daß er ein Gefühl der Verwandtschaft mit den Geschehnissen gewonnen hatte, und doch auch der Vereinsamung. Er hatte trotz des Auf und Nieder, das ihn umgab, Ordnung in sich gebracht.

Gerda und der Krieg: Krankenpflegerinnenabsicht; vielleicht auch darum mit Ulrich gegangen, damit er ihr durch General die Möglichkeit verschafft. Die junge Generation hat das Gefühl: Der Krieg ist für uns da, damit wir zu Tätigkeit und Wichtigkeit kommen; eine neue Zeit beginnt. Manchmal sind ja gerade junge Menschen beklommen (Ulrich sagt: Mit dreißig Jahren ist man tapferer als mit zwanzig, weil man weiß, das Leben bietet nur noch diesen Ausweg oder ähnliches), aber sie haben unrecht, sind lasch.

Eine Einschaltung über Kakanien. Der Herd des Weltkriegs ist auch der Geburtsort des Dichters Feuermaul

*[Fragment]*

Es darf vorausgesetzt werden, daß das Wort «Der Herd des Weltkriegs», seit es diesen Gegenstand gibt, zwar oft benützt worden ist, stets jedoch mit einer gewissen Ungenauigkeit in der Frage, wo dieser Gegenstand seinen Platz habe. Ältere Leute, die noch persönliche Erinnerungen an jene Zeit besitzen, denken da wohl an Sarajewo, doch fühlen sie selbst, daß diese kleine bosnische Stadt bloß das Ofenloch gewesen sein kann, durch das der Wind einfuhr. Gebildete Leute werden ihre Gedanken auf die politischen Knotenpunkte und Welthauptstädte richten. Noch höher Gebildete dürften mit Sicherheit außerdem die Namen von Essen, Creuzot, Pilsen und der übrigen Zentren der Waffenindustrie im Gedächtnis haben. Und ganz Gebildete werden dem etwas aus der Petroleum-, Kali- und sonstigen Gütergeographie hinzufügen, denn so hat man es oft gelesen. Aus all dem folgt aber bloß, daß der Herd des Weltkriegs kein gewöhnlicher Herd gewesen ist, denn er stand an mehreren Orten gleichzeitig.

Vielleicht sagt man darauf, daß dieses Wort bloß bildlich zu verstehen sei. Aber dem ist in so voller Weise zuzustimmen, daß sich alsbald noch viele größere Verlegenheiten daraus ergeben. Denn gesetzt nun, es wolle Herd in seiner Bildlichkeit ungefähr das gleiche bedeuten wie Ursprung oder Ursache ohne solche, so weiß man zwar, daß der Ursprung aller Dinge und Geschehnisse Gott ist, aber anderseits hat man nichts davon. Denn mit den Ursprüngen und Ursachen ist es so bestellt, wie wenn einer seine Eltern suchen geht: zunächst hat er zwei, und das ist unbezweifelbar; bei den Großeltern aber sind es schon zwei zum Quadrat, bei den Urgroßeltern zwei zur Dritten und so fort in einer sich mächtig öffnenden Reihe, die sich nirgends bezweifeln läßt, aber das merkwürdige Ergebnis hat, daß es am Ursprung der Zeiten schon eine fast unendliche Unzahl von Menschen bloß zu dem Zweck gegeben haben müßte, einen einzigen der heutigen hervorzubringen. Wenn das auch schmeichelhaft ist und der Bedeutung entspricht, die der Einzelne in sich fühlt, so rechnet man heute doch zu genau, als daß man es glauben könnte. Schweren Herzens muß man also auf seine persönliche Ahnenreihe verzichten und annehmen, daß man «ab irgendwo» gruppenweise gemeinsam abstamme. Und das hat verschiedene Folgen. So die, daß die Menschen sich teils für «Brüder» halten, teils für «Fremdstämmlinge», ohne daß einer diese Grenze zu bestimmen wüßte, denn das, was man Nation und Rasse heißt, sind Ergebnisse und keine Ursachen. Eine andere Folge, nicht minder einflußreich, wenn sie auch nicht so offen zutage liegt, ist die, daß Herr Beliebig nicht mehr weiß, wo er seine Ursache hat; er fühlt sich infolgedessen wie einen abgeschnittenen Faden, den die fleißige Nadel des Lebens haltlos aus- und einzieht, weil man vergessen hat, ihm einen Knopf zu machen. Eine dritte, jetzt erst aufdämmernde, zum Beispiel die, daß man noch nicht nachgerechnet hat, ob und inwieweit es Herrn Ebenso-Beliebig doppelt und mehrfach gibt; im Bereich des erblich Möglichen liegt das durchaus, bloß weiß man nicht, wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, daß es einem wirklich widerfahren könnte, sich selbst zu begegnen, aber

ein dumpfer Druck davon, daß es bei der heutigen Natur des Menschen nicht ganz ausgeschlossen sein kann, liegt sozusagen in der Luft ...

Mit anderen Worten: die Ursachenkette ist eine Weverkette, es gehört ein Einschlag zu ihr und alsbald lösen sich die Ursachen in ein Gewirk auf. Längst hat man die Ursachenforschung in der Wissenschaft aufgegeben oder wenigstens stark zurückgedrängt und durch eine funktionale Betrachtungsweise der Zusammenhänge ersetzt. Die Suche nach der Ursache gehört dem Hausgebrauch an, wie die Verliebtheit der Köchin die Ursache davon ist, daß die Suppe versalzen wurde. Auf den Weltkrieg angewendet, hat dieses Forschen nach einer Ursache und einem Verursacher das höchst positive negative Resultat gehabt, daß die Ursache überall und bei jedem war. Es zeigt sich damit, daß man wahrhaftig ebenso gut Herd wie Ursache oder Schuld des Krieges sagen kann; dann aber muß man wohl die ganze Betrachtungsweise durch eine andere ergänzen. Man gehe zu diesem Zweck versuchsweise von der Frage aus, warum in der Parallelaktion mit einem Mal der Dichter Friedel Feuermaul auftauchte und sogar – wenn zwar entscheidenden, aber bloß kleinen Beitrag für ihre Geschichte hinterlassend – alsbald dauernd wieder aus ihr verschwinden werde. Die Antwort ist, daß dies wahrscheinlich notwendig war, daß es sich in keiner Weise hätte umgehen lassen, – denn alles, was geschieht, hat ja einen zureichenden Grund, – daß die Gründe dieser Notwendigkeit aber völlig bedeutungslos sind oder, gerechter gesagt, nur für Feuermaul selbst, seine Freundin Professor Drangsal und deren Neiderin Diotima Wichtigkeit hatten, und auch diese Wichtigkeit nur für kurze Zeit. Es wäre platte Vergeudung, wollte man das erzählen. Würde Feuermaul nicht angestrebt haben, in der Parallelaktion eine Rolle zu spielen, so würde an seiner Statt ein anderer gekommen sein, und wenn es an diesem gefehlt haben sollte, etwas anderes: es gibt in der Verflechtung des Geschehens ein schmales Zwischenstück, wo dies und das mit seinen Unterschieden den Erfolg beeinflußt, auf die Länge vertreten die Sachen einander aber völlig, ja sie vertreten irgendwie auch die Personen bis auf ganz wenige. Auch Arnheim wäre ebenso zu ersetzen gewesen; vielleicht nicht für Diotima, wohl aber als Ursache ihrer Veränderungen und weiterhin der Wirkungen, die diese ausübten. Diese Auffassung, die man heute fast schon eine natürliche nennen darf, sieht fatalistisch aus, ist es aber nur solange, als man sie selbst als ein Fatum hinnimmt. Ein Fatum waren aber auch die Naturgesetze, ehe man sie erforschte; nachdem das geschehen war, ist es sogar gelungen, ihnen eine Technik überzuordnen. (Hier knüpft an: Feuermaul, wie alle Personen der Erzählung bis auf Ulrich und vielleicht Leo Fischel, leugnet den Wert technischer und ähnlicher Vorhaben.)

Solange dies nicht geschehen ist, kann man auch sagen, daß B..., der Geburtsort des Dichters Feuermaul, auch der Ursprungsort des Weltkriegs gewesen ist. Deshalb geschieht es beiweitem nicht willkürlich; vielmehr bedeutet es soviel wie daß gewisse Erscheinungen, die in der ganzen Welt anzutreffen waren, und zu dem Herd gehörten, der, über den ganzen Erdball erstreckt, überall und nirgends war, sich in B... in einer Weise verdichteten, die den Sinn vor der Zeit zu Tage hob. Statt B... könnte man auch ganz Kakanien setzen, aber in ihm war B... einer der ausgezeichneten Punkte. Diese Erscheinungen bestanden darin, daß sich in B... die Menschen ganz und gar nicht vertrugen, andererseits darin, daß der in ihrer Mitte geborene Dichter Feuermaul als den Grundsatz seines Schaffens die Behauptung wählte, der Mensch sei gut und man müsse sich bloß unmittelbar an die ihm innewohnende Güte wenden. Und das bildet das gleiche.

Es wäre gelogen, wenn man behaupten wollte, daß auch nur das Wenigste von dem damit Beschriebenen in einer aktuellen Weise zur Zeit in Feuermaul vorhanden war oder es zu irgend einer Zeit in solcher Ausführlichkeit gewesen sei. Aber das Leben ist immer ausführlicher als sein Ergebnis; gleichsam Pflanzenkost, Berge von Blättern, um ein kleines Häufchen ... zu

erzeugen. Das Ergebnis sind ein paar Dispositionen des persönlichen Verhaltens.

[<]

126

Der Tischler [Vielleicht an Stelle der gestrichenen Eifersuchtskapitel]

*[Entwurf]*

Mobilisationszeit. Agathe hat trotzdem einen Tischler rufen lassen. Er mag etwas unter dreißig sein, ist groß und eigentlich wie ein Schlosser gebaut, das heißt schlank, mit breiten Schultern, trocken; lange wohlgeformte Hände von großer Kraft und sehnige Gelenke. Sein Gesicht ist klug und offen, sein Haar dunkelblond und sehr natürlich. Der Overall kleidet ihn gut. Er spricht Mundart, aber ohne Derbheit.

Agathe mit ihm im Nebenzimmer. Ulrich ist – in Gedanken – weggegangen. Nichts soll ihn mehr kümmern. Dann ist er aber umgekehrt und über eine Gartenterrasse wieder ins Haus und in sein Zimmer gekommen, ohne daß Agathe es bemerkte.

Er lauscht ins Nebenzimmer. Es fällt ihm der Ausdruck der beiden Stimmen auf. Die des Mannes erklärt etwas: beredt, mit Ruhe und einer gewissen Überlegenheit. Ulrich versteht nicht, was, errät aber aus seinem Vorwissen und Holzgeräusch, daß es sich um einen Rollsekretär Agathes handelt. Er wird auf- und zugerollt. Der junge Meister fordert Agathes Zustimmung zu einer umfassenderen Ausbesserung als ihr recht ist, und sie macht unsichere Einwände. Das alles weiß und versteht Ulrich. Es muß sich um ein Geheimnis der alten Rollvorrichtung drehen.

Und plötzlich löst sich das von der Wirklichkeit los. Denn genau so verlief das Gespräch, wenn es eine Liebesunterhandlung wäre. Das Überreden, die leichte Überlegenheit, das Als-Nötig-Hinstellen oder Es-ist-nichts-dabei in der Mannesstimme. Als ob es sich um eine sexuelle Improvisation handelte. Und dann die geliebte Stimme! Widerstrebend, eingeschüchtert, unsicher. Sie möchte und will nicht. Sie gibt nach und hält sich noch da und dort fest. Sie sagt halblaut «Ja ...» «Ja» ... «Aber ...» Sie weiß schon längst, daß sie nachgeben wird. Wie Ulrich diese zurückhaltende, tapfere Stimme liebt und die Frau, die alles wie das Dunkel fürchtet und doch alles tut! Er brächte es nicht über sich, mit einer Waffe hineinzustürzen und Rache zu nehmen oder auch nur Rechenschaft zu fordern.

Dann kommt sogar eine Art Seufzer des Nachgebens über Agathes Lippen, und es läßt sich das Knacken von Holz täuschend hören.

Und trotz dieses durchträumten Sich-für-Agathe-Freuens geht Ulrich in den Krieg. Aber durchaus nicht mit Überzeugung.

[<]

127

## Studie zur Schluß-Sitzung und anschließendem Ulrich-Agathe

Agathe befindet sich von der Begegnung mit Ulrich bis gegen Ende der Reise in einer Art Produktionszustand; sie sagt und tut etwas, das etwas macht, formt; sie hat nicht oder bald nicht das Gefühl, es sei eine Fortsetzung ihres anderen Lebens, eher den Eindruck einer einmaligen Blütezeit. (Wenn man diesen Zustand beschreibt, läßt sich aktueller «anderer Zustand» zeigen und theoretisch dadurch ersparen!) Als das vorbei ist, wirft sie sich weg.

Galizien: sie muß Verhältnisse haben, müd sein, um nicht wieder den sich verändernden Bruder zu lieben.

Nach der Reise: Der Rechtsanwalt ist der, welcher Sie gegen Hagauer vertritt. Sie hat sich nun also mit Hagauer versöhnt, will aber doch Scheidung. Sie nützt ihre stupide Macht über die Männer aus. Das ist der Weg zu: Galizien.

Ulrich ist ganz einverstanden, aber erträgt es nicht.

Am Telefon. Leo Fischel ruft an – selbstlos, im Schwung – Kaufen Sie Schweizer Franks, Dollars, Hollandgulden. Ware ist zu kompliziert.

Verwunderlich, als Walter anruft. Aber er weiß Rückkunft von General,

Ulrich ruft nach Leo Fischels Anruf General an, um zu erfahren, was an Mobilisierung oder dergleichen Wahres ist. Eventuell: Ulrich ruft auf Wunsch Gerdas an. Denkt sich ihn in atemraubender Tätigkeit. Aber General – Bildungsreferat und Referat Graf Leinsdorf – hat unendlich viel Zeit. Was er vorher *nicht* sagt. Schickt ihm Passierschein.

Kommt Krieg oder nicht? fragt bei General an. Aussprache mit General. Rest des über die Nebenfiguren zu Erfahrenden. Ulrich fragt den General, ob er etwas über Clarisse gehört habe. Rundes Gesicht, Armbewegung.

Brief von Hagauer. Zögernd geöffnet. Aber jetzt muß man doch. Hagauer ist schon wochenlang hier. Telefongespräch. Erfährt: Graf Leinsdorf und Hagauer.

Bleibt übrig: Lindner, Peter, Agathe. ——— ironisch weltanschauliches Kapitel durch Aussprache mit Schmeißer.

Wiedersehen mit Agathe. Überstandene Infektion. Muß kein selbständiges Kapitel sein. Vielleicht bloß Zusammentreffen – mit Agathe, die Ulrich zur Sitzung begleitet. Peter zurückgekehrt.

Aufstieg Lindners (Graf Leinsdorf) erzählt General.

Triumph Lindner-Hagauer über Ulrich.

*Anfang*: Niemand will die Schluß-Sitzung der Parallelaktion bei sich haben. Endlich Graf Leinsdorf: sie soll feierlich sein, nicht bloß ein im Stich lassen, nimmt sie zu sich (oder Arnheim im Hotel? Durch Deutsche Botschaft darum gebeten?) Wieder der Saal und so weiter wie bei der letzten Konferenz; aber diesmal ohne die Sekretäre. Und er hält die Schlußrede. Vorher versammelt man sich (zeremoniös) in einem anderen Raum. Das gibt Gelegenheit (oder auch kurze Gespräche im eiligen Weggehn), die anderen Personen aufmarschieren zu lassen.

*Dazu* ———. Versöhnungsszene Tuzzi-Diotima. Tuzzi: Nun siegt die Vernunft. Er meint das gegen Pazifismus? Er meint: Nun klärt sich die Lage; vielleicht: die sich bisher unbewußt hinter Pazifismus maskiert hat. Und am tiefsten: Vernunft gehört in den Bereich des Bösen. Moral und

Vernunft sind die Gegensätze der Güte. (Das könnte, hinzugetreten, auch Ulrich sagen.)

Dann dominiert: Wir sind im Recht, nach den Regeln der Vernunft und Moral sind wir die Angegriffenen: Vielleicht Graf Leinsdorfs Rede. Alle: wir verteidigen das Unsré (Heimat, Kultur). Arnheim: Die Welt geht vielleicht zugrunde oder in eine lange Hölle. – Aber er ist vielleicht nicht mehr anwesend.

Wer?: die Welt wird dann nicht an ihren unmoralischen, sondern an ihren moralischen Bürgern zugrundegehn.

*Nachher, Agathe hat auf Ulrich gewartet:*

Agathe: Wir leben weiter, als ob das nichts wäre.

Ulrich: Nein. Selbstmord. Ich gehe in Krieg.

Agathe: Wenn dir etwas geschieht: Gift.

Das Schattende des Todes wird plötzlich sichtbar. Des persönlichen Todes, ohne daß man etwas ausgerichtet hat und unerachtet dessen das Leben weiterholpert und seine Vergnügungen weiter entfaltet. In der Mobilisierungsstimmung glauben übrigens alle Leute, dauernd auf Vergnügungen zu verzichten. Ist das Endergebnis für Ulrich nicht etwas wie Askese? «Anderer Zustand» ist mißglückt und Vergnügen gehört zum Wandel der Gefühle? Das wäre also noch einmal ein Gegensatz zum gesunden Leben. Ein Ausklang der Utopien.

Agathe: Man ist nichts, halbfertig entlassen von ihm, wieder eingehaucht.

Häuser – Hauchartige Masse, Niederschlag an sich darbietenden Flächen. Außerhalb der Bindungen deformiert jeder Impuls augenblicklich den Menschen. Der Mensch, der erst durch den Ausdruck wird, formt sich in den Formen der Gesellschaft. Er wird vergewaltigt und erhält dadurch Oberfläche. Er wird geformt durch die Rückwirkungen dessen, was er geschaffen hat. Zieht man sie ab, so bleibt etwas Unbestimmtes, Ungestaltetes. Die Mauern der Straßen strahlen Ideologien aus.

Ulrich: Krieg ist das gleiche wie «anderer Zustand»; aber (lebensfähig) gemischt mit dem Bösen.

*Arnheim 21. 1. 1936:* Im Prinzip der Arbeitsteilung und der Indirektheit liegt: Zwangsläufiges Ergreifenmüssen eines jeden Mehrungsmittels; kennzeichnet die Rüstungs- oder die Vergnügungsindustrie. Das taucht nun wieder auf ——— als ein Element der Kulturbeschreibung (Übertreibung, Zusammenhanglosigkeit) ——— und bildet einen Teil von Arnheims Melancholie, die sich noch einmal in der Schlußansprache ausdrückt. Verbunden mit ihr: Es wird der Firma Arnheim noch eine verbesserte Konzession gewährt. Graf Leinsdorf ist sehr einverstanden damit – bekennt sich zu Deutschland. Tuzzi vermittelt es, das heißt man ist wider Willen Schulter an Schulter. (In gewissem Sinn = jedes Mehrungsmittel muß benutzt werden.)

Um das zu unterstreichen, muß wohl die ursprüngliche Abneigung gegen den Preußen wieder erwähnt werden. Vielleicht Graf Leinsdorf in den Einleitungsworten zur letzten Sitzung – (Erläßt einen Aufruf als Beginn des Zusammenbruchs), oder Diotima.

Die Staatsmaschine geht durch. Arnheim hat nicht Krieg vorhergesehen, wohl aber Vater. Er bekommt einen Auftrag von ihm. Die Maschine, die den Krieg macht, zwingt ihn, ihn herbeizuführen.

1) Sieht den Zusammenbruch der Illusion des Herrenkaufmanns, der kapitalistischen Humanität, voraus. *Er* sagt: Es ist die Flucht aus dem Frieden.



2) Arnheims Angebot an Ulrich. Falls es nicht schon früher erinnert wird, kann in der Aussprache bei Graf Leinsdorf nur flüchtige Berührung zwischen Ulrich und Arnheim stattfinden.

3) Arnheim erinnert Diotima: Ich habe es Ihnen vorhergesagt: Grobe materielle Interessen werden sich der Parallelaktion bemächtigen –

Diotima darauf: Oh nein! Es ist die Befreiung der Seele von der Zivilisation, die wir Parallelaktion nur als Aufgabe gesetzt hatten!

Arnheim zu Ulrich:... Was werden Sie tun?

Ulrich: Ich gehe in Krieg ... (siehe oben.)

Arnheim:... Sie sollten in die Schweiz gehn, zu mir kommen. Einem Deutschen dürfte ich das nicht sagen!

Ulrich:?

—— Notiz ——, daß Ulrichs Partillösungen und so weiter nicht befriedigen, Gedankengebilde einer ruhigen Zeit seien und dergleichen. Es wäre wohl – besonders verbunden mit Gott – ein großer Glaube. Agathe kann noch an ähnlichem festhalten, weil sie das Geschehen ablehnt. Ulrich aber fühlt, wie der ganze Mensch in Unsicherheit geschleudert ist. Nach Ja und Nein verlangt. Weil dieses Letztere hier am stärksten, gehört das ganze Resümee wohl hierher.

Ulrich: Ich habe Unrecht gehabt und so weiter.

Agathe: Aber gerade du hast doch die unerschütterliche und die ganze Antwort gesucht! (In der Tat hat er ja die Haltung des induktiven Weltbildes gefordert.) Und mit den Häusern und dergleichen hat er doch soeben auch die Unsicherheit auf eine Formel gebracht.

Was ist also die Antwort, die ihn bewegt, in den Krieg zu gehn? —— Ausklang der Utopien. Das ist aber noch nicht alles.

[Es] käme hinzu: Die Weltabkehr hat keinen Zweck. Das geht schon daraus hervor, daß sie sich stets Gott zum Ziel setzte, etwas Irreales und Unerreichbares.

Ich befinde mich in einem vollkommen wehrlosen Zustand. Unlösbarer Lage des Theoretikers. Man müßte eigentlich Falschmünzer (Spion) werden; wenn man dazu nicht die praktische Energie (Anlage) hat, geht man eben in den Krieg. –

Denke an Staatsanwälte und Verteidiger, Sturmszenen im Parlament und dergleichen: es ist das gleiche wie das Zetern von Hunden, die durch die Gitter getrennt sind. Das Gitter wird jetzt entfernt.

Und weil sie zwar ergriffen sind, aber doch mit Vorbehalten und mit Spekulation, sind sie wie Aussätze. Antwort: Die große Rasse der gewöhnlichen Köpfe und die kleine des Genies.

Ulrich: Ich habe immer gesagt, Methodenlehre, niemand hat geglaubt, daß ich es ernst meinen könnte.

26. I. 36: Die Szene des am Fenster Stehens, während unten aufgeregtes Volk ist, wiederholt sich. Arnheim hat ihm damals die Frage gestellt, wie ernst er seine Behauptungen nehme: Mit einem eingeschränkten Realgewissen leben. Das Leben in Schwebelassen. Gleichgültigkeit der Wirklichkeit und Geschichte; Wichtigkeit der Typenschaffung. Arnheim sagt, daß ihn diese Gedanken nahe berühren, aber da er ein Mann sei, der stets Entscheidungen treffen müsse, auch ungeheuerlich. Bewußtsein des Versuchs; die verantwortlichen Führer sollen nicht Geschichte machen wollen, sondern Versuchsprotokolle. Nun geschieht aber das Gegenteil, und Ulrich tut

halb mit.

Aber wie steht es mit Krieg und Totschlag?

Ulrich: Leben mit perforiertem Ernst (Wohl mit Ernst genommen, aber perforiert.)... Deduktiv – noch nicht induktiv –

27. 1. [36]: Dazu ein Paradoxon: Deduktive Denkart, die logophile, enthält eigentlich Reste einer Phantastik. Sie ist in gewissem Sinn die weniger nüchterne als die reine Tatsachengesinnung. Ihre innerste Zelle besteht aus verknorpelter Phantasie.

—— Arnheim bemerkt, daß Ulrich viel mitgemacht hat. Er ist abgezehrt und hat neue Züge im Gesicht. Er hat in der Zwischenzeit seine Auffassung versucht (dazu gehören auch die Utopien) und Arnheim kann nun seine Fragen wiederholen. Außerdem ist jetzt die Frage Öllager und Pazifismus erledigt, und die wegen Diotima hat ein anderes Gesicht — —

*Aus Studie zum «Schlußteil» – 6. 1. 36*

Umfassendes Problem: Krieg.

Seinesgleichen führt zum Krieg. Die Parallelaktion führt zum Krieg!

Krieg als: Wie ein großes Ereignis entsteht.

Alle Linien münden in Krieg. Jeder begrüßt ihn auf seine Weise.

Das religiöse Element im Kriegsausbruch.

Tat, Gefühl und «anderer Zustand» fallen in eins.

— — — Entsteht (wie Verbrechen) aus all dem, was die Menschen sonst in kleinen Unregelmäßigkeiten abströmen lassen.

Ulrich erkennt: entweder ordentliche Zusammenarbeit (—— inductive Frömmigkeit) oder «anderer Zustand» oder es muß von Zeit zu Zeit das kommen.

Agathe sagt (wiederholt): Wir sind die letzten Romantiker der Liebe gewesen.

Ulrich eventuell: Bedürfnisse und Lebensform des Genies sind andere als die der Masse. Vielleicht besser: — — des Genie- und des *Massenzustandes*.

Geht nicht in die Schweiz, weil er kein Vertrauen in irgendeine Idee hat ——

Die Kollektivität braucht eine feste Geisteshaltung. Ihr erster Versuch.

Ulrich am Ende: Erkennen, arbeiten, fromm sein ohne Einbildung plus Endergebnis der Utopie der induktiven Gesinnung. Fühlt es, entzieht sich aber nicht der Mobilisierung.

Agathe: die Männerwelt ist sie nie etwas angegangen; schrecklich deren Ausbruch bei Mobilisierung.

Gleichschaltung. Nichts ist dem Menschen so wichtig wie eine feste Geisteshaltung.

Der permanente Glaubenskrieg wird endlich aktuell.

Endlich wird das Leben wesentlich, bejahend, es fehlt ihm nichts, man nimmt sich ernst, das Leben mündet nicht ins Leere, man hat eine Überzeugung, einen Glauben ——: Jeder kann etwas davon sagen; auch kann es so geschildert werden; Leo Fischel, die Stimme der Vernunft, wird abgekanzelt.

Lindner: das Stahlbad wird die Welt bessern. Die Krankenhausidee am Wege zur

Verwirklichung; Krieg steht im Gegensatz zu Caritas und doch in Einheit mit ihr.

Sieg des militärischen Gedankens.

Bonadea von den vielen Männern begeistert.

Der Krieg der alte Gegner des kontemplativen Zustands. Das fühlt Ulrich.

Etwas wie ein religiöses Grauen.

Das Feste ist desavouiert.

Tiefste Feindschaft gegen alle diese Menschen; dabei läuft man mit herum und möchte den nächsten besten umarmen.

Der Einzelwille versinkt, eine neue Zeit multipolarer Beziehungen taucht vor dem geistigen Auge auf.

Ulrich sieht, was ein faszinierender Moment ist, der zwischen ihm und Agathe nie ganz zustande kam. Letzte Zuflucht Sexualität und Krieg: Aber Sexualität dauert eine Nacht, der Krieg immerhin wahrscheinlich einen Monat und so weiter.

Arnheim: der Einzelne ist der Gefoppte.

Nationale Romantik, Verlegung in Sünden- und Liebesböcke. Nationen haben keine Absichten. Gute Menschen können eine grausame Nation bilden. Nationen haben einen unzurechnungsfähigen Geist. Richtiger: Sie haben überhaupt keinen Geist. Vergleich mit Irrsinnigen. Sie wollen nicht. Aber sie tun einander.

Auch eine Lösung: den Menschen lieben und ihn nicht lieben können.

Die Behauptung, der Mensch sei gut, als Ursache.

Es ist das gleiche, ob man an die Güte des Menschen glaubt, oder ob man sich nicht verträgt. Suggestion. Rolle der Affekte. Wahnbedürfnis.

Im Ganzen hängen die Mobilisierungs-Kapitel, namentlich darin Ulrich, vom Ausgang der Utopie der induktiven Gesinnung ab, der noch nicht feststeht. Aber wahrscheinlich kommt es hinaus auf: Kämpfen (geistig) und nicht verzweifeln. Ahnen reduziert auf Glauben, und zwar der induktive Gott; unbeweisbar, aber glaubwürdig. Als ein die Affekte in Bewegung haltendes Abenteuer. Leitvorstellung. Kreislauf des Gefühl ohne Mystik. Entdeckung Gottes à la Köhler oder auf Grund anderer Vorstellungen: Realwerden Gottes. Ahnen, «anderer Zustand»: mag vielleicht ein anderer, besser Geeigneter aufnehmen. Wie man das den Leuten aufnötigen könnte: unvorstellbar. Entweder das gehaßte der Zeit überlassen[.] Oder dahinwirken, das ist für ihn: Buch schreiben, also Selbstmord, also in Krieg gehen.

*Nochmals oberstes Problem:* — Zusammenbruch der Kultur (und des Kulturgedankens). Das ist in der Tat das, was der Sommer 1914 eingeleitet hat.

Nun stellt sich heraus, daß dies die große Idee war, die von der Parallelaktion gesucht wurde, und was sich ereignet hat, ist die unabsehbare Flucht aus der Kultur — Alle Staaten geben vor, für etwas Geistiges da zu sein, das unbestimmt ist, und das sie summarisch Kultur nennen. Es erweist sich auch in meinen Ansätzen als utopisch. Und das ist es, worin kein Vertrauen mehr besteht. — Das kann bilden: ein letztes Tagebuch-Blatt, ein Gespräch mit Arnheim oder mit Diotima, eventuell auch mit Agathe.

Zum Ausdruck muß auch gebracht werden, daß diese letzten Fassungen der Problematik hinter

jeder politischen Lösung kommen.

In gewissem Sinn ist auch das ganze real-moralische Problem das der Triebe. Ihres ergebnislosen Trieblaufs, ihres Unfugstiftens; sie müssen beherrscht werden, damit es nicht Mord, Wucher und so weiter gebe. Aber die Gegenproblematik der Beherrschtheit ist die Triebschwäche, das Verblassen des Lebens und daß sich die Kompensation dazu nicht deutlich vorstellen läßt.

Aber auch: der beginnende Untergang Kakaniens! — Österreich als besonders deutlicher Fall der modernen Welt.

Irgendwie, weil man kein Vertrauen in die Kultur hatte, Flucht aus dem Frieden. Wenn das, dann ist Peter, der ganz Unkultivierte, als Vorbild der Zeit nach dem Kriege zu rechnen.

[<]

128

Die Utopie der induktiven Gesinnung oder des gegebenen sozialen Zustands

*[Studien]*

*Aus «Studienblatt: Moral und Krieg»:* Währenddessen eingefallen: Ulrich-Agathe ist eigentlich ein Versuch des Anarchismus in der Liebe. Der selbst da negativ endet. Das ist die tiefe Beziehung der Liebesgeschichte zum Krieg. (Auch ihr Zusammenhang mit dem Moosbrugger-Problem.) Was bleibt am Ende aber übrig? Daß es eine Sphäre der Ideale und eine der Realität gibt? Richtbilder und dergleichen? Wie tief unbefriedigend! Gibt es keine bessere Antwort?

*Aus «Studienblatt: Zeit und Krieg»:* Der Individualismus geht zu Ende. Ulrich liegt nichts daran. Aber das Richtige wäre hinüberzuretten.

Ulrichs System ist am Ende desavouiert, aber auch das der Welt.

Ulrich hatte Hilfe an dem Gedanken gefunden, daß Europa entartet sei. Autor: Jede Angelegenheit, auch die geistige Entwicklung, sinkt schon zurück, wenn man ihr nicht besondere Anstrengungen zuwendet.

Das Gewirr ist so verwickelt, daß viele Menschen lieber an ein Geheimnis: Zeit glauben.

15. 3. 32: Ulrich ist zum Schluß Verlangender nach Gemeinsamkeit, bei Ablehnung der gegebenen Möglichkeiten — Individualist mit dem Bewußtsein der Schwäche.

Im Großen Teilung vor und nach der Reise: Danach vor der Reise vorwaltend Ulrich antisozial, negierend. Nach Zusammenbruch der «Reserveidee» neu aufbauend. Im einzelnen ist das noch zu überlegen.

Die Utopien sind zu keinem praktikablen Ergebnis gekommen. Der «andere Zustand» gibt keine Vorschriften für das praktische Erleben.

Wahrscheinlich doch die Idee des induktiven Zeitalters zur Hauptsache machen.

Die Utopie des a Z wird abgelöst durch die der induktiven Gesinnung. – Induktion braucht

Vor-Annahmen, aber diese dürfen nur heuristisch gebraucht werden und nicht für unveränderlich gelten. Der Fehler der Demokratie war das Fehlen jeder Deduktionsgrundlage; sie war eine Induktion, die nicht der gründenden Geisteslage entsprach.

Gott, die starke Annäherung der Gedanken an ihn, war eine Episode.

15. 11. 36 [38?]: Utopie der induktiven Gesinnung: Die Aussprache mit Walter kann Ulrich zur Niederschrift bewegen.

*Aus «Studienblatt: Moral und Krieg» und «Studienblatt: Zeit und Krieg» (Fortsetzung):* ———  
Es ergab sich als *Symbol fürs Ganze*: Der Möglichkeitsmensch Ulrich läßt sich auf die Wirklichkeits-Bank Heimat nieder mit der Ahnung, daß er bald wieder aufstehen wird ...  
*Pseudoobjektiviert*: Dem Möglichkeitsmenschen entsprechen «die noch nicht erwachten Absichten Gottes» — Von Anfang an ist die Beziehung auf Gott also einfach da. Es liegt also in Ulrich eine religiöse Tendenz. Er sucht Anschluß und unterlegt – merkwürdigerweise! – zunächst seiner rationalen Erklärungs- und Systematisierungstendenz die Berufung auf eine gleichsinnige Gottesvorstellung!

*Ein Hauptthema fürs Ganze* ist also: Auseinandersetzung des Möglichkeitsmenschen mit der Wirklichkeit. *Sie ergibt drei Utopien*: Die Utopie der induktiven Gesinnung oder des gegebenen sozialen Zustands. Die Utopie des anderen (nicht ratioïden, motivierten und so weiter) Lebens in Liebe. Auch Utopie des Essayismus II. Die Utopie des reinen «anderen Zustands» mit ihrer Mündung in oder Abzweigung zu Gott. Zwei und drei = Utopie des Tausendjährigen Reichs, die sich also noch einmal spaltet. Sie haben noch als Utopien verschiedene Wirklichkeitsgrade. Außerdem ist zu bemerken, daß die Utopie der induktiven Gesinnung das Böse, Metrische und so weiter einbezieht, die Utopie der Liebe dagegen nicht. Das ist wohl ihr Grundunterschied. —

*Zwischenbilanz*: — Von diesen ist die der induktiven Gesinnung in gewissem Sinne die ärgste Utopie!: das wäre, literarisch, der einzunehmende Standpunkt (der die beiden anderen Utopien rechtfertigt). Eine Zwischenzusammenfassung wahrscheinlich: Museumskapitel. Dieser Nachweis oder die dazugehörige Darstellung vollendet sich aber erst mit dem Ende (Krieg). Die Reise ins Tausendjährige Reich stellt die beiden anderen Utopien in den Vordergrund und erledigt sie, soweit wie möglich. Immerhin kommt auch von der Utopie der induktiven Gesinnung vieles vor, in den General-, in den Parallelaktion-, in den Lindner-, Schmeißer- und Meingast-Kapiteln. Es ist also nicht nötig, die Utopie der induktiven Gesinnung in der Gegend der Tagebuch-Kapitel schon bis ins letzte zu beherrschen, wohl aber ist es nötig, sie in den maßgeblichen großen Zügen zu kennen.

*Schema für die Behandlung der Utopie der induktiven Gesinnung*:

Grundsätzliche Trennung: 1) Induktive Gesinnung für die wenigen 2) Induktive Gesinnung für die vielen.

1) kommt hinaus auf Ulrichs Geniemoral, die er auf die Menschheit ausdehnt. Sie enthält in sich eine Reihe eigener Probleme. So das nach einem zureichenden Kriterium, das ihrer Möglichkeit, Ordnungsproblem, Problem ihres Archimedischen Punktes und so weiter.

2) Davon ist schon gegeben: a) in der Zeitschilderung die zwischen Geist und Wirklichkeit bestehenden Schwierigkeiten; sie wären zusammenzufassen und dann zu erproben, wie weit sie sich durch die induktive Gesinnung beheben lassen. b) Das, was an der bisherigen Beschreibung der induktiven Gesinnung für alle gilt, c) Zerstreute Ansätze zu einer Sozialpsychologie, eventuell -metaphysik. Ist gleichfalls zusammenzufassen. d) ist zu berücksichtigen und zu fragen, welche Bedeutung die Probleme von 1) in der Anwendung auf 2) annehmen. e) ist vorerst

unabhängig davon eine Vorstellung von 2) zu schaffen.

b) Also *nächste Aufgabe: Grundnotizen einer Utopie der induktiven Gesinnung für die vielen*: Es ist nicht das Wichtigste, Geist zu produzieren, sondern Nahrung, Kleidung, Schutz, Ordnung: das gilt heute noch immer von der Lage der Menschheit. Wir sind noch immer das gefährdete und sich selbst gefährdende Tier. Ebenso wichtig ist es, die für Nahrung, Kleidung und so weiter nötigen Grundsätze zu produzieren. Nennen wir es in Anlehnung an II36 «den Geist der Notdurft». (Die Führer sind aber auch nicht aus dem Geist der Notdurft erstanden, sondern sie haben sich selbst gemacht.)

Diesem Zweck dienen (und dienen in der Hauptsache noch) die historischen Wirklichkeits- und Idealbildungen. Also: Herrschaft, Handel, Kirchen u. a. Fraglich n b., ob auch Kriege? Nicht übersehen darf werden, daß auch die Ideale und Ideologien diesem Zweck dienen. Heute herrscht beinahe die Auffassung vor, daß sie nur zu diesem Zweck da seien; darin ist der historische Materialismus mit der nationalsozialistischen Propagandatechnik einig.

Es hat sich ein merkwürdiger Zustand ergeben. Über das von Notdurft und Wille Geforderte hinaus erhebt der Geist eigene Ansprüche, und niemand kann sagen, wo sie anfangen und aufhören berechtigt zu sein.

Außerdem sind die der Notdurft dienenden Grundsätze schwankend geworden. Entgegengesetzte materielle Interessen haben entgegengesetzte Ideologien produziert, es hat eine gegenseitige Zersetzung Platz gegriffen.

Außerdem neigen die der Notdurft dienenden Kräfte (meist sind es egoistische, die Altruismus, Einigkeit und andere soziale Tugenden nur von den Unterworfenen oder Geführten fordern) zur Entartung. Feudalismus, Absolutismus, Kapitalismus. Auch wenn sie nicht entarten (wie vielleicht der Absolutismus der Fürsten der Goethezeit), gelangen sie nach einiger Besitzdauer (und Erlöschen der Triebkräfte, des geschichtlichen Appetits) zum Erlöschen. (Glaube darf nur eine Stunde alt werden. Streben nach einem Zustand, der die Gefühle aus sich erneut. Das Leben ist eine dauernde Oszillation zwischen Verlangen und Überdruß ———, u. a. mit seinen Beziehungen zu den scheinbar abwegigen Fragestellungen Ulrichs.)

Vorläufige Stellung: Eine andere Welt ... beherrscht von den Diskussionen, die Ulrich nicht interessieren. Er leugnet ihre Wichtigkeit nicht. Obwohl diese Diskussionen entschieden zu sehr im Übergewicht sind. Er hat aber einen «Feuerkern», den er bewahren muß. Ulrich am Ende seiner Überlegungen: («Man müßte an allen Ecken beginnen, man weiß nicht wo. Gefühl der Verlassenheit, das zu <anderer Zustand>-Experiment führt.») Auf diese Welt hat eine Schwankung des Baumwollpreises, eine Senkung des Mehlpreises mehr Einfluß als eine Idee. Ulrich widertritt dem nicht. Er ist nur gegen die Vermengung. Aber zum Beispiel Diotima widerstreitet dem, verachtet es! Man könnte trennen zwischen den Gedanken (und Problemen) der Not (ihre Überlegenheit besteht in dem à l b.-Motiv, daß die schönsten Ideen gegen Kälte oder einen wilden Stier ohnmächtig sind. Ohnmacht der Ideen vielleicht auch ein Motiv für Schmeißer) und denen des maximalen Anspruchs, des Laboratoriums, der «fortgesetzten Schöpfung» (wie man sagen könnte) u. a. Das gibt zwei Moralen, denen jede Handlung ganz oder zum Teil unterworfen wird. — —

*Zusatz I*: Man könnte sagen: die Probleme der Not sind immer negativ; und sie werden künstlich positiv gemacht. Das muß geschehen, aber es ist die Quelle großen Übels. (Die Unterscheidung von Tu und Tunicht ist nun keine letzte mehr; sowohl die Notmoral wie die (erschlaffende) schöpferische hat beides, wenn auch die eine vielleicht nur pseudo-positiv ist, aber mit wechselnder Erfindungs- und Schöpfungskraft.)

*Zusatz 2:* Das Instrument der Probleme der Not ist der Verstand. Das der Schöpfung: Verstand und Seele. Die Stellung der Vernunft entspricht der der Kultur. Man könnte auch sagen: denen der Kultur, aber nur sofern Kultur nicht gerade in der Verschmelzung beider Sphären gesehen wird.

*Zusatz 3:* Zur Moral für die vielen gehört auch: das Mehrseinmüssen, als man ist.

*Zusatz 4:* Die wirkliche Welt braucht am meisten die Erfindung und Darlegung des «guten Bösen».

*Zusatz 5:* Auch die Utopie der induktiven Gesinnung wird mit Gott verbunden.

*Zusatz 6:* Die Ergänzung zu hier ist Zeitstudie: ——— Staaten sind wirklich so, daß sie schönen Bedürfnissen zwar nicht nur Rechnung tragen, sondern auch wirklich gehorchen, die Ideen aber nach der Art affektiver Personen interpretieren. (Hitler wäre also nur ein unverschleierter Fall.) Was spielt da die Rolle des Affekts. Offenbar die den Staatsmännern durch die Verantwortung erstehenden Affekte. Ein Zweck, ein Streben determinieren die Gefühle, und die Gefühle die Argumentation. Verantwortung ist dabei sowohl ein nationaler Egoismus als auch der Partei- und persönliche Egoismus des von seinem Volk abhängigen Politikers. Staaten sind geistig minderwertig.

Eine Frage: Wie kann man Kriege verlieren? (General: Darin haben wir doch wirklich große Erfahrung!) Früher: Wie konnte sich ein absoluter Herrscher so stark verrechnen, wie es oft geschah? Falsche Informationen, auch Talentlosigkeit, werden eine Rolle gespielt haben. In der Hauptsache war es aber wohl immer ein Nichtzurückkönnen und die menschliche Eigenschaft, daß man eine entferntere große Gefahr leichter auf sich nimmt als die kleinere aber nahe. Ehe man eine Stadt abtritt, also eher einen Krieg auf sich nimmt, der einen eine Provinz kosten kann. Dann die kollektive Ruhmredigkeit; so groß, wie sie sich kein einzelner leistet, und man kann ihr dann nicht entrinnen. Patriotismus als Affekt statt Vernunft: der Staat wird nicht als Geschäft betrieben, sondern als ein ethisches «Gut». (Aber doch eben auch männliche Affekte!)

Ohne Zweifel geschieht das aber mit Recht. Auffällig ist bloß, daß die moralische Natur des Staates viel unentwickelter geblieben ist als die des Individuums. (Vergleiche: «Unterhaltungen mit Schmeißer».)

Ein Ausblick: Übergang zum kollektivistischen Weltbild. Parallel damit der Übergang vom Naturgesetz zur statistischen Entwertung des Individuellen. «Ende des Liberalismus» erhält dadurch tiefere Begründung. Versagen von Besitz und Bildung. Vielleicht läßt sich sagen, daß die neuen Staatsaufgaben mit den Begriffen des klassischen Individualismus nicht zu fassen waren.

———— wie Kant sich geirrt hat. Er erwartete, daß es den Ewigen Frieden fördern werde, wenn man den «Handelsgeist, der mit dem Kriege nicht zusammen bestehen kann», fördere, und es erschien ihm «nichts natürlicher, als daß... sie sich sehr bedenken werden, ein so schlimmes Spiel anzufangen», «wenn ... die (konstitutionelle) Beistimmung der Staatsbürger dazu erfordert wird, um zu beschließen, ob Krieg sein solle, oder nicht». Wahrscheinlich hätte ihm Goethe beige stimmt, er drückte ja nur das Gefühl des Bürgertums aus, wenn wir zu entscheiden hätten, möchten wir es so, und besser, machen. Daraus ist zu schließen, daß jede Menschenklasse glaubt und sich vornimmt, es besser zu machen. Vergleiche die Versprechungen des Sozialismus. Ideen werden aber nicht verwirklicht und so weiter. Aber es läßt sich auch einfach sagen, daß alle solche Gedanken viel zu abstrakt sind, und die Wirklichkeitsverflechtung viel maschenreicher! Es handelt sich aber nicht nur um Verwässerungen und Abstriche, denn heute gelten der

Handelsgeist und die Demokratie als besonders kriegsfördernd. Welche Ursachen kann das haben? Nach Tisch hört man es anders. Die Klasse ändert sich und ihre Vorsätze mit dem Besitz der Macht. Dann liegt in der Macht das, was zum Krieg verleitet. (Letzten Endes: die Verbindung mit großen Dingen. — Gegenmittel wäre Askese. Ist der Fachmann aber nicht schon ein Asket?) Man darf aber auch hinzufügen: nicht nur durch die Macht, sondern mehr noch durch ihren «Besitz» tritt die Veränderung ein. Ähnliches Verhältnis wie Liebe vor und nach dem dauernden Besitz. Es liegt im Begehren etwas, das gut macht, das fruchtbar macht und so weiter. (Auch ein Ressentiment aber liegt im Begehren. In der Sozialdemokratie zum Beispiel trat beides nebeneinander zu Tage.) Die Ursache der Kriegsperiodik kann unabhängig sein von dem Inhalt der Ideologie. Jede Ideologie, auch die pazifistische, führt zum Krieg. Krieg als Flucht aus dem Frieden. Negativwerden der Ideologien und des Lebens. Das Böse als Movers der Welt. Die Leere jedes irdischen Himmels und so weiter. Die Macht könnte aber auch eine positive Attraktion sein. Etwa: Ein Volk macht Geschichte, wenn es Machtmenschen produziert. Oder: Die Produktion von Machtmenschen, die alles ihren Zwecken beugen, ist der Trick der Menschheit, ihre Zwecke zu erfüllen. So Nietzsche. Der Friede wäre dann nur als Erntezeit der Macht berechtigt, ansonsten ein Verfall. Die Nachteile dieser Auffassung folgen wieder aus Verbindung mit großen Dingen. Die Macht macht steril. Das Erstarren der Macht ist noch ärger als das eines anderen Antriebs. Macht als geschichtliches Movers ist äußerst unökonomisch. Kurze Blütezeiten, lange des Streites. (Aber hat sich nicht alle Kultur nur in kurzen Blütezeiten entfaltet? Doch soll ja gerade das geändert werden.) Positiv wirken die hauptsächlich von Nietzsche beschriebenen Tugenden der Macht. Stolz, Härte, Ausdauer, Mut, Geltenlassen, Neidfreiheit, Großzügigkeit, Gelassenheit und so weiter. Meist sind das auch Tugenden des Geistes. Siehe die Entwicklung des europäischen Geistes aus dem Kriegergeist. (Siehe die Entmilitarisierung des Europäers seit dem 16. Jahrhundert.) Diesem wurde (nach Nietzsche) das fremde, vergiftende Element des Christentums zugesetzt. — Es ergeben sich die Fragen: Ist die Sublimation möglich oder bedarf sie zeitweiligen Nachschubs aus dem substantiellen Machtbereich? Ist ein Ausgleich zwischen den beiden Konstitutivemien des Geistes möglich? Also doch eine Synthese der Kultur? Kann ich mir etwas ausdenken? Ende ich mit der Unvermeidlichkeit des «Bösen»? Soll man es also lieben? Vielleicht ergibt sich eine Lösung aus der statistischen Auffassung? —

*Zusatz 7:* Die Probleme der Not sind unschöpferisch und der Geist ist ein blühender Baum, der beschnitten werden muß (so Ulrichs Überzeugung. Unbeschnitten wird er zum Café Central.) Letzteres ist die Rechtfertigung der Machtideologie: die nötige Beschneidung könnte aber auch in einer neu konzipierten Moral liegen? Eine Antwort: Es liegt wahrscheinlich wirklich in der Natur des Geistes, daß ihm die Grenzen von außen gesetzt werden müssen. So durch die Tatsachen, mit denen er übereinstimmen muß. Allgemeiner durch die «Wahrheit», die sozusagen eine Terrorgruppe innerhalb des Geistes ist, ein sehr kleiner Kreis von fester Disziplin und mit weiter Ausstrahlung. Aber auch die Entwicklung der Tatsachenwissenschaften ist historisch bestimmt und durch allerhand Zufälle. Vollends, wo statt Verstand der «Geist» im engeren Sinn dominiert, also der Verstand-Gefühl-Komplex, gelten die nach Bleuler konzipierten Regeln über Schaltkraft der Affekte und so weiter.

Die Möglichkeiten der Neuordnung, an die Ulrich denkt sind:

- 1) Die geschlossene Ideologie durch eine offene ersetzen. Die drei guten Wahrscheinlichkeiten anstelle der Wahrheit, das offene System
- 2) der offenen Ideologie doch ein oberstes Gesetz geben: Induktion als Zielsetzung, G. s.



3) den Geist nehmen, wie er ist; als etwas Quellendes, Blühendes, das zu keinen festen Resultaten kommt. Das führt letzten Endes zur Utopie des anderen Lebens.

*Nachtrag:* Utopie des motivierten Lebens und Utopie des «anderen Zustand» wird ab Tagebuch-Gruppe der Erledigung zugeführt. Als letztes bleibt – in Umkehrung der Reihenfolge – die der induktiven Gesinnung, also des wirklichen Lebens, übrig! Mit ihr schließt das Buch.

[<]

## **Anhang – Nachgelassene Fragmente**

### **1**

[Zum «Problemaufbau»]

[*Studien*]

*Aufbau des zweiten Teils von Band II im Groben —*

*15. III. 32*

*Grundidee:* Es hat sich herausgestellt, daß der erste Teil zu sehr belastet würde, wenn auch noch auf die in Band I aufgeworfenen Probleme Rücksicht genommen werden müßte. Andererseits lassen sich diese nicht umgehn. Das Zerlegte muß irgendwie zusammengefaßt werden — Das trifft nun damit zusammen, daß Ulrich ohnedies nach der Reise mit Agathe, wo die «Reserveidee» seines Lebens zusammengebrochen ist, sein Leben neu aufbauen muß. Auch von ihm aus ist also die Anknüpfung an die Ideen von Band I und ihre neue Zusammenfassung geboten. Das ist, was immer dazwischen auch geschieht, der Hauptinhalt der zweiten Hälfte.

*Grundidee:* — Die Übereinstimmung der heutigen Geisteslage mit der zur Zeit des Aristoteles. Damals hat man Naturerkenntnis und religiöses Gefühl, Kausalität und Liebe vereinen wollen. Bei Aristoteles hat es sich gespalten; da setzt die Forschung ein. So sehr dann das 4. Jahrhundert Vorbild geworden ist, dieses Problem ist nicht rezipiert worden. In gewissem Sinn sind alle Philosophien von der Scholastik bis Kant mit ihren Systemen Zwischenspiel gewesen. – Überbedeutung des Systems. — Das ist die historische Situation.

Von heute gilt — beziehungsweise was Ulrich will: Jede Zeit muß ein Richtbild haben, wozu sie da ist, einen Ausgleich zwischen Theorie und Ethik, Gott und so weiter. Dem Zeitalter des Empirismus fehlt das noch. —

*Grundidee:* Damit ist Ulrichs Verhältnis zum Sozialen gegeben —

*Grundidee:* Immer wieder Zeitschilderung vorschieben. Die Probleme Ulrichs und der Nebenfiguren sind solche der Zeit.

Aus «*Korrektur III zu Band II/2*»: Bei der Korrektur von F 42... *Wandel .. ff.* den Eindruck empfangen, wie eine Überarbeitung des ganzen Teilbandes und seiner Fortsetzung

wünschenswert wäre: Die Form, in der er gesetzt und ergänzt ist, ist aus dem Bedürfnis entstanden, möglichst bald die zentrale Position zu gewinnen und von ihr aus zu gestalten; also die Tagebuch-Theorie zu entwickeln und die Geschwister in ihren Besitz zu setzen.

Darum ist *Wandel unter Menschen, Schwierigkeiten, wo sie nicht gesucht werden, Liebe ...*, *General von Stumm läßt eine Bombe fallen ...*, Tagebuch I als Präludium zusammengedrängt und dabei recht fragwürdig geworden, während das Ende, ab *Atemzüge ...*, recht in der Luft hängt.

Der Hauptfehler lag in der Überschätzung der Theorie. Diese hat sich als unergiebig und nicht tragfähig herausgestellt; jedenfalls ist sie weniger bedeutend, als es vor der Ausführung geschienen hat. Das ist mir schon längere Zeit bewußt, aber nun muß auch die Konsequenz daraus gezogen werden.

Die Konsequenz: Identifiziere dich nicht mit der Theorie, sondern stelle dich gegen sie realistisch (erzählend) ein. Gib nicht dem Unmöglichen eine Theorie, aber laß sie in Stücken einfallen. Lasse sie entstehen und auf Ulrich wirken und erzähle auf Grund dieser Voraussetzung. Blicke aber immer auf das Geschehen und habe nicht den Ehrgeiz einer völligen neuen theoretischen Erkenntnis (deren Mohammed du dann ja sein müßtest!)

Greife zur Auflockerung auf U ff. zurück und siehe: das alles ist schon die Geschichte einer Liebe (Erzählung = Erzählung der Geschichte einer Leidenschaft!), die alle diese Fragen hervorkehrt und zu diesen Antworten führt, die ein Ganzes bilden, soweit sie es eben tun. Abwechselnd mit den Fragen und Antworten, kehrt sie auch Erlebnisse hervor.

Nur in der Liebe sind diese zum Teil überspitzten Fragen und Theorien und Erlebnisse möglich und gerechtfertigt, und in ihrer Kontinuität bilden sie auch die Geschichte dieser Liebe.

Alle Eindrücke und Äußerungen sind positiv zu wenden, als Erlebnisse ihrer Liebe. Trachte selbst, sie möglichst schön zu finden, soweit du dich nicht realistisch salvieren[?] muß —

Auf diese Weise muß wirklich das Bedürfnis nach Tagebuch entstehen, das heißt nach einer einheitlichen Zusammenfassung, die auch steigernd, wenngleich ebenfalls unsicher ist. Der Ort für den Beginn von Tagebuch muß sich von selbst ergeben.

Wie das ausgelassene ältere Material zu berücksichtigen ist, sind es auch die Kapitel der folgenden Teile, in die es nun viel fließender übergeht (*General, Clarisse, Meingast* und so weiter werden also wohl vorzuziehen sein); denn die Geschichte der Leidenschaft reicht nun bis zum Unglück und dem letzten Wiederbeisammensein.

Insbesondere dürfte die Reise mit der Kontemplation und ihrer Theorie verflochten werden; nebst quasi-realistischen und entgleisenden Versuchen der Vereinigung.

Daß sich die Gespräche über Liebe so ausgebreitet haben, hat den Hauptfehler, daß der zweite Lebenspfeiler, der des Bösen oder des Appetitiven und so weiter, zu wenig und zu spät in Erscheinung tritt!

Die Teilprobleme, wie sie zwischen Ulrich und Agathe auftauchen, schraube sie auf ihre Kleinheit zurück! Zum Beispiel spielt Entweder-Oder contra Sowohl-als-auch in der modernen philosophischen Diskussion eine Rolle (Kierkegaards entscheidungsstarkes Entweder-Oder-Denken gegen Hegels entscheidungsschwaches Sowohl-als-auch-Denken). Denkerisch sind diese Teilprobleme nicht mehr als Mosaikstücke. Können also nicht mehr sein als Teile der Erzählung eines Erlebnisses. Lasse dich also gedanklich nicht zu sehr mit ihnen ein. Benutze dies schon zur Korrektur von *Die Ungetrennten und Nichtvereinten* (oder wie es heißen wird)! Es muß dieses Auftauchen und Verschwinden und Erleben — fortsetzen.

Bei Beginn mit *Wandel unter Menschen*, einer neuen Reinschrift: Die Schwierigkeiten, die mir durch Jahre alle berührten Probleme bereiten, die immer erneuten Umarbeitungen, Hoffnungen und Enttäuschungen, haben mich die Sache immer prinzipieller anfassen lassen. Obwohl das nun gedanklich noch beiweitem nicht genügt, hat sich darstellend-stilistisch eine unangenehme Umständlichkeit eingeschlichen. Ich muß unbekümmerter und kürzer schreiben. Das ist der Sinn der irgendwo notierten Bemerkung, daß die Einfälle aphoristischer auszudrücken seien.

Es ist ein Hauptfehler, am Geschriebenen zu haften; es verwickelt in das Augenblickliche bis ins Grammatische. Man muß festhalten, was jeweils gesagt werden soll, und muß ihm so unmittelbar wie möglich an den Leib rücken —

Zur Technik: Ein Gespräch muß in ein Geschehen münden oder aus einem hervorgehen oder eines begleiten!

Ironischer Erziehungsroman Agathe-Ulrich? Ironische Darstellung des tiefsten Moralproblems; Ironie ist in diesem Fall Galgenhumor. Ironie: Agathe nimmt ernst, was man ihr erzählt: Vater-, Lehrer- und Männerideologie und so weiter. Ironisch: Der zu Gott geneigte Mensch ist individual-psychologisch der mit Mangel an Gemeinschaftssinn. Die Pseudo-Neurotiker.

Was Band II bisher fehlt, ist der geistige Humor. Die General-Kapitel sind kein Ersatz dafür, daß die Theorie des «anderen Zustand» und die Geschwisterliebe ohne Humor behandelt wird. Erster Ansatz nun im Scheusalkapitel (Kuß). Als Paradigma ist mir eingefallen: Das Duell ist ein Überbleibsel des Brunstkampfes, also auch unsere Ehrbegriffe sind es. Meine Grundlagen sind nun nicht mehr als ein solches Apercu: dieses Bewußtsein muß zu ihrer ernsten Behandlung noch hinzukommen!

*Gott*: In II/2 tritt als Hauptsache hinzu die empirische Gottesvorstellung des Kapitels *Mondstr. a. Tage*. Sodann die Behandlung eingangs *«Atemzüge ...»*

Hauptsache ab jetzt Korr III, Bem 9: Erzählung der Geschichte einer Leidenschaft. Darin Gott (neben Soz. u Sex): ein Versuch, Halt zu geben. U. zw. ein nicht gerade systematisch wiederkehrender Versuch. Statt Geschichte einer Leidenschaft, die unter anderem auch zu Gott führt, ließe sich auch vermuten, daß die Leidenschaft Gottes-Leidenschaft sei. Der Gottesleidenschaft fehlt der Gegenstand, sie erfindet und glaubt ihn — Sie ist als Schicksal gegeben. — Tagebuch ist Psychologie der Gottesleidenschaft.

Gott: ein Mittel, die Gesteigertheit zu erhalten. Es ist der Zustand ohne Lachen; Mystiker lachen nicht.

Es ergibt sich – innerhalb des Tagebuchs die Aufgabe, von der individuellen und sozialen Auffassung zur ausschließlich individuellen (Verbrecher und Gott) zu kommen.

Im Tagebuch drücken sich zwei Hauptrichtungen aus: Motiviertes Leben und das Leben selbst ist mystisch, nämlich dort, wo es nicht Verstand, Gewalt und dergleichen ist.

Ergebnis?: Der Hang zum Motivischen, seine höchste Bewertung, ist aus Ulrichs Leben nicht wegzudenken; aber ausgedacht führt er auf eine Utopie.

Die profane Fassung von Philautia ist ungefähr: Gibt es eine aus der Fülle kommende Pflicht, gibt es ein wahres und beseligendes Gesetz, einen tiefen und glücklichen Ernst des Lebens?

Eine bessere Organisation der Menschheit ist nur von der Selbstlosigkeit zu erwarten.

Oberster Gedanke von Anfang Band II an: Krieg; «anderer Zustand»-Krieg dem untergeordnet als Nebenversuch der Lösung des «Irrationalen».

Das Aufbauprinzip der moralischen Probleme bildet doch eigentlich die Moral des Kriegs!  
Kriege treten nicht wie Epidemien durch äußere Einflüsse auf, sondern von innen!

Von heute gesehen, ist das Problem: der verteidigungsfähige (kriegerische) Mann ist zu erhalten, der Krieg aber zu vermeiden. Oder: Der Mann ohne Eigenschaften, aber ohne Dekadenz.

Der Mann, der alles prüft und sich nach seinem Gewissen entscheidet, ist ein Atavismus.

Der naturwissenschaftliche Mensch ist das Kind, das sein Spielzeug auseinandernimmt, der geisteswissenschaftliche der, der sich an ihm erregt. Ohne und mit Phantasie spielen ——— Aber jeder weiß, daß man das Zerlegen nicht mehr wirklich verbieten kann. Also ist es wichtig, den entscheidenden Unterschied zu isolieren, das Hormon der Phantasie zu gewinnen, und das ist das ganze Bemühen um den «anderen Zustand».

*Band II:* ——— Man wird sagen, in diesem Band seien nur Minusvarianten des Menschen beschrieben, Lächerliches, Krankes, Entgleisungen. Wenn ich nicht eine Gegenfigur einführen will, kann das nur durch die Art des Vortrags ausgeglichen werden.

Ironische Abwehr des Einwands, daß nur böse Menschen geschildert werden: Die guten Menschen sind für den Krieg. Die bösen gegen ihn!

*Im Ganzen* muß der Roman wohl *das «gute Böse» erfinden und darlegen*, da es die Welt mehr braucht als die utopische «gute Güte».

[<]

2

[Frühe Studien und «Ideenblätter»]

Altes Herrschaft über die Welt-Motiv jeder Generation ist auch das Ulrichs. Die Opposition gegen den Vater-Typus treibt ihn zur Technik und von da zur «modernen» Philosophie.

Die Generation der Väter ——— behandelte die Generation Ulrich wohlwollend als Utopisten, die ein wenig unverständlich in ihrem (Dekadenz-) Geschmack sei. ——— Utopie ist alle geistige Forderung; aber sie wird nicht ohne Väterlichkeit abgelehnt, darauf ist zu achten.

Der Optimismus, den man als schaffender Mensch doch immer wieder hat, und der Ekel vor dem was geschieht, sind die beiden Kopfpfeiler des Ganzen.

Erlöseridee: Vor 1910, als Ulrich jung war, gab es fin de siècle, neue Wahrheit Weltaufbau. Mit anderen Worten Analyse und Emersonsches Zuversicht. Morbid und technoid. Alles Morbide war natürlich eine Kraftmode. Noch früher gab es den Naturalismus. Wenn man das hinterdrein analysiert, so sind das sehr verschiedene Dinge. Die Beteiligten bemerkten aber den Unterschied kaum. Es waren eben bloß verschiedene Ausdrucksweisen des gleichen Willens, Kraftgefühls und so weiter. Mit anderen Worten, es gab eine Sekte. Man fühlte sich zusammengehörig, auch wenn man gar nicht zusammenpaßt.

Diese Phase war vom Ausland beeinflusst. Dieses war also vorgeschrittener? Um einige Jahre. Das Problem wurde dort ebenso wenig gelöst. Die Bewegung verflachte auch dort. Nur noch cachiert, weil noch kein Zusammenbruch eintrat.

(Das wäre *Erlöser* I, II. Dann käme *Katakombe*, wo die Heilung von der Wurzel aus noch einmal

versucht wird.)

Bei Ulrich hatte es die spezifische Form des die Welt anders Denkens ———

Die Naturalisten erschienen ihm wie Vorläufer seiner selbst, weil sie keinen Geist hatten, kompakte, wertlose Menschen waren, nichts von Nietzschescher Differenziertheit der Welt wußten. Nur weil sie unmoralisch waren, erschienen sie ihm gut. Ebenso interessierte ihn an den Morbiden durchaus nicht die Sensation, das subtile Erlebnis, sondern nur der Gegensatz gegen die Normalität hatte seine Sympathie. Einerseits war das also die stärkere Intellektualität, die ihn schon damals von den Genossen trennte ——— Die Vätergeneration war: Intellektualität, aber ungenügend im Moralischen. Die Negation ist seine ursprüngliche Stellung: Auch im Moralischen ausreichende Intellektualität.

Das Ganze war aber – den Beteiligten unbewußt, weil über das enge historische Blickfeld hinausreichend, – nur eine Phase in folgendem Prozeß: 1870 hatte sich ein großer europäischer Organismus konstituiert. Bis 1890 zehrte er den übernommenen Ideenfond auf; war im Kampf gegen Gründertum, Kriegsnachrausch und dergleichen tugendhaft, bis alle Ideen leer waren. Dann kam um 1890 die geistige Krisis, Wehen einer eigenen Seele. Dieser Versuch mißlingt. Die um 1910 auftretende Erlöseridee ist bereits Resignation, ebenso die Wendung zu Religion und Seele. Die Synthese Seele-Ratio ist mißlungen. Das führt in direkter Linie zum Kriege. Deutsche Geschichte als Paradigma der Weltgeschichte. (Sichtbarer, weil der Organismus neu ist.) Deutschland als Weltvorbild, Weltheiland. Muß also mit einer gewissen Sympathie in aller Ironie geschrieben werden.

Das war — die geistige Situation vor dem Krieg; sie war ohne innere Direktion. Menschen, die das auf den verschiedenen Linien mitgemacht haben, gehören in den Roman. Auch Vertreter des Georgetypus und so weiter. Außer diesen geistigen Sphären dann noch die beziehungslosen der Wissenschaft und so weiter.

Der Druck des kommenden wissenschaftlichen, objektiven Zivilisationszeitalters, wo alle Menschen weise und gemäßigt sein werden, lastet schon auf dieser Generation, deren letzte Zuflucht die Sexualität und der Krieg ist.

Erzählungstechnik *Katakombe*: Ich erzähle. Dieses Ich ist aber keine fingierte Person, sondern der Romancier. Ein unterrichteter, bitterer, enttäuschter Mensch. Ich. Ich erzähle die Geschichte meines Freundes Ulrich. Aber auch, was mir mit anderen Personen des Romans begegnet ist. Dieses Ich kann nichts erleben und erleidet alles, woraus sich Ulrich befreit und woran er dann doch zugrundegeht. Aber tatlos, unvernünftig zu einer klaren Erkenntnis und zu einer Aktivität zu kommen, wie es der diffusen, unübersehbaren Situation von heute entspricht. Mit Reflexion von meinem Standpunkt aus. Wie von einem letzten, weise, bitter und resigniert gewordenen Überlebenden der Katakombe aus erzählt.

Erzählungstechnik i[st] a[uch] objektiv, aber wo erwünscht, rücksichtslos subjektiv. Man kann in Schutz nehmen als Mensch, der so etwas zwar nicht selbst täte, aber es ist zweifelhaft, ob mit Recht.

Aber nicht Zeitroman, synthetischer Zeitaufbau, sondern Konflikt Ulrichs mit Zeit. Nicht synthetisch, sondern durch ihn aufspalten!

Doch Ich-Form. Kann, wenn sie rein ist, vermutlich nachträglich ohneweiters umgewandelt werden. Nicht Katakombe – sondern Versuche einen andern Menschen zu finden. ——— Alles nur so weit verfolgen, wie ich es sehe; das ist die innere Berechtigung dieser Form, ich soll nicht Fertigsein heucheln, wo ich es nicht bin. ——— Stimmung einer Jahrhundertwende (1000, 2000

gar!) Man kann alles so kurz sagen, wie es mich freut. Ich kann die Verführung durch Agathe in allen Phasen schildern und den Rest verschweigen. Ich kann das Verbrechen besser motivieren, weil es natürlicher ist, daß ich mich verteidige, als daß es ein anderer tut. Ich kann alles sagen, was mich interessiert, und warum es das tut.

Eine fingierte Biographie erzählen. Und zwar so, wie wenn ich die Essays schreiben wollte.

Die Geschwisterliebe muß sehr verteidigt werden. Als etwas ganz Tiefes mit seiner Ablehnung der Welt Zusammenhängendes empfindet sie Ulrich. Die autistische Komponente seines Wesens schmilzt hier mit der Liebe zusammen. Es ist eine der wenigen Möglichkeiten von Einheit, die ihm gegeben sind ———

Ich hatte keinen Freund (das Verhältnis zu Walter ist sehr wenig freundschaftlich wird der Leser sagen!). Das ist ein Grund für Agathe.

Darstellungsart: Gedankenbündel, gewöhnlicher Rest – Auftauchen aus der Gewöhnlichkeit, wenn Stichwort, Wellenlänge kommt. Menschen zeigen, wie sie ganz aus Reminiszenzen zusammengesetzt sind, die sich nicht kennen. Menschen wollen, daß andre handeln, wie es ihrer literarisch typisch bestimmten Vorstellung entspricht, ob diese mögen oder nicht. So Klementine Fischel von Leo Fischel, daß er der feine und überlegene Financier sei ——— Schmeißer, Hagauer, Lindner von Agathe jeder in seiner Art. Rachel vom romantischen Soliman.

Nicht in Zeitreihe erzählen. Sondern hintereinander, zum Beispiel: ein Mensch denkt a, tut Wochen später das Gleiche, aber denkt b. Oder sieht anders aus. Oder tut das Gleiche in einer anderen Umwelt. Oder denkt das Gleiche, aber es hat eine andere Bedeutung und so weiter. Die Menschen sind Typen, ihre Gedanken, Gefühle sind Typen; nur das Kaleidoskop ändert sich. Dann aber so Zusammengehöriges in continuo erzählen. Vorgreifend. Oder zurück- und nochmals aufgreifend. ——— Nicht sich schildern, sich immer versetzen. Nicht sich als erkennendes, sondern als erlebendes, erleidendes, sonderbar fühlendes und wollendes Objekt schildern.

Zeit als unwirklich darstellen. Technik daher holen, daß ich wahrer Zeitschilderung gar nicht fähig bin. (Parallelaktion müßte zum Beispiel an Eucharistischen Kongreß anknüpfen und dergleichen, wovon ich zu wenig weiß. Aus diesem Fehler unbedingt die Technik machen!)

Schreiben ist eine Verdoppelung der Wirklichkeit. Die Schreibenden haben nicht den Mut, sich für utopische Existenzen zu erklären. Sie nehmen ein Land Utopia an, in dem sie auf ihrem Platz wären; sie nennen es Kultur, Nation und so weiter. Eine Utopie ist aber kein Ziel, sondern eine Richtung. Aber alle Erzählungen fingieren, daß es etwas gibt, das gewesen oder gegenwärtig ist, wenn auch an einem unwirklichen Ort.

Es muß gesagt werden: Ulrich hatte keine Sympathie für die guten Menschen. Gründe: sie sind unwahr, Literaten, man findet sie nicht, sie sind tot, bewegungslos, sie verbalhornen den seltenen Fall der großen Güte — —

Man hat nur die Wahl: diese niederträchtige Zeit mitzumachen (mit den Wölfen zu heulen) oder Neurotiker zu werden. Ulrich geht den zweiten Weg.

Tempo: Instinktiv liebt Ulrich das Tempo, dieses Zeichen der kommenden Zeit. Vierzehn Tage ver lumpen, vierzehn Tage rasende Arbeit, acht Tage rasender Sport. Alles abgeblendet wie eine Autolaterne.

Wenn Ulrich zur Zeit gelebt hätte, wo die deutsche Nation durch Reformation und Gegenreformation gespalten wurde, so wäre er gewiß weder Katholik noch Protestant gewesen.

Wie denkt er sich den Dichter? Jedenfalls nicht aus der Intuition heraus schaffend. Dem in der Eingebung die Gedanken wachsen wie Haare oder Blätter. Sondern aus dem Wissen der Zeit heraus und aus ihren Interessen. Bloß rascher als sie, im Tempo ihr so weit voraus, daß er sich im Gegensatz zu ihr fühlt. Ihr besseres Ich, der Anwalt der Zeit gegen die Zeit. Ihre Privatgefühle entwickeln sich planlos, anarchisch, Aus den Schieberinteressen heraus. Ihre offiziellen Gefühle sind weit hinter ihren Gedanken und Interessen zurück. Der Dichter muß aus dem Schieberkreis so viel annehmen wie die Hochsprache aus dem Argot, wenn sie leben bleiben will. Er muß es aber mit der Mathematik in Einklang setzen. Ulrich will kein Dichter sein, sondern ein Essayist.

Aus den Vorstellungen Ulrichs: es gibt Weltsprachen und Dialekte. Von den Dialekten muß man einen Abguß im Geist nehmen und sie dann weglegen. In weiterer Ferne liegt der Prozeß der Schaffung eines Hochwelt oder Hochhirdisch. Nicht ausgeschlossen, den größten Teil der Feinheiten aller Sprachen darin unterzubringen. Auch muß das keine starre Sprache sein, sondern kann aus Weltdialekten, ja sogar aus den Lokaldialekten bereichert werden. Sprachakademie, Schriftstellerkonvent und so weiter. – Mit einer Menschheit, in der sich nicht einmal die Sozialisten einigen können, geht es natürlich nicht. Und damit gibt er sich zufrieden.

Ulrich muß sein oder werden: Gegner des Patriotismus (Regionalismus ———). Die Landesgrenze als Moralgrenze anzusehn, liegt dem Deutschen nicht sehr; das macht seine Schwäche und gibt der patriotischen Moral eine gewisse Berechtigung. Richtiger wäre aber doch, das Prinzip zum Rang einer europäischen Angelegenheit zu erheben. Ulrich kann nicht alles machen; das zum Beispiel allein wäre der Inhalt einer Lebensarbeit; es scheint ihm aber für eine bestimmte Art Mensch einfach eine Selbstverständlichkeit zu sein: so sind diese Menschen, die als Geistesrasse unter den Zeitgenossen herumgehen, ohne irgendwo Hand anzulegen.

Um Ulrich «sympathisch» zu machen, muß er Repräsentant der Zeit sein.

[<]

3

[Zum Anfang]

*[Abgebrochener Entwurf zu einem Vorwort]*

Die Geschichten, die heute geschrieben werden, sind alle sehr schön, bedeutend, tief und nützlich, temperamentvoll oder abgeklärt. Aber sie haben keine Einleitungen.

Darum habe ich beschlossen, diese Geschichte so zu schreiben, daß sie trotz ihrer Länge eine Einleitung braucht.

Man sagt, daß eine Geschichte nur dann eine Einleitung brauche, wenn der Dichter mit ihrer Gestaltung nicht zu Rande gekommen sei. Ausgezeichnet! Der Fortschritt der Literatur, der sich heute in dem Fehlen von Einleitungen ausdrückt, beweist, daß die Dichter ihrer Themen und ihres Publikums sehr sicher sind. Denn natürlich gehört dazu auch das Publikum; der Dichter muß den Mund auf tun, und das Publikum muß schon wissen, was er sagen will; sagt er es dann ein wenig anders und überraschend, so hat er sich als neu (schöpferisch) legitimiert. Im allgemeinen herrscht heute also ein gutes Einvernehmen zwischen Autoren und Publikum, und

das Bedürfnis nach einer Einleitung zeigt einen Ausnahmefall an. (Eine kleine Variation. Ich möchte aber ja nicht so verstanden werden, als ob sich meiner Ansicht nach in der Größe der Abweichung die Größe des Genies ausdrückte. Im Gegenteil — —).

Wir wollen aber nicht übersehen, daß sich in dem Abfassen von Einleitungen auch ein zu gutes Verhältnis zum Publikum ausdrücken kann; historisch betrachtet ist es sogar meistens so gewesen. Der Autor legt sich in Hemdsärmeln in sein Fenster und lächelt auf die Straße hinunter; er ist sicher, daß man freundlich zu seinem beliebten Gesicht aufblicken wird, wenn er ein paar Worte persönlich sagt. Es genügt, wenn ich sage, daß ich viel zu wenig vom Erfolg verwöhnt worden bin, um auf einen solchen Einfall zu kommen. Mein Bedürfnis nach einer Vorrede zeigt kein allzu gutes Verhältnis zum Publikum an, und obgleich ich, wie sich schon zeigt, ausgiebig von der Erlaubnis Gebrauch machen werde, in dieser Vorrede von mir zu reden, hoffe ich nicht von einer Privatperson zu sprechen, sondern von einer öffentlichen Angelegenheit.

[<]

4

[Gedanken zu einem «Vorwort»]

Ich widme diesen Roman der deutschen Jugend. Nicht der von heute – geistige Leere nach dem Krieg – ganz amüsante Schwindler —, sondern der, welche in einiger Zeit kommen wird und genau dort wird anfangen müssen, wo wir vor dem Krieg aufgehört haben und dergleichen (darauf beruht auch die Berechtigung, heute einen Vorkriegsroman zu schreiben!!)

Dieser Roman spielt vor 1914, zu einer Zeit also, welche junge Menschen gar nicht mehr kennen. Und er beschreibt nicht diese Zeit, wie sie wirklich war, so daß man sie daraus kennenlernen könnte. Sondern er beschreibt sie, wie sie sich in einem unmaßgeblichen Menschen spiegelt. Was geht dieser Roman also Menschen von heute an? Warum schreibe ich nicht gleich einen Roman von heute? Das muß begründet werden, so gut es geht.

Es werden sich Leute darauf ausreden — weil sie auf die Gedanken nicht eingehen wollen –, daß hier ebenso viel Essay wie Roman geboten wird.

Frage: Weshalb hört der Mensch heute nicht auf Gedanken in der Kunst, während er sonst doch geradezu lächerliches Interesse für «Lehren» hat?

«Überflüssige», «langschweifige» Erörterungen: das ist ein Vorwurf, den man mir oft gemacht hat, wobei man vielleicht gnädig zugab, daß ich erzählen «könnte». Daß mir diese Erörterungen die Hauptsache sind!

Ulrich hielt sich für einen Menschen, welcher der Welt eine Botschaft zu bringen hat.

Bruchstücke hier vorzufinden. Später urteilt er —: Man muß bei Lebzeiten eine gute Wand abgegeben haben und dergleichen, wenn man auch nur posthum wirken will. Er ist nicht böse, läßt bloß ab.

Das ist nun auch seine Entwicklung im Roman. *Er schreibt sein Buch nicht, sondern kommt in alle die Geschichten.*

Der Erzähler gewissermaßen sein Freund.



Nicht Ulrich als den «wahren-starken» Menschen hinstellen, sondern als eine verloren gegangene wichtige Äußerung.

Stimmung: Es ist die Tragödie des gescheiterten Menschen (Richtiger: des Menschen, der in Gefühls-Verstandesfragen immer um eine Möglichkeit mehr kennt. Denn schlechtweg gescheiter ist er ja nicht), der immer allein ist, zu allem im Widerspruch, und nichts ändern kann. Alles andere ist logische Konsequenz.

[<]

5

[Aus einem Notizbuch (1932)]

Mancher wird fragen: welchen Standpunkt nimmt denn nun der Autor ein und welches ist sein Ergebnis? Ich kann mich nicht ausweisen. Ich nehme das Ding weder allseitig (was unmöglich ist im Roman), noch einseitig; sondern von verschiedenen zusammengehörigen Seiten. Man darf die Unfertigkeit einer Sache aber nicht mit der Skepsis des Autors verwechseln. Ich trage meine Sache vor, wenn ich auch weiß, daß sie nur ein Teil der Wahrheit ist, und ich würde sie ebenso vortragen, wenn ich wüßte, daß sie falsch ist, weil gewisse Irrtümer Stationen der Wahrheit sind. Ich tue in einer bestimmten Aufgabe das Möglichste.

Dieses Buch hat eine Leidenschaft, die im Gebiet der schönen Literatur heute einigermaßen deplaziert ist, die nach Richtigkeit, Genauigkeit.

Die Geschichte dieses Romans kommt darauf hinaus, daß die Geschichte, die in ihm erzählt werden sollte, nicht erzählt wird.

Das Prinzip der Teillösungen, das für meine Aufgabenstellung wichtig ist, auch vorbringen ... Grund vieler Mißverständnisse. Das Publikum bevorzugt Dichter, die aufs Ganze gehn.

Die Leser sind gewöhnt zu verlangen, daß man ihnen vom Leben erzähle und nicht vom Widerschein des Lebens in den Köpfen der Literatur und der Menschen. Das ist aber mit Sicherheit nur soweit berechtigt, als dieser Widerschein bloß ein verarmter, konventionell gewordener Abzug des Lebens ist. Ich suche ihnen Original zu bieten, sie müssen also auch ihr Vorurteil suspendieren.

Sich der Unwirklichkeit bemächtigen ist ein Programm, also Hinweis auf Band II, als Abschluß ist es aber fast ein Unsinn.

Band I schließt ungefähr mit dem Höhepunkt einer Wölbung; sie hat auf der anderen Seite keine Stütze. Was mich zur Veröffentlichung bewegt, ist das, was ich immer getan habe: es kommt auf die Struktur einer Dichtung heute mehr an als auf ihren Gang. Man muß die Seite wieder verstehen lernen, dann wird man Bücher haben.

[<]

6

[Eine verschobene Vorrede]

*[Entwurf]*

Eine Zeitschilderung? Ja und nein. Eine Darstellung konstituierender Verhältnisse. Nicht aktuell; sondern eine Schicht tiefer (weiter unten). Nicht Haut, sondern Gelenke. Die Probleme haben nicht die Form, in der sie erscheinen? Nein. Die Probleme sehen unmodern aus. Die Probleme der Gegenwart sind unmodern!

Ich habe in den Kapiteln von Oberfläche und Genauigkeit anzudeuten versucht, wie sich das verhält.

Das Grundlegende ist die geistige Konstitution einer Zeit. Hier der Gegensatz zwischen empirischem Denken und Gefühlsdenken.

Ein Blick auf das Leben lehrt uns, daß es anders ist. Ich bin aus Begabung und Neigung kein «Naturalist».

Es ist hier viel von einem Gefühl die Rede, das im heutigen Leben scheinbar nichts zu suchen hat. Wenn die Besucher einer Rennbahn im Nu von einer Unzufriedenheit mit der Rennleitung zum Plündern der Kassen übergehen und hundert Gendarmen kaum ausreichen, die Ordnung wiederherzustellen, was soll dann ...

Was soll es ferner in einer Zeit, wo neue Staatsformen mit Gewalt ... und ältere mit Gewalt ...

Sie werden hier auch den Witz und Gedanken etwas unbeweglicher finden, als es sein könnte, schlecht informiert, mindestens um ein Vierteljahr zurück. Die Bedeutung liegt weniger in den Exempeln als in der Doktrin. (Exempla docent.)

Die Demokratie des Geistes ist zum Beispiel schon bei Emil Ludwig angelangt, während ich noch Arnheim-Rathenau schildere. Die Schule bei Unterrichtsminister Grimm (das Zeitalter der großen Individualitäten ist vorbei), während ich noch bei Kerschensteiner bin. Der Literaturbetrieb bei der Suche nach Bruckner. Der Sport bei dem strahlenden Bericht Schäfers, daß er in der Prominentenliste der Bordzeitung weit vor der Jeritza gestanden habe. – Alles das ist mir nicht ganz entgangen. Aber ich bin langsam. Und ich bin mit Absicht bei meinen alten Beispielen geblieben — dann käme, daß ich aber auch nicht historisch treu sein will –, weil ich glaube, daß die Untersuchung dieser Beispiele das gleiche Ergebnis haben muß. (Ich bringe mich dadurch um Effekt, gewinne aber an Anatomie oder so ähnlich.)

Trotzdem sind auch diese Beispiele nicht vollständig in ihrem Ertrag. Es treten schließlich Hauptlinien oder nur Lieblingslinien hervor, ein ideelles Gerüst, an dem die Gobelins hängen, wenn ich diese Erzählungen wegen ihrer flachen Darstellungsart so nennen darf.

Denke an die Rede von Grimm. Die Welt ist in dieser Weise bewegt und außerdem ist der Kampf der Machtinteressen immer reiner. Deine Kritik, dein Problem wendet sich aber fast nur an die Demokratie. Wie verteidigst du das? Du vertrittst möglichst rein die Interessen des Geistes und kannst nichts dafür, daß die Demokratie sie zum Teil auch im Programm hat und Phrasen daraus macht. Was du sagst, sind Prolegomena zu jeder Partei, außer natürlich einer nach durchgreifender Veränderung des jahrtausendelang unveränderten Geistes. Du bewegst dich unaufhörlich unter und hinter den Parteien oder wie man früher gesagt hat, über ihnen. Du bemüht dich ja gerade, das Unabhängige zu finden.

[<]

7

Selbstanzeige

[Entwurf]

Der Aufforderung, eine Selbstanzeige zu schreiben, stellen sich bei einem Buch mit ... Seiten, ... Kapiteln, ... Personen, und 33 X soundsoviel Zeilen, von denen keine mit Absicht leer ist, solche Hindernisse entgegen, daß ich es vorziehe, zu sagen, was dieses Buch nicht ist.

Es ist nicht der seit Menschengedenken erwartete große österreichische Roman, obwohl ...

Es ist keine Zeitschilderung, in der sich Herr ... erkennt, wie er leibt und lebt ...

Es ist ebenso wenig eine Gesellschaftsschilderung.

Es enthält nicht die *Probleme*, an denen wir leiden, sondern ...

Es ist kein Werk eines Dichters, sofern ... Aufgabe hat (zu wiederholen, was ...), sondern sofern ... konstruktive Variation. (Man könnte noch hinzufügen: da dieser im Geist der Gesamtheit liegt, ist dieses Buch idealistisch, analytisch, eventuell synthetisch.)

Es ist keine Satire, sondern eine positive Konstruktion.

Es ist kein Bekenntnis, sondern eine Satire.

Es ist nicht das Buch eines Psychologen.

Es ist nicht das Buch eines Denkers (da es die gedanklichen Elemente in eine Ordnung bringt, die)

Es ist nicht das Buch eines Sängers, der ...

Es ist nicht das Buch eines Autors, der Erfolg hat, der keinen Erfolg hat.

Es ist kein leichtes und kein schweres Buch, denn das kommt ganz auf den Leser an.

Ich glaube, ohne weiter so fortfahren zu müssen, danach sagen zu können, daß jeder der nun wissen will, was dieses Buch ist, am besten tut, es selbst zu lesen (sich nicht auf mein oder anderer Leute Urteil zu verlassen und es selbst zu lesen).

[<]

8

[Zum Nachwort (und Zwischenwort)]

[Notizen]

Dieses Buch ist unter der Arbeit und unter der Hand ein historischer Roman geworden, er spielt vor fünfundzwanzig Jahren! Es ist immer ein aus der Vergangenheit entwickelter Gegenwartsroman gewesen, jetzt aber ist die Spanne und Spannung sehr groß, aber das unter der Oberfläche Gelegene, was hauptsächlich eins seiner Darstellungsobjekte gewesen ist, braucht noch immer nicht wesentlich tiefer gelegt zu werden.

Was im Ganzen kurz ist, weil da die ihm angemessene Länge in Erscheinung tritt, wird, einzeln dargeboten, lang ja vielleicht endlos erscheinen können. Und das Tempo stellt sich erst in der Folge heraus.

Was den einen langweilt, ist des anderen Kurzweil; die Breite eines Buchs ist eine Relation zwischen seiner wirklichen Ausführlichkeit und den Zeitinteressen.

Man darf darüber, daß ein bestimmter Abschnitt, ein Abenteuer mit großer Breite erzählt werden muß, nicht vergessen, daß Ulrich seiner Natur nach tatkräftig und ein Mann mit Kampfinstinkten war.

Sollte man mir vorwerfen, daß ich mich zu sehr auf Überlegungen einlasse (Tagebücher), so – ohne daß ich auf das Verhältnis Denken/Erzählen eingehen möchte –: heute wird zu wenig überlegt. —

Es sind zu viele auf der Welt, die genau sagen, was getan und gedacht werden müsse, als daß mich nicht das Gegenteil verführen sollte ...

Es scheint, daß manches überflüssig, nur um seiner selbst willen da ist, im ersten Band. Meine Meinung ist, daß erzählte Episoden überflüssig sein dürfen und nur um ihrer selbst willen vorhanden, Gedanken aber nicht. Ich stelle bei einer Komposition die Schlichtheit über den sogenannten Gedankenreichtum, und im Falle dieses Buches sollte nichts überflüssig sein. Die Ausführungen über die Zusammenfügung von Gedanken und Gefühlen, die dieser Teilband enthält, gestatten mir, das so zu begründen: die Hauptwirkung eines Romans soll auf das Gefühl gehn. Gedanken dürfen nicht um ihrer selbst willen darin stehen. Sie können darin, was eine besondere Schwierigkeit ist, auch nicht so ausgeführt werden, wie es ein Denker täte; sie sind «Teile» einer Gestalt. Und wenn dieses Buch gelingt, wird es Gestalt sein, und die Einwände, daß es einer Abhandlung ähnele und dergleichen, werden dann unverständlich sein. Der Gedankenreichtum ist ein Teil des Reichtums des Gefühls.

Zu den Kapiteln über Gefühlspsychologie: das ist nicht Psychologie (in der Endabsicht), sondern Weltbeschreibung.

«Ein Affekt kann eine heftige äußere Aktion veranlassen, und auch innerlich kann sich die betreffende Person sehr aufgereggt vorkommen und doch kann es sich um einen sehr oberflächlichen und energiearmen Affekt handeln» (Kurt Lewin, Untersuchungen zur Handlungs- und Affekt-Psychologie I). – Ein Satz wie dieser, ist erst durch das Literarischwerden der Psychologie möglich geworden. Haben wir Dichter aber eine Vortätigkeit zu erfüllen? In der äußeren Natur wären dann unser Messias etwa die Geographen und Botaniker geworden! Das Problem entsteht natürlich erst mit dem Roman. Im Epos, auch im wirklich epischen Roman, ergibt sich der Charakter aus der Handlung. (Das heißt die Charaktere waren viel unverrückbarer in die Handlungen eingebettet, weil auch diese viel eindeutiger waren.) Wie komme ich also dazu, sogar einen Exkurs über Psychologie einzuschieben?! In zehn Jahren kann das eingeholt, und damit überholt, sein. Aber die Schwere des Schrittes, die Verantwortung der Wendung zu

Gott zwingen größte Gewissenhaftigkeit auf. Auch der Charakter des Abenteurers im induktiven Weltbild. Auch der der «letzten» Liebesgeschichte. Und der des Zögerns.

Eines meiner Prinzipien: es kommt nicht darauf an, was, sondern wie man darstellt. Das wird mit den Psychologiekapiteln bis zum Abusus getrieben.

Übrigens kann man in der Kunst von allem auch das Gegenteil tun.

Entschuldigung der Theorie: wir müssen heute erklären, was wir beschreiben. Wo? (Für einen Fachmann wieder zu wenig scharf!) H. F. Amiel, zitiert von Csokor: «Es gibt keine Ruhe für den Geist als im Absoluten, keine Ruhe für das Gefühl als im Unendlichen, keine Ruhe für die Seele als im Göttlichen!» Daß dieses Buch solchen Antworten genau so entgegengesetzt ist wie dem Materialismus.

Aus einem Buch, das Welterfolg hatte (S. Salminen, *Katrina*, aus dem Schwedischen bei Inselverlag): Wenn ich mich so ein bißchen daran gewöhnte, könnte ich wohl auch solche Stellen schreiben. Das ist das Entstehen einer Doppelwelt, einer Doppelperson – erzählt. Aber ich will eben nicht. Jeder Begabte kann diese Tradition fortsetzen. Und so habe ich denn lieber das Ungenießbare versucht. Einer muß einmal Knoten in diesen endlosen Faden machen.

Es handelt sich hier vorläufig noch um die Analyse friedlicher Zeiten (so zum Beispiel Leben/Wissen), die pathologischer hat davon aber ihre Grundlage (in der Folge, gegen Mobilisierung zu, wird sich davon auch noch einiges zeigen.)

Es ist sehr anmaßend: ich bitte mich zweimal zu lesen, im Teil und im Ganzen.

[<]

2

Vermächtnis

[Notizen]

Die unnötige Breite. Eine Funktion des Verständnisses.

Ironie ist: einen Klerikalen so darstellen, daß neben ihm auch ein Bolschewik getroffen ist. Einen Trottel so darstellen, daß der Autor plötzlich fühlt: das bin ich ja zum Teil selbst. Diese Art Ironie – die konstruktive Ironie – ist im heutigen Deutschland ziemlich unbekannt. Es ist der Zusammenhang der Dinge, aus dem sie nackt hervorgeht. Man hält Ironie für Spott und Bspötteln.

Mystik: Man kann nur jedem Leser raten: leg dich an einem schönen oder auch an einem windigen Tag in den Wald, dann weißt du alles selbst. Es darf nicht angenommen werden, daß ich nie im Wald gelegen bin.

Am schwersten trifft: das heutige Elend. Aber ich muß mein Werk tun, das ohne Aktualität ist, ich muß es zumindest fortführen, nachdem es vorher begonnen wurde.

Warum das Problem nicht abseitig ist.

Die praktische (politischsoziale) Brauchbarkeit eines solchen Buchs (Avantgarde.)

Auch Wilhelm Meister ist wohlhabend gewesen.

Die Leute verlangen, daß Ulrich etwas tut. Ich habe es aber mit dem Sinn der Tat zu tun. Heutige Verwechslung. Natürlich muß zum Beispiel Bolschewismus geschehn; aber a) nicht durch Bücher b) haben Bücher noch andere Aufgaben ...

(Es muß an wohlhabenden Menschen etwas sein, das sie Thomas Mann bewundern läßt. An meinen Lesern, daß sie einflußlos sind.)

Das Religiöse heute «verdrängt» (das muß irgendein historischer Prozeß sein). Dieses Buch ist religiös unter den Voraussetzungen der Ungläubigen.

Immer: ein geistiges Abenteuer, eine geistige Expedition und Forschungsfahrt. Partiallösungen nur ein Ausdruck dafür. Hier in der Tat in einem anderen Lebenszustand. Aber ich schreibe es nicht deshalb, sondern weil es eine Grunderscheinung unserer Moral berührt. Ein Dichter kann vielleicht nicht sagen: Grunderscheinung; aber es muß eine tiefere sein als die äußere. Dann ist es unabhängig von Entwicklungen.

Man erzählt um des Erzählens willen, um der Bedeutung der Geschichte willen, um der Bedeutung willen: drei Stufen,

*Nachwort:* Dieses Buch mußte aus Geldmangel vor dem Höhepunkt abgebrochen werden, und es ist ungewiß, ob es weitergeführt wird.

[<]

**10**

Ich kann nicht weiter

*[Abgebrochen]*

Ich schreibe von mir selbst, und seit ich Schriftsteller bin, geschieht es zum ersten Mal. Was ich zu sagen habe, steht in der Überschrift. Es ist kältester Ernst. Wer mich persönlich kennt, wird wohl wissen, daß mir diese Sprache schwer fällt.

Was heißt: ich kann nicht weiter? Das heißt: Ich — zwei Personen, Mann und Frau —, scheinbar «der guten Gesellschaft angehörend» — besitze in dem Augenblick wo ich mich entschließe, das zu schreiben, ... M. ... G. in bar, außerdem vielleicht die Möglichkeit, durch Verkauf aller meiner Besitztümer, wenn ich noch die Zeit dazu hätte, ... M. zu gewinnen, und außerdem nichts, denn auf den Ertrag meiner Bücher hat der Verlag seine Hand. Ich glaube, daß man außer unter Selbstmördern nicht viele Existenzen in einem Augenblick gleicher Unsicherheit antreffen wird, und ich werde mich dieser wenig verlockenden Gesellschaft kaum entziehen können. Ich mache hier den einzigen mir möglichen Versuch, mich dagegen zu wehren.

Wie ist es dahin gekommen? Sicher gibt es auch Menschen, die mich fragen werden, wie hast du es dahin kommen lassen?! Ich will es in wenigen Worten erzählen. Ich besaß vor der Inflation ein Vermögen, das es mir in bescheidener Weise gestattete, meiner Nation als Dichter zu dienen.

Denn die Nation selbst gestattete mir das nicht in der Weise, daß sie meine Bücher gekauft hätte. Sie las sie nicht. Aber einige Tausende oder Zehntausende lasen allerdings meine Bücher, und unter ihnen befanden sich Kritiker und Laien, die mich in den Ruf brachten, den ich besitze. Dieser wunderliche Ruf! Er ist stark, aber nicht laut. Ich bin oft gezwungen worden, über ihn nachzudenken: er ist das paradoxeste Beispiel von Dasein und Nichtdasein einer Erscheinung. Er ist nicht der große Ruf, den Schriftsteller genießen, in denen sich der Durchschnitt (wenn auch verfeinert) spiegelt, es ist nicht der Spezialistenruf der literarischen Konventikelgröße. Ich wage von meinem Ruf (nicht von mir) zu behaupten, daß er der eines großen Dichters ist, der kleine Auflagen hat. Es fehlt ihm das soziale Gewicht. Es fehlen ihm die vielen, die von der Möglichkeit eines Betriebs angezogen werden.

Ich habe im ersten Band des *Mann ohne Eigenschaften* den Satz geschrieben (und wegen seiner Unflätigkeit dann wieder gestrichen, aber heute ...): Man wird erst groß, wenn man die Anziehung auf die Menschen hat, ihren Namen mit seinem zu verbinden, wie es merkwürdigerweise Aussichtspunkte, Bänke und Abortwände haben.

Gewisse Mittlerschichten, die anscheinend unentbehrlich sind, haben sich immer von mir ferngehalten. Es fehlen mir die Zehntausende, die bei anderen gerade noch mitkönnen oder mitmüssen.

[<]

## 11

Vermächtnis [II]

*[Aus einem Nachwort-Entwurf]*

Daß ich inmitten einer Arbeit, die mit diesem Band ja nicht beendet ist, ein Nachwort schreibe und es Vermächtnis nenne, ist kein Zufall, sondern bedeutet die Erwartung, deren Namen ich ihm geben muß. Denn sollte sich nicht etwas Unerwartetes ereignen, so werde ich nicht imstande sein, dieses Werk fertig zu machen. Es scheint, daß sich viele Leute einbilden, ich sei ein unabhängiger Mann, der sich schon lange das Vergnügen macht, von Zeit zu Zeit ein Buch zu schreiben, das den Kennern entweder gefällt oder sie ärgert, keinesfalls aber in weite Kreise dringen, dem Publikum, der Nation bekannt werden und das eine Wirkung tun darf. Das ist ein Irrtum. Ich bin in Wahrheit, schon seit ich den *Mann ohne Eigenschaften* zu schreiben begonnen habe, so arm, und durch meine Natur auch so aller Möglichkeiten des Gelderwerbs entblößt, daß ich nur von dem Ertrag meiner Bücher lebe, richtiger gesagt, von den Vorschüssen, die mir mein Verleger in der Hoffnung gewährt, daß sich dieser Ertrag vielleicht doch noch heben könne. Während ich den ersten Band schrieb, hat es sich auf diese Weise ... mal ereignet, daß ich mich von heute auf morgen so ganz ohne Mittel befunden habe, daß ich auch nur die nächsten vierzehn Tage nicht überleben konnte und nur durch das Eingreifen Dritter gewöhnlich am dreizehnten Tag gerettet wurde. Wenn meine Bücher also spröde sind und nicht um Gunst werben, so ist das nicht der Hochmut eines, der es nicht nötig hat. Es liegt vielmehr etwas darin, das mir verhängt zu sein scheint, von Verhängnis also, und die Unbill des Lebens, von der ich heute sprechen muß, hängt dadurch aufs engste mit der Arbeit zusammen, die ich auf mich genommen habe.

Wenn man von sich selbst Rechenschaft gibt, so sind dreißig Jahre wie ein Jahr; die Zusammenhänge des Planens, der Zusammenhang zwischen Plänen und Ausführung bilden ein dichtes Garn in der von Vergeßlichkeit aufgelockerten Zeit. Das Buch, das ich jetzt schreibe, reicht mit seinen Anfängen beinahe, wenn nicht ganz in die Zeit zurück, wo ich mein erstes Buch schrieb. Es hätte mein zweites Buch werden sollen. Ich hatte aber damals das richtige Gefühl, ich könne es noch nicht fertigbringen. Ein Versuch, den ich 2 X machte, die Geschichte dreier Personen zu schreiben, in denen Walter, Clarisse und Ulrich deutlich vorgebildet sind, endete nach einigen hundert Seiten in nichts. Ich war angeregt zu schreiben, wußte aber nicht, wozu ich es tun sollte. Und das geschah mir, nachdem ich bereits *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß* veröffentlicht hatte, also ein Buch, das mich jetzt noch vor zwei Jahren, als ich die Druckbogen einer Neuauflage durchsehen mußte, durch die Sicherheit, mit der es erzählt ist, mit Genugtuung erfüllt hat, obwohl ich kaum an mich halten konnte, die vielen unreifen Stellen darin nicht zu verbessern. Damals – ich spreche jetzt wieder von der Zeit, wo ich mich mit dem vermeintlichen zweiten Buch zu tragen begann — hätte auch die Geschichte *Tonka* hineinkommen sollen, mit der ich inzwischen in dem Novellenband *Drei Frauen* etwas kurz verfahren bin. Ehe ich mein zweites Buch schrieb (*Vereinigungen*), hatte ich auch schon mein drittes, das Theaterbuch *Die Schwärmer* begonnen, und ehe ich dieses veröffentlichte, waren die *Drei Frauen* dem Material nach nahezu abgeschlossen. Ich bilde mir nicht ein, daß ein solches Übergreifen, eine solche frühe Wahl der Stoffe ungewöhnlich ist. Im Gegenteil, sie dürfte sogar die Regel bilden. —————

Machen wir hier eine Zwischenbilanz; was hat sich bisher ergeben? Dieser R. M., von dem ich jetzt spreche, als wäre ich nicht er selbst, — ich empfand starke Widerstände dagegen, von mir zu erzählen, obgleich ich mich entschließen mußte, es zu tun; aber so fängt es an, mich zu interessieren, da es mir selbst neu ist —, dieser Schriftsteller ist von großer Gleichgültigkeit gegen seine Stoffe. Es gibt Schriftsteller, die von einem Stoff gepackt werden. Sie fühlen: mit diesem oder keinem; es ist wie die Liebe auf den ersten Blick. Das Verhältnis des R. M. zu seinen Stoffen ist ein zögerndes. Er hat mehrere gleichzeitig und behält sie bei sich, nachdem die Stunden der ersten Liebe vorbei sind oder auch ohne daß sie dagewesen sind. Er tauscht Teile von ihnen willkürlich aus. Manche Teilthemen wandern und kommen in keinem Buch zum Ausdruck. Er hält offenbar das Äußere mehr oder weniger für gleichgültig. Und was bedeutet das? Hier kommt man schon auf das Problem, in welchem Verhältnis Inneres und Äußeres der Dichtung zueinander stehen. Es ist eine Binsenwahrheit, daß sie eine untrennbare Einheit bilden, aber wie sie das tun, ist weniger bekannt, ja es ist teilweise ganz unbekannt. Wir werden hier also sehr vorsichtig sein und vor allem wahrscheinlich mehrere verschiedene Arten dieser Synthese unterscheiden müssen. Auf den ersten Blick sieht es, nach dem, was ich erzählt habe, aus, als ob diese Synthese bei mir besonders schwach wäre; und die Wahrheit ist das Gegenteil davon, soweit ich es beurteilen kann. Bediene ich mich des Biographischen, um in dieser grenzenlosen Frage einen Leitfaden zu haben, so muß ich sagen, daß es zu Anfang, als ich den *Törleß* schrieb, das Problem für mich überhaupt nicht gegeben hat, daß es sich aber danach ganz plötzlich und mit stärkster Ausdrücklichkeit meiner bemächtigte. Ich erinnere mich noch an das Prinzip, von dem ich mich bei der Niederschrift des *Törleß* leiten ließ. Ein Prinzip der geraden Linie als der kürzesten Verbindung zwischen zwei Punkten. Keine Bilder gebrauchen, die nicht etwas zum Begriff beitragen, Gedanken – obwohl es mir sehr auf sie ankam – fortlassen, wenn sie sich nicht mühelos in den Gang der Handlung einfügen. Obwohl ich also auf die Handlung keinen Wert legte, gab ich ihr instinktiv große Rechte. Ich unterwarf mich einer improvisierten — und wie der Erfolg zeigte, richtigen Vorstellung von dem, was Erzählen sei, und begnügte mich, zu meiner Genugtuung gewisse Ideen «einfließen» zu lassen. Ich hatte noch wenig gelesen und kannte kein Vorbild. Hauptmann, der schon sehr berühmt war, hatte für meinen Geschmack eine zu geringe



geistige Kapazität, was an Hauptmann bedeutend war, verstand ich damals ebensowenig, wie man es etwa heute versteht, und was an ihm gerühmt wurde, seine geistige Tiefe, war ein lächerlicher Irrtum. Hamsun, der in seinen Frühwerken große geistige Erörterungen bot, legte sie ein, wie man in der alten Oper die Arien in die Handlung einlegte, und nicht viel anders verfuhr d'Annunzio. Stendhal verstand ich nicht und Flaubert kannte ich nicht. Aber ich kannte Dostojewski, und da ich ihn heiß liebte (ohne übrigens das Bedürfnis zu haben, ihn ganz kennen zu lernen: sonderbar sind junge Leute oder vielleicht Leute überhaupt!), kann ich heute an meinem Verhältnis zu ihm am deutlichsten meinen damaligen Standort und Zustand ermessen: Er kam mir geistig zu ungenau vor: Ich hatte den Eindruck, seine Problembehandlung sei nicht eindeutig genug! Es kam mir zu wenig heraus! Während ich mir selbst also in richtiger Einschätzung meiner geringen Kraft mein Ziel sehr eng steckte, schweiften irgendwie meine Absichten weit darüber hinaus. —————

Ich hoffe, man mißversteht diese Art der Überlegung nicht. Ein ehrgeiziger junger Mann rechnet immer mit mehr oder minder großer Naivität mit seinen «Vorgängern» ab (seither habe ich auch schon genug junge Leute getroffen, die es mit mir taten), und es ist ein Zeichen, in welche Richtung ihn seine Unbefangenheit dabei führt. —————

[<]

12

Vermächtnis [III]

[Abgebrochen]

Es war nicht meine Absicht, diesen Band herauszugeben, ich wünschte vielmehr, dem vor zwei Jahren erschienenen ersten Buch des *Mann ohne Eigenschaften* das ganze zweite Buch folgen zu lassen. Was mich zwingt, davon abzusehen, läßt sich beschönigend als wirtschaftliche Verhältnisse bezeichnen. ————— Für die Zeit vom Frühjahr bis zum Spätherbst des kommenden Jahres, die noch nötig wäre, das Ganze in seiner ursprünglich geplanten Gestalt zu vollenden, fehlen ungefähr 5000 Mark und ihretwegen wird mein Buch Fragment bleiben müssen. Denn daß wir jetzt einen Teil von ihm herausgeben, dient wohl dem Versuch, das Unvorhersehbare anzurufen, aber wir knüpfen wenig Hoffnung daran, denn in Fällen wie dem unseren hat das Unvorhersehbare eine fatale Neigung, sich nach der einsehbaren Absatzstatistik zu richten.

Ich selbst bin nicht in der Lage, irgendetwas daran zu ändern, ja das Scheitern des Werks bedeutet für mich persönlich genau das gleiche wie das Scheitern eines Schiffs auf offenem Wasser. Ich habe alles, was es mir gestattete, mich der deutschen Nation als Dichter aufzudrängen, in der Inflation verloren, mein Leben hängt an einem Faden, der jeden Tag abreißen kann —————, und ich habe in den letzten Jahren während der Arbeit am *Mann ohne Eigenschaften* mehr als einen Augenblick erlebt, wie man ihn seinem Todfeind nicht wünschen soll. Vielleicht bewirkt diese offene Darlegung irgend etwas. Noch immer ist Deutschland ein Land, wo nicht gar wenig Geld zur Förderung geistiger Werke aufgewandt wird. Da es zugleich ein Land der chaotischen geistigen Unterscheidungslosigkeit ist, habe ich freilich wenig Hoffnung.

Ulrichs Nachwort. Schlußwort

[Entwurf]

Einfall entstanden Mitte Jänner 42. Gedacht an weltpolitische Situation. Das große gelb-weiße Problem. Der kommende neue Abschnitt der Kulturgeschichte. Die eventuelle Rolle Chinas. In kleinerem Rahmen die russisch-westliche Auseinandersetzung. Hexners Frage: wie denken Sie es sich in der Wirklichkeit? wird unaufschiebbar. – Auch der Mann ohne Eigenschaften kann daran nicht vorbeisehn. Das wäre aber ein historischer, philosophischer und so weiter Essayband, oder der letzte der Aphorismenbände. Ich habe schon vorher notiert: die Arbeit am Rapial ist gleichbedeutend mit der Liquidierung von Band I.

Außerdem beeinflußt von dem neuen Interesse, das mir Dostojewski einflößt. Den Eindruck flüchtig als Notiz für meinen Stil notiert. Ich möchte einen Aufsatz über seinen *Journalismus* schreiben. Über seine Auslegung durch Shnadow[?], über den Panslawismus, die Puschkinrede und so weiter. Vor dem augenblicklichen Hintergrund ergibt es Gedanken über Rußland, die auszudenken ich noch nicht einmal versucht habe.

In den Band II/2 ist das nicht aufzunehmen, obwohl es ihn sehr berührt.

Auf diese Art dazu gekommen, irgendwie abzuschließen und (statt oder nach Eine Art Ende) ein Nachwort, Schlußwort, Ulrichs zu schreiben.

Der gealterte Ulrich von heute, der den zweiten Krieg miterlebt, und auf Grund dieser Erfahrungen seine Geschichte, und mein Buch, epilogisiert. Das ermöglicht, die Pläne ca. der Aphorismen mit dem aktuellen Buch zu vereinigen. Es ermöglicht auch, die Geschichte und ihren Wert für die gegenwärtige Wirklichkeit und Zukunft zu betrachten.

Ins Lot zu rücken: die romantische oder gar Pirandellosche Ironie des: die Figur über den Autor.

Die Geschichte der Personen, geschichtlich betrachtet.

Wichtig: die Auseinandersetzung mit Laotse, die Ulrich, aber auch meine Aufgabe, verständlich macht, von Ulrich nachträglich durchgeführt. (Abd'ul Hasan Summun und der Sufismus.) Als eine Geschichte über ihn erzählt, wäre die Geschichte von Agathe und Ulrich eindrucksvoller geworden.

## Essays

(1) Walther Rathenau: Zur Mechanik des Geistes (S. Fischer Verlag)

(2) Es ist hier von Ideen, Geist, Intellektualität die Rede. Von diesen Worten wird in Kunstdiskussionen ein äußerst schwankender Gebrauch gemacht, was auch am Vorwärtkommen hindert. Man möge unter Intellektualität Verstand haben verstehen, im bürgerlichen und im wissenschaftlichen Sinn; unter Geist jene sowohl aus Erlebnissen wie aus ihrem Ordnen, in irgendeinem Verhältnis also sowohl aus viel Verstand wie viel Gefühl bestehende Mischung, welche den inneren Weg weisenden Menschen fast immer ausgezeichnet hat, und unter Ideen jene aus der Mutterlauge des Gefühls niemals ganz auszukristallisierenden Vorstellungen, welche dabei erstehen. Es gab weder der Impressionismus, noch der Expressionismus Ideen; der erstere, sofern er mit Liebe das Tatsächliche aufspürte, schuf zuweilen ihren Rohzustand, aber die Technik, nur Tatsachen und Gefühle sprechen zu lassen, hat zu wenig ideologische Konvergenz; der letztere schuf keine einzige neue Idee, er war daher auch keine Ideenkunst, was er sein wollte, sondern eine ideenlose, er blieb bei einem merkwürdigen Zuviel und Zuwenig sowohl an Verstand wie an Gefühl stehen. Gefühle oder auch Ideen dadurch erregen zu wollen, daß man ihre Hauptwörter ausspricht, ist Rationalismus. Andererseits bedeutet es nichts als Mangel an Verstand im gewöhnlichsten Sinn, wenn man durch «ein rot beleuchtetes Fenster zwischen dunklen Tüchern den Versammlungsort der Kommunisten» andeuten will, wie H. v. Wedderkop in seinem exzellenten Aufsatz «Bühnenexpressionismus» im Maiheft dieser Zeitschrift ausgeführt hat. Dem Sprachgebrauch, daran der «Ideenkunst» schuld zu geben, sollte man jedoch nicht beipflichten.

(3) Sehr lohnend: E. L. Stahl, Das englische Theater im 19. Jahrh., Verl. R. Oldenbourg, München–Berlin 1914

(4) Ich entlehne sie einer Arbeit von L. v. Wiese in der von ihm herausgegebenen Soziologie des Volksbildungswesens, Verl. Duncker & Humblot, München–Leipzig 1921, welches Werk ich in dieser Zeitschrift angezeigt habe.

(5) Béla Balázs, Der sichtbare Mensch. Deutsch-Österreichischer Verlag, Wien–Leipzig

(6) deutsch: das Denken der Naturvölker, bei Braumüller, Wien

(7) Anregend: Ernst Kretschmer, Medizinische Psychologie, bei G. Thieme, Leipzig. Dieses kleine Buch, hier vielfach benützt, gibt wertvolle Ansätze zur Psychologie der Gefühle, die bisher von der experimentellen Psychologie mit zu wenig Erfolg, von der Psychoanalyse zu einseitig behandelt worden ist.

(8) Aus solchen Gründen erscheint es mir nicht als aussichtslos, für das, was hier als «anderer Zustand» beschrieben wurde, eine psychologische Erklärung zu suchen, welche die bisher der Mystik vorbehaltene Erlebensweise als eine normale, normalerweise bloß verdeckte erkennen ließe. Und wenn dies geschehen, würde auch der in Kunstbetrachtungen so sehr mißbrauchte Begriff der Intuition – der hier bloß vermieden worden ist, aber stets hinter den Kulissen stak – aus seinem Zwielficht hervorgeholt werden.

(9) Nicht zu verwechseln mit dem Komplexbegriff in der Psychoanalyse. Dieser Essay benutzt psychoanalytische Vorstellungen aus verschiedenen Gründen nicht und darunter auch dem, daß sie zu kritiklos von der schönen Literatur aufgenommen worden sind, während diese die

«Schulpsychologie», meist aus Unkenntnis ihrer Verwendungsmöglichkeit, mit Nichtachtung «straft».

(10) Ich verdanke es Prof. E. M. v. Hornbostel.

**Kritik**

(1) Reinhard [Johannes] Sorge, der Bettler (S. Fischer, Verlag).

(2) Margarete Susmann: Vom Sinn der Liebe. Hetta Mayr: Gleichnisse und Legenden.

(3) Hermann Bahr, Inventur. Bei S. Fischer. – Felix Poppenberg, Maskenzüge. Bei E. Reiß. – Franz Blei, Die Puderquaste. Vermischte Schriften, 6 Bde.: Erdachte Geschehnisse, Gott und die Frauen, Das Rokoko, Das schwere Herz, Das dienende Werk, Der Dichter und das Leben. Bei G. Müller, München.

(4) Paul Zech, Die eiserne Brücke, Neue Gedichte. Verlag der Weißen Bücher, Leipzig.

(5) Eine Novelle von Carl Sternheim. Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.

(6) Franz Jung, Kameraden ....! Heidelberg, Verlag von Richard Weißbach. Erich von Mendelssohn, Nacht und Tag. Leipzig, Verlag der Weißen Bücher.

(7) Die gottlosen Jahre. Berlin. S. Fischer, Verlag.

(8) («Wege zur Kunstbetrachtung» von G. J. Allesch, Sibyllen-Verlag, Dresden)

(9) Soziologie des Volksbildungswesens, herausgegeben von Leopold v. Wiese als Bd. I der Schriften des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften in Köln. Verlag Duncker & Humblot, München.

(10) Alfred *Schwoner*, Wertphilosophie eines Outsiders. Bei S. Hirzel in Leipzig.

(11) «Manas», Epische Dichtung. S. Fischer Verlag.

(12) Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau.